

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1862.

Erster Band.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1862.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)





Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1862.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)





Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.



// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1862.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1861. Von **Hermann Marggraff.** — Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter. Von **Alfred von Reumont.** — Gottfried Christoph Beireis. Von **Heinrich Birnbaum.** — Oberbairische Bauernromane. — Eine neue Liedergabe von Julius Sturm. Von **August Henneberger.** — Scotus Erigena. Von **Moritz Carriere.** — Garibaldi als Romanfigur. — **Notizen.** (Salomon Geßner und Kotzebue als europäische Dichter; Zur Charakteristik Varnhagen's.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Rückblick auf das Literaturjahr 1861.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir jeden neuen Jahrgang d. Bl., ohne dabei auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können oder zu wollen, mit einem Rückblick auf die hervorragendern, nicht in das Bereich der reinen Fachwissenschaften fallenden Literaturerzeugnisse des Vorjahres eingeleitet, und wir wollen auch diesmal diesem Gebrauche treu bleiben. Wir hoffen, ja wir haben die Beweise dafür, daß eine solche Recapitulation manchem unserer Leser nicht unwillkommen ist, und wir meinen, daß es von Interesse ist, auf diesem Wege von denjenigen Literaturgattungen Kenntniß zu erhalten, nach denen auf dem buchhändlerischen Markte zur Zeit gerade die meiste Nachfrage herrscht. Vorkommen kann es dabei immerhin, daß diese Nachfrage nicht immer auf einem naturgemäßen Bedürfniß beruht, sondern bisweilen durch die vereinten Bestrebungen der Verleger und Autoren mehr künstlich hervorgerufen ist, wie dies auf dem Waarenmarkte mit Modeartikeln ja zuweilen wol auch geschieht.

Vorherrschend war nun in den letzten Jahren in dem Rayon der uns hier zunächst angehenden Literatur die Production auf dem Gebiete der Biographien, Autobiographien, Memoiren, der Herausgabe nachgelassener Briefschaften, Tagebücher und sonstiger Schriftstücke berühmter Männer und Frauen, besonders Schriftsteller und Dichter der sogenannten classischen, aber auch der nächstfolgenden nachclassischen Periode. Diese Dichter und Schriftsteller haben also auch insofern nicht umsonst gelebt, da sie Autoren und Verlegern infolge solcher Ausnutzung einen ganz beträchtlichen Gewinn abwerfen, und so mag sich auch vielleicht mancher zeitgenössische Autor, der eigentlich nicht recht weiß, warum er existirt und sich abmüht, mit dem Gedanken trösten dürfen, daß er wenigstens künftigen Autoren eine Quelle des Erwerbs und Gewinns wird, sei es nun, daß man in möglichst indiscreter Weise — denn Indiscretion gehört vorzugsweise zu diesem literarischen Gewerbe — seinen handschriftlichen Nachlaß herausgibt, oder daß man ihn in ergiebigen Kapiteln einer Literaturgeschichte, in Biographien, Monographien, oder in Romanen und Novellen verarbeitet. Denn im Anschluß an jene biographische und Nachlaßliteratur hat sich auch ein gewaltiges Heer von biographischen, historischen und literatur- und culturhistorischen Romanen und Novellen erzeugt, in denen die Schicksale irgendeiner berühmten Persönlichkeit, welche sich als Regent, Staatsmann, Feldherr, Revolutionschef, Maler, Bildhauer, Tonkünstler, Dichter u. s. w. hervorgethan hat, dialogisch, monologisch, erzählend und schildernd zu so und so viel Romanbänden ausgesponnen und mit den nothwendigen Liebesverhältnissen und erotischen Fictionen gespickt werden. Bequemer und lustiger Art ist diese Romanproduction sicherlich, denn sie beruht zu einem großen Theile auf Abschreiben und Nachdrucken, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß auf diesem Wege unter den Gebildeten manche historische, sitten-, literatur- und kunsthistorische, oft ganze Perioden betreffende Kenntnisse verbreitet werden, die ihnen sonst entgehen würden.

Lassen wir hier nun zuvörderst eine gedrängte Uebersicht der etwa im Laufe eines Jahres erschienenen Schriften folgen, welche es speciell mit den Koryphäen der Sturm- und Drangperiode und der weimarischen Epoche zu thun haben. Einen der Stürmer und Dränger, eins jener unglücklichen Genies, welche mit ihren Leichen die Gräber füllten, über die dann glücklichere Geister siegend und erobernd hinwegschritten, den unglücklichen, zuletzt in der Nacht des Irrsinns dem Tode entgegensiechenden Dichter Lenz, den Jugendfreund Goethe's, behandelte O. F. Gruppe in seiner Schrift: „Reinhold Lenz' Leben und Werke." Aus dem überaus reichhaltigen und umfangreichen Briefnachlaß Herder's, welcher diesen als einen wahren

Centralliterator des damaligen literarisch thätigen Deutschland erscheinen läßt, gab neuerdings, in Gemeinschaft mit Herder's Enkel, F. G. von Herder, Heinrich Düntzer eine auf drei Bände berechnete Sammlung heraus unter dem Titel: „Von und an Herder." Der erste in Nr. 44 d. Bl. besprochene Band umfaßt den Briefwechsel Herder's und seiner Gattin mit Gleim und denjenigen Herder's mit Nicolai, und ist vielfach wichtig sowol in Bezug auf die Stellung der damaligen literarischen Persönlichkeiten zueinander, als auch in Bezug auf allgemeine literarische und humanitäre Fragen. Der zweite Band enthält die Correspondenz Herder's mit Hartknoch, Heyne u. a., Briefe von A. von Einsiedel u. s. w.

An Forschungen und Aufklärungen über Goethe hat man es in letzter Zeit nicht fehlen lassen, und sie wurden zumeist auch in der Absicht und zu dem Zwecke angestellt, die noch über ihn umlaufenden falschen Ansichten und Misurtheile zu berichtigen und zu widerlegen. Zwar so schamlos wie früher geht jene absichtliche, bornirte und neidische Bosheit nicht mehr zu Werke, womit man selbst sein Genie zu dem niedrigen Niveau des blos virtuosenhaften Talents herabzudrücken und ihn sogar als einen herzlosen und egoistischen Menschen darzustellen suchte, während doch, was nachdrücklich hervorgehoben zu haben namentlich auch ein Verdienst des Engländers Lewes ist, sein Wirken und Leben ein durchaus humanes war und seine Schriften und Dichtungen die reinste Humanität widerspiegeln. Aber jene falschen Ansichten haben sich doch in weiten Kreisen festgesetzt; eine gewisse Partei, welche Literaturgrößen nur mit dem Maßstabe der politischen Tendenz zu messen gewohnt ist, fährt fort, ihn zu ignoriren, als ob er niemals existirt habe, und auch die Historiker aus der Schlosser'schen Schule verkleinern ihn, weil er kein Politiker in ihrem Sinne war. Letztern Punkt hebt gelegentlich auch B. R. Abeken in seinem umfangreichen Buche „Goethe in den Jahren 1771—75" hervor, in welchem ein reiches Material verarbeitet und der jugendliche Goethe von dem hochbetagten Verfasser mit glühendster Begeisterung aufgefaßt und dargestellt ist. Für die Kenntniß Goethe's in einer spätern Periode sorgte Heinrich Düntzer, der auch „Neue Goethe-Studien" und eine „Würdigung des Goethe'schen Faust" erscheinen ließ, in seiner sorgfältig gearbeiteten, datenreichen Schrift: „Goethe und Karl August während der ersten funfzehn Jahre ihrer Verbindung." Seine „Farbenlehre" vertheidigte Graevell in der Schrift: „Die zu sühnende Schuld gegen Goethe"; seine Verdienste als Naturforscher beleuchteten Rudolf Virchow in der Schrift: „Goethe als Naturforscher mit besonderer Beziehung auf Schiller", und K. H. Meding in dem Schriftchen: „Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart"; seine Kunst als Erzähler würdigte in einer Reihe feiner Andeutungen Berthold Auerbach in der Schrift: „Goethe und die Erzählungskunst"; seine Bedeutung für das geistige Leben der deutschen Nation im allgemeinen F. Piper in der Schrift: „Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin" und Chr. Schuchardt seine Kunstanschauungen in der Broschüre: „Die Goethe-Stiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben." Auch gab der unermüdlich im volksthümlichen Sinne für eine unbefangenere Auffassung Goethe's wirkende Moritz Müller in Pforzheim ein neues „Gedenkblättchen" heraus unter dem Titel: „Zu Goethe's Geburtstag." Ueber alle diese und noch einige andere Schriften aus den Jahren 1860 und 1861 sind wir unsern Lesern noch einen ausführlichen Bericht schuldig, was in dem massenhaften Zuströmen von Material auf allen literarischen Gebieten seine Entschuldigung oder wenigstens seine Erklärung finden mag. Die Schreibseligkeit ist, wie man weiß, in Deutschland ungemein groß. Kaum hat man drei oder vier Schriften über irgendeinen interessanten Gegenstand beisammen, und kaum hat man die Feder angesetzt, um über diese zu referiren, als sich meist auch wieder so und so viel neue Schriften hinzudrängen und Einhalt und Aufschub gebieten. Einem Kritiker, und gerade einem gewissenhaften Kritiker, wird dadurch sein Leben und Arbeiten sauer genug gemacht, saurer als sich die betreffenden Verfasser einbilden mögen, von denen jeder meint, daß sein Product es sei, welches zuerst vorgenommen werden müsse. Die Autoren vergessen nur zu leicht, einem Kritiker die Rücksicht zu schenken, die sie unbedingt und bisweilen stürmisch für sich in Anspruch nehmen. Eine nur irgend gründliche Kritik erfordert aber meist mehr Mühe, als irgendeine jener im Fluge hingeworfenen Schriften, die man deshalb auch Flugschriften heißt. Und an solchen Dichtungen, Dramen und Romanen, die man aus gleichem Grunde Flugdichtungen, Flugdramen und Flugromane nennen könnte, fehlt es wahrlich heutzutage auch nicht. *)

Bei Gelegenheit der Säcularfeier Schiller's war Deutschland mit Schiller-Literatur förmlich überschwemmt worden; jeder, der in Deutschland die Feder führen konnte, glaubte seinen literarischen Beitrag zur Verherrlichung des Festes beisteuern zu müssen; fast jeder Festredner hielt es für eine Nothwendigkeit, seinen Vortrag zu veröffentlichen. Man scheint sich auf längere Zeit ausgegeben zu haben; wenigstens hat die Literatur über Schiller während des letzten Literaturjahres nur geringen Zuwachs erhalten, und zwar sind die dankenswerthesten unter den seine Werke betreffenden neuesten Schriften diejenigen, welche sich mit der Reinigung des Schiller'schen Textes beschäftigen, wie Joachim Meyer's „Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes" und Wendelin von Maltzahn's „Wallenstein von Schiller. Nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799." In der erstern Schrift hat Meyer, der auch die Ausgabe von 1860 der sämmtlichen Werke Schiller's besorgte und dem man bald auch

*) Das schöne literarisch-artistische Unternehmen der „Goethe-Galerie", eines Seitenstücks zu der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen „Schiller-Galerie", haben wir bereits in Nr. 50 d. Bl. f. 1861 mit einigen Worten angezeigt. Die von dem einen der beiden ausführenden Künstler, Friedrich Pecht, dazu geschriebenen Erläuterungen haben übrigens auch einen selbständigen literarischen Werth.

eine philologisch genaue Textausgabe verdanken wird, in ausgedehnterer Weise als in seinen 1858 erschienenen „Beiträgen zur Feststellung, Verbesserung u. s. w. des Schiller'schen Textes" mehrere Partien behandelt, „welche für die jetzigen und die künftigen Ausgaben des Lieblingsschriftstellers der deutschen Nation von Interesse sein dürften", und es haben sich dabei, dank dem Scharfsinn und dem unermüdlichen Fleiße Meyer's, höchst beträchtliche und zum Theil überraschende Berichtigungen herausgestellt. Näheres hierüber, wie über Maltzahn's obenerwähnte Schrift, über die in London aufgefundenen Handschriften von „Wallenstein's Tod" und den „Piccolomini", über welche Freiligrath im „Athenaeum" berichtet hat, über Kuno Fischer's Schrift „Schiller als Komiker", über das zum Besten der Schiller- und Tiedge-Stiftungen herausgegebene, neben Originalbeiträgen lebender Dichter auch ungedruckte interessante Briefe Schiller's enthaltende „Schiller-Album" u. s. w. müssen wir einem besondern Aufsatz vorbehalten.

Für das Verständniß eines dritten großen Dichters, William Shakspeare, ist seit Jahr und Tag wieder manches gethan worden; doch müssen wir auf den betreffenden Aufsatz „Neueste Shakspeare-Literatur" in Nr. 47 d. Bl. f. 1861 verweisen, in welchem, außer einigen englischen Schriften, F. Kreyßig's dreibändiges Werk über Shakspeare, die Schriften von K. Rohrbach, D. B. Storffrich, A. Gerth über „Hamlet", D. B. Barnstorff's „Schlüssel zu Shakspeare's Sonetten" u. s. w. besprochen worden sind. Die geistreich-wunderliche Deutung der Shakspeare'schen Sonette von Barnstorff fand ihre Widerlegung außer durch D. Asher (in Nr. 40 des „Magazin für die Literatur des Auslandes") ausführlich durch F. Bodenstedt im Anhange zu seiner Uebersetzung dieser Sonette, die neuerdings fast gleichzeitig auch von W. Jordan ins Deutsche übertragen worden sind. Ein anderer großer Dichter der christlichen Aera, der nächst Shakspeare und Goethe die Federn der Interpretatoren und Commentatoren gegenwärtig am meisten in Bewegung setzt, Dante Alighieri, wurde von Friedrich Notter in einer besondern Schrift: „Sechs Vorträge über Dante". u. s. w. behandelt.

Auf biographischem Gebiete nennen wir ferner zunächst summarisch folgende Werke und Schriften: Herman Grimm's „Leben Michelangelo's", wovon der erste Band erschienen ist, und W. Lang's Schrift „Michel Angelo Buonarotti als Dichter"; E. Brockhaus' „Gregor von Heimburg"; D. F. Strauß', der auch gesammelte „Kleine Schriften" herausgab, „Hermann Samuel Reimarus"; K. Morell's „Karl von Bonstetten"; Lübker's „Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Literatur", Biographien berühmter deutscher Autoren von vorwiegend christlicher Grundanschauung enthaltend; F. Baldamus' „Deutsche Dichter und Prosaisten", zweiter Band, der unter anderm auch die biographischen Skizzen Herder's, Hamann's, Goethe's, Schiller's, Kant's u. s. w. enthält (die Fortsetzung dieses Werks wird Heinrich Kurz in Aarau besorgen); Venedey's „Georg Washington"; Wolfgang Müller's Biographie des Malers Rethel und die Schrift von A. Hartmann über den Maler Disteli; das Volksbuch von H. Rehbein und Robert Keil über Arndt; W. Rintel's Schrift über Zelter (nach autobiographischen Mittheilungen) u. s. w. Eine kurze Biographie und Charakteristik Arthur Schopenhauer's gab Julius Frauenstädt als Einleitung zu der Schrift: „Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken"; K. Münkel schrieb eine Biographie des frommen Liederdichters Spitta, Levin Schücking ein Lebensbild der ausgezeichneten Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, und G. Gervinus eine Charakteristik seines Lehrers und Freundes, des Geschichtschreibers Schlosser. Letztere ist als eine Arbeit der Pietät und wegen mancher von dem berühmten Verfasser hervorgehobener interessanter Gesichtspunkte, wie wegen der darin hervortretenden Gesinnungsverwandtschaft gewiß sehr dankenswerth; nur möchten wir gleich hier bemerken, daß des Verfassers bekannte Vorliebe für Parallelen ihn auch diesmal verführt, einen Vergleich anzustellen, der wol manchem ziemlich wunderlich erscheinen dürfte. Gervinus nennt nämlich Schlosser den Dante des 19. Jahrhunderts und will sogar Uebereinstimmungen der physischen Natur und in der Gesichtsbildung bei beiden finden. Zwischen dem in Bildern und Allegorien schwelgenden, phantasievollen und phantastischen, mittelalterlich katholischen Dichter des „Inferno", und dem mit nüchternen schneidenden Verstande vom Standpunkte des Protestantismus und der specifisch modernen Weltanschauung die Personen und Situationen des Weltdramas kritisirenden heidelberger Geschichtschreiber möchten sich aber bei näherer Betrachtung wol mehr Unterschiede als Vergleichspunkte ergeben.

G. M. Thomas, bekannt durch eine Gedächtnißrede auf Friedrich Thiersch, hat die gesammelten Werke Fallmerayer's herauszugeben angefangen und dem erschienenen ersten Bande derselben eine gelungene Charakteristik des Verstorbenen beigegeben. Der neuesten Campe'schen Ausgabe von H. Heine's gesammelten Werken fehlt eine biographische Einleitung; doch ist sie mit einigen Aufklärungen aus der Feder A. Strodtmann's über den Nachlaß Heine's, über die Stellung des Verlegers zu diesem Nachlaß, über die Anordnung dieser Gesammtausgabe und über die berüchtigten Steinmann'schen Publicationen eingeleitet. Was diese Steinmann'schen Publicationen angeblicher Heine'scher Dichtungen betrifft, so ist das Herbstmärchen „Berlin", in welchem Steinmann seine eigenen persönlichen und literarischen Animositäten verarbeitet und seinem Universitätsgenossen Heine untergeschoben hat, eine so skandalöse Mystification, wie nur je eine erlebt worden; in die „Dichtungen" mögen sich ein paar Heine'sche Brouillons aus späterer und namentlich früherer Zeit verlaufen haben; das Meiste ist aber des Drucks nicht werth und zum größten Theil wol auch unecht, und was die von demselben Steinmann herausgegebenen Briefe Heine's betrifft, so sind diese bis auf ein paar charakteristische gänzlich unbedeutend. Die ungehobelte, schmuzige Streitschrift Steinmann's: „Der Froschmäusekrieg wider Heine's

Dichtungen“, hat den allgemeinen Unwillen über den dreisten Misbrauch, welchen Steinmann mit Heine's Namen zu treiben sich gestattet hat, nur verstärken und schärfen können. Dagegen darf man den beiden letzten Bänden der Campe'schen rechtmäßigen Gesammtausgabe, dem siebzehnten und achtzehnten, welche Briefe Heine's und namentlich die mit Immermann und Laube enthalten werden, wol mit Interesse entgegensehen. Fast gleichzeitig begann die Campe'sche Verlagshandlung eine Gesammtausgabe der Schriften Börne's von zwölf Bänden, deren letzter eine Biographie Börne's aus der Feder seines Freundes Reinganum bringen wird.

Interessante und gehaltreiche Briefwechsel und Tagebücher aus den Nachlässen bedeutender Männer förderte das vergangene Literaturjahr viele zu Tage; wir nennen besonders den „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit“, die „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz“, die im dritten Bande des Werks „Aus Schleiermacher's Leben“ enthaltenen Briefe Schleiermacher's, namentlich die mit den Gebrüdern Schlegel, des Tonkünstlers Felix Mendelssohn Bartholdy „Reisebriefe aus den Jahren 1830—32“, die von Varnhagen bevor- und benachworteten „Tagebücher von F. von Gentz“, welche zwei gegen Varnhagen's Nachwort gerichtete, übrigens wenig bedeutende Gegenschriften von J. Gentz hervorriefen. Wie in den ersten Monaten des vorigen Jahres die Briefe A. von Humboldt's an Varnhagen nebst den Auszügen aus des letztern Tagebüchern diejenige literarische Erscheinung waren, welche das allgemeinste und tiefgreifendste Interesse erregten, so waren es während der beiden letzten Monate die beiden Bände Varnhagen'scher „Tagebücher“ aus den Jahren 1835—44, welche durch ihre aufrichtigen und freimüthigen Mittheilungen und Enthüllungen über preußische und speciell berliner Zustände in den Vordergrund traten.

Von Memoiren aus der Vergangenheit ist namentlich das von C. G. W. Schiller aus dem Nachlaß des berühmten, auch durch seine Freundschaft mit Goethe bekannten Malers J. H. W. Tischbein herausgegebene zweibändige Werk: „Aus meinem Leben“, und Ludwig Spohr's Selbstbiographie zu nennen. Die renommirten Männer unserer Tage scheinen mehr Eile als die der Vergangenheit zu haben, mit ihren Aufzeichnungen hervorzutreten und ihre Lebenserinnerungen und selbst Briefwechsel zu verwerthen. Warum sollten sie auch das Honorar dafür ihren Erben und literarischen Testamentsvollstreckern überlassen, da sie es ja selbst recht gut brauchen können? Indeß mögen bei einzelnen solcher Veröffentlichungen sicherlich auch edlere Motive als die der bloßen Buchmacherei vorwalten, wie dies unter anderm in Betreff der unter dem Titel „Lebenserinnerungen und Briefwechsel“ erschienenen Memoiren F. von Raumer's gewiß anzunehmen ist; nicht minder bei H. Koenig's Aufzeichnungen: „Ein Stillleben“ und „Auch eine Jugend“. Die Lust sich mitzutheilen wird auch wol vorzugsweise Fanny Lewald, Castelli und Rellstab, der noch vor dem dritten Bande seines Werks wegstarb, zur Abfassung ihrer Memoiren bewogen haben. Corvin-Wiersbitzky, der allerdings mancherlei, ihm bis an den Kragen gehende abenteuerliche Fahrten erlebt hat, gab gleich vier Bände Lebenserinnerungen unter dem Titel „Aus dem Leben eines Volkskämpfers“ heraus. Ohne unserm Berichterstatter über dieses Werk vorgreifen zu wollen, möchten wir hier vorläufig nur bemerken, daß wir bei dem Durchblättern desselben auf Mittheilungen aus Corvin's leipziger Literatenleben stießen, die uns durch ihren gewöhnlichen Literatenklatsch in unerfreulichster Weise in eine recht traurige literarische Periode zurückversetzten, wo die nomadisirenden Literaten in Ermangelung eines Bessern nichts weiter zu thun hatten, als kaffeeschwesterlich-leichtsinnig und gemüthlich-boshaft persönliche Geschichten und Skandalosa aus dem Privatleben der Schriftsteller und Schriftstellergenossen auf den Markt zu bringen. Jemand, der sich wie Corvin herausnahm, in die Geschichte der Nationen thätig mit einzugreifen, sollte doch endlich solche läppische Dinge vergessen haben. Wir würden aufrichtig bedauern, wenn das Publikum diesem Kram seinen Beifall zollen und dadurch von neuem einem verwerflichen Literaturgenre Vorschub leisten sollte, welches wir schon längst der Verachtung oder dem Ueberdruß anheimgefallen glaubten.*) Indeß sind es belletristisirende Literaten nicht allein, welche in diesen skandalösen Ton verfallen; auch hochgestellte und hochgeborene Personen gefallen sich darin, ihrem politischen Aerger in klatschhaften Mittheilungen und Verdächtigungen Luft zu machen, wie der Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer in seinen „Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—50“, der darin, wie es in einem sonst gewisse Vorzüge des Buchs hervorhebenden Bericht der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ hieß, „aus allen Ecken und Winkeln den kleinen Klatsch herbeisuchte, den die Bewegung der Zeit schon in den Koth getreten“. Es ist leider nicht zu leugnen, daß der Deutsche in solchen Aufzeichnungen, in denen er seiner persönlichen Rancune fröhnt, des Anstandes und des richtigen Takts nur zu leicht vergißt und grob, hämisch und boshaft wird, ohne zu merken, daß seine eigene Sache in dem von ihm aufgewühlten Schmuze stecken bleibt. Solche prinzliche Aufzeichnungen haben in moralischer Hinsicht gar nichts voraus vor den Aufzeichnungen solcher Radicalen, die eine Zeit lang von dem Erzherzog von Braunschweig seines besondern Vertrauens gewürdigt wurden.

Einen bei weitem reinern und behaglichern Genuß als Corvin's und anderer Erinnerungen gewähren Kertbeny's „Silhouetten und Reliquien“, wovon der erste Band erschienen ist, unter dessen Mittheilungen besonders die über

*) Aus der betreffenden Partie des Corvin'schen Buchs führen wir hier einen Ausspruch an, der uns bemerkenswerth schien. Corvin gesteht nämlich, daß er sich während seines leipziger Aufenthalts immer nur wie ein „Meßfremder“ vorgekommen sei. Wir haben mehr als einen Schriftsteller von außerhalb kennen gelernt, welcher gestand, daß er selbst nach langjährigem Aufenthalte in Leipzig das Gefühl, ein Gast, eine Art Meßfremder zu sein, niemals gänzlich habe loswerden können. Der Gründe hierzu mag es manche geben; ihre Aufzeichnung gehört jedoch nicht hierher.

Béranger und Heine und die Briefe Bettina's einen hervorragenden Platz einnehmen. Auch auf der Bühne der Zeitgeschichte noch wirkende Persönlichkeiten, besonders der Kaiser von Frankreich und Garibaldi, sind vielfach geschildert und selbst in Romanen verarbeitet worden; namentlich hat sich um den letztern eine ganze umfangreiche Literatur gebildet. Die auffallende Parallele, welche sich zwischen Garibaldi's siegreichem Zug gegen Sicilien und Neapel und dem Unternehmen Dion's gegen den Tyrannen von Syrakus, Dionysius II., zeigt, veranlaßt uns, hier noch Thaddäus Lau's gekrönte treffliche Preisschrift „Der Syrakusaner Dion" zu erwähnen. Die Geschichte lehrt auch durch diese Parallele, daß dieselben Ursachen auch immer und zu jeder Zeit fast genau dieselben Folgen haben und daß sich in solchen Parallelfällen auch die Mittelglieder zwischen beiden fast ebenso genau wiederholen. Die Logik der Geschichte ist unerbittlich; ihre Lehren liegen zu jedermanns Kenntniß bereit; aber man beachtet sie nicht, weder die eine noch die andere Partei.

Eine traurige aber lehrreiche Parallele mit Zuständen der römischen Kaiserzeit bietet sich auch in dem modernen Spionenwesen, das eine förmliche Denunciantenliteratur, darunter vor Jahren das „Schwarze Buch" berüchtigten Andenkens hervorgerufen hat. Diesen Denunciantengeist, gepaart mit Skandallust, verräth auch die bösartige, gegen den Herzog von Koburg-Gotha gerichtete Schrift: „Der Herzog von Koburg und mein Austritt aus seinen Diensten", von Karl Bollmann, ehemaligem Cabinetssecretär des Herzogs Ernst. Der Gesellschaftskörper muß doch moralisch sehr faul und die Indiscretionen aller Art müssen „wohlfeil wie Brombeeren" sein, wenn solche Erscheinungen, die nicht selten einen empörenden Vertrauensbruch zur Voraussetzung haben, immer häufiger werden, weil sie darauf rechnen dürfen, doch einem Theile des Publikums Vergnügen zu machen. Der Fürst kann sich freilich über solche Verdächtigungen und Verleumdungen trösten mit der Zustimmung, die seine freimüthigen, der rasch hintereinander in fünf Auflagen erschienenen Schrift von Schmidt-Weißenfels „Der Herzog von Gotha und sein Volk" angehängten politischen Bekenntnisse in weiten Kreisen gefunden haben. Nur im Vorübergehen erwähnen wir der in Magdeburg erschienenen und aus dem „Magdeburger Correspondenten" abgedruckten Gegenschrift: „Der Herzog von Koburg-Gotha", deren Verfasser als reuiger Sünder bekennt, 1817 Wünsche in einer lateinischen Ode ausgesprochen zu haben, „die Johannes Ronge 1846 durch einen Brief à la Marquis Posa verwirklichen wollte". So hätten wir nun auch eine „Herzog-Ernst-Literatur", so gut wie wir eine Goethe-Literatur und eine Schiller-Literatur haben.

Von den erwähnten Schriften bietet sich der Uebergang zu dem sogenannten Memoirenroman und weiter dem historischen von selbst. Wenden wir uns zuvörderst zu dem Dichter- und Künstlerroman, so treffen wir da zunächst auf Wolfgang Müller's „Erzählungen eines rheinischen Chronisten", deren erster Band novellistisch und referirend den düsseldorfer Dichter- und Künstlerkreis (mit Immermann als Mittelpunkt, um den sich dann Grabbe, Felix Mendelssohn, Norbert Burgmüller u. s. w. gruppiren), deren zweiter den pempelforter Literaturkreis unter dem Titel „Aus Jacobi's Garten" und die an interessanten Momenten reiche Jugend- und Bildungsgeschichte Immermann's behandelt. Erblicken wir in Müller's Novelle „Aus Jacobi's Garten" den jungen Goethe in all seiner kecken, liebenswürdigen jugendlichen Genialität, so sehen wir ihn in der Novelle „Hohe Freunde" von Robert Heller zur Seite seines herzoglichen Freundes seiner höhern Vollendung und erhabenen Zielen entgegenreifen. Es ist somit in diesem Heller'schen Buche dasselbe herrliche Freundschaftsbündniß mehr novellistisch behandelt, welches H. Düntzer in einer weiter oben angeführten Schrift als literar-historischer Forscher in fortlaufenden Daten geschildert hat. F. Brunold, der auch einen historischen Roman „Bei der Knallhütte" lieferte, machte den beliebten schwedischen Volksdichter Bellmann zum Helden eines Romans: „Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schweden", in welchem auch die gleichzeitigen politischen Ereignisse, des Königs Gustav Tod u. s. w. hineinverwebt sind; H. Rau verarbeitete die Lebens- und Schriftstellerschicksale Jean Paul's, und Amely Bölte die Schicksale Winckelmann's zu sogenannten culturhistorischen Romanen; H. von Maltitz schrieb einen Künstlerroman „Lukas Cranach" und J. Gundling benutzte die angebliche Jugendfreundschaft zwischen der Sängerin Sontag, spätern Gräfin Rossi, und dem in Leipzig verstorbenen Schriftsteller Karl Herloßsohn zu einem Roman: „Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen."

Der hier am zweckmäßigsten anzuschließende historische Roman behandelt entweder das geschichtliche Material als Hauptsache, sodaß der sich hindurchschlingende novellistische Faden nur dann und wann als bunter Einschlag sichtbar wird und im Grunde ganz gut vermißt werden könnte, oder er benutzt den geschichtlichen Stoff selbst nur als Faden und als secundäres Mittel, um mit seiner Hülfe eine mehr oder weniger spannende Intrigue durchzuführen, in welche er dann den Schwerpunkt verlegt. Zur erstern Gattung gehören in hervorragender Weise die historischen Romane oder Geschichtsbilder Theodor Mundt's, der früher in „Mirabeau" und „Danton" ein in politischer, wie social- und culturgeschichtlicher Beziehung interessantes Rundgemälde der Französischen Revolution aufstellte und in seinem letzten, in seinem Todesjahre erschienenen Roman „Czar Paul" in ähnlicher Weise eine der merkwürdigsten Episoden der neuern russischen Hofgeschichte behandelte. Verwandter Art, doch begreiflicherweise in der Ausmalung des Einzelnen, wie in der Anschauung des Ganzen mehr die weibliche Feder verrathend, sind die Romane seiner überaus fleißigen Gattin, Luise Mühlbach, die neuerdings die Geschichtsromane „Friedrich der Große", „Erzherzog Johann und seine Zeit" und „Theresia und der Pandurenoberst Trenck" erscheinen ließ. Wir nennen noch auf dem Gebiete des historischen Romans: „Elisabeth Charlotte", von A. von Sternberg; „Rosen-

kreuzer und Illuminaten" (aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I.), von Max Ring; „Die Marketenderin von Köln", von Levin Schücking; „Krummensee", von George Hesekiel, dessen unermüdliche Feder Episoden bald der französischen, bald der preußischen Geschichte im loyal-chevaleresken Sinne verarbeitet; „Der Prophet" (Episode aus dem Bauernkriege), von dem verstorbenen Th. Mügge. Einer patriotischen, deutsch-vaterländischen Tendenz huldigten E. Willkomm in seinem Roman „Männer der That" (aus der Zeit Arndt's) und M. Meyr in dem Roman „Vier Deutsche". Zeitgeschichtlichen Charakters ist der Roman von Franz von Nemmersdorf „Unter den Ruinen", der durch lebendige Schilderungen aus Italien und die Vorführung berühmter Persönlichkeiten anzieht und durch die Behandlung kirchlicher Conflicte und in der Structur entfernt an Gutzkow's „Zauberer von Rom" erinnert, aber weniger groß und umfassend in der Anlage ist. Inwieweit der Roman „Doralice" von der Gräfin Hahn-Hahn vom ultramontanen Standpunkt, auf den die Verfasserin ihre gräfliche Seele aus dem blasirt-fashionabeln Salonleben gerettet hat, in die kirchlichen Wirren eingreift, können wir nicht genau sagen, da wir, außer Stande alles zu lesen, den Roman durch Selbstlectüre noch nicht kennen gelernt haben. Sociale Conflicte, Conflicte der innern Welt mit sich und mit der äußern Welt, Conflicte der Stände untereinander behandelten E. Willkomm in „Moderne Sünden" (aus der Kaufmannswelt), F. Spielhagen in dem vierbändigen Roman „Problematische Naturen", von dem bereits eine zweite Auflage in Aussicht steht, A. Stern in dem Roman „Bis zum Abgrund", O. Müller in „Roderich", einer von ihm selbst so genannten „Hof- und Räubergeschichte". Die neuere Zeit hat auch einen ethnographischen Roman entstehen sehen, der, nach Cooper's Vorgang, vorzugsweise auf amerikanischem Boden und namentlich unter den Rothhäuten, den Trappern u. s. w. spielt und in deutscher Sprache besonders von Sealsfield und weiter von Gerstäcker angebaut wurde. Dahin gehört aus dem letzten Literaturjahre B. Möllhausen's Roman „Der Halbindianer" und vielleicht auch des beliebten Erzählers Philipp Galen Roman „Die Insulaner. Rügianisches Charakterbild", während, wie wir wol annehmen dürfen, in desselben Roman „Der Sohn des Gärtners", in Gerstäcker's Roman „Der Kunstreiter", in F. Hackländer's Roman „Der Wechsel des Lebens" und in dem neuesten Roman E. Brachvogel's „Der Trödler" mehr jenes in spannender objectiver Erzählung und nichttendenziöser Charakteristik sich genügende Interesse vorwalten mag, wie es dem ältern Roman eigen war und sicherlich auch zu Recht besteht.

Die Dorfgeschichte, die in gewissem Sinne auch dem ethnographischen Genre beizuzählen ist, ist im letzten Literaturjahre im Verhältnisse zu früher weniger angebaut worden. Die Bauern selbst, die sich in diesen Darstellungen auch kaum wiedererkannt haben würden, bekümmerten sich um sie natürlich nicht, und die Gebildeten, übersättigt von den vielen Schilderungen aus der fashionabeln Welt, lasen sie vorzugsweise der Abwechselung wegen, die Vornehmen, von allen Schaustellungen des Luxus und des Comforts umgeben und vor jeder Berührung mit dem Volke zurückscheuend, des pikanten Contrastes wegen. Man lernte so und so viel Ausdrücke aus dem schwäbischen, bairischen, österreichischen, thüringischen und plattdeutschen Idiotikon, und diese naturwüchsigen Ausdrücke thaten wohl auf das englisch-französisch-deutsche Rothwelsch der Salonliteratur. Aus ähnlichen Gründen las man im vorigen Jahrhundert in den vornehmen Cirkeln Geßner's Hirten- und Bronner's Fischeridyllen, die wir übrigens keineswegs zu ihrem Vortheil mit den heutigen Dorfgeschichten vergleichen möchten, und führte man an den üppigen Höfen Deutschlands schäferliche Maskeraden auf. Im Gefühl seiner Sündenblüte hat man in raffinirten Zeiten, und schon in Theokrit's Tagen, alle Tugend, Sitteneinfalt, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit beim Landvolk gesucht, ohne ihm deshalb näher zu treten oder es besser zu behandeln, und wunderbar genug pflegen die Verfasser solcher Idyllen und Dorfgeschichten sich oft soweit als möglich von den Kreisen zu halten, aus denen sie ihren Stoff entlehnen; soviel wir wissen, war ja schon Theokrit ein Höfling. Jedenfalls war aber die durch tüchtige Talente in Wirkung gesetzte realistische Reaction der Dorfgeschichtenliteratur heilsam und nothwendig; ihre naiven Täuschungen waren jedenfalls ein wirksames Gegenmittel gegen die raffinirten Lügen der Salonromantik. Nur geschah auch in diesem Falle, was in Deutschland immer geschieht: unberufene Ueberproduction verdarb immer mehr den Geschmack daran. Glücklicherweise erblickten wir auch im letzten Jahre den beliebtesten Erzähler in diesem Fache, Berthold Auerbach, den Mann der glücklichen Büchertitel, wieder auf diesem Gebiete thätig mit seiner Erzählung „Edelweiß"; J. Rank, der übrigens unsers Wissens schon vor Auerbach dieses Genre mit böhmischen Geschichten echt dorfgeschichtlichen Charakters angebaut hat, schrieb einen „Dorfbrutus", G. Pfarrius seine Erzählungen „Zwischen Soonwald und Westrich", E. Kauffer „volksthümliche Erzählungen" unter dem Titel: „Am heimischen Herd", H. Schmid und C. Steyrer die oberbairischen Erzählungen „Das Schwalberl" und „Durch Irren zur Einsicht" (s. unten den Aufsatz „Oberbairische Bauernerzählungen"). F. Friedrich suchte dagegen in seinen Erzählungen „Deutsches Leben" mit Bewußtsein und Absicht für die Vorzüge des deutschen städtischen Lebens und des deutschen Bürgerthums gegen die ausschließlich dorfgeschichtliche Richtung Opposition zu machen. Als Motto hätten wir ihm aus einem schon 1621 gedruckten, sehr merkwürdigen Buche „Nova nova antiqua continuationis der neuen Zeitungen von unterschiedlichen Orten" folgende Stellen in Vorschlag bringen können: „Daß was man in großen Regierungen Tyrannen heißt, das heißt man auf dem Lande Schultheiß und Schöffen"; „daß niemand weniger zu schaffen und weniger auszurichten hat, als ein Bauer, der in seinem Dorfe ein Aemtlein bekommt"; „daß nichts Stolzeres ist, als ein Bauer auf seinen Misten"; „daß, wann ein Bauer Schultheiß wird, so meint

er, des Reiches Last liege auf ihm"; „daß eines Bauern Höflichkeit und Curtesia nicht eher gesehen wird, als wenn er ein bescheißen oder sonst einen Gewinn von einem haben will" u. s. w. Auch Gryphius kannte das Bauernvolk besser, als unsere Dorfgeschichtenschreiber es kennen, wie sein sogenanntes Scherzspiel „Die geliebte Dornrose" beweist. Da holt euch euern Realismus, ihr, die ihr immer nach Realismus schreit!

Wir sind hiermit bei den Erzählungen, Novellen, Genrebildern aus dem wirklichen Leben u. s. w. angelangt, und wir nennen auf diesem Gebiete, ohne uns auf weitere Bemerkungen über die einzelnen Erscheinungen einzulassen und mit Ausschluß der später noch zu berücksichtigenden Erzählungen rein humoristischer Gattung folgende: „Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit", von Ottilie Wildermuth, einer für den Augenblick in sehr weiten Kreisen beliebten Erzählerin; „Aus der alten Zeit", von Luise Otto; „Bilder und Skizzen aus dem Leben", von Luise Ernesti; „An trüben Tagen", von K. Wartenburg; „Neue Novellen", von Elise Polko; „Allerweltsgeschichten", von F. Wehl; „Aus der weiten Welt", von E. Hoefer, der auch eine Erzählung „Die Honoratiorentochter" erscheinen ließ; „Drei Novellen" von T. Storm; „Novellen" von Ferdinand Kürnberger u. s. w. Karl Holtei hat seine „Erzählenden Schriften" und Fanny Lewald ihre „Novellen" zu sammeln angefangen. Ein Depot für Novellen, Erzählungen und kleine Romane ist seit einer Reihe von Jahren Kober's „Album", welches sogar bei der französischen Kritik Berücksichtigung gefunden hat. Manche der jetzt erscheinenden Erzählungen werden freilich, wie wir gesehen haben, wol noch Novellen genannt, aber wir möchten behaupten, daß die Kunst, eine echte Novelle zu schreiben, jetzt ziemlich verloren gegangen ist und daß als der letzte große Novellist der Deutschen der Freiherr A. von Sternberg, welcher jüngst auch „Künstlerbilder" herausgab, betrachtet werden darf. Es ist hier nicht der Ort, über die Eigenschaften zu sprechen, wodurch sich die Novelle als höhere Kunstform von der Erzählung unterscheidet; auch läßt sich das Wesen der Novelle, wie so vieles Aesthetisch-Schöne, in der That mehr fühlen als definiren. Aber so viel scheint uns richtig zu sein, daß unsere Generation zu wenig naiv, einfach und anmuthbeseelt, dagegen zu tendenziös, docirend und photographisch copirend ist, um der so leicht scheinenden und doch so schwierigen Kunst, eine gute Novelle zu schreiben, gewachsen zu sein. Von den Neuern hat wol Paul Heyse sich als Novellist am meisten hervorgethan, aber unserer Ueberzeugung nach erreicht er Sternberg nicht.

Die Romanproduction, an der sich auch in immer größerer Zahl weibliche Federn betheiligen, hat sich in erstaunlicher Weise gesteigert und überwuchert die Literatur und den buchhändlerischen Markt mit wahrhaft tropischer Fruchtbarkeit, die um so räthselhafter erscheint, da der Roman in Deutschland doch zumeist nur auf den Absatz in den Leihbibliotheken angewiesen ist. Selbst sehr namhafte Lyriker und solche dramatische Dichter, die sich ermunternder Bühnenerfolge rühmen können, werfen sich mit größtem Eifer auf die Romanproduction, ein Beweis, daß sie entweder nicht geborene Dramatiker waren, wie Shakspeare oder Schiller, Molière oder Holberg, oder daß es mit der Laufbahn eines Bühnendichters, falls er das Geschäft nicht rein geschäftsmäßig betreibt, wie die Frau Birch-Pfeiffer, doch seinen Haken haben muß. Wir wissen nicht, ob diese Fülle und Masse der Romanproduction mit dem Bedürfniß im richtigen Verhältniß steht; ist dies aber nicht der Fall, so wird auch der Rückschlag nicht ausbleiben und nicht lange auf sich warten lassen. Durch besondere Originalität und Neuheit hervorragenden Erscheinungen begegnet man auf diesem Gebiete kaum noch oder nur höchst selten, dagegen auch nicht so vielen verwerflichen und absolut schlechten, wie sie früher diese Literaturgattung selbst unter den Augen unserer Classiker verunstalteten. Ein gewisser solider Sinn, eine sittliche Richtung oder doch ein Gefühl für Anstand macht sich in erfreulicher Weise auf diesem Felde bemerkbar. Auch an der Fähigkeit, gut, frisch und zum Theil selbst brillant zu schreiben mangelt es nicht, aber der Correctheit und der Durchfeilung des Stils, wie der Durcharbeitung des Plans im allgemeinen schadet nur zu oft die Flüchtigkeit des Producirens, zu der man aus Erwerbsrücksichten genöthigt ist, da man in Deutschland, um als Romanschriftsteller zu existiren, jährlich viele Bände vom Stapel laufen lassen muß. Auch geht dem ehrenwerthen Streben, die Wirklichkeit mit realistischer Treue darzustellen, nicht immer die dazu nöthige Beobachtungsgabe, Erfahrung und Lebenskenntniß zur Seite.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. bis zum 16. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Erster bis dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1859—60. Gr. 8. 6 Thlr. 4 Ngr.

Erster Artikel.

Die Geschichte Roms im Mittelalter ist ein Thema, dessen Behandlung unserer Zeit vorbehalten geblieben ist. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat das Material sich massenhaft gehäuft, in Chroniken, in Diarien, in Beschreibungen, in Monographien, Abhandlungen, Documenten jeder Art — eine umfassende Geschichtsdarstellung ward nicht unternommen. Gibbon beschloß sein unsterbliches Werk über den Verfall und Untergang des römischen Reichs mit einem Kapitel, das eine flüchtige Skizze von Roms Stadtgeschichte in der bezeichneten Epoche enthält. Carlo Fea begleitete die italienische Uebertragung von Winckelmann's „Geschichte der alten Kunst" mit einer Uebersicht der Geschicke der Stadt als solcher in ihren antiken Baumonumenten. John Cam Hobhouse gab in den „Historischen Erläuterungen" zum vierten Gesang des „Childe Harold" seines Freundes und Reisegefährten eine Reihe schätzbarer Untersuchungen über diese nämlichen Monumente und ihre Erlebnisse in Verbindung mit Nachrichten über die politischen Zustände der Stadt. Einzelne Episoden, wie die des Crescentius, des Arnold von Brescia,

namentlich des Cola Rienzi, wurden gelegentlich, meist aus dem Zusammenhange gerissen, behandelt. Eugène de la Gournerie's „Rome chrétienne", zuerst 1843, dann in dritter, vielfach erweiterter Ausgabe 1859 erschienen und auch ins Deutsche übersetzt, beschäftigte sich, wie schon der Titel andeutet, mehr mit den christlichen Monumenten und den daran sich heftenden Geschichten und Erinnerungen, als mit der politisch-bürgerlichen Geschichte, während John Miley's umfangreiche „History of the Papal States", zu London 1850 erschienen, und Sugenheim's übersichtlichere, im Jahre 1854 gedruckte „Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats" die Stadtgeschichte nur als Theil der Geschichte des Staats behandeln. Karl Hegel, C. Höfler, W. Giesebrecht, R. Wilmans u. a. hatten diese Stadtgeschichte, zu welcher Jaffé's musterhafte „Regesta Pontificum Romanorum" zahlreiche Fingerzeige bringen, in einzelnen Partien namentlich mit Rücksicht auf die Verfassung zu erläutern unternommen. Den Gedanken, die Geschichte Roms im Mittelalter selbständig zu schreiben, faßte ein junger Westfale, Felix Papencordt. Durch längere Studien, als deren Frucht seine gekrönte Preisschrift über die Vandalenherrschaft in Afrika vor uns liegt, vorbereitet, ging er im Herbste 1836 unter günstigen äußern Verhältnissen an die Arbeit, und als er im Frühling 1840 von der Tiber in die Heimat zurückkehrte, war die Forschung ziemlich abgeschlossen, der Rohbau der Darstellung von der Zeit des Gothenreichs bis auf Sixtus IV. beendigt. Als Papencordt, der unterdeß die schätzbare, nicht lange nach ihrem Erscheinen vom Referenten in d. Bl. (Nr. 184 f. 1841) besprochene Monographie über Cola Rienzi, gleichsam als Probe herausgegeben hatte, sich an die Vollendung begeben wollte, rief ihn ein frühzeitiger Tod ab, und erst 16 Jahre später wurde seine Handschrift, hier und da durch Anmerkungen ergänzt, mit einer Einleitung über Rom in der Uebergangszeit vom Alterthum zum Mittelalter versehen, von Professor Konstantin Höfler zum Druck befördert. Ein Werk fleißiger und gewissenhafter Forschung, aber nicht zum Abschluß gebracht, weder nach seinen äußern Grenzen in Bezug auf Anfang und Ausgang, indem Sixtus IV. keinen Endpunkt bildet, noch hinsichtlich urkundlicher Begründung und stilistischer Darstellung; mangelhaft in Rücksicht auf jenen Theil der Aufgabe, ohne dessen ausreichende Behandlung der Gegenstand unendlich viel von seinem Interesse nicht nur, sondern von seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit verliert, die Geschichte nämlich der Stadt als solche in ihren Monumenten: Mängel, denen der Herausgeber, welcher sich einer schwierigen Aufgabe so aus Vorliebe für den Gegenstand, mit dem er sich in einzelnen Theilen, z. B. in der Geschichte der deutschen Päpste, beschäftigt hatte, wie aus Beweggründen freundschaftlicher Beziehungen zu dem trefflichen Verfasser unterzog, ungeachtet mancher Mühewaltung nicht abzuhelfen vermochte, sodaß das Buch, obgleich eine wesentliche Bereicherung unserer historischen Literatur, den Charakter der Nichtvollendung mehr oder minder an sich trägt.

In weiterm Umfange hat sich Ferdinand Gregorovius seine Aufgabe gestellt. Er wollte, wie er in der Erläuterung seines Plans sagt, nicht ausschließlich die politischen Ereignisse beschreiben, die innerhalb der Mauern Roms geschehen sind, sondern das Gesammtbild der Stadt und des Volks und aller merkwürdigen Dinge in ihr in dem großen Zeitraume von mehr als elf Jahrhunderten zusammenhängend wiedergeben. Die allmähliche Gestaltung der Kirche innerhalb Roms, die Form, welche der christliche Cultus, ja der Geist des Mittelalters selbst in der Stadt annahm, das Verhalten der Päpste zu den Römern, deren Kämpfe mit jenen, mit den deutschen Kaisern und untereinander, ihre wiederholten Anstrengungen, die republikanische Freiheit zu erringen, welche die großen Vorfahren einst besessen hatten, ihre bürgerlichen Constitutionen zu verschiedener Zeit, die Gebräuche des Volks, die sagenhafte Gestalt des alten Römerthums in Rom, die Dichtungen der römischen Legende, die Cultur der Wissenschaften und Kirche während der barbarischen Jahrhunderte, wie unter den Päpsten, welche die rebellische Stadt bändigten, der Einfluß Roms auf die Civilisation des Abendlandes — alles das wollte er zu einem Ganzen künstlich zusammenstellen, unter fortwährender Beziehung des christlichen auf das heidnische Rom, der Geschichte der Ruinen der Stadt und des Volks, und der äußern wie innern Umgestaltungen dieser merkwürdigsten aller Städte der Menschheit. So aufgefaßt und so behandelt, wird die Geschichte Roms zu einem der wichtigsten Glieder in der Geschichte Italiens nicht nur, sondern in jener der Welt. Denn wenn sie die Geschichte der Stadt ist, so ist es diejenige Stadt, in welcher die Welt sich spiegelt. Die Geschichte von Florenz, als Gegenstück zu der atheniſchen, zeigt uns den Mittelpunkt der neuen Cultur in ihren verschiedenen Strahlen von Wissenschaft, Kunst, Politik; die Geschichte Roms, keiner andern vergleichbar, zeigt den Mittelpunkt des Lebens der abendländischen Völker in Bezug auf den Glauben, worin endlich alles Uebrige, Wissenschaft, Kunst, Politik, convergirten. Sehen wir nun, wie der Verfasser in den beiden ersten Bänden seines Werks, die von dem schwachen Sohne des großen Theodosius bis auf Karl den Frankenkönig gehen, diesen so schönen wie schon seines Umfangs wegen schwierigen Plan ausgeführt hat.

Es ist eine traurige Geschichte, die der letzten Zeiten des weströmischen Kaiserreichs. Vom Tode Konstantin's an neue Theilungen und neue Kämpfe, und der retrograde Versuch Julian's, welcher den Sturz des Heidenthums auch äußerlich nur beschleunigte, bis Theodosius, aus einem glücklichen Feldherrn erst Gebieter des Ostreichs geworden, noch einmal das ganze, schon östlich wie nördlich bedrohte Reich vereinte, um es dann nochmals und dauernd in zwei Hälften zu scheiden. Das Jahr 395, in welchem der letzte große Kaiser starb, war wie der Grenzstein der Alten Welt und der Majestät des Römernamens. Denn nun überfluteten von allen Seiten, eine die andere drängend, die nordischen und östlichen Völkerschaften die alten Marken und gründeten wandernd

neue Staaten oder vielmehr Niederlassungen, in stetem Wechsel, während das Westreich nach dem Erlöschen des Theodosianischen Mannsstammes (455) unter blutigen Usurpationen und zerfleischenden Kämpfen tiefer und tiefer sank, um eine Beute der Fremden zu werden, deren Waffen schon längere Zeit hindurch seine Kriege gefochten hatten. Wenn Alarich bei Verona, Rhadagais bei Florenz von Flavius Stilicho geschlagen wurden, so konnte Rom doch endlich dem Geschick nicht entgehen, und gerade acht Jahrhunderte nach Brennus betrat der Fuß wilder Eroberer zum ersten male wieder die Herrscherin der Welt. Sicilien, Griechenland, Palästina, Afrika füllten sich mit römischen Flüchtlingen, großentheils aus den vornehmsten Geschlechtern, manche in Heiligengeschichte und Legende berühmt. „Orbis terrarum ruit", rief St.-Hieronymus aus, „nulla est regio quae exules Romanos non habeat." Und auf die erste kurze Plünderung durch die Westgothen Alarich's, auf Attila's durch den größten der Päpste der ersten Jahrhunderte abgewendete Drohung, folgte die zweite Plünderung, die furchtbarste, durch die Vandalen, und die dritte, im Bürgerkriege des sinkenden Reichs, durch dieses Reiches eigenen Feldherrn, den Sueven Ricimer. Zweiundsechzig Jahre (401—462) lagen zwischen diesen drei Ueberfällen: noch vier Jahre, und an der Stelle des ohnmächtigen Knaben, der dem Namen nach eine Krone trug, schaltete ein Führer fremder Soldscharen über das der Würde des Imperiums entkleidete Italien.

Inmitten dieser Kämpfe und dieser Leiden hatte sich, *neben* der kaiserlichen Macht, eine andere Macht in Rom gebildet, im Aufsteigen, wie diese im Absteigen war. Unter Konstantin dem Großen war diese Macht in überraschender Gestalt plötzlich hervorgetreten aus dem nur durch Verfolgungen schauerlich erhellten Dunkel, in welchem sie unbesiegbare Kraft gewonnen hatte. Sie war anfangs neben dem Kaiserthum still einhergeschritten, bis zum Moment, wo mit dem Erlöschen der letzten Kaiserfamilie die in derselben wiedererneute Legitimität tumultuarischen Thronwechseln den Platz räumte, und in Leo dem Großen (440—461) das Papstthum seine vorsorgende, schutzreiche, politische Rolle begann. Am Südostende der Stadt, auf dem äußersten Abhange des Cälischen Hügels, wo die großen Wohnungen der Lateranischen Familie standen, hatte Konstantin dem Erlöser die erste öffentliche Kirche gewidmet und dem Bischofe Sylvester seinen Sitz angewiesen: Ursprung jener vielgestaltigen Bauten, die allmählich das großartige Patriarchium bildeten, von dessen Gestaltung Kirche und Palast, wie sie mit Baptisterium und Kapella, Oratorien und Spitälern seit den Neubauten des 16. bis 18. Jahrhunderts neben den malerischen Resten der Neronischen Wasserleitung bei dem nicht minder malerischen Asinarischen Thore bestehen, keinen Begriff mehr zu geben vermögen. Meist die Formen der alten Gerichtsbasiliken nachahmend, war in kurzer Zeit eine Kirche neben der andern entstanden, in der Stadt, vor der Stadt, neben den mehr und mehr verwaisten Tempeln, in entlegenen Regionen. Den beiden großen Aposteln waren diese Kirchen gewidmet, der Jungfrau Maria, dem Märtyrer Laurentius, andern Heiligen. Inmitten des allgemein unaufhaltsamen Sinkens der schönen Künste, hatte die Architektur noch Leben bewahrt, und wenn sie in der Wahl des Materials nicht wählerisch war, so sind ihre zu neuen Zwecken eingeführten Modificationen der alten Normen, namentlich im Basilikenstil, keineswegs alle zu verwerfen. Von Konstantin schon hochgestellt, durch die Erinnerungen von dritthalb Jahrhunderten der Kämpfe, Gefahren, Duldungen, Siege mit leuchtendem Heiligenschein umgeben, hatte der römische Bischof immer mehr an Ansehen, an Würde, an Unabhängigkeit gewonnen. Wenn es für den Aufenthalt des heiligen Petrus in Rom an solchen stets und völlig unbestrittenen historischen Zeugnissen fehlt, wie sie für seinen Mitapostel vorliegen, so hat nie vielleicht eine historische Tradition solche Stetigkeit und Authenticität erlangt und schon von der Mitte des 2. Jahrhunderts an mit den Lokalitäten sich zu einem unlösbaren Ganzen verbunden, das zu allen Zeiten seine Bedeutung geltend gemacht und den größten Einfluß auf die Gemüther geübt hat. Und auf die feste und constante Tradition vom Bisthum Petri stützte sich die Ansicht vom Primat seiner Nachfolger, die mit den Jahrhunderten stets ausgedehntere Geltung erlangte. Je verworrener, trüber, trostloser die Zeiten waren, um so mehr wandten sich die Gemüther der religiösen Betrachtung zu, um so mehr ward das Kreuz zur Spes unica. Je schwankender, verkommener, unsittlicher die weltliche Macht, je vorübergehendere Phantome ihre Träger, um so mehr hob sich das Ansehen dieser aus dem Dunkel und der Enge der Kapelle der Katakomben, aus den Felsmauern der Kerker, aus den Marterräumen des Circus und Amphitheaters zu stiller und doch allbemerkter Wahrung ihrer geistlichen Pflichten aufgestiegenen Priester, zwiefach ehrwürdig im Vergleich mit denen, die auf dem Throne saßen. Nur Lehren, Mahnungen, Fürsprache, Wohlthaten, Beispiele erhielt und erkannte von ihnen das Volk, das seinen weltlichen Herrschern immer mehr entfremdet ward, von denen die meisten in dem sumpfumschlossenen Ravenna lebten, andere bloße Schattenkönige, Gliederpuppen an der Schnur von Feldherren aus meist barbarischen Stämmen waren. Der erste aber unter diesen Bischöfen, welcher in Rom eine Stellung einnahm, die ihn gewissermaßen über das Unterthanenverhältniß erhob, die in der allgemeinen freudigen Zustimmung und dankbaren Verehrung der Stadt gegen ihren Erretter aus Attila's Händen den Keim pflanzte zu der nachmaligen Autorität und Herrschaft der Päpste, war Leo der Große. Während er siegreich für die namentlich vom Morgenlande her durch manichäische und andere Irrlehren gefährdete Orthodoxie kämpfte, verhalf er, im Bestreben den täglich schwächer werdenden politischen Reichsverband durch geistliches Zusammenhalten zu unterstützen, dem römischen Stuhl zu dem nicht mehr bestrittenen Primat über das Abendland. Zu gleicher Zeit benutzte er weise die großen, der Kirche durch Schenkungen und Vermächtnisse in den meisten italienischen Provinzen anheimgefallenen Patrimonien zum Grundstein jener politischen Macht, die

drei Jahrhunderte nach ihm plötzlich aus den wildesten Wirren der Zeiten hervorgehen sollte.

Das Rom der letzten Kaiserepoche bot einen immer noch glänzenden Anblick dar. Innerhalb des weiten Aurelianischen Mauerkreises, welcher, ein Werk der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts nach Christus, heute noch die vielgestaltige Umschließung der Stadt mit Ausnahme der Vaticanischen Vorstadt bildet; von einer Ebene umgeben, deren Bewohnerzahl immer geringer geworden war, welche aber das Netz der alten Straßen, wie das noch großartigere der Wasserleitungen noch überspannte; dehnte sich, das Capitol als Centrum, die mächtige Stadt über die sieben Hügel aus, in deren Kreis noch der Gartenhügel (Pincio) und die Höhe des Janiculum hineingezogen waren, mit ihren zahllosen, dem Cultus wie der Verwaltung und dem öffentlichen Leben gewidmeten Prachtbauten und Monumenten aller Art, neben denen, seit Konstantin's Tagen, einzelne christliche Kirchen sich erhoben. Nicht die Gothenplünderung, ungeachtet des zwischen dem Salarischen und Pincianischen Thore am äußersten Nordostende entstandenen Brandes, selbst nicht die durch Genserich und Ricimer, hatte die Gebäude zerstört oder auch nur planmäßig verwüstet: diese Plünderungen hatten hauptsächlich die Wegnahme der Schätze und Kunstwerke zum Zwecke. Aber die Vandalenplünderung hatte doch den raschern Untergang einzelner Gebäude zur Folge, und wenn, wie unser Verfasser zu berichten nicht unterläßt, durch die nackt emporstarrenden Gebälke des seiner goldbronzenen Dachziegel beraubten capitolinischen Jupitertempels die Sonne in die wüsten Räume drang, so sind wir wahrlich nicht weit von eigentlicher Zerstörung. Man hat einst jenen barbarischen Eroberungen zu großen Einfluß auf die Vernichtung der Bauwerke zugeschrieben: man läuft heute Gefahr, diesen Einfluß zu sehr zu verringern. Andere dauerndere Anlässe wirkten mit. Die Tempel verfielen langsam, seit die dem öffentlichen Gottesdienste bestimmten Summen eine andere Verwendung gefunden; als der heidnische Cultus aus einer Staatsanstalt Privatsache geworden, seit, zu Ende des 4. Jahrhunderts, die bronzene lorberspendende Victoria zum Leidwesen vieler Anhänger der alten Religion, namentlich unter den Patriciern, gegen welche Aurelius Prudentius sein Gedicht vom Seelenkampf richtete, auf immer aus dem Senatshause entfernt worden war. Die Thermen, ja die Circen verödeten, seitdem die alte Lebensweise sich, auch infolge der überhandnehmenden Verarmung, geändert hatte, und ein kaiserliches Decret, aus des großen Leo Zeit, mußte der Zerstörung der Monumente durch die Römer selbst, der Wegräumung ihrer kostbaren Materialien zu Privatzwecken Einhalt thun. Das Christenthum, auf die absterbende antike Civilisation gepfropft, während es den fortschreitenden Verfall dieser ihm heterogenen und widerstrebenden Civilisation nicht nur nicht aufzuhalten vermochte, sondern in seinem unvermeidlichen Gegensatz zu dem Lebensprincip des heidnischen Staats diesen Verfall nur beschleunigte, fand sich in der alten Hauptstadt selbst einer Verweltlichung ausgesetzt, welcher vielleicht nur der Sieg neuer Elemente Einhalt thun konnte. Die ausgezeichnetsten sogar unter den christlichen Autoren der Theodosianischen und nach-Theodosianischen Epoche, während sie sich von antiken Vorstellungen nicht freizumachen vermögen, sind nicht ohne eine gewisse Hinneigung zur Vergröberung des Christenthums, welche bei solcher Vermengung doppelt unangenehm berührt, aber doch einen von der Paganisirung christlicher Dinge durch die Dichter des Jahrhunderts Leo's X. verschiedenen Eindruck hervorbringt, weil in ersterm Falle noch die reellen Nachklänge der alten Götterlehre und die Spuren ihres Culturbodens vorhanden sind, in letzterm nur poetisch-künstlerische Reminiscenzen auftauchen.

Dies ist der Gegenstand, dies der Zeitraum, welchen das erste Buch des vor uns liegenden Werks behandelt, indem es vom Anfang des 5. Jahrhunderts bis zum Untergange des westlichen Reichs sich erstreckt. Blicken wir auf die Schilderung der Kaiserstadt dieser spätern Zeiten in ihrer fortschreitenden Umwandelung, auf die Belebung des Geschichtlichen durch Anknüpfung an das Lokale, auf die allgemeine Charakteristik des antiken und des mittelalterlichen Rom, auf die Anschaulichkeit der Erzählung selbst, so hätte die Aufgabe nicht schöner noch beredter gelöst werden können. Vollständig ist jedoch die Schilderung nicht. Denn es fehlt ein Hauptmoment, das Moment des Ursprungs und des Wachsthums der christlichen Kirche, der Kirche der Katakomben und der Märtyrer. Der Zeit nach scheint dieser Gegenstand freilich außerhalb der Grenzen der Darstellung zu liegen: aber das beginnende Mittelalter Roms ist ohne die Kenntniß des Verhältnisses der christlichen Gemeinschaft zu Staat und Stadt vor Konstantin nicht gut zu verstehen, und die Geschichte des letzten Kampfes des Polytheismus mit dem schon zur Staatsreligion gewordenen neuen Glauben ermangelt des Anfangspunktes, was man auch der Darstellung anmerkt. Die Details über den Zustand der heidnischen und der christlichen Gesellschaft Roms, wie der schon erwähnten frühen Verweltlichung des Christenthums, um die Zeit der ersten Angriffe der Westgothen, würden weit mehr an ihrem Platze sein als jetzt, wären diese Verhältnisse, denen unter den Neuern, abgesehen von den eigentlichen Kirchenhistorikern, Beugnot („Histoire de la destruction du paganisme en occident"), Burckhardt („Zeitalter Konstantin's des Großen"), Lasaulx („Untergang des Hellenismus") treffliche Untersuchungen gewidmet haben, von unserm Verfasser genauer und zusammenhängender betrachtet, wäre das religiöse und ethische Element schärfer ins Auge gefaßt, wäre er zur Quelle hinaufgestiegen, statt erst an den schon getrübten Strom zu treten. Hierin liegt wol der Hauptmangel des sonst treffenden, theilweise glänzenden Gemäldes: ein Mangel, der das Werk in einer seiner interessantesten und ergreifendsten Partien unvollständig läßt. Hiermit hängt anderes zusammen, was an der Beurtheilung des Charakters des Pontificats auszusetzen sein dürfte. Wenn selbst bei der Erwähnung des Kampfes Leo's des Großen gegen den Manichäismus von „religiösem Fanatismus" die Rede

ist, so könnte dies leicht eine unrichtige Auffassung der Aufgabe der Orthodoxie voraussetzen lassen.

Das Interesse mindert sich nicht, wo wir im zweiten Buche, welches vom Beginn der Herrschaft König Odoacer's bis zur Einrichtung des Exarchats reicht, die nachhaltige Festsetzung des Germanenthums in Italien, somit die ursprüngliche Quelle der spätern vielfachen Zerwürfnisse der Halbinsel, und den letzten Kampf der nur dem Namen nach römisch gebliebenen Kaisergewalt mit demselben betrachten. Ein welthistorisches Ereigniß, das Ausgehen des westlichen Imperiums, hatte in den Augen der Mitwelt nicht viel mehr als die Bedeutung einer Staatsaction. Denn seit Konstantin dem Großen, namentlich aber seit dem Aussterben des Theodosianischen Mannsstammes, unterlag das Verhältniß Roms als Hauptstadt unaufhörlichen Schwankungen, und das in seinen Abtheilungen und Unterabtheilungen künstlich und geschickt combinirte Diocletianische Regierungssystem, welches zuerst eine administrative Eintheilung des unermeßlichen Reichs als Tetrarchie nach sorgfältig abgewogenem Machtverhältniß planmäßig durchgeführt hatte, war, nach mehrfachen Störungen, in einen rohen und völlig zufälligen Mechanismus ausgeartet. Das Aufhören oder vielmehr die Uebertragung des schon bedeutungslos gewordenen kaiserlichen Titels bei der Erhebung Odoacer's und nach ihm, wie im Gegensatz zu ihm, König Theodorich's des Ostgothen zum römischen Patricius, hatte für momentane Zustände um so geringere Bedeutung, als Theodorich dem Namen nach unter der Hoheit des Reichs stand, als Rom und Italien nach den herkömmlichen Formen regiert wurden, während schon der Sohn des großen Theodosius meist in Ravenna residirt hatte, wo die fremden Könige ihren dauernden Wohnsitz nahmen. Rom, darin schon glücklich, daß der große Kampf zwischen Odoacer und Theodorich, ein nach seinem Princip wie in seinen Folgen verderblicher Kampf, nicht hier, sondern jenseit der Apenninen ausgefochten wurde, hatte seit lange keine so ruhig glückliche Zeit erlebt, wie die dreißig ersten Regierungsjahre Theodorich's sie ihm brachten: eine friedliche Zeit, während in Oberitalien und selbst in Tuscien und in den Provinzen zwischen dem Apennin und dem Adriatischen Meer, die man die Aemilia nannte, die blutigsten Fehden Land und Volk zu Grunde richteten. Theodorich's System und Regierung waren, wie seine eigene Bildung, ein eigenthümliches Gemisch von Römer- und Germanenthum; ein beständiges Bestreben, mehr als der Abfindung mit ersterm, der Wiederbelebung seiner absterbenden Formen durch frischen Geist, und die Vermittelung zwischen diesem Geiste und der alten Cultur. Ein Unternehmen, welches die Kräfte des Königs und seiner Rathgeber aus beiden Nationen überstieg, aber als ein höchst merkwürdiges, politisches wie culturgeschichtliches Moment dasteht. Und während der König Ravenna, wo die Kinder Theodosius', so Honorius wie Galla Placidia, viel gebaut hatten, mit großartigen Werken schmückte, welche eine Aneignung des Stils der spätrömischen Zeit unter fortschreitender Vergröberung des Details an den Tag legen, sorgte er für die Erhaltung und theilweise selbst für die Herstellung der römischen Monumente, die er durch besondere Wächter gegen die Zerstörungssucht des römischen Volks schützen mußte, gegen welche schon vor dem Untergange des Westreichs harte Strafen ankämpften: jener Monumente, auf welche sich manche der Edicte beziehen, durch die des Gothenkönigs römischer Minister M. Aurelius Cassiodorus gleichsam einen letzten Sonnenblick auf eine in Nacht versinkende Welt leuchten ließ.

Das Rom der Zeit Theodorich's bot seltsame Contraste dar. Zweispaltige Papstwahlen mit Schisma und wüsten Parteikämpfen neben zähem Festhalten an heidnischen Traditionen im Streite um die Lupercalischen Feste und leidenschaftlichem Antheil an den erlöschenden Circensischen Spielen; Freigebigkeit des arianischen Herrschers gegen die katholische Kirche und Ausbrüche der Volkswuth wider die Juden; hohes Ansehen des Senats, in welchen, nach der Verminderung der vornehmen Familien durch die vorausgegangenen Unglücksfälle und Kriege, manche neuere aufgenommen worden waren, und factische Theilnahmlosigkeit desselben am politischen Regiment, welches eine unter römischen Formen versteckte Militärherrschaft war. Nebenbei die alte Eitelkeit, Unthätigkeit, Ruhelosigkeit des Volks, dessen Verarmung die altherkömmlichen Lebensmittelvertheilungen zu Hülfe kamen, ein neues Kapitel in der Geschichte jenes auf falschen ökonomischen und Humanitätsprincipien beruhenden Verpflegungssystems, das sich in veränderter Gestalt bis auf die neueste Zeit fortgeschleppt hat. Rom trug die Spuren des Alters an sich. Schon waren, abgesehen von den verlassenen Tempeln, manche der Bauten der Stadt in schlechtem Zustande. Schon wankte das Pompejustheater, schon verödete die zu umfangreiche Palatinische Kaiserburg, in welcher der Gothenkönig einkehrte, schon verfiel der Circus Maximus, obgleich er noch zu Spielen diente. Seit Alarich's Erstürmung war der Pincianische Palast bei den Sallustischen Gärten eine Ruine. Andere Werke waren unversehrt. Im Flavischen Amphitheater fanden Thierkämpfe statt, und das Trajanische Forum, das schönste der Stadt, prangte in vollem Glanze. Zu den großen Basiliken, deren Zahl auf sieben stieg, hatten sich 28 Pfarrkirchen gesellt, von denen der Cardinalstitel sich herschreibt, anderer Kirchen und Kapellen nicht zu gedenken. So war es um das Jahr 500, als Theodorich Rom besuchte.

Die 30 Jahre guter, verständiger, gerechter Herrschaft, der besten, welche, unter Berücksichtigung der veränderten Umstände, der Stadt seit den Zeiten der großen Kaiser des 2. Jahrhunderts zu Theil geworden, vermochten dennoch die tiefliegende Antipathie zwischen Römer- und Germanenthum nicht zu besiegen. Der erste unter den patriotischen Geschichtschreibern Italiens unserer Zeit, Cesare Balbo, spricht es aus, schon in Theodorich's letzten Jahren habe dem prächtigen Gothenreich, außer Italien einen Theil Südfrankreichs, Süddeutschland und Ungarn umfassend, Sturz gedroht „wegen der unzeitigen Erinnerungen und der unverständigen Anhänglichkeit der Ita-

liener an den Namen und den Rest des Reichs, an welchem doch sehr wenig übrig geblieben war von Italisch-römischem". Manche Jahre nach Theodorich konnte König Totila den Römern mit vollem Rechte vorhalten, wie ganz anders als die Griechen seine Nation und seine Vorfahren mit Rom und Römern verfahren seien. Aber es waren innere nicht zu bewältigende Contraste. Der Unterschied der Abhängigkeit von einem barbarischen, d. h. fremden König, und von dem Kaiser, wie er, in der Idee des römischen Volks bestehend, manche der damaligen wie nachmaligen Erscheinungen erklärt, ist nirgends kürzer und schärfer bezeichnet worden, als in einem Sendschreiben Gregor's des Großen: „Hoc namque inter reges gentium et reipublicae imperatores dictat, quod reges gentium domini servorum sunt, imperatores vero reipublicae domini liberorum." Und um dieser Idee willen waren die Römer geneigt, sich unter das byzantinische Joch zu begeben, d. h. unter ein sogenannt römisches Imperium, in welchem der altrömische Staatsbegriff vom orientalischen Despotismus überwuchert war. Auf beiden Seiten ein verhängnißvoller Irrthum. Derjenige, an welchem die Gothen in Italien scheiterten, ist von unserm Verfasser glücklich charakterisirt worden, wo er bemerkt, wie sie, die politischen Traditionen des Reichs mit zu großer Ehrfurcht achtend, in einer Zeit, wo es unmöglich war, den Staat anders zu begreifen als unter den römischen Einrichtungen, mit den ausgelebten Formen des alten Staatswesens, mit der Nationalität und Religion der Italiener in verderblichen Widerspruch geriethen und untergingen, weil sie das Alterthum nicht durch eine neue Lebensform zu bewältigen vermochten.

Theodorich's letzte traurige Jahre lasteten schwer auf Rom, so politisch wie religiös, so wegen der byzantinischen Gelüste des Senats wie wegen des von Konstantinopel aus angeregten Conflicts des Katholicismus mit dem Arianismus. Es war vergebens, daß der Sterbende (526), das kommende Unglück voraussehend, die Versöhnung zwischen Römern und Gothen anstrebte: der Widerstreit unter den letztern selbst, zwischen den romanisirten und den nationalen Gothen, beschleunigte den Fall des Reichs. Innere Streitigkeiten und Thronkampf erleichterten das Unternehmen Belisar's, des großen Feldherrn Kaiser Justinian's, der 10 Jahre nach Theodorich's Tode das von den Gothen in unerklärlicher Verblendung aufgegebene Rom nahm. In der langwierigen fruchtlosen Belagerung der Stadt durch Vetigas (537—38) erschöpfte sich die wiederbelebte Kraft des im Lager vereinten gothischen Volks, das zum dritten male sich erhob, als die byzantinische Herrschaft schwer auf den eingeborenen Italienern lastete. Vor Belisar's Augen nahm Totila Rom (546), unter schlimmster Beschädigung der Stadt an ihren Mauern und an den zweimal durchbrochenen Linien der Wasserleitungen, nicht aber anderer Gebäude, und unter ärgster Verödung und Verarmung. Und von den Gothen als halbe Einöde zurückgelassen, gleichsam als lohnte es sich nicht mehr ein Trümmerfeld zu vertheidigen, von Belisar wieder besetzt und nothdürftig befestigt, nach seiner Abberufung nochmals durch Totila genommen, sah die Stadt einen Theil ihrer Bewohner zurückkehren, sah die letzten Spiele im altersgrauen Circus, bevor sie, in den letzten Kämpfen zwischen Gothen und Griechen, neue Wechsel und neues Elend erlebte. Gegen Belisar's Nachfolger Narses unterlag Totila (552). Seiner hohen Tapferkeit ungeachtet, ist er nicht, wie unser Verfasser möchte, mit Theodorich zu vergleichen, weil nicht Gründer und Regierer eines Reichs, sondern kaum anderes als der unerschrockene Führer eines für seine Existenz kämpfenden Kriegerstamms in fremdem Lande. Und Tejas, der letzte König dieses tapfern Volks, verlor, nicht lange vor seinem Untergange in blutiger Schlacht auf den Feldern am Fuße des Vesuv, Rom nochmals an die Griechen: die fünfte Belagerung in wenigen Jahren, bei welcher, anderer Verheerungen nicht zu erwähnen, der Statuenschmuck des zur Burg umgeschaffenen Hadrianischen Mausoleums in Trümmer ging, nicht von den Gothen zerschlagen, sondern von den Griechen. Eine Zeit von 17 Jahren, von 536—553, von Belisar's Einzug bis zu Tejas' Falle, die furchtbarste, welche die Stadt je erlebt hatte und erleben sollte. Eine Zeit, in welcher das Unglück Schlag auf Schlag sich über Rom entlud, Krieg, Hunger, Seuche, Feuer um die Wette wütheten — eine Zeit, in welcher alle von Theodorich geschonten oder hergestellten Einrichtungen der von Cassiodor ein Wunder im großen und ganzen genannten Stadt untergingen, der Senat factisch erlosch, die Mehrzahl der patricischen Familien verarmten oder ausstarben oder in die Fremde verschlagen wurden, die Gebäude größtentheils verfielen, Rom einmal von Einwohnern entblößt stand und die Campagna eine von Trümmerlinien durchzogene, menschenleere Wüste war. Für den römischen Bischofstuhl, statt der Toleranz eines arianischen Herrschers, welche das engere Anschließen der katholischen Bevölkerung an ihr kirchliches Oberhaupt förderte, gefahrvolle Conflicte und ebenso gefahrvolle Einmischungen durch Wahlzwang, Absetzungen, Berufungen nach Byzanz; Uebelstände, durch welche einzelne günstige Verfügungen, namentlich in Bezug auf ausgedehntere Jurisdiction in städtischen Dingen, wie auf eximirten Gerichtsstand, wol aufgewogen wurden. Endlich, nach vollendeter Wiedereroberung Italiens, drohende Abhängigkeit von einer in theologische Fragen gern sich einmischenden, der Pontiferwürde zu sehr sich erinnernden Kaisergewalt, welche nur durch den fernern Verlauf der italienischen Geschichte gehindert ward, die abendländische Kirche gleich jener des Morgenlandes zur Staatskirche zu machen. Das Bestätigungsrecht der Wahl des römischen Bischofs, welches Odoacer im Jahre 483 zuerst in Anspruch genommen, ging auf den byzantinischen Kaiser über.

Solcherart waren, beim Ausgange des furchtbaren gothischen Kriegs, die Zustände Roms, in denen sich die Zustände des größten Theils von Italien spiegelten, das, getäuscht in der Hoffnung auf Wiederherstellung des abendländischen Imperiums, byzantinische Provinz war und blieb, während das enttäuschte Volk klagte, unter den Gothen sei ihm weit wohler gewesen als unter den Grie-

chen. Anfangs stand diese Provinz unter dem Besieger der Gothen, Narses, als Statthalter in Rom, welcher Stadt ein Edict Kaiser Justinian's vom Jahre 554 manche, zum Theil wirkliche, zum Theil aber wol illusorische Vergünstigungen gewährte. Dann, nach Abberufung und Tod (564) des Greises, regierte ein Statthalter, Exarch, in dem für die Verbindung mit dem Orient bequemer gelegenen Ravenna. Von diesem hing der Präfect von Rom ab, als Haupt der kaiserlichen Civilbehörde; wann der Militärchef, als Dux eines Ducatus Romanus, aufgetreten, ist vor dem Anfang des 8. Jahrhunderts nicht zu ermitteln. Die rechte Bedeutung des Ducatus stellt sich erst dann heraus, nachdem der Einfall und die Fortschritte der Longobarden die bei dem Untergange der Gothen noch bestehende kaiserliche Provinzialeintheilung factisch umgestoßen hatten.

Blicken wir nun noch auf die bauliche Thätigkeit in Rom in der gothischen Epoche, so tritt uns in den ruhigern Jahren manches entgegen, abgesehen von der schon erwähnten Vorsorge des großen Königs. Die merkwürdige Rundkirche des heiligen Stephan, vielleicht einst Tempel des Claudius, Santa-Bibiana, fern auf dem östlichen Esquilin, waren zur Zeit Papst Simplicius' (467—483) entstanden; Oratorien, Mausoleen, Xenodochien, Brunnen und andere Bauten bei St.-Peter, vielleicht die erste Anlage des vaticanischen Palastes, unter Symmachus (498—514), zugleich mit der Kirche St.-Martin's bei den Trajanischen Thermen, über einem unterirdischen, dem heiligen Sylvester zugeschriebenen Oratorium, und mit jener des heiligen Pancratius vor dem Janiculensischen Thore. Die interessante Kirche der Heiligen Cosmas und Damian, von Felix IV. (526—530), war nicht nur die erste auf dem Forum Romanum, sondern überhaupt die erste Kirche, wozu antike Tempelbauten verwandt wurden; mit ihrem prächtigen Musiv, dessen majestätische Gestalten, nicht von Goldgrund, sondern von rosigen Wölkchen auf dunkelblauem Aether umflossen, eins der schönsten Beispiele der Hinübertragung der Traditionen der alten in die christliche Kunst sind. Nach beendigtem Gothenkampf, unter Pelagius und Johann III. (555—574), entstand die heute den Aposteln gewidmete, gänzlich umgebaute Kirche an der Via Lata.

Mit der Einrichtung des Exarchats, mit dem dauernden Scheiden der Reichsherrschaft von der verödeten Hauptstadt, schließt die zweite Abtheilung von Roms mittelalterlicher Geschichte, wie der erste Band des vor uns liegenden Werks. Es ist ein großartig tragisches Gemälde, welches dasselbe vor uns aufrollt: es würde unsaglich traurig sein, bliebe nicht, abgesehen von dem zeitweiligen Wiederaufleben Roms unter der Regierung des Stifters des Gothenreichs, inmitten der dunkelsten Partien das nicht schwindende Licht, die Verheißung der Entwickelung, mit der Kirche und durch dieselbe, einer neuen Civilisation aus und auf den Trümmern derjenigen, mit welcher Theodorich vergebens ein Abkommen suchte und deren Ohnmacht die byzantinische Herrschaft besiegelte. Ob dies in der Darstellung immer gehörig hervorgehoben worden, steht in Frage; was derselben in Bezug auf die Charakterisirung der Einwirkung des religiös-kirchlichen Elements abgeht, ist schon angedeutet worden. Sonst ist diese Darstellung beredt, lebendig, anregend, nicht selten ergreifend, besonders glücklich in der Verknüpfung des Historischen mit dem Lokalen, wie der Gegenstand es an die Hand gab und wodurch die Erzählung wesentlich an Anschaulichkeit, das Colorit an Wahrheit und Frische gewinnt. In den Partien namentlich, wo die, wie man weiß, theilweise noch immer sehr dunkle Topographie der Stadt in ihrem Uebergange ins Mittelalter in Betracht kommt, begegnen wir den Ergebnissen fleißiger Forschung in ansprechender Form, wovon nur die etwas unorganisch hingestellte Untersuchung über die alten Titelkirchen der Stadt eine Ausnahme bildet. Die nothwendige Umgrenzung einer Stadtgeschichte bringt insofern einige Ungleichheit in die Darstellung, als Dinge, welche sich nicht speciell auf Rom beziehen, aber zum Zusammenhange nothwendig sind, nur in der Kürze berührt werden konnten, sodaß man z. B. bei den letzten Kaiserzeiten jene harmonische Ausführung vermißt, welche, von Albert de Broglie's großem Werke nicht zu reden, Amedée Thierry's nicht tadelfreie, aber interessante und anschauliche Gemälde aus dem 4. bis 5. Jahrhundert haben, während man um die Gothenzeit gehörig zu verstehen wohl thun wird, in Manso's tüchtige, vom Verfasser nicht erwähnte Arbeit und in die betreffenden Theile von Cesare Cantu's „Storia degli Italiani" einen Blick zu werfen.

Alfred von Reumont.

Gottfried Christoph Beireis.

Nachrichten über Gottfried Christoph Beireis, Professor zu Helmstedt von 1759—1809. Gesammelt durch Karl von Heister. Mit Illustrationen. Berlin, Nicolai. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem Charakter dieses berühmten Mannes haben sich zwei ganz verschiedene Naturen Geltung verschafft. Die eine erstrebte das Edle, Wahre und Schöne mit einer lodernden Begeisterung, während die andere sich im phantastischen Uebertreiben und verschmitzten Bemänteln der Wahrheit gefiel. Er war ein Gelehrter von ebenso umfangreichem als gediegenem Wissen, ein Arzt von genialer Begabung in der Beurtheilung und Behandlung der Krankheiten. Aber er war auch ein Aufschneider, ein Windbeutel, ein Charlatan erster Größe. Es ist ein psychologisches Problem, wie der Geist des Menschen zwei so heterogene Seiten haben könne und für ihre Ausbildung ein halbes Jahrhundert hindurch ganz gleichmäßig stark gewirkt habe. Findet man nun auch in der übergroßen Eitelkeit des Mannes den Hauptschlüssel zur Lösung des Räthsels, so bleibt es doch sehr interessant, aus zuverlässiger Quelle zu erfahren, wie ein so wunderlicher Charakter sich hat bilden und so lange erhalten können. Und gerade in diesem Punkte fesselt das vorliegende Buch seine Leser. Es legt mit Recht das meiste Gewicht auf den ersten Charakterzug, stellt aber auch den zweiten nirgends unter den Scheffel.

Beireis' Leben ist schon oft beschrieben, aber auch zugleich sehr verschieden beurtheilt worden. Der eine geht sogar so weit, ihn mit Thales zu vergleichen, weil er es vorgezogen habe, sein reiches Wissen nur durch das unmittelbare lebendige Wort zur Mittheilung zu bringen; der andere erkennt in ihm einen zweiten Paracelsus; der dritte wirft ihn in die Klasse der verschrobenen und verrufenen Zopfhelden Athanasius Kircher, Mesmer, Cagliostro. Sie haben alle nicht ganz unrecht, indeß leiden doch diese Urtheile an zu einseitiger Auffassung des ganzen

Menschen. Darum läßt es sich nur mit Dank anerkennen, daß unser Biograph mit seinem Urtheil sehr zurückhält und überall bemüht ist, objective Thatsachen aufzustellen, wonach sich der Leser das richtige Lebensbild selbst zusammenstellen kann. Dadurch ist nun eine ganz vortreffliche Würdigung des Mannes entstanden, der in der That große Verdienste hat. Eine solche Auffassung und Vorführung that besonders in unserer Zeit noth, wo leichtfertige Romanschreiber schon Jagd darauf gemacht haben, die übertriebenen Sagen auszubeuten und in noch übertriebenerm Maße zur Anschauung zu bringen.

Beireis ist am 28. Februar 1730 zu Mühlhausen geboren. Heister weist dies aus dem Kirchenbuche von St.-Blasius dieser ehemaligen Freien Reichsstadt nach, wo niedergeschrieben steht, daß dem Kammerschreiber Johann Christian Beireis am 2. März ein Sohn Gottfried Christoph getauft sei. Man habe in Mühlhausen den altherkömmlichen Gebrauch gehabt, die Kinder am zweiten Tage nach der Geburt taufen zu lassen. Es werden auch Nordhausen und Goslar als Geburtsorte angegeben, man ist sogar im Geburtsjahre und in den Taufnamen verschiedener Ansicht, indeß möchte die Heister'sche Angabe doch wol am meisten Glauben verdienen.

Die speciellere Familiengeschichte verfolgen wir nicht weiter und bemerken nur, daß Beireis sich schon als Kind und Knabe vor seinen Geschwistern und Gespielen auszeichnete. Er besaß ein rasches Fassungsvermögen und ein staunenerregendes Gedächtniß, sein Denken war voll Leben und seine Empfindung beständig bis zur Reizbarkeit gespannt. Dabei zeigte er aber doch ein ernstes, viel mit sich selbst beschäftigtes äußeres Verhalten. Er entwickelte schon früh eine Energie im Wollen und im Verfolgen eines bestimmt vorgesteckten Ziels. Sein Wahlspruch blieb durchs ganze Leben hindurch, daß dem Menschen alles zu erreichen möglich sei, was er vernunftgemäß wolle. Im Jahre 1738 ward er auf das Gymnasium zu Mühlhausen geschickt, auf dem er in zwölf Jahren von der Octava an alle Klassen durchmachte. Er war der Liebling der Lehrer und verdankt sein vortreffliches Latein dem Rector Bötger dieser Anstalt. Der Drang nach Wissen beherrschte ihn schon in seiner Jugend und hat ihn später nie verlassen. In einem Gedicht zum Jubiläum heißt es im Hinblick auf die Minerva:

> Noch ein Knabe, folgt' er ihren Spuren,
> Sie vor allem lag ihm stets im Sinn,
> Suchte sie in Wäldern, auf den Fluren,
> Gab für sie der Kindheit Spiele hin.

Die Neigung zu den Naturwissenschaften und besonders zu der Medicin gewann die Oberhand, obgleich der Vater es lieber gesehen hätte, wenn er Richter geworden wäre. Man erzählt, daß Beireis in seiner Jugend Blut gespien und einst bei einem Duell eine heftig blutende Armwunde erhalten habe, daß er sich aber in beiden Fällen selbst curirt habe, mit Hülfe eines von ihm erfundenen Spiritus und blutstillenden Pulvers. Im Jahre 1750 bezog er die Universität Jena. Hier suchte er seinen Geist recht vielseitig auszubilden, trieb viel Chemie und war vielleicht im stillen damit beschäftigt, das Goldmachen zu erfinden. Nach drei Jahren begab sich Beireis auf Reisen. Dieser Punkt des Lebens ist in ein eigenthümliches Dunkel gehüllt. „Das erste Jahr", sagt der Verfasser, „soll er mit einem Hrn. von Breitenbach gereist sein, dann allein und auf eigene Kosten. Spanien, Frankreich, Holland, Italien werden als besucht genannt, selbst Aegypten, wo auch Cagliostro die Geheimnisse seiner ägyptischen Maurerei von Pyramidenpriestern erhalten haben wollte. Für die Reisen wird geltend gemacht, daß er eine so genaue Lokal- und Personalkenntniß nicht durch Bücher habe erlangen können; dagegen, die geringe Kenntniß lebender Sprachen. Vom Italienischen verstand er kein Wort, das Französische sprach er sehr schlecht. Nach der Occupation verwaltete der humane Mortial Daru (der Jüngere) das Braunschweigische. Als er mit seiner Gattin und einigen französischen Herren Beireis einen Besuch machte, setzte die Sprachungewandtheit des letztern in Verlegenheit. Uebrigens schrieb dieser das Französische correct wie der handschriftliche Nachlaß ergibt." Im September 1756 traf zu Mühlhausen von Langensalza eine Estafette ein und meldete die Ankunft des von Reisen zurückkehrenden Beireis. Die Schwester hat noch lebenden Verwandten erzählt, daß sie ihren berühmten Bruder eine Kiste habe öffnen sehen, welche mit schöner rother Farbe gefüllt gewesen sei; auch habe sie Goldbarren bei ihm gesehen. Er wandte sich jetzt nach Helmstedt, um seine unterbrochenen Studien der Medicin fortzusetzen. Hier ward ihm der berühmte Lorenz Heister Lehrer und eifriger Gönner. Als 1759 der Lehrstuhl der Physik durch den Tod des Professors Krüger erledigt war, wurde Beireis zur Wiederbesetzung ausersehen. Er war weder Privatdocent noch Extraordinarius gewesen und war noch nicht einmal zum Doctor promovirt. Dies letztere wurde acht Wochen nach seiner Ernennung noch nachgeholt. Zwei Jahre später ward Beireis vom Herzog Karl zum Professor der Medicin ernannt, wobei er auch einige Wochen später erst den Doctor machen mußte. So wurde er in rascher Folge auch Professor der Chirurgie, der Botanik, Chemie u. s. w.

Der Verfasser malt uns nun das steife, pedantische Bild eines Professors einer deutschen Universität des 18. Jahrhunderts und bemerkt dann, daß Beireis gerade das Gegentheil war. Er läßt ihn als Neuerer, als Revolutionär auftreten. „Er ist hübsch, vermögend, von eleganter Weltmanier. Ihn hebt die Gunst des Fürsten, ihn stützen glänzende Kenntnisse und zwar in dem wenig bearbeiteten Fache der Naturwissenschaft. Da erhebt er die kühne Hand gegen das Symbol des Magisterthums, gegen die Perrüke. Die eigenen Haare im Toupet, den Haarbeutel im Nacken, so wagt er das Katheder zu besteigen. Die Schere, welche Kopf und Zopf trennte, machte einen Riesenschritt in die Culturgeschichte. Mit der Alonge wurde ein Jahrhundert zu Grabe getragen." Beireis ging aber noch weiter, er hielt ganz freie Vorträge, welches ebenso scharf gegen die herkömmliche Würde eines Professors verstieß. Er schlief nur drei Stunden von 12—3 Uhr, aß sehr mäßig, um einen verlangsamten Stoffwechsel zu erzielen, wonach sich zugleich der Bedarf nach Schlaf verminderte. Von den 21 Stunden, welche er täglich lebte, verwendete er 13 zu Vorlesungen von 5 Uhr morgens bis 12, und nachmittags von 1—7 Uhr. Wahrscheinlich liegt in dieser von ihm selbst angegebenen riesenhaften Amtsthätigkeit eine große Portion Uebertreibung. Die Wirksamkeit Beireis' als Professor der Naturwissenschaft war encyklopädisch. Er mußte noch das Ganze der Natur zur Anschauung seiner Zuhörer bringen. Er war begeistert für sein Fach und verstand es, den Enthusiasmus der Studenten zu erwecken. Für das Ausarbeiten von steifen Collegienheften verbrauchte er gar keine Zeit. Er trug alles im Kopfe, selbst das, was er seinen Zuhörern in die Feder zu dictiren hatte. So kam es denn auch, daß er viel Frembartiges mit in seine Vorträge hineinzog. „Er kam vom Hundertsten in das Tausendste, oft auf Allotria, verschmähte weder Witz noch Satire, weder Anekdote noch Schnurre, sodaß das Auditorium oft vom homerischen Gelächter der Studenten schütterte. Ein Beweis des ungeheuern Gedächtnisses war, daß man zwar im Laufe der Zeit dieselbe Geschichte zweimal zu hören bekam, daß sich aber Beireis nie in einem Semester mit irgendwelcher Anführung oder Bemerkung wiederholte. Er citirte aus dem Kopfe bis auf die Seitenzahl griechische Autoren wörtlich. Er war höchst lebendig und konnte selbst heftig werden, wenn es der Bekämpfung einer irrigen Lehre galt." Zuweilen wurde er sich aber auch seiner Ausschweifungen bewußt, dann suchte er sich damit zu rechtfertigen, daß er dem Uebersprudeln der Fülle seines Wissens nicht immer ganz Herr bleiben könne, daß er aber durch das präcise Anfangen seiner Collegien, durch das Wegfallen des Räusperns, des Schnupfens u. s. w. seinen Herren Zuhörern einen nicht unbedeutenden Zeitgewinn bringe, von dem es ihm wol erlaubt sein dürfte, eine kleine geistige Extravaganz zu machen. Die Ansicht der Studenten war, daß sie recht viel bei Beireis lernten, aber wenig von dem, wofür sie das Honorar gezahlt hatten. Er war immer jugend-

lich frisch und begriff und nährte den freien Sinn der Studenten, daher blieben sie ihm auch beständig treu mit ihrem Beifall. Sein Collegium der Physik und Chemie war immer das besuchteste auf der ganzen Universität.

Als praktischer Arzt war er weit und breit sehr geschätzt und gesucht. Der ganze Mann in seiner unabänderlichen Beständigkeit, mit seinem geistvollen menschenfreundlichen Blick, mit seiner immer auf Wahrheit gestützten innern Zufriedenheit und Heiterkeit sei, bemerkt der Verfasser, ein Arzt gewesen, wie man ihn habe nur wünschen können. Sein Heilverfahren hatte sich frei gemacht von allen beengenden Schranken, von allen steifen Regeln. Er wußte bei dem Kranken Vertrauen auf seine Kunst zu erwecken und forderte dann unbedingten Gehorsam im Gebrauch der verordneten Mittel, vor allem in der Diät. So konnte er die Wiedergenesung des Patienten sogar auf den Tag vorher angeben, was dann wieder psychisch heilsam auf den Leidenden zurückwirkte. Wir wollen nun aus der ärztlichen sehr glücklichen Thätigkeit Beireis' nur eine näher zur Darstellung bringen, die vollkommen ausreichen wird, das rechte Licht auf den Mann zu werfen. Der berühmte Rechtsgelehrte Franz Dominicus Häberlin zu Helmstedt, ein entschiedener Gegner Beireis', weil dieser ohne Doctor zu sein eine Professur erhalten habe, war einst sehr gefährlich krank. Als Beireis davon hörte, sagte er: „Es ist gewiß, daß Häberlin sterben muß, er wird ganz falsch behandelt, die Herren kennen weder die Krankheit noch seine Natur; ich garantire sein Leben, wenn ich ihn heute noch zur Behandlung bekomme." Ein Freund Häberlin's, der diese Aeußerung gehört hatte, fragte Beireis, ob er wol geneigt sei den Kranken zu besuchen, worauf dieser antwortete, daß dies seine Pflicht sei, er müsse zu jedem gehen, der seine ärztliche Hülfe verlange. Der Freund bewirkt, daß Beireis gerufen wird. Dieser beginnt die Cur und führt sie in sehr kurzer Zeit glücklich zu Ende. „Der Verleger zu Häberlin's Reichsgeschichte war auch angekommen, in großer Noth, daß das Buch unvollendet bliebe. «Der wird Ihnen noch mehr schreiben als Ihnen lieb sein wird», sagte Beireis im prophetischen Geiste; denn das Werk enthält einige dreißig Bände. Der nächste Band nach der Krankheit wurde Beireis mit vieler Dankbarkeit wegen Lebensrettung dedicirt, und blieb Häberlin bis zum Tode, der in den achtziger Jahren erfolgte, der Freund und Verehrer von Beireis."

Beireis besaß einen unwiderstehlichen Hang zu Sammlungen aller Art. Er hatte in dieser Hinsicht Außerordentliches erreicht. Die Sammlungen waren für den Arzt, Naturforscher, Kunstfreund und für jeden Gebildeten anziehend und belehrend und hatten einen europäischen Ruf. Der Verfasser bespricht diesen Gegenstand mit besonderer Ausführlichkeit, weil darin die eigentliche Quelle zu Beireis' Charlatanerie liegt. Er läßt Augenzeugen urtheilen. Aus dem Tagebuche des Hofraths Böttiger, der Beireis 1793, 1794 und 1799 besuchte, gibt er sehr interessante Mittheilungen. Wir wollen einiges davon Platz finden lassen. „Nie hatte ein Mann weniger Ursache, ein Charlatan zu sein, und nie gab es einen größern Charlatan bei so vielem reellen Fonds. Er besitzt außerordentliche Reichthümer, theils in baarem Gelde, theils in vortrefflichen Sammlungen. Das Unbegreifliche bleibt immer, woher er, der Sohn eines nicht allzu bemittelten Bürgermeisters zu Mühlhausen, diese Schätze genommen habe. Die gewöhnliche Tradition war vordem, er sei ein Adept und könne Gold machen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß er allerlei chemische Arcana besitzt und besonders für eine von ihm erfundene Zubereitung des Zinnobers von den Holländern große Summen erhalten haben soll. Bleibt nun gleich diese Hypothese unstatthaft, so ist man doch nicht im Stande, eine bessere an die Stelle zu setzen. Man müßte denn annehmen, was auch schon einige behauptet haben, daß er in heimlichem Zusammenhange mit den Jesuiten stehe und einen großen Theil seiner Schätze nur als Fideicommiß besitze. Er ist nie verheirathet gewesen, hat stets auch nur einen einzigen Bedienten um sich gehabt und lebt für seine Person sehr frugal, daß er auch jetzt, in seinem zweiundsiebzigsten Jahre, selten mittags etwas anderes als ein paar Zwiebeln (wahrscheinlich Zwieback) genießt, die er auf der Straße während der Krankenbesuche ißt. Er liest als ein wahrer Pansophus nicht allein alle Collegia seiner Facultät, sondern auch noch Logik und Metaphysik und was sonst noch die Studenten von ihm verlangen mögen, sodaß er täglich acht bis zehn Collegien liest. Er hat die größte Praxis in und um Helmstedt und kommt zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht. Da sein fixer Gehalt vom Herzog gegen 1000 Thaler beträgt, er auch alle Collegia in der Regel bezahlt nimmt und eine so ausgedehnte Praxis und für sich gar keine Bedürfnisse hat, so würde sich daraus vielleicht vieles in Betreff seiner Reichthümer erklären lassen. Auch weiß man, daß wer nur einmal zu sammeln anfängt, oft umsonst oder durch Umtausch eine Menge Dinge erhält, die einem andern sehr theuer zu stehen kommen." Dann wird darauf aufmerksam gemacht, daß Beireis nichts weniger als geizig gewesen sei, er habe den kranken Armen sogar noch Geschenke in Gold gemacht und sei ein sehr liebenswürdiger gastfreier Wirth gewesen. Habe es sich um den Ankauf eines Gegenstandes für seine Sammlung gehandelt, so habe er meistens ganz ungemessene Commission gegeben. Dadurch erhielte indeß das Problem eine immer größere Schwierigkeit zur Lösung, nämlich das Problem, woher Beireis das viele Geld erhalten habe. „Da ich schon früher und auch jetzt noch in Braunschweig und Helmstedt so viel von der abscheulichen Großsprecherei des Mannes gehört hatte", fährt Böttiger in seinem Tagebuche fort, „so ging ich mit der vollen Erwartung zu ihm, einen heftig declamirenden und vordemonstrirenden Charlatan zu finden. Wie sehr fand ich mich getäuscht, als ich in sein Gastzimmer geführt worden war und nun einen langen hagern Mann, sehr einfach und antik gekleidet, mit einem weißgepuderten Perrückchen auf dem Kopfe zu mir herantreten und ohne alles Geräusch und Anmaßung sich mir gegenüber an ein Kaffeetischchen setzen sah, wo er mir die für jeden Fremden sogleich bereite Chocolade einschenkte, während er eine Tasse Kräuterthee trank. Sein schmales, in den Wangen eingefallenes blutloses Gesicht verdient noch eine eigene Schilderung in Lavater's Physiognomik. Mir war es der wahre Abdruck eines Rosenkreuzers. Da ich ihm einen Brief von der Demoiselle Resewitz zu übergeben hatte, welche, wie ich nun hörte, mit ihm wegen Juwelen in Unterhandlung stand, die eine ihrer magdeburger Freundinnen bei ihm hatte tariren lassen, so gab dies die nächste Veranlassung zu unserer Unterhaltung, wobei sich der Mann so sanft, gelassen und bescheiden ausdrückte, daß ich schon im Geiste anfing, ihm den Verdacht abzubitten, den ich aus so vielen Erzählungen geschöpft hatte." Er ward aber bald eines Andern belehrt. Böttiger wünschte die Sammlung des merkwürdigen Mannes zu sehen. Darauf ward ihm bemerkt, daß dies einen großen Aufwand von Zeit in Anspruch nehmen würde, er mußte sich daher wol mit einer kleinen Auswahl begnügen. Böttiger beschränkte sich also auf die Münzsammlung und auf die Vaucanson'schen Automaten und erlaubte sich dabei die Nachfrage, ob Beireis nicht einen catalogue raisonné über seine berühmten Sammlungen abgefaßt habe. „Dazu", erwiderte er, „habe ich bisjetzt keine Zeit gehabt, weil ich allein alle Collegien lesen muß, also von früh Morgens bis zum späten Abend. Nehmen Sie hierzu meine übrigen Berufsgeschäfte, meinen Briefwechsel, und was mir diese Sammlungen für beständige Geschäfte machen, und Sie werden leicht einsehen, daß ich keinen Augenblick Zeit zu so etwas behalte. Ich habe immer gehofft, daß ich mir einen Schüler zur Hand ziehen würde, der mich wenigstens im Collegienlesen vertreten könnte, aber vergebens. Da war mein College, der Bergrath Crell, einst ein fleißiger Schüler von mir, von dem ich schon etwas hoffen konnte. Was geschieht? Als er den Cursus bei mir gemacht hatte, fällt ihm ein, eine Reise nach England zu machen. Unterwegs verliert er mein Heft. Weg war alle Weisheit und er ergab sich dem Wind neuer Lehre. Dieser Crell hatte einen Sohn, der auch viel versprach. Ich las ihm noch zuletzt Privatissima auch über die Chemie. Er ging von hier nach Göttingen. Dort ist es, wie Sie wissen, mit der

medicinischen Facultät ganz aus. Sie haben das vorletzte mal nicht einmal den ausgesetzten Preis jemand ertheilen können. Mein Crell setzt sich hin und schreibt aus dem, was er bei mir gehört hat, etwas zusammen und gewinnt den Preis. Nun dachte ich, der wird dich einmal hier ablösen können. Vergeblich — jetzt kommt er zu Haus und stirbt an der Schwindsucht." Damit war nun Böttiger's Urtheil rasch wieder mit dem übereinstimmend, welches schon lange über Beireis festgestellt war. Bei dem Vorzeigen der vom Pastor Hahn angefertigten Rechenmaschine begnügte man sich mit einem Additions- und Multiplicationsexempel, welche die Maschine rasch und recht zu Stande brachte. Als nun Böttiger darüber eine freudige Ueberraschung an den Tag legt, so ruft Beireis ganz entzückt aus: „In Hahn war ein großer Mechaniker und dieser verdient Achtung. Da hat aber die Canaille, der Leibniz, auch so etwas erfinden wollen. Dieses hat er nur andern abgestohlen." Das wirkte wie ein Faustschlag auf Böttiger's Ohr, der sich deshalb anschickte, den von Eitelkeit aufgeblasenen plumpen Renommisten augenblicklich zu verlassen. Als Beireis dies merkte, lenkte er augenblicklich wieder ein und zeigte wie im Anfange die ruhige Besonnenheit eines vielseitig gebildeten Gelehrten. Nach dem Durchgehen der wirklich seltenen Schätze des Münzcabinets kam auch die Reihe an die Vaucanson'schen Automaten. Sie bestanden aus einem Flötenbläser und einer Ente, die in Nürnberg für eine Schuld von mehreren tausend Thalern versetzt gewesen waren und von Beireis für 6000 Thaler eingelöst wurden. Er brachte sich die beiden Gebrüder Dolner von Nürnberg mit, welche die in Unordnung gerathenen Räderwerke zu repariren hatten, wofür sie auch 2000 Thaler erhielten. Böttiger hat den Flötenspieler noch selbst in Thätigkeit gesehen. Er äußert sich darüber so: „Diese Wundermaschine sah ich jetzt noch zum Beschluß. Nachdem die Walzen, die mich Beireis sehen ließ, aufgezogen waren, begann die auf einem hohen viereckigen Piedestal stehende Maschine ihr Zauberspiel, das dadurch von allen sogenannten Flötenuhren und ähnlichen Instrumenten unendlich verschieden ist, daß die Töne wirklich durch den Hauch des Mundes in die von den Fingern beider Hände kunstmäßig regierte Flöte hervorgebracht werden. Man hat dies immer nur für eine Täuschung halten wollen. Aber so wie es sich mir darstellte, schien die Manipulation mit dem Hauche des Mundes und der Flöte selbst ihre vollkommene Richtigkeit zu haben." Die Ente sah Böttiger auch. Sie bestand aus einem mit Federn überdeckten Drahtgerippe, welches ganz das Aeußere einer Ente besaß und alle Bewegungen des Schnabels und des Halses nachahmte, auch schnatterte, schrie und fraß wie eine lebende Ente. „Vordem fraß diese Ente sogar auf dem Wasser schwimmend. Dies scheint sie aber doch jetzt verlernt zu haben. Denn davon war hier keine Spur zu sehen. Ueberhaupt ist die Sage wol nicht ungegründet, daß beide Automaten doch nicht völlig haben hergestellt werden können."

Die Hauptrolle in den Beireis'schen Aufschneidereien spielt unstreitig der große Diamant. Bei dem Besuche von Goethe wurden diesem zunächst die Abbildungen von Edelsteinen gezeigt, welche sich in dem Reisewerk von Tournefort befinden. Hierauf nahm aber der Hofrath seinen vielbesprochenen Diamant ohne alle Ceremonie aus der rechten Hosentasche. Er soll die Größe eines mäßigen Gänseeies gehabt haben, soll vollkommen klar und durchsichtig gewesen sein und seitlich nierenförmige Höcker besessen haben, lauter Eigenschaften, welche die Vermuthung an einen echten Stein vollkommen rechtfertigten. Von Schliff war keine Spur vorhanden. Die Uebereinstimmungen mit jenen Abbildungen mögen wahrscheinlich Beireis ursprünglich glauben gemacht haben, daß er einen echten Diamant besitze, und später lebte er sich so in die Idee hinein, daß er gar nicht mehr daran zweifelte, daß das blos Mögliche wirklich wahr sei. Ueber die Frage, wie der Stein zu ihm gekommen sei, gibt Beireis natürlich eine ausführliche wunderbare Geschichte; dagegen erzählt der Berghauptmann Graf von Veltheim, der Stein sei ein Geschenk von einer Familie im Magdeburgischen, bei der Beireis Hausarzt war. Der Verfasser glaubt indeß, daß hierbei eine Verwechselung mit einem andern Edelsteine stattfinde, den Beireis von dem Kriegsrath von Culemann zu Halberstadt für die glückliche Cur an dessen lebensgefährlich erkrankter Gattin 1796 zum Geschenk erhalten habe. Daß Beireis schon viel früher im Besitz des sogenannten großen Diamanten gewesen, sei bekannt. Er vermuthet darin einen emmerstedtschen Kiesel, den Beireis selbst gefunden habe. Es ist nun höchst interessant, Beireis selbst reden zu hören über diesen eingebildeten Schatz. In einem Briefe an den Superintendenten Helmuth zu Calvörde sprach sich Beireis 1809 so darüber aus: „Bisher hatte man noch immer den Diamant als eine Unterart des Kiesels angesehen, wie Ew. Hochwürden. Es ist nun aber gänzlich erwiesen, daß er gar nicht unter die Steine, sondern unter die verbrennlichen Stoffe gehört, denn er läßt sich im Feuer gänzlich verdampfen, sodaß keine Spur davon übrigbleibt, und er brennt mit dem schönsten und hellsten Lichte... Die brasilischen Diamanten sehen alle rund wie Kieselsteine aus, auch die asiatischen, besonders mein größter in der Welt, aus Sumsulpur oder Sumelpur in Bengalen, der aber fünfmal schwerer als der des Königs von Portugal, dessen Schwere in Nr. 108 des «Hamburger Correspondenten» angegeben ist. Dieser mein Stein hat die wunderbarste Krystallisation, die sonst kein anderer Stein hat, und wovon nur der König von Frankreich Ludwig XIV. zwei, aber nicht den dreißigsten Theil so groß, einem bengalischen Diamant ähnlich, besaß, die auch in Kupfer gestochen sind. Dieser mein Stein ist viel härter als die brasilischen Steine. Kleinere bengalische Diamanten, welche nie unter 10 Karat, das Karat zu 4 Gran gerechnet, wiegen, stellen zwei viereckige Pyramiden vor, welche mit ihren Basen zusammengesetzt sind, wovon in dem bekannten Diamantringe in Harbke ein natürlicher solcher Krystall zu sehen ist. Von meinem größten Diamanten sagt der jetzt in Holland noch lebende Herr von Meermann, Baron van Dalen und Ysgern in seinem holländisch geschriebenen, von Herrn Hofrath und Professor Lüders in Braunschweig in die deutsche Sprache übersetzten Buche S. 89, daß er nicht viel größer als ein Ei; nein — wahrlich, er ist viel größer und noch einmal so groß. Er hat fast alles Unglaubliche, was er in meinem Hause gesehen, nur halb so groß beschrieben, damit es nicht so sehr unglaublich scheinen möchte. So hat er auch seine Schwere nur halb so groß angesetzt, als sie von ihm gesehen worden. Selbst von dem besten Lieberkühn'schen Vergrößerungsglase sagt er, es vergrößere 36000 Millionen mal. Nein, es ist von mir in meiner Dissertation «De debilitate corporis humani» mathematisch erwiesen, daß es 64000 Millionen mal vergrößert. Von diesem meinem Diamant ist es völlig wahr, daß er nach der bekannten Bestimmungsart von allen Monarchen Europas zusammengenommen nicht bezahlt werden könne. Diesen Diamant hat keiner in Helmstedt von meinen Collegen oder den Professoren gesehen als Herr Abt Henke zu der Zeit, als ihn der verstorbene Herzog und mit ihm Prinz Heinrich aus Berlin sahen nebst dem Herrn Hofrath Fein, als welche mit im Zimmer waren." Damit kennen wir nun Beireis' Ansicht über seinen größten Diamanten. Im Jahre 1808 fragte Lichtenstein danach und Beireis entgegnete, daß er ihn vernichtet habe, da man ihn sonst zu einer unerschwinglichen Vermögenssteuer heranziehen würde; der König von Westfalen sei nicht so freundlich gegen ihn gesinnt wie das Haus Braunschweig. Eine ähnliche Ausrede gab er auch einem Neffen von ihm. Nach Beireis' Tode hat man in der That nichts von dem Steine auffinden können. Goethe, der den Stein auch gesehen, vermuthet, daß er vielleicht ein Bergkrystall sei, den man in jene Form gebracht habe. Als echter Stein hätte er einen Werth von 704 Millionen Thaler gehabt.

Beireis' letzte Lebensjahre waren vielfach getrübt. Er hatte, wie viele hervorragende Deutsche, die Französische Revolution voll freudiger Hoffnung begrüßt, war aber schmerzlich enttäuscht durch die daraus hervorgegangenen entsetzlichen Früchte. Dann war er wieder für Napoleon hoch begeistert, der jene Hydra wieder

niederschmetterte, aber auch dies verkehrte sich in bittere Wehmuth, als die Franzosenherrschaft über Deutschland einbrach. Der geliebte Landesherr Braunschweigs war von Land und Leuten vertrieben. Das neue Königreich Westfalen war unvermögend, es mußte überall auf Ersparung bedacht sein und so kam es denn, daß man daran dachte, die Universität Helmstedt aufzuheben. In den Wissenschaften gab es auch viele Revolutionen, welche Beireis unangenehm berührten. So stand er als Greis in der Welt, welche plötzlich eine ganz andere geworden war, die er nicht begreifen, nicht mehr lieben konnte. Nur einmal blickte die Sonne mit freudigem Strahl auf den bekümmerten Alten. „Er hatte die Jubiläumsfeier zum Herbst 1809 am Schlusse des neunundneunzigsten Semesters erwartet. Sie fand mit der allgemeinsten und freudigsten Betheiligung schon am 29. Mai statt und galt sowol der halbhundertjährigen Doctorwürde als der Professur von gleicher Dauer. Um 10 Uhr holten ihn die Dekane nach der Consistorialstube ab, wo sich die akademischen Lehrer und Beamten, dann die angesehensten Einwohner versammelt hatten. Der festliche Zug bewegte sich nach dem großen Auditorium im Juleum, wo er mit Musik empfangen wurde. Hier waren alle Räume von Dankbaren gefüllt, die fernher herbeigeeilt waren. Professor Wideburg hielt die Festrede und huldigte, ohne alle Gelegenheitsschmeichelei, so recht von Herzen dem wahren Verdienste." Die Feier war groß und glänzend, aber nicht frei von ernster Wehmuth. Der Abt Henke, der eifrigste Kämpfer gegen die Feinde der Universität Helmstedt, war kürzlich gestorben: das war ein harter Verlust, Helmstedts Schicksal sah man jetzt für entschieden an.

Im September 1809 brach eine epidemische Gallenruhr über Helmstedt herein und forderte in kurzer Zeit zahllose Opfer. Der achtzigjährige Beireis bewährte auch hierbei seinen menschenfreundlichen Amtseifer. Er war Nacht und Tag auf den Beinen. Plötzlich ward er aber selbst von der pestartigen Krankheit überfallen. In der Apotheke erschrak man über die „riesigen, fast widersinnigen Mittel", welche er sich selbst verschrieben hatte. Am 16. September war er seines nahen Todes gewiß. Er versuchte es eigenhändig, ein Testament aufzusetzen, mußte aber zuletzt die Hülfe des Tribunalraths Topp in Anspruch nehmen, weil ihn die Kräfte verließen. „Von seinem Tode überzeugt, wies der Kranke jeden Beistand zurück, auch besondere Pflege, Nachtwachen, Besuche. Ohne Schmerzen, nur mit Gott und sich selbst beschäftigt, erwartete er heiter (?) und in höchster Seelenruhe den Tod, welcher am Morgen des 18. September erfolgte."

Das Werk ist auch noch mit zwei Porträts von Beireis und einer Abbildung der Wohnung des berühmten Mannes geschmückt. Der Verfasser hat überhaupt dahin gestrebt, seine Biographie so vollständig wie nur möglich zu machen, wofür ihm gewiß recht viele Leser Dank wissen werden.

Heinrich Birnbaum.

Oberbairische Bauernromane.

1. Durch Irren zur Einsicht. Ein Sittenbild aus dem südbairischen Volksleben unserer Tage von Clemens Steyrer. Zwei Bände. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1861. 8. 2 Thlr.
2. Das Schwalberl. Ein Bauernroman aus dem oberbairischen Gebirg von Hermann Schmid. München, Fleischmann. 1861. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das wunderbare, uns kaum noch begreifliche Pathos, das in unserer großen classischen Zeit alle Schichten des Volks begeisterte und erwärmte, ist längst verschwunden. Nur wo das Ereigniß unsere matte Phantasie galvanisirt, wo das Sonderbare sie kitzelt, wo die Zuthat philosophirender Untersuchung ihr den grübelnden Verstand zu Hülfe bringt, oder endlich, wo die Lieblichkeit des leicht übersehbaren, einzelnen Moments, die unmittelbar und deshalb unwiderstehlich wirkende Schönheit der Form im einzelnen auf sie wirkt, wird sie noch erregt. Nach diesen Gesichtspunkten gruppiren sich die massenhaft entstehenden und massenhaft verschlungenen Erzeugnisse der neuesten Zeit. Da haben wir jene bändereichen, sogenannten historischen Romane voller Figuren mit ausgerenkten Heldengliedern, dann — wenn auch in minderer Zahl — die Jean-Paulisirenden Wunderlichkeiten wohlmeinender Märchenerzähler für große Kinder, dann die Culturstudien, Culturskizzen, literarhistorischen Studien, kurzum Studien aller Art, und endlich .... Ja, wohin hat das Zarte, Gemüthliche, Anmuthige, Liebliche sich gerettet? In Frankreich meist in die Mansarden von Paris zwischen Laster und Unglück — die Schönheit im Schose des Grausens —, bei uns in einige noch höhere und luftigere, aber desto besser berufene Dachkammern des großen, jetzt im Neubau begriffenen Hauses Deutschland: Schwarzwald, Spessart, Tirol, Oberbaiern.

Wesentlich dabei ist das Abgelegene. Die Phantasie wird da nicht beirrt durch den ungeheuern Vorrath von Vernunft und Erfahrung, die jedermann bei sich führt und wie ein Alkoholometer in den dargebotenen Spiritus eintaucht. Treu einem stillschweigenden Compromiß geben wir ein für allemal zu, daß dort alles ganz anders sei als bei uns und treten dann, wie die unschuldigen Kinder, an den Weihnachtsbaum und freuen uns der heitern Lichter, der großen Blumen, der rothbäckigen Aepfel, kurzum des ganzen einigen und untheilbaren Weihnachtsbaums, ohne daran zu drehen und zu deuteln.

Das Empfindsame und Schönseelische können wir zu Hause nur noch mit Ironie versetzt vertragen; auf den Höhen der Berge, bei den lieblichen Bauerdirnen dagegen entzückt es uns. Selbst im Aeußerlichsten und Einzelsten werden wir empfänglicher; ein fremder Dialekt macht uns aufmerksam auf Sprachform und Sprachschönheit; wir bekommen wieder Sinn für feine Wendungen, Unterschiede und Schattirungen in der Sprache; alles ist frisch, klar und traulich, und wir selbst werden dadurch frischer, zarter, gemüthlicher. So ist es denn gekommen, daß der Bauernroman, die Dorfgeschichte, so vielfach angebaut und daß die denselben günstigen Schauplätze einer nach dem andern benutzt worden sind. Jetzt scheint Oberbaiern der bevorzugte, paradiesische Winkel zu sein.

Die Klippen des Bauernromans liegen auf der Hand. Es sind Unwahrheit in der Gefühls- und Charakterschilderung auf der einen, langweilige Unbedeutendheit auf der andern Seite; incidit in Scyllam, qui vult etc. Den letztern Fehler verzeiht das Publikum nie, den erstern dagegen übersieht es um so leichter. Heine's „Fräulein am Meere" wäre den meisten Leserinnen als „Hirtin auf der Alm" ganz plausibel. Wir freuen uns, sagen zu können, daß die beiden vorliegenden Werke beide Klippen glücklich umschifft haben und daß wir sie daher der Lesewelt nur empfehlen können. Die gewählten Titel, Sittenbild für das erste und Bauernroman für das zweite, deuten den zwischen ihnen bestehenden Unterschied ganz richtig an.

Clemens Steyrer's „Durch Irren zur Einsicht" (Nr. 1) ist einfach und keineswegs romanhaft angelegt. In ein abgeschiedenes, aber wohlhabendes, von gesunden und kräftigen Menschen bewohntes Gebirgsdorf bringt mit einer Eisenbahnanlage der Geist des Schwindels und bemächtigt sich bald einiger empfänglichen Gemüther. Ein achtbares Bauernhaus geräth an Ehre, Leib und Gut ins Verderben, kommt erst zur Einsicht, nachdem die Träger jener neuen, umstürzenden Ideen als Schwindler entlarvt sind, und wird dann durch eigene Besserung, durch die werkthätige Hülfe eines aus Erbarmen im Hause aufgezogenen biedern Knechts und — durch Glückszufall gerettet. Die Abtrünnigkeit von der mit der Wucht religiösen Kastengeistes auftretenden alten Bauernregel, das Heraustreten aus dem angeborenen Stande, die Vermessenheit, etwas Vornehmeres sein zu wollen als die Väter waren, das ist es, was als die eigentliche Schuld erscheint. Der Verfasser macht es sich dabei insofern leicht, als er dem biedern Bauer nur den lächerlichen und den verworfenen Städter gegenüberstellt, wie sich denn überhaupt eine gewisse Parteilichkeit für den Bauernstand nicht verkennen läßt. Der einzige ehrliche „Herrische" muß schließlich auch noch Bauer werden.

Wie aber der Verfasser in der Vorrede selbst sagt, hat er die romanhafte Einkleidung nur gewählt, um dem sittenschildernden Inhalte seines Buchs die Eigenschaft eines allzu trockenen Berichts zu nehmen, und so wollen wir gern von der Einseitigkeit der Anlage absehen, um die gelungene, in einzelnen Partien vortreffliche Ausführung hervorzuheben. In dem einfachen Gange der Geschichte treten eine große Anzahl charaktervoller Figuren mit Leichtigkeit auf. Eine seltene Beobachtungsgabe, ein feines Herausfühlen des Schönen in der einfachsten Gestaltung menschlicher Sitte und in der gänzlich ungeschulten Entwickelung des menschlichen Geistes und Gemüths, ein feiner Takt, das Liebliche in den jugendlichen Gestalten in seiner ganzen Natürlichkeit vorzuführen, ohne sich je in das Gebiet des Gemeinen und Rohen zu verirren — alles verräth den Künstler, oder wenigstens das Holz, aus dem man ihn schneidet.

Der Dialekt ist mit übergroßer Treue reproducirt. Wir halten die sonst übliche Andeutung des Dialekts für hinreichend zur Herstellung des Lokaltons, und im Interesse des Verständnisses, namentlich norddeutscher Leser, für empfehlenswerther. Wenigstens dürfte zu unterscheiden sein: bei längern Reden und Erzählungen, wie beispielsweise I, 222, wirkt eine so genaue Nachahmung nur ermüdend. Aber der Dialekt ist so sehr des Verfassers zweite — oder erste — Natur, daß er sogar in seine eigene hochdeutsche Erzählung hinüberspielt, wie z. B. dort üben, setzte er bei (statt hinzu), anbeischleppt (statt herbeischleppt), dann und wieder, sich aufhören u. s. w.

Wir scheiden von dem Verfasser mit dem Wünsche, daß diesem seinem ersten Werke bald weitere folgen mögen und wenden uns zum zweiten der in der Ueberschrift genannten Werke.

„Das Schwalberl" von Hermann Schmid (Nr. 2) führt uns dieselbe Scene, dieselben Leute und dieselbe Sprache vor — und ist doch so ganz anders als das eben besprochene Werk. Es erinnert uns lebhaft an eine Aeußerung George Sand's. „Ich habe an mir selbst gesehen und gefühlt", sagt sie, „daß das primitive Leben der Traum, das Ideal aller Menschen und aller Zeiten ist, und habe oft gewünscht, unter dem Titel Histoire des bergeries ein belehrendes und kritisirendes Buch zu schreiben, in welchem ich alle diese verschiedenen rêves champêtres durchgenommen hätte, mit denen sich die höhern Klassen mit Leidenschaft genährt haben. Ich wäre dabei ihren stets im umgekehrten Verhältniß zur Sittenverderbniß stehenden Handlungen gefolgt." Seitdem George Sand dies geschrieben, ist eine Flut modernster Bergeries über uns gekommen, die alle mehr oder weniger das Gepräge ihrer Zeit in dem angedeuteten Sinne tragen. Die realistische, sozusagen photographische Naturwahrheit derselben, auf welche ihre Verfasser meist so stolz sind, während sie die gepuderten Schäferinnen im Reifrock von ehedem belächeln, stimmt mit der realistischen Richtung unserer gegenwärtigen Kunstperiode überein und ist im Grunde nur eine Sache des Stils, während der eigentliche Inhalt immer wieder der rêve champêtre ist, geträumt von einem vielbelesenen Städter und geschrieben in plattdeutscher, schwarzwälder oder oberbairischer Mundart. An die Stelle der Schäferlichkeit, der Galanterie und des Esprit des vorigen Jahrhunderts ist im gegenwärtigen der Geschmack an starkem Gewürz und die Gefühlsanatomie getreten, und die neuesten Bergeries — unter ihnen „Das Schwalberl" — sind demgemäß voll von Mord, Raub, Wahnsinn, Romangefühlen u. s. w. Diese Verbindung hat aber wenigstens im „Schwalberl" einer warmen Natur- und Menschenschilderung keinen Eintrag gethan.

Die Heldin des Romans, das Schwalberl selbst, ist so lieblich und rosig, wie je ein Maler ein Gebirgskind gemalt oder ein Dichter es geträumt, und wie wol kaum ein suchender Beobachter es je entdeckt hat. Daß das muntere Mädchen schon bei der ersten Begegnung mit ihrem Leonhard, der nach vielen Leiden natürlich ihr Gatte wird, sich von ihm den Horaz expliciren läßt, muß wol jedem Kenner des Horaz und der Bauernmädchen ein leises Lächeln entlocken. Der Held, eben dieser Leonhard, ist nämlich ein junger Professor der classischen Philologie, der plötzlich inne wird, daß seine Wissenschaft doch zu gar nichts nütze sei; es ist eine drollige Figur, die den Leuten von Tinte und Feder wol den Stolz vertreiben könnte, wenn er nur einige Haltung hätte. Die Verwickelung im ganzen und mehrere Situationen im einzelnen sind außerordentlich spannend, können aber ebenso wie einige mit grellen Farben gemalte Verbrechercharaktere nicht wohl für naturwüchsige Erscheinungen des Bauernlebens gelten. In jeder Beziehung vortrefflich gezeichnet sind dagegen die beiden biedern Charaktere des Moosbrunner und der alten Rothburg, und meisterhaft ist die Ausführung der Idee, wie in der prosaischen Alltäglichkeit eines arbeitsamen Lebens der Druck schmerzlicher Erinnerungen immer leiser und leiser wird und endlich dem Leben seinen besten Gehalt geben hilft. Die Sprache endlich ist gewandt, klar und lebhaft und in der Rede der Landleute ist der Dialekt geschickt und ohne Pedanterie angedeutet. Besonders gelungen sind einzelne Lokal- und Naturschilderungen. **54.**

Eine neue Liedergabe von Julius Sturm.

Für das Haus. Liedergabe von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.

Seit der Zeit, wo ich zum ersten mal in d. Bl. auf Julius Sturm als einen unserer wirklich hoffnungsreichen Lyriker hinwies, ist eine Reihe von Jahren verflossen und jedes Jahr hat die Dichtungen Sturm's bei dem Publikum mehr eingebürgert. Es liegt darin ein gutes Zeichen für die Richtung der Zeit. Denn in den Liedern dieses Dichters ist nichts Gekünsteltes, keine falsche Sentimentalität, keine fade Weltschmerzelei: das Gesunde und Solide ist es, was an ihm anzieht. Ein frischer Blick ins Leben und in die Menschenwelt, ein starkes und klares nationales Gefühl, Begeisterung für das Vaterland und die höchsten Güter eines Volks, und dabei wieder liebevolles Eingehen und Verweilen bei den kleinen Einzelheiten der Natur und des Lebens, alles verklärt durch einen lebendigen evangelischen Glauben und dargestellt durch ein echt poetisches Gemüth: das sind ja wol die Vorzüge, welche Julius Sturm so viele Freunde gewonnen haben.

Auch in dem vorliegenden Buche, welches der Dichter passend unserm Ludwig Richter, dem sinnigen Verklärer deutschen Familienlebens, gewidmet hat, findet sich wieder viel des Ansprechenden und Schönen. Vor allem aber möchte ich hier einmal auf die erzählenden Gedichte hinweisen, welche der Verfasser unter dem Titel „Aus der weiten Welt" dem Buche einverleibt hat. Sturm hat seinen Ruf wesentlich als Liederdichter gewonnen, aber ein einmaliges Einblicken in diese Sammlung wird zeigen, daß er auch als poetischer Erzähler Bedeutendes leistet. Und zwar scheint Ernstes und Heiteres gleich leicht von ihm gestaltet zu werden. So stehe ich nicht an, die nachstehende kleine Idylle „Ein glückliches Haus" (S. 185) für ein Cabinetsstück zu erklären.

Ein glückliches Haus.

Der Tisch, die Stühle, das Geschirr im Schrank,
Das weiße Bett, die Dielen selbst, wie blank
Blitzt in dem Stübchen alles dir entgegen;
Und durch das grünumwachsne Fensterlein
Huscht freundlich hell der Abendsonne Schein,
Und langsam pickt die Uhr mit leisen Schlägen.

Still an der kleinen Wiege sitzt ein Greis,
Sein dünnes Lockenhaar ist silberweiß
Und mattes Zittern geht durch seine Glieder;
Doch lächelnd wiegt er sanft sein Enkelkind,
Und regt es sich, neigt er sein Haupt geschwind
Und lauscht zum kleinen Schläfer sorglich nieder.

Jetzt öffnet sich die Thür und auf den Zehn
Naht sich ein Weib, eilt nach dem Kind zu sehn
Und schürt die Kohlen im Kamin zusammen;
Summt leise sich ein Lied mit frohem Muth
Und rückt den Kessel näher an die Glut
Und blickt dann träumend in die goldnen Flammen.

Da hallt ein Tritt; sie fliegt zur Thür geschwind
Und flüstert: „Leise, Mann, ein schlafend Kind
Erweckt ja schon das Summen einer Fliege."
Und heiter lächelnd reicht er ihr die Hand
Und hängt sein braunes Schurzfell an die Wand,
Begrüßt den Greis und tritt zur kleinen Wiege.

„Wie sanft er ruht! Wie lange schläft der Wicht?" —
„Kaum eine Stunde! komm, und stör' ihn nicht,
Man darf ein schlummernd Kind nicht so betrachten.
Ach sieh'! da regt er sich; fort ist der Schlaf!
Gott, wie er lächelt! — Ach, er ist so brav!
Der Kessel kocht, du sollst nicht lange schmachten."

Und fröhlich nimmt auf seinen braunen Arm
Der Mann das Kind! Die Suppe ist zu warm,
Die Mutter bläst: „Nun komm, gib mir den Jungen!
Merk' auf, wie er schon nach dem Löffel faßt!"
Und sorgsam füttert sie in froher Hast
Den Kleinen, bis das große Werk gelungen.

„Da, nimm ihn wieder; pfeif' ihm etwas vor!
Das hört er gern, er spitzt bereits das Ohr
Bei unsrer alten Wanduhr hellem Schlage."
Und pfeifend mit dem Kleinen tanzt der Mann
Und jubelt laut, lacht ihn das Schelmchen an
Und denkt nicht an des Tages Last und Plage.

Doch sieh! Schon hat die flinke Frau gewandt
Den Tisch gedeckt und führt mit weicher Hand
Den Greis zum Ehrenplatz am obern Ende.
Die Schüssel dampft, der Vater legt das Kind
Sanft in die Wiege, und das Mahl beginnt;
Drei fromme Beter falten still die Hände.

Und fragt ihr, was dies schlichte Bild gewollt?
Vielleicht, daß eine Thräne euch entrollt
Und ihr euch sehnt nach dieses Hauses Frieden.
Vielleicht auch leuchten eure Augen mild,
Weil ihr erkannt im klaren Spiegelbild,
Welch reichen Segen euch der Herr beschieden.

Wenn wir die Mutter eintreten sehen, gehen wir nicht mit ihr auf den Zehen, um das Kind nicht zu wecken? Und lächelt uns nicht aus dem ganzen Bilde des Hauses Friede entgegen? Von ganz anderer Art, aber in seiner Art gleich vortrefflich ist die Allegorie:

Der Maler und der Schmetterling.

Ein schulgerechter Maler fing
Einst einen bunten Schmetterling
Und sprach: „An Farben reich bedacht
Fehlt dir's zwar nicht an heller Pracht,
Doch dem verworrnen Farbenspiel
Fehlt alle Zeichnung, aller Stil.
Halt still! Dir soll geholfen sein,
Ich will dir bessern Schmuck verleihn."
Er spricht's und wischt und gibt zum Raub
Dem Wind den bunten Farbenstaub,
Und malt Figur dann an Figur
So kunstgerecht, wie die Natur
Sie nun und nimmer malen kann.
Dann lächelt der zufried'ne Mann,
Nimmt seinen Schmetterling und geht
Und trägt ihn auf ein Blumenbeet.
Doch ach! Der Schmetterling hängt matt
Am thaubeperlten Blütenblatt,
Kriecht langsam fort mit Müh und Noth
Und stirbt noch vor dem Abendroth.
Doch hilft sich leicht der kluge Mann,
Er spießt den todten Falter an,
Steckt ihn dann sorgsam in den Schrein
Und schwört noch heute Stein und Bein,
Dies aufgeputzte todte Ding
Sei erst der wahre Schmetterling.

Die Allegorie ist wahr und schlagend, doch das sind viele Allegorien; sie ist aber zu gleicher Zeit durchaus poetisch, weil sie, auch abgesehen von der verborgenen Moral, ein in sich abgeschlossenes ansprechendes Bild bietet, welches uns auch an und für sich schon interessiren würde. Und nun daneben wieder köstliche humoristische Bilder, wie die höchst gelungene Bearbeitung des „Warm muß ich werden" in

Ein deutscher Postillon.

Es fuhr der Herr von Zavelstein
Gar lustig in die Welt hinein,
Und vor ihm auf dem Kutscherthron
Saß Michel hoch als Postillon,
Ein Kerl als wie ein Riese.

Und fort ging's durch den Böhmerwald,
Da plötzlich tönt ein donnernd: Halt!
Zwei Räuber nahn; doch kämpft voll Muth
Der edle Herr, schon fließt sein Blut
Aus mancher tiefen Wunde.

Der Postillon schaut ruhig drein;
Da ruft der Herr von Zavelstein:
„Nehmt alles, nur gerbt mir dem Hund
Dort auf dem Bock das Fell erst wund,
Der mich so feig verlassen."

Ein Ruck und Michel stürzt vom Bock,
Auf seinem Rücken tanzt der Stock,
Es trifft ihn mächtig Streich auf Streich,
Doch stets bleibt seine Ruh' sich gleich,
Als müßt' er's eben leiden.

Auf einmal aber reckt er sich
Und immer höher streckt er sich,
Und jetzt ein Schlag und noch ein Schlag,
Und blutend auf dem Boden lag
Vor ihm das Raubgesindel.

„Was!" rief der Herr von Zavelstein,
„Du toller Narr, was fiel dir ein?
Erst läßt du mich in Noth, du Wicht,
Dann hältst du still und wehrst dich nicht,
Und dann erschlägst du beide."

„Herr!" sprach der Michel voller Ruh',
„Erst schaut' ich dem Spectakel zu;
Doch als mir's selbst ans Leder ging
Und das mich an zu jucken fing,
Da bin ich warm geworden.

„Und seht, bin ich erst einmal warm,
Dann juckt's gewaltig mir im Arm,
Dann werd' ich voller Gall' und Gift
Und wohin meine Faust dann trifft,
Da wächst kein Grashalm wieder."

Und ebenso gut trifft der Dichter wieder den Ton für die ernste Romanze und Ballade und versteht es, dem Inhalt Form und Darstellung anzupassen. Auch hierfür noch eine Probe:

Psammenit und Kambyses.

Gestürzt war durch Kambyses' Macht
Der Thron des Psammenit,
Der im Palast, vom Feind bewacht,
Die Hallen trüb' durchschritt.

Still an ein Fenster trat er bleich,
Wo trauernd um ihr Land,
Gefangen ihrem König gleich,
Ein Trupp Aegyptier stand.

Da zog vorbei, des Schmucks beraubt,
Von Jungfraun eine Schar,
Mit Wasserkrügen auf dem Haupt,
Gefesselt Paar um Paar;

Und in der ersten Reihe schritt
In schamhaft scheuer Hast
Das Töchterlein des Psammenit,
Gebeugt von schwerer Last.

Aufschrien die Aegyptier wild,
Ob unerhörter Schmach;
Nur Psammenit, ein steinern Bild,
Sah stumm dem Zuge nach.

Von neuem jetzt — o bittrer Hohn!
Kam eine Jünglingsschar,
Voran des Königs einz'ger Sohn
Mit abgeschnittnem Haar;

Gedrückt von schwerer Ketten Last,
Von Geiselschlägen wund,
Zum Richtplatz fortgeschleppt in Hast
Mit Zügeln in dem Mund.

Aufschrien die Aegyptier wild,
Ob unerhörter Schmach;
Nur Psammenit, ein steinern Bild,
Sah stumm dem Zuge nach.

Da sah der königliche Held
Des treuen Dieners Noth,
Sah ihn durchbetteln Zelt um Zelt
Nur um ein Stücklein Brot.

Erst stand er tief das Haupt gebeugt,
Wie er den Freund erschaut;
Dann wurden ihm die Augen feucht,
Dann schrie und weint' er laut.

Und zu Kambyses' Ohre drang
Die Mär, wie Psammenit
Erst dann geweinet laut und lang,
Als Noth sein Diener litt.

Er schickt zu ihm und fragt: „Warum
Brachst du in Weinen aus
Um einen Knecht und trugst doch stumm
Die Schmach von deinem Haus?"

Und stolz sprach Psammenit: „Es ist
Für Thränen viel zu groß
Der Gram, der mir das Herz zerfrißt
Um meines Hauses Los."

Nur ungern enthalte ich mich, auch auf die lyrischen Partien des Buchs einzugehen. Diese Bilder stehen an Sinnigkeit und Melodie den frühern in keiner Weise nach, welche dem Verfasser so viele Freunde erworben haben.

Und so scheiden wir von dem Buche mit dem aufrichtigen Wunsche, recht bald wieder dem Dichter zu begegnen und vielleicht auch einmal denselben seine schöne Begabung an einem weitern Stoff messen zu sehen. **August Henneberger.**

Scotus Erigena.

1. Johannes Scotus Erigena. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Theologie im Mittelalter. Von Johannes Huber. München, Lentner. 1861. 8. 3 Thlr.
2. Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena in ihrem Zusammenhang mit der vorhergehenden und unter Angabe ihrer Berührungspunkte mit der neuern Philosophie und Theologie dargestellt von Theodor Christlieb. Mit Vorwort von Landerer. Gotha, Besser. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
3. Das speculative System des Johannes Scotus Erigena dargestellt von Wilhelm Kaulich. Prag. 1860. Gr. 4. 20 Ngr.

Drei Schriften gleichzeitig und unabhängig voneinander über einen Denker des karolingischen Jahrhunderts — das wäre ein wunderliches Zusammentreffen, wenn nicht der Mann, dem sie gewidmet sind, eine Bedeutung für die Gegenwart hätte. Und die hat er. Denn er bringt einerseits die Philosophie der Kirchenväter zum Abschluß, und eröffnet andererseits das neue Geistesleben, welches der Eintritt des Christenthums bei den Kelten und Germanen hervorruft; die Gegensätze, welche das Mittelalter in seiner Scholastik und Mystik hervortreibt, liegen bei ihm noch ungeschieden da, und die Unterschiede der theistischen und pantheistischen Lebensansicht erhält er noch im Keime beschlossen, hat er in großartigem Totalblick überwunden. Geht nun das Streben und die Aufgabe der Gegenwart wirklich auf eine Versöhnung beider Richtungen, die das Wahre einer jeden bewahrt und das Einseitige durch das Recht der andern ergänzt, dann liegt es nahe, daß das Studium sich solchen Denkern zuwendet, die wie Giordano Bruno, wie Jakob Böhme zwar keine dialektische Auflösung des Gegensatzes, wol aber in phantasievoller und gemüthstiefer Darstellung eine Anschauung der Einheit und Harmonie gewähren; und ein Vorläufer von ihnen ist Erigena.

So hat ihn indeß Kaulich nicht genommen, sondern sich mit einer Zusammenstellung seiner hauptsächlichsten Lehrsätze begnügt, die gegenüber den frühern Darstellungen in der Geschichte der Philosophie verdienstlich ist; der Standpunkt des Verfassers selbst erscheint als der herkömmlich dogmatisch-katholische; Mystik, Rationalismus, Scholastik sieht er in Erigena noch ungesondert zum Ganzen geeint; er vergleicht ihn bald mit Spinoza, bald mit Fichte, aber ohne ihn schärfer zu kritisiren, ohne die scheinbaren Widersprüche zu entwickeln oder auszugleichen. Seine Schrift ist auch von den dreien die minder umfangreichste. Christlieb bringt tiefer ein; aber wie er findet, daß bei Erigena der die Basis bildende speculative Pantheismus von einem kirchlichen Theismus durchkreuzt werde, so zieht sich durch sein ganzes Buch eine hierauf gründende Kritik, als ob bei Erigena zwei unvereinbare Elemente ohne Folgerichtigkeit des Denkens verwoben seien. Daß Gott durch alles hindurchgehe, in der Welt sich offenbare und doch bei sich selbst bleibe, als selbstbewußte Einheit in und über allem walte, das scheint Christlieb eine Unmöglichkeit; und doch hätte ihn ein Blick auf sich selbst belehren können, wie sein Geist im Körper lebt, sich äußert, in der Fülle von Gedanken sich offenbart, und doch sie alle in seiner Einheit umfaßt hält und Ich ist. Theismus und Pantheismus sind ja nicht zwei Sachen, die wir vereinigen wollen, sondern zwei Ansichten einer und derselben Wirklichkeit, um sie zu erklären; jede dieser Ansichten sieht von einem besondern Standpunkt aus eine Seite des Wirklichen, oder bildet in Bezug auf dasselbe eine Idee, welche Wahrheit hat, nur nicht die ganze Wahrheit ist; die Ergänzung solcher Ansichten und Ideen wird erst der Sache, der Wirklichkeit ganz gerecht; es versteht sich, daß man die Gedanken nicht äußerlich blos zusammenstellen darf, sondern daß sie aus dem Princip entwickelt und dialektisch vermittelt werden müssen.

Weil Christlieb dies nicht erkennt, hat er sich selbst das volle Verständniß Erigena's unmöglich gemacht. Die Einheit Gottes und der Creatur meint er, „trotz der vielen auf das Gegentheil hinweisenden Stellen", im Sinne einer pantheistischen Einerleiheit deuten zu müssen; er citirt selbst die Stelle, in welcher Erigena den Menschen einen Gedanken des göttlichen Geistes nennt, ohne einzusehen, daß dadurch der Mensch mit Gott nicht einerlei ist, aber in Gott sein Wesen hat, daß der göttliche Geist nichts Pantheistisches ist, keine allgemeine Substanz, sondern Selbstbewußtsein und Wille. Daß seither Erigena bald als Theist, bald als Pantheist charakterisirt worden, erklärt Christlieb mit Recht aus der Doppelseitigkeit seiner Lehre; aber er erkennt nicht, daß Erigena die Einheit festhält, und zwar noch nicht in wissenschaftlicher Klarheit, aber in der Fülle seines Herzens, in der Ueberzeugung seines Gewissens, in dem Streben seines Denkens, die Gegensätze nicht als Widersprüche, sondern als einander ergänzende Entwickelung begreift. Dabei aber verdient Christlieb vollen Beifall für die Objectivität, mit welcher er sich seinem Gegenstand hingegeben, und ohne nach vorgefaßten

Meinungen ihn nach der einen oder andern Richtung hin zu drehen und zu wenden, die Doppelseitigkeit Erigena's ins volle Licht gesetzt hat.

Huber hat diese Doppelseitigkeit auch gesehen, aber er hat sie zugleich begriffen. Seine Darstellung ist darum diejenige, welche uns zum Verständniß des Erigena führt, welche den Denker aus ihm selbst erklärt und vieles, das er noch stammelnd in der Sprache seiner Zeit äußert, zugleich in die philosophische Ausdrucksweise unserer Tage übersetzt. Huber ist ebenso treu in der quellenmäßigen Zusammenordnung von Erigena's bedeutendsten Aussprüchen wie Kaulich, er weiß dieselben ebenso gelehrt mit Stellen der Kirchenväter oder neuerer Philosophen in Bezug zu setzen wie Christlieb; was ihn über beide erhebt, das ist sein dem Erigena congenialer Standpunkt, das ist seine eigene Einsicht in das Wesen Gottes und das Verhältniß Gottes zur Welt, die den Pantheismus und Theismus in der Idee eines wahrhaft unendlichen, die Welt aus sich gestaltenden und in sich hegenden, alles aus sich selbst erfassenden, in Natur und Geschichte sich offenbarenden, selbstbewußt wollenden Gottes überwindet und versöhnt. Dadurch wird das Absolute als Subject aufgefaßt.

Es ist hier nicht der Ort, die Lehre Erigena's von Gott, Welt, Erlösung, dem Kreislauf des Lebens als einen ewigen Ausgang und Wiedereingang im besondern darzulegen; der Leser findet bei Huber die originale Fassung des Altmeisters und zugleich sinnige Winke zur Fortbildung im eigenen Denken. Das Buch ist dabei gut geschrieben und schließt die Philosophie der Kirchenväter würdig ab, welche der Verfasser zur Grundlegung des gegenwärtigen Werks verfaßt hat; wir haben sie in Nr. 52 d. Bl. f. 1860 näher charakterisirt. Hier mögen nur noch die Worte eine Stelle finden, mit welchen Huber die Darstellung von Erigena's System abschließt: „Für Erigena ist die Philosophie dasselbe, was sie für Platon war, eine Auferstehung aus der Nacht des Irdischen in den Tag der Wahrheit, eine Himmelfahrt des Geistes und eine Rückkehr zu der idealen Welt, aus welcher er durch die Trübung seines Erkennens in die materielle, vergängliche und trügerische herabgefallen war. Wie jede Philosophie, die die Welt begreift, in diesem Erkennen auch mit der Anerkennung ihrer Ordnung endigt, sodaß nicht nur das Denken, sondern auch das Gemüth seine Versöhnung mit ihr feiert, so finden wir es auch bei Erigena. Alle Schrecken des Daseins, alle Misklänge des Lebens werden ihm zu dienenden Momenten in dem herrlichen Bilde und in der entzückenden Symphonie des Universums, in deren Erfassung der Geist sich von allem Schmerz der Endlichkeit befreit, und sich selbst in ihrer Harmonie selig aufgenommen fühlt."

Moritz Carriere.

Garibaldi als Romanfigur.

Garibaldi, das Haupt des jungen Italien; sein Leben, seine Abenteuer und Heldenthaten. Historisch-politischer Roman aus der neuesten italienischen Geschichte von Robert Springer. Drei Bände. Berlin, Lindow. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir haben bereits bei frühern Gelegenheiten daran erinnert, wie unpassend, wie wenig zu rechtfertigen es ist, noch lebende, ja noch in voller Thätigkeit begriffene Persönlichkeiten zu Romanfiguren zu benutzen. Schon der so verarbeiteten Persönlichkeit selbst gegenüber ist ein solches Verfahren zum mindesten eine Indiscretion, zumal wenn der in solcher Weise angegriffene — wir wollten eigentlich nur sagen, der in solcher Weise behandelte Held, aber das erstere Wort floß beinahe unwillkürlich aus der Feder und es ist in der That das passendere — zumal, sagen wir, wenn der Held sich bereits selber die Mühe genommen hat, eine interessante Autobiographie zu beginnen, und voraussichtlich auch Kraft und Zeit genug übrig hat, dieselbe zu vollenden. Ein so verständiger, ernster Mann wie Garibaldi muß es sich da gefallen lassen, sich in einer Menge oft alberner Situationen dargestellt zu sehen, in denen er sich nie befand und die seiner nicht würdig sind. Edle Männer, die sich einem großen Zwecke widmen und dafür aufopfern, dem Volke in würdigen Schilderungen gleichsam näher zu rücken, vertrauter zu machen, namentlich aber sie dem Volke als Gegenstand wo nicht der Nacheiferung, doch der Dankbarkeit und Pietät vorzuführen, möchte ein verdienstliches Werk sein. Aber was thun diese angeblichen Romanschreiber? Statt eine gute Sache zu fördern, handeln sie ihr entgegen, statt den Mann wahrhaft zu schildern, lassen sie ihn im elendesten Komödiantenhabit auf die Bühne treten; den Mann, den ein wahrer Roman nicht entstellen, wol aber idealisiren würde, degradiren diese Schilderungen; sie fälschen die Ereignisse und deren Bedeutung, alles was daran edel, groß und ehrenwerth ist, lästern sie im Grunde nur, indem sie es unwillkürlich lächerlich machen und verhunzen. Während wir da fast niemals — und auch im gegenwärtigen Falle nicht — das Kunstwerk eines Romans erhalten, finden wir nur die Geschichte gefälscht und den Patriotismus beleidigt. Diejenigen, die Garibaldi einen Räuberhauptmann schalten, beleidigten ihn noch bei weitem nicht so sehr wie die Leute, die ihn solchergestalt zum Romanhelden misbrauchen. Könnte sich ein solcher Verfasser nur vorstellen, Garibaldi läse das Zeug und jener, der Verfasser, hätte es vor dem Helden zu verantworten!

In der Einleitung des hier vorliegenden Buchs (dessen erster Band sich der Würde einer „dritten Auflage" rühmt) sagt der Verfasser (S. 21): „Das Leben dieses Mannes, welches wir zum leitenden Faden unsers Romans nehmen, ist an sich schon ein Roman voll Heldenmuth, der an das Fabelhafte und an die Wirklichkeit, wie sie die Politik Europas in der letzten Zeit bietet, zu gleicher Zeit reicht." Wenn denn nun der Roman, der an das Fabelhafte reichende Roman schon vorhanden ist, warum sich nicht daran genügen lassen? Warum den Roman noch zu übertreiben suchen d. h. verpfuschen, warum das „Fabelhafte" noch fabelhafter machen wollen?

Garibaldi's Leben, in edler Einfachheit erzählt (so wie er es selber zu erzählen begonnen hat), ist in der That so anziehend, daß es durch keinen falschen Schmuck gewinnen kann. Goethe fand passend, daß ein Autobiograph, der keine außerordentlichen äußerlichen Erlebnisse von sich zu berichten hat, seiner Lebensgeschichte durch poetische Darstellung ein Relief gebe, d. h. „Wahrheit und Dichtung" schreibe, und er machte es daher Jean Paul zum Vorwurf, als dieser im Gegensatze zu Goethe's Verfahren mit einiger Ostentation blos „Wahrheit" aus seinem Leben brachte. Goethe's Ansicht mochte ganz richtig sein; wo aber des Außerordentlichen genug vorhanden, da ist es übel, es noch außerordentlicher machen zu wollen; das heißt die Würze zu würzen suchen, was ein unsinniges und widerliches Unternehmen ist.

Der Verfasser legt seinem Buche in der That Garibaldi's Leben zum Grunde und verfolgt (wir bitten letzteres Wort doppelsinnig zu verstehen) dieses Leben von der Kindheit des Helden bis zur Einnahme von Neapel und Garibaldi's Abgang nach Caprera. Aber auch Garibaldi's Leben selbst (abgesehen von den mancherlei Zuthaten des Verfassers) verliert hier unendlich: wir finden nur eine verwässernde Paraphrase desselben, es erscheinen da sozusagen die gehaltreichen Tropfen der Garibaldi'schen Selbstbiographie im Eimer Wasser bis zum Verschwinden verdünnt. Und dann die zarten oder vielmehr unzarten Abenteuer, die Liebschaften, die der Held erleben muß! Die Faxen und Narrenspossen, die er mitmachen muß! Uebrigens aber ist das Ganze auch der Form nach kein Roman, es besteht eben nur aus einer Menge aneinander gereihter Skizzen, denen das Leben Garibaldi's als „Leitfaden" dient. Aber Garibaldi ist noch nicht todt, es kann noch mancherlei geschehen, und daher sagt der Verfasser, der als schlauer literarischer Haushalter handelt, am Ende: „Hiermit schließen wir vorläufig den lebensgeschichtlichen Roman dieses erhabenen, charakterstarken Genie, in der Voraussetzung, daß sich später Stoff und Gelegenheit zu einem interessanten Nachtrag finden werde." Nun wissen wir doch, woran wir mit dem Verfasser sind!

53.

Notizen.

Salomon Geßner und Kotzebue als europäische Dichter.

Unsere Generation liest wol Salomon Geßner's Idyllen kaum noch, ja die wenigsten werden seine Schriften wol auch nur den Titeln nach richtig kennen. Und dennoch ist kaum ein deutscher Autor so vielfach in andere Sprachen übersetzt worden, kaum hat sich einer eines so weitverbreiteten europäischen Rufs erfreut, als seinerzeit der Idyllendichter Geßner. Er hat mit seinen jetzt so misachteten oder nur als literarhistorische Curiosität betrachteten Schäferidyllen größere Erfolge erzielt als Auerbach mit seinen modernen Dorfgeschichten, ja fast einen größern als irgendeiner unserer classischen Dichter. Das ist doch sicherlich eine lehrreiche Mahnung an die Unstetigkeit des Geschmacks, an die Vergänglichkeit literarischen Ruhms und Nachruhms. Von seinen „Idyllen", seinem „Tod Abel's" erschienen in den sechziger und siebziger Jahren etwa ein halbes Dutzend französische Uebersetzungen; ins Italienische übersetzte seine Idyllen Bertola (Neapel 1777), Soave (1778), Cappelli (1778), Elisabeth Caminer Turra (Livorno 1780 und in weiterer Auflage 1787), Matteo Procopio; außerdem wurden sie ins Englische (London 1762 und 1776), ins Portugiesische (Lissabon 1780), ins Dänische (Kopenhagen 1781), ins Holländische (Haag 1762 und Amsterdam 1786), ins Ungarische von Kasciusky (Kaschau 1788), ins Russische und Schwedische übersetzt. Sein „Tod Abel's", seinerzeit nicht minder beliebt als die „Idyllen", wurde, außer mehrfach ins Französische, von Collyer (1762) und von Newcomb (1763) ins Englische, ins Italienische von Bertola (Siena 1776), von Tessalo Caffalonia (Venedig 1776) und von Mugnozzi (Paris 1782); ins Dänische von Charlotte Dorothea Biehl (Kopenhagen 1764), ins Schwedische von Eckebom (Stockholm 1789), ins Portugiesische (Lissabon 1780) und später von P. J. de Silva (Porto 1785), ins Spanische von P. Lejeusne (Madrid 1785), ins Holländische von E. P. J. Schonk (Nimwegen 1784), ins Polnische von Naruscewicz, und zwar in Versen, ins Russische von J. Zacharow (Petersburg 1781), ins Böhmische von Regedly (Prag 1800) übersetzt. Auch bestehen von seinen Werken in fremden Sprachen Gesammtausgaben, im Französischen mehrere, im Italienischen von Elisabeth Caminer Turra (Livorno 1780 und ebendaselbst 1787), im Dänischen und Holländischen. Vielfach wurden seine Idyllen im Auslande nachgeahmt, oder sie wurden zu Bühnenstücken und Opern, selbst Balleten benutzt. So wurde sein „Erster Schiffer" von Fenouillet de Falbaire für die Große Oper in einen Operntext verwandelt und von Philidor in Musik gesetzt, von Gardel aber zu einem Ballet verarbeitet und in dieser Gestalt mit größtem Erfolge gegeben. Die Idylle „Die Eifersucht" legte Chabanon einer Oper, Demoustier die Idyllen „Myrtill" und „Das hölzerne Bein" einem Melodram „Les amours suisses" zu Grunde u. s. w. So hoch stand Geßner's Ruhm, daß Diderot ihn um die Erlaubniß ersuchen ließ, ein paar von ihm verfaßte Erzählungen zugleich mit einer Sammlung Geßner'scher Idyllen herauszugeben, und diese Sammlung erschien dann zu Zürich 1773 unter dem Titel: „Contes moraux et nouvelles idylles de D.... et Salomon Gessner." Wir gedenken hierbei der eigenthümlichen Erscheinung, daß auch der in den Schlammbädern der deutschen Kritik so übel behandelte Kotzebue mehr als irgendein deutscher dramatischer Autor übersetzt worden ist und mehr als Schiller oder Goethe auf den europäischen Bühnen einheimisch war und zum Theil, namentlich in Portugal und Italien, jetzt noch ist. Dieser „most renowned Kotzebue", dieses „phénomène dramatique" wurde in der That zu Anfang unsers Jahrhunderts im Auslande dem Verfasser der „Räuber", die von Schiller's Stücken fast das einzige waren, welches damals einen europäischen Namen hatte, gleich oder über ihn gestellt. Er galt als der Hauptrepräsentant der deutschen dramatischen Muse und übte leider auf die sittlichen Begriffe und den Geschmack seines Zeitalters einen größern Einfluß als irgendeiner unserer classischen Autoren, die sich nur nach und nach ein immer nur aus Ausgewählten bestehendes Publikum eroberten. Eben erst lasen wir mit einigem Erstaunen, daß selbst der Prinz-Gemahl Albert mehrere Stücke Kotzebue's, darunter das in Deutschland für ziemlich unsittlich geltende Lustspiel „Der Rehbock", für das Haustheater in Windsor ins Englische übersetzte und daß namentlich der genannte „Rehbock" in der prinzlichen Bearbeitung mehrmals mit größtem Erfolge wiederholt wurde.

Zur Charakteristik Varnhagen's.

In unserm Bericht über Varnhagen's „Tagebücher" in Nr. 50 d. Bl. f. 1861 hatten wir zu Varnhagen's Worten: „In der Fülle des Reichthums und der Macht und in Armuth und Bedrängniß, in beiden Gegensätzen entwickelt sich Großes und Herrliches weit öfter und leichter als im elenden Mittelstande", unter anderm bemerkt, es sei schwer aus diesen Tagebüchern zu ersehen, wann und wo der nur mit der vornehmen Welt verkehrende Varnhagen je Gelegenheit genommen hätte, der Armuth und Bedrängniß näher zu treten. Später lasen wir in einem berliner Briefe der „Weserzeitung" mit Vergnügen folgende Mittheilung: „Die Tiefe seines Gemüths äußerte sich besonders, wenn ein Unglück oder eine Krankheit seine nächste Umgebung traf. Als seine alte treue Dienerin Dore schwer erkrankte, wich er weder bei Tag noch bei Nacht von ihrem Lager; er selbst pflegte sie mit weiblicher Geduld und Hingebung; knieud an ihrem Sterbelager vergoß er heiße Thränen über den Verlust der Dienerin, welche er wie eine Schwester betrauerte. So war er im eigentlichsten Sinne eine durch und durch humane Natur, voll Achtung für Menschenwürde, aber auch mit einem scharfen Sinn für menschliche Schwächen begabt. Seine Humanität bethätigte sich besonders im Umgange mit Niedern, während er den Uebermuth, die Anmaßung und die innere Gemeinheit, wo sie sich in den höhern Ständen zeigten, mit souveräner Verachtung behandelte. Jedes Jahr beschenkte er am Weihnachtsabend eine Anzahl armer Kinder in seinem Bezirk und freute sich an ihrer Freude. Still und geräuschlos übte er Wohlthaten aus, auch seine Umgebung durfte nicht darum wissen. Selbst eine gewisse Sentimentalität verrieth sich oft in solchen heimlichen Zügen, eine fast an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit." Als einen Beweis seiner ursprünglichen Weichheit haben wir in unserm Bericht das schöne, die taubstumme Blinde, Laura Bridgeman, betreffende Tagebuchblatt hervorgehoben; sonst aber lassen sich allerdings aus seinen Tagebüchern Charakterzüge wie der oben aus der „Weserzeitung" mitgetheilte nicht erkennen; sie zeigen ihn nur in seinem Verkehr mit Hoch- und Höchstgestellten, abgesehen von seinen vorübergehenden, später wie es scheint von ihm selbst bedauerten Verbindungen mit verfolgten Literaten. Einen „entschiedenen Demokraten", welcher er zuletzt gewesen sein soll, vermögen wir trotz jener gemüthlichen Züge auch jetzt noch in Varnhagen nicht zu erkennen. Wenigstens war und blieb sein Demokratismus mit aristokratischen Neigungen wunderlich gemischt, wie sich auch seiner Weichheit — und dies gibt selbst der betreffende berliner Correspondent der „Weserzeitung" zu — in gleich wunderlicher Mischung Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit gesellten, „welche freilich", bemerkt der berliner Freund Varnhagen's weiter, „nur in den seltensten Fällen und im vertrautesten Umgang zum Vorschein kam". **H. M.**

Bibliographie.

Amiet, J., Culturgeschichtliche Bilder aus dem schweizerischen Volks- und Staatsleben, zur Blüthezeit des französischen Einflusses auf die Aristokratien der Schweiz. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 21 Ngr.

— —, Solothurns Kunstbestrebungen vergangener Zeit und dessen Lucasbruderschaft. Ein Beitrag zur vaterländischen Kunstgeschichte. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 4. 18 Ngr.

Arndt, Fanny, Carl Gustorf. Historischer Roman aus dem Leben eines deutschen Demagogen. Zwei Bände. Berlin, Foerster. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es war einmal. Ein Bilderbuch von Dresdner Künstlern. Dresden, Richter. 1861. Br. 8. 20 Ngr.

Freytag, G., Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Gerhardt, Henriette, und J. G. A. Gerhardt, Gedichte. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gingins-La Sarraz, A. de, Die Parteigänger und die Vertheidigung der Schweiz. Aus dem Französischen übersetzt. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 1861. 16. 12 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Vier Lebensbilder. Ein Papst, ein Bischof, ein Priester, ein Jesuit. Mainz, Kirchheim. 1861. 8. 20 Ngr.

Das Haus auf dem Felsen. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl zu fangen ꝛc." Frei nach dem Englischen von F. T. Berlin, F. Schulze. 16. 12½ Ngr.

Henze A., Die Chirogrammatomantie oder Lehre den Charakter, die Neigungen, die Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen aus der Handschrift zu erkennen und zu beurtheilen. Mit 1000 in den Text gedruckten facsimilirten Handschriften, physiognomischen Bildern und dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann, F. L., Versuch einer Bibliographie der Geschichte der Buchdruckerkunst in Dänemark und in Schweden und Norwegen. Dresden, Schönfeld. 1861. Gr. 8. 8 Ngr.

Horn, M., Aus goldener Kinderzeit. Geschichten und Mährchen. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 20 Ngr.

Immermann, K., Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen. Illustrirt von Th. Hosemann. Berlin, Hofmann u. Comp. 1861. Br. 8. 1 Thlr.

Isfordink-Kostnitz, Erinnerungen aus Egypten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 15 Ngr.

Kind, T., Anthologie neugriechischer Volkslieder. Im Original mit deutscher Uebertragung herausgegeben. Leipzig, Veit u. Comp. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Konrad von Würzburg, Der Schwanritter. Eine Erzählung. Herausgegeben von F. Roth. Frankfurt a. M. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Kühne's, G., gesammelte Schriften. 1ster Band. Leipzig, Denicke. 8. 1 Thlr.

Lager-Lieder. Anklänge aus dem Kriegs- und Soldaten-Leben dem österreichischen Heere gewidmet vom Verfasser der „Feldsträußchen". Wien, Braumüller. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Löffler, K., Das Leben der Blume und der Frucht. Scenen aus dem Pflanzenreiche. Mit Illustrationen von H. Danz. Berlin, Kastner u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Löhe, W., Meine Suspension im Jahre 1860. Acht Wochen aus dem Leben eines landeskirchlichen Pfarrers. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Löher, F., Jakobäa von Bayern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte. 1ster Band. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lyser, J. P. T., De Geschicht von de olle Frou Beerboomsch un eerem lütten Swien Peter. Ein plattdeutsches Mährchen. Altona, Uflacker. 8. 6 Ngr.

Macé, J., Ein Mund voll Brot. Briefe an ein kleines Mädchen über das Leben der Menschen und Thiere. Aus dem Französischen. Winterthur, Lücke. 8. 1 Thlr.

Maercker, F. A., Karl der Große. Tragödie. Berlin, Decker. 1861. 8. 22½ Ngr.

Meyer, J. B., Grundzüge der Schulreform unserer Zeit. Mit Rücksicht auf die Geschichte des Schulwesens in Hamburg. Hamburg, O. Meißner. 1861. Gr. 8. 1 Thr.

Michelsen, K., Andreas Treu, Bauermeister in Welfendorf. Wahrheit und Dichtung. 3ter Theil: Flachs und Leinwand. Hildesheim, Gerstenberg. 8. 10 Ngr.

Nagel, R., Ueber die Entdeckungs-Reisen im mittleren Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Vogel. Ein Vortrag gehalten an mehreren Orten. Mit 2 Karten. Remscheid, Krumm. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Nizze, R., Volkswirthschaftliche Zustände in Mecklenburg. Rostock, Leopold. 1861. Gr. 8. 17½ Ngr.

Otte, F., Aus dem Elsasse. Gedichte. Neue Auswahl. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 1 Thlr.

Ottfried, Schubert-Novellen. Sechs Blätter aus dem Liederkranze des unsterblichen Meistersängers. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 12 Ngr.

Parker, J., Emanuel. Uebersetzt von L. T. H Stoffregen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 15 Ngr.

Rasch, G., Vom verlassenen Bruderstamm. Das dänische Regiment in Schleswig-Holstein. 1ster Band. Berlin, Vogel u. Comp. Br. 8. 1 Thlr.

Reise einer Fürstin und ihres wie sie gläubigen Dieners von Norddeutschland nach Tyrol. Von letzterem selbst beschrieben und ohne seine Veranlassung aber mit seiner Erlaubniß herausgegeben. Mit einem Vorwort von G. v. Polenz. Halle, Petersen. Gr. 8. 12 Ngr.

Reliquien eines Honvéd. Hamburg, O. Meißner. 1861. 16. 10 Ngr.

Sabler, C., Die geistige Hinterlassenschaft Peters I. als Grundlage für dessen Beurtheilung als Herrscher und Mensch. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 24 Ngr.

Schloenbach, A., Ulrich von Hutten. Ein vaterländisches Gedicht in 20 Gesängen. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 1 Thlr.

Schücking, L., Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover, C. Rümpler. 8. 20 Ngr.

Steck, F. G., Reise nach Java. Erlebnisse auf derselben und Winke über den Militärdienst in der holländisch-ostindischen Armee. Darmstadt, Jonghaus. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Sybel, H. v., Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Eine historisch-politische Abhandlung. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 24 Ngr.

Taylor, B., Reisen in Griechenland nebst einem Ausflug nach Kreta. Aus dem Englischen von Marie Hansen-Taylor. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr.

Warren, Meine Weihnachts-Heimath. Skizze von einem alten Manne. Aus dem Englischen. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1861. 32. 3 Ngr.

Wegele, F. X., Fürstbischof Gerhard und der Städtekrieg im Hochstift Wirzburg. Ein Vortrag. Mit Anmerkungen und urkundlichen Beilagen. Nördlingen, Beck. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Wienbarg, L., Geschichte Schleswigs. 1ster Band. Das heroische Zeitalter. Hamburg, O. Meißner. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Dr. Friedrich Windischmann. Ein Lebensbild. Augsburg, Kranzfelder. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Besatzung von Mainz sollen Bundestruppen sein. Leipzig, Weber. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die deutsche Flotte. Ein Traum Preußens und eine Forderung Deutschlands. Vom Verfasser von „Was uns nicht retten kann." Leipzig, Kollmann. 1861. Lex.-8. 7½ Ngr.

Die Militär-Convention zwischen Preußen und Koburg-Gotha. Vom nationalen Standpunkte aus beurtheilt. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Prozeß Patzke und Genossen. Schwurgerichts-Verhandlung gegen den Polizei-Obersten Patzke, den Polizei-Lieutenant Schmidt und den Schutzmannswachtmeister Köhler und Genossen vom 19. bis 25. November 1861. Berlin. 1861. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 9. Januar 1862.

Inhalt: Lyrische Dichtungen. — **Rückblick auf das Literaturjahr 1861.** Von **Hermann Marggraff.** (Beschluß.) — **Eine neue schwedische Romanschriftstellerin.** — **Zur biographischen Literatur.** Von **Thaddäus Lau.** — **Zur Geschichte der Theilung Polens.** — **Notizen.** (Deutsche Tonkünstlerzustände; Die angeblichen hundert Sonette Rafael's.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Lyrische Dichtungen.

Die wahre Grundlage aller Kunst ist die Natur; nur der Dichter ist bedeutend, der der Mutter Natur alles zu danken hat. In die Natur hinein trägt der poetisch gestimmte Mensch das Reich seiner Gedanken, setzt beide in Wechselwirkung und erweitert die eine durch das andere. Die Natur, einfach und natürlich erkannt, wirkt auf den feiner empfindenden Menschen, indem sie zunächst seine Stimmung erhöht und sein Gefühl veredelt. Er lernt die Uebereinstimmung des innern Menschen mit den äußern Erscheinungen verstehen, er sucht sie sich klar zu machen im Gesange und bald entlehnt er der Natur Bilder, um den Werth seiner Poesien zu erhöhen. Sobald er sich dieses Fortschritts bewußt wird, erkennt er nach Goethe's Worten, „daß alle Poesie den Menschen aufmerksam machen soll, wovon sie zu belehren werth wären; er muß dann die Lehre selbst daraus ziehen, wie aus dem Leben". Der Kreis der Ideen und Reflexionen erweitert sich, die Natur erscheint nicht mehr als die Grundlage, sie ist das Lebenselement geworden, in dem die Poesie sich bewegt; sie wird idealisirt, statt daß sie Ideal sein sollte. Die volksthümliche Dichtung widerstrebt dieser Sättigung mit Ideen und Reflexionen; sie kann und will das Wagniß nicht unternehmen, das die gefährlichste Spitze in der Geschichte der Kunst ausdrückt. Wir sehen hier schon den Gegensatz Natur und Kunst. Die ideale Dichtkunst sucht eine Vermittelung mit der volksthümlichen; die Religion scheint den natürlichsten Anknüpfungspunkt zu geben. Die Natur wird belebt durch Götter, die der gewöhnliche Mensch zunächst anbetet als sichtbare oder unsichtbare Naturkräfte, bis die Kunst ihm dafür Bildnisse schafft, die nun Gegenstand seiner Verehrung werden. Den Bildern werden Eigenschaften und Fähigkeiten angedichtet, die, zunächst wieder der Natur entnommen, ihnen das Gemachte und Künstlich Nachgeahmte nehmen und sie einfach, natürlich und volksthümlich machen. Aber bald übersättigt auch hier wieder die maßlose Phantasie die einfache Idee mit Reflexionen, das Widerspruchsvolle kommt zur Entscheidung, die Kunst, die durch die Uebereinstimmung mit der Natur den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreicht zu haben scheint, sinkt zur Unnatur herab. Das Christenthum bringt neue Kraft und Fähigkeit, sich zu erheben; aber die Kirche, entgegengesetzt den klaren Lehren der Religion, setzt sich mit der Natur in Widerspruch.

Es geschieht dies durch das übrigens begründete Streben, die Natur zu entgöttern; aber in diesem Kampfe schüttet die Kirche das Kind mit dem Bade aus, sie stellt uns die Natur als etwas Kaltes, Nüchternes dar, sie raubt den Genuß derselben, sie verfährt streng, despotisch, sie verwehrt die Anschauung der Schönheit, die allein das Schöne erzeugt, sie nimmt die Freiheit und damit eine der ersten Ursachen, die wir als Bedingung einer glücklichen Entwickelung der Kunst ansehen. Die Kunst und Wissenschaft aber erheben sich gegen diese einseitige Auffassung des Christenthums und benutzen ihren endlichen Sieg, um auch die Kirche von ihrer Schroffheit zu einer einfachen und natürlichern Anschauung zu bekehren. Die entgötterte Natur wird belebt durch den lebendigen Geist Gottes, das höchste Ideal ist gewonnen, die Schönheit und Freiheit wieder erobert. Es ist jetzt ein für allemal das Einfache und Natürliche als Grundlage der Kunst erkannt; ein Fortschritt in der Erkenntniß der Natur bedingt auch eine Erweiterung der Kunst. War zunächst die Aeußerung der letztern in einem solchen Grade einfach, daß wir die daraus hervorgegangenen Kunstschöpfungen als „naiv" kennzeichnen, so erhebt sie sich doch bald zu einer Höhe, die auch Ausschreitungen und Ueberschreitungen der natürlichen Grenzen der Kunst zu Tage fördern. Aber hier zeigt sich eben, wie unumstößlich der Lehrsatz ist; denn, wenn auch das Außergewöhnliche, Raffinirte und Unnatürliche auf kurze Zeit die Herrschaft wieder gewonnen zu haben scheint, wenn sich die Kunst auch immer wieder, sei es in übertriebene Speculation oder in einen verderblichen Realismus, in eine Einseitigkeit der Aufklärung oder in eine Sturm- und Drangperiode verliert — immer wieder erscheint zur rechten Zeit die Reaction gegen die Unnatur und das ewig Schöne und Wahre behält nach wie vor seine Berechtigung. Ideelle und reelle Tendenz, sie treten beide — wie in Goethe und Schiller — um abermals mit Goethe zu

sprechen, „in einem lebendigen Sinne zusammen, weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen".

Forschen wir nach, was jede Nation an ihren großen Männern bewundert und worin sie das Schöne sucht, so finden wir überall die Natur; dort ist ein Vereinigungspunkt gewonnen, verständlich für alle; jede Regel der Kunst findet hier ihre Begründung. Denn in der Natur ist Freiheit, Großartigkeit, Tiefe, Vollendung, bei aller Fülle der Erscheinung und der Gestaltung Maß und Ruhe und stille Größe. In der Natur ist alles gut, wahr und schön, nichts überflüssig, alles berechtigt, in ihr ist die vollkommenste Harmonie. Goethe, der selbst einen klaren Menschen „eine Natur" nannte und damit gleichsam andeutete, daß das Charakteristische aller Vollendung die Natur sei: Goethe ist und bleibt für alle Zeiten ein lebendiges Beispiel dafür, wie weit die ruhige, harmonische Natur Einfluß hat auf die Vollendung der Kunst. Was Homer für die Griechen, ist uns Goethe, und nicht allein uns, denn auch er, wie Homer und Shakspeare, gehört der Menschheit; er, wie überhaupt jeder große Mann, der an dem Riesenbau der Vergeistigung mitgearbeitet hat, gehört nicht allein einer einzelnen Nation, einem abgesonderten Volksstamme, sondern der Allgemeinheit, allen überhaupt, die Verständniß haben für das Große, Schöne und ewig Wahre.

Gerade die Kunst hat den Vorzug, etwas allen Völkern Gemeinsames zu sein, sie und die Wissenschaft bilden in dem religiösen und politischen Zwiespalte das verbindende, versöhnende, gemeinsame Element. Der bedeutende Fortschritt in der Naturwissenschaft, die erhöhte und erweiterte Kenntniß der Natur kommt auch der Kunst, kommt der Poesie, mit der wir es hier zu thun haben, ganz besonders zugute. Denn während früher das Naturgefühl sich nur in der Kunstform des Idylls, des Schäferromans und des Lehrgedichts offenbarte, während eine kurze Zeit eine wenig dichterische beschreibende Poesie und Landschaftsdichtung auftrat, erfreuen sich jetzt — um mit den Worten Alexander von Humboldt's im „Kosmos" fortzufahren — „alle Theile des weiten Schöpfungskreises, vom Aequator bis zur kalten Zone, überall, wo der Frühling eine Knospe entfaltet, einer begeisternden Kraft auf das Gemüth". Das, was eben die neuere Cultur uns gebracht hat, die unausgesetzt fortschreitende Erweiterung unsers Gesichtskreises, die wachsende Fülle von Ideen und Gefühlen, die Wechselwirkung beider, wem kommt sie in solchem Grade zugute wie der Kunst? Welchen Einfluß hat das erhöhte Naturgefühl auch auf Sprache, Stil und Reichthum der Bilder; wie führt die innere Anregung, indem sie das Gefühl für das Schöne klärt, auch zu der Vollendung in der Form! Jedenfalls gibt die Betrachtung der Natur, mag sie nun in Beobachtung der kleinsten Pflanze oder in einem Hinaufblicken nach dem unwandelbaren Gang der Sterne bestehen, immer ein erhöhtes Gefühl, immer ist und bleibt die Natur in ihrem Beharren und in ihrem Wechsel ein Vorbild für die Kunst, eine Anregung, vollendet zu werden wie sie, im kleinen wie im großen; immer leitet sie uns von der poesielosen Wirklichkeit ab und führt unsere Gedanken und Sinne von dem anmaßlichen Ueberheben zu dem Gefühle einer Abhängigkeit von einem höchsten Wesen, dessen unbekannter Weltplan wieder unser Denken anregt, vergrößert und erweitert.

---

1. Aus goldenen Tagen. Neue Gedichte von Robert Prutz. Prag, Kober. 1861. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Neue Dichtungen von Robert Prutz, einem Manne, der einen in der Literatur so bekannten Namen führt, sind immer einer besondern Beachtung des Publikums werth. Wir finden hier zunächst wieder, was den Dichter immer auszeichnete: Feinheit der Gedanken, klaren Stil, Gewandtheit des Ausdrucks, Eleganz der Sprache und seltenen Reichthum des Reims, überhaupt vollendete Technik; wir begrüßen ferner die durchgängig ästhetische Anschauung und ihre plastische Gestaltung. Aber wir dürfen nicht verschweigen, daß in diesen neuen Gedichten die Leidenschaft oft größer ist als der Ausdruck, während es auf der andern Seite uns erscheinen will, als sei dies überschwengliche Gefühl kein wahres und aufrichtiges, als sei der gefeierte Gegenstand ein wesenloses Ideal, als sei es Prutz nur darum zu thun, sich durch seine Gedichte innerlich jung zu erhalten, als wünsche er besonders dieses Jungsein im Herzen zu beweisen. Nicht die Liebe selbst ist ihm der höchste Genuß, sondern die durch die Liebe neu gestärkte Dichterkraft, wie er das auch selbst S. 89 in „Wandelung" ausspricht. Dieses geistig Frischbleiben, dies Fühlenkönnen wie ein Jüngling, das jugendlich begeisterte Herz auch im Alter hat etwas köstlich Bezauberndes; aber verletzend wirkt der Erinnerungston an frühern Jugendübermuth, die Hoffnung, auch er wäre wieder zu gewinnen durch den Genuß der Liebe, dies sinnliche Lieben, das ihn zu sittlichen Anschauungen verleitet, nach denen er z. B. ein Mädchen, das Mutter geworden ist, noch eine Jungfrau nennt. Dies alles und der Widerspruch seines herbstlichen Lebens mit der künstlichen Frühlingszier seiner Gedichte, dieses Unvermittelte, der Harmonie Entbehrende, beeinträchtigt den im ganzen so großartigen Eindruck. Aber, wo dieser Widerspruch nicht hervortritt, da entdecken wir auch so viel Bedeutendes, daß dies allein uns diese neuen Gedichte zu einer schätzbaren und werthvollen Gabe machen müßte. Wir werden entzückt durch den melodischen Ausdruck eines einfachen Gedankens, das Gefühlsleben erscheint dann tiefer, das innerlich Empfundene wird vorzüglich ausgesprochen. Wir geben als Probe das nachstehende Gedicht „Erste Blüte" (S. 139):

Was soll die perlende Thräne mir
In den mählich verdunkelten Blicken?
Wovon erzittert die Seele mir,
Ist's Jammer oder Entzücken?
Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht,
Warum aus dem Auge die Thräne mir bricht,
Kommst du daher gegangen
Mit Rosen auf den Wangen.

Du blühest so lieblich in Jugendgestalt,
Dir leuchten die Augen, die hellen,
Und die Welt ist so falsch und das Leben so kalt,
Das macht die Thräne mir quellen.
Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht,
Die Rosen in deinem Angesicht,
Sie sind mir wie ein Zeichen
Als müßten sie erbleichen.

O wandele und blühe in Gottes Hut,
Ich segne dich unter Schmerzen!
Und das Leben ist schön und die Welt ist gut,
Sind wir selbst es im eigenen Herzen.
Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht,
Doch seh' ich dein lachendes Angesicht,
Mir ist, als müßte eben
Sich alles, alles geben!

Ein solches Gedicht, und es gibt viele dergleichen in dieser Sammlung, ist denn freilich mehr werth als tausend Gefühlsäußerungen unserer modernen Dichter. Als ganz besonders hervorzuheben nennen wir noch „Sommernacht", „Regenwetter", „Größter Schmerz", „Nichts vergessen, nichts vergangen", „Erneute Wonne". Ueberall finden wir neue, anregende Gedanken, selten eine Reminiscenz, wie in „Zweierlei Thränen". In den „Versuchen" wie in den „Balladen" ist der volksthümliche Ton oft recht gut getroffen; die Behandlung der letztern erinnert an die der altenglischen Balladen. Zum Schluß gibt Prutz in Terzinen noch einige politische Gedanken und damit eine Herzstärkung nach der vielen Liebesschwelgerei; hervorzuheben ist namentlich, was er gegen die vermittelnden Parteien sagt. Etwas Wunderbares, in Berücksichtigung des Inhalts der ganzen Sammlung, hat die Strophe, welche die neuen Gedichte schließt: „Der Oedipus der Zukunft ist die That." Prutz spricht damit eine Art Selbstkritik aus, indem er das Versenken in classische Gedanken u. s. w. — mit größerm Rechte denn doch wol auch das Schwelgen im Liebesgenuß — verdammt, der Zeitrichtung gegenüber, die Thatkraft und Männlichkeit verlangt.

2. Die Jahreszeiten. Lyrisches Gedicht in vier Gesängen von J. C. Klenau. Berlin, Hayn. 1861. Lex.-8. 1 Thlr.

Die vorliegende Dichtung gehört zu jenen Mittelgeschöpfen zwischen Poesie und Rhetorik, zu der didaktischen, die der Form nach den drei andern Dichtarten gleich sein kann und nur dem Inhalte nach von ihnen zu unterscheiden ist. Den Werth dieser Gedichte hat Goethe in seiner Abhandlung über das Lehrgedicht trefflich charakterisirt; besonders schätzbar hält er sie um ihrer Popularität willen, aber das Endresultat bleibt immer, daß es schwer ist, zwei entgegengesetzte Elemente — Wissen und Einbildungskraft — in einem lebendigen Körper zu verbinden; der Humor wird hier immer den besten Vermittler abgeben. Die Frage aber, ob überhaupt die Natur in ihren wechselnden Erscheinungen Gegenstand einer poetischen Darstellung sein könne, diese Frage, welche Klenau in seinem Vorworte aufwirft, scheint uns nach dem Erscheinen der „Ansichten der Natur" und des „Kosmos" eine sehr unnöthige zu sein. Ueber die Art der poetischen Darstellung aber kann man allerdings sehr verschieden urtheilen; wie Humboldt im „Kosmos" das vollendete Beispiel von den Wirkungen des erhöhten Naturgefühls gegeben hat, so gibt er auch ausdrücklich die Grenze an, wie weit die beschreibende Poesie berechtigt ist. Dichterische Beschreibungen von Naturerzeugnissen sind ihm bei allem Aufwande verfeinerter Sprachkunst und Metrik niemals Naturdichtungen im höhern Sinne, es erscheinen ihm diese vielmehr nüchtern und kalt, als eine Erweiterung des Kunstgebiets, durch welche für die Aesthetik im großen und ganzen nichts gewonnen ist. Berechtigt erscheinen nur die Naturdichtungen, die „die Resultate der neuern inhaltreichen Weltbetrachtung" durch die Sprache uns anschaulich machen; deren Wirkung eine begeisternde Kraft auf das Gemüth ist oder die endlich, wie A. von Humboldt mir in mein Gedenkbuch schrieb, „den frommen Sinn der Menschen anregen, ahnungsvoll ihn auf des Ewigen unerkannten Weltplan, auf noch unergründete Weltzwecke hinleiten". Hat die Naturdichtung diesen höhern und idealen Weg eingeschlagen, so erweitert sich mit dem Naturgefühl auch die Kunstform.

Die höhern Bedingungen, die man jetzt an eine Naturdichtung zu stellen berechtigt ist, hat der Dichter der „Jahreszeiten" nicht erfüllt. Es fehlt Tiefe und Mannichfaltigkeit, es erscheint alles nüchtern und kalt. In der Dichtung ist weniger eine großartige als eine gemüthliche und gutmüthige Weltbetrachtung zu bemerken; die dichterische Form ist dem Inhalte nach vollständig ungerechtfertigt. Es bezeichnet z. B. den Geist der Dichtung, wenn des Dichters „heiteres, friedliches Gemüth" durch die Jagd im Herbst „betrübt" wird, die poetische Auffassung ist ihm hier wie fast überall versagt, statt dessen führt ihn sein Ideengang auf die Nützlichkeit des Beschusses der Jagd, weiterhin auf eine Erörterung der Frage über die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden. So drängt sich ihm überall beim Anschauen der Natur Verschiedenartiges, Praktisches, aber nichts Bedeutendes auf; seine Bemerkungen sind pedantisch und im verwegensten Sinne des Wortes prosaisch, das Naturgefühl geht ihm fast gänzlich ab. Oft verfällt Klenau vollständig in den schulmeisterlichen Ton, z. B. wenn er berichtet (S. 114):

> Das Streben, den Gestirnen sich zu nähern,
> Veranlaßt Galilei, nach Gesetzen
> Der Optik einen Tubus sich zu bilden —
> Den Kepler in ein Fernrohr umgewandelt,
> Das Dollond's Geist erweitert und verbessert,
> Das Herschel's seltene Beharrlichkeit
> Und Frauenhofer's Kunst und Fleiß veredelt; —

ja, das Philisterium erhält öfters seinen vollendeten Ausdruck, z. B. in jener Betrachtung über das Bier (S. 145):

> Doch wenn des Stoffes Fülle die Gemüther
> Entzündet und das Blut in Wallung bringt,
> Dann weicht nicht selten die Gemüthlichkeit u. s. w.

Im ganzen vermissen wir die tieffühlende, energische Natur, den innern Gehalt, die höhern Naturbetrachtungen; die Ausführung — und dies sei auch in Bezug auf Sprache und Rhythmus gesagt — blieb weit hinter der Absicht des Dichters zurück. Sein Wille war gut, aber in keiner Weise hat er die Bedingungen erfüllt, durch welche der Leser in mehrfacher Weise sich angeregt, erhoben und befriedigt fühlen könnte.

3. In freien Stunden. Gedichte von Johann Baptist Müller. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1861. 16. 1 Thlr.

Wieder ein Sangesgruß aus der Schweiz, der sich dem in Nr. 19 d. Bl. f. 1861 besprochenen würdig anschließt. Müller ist ein Freund von Placid Plattner, dessen Dichtungen „Aus den Rhätischen Alpen" wir in dem gedachten Artikel besonders lobend erwähnten. Der Dichter stellt sich uns als ein tüchtiger, praktischer Fabrikant vor; er ist einfach, ruhig, überlegt, das Ungestüm vermeidend, für ihn haben nur die menschlichen Schöpfungen Werth, die auf Ordnung und Natürlichkeit gebaut sind. Die kühne That und das rasche Unternehmen stehen ihm ferner, er erwägt und führt dann alles mit Ruhe und Ordnung aus. So weit der Mann, wie er sich uns in seinen Gedichten zeigt. Diese praktische Weltanschauung hat aber einen innern Zusammenhang mit seiner ideellen Auffassung des Lebens. Man kann ein tüchtiger Industrieller sein und doch für die höhern Bezüge der Menschheit ein ebenso warmes Interesse zeigen, als die großen Geister und die Gelehrten; daß das wahr sei, will Müller mit seinen Gedichten beweisen und gern gestehen wir, daß ihm das recht gut gelungen ist. Nach der Arbeit des Tags sehnt er sich nach geistiger Erholung, sein Bestreben ist, sich auf einen Standpunkt zu schwingen, von dem aus eine klare Umschau möglich ist. Das Empfundene und Gedachte hat er zum Gedichte gestaltet und wenn wir auch hier und da den ästhetischen Lakonismus vermissen, wenn auch der Rhythmus öfters nicht ganz correct ist, so bleibt doch diesen Gedichten so viel Gutes, daß wir sie immerhin als eine schätzenswerthe Gabe besonders denen empfehlen können, die sich für Individualpoesie interessiren. Aber auch jeder ohne Ausnahme wird sich erfreuen können an der Menge der ursprünglichen Gedanken, die hier nicht als das Resultat philosophischer Durchbildung, sondern als etwas durch eigenes Denken Gewonnenes auftreten. Auch sein Glauben ist durch Denken gekräftigt, er kennt die Argumente seiner Gegner und achtet sie nicht gering; die Ueberzeugung, daß der Strom des Guten nie aufhört zu fließen und daß die ewige Liebe still waltend die Welt erhält, ist sein Trost und auch seine Waffe gegen den Unmuth des Lebens; ohne Uebermuth tritt er dem Schicksal entgegen. Besonders gelungen ist der einfache Ausdruck der Familienliebe in den „Erinnerungsblättern an eine theuere Heimgegangene" und in den Gedichten „Lieb um Liebe" in der neuen Folge. Ganz ansprechend sind ferner die Landschaftsmalereien und die Eindrücke, die er auf Reisen erhalten, mit

oft überraschend guten Beziehungen. Zu erwähnen bleiben noch die biblischen Sonette, besonders wieder diejenigen, die Zeugniß geben von der lebendigen Wirkung des Gotteswortes auf das Individuum. Der einfache Sinn der Bibel ohne weitere Deutung wird hier oft recht gelungen in eine poetische Form gebracht; man vergleiche z. B. Römer 12, 7—13 und das vierzehnte Sonett.

4. Gedichte von Friedrich Seeger. Stuttgart, Schweizerbart. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Dichtungen beginnen mit der etwas seltsamen Frage, welchen Weg man wandeln solle, den des Schönen oder den des Wahren? Nicht erst „am Altare des Schönen und Wahren treffen sie zusammen", wie der Dichter uns sagt; sie haben schon einen Ausgangspunkt und der eine kann nicht betreten werden ohne den andern. Wir fanden die aufgeworfene Frage um so seltsamer, da Seeger in der Praxis über die Wege, die zum Ziele führen können, nicht zweifelhaft ist; jedes einzelne seiner Gedichte enthält den Cultus des Schönen und Wahren:

Denk und handele nur stets wie das Gute gebeut und das Schöne,
Dann wird sein Ideal nimmer so ferne dir stehn —

singt der Dichter in „Der Weg zum Ideal" (S. 121).

Seeger gehört zu der neuen Richtung der Idealen; er steht mitten in der Wirklichkeit, er nimmt theil an dem Streben, Handeln und Denken der Zeit. Die rauchenden Schlote, das Handeln und Wandeln verletzt nicht sein poetisches Gefühl; im Gegentheil, diese Thätigkeit ist ihm ein Beweis von der innern Gesundheit des Volks, und der Sieg der Menschen über die Kräfte der Natur ist ihm ein würdiger Stoff zu seinen Gesängen. Selbst in den poesielosesten Tagen werden — das ist sein Trost — die Frauen treue Hüterinnen des Schönen sein. Es sind das Gedanken, die der Dichter sehr gelungen in „Industrie und Poesie" ausspricht. Mitten in der Thätigkeit vergißt er nicht sein höheres Ziel, er glaubt fest an die Erreichung des Ideals, sein Auge sieht und sein Herz ersehnt das fernliegende Ufer, und daß er es nicht schneller erreicht, daran ist nicht allein unsere Zeit schuld, sondern Leben und Jugend sind die Stürme, die ihm das Landen erschweren. Mit solchen Gesinnungen verklärt er sich selbst die kleinen Vorkommnisse des Lebens, und recht oft zeigen seine Bemerkungen, wie er versteht das Reich seiner Ideen zu erweitern und in dasselbe auch das scheinbar Unbedeutende hineinzuziehen; durch diese Idealisirung aber wird das Leben an und für sich genußreicher und für den innern Menschen ersprießlicher. Mit all diesen Anschauungen wendet er sich ab von jenem Idealismus, der umsonst eine untergegangene Welt der Schönheit zurücksehnt; besonders klar tritt die Verschiedenheit zwischen seinem und dem antiken Idealismus in der Dichtung „Die Götter Griechenlands" auf. So gewagt auch dieses Thema erscheint und so viele Ansprüche der Vergleich mit der berühmten Schiller'schen Dichtung hervorruft, so können wir uns mit der Behandlung doch nur einverstanden erklären. Der Vorzug des Christenthums ist unserer Ansicht nach vorzüglich geschildert:

Wohin sich auch das Auge wendet,
Da breitet sich ein Himmel aus;
Es ist ein Glanz, der nimmer endet
Die Welt ein großes Gotteshaus.
Und uns ist in die Brust gegeben
Des eignen Götterfunkens Licht,
Der Bürge für ein höh'res Leben,
Wenn einst das Aug' im Tode bricht.

Denn nicht zu düstern Schattenlanden
Entweichet dann ein trüber Geist,
Wo ihn mit siebenfachen Banden
Der neidische Kocyt umkreist.
Froh fühlt die Seele das Vollbringen,
Ahnt ihrer Kämpfe hohen Lohn
Und eilet auf des Lichtes Schwingen
Hin zu der Gottheit ew'gem Thron.

Drum sieh nicht klagend auf die Träume
Des frühen Alters mehr zurück!
Das Schöne wich wie Wellenschäume,
Es wich vor einem höhern Glück;
Denn göttergleich im Strahlenkranze
Tritt nun die Wahrheit still hervor
Und führt, umspielt vom Sonnenglanze
Zum Urquell alles Lichts empor.

Jedes einzelne der kleinern Gedichte repräsentirt eine oft ganz artige Idee, und die Art und Weise, wie das sittlich Didaktische vorgetragen und zunächst als Resultat des Gedachten gewonnen wird, ist wohlgefällig genug. Dann und wann erklingt ein einfaches, volksthümliches Lied, das recht geschickt den naiven Ton trifft. Die patriotische Gesinnung Seeger's zeigt sich namentlich in dem Gedichte „Das deutsche Volk" mit dem Schlusse:

Wer sich mit Geist und Adel weiß zu fassen,
Dringt endlich durch die tiefste Nacht zum Licht,
Nur wer sich selbst verläßt, ist gottverlassen;
Das deutsche Volk verläßt sich selber nicht!

Die „Gedanken" enthalten viel Neues, Förderndes und zum Denken Anregendes; die Distichen könnten freilich besser sein, wie denn überhaupt das Formelle nicht immer mit der gehörigen Aufmerksamkeit behandelt ist. Namentlich sind die erzählenden Gedichte in der Form vernachlässigt, wie sie denn außerdem nicht die Vorzüge haben, die wir an den übrigen Dichtungen Seeger's zu rühmen hatten.

5. Gedichte von E. Kreuzhage. Münster, Coppenrath. 1861. 16. 1 Thlr.

Jeder, der nur einen flüchtigen Blick auf diese Gedichte wirft, wird ebenso durch die vorzügliche technische Ausführung wie durch die Klarheit der Gedanken und die Tiefe des Gefühls angezogen und befriedigt werden. Die rein sittliche, religiöse Weltanschauung und der innere Frieden, die sich in diesen Gedichten aussprechen, geben ihnen einen ansprechenden, behaglichen Charakter. Ausgezeichnet ist besonders die poetische Malerei, die tiefe Naturanschauung, das erhöhte Naturgefühl, die begeisternde Kraft der Natur auf das Gemüth, die in den Dichtungen lebendig zur Erscheinung kommen. In ihnen spricht sich ein bewußtes Schwelgen in der Natur aus, bewußt insofern, als der Dichter, sich frei den unmittelbaren Eindrücken hingebend, nur durch das Gedicht sich dieselben klar macht und das innerlich Empfundene gleichsam in demselben noch einmal durchlebt, wodurch denn auch diesen Gedichten der Stempel des Natürlichen und Wahren aufgedrückt ist. Dieser Einfluß der Schönheit und Großartigkeit der Natur auf den innern Menschen findet auch seinen Ausdruck in den religiösen Liedern, z. B. im „Palmsonntag", wo der Zusammenhang des Frühlings mit dem Neugeborenwerden im Innern sehr ansprechend behandelt ist; ferner in den Sonetten, endlich auch bei dem Betrachten der Kunstschöpfungen, wie denn den Dichter am kölner Dom die Nachahmung der kolossalischen Größe der Natur durch die Kunst zunächst und zumeist entzückt.

Eine Kritik hat Kreuzhage mit Redwitz verglichen (stuttgarter „Erheiterungen"); die einzige Aehnlichkeit, die wir zwischen beiden Dichtern haben entdecken können, ist, daß sie beide die Natur unter dem Einflusse ihrer religiösen Eindrücke schildern. Aber bei Kreuzhage ist alles natürlich, ungesucht, frei vom Symbolisiren, die Natur ist ihm gleichsam eine zweite Offenbarung, eine Bestätigung der ersten, dann wieder ein Priester, der ihm stets neu die ewige Nähe des höchsten Wesens und den Zusammenhang des Individuums mit dem Universum, des Einzelnen mit dem Ganzen verkündet. Es wird dadurch auch in diesen Gedichten jene zauberische Wirkung erzielt, die, wie Goethe in der Beurtheilung der lyrischen Gedichte von Voß so schön ausspricht, tieffühlende, energische Naturen hervorbringen durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als

eines Ganzen. Die größern Stoffe: „Der Komet", „Columbus", „Coriolan", „Nero", „Napoleon auf St.-Helena", sind entsprechend bearbeitet und zeichnen sich durch schönen freien Stil und wohlklingende Sprache aus.

6. Der Landsknecht von Franz Pocci. München, Fleischmann. 1861. 16. 12 Ngr.

Der immer frische Sänger der alten Landsknechte gibt uns in dieser Sammlung eine sehr ansprechende Gabe. Die tiefe und poetische Auffassung dieses alten Instituts, das Hineindenken und Hineinleben in sein Wesen ist Pocci gar wohl gelungen; er versteht es meisterhaft, die naive Anschauungsweise der Landsknechte kunstvoll auszusprechen und uns mit wenigen Worten ihr Treiben und Denken zu schildern, ihren glücklichen Leichtsinn, ihre Treue, Todesverachtung u. s. w. Das Einfache wird durch die Behandlung Pocci's bemerkenswerth, wie es ja eben von dem Dichter Zeugniß gibt, wenn er schon da, wo der gewöhnliche Mensch nur Gewöhnliches gewahrt, sei es in der Natur, in der Kunst oder im Leben, mit geistigem Auge und poetischer Stimmung die höhern Bezüge entdeckt, das zerstreute Einzelne mit dem großen Ganzen verbindet und zu etwas Fertigem gestaltet. Jedes einzelne Lied gibt Zeugniß von dem großen Talente des Dichters, von seiner herzgewinnenden Gemüthlichkeit; überall trifft er den richtigen Ton; mit Scherz und Ernst, mit tiefer und naiver Auffassung abwechselnd, bleibt er immer gefällig. Ein köstliches Intermezzo bilden die „Liebeslieder des Fräulein von Fünfstetten". Würdig ist der Schluß der Sammlung, die wir hiermit der Beachtung aller Freunde der Literatur warm empfehlen. Er führt im „Nachklang" den Gedanken aus, daß wenn auch die Zeit der alten Landsknechte längst vorüber sei, doch die Treue für das Vaterland nicht geringer ward, daß unsere Jugend sich auch schaaren wird um den Adler auf goldenem Grunde, wenn es die Ehre und Stärke Deutschlands gilt:

> Wohlauf, ihr Landsknecht' der neuen Zeit!
> Ihr Landsknecht', seid alle zum Kampf bereit!
> Wer weiß wann es gilt; denn es kommt über Nacht
> Der Erzfeind, drum auf! daß ihr alle wacht!
>
> Daß ihr wachet und stehet den Rhein entlang
> Und dort auf den Alpenhöhn, Hang an Hang,
> Eine Ringkette, Mann an Mann gepaart,
> Die eisenfest treu deutsche Lande wahrt!
>
> Wenn so aber die Landsknecht' beisammen stehn,
> Wo werden sie dann ihren Frondsberg sehn?
> Einen Helden, wie er, der sie weiset die Bahn?
> Unser Herrgott schwinget wol selber die Fahn'!

7. Lieder von Peter Cornelius. Pesth, Heckenast. 1861. Gr. 16. 15 Ngr.

Die vorliegenden Lieder zeigen einen bedeutenden Fortschritt des Dichters; so wenig wir den „Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde" (Weimar 1859) loben konnten, so anerkennend müssen wir uns über diese neue Sammlung aussprechen. Die Lieder zeigen durchgängig ein tüchtiges Studium der Goethe'schen Poesie: Gefühl, Bewegung, Kraft und Maß kommen in jedem einzelnen zur Erscheinung. Der Dichter, ein Neffe des großen Malers und, wie wir erfahren, ein Musiker von Fach, der jetzt in Wien mit der Composition einer Oper beschäftigt ist, hat sich auch in den vorliegenden Dichtungen auf einfache Stoffe beschränkt; aber wir finden hier eine Tiefe der Behandlung und dabei eine so fleißige Ausführung, namentlich auch eine so wohlklingende musikalische Sprache, daß jene Lieder schon dadurch vor vielen andern lyrischen Dichtungen den Vorzug verdienen. Componisten werden in der Sammlung viel Brauchbares finden, z. B. die Lieder S. 3, 28, 53, 61, 88, 108 u. dgl. Sehr gelungen sind die kleinen Lieder: „Ich verstecke meine Liebe" und „Wandrer, laß das Bäumlein stehn"; von tieferm Gehalte das Gedicht: „Die Königin war gestorben."

8. Stillleben. Lyrische Dichtungen in neuer Auswahl von Friedrich Beck. München, Fleischmann. 1861. 16. 2 Thlr.

Den lyrischen Dichtungen von Friedrich Beck können wir nur ein bedingtes Lob ertheilen. Wir wollen von vornherein das rühmliche Streben, den sittlichen Ernst und die Liebe anerkennen, mit denen der Dichter es versucht, seine Gedanken in seinen Gedichten klar niederzulegen. Aber mit dieser Anerkennung müssen wir auch zugleich bemerken, daß ihm die Klarheit und plastische Gestaltung nicht immer gelingt und daß dieser Mangel naturgemäß die an und für sich hübschen Gedanken wesentlich beeinträchtigt. Der Dichter gesteht das selbst zu, wenn er singt:

> Ach wie manches hell im Lichte
> Sah ich, wenn der Geist mich trieb,
> Was, sobald ich's niederschrieb,
> Dunkel wurde im Gedichte.

Der Mangel an Klarheit verschuldet denn auch die übrigen Fehler dieser Dichtungen; so sind namentlich die Beziehungen öfters nicht logisch ausgedrückt (s. z. B. in „Herz und Gedanke"). Oft fehlt dem Dichter geradezu der passende Ausdruck und in dem Suchen danach mangelt auch die rechte Begeisterung, der nöthige Schwung, der Ausspruch erscheint lahm und der Leser bleibt unbefriedigt, wie Beck es selbst im Moment des Schaffens gewesen sein mag. Andere, auch mit der Unklarheit zusammenhängende Fehler sind mehrfach nachzuweisen; es finden sich seltsame Bilder, die wol nur zu Ehren des Reims angewendet wurden; weiter prosaische oder ungenügende Ausdrücke und Wendungen wie z. B. „Nicht in der Stadt als man sie sucht" und Aehnliches, wovon auch die übrigens gelungenste Dichtung der neuen Auswahl „Das Thränenkrüglein" nicht vollkommen frei ist. Hier und da begegnen wir gar seltsamen, wunderlichen Gedanken, wie denn der Dichter die Frage aufwirft in Bezug auf die starren Felsen am Eibsee (S. 20):

> Und sollte nicht auch ihnen noch Empfindung
> In ihrer Starrheit dumpfes Bangen hauchen
> Einst neuen Himmels, neuer Erde Gründung?

Die Balladen, in denen er meistens Wunder der katholischen Kirche besingt, sind nicht gerade die bedeutendsten Dichtungen der ganzen Sammlung; dagegen zeigt Beck hier und da entschiedene Begabung für das Humoristische, wie wir das namentlich in den Weinliedern — mit Ausnahme der nicht sehr werthvollen Trinksprüche —, dann in einzelnen Zeitgedichten „Präventiv oder repressiv" und in „Wurzelmann" erkennen. Ueber die Zeitgedichte, die unter dem Titel „Zeitklänge" auch als besondere Schrift erschienen sind, ist bereits in Nr. 21 d. Bl. f. 1861 ein im ganzen wohlwollendes Urtheil gefällt worden; wir vermissen in den uns hier vorliegenden die gehörige Kraft und wiederum in Ziel und Gedanken bisweilen die nöthige Klarheit. Seiner politischen Richtung nach gehört Beck zu den Großdeutschen; er schwärmt für einen deutschen Kaiser, „der tief in dem Gemüthe Deutschlands ruht", aber vor einem Preußenkaiser entsetzt er sich und die Glocken der Paulskirche, die den 28. März 1849 die Wahl Friedrich Wilhelm's IV. verkündeten, „läuteten", nach seiner Ansicht, „Deutschlands Hoffnungen zur Gruft"; in der Dreitheilung Deutschlands sieht er das Heil (S. 237):

> Zwei Lager sind's, die streitend dich zerspalten,
> Drum rüste deines dritten Mittlermacht.

Deutschland soll nicht preußisch, auch nicht österreichisch sein, dreigegliedert soll es einig tagen und „aus der Lenkertrias soll das Scepter Oesterreichs hervorragen", womit denn eben Beck des Pudels Kern gefunden haben will. Neu ist der Gedanke nicht, aber ebenso wenig klar und praktisch.

9. Nacht und Morgen. Dichtungen von Albert Brüning. Berlin, Huber. 1861. Gr. 16. 22½ Ngr.

Es ist zunächst gar nicht leicht, über den Flittertand in den Brüning'schen Gedichten bis zu deren Kern, den Gedanken, zu

gelangen; hat man sich aber durch verwirrende Bilder und nichtssagende Phrasen glücklich durchgearbeitet, so gelangen wir zu Aussprüchen, die zwar auf Originalität, aber kaum auf Wahrheit Anspruch machen können oder wir finden den Inhalt durchaus übereinstimmend mit der Umhüllung. Vorherrschend ist ein Bilderreichthum, der die Gedanken unklar und zerfahren macht; bei nur flüchtiger Betrachtung erweist sich denn auch dieser Reichthum als ein sehr verschwenderischer, am unrechten Orte ausgegebener. Fast immer sagt Brüning in dem Wunsche, etwas Neues sagen zu wollen, zu viel. Dazu fehlt ihm die poetische Stimmung, die Fähigkeit, das Empfundene zu gestalten; hinsichtlich des Technischen leistet er wahrhaft Ungeheuerliches, seine Reime sind abgenutzt oder unrein, in der Wortbildung (liebheimlich, Gezeug, ein Lied heisern u. s. w.) ist er höchst unglücklich. Im ganzen zeigt sich Mangel an geordneten Ideen, wir finden weder eine philosophische Ausbildung noch ein regeres Naturgefühl (gerade zu der Naturbeobachtung zeigt sich Brüning nicht sehr befähigt), dagegen die Individualpoesie in ihrer ganzen Schwäche. Bemerken wir noch, daß des Dichters Stoffe oft unedel sind, daß der kindlich naive Ton, den er anschlägt, ihm vollständig mislingt (z. B. „Der Engel"), daß selbst ein in der Anlage ganz hübsches Gedicht oft so ausgearbeitet wird, daß darüber die Kraft des Dichters selbst ermüdet und er mit einer Plattheit endet, z. B. in dem Gedichte „Das Spiel". Nach all dem Gesagten acceptiren wir des Dichters Ansicht (S. 121):

Ach! schwer ist zu ertragen
Ein wäss'riges Gedicht.

Was mußten wir ertragen, als wir auf nahe 400 Seiten nur ähnliche Gedichte fanden wie

Die Glut.

Wie eine Witwe des heidnischen Brahma
Aus Liebe — starb ihr der geliebte Freund —
Sich stürzt in die Flammen, erzählt uns die Fama,
Damit ein Grab sie beide vereint.

So stürz' ich, mir meinen Himmel zu retten,
In deiner Augen glühenden Schlot,
Mein Herz in das deine ewig zu betten,
Vereint mit dir im Leben und Tod.

Doch ach, dein Herz war für mich nicht offen,
So blieb mir allein nur die prasselnde Glut:
Drin schmacht' ich, wie die drei Männer im Ofen,
Und singe wie jene — doch kostet's mein Blut.

10. Gedichte von Pulvermacher. Breslau, Kohn u. Hancke. 1860. 16. 1 Thlr.

Pulvermacher zeigt sich uns in diesen Gedichten in zweierlei Gestalt; in der ersten Abtheilung läßt er meistens seinen sprudelnden Humor ausströmen, während er in den Albumblättern sein Gesicht in ernste Falten legt, um uns eine große Wahrheit zu verkündigen. Unbedingt geben wir den heitern Gedichten den Vorzug, obgleich wir auch hier in einigen mehr Maß, andere ganz ausgeschlossen gewünscht hätten, z. B. „Die echte Lehre". Dagegen sind „Fürst Frühling", „Die vier Freier", „Gemischte Ehe", „Immer und nimmer" Dichtungen, die das humoristische Talent des Dichters unbedingt beweisen. Das ernste Gesicht Pulvermacher's hat weniger unsern Beifall; Bedeutendes und Anregendes vermissen wir in alle den Albumblättern, hier und da sind sogar Gedanken in Reime gebracht, die bei der Befähigung des Dichters entschieden ausgemerzt hätten werden müssen, z. B. „So Keiner" mit der Phrase von dem „erdenmüden Herzen"; andere dagegen erfreuen durch ihren einfachen, gemüthreichen Inhalt, z. B. „Alle gleich" und ähnliche. Im allgemeinen tritt uns mit diesen Dichtungen ein Dilettant entgegen, der namentlich sein Talent nach der humoristischen Seite hin ausbilden sollte; größere Vertiefung und Erweiterung seiner Ideen auch nach dieser Richtung hin wäre erforderlich, damit der Dichter etwas Tüchtiges, Ganzes und Großes liefern könnte.

„Das Bild würde besser gemalt sein, wenn der Maler mehr geschwitzt hätte", sagt der Kunstkenner in Goldsmith's „Vicar of Wakefield"; auch diese Gedichte würden vorzüglicher sein, wenn der Fleiß und das Streben nach einem bedeutenden Erfolge hier sichtbarer zur Erscheinung kämen.

11. Ernste Stimmen. Gedichte von Adam Aster. Kassel, Fischer. 1861. 12. 1 Thlr.
12. Das Evangelium der That. Eine Festgabe in Sonetten von Julius Conard. Berlin, Lassar. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

Beide hier zusammengestellte literarische Erscheinungen gehören in die Reihe der in Nr. 18 d. Bl. f. 1861 besprochenen religiösen und didaktischen Dichtungen. Die erste versenkt sich durchaus in das innerliche Leben, die zweite will das Empfundene durch die That lebendig werden sehen; die „Ernsten Stimmen" betonen besonders den Glauben — „Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei" —, während dem „Evangelium der That" die Liebe, als die größte unter diesen, zur Grundlage dient. Aster ist ein Strenggläubiger; alle Erscheinungen des Lebens betrachtet er im Geiste Gottes und Jesu Christi; seine Ueberzeugung gibt ihm einen Frieden, der sehr wohlthuend in diesen Gedichten zur Erscheinung kommt. Seine Demuth, diese rechte Verbindung zwischen dem Gemüth und dem Himmel, ist eine tief innerliche, in ihrem Ausdruck ist sie frei von jedem Schein und jeder Heuchelei. Jedes einzelne der 124 geistlichen Lieder hat einen biblischen Spruch als Motto, die Erklärung des letztern bildet ihren Inhalt. Ein Symbolisiren, ein Ueberheben gegen Andersdenkende, eine Unduldsamkeit, ein Pharisäerthum ist nirgendwo zu entdecken. Die Sprache ist einfach, natürlich und des Gegenstandes würdig; Reim und Form sind mit vielem Geschick behandelt; nichts stört den im ganzen so durchaus günstigen Eindruck dieser Dichtungen, die wir um so mehr gern empfehlen, da auch in dieser Richtung die neuere Zeit nicht viel Vorzügliches hat erscheinen lassen.

Die zweite Dichtung: „Das Evangelium der That", vertritt die Humanität und den Humanismus in mehr gutmüthiger als philosophischer und großartiger Anschauung. Der Dichter singt, daß die Liebe die Welt regiert, ermahnt uns zu lieben, die Eigenliebe zu beschränken, wohlzuthun und mitzutheilen ohne Ostentation, endlich zu kämpfen gegen Heuchelei und für die Erkenntniß. Die Liebe soll in der That zur Erscheinung kommen; gegen Eigennutz, Heuchelei, Habgier, gegen äußeres Unglück hilft nur die That. Der Dichter ist jetzt mit viel Anstrengung und, verschweigen wir es nicht, mit mancher Phrase zu einer Erkenntniß gelangt, die, soweit sie in Wahrheit begründet ist, das dreizehnte Kapitel des ersten Briefs an die Korinther und der vierzehnte Vers des sechzehnten Kapitels: „Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen", schon längst verkündigte. Wenn jenes Gebot allgemein befolgt würde, hätten wir die Humanität in ihrer schönsten und vollendetsten Entwickelung. Unserer Ansicht nach betont der Dichter zu wenig ein ganz besonders durch die Liebe geschaffenes und getragenes Moment, die Freiheit; er betrachtet sie wenigstens einseitig und nimmt sie nur für diejenigen in Anspruch, die seiner Ansicht sind, die also in einem (hier übrigens sehr allgemein und oberflächlich behandelten) allgemeinen Menschenthum den Sieg der Wahrheit erkennen. So wünscht Conard, daß aller Parteihaß vermieden werde, er beklagt mit Recht die Männer, die um ihrer „Meinung" willen in der Verbannung leben, aber seine allgemeine Menschenliebe donnert den Sonderlüstigen zu: „Hinweg aus unsern Landen", und schickt somit diejenigen, die nicht unbedingt das „Evangelium der That" Conard's als Glaubensartikel annehmen würden, in das Exil. Die Freiheit aber treibt erst dann ihre schönsten Blüten, wenn die verschiedenen Parteien ohne Haß und Leidenschaft, vor allem ohne persönliches Interesse denken und handeln, wenn sie, so verschieden sie in ihren Ansichten auch sein mögen, in der Absicht übereinstimmen, das wahre Wohl der Menschheit zu befördern und zu deren Vergeistigung beizu-

tragen, wenn sie eben alle Dinge in der Liebe geschehen lassen; hier ist Einigkeit, aber nicht Einheit die allein berechtigte Forderung. Den hier vorliegenden Gegenstand in Sonetten zu besingen, ist, unserer Ansicht nach, eine Verirrung, ein Fehler schon deshalb, weil der Gedanke in jedem einzelnen Sonett nicht abgeschlossen erscheint; die Form ist übrigens selten rein, auch an den Reimen sind mancherlei begründete Ausstellungen zu machen. 3.

Rückblick auf das Literaturjahr 1861.

(Beschluß aus Nr. 1.)

An die zuletzt erwähnte Gattung von Novellen und Erzählungen schließt sich wol am bequemsten die Reiseliteratur an, soweit sie den Charakter der vorzugsweise auf Unterhaltung abzweckenden sogenannten Touristenliteratur trägt. In den dreißiger Jahren verlief sich diese Gattung der Reiseliteratur bekanntlich geradezu in die Novellistik, indem sie mit Vorliebe in der Form sogenannter meist humoristisirender „Reisenovellen“ auftrat, was jetzt nicht mehr oder nur noch selten der Fall ist. Diese Zwittergattung ist durch den heutigen, mehr dem Realen zugewandten Geschmack so gut wie beseitigt. Hackländer's „Tagebuchblätter“, die es namentlich mit seinen Festreisen in Ungarn, nach Venedig, nach Petersburg und mit seinen Ausflügen nach Paris und London zu thun haben, Thienen-Adlerflycht's unter dem Titel „In das Land voll Sonnenschein!“ erschienene Reise durch Spanien und nach Mallorca und Robert Waldmüller's „Wander-Studien“, welche übrigens manche sehr instructive Mittheilungen aus und über Italien enthalten, H. K. Brandes' „Ausflug nach Griechenland“ und B. Matthes' „Bilder aus Texas“ gehören ganz besonders hierher. Wenn wir diese und andere Werke wie M. Busch's „Eine Wallfahrt nach Jerusalem“, J. von Sivers' „Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika“, die Schrift der Schwedin Frederike Bremer „Leben in der Alten Welt“ u. s. w. der Touristenliteratur beizählen, so geschieht dies nicht in der Absicht, das vielfach Belehrende, was sie enthalten, ihnen in Abrede stellen zu wollen, sondern weil sie dies Belehrende in unterhaltender Form und gewissermaßen absichtslos geben, ohne eigentlich wissenschaftliche Methode, ohne schweres Material von Nachweisungen, immer nur die augenblicklichen Eindrücke, wie sie unmittelbar auf die Reisenden wirkten, lebendig und anschaulich im buntesten Scenenwechsel wiedergebend. Schwerer schon fallen durch ihr Material Gregorovius' „Siciliana. Wanderungen durch Neapel und Sicilien“ und Möllhausen's „Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas“ ins Gewicht. Dankenswerthe Sammlungen von Reisen sind K. Andree's „Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika“ und H. Petermann's „Reisen im Orient“. Kriegs- und Friedensabenteuer schilderten Rüstow in seinen „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1861“ und Franz vom Thurm in dem fünfbändigen Werke „Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen.“ Das Zeitgeschichtliche verschmilzt hier mit der Schilderung von namhaften Persönlichkeiten, von Volks-, Landes- und Sittenzuständen, und somit gehen auch diese Schriften, trotz des vorwiegend militärischen Hintergrundes, in die Touristenliteratur über.

Einzelne Erinnerungen aus seiner Militärzeit verwob auch Heinrich Mahler, dessen früher erschienene Soldatengeschichten lebhaften Beifall gefunden haben, in seine Skizzensammlung „Picta et scripta“, und da dieselben, wie auch die andern in diesem Buche enthaltenen Federzeichnungen humoristischen Gepräges sind, so haben wir damit einen bequemen Uebergang zur humoristischen Literatur gefunden. Diese hat schon seit drei oder vier Jahren die Spuren ihres Daseins meist nur in kleinen Bissen und Leckerbissen zu erkennen gegeben, in fliegenden Blättern oder Skizzen, die irgendeine Einzelheit humoristisch, ironisch oder satirisch-polemisch beleuchten, statt in umfangreichern, durchgearbeiteten Compositionen allgemeine Zustände, große sociale Conflicte oder die an possirlichen Wechselfällen reichen Lebensläufe eines modernen Don Quixote oder Hieronymus Jobs zu behandeln. Die ausgeführtesten Compositionen, welche das letzte Jahr auf diesem Gebiete entstehen sah, war C. L. Werther's humoristischer Roman „Kleindeutschland“ und A. Zeising's sinnreich durchgeführte Novelle „Die Reise nach dem Lorberkranze“; doch hat es der erstere Roman ebenfalls nur mit einer sehr bestimmten politischen Zeitfrage und die Zeising'sche Novelle mit den Leiden und Freuden eines Tonkünstlers und mit modernen Musikzuständen zu schaffen. Ein in seiner Art sehr ergötzliches und recht witziges Buch ist das von dem pseudonymen Polykarpus Gastfenger (dem Verfasser des „Struwwelpeter“): „Der Badeort Salzloch“; aber der Titel allein schon verräth, daß es sich darin um einen sehr speciellen Gegenstand, um den mit der Anpreisung von Badeorten getriebenen Humbug handelt. Zeitgeschichtliche Satire in dramatischer Form verarbeiteten J. L. Hoffmann in „Michel und seine Kinder“, der pseudonyme Vielleicht Später in „Manoco's Ende“ u. s. w., während sich Ernst Thränenlacher's „Xenien in Prosa“ und andere Schriften mehr gegen literarische Erscheinungen und Persönlichkeiten richten. Wir wollen jedoch, um uns nicht zu wiederholen, auf unsere Uebersichten über diese und andere satirische und humoristische Schriften in Nr. 23 und 46 d. Bl. f. 1861 zurückverweisen. Dankenswerth war bei der ziemlichen Dürre, die auf diesem Gebiete herrscht, obschon es an Talenten dafür doch in der That nicht fehlt, die Bearbeitung einer ältern komischen Dichtung, des Rollenhagen'schen „Froschmäusler“ von F. Seidel, ebenso die Bearbeitung der die Hof- und Volksnarren betreffenden Partien in Flögel's Schriften durch Nick. Auch hat F. W. Ebeling Flögel's „Geschichte des Grotesk-Komischen“ in neuer und erweiterter Bearbeitung herausgegeben. Es sollte uns freuen, wenn unsere Hinweisungen darauf, daß auf diesem von den neuern Literaturforschern mit gänzlicher Verkennung seiner culturhistorischen Bedeutung so sehr vernachlässigten Felde noch sehr vieles zu thun sei, zu dieser Wiederaufnahme der Flögel'schen Studien beigetragen hätten, vorausgesetzt, daß die Arbeit in die rechten Hände gefallen ist. Ganz besonders wollen wir

bei dieser Gelegenheit noch einmal auf die höchst instructiven Untersuchungen über den deutschen Volkshumor zurückverweisen, die im ersten Bande von W. Wachsmuth's „Geschichte deutscher Nationalität" enthalten sind. *)

Bei unsern neuesten Lyrikern zeigt sich nur selten noch eine satirische oder komische Ader; vergebens sehen wir uns unter ihnen nach einem Heine, Gaudy, Hoffmann, Kopisch, Reinick um; höchstens wäre aus dem letzten Jahre das von L. Löffler illustrirte und bereits mehrfach aufgelegte Büchlein von A. von Winterfeldt zu nennen, das in einem Cyklus leichtgefügter Lieder bald launig, bald gemüthlich die Freuden und Leiden des Garnisonlebens in einer kleinen Stadt schildert. Sonst ergeben sich unsere Lyriker in ihren Ergüssen wieder mehr als je der subjectiven Betrachtung; sie seufzen ihre eigenen Schmerzen aus, sie besingen die Liebe, sie feiern die Natur, diese meist in der Richtung eines pantheistischen Cultus, der ihnen die Religion und die Kirchlichkeit ersetzt, oder sie cultiviren das Gebiet des Erbaulichen und Beschaulichen und bringen mehr oder weniger bekannte solide Lebensweisheit in Reimsprüche. Man huldigt dabei entweder mehr der orientalischen Lebens- und Gottesanschauung und dem daraus entspringenden Quietismus oder greift in den Trostschatz der christlichen oder doch christianisirenden Moral zurück, wie der beliebte Dichter J. Sturm in seiner neuen Liedergabe „Für das Haus", in der wenigstens die christlichen Grundlagen alles Familienlebens gewahrt sind, oder noch entschiedener Spitta in den aus seinem Nachlaß herausgegebenen „Christlichen Liedern". Aber obschon es auch an patriotischen Liedern nicht fehlt, unter denen besonders die „Zeitklänge" von F. Beck, der zugleich auch eine achtungswerthe Auswahl aus seinen übrigen Gedichten unter dem Titel „Stillleben. Lyrische Dichtungen" (s. oben) herausgab, und die in H. Zeise's, eines Lyrikers von entschiedenem Talent, reichhaltiger Sammlung „Aus meiner Liedermappe" enthaltenen patriotischen Gedichte zu nennen sein möchten, so ist doch wahrzunehmen, daß sich die Lyrik, wie auch R. Gottschall in seiner „Geschichte der neuern deutschen Literatur" hervorhebt, immer mehr auf die Theilnahme weiblicher und jugendlicher Freunde eingeschränkt sieht. Wenn daher die gereiften Männer über den zunehmenden Mangel an mannhaftem Charakter in der Poesie und namentlich der Lyrik Klage führen, so sind sie hieran in bedeutendem Grade mitschuldig, indem sie die Poeterei überhaupt für eitel Spielwerk zu erklären lieben und auf ihre Theilnahme mithin wenig mehr zu rechnen ist. Wüßten unsere Poeten, daß sie auch für Männer noch dichteten, so würden sie auch mannhafter dichten; ja, es ist bereits so weit gekommen, daß es für den Absatz einer Gedichtsammlung ein schlechtes Vorzeichen ist, wenn die Kritik ihrem Verfasser das Prädicat eines wesentlich „männlichen" Dichters ertheilt. Sicherlich wird jeder Lyriker, dem ein solches Lob zu Theil wird, unwillkürlich erschrecken und anfangen, für den Erfolg seines Buchs besorgt zu werden, und es ist dies ein Umstand, der mehr besagt als alles, was man in dieser Hinsicht noch anführen könnte.

Daher sind auch die Gedichtsammlungen mehr und mehr Luxusartikel und Schmucksachen für den Nipptisch und das zierliche Bücherbret geworden, das keine corpulenten Bände verträgt. Alle Spöttereien über die „Lyriker mit Goldschnitt" haben zu nichts geholfen und konnten zu nichts helfen; denn alle Kritik zeigt sich einem wirklichen oder vermeintlichen Uebel gegenüber als ohnmächtig, solange sie die Wurzel dieses Uebels nicht auszurotten vermag. Die sogenannten Miniaturausgaben dienten doch dazu, manchen Dichtererzeugnissen Absatz und Ausbreitung zu verschaffen. Seitdem hat dieses Uebel, wenn es eins ist, trotz aller Einreden der Kritik nur noch weitere Ausdehnung gewonnen, indem jetzt in der That Gedichtsammlungen erscheinen, bei denen der Einband so weit die Hauptsache ist, daß er allein zu einem Festgeschenk hinreichen würde und daß es sehr wenig mehr auf den Werth und Inhalt der Blätter ankommt, die in ihn eingeheftet sind. Wenn nichts dabei gewonnen hat, so hat dabei doch die Buchbinderkunst als Kunsthandwerk etwas gewonnen, und da in unserer realistischen Zeit das Technische und Materielle vorzugsweise protegirt und geschätzt wird, so sollte man eigentlich erwarten dürfen, daß die Lyrik in der Achtung unserer Nationalökonomen, die ja jedes Loth Kaffee und Taback in ihre statistischen Tabellen eintragen, als ein Mithebel der Nationalwohlfahrt und als ein indirectes Beförderungsmittel des Handwerks wesentlich sich heben müsse. Dieses Segens der Buchbinderarbeit erfreuen sich auch namentlich die Anthologien, lyrischen Albums u. s. w. und wir gerathen damit wieder auf einen literarischen Handelsartikel, gegen den die Kritik umsonst eifert und der sich trotz aller Proteste und Spöttereien in einem blühenden Zustande befindet. So prangen denn auch in der Liste der sogenannten Blumenlesler ganz geachtete Namen: G. Schwab („Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte"), R. Prutz („Deutsche Dichter der Gegenwart"), R. Gottschall („Blütenkranz neuer deutscher Dichtung", fünfte Auflage, 1861), O. F. Gruppe („Lyrisches Schatzkästlein"), Karl Goedeke („Elf Bücher deutscher Dichttung" u. s. w.), J. Hammer („Leben und Heimat in Gott"), J. Hub (auf dem Felde der Balladendichtung in seiner schon 1853 in dritter Auflage erschienenen, auch mit höchst schätzbaren Biographien und Charakteristiken versehenen Sammlung „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter"), A. Glaßbrenner (im humoristischen Fache), A. Böttger, K. Stelter u. s. w.; unter den Namen der Blumenleslerinnen die Namen einer Julie Burow, Elise Polko u. a. Neuerdings erschienen von G. Hesekiel „Fünf Bücher deutscher Gedichte", und von F. Dörr eine zierliche, auch mit lithographirten Bildern ausgestattete Anthologie unter dem Titel „Das

---

*) Dieses culturhistorisch interessante Werk ist jetzt mit dem dritten Bande oder dem dritten Theil der zweiten Hälfte geschlossen. Die beiden letzten Bände enthalten eine Geschichte und Charakteristik der verschiedenen deutschen Volksstämme und unter anderm auch reichhaltiges Material zu einer Geschichte der deutschen Literatur und Wissenschaft vom topographischen Standpunkte. Wir kommen noch darauf zurück.

Schönste aus Deutschlands Dichtern", während R. Benedix „Deutsche Epigramme" sammelte, und Rudolf Marggraff eine chronologisch geordnete Auswahl vaterländischer und politischer Gedichte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt unter dem Titel „Das ganze Deutschland soll es sein!" herausgab. Zu nennen ist hier auch das in Lieferungen erscheinende „Album schwäbischer Dichter"; es ist dies ein Product und Zeugniß eines lyrischen Provinzialpatriotismus, wie es in dieser Art höchstens noch in Oesterreich und vielleicht Schlesien vorkommen könnte; denn nur in den genannten Gebieten besteht unter den Dichtern und Schriftstellern der Geist landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit. *)

Wir führen von den im vorigen Jahre erschienenen Gedichtsammlungen außer den schon oben genannten nur noch einige wenige an. Wenn sich dieser oder jener Lyriker dabei mit Unrecht übergangen glauben sollte, so möchten wir ihm zu bedenken geben, daß wir von allen lyrischen Jahreserscheinungen, selbst nur allen bessern, Kenntniß zu nehmen ganz außer Stande sind, und daß wir es den betreffenden Berichterstattern in d. Bl. überlassen müssen, den Productenreichthum auf diesem Gebiete poetischer Production in ihren Uebersichten näher ins Auge zu fassen und dabei das Gute von dem minder Guten zu sondern. R. Prutz, ein ebenso feuriger als productiver Lyriker, gab zur Verherrlichung schönerer Tage und der Jugendzeit überhaupt eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Aus goldenen Tagen", F. Seeger eine Sammlung „Gedichte", A. E. Brachvogel, der Verfasser des „Narciß" u. s. w. „Lieder und lyrische Dichtungen", R. Genée einen Cyklus von Dichtungen unter dem Titel „Große und kleine Welt" heraus, und R. Hamerling sang „Ein Schwanenlied der Romantik". Mit einem Bändchen lyrischer Gedichte eröffnete Gustav Kühne eine Gesammtausgabe seiner Schriften. Auf epischem Gebiete that sich Julius Große mit seinen „Epischen Dichtungen", worunter besonders das idyllische Epos „Das Mädchen von Capri" von der Kritik ausgezeichnet wurde, sodann Th. Fontane mit seinen „Balladen", L. A. Frankl mit der Sammlung „Helden- und Liederbuch" und der Dichtung „Der Primator" und Julius Rodenberg mit seiner „Harfe von Erin" hervor. Mehrere Sammlungen erlebten eine neue vermehrte Auflage, man möchte sagen eine Erneuerung an Leib und Seele, so die „Gedichte" von Albert Traeger, einem Dichter von wahrhaft lyrischer Empfindung, die „Gedichte" von E. Kauffer, die unter anderm auch viele bemerkenswerthe Balladen von kräftiger Fassung und Zeichnung enthalten, die „Gedichte" von K. Stelter, in denen sich eine reine sittliche und humane Gesinnung in wohlthuender Weise ausspricht, und die „Cyanen" von Julius Mühlfeld. Die beiden erstgenannten Sammlungen, deren erste Auflagen in d. Bl. zufällig unbesprochen geblieben sind, haben noch einer speciellen Berücksichtigung in d. Bl. entgegenzusehen.

Haben wir oben gesagt und auch beklagt, daß das humoristische Element bei unsern Lyrikern neuesten Datums fast ganz und gar in den Hintergrund tritt, so zeigt sich doch nach einer andern Seite hin ein Fortschritt zum Bessern. Die ironische Spottlust, die nichts Würdiges und Heiliges unangetastet ließ, und die Indifferenz gegen alles Sittliche sind ebenfalls mehr und mehr aus der Lyrik verschwunden; unsere Dichter wenden sich mit einem Worte wieder mehr dem positiv Sittlichen zu, ohne doch dabei in eine hausbackene Moral zu verfallen. Namentlich ist das Familienleben wieder mehr in den Vordergrund getreten und oft in schönen lieblichen Liedern verherrlicht worden, so besonders von dem zu früh verstorbenen A. Schults, von J. Sturm, namentlich in dessen schon oben angeführter neuester Gedichtsammlung, von E. Rittershaus, K. Stelter, H. Zeise in der letzten Abtheilung seiner schon oben genannten neuen Sammlung seiner Gedichte, die unter dem Titel „Mein Friedhof" rührende Klänge an den Gräbern geliebter Personen enthält; ferner zum Theil von den Dichtern, welche alljährlich F. Hofmann's „Weihnachtsbaum für arme Kinder" mit lyrischen Beiträgen versehen. Und in der That stellt sich im deutschen Familienleben fast noch die einzige gemüthliche und poetische Oase dar innerhalb der nur von Geschäftskaravanen und Beduinen bevölkerten Wüste menschlichen Lebens und Treibens. Doch auch der Cultus der Freundschaft, welchem unter andern Heinrich Pfeil in seiner Sentenzensammlung „Album der Freundschaft" ein Denkmal stiftete, scheint allmählich wieder zu größerer Geltung zu gelangen. So sorgen unsere Lyriker wenigstens dafür, daß doch nicht alle Zweige am Baume des deutschen Gemüthslebens verdorren und absterben. Das ist freilich nur die eine Aufgabe der Poesie, und es liegt dieser Richtung, ganz abgesehen davon, daß auch im modernen deutschen Familienleben nicht immer alles so bestellt ist wie es sein sollte, doch immer die Gefahr nahe, in eine zu weichliche Gefühlsseligkeit zu verschwimmen, die dann unausbleiblich früher oder später abermals eine Reaction nach der extremen Seite hin zur Folge haben würde. Wir verlangen von der Poesie auch starke Gedanken, kräftige Gestaltungen, ein Vertiefen in die Räthsel der Welt, der Geschichte, ein Erfassen dämonischer Leidenschaften, die Mitbetheiligung am Kampfe gegen Lüge, Heuchelei, Selbstsucht, gegen das böse Princip überhaupt, geschähe dies nun in ernster oder humoristischer Form.

Noch möchten wir uns eine Bemerkung über den Ab- und Umsatz lyrischer Dichtungen gestatten. Die meiste Aussicht auf genügenden Absatz haben zur Zeit freilich

*) In andern europäischen Ländern erscheinen nicht entfernt so viele Anthologien wie in Deutschland, oder sie sind nach einem großartigern Plane organisirt. So die von E. Crépet redigirte und von Sainte-Beuve eingeleitete französische Anthologie „Lés poëtes français. Recueil des chefs-d'oeuvre de la poésie française depuis les origines jusqu'à nos jours", wovon zwei umfangreiche Bände erschienen, zwei noch zu erwarten sind. Die Auswahl aus jedem Dichter und die betreffende Biographie und Charakteristik sind verschiedenen Literatoren anvertraut. Crépet führt nur die Oberleitung. Es scheint uns auch der allein richtige Weg, eine literarhistorische Anthologie von bleibendem Werth herzustellen, wenn jeder Dichter von einem Autor behandelt wird, dessen Lieblingsstudium er bildete.

nur die dünnen Bändchen in toilettenmäßigem Einbande, zumal wenn sie „Erbauliches und Beschauliches" enthalten, einer bestimmten Richtung huldigen und Empfindungen und Anschauungen ausdrücken, welche denjenigen vollkommen entsprechen, die in einem speciellen Bruchtheil des Publikums die vorherrschenden sind. Eine ausgeprägte Individualität und ein bestimmter literarischer Charakter des Verfassers, wie sich dieser überhaupt in seinem literarischen Gesammtwirken ausdrückt, kommen dabei wenig oder gar nicht in Betracht. Es ist im Publikum wenig Bedürfniß vorhanden, das lyrische Supplement eines solchen Autors kennen zu lernen; man will in Gedichten nur sich, nur seine eigenen Gefühle und Herzenszustände in gefälligem Ausdruck wiederfinden. Für gemischte Sammlungen, in denen sich der Productionstrieb eines Dichters vielgestaltig ausfächert und in verschiedenen Dichtungsgattungen manifestirt, sind die Aussichten zur Zeit im allgemeinen sehr ungünstig, zumal da solche Sammlungen in der Regel etwas umfangreich und daher nicht so wohlfeil sind als man jetzt verlangt. Selbst von sonst namhaften Autoren herrührende Sammlungen dieser Art werden so wenig gekauft, daß man darüber oft erschrecken könnte. Die enttäuschten Mienen aller derjenigen, und namentlich aller lyrischer Tironen, welche ihre Gedichte auf eigene Kosten drucken ließen, bei der Rechnungsablage zu sehen, müßte ein wahrhaft herzbrechendes Schauspiel sein. Wenn sich aber unsere Lyriker über die Indifferenz und Kaufunlust des Publikums beklagen, so sollten sie nicht vergessen, daß gerade sie die allerschlechtesten Käufer sind, sodaß in ihrer Bibliothek, wenn sie eine haben, die zeitgenössische Lyrik oft nur durch die eigene Gedichtsammlung vertreten ist. Zwar sind sie der Mehrzahl nach meist wol arme Poeten, wie sie schon das Sprichwort kennt; aber doch haben gar nicht wenige von ihnen ein paarhundert Thaler übrig, um ihre Gedichte auf eigene Kosten drucken zu lassen, nur nicht einen einzigen, um sich ein Exemplar von der Gedichtsammlung eines zeitgenössischen Lyrikers anzuschaffen.

Für gedruckte Dramen, falls sie nicht auf der Bühne ganz besonderes Glück gemacht haben, ist die Aussicht zur Zeit womöglich noch geringer als im allgemeinen für Gedichtsammlungen. Hier wäre nun allerdings der Ort, uns ausführlich über den gegenwärtigen Zustand der Bühne und das Verhältniß des dramatischen Dichters zu ihr auszulassen, aber hierzu wird uns die Besprechung des letzterschienenen vierten Bandes von Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" geeignetere Gelegenheit geben, zumal der Verfasser das Verhältniß zwischen der dramatischen Literatur und der Bühne in einem besondern Abschnitt ganz speciell beleuchtet. Wir möchten hier nur vor- und beiläufig bemerken, daß man von verschiedenen Seiten fortfährt, die deutschen Bühnenzustände als so arg im Verfall begriffen darzustellen, daß nun eine weitere Verschlechterung gar nicht mehr möglich und denkbar sei; ganz dasselbe hat man aber schon vor 30, ja vor 40 Jahren behauptet. Wie kommt es nun, daß innerhalb der letzten drei bis vier Decennien dieser Zustand kein besserer geworden ist und daß man ganz dieselben Klagen aus den übrigen Ländern auch vernehmen würde, falls man sich außerhalb Deutschlands ebenso viel mit Theaterkritik beschäftigte und überhaupt absprechendes und oft unfruchtbares Raisonnement dort ebenso sehr liebte wie bei uns? Daß es aber mit den Bühnenzuständen und noch mehr mit der dramatischen Poesie in den Geburtsländern Shakspeare's, Calderon's und Racine's noch viel schlimmer bestellt ist als in Deutschland, wird jedem klar sein, der sich mit den Bühnenverhältnissen jener Länder nur bis zu einem gewissen Grade beschäftigt und die einzelnen von da zu uns gelangenden Nachrichten berücksichtigt hat. Von den größten und einflußreichsten Bühnen Londons ist Shakspeare fast gänzlich verbannt; sie sind der italienischen Oper und dem Ballet gewidmet, und auf den kleinern wird vorzugsweise die nationale Burleske gepflegt; Paris aber schickt uns keine großen Dramen, sondern die Demi-monde-Stücke, kleine Bluetten u. s. w. Kein einziges europäisches Land hat gegenwärtig einen dramatischen Dichter in großem Stil, ja nicht einmal einen Theaterdichter von dem Range eines Scribe. Wir aber fahren fort, den Grund des Verfalls der deutschen Bühne bald in der Jämmerlichkeit der Bühnenleitungen, bald in der Talentlosigkeit der dramatischen Dichter, bald sogar in dem Treiben der armen Theaterrecensenten zu suchen, dabei aber meist Se. Majestät das Publikum sehr vorsichtig und respectsvoll zu schonen, als bestände dieses aus lauter Kennern und Aesthetikern, deren Sinn nur für das Reinste, Edelste und Erhabenste, nur für das eigentlich Classische erschlossen sei. Wunderbar, daß sich, wenn sich dies wirklich so verhielte, aus diesem hochgesinnten, alles Große in sich schließenden Publikum nicht endlich jemand erhebt, der den ganzen Wust über den Haufen wirft und unsterbliche Tragödien schreibt wie Shakspeare, Goethe und Schiller und Lustspiele wie Aristophanes und Molière! Uns scheint das Uebel vielmehr ein sehr complicirtes, weit verzweigtes und aus gemeinsamer Wurzel hervorkeimendes europäisches zu sein.

Die gegenwärtigen Bühnenverhältnisse scheinen uns sogar der Entwickelung der deutschen Muse in Deutschland günstiger zu sein, als sie es ein paar Decennien lang früher waren. Einmal ist das Monopol, dessen sich gewisse Bühnendichter an einzelnen Bühnen, z. B. Raupach an der berliner, zu erfreuen hatten, gebrochen, sodann haben von Staats wegen die allzu ängstlichen Theaterrücksichten und die Bevormundung seitens der Censur aufgehört; ja wir haben jetzt kaum noch eine andere Censur als die, welche das Publikum ausübt oder doch ausüben sollte; denn leider läßt es oft das sittlich oder ästhetisch Verwerflichste nicht nur passiren, sondern spendet ihm auch noch seinen Beifall. Gutzkow hat in der Einleitung zu der Gesammtausgabe seiner „Dramatischen Werke" darauf hingewiesen, wie schwer der Druck der Theatercensur und anderer Rücksichten früher auf dem Bühnendichter lasteten, und wie unrecht es sei, die dramatischen Producte aus jenen Tagen zu beurtheilen, ohne diesen beengenden Einfluß der Censur dabei in Rechnung zu bringen. Freilich

verdankte auch so manches Stück, namentlich in den vierziger Jahren, seinen Erfolg zum großen Theil dem Reizmittel versteckter Tendenzen und Zeitanspielungen, die natürlich jetzt gar nicht oder doch nicht mehr in demselben Grade wirken wie damals. Statt dieser klug und schlau angebrachten oppositionellen Finten bedient man sich jetzt namentlich patriotischer und anderer pathetischer Tiraden, die wir im allgemeinen nicht misbilligen wollen, die wir aber sehr übel placirt finden, wenn sie, wie dies meist geschieht, nur um einen augenblicklichen Applaus zu erzielen, blos äußerlich angebracht sind und mit dem Geiste der Zeit, in welchem das betreffende Stück spielt, und mit dem Charakter der Personen, denen sie in den Mund eingezwängt sind, im Widerspruch stehen. Ueberhaupt müssen wir uns gegen allzu willkürliche Verunstaltungen der Geschichte zu bloßen Tendenzwecken nochmals ausdrücklich erklären; wir für unsere Person haben vor dem Ernst und der strengen Wahrheit der Geschichte größere Ehrfurcht, als vor der beliebigen subjectiven Tendenz eines Bühnendichters, dessen eigentliche Tendenz dabei doch immer nur die ist, Beifall zu erhalten. Die Zeiten ändern die Tendenzen, und wenn jetzt ein geschichtlicher Stoff zur Geltendmachung einer gerade zur Zeit beliebten Tendenz gemisbraucht wird, so könnte derselbe Stoff ja nach so und so viel Jahren mit demselben Recht zur Ausbeutung einer ganz entgegengesetzten Tendenz gemisbraucht werden; und wohin sollte das endlich führen? Freilich beherrscht die Tendenz die Stimmung unserer Zeit in solchem Grade, daß eine mittelmäßige Dichtung mit einer solchen eher Aussicht hat beachtet zu werden und zu gefallen als die beste, die ein solches Zugmittel verschmäht. Im übrigen verkennen wir nicht, daß jene patriotischen Accente auf einen Umschwung des Dramas, zu dem man sich nur Glück wünschen kann, zurückzuführen sind. In Inhalt wie Form ist man nämlich wieder mehr zu der rein deutschen Art und Richtung des Dramas zurückgekehrt. Auch beim Theaterpublikum wollen, wie uns scheint, neufranzösische Dramen nicht mehr die gleiche Zustimmung finden, wie besonders in den vierziger Jahren, wo Scribe und seine Helfershelfer auch die deutschen Bühnen beherrschten. Dieselbe erfreuliche Wendung scheint bei einem großen Theile des Publikums der Geschmack auch dem französischen Romane gegenüber genommen zu haben. Es ist in Wahrheit auch besser, daß ein Volk wie bei seinen Vorzügen so auch bei seinen landesüblichen Fehlern beharrt, als daß es sich zu diesen noch die Fehler anderer Nationen aneignet.

Einen übermäßigen Segen scheint uns die Dramenproduction im vorigen Jahre nicht abgeworfen zu haben; es war, wie wir glauben, eine Ernte, die unter dem gewöhnlichen Jahresdurchschnitt blieb. Indeß machen wir, die wir auf so viele Productionszweige unsere Aufmerksamkeit richten müssen, auf eine erschöpfende Kenntniß der dramatischen Literatur auch keinen Anspruch. Antike Stoffe behandelten O. Marbach in seinem Dramencyklus „Ein Weltuntergang", M. Heydrich in „Tiberius Gracchus", eine schon früherer Zeit angehörende Tragödie, und A. von Maltitz in dem Trauerspiel „Spartacus". Einen schon unzähligemal, aber von keinem mit genialerer Hand und größerer politischer Einsicht als von H. von Kleist dramatisirten Stoff behandelte Koester in dem Drama „Hermann der Cherusker". An geschichtlichen Dramen, die aus dem mittelalterlichen Heroenkreis oder aus der Uebergangszeit vom Mittelalter zur neuern ihre Stoffe schöpften, nennen wir ferner: „Die Dithmarsen", historisches Volksschauspiel von L. Köhler; „Arnold von Winkelried", von Th. Meyer-Merian; „Herzog Albrecht", von M. Meyr; „Ulrich von Hutten", von C. Nissel; „Brunswicks Leu, stark und treu!" ein von Karl Schultes zur tausendjährigen Feier der Stadt Braunschweig verfaßtes historisches Schauspiel. Ein merkwürdiges Product ist das historische Schauspiel „Schwarzenberg", von W. Klenze, das in iambischer Sprache den letzten ungarischen Insurrectionskrieg behandelt und unter dessen dramatischen Personen kaum eine der vielgenannten in den österreichisch-ungarisch-slawischen Conflict verwickelten Persönlichkeiten vermißt wird. Ein in Elberfeld mit Beifall aufgeführtes Drama von Fr. Roeber: „König Drosselbart", nennen wir besonders deshalb, weil es im Gegensatz zu allen den genannten sein Interesse in eine rein poetische Sphäre verlegt und einen Märchenstoff dichterisch und menschlich ansprechend behandelt. Unter den Lustspielen mögen hier „Prinz Lieschen", von M. Heydrich, und „Voltaire", von J. L. Klein, genannt sein. Seine kleinern Lustspiele sammelte R. Benedix unter dem Titel „Haustheater", und K. Gutzkow ließ von der schon oben gelegentlich erwähnten Gesammtausgabe seiner dramatischen Schöpfungen, von denen mehrere mit Recht zu den beliebtesten der Gegenwart gehören, die drei ersten Bändchen erscheinen.

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, Aesthetik und Dramaturgie sind unter den Erzeugnissen des vorigen Jahres zu nennen: „Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkte der dramatischen Kunst" und „Das goldene Alter der deutschen Poesie", von M. Rapp; „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod", von Julian Schmidt, wovon bisher jedoch nur der Anfang erschien, der, beiläufig bemerkt, von Gutzkow in seinem Blatte sofort gehörig verarbeitet wurde; „Lessing-Studien", von C. Hebler; „Der deutsche Stil in seiner Entwickelung von den ältesten Zeiten bis auf Schiller und Goethe", von A. von Perger; „Die Mission der Kunst", von Luise Otto, ein Buch, welches allen Künsten die Aufgaben, die sie in Bezug auf die Gegenwart zu lösen haben, zu bezeichnen sucht; „Das Verhältniß des Staats zu den bildenden Künsten", von Wolfgang Müller; „Frauenkranz", von R. Genée, feine Analysen mehrerer der hervorragendsten weiblichen Charaktere des deutschen classischen Dramas (mit Einschluß des H. von Kleist'schen) enthaltend; „Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart", von E. Kneschke; „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", von Eduard Devrient, wovon nach zwölfjähriger Unterbrechung der vierte Band erschien; „Geschichte des Theaters zu Braunschweig", von A. Glaser; „Rede

und Geberde" (mit 30 Abbildungen), von der ehemals gefeierten Sängerin Agnese Schebest; „Geschichte der Tanzkunst", von A. Czerwinski; „Ueber die dramatische Dichtung mit Musik", von P. Lohmann und „Geschichte der Musik", erster Band, von W. Ambros. Von den hier genannten literarischen Erzeugnissen, die zum Theil erst in den letzten Wochen des vorigen Jahres erschienen, sind bisher in d. Bl. nur die Schrift von Wolfgang Müller und das Werk von Kneschke besprochen worden; über die übrigen müssen wir uns ausführlichere Berichte vorbehalten.

Hermann Marggraff.

Eine neue schwedische Romanschriftstellerin.

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr.

Unter den schwedischen Schriftstellerinnen hat uns Frederike Bremer an den Anblick schöner Weiblichkeit in den höhern Gesellschaftskreisen, die Flygare-Carlén an kernige Gestalten in plastischer Darstellung gewöhnt: Sophie Schwartz schlägt einen andern Weg ein. Sie steigt in das thatsächliche Volksleben hinab und wählt in diesem ihre Verwickelungen und ihre Gestalten aus. Sie nähert sich damit der deutschen Novellistik. Die Schweden sind unsere nahen Vettern, aber Schweden ist damit noch nicht Deutschland. Wir erkennen dies an vielen Dingen: an dem starren protestantischen Kirchenthum dieser unserer Vettern, an den eigensinnigen Ständeunterschieden und andern Eigenthümlichkeiten einer Nationalität, die sich in einer Mischung von deutscher Pietät und Gemüthlichkeit mit französischer Leichtigkeit, sanfter elegischer Gemüthsstimmung, Nachgiebigkeit, großer Höflichkeit und vielen Complimenten erkennbar genug ausspricht. Der schwedische Geist ist in seinen halbdeutschen und halbfranzösischen Mischungsverhältnissen ein eigenthümlicher und ein solcher, daß er uns Deutsche von vornherein eben nicht angenehm berührt. Es fehlt ihm im allgemeinen an männlicher Sicherheit, an Kritik; da, wo der Deutsche feststeht, lassen die Schweden gern, wie man sagt, fünf gerade sein; ihre Gefühlsweise ist etwas weichlich; sie haben nichts von unserer Streitsucht, und die „Querelle allemande" ist am Mälar so verhaßt wie an der Seine. Aus diesen Gesichtspunkten fließt es ab, daß wir in der schönen Literatur Schwedens, trotz unserer nahen Verwandtschaft, stets etwas Fremdes, ja Fremdartiges entdecken, das wir nicht näher zu charakterisiren wissen denn als ein unmännliches Buhlen um Gunst, als eine weibliche Gefallsucht, die uns aus allen Producten des schwedischen Geistes von Bellmann bis Tegnér, Atterbom und Geijer, von Dalin und Kellgrén bis Sophie Schwartz anhaucht. Gerade dieser Geist aber ist der Grund, warum uns die schriftstellernden Frauen in Schweden mehr zusagen als die Männer, indem diese Art von Koketterie den Frauen ungleich besser steht und ihnen eher verziehen wird, als dies bei Männern geschieht.

Auch die Verfasserin des vorliegenden Romans nimmt an diesem Geiste ihren Theil; Geziertes und Affectirtes spielt auch bei ihr eine größere Rolle, als wir wünschten; im ganzen aber hat sie die Menschen gut beobachtet und treu geschildert. Die Erfindung in diesem Gemälde aus der Wirklichkeit ist gut, die Tendenz ist zu loben, die Verwickelung und ihre Lösung ist ansprechend und gefällig. Das Grundthema: zu zeigen, daß auch der adelstolzeste Aristokrat sich stolz und glücklich fühlen kann, eine Tochter des Volks zur Gattin zu haben, wenn diese sich durch wahre Tugend geadelt hat, ist gut durchgeführt und den Standesvorurtheilen, wie sie in Schweden noch so mächtig zu sein scheinen, hiermit wirksam begegnet. Die Verfasserin überzeugt uns, und das ist viel, sie unterhält uns aber auch auf die angenehmste Weise durch eine Erzählung, reich an spannenden Verwickelungen und voll von Situationen, neu, eigenthümlich, oft wirklich poetisch. Ihre kurze, aber fesselnde Gesprächsform ist voll Reiz; wir empfinden mit der Sprechenden und treffen nirgends auf Längen, da alles rasch und thatsächlich zugeht und der blos erzählende Autor fast nie zu Worte kommt. Diese Stilart deutet immer auf reichen Fonds, reißt den Leser mit sich fort, spinnt ihn in die Empfindungen der Handelnden ein und erhält sein Interesse für sie lebendig. Für diese Stilart stellt die Verfasserin ein Muster auf, glänzend genug, um ihre kleinen „Minauderien" zu beschatten und zu verdecken.

Den Versuch, von den Vorgängen in diesem Romane Rechenschaft zu geben, müssen wir völlig aufgeben, nicht blos, weil die Fäden der Erzählung überhaupt im hohen Grade verwickelt sind, sondern besonders auch, weil das Interesse derselben auf den mannichfaltigsten Wandelungen und Durchgängen in den Seelenstimmungen beruht, die wir doch nicht würden deutlich machen können. Die beiden Hauptideen der Verfasserin sind: „Noblesse oblige" und „Tugend und Arbeit adelt". Mit diesen tritt sie, wie sie erklärt, einem speciell-schwedischen Nationalvorurtheile entgegen, nach welchem die reichern Bürgerklassen nicht eher einen Werth zu besitzen glauben, als bis sie ihren Reichthum mit einem hochklingenden Namen verschmolzen haben, ein Umstand, der dem Lande unendlich geschadet und Misbräuche erzeugt habe, die sicherlich noch mehrere Menschenalter fortdauern würden. Mit diesen Misbräuchen hat es die Erzählung zu thun: die phantasievolle Dichterin kämpft dagegen und wir wünschen ihr natürlich allen Sieg. Von jenen Vorurtheilen lebt in Deutschland jedoch nur noch wenig und unsere Theilnahme an ihrem Gemälde ist daher eine mehr künstlerische, weniger von dem Conflicte selbst als von seiner Darstellung befriedigte: diese aber ist phantasievoll, naturgetreu und durchweg anziehend.

Sophie Schwartz nimmt schon jetzt unter den Schriftstellerinnen und Dichterinnen ihrer Heimat einen Platz neben Frederike Bremer und Emilie Carlén ein; sie wird aller Voraussicht nach beiden bald ebenbürtig sein, denn ihr neuestes Werk: „Arbeit adelt", gewinnt ihr eine stets wachsende Popularität. Eine kurze biographische Notiz über sie wird daher hier am Orte sein. Marie Sophie

Virath ist in Boras (Westgothland) 1819 geboren und mit $1^1/_2$ Jahr verwaist. Schon als Kind schrieb sie Verse voll Wohlklang und malte; ihre Bilder gelangten bis ins königliche Schloß. Eine nie ruhende Phantasie hielt anfangs ihre humanistische Bildung zurück; als siebzehnjähriges Mädchen holte sie jedoch das Fehlende nach, bis eine schwere Krankheit sie niederwarf und zur Träumerin machte. Dieser Zustand wich allmählich und im Jahre 1839 vermählte sie sich mit Professor Schwartz in Stockholm, einem Manne, der trotz vielseitiger Bildung die schönen Künste verachtete. Nur anonym oder pseudonym (Zamor) durfte die Dichterin seit 1851, erst in kürzern, dann in längern Erzählungen, als Feuilletonistin des „Aftonblad" und der schwedischen Zeitung, ihrem Triebe huldigen, bis sie, seit 1858 Witwe, mit größern Arbeiten in Buchform hervortreten konnte. Sie erfreute sich von nun an eines stets zunehmenden Beifalls, der durch den feinen innern Organismus ihrer Arbeiten, welcher an Bulwer erinnert, und durch die treffliche Wahl ihrer Stoffe gar wohl verdient wird. Was ihr unsers Erachtens noch fehlt, ist die genügende und mäßigende Beherrschung einer allzu unruhigen Phantasie, der es oft an Stoff zu mangeln scheint, und hierzu wäre für dies ausgezeichnete Talent nichts mehr zu wünschen als — eine große Reise, die ihre Seele mit Erinnerungen an Natur und Menschen, mit schönen und wechselnden Gestalten füllen und das allzu lebhafte Spiel ihrer Phantasie gewiß mäßigen würde. Wir würden hoffen, ihr alsdann mit noch größerer Befriedigung von neuem zu begegnen. Die Uebersetzung läßt nichts zu wünschen übrig. 4.

Zur biographischen Literatur.

Schriftsteller lesen bekanntlich anders, als andere Leute. Eine Lectüre behufs literarischer Zwecke ist immer nur mit gewissen Einschränkungen eine freiwillige: Wahl und Neigung weichen dem Auftrage und der Pflicht. Der Verleger oder die Redaction hat diese Arbeiten eingesandt; folglich müssen diese Arbeiten durchgelesen werden. Durchmustert der Kritiker den Vorrath auf seinem Büchertisch, so pflegt es ihm nicht selten zu geschehen, daß Neigung und Pflicht in Collision gerathen. Titel und Inhalt mancher Werke üben eine größere Anziehungskraft auf ihn aus, als Inhalt und Titel anderer Leistungen. Den Büchern der ersten Kategorie wird der Vorzug der frühern Besprechung eingeräumt; neue Sendungen kommen hinzu und mehren die alten Schulden. Man weiß kaum, wie es sich gemacht, aber die Thatsache steht fest: die Zahl der Bücher, welche bereits eine ziemlich lange Quarantäne durchgemacht, will sagen der öffentlichen Besprechung ziemlich lange geharrt haben, ist bedenklich angewachsen; man muß sich beeilen die Schuld zu zahlen. Ein Uebelstand freilich springt alsdann mit Evidenz in das Auge: die Redaction des Blattes, der die Kritiken geliefert werden sollen, mahnt zur möglichsten Raumbeschränkung, muß eine solche Mahnung angesichts der immer mehr und höher anschwellenden Sündflut der literarischen Production erlassen. Dabei handeln die zu besprechenden Werke vielleicht über sehr mannichfache, sehr verschiedene Gegenstände, die nicht das Allermindeste miteinander gemein haben. Es wäre eine ebenso verkehrte, als vergebliche Mühe, da gewaltsamerweise einen Zusammenhang hineinbringen zu wollen, wo absolut kein innerer Zusammenhang vorhanden ist; wir abstrahiren daher auch in dem nachfolgenden Artikel durchaus von einem derartigen vergeblichen Versuche; wir laden, wenn wir überhaupt einladen dürfen, zu sehr heterogenen Schüsseln, zu einer Lanx satura.

---

1. Tileman Heßhusius, ein Streittheolog der Lutherskirche. Von C. A. Wilkens. Vornehmlich nach handschriftlichen Quellen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1860. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

In seinen „Mittheilungen zur Geschichte des Don Carlos" hat Ranke, der große Meister der Geschichte, den Kanon aufgestellt: „Die Aufgabe des Historikers ist über dem Streite zu stehen, ihn zu begreifen, die Kämpfenden jeden in seiner Natur und seiner Absicht zu fassen, danach seine Thaten zu wägen, dann sie zu schreiben; jedem die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren er für sich selber werth ist, das geziemt sich." So einfach die Forderung klingt, sie ist oft unendlich schwer zu erfüllen. Das Maßvolle und Würdige läßt sich leicht würdig und mit Maß darstellen, aber wenn der Gegenstand oder die Persönlichkeit der Darstellung eine solche sind, daß sie in jedem Augenblick aufregen und die Leidenschaft herausfordern, da ist es in der That schwierig, die geforderte Objectivität festzuhalten. Um so lebhafter ist, wenn wir dieses Umstandes eingedenk sind, unsere Anerkennung für die würdige und gediegene Art und Weise, in der sich Wilkens seiner Aufgabe entledigt hat. Unter den Repräsentanten des Genesiolutherthums steht Tileman Heßhusius in erster Reihe, den Genossen ein lutherischer Kirchenvater, ein Gigant an Kampfesmuth und Kraft, der bei dem Thurmbau des Glaubens Hab und Gut, Leib und Leben wagt. Ihm ist der liebe Lutherus mit seiner Lehre und seinem Geiste Schatz und Herz; sein Streitleben zeigt uns das genesiolutherische Kirchenthum mit vollem Licht und Schatten: ernste Frömmigkeit neben maßloser theologischer Verbitterung, Luther's Kühnheit, alles für die Wahrheit einzusetzen neben frommer Engherzigkeit und kirchlicher Gewaltthätigkeit. Heßhusius' Name ist sprichwörtlich geworden für Hadersucht, fanatische Beschränktheit, protestantisches Papstthum oder gar Heuchelei. Es hat wenig Erquickliches, das Leben eines solchen Mannes zu erzählen; der Unwille und der Zorn des Erzählers erhalten in diesem Lebenslaufe so reiche Nahrung, daß es nicht befremden könnte, wenn der Biograph auch wider seinen Willen mitunter fortgerissen würde, die Forderung Ranke's zu vergessen. Wilkens indeß hat durchweg an jenem Kanon festgehalten, er hat mit einer achtbaren Kunst Licht und Schatten in dem Bilde mit gerechter Hand zu vertheilen gewußt. Er verschweigt und beschönigt nichts, aber er malt nicht blos grau in Schwarz, er vertieft sich mit unermüdlichem Fleiße und einer scharfsichtigen Kritik in die Materie, er ist gerecht nach allen Seiten hin. Er verkennt durchaus nicht, daß Heßhusius einseitig, starr, leidenschaftlich, aber nach ihm erschöpfen diese Epitheta schwerlich den Charakter eines Mannes, der für seine theologische Ueberzeugung, was man auch von ihr halten mag, voll Aufrichtigkeit, Begeisternng, Treue sein ganzes Leben einsetzt. Ausgegangen von Melanchthon, hineingerissen in die hochlutherische Strömung, gibt er sich ihr aus innerm Bedürfniß unbedingt hin. Er kennt die geistige wie politische Ueberlegenheit der Gegner, er empfindet den Widerwillen der Fürsten, fast die ganze evangelische Kirche sieht er eins im Hasse gegen sich; ehemalige Genossen, Säulen des lutherischen Heiligthums, wenden sich wider ihn, immer mehr lichten sich die Reihen der Seinen, er bleibt treu. Getragen von der Ueberzeugung seines göttlichen Berufs, Luther's Buchstaben zu schirmen, wirft er siebenmal die höchsten Kirchenämter hin. Als ein Wort ihn retten kann, wählt er das Exil, denn mit diesem einen Worte werde er Christum verleugnen. „Zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen", läßt er Tag und Nacht bis zum letzten Athemzug die Feder nicht ruhen, um durch Predigten, Briefe, Volksschriften, Thesen, wissenschaftliche und erbauliche Werke, Folianten und Broschüren seinem Großfürsten Christus und dem dritten Elias Herzen zu erobern. Mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Beredsamkeit

zieht er unermüdet aus gegen die Rotten des Satans: Liberalisten, Adiaphoristen, Epikuräer, Neutralisten, Zwinglianer, Concordisten, Flacianer, Wigandianer, Amelungiten, Ubiquitisten u. s. w. Und dann, nachdem er so lebenslang keinen Augenblick sich das Waffenkleid gelöst hat, fleht er sterbend um Vergebung zum Herrn der Kirche, er habe in seinem Amte viel zu wenig gethan, die Sünder hätte er noch härter strafen und die Rottengeister noch eifriger widerlegen sollen.

Von diesem Standpunkt aus hat Wilkens in der Geschichte des Heßhusius die Entwickelung des Genesiolutherthums bis zur beginnenden Herrschaft der Concordienformel dargestellt. Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß der Verfasser sein höchst empfehlungswerthes Werk nach den umfassendsten und gründlichsten Quellenstudien geschrieben hat. Composition und Darstellung sind trotz des spröden dogmatischen Materials von einer anziehenden Frische; der Verfasser liebt es, mit den Worten und Gedanken der Zeit zu erzählen, von welcher er spricht, und er trifft diesen Ton äußerst glücklich. Wie gelungen erscheint z. B. S. 17 die Schilderung der Unduldsamkeit der orthodoxen Lutheraner und der traurigen Verhältnisse, welche durch diese pfäffische Intoleranz erzeugt waren: „Man rühmt sich den Mord der Ketzer zu misbilligen, schildert sie aber so, daß es fast Pflicht gegen die Menschheit gewesen wäre, sie auszurotten. Gemieden ward der dogmatische Gegner, als vergifte er die Atmosphäre, auch bei Familienfesten hätte man den polemischen Panzer nicht abgelegt, denn der rechte Glaube duldet keine Rücksicht, wo ein Skorpion ist, muß man ihn zertreten; hörte ich Vater, Mutter oder Zwillingsbruder etwas sagen, so gegen Christum ist, ich würde ihm das lästerliche Maul zerreißen, wie einen tollen Hund haute ich ihn nieder, meine Hand wäre zuerst gegen ihn. Es heißt, seid bereit zur Verantwortung gegen jedermann. Freunde hier und dort sind nur die, welche an den ökumenischen Symbolen, der in keinem Buchstaben veränderten Augustana und allen Schriften Lutheri festhalten, die draußen sind, wird Gott richten und thut's schon hier; trat Mistrauen ein, so ward auch, was man guten, arglosen Sinns geschrieben, zu Geschossen gedreht, einander zu würgen. Der Teufel möge ihnen jeden unlutherischen Blutstropfen aus dem Leibe reißen" u. s. w. Diese ultraorthodoxe Richtung lehrte Bekehrungsgebete, wie dieses: „Gott vergebe und bekehre euch, ihr Eber, Säue, Esel, Narren, Tollhäusler, Wahnsinnige, euch Fleischliche, Sichere, Feiste, Schmuzige, Stinkende, euch verfluchte Chaniter, Räuber, Kananiter und Epikuräer." Und solche Gebete, fährt Wilkens fort, galten für erhörbar; alle Pest, sagt Mathesius, habe ich einem Feinde Christi angewünscht und siehe, Gott hat mich erhört. „Die lutherischen Haderkappen, urtheilen die Freiern, überboten Luther in seiner heftigsten Epoche, besser sei's einem Bären zu begegnen, dem seine Jungen geraubt seien, als ihnen. Die ganze Roheit der Zeit, die ganze Kleinlichkeit des Schulgezänks tritt uns entgegen, als töne aus den Klosterhallen wieder das betäubende Geschrei von Franciscanern und Dominicanern." Zu Magdeburg verkündigte ein heßhusischer Diakon von der Kanzel: „Kraft meiner Gewalt übergebe ich folgende falsche Brüder in den Bann und haue sie als faule, stinkende Glieder ab von der Kirche Christi, damit nicht der ganze Leib durch sie vergiftet und verderbt werde, ich schließe ihnen den Himmel zu, ich thue ihnen die Hölle weit auf, ich übergebe sie dem leidigen Satan, am Leibe sie zu martern, zu quälen, zu plagen, zum Verderben des Fleisches, ich gebiete euch, den Umgang mit den Gebannten zu meiden, nicht mit ihnen zu essen, zu trinken, Gemeinschaft zu haben, sie nicht zur Hochzeit noch ehrlicher Gesellschaft zu bitten, begrabt keinen Todten mit ihnen, grüßt sie nicht auf der Straße." Unsere heutigen Hengstenbergianer, welche von der „Schlüsselgewalt der protestantischen Kirche" phantasiren, mögen dergleichen beherzigen.

Auf die speciellen Einzelheiten in dem Lebenslaufe des Heßhusius hier näher einzugehen, dürfte für uns um so weniger Veranlassung vorliegen, als wir bei unserer Besprechung des Buchs von Helmolt (vgl. Nr. 30 d. Bl. f. 1860) ausführlicher auf die Biographie des Mannes eingegangen sind. Nebenbei sei bemerkt, daß die abfällige Kritik, welche wir für die Arbeit von Helmolt haben mußten, noch milde und versöhnlich gegen das Urtheil ausgefallen ist, mit welchem sich Wilkens in seiner Vorrede über dieses unerlaubt und sträflich leichtsinnig zusammengeschriebene Buch ausläßt.

2. Johannes Nasus, Franciscaner und Weihbischof von Brixen (1534—90). Von P. J. B. Schöpf. Botzen. 1860. Ler.-8. 16 Ngr.

Wenn man will, bietet Johannes Nasus ein Seitenstück zu Tileman Heßhusius. Wie dieser mit rastlosem Eifer und unter Einsatz von Mitteln, welche von ernsten und human gebildeten Männern nicht gebilligt werden können, für die Vertheidigung und Ausbreitung einer einseitigen Richtung des Protestantismus leidenschaftlich kämpfte, so war Johannes Nasus in ähnlicher verwerflicher Weise als ein Rüstzeug der katholischen Kirche gegen die Fortschritte des Lutherthums thätig. Während sich somit eine gewisse Analogie der beiden Bücher in Bezug auf ihren materiellen Inhalt ergibt, besteht hinsichtlich der formellen Behandlung zwischen den beiden Biographien der größte Unterschied. Während Wilkens eine Arbeit geliefert, die in jeder Beziehung eine werthvolle Bereicherung der historischen Literatur genannt werden muß, bringt Schöpf nichts zu Markte als einen kritiklos angefertigten Panegyrikus seines Helden; die Composition in der kleinen Monographie entbehrt der künstlerischen Anordnung und die Darstellung erscheint schwerfällig und schleppend. Der Verfasser stellt sich unbedingt und völlig auf den höchst einseitigen Standpunkt des Mannes, dessen Leben er beschreibt; nur eine ausschließlich katholische Auffassung läßt er gelten, jede andere wird von ihm als unberechtigt zurückgewiesen. Er möchte den Weihbischof von Brixen zu einem Heros der Kirche heraufschrauben, wie diese Tendenz schon das gewählte Motto „Laudemus viros gloriosos" verräth, und in der That war Johannes Nasus doch nichts weiter als ein fanatischer Zelot, stark im Unflat, den er gegen die Gegner seiner Confession schleuderte.

Daß die Biographie überhaupt geschrieben, wollen wir nicht misbilligen. In seinem „Literaturblatt" meint W. Menzel: „Das Jahrhundert der Reformation war das roheste und unflätigste, dessen sich das deutsche Volk zu schämen hat. Nie, zu keiner andern Zeit redete, schrieb und handelte man so unsauber und grob. Die Gelehrten, weit entfernt, dem Volk ein gutes Beispiel zu geben, gaben das allerböseste. Alle Universitäten waren Pfuhle der Gemeinheit und die protestantischen thaten es hierin den katholischen noch zuvor. Mit wahrhaft viehischer Sittenverwilderung ging die dümmste Superstition Hand in Hand, und zwar gerade im Jahrhundert der Kirchenverbesserung, des freigewordenen Geistes und der vielgerühmten Wiedererweckung classischer Studien." Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, was und wieviel an dem citirten Ausspruch auf tendenziöser Hyperbel beruht, ein Bild, das allein die Schattenpartien colorirt, muß nothwendig falsch und verkehrt werden; leugnen läßt sich jedoch nicht, daß der eisige Sturmwind der Glaubensspaltung für geraume Zeit alle Blüten echter Poesie und Kunst erstarren machte, daß eine gewisse Roheit und Verwilderung der Geister einriß und sich insbesondere in der Literatur bemerkbar machte; eine Anzahl von rohen Satiren und Schmähschriften, von Schandbildern und andern Erzeugnissen dieser Art überschwemmte in der Epoche ganz Deutschland. Für die culturgeschichtliche Würdigung der Periode muß es seinen Werth haben, wenn das Leben derjenigen Männer, die unter den Streitern jener Tage eine hervorragende Rolle spielten, genauer durchforscht wird, und in diesem Sinne möchte es auch zu verstehen sein, wenn schon vor längerer Zeit ein Literarhistoriker, dessen Namen einen bessern Klang hat als der vorhin citirte, wenn Gödeke in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" es eine auffallende Vernachlässigung nennt, wenn bisher von katholischer Seite diesem Polemiker keine Aufmerksamkeit geschenkt war.

Das rein Thatsächliche in dem Lebenslauf des Nasus, so-
wie die Nomenclatur seiner Schriften ist in der Monographie
derartig behandelt, daß man sich auf die Angaben ziemlich ver-
lassen kann. Der Verfasser hat nach Quellen gearbeitet. Bei
seinen Urtheilen und Reflexionen jedoch hat man dessen eingedenk
zu sein, was wir soeben über des Verfassers tendenziösen Stand-
punkt bemerkten. Hält man eben diesen Standpunkt fest, so
wird man nicht weiter an Widersprüchen Anstoß nehmen, die
sonst befremden müßten. So versichert z. B. der Verfasser,
Nasus hätte sich in seiner Polemik fast immer der beleidigenden
Invectiven enthalten, er sei ungleich maßvoller als die Gegner
und andere Zeitgenossen gewesen, und doch theilt der nämliche
Mund, der dieses Urtheil ausspricht, S. 19 ein Wort des Nasus
mit: „Er wolle, wenn seine Feinde mit ihren maßlosen In-
vectiven fortführen, sie alle zusammen in eine Faust fassen wie
einen Nasensaft, und wider den Boden schmitzen.“ Soll das
etwa der geniale Witz und Humor sein, von welchem Schöpf
glauben machen will, Nasus hätte ihn im hohen Grade besessen?

3. Das Leben des würtembergischen Pfarrers Johannes Denner, ehemaligen Schüler des Falk'schen Instituts zu Weimar. Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von H. Merz. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. 12. 15 Ngr.

Wer entsänne sich nicht mit Vergnügen der Lectüre der
ersten Bände der Autobiographie von Jung-Stilling? Die Auf-
zeichnungen des Pastors Denner haben uns lebhaft an jenes
Buch gemahnt. Es gibt eine so glaubensfrohe, so glaubens-
frische Frömmigkeit, die in ihrer integren Lauterkeit, in ihrer
vertrauungsvollen Naivetät sehr achtbar, ja beneidenswerth er-
scheint. Die aufrichtige und innige Tiefe dieser religiösen Rich-
tung unterscheidet sich allerdings gewaltig von jener vulgären
Frömmigkeit, von jenem officiellen Kirchenthum, welches in un-
sern Tagen an verschiedenen Orten mit der Prätension auftritt,
nur den christlichen Electoralschafen, welche pietistisch gezeichnet,
gehöre das Salz der Erde und des Himmels. Von dieser mo-
dernen Frömmigkeit, welche in dünkelhafter Ueberhebung und
Anmaßung das Ihre sucht und mit den himmelwärts geschlagenen
Augen nach fetten Pfründen und Remunerationen, nach Ordens-
decorationen und andern weltlichen Vortheilen schielt, von dieser
Frömmigkeit, deren Lippen Liebe und Frieden triefen, deren
Herzen aber das Gift der Verfolgungssucht und Intoleranz
schwellt, ist die Frömmigkeit Denner's durchaus verschieden.
Seine Frömmigkeit ist jene naive und ursprüngliche, jene lautere
und aufrichtige, welche wir beneidenswerth genannt haben, und
eben deshalb sind wir mit Befriedigung der Lectüre dieser Auf-
zeichnungen gefolgt, deren Reiz eine schmucklose, einfache Dar-
stellung, dem Inhalte ganz angemessen, erhöht.

Der Lebenslauf des würtemberger Pastors ist in Kürze die-
ser. Der Sohn unvermögender Landleute, wurde Johannes
Denner im Jahre 1806 den 29. November in dem Dorfe Brun-
hardshausen, unweit Eisenach, geboren. Seine Jugend verfloß
unter Entbehrungen und in Einfachheit. Das Ideal des Knaben,
das Ziel seiner Sehnsucht war, dereinst Schulmeister zu werden.
Den Aeltern fehlte es aber an allen Mitteln, zumal in der
großen Theuerung und Hungersnoth der Jahre 1816 und 1817
war deren Noth sehr groß. „Gar oft war kein Bissen Brot und
kein Stäubchen Mehl im Hause, und die einzige Nahrung war
Grünes aus Feld und Wald in Milch und Wasser gekocht; bis-
weilen schwammen einige Brotschnitte in der Schüssel herum,
welche als seltene Fische aufgefischt wurden: auch Kleienbrot
wurde nicht verschmäht, wiewol es einem im Halse stecken blieb.“
Die Verwendung seines Dorfpfarrers brachte Denner im Mai
1822 nach Weimar in das Institut des Legationsraths Falk.
Arme, unbemittelte Knaben wurden dort von Beiträgen privater
Wohlthätigkeit erzogen. Eine rührende, wohlthuende Pietät für
Falk kennzeichnet die Memoiren. Für die weitere wissenschaftliche
Ausbildung Denner's geschah in dem Institute so gut wie nichts,
für die Herzensbildung dagegen sehr viel. Er war bald der
Lieblingszögling Falk's geworden und wurde von diesem zu wie-
derholten malen auf Reisen ausgesandt; der Jüngling sollte, mit
Empfehlungsbriefen Falk's ausgerüstet, in die weite Welt hin-
ausziehen und Beiträge für das Institut sammeln. Auf diese
Weise besuchte Denner den größten Theil von Deutschland und
Holland; Erfolg krönte meistens seine Unternehmungen. Der
Briefwechsel, den er unterwegs mit Falk unterhielt, bildet eine
der interessantesten Partien des Buchs; Falk's Briefe ehren den
Schreiber und die Briefe Denner's sind unübertrefflich in ihrer
ehrlichen, sinnigen Naivetät. Die Herzensreinheit, die in ihnen
weht, nimmt uns ganz für den Autor gefangen. Nach dem
Tode Falk's ermöglichten Freunde, die er sich auf den Reisen
erworben, dem einundzwanzigjährigen Jünglinge das ersehnte
Studium zu beginnen. Mit eisernem Fleiß begann er Latein
zu treiben. Schon 1829 konnte er die Universität beziehen. Die
Candidatenjahre verlebte er als Erzieher in der Schweiz. Gegen
Ende des Jahres 1835 erhielt er zu Kirchheim sein erstes geist-
liches Amt als Vicar des Stadtpfarrers; in verschiedenen geist-
lichen Aemtern thätig, überall hoch geachtet und allgemein ge-
liebt, starb er im Frühjahr 1859.

4. Immanuel Friedrich Sander. Eine Prophetengestalt aus der Gegenwart, gezeichnet von F. W. Krummacher. Mit einem Titelkupfer. Elberfeld, Hassel. 1860. Gr. 12. 28 Ngr.

Der Athener dankte den Göttern zuerst, daß er als ein
freier Mann geboren, sodann dafür, daß Athen sein Vaterland sei,
und die eingefleischten Stockathener behaupteten, der Mond leuchte
in Attika schöner als anderswo. Das Treiben und Gebaren
unserer „specifisch Frommen“ ruft die Reminiscenz wach. Die
modernen Pietisten und die Sippe hektischer Frauenzimmer und
seniler Schwächlinge, die in deren Horn stoßen, behaupten auch,
daß ihnen eine ganz besondere Gnade zu Theil geworden, daß
ihnen Gottes Sonne besser und glänzender leuchte als den an-
dern, die von dem Heiligen Geiste nicht „erweckt“ worden. Ein
solches Treiben und Gebaren ist sattsam widerwärtig und un-
erquicklich, aber was kümmert es die „Frommen“, daß sie Aer-
gerniß geben, obschon es heißt: „Wehe denen, durch die Aerger-
niß in die Welt kommt!“ Was kümmert es sie? Das Treiben
und Gebaren wird fortgesetzt. Das Buch Krummacher's ge-
währt wieder einmal gleich tiefe, gleich unerfreuliche Einblicke
in das Treiben und Gebaren der Partei des Pietismus und
der Orthodoxie. Angewidert in hohem Grade wendet man sich
von einer solchen Lectüre. Von Sander selbst ist es hinreichend
bekannt, daß er als ein rocher de bronze der Pietisten in dem
Wupperthale seinen Ruhm begründet; später erhielt er eine reich
dotirte Pfarre zu Wittenberg. Auch in dieser Stellung hat der
Mann sich als ein ausgewähltes Rüstzeug der hierarchischen
Tendenzen ausgewiesen. Ueber die Aufrichtigkeit seiner Ueber-
zeugungen wollen wir uns in keine Untersuchung einlassen; wir
bescheiden uns einfach, hier zu constatiren, daß uns für derartige
Tendenzen nicht die mindesten Sympathien beseelen. Was uns
sonst obliegt, ist die Abgabe eines Urtheils über die literarische
Leistung Krummacher's. Wir können uns mit der Leistung in
keiner Weise befreunden, so wenig wie etwa mit Artikeln der
Hengstenberg'schen „Kirchenzeitung“. In formeller Hinsicht ist
das Buch wenig genießbar für einen geläuterten Geschmack, weil
der Verfasser alle möglichen Stilarten wirr und bunt durcheinan-
der würfelt, sodaß man bald einen Roman, bald eine Predigt,
bald wieder eine Controversschrift aus dem 16. Jahrhundert vor sich
zu haben glaubt; in materieller Hinsicht können wir uns mit der
Leistung nicht einverstanden erklären, weil wir sowol die phari-
säische Ueberhebung und Anmaßung, mit welcher der Autor seine
theologischen Parteiideale vertritt, als diese theologischen Partei-
ideale selbst entschieden verwerfen. Gleich die ersten Eröffnungs-
worte der Monographie sind für Inhalt und Richtung des Buchs
bezeichnend und charakteristisch; der komödienhafte, theatralische
Erguß mag deshalb hier eine Stelle finden: „Zu Wittenberg,
der ehrwürdigen Wiegenstadt der gesegneten Reformation, rufen
eben vom hohen Thurme der alten Stadtkirche hinab mit tief

ernsten Klängen die mächtigen Glocken zum Sonntagsmorgengottesdienste, dieselben Glocken, welche einst zu den Flammenpredigten Luther's und den gesalbten (!) Zeugnissen eines Bugenhagen, eines Paul Eber und wie mancher andern ihnen ebenbürtigen Herolde Gottes luden, und auf den Schwingen ihrer feierlichen Pulse eine glänzende Reihe der erhebendsten Erinnerungsbilder uns entgegentragen. Der Kirche gegenüber, und nur durch einen von Buschwerk und Bäumen überschatteten Platz von ihr getrennt, liegt die Superintendentur, ein langes, alterthümliches, fast klosterartiges Gebäude. Könnten die Kammerwände dieses Hauses erzählen, was seit drei Jahrhunderten sie gesehen und belauscht, wir würden meinen, ein neues Psalterium voll inbrunstvoller Fürbitten und himmelstürmender Angst- und Nothgebote, aber auch zugleich voll jubelnder Lob- und Preisgesänge vor uns aufgerollt zu sehen. Aus der Pforte dieses Hauses tritt, wie das Glockengebrause zu verhallen beginnt, langsamen und feierlichen Ganges der Kirche sich nähernd, aus der die Accorde der Orgel bereits herübertönen, eine hohe, priesterliche Gestalt, etwas zur Brust herabgesenkten Hauptes, das lange, schneeweiße Haar über den Kragen des Talars herunterfallend, und in dem bleichen, stark durchfurchten, aber in großen Zügen edel zugeschnittenen Antlitz die unzweideutigen Spuren schwerer, aber siegreich bestandener innerer Lebenskämpfe. Niemand streift auch nur flüchtig an dieser Gestalt vorüber, ohne sofort beim ersten Blick an einen der alten Seher oder Märtyrer erinnert zu werden. Die Liturgie im Gotteshause ist beendigt, und der letzte Vers des Hauptgesanges wird eben angestimmt, da durchschreitet der ehrwürdige Mann die versammelte Gemeinde und erscheint alsdann, von jener still, aber sichtlich mit Andacht und Spannung begrüßt, auf seiner Kanzel. Nachdem er knieend sein stilles Gebet zu seinem Herrn hinaufgesandt, verliest er mit gedämpfter Stimme seinen Text" u. s. w. Mit dieser romanhaften Schilderung sind zahllose andere Stellen in einen Topf zu werfen, in denen Krummacher über das specielle „Charisma" declamirt, mit welchem Sander begnadigt gewesen, über die „Pectoraltheologie", welche durch eine seichte Kathedraltheologie nicht habe vernichtet werden können (soll heißen, Sander blieb auf der Universität der pietistischen Richtung treu, obschon er Vorlesungen bei freier gebildeten Professoren hörte), von der Liebe und Thatkraft, mit welcher er sich von dem „unmittelbaren" Missionsdienste dem „mittelbaren" zugewandt u. dgl. m.

5. Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, der Ahnherr des preußischen Königshauses. Ein deutsches Fürstenbild von Ludwig Hahn. Berlin, Hertz. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser des vorliegenden Lebensbildes des ersten Hohenzollernschen Kurfürsten theilt dasselbe als ein Bruchstück aus einer umfassendern Geschichte des Hohenzollernschen Fürstenhauses mit, welche er zu schreiben gedenkt. Es erschien ihm als eine Pflicht patriotischer Geschichtschreibung, die kräftige und edle Persönlichkeit, mit welcher das Geschlecht der Hohenzollern zuerst in die Geschichte Norddeutschlands hereintritt, in einem besondern Bild und Rahmen dem Interesse des preußischen und deutschen Volks vorzuführen. Die seltenen Eigenschaften und Vorzüge, welche das brandenburgisch-preußische Haus in einer seit vier Jahrhunderten fast ununterbrochenen Reihenfolge trefflicher Fürsten auszeichnen, finden sich nach Hahn gleichsam vorbildlich in jenem ihrem Ahnherrn vereinigt; jede Seite und Richtung fürstlichen Wirkens, die zur Größe Preußens beigetragen hat, ist schon an dem ersten Kurfürsten glänzend bethätigt worden, „gleich am Beginn der glorreichen Reihe", meint der Verfasser, „gleichsam ein Inbegriff der geistlichen und sittlichen Begabung und der edeln Bestrebungen des zu hohen Geschicken berufenen Geschlechts".

Das Gesagte kennzeichnet hinreichend Inhalt und Richtung der Monographie. Das Gebiet wissenschaftlich-historischer Forschung zu erweitern, eigene, selbständige Forschungen und Studien zu geben, liegt Hahn bei seiner Schrift fern, kritische Erwägungen und Urtheile sind nicht seine Sache; er will vom patriotischen Standpunkte aus den gebildeten Volksschichten eine anregende Darstellung geben. Die Aufgabe ist nicht unbefriedigend von ihm gelöst worden. Zwar läßt die Anordnung und Vertheilung des Stoffs in Bezug auf die künstlerische Composition manches zu wünschen übrig, indem namentlich mehrfache Wiederholungen störend bemerkt werden, zwar muß eine unbefangene Kritik an dem thatsächlichen Inhalte mitunter gerechten Anstoß nehmen, da der Verfasser sich unbedingt an Riedel und Droysen anschließt, auch da, wo die Forschungen und Urtheile der letztern mindestens und gelinde ausgedrückt fraglich erscheinen; indeß wenn man die ursprünglichen Intentionen Hahn's festhält, nach welchen er nicht für die historische Wissenschaft, sondern für die Masse des Publikums schreiben wollte, so kann man der Leistung Beifall und Anerkennung nicht versagen. Seine Schrift ist im guten Sinne populär gehalten; die klare übersichtliche Darstellung liest sich frisch und unterhaltend. Mehr Selbständigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, wir wiederholen es, hätten wir allerdings gewünscht; für Hahn, welcher, soviel wir wissen, unter der Verwaltung Manteuffel-Westphalen in der ministeriellen Presse Dienste leistete und für dieselben zum Geheimen Regierungsrathe avancirte, scheinen die Begriffe Patriotismus und Bureaukratie identische Begriffe. Eine wirklich conservative Auffassung geschichtlicher und politischer Verhältnisse kann mit dem conservativen Patriotismus Hahn's wenig einverstanden sein. Am significantesten tritt diese bedenkliche politische Anschauung und Richtung des Verfassers bei der Erzählung des Kampfes zwischen dem Kurfürsten und den Ständen der Mark in die Erscheinung; eben jener Standpunkt gestattet Hahn nicht eine objective Würdigung dieses Kampfes, er steht, obschon er die einschlagenden trefflichen Untersuchungen Raumer's über den Gegenstand kennt, durchaus auf Seite derer, welche über die Opposition der Stände ohne weiteres den Stab brechen.

Sonst können wir der Monographie im Hinblick auf ihren Zweck nur die Verbreitung wünschen, welche der Verfasser erstrebt. Friedrich I. würde als eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit und als einer der bedeutendsten Männer des Mittelalters überhaupt gelten müssen, auch wenn er nicht der Gründer der Hohenzollerndynastie in Brandenburg geworden wäre; ja vielleicht würde seine Bedeutung in allgemein deutscher Beziehung von jeher mehr hervorgehoben worden sein, wenn sich nicht das Hauptinteresse zumal der preußischen Geschichtschreibung nach und nach an die Gründung seiner Herrschaft in der Mark und die begleitenden Vorgänge, besonders an die Kämpfe mit der Quitzow'schen Partei, geknüpft hätte und hierüber sein übriges großartiges Streben und Wirken in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Und doch muß gerade das preußische patriotische Gefühl eine besondere Genugthuung darin finden, daß der Ahnherr des preußischen Königshauses vor allem eine hoch bedeutsame Wirksamkeit in den allgemeinen deutschen Angelegenheiten entwickelte, durch deren volle Kenntniß allein seine Persönlichkeit in das volle Licht gestellt wird. Selbst der Ursprung der Hohenzollernschen Herrschaft in der Mark kann in seinem wahren Charakter nicht ohne die richtige Würdigung der ganzen Thätigkeit Friedrich's für Kaiser und Reich erkannt werden, deren wohlerworbener Dank eben seine Berufung zur brandenburgischen Markgrafschaft war. Droysen hat in seiner „Geschichte der preußischen Politik" Friedrich nach dieser Seite hin vollständig gewürdigt, und Hahn ist, wie gesagt, Droysen's Spuren nachgegangen.

6. Gedenkblätter an Johann Karl Passavant. Herausgegeben von seiner Witwe. — A. u. d. T.: Briefe von Johann Michael Sailer, Melchior Diepenbrock und J. K. Passavant, nebst einigen Aufsätzen aus Passavant's Nachlaß. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

In Nr. 40 d. Bl. f. 1860 haben wir das schöne Buch besprochen, in welchem der Fürstbischof Dr. Förster in Breslau

das Leben seines unmittelbaren Amtsvorgängers auf eine so anziehende Weise erzählt. Man wußte wirklich nicht bei der Lectüre jener trefflichen Biographie, sollte man dem Leben des Bischofs selbst, sollte man der farbenreichen Darstellung eben dieses Lebens den Vorzug geben. Melchior von Diepenbrock war ganz wie Sailer der Richtung, die in dem Concordatskatholicismus ihren prägnanten Ausdruck erhalten hat, entschieden abgeneigt; jene Prälaten und ihre gleichgesinnten Freunde waren nicht minder den hierarchischen Gelüsten abgeneigt, wie sie innerhalb des protestantischen Ultramontanismus in die Erscheinung traten, sie stellten den allgemeinen Consensus der Christenheit höher als den Dissensus der verschiedenen Bekenntnisse. Reich an Liebe, Milde und Versöhnlichkeit, selten reich ferner an allen geistigen Vorzügen, durch welche die Gemüther und Herzen der Menschen gewonnen werden, war insbesondere Diepenbrock der Mittelpunkt eines Austausches und Verkehrs nach dieser Seite hin. Der vorstehende Briefwechsel, größtentheils von Förster noch nicht für seine Arbeit benutzt, gewährt uns in jenen geistigen Verkehr mannichfache Einblicke, und wir können hinzufügen, erhebende Einblicke. Wie bezeichnend und charakteristisch ist z. B. der Brief, den Passavant beim Schluß des Jahres 1845 an Diepenbrock schreibt: „Hätten Bestrebungen, wie sie in Sailer und seinen Freunden Vertreter fanden, einen dauernden Einfluß in der katholischen Kirche ausgeübt; hätten namentlich diese Bestrebungen, die aber allerdings zum Theil zu vag waren und mehr eine Annäherung der Gemüther auf beiden Seiten zur Folge hatten, bestimmtere Form und Fassung erhalten, so wäre eine solche Annäherung, wie ich glaube, zum Vortheil der ganzen Christenheit, möglich, ja wahrscheinlich gewesen. Allein eine andere Richtung ist seitdem unter den Katholiken, wenn nicht herrschend, doch mächtig geworden, oder hat wenigstens die lautesten und einflußreichsten Organe gefunden. Die münchener Schule mit ihren politischen Blättern, die große Macht der Jesuiten, die Begebenheiten in der Schweiz, die Zerwürfnisse und Gehässigkeiten, die bei gemischten Ehen entstanden, die Art, wie der trierer Zug behandelt wurde, und Aehnliches haben viele Protestanten abgeschreckt, und eine größere Abneigung, nicht gegen die unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche, sondern gegen die Hierarchie und ihre unbedingten Anhänger erzeugt, und dadurch jene heilsame Annäherung wenigstens verschoben." Wie bezeichnend und charakteristisch ferner für den humanen, für den gediegenen und hochachtbaren Geist in jenem Freundeskreise sind die Forschungen, welche Diepenbrock über die beiden Naturen in der Person Christi und über die Taufe anstellt, und die er seinem Freunde Passavant auf dessen Anfragen mittheilt. Passavant hatte bei Diepenbrock um Aufklärung darüber gebeten, ob es begründet, was die Mehrzahl der katholischen Theologen behaupte, daß die ungetauft sterbenden Kinder der seligen Anschauung Gottes verlustig gehen. Diepenbrock stellt eine sehr gründliche Untersuchung der Frage an und gelangt zu dem Resultate, daß, streng genommen, diese Lehre in den dogmatischen Aussprüchen der Kirche keineswegs zu finden sei.

Die ganze Sammlung kann einem denkenden Leser in der That zum Troste gereichen. Sie eröffnet unserer so vielfach zerrissenen Zeit lichte Blicke in christliche Gemüther, deren gesammtes Tichten und Trachten auf Verständigung, Versöhnung, Frieden gerichtet war. Ausgehend von dem Grunde einer christlichen Weltanschauung, die nur segnet und nicht flucht, haben Sailer, Diepenbrock, Passavant redlich gestrebt, der Christusreligion durch Wort und That, nah und fern, Eingang zu verschaffen, und soweit es in ihren Kräften stand, an der Zukunft der Kirche zu arbeiten, bis die Liebe alle Gegensätze ausgeglichen, Einen Hirten und Eine Heerde hergestellt haben wird.

Dem Inhalte nach bringt die Schrift 14 Briefe Sailer's an Passavant, einen Brief des letztern an Sailer, 15 Briefe Diepenbrock's an Passavant und einen Brief Passavant's an Diepenbrock. Dieser Correspondenz folgt ein Anhang, der sich „Theologische Briefe" überschreibt und der einen Schriftwechsel theils von Diepenbrock an Passavant, theils von diesem an jenen enthält. Ein zweiter Anhang, „Philosophische Gedanken" benannt, setzt sich aus fünf Abhandlungen Passavant's über verschiedene Materialien, meistens religiösen Inhalts, zusammen. Den Preis unter diesen Artikeln möchten wir dem Aufsatze über die doppelte Seite der Reformation, die reformatorische und die negative, geschrieben im Jahre 1844, zuerkennen. **Thaddäus Lau.**

(Der Beschluß in einer der nächstfolgenden Lieferungen.)

Zur Geschichte der Theilung Polens.

Frédéric II, Catharine et le partage de la Pologne. D'après des documents authentiques par *Frédéric de Smitt.* Paris, Franck. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Auffallen muß es dem publicistischen Beobachter, mit welchem Eifer in den letzten Jahren eine Reihe politisch-historischer Schriften, wenigstens in französischer Sprache, bemüht gewesen ist, die äußere Politik Rußlands von alle den Vorwürfen freizudisputiren, welche ihrem gesammten Geist und ihren Tendenzen, wie ihrem Verhalten in bestimmten Fällen und bei concreten Gelegenheiten gemacht zu werden pflegen. Wer sich um die Literatur über Rußland einigermaßen kümmert, wird sich der vielen Journalartikel und Broschüren erinnern, welche in den ersten Jahren der Herrschaft Alexander's II. das sogenannte Testament Peter's I. als ein lächerliches Hirngespinst europäischer Russophobie hinstellten. Wer einige davon aufmerksam und unbefangen durchgelesen, dem wird es auch nicht entgangen sein, daß die Ableugnung der Existenz dieses Documents mit desto wärmerer Beeiferung und desto mehr dialektischer Gewandtheit ins Werk gesetzt war, je schwächer die dafür aufgebrachten Gründe und je zweifelhafter die Beweise. Aber es galt eben, den Moment der von Alexander's innern Reformen günstig gestimmten öffentlichen Meinung zu benutzen, um auch die mistrauische Beargwöhnung der weitern Stellungnahme der petersburger Politik zu den europäischen, den speciell sogenannten orientalischen und den mittel- wie ostasiatischen Verwickelungen auszulöschen. Wie weit dies gelang oder nicht, ist hier nicht zu erörtern; Deutschland und Westeuropa waren von den Ereignissen in ihrem unmittelbarsten Gebiete zu sehr in Anspruch genommen, um sich hingebend mit solchen kritischen Studien zu befassen. Aber unerwähnt darf man es eben nicht lassen, daß kein kleiner Theil jener Tagespolitiker, welche angebliche geschichtliche Resultate, die namentlich in frappanter Weise bisher unbezweifelte Annahmen als Irrthümer hinstellen, wenn sie ihnen geschickt zugebracht werden, gern als Ergebnisse eigener Studien handhaben, seit jenem Momente das Testament Peter's mit derselben Zuversicht als politisch-historischen Humbug behandeln, wie sie es früher als ein historisches Evangelium aufgefaßt hatten. Würde man die russischen Nichtigkeitsbeweise etwas näher beachtet haben, so hätte man mindestens schwerlich übersehen können, wie selbst ihre Entwickelung nirgends der allgemeinen Färbung moderner russischer Publicistik entbehrte, die mit den überhebendsten Selbstbeschmeichelungen der russischen Zukunft das ganze nichtrussische Leben Europas wie einen absterbenden Vegetationsproceß betrachtet, gerade gut genug, um der Zukunft russisch-slawischer Herrlichkeit zu dienen. Doch dies nur beiläufig.

Die Testamentsfrage ist übrigens seit etwa einem Jahre wieder mehr in den Hintergrund getreten, wogegen die polnische, oder richtiger gesprochen die sarmatisch-russische durch eine Menge kleinerer publicistischer Arbeiten sich hervordrängte. Man kann dies als einen beiläufigen Ausfluß der Verhandlung des Nationalitätenprincips hinnehmen, und wir wollen ihm kein besonderes Gewicht beilegen. Allein ebenso wenig darf man doch wol dagegen blind sein, mit welcher consequenten Uebereinstimmung alle diese — großentheils ebenfalls in französischer Sprache geschriebenen — Skizzen, Artikel, Broschüren u. dgl. ihre Spitze fortwährend gegen die Wechselbeziehungen zwischen dem westlichen wie südwestlichen Slawenthum und dem Deutschthum wenden, welches in erster Reihe Oesterreich, in zweiter Preußen genannt wird.

Im gegenwärtigen Moment ist die polnische Frage überraschenderweise gerade für Rußland am brennendsten geworden. Wie dies gekommen, werden spätere Zeiten wahrscheinlich authentisch aufhellen, wenn auch die Unbefangenen unserer Gegenwart bereits jetzt kaum zweifelhaft darüber sind. Daß man sich in Petersburg bezüglich der nationalen Stellung Polens zu dem reformirenden Rußland Illusionen hingegeben hatte, die sich nun als vollkommen irrig erweisen, darüber lassen die Erscheinungen auf polnischer wie russischer Seite keinen Zweifel. Die panslawisch-sarmatische Stimmung hatte man in Polen für mächtiger, die zum Paciciren mit Rußland geneigte Partei für einflußreicher erachtet, als sie sich nun bewähren. In diesen falschen Berechnungen mochte auch der Grund dafür gelegen sein, daß die russische und speciell moskauer Presse während des italienischen und südslawischen Nationalitätenspiels so leichtsinnig mit sympathischen Begeisterungsraketen um sich warf, als seien die sarmatischen Pulvertonnen im eigenen Hause mit Wasser übergossen. Man applaudirte Italien, Kroaten, Slowenen, Magyaren und selbst die polnischen Secessionsgelüste von der Absenkung der Karpaten bis zur Weichselniederung, soweit sie Preußen und Oesterreich betreffen. Erst im letzten Moment erkannte man die gefährliche Selbsttäuschung, und nun war die Literatur merkwürdig geschäftig, den Polen einzuschärfen, wie Rußland an ihrem nationalen Unglück die geringste Schuld trage, dagegen Oesterreich und Preußen dessen intellectuelle Urheber seien.

Das Buch, dessen Titel wir diesen Zeilen vorgesetzt haben, mag nicht in unmittelbarer Beziehung zu den historisch-politischen Manövern dieser modernsten russischen Publicistik stehen; das glauben wir gern. Aber ebenso gut, wie man sich bei seinem Erscheinen daran erinnert, daß der Verfasser schon unter Kaiser Nikolaus über Polens frühere Geschicke und Geschichten gouvernementale Historiographie trieb, darf man doch wol auch daran denken, daß das vorliegende Buch außerordentlich a tempo erscheint, um die Schuld an der Zerstörung des polnischen Vaterlandes von Rußland weg auf die deutschen Staaten, und zwar diesmal sogar in erster Reihe auf Preußen, erst in zweiter auf Oesterreich zu wälzen. Denn das ist der Zweck und Inhalt des Buchs, welches der Verfasser schon 1852 vollendet, dann im Schrank aufbewahrt, jetzt aber deshalb veröffentlicht zu haben versichert, „weil, wie eine Fortsetzung früherer Bestrebungen, die Welt über die Geschichte der Theilung Polens absichtlich zu täuschen, ein neues Werk «Friedrich und Katharine» (Berlin 1859) erschien, worin, wie in den vorhergehenden, nur Bruchstücke von Documenten beigebracht waren, welche abermals ein falsches Licht auf die schon lange verdächtigte Geschichte werfen mußten", trotzdem daß dessen Verfasser das Archiv der preußischen Gesandtschaft in Petersburg zu seiner Disposition gehabt habe.

Jedenfalls würde man Hrn. von Smitt nur dankbar sein können, wenn er zur vollen Aufklärung über die Urheberschaft der Theilung Polens mit historischer Treue und kritischer Unbefangenheit die ihm noch unter Nikolaus, auf Antrag des Staatskanzlers Nesselrode, geöffneten Reichsarchive zu Moskau benutzt hätte. Aber das Buch liefert für solche Unparteilichkeit nur äußerst geringe Belege. Sollte es sich blos gegen das obengenannte berliner Werk richten, wohl, so war dieses in den Vordergrund zu stellen. Man sucht umsonst danach. Also eine regelmäßige Geschichte der ersten Theilung? Anstatt jedoch die Entstehungsgeschichte dieser ersten Theilung Polens auf Grund der Documente zuerst klar vorzulegen, beginnt die Arbeit mit der kritischen Behauptung, alle bisherigen Darstellungen derselben seien großentheils „fable convenue", welche auf die drei Hauptquellen: Friedrich's des Großen Schriften, Aeußerungen des Prinzen Heinrich (in Ségur, Vioménil und Ferrand reproducirt) und diplomatische Depeschen zurückzuführen seien. Gerade diese Quellen benutzt jedoch der Verfasser, indem er Fragmente derselben herausreißt, um diese mit spöttischen und argwöhnischen Anmerkungen zu garniren, kleine, unbedeutende Abweichungen in Nebendingen wie absichtliche Fälschungen der entscheidenden Thatsachen zu behandeln. Dann, nachdem dies rabulistisch-dialektische, jedenfalls nicht historisch-kritische Spiel auf 65 Seiten doch nur „sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß kein anderer als der König (Friedrich der Große) der wirkliche Urheber und Anreger dieser ganzen Angelegenheit war", genügen dem Verfasser einige ganz bedeutungslose Phrasen, um, ohne weitere authentische Beweise beigebracht zu haben, auf eine vom Grafen Solms in Petersburg 1767 überreichte Note hin den Ausspruch zu thun, „daß der Urgrund von allem, was gegen Polen Drückendes und Beklagenswerthes geschah, ausschließlich in seiner (des Königs) Anstiftung zu suchen ist und daß er geschickt, bald durch Ueberredung und Schmeichelei, bald durch Aufstachelung der Leidenschaften oder Anreizung der Eigeninteressen Rußland für seine geheimen Absichten und Wünsche zu gewinnen wußte".

Rußland also ist unschuldig, dies ist die Hauptsache. Denn mit Polens erster Theilung selber ist Hr. von Smitt ganz einverstanden. Ja, er vergleicht das ihm dadurch gewährte Glück mit dem durch den Frieden von Campo-Formio für Deutschland gegebenen, „der ihm die nöthige Kraft gewährte, um später das Verlorene wiederzugewinnen". Charakteristisch ist auch diese Anschauung jedenfalls.

Damit endet die historische Arbeit von 1852, an welche sich als recht interessante Actenstücke ein „Auszug" des (bisher nicht veröffentlichten) russisch-preußischen Allianzvertrags vom 8. Juni 1762 schließt, welcher indessen bekanntlich niemals zum formellen Vollzug kam — sowie „Abrisse" von 80 Depeschen und Briefen Friedrich's des Großen an Solms, des Grafen an den König, das russische Ministerium u. s. w., welche die Theilung Polens (von 1769—79) betreffen. Aber wohlbemerkt, blos Auszüge, Abrisse, Analysen, welche doch Hr. von Smitt, wenn sie nichtrussischen Archiven entnommen sind, als authentische Beweisstücke nicht anerkennt!

Zuletzt kommt noch ein langes „Supplément", die eigentliche Arbeit des Jahres 1860, welches sich gegen die neuesten Untersuchungen über Polens Theilung in Herrmann's „Geschichte Rußlands" (Band 5) und K. von Schlözer's „Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zwischen Rußland und Preußen vom Tode der Kaiserin Anna bis zur Theilung Polens" wendet. Daß auch die Uebereinstimmung, womit diese beiden Forscher Rußland für Polens Theilung verantwortlich machen, die Ueberzeugung des Verfassers nicht zu ändern vermag, ist selbstverständlich. Nur treten ihm jetzt neben Friedrich auch Kaunitz und Prinz Heinrich noch entschiedener als Mitanstifter hervor, in Petersburg höchstens die Partei der Tschernitschew — aber beileibe nicht die russische Staatspolitik als solche, nicht Rußland!

67.

Notizen.

Deutsche Tonkünstlerzustände.

Wir hatten bisher geglaubt, daß es keine so in sich uneinige, halt- und bodenlose und chaotische Republik von Berufsgenossen geben könne als die der Schriftsteller, und Brendel's „Anregungen" hatten uns durch einige Aufsätze über das Leben und den Verkehr der Schriftsteller unter sich in dieser Meinung bestätigt. Nun erfahren wir aber aus derselben Monatsschrift, daß es in dieser Hinsicht unter den Musikern noch viel übler bestellt zu sein scheint, und zwar aus einigen längern Auszügen, welche die genannte Zeitschrift aus dem 1861 erschienenen anonymen Roman „Kunst und Handwerk" mittheilte. Da heißt es denn: „Nun sollte man vielleicht denken, daß bei dieser großen Masse von Musikern doch ein gewisser Gemeingeist anzutreffen sei, nicht etwa die hohe Weihe, die gegenseitige Aneiferung, die einst unter den großen Meistern der bildenden Kunst herrschte und die noch in unsern Tagen hier und da bei den Gleichstrebenden der verschiedenen Dichter- und Malerschulen zu finden ist; sondern jener esprit de corps, nach der modernern Bedeutung des Worts, wo der einzelne durch eifersüchtiges Wahren der Prärogative seines Standes, vor allem dem eigenen Stolze und dem Selbst-

bewußtsein schmeichelt, oder auch nur der Zunftgeist, wo jedes Glied der Zunft die einmal in Aufschwung gebrachte Waare im Preise zu halten oder zu heben sucht. Nach allem dem sucht man vergebens beim deutschen Musiker. Was den Geist der Weihe, der gegenseitigen Anerkennung und Erhebung betrifft, müssen wir die traurige Wahrheit erkennen, daß er in der Tonkunst weniger als in jeder andern zu finden ist, daß wir kein Beispiel eines geistigen Bündnisses aufzuweisen haben, wie es zwischen Goethe und Schiller, Byron und Shelley, zwischen Rubens und Van Dyck, wie es in den zwanziger Jahren unter den Romantikern in Deutschland, sowie in der neuen Malerschule in Frankreich bestanden hat. Es scheint, daß das rein subjective Wesen der Musik, wo jeder nur durch und sozusagen für sich schafft, solchen innigen Annäherungen zwischen den Individuen nicht günstig sei. Nur so lassen sich die unglaublichen Urtheile bedeutender Tonkünstler über andere, gleich- oder höherstehende erklären, Weber's Satiren auf Beethoven's Symphonien, Cherubini's schroffer Ausspruch über dieselben" u. s. w. Der Verfasser des Romans bemerkt dann weiter: „Soll ich nun über den Mangel selbst des Zunftgeistes unter deutschen Musikern reden? Das traurige Bild ihrer collegialen Beziehungen, ihrer mehr unverständigen als wirklich böswilligen Intriguen entrollen? von ihrer Verkleinerungssucht reden, von ihrem lächerlichen Coteriewesen, von ihrer Klatschbaserei über die Privatverhältnisse eines jeden, von den ewigen Klagen der Lehrer und Orchestermitglieder über kümmerliche Existenz, die sich jedoch sogleich in Angriff gegen den verwandeln, der es durch Talent und Fleiß zu einer bessern Stellung gebracht hat? Wahrlich, es ist besser, auf die Zukunft zu vertrauen, als die jetzigen Zustände und das Gebaren unserer Musiker nach dieser Seite einer zu genauen Prüfung zu unterwerfen; sie sind mehr beklagens- als tadelnswerth, denn sie verstehen nicht einmal ihren Vortheil." Er klagt ein andermal über die Titelsucht der Musiker und Tonkünstler und bemerkt: „Während den Franzosen die Bezeichnung artiste distingué, célèbre compositeur, oder den Italienern das un grande professore di musica, als höchster Ehrentitel gilt, erfahren wir in Deutschland, daß dem oder jenem Herrn auf sein unterthänigstes Ansuchen der Titel als Musikdirector verliehen wurde, oder daß seine So- und -So geruht hätten, den Herrn So-und-So zum Kammermusiker oder Hofmusiker zu ernennen, daß der Kapellmeister X. seine Demission eingereicht habe, weil ihm der Titel eines Generalmusikdirectors verweigert worden war. Dergleichen Miseren fallen noch täglich vor, und es ist nur zu verwundern, daß deutsche Regierungen noch nicht auf die Idee gekommen sind, Componisten und Virtuosen den Titel Musikrath zu verleihen, da sie doch Bankiers zu Commerzienräthen ernennen. Obige Würde könnte ebenfalls in verschiedene Kategorien eingetheilt werden; es könnte wirkliche, geheime und endlich wirkliche geheime Musikräthe geben."

Dieser ironisch gemeinte Vorschlag dünkt uns recht bitter witzig zu sein. Könnte man nicht auch ebenso gut Literatur-, Journal-, Hofzeitungs-, Gazettenräthe u. s. w. mit den Gradunterschieden von „Geheime", „Geheime Ober-" und „wirkliche Geheime" u. s. w. creiren? Man sieht, daß die Regierungen die seit Jahrhunderten berüchtigte und in jüngster Zeit erst recht wieder in Schwung gekommene Titelsucht der Deutschen doch immer noch nicht gehörig zu ihrem Vortheil auszubeuten wissen. Uebrigens erfährt man aus den „Anregungen", daß der Verfasser des genannten Romans der Pianist Ehrlich ist, derselbe der auch den 1858 erschienenen Memoirenroman „Abenteuer eines Emporkömmlings" verfaßt hat.

Die angeblichen hundert Sonette Rafael's.

Von einem Leser d. Bl. in Berlin, der uns schon mehrfach durch freiwillige Einsendungen erfreute, erhielten wir ein Blatt der Vossischen Zeitung mit folgendem Begleitschreiben: „Die in Beilage 1 der Vossischen Zeitung, Nr 288, enthaltene Nachricht von H. Grimm, wonach es statt cento Sonetti di Raffaello ursprünglich hieß: cento disegni di Raffaelle, scheint uns wichtig genug, um das betreffende Blatt Ihnen beikommend zur geneigten weitern Benutzung zu übersenden." Herman Grimm's Notiz, „Das Buch mit den hundert Sonetten Rafael's" überschrieben, lautet vollständig: „In einer der Januarsnummern dieser Zeitung wurde mit Hinweis auf eine Stelle in den Decennalen Baldinucci's die Wiederauffindung eines Buchs als möglich dargestellt, in welchem sich hundert Sonette von der Hand Rafael's befänden, und das aus dem Nachlasse Guido Reni's gestohlen und seitdem verschwunden sei. Die Stelle lautet: «Persesi però con una collonna d'oro ed alcune argenterie il famoso Libro de cento Sonetti di mano di Raffaello, che Guido aveva comperato in Roma, e ciò non senza qualche susurro, quantunque noco fondato, che il tutto fosse stato rapito da un suo domestico etc.» Allerdings heißt es so in Baldinucci's bekanntem Werk, allein was wir hier über Guido lesen, ist nichts als ein Auszug aus Malvasia's «Felsina Pittrice», in deren zweitem Theile (1678) die Erbschaft des berühmten bolognesischen Malers weitläufig besprochen und der Habsucht seines Dieners gedacht wird, gegen den sich Signorini, der Haupterbe, trotzdem sehr anständig benommen habe. S. 58 steht dort wie folgt: «In si bella ed onorata guisa contento costui ancora cogli altri, restarono nondimeno al Signorini molte centinaia di scudi, che sariano anche stati più assai, se tanto facile e puntuale non si dimostrava a tutti: Se si trovavano il libro famoso de' cento disegni di mano tutti di Raffaele, che compro Guido in Roma: le due sottocoppe, i duo candeliere d'argento e la terza collana d'oro, etc.» Daß Baldinucci diese Stelle benutzte, scheint mir außer Zweifel. Die Verwechselung der hundert Zeichnungen mit hundert Sonetten fällt ihm selbst übrigens kaum zur Last, da sein Werk erst nach seinem Tode gedruckt worden ist." H. Grimm's Berichtigung verdient ohne Zweifel in weitern Kreisen bekannt zu werden und ist von uns ihrem Wortlaute nach mitgetheilt worden, weil ihre factische Form nicht wol eine Kürzung gestattete, irgendeine auf den Fall bezügliche Hinzufügung aber unnöthig sein würde.

H. M.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. 17ter Jahrgang. 1ster Band. Wien, Markgraf u. Comp. 16. 10 Ngr.

Auer, Adelheid v., Drei Novellen. Hamburg, Boyes u. Geisler. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus dem Schlehenbusch. Lieder und Gedichte von Angelus Neomarchicus. Berlin, Kastner u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Denkmar. Ein Jugend-Roman. Bremen, Müller. 8. 1 Thlr.

Falter, E., Wie's der Lenz treibt. Gedicht. Freiburg im Br., Mayer. 1861. 16. 10 Ngr.

Fischer, W., Gedichte. Bonn, Weber. Gr. 16. 28 Ngr.

Gemminger, L., Tornister-Büchel. Dem bayrischen Heere gewidmet. Ingolstadt, Schröder. 1861. 16. 8 Ngr.

Gfrörer, F. A., Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiß. 1ster Band: Ludwig XIV. Wilhelm der Oranier. Prinz Eugen. Karl XII. Peter der Große. Die Kaiser Leopold I. und Josef I. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Gustav vom See, Herz und Welt. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, H., Gedichte. Osnabrück, Meinders. 16. 15 Ngr.

Thurm, F. vom, Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen. Fünfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg**.
Funfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von
Friedrich Pecht.
In zehn Lieferungen zu je 5 Blatt nebst Text.
Auf feinstem Kupferdruckpapier. 4. Geh. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Erste und zweite Lieferung:
Goethe in Rom, Faust, Gretchen, Mephistopheles, Philine; Graf Egmont, Leonore von Este, Antonio, Leonore Sanvitale, Machiavell.

Die „Goethe-Galerie“ soll in jeder Beziehung ein würdiges Seitenstück zu der von der Verlagshandlung herausgegebenen „Schiller-Galerie“ bilden, welche allgemein als ein der deutschen Kunst zur Ehre gereichendes Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet wurde und sich zahlreiche Freunde erworben hat.

Die beiden ersten Lieferungen sind soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Unterhaltungen am hänslichen Herd.

Diese beliebte, seit einem Jahr durch eine wöchentliche Beilage: „Neues aus der Welt“, erweiterte Zeitschrift beginnt mit 1862 ihren zehnten Jahrgang. Ein Kreis vorzüglicher Mitarbeiter nnd der Name des Herausgebers bürgen für die Mannichfaltigkeit nnd Gediegenheit ihres Inhalts. Anregende Unterhaltung, populäre Belehrung und eine unparteiische Berichterstattung über die hervorragendern Erscheinungen der Kunst und Literatur werden nach wie vor ihr Augenmerk bilden.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1¼ Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 1 Thaler. In Preußen ist die Zeitschrift steuerfrei. Von allen Buchhandlungen und Postämtern werden Bestellungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Dr. **Ludwig von Rönne,**
Appellationsgerichtspräsident.

In zwei Bänden oder vier Lieferungen.

Vierte Lieferung (erste Hälfte). 8. Geh. 25 Ngr.
(Die erste und zweite Lieferung, welche den ersten Band bilden, kosten 3 Thlr., die dritte Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.)

Dieses für alle preußischen Staatsbeamten, Volksvertreter und sonst an den politischen Angelegenheiten theilnehmenden Kreise höchst wichtige Werk, eine systematische Darstellung des preußischen Staatsrechts, ist von den geachtetsten Organen des In- und Auslandes mit seltener Anerkennung besprochen worden. Der Schluß des Werks wird in einigen Monaten erscheinen, indeß schien es zweckmäßig, das bereits Gedruckte dem Publikum nicht bis dahin vorzuenthalten. Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch

zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet

von **J. H. Kaltschmidt.**

Fünfte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein für den praktischen Geschäftsmann sehr nützliches Fremdwörterbuch, das sich durch Vollständigkeit sowie durch zweckmäßige Einrichtung vor vielen ähnlichen Werken auszeichnet und bereits in fünfter Auflage vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Das **Deutsche Museum** beginnt mit 1862 seinen zwölften Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. In Preußen ist das Deutsche Museum nicht mehr steuerpflichtig.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ꝛc. kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 16. Januar 1862.

Inhalt: Aus dem demokratischen Heerlager. — Gerd Eilers über die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's IV. — Blumenlese aus dem newyorker „Pionier“. — Novellistisches und Biographisches von Karl Frenzel. — Zur freimaurerischen Literatur. — Notiz. (Die Streitfrage zwischen Materialismus und Spiritualismus in Frankreich.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem demokratischen Heerlager.

Demokratische Studien. 1861. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp, F. Lassalle, H. B. Oppenheim, Arnold Ruge, W. Rüstow, Ludwig Simon u. a., herausgegeben von Ludwig Walesrode. Hamburg, O. Meißner. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Der zweite Jahrgang der „Demokratischen Studien“ liegt vor uns, das Unternehmen hat sich in Jahresfrist sogar etwas gemästet, ist dickleibiger geworden. Es wird dieser zweite Band wol dieselbe Anzahl Leser finden wie der vorjährige, der nach der Einleitung Walesrode's in „starker Auflage“ vergriffen wurde. Und wir möchten an den zweiten Band dieselbe Frage richten, die wir schon einmal vergeblich an den ersten richteten: Wo ist dein Programm, d. h. die formulirte Nothwendigkeit deines Erscheinens? Denn selbst das Vergnügen, welches wir bei der Lesung mancher Artikel empfunden haben, überhebt uns der Frage nicht: weshalb „demokratische“ Studien, weshalb nicht „politische“ Studien? Was hat die „Demokratie“ vor der vorurtheilsfreien, unabhängigen Kritik unserer Zustände voraus? Oder gibt es keine freie, unabhängige Kritik außerhalb der „Demokratie“? Dann aber ist es um so nothwendiger das Recept der „Demokratie“ zu haben, um sich zugleich von allen „Vorurtheilen“ zu reinigen und sich den Bart der „Unabhängigkeit“ wachsen zu lassen.

Walesrode scheint auch unsere vorjährige Querele im Auge zu haben, wenn er von denjenigen Kritiken spricht, die ein Programm vermißt hätten. Aber er ertheilt uns den kategorischen Bescheid: ein Programm sei nicht vonnöthen, das ganze Unternehmen beruhe auf dem Princip: „Alles für das Volk und alles durch das Volk.“ Dies Princip sei fortwährend Richtmaß der „Studien“ gewesen. Das ist nun gerade, als wollte man die Theorie des Turnens in dem Wahlspruch finden: „Frisch, frei, fröhlich, fromm!“ Und jenes „Princip“ ist nicht einmal unbedenklich, denn wenn in letzter Instanz alles „für“ das Volk geschieht, sintemal das Volk der ganze Inhalt der Politik ist, so liegt doch eine arge petitio principii darin, daß alles „durch“ das Volk geschehen solle. Dies setzt nämlich voraus, daß das Volk bereits auf der Höhe der politischen Bildung angekommen sei, was wir schlechtweg leugnen. Es sind in der jüngsten Zeit so viele Dinge „durch“ das Volk geschehen, vor denen man ein Kreuz schlagen muß! Das „Princip“ müßte jedenfalls dahin variirt werden: „So viel für das Volk thun, daß das Volk selbst für sich sorgen kann.“

Vier Mitarbeiter des ersten Jahrgangs fehlen im zweiten: die Herren Vogt, Karl Grün, Michelet und Adolf Stahr. Neu Eintretende sind Arnold Ruge und Wilhelm Rüstow. Die Anonymen können wir natürlich nicht controliren. Walesrode sagt uns, keiner der Alten sei untreu geworden, folglich hat sich die Mannschaft der gepanzerten Fregatte vermehrt.

Der Ton des Werks ist hin und wieder etwas leichter geworden, was wir in Deutschland nicht groß beklagen wollen; bei manchen Abschnitten könnte es eher heißen: „Memoiren“ als „Studien“. Auch dabei ist nichts zu erinnern. Der diesjährige Band liest sich wie ein „politisch-historisches Taschenbuch“, selbst der Theoretiker par excellence, Oppenheim, erzählt und er erzählt nicht schlecht, wahrlich. So mag es gekommen sein, daß die weniger eigentlich lehrhaften Artikel eben nicht die hervorragendsten des Buchs sind: „Der asiatische Geist in seiner Herrschaft über Europa“ von Arnold Ruge und „Der preußische Constitutionalismus“ von Ludwig Simon. Arnold Ruge schreibt eine etwas wilde Einleitung zu neuen „Deutschen Jahrbüchern“, worin der „Despotismus“ einmal zur Abwechselung „Asiatismus“ heißt und wesentlich gegen die Juden polemisirt wird, in dem Sinne, daß sie als die „Erfinder des Christenthums“ aufgefaßt werden, „und der Wechsel“, wie Heine hinzufügte, aber nicht Ruge. Es ist eine Revindication der „freien Forschung“ und der „Geistesfreiheit“, in der wir specifisch „Demokratisches“ nicht entdecken. L. Simon schreibt eine Kritik der preußischen Verfassung nach Inhalt und Ausführung, also eine Polemik wider den Scheinconstitutionalismus, mit der alle echt Constitutionellen herzlich einverstanden sein werden, ohne sich deshalb „Demokraten“ zu nennen. Oder wäre etwa jede Constitution Schein, der sich der

Praxis stets als solcher ergeben müßte? Wozu dann das Lob Englands, Hollands, Belgiens, Schwedens und Norwegens, wo „die letzte entscheidende Kraft im Volke und dessen Vertretung sitzt"? Und zwar merkwürdigerweise trotzdem, daß in jenen Ländern „die kluge Lehre von der Theilung der Gewalten" angewandt wird, die dem Verfasser „eitel Theorie" ist. Die „Theilung der Gewalten" ist nämlich die einzig denkbare höchste und sicherste Garantie der Freiheit und so weit davon entfernt ein Manöver zu sein, daß vielmehr im Scheinconstitutionalismus die „Gewalten" noch gar nicht getrennt sind, daß eben alles noch in der angestammten Executive ruht, während die Legislative redet und der Richterstand Dienste leistet. Die Frage nach der „Theilung der Gewalten" hat daher auch mit „Königthum" und „Republik" gar nichts zu thun; denn nur in schwierigen Zeiten ertheilt selbst die Republik die zeitweilige Dictatur, wie sie Italien seinem Könige für die Dauer des Kriegs ertheilte. Wenn hier ein wichtiger theoretischer Begriff ganz falsch aufgefaßt worden, so findet sich weiterhin ein praktischer grober Irrthum. Der preußischen Verfassung kann man genug am Zeuge flicken, ohne ihr Mängel anzudichten, wie es Simon thut. Er meint nämlich, der berufene Octroyirungsparagraph 63 gebiete auch unbedingt über die Finanzen, was nicht der Fall ist. Artikel 109 ist zwar unconstitutionell genug: „Die bestehenden Steuern werden forterhoben", d. h. das laufende Budget ist zur Noth unabhängig vom Votum der Kammern, und Artikel 63 gestattet „in Abwesenheit der Kammern" „Verordnungen" zu erlassen, aber doch nur solche, die „der Verfassung nicht zuwiderlaufen". Nun aber läuft es der Verfassung schnurstracks zuwider, andere als die bestehenden Steuern zu erheben, und eine Anleihe per octroi auf Grund des Artikel 63 wäre vollkommen unverfassungsmäßig, ganz abgesehen davon, daß weder Herr von Manteuffel noch Herr von Gerlach sie je versuchen würden, weil der Glaube der Bankiers dazu nicht robust genug wäre.

Eine dritte Bemerkung gilt der optimistischen Auffassung der französischen Zustände, deren martialisches Aeußeres sogar einen so sanftherzigen Demokraten verblenden konnte. „Die Taufgnade", verkündigt uns etwas bombastisch Simon, „ist der Legitimität zu Gunsten eines selbstbewußten Staatsbürgerthums vollständig abgewaschen." „Selbstbewußtes Staatsbürgerthum" beim Prinzen von Morny und dem Herzog von Persigny-Charamande!

Da ziehen wir den trefflichen Aufsatz von H. B. Oppenheim: „Ueber die Kunst mit einer Verfassung zu regieren. Ein Vademecum für constitutionelle Minister und solche, die es werden wollen", bei weitem vor. Das ist Kritik der Scheinconstitution, Geisel bis aufs Blut, unter dem fröhlichen Geläute der Schellenkappe; das ist wahrer Humor und humoristische Wahrheit, das ist aus den Coulissen des armseligen deutschen Bundestagslebens geplaudert, den Cadaver auf den Tisch gelegt und die Krankheit bis in ihren letzten Sitz hinein verfolgt. Ein Bundestagsgesandter schreibt an seinen Sohn, der eben seine Studien absolvirt hat, um ihn in die schwere Kunst einzuweihen durch den liberalen Zeitgeist glücklich hindurchzusteuern, Carrière zu machen trotz der Parlamenterei, und sich zur Säule der allmächtigen Bureaukratie zu erheben. Hier ist das Eingeständniß zu lesen, daß es sich weit mehr um die „erbliche Bureaukratie" als um das „erbliche Königthum" handelt, wie auch der Adel in Deutschland das Junkerthum längst über die Krone erhoben hat. „Das Princip der Autorität hat gleich einer Religion seine Priesterkaste und seine Jesuiten." Und von dieser wahrhaften Herrscherin in deutschen Landen, von dieser gebildeten, anständigen, belesenen, hochwohlweisen Kaste wird die fürstliche Autorität nur „vorausgesetzt", diese ist ihr lediglich Deckmantel und Vorwand. Jener verdoctrinirte Sohn des Herrn Bundestagsgesandten war der Schul- und Studienfreund des Verfassers, der die väterliche Epistel selbst gelesen hat, die er heute zu einem so artigen Cabinetstückchen von Seelengemälde zu dem lebenswahrsten Bilde von anständiger Schufterei verarbeitet. Und hier liegt der Knoten für unser ganzes constitutionelles Leben, hier trennen sich ein für allemal der Schein und die Wahrheit. Ein dem Kronprinzen von Preußen nahestehender Mann hat bekanntlich gesagt: „Die Constitution ist nicht möglich, wenn die Bureaukratie ihre Stellung behauptet!" Und Oppenheim zieht im „Epilog" folgenden Schluß aus seiner eigenen Schilderung: „Wer mit seinen Leidenschaften und Sympathien dem unmittelbaren Leben angehört, dem steht es wol an zu beklagen, daß die naturgemäße Entwickelung von denen selbst, welche an der Conservirung des Bestehenden das directeste persönliche Interesse haben, durch eine Reihe offener und verdeckter Gewaltthaten abgelenkt worden ist, und daß, wie es scheint, die Studienjahre des Selfgovernment nun nicht mehr ohne eine gewisse Lockerung der staatlichen Bande durchzumachen sind." Derselben Ansicht sind viele ehrliche Leute und der „Demokratismus" scheint hier blos darin zu bestehen, daß man solche Dinge heraussagt.

Mit Oppenheim sind wir bereits auf das Feld der Memoirenliteratur getreten, die wir nunmehr in objectiv-historische und persönlich-politische theilen wollen. Zur erstern Gattung zählen wir: „Die beiden Welfen Ernst August und Georg V. und das Land Hannover", von *****; „Zur Geschichte eines kleinen Staats", gleichfalls anonym; „Die Französelei am Rhein, wie sie kam und wie sie ging (1790 bis heute)", von Ludwig Bamberger; „Die Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten", von Friedrich Kapp. Auf der Grenze beider Gattungen steht „Die Brigade Milano", von Wilhelm Rüstow; ganz persönlich sind die „Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen", von Moritz Hartmann.

Die Geschichte Hannovers unter seinen beiden letzten Königen füllt in dem vorliegenden Jahrgange ganz die Stelle aus, welche voriges Jahr „Kurhessen unter dem Vater, dem Sohn und dem Enkel" einnahm. Doch war letztgenannter Aufsatz lebendiger, pointirter geschrieben,

hatte mehr Farbe, mehr Licht und Schatten, ob auf Grund des Inhalts, der Composition, ob nach Naturanlage des Verfassers, wollen wir dahingestellt sein lassen. Gewiß ist, daß der Welfenartikel in der Nordwestecke des deutschen Vaterlandes dem Buche zahlreiche Käufer und noch viel mehr Leser verschaffen wird; wir sehen sogar einem organisirten Schmuggel in das „angestammte Land" entgegen, da sich die bekannte „Schleuzenpolitik" natürlich dem „Freihandel" widersetzen wird. Wir bescheiden uns die Liebhaber von Fach auf das numerirte Sündenregister der jetzigen Regierung, auf die elf Kapitalsünden des Grafen von Borries aufmerksam zu machen, sowie auf die detaillirte Rangliste der ministeriellen Abgeordneten. Die Ruhe der Erzählung, das kammergerichtsassessorliche Referat hat im vorliegenden Falle sicher sein Verdienst, ist aber eine Probe von großer Enthaltsamkeit, wo „Kladderadatsch" schon so dichte Lorbern gepflückt hatte.

Recht interessant und gewiß neu für 40 Millionen Deutscher ist die „Geschichte eines kleinen Staats", welcher Lippe-Detmold heißt und welchen der ungenannte Verfasser förmlich entdeckt hat. Das Stücklein von Lippe-Detmold vor 1848, im tollen Jahre selbst und nachher, liest sich wie eine große Introduction zu einem Strauß'schen „Kehraus", den der Verfasser mit den drei Noten angibt: „Einverleibung in Preußen!" Es liegt ein solcher „Kehraus" offenbar schon im Interesse unserer studirenden Jugend, deren geschichtlich-geographische Examina zu vereinfachen sind. In Preußen klagt man ohnehin genug über die Erschwerung des sogenannten „Militärexamen" behufs Zulassung zum einjährigen Dienst. Es fehlte noch, daß einer den Hals über Lippe-Detmold bräche!

Eine sehr verdienstvolle Arbeit ist wieder die von Ludwig Bamberger, der voriges Jahr das intricate Duo zwischen „Michel Pro und Thomas Contra" abspielte: „Die Französelei am Rhein", dargestellt an der Geschichte der Stadt Mainz, des Verfassers Vaterstadt. Die Französelei zur Zeit der neufränkischen Republik wird trefflich erklärt aus der vorhergegangenen Kleinstaaterei, die sich in specie mit der widerwärtigsten Pfafferei verquickte; selbst die lächerliche Gallomanie der Forster und Genossen in Ton und Stil wird zu begreifen gesucht, nicht verhöhnt. Seit 1816 erhielt die hessische Regierung die Französelei am Leben, sie drehte wie absichtlich die Hälse nach Westen. Das Jahr 1848, sagt der Verfasser, hat die Französelei ein für allemal begraben, weil sie nur dem Gedanken des großen gemeinsamen Vaterlandes erliegen konnte, diesem Gedanken aber auch unfehlbar erliegen mußte. Wir wissen nicht, inwiefern sich der warme Patriot, der seit 1849 Deutschland meiden muß, in der jetzigen Stimmung irrt oder nicht; täuscht er sich aber auch, so macht ihm selbst diese Täuschung Ehre. Wir wenigstens kennen linksrheinische Striche, wo die Französelei 1848 ging, 1849 wiederkam und selbst den December 1851 überdauerte! Aber die da Ohren haben sollten, um zu hören, wollen sie nicht spitzen.

Wahrscheinlich gehört auch diese Ehrenrettung des Jahres 1848 zu den besondern Kennzeichen der „Demokratie". Nun, dann wollen wir frei bekennen, daß wir gleichfalls zur „Demokratie" gehören; denn nie hat die patriotische Idee heller und reiner geleuchtet als damals. Dem Stile Bamberger's warfen wir voriges Jahr etliche Superfötationen und ein ungeregeltes Ausschlagen der Epitheta vor. Wir constatiren dieses Jahr mit Freuden einen großen Fortschritt; nächstes Jahr hoffen wir auch Stellen nicht mehr zu begegnen, wie folgender, wo es von der Einseitigkeit des Menschen also heißt: „Das Schwergewicht seiner Selbstliebe und seines Ruhebedürfnisses drängt ihn aus der schwebenden Unparteilichkeit in die festgepfählte Beschränktheit hinein", eine Phrase, die neben elf andern Fehlern den zwölften Hauptfehler hat, daß sie absolut unverständlich ist, und daher zur Erklärung der mainzer Stimmung ganz und gar nichts beiträgt.

Friedrich Kapp liefert uns in den „Achtundvierzigern in den Vereinigten Staaten" den Beweis, daß die letzte große Emigration in Nordamerika zum bedeutungsvollen Culturelement geworden ist. Die Wahl Lincoln's selbst wäre ohne das deutsche Contingent nicht zu Stande gekommen, und so verdankt die Republik des Sternenbanners den „gründlichen" Deutschen die Probe, welche sie der Welt längst schuldete, die Probe einer Krisis nämlich. Die Kapp'schen Behauptungen werden durch Zahlen erwiesen, die vom höchsten Interesse sind. Von den fünf nordwestlichen Staaten, welche vorzugsweise von der jüngern deutschen Einwanderung aufgesucht sind, gaben Indiana 23000, Illinois 12000, Iowa 15000, Wisconsin 21000 und Minesota 10000, also im Ganzen etwa 80000 Stimmen Majorität für die republikanischen Candidaten, während ohne die mehr als 100000 deutschen Stimmgeber der ganze Nordwesten gegen sein Interesse und gegen seine Bestimmung sich für die Sklavenhalter ausgesprochen haben würde. Auch deutsche Persönlichkeiten kamen mehr als je zur Geltung; unter den 183 Präsidentschaftswählern der freien Staaten befanden sich 12 Deutsche, und unter ihnen allein drei aus dem Staate Neuyork, während früher nur ausnahmsweise ein deutscher Elector gefunden wurde. In Sklavenstaaten hatte man früher nie gewagt, eine republikanische Liste aufzustellen; die Deutschen setzten dies durch: 1856 gab die kleine Winzerstadt Hermann in Missouri einzig vor allen 65 Stimmen für Fremont; 1860 kamen in Missouri über 17000 Stimmen auf Lincoln, davon mehr als zwei Drittel Deutsche. St.-Louis gab 10000 republikanische Stimmen ab, die Deutschen sind hier die Träger der ganzen freiheitlichen Bewegung, wie denn auch Senator Seward zu St.-Louis öffentlich sagte: „Es war nur der deutsche Genius, welcher überall auf dem ganzen Erdenrunde zur Freiheit ermuthigt hat." Zugegeben, besonders da es uns schmeichelt; wir Deutsche machen gern in „Geist", aber Kapp spricht am Ende seines Mémoire selbst die Befürchtung aus, die Generation der Achtundvierziger möchte sich jetzt in Amerika

erschöpft haben, es sei nöthig, daß neuer Succurs komme. Wenn dem so ist, so hat die Republik eine starke Consumtionskraft, so muß sie vorher ihren Magen durch strengste Diät auf den Großverzehr dressirt haben. Und das ist die Wahrheit, die eigentlich humane Cultur ging den frühern Einwandererschichten fast gänzlich ab; die Deutschen in Nordamerika hinkten zwei oder drei Generationen hinter uns her und drapirten sich dann nothdürftig in unsere abgetragenen Kleider. Das geht auch wieder aufs deutlichste aus der kurzen Geschichte des Nachdrucks hervor, die unser Verfasser mittheilt.

Der älteste deutsche Nachdruck wurde veranstaltet von Christoph Sauer zu Germantown (Philadelphia); er galt der lutherischen Bibel, die wir damals schon poetisch auszubeuten begannen. Drei Auflagen zu 1200 Exemplaren à 18 Schillinge hielten bis in den Revolutionskrieg vor, als wir den jungen Goethe besaßen und eben auf Schiller warteten. Die Soldaten der Freiheit machten Patronen aus der Bibel. Dann, später noch, kam Arndt's „Wahres Christenthum" an die Reihe, auch Stark's „Gebetbuch". So weit brachte es das 18. Jahrhundert! Bis fast zur Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigte sich der Nachdruck mit deutschen Volksbüchern, Kalendern und sogenannter Unterhaltungsliteratur, die alles unterhält, nur nicht die Bildung. „Tyll Eulenspiegel", „Schinderhannes", die „Geheimnisse Alberti Magni", Traumbücher, die „Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva", die „Haimonskinder", nebst praktischen Anhängen mit Recepten gegen „Würmer und Verstopfung"; das war alles, was die deutschen Handwerker und Bauern jenseit des Oceans gebrauchen konnten. In den dreißiger und vierziger Jahren kamen dazu Zschokke und Hauff, leider auch Uebersetzungen von Sue und Dumas. Erst im letzten Jahrzehnd fertigte man zu Philadelphia wohlfeile Ausgaben von Schiller, Lessing, Goethe und Humboldt an, die zuerst in einem Löschpapier-Feuilleton erschienen, dann in Buchform umgebrochen wurden. Dieser Nachdruck zwang nebenbei Herrn von Cotta zur Herausgabe wohlfeilerer Ausgaben für die Vereinigten Staaten. So kosten Humboldt's „Ansichten der Natur" in der Originalausgabe $21\frac{1}{2}$ Ngr., jeder Band des „Kosmos" einen Dollar; man reexportirt sogar mit Profit! Heine's sämmtliche Werke erschienen seit 1854 in fünf Auflagen; weniger gut ging Börne, der nur zwei erlebte, man fand keinen rechten Geschmack an seiner Verbitterung. Freiligrath besorgte 1858 selbst seine erste Originalausgabe in sechs Bänden bei Gerhard in Neuyork. Rellstab's „Drei Jahre von Dreißigen" setzte 1500 Exemplare ab. Scherr's „Schiller und seine Zeit" hatte bei der ganz allgemein gehaltenen Schiller-Feier, für welche die Altäre bis in den hintersten Urwald erstanden, ganz beispiellosen Erfolg.

Wilhelm Rüstow bringt in den „Demokratischen Studien" die erste tagebuchähnliche Aufzeichnung seiner Erlebnisse von Genua nach Marsala und von Marsala nach Capua, wie wir sie, kriegswissenschaftlicher ausgeführt, als „Feldzug der italienischen Südarmee" in „Unsere Zeit" gelesen haben. Ist nun die genannte Encyklopädie deshalb ein Organ der „Demokratie"? **Moritz Hartmann**, der Fahrende Schüler der Partei, bringt sehr pikante Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—49. Keiner der Zeitgenossen hat so viel epische Kenntniß der damaligen Persönlichkeiten und Einzelzustände; Hartmann war überall „mit dabei" und er betont das mit einer gewissen artigen Selbstgefälligkeit. Von seinen drei Abschnitten interessirt uns besonders der erste, der Prag, das Czechenthum und den ungleichen Kampf des Deutschthums wider das Czechenthum zum Gegenstande hat. Wenn wir den Abschnitt gelesen, so ist es uns, als ob wir einen Bericht aus dem Jahre 1861 gehört hätten. Jetzt wie damals dieselbe Großmäuligkeit, derselbe exclusive Haß wider Juden und Deutsche, die auch in dem Lande Polen stets zusammen in einen Topf geworfen werden. Hartmann selbst stand wacker auf Seite der Unterdrückten. Die „Frankfurter Septembertage" sind die Fortsetzung der deutschen Misère, nur daß hier Großdeutschland Kleindeutschland kartätschte und in Belagerungszustand versetzte. Die „Wiener Octobertage" bilden den richtigen Schluß der ganzen Farce; denn hier kartätschte und füsilirte der Kroat ganz Großdeutschland. Und so hatte denn die habsburgische Politik für einstweilen die ganze Welt besiegt. Von „Demokratie" verspüren wir hier allerdings einen Hauch, denn der Verfasser hat seines Bedauerns kein Hehl, daß damals nicht durchgefahren wurde, ein Bedauern, das jedoch constitutionelle Einheitspolitiker mit ihm theilen; denn daraus, daß die Menschheit unter gewissen *Dynastien* nicht leben und gedeihen kann, folgt noch lange *nicht*, daß ein gekrönter Präsident der Nationalbewegung durchaus undenkbar sei — cf. Victor Emanuel! Das schnöde und im Grunde stets reactionäre Perhorresciren von 1848 ist auch vielen sehr besonnenen Männern ein Greuel, und auf der letzten Generalversammlung des Nationalvereins zu Heidelberg ward es auf der Tribune nicht geduldet. Man weiß jetzt hinlänglich, daß hinter den Phrasen von „Uebereilung", „Ueberstürzung" u. s. w. der Manteuffel'sche Pferdefuß lauert.

Was bleibt uns noch übrig? Eine Recension von Stahr's „Lessing" — Recensionen sollten billig von einem Jahrbuche ausgeschlossen sein — von F. Lassalle und „Zwei offene Briefe an den Grafen Schwerin", „vom enthüllten Polizeistaate", durch einen Ostpreußen an der Elbe. Der bewegliche blitzende Stil, sowie der Umstand, daß der Herausgeber selbst sonst nirgends im Buche auftritt, legen uns den Gedanken nahe, daß wir Walesrode hier vor uns haben. Die neue Aera läuft Spießruthen, es wird behauptet, unter der liberalen Oberfläche regiere das alte System in Preußen weiter, und die Polizeiskandale Stieber-Patzke haben allerdings erwiesen, daß „something is rotten in the state of Denmark". Nur hätten wir gerade bei diesem Thema mehr Ruhe erwartet, bestimmte Formulirung der Anklage, statt der emphatischen Invective, mehr Thatsachen und weniger Esprit, wenn wir gleich den aristophanischen Witz bestens goutiren: „Unter Manteuffel wurde das Böse verübt aus

ministerieller Willkür, unter Schwerin das Gute aus ministeriellem Gutdünkel." Oppenheim deutet hier richtig das Richtige an: „Es scheint, daß die Studienjahre des Selfgovernment nun nicht mehr ohne eine gewisse Lockerung der staatlichen Bande durchzumachen sind."

Summa Summarum, was haben wir vor uns? Eine Gesellschaft von ehrlichen, meist talentvollen Leuten, Epigonen von 1848, denen man hin und wieder das Epigonenthum noch etwas stark anschmeckt, die ihr freies Wort frei in die Strömung der Zeit werfen, interesselos das Interesse der Wahrheit und Freiheit verfolgen, und die zum Zeichen das Wort „Demokratie" in ihre Fahne gewebt haben. Sie werden uns stets willkommen sein, sie werden stets Leser finden und sie würden uns vollends verpflichten, wenn sie uns das nächste mal positiv sagen wollten, wohin sie steuern, was ihr definitives Ziel ist. 51.

Gerd Eilers über die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's IV.

Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Gerd Eilers. Sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Den hier vorliegenden Schlußband seiner Denkwürdigkeiten, deren reicher Inhalt und hohe Bedeutung in d. Bl. gelegentlich der fünf ersten Theile mehrfach gewürdigt worden ist, beginnt der Verfasser mit den Worten:

> Meine Studien über die Jugendjahre und die ersten zehn Regierungsjahre des nun in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm IV., deren Ergebnisse ich dem Publikum mit diesem letzten Theil meiner „Wanderung durchs Leben" vorlege, werden von zwei Momenten begrenzt, von denen das eine mich mit den freudigsten Hoffnungen für Preußens und Deutschlands Zukunft erfüllte, das andere diese Hoffnungen niederschlug.

Wir fürchten nicht, zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß der mit diesen gewichtvollen Worten eingeleitete letzte Theil sich den frühern Abschnitten dieser inhaltreichen Bekenntnisse eines Gelehrten und Staatsmannes vollkommen würdig und ebenbürtig anreihe. Ließ sich über so vielbesprochene Erscheinungen, wie sie König Friedrich Wilhelm's IV. Leben darbietet, hier nicht immer Neues bringen, so bleibt dem Verfasser doch jedenfalls der Ruhm klarer und unparteiischer Auffassung und Würdigung, und damit ist sehr viel gesagt. Unverkennbar hat die Epoche des hochbegabten Königs, bis zum endlichen Erlöschen seiner Geisteskräfte, eine Reihe der bedeutendsten Thatsachen und Bestrebungen in Staat und Kirche, sowie in der Wissenschaft, aufzuweisen, welche auf Jahrhunderte hinaus fortzuwirken bestimmt sind. Aus diesem Grunde sind wir jedem zu Dank verpflichtet, der uns Wahrheit über jene Ereignisse bietet, deren Nachklänge noch jetzt von allen Seiten uns umgeben, und jene Persönlichkeiten, die sie hervorriefen und förderten, in ihrer eigentlichen Gestalt uns vorführt.

Betrachten wir denn kurz den Inhalt des vorliegenden Theils, den wie eine accordenreiche Ouvertüre ein trefflich geschriebenes Vorwort, vom 10. Februar 1861 datirt, einleitet. Es gedenkt zuerst jener im dritten Theile der „Wanderung" von Eilers bereits geschilderten Reise des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (1833) durch die Rheinlande, welche überall begeisterte Liebe und Hoffnung ins Leben rief, und wahrlich auf beiden Seiten. Auch Eilers, damals Rath bei der koblenzer Regierung, empfing einen tiefen Eindruck von dem geistreichen und menschenfreundlichen Wesen des Prinzen, der ein Herz für das Volk im Busen trug. Und dies Herz ist unter allen Stürmen der Zeit dasselbe geblieben, ob es auch oftmals dem Kummer fast erlag. Auf die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1848 hindeutend, sprach Eilers damals die Weissagung aus: „Es werden die unglücklichen Nachkommen der verblendeten Zeitgenossen zu seinem Grabe wallfahrten." Er gibt selbst jenem vielbesprochenen und beklagten Worte des Königs in der Proclamation vom 21. März 1848: „Preußen geht fortan in Deutschland auf", einen tiefern Sinn und eine weltgeschichtliche Deutung in der seitdem so völlig geänderten Stellung Preußens zu Deutschland, deren Geschicke sichtbar unauflöslich aneinander geknüpft sind. Wer es der Geschichte der frühern Jahre nicht glauben wollte, dürfte doch seine Augen nicht verschließen vor dem, was die Gegenwart uns brachte: dem moralischen Siege, den 1860 des Königs Bruder als Prinz-Regent bei der badener Zusammenkunft errang, und neuerdings dem ungeheuern Eindrucke, den im Juli 1861 das ruchlose Attentat gegen König Wilhelm in allen Ländern und Ländchen. Deutschlands durch alle Schichten der Bevölkerung machte. Vor diesem Gewichte der Thatsachen gehen in Rauch auf die Klügeleien der Kurzsichtigen und Widerstrebenden. Der Tag der Gefahr wird beweisen, daß Preußen und Deutschland eins sind, und Europa wird abermals staunen vor dem tiefen Blicke Friedrich Wilhelm's IV., der 1848 im ernstesten Augenblicke es aussprach:

> Deutschland ist von innerer Gärung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter Einer Leitung hervorgehen u. s. w.

„Diese Leitung für die Zeiten der Gefahr" übernahm Friedrich Wilhelm IV. und zeigte damit allen seinen Nachfolgern die Bahn, welche sie einzuschlagen haben. Dies ist nur eine der folgenreichen Thatsachen aus dem Leben des Königs. Aber es sind noch andere vorhanden, welche der Gegenwart mehr oder minder in Nebel gehüllt, von der Folgezeit in ihrer wahren Gestalt und Bedeutung erkannt werden sollen. Auf diese Nebel und Gefahren deutet der Schluß des Vorworts, indem er als den sichersten Wegweiser zwischen den Klüften und Abgründen der Parteien, die Preußen nach innen und nach außen jetzt bedrohen, und als den besten Führer zur Einigkeit und Sicherheit Deutschlands das bewaffnete Hohenzollern'sche Suum cuique bezeichnet, worin ihm denn alle Verständigen unter den Zeitgenossen, Staatsmänner oder nicht, von Herzen beipflichten werden.

Nach einem gediegenen Rückblick auf früher bereits Besprochenes, um die Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm IV. hervortrat, zu schildern, beginnt der Verfasser das Bild seiner Regierung und der gewaltigen Gegner, mit welchen sie zu ringen hatte. Ueber die Jugendjahre des Königs wird aus Stein's Leben und andern Quellen manches Wichtige mitgetheilt, und dabei auf die Stellung der deutschen Fürsten vor und nach den Freiheitskämpfen wiederholt hingewiesen. Der Wiener Congreß mit seinen verkehrten Maßregeln, jener Aussaat künftiger Stürme, der schwere Druck der Pentarchie auf alle Verhältnisse in Europa, die bis zur Julirevolution von Jahr zu Jahr sich steigernde Spannung und Unzufriedenheit bilden den dunkeln Hintergrund, aus dem das jugendlich strebende Gemüth Friedrich Wilhelm's IV., von dem tiefdenkenden Geschichtskenner Niebuhr in den Grundsätzen edlerer Politik unterwiesen, sich hoffnungsreich erhebt. In Bezug auf den Adel und seine alten Vorrechte wird richtig gesagt, daß Niebuhr im Grunde kein Feind des Adels war, daß er aber jene Vorrechte durch Gerechtigkeit für alle beschränkt wünschte. Hinsichtlich der Religion ehrte Niebuhr das Christenthum über alles und zog es der Afterweisheit des 18. Jahrhunderts freudig vor: eine Gesinnung, welche in dem kraftvollen Freiherrn vom Stein mit höchster Entschiedenheit hervortrat. Nach schwerer Prüfung erwachte die Welt aufs neue zu tief religiösem Bedürfniß. Es ist nach menschlicher Weise später viel Einseitigkeit und Irrthum hineingeflossen. Doch ursprünglich war die Quelle rein und lauter, aus der des zukünftigen Herrschers junge Seele sich erfrischte. Als ein Ereigniß größter Bedeutung schildert dann Eilers des Kronprinzen Theilnahme an der Jubelfeier der leipziger Schlacht am 18. und 19. October 1814. Hier wurde in Berlin ein von Goethe gedichtetes und von Zelter componirtes Loblied zu Ehren des greisen Helden, der den Deutschen zuerst sein „Vorwärts!" zurief, gesungen, das hier mitgetheilt ist. Es erregte die größte Begeisterung, und gewiß mit Recht. Hören wir den Anfang des Chors:

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Ehre winkt, die Zeit ist groß!
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde gethan.

So erschallet Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimm' erschallt,
Und entflammt von heil'gem Grimme
Folgt des Blitzes Schnellgewalt.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und so schreiten alle Kühnen
Eine halbe Welt entlang;
Die Verwüstung, die Ruinen,
Nichts verhindert ihren Gang.
Hinan! Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk sei gethan.

Am allgemeinsten und lebhaftesten waren jedoch die Kundgebungen nationaler Begeisterung am linken Rheinufer, das 20 lange Jahre französischer Herrschaft dem alten Vaterlande nicht entfremdet hatten. Es werden aus Bacharach, vom Donnersberg, vom Schlosse Hambach bei Neustadt a. d. Hardt (übeln Andenkens durch spätere Volksversammlungen), endlich von Kreuznach die schlagendsten Beweise mitgetheilt, wie deutsches Hochgefühl damals überall auflebte, und die glänzenden Feste der Universitäten Göttingen und Jena bilden dazu den wohlthuendsten Widerhall. Warum mußte diese Kundgebung des echtdeutschen Sinnes so bald verstummen vor dem schlimmen Treiben, das gleich darauf bei dem Wiener Congreß begann! Auch in der Kaiserstadt feierte man mit kriegerischem Glanz den Sieg von Leipzig zu derselben Stunde, als die Bestrebungen, das erwachte deutsche Nationalgefühl wieder zu unterdrücken, dort ihren Anfang nahmen, die so viel Unheil gebracht haben. Von dem verworrenen, vielfach verderblichen Thun der Fürsten und Gesandten beim Congreß hat die Welt seitdem so manches erfahren, und noch immer sind die Quellen nicht versiegt. Durch solche Schriften, wie die neuerdings bekannt gewordenen „Tagebücher" von Gentz, erkennt man zur Genüge, aus welchem Gesichtspunkte die hohe Diplomatie in Wien die Sache der Völker, die Ehre und Sicherheit Deutschlands behandelte, und zwar mit nur wenigen Ausnahmen. Blücher's Wort, daß die Feder wieder verloren, was das Schwert blutig gewonnen, drängt sich erschreckend auf, und die bittersten Früchte davon mußte Preußen ernten. Es war die Wiedererweckung des alten Fluchs, der seit 300 Jahren auf Deutschland lastete, der confessionellen Zwietracht. Von Friedrich II. war der große Grundsatz der Duldung ausgesprochen und durch die That kräftig gehandhabt worden, dem Zeitalter und den Nachfolgern zum Vorbild und zur Lehre, wie sehr die Kraft der Staaten durch religiöse Eintracht wachse. Die Idee der „Heiligen Allianz", eine Frucht der erhobenen Stimmung der verbündeten Fürsten nach dem schwer erkämpften Siege wurzelte auf diesem Boden. Eilers sagt treffend:

Die Monarchen meinten es gewiß redlich mit der „Heiligen Allianz", aber ihre Minister machten sie zu einer sehr unheiligen, indem sie sich derselben zur Gründung und Erhaltung ihrer Herrschaft bedienten. Nicht die Monarchen regierten die Welt, sondern ihre unter sich verbundenen Minister. Da sah die Welt eine monarchische Allgewalt über ganz Europa in den Händen der Minister, wobei die russischen sich den vorherrschenden Einfluß zu sichern wußten. So trat das christliche Princip des Heiligen Bundes gleich anfangs in den grellen Gegensatz einer unchristlichen Regierungsweise. Die Völker wurden nach äußern Verhältnissen unter die Fürsten vertheilt; man nahm nicht die mindeste Rücksicht auf kirchliche und confessionelle Zusammengehörigkeit und sanctionirte somit thatsächlich die Napoleonischen Gesetze über das Verhältniß der Confessionen zu einander und zum Staate.

Am meisten litt Preußen unter den Kämpfen, welche aus diesen Bestrebungen entstanden. Die Gründung des Deutschen Bundes hatten so manche Wünsche der Patrioten unerfüllt gelassen, daß Unzufriedenheit und Verstimmung mit jedem Jahre stiegen. Die Streitigkeiten auf dem religiösen, auf dem wissenschaftlichen Gebiete steigerten

diesen leidigen Zustand fast bis zum Unerträglichen. Dem Bestehenden, von den Herrschern mit Starrsinn Festgehaltenen gegenüber trat immer kecker der Liberalismus hervor, der in Wissenschaft, Kirche und Staat den Fortschritt ins Grenzenlose predigte und in tausend Blättern und Blättchen allerorten seine Grundsätze vortrug. Mit ihm ging Hand in Hand alles, was noch von den Nachwirkungen jener großen philosophischen Talente bewegt wurde, die um den Anfang des neuen Jahrhunderts mehr als je zuvor die Welt erschütterten. In dem fünften Abschnitte dieses Theils zeigt Eilers die Verirrungen und Uebertreibungen in der pädagogischen Welt unter der Herrschaft der Humanitätsideen während der Regierung Friedrich Wilhelm's III. Er beruft sich auf die vielfachen Erfahrungen seines eigenen Lebens gerade auf diesem Gebiete. Friedrich Wilhelm III. und seine edle Gemahlin, die Königin Luise, waren beide begeistert für die Sache der Volksbildung. Es war eben die Zeit der von dem Schweizer Pestalozzi ausgehenden Richtung auf das Naturgemäße, Ursprüngliche, welche unter anderm von Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" als das einzige Heilmittel des geschwächten Vaterlandes empfohlen wurde. Von ähnlichen Erwartungen war E. M. Arndt erfüllt in seinen 1805 erschienenen „Fragmenten über Menschenbildung". Beide übersahen hierbei das biblische Wort: „Einen andern Grund kann niemand legen, als der gelegt ist: Jesus Christus." Die Humanitätsidee, so vortrefflich sie begründet sein mag, bleibt immer zurück hinter der Wahrheit und Einfalt christlicher Lehre, in ihrer Reinheit aufgefaßt und vorgetragen, und am wenigsten ist sie sicher vor gewissen Ausschreitungen, die höchst bedenkliche Folgen haben. An Diesterweg's Beispiel und der von ihm geförderten Bildung der Volksschullehrer, welche so sehr zu den letztern Erschütterungen der Welt beigetragen hat, deren Ehrgeiz und Verschrobenheit so vieles Unheil unter die Bauern gebracht haben, wie Riehl gezeigt, wird dargethan, daß die wahre Humanität einzig und allein in dem Christenthum ihre Erfüllung finde. Dies war die Ueberzeugung, von welcher der Minister Eichhorn geleitet wurde. Er befand sich hier in vollem Einklange mit seinem königlichen Herrn Friedrich Wilhelm IV. Aus einer akademischen Rede des heidelberger Theologen Karl Bernhard Hundeshagen, gehalten 1853: „Ueber die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee in ihrem Verhältniß zu Kirche und Staat", theilt Eilers mehrere vortreffliche Stellen über die alle Nationalität überflügelnde, allein die echte Menschlichkeit entwickelnde Kraft der Lehre Christi, welche in sich auch die Bedingungen trägt, den Humanitätsgedanken vollständig zu verwirklichen. Den vielfachen Verirrungen der falschen Humanitätslehre gegenüber ist diese echt christliche Humanität, welche auch Friedrich Wilhelm IV. aus allen Kräften förderte, vom höchsten Werth. Nicht minder bedeutend aber erscheint die neuerdings von Karl Schnaase in dem geistvollen Vortrage über „Bildung und Christenthum" (Berlin 1861) aufgestellte Nachweisung des nothwendigen Zusammenhangs unserer christlichen Bildung mit den neuesten Fortschritten der Philosophie und besonders der Naturwissenschaft.

Im sechsten Abschnitte schildert Eilers den Regierungsantritt des Königs, welcher in eine Zeit größter Aufregung und drohender Stürme fiel. Staat und Kirche fieberhaft bewegt und infolge des kölner Ereignisses im offenen Kampfe. Hier wird die Frage aufgeworfen:

ob Friedrich Wilhelm IV. der kraftbegabte Steuermann gewesen den die sturmbewegte Zeit heischte, um das gerade auf den gefährlichsten Brandungen umhergetriebene preußische Staatsschiff und die daranhängenden der übrigen deutschen Staaten in ein ruhiges Fahrwasser zu lenken.

Und die Antwort lautet:

Wenn irgendein deutscher Fürst, so war er es! Denn es ist in der Wahrheit begründet, was ich zur Zeit, als eben jene Stürme den preußischen Thron umzustürzen drohten, im Jahre 1848, den wilden Umsturzparteien vorhalten zu müssen glaubte: daß die deutsche Geschichte keinen Fürsten aufzuweisen habe, der mit einem vollern und reinern Herzschlage für Preußens und Deutschlands Wohlfahrt das Scepter getragen und dabei die historischen Rechte der übrigen deutschen Fürsten so uneigennützig berücksichtigt hätte. Es war in den Wind geredet. Die Sturmfluten spotteten aller Steuermannskraft und trieben das Schiff unaufhaltsam zwischen die gefährlichsten Klippen.

Hier folgt eine treffende Bemerkung über den persönlichen Charakter des Königs:

Es ist keinem Porträtmaler gelungen, dem Bilde des Königs einen entsprechenden Ausdruck seines Charakters zu geben. Es geht über die Malerkraft hinaus, den Abglanz einer so reichen Seele, wie die des Königs, in Linien und Farben darzustellen. Lebhaftigkeit des Geistes, Reichthum der Phantasie, theilnehmende Empfänglichkeit für alle Aeußerungen eines humanen und christlichen Lebens, große Schärfe des Verstandes bei aller Erregbarkeit des Gemüths, Wahrheitsliebe verbunden mit kluger Zurückhaltung. Diese Eigenschaften seines Charakters traten allen entgegen, die persönlich mit ihm verkehrten, Radowitz, Bunsen, Eichhorn so gut als Alexander von Humboldt.

Im Verfolge werden dann die Schritte besprochen, welche der König that, um seinen Ansichten, namentlich seinen christlichen und politischen Ideen in der Leitung des preußischen Staats Geltung zu verschaffen. Hegel war dahingeschieden, aber die Gottes- und Weltanschauungen seiner Philosophie herrschten noch überall im Amt, auf Schulen und Universitäten, Kirche und Staat mit Auflösung bedrohend. Der König aber wollte, wie Josua, „dem Herrn dienen" und nicht dem Nebelgotte der Hegel'schen Philosophie. Er hegte die Absicht, die zerfallene evangelische Kirche sich aus ihrem ursprünglichen Geiste wieder erbauen zu lassen. Darum berief er den zu Wertheim am Main 1779 geborenen preußischen Staatsrath Albrecht Friedrich Eichhorn, einen durch die Verhältnisse vielfach geprüften Freund Stein's und Schleiermacher's, dessen Einsicht und Thatkraft man ganz besonders den Abschluß des Zollvereins zu verdanken hatte, sowie seine religiöse Gesinnung bekannt war, 1840 zum Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, dessen Wirksamkeit naturgemäß in alle Zweige des preußischen Staatslebens eingreift. In gefahrvollen Zeiten hatte Eichhorn manche Proben eines festen, unabhängigen Charakters gegeben. An einen solchen Beweis, seine Audienz bei dem Fürsten Primas Karl von Dalberg, um

für Stein bei Napoleon Zurücknahme seiner Güterberaubung zu erwirken, wird (nach Pertz' „Leben Stein's", II, 340) passend erinnert. Freundlich aber kalt antwortete Dalberg:

Zuerst bin ich Fürst Primas, und als solcher habe ich Pflichten, die mir die heiligsten sind. Kommen diese in Collision, so gilt mir der Freund (Stein) das Höchste. Ich werde thun, was ich kann. Leicht stellen Sie sich vor, was ich Ihnen schon mehrmals gesagt, daß ich sehr wenig thun kann. Man muß zusehen und den schicklichen Zeitpunkt abwarten.

Er that gar nichts. Stein blieb geächtet. Aber nach wenig Jahren erfolgte Napoleon's Sturz, durch Stein's Mitwirkung, und auch Dalberg hörte auf, Fürst Primas zu sein. Eichhorn, der sich unter den Bekämpfern Napoleon's befand, leitete alsdann unter Stein die Centralverwaltung der eroberten Lande (eine dornenvolle Stellung) und brachte 1815 aus Paris die von den Franzosen geraubten Kunstschätze zurück. Dies war der Mann, dem Friedrich Wilhelm IV. die wichtigste Stelle mit Vertrauen übertrug. Das Vertrauen des Königs ward nicht getäuscht, aber Eichhorn übernahm die schwierigste Aufgabe. Das Hegelthum und die kirchliche Zerfahrenheit waren nicht leicht zu bewältigen. An den Universitäten in Bonn und Berlin war von Theologen öffentlich die Unhaltbarkeit des Christenthums gelehrt worden, und die durch Strauß' „Leben Jesu", welcher einen Mythus an die Stelle der heiligen Geschichte setzte, entstandene Bewegung, hatte sich noch lange nicht gelegt. Herwegh sang: „Reißt die Kreuze aus der Erden! Alle sollen Schwerter werden!" Strauß wagte sich in der scheinbar historischen Schrift über Julian: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren", selbst an den König Friedrich Wilhelm IV. und seine politischen und kirchlichen Absichten. Adolf Schmidt, Professor der Geschichte an der Universität Berlin, stellte in seiner „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums" (Berlin 1847) ein Zerrbild der sechs ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV. auf, das, so ungeschichtlich als möglich, überall schlimmer Deutung Raum gab, die denn auch nicht ausblieb. Manches Auffallende und Verletzende dieser Art wird von Eilers aus diesem Buche ausgehoben, das nun längst vergessen ist. Ebenso ruht das bei Gelegenheit des Jubiläums der königsberger Universität (1845) so rücksichtslos hervortretende Treiben der Lichtfreunde und der jämmerliche Ronge-Spectakel, den damals mehr als ein namhafter Mann, unter anderm auch Gervinus, für den Anfang großer Dinge erklärte. Shakspeare behält Recht: „Die Erd' hat Blasen wie das Wasser." Wer es nicht glauben will, der blicke einmal vorurtheilsfrei auf die Ereignisse vor und nach 1848, und er wird über so manches, das seit 1858 wieder alle Köpfe und Gemüther in Europa bewegt, zu ruhigern Ansichten gelangen. Ohne Ruhe, ohne Besonnenheit aber ist ein gerechtes Urtheil über Könige und Völker nicht möglich.

Von besonderer Wichtigkeit und Anziehung ist der siebente Abschnitt, welcher die Männer des königlichen Vertrauens darstellt: Alexander von Humboldt, Radowitz, Bunsen und Senfft von Pilsach, da der Verfasser hier meist aus eigener Bekanntschaft spricht. Er sagt es unverhohlen, daß nicht die Männer selbst, von welchen man glaubte, daß sie das Vertrauen des Königs in vorzüglichem Maße genossen, dem Könige schadeten, wol aber der Argwohn, der diese Meinung in hohen und niedern Sphären hervorrief, der Einfluß, den man ihnen zutraute, das überall sich kundgebende Protectionsbedürfniß, eine Krankheit unserer Zeit, genährt durch die übergroße Zahl der Jahr auf Jahr durch Schulen und Universitäten für die in der Regel mehr als besetzten Staatsämter sich heranbildenden Jugend, welche dann die Scharen der Unbefriedigten und Misvergnügten mehrt. Von den vier in der Ueberschrift genannten Freunden des Königs, zuerst über Alexander von Humboldt, folgt dann eine Reihe anziehender Aeußerungen. Namentlich darüber, daß der im Innersten dem Christenthum zugewendete Herrscher, der die Restauration der evangelischen Kirche mit großem Ernst unternommen, mit einem Ungläubigen, wie Humboldt, so viel und innig verkehrte. Vergleicht man die Werke des berühmten Kosmologen mit den neuerdings (1861) erst durch den berliner Geheimen Rath Richter bekannt gewordenen Ansichten des Königs Friedrich Wilhelm IV. „über die Verfassung der evangelischen Kirche", welche derselbe seit 1845 (wol anklingend an Bunsen's „Verfassung der Kirche der Zukunft" [Hamburg 1825]) in mehreren längern und kürzern Aufzeichnungen niedergelegt hat (vgl. die Beilagen zur augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 180 und 181 vom 29. und 30. Juni 1861), so wird man sich gestehen müssen, daß ein größerer Gegensatz kaum denkbar sei. Bei dem Naturforscher ist keine Ahnung von der tiefen Christlichkeit, dem Glaubensbedürfniß, das die ganze Seele des Königs durchglüht, und ihn eine Verfassung suchen heißt, welche der Kirche neben fester Ordnung zugleich die größte Freiheit der Entwickelung gewährt, ein Ideal, dem er sein Leben lang nachgerungen hat, freilich ohne jede Hoffnung der Verwirklichung auf Erden. Uebrigens bemerkt Eilers ganz richtig, daß der König in seinem Glauben hoch über den Parteien stand, daß er das Wahre der einen zu schätzen wußte, ohne das Gute der andern zu verkennen, und Humboldt war ein zu vollkommener Hofmann, um die religiöse Saite im Gemüthe des Königs je empfindlich zu berühren. Im Verfolge dieser Betrachtungen kommt Eilers auch auf Humboldt's Verhältniß zu Varnhagen und die vor einem Jahre so vielen Anstoß erregende Veröffentlichung des Briefwechsels beider nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern. Er weist durch Citate das nicht blos Unzarte, sondern auch Unlogische, die entschiedenen Widersprüche dieser Varnhagen'schen Aufzeichnungen nach, und kommt zu dem Ergebniß, daß nach seiner gesammten Art und Weise Humboldt unmöglich die Bekanntmachung dieser Schriften gutgeheißen haben würde. Von Varnhagen's Leben und Charakter liefert Eilers ein anziehendes Bild, welches ihm in der neuern Literaturentwickelung die gebührende Stellung anweist, ohne sein Talent weder zu verachten noch zu überschätzen. Aus allem geht hervor, daß unter Friedrich Wilhelm IV. und

unter Eichhorn für Varnhagen nichts zu thun sein konnte.

Von ganz anderm Schrot und Korn war Joseph von Radowitz, der Vermittler katholischer und protestantischer Interessen, der Bekämpfer der Revolution und Gründer des „Politischen Wochenblatt", das in die damaligen Zustände Preußens so vielfach eingriff. Er hatte es abgesehen auf eine Bundesgenossenschaft treuer Katholiken und gläubiger Protestanten im Kampfe gegen die auflösenden Bewegungen der Zeit, sowol auf dem religiösen, als auf dem politischen Gebiete; darauf sind seine „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche" (1846) gegründet, und selbst die mehr dem Constitutionalismus sich zuneigenden „Neuen Gespräche", die er nach 1850, da er vom öffentlichen Schauplatz abgetreten war, erscheinen ließ, ruhen auf derselben Idee. Gewiß bildeten solche Gedanken und Aussichten den Hauptgegenstand der vertraulichen Unterredungen des Königs mit diesem immer ehrenwerthen Manne, der freilich seiner Natur nach keiner Partei gefallen konnte, den weder Eichhorn noch Eilers ohne Mistrauen zu betrachten vermochten, dem sowol die specifischen Preußen als die Großdeutschen eine Stelle unter den Ihrigen weigerten. Unterdessen hielt Radowitz fest an seiner Ueberzeugung. Er sagte:

Ich gehöre der katholischen Kirche an mit Leib und Seele, aber nicht der großdeutschen Politik; ich darf beides nicht vermengen und kann nicht von der Ueberzeugung lassen, daß der Bundesstaat die durch Recht und Vernunft gebotene Gestalt für Deutschland ist, und daß dieser nicht anders als durch ein preußisches Primat zu gründen ist.

Nicht mit Unrecht schreibt Eilers diese Ansichten, welche mit denen des Königs im besten Einklang stehen mußten, Radowitz zu, und trägt kein Bedenken zu sagen, daß derselbe den König wahrhaft liebte und verehrte, ohne je daran zu denken, ihn zur katholischen Kirche herüberzuziehen, daß er wirklich und wahrhaftig den preußischen Primat in Deutschland für nöthig hielt, ohne jedoch die Rechte der deutschen Fürsten als Glieder des Bundes anzutasten. Dies waren dieselben Gedanken, welche Friedrich Wilhelm IV. im Frühling 1849 den Abgeordneten des frankfurter Reichstags, welche ihm die Kaiserwürde antrugen, aussprach, ohne daß jedoch nachzuweisen wäre, inwiefern Radowitz zu dieser Antwort gerathen habe.

Ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen — sprach der König —, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner frühern ausdrücklichen Versicherungen, ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, Fürsten und der Freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben müßte.

Wie sehr diese Erwägungen und Gedanken das Gemüth des Königs im tiefsten aufregten, geht aus dem neulich erst bekannt gewordenen Briefe desselben an E. M. Arndt vom 18. März 1849 hervor, welcher für die Gerechtigkeit des Monarchen das unwiderleglichste Zeugniß enthält und beiden Theilen zur größten Ehre gereicht.

Ganz anders war das Verhältniß, in welchem der König zu Bunsen stand. Eilers lernte diesen merkwürdigen Charakter schon als Student in Göttingen kennen, und gewahrte in ihm schon damals die Talente und den Ehrgeiz, die er im Laufe seines Lebens so vielfach darlegte. Er erzählt dann, wie Bunsen nach Rom zu Niebuhr kam und 1822 dem Könige Friedrich Wilhelm III. bekannt wurde, der ihn zu theologisch-liturgischen Studien veranlaßte. So entstand, neben dem großen, von Niebuhr angeregten Werke der „Beschreibung der Stadt Rom", die freilich nur theilweise von Bunsen herrührt, dessen „Allgemeines Gesangbuch" (1846) mit einem „Gebetbuch" verbunden, welche großes Lob erlangten, jedoch ohne den Verfasser vor dem Verdachte des Pantheismus und religiöser Neuerung zu sichern, welche sowol sein Bibelwerk, als anderweitige Untersuchungen, die er in der Folge herausgab, vielfach auf sich luden. Aber abgesehen von diesem Doppelsinne des Lebens war in Bunsen etwas, das Friedrich Wilhelm's IV. Aufmerksamkeit fesseln mußte: Geist und Kenntnisse seltener Art. Der König, mit dem Wiederaufbau der Verfassung der evangelischen Kirche ernstlich beschäftigt, zog auch ihn zu Rathe, und namentlich geschah dies bei Gelegenheit der Errichtung des Bisthums zu Jerusalem, im Einverständniß mit der anglikanischen Kirche, obgleich der König nicht daran dachte, die Verfassung der englischen Hochkirche auf die deutsche zu übertragen. Wie wenig vortheilhaft Bunsen's Einmischung in den verhängnißvollen Streit des Ministeriums Altenstein mit dem päpstlichen Stuhle (1834) hinsichtlich der gemischten Ehen den preußischen Interessen war, ist von Eilers, der in frühern Abschnitten seiner „Wanderung" dieses Kampfes gedacht hat, hier nur angedeutet worden.

Nicht minder lesenswerth sind des Verfassers Mittheilungen über den Freiherrn Senfft von Pilsach, jetzt Oberpräsidenten der Provinz Pommern, die wir indeß übergehen, um dem achten Abschnitt, der die Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. bespricht, noch einige Bemerkungen zu widmen. Hier stößt uns zunächst die richtige Bemerkung auf, daß sein großartiges und edelmüthiges Wollen und Handeln nicht vergeblich gewesen, vielmehr die segensreichsten Früchte für die Entwickelung des deutschen Volks in politischer und religiöser Beziehung getragen habe: eine Wahrheit, die jedes Jahr uns deutlicher macht. Friedrich Wilhelm IV. war in mancher Beziehung, trotz aller Reichthümer des Geistes und des Herzens, kein glücklicher Mensch und König. Es fehlte viel, daß ihm alles, was er beabsichtigte, gelungen wäre. Mit thränenwerthen Erlebnissen und Erfahrungen hat er gekämpft bis zuletzt, bis zu der schrecklichen Krankheit, die sein edles Wesen brach. Aber dessenungeachtet und trotz aller Hemmungen, die nah und fern ihm die Wege verlegten, hat er Großes, Unvergeßliches gethan und gefördert, nicht blos durch den Schutz der Künste und Wissenschaften, die kein preußischer König je in diesem Grade geliebt und geehrt hat, nicht blos durch herrliche Bauwerke, vor allem den Ausbau jenes Wunders des gothischen Stils, des Doms zu Köln, den er als ein Zeichen frommer Vereinigung aller deutschen Fürsten und Stämme betrachtete, sondern mehr noch durch das von ihm geweckte Bewußtsein der deutschen Einigkeit

und des Zusammenhaltens der Fürsten und Völker im Augenblicke der Gefahr. Von diesen Gegenständen, da sie allbekannt sind, findet sich bei Eilers freilich nicht viel. Er beschränkt sich auf eine nähere Betrachtung kirchlicher Veranstaltungen des Königs, wie die Errichtung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem, die breslauer kirchlichen Verhältnisse, die Lehrmethode auf den preußischen Universitäten, die Verfassung vom 3. Februar 1847 und den Vereinigten Landtag, das Vorspiel der Erschütterung von 1848, der die neuern Zustände entsprangen, welche über des Königs ursprüngliche Vorstellungen und Absichten bald weit hinausgingen, und erst allmählich in der Verfassung, welche der König beschwor, zu einem Abschluß gelangten. Jene Erschütterung beseitigte natürlich zuerst Eichhorn und mit ihm sein System, und diejenigen, die es auszuführen gestrebt, also auch unsern Verfasser, der in einem Schlußworte einige neuere Fälschungen der Regierungsgeschichte König Friedrich Wilhelm's IV. widerlegt, die sich in mehreren Artikeln der Kreuzzeitung von 1860 bezüglich Eichhorn's und seiner Nachfolger, namentlich des Hrn. von Raumer, vorfinden. Man wird ohne Zweifel der guten Absicht, die sich auch hierin offenbart, gerecht werden, und die Körner vielfacher Belehrung für den zukünftigen Geschichtschreiber Friedrich Wilhelm's IV. und seiner Zeit, der ganz gewiß erscheinen wird, sobald die Welt wieder zu einiger Ruhe gelangt, mit gebührendem Danke in Empfang nehmen.

Wir drücken am Schluß des Werks mit Erkenntlichkeit und Verehrung die treue Hand, die in diesen sechs Theilen so lehrreich und anziehend durch das verworrene Labyrinth der letzten funfzig Jahre uns geleitete und wünschen dem Verfasser noch recht viele heitere Ausblicke in die Ferne von der erreichten Höhe. 27.

Blumenlese aus dem neuyorker „Pionier".

In dem Aufsatze „Zur Literatur über die Frauen" (Nr. 40 d. Bl. f. 1861) hatten wir auch ein bei Weilshäuser in Neustadt O/S. erschienenes anonymes Schriftchen „Ueber die Rechte und Stellung der Frauen" von einem Deutschamerikaner besprochen, das, wie wir nun aus dem „Pionier" (Nr. 37) erfahren, Karl Heinzen zum Verfasser hat. Derselbe bemerkt nämlich in der gedachten Nummer seines Blattes: „Der Herausgeber dieses Schriftchens, das die Leser des «Pionier» kennen, fragte vor einigen Monaten bei mir um die Erlaubniß an, dasselbe in Deutschland verlegen zu dürfen und zwar mit Weglassung meines Namens und unter Streichung oder Aenderung derjenigen Stellen, die der deutschen Polizei anstößig sein könnten. Ich verweigerte die Erlaubniß, erstens weil ich der Polizei zu Liebe nicht meinen Namen unterdrücken, zweitens weil ich nicht aus den nämlichen Rücksichten meine Schrift verstümmeln lassen und drittens weil ich die, vor vielen Jahren geschriebene Broschüre, die mich literarisch nicht mehr befriedigte, in einer größern Schrift verarbeiten wollte. Ich sehe jetzt aus den «Blättern für literarische Unterhaltung», in welchen die vorliegende reactionäre (!) Besprechung enthalten ist, daß Hr. Weilshäuser trotz meiner Weigerung über das Schriftchen disponirt hat. Indem ich dies Verfahren desselben als unehrenhaft, schamlos und räuberisch denuncire, erkläre ich zugleich den Inhalt der von demselben gedruckten Schrift für gefälscht, sodaß die Kritik kein Recht hat, den «Deutschamerikaner» für das Ganze, wie es vorliegt, verantwortlich zu machen."

Diese Heinzen'sche Erklärung findet sich als Anmerkung zu einem fast ganz vollständigen, mit unserm Namen unterzeichneten Abdruck unsers obenerwähnten Artikels, den er seinem Blatte einzuverleiben für werth gehalten hat. Auf diese bequeme Weise hat Heinzen einen hübschen Raum in mehreren Nummern seines Blattes gefüllt, auch in diesem Falle von demselben System Gebrauch machend, womit er den ganzen Schiller-Körner'schen Briefwechsel, ganze Schriften von Bogumil Goltz, sämmtliche Novellen von Paul Heyse, Otto Roquette u. s. w., so viele er davon auftreiben kann, nach und nach in den Spalten seines Journals zum Wiederabdruck bringt, ohne bei den betreffenden Verlegern und Verfassern um Erlaubniß dazu nachzusuchen. Das literarische Gewissen eines nordamerikanischen Radicalen und journalistischen Freibeuters hat einmal einen sehr weiten Umfang. Obschon er uns nun dafür, daß wir ihm Gelegenheit gaben, sein hungriges Blatt mit so und so viel Spalten Nachdruck zu füttern, eigentlich Dank und im Grunde auch Honorar schuldig wäre, und obschon wir sein Verfahren, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, als „unehrenhaft, schamlos und räuberisch" denunciren könnten, so greift er uns doch in einem besondern Aufsätzchen, welches er dem Abdruck folgen läßt: „Die Weiberemancipation und die deutsche Kritik", in bekannter Heinzen'scher Weise an. Undank ist einmal der Welt Lohn!

Aber freilich, daß wir die in seiner anonymen Schrift ausgesprochenen Ansichten von unserm Standpunkt nicht gutheißen konnten, daß wir es als „haarsträubenden Unsinn" bezeichneten, wenn er dem griechischen Schönheitsideal den Krieg erklärt, wenn ihm unsere Zeit schönere Männer „als jenen kurzstirnigen, taillelosen Apoll", und schönere Weiber, als jene „stirnlose Venus mit dem geistlosen Gesicht und der kurzleibigen schwunglosen Gestalt" hervorzubringen scheint, das gilt ihm natürlich als ein Majestätsverbrechen, für welches er die Schale seines Zorns über uns entleert. Nun wahrlich, wir beneiden ihn nicht um sein animalisches Princip, wonach man das menschliche Geschlecht so gut wie ein Gestüt durch Raffenkreuzung zu veredeln habe (wonach also auch die Mulatten, Mestizen, Quadronen u. s. w. zu den ideal-schönsten Menschen gehören müßten), und wir überlassen es ihm mit Vergnügen, das Ideal seines Apollo unter den neuyorker Commis und sein Ideal einer Venus unter den schmächtigen fashionabeln Bewohnerinnen des Broadway zu suchen. Doch unsere Ansichten über das griechische Ideal entspringen ja wol nur aus dem geographischen Uebelstande, daß wir „deutscher Unterthan" sind; denn Karl Heinzen bemerkt sehr possirlich: „Wie kann ein Unterthan ertragen, was die Polizei nicht erträgt? Ein Unterthan, namentlich ein deutscher, ist die personificirte Prostitution. Alles was er ist und hat, sein Körper wie seine Seele, sein Inneres wie sein Aeußeres gehört nicht ihm und ist nicht seiner wegen da, sondern gehört Sr. Majestät und wächst und geht zu Grunde für Se. Majestät. Er denkt, fühlt, spricht, handelt, existirt in erster Reihe nur für den König. Dem König gegenüber erlaubt er auch die «freie Liebe». Die «Liebe zum König», die edelste der Regungen, kann keine Uebertreibung entweihen, sowenig wie die «Liebe zu Gott». Was ist die höchste Liebe eines echten deutschen Unterthans? Vielleicht die zum Bierkrug. Aber was ist seine allerhöchste? Zu Sr. Majestät dem König." Mithin, wenn wir dem „reactionären" griechischen Idealitätsbegriff huldigen, so geschieht dies aus der Liebe zum Bierkrug oder zu „Sr. Majestät dem König", oder weil die deutsche Polizei die Begriffe Karl Heinzen's vom Ideal „nicht erträgt"! Wunderliche Inconsequenz! Während Karl Heinzen, der das Christenthum und mit ihm die Ehe abgeschafft wissen will, sein Ideal in der christlichen Welt sucht, suchen wir, die wir das Christenthum nicht abgeschafft wissen wollen, unser Ideal noch immer unter den alten Heiden!

Im übrigen wetten wir hundert gegen eins, daß wir vor einer braven Mutter, die ihren Kindern die Tage und wenn es sein muß die Nächte mit einer dem Manne fast unbegreiflichen Geduld opfert, vor einer liebenden Schwester, vor einer guten Tochter, vor jedem Weibe, das sein ihm von der Natur ver-

liehenes Talent gut anwendet, mehr wahre Ehrfurcht hegen als alle Radicalen der Welt. Mag auch der Heinzen'sche Radicalismus jetzt unter excentrischen Weiberköpfen einigen Anhang zählen, so glauben wir doch, Karl Heinzen und seinesgleichen versichern zu können, daß die deutsche Frauenwelt in ihrer Allgemeinheit nichts von der „freien Liebe" wissen will; denn die Frauen wissen mit ihrem angeborenen klugen Instinct sehr wohl, daß die durch die Ehe gewährten Garantien noch mehr in dem Interesse des weiblichen Geschlechts als in dem des männlichen liegen. Wir lassen uns auch nicht dadurch täuschen, daß Heinzen seine Antikritik mit „Julie vom Berg", andere ähnlicher Tendenz mit „Kathinka vom Thal" unterzeichnet; wir müßten uns schlecht auf den Stil verstehen, wenn wir nicht einsehen wollten, daß diese „Julie vom Berg" und diese „Kathinka vom Thal" niemand anders sind als unser alter lieber Bekannter Karl Heinzen.

Jene mysteriöse Julie vom Berg wirft uns unter anderm auch vor, daß wir Karl Heinzen nicht einmal seine eigenen Aeußerungen gönnten, indem wir z. B. seine Bemerkung, daß die Tugenden des Weibes diesem allein angehörten, seine Fehler aber auf Rechnung des Mannes kämen, einem französischen Schriftsteller statt dem „Pionier" zugeschrieben hätten. Man liest aber auf der Schlußseite der Schrift von Emile Deschanel: „Le mal qu'on a dit des femmes", und der 1855 bei Wengler in Leipzig erschienenen deutschen Uebersetzung „Was man den Frauen Böses nachgesagt hat" (S. 120 der deutschen Uebersetzung): „Die Frauen sind im allgemeinen viel besser als die Männer", sagt Montgeillard, „und in der That, unsere Laster bewirken die Fehler der Frauen; fast alle ihre Laster gehören uns an, während ihre Tugenden und ihre guten Eigenschaften ihnen und nur ihnen allein gehören." Wer nun den Diebstahl begangen hat, ob Emil Deschanel, dessen Schrift übrigens schon fünf oder sechs Jahre vor der Schrift Karl Heinzen's erschien, diesen oder Karl Heinzen jenen, oder ob beide einen dritten um den Gedanken bestohlen haben, das zu untersuchen ist nicht unsere Sorge. Uebrigens ist die Behauptung nicht einmal viel werth und compensirt sich gegen die andere, auch oft aufgestellte, daß wir erst dann wieder tüchtige Männer haben werden, wenn es bessere Weiber geben wird.

Im übrigen haben wir uns mit Karl Heinzen, der einmal im „Anzeiger des Westens" von O. Ruppius als ein Hauptrepräsentant des „literarischen Knotenthums" hingestellt wurde und der wegen seiner Zank- und Schmähsucht allgemein berüchtigt ist, schon viel zu viel beschäftigt; „dieser Mensch" sucht in Klopffechtereien sein Vergnügen, während wir ihnen gern aus dem Wege gehen oder doch eine uns aufgedrungene Discussion in minder ungeschliffener und persönlicher Art zu führen gewohnt sind. Indeß ist er immerhin als ein sittengeschichtliches Symptom beachtenswerth; seine Mittheilungen und Raisonnements enthalten bisweilen eine gewisse pikante Würze; auch fehlt es ihm in der That nicht an gewissen löblichen Eigenschaften, wie er denn auch jetzt wieder für die von seiner eigenen Partei, der Kriegs- und Antisklavereipartei, geknebelte Preßfreiheit, wenn auch sehr behutsam, in die Schranken tritt. Schade nur, daß Heinzen, wenn er in Wuth geräth, was eigentlich sein permanenter Zustand ist, bisweilen kaum noch zurechnungsfähig erscheint und dann mehr Mitleid als Entrüstung verdient.

Da wir nun aber einmal bei ihm stehen, so wollen wir, vielleicht um auf immer von ihm Abschied zu nehmen, noch den bezeichnenden Schluß seiner Antikritik hier anführen. Er läßt „Julie vom Berg" schreiben: „Uebrigens, Herr Redacteur, habe ich mich beim Lesen der «Blätter für literarische Unterhaltung» aufs neue gefreut, daß ich in Amerika leben kann und nicht in Deutschland. Die principielle Dürftigkeit, womit diese deutsche Presse um menschliche Fragen herumfeilscht und bettelt, diese kümmerliche Mäkelei, diese dressirte Scheu, diese kleinliche Maßnehmerei, diese vor Rücksichten schwitzende Polizeilichkeit, diese philisterhafte Befangenheit, diese durch ihren Dünkel nur um so widerwärtigere Unterthanenweisheit könnte einem Menschen, der an die freie Bewegung in Amerika gewöhnt ist, vollständig den Garaus machen, wenn er wieder in die Unterthanenatmosphäre versetzt würde. Mögen die Erfahrungen, die man hier namentlich in der deutschen Presse zu machen hat, mitunter noch so ärgerlich und abschreckend sein, so viel betrachte ich als ausgemacht, daß die deutsch-amerikanische Presse einen ganzen Chimborasso höher steht als die deutsche da drüben, denn sie spricht nicht blos eine menschlich freie Sprache, während man drüben jedem Buchstaben die Rücksicht auf den Büttel ansieht, sondern sie nimmt auch geistig einen höhern Standpunkt ein, weil sie über allerlei Fragen, die der Unterthanenverstand vielleicht nach Decennien wird zu erörtern beginnen, längst im Klaren ist. Sollte ein hiesiger Journalist, und wäre er der stupideste und gemeinste, die tausend lächerlichen Antiquitäten und ekelhaften Nichtigkeiten abhandeln, womit sich da drüben der Unterthanenverstand in schweißtriefendem Eifer täglich abplagt, er würde am ersten Tage davonlaufen und lieber Steine klopfen." Es mag allerdings richtig sein, daß wir europäische Journalisten zuweilen in den Fall kommen, gewisse Ansichten in bezweifelnder, fragender, scheinbar abweisender Form auszusprechen, um sie wenigstens zur Debatte zu bringen, aber wahrlich nicht aus Unterthanenfurcht vor „Sr. Majestät dem König", wie Heinzen annimmt, sondern aus billiger Rücksicht auf Se. Majestät das Publikum, welches für die betreffenden Ansichten noch nicht reif ist. Aber welchen Zwang diese letztere Majestät gerade in Nordamerika ausübt, wird Karl Heinzen am besten zu wissen im Stande sein. Im übrigen haben wir im deutschen Mutterlande wahrlich keinen Grund, die Deutschen in Nordamerika um ihre Bildungszustände zu beneiden, solange sie uns auch nicht einen jener großen fruchtbaren Geister aufweisen können, wie sie Deutschland trotz Polizei und Königthum im Laufe der Zeiten wir möchten sagen scharenweise hervorgebracht hat.

Und auch um ihre Journalistik, auf die sich der Redacteur des „Pionier" so viel zugute thut, wollen und sollen wir sie nicht beneiden. Man mag in Nordamerika sagen dürfen, wie dies der „Pionier" in Betreff eines verstorbenen Monarchen thut: „Nachdem er dem Herrn gedient, bis der letztgenannte sich die Nase zuhalten mußte" u. s. w.; uns deutschen Journalisten aber gereicht es nur zur Ehre, daß wir uns nicht in so ekelerregender Weise aussprechen wollen, auch wenn wir es dürften. Karl Heinzen echauffirt sich für die Befreiung der Schwarzen, aber seine eigenen Landsleute tritt er mit Füßen und bewirft sie mit Schmuz; so nennt er einmal den allerdings wie es scheint ziemlich eiteln Hecker einen „verrückten Renommisten und Pöbeldemagogen", einen „Hochmuthspinsel, der wie ein wahnsinniger Irrwisch in der Welt umherfährt, um die Sensation eines Hanswursts zu machen". Ueber den sonderbündischen General oder den „Räuberhauptmann" MacCulloch macht er die spaßhafte Mittheilung, daß derselbe von Geburt ein Deutscher oder Schweizer sei und eigentlich „Kuhloch" heiße, und über den in letzter Zeit in eine zweideutige Situation gerathenen Blenker bemerkt er: „Der Herr General Blenker mag sich mit der Zeit General Kriecher nennen. Kaum hat er sich und seine Landsleute durch seine abgeschmackte Schmeichelei und Bedientenhaftigkeit in dem Briefe an den General Scott herabgewürdigt, so geht er dazu über, sich bei dessen Nachfolger durch einen Fackelzug der unter ihm stehenden deutschen Regimenter zu insinuiren. Natürlich sind die deutschen „Freiheitskämpfer" darauf eingegangen, denn auf eine servile Windbeutelei mit Fackeln verzichten sie nirgends. So wird denn das Verdienst des Herrn Blenker auch mit Fackeln beleuchtet werden. Es wird Zeit, daß diesem Helden heimgeleuchtet wird" u. s. w. Von dem Buchhändler Julius Campe sagt Heinzen unter anderm, dieser scheine „einer der schmuzigsten Gesellen zu sein, welche der deutsche Buchhandel aufzuweisen hat, und das will viel sagen". Agenten seines „Pionier", von denen er sich übervortheilt glaubt, stellt er ohne weiteres unter einer Rubrik „Schuftige Agenten" mit ihren Namen an den Pranger. Er rast gegen die Turnfeste: „Unter den genannten «Volksfesten» hat das «allgemeine deutsche Turnfest» in Berlin, an welchem einige tausend Bauchschwinger theilnahmen, den meisten Lärm

verursacht. (Man zählt jetzt schon gegen 100000 Turner in Deutschland — ein Beweis, wie unschuldig jetzt den Regierungen diese Spielerei erscheint.) Was der hohle Teutonismus nur an lächerlicher Renommage, schwarz-roth-goldenem Bombast, Jahn-Arndt'scher Biederbigkeit, bukolischer «Gau»-haftigkeit, gut- und blutiger Ungefährlichkeit und serviler Patriotisterei leisten kann, das ist bei jenem Fest erschöpft worden. Wozu braucht man Freiheit und Männlichkeit, Ehre und Charakter, Verstand und Denkvermögen, wenn man solche Feste feiern, «Gut Heil» rufen, den Bauchschwung ausführen, «Hand auf Vordermanns Schulter legen» kann mit Allerhöchster Erlaubniß?" Von den Deutschen im allgemeinen sagt er einmal: „In der That, ohne Tyrannen würden sich die Deutschen verlassen und verwaist fühlen wie der Hund ohne seinen Herrn. Nicht mehr gehorchen, nicht mehr dienen, nicht mehr speichellecken, nicht mehr «huldigen», nicht mehr «an den Stufen des Throns» betteln, nicht mehr unterthänigst «ersterben» und niederträchtigst sterben zu können — das hieße für die Deutschen aller Lebensfreude, alles Lebenszwecks, aller Lebenslust, alles Strebensziels und alles Selbstbewußtseins mit einem mal verlustig gehen." Doch wie viel Stellen dieser Art könnten wir allein aus den paar uns vorliegenden Nummern des „Pionier" ausziehen.

Wir wollen wünschen, es möge keine bloße Renommisterei sein, was ein deutscher Führer zu dem Times-Correspondenten sagte: „Schon haben wir die eingeborene amerikanische Partei erdrückt und über die Klinge springen lassen. Ist erst der Krieg beendigt, wollen wir uns nicht mehr mit einer negativen Stellung begnügen; uns muß ein billiger Antheil in dem Lande gegeben werden, für das wir gekämpft und das wir gerettet haben." Aber wir fürchten, es werde damit nicht viel sein, solange die deutsche Bevölkerung solche abgeschmackte Ausfälle gegen die Ehe, gegen das Christenthum, gegen das eigene Bein und Blut des deutschen Volks, wie sie im „Pionier" u. s. w. vorkommen, duldet, solange Champagnerschlemmereien das deutsche Hauptquartier verunzieren und den naheliegenden Verdacht von Unterschleifen rege machen, solange Windmacherei, Großsprecherei und Renommisterei, die Heinzen nicht mit Unrecht an den deutschen Führern rügt, die Stelle der ruhigen mannhaften That vertreten, und solange verdorbene Kaffeewirthe und Schauspieler die Rolle von „Regimentspfaffen" spielen und in gotteslästerlicher Weise das Dogma aufstellen, „gut Essen und Trinken sei die wahre Seligkeit", alle Religion aber „eitel Humbug".

H. M.

Novellistisches und Biographisches von Karl Frenzel.

1. Vanitas. Ein Roman in sechs Büchern von Karl Frenzel. Drei Theile. Hannover, C. Rümpler. 1860—61. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Novellen von Karl Frenzel. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Zweite Sammlung. Hannover, C. Rümpler. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die erste dieser Schriften kann, je nachdem man sich ihre Entstehung denkt, als ein mit seltenem Geschick ausgeführtes Kunstwerk oder als das Product einer krankhaften, überreizten Phantasie angesehen werden. Als Kunstwerk muß es gelten, wenn anzunehmen ist, daß der Verfasser das Leben nicht sowol wie es ist oder wie es sich dem einfachen, gesunden Sinn darstellt, sondern vielmehr wie es sich in einer ebenso überschwenglich verzweifelnden, wie überschwenglich hoffenden Phantasie abspiegelt, hat schildern wollen und dem zufolge mit Absicht alles dieser Anschauung gemäß gestaltet und ausgemalt hat; dagegen als unmittelbares Erzeugniß einer selbst kranken Weltanschauung muß es genommen werden, wenn der Verfasser glaubt, darin ein wirklich reines, unverfälschtes Bild des Lebens in seinem objectiven Bestande oder im Reflex eines die Realität verklärenden Dichtergemüths geliefert zu haben. Für die erste Annahme spricht, daß der Autor selbst seinem Buche den Titel „Vanitas" gegeben und außerdem es noch mit dem Motto: „Eitelkeit der Eitelkeiten — und alles ist eitel!" aus dem Prediger Salomonis ausgestattet hat; zur zweiten Annahme dagegen drängt die ganze Haltung und innerste Seele des Buchs. Es finden sich nämlich darin kaum irgendwelche Momente, welche verriethen, daß der Autor mit seiner eigenen Weltanschauung über der Anschauung stände, in deren Geiste die Welt hier geschildert wird; vielmehr ist in ihm alles von der Art, daß das darstellende Subject nicht minder als die dargestellten Objecte eine verschäumende, zerstiebende Welle im allgemeinen Meer der Eitelkeiten zu sein scheinen. Mit ziemlich klaren Worten gesteht dies der Autor in einem an Julius Rodenberg gerichteten Vorwort selbst. „Du kennst", sagt er hier, „die Stätten, auf denen sie entstanden; noch bis in deinen Traum hinein müssen die alten, dichtbelaubten Bäume rauschen, in deren Schatten meine Gestalten wandeln. Und diese Gestalten selbst sind dir nicht fremd, sondern lieb und vertraut, durch tagtäglichen Umgang, durch Hoffnung, die wir in die einen setzten, durch Täuschungen, die wir von den andern erfuhren. Nicht ganz, du weißt es, bestimmte die Willkür meiner Laune und Empfindung ihr Wesen, ihr Schwanken hinüber und herüber in des Lebens und der Leidenschaften Wechsel; so fanden wir die Menschen, irrend und wankelmüthig in ihren Entschlüssen, zumeist in ihrer Liebe, immer strauchelnd auf der Bahn des Guten und nie ganz in Bosheit und Sünde verloren.... schwankendes, wettergepeitschtes Rohr im Winde des Schicksals. Waren, sind wir selbst denn besser? Um uns eine Trümmerstätte von aufgegebenen Planen, umgestürzten Zielen.... wie vielsternige Augen glühten uns an und verglühten für uns!" Der Autor bekennt also, uns in diesem Romane ein Bild des Lebens selbst bieten gewollt zu haben, wenigstens eine Zeichnung der Menschen und ihrer Verhältnisse, wie er sie gefunden — nicht blos bei einer Beobachtung dieser oder jener Kreise, nicht blos von gewissen Stimmungen aus, sondern überhaupt und sogar auf Grund der Selbstbeobachtung, der eigenen unmittelbaren Erfahrung.

Unter solchen Umständen fordert natürlich das Buch eine ganz andere Beurtheilung, als wenn es der Autor nur für die poetische Reproduction einer allerdings weitverbreiteten und unter gewissen Umständen leicht sich einstellenden, aber doch keineswegs absolut gültigen und allein wahren Weltanschauung ausgegeben hätte: denn es fragt sich jetzt nicht blos, ob ihm die Schilderung dieser Weltanschauung nach den Gesetzen der Schönheit und Kunst gelungen, sondern es drängt sich vor dieser ästhetischen Frage zunächst und vor allem die Frage von allgemeiner Wichtigkeit auf, ob die Anschauung, die er als die wahre, mindestens als seine eigene bietet, wirklich die wahre und die als wahr hinzunehmende ist.

Wir unsererseits glauben diese Frage mit Nein beantworten zu müssen und meinen damit das Urtheil aller auszusprechen, welche das Leben nicht blos in einzelnen fieberhaften Pulsschlägen, sondern in seiner großen Gesammtentwickelung betrachten und sich bei der Betrachtung nicht von den Empfindungen überspannter Hoffnungen und herzzerreißender Enttäuschungen, sondern von ruhigen Erwägungen bestimmen lassen. Wenigstens wäre es sehr traurig, sehr trostlos, wenn die Welt wirklich so wäre, wie sie sich in diesem Romane darstellt. Wie etwa erscheint sie in demselben? Wenig besser als die Pontinischen Sümpfe, die uns im Frühling ein Bild der üppigsten, saftgrünsten Vegetation und einen Monat später ein Bild der traurigsten Fäulniß und Verwesung bieten. Der Autor führt uns in ihm eine Reihe von Gestalten vor, die durch geistige oder körperliche Eigenschaften zu den außerordentlichsten Erscheinungen gehören, die uns auf Erden zu imponiren, Bewunderung oder Sympathie abzugewinnen vermögen, und er setzt dieselben mit allem Aufwande eines raffinirten Dramatikers und effectvollen Decorationsmalers in Scene. Aber zu welchem Zweck? Nur um zu zeigen, daß hinter allem Edeln und Großen, hinter allem Schönen und Reizenden nur Verbrechen und Lüge, nur Schlechtigkeit oder Thorheit

lauern, daß die heiligsten Gefühle Unsinn, die höchsten Bestrebungen Selbsttäuschungen sind, daß das ganze Leben eine traurige Posse, ein lächerliches Trauerspiel ist, kurz, daß zuletzt alles, das Höchste wie das Niedrigste, das Seltenste und das Gemeinste, auf die vanitas vanitatum hinausläuft.

Dichtungen und Doctrinen, welche diese trostlose Wahrheit predigen, hat es zu allen Zeiten gegeben und niemand kann leugnen, daß die Welt der Erfahrungen, die dazu Anlaß geben, in Hülle und Fülle bietet. Trotz alledem geht die Welt fest und ruhig ihren Gang weiter. Das Einzelne kommt und geht, erscheint und verschwindet, aber das Ganze bleibt und dauert, ja es bleibt nicht nur, sondern schreitet fort, vervollkommnet sich und rückt dem Ideale, dem alles nachringt, mit jedem Wechsel, jedem Umschwung mehr oder minder erkennbar näher. Was uns in vorübergehenden Momenten als Tod und Vernichtung erscheint, ist, gründlicher betrachtet, stets eine Position neuen Seins, neuen Lebens, in welcher nur das von vornherein Nichtige untergeht, dagegen das Echte und Wahre sich erhält, ja zu frischerer, erfreulicherer Entfaltung gelangt. Alle Trostlosigkeit, die in der Vergänglichkeit des Einzelnen liegt, verschwindet, sobald das Einzelne als ein wesentliches Moment des Allgemeinen, des großen Ganzen aufgefaßt wird; denn als solches ist es nicht wirklich vergänglich. Als Moment des Ganzen ist es unsterblich, ewig, wie dieses selbst; wenn es zu verschwinden scheint, tritt es nur in andere Verhältnisse und Beziehungen; und daß es dies kann, dies muß, ist kein Grund der Verzweiflung, sondern des höchsten Trostes; denn Bewegung, Wechsel ist Leben, und nur Stillstand, Stagnation ist Tod.

Unbewußt und unwillkürlich legt der vorliegende Roman selbst für die hier ausgesprochene Wahrheit Zeugniß ab. Das scheinbar Große und Schöne, was in demselben der Fäulniß anheimfällt, hat von vornherein gar nicht existirt, ja es ist so, wie es hier geschildert ist, geradezu existenzunfähig. Wenn der Verfasser glaubt, in den von ihm gezeichneten Gestalten wahre, wirkliche Menschen poetisch reproducirt zu haben, täuscht er sich selbst. Daß es zu jedem einzelnen derselben analoge Erscheinungen im Leben gibt, wer könnte das leugnen. Aber in einem solchen Zusammenhange, so ein planmäßig verschlungenes Ganzes bildend und in so ausgesuchten blendenden Beleuchtungseffecten, wie in diesem Buche, existiren sie nicht, vielmehr machen sie innerhalb des Gemäldes, zu dem sie hier zusammengesetzt sind, durchaus nur den Eindruck von Figuren, wie sie sich eine jugendliche, noch im Gärungsproceß befindliche Phantasie als interessant und poetisch auszulachen liebt, und die Art und Weise, wie sie miteinander verkehren und durcheinander wogen, entspricht mehr den Phantasmagorien eines üppigen, von Opium oder Fieberglut erhitzten Traums, als den realen Wechselfällen des wirklichen Lebens. Solche Gebilde haben in sich freilich keinen Halt und Bestand, sie müssen zuletzt nothwendig wie schimmernde Seifenblasen zerplatzen, weil sie von vornherein nur Producte eines erregten Bluts, eines erhitzten Gehirns gewesen sind, und auf sie leidet allerdings eine Weltanschauung wie die des Verfassers Anwendung. Die vom Autor uns vorgeführte Welt ist wirklich eine vanitas vanitatum; aber daß diese Welt ein Bild der wirklichen Welt wäre, vermögen wir dem Dichter nicht zuzugeben.

Auf das Prädicat der Wahrheit hat also die vorliegende Composition jedenfalls keinen Anspruch; zufolge dessen vermag aber auch die Fülle des Schönen, das in ihr enthalten ist, zu keiner tiefer eindringenden und nachhaltigen Wirkung zu gelangen; denn wie wichtig auch das Scheinen für das Schöne ist, der bloße Schein ohne ein ihn tragendes und stützendes Sein vermag es nicht herzustellen. So sehr daher die Personen dieses Romans nach dem Muster der vorzugsweise für interessant geltenden Persönlichkeiten zugeschnitten sind, ein wirklich lebendiges und warmes Interesse vermögen sie dennoch nicht für sich zu erwecken; und welche außerordentliche Schicksale, welche seltsamen Entwickelungsprocesse sie auch durchzumachen haben, man vermag sich weder mit ihnen zu freuen, wenn es ihnen wohl ergeht, noch mit ihnen zu leiden, wenn sie in tragische Conflicte verwickelt werden. Es herrscht in dem Ganzen der bunteste Wechsel von reizenden und peinigenden Partien; aber wirklich erheitert oder tiefer ergriffen fühlt man sich von keiner, weil man es in Freud und Leid immer nur mit Schaum- und Traumgebilden, nicht mit Menschen von Fleisch und Bein zu thun zu haben glaubt.

Es thut uns leid, dies Urtheil fällen zu müssen; denn dem Talent des Autors muß man trotz alledem aufrichtige Anerkennung zollen. Er besitzt unstreitig eine sprühende, sprudelnde Phantasie und eine seltene Begabung, sinnlich-effectvolle Anschauungen zu concipiren und mit glühenden Farben wiederzugeben, Fäden anzuspinnen und kunstvoll zu verflechten, geistreiche Gedanken über alles Mögliche aus dem Aermel zu schütteln und pikant einzukleiden. Es fehlt ihm also keineswegs an Eigenschaften, die an einem Romanschriftsteller schwer in die Wagschale fallen, und man darf daher hoffen, daß er auf diesem Gebiete später, wenn die ruhige Beobachtung die maßlos ausschweifende Phantasie mehr gezügelt haben wird, noch Vortreffliches zu leisten im Stande ist. Selbst wenn die Phantasie in ihm ein gewisses Uebergewicht behaupten sollte, würde er der Fortentwickelung des Romans nützlich werden können; denn der vorherrschend realistischen Richtung gegenüber, welche jetzt in der Romanliteratur dominirt, thut ein Talent von entgegengesetzter Richtung noth. Aber so, wie es in dieser „Vanitas" geschehen, darf er sein Talent nicht fortwuchern lassen, sonst hat er sich darauf gefaßt zu machen, daß sich der Salomonische Spruch bald auch an ihm bewahrheiten wird.

Das hier abgegebene Urtheil erleidet im Durchschnitt auch auf das zweite der oben verzeichneten Bücher Anwendung. Die darin enthaltenen „Novellen" zeigen uns im allgemeinen dieselben Licht- und Schattenseiten, so jedoch, daß in ihnen das Ueberschwengliche und Hyperphantastische noch fühlbarer hervortritt und ein solider, realer Kern noch schmerzlicher vermißt wird. Die Sammlung enthält im ganzen sieben Erzählungen, sämmtlich von düsterm Colorit oder wenigstens sehr sentimentalem Grundton. Ob es zur Zeit Leserinnen gibt, die für die besonders zahlreich darin vertretenen Mondscheinscenen und Mondscheingestalten zu schwärmen vermögen, lassen wir dahingestellt.

Von entschieden höherm Werth ist das dritte der hier zur Anzeige kommenden Bücher. Es enthält im ganzen acht Studien, in welchen Firdusi, Madonna Laura, Machiavelli, Miguel de Cervantes, Molière, Aissé, Voltaire's Trauerspiele und die Dichter der Freiheitskriege charakterisirt werden. Die Art und Weise, in der dies geschieht, ist im allgemeinen dieselbe, wie die in der ersten Sammlung seiner „Dichter und Frauen"; wir können daher hier von einer besondern Charakteristik derselben absehen und uns auf das beziehen, was über sie in Nr. 8 d. Bl. f. 1860 gesagt worden ist. Nur das müssen wir bemerken, daß die Darstellung im ganzen ruhiger und objectiver geworden ist, hier und da sogar ins Trockene und Nekrologische verfällt, was um so fühlbarer wird, als der Autor gewöhnlich, wie z. B. bei Cervantes und Molière, durch einen pikanten Anlauf andere Erwartungen erweckt. Die Neigung zu geistreicher Darstellung und das Streben, auch dem Stoffe als solchem gerecht zu werden, haben sich bei ihm noch nicht zu einer wirklichen Einheit durchdrungen. 11.

Zur freimaurerischen Literatur.

Die Freimaurerei hat auch in Deutschland seit ihrem Bestehen eine umfangreichere culturhistorische Mission ausgeübt, als die Nichtmaurer wissen und glauben; ist ihr Einfluß gegenwärtig weniger intensiv als in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo sie mit der allgemeinen weltbürgerlichen Humanitäts- und Aufklärungstendenz aufs innigste Hand in Hand ging und viele der größten Männer (Friedrich der Große, Wieland, Lessing, Goethe u. s. w.) eifrige und arbeitsame Brüder waren, so ist sie jetzt infolge der größern Zahl der Logen und der ver-

mehrten Zahl ihrer Mitglieder um so extensiver. Wie alle menschlichen Institute ist auch die Freimaurerei trotz aller in Vollzug gesetzten Reformen von Schwächen und Mängeln nicht frei; aber den humanisirenden, den Geist der Brüderlichkeit und Toleranz im Menschen fördernden, die Sitten mildernden Einfluß des Ordens wird sicherlich auch derjenige für sein ganzes Leben verspüren, der nur eine Zeit lang Logenbesucher war und später vielleicht, weil er in nicht freimaurerische Lokalitäten verschlagen wurde, leiblich, wenn auch nicht geistig dem Orden entfremdet wurde; ja vielleicht sind gerade bei ihm die Eindrücke am reinsten und ungetrübtesten. Der Mensch läßt sich ja sogar zur Menschlichkeit erziehen, was überhaupt in ausgebreiteterm Maße geschehen würde, wenn unsere Staaten und die gesellschaftlichen Einrichtungen mehr als wirklich der Fall auf den Grundsätzen wahrer Humanität beruhten. Börne sagt von der Maurerei mit etwas überschwenglichen Worten: „Sie ist das Asyl der geängsteten Treue, die Versöhnerin der beleidigten Unschuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Sie stürzt die Scheidewand ein, die das Vorurtheil zwischen Menschen und Menschen aufrichtet" u. s. w. Aber doch sagte er auch wieder als entschiedener Gegner der maurerischen Systeme und der Hochgrade: „Systeme kämpfen gegen Systeme, Logen gegen Logen, Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar ist es zu sehen, alle wollen sie die Wahrheit suchen, doch jeder will allein sie finden. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit allen theilen, doch jeder will allein sie suchen. Wann wird erscheinen der Tag, den alle Maurer mit Einem Herzen begrüßen?" u. s. w.

Wir fanden diese Worte gelegentlich des Artikels „Börne" in der kürzlich erschienenen ersten Lieferung des encyklopädischen Werks: „Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite völlig umgearbeitete Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei" (Leipzig, Brockhaus, 1861). Die nun vielfach veraltete Lenning'sche Encyklopädie erschien in drei Bänden von 1822—28; die vorliegende Umarbeitung und Fortsetzung derselben ist als ein völlig neues und selbständiges Werk zu betrachten und bezweckt, ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde zu werden, zu welchem Zweck sich die Herausgeber mit anerkannten und bewährten Männern der freimaurerischen Wissenschaft in der Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Nordamerika, England und Schweden in Verbindung gesetzt haben, um durch deren Unterstützung und Mitarbeit das umfängliche und umfassende Werk womöglich im Laufe von drei Jahren zu vollenden. Die Auffassung wird unparteiisch sein, „ohne Vorurtheil und Eingenommenheit für oder gegen irgendeine maurerische Arbeitsweise (System), jedoch vom Standpunkt der verbesserten Freimaurerei, wie sie in Deutschland bei weitem vorherrschend aufgefaßt und bearbeitet wird". Wir könnten schon aus der vorliegenden ersten Lieferung eine gute Anzahl von Artikeln namhaft machen zum Beweise, daß das Publikum nur Gediegenes zu erwarten hat und das Unternehmen in den besten Händen ruht. Die Darstellung ist, was man nur lobend hervorheben kann, auch für das Verständniß der nichtmaurerischen Welt berechnet, und für diese dürften unter anderm namentlich auch die Biographien allgemein bekannter Männer von Interesse sein, die zugleich auch Maurer waren; wir nennen aus dieser ersten mit Brasilien (wo gegenwärtig, beiläufig bemerkt, gegen 70 active Logen bestehen) schließenden Lieferung z. B. Joh. Bapt. Alxinger, Berthold Auerbach, Baggesen, K. F. Bahrdt, Bechstein, Rud. Zach. Becker, Bertuch, Biester, Feldmarschall Blücher, Blumauer, Blumenhagen, Bobrik (Philosoph, Aesthetiker und selbst Schriftsteller auf freimaurerischem Gebiete), Bode (der Uebersetzer), Böhmer (berühmter Rechtsgelehrter), Börne, K. A. Böttiger u. s. w., wobei wir nicht unerwähnt lassen wollen, daß in den Buchstaben A überhaupt nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl deutscher Personennamen fällt. Da diese Biographien die betreffenden Männer auch von seiten ihrer oft sehr hervortretenden maurerischen Wirksamkeit beleuchten, so findet man darin Daten, die man in andern Biographien nicht findet und die doch zum Theil in sehr interessanter Weise die Charakteristik des Betreffenden ergänzen.

Schließlich bemerken wir, daß sich fast gleichzeitig die ohnehin sehr ansehnliche freimaurerische Literatur in letzter Zeit noch um einige weitere beachtenswerthe und verdienstvolle Publicationen vermehrt hat, unter denen wir die von J. G. Findel, Herausgeber der maurerischen Zeitschrift: „Die Bauhütte", begonnene „Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart" (erster Band, Leipzig, Luppe, 1861) und die nach Laurie's „History of free masonry and the grand lodge of Scotland" frei von Merzdorf bearbeitete „Geschichte der Freimaurerbrüderschaft in Schottland" (Kassel, Luckhardt, 1861) nennen. Eine nähere Beleuchtung dieser Werke kann begreiflicherweise nur die Aufgabe eigentlich freimaurerischer Zeitschriften sein. H. M.

Notiz.

Die Streitfrage zwischen Materialismus und Spiritualismus in Frankreich.

R. Boehner's Werk „Naturforschung und Culturleben" und Hase's „Kirchengeschichte" sind, jenes unter dem Titel: „Du matérialisme au point de vue des sciences naturelles et des progrès de l'esprit humain", dieses als „Histoire de l'église", das erstere von D. Bourrit, das letztere von A. Flobert ins Französische übersetzt worden. Ein Berichterstatter über das erstere leitet in der genfer „Bibliothèque universelle" seine Anzeige mit folgenden Worten ein: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Dies schon so alte Sprichwort fiel uns wiederholt ein, so oft wir die Schriften der Hauptvertreter des modernen Materialismus lasen. Oder ist nicht alles, was sie sagen, schon von den Buddhisten, von Leukippos, von Epikur und seinen Schülern und Nachfolgern gesagt worden?" Der Berichterstatter bemerkt dann: „Infolge von Ursachen, welche aufzuzählen zu weit führen würde und die im Grunde die nämlichen sind, welche dem Demokrit, dem Suidas, dem Lucian, dem Karneades und ihren Nachfolgern Anhang erwarben, haben sich auch die Declamationen der Rhetoren unserer Zeit eine große Zahl von Freunden erworben, und diese haben die Behauptungen jener, deren hauptsächlichstes Verdienst sie in den darin enthaltenen Angriffen auf das Christenthum erblickten, als unbestreitbare Wahrheiten angenommen." Gegen die Roheit dieser sogenannten Philosophie, welche sich darin gefalle, den Menschen auf den Standpunkt der Bestialität herabzudrücken, hätten sich nun, bemerkt der Berichterstatter weiter, auch eine Menge Kämpen erhoben, um das Banner des Spiritualismus zu vertheidigen; die einen, z. B. Fabri, Frohschammer, J. Schaller, J. D. Morell, J. H. Fichte, Naville u. a., hätten ihre Waffen aus dem Zeug- und Rüsthaus der Vernunft, der Psychologie, der philosophischen Analyse, die andern, wie Tittmann, Oerstedt, Wagner, Pfaff, A. Weber u. a., dem Studium der Natur und der Schöpfung entnommen. Aber unter allen dahin gerichteten Werken gebe es keins, welches auf so vollständiger und umfangreicher Basis dagegen ankämpfe als dasjenige des züricher Doctors Boehner; dieser habe zugleich die Philosophie, die Geschichte und alle Zweige der Naturwissenschaft und Physik in Contribution gesetzt, um die Gegner mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und zu zeigen, „daß die Thatsachen selbst, auf welche sie sich zu stützen vorgeben, das Gegentheil von dem beweisen, was sie behaupten". Es sei Boehner's Streben gewesen, jeden Unbefangenen in Stand zu setzen, „mit eigenen Augen das Falsche der materialistischen Doctrinen einzusehen, und zu erkennen, eine wie große Zahl der neuesten Errungenschaften der Wissenschaft auf die schlagendste Weise die Grundwahrheiten des Christenthums bestätigen". Daß auch in Frankreich der große Kampf zwischen Materialismus und Spiritualismus, Realismus und Idealismus die Geister in hohem Grade beschäftigt und bewegt, zeigen selbst poetische Erscheinungen wie die Sammlung lyrischer

Gedichte, welche Luise Bader unter dem Titel „Idéal et réalité" in Paris erscheinen ließ, oder der ebendaselbst erschienene Roman „La Benjamine, roman idéaliste", von Armand Pommier. Die Heldin dieses Romans ist eine italienische Bäuerin, welche bei ihrer Tante in einem savoyischen Dorfe deutsche Bücher zu lesen bekommt und dadurch in die Metaphysik eingeweiht wird. Infolge merkwürdiger Schicksalsereignisse wird sie endlich unter dem Namen Benjamine eine große Sängerin am Theater della Scala, lebt aber einzig der Kunst, bleibt dem die Grundlage ihres Glaubens bildenden sittlichen Ideal treu, und widersteht so allen Versuchungen lombardischer Edelleute u. s. w. Merkwürdig hieran ist, daß, während in Deutschland selbst die literarischen Ausschwitzungen des Materialismus und zwar sogar unter Frauen, wie es scheint, zur Zeit fast mehr Beifall finden als die Schriften der Gegenseite, ein französischer Romanschriftsteller das tugendhafte Leben einer italienischen Sängerin durch die Lectüre deutscher idealistischer Schriften motivirt, welche sich nach einem fernen savoyischen Dorfe verirrt haben. **H. M.**

Bibliographie.

Bertram, Medicinische Dorfgeschichten aus dem Innern Rußlands. — Episoden aus dem Leben Trischka's (des Rasboiniks). Fortsetzung der medicinischen Dorfgeschichten. Dorpat. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Ey, A., Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharze. Gesammelt und herausgegeben. Stade, Steudel. 8. 16 Ngr.

Gwinner, W., Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre. Mit dem Porträt Schopenhauer's und einer vergleichenden Seitenansicht seines Schädels. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hamm, W., Südöstliche Steppen und Städte. Nach eigener Anschauung geschildert. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herder. — Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. 2ter Band. Herders Briefwechsel mit Hartknoch, Heyne und Eichhorn, Briefe an Gruppen, Herders Gattin und J. Müller, nebst Briefen von F. L. W. Meyer und A. von Einsiedel. Leipzig, Dyk. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Hirsch, M., Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Mit 3 Ansichten und 1 Karte. Berlin, M. Hirsch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kamphausen, A. H. H., Das Lied Moses Deut. 32, 1—43. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Landsberg, E., Natur und Gemüth. Eine Studie über den Einfluß des Naturlebens auf die Gemüthswelt. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 8 Ngr.

Mylius, O., Graveneck. Geschichtlicher Roman aus der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Stuttgart, Schiller. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Peiß, H., Löwen und Nessel. Zehn Schleswig-Holsteinische Gedichte. Hamburg, Falcke. 1861. 8. 6 Ngr.

Ploennies, Louise v., Sawitri. . München, Fleischmann. 16. 15 Ngr.

Roth's, W., Leben und Erstlingsschriften. Aus seinem Nachlasse. Göttingen. Gr. 8. 16 Ngr.

Satanino. Redacteur: E. M. Oettinger. Jahrgang 1862. 52 Nummern. Dresden, Grimm. 1861. Gr. 8. Vierteljährlich 20 Ngr.

Schloenbach, A., Was sich der Wein erzählt. München, Fleischmann. 16. 7½ Ngr.

Schouvaloff, Meine Bekehrung und mein Beruf. Aus dem Französischen übersetzt von H. J. Breyer. Paderborn, Schöningh. 8. 22½ Ngr.

Schück, J., Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland. Im Anhang: Die Familie des Aldus bis zu ihrem Ende. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr.

Schulte, F. A., Der Aufstand auf Sicilien. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Münster, Cazin. 1861. 16. 20 Ngr.

Schulze, H., Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser. 1ster Band. Jena, Mauke. Gr. Lex.-8. 4 Thlr.

Schwarz, W., Neue Novellen. Berlin, Peters. 8. 1 Thlr.

Sepp, J. N., Jerusalem und das heilige Land oder Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. (In 4 Lieferungen.) 1ste Lieferung. Schaffhausen, Hurter. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stifft, A., Dramatische Schriften. 1ster bis 3ter Band. Wien, Sommer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ueber Wunder und Zeichen als Beweise göttlicher Sendung, insbesondere der Wiederherstellung des apostolischen Amtes. Drei theologische Vorlesungen, nach dem Englischen von E. Roßteuscher. Berlin, Hickethier. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ut 'n Haugbuttenstruch. Lieder und Gedichte in plattdeutscher Mundart von Angelus Neomarchicus. Berlin, Kastner u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Wirth, M., Theophile. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 9 Ngr.

Wolf, Hedwig, Novellen und Erzählungen. Paderborn, Schöningh. 1861. 8. 25 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg, C., Habsburg und Habsburg-Lothringen. Eine biblio-biographisch-genealogische Studie. Mit 3 Wappentafeln, 14 genealogischen und andern Tafeln. Wien. 1861. Gr. 8. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Bollmann, K., Der Herzog von Coburg und mein Austritt aus seinen Diensten. Hamburg, Grefe. 1861. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Geologie und der Unterricht in Oesterreich. Ein Beitrag zur Lösung der Frage über den naturwissenschaftlichen Unterricht an den Mittelschulen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 7 Ngr.

Die Judenfrage in Rostock. Rostock, Leopold. 1861. Gr. 8. 3 Ngr.

Klopp, O., Offener Brief an den Hrn. Prof. Häusser in Heidelberg, betreffend die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen. Hannover, Klindworth. Lex.-8. 7½ Ngr.

Lüdemann, C., Zur Bekenntnißfrage. Sendschreiben an Hrn. Pastor Decker in Wesenberg. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Montalte der Jüngere, F. F., Ein Brief an meinen Freund in der Provinz Niederhessen. Ueber Vilmar's II. theologisch politische Missionsbroschüre incl. Treubund. Frankfurt a. M. 1861. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rost, B. C. F., Wahrheit gegen Dichtung. Antwort auf den von Hrn. Dr. Sengebusch an den Verfasser gerichteten „offenen Brief". Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1861. Gr. 8. 3 Ngr.

Der politische Schuster oder Pause und Reezow. Humoristisches Zeitbild. Berlin, Lassar. 1861. 8. 2½ Ngr.

Segur, de, Die Revolution und ihre Verkörperung im „modernen Staate". Ein Büchlein für Jedermann. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 1861. 16. 6 Ngr.

Stein, C., Das Dresdener Königliche Hoftheater und seine Verwaltung. Eine Polemik, verschiedenen Journalen entlehnt, mit einem Vor- und Schlußwort. Leipzig, Hübner. 1861. Lex.-8. 6 Ngr.

Wüllerstorf und Urbair, B. Freih. v., Ueber die Wichtigkeit des adriatischen Meeres für Oesterreich und dessen Vertheidigung. Wien, Gerold's Sohn. 1861. Gr. Lex.-8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kurzgefasste Forst-Encyklopädie.

Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer etc.

Von **Alfred Püschel.**

8. Geheftet 2 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Püschel's „Forst-Encyklopädie" bietet in der gedrängten Kürze lexikalischer Form eine reichhaltige Sammlung von Verhältniss- und Ertragszahlen, Mass-, Zeit- und Vergleichsangaben aus dem ganzen Gebiete der Forstwirthschaft und deren Hülfswissenschaften. Sie soll ein getreuer und sicherer Rathgeber für alle forstlich-wissenschaftlichen und geschäftlichen Zwecke, ein instructives Handbuch für den gebildeten Forstmann im Arbeitszimmer wie im Walde, sowie ein brauchbares Nachschlagebuch für den Waldbesitzer, Nationalökonomen, Bautechniker, Geometer etc. sein. Die handliche Form eines Taschen-Notizbuchs macht es dabei besonders zum bequemen und täglichen Gebrauch geeignet und der sehr billige Preis erleichtert seine Anschaffung.

In Betreff des wissenschaftlichen Werthes und der Brauchbarkeit des Buchs verweisen wir auf die günstigen Beurtheilungen, die dasselbe namentlich in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung von Heyer, im Jahrbuch von Tharand (vom Oberforstrath von Berg), in Pfeil's Kritischen Blättern (vom Oberförster Professor Dr. Nördlinger) und in andern Blättern gefunden hat.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Subscription an auf:

Geschichte der deutschen National-Literatur.

Von

A. F. C. Vilmar,

Professor in Marburg.

Neunte vermehrte Auflage.

☛ Subscriptionspreis nur 1 Thlr. 21 Sgr.; späterer Ladenpreis 2 Thlr. 15 Sgr.

In **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (A. Rohsold) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Italien im Frühjahr 1861

von **Karl Grün.**

Preis 3 Fl. 20 Kr., oder 2 Thlr.

Dieses Werk ist die Frucht einer sechsmonatlichen Reise jenseit der Alpen. Es bringt lauter frische Eindrücke und spiegelt Begebenheiten wie Zustände Italiens von der Eröffnung des ersten Nationalparlaments zu Turin bis zum Anfange der neapolitanischen Wirren getreulich ab. Obgleich der Idee der Freiheit und der nationalen Einheit warm zugethan, bewahrt es doch allenthalben das unabhängige Urtheil und besonders die Liebe zum eigenen Vaterlande.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring** (W. Alexis).

Dreißigster Theil. Dritte Folge. Sechster Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Die Sickles-Tragödie in Washington. (1859.) 2. Der Doctor Jahn. (Giftmord. Herzogthum Anhalt-Dessau-Köthen. 1860—61.) 3. Pauline Gottschalk und Eduard Röhner. (Jena. Giftmord. 1860.) 4. Eine Giftmischerin aus dem Königreich Sachsen. (1761 fg.) 5. Ein Gaunerleben: Andreas Tanzwohl. (1748.) 6. Johann Nepomuck Wünscher's Bekenntniß, wie er in Schlesien vor fast 100 Jahren drei Frauenspersonen an einem Tage ermordet hat. 7. Ein Raub im prinzlichen Schlosse Kühnau bei Dessau. (1811.) 8. Der Proceß Nolte, ein Mord an den Ufern des Rhein. (1859.)

Ein neuer Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut und ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart rechtfertigt.

Die Erste und Zweite Folge sind in einer neuen Ausgabe zu dem **ermäßigten Preise** von 1 Thlr. für jeden Theil zu beziehen.

In **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (A. Rohsold) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feodor Iwanowitsch Tjutschew's lyrische Gedichte.

In den Versmaaßen des Originals dem Russischen nachgebildet von

Heinrich Noé.

Elegant broschirt. Preis 16 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Zweiter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Deutschlands Schriftstellerinnen bis vor hundert Jahren. Von Talvj. — II. Daniel Manin, als Führer des moralischen Widerstandes gegen Metternich, als Lenker der venetianischen Revolution und Dictator während der Belagerung, und als Stifter des Italienischen Nationalvereins. Von Hermann Reuchlin. — III. Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römerinnen im Alterthum. Von Heinrich Asmus. — IV. Deutsches Nationalbewußtsein und Stammesgefühl im Mittelalter. Von Heinrich Rückert.

Vorstehendes Inhaltsverzeichniß zeigt, daß dieser neue Jahrgang des beliebten Sammelwerks sich seinen Vorgängern würdig anreiht und besonders auch für das größere gebildete Publikum viel Interessantes enthält.

Der **erste bis dreißigste Jahrgang** des **Historischen Taschenbuch** (1830—59, 68 Thlr. 5 Ngr.) kosten zusammengenommen im **ermäßigten Preise** 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste Jahrgang der vierten Folge kostet 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 23. Januar 1862.

Inhalt: Zur Roman- und Novellenliteratur. Von Albert Traeger. — Der österreichische Feldmarschall Prinz von Koburg-Saalfeld. Von Karl Gustav von Berneck. — Ludwig Rellstab's Autobiographie. — Notizen. (Die „deutsche Glorie am Potomak"; Ueber Selbstkritiken.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Unterhaltungsliteratur.

1. Die Bank gesprengt! Von Edmund About. Leipzig, Lorck. 1861. 8. 1 Thlr.
2. Die Egoisten. Von Heinrich Waldeck. Leipzig, Lorck. 1861. 8. 1 Thlr.
3. Der graue Thurm. Ein Novellenkranz von Heinrich Hensler. Zwei Bände. Leipzig, Haendel. 1861. 8. 2 Thlr.
4. Harmlose Geschichten. Nebst einem lyrischen Anhang. Von J. M. Hutterus. Trier, Lintz. 1861. Br. 8. 24 Ngr.
5. Novellen. Von Agathe Rutenberg. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Militärisches Bilderbuch. Erinnerungen und Zeichnungen von Heinrich G. F. Mahler. Glogau, Flemming. 1860. 8. 1 Thlr.

Bei jeder Art und jedem Gegenstande der Beurtheilung hat, wer gerecht erscheinen will, vor nichts sich mehr zu hüten, als vor allgemeinen, im voraus aufgestellten Sätzen. Zugeständnisse sind nirgends zu umgehen, und sicher kostet es geringere Ueberwindung, den fremden Standpunkt anzuerkennen, als den eigenen aufzugeben. Die erste und ursprünglichste Berechtigung ist die der Individualität, und wenn das Vorhandene schon darum Geltung beanspruchen darf, weil es ist, so muß es auch genommen werden, wie es ist. Kein Vernünftiger wird daraus zu dem Schlusse gelangen, daß alles vortrefflich, aber der Billige die Ueberzeugung gewinnen, daß nichts anders entwickelt und erklärt werden kann, als aus sich selbst heraus. Jeder Mensch hat seinen eigenen Maßstab, nach dem er zu bemessen, der in seiner Wiege liegt und wieder mit ihm in den Sarg gelegt wird; man kann zwei Menschen miteinander vergleichen, aber keinen aus dem andern beurtheilen. Von allen menschlichen Schöpfungen ist die künstlerische diejenige, welche die meiste Individualität offenbart: die ihres Schöpfers, soweit er mit Bewußtsein geschaffen, zugleich aber auch eine selbständige, weil bei den geheimnißvollen, unenträthselbaren Vorgängen des Schaffens viel Unbewußtes und Unberechnetes aus sich selbst entsteht.

Darum wird der Kritiker, der an alles, was in seine Hände kommt, mit einem festen, längst fertigen Apparate herangeht, zu keinem vollständigern Resultate gelangen, als einer, der einen Gegenstand durch ein gefärbtes Glas oder nur von einer Seite betrachtet. Unbeschadet der Richtigkeit sämmtlicher längst anerkannten und bewiesenen Regeln und Grundsätze muß doch behauptet werden, daß jedes Kunstwerk seine eigene Aesthetik in sich selber hat. Jenes leidige Kritisiren, das eigensinnig stets auf einer bestimmten Stelle außerhalb des zu beurtheilenden Gegenstandes verharrt, anstatt sich mitten in denselben hineinzubegeben, hat eine Unsitte landläufig gemacht, die gleich schwer an der Kunst wie an den Künstlern sich versündigt. Zur vielverbreiteten Gewohnheit ist es geworden, unter allen Umständen einen absoluten Maßstab anzulegen und zwar so immer den höchsten, von oben nach unten zu messen. Alle Tage kann man es lesen, wie die berliner Lokalposse von dem idealen Fluge und der sittlichen Würde Schiller's aus verdammt wird. Der Gedankenlose stimmt zu, obgleich er selbst sich wohl hüten würde, eine Parallele zu ziehen zwischen einem Bekannten, der Staatsdienste nimmt eines sichern Einkommens von jährlich 500 Thalern wegen, und Marcus Curtius, der, sein Vaterland zu retten, sich in den gähnenden Abgrund stürzte, was auch beide gewiß nachdrücklich sich verbitten würden. Dies Verfahren übersieht die Gleichberechtigung der einzelnen Kunstformen nebeneinander und verkennt die verschiedenen Zwecke der Schöpfungen und Absichten der Schaffenden. Wenn auch das wahre Kunstwerk sich selbst erster und letzter Zweck, so bleibt dadurch nicht ausgeschlossen, daß mit künstlerischem Wirken außerhalb liegende Ziele verfolgt werden dürfen, nach der heutigen Lage der Dinge sogar verfolgt werden müssen. Es zeugt vielleicht für die Verfeinerung unserer Sitten, zuverlässig aber nicht für die Gesundheit unserer Zustände im allgemeinen, daß für ein endloses Heer von Consumenten gewisse Artikel künstlerischer Production ein ebenso unabweisbares tägliches Bedürfniß geworden als Kaffee und Taback. Eine abermalige Entziehung unserer sogenannten Preßfreiheit würde sicher nicht so viel Unzufriedene machen als eine plötzliche Schließung aller Theater, und manche Frau wird ihrem Manne weit eher eine Treulosigkeit verzeihen als die Zumuthung, nie wieder einen Roman zu lesen.

Daß unter solchen Verhältnissen, die alljährlich über

hundert neue Bühnenstücke und weit über tausend Erzählungen nicht nur erklärlich, nein nothwendig machen, der classische Maßstab wenig Anwendung finden kann, liegt zu sehr in der Natur der Sache, um Verwunderung oder gar Misstimmung zu erregen. Mit dem bloßen Geschrei über den Verfall der Kunst und des Geschmacks wird nichts bewiesen und nichts gebessert. Längst schon hat eine ganz besondere Gattung der Literatur selbständig sich herausgebildet, welcher diejenigen, die nun einmal alles terrassenförmig construiren wollen, vielleicht die unterste Stufe anweisen mögen: die Unterhaltungsliteratur. Will man ihr aber gerecht werden, so muß man auch sie so nehmen wie sie ist, und wäre es nur als bloße Nothwendigkeit, und darf, wenn man einmal auf ihrem Felde sich befindet, nicht auf fremde, fernliegende Gebiete abschweifen. Kein Verständiger wird aus Goethe's „Wahlverwandtschaften" die Gesichtspunkte sich zusammensuchen, soll er sein Urtheil über das Erzeugniß einer unserer Leihbibliothekenschriftsteller abgeben. Wir können diejenigen nie genug bewundern und ehren, die für die Ewigkeit schaffen und deren Segnungen die spätesten Enkel noch mit uns theilen; wer möchte darum aber undankbar sein gegen solche, die uns den kürzern Genuß einer flüchtigen Stunde gewähren?

Dieser Unterhaltungsliteratur gehören alle die sechs Bücher an, welche der Zufall auf meinem Tische zusammengeführt. Die Absicht mancher Verfasser mag weiter gegangen sein, die Wirkung ist für diesmal hinter dem Willen zurückgeblieben und nur so viel bei einigen ersichtlich, daß ein neuer Aufschwung zu einem weitern Ziele führen kann.

Der Ursprung des Buchs: „Die Bank gesprengt!" (Nr. 1), von **Edmund About**, sowie der Name des Verfassers könnten eine ganz prächtige Gelegenheit zu einigen Tiraden gegen unsere alten Nachbarn im allgemeinen und das neue Kaiserreich insbesondere darbieten, wenn auch nur dem Verdrusse darüber, daß der fremden Waare diesmal unbedingt der Vorrang vor der einheimischen gebührt. Sie auszubeuten wäre jedoch gegen meine Ueberzeugung, die dahin geht, daß unsere schlimmsten Feinde nicht jenseit, vielmehr diesseit des Rhein zu suchen, und daß die Franzosenfresserei von einer Seite aus angeregt und genährt wird, der kein dem Vaterlande und dem Fortschritte ehrlich Gesinnter in die Hände arbeiten darf. Auch dünkt es mir Pflicht, jeden Vorzug anzuerkennen, wo sich derselbe finden mag, und es dürfte unbestreitbar sein, daß die Franzosen in der Kunst bloßer Unterhaltung, ob mündlich oder schriftlich, uns übertreffen. Die Entwickelung der Ursachen würde zweifellos eine Ueberlegenheit für uns beweisen, die das geringe Unterliegen leicht verschmerzen läßt. Edmund About, einer der bekanntesten literarischen Prätorianer des schlauen Cäsar, hat seinem Herrn auf den verschiedenartigsten Feldern mit der Feder gedient, in dem Panzer des Leitartikels gerasselt, die Brandfackel der Broschüre in die Welt geschleudert und wiederum Colonisationsideen und nationalökonomische Principien durch breitangelegte Romane veranschaulicht. Wenn er dabei stets fremde Einsätze ausgespielt, so hat er diesmal die Bank mit eigenen Mitteln gesprengt. Kein politisches Geheimniß liegt in den Seiten dieses Buchs verborgen, kein Plan der modernen Sphynx läßt zwischen seinen Zeilen sich entziffern und unbefriedigt müßte es beiseite werfen, wer über Venedigs Schicksal oder die Zukunft Polens Aufschluß daraus hoffte. Im Gegentheil, bei der angenehmen und spannenden Unterhaltung, die es gewährt, lassen sich all die zahllos brennenden und glimmenden Fragen des Tags ein paar Stunden lang recht gründlich vergessen, und das ist sicher mitzunehmen.

Jean Pierre Bitterlin hat alle Feldzüge des modernen Frankreich mitgemacht, in der Schlacht bei Leipzig, ein Kind noch, die Trommel geschlagen und im Jahre 1847 den Abschied als Kapitän erhalten. „Von Charakter der offenste, ehrlichste und empfindlichste Mensch, aber zugleich der verbittertste, eifersüchtigste und bösartigste von der Welt", ist er mit 60 Jahren ein Original, wie es durch solche Anlagen bedingt war und durch seine Mitgliedschaft der großen Armee, deren geringster Theil den nächsten Anspruch auf die Weltherrschaft zu haben vermeinte, wie in seiner Stellung als invalider Soldat, der sich zurückgesetzt und sein Verdienst misachtet wähnt, nothwendig ausgebildet und vollendet werden mußte. Seine Frau hat er durch unablässige grundlose Beargwöhnung ihrer ehelichen Treue in das Grab gebracht, nachdem er vorher noch das Leben eines Freundes dieser krankhaften Einbildung geopfert, und sich nach und nach von der ganzen Welt, die er auf das gründlichste verachtet, „wie durch eine chinesische Mauer" abgeschlossen. Daß ein junges und sehr hübsches Mädchen in der ausschließlichen Gesellschaft und unter dem Drucke eines solchen Vaters sich nicht allzu wohl befinden kann, erklärt sich leicht. Emma Bitterlin wird eines Tags vor zudringlichen Schulzöglingen durch einen äußerst interessanten Fremden geschützt, und es ist gleichfalls nicht befremdend, daß beide auf der Stelle ineinander sich verlieben. Unter dem bescheidenen Namen Bartolomeo Narni und in den noch bescheidenern Verhältnissen eines Correctors bei der französisch-italienischen Druckerei verbirgt sich in Paris der Graf von Miranda, der bei der Besetzung Roms mit den Waffen in der Hand ergriffen, vom Kriegsgericht zwar freigesprochen ward, aber seiner Güter verlustig in die Verbannung wanderte. Mit echt südlicher Unbefangenheit löst der edle Römer all seine bisherigen Verbindungen, um ausschließlich seiner Liebe zu leben, kaum daß er so viel Vorsicht hat, seine frugalen Bedürfnisse für die nächste Zeit durch einen äußerst unvortheilhaften Verkauf seiner Familiengemälde, von denen er sich noch in keiner Lage des Lebens getrennt, sicher zu stellen. Das nicht gehörig oder auch nur allzu sehr vorbereitete Mädchen läßt blindlings auf den Roman sich ein, correspondirt mit dem Geliebten durch die Anschlagezettel an den Straßenecken, und nachdem sie in der Bibliothek ihres Vaters den Code civil entdeckt und daraus über die Grenzen der

väterlichen Gewalt und ihre Befugnisse hinsichtlich ihrer Person und ihres Vermögens sich unterrichtet, wagt sie ein Geständniß ihrer Liebe. Die Folgen sind so lebensgefährlich, daß der Arzt auf eine Erholungsreise dringt. Bitterlin benutzt eine Extrafahrt nach der Schweiz, an welcher auch der unterrichtete Geliebte theilnimmt. Eine kleine Gesellschaft, die sich um die Hauptpersonen auf diesem Ausfluge gruppirt, ist über das Benehmen des alten Sonderlings gegen den Italiener empört, der, natürlich seiner Person und seinen besondern Beziehungen nach ihm unbekannt, auf jede Weise die Gunst des immer abstoßendern Greises zu erlangen sucht. Ein bei der endlichen Trennung verabredetes Rendezvous in Baden-Baden gibt dem gereizten Eisenfresser Gelegenheit, gegen die Nichtswürdigkeit des Spiels zu wettern und einen Schwur abzulegen, auch der lockendsten Versuchung gegenüber seine lebenslänglichen Grundsätze zu behaupten. Als er den Spielsaal betritt, trifft er die Reisegefährten zum Theil schon außer Thätigkeit gesetzt, theils noch mitten darin. Die Kunde seiner Ankunft wird zum Ereigniß, denn die gesammte Saison ist bereits von den Absonderlichkeiten des Kapitäns, seinem Verhältnisse zu Bartolomeo und seinem Eifer gegen das Spiel unterrichtet. Der Italiener entflieht, als er des Unerbittlichen ansichtig wird und läßt seinen letzten Louisdor im Stich, der eben auf Schwarz beim trente et quarante steht. Dem Alten ist das nicht entgangen, er hofft, seine Schadenfreude an dem Schicksale dieses Goldstücks zu weiden und nimmt daher den leeren Platz ein. Das launenhafte Glück erklärt sich mit einem male für die düsterste aller Farben, und die glänzende Münze hat bald so viele Genossen, daß der gestattete höchste Satz überschritten ist. Nach großen Kämpfen entschließt Bitterlin auf wiederholtes Drängen des Croupiers sich endlich, das Uebermaß einzuziehen. Er fährt darin fort, und als plötzlich ein Umschlag erfolgt und er sich nun dem Besitzer des Louisdor ob seiner Einmischung verantwortlich vorkommt, läßt er sich hinreißen, selbst zu setzen. Seine Leidenschaftlichkeit wird nur von seinem Glück übertroffen — binnen kurzem hat er die Bank gesprengt. Dem Aufsehen, das er erregt, den Belästigungen, die von allen Seiten auf ihn einstürmen, kann er entfliehen, nicht aber sich selbst; vor seinem Gewissen hat er eine vollständige Niederlage erlitten und mit eigensinniger Sophistik klammert er sich an den Scheintrost fest, daß er nicht für sich selbst gespielt, sondern nur fremdes Spiel überwacht habe. Seine einzige Sorge ist, des unseligen Gewinns sich zu entledigen. Dies wird ihm schwerer als er geglaubt. Bartolomeo, dem eine frühere Geliebte, die er in Baden wieder getroffen, über den Charakter Bitterlin's und die Mittel zu seiner Bändigung endlich die Augen geöffnet, ist nach Paris entflohen und läßt erst spät sich finden. Auf das entschiedenste verweigert er die Annahme des Geldes, und um ein Duell beizulegen, wird ihm auf dem Kampfplatze die Tochter von dem Vater fast mit Gewalt aufgenöthigt. So kommen die Liebenden endlich zusammen, die Ahnen und Güter der Familie Miranda werden zurückgekauft, der alte Bitterlin aber stirbt schließlich am Schlagflusse, als er zufällig erfährt, daß er keineswegs seinen eigenen Willen gegen den der andern durchgesetzt hat.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt nicht in der Intrigue, obschon diese geschickt angelegt, lebhaft gesteigert und mit nicht minderer Leichtigkeit aufgelöst ist. Das Gefühl angeregter Behaglichkeit, welches vom Anfang bis zu Ende in dem Leser andauert, würde unter dem Einflusse einer zusammengesetztern und spannendern Fabel sichere Einbuße erleiden, und so ist denn das Erzählte nur der nothwendige Rahmen für eine Menge wunderhübscher Einzelheiten. Der Vorzug dieses bei weitem an Inhalt als an Umfang reichern Werkchens beruht auf den Figuren, die oft nur in den nothdürftigsten Umrissen, aber stets mit greifbarer Vollständigkeit gezeichnet sind. In der Mitte steht der alte Bitterlin, Kapitän erster Klasse, Ritter der Ehrenlegion u. s. w. Dieser außergewöhnliche und doch nichts weniger als unmögliche Charakter ist bis auf seine geheimsten Fasern bloßgelegt, und die Art und Weise, wie das am Schlusse über ihn gefällte Urtheil, daß er, „eine Tugendcaricatur und bösartig", durch das Vorhergehende entwickelt wird, ist ein Meisterstück von Psychologie und Schilderung. Alle übrigen Personen bilden ein Complot gegen den Haupthelden; dies ist aber auch das einzige, was sie unter sich gemein haben, im übrigen sind es lauter selbständige, verschiedene Typen, und das nicht nur in menschlicher Hinsicht. Die drei Italiener, Bartolomeo Narni, die Sängerin Aurelia und der Director der französisch-italienischen Druckerei, Sillvargo, verleugnen auch in der unscheinbarsten Geringfügigkeit ihre Nationalität sowenig, als die Genossen der zusammengewürfelten Reisegesellschaft ihren vaterländischen Ursprung in Fracturschrift an der Stirne tragen. Der blasirte Pariser Arthur Le Roy, der berliner Rentier Friedrich Möring mit seiner „herzallerliebsten" Christine, ein in seligster Flitterwochenzärtlichkeit schwelgendes junges Ehepaar, und die unablässig in eifersüchtigem Wetteifer begriffenen Thomas Plum aus London und George Wreck aus Newyork vertreten nicht nur die besondern Eigenthümlichkeiten ihres Charakters, nein, auch die allgemeinern der Abstammung. Gewiß nicht einzig zu seiner Erleichterung hat der Verfasser in dieser Beziehung die komischen Eigenthümlichkeiten, als die augenfälligsten, mit besonderer Vorliebe erfaßt; durch das ganze Buch geht eine feine Ironie, die, ob auch geschickt versteckt, fortwährend über alles sich belustigt. Der aufmerksame Leser gelangt sehr bald zu der Einsicht, daß dem Erzähler keine der von ihm aufgeführten Personen besonders am Herzen liegt, daß er in keiner einzigen aufgeht, vielmehr mit allen ein überlegenes Spiel treibt. Man glaubt, mit About vorzüglich dinirt zu haben, und nun bei Kaffee und Liqueur läßt der vielbeschäftigte, von den europäischen Wirren unaufhörlich in Anspruch genommene Staatsmann mit liebenswürdiger Freundlichkeit sich herab, eine ergötzliche Geschichte zum besten zu geben, die er einst als unbetheiligter Zuschauer beobachtet; dabei schildert er die sonderbaren Menschen und Verhältnisse zwar mit größtem

Behagen, zugleich aber mit all der feinen Leutseligkeit, die der wahrhaft Vornehme auch weit unter ihm Liegenden gegenüber niemals verleugnet. Ohne jeden Anspruch plaudert er, nicht minder zu seiner eigenen Zerstreuung und Unterhaltung als zu der des Hörers. Daß der geistreichen Bemerkungen viele mit unterlaufen, braucht nicht besonders versichert zu werden. Deutsche Leserinnen wird es angenehm berühren, wenn der Franzose die Beschreibung seiner Heldin mit den Worten eröffnet: „Doppelt Weib, weil sie blond war." Daß das Buch auch in unserer Sprache den vollen Genuß des Originals gewährt, ist das große Verdienst des allzu bescheidenen Uebersetzers, an dessen unbekannte Adresse hiermit der wärmste Dank gerichtet sei.

„Die Egoisten" von Heinrich Waldeck (Nr. 2) treten bei weitem anspruchsvoller auf: sie wollen einen sittlichen Conflict lösen und Moral predigen. Rudolf Müller hat sich aus den untergeordnetsten Verhältnissen und vom Bäckerlehrling zum geschickten Maler emporgearbeitet. In fortwährendem Kampfe mit den Mislichkeiten des Lebens, ist ihm dessen Genuß bisher versagt geblieben, und namentlich hat er bis zu seinem dreißigsten Jahre noch keine Zeit gefunden sich zu verlieben; geliebt ward er gleichfalls noch nicht, da ihm des Schicksals Ungunst mit vielem andern auch die äußere und innere Liebenswürdigkeit versagt hat. Auf der ersten Kunst- und Erholungsreise, die er sich ermöglicht, geräth er zufällig in einen Kreis feingebildeter, in jeder Hinsicht gutgestellter junger Leute durch ein Citat, dessen Urheber er den vergeblich Suchenden zu nennen vermag, und das vorbedeutungsschwer vom Sterben handelt. Der behagliche Kreis mit seiner von Bildung und Genuß durchzogenen Atmosphäre hält den grollenden Menschenfeind und Weltverächter in der süddeutschen Universitätsstadt fest; er beginnt zum ersten male sich wohl zu fühlen: da schlägt dem eisigen Herzen die verhängnißvolle Stunde, er verliebt sich in ein schlichtes Bürgerkind. Anfänglich ist ihm das nur unbequem, weil er sich in seiner Ruhe gestört und sein System beharrlicher Abweisung jedes fremden Einflusses erschüttert findet, bald aber wird es sein Verhängniß, als er nicht länger zweifeln darf, daß seine Liebe unerwidert. Marie liebt mit aller Innigkeit einer ersten und noch dazu verschwiegenen Neigung den Abmiether ihrer Aeltern Adolf von Benzach, denselben, der jenes unheilstiftende Citat hingeworfen. Nach Beendigung seiner Studien bemüht er sich noch um Erlangung der juristischen Doctorwürde, gegen den Willen seines Vaters. Der Landrath Freiherr Friedrich von und zu Benzach ist eingefleischter Geburts- und Feudalaristokrat. Nach einer wüst aber völlig standesgemäß bei der Garde verschwärmten Jugend hat er die Bewirthschaftung seiner Güter übernommen, ist das Muster aller Schafzüchter geworden und läßt es sich angelegen sein, in seinem Kreise die Kreuzzeitung und gute Gesinnung zu verbreiten. Dem Genusse auch jetzt noch nicht abhold, weiß er stets die äußere Würde zu wahren; ein eingefleischter Egoist, dessen Treue gegen das angestammte Herrscherhaus mit seinen eigensten Interessen zusammenfällt, verachtet er die Menschen gründlich und benutzt sie mit kalter Berechnung; in seiner Umgebung keinen andern Willen als den eigenen anerkennend steht er zu seiner Frau in einem freundschaftlich kühlen Verhältniß und trägt den kleinen Rest warmen Gefühls, über den er noch zu verfügen hat, auf seinen einzigen Sohn über, ohne sich jedoch zu dem geringsten Zugeständnisse an dessen den seinigen zuwiderlaufende Anschauungen und Neigungen zu bequemen. Er hält es eines Aristokraten für durchaus unwürdig, sich näher mit einer Fachwissenschaft einzulassen und gar seine Lebensstellung ihr verdanken zu wollen. Seinen Sohn von diesem Vorhaben abzubringen und ihn den schädlichen Einflüssen bürgerlicher und freidenkender Genossenschaft zu entziehen, ist er mit seiner Familie angekommen, ihn zu einer größern Lustreise abzuholen, nach deren Beendigung sein Stammhalter auf dem väterlichen Grundbesitze zu dem künftigen Lebensberufe sich vorbereiten soll. Die Nichte Antonie, eine blendende, aber etwas kokette Schönheit soll den Vetter diesem Plane geneigt machen. Adolf von Benzach erglüht für sie, während das launige Mädchen eine Leidenschaft für den Maler faßt, den auch der Freiherr mit Wohlwollen betrachtet, weil er in dieser selbständigen, rücksichtslosen Natur Anknüpfungen mit der eigenen zu finden meint. Adolf wird dadurch dem Maler feindlich gesinnt, und dieser benutzt die Erregtheit Antoniens, um sich an seinem glücklichen Nebenbuhler bei Marie zu rächen, er verführt sie, ohne mehr für sie zu empfinden, als ein flüchtiges sinnliches Begehren, mit kalter Berechnung. Von Adolf entdeckt, erschießt er diesen im Duell. Die Freifrau wird vom Schreck getödtet, und der Freiherr, der sich bis dahin leidlich conservirt hatte, altert jäh zum Greise. Die Schlußkatastrophe spielt in Baden-Baden, der ersten Reisestation, wohin die übrige Gesellschaft die Benzach'sche Familie begleitet hatte.

In einem Briefe, den der Maler nach der Tödtung Adolf's an dessen Vater schreibt und der zugleich das erläuternde Schlußwort des Verfassers vorstellen soll, sagt Müller von sich selbst:

> Ich glaubte mich so zur Welt stellen zu dürfen, wie sie sich gegen mich gestellt hatte. Ich glaubte, weil andere kein Herz für mich besessen hatten, selber keins für andere besitzen zu müssen. Ich glaubte, bei meinem Eintritt in die Welt hundertfach zurückgestoßen und unter die Füße getreten, ein Recht zu haben, als ich endlich alle Gefahren siegreich bestanden, mich von allem abzuschließen und nur der Pflege meines eigenen Daseins zu leben. Es war das ein Irrthum nicht nur: es war eine Schuld. Sie rächte sich und mußte gesühnt werden, wie das kleinste, dem allgemeinen Gesetze der Menschheit Zuwiderlaufende. Gott sprach: deine Strafe soll sein, was andern ein Geschenk des Himmels dünkt. Ich verliebte mich.

Aus seiner unglücklichen Liebe zu Marie leitet er nun all die traurigen Folgen ab. Das mag allerdings den crassesten Egoismus kennzeichnen, aber es fehlt jede nur annähernde Logik darin, die einzelnen Sätze und Schlüsse sind phrasenhafte Lügen, die nichts vermögen, am allerwenigsten eine nicht fortzuleugnende Gemeinheit zu entschuldigen oder gar poetisch zu versöhnen. Der Maler ist ein Egoist, zugleich aber, und eins bedingt keineswegs

das andere, eine durch und durch gemeine Natur, deren Grundton Sinnlichkeit ist. Er hat sich aus den Hefen der Gesellschaft und über alle Widerwärtigkeiten hinaus in die Höhe gebracht, und dazu gehört, wie zu jedem tüchtigen, einheitlichen Wollen, eine gute Portion von Egoismus. Der Egoismus Müller's ist aber von der unedelsten Art, denn er dient keinem löblichen Streben, nicht einmal dem künstlerischen. Anstatt der überwundenen Mühen sich zu freuen und auf dem Errungenen weiter zu bauen mit vorwärts gerichteten Blicken, schaut der Maler zurück und bedauert, daß er während der in Noth und Arbeit verbrachten Jahre der Jugend alles Lebensgenusses verloren gegangen. Mit schlechtverhehltem Neide bewegt er sich in dem behäbigen Kreise der neugewonnenen jungen Freunde, schlürft ihre feinen Weine, raucht ihre importirten Cigarren und lernt ihre Beziehungen zu dem andern Geschlechte kennen. Eine widerliche Caricatur des Faust, wird ihm das Weib zur Zauberformel alles Begehrens, und sein Ingrimm darüber, daß er zur Libertinage weder Aeußerlichkeit noch Anlage genug besitze, vollendet sein unerquickliches Bild auch nach dieser Richtung hin. Daß er mit solcher Brunst im Leibe in das erste ihm begegnende Weib sich verlieben muß, ist ebenso natürlich, als daß ihre Abweisung in wahrhaft thierische Wuth ihn versetzt. Er weiß, daß Adolf Mariens Liebe nicht erwidert und noch weniger in unedler Weise sie benutzt; allein der bloße Umstand, daß jener von ihr, die ihn verschmäht, geliebt wird, ist ihm genügender Grund zum unauslöschlichen Hasse und zu einer Rache, die erst das Lebensglück und dann das Leben des schuldlosen, ja ganz unbewußten Widersachers zerstört. Unter solchen Verhältnissen macht es einen mehr peinlichen als lächerlichen Eindruck, wenn dieser Abschaum nichtswürdiger Ruchlosigkeit in dem Schlußbriefe dem alten Freiherrn gegenüber als eine Art rächenden Verhängnisses sich breit macht. Der Landrath von Benzach hat weder eine besondere Verschuldung gegen den Maler, noch überhaupt eine allgemeine, die der Strafe bedürfte; sein Egoismus ist weniger schädlich und berechtigter als der Müller's, es ist der erklärliche Egoismus aller der Leute, die mit bevorzugten Verhältnissen verwachsen den natürlichen Trieben der Vertheidigung alles Gegebenen folgen, seine Genußsucht aber verhält sich zu der Gier des Malers wie ein Champagnerrausch zu dem Delirium des Branntweinsäufers. Das Verhalten gegen den Sohn entspringt weit mehr der väterlichen Zuneigung als einem andern tadelnswerthen Beweggrunde, und ist schon deshalb nicht ganz ungerechtfertigt, weil Adolf von Benzach als ein zwar liebenswürdiger aber schwankender und unfertiger Charakter sich darstellt. Obschon es der Verfasser uns glauben machen will, existirt in Wirklichkeit nirgends ein Conflict zwischen dem Freiherrn und dem Maler, ihr beiderseitiger Egoismus trifft niemals feindlich auf einem Gebiete zusammen, und daß des erstern Sohn als Opfer fällt, ist ein schließlicher Zufall, den nichts des Vorhergehenden rechtfertigt. Mit so scharfer Absichtlichkeit wird der Landrath stets als Aristokrat betont, daß vielleicht die Vermuthung entstehen dürfte, der Maler sei der Rächer des Liberalismus und des Fortschritts an diesem verblendeten Finsterling. Sollte dem Verfasser wirklich eine derartige Geschmacklosigkeit zuzutrauen sein, um keinen härtern Ausdruck zu gebrauchen, so müßte ich im Namen aller Liberalen gegen einen solchen Vertreter unserer Principien energischen Einspruch erheben. Auch der abgesagteste Feind der Herrenhäusler wird menschlich mehr Sympathie für diese pappernen Ritter empfinden, als für eine bösartige Bestie, deren Zusammenhang mit dem Volke als ein ganz willkürlicher erscheint.

Der Gesammteindruck des Buchs ist ein höchst unerquicklicher. Der Tendenz nach soll es sittlich wirken und ist dabei durch und durch unsittlich. Auch die künstlerische Ausführung hilft darüber nicht hinweg. Die Situationen sind geschraubt und die Figuren, mit Ausnahme des Malers, der originell erscheint, weil er durchweg auf die Spitze gestellt ist, Romanschablonen, wie sie schon zu Dutzenden vorhanden sind. Der Stil ist glatt, nur drängt sich zuweilen die Phrase und namentlich in der Conversation das gesuchte Bestreben, um jeden Preis geistreich zu sein, etwas störend hervor. Ob das Buch ein Erstlingswerk, vermag ich nicht zu beurtheilen, darin glaube ich aber nicht zu irren, daß der Verfasser ein wahrhaft tüchtiges Streben besitzt, dem nur noch eine ausreichendere Kenntniß des Lebens und der Menschen zu Hülfe kommen muß, um Gutes zu leisten.

„Der graue Thurm", ein Novellenkranz von Heinrich Hensler (Nr. 3) erinnert, was die Form betrifft, an eine Zeit, als die literarischen Kränzchen und ästhetischen Vereine noch im Leben blühten und es auch an der Tagesordnung war, in die Bücher sie zu übertragen und dem Leser durch Mittelspersonen erzählen zu lassen. Diese gegenwärtig bei weitem nicht mehr so beliebte Art der Einkleidung erleichtert das Geschäft des Autors in eben dem Maße, als sie gleichzeitig es erschwert. Zu statten kommt es ihm, daß er sein eigener Beurtheiler und Erklärer sein darf, auch auf manches, was flüchtigen Blicken vielleicht entgehen könnte, im voraus oder nachträglich aufmerksam zu machen vermag; vergrößert wird seine Aufgabe aber durch die dramatischen Ansprüche, welche an ihn erhoben werden müssen. Nicht nur der Gegenstand jeder einzelnen Erzählung bedingt einen verschiedenen Vortrag, sie muß auch aus der Seele und in dem Munde dessen, der sie mittheilt, noch besonders individualisirt werden, und während sonst die Eigenthümlichkeiten des Verfassers die gestaltende gemeinsame Grundlage bilden, hat er darauf bedacht zu sein, hinter den selbstgeschaffenen Dolmetschern völlig zu verschwinden und proteusartig in jeder einzelnen Verwandlung unerkennbar zu erscheinen. Nur so stellt sich diese Form künstlerisch gerechtfertigt und vollendet dar, und von diesem Gesichtspunkte aus ist der Aufbau des „Grauen Thurms" ein mangelhafter, fast verfehlter. Abgesehen davon, daß die Geschichte, welche in dem Kreise der jugendlichen Erzähler selbst spielt, nur einen sehr losen Mörtel und mit ihrer komödienhaften Ver- und Entmummerei einen wenig glänzenden Schlußstein des

Ganzen bildet, hat Heinrich Hensler bei Gelegenheit jeder Novelle gewissermaßen blos seinen Namen gewechselt und die Herren „Julius von Göler", „Eduard Wellthal", „Ernst von Hochberg" u. s. w. lediglich mit sich identificirt, nicht aber sich mit ihnen. Die verschiedenen Charaktere dieser von ihm in Scene gesetzten Personen offenbaren sich nur in den dürftigen und wenig bedeutsamen Zwischenspielen, sozusagen in den Eßpausen, keineswegs aber bei den Hauptaufgaben, deren sie sich zu entledigen haben und in der Weise, wie sie das thun. Dieser Vorwurf beschränkt sich aber lediglich auf die stets und im vorliegenden Falle doppelt willkürliche Einführung des eigentlichen Inhalts dieser beiden Bände. Die einzelnen Erzählungen, die größtentheils dem Wesen der Novelle entsprechen, sind fast durchgängig vortrefflich. Sie führen in die verschiedenartigsten Verhältnisse und Beziehungen des Lebens und der Gesellschaft ein, und der Leser fühlt sich und den Verfasser überall heimisch. Die patriarchalische Abgeschlossenheit der Bevölkerung Helgolands, der Lager- und Schlachtentumult der Krimarmee, die Gaunerei in Paris über und unter der Erde, die naiven Tugenden und fessellosen Leidenschaften russischer Naturmenschen und all die wechselnden Bilder, die auf so verschiedenartigem Hintergrunde sich entwerfen lassen, ziehen mit gleicher Treue und Sicherheit der Gestaltung dem Auge vorüber. Der Verfasser besitzt nicht nur die natürliche Fertigkeit, gut und fesselnd zu erzählen, seine Erzählungen sind auch künstlerisch abgerundet und befriedigen höhere Ansprüche und Voraussetzungen. Gleich die erste Novelle: „Auf Helgoland", die sich mit den Fluchtversuchen eines durch Heirathsversprechungen auf der Insel festgehaltenen Engländers beschäftigt, verräth in ihrer Färbung einen sehr hübschen Humor, zu dessen weiterer Entfaltung sich in der Folge leider keine Gelegenheit mehr findet. Dagegen tritt überall ein bedeutendes Talent zu naturgetreuer und charakteristischer Landschaftszeichnung hervor. Der Stil ist stets dem Gegenstande angemessen, auszusetzen bleibt daran nur eine hier und da zu unmittelbare Aufeinanderfolge derselben Wörter. Diese Flüchtigkeit mag sich mit dem leichten und rastlosen Schaffen des Autors entschuldigen lassen.

Der Titel von J. M. Hutterus' „Harmlose Geschichten. Nebst einem lyrischen Anhange" (Nr. 4) verwahrt von vornherein gegen jeden Anspruch im Auftreten wie in der Aufnahme. Drei Geschichten sind darin enthalten von gleicher Einfachheit der Ereignisse wie des Vortrags. „Ein Liebesfrühling" behandelt das ebenso alte als stets sich wiederholende Vorkommniß einer erfüllungslosen Jugendneigung, deren Untergang das gesammte übrige Leben mit dem Schimmer der Erinnerung verklärt; „Die Schwestern" finden ihren Schwerpunkt in der endlichen Versöhnung eines Zwiespalts, der nicht minder häufig in der verschlossenen Brust des einzelnen wie im verborgenen Schose der Familie sich auskämpft und rahmen diese innern Vorgänge in das belustigende Treiben eines kleinstädtischen mediatisirten Fürstensitzes ein; „Der Armenarzt" entwickelt die Absonderlichkeiten eines gutherzigen und dabei in der Gestaltung seiner Verhältnisse außerordentlich ungeschickten Sonderlings, der schließlich durch die Liebe eines tüchtigen Mädchens und eine unerwartete Erbschaft in das richtige Fahrwasser eingelenkt wird. Spannende Anläufe und große Verwickelungen kommen dabei nicht zu Tage, ebenso wenig bietet sich Veranlassung zu überraschender Decorationsmalerei, denn so etwas trägt sich überall und ohne Aufwand zu, auch mit der Charakterzeichnung kann nicht geglänzt werden, da solche Alltäglichkeiten auch den gewöhnlichst gearteten Leuten begegnen, und jeder unserer Nachbarn in derartigen Geschichten eine Rolle übernehmen kann. Die Hauptsache ist die Stimmung, in welche der Leser versetzt wird, und diese ist bei allen drei Erzählungen eine gleichmäßige, einheitliche und befriedigte. Es wird ihm weich und warm ums Herz, und sein Behagen wird nicht gemindert durch einen leisen Anflug von Wehmuth, der ihn überschleicht. Der Erzähler steht nicht mehr mitten in der Handlung und auf dem Standpunkte der Handelnden selbst, er hat ihn vielmehr überwunden, und dadurch erscheinen die Farben wie durch Zeit und Entfernung abgeblaßter, zugleich aber auch durchsichtiger und dem Auge wohlthuender. Es sind in der That „harmlose" Geschichten, auch dadurch, daß sie selber ihren Harm los werden und alles, was Trübes und Trauriges darin, nicht blos durch die schließliche Auflösung, sondern schon mittels der augenblicklichen Anschauung und Darstellung überwinden. In solcher Verklärung des Alltäglichen, die das, was uns umgibt und als geringfügig oder werthlos außer Acht von uns gelassen wird, in einem neuen Lichte unserm Blicke zeigt und zu liebevoller Beachtung wie lehrreicher Betrachtung anregend uns empfiehlt; in solch warmer Hingebung an alles noch so bescheiden uns Dargebotene und stilllächelnder Verschmerzung des Mangelnden und Widerwärtigen; in dieser endlichen Ueberwindung und Verschmelzung von Leid und Lust zu wehmüthigem Lächeln und lächelnder Wehmuth beruht der wahre Humor, und dieser ist dem Verfasser eigen, der sich nur noch befleißigen möge, die glückliche Naturanlage künstlerischer auszubilden.

Daß das Buch von einem Lyriker geschrieben, offenbart sich auch nicht allzu scharfen Blicken, da durchgängig die Individualität des Schreibenden durchblickt und überwiegt. Der lyrische Anhang überrascht daher vielleicht nur insoweit, als er nicht ganz die günstigen Erwartungen rechtfertigt, mit denen er empfangen wird. Ich habe schon weit bessere Gedichte von Hutterus gelesen, als die hier gebotenen. Bemerkenswerth sind nur „Ein Besuch" der tiefen, rein menschlichen Grundstimmung wegen, zu welcher jedoch Reimworte wie „Najade" und „Gensdarm" schlechterdings nicht passen, und „Still gehalten" durch die kernige Gesinnung, die sich in den beiden schönen Schlußstrophen gipfelt:

> Getheilter Schmerz ist halber Schmerz,
> Ein Wahrspruch ist's für schwache Seelen,
> Ein edler Geist, ein starkes Herz,
> Sie werden nie sich selber fehlen.

Den Kelch, gefüllt mit Freudenwein,
Den reiche du von Mund zu Munde,
Den Kelch des Schmerzes sollst allein
Du herzhaft leeren bis zum Grunde.

Namhafte Erzieher und Sittenlehrer halten es für ungemein gefährlich, Romane in die Hände der Jugend gelangen zu lassen. Unter den mannichfachen Gründen dürfte einer der stichhaltigsten sein, daß in unerfahrenen Gemüthern leicht eine ganz irrige Anschauung des Lebens und der Menschen dadurch begründet wird. Man spricht nicht ohne Veranlassung von einer Romanwelt, in der sich Verhältnisse und Charaktere finden, deren Urbilder in der Wirklichkeit vergeblich gesucht würden. Leider ist die große Mehrzahl unserer Schriftsteller in dieser nebelhaften Luftschicht heimischer als auf dem festen Erdboden, und nicht nur der große Haufen gedankenloser Leser, auch eine nicht minder beträchtliche Schar von Autoren schöpfen ihre Welt- und Menschenkenntniß nicht aus dem einzigen Buche, das jedem klaren Blicke aufgeschlagen ist, sondern aus Büchern, die mit getrübten Augen geschrieben sind. Agathe Rutenberg scheint darunter zu zählen. Auch einer hervorragend begabten Frau fällt es verhältnißmäßig schwer, über ihren nächsten Gesichtskreis hinaus scharf aufzufassen und sicher zu gestalten, weil die überwiegend gemüthliche Richtung des Geschlechts in die Ferne hinaus oder die Höhe hinauf mehr träumt als strebt; die Ideale selbst einer George Sand und Hahn-Hahn verlieren sehr bald allen Zusammenhang mit den Ausgangspunkten. Einen solchen Vergleich hält nun aber die Verfasserin der vorliegenden beiden Bände „Novellen" (Nr. 5) nicht im allerentferntesten aus. Sie hat nur ein hübsches Talent, das nach umfassenden und gewissenhaften Vorarbeiten, namentlich auch in Bezug auf Stil und Satzbau, innerhalb sehr enggezogener Grenzen noch ganz Anerkennungswerthes leisten kann. Aufgaben aber, wie sie in „Corinna" und „Waldröschen" zu lösen versucht, werden jederzeit ihre Kräfte übersteigen. Es handelt sich dabei um große Leidenschaften, umfassende Charakterentwickelungen und sehr schlüpfrige Stellen der Herzenstiefe und Gesellschaftsoberfläche, Klippen, an denen das schwach ausgerüstete Fahrzeug der Verfasserin so gründlich gescheitert, daß sie in dem seichtesten, abgespültesten Romanwasser untergegangen. Die beiden andern Erzählungen verhalten sich bescheidener in der Sphäre bürgerlichen Lebens und Treibens, die der angeborenen Begabung jeder Frau, das Kleine, ja anscheinend Kleinliche zu beobachten und in sich aufzunehmen, einen dankbaren Spielraum gewährt; sie sind darum auch bei weitem gelungener, frischer und äußerlich wie innerlich wahrer. „Aus den Memoiren eines Paar Handschuhe" berichtet die äußerst einfache Geschichte eines liebenswürdigen Mädchens, das durch die gegenstandslose Eifersucht eines grämlichen Bräutigams endlich einer anderweiten Neigung überliefert, glücklicherweise aber von den verhaßten Fesseln befreit und in erwünschte geschmiedet wird. Zu tadeln ist nur die Einkleidung, die in dieser Weise stets mislich, wenn sie in keinem innern Zusammenhange mit dem Gegenstande steht, oder aus künstlerischen Rücksichten gerechtfertigt erscheint. Außerdem ist zur Belebung des Leblosen ein größerer Aufwand von Geist und Dichterkraft erforderlich, als hier vorhanden, und so tragen denn diese Handschuhe denselben Fabrikstempel wie die bekannte Kinderwaare: „Erlebnisse eines Bleisoldaten" oder „Aus dem Tagebuche einer Puppe". „Eine Reise durch Thüringen" ist bei weitem die beste unter allen vier Erzählungen. Die Schalkhaftigkeit, mit welcher darin geschildert wird, wie zwei siegesgewisse Herzensbrecher ausziehen, um einen Freund der vermeinten Treulosigkeit seiner Geliebten wegen an dem ganzen Geschlechte zu rächen und dabei von der unbekannten Treugebliebenen und einigen andern weiblichen Koboldden weidlich genarrt werden, ist stellenweise allerliebst. Schade, daß die Verfasserin das ihr zu Gebote stehende reiche landschaftliche Material nicht besser zu verwerthen verstanden, als nach Art der handwerksmäßigen „Wegweiser" und „Fremdenführer durch den Thüringerwald".

Was Heinrich G. F. Mahler's „Militärisches Bilderbuch. Erinnerungen und Zeichnungen" (Nr. 6) betrifft, so möchte ich fast bedauern, daß das Werkchen keinen andern Beurtheiler gefunden hat; denn meine unüberwindliche Voreingenommenheit wider den Gegenstand raubt mir bei jeder Behandlung desselben und bei allem, was nur immer damit zusammenhängt, die so nothwendige Unbefangenheit. Man liest gewiß gern ein lustiges Stücklein von denen Landsknechten, die heute unter dem Friedländer sich bezechten und morgen bei Gustav Adolf beteten, überall mordeten, plünderten, sengten und andere Unthat verübten, als leidiges Handwerk eben, und die von dem braven Bürger wie eine Landplage und Heimsuchung des Himmels hingenommen wurden gleich dem Kriege selbst, der sie in seinem Gefolge führte. Poesie und Stoff zu künstlerischer Behandlung liegt auch darin, wenn ein Veteran der großen Armee ein blondes deutsches Kind auf seinem Knie schaukelt und von den kleinen Händchen den mächtigen Schnurrbart, den das Pulver der Pyramiden geschwärzt, willig zerzausen läßt, oder wenn ein strammer Kurmärker, den des Vaterlandes letzte Noth vom Pfluge fortgetrieben, alle Picarden ohrfeigt, weil einst ein Voltigeur seiner „Karline" etwas unsanft die Backen berührt. Ganz anders aber steht es gegenwärtig mit unsern heimischen Militärverhältnissen. Der, Gott sei es gedankt! so lange Frieden, noch mehr aber einige verunglückte kriegerische Versuche haben uns den Zusammenhang zwischen Volk und Armee, die dessen Schutz und Wehr sein soll, fast ganz aus dem Bewußtsein gebracht, und die Stellung und Haltung, welche die letztere den übrigen bei weitem größern und wichtigern Theilen der Bevölkerung, aus der sie hervorgegangen, gegenüber einnimmt, hat eine immer jäher sich abreißende Kluft zwischen beiden geschaffen. Das Volk arbeitet und darbt im Schweiße seines Angesichts, und alles fast, was es errungen und was ihm entzogen, dient dazu, die Zahl von Soldaten zu vermehren, die jeden Augenblick zu volksfeindlichen Zwecken verwandt werden können.

Angesichts solcher Thatsachen zu lesen, wie der allüberall glücklich beseitigte Zopf in der Armee täglich noch in erstaunlichster Länge gedreht wird, wie Revue und Parademarsch als letzte Zwecke so ungeheuerer Anstrengungen betrachtet werden, wie Leute von Bildung als Opfer misverstandener oder gar misdeuteter Disciplin den haarsträubendsten Willkürlichkeiten einer den Betroffenen in jeder Hinsicht tief unterlegenen und nur durch die augenblickliche Stellung gehaltenen Roheit preisgegeben sind, wie Vorgesetzte von Einsicht, Menschenfreundlichkeit und liebreichem Entgegenkommen als ganz vereinzelt strahlende Lichtpunkte gepriesen werden — wo bleibt da der Humor?! Man mag sich vielleicht zum Troste sagen, daß an oberster maßgebender Stelle, wo das wahre Beste redlich gewollt und erstrebt wird, all diese, in den endlosen Zwischen- und Abstufungen immer greller sich aufhäufenden Mißstände unbekannt sind, oder auch, daß derartige Schilderungen der größern Wirkung wegen hier und da wol etwas übertreiben mögen; aber Behagen an einem derartigen Buche wird gewiß schwerlich jemand finden, der von dem Ernste und der Wichtigkeit unserer Tagesfragen durchdrungen ist. Wollen wir uns erholen, dann gibt es anmuthigere Stoffe als die Schuhriegelung unserer Söhne und Brüder durch eine Kaste, die sich hier wie hinter ein letztes Bollwerk zu verschanzen sucht, oder plumpe Späße von Commißunteroffizieren und Leuten, die an Bildung und Gesinnung solchen gleichstehen. Dergleichen Schilderungen helfen und bessern auch nichts, denn eine so ernste Sache erheischt vor allem auch eine ernste Behandlung, und sollten sie irgendeine tendenziöse Bedeutung beanspruchen, so wäre ihnen vorzuwerfen, daß sie aufreizen, wo doch im Interesse des allgemeinen Besten eine Versöhnung und friedliche Ausgleichung angestrebt werden muß. Wer das eben Angedeutete gänzlich zu vergessen vermag, oder wen dieser Zwiespalt nicht berührt, der wird sich durch Mahler's Buch in hohem Grade befriedigt finden. Es ist mit so großer Lebendigkeit, Frische und Treue geschrieben, daß ich mich aufrichtig freuen würde, dem Talente des Verfassers einmal auf erquicklicherm Felde zu begegnen.

Albert Traeger.

Der österreichische Feldmarschall Prinz von Koburg-Saalfeld.

Prinz Friedrich Josias von Koburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen, k. k. und des Heiligen Römischen Reiches Feldmarschall. Von A. von Witzleben. Drei Theile. Mit dem Brustbilde des Prinzen, einer Ansicht von Chotin und 17 Karten und Plänen. Berlin, Decker. 1859. Lex.-8. 13 Thlr. 10 Ngr.

Es gab eine Zeit, wo der Name Koburg das Schrecken des revolutionären Frankreich war, wo französische Mütter, wie Carlyle sagt, mit dem Namen Koburg, gleich den Römerinnen mit dem Hannibal's, ihre Kinder zum Gehorsam brachten, und hätte die Diplomatie nicht den Siegeslauf Koburgs gehemmt, nicht der Fluch aller Coalitionsheere, die Uneinigkeit, seine Operationen gelähmt, die Revolution in Frankreich wäre niedergeworfen, die Weltgeschichte eine andere geworden, denn dann hätte es keinen Napoleon I., folglich auch keinen dritten gegeben. In Gottes Rath war es jedoch anders beschlossen und der edle Fürst und Feldherr, welcher im Jahre 1793 durch seine Siege den Weg nach Paris geöffnet, sah sich nicht allein durch Einflüsse, die zu überwinden nicht in seiner Macht stand, um die Früchte seiner Lorbern, sondern auch durch unverdiente Anschuldigungen, weil die Welt die bedingenden Ursachen nicht kannte, um einen Theil seines Ruhms gebracht. Wir begrüßen daher ein Werk mit Freuden, das in unparteiischer Weise nach bisher unzugänglichen Quellen die Geschichte des Prinzen Friedrich Josias von Koburg treu und wahr, ohne zu schmeicheln, aber nach der ihm gebührenden Gerechtigkeit darstellt, und danken dem hohen Hause Koburg für die Bereitwilligkeit, welche dem Verfasser die Archive öffnete, wie für die Municifenz, welche es möglich machte, das Werk mit so vortrefflichen Karten und Plänen auszustatten. Der Verfasser hat als Geschichtschreiber die Aufgabe, die er sich stellen mußte, würdig erreicht und in der historischen Kritik sowol, wie in der Form und Darstellung, die Kriegsgeschichte um ein Werk bereichert, das einen Ehrenplatz in der neuern Militärliteratur verdient; er hat den geachteten Namen, den er sich bereits in der letztern erworben, mit neuer Auszeichnung befestigt. Leider verbietet der Raum d. Bl., so tief in das treffliche Werk einzugehen, als unser Wunsch wäre, wir müssen uns mit einer gedrängten Analyse desselben begnügen und unsere Leser vom Fach sowol als die Freunde geschichtlicher Lectüre auf das Werk selbst verweisen. Sie werden darin neben den ernsten Thatsachen auch viele charakteristische Züge und interessante Aufzeichnungen finden, welche dazu beitragen, dem Ganzen ein frisches Colorit zu geben.

Prinz Friedrich Josias, der jüngste Sohn des Herzogs Franz Josias, wurde am 26. December 1737 auf der Ehrenburg zu Koburg geboren und vortrefflich erzogen. Er trat im Jahre 1756 in österreichischen Dienst, wo ihm eine Rittmeisterstelle im Kürassierregimente Ansbach verliehen wurde. Das Tagebuch, das er von da an bis zu seinem Tode 1815 regelmäßig geführt hat, gibt für seine äußern Erlebnisse den genauen Anhalt. Wir lesen hier manche interessante Mittheilung über die Sitten der Zeit, der Verfasser weiß auch heitere Saiten in dem ernsten Werke anzuschlagen, wofür ihm die Leser nur dankbar sein werden. Prinz Friedrich wohnte den Feldzügen des Siebenjährigen Kriegs ruhmvoll bei, eine Zeit lang als Oberst und Commandant des für die Dauer des Feldzugs aus den zusammengezogenen Carabiniercompagnien der Kürassiere gebildeten Corps, seit 1762 als Commandant des Regiments Ansbach. Während des Waffenstillstandes besuchte er Dresden viel und wol nur der Neugier halber auch die Gräfin Cosel auf der Bergfeste Stolpen, wo die ehemalige Geliebte August's des Starken nun schon 40 Jahre in Haft saß. Sie empfing ihn in dem Zimmer, wo die Tapeten mit den leichten Münzen, den sogenannten Ephraimiten, in welchen sie während der Besetzung Sachsens durch Friedrich den Großen ihre

Pension ausgezahlt erhalten hatte, benagelt waren. Nach dem Frieden und einem kurzen Besuche in der Heimat führte der Prinz sein Regiment nach Ungarn, von wo er bald eine Reise zu seiner Schwester nach Mecklenburg und mit den schweriner Herrschaften nach Hamburg unternahm. Die Schilderung der Lustbarkeiten dort und später bei andern Gelegenheiten ist reich an interessantem Detail. Zuweilen waren dieselben sehr unschuldiger Art: so fuhr man einmal abends nach dem Thor, „um das Laufen und Rennen der Menschen zu sehen, die vor Thorschluß noch die Stadt zu ereilen suchten". Besonders von langer Dauer waren die Bälle; so tanzte man einmal im Vorzimmer der Herzogin nach der Komödie noch bis 3 Uhr, obgleich nur drei Damen und sechs Herren theilnahmen. Desto glänzender waren aber die Feste in Wien, wo der Prinz von Ungarn aus mehrmals den Carneval besuchte. Hier interessirten ihn vorzüglich die Carrousels, welche Kaiser Joseph selbst arrangirte: einmal war sogar ein Carrouselreiten von 16 der schönsten und vornehmsten Damen der wiener Gesellschaft. Letztere führt uns der Verfasser mit vielen Namen vor. Ueber den geselligen Freuden vernachlässigte Koburg aber den Dienst nicht, sondern übte sein Regiment, wie später seine Brigade fleißig. Im Jahre 1770 wohnte er in Wien den Vermählungsfeierlichkeiten der Erzherzogin Marie Antoinette und dabei dem berühmten Maskenballe im Belvedere bei. Konnte er ahnen, daß er einst als Feldmarschall aufgerufen werden sollte, mit seinem Degen die jetzige Dauphine vom Blutgerüste zu retten und daß es ihm nicht gelingen werde? Wir folgen Koburg zu der Zusammenkunft seines Kaisers mit Friedrich dem Großen, wobei dieser seinen gefährlichsten Gegner aus dem Siebenjährigen Kriege, Laudon, „lieber an seiner Seite als sich gegenübersah"; wir lesen von seiner raschen Beförderung und vom Bairischen Erbfolgekriege, für welchen in seinen Tagebüchern nur jede Schilderung politischer und militärischer Verhältnisse oder hervorragender Persönlichkeiten schmerzlich vermißt wird. Im Herbst 1780 sah er seine hohe Beschützerin Maria Theresia zum letzten male:

> Sie war in Trauerkleidern, welche sie seit dem Tode ihres Gemahls (1765) nicht abgelegt hatte, ihr sonst so reiches Haar trug sie kurz, ihr Gesicht war durch die Blattern entstellt, die sie sich am Sterbebette ihrer Schwiegertochter, der bairischen Josephe, geholt hatte und trug deutlich die Spuren ihres körperlichen Leidens. Die sonst voll Liebreiz strahlende Kaiserin war in ihr nicht mehr zu erkennen und dennoch war ihr der Zauber geblieben, sich alle die Herzen zu erhalten, welche sie sich im Glanze der Jugend und Schönheit gewonnen hatte. Als sich Friedrich Josias kurz vor ihrer Abreise bei ihr beurlaubte, wollte er ihre Hand küssen; die Kaiserin entzog sie ihm anfänglich, reichte sie ihm jedoch endlich, indem sie sagte: „Nur als eine alte gute Freundin will ich es Ihnen gestatten."

Kaum nach Wien zurückgekehrt, starb Maria Theresia. Der Prinz verlor bald darauf auch seine betagte Mutter. Er commandirte jetzt eine Division in Ungarn, wo er Gelegenheit hatte, zu beobachten, wie wenig Kaiser Joseph in seiner überstürzenden Hast der Reformen es verstand, die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen, keine Partei fühlte sich zufriedengestellt. Das Leben des Adels in Ungarn, von dem man sich jetzt kaum einen Begriff machen kann, wird vortrefflich geschildert, freilich floß dabei der Tokayer und rollten die kremnitzer Dukaten, aber es war auch durch Sinn für Kunst und Aesthetik gehoben. Vor allem glänzte das Schloß Esterházy, von welchem Koburg mit wahrem Entzücken erzählt. Zuerst zog die Leibwache des Fürsten, 450 Mann stark, seine Aufmerksamkeit auf sich, mitten in Oesterreich gekleidet und exercirt wie die Garde Friedrich's des Großen. Die Bildergalerie enthielt nur Meisterwerke, ein besonderes Theater, mit korinthischen Säulen verziert, zeigte im Innern Marmorwände mit kostbaren Spiegeln. Hier dirigirte Joseph Haydn die Kapelle. Wir heben diese Schilderungen hervor, um zu zeigen, daß der Leser in dem Werke mehr findet als einfache Biographie und Kriegsgeschichte, wie hohen Werth wir auch auf diese letztere legen. Ebenso sehr werden die persönlichen Verhältnisse des Prinzen und seiner Verwandten interessiren. Eine seiner Schwestern war an den letzten Markgrafen von Ansbach und Baireuth vermählt, der mit Lady Craven, einer der emancipirten und geistreichsten Frauen des 18. Jahrhunderts im seltsamsten Verhältniß stand. Da sie jeder unehrenhaften Verbindung widerstrebte, so hatte er sie als Schwester adoptirt, als welche sie auch von befreundeten Höfen, namentlich von dem preußischen, anerkannt wurde. Nach dem Tode seiner Gemahlin ließ er sich mit ihr trauen und trat seine Besitzungen, die fränkischen Erblande der Hohenzollern, an die Krone Preußen ab. Wir haben im verwichenen Sommer im romantischen Alexanderbade, das von ihm den Namen hat und nach ihm durch das preußische Königspaar besonders 1805 eine Zeit des Glanzes erlebte, die funfzigjährige Annexion an Baiern feiern sehen. Koburg erhielt im Jahre 1786 das Generalcommando in Galizien und Lodomerien. Der Verfasser schildert die dortigen Verhältnisse treffend und scharf, und was er über den selbstverschuldeten Untergang Polens sagt, ist nur zu wahr. Prinz Koburg war durch seine fürstliche Geburt, und mehr noch durch seine überall durchgreifende Rechtlichkeit und seine Ruhe wol zu dem Posten geeignet, der ihm hier übertragen war. Von diesem Zeitpunkte an begann ein sehr reichhaltiger Briefwechsel des Kaisers mit dem Prinzen, aus welchem der Verfasser viel interessante Mittheilungen macht.

Der Türkenkrieg von 1788—90 bildet das zweite Buch im ersten Theile und dessen Hauptstück auch dem Umfange nach. Nachdem die allgemeinen politischen Verhältnisse besprochen, wird für jeden einzelnen Feldzug erst dessen Einleitung und dann der Feldzug selbst dargestellt und mit überzeugend klarer Kritik beurtheilt. Daß sich der Verfasser dabei vorzüglich mit dem galizischen Armeecorps unter dem Prinzen von Koburg beschäftigt, versteht sich von selbst; der Kriegsschauplatz, auf dem er kämpfte, wie die Verhältnisse zur russischen Armee, sind trefflich geschildert; auch die Schwierigkeiten, mit welchen Koburg zu kämpfen hatte. Doch machte ihm die Eroberung von Chotin und die Besetzung von Jassy bereits

einen Namen, dessen Klang über die Grenzen der österreichischen Monarchie hinausdrang. Im weitern Verlaufe der Kriegsereignisse wurde Suworow, den der Verfasser mit Recht den glänzendsten General, den die russische Kriegsgeschichte aufzuweisen hat, nennt, der treue Waffengefährte des Prinzen, und die innige Freundschaft, die er für denselben faßte, blieb bis zu seinem Tode unverändert, wie die zahlreichen Briefe, die sich in des Verfassers Händen befunden haben, bezeugen. Der Verfasser bemerkt:

Suworow war sieben Jahre älter als Koburg. Wie dieser hatte er seine militärische Laufbahn im Siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen begonnen und war nun mit ihm zugleich berufen, sein kriegerisches Talent im Türkenkriege zu entfalten, um zuletzt, wie Koburg, durch die politischen Intriguen Thugut's in seinem Siegeslauf gegen die französische Republik gehemmt und von seinem Kaiserhofe mit Undank belohnt zu werden. Wie ähnlich aber die Geschicke beider Männer waren und wie fest sich das auf dem Schlachtfelde geknüpfte Band der innigsten Freundschaft um beide schloß, so bildeten sie doch ihrem Charakter und ihrem Geiste nach zwei vollkommene Gegensätze.

Die Parallele, welche der Verfasser dann gibt, ist vortrefflich und stellt den russischen Feldherrn an Genialität zwar höher, gibt aber dem deutschen Fürsten in seiner schlichten Treue, ohne hervorragenden Ehrgeiz, in seiner klaren Verständigkeit und heitern Ruhe, wie dem sich stets gleichbleibenden Wohlwollen doch den Vorzug. Militärische Leser werden dem Laufe der Operationen mit Aufmerksamkeit folgen; wir müssen uns, wie schon bemerkt, ein tieferes Eingehen dem Zwecke d. Bl. gemäß versagen. Für den Sieg von Fokschan erhielt Koburg von seinem kranken Kaiser das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens, es war reich mit Brillanten, Smaragden und Rubinen, im Werthe von 40000 Fl. besetzt und befindet sich jetzt in den wiener Sammlungen. Der Sieg von Martinestje brachte ihm das Feldmarschallpatent, sein Name wurde weit und breit gefeiert. Mit Unwillen weist der Verfasser die falsche und ungerechte Darstellung Schlosser's zurück, der diese beiden Schlachten allerdings wie — ein gelehrter Geheimrath beurtheilt. Die Besetzung der walachischen Hauptstadt bildete den Schlußstein des Feldzugs von 1789, Koburg hielt seinen Einzug in Bukarest auf einem kostbar ausgerüsteten arabischen Hengste, den ihm die walachische Nation zum Geschenke dargebracht; die Bojaren hatten ihn fast gewaltsam hinaufgehoben und führten das Roß trotz des tiefen Koths beim Einzuge am Zügel. So glänzend aber auch die Erfolge der kaiserlichen Waffen waren, denn auch die andern Heertheile Laudon's hatten solche erkämpft, so düster gestalteten sich die innern und äußern Verhältnisse des österreichischen Staats. In Belgien war die Revolution siegreich, in Ungarn und Böhmen, selbst in den Erblanden dumpfe Gärung oder Unzufriedenheit. Die drohende Stellung Preußens und dessen Vertrag mit der Pforte bewog den Kaiser, Laudon vom Kriegsschauplatze abzurufen, um ihn Truppen in Böhmen und Mähren aufstellen zu lassen. Koburg übernahm das Obercommando in der Walachei und im Banat und wurde zugleich mit der Leitung der angeknüpften Friedensunterhandlungen betraut. Dazu beigegeben war ihm der Minister Freiherr von Thugut, eines Schiffmeisters Sohn aus Tirol, Namens Tunicotta (woraus die Landsleute Thunichtgut gemacht), der sich schnell zu den höchsten Reichswürden emporgearbeitet hatte. Die Unterhandlungen gediehen aber schlecht und der Prinz verglich in einem Schreiben an Kaunitz den Feind einem bösen Hunde, der nur durch Schläge fügsam werde. Sein neuer Kriegsherr Leopold war damit einverstanden, suchte sich aber gleichzeitig mit Preußen zu verständigen und Rußland keine Eifersucht zu geben, wodurch alle Kraft der Kriegführung gebrochen wurde. Für Koburg war es eine schwere Aufgabe, den rechten Weg in diesem Labyrinth zu finden, er verlor aber den klaren Blick nicht, und wie er jene Aufgabe gelöst, wird der Leser in der unbefangenen Würdigung der Thatsachen finden. Eine Schilderung des Kriegsschauplatzes und der Armee leitet die Geschichte des Feldzugs von 1790 ein. Dieser wurde glücklich durch die Einnahme von Orsowa eröffnet, die Belagerung von Giurgewo mußte dagegen aufgegeben werden: es war das erste Unglück, das dem Prinzen in seiner Feldherrnlaufbahn widerfuhr, das aber einigermaßen durch Clerfayt's Sieg bei Kalafat aufgewogen wurde. Die politischen Verhältnisse hemmten übrigens von beiden Seiten das energische Vorgehen: der Vezier wollte zwar die Oesterreicher angreifen, gab aber den Plan auf, als er Koburgs Vereinigung mit Suworow erfuhr. Der Abschluß der reichenbacher Verhandlungen, wonach Oesterreich alle Eroberungen herauszugeben sich verpflichtete, bestimmte Potemkin, Suworow abzurufen: der Abschied vom Prinzen war ergreifend, beide ahnten, daß sie sich im Leben nie wiedersehen würden. Was der Verfasser von Suworow's Briefen während des Kriegs mittheilt, trägt zur Charakteristik des wunderbaren Mannes bei, der oft poetisch, stets aber originell schrieb. So verlangte er: Widdin solle eingeschlossen werden, „comme une rose en hiver"; so schrieb er, als Koburg vergebens seine Ernennung zum österreichischen Feldmarschall auszuwirken gesucht: „Prince, j'ai assez de titres, pierreries j'en ai plus qu'il me faut immédiatement, j'ai le superflu des espèces pour le payer. Marie Thérèse obstacle.... Ainsi quoi, seul titre de g. f. Maréchal qui ne compte rien." Der Frieden, der mit Opfern erkauft wurde, um den Krieg mit Preußen zu vermeiden, kam endlich zu Stande, der Prinz legte seinen Posten nieder und kehrte, nachdem er der Krönung Leopold's zum Könige von Ungarn beigewohnt hatte, nach seiner Heimat zurück, wo er, wie in den kaiserlichen Landen, mit vielen Festlichkeiten geehrt wurde. Von den Gedichten, die den Helden feierten, theilt der Verfasser einige, besser gemeint als gelungen, mit. Der Prinz nahm alle wohlwollend auf: „Je holperiger der Vers, desto mehr Mühe hat er gemacht." Die Beilagen des ersten Theils dienen zur Charakteristik der damaligen Taktik. Unter den Facsimiles sind mehrere von Suworow, auch ein kurzes Schreiben des Inhalts: „Bender à nous! Ruban large à moi .. je fonds en larmes... le reste pour demain."

Der zweite Theil umfaßt die Zeit von 1790—94. Zwischen dem Türkenkriege und den niederländischen Feldzügen waren dem Prinzen zwei Jahre Ruhe gegönnt, welche er schaffend und arbeitend an der Spitze des Generalcommandos in Ungarn zubrachte. Seiner Energie und seinem maßvollen Taktgefühl gelang es, die noch immer herrschende Aufregung zu beschwichtigen und soweit es möglich, den Uebelständen im Heerwesen abzuhelfen. Da rief ihn der Krieg gegen die Französische Revolution wieder an die Spitze einer Armee. Der Verfasser gibt in der Einleitung zu dem Feldzuge von 1793 eine Uebersicht der politischen Verhältnisse; er stellt dabei dar, wie locker das Band war, welches Preußen und Oesterreich zu gemeinsamem Handeln vereinigte. Nach der unglücklichen Schlacht von Jemappes wurde der Prinz von Koburg, nachdem auch Lacy, der Einzige noch aus der Generation des Siebenjährigen Kriegs, sich für ihn erklärt hatte, zum Generalissimus ernannt. „Hätte Laudon noch gelebt, man würde nach ihm gegriffen haben und hätte man ihn auf einem Tragsessel dem Heere nachführen sollen, denn der Träger eines glücklichen Namens wird bis zum letzten Athemzuge verbraucht." Der Prinz in seiner Bescheidenheit lehnte anfangs die ihm gebotene Ehre ab, der Kaiser bestand jedoch auf seinem Entschluß und so fügte sich Koburg dem Befehle. Mack wurde auf seinen Wunsch zum Generalquartiermeister der Armee ernannt; der Verfasser beurtheilt diesen erst überschätzten, dann aber auch maßlos getadelten Mann sehr richtig. Ebenso unterwirft er den Operationsplan, der in Frankfurt festgestellt wurde, einer einsichtigen Kritik. Wir stimmen vollkommen bei, wenn er sagt: „Die Heerführung zu Anfang der Revolutionskriege soll hier keinen Vertheidiger finden, die spätern Napoleonischen Feldzüge haben längst den Stab über sie gebrochen; allein um nicht ungerecht zu werden, muß man die Personen in ihrer Zeit und nicht außerhalb derselben beurtheilen." Diesen allein richtigen Standpunkt verschmäht aber unsere junge, absprechende, burschikose Kriegsgeschichtschreibung nur zu sehr, ja sie trägt oft nicht einmal den bewegenden Ursachen und Verhältnissen Rechnung, die sie allerdings selten kennt. Des Verfassers Schilderung der sich gegenüberstehenden Armeen gibt zugleich ein treues Bild der damaligen taktischen Verwendung und Fechtart. „Die österreichischen Truppen waren zum Theil ausgezeichnet, was man nicht von ihren Führern sagen konnte."

Als preußischer Bevollmächtigter verweilte der Major Graf Tauentzien im österreichischen Hauptquartier — in den Befreiungskriegen commandirender General —, seine Berichte an den König sind für den Verfasser eine der vorzüglichsten Quellen gewesen. Ueber die Hülfstruppen schrieb der Chef des österreichischen Generalquartiermeisterstabes, Fürst Hohenlohe, an seinen Bruder: „Die Holländer müssen von unsern Leuten gleichsam an der Hand geführt werden, wenn sie nicht verkehrtes Zeug anstellen sollen, so auch die Hannoveraner und zum Theil die Engländer." Vom Felddienste wußten letztere so wenig, daß man anfänglich jeder englischen Vedette einen preußischen Husaren und jeder Feldwache einen preußischen Unteroffizier beigab, um ihnen den Dienst zu lehren. Die Angaben über die französische Armee sind sämmtlich aus dem Kriegsarchiv in Paris geschöpft und widerlegen viele landläufige Phrasen über jene „begeisterten Freiheitskämpfer". An der Darstellung des Feldzugs rühmen wir die Klarheit und Unparteilichkeit, wie die treffliche Schilderung der einzelnen Kriegshandlungen. Der Prinz von Koburg tritt uns als selbständiger Charakter entgegen, und wir sehen aus Tauentzien's Berichten, daß er keineswegs, wie Schlosser sagt, nur die Früchte von dem geerntet, was Clerfayt gesäet hatte, sondern im Gegentheil aus der Langsamkeit und Unschlüssigkeit, welche dieser bewiesen, sogleich die Armee zu entschlossenem Vorgehen brachte. Die Siege von Aldenhoven, wo die kaiserliche Reiterei Wunder der Tapferkeit verrichtete, von Neerwinden und Famars krönten ihn mit neuen Lorbern. Aber die Unterhandlungen mit Dumouriez, die bei glücklichem Erfolge von den wichtigsten Erfolgen sein mußten, noch mehr die versöhnliche Proclamation, welche Koburg erließ, zogen ihm die Misbilligung des wiener Cabinets, an dessen Spitze nun Thugut stand, und ein sehr ungnädiges Schreiben des jungen Kaisers Franz zu, in welchem man die sonst gerühmte Herzensgüte des Monarchen vermißt. Das politische System in Wien war eben ein anderes geworden, man dachte nicht an die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich und die damit verbundene Schonung des Landes, sondern nur an Eroberung, wozu die Republik, gegen welche man keine Rücksichten zu nehmen hatte, ganz erwünscht schien. „Wenn es noch eines Beweises von der unbegrenzten Hingebung des Prinzen für das Kaiserhaus bedürfte", sagt der Verfasser, „man würde keinen überzeugendern finden können, als daß er nach einem solchen Schreiben das Commando weiter fortführte." Und er führte es ruhmvoll weiter.

Valenciennes fiel. Bei den Franzosen war alle Disciplin aufgelöst; die Soldaten riefen bei der Uebergabe den Herzog von York zum Könige von Frankreich aus, traten die Nationalcocarde mit Füßen und brachten dem Prinzen von Koburg wie dem Kaiser Lebehochs. So berichtet selbst der französische Repräsentant Cochon. Custine erhielt nun den Oberbefehl über die Nordarmee; seine Bestrebungen, den demokratischen Wühlereien in derselben ein Ende zu machen und Mannszucht herzustellen, führten ihn jedoch auf die Guillotine. Wären die Verbündeten jetzt energisch draufgegangen, sie hätten die Franzosen wie Spreu zerstreut. Aber die unheilvolle Politik hemmte wiederum die Kriegführung; England wollte vor allem Dünkirchen haben; Koburg suchte zwar durch die Billigung des Königs von Preußen einen neuen Feldzugsplan zur Wiedereroberung des verlorenen Reichslandes auf dem linken Rheinufer durchzusetzen, aber Thugut vereitelte denselben, „weil der Kaiser jede Gemeinschaft der Operationen wie der Truppen vermieden wissen wolle" und kam mit England über ansehnlichen Ländereigewinn für Oesterreich auf Kosten Frankreichs ins Reine. Die Antwort des Kaisers auf den vorgelegten Operationsplan

war daher, trotz der Einnahme von Valenciennes, eine sehr ungnädig ablehnende. Der Verfasser sagt:

Die aller Sittlichkeit Hohn sprechenden Intriguen Thugut's wagten nie, sich dem rechtschaffenen, offenen Charakter Koburgs gegenüber zu entfalten und ungerechterweise verfolgte man ihn mit ungezügeltem Hasse, wenn er, ohne Kenntniß von den geheimen Absichten seines Hofs zu haben, Schritte that, welche die feingesponnenen Plane zu durchkreuzen drohten.

Der Prinz forderte auf jenes Schreiben seine Entlassung, welche der Kaiser jedoch ablehnte. Es blieb daher bei der Trennung des Heers, welche den Prinzen hinderte, den Feind, der zur Räumung des Cäsarlagers gezwungen worden war, energisch zu verfolgen. Zugleich wurde ihm auch das preußische Corps unter Knobelsdorff entzogen, das bisher so gute Dienste geleistet hatte. In diesem sorgenvollen Zustande, voll Schmerz, seine Siege nicht benutzen zu können, beunruhigt durch die Drohung Hollands, seine Truppen, weil ihm auf eine Anfrage nach den ihm zugedachten Entschädigungen eine schroffe Antwort geworden war, ganz vom Kriegsschauplatze zurückzuziehen, traf den Prinzen die Nachricht, daß die Königin Marie Antoinette dem Revolutionsgericht übergeben sei. Ein kühner Marsch auf Paris wäre vielleicht ein mögliches Rettungsmittel gewesen und Graf Mercy d'Argenteau rief ihn dazu auf, aber eine solche Idee lag den Cabineten wie den Feldherren so fern, wie ja noch Ende 1813, und Koburg konnte es nicht wagen, eine so ritterliche That, deren Ausführung sein Lebensglück ausgemacht haben würde, auf eigene Verantwortung zu unternehmen. Er wandte sich, dem festgestellten Operationsplane gemäß, gegen Le Quesnoy, eroberte dies, schlug den Angriff der Franzosen zurück, wobei das glänzende Reitergefecht von Avesnes=le=sec vorfiel, eins der schönsten in der Kriegsgeschichte, mußte aber infolge der Schlacht von Wattignies die Belagerung von Maubeuge aufheben.

Wie Jourdan das Gefecht anfangs ansah, beweist sein erster Bericht, in welchem er es nur erwähnt, ohne von errungenen Vortheilen zu sprechen, der zweite Bericht erzählt schon die Eroberung von Wattignies und Dourlers, der dritte beginnt mit den Worten: „Les troupes de la république viennent de remporter une victoire signalée sur les satellites des tyrans coalisés.“ Die Holländer hatten Koburg entschieden allen Beistand verweigert, und von seinen detachirten Corps, welche glückliche Gefechte geliefert hatten, waren ihm keine Meldungen rechtzeitig zugegangen. Der Verfasser weist den Tadlern des Prinzen nach, daß sie diese wichtigen Umstände nicht gekannt und seine nachweislich nur 28000 Mann starken Streitkräfte auf 65000 berechnet haben; so schreibt man Kriegsgeschichte. Der Rückzug ging ohne den geringsten Verlust von statten! Von beiden Seiten wurden noch Angriffsbewegungen gemacht, fast in allen kleinern Gefechten die Franzosen geschlagen, zu einer entscheidenden Schlacht kam es in diesem Feldzuge jedoch nicht mehr. Wie der König von Preußen über die Lage des Oberfeldherrn dachte, zeigt sich in einem Schreiben an Tauentzien: „Ich bedauere den Prinzen Koburg, der stets den Launen, Capricen und Kabalen seiner Feinde ausgesetzt ist.“ Eine kurze, treffende Uebersicht des Feldzugs schließt den zweiten Band. Die verderbliche Politik hatte auch die Operationen des verbündeten Rheinheers gelähmt. Was halfen hier die Siege von Pirmasens und Kaiserslautern? Wir aber wollen wenigstens für deutsche Waffenehre das Zeugniß der Kriegsgeschichte aufrufen, das auch der Verfasser ausspricht: „Wo deutsche Truppen den Franzosen gegenübergestanden, hatten jene ihre volle Ueberlegenheit herrlich bewiesen.“ Die Beilagen dieses Theils enthalten englische und holländische Papiere, von denen die letzten, besonders werthvoll, für die vollständige Benutzung zu spät eingetroffen, jedoch unverkürzt im Anhange abgedruckt sind, sie enthalten einige Aufschlüsse über die Weigerung des Prinzen von Oranien, vor Maubeuge Beistand zu leisten.

Im dritten Theile wird der Feldzug von 1794, der Rücktritt Koburgs und sein Leben in der Heimat dargestellt. Auch hier gehen wieder allgemeine Betrachtungen über die politische Lage voraus, denen eine Schilderung der beiderseitigen Streitkräfte folgt. Wir lesen im Auszuge die vortreffliche Instruction, welche Koburg seinen Truppen gab; sie ist bisher Mack zugeschrieben worden, noch in Bianchi's Biographie (vgl. Nr. 8 d. Bl. f. 1858); hier wird aber gezeigt, daß der Prinz selbst sie entworfen. An Tauentzien's Stelle war in Koburgs Hauptquartier Graf Dönhoff getreten; seine Berichte, welche der Verfasser mittheilt, zeugen von nicht geringer militärischer Auffassungsgabe und scharfem diplomatischen Blick. Koburgs Lage war eine trostlose. „Ohne hinreichende Streitmittel einem doppelt überlegenen Feinde preisgegeben und einem Cabinete gegenüber, das alle seine Plane durchkreuzte, war sein Fall leicht vorauszusehen.“ Vergebens mühte er sich, der unseligen Politik gegen Preußen, deren Folgen er in ergreifenden, wahrhaft prophetischen Worten dem Kaiser schilderte, zum Guten zu wenden; Thugut wußte den Kaiser selbst nach Brüssel zu führen und den Prinzen dadurch in den Hintergrund zu drängen. Den Gang des Feldzugs von 1794 setzen wir im allgemeinen als bekannt voraus. Beide Gegner wollten angriffsweise verfahren; Pichegru, jetzt französischer Oberfeldherr, war anfangs entschieden im Nachtheile und die Festung Landrecies fiel nach verlorener Schlacht, aber alle Siege blieben erfolglos, weil man sie nicht zu benutzen verstand und im kaiserlichen Hauptquartier Thugut und seine Genossen, dem Prinzen Koburg feindselig, ganz andere Ziele verfolgten als die Erhaltung Belgiens. Eine verlorene Schlacht, die von Tourcoing, bildete denn bald den Wendepunkt des Feldzugs, weniger durch die materiellen Verluste, als durch ihren moralischen Eindruck. Nur Koburg behielt Vertrauen, er stimmte für erneuten Angriff, aber weder der Kaiser noch Mack glaubten mehr an ein glückliches Ende des Kriegs und der folgende Sieg bei Tournai, wie die vier abgeschlagenen Angriffe an der Sambre konnten die herabgedrückte Stimmung nicht wieder heben. Sie spricht sich schon in dem Bulletin extraordinaire aus:

Aber mitten durch den Siegesjubel hindurch tönt der Klagelaut der Verwundeten und macht es dem Kaiser unmöglich, den

Sieg seiner Hauptstadt und seinem Lande in der sonst gebräuchlichen Weise bekannt zu machen, denn der Tag, an welchem 2000 tapfere Soldaten ihr Leben verloren, kann für einen gefühlvollen Monarchen kein Tag des vollen Triumphes sein.

Gewiß ein selten sentimentales Siegesbulletin! Einen tiefern Blick in die Herabgestimmtheit der obern Heeresleitung gewährt das Bulletin particulier:

Wohl ist der Feind geschlagen und zurückgeworfen, er hat seinen Rückzug nach Courtrai angetreten und ist auch an der Sambre zurückgedrückt worden; allein alle diese Gefechte schwächen unsere Streitkräfte auf eine besorgnißerregende Weise. Der Feind verliert Menschen, wir verlieren Soldaten. Er steht an den Thoren Frankreichs, wir sind 300 Lieues von unsern Hülfsquellen entfernt. Der Feind hat eine unerschöpfliche Reserve an der ganzen Bevölkerung des Landes, während wir keins seiner Mittel in Anwendung bringen dürfen, die schreckenerregenden Lücken zu füllen, welche der Krieg in unsere Reihen gerissen hat.

Dazu kam die Lockerung der Disciplin in den höhern Schichten der Armee, das Mistrauen der verbündeten Heerführer gegen Oesterreich, welche schon anfingen, den Gehorsam zu versagen. Thugut veranlaßte den Kaiser jetzt, die Armee wieder zu verlassen und den unbedingten Oberbefehl an Koburg zurückzugeben; mit ihm ging auch Mack. Koburg, von dem allein richtigen Gedanken geleitet, daß die Entscheidung nicht in Flandern, sondern an der Sambre liege, zog mit der Hauptarmee dorthin. Die Schlacht von Fleurus wird nach den besten Quellen geschildert und vom Verfasser nach dem Urtheil der Zeitgenossen und was er sonst an Documenten aufzufinden vermocht, kritisch beleuchtet. Der unerklärbare Entschluß des Prinzen, die Schlacht abzubrechen und den Rückzug anzutreten, bleibt deshalb doch in Dunkel gehüllt. Man hat den Prinzen von Waldeck, der an Mack's Stelle getreten, sogar des Verraths beschuldigt. Möglich, daß er im Sinne Thugut's den Befehl zum Rückzuge erwirkt hat, da der Sieg sehr zweifelhaft erschien und Charleroi, das Ehrenobject der Schlacht, nicht mehr zu retten war. Der Rückzug vom Schlachtfelde bis hinter die Maas mit einer Armee, in welcher bereits die Zucht und Ordnung in fast unglaublicher Weise aufgelöst war, wurde zwar ohne Verlust ausgeführt, aber damit war auch Belgien auf immer geräumt.

Der Verfasser hat sich im Interesse der Wahrheit bemüht, die Ursachen zu ermitteln, welche diesen unglücklichen Schluß des Feldzugs herbeiführten. Er sagt:

Je härter der Tadel ist, welcher den Prinzen wegen der schnellen Räumung Belgiens getroffen, um so eifriger haben wir in Liebe zu unserm Helden gesucht, eine stichhaltige Andeutung zu finden, welche ihn der Verantwortung entziehen könnte: doch vergebens. Es wäre zwar nicht schwer gewesen, den Rückzug einzig und allein als ein Werk der politischen Intrigue und des Verraths darzustellen, man brauchte dazu nur die berühmtesten Geschichtswerke zu benutzen; aber wir hätten dann am Schlusse unserer Arbeit zum ersten male der Wahrheit untreu werden und uns so selbst verleugnen müssen.

Diese Unparteilichkeit ehrt den Verfasser in seiner Stellung zu dem regierenden Herzoge von Sachsen-Koburg, und dieser hochherzige Fürst wird sie ihm um so mehr Dank wissen, als dadurch sein berühmter Verwandter gerade deshalb in jeder andern Beziehung nach seinen Verdiensten gerechte Anerkennung finden wird. Das Resultat der Forschungen ist, daß Koburg zur Räumung des Landes keinen offenen und keinen geheimen Befehl hatte und daß er für seine Person fern von jeder politischen Intrigue einzig und allein den militärischen Verhältnissen Rechnung trug. Immerhin aber konnte ihm nicht entgehen, daß man mit ihm ein falsches Spiel getrieben hatte. Wir lesen aus Möllendorff's und Dönhoff's Depeschen manche interessante Mittheilung, welche einiges Licht in das Dunkel wirft. Die Zerwürfnisse mit den Verbündeten waren unheilbar geworden, die Armee blieb ohne Nachschub, man gab sie dem Mangel preis und gebrauchte das Elend als Waffe gegen den Feldherrn. Zu diesen Sorgen kamen auch körperliche Leiden, die ihn an das Zimmer fesselten. Er wollte daher seinen Feinden den Triumph nicht lassen, den letzten Stoß gegen ihn zu führen und kam ihnen zuvor, indem er dem Kaiser sein Abschiedsgesuch, diesmal fest entschlossen, einreichte. In demselben, das von der Hand des Prinzen abgefaßt in dem koburger Archive aufbewahrt ist, spiegelt sich seine treue Seele wieder, kein Vorwurf entschlüpft dem tiefgekränkten Feldherrn. Der Kaiser genehmigte das Gesuch in gnädigen Ausdrücken und der Prinz schied von dem Heere, das wahrhaft um ihn trauerte. Auch Clerfayt, der nach ihm den Oberbefehl übernahm, konnte das nun erst voll hereinbrechende Unglück nicht wenden; erst am Schlusse des Feldzugs von 1795 sühnte er durch eine glänzende Waffenthat seine frühern Fehler, aber auch er wurde mit Undank belohnt und nahm Anfang 1796 grollend seinen Abschied.

Die letzten Lebensjahre des Prinzen in Koburg schildert der Verfasser nach dem Tagebuche desselben und vielen mündlichen Ueberlieferungen. Es war ein einfaches, streng geregeltes Leben, nicht ohne neue Prüfungen während der Napoleonischen Zeit. Doch erlebte der edle Fürst noch die Zeit der Befreiung Deutschlands. Als er am 26. October 1813 die ersten Kosacken wiedersah, erwachten alle Erinnerungen an seine Heldentage von Fokschan und Martinestje, und als am 11. April 1814 die Postillone mit hellem Hörnerklange den Einzug der Verbündeten in Paris verkündigten, als er dann zur Jahresfeier der Schlacht von Leipzig mit den Einwohnern Koburgs auf offenem Markte das von Luther auf der koburger Feste gedichtete Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott", anstimmte, war sein Herz von Hochgefühlen bewegt. „Nun will ich ruhig sterben", sagte er oft und am 28. Februar 1815 nach kurzem Krankenlager nahte ihm die Todesstunde, welche der fromme Fürst, gestärkt durch Gebet und heiliges Mahl in christlicher Ergebung erwartete.

Wir empfehlen das wichtige und inhaltreiche Werk, das von der Verlagshandlung glänzend ausgestattet ist, aus voller Ueberzeugung und machen noch besonders auf die trefflichen Karten und Pläne aufmerksam, welche zum Verständniß der Kriegshandlungen beigefügt sind.

Karl Gustav von Berneck.

Ludwig Rellstab's Autobiographie.

Aus meinem Leben. Von L. Rellstab. Zwei Bände. Berlin, Guttentag. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In Deutschland sollte man nie ein Bedauern darüber aussprechen, daß in irgendeiner Gattung literarischer Production zu wenig hervorgebracht würde, wie dies z. B., hauptsächlich von Varnhagen dazu angeregt, vor zwei oder drei Jahrzehnden in Betreff der Memoirenliteratur geschehen ist. Seitdem haben die Deutschen sich beeifert zu zeigen, was sie auch auf diesem Gebiete an schriftstellerischer Fruchtbarkeit zu leisten vermögen. Es wimmelt jetzt in der Literatur von Aufzeichnungen, Denkwürdigkeiten, Lebenserinnerungen, Autobiographien; man weiß sich davor kaum zu retten. Es war vorauszusehen, daß es einmal dahin kommen würde, sobald nur bei freierer, durch die Censur nicht beengter Preßbewegung der literarische Geschmack diese Richtung genommen haben und es gelungen sein würde, „die Schranken der Persönlichkeit zu durchbrechen", wie früher die Redensart hieß. Denn an Eitelkeit und an der Sucht, seine eigenen Erlebnisse und was drum- und dranhängt für sehr wichtig zu nehmen und an die große Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen, fehlt es in Deutschland wahrlich nicht, obschon es auch sehr gut denkbar ist, daß gerade ein besonders stolzer Geist es verschmähen wird, sein Privatleben der Oeffentlichkeit preiszugeben. Es hat wol selten einen stolzern und selbstbewußtern Geist gegeben als Arthur Schopenhauer; dieser aber, der die in unserer Zeit immer mehr einreißende Indiscretion sehr abschreckend und Rousseau's Confessionen nicht nachahmenswürdig fand, wies, wie W. Gwinner in seiner eben erschienenen sehr interessanten Biographie Schopenhauer's erzählt, das ihm in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten gemachte Anerbieten, seine Memoiren zu schreiben, aufs entschiedenste zurück.

Jedermann, auch der Geringste, kann allerdings dies und jenes erleben, was von eigenthümlichem Interesse ist, und auch der verstorbene Rellstab, dessen unvollendete und durch den Tod unterbrochene Autobiographie wir hier zu besprechen haben, hat dergleichen erlebt. Wir wollen die Stellung, die er als Schriftsteller, namentlich für Berlin einnahm, nicht unterschätzen. Diese lokale Bedeutung Rellstab's wußte selbst Radowitz zu würdigen; denn als im Jahre 1830 nach der französischen Julirevolution und den Bewegungen, die sich auch in Deutschland daranschlossen, Rellstab zum Dienst ausgehoben werden sollte, widersetzte sich, wie er erzählt, Radowitz dieser Maßregel mit den Worten: „Den Mann können wir hier nicht entbehren; wir wollen ihn ungestört lassen, bis dringende Umstände es erfordern, ihn in Anspruch zu nehmen." Radowitz, der niemals zu den engherzigen Bureaukraten gehört hat, hielt also den Lokalreferenten der Voß'schen Zeitung für Berlin geradezu für unentbehrlich. Und das war Rellstab in seinem Fache auch; als Lokalreferent über die musikalischen, theatralischen, artistischen und überhaupt öffentlichen Vorgänge in Berlin war Rellstab seinerzeit geradezu nicht zu ersetzen. Journalistische Talente seiner Art waren dazumal noch selten. Mit dieser Schreib- und Urtheilsfertigkeit verband er eine gewisse Unabhängigkeit von allen höfischen und bureaukratischen Rücksichten und einen gemäßigten Liberalismus, die, in Verbindung mit seiner populären Schreibweise, ihn in Berlin zu einer Autorität in Geschmackssachen und allen öffentlichen Angelegenheiten machten. Er kämpfte unausgesetzt für die Einführung der Eisenbahnen, die damals noch bei Hofe und in den höchsten Kreisen mit sehr schelen Augen angesehen wurden; er wagte die musikalische Autokratie des Generalmusikdirectors Spontini anzugreifen, und er erlaubte sich in seiner Schrift „Henriette, die schöne Sängerin" allerlei pikante Tagesgeschichten aufzudecken; ja, er wurde sogar ein Märtyrer seiner journalistischen Freimüthigkeit, indem sie ihm mehrmals Gefängnißstrafe zuzog. Man interessirte sich nun für ihn als einen ungerecht Verfolgten, und sein Ansehen hob sich mächtig. Er vertrat in allem die Interessen der mittlern Klassen und er verband mit seiner gelind oppositionellen Richtung wieder so viele gerade in den Kreisen, für die er vorzugsweise schrieb, gern gesehene, etwas geschwätzige Gemüthlichkeit, und mit seiner kritischen Schärfe so viel Bonhomie, daß der berliner Bourgeois auf das Urtheil seines Rellstab Stein und Bein schwor. Es war ja alles so verständlich, so plausibel gesagt, gerade wie es der Bourgeois auch sagen würde, wenn er die Fähigkeit hätte zu urtheilen und zu schreiben; da er aber diese nicht hat, so ließ er natürlich einen andern, seinen Rellstab, für sich urtheilen und schreiben. Abends, nachdem er ein Concert angehört oder einer Theatervorstellung beigewohnt hatte, war der Bourgeois noch ein Dummkopf, und am andern Morgen, nachdem er das Rellstab'sche Referat in der Voß'schen Zeitung gelesen hatte, war er vollkommen aufgeklärt und urtheilsfähig, dank dem Rellstab'schen Dictum, das ihm, wie der Bourgeois stolz erklärte, wie aus der Seele geschrieben war und von dem er früher doch keine Ahnung gehabt htte.

Man sollte nicht verkennen, daß ein Referent in unsern Tagen ein so unentbehrliches Geschöpf ist als nur irgendein anderer Berufsarbeiter. Das Publikum will unbedingt aus solchen Zeitungen, die zugleich den Charakter eigentlicher Lokalblätter haben, etwas Näheres über die städtischen Vorgänge, namentlich Concerte, Theatervorstellungen, Vorlesungen, Kunstausstellungen u. s. w. erfahren, ja es hält sie zum Theil zu diesem Zweck, und die Eigenthümer werden daher für Männer sorgen müssen, die dies Geschäft verrichten und ihrer Aufgabe durch Talent, Urtheil und besonders Schnelligkeit des Urtheils und der Feder gewachsen sind. Diese Referenten stehen mithin so recht im Dienste des Publikums, das viel von ihnen verlangt und ihnen wenig gewährt. Hunderten von Künstlern, Virtuosen, Entrepreneuren u. s. w. leistet ein solcher Referent im Laufe der Jahre beträchtliche Dienste, aber meist erntet er dafür statt Lohn nur Undank, und wenn er sich einmal im Strubel aufreibender, sich gleichzeitig drängender Ereignisse und Arbeiten etwas Menschliches zu Schulden kommen läßt, so wird man ihm dies nie vergessen und bei jedem kleinsten Anlaß ihm immer wieder vorhalten. Auch Rellstab hat im Laufe der Zeit an einem großen Theile des Publikums und an einer großen Anzahl von Künstlern bittere Erfahrungen gemacht, wie dies gerade von diesem Berufe wol unzertrennlich ist. Die Leute waren froh, jemand zu haben, der ihnen ihre Urtheile zu weiterm Gebrauche zurecht machte und für sie auf der Bresche stand; aber von den Mühen und Plagen, die sein Geschäft mit sich brachte, hatte niemand eine Ahnung, einen Begriff und noch weniger einen entsprechenden Dank dafür. Man hat wol Mitleiden mit einem Handarbeiter, der sich im Schweiße seines Angesichts abmüht, aber keins für einen täglichen Zeitungsreferenten, der im Grunde ein noch viel geplagterer Mann ist und dem zuletzt jeder Kunstgenuß gleichgültig und abschmeckend wird. Im Prospect zu seiner 1835 unternommenen, aber nach wenigen Jahren wieder eingegangenen Zeitschrift „Berlin und Athen" redet Rellstab einmal seine Berliner an: „Es ist kein Spaß, Berliner, ein Jahr lang Tag und Nacht Schildwacht zu stehen, immer im kritischen Waffenrock, stets Pfeil und Bogen bereit, um nach flatterndem Witz zu schießen, der sich noch schwerer trifft wie Waldschnepfen (die mir, beiläufig, über den besten Witz gehen): oder unaufhörlich die Hand am Schwertgriff schlagfertig gegen Angriffe der Thorheit und Weisheit, des Muths und Uebermuths. Immer im Dienst, tags auf der Hetze, nachts auf dem Anstand! Berliner! Stecktet ihr nur vier Wochen in meiner Haut, ihr hättet längst das Ruder weit weggeworfen!" Aus dieser Stelle, die übrigens, beiläufig bemerkt, den Rellstab'schen Witz nicht gerade im glänzendsten Lichte zeigt, geht so deutlich als möglich hervor, wie geplagt, wie gehetzt, wie wenig von seinen guten Berlinern belohnt Rellstab sich damals fühlte. Freilich war seine eigentliche Glanzzeit als berliner Tagesreferent um die Mitte der dreißiger Jahre schon vorbei; seine Autorität war infolge von mancherlei Blößen, die er sich gegeben, und infolge der Gegenströmung einer jüngern kritischen Richtung damals schon stark untergraben. Sein „Ber-

lin und Athen" sollte sein erschüttertes kritisches Ansehen wieder herstellen, weshalb er auch hochangesehene Mitarbeiter zu gewinnen suchte; aber der wenig ermunternde Erfolg, den das Blatt hatte, mußte ihm ein Beweis sein, daß gerade in jenen Kreisen, auf die es vorzugsweise berechnet war, sein Name wenig Gewicht mehr hatte. Sein ihm angemessener Tummelplatz war und blieb das Tagesreferat in der Voß'schen Zeitung; ein eigentlich kritisches Blatt zu leiten war nicht seine Aufgabe, da es ihm doch an jenen höhern und allgemeinern Gesichtspunkten in Betreff der Kunst und Literatur fehlte, die ein solches Blatt erfordert. Selbst auf dem Felde der musikalischen Kritik, auf dem er noch am meisten zu Hause war, schadeten seinem Urtheil gewisse Capricen, Einseitigkeiten und Voreingenommenheiten, und obschon er den Beethoven-Cultus bis zum Exceß trieb, so trug er doch wesentlich dazu bei, dem Virtuosenthum und der bloßen Finger- und Kehlenfertigkeit in jenen Tagen zur Oberherrschaft zu verhelfen und die eigentlich schaffenden Künste und Künstler in ihrem Verhältniß zu den blos ausführenden in die Stellung dienender und secundärer Factoren herabzudrücken.

Wir haben hier nur von Rellstab's specifisch berliner Lokalbedeutung gesprochen; denn als Novellist und Romanschriftsteller besaß er zwar allerdings ein sehr glückliches Erzählertalent, ein größeres als manche von denen, die mit ihm auf diesem Felde concurrirten und vielleicht vornehm auf ihn herabsahen; aber es fehlte ihm zu sehr an Originalität und Tiefe der Ideen wie an Ideen überhaupt und an charakteristischen Eigenschaften in der Darstellung und Schreibart, als daß wir behaupten möchten, er habe als Erzähler für Deutschland dieselbe Bedeutung gehabt, die er als Lokalkritiker und Zeitungsreferent längere Jahre für Berlin gehabt hat. Jedenfalls aber gehörten und gehören seine Romane zu den vielgelesensten der Zeit, ja sein Roman „1812" hatte sich eines Erfolgs zu erfreuen, wie bis dahin wol kein anderer deutscher Roman. Diese Erfolge mögen wol dazu beigetragen haben, jenes Selbstgefühl in ihm zu erzeugen, welches meist bei der Abfassung und Veröffentlichung autobiographischer Mittheilungen mitwirkend ist.

Abgesehen von dem Titel, der in zu herausfordernder oder sagen wir lieber in zu naiver Weise an den gleichnamigen der berühmten Goethe'schen Autobiographie „Aus meinem Leben" erinnert, möchten wir zweierlei an den beiden vorliegenden Bänden der Rellstab'schen Memoiren bedauern. Zuvörderst, daß er sie in so tagebuchartiger Weise chronikenmäßig fortgeführt hat, sodaß fast ganze Bogen mit höchst unbedeutenden, mit Rellstab'scher Plauderhaftigkeit erzählten Details gefüllt sind, statt nur einzelne, die bedeutendern und charakteristischern Momente seines Lebens und Wirkens hervorhebende und zur Anschauung bringende Bilder zu geben. Sodann daß, woran er freilich nicht schuld ist, ihn der Tod in seiner Arbeit unterbrach, sodaß wir dadurch um die Kenntniß mehrerer der bedeutsamern Momente aus seinem spätern Leben gekommen sind. Die vorliegenden beiden Bände reichen nur bis zum Jahre 1825. Vielleicht, und wir glauben davon gelesen zu haben, findet sich in Rellstab's Nachlaß Material genug, um eine Fortsetzung erscheinen zu lassen, und erwünscht wäre es dann, wenn der künftige Anordner und Herausgeber nur solche Abschnitte daraus veröffentlichen wollte, die für jedermann und für die Dauer Interesse haben. Rellstab selbst bemerkt in der Vorrede: „Dieser erste Band umfaßt meine Jugend mit wenigen Vorausblicken in die spätere Zeit. Im zweiten wird dieselbe fortgesetzt, und es treten die höhern Verbindungen, die ich auf meinen Reisen eingeleitet, stärker hervor, wie z. B. mit Tieck, Jean Paul, Goethe, Beethoven. Im dritten und vielleicht vierten werde ich meine nähern Lebensverhältnisse mit andern bedeutenden Personen (z. B. Liszt, Meyerbeer) und meine Haltung zu wichtigen Zeitverhältnissen bezeichnen wie hier. Doch schwebt mir der letzte Theil der Darstellungen so vor, daß ich ihn vielleicht ungedruckt lasse bis zum Tode." Uns selbst schrieb er, offenbar schon Todesahnungen im Herzen, bei Uebersendung der vorliegenden beiden Bände und der „Fruchtstücke": „Jedenfalls ist es eine lange, lange Zeit her, daß wir uns nicht begrüßt, und für mich möchte ich es einen Abschiedsgruß nennen. Jedenfalls freut mich diese Berührung nach so langer Zeit. Ich übersende Ihnen hiermit zwei Bücher, Erzählungen einerseits, mein Leben andererseits für Ihr Journal. Daß ich die Bitte einer freundlichen Aufnahme damit verbinde, versteht sich von selbst. Mein Leben wird (wenn mir so viel Kraft bleibt) noch einen dritten Band bringen, vielleicht in einem halben oder ganzen Jahr. Erlebe ich ihn noch — denn ich bin schon bei abnehmenden Kräften — so erfreut mich dann noch ein erneuter Gruß an Sie" u. s. w. Dieser Brief, an unsere alte persönliche Bekanntschaft aus den dreißiger Jahren anknüpfend, trägt das Datum vom 12. November 1860, ist also 14 Tage vor seinem Tode geschrieben. Die Bemerkung, daß der dritte Band in einem halben oder ganzen Jahre erscheinen werde, beweist, daß Rellstab in der Ausarbeitung desselben oder doch in der Anordnung des dazu nöthigen und vorhandenen Materials schon weit fortgeschritten gewesen sein müsse. Vielleicht war es ihm besonders um diese Fortsetzung zu thun, um sich über manche Punkte, die ihm verdacht worden waren, z. B. über das oben genannte skandalöse und pasquillartige Buch: „Henriette, die schöne Sängerin", und über manche Conflicte, in die er sich infolge seiner aggressiven journalistischen Thätigkeit verwickelt sah, zu rechtfertigen und die tiefern Motive und Impulse, die ihn dazu veranlaßt hatten, näher auseinanderzusetzen. Zur Kenntniß der damals in allen Richtungen herrschenden Demoralisation würde man in Rellstab's hinterlassenen, für die Fortsetzung seiner Autobiographie bestimmt gewesenen Papieren sicherlich manchen Beitrag finden.

Auf den Inhalt dieser beiden Bände übergehend, wollen wir uns bei der Kindheitsgeschichte des Verfassers nicht lange aufhalten, obschon sie, wie die Entwickelungsgeschichte jedes zu einer gewissen öffentlichen Wirksamkeit und zu individueller Ausbildung gelangten Menschen ohne Zweifel manche charakteristische Momente bietet. Ja, wenn man will, ist die Geschichte seiner Kindheit, äußerlich genommen, reicher an bedeutsamen Bekanntschaften und Eindrücken als diejenige Goethe's. Im Hause seines Vaters gingen namentlich viele hervorragende musikalische Notabilitäten, z. B. Righini, Reichardt, Himmel, Bernhard Anselm Weber u. s. w. aus und ein, Männer berühmten Namens wirkten an den Gymnasien, die er besuchte, und wichtige Vorgänge, wie der Einzug der Franzosen in Berlin und die Folgen, die sich für die Hauptstadt und das eigene väterliche Haus daran knüpften, konnten nicht ohne lebhafte Eindrücke auf den Knaben bleiben. Aber es kommt nicht sowol darauf an, was man in der Jugend, sondern wie man es erlebt, wie man es innerlich verarbeitet und andern zur Anschauung zu bringen weiß.

Sehr umständlich, ja zu ausführlich beschäftigt sich der Verfasser mit seinen Schul- und Gymnasialleiden, wobei er übrigens mit rühmlicher Aufrichtigkeit sich über seine eigenen Unarten, seine Unlust am Lernen und seine mangelhaften Fortschritte ausspricht. Seine Lehrer waren meist von der Sorte, wie man sie so häufig trifft; sie betrieben ihr Geschäft ohne eigentliche Liebe zur Jugend, rein handwerksmäßig, beschränkten sich auf blos mechanisches Eintrichtern elementarer Kenntnisse und auf eine äußere harte Disciplin und thaten nichts für eine ethische und wahrhaft gemüthliche Ausbildung der Zöglinge, weil es ihnen daran meist selbst fehlte. Daher gab es keinerlei moralisches Band zwischen Lehrern und Schülern, und wie die Lehrer ihren Zöglingen, so suchten diese wieder jenen das Leben sauer zu machen; zwischen beiden Theilen ging ein systematischer Krieg hin und her. Einige Lehrer am Werderschen Gymnasium machten jedoch eine rühmliche Ausnahme, so namentlich außer Twesten der rühmlich bekannte Latinist Zumpt; von ihm könne man sagen, bemerkt Rellstab, „daß keinem das befürchtende Wort Schiller's ferner lag als ihm:

Wohl denen, die
Des Wissens Gut nicht mit den Herzen zahlen!

Denn ein offeneres, redlicheres Herz bei solchem Umfang der Kenntnisse als die seinigen mochte selten gefunden werden."

An den Einzug der Franzosen bewahrte Rellstab lebhafte Erinnerungen, denen man einige der malerischsten Schilderungen in seiner Autobiographie verdankt. Die Vortruppen der Franzosen, Chasseurs von einem Chevauxlegers-Regiment, machten wegen ihrer kleinen schmächtigen Gestalten auf die berliner Knaben keinen sehr vortheilhaften Eindruck, einen um so mächtigern aber die Garde, als diese abends beim Scheine hochlodernder Bivouakfeuer im Lustgarten lagerte. Diese Schilderung gehört zu den pittoreskesten Partien des Buchs, es ist ein echtes Nachtstück à la Schalcken: „Ueber den rothen Flammen erhob sich der dunkle, in Gewölk ziehende Rauch. Die stattlichen Krieger bewegten sich in dem unsichern, röthlichen Lichte der Flammen, das hell von den Waffen der Gewehrpyramiden widerblitzte. Auch diese waren uns eine neue Erscheinung, von der die alte Kriegssitte nichts wußte. Hier nun glaubte ich die Franzosen zu sehen, deren persönliche Kraft und Kühnheit die wunderbaren Siege des Kaisers erfocht. Lauter hochgewachsene Leute, schwarze Bärte, blitzende Augen! Dazu die sehr schöne Uniform, die hohen Bärenmützen, die weißen Beinkleider. Aber ganz besonders wunderbar, als fast der Fabelwelt angehörige Gestalten erschienen uns die Sappeurs mit ihren bis auf den Gürtel reichenden Bärten, dem Schurzfell und der blinkenden Axt..... Die Krieger verrichteten ihre Geschäfte ruhig, still; man hörte kein leichtes Geschwätz in französischer Weise. Sie putzten ihre Waffen, schürten im Feuer, sahen nach den Kochgeschirren und thaten andere Lagerarbeit mehr. Mit stillem, halb furchtsamem Staunen betrachtete ich dies alles; die Gesammtheit dieser ernsten, fast stummen Scharen machte einen tiefen Eindruck auf mich." Ueberhaupt gelangen, wie es uns scheint, dem Verfasser Schilderungen aus dem Kriegsleben mit am besten, und bei seinem Roman „1812", zu dem vielleicht seine im ersten Bande der Autobiographie lebendig geschilderten Erinnerungen an die Franzosenflucht im Jahre 1812 die erste Anregung gaben, ist ihm diese Fähigkeit wesentlich zu statten gekommen.

Wie übrigens der Verfasser versichert, hätten die französischen Soldaten, so viele davon 1806 und späterhin im väterlichen Hause einquartiert worden, gar keine sehr zufriedene Stimmung gezeigt, im Gegentheil, sie hätten über die ewige Mühsal des Kriegs geklagt und geseufzt und durchaus nicht die mindeste Lust kund gegeben, ihre Kräfte und ihr Leben fortwährend den ehrsüchtigen Zwecken des Kaisers zu widmen. „Noch mehr", fährt er fort, „entwickelte sich diese Stimmung bei den Offizieren, wenn sie Eingang in unsere Familie fanden, deren in allen übrigen Beziehungen beglückenden Verhältnisse sie mit Rührung und begreiflichem Beneiden betrachteten." Dies ist sehr erklärlich; höchst seltsam dagegen erscheint die grenzenlose Furcht, welche die so tapfern Krieger Napoleon's nach der Flucht aus Rußland vor den Kosacken kund gaben, die doch bekanntlich gar nicht so furchtbar waren als sie aussahen und höchstens im Aufscheuchen von Flüchtigen und Marodeurs Muth und Geschicklichkeit bewiesen. Es war eine wahrhaft gespenstische Furcht, die sich der französischen Soldaten vor diesen ungethümen Wesen bemächtigt hatte. „Nur so war es zu erklären", bemerkt Rellstab, „daß diese siegegewohnte Armee, mit fast lauter Leuten, die in 20 Schlachten dem Tode ins Auge gesehen hatten, so gebannt war von Entsetzen. Berlin war mindestens von 15—20000, wahrscheinlich mehr Franzosen besetzt, und nicht 200, nach andern sogar nur etwa 80 Kosacken, die wirklich in die Stadt gedrungen waren, hielten alles von tödlichem Schrecken gelähmt. Man erzählte sich Fabelhaftes davon in den nächsten Tagen. Ganze Wachtmannschaften hatten nicht gewagt, auf einen einzigen Mann zu feuern! Und Aehnliches mehr!" Der junge Rellstab sah selbst, wie ein Trupp von mindestens 30 Reitern, würtembergische Chasseurs, vor zwei ihnen mit eingelegter Lanze nachjagenden Kosacken in wildester Hast flüchteten.

Inzwischen war unter der preußischen Jugend der Franzosenhaß zu lichter Flamme aufgeschlagen und namentlich auch unter den Turnern systematisch genährt worden. Wer auf dem Turnplatze ein Stück Kuchen kaufte oder aß, „dem wurde es — es war ein Turnerrecht — ohne weiteres von dem ersten besten Mitturner aus der Hand geschlagen mit dem einfachen Worte: Franzose!" Auch Rellstab besuchte den Turnplatz gern, aber diese und andere Uebertreibungen waren ihm zuwider. „Es läßt sich nicht leugnen", bemerkt Rellstab, „daß die strengen Turner eine gewisse Tyrannei zum Princip erhoben, daß sie, statt den Uebungen den Charakter jugendlich zwangloser Freude und Frische zu erhalten, sie zu dem Ernst, der Strenge, ja gewissermaßen dem Joch einer Art gymnastischer Ordensregel umgestalten wollten. Es bildete sich gewissermaßen die Caricatur eines Deutsch-Spartanerthums heraus" u. s. w.

Dem zweiten Bande verleihen namentlich seine Besuche, die er auf seinen Rundreisen großen Dichtern und Componisten abstattete, das meiste Interesse. Er besuchte Jean Paul, Tieck, Goethe, A. W. Schlegel in Bonn, F. Schlegel in Wien, Hebel, Beethoven u. s. w. Trotz seiner Jugend und damaligen Unberühmtheit hatte er doch den Muth, sich bei diesen berühmten Männern meist durch Gedichte, die er ihnen zusandte, bei den Componisten aber namentlich durch Entwürfe zu Operntexten einzuführen. Man könnte dies für Unbescheidenheit halten, wenn nicht eine wirklich liebenswürdige Pietät gegen Männer, die er verehrte, ihm den Muth eingeflößt hätte, der dazu gehört, um unbescheiden und zudringlich zu sein. Er selbst bemerkt über diesen Punkt: „Im jugendlichen Alter gleicht die Verehrung eines hohen Geistes der Liebe; sie ist von derselben Unruhe, dem peinigenden Wechsel von Lust und Schmerz begleitet, ja es gesellt sich eine Art von Eifersucht dazu. Man geht an dem Hause des großen Mannes vorüber, wie vor dem der Geliebten, in der Hoffnung, ihn am Fenster zu erblicken oder ihm gar vielleicht in der Nähe der Wohnung zu begegnen." Der heutigen künstlerischen Jugend dagegen wirft er vor, daß ihr „zwei die Brust zum Heiligen erhebende Empfindungen fast ganz fehlen, Demuth vor und Begeisterung an großen Männern."

Nur wenige charakteristische Punkte aus diesen Berichten mögen hier angeführt sein. Jean Paul sagte ihm unter anderm: „Meine liebsten Momente habe ich im Winter, in der Dämmerstunde, wo ich die Sonne aus meinen Fenstern über dem Schnee untergehen sehen kann. Alsdann liege ich auf dem Sofa, spiele mit den Vögeln und dem Hunde, und (eigene Worte) hecke dabei allerlei wunderliche Gedanken aus, worüber die Welt nachher lacht oder, wie es fällt, sich daran begeistert." Jean Paul gestand ihm auch, daß er besonders des Biers wegen in Baireuth wohne, da er es nirgends anders seinem Körper und Geist so zusagend finde. Es kann wol auch nur in Deutschland sich ereignen, daß ein berühmter Autor alle Vortheile, die ihm größere, interessantere und geistig bewegtere Städte bieten, von der Hand weist und es vorzieht, in einer kleinbürgerlichen Stadt zu wohnen, blos weil ihm da das Bier vorzüglich mundet.

Einen sehr interessanten Abend, an welchem der Knabe Felix Mendelssohn vor Goethe spielte und auch Zelter gegenwärtig war, schildert er in einem besondern Kapitel, auf das wir namentlich die Verehrer Mendelssohn's verweisen. An demselben oder einem andern Gesellschaftsabend — Rellstab wußte dies später selbst nicht mehr recht genau — ließ sich auch Bettina, die gerade auf einer Durchreise in Weimar eingetroffen war, melden, worauf eine „kleine Unruhe" entstand und Goethe hinausgerufen wurde. Er sei offenbar ungern gegangen, bemerkt Rellstab weiter, habe sich auch mit ihr, die nur „sehr obenhin" der Gesellschaft vorgestellt worden, nur wenig unterhalten, und er fährt dann fort: „Was ich nachmals durch dritte Hand von den geheimen Unterhandlungen hörte, die beim Hinausgehen Goethe's gepflogen wurden, war seltsamer Art. Frau von Arnim war in der ernstesten Spannung mit Goethe; sie hatte ihn durch diesen Besuch nur versöhnen wollen; er dagegen mochte sie gar nicht in seinem Hause sehen, und die Zulassung war nur in einem Augenblick erwirkt worden, wo sie ihn überrascht hatte. Erst einige Jahre nach Goethe's Tode erschienen die Briefe eines

Kindes, die das Verhältniß zwischen beiden allerdings ganz anders hinstellten!" Mit seiner Pietät gegen Goethe reimt es sich übrigens sehr wenig, wenn Rellstab gelegentlich mittheilt, daß Goethe's Frau mit dem Schauspieler Deny, der dann unter Rellstab's Augen wahnsinnig wurde und bald darauf starb, ein Verhältniß unterhalten habe, welches Goethe, „der sich längst von ihr losgesagt"(?), still geduldet, sich aber seinerseits, wenn er (Rellstab) den Aeußerungen einiger Frauen Glauben schenken dürfe, bei den jungen Künstlerinnen, die er für die Bühne unterrichtete, entschädigt habe. Auf solchen Weiberklatsch, worin Weimar überhaupt excellirte, ist nicht viel zu geben; das Urtheil der Frau von Knebel (vgl. Nr. 24 und 25 des „Weimarer Sonntagsblatt" für 1857) lautet in dieser Hinsicht ganz anders, und Frau von Knebel urtheilte ebenso unbefangen, als sie Goethe's häusliche Verhältnisse genau kannte. Jedenfalls sollte ein Autor in der Veröffentlichung solcher Klatschgeschichten vorsichtiger sein als boshafte und neidische Weiber. Indeß Discretion gehört gerade nicht zu Rellstab's Tugenden. So nennt er einmal einen nicht ganz unbekannten noch lebenden Literaten, bei dessen berühmtem Oheim er die wohlwollendste Aufnahme gefunden, mit Namen, dem er einmal „etwas" Geld geliehen, und als ob es sich dabei um Hunderte oder Tausende gehandelt, ruft er dann mit Emphase aus: „Er ist sie mir schuldig geblieben!" Auch andere deutsche Memoirenschreiber, z. B. Helmina von Chézy, erzählen mit widriger Geschwätzigkeit solche gänzlich unliterarische, dem Publikum höchst gleichgültige Lappalien. Von allgemeinerm Interesse dagegen ist, was der Verfasser über das von dem weimarischen Adel eingeführte und streng beobachtete Absperrungssystem erzählt: „Diese Absperrung des Adels wurde so streng in dem damals für liberal geltenden Weimar gehalten, daß es, wie ich späterhin erfuhr, großes Aufsehen erregte, wenn ich von meinem Platze aus gegenüber in den Logen einige Besuche machte bei Frau von Goethe oder andern Bekannten dieser vornehmen und abgeschlossenen Sphäre. Man sprach davon wie von einem Ereigniß!"

Mit großer Verehrung spricht er, 1823, von A. W. Schlegel, der sich so theilnehmend und väterlich gegen ihn benommen habe, wie es nur irgend zu erwarten und zu wünschen gewesen sei. „Darüber ließen sich", fährt Rellstab fort, „seine freilich nicht geringen Lächerlichkeiten wol vergessen, die er in Toilette, im gesellschaftlichen Leben und selbst im Gespräch entfaltete; aber nur im Gespräche mit mehreren. Sobald man ihm allein gegenüber war, verlor sich der eitle Anstrich, und er sprach mit einer Sachkenntniß und Bildung ohnegleichen." Später, in Berlin, habe er in Gesellschaft des Directors Ribbeck ein Gespräch Schlegel's über Aristoteles mit angehört, welches den beiden Zuhörern „staunenswürdige Momente der Belehrung" bot. Rellstab bemerkt dann über den so arg Verleumdeten gewiß mit Recht: „Leider ist Schlegel fast vergessen; wenn man aber in seinen Werken liest und genau darauf achtet, welche Masse von Bildung und Studien er oft in ein gleichgültig gesprochenes Wort zusammendrängt, so muß man immer nur über ihn erstaunen." Die „zahllosen kleinen Klippen des Lächerlichen, auf denen ihn seine Eitelkeit stranden ließ", würden, meint Rellstab weiter, mit den Jahren verschwinden; „aber sein Ruf", fährt er fort, „wird zu einer Zeit, wo Vorurtheile sinken und man auf die Echtheit und Quellen zurückgeht, wieder auf den Glanz der alten Höhe steigen, und man wird und darf ihn citiren wie Lessing."

Von einem Dichter ganz andern Charakters, von Hebel, den er später in Karlsruhe besuchte, bemerkt Rellstab: „Er bot mir die Erscheinung eines Mannes, der ganz in seiner religiösen Richtung fest, auch diese großartigen Dichtergeschäfte rein wie eine Gabe Gottes behandelte, die ihm geworden sei, und wovon er sich nichts zum Verdienst anrechnete, als daß er niemals einen Misbrauch davon gemacht. Es war ein Mann der tiefsten Herzenseinfalt" u. s. w.

Im letzten Kapitel des Buchs schildert der Verfasser seinen Aufenthalt in Wien (1825), seine Bekanntschaften mit Karoline Pichler, Hammer-Purgstall, F. Schlegel, dessen Gattin, die sich im Gespräch gar nicht geltend machte und eher zurückhaltend genannt werden konnte, Castelli u. a., seine Aufnahme in die närrische Gesellschaft der Ludlamshöhle unter dem Namen „Spreesprung der Kühne, Ludlams Constabler", und in besonders ausführlicher und meist interessanter enthusiastischer Weise seinen persönlichen Verkehr mit Beethoven. Dieser wohnte nicht, wie jetzt selbst die Künstler aller Art zu wohnen pflegen, wohnen müssen, um etwas in der Welt zu gelten. In seinem Zimmer war nichts zu entdecken, was irgend Behaglichkeit, Bequemlichkeit, vollends Glanz oder Luxus verrieth. Ein Fortepiano, ein Schreibschrank, einige Stühle und Tische, weiße Wände mit alten, verstaubten Tapeten — das war Beethoven's Gemach. Auch scheute er den Besuch aristokratischer Personen. „Vornehme Leute! Dazu tauge ich nicht!" sagte er zu Rellstab. Beethoven gestand, daß er Opern wie „Don Juan" und „Figaro" nicht componiren könne; solche Stoffe seien ihm zu „leichtfertig". Aber wer möchte neben Beethoven's schwerem trüben Ernst Mozart's göttliche „Leichtfertigkeit", wenn man seine sich im anmuthigsten Melodienstrome bewegende naive Heiterkeit so nennen darf, missen wollen? Freilich war Beethoven's Los ein höchst tragisches: ein Tonkünstler, dem das Gehör bis zur Taubheit stumpf wird, ist eine nicht minder tragische Erscheinung, als ein genialer Maler, der in der Fülle seiner Kraft erblinden sollte. Dies gern zugegeben, können wir doch Rellstab's hochfliegende Phrase: „Auf solcher Höhe wird die Kunstgeschichte zur Weltgeschichte", nur als eine verfehlte bezeichnen.

H. M.

Notizen.

Die „deutsche Glorie am Potomak".

Zwar hätten wir mehr als einen Grund, Karl Heinzen's „Pionier" in d. Bl. fortan unerwähnt zu lassen; aber die Sache gilt uns höher als die Person, und so wollen wir aus der uns eben zugegangenen Nr. 51 des genannten Blattes eine Mittheilung hervorheben, welche die, wie es scheint, ziemlich schmuzige Blenker'sche Angelegenheit betrifft. Wenn wir auch in sehr vielen Punkten mit der journalistischen Taktik Heinzen's nicht einverstanden sind und allen blos persönlichen Skandal, alle Roheiten und Cynismen von der Presse ausgeschlossen wissen wollen, so sind wir doch darin um so mehr mit ihm einverstanden, daß die Presse das Recht, ja die Pflicht habe, gemeinschädliche Handlungen, welche der Oeffentlichkeit zu entschlüpfen suchen, ans Licht zu ziehen. Statt daß die Deutschen in Nordamerika, die alle Uebelstände im Mutterlande immer auf das Königthum, die Polizei u. s. w. zu schieben pflegen, nun in einem freien Lande alles Ernstes zeigen sollten, was sie, so auf sich gestellt, in moralischer, geistiger und politischer Beziehung Großes und Integres zu leisten vermögen, gibt es unter ihnen nur zu viele, welche dem deutschen Namen Schande statt Ehre machen. General Blenker ist, wie wenigstens der „Pionier" wissen will, deshalb in eine Untersuchung verwickelt, weil er unter anderm von den Marketendern (Sutlers) seiner Division eine monatliche Steuer von 100 Dollars erhoben hat, „welche natürlich aus der Tasche der Soldaten, für die Herr Blenker so väterlich sorgt, wieder ersetzt wurde". Diese 100 Dollars werden vielleicht gerade hingereicht haben, um den Champagner zu bezahlen, der, wie nordamerikanische Correspondenten in deutschen Blättern mittheilten, im deutschen Hauptquartier in Strömen fließt. Blenker hat nun zwar eine Commission zur Untersuchung der Verwaltung seiner Division beordert, aber es sei darauf, meint der „Pionier", kein Gewicht zu legen, da sie aus Untergebenen Blenker's bestehe, mithin nicht unabhängig sei. Heinzen erzählt noch andere empörende Fälle. Washingtoner Blätter veröffentlichen unter anderm die Zeugnisse einer Untersuchung, welche den Herrn „Colonel" Bethge von den Cameron Rifles geradezu als Pferdedieb und gemeinen Spitzbuben an den Pranger stellt. Der Quar-

tiermeister Simon befindet sich ebenfalls in Criminaluntersuchung, weil er das Regiment, das beinahe barfuß ging, um 400 Paar Schuhe betrog und sie, wie er behauptet, mit Wissen des genannten Beihge verkaufte. Auch der bekannte Dr. Schütte befindet sich, wie auch in deutschen Blättern berichtet wurde, wegen Unterschlagungen in Untersuchung. Der „Pionier" ruft in Bezug auf alle diese unsaubern Geschichten aus: „Das ist also die deutsche Glorie am Potomak, daß große Krieger, «Helden der Revolution», als ganz gemeine Humbuger, Gauner und Spitzbuben decouvrirt werden, welche von dem gestohlenen Gelde des Volks und ihrer Soldaten Champagner saufen und Paraden machen. Das sind die «Patrioten», die für «Freiheit» und «Vaterland» ins Feld ziehen, um sich nicht blos an einem unverdienten Gehalt zu erholen, sondern auch noch dazu zu stehlen und dann die Großen zu spielen." Das Blatt bemerkt dann weiter: „Es scheint der Fluch und die herrschende Leidenschaft dieses ganzen vulgären Deutschthums zu sein, daß es sich durch Ehrlosigkeit muß verächtlich machen lassen, wo es keine Gelegenheit hat, sich durch Verstandlosigkeit lächerlich machen zu lassen." Heinzen schiebt die Hauptschuld auf die liebedienerische deutsche Presse; er sagt: „Ein Corps literarischer Hungerleider, den Verfasser der «Weltgeschichte» (Struve) an der Spitze, versorgt die charakterlose Presse täglich mit dem nöthigen Weihrauch und so wird die ganze Blenker'sche Division zu einer förmlichen Puff- und Paradieranstalt für einige ehrgeizige Epaulettträger herabgewürdigt." Ja, Heinzen läßt sich sogar durch diese schmuzigen Geschichten zu Versen inspiriren; es sind die folgenden, die wir als ein Curiosum hier mittheilen wollen:

Deutsches Schicksal.

Heut' muß der Hecker sie blamiren
Und morgen muß es thun der Blenker.
Stets geht, was sie entrepreniren,
Durch ihr Großmännerthum zum Henker.
Doch hört man immer renommiren,
Sie sei'n die Nation der Denker.
Kannst du solch Denken nicht goutiren,
So bist du ein verfluchter „Stänker".

Man verdenke es uns nicht, wenn wir diesen deutsch-amerikanischen Zuständen unsere besondere Aufmerksamkeit schenken; die Richtigkeit der Heinzen'schen Angaben natürlich vorausgesetzt und die möglichen oder wahrscheinlichen Uebertreibungen im nordamerikanischen Zeitungsstil abgerechnet, erblicken wir darin die betrübenden Symptome einer moralischen Fäulniß und Auflösung, welche von der Presse im deutschen Mutterlande viel zu wenig beachtet und besprochen werden.

Ueber Selbstkritiken.

In der „Novellenzeitung" begegneten wir vor einiger Zeit folgender Bemerkung: „Viele moderne Schriftsteller haben die wahrhaft moderne Speculation entdeckt, ihre Richtungen, ja mit Respect zu sagen, sogar ihre eigenen Schriften, dadurch am besten zu stützen, daß sie selbst Kritiken darüber schreiben." Es ist dies jedoch keineswegs eine eigentlich moderne Speculation; vielmehr scheint die Sitte, irgendein Erzeugniß seiner Feder selbst anzuzeigen, früher sogar fast mehr im Schwung gewesen zu sein als heutzutage, und wenn man will, sind selbst jene so gebräuchlichen Vorreden, in denen der Verfasser die Eigenschaften herausstreicht, durch die sich das betreffende Werk nach des Autors Meinung überhaupt oder doch vor den frühern gleicher Art auszeichnet, um nichts anständiger als Selbstbesprechungen, die man mit seinem Namen unterzeichnet. Bekannt ist namentlich Schiller's anonyme Recension seiner „Räuber", die er im „Würtembergischen Repertorium der Literatur" drucken ließ. Ueberhaupt haben Goethe und Schiller die Reclame ganz gut verstanden; sie benutzten zu diesem Zweck bald die „Allgemeine Zeitung", bald die „Jenaische Literaturzeitung"; ja wir glauben annehmen zu dürfen, daß diese beiden großen Dichter die ersten in Deutschland waren, welche sich dieses Hülfsmittels in ausgedehnterer Weise bedienten. Da über gewisse Eigenschaften, z. B. die Entstehungsgeschichte, die verborgenen Absichten und persönlichen Beziehungen und andere Geheimnisse seines Products in der That nur der Autor die beste Auskunft geben kann, so wäre sogar zu wünschen, daß unsere großen Dichter öfter als geschehen sich selbst darüber ausgesprochen hätten; es würde dadurch das Verständniß derselben bedeutend erleichtert und den Interpretatoren manche unnöthige Mühe und irrige Deutung erspart worden sein, immer denselben Geist der Strenge, Aufrichtigkeit und Selbstkenntniß bei solchen Selbstbesprechungen vorausgesetzt, welcher Schiller's Recension der „Räuber" auszeichnet. Heutzutage werden übrigens Selbstrecensionen und Selbstbelobungen noch genug geschrieben, nur daß höchstens derjenige, welcher der literarischen Verbindungen und Kameradschaften genau kundig ist, an dem hyperenthusiastischen Tone, der Schreibart u. s. w. den eigentlichen Zusammenhang und Ursprung erräth. Das Manöver ist sehr einfach. Man beauftragt irgendeinen Vertrauten mit der Abfassung der Kritik, indem man ihn, damit sie in gewünschter Weise ausfalle, mit den hierzu nöthigen Vorschriften, wenn nicht vielleicht gar mit dem ganzen Entwurf der Recension versieht, den er dann nur ins Reine zu schreiben hat, und dieser Vertrauensmann, der dafür natürlich Gegendienste erwarten darf oder schon von früher dem betreffenden Autor verpflichtet ist, schickt die Kritik unter seinem Namen an eine ihm vom Verfasser näher bezeichnete, dem letztern befreundete Zeitschrift oder Zeitung. Ueber solche Manöver ließen sich mancherlei wunderliche Mittheilungen machen, und Karl Egon Ebert's Spruch:

Sie stehlen, da nun Freiheit gilt,
Fremde Chiffren für die Selbstkritiken —

bezieht sich auf solche literarische Unterschleife, die wahrlich viel unanständigerer Natur sind als Selbstbesprechungen, welche der Autor mit seinem vollen Namen unterzeichnet; ja jene von anderer Hand mundirten und gegengezeichneten Selbstkritiken erscheinen geradezu dolos und unehrenhaft, diese höchstens nur naiv.

H. M.

Bibliographie.

Angel, W., Ein Traum in der Neujahrsnacht. Melodramatische Fantasie. Altona, Uflacker. 1861. Gr. 8. 4 Ngr.

Athenäum. Philosophische Zeitschrift herausgegeben von J. Frohschammer. 1ster Band. Vier Hefte. München, Lentner. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diepenbrock, C. J., Constantinopels Fall. Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 20 Ngr.

Drobisch, T., Kunterbunt. Allerweltsgeschichten in Ernst und Scherz. 1ste bis 3te Lieferung. Löbau, Walde. 8. à 2 Ngr.

Der Elfengrund. Eine Weihnachtsgabe. 1861. Wien, Braumüller. 1861. 16. 12 Ngr.

Fischel, E., Die Verfassung Englands. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Friedheim, R., Die Kindtaufe. Eine Dorf-Idylle. Dresden, Schöpff. 16. 15 Ngr.

Für müßige Augenblicke. Aus dem Englischen übersetzt. Winterthur, Lücke. 16. 7½ Ngr.

Gilsa, C. E., Der Oberstallmeister von Gilsa, ein Lebensbild aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Groth, K., Rothgeter Meister Lamp un sin Dochter. Plattdeutsches Gedicht. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 16. 21 Ngr.

Guten Morgen Vielliebchen. Album in Photographien. Mit Gedichten von H. Kletke. Berlin, Schauer. Hoch 4. 4 Thlr.

Hellmuth, E., Oesterreichs Lehrjahre. 1848—1860. 1ste Lieferung. Prag, Kober. 8. 8 Ngr.

Weimarische Historien und Schnurren. Nr. 1. Weimar, Kühn. 8. 2 Ngr.

Homeyer, H., Die Extravaganten des Sachsenspiegels. Berlin, Dümmler. 1861. Gr. 4. 15 Ngr.

Hugo, C., Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. Schauspiel in fünf Akten. Düsseldorf, Schaub. 1861. 8. 15 Ngr.

Die Kirche in unserer Zeit. Ein Wort an Geistliche und Laien. Neu herausgegeben durch C. J. T. Böhm. Berlin, Hickethier. 1861. 8. 7½ Ngr.

Kleist's, H. v., politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit einer Einleitung zum ersten Mal herausgegeben von R. Köpke. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kolping, A., Erzählungen. Soest, Nasse. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Langer, A., Der Tambour von der Mobilgarde. Volksroman. Wien, Dirnböck. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lewald, Fanny, Meine Lebensgeschichte. 3te Abtheilung. — A. u. d. T.: Befreiung und Wanderleben. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Liefde, J. de, Der Stellvertreter oder die Reise nach dem Steinbruche. Aus dem Holländischen. Düsselthal, Rettungsanstalt. 1861. 12. 7½ Ngr.

Löffler, Melanie, Gebt unserm Gott die Ehre! Religiöse Gedichte. Erfurt, Keyser. Gr. 16. 1 Thlr.

Maurer, L., Ein Veilchensträußchen aus Gottes Garten. Seelenbilder. Landau, Kaußler. 1860. 8. 10 Ngr.

Müller, I., Die Lehre von der Herrschaft und ihrer Gestaltung zum freien Staate. Wien. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Die Lehre von den Rechten, vom Unrechte und seiner Behandlung in und ausser dem Staate. Mit einem Anhang über die Katharsis des Aristoteles in der Tragödie. Wien. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Preußische Novellen. Von einem Nichtunbekannten. Berlin, Foerster. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Perels, M., Klänge aus Böhmen. Eine Apotheose zu Alfr. Meißner's: „Zizka." Prag, Kober. Gr. 16. 16 Ngr.

Perthes, C. T., Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Das südliche und westliche Deutschland. II. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Pflug, F., Katharina von Trocznow. Historischer Roman aus dem Anfange des Hussitenkrieges. Berlin, Hickethier. 1861. 8. 1 Thlr.

Pfroepffer, L., Dichtungen. Greiz, Henning. 8. 15 Ngr.

Porchat, J. J., Drei Monate unter dem Schnee. Tagebuch eines Knaben aus dem Jura. Gekrönte Preisschrift. In's Deutsche übertragen von F. Neßler. Bevorwortet von O. Glaubrecht. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1861. 8. 9 Ngr.

Pösche, H., Friedrich Fröbel's entwickelnd-erziehende Menschenbildung (Kindergarten-Pädagogik) als System. Eine umfassende, wortgetreue Zusammenstellung. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pröhle, H., Erzählungen aus dem Harzgebirge. Eine Volksschrift. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 15 Ngr.

Proschko, F. J., Der Letzte der Rosenberge, oder: Der Bannfluch. Vaterländisch-geschichtliche Erzählung. 1ste und 2te Lieferung. Wels, Haas. 1861. Gr. 16. à 7½ Ngr.

Schall, F. C., Oesterreichische Bauerngeschichten. 1stes und 2tes Bändchen. Wels, Haas. 1858. 8. à 4 Ngr.

Schall, F. C., Der schwarze Bund, oder: Die Bauernunruhen in Oberösterreich in den Jahren 1595—1632. Historische Erzählung. Zwei Theile. Wels, Haas. 1859—60. 8. 15 Ngr.

— — Des Faustrechts Fall in Oberösterreich. Historische Erzählung. 1ster Theil. Wels, Haas. 1860. 8. 12 Ngr.

— — Kaiser Maximilian der Erste in Wels und die Polheimer. Historischer Roman. Zwei Theile. Wels, Haas. 1858. 8. 7½ Ngr.

— — Des letzten Ritters letzte Tage, oder: Kaiser Maximilians I. Tod in Wels. Wels, Haas. 1860. 8. 5 Ngr.

Schenkendorf's, M. v., Gedichte. 8te Auflage. Mit einem Lebensabriß und Erläuterungen herausgegeben von A. Hagen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Scherfgen, P., Natur, Liebe, Leben. Lyrische Gedichte. Neue Folge. Trier, Gall. Gr. 16. 21 Ngr.

Schmidt, K., Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker dargestellt. 4ter Band. — A. u. d. T.: Die Geschichte der Pädagogik von Pestalozzi bis zur Gegenwart. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Souchay, E. F., Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. 8ter Band. Geschichte des Wahlreichs und der Luxemburger. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stehr, L., Das Weltsystem. Erforscht und durch Berechnung bewiesen. Berlin, Th. Grieben. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sutsos, Hellas im Kampfe gegen die Türkei. Vier Heldengesänge. Aus dem Griechischen in Prosa übersetzt von L. Karl. Würzburg. 1860. 8. 7½ Ngr.

Zastrow, H. K., Traum und Leben. Ein Fest-Geschenk für deutsche Jungfrauen. Berlin, Bach. 16. 20 Ngr.

Zillner, F. V., Die Untersberg-Sagen. Nebst einem Abriß der Sagengeschichte überhaupt. Gesammelt und erläutert. Salzburg, Mayr. 1861. Lex.-8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Eine deutsche Antwort auf die Flugschrift Preußen vor den Wahlen von 1861. Leipzig, O. Voigt. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bischoff, T. L. W., Gedächtnißrede auf Friedrich Tiedemann. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften am 28. November 1861. München. 1861. Gr. 4. 16 Ngr.

Duboc, J., Die Propaganda des Rauhen Hauses und das Johannes-Stift in Berlin. Eine Warnung. Leipzig, Barth. Gr. 8. 9 Ngr.

Hamel, J. G., Friedrich II. mit dem silbernen Bein, Landgraf von Hessen-Homburg, bei der Belagerung von Kopenhagen 1658—59 und in der Schlacht bei Fehrbellin 1675. Berlin, Decker. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller, M., Oliver Cromwell, Protektor von England. Ein Vortrag. Gehalten in einer Bürger-Versammlung in Pforzheim. Carlsruhe. Gr. 8. 4 Ngr.

Plath, J. H., Ueber die lange Dauer und die Entwickelung des chinesischen Reiches. Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften am 28. November 1861. München. 1861. Gr. 4. 16 Ngr.

Rundschau. Kampf und Wachsthum der Kirche in unsern Tagen. Ein Neujahrsgruß an die Katholiken Deutschlands. Freiburg im Br., Herder. 12. 9 Ngr.

Schramm, R., Die Fortschrittsprogrammatisten und die Ideen der Demokratie und des deutschen Volksthums. Als Commentar zu den Luckenwalder Wahlreden. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. Lex.-8. 5 Ngr.

Wiarda, Bedenken gegen das Schwurgericht. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 30. Januar 1862.

Inhalt: Früchte des Glaubens. Von Gustav Rosen. Erster Artikel. — Die politische und religiöse Tagespresse zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. — Eine Leidensgeschichte Italiens. — Zur Charakteristik böhmischer Nationalschriftstellerei. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Novellistisches. Von Heinrich Müller. — Notizen. (Aus den nordamerikanischen Südstaaten; Der englisch-französische Schauspieler Fechter.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Früchte des Glaubens.

Erster Artikel.

Das christliche Ideal, dessen Verwirklichung seit Christi Erscheinen auf Erden das Ziel der Menschheit geworden ist und dessen dereinstige Verwirklichung uns verheißen wird, ist das Reich der Himmel, wie Christus es nennt, d. h. der Zustand der Menschheit auf Erden, der dem Zustande der Kinder Gottes in seligern Welten entspricht, wie Christus ihn anschaute und wie seine Gläubigen ihn ahnen, der Zustand, wo der Gegensatz zwischen Himmel und Erde aufgehört hat; wo auf Erden nur Gottes Wille geschieht, wie in den Himmeln, wo die Menschen sich als Kinder Gottes fühlen und als Brüder sich lieben, wo selbst der Tod seine Schrecken verloren hat, weil er nur der Uebergang von einer unvollkommenern Welt zu einer seligern ist. Dieses Himmelreich ist schon auf Erden, seit Christus den Samen seines Evangeliums in Menschenherzen gestreut hat, in denen er aufgegangen ist und Früchte getragen hat; aber es herrscht noch nicht auf Erden, denn noch immer ist die Triebfeder der Mehrzahl der Menschen nicht der Wille Gottes, sondern die Selbstsucht; noch immer ist das Evangelium vom Himmelreiche nicht einmal allen Menschen verkündet, und auch die, denen es verkündigt ist, haben es nicht alle im Geist und in der Wahrheit aufgenommen. Und doch haben so viele Millionen von Christen das Gebet des Herrn gebetet, dessen wesentlicher Inhalt nichts anderes ist, als das Flehen zum Vater aller Menschen, daß er sein Reich auf Erden verwirklichen möge. Wenn nur der tausendste Theil von allen, die je dieses Gebet aller Gebete gesprochen haben, seinen Sinn verstanden, es aus dem Herzen heraus gebetet und wirklich den innigen Wunsch gehabt hätte, daß es in Erfüllung gehen möge: wie ganz anders müßte es auf der Erde aussehen.

Das jedem Menschen von Christus gesteckte Ziel ist nun zuerst, das Himmelreich in sich selbst aufzunehmen, und dann, es nach seinen Kräften auch andern mitzutheilen. Beides aber kann nur geschehen durch den Glauben, zunächst durch den Glauben an Christum. „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich", sagt Christus, und wenn wir auch dieses Wort nicht hätten, so müßte uns doch schon der einfache Verstand sagen, daß der Glaube an Christus und seine Sendung die Vorbedingung alles Glaubens ist. Wie kann ich Gott als den Vater aller Menschen und als meinen Vater erkennen, wenn ich dessen Wort nicht annehme, der zuerst seinen Brüdern diese weltumbildende Anschauung von dem Verhältnisse der Menschen zu Gott brachte? Und wie kann ich in mir und andern das christliche Ideal verwirklichen, wenn ich nicht in mir die freudige Zuversicht fühle, die innige Ueberzeugung, daß Christus uns wirklich den Rathschluß Gottes, die ewige Wahrheit verkündet hat, daß Christi Ideal wirklich das der Menschheit von Gott bestimmte Ziel ist? So ist also der Glaube an die Wahrheit der Lehre Jesu, welcher wieder zur Voraussetzung den Glauben an Christi göttliche Sendung hat, die Grundbedingung des Fortschreitens der Menschheit zu ihrem höchsten Ideale, und die Ausbreitung dieses Glaubens muß das Streben jedes Menschen sein, der in Wahrheit Christi Jünger sein will.

Aber gerade das Wort „Glaube" ist oft auf die verhängnißvollste Weise misverstanden worden, und die Schuld davon trägt zumeist eine Unvollkommenheit der menschlichen Sprache, die so oft verschiedene Dinge mit demselben Worte bezeichnet. Das griechische Wort, das wir durch das deutsche „glauben" wiedergeben, bedeutet eigentlich „vertrauen, seine Zuversicht auf jemand setzen, sich ihm herzlich hingeben", kann aber auch das bedeuten, was unser Wort „glauben" eigentlich bedeutet, nämlich „etwas für wahr halten"; es ergibt sich aber immer leicht und deutlich aus dem Zusammenhange und der Construction, welche von beiden Bedeutungen das Wort in jedem einzelnen Falle hat. Nun ist aber wohl zu beachten, daß in allen Fällen, wo Christus Glauben verlangt als die Grundbedingung des Heils, vom Glauben in jenem höhern Sinne die Rede ist; er verlangt Vertrauen, herzliche Hingebung. Glauben an Christum ist Vertrauen auf Christum, Glauben an Gott ist kindliche Hingebung an

Gott. Nun könnte man vielleicht sagen, diese Unterscheidung sei überflüssig, weil doch der Glaube in dem Sinne, wie Christus ihn verlangt, auch das Fürwahrhalten seiner Lehre in sich schließt. Das ist ganz richtig, aber die Unterscheidung zwischen jenem Glauben im höhern Sinne und dem Glauben in seiner abgeschwächten Bedeutung ist gleichwol sehr wichtig, ja unumgänglich nothwendig, um einem doppelten Irrthume zu begegnen. Einestheils nämlich könnte die Bedeutung des deutschen Wortes „glauben" zu der Meinung verführen, als genüge schon ein Fürwahrhalten der Lehre Jesu, vielleicht gar ein prüfungs- und gedankenloses Annehmen dessen, was uns von andern als Jesu Lehre mitgetheilt wird; anderntheils, und das ist vielleicht noch bedenklicher, macht wenigstens die katholische Kirche die Seligkeit ebenfalls vom Glauben abhängig, und zwar vom Glauben an ihre Dogmen, und beruft sich dabei auf Christus, ohne jenen Unterschied zwischen Glauben und Glauben zu beachten. Nun kann aber ein Mensch sich mit ganzem Herzen an Christum und seinen himmlischen Vater hingeben, mit dem innigen Verlangen, daß Christus ihn in das Himmelreich und zur ewigen Seligkeit führe, er kann also den Glauben in seinem ursprünglichen, höhern Sinne, wie Christus ihn verlangt, in vollem Maße haben und gleichwol Bedenken tragen, die Lehre seiner Kirche in allen Punkten als Lehre Christi anzuerkennen, er kann Zweifel haben, ob eine Lehre, die man aus Christi eigenen Worten ableitet, wirklich in diesen Worten enthalten sei, ja er kann in einem oder dem andern Punkte vielleicht gar entschieden irren: ist er nun deshalb unfähig zur Seligkeit? Nach der Anschauung derer, welche keinen Unterschied zwischen Glauben und Glauben machen, allerdings; wenn wir aber auf die Bedeutung des Wortes Glauben in Christi Sinne zurückgehen, so werden wir sagen: Christus verlangt von seinen Jüngern und von allen, die Hülfe und Heil von ihm begehren, nur eins, Vertrauen, herzliche Hingebung; er verlangt nicht, daß sie schon im Besitze der vollen Erkenntniß sein sollen, er verheißt ihnen aber den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten wird. Wer nun jenen höhern Glauben, jenes gläubige Vertrauen besitzt, der ist ein Jünger, ein Bruder Christi und ein Kind Gottes, und wenn er irgendeiner Glaubenslehre nicht auf den Grund kommen kann, macht er sich keinen Scrupel, denn es ist ein wesentlicher Theil jenes Vertrauens auf Gott und auf Christum, daß ihm bei seinem redlichen Willen, sich von Christus belehren zu lassen, so viel Erkenntniß gegeben werden wird, als ihm nothwendig ist, um ein Bürger des Himmelreichs und ein Mitarbeiter Christi am Himmelreiche zu sein.

Aber dieser Glaube ist nicht erkennbar durch das äußere Bekenntniß, denn man weiß ja nicht, ob das äußere Bekenntniß nur Sache der Lippen, vielleicht des Gedächtnisses, vielleicht nur ein gedankenloses Annehmen eines von außen her Gebrachten ist, was alles noch lange keinen Christen macht; dieser Glaube ist eine Stellung des Herzens zu Gott und zu Christus: woran sollen wir ihn erkennen? Christus aber sagt: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind", und er gibt uns auch Merkmale, an denen wir den wahren Glauben erkennen können in zwei Sätzen; der eine lautet: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt"; das andere: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Diese Sätze sollen uns leiten, indem wir eine Reihe von Erscheinungen im Gebiete des Glaubens betrachten, die theils der Weltgeschichte, theils dem Seelenleben einzelner angehören.

---

1. Neue Propheten. Drei historisch-politische Kirchenbilder von Karl Hase. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1861. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Dieses Werk, dessen erste Auflage 1851 erschienen ist und damals schon eine kurze Besprechung in d. Bl. (Nr. 3 f. 1852) gefunden hat, verdient eine wiederholte Besprechung wegen der hohen Vorzüge, die es zu einem Muster historischer Darstellung machen. Diese Vorzüge bestehen zuerst in der gewissenhaften Benutzung und Kritik aller Quellen und der frühern Bearbeitungen, wie sie nur einem Manne möglich war, der im Gebiete der Kirchengeschichte und den verwandten Bereichen vollkommen heimisch ist; dann in der höchsten Tugend des Historikers, jener Objectivität, die es vermag, den eigenen Standpunkt in Selbstverleugnung zu verlassen und sich liebevoll in ihren Stoff und in die Seele dessen zu versenken, den sie darstellt; endlich bei aller Gründlichkeit in jener einfachen, feinen Eleganz der Darstellung, die dem Werke einen ganz wunderbaren Zauber verleiht. Dieses letztere war nur dadurch möglich, daß alle gelehrten Erörterungen und literarischen Nachweise aus der Erzählung entfernt und in ausführliche Nachträge zum Schlusse jeder der drei Abtheilungen des Werks zusammengestellt sind. Uns soll hier mehr nur der stoffliche Inhalt beschäftigen, zumal auf diesen in jenem frühern Artikel nicht eingegangen ist.

Der Verfasser versteht unter Prophetenthum „den Zustand, welcher durch den Glauben entsteht, daß die Gottheit oder doch jenseitige Mächte unmittelbar durch einen Menschen reden, der, durch solche Eingebung über menschliche Beschränkung hinausgestellt, je nach seiner Tendenz in das öffentliche Leben eingreift, auch insgemein die Beschränkung menschlichen Wissens durch die Zeit weissagend durchbricht". In diesem Sinne rechnet er unter die Propheten zunächst die Jungfrau von Orléans, jene wunderbare welthistorische Erscheinung, die, als Frankreich an den König von England verloren schien, eine junge Bäuerin von der lothringischen Grenze, mit der göttlichen Mission Frankreich zu retten hervortrat, alles mit sich fortriß und Frankreich wieder auf die Bahn des Siegs führte.

Jeanne d'Arc ward geboren um 1412 im Dörfchen Domremy in der Champagne nahe der lothringischen Grenze. Sie wuchs auf wie andere Bauermädchen, ohne lesen und schreiben zu lernen, und wenn auch das Christenthum, in dem ihre Mutter sie unterrichtete, in nichts bestand als im Hersagen des Vaterunsers, des Englischen Grußes und des Glaubens, so zeigte sie doch schon

als Kind ungewöhnliche religiöse Innigkeit und war im hohen Grade mildthätig. In ihrem dreizehnten Jahre schon erschien ihr der Erzengel Michael; später die heilige Katharina und Margaretha, die sie zur Frömmigkeit ermahnten; sie gelobte ihnen schon damals, ohne ihr Verlangen, die Jungfräulichkeit ihres Leibes und ihrer Seele und hat dieses Gelübde gehalten; sie hat sich auch bei schöner, kräftiger Bildung ihres Leibes nie zur Geschlechtsreife entwickelt. Um dieselbe Zeit ungefähr, wo ihre Erscheinungen begannen, kam die Kriegsnoth auch in die Nähe ihrer Heimat, und immer trostloser wurde die Zerrüttung Frankreichs, seitdem die burgundische Partei mit Isabella, der Mutter des rechtmäßigen Thronerben, auf Englands Seite stand und dem Könige von England in Paris gehuldigt worden war. Da erhielt sie vom Erzengel Michael und ihren Heiligen den Befehl, dem rechtmäßigen Könige zu Hülfe zu ziehen; heimlich verläßt sie ihr Vaterhaus, nach langen Mühen und vergeblichen Versuchen wird sie endlich zum König geleitet, gewinnt diesen, indem sie ihm ein sicheres, noch heute nicht enträthseltes Zeichen ihrer göttlichen Sendung gibt, der König gibt aber dennoch die Entscheidung der Universität und dem Parlamente anheim. Sie schlägt auch hier alle Zweifel nieder, tritt, ein Mädchen im achtzehnten Jahre, an die Spitze des kleinen königlichen Heeres und ihre Heldenlaufbahn beginnt. Orléans, seit 1728 von den Engländern hart belagert, wird nach gewaltigen Kämpfen befreit am 8. Mai 1729, sie fordert vom Könige den Krönungszug nach Rheims, die Städte auf dem Wege dahin werden in raschem Siegesfluge erobert, die Engländer in einer Feldschlacht geschlagen, ihr Feldherr Talbot gefangen, am 17. Juli der König in Rheims gekrönt.

Bis zu diesem Augenblicke steht die Jungfrau im vollsten reinsten Glanze einer göttlichen Sendung vor dem erstaunten Blicke; alles, was sie vorausgesagt, so unmöglich die Ausführung scheint, ist in Erfüllung gegangen, und man kann nicht sagen, daß sich dies allein aus der freudigen Siegeshoffnung, die infolge des Glaubens an die Jungfrau die nationale Partei der Franzosen beseelte, und aus der Furcht der Engländer vor der Hexe erklärt; es fehlt in ihrer Geschichte nicht an Zügen, die die Gabe eines klaren Vorauserkennens des Zukünftigen beweisen, und es ist ja auch kein Grund, die Wahrhaftigkeit dieser Berichte zu bezweifeln, nachdem so viele ähnliche ekstatische Zustände beobachtet worden sind. Daß Glauben in ihr war an ihre göttliche Sendung, etwas von jenem Glauben, der Berge versetzen kann, ist unstreitig. Aber im Glauben gibt es zahllose Stufen, vom gläubigen Kinde bis zu ihm hinauf, dem Anfänger und Vollender des Glaubens. Und was war es mehr als ein Kinderglaube, der in dem noch nicht zur Jungfrau gereiften Mädchen mächtig war, der nicht bis zu dem Gefühle des Ingottseins sich aufschwingen konnte, sondern sich nur in ihren Heiligen personificirte? Ist es nun ein Wunder, wenn jetzt, nachdem ihr alles so wunderbar gelungen, nachdem sie ein Gegenstand abergläubischer und begeisterter Verehrung geworden war, ihr selbst unbemerkt das Selbstgefühl sich unterschob in die Stelle des Kinderglaubens? Es ist wie ein dunkles Gefühl, daß die Mission, zu der ihr Glaube ausreichte, erfüllt sei, wenn sie zum Erzbischof von Rheims spricht: „Ich habe erfüllt, was der Herr mir aufgetragen hat, Orléans zu entsetzen und den edeln König nach Rheims zu führen. Möchte Gott, meinem Schöpfer, gefallen, daß ich nun zurückkehrte zu meinem Vater und zu meiner Mutter, ihnen zu dienen und ihre Heerde zu weiden.“ Aber die Bahn des Sieges und des Ruhmes war betreten, und nichts ist berauschender als der Ruhm, und dieser Rausch konnte wol auch den Glauben eines Mannes übertäuben. Johanna war Französin, als sie einmal verwundet wurde, sagte sie: „Es ist nicht Blut, was aus der Wunde quillt, es ist Ruhm“; sie liebte schöne Waffen und schöne Pferde, sie war beinahe vergöttert, von ihrem Könige selbst hochgehalten und verehrt, er erhob sie und ihr ganzes Geschlecht unter den Adel Frankreichs und umgab sie mit einem glänzenden Hausstande: sollte sie jetzt wirklich in ihr Dorf zurückkehren, und konnte sie es, da sich an den Glauben an sie das Glück der französischen Waffen knüpfte?

Ein kleiner Umstand ist bemerkenswerth, der für uns nicht mehr ist als ein charakteristisches Zeichen, daß sie jetzt nicht mehr das demüthige Kind von Domremy war, in ihre Seele aber leicht den Zweifel werfen konnte, daß ihre Sendung beschlossen sei. Sie hatte bei Antritt ihrer Sendung ein Schwert aus der Katharinenkirche zu Fierbois holen lassen, als zu ihrer Sendung gehörig. Mit diesem schlug sie in St.-Denis nach einer Dirne, die sie unversöhnlich haßte, und vom flachen Schlage zerbrach das heilige Schwert. Daß dieser Umstand auf sie tiefen Eindruck machte, sehen wir daraus, daß sie später vor Gericht stets verweigert hat, auszusagen, wohin ihr Schwert gekommen sei. Sie hatte noch immer die Erscheinungen ihrer Heiligen, aber der Sturm auf Paris mislang, und wenn sie auch später versicherte, daß sie ohne die Stimmen ihrer Heiligen von den Führern des Heers genöthigt worden sei, an dem Sturme theilzunehmen, so erlitt doch dadurch der Glaube an sie den ersten Stoß, wider ihren Willen wird der Rückzug beschlossen und das Heer löst sich bei Einbruch des Winters auf: nur sie setzt den Kampf während des Winters auf eigene Faust fort. In dieser Zeit erließ sie auch einen Drohbrief an die Hussiten; der klingt aber auch nicht wie eine göttliche Eingebung, sondern nur wie die Eingebung des beschränkten Glaubenseifers eines katholischen Mädchens gegen Ketzer; sie droht nach Beendigung des Kriegs gegen die Engländer mit strafendem Arm sie heimzusuchen und ihnen ihre Ketzerei oder das Leben zu nehmen. Sie denkt auch an einen Zug über das Meer zur Befreiung des Herzogs von Orléans aus englischer Gefangenschaft; aber in der Osterwoche bei der Vertheidigung der Stadt Melun gegen die Engländer wird ihr offenbart, daß sie noch vor dem Johannisfeste gefangen werden würde, wie sie später aussagt, und dies geschah am 23. Mai 1430 bei einem Ausfalle aus dem von den burgundischen Scharen belagerten Compiègne.

Nun ist Jubel im Lager der Feinde. Nach einem mißlungenen Fluchtversuche wird sie in einem hohen festen Thurme verwahrt, von diesem stürzt sie sich hinab und wird schwer verwundet und bewußtlos auf dem Walle gefunden. Ein geistliches Tribunal tritt zusammen, um über die Hexe zu richten, und die Willkürlichkeiten dieses Processes beweisen, daß es von vornherein darauf abgesehen war, nicht nur sie, sondern auch den Glauben an sie zu vernichten. Beides gelang; im Angesichte des Scheiterhaufens wird sie durch die Autorität der Kirche, als deren Glied sie sich doch betrachtet, zum Widerruf dessen gebracht, was sie geglaubt und gethan, und darauf zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, was die Engländer in große Wuth versetzte, weil sie um das Schauspiel kamen, die Hexe brennen zu sehen. Aber die gläubigen Männer der Kirche hatten ja auch ihr Werk erst halb gethan, sie hatten sie bisjetzt nur moralisch vernichtet. Sie hatte beim Widerruf versprechen müssen, nie wieder Waffen und männliche Kleidung zu tragen; aber im Gefängniß ließ man ihr die männlichen Kleider zur Hand, sie bleibt von Männern bewacht, sie klagt sogar ihrem Beichtvater, daß ein englischer Lord ihr Gewalt anthun wollte und sie gemißhandelt habe, man hält ihr das Versprechen nicht, daß sie zur Messe und zum heiligen Abendmahl gehen durfte: alles, als ob man sie auf jede Weise zum Bruch ihres Versprechens reizen wollte. Und am dritten Tage legt sie wieder die Männerkleidung an und behauptet aufs neue die Erscheinung ihrer Heiligen, und nun war es um sie geschehen, am 30. Mai 1431 wurde sie verbrannt. Dieses Todesurtheil war das Werk eines Glaubensgerichts; ging es denn aber auch aus jenem Glauben hervor, dessen Wesen innige Hingebung des Herzens an Gott und Christum und dessen Kennzeichen die Liebe ist? „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Früchte des Glaubens zeigt uns auch das Leben des florentinischen Propheten Savonarola. Savonarola, aus einem angesehenen Hause stammend, entflieht als Jüngling aus dem glänzenden Ferrara und begibt sich in ein Dominikanerkloster in Bologna, um dem Verderben der Welt und insbesondere Italiens zu entrinnen und in heißer Liebe nur das Ewige zu erfassen. Hier verlebt er 14 Jahre, bis ihn in seinem siebenunddreißigsten Jahre 1490 seine Obern in das Kloster San=Marco in Florenz senden, wo er als Lesemeister die Novizen unterrichten soll. Hier mehrte sich aber bald die Zahl seiner Zuhörer, und am 1. August begann er in der Klosterkirche die Offenbarung Johannis auszulegen, und seine Grundgedanken waren: „Die Kirche Gottes muß erneuert werden; vorher wird Gott mit schwerer Geißel Italien züchtigen; beides wird bald geschehen." So wurde er ein Prophet der Reformation. Er denkt zwar nicht daran, an den Satzungen der Kirche etwas zu ändern; er weist aber doch hin auf die Heilige Schrift, die uns zu Christus hinführt, nicht zu den Heiligen noch zu Maria; er lehrt, daß nicht aus den äußerlichen Werken das Heil kommt, sondern aus der Hingabe des Herzens an den Erlöser, aus dem Glauben in der tiefsten Bedeutung des Worts. Früher war er wenig beachtet als Prediger, er hatte eine schwache, heisere Stimme; jetzt, wo der Geist ihn ergreift, übt er eine hinreißende Macht, er wirft in die Seelen der Florentiner durch seine Bußpredigten das Gefühl der Oede und Nichtigkeit ihres weltlichen Trachtens; und immer größer wird die Zahl seiner Zuhörer und sein Einfluß. Ein Jahr nach seiner Ankunft wird er zum Prior des Klosters gewählt. Seine Bußpredigten richten sich auch auf das Haus Lorenzo's von Medici, als den Quell der Weltlust und Gottentfremdung; Lorenzo sucht ihn zu gewinnen durch reiche Gaben in die Almosenkasse des Klosters, Savonarola läßt dieses Geld den Almosenpflegern der Stadt übergeben, und als Lorenzo ihn durch angesehene Bürger zu einer Aenderung seiner Predigtweise zu veranlassen sucht, kündigt er ihm Gottes Strafe an, wenn er nicht Buße thue; er, der arme Mönch, werde bleiben, wenn Lorenzo, der Fürst, werde davongehen müssen. Lorenzo verzehrt sich schnell an einem schleichenden Fieber und schickt in der Todesangst nach dem kühnen Mönch. Der verlangt von ihm als eine der Bedingungen, unter denen er Vergebung seiner Sünden erlangen könne, Wiederherstellung der Freiheit von Florenz, und da der Fürst sich ohne Antwort abwendet, verläßt ihn Savonarola.

Lorenzo stirbt, sein Sohn Pietro wird sein Nachfolger. Savonarola verkündigt als Prophet, daß ein großer König mit dem Schwerte des Herrn über die Alpen kommen werde, um die Tyrannen Italiens zu züchtigen und die Kirche mit dem Degen zu reformiren. Im Jahre 1494 kommt Karl VIII. von Frankreich, um Neapel zu erobern, und wird von den Unzufriedenen Italiens mit Freuden begrüßt. Pietro muß sich dazu verstehen, ihm nicht nur den Durchzug durch Toscana zu gestatten, sondern ihm auch alle seine festen Plätze zu übergeben. Die Signoria aber sendet eine eigene Gesandtschaft an den jungen König von Frankreich ab, an ihrer Spitze Savonarola, der ihn als Gottgesandten begrüßt, um Italien und die Kirche zu erneuern und ein Bündniß schließt, das den Bürgern selbst die Ordnung des Staats überläßt. Pietro wird unterdeß von dem empörten Volke aus Florenz vertrieben, und Savonarola durchkreuzt die Machinationen der im Besitze aller Aemter befindlichen Mediceischen Partei, die den Staat in ihre Hände bringen will, durch Berufung einer Volksversammlung in den Dom und gibt durch diese Florenz eine neue Verfassung, indem er eine theokratische Republik aufrichtet, deren König Jesus Christus ist, sein Stellvertreter freilich thatsächlich Savonarola. Aber dieses Staatsideal des Mönchs, die Verbannung aller weltlichen Lust und Pracht und Bildung, war nicht nach aller Sinn, die Folge war ein Zerfallen des Staats in zwei große Parteien, die des Mönchs, Piagnoni, Wimmerer genannt, und die der Arrabiati, der über das Regiment des Mönchs Wüthenden, an deren Spitze die vornehme und reiche Jugend stand. Zu diesen innern Feinden gesellte sich ein mächtiger äußerer; dies war der sittenlose Papst Alexander VI., der die dreifache Krone erkauft hatte. Von Florenz sollte nach

Savonarola's Meinung, die Reformation ausgehen, und seine Strafpredigten wider das entartete Priesterthum trafen natürlich auch den Papst. Dieser will, wie es heißt, auch den Cardinalshut und das Erzbisthum Florenz des Mönches Schweigen erkaufen, Savonarola aber begehrt keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums; der Papst ladet ihn zur Besprechung namentlich über seine Weissagungen nach Rom ein, der Prophet von Florenz lehnt es ab; da wird Untersuchung über ihn verhängt und ihm bei Strafe der Excommunication bis zu deren Austrag das Predigen verboten. Nur eine Zeit lang gehorcht er; dann aber, als er bemerkt, daß seine Lämmer wieder in den Rachen der Wölfe gerathen, erhebt er wieder die Stimme der Predigt und der Weissagung, „denn der Geist Gottes läßt sich nicht dämpfen", das Wort Gottes brennt in seinem Herzen wie Feuer, wenn er es nicht von sich gäbe, würde es ihm Mark und Gebeine verbrennen.

Unterdeß wurde der junge König von Frankreich durch die Vereinigung von fast ganz Italien gegen ihn genöthigt, Italien zu räumen, und dies untergrub das Ansehen des Propheten, der ihn als Gottgesandten angekündigt hatte, und eben durch diesen Rückzug Karl's VIII. verloren die Florentiner Pisa und andere Städte, und Florenz mit seinem französischen Bündnisse wurde in ganz Italien verhaßt. Dazu kamen Hungersnoth und Pest, und das Volk wandte sich von Savonarola immer mehr ab. Dies benutzt der Papst und verhängt über ihn die Excommunication. Savonarola erklärt diese für nichtig, predigt nach wie vor und hält das heilige Abendmahl, schreibt Briefe an die christlichen Fürsten mit dem Verlangen eines freien Conciliums, das den unwürdigen Papst absetzen und zu einer Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern schreiten soll. Nun droht der Papst das Interdict über Florenz auszusprechen, wenn die Republik den Gebannten nicht aufgäbe. Savonarola sieht seinen Untergang klar voraus; „aber", sagt er in einer Predigt, „Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird dieses gelöscht, so wird Gott ein anderes anzünden, und es ist schon angezündet aller Orten, nur daß sie es nicht wissen."

Unter seinen Feinden waren besonders die Franciscaner thätig, die alten Gegner der Dominicaner. Ein solcher erbietet sich, das Gottesgericht der Feuerprobe gegen Savonarola zu bestehen. Dieser nennt das Gott versuchen, aber alle seine Mönche und viele Frauen und Mädchen erbieten sich zur Feuerprobe für ihn, und dem allgemeinen Drängen gibt er nach. Am 7. April mittags soll das Gottesgericht gehalten werden, auf dem Marktplatze sind zwei Scheiterhaufen, 40 Fuß lang und mit Oel und Pech getränkt, zwischen beiden ein enger Weg, durch den ein Dominicaner und ein Franciscaner gehen sollen. Aber wie der Scheiterhaufen loht, scheint niemand rechte Lust zur Probe zu haben, es entstehen Streitigkeiten, sodaß der Abend und ein Platzregen dem Gottesgericht ein Ende machen, ehe es begonnen hat. Aber der Zweck der Franciscaner war doch erreicht, das Volk wandte sich vollends von dem Propheten ab, der so oft gesagt hatte, daß Gott auch ein Wunder für ihn wirken und ihn unverletzt selbst durch das Feuer führen werde. Am nächsten Morgen befahl ihm die Signoria die Stadt zu verlassen, die Arrabiati aber stürmen das Marcuskloster, die Signoria sendet endlich Wachen, welche dem Kampfe Einhalt thun und Savonarola mit seinen beiden treuesten Anhängern Fra Domenico und Fra Silvestro verhaften. Nun beginnt gegen ihn ein Proceß, nachdem seine Anhänger aus dem Rathe gestoßen, verhaftet, verbannt sind. Innerhalb der Charwoche wird er siebenmal auf die Folter gespannt, damit er gestehen soll, daß er „seine Weissagungen nicht aus Offenbarung, sondern aus Gründen der Vernunft und der Heiligen Schrift geschöpft, daß Ruhm vor der Welt und Herrschermacht sein einziger Zweck gewesen sei". Ob er dies wirklich unter der Marter gestanden, ist nicht sicher ermittelt; unglaublich ist es nicht. Der Papst sandte den Dominicanergeneral zur geistlichen Untersuchung und gab ihm gleich den Bescheid mit: „Und wenn er Johannes der Täufer wäre, sterben muß er." Am 23. Mai 1498 wurde er in der Mitte seiner beiden treuen Mönche an einem kreuzförmigen Galgen, der über einen Scheiterhaufen emporragte, aufgehängt und die Leichname zu Asche verbrannt.

Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte Savonarola's, wie sie die zweite Abtheilung der „Neuen Propheten" uns vorführt. Wir haben dabei die Gabe der Weissagung, die Savonarola sich zuschrieb, nur wenig berührt; denn gerade bei diesem Propheten ist die Frage, ob er diese Gabe besaß oder nur zu besitzen glaubte oder gar nur zu besitzen vorgab, schwierig zu entscheiden. Und wenn wir nun nach seinem Glauben fragen, also nach der Stellung seines Herzens zu Gott und zu Christus, nach seinem Willen Gottes Reich auf Erden mitzugründen, so können wir jene Frage ganz beiseite lassen; denn die Gabe der Weissagung ist eine allgemein menschliche, die sich nicht nur bei den Christen findet, und gerade in Beziehung auf die, die sich für Propheten ausgeben, spricht Christus das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", und selbst die, die in seinem Namen weissagen und große Thaten thun, verwirft er, so sie nicht den Willen seines Vaters im Himmel thun.

Savonarola dringt auf den Glauben als den alleinigen Grund des Heils, also muß er doch wol auch Glauben in sich gefühlt haben, und begeistertes Wirken für sein Ziel kann man ihm nicht absprechen. Dennoch scheint es, als ob seinem Glauben gerade die entscheidende Eigenschaft gefehlt habe, die Liebe. Er wirkt erschütternd als Bußprediger, er versteht es, das Gefühl der Nichtigkeit des irdischen Treibens in die Seelen zu werfen; aber was hilft das, wenn nicht an die leere Stelle die Freudigkeit der Kinder Gottes tritt, welche aus dem wahren Glauben entspringt? Savonarola verwandelt das lebenslustige Florenz in ein großes Kloster, alle Weltlust wird verbannt, weltlicher Schmuck, Gemälde, Lauten, Bretspiele, Karten, Bücher werden verbrannt: aber das ist nicht Liebe und deshalb nicht Glaube, es ist Zelotismus. Die

Liebe verlange, daß wir dem Menschen nichts nehmen, ohne ihm etwas nach seiner eigenen Ueberzeugung Besseres dafür zu geben. Nun kann zwar der Bürger des Himmelreichs irdische Lust entbehren, weil er unaussprechlich höhere Freuden kennt, gegen die diese irdischen Freuden nichtig erscheinen; aber wer nun die Fähigkeit zu jener höhern Freude nicht in sich trägt, wer noch nicht zur seligen Freude der Kinder Gottes gelangt ist, soll denn der auch die irdischen Freuden, selbst unschuldige, entbehren, das Einzige, was seinem Leben noch einen Schmuck verleiht, und sollen sie ihm mit Gewalt entrissen werden? Die wahre Liebe gönnt auch diese Freuden dem, der noch nicht für höhere empfänglich ist, sie sucht nur dahin zu wirken, daß er sie entbehren lernt. Die Liebe zeigt sich duldsam, Savonarola aber ruft den strafenden Arm der weltlichen Gewalt über die an, die in seinem Gottesstaate ihr Glück nicht finden, er verlangt die Tortur für solche, die im Spiele ihr Vergnügen suchen. Er verstand Christi Wort nicht: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden; ... denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch." Und so hat er, dessen Glauben die rechte Liebe und das Verständniß des christlichen Ideals fehlte, in seinem florentinischen Jesusreiche ein widernatürliches Zerrbild eines christlichen Staats geliefert, dem die Lebensfähigkeit fehlte, weil er nicht die Menschen duldsam nahm, wie sie sind, und durch Gesetze und Gewalt erzwingen wollte, was nur innerlich im Herzen als Geschenk der göttlichen Gnade wachsen und reifen kann und niemals in allen zu voller Reife gedeihen wird.

Aber ein noch viel unnatürlicheres, ja ein abscheuliches Zerrbild eines Gottesreichs zeigt uns das Wiedertäuferreich in Münster, in das uns die dritte Abtheilung der „Neuen Propheten" versetzt. Aber je toller und widerwärtiger das Schauspiel ist, das sich uns hier darbietet, um so wohlthuender tritt die Objectivität, die Gerechtigkeit des Geschichtschreibers hervor, der auch im Blödsinn noch das, was vernünftig und berechtigt ist, als solches in das Licht stellt.

Nachdem der Verfasser die Wahrnehmung ausgesprochen, daß in allen Völkern deutschen Stammes, die die Reformation annahmen, Wiedertäufer aufgetreten, und zwar ohne nachweisbaren Zusammenhang miteinander und in so mannichfaltiger Gestalt, daß von einer individuellen Stiftung nicht die Rede sein könne, zeigt er, wie aus den Gedanken der Reformation selbst die Lehre der Wiedertäufer hervorgegangen. Zunächst ihr Verwerfen der Kindertaufe aus dem Grundgedanken der Reformation: „Der Glaube allein macht selig"; insofern der Glaube nicht im neugeborenen Kinde vorauszusetzen sei, erschien ihnen die Taufe als eine Entweihung des Sakraments. Doch ist die Wiedertaufe nur das äußere Merkmal der Sekte; ihr eigentliches Wesen lag tiefer, und dies ist eine allzu kühne Weiterbildung der Lehre des Protestantismus von der Freiheit der Gläubigen, die ihn in Glaubenssachen nur auf sein eigenes Gewissen stellt und ihn nur an Christus und sein Wort in der Heiligen Schrift bindet. Aber die Unsicherheit der menschlichen Auslegung der Heiligen Schrift führte die Wiedertäufer auf die Lehre von der unmittelbaren Wirkung des Heiligen Geistes in dem einzelnen Gläubigen, die ihn über alle menschlichen Fehle und hiermit über alle Beurtheilung nach menschlichen Denkgesetzen hinausstelle. Auf diese Weise trugen sie das katholische Princip in das protestantische herein, nur mit der ungeheuern Steigerung, daß jeder einzelne Gläubige mit dem höchsten Privilegium der katholischen Kirche bekleidet wurde. Und manche gingen noch weiter: im Vertrauen auf die unmittelbaren Eingebungen Gottes, deren sie sich rühmten, setzten sie ihre eigenen Offenbarungen oft noch über die Heilige Schrift hinaus, und so wuchs der Anabaptismus zu jenem Ungeheuer von Blödsinn, Frechheit und Glaubenswuth heran, vor dem wir heute noch schaudern und das der Reformation unberechenbaren Schaden zugefügt hat.

Der Verfasser führt uns nach der Untersuchung über das Entstehen des Anabaptismus, aus der wir nur einige der wesentlichsten Gedanken herausgehoben, durch die Geschichte Thomas Münzer's und des thüringischen Bauernkriegs und durch die Geschichte von den Verfolgungen, die über die Wiedertäufer verhängt wurden und reich sind an Beispielen fanatischer Todesverachtung, nach Münster, und es entrollt sich da das großartig schauerliche Gemälde des Wiedertäuferreichs von seinem Anfang bis zu seinem entsetzlichen Ende, bis zu den drei eisernen Käfigen, in denen noch heute — zur Schande für die Gegenwart wie zur Schande für jene Zeit, deren Barbarei dadurch in immer frischem Gedächtniß erhalten wird — die Gebeine der unter den grausigsten Martern hingerichteten Häupter des Wiedertäuferreichs an dem Thurme der Lambertuskirche in Münster aufgehängt sind. Es ist schwer, von diesem figuren- und scenenreichen Gemälde eine kurze Skizze zu geben, und wir können uns dessen um so eher entschlagen, als im wesentlichen diese Geschichte in Deutschland allbekannt ist. Nur eine gelegentliche Bemerkung müssen wir uns doch erlauben. Die Berichte über die Gefangennehmung des Königspropheten Johann von Leyden stimmen scheinbar darin nicht überein, daß der eine erzählt, der König habe bei der Eroberung der Stadt mit einem Theile der Kämpfenden das St.-Tilgenthor besetzt, die andern, er sei unter dem Dachstuhl des St.-Egidienthors versteckt aufgefunden worden. Der Verfasser denkt sich deshalb («Literarischer Nachtrag», S. 172 fg.) den Vorgang so, daß der König, da er voraussah, daß man von der Besatzung des Tilgenthors seine Auslieferung verlangen würde, sich davongeschlichen und durch eine Hinterthür seines Palastes das Egidienthor erreicht und ein Versteck unter dem Dachstuhl gesucht habe. Aber Tilgenthor und St.-Egidienthor sind wol identisch, denn Tilgen ist nur volksmäßige Verstümmelung für St.-Egidien; wir haben selbst in Sachsen ein Dorf, das St.-Egidien heißt, aber im Volksmunde allgemein Tilgen genannt wird.

Die Greuel des Wiedertäuferreichs sind auch Früchte eines Glaubens, wenn auch nicht des Glaubens, dessen Ideal wir oben gezeichnet haben, der die Menschen zu

Kindern Gottes macht und die Selbstsucht durch die Liebe überwindet. Aber was für ein Glaube war es denn, der solche entsetzliche Früchte getragen? Es war jener Glaube, der sich der Vernunft entäußert hat; der Vernunft, die wir fassen als die von Gott dem Menschen in größerm oder kleinerm Maße verliehene Kraft, das Uebersinnliche zu vernehmen, d. h. als Wahrheit zu erkennen und vom Irrthum zu unterscheiden. Ohne diese Vernunft ist es nicht möglich, daß der Mensch irgendeine über das Bereich der Sinne hinausgehende Wahrheit, also auch die in der göttlichen Offenbarung dargebotene nicht als Wahrheit erkennen kann; der Mensch, der sich der Vernunft entäußert hat, beharrt entweder geistesblind in dem Glauben, Aberglauben oder Unglauben, in dem er aufgewachsen ist, oder er gibt sich blindlings der Leitung irgendeines andern hin, der ihm imponirt, auf die Gefahr hin, daß dieser ihn in Irrthum und Verbrechen fortreißt. Diese Art Glaube ist es, der, seit es Religion gibt, alle die entsetzlichen Greuel verübt hat, die unter dem Namen des Glaubens die Menschen besudelt haben; dieser Glaube ist es, der Christum gekreuzigt hat, dieser Glaube ist es, der die ersten Bekenner des Christenthums den wilden Thieren vorwarf, auf das Schaffot und den Scheiterhaufen führte; dieser Glaube ist es, der im Mittelalter die Inquisition und die Greuel der Hexenprocesse hervorrief; dieser Glaube ist es auch, der die Wiedertäufergreuel verschuldet hat. Es kommt nichts darauf an, daß jene, die Christum kreuzigten und seine Bekenner marterten und tödteten, Juden und Heiden waren; sie hatten doch auch ihre Religion, und ihre Priester hatten ihre Vernunft gefangen genommen, indem sie für ihre Religion eben auch unbedingte Geltung in Anspruch nahmen, und verursachten dadurch, daß die von ihnen Geleiteten die im Christenthume gebotene höhere Wahrheit nicht als solche erkannten. Die Greuel des christlichen Mittelalters hatten darin ihren Grund, daß die durch ein herrschsüchtiges Priesterthum herbeigeführte oder wenigstens nicht beseitigte Verdunkelung der Vernunft die Erkenntniß unmöglich machte, daß jener Complex von Dogmen, der allmählich an die Stelle der Religion Jesu untergeschoben worden war, gar nicht die Lehre Jesu sei und die Menschen immer weiter vom christlichen Ideale entfernte, statt sie ihm immer näher zu bringen, daß etwas ganz anderes, was jetzt den Namen Glauben trug, den wahren Glauben in Christi Sinn ganz und gar verdrängt hatte. Und indem man gleichwol das Dogma vom alleinseligmachenden Glauben festhielt, mußte man die diesem untergeschobenen Glauben Widerstrebenden als solche betrachten, die andere Menschen um die ewige Seligkeit betrügen wollen, wenn auch vielleicht ihr Glaube dem Glauben im Sinne Christi näher stand als der herrschende. Daß die Hexenprocesse ebenfalls eine Folge allgemeiner Verdunkelung der Vernunft waren, die die Menschen unfähig zum wahren Glauben machte und deshalb in Aberglauben stürzte, bedarf wol keiner weitern Ausführung, und wieder eine andere Art von Verdunkelung der Vernunft war es, die die Wiedertäufer in ihr Verhängniß trieb. Die Reformatoren hatten das göttliche Wort wieder in sein Recht eingesetzt als alleinige Quelle des Heils und alleinige Norm des Lebens. Aber das göttliche Wort ist tief und reich, und die Mehrzahl, deren Vernunft so lange gefangen gelegen und in der Gefangenschaft sich nicht hatte entwickeln können, konnte nicht herausfinden, welches nun der eigentliche Inhalt sei, in dem sich das ganze göttliche Wort concentrire. Nun sagt zwar Christus (Matth. 22, 37—40): „In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten", und damit war durch eine Autorität, der sich nicht widersprechen läßt, der wesentliche ethische Inhalt des Alten Testaments gegeben, und der Sinn des Neuen Testaments war leicht zu finden, wenn man nur erkannte, was eigentlich der Glaube sei, den Christus als die Vorbedingung des Himmelreichs hinstellte, das er verkündigte. Leider aber war der irrthümliche Begriff des Glaubens, daß er nichts sei als ein Fürwahrhalten dessen, was die Kirche lehre, in der alten Kirche so festgewurzelt, daß er auch in der neuen herrschend wurde, nur mit der Modification, daß Glaube das Fürwahrhalten dessen sei, was aus der Heiligen Schrift als Lehre resultire. Und nun war die Heilige Schrift die einzige Waffe der Reformatoren gegen die alte Kirche, und die Reformatoren beriefen sich auf das Alte Testament ebenso wie auf das Neue. Dies erzeugte in der urtheillosen Menge den sehr verhängnißvollen Irrthum, daß das Alte Testament als Quelle der Offenbarung dem neuen vollkommen gleichstehe, einen Irrthum, der eine höhere Beglaubigung zu erhalten schien durch die Worte Christi Matth. 5, 17 fg.: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen" u. s. w. Aber gerade aus den Worten, daß er nicht gekommen sei, aufzulösen, sondern zu erfüllen, geht hervor, daß Christus das Alte Testament als das Unvollständige, Unvollkommene dem Neuen als dem Vollkommenen entgegensetzt, und gerade diese Stelle, die doch eben den Buchstaben betraf (V. 18), ist besonders lehrreich, weil sie zeigt, wie Christus nicht mechanisch nach dem Buchstaben, sondern aus seinem eigenen Geiste heraus verstanden sein will; denn in dem folgenden Theile der Bergpredigt erklärt er, wie das zu verstehen ist, daß nicht der kleinste Buchstabe noch Titel vom Gesetz zergehen soll, indem er immer an die Stelle des Gebots des Alten Testaments ein höheres Gebot setzt, welches das erstere mit in sich schließt, sodaß also in der That das Alte dem Geiste nach und nach dem Zwecke, der dadurch erreicht werden soll, im Neuen vollständig enthalten ist. Aber die durch das neue Licht des göttlichen Worts geblendete und dadurch verdunkelte Vernunft, die den Geist nicht zu erkennen vermochte, hielt sich an den Buchstaben; der Glaube an den Buchstaben des Alten Testaments war es, der die Greuel des Wiedertäuferreichs verursacht, und der Buchstabe hat hier auf furchtbare Weise seine tödtende Kraft bewiesen. Auf das Alte Testament beriefen sich die Wiedertäufer; aus dem Propheten Joel und seinen Worten: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne

und Töchter sollen weissagen; eure Aeltesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen", nahmen sie die Beglaubigung für ihre phantastischen Entzückungen, die sie als göttliche Offenbarungen betrachtet wissen wollten; aus dem Beispiele der Erzväter leiteten sie für sich das Recht ab, viele Weiber zu haben; aus den greulichen Vernichtungskriegen der im langen Wüstenzuge und durch den Krieg selbst verwilderten Israeliten nahmen sie für sich die Aufforderung, die Heiden, d. h. alle, die sich nicht wiedertaufen ließen, auszurotten. Und das alles sollte göttliche Offenbarung sein, und der grelle Contrast dieser Anschauungen mit der Lehre Christi vom Himmelreich kam ihnen nicht in den Sinn. Die Früchte dieses Glaubens liegen zu Tage, und an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Ein freundlicheres, ein recht herzerquickendes Bild aus der Reformationszeit tritt uns in dem kleinen Büchlein

2. Georg von Polentz, der erste evangelische Bischof. Von G. von Polenz. Halle, Fricke. 1858. 8. 12 Ngr.

entgegen. Da sehen wir auch eine Frucht des Glaubens, eine Frucht, die Millionen zur Erquickung reifte. Das Büchlein ist von einem Namens- und Stammesverwandten des Bischofs Georg von Polentz geschrieben, ohne Anspruch auf Gelehrsamkeit und eigene Forschungen, aber mit Fleiß und Liebe aus den dem Verfasser zugänglichen gedruckten Werken zusammengetragen, eine Frucht der Pietät für den Stammesverwandten und der Verehrung für das Gotteswerk der Reformation, und deshalb verdienstlich, weil der Begründer der Reformation in Ostpreußen noch nicht hinreichend die verdiente Würdigung gefunden hat.

Georg von Polentz, 1478 in Sachsen geboren, studirte in Italien die Rechte und war später Geheimschreiber am Hofe des Papstes Julius II., nahm aber darauf Kriegsdienste unter Kaiser Maximilian I., in dessen Heerlager vor Padua er 1509 den damals neunzehnjährigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg kennen lernte, welcher 1511 zum Hochmeister des Deutschen Ordens gewählt wurde, was Georg von Polentz bewog, sich in den Deutschen Ritterorden aufnehmen zu lassen. Die Gunst des Hochmeisters und seine eigene Persönlichkeit verschafften ihm bald hohes Ansehen, im Jahre 1519 wurde er zum Bischof von Samland gewählt, und als der Hochmeister 1522 nach Deutschland reiste, um vom nürnberger Reichstage Hülfe wider Polen zu erlangen, mit dem der Orden wegen der von Albrecht verweigerten Anerkennung der Lehnspflicht des Ordens im Kriege lebte, ernannte er den Bischof von Samland zum Regenten der Ordenslande in seiner Abwesenheit. Nun waren schon 1518 nach Danzig und einigen andern Orten Preußens evangelische Prediger gekommen, der Bischof von Polentz wurde durch Luther's Schriften für das Evangelium gewonnen, und seine Regentenwürde that der Sache der Reformation gewaltigen Vorschub. Schon 1523 trat ein Domherr Georg Schmidt in der Domkirche zu Königsberg als Verkündiger des wiederhergestellten Evangeliums auf, der Hochmeister war namentlich in Nürnberg durch Osiander's Predigten gewonnen worden und wagte zwar, wegen seiner schwierigen Lage Polen gegenüber und weil er die Hülfe des Kaisers brauchte, nicht sich offen für die Reformation zu erklären, schützte aber den Bischof und legte der Reformation in seinem Lande wenigstens nichts in den Weg. Luther, der natürlich das Eindringen der Reformation in das Ordensland Preußen mit Freuden begrüßte und durch ein Sendschreiben an die Ordensritter für sie zu wirken suchte, sendete auf Bitten eines der Begleiter des Hochmeisters seinen Freund Johann Brismann nach Königsberg, und der Bischof von Samland ließ sich von diesem in der Heiligen Schrift und in der hebräischen Sprache unterrichten und hielt selbst am Weihnachtstage 1523 seine erste evangelische Predigt. Diese Predigt, die als Anhang dem Büchlein beigefügt ist, legt in schlichter, einfacher, kerniger Weise, anknüpfend an die Worte des Evangeliums: „Siehe, ich verkündige euch große Freude", die Lehren der Reformation seinen Zuhörern an das Herz, und jedem Worte merkt man es an, wie es aus der innersten Ueberzeugung hervorquillt. Er bekennt, wie er auch zuvor im Irrthum befangen gewesen, aber er fühlt sich als einen Wächter oder Hirten von Gott verordnet und findet sich schuldig, nachdem er den Irrthum, der die äußerlichen Werke über den Glauben stellt, erkannt hat, vor solchen lügenhaften Lehren und Menschentand zu warnen und auf das lautere Wort Gottes und auf den Glauben als den Grund des Heils hinzuweisen. Wenn er die Wahrheit verschwiege und die Gottlosen in ihren bösen, falschen Wegen nicht warnte, so werde Gott das Blut ihrer Seelen von seinen Händen fordern.

Nach dieser Predigt erließ er ein Edict, welches den Predigern gebietet, deutsch, beziehendlich polnisch und litauisch zu taufen und ihnen Luther's Schriften empfiehlt, und die Reformation hatte siegreichen Fortgang. Auflehnungen der Widersacher und Ausschreitungen des Volks wußte der Bischof durch Festigkeit zu beseitigen. Auch die Mehrzahl der Ordensritter wurde für die Reformation gewonnen, der zweite Bischof des Landes, Erhard von Queiß, Bischof von Pomesanien, folgte Polentz' Beispiel. Endlich aber glaubte der Papst einschreiten zu müssen; er ließ durch seinen Legaten den Hochmeister Albrecht, der noch immer in Deutschland war, auffordern, den Bischof zum Widerruf zu nöthigen und im Weigerungsfalle seines Amts zu entsetzen. Der Großmeister erläßt ein Schreiben an diesen, wie es dem Legaten recht war, aber an demselben Tage läßt er ein zweites geheimes Schreiben folgen, in dem er alles billigt, was Polentz gethan und seinen Schutz verheißt. Ebenso wenig Erfolg hatte ein bald darauf dem Hochmeister übersendetes päpstliches Breve wider den Bischof von Samland, und bald geschah der entscheidende Schritt, durch den die ganze Lage der preußischen Lande umgestaltet wurde.

Die Lage des Ordens war eine verzweifelte; vergebens bemühte sich der Hochmeister Hülfe wider Polen zu erlangen, der Orden selbst war tief verfallen, seine

Herrschaft [illegible] und sogar verachtet, sodaß längst die Ordensritter nicht mehr wagten, die Ordenskleidung zu tragen, allgemein war der Wunsch des Volks nach Frieden mit Polen und nach einem erblichen Fürsten, und auf den jetzigen Hochmeister waren die Blicke gerichtet. Die Verhältnisse drängten zur Entscheidung, ein Waffenstillstand mit Polen ging zu Ende, und es gab ein Mittel, den Krieg und die Unzufriedenheit des Volks auf einmal und zwar in einer Weise zu beendigen, daß alle dabei gewannen. Am 8. April 1525 wurde zwischen der Krone Polen, den Abgesandten der Ritter und denen der Landstände und Städte ein ewiger Frieden und Vertrag vollzogen, durch welchen das preußische Land dem Orden wegen seiner Treulosigkeit und Felonie auf ewige Zeiten abgesprochen, in ein erbliches Herzogthum verwandelt und dem Markgrafen Albrecht unter polnischer Lehnshoheit erblich verliehen wurde.

Die beiden Bischöfe von Samland und Pomesanien entsagten ihrer weltlichen Herrschaft, weil es einem Bischof nicht gezieme, so viel Herrlichkeit zu haben, und baten nur um eine standesgemäße Versorgung, wie sie auch die andern Ritter erhielten. Polentz bekam einige Güter theils zu lebenslänglicher Nutznießung, theils zu Lehn und zu seiner bischöflichen Würde noch das Amt des obersten Kanzlers. Nur wenige Ritter verweigerten den Huldigungseid und begaben sich nach Mergentheim in Franken, welches nun die Residenz des Hochmeisters wurde; die meisten aber waren der neuen Ordnung der Dinge froh und verheiratheten sich, wozu sich jetzt auch Polentz entschloß, der, als er seine Gemahlin im ersten Wochenbette verlor, sich darauf auch zum zweiten male vermählte. Mönche und Nonnen thaten das Gleiche. Nun erst sprach sich in einem Edicte vom 6. Juli 1525 auch der Herzog offen für die neue Lehre aus, und damit war das alte Ordensland für immer der alten Kirche verloren. Aber diese gab es nicht sogleich auf. Im Jahre 1530 ertheilte der Kaiser dem in Mergentheim residirenden neuen Großmeister des Deutschen Ordens die Belehnung mit Preußen und erließ an Albrecht den Befehl, die preußischen Lande dem Orden zurückzugeben. Sigismund's von Polen Schutz machte dies und auch die kaiserliche Achtserklärung, die Albrecht als Glied des Schmalkaldischen Bundes 1547 traf, wirkungslos. Polentz finden wir in seinem fernern Leben thätig in der Organisation der preußischen Kirche, in seinem höhern Alter aber zog er sich immer mehr von den Geschäften zurück; dennoch wurde er 1544 vom Herzog, der ihm bis an sein Ende Freundschaft bewahrte, mit der Oberaufsicht über die eben begründete Universität in Königsberg betraut. Er starb am 28. April 1550 und liegt im Dom zu Königsberg begraben.

Gustav Mosen.

Die politische und religiöse Tagespresse zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs.

Der Dreißigjährige Krieg. Eine Sammlung von historischen Gedichten und Prosadarstellungen herausgegeben von Julius Opel und Adolf Cohn. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1862. 8. 2 Thlr.

In der Vorrede zu dieser höchst schätzbaren Sammlung von Schriftstücken aus dem Dreißigjährigen Kriege ist gleich zu Anfang bemerkt, daß sich der erstgenannte der beiden Herausgeber mit der politischen und religiösen Tagespresse in Deutschland während der Zeit dieses traurigsten und verderblichsten aller Kriege bereits seit längerer Zeit beschäftigt habe, und es heißt dann weiter: „Die ungeheure Menge der hierher gehörigen Schriftstücke ist wol hauptsächlich der Grund, daß noch niemand diese dem Inhalt nach so wichtige populäre Literatur zusammengestellt und mit den betreffenden Ereignissen in Beziehung gebracht hat. Nur einem kleinen Theile derselben, den historischen Liedern und Gedichten aus dieser Zeit, ist es besser ergangen. E. Weller in Zürich hat schon 1855 einen Band derselben herausgegeben, und die Sammlungen von Wolff, Soltau, Körner, L. Bechstein, Scheible, Hildebrand, sowie einzelne periodische Zeitschriften enthalten ebenfalls manches hierher Gehörige. Trotzdem aber fand sich bei näherer Kenntnißnahme der Flugschriften aus jener Zeit noch so viel Neues oder wenig Bekanntes in gebundener Rede, daß der Wunsch berechtigt erschien, auch dieses zu sammeln und dem schon bekannten Material anzureihen. Erst als der andere der beiden Herausgeber den Gedanken zu dem seinigen machte, gedieh der Plan zur Ausführung: und so sind wir denn im Stande, die vorliegende Sammlung als eine Bereicherung des bisher bekannten Materials dem deutschen Publikum zu übergeben."

Daß die Herausgeber, wird weiter bemerkt, neben den Liedern und den Darstellungen in gebundener Rede auch der eigenthümlichen Art politischer Satire, welche schon damals in die Worte der Heiligen Schrift gekleidet wurde, Raum vergönnt und weiter drei in spruchartiger Prosa abgefaßte Stücke aufgenommen, werde man ihnen als eine Abweichung von ihrem Plane um so weniger allzu hoch anrechnen, als alle diese Stücke wenigstens der Form nach eigenthümlich seien und eins derselben dem Inhalte nach zu den werthvollsten Erzeugnissen unserer Literatur im 17. Jahrhundert gehöre. Die beiden Vorredner schließen ihr Vorwort mit der Bemerkung: „Wenn wir nun hiermit das erschütternde Trauerspiel des Dreißigjährigen Kriegs dem deutschen Volke im Spiegel dieser damaligen Tagesliteratur vorführen, so dürfte dies ein um so zeitgemäßeres Unternehmen sein, je mehr gerade jetzt wieder eine festere Gestaltung unserer vaterländischen Verhältnisse die Herzen aller guten Patrioten bewegt. Möchte denn das abschreckende Bild der innern Zerklüftung unsers Vaterlandes, welches wir in diesem Buche entrollen, auch dazu beitragen, das Streben nach einer dauernden Einigung der deutschen Staaten, wie sie schon damals Gustav Adolf's genialer Sinn ahnte, zu kräftigen und zu fördern!"

Die beiden Herausgeber scheinen überhaupt von der politischen Uneigennützigkeit und der guten deutschen Gesinnung des Schwedenkönigs eine sehr hohe Meinung zu haben. Daß es freilich zu Deutschlands größtem Vortheil hätte gereichen können, wenn dem König ein längeres Leben beschieden gewesen und es ihm gelungen wäre, sich zum Kaiser Deutschlands aufzuwerfen und es mit kräftiger Hand wahrhaft zu einigen, ist immerhin möglich. Zwar ein ausländischer Fürst, war er doch ein protestantischer, und eher läßt sich erwarten, daß im Laufe der Zeit das schwächere Schweden eine Dependenz von Deutschland geworden sein würde, als umgekehrt das geeinigte Deutschland eine Dependenz von Schweden.

Die vorliegende Sammlung, welche die Herausgeber in sieben Bücher getheilt und mit den nöthigen Einleitungen (jedem Buche geht eine solche voran), Anmerkungen und einem Wortverzeichniß versehen haben, ist in politischer wie culturhistorischer

Hinsicht wichtig. Man sieht daraus unter anderm, daß die sogenannte politische Poesie nicht erst von gestern stammt, daß die Deutschen immer gern gereimt und gesungen, aber auch immer gern gezankt und sich einer über des andern Unglück und Misgeschick gefreut haben. Die Lutheraner jubelten so gut wie die Katholiken über die Niederlage und den Sturz Friedrich's von der Pfalz, blos weil dieser dem Calvinismus anhing, und sangen Spottlieder auf ihn; die Protestanten hatten nichts als ihre Gewissensfreiheit im Kopfe, mochte darüber auch der Rest deutscher Einheit und Centralisation zu Grunde gehen u. s. w. Zuletzt erlosch auch die aus dem Religionshaß hervorgegangene Leidenschaft, man versank in gänzliche Stumpfheit und in jene „kalte, philisterhafte Objectivität, mit der man schon damals die Geschicke des ganzen Vaterlandes und die Politik der einheimischen und auswärtigen Fürsten, welche ihr freventliches Spiel mit der Nation trieben, zu betrachten anfing". Damit verstummen auch die politischen Lieder und Gedichte, welche zur Zeit des Böhmischen Kriegs so zahlreich und mannichfaltig erklungen waren. Dagegen mehren sich die Spottlieder auf die durch die habsburgische Kriegspolitik eingeschleppten Spanier, die man damals als die eigentlichen Verderber der einheimischen Sitte betrachtete wie später die Franzosen, auf die Nachahmer der fremden Sitte und Tracht, auf die Windbeutel, Stutzer und die „Allamode-Monsieurs". Indeß bedurfte das deutsche Volk der Zuchtruthe eines solchen Kriegs; es war schon vorher in Ueppigkeit, Schlemmerei, Trunksucht und abscheuliche Roheit versunken, und erst infolge der Trübsale, welche dieser Krieg über die Nation verhängte, lernte sie in sich gehen; wenigstens raffte sich der bessere Bestandtheil des Bürgerthums wieder zu häuslicher Zucht zusammen, suchte bei stiller Ergebung und Resignation in geistigen Besitzthümern Entschädigung für erlittene Einbußen und so bildeten sich im stillen, von den Großen und den fremden Nationen unbeachtet, ja wegen der philiströsen Hülle, in die sie sich verbargen, misachtet, jene Lebenskeime aus, die nur etwa 100 Jahre bedurften, um zu reifen und Deutschland in einen wahren Fruchthain weltbefruchtender Ideen zu verwandeln.

Wer nun die hier mitgetheilten historischen Gedichte vom rein ästhetischen, statt vom politischen und culturhistorischen Standpunkte lesen wollte, der würde freilich davon wenig Genuß haben. Die rein historischen Gedichte sind wol geeignet, wie Karl Goedeke zu den von ihm im ersten Bande seiner „Elf Bücher deutscher Dichtung" (S. 259 fg.) mitgetheilten historischen Gedichten aus derselben Periode bemerkt, „eine Ahnung von den Stimmungen zu geben, welche den einzelnen Dichter als Repräsentanten seiner Zeit und ihrer Parteien erfüllten", aber sie sind, wie derselbe mit gleichem Recht bemerkt, meist „trocken und unlebendig in ihrer Form und Denkungsart", bloße gereimte Relationen; die Spottgedichte aber sind meistens plump, ungeschlacht, geschmacklos, ohne Humor und feinere Wendungen des Witzes, und zeigen das deutsche Gemüth mehrentheils von einer höchst barbarischen Seite. Nur die Zerstörung Magdeburgs gibt diesem oder jenem Dichter gehobenere Worte des Schmerzes ein, wie dem Verfasser des „Trauerlieds über die klägliche Zerstörung der löblichen und uralten Stadt Magdeburg", wenn derselbe singt:

> Ihr Bürger aber all, ihr Männer und ihr Frauen,
> Ihr Kinder, Knäbelein, ihr Jüngling und Jungfrauen,
> Du kecke Kriegesschar, und du, o edler Held,
> Der du ihr warest gleich als Herzog fürgestellt,
> Glanz aller Tapferkeit und Sonne des Verstandes!
> Ruht, ruhet in der Asch hier eures Vaterlandes!
> Ja ruhet süß und sanft, kein Tod ist euer Tod,
> Ein Leben ist er euch, ein Leben auch in Gott,
> Ein Leben voller Ehr, ein Leben voller Leben
> Ihr überwunden habt; ihr werdet euch erheben
> Hoch über das Gestirn, es wird nach unsrer Zeit
> Auch werden euer Lob unsterblich ausgebreit!

Doch um wie vieles energischer schildert ein zeitgenössischer Dichter, Andreas Gryphius, den zerrütteten Zustand Deutschlands in dem Sonett „Thränen des Vaterlands":

> Die Thürme stehn in Glut, die Kirch' ist umgekehret,
> Das Rathhaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
> Die Jungfern sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun,
> Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.
> — — — — — — — — — — —
> Doch schweig' ich noch von dem, was ärger als der Tod,
> Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnoth,
> Daß auch der Seelen-Schatz so vielen abgezwungen.

Von bedeutenderm Werth als sämmtliche gereimte Stücke der Sammlung ist, sowol was die Gedanken, als den sprachlichen Ausdruck betrifft, die hier wieder mitgetheilte, 1621 gedruckte Schrift „Nova nova antiqua continuationis der neuen Zeitungen von unterschiedlichen Orten. Das ist: Die alte Wahrheit mit einem neuen Titul"; es ist dasjenige Stück der Sammlung, welches, wie in der Vorrede mit Recht bemerkt wird, „zu den werthvollsten Erzeugnissen unserer Literatur im 17. Jahrhundert" gehört. Die Herausgeber erwähnen in den Anmerkungen, daß Dahlmann diese von allen Literaturgeschichtschreibern übersehene Flugschrift, die in gewisse mit besondern Ueberschriften versehene Kapitel getheilt ist, in seiner „Quellenkunde deutscher Geschichte" (zweite Auflage) neben dem „Simplicissimus" aufgeführt und dabei bemerkt habe, daß schon Niebuhr „von den unzähligen fliegenden Blättern aus jener Zeit keins angezogen wie dieses". Nach Niebuhr dürfte „der vortreffliche Theobald, der Verfasser des Hussitenkriegs", diese Flugschrift verfaßt haben; nach den Untersuchungen unserer Herausgeber, die wir in vorliegendem Werke selbst nachzulesen bitten, dürfte der Ursprung der Schrift dagegen in Strasburg zu suchen sein. Wir möchten fast glauben, daß der Dichter des „Wallenstein" bei seinen Studien über den Dreißigjährigen Krieg auch auf diese Schrift gestoßen sei; denn es befinden sich in ihr Sentenzen, die Schiller vorgeschwebt zu haben scheinen oder die er nur in Jamben gefaßt hat, wie folgende: „Daß besser sei in die Hand des Herrn fallen, dann in die Hand der Menschen"; „Daß die Verrätherei daselbst sehr lieb, aber alle Verräther verhaßt seien"; „Daß niemand länger Fried haben könne als seine Nachbarn wollen" u. s. w. Die entsprechenden Sentenzen in „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" werden ohne Zweifel jedem Leser im Gedächtniß sein. Die Herausgeber sagen von dieser Schrift und der folgenden in gleichem Stile geschriebenen und 1627 gedruckten „Lustig und lesenswürdige Historien", in der Einleitung zu dem betreffenden Kapitel, „daß kein gleichzeitiges Literaturproduct von diesem geringen Umfange einen allseitigern Ueberblick über die religiösen, politischen und socialen Verhältnisse unsers Vaterlandes in jener unheilvollen Zeit gewährt. Möge denn diese kostbare Perlenschnur aus dem Schatze des deutschen Volkshumors dazu beitragen, uns den Lebensinhalt der damaligen bessern Männer vor die Seele zu führen!" Man wird es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir aus diesen zwei derart empfohlenen Druckschriften, die beide das Eigenthümliche haben, daß alle Sätze mit wenigen Ausnahmen mit einem „daß" anfangen, eine Anzahl von Sentenzen als Proben hier anführen: „Daß die Welt der Narren Käfig ist, und ich und du auch darin stecken. — Daß es mehr Wunderköpfe in der Welt gebe, als in keiner Stadt in ganz Frankreich. — Daß je Einer den Andern jage, und der Letzt verjagt sie alle. — Daß wenn es noch so übel stünde, ließe man doch das Wuchern und Finanzen, Schinden und Schaben, Lügen und Trügen nicht. — Daß Gott ein rechte wesentliche, natürliche Welt erschaffen, aber die Menschen aus ihrem Hirn ein andere von lauter Kunst, Opinionen und Einbildungen gemacht haben. — Daß der Brauch und die Gewohnheit so fern überhand genommen, daß die Wahrheit nun die größte neue Zeitung ist. — Daß Mann, Weib, Teufel sein drei gradus comparationis. — Daß der Teufel der best Hofmann seie. — Daß wo die Weiber regieren, da regier Niemand weniger dann sie. — Daß Herrendienst in einer Stund aus Narren witzige Leut mache. — Daß ein Hofmann gleich sei einem Rechenpfenning, der gilt bald viel bald wenig bald gar nichts. — Daß so bald zween wollen, so ist der dritt ihr Narr.

— Daß die Unterthanen gleich seien einem Esel, dem gilts gleich, wer auf ihm reitet. — Daß ins Gemein diejenigen Unterthanen, so am leidlichsten und billigsten gehalten werden, am unbilligsten, unleidsamsten und unwilligsten sein. — Daß der Lutheraner und Calvinisten Götzen sein ihr heimlicher Neid, Ehrgeiz, Stolz, Dünkel, Eigenlieb, Uneinigkeit und Zanksucht. — Daß wann Träum und Wünsch alle wahr wären, so wären wenig Nonnen mehr auf der Welt. — Daß Niemand auf sich selbst, sondern je Einer auf den Andern sieht. — Daß kein Mensch recht durchaus aufgemuntert werde, es sei dann durch Verfolgung. — Daß unser Leben ist wie ein Fußstapf in einem staubichten Weg. — Daß wann wir thäten, was wir sollten, so thät auch Gott, was wir wollten. — Daß Gewalt jetzt Recht, Recht kein Gewalt mehr hat. — Daß kleine Laster, wann sie in Schwang kommen, eben als schädlich sein, als ein klein Löchlein im Schiff, das man nicht sehen kann. — Daß das best Ansehen ist in sich selbst lugen. — Daß es besser ist in eim ganzen unverletzten Gewissen, dann in einer ganzen Haut schlafen. — Daß vieler Weiber Leben nichts anderst ist, als derjenigen Zustand, die da im Schlaf gehen und reden. — Daß der best Schlafgesell ist ein gut Bett ohn ein Schlafgesellen. — Daß ein Frau ein halb gebackener Mann sei. — Daß wer zuviel denkt, der thut gemeiniglich zu wenig. — Daß nein nicht nein sei auf eines Weibs Zung. — Daß mir ihrer Viel rathen, aber all in ihren Sack. — Daß mir Niemand nichts zu gefallen thut als um sein selbst willen. — Daß ein Freund besser sei als zehen Verwandten. — Daß mich ein Freund am meisten betrügen könne, weil ichs ihm am wenigsten zutraue. — Daß wer Jedermann will Recht thun, der muß Jedermann gefallen, wer Jedermann gefallen will, muß Jedermanns Knecht sein. — Daß es gut sei Union machen, besser dieselbige halten, das allerbest keiner bedörfen. — Daß kein Aenderung der Jahrzeiten ohne groß Gewitter, und kein Aenderung des Regiments ohne große Zerrüttung und Confusion vorgehe. — Daß wann Mancher seine Titul verlöre, behielte er gar nichts übrig. — Daß es besser sei von einem Mitbürger beraubt, als von einem Fremden gar verkauft werden. — Daß es besser sei einem Landsmann die Schuh putzen, dann einem Ausländer die Füß küssen. — Daß ein Herr ohne Land sei ein großer Titul ohne Buch. — Daß die Ausländischen von Anfang hero die Deutschen durch Deutschen zu vertilgen pflegen. — Daß die kleine Männlein aufkommen wie etwan die große Hosen. — Daß wann das Vaterland brennt, so hat ein Jeder Macht Feurio zu rufen. — Daß alle Menschen begieriger sein Krieg anzufangen als auszuführen. — Daß Viel vor die Religion streiten, aber doch alle ums Geld. — Daß Gott gemeinlich Tyrannei mit Rebellion strafe. — Daß Pergamen ein schlechte Mauer sei gegen einen Prinzen, der mache ein Loch dardurch, wann er wöll. — Daß was gewonnen ist durch der Deutschen Mannheit und Rapier, wär Schand verlieren durch Faulheit und Papier. — Daß im Elend herumziehen weit erbärmlicher sei als vor das Vaterland sterben, und vor dasselbe sterben viel edler sei als vor dasselbe leben. — Daß wer von Jedermann geförcht wird, muß sich vor Jedermann förchten. — Daß diejenige Länder am glückseligsten seien, darin entweder ein Philosophus regiert, oder ein Regent philosophiert. — Daß Mancher dräuet, der sich fürchtet. — Daß wann der Buchstaben zur Seligkeit allein hülfe, könnte Niemand die Bibel besser auswendig als der Teufel. — Daß der Teufel einem Christen Alles nachthun kann ausgenommen lieben und glauben. — Daß wann die bösen Engel in einen Menschen fahren können, so können es auch die gute Engel. — Daß die Religionsstreit leicht zu vertragen wären, wann nur die Leut zu vertragen wären. — Daß Mancher Gott in den Creaturen sucht, der ihn nicht im Himmel glaubet. — Daß das Kreuz und die Erfahrung weit anderst von der Sachen rede, als die bloße aufgeblasene Wissenschaft."

Von Frankreich wird in der erstern Druckschrift bemerkt, „daß man daselbst viel Wirth, aber wenig Freunde finde", von den Franzosen, „daß ihre Freundschaften sich mit ihrem Wein vergleichen, die lieblichsten halten sich am wenigsten"; die spanischen Hungerleider und Knauser, welche „auf anderer Leut Kosten tapfer zu zehren und auf sein eigen Kosten schmale Bissen zu essen" für die „allerbeste und gesundeste Diät" halten, werden damit verspottet, daß ihnen „ein Pomeranz, Rettig und ein Zahnstierer ein ritterlich Essen sei"; von Italien heißt es: „daß ein römische Wahrheit sei ein deutsche Lügen" und „daß die Religion daselbst gänz weltlich geworden"; den geldgierigen Schweizern wird vorgerückt: „daß man gemeiniglich emsiger ist fremdes Geld an sich zu bringen, als das seine zu behalten"; „daß man schier mit den alten Moribus der alten Freiheit vergisset", „daß wie die Mannheit ein Rempub. auf, also bringe sie der Geiz wieder ab", und „daß den Kronenfressern vor der alten Freiheit ekelt, gleichwie den Kindern Israel vor dem Manna in der Wüsten"; den Neutralitätspolitikern wird zugerufen: „daß wer es mit keiner unter zween Parteien hält, der wird endlich beiden zur Beut", und „daß welcher nur halb unsers Herr Gottes sein will, der ist gar des Teufels", und die Politik der Jesuiten wird äußerst treffend in folgenden Zügen charakterisirt: „daß man auch des Teufels Hülf zu einem guten End gebrauchen könne", „daß wenn man ein Land recht bethören will, muß man es an der Jugend mit ihm anfangen", „daß der Weltlichen Verhetzung wider einander der Geistlichen Acker und Pflug sei", und „daß der Teufel, die Jesuiten und Spanier mit einer Schlang sich vergleichen, wo die den Kopf durchbringt, da zeucht sie das ganze Corpus nach".

So folgen in diesen Schriftstücken die schlagendsten Wahrheiten und treffendsten Aussprüche aufeinander, und wenn der Verfasser, der leider so gut wie der Verfasser des berühmten Buchs „Eyn deutsch Theologia" ungenannt und unbekannt geblieben ist, mitunter auch alte Weisheit und Sprichwörtliches in stets charakteristischer Zusammenstellung verarbeitet, so gehört doch das meiste sicherlich ihm an, wie sich dies aus der genauen Bezugnahme der meisten Sentenzen auf die damaligen Zeitzustände ergibt. Jedenfalls wird man zugeben, daß der anonyme Verfasser ein Mann von ganz besonderer Welt- und Lebenskenntniß und ganz besonderm Geist und Scharfsinn gewesen sein müsse. Wenn sich unsere Literaturforscher nicht blos an die officiell gewordene, bereits in frühern Literaturgeschichten unter Dach und Fach gebrachte Literatur halten, sondern auch den verborgenen Literaturschätzen, namentlich denen des deutschen Volkshumors nachspüren wollten, so würden sie manchen nach ihren Darstellungen vollkommen öde und jämmerlich erscheinenden Perioden des deutschen Literatur- und Geisteslebens doch nicht bloße Armuths- und Bettelzeugnisse auszustellen nöthig haben. H. M.

Eine Leidensgeschichte Italiens.

Frei bis zur Adria. Leidensgeschichte Italiens unter österreichischer, päpstlicher und bourbonischer Herrschaft. Von Gustav Rasch. Zweiter Band. Venetien. Modena. Rom. Neapel. Sicilien. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 1 Thlr.

Gustav Rasch ist ein entschiedener Freund von Schauergeschichten. In dieser Beziehung schenkt er uns nichts von dem, was ihm durch Parteischriften, Gerüchte und Erfindungen gegen das Misregiment der Oesterreicher, des Papstes und des Königs Franz II. irgend bekannt geworden ist, und wir können ihn unsererseits als gewissenhaften Historiker nur verpflichten, nachdem er hiermit fertig geworden ist, nunmehr auch die Schauer- und Greuelscenen wahrheitsgetreu zu berichten, welche das piemontesische Regiment und Cialdini in den beglückten Provinzen Süditaliens zur Erbauung sympathetischer Seelen aufgeführt haben. Er wird hoffentlich dann finden, daß die Revolution nicht mit Glacéhandschuhen anzufassen ist und daß es gar leicht ist sanftmüthige Leser durch greuliche Geschichten zu empören, wenn man es mit der Wahrheit des Vortrags nicht eben genau nimmt. Er beruft sich auf Actenstücke, Proclamationen, Zeitungen u. dgl. m.; glaubt er aber, daß es an dergleichen Urkunden bei der Erzählung der piemontesischen Beglückungs-

geschichte Italiens etwa fehlt, so wollen wir ihm dieselben gern suppeditiren.

Der Herr Dr. juris utr. — denn ein solcher ist Rasch — ist, um gleich in medias res einzutreten, innerlich empört darüber, daß es im römischen Staate Gerichte gibt, die nicht ganz aus Juristen, sondern theilweise aus Geistlichen gebildet werden. Was würde er erst sagen, wenn er wüßte, daß in England, dem gepriesenen England, kein Gerichtshof besteht, der mehr als seinen Vorsitzenden aus dem Juristenstande nimmt? oder daß fast in der halben Welt dermalen zwölf Personen aus den ungelehrten Volksständen über Leben und Tod der Angeschuldigten entscheiden? Er ist empört, daß es in den päpstlichen Staaten noch immer zu keiner richtigen Codification gekommen ist, kein auf alles passendes Gesetzbuch besteht, ja, daß nach alten und neuen Gesetzen durcheinander Recht gesprochen wird. Was würde er erst sagen, wenn er wüßte, daß in England, dem gepriesenen England, ein Chaos von Gesetzen zum Rechtsprechen dient, das von Eduard dem Bekenner bis zur Königin Victoria herabreicht und daß sich die Engländer dabei doch so leiblich wohl befinden? Rasch ist empört darüber, daß der Herzog von Modena 80 politische Gefangene aus dem Lande mit sich nahm; was sagt er denn aber zu den 8000 politischen Verbrechern, die Cialdini aus Sicilien und Neapel in die piemontesischen Festungen abführen ließ! Der Leser sieht aus diesen wenigen Beispielen, was übler Wille und Unwissenheit vermögen, wenn sie zu einem gewissen Ziele angestrengt werden und zu welcher Art von Darstellung man eben gelangen kann, wenn man jede Auflehnung gegen die Obrigkeit für berechtigt, jeden Kampf gegen die Empörung aber von vornherein für unberechtigt erkennt. Wir haben längst zugegeben, daß in Rom und Neapel nicht alles so gewesen sei, wie es sein sollte, wo wäre denn das der Fall? Aber daß das Glück eines Volks in einem Codex besteht, das glauben wir dem Herrn Dr. juris utr. nun einmal nicht. Eins ist uns hierbei, wir gestehen es, ganz unbegreiflich, das nämlich, wie diese Männer des unbedingten Rechtsstaats überall und aller Orten, immer und immer jeden offenbarsten Rechtsbruch in Schutz nehmen mögen, handle es sich nun um die Beraubung eines Staats, eines Standes oder einer Person! Dies Räthsel kann wol selbst Oedipus nicht befriedigend erklären. Es ist eben das heutige Welträthsel.

Doch kehren wir vom großen zu unserm kleinen Rechtsfreund zurück! Also zuvörderst Oesterreich! Was von den Greueln des österreichischen Regiments in Italien zu sagen ist, glaubten wir in dem ersten Bande dieser vortrefflichen Schrift*) bereits erschöpfend genossen zu haben, wir täuschten uns und müssen den natürlich von der Regierung verschuldeten Verfall Venedigs noch besonders genießen. Daß der rührige Aufschwung Triests und der alle wahre Industrie, alle Thatkraft lähmende politische Parteigeist Venedigs an diesem Verfall der Stadt den allerwesentlichsten Antheil haben, davon weiß der Verfasser natürlich kein Wort; denn Parteischwindel ist ihm ja eben das Grundelement alles Volkswohls! Wie musterhaft unparteiisch der Verfasser seine Geschichte schreibt, ersehen wir daraus, daß er dem Herzog Franz von Modena zum Verbrechen anrechnet, wenn er schreibt: „Ich werde in keiner Weise nachgeben, ich werde mich mit allen Mitteln vertheidigen wie der Commandant einer Festung sich gegen den Feind vertheidigt", und daß er, in Parma in das Zimmer geführt, wo der Herzog einem wohlgezielten Dolchstoß sein Leben aushauchte, ausruft: „Mein Herz freute sich unsaglich!" Für einen Doctor juris utriusque doch jedenfalls eine etwas bedenkliche Aeußerung, wobei denn noch zu bemerken ist, daß der Verfasser es empörend findet, daß das modenesische Strafgesetz sogar Strafen für die Schmähung der Religion enthält. Doch die römischen Zustände sind denn freilich noch entsetzlicher als die in Oberitalien. Hier heißt es gleich zum Eingang: „Die Juden sind die Parias unter den unglücklichen Unterthanen des Papstes. Das Schreckliche in diesem Wort versteht nur der, der die Regierung des Statthalters Petri kennt!" Nun, wir können den Verfasser beruhigen; die Ghettobeschränkungen sind schon 1847 von Pius IX. aufgehoben worden und die Juden befanden sich in Rom so ziemlich wohl; sie sammelten Schätze, gerade so wie überall! Doch was sollte ein Mann nicht alles sehen, der ganz ernsthaft sagen kann: „Man weiß im übrigen Europa gar nicht, daß das mittelalterliche Institut der heiligen Inquisition noch heute in Rom existirt." Nun ja, mit demselben Recht könnte man sagen, daß die Carolina noch heute in Deutschland gilt, weil es noch Criminalgerichte gibt. Daß der Soldat des Papstes, Lamoricière, bei dem Verfasser schlecht wegkommt, versteht sich von selbst; es ist eben neu, daß dem commandirenden General zum Verbrechen angerechnet wird, wenn er das aufrührische Macerata in Belagerungszustand zu versetzen befiehlt. Nachdem diese dunkeln Nachtbilder durch die sentimentale Geschichte der Annita Garibaldi, der treuen Lebensgefährtin (auch Gattin?) Garibaldi's geschmackvoll unterbrochen worden sind, kommt der Autor zu seinem Hauptthema Neapel und König Bomba. Und hier ist er denn wirklich interessant. Seine Darstellung beginnt nämlich mit einem wahren Panegyrikus auf Ferdinand II. „König Ferdinand", heißt es hier, „war ein Mann von Geist, Energie, großer persönlicher Liebenswürdigkeit und großer Jovialität. Es sind Fälle vorgekommen, wo er erbitterte Feinde so bezauberte, daß sie als seine Freunde fortgingen. Der Arzt, der ihn in seiner letzten Krankheit behandelte, ein Republikaner und sein politischer Todfeind, liebte und beklagte ihn wie einen Bruder. Er war ferner ein Mann von großen geistigen Anlagen, bedeutendem Wissen, großem Organisationstalente und seltener Energie. Er ordnete die zerrütteten Finanzen, baute Schlösser, erschuf paradiesische Gärten, schuf eine Armee von 137000 Mann und eine Flotte von 149 Schiffen, und alles dies ohne das Land zu belasten. Er starb an der Schwindsucht, welche Mangel an Schonung zur galopirenden machte. Seine letzten Worte zu seinen Söhnen waren: «Bleibt einig, wo nicht, dann holt euch alle der Teufel!»" Man sollte nun glauben, einem so seltenen Manne, den nichts schreckte und der den Drohungen Englands und Frankreichs zusammen die völligste Ruhe entgegensetzte, sei doch einige Anerkennung zu zollen. Aber nein, weil er der Empörung nicht weichen wollte, war er „einer der furchtbarsten Tyrannen, die je auf einem Thron gesessen haben"! Und das auch heute noch, nachdem die Geschichte „Poerio" officiell für ein Märchen erklärt worden ist.

Man hat von ihm die beiden Worte: „Machen Sie aus Palermo einen Garten, wenn es sich nicht unterwirft", und „Die Verschwörer sind in meiner Hand, schicken Sie mir den Henker!" Beide Sätze, wenn sie richtig sind, zeugen allerdings wenig von Adel und Seelengröße und bekunden einen unbeugsamen Charakter; aber reicht denn das Recht der Empörung so weit, daß es auch Straflosigkeit in sich schließt? Auch dann, wenn, wie der Verfasser selbst zugestehen muß, Wohlstand, Ordnung und gute Justiz im Lande herrschen und nur die Polizei der Willkür bezüchtigt werden konnte? Schlimmer noch wie dem Vater ergeht es dem Sohne bei unserm Doctor. „Franz II.", sagt er, „ist in frühester Jugend geistig und körperlich grundsätzlich zerstört worden. Sein Leib ist siech und krank, während dem Geiste die Fähigkeit genommen ist, die Kraft des Denkens auf einen bestimmten Punkt zu richten." Köstlich! Und dieser unglückliche Jüngling war in Gaëta ein Held, der halb Europa in Staunen setzte! Doch wir wenden uns von dem jammervollen Bilde, das der Verfasser in größter Ausführlichkeit von dem jungen König entwirft, widerwillig ab, um mit noch größerer Entrüstung das lange Kapitel über die Anwendung der Folter in Neapel zu durchblicken und dabei zu bewundern, daß der Verfasser auch nicht einmal in seinem eigenen Referate irre wird, vielmehr ganz gemüthlich alle jene unglaublichen Geschichten wieder erzählt, welche Varenne und andere erhitzte Republikaner uns aufgetischt haben und welche selbst die Gefangenheit englischer Staatsmänner für unbeglaubigt hat erklären müssen.

*) Vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1861.

Was sollen wir weiter von diesem häßlichen Buche sagen, das zugleich in ungeordneter und durch Wiederholungen verwirrter Darstellung seinesgleichen sucht, als daß wir den Autor bedauern, Ruf, Effect und Gewinn durch so widerwärtige Arbeiten suchen zu müssen. Will er weiter auf Beachtung von unserer Seite rechnen, nun so möge er sich für seine politischen Leistungen einen sachlichen Standpunkt aufsuchen, der dem unbefangenen Historiker entsprechender ist als derjenige, den er hier eingenommen hat, und der mindestens die Absicht Haß und Schauder zu erregen, nicht so offen an der Stirn trägt wie dies Buch. 4.

Zur Charakteristik böhmischer Nationalschriftstellerei.

Geschichte des böhmischen Nationaltanzes. Culturstudie von Alfred Waldau. Prag, Gerzabek. 1861. Gr. 16. 24 Ngr.

Der Gedanke, Böhmens Sitten, Leben, Dichten und selbst sein Tanzen für deutsche Leser zu schildern, war keineswegs ohne Berechtigung. In vieler Beziehung, zu Gunsten wie zu Ungunsten der Böhmen, herrschen in Deutschland die verkehrtesten Begriffe über dieselben, und die Bedeutung der Redensart von den böhmischen Dörfern hat sich noch nicht verloren. In den zwanziger Jahren beschäftigte sich einmal die deutsche Gelehrtenwelt mit der neubelebten czechischen Poesie, namentlich mit den Liedern der Königinhofer Handschrift; aber bald verlor sich dies Interesse, da es doch für deutsches Culturwesen in nichts befruchtend sein konnte. Dann kamen die hübschen böhmischen Sittenschilderungen von Josef Rank und Uffo Horn, deren originale Stoffe am meisten zum Erfolg beitrugen und in deren Erzählungen sich wirklich böhmisches Leben abspiegelte. Auch einige volkswirthschaftliche Schriften von Theophil Pisling sind nicht zu übersehen; sie machten besonders die Industriezweige und das Volksleben im böhmischen Erzgebirge bekannter.

Alfred Waldau glaubte nun, es sei eine Nothwendigkeit oder von besonderstem Interesse, über Böhmen nach allen Seiten hin specielle Schilderungen für die Deutschen zu machen. Er publicirte in rascher Folge czechische Volkslieder, Schilderungen böhmischer Nationaltänze, böhmische Märchen, Studien über böhmische Naturdichter, altböhmische Minnepoesie, eine nochmalige „Geschichte des böhmischen Nationaltanzes"; und zugleich kündigt er an, daß er noch eine Geschichte von Böhmen, eine Geschichte der böhmischen Frauen, historische Volkslieder in Böhmen, Biographien, Sprüche und Räthsel der Böhmen publiciren werde. Das ist eine gewaltige Productivität, die sich von einem sehr magern Stoffe nährt. Wie schon aus den Titeln der Schriften ersichtlich, kann es dabei an Wiederholungen nicht fehlen und Variationen müssen die Originalität ersetzen. Wir wollen nicht leugnen, daß in alle diesen Schriften manches Interessante enthalten ist; der Verfasser schreibt unterhaltend, hat Geist und tüchtige Kenntnisse von der Sache, die er so mannichfach behandelt, wie ein Glasschleifer eine böhmische Granate. Indessen sehen wir die Berechtigung, die innere Nothwendigkeit zu diesen Publicationen nicht ein und die Variation des Stoffs benimmt ihnen den eigentlichen literarischen Werth. Die Originalität fehlt dem Verfasser; er weiß sehr geschickt zu compiliren, aber das, was Böhmen noch Eigenthümliches hat und was werth wäre, geschildert zu sehen, weiß er weder zu finden, noch auch, würde er es finden, zu beleuchten. Er will die Deutschen über Böhmen belehren, das ist sein Zweck. Aber er erzielt durch seine Schriften gerade das Gegentheil, denn er bringt den Deutschen noch mehr dunkle Begriffe über die jetzigen Bewohner des frühern czechischen Reichs bei und läßt sie in dem irrigen Glauben, es sei in Böhmen alles ganz anders wie sonstwo, während doch gerade die von Waldau national-poetisirten Dinge in Böhmen ziemlich so sind wie in Sachsen und Oesterreich und Kurhessen. Bieten sie wirklich Eigenthümlichkeiten dar, wie in der Poesie, so sind diese längst von den Deutschen gekannt und gewürdigt so weit, als sie das Interesse eines Volks überhaupt berühren. Die Kleinigkeiten und Details, welche Waldau noch herbeischleppt, ändern in dieser Hinsicht gar nichts. Das ist eben das Zeichen eines Mangels an großem nationalen Leben, wenn man, wie die czechischen Geister es thun, aus jeder nationalen Maus einen nationalen Elefanten machen will und eine Wuth entwickelt, um überall Spuren eigenthümlichen Volkslebens aufzuweisen. Wer die Verhältnisse kennt, der weiß solche nationalen Schwächen zu entschuldigen; aber wer sie nicht kennt, der bekommt die dümmsten Begriffe über ein Land oder ein Volk. Wozu also dergleichen Selbsttäuschungen, die zu gar nichts Positivem führen?

Wir könnten das Gesagte leicht belegen, wenn wir uns der Mühe unterziehen wollten, die verschiedenen Schriften Waldau's, deren feuilletonistischen Reiz wir recht gern anerkennen, zerlegen wollten. Der Raum gebietet uns, die Sache nicht weiter zu verfolgen. Aber wenn irgendwo, so zeigt sich an dem vorliegenden Buche: „Die Geschichte des böhmischen Nationaltanzes", das Krankhafte, Erzwungene, Unberechtigte der Waldau'schen Nationalschriftstellerei zum Zweck der Verballhornung deutscher Anschauungen. Nicht allein, daß der Verfasser ein Buch über böhmische Nationaltänze geschrieben hat; er schreibt noch eins über die Geschichte derselben, die natürlich fast alles wiederholt und citirt, was im ersten Buche steht. Und weshalb geschieht es? Um trotz aller Phrasen, die sich zum Ueberdruß wiederholen, zu beweisen, daß in Böhmen die nationalen Tänze ganz den Modecharakter anderer Nationaltänze hatten, daß die böhmischen Mädchen walzten, Menuetts und Françaisen tanzten, so schön wie die deutschen, oft auch so frivol, wie diese nicht. Der Tanz, wie er überall in den Gesellschaften Mode war, wurde auch, das beweist Waldau in seiner „Geschichte des böhmischen Nationaltanzes", in Böhmen ausgeführt, höchstens, daß die Polka ihren Ursprung hier gefunden. Denn solche „Nationaltänze", wie bei den alten Götterfesten oder wie der „Kalibardi" (Garibaldi) hat jedes deutsche Land und jedes Dorf aufzuweisen; darin liegt gar nichts Nationales. In dieser Beziehung brachte der von Baron Reinsberg-Düringsfeld herausgegebene „Festkalender aus Böhmen" viel gediegeneres und reichlicheres Material, während Waldau immer klagt, daß er nirgends Quellen finde, aus denen er Stoff zur Darstellung seiner „Geschichte des böhmischen Nationaltanzes" schöpfen könne. Das ganze Buch ist nichts anderes als eine feuilletonistisch gehaltene Skizze der Geschichte Böhmens mit ganz interessanten Streiflichtern auf die Culturzustände. Dazwischen quält sich der Verfasser ermüdend ab, nationalen Tänzen vergeblich nachzuspüren. Herr Dr. Ladislaw Rieger, der beredte Parteiführer der Czechen, hat gewiß für die Widmung dieses Werks dem neuen Nationalschriftsteller Böhmens seinen Dank pflichtschuldigst entboten. Aber da Rieger ein gescheidter Mann ist und noch dazu Intendant des jungen, flügge zu machenden böhmischen Nationaltheaters, dürfte er nach der Lectüre des Waldau'schen Buchs wol zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß, wenn die böhmische Oper und das böhmische Schauspiel nicht besser fundirt seien als das böhmische Ballet nach dieser Geschichte des böhmischen Nationaltanzes, es räthlicher wäre, wie bisher sich von den Deutschen vorspielen, vorsingen und vortanzen zu lassen. Die Geschichte ist ja doch ganz dieselbe. **Eduard Schmidt-Weißenfels.**

Novellistisches.

1. Der Prairieteufel. Roman aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppius. Berlin, Besser. 1861. Gr. 16. 16 Ngr.
2. Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube von A. von Winterfeld. II. Berlin, Behr. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Roman von Ruppius: „Der Prairieteufel" (Nr. 1), schließt sich den frühern Arbeiten des Verfassers würdig an; auch er ist ein Roman aus dem amerikanischen Leben, auch in

ihm spielt ein Deutscher die Hauptrolle. Was wir von Ruppius' Roman „Geld und Geist“ (vgl. Nr. 8 d. Bl. f. 1861) rühmen konnten, gilt auch vom „Prairieteufel“. Interessante Erfindung, spannende Erzählung, farbenreiche, lebensvolle Schilderungen, vor allem aber die wackere deutsche Gesinnung, das landsmannschaftliche Herz, sind stets in den Arbeiten von Otto Ruppius zu finden.

Man hat gerade dem „Prairieteufel“ vorgeworfen, daß er, als eine Nachahmung der Cooper'schen Romane, zu den überwundenen Standpunkten zähle, man hat das mit demselben Leichtsinn gethan, der von einer Ilias post Homerum mit Achselzucken spricht. Zugegeben, daß sogenannte Nachahmungen trefflicher Muster einen schweren Stand haben, so vermögen wir immer noch nicht einzusehen, warum dann gleich von vornherein das Damnatur ausgesprochen wird.

Schon lange liegt uns der in Rede stehende Roman vor und leider waren wir bisher immer durch Krankheit behindert, an die Besprechung zu gehen. Wol aber lasen wir in dieser Zeit manche andere Recension darüber und können über die etwas hochmüthige Manier, mit welcher man den „Prairieteufel“ abzufertigen sucht, unmöglich ein Lächeln unterdrücken. Auf die frühern Romane des Verfassers: „Der Pedlar“, „Das Vermächtniß des Pedlars“, „Geld und Geist“, kam man mit einer gewissen Genugthuung zurück, bedauerte, daß Ruppius zu cooperisiren anfange, warnte den Verfasser und wie die kritischen Manöver sonst alle heißen mögen. Man hat wahrscheinlich geglaubt, daß es gegen die Ehre des Recensententhums sei, denselben Verfasser immer lobend anzuerkennen, man müsse fein abwechseln mit Lob und Tadel, wie ja Tag und Nacht, Glück und Unglück auch abwechseln.

Wir aber nehmen keinen Anstand, unsere oben ausgesprochene Anerkennung aufrecht zu halten. Es ist ein amerikanischer Roman, ein Roman der Prairie, den Ruppius geschrieben; Indianerkämpfe, Entführungen u. s. w. kommen da heute noch vor, und Ruppius kann nichts dafür, daß sie auch zu Cooper's Zeiten vorgekommen und von letzterm beschrieben worden sind.

Der „Prairieteufel“ ist nach den „Gesetzen des Lebens und der Dichtkunst“ erfunden und ausgeführt; wir sagen dem Verfasser Dank für seine Arbeit und fordern den Leser auf, sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob unser Urtheil über den lesenswerthen Roman ein berechtigtes ist.

Schließlich noch einige Worte über die zweite Serie der Winterfeld'schen „Humoristischen Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube“ (Nr. 2). Das Büchlein enthält drei Geschichten: „Herr von Ströwing“, „Eine gemischte Ehe“, „Der Mayadar“. Die drei Erzählungen sind wieder allerliebst erfunden und bestätigen, was wir in unserer frühern Besprechung (vgl. Nr. 41 f. 1861) gelegenheitlich der Parallele zwischen den beiden Militär-Humoristen Winterfeld und Graf Grabowski sagten. Es muß etwas Komisches um den Soldatenstand sein, da trotz der Legion heiterer Soldatenliteratur immer neue und beachtenswerthe Erscheinungen zu Tage treten, immer neue theils barocke, theils gemüthliche Charaktere gezeichnet werden, die dabei das unbestreitbare Verdienst haben, genau und getreu nach dem Leben gezeichnet zu sein.

Am besten wollte uns die zweite Geschichte, „Eine gemischte Ehe“, gefallen, als Genrebild ein kleines Meisterwerk, ein Cabinetstück, was Colorit und Zeichnung betrifft. Die alte Geschichte, daß ein Liebhaber in den Schrank gesteckt wird und durch sein gesundes Niesen sich verräth, ist von den komischen Situationen die komischste und hier auf eine so liebenswürdige Manier reproducirt, daß wir momentan das Buch aus der Hand legen mußten: das Lachen zwang uns dazu.

Sei auch dieses Büchlein unsern Lesern freundlich empfohlen. Wir haben in unserm heutigen Aufsatze viel berechtigtes Lob auszusprechen gehabt und wünschten wol, daß uns das immer beschieden sein möge.

Heinrich Mahler.

Notizen.

Aus den nordamerikanischen Südstaaten.

Ein Engländer, der sich darüber ärgerte, daß die englischen Blätter ihre Berichte über die Vorgänge auf dem nordamerikanischen Kriegstheater fast ausschließlich nur aus den unionistischen Zeitungen zu schöpfen pflegen, beschloß, an Ort und Stelle nachzusehen, wie es denn eigentlich in den Südstaaten stände, schob sich durch die Vorposten durch und gelangte bis Charleston, von wo er wieder nach Neuyork zurückkehrte, um sich aufs neue über die Illusionen, die irrigen Ansichten und den Hochmuth der Yankees zu ärgern. Er hat seinen Spaziergang in „Blackwood's Magazine“ unter dem Titel „A month with the rebels“ geschildert, und kann nicht genug Rühmens machen von der einmüthigen Begeisterung und der Entschlossenheit, von welcher sich die Bevölkerung der Südstaaten erfüllt zeige; die conföderalistische Armee zähle nicht nur Pflanzer, Advocaten, Kaufleute u. s. w., sondern selbst Geistliche in ihren Reihen, und die Weiber aller Klassen zeigten sich von demselben kriegerischen Geiste beseelt. „Alle schwächern Gefühle, die ihrem Geschlechte eigen seien“, bemerkt er, „scheinen bei ihnen unterdrückt oder verbannt, und die Ueberzeugung, daß jede ein Opfer für eine heilige Sache zu bringen habe, war auf jedem Antlitz ausgeprägt.“ Namentlich zeigte man sich beflissen, dem Briten die seit Jahren von der Gegenseite begangenen Fehler herausfordernden Hochmuths vorzurechnen, durch die wol schwerlich ohne Mitwirkung europäischer Intriguen, wie wir glauben, Unabhängigkeitserklärung und Krieg den Südstaaten aufgedrungen worden seien. Von Interesse ist namentlich auch die Schilderung der Generale Johnston, Gustavus Smith und Beauregard. Von letzterm sagt er, er sähe zwei oder drei Jahre jünger aus als der Oberbefehlshaber Johnston, und trage in seinem Antlitz starke Spuren französischer Abstammung, obschon er im allgemeinen wie ein louisianischer Gentleman aussähe; er sei klein, beweglich und muskulös, und mache den Eindruck eines Mannes, welcher fähig sei, „much hard work“ zu thun und große Beschwerden zu ertragen. Johnston zeige in seinem Auftreten jene feste Entschlossenheit, die ihn immer ausgezeichnet habe; General Smith, größer als die beiden andern, breitschulterig und zur Wohlbeleibtheit geneigt, habe ein so ehrliches und aufrichtiges Gesicht, wie man nur eins sehen könne u. s. w. Der Brite besuchte auch das Schlachtfeld von Manassas (Bulls Run) und fand hier ein Denkmal aufgerichtet zu Ehren des Generals Barton, auf demselben Platze, wo er fiel. Die letzten Worte, die er sprach: „They 've killed me, boys; but don't give up the fight“, sind dem einem einfachen Meilenzeiger gleichenden Pfeiler eingegraben. Die Sklaven will er auf den Pflanzungen, die er besuchte, wohlgekleidet, wohlgenährt und ganz zufrieden („happy and cheerful“) gefunden haben; viele hätten 600 oder 700 Dollars erspart und in den Banken angelegt und besäßen goldene Uhren, ein Besitz, um welchen sehr viele freie Männer in Europa sie zu beneiden haben. Nach dieser Darstellung würde es mit dem Plane, die Schwarzen zum Aufstand zu verleiten, freilich sehr übel aussehen; denn bekanntlich fordern namentlich die deutschen Radicalen, welche überhaupt den Gewaltmitteln, wie sie die Reaction anzuwenden liebt, vor allen übrigen den Vorzug geben und dadurch auch meist den Zwecken der Reaction und des militärischen Despotismus tüchtig in die Hände arbeiten, daß man die Sklaven gegen die Weißen bewaffne, was natürlich einer Massenniedermetzelung der letztern gleichkommen würde, einer Ausrottung von so und so viel Zehntausenden und Hunderttausenden von Menschen, Männern, Weibern und Kindern, namens der Menschlichkeit! Vor einem so monströsen Gedanken schrecken selbst die energischsten Staatsmänner Nordamerikas zurück, weil sie die möglichen haarsträubenden Folgen bedenken und die Verantwortung dafür nicht übernehmen mögen; aber die Theorie eines gemüthvollen deutschen Radicalen scheut bekanntlich vor dem Ungeheuersten nicht zurück, solange er nur ruhig in seinem Redactionszimmer sitzen und in Strömen zwar nicht Blut aber

Tinte vergießen kann. Wenn es übrigens wahr ist, was berichtet wird, daß an dem Brande, welcher Charleston in Asche legte, auch die Schwarzen mitgeschürt haben, so hätte man hieran ein Vorspiel des Kommenden. Unser Brite, um auf diesen wieder zurückzukommen, schließt seinen Bericht mit den Worten: „Auf unsern Inseln beten natürlich wir alle für allgemeine Emancipation, für die wir ja ungeheure Summen geopfert haben. Aber doch können wir nicht umhin, mit einem für seine Unabhängigkeit kämpfenden Volke von 10 Millionen zu sympathisiren, indem wir glauben, daß die Lage der Schwarzen nicht lange so bleiben kann wie sie ist, sondern daß, wenn der völkerrechtliche Verkehr mit der Conföderation hergestellt und diese in die Familie der Nationen zugelassen sein wird, der stets der Freiheit so günstige Handel allmählich aber sicher Resultate zur Folge haben wird, welche humanerer Art sein werden als diejenigen, welche die aufrichtigsten Abolitionisten nur immer erwarten können." Im übrigen sollte man nie vergessen, daß, jemehr ein Staatskörper, und nun gar ein republikanischer, über Verhältniß räumlich anschwillt, die innern Verbände auch naturgemäß um so lockerer und Ausscheidungen der mehr gleichartigen Theile vielleicht zur Nothwendigkeit werden.

Der englisch-französische Schauspieler Fechter.

Der französische Schauspieler Fechter macht durch seine Gastdarstellungen in London so gewaltiges Aufsehen, daß es wol nicht unangemessen ist, seiner auch in d. Bl. mit einigen Worten zu gedenken, zumal er durch seine Abstammung uns Deutschen angehört. Er ist nämlich der Sohn eines deutschen Vaters, aber in London geboren und, wie es scheint in Paris erzogen, sodaß eigentlich drei Nationen an ihm ein Anrecht haben. Er hat in London den Hamlet nicht weniger als siebzigmal hintereinander gespielt, was ihm nachzuthun wol kein deutscher Hamlet in den Fall kommen wird. Auch ist in England seit Kean über keinen Schauspieler so viel geschrieben worden als über Fechter, und das „Athenaeum" verstieg sich sogar zu der Phrase: „Fechter spielt nicht den Hamlet, sondern ist Hamlet selbst." Sollte die Theaterphrase nun auch in England herrschend werden? Wir würden dies aufrichtig bedauern und ein bedenkliches Symptom darin erblicken. Ueberhaupt bezeichnet es wol immer den beginnenden oder weit vorgeschrittenen Verfall der dramatischen Poesie als solcher, wenn die Discussion sich von ihr abwendet und sich mehr mit den Darstellern als mit den Stücken und ihren Dichtern zu thun macht. Auch „Blackwood's Magazine" bringt in seiner neuesten Lieferung über Fechter einen sehr ausführlichen Artikel. Der Verfasser, sicherlich ein alter Theaterliebhaber, findet, daß Fechter als Hamlet der Verkörperung der von Goethe im „Wilhelm Meister" aufgestellten Idee, daß auf Hamlet's Seele eine Last liege, die ihm zu tragen zu schwer sei, am nächsten komme. Dagegen erklärt sich der Verfasser des Aufsatzes mit Fechter's Darstellung des Othello nicht einverstanden. „Nach meiner Ansicht", sagt er, „ist Fechter's Hamlet einer der allerbesten, und sein Othello einer der allerschlechtesten, die ich sah, und ich habe alle guten und viele von den schlechten Schauspielern von Kean bis jetzt gesehen. Als ich das Theater nach dem «Hamlet» verließ, fühlte ich erst recht, welch ein großes Stück es sei, trotz all seinen Fehlern, und sie sind stark und zahlreich. Als ich das Theater nach dem «Othello» verließ, kam es mir vor, als sei meine alte Bewunderung für dieses höchste Meisterstück der Kunst eine Uebertreibung" u. s. w. Kurz er räth Fechter als sein „sincere admirer", nicht auf seine Schmeichler zu hören und solche hochtragische Partien wie Othello nicht mehr zu spielen, wenn er nicht die von ihm so rasch eroberte hohe Stellung wieder verlieren wolle. Er tadelt unter anderm, daß Fechter Kunstmittel anwende, die wol auf der Porte St.-Martin oder dem Théâtre des Variétés erlaubt sein möchten, die aber nicht auf die Darstellung Shakspeare'scher Charaktere anwendbar seien; er rügt, daß Fechter zu viel Gesticulationsluxus aufwende und zu sehr die einzelnen Details ausmale und hervorhebe, statt die Aufmerksamkeit auf die allgemeine Wirkung zu concentriren; auch findet er, daß Fechter das Englische mit französischem Accent ausspreche, was doch, wenn er wirklich in London geboren sei, unverzeihlich sein würde. Hiernach zu urtheilen wäre Fechter eine Art Dawison; denn auch dieser hat in seiner Manier etwas Französisch-Pointirtes; auch Dawison liebt die Details auf Kosten des Gesammtcharakters zu genreartig auszumalen, und in der Aussprache des Deutschen verräth er ebenso gut den slawischen Accent, wie Fechter in der Aussprache des Englischen den französischen.

H. M.

Bibliographie.

Album der Handwerker-Vereine. Herausgegeben von W. Petsch. 1stes Heft. Berlin, Bath. 8. 8 Ngr.

Bandorf, G., Die unausbleibliche Wiederkehr einer Erdrevolution. Offenes Sendschreiben an Physiker, Geologen und Astronomen ꝛc. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Ngr.

Cassel, P., Weihnachten, Ursprünge, Bräuche und Aberglauben. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und des deutschen Volkes. Berlin, Rauh. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grüne Blätter. Aus dem Englischen des „Green leaves" übersetzt. Nach der 6ten Auflage des Originals. Bremen, Setzer. 16. 7½ Ngr.

Ladendorf, A., Sechs Jahre Gefangenschaft unter den Folgen des Staatsstreichs und der Kampf um's Recht in der „neuen Aera". Ein Beitrag zur geschichtlichen Charakteristik der Reaction und deren Handlanger. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Männer vom Leder. Socialer Roman in sechs Bänden. Vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie." — „Die Leute der Amtsstube ꝛc." Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 5 Thlr.

Mühlfeld, J., Cyanen. Gedichte in bunter Reihe. 2te vermehrte Auflage. Anclam, Dietze. 16. 20 Ngr.

— — Ein Weg zum Throne. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Hofnovelle. Anclam, Dietze. Br. 8. 24 Ngr.

Allerhand Dart för Jedermann, dei plattdütsch kann. Irnsthaft un lustig Stückschen von F. K. Anclam, Dietze. 1861. 16. 7½ Ngr.

Ruperti, F. und A. Laun, Fremde Dichtungen im deutschen Gewande. Bremen, Heyse. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scholl, C., Die Brüder. Eine Alpen-Scene. Mannheim, Löffler. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Religion und Theater im Geiste Schillers. Zwei Vorträge bei der diesjährigen Schillerfeier der freireligiösen Gemeinde zu Mannheim. Mannheim, Löffler. 1861. 8. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Die bleiche Gräfin. Ein Roman aus der Gesellschaft. Zwei Bände. Berlin, Verlags-Comptoir. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Andlaw, H. v., Offenes Sendschreiben über politische und religiöse Freiheit an den Grafen Theodor von Scherer. Freiburg im Br., Herder. 1861. Gr. 8. 2 Ngr.

Rosen, L., Das große Examen das ist wahrhaftige und abentheuerliche Historie, wie man in der Königlichen Residenz Berlin einige Candidatos zum dritten Male examinando geprüfet und torquiret hat ꝛc. Herausgegeben von E. von Rüdiger. Berlin. 8. 5 Ngr.

Tholuck, A., Zuschrift an Herrn Pfarrer Hirzel auf dessen „Gruß in die Ferne". Winterthur, Steiner. 1861. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Neue italienische Lehrbücher
zum Gebrauche für Deutsche und Franzosen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wild, H., Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen. 8. 16 Ngr.

——, Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue italienne. 8. 16 Ngr.

Diese beiden Lehrbücher sind nach einem gleichmässig durchgearbeiteten Plane verfasst und gewähren in ihrer genau gegliederten Anordnung treffliche Hülfsmittel zur leichten und schnellen Erlernung der italienischen Sprache. Ausser der zweckmässigen Zusammenstellung der die Basis der Sprache bildenden etymologischen und syntaktischen Regeln empfehlen sich diese Lehrbücher noch besonders für den praktischen Gebrauch durch die gleichzeitig gebotene mannichfache Anleitung zum Lesen und Uebersetzen in beide Sprachen, wodurch die Anwendung jedes weitern Lese- und Vocabelbuchs für das Anfangsstudium ganz entbehrlich gemacht wird. Die günstige Aufnahme, welche beide Werke in Deutschland wie in Frankreich sogleich nach ihrem Erscheinen fanden, empfiehlt dieselben der allgemeinsten Beachtung.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von **Eduard Trewendt in Breslau** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Herz und Welt.
Roman in drei Bänden
von
Gustav vom See.
(G. v. Struensee.)

Octav. 64 Bogen. Eleg. broschirt. Preis $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Gustav vom See, unstreitig einer der beliebtesten Romandichter der Gegenwart, schildert in diesem neuen Werke, wie der Titel andeutet, in der Geschichte zweier junger Männer und zweier junger Mädchen den Conflict der Neigungen des Herzens mit den äußern Verhältnissen des Lebens. — Des Verfassers leichte und anmuthige Form zu erzählen, wie auf den Fortgang der Handlung zu spannen, bewährt sich auch in diesem interessanten Romane, der sich sowie seine Vorgänger gewiß eines großen Leserkreises erfreuen wird.

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Vor fünfzig Jahren. Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.

Zwei gnädige Frauen. Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Erzählungen eines alten Herrn. 8. Eleg. brosch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek classischer Schriften des Auslandes
in gediegenen deutschen Uebersetzungen.
Wohlfeile Ausgabe in Bändchen zu 10 Ngr.

Unter vorstehendem Gesammttitel veröffentlicht die Verlagshandlung eine Bibliothek der ausgezeichnetsten Erscheinungen der Literatur des Auslandes in gediegenen deutschen Uebersetzungen zu dem außerordentlich billigen Preise von 10 Ngr. für das Bändchen.

Die Bibliothek umfaßt 157 Bändchen in folgenden Rubriken: italienische, spanische, portugiesische, französische, englische, schwedische, dänische, orientalische, slawische und ungarische Literatur. Die Verfasser der Werke sind:

Dante, Foscolo, Leopardi, Machiavelli, Manzoni, Meli, Petrarca, Rosini, Tasso, Tassoni. — Calderon de la Barca, Cervantes Saavedra, Quevedo Villegas, Rojas. — Camoens, Gomes, Herculano. — Cazotte, Delavigne, Lesage, Prevost d'Exiles, Staël, Sue, Töpffer, Voltaire. — Allston, Banim, Fielding, Goldsmith, Jerrold. — Bremer, Gustav III. (König von Schweden), Palmblad, Sjöberg. — Hauch, Holberg, Oehlenschläger. — Dschami, Sadi, Somadeva. — Czaykowski, Mickiewicz, Petöfi.

Ein Prospect mit Angabe der in der Bibliothek enthaltenen Schriften ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Jedes Bändchen wird auch einzeln geliefert, auf sechs Bändchen ein siebentes gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

Der Central-Anzeiger für Freunde der Literatur will für das größere bücherkaufende Publikum die Kenntniß der neuen Erscheinungen der deutschen Literatur vermitteln. Er bietet zu diesem Zweck neben kürzern literarischen Notizen ein systematisch geordnetes bibliographisches Verzeichniß sämmtlicher Neuigkeiten des deutschen Buchhandels, und außerdem eine objectiv gehaltene, sachlich erläuternde Uebersicht der wichtigern neuen Erscheinungen. Das Blatt macht es jedem Bücherfreunde leicht, sich auf den ihn interessirenden Gebieten zu orientiren und im steten Zusammenhange mit der Literaturentwickelung selbst zu bleiben.

Am 15. und 30. jeden Monats erscheint eine Nummer von $1-1\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt nur 5 Ngr. für das Quartal.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.
Neue Ausgabe in 20 Bändchen à 10 Neugroschen.

Erschienen sind:

I. **Das Urbild des Tartüffe.** Zweite Auflage.
II. **Zopf und Schwert.** Fünfte Auflage.
III. **Werner oder Herz und Welt.** Vierte Auflage.
IV. **Der Königslentenant.** Zweite Auflage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 6. Februar 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von Karl Simmer. — Die heiligen Stätten. — Zur biographischen Literatur. Von Thaddäus Lau. (Beschluß.) — „Silas Marner" von George Eliot. — Klopstock in Frankreich und Deutschland. — Neue Romane. Von Friedrich Voigts. — Notizen. (Lyrische Gaben für Schleswig-Holstein; Die Farben „schwarz, roth, gelb" als Farben der Teufel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man kann gegen das regungsvolle, ja in einigen Beziehungen sogar hastige Treiben auf den weiten Feldern der Literatur und Kunst in unserer Zeit einen doppelten Vorwurf erheben: den Schaffenden kann man vorwerfen, daß sie ihre Kräfte nicht nur vielfach zersplittern, sondern auch das alte ehrwürdige und wahrhaftig nicht unerprobte „nonum prematur in annum" ganz beiseite schieben; die Lesenden dagegen klagen nicht, ohne sich selbst damit einen Vorwurf zu machen, daß sie ihre Zeit außerordentlich zu zersplittern genöthigt wären durch die große Aufmerksamkeit, welche sie den unzählbaren Organen zu widmen hätten, die das geistige Leben der Gegenwart, gleichsam die Pulsschläge desselben beurkunden wollen. Und dennoch muß man beiden aus Gründen unrecht geben, die für durchschlagend erachtet werden dürfen. Die Volkskreise, die aus Verlangen nach Unterricht und Belehrung ihre Blicke auf die Wissenschaft richten, sind immer zahlreicher geworden; das praktische Leben, rastlos, fast fieberhaft thätig, erwartet Anweisung oder auch Lösung manches Problematischen von wissenschaftlicher Forschung. Wollte nun die Wissenschaft dem Verlangen jener Kreise Genüge leisten oder ihren als Nothwendigkeit erkannten, mit dem praktischen Leben zu schließenden Bund befestigen, so bedurfte sie ebenso rasch als allgemein vernehmbarer und verständlicher Organe, Zeitungen, Zeitschriften und periodische Schriftwerke genannt; sie sind die Telegraphen des geistigen Lebens, und bilden ebenso nothwendig einen Theil des Organismus der geistigen Jetztzeit als die Drähte des Elektromagnetismus.

In die Reihe jener Organe gehört unbestreitbar auch das „Historische Taschenbuch", das nahezu einem ganzen Menschenalter treffliche Dienste auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft geleistet hat. Der uns vorliegende neueste Jahrgang, der zweiunddreißigste der ganzen Reihe, bietet seinen Lesern folgende vier Abhandlungen:

1. Deutschlands Schriftstellerinnen bis vor hundert Jahren. Von Talvj.
2. Daniel Manin, als Führer des moralischen Widerstandes, gegen Metternich, als Lenker der venetianischen Revolution und Dictator während der Belagerung, und als Stifter des italienischen Nationalvereins. Von Hermann Reuchlin.
3. Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römerinnen im Alterthum. Von Heinrich Asmus.
4. Deutsches Nationalbewußtsein und Stammesgefühl im Mittelalter. Von Heinrich Rückert.

Die Verfasserin der Abhandlung: „Deutschlands Schriftstellerinnen bis vor hundert Jahren" (Nr. 1), der wir schon öfters auch in diesem Taschenbuche auf unserm wissenschaftlichen Lebenswege begegnet sind, hat ihrem Geschlechte ein ebenso ehrenvolles als interessantes Denkmal gesetzt. Ehrenvoll ist es: sie hat mehr als eine Persönlichkeit ihres Geschlechts vor der Welt zu Ehren gebracht und den Beweis geliefert, daß auch der Geist des Weibes eine Leuchte für die Menschheit zu sein vermöge; interessant ist es: sie hat Gruppen und Leistungen weiblicher Individualitäten zusammengestellt, wie man sie gar selten auf dem Gebiete der Entwickelung des geistigen Lebens der Völker zu beobachten Gelegenheit hat. Unerwähnt darf auch nicht bleiben, daß die verehrte Verfasserin, obschon den Werth und die Bedeutung ihres Geschlechts wahrend, doch weit von einer Ueberhebung entfernt ist, welche dem Manne seine Superiorität streitig zu machen den Muth oder vielmehr die Keckheit hat. Gerade um dieser Bescheidenheit willen — die Verfasserin dürfte sich in der That auf ihr Wissen etwas zugute thun — folgt man ihrer ganzen Darstellung, abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe, mit um so größerm Vergnügen. Nach dieser Erklärung wird es uns die gelehrte Dame gewiß nicht für Mangel an Galanterie

auszulegen geneigt sein, wenn wir uns zuvörderst die eine und andere Bemerkung erlauben.

Das Mittelalter *), dessen Erscheinungen viel schwerer zu verstehen und völlig klar darzustellen sind als die des Alterthums, theils weil die Verbindung des Christenthums mit dem deutschen Wesen einen gewissen geheimnißvollen oder mystischen Zug in dem Ganzen des mittelalterlichen Lebens erzeugt hat, theils weil der Umkreis der Begebenheiten viel größer ist und sie selbst viel verwickelter sind, bietet in merkwürdiger Weise die schroffsten Gegensätze dar; und sie haben auch Urtheile über das Mittelalter zu Tage gefördert, die in gleicher Schroffheit sich entgegenstehen. Das Mittelalter, lautet das eine Urtheil, war die Zeit der tiefsten Erniedrigung der Menschheit, in welcher die ärgste Roheit und die scheußlichste Barbarei herrschte. Im Staate, in der Grundlage und Bedingung aller Bildung, bewegt sich nur eine lockere, gestaltlose Menschenmasse, bestehend aus einem übermüthigen, verwilderten Herrenthum und einer jammervollen Knechtschaft ohne Ordnung, ohne Recht und keine andere Sicherheit gewährend als durch die Faust oder durch das Priesterkleid. Die Religion, ihrer ursprünglichen Einfachheit und Reinheit beraubt, war zur Dienerin der Kirche herabgewürdigt; die Kirche war eine in arglistiges Pfaffenthum entartete Priesterschaft, die mit dem sinnlosesten Aberglauben die Geister umstrickte und mit zeitlichen und ewigen Strafen die Seelen ängstigte, auf daß keiner es wage, sich gegen ihren Stolz aufzulehnen oder ihre Laster zu entlarven, während die Klöster nur eine schmuzige und jammervolle Zugabe dieser Kirche waren. Die Wissenschaften lagen in einem tiefen Schlafe; die schönen Künste waren in großer Geschmacklosigkeit untergegangen zugleich mit der alten Regsamkeit und Feinheit der Gewerbe; der Ackerbau konnte die wenigen Menschen selten ausdauernd nähren, welche in den verödeten Ländern Europas erzeugt wurden. Das gesellige Leben endlich war ein widerliches Gemisch von roher Pracht und schmuziger Armuth, von arger Völlerei, welche für Genuß galt, und von ängstlicher Zucht, die man für Tugend hielt.

Wol rechtfertigen einzelne Erscheinungen und Vorkommnisse diese harte Aussage über das Mittelalter, aber das wahre Wesen desselben wird von einem solchen Urtheile nicht getroffen. Denn das Mittelalter war eine Zeit gesunder Kräfte und wahrhaft menschlicher Bestrebungen, in welcher alle Verhältnisse naturgemäß in freiester Entfaltung gestaltet waren. Im Staate galt ein jeder nach seinem Werthe; der Mann erhielt den Preis seiner Thaten und folgte seinem eigenen Willen, wenn der gemeine Wille von demselben abwich, um die Ehre zu retten, für welche er lebte. Die Verschiedenheit der Stände ging aus der naturgemäßen Entwickelung hervor und brachte Mannichfaltigkeit in das Leben und in die Bildung; der Stolz der Stände zeugte von dem Gefühle ihres Werths und trieb sie gegeneinander und dadurch zugleich vorwärts in der Uebung ihrer Kräfte; Unterdrückung kam nur über den, der sie verdiente durch Geistlosigkeit, Trägheit oder Schwäche. Das Christenthum feierte seinen Sieg, erfüllte die Seelen der Menschen mit himmlischer Seligkeit und machte sie gleichzeitig zu Helden und zu Duldern, fähig jeglicher That und jeder Ertragung. Die wissenschaftlichen Bestrebungen, noch nicht losgerissen von dem Glauben, den man bekannte, waren auf das Höchste und Heiligste gerichtet und erhielten dadurch eine eigenthümliche Würde. In den Werken der Kunst wurde das Kühnste und Gewaltigste mit dem Weichsten und Zartesten wunderbar verschlungen, und durch die Religion, welche allen künstlerischen Versuchen zum Grunde lag, ward überall das Unendliche fühlbar mit dem Endlichen verknüpft. Alles städtische Gewerbe war im raschen Schwunge und wurde durch sehr wichtige Erfindungen staunenswerth gefördert. Das gesellige Leben endlich in gesunder kräftiger Fülle sich bewegend wurde geziert durch ritterlichen Sinn und adeliche Sitte, durch zarte Liebe, holde Scham, Keuschheit, Sittsamkeit, Gastfreundlichkeit und überhaupt durch jede menschliche und bürgerliche Tugend.

Mag nun auch hier wie so oft die Wahrheit im allgemeinen wenigstens in der Mitte liegen, so viel bleibt denn doch unter jeder Bedingung gewiß, daß, da jedes geistige Product, verdanke es seinen Ursprung einem Manne oder einem Weibe, stets charakteristische Züge seines Zeitalters an sich trägt und ohne richtiges Verständniß des letztern eine Auffassung des erstern in seinem wahren Lichte nicht wohl möglich ist, die Verfasserin namentlich im Interesse der Leserinnen ihres eigenen Geschlechts, auf die sie zu rechnen vollkommen berechtigt ist, nicht unzweckmäßig gehandelt haben würde, wenn sie eine in allgemeinen aber scharfen Zügen gehaltene Einleitung über das ganze Mittelalter hätte vorausgehen lassen. So richtig über die Stellung der griechischen Frauen geurtheilt wird, so wenig ist die Verfasserin doch den römischen Damen völlig gerecht geworden. Diese letztern haben den griechischen Frauen gegenüber sowol auf dem Gebiete der Gesellschaft als der Politik einen ungleich größern Schritt vorwärts gethan, als die Verfasserin anzunehmen scheint; wir erinnern beispielsweise an die leidenschaftliche Opposition der römischen Frauen gegen die lex Oppia, an die politische Intriguantin Fulvia, die Gemahlin des Antonius, an die treffliche Octavia, das Opfer einer politischen Heirath, der nichtswürdigen Rollen von Kaiserinnen nicht zu gedenken. Wenn die gelehrte Verfasserin sagt: „Die eigentliche Geschichte der Frauenwürde beginnt erst mit dem Christenthume", so ist dieser Ausspruch den alten Germanen gegenüber nicht ganz gerecht. Diese legten den Frauen bekanntlich eine prophetische Gabe bei und verachteten deren Rath selbst in den ernstesten Angelegenheiten nicht, wie wir besonders aus Tacitus wissen. Ueberhaupt erregte die Rolle, welche die deutschen Frauen neben ihren Männern namentlich in der Schlacht spielten, die Aufmerksamkeit der Römer. Wenn es aber dessen-

*) Vgl. Luden, „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten", Bd. 2 in der Einleitung. Wir kennen nichts Besseres, als was dort ausführlich gesagt ist. Der Widerspruch, den unsere Verfasserin in der Hroswitha zwischen der weiblichen Natur und ihren Schriften findet, klärt sich auf diese Weise auf.

ungeachtet eine Wahrheit bleibt, daß das Christenthum das Weib erst wahrhaft zu den verdienten Ehren erhoben habe, so hat daran der Mariencultus, worauf die Verfasserin aufmerksam zu machen vergessen hat, einen nicht geringen Antheil. Wie konnte das Geschlecht der Gottesmutter ein verachtetes sein oder vielmehr bleiben? Was die berühmte Nonne von Gandersheim, gewöhnlich Hroswitha genannt, betrifft — sie selbst schrieb sich Hrotswith —, deren Schriften die Verfasserin eine verdiente Aufmerksamkeit gewidmet hat, gepaart mit einer über die gewöhnliche gebildete Damenwelt weit hinausreichenden Gelehrsamkeit, so möge zur Erklärung des Erscheinens jener Individualität im 10. Jahrhundert folgende Bemerkung einen Platz finden.

In dem frühern Mittelalter fand man bei den Frauen weit eher als bei den Männern aus dem Laienstande die Anfänge einer gelehrten Bildung, die schwierige Kunst des Lesens und Schreibens nebst einer Kenntniß der allgemeinen Schriftsprache, welche zum Verständniß des Psalters ausreichte. Leicht knüpfte sich zumal bei Talentvollen, zu denen jedenfalls die Nonne von Gandersheim gezählt werden muß, mehr daran, und auch der Einfluß, den Geistliche so leicht über weibliche Gemüther erlangen, begünstigte ihre Beschäftigung mit dem besondern Erbtheile dieses Standes, den Büchern. Die Kaiserin Adelheid burgundischen Stammes und Theophano, die Griechin, zeichneten sich im 10. Jahrhundert durch eine in Deutschland seltene Bildung aus, die sich auch in der sorgsamen Erziehung ihrer Kinder erkennen läßt. Ganz besonders wird uns auch die hohe Bildung der schönen Herzogin Hedwig von Schwaben gerühmt, der Tochter von Otto des Großen Bruder Heinrich von Baiern. Ihr größtes Vergnügen bestand darin, mit dem sanctgallener Mönche Eckehard die alten lateinischen Dichter zu lesen. Den jungen Burchard, den spätern Abt, lehrte sie selbst griechisch und beschenkte ihn zum Abschied mit einem Horaz. Ihre Schwester Gerberga, die Aebtissin von Gandersheim, war, sagt Hroswitha selbst, „von höherer wissenschaftlicher Bildung und unterwies mich in den Autoren, welche zuvor die gelehrtesten Meister mit ihr gelesen hatten". Und in der That betrachtete man später die feine Bildung der vornehmen Frauen als einen besondern Vorzug des Zeitalters der Ottonen; Griechenland, wenn jetzt auch nur vorübergehend, und Italien hatten unleugbar einen gemeinschaftlichen Antheil an dieser Erscheinung. *)

Recht ergötzliche Proben von der anakreontischen Poesie, die bereits im 17. Jahrhundert ihre Anfänge gehabt und sich im 18. Jahrhundert auch mehr als einer poetischen Dame empfahl, hat die Verfasserin um so verdienstlicher mitgetheilt, weil die Gegenwart außerordentlich wenig davon weiß; im 17. Jahrhundert erklärt sich die Sache durch die große Verwilderung der Sitten und im 18. Jahrhundert durch die Lascivität, welche sich auch der Frauenwelt in den höhern Ständen bemächtigt hatte. Wir theilen zur Kurzweil für unsere Leser eine solche anakreontische Herzensergießung, wie sie Charlotte Unzer (geb. 1724, gest. 1782) an den Astronomen Krüger von sich ausgehen ließ, hier mit:

> Freund, daß du weise bist, ist allen Leuten kund,
> Das hast du der Natur zu danken;
> Die gab dir einen Geist zu wichtigen Gedanken,
> Doch mir gab die Natur nur einen kleinen Mund,
> Und gleichwol kann ich mich damit zu Boden trinken.
> — — — — — — — — — — —
> Wer einstens diese Lieder liest,
> Wird mir gewiß das Zeugniß geben:
> Das Mädchen wußte sich zu leben
> Und war weit mehr als Krüger ist!
> Und gleichwol wird auf meinem Leichenstein
> Das Wort nur stehn, das sich auf seinen Leichenstein
> Ein Bacchusbruder einst mit Recht hat lassen geben;
> Es wird das eine Wort nur sein:
> Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein! Wein!
> Das soll auf meinem Leichenstein
> So vielmal stehn, als Platz dazu wird sein!

Indem wir schließlich noch bemerken, daß uns der ausführliche Abschnitt über Gottsched und über seine ebenso gelehrte als gepeinigte Gattin sehr gefallen hat, nehmen wir vor der Hand von der gelehrten Verfasserin mit dem Wunsche Abschied, daß sie uns recht bald wiederum Gelegenheit geben möge, zu beobachten, was für einen Mann, der die Frauen unbedingt für Menschen hält *), allemal von Interesse ist, wie wissenschaftliche Dinge sich unter der Feder einer geistvollen Dame gestalten.

Was die Monographie „Daniel Manin" (Nr. 2) betrifft, so können wir, ohne dem hauptsächlich literarischen Zwecke d. Bl. zu nahe zu treten, auf das Einzelne derselben nicht eingehen, wir müssen uns vielmehr auf Folgendes beschränken. Das Ganze ist ein möglichst erschöpfender Beitrag, wie ihn nur der auf alle italienischen Erscheinungen der neuesten Zeit aufmerksame Verfasser zu liefern im Stande war, zu der Geschichte der italienischen Halbinsel unter Karl Albert's Kampf gegen Oesterreich und die Parteien, in deren Mitte nur wenig Männer waren, die sich an Einsicht und wahrem Patriotismus mit Manin, dem jüdisch-venetianischen Abkömmling, messen konnten. Die geschichtlichen Quellen sind mit erschöpfender Vollständigkeit angegeben, besonders die, welche die berühmte Vertheidigung Venedigs (1848—49) betreffen. Des Verfassers Geschichte Italiens hat eine wesentliche Vervollständigung, ja wol auch Berichtigung erhalten, wie aus der Bemerkung hervorgeht, daß er sich vielleicht etwas zu sehr durch die in den Blaubüchern abgedruckten Berichte Clinton Dawkin's habe leiten lassen. Auch deshalb darf man dem Verfasser um der geschichtlichen Wahrheit willen dankbar sein, daß er dem Veteranen Schönhals ein entschiedenes audiatur et altera pars zugerufen hat.

Ueber Nr. 3: „Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römerinnen im Alterthum", mit der kurzen Bemerkung hinweggehend, daß diese Monographie für diejenigen

*) Vgl. übrigens Wattenbach's „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter", S. 164.

*) Die Verfasserin hat nämlich zu Anfange ihrer Monographie in dieser Beziehung eine Lanze für ihr Geschlecht eingelegt gegenüber gewissen hirnlosen Schriften, die sie zum Glück nicht alle zu kennen scheint.

besonders belehrend ist, welche K. A. Böttiger's „Sabina" und W. A. Becker's „Gallus" zu gelehrt finden, richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die letzte Abhandlung: „Deutsches Nationalbewußtsein und Stammesgefühl im Mittelalter" (Nr. 4), die ein Thema speciell behandelt, das gewöhnlich selbst in größern Geschichtswerken nur einen kleinen Raum einnimmt, für die Gegenwart aber, um es kurz zu sagen, eine praktische Bedeutung hat. Reichen die Wurzeln jeder Gegenwart nicht weit und tief in die Vergangenheit zurück? Und wirft oft der nicht leichtsinnig oder gedankenlos den Schlüssel weg, welcher die Räthsel der Gegenwart löst, der das Wesen und die Erscheinungen der Vergangenheit nicht erforscht, nicht kennt?

Fürwahr, jeder neue Tag, um im Sinne des Verfassers zu schreiben, in unserer unmittelbaren Gegenwart bringt immer unzweideutigere Beweise, wie mächtig in allen Völkern Europas das Streben anschwillt, die zusammengehörenden Massen auch in äußern festen Formen miteinander zu verbinden und die Hindernisse zu bewältigen, die einem solchen Einigungstriebe entgegenstehen. Mag man immerhin den Einfluß unlauterer Elemente dabei zugeben, so erklärt sich doch daraus die ganze Erscheinung so wenig, wie sie dadurch als unberechtigt oder erfolglos verurtheilt wird. Ohne es zu wissen und zu wollen, müssen sich jene in die Rolle dienender Kräfte fügen, die von der an die allgemeinen Gesetze der Vernunft gebundene Macht der Geschichte nach ihrem Bedürfnisse verwendet werden, während sie sich dem Wahne hingeben, als seien sie es, die die Zügel der Ereignisse in ihrer Hand hielten. Daß auch unser Vaterland von denselben Kräften aufs tiefste bewegt und aufgeregt wird, daß auch hier die Bewegung im fortwährenden Anschwellen begriffen ist, wenn auch manchmal ihre Energie durch eine momentane Stockung etwas zurückzutreten scheint, bedarf keiner weitern Bemerkung. Denn ist Folgendes nicht eine Wahrheit? Die ersten Schwingungen der Anfänge eines Volks gehen durch alle Zeiten seines Daseins hindurch und trotzen zuletzt allen Lähmungs- oder Unterdrückungsversuchen; die einzelnen Völker besitzen durch das Zusammenwirken der Natur und Geschichte eine mehr oder minder scharf hervortretende und entwickelungsfähige Individualität, an welchem ihnen für heilig geltenden Gute sich die einzelnen Glieder erkennen und im Bewußtsein desselben sich stark fühlen, dessen Verlust aber politische Auflösung und selbst physische Entartung zur Folge hat. Uebrigens haben alle Culturvölker und Zeitalter eine bestimmte Aufgabe zu lösen, alle werden mehr oder minder von einer gewissen Summe von Ueberzeugungen und Ideen geleitet oder beherrscht; alle bewegen sich in gewissen Schranken, über die sie nicht hinauszukommen vermögen; denn während die Entwickelungskette der Menschheit aus einer unendlichen Gliederung besteht, trägt die der einzelnen Völker den Charakter der Abgeschlossenheit eines einzelnen Ringes an sich, doch immer sowol mit der Befähigung als mit der Bestimmung ausgestattet, in das große Ganze der Kette einzugreifen. Daher, um sofort die Anwendung dieses Bildes zu machen, auf der einen Seite das Bewußtsein des germanischen Volks als eines großen Ganzen von seiner Weltbestimmung und seinem Ruhme, auf der andern Seite aber auch das mehr oder minder scharf ausgeprägte Selbstgefühl der einzelnen Stämme, das, obschon fast instinctmäßig erkennend, es dürften gewisse Fäden des Zusammenhangs mit dem großen Ganzen, namentlich wegen Gefahren von außen, nicht zerrissen werden, dennoch nicht ohne gefährlichen Trotz oder Stolz die Stammesindividualität zu sichern suchte. Als Beleg für das soeben Gesagte können wir füglich eine Stelle unsers Verfassers anführen:

Nichts erscheint ehrenvoller als die Ehre des eigenen Volks zu erhöhen. Wenn der korveier Mönch Widukind dies zunächst von seinem sächsischen Volke oder Stamme meint, wenn er mit einfachen Worten geradezu sagt, niemand möge sich wundern, daß er, der zuerst die Thaten der Kämpfer des Herrn verherrlicht habe, nun die Thaten seiner Fürsten verherrlichen wolle, weil er in jenem Werke seiner Standespflicht Genüge gethan, jetzt aber seinem Stamme und Volke seine liebevolle Verehrung zeigen wolle; wenn er mit einem Feuer, das bei einem Mönche nach unsern Begriffen fremdartig erscheint, die Großthaten seines Stammes im Kampfe gegen Thüringen und Franken darstellt und hier und da unwillkürlich fast zum epischen Dichter wird, so mag man darin noch immer das Walten des besondern sächsischen Stammesgefühls in seiner ganzen Kraft sehen. Aber überall da, wo ein Früherer, der dasselbe darzustellen gehabt hätte, den Gegensatz zu den andern deutschen Bruderstämmen als das eigentliche Lebenselement des heimischen so schroff als möglich hätte herauskehren müssen, da läßt dieser Zeitgenosse der größten deutschen Helden des Mittelalters, seiner sächsischen Fürsten und deutschen Kaiser, die Ehre, die Kraft, die Macht der andern ganz als gleichberechtigt neben dem sächsischen Sondergefühl gelten. Er verhält sich zu den andern Stämmen gerade so, wie sich das fränkische Sondergefühl in Otfrid's Auffassung zu dem allgemein deutschen Bewußtsein verhält. Eins ist untrennbar mit dem andern verwachsen und lebt und webt in dem andern. Dafür gehen aber die Wogen seines Stolzes desto höher, wenn er den Gesammtgegensatz der deutschen Art gegen alles Fremde, es mag heißen wie es will, empfindet. Man höre nur, wie er die Redefertigkeit seines großen Zeitgenossen Otto's I. in fremden Sprachen erwähnt: „Otto versteht in slawischer und romanischer Sprache zu reden, aber es geschieht selten, daß er sie des Gebrauchs würdigt."

Wodurch ist denn aber eigentlich die mittelalterliche Herrlichkeit des Deutschen Reichs, die Kraft des Nationalbewußtseins, was doch in den Einzelnen wie in dem Ganzen lebte, gebrochen worden? Unser Verfasser antwortet auf diese Frage in folgenden Worten:

Das Reich ist gefallen durch den Kampf der Kirche gegen die weltliche Macht, der Päpste gegen die Kaiser und durch das Hervorbrechen der lokalen Individualitäten, des Particularismus der Fürsten, bald auch der andern staatlichen Gebilde der Zeit, der Städte, des niedern Adels, die sich alle auf Kosten der Centralgewalt ihre abgeschlossene Existenz erkämpften und behaupteten. Das Reich zerfiel in eine Anzahl atomistischer Gebilde, die mit dem Stammeswesen zunächst nichts zu thun hatten. Den Kaisern trat der hundertköpfige Particularismus der fürstlichen Selbständigkeit entgegen, und diesen vermochten sie nicht mehr zu besiegen.

Wer wird diese disjecta membra wiederum zu einem neuen lebensfähigen und der Ahnen würdigen Ganzen vereinigen? Das liegt im Schose der Götter!

Karl Zimmer.

Die heiligen Stätten.

1. Eine Osterreise ins Heilige Land in Briefen an Freunde, von H. Scherer. Frankfurt a. M., Brönner. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Sultan in der guten alten Zeit türkischer Herrschergröße war eines Tags von Launen geplagt, welche aus der Erkenntniß kamen, daß die Schwächen menschlicher Naturen auch Se. Majestät beschleichen können. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblicke ein berühmter Juwelier vorgelassen wurde, um einen kostbaren Schmuck zu überreichen. Der Beherrscher der Gläubigen sagte:

Gut, sehr gut; allein ich erwartete, du könntest noch Größeres leisten. Mache mir einen Ring, bei dessen Anblick alle traurigen Gedanken von mir weichen und der mich von allem Uebermaß in das rechte Gleichgewicht des Denkens und Empfindens versetzt. Ich gebe dir vier Wochen Frist und du wirst sie benutzen, so wahr dir dein Kopf lieb ist. Friede sei mit dir!

Der arme Juwelier! Umsonst durchstöberte er sein ganzes Schatzkästlein, combinirte alle erdenklichen Zeichnungen und stellte die Steine in den herrlichsten Verschlingungen zusammen; es wollte ihm nicht gelingen, auch nur etwas Verständliches in der gewünschten Art zu Stande zu bringen. Je mehr er grübelte, desto mehr ließ seine Erfindungsgabe nach. Er war in Verzweiflung und seine Familie mit ihm. Da fragte der Sohn eines Abends nach der Ursache seines Kummers. „Wisse, mein Sohn, daß dein Vater ein verlorener Mann ist", sprach der Aermste und entdeckte sich ihm. Der Sohn aber hatte kaum die Entdeckung gemacht, als er ein pfiffiges Gesicht zog und sagte: „Ei, lieber Vater, darum so unruhig? Laßt mich schaffen, ich helfe Euch aus aller Verlegenheit." Natürlich, daß der Alte ungläubig blieb; indeß ließ er den Sohn gewähren. Der junge Juwelier aber machte sich ans Werk und am Tage, da die Zeit um war, hatte er den Ring fertig. Es war ein einfacher Reif in Email, auf dem mit Diamantschrift die Worte standen: „Alles vergeht!" Zur bestimmten Stunde erscheint der Alte zitternd vor dem Sultan.

Bravo, du hast den Ring? Zeig her! „Alles vergeht"? Wie, was ist das? „Alles vergeht" — wenn ich gebeugt bin und an der Welt verzweifle — „Alles vergeht", wenn ich im Sturm der Freude und der Allgewalt mich zum Höchsten bestimmt glaube und vermeine, daß mir nichts widerstehen könne? Alles vergeht? Wahrhaftig, Mesallah, du hast recht; die Freude, die Wehmuth, der Stolz, die Größe, das Unglück, die Erniedrigung — alles vergeht! Sag an, hast du diesen Ring gemacht und seinen Zauberspruch gefunden? — „Nein, Großmächtiger, es war mein Sohn!" — Gut, schicke ihn sofort: er ist von heute an mein Großvezier!

Diese treffliche Legende des Orients erzählt der Verfasser S. 150 seiner Reise im Orient. Und in der That, auf welchen Gegenstand des Völkerlebens paßte der Wahrspruch: „Alles vergeht", wol besser und voller, als auf den Orient? Was ist aus der Pracht von Babylon und Ninive, von Persepolis und Ephesus, von Tyrus und Bagdad, von Damascus und Jerusalem, was aus der Cultur, die hier ihren Sitz hatte, als Finsterniß und Roheit noch den ganzen Erdkreis bedeckten, was ist aus Salomo und Alexander, der diese Cultur niederwarf, oder aus den Kreuzfahrern und Saladin, aus den Khalifen, aus Brussa und ihren stolzen Beherrschern geworden, die hier Werke für die Ewigkeit zu gründen meinten, von welchen nichts geblieben ist, als der Nachruf und ein heiliges Buch!

Es ist unabweisbar, daß dieser Gedanke der rothe Faden sei, der uns auf einer Reise durch das Heilige Land geleitet; der Verfasser hält diesen Faden fest und an der Hand dieses verdienstvollen Führers vollenden wir befriedigt diese anmuthige und lehrreiche Reise. An Fülle des Inhalts, guter Auswahl des Wissenswerthen, belebter und fesselnder Darstellung können wenige von den uns bekannten Berichten über diesen Theil des Orients mit dem vorliegenden in die Schranke treten, indem sie, die Mitte zwischen so gelehrten Berichten wie die Petermann's und den gewöhnlichen Touristenreferaten haltend, gerade das, was den gebildeten Leser, der nicht Fachmann ist, bedeutend und erwünscht sein muß, klar, durchsichtig und in ungesuchter Darstellung vorträgt.

Das treffliche Buch theilt sich in 40 Briefe an Freunde ab, welche sämmtlich kurz und fast rhapsodisch an Wahrnehmungen und Bemerkungen dankbaren Inhalts so reich sind, daß wir sie am liebsten ohne Ausnahme dem Leser durch Auszüge vermittelten und in Wahrheit bedauern, nur in großen Zügen von dem Reichthum dieser neuen und geistvollen Anschauungen über den Orient Zeugniß geben zu können. Der Verfasser sieht dies Land zum zweiten male und bemerkt hierüber:

Die ersten Eindrücke, welche eine vom Occident so ganz verschiedene Welt bei den meisten Touristen hervorbringt und welche sei es in der Ueberschwenglichkeit oder in der Ernüchterung ihrer Artikel hervortreten, gewinnen erst durch Wiederholung festern Grund und hellere Umrisse. Man lernt dann erst unterscheiden, die Dinge in ihrem Wesen begreifen und dennoch der Einbildungskraft die ihr gebührende Geltung in einem Lande, dessen Größe und Ruhm so wesentlich in der Vergangenheit wurzelt, gewähren.

Im März 1859 in Triest den Schnelldampfer Vulcan besteigend, durchschifft der Reisende das Ionische Meer, sieht oder berührt die meisten der griechischen Inseln und landet nach zehn Tagen in Attika. Die zehn dieser Reise gewidmeten Briefe geben über Korfu und Ithaka, Syra, den Archipel, Pyräus und Athen, das alte und das heutige Griechenland eine Reihe der wissenswerthesten Notizen, die uns an jede dieser 80 Seiten seines Berichts fesseln. Er lobt den Seedienst des Lloyd; allein die Gesellschaft hat sich zu sehr ausgedehnt und kämpft nur mühsam gegen die französisch-russische Concurrenz mit ihren 68 Dampfern. Das Aufgehen der Türken in Andacht macht auf dem Schiffe selbst wieder einen tiefen Eindruck auf ihn und doch waren diese Mohammedaner ursprünglich meist Bosnier, also Slawen; wahre Modelle männlicher Schönheit, wie sie eine so excentrische Schönheitsfreundin, wie die bekannte Lady Ellenborough — die jetzt in dem Zelte eines Beduinenbegs lebt — nur immer wünschen mag. Man hat in neuerer Zeit mehrfach die Behauptung ausgesprochen, und auch Petermann betont sie, daß der Mohammedanismus sich selbst überlebt habe.

Wir möchten wol wissen, worauf eine solche Behauptung eigentlich zu stützen ist? Solange der Mohammedanismus 70—80 Millionen so gläubiger und so andächtiger Bekenner zählt, wie allen Berichten nach Stadt und Wüste des Orients überall zeigen, solange er ein so festes Bruderband um diese ganze Bevölkerung schlingt, wie er thut, solange der Abfall von ihm so selten, das Eindringen anderer Confessionen so machtlos gegen ihn sich erweist, wie es der Fall ist, dächten wir, könne von einer Abgelebtheit bei ihm nicht die Rede sein. Ja, im Gegentheil, es will uns fast scheinen, als sei Mohammed's Lehre mit ihrer halb sinnlichen, halb mystischen Doctrin, mit ihrer Ascese und ihrem Fatalismus, der der Ruhe des Leibes und des Geistes so günstig ist, gerade die für den Orient passende Glaubensform und werde sich gegen den Gedanken- und Forschungstrieb des Christenthums — vielleicht für alle Zeit — behaupten können! Auch die Trachten empfiehlt der Verfasser dann den Malern anstatt der Mantillen und Fischernetze zum Vorbild, nur müßten sie den — Schmuz weglassen, der sie zumeist bedeckt. Korfu mit der Burg des Alkinous, in der jetzt der Lordcommissar residirt, und dem Bad der Nausikaa, die englische Administration, die aus diesen Wüsteneien doch einen Culturstaat herausgebildet hat, die Unvernunft der griechischen Quarantäne, die England als eine Frucht des Selfgovernment dulden muß, das malerische Leukadia mit dem Sapphofelsen, Ithaka schroff und steil, aber jetzt von 10000 fleißigen Colonen bewohnt, mit seinem blühenden Hafenort Bathy, rein griechisch und noch im Besitz der Nachkommen des göttlichen Hirten Kumäus und seiner molassischen Hunde, seinem Odysseusschlosse und der Arethusaquelle, Zante mit seinen zarten Umrissen, Lepanto mit der prächtigen Pinduskette, Cap Matapan, dessen einziger Bewohner jetzt verschwunden ist, der Taygetus, die Cykladen, Cerigo, Andros, Paros, Tinos, Naros und die heilige Delos, ehemals Wüsten, in denen nun aber doch einiges Leben erwacht; dann das blühende Syra mit der von 30000 Einwohnern bevölkerten Hauptstadt Hermopolis, wo junge Mädchen die Philippiken des Demosthenes in den Schulen lesen (es geschieht in dieser Richtung nur zu viel in Hellas), endlich die Landung im Pyräus, dessen Einfahrt noch Themistokles' Thorpfeiler begrenzen: alles dies verleiht diesen Briefen hohen Reiz. Der Verfasser sagt:

Der Grieche ist ein geborener Seemann: es ist unbegreiflich, was er mit seinen ärmlichen Fahrzeugen, die meistens von einer Familie bemannt jeder See trotzen, leistet; man zählte 1857 nicht weniger als 4834 griechische Schiffe, die durch die Billigkeit ihrer Frachtpreise jede Concurrenz der Dampfer ausschließen.

In den folgenden Briefen gelangt der Verfasser auf staubiger Straße, in gebrechlicher Kutsche, von zwei Kleppern dahingezogen, nach Athen, wo er neben den Denkmälern des Perikles auch der modernen Auferstehung gedenkt, obwol, wie er sagt, es der Feder fast widerstrebt, neben Perikles und Aspasia zugleich Otto und Amalie auf einem Blatt zu nennen. Die Stadt wächst und zählt schon 36000 Bewohner, hat viele aber theuere und schlechte Gasthäuser, in denen außer Lamm und Hammel nichts gut ist. Von seinem Lohndiener Aristides geführt — es ist ein Vergnügen, einmal einen Diener solchen Namens zu haben —, besucht er Stadt und Umgegend. Die Industrie ist in der Kindheit; außer Schiffsbau und Seidenspinnerei hat der Grieche nur für den Handel Sinn; das Sprichwort sagt, daß zwei Juden einen Griechen machen, vier aber erst einen Armenier! Gegen die Landwirthschaft herrscht entschiedener Widerwille, trotz der Musterwirthschaften, welche die Königin selbst eifrigst betreibt. Oel, Seide, Korinthen, das sind die Bodenproducte, Milch fehlt gänzlich; nirgends Straßen und daher auch keine Waldcultur, denn mit Saumthieren sind die Waldproducte nicht zu fördern. Auch die Südfrüchte muß Asien liefern. Groß ist der Fortschritt, den die Geistescultur macht; das Unterrichtswesen ist der beste Theil der jetzigen Verwaltung; es geschieht im Verhältniß zu den materiellen Interessen wol eher zu viel als zu wenig dafür. Der Grieche ist ein leidenschaftlicher Politiker: in Athen erscheinen 20 Zeitschriften und alles liest. Mit der Kirche stellt er sich gern gut und der Klerus ist populär, aber schlecht dotirt; der Bischof empfängt vom Staate etwa 1000—1200 Thaler; die Popen nur freiwillige Gaben von der Gemeinde. Man zählt mit den Sonntagen 114 Feiertage im Jahre, an welchen nichts geschieht. Die neue Stadt nimmt den Raum der Stadt Hadrian's ein und bildet sich aus zwei Hauptstraßen, der des Hermes und des Aeolus, wo allerdings dieser Gott fast beständig in einer Staubwolke thront. Das alte Athen liegt unter der Erde, tief unter Türkenquartier und Bazar, aus dem sich die drei Monumente, Hadriansbogen, Agorathor und die Rotunde des Lysikrates herausheben; weiter ab die 15 Säulen des Olympiums und der Theseustempel. Unendlich erhaben ist der Eindruck der Akropolis, der Verfasser gesteht, hier bei jedem Besuch seinem Grundsatz „nil admirari" vollkommen untreu geworden zu sein. Er beschreibt diesen Eindruck, in den verschiedensten Beleuchtungen, ungemein gut und steht keinen Augenblick an, die Betrachtung Athens für weit erhebender zu erklären als die Roms, obwol hier ungleich mehr zu sehen ist. Er sagt:

Aber die Pracht des Mittelalters und der Hierarchie wirkt in Rom störend auf das Alterthum; in Athen aber liegen zwischen dem Alterthum und dem Heute 2300 Jahre völliger Nacht und tiefster Barbarei, sodaß das wenige, was die Zeit bewahrt hat, als der vollkommenste Ausdruck der Idee der Schönheit und der Erhabenheit erscheint, die noch jetzt die Kunst beherrscht.

Dem Beweise, daß die Griechen keine Slawen seien, wie Fallmerayer gegenüber physisch und geistig nachgewiesen wird, widmet der Verfasser einen ganzen Brief. Die Sache ist längst erledigt, sie war eine echt deutsche Schrulle. Ungleichheit der Geburt gibt es in Griechenland nicht und wer sich etwa im Auslande auf seiner Visitenkarte „Mr. le prince Isidor Kallimachi" nennt, schreibt sich in der Heimat bescheidentlich „Mr. I. Kallimachi". Nur die Persönlichkeit gilt und ihr Gefühl beseelt selbst den Bettler. Auch eigentlichen Reichthum gibt es beinahe nicht; reiche Griechen gibt es nur in London, Wien und Paris;

dagegen steht die Aristokratie des Geistes in hoher Geltung. Das deutsche Element ist hoch geachtet, obwol nur wenige Deutsche in Athen leben. Im ganzen Orient zählt der Verfasser — wol etwas hoch — sieben Millionen Griechen. Er sagt:

Die gegenwärtige Dynastie ist nicht gerade beliebt. Der König gilt für charakterschwach; die Königin strotzt von Gesundheit, leitet alles, tanzt und besorgt ihre Musterwirthschaften und zeigt noch Spuren der Schönheit, mit der sie ehedem alle Köpfe verdrehte. Das Ausbleiben eines Thronerben hat zu den Intriguen Anlaß gegeben, welche den König mit seiner Familie in München verfeindet haben, indem er der Königin in ihrem Wirken für das Haus Oldenburg nachgab. Der Hof, mit einer Civilliste von nur 240000 Thalern, ist höchst einfach und die Gesellschaft in Athen überaus monoton; Kaffeehausleben und das „dolce far niente" sind die Leidenschaft der Griechen; aber das Land ist im ganzen nicht schlecht regiert und die Bevölkerung wächst, da 12 Kinder in einer Familie eben nichts Seltenes sind.

Wir übergehen die weitern Excursionen unsers Reisenden nach Eleusis, Phylä u. s. w., da wir uns schon länger als billig in Hellas aufgehalten haben. Dies Verweilen scheint uns jedoch nicht blos gerechtfertigt, weil uns der Reisende in der That hier mit seinem Berichte die größte Befriedigung gewährt, sondern auch, weil er uns weit mehr in der Stimmung für eine Reise in Hellas als für eine Pilgerfahrt in das Heilige Land zu sein scheint. Zwar sagt er uns: „Es kam plötzlich über mich, wie über den Apostel Paulus, und viele, die ihr Damascus der Reue, Einsicht und Besserung finden: es trieb mich, im Jordan andächtig den alten Adam abzuwaschen"; allein der Leser erkennt bald, daß es mit seiner Bekehrung nicht eben weit her ist, und daß er auch im Gelobten Lande der Schalk bleibt, der er war. Bei solcher Denkart ist auf eine sentimentale oder erbauliche Pilgerfahrt à la Châteaubriand nicht eben zu rechnen, und wir haben daher auch beschlossen, über diesen Theil seiner Reise verhältnißmäßig kurz zu sein. Er schildert uns zunächst Smyrna, wo der Orient mit seiner Ausstellung aller Menschenrassen zuerst beginnt. Das Gemälde ist äußerst anziehend, aber entschieden zum Vortheil der Türken, die in ihrer ehrbaren Würde, Frömmigkeit und Ehrlichkeit zu den Gaunern aller Völker einen scharfen sittlichen Contrast bilden. Dem gegenüber dringt die griechische Bildung überall im Orient mächtig vor, da die Türken ihr nichts entgegensetzen, sodaß der Verfasser zu dem Ausspruch kommt, die orientalische Frage werde sich ohne fremdes Zuthun aus sich selbst lösen und Kleinasien sei zweifelsohne bestimmt griechisch zu werden. Zu der antiquarischen Durchforschung Kleinasiens, meint er, sei kaum ein Anfang gemacht, wie die Entdeckung des großen Reiterbildes in neuester Zeit beweise, das doch nur fünf Stunden von Smyrna entfernt ist. Von Prokesch's Arbeiten sagt er, daß sie nur dilettantisch aufzufassen seien, über Ephesus, Tharsus, Halikarnaß blos vereinzeltes bekannt, Phrygien, Pergamus, Laodicäa, Kolossä aber fast ganz unbekannt seien. Endlich, nachdem noch Cypern besucht und geschildert ist, erreicht er Joppe und die Pilgerfahrt „zur heiligen Woche" beginnt.

Halben Wegs nach Jerusalem, das nur 12 Stunden entfernt ist, rastet er in Ramlah (Arimathia), schildert den Frieden der Natur, der hier waltet, die Klöster, die Berge von Judäa, den Wassermangel, das Terebintenthal, den ersten Anblick von Jerusalem, den Einzug am Palmsonntage. Der kritische und weltlich gesinnte Beschauer tritt überall hervor; er nimmt die Traditionen als Traditionen, aber er hat einen scharfen Blick für das Gegenwärtige. Das alte Jerusalem verschwand nach der Eroberung; es blieb 50 Jahre lang eine Wüste, erst Hadrian gründete seine Aelia Capitolina, das heutige Jerusalem, eine starke Feste, 2000 Fuß über dem Meere, auf unebenem Felsboden; erst zu Konstantin's Zeit fing man an, die alte Topographie des Orts auf die christlichen Ueberlieferungen zurückzuführen; daher denn die Unsicherheiten, die Zweifel, der Streit über diese. Selbst der Rahmen der Stadt, ihre Mauern und Thore stammen meist aus christlicher Zeit; die Sarazenen haben fast nichts hinterlassen. Zion, David's Grab, jetzt eine Moschee mit schwarzer Kuppel, bildet den hervorragendsten Augenpunkt der Stadt; ein Saal darin soll das einzige reelle Alterthum Jerusalems sein, der Ort, wo der Heiland das Abendmahl einsetzte; Kaiphas' Palast wird einige hundert Schritte davon in einem Magazin gezeigt; ja selbst das Gefängniß und der Ort, wo der krähende Hahn gestanden, werden uns bezeichnet! Die Gräber der Könige, das Thal Josaphat, jetzt eine bloße Schlucht, das Grab der Madonna, Gethsemane, das Todtenfeld, den Oelberg in seiner unendlichen Schwermuth: das alles zeigt uns der Verfasser in seiner nicht sehr gläubigen Weise und weist am Grabe Absalom's nach, daß Phönizier die Baumeister des alten Jerusalem waren. Dann hört er eine Beethoven'sche Sonate auf gutem Flügel spielen!

Trotz der völligen Zerstörung der Stadt sind die heiligen Stätten selbst doch wenig zweifelhaft; nur hat man sich die Raumverhältnisse sehr klein zu denken. Zwar ist der Bogen, von dem Pilatus sein „Ecce homo!" dem Volke zugerufen haben soll, offenbar neu; allein gewiß ist, daß hier die römische Präfectur stand, daß auf Akra, dem nächsten Hügel von Moria, der Palast des Herodes war, und unmittelbar daneben auf Moria selbst der Tempel Salomo's; der ganze Schauplatz umfaßt kaum einen Umkreis von 10 Minuten Wegs und man kann daher nicht viel fehlen. Von hier steigt die Via dolorosa stets aufwärts zum Golgatha, der damals außerhalb der Stadt, aber dicht an ihrer Mauer, jetzt jedoch innerhalb derselben liegt, ein Weg von etwa einer halben Stunde. Bethlehem zwischen Baumgruppen und grünenden Feldern ist ein liebliches Idyll; es hat jetzt 7000 Bewohner, fast alle Christen, theilweise altbiblische Protestanten, die Frauen wahre Heiligenbilder Giotto's und Cimabue's, vielleicht Abkömmlinge der Kreuzfahrer. Drei Klöster und die Geburtskirche bedecken hier die heiligen Stellen, wo, wie der Verfasser sagt, das größte und folgenreichste der Weltereignisse vorging. Die übrige Umgebung Jerusalems stellt dürre Stammblätter des Todes und der Zerstörung dar; hier athmet Leben und Freude in hellen Tönen; es ist zugleich der große Markt für

Rosenkränze, Amulete und Reliquien, die in großen Kisten ausgeführt werden. Im höchsten Ansehen stehen hier die Russen als Volk. Der Verfasser sagt:

Ueberall in Judäa findet der Deutsche als Einzelner Wohlwollen und Förderung; als Volksindividuum gilt er nichts und steht allen nach. Das ist die Schuld der Widersprüche in der deutschen Natur. Bei großer Vielseitigkeit doch nicht mindere Einseitigkeit, bei aller Erhebung des Geistes doch die größte Unentschlossenheit zur That, bei allbeherrschendem Wissen ein widerliches Kramen in Kleinigkeiten und Nebensachen, bei aller Schmiegsamkeit für fremdes Wesen doch untereinander Unverträglichkeit und eigensinniges Vorurtheil.

Wie wahr und wie klar ist dies Urtheil!

Doch wir gerathen in Gefahr, den Verfasser abzuschreiben, eine Gefahr, die bei dem ganz ungewöhnlichen Interesse seines Berichts wirklich schwer zu vermeiden ist. Wir wollen daher nur noch seines Zugs nach dem Jordanthale und dem Todten Meere, mit einer Escorte von 100 Mann Nizam, wofür 150 Gulden zu bezahlen waren, und seines Besuchs von Hebron, Abraham's Residenz und Grab, gedenken. Jerusalem liegt 2255 Fuß über dem Meere, der Jordan und das Todte Meer 2000 Fuß unter dem Meeresspiegel. Dieser Fall ist so anomal, daß man dabei nothwendig an eine versunkene Welt denken muß, denn die Entfernung beträgt kaum fünf Wegstunden voll wilden Anwuchses über Steingerölle. Merkwürdig ist das gänzliche Verschwinden Jerichos von der Erde und aus der Geschichte; denn selbst St.-Hieronymus, der doch 20 Jahre in Bethlehem lebte, gedenkt seiner nicht mehr. Die ganze Gegend nach dem Jordan zu ist voll von Anomalien der Natur. Der heilige Strom selbst, ein Bergstrom gleich Neckar oder Mosel, stürzt in wilden, mäandrischen Windungen und tiefen Erdspalten gegen das Todte Meer hinab; ein dichter Urwald umsäumt beide Ufer, die je näher am Meere immer tiefer versumpfen; an seiner Ausmündung aber kämpft dies Gebirgskind gegen das Salzwasser einen schweren Kampf. Die Stelle, an der Johannes taufte, ist nicht zweifelhaft; es ist die einzige Bucht an der ganzen rechten Uferseite, wo man mit einiger Sicherheit in den Fluß zu treten vermag, der sonst überall 10 Fuß tief abstürzt. Dies ist die Stelle, wo zu Ostern Tausende von Pilgern das Bad des Neuen Bundes nehmen, um dann im Walde auf Teppichen oder vor den überall errichteten Altären von der Pilgerreise auszuruhen und das Badehemd als Todtenhemd mit heimzunehmen. Mancher aber ertrinkt dabei in dem auch hier noch gefährlichen Strome. Die Umgebungen des Todten Meers, das gegen Süden und Osten von wilden Bergen eingerahmt erscheint, sind von trostloser Oede; aber ein blauer Himmel lacht darüber, 10 Stunden weit, und die Salzatmosphäre, welche die Vegetation tödtet, hemmt das animalische Leben nicht; es gibt Vögel aller Art, wenn auch vielleicht keine Fische in demselben. Ueber Sodom und Gomorra schaukelt kein einziger Nachen. Zum Rückweg nach Jerusalem wählt der Verfasser den ungewöhnlichen und beschwerlichen Weg über Hebron, den Stammsitz Abraham's, das von hier nur zwei Stunden entfernt liegt. Ein unförmlicher Steinblock sperrt den Weg, es ist die Lotsäule mit Salzkrystallen überzogen; also völlig eine hellenische Mythe! Hebron, wol die älteste Stadt, deren die Völkergeschichte gedenkt und wohin man Adam's Grab verlegt, ja sogar den Ackerthon zeigt, aus dem der erste Mensch geschaffen wurde, wo Israel entstand und Abraham im Mamrewalde sein Anwesen und seine Speicher hatte, liegt zwischen riesigen Oel- und Aprikosenbäumen lieblich versteckt und hat 10000 Einwohner, die meist von der Glasindustrie leben und zahlreich ein Judendeutsch sprechen, wie zu Breslau und Lemberg. Abner's und Nathan's Grab sind nahebei, dann folgt der Frankenberg, einst Herodes' berühmter Palast, die letzte Burg der Kreuzfahrer, und bald ist Jerusalem wieder erreicht.

Hier nehmen wir Abschied von dem ideenreichen und geistvollen Pilger. Er ist kein „Frömmler", aber die tiefernste Bedeutung der von ihm beschriebenen heiligen Orte verleugnet er keinen Augenblick, und als Reisewerk betrachtet, ist sein Buch eins der geschmackvollsten, inhaltreichsten und anziehendsten Bücher, die uns seit langem vorgekommen sind. Wir haben dies durch ein tieferes Eingehen in dasselbe daher auch bekunden zu müssen geglaubt.

Diesem Werke gegenüber gedenken wir nur kurz der dem gleichen Gegenstande gewidmeten Schriften zweier Theologen:

2. Jerusalem, seine Lage, seine heiligen Stätten und seine Bewohner, nach eigener Anschauung dargestellt von Heinrich Thiele. Halle, Mühlmann. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Kreuz und Halbmond. Pilgerblicke aus einer Reise durch das Morgenland von A. Lionnet. Berlin, F. Schneider. 1861. 8. 20 Ngr.

Es scheint den Herren Theologen nicht möglich zu sein, Jerusalems zu erwähnen, ohne sofort in den Kanzelton zu verfallen, der doch nur einen kleinen Theil ihrer Leser befriedigen kann, welche der Mehrzahl nach Thatsachen und unbefangenes Urtheil verlangen. Nr. 2 der eben angeführten Schriften von H. Thiele besonders leistet in diesem Fehler Ungewöhnliches. Es heißt hier:

Da erschien die heilsame Gnade Gottes; da ist bezeugt worden die Wahrheit; da hat gewandelt die ewige Liebe in Menschengestalt; da ist das vollkommene Opfer gebracht; da ist die Salbe bereitet all unserer Gebrechen; da ist wiedergefunden das Land menschlicher Sehnsucht; da ist die Botschaft ausgegangen — und so fort in mächtigen Tiraden.

In diesem Sinne bemüht sich denn der Verfasser auch, die Kirche im Heiligen Lande überall in ihrer Knechtsgestalt zu zeigen, über den Mangel an Glocken und Kreuzen zu klagen, alles Dinge, aus welchen für uns nichts zu lernen ist und die nicht einmal wahr sind, denn in der That ist doch eigentlich das ganze heutige Judäa im Besitz der Kirche und Klöster! Die wenigen Gedanken, welche sich sonst in dem Buche finden, beschränken sich auf den sinnreichen Nachweis, daß die Natur dieses Landes von Gott gerade so gestaltet worden sei, um die Hebräer von dem Verkehr mit den übrigen Völkern abzuschließen, damit sie seine Offenbarung treu bewahrten, und daß es

nur herabgekommen sei, weil es nicht erkannt habe die Zeit der Heimsuchung. Nun, über solche Zurechtmachung der Geschichte ist nicht zu streiten; die Zeit geht ihren Weg! Im übrigen schildert der Verfasser die heilige Stadt und ihre Umgebung in der bekannten Weise:

Jerusalem, d. h. die Hütte des Friedens, ist eine uralte Stadt, denn schon Melchisedek, Abraham's Zeitgenosse, wird ein König von Salem genannt. Auf dem Moriah, wo jener den Sohn opfern wollte, baute Salomo seinen Tempel und seitdem lebte es unter „Fallen und Wiederauferstehen" bis heute fort. In der Landessprache: el Kuds, die Heilige genannt, genießt sie die Verehrung aller monotheistischen Völker der Welt, der Juden als ihres verlorenen Paradieses, der Mohammedaner als Sammelplatz der Propheten, von welchem Mohammed auf Moriah zu Gott auffuhr, der Christen als Opferstätte der Versöhnung mit Gott.

Ueber die heiligen Stätten erfahren wir nur das Gewöhnliche, die Zweifel über die Stelle des Heiligen Grabes widerlegen sich leicht und sind schon oft widerlegt; alles Uebrige ist, wenn man die Legenden der Via dolorosa abrechnet, wenig zweifelhaft und bedarf des wiederholten Beweises nicht. Der Reisende, welcher Bethlehem und den Jordan kaum berührt, ergeht sich dann in Detailschilderungen des kirchlichen Lebens der verschiedenen Sekten, aus welchen nichts Erwähnenswerthes hervorgeht, und nicht bedeutender sind seine Excurse über das häusliche Leben der Mohammedaner. Ueberall vielmehr zeigt sich sein Urtheil schwach und theologisch befangen, sodaß die vier panoramischen Ansichten, die er von Jerusalem entwirft, wol noch das Beste in seinem Buche sind. Und so schließt denn dasselbe mit einer Kanzelrede über die Verpflichtungen, welche wir gegen die heilige Stadt haben.

Besser und den Anforderungen entsprechender, welche wir nach Robinson's, Williams', Schultz', Krafft's und Tobler's Werken an ein Reisereferat aus Judäa billigerweise erheben können, ist „Kreuz und Halbmond" von Lionnet (Nr. 3). Hier wenigstens ist auf die Bedürfnisse eines gebildeten Lesers, der sich zu belehren wünscht, Rücksicht genommen, ja manches darin ist sogar neu und sehr gut. Das mächtige historische Interesse ist überall vorangestellt und der Theolog tritt hinter den Reisenden und den Forscher gebührend zurück. Die Völkerstämme sind wohl gegliedert und scharf voneinander gesondert, der Orient mit seinen 15 Millionen Christen unter 20 Millionen Mohammedanern gut charakterisirt und die Einflüsse, welche hier Herrschaft haben, wohl auseinander gehalten. Das türkische Reich, sagt der Verfasser, wird mittels des „Backschisch" regiert. Es ist ein merkwürdiges Wort: es bezeichnet das kleinste Trinkgeld, das wir dem Knaben, der uns das Pferd hält, geben und zugleich das Geschenk von Millionen Piaster an einen Machthaber, Pferde, Teppiche, Waffen und alles sonst noch Denkbare; ein Wort nur und doch der Abgrund des Verderbens im Orient, wie der Verfasser weiter gut ausführt. Er gelangt aus Aegypten nach Jaffa und Judäa, das er landschaftlich vortrefflich zeichnet. Das einst so reiche Land, von dessen hoher Cultur die überall in Terrassen ausgelegten Berge unleugbares Zeugniß geben, ist namentlich um Jerusalem wüst und öde; besser ist das so fruchtbare Samaria angebaut; hier gedeihen wenigstens Oel und Feigen; Galiläa aber ist noch jetzt schön und reich, voll Wälder und voll üppiger Vegetation. Das ganze Jordanthal ist fruchtbar, selbst Zuckerrohr gedeiht hier, das Land östlich vom Jordan aber ist eine Wüste im Besitz der Beduinen; es ist ein Strich Landes, etwa so groß wie die Mark Brandenburg, in dem die Israeliten 40 Jahre lang umherzogen und kämpften. Jerusalem selbst hat 32 Kriegsstürme erfahren und überlebt; zur Zeit des Titus kann es höchstens 60—70000 Einwohner — nicht 600000 — gehabt haben; das Heer des Eroberers bestand höchstens aus 30—35000 Kriegern. Hadrian und Konstantin stellten die zerstörte Stadt so wieder her wie sie heute besteht, der alte Straßenzug wurde im ganzen beibehalten, nur Golgatha in die Stadt einverleibt. Unfern von dieser Stelle halten die Juden am Freitage seit Jahrhunderten ihre rührende Klage ab, bei der sie die Mauer küssen und mit den Nägeln zerkratzen. Auf der Davidsburg Zion haben nun die Protestanten ihren Bischofssitz, ihr Diakonissenhaus, Hospital und Buchhandlung; südlich davon erhebt sich das große Kloster der Armenier; auf Moriah prangt die große Omarmoschee an Stelle des Salomotempels, und die drei Grabeskirchen haben die Stelle von Hadrian's Venustempel eingenommen, ohne bekanntlich den Unfug der heiligen Nacht von hier verdrängen zu können.

Doch alles dies ist bekannt und wir folgen dem Verfasser daher ferner auf seiner Reise durch den Norden des Heiligen Landes nach Damascus, Bethlehem, Hebron und St.-Saba mit dem Todten Meere zur Seite lassend, dessen Wasser der Reisende noch weit bitterer als das Meerwasser fand. Die Reise führt durch Samaria über Nabi Samwil, Samuel des Propheten Sitz, Gibeon (el Dschib), Saul's Geburtsort, Geba, durch David's Sieg verherrlicht, Gophna, Silo, Lebonah (Lubban) durch ein wohlbebautes Land, das die alte Römerstraße durchzieht, nach Sichem (Nablus, die Flavia Neapolis), wo Jakob sein Anwesen hatte. Ueber Gilboa und Dschanin wird dann Galliläa erreicht und der Karmel, daneben Akko mit 12000 Einwohnern; Jesrael (Zerin) berührt; Nain, Endor und der Thabor, von schönen Wäldern gekrönt; der See Tiberias, drei Meilen lang und $1/2$ Meile breit zwischen kahlen Bergen; Safed mit 8000 Bewohner und das Gebirge Naphthali, gut bebaut; Kades (Käbasch) und der Hermon umzogen und so Damascus (Dimaschk oder El Scham) erreicht, welches Mohammed das Paradies der Erde und die heutigen Araber das Halsband der Schönheit, den farbigen Kragen der Ringeltraube nennen. Vier Flüsse und unzählige Kanäle bewässern die schöne Euphratsteppe, in deren Mitte die Perle der Orients liegt, und gute Landstraßen, reinliche Dörfer zeigen ein im Morgenlande ganz ungewohntes Bild. Damascus zählte damals 200000 Einwohner, unter ihnen Abd-el-Kader, den Freund der Christen in ihrer Noth. Die weitere Reise führte durch den Antilibanon (5500 Fuß hoch) nach Baalbeck (Heliopolis), wo die altkorinthischen Bauwerke bewundert werden,

zwischen deren Ruinen sich 2000 Menschen niedergelassen haben. Auf halber Höhe zum Makmel, der höchsten 9000 Fuß hohen Kuppe des Libanon, rastet der Verfasser in Ain Aha, wo ein erhabenes Panorama auf das Meer und den Antilibanon sich öffnet, in tiefster und lieblichster Waldeinsamkeit; voll Naturschönheiten ist weiterhin die Kadischahschlucht mit ihren Klöstern und Dörfern. Doch nun war der schon in Damascus drohende Drusenaufstand ausgebrochen und nöthigte den Reisenden, so schnell als möglich an das Meer, nach Juneh, am Likus, und nach Beirut (Beerot) hinabzusteigen, das am fünften Tage vom Cedernwalde aus erreicht wurde. Die Stadt mit 40000 Einwohnern ist fast schon europäisch. Das schöne Cypern mit 120000 Christen unter seinen 140000 Bewohnern, Milet, Ephesus, Chios und Smyrna werden eben nur berührt und die Dardanellen und Stambul skizzirt, worauf der Verfasser dem Leser Lebewohl sagt. Er sieht noch den Sultan, den er für einen sehr unglücklichen Mann von edeln Grundsätzen und sanftem Herzen hält, der den Zusammensturz der türkischen Herrschaft erkennt, ohne ihn abwenden zu können.

Die Schäden des Morgenlandes hat der Verfasser gut erkannt, seine Liebe für den Orient haben sie aber nicht ersticken können. So hinterläßt er uns seinen werthvollen Reisebericht, als eine Probe sowol seiner Einsicht als seiner Vorliebe und wir haben alle Ursache, ihm dafür dankbar zu sein; denn, steht derselbe auch in eleganter und fesselnder Darstellung den zuerst genannten Reisebriefen nach, so vermeidet er doch die Fehler der Thiele'schen Schrift und umfaßt ein weit größeres Reisegebiet als beide. 4.

Zur biographischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 2.)

7. Thomas Wizenmann, der Freund Friedrich Heinrich Jacobi's, in Mittheilungen aus seinem Briefwechsel und handschriftlichen Nachlasse, wie nach Zeugnissen von Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Geschichte des innern Glaubenskampfes christlicher Gemüther in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von A. Freiherrn von der Goltz. Zwei Bände. Mit der Silhouette und dem Facsimile Wizenmann's. Gotha, F. A. Perthes. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Zwei Bände Spreu, reinste Spreu! Macaulay erzählt in einem seiner Essays von dem Podestà einer italienischen Stadt, er habe einem Verbrecher die Wahl gelassen, ob er es vorzöge, an die Galeren zeitlebens geschmiedet zu werden oder täglich die Verse eines Lokaldichters zu lesen. Der Verurtheilte entschied sich für die erstere Alternative. Das Buch über Wizenmann macht uns die Wahl des Schächers begreiflich. Papier ist geduldig, und Tinte und Druckerschwärze sind wohlfeil, gewiß; aber es sollte auch in den literarischen Sünden ein Maß geben. Wir für unsere Person sind außer Stande gewesen, irgendetwas in diesen beiden Bänden zu entdecken, was unser Interesse erregen oder unsere Anerkennung beanspruchen dürfte, dagegen haben wir fast auf jeder Seite Ansichten und Urtheile angetroffen, die uns geradezu angewidert haben. Thomas Wizenmann war ein Candidat der Theologie, der, von Heinrich Jacobi und dessen Freunden eine Zeit lang protegirt, ein überkirchliches Echauffement affectirte oder auch wirklich besaß, der schöngeistigen Dilettantismus trieb, angeblich Verse dichtete und angeblich Religionsphilosophie studirte, der sich in den Briefen an seine Freunde „möglichst bald eine fette Pfründe" wünschte und der an einem Brustübel früh verstarb. Das ist in Summa alles, was wir aus den beiden Bänden herauszulesen vermocht. Der Biograph bewundert diesen Thomas Wizenmann enthusiastisch; das ungesunde, pietistische Raffinement des bedauernswerthen jungen Mannes ist ihm Nektar und Ambrosia. Nun, das ist Geschmacksache. Er findet z. B., daß die dichterischen Ergüsse Wizenmann's „sich ebenso sehr durch Wahrheit und Innigkeit, wie durch ihre Kraft und Tiefe auszeichnen". In diesem Wahn befangen, verbraucht der Verfasser ganze Bogen zur Mittheilung des verschiedenen Reimgeklingels, mit dem sein Held einst Papier verdorben. Hier die nächstbeste Probe als Beleg für unser Urtheil. Auf S. 33 des ersten Bandes findet sich ein „Trost in einer Trauerstunde", der also beginnt:

> Bang und traurig ist
> Diese Stunde!
> Lieber Vater im Himmel!
> Bang! — Wie bang mein Herz schlägt!
> Ahn' ich Thränen?
> Thränen des Trauertags?
> Der vom Herzen herauf
> Jammer preßt?
> Hangt eine Donnerwolke —
> Hangt sie schon über dem Scheitel
> Eines meiner Geliebten?
> Und — o Vater!
> Wenn die jammernde Thräne —
> Sieh! hier zittert sie herunter
> Die glühende Wange, —
> Um Erbarmung
> Ruft und fleht,
> Ach! ihn nicht zu verderben,
> Meinen Geliebten;
> Wird dein Mitleidsblick,
> Vater! Liebe!
> Wird er die Wolke zerstreun,
> Hellen den Himmel?

Dem Werthe solcher poetischen Ergüsse, denen wenigstens wir keinen Geschmack abgewinnen können, entspricht durchaus und vollkommen der Inhalt und Werth der prosaischen Ergüsse Wizenmann's, die bis auf den unbedeutendsten Papierschnitzel herab der Verfasser abdrucken läßt. So freilich kann man es auch nur erklärlich finden, wie es ihm möglich geworden, mit nichts zwei Bände anzufüllen.

Wir wiederholen, nur mit Widerwillen erfüllt uns die Bekanntschaft mit diesem halbgebildeten, arroganten Schwärmer, der es mit seiner Frömmigkeit ganz gut vereinbar fand, sich selbst eine fette Pfründe zu wünschen, über andere Männer, welche seine Zeitgenossen waren und die unsere Nation wegen ihrer ewigen und großen Leistungen hoch verehrt, die absprechendsten Urtheile zu fällen, und über andere auf das gehässigste und liebloseste Medisance zu treiben. Man lese unter andern den Brief II, 112. Ueber Herder wagt dieser Wizenmann sich (II, 51) in der folgenden Weise zu äußern: „Herder's eigenes Geständniß, daß er selten zu beten pflege, dann sein ängstliches Herumlaufen auf dem Zimmer und das Aufreißen der Bibel, beides ist mir kein sonderlicher Beweis für sonderliche Philosophie und Christusreligion, zeigt mir keinen festen Charakter eines Mannes, der nach geprüften und bewährten Grundsätzen immer männlich handelt, wie z. B. ein Bengel in seinem Leben. Es kann also einer ein großer sogenannter Philosoph sein, ein großer Gelehrter, der die Bibel aus Arabismen und Syriasmen erklärt und doch so handeln!" Und über Goethe, dem er nicht werth, die Schuhriemen zu lösen, erfrecht sich der nämliche Mensch zu meinen: „Goethe gehört wol zu den garstigen Menschen, die in der Schrift Hunde und Schweine genannt werden, und er ist der Gesellschafter oder wol gar Erzieher eines Fürsten und dem Herder nicht zum Ekel!"

Vergeuden wir nicht weitern Raum mit weitern Excerpten

gleichen Schlags. Einen einzigen nützlichen Zweck kann die Bekanntschaft mit einer solchen Arbeit haben: wenn man dieses Buch gelesen, wird man von der gänzlichen Hohlheit und dem völligen Nichts dieser Sorte von Pietismus einen abschreckenden Beweis erhalten haben.

8. Das Leben J. H. von Wessenberg's, ehemaligen Bisthumsverwesers in Konstanz. Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen herausgegeben von einem Freunde und Verehrer des Verstorbenen. Freiburg im Br., Wagner. 1860. Gr. 8. 14 Ngr.

Ignaz Heinrich von Wessenberg, Sohn des kursächsischen Oberhofmeisters Johann Karl Philipp von Wessenberg und einer geborenen Gräfin Thurn-Valsassina, wurde zu Dresden am 4. November 1774 geboren, schon in einem verhältnißmäßig sehr jugendlichen Alter Domherr und Generalvicar des Fürsten Primas von Dalberg (im Jahre 1801). Die hohe Begabung und die sichere Geschäftsgewandtheit, welche den jungen Priester auszeichneten, Empfehlungen ferner des damaligen Professors und nachmaligen Bischofs Sailer, der Wessenberg einer bleibenden Freundschaft würdigte, hatten die Wahl des Fürsten Primas auf ihn gelenkt. Nach dem Tode Karl Theodor's wählte das Domkapitel von Konstanz Wessenberg zu seinem Bischof; in Rom versagte man die Bestätigung. Die Curie gab dem Kapitel eine neue Wahl auf und wandte sich gleichzeitig in einem Schreiben vom 21. Mai 1817 an die großherzogliche Staatsregierung, auch diese möge ihre Zustimmung der Wahl und Präsentation des Generalvicars von Wessenberg verweigern. Aber beide, sowol das Domkapitel als die Staatsregierung traten energisch für den in Rom misliebigen Candidaten in die Schranken; der Großherzog ließ sogar der Curie sein lebhaftes Befremden darüber ausdrücken, daß deren Verwerfungsdecret ihm nicht zur vorläufigen Kenntniß gebracht, daß dasselbe ferner gegen einen Mann gerichtet worden, den man gegen die Concordate in Rom gar nicht gehört habe, weshalb er, der Großherzog, es für seine Pflicht erachte, „sich dem Vollzuge jenes apostolischen Briefs mit dem ganzen Ansehen seiner Autorität zu widersetzen". Darauf hin bequemte man sich in Rom, Wessenberg zu hören. Im Juli 1817 erschien der letztere in der Hauptstadt der katholischen Welt. Er forderte bei dem Staatssecretär eine Audienz bei Sr. Heiligkeit, um Aufklärungen über die wider ihn erhobenen Anschuldigungen geben zu können. Die Audienz ward verweigert; Consalvi übersandte unter dem 2. September eine Note an den Angeklagten, welche die wider ihn gemachten Beschuldigungen enthielt. Am 12. September überschickte Wessenberg dem Staatssecretär seine Vertheidigung. Dieselbe widerlegte Punkt für Punkt die Anklageschrift, es unzweifelhaft nachweisend, daß die Anschuldigungen theils völlig unwahre und aus der Luft gegriffene Verleumdungen, theils auf perfider Entstellung der wirklichen Thatsachen beruhten. Die ruhige, würdige und gründliche Vertheidigung Wessenberg's hatte indeß einen erwünschten Erfolg nicht. In einer zweiten Note erklärte ihm der Staatssecretär, daß nicht eine Vertheidigung, sondern eine unbedingte Unterwerfung von seiten Wessenberg's gefordert und erwartet werde. Zu einer solchen mochte sich dieser nicht verstehen; mit ehrendem Freimuth bemerkte er in seiner Antwort vom 18. November, daß ein derartiger Schritt ihm durch die besondern Verpflichtungen untersagt sei, die er gegen das Domkapitel und die Geistlichkeit des Bisthums Konstanz habe, durch die besondern Verpflichtungen ferner gegen seinen Landesherrn und gegen Deutschland endlich im allgemeinen. „Inständig ersuche ich Ew. Eminenz", mit diesen Worten schließt Wessenberg sein zweites Schreiben, „die Darstellung meiner Gesinnungen Seiner päpstlichen Heiligkeit als eine Huldigung meiner kindlichen Unterwürfigkeit vor Augen zu legen." Da nach der Rückäußerung des Staatssecretärs die Erklärungen Wessenberg's die päpstliche Zufriedenstellung nicht erwirken konnten, so erübrigte diesem nur die Rückkehr nach Karlsruhe, um seinem Landesherrn von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen Kenntniß zu geben und dessen weitere Entschließungen abzuwarten. Consalvi machte er die schriftliche Anzeige von diesem seinem Vorhaben, hinzufügend, daß er zu jedem persönlichen Opfer bereit sei, welches die erwünschte Berichtigung der Angelegenheit zur Zufriedenheit aller dabei Interessirten herbeiführen könnte, und wirklich bethätigte er auch seine Opferwilligkeit durch seine spätere Resignation und willige Uebergabe seines Amts an den ersten Erzbischof von Freiburg im October 1827. Der anonyme Verfasser vermuthet, daß die feindselige Haltung der Curie gegen Wessenberg nicht sowol ihren Grund in einzelnen abweichenden theologischen Ansichten gehabt, daß vielmehr seine Nichtbestätigung sich aus seinem Urtheil über das Principat des römischen Bischofs erkläre: „Den eigentlichen Cardinalgrund, warum von Wessenberg in Rom verworfen wurde, werden wir anderswo suchen müssen, und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir ihn in der Befürchtung suchen, daß er durch seine schon auf dem Wiener Congreß offen dargelegte Absicht, den deutschen Episcopat zu einigen, das Ansehen des römischen Stuhls gefährden möchte." Seit der Abdication lebte Wessenberg größtentheils schriftstellerischen und parlamentarischen Arbeiten hingegeben. Namentlich durch die letztere Thätigkeit — der Prälat war Mitglied der ersten badenschen Kammer — vermehrte er die Zahl seiner Freunde und die hohe Achtung, die er bereits genoß. Die liberale, echt humane Urbanität seines Wesens übte ihre Anziehungskraft auf die Gemüther aller, die mit ihm in Berührung traten. Seine politische Parteistellung kennzeichnet die intime Freundschaft mit Rotteck. „Aus allen seinen Schriften und Werken", sagte der Trauerredner an seinem Grabe, „weht der reinste christliche Geist der Demuth, der christlichen Grundtugend, bis hinauf zur göttlichen Liebe eines Jüngers Johannes. Und er selbst war durch und durch christlich und ein treuer Sohn seiner Kirche, von deren göttlichem Ursprung und Einsetzung er vollkommen überzeugt war. Geist, Gemüth und Willen war bei ihm in schönem Einklang. Die christliche Erkenntniß durchleuchtete seinen Verstand; christliche Liebe durchglühte sein Herz und christliche Kraft durchfeuerte seinen Willen, und aus diesem Einklang entwickelte sich sein für alles Gute glühender und unerschütterlicher Charakter. Freund des reinen christkatholischen Glaubens bekämpfte er mit tiefer Menschenerkenntniß jede Schwärmerei, allen Aber- und Unglauben, was seine Schrift über Schwärmerei unwiderleglich beurkundet." Ihrem Inhalte nach enthält die Biographie manches Interessante, dagegen ist sie als schriftstellerische Leistung betrachtet sehr unbedeutend. Es gibt Stoffe, die in keiner Bearbeitung absolut zu ruiniren sind; das Leben Wessenberg's dürfte ein derartiger Stoff sein. Wäre dieser Stoff in eine geschicktere Hand gefallen, wir hätten mit der Arbeit eine werthvolle Bereicherung der historischen Literatur erfahren, was jetzt keineswegs der Fall ist. Namentlich erscheint das Buch in seinen ersten Partien von einer abschreckenden Dürre.

9. Karl Hildebrand Freiherr von Canstein. Zum Theil nach handschriftlichen Quellen. Versuch eines Beitrags zur Geschichte des Spenerisch-Francke'schen Pietismus von K. H. Ch. Plath. Mit Porträt und Facsimile. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein Historiker von Ruf, F. W. Barthold, hat es unternommen (in Raumer's „Historischem Taschenbuch", Jahrgang 1852 und 1853), „die Verbreitung des sogenannten Pietismus sowie verwandter Gemüthsgebarungen im vorigen Jahrhundert nur unter ganz eigenthümlich bedingten und geschiedenen Gesellschaften nachzuweisen". Die Bemerkung ist ganz zutreffend; der Adel lieferte dem damaligen Pietismus die hervorragendsten Vertreter. Der Verfasser der vorliegenden Biographie kann sich gleichfalls der Erkenntniß der Thatsache nicht verschließen, obschon sein Standpunkt ein völlig anderer als derjenige des aufgeklärten und freisinnigen Barthold ist; nur will Plath, Prediger und Oberlehrer zu Glaucha, nicht die Grafen Reuß, Henkel, Lynar, Zinzendorf als die eigentlichen Repräsentanten

des Spener-Francke'schen Pietismus, sondern den Freiherrn von Canstein als diesen Hauptvertreter angesehen wissen. Mit der Auffassung des Verfassers überhaupt, mit den Grundsätzen, welche er als die seinigen adoptirt und, auf die gestützt, er seine Urtheile abgibt, können wir uns in keiner Weise einverstanden erklären. Gewiß gehören religiöse Erscheinungsformen ebenso gut der Geschichte an, wie Erscheinungen auf andern Culturgebieten, und die historische Untersuchung und Behandlung jener Erscheinungen hat ihre volle Berechtigung. Kein Verständiger wird die Literatur, welche sich mit dem Pietismus und den Pietisten beschäftigt, an sich verwerfen, mag seine individuelle Sympathie jener Richtung auch noch so wenig angehören. Das aber fordern wir, daß eine solche historische Untersuchung mit wirklich historischem Geiste, d. h. mit Objectivität und Unbefangenheit der Kritik geführt werde; die Arbeit ist durchaus nutzlos und entschieden zu verwerfen, wenn der Darstellende sich selber von vornherein der Freiheit des Urtheils begibt, wenn er als ein willenloser Gefangener der Richtung schreibt, die er doch ohne Parteinahme in den Kreis seiner Erörterungen ziehen sollte. Was wir besonders an vorliegender Schrift tadeln möchten, wäre dies, daß Plath, um ein vulgäres, aber bezeichnendes Wort zu gebrauchen, mit den Pietisten durch dick und dünn geht. Ihm war die Entdeckung vorbehalten, daß jene krankhafte, ungesunde Zeit des Spener-Francke'schen Pietismus „eine große Zeit" gewesen; ihm ist der Pietist Canstein ein Heros der Weltgeschichte, würdig jedes Kranzes und jedes Lorbers. Dergleichen Arbeiten mögen in Conventikeln der orthodoxen Separatisten willkommen sein, deren Lippen von der Versicherung ihres „gläubigen Christenthums" triefen, deren Herz aber von der ersten Grundvorschrift des Messias, von der Fundamentallehre des Christenthums, in welcher das Gesetz und die Propheten hangen, von der Bruderliebe des Nächsten nichts weiß; die Literatur aber hat für solche Arbeiten keinen Platz. Die Biographie ist übrigens wenig wissenschaftlich gearbeitet; was am auffälligsten hervortritt, dürfte die kaum glaubliche Ungleichartigkeit sein, mit welcher die einzelnen Partien in dem Leben des Freiherrn bearbeitet sind. Während z. B. das sechste Kapitel: „Der Dienst an der Heiligen Schrift", eine Monographie für sich ausmacht, besteht das zweite Kapitel, welches einen Zeitraum von mehr als 20 Jahren umfaßt, aus kaum drei Seiten. Freilich war Herr von Canstein in jener Periode noch nicht „erweckt und erleuchtet"; er gehörte noch der sündhaften Welt an, Grund genug für die lakonische Kürze.

10. Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Ein culturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung mit besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben bis zum Jahre 1815, von Karl Robert Pabst. Mit Th. Müller's Bildniß. Aarau, Sauerländer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Monographien, wie sie Pabst in seiner Arbeit vorlegt, können nicht zahlreich genug geschrieben werden. Der Mann, dessen Lebensbild vor uns aufgerollt wird, hat sich nicht durch öffentliche Thaten, weder als Staatsmann oder als Kriegsheld noch als Schriftsteller, weder als Erfinder culturgeschichtlich wichtiger Maschinen, noch als Begründer großartiger und dankbarer Gewerbs- oder Handelsunternehmungen hervorgethan. Fern von dem lauten Getümmel des politischen, literarischen und industriellen Marktes, meistens in der tiefsten Zurückgezogenheit des Privatlebens, hat er sein Leben einem nach der Schätzung unserer materiellen Zeit jedenfalls undankbaren Berufe, der geistigen Bildung und Erziehung der Jugend gewidmet; manche Flecken, manche Schatten finden sich in diesem Leben, wie einer seiner Freunde meint, der nach Müller's Tode eine Reihe interessanter Mittheilungen aus dessen Leben in der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung" veröffentlichte: „Theodor Müller war ein sonderbarer aber bedeutender Mensch. Sein Leben klingt theilweise nicht erbaulich, und ist doch, wie jedes Menschenleben, ein Gegenstand der Erbauung. Steine liegen genug am Wege; es bedarf nur eines leichten Reigens, um sie wider den Schwachen aufzuheben. Wer sich dazu berufen fühlt, der thue es. Wir andern sagen: Gott sei mir Sünder gnädig!"

Ein Mecklenburger von Geburt, vertauschte Theodor Müller, durch keinerlei äußere Nöthigung oder Rücksicht, sondern lediglich durch die Aussicht auf eine freiere und wirksamere Ausübung seines Berufs getrieben, seine Heimat mit der Schweiz. Im Jahre 1815 an die hofwyler Erziehungsanstalt berufen, deren Grundsätze und Bestrebungen mit den seinen wesentlich übereinstimmten, harrte er daselbst, nur mit wenigen Unterbrechungen durch Fortsetzung seiner Studien in Heidelberg, sowie durch vorübergehende Uebernahme öffentlicher Lehrämter zu Basel und Murten, in der begeisterten Ausübung seines Berufs aus bis zu der völligen Aufhebung der Fellenberg'schen Institute 1848. Von da an widmete er seine bis zu seinem am 23. Juli 1857 erfolgten Tode ungeschwächten Geisteskräfte theils der trefflichen Gladbach'schen Erziehungsanstalt in Wabern bei Bern, welches ihm ein „neues Hofwyl" war, theils dem öffentlichen Schulwesen des Cantons Bern. Was seinen Verlust für alle, welche ihm näher standen, am empfindlichsten machte, das war die ganze Persönlichkeit des ebenso liebenswürdigen als in seiner Sphäre bedeutenden Mannes, das originelle und gemüthvolle Wesen, durch welches er ihre Herzen an sich gekettet, mit ihrer Achtung zugleich ihre innigste Anhänglichkeit erworben hatte, insbesondere der jugendliche Sinn, durch welchen er noch als Greis unter jüngern Männern und Jünglingen hervorleuchtete, der unerschöpfliche Witz und Humor, die unverwüstliche Heiterkeit, welcher er sich, harmlos und unbekümmert um splitterrichterliche Nachreden, nach gethaner Arbeit in vertraulicher Gesellschaft hinzugeben pflegte. Mannichfache Gegensätze waren in seinem Wesen vereinigt. Er erscheint als der echte Typus eines Deutschen im weitesten Sinne, ein wahrer Universaldeutscher. „Mit dem scharfen und feinen Geiste, dem Verstand und Witz des Norddeutschen verband er (wie es im Vorwort heißt) die Gemüthlichkeit des Süddeutschen sowie die Gesinnungstüchtigkeit und den praktischen Sinn des Schweizers. Und dieser seltene Complex von Grundzügen deutschen Wesens war durchdrungen von einem ungemeinen Reichthum individueller Eigenthümlichkeiten, um derentwillen er nicht nur allgemein als ein Sonderling galt, sondern sogar vielen seiner nähern Bekannten und Freunden ein psychologisches Räthsel war. Bei seinem urgermanischen, an Trotz streifenden Unabhängigkeitssinn war er zugleich der hingebendste und nachgiebigste Freund, bei einer außerordentlichen natürlichen Reizbarkeit, welche ihn besonders in seinen jüngern Jahren nicht selten bis zum Jähzorn fortriß, war er im Grunde die sanfteste, weichste, versöhnlichste und liebevollste Seele von der Welt, der heftigste, hartnäckigste Eiferer oder Spötter und zugleich der mildeste, nachsichtigste Beurtheiler und Richter. Zerfahrenheit und strengste Sammlung seines Geistes zu wissenschaftlicher und pädagogischer Thätigkeit, Verschmähung aller äußern Autorität, unbedingte Freiheit des theologischen Denkens und Forschens und tiefe, lebendige Religiosität, frivoler Schein und heiliger Ernst des Strebens, cynisches Gebaren und Reinheit der Gesinnung, Regellosigkeit und unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit in Ausübung seines Berufs, Ungebundenheit und Scheu, Rücksichtslosigkeit und Verlegenheit im geselligen Verkehr: kurz eine Menge zum Theil unverträglich scheinender Gegensätze traten in seinem Leben dicht nebeneinander hervor. Und trotz alledem war er ein ganzer, scharf und rein ausgeprägter Charakter, innig und eins mit sich selbst, fest in sich zusammengeschlossen und abgerundet." Ein solches Leben, ein solcher Charakter bedarf der Aufklärung, ja wohl. Wir wissen dem Herausgeber lebhaften Dank, sowol dafür, daß er die Arbeit überhaupt unternommen, als für die anziehende geschickte Art und Weise wie er sich seiner Aufgabe entledigt hat. Die vorliegende Schrift bildet, obschon ein für sich abgeschlossenes Ganzes, die erste Abtheilung der Biographie Müller's; sie erzählt uns die Jugendgeschichte des Mannes, die an Mangel und Noth, Arbeit und Entbehrung überreich war; sie führt uns den jenenser Studenten in einer Reihe artiger Genrebilder vor, und beschäftigt sich schließlich mit dem Hauslehrer in Mecklenburg, dem

der herrschende Ton in der hochadelichen Familie, deren Sprößlinge er erziehen soll, derartig unerträglich wird, daß er dem Vaterlande den Rücken kehrt und nach der Schweiz übersiedelt. Wir verkennen nicht, daß der Biograph durch seinen Helden, durch den Stoff selbst wirksam unterstützt wurde; das zu behandelnde Material war an sich ein interessantes und lohnendes. Was aber auch ausgesprochen sein will, Pabst hat es trefflich verstanden, das interessante Material bestens zu verwerthen; seine Composition und Darstellung fesseln im hohen Grade. Vielleicht — das Bedenken möchten wir nicht unterdrücken — daß der Verfasser allzu ausführlich bei der akademischen Studienzeit Müller's in Jena verweilt. In dem Buche der Gebrüder Keil (von dem Berichterstatter in Nr. 38 d. Bl. f. 1858 besprochen) mögen die Details aus dem damaligen studentischen Treiben auf der jenaer Hochschule sehr am Orte sein; in der Schrift von Pabst nehmen sich die ausführlichen Schilderungen der Duelle zwischen dem Senior A. und dem Senior B., und ähnliche Berichte etwas wunderlich aus.*)

11. Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. Aus den Quellen übersichtlich dargestellt von Theodor Keim. Stuttgart, Belser. 1860. Gr. 8. 14 Ngr.

Ambrosius Blarer erinnert in auffallender Weise an die Thatsache, daß die Reformation gleich sehr aus den Kreisen der Bildung und der alten Geschlechter, wie der Handwerker und Bürger, der Bergleute und Waffenschmiede ihre dienenden Werkzeuge sich auserlesen hat. Blarer's Vater war Rathsherr in Konstanz, er selbst in jener Stadt am 4. April 1492 geboren. Schön sagt ein älterer Schriftsteller: „Dieselbe Stadt, die uns Huß raubte, schenkte uns Blarer." Ueber die Jugendgeschichte des Mannes geht die vorliegende Biographie sehr kurz weg. Im Herbste 1514 war Blarer zu einem Besuch nach dem Benedictinerkloster Alpirsbach auf dem Schwarzwald gekommen; er fühlte sich dort von dem Mönchsleben in seiner frommen Stille und heitbaren Muße so wundersam angesprochen, so erbaut durch das Beispiel der Väter des Klosters, daß es sein Wunsch wurde, sein Leben hier zuzubringen. Die Mutter verschrieb 400 Gulden für das Kloster; schon nach einigen Jahren war Blarer vom Abt und Convent zum Prior gewählt. Seine umfassende classische Bildung, die Eleganz seines lateinischen Stils, vor allem sein mildes und verbindliches Wesen, das Gefällige und Einschmeichelnde seines Charakters erwarben ihm zahlreiche Freunde weit über die Mauern des Klosters hinaus. Mit Melanchthon durch brieflichen Verkehr bekannt geworden, erhielt er von demselben Luther's und andere reformatorische Schriften; er studirte sie mit Eifer, und nun war seines Bleibens nicht mehr in dem Kloster. Dem neuen Evangelium gewonnen, begab er sich nach seiner Vaterstadt und machte hier durch Predigten und durch die Benutzung seiner Familienverbindungen Propaganda für die Reformation. Obschon ohne Amt, wurde seine Einwirkung in Konstanz bald verspürt; der Rath berief nur Prediger auf seine Empfehlung. Auch durch Druckschriften und Disputationen war Blarer für die Ausbreitung der Reformation in seiner Heimat thätig; seinen Verhandlungen mit Zwingli war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Konstanz am 25. December 1527 mit Zürich einen zehnjährigen Schutz- und Trutzbund abschloß. Der Verbrüderung mit Zürich folgte eine Verbrüderung mit Strasburg; von dem letztern Orte aus bereiste Blarer Schwaben, auch hier der neuen Lehre Anhänger gewinnend. Den Schwerpunkt aber seiner Thätigkeit bezeichnet die „Mission in Würtemberg", welche Keim im fünften Abschnitt erzählt. Blarer wurde im Jahre 1534 nach der Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich in das Land seiner Väter als Reformator berufen. Gleichzeitig mit ihm hatte sich der Herzog den orthodoxen Lutheraner Schnepf berufen, während Blarer, zumal in der Abendmahlslehre, mehr zu den Reformirten hinneigte. Aus diesem Verhältniß ergaben sich für Blarer mannichfache Inconvenienzen. Die Lutheraner verschrien ihn als einen reformirten Ketzer, während wieder die Reformirten ihn anklagten, er verrathe durch seine Zugeständnisse an die Lutheraner. Um dem ewigen Streite ein Ende zu machen, beschloß der Herzog die Vertheilung der Gebiete unter die zwei Reformatoren. Blarer wurde das Land ob der Steig, der südliche oberländische Theil mit dem Sitz in Tübingen, Schnepf dagegen das Unterland mit dem Sitz in Stuttgart zur Reformation überlassen. Der Verfasser der Biographie verfolgt die amtliche Thätigkeit Blarer's in dieser Thätigkeit sehr genau und ausführlich, namentlich verweilt er länger bei den unerquicklichen Differenzen mit der Universität Tübingen. Nach vierjähriger Wirksamkeit erhielt Blarer einen „ungnädigen Abschied"; das Geschrei gegen den Zwinglianer war zu arg geworden. Die trüben Erfahrungen, welche er in Würtemberg gemacht, hielten Blarer nicht ab, für seine Ueberzeugungen auch ferner mit aller Entschiedenheit einzustehen; der Sieg Kaiser Karl's über die schmalkaldischen Verbündeten erschütterte ihn tief. Gegen Konstanz war die Reichsacht ausgesprochen; Blarer mußte aus der Vaterstadt flüchten. Heimatlos wanderte er durch Deutschland herum; die „Wanderungen des Verbannten" lesen sich wie ein Drama. „Man nennt es Regel in der Welt", schließt Keim seine fleißig gearbeitete, in der Darstellung recht befriedigende Monographie, „daß Söhne und Enkel großer Männer ausarten. Aber nicht allein die Familie, die ganze Kirche dürfte Blarer als einen Unersetzten und Nichtwiederkommenden beklagen. Talente und Gaben, Gelehrtenthum, Urtheil, Tiefsinn, Beredsamkeit und Künste der Kirchenregierung mochten im Ablauf der Geschlechter oft und glänzender als in der Person Blarer's wiederkehren; aber keusche Priester der Wahrheit und sanftmüthige Jünger des Friedens, wie Blarer, sind wenige wiedergekommen, und selbst die Kirche des 19. Jahrhunderts dürfte sich mit großem Segen bereichern, wenn die Blarer auferständen."

12. Franz Sanchez. Ein Beitrag zur Geschichte der philosophischen Bewegungen der neuern Zeit. Von L. Gerkrath. Wien, Braumüller. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Anschaulichkeit und Lebendigkeit sind dem Bilde nachzurühmen, welches der bonner Privatdocent Gerkrath in dieser Schrift von der Persönlichkeit sowol, als von den Schriften und dem System des Portugiesen Franz Sanchez entwirft. Eine Summe höchst achtbaren Fleißes ist auf die kleine Monographie verwandt worden; daß sich die Lectüre derselben nur auf beschränktere, auf exclusive Kreise berechnet, kann dem Verdienst der Leistung an sich keinen Abbruch thun. Der christliche Theil der Pyrenäischen Halbinsel nahm im Mittelalter an den wissenschaftlichen Bewegungen des Abendlandes, auf die seine arabischen Nachbarn einen so bedeutenden Einfluß ausübten, nur wenig Antheil. Es ist erklärlich, daß man sich dort gerade gegen eine Philosophie verschloß, die von den Arabern herkam. Erst als die Scholastik in dem übrigen Europa zerfiel, erlebte sie auf der Pyrenäischen Halbinsel eine Nachblüte. Aber wenig Bedeutendes und Originelles ging daraus hervor. Und von der neuen Strömung der Wissenschaften, die im 15. und 16. Jahrhundert in Italien, Frankreich und Deutschland entstand, wurde die Halbinsel fast gar nicht ergriffen. Männer wie der Spanier Ludwig Vives und der Portugiese Franz Sanchez, die in diesen Bewegungen eine Rolle spielten, sind vereinzelte Erscheinungen, und sie waren nicht in ihrem Vaterlande selbst thätig. Vives brachte den größten Theil seines Lebens außerhalb Spaniens zu und Sanchez verließ schon in früher Jugend seine Heimat. Ueber sein Geburtsdatum hat Gerkrath in einem Excurse eine besondere Untersuchung angestellt; die Familie verließ Braga, die Hauptstadt der Provinz Entre Minho e Douro, weil sie des

*) Die hier besprochene Schrift enthält übrigens über das jenaische Burschenleben und Verbindungswesen manche neue, aus Müller's und seiner Freunde Aufzeichnungen geschöpfte interessante Mittheilungen, auf die wir, wie auf die charakteristischen Details über die früher in Mecklenburg herrschende Schuldisciplin demnächst noch besonders zurückkommen werden. D. Red.

Judenthums verdächtig auf den Proscriptionslisten der Inquisition stand. Die Flüchtigen siedelten sich im südlichen Frankreich, in Bordeaux, an. Antonino, der Vater des Sanchez, war ein ausgezeichneter Arzt. Neigung zog den Sohn zu dem nämlichen Berufe. Nach beendigten Universitätsstudien unternahm er eine Reise nach Italien, dem Lande der Sehnsucht des neuen Geschlechts im 15. Jahrhundert; nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zu Montpellier, der berühmten Pflanzstätte der Medicin, erst 24 Jahre alt, zum Professor ernannt. Die Intoleranz der Reformirten, von welcher Thomas Buckle in seiner geistvollen „Geschichte der Civilisation in England" eine so abschreckende Schilderung entworfen hat, trieb den jungen Professor nach Toulouse, wo sich der damals ungleich tolerantere Katholicismus im entschiedenen Besitze der Herrschaft befand. Toulouse blieb der dauernde Wohnsitz des Sanchez bis an sein Ende. Hier lebte und wirkte er als praktischer Arzt und Vorsteher eines Hospitals und als akademischer Lehrer. Zuerst scheint er längere Zeit ohne Lehramt nur der Ausübung seiner medicinischen Kunst gelebt zu haben; später wurde er Professor der Philosophie und endlich der Medicin an der toulouser Universität. Diese persönlichen Verhältnisse des Sanchez erörtert der Verfasser in dem ersten, kürzern Theil seiner Schrift; in dem zweiten, umfangreichern, der sich in vier Abschnitte zerlegt, beschäftigt er sich mit der philosophischen Weltanschauung des Mannes. Er bespricht zunächst die Richtung des Sanchez im allgemeinen (der Autoritätsglaube der Schulwissenschaft, Forderung freier, selbständiger Forschung, der Zweifel und seine Bedeutung bei Sanchez, die Naturforschung, die Offenbarung und der Glaube); sodann wird in einem zweiten Kapitel auf die kritischen Ueberlegungen des Sanchez eingegangen; das dritte Kapitel erzählt von seinen Kämpfen wider den Aberglauben, und das vierte endlich resumirt eine Uebersicht der positiven Anschauungen des Sanchez.

13. Junker Hans Jakob vom Staal. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Alfred Hartmann. Solothurn, Scherer. 1861. 8. 24 Ngr.

Ursprünglich als ein Journalartikel in dem Cotta'schen „Morgenblatt" veröffentlicht, werden uns in dem Büchelchen von Hartmann die Memoiren des Junkers Hans Jakob vom Staal als besonderer Abdruck vorgelegt. Der Werth der Arbeit rechtfertigt den Wiederabdruck. Eine natürliche Einfachheit, mitunter durch köstlichen Humor gehoben, bildet den Grundzug in des Junkers Aufzeichnungen; man glaubt nicht selten, Herodot zu lesen. Für die unmittelbare Gegenwart hat die Erinnerung an jene Zeit ihre innern Bezüge; vor zweihundert und einigen Jahren sah es bezüglich der politischen Constellationen in Europa nicht viel anders aus als jetzt. Damals wie heute war Europa in zwei große Heerlager geschieden, wie heute standen sich zwei Principien in Waffen gegenüber, wie heute unterstützte Frankreichs Herrscher, im eigenen Lande ein Despot, außerhalb seines Reichs die Sache der Freiheit, wie heute kämpfte er für eine „Idee". Damals freute sich fast einzig unter allen andern Ländern die Schweiz des Friedens und blühte; aber wie heute suchte Frankreich sein „natürliches Uebergewicht" über seine Nachbarn geltend zu machen und die kleine Alpenrepublik in seinem Schlepptau in den allgemeinen Kriegstanz hineinzureißen. Wie heute gab es jedoch auch damals Männer, welche mit zäher Energie den französischen Zumuthungen sich widersetzten. Junker Hans Jakob vom Staal, Stadtschreiber und schließlich Schultheiß von Solothurn, gehörte zu den verständigsten und thatkräftigsten Häuptern der antifranzösischen Partei; das Material seines Lebensbildes, von Hartmann einem von dem Junker vom Staal eigenhändig geschriebenen Tagebuch entnommen, gewährt die tiefsten Einblicke in die Vorgänge und Zustände nicht allein der damaligen politischen und diplomatischen Action, sondern auch in die gesellschaftlichen und Culturverhältnisse der Epoche. Die Schärfe der Beobachtung, die humoristische Einfachheit der Darstellung, welche dem Tagebuch eigen, hat uns lebhaft an die früher von uns besprochene Autobiographie des stralsunder Bürgermeisters Sastrow erinnert. Als eine Probe der Darstellung des Junkers sei die Stelle mitgetheilt, in welcher er seine Verlobung mit seiner dritten Gattin erzählt: „Obwol dermalen nicht mehr in dem Alter, wo man bei dem Anblick der Jungfräulein Herzklopfen zu verspüren pfleget, so muß doch gestehen, daß beim Eintritt in die Hartensteinische herrschaftliche Wohnung ich von etwelcher ungewohnter Gemüthsbewegung befallen ward. Und fielen mir in jenem Augenblicke wieder gar allerlei Bedenklichkeiten ein, und sagte zu mir selber: «Hans Jakob, wer weiß, ob du nicht etwa jetzt einen argen Narrenstreich ausführest, da du dich um einer Jungfrau Hand bewirbst, so den Jahren nach deine Tochter sein dürfte?» Da nun aber des langen Besinnens nicht mehr war, so machte ich's wie einer, der ein kaltes Bad nehmen soll, ein kurzer Entschluß und ein behender Sprung, und der Schreck ist vorbei. Mochte wol vermerken, daß meines Besuchs gehavret worden war: denn wurde gleich in das Staats- und Visitenzimmer eingeführt, wo die ganze Familie im besten Putz versammelt war und mich freundlich willkommen hieß. Da brachte dann dem Fräulein meine Werbung in zierlich gesetzter Rede noch einmal selber vor, wobei selbiges züchtig die Blicke niederschlug und vor sich auf den Schos schauete, darnach aber erwiderte, wenn die lieben Aeltern nichts dawider hätten, so sei sie dessen, was ich von ihr wünsche und begehre, wohl zufrieden. Nach diesem hat mein alter Freund Hartensteiner sich vernehmen lassen, es wäre ihm eine besondere Freud und Ehr, einen solchen Tochtermann zu bekommen, hat mich umarmt, sowie dieses nicht minder von meiner Hochzeiterin Frau Mutter geschah. Hierauf bin ich dann zu meiner lieben Maria Franziska herangetreten, habe dieselbe mit möglichster Zierlichkeit umfangen und ihr den ersten Brautkuß auf die Lippen gedrückt, was selbige nicht ohne jungfräuliche Erubescenz geschehen ließ. Gleich darauf habe ich der Hochzeiterin den Haftpfennig gegeben, nämlich einen güldenen Ehrenpfennig, so mir fürstbischöfliche Gnaden aparte zu diesem Zweck ertheilet hatten; item einen Ring nebst Armband, item eine güldene Kette, sowie noch andere Kleinod mehr, was alles nicht minder denn 300 Gulden an Werth hatte. Dafür hat mich" u. s. w. An solchen und ähnlichen unterhaltenden Detailschilderungen ist das Buch, so klein sein äußerer Umfang sein mag, sehr reich. Wer die Schrift liest, wird nicht ohne das lebhafteste Interesse von ihr scheiden können.

Thaddäus Lau.

„Silas Marner" von George Eliot.

„Silas Marner", das neueste Werk der Verfasserin von „Adam Bede" und der „Mühle am Floß" (gleich diesen in deutscher Uebersetzung von Julius Frese erschienen) ist nicht dazu angethan, den Ruhm dieser Schriftstellerin zu erhöhen, wol aber ihn zu erhalten. Der Hauptfehler des Buchs liegt darin, daß es zu skizzenhaft ist, und viele Charaktere und Vorgänge, von welchen wir mehr zu hören berechtigt waren, nur mit einzelnen Strichen und im Vorübergehen angedeutet sind. Sonst ist es wieder sehr inhaltreich und von anmuthiger Form. Wir haben wiederum ein Bild des abgeschlossenen englischen Landlebens der vorigen Generation vor uns, und werden durch die Wahrheit der Schilderung und den schalkhaften Humor der Verfasserin unwiderstehlich angezogen. George Eliot macht uns nicht, wie andere Dorfgeschichtenerzeuger, das Leben der Bauern dadurch interessant, daß sie die Unwissenheit, die Schwachheiten und Albernheiten der Leute verheimlicht; sie verleiht ihrem Leben keine falsche Colorirung, trägt keine bombastische Gefühlsfaselei, keine ungewöhnlichen Ereignisse hinein, sondern zieht uns gerade dadurch an, daß sie nichts abschwächt und nichts übertreibt. Die Leute erscheinen uns ganz wie sie sind: arm, dumm, elend, fast verächtlich, in ihrer Roheit, Unwissenheit und ihren Vorurtheilen. Der Hausirer wird nicht als ein Poet dargestellt, der nur durch einen unglücklichen Zufall niemals etwas von Versmaßen gehört hat, noch der Bauer als ein Genie, welches nur durch ein

fatales Zusammentreffen von Umständen unter Hafer und Mastvieh verkommt. Wir haben hier durchaus kein falsches Heldengedicht; vielmehr sind die Personen der Erzählung äußerst gewöhnlich, und wird ihr Ameisenleben eben nur durch ihr Pflichtgefühl und die Sympathie, welche sie miteinander haben, veredelt. George Eliot gibt uns die schöne Lehre, daß wahre Größe dem gemeinsten und ärmsten Menschen nicht versagt ist. Ihr Humor, der mit vielem Ernst und einem tiefen Gefühl von dem geheimnißvollen Wesen des menschlichen Lebens verbunden ist, verleiht ihren Schilderungen armer dummer Bauern einen unaussprechlichen Reiz. Wenn wir, anstatt durch sie abgestoßen zu werden, über die Leute lachen, so sind wir auch nicht mehr weit davon entfernt, uns für sie zu interessiren und mit ihnen zu sympathisiren.

Silas Marner ist ein gewöhnlicher, ziemlich unklarer Methodist, dessen Leben durch Verleumdung und Unglück verbittert wird, der aber endlich aus seiner Misanthropie herausgerissen wird und das Walten einer Gerechtigkeit anerkennt. Schon in „Adam Bede" und der „Mühle am Floß" mußte es uns wundernehmen, wie es George Eliot gelang, aus den trübseligsten Materialien ein prächtiges Werk zu errichten; hier ist es noch auffälliger, denn Silas Marner ist fast schwachsinnig und kataleptischen Anfällen unterworfen. Was kann man in der natürlichen Folge der Dinge von einem Individuum erwarten, dessen Existenz zu gewissen Zeiten ein weißes Blatt und auch sonst eigentlich durchaus gewöhnlich ist? Es gibt Romane, in welchen solche Charaktere von großer Wichtigkeit für die Durchführung der Intrigue sind; so concentrirt sich z. B. in dem neuesten Romane des beliebten englischen Schriftstellers Wilkie Collins, der „Weißen Frau", das Interesse auf zwei schwachsinnige weibliche Individuen, und wir sehen Ereignisse an uns vorübergehen, welche unter keinen Umständen möglich gewesen wären, wenn beide Frauen den vollen Besitz ihrer Sinne gehabt hätten. Aber davon ist bei George Eliot gar nicht die Rede; eine feine, geschickt ausgesponnene Intrigue findet sich in keinem ihrer Romane, vielmehr sind es bei ihr überall die Charaktere, welche unsere Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nehmen; das, was geschieht, kommt erst in zweiter Linie zur Beachtung und ist von untergeordneter Wichtigkeit. Silas Marner nun ist unter seinen Methodisten ein Gegenstand großen Interesses, seit er einmal in einer Betstunde in einen Zustand merkwürdiger Starrheit und Bewußtlosigkeit verfiel, welcher länger als eine Stunde dauerte und anfangs für den Tod gehalten wurde. Als er nun einst in der Nacht am Sterbebette eines alten Diakonus wacht, kommt einer dieser Anfälle über ihn, während dessen der Diakonus stirbt und ein falscher Freund des Silas das im Besitze des Diakonus befindliche Geld stiehlt. Der Verdacht fällt natürlich auf Silas, und die Methodistengemeinde beschließt, nicht durch eine Untersuchung, sondern durch das Los den Schuldigen ausfindig zu machen. Das Los weist auf Silas als den Verbrecher hin; er wird natürlich durch dieses Gottesurtheil ruinirt, seine Braut wird ihm abwendig gemacht und heirathet den falschen Freund, er muß seine Heimat verlassen und wandert nach einem fremden Dorfe, wo er sich durch Weben seinen Lebensunterhalt verdient. Abgeschnitten von allem geselligen Verkehr, findet er seine einzige Freude in der Ansammlung von Geld, welches sein einziger Freund und sein Gott wird; plötzlich aber wird ihm sein ganzer Schatz gestohlen, und wie einst Hiob, verflucht er sein Geschick und schreit, daß es keinen Gott, sondern nur einen Teufel gebe. Wie soll dieser Mensch der Welt und dem Leben wiedergewonnen werden? Das Predigen der übrigen Dorfbewohner hilft ihm ebenso wenig, wie Hiob das Zureden seiner Freunde, und Massenerweckungen gab es damals in Ravelen nicht. Das Motto des Romans: „Mehr als alle andern Gaben, welche die Welt dem sinkenden Menschen darbieten kann, bringt ein Kind Hoffnung und vorwärtsblickende Gedanken mit sich", tritt jetzt in sein Recht ein. Wie Silas Marner einst in einem kataleptischen Anfall alles, seine Freunde, seine Heimat, seinen guten Namen und seine Braut verloren hat, so gewinnt er in einem andern Paroxysmus alles wieder; als er einst aus seinem bewußtlosen Zustande erwacht, sieht er ein kleines, goldhaariges Mädchen an seinem Herde schlafen. Dies Kind, welches seine Mutter in schrecklicher Weise verloren und zufällig Marner's Hütte aufgefunden hat, rettet die verlorene Seele des Mannes. „Es gibt jetzt allerdings nicht mehr Engel mit weißen Fittichen, um die Menschen aus der der Zerstörung geweihten Stadt herauszuführen; aber doch wird noch oft eine Hand in die ihre gelegt, um sie sanft in ein ruhiges und friedliches Land zu leiten"; und eine solche Hand ist die des kleinen Mädchens, welches sich zu Marner verirrt hat. So ist dieser in den Hauptphasen seines Lebens vom Zufall abhängig; er ist hülflos, hat keinen Einfluß auf sein Schicksal, leidet anstatt zu thun, ist eine Feder im Winde des Zufalls; aber seitdem das Kind sich zu ihm gefunden hat, gibt es keinen Zufall mehr in seinem Leben, von da an ist alles Arbeit und Lohn, Ursache und Wirkung. Der ehrliche Mann nimmt sich des hülflosen Kindes an und erntet den Segen dafür in häuslichem Glück, schnellerm Verstand und einer bessern gesellschaftlichen Stellung. Wie aber dieser Proceß vor sich geht, wird in dem Romane nur angedeutet, und wir finden Silas Marner am Anfang der zweiten Abtheilung des Buchs nach einem Zwischenraum von 16 Jahren als einen ganz neuen Menschen wieder.

Der segensreiche Einfluß des jungen frischen Kindes auf den alten abgestorbenen Mann ist eine ergreifende Lehre. Aber man würde sich irren, wenn man George Eliot darum, weil ihr Buch uns diese Lehre vorführt, unter die moralisirenden Romanschreiber (ein nicht sehr preiswürdiges Geschlecht) stellen wollte. Wie jedes wahre Kunstwerk eine moralische Bedeutung hat, so muß auch diese einfache Geschichte uns zu tiefem Nachdenken anregen, und wollen wir nur unser Bedauern aussprechen, daß die Verfasserin ihre ungemeine Kraft nicht zu einer ausführlichen Schilderung ihres Gegenstandes angewandt, daß sie uns in der That nur eine Skizze geliefert hat. 43.

Klopstock in Frankreich und Deutschland.

Während in Deutschland selbst Klopstock's Dichtungen heutzutage im allgemeinen für ziemlich langweilig gelten und wie es scheint wenig mehr gelesen werden, scheint man in Italien und Frankreich nicht ganz derselben Ansicht zu sein. Klopstock's „Messias", von dem, beiläufig bemerkt, ein französischer Abbé, welchen Theodor Mundt in Paris kennen lernte, immer ein Exemplar in seiner Tasche mit sich führte, wurde erst während der letzten Jahre zweimal, von Pensa und Cesarotto, wir wissen jedoch nicht, ob von beiden vollständig, ins Italienische übersetzt, und soeben gab C. Diez, Professor der deutschen Sprache und Literatur am Lyceum von Sens, der auch einen „Essai sur Klopstock" und eine Schrift „De l'unité et du plan du Messie" veröffentlicht hat, eine Auswahl Klopstock'scher Oden in französischer Prosaübersetzung unter dem Titel heraus:

Odes choisies de Klopstock traduites pour la première fois en français. Accompagnées d'arguments et de notes. Par *C. Diez*. Paris, Hachette. 1861.

Man würde doch Klopstock's „Messias" und seine Oden nicht wagen in fremde Sprachen zu übersetzen, wenn man nicht wüßte, daß sein Ruf in den betreffenden Ländern ein wohlbegründeter sei und daß sich für diese Uebersetzungen auch ein Kreis von Lesern finden werde. Ganz besonders war Diez in der Lage, bei den jungen Franzosen, die er im Deutschen unterrichtete, Empfänglichkeit für Klopstock's Oden wahrzunehmen, und in der That besitzen diese im Sinne wie im Ausdruck Eigenschaften, die ganz dazu gemacht scheinen, gerade dem Franzosen zu imponiren.

Für Diez ist, laut der Vorrede, Klopstock sogar „le plus grand, sinon le plus célèbre des poëtes lyriques de l'Allemagne", und er führt zum Beweise dafür mehrere Aussprüche über Klopstock von Schiller, Herder, Gervinus und Vilmar an.

Den Grund zu dem ebenso allgemeinen wie dauernden Einfluß, welchen Klopstock auf die deutsche Prosa ausübte, erblickt Diez einmal in dem Zustande, in welchem sich die Poesie bei dem ersten Auftreten Klopstock's befand, sodann in dem Charakter des Dichters und seiner Schöpfungen selbst. Er schildert nun, wie trostlos jener Zustand der deutschen Literatur vor Klopstock war: „Während der frühern zwei Jahrhunderte war die deutsche Dichtkunst, früher schon einmal so glänzend, unter der Misachtung der Mächtigen und der großen Herren, deren Erholung und Ruhm sie ehemals gewesen, beinahe in ein Nichts geschwunden. Die wenigen Poesien, denen man in jener Zeit begegnet, sind nichts als frostige und steife Nachahmungen alter Meisterwerke, von denen sie weder das Leben noch die Bewegung sich anzueignen vermochten. Kein dichterischer Funke, kein edles hochherziges Gefühl, nichts Großes war in diesen seelenlosen Erzeugnissen, die aber doch leider als ein nur zu wahrer Wiederabdruck der damaligen deutschen Gesellschaft gelten dürfen." Gleichzeitig mit dem Siebenjährigen Kriege habe jedoch zugleich mit dem politischen Leben auch das intellectuelle sich zu entwickeln begonnen; durch Bodmer und anderer redliche Bestrebungen sei einer bessern Zeit vorgearbeitet worden; der Boden sei für guten Samen empfänglich gewesen; es habe nur der rechte Säemann gefehlt, und dieser Säemann habe sich in Klopstock gefunden. „Er besaß", fährt Diez fort, „in einem sehr hohen Grade jene Eigenschaften, welche nothwendig erschienen, um das heilige Feuer der Poesie und die Liebe zu allem Schönen und Guten in den Herzen seiner Landsleute zu entzünden. Ein wahrer lyrischer Dichter im vollsten Sinne des Worts, glühte sein Herz für alles, was edel und großsinnig ist. Nur im Namen des Vaterlandes, der Religion, der Freundschaft und Liebe schlug ihm das Herz in seiner bewegten Brust. Schon auf der Schulbank (wie C. J. Cramer in seiner 1780 erschienenen Schrift über Klopstock erzählt) vergoß er Thränen bei dem Gedanken an die niedrige Stufe, welche sein Vaterland in Betreff der Erzeugnisse des Geistes einnahm.... Diesen Patriotismus, dem schon der zwanzigjährige junge Mann Worte lieh, hat Klopstock während seiner langen und edeln Laufbahn treu bewahrt. Nichts, was sein Vaterland anging, war ihm gleichgültig, und alle Ruhmesthaten seiner Nation hat er im Liede gefeiert." Diez kommt dann auf Klopstock's Verhältniß zur Religion und zur Natur zu sprechen und er bemerkt: „Das Universum ist für ihn kein verschlossenes Buch; es ist ihm ein Zeugniß der Güte, der Macht und der Größe Gottes; in unauslöschlichen Lettern erblickt er darin das Dogma von der Unsterblichkeit und einem zukünftigen Leben aufgezeichnet."

Diez fährt dann fort: „In den Denkmalen, welche er der Freundschaft widmet, findet man die rührendste und adelichste Zärtlichkeit in Verbindung mit einer gewissen Melancholie, verursacht durch den Gedanken an die Trennung, womit in jedem Augenblick der Tod die Freunde hienieden bedroht. Aber diese Melancholie verleiht seiner Poesie einen neuen Reiz, denn durch die Hoffnung, sich bald wieder im Himmel zu finden, ist sie gemildert. Kurz, wie Gervinus sagt, niemand hat die Freude in Gesellschaft der Traurigkeit so energisch auszudrücken gewußt. Außer dem Bewußtsein erfüllter Pflicht ist die Freundschaft und mit ihr die Liebe das größte Glück des Menschen auf Erden. Aber auch hier, welche Erhebung, welche Reinheit in der Liebe, wie Klopstock sie auffaßt und besingt! Es ist die christliche Liebe, es ist die Seelenverwandtschaft zweier tugendhaften Herzen, welche sich in dem Verlangen begegnen, einander in der Ausübung der Tugend behülflich zu sein. Die wahre Tugend kann nur von tugendhaften Herzen gefühlt und geübt werden. Man findet in diesen Liebesgesängen, nach Vilmar, etwas von der alten Weise der Minnesänger, sowenig auch der Dichter die letztern gekannt hat. Auf diesem Wege sind ihm denn auch, zum großen Vortheil für die erotische Poesie, die neuern deutschen Dichter gefolgt. Mit diesem glühenden Patriotismus, diesem lebhaften Naturgefühl, diesem ungeheuchelten und tiefen christlichen Glauben, verband Klopstock die höchste Bewunderung für die classische Literatur. Er zuerst wußte in Deutschland die Meisterwerke des griechischen und römischen Geistes würdig aufzufassen und zu studiren; er zuerst wußte dem gründlichen, aber bis dahin unfruchtbarem Studium der alten Sprachen eine gesunde und fruchtbare Richtung zu geben. Alles in allem, Klopstock vereinigte in sich alle jene verschiedenen Elemente, aus denen sich der deutsche Geist zusammensetzt: Vaterlandsliebe, Religiosität, Gefühl für die Natur, süße Träumerei, wahrhafte Kenntniß der alten Literatur. Wir, die wir das Leben dieses großen Dichters bis in die kleinsten Details ergründet haben, wir können nur sagen, daß er als Mensch selbst alle diese Eigenschaften besaß und daß er alles, was er war, nur sich selbst verdankte.... Er hat immer nur besungen, was er glaubte und tief empfand; er gab sich selbst in seinen Dichtungen, ohne Ostentation und ohne Hinterhalt."

In der That kann man sagen, daß niemand weniger als Klopstock sich mit den modernen Toilettenpoeten vergleichen läßt, daß niemand weniger als er den Modegelüsten Zugeständnisse machte; dem Publikum gegenüber war und blieb er, wie sich auch der Geschmack ändern mochte, individuell bis zum Eigensinn; er wurde, je molluskenartiger sich der Geschmack gestaltete, nur immer knochiger. Noch mehr als Schiller und Goethe lebte er im Reiche der reinen Ideen, aber in dem abgegrenzten der christlich germanischen Ideen und des deutschen Vaterlandsgefühls, als dessen eigentlicher Schöpfer er zu betrachten ist, obschon es ihm an echt weltbürgerlicher Gesinnung doch auch nicht fehlte. Bedrückung, wo er sie erblickte, ob sie auf dem christlichen Landmann, ob sie auf dem Juden lastete, fand in ihm einen entschiedenen Gegner. Die Eigenschaften, durch die sich seine glücklichern Mitbewerber um dichterischen Nachruhm, Schiller und Goethe, ihm überlegen zeigten, brauchen wir hier wol nicht näher zu specificiren.

Der französische Uebersetzer der Klopstock'schen Oden verkennt nicht, daß ihnen gewisse Mängel anhaften; er gesteht, daß sie in Beziehung auf Stil und Kunst nicht tadellos seien: man finde in vielen derjenigen Oden, die er während der zweiten Hälfte seines Lebens verfaßte (1771—1808), Dunkelheit und Schwulst, und auch einige der frühern seien für den Ausländer, der von dem Charakter des Dichters und den politischen und literarischen Zuständen Deutschlands in jener Zeit nicht genügende Kenntniß habe, schwer verständlich. Diez hat daher nur eine Auswahl getroffen und jeder Ode ein paar erklärende Worte vorangestellt. Er theilt die Uebersetzungen in drei Rubriken: „Chants d'amour", „Chants philosophiques" und „Chants patriotiques". Die letztere Abtheilung ist besonders reichhaltig ausgefallen und dürfte für französische Leser von mehr als gewöhnlichem Interesse sein, da sie auch viele der durch die Französische Revolution hervorgerufenen Klopstock'schen Oden enthält. Die Auswahl scheint uns im ganzen eine recht glückliche und die französische Prosa, die der Verfasser mit Recht zur Wiedergabe wählte, eine ausdrucksvolle zu sein. Wir lassen hier eine Probe folgen, und zwar die Uebertragung der schönen Ode „Hermann und Thusnelda" vom Jahre 1752, von welcher der Uebersetzer mit Recht bemerkt, sie sei von einer „forme tout-à-fait dramatique":

Hermann et Thusnelda.

Ah! il vient, couvert de sueur, du sang des Romains, de la poussière de la bataille. Jamais Hermann ne fut si beau! Jamais son œil si enflammé!

Viens! (Je tremble de bonheur!) présente-moi l'aigle, et l'épée dégouttante de sang! viens! respire! Repose-toi ici, dans mes bras, des fatigues de la terrible bataille.

Repose-toi ici, que je puisse essuyer la sueur de ton front et le sang de tes joues. Comme brillent tes joues! Hermann! Hermann! Thusnelda ne t'a jamais tant aimé!

Pas même quand, pour la première fois, à l'ombre des chênes, tu me saisis doucement de ton bras bruni. Je demeurai tout en cherchant à fuir et j'aperçus déjà en toi l'immortalité.

Que tu possèdes maintenant. Racontez, ô bardes, à toutes les forêts qu'Auguste, dans sa tristesse, s'abreuve maintenant de nectar avec ses dieux, que Hermann, Hermann est immortel!

«Pourquoi boucles-tu ma chevelure? Ton père mort ne gît-il pas sans vie devant nous? Oh! si Auguste avait conduit son armée! il serait étendu là, plus sanglant encore!»

Laisse-moi relever ta chevelure tombante, ô Hermann, afin qu'elle s'élève en boucles au-dessus de la couronne. Siegmar est chez les dieux. Imite-le, et ne le pleure point!

Diese französische Uebersetzung Klopstock'scher Oden gibt uns Gelegenheit, noch einmal auf Heinrich Düntzer's „Erläuterungen zu Klopstock's Werken" *) mit einigen Worten zurückzukommen. In dem Aufsatz „Neueste Literatur über Klopstock" in Nr. 22 d. Bl. f. 1861 haben wir bald nach dem Erscheinen des ersten Hefts auf die sich nicht auf die bloße Erklärung des Klopstock'schen Textes beschränkenden Verdienste des mit größtem Fleiße gearbeiteten Werks und namentlich auch auf die treffliche einleitende Abhandlung „Klopstock als lyrischer Dichter", die zugleich ein interessantes Supplement zu den vorhandenen Biographien des Dichters bildet, mit einigen empfehlenden Worten hingewiesen. Jetzt liegt der Düntzer'sche Commentar zu den „Oden", sechs Bändchen im Ganzen umfassend, vollständig vor uns. Der Verfasser bemerkt in einer Nachschrift, daß er sich zur vollständigen Angabe der verschiedenen Lesarten durch bereitwillige Güte werther Freunde in Stand gesetzt gesehen habe, und schließt dann: „Ueber manches Einzelne wird freilich das Urtheil noch schwanken können, aber einen festen Grund zu gleichmäßiger, überall eindringender, alle Schwierigkeiten sorgsam erwägender, auf vertrautester Kenntniß Klopstock'scher Sprache und Anschauung ruhender Erklärung hoffe ich hier gelegt und an sehr vielen Stellen zuerst die richtige Deutung gegeben zu haben."

Im ganzen kann man sagen, daß die neuere nachromantische Literaturforschung, soweit sie wirklich unbefangen und wahrhaft historischer Art ist, sich fortdauernd beflissen zeigt, Klopstock's unermeßliche Verdienste um die deutsche Literatur, um die Ausbildung der deutschen Sprache und der poetischen Formen und um die Erweckung des deutschen Nationalgefühls zu würdigen und ans Licht zu stellen. Zu einem großen Theil ist es den Kritikern der romantischen Schule, die ihn ignorirten oder sich über ihn lustig machten, zuzuschreiben, wenn die gegenwärtige Generation Klopstock's Werke, die freilich mehr geeignet sind, ein Gegenstand ernsthaften Studiums als der nach augenblicklicher Unterhaltung haschenden Lectüre zu sein, verhältnißmäßig wenig liest oder studirt. Aber man vernachlässigt diesen Grundpfeiler deutscher Literatur und Gesinnung zu eigenem großen Schaden. Namentlich die Jugend sollte nicht unterlassen, ihn von Zeit zu Zeit zu lesen, um Adel der Gefühle und vaterländische Gesinnung aus ihm zu lernen. Mit Recht sagt Düntzer in der Einleitung zu oben genanntem Commentar von Klopstock: „Mit inniger eindringender Liebe, ohne aufsprudelnde Schwärmerei ergriffen und dem Verständniß nahe gebracht, dürfte es kaum einen den Geist mehr bildenden und warm erfüllenden deutschen Dichter geben, als unsern für die heiligsten Gefühle feurig begeisterten, ihnen seine Töne leihenden Dichter, aus welchem das reinste, edelste, mächtig sich aufschwingende Herz spricht, mag er sich auch manchmal in mystische Tiefen verlieren oder ganz prosaische Gedanken mit dichterischem Gewande bekleiden."

H. M.

*) Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Vierundzwanzigstes bis neunundzwanzigstes Bändchen. Fünfte Abtheilung: Erläuterungen zu Klopstock's Werken von Heinrich Düntzer. I—VI. Oden. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1860—61. Gr. 16. Jedes Bändchen 4 Ngr.

Neue Romane.

1. Napoleon I. in Wien. Historischer Roman von Braun von Braunthal. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Napoleon residirt in Schönbrunn; die Schlacht von Aspern und Eßling ist eine für ihn nur scheinbar verlorene; nach der Schlacht von Wagram dictirt er den Frieden; er führt die Kaisertochter heim und damit seinen untergehenden Stern. Das ist der Rahmen für die Bilder, die der Verfasser aus der Zeit von 1809—10 von Wiens Leid und Lust vorführt. An einen künstlerisch gegliederten und durchgeführten Roman dürfen wir jedoch nicht denken, denn streng genommen geben die 47 Kapitel des ganzen Buchs ebenso viele oft anekdotenhaft vorgeführte Scenen, die allerdings aus dem wiener Leben echt aufsprossen, theils jedoch für jede andere Zeit denkbar sind, theils mit dem Gange der Begebenheiten nichts zu thun haben. Freilich ist eine tragisch verlaufende Liebesgeschichte eingelegt, jedoch so locker, so verloren, daß der Leser, durch tausend andere Dinge zerstreut, nicht daran denkt, ihre tiefe Bedeutung, welche ihr nicht abgesprochen werden kann, sich klar zu machen. Wenn wir übrigens auf Befriedigung, die ein organisch geregeltes Kunstwerk gewährt, verzichten müssen, wenn ferner die Sprache des Verfassers nicht die durchgebildete des Schriftstellers ist, indem sie zwischen dieser und der wienerischen schwankt, so bietet das Buch, zunächst den guten Wienern, doch eine Fülle Stoff zu anziehender Unterhaltung. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser fleißig im Ansammeln des Materials aus einer Zeit war, deren einzelne Lebenserscheinungen im Laufe eines halben Jahrhunderts als vergessen und verloren zu betrachten sind, nun aber ältern Personen abgeblaßte Bilder wieder auffrischen und anregen. Auch weiß der Verfasser sie mit manchen neuern Zügen weiter auszumalen, wo dann, namentlich den Wienern, komische Personen und Scenen, die, beiläufig bemerkt, dem Verfasser oft gut gelungen sind, besonders willkommen sein werden. Vorzugsweise sind auch manche dialogische Partien durch Ironie und schlagende Kürze ansprechend, und so mag das Buch wol viele Leser finden, selbst da, wo man mit Wien und seinen Vorstädten wenig oder gar nicht bekannt ist.

2. Maria Theresia und der Pandurenoberst Trenck. Historischer Roman von L. Mühlbach. Erste Abtheilung. Zwei Bände. Brünn, Karafiat. 1861. 8. 3 Thlr.

Ein Recensent wird es so leicht nicht erleben, dem Verfasser eines Werks oder dem Publikum zu Dank referirt zu haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er zu Schriftstellerinnen in dem beklagenswerthesten Misverhältniß steht, denn auch das wäre ein Misverhältniß, wenn er, die Schriftstellerin über der Dame vergessend, auch das Verhältniß ihres Werks zur Literatur vergessen wollte. Referent weiß sich jedoch mit solchen Betrachtungen abzufinden, indem er sich ihnen nicht weiter überläßt und hier nur hervorhebt, daß über ein ihm noch nicht vollständig vorliegendes Werk auch nichts Vollständiges zu sagen ist, denn offenbar kann jede noch so begründet scheinende Ansicht, die das Bruchstück erweckte, durch ein einziges Blatt, ja, schon durch ein Wort des folgenden noch zu erwartenden Bandes über den Haufen geworfen werden. Geschichtlich steht das Verhältniß der Kaiserin zu dem Pandurenoberst fest und überhaupt unterliegt die Schließung eines Plans zu dem vorliegenden Romane keinen nennenswerthen Schwierigkeiten. Rücksichtlich der Kaiserin fehlt es nicht an Material und Trenck's Leben, Thaten und Ende, sowie seine Stellung zur Kaiserin gibt eine besondere Biographie derselben, welche in einer neuen Bearbeitung (Celle, Schulze, 1861) vorliegt. Die Verfasserin hat nichts unbenutzt gelassen, und das Verhältniß der beiden Titelpersonen geschickt genug angeknüpft, wenn auch Trenck's Gehaben und seine Erzählung in der ertrotzten Audienz das Maß und die Zeit einer solchen überschreiten mag. Wir erfahren nun, daß die Kaiserin ihm als Madonna erscheint, unter deren Aegide er kämpft und wüthet, denn

das Chevalereske in dieser Natur schweift fort und fort ins Barbarische hinaus, der Art, daß, wenn sein Kämpfen und Morden als Krieger auch in der Zeit und dem Lande und dessen Verhältnissen einigermaßen entschuldigt erscheint, doch seine meist ertrotzte Stellung zu den Frauen zum Theil wahrhaft empörend uns entgegentritt. Einzelheiten hier anzuführen, wäre nicht am Platze, da überdem die obengenannte neue Ausgabe von Trenck's Biographie jedermann zugänglich ist. Dagegen drängt sich die Frage auf: ob überhaupt die Kaiserin und der Pandur so nahe zusammengestellt werden dürfen, wie es der Titel verheißt, in der Wirklichkeit jedoch nicht eigentlich der Fall war. Wir haben darauf nur die eine Antwort: es kam darauf an, dem Publikum und zunächst den Oesterreichern zwei Persönlichkeiten wieder vorzuführen, die verehrungswürdig und interessant erscheinen. Das ist denn auch in einer das Publikum überhaupt ansprechenden Weise geschehen und somit die Wahl des Gegenstandes eine glückliche zu nennen.

3. Vincenz Fettmilch. Eine historische Erzählung aus der Geschichte der Freien Stadt Frankfurt a. M. (1612—16.) Von Rudolf Frank. Leipzig, Oehme. 1861. 8. 28 Ngr.

Der ewige Kampf der Aristokratie, sofern sie nur recht haben will, und der Demokratie, welcher nur Pflichten obliegen sollen, ist der Gegenstand vorliegender Erzählung. Dem Vincenz Fettmilch soll ein kleines Besitzthum vom Junker Uffstein abgedrungen sein. Der Groll darüber und eine schimpfliche Behandlung vor Gericht spinnt Faden an Faden zu Beschwerden gegen das Regiment in Frankfurt, und da sie beim eben gekrönten Kaiser Matthias, auch beim Rath kein Gehör finden, so schlagen sie immer tiefere Wurzeln im Volke. Fettmilch wird als Anstifter von Unruhen auf unbestimmte Zeit aus dem Weichbilde der Stadt verwiesen. Damit ist der Quell des Uebels nicht verstopft, nicht abgeleitet, vielmehr bricht er in so bedenklicher Weise hervor, daß der Rath sich zu Concessionen versteht, die das Gepräge der Nichterfüllung an der Stirn tragen. Kaum athmet die Reaction wieder freier auf, als auch Fettmilch und einige andere durch herbeigezogene darmstädtische Soldaten fest gemacht und nach zweijährigem Criminalverfahren, nicht vor dem zuständigen, sondern vor einem fremden Gerichte, schmählich hingerichtet werden. Das ist eine Geschichte, wie sie tausendfältig in allen Ländern vorgekommen ist, und wie der Verfasser sie behandelt, bietet sie überall nichts, was den Leser in irgendeiner Weise fesseln könnte. Nur im allgemeinen scheint gezeigt werden zu sollen, daß die Demokratie nicht immer im Unrecht ist im Auflehnen gegen die Macht; daß diese jedoch stets siegen wird, weil sie einen klug gegliederten Körper bildet, wogegen jene nur so lange zusammenhält, als die vielköpfig aufgestandenen und ebenso vielköpfig articulirten Leidenschaften nicht verpufft sind. Man kann dies füglich als eine Wahrheit aussprechen; allein dem Verfasser fehlt es an gar vielen Mitteln, sie zur Anschauung zu bringen. Er läßt seine Volksfiguren sich gebaben und reden, als wären sie Gelehrte, und wenn ein paar Juden sich etwas anders darstellen, so geschieht es doch nur, um zu zeigen, daß dem Verfasser ihr rothwelscher Jargon nicht fremd sei. Von dem eigentlichen Gegenstande des Buchs ist nur beiläufig die Rede, und wenn einmal irgendetwas davon gesagt ist, so wird es mit denselben Worten mehrere male wiederholt, als fürchte der Verfasser sich davor, weiter darauf einzugehen, und darum in vielfältige Beschreibungen von Sommer- und Winterwetter, von Sonnenschein, Blüten und Früchten sich verliere. Am auffälligsten ist, daß der Verfasser nicht einmal alles gelesen hat, was auf Fettmilch Bezug hat, wenigstens sagt er auf der letzten Seite: „Sein (Fettmilch's) Proceß soll sich in Lubolfs «Schaubühne der Welt», I, 581, beschrieben finden." Damit ist dem durch das ganze Buch schon verdrießlich gemachten Leser zugemuthet, zum Ueberfluß noch nach einem alten Buche umherzuforschen. Das konnte der Verfasser selbst thun, um interessanten Stoff gehörig zu verarbeiten, denn bekanntlich sind Criminalgeschichten in mehrfacher Beziehung von besonderm Interesse und für die Rechts- und Culturgeschichte werthvoll.

4. König und Königin: Romantisch-historische Erzählung aus der Mitte des 10. Jahrhunderts von Rudolf Behrle. Freiburg im Br., Herder. 1861. 8. 1 Thlr.

Das Buch umfaßt auf 556 Seiten die Zeit von 934—951 und jede der fünf Abtheilungen zerfällt in fünf Kapitel. In diesem weiten Rahmen erblicken wir die vielfältigen Kämpfe des Kaisers Otto I., der wol tapfer war, wie sein Vater Heinrich I., doch nicht mit gleichem Geschick und Glück die Stände um sich fesseln konnte und nur nach schweren Kämpfen Sieger blieb. Doch handelt es sich in dieser Erzählung weniger darum, alle diese Kämpfe auszumalen, als darum, den Einfluß, die Gewalt der Kirche hervorzuheben, indem überall die Beobachtung ihrer Gebräuche, die Ausschmückung von Altären u. dgl. in den Vorgrund treten. Das geht so weit, daß in Momenten, wo Noth und Tod auf einer Nadelspitze schweben, der Bedrängte sich in ein langes Gebet verliert und damit wie mit einem Bann- oder Zauberspruch das schon zum Todesstreich ausholende Schwert des Feindes in der Luft festhält, wo dann natürlich Zeit gewonnen ist, Hülfe und Erlösung herbeizuführen. Dennoch ermangeln dergleichen Scenen eines wohlthuenden Einflusses auf den Leser; er denkt nur an die Unmöglichkeit einer solchen Situation, und wenn er auch dem Glauben des 10. Jahrhunderts alle Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte, so ist dieser doch zu sehr an Aeußerlichkeiten, an Theatralisches gebannt, um demselben die Kraft des Wunders zuzugestehen. Es liegt allerdings Kindliches in einem solchen Glauben. Gott und die Heiligen wissen ja recht gut, daß wir armen Erdensöhne ihnen kaum anders uns verständlich machen können, und darum verlangen sie nicht mehr. Wo es sich jedoch, wie in dieser Erzählung, um Darstellung solcher Gegenstände handelt, da ergibt sich gar leicht die Schwierigkeit, den Glauben daran dem Leser nicht aufzunöthigen, sondern ihn den Glauben sogleich mitbringen zu lassen. Wir würden diese Aussagen ganz zurückgelassen haben, wenn das Buch nicht so sichtlich die Tendenz zu Tage legte, dem Leser begreiflich zu machen, es gebe nur da irdisches und ewiges Heil, wo man die Bedingungen erfülle, die eine Kirche darangeknüpft hat, und gegenwärtig, wo es sich nach mehreren Seiten hin um eine triumphirende Kirche handelt, mag ein Romanschriftsteller es immerhin zweckmäßig finden, auch einmal in die Reihe der Kämpfer zu treten. Was nun den Roman als solchen betrifft, so kommt es darauf an, Otto I. und Adelheid, die Witwe Lothar's, zu verbinden. Berengar II. wollte die schöne Witwe nöthigen, seinen Sohn zu heirathen und bedient sich bei ihrer standhaften Weigerung endlich eines Verrufenen, der als böses Princip durch den Roman läuft, zu dem Zweck, sie durch enges Gefängniß zu erweichen. Sie hatte noch Gelegenheit Otto's Hülfe anzuflehen. Er erscheint 951 in Italien, besiegt Berengar, erlöst die schmählich Eingekerkerte und das Ende ergibt sich von selbst. Die Menge der auftretenden Personen und der Ereignisse ist nicht ohne Geschick vorgeführt, die dem Buche Leserinnen zuführen werden. Eines nachhaltigen Eindrucks mag es sich wol nur in einzelnen Punkten erfreuen und auch damit zufrieden sein können, da es gewiß bescheiden genug ist, kein Kunstwerk sein zu wollen.

Friedrich Voigts. *)

Notizen.

Lyrische Gaben für Schleswig-Holstein.

Heinrich Mahler, Dichter des Liedercyklus „Unser Schiller", des „Xenion" u. s. w. gab heraus: „Zwölf Sonette für den «verlassenen Bruderstamm»" (Berlin, Vogel u. Comp., 1862).

*) Vorstehender Romanbericht war die letzte literarische Arbeit des Verfassers. Friedrich Voigts, langjähriger Mitarbeiter an d. Bl. und in weitern Kreisen namentlich durch seinen Roman „Hölty" bekannt, starb im am 21. November 1861 hochbetagt zu Hannover.

D. Red.

Der Titel des Schriftchens deutet den patriotischen Inhalt und die Tendenz dieses Sonettencyklus genügend an. Hier zwei Proben zum Beweise, daß die Sonette dichterisch empfunden und wohlgefügt sind:

Herzog Ernst.

Versenkt in Schweigen und in tiefes Sinnen,
Stand ich allein vor Koburgs stolzer Feste
Und sah erfreut die schönen Ueberreste
Aus jener Zeit des Rittersinns, des Minnen.

Und als ich aus dem Vorhof kam nach innen
Und fragte: Castellan, wo ist das Beste
Hier oben wol in Euerm Adlerneste?
Da sagte er: „Dort, unter jenen Zinnen,

Das Lutherzimmer, und im Erdgeschosse
Das Gallionbild vom Christian der Achten,
Das Beste, lieber Herr, im ganzen Schlosse,

Fürwahr ein herrlich Zeichen, und es brachte
Sich's unser hoher Herr aus Schleswig mit —
Der einz'ge Fürst, der für die Brüder stritt."

Op ewig ungedeelt.

Was ohne Leben ist magst du zerreißen
Und ruhig beide Theile liegen lassen,
Was willenlos magst du zusammenpassen
Und es, wie Eisenstücke, fest verschweißen.

Nie aber trennst du die, so Brüder heißen,
Zusammen bringst du nie, die wild sich hassen
Wie Feuerbrände und wie Wassermassen. —
Mag noch so schön der Fluß der Rede gleißen,

Und magst du noch so schön die Zukunft malen,
Du trennst zwei Brüder nicht, die sich umschlingen,
Und wende Zwang und Folter an und Qualen.

Op ewig ungedeelt! hörst du's erklingen! —
O fülle nicht zu voll! Die stärksten Schalen
Sie könnten leicht zur Unzeit dir zerspringen.

Wir wissen aus Erfahrung, denn auch wir haben schon vor Jahren unser poetisches Scherflein für den „verlassenenen Bruderstamm" in die Armenbüchse deutscher Nation geworfen, daß mit solchen Liedern nicht gerade viel Dank zu erwerben und auch für den Augenblick wenig damit ausgerichtet ist. Dennoch heißen wir solche vaterländische Stoßseufzer unserer Lyriker immerhin willkommen und empfehlen sie der Beachtung des Publikums, falls sie wie die vorliegenden überhaupt poetischen Werth haben. Unsere Lyriker haben von Klopstock an bis auf Körner, Arndt u. s. w., weil sie durch begeisterte Empfindung unmittelbar auf das Gefühl und durch rhythmischen Klang auf das Ohr wirken, für die Erweckung und die Fortpflanzung des Vaterlandsgefühls ohne Widerrede mehr geleistet als irgendein Prosaist, der in dickleibigen Büchern oder Zeitungsartikeln politische Combinationen vorschlägt, durch die seiner Ansicht nach Deutschland gerettet werden könnte. Der Dichter sagt einfach: seid einig! helft! rettet! und das wirkt am Ende mehr als Deductionen im großdeutschen, kleindeutschen oder mitteldeutschen Sinne, von denen jede die andere ad absurdum zu führen sucht. Wie gering man auch von der vaterländischen Seufzerlyrik denken mag, so wäre es doch vielleicht ein bedenkliches Zeichen, wenn sie plötzlich ganz und gar verstummen wollte.

Doch das wird wol auch nicht geschehen; ja, in dem Augenblick, wo wir diese Notiz bereits abgeschlossen glaubten, kam uns noch eine kleine Sammlung von Gedichten für Schleswig-Holstein von Hermann Peist: „Löwen und Nessel. Zehn schleswig-holsteinische Gedichte" (Hamburg und Leipzig, Falck, 1861) in die Hände. Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, daß auch Hermann Peist das „Auf ewig ungetheilt" einem Liede zum Grunde gelegt und ebenfalls der in Koburg aufbewahrten dänischen Trophäe ein Sonett gewidmet hat. „Sei du", apostrophirt er darin den Tag von Eckernförde,

Sei du ein Vorbild uns zu künft'gen Siegen,
Daß einst die Enkel rühmend von uns singen:
„Gewalt'ger als der Väter war ihr Kriegen!"

H. M.

Die Farben „schwarz, roth, gelb" als Farben der Teufel.

Die Sitte, einer jeden Farbe eine besondere Deutung und einen symbolischen Inhalt zu geben, finden wir fast bei allen Völkern, sie ist uralt und hat sich bis in die neueste Zeit lebendig erhalten. In gleicher Weise haben Farbenzusammenstellungen zu Deutungen Anlaß gegeben; so spielen unter anderm die Erklärungen der Landesfarben namentlich in der frühern politischen und Gelegenheitspoesie keine unansehnliche Rolle. In neuerer Zeit sind es vor allen die deutschen Farben „schwarz, roth, gold (gelb in der Flagge)", welche ohne Rücksicht auf ihre heraldische Entstehung und Bedeutung zu symbolischen Deutungen verwendet werden, wie sie in Liedern, Reden und Sinnsprüchen noch jeden Tag ihren Ausdruck finden. Interessant war es uns zu erfahren, daß gerade diese Farben, die uns so sehr am Herzen liegen und die auch äußerlich unserm Auge wohlgefällig erscheinen, in der mittelalterlichen Anschauung als Farben der Teufel und der Hölle galten und demgemäß gedeutet wurden. In dem letzten Hefte der von Franz Pfeiffer herausgegebenen „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsches Alterthum" theilt I. V. Zingerle ein culturgeschichtlich nicht unwichtiges Gedicht mit unter dem Titel „Der Helle (d. h. Hölle) Krieg", welches dem sagenhaften Sänger Klingsor zugeschrieben wird. Der Höllenfürst Lucifer versammelt die Ritterschaft der Hölle, um Heerschau zu halten. Die ganze Schar ist in drei Haufen getheilt. Lucifer führt den Oberbefehl:

Ein jedleich (jeglich) fürst besunder was (war), der steckt auf sein paniere.
ains was schwarz, das ander gel (gelb),
das dritte rot, ir merkt, ob ich daran nicht fel (fehle).
Mit Lucipers panier so warn ir (ihrer) viere.

Also halbiert sich ihr gezelt
in dreierlei varb schwarz, rot und gel, als ich es meld.
die rote varb die ist gar ungeheure,
Schwarz bedeutet uns den tot.
gel bedeutet gar ain engestleiche (ängstliche) not.
rot bedeutet uns der helle feure.

68.

Bibliographie.

Finsler, G., Georg Geßner weil. Pfarrer am Großmünster und Antistes in Zürich. Ein Lebensbild aus der zürcherischen Kirche. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 26 Ngr.

Friedrich, J., Johann Wessel. Ein Bild aus der Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Gracian's, B., Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von A. Schopenhauer. (Nachgelassenes Manuscript.) Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Hellmuth, P. Gedichte. Stettin, Nagel. 16. 20 Ngr.

Mani, seine Lehre und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte des Manichäismus. Aus dem Fihrist des Abû'lfaradsch Muhammed ben Ishak al-Warrâk, bekannt unter dem Namen Ibn Abî Ja'kûb an-Nadîm, im Text, nebst Uebersetzung, Commentar und Index zum ersten mal herausgegeben von G. Flügel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Psalmen der heiligen Schrift.

In Dichtungen von

Julius Hammer.

Nebst Einleitung und Erläuterungen.

8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein neues poetisches Werk von Julius Hammer (dessen Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich" bereits in elf Auflagen erschienen sind) und zwar ein größeres Werk, das schon seines Gegenstandes wegen besondere Beachtung finden wird: eine vollständige poetische und zugleich dem Urtext treu sich anschließende Nachdichtung der Psalmen. In der „Europa" heißt es darüber: „Da Julius Hammer die Psalmen wieder in ihr altes Recht, den geistlichen Liederschatz der frommen Gemeinde zu bilden, einsetzen wollte, so mußte er die in ihnen vorwaltende Form des declamatorischen Arioso verlassen. Er hat den hebräischen Rhythmus mit Recht durch den gereimten Vers ersetzt. Wie von ihm zu erwarten war, ist ihm der Ausdruck der Gottergebenheit und der Klage ebenso gelungen wie jener des heiligen Zorns gegen Gottes Feinde. Seine Umdichtung ist eine wahrhaft schöne poetische Gabe."

Die frühern Gedichtsammlungen Julius Hammer's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln in Miniatur-Ausgaben:

Schau um dich und Schau in dich. Elfte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Neuer Verlag der **H. Laupp'schen** Buchhandlung (**Laupp & Siebeck**) in Tübingen.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Rapp, Prof. Dr. Moriz, Das **goldene Alter** der **deutschen Poesie. Zwei** Bände. Gr. 8. Brosch. 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 22½ Ngr.

—— **Geschichte des griechischen Schauspiels** vom Standpunkt der dramatischen Kunst. Gr. 8. Brosch. 3 Fl., oder 1 Thlr. 27 Ngr.

Kratz, Joseph, **Primulaceen.** Beschreibung der in unsern Gärten eingebürgerten Gattungen Primula, Auricula und Cyclamen. Ein Handbuch für Freunde dieser lieblichen Zierpflanzen. Mit **vier** Tafeln Abbildungen in **Farbendruck.** Lex.-8. Brosch. 1 Fl. 30 Kr., oder 26 Ngr.

Quenstedt, Prof. Dr. Fr. Aug., **Epochen der Natur.** Mit zahlreichen Original-Holzschnitten. **Complet in 1 Band.** Brosch. Lex.-8. Ladenpreis 9 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr. 20 Ngr.

Roth von Schreckenstein, Dr. K. H. Freiherr, **Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft** in Schwaben, Franken und am Rheinstrome, nach Quellen bearbeitet. **Zweiter Band. Erste** Abtheilung. Gr. 8. Brosch. Preis für den **completen** 2. Band 6 Fl., oder 3 Thlr. 20 Ngr.

Der 1. Band kostet ebenfalls 6 Fl., oder 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lloyd, H. E. English and German Dialogues. A Guide to Conversation in both Languages. With a Collection of Idioms. — **Englische und deutsche Gespräche.** Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Dreizehnte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Geh. 20 Ngr.

Der Beifall, den Lloyd's Sammlung englischer und deutscher Gespräche seit langer Zeit gefunden, ist gewiss der beste Beweis für deren zweckmässige Anordnung, wodurch dem Anfänger die Fortschritte in der Sprache in praktischer Weise erleichtert werden. Das Werk ist ganz vorzüglich geeignet, neben der Grammatik gebraucht zu werden und so das trockene Studium in eine angenehme Unterhaltung zu verwandeln. Die gegenwärtige 13. Auflage ist mannichfach verbessert und durch Gespräche über neuere Themata vermehrt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter den Ruinen.

Ein Roman aus Roms Gegenwart

von

Franz von Nemmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Nachdem sich der geistvolle Verfasser dieses Romans bereits in den namhaftesten deutschen Zeitschriften, vorzugsweise in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", durch seine meist in Venedig spielenden lebenswahren Novellen die Theilnahme der gebildeten Lesewelt erworben hat, ist in diesem Werke derselbe jetzt zum ersten mal mit einer umfassenden Schöpfung aufgetreten. „Unter den Ruinen" schildert römische Zustände der neuesten Zeit im Gewande eines durchgehends höchst spannend erzählten Erbschaftsprocesses. Der Verfasser verräth die genaueste Kenntniß der gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Zustände Italiens. Die Situationen fesseln durch die Originalität der Erfindung wie die Charaktere durch eine eigenthümliche Schärfe der Zeichnung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie

von

Ferdinand Lassalle.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieses bedeutende Werk, durch welches nach dem Ausspruche von Autoritäten eine ganz neue Epoche der Rechtswissenschaft eröffnet wird, verdient nicht nur die Beachtung der gesammten juristischen und philosophischen, sondern ebenso der politischen Kreise und des größern gebildeten Publikums, indem der Verfasser darin die wissenschaftliche Lösung des bisher ungelösten Conflicts zwischen dem demokratischen Princip und dem Recht und der Rechtsidee zu geben sucht. Das Werk verfolgt somit neben dem wissenschaftlichen auch einen praktisch-politischen Zweck.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 13. Februar 1862.

Inhalt: Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter. Von Alfred von Reumont. Zweiter Artikel. — Dorfgeschichtliche Literatur. Von August Peters. — Zur Dramaturgie und Theatergeschichte. Von Emil Müller-Samswegen. — Notizen. (Bodenstedt über das Los lyrischer Gedichtsammlungen; Englisches Urtheil über die deutschen Volkskalender; Oeffentliche Kunstpflege in Belgien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter.

Zweiter Artikel.*)

Als Narses nach Vernichtung der Ostgothen und Zurückweisung alemannischer und fränkischer Scharen von Rom abberufen ward, soll er, zur Erfüllung der gegen die ihn höhnende Kaiserin ausgesprochenen Drohung: er werde ihr einen nicht zu entwirrenden Faden aufspinnen, die Longobarden nach Italien gezogen haben, die ihm während des Gothenkriegs als Hülfsvölker in dem bunten Heere gedient hatten, wie denn diese nordischen Stämme einer den andern aufzureiben gewohnt waren. Wie immer es sich mit dieser unverbürgten Sage verhalten mag, im Jahre 568, 15 Jahre nach Tejas' Tode, stieg Alboin, aus Pannonien kommend, über die Karnischen Alpen in die bis auf den heutigen Tag nach seinem Volke benannte Ebene herab.

Die gothische Bedrängniß hatte Rom arg zugesetzt; die gothisch-griechischen Kämpfe hatten Rom um die Wette verwüstet, und so hat sich an den Namen der Gothen eine Erinnerung geheftet, welche die Haltung ihrer Könige in diesem Maße zu verdienen weit entfernt war:

> The Goth, the Christian, Time, War, Flood and Fire
> Have deal't upon the sevenhill'd city's pride.
> („Childe Harold", IV, 80.)

Fast trauriger noch, wenngleich weit weniger reich an furchtbaren Ereignissen, war die Longobardenzeit. Sie war es, weil die Longobarden, für welche, nebenbei gesagt, einige der neuesten italienischen Historiker eine posthume, im Grunde nur vermöge der Abneigung gegen das Papstthum angekünstelte Zärtlichkeit an den Tag legen, in Beziehung auf Zahl, auf geistige und materielle Kraft den Gothen weit nachstehend, zugleich geringere Elemente staatlicher Ordnung in sich trugen; weil Theilung sie bald schwächte und eine vollständige Ausdehnung und Bildung eines großen Ganzen hinderte; weil ihre Herzogthümer im mittlern und südlichen Theil der Halbinsel eine gewisse Zähigkeit an den Tag legten, die einer Neugestaltung Widerstand leistete, ohne selbst befruchtende Keime in sich zu tragen. Diese Zeit war um so trauriger, weil das römische oder abendländische Element, im Byzantinerthum untergegangen, einem Amalgam von morgenländischem Despotismus und griechischer Subtilität Platz gemacht hatte, welches den äußern Zusammenhang zwischen Orient und Occident zu einer für letztern äußerst drückenden Fessel machte. Eine wohlthätige Einwirkung des Orients war unmöglich, und der byzantinische Hochmuth wies jeden Einfluß des Occidents zurück.

Mit dem Beginn dieser Zeit hebt die Erzählung im dritten Buch der Geschichte Roms an. König Alboin, auf der Südseite des Gebirgs angelangt, überzog Venetien und Insubrien, lagerte drei Jahre vor Pavia, bis er die Stadt, die einzige von den Griechen vertheidigte, nahm, die er zur Hauptstadt seines Reichs machte. Er drang nun in Tuscien und in Umbrien und weiter südlich vor, während der Exarch in Ravenna aushielt, und Rom, von den Longobarden zu Zeiten bedrängt, von den Griechen geschützt, in jener eigenthümlichen Stellung verblieb, die ein paar Jahrhunderte währte, der Idee nach Hauptstadt des Reichs, dessen klägliche Reste in Italien geblieben, von den Kaisern nur dann bedacht, wenn es sich um die Ausübung irgendeines ihnen Vortheil bringenden Rechts handelte. Bald nach dem Jahre 570 begannen die Streifzüge longobardischer Haufen bis unter die Mauern der Stadt: wahrscheinlich wurden sie anfangs abgefunden. Die Spaltung des Reichs in zahlreiche Herzogthümer nach dem Tode Klef's, den die Ermordung Alboin's auf den Thron gehoben, steckte den Eroberungen ein Ziel, vermehrte jedoch die Verwirrung in den bloßgestellten Grenzstrichen, während sie den Franken, damals schon fremde Werkzeuge zur Abwehr von Fremden und von den byzantinischen Kaisern in diesem Sinne betrachtet, Muth machte zu wiederholten Einfällen. Diese Verwirrung steigerte die Noth Roms in solchem Maße, daß im Jahre 579 eine Gesandtschaft Hülfe von Konstantinopel erflehen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl.

mußte; eine karge Hülfe, welche zeitweiligen Waffenstillstand herbeiführte, keinen Frieden. Flavius Authari, der dritte König, welcher, ohne die griechischen Besitzungen längs dem Adriatischen Meere zu nehmen, die Grenze seines Reichs bis zum Far von Messina ausdehnte und mehr denn einmal die Franken blutig zurückwies, schonte zwar Rom infolge eines Abkommens mit dem Kaiserreich; aber erst unter der Regierung seiner Gemahlin, der Agilolfingin Theodolinde und ihres zweiten Gatten Agilulf, stellte sich ein erträglicheres Verhältniß her. Daß es geschah, war wesentlich das Verdienst eines der größten Männer, die auf dem Stuhle Petri gesessen haben, Gregor's des Großen.

An der nordwestlichen Abdachung des Cälius oder Clivus Scauri, nur durch ein schmales tiefes Thal vom Palatin getrennt, erhebt sich die Kirche S.-Gregorio mit dem anstoßenden Camaldulenserkloster auf der Stelle, wo eine der Wohnungen des großen Anicischen Geschlechts stand, welchem Gregor angehörte, dessen Großvater Felix III. römischer Bischof geworden war, dessen Mutter Sylvia, die auf der südlichen Höhe des zweigetheilten Aventin, wo heute die einsame Kirche S.-Sabba inmitten von Vignen steht, gewohnt hatte, sich durch ihre Frömmigkeit bemerklich machte. In städtischen Aemtern und als päpstlicher Abgesandter in Konstantinopel thätig, wurde Gregor, ein Funfzigjähriger, am 3. September 590 auf den Stuhl Petri erhoben. Der Moment war ein Moment tiefster Entmuthigung wie der schwersten Leiden. Denn der Ueberschwemmung des vorhergehenden Jahres, ein Unglück, das sich häufig wiederholte, da die Verwahrlosung der Tiberufer die alte Neigung des Flusses zum Ueberfluten steigerte, war die furchtbare Pest gefolgt, an welche heute noch die große Procession vom St.-Marcustage und der schwerteinsteckende bronzene Engel auf der Spitze des Hadrianischen Mausoleums erinnern. Während der Verheerungen durch die Krankheit begann Gregor's Pontificat, ein für die Christenheit im großen wie für die Stadt Rom im besondern bedeutungsvolles und thatenreiches Pontificat. Für die Christenheit, durch die Wahrung der kirchlichen Unabhängigkeit, gegenüber der Kaisergewalt; durch die Mehrung der kirchlichen Autorität im gesammten Abendlande, wie denn z. B. in Spanien päpstliche Sendboten kirchliche Gerichtsbarkeit ausübten; durch die in Kent begonnene Bekehrung der Angelsachsen zum Christenthum; durch die Erweckung des christlichen Sinnes mittels zahlreicher Schriften; durch die Gründung der bischöflichen Schulen, durch die mehr als eine Formfrage entscheidende Feststellung des Meßkanons, wie durch die gehobene Feier des Gottesdienstes mittels jenes Gesangs, der den Namen des Gregorianischen bewahrt hat. Für die Stadt, durch Vergrößerung der Zahl ihrer Kirchenbauten, namentlich mittels Verwendung schon bestehender Bauwerke, wofür wir, grundlosen Beschuldigungen gegenüber, in Gregor's Verfahren in England einen sichern Anhaltpunkt haben; durch Mehrung des Besitzes der Kirche, welcher, über alle Theile Italiens sich erstreckend und fortwährend durch Schenkungen anwachsend, ebenso der Stadt im allgemeinen und der dürftigen Klasse zugute kam, indem nur der Kirchenbesitz wirkliche Sicherheit genoß in dieser allgemeinen Verstörung; durch die Hebung des tiefgesunkenen Ansehens der Stadt, Grundlage der Unabhängigkeit, welche die Stadt mit dem Papstthum theilte. So ward das Pontificat Gregor's des Großen die Zeit, in welcher die Römer, nach baldiger Lockerung des schwachen Verbandes mit dem östlichen Reiche und nach allmählichem Untergange der politischen Institutionen der Alten Welt, auf die Päpste als ihre natürlichen Schirmherren und Oberhäupter zu blicken begannen, ehe noch von einer factischen weltlichen Herrschaft die Rede war.

Der Zustand der Stadt und ihrer Umgebung hatte sich durch die Gothenkriege und seit denselben rasch und bedeutend geändert. Nicht nur die Institutionen, auch die Traditionen der Römerzeit schwanden immer mehr. Die Tempel, Basiliken, Fora, Thermen waren zerfallen; der unerschöpfliche Wasserreichthum, der die Stadt belebte, war seit der Durchbrechung der Aquäducte versiegt. Die Trümmer der alten Bauten lieferten Material für neue, dem Gottesdienst gewidmete. Nicht blos wie in den Zeiten der christlichen Kaiser erhoben sich große Basiliken; andere Bauwerke entstanden, neuen Bedürfnissen dienend. Noch ein anderes wichtiges Moment machte sich geltend. Das morgenländische Mönchswesen war ins Abendland eingedrungen, ohne, bei dem in ihm vorwaltenden Geiste ascetischer Abtödtung, befruchtend wirken zu können, und im Grunde nur zur Anregung dienend. Aus Umbrien, von wo sieben Jahrhunderte später die Erneuerung des Klosterlebens im Sinne der evangelischen Armuth ausgehen sollte, war der Stifter der großen Klosterregel des Occidents gekommen, die, unter dem Einflusse der alten Cultur mildernd auftretend, dem Drange der Zeit nach Entsagung weltlicher Interessen eine die Tendenzen des Anachoretenthums zum Besten weitreichender moralisirenden und vergeistigenden Einwirkung modificirende Befriedigung gewährte und allen spätern derartigen Instituten Vorbild blieb. Es war Benedict von Nursia.

Rom füllte sich mit Klöstern, namentlich seit die Longobarden im Jahre 580 Monte-Cassino zerstört hatten, St.-Benedict's großartige Stiftung, auf jener Höhe, im Thal des Liris, wohin er von den Felsschluchten Subiacos sich gewandt, und von wo aus er

> Die Orte rings bekehrte in der Kunde
> Vom falschen Dienst, der einst die Welt verführte.
> („Paradies“, XXII, 44.)

Bei der Lateranischen Basilika ward die erste Niederlassung der Benedictiner gegründet; nach St.-Paul, ihrem gegenwärtigen Hauptkloster, zogen sie erst nach der avignonischen Zeit. Aber weit früher schon hatte das Klosterwesen sich in Rom ausgebreitet. Das entsetzliche Unglück, welches Stadt und Land überflutete, mehrte den Hang zur contemplativen Abschließung, und steigerte eine schwärmerische Begeisterung, namentlich unter den Frauen. Neben den meisten Kirchen entstanden Klöster. Weder Unbilden der Menschen noch Schrecknisse der Natur, weder Kriege noch Ueberschwemmungen noch Pest konnten

diese Bauten hemmen. Die Inschrift des Triumphbogens in der Basilika des heiligen Laurentius, von Gregor's Vorgänger Pelagius II. über dem Grabe des Heiligen, auf dem Ager Veranus eine Miglie außerhalb des nach ihm benannten Thors, der alten Porta Tiburtina, erbaut, gedenkt der nicht wankenden Zuversicht des Kirchenoberhaupts, welche inmitten der feindlichen Schwerter dem Heiligen den glänzenden Tempel gewidmet habe.

Wenn Gregor's Pontificat in Rom wenige neue bauliche Denkmale hinterließ, so war seine Thätigkeit sonst von mächtigstem Einfluß auf die Stadt. Denn während er dem Alterthum in der Weise entgegen war, daß er die Einwirkung der noch mächtigen heidnischen Literatur und Philosophie auf das Christenthum zu verhindern suchte (worauf wol seine Angriffe auf die classischen Monumente und die Angriffe späterer Zeiten auf ihn selbst zu beschränken sind), bemühte er sich, die geschwundenen oder schwindenden Institutionen dieses Alterthums durch neue zu ersetzen, die vom christlichen Geiste erfüllt waren. Namentlich in Bezug auf die öffentliche Wohlthätigkeit erwarb er der Kirche den Ruhm, das Werk der Kaiser in edlerm Sinne wieder aufgenommen und reformirend fortgesetzt zu haben, nicht zur Ermunterung des Müßiggangs inmitten der Sinnenlust, sondern zur Abhülfe der Noth, welche so durch das habsüchtige System der Verwaltung wie durch die longobardischen Angriffe mehr denn einmal zur Hungersnoth gesteigert ward. Die schon erwähnten Besitzungen der Kirche, die sicilischen, die näherliegenden im Ager Romanus, wo große Latifundien, unter verschiedenen Titeln erworben, als fundi, massae, patrimonia bestanden, wie denn heute noch das einzige Kapitel von St.-Peter einen Flächenraum von etwa 45000 Morgen in der Campagna di Roma besitzt, machten es dem Papste möglich, für versiegte frühere Hülfsquellen Ersatz zu bieten. In einer der Kapellen neben der schon genannten, seinen Namen tragenden Kirche auf dem Cälius bezeichnet eine Tradition noch eine Marmorplatte als die Tafel, an welcher der Engel unter den Armen erschien, die er täglich zu speisen pflegte.

Gregor der Große hinterließ die päpstliche Macht nicht als eine unabhängige Autorität. Denn er hatte noch, wie manche seiner Nachfolger, die Bestätigung seiner Würde vom Kaiser von Byzanz empfangen, und er verhandelte mit den kaiserlichen Beamten und erwies dem Abbild jenes Usurpators, dessen Namen die durch eine seltsame Laune des Geschicks auf dem Forum Romanum allein aufrecht gebliebene Fokassäule trägt, die herkömmliche kaiserliche Ehre. Aber er unterhandelte mit longobardischen Königen und Herzogen, namentlich mit jener Theodolinde, deren Andenken unzertrennlich ist von der Geschichte des Siegs des katholischen Glaubens über den Arianismus, worin sie den Papst aufs thätigste unterstützte. Und der Förderer der christlichen Civilisation Englands war unermüdlicher Sachwalter und Beschützer Roms und des römisch-italienischen Volks, dessen Leiden, vielfacher Art, pathetisch geschildert sind in seinen beredten Schriften.

Ein Jahrhundert hindurch währten die Verhältnisse Roms und des Papstthums zum östlichen Reiche ziemlich unverändert fort. Wenn der monotheletische Streit, d. h. der Streit in Betreff der einen Willensäußerung in den vorher von den Monophysiten geleugneten zwei Naturen Christi, lange Zerwürfnisse veranlaßte, so zwischen der römischen Kirche und dem konstantinopolitanischen Patriarchat, wie zwischen ersterer und der Kaisermacht; wenn dessen Folgen einen Papst, Martin I., im Jahre 649 als Gefangenen in Cherson sterben ließen; so dauerte darum doch die Einwirkung der Kaiser auf die Papstwahl mittels des Bestätigungsrechts fort, welches an die Exarchen in Ravenna als kaiserliche Statthalter in Italien überging. Wenn der Verband zwischen Rom und dem Kaiserthum mehr oder minder lose war und es zu Zeiten den Anschein gewinnen mochte, als wäre das im Patriarchium des Lateran aufgestellte Bildniß des Imperators das einzige Merkmal seiner Autorität; so kam ein Kaiser, Konstans II., im Jahre 663 wieder nach Rom, welches seit beinahe zwei Jahrhunderten keinen Träger der höchsten Gewalt mehr gesehen hatte. Aber wenn Konstans' Zug durch Italien dem Reiche durch Wiedereroberung südlicher Provinzen zugute kam, so erwuchs aus seinem Aufenthalte in der Hauptstadt dieser kein Gewinn. Denn während die Exarchen den Kirchenschatz plünderten, so plünderte der oberste Gebieter, Genserich nachahmend, die noch übrig gebliebenen erzenen Monumente und selbst die Kuppelbekleidung des Pantheon. Wenn die Longobarden sich der unmittelbaren Umgebung Roms immer mehr näherten, so stritten sich in der Stadt selbst die kaiserlichen Beamten, sei es, daß Exarchen dort zeitweilig ihren Sitz nahmen, sei es, daß bei byzantinischen Palastrevolutionen zwiespaltige Beamtenwahlen in Rom erfolgten, oder aber bei Aufständen wider Exarchen und Duces die Päpste als Friedensvermittler auftreten mußten. Wenn ein späterer Kaiser, Justinian II., es wagte, einen Papst, Sergius, wegen verweigerter Anerkennung konstantinopolitanischer Concilbeschlüsse, der sogenannten Trullanischen Artikel von 692 in Betreff der bindenden Kraft der Rechtsgewohnheiten der griechischen Kirche, in Rom persönlich zu bedrohen; so erhob sich nicht nur die gesammte römische Miliz zu dessen Schutze, sondern die von Ravenna und dem adriatischen Fünfstädteverein (Pentapolis) zog herbei, gegen die kaiserlichen Befehle die römische kirchliche Unabhängigkeit in der Person des Oberhaupts zu schützen: ein Beweis, wie die Idee des Papstthums sich bereits mit jener der italienischen Natonalität im Gegensatz zum Griechenthum verbunden hatte. Wenn die Beziehungen zum Patriarchat in Konstantinopel je nach den Persönlichkeiten von Patriarchen und Kaisern wechselnd waren, so erkannte das Abendland mehr und mehr den Primat des römischen Bisthums an, welchem sich auch der erzbischöfliche Stuhl von Ravenna unterwarf und von wo die katholische Orthodoxie durch Concilien und Synoden eifrig gewahrt wurde.

Während des Jahrhunderts, dessen allgemeine Charakterisirung hier versucht worden, oder genauer während

der 111 Jahre vom Tode Gregor's des Großen zur Wahl Gregor's II. (604—715), saßen 23 Päpste in Rom, darunter Sicilianer, Griechen, selbst Orientalen, aber alle, mit mehr oder minder Gaben und Glück, Vertheidiger desselben Princips der kirchlichen Unabhängigkeit und der Vorrechte ihres Stuhls. Und selbst in bedrängten Zeiten mehrten sie den kirchlichen Glanz der Stadt. Das Pantheon Agrippa's, der großartigste Bau im Marsfelde, ward durch Bonifaz IV. im Jahre 610 der Jungfrau Maria und den Märtyrern geweiht. Das Forum Romanum, die einst sumpfige Niederung des Velabrum am Fuße des Palatinischen Hügels, die Via Appia, der Cälius und andere Oertlichkeiten sahen Kirche an Kirche entstehen. Sta.-Anastasia, wo heute unter dem Boden des neuern Gotteshauses ein großartiger Bau entdeckt ward; S.-Teodoro, einem christlichen Ritter auf der Stelle alter Anlagen geweiht, die man von manchen, wol mit Unrecht, für den von dem zweiten Könige gegründeten Vestatempel, von andern für den des Romulus ausgeben hört; S.-Giorgio in Velabro in derselben Stadtgegend; S.-Quattro Coronati, vier pannonischen Steinmetzen gewidmet, welche Götterbildnisse zu arbeiten verweigert hatten, auf der südöstlichen Höhe des Cälius; Sta.-Agnese an der Romentanischen Straße zum Andenken der jungen Märtyrerin, deren Legende den Stoff zu einem der schönsten Gesänge des Prudentius geliefert hat; andere Kirchen außerhalb des Mauerkreises, wie die bei den Aquä Salviä vor dem Ostiensischen Thore, wo Paulus enthauptet ward; Sta.-Euphemia an der Via Appia: alle diese und andere entstanden entweder neu oder wurden gänzlich umgebaut. Und die Basilika des Apostelfürsten strahlte in immer kostbarerm metallischen und musivischen Schmuck, wozu namentlich die Confession, wie die unter dem Namen des Schweißtuchs der Veronica bekannte Reliquie den Anlaß boten. Die Kunst hatte den feinern Formensinn verloren, aber in der Architektur eine gewisse Würde gerettet, die sich mit dem großen Reichthum des Ornaments sehr gut vertrug. Die zahlreichen Kirchen, vor allen die vaticanische, welcher, während sie der lateranischen als caput et mater den Vorrang und den Vorzug der päpstlichen Residenz ließ, doch wegen des Apostelgrabes die größere und volksthümlichere Verehrung zu Theil ward; die großen Anstalten, die sich bei diesen Kirchen erhoben; die Erinnerung an die Tausende von Märtyrern, die hier die Glaubenstreue mit ihrem Blute besiegelt hatten, lockten besonders seit dem Ende des 7. Jahrhunderts ganze Pilgerzüge nach Rom und nach den Gräbern Petri und Pauli, als der Glaubenseifer der Bewohner Britanniens den Nachfolgern Gregor's die Eroberung der Heptarchie für Christenthum und Civilisation durch opferfreudig dankbare Hingebung von Fürsten und Völkern lohnte.

Das Erlöschen des Westreichs, der jähe Umsturz der gothischen Macht, die Einrichtung der byzantinischen Statthalterschaft, deren Sitz wenigstens nicht gewöhnlich in Rom war, die Herrschaft neuer Fremden im größten Theile Italiens: alle diese Umstände, wie sie den Untergang des Senats herbeiführten, hatten Verfassung und Verwaltung der Stadt größtentheils verändern müssen. Der Präfect blieb, wie gesagt, Haupt der Civilbehörden; der militärische Oberbefehl lag meist in der Hand eines Magister militum. Die Stadt bewahrte drei Klassen der Bevölkerung: Klerus, Heer (Exercitus), Volk. Das Heer, neben welchem die eigentlichen kaiserlichen Soldtruppen, seit längerer Zeit meist Fremde aus den verschiedensten Stämmen, bestanden, scheint eine aus den begüterten Bürgern zusammengesetzte Miliz gewesen zu sein, deren Anführer, Primates exercitius, mit den Judices eine Aristokratie bildeten. Will man nun nicht eine ständische Viertheilung wie in Neapel annehmen, so liegt wol der Schluß am nächsten, daß der Exercitus das aristokratische Element oder den Ordo überhaupt repräsentirte, der Populus die eigentliche Masse des Volks. Doch sind diese Zustände sehr unklar. Bei den Papstwahlen betheiligten sich die drei Stände oder Körperschaften. Wenn den Kaisern oder deren Beamten noch die Bestätigung zustand, so scheint dieselbe kaum viel anderes als eine Form gewesen zu sein, da sie oft erst längere Zeit nach der Wahl und nach der factischen Besitzergreifung erfolgte. Unter Konstantin II. war die Ordination einmal freigegeben, doch nur zeitweilig, sodaß die Gutheißung des Exarchen dann doch wieder eingeholt werden mußte. An der Spitze der Interimsregierung der Kirche standen der Presbyter, der erste Diakon und der Vorsteher, Primicerius, des Collegiums der Notare der sieben Regionen Roms, welche die päpstliche Kanzlei bildeten.

Der Longobarden Macht blieb während dieses Zeitraums, seit Theodolinde und Agilulf, ziemlich stationär unter häufig wechselnden, nicht selten miteinander streitenden, meist schwächlichen Königen, bei deren Wahl man so lange als möglich bei den Abkömmlingen der Agilolfingen verblieb. Nur um die Mitte des (7.) Jahrhunderts zeigte Rothari, derselbe, von welchem die wichtige Sammlung der unter dem Namen Edicta Regum Longobardorum bekannten Gesetze sich herschreibt, größere Kraft, und vereinigte die genuesischen Rivieren und anderes mit dem Reiche, während Grimoald bei Benevent den Kaiser Konstans, bei Asti einen Einfall der Franken zurückwies, aber zur Dämpfung innerer Unruhen die Avaren herbeirief und dann die Gerufenen zu bekämpfen hatte. Als dies Jahrhundert, welches mit Gregor dem Großen für Rom, wenn nicht materiell glücklich, doch glorreich im religiösen Fortschritt, unter Theodolinde für das Longobardenreich ruhmvoll begonnen hatte, zu Ende ging, hinterließ es dem zweiten Decennium des folgenden das Bedürfniß wie den Anfang der Schlichtung gewaltiger Contraste. Diese waren der letzte Versuch des oströmischen Reichs, auch in kirchlichen Dingen seine Suprematie im Abendlande zu behaupten; der Anlauf der Longobarden, Italien zu einer Gesammtmonarchie zu vereinigen; das große Werk der Päpste, Rom von dem byzantinischen Einfluß zu befreien und vor der longobardischen Obergewalt zu bewahren, somit zu der weltlichen Herrschaft

der Päpste im Interesse der geistlichen Unabhängigkeit den Grundstein zu legen.

Kaiser Leo III., nach seiner Heimat gewöhnlich der Isaurier geheißen, Liutprand, König der Longobarden und Papst Gregor II. sind die Hauptfiguren in diesem weltgeschichtlichen Kampfe. Der erste kam 717, der zweite 712 zur Herrschaft; zwischen beiden nahm 715 Gregor den Stuhl des heiligen Petrus ein. Der bedeutendste unter den longobardischen Herrschern war nahe daran, Italien unter seinem Scepter zu vereinigen, nachdem die byzantinische Macht so geschwächt war, daß Ravenna selbst sich wider sie erhob und ein adriatischer Städtebund das erste Beispiel der Conföderationen des Mittelalters gab. Es war ein entscheidender Moment, nicht nur für das Verhältniß des germanischen zum romanischen Element, sondern auch für jenes der Kirche zur abendländischen Welt. Die Eigenthümlichkeit der Lage spricht sich am klarsten in dem Umstande aus, daß derjenige, welcher der Ausbreitung über die ganze Halbinsel Schranken setzte, die Beziehungen der italienischen Bevölkerung zu den Fremden wesentlich besserte; daß derjenige, welcher dem letzten Versuche von Byzanz, auf das Dogma einzuwirken, entschlossen die Spitze bot, dem oströmischen Reiche den Rest seiner Besitzungen in Italien zeitweilig retten half. Eine merkwürdige Conjunctur, deren Endresultat der Ursprung des Kirchenstaats war, gleichsam eine providentielle Fügung zur Wahrung der Unabhängigkeit der christlichen Kirche, welche zugleich die civilisirende und die befreiende Macht des Mittelalters war. Die Schilderung dieser Zeit und dieser Unternehmungen, von den ersten Spuren italienischer Selbständigkeit an bis zum Untergange der longobardischen Herrschaft, ist der Gegenstand des vierten Buchs des vorliegenden Werks. Es ist ein in verschiedenem Sinne oft behandelter Stoff, unter dessen zahlreichen Bearbeitungen hier nur die neueste italienische genannt werden soll, welche unter dem Titel „Origini della sovranità temporale dei Papi" in der bekannten römischen Zeitschrift „Civiltà Cattolica" (vom Februar 1860 an, Serie 4, Bd. 5 fg.) erschienen und der gründlichen Untersuchung wegen beachtenswerth ist, wenn man auch auf anderm Standpunkte stehend ihre Resultate mehr oder minder zu bestreiten geneigt sein sollte.

Nach mehreren Päpsten morgenländischer Abkunft war in Gregor II. wieder ein Römer zum Pontificat gelangt. Er kannte Konstantinopel und politische Geschäfte in demselben Maße wie geistliche Dinge. Er verhandelte mit Griechen und Longobarden nicht nur in Angelegenheiten der Kirche, sondern als Berather und Schiedsrichter, wie als Partei in Streitigkeiten. Als von den Longobarden Gefahr drohte, verstärkte er die Befestigungen Roms, als wäre er Gebieter der Stadt. Als Kaiser Leo, wahrscheinlich von Orientalen unter dem Einflusse des in dieser Beziehung dem Judaismus sich anschließenden Islam angeregt, von dem ursprünglich richtigen Gefühl altchristlicher Abneigung gegen das Sinnliche beim Gottesdienst ausgehend, in eine der von dem religiösen Charakter des Morgenlandes schwer trennbaren, im vorliegenden Falle wegen Vermengung verschiedener Elemente besonders gefährlichen Uebertreibungen verfiel und jenen Vernichtungskampf wider die heiligen Bilder begann, der ihm und seinen zustimmenden Nachfolgern den Namen der Ikonoklasten gegeben und nicht nur Morgenland wie Abendland aufs entsetzlichste erregt und zerrissen, sondern den Bruch zwischen beiden vollendet hat, trat Gregor II. dem dogmatisirenden Herrscher entgegen, und der religiöse Streit nahm bald eine politische Färbung an. Denn abgesehen von dem durch die ikonoklastischen Wirren für die katholische Kirche klar gewordenen Bedürfniß, sich nach einem neuen Beschützer umzusehen, traten in Italien an die Stelle der bisherigen neue politische Factoren. Als der Kaiser den Papst bedrohte, erhoben sich zum Schutz des Papstes die bis dahin mehr oder minder mit Konstantinopel verbundenen Städte der Ostseite Italiens, Venedig und die Pentapolis — Ancona, Umana, Pesaro, Fano, Rimini — und der römische Ducat verweigerte dem Kaiser den üblichen Tribut, und als der Kaiser gegen den Papst in Rom selbst durch Gewalt und List handeln wollte, wurden seine Beamten und Mannschaft zurückgeschlagen, und die Gärung ward offene Empörung, sodaß im ganzen griechischen Italien der Beschluß gefaßt ward, dem häretischen Kaiser einen orthodoxen entgegenzustellen, was von Gregor selbst verhindert wurde. Wenngleich der kaiserliche Dux damals aus Rom vertrieben ward, die Römer sich zum Schutz Gregor's eidlich verpflichteten, die Stadtregierung wahrscheinlich einen municipalen Charakter annahm, ließ der Papst doch das kaiserliche Recht dem Namen nach bestehen. Es mag sein, daß der Hauptbeweggrund war, in demselben einen etwaigen Anhalt gegen die longobardische Macht zu haben.

Diese Macht war für die Unabhängigkeit des heiligen Stuhls (wir können jetzt den Ausdruck brauchen, obgleich es sich noch um keine Territorialmacht im eigentlichen Sinne handelt) unendlich gefährlicher als das mehr und mehr zerfallende Reich. Die Verstörung in den griechischen Provinzen war für König Liutprand, den ausgezeichnetsten der longobardischen Fürsten, ein willkommener Anlaß zum Versuch der Ausdehnung der seit lange stationären Grenzen seines Staats. Inmitten der durch den Bildersturm hervorgerufenen Aufstände nahm er Ravenna, die feste Hauptstadt des byzantinischen Italien, worauf die Pentapolis und andere Orte der nachmaligen Marken, wie der Emilia oder spätern Romagna, ihm ohne große Mühe zufielen, und er durch Umbrien vorrückend bis zur Südseite der Berggruppe von Viterbo, folglich bis an den Saum der heutigen römischen Campagna kam. Gregor bewog den König, von weiterm Vorrücken abzustehen. Ja er veranlaßte ihn, die eroberte Stadt Sutri, zwischen dem See von Vico und dem von Bracciano nicht fern von dem gedachten Monte-Cimino gelegen, im Jahre 727 den Aposteln Petrus und Paulus, d. h. der römischen Kirche, zu schenken — mit welchem Recht, da der Ort des Kaisers war, mag dahingestellt bleiben. Es ist der erste eigentliche Anfang des Kirchenstaats als solcher, da eine frühere Schenkung König

Aribert's, Ländereien in den Cottischen Alpen, vom Jahre 705, in die Reihe der kirchlichen Patrimonien zu stellen ist. Dann verhandelte Gregor so geschickt mit dem Herzog oder Dogen von Venedig und mit den aufständischen longobardischen Herzogen von Spoleto und von Benevent, wie während einer Empörung im römischen Tuscien, daß er den Fortschritten der Longobarden ein Ziel setzte und einen Schatten der Kaisermacht fortbestehen ließ, während er, der Papst, in der That schon Herr von Rom war. Und wenn Gregor II. von manchen, und auch von unserm Verfasser, zweideutiger Politik angeklagt wird, so mag das, was er für das Papstthum, für Italien, für Rom wirkte, zu seiner Rechtfertigung dienen. Ein schon genannter Historiker, Cesare Balbo, macht diese Verdienste geltend. Als großer Papst, sagt er von Gregor II., widerstand er katholisch einem häretischen Kaiser; als großer Bischof und großer Bürger, sammelte er um sich die römischen Römer; als großer Italiener sammelte er die italienischen Bewohner Mittelitaliens zu gegenseitigem Schutz wider kaiserliche Gewaltherrschaft. Gleich allen, die nicht aus persönlichem Ehrgeiz, sondern zu gemeinsamer rechtmäßiger Vertheidigung eine Volkserhebung veranlassen, verleugnete er nicht Titel und Recht des legitimen Herrn, sondern verweigerte ihm den Gehorsam nur darin, was sein eigenes und seines Volkes Recht war, beschränkte die Auflehnung auf gerechten Widerstand, paßte sie den Richtungen und Bedürfnissen der Zeit an. Wenn er die Städtebündnisse nicht schuf, so benutzte, entwickelte, kräftigte er sie zum Siege, verständigte sich mit den Longobarden, war der erste Papst, welcher factisch weltliche Herrschaft ausübte. Ein Urtheil, das mit dem Muratori's übereinstimmt, welcher, indem er den Ausspruch griechischer Autoren und ihrer Nachbeter, Gregorius II. habe der Obedienz des östlichen Reichs Rom, Italien und das Abendland entzogen, bekämpft, zugleich erklärt, es habe nur an dem Papste gelegen, der griechischen Macht in Italien ein Ende zu machen. Aber es habe ihm genügt, das Recht der Kirche und seine eigene Sicherheit zu vertheidigen, während die völlige Losreißung der empörten Völker durch ihn verhindert worden sei. Für die päpstliche Herrschaft ist es übrigens ein ruhmvoller Anfang. Nicht rechtlose Gewalt, nicht ehrgeizige Kämpfe und Selbstsucht legten den Grund zu dieser Herrschaft, sondern die freiwillige Zustimmung der Völker in Anerkennung wirksamen Schutzes, standhafter Pflichterfüllung, ungebeugten Muths, heiligen Wandels. Wenn man endlich die durch den Bildersturm in Italien hervorgerufenen Kämpfe und wüsten Feindschaften, Nachstellungen, Aufstände, Blutscenen und den nachhaltigen Contrast zwischen Griechen und Longobarden betrachtet und die Gefahren Roms in den letzten Jahren Gregor's II. in Anschlag bringt, so bewundert man um so mehr die geistliche Thätigkeit dieses Papstes, unter welchem St. Bonifacius das Evangelium in Deutschland predigte.

Noch war der Kampf mit Byzanz und seiner Irrlehre lange nicht ausgekämpft, als Gregor II. im Jahre 731 starb. Sein Nachfolger und Namensgenosse setzte diesen Kampf fort, indem er nicht lange nach seiner Wahl ein Concil wider die Bilderstürmer versammelte, dessen Decrete gegen die von dem Kaiser persönlich beschützte Lehre gerichtet waren. Obgleich dieser sich unter anderm durch Beschlagnahme der großen im Neapolitanischen und in Sicilien belegenen Kirchenpatrimonien rächte, brach Gregor III. seine staatlichen Beziehungen zum östlichen Reiche keineswegs ab, wie denn seit 733 eine Art factischer Waffenruhe stattfand, und blieb in gutem Vernehmen mit dem Exarchen, der wiederum von Ravenna aus die zum Gehorsam zurückgekehrten griechischen Provinzen regierte. Wie die Stellung Gregor's sich gestaltet hatte, zeigen am besten die Worte, die er an Leo den Isaurier schrieb: „Die Päpste sind die Vermittler und Schiedsrichter des Friedens zwischen Orient und Occident.“ Verbindungen mit den gegen König Liutprand aufsässigen Herzogen von Spoleto und Benevent — Verbindungen, wie wir sie schon unter Gregor II. sehen und wie sie sich durch die geographischen Verhältnisse dieser beiden Lehnstaaten leicht erklären — führten neue Verwickelungen mit dem Könige herbei und, infolge der von den Longobarden drohenden Gefahr, ein Hülfegesuch des Papstes an die Franken. Es war im Jahre 738, als Liutprand den Plan, den wir ihn schon einmal aufgeben sehen, d. h. die Vereinigung der griechischen Provinzen und des römischen Ducats mit seinem Staate, wieder aufnahm. Im Sommer 739 war er in Spoleto, von wo aus er die Besitzungen der Kirche verwüsten ließ. Daß der König vor Rom selbst erschienen sei, auf den Neronischen Wiesen am Vatican gelagert, die Peterskirche geplündert, viele Römer zu Gefangenen gemacht habe, wird von mehreren Annalisten und von der Mehrzahl der Historiker, Baronius unter ihnen, und von den Neuern Papencordt und der Verfasser der „Origini della sovranità temporale“, angenommen, von unserm Autor mit Muratori wegen der chronologischen Unsicherheit in Abrede gestellt. Wie dem immer sein möge, so ist der Zeitpunkt des zwiefachen Hülfegesuchs an Karl Martell, den merovingischen Hausmeier des Frankenreichs, außer Zweifel.

Die Beziehungen der Franken zu Rom waren vielfacher Art gewesen. Im 3. Jahrhundert hatte Kaiser Maximian die Salischen Franken, denen er Wohnsitze am Rhein anwies, unter die römischen Hülfsvölker aufgenommen und die lateinische Civilisation war bei ihnen eingedrungen, und in den spätern Zeiten des Kaiserreichs hatten Franken große Rollen gespielt. Nach dem Siege über die Römer bei Soissons hatte dann Chlodwig das gallofränkische Reich gestiftet und, um die Zeit, wo die Ostgothen sich in Oberitalien festsetzten, von St.-Remigius' Händen die Taufe empfangen, inmitten der unter den nordischen Völkerschaften auf Anlaß von Byzanz her weitverbreiteten Arianischen Irrlehre der erste katholische König, und als solcher in mannichfacher Verbindung mit Rom. Und zu Gregor's II. Zeit hatte die Evangelisirung Germaniens, vom Rhein bis ins Sachsen- und Thüringerland, welche an Francian ihren eigentlichen Rückhalt wie daselbst ihre Wurzel hatte, die Bande zwischen letzterm und dem heiligen Stuhl noch fester gezogen. Daneben

gab es noch andere Beziehungen. Schon im Jahre 577 hatte Kaiser Justin II., im Bewußtsein eigener Ohnmacht, auf ein Hülfegesuch der von den Longobarden bedrängten Römer dem Abgesandten der Stadt zur Antwort gegeben: man solle entweder irgendeinen der longobardischen Herzoge zu gewinnen suchen, oder, wenn dies mislinge, die Franken zu einem Kriegszuge in Italien, zum Zweck einer Diversion, veranlassen. Und Kaiser Mauritius hatte sich persönlich dieses Mittels bedient, und vom Jahre 584 an hatte König Childebert, durch Aufforderung und Geld von Byzanz bewogen, vier Züge wider die Longobarden unternommen. Aber einem stärkern Geschlecht als das seinige, war es vorbehalten, an der Spitze des aus Deutschen, Galliern und Römern gemischten Volks den Longobarden ein Ziel zu setzen und auf ihren Trümmern die neuere italienische Bevölkerung sich bilden und erwachsen zu lassen. Dieses Raths und Beispiels mag Gregor III. sich erinnert haben. Das Reich Chlodwig's war, trotz der Schwäche seiner meisten Nachfolger, zu großer Macht herangeblüht. Karl Martell hatte im Jahre 732 bei Tours dem Vordringen der Araber gegen den Norden auf immer ein Ende gemacht. Die fränkische Macht dehnte sich in Deutschland aus, von wo ihre Hauptkraft gekommen war. Gregor's Schreiben mochte dem mächtigen Vertreter eines ohnmächtigen Königs eine glänzende Aussicht großer künftiger Thätigkeit eröffnen. Doch ging er damals nicht in der vom Papste gewünschten Weise darauf ein, sei es, daß befreundete Beziehungen zu Liutprand, sei es, daß Ahnung nahen Endes oder Rücksichten auf innere Verhältnisse ihn zurückhielten. Wahrscheinlich aber war er nicht ohne Einfluß auf des Longobardenkönigs freiwilliges Aufgeben des Unternehmens gegen Rom.

Darüber starb Papst Gregor am 27. November 741. So Karl Martell, wie Leo der Isaurier, waren kurz vorher aus dem Leben geschieden. Ihre Nachfolger sahen die Entwickelung des zweifachen, mit so verschiedenartigen Waffen geführten Kampfes. Alfred von Reumont.

Dorfgeschichtliche Literatur.

Gewiß hat die Dorfgeschichte ihre Berechtigung. Damals, als die deutsche Roman- und Novellenliteratur einer französischen Küche glich, aus welcher sich die überfeinerte, hysterische, blasirte Salonwelt mit überwürzten Reizmitteln für ihre in tödlicher Langeweile dahinschmachtenden Geister versorgte, waren die Dorfgeschichten von Berthold Auerbach eine heilsame Reaction, ein erfrischendes Geistesbad, in welchem sich manche verschmachtende Seele stärkte und erquickte. Sie waren eine Art Antäusthat, eine Rückkehr zur Natur, von der man sich weitab verirrt hatte: eine Verirrung, die sich stets durch Verirrung und Siechthum rächt.

Wenn die Dorfgeschichte eben wirklich eine solche Rückkehr zur Natur ist, wenn sie statt des Raffinements natürliche Empfindung, wirkliche Leiden und Freuden der Menschen, statt gesuchter, unsittlicher Intriguen naturgemäße Conflicte der Leidenschaften oder Interessen, statt phantastischer Marionetten kräftige Gestalten von Fleisch und Blut schildert, dies alles aber künstlerisch beherrscht und das Natürliche immer als Träger des Idealen erscheinen läßt, dann hat sie ihre Berechtigung und wird sie immer behalten. Wenn aber der Dorfgeschichtenschreiber, statt wie Antäus nur die Erde zu berühren, um durch diese Berührung sich zu stärken, zum Schleusenräumer, Mistbreiter u. dgl. wird, der allen möglichen ländlichen Unrath aufwühlt und mit sichtbarem Behagen vor dem Publikum ausbreitet, um einige Körner hausbackener Moral hineinzusäen, wenn er sich dabei auch im vollkommen unliterarischen Schleusenräumerjargon gefällt, dann haben wir es mit einer Verirrung zu thun, die womöglich noch schädlicher ist als die entgegengesetzte der Salonliteratur.

Einige mehr oder weniger starke Beispiele solcher Verirrung haben wir hier vor uns.

1. Erzählungen und Bilder aus dem Baselbiet von B. T. Jonas. Basel, Schweighauser. 1860. 8. 1 Thlr.

Der ziemlich dickleibige Band enthält vier Erzählungen in Jeremias Gotthelf'scher Manier, aber ohne den Geist des orthodoxen Volksnovellisten: 1) „Die Geschichte vom Storzefried und vom Häfelibäbi"; 2) „Der Herbstmöwet in Liestal"; 3) „Die Baselfahrt"; 4) „Der Vetter Hansheiri im Mätteli". Schon diese Titel deuten an, daß wir es mit einem Kauderwelsch zu thun haben, welches sich als volksthümlich in die hochdeutsche Literatur einschmuggeln will. Es wird die höchste Zeit, daß sich die Kritik mit aller Strenge gegen diesen Unfug erhebt. Sie hat nur zu lange Nachsicht dagegen geübt, sodaß das Unkraut recht üppig emporwuchern konnte. Das vorliegende Buch ist eine der häßlichsten Pflanzen dieses Unkrauts, wennschon keine der gefährlichsten. Die Geschichten von Jeremias Gotthelf sind gefährlicher, weil geistreicher und körniger; aber die Geschmacksverderbniß hat in vorliegendem Buche ihren Gipfel erstiegen. Wir haben unsern Ekel bezwungen und die erste Geschichte „Vom Storzefried und vom Häfelibäbi" ganz gelesen. Im ersten Kapitel sitzt das Häfelibäbi, ein altes Mütterchen, am Spinnrade, und es wird in der breitesten Altweiberweise erzählt, wie sie es beim Spinnen treibt. Zum Schluß erfahren wir, daß „das Bäbi nicht Zeitlebens in diesem Stüblein am Seidenrade, ja nicht einmal immer in seinem Dörflein gewesen ist"; es „hat auch einen Mann und ein Trüpplein Kinder gehabt, es ist auch an andere Orte hingekommen und hat ein Stück von der Welt gesehen, und auf mancher Irrfahrt des Lebens ist es müde geworden, bis es in diesem Stüblein Ruhe und Frieden gefunden hat, so gut man nämlich auf dieser Welt Ruhe und Frieden haben kann. Sein Mann war ja der Storzefried gewesen, und wer den Storzefried gekannt hat, der weiß es, wie gut er zu dem Bäbi, das eigentlich das Häfelibäbi hieß, gepaßt hat." Die folgenden Kapitel erzählen nun in derselben breiten und breiigen Manier: 2) „Wie der Storzefried (ein Posamenter) und das Häfelibäbi zusammengekommen"; 3) „Die Hochzeit. Kurze

Hoffnungen und lange Gesichter"; 4) „Wie der Storzefried und das Häfelibäbi gehaushaltet haben und warum es mit ihrem Hausen und Sparen nicht gelingen wollte"; 5) „Von Storzefried's und Häfelibäbi's Verdrießlichkeiten und Krankheiten"; 6) „Von Storzefried's und Häfelibäbi's Kinderzucht. Welche Hoffnungen sie auf ihre Kinder bauten und wie sie dieselben erfüllten"; 7) „Die letzten Anstrengungen und ihrer Haushaltung Ende". Man sieht, das Ganze ist eine Proletariergeschichte der unerquicklichsten Sorte. Ein paar Menschen, die nichts haben als ihre zwei Hände, laufen kopflos zusammen, beginnen ohne Sinn und Verstand einen Hausstand, plagen sich und wirthschaften verkehrt, bringen's daher zu nichts, setzen wieder ein Heerdchen elender Geschöpfe, wie sie selbst, in die Welt und werden am Ende von einem freudlosen Dasein durch den Tod erlöst. In der ganzen Geschichte ist kein erhebender, erquicklicher Moment; es müßten denn die frommen Sentenzen und moralischen Nutzanwendungen sein, welche der Verfasser reichlich einstreut. Von dem Kauderwelsch, das da in die Literatur Einlaß begehrt, wollen wir nur wenig Proben aus zahllosen Fällen geben: „Den ganzen Tag brummte er wie ein altes Kessen"; „er war ganz verdattert"; „sie klagten, daß sie fast vertschäbberle mußten"; „sie verschlossen sich in der Haushaltung"; „es wurde ihnen ganz schmuchtig"; „wie die großen Mädchen gegenüber mümpfen würden". Doch es sei genug mit dieser Aehrenlese von diesem Acker des Ungeschmacks. Wir machten noch eine verzweifelte Anstrengung, auch die andern Geschichten zu lesen, aber wir brachten nur mit Mühe die zweite durch, welche der ersten an Langweiligkeit, Trivialität, Breitspurigkeit und Geschmackwidrigkeit nichts nachgab.

2. Mareili oder das Bettelmädchen auf dem Letthofe. Von Theodor Meyer-Merian. Leipzig, Weber. 1860. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Buch fängt auch an, als wolle es den Leser durch lauter Dünger, Lumpen und Branntweindunst hindurchführen. Es wird aber besser, sogar viel besser wie das vorher besprochene Buch. Es führt uns doch einige Menschen vor, die unser Interesse erregen, wenn auch nebenbei viel zu viel verlumptes, nach Branntwein duftendes Gesindel. Die Heldin der Erzählung, Mareili, ist ein in den Grund hinein verwahrlostes Kind einer durch Branntwein und Liederlichkeit zu Grunde gerichteten Arbeiterfamilie, mit der es bettelnd und stehlend umherzieht, bis es auf Befehl der Obrigkeit aufgehoben und einer wohlhabenden Bauernfamilie — den Besitzern des Letthofs — übergeben wird. Mit unsaglicher Geduld und Mühe und durch eine höchst verständige Behandlung gelingt es insbesondere der Bäuerin aus dem schrecklich verwilderten Geschöpfe den guten Kern herauszuschälen und es zu einem Muster von Fleiß und Sittsamkeit zu erziehen. Nebenher spielt die Geschichte einer Schneiderfamilie, deren Haupt sich ebenfalls dem „Brenz", d. i. Branntwein ergibt, die aber durch die Rechtschaffenheit der Mutter und die Tugenden des einzigen Sohnes vor dem gänzlichen Verfall bewahrt bleibt. Dieser Sohn wird schließlich Mareili's Gatte, die ihm eine reiche Aussteuer vom Letthofe, wo sie zuletzt als Tochter gehalten worden, zubringt. Die Hauptgeschichte ist an sich geschickt angelegt und vortrefflich durchgeführt. Die Art, wie Mareili nach und nach aus dem tiefsten sittlichen Elend auf die Höhe reinen Menschenthums emporgehoben wird, würde den Beifall eines Pestalozzi finden; der Verfasser verräth darin ebenso tiefe Menschenkenntniß als feinen pädagogischen Takt. Meisterhaft sind die Hauptpersonen auf dem Letthofe, der „Meister" und die „Meisterin" und die alte, seit 45 Jahren daselbst dienende „Meistermagd", Vren, gezeichnet. Schlichte Naturen, mit ihren kleinen Schwächen, aber von innerster Vortrefflichkeit. Mit der Art der Meistersleute macht uns zunächst folgende Stelle bekannt:

Die Letthofbäuerin war die Ursache, daß das Mareili auf den Hof gekommen. Sie hatte nach langem Widerstreben ihres Mannes es endlich durchgesetzt, denn er hatte sich immer dagegen mit dem Spruche gewehrt und gesperrt: „Eigne Kinder zieh', fremde Kinder flieh'!" Treulich hatte er die eigenen Kinder erzogen und durfte sie sehen lassen. Zwei Töchter hatten auf andere Güter geheirathet und waren gleichfalls tüchtige Bäuerinnen geworden. Nun hatte die Letthofbäuerin von dem Toni und seinem Elend gehört, besonders auch, wie verwahrlost die Kinder seien. Es ging ihr dies nahe, denn mit der Mutter von Toni's Frau war sie einst gemeinsam in Unterweisung gegangen und hatte theil an ihr genommen, dem ärmern Mädchen diese und jene Gutthat erzeigt, wodurch dieses ebenfalls anhänglich an sie geworden. Im spätern Leben waren die beiden Jugendgespielen auseinander gekommen, auch die Nachbarschaft hatte aufgehört; erst als der leichtfertige Toni heirathete, vernahm die Letthofbäuerin, er nehme eine Tochter ihrer ehemaligen Freundin. Als sie wieder etwas von der Familie erfuhr, war es die Nachricht von deren völligem Untergange und ihrer Auflösung, wobei die Kinder von der Gemeinde zu dem Mindestfordernden sollten verkostgeldet werden. Das ging ihr ans Herz und sie ließ nicht nach, bis der Letthofbauer endlich einwilligte, eins der Kinder, das Mädchen, auf seinen Hof zu nehmen: die alte Vren werde so übelmögig und komme nicht mehr überall nach, es thue ihr gut, wenn sie Nachhülfe erhalte! wußte die Bäuerin, dem besten Minister zum Trotz, ihren Antrag zu begründen und zu unterstützen bei den Kammerverhandlungen, die sie deshalb mit ihrem Alten führte. Der Letthofbauer hatte nicht gerade ein hartes Herz, indeß ebenso wenig ein weiches, er war ein ganzer Bauer mit aller Nüchternheit und aller trockenen Zähigkeit eines solchen. Fremder Leute Kinder vom Rande des Verderbens ziehen und bei sich aufnehmen, das lag ihm ziemlich fern, sie gingen ihn nichts an, es hatte ihm auch niemand geholfen, die seinen groß zu ziehen!

Ferner:

Hatte der Letthofbauer viel Aehnlichkeit, außen und innen, mit der Fluh, die hoch hinter seinem Hofe emporragte, so glich dafür die Letthofbäuerin ebenso sehr dem heitern blauen Himmel, der über dieser lagerte und die Härte milderte, die schroffen Abhänge und Schrunden und die zu starken Schatten ausglich, die aus dem harten Gestein, das in keinem Wetter wankte, Gras und Blumen hervorrief und selbst die Tannen darauf schöner und kräftiger in die Höhe trieb.

Schade, daß der Verfasser sich nicht begnügt, die Geschichte vom Mareili ganz für sich, ohne die breitspurige Nebengeschichte, zu behandeln. Sie würde, zumal wenn er noch verschiedene Unsauberheiten und Lokalismen ausgemerzt hätte, ein kleines Meisterstück geworden sein, das die Dickleibigkeit des vor uns liegenden Buchs durch seine innere Vollendung tausendfach aufgewogen hätte.

Wir können den Lesern nur rathen, die nicht von Marelli handelnden Kapitel großentheils zu überschlagen.

3. Glaser Süßtrunk. Eine Dorfgeschichte von Jacques Ernst. Winterthur, Lücke. 1860. 8. 1 Thlr.

Das ist eine nahe an 500 ziemlich enggedruckte Seiten lange Geschichte eines versoffenen Glasers und Krakelers, an welcher nur das zu bewundern ist, wie es einem Menschen von Geist möglich sein kann, einen so dürftigen Stoff so furchtbar lang auszuspinnen. Ohne Geist ist der Verfasser nicht, aber sein Geist schwimmt, wie ehedem (der Genesis zufolge) der Geist Gottes, auf dem Wasser, auf so viel Wasser, daß er selbst davor fast verschwindet. Referent wollte sich einmal einen guten Tag machen, wollte, von anhaltender Arbeit erschöpft, sich durch Lectüre erholen. Da fiel ihm zunächst diese Dorfgeschichte in die Hand — o weh! hätte er Stöcke gespalten, es wäre ihm wohler gewesen. Durch diese Wasserfluten waten, viele Stunden lang in der Gesellschaft von lauter ungehobeltem, theils dummem, theils schlechtem oder doch unsauberm Volke mit nur etwa zwei oder drei leidlich vernünftigen Menschen aushalten und dabei zum Ueberfluß auch fast fortwährend noch Branntweindunst einathmen zu müssen — nenne das Erholung wer will; dem Referenten ist es blutsauer geworden, und hätte er sich nicht auf seine Referentenpflicht besonnen, so hätte er wol eher sein eigenes seliges Ende erlebt, als das Ende dieser Dorfgeschichte. Es gehört viel Humor zum Leben; das Lesen von drei solchen Dorfgeschichten kann leicht allen Humor absorbiren, den man für das ganze Leben braucht. Referent hat nach dem Lesen dieses Buchs lange — ähnlich wie Kaiser Augustus um seine verlorenen Legionen — klagen müssen: O, Jacques Ernst, gib mir meinen Humor wieder! Die Schweiz ist ein herrliches Land; um die Majestät ihrer Alpen, um die Pracht ihrer Seen, um die Anmuth und Fruchtbarkeit ihrer Thäler, vor allem aber um ihre stolze, göttliche Freiheit mögen wir sie mit Recht beneiden; aber vor ihren Dorfgeschichtenschreibern wolle uns hinfüro der liebe Gott in Gnaden bewahren!

4. Joseph im Schnee. Eine Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta. 1860. 8. 28 Ngr.

Es ist dies die Geschichte eines Kindes, die einen ganzen Band füllt! Wir wissen nicht, ob viele Leser wirklich Interesse für dergleichen haben. Der kleine Joseph ist ein uneheliches Kind. Seine Mutter Martina diente bei dem Rottmannsbauer; der Sohn des Hauses, Adam, ist ihr Geliebter, aber Martina ward aus dem Hause verstoßen, und die Aeltern erklären, nie zu dulden, daß ihr Sohn sie heirathe. So ist es sechs Jahre gegangen, da soll er sich mit des Heidenmüllers Toni verloben; aber er hat an Weihnacht versprochen, Martina zu besuchen. Ihr Kind fragt stets: wann kommt der Vater heute? Da man den kleinen Joseph einmal außer Acht läßt, läuft er fort, dem Vater entgegen. Als dieser nun wirklich kommt, ist das Kind verschwunden. Das ganze Dorf macht sich auf, es zu suchen; meisterhaft ist dieser Zug durch den Schnee geschildert. Indeß hat sich der Knabe mit andern Kindern bis zu dem Heidenmüller verirrt, wo ihn Toni beschützt. Alle finden sich dort zusammen: der Rottmann willigt in die Heirath seines Sohnes mit Martina, die Rottmannin tobt, wird aber nicht gefragt und der Pfarrer traut das längst verlobte Paar. Der Bruder der Pfarrerin verlobt sich mit Toni. Dies der einfache Verlauf der Geschichte, die sich hübsch liest wie alle Auerbach'schen Erzählungen, aber in einem noch höhern Grade wie die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" die Landleute auf Stelzen stellt, von denen sie aller Augenblicke herab und auf die Nase fallen zu müssen scheinen.

5. Lustige Geschichten aus Thüringen. Von G. A. Luther. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1860. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben, wo ihr es packt, da ist es interessant." Dieser Ausspruch Goethe's hat, so wahr er ist, doch auch sein Bedenkliches, wenn man ihn auf alle Zweige der literarischen Production anwenden zu können meint. Nicht alles, was z. B. das Leben einer kleinen Stadt oder eines Dorfs, was ein Jahrmarkt oder eine Dorfkirmes, was eine sogenannte geschlossene Gesellschaft oder der runde Tisch in einem Bierhause, was die Werkstatt eines Handwerkers oder die Wirthschaft eines Landmanns dem Auge des Beobachters darbietet, eignet sich zu einem Roman, einer Novelle oder einer Erzählung, die es verdient gedruckt zu werden. Junge schriftstellerische Talente verfallen leicht in den Irrthum, daß dem doch so sei, daß jede Alltagsgeschichte den Stoff einer interessanten Erzählung, jeder hausbackene Philister den Helden eines Romans abgeben könne. Unsere belletristische Literatur verdankt diesem Irrthum viel triviales und langweiliges Geschreibsel. Durch das Kaleidoskop der Jugend sieht sich mancher Bierhausspaß als ein vortrefflicher Witz, mancher „Studentenulk" und mancher Bauernschwank als etwas ungemein Geistreiches oder als naturwüchsiger Humor an; und wenn man sich später wieder daran erinnert, wundert man sich, wie man an so trivialem Zeug hat Gefallen finden können. Wir fürchten, oder besser wir hoffen, daß es dem Verfasser der vorliegenden „Lustigen Geschichten" mit der Mehrzahl derselben ebenso ergehen wird. Das gedachte Kaleidoskop hat jedenfalls bei der Wahl und Verarbeitung seiner Stoffe eine große Rolle gespielt. Der jugendliche Verfasser hat sich gern und viel in den untern und mittlern Schichten der Bevölkerung seines Heimatlandes bewegt und hat da manches erlebt und geschaut, was ihn angemuthet und in eine behagliche Stimmung versetzte. Hätte er es zu Anekdoten oder kleinen humoristischen Genrebildern verarbeitet, so möchte er den Sinn des Goethe'schen Ausspruchs allenfalls getroffen haben; allein indem er daraus viele Bogen füllende Erzählungen gemacht, hat er ihn vollständig verfehlt. Die gewöhnlichsten und alltäglichsten Dinge werden darin mit einer behaglichen Breite erzählt, als handle es sich um die Begebenheiten einer Iliade oder Aeneide. Dennoch besitzt der Verfasser offenbar kein zu verachtendes Erzählertalent. Er versteht lebendig zu schildern und kräftig zu indivi-

dualisiren, er hat eine freie und ziemlich klare Weltanschauung, ein warmes Herz und gesunden Humor. Wir hoffen daher, er werde, wenn er sich geeignete Stoffe zu geeigneten Vorwürfen wählt, auf dem novellistischen Felde noch einmal recht Wackeres leisten. Von solchen Stilfehlern, wie sie z. B. gleich auf den ersten Seiten des zweiten Bandes dieser „Lustigen Geschichten" vorkommen, muß er sich freilich auch frei machen. So lautet der Eingang der Erzählung: „Der Sensitive", wie folgt: „Windheim ist ein freundliches Landstädtchen, romantisch an einem schmalen, rechts und links von mit rauschenden, grünen Buchenwäldern bepflanzten Basaltrücken eingefaßten Thal gelegen." Eine solche Periode verdaut selbst ein Magen nicht, der Kieselsteine verarbeiten könnte. Ein ähnlicher Satz findet sich auf der nächstfolgenden Seite, wo es heißt: „Er nahm seine Richtung über einen Wiesenpfad und den über den mit Erlen eingefaßten Forellenbach Winde führenden kunstlosen Steg" u. s. w. Das ist Juristendeutsch, aber kein Deutsch für Schriftsteller, die auf den Schultern von Lessing, Schiller und Goethe stehen. Erfreulich ist es dagegen, daß der Verfasser nicht der geschmacklosen Marotte anderer Dorfgeschichtenschreiber, wie die Nachtreter der Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach, huldigt, der Marotte nämlich, die fehlerhafte Redeweise des rohen Haufens nachzuahmen und sie recht geflissentlich mit unverständlichen Provinzialismen oder Lokalismen und allen möglichen ungehobelten Ausdrücken anzuputzen. Möge der Verfasser sein schätzbares Talent recht bald an einer recht würdigen Aufgabe zur Geltung bringen.

August Peters.

Zur Dramaturgie und Theatergeschichte.

1. Studien über tragische Kunst. Von Philipp Joseph Geyer. I. Die aristotelische Katharsis, erklärt und auf Shakspeare und Sophokles angewandt. II. Die aristotelische Theorie der Kunst überhaupt und der tragischen insbesondere. Leipzig, T. O. Weigel. 1860—61. 8. 21 Ngr.

Beide Hefte sind mit vielem philologischen Scharfsinn geschrieben, beide Hefte tragen um deswillen einen stark polemischen Charakter an sich. Wie könnte das auch anders sein, da es sich der scharfsichtige Verfasser zur Aufgabe stellte, die Welt trotz Lessing und vielen andern, die sich an die Erklärung der aristotelischen Poetik wagten, zum ersten male ordentlich über die Bedeutung eben dieser Poetik aufzuklären. Er hat es sich Mühe und Ueberredungskunst kosten lassen, die aristotelischen Ansichten über das Wesen der tragischen Kunst als einen unabänderlichen Kanon der Wahrheit hinzustellen, das ist zunächst rühmend hervorzuheben. Wir für unsere Person haben dabei nur zu bedauern, daß, soviel Platz wir uns auch in d. Bl. zur Besprechung der Heftchen einräumen, wir gehalten sind, auf eine bis ins einzelne gehende Besprechung zu verzichten, ja daß wir unser Urtheil über des Verfassers Ansichten mehr oder weniger vom Zaun brechen müssen, da eine strenge Prüfung der Schriften mit allen Für und Wider ein mehrwöchentliches Studium nicht nur des Aristoteles, sondern auch aller herbeigezogenen und vieler nicht herbeigezogenen Schriftsteller nöthig machte. Diese Zeit können wir aber selbstredend für die mehr resumirende Besprechung an diesem Orte nicht aufwenden. Als zweites Bedauern schließt sich daran die Erkenntniß, daß es der Verfasser bei all seinem löblichen Willen mit der Aufgabe denn doch zu leicht nahm. Es wurde ihm die glänzende Rechtfertigung des Aristoteles zu einer rein persönlichen Sache. Er glaubte sich selbst einem Lessing in der Erklärung der streitigen Stelle in der aristotelischen Poetik über die „Reinigung des Mitleids und der Furcht durch Mitleid und Furcht" überlegen: nicht daß ihn das etwa zu einem leichtfertigen Raisonnement verleitete, aber es verführte ihn mehrfach, wie sollen wir uns ausdrücken, zu einem fast komischen Streit um des Kaisers Bart. Nicht weniges in seiner Polemik gegen Lessing und andere artet zu einer reinen Silbenstecherei aus, und sicherlich meist um deswillen, weil der Verfasser trotz all seines theoretischen Scharfblicks in der dramatischen Praxis reiner Neuling ist. Das war aber Lessing, als er sich an die Erklärung des Aristoteles machte, durchaus nicht. Ihm konnte es daher auch nicht auf eine Verherrlichung des Aristoteles um jeden Preis, sondern nur auf ein Anpassen der aristotelischen Ansichten den dramatischen Forderungen seiner, nämlich Lessing's Zeit ankommen. Lessing stellte sich demnach, und viele nach Lessing thaten dies mit ihm, eine weit größere und schwerere Aufgabe als Geyer, der des Aristoteles dramatische Regeln als den wahrsten Kanon annimmt und damit die dramaturgischen Forderungen der Neuzeit, nicht minder die gesammte dramatische Production der Neuzeit bagatellmäßig beiseite wirft. Bagatellmäßig? Damit wir dem Verfasser nicht unrecht thun: nicht direct, desto mehr aber indirect thut er das.

Das erste Heft betitelt sich: „Die aristotelische Katharsis, erklärt und auf Shakspeare und Sophokles angewandt." Also auch auf Shakspeare! Wir hätten es lieber gesehen, auch auf Schiller, Goethe, Lessing oder Kleist, oder auch Gutzkow, Freytag und andere! Da würde man doch den Werth dieser aristotelischen Katharsis recht augenscheinlich bemessen können. Nun wir trösten uns mit der Hoffnung, daß der Verfasser in einem dritten, noch größern Hefte, als das zweite ist, dies vielleicht nachholen werde. Ist es doch auch schon etwas, daß er wenigstens Shakspeare der Erwähnung werth findet. Wir schlagen also getrost die betreffenden Stellen auf. Der Verfasser hat zuvor von dem oft erörterten Satze des Aristoteles: „Die Tragödie bewirkt durch Mitleid und Furcht eine Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften" — so übersetzt Geyer zunächst selbst die Worte: „δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν" —, seine alleinige und unfehlbar richtige Erklärung gegeben, eine Erklärung, auf die wir weiter unten noch eingehen müssen. Dann fährt er fort: „Ich will das Gesagte sogleich durch ein Beispiel beleuchten, wozu ich aus guten Gründen ein modernes Trauerspiel wähle. Jedermann kennt Shakspeare's «Romeo und Julia». Romeo und Julia sind sterblich ineinander verliebt; Julia soll aber durchaus den Prinzen Paris heirathen und nicht den Romeo: also sterben Romeo und Julia wirklich, weil sie einander nicht bekommen können. Dies ist der einfache Inhalt der Fabel. Ich hätte freilich sagen sollen: sie sterben, indem sie einander zu bekommen versuchen; aber daß Romeo oder sonstwer die Geschichte veralbert (sic!), ist Shakspeare's Sache, nicht die meinige; also nicht einmal: «weil sie sich gegenseitig nicht haben können»..... Um übrigens zu zeigen, daß die richtige Auslegung der aristotelischen Definition durchaus nicht blos ein historisches, sondern auch ein künstlerisches Interesse hat, weil sie uns, wenn sie das Wesen der Tragödie richtig bezeichnet, nothwendig auch eine zuverlässige Richtschnur für die gehörige Beurtheilung der Vorzüge und Fehler und des gesammten ästhetischen Werthes einer jeden Tragödie an die Hand geben muß, so will ich vermittelst derselben den Grund einer Bemerkung erklären, an welche uns in eben diesem Shakspeare'schen Trauerspiele unser Gefühl erinnert. Shakspeare that nämlich nicht wohl daran, da er den Tod der beiden nicht sowol als Forderung der Nothwendigkeit, sondern als Folge eines bloßen Zufalls erscheinen läßt.... Da mir nämlich Shakspeare die Rettung seiner Helden möglich, wahrscheinlich und nahe zeigt, hernach aber beide durch einen elendiglichen Zufall umkommen läßt, da ich über der Spannung, womit ich den Vorgang ihrer Rettung verfolgte, schon lange vergessen habe, daß auch ihr Tod gewissermaßen als eine Rettung zu betrachten sei, so bin ich trostlos darüber und erinnere

mich in meinem Unwillen nur mühsam an das, was ich niemals vergessen durfte. Shakspeare hat nämlich die tragische Furcht verfehlt, weil er sie in die Besorgniß und Spannung um die wirkliche, leibliche Rettung der beiden setzt, diese aber gleichwol nicht eintreffen läßt. Sein Trauerspiel ist eine dramatisirte Erzählung, aber kein Trauerspiel..... Es ist überhaupt zu bemerken, daß Shakspeare, wie groß auch immer seine Kunst in der wahren und gewaltvollen Zeichnung der mannichfaltigsten Charaktere und Situationen sein mag, diesem edeln Stein seiner Dramen nicht immer diejenige Fassung zu geben pflegt, von welcher das reine Licht desselben und der ästhetische Eindruck des Ganzen abhängt. Als Lust- und Schauspieldichter ist Shakspeare unendlich groß, als Tragiker nicht ebenso."

Das also nennt der gelehrte Verfasser „die aristotelische Katharsis erklärt und auf Shakspeare angewandt": eine Erklärung und Anwendung, bei der schließlich nur Sophokles mit seinen sieben Tragödien als einziger Tragiker übrig bleibt, wie denn auch die letzten Seiten des ersten Heftes dies sattsam aussprechen. Wenn es nun aber mit der Anwendung der aristotelischen Katharsis auf Shakspeare nach des Verfassers Deduction sein seltsames Aber hat, hätte er da nicht, statt die Schuld nur auf den Heros der neuern dramatischen Kunst zu schieben, besser gethan, auch etwas an der alleinigen und untheilbaren Wahrheit eben jener aristotelischen Katharsis zu zweifeln? War denn nicht Shakspeare ein Genie gleich Aristoteles oder Sophokles? Warum also, weil man mit Aristoteles' Doctrin und Sophokles' Dramatik bei Shakspeare sich nicht zurecht finden kann, diesem eins anhängen? — Oder merkt der Verfasser gar nicht, daß er damit in Betreff des künstlerischen Werthes die gesammte neuere Dramatik verwirft? Das ist allerdings bequem, und wenn man mit Shakspeare schon so schnell fertig wird, daß man all seine Tragödien für schwächer denn des Sophokles Tragödien erklären kann, dann braucht man eines Lessing, Schiller, Goethe oder gar eines Heinrich von Kleist, eines Hebbel wegen den Mund nicht aufzuthun.

Doch urtheilen wir über des Verfassers Strenge nicht zu voreilig. Er behauptet ja, es lasse sich der Beweis führen, daß in der aristotelischen Poetik die allein gültige Norm für das Drama aufgestellt sei, es komme nur darauf an den Aristoteles richtig zu interpretiren. Da er nun nach seinem eigenen, oft wiederholten Geständnisse den Aristoteles hinsichtlich der Katharsis einzig und allein richtig erfaßt hat, so müssen wir uns von ihm schon noch weiter belehren lassen. Die richtige Erklärung der Katharsis soll der Schlüssel zum ganzen Verständniß der aristotelischen Regeln über die Dramatik sein. Also: „Die Tragödie bewirkt durch Mitleid und Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften."

Es konnte nicht fehlen, daß solche, wie man will, inhaltschwere oder inhaltlose Worte die verschiedenste Auslegung erfuhren. Da nahmen die Franzosen an, daß die Tragödie durch Mitleid und Furcht nicht nur Mitleid und Furcht allein reinige, sondern auch in gleichem Grade alle übrigen Leidenschaften. Lessing erklärte sich hiergegen. Er wollte von der Läuterung „aller übrigen Leidenschaften" nichts wissen, weil auch Aristoteles offenbar von allen übrigen Leidenschaften nicht spricht, sondern er bezog die Reinigung nur auf die kleinliche Furcht und das kleinliche Mitleiden des (schauenden) Individuums. Lessing konnte nicht unbedingt den französischen dramaturgischen Moralpredigern beistimmen und nicht allen denen, die die Bedeutung und das Wesen der Tragödie nur in die moralische Wirkung setzten; aber den moralischen Zweck der Tragödie ganz und gar zu bestreiten, dazu war er zu tiefer Menschenkenner und zu erfahrener Dramatiker. Dies ist für Geyer ein Stein des Anstoßes. Er beschuldigt Lessing, und irren wir nicht, so ist gegen Lessing zu selber Zeit auch noch von anderer Seite der nämliche Vorwurf erhoben, die Erklärung der aristotelischen Definition der Tragödie verfehlt zu haben, er wirft ihm vor, die Tragödie zu einer Art „praktischer Lebensphilosophie" erniedrigt zu haben. Nach Lessing beruhe „die durch die Tragödie bewirkte Reinigung der Leidenschaften in nichts anderm, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten": diese Auslegung der aristotelischen Definition weist Geyer mit sichtlicher Entrüstung zurück.

Nun werden wir wol mit dem Verfasser fragen müssen, was denn eigentlich unter „Reinigung" (Katharsis) zu verstehen sei. Denn in dieser Katharsis wird wol das ganze Verständniß der aristotelischen Definition liegen. Der einfache Verstand kann in „Reinigung" nichts anderes als Läuterung, Erhebung des innern Menschen, seelische Befreiung finden, und da die Katharsis der Tragödie nicht auf den äußern Menschen, sondern auf den innern Bezug hat, so wird in der Katharsis eine moralische, eine freimachende Wirkung auf das zuschauende Individuum ganz von selbst eingeschlossen liegen. Da Geyer gegen Lessing protestirt, so darf er diese Auslegung nicht gelten lassen. Das eben bestreitet er, daß Aristoteles der Katharsis die moralische Bedeutung im Lessing'schen Sinne beigelegt habe. Und Geyer kommt mit einem Beweise, der scheinbar viel für sich hat. Dieser Beweis findet sich im zweiten Hefte in dem Abschnitte: „Anwendung des Begriffs der Katharsis auf den Unterschied der Tragödie von der Komödie." Es heißt dort: „Indem wir nun untersuchen, bei welchen Dichtungsarten Aristoteles die Katharsis nennt oder nicht nennt, bei welchen dagegen nach unserm hypothetischen Begriffe der Reinigung diese stattfinden oder nicht stattfinden kann, so wird eine genaue Uebereinstimmung der beiderseitigen Ergebnisse für die Richtigkeit dieses Begriffs einen ebenso unumstößlichen Beweis abgeben, als andererseits etwa aufstoßende Widersprüche die Verwerfung desselben zur unabweislichen Folge haben würden. Was nun zunächst die Komödie anbelangt, so findet man nirgends eine Spur davon, daß ihr Aristoteles die Katharsis zugeschrieben habe. «Die Komödie», sagt er, «ist eine Nachahmung lasterhafter Handlungen; jedoch nicht aller Laster überhaupt, sondern nur derjenigen, die etwas Lächerliches mit sich verknüpft haben.» Hier geschieht einer Reinigung mit keiner Silbe Erwähnung, und ebenso wenig ist sonstwo in der aristotelischen Poetik dergleichen anzutreffen: ein Umstand, der allein schon hinreichend ist, jeden Gedanken an eine moralische Auffassung der Katharsis von seiten des Aristoteles zurückzuweisen. Hätte nämlich Aristoteles unter der Reinigung die Reinigung der Leidenschaften verstanden, so wäre gar nicht abzusehen, warum er diese Reinigung bei der Komödie nicht viel nachdrücklicher noch erwähnte, als bei der Tragödie; denn jene hat unstreitig viel offenbarer die Moral zur Grundlage und zum Zweck als diese, in Betreff welcher ich schon in der vorigen Abhandlung die Voraussetzung einer moralischen Wirkung als eine Illusion, um nicht zu sagen als einen Unsinn nachgewiesen habe. Kurz, eine solche Auffassung der Katharsis liegt der Tragödie viel ferner als der Komödie; war sie dort von Aristoteles genannt worden, so mußte er sie hier noch viel nachdrücklicher erwähnt haben; war sie dort eine Reinigung des Mitleids und der Furcht durch Mitleid und Furcht, so ist sie hier eine Reinigung des Lächerlichen durch das Lächerliche. Nun hat aber Aristoteles ihrer mit keiner Silbe Erwähnung gethan, sodaß er nothwendig entweder andere als moralische Begriffe davon gehabt, oder neue unverzeihliche Fehler in seiner Theorie der Dichtkunst begangen haben muß."

Diese Beweisführung scheint schlagend. Sie ist jedoch nicht alleingültig. Wir wollen ihr gleich ein ebenso gültiges Raisonnement entgegensetzen. Das, was wir nicht wissen, sind die eigenthümlichen Beziehungen zu Anschauungen der aristotelischen Zeit, denen gerade wir die Poetik des Aristoteles in der uns vorliegenden Weise verdanken. Vielen seiner Definitionen wird Aristoteles die bestimmte Fassung gegeben haben, nicht weil er glaubte damit die allein gültige Wahrheit zu geben, sondern zunächst um damit Meinungen, Anschauungen, Urtheile seiner Zeit entweder zu berichtigen oder nur zu ergänzen; wir sagen ausdrücklich, damit man uns nicht misverstehe, vielen seiner Definitionen, wir sagen nicht, allen seiner Definitionen. Möglicherweise hütete er sich in seiner Poetik auch sehr wohl, etwas

zu sagen, was sich eigentlich ganz von selbst verstand. Ein solches sich von selbst Verstehendes wird aber die moralische Wirkung der Komödie gewesen sein. Hätte er bei der Komödie der Katharsis gedenken wollen, so hätten ihm vielleicht alle Menschen in Griechenland geantwortet: „Lieber Aristoteles, du sagst da etwas, was eigentlich jede blinde Frau mit dem Krückstocke greifen kann." Bei der Tragödie, ja da ist es etwas ganz anderes. Wahrscheinlich gab es in dem classischen Griechenland auch genug Gevatter Schuster und Gevatter Schneider und andere Gevattern, vielleicht selbst unter des Aristoteles nächsten Freunden, die aus der Tragödie nicht mit classischer Katheder-begeisterung herauskamen, sondern achselzuckend mit dem etwas gewöhnlichen aber gerechtfertigten Gerede: „Was sieht man nun an so einer Tragödie; was für Werth fürs Leben hat sie; gibt's nicht im Leben alle Tage Tragödien; da ist's denn doch mit einer Komödie etwas ganz anderes, da weiß man doch, wozu man die sieht!" Dieses Gerede lag aber dem griechischen Publikum oder unsertwegen dem griechischen Philisterium um so näher, je schneller die Darstellung einer Komödie auf die einer Tragödie zu folgen pflegte. Da hatte Aristoteles vielleicht besondern Grund, bei der Tragödie über die Katharsis recht ausführlich zu sprechen. Und kein Mensch soll sagen können, ob er die Katharsis in der Tragödie nicht doch am Ende in die moralische Wirkung gesetzt habe. Oder aber mit welchem Rechte überträgt Geyer den durch die Katharsis angedeuteten Gegensatz der Komödie zur Tragödie auf Aristoteles' Anschauungen? Verfolgt die Tragödie einen ganz andern Zweck als die Komödie, so, das liegt auf der Hand, muß die eine von beiden die andere im Werthe und in der künstlerischen Bedeutung wir wollen nicht sagen ausschließen, aber bedeutend überwiegen. Besitzt die Tragödie vermöge ihrer Katharsis die moralische Wirkung nicht, die Komödie hingegen gerade wegen der mangelnden Katharsis die moralische Wirkung, so kann es nicht fehlen, daß der Komödie von allen durch die bittere Schule der Erfahrung gegangenen Menschen der Vorzug vor der Tragödie zugesprochen wird. Dies muß auch Aristoteles eingesehen haben. Er mußte, sprach er der Tragödie die moralische Wirkung ab, sie der Komödie in gleichem Grade absprechen, überhaupt beide, Tragödie wie Komödie als Dinge ansehen, die dem Publikum, wie man das jetzt nennt, nur Amusement bereiten sollten. Wie stellt sich denn nun aber Geyer die Reinigung in der Tragödie eigentlich vor? Katharsis sei gleichbedeutend mit ἡδονή. Die Annehmlichkeit der Tragödie bestehe in einer „mit Lust verbundenen Erleichterung" und zwar „unserer Empfindungen". Denn nur von unsern „Empfindungen" und nicht von unsern „Leidenschaften" — hiermit wird also die zu Anfang gegebene Uebersetzung der fraglichen Stelle corrigirt — erlaube sich Aristoteles zu sprechen. „Aus Mitleid und Furcht müsse der Dichter durch Nachahmung ein süßes Gefühl zu Wege bringen", oder noch besser, da das süße Gefühl durch Anblick eines „Fürchterlichen" erzeugt werde, „ein schmerzlich-süßes Gefühl". Der Verfasser steht also, wie man sieht, mit dem Zwecke der Tragödie ganz auf der Höhe der berühmten „Rötscher'schen Gänsehaut", die uns überläuft, wenn uns „gruselt". Die Reinigung *) besteht also kurz gesagt in nichts anderm als: wir sehen in der Tragödie etwas Fürchterliches und Mitleid Erweckendes geschehen, und dadurch, daß wir Furcht und Mitleid empfinden oder „die tragische Furcht empfinden", erzeugt sich in uns eben jenes „schmerzlich-süße Gefühl". Ueber den Begriff der „tragischen Furcht" erklärt sich der Verfasser selbst dahin, sie sei „die Furcht vor dem, was in der Tragödie geschehen würde, wenn das nicht geschähe, was geschieht, oder worüber wir Mitleid empfinden".

Im zweiten Hefte findet sich hierzu eine Ergänzung: „Das Angenehme in der Tragödie ist insofern merkwürdig, als es durch eine zweifache unangenehme Empfindung, nämlich durch die doppelte Furcht zu Stande kommt. Ich fürchte in der Tragödie das Unglück, welches wirklich geschieht, und ein anderes Unglück, welches geschehen würde, wenn dieses nicht geschähe. Jenes will ich das nähere, dieses das entferntere Unglück heißen, sodaß also in «Romeo und Julia» das nähere ihr Tod, das entferntere ihre Trennung wäre. Von beiden schließt eines das andere aus, sodaß die Annehmlichkeit daraus entsteht, daß, sobald das eine Fürchterliche heranzunahen scheint, das andere zurückweicht, mit andern Worten: in der Tragödie erfüllt sich immer der eine Wunsch, wenn der andere verweigert wird, und hierauf beruht die Annehmlichkeit derselben."

Im ersten Hefte steht dann zur vollen Erklärung noch Folgendes: „Es ist also diese (die tragische) Furcht nicht die Furcht für uns selbst, nicht die Furcht für den tragischen Helden, oder für diesen wenigstens nicht im allgemeinen, sondern Furcht überhaupt, wie es gemäß dem Wortlaut der aristotelischen Definiton sein muß. Und mit Recht heißt diese Furcht tragische Furcht, weil wir, was wir fürchten, nicht deshalb fürchten, weil es an sich furchtbar ist, sondern weil es erst durch die Tragödie, durch die Darstellung, Schilderung und die ganze Entwickelung der Handlung furchterregend wird, und zwar in dem Grade furchterregend, in welchem wir es in der Tragödie wirklich fürchten (welches Spiel mit Worten!); während es außerhalb derselben, an und für sich, diese Empfindung hervorzubringen vielleicht viel weniger, vielleicht ganz und gar nicht im Stande wäre. Ich sage «diese Empfindung»; denn wie man sieht, ist diese tragische Furcht keine Leidenschaft, sondern eine Empfindung, und da πάϑημα beides bedeutet, die Kunst aber in Wahrheit mit unsern Empfindungen und nicht mit unsern Leidenschaften zu thun hat, so werden wir gut thun, wenn wir in Zukunft den Aristoteles in seiner Definition der Tragödie nicht von Reinigung der Leidenschaften, sondern von der Reinigung der Empfindungen sprechen lassen. Gemäß dem gegebenen Begriffe der tragischen Furcht geschieht aber die Reinigung folgendermaßen: Durch Furcht: — weil wir in der Tragödie den Eintritt eines Ereignisses fürchten — und durch Mitleid — weil das Leiden, welches wir bemitleiden, ein solches ist, welches jene Furcht widerlegt — wird gereinigt oder versüßt: das Mitleid — denn weil wir fürchten, ist es süß, ein solches Leid zu sehen — und die Furcht — denn weil es süß ist ein solches Leid zu sehen, vermindert, erleichtert, versüßt sich die Furcht vor diesem Leid — und umgekehrt."

Wir haben wahrlich nichts dagegen, daß eine Definition wie die der Tragödie einmal so erläutert werde. Glaubt der geehrte Verfasser indeß, damit sei das Wesen der Tragödie erfaßt, vollständig erfaßt, so mag er sich vor einer Täuschung hüten. Mag er die aristotelische Definition, jenes „die Tragödie bewirkt durch Mitleid und Furcht eine Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften" einzig und allein richtig ausgelegt haben, wir bescheiden uns nicht daran zu zweifeln, es könnte ja sein, Aristoteles habe das Wesen der Tragödie und die Bedeutung des Mitleids und der Furcht für dieselbe so und nur so verstanden, wie sie Geyer eben auslegt: dann aber dünkt uns die aristotelische Dramatik vom Standpunkte der Jetztzeit gerichtet. Ich schaue mir, das ist wol die Quintessenz der Geyer'schen Auslegung, eine Tragödie an, um mir aus dem „fürchterlichen Leide" eines Helden einen ästhetischen Genuß zu bereiten. Da muß ich doch an dem fürchterlichen Leide zunächst Interesse zu nehmen im Stande sein. Naive Menschen, Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, unerfahrene, überhaupt alle nicht durch die Schule des Lebens geprüfte Personen sind freilich im Stande, ohne weiteres an solchem fürchterlichen Leide Interesse zu nehmen. Dann wäre aber die Tragödie eigentlich nur für naive Menschen. Dem durch die oft sehr bittere Schule des Lebens gestählten Manne indeß, was ist dem Hekuba! Und wenn es ein König ist, der seines verlorenen Reichs wegen auf den Bretern lamentirt, ich kann an dem papierdecklen Helden, eben dieser seiner Eigenschaft des papierdecklen Helden wegen, nicht ohne weiteres Interesse nehmen, wenn ich mir sagen muß: was ich

*) Verfechten wir mit Folgendem die wahre Ansicht des Verfassers, so möge er das mit dem Goethe'schen: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten" u. s. w., entschuldigen.

im Leben an Leid erfahren, geht weit über den Jammer dieses Königs. Mag sich Geyer noch so sehr dagegen sträuben und den Aristoteles gegen eine Auffassung der Katharsis im moralisch reinigenden Sinne in Schutz nehmen, das was mir zunächst Interesse an der Handlung und den Persönlichkeiten der Tragödie einflößt, ist ein oft ganz leiser, immer aber wol vorhandener moralischer Bezug auf meine Person, das heißt auf mich, den Schauenden. Bei dem einen kann dieser moralische Bezug in dem Bewußtsein des Freiseins von dem dargestellten Leide, bei dem andern in der Erkenntniß liegen, daß uns allzumal schweres Leid treffen könne und wir uns deshalb in der Unterordnung unserer Person unter die vernünftige Weltordnung zu üben haben. Es kann auch noch in vielen andern Punkten liegen, die wir hier nicht berühren wollen. Eine dargestellte Handlung steht zu sehr mit unserm alltäglichen Leben in Wechselbeziehung, als daß sich bei einer wirklich guten Tragödie ein moralisch reinigender, erhebender Bezug nicht ganz von selbst ergeben sollte. Ist aber Geyer mit seiner Auffassung der Katharsis lediglich und allein im Rechte, hat er den Aristoteles verstanden, wie dieser verstanden sein wollte, so hat Aristoteles nur bewiesen, daß er trotz alles philosophischen Scharfsinns, den wir dem großen Manne zu bestreiten uns nicht im mindesten erkühnen, nicht allwissend war um erkennen zu können, daß die Tragödie des 18. und 19. Jahrhunderts eine andere und nicht etwa niedrigere Aufgabe als die Tragödie seiner classisch-griechischen Zeit zu lösen habe. Unter dieser Voraussetzung dürfen wir das, was wir oben sagten, noch einmal betonen: Geyer machte es sich mit der Aufgabe weit leichter, als er es glauben mag. Und am allerwenigsten treffen seine Vorwürfe gegen Lessing ins Schwarze, dem es allerdings nicht in den Sinn kommen konnte, das an Aristoteles' Poetik unvergänglich zu finden, was durch die Entwickelung des Dramas in den letzten Jahrhunderten auf ein beschränktes Maß der Wahrheit zurückgeführt ist. Lessing suchte indeß gleichzeitig die Ehre des modernen Dramas und die Ehre der aristotelischen Poetik zu retten: da konnte es ihm schon begegnen etwas zu schreiben, was den Beifall eines unbedingten Anhängers des Aristoteles nicht finden möchte.

Ueber den sonstigen Inhalt des zweiten Heftes können wir nur übersichtlich berichten. Die verschiedenen Abschnitte handeln: „Von der Nachahmung"; „Vom Schönen, Verhältniß der Definition zur Wissenschaft, Eintheilung"; „Heuristik des Schönen"; „Kunstlehre"; „Aesthetik oder Geschmackslehre"; „Ueber die Schönheit der Redekunst"; „Anwendung des Begriffs der Katharsis auf den Unterschied der Tragödie von der Komödie"; „Anwendung des Begriffs der Katharsis auf den Unterschied der Tragödie von dem Heldengedicht" und von noch einigen dramaturgischen Fragen. Alles dies hat der Verfasser als Anhänger des Aristoteles mit großem Aufgebote von Scharfsinn beleuchtet. Seine Schriften sind äußerst anregend, wenn auch nicht in der Form prägnant genug geschrieben. Wer über hohe Aufgaben der geistigen Forschung mit dem Selbstgefühle des Verfassers schreiben will, der soll es in zum wenigsten annähernd classischer Sprache vermögen. Doch gleichviel, die Schriften verdienen gelesen zu werden, es läßt sich aus ihnen nach mancher Seite hin Belehrung oder wenigstens Anregung schöpfen. Der Verfasser indeß möge, wagt er sich mit einer dritten Schrift hervor, sein übergroßes Selbstgefühl etwas herabstimmen. Die zu Anfang des zweiten Hefts eingeflochtene Polemik gegen einen bekannten neuern Aesthetiker gefällt uns ganz und gar nicht. Warum nicht? Nun, Geyer wirft es dem Aesthetiker als eine Unfähigkeit vor, daß er zum Beginne seiner Aesthetik keine Definition des Schönen habe geben mögen. Nun hat es aber Geyer selbst einer Definition, nämlich der aristotelischen von der Tragödie wegen, schon bis zu zwei Broschüren gebracht. Da durfte jener Aesthetiker wol mit vollem Recht sagen: „Definitionen sind überhaupt precären Charakters. Eine Definition ist die erste Auflösung eines wissenschaftlichen Namens in einen Satz. Dieser Satz fordert eine weitere Auflösung u. s. w., bis die Wissenschaft durchgeführt ist, und nur diese selbst ist die Definition ihres Namens. Die sogenannte Definition hat daher nur den Werth einer Abbreviatur, welche für denjenigen brauchbar ist, der sie als Keim des sich entwickelnden oder als zusammenfassenden Schluß des entwickelten Systems begreift."

Hierzu bemerkt Geyer: „O der feinen Logik! o des wunderbaren Scharfsinns, der so etwas schreiben kann!" Wollte sich Geyer doch nur erinnern, daß er einer Definition wegen, eben jener aristotelischen von der Tragödie wegen, zwei Hefte geschrieben und noch mehr zu schreiben gedenkt, dann würde er die Wahrheit jenes bescheidenen Ausspruchs des herbeigezogenen Aesthetikers schon verstehen können.

2. Geschichte des Theaters zu Braunschweig. Eine kunstgeschichtliche Skizze von Adolf Glaser. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 1861. 8. 15 Ngr.

Diese Schrift verdankt ihr Erscheinen wol zumeist der tausendjährigen Jubelfeier der Stadt Braunschweig. „Meine Absicht war nicht", sagt der Verfasser im Nachwort, „eine Anhäufung von Vorgängen, die nur rein lokale und temporäre Bedeutung haben, niederzuschreiben; es durfte daher nur dasjenige berücksichtigt werden, was mit der Entwickelung der Geschichte des deutschen Theaters überhaupt in Verbindung stand und somit von allgemeinem und bleibendem Interesse war." Somit gab er uns denn eine theatergeschichtliche Skizze, die für die gesammte Theatergeschichte mehr Werth enthält, als es dem mäßigen Buche nach scheinen könnte. Glaser wollte seinen Stoff völlig objectiv behandeln, ohne sein dramaturgisches Raisonnement und seine dramaturgische Weisheit darin durchaus an den Mann zu bringen: drum lieferte er uns auch ein Büchlein, das jeder gern lesen und mit dankbarer Stimmung aus der Hand legen wird. Im ersten Abschnitte handelt es sich um die dramatischen Versuche von Einführung des Christenthums bis zur Reformation. Neues erzählt uns der Verfasser darin eigentlich nicht, er hat aber ein Recht, ganz besonders der durch ihre dramatischen Stücke berühmten Nonne Roswitha zu gedenken, da sie in einem Kloster, dem zu Gandersheim, lebte und schrieb, das von einer mit der braunschweigischen Geschichte verknüpften Fürstin Oda gestiftet war. Weiterhin lassen wir die Gestalt des Herzogs Heinrich Julius an uns vorbeiziehen, dessen Einfluß auf die Dramatik als ganz bedeutend zu nennen ist. Der zweite Abschnitt bringt uns die Zeit vom Dreißigjährigen Kriege bis zur ersten Entwickelung der Selbständigkeit in der darstellenden dramatischen Kunst. Hier sehen wir den Einfluß des Ballets und der Oper, über die im dritten Abschnitte: „Die erste italienische Oper und die Gesellschaft der Neuberin in Braunschweig", des Ausführlichern gesprochen wird. Wir sehen das welsche Element fast ganz die Oberhand gewinnen, freuen uns aber um so mehr, wenn wir hören, daß man 1719 auch einer durchaus deutschen Oper von dem verschrienen dresdener Hofpoeten Ulrich König und dem braunschweigischen Kapellmeister Schürmann, dem „Heinrich der Vogler", die glänzendste Aufnahme bereiten konnte. Da man jenem Hofpoeten fast nur Schlimmes nachredet, so geben wir aus dem in der Oper vorkommenden Liede des Hanswurst als Beweis eine Strophe, daß es Ulrich König mit unsern heutigen Coupletdichtern gern und gut aufnehmen könnte. Stoße man sich nicht am Niederdeutsch:

Brönsewik, du leife Stadt
Vor vel dusend Städten,
Dei sau schöne Mumme hat
Da ick Worst kann freten,
Mumme schmeckt nochmal sau fien
Aß Tokey= und Mosler Wien,
Slackworst füllt den Maagen,
Mumme settet Neiren=Talg,
Kann bei Winne uht den Balg,
Aß den Schnaps verjagen.

Im vierten Abschnitt lernen wir die Wandertruppen und den Impressario Nicolini kennen, der die äußerlich glänzendste

Epoche des braunschweiger Theaters herbeiführte. Im fünften Abschnitte handelt es sich um Lessing's Thätigkeit in Wolfenbüttel und um die Theatergeschichte bis zum Schlusse des Nationaltheaters unter Klingemann's Leitung am 19. März 1826. Schon nach zwei Monaten wurde das Theater wieder eröffnet, aber als Hoftheater. Ueber dieses berichtet Glaser im letzten Kapitel eigentlich sehr aphoristisch, aber aus vielleicht zu billigenden und naheliegenden Gründen. Sein Buch soll eben keine eigentliche Kritik bieten, sondern dem Literaturfreund und Dramaturgen ein nützliches Büchlein, das nur einen bescheidenen Platz in der Reihe der Literaturwerke einnehmen will. Als solches verdient es Empfehlung.

Die braunschweiger Bühne hat 1861 zweimal große Feste feiern dürfen, einmal im October zur Eröffnung des neuen Theatergebäudes und schon vorher am 20. und 21. August zur Feier der tausendjährigen Gründung der Stadt Braunschweig ein Fest, das mit einem sehr schwungvollen (bei Vieweg u. Sohn im Druck erschienenen) Prologe Robert Griepenkerl's würdig eingeleitet wurde.

Emil Müller-Samswegen.

Notizen.

Bodenstedt über das Los lyrischer Gedichtsammlungen.

In unserm „Rückblick auf das Literaturjahr 1861" (Nr. 1 und 2 d. Bl.) hatten wir Gelegenheit genommen, auch über den Absatz deutscher Gedichtsammlungen einige Bemerkungen zu machen. Denselben Punkt besprach gleichzeitig F. Bodenstedt in Nr. 1 des „Bremer Sonntagsblatt" in einem Literaturbriefe aus München, worin er unter anderm versichert, daß selbst den wenigen lyrischen Gedichtsammlungen, die in Deutschland Glück machten, gewöhnlich doch nur jene bescheidene Art des Glücks zu Theil werde, die man jenseit des Rheins „un bonheur allemand" zu nennen pflege. Er fährt dann fort: „Unter den deutschen Poeten gelten schon diejenigen für glücklich, welche bei der Kritik mit einem blauen Auge davonkommen und beim Publikum so viel Anklang finden, daß sie wirklich ein paar neue Auflagen erleben. Selbst die gefeiertsten unserer Dichter der Gegenwart, deren Ruf sich schon durch eine Reihe von Jahren bewährt hat und deren Werke eine immer wachsende Verbreitung finden, können sich auch nicht entfernt eines solchen Erfolgs rühmen wie ähnliche Talente in Frankreich oder England; nicht sowol deshalb, weil sie jenen in Begabung nachstehen, sondern weil in Deutschland äußerst wenig Bücher gekauft werden. Ich bin fest überzeugt, daß die Gedichte eines Hermann Lingg oder Eduard Mörike füglich mit denen eines Alfred Tennyson sich messen können, und doch sind von jenen kaum so viel tausend Exemplare verbreitet als von diesem hunderttausende. Das erklärt sich einerseits daher, daß in England der geld- und zahlreiche Adel durchgängig eine gewählte Bibliothek zu den Bedürfnissen des Hauses zählt, während unter dem deutschen Adel geistige Bedürfnisse zu den seltensten Ausnahmsfällen gehören; andererseits ist aber auch nicht zu leugnen, daß es unserm lesenden Publikum, welches hauptsächlich dem gebildeten Mittelstande angehört, entsetzlich schwer gemacht wird, das Gute unter dem vielen Schlechten herauszufinden. Denn, obwol Bulwer die Deutschen «eine Nation von Denkern und Kritikern» genannt hat, so fehlt ihnen doch zum Ausdruck ihres Denkens und Kritisirens in der Literatur ebenso ein gemeinsamer Mittelpunkt, wie in der Politik. Die Strahlen fallen auseinander in hundert kleine Kreise, statt sich in Einen Brennpunkt zu sammeln und solchergestalt zündend und leuchtend zu wirken." Solche Dichter, die im Verborgenen leben und singen und von denen erst nach ihrem Tode in weitern Kreisen etwas verlautet, vergleicht Bodenstedt mit gewissen Insekten, „die dem gewöhnlichen Auge unsichtbar leben und erst bemerkt werden, wenn sie sterben, weil sie dann einen merkwürdigen Glanz um sich verbreiten"; auch erinnert er an das Beispiel Hermann Lingg's, „der über ein Jahrzehnd vergebens strebte, sein Gedichte an die Oeffentlichkeit zu bringen, bis ihm endlich ein glücklicher Zufall und Geibel zu Hülfe kamen". Im Verlaufe seiner Mittheilung beklagt er sich auch über die Herausgeber von solchen Anthologien, die unter dem Titel „Blüten", „Perlen", „Edelsteine" u. s. w. erscheinen und vorwiegend Gedichte des Herausgebers und seiner guten Freunde zu enthalten pflegten. Sehr richtig! Aber dieses Coterietreibens machen sich nicht allein die Herausgeber solcher Anthologien schuldig; überall in Deutschland sitzen derartige Cliquen beisammen, deren Mitglieder gegenseitig ihre Producte in jeder Weise zu poussiren und zu empfehlen bemüht sind, die Producte anderer Dichter aber, die nicht zu dieser Clique gehören, vornehm ignoriren, sich gegen deren etwaige Vorzüge absichtlich zu verblenden oder sie durch kurze, schnöde, summarisch aburtheilende Bemerkungen in ihrem Kreise in Miscredit zu bringen und ihnen den Weg zu verlegen suchen.

Englisches Urtheil über die deutschen Volkskalender.

Wie alljährlich hat auch diesmal „Bentley's Miscellany" die „deutschen Volkskalender" einer Durchsicht gewürdigt in einem Aufsatz „The German almanacs for 1862", dessen Verfasser im Eingange bemerkt, daß die deutschen Schriftsteller gegenwärtig ihr Möglichstes thäten, der Einigung Deutschlands unter Preußens Vortritt das Wort zu reden und in einer „healthy detestation of France" das einzige Rettungsmittel für ihr Vaterland zu erblicken. Der Berichterstatter gibt zu verstehen, daß diese martialische Haltung der deutschen Presse jetzt, wo es mit den Finanzen Frankreichs sehr übel aussähe, um so mehr am Orte sei, da die Geschichte lehre, daß sich die Franzosen in keinem Augenblicke so tapfer und verzweifelt schlügen, als wenn der Hunger an ihre Thüre klopfe. Der Brite findet nun, daß auch die deutschen Volkskalender dem Patriotismus der Deutschen zu Hülfe zu kommen suchten, indem darin charakteristische Anekdoten aus dem Leben Friedrich's des Großen oder aus den Befreiungskriegen mitgetheilt würden, z. B. in Trewendt's Volkskalender, der unter anderm die interessante Erzählung von einer jungen Dame enthalte, welche im Jahre 1813, da sie nichts anderes zu spenden hatte, ihr schönes Haar zum Opfer brachte und die dafür bezahlten zwei Dukaten auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte. Auch eine auf den General Seydlitz bezügliche Erzählung in der „Spinnstube" und Max Ring's Geschichte „Friedrich der Große als Ehestifter" in Steffens' Volkskalender werden erwähnt und zum Theil ausgezogen. Aus dem letztern wird noch Josef Rank's Mittheilung „Volksprocesse" als eines der „most valuable papers in the almanacs" hervorgehoben, und in Bezug auf Weber's Volkskalender die Ansicht ausgesprochen, daß er sowol seines literarischen Inhalts als seiner ausgezeichneten Illustrationen und überhaupt seiner gefälligen Ausstattung wegen auch in England ein „Favorit" zu sein verdiene, wogegen der „Komische Volkskalender" dem Berichterstatter Anlaß gibt, oft gehörte abfällige Bemerkungen über den deutschen Witz zu machen. Er schließt dann mit den Worten: „Im übrigen sind wir der Meinung, daß die deutschen Kalender im allgemeinen als Nahrung für den Geist nicht zu empfehlen sind, und wir ziehen daraus den Schluß, daß die Annahme von der Allgemeinverbreitung deutscher Bildung auf starker Uebertreibung beruhe. Die Deutschen rühmen sich, daß es unter ihnen keinen Mann, keine Frau, kein Kind gebe, welches nicht lesen könne; aber ihre Kalender, welche für Millionen das ganze Jahr lang die einzige Lectüre bilden, beweisen leider keineswegs, daß ihnen ihre Geschicklichkeit im Lesen viel nutze; ja nach des Abbé Domenech „Livre des sauvages" zu urtheilen, sollte der Gebrauch der Feder oder des Röthels unter ihnen sogar eher beschränkt werden." Wir sehen nicht ein, wie dieses abfällige Urtheil mit der Thatsache, daß „Bentley's Miscellany" die deutsche Volkskalenderpresse einer jährlichen Betrachtung und Uebersicht würdigt, in Uebereinstimmung zu bringen ist. Vielleicht verstimmten den Berichterstatter einige Caricaturen seiner Landsleute, wie sie z. B. in einer Erzählung von Edmund

Hoefer in Trewendt's Volkskalender und in einer andern in der „Spinnstube" enthaltenen vorkommen. Er meint, daß es bei dem jetzigen Stande der Dinge sehr ungeschickt sei, wenn deutsche Schriftsteller das nun beseitigte üble Einvernehmen zwischen England und Preußen wieder zu beleben suchten; die Rückkehr zu einem solchen Verfahren könne nicht entschieden genug abgewiesen werden.

Oeffentliche Kunstpflege in Belgien.

Das durch Unabhängigkeit seiner Stellung und seines Urtheils in der deutschen Journalistik einen Ehrenplatz einnehmende und verdienende wiener Blatt: „Recensionen und Mittheilungen über Theater, Musik und bildende Kunst", welches mit Anfang des Jahres, unter verantwortlicher Redaction des Professors Julius Schwenda, in eigene Regie der Eigenthümer und Redacteure übergegangen ist, hat sich zugleich um eine „Monatbeilage für bildende Kunst" erweitert, welche das erste, sage das erste Organ dieser Art in Oesterreich ist und in dem Bereiche der bildenden Kunst das anstreben soll, was die „Recensionen" auf dramatischem Gebiete mit siebenjähriger Ausdauer verfolgt haben. Die Redaction gesteht sich zwar, daß die jetzigen Zeiten nirgends der bildenden Kunst besonders hold und gedeihlich seien, in Oesterreich, das nie „die traute Heimat thätiger Kunstförderung" gewesen, sogar weniger als irgendwo; aber sie fühlt sich durch die Ungunst der Verhältnisse von ihrem Vorhaben nicht abgeschreckt; vielmehr scheint ihr der Zeitpunkt, der sich durch solche Stimmungen und Verhältnisse charakterisire, gerade der zu sein, „in welchem für die Kunst und ihre Bedeutung von jenen, die sich dazu berufen fühlen, das Wort ergriffen werden muß". In der Januarnummer dieser Monatbeilage war uns namentlich eine Mittheilung „Die Kunst und das Budget" von Interesse. Hiernach kamen in dem Budget des kleinen Belgien für 1860 folgende Ansätze vor: Zur Unterstützung junger Künstler in ihren Studien 12000 Francs; Reisestipendien für junge Künstler 10000 Fr.; für Unterstützung des Kupferstichs 20000 Fr.; für die Förderung von Kunstwerken malerischer und plastischer Art 66364 Fr.; für Förderung von historischen Wandgemälden in verschiedenen öffentlichen Bauten 30000 Fr.; für den nationalhistorischen Unterricht in den Primärschulen „als Anfang für Wandgemälde zum Zweck des genannten Unterrichts" 3000 Fr.; für die Errichtung von Monumenten für ausgezeichnete Männer 50000 Fr.; für Erhaltung und Wiederherstellung alter Kunstdenkmäler 56000 Fr. u. s. w. So viel und noch anderes thut der Staat; mehr aber noch als dieser thun die Communen. Die Stadt Gent z. B. intervenirt bei den Fresken für ihre Universität mit einer Summe von 30000 Fr., Antwerpen zahlt dem Maler Leys für die Ausführung von Fresken zehn Jahre hindurch jährlich 7500 Fr., während ihm der Staat für denselben Zweck zehn Jahre hindurch jährlich 12500 Fr. bewilligt hat; die Commun derselben Stadt hat von den Fresken für die antwerpener Georgskirche, die auf mehr als 123000 Fr. veranschlagt sind, den vierten Theil übernommen u. s. w. Was thun im Verhältniß hierzu, wenige außerordentliche Fälle ausgenommen, deutsche Kammern und Communen für bildende Kunst? Die wiener Commun votirte jüngst, wie dasselbe Blatt bei dieser Gelegenheit anführt, für das Modell eines öffentlichen Brunnens 150 Gulden österr. W., schreibe hundertfunfzig Gulden! Aber jene Unterstützungen kommen nicht nur der belgischen Kunst zugute, sie tragen auch zur materiellen Wohlfahrt des Landes bei. Die Ausfuhr von Bildern aus Belgien betrug z. B. im Jahre 1860 den Werth von 3,683962 Fr., wovon auf Bilder belgischen Ursprungs 2,920506 Fr. fallen. Unsere beschränkten deutschen Nationalökonomen scheinen noch immer nichts davon zu wissen, daß auch Kunst und Literatur, letztere als Ernährerin des Buchhandels, der Buchdruckerei u. s. w., höchst beträchtliche Factoren der nationalen Arbeit und des nationalen Wohlstandes sind. **H. M.**

Bibliographie.

Aimard, G., Treuherz. Aus dem Französischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1862. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Alquen, F. L. H. d', Vollständiges Handbuch der feinern Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Altwasser, L., Maria von Brabant. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Lassar. Gr. 16. 20 Ngr.

Bolanden, C. v., Barbarossa. Historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert. Fünf Theile. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, Frederike, Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Aus dem Schwedischen. Siebenter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Dreßler, J. G., Ist Beneke Materialist? Ein Beitrag zur Orientirung über Beneke's System der Psychologie, mit Rücksicht auf verschiedene Einwürfe gegen dasselbe. Zunächst als Abwehr eines Angriffes des Hrn. Pfarrer Gieseler. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Erhard, A., Geschichte der Stadt Passau. 1ste Lieferung. Passau, Keppler. Gr. 8. 9 Ngr.

Gasser, A., Erzählungen und Bilder aus dem Leben des Trierischen Landvolkes. (I.) Der Wildschütz. Eine Erzählung aus dem Leben. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 8. 10 Ngr.

Gätschenberger, S., Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sitten-Geschichte Englands. II. Geschichte des englischen Dramas. Wien, Markgraf u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

German, C., Schöpfergeist und Weltstoff oder die Welt im Werden. Ein Beitrag zu der Frage: welche religiösen Vorstellungen gewinnt unsere Zeit aus einer denkenden Betrachtung des Weltganzen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Glaser, A., Erzählungen und Novellen. Zwei Bände. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 8. 3 Thlr.

Hirtenfeld, J., Ban Jellačić. Biografische Skizze. Mit dem Porträt des Banus. Wien. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.

Holtzendorff, F. v., Der Brüderorden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten. Nebst weiteren Mittheilungen aus den bisher unbekannten Papieren. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Hudson, E. M., Der zweite Unabhängigkeits-Krieg in Amerika. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Kiedaisch, C. und F., Dramatische Versuche. 1ster Band. Stuttgart, Aue. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Konrad von Megenberg, Das Buch der Natur. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Stuttgart, Aue. 1861. Gr. 8. 5 Thlr.

Langer, A., Die Schweden vor Wien. Historischer Volks-Roman. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Ernster Aufruf an Deutschlands Fürsten in einer ernsten Zeit oder Vorschläge zur Begründung eines deutschen Reichs. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Machtfülle des altpreußischen Königthums und die conservative Partei. Von V. A. H. Bremen, Müller. Lex.-8. 10 Ngr.

Sturz, J. J., Kann und soll ein Neu-Deutschland geschaffen werden und auf welche Weise? I. Ein Vorschlag zur Verwerthung der deutschen Auswanderung im nationalen Sinne. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 20. Februar 1862.

Inhalt: Ein ethischer Roman von Friedrich von Uechtritz. Von **Adolf Zeising**. — Briefe über den Vulkanismus. Von **Heinrich Birnbaum**. — Zur Kenntniß deutschen Schul- und Universitätslebens. — Witte's Ausgabe der „Divina commedia" Dante's. Von **L. G. Blanc**. — Vorlesungen über Geschichtswissenschaft. Von **Karl Zimmer**. — Gottfried Menken. — **Notizen**. (Ueber gegenseitige Beziehungen englischer und deutscher Gedichte; Literarisch-artistischer Commentar zu Dichtwerken.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Ein ethischer Roman von Friedrich von Uechtritz.

Der Bruder der Braut oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne. Ein Roman von Friedrich von Uechtritz. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1860. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Einen so ernst gemeinten, tief empfundenen und schwer in das Gewicht fallenden Roman, wie der vorliegende ist, erinnern wir uns seit lange nicht gelesen zu haben, und vielleicht ist ein solcher seit dem von demselben Autor herrührenden „Albrecht Holm" auch nicht geschrieben worden. Die Gott- und Weltanschauung, aus welcher er hervorgegangen, ist eine wesentlich andere als diejenige, von welcher gegenwärtig die romanschreibenden Schriftsteller beherrscht zu werden pflegen; sie gehört ihrem innersten Kern und Wesen nach entschieden denjenigen Decennien unsers Jahrhunderts an, in welchen die Literatur noch vorzugsweise von den Interessen des Geistes- und Seelenlebens bewegt wurde und die Erledigung religiöser und philosophischer Fragen noch als die höchste Aufgabe in Kunst und Wissenschaft galt, und macht daher in unsern Tagen, die vor allem der empirischen Erforschung und industriellen Ausnutzung der materiellen und thatsächlich gegebenen Dinge zugewandt sind, einen fast befremdenden, jedoch keineswegs beleidigenden, vielmehr wohlthuenden Eindruck.

Im großen und ganzen fällt daher dieser Roman mit dem frühern Roman des Verfassers in eine und dieselbe Kategorie. Er ist wie dieser vorherrschend didaktischen, contemplativen Charakters und gleicht ihm noch specieller darin, daß er sich nicht minder ernst und gewissenhaft als dieser mit der Lösung eines ethisch-religiösen Problems beschäftigt. Im einzelnen und besondern unterscheidet er sich jedoch von demselben dadurch, daß die in ihm behandelte Frage von weit unmittelbarerm, allgemein menschlicherm und praktisch bedeutsamerm Interesse als die in „Albrecht Holm" erörterte ist. Während es sich nämlich in dieser „Geschichte aus der Reformationszeit" um eine poetisch eingekleidete Debattirung der bekannten theologischen Streitfrage handelt, ob eine Rechtfertigung des Menschen vor Gott lediglich durch den Glauben oder umgekehrt durch fromme Werke zu erreichen sei, macht es sich der vorliegende Roman zur Aufgabe, zu ermitteln und festzustellen, ob eine zu einem wirklichen, thatsächlichen Vergehen gewordene Schuld blos auf rechtlichem Wege durch Erleidung der von Staats wegen darüber verhängten Strafen, oder auch auf rein sittlichem Wege durch Abbüßung der Schuld vor dem Richterstuhl des eigenen Gewissens und der göttlichen Gerechtigkeit gesühnt werden könne. Offenbar aber ist diese Frage von weit allgemeinerer Wichtigkeit als jene: denn wie tief auch jene in alle Glaubens- und Lebensverhältnisse eingreift, dergestalt, daß ihre verschiedene Beantwortung einen der Hauptdifferenzpunkte des Protestantismus und Katholicismus ausmacht, so bietet sie doch in der Form, wie sie gemeinhin gefaßt und behandelt wird, weit mehr Interesse für den Theologen und Gelehrten, als für den Menschen überhaupt, der, abgesehen von einzelnen Naturen, die Discussion dieser tiefer liegenden Subtilitäten in der Regel den Geistlichen oder Philosophen überläßt oder sie auch wol, weil im Dogma seiner Confession befangen, gar nicht mehr für nothwendig hält. Die in unserm Roman behandelte Frage dagegen liegt eigentlich jedem Menschen, weß Glaubens und Bildungsstandes er auch sein möge, gleich nahe, weil sich kein Mensch der Schuld ganz und gar zu enthalten vermag und jeder Verschuldete das unabweisliche Bedürfniß fühlt, seine Schuld auf irgendeine sein Gewissen wirklich befriedigende Weise zu sühnen. Außerdem aber ist sie zugleich nicht minder wichtig für die menschliche Gesellschaft in ihren größern oder kleinern Complexen, namentlich für den Staat und die Familie, weil durch eine zur wirklichen That gewordene Schuld stets auch die allgemeinen Verhältnisse eine Verletzung oder Störung erfahren, die sie nicht ohne Rückwirkung hinnehmen dürfen. Demzufolge ist die Bedeutsamkeit dieser Frage auch nicht an eine bestimmte Zeit geknüpft. Sie besteht für die Gegenwart und Zukunft in gleichem Maße, wie für die Vergangenheit. Von der Rechtferti-

gungsfrage läßt sich dasselbe nicht behaupten, wenigstens nicht in der Form, in welcher sie eigentlich nur diesen Namen führt. Als solche hängt sie wesentlich mit dem Conflict des Katholicismus und Protestantismus zusammen und sie wird daher auch nur für solche Zeiten von besonders lebendigem Interesse sein, in welchen gerade auch der Conflict dieser beiden Confessionen mit besonderer Lebhaftigkeit geführt wird. Es war daher ein in jedem Betracht richtiger Griff vom Autor, daß er den dieser Frage gewidmeten Roman in das Zeitalter der Reformation selbst verlegte, weil sie vorzugsweise hier eine so brennende Frage war, daß sie auch in die allgemeinen Lebensverhältnisse mächtiger als sonst eingriff. Seinen neuen, die Sühnungsfrage erörternden Roman dagegen konnte er, wenn er wollte, in jede Zeit verlegen, und nur insofern verdiente die Wahl einer der Gegenwart möglichst nahe liegenden Zeit den Vorzug, als eine Frage, die für alle Zeiten eine Frage der Gegenwart ist, jeder Zeit am passendsten in ihrem Sinne vorgeführt wird. Demgemäß läßt denn auch der Autor seinen neuesten Roman mit gleich richtigem Takte in einer Zeit spielen, deren Conflicte mit den gegenwärtigen Conflicten im innigsten und unmittelbarsten Zusammenhange stehen und die auch sonst für das zu behandelnde Thema besonders geeignet erscheint, nämlich zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft und der gegen sie geführten Freiheitskriege; zum Schauplatz seiner Geschichte wählt er Deutschland, vorzugsweise Preußen, und es bedarf keiner Erwähnung, wie sehr auch diese Umstände dazu beitragen, den vorliegenden Roman den jetzigen Interessen näher zu rücken, als es bei seinem im 16. Jahrhundert und größtentheils in Italien spielenden „Albrecht Holm“ möglich war.

Das allgemeine Thema und der historische Hintergrund unsers Romans also haben trotzdem, daß er sonst dem heutigen Geschmack sehr wenig entgegenkommt, auf die wärmste und allgemeinste Theilnahme Anspruch. Es fragt sich nun: befriedigt er auch durch die Art und Weise, wie er seine Aufgabe gelöst hat? Um hierauf zu antworten, müssen wir uns zunächst die Art und Weise der Lösung selbst vergegenwärtigen. Selbstverständlich ist dieselbe der Form des Romans gemäß nicht direct durch abstracte Erörterungen, sondern indirect durch Vorführung eines concreten Falls gegeben, und wir haben uns daher zunächst mit der Anlage und Abwickelung der Geschichte als solcher bekannt zu machen. Diese ist in den Grundzügen folgende.

Ferdinand von Melwitz, Sohn eines nur mäßig begüterten Edelmanns der Kurmark, macht nach absolvirter Studienzeit auf Grund eines Stipendiums eine größere Reise. Im Theater einer süddeutschen Residenz trifft er mit Emmeline, einer reizenden jungen Dame, zusammen, die auf ihn, wie er auf sie, einen bezaubernden Eindruck macht. Am folgenden Tage wird er von einer Alten, der Dienerin Emmelinens, mit den Verhältnissen derselben bekannt gemacht und dringend gebeten, sie aus ihrer unglücklichen Lage zu erretten. Sie sei die Tochter eines achtbaren Beamten einer rheinischen Stadt. Im Hause desselben habe sie ein dort im Quartier liegender Graf von Landeck kennen gelernt und ihre Neigung zu gewinnen gewußt. Der Vater sei dem Verhältniß nicht entgegen gewesen, habe aber vom Grafen eine bestimmte Erklärung verlangt und, als dieser damit gezögert, ihm den fernern Umgang mit seiner Tochter verboten. Infolge dessen habe sich Emmeline durch die Betheuerungen des Grafen und ihre, der Alten, Zuredungen bestimmen lassen, heimlich mit dem Grafen in diese Stadt zu entfliehen. Hier werde sie nun von ihm in glänzender Weise unterhalten, aber es habe sich ihnen zugleich mit Gewißheit herausgestellt, daß er aus Adelsstolz an eine wirkliche Verheirathung mit ihr nicht denke. Hierdurch fühle sie sich entehrt, ihre Liebe zu ihm sei erloschen und sie wünsche sich um so mehr diesem unseligen Verhältniß zu entreißen, als sie auch von der leidenschaftlichen Eifersucht des Grafen viel zu leiden habe. Aber eben diese mache ihr ein Entweichen höchst schwierig, und außerdem wisse sie nicht, wohin sie entfliehen solle, da inzwischen ihre Aeltern vor Gram gestorben seien und sie sonst nirgends einen Anhalt habe. In dieser Noth blicke sie vertrauensvoll auf ihn und hoffe, daß er ihr seine Hülfe nicht versagen werde. Ferdinand läßt sich durch diese Erzählung rühren und bestimmen, selbst zu Emmeline zu eilen, um mit ihr während einer längern Abwesenheit des Grafen einen Rettungsplan ausfindig zu machen. Hier muß er ihr leider bekennen, daß seine Mittel durchaus nicht ausreichen würden, ihr einen Unterhalt zu verschaffen, ja daß ihm überhaupt die Unfreiheit seiner eigenen Lage schlechterdings verbiete, etwas Ersprießliches für sie zu thun. Sogar der Ausführung des von ihr gemachten Vorschlags, sie in männlicher Kleidung auf seinen Reisen als Diener mit sich zu nehmen, stellen sich unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Ferdinand bekommt bei diesem Zusammensein wol eine Ahnung, daß Emmeline nicht mehr die engelreine Unschuld ist, für welche er sie anfangs gehalten; aber gleichwol nimmt er an ihr einen innigen Antheil, sie dankt ihm dafür mit einem warmen Händedruck, und aus diesem Händedruck entwickeln sich alsbald intimere Beziehungen, welche weitere und öftere Zusammenkünfte zur Folge haben. Nach mehreren, wie im Taumel verlebten Tagen rückt jedoch der Tag heran, an welchem der Graf von seiner Reise zurückkehren soll. Ferdinand will wenigstens die letzte Nacht noch mit ihr verleben, findet sie aber, als er zu ihr kommt, in trostloser Verfassung. Die schon vorher erkrankte Alte ist plötzlich gestorben, Emmeline fühlt sich nun ganz verlassen, und beschwört Ferdinand aufs neue, sie aus den Händen des Grafen zu befreien. Während sie noch beisammen sind, werden sie plötzlich vom Grafen überrascht. Dieser verlangt zornfunkelnd die Entfernung Ferdinand's und behandelt ihn in ehrenrühriger Weise. Ferdinand bezeichnet seinerseits den Grafen als einen bübischen Verführer. Der Graf stürzt mit gezogenem Schwert auf ihn los, er ergreift zu seiner Vertheidigung eine Ofenzange, im Handgemenge wird der Tisch mit der Lampe umgeworfen, Ferdinand schlägt im Finstern zur Abwehr des wüthend auf ihn

eindringenden Gegners wild um sich, plötzlich geschieht ein Fall, es folgt ein Stöhnen, dann eine lautlose Stille. Als Emmeline Licht schafft, findet man den Grafen todt am Boden; Ferdinand hat ihn erschlagen, er muß, wenn er nicht als Todtschläger ergriffen und gerichtet werden soll, die Flucht ergreifen. Emmeline, die ihn, den wirklich Geliebten, um jeden Preis gerettet wünscht, drängt ihn selbst dazu und übernimmt es, sich wegen des Geschehenen allein mit den Gerichten abzufinden.

Hiermit schließt der erste Abschnitt des Romans, welcher passend den Titel „Die Blutthat" führt. Er ist vom Verfasser frisch und lebendig erzählt, die Personen sind klar und charakteristisch gezeichnet, man gewinnt für sie, insbesondere für Ferdinand, der trotz, ja zum Theil infolge seiner edeln Richtung in diese unseligen Verhältnisse verstrickt wird, die wärmste Sympathie, kurz man empfängt von diesem Eingang ganz den Eindruck, wie im Drama von einer geschickt angelegten, spannenden Exposition, und fühlt sich daran erinnert, daß der Autor früher auch als Dramatiker Tüchtiges geleistet hat.

Emmeline wird verhaftet, aber es gelingt ihr, nicht nur von sich, sondern auch von Ferdinand jeden Verdacht abzulenken. Der Thäter bleibt unentdeckt, Emmeline lebt, solange es ausreicht, vom Nachlaß des Grafen, den ihr die stolze Mutter desselben aus Verachtung überläßt, und verschwindet sodann auf längere Zeit vom Schauplatz. Ferdinand entkommt glücklich nach Italien, ist aber unter dem Druck des Schuldbewußtseins jedes Genusses unfähig, und kehrt, als ihm obenein der Tod seines Vaters gemeldet wird, mit schwerbeladenem Herzen auf sein väterliches Gut zurück. Er ist nahe daran, sich den Gerichten als Thäter der von der Mutter des Grafen beharrlich verfolgten Blutthat anzuzeigen; aber als er in der Zeitung liest, daß Emmeline, um ihn zu retten, einen Meineid geschworen, glaubt er, diesen Liebesbeweis nicht mit Undank lohnen zu dürfen und verharrt in seinem Schweigen. Er führt von jetzt ab als Landwirth ein einsames, zurückgezogenes Leben und findet den einzigen Trost in einer sorgfältigen Verwaltung und Verbesserung seiner Besitzung, wodurch er zugleich den Wünschen seines Vaters entgegenkommt. Auch andere kümmern sich wenig um ihn. Erst als er durch eine Erbschaft eines größern Gutes in der Nähe von Berlin zu einem wohlhabenden Manne wird, machen die Gutsbesitzer der Nachbarschaft Versuche, ihn für eine Verbindung mit ihren Töchtern zu gewinnen, jedoch vergeblich. Inzwischen macht ihn der Aufenthalt auf der ererbten Besitzung mit einem alten Pfarrer bekannt, der durch seine tüchtige Persönlichkeit und Glaubensstärke einen vertrauenerweckenden Eindruck auf ihn macht und ihn von seiner vorzugsweise aus Schiller gewonnenen ästhetischen Weltanschauung für die Heilswahrheiten des Christenthums gewinnt. Diesem fühlt er sich gedrungen, seine Schuld zu bekennen, und er empfängt von demselben die tröstliche Erklärung, daß nach den Lehren des Christenthums die Sühnung derselben nicht durch den Ausspruch eines menschlichen Richters bedingt sei, sondern daß er sich vor allem durch aufrichtige Reue und Vertrauen auf Christi Sühnopfer die Versöhnung mit Gott gewinnen werde. Dieser „Spruch des Pfarrers" erfüllt ihn mit neuem Lebensmuthe und es beginnt damit für ihn ein neuer Lebensabschnitt, in welchem er sich wieder mehr der Welt und ihren Interessen zuwendet, jedoch mit Festhaltung an der eben gewonnenen religiösen Basis.

Drang nach geistiger Nahrung lockt Ferdinand nach Berlin. Hier wird sein Interesse vor allem durch die politischen Verhältnisse angezogen. Es ist die Zeit, welche der Schlacht von Jena vorausging, und Ferdinand findet Gelegenheit, die unheilvollen Richtungen, an denen damals Preußen im Adel wie im Bürgerthum, im Militär wie unter den Civilbeamten krankte, kennen zu lernen. Diese Erfahrungen erfüllen ihn mit ernsten Besorgnissen für das Schicksal des preußischen Staats; daneben macht er aber auch eine erfreuliche Bekanntschaft in der Person des Candidaten Wilmuth, der in der „Gesellschaft beim Geheimrath", trotz seiner persönlichen Schüchternheit gegen die Declamationen eines flachen Rationalismus und Kosmopolitismus mit Wärme und Energie für eine Aussöhnung der Wissenschaft mit den positiven Wahrheiten des Christenthums in die Schranken tritt.

Mit diesem „Candidat Wilmuth" beschäftigt sich vorzugsweise der folgende Abschnitt. Derselbe ist von einem der Kant'schen Philosophie zugethanen Pfarrer erzogen, er selbst aber wendet sich mehr der Herder'schen Auffassung des Christenthums zu. Nach Kämpfen mit materiellen Sorgen wird er Hauslehrer beim Grafen Schloben. Hier kommt er in Gefahr, mit Auguste, der geistreich übermüthigen Tochter desselben, in ein Liebesverhältniß verwickelt zu werden, das um so bedrohlicher erscheint, als Auguste bereits mit einem Herrn von Lammschütz verheirathet ist und diese Ehe um des anfangs ziemlich hochmüthig von ihr behandelten Wilmuth willen gelöst wissen will. Wilmuth's Herz ist durch ihre Reize ebenfalls in Aufregung versetzt; gleichwol beherrscht er sich und tritt sogar der jungen Gräfin mit so imponirender Kraft und Würde entgegen, daß sie sittlich geläutert zu ihrem Manne zurückkehrt.

Inzwischen hat sich zwischen Ferdinand und Wilmuth ein Freundschaftsverhältniß entsponnen. Der furchtsame Wilmuth findet an Ferdinand einen Beschützer gegen äußere Unbill und nach Aufgebung seiner bisherigen Stellung freundliche Aufnahme in dessen Hause. Ferdinand dagegen gewinnt durch den Umgang mit Wilmuth eine wohlthuende Förderung seiner geistigen und gemüthlichen Bildung, indem ihm namentlich durch ihn die „Lehre Schiller's und das Christenthum" in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu größerer Klarheit gebracht wird.

Während dieses Zusammenlebens auf Ferdinand's neuem Gute lernen sich auch Wilmuth und der alte Pfarrer kennen, und beide finden Gelegenheit, ihre verschiedenen Ansichten über Glaubenszwang und Glaubensfreiheit, über die Freiheit der theologischen und philosophischen Forschung, über die Eingebung der biblischen Bücher durch den Heiligen Geist u. s. w. gegeneinander zu verfechten. Dazwischen

aber spielt zugleich in anmuthiger Weise eine „Idylle auf dem Lande", indem sich zwischen Wilmuth und Clärchen, des Pfarrers Enkelin, eine stille Liebe entwickelt, die zuletzt mit einer Verlobung endigt.

Infolge derselben geht Wilmuth nach Königsberg und habilitirt sich dort als Docent der Universität; Ferdinand dagegen wird durch den niederschmetternden Eindruck, den die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Jena auf ihn macht, nach Berlin getrieben. Hier lernt er einerseits die allgemeine Bestürzung und die falschen Maßregeln der Beamten, andererseits aber auch die ersten Regungen eines bessern Geistes in Militär und Bürgerthum kennen. Vorzugsweise aber findet er Trost und geistige Erhebung durch „Fichte und Schleiermacher", über deren Reden und Predigten er sich ausführlich in Briefen an Wilmuth ausspricht.

Während dieses Aufenthalts wird er auch mit einer Gräfin Burgfels und deren Tochter Marie bekannt. Anfangs fesselt ihn nur die erstere, eine Frau von imponirenden Eigenschaften, eifrige Patriotin und Aristokratin, entschlossen und energisch, aber zugleich hart, schroff und herrschsüchtig. Die unter dem Despotismus ihrer Mutter eingeschüchterte Marie übersieht er anfangs; als sie aber im fortgesetzten Verkehr mit ihm sich zu größerer Selbständigkeit und Schönheit entwickelt, beginnt sie anziehend auf ihn zu wirken, und als sie einst in einer Gesellschaft mit Wärme für Schill das Wort ergreift, macht sie einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er darin eine neu auftauchende Liebe nicht verkennen kann. Marie theilt diese Empfindung, die Mutter hat Ferdinand ebenfalls achten und lieben gelernt und so wurden beide miteinander verlobt.

Inzwischen hat Oesterreich aufs neue den Krieg begonnen und Napoleon bei Aspern geschlagen. Dies erweckt in den preußischen Patrioten den Drang, sich an dem Kampfe gegen Frankreich zu betheiligen, und auch Ferdinand wird von demselben ergriffen. Aber ehe er ihn auszuführen vermag, wird er plötzlich durch ein Zwischenereigniß in diesem Eifer wie in seinem Liebesglück gelähmt. Denn „die Vergangenheit lebt auf". Nachdem er sich schon vorher mit dem Gedanken gemartert, ob es nicht seine Pflicht sei, Marien mit seiner Schuld bekannt zu machen, tritt ihm in Berlin plötzlich Emmeline wieder entgegen in einem Zustande, welcher beweist, daß sie alle Stadien der in Leichtsinn von ihr begonnenen Laufbahn durchlaufen hat. Es kommt zwischen ihnen zu einer erschütternden Scene, welche damit endigt, daß Emmeline durch einen leidenschaftlichen Kuß auf immer von ihm Abschied nimmt und ihm verspricht, ihn für alle Zeit von ihr zu befreien. Andern Tags wird ihr Leichnam in der Spree gefunden. Ferdinand sinkt in das Gefühl der tiefsten Zerknirschung zurück; Liebe und Pflichtgefühl kämpfen in ihm den heißesten Kampf. Darf er, der aufs neue durch die Berührung mit einer gesunkenen Dirne Befleckte, die engelreine Marie an sich fesseln? Darf er es, ohne sich ihr vorher mit aller Offenheit entdeckt und aus ihrem Munde Verzeihung erhalten zu haben? Und darf er andererseits die Reinheit und Ruhe der Geliebten durch solche Mittheilungen beunruhigen und verunreinigen? Endlich siegt die Ansicht, er müsse, was ihn martert, allein tragen, Mariens Seelenreinheit und Vertrauen zu ihm dürfe nicht getrübt werden, und demgemäß handelt er.

Ein Brief Mariens von wohlthuendster Herzlichkeit ladet ihn zu einem Besuch bei ihrer Mutter ein, welche jetzt auf ihren Gütern in Schlesien lebt. Er folgt der Einladung und verlebt hier trotz der gedrückten politischen Stimmung, welche der unglücklichen Schlacht von Wagram gefolgt ist, überaus glückliche Tage. Im Innersten erquickt reist er wieder ab in Gesellschaft eines nachbarlichen Gutsbesitzers, dem er einen Besuch versprochen. Die Unterhaltung mit demselben richtet sich auf die Familienverhältnisse der Gräfin, und bei dieser Gelegenheit gelangt Ferdinand plötzlich zu der schrecklichen Entdeckung, daß die Mutter seiner Braut „die Mutter des Erschlagenen" ist. Er ist wie niedergeschmettert. Aufs neue hat er die heftigsten Kämpfe mit sich durchzumachen. Endlich aber siegt die Erkenntniß, daß er sich entdecken müsse, und er beschließt, auf der Stelle umzukehren und sich der Gräfin selbst als den Mörder ihres Sohnes zu bekennen. Es geschieht in einer geheimen Unterredung. Die Gräfin ist entsetzt. Trotzdem daß sie seiner Aufrichtigkeit ihre Achtung zollen muß, wendet sie sich mit Schaudern und Abscheu von ihm ab, erklärt eine Verbindung zwischen ihm und Marie für unmöglich und dringt auf eine sofortige und gänzliche Auflösung des Verhältnisses. Mariens Schmerz über diese unglückselige Wendung ist unsaglich; aber auch sie hält unter solchen Umständen eine Resignation für geboten. Die Geliebten sehen sich nicht wieder. Während dieses Herzensbündniß in so tragischer Weise zerrissen wird, reift das zwischen Wilmuth und Clärchen einer dauernden Verbindung entgegen. Als die Hochzeit zwischen ihnen gefeiert wird, findet Ferdinand, nachdem er eine Zeit lang auf Reisen Vergessenheit gesucht, darin eine Erleichterung, daß er alles Weh, was an ihm nagt, in die Freundesbrust Wilmuth's ausschüttet.

Es vergehen hierüber Jahre. Ferdinand lebt wie früher, einsam und zurückgezogen, Wilmuth in glücklicher Ehe. Da wird der letztere durch die Katastrophe der politischen Ereignisse, die mit dem Brande von Moskau begann, ebenfalls in den Strom des öffentlichen Lebens gerissen. Als alles zu den Waffen eilt, ergreift ihn das Pflichtgefühl, daß auch er nicht zurückbleiben dürfe. Seine ursprüngliche Natur ist dagegen, er hat mit ihr, wie mit den Bitten seiner jungen Frau schmerzliche Kämpfe durchzumachen; endlich aber siegt das Pflichtgebot, er tritt in das Corps der Freiwilligen unter York ein und „der Furchtsame wird ein Held".

Auch Ferdinand wird aus seinem Trübsinn aufgerüttelt und nimmt Dienste unter den Dragonern Blücher's. Es werden die zwar unglücklichen, aber ehrenvollen Schlachten bei Lützen und Bautzen gekämpft, und beide Freunde finden Gelegenheit, sich durch Entschlossenheit und Ausdauer auszuzeichnen. Nachdem sich beide noch einmal als

Freunde und Kameraden gesehen, fällt Wilmuth in der letztgenannten Schlacht und findet ein „Grab in der Gartenecke" eines Landmanns, von dem Ferdinand nach Jahren die nähern Aufschlüsse und eine hinterlassene Brieftasche mit Briefen für Clärchen empfängt.

Ferdinand rückt nach der Schlacht bei Bautzen mit dem preußischen Heer in Schlesien ein und kommt dabei den Gütern der Gräfin nahe. Er benutzt dies, hiervon in einem Briefe der Gräfin Mittheilung zu machen, in welchem er sie versöhnlicher zu stimmen sucht und zugleich um ein Zeichen der Verzeihung von der Hand Mariens bittet. Sie beantwortet den Brief mit Anerkennung und Achtung, will aber von einer gegenseitigen Annäherung nichts wissen und verbirgt Ferdinand's liebeathmenden Brief sorgfältig vor Marien in einer Chatoulle. Ein zufälliges Zusammentreffen beider fürchtend, schickt sie Marie eine Zeit lang von sich und reist ihr dann selbst nach. Während dieser Zeit findet bei ihr ein Einbruch statt, und hierbei wird auch die eben genannte Chatoulle gestohlen. Nach ihrer Rückkehr wird dieselbe nebst den zerstreut umherliegenden Briefen von Marie gefunden. An dem einen erkennt sie die Handschrift des Geliebten, sie liest ihn, und an seinem Inhalt lodern auch in ihr die Empfindungen der Liebe mächtiger wieder auf. Bald darauf wird in unmittelbarer Nähe des gräflichen Schlosses die Schlacht an der Katzbach geschlagen und Ferdinand kämpft in derselben tapfer mit. Nach dem Siege gelangt er mit den Verwundeten in das Schloß. Die Gräfin verweigert seine Aufnahme nicht, sucht aber ängstlich Marien von ihm abzusperren. Diese erräth jedoch gerade hieraus die Anwesenheit des Geliebten und handelt mit Entschlossenheit gegen die Anordnungen der Mutter. Die beiden Liebenden genießen zweimal ein „Wiedersehen", in dem sie ihrer gegenseitigen Liebe gewiß werden. Die Gräfin tritt beidemal wie eine Löwin dazwischen und reißt sie auseinander; gegen die Empfindungen als solche wagt sie nicht anzukämpfen.

Inzwischen hat der Krieg seinen Fortgang. Die Schlachten von Kulm und Leipzig werden geschlagen; Napoleon wird über den Rhein getrieben, Paris eingenommen, der Friede geschlossen. Ferdinand, von seinen Wunden geheilt, nimmt fortdauernd mit Feuer am Kampfe theil, empfängt das Eiserne Kreuz und zeichnet sich namentlich bei der Einnahme von Paris rühmlichst aus. Dies stimmt die Gräfin allmählich immer milder gegen ihn, und als mit der letzten Siegesnachricht auch die ehrenvollsten Zeugnisse über ihn einlaufen, gibt sie endlich zur Verbindung beider ihre Einwilligung. Ferdinand gelangt hierdurch nicht blos zu dem Glück, das ihm aus Mariens Besitz erwächst, sondern auch zu einer Beruhigung seiner Gewissensscrupel. Seit ihm Mutter und Schwester des von ihm Erschlagenen verziehen, glaubt er sich auch mit Gott versöhnt. Ohne alle und jede Störung soll er jedoch diese Ruhe auch jetzt noch nicht genießen. Die Herrschsucht der Gräfin erlaubt sich vielfache Eingriffe in seine hausherrlichen Rechte. Im Gefühl der Verschuldung gegen sie erlaubt er sich anfangs keinen ernstlichen Widerstand; dies macht sie immer übermüthiger und er läuft Gefahr, ganz und gar ein Sklave ihrer Launen zu werden. Nach und nach erkennt er jedoch, daß dies nicht so bleiben darf; er ermannt sich, tritt der Gräfin mit Energie entgegen und nach einigen harten Kämpfen gelingt es ihm, sie zu einer Anerkennung des rechten Verhältnisses zu nöthigen und sodann bis zu ihrem Tode zufrieden mit ihr zu leben. Wilmuth's Gattin mit dem nachgeborenen Söhnchen desselben nimmt er zu sich, und die innige Freundschaft der beiden Frauen und ihrer Kinder trägt nicht wenig dazu bei, ihm das schwer errungene, endlich aber durch Religion und sittliche Kraft doch erkämpfte Lebensglück noch zu erhöhen.

Dies die Grundzüge der den Roman ausmachenden Geschichte als solcher. Da diese Geschichte vom Verfasser selbst ausdrücklich als Beantwortung einer ethischen Frage, nämlich als concrete Darlegung der Idee, daß die sittliche Lösung einer Schuld auch ohne rechtliche Sühne möglich sei, geboten wird, so drängt sich ihr gegenüber dem Kritiker zunächst die Frage auf, ob sie geeignet ist, von der Wahrheit des Satzes, den sie beweisen soll, wirklich zu überzeugen. Welche Antwort haben wir nun darauf zu geben? Nach unserm Gefühl darf dieselbe im allgemeinen bejahend ausfallen. Allerdings machen sich dem Satze gegenüber, um dessen Durchführung es dem Autor zu thun ist, sehr ernstliche Bedenken geltend, insbesondere vom juristischen und socialen Standpunkte. Man kann fragen: wozu existiren öffentliches Gesetz und Recht, wenn es gestattet sein soll, sich in mehr oder minder sträflicher Weise an demselben zu vergehen, ohne verpflichtet zu sein, denen genug zu thun, an denen man sich versündigt, und ohne die Strafe zu erleiden, welche Gesetz und Recht verlangen? Wird damit nicht dem einzelnen die Freiheit eingeräumt, sich die Buße, wenn er überhaupt nach einer solchen ein Bedürfniß fühlt, nach eigenem Belieben aufzulegen, statt sie den Mächten zu überlassen, welche durch Sitte und Ordnung dazu berufen sind, die Heilighaltung der Gesetze zu überwachen und die Sühnung der Rechtsverletzungen zu bestimmen? Dem Vergehen entsprechend soll die Strafe sein. Trete ich mit demselben nicht über die Grenzen der rein moralischen Verantwortlichkeit hinaus, d. h. verletze ich damit kein äußerlich und öffentlich festgestelltes Recht, so darf ich auch die Bestrafung desselben lediglich dem Verdammungsurtheil meines eigenen Gewissens und dem Walten der göttlichen Gerechtigkeit überlassen. Trete ich aber damit anerkannten, bestehenden Gesetzen gegenüber, dann kann die Befugniß, das begangene Unrecht zu sühnen, nicht mehr mir selbst zustehen. Mit welcher Strenge auch mein Gewissen mich selbst verdammen mag und wie hart ich auch vielleicht unter seinem Spruch und den Verfügungen des göttlichen Gerichts leiden mag, es wird immer das Gefühl in mir zurückbleiben, daß die von mir verletzten Mächte noch ein Recht an mich haben, daß mithin meine Schuld noch nicht vollständig gesühnt ist.

Hiernach scheint für die vom Verfasser vertretene Ansicht kein Raum übrig zu bleiben; bei näherer Betrachtung

aber zeigt sich dieselbe dennoch berechtigt. Die Grenzen zwischen Moral und Recht sind nicht so sicher und fest zu ziehen, daß man die Vergehen ohne weiteres danach klassificiren könnte. Vielmehr gibt es eine große Anzahl von Fällen, von denen sich schwer bestimmen läßt, ob das eigentlich Strafbare in ihnen vor den Richterstuhl des Gewissens oder der Justiz gehört, und der vom Autor behandelte Fall ist von dieser Art. Von seiten seines effectiven Thatbestandes ist derselbe allerdings ein Todtschlag und schließt als solcher eine Verletzung der staatlich sanctionirten Rechte in sich, gegen welche der Staat reagiren muß. Aber dieser effective Thatbestand des Vergehens steht mit dem, was die eigentliche Schuld Ferdinand's ausmacht, in gar zu grellem Misverhältniß und in einem mehr zufälligen als nothwendigen Zusammenhange. Ferdinand hat den Grafen nicht erschlagen wollen, er ist dazu nur durch Umstände gekommen, die er allerdings mit herbeigeführt hat, jedoch ohne im entferntesten eine so schreckliche Folge zu beabsichtigen, ja ohne auch nur über die Möglichkeit derselben zu einem hinlänglich klaren Bewußtsein zu gelangen. Es ist also die Rechtsverletzung in seinem Vergehen nicht eigentlich seine That, sondern ein Factum zufällig zusammenwirkender Factoren, unter denen er nur die Rolle eines fast willenlosen Vollstreckers führt. Untersucht man, worin eigentlich seine Schuld besteht, so findet man, daß sie eigentlich nur auf den jugendlichen Leichtsinn hinausläuft, mit dem er sich in das Verhältniß zu Emmeline hineinreißen läßt und daß sich dazu höchstens noch eine der ruhigen Ueberlegung ermangelnde Leidenschaftlichkeit im Verhalten gegen den Grafen gesellt. Diese Schuld ist aber jedenfalls an sich keine rechtliche, sondern nur eine moralische, und würde mithin, wenn sich nicht zufällig so blutige Folgen an sie gekettet hätten, auch nur vor das Forum eines moralischen Gerichts gehören. Bei näherer Betrachtung ist also Ferdinand's Vergehen ein solches, bei dem es fraglich ist, ob die Bestrafung und Sühnung desselben der Moral oder der Justiz gebührt. Erwägt man aber, daß selbst die Justiz bei ihren Strafbestimmungen nicht blos den äußern Thatbestand ins Auge fassen darf, sondern mehr noch den bei der That obwaltenden Intentionen des Thäters Rechnung zu tragen hat, so wird man dem Autor nur beistimmen können, daß er in diesem besondern Fall, bei dem die Intention gar keine Rechtsverletzung in sich schließt, den moralischen Mächten den höhern Anspruch auf die Sühnung der Schuld als den weltlichen Gerichten eingeräumt hat. Tiefer angesehen lag für Ferdinand in dem blutigen Ausgang seiner Jugendverirrung nicht sowol eine neue Schuld, als vielmehr schon eine vom Schicksal über ihn verhängte Strafe seines Leichtsinns. Sollte er nun für etwas auch noch von Rechts wegen bestraft werden müssen, was für ihn schon eine nur allzu harte Strafe war?

Eine andere Frage ist, ob nicht der Autor gerade dadurch, daß er Ferdinand der rechtlichen Sühne entzieht, eine viel härtere Strafe über ihn verhängt hat, als die Bestrafung durch die Justiz gewesen sein würde. In gewissem Betracht muß man dies bejahen; aber trotzdem muß man die vom Verfasser gewählte Sühnung als die dem Vergehen angemessenere erkennen. Wie streng oder milde auch immer die gerichtliche Bestrafung für ihn ausgefallen sein möchte, sie dürfte schwerlich auf die Entwickelung seines Charakters von so veredelndem, vertiefendem und kräftigendem Einfluß gewesen sein, als die Kämpfe, die er mit seinem Gewissen und der moralischen Weltordnung durchzumachen gehabt hat. Möglicherweise hätte eine von menschlichen Richtern über ihn verhängte Abbüßung eine verbitternde Wirkung gehabt; vielleicht auch hätte sie das bedenkliche Bewußtsein in ihm erzeugt, damit alle Schuld abgetragen zu haben und hiermit das Bedürfniß einer gründlichen Umwandelung seines Wesens allzu früh erstickt. Jedenfalls wäre die Wirkung eine mehr äußerliche, oberflächliche geblieben.

Eher läßt sich mit dem Verfasser über den Charakter und Verlauf der von ihm für nöthig befundenen Sühnmittel rechten. Namentlich werden manche sein, die ihm in seinen religiösen Ueberzeugungen, sowie in seinen Ansichten über Kunst, Wissenschaft und Lebenspraxis nicht durchweg zu folgen vermögen. Auch wir finden uns in diesen Beziehungen nicht überall mit ihm im Einklange, unterlassen es aber, diese Differenzen näher hervorzuheben, einerseits weil jeder Autor das Recht hat, hier von seiner eigenen Weltanschauung auszugehen, andererseits weil die Weltanschauung des Verfassers, wenn auch nach unserm Dafürhalten ein wenig zu stark theologisirend, doch ohne alle Frage eine sehr gediegene, dem Höchsten und Edelsten zustrebende ist, die nicht nur das Recht hat, sich auszusprechen, sondern auch verdient, gehört und beherzigt zu werden. Worin er sicherlich auf die allseitigste Anerkennung wird rechnen können, das ist die Bedeutung, welche er dem Kampf für Freiheit und Vaterland als dem letzten und entscheidenden der von ihm in Scene gesetzten Sühnmittel beigelegt hat. Dagegen dürften seine Ansichten über den Werth einer vorherrschend ästhetischen Weltanschauung und das Verhältniß derselben zu Religion und Sitte am ersten Widerspruch zu erwecken geeignet sein.

Wir haben uns bisjetzt nur mit dem ideellen Gehalt des Romans beschäftigt als derjenigen Seite desselben, auf welche der Verfasser selbst das meiste Gewicht gelegt hat und vermöge welcher er auch wirklich ungewöhnlich schwer in die Wagschale fällt. Nicht in demselben Maße bedeutend ist er von seiten seiner künstlerischen Form. Zwar die Anlage desselben müssen wir in ihren Haupt- und Grundzügen als trefflich bezeichnen. Die Lebensgeschichte Ferdinand's ist eine solche, an welcher man von Anfang bis zu Ende den wärmsten Antheil nimmt. Sie spannt und fesselt, bewegt sich auf einem ebenso historisch wie praktisch interessanten Hintergrunde, entwickelt sich zugleich correct und in zum Theil überraschenden Wendungen, vereinigt mit Consequenz und Einheit Wechsel und Mannichfaltigkeit, und macht am Schluß einen durchaus befriedigenden Eindruck. Die Ausführung dagegen verdient nicht ein gleich unbedingtes Lob. Neben Partien, welche die

volle Frische und Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Wirksamkeit eines poetischen Kunstwerks besitzen — wir rechnen dahin außer der Exposition besonders die Abschnitte „Die Vergangenheit lebt auf", „Die Mutter des Erschlagenen" und einzelnes in den Wilmuth gewidmeten Kapiteln —, finden sich auch solche, in denen der Durchsprechung allgemeiner Fragen ein viel zu weiter Spielraum gestattet ist, und solche, in welchen allgemein bekannte Zeitverhältnisse breiter und ausführlicher in Erinnerung gebracht werden, als es für den besondern Zweck nöthig und für die Kunstform eines Romans ersprießlich war. Die Erzählung erfährt hierdurch allzu häufig störende Unterbrechungen: abstracte Auseinandersetzungen überwuchern die concreten Gebilde und die Aufmerksamkeit des Lesers wird für zu viele und zu verschiedene Interessen in Anspruch genommen, denen er vielleicht gerade bei Lesung des Romans nicht die volle Empfänglichkeit entgegenbringt. Wir gehören zwar keineswegs zu denen, welche die Erörterung allgemeiner Fragen vom Roman ausgeschlossen wissen wollen; aber an der Forderung müssen wir streng festhalten, daß es mit Maß und Enthaltsamkeit geschehen muß und daß der Autor sich vor allem hüte, der Erörterungen und Reflexionen mehr zu bieten, als es sich mit der ersten und letzten Aufgabe jedes Kunstwerks, das Ideale in sinnlich-anschaulicher Form zu bieten, verträgt. Dieser Forderung hat aber der Verfasser des vorliegenden Romans nicht in dem Maße, wie es die ästhetischen Gesetze verlangen, Genüge gethan, sondern öfter, als für manchen Leser erträglich sein mag, den artistischen Zweck über seinen philosophischen und theologischen Tendenzen aus dem Auge verloren. Auch im Gedankenausdruck und Stil gibt sich die doctrinäre Richtung des Autors oft mehr als wünschenswerth zu erkennen. Nicht selten erscheinen die Ausdrücke gesucht oder erinnern an die juristische Geschäftssprache; besonders aber zeigt der Satzbau Spuren einer mehr dem Gelehrten als Poeten eigenthümlichen Darstellungsweise. Daneben fehlt es jedoch auch nicht an sehr frisch und markig geschriebenen Partien, und jedenfalls treten die formellen Mängel des Buchs nicht so bedeutend hervor, daß sie einem Leser, der überhaupt für das Gewichtvolle und Bedeutende einen empfänglichen Sinn besitzt, den Genuß am Gehalt des Romans verleiden könnten.

Adolf Zeising.

Briefe über den Vulkanismus.

Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. Herausgegeben von B. von Cotta, J. Schaller, W. C. Wittwer und H. Girard. Mit zahlreichen Holzschnitten, Karten und lithographischen Abbildungen. Vierter Theil. Zweite Abtheilung. Bearbeitet von Heinrich Girard. Leipzig, T. O. Weigel. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorliegendes Werk darf den Verehrern des „Kosmos" mit ganz besonderer Wärme empfohlen werden. Es behandelt seinen Gegenstand mit ganzer Hingebung und entwickelt eine Fülle von Wissen in Betreff von Gegenständen, für die sich jeder gebildete Leser lebhaft interessirt. Eine solche Auffassung und Durchführung des großen Themas ist ein hoher Gewinn für die Wissenschaft überhaupt, zugleich aber auch ein werthvoller Genuß für den großen Kreis aller Gebildeten.

Alexander von Humboldt hat den hier behandelten Zweig der Naturgeschichte unserer Erde sein ganzes Leben hindurch mit ganz besonderer Vorliebe im Auge behalten, und man kann sogar sagen, daß er gerade hierdurch seine historische Größe errungen hat. Schon im Jahre 1790, als er mit dem genialen Georg Forster die denkwürdige Reise durch die Rheingegenden, durch Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich machte und den ersten Grund legte zu seiner erdkundlichen Berühmtheit, erregte die wahrscheinlich gemachte vulkanische Bildung der durchwanderten Gegenden seine ganze Aufmerksamkeit. Und man begreift das Bedeutungsvolle dieser ersten Studien unsers großen Meisters, wenn man hört, daß schon damals Forster aussprechen konnte: „Alles, was ich hier von unsern vermeintlichen Vulkanen am Rhein mit wenigen Worten berühre, findet sich in den beiden Quartanten des Dr. Rose und in den zusammengedrängten Beobachtungen unsers scharfsinnigen Freundes Alexander von Humboldt bestätigt." Er war damals erst 21 Jahre alt und stand in Begriff nach Freiberg zu gehen, um hier unter Werner die Bergwissenschaften zu studiren. In Freiberg traf er mit Leopold von Buch zusammen, der durch und durch von demselben geologischen Interesse beseelt war. Und dieser specielle Sinn für die Erdkunde fand immer neue und neue Nahrung bei seinen Weltreisen durch Amerika und Centralasien. Daher kam es denn auch, daß in allen seinen Schriften, in den großen Reisewerken, in den „Ansichten der Natur", im „Kosmos" und in den kleinern Schriften die Natur der Vulkane den belebenden Grundgedanken aller Forschungen ausmachte. Die ganze Welt weiß, daß Alexander von Humboldt ein großer Mann geworden ist auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften; aber alles, was er erreicht hat, stützt sich doch immer wieder auf seine Erfahrung, auf sein Wissen und Denken über die vulkanische Natur unserer Erde. Hier hat er Verdienste, welche ihm von niemand streitig gemacht werden können und ihn auf immer zu einem Gelehrten des höchsten Ranges gestempelt haben. Das ist es nun auch, was der Verfasser der vorliegenden Briefe scharf ins Auge gefaßt hat, was ihn begeistert und womit er auch andere Denker begeistern kann. Er hat in dem edeln Ruhme unsers größten deutschen Naturforschers sich selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Heinrich Girard ist ein Mann von Fach in der Mineralogie und Geologie, der sich schon lange einen sehr beachteten Namen unter seinen Fachgenossen errungen hat. Der persönliche Verkehr mit Alexander von Humboldt und Leopold von Buch hat seine erste Bildungsrichtung bestimmt. Die vulkanischen Erscheinungen unsers Erdkörpers zu erforschen war auch sein Streben, das, wie die Wahl seiner Vorbilder und seine Schriften beweisen, ein seiner großen Lehrer würdiges ist. Daher kann man es nur mit Freude begrüßen, daß er sich dazu verstanden

hat, den vielen Verehrern des „Kosmos" einen erweiterten Anschauungskreis zu bieten und sie zu einer speciellern Unterhaltungslectüre auf dem Gesammtgebiete des Vulkanismus einzuladen. Man fühlt es dem ganzen Buche an, daß es aus einer würdigen Feder geflossen ist. Es zeigt überall sachverständige Gründlichkeit und wird doch nirgends lästig durch specifische Gelehrsamkeit. Der gefällige leichte Ton der Briefform gefällt dem Leser, und er wird dadurch unvermerkt eingeführt in die große Werkstatt der unterirdischen Kräfte, wo ihn denn vielmehr die Sache als die Form interessirt. Da gibt es nun viel zu denken, viel zu beherzigen! Das Buch bringt viele eigene Erfahrungen und Ansichten, aber es tritt damit nirgends aufdringend hervor, auch hält es sich fern von der in unsern Tagen Mode gewordenen hochmüthigen Zuversichtlichkeit, womit nur eine Theorie als die allein wahre hingestellt und bis aufs Blut verfochten wird. Es übersieht nie, daß hier das Meiste noch auf Ansichten beruht, worüber man streiten kann, wenn man will; daß es aber viel edler und der Wissenschaft heilsamer und würdiger ist, wenn man in unbefangener Ruhe zunächst erst die Thatsachen vorführt und dann ebenso ruhig darüber mitdenkt, wie andere darüber gedacht haben. Dadurch waltet im ganzen Buche eine sehr verständige Kritik, welche niemand verletzt, auch selbst dann nicht, wenn der Beweis des Unhaltbaren mit scharfen Gründen durchgeführt wird. Ein solcher Standpunkt ist eine schwere Aufgabe des Gelehrten, um deren Lösung man sich noch lange nicht so allgemein bemüht hat, wie es nöthig ist, damit der kleinliche Hader und Streit aufhöre, wovon die Wissenschaft keinen Gewinn hat. Doch nun zum Inhalte des Werks selbst.

Von den 36 Briefen, welche neben der Vorrede das Ganze ausmachen, beziehen sich die ersten 14 auf das Erdbeben, die nächstfolgenden 5 auf die Quellenbildung und auf Quellengehalt an Wärme, Mineralien und Gase; alle übrigen beziehen sich auf die Erscheinungen der eigentlichen Vulkane.

Auf eine ausführlichere Schilderung und Durchsprechung des Erdbebens glaubt der Verfasser besonders sein Augenmerk richten zu müssen, da in den frühern Briefen nur kurze Andeutungen davon gegeben sind und zugleich darauf hingewiesen ist, daß eine eingehendere Behandlung noch nachfolgen würde. Das wird den Lesern sehr willkommen sein. Man bekommt hier einen befriedigenden Aufschluß über die mechanischen Eigenschaften dieser mit Recht vielgefürchteten Naturerscheinung, über die Richtung, Stärke und Art der Bewegung, über die Größe, Geschwindigkeit und Dauer der Ausbreitung und Fortpflanzung. Es wird untersucht, ob die Ursache in der Beziehung der Erde zu den andern Gestirnen gesucht werden könne, ob atmosphärische Verhältnisse dabei mitwirkende Factoren sind, ob die Elektricität oder der Magnetismus dabei ins Spiel kommen, aber entschieden durch Thatsachen nachgewiesen, daß alle diese Fragen verneint werden müssen. Dann wird gezeigt, welchen ändernden Einfluß die Erdbeben auf die Erdoberfläche durch Hebung und Senkung ausgeübt haben. Schließlich werden die beiden historisch gewordenen Erdbeben von Calabrien und Lissabon noch speciell beschrieben, damit man das ganze Phänomen einmal im Zusammenhange überblicken könne. Nachdem nun die Schilderung der Erscheinung vollendet, wird auch nach den wahrscheinlichen Ursachen gefragt. Die Antwort fällt nicht sehr befriedigend aus, aber dies ist keine Schuld des Verfassers und überhaupt keine Schuld der Naturforscher; es ist nichts weiter als ein Beweis, daß noch gar vieles in der Natur vorkommt, wofür wir wol Hypothesen, aber keine befriedigende Erklärung besitzen.

Um eine Probe von der Behandlung des Stoffs zu geben, so wählen wir zunächst einen Abschnitt aus der Beschreibung des Erdbebens zu Lissabon. Am 1. November 1755 um 9 Uhr 40 Minuten erfolgte der erste Stoß, dem ein rollendes Getöse voranging.

Die erste Erschütterung dauerte 6 Secunden, und durch diese wurden gleich die ersten und größten Gebäude in Lissabon zertrümmert. Ihr folgten sehr schnell ein zweiter und dritter Stoß. Colares litt weniger als Lissabon, Oporto fast gar nicht, aber Faro, Setuval und Cascanz, alles kleine Ortschaften an der Küste, litten gar sehr. Die Wände der Gebäude bewegten sich von Ost nach West, ein Zeichen, daß der Stoß in umgekehrter Richtung fortging. Die merkwürdigste Erscheinung in jenen Gegenden ist bei diesem Erdbeben wol das Versinken des Quai in Lissabon gewesen. Die Tiefe wurde nachher an der Stelle gegen 100 Faden (600 Fuß) gefunden. Es wurden aber auch Erhebungen des Bodens an einigen Stellen wahrgenommen. Bei Colares konnten die Küstenschiffe zwischen dem Festlande und gewissen wohlbekannten Klippen auch bei niedrigem Wasser durchfahren werden, jetzt kann man bei gleichem Wasserstande trockenen Fußes zu jenen Felsen gehen. In einem Sumpfe oder See, der im Winter eine beträchtliche Menge Wasser aufnahm, war der Boden so gehoben, daß man keine Spur mehr von jener Senkung sah, wo doch sonst eine Vertiefung von 4—5 Fuß gewesen war. Jetzt ist dort alles mit dem Boden in gleicher Höhe. An andern Punkten sieht man an der veränderten Säumung des Flusses, daß einige Stellen des Grundes höher, andere tiefer geworden sind.

In Hinsicht der Verbreitung der Katastrophe gibt der Verfasser eine ebenso genaue Nachweisung. In Tanger stürzte ein Vorgebirge ins Meer und ein großer Theil der Gebäude zerfiel in Trümmer. Aehnliches ereignete sich in Fez, und in der Nähe von Marokko öffnete sich die Erde und verschlang ein ganzes Dorf. Vor dem Hafen von Mogador lag eine Reihe von Klippen unter dem Wasserspiegel, sodaß nur kleine Fahrzeuge in den Hafen kommen konnten; diese Felsen sanken während des Erdbebens plötzlich zu 120 Fuß größerer Tiefe hinab, sodaß der Hafen jetzt zum Einlaufen der größten Kriegsschiffe paßt. Der Bergzug Djebel-Sarjon soll so gewaltige Zerstörungen erlitten haben, daß ein großer Hügel völlig gespalten wurde und die beiden einstürzenden Hälften jede einen Ort mit seinen Einwohnern begrub. In Madeira hörte man auch dicht vor dem vernichtenden Stoße ein rollendes Getöse, das ähnlich wie der Donner des Gewitters bald zu- bald abnahm, dann erfolgte eine schwingende Bewegung der Erde, die eine Minute lang in ungleicher Stärke andauerte. In Madrid hatten einige Tage vor dem Ereignisse die Brunnen kaum Wasser, nach

dem Stoße, welcher hier mehrere Gebäude beschädigte und zwei eiserne Kreuze umstürzte, stieg das Wasser in den Brunnen wieder. Aus Frankreich liefen Nachrichten ein, daß besonders im Süden das Erdbeben noch viele verheerende Wirkungen hervorgebracht habe, während man in Paris kaum eine Spur davon bemerkt hatte. Zu Aix in Savoyen wurde eine warme Schwefelquelle getrübt und brachte eine auffallende Menge Sand mit aus der Tiefe herauf; nicht weit davon erlitt eine Alaunquelle nicht die geringste Veränderung. In Mailand bemerkte man ein leichtes Beben, die Kronleuchter in den Kirchen geriethen in Schwingungen. Das übrige Italien hat wenig oder gar nichts von der Erschütterung verspürt; der Vesuv hatte vorher stark geraucht, während der Katastrophe zog sich dagegen die Rauchsäule ganz in den Krater zurück.

In der Schweiz will man beobachtet haben, daß sich der Genfersee an seinem westlichen Ende auf einige Augenblicke zurückgezogen habe, sowie daß die Quellen an der östlichen Seite von Montreur, Villeneuve und Aigle plötzlich mehr oder weniger trübe wurden. Bei der Quelle der Orbe hörte man ein unterirdisches Getöse und der Fluß schien eine kurze Zeit hindurch mehr angeschwollen. In einer der unterirdischen Mühlen in der Nähe von Locle, die fast 300 Fuß tief liegt, hörte man ein erschreckendes Getöse. Bei Neufchatel wurde das Wasser einiger Bäche, die sonst klar fließen, ganz schlammig und der See stieg während einiger Stunden 2 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand. Eine Quelle in Boudry, nicht weit von Neufchatel, blieb einen Augenblick aus und ergoß sich darauf stärker als gewöhnlich mit trübem Wasser. Der Thunersee wallte auf und zog sich darauf zurück, noch mehr that dies der Brienzersee. Der Lauf der Aar wurde einen Augenblick gehemmt. Am Zürichersee will man in der Nacht vor dem Erdbeben ein sonderbares Murmeln gehört haben und am Tage desselben bemerkte man an seinem Wasser ein eben solches Zurückziehen, wie bei den vorgenannten Seen. Auch der Vierwaldstättersee stieg und schien von Nord nach Süd bewegt zu werden, obgleich Ostwind wehte. Der Bodensee bei Stein und der Rhein bei seinem Ausflusse aus dem See stiegen während einiger Augenblicke um etliche Fuß. Nur bei Brieg in Wallis und in Basel empfand man eine eigentliche Erderschütterung, diese beiden Orte sind aber auch diejenigen, welche in der Schweiz am häufigsten von Erdbeben heimgesucht werden.

In dieser Weise theilt der Verfasser noch sehr viele interessante Erfahrungen über dieses denkwürdige Naturereigniß mit, von denen wir nur herausheben, daß man auch an vielen Punkten Deutschlands, Hollands, Englands, Skandinaviens und selbst in Westindien Spuren dieses Erdbebens beobachtet hat. In Donauwörth wurden Mauern erschüttert, in Ingolstadt blieben Quellen aus und gaben darauf trübes Wasser; in Teplitz warf die Hauptquelle plötzlich eine solche Menge Wasser aus, daß in Zeit einer halben Stunde alle Bäder überflossen. Dann wird noch das ganze Gebiet der Wirkung dieses Erdbebens zusammengefaßt, es erstreckt sich über einen Raum von 700000 Quadratmeilen, also ist fast der zwölfte Theil der ganzen Erdoberfläche davon ergriffen worden. Eine solche Darstellung und ausführliche Besprechung einer speciellen Erschütterung führt so recht schlagend zu der Ueberzeugung, daß wir es hier mit einem Hauptfactor der Entwickelungsgeschichte des ganzen Erdkörpers zu thun haben.

Nachdem nun das Erdbeben in seinen Erscheinungen zu einer genauen Darstellung gebracht worden ist, wird dann auch nach den Ursachen desselben geforscht. Der Verfasser macht zunächst darauf aufmerksam, daß es hier nicht möglich sei, direct zum Ziele zu kommen. Wir wüßten nur das Factum gewiß, daß die Erde zuweilen durchbebt werde. Die Alten hätten sich damit begnügt, anzunehmen, daß dies durch ein unterirdisches Gewitter veranlaßt werde. Für uns reiche eine solche Erklärung nicht mehr aus. Fasse man alle Umstände zusammen, so ließe sich annehmen, daß die Erdbeben die Aeußerungen einer tief in der Erde gelegenen Kraft seien, welche nach außen stoßend wirke; daß sie mit der vulkanischen Thätigkeit der Erde in Verbindung stehe, sei sehr wahrscheinlich, obgleich sich dagegen auch noch streiten lasse. In neuester Zeit wolle man die Sache als eine mechanische Erscheinung darstellen, welche durch großartige Einstürze im Erdinnern veranlaßt würden. Diese Ansicht ist zuerst von Boussingault aufgestellt und dann später von Darwin, Necker, Volger u. a. weiter verfochten. Unser Verfasser sagt:

In neuester Zeit hat Volger in einer größern Zusammenstellung über die schweizer Erdbeben den Zusammenhang der Erdbeben und Vulkane vollständig geleugnet. Er stellte der alten Hypothese, deren Schöpfer und Vertheidiger er auf eine für ihn nicht ganz würdige Weise behandelt, eine neue gegenüber, indem er behauptet, daß alle Erdbeben eine Folge von Auswaschungen seien, wobei er zugleich viele der bisher angenommenen Grundlehren der Geologie in Frage stellt. Seine Bestrebungen gehen hauptsächlich dahin, die Unhaltbarkeit der bisher angenommenen Ansichten darzuthun und die seinige als viel glaublicher hinzustellen. Wie es scheint, so ist es ihm bisher damit nicht geglückt. Denn directe Beweise für Erdbeben als Folge von Auswaschungen und Einstürzen lassen sich nicht aufführen, und so wird wol die ältere Ansicht doch neben der jüngern Auffassung der Thatsachen ihre wenig beschränkte Geltung behalten. Ich habe in dieser wichtigen Angelegenheit schon durch die früher angeführten Thatsachen die Anschauung des Lesers zu leiten gesucht und habe besonders deshalb die Beobachtung der Holzhauer im Walde von Gotha mitgetheilt und die Betrachtungen, welche von Hoff klar und einfach daran knüpft, um darauf hinzuweisen, welche dergleichen Ursachen ihren Ursprung verdanken. Ich bin z. B. der Meinung, daß die Erschütterungen der Insel Meleda für solche durch Einstürze hervorgebrachte Bewegungen zu nehmen sind, und zweifle nicht, daß auch wol für andere Lokalitäten dergleichen Entstehungen wahrscheinlich gemacht werden können. Aber ich bin sehr weit davon entfernt, großen Erdbeben, wie z. B. denen von Lissabon oder Jamaica einen solchen Ursprung zuzumuthen. Wenn es nach dem Angeführten einerseits wahrscheinlich gemacht werden kann, daß Erdbeben mitunter die Folge von Einstürzen und Auswaschungen seien, so steht es andererseits unzweifelhaft fest, daß Erdbeben bei vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, ja dieselben fast immer begleiten. Wenig begründet erscheint daher die Ansicht, welche die Erdbeben allein der ersten Ursache zuweisen will, wenn sie nicht zugleich die ganze Theorie der Vulkane umzuwerfen und in sich aufzunehmen vermag. Doch was soll ich Sie hier, geduldiger Leser, noch am Ende eines langen Abschnitts mit der Frage nach Berechtigung verschiedener Ansichten behelligen, da Sie doch über diejenige, welche ich glaube vertreten zu müssen, nicht in Zweifel sein werden. Lassen Sie mich nur die eine Annahme noch einfach vorführen, in der die verschiedenen Ansichten, welche die Erscheinung der Erdbeben zu erklären versuchen, zusammentreffen, das ist die Annahme, daß ansehnliche Höhlungen im Innern unserer festen Erdrinde vorhanden sein müssen. An diese Vorstellung wollen wir später weiter anknüpfen.

Die hierauf folgende Theorie der Quellenbildung schließt sich als Fortsetzung an die Cotta'schen Briefe zum ersten Bande des „Kosmos". Es finden dabei die vortrefflichen Darstellungen aller Verhältnisse der Quellen, wie sie Bischof in seiner chemischen und physikalischen Geologie gegeben hat, ganz vorzugsweise ihre Berücksichtigung. Der Verfasser kommt dann zur Besprechung der Gasquellen und Salsen, welches ihm zugleich Gelegenheit gibt, abermals auf den Zusammenhang zwischen Erdbeben und Vulkanen hinzudeuten. Er macht darauf aufmerksam, daß Leopold von Buch und Alexander von Humboldt auf ganz verschiedenen selbständigen Wegen zu der Ueberzeugung gelangt seien, diesen Zusammenhang für eine Nothwendigkeit annehmen zu müssen, obgleich Werner, ihr großer Lehrer, gar nichts davon wissen wollte, weil dieser das Wasser als den ausschließlichen Träger der geologischen Vorgänge ansah, womit sie ihre Erfahrungen nicht in Einklang bringen konnten. Es werden dann in kurzer Uebersicht die Gründe vorgeführt, welche den Verfasser noch jetzt bestimmen, die Ansicht des Zusammenhangs für richtig zu halten. Zunächst sei es eine unleugbare Thatsache, daß alle vulkanischen Ausbrüche immer mit Erdbeben begleitet zu sein pflegen.

Es möge daher hier nur erwähnt werden, daß es in Neapel, in Messina und Catania eine allgemein vom Volke anerkannte Regel ist, daß man von den Besorgnissen vor den Wirkungen der Erdbeben befreit sei, sobald sich der Vesuv oder der Aetna im Zustande des Auswerfens befindet, ja beide Erscheinungen stehen dort selbst in einem so ins einzelne gehenden Zusammenhange, daß man auf diesen Bergen vor jedem einzelnen Lavaerguß, selbst vor jeder hervorschießenden Dampfblase während eines Ausbruchs, eine Erschütterung in den nächsten Umgebungen des Kraters empfindet. Ganz ebenso ist es auch nach Humboldt's Berichten bei den Vulkanen Amerikas. Niemals — so bemerkt er — fürchtet man sich am Fuße des Tunguragua und des Cotopaxi mehr vor dem Erdbeben, als wenn man lange keine Dampfentwickelung auf ihren Gipfeln gesehen hat, und die Reihefolge von Unglücksfällen, welche das Hochthal von Quito durch furchtbare Erdbeben mehrfach erlitten hat, wird nach der allgemeinen Meinung der dortigen Bewohner aufhören, wenn einst die Kuppel des Chimborasso sich wieder öffnen und auswerfen sollte, wie es vor Zeiten der Fall war.

Doch nicht blos in der nächsten Nähe der feuerspeienden Berge zeigt sich die Bestätigung des Zusammenhangs, sondern auch in großer Entfernung, wobei denn die verheerende Wirkung um so furchtbarer auftreten muß. Als Beispiele hierfür wird auf die Erdbeben von Lissabon, Calabrien, Caracas u. a. hingewiesen. Nach Darwin herrscht in Südamerika ganz allgemein der Glaube an den Zusammenhang zwischen Erdbeben und vulkanischer Thätigkeit. Die untern Klassen der Einwohner von Talcahuano sind der Meinung, daß das Erdbeben von 1835 darum so furchtbar geworden sei, daß einige Indianerweiber den Vulkan Antuco beleidigt hätten durch Verstopfen seines Kraters. Darwin fährt fort:

Dieser thörichte Glaube ist darum bemerkenswerth, weil er zeigt, daß die Erfahrung sie gelehrt hat, das beständige Wechselverhältniß zwischen der unterdrückten Thätigkeit der Vulkane und dem Zittern des Bodens zu beobachten. Es war ziemlich natürlich, an dem Punkte, wo das Wissen aufhörte, die Hexerei walten zu lassen, und diese war hier das Schließen der vulkanischen Oeffnung. Der Glaube ist um so merkwürdiger in diesem besondern Falle, weil Kapitän Fitzroy's Untersuchung ergab, daß der Antuco durchaus nicht afficirt war, mag dies auch mit den weiter nördlich gelegenen Vulkanen der Fall gewesen sein.

Es wird auch noch das von Humboldt aus Peru mitgetheilte Beispiel des Zusammenhangs angeführt. Der nördlich von Quito gelegene Vulkan Pasto hatte im Anfange des Jahres 1797 eine dicke Rauchsäule ununterbrochen über seinem Krater erhalten; plötzlich am 4. Februar soll dieselbe ganz verschwunden sein, und genau um dieselbe Zeit erfolgte 40 Meilen weiter südlich das furchtbare Erdbeben von Riobamba, eine der schrecklichsten Katastrophen dieser Art, welche das Hochland von Quito je erlitten hat. Bald darauf wurden auch die Bewohner der östlichen Antillen durch heftige Erdbeben beunruhigt, welche acht Monate lang sich bald stärker, bald schwächer wiederholten und erst ganz aufhörten, als der Vulkan Guadeloupe am 27. September wieder aufbrach. Kaum schwieg aber der Ausbruch wieder, so vernahm man aufs neue die erschütternden Erdstöße, bis das ganze Drama am 14. December mit der Zerstörung Cumanas endigte.

An diese Betrachtung knüpft der Verfasser dann eine Besprechung der Inselbildung im Meere und der Bergebildung auf dem Festlande. Er vertritt hier wieder wie überall die Ansichten von Leopold von Buch und Alexander von Humboldt und erzählt:

Buch hatte sich lange Zeit mit den vulkanischen Erscheinungen beschäftigt. Als eifriger Schüler Werner's, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts fast ganz Europa zu der Lehre von der wässerigen Entstehung aller Gesteine bekehrt hatte, war er mit diesen Ansichten als junger Mann zum Vesuv und auch in das südliche Frankreich gekommen, wo zahlreiche erloschene Vulkane die Spuren ihrer großartigen Thätigkeit zurückgelassen haben. Die Macht der Erscheinungen überwältigte ihn, die vorgefaßten Ansichten fingen an zu weichen. „So stehen wir bestürzt und verlegen", sagt er am Ende seiner classischen Briefe aus der Auvergne, „über die Resultate, zu denen uns die Ansicht des Mont-d'Or nöthigt." Aus dem treuen Anhänger des Neptunismus war der Vater des neuern Vulkanismus geworden. Im Jahre 1805 besuchte er mit dem jüngst von Amerika zurückgekehrten Jugendfreunde Humboldt und dem berühmten Physiker und Chemiker Gay-Lussac abermals den Vesuv, wobei sie vom Glück begünstigt waren, daß der bis dahin ruhige Vesuv eines Tags, als sie auf dem Balcon ihres Hauses in Neapel standen, einen glänzenden Ausbruch begann, dessen Erscheinungen sie in ihrer vollständigen Reihenfolge zu beobachten vermochten.

Diese Erfahrungen und die weitere Durchsprechung des Gegenstandes mit seinen Freunden legten dann den ersten sichern Grund zu seiner neuen Theorie. Es entstand in ihm der Wunsch, nach den Canarischen Inseln zu reisen, um hier das Studium des Vulkanismus noch weiter fortsetzen zu können. Die Reise wurde 1815 begonnen. Nachdem Teneriffa und Gran-Canaria untersucht waren, reisten sie auch nach Palma und der großen Caldera. Der Verfasser läßt da den großen Naturforscher erzählen:

Den folgenden Tag waren wir auf dem Wege nach Caldera. Ein tiefes senkrecht umschlossenes Thal, der Baranco de las Angustias, öffnete sich dorthin, mehr einer großen Spalte als einem Thale ähnlich. Im Hintergrunde weit in der Ferne sah man senkrechte Felsen völlig in den wunderbaren zerrissenen Formen einer alpinischen Aussicht. Das Thal selbst zertheilte die

Schichten, aus denen seine Seiten bestanden, und man sah sie die ganze Länge fort sich regelmäßig gegen das Innere erheben. Mit ihnen die Berge... Schon im ersten Herabsteigen von dem Städtchen Argual gegen den Boden des Baranco setzten uns Blöcke nicht wenig in Erstaunen, da wir von ihrem Gestein bisher nicht eine Spur gesehen hatten, nicht auf Gran-Canaria, nicht auf Teneriffa und Madeira. Es waren Massen von frischem Feldspat und gemeiner Hornblende, mit Glimmer und auch wol mit Granaten und Schwefelkies dazwischen, ein Gestein, wie es am St.-Gotthard und in schlesischen Gebirgen dem Glimmerschiefer untergeordnet vorkommt. Diese Blöcke waren aus dem obern Theile des Thals oder der Caldera hierher geführt, denn in der Nähe stand nur Basalt an. Er war dicht und schwer mit glänzenden Krystallen von Augit und Körnern von Olivin erfüllt; ein Basalt wie aus den Bergen des Mittelgebirgs in Böhmen. Auch dieser Anblick war uns neu, denn solcher Basalt ist auf diesen Inseln eine große Seltenheit. Darüber lagen Schichten von Geröll und auch darunter wechselten in großer Zahl Gerölllagen von 10—15 Fuß Höhe mit dichten Schichten, zum Theil mit Mandelstein.... Die Spalte hebt sich nun schneller gegen die Caldera hinauf. Man steigt wieder zu früher gesehenen Schichten in die Höhe, und wo man endlich den Boden der Kesselumgebung betritt, 2164 Fuß über dem Meere, hat man wieder völlig basaltische Geröll- und feinkörnige Basaltschichten erreicht. Das Innere des ungeheuern Kessels besteht nun gänzlich aus Schichten übereinander, welche hier mit mehreren tausend Fuß hohen Abstürzen umherstehen. Sie scheinen horizontal aufeinander zu liegen, denn es sind die Köpfe der Schichten, welche vom Meer aus mit der Steigung der äußern Fläche heraufsteigen, sodaß man die Caldera als eine Art des Kegels ansehen kann, den die Insel selbst bildet. Hin und wieder dringen auch noch hier die Gänge bis zum Gipfel herauf, durchschneiden die Felsen und stehen nicht selten wie ungeheuere Wände hervor. Auf dem Boden zieht ein flaches Thal gegen Südwesten hin von flachen Hügeln umgeben.

Hier zeigten sich keine Lavaströme, keine Schlacken, keine Aschen. Von so großem Umfange ist noch nie der Krater eines Vulkans gesehen worden. Etwas später stiegen die Reisenden von Sta.-Cruz zu dem Pico del Cedro 6756 Fuß hoch, und zu dem Pico del Muchachos, welcher der höchste Punkt der Insel ist und eine Höhe von 7160 Fuß besitzt. Auch auf diesen Höhen war nichts von Lavaströmen, Schlacken u. s. w. zu sehen. Man überzeugte sich nur, daß dies alles die Umsäumung eines gewaltigen Kessels von 4800 Fuß Tiefe war. Da hier durchaus keine Spur von Eruption aufzufinden war, so gab man dem Kessel den Namen Erhebungskrater. Es war hier offenbar nur eine vulkanische Aufblähung mit einigen Durchbrechungen der Masse wahrzunehmen. Nirgends war aber ein offener Schlot, ein Eruptionskrater entstanden. Das war nun die weltberühmte Beobachtung, woraus sich dann die neue Theorie der Gebirgsbildung entwickelt hat! Diese Anschauungsweise blieb nicht ohne Widerspruch; man glaubte, es fehle dazu noch an hinreichender Wahrscheinlichkeit. Buch und seine Anhänger waren nun darauf bedacht, Beispiele aufzusammeln, bei denen sich die vermuthete Hebung wirklich gezeigt hatte oder doch sehr wahrscheinlich war.

In dieser Beziehung trug eine Reise, welche Buch mit seinen Freunden Elie de Beaumont, Dufrénoy und Link im Jahre 1834 nach Italien und Sicilien machte, reichliche Früchte. Er fand am Monte-Nuovo, wie es ihm und Dufrénoy erschien, ein ganz bestimmtes Beispiel von der Bildung eines Erhebungskraters, freilich nur im kleinen Maßstabe, und überzeugte sich auch am Vesuv, daß dessen mantelförmige Umgebung, Monte-Somma, welche im Halbkreise und in fast gleicher Höhe als ein nach innen steiler, nach außen sanft abfallender Bergwall den Kegel des Vesuv umgibt, als ein Erhebungskrater anzusehen sei.

Es werden dann auch einige historische Beweise für diese Ansicht mitgetheilt, aber auch vorzugsweise noch die Resultate der Forschungen Beaumont's zur Sprache gebracht, wodurch den Gegnern die Hauptgrundlage ihrer Einrede sehr schwankend gemacht wird. Dieser ausgezeichnete, in der Schule der exacten Wissenschaften großgezogene Gelehrte erkannte bald, daß es sich in diesem Streite hauptsächlich um die Frage handle, ob man annehmen könne, daß die basaltischen Gesteine, welche offenbar einst geflossen sind und nun die Wände der Erhebungskrater bilden, in der Lage, in welcher sie sich jetzt befinden, auch geflossen sein können oder nicht. Da lehrte nun der Augenschein am Vesuv und auch am Aetna, daß Lavaströme nie auf stark geneigtem Boden stehen bleiben, daß sie sich erst da anhäufen, wo die Unterlage zu einer Horizontalebene wird. Beaumont machte sich dann daran, die Abdachung genau zu messen, auf denen die Lavaströme aufhören zu fließen und anfangen in compacten Massen sich aufzulagern.

Das Resultat war einfach. Kein Lavastrom bleibt stehen auf einer Fläche, welche mehr als 6—8 Grad Neigung hat. Der Rückschluß ist ebenso einfach. Da die Schichten der Gesteine, welche in Palma und in der Somma anstehen, einen viel größern Winkel, oft bis zu 30 Grad, in ihrer Neigung zeigen, so können sie in dieser Lage nicht gebildet sein. Das räumen jetzt auch alle Gegner der Erhebungskrater ein, allein sie nehmen an, daß jene alten Ströme zwar nur auf flachgeneigtem Boden sich erhärtet hätten, daß sie aber durch die große Zahl von Gängen, welche sie durchsetzten, in ihrer Masse so vergrößert worden seien, daß sie sich nach und nach bei der Erfüllung dieser Gänge hätten erheben müssen, und daß dann später, nach der allmählichen Emportreibung der sogenannte Erhebungskrater durch einen Einsturz sich gebildet habe. Das heißt an die Stelle einer einfachern, auf beobachtete Analogie gestützten Erklärung eine viel verwickeltere setzen. Denn obgleich das Aufsteigen der ganzen Masse zugegeben wird, so soll doch die Ursache dafür nicht eine einzige Erhebung sein, sondern es soll ein wiederholtes, an sich ganz unbedeutendes Aufdrängen durch die sich erfüllenden Gänge stattgefunden haben. Da man aber keine Beispiele für Hebungen durch Spaltenerfüllung kennt, so nimmt man an, daß eine andere Erklärung für diese Erscheinung nicht zulässig sei. Eine so seichte Art der Argumentation hält aber gar nicht Stich. Wir haben Beobachtungen, welche das beweisen.

Und nun kommt der Verfasser auf die in dieser Hinsicht sehr belehrenden Arbeiten Krug's von Nidda über Island, wobei wir ihm aber nicht mehr folgen können, wenn wir nicht in die Lage kommen wollen, unserer Besprechung zu viel Platz eingeräumt zu haben. Die ganze Darstellung des Buchs legt indeß unverkennbar an den Tag, daß man hier wie in vielen andern geologischen Untersuchungen noch nicht bis zum letzten unbestreitbaren Abschluß gekommen sei. Ein so offenes freimüthiges Geständniß erweckt Vertrauen und ist viel mehr dazu geeignet, die Leser für sich zu gewinnen als eine gar zu zuversichtliche Sprache, welche kein Ohr haben will für die Möglichkeit von Zweifel.

Der nun noch übrige Abschnitt der Briefe ist den

eigentlichen Vulkanen gewidmet, wobei die unterirdische Gewalt sich wirklich Bahn gebrochen hat und mit dem Luftkreise in unmittelbarer Verbindung steht. Dies betrifft die sogenannten feuerspeienden Berge, wovon uns Humboldt schon in seinem ersten Bande des „Kosmos" ein anschauliches Bild gegeben hat. Nach dieser Begriffsfeststellung ist also weder die Insel im Busen von Santorin noch der Monte-Nuovo ein Vulkan, sondern nur Versuche dazu. Das Ganze wird dann mit befriedigender Ausführlichkeit und Gründlichkeit durchsprochen. Man gewinnt dadurch die Ueberzeugung, daß alle diese Naturerscheinungen anzusehen sind als eine nothwendige Folge der Gegenwirkung einer innern großen Hitze unserer Erde und einer äußern Bedeckung des Planeten durch Gewässer, daß der Kampf zwischen diesen beiden Elementen sich auf eine verhältnißmäßig kleine Erdrinde bezieht. „Die alten Mythen schwinden und die Vereinzelung in den Naturerscheinungen geht auch hier wieder in der Einsicht unter, daß einige wenige große Naturgesetze die ganze Mannichfaltigkeit des Weltalls binden und regieren."

Heinrich Birnbaum.

Zur Kenntniß deutschen Schul- und Universitätslebens.

Zu der in Nr. 6 d. Bl. enthaltenen Besprechung der Schrift über das Jugendleben des 1857 in Hofwyl verstorbenen verdienstvollen Pädagogen und pädagogischen Schriftstellers Theodor Müller („Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena", von Karl Robert Pabst) hatten wir in einer Note bemerkt, daß dieses interessante und von unserm Mitarbeiter Thaddäus Lau mit Recht empfohlene Buch über die frühere Schuldisciplin in Mecklenburg und das Studentenleben und Verbindungswesen in Jena manche neue, aus Briefen Müller's und seiner Freunde, aus Stammbuchblättern u. s. w. geschöpfte charakteristische Mittheilungen enthalte, auf die wir demnächst noch zurückzukommen gedächten. Wir entledigen uns, zum Theil durch andere uns vorliegende Schriften über deutsches Universitätswesen noch besonders dazu angeregt, schon heute unsers Versprechens, dem wir jedoch nur dadurch in einigermaßen befriedigender Weise Genüge leisten können, wenn wir in die Details der Jugendperiode Müller's etwas näher eingehen.

Theodor Müller wurde zu Altstrelitz, wo sein Vater seit einer Reihe von Jahren mühsam durch Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen seinen Lebensunterhalt erworben hatte, am 12. November 1790 geboren. Wenige Jahre nach Theodor's Geburt verlegte der Vater seinen Wohnsitz nach Neustrelitz, wo er Notariatsgeschäfte trieb und zugleich die Stelle eines Copisten in der Kanzlei des Consistoriums versah. Er war ein durchaus fleißiger und gewissenhafter Arbeiter, ein wegen seines biedern und rechtschaffenen Charakters allgemein geachteter Mann, der aber zugleich ein Pedant deutschen Schlags und durch Arbeiten und Sorgen um seine Existenz zu stark in Anspruch genommen war, um auf die Erziehung seines Sohns viel Aufmerksamkeit verwenden zu können. Zudem hatte Theodor das Unglück, seine Mutter schon früh zu verlieren und bald hintereinander zwei böse Stiefmütter, die Schwestern gewesen waren, zu erhalten, welche ihm, namentlich die zweite, Kleidung und Nahrung sehr kärglich, aber Scheltworte, Püffe, Stöße und Schläge um so reichlicher zumaßen. Dies war so stadtkundig, daß es ihm sogar, wie dies zu gehen pflegt, den Spott seiner Schulkameraden zuzog. Um seine Jugend zu einer gequälten zu machen, war auch die Disciplin in den Schulen, die er besuchte, eine harte und grausame. Das zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs in Preußen zur vollsten Blüte entwickelte Fuchtelsystem hatte sich auch in Mecklenburg im bürgerlichen wie im militärischen Leben festgesetzt. Hatte Theodor seinen Katechismus nicht wörtlich erlernt, so mußte er auf Erbsen oder Steinchen, welche letztern er an den Gestaden des nahen Fließbachbruchs zu sammeln genöthigt wurde, an der Pforte des Schulzimmers niederknien und eine große, mit metallenen Beschlägen und Klammern versehene Bibel über dem Kopfe halten. Damit nicht genug; es wurde ihm hierauf noch „mit Hülfe eines kräftigen Commilitonen die Weste gestrammt, und er mußte seinen Buckel einer genau bestimmten Anzahl von Ruthenhieben darbieten, und damit er sich eine rechte Verbissenheit angewöhnte, möglichst der Drohung Gehör geben: wenn er seine Schmerzen verlauten lasse, so werde er die Zahl der Hiebe noch vermehrt fühlen. Die Ruthen hatte überdies der Sträfling eigenhändig in einem herzoglichen Gehölz, der Schloßkoppel, vorher zu schneiden und zuzurichten". Wir erinnern uns aus den traurigen Tagen unsers kurzen Wirkens als „Parochial-Elementarhülfsschullehrer", daß noch zu Anfang der dreißiger Jahre diese aus der „glorreichen" Zeit Friedrich's des Großen stammende, mehr für ein Volk von Kannibalen als gebildeten Menschen passende Disciplin in einigen berliner Volksschulen eingeführt war und unter anderm von einem Schulhalter geübt wurde, der ursprünglich Schneider gewesen war und noch im Jahre 1833 oder 1834 den Schulkindern deutsche Vaterlandskunde nach einem im Jahre 1806 erschienenen geographischen Lehrbuche beibrachte und zwar unter Anwendung ganz ähnlicher und womöglich noch härterer gesundheitsschädlicher Strafarten, gegen die wir umsonst unsere Stimme erhoben. Natürlich wurde auch das bischen Religionslehre den Kindern von einem Schullehrer, der ebenso wenig von Gott etwas wußte als wahrscheinlich Gott von ihm, in ähnlicher Weise eingeprügelt. Solches geschah in der Metropole der Intelligenz noch zur Zeit der Altenstein-Hegel'schen Aufklärung, die freilich überhaupt nichts mit dem Gemüth zu thun hatte. An solchen Lehrern lag es nicht oder es lag gerade an ihnen, wenn die Jugend aus ihren Schulen nicht als Spartaner, sondern als abgeprügelte, an Geist, Gemüth und Körper verkrüppelte, aber dabei verbissene, heimtückische, verlogene, bösartige und nur Böses wollende Menschen hervorging. Was unsern Theodor betrifft, so kam er, der sich durch erstaunlichen Lern-, Lesens- und Wissenstrieb hervorthat, im zwölften Lebensjahre aus der sogenannten Klippschule in die sogenannte große Schule, und wenn hier auch die Lehrmethode bei weitem besser war, so wurde doch auch hier oft genug nach „preußischer Manier", d. h. mit dem Röhrchen, nachdrücklich gezüchtigt.

Eine böse Stiefmutter, ein zwar rechtschaffener aber pedantischer, des lieben Hausfriedens wegen gegen seine dritte Frau allzu nachgiebiger Vater, meist lieblose Lehrer, spottlustige Mitschüler, Noth und Sorgen zu Hause, schmale Kost, schlechte Kleidung: wie konnte das alles anders als verbitternd auf das Gemüth des Knaben wirken! Aber er erlag dem Drucke nicht; Witz und Humor halfen ihm darüber hinweg. Seine angeborene Anlage zur sarkastischen Satire fand dann weitere Nahrung in den kleinlichen Verhältnissen einer Residenz in Sedez, die uns der Verfasser der Biographie Müller's in recht charakteristischer Weise schildert: „Was irgend bei Hofe gethan oder gesprochen wurde, verbreitete sich, meist durch horchende Dienstboten, wie ein Lauffeuer durch die sieben, sämmtlich nach dem Markte auslaufenden Straßen der Sternresidenz, machte die Runde in Gasthöfen und Kneipen, in geselligen Thee- und Kaffeecirkeln und ward mit oder ohne Witz durchgehechelt. Dem Interesse des Hofs diente, um den Hof drehte sich alles, oft in der lächerlichsten und abgeschmacktesten Weise, sei es im Schauspielhause oder an andern öffentlichen Orten, und nicht leicht verging ein Tag ohne Bericht von irgendeinem pikanten Auftritte. Die üppige Hofluft drang aber auch in die Wohnungen der höhern und niedern Bürgerschaft, deren nur zu viele mit ihren erkünstelten und ungeschickt nachgeahmten Manieren eine possenhafte Caricatur des Hoflebens darstellten." Das alles bot nun unserm Theodor reichen Stoff zu seinen und gröbern Witzen

und selbst zu komischen Wortspielen in Versen und „ungebundener“ Rede.

Man kann sich denken, wie ihm zu Muthe war, als im Frühjahr 1810 endlich die Erlösung kam, indem ein Stipendium des Herzogs Karl und eine jährliche Unterstützung, zu welcher sich ein wohlhabender Vetter, Amtmann in G., verpflichtet hatte, den begabten Jüngling in den Stand setzten, die Universität Jena zu beziehen. Müller wurde ein Mitglied der Vandalia und bildete sich sehr bald zu einem tüchtigen „Kneipgenie“ aus. Er gewöhnte sich immer mehr daran, „über den Durst zu trinken, und in den letzten Semestern zeigte sein unsterblicher Flauschrock zum Erstaunen der Füchse immer zahlreicher die buntgemischten Spuren der verschiedenen Bierstraßen, die mit Heldenkraft zu durchziehen dem alten Burschen von echtem Schrot und Korn wohl gefallen hatte“. Durch seinen sprudelnden Witz machte sich Müller, obschon von durchaus nicht sehr ansehnlichem Körperbau, bei den studentischen Gelagen sehr beliebt und respectirt. Freilich arteten diese nur zu oft in wahre Bacchanalien aus. Es gab unter diesen jungen Leuten Trinkvirtuosen, welche es bis auf 20, ja 28 große Selterkrüge gebracht hatten, und einer derselben, welcher, wie der Verfasser bemerkt, „die Verschweigung seines Namens wol nicht mehr übel nehmen wird“, versicherte einst, „er werde erst dann durstig, wenn man schon das edle Bier der von ihm geleerten Kanonen in seinem Leibe kollern höre“. Frischer und froher Lebensgenuß in geselligen Kreisen, der sich wol auch im unberechneten Rausche des Augenblicks zu einer Extravaganz verleiten lassen mag, wird sicherlich der studirenden Jugend förderlicher sein als dumpfe Stubenhockerei oder ein stutzerhaftes, zur Blasirtheit führendes, patent-exclusives Wesen; aber dieses systematische, gewohnheitsmäßige Wetttrinken, dieser bestialische „Saufcomment“, der leider eine rein deutsche Erfindung zu sein scheint, hat sicherlich manche an sich edle und reichbegabte Natur, die dem Vaterlande und der Menschheit gute Dienste hätte leisten können, vor der Zeit körperlich und geistig, nicht selten leider auch wol moralisch zu Grunde gerichtet. Es gehörte gewiß, wie bei unserm Theodor, eine ganz besonders kräftige geistige und leibliche Organisation dazu, um aus solchem Saus und Braus die Seele in möglichst heilem Zustande zu retten. Unter dem Theil der akademischen Jugend, welcher sich dieser organisirten Liederlichkeit systematisch hingab, war denn auch eine schreckliche Verwilderung der Sitten, namentlich auch eine beklagenswerthe Zuchtlosigkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber eingerissen. Man glaubte an nichts; man hatte vor nichts mehr Respect und Pietät; man sprach über das Höchste und Heiligste frivol und brutal ab; man gefiel sich in cynischen, an die Fuhrmannskneipe erinnernden Redensarten; man verhöhnte die Professoren; man mishandelte die Philister, die freilich in Deutschland und namentlich in kleinen Universitätsstädten eine sehr traurige Menschenklasse bilden, aber auch die ehrsamsten Bürgersleute und deren Frauen. Man behandelte die Bürgerstöchter wie feile Dirnen, was häufig blutige „Knotenprügeleien“ zur Folge hatte, unter denen diejenige, welche in der Neujahrsnacht von 1810 auf 1811 auf der Oelmühle stattfand, eine der großartigsten war. Der sogenannte Ulk ging mitunter bis zur Bestialität, der Spaß artete in Brutalitäten aus. So steckte ein gewaltiger Bursche, Namens Schnelle, dem kleinen Renommisten M. einmal auf dem Burgkeller heimlich ein Bündel Frösche in die hintere Rocktasche und zündete die Feuerkörper mit einem Schwefelfaden an. Ein allgemeines Geschrei erhebt sich: „M.... hat Raketen im H......“ und nun läuft der geängstigte M., wie der Verfasser erzählt, „wie ein rasendes Pferd über den Markt nach dem Brunnen, wo ein Eimer Wasser ihn zwar von dem heißen purgatorio, nicht aber von den Brandmalen in Rock und Backen befreit“. Erzählt der Verfasser diesen Spaß, bei dem aller Spaß aufhört, so drollig, um das vielgerühmte deutsche Gemüth zu illustriren?

Mehrere sehr löbliche Zwecke wurden allerdings innerhalb dieser Verbindungen erreicht: Mannhaftigkeit und persönliches Ehrgefühl, Esprit de Corps, Brudersinn und Freundschaftsgefühl. Freilich verbanden sich auch hiermit manche Uebelstände, über die der Verfasser der Biographie, K. R. Pabst, bemerkt: „Renommistische Kränkungen und Herausforderungen waren zwar verboten; doch verlieh auch jetzt noch die Ausfechtung einer großen Anzahl von Zweikämpfen ein gewisses Ansehen. Ebenso blieb die Wahrung der akademischen Freiheit, des Ansehens nach außen einer der Hauptzwecke, und hiermit besonders pflanzte sich zugleich das Hauptübel der Orden, die Beeinträchtigung der individuellen Freiheit, fort“ u. s. w. Ueberhaupt gehört wol die Redensart von der individuellen Freiheit zu den vielen nicht stichhaltigen Phrasen, mit denen sich die Deutschen brüsten, um sich über den wahren Sachverhalt zu täuschen. Dem „Zwang“ begegnen wir überall in Deutschland. Der Zunftzwang und der Preßzwang waren noch vor kurzem nirgends größer als in Deutschland und ersterer besteht zum Theil noch. Der Militär- und Polizeizwang sind hier noch ebenso groß wie irgendwo. Weder England noch Frankreich kennen den oft aufs empfindlichste in die Familienfreiheit und das Familienwohl eingreifenden Schulzwang in der Ausdehnung, wie er in Deutschland besteht. Wo sich bei uns Vereine bilden, welche wesentlich auf dem Grundsatz entschiedenster individueller Freiheit beruhen sollten, wird auch sofort den andern von einigen „Chargirten“ und Bevorrechteten Zwang angethan, so in sehr vielen, wenn nicht den meisten Turngemeinden. Selbst bei Vereinen, welche ausschließlich Zwecke der sogenannten Geselligkeit und Unterhaltung pflegen, wird oft ein Zwang geübt, der für den einzelnen äußerst drückend ist und dem man nicht anders entgehen kann als durch die Erklärung des Austritts, die aber in der Regel eine Menge Feindschaften zur Folge hat. So kann man in Deutschland mit Recht auch von einem Gesellschafts- und Vergnügungszwang sprechen. In der neuesten Zeit ist hierzu noch der Parteizwang und wir fürchten noch mancher andere damit zusammenhängende Zwang getreten.

Nirgends hat aber dieser Zwang, dieser echt deutsche Zwang, tyrannischere Formen angenommen als bei studentischen Verbindungen; wer sich ihm durch den Austritt entziehen wollte, war und blieb verfolgt und verfemt und allen Mishandlungen preisgegeben. Mit Bezug auf das jenaische Verbindungswesen bemerkt der Biograph Müller's: „Allen Mitgliedern ward bei der unter feierlichen Formen stattfindenden Aufnahme der strengste Gehorsam gegen die Verordnungen des Seniors und der übrigen Chargirten, welche die vollziehende und die richterliche Gewalt besaßen, sowie die strengste Beobachtung des «Comments» auferlegt, und die «Wilden» waren von der Ausübung einzelner Rechte ausgeschlossen. So durften sie z. B. zwar an allgemeinen Studentenfesten theilnehmen, aber nur im Anschluß an eine Landsmannschaft; die Anordnung aller Feierlichkeiten behielten sich diese allein vor“ u. s. w. Leider diente dieser despotische Zwang nicht nur zur Förderung löblicher, sondern leider auch oft sehr unlöblicher Zwecke.

Denn wenn es allerdings richtig ist, daß, wie schon bemerkt, manche preiswürdige Eigenschaften innerhalb und vermittelst dieser Studentenverbindungen genährt wurden, so geschah dies doch nur zu sehr auf Kosten eines alle Studenten verbindenden deutschnationalen Gesammtgeistes. Die Landsmannschaften befehdeten sich gegenseitig wie die Angehörigen fremder Nationen, es kam zwischen ihnen zu massenhaften Zweikämpfen und leider auch zu den rohesten Prügeleien oder „Holzereien“. Namentlich wurde die Vandalia, deren Mutterverein und Vorbild eine seit einiger Zeit in Berlin bestehende Verbindung gleichen Namens war und deren Kern zunächst Mecklenburger und Kurländer bildeten, von den übrigen Landsmannschaften angefeindet, und vielleicht gerade darum, weil sich in ihr von Anfang an eine höhere nationale Idee regte. Obschon diese Verbindung von einer Beimischung unlauterer landsmannschaftlicher Bestandtheile nicht frei war und längere Zeit gefährdet zu sein schien, über der pedantischen Wahrung studentischen Formenkrams ihr ursprüngliches Ziel aus den Augen zu verlieren, so reinigte und veredelte sie sich doch immer mehr und wurde so in der That die Vorgängerin und

Begründerin der ersten Burschenschaft. Man kann von ihr somit mit Recht sagen, daß sie sich in der That „pro patria" geschlagen habe. Ihre Zweikämpfe mit den übrigen Verbindungen, die uns Pabst in seinem Buche ziemlich ausführlich schildert, bilden eine förmliche Studentenilliade, in welcher der „Haupthahn" der Vandalen, der gefürchtete Schläger Zeller, in mehr als einer Hinsicht die Rolle des Achilles spielt. Er setzte die Altenburger-Senioren durch Meisterstöße so zurecht, daß diese „bluttriefend, beschämt und ingrimmig" den Kampfplatz verlassen mußten, worauf ihm von seinen Bundesbrüdern Arm und Schwert mit Immortellen umwunden wurden. Die ganze Thuringia verschwor sich nun gegen ihn: „Sie müssen es alle mit Blut bezahlen, die Verschwörer erhalten Brust- und Bauchspeise quantum satis." Der Senior der Westfalen erhielt von Zeller fünf Stöße, und einem Herrn von Trebra aus Rudolstadt durchbohrte er seiner Voraussage getreu den langen Ohrlappen. Am tollsten ging es am 11. März 1811 her, wo im Rauthal nicht weniger als 40—50 Duelle abzuthun waren. In einem spätern Duell rannte sich der Vandale Schmidt in blinder Wuth den vorgehaltenen Schläger seines Gegners, Wachenhusen, in den Leib und gab sich so selbst den Todesstoß.

Inzwischen belebte sich unter dem Druck der Napoleonischen Herrschaft der patriotische Sinn in Deutschland immer mehr und theilte sich auch den Studenten mit, namentlich aber den Vandalen, welche die eifrigsten Zuhörer Luden's waren, der vor ihnen die Jahrbücher der deutschen Geschichte entrollte und seine stillhorchenden Jünger durch die „bei aller Vorsicht, Gemessenheit und Würde seine Vorträge durchdringende Freimüthigkeit und Wärme der Gesinnung" begeisterte und hinriß. Zu dem geistigen und politischen Druck kamen noch die Finanznöthe, die Gelderpressungen, die Schädigungen an Besitz und Eigenthum seitens des Feindes und die dadurch herbeigeführte Nöthigung, sich aufs knappste einzurichten und seine Genüsse aufs allereinfachste zu beschränken; wer aber wollte leugnen, daß dieses mehr materielle Motiv wesentlich dazu beigetragen habe, den Haß gegen die Franzosen und besonders Napoleon zur äußersten Wuth zu entflammen? Wurden doch selbst die Studirenden von diesen Zuständen hart betroffen, manche in der Fortsetzung ihrer Studien geradezu gehemmt. „Die Vandalenwechsel", bemerkt Pabst, „wurden immer knapper und liefen immer unregelmäßiger ein. Der Geldmangel daheim ward so groß, daß die Rentämter den meisten Beamten auf halbe, ja ganze Jahre keine Gehalte mehr auszahlen konnten, daß selbst der Herzog (von Mecklenburg) ebenso lange keinen Thaler bekam und ein allgemeiner Indult auf fünf Jahre verkündet werden mußte." Unter all diesen Einwirkungen ging der landsmannschaftliche Geist in den burschenschaftlichen über, und in der Nacht vom 5. auf den 6. September, also einen Tag vor der mörderischen Schlacht an der Moskwa und zehn Tage vor dem Einzug Napoleon's in den Kreml, der für ihn so verhängnißvoll werden sollte, feierten die Vandalen auf der Kunitzburg das erste deutsch-patriotische Studentenfest unsers Jahrhunderts, das Vorbild der spätern Burschenfeiern. Auch machten fast alle Vandalen den Krieg gegen Napoleon mit, darunter der schon oben bei anderer weniger löblicher Veranlassung genannte Georg Schnelle aus Schwerin, „eine gewaltige, bald durch seltene Willenskraft die gesammte Studentenwelt Jenas beherrschende Natur", der als preußischer Lieutenant in der Schlacht von Ligny fiel, als er eben nach dem Adler einer fliehenden Feindesschar griff. Schnelle hatte sich bereits in der Lützow'schen Freischar durch Tapferkeit so ausgezeichnet, daß seine Waffengefährten später sein Schwert neben demjenigen Körner's an der Grabeseiche zu Wöbbelin als Wahrzeichen befestigten. Selbst unter dem Druck der französischen Herrschaft hatten sich die Vandalen bereits durch grimmigen Franzosenhaß ausgezeichnet; zwei derselben, Claußen und Holstein, lieferten bereits im Jahre 1810 einen Beweis davon, als sie den französischen Intendanten auf Pistolen forderten, weshalb sie flüchtig werden mußten und steckbrieflich verfolgt wurden. Den Vandalen wenigstens kann man nachrühmen, daß sie ihre rohen studentischen Ausschreitungen, denen sie sich doch manche zu Schulden kommen ließen, meist in ehrenvollster Weise gesühnt und gutgemacht haben. In diesen wildkräftigen Burschen steckte ein meist edler Kern und sie dankten es der Heilskraft der ihnen stets mehr oder weniger klar vorschwebenden vaterländischen und sittlichen Ideen, wenn sie im Strudel rohmaterieller studentischer Genüsse und Raufereien, die wenigstens ihren Arm und Muth stählten, nicht untergingen.

Wir brechen von der Schrift über Theodor Müller, deren übrige Partien nicht in den Kreis dieser Betrachtung gehören, hier ab, um noch einige in den letzten Jahren erschienene Schriften über deutsches Universitätswesen kurz zur Anzeige zu bringen. Es sind dies die Schriften: „Gedanken über eine zeitgemäße Entwickelung der deutschen Universitäten", von Jürgen Bona Meyer (Hamburg, Meißner, 1860); „Zur Sittengeschichte deutscher Hochschulen" (zweite mit einem Vorwort vermehrte Auflage, Lahr, Schauenburg u. Comp., 1860) und „Akademische Zustände", von Hermann Schauenburg (Lahr, Schauenburg u. Comp., 1860) und „Ueber den wahren Geist des akademischen Lebens und Studiums. Rede zum Antritt des Rectorats der Ludwig-Maximilians-Universität gehalten am 23. November 1861", von Hubert Beckers (München 1861).

Was die erstere Schrift über eine zeitgemäße Entwickelung der deutschen Universitäten von J. B. Meyer betrifft, so bemerken wir, daß dieselbe, eine Menge dahin einschlagender Punkte berührend, sich mit innern Fragen der Lehre und des Lebens auf den deutschen Universitäten beschäftigt und daß sie namentlich lesenswerth ist wegen einer großen Anzahl darin angeführter Aussprüche berühmter und sachkundiger Männer, wie F. A. Wolf, Fichte, Schleiermacher, W. von Humboldt, Savigny, Schelling, Thiersch, J. Grimm, Gervinus, Erdmann, Diesterweg, Scheidler, Zeller, Tittmann u. a. Zum Schluß schlägt der Verfasser die Stiftung von Verbindungshäusern vor, und zwar auf folgender Grundlage: „Die Verbindungen müßten sich zu solchem Zusammenleben entwickeln, sie müßten sich zur Gründung von Verbindungshäusern vereinen, in denen die Mitglieder freundlich nebeneinander wohnten, sich zu gemeinsamen Tisch vereinen könnten, sich eine gemeinsame Bibliothek und andere Hülfsmittel zur Arbeit verschafften und an die sich dann mit der Zeit eine wahre Geschichte knüpfen würde." Auch erinnert der Verfasser an den angeblichen Spott Wolf's auf die „Brot- und Butterstudenten" und an ein merkwürdiges Wort Schleiermacher's: „Achtunddreißig Universitäten zu besitzen mag wol ein großes Unglück sein." Die Bemerkungen, die der Verfasser hieran knüpft und alles Uebrige möge man in der jedenfalls beachtenswerthen Schrift selbst nachlesen.

Die beiden Schriften von Hermann Schauenburg, praktischem Arzte zu Godesberg bei Bonn, verdanken ihre Entstehung zunächst und zumeist einer persönlichen Angelegenheit, indem der Verfasser vor mehreren Jahren seines akademischen Lehramts in Bonn enthoben wurde, und zwar, wie der Verfasser angibt, weil man ihm einen unverkennbar gehässigen Eifer, „einen geachteten Lehrer der Universität in eine Criminaluntersuchung zu verwickeln", schuld gab, was der Verfasser eine „ebenso kränkende als unwahre Beschuldigung" nennt. Wir können uns auf eine Prüfung dieser Angelegenheit und der beiden vorliegenden Schriften, die als eine Appellation an das Publikum zu betrachten sind, nicht eingehender einlassen, sondern wollen uns nur darauf beschränken, aus der zweiten Schrift „Akademische Zustände" folgende, seinen persönlichen Standpunkt gegenüber den wissenschaftlichen Corporationen im allgemeinen bezeichnende Stelle anzuführen: „Das Wissen ist nicht blos um seiner selbst willen da; dasselbe soll zur Norm und zum Regulativ des Lebens werden; in letzterm erst hat es seine wahre Bedeutung und Geltung. Wirft man aber einen Blick auf die wissenschaftlichen Corporationen der Gegenwart, so haben dieselben sich dem Leben so sehr entfremdet, daß sie dem Fortschritte eher feindlich, als

förderlich erscheinen. Sicher wenigstens sind die Errungenschaften der Gegenwart und der unmittelbaren Vergangenheit eher allen andern Einflüssen zuzuschreiben, als denen der Männer der Wissenschaft. Es scheint sogar bei letztern durchaus zum Grundsatze geworden zu sein, nicht nur sich völlig abzuschließen und zu isoliren, sondern auch eine fast oppositionelle Stellung gegen die Anforderungen der Zeit einzunehmen. Daher kommt es, daß jeder Halbgebildete sie, die vordem in allen Fragen des Lebens die endgültige Entscheidung gaben, bemängeln und bespötteln zu dürfen glaubt, ein Glaube, zu dem sie selbst noch in den jüngsten Zeiten den begründetsten Anlaß gegeben haben. Kein Wunder mithin, daß die Ueberwucherung der materialistischen und realistischen Tendenzen die Gelehrtenbestrebungen als unzeitgemäße und lächerliche erscheinen läßt und mit der Person die Sache verdammt."

In der Schrift „Ueber den wahren Geist des akademischen Lebens und Studiums" ist die Rede zum Abdruck gebracht, welche der Professor der Philosophie und d. Z. Rector der münchener Universität, Hubert Beckers, bei Antritt seines Rectorats gehalten hat. Der Redner fordert mit Recht, daß unsere deutschen Hochschulen nichts anderes sein sollen als Pflanzschulen der Humanität, daß mit der wissenschaftlichen und der philosophischen Bildung auch die sittliche Hand in Hand gehen und die Liebe zum ewig Wahren, zum Guten und zum Schönen die Studirenden beseelen müsse. Er klagt, es sei Thatsache, daß die Tendenz unserer Zeit eine überwiegend realistische und materialistische geworden, und daß diese Richtung nachgerade auch auf den Geist unserer Hochschulen vielfach zurückgewirkt hat. „Von nah und fern ertönen bereits die Klagen und werden immer lauter über die Hintansetzung der allgemeinen Studien und namentlich der philosophischen, und schon kürzlich ist sogar in der Kammer der Volksvertreter eines Nachbarstaats (Würtemberg) öffentlich das tiefe Bedauern darüber und der nachdrucksamste Wunsch ausgesprochen worden, dieser traurigen Erscheinung entgegenzuwirken."

Beckers fordert mit Recht, daß die studirende Jugend auch von der Liebe zum Schönen erfüllt sein solle, aber gerade für die Lehre und Erkenntniß des Schönen und Kunstschönen wird auf unsern Universitäten sehr wenig gethan, selbst auf den Universitäten großer Hauptstädte, welche zahlreiche Kunstsammlungen enthalten und Sitze der Kunst und des Kunstfleißes sind. Es ist ein Jammer und kaum zu glauben, wie groß gerade unter den auf Universitäten gebildeten Männern die Zahl derjenigen ist, welche für die Kunst und mithin auch für alle idealen Vorstellungen vollkommen unzugänglich und erstorben sind, während sie als echte Barbaren vielleicht gerade den geschmacklosesten, flachsten oder innerlich unsittlichsten Aftergebilden der Kunst und Poesie um so größere Theilnahme schenken. H. M.

Witte's Ausgabe der „Divina commedia" Dante's.

La divina commedia di *Dante Allighieri* ricorretta sopra quattro dei più autorevoli testi a penna da *Carlo Witte*. Mit photographirtem Porträt. Berlin, Decker. 1862. 4. 12 Thlr.

Hoc erat in votis. Was jeder Dantefreund gewiß unzähligemal bedauerth at, die große Unsicherheit der Lesarten in den verschiedenen Ausgaben und Handschriften, den Mangel jedes Princips, wonach er sich für die eine oder für die andere Lesart entscheiden könnte, die Unmöglichkeit den Werth der unzähligen Handschriften, welche zur Unterstützung dieser oder jener Variante angeführt werden, zu beurtheilen: alle diese widerwärtigen Quellen des Zweifels und des endlosen Streites werden durch die gegenwärtige Riesenarbeit Witte's wenigstens größtentheils verstopft und entfernt. Ich sage: größtentheils, denn das Unmögliche wird kein Vernünftiger fordern, nämlich die Wiederherstellung des Textes, wie er aus der Feder des Dichters geflossen. Wir besitzen nicht eine Zeile von seiner Hand und das Gedicht ist über 150 Jahre lang nur in Handschriften verbreitet gewesen. Es ist also hier derselbe Fall wie bei den Schriften der Alten, wo ebenfalls die ganze Macht der Kritik nur darauf gerichtet sein kann, einen Text wiederherzustellen, wie er in den ältesten, dem Verfasser nächsten Zeiten vorhanden war. Und selbst auch nur dies für den Dante zu erreichen, unterliegt größern Schwierigkeiten als die, mit welchen die Philosophie zu kämpfen hat. Denn abgesehen davon, daß die Handschriften des Dante in unendlich größerer Zahl vorhanden sind, als wir sie von den meisten Werken der Alten besitzen, sodaß ein ganzes darauf allein gerichtetes Menschenleben kaum ausreichen würde, sie alle genau zu untersuchen, zu vergleichen und womöglich sie auf gewisse Klassen und Familien zurückzuführen, waren doch die Abschreiber der Werke der Alten, namentlich der Griechen, nicht so ganz ungebildete und unwissende Menschen als die meisten ganz handwerksmäßig zu Werke gehenden Abschreiber des Dante. Wissen wir ja doch, daß viele derselben in unglaublich kurzer Zeit viele solcher Abschriften anfertigten und aus dem Erlös ihren Lebensunterhalt zogen; weshalb es denn gar kein Wunder ist, wenn schon im 14. Jahrhundert über die Schwierigkeit geklagt wurde, sich einen correcten Text der „Divina commedia" zu verschaffen. Bedenken wir ferner, wie leicht bei einem solchen handwerksmäßigen Betrieb des Abschreibens es geschehen konnte und mußte, daß der Copist, wenn er einen Vers in einer noch so guten Handschrift gelesen hatte und ihn nur aus dem Gedächtniß niederschrieb, unwillkürlich durch seine eigene Mundart verführt wurde, seine Aussprache, seine Wortformen in den Text einfließen zu lassen. Und wie unzähligemal hat die Unwissenheit den Abschreiber veranlaßt, einen ihm unbekannten Namen gräulich zu verstümmeln (wie Lepte für Septe), oder auch wol ein ihm unbekanntes Wort mit einem ihm bekanntern von ähnlichem Klange, mochte es in den Zusammenhang passen oder nicht, zu vertauschen. Wie oft hat die Flüchtigkeit das ihr Unverständliche sich durch leichte Veränderungen begreiflich zu machen gesucht; wozu dann später auch die gelehrte Anmaßung sich herausgenommen, den Dichter nach ihrem Sinn zu verbessern und zu verschönern.

Nehmen wir das alles zusammen, so wird man gestehen müssen, daß es wirklich eine herculische Arbeit zu nennen ist, diesen Augiasstall zu reinigen und soviel als möglich die ursprünglichen Lesarten wiederherzustellen. Der großen Schwierigkeit dieser Arbeit ist es dann auch wol zuzuschreiben, daß diejenigen, welche sich bisher mit der angeblichen Reinigung und Verbesserung des Textes beschäftigt haben, mit sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen höchst oberflächlich, unkritisch und inconsequent dabei zu Werke gegangen sind. Hiervon wird sich jeder vollkommen überzeugen, der die Vorrede unsers Verfassers liest, welche wir allen, denen es um eine genauere Kenntniß der bisherigen Ausgaben des Dichters zu thun ist, auf das angelegentlichste empfehlen. Es werden hier alle nur irgend bedeutenden Ausgaben der „Divina commedia", von den vier ältesten bis auf die neuesten, gründlich besprochen, und man kann wahrlich die Beharrlichkeit und den gründlichen Fleiß nicht genug bewundern, womit der Verfasser das Verfahren jedes dieser Herausgeber beleuchtet und bis ins Kleinste auf den Grund geht. Das Resultat ist freilich kein tröstliches. Die ältesten Ausgaben ruhen selten auf guten Handschriften, etwa Vendelin de Spira und Nidobeat ausgenommen, und nicht selten stimmt der Commentar nicht einmal mit dem Texte. Den mächtigsten Einfluß auf alle folgenden Ausgaben hat die Aldina 1502 gehabt, obgleich der Text derselben nur nach einer Abschrift des Bembo, oder vielmehr von Aldus selbst und einigen gelehrten Freunden festgestellt worden ist. Auch die Crusca 1595 ruht auf dieser Ausgabe und gibt im Grunde nur einige abweichende Lesarten, keine neue Textrecension. Ihre höchst unkritische Arbeit dient dennoch unzähligen spätern Ausgaben zur Basis, während andere Herausgeber theils ganz willkürlich und aus subjectiven Gründen andere Ausgaben (wie namentlich Lombardi die Nidobeatina) zu benutzen vorgaben, theils irgendein Manuscript, welches ihnen

eben in die Hände gekommen, ohne Kritik, und was noch schlimmer ist, nicht einmal genau und consequent haben abdrucken lassen. Die einzigen rühmlichen Ausnahmen sind die Ausgabe des Dionivi (Parma 1795), wobei er zuerst das schöne Manuscript von Sta.-Croce benutzt hat, und der Abdruck des Vaticanus 3199 von Fantoni (Roveta 1820).

Was hat nun Witte gethan, um in diesen Wust Licht und Ordnung zu bringen? Seine Absicht war, wie schon gesagt, nicht den ursprünglichen Text des Dichters, was unmöglich wiederherzustellen, sondern nur mit Abweisung späterer, zum Theil bizarrer und willkürlicher Aenderungen, die ältesten und genauesten Lesarten wiederzugeben; wobei es uns aber leider an einem sichern Kriterium fehlt, zu entscheiden, was eben das älteste und genaueste sei. Welchen Weg hat er nun dabei eingeschlagen? Eine genaue Vergleichung aller vorhandenen Handschriften war nun einmal ein Ding der Unmöglichkeit. Sollte er sich vielleicht auf die ältesten beschränken und nach diesen seinen Text constituiren? Allein erstens ist es schon nicht ganz leicht, das Alter der Handschriften bis auf ein halbes Jahrhundert, genau zu bestimmen, und dann, wer steht uns dafür, daß nicht schon der erste Abschreiber grobe Fehler begangen hat, wie denn auch wirklich die unsinnigsten Lesarten sich oft in sehr alten Handschriften befinden. Es blieb nichts übrig, als einige durch allgemeine Correctheit und Abwesenheit grober Fehler ausgezeichnete Handschriften zu wählen und diesen, wo sie übereinstimmten, unbedingt zu folgen, zuweilen auch wol der einen vor den übrigen den Vorzug zu geben, wo Sinn und Verstand ganz entschieden für diese eine sprachen. Das ist es, was Witte gethan hat. Schon vor mehr als 35 Jahren ließ er den dritten Gesang des „Inferno" als fliegendes Blatt in der gewöhnlichen Recension abdrucken und vertheilte ihn an sehr viele Besitzer und Bewahrer von Handschriften, mit der Bitte, die Abweichungen ihrer Codices am Rande zu bemerken, und erhielt so 449 Collationen. Außerdem hat er es weder an Mühe noch an Kosten fehlen lassen, alle nur irgend bekannten ausgezeichneten Handschriften theils selbst zu collationiren, theils von andern collationiren zu lassen, wobei es ihm nicht an Verdruß und an getäuschten Hoffnungen gefehlt hat, da sich nicht selten später zeigte, wie wenig genau die ihm zugeschickten Collationen gewesen. Mit ungebrochenem Muthe und seltener Beharrlichkeit hat er dann aus der Unzahl der Handschriften vier als die vorzüglichsten ausgewählt und diese zur Basis seiner Ausgabe gemacht. Es sind dies zuerst, wie billig, der Coder Sta.-Croce, angeblich von Filippo Villani geschrieben, auf welchen zwar Manni und Mehus schon aufmerksam gewesen, der aber doch erst durch Dionivi recht zur Geltung gekommen ist, und welcher leicht alle übrigen aufwöge, wenn er nicht von raschiature entstellt, d. h. an vielen Stellen das ursprüngliche und wahrscheinlich genaue Wort ausgekratzt und ein anderes an die Stelle gesetzt worden wäre, sodaß es sehr oft schwer ist, das ursprüngliche zu erkennen. Die zweite von ihm benutzte Handschrift ist der sogenannte Vaticanus 3199, angeblich von Boccaccio geschrieben und mit Anmerkungen von Petrarca begleitet, welchen Fantoni (Roveta 1820) sehr treu hat abdrucken lassen. Die Angabe, Boccaccio habe ihn geschrieben und Petrarca ihn commentirt, bedarf keiner Widerlegung; allein auch abgesehen hiervon hätte ich Bedenken getragen, ihm ein solches Gewicht beizulegen, da ich ihn sehr oft als Zeuge für entschieden falsche Lesarten angeführt gefunden habe, und auch Witte scheint später (S. LXXX) zu der Einsicht gekommen zu sein, daß er seinen Werth etwas zu hoch angeschlagen. Die dritte benutzte Handschrift gehört der königlichen Bibliothek in Berlin (bei Batines 521, 523), über deren Werth ich durchaus kein Urtheil habe, da ich ihn hier zum ersten male hervorgehoben finde. Die vierte endlich ist der Coder Caetani (bei Batines 375), bei dessen Collationirung der arme Witte aber so übel bedient worden ist, daß er seiner Ausgabe eine Menge Berichtigungen aus diesem Coder hat hinzufügen müssen. Ueber die Verwendung dieser Subsidien und den daraus hervorgegangenen Text dieser Ausgabe ist hier nicht der Ort zu reden. Nur jahrelang fortgesetzte Benutzung dieser Arbeit und sorgfältige Vergleichung mit den Handschriften und außerdem noch zu Hülfe genommene Ausgaben könnte jemand berechtigen, ein gründliches Urtheil darüber zu fällen; indeß läßt sich von der unendlichen Sorgfalt des Herausgebers auch die gewissenhafteste und consequenteste Bearbeitung voraussetzen.

Die Einrichtung der Ausgabe ist nun diese. Auf den sehr breiten Rändern des Quartanten befinden sich rechts, durch A. B. C. D. bezeichnet, die Angaben der Lesarten der oben erwähnten Handschriften. Links, mit 1. 2. 3. bezeichnet, die Varianten der Aldina 1502, der Crusca-Ausgabe 1595 und der von F. Becchi und andern 1837 besorgten Ausgabe, welches allerdings die drei wichtigsten hier in Betracht kommenden Ausgaben sind. Unter dem Text werden Varianten aus andern alten Ausgaben und kritischen Arbeiten angeführt. Denen, welche nur sinnreiche Conjecturen ohne Unterstützung von Handschriften darbieten, ist ein ? beigefügt. Solche endlich sind mit einem Asterisk bezeichnet, welche dem Herausgeber vorzüglicher scheinen als die von ihm aus seinen vier Handschriften aufgenommenen Lesarten. Die äußere Ausstattung entspricht ganz dem Werth dieser Ausgabe: Großquart, schönes Papier, splendider Druck, wenngleich die Magerkeit der Schrift für meine achtzigjährigen Augen etwas ermüdend ist; eine vortreffliche Photographie Dante's, von der Todtenmaske genommen, dient diesem Werke zum würdigen Schmuck, von welchem der Herausgeber mit gutem Gewissen sagen kann:

Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti, si non his utere mecum.

Eine kleine Octavausgabe (2 Thlr.) enthält blos den Text, ohne kritische Marginalien. L. G. Blanc.

Vorlesungen über Geschichtswissenschaft.

Ueber die Resultate in der Weltgeschichte. Sechs Vorlesungen von Ludwig Philippson. Leipzig, Baumgärtner. 1860. Gr. 8. 22½ Ngr.

Jede Wissenschaft hat eine Geschichte, sowie diese letztere selbst, da alles, was gewisse Entwickelungs- und Bildungsphasen bei den verschiedenen Culturvölkern und in den verschiedenen Zeitaltern der Menschheit durchlaufen hat, eben in das Bereich der Geschichte und ihrer Wissenschaft fällt. Ein wahrhaft wissenschaftliches Werk, welches die Aufgabe einer „Geschichte der Geschichtswissenschaft" löste, besitzen wir unsers Wissens noch nicht. Recht anregende Elemeute zu einem solchen Werke finden sich allerdings in Ulrici's Schrift „Charakteristik der antiken Historiographie", doch hat der Verfasser sich von dem tiefern Studium der nationalen Geschichtsliteratur des Mittelalters und der Neuzeit zu fern gehalten, als daß sein Werk als Anhaltepunkt für die Lösung einer Aufgabe, wie wir sie im Sinne haben, angesehen werden könnte. Wir bedürfen namentlich solcher Werke, wie Wattenbach z. B. über „Deutschlands Geschichtsquellen", oder auch Stenzel in seiner „Kritik der Quellen der salisch-fränkischen Kaiserzeit" und neuerdings Giesebrecht in seiner „Kaisergeschichte" zu Tage gefördert haben. Daß der indiridnelle Geist der neuern Culturvölker und der Genius des Christenthums die Scheidewand zwischen der antiken und modernen Historiographie aufgeführt und ihr insbesondere eine ganz neue Auffassungs- und Anschauungsweise sowie einen ungleich größern Umfang, eine ungleich größere Mannichfaltigkeit verliehen haben, darf und kann nicht im geringsten bezweifelt werden.*) So konnten denn auch die Alten keine wahre Universalgeschichte schreiben: sie hatten vom Menschen und seinem Leben viel zu national-egoistische, einseitige und sinnliche Ansichten. Sie erhoben sich nicht über den Anblick der äußern Verschiedenheit im Leben und Denken der Menschen zu dem darunter ver-

---

*) Werke, z. B. wie sie uns Riehl in der neuesten Zeit geschrieben oder auch Schmidt: „Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt", waren für das Alterthum geradezu eine Unmöglichkeit.

borgenen Gedanken der innern Identität ihres Wesens: es fehlte ihnen die Idee der allgemeinen Gleichheit der Menschen vor Gott, d. h. im Reiche des Geistes, welche erst das Christenthum zugleich mit der Idee der göttlichen Liebe hervorrief und allgemein verbreitete. Darum wußten sie den Gedanken der Einheit des Menschengeschlechts, wenn er auch hier und da um Christi Geburt, z. B. bei den Stoikern, auftaucht, nicht festzuhalten und zur lebendigen schaffenden Idee zu erheben. Die Masse der Begebenheiten hatte für sie noch keinen Mittelpunkt, keine Einheit, kein Licht, sie vermochten es infolge dessen nicht, die Menge der Einzelheiten zu einem lebendigen, organischen Ganzen zu verbinden. Darum darf es aber auch nicht wunder nehmen, daß die Alten keine Philosophie der Geschichte kannten: in ihrer ganzen Literatur sucht man vergebens nach einem Werke, das sich auch nur im entferntesten mit dem in Vergleich stellen ließe, was Arnold, Müller und namentlich Hegel auf diesem Gebiet geleistet haben. Ja, wir behaupten, Vorlesungen über die Weltgeschichte, wie sie eben von Philippson vor uns liegen, waren für das Alterthum geradezu eine Unmöglichkeit. In ihnen spiegelt sich so klar die christliche Weltanschauung ab, sowie die sittliche und politische Verbindung der Völker untereinander, durch den alles durchdringenden Geist des Christenthums herbeigeführt, daß es in der That als ein Verdienst des Verfassers angesehen werden muß, dieses Moment zu recht lebendiger Anschauung gebracht zu haben. Wollen wir damit nun auch nicht gesagt haben, daß der Verfasser dem denkenden Geschichtsforscher überall Neues und von einem noch nicht erkannten Gesichtspunkte aus Angeschautes vorgetragen habe, so getrauen wir uns doch die Behauptung als eine gerechtfertigte aufzustellen, daß er theils dem wissenschaftlich gebildeten Laien, theils den Zöglingen höherer Wissenschaftsanstalten historische Gesichtspunkte eröffnet habe, von wo aus ihnen die Weltgeschichte anzuschauen nicht immer oder nicht überall gelehrt wird. Und Werke wie das unter dem Titel „Apostelgeschichte des Geistes" erschienene begegnen weder den Laien noch den Zöglingen der genannten Anstalten häufig auf dem Wege ihrer historischen Studien. Der Hauptinhalt der sechs, das Resultat der Weltgeschichte enthaltenden Vorlesungen ist folgender: 1) „Die Tendenz unserer Zeit. Was ist die civilisirte Welt? Die Gesammtverbindung des Menschengeschlechts. Handel und Industrie." 2) „Die politische Verbindung der Staaten und Völker." 3) „Das Verfassungsleben." 4) „Die sittliche und sociale Entwickelung." 5) „Kunst und Wissenschaft." 6) „Geschichte. Philosophie und Religion."

Es versteht sich nun von selbst, daß wir Stellen gefunden haben, die den ungetheiltesten Beifall verdienen, während andere entweder Widerspruch zu erregen geeignet sind oder wenigstens als minder gelungen bezeichnet werden können. Diese Wahrnehmung schließt aber insofern durchaus keinen eigentlichen Tadel in sich, als dieselbe auch auf die ausgezeichnetsten und als classisch zu bezeichnenden Werke ihre Anwendung leidet. Folgen wir jetzt dem Verfasser auf seinem Gange durch die Weltgeschichte bis auf diesen Tag.

Aus kleinen Anfängen entsteht nach und nach eine Gesammtverbindung des Menschengeschlechts, über alle Erdfernen sich ausbreitend, die getragen von immer reinern und der Civilisation immer mehr günstigen Motiven dereinst alle Glieder der Menschheit zu einer äußern Einheit zu vereinigen die gewisse Aussicht gewährt. Als das erste Moment erhoben sich aus diesem Boden der Handel und die Industrie, welche aus geringem Lokalaustausch zu einem Welthandel und einer Weltindustrie sich ausdehnen, die alle Erzeugnisse und alle Bedürfnisse, alle Länder- und Menschenstämme zu unbeschränktem Verkehr zu umfassen anstreben und daher in der unbedingten Handelsfreiheit ihr nächstes Ziel zu erreichen haben, um durch Verallgemeinerung, Verwohlfeilung und Verbesserung aller Producte ebenso wol alle Bedürfnisse zu befriedigen wie alle erzeugenden materiellen Kräfte, die vorhanden, zu wecken und zu beschäftigen, und jenen unseligen Schwankungen und Krisen ein Ende zu machen, denen Handel und Industrie noch immer unterworfen sind. Das zweite Moment, die politische Verbindung unter den Staaten und Völkern zeigt den Fortschritt aus dem Streben des Alterthums nach Weltreichen und der Begründung selbständiger Staaten, nebeneinander im Mittelalter, zu politischem Gleichgewicht der neuern Zeit, welches zu einer höhern Organisation, zu einem gewissen Staatenbunde führen muß, die in den europäischen Congressen und Conferenzen einen Anfang hat. Im Uebergange stellt sich das innere politische Leben vor Augen: der Despotismus des Alterthums, wie er zuerst vom ganzen Staate, dann von einem herrschenden Volksstamme, dann von einer Stadtgemeinde geübt wird *), findet endlich in dem Despotismus Eines Individuums seine Auflösung; dann bildet sich durch die Lehnsverfassung hindurch, nachdem der Adel dem Volke und darauf der Monarch dem Adel die staatliche Wirksamkeit entzogen, der Absolutismus, der in unserm Zeitalter dem Constitutionalismus gewichen ist, welcher dem Gesammtvolke einen Antheil an der Gesetzgebung und ein Forum für administrative Verantwortlichkeit durch freigewählte Abgeordnete gewährt. Als das erste innerliche Moment gewahrt man hierauf die Menschheit, begriffen in dem Aufbau einer wahrhaft sittlichen und socialen Gesellschaft, als deren Grund- und Ecksteine die persönliche Freiheit, wie sie aus dem Sklaventhume und der Leibeigenschaft sich zu freiem Arbeiterstande und zur Habeas-Corpus-Acte herausgebildet, die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Rechtsgleichheit, die Humanität und Menschenliebe aufgerichtet werden, und die von einer sittlichen Solidarität der gesammten Menschheit gekrönt wird. Hieran schließt sich eng verbrüdert das Reich der Intelligenz an, wo eine geistige Gesammtverbindung und zwar über Raum und Zeit hinweg hergestellt wird, die steigende Volksbildung und die Popularisirung der Kunst und Wissenschaft in Wort und Schrift zu einem angestrengten An- und Ausbau veranlassen, wo die Kunst, wenn sie auch in ihren großen Epochen immer in der vorhandenen Richtung das Höchste leistet, dennoch von der Plastik der Alten und deren Ruhe und Formschönheit zu der religiösen Malerei des Mittelalters mit ihrer Verklärung und zu der Geschichtsmalerei der Neuzeit mit der Reproducirung der Geistes- und Seelenbewegungen eine immer tiefere Abspiegelung der entwickelten Weltanschauungen erstrebt; ebenso in der Poesie, der Architektonik und Musik dieselbe Ausprägung aller Kämpfe und Stürme der Psyche zum Inhalt hat; wo endlich die Wissenschaft in den Naturwissenschaften unermüdlich die Ausdehnung, Berichtigung und das Verständniß der Beobachtungen verfolgt, in der Geschichte ein geschichtliches Bewußtsein schafft und allem Wissen eine sichere Unterlage bereitet, und in der Philosophie, vermittelst immer erneuerter Phasen der Forschung und Erkenntniß, der Vernunft eine immer mehr vertiefte Entfaltung, ein immer klareres Bewußtsein über sich selbst, ihre Gesetze und Grenzen erlangt. Ueber alle diese Erscheinungen webt aber fort und fort die Religion, die als zwei große Ideen, die heidnische und die christliche Idee, im großen Weltkampfe erscheint; die letztere in ihrem ex- und intensiv ansteigenden Siege über die erstere zeigt, indem sie das Heidenthum an sich und die heidnischen Elemente in den concreten christlich-religiösen Gestaltungen zu überwinden anstrebt, schon jetzt aber ein geschichtlich Gegebenes und Begründetes, allen Gemeinsames, vorzugsweise in ihrem sittlichen Theile, schafft und den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Auf Grund dieser Resultate in der Weltgeschichte aber möchten auch wir mit dem Verfasser ausrufen: „Heil den Enkeln, denn sie haben des Großen und Herrlichen viel zu vollenden, was ihre Väter im harten Streite begonnen. Glorreiches liegt hinter uns, noch Glorreicheres liegt vor uns."

Karl Zimmer.

---

*) Wir machen unsere Leser zur Vergleichung aufmerksam auf Hinrichs' merkwürdiges Werk „Die Könige" (Leipzig 1853).

Gottfried Menken.

Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken, weiland Pastor Primarius zu St.-Martini in Bremen. Von C. H. Gildemeister. Zwei Theile. Mit zwei Bildnissen G. Menken's. Bremen, Müller. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist ein schönes reiches Leben, das uns hier in einer sorgfältigen und fleißigen Darstellung aufgerollt wird. Unter den biographischen Arbeiten der letzten Jahre nimmt diese entschieden eine hervorragende Stellung ein; und je unerquicklicher manches uns berührte, was auf diesem Felde geleistet wurde, je widerwärtiger man das Leben unserer classischen Dichter vor allen ausbeutete, bis in die kleinsten, oft nicht einmal erfreulichsten Schlupfwinkel dasselbe durchstöberte, um so wohlthuender wirkt die Art und Weise auf uns, mit der fern von jenen pedantischen, oft auch, man kann es sagen, indiscreten Detailforschungen der Verfasser uns seinen Helden vorführt. Gildemeister hat gewußt, worauf es in einer Biographie ankomme, was der höhere Zweck derselben sein müsse, das beweist schon seine Vorrede. In diesem Sinne hat er das Ganze angelegt, hat er das reiche ihm zu Gebote stehende Material benutzt.

Der Held seiner Biographie, Dr. Gottfried Menken, ist Geistlicher, und zwar ausschließlich Prediger. Im Praktischen bewegt sich sein Leben, liegt seine Bedeutung. Er weiß den Werth der Wissenschaft wohl zu würdigen, ohne daß er selbst, außer in einigen Abhandlungen, in derselben thätig war, aber um so mehr leistet er eben als Prediger und Seelsorger. Auf diesem Felde ist er ein Mann, wie es wenige gibt. Eine echt fromme und milde Natur, ein fester Charakter, voll reicher Empfänglichkeit für alle Aeußerungen des geistigen Lebens, frisch bis an sein Ende, offen für Freundschaft und Liebe, eine jener erquickenden, edeln Gestalten, die, ohne durch große Schicksale hindurchzugehen, sich aus sich selbst ausbilden, in harmonischer Uebereinstimmung ihrer Kräfte und Neigungen nach einem Ziele streben, durch Kämpfe und innern Zwiespalt nicht zersplittert werden. Menken's Streben geht allein auf das Innere; Wünsche und Begierden nach außen sind ihm fern, und das gibt seinem ganzen Wesen jene Geschlossenheit, jene Ruhe, die wir so selten finden, und die doch vor allem auf die eigene Empfindung, wie auf die anderer beglückend wirkt.

Der Verfasser hat Sorge getragen, seinen Helden möglichst viel selbst reden zu lassen, wozu ihm zahlreiche Briefe und Aeußerungen des Mannes Gelegenheit geben. Um so unmittelbarer tritt uns sein Inneres dadurch entgegen in seiner Wärme und Frische, aber ebenso wenig fehlt es an manchem treffenden Urtheile, manchem beherzigenswerthen Winke, der auch unsern heutigen Kanzelrednern von Nutzen sein könnte. So ist ein Brief, den er am 27. December 1792 an seine Aeltern schrieb, ein schlagendes Zeugniß dafür. Er äußert sich darin über eine gewisse Art von Theologen (I, 60): „Sie sind alles, nur keine Prediger; Juristen, Oekonomen, Belletristen, Pädagogen, Theologen, nur keine Prediger, nur keine Menschen, die je eine angstvolle Stunde und eine schlaflose Nacht über Wahrheit und Irrthum gehabt haben, und jetzt mit Wärme und Innigkeit Wahrheit mittheilen, deren wohlthätigen Einfluß auf Herz und Leben sie selbst erfuhren. Ein Schuster schlägt mit mehr Theilnahme an seiner Hände Werk einen Schuh über einen Leisten, als sie eine Predigt schreiben, auswendig lernen und im widrigen Kanzeltone herwürgen. Sie sind seelenlose Echos, man hört nie sie selbst, immer nur den Professor, der sie gelehrt und verkehrt hat" u. s. w. Ganz diesen Urtheilen gemäß zeichnen sich deshalb auch seine Predigten durch die größte Einfachheit und Herzlichkeit aus, sowie durch eine solche Präcision und Kürze, daß oft die Gemeinde verwundert war, daß er schon geschlossen.

Sein Einfluß auf seine Umgebung muß ein ganz außerordentlicher gewesen sein; viele mitgetheilte Züge beweisen das sattsam. Unter anderm war es in Wetzlar, wo er eine starke Opposition gegen sich und seine Predigtweise hatte. Das Haupt dieser Opposition war ein Schuster. Dieser hatte Menken einst zu sich rufen lassen und ihn wegen seiner Gesinnung und Anschauung auf das heftigste zur Rede gesetzt. Menken hatte ihn ruhig aussprechen lassen und ihm dann geantwortet, und zwar so, daß der starke Mann in heftiges Weinen ausbrach und von nun an zu den innigsten Freunden und Anhängern Menken's zählte. Viele berichten von der außerordentlichen Macht, die in seinem Zorne gelegen und seine kleine, schwache Gestalt groß und bedeutend habe erscheinen lassen. Wie mild und gelassen er übrigens die Meinungen Andersdenkender, ja selbst Angriffe auf seine Ansichten und Lehren ertrug, zeigt ein Brief, den er gelegentlich einer Recension der „Evangelischen Kirchenzeitung" über seine „Blicke in das Leben des Apostels Paulus" an seinen Neffen schrieb. Er spricht sich offen aus, daß er den Puls dieser Zeitung schon kenne, daß es in ihr mehr auf Kirchenthum, als auf Christenthum, mehr auf Erneuerung und Verbreitung des todten Calvinismus, als des ewig frischen, lichten und lebendigen Christianismus des Evangeliums abgesehen sei. Dennoch habe er sich vorgenommen, der Wahrheit, wenn er sie darin enthalten finde, ohne Rechthaberei Gehör zu geben, und nicht in einer aus gekränktem Selbstgefühl und aus Stolz hervorgehenden Empfindlichkeit Widerspruch und Zurechtweisung für eine Schmach zu halten. Aber er habe sich getäuscht gefühlt, sowol die strenge extreme Prädestinationslehre, die in dem Blatte enthalten sei, wie die Art und Weise, mit der es einen alten verdienten Geistlichen als Sünder behandle, von dem man nicht wissen könne, ob er nicht Gnade erlangen werde, habe ihn innerlichst abgestoßen und beweise nur, daß dies Blatt nicht aus dem Heiligen Geiste sei, der friedsamen, unparteiischen Weisheit von oben. Die rückhaltlose Freiheit, mit der er sich gegen die calvinistische Prädestinationslehre äußert, ist um so höher zu schätzen, da er selbst Reformirter war.

Wir wollen darauf verzichten, aus der reichen Fülle des Gegebenen noch mehr Einzelheiten hier anzuführen, indem das von uns Mitgetheilte wol genügt haben wird, einige Umrisse dieser ungewöhnlichen Natur zu geben. Da Menken selbst Bremenser von Geburt war und Bremen auch der Hauptschauplatz seiner Wirksamkeit wurde, so ist das Buch auch zunächst von lokalem Interesse, dennoch aber wird es auch in weitern Kreisen Anerkennung finden und besonders für Geistliche Nutzen bringen. Könnte die Darstellung auch mitunter etwas gedrängter und kürzer sein, so ist sie doch treu und lebendig, die Sache einfach darlegend, ohne sich in vages Reflectiren und Raisonniren einzulassen. Schon darin liegt ein unendlicher Vorzug dieses Werks vor ähnlichen Büchern. Möge der gute Ton, der darin angeschlagen, seine Nacheiferer finden. 44.

Notizen.

Ueber gegenseitige Beziehungen englischer und deutscher Gedichte.

Die Einwirkungen, welche zwischen der englischen und deutschen Literatur jetzt statthaben, sind so mannichfach, daß es oft schwer hält, zu unterscheiden, was der einen oder der andern angehört. Im einzelnen ist es jedoch möglich und auch billig, das etwas verwischte oder verkannte Eigenthumsrecht nachzuweisen. So auf dem ohnedies etwas unsichern poetischen Gebiet. Das weitverbreitete, von Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen) herrührende Lied:

> Mein Herz, ich will dich fragen,
> Was ist denn Liebe, sag'? —
> Zwei Seelen und ein Gedanke,
> Zwei Herzen und ein Schlag, u. s. w. —

läßt sich unbestreitbar auf Shakspeare zurückführen, bei dem sie dem Sinne und fast den Worten nach sich finden in „Midsummer-night's Dream" (Act 2, Scene 3). Lysander und Hermia, ermüdet von der Wanderung im Walde, suchen einen Ruheplatz:

Lysander.

One turf shall serve as pillow for us both,
One heart, one bed, two bosoms, and one troth.

Hermia.

Nay, good Lysander; for my sake, my dear,
Lie further off yet, do not lie so near.

Lysander.

O take the sense, sweet, of my innocence;
Love take the meaning in love's conference.
I mean, that my heart unto yours is knit,
So that but one heart we can make of it:
Two bosoms interchained with an oath,
So then, two bosoms, and a single troth.

Auch hier ist der große Dichter Urquell der zartesten und innigsten Gefühlsäußerungen. Solche finden sich auch bei ihm über Wirkung und Gewalt der Musik und möge hier das (wie es scheint von deutschen Nachbildern noch nicht gehörig beachtete) unvergleichliche Sonett 128 erwähnt werden, worin er beklagt, wie seine Lippen die Tasten des Klaviers beneiden, welche von den schönen Händen seiner Geliebten berührt werden.

In dieser Hinsicht nimmt auch Thomas Moore eine bedeutende Stelle ein, dessen Poesien von wahrhaft musikalischem Rhythmus überfließen (obgleich er gesteht, in der „Prefatory letter upon music" zur dritten Serie der „Irish melodies", daß er bei seinen eigenen Versuchen in der Composition, einen ganz absonderlichen Gefallen an „verbotenen Quinten" [„consecutive fifths"] gefunden habe). Auch ist er der ursprüngliche Verfasser des Gedichts, welches vor einigen Jahren als von der jetzt verstorbenen Herzogin von Orleans, über den wohlthätigen Einfluß der Musik, herrührend, bekannt gemacht und auch musikalisch componirt wurde, welches jedoch nur eine wenn auch sehr gelungene Uebersetzung ist. Ganz eigenthümlich verhält es sich mit dem schönen Gedicht auf das Begräbniß des in Spanien gefallenen Generals J. Moore, welches mit den Worten beginnt: „Not a drum was heard nor a funeral note, As his corse to the ramparts we hurried etc.", und welches zuerst unter dem Namen des Lord Byron erschien (es steht noch unter dessen „Miscellaneous poems" in der zu Frankfurt 1829 bei Brönner erschienenen Ausgabe), welches aber später als von einem andern jüngern Dichter verfaßt erkannt und vielfach, wenn auch mit geringem Geschick, so neulich nach von Pertz im „Deutschen Museum" übersetzt wurde. Von diesem nun ward vor einigen Monaten in der Zeitschrift „Europa" eine französische, aber auch eine sehr schöne deutsche Version mitgetheilt und von dieser angegeben, daß sie das eigentliche Originalgedicht sei, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf einen bei Danzig erlegenen Kriegshelden wäre verfaßt worden. Ein weiterer Nachweis über den Ursprung dieser so merkwürdigen literarischen Notiz wird an der angezeigten Stelle nicht gegeben, und verlohnte es gewiß der Mühe, darüber weitere Erkundigungen einzuziehen.*) 69.

Literarisch-artistischer Commentar zu Dichtwerken.

Die Besprechung von Bilderwerken gehört zwar nicht eigentlich in den Kreis d. Bl., aber mit solchen, die durch eigenthümliche Auffassung und kritisch eingehenden Text einzelne Dichter und ihre Schöpfungen von einer neuen Seite auffassen, dürfen wir wol eine Ausnahme machen. Dahin gehört, außer der „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" von F. Pecht und A. von Ramberg, die wir schon früher erwähnten, auch das dem regierenden Könige von Sachsen gewidmete Kupferwerk von C. Vogel von Vogelstein „Die Hauptmomente von Goethe's Faust, Dante's Divina commedia und Virgil's Aeneis. Bildlich und nach ihrem innern Zusammenhang erläutert" (München, Fleischmann, 1861). Wir erwähnen in Bezug auf die malerische Anordnung der drei Kupfertafeln, daß um ein Hauptbild in der Mitte die bezeichnendsten Momente der betreffenden Dichtungen gruppirt sind, und ferner, daß die beiden Gemälde nach Goethe's „Faust" und Dante's „Divina commedia" sich in gleicher Größe im großherzoglichen Palast delle Crocciette zu Florenz befinden. Von besonderm Interesse waren uns die geistreichen Vergleichungen, welche der Künstler im erläuternden Text zwischen dem Goethe'schen „Faust" und der Dante'schen Dichtung anstellt, und seine Bemerkungen über das ebenso wol Verwandte als Gegensätzliche beider Schöpfungen. Die im Text niedergelegten Anschauungen hat der Künstler auf seine Bilder übertragen; er sagt: „Bei einer nähern Vergleichung der Faustbilder mit des Künstlers Bildern zu Dante's «Divina commedia» wird es dem Beschauer nicht entgehen, wie dieselben innerlich und zum Theil auch äußerlich in einer gegensätzlichen Beziehung zueinander stehen; er wird insbesondere finden, daß die geistige Selbstüberhebung des Faust auf dem einen Hauptbilde in dem angegebenen Sinne genau der reuigen Selbsterkenntniß des Dante auf dem Grabe der Beatrice entspricht, so jedoch, daß jene sich äußerlich in der anmaßlichen Beschwörung des Erdgeistes, diese in dem Ausdruck des durch Reue bewirkten erhebenden Entschlusses der Besserung erweist." Der Künstler und Commentator knüpft hieran folgende Bemerkung: „Die in beiden Epopöen zu Tage tretenden geistigen Gegensätze entsprechen gewissermaßen den Grundelementen des innern Wesens der beiden Nationalitäten, des romanischen und germanischen Stammes, in ersterm nämlich dem Trieb zur Centralisation, der sich im positiven Glauben kund gibt, im andern dem Geltendmachen des Individualismus, dem das Gemeinwesen untergeordnet erscheint, wie bereits Tacitus dieses in mehreren Stellen von den Germanen tadelnd bemerkt." Angehängt ist dem motivirenden Texte ein Gutachten des 1842 zu Dresden verstorbenen katholischen Geistlichen Pater Grabl über drei Stellen der „Göttlichen Komödie", „durch welche Dante's Orthodoxie bewiesen wird". H. M.

*) So viel wir uns erinnern, war die letzterwähnte Version des Gedichts auf J. Moore's Tod von so ausgeprägt moderner Sprache und Form, daß wir uns unmöglich vorstellen können, sie sei um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem Deutschen verfaßt und das eigentliche Originalgedicht. D. Red.

Bibliographie.

Blumen aus der Fremde. Poesien von Gongora, Manrique, Camoëns, Milton rc. Neu übertragen von P. Heyse, K. Krafft, E. Mörike, F. Notter, L. Seeger. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sieben Briefe über englisches Revival und deutsche Erweckung von V. A. H. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerlach, F. D., Der König Hiero und Marcus Claudius Marcellus oder die Eroberung von Syrakus. Basel. 1861. Gr. 4. 12 Ngr.

Haberland, B., Der Armen-Doktor. Roman aus dem amerikanischen Leben. New-York. 16. 20 Ngr.

Lembcke, H., Skandinavische Reisebilder in Versen. Stralsund, Bremer. 1861. 8. 20 Ngr.

Macaulay's, T. B., Geschichte von England seit dem Regierungsantritte Jakobs II. bis zum Tode Wilhelms III. Erste illustrirte Volksausgabe. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. 8. 5 Ngr.

Meerheim, R. v., Das Buch für Edelfrau'n und edle Frauen. Dichtungen. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 16. 24 Ngr.

Merlo, J. J., Die Familie Jabach zu Köln und ihre Kunstliebe. Mit 2 Abbildungen. Köln, Heberle. 1861. Gr. 8. 22½ Ngr.

Paris und Rom. Eine Familien-Geschichte. Von Cordelia. Münster, Theissing. 1861. 8. 20 Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. Aus seinem Nachlasse. Dritter und vierter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel
von
Friedrich von Raumer.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese Memoiren des berühmten Geschichtsforschers umfassen beinahe drei Menschenalter. Ihre Berechtigung und Bedeutung beruht darauf, daß sie keineswegs nur eine persönliche Lebensgeschichte des Verfassers sind, sondern zugleich die interessantesten Aufschlüsse über die wichtigsten Zeitangelegenheiten innerhalb dieser langen Periode geben. Von besonderm Interesse ist deshalb auch der mit den eigenen Aufzeichnungen abwechselnde Briefwechsel mit hervorragenden Zeitgenossen, wie Heeren, Solger, Hardenberg, Stein, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Tieck, Jean Paul, Steffens u. a.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. 8. 2 Thlr.

Dieses Werk erörtert nicht in trockener Compendienform, sondern in der für die populäre Darstellungsweise so geeigneten und in neuerer Zeit so beliebten Briefform alle auf Geschichte, Staatswissenschaft, überhaupt auf die staatlichen und geselligen Verhältnisse der Menschen sich beziehenden Gegenstände auf eine für jeden Gebildeten verständliche und interessante Weise. Uebrigens ist diese Form des Werks keine fingirte, sondern die Briefe sind im Laufe mehrerer Jahre auf Grund sehr beachtungswerther Aufforderungen wirklich geschrieben worden.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen einer dritten Auflage dieser bekannten Schrift spricht gewiß für ihren Werth und ihre Brauchbarkeit. Sie ist nicht für das wissenschaftliche Publikum, sondern für gebildete Männer aller Kreise geschrieben und sucht ihnen eine kurze verständliche Uebersicht aller auf Recht, Staat und Politik Bezug habenden Verhältnisse zu geben.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Der Preis dieser dritten Auflage des berühmten Werks ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weitern Kreisen zugänglich zu machen. Ein dazu gehöriger Atlas von Kupfern und Karten kostet 2 Thlr.

Halle im Pfeffer'schen Verlage ist erschienen:

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. Hilgenfeld. 5ter Jahrgang. (1862.) 1stes Heft. à Jahrgang von 4 Heften 2⅔ Thlr.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Herausgegeben von Prof. Dr. Fichte, Prof. Dr. Ulrici, Dr. Wirth. Neue Folge. 40sten Bandes 1stes Heft. (1862, I.) Jährlich 2 Bände (4 Hefte). 3⅔ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches

Conversations-Lexikon.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

In 4 Bänden oder 40 Heften. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
Erster Band. A—Chor. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.
Geb. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Dieses Werk hatte sich schon in seiner ersten Auflage einer ungemein günstigen Aufnahme zu erfreuen und erscheint gegenwärtig in einer zweiten vielfach vermehrten und verbesserten Auflage. Es ist ein **Nachschlagebuch** für den augenblicklichen Gebrauch, eine kurzgefasste aber vollständige **Realencyklopädie**, zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon**, und so ein **Universal-Lexikon**, das, bis auf die neueste Zeit fortgeführt, jedermann dringend empfohlen werden kann.

Die Verlagshandlung garantirt den Umfang von 40 Heften und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern. Monatlich werden ein bis zwei Hefte ausgegeben, das ganze Werk also wird rasch vollendet werden.

Der erste Band oder die ersten zehn Hefte sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kurzgefasste Forst-Encyklopädie.

Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer etc.

Von **Alfred Püschel.**

8. Geheftet 2 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Püschel's „Forst-Encyklopädie" bietet in der gedrängten Kürze lexikalischer Form eine reichhaltige Sammlung von Verhältniss- und Ertragszahlen, Mass-, Zeit- und Vergleichsangaben aus dem ganzen Gebiete der Forstwirthschaft und deren Hülfswissenschaften. Sie soll ein getreuer und sicherer Rathgeber für alle forstlich-wissenschaftlichen und geschäftlichen Zwecke, ein instructives Handbuch für den gebildeten Forstmann im Arbeitszimmer wie im Walde, sowie ein brauchbares Nachschlagebuch für den Waldbesitzer, Nationalökonomen, Bautechniker, Geometer etc. sein. Die handliche Form eines Taschen-Notizbuchs macht es dabei besonders zum bequemen und täglichen Gebrauch geeignet und der sehr billige Preis erleichtert seine Anschaffung.

In Betreff des wissenschaftlichen Werthes und der Brauchbarkeit des Buchs verweisen wir auf die günstigen Beurtheilungen, die dasselbe namentlich in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung von Heyer, im Jahrbuch von Tharand (vom Oberforstrath von Berg), in Pfeil's Kritischen Blättern (vom Oberförster Professor Dr. Nördlinger) und in andern Blättern gefunden hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 27. Februar 1862.

Inhalt: Leben und Lehre Arthur Schopenhauer's. Von Hermann Marggraff. — Die Kriege in Algier. Von Karl Gustav von Berneck. — Zur Geschichte der Kosacken. — Reise- und Charakterskizzen von Moritz Hartmann. — Zur Novellenliteratur. — Notiz. (Julius Rodenberg's „Deutsches Magazin".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Leben und Lehre Arthur Schopenhauer's.

1. Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre von Wilhelm Gwinner. Mit dem Porträt Schopenhauer's und einer vergleichenden Seitenansicht seines Schädels. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser der erstern Schrift „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt", Wilhelm Gwinner, bemerkt an einer Stelle (S. 145):

Er (Schopenhauer) war dessen gewiß, nicht vergessen zu werden, und wahrhaft prophetisch schrieb er gerade in der Zeit, als er völlig vergessen zu sein schien: er dürfe hoffen, „daß die Morgensonne seines Ruhms mit ihren ersten Strahlen den Abend seines Lebens vergolden und ihm die Düsterkeit benehmen werde". Und als er dieses Ziel wirklich erreicht hatte, sagte er lächelnd: „Wenn man so ein langes Leben in Unbedeutendheit und Geringschätzung zugebracht hat, da kommen sie am Schluß mit Pauken und Trompeten und meinen es sei etwas."

Diese Prophezeiung ist in der That in ihrem ganzen Umfange eingetroffen. Kaum hat der Philosoph von Frankfurt seinen kolossalen Schädel, der selbst den Kant's, Talleyrand's, Schiller's und Napoleon's an Vorderhauptbreite übertraf und auf einer dem Gwinner'schen Buche beigegebenen Zeichnung abgebildet ist, zur Ruhe gelegt, so kommen seine Biographen „mit Pauken und Trompeten" und verkünden der Welt sein Lob, seinen Ruhm, seine Anrechte auf Unsterblichkeit. Für manche Autoren, die einen vielverheißenden genialen Anlauf nehmen, dann aber bald erlahmen und erschlaffen, ist es ein Glück, jung zu sterben, um ihren Ruhm nicht zu überleben; für andere, und zu ihnen gehört Schopenhauer, ist es ein Glück, zu hohen Jahren zu gelangen, um sich nach langem Verkanntsein noch bei Lebzeiten der Anerkennung einer später herangewachsenen Generation zu erfreuen und mit dem Bewußtsein zu scheiden, daß sie nicht ohne Lohn, Dank und Frucht gedacht, gearbeitet und sich abgemüht haben. An ihnen bewährt sich der Spruch: was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle! Es gibt Ideen, welche der Zeit, in der sie zuerst ausgesprochen wurden, vorgreifen und erst in späterer einen empfänglichen Boden finden; zu ihnen gehören die Schopenhauer'schen, die auch jetzt noch viele abstoßen, bei einer kleinen Gemeinde Gleichgesinnter und Gleichgestimmter aber um so tiefern Anklang finden, und zwar nicht bei den Philosophen und Philosophengenossen von Fach, sondern unter praktisch und zugleich wissenschaftlich gebildeten Laien, Juristen, Aerzten, Geschäftsmännern u. s. w., die dem jetzt im ganzen vorwaltenden eudämonistischen Optimismus abhold sind. Zu eigentlicher Popularität wird Schopenhauer's Lehre freilich wol niemals gelangen, und in gewisser Hinsicht ist dieses nur ein Glück zu nennen; denn mit der sogenannten Popularität ist es häufig eine bedenkliche Sache. Popularität wird oft nur durch Phrasen und Sophismen erobert, die wie die Schelle an jedermanns Ohr klingen und keinen Metallwerth haben, und ein großes, allzu gemischtes, ungleich gestimmtes Publikum ist frivoler, unzuverlässiger, treuloser und verrätherischer, als eine kleine geschlossene Gemeinde vollkommen Gleichgestimmter. Man kann populär sein wie Sokrates in Athen und doch den Giftbecher trinken müssen.

Klein zwar im Verhältniß zu dem Publikum, welches andere Philosophen um sich versammelten, ist die Schopenhauer'sche Jüngerschaft, aber sie ist außerordentlich thätig und betriebsam für die Ausbreitung seines Ruhms und seiner Ideen; sie ersetzt durch Energie ihren Mangel an Zahl. Goethe und Schiller haben lange warten müssen, ehe über sie wirklich gediegene Biographien an die Oeffentlichkeit traten; über Schopenhauer ist aber bald nach seinem Tode eine Biographie, die Gwinner'sche, geschrieben worden, wie sie alles in allem genommen und von einzelnen schwächern, später vielleicht zu berichtigenden Punkten abgesehen, wol schwerlich in künftiger Zeit besser und ausführlicher geschrieben werden wird; es ist dies eine Biographie, in der man wenige Seiten finden wird, welche nicht irgendeine beachtenswerthe Bemerkung Schopenhauer's oder seines Biographen über ihn enthielten. Man könnte in dieser Hast, womit sich sowol Gwinner als Frauenstädt beeilt haben, die Ideen und das Leben Schopen-

hauer's ans Licht zu stellen, auch ein in mancher Hinsicht bedenkliches Motiv erblicken: die Absicht, das einmal für Schopenhauer in gewissen Kreisen durch die Thätigkeit seiner Anhänger angeregte Interesse für den Augenblick wenigstens warm zu halten und einen seiner Lehre vielleicht nicht ungünstigen Moment nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen; die Befürchtung sogar, daß eine spätere Zeit ihn ebenso gut wieder vergessen könne, wie er eine Zeit lang von seinen Zeitgenossen vergessen war. Aber diese Annahme kann ja durchaus nicht Stich halten gegenüber der ausgesprochenen Annahme seiner Anhänger, daß Schopenhauer's Lehre Sätze von ewiger Dauer enthalte, gegenüber der Versicherung Gwinner's, daß Schopenhauer's Verdienste „unsterblich" seien.

Schopenhauer hat selbst keine Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen. Gwinner bemerkt in dieser Hinsicht:

Er wies das ihm in den letzten Jahren von vielen Seiten gemachte Anerbieten, seine Memoiren zu schreiben, entschieden zurück; denn er wollte sich nicht zur Schau stellen, noch dem Neide und der Gemeinheit willkommenen Anhalt, ihn herabzuziehen, bieten. Rousseau's Confessionen fand er nicht nachahmungswürdig. Noch bis vor seinem Ende hatte ihm die crasse Indiscretion unserer bis zur Zügellosigkeit demokratisirten Literatur abschreckende Warnungen entgegengehalten. Er bereute es deshalb immer, wenn er einem Literaten gegenüber einmal mittheilsam über seine Vergangenheit gewesen war, und sprach sich heftig über die stets mehr einreißende Unsitte der Deutschen aus, in Ermangelung eines wirklichen öffentlichen Lebens das Privatleben in die Oeffentlichkeit zu ziehen.

Wir dürfen aber, nach vorliegender Biographie zu urtheilen, doch vielleicht annehmen, daß Schopenhauer in Gwinner seinen künftigen Biographen ahnte, voraussah und wünschte, und daß er ihm mithin manche Mittheilungen und Geständnisse gemacht habe und ihm mit manchen Fingerzeigen zu Hülfe gekommen sei, die ihn in Stand setzten, das Bild Schopenhauer's so abgerundet und zwar so im Sinne des Geschilderten zu geben, wie es nun vor uns steht. Ja, seit Jahren scheint Gwinner bei seinem genauen persönlichen Verkehr mit Schopenhauer diesem jede Miene, jeden Blick, jede Geberde, jedes Wort abgelauscht und in das Merkbuch seines Gedächtnisses zu dem Zwecke späterer biographischer Benutzung eingetragen zu haben. Er hat seinen Philosophen so genau bis auf jeden Athemzug und Pulsschlag beobachtet, wie nur ein experimentirender Arzt seinen Kranken beobachten kann; und so macht seine Biographie in der That nicht selten den Eindruck einer sorgfältig ausgeführten Krankengeschichte, wie dies freilich die meisten Biographien neuester Zeit thun. Der Zweck der Biographie als eines schönen Kunstwerks verschwindet allerdings bei dieser echt modernen und echt deutschen Art der Lebensbeschreibung, aber das psychologische Interesse und der Wahrheitszweck werden um so mehr erreicht. Gwinner stellt Schopenhauer als geistige Capacität so hoch als man ihn nur stellen kann, aber er theilt auch genug Züge von ihm mit, die dazu dienen, auch die Schwächen dieses starken Geistes und Charakters ans Licht zu stellen. Gwinner selbst spricht sich über die Absicht seiner Schrift in der Vorrede mit folgenden Worten aus:

Dies Buch wird nichts dazu thun, ihn der Menge näher zu bringen, noch ihn in den Augen derer zu heben, die nie ihr geistig Brot mit Thränen gegessen haben, noch auch nur ihm die Gunst der Anhänger zu wahren, die neben dem Denker den Heiligen suchen, Natur und Gnade zumal begehren; vielmehr soll es nur ein Beleg zu der alten Wahrheit sein, daß die Welt im Allgemeinen, und die deutsche besonders, nicht eingerichtet ist für Genies u. s. w.

Letztere Bemerkung, insoweit sie namentlich auf Deutschland gemünzt ist, scheint uns nur zu richtig zu sein. An Genies hat es in Deutschland zu keiner Zeit gefehlt, aber noch weniger an solchen, die es absichtlich bei Lebzeiten verkannt, ihm sein Leben, Dichten und Denken sauer gemacht, es zu isoliren oder in eine gemeine Sphäre niederzuziehen gesucht haben. Ueber seinem Grabe tanzen sie dann, jubiliren und bekränzen seine Büste unter tumultuarischem Freudengeschrei, und vielleicht haben sie ihn selbst ins Grab befördern helfen.

Gehen wir nun zu einigen der bedeutsamern Momente aus Schopenhauer's Leben über. Wir erfahren, daß auch sein Vater, Heinrich Floris Schopenhauer, ein „ungewöhnlicher Mensch" gewesen. Gwinner sagt von ihm:

Sein Körperbau war gedrungen und unter der mittlern Größe, sein Gesicht breit wie das seines Sohnes; auch war er von Jugend auf harthörig wie dieser, nur in höherm Grade. Stark vortretende lebhafte Augen, eine kurze, aufwärts strebende Nase und ein großer Mund gereichten ihm so wenig zur Zierde, daß, als er am 22. Februar 1788 nachmittags mit erhitztem Kopfe in sein Comptoir trat und dem versammelten Personal die Worte entgegenstammelte: „Ein Sohn geboren!" der humoristische Buchhalter, im Vertrauen auf die Taubheit des Principals, sich feierlich erhob und mit der Anrede gratulirte: „Wenn er dem Papa ähnlich wird, muß er ein schöner Pavian werden!"

Er war von weltmännischer, meist im Auslande erworbener Bildung, gewandter Geschäftsmann, Patricier und entschiedener Aristokrat, ein Bewunderer des englischen Staats- und Familienlebens, dabei ein starrer Freistädter von altdanziger Schlage. Der Verfasser vorliegender Biographie erzählt folgenden Zug von ihm, der für seinen trotzig freistädtischen Sinn bezeichnend ist:

Friedrich der Große hatte die seit der ersten Theilung Polens zur Beute Preußens ausersehene hanseatische Republik, um ihr jede Zufuhr von der Landseite abzuschneiden, mit einem Armeecorps eingeschlossen. Der Commandeur dieser Expedition war auf dem Schopenhauer'schen Gute in Ohra einquartiert, wo Johann Friedrich Schopenhauer in stiller Zurückgezogenheit von einem arbeitsvollen Leben ausruhte. Um dem alten Herrn seinen Dank für die erzwungene, aber gastfreundliche Aufnahme zu bezeigen, ließ der General dem in der Stadt wohnenden Sohne desselben, welcher ausgezeichnet schöne Pferde hielt und für dieselben eine fast sprichwörtlich gewordene Vorliebe hegte, freie Einfuhr der Fourrage anbieten. Heinrich Floris aber schrieb darauf: er danke dem preußischen General für seinen guten Willen; sein Stall sei jetzt noch versehen, und wenn der Vorrath verzehrt sei, lasse er seine Pferde todt stechen. Diesen seinen glühenden, während jahrelanger Drangsale seiner Vaterstadt großgezogenen Preußenhaß bethätigte er nicht nur mit Worten, sondern er opferte ihm, als sich Danzigs Schicksal 1793 entschied, nach einem längst gefaßten Entschlusse, Vaterland und Vermögen, indem er, vierundzwanzig Stunden nachdem er die Gewißheit der preußischen Herrschaft erlangt hatte, mit den bedeutendsten Verlusten nach Hamburg übersiedelte.

Dieser Unabhängigkeitssinn und diese Unbeugsamkeit fallen bei ihm um so mehr ins Gewicht, da es an

Versuchungen, ihn für Preußen zu gewinnen, nicht fehlte. Als er unter anderm einmal, von langen Reisen im Auslande heimkehrend, einer Parade in Potsdam beiwohnte, fiel er dem großen Friedrich, der sich so leicht keine neue Erscheinung entgehen ließ, durch seine Physiognomie, Haltung und elegante Kleidung so auf, daß er für den folgenden Morgen in das Cabinet des Königs beschieden wurde und während einer fast zweistündigen Audienz wiederholt die in fast dringende Worte gekleidete Aufforderung erhielt, sich in Preußen niederzulassen. Auch eine Cabinetsordre vom 9. Mai 1773, die ihm und seinen Nachkommen wichtige Privilegien zusicherte, vermochte nicht, ihn nachgiebiger zu stimmen. Wir erwähnen gleich hier, daß dieser willensstarke Mann, von welchem Arthur manche Charakter- und Geisteseigenschaften erblich überkommen zu haben scheint, im Jahre 1805 starb, und daß die Art seines Todes, die damals in Hamburg Aufsehen erregte, zweifelhaft erscheinen läßt, ob er durch Zufall um sein Leben kam oder ob er freiwillig seinem Leben ein Ende machte. Auf letztres ließe der Umstand schließen, daß er in den letzten Lebensjahren, wenn nicht an Gemüthsstörungen, doch an krankhaften Beängstigungen, namentlich wie es scheint in Betreff seiner Vermögensverhältnisse litt und bei zunehmender Taubheit nur immer heftiger, reizbarer und mistrauischer wurde. Für einen Zufall dagegen spräche der Umstand, daß der alte Herr als „ächter Hauskater" (nach seines Biographen hier wenig passendem Ausdruck) nach allem selbst zu sehen pflegte und bei einer solchen Visitation leicht verunglücken konnte. Jedenfalls gehörte die Plötzlichkeit seines Todes zu den mancherlei Ereignissen, welche dazu beitrugen, des Sohnes Gemüth zu verdüstern und über Menschenleben und Menschenschicksale düstere Vorstellungen in seinem Geiste zu erwecken. Es war gleich im folgenden Jahre, als seine Mutter nach der Plünderung Weimars ihrem Sohne schrieb, sie könne ihm Dinge erzählen, bei denen ihm das Haar emporsträuben würde, aber sie wolle es nicht thun, weil sie wisse, wie gern er über das Elend der Menschen brüte.

Diese Mutter, die bekannte und ehemals sehr beliebte Schriftstellerin, Johanna Schopenhauer, eine geborene Trosiener, war ganz anderer Gemüthsart als Heinrich Floris, heiter, lebenslustig, freigebig und mit einem großen Geselligkeitstrieb behaftet. Sie war 20 Jahre jünger als ihr Gatte und stand noch auf der letzten Stufe der Kindheit, als sie ihm ihr Jawort gab. Sie selbst gesteht in ihren Memoiren, daß sie ihrem Gatten ebenso wenig glühende Liebe geheuchelt, als dieser Anspruch darauf gemacht habe. Arthur's Abneigung gegen die Ehe mag sich zum Theil aus dem Umstande herschreiben, daß er seine Entstehung einer Ehe verdankt, die keine eigentliche Neigungsehe war; das Bild einer wirklich zärtlichen Gattenliebe hat er nicht vor sich gehabt. Hierzu kam, daß seine Aeltern, besonders seit sie aus ihrer Vaterstadt nach Hamburg übergesiedelt waren und damit den geliebten Heimatsboden unter ihren Füßen verloren hatten, sich in ihrer Häuslichkeit nicht wohl zu befinden schienen, sondern wiederholt größere und kleinere Reisen durch Belgien, England, Frankreich, die Schweiz und Deutschland machten, über die dann Johanna später vielgelesene Beschreibungen gegeben hat. Früh, fast zu früh wurde seine Intelligenz durch die auf diesen Reisen gewonnenen Eindrücke befruchtet, aber für die Ausbildung seines Gemüthslebens konnte bei einem so zerstreuenden Leben wenig gethan werden. Seinem Gemüthe fehlte die mütterliche Fürsorge. Johanna, Weltdame und Literatin zugleich, nach der Bekanntschaft mit Notabilitäten begierig, hatte etwas anderes zu thun, als sich mit dem Knaben ernstlich und hingebend zu beschäftigen. Am liebsten würde sie ihn wol zu einem Weltmanne ausgebildet gesehen haben, mit dem sie und der mit ihr in der Gesellschaft glänzen konnte; aber dem widerstrebte sein ernst angelegter Sinn. Arthur war mehr nach seinem Vater als nach seiner Mutter geartet.

Der erwähnte Tod seines Vaters gab der Witwe und dem Sohne eine Freiheit, welche beide zu benutzen nicht säumten. Johanna siedelte mit ihrem Töchterchen Adele nach Weimar über, wo sie, wie man weiß, fortan den Mittelpunkt eines glänzenden literarischen Salons bildete. Arthur hatte sich, seine glühende Liebe zur Wissenschaft niederkämpfend, auf den Wunsch seines Vaters dem kaufmännischen Berufe gewidmet; denn seinem Vater war der Gedanke an den Gelehrtenstand von dem der Dürftigkeit unzertrennlich. Zwar setzte der Sohn auch nach seines Vaters Tode aus Pietät gegen den so plötzlich ihm Entrissenen die verhaßte Laufbahn noch fort, aber unter beständigen innern Anfechtungen, die allmählich den Charakter einer tiefen Melancholie annahmen, und nur dem Scheine nach. „In Wahrheit", berichtet sein Biograph, „versäumte er seine Comptoirarbeiten und hinterging den Principal auf alle Weise, sei's, daß er den Umgang mit den Musen unter dem Schreibtische verbarg, sei's, daß er, statt auf dem Speicher, in Gall's phrenologischen Vorlesungen saß."

Seine Mutter — und hierfür hätte er ihr dankbarer sein sollen als er ihr war — kam ihm in seiner Noth und Verzweiflung zu Hülfe; sie theilte einen seiner Klagebriefe ihrem Freunde Fernow mit und dieser schrieb sofort, er könne umkehren, es sei noch keineswegs zu spät. Schopenhauer hat vielleicht in seinem Leben nicht viel geweint, aber diesmal brach ein Strom von Thränen aus den Augen des Jünglings. Er ging nun nach Gotha, um den Unterricht Döring's und Jacobs' zu genießen, und von hier nach Weimar, wo er sich unter Passow's Leitung zur Universität auszubilden beabsichtigte. Aber in die Wohnung seiner Mutter zog er nicht und zwar nach deren ausgesprochenem Willen. Folgende Stelle aus einem Briefe seiner Mutter an ihn ist für das unglückliche Verhältniß zwischen Mutter und Sohn und die tiefern Motive dazu zu charakteristisch, als daß wir uns enthalten könnten, sie hier mitzutheilen. Vor dem Ueberzuge nach Weimar schrieb sie ihm:

Es ist zu meinem Glücke nothwendig, zu wissen, daß du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe

dir immer gesagt, es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht, solange du bist, wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüth, nicht in deinem innern, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Urtheilen, deinen Gewohnheiten, kurz ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen; auch dein Mismuth, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nacht und üble Träume.

Seinem Sprachgenie, seinem rastlosen Tag- und Nachtfleiße und der sorgsamen Ueberwachung und Leitung seiner Studien durch Passow, in dessen Hause er wohnte, verdankte er es, daß er in kürzester Zeit die versäumte gelehrte Vorbildung ersetzt, sich in das seinem Geiste wahlverwandte classische Alterthum eingelebt hatte und die Universität Göttingen beziehen konnte, wo er sich in der medicinischen Facultät einschreiben ließ und außer medicinischen Vorlesungen auch naturwissenschaftliche und geschichtliche hörte. Unter der Leitung G. E. Schulze's, des Verfassers des „Aenesidem", ging er aber bald zu den philosophischen Studien über, in denen er seine geistige Heimat fand. Während seines göttinger Bienniums kam er mit dem theologisch-philosophischen Kreise, welchem Bunsen, Lücke, der Dichter Ernst Schulze u. s. w. angehörten, in Berührung, namentlich trat ihm Bunsen näher; doch hinderte ihn das Andenken an diese innige Jugendbekanntschaft nicht, später in seiner sarkastischen Weise zu bemerken, „Gott in der Geschichte" sei doch nur Bunsen in der Geschichte. Ein Ferienausflug nach Weimar führte ihn auch nach Erfurt, wo damals gerade der Congreß versammelt war, und er skandalisirte sich hier namentlich über die Hofdamen, welche Napoleon vor dem Theater für ein Monstrum, nach demselben für den liebenswürdigsten Mann der Welt erklärten.

Im Herbste 1811 ging er nach Berlin, besonders in der Absicht, bei Fichte zu hören, durch den er sich aber sehr enttäuscht fand. Gwinner berichtet:

Als schlagender Beweis der Unwissenheit Fichte's war ihm gleich in der ersten Stunde die Behauptung aufgefallen: Genie und Wahnsinn seien so wenig verwandt, daß sie vielmehr an den entgegengesetzten Enden lägen. Auch Fichte's persönliche Erscheinung, die Art seines Kathedervortrags widerstrebte ihm gänzlich. Den kleinen Mann mit dem borstigen Haarwuchs, rothen Gesicht und stechenden Blick, wie er vom Katheder herab durch hohles Pathos den Studenten imponirt habe mit Phrasen wie: „Es ist, weil es so ist, wie es ist", wußte er nachahmend noch in spätern Jahren aufs wirksamste zu verspotten.

Ueber andere Universitätslehrer lautete sein Urtheil kaum minder abfällig. Dem Philosophen und Aesthetiker Solger sprach er den Geist ab und nannte ihn einen „süßen Herrn, in dessen Dialogen nur Eine, künstlich getheilte Person spiele"; Schleiermacher nannte er einen Pfaffen, weil dieser behauptet hatte, Philosophie und Religion könnten nicht ohneeinander bestehen und keiner könne Philosoph sein, ohne religiös zu sein. Damals begann seine Abneigung gegen die „Philosophieprofessoren" oder wie er sie auch wol nannte „Spaßphilosophen". Dagegen schenkte er dem Philologen F. A. Wolf, dessen Vorlesungen er fast alle hörte, seine hohe Verehrung.

Vor dem Kriegsgetümmel von 1813 zog er sich in die Abgeschiedenheit des friedlich-romantischen rudolstädter Thals zurück und den Winter über brachte er in Weimar im Hause seiner Mutter zu. Die Entfremdung zwischen beiden machte aber gerade bei diesem nahen Beieinandersein die reißendsten Fortschritte. Schopenhauer verachtete diese mit bloßem Almanachesprit prunkende Theetischgeselligkeit; er warf seiner Mutter vor, das Andenken seines Vaters, für den er zeitlebens voll Pietät war, nicht geehrt zu haben. „Ich und du sind zwei!" pflegte er manchmal, aus tiefster Verstimmung heraus, ihr zu sagen. Gwinner erzählt:

Als er ihr „Die vierfache Wurzel" überreichte, scherzte sie: das sei wol etwas für Apotheker. „Man wird es noch lesen", entgegnete er, „wann von deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird!" Sie gab ihm den Spott zurück: „Von den deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein." Fürs erste sollte sie recht behalten: die ersten Auflagen der „Vierfachen Wurzel" und der „Welt als Wille und Vorstellung" wurden größtentheils Makulatur; während Johanna's Schriften den besten Absatz fanden. Den Sohn aber reizte dieser flüchtige Schritt über sein ernstes Beginnen. Damals schon sprach er die Absicht aus, der Philosoph des 19. Jahrhunderts zu werden; in seinem dreiundsiebzigsten Jahre erinnnerte ihn Ottilie von Goethe daran, indem sie ihm zur dritten Auflage seines Hauptwerks gratulirte.

Er hatte aber noch einen andern, etwas selbstsüchtigen Grund zu seiner Verstimmung gegen die eigene Mutter; er fürchtete, daß das väterliche Vermögen in ihren freigebigen Händen noch ganz zusammenschwinden möchte, und diese Befürchtung „steigerte sein Mistrauen zur Angst und führte zu so heftigen Auftritten zwischen beiden, daß sie ferner nicht zusammen leben konnten". Leider verschonte er seitdem auch seine trefflich gebildete Schwester Adele, deren Urtheilskraft selbst Goethe hochschätzte, nicht mit seiner Misanthropie, obschon er sie, wenn er sie in dem einen Augenblicke verdammt hatte, in dem andern wieder zum Himmel erhob. Mag er sich auch später über diese bösen Erinnerungen als „großer Geist" thunlichst hinweggesetzt haben, so liegt es doch im menschlichen Wesen, daß eine so unnatürliche Entfremdung düstere Schatten bis in die spätesten Jahre nach sich zieht.

Dagegen hatte er dem Salon seiner Mutter, der „Hofräthin", eine nähere Bekanntschaft zu danken, die für ihn von größtem Einfluß war. „Außer Schiller wüßte ich keinen zu nennen", bemerkt Schopenhauer's Biograph, „an dem Goethe's Genius in diesem Grade fruchtbar geworden wäre." Wenn Goethe den Salon der Hofräthin betrat, dann hatte Arthur weder Auge noch Ohr für die andern. Das Verhältniß zwischen beiden wurde ein so vertrautes, als es der große Unterschied der Jahre und, sagen wir es, auch die große Ueberlegenheit des Goethe'schen Genie nur immer zuließ.

Daß Schopenhauer ein „bedeutender Kopf" war, erkannte Goethe bald und er hat dies auch in seinen Schriften ausgesprochen. Es ist bekannt, daß beide namentlich in der Farbenlehre einen Mittelpunkt ihrer Berührungen fanden; nur ließ es Schopenhauer's Stolz nicht zu, sich unbedingt für Goethe's Theorie zu erklären; er suchte vielmehr auch hier seinen eigenen Weg zu gehen, und wenn er es auch als ein Hauptverdienst seines Lehrers bezeichnete, den alten Wahn der Newton'schen Irrlehre gebrochen und in seinem Werke wichtige Daten und reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farben geliefert zu haben, so schrieb er doch das Verdienst, diese Theorie selbst geliefert zu haben, keinem andern als sich selbst zu. Goethe beklagte es sehr (vgl. „Briefwechsel mit Staatsrath Schulz", S. 149), daß dieser junge Mann, von seinem Standpunkte ausgehend, nun sein Gegner geworden sei.

Von Weimar begab sich Schopenhauer nach Dresden, wo er mehrere Jahre weilte, merkwürdigerweise mit den drei Romanschriftstellern F. Laun, H. Clauren, der sich gerade damals in Dresden aufhielt, und Gustav Schilling am vertrautesten umging, und sein berühmtes Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" ausarbeitete. Ehe dieses Werk noch vollständig gedruckt war, trat er seine erste Reise nach Italien an, diesem classischen Boden, zu dessen Genusse er die gediegenste Vorbereitung mitbrachte. „Hier sehen wir den misanthropischen Weisen", sagt sein Biograph, „in einer andern Gestalt, als der landläufigen der deutschen Stubengelehrten. Welch ein Gegensatz gegen die Jugend Hegel's" u. s. w. Er verkehrte nämlich in Rom und Neapel besonders viel mit jungen Engländern und nahm als erregendes Centrum eines bald größern bald kleinern Kreises theil an allen Excentricitäten desselben. In Venedig ließ er sich sogar lange von den „Zauberarmen der Liebe" umstricken, und noch im späten Alter überkam ihn eine weiche Stimmung, wenn er von Venedig sprach. Aber mitten in diese sorglose Heiterkeit seiner ersten italienischen Reise fiel die Unglückspost von dem Bankrott des danziger Handelshauses, aus dem Mutter und Schwester fast verarmt hervorgingen; ihn selbst bewahrte zeitiges Mistrauen und energisches Auftreten vor empfindlicherm Verluste.

Er beabsichtigte, sich an einer deutschen Universität zu habilitiren, und da ihm seine Schwester von der Wahl Heidelbergs wegen der dortigen „unerquicklichen geselligen Verhältnisse" abrieth, ging er nach Berlin. Den Umgang mit Professoren mied er; „die Pedanterie des deutschen Gelehrtenthums ekelte ihn an". Besser kam er mit Weltleuten zurecht, „die er überall nach aristokratischen Maximen wählte". Mit Hegel, dem er in seiner absprechenden Weise sogar eigentlichen Geist nicht zuerkennen wollte, scheint er sich schon bei seiner „Disputatio pro venia legendi" überworfen zu haben; auch in Alexander von Humboldt fand er „nur ein großes Talent, wo er Geist vermuthet hatte, nur scientia, wo er sapientia gesucht hatte". Nach der Rückkehr von einer zweiten italienischen Reise nahm er, 1825, einen erneuerten Anlauf in Berlin zu lesen; der Erfolg war aber nicht der Art, um ihn zur Fortsetzung dieser Laufbahn zu ermuthigen.

Es ist zwar auffallend, daß Schopenhauer dem Systeme Hegel's als einem immerhin großartigen architektonischen Kunstwerke alle und jede Anerkennung versagte und ihm nicht einmal Geist zuerkennen wollte; aber wir können uns denken, daß das viele unnütze Wortgeschnörkel, womit dieser Bau ausgeputzt war, einen realen Denker wie Schopenhauer statt zu befriedigen nur abstoßen konnte. Wir selbst erinnern uns aus einer logischen Vorlesung Hegel's der Phrase: „Wenn ich itzt sage, ist itzt nicht mehr itzt, sondern ein anderes itzt." Dergleichen Wortschnitzel, in echt schwäbischem Dialekt mit einer besondern Betonung ausgesprochen, als ob es sich dabei um das tiefste Weltgeheimniß und eine ganz neue Entdeckung handele, konnten, wie Fichte's oben angeführte Phrase, bei Schopenhauer nur Mitleid und Spott hervorrufen.

Hegel und die Cholera waren die beiden gefürchteten und verhaßten Feinde, welche Schopenhauer aus Berlin vertrieben. Er wählte nun zu seinem Aufenthalte die Stadt Frankfurt a. M., einzig und allein um des in Berlin vermißten Comforts und der gesunden cholerafesten Lage willen; denn die Frankfurter selbst schienen ihm mit einem gewissen soliden Charakter doch auch viel Suffisance und Steifheit zu verbinden. Auch warnte ihn seine Mutter vor Frankfurt als einem „Klatschnest"; indeß ist Frankfurt kein größeres „Klatschnest" als irgendeine andere deutsche Stadt von gleicher Einwohnerzahl, ja in dieser Hinsicht vielleicht nicht einmal so schlimm als manche andere. Hier, in der Stadt der „Shopkeepers und Moneymakers", lebte er fast ein Menschenalter hindurch bis zu seinem Tode, und er brachte es endlich doch so weit, daß man ihn nicht nur als „Sohn der berühmten Johanna Schopenhauer" oder wegen seines Pudels kannte; nein, man zeigte ihn in den letzten Jahren sogar als eine „Sehenswürdigkeit der Stadt, nach welcher Reisende aus allen Welttheilen sich erkundigten". Das Kapitel „Wie er lebte" zeigt uns ihn als einen Anachoreten mitten in einer bewegten, glänzenden, reichen Stadt; fast nur bei der Wirthstafel kam er mit den Menschen in lebhaftern Verkehr. Er, der in der Jugend fast immer auf Reisen und zum Theil weiten Reisen gewesen, unternahm während seines frankfurter Aufenthalts nur kleinere Ausflüge, ohne je über Nacht wegzubleiben, z. B. nach Mainz oder in den Taunus. Auf seinen Fußtouren begleitete ihn stets sein mit ihm berühmt gewordener Pudel, der ihm die Gesellschaft des „bipes" entbehrlich machte. Reisen hielt er, wie sein Biograph bemerkt, im spätern Lebensalter für unnöthig, ja unpassend, und derb verspottete er die moderne zwecklose Reisesucht der vermögenden Stände, das massenhafte „Hin- und Herrutschen zur Erholung". Schon die beständigen Hudeleien, denen der Reisende ausgesetzt sei, müßten, meinte er, jeden verständigen Alten davon abhalten.

Sein einsiedlerisches Leben hing mit seiner ganzen pessimistischen Weltanschauung, mit seiner Menschenverachtung und seinem immerhin veredelten Egoismus zusammen.

Er war freilich nicht selbstsüchtiger als tausend andere, aber sein Egoismus, den er durch eine Menge scheinbarer Gründe zu stützen wußte, stand doch im Widerspruch mit dem Idealbilde, das wir uns von einem Denker und Weltweisen machen; denn wir werden uns einen solchen auf seiner höchsten Höhe auch immer nur als einen Mann von umfassendster und zugleich werkthätiger Menschenliebe vorstellen können. Es ist zwar erfreulich zu lesen, daß Schopenhauer, wie wenigstens Gwinner versichert, Mildthätigkeit in einem für seine Verhältnisse ungewöhnlichen Grade geübt, verarmte Anverwandte unterstützt und namentlich bei öffentlichen Unglücksfällen Hülfe gespendet habe. Wenn er von seinem Vermögen mitunter einen so guten Gebrauch machte, so wollen wir es ihm gern vergeben, wenn er Verschwendung für ein größeres Laster erklärte als den Geiz, obschon jene ein wenigstens liebenswürdigeres Laster ist und ein Verschwender in einer dramatischen Dichtung oder einem Roman stets eine poetischere Figur abgeben wird als der Geizige, der als Held einer Dichtung, und kaum minder im Leben, immer nur eine widrige abstoßende Rolle spielen wird und von jeher gespielt hat. Kurz, wenn wir auch der Sparsamkeit und praktischen Umsicht, womit Schopenhauer, um unabhängig leben zu können, sein Vermögen zusammenhielt und mehrte, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und darin den Beweis erkennen, daß er seine kaufmännischen Jugendstudien doch nicht ohne Erfolg gemacht hat, so glauben wir doch sagen zu dürfen, die wahre Menschenliebe bethätige sich nicht allein dadurch, daß man in einzelnen außerordentlichen Fällen die Hand aufthue und ein Almosen spende, das man entbehren kann. Dies ist lobenswerth und jedenfalls lobenswerther, als wenn es nicht geschieht. Aber der wahre Freund der Menschen und der Menschheit hat noch eine höhere Mission zu erfüllen; er muß mit den Menschen und für sie leben und sich dem Verkehr mit ihnen nicht entziehen, wenigstens nicht in der Weise und zu dem Zwecke wie Schopenhauer, dessen Streben einzig dahin gerichtet war, alle unangenehmen Berührungen mit der Menschheit, die ihn in seinem Stolze und seinem philosophischen Comfort stören konnten, von sich fern zu halten. Schopenhauer hatte überflüssig viel Muße, aber von dieser etwas zu opfern, wäre ihm nicht eingefallen; denn Muße hielt er für das „höchste Erdengut", dem man vor allem nachtrachten müsse; etwas anderes wäre es gewesen, hätte er seine Zeit für seine Existenz zusammenhalten müssen. Wo er in seiner geistigen Selbstgenügsamkeit gestört, wo ihm widersprochen wurde, da trat er schroff, ja lieblos und verletzend auf, wie er dies selbst seiner Mutter gegenüber that. Er predigte zwar das Mitleid gegen die Menschheit, aber es war dies das Mitleid eines stolzen Geistes, das mit seiner Menschenverachtung genau zusammenhing; es war das Mitleid, wie man es wol auch mit einem bis zum Aeußersten geängstigten leidenden Thiere hat; es war nicht jene Liebe, von der ein anderer von ihm geringgeschätzter Philosoph Schelling sagt: „Auch der Geist ist noch nicht das Höchste, er ist nur der Geist oder der Hauch der Liebe; die Liebe ist das Höchste."

Gwinner erzählt von Schopenhauer folgenden charakteristischen Zug:

> Die rücksichtslose Heftigkeit, mit der er dem, was ihm recht dünkte, in jeder Lage Geltung zu verschaffen suchte, das gänzliche Unvermögen sich seiner Natur widerstrebenden Personen und Verhältnissen anzubequemen, verwickelte ihn nicht selten in Widerwärtigkeiten. So hatte eine Bekannte seiner Hauswirthin 1821 — er bewohnte bis 1840 nur chambres garnies — die Gewohnheit, in seinem Vorzimmer Kaffeebesuche zu empfangen. Diese Person warf er einst unsanft zur Thüre hinaus, wobei sie auf den rechten Arm fiel und arbeitsunfähig geworden sein wollte. Es kam zum Proceß, der für ihn ungünstig endete, denn er mußte die Alte lebenslänglich alimentiren. Sie besaß leider eine zähe Constitution: selbst der Würgengel der Cholera rang vergebens mit ihr und er trug die Last über zwanzig Jahre, bis er endlich auf ihren Todesschein schreiben konnte: obit anus abit onus!

Schopenhauer hatte es also, wenigstens zu jener Zeit, mit all seiner Philosophie nicht zu jenem stoischen Gleichmuth gebracht, welchen die alten griechischen Philosophen als das letzte und höchste Ziel aller Welt- und Lebensweisheit erkannten. Möglich, ja wahrscheinlich, daß er später diesem Ziele näher kam, aber doch immer nur infolge der von ihm consequent verfolgten Lebenspolitik, die Menschen mehr zu meiden, als sie aufzusuchen. Dabei verkennen wir nicht, daß einem pessimistischen Denker wie Schopenhauer allerdings gerade in unserer Zeit die Versuchung nahe tritt, sich von dem verwirrenden, anspruchsvollen Welttreiben auf sich selbst zurückzuziehen und sein eigener Gott zu sein.

Der gerade in Deutschland so häufig anzutreffende geistige Stolz, die Einbildung, allen übrigen Menschen an Wissen und Erkenntniß überlegen zu sein und den Kern der Dinge erfaßt zu haben, waren bei ihm bis zu einem selbst in Deutschland ungewöhnlichen Grade entwickelt. Wir geben ihm nicht unrecht, wenn er einmal sagt: „Daß einer ein großer Geist sein könne, ohne etwas davon zu merken, ist eine Absurdität, welche nur die trostlose Unfähigkeit sich einreden kann, damit sie das Gefühl der eigenen Nichtigkeit auch für Bescheidenheit halten könne." Wir glauben auch, daß man vollkommen berechtigt sei, seine eigenen Verdienste, falls diese absichtlich verkannt werden oder falls andere sie sich anzueignen suchen, mit aller Macht geltend zu machen. Das ist einfach Nothwehr; und nur in der Defensivstellung darf das Bewußtsein wirklichen Verdienstes auch aggressiv verfahren. Aber den weiter von Schopenhauer angeführten bekannten Spruch Goethe's, daß nur die Lumpe bescheiden sein, sollte ein Mann, der wie Schopenhauer kein Lump war, niemals in den Mund nehmen; denn dieser Spruch scheint leider zumeist nur für diejenigen erfunden zu sein oder von ihnen angewendet zu werden, welche ihre Lumperei unter der verblüffenden Larve der Unbescheidenheit verbergen und den Satz dahin auslegen, daß man, um etwas zu gelten und etwas vor sich zu bringen, möglichst arrogant auftreten müsse. Im übrigen hat auch der größte, gewaltigste Geist Ursache genug, bescheiden zu sein. Selbst Goethe, den man des

Stolzes beschuldigt und der doch mit allem Recht nur fühlte und wußte, was er war, hat es wiederholt und mit größtem Nachdruck ausgesprochen, daß er sehr wenig gewesen sein würde, wenn man das von ihm abzöge, was er von andern, von seinen Vorgängern gelernt habe. Je länger man lebe, desto mehr sollte man mit Sokrates und Goethe einsehen, wie wenig man weiß im Verhältniß zu dem, was man wissen könnte und sollte und was zum Theil auch von andern gewußt wird. An der Erkenntniß des Absoluten, des Urgrunds der Welt, ist ohnehin bis-jetzt noch jedermann gescheitert. Andererseits muß man freilich sagen, daß Schopenhauer, abermals aus Stolz, lange Jahre selbst die erlaubtesten Mittel verschmähte, sich zur Geltung zu bringen. Er glaubte, seine Zeit würde schon kommen, und sie kam. In seinen letzten Jahren ließ er dann und, wie es scheint, nicht ohne Wohlgefallen, die von seinen Verehrern zur Verbreitung seines Ruhms und seiner Lehre angesetzten Hebel arbeiten.

Schopenhauer blieb unverheirathet; ein Anachoret verheirathet sich nicht. Er verwarf für seine Person eben sowol die Heirathen aus Liebe wie die aus Convenienz und kaufmännischer Berechnung. In Betreff der erstern berief er sich auf das spanische Sprichwort: „Wer aus Liebe heirathet, hat unter Schmerzen zu leben." Seine Ansicht war, daß das gewöhnliche Ziel der sogenannten Carrière junger Männer doch nur sei, das Lastthier eines Weibes zu werden, und daß neben den Bessern unter ihnen die Frau in der Regel nur hergehe „wie eine Jugendsünde". Man werde finden, daß fast alle echten Philosophen ledig geblieben seien: so Cartesius, Leibniz, Malebranche, Spinoza und Kant. Die großen Dichter dagegen seien alle verheirathet gewesen, und zwar alle unglücklich; Shakspeare habe sogar doppelte Hörner getragen. Jedenfalls wird man aber sagen dürfen, daß der Cölebitär die Welt nur halb kennt; er weiß nichts von dem Verhältniß eines Mannes zu seiner Frau, nichts von dem Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern und der Kinder zu ihrem Vater, nichts von den complicirten Verhältnissen, in die der Mann als Familienvater zur Welt gesetzt wird; kann man doch sagen, daß sich ein Familienvater mit jedem Kinde mehr auch in eine neue Combination, in ein neues Verhältniß zur Welt verflochten sieht. Der Cölebitär, namentlich wenn er so abgeschlossen von der Welt lebt wie Schopenhauer, weiß ferner nichts oder wenig von der allmählichen psychischen und physischen Entwickelung des Individuums, wovon doch gerade der Philosoph sehr viel wissen sollte; kurz, es werden sich in seiner Kenntniß des Seelenlebens und der menschlichen Verhältnisse die empfindlichsten Lücken offenbaren. Freilich ist anzunehmen, daß bei Schopenhauer, wenn er für eine Familie zu sorgen und zu arbeiten genöthigt gewesen wäre, der Pessimismus in Verzweiflung ausgeartet sein möchte. Jedenfalls würde dieser bei ihm nur neue Nahrung erhalten haben; denn die gemeinere Menschensorte pflegt gegen den bravsten Familienvater unnachsichtlicher und rücksichtsloser zu verfahren als gegen den lockersten Junggesellen.

Der Pessimismus ist, wie man weiß, die Grundanschauung der Schopenhauer'schen Philosophie, und wenn dieser Pessimismus auch an sich nicht neu ist, so muß man doch sagen, daß Schopenhauer neu und unerschöpflich erfinderisch darin war, Gründe für ihn aufzufinden. Während andere vom Standpunkte der Perfectibilität den Pessimismus als etwas zu Ueberwindendes und zu überwinden Mögliches hinstellten, war er für Schopenhauer, der im Zusammenhange mit dieser Anschauung auch die Liebe fast ausschließlich auf das bloße Geschlechtsbedürfniß zurückführte, möchte man sagen absolutes Gesetz, und darin ist Schopenhauer neu. Was die Menschen zusammenbringe und zusammenhalte, äußerte er, sei ihre Gemeinheit, Kleinheit, Plattheit, Geistesschwäche und Erbärmlichkeit. Daher sei sein Gruß an alle Bipedes: „Pax vobiscum, nihil amplius!" Der Mensch edlerer Art glaube in seiner Jugend, die wesentlichen und entscheidenden Verhältnisse und daraus entstehenden Verbindungen zwischen Menschen seien die ideellen, die auf Aehnlichkeit der Gesinnung, der Denkungsart, des Geschmacks, der Geisteskräfte beruhenden; allein er werde später inne, daß es die reellen sind, d. h. die, welche sich auf irgendein materielles Interesse stützen. Diese lägen fast allen Verbindungen zum Grunde; sogar habe die Mehrzahl der Menschen keinen Begriff von andern Verhältnissen. Dies offen und redlich eingestehen, ist nicht so schlimm und gefährlich, als die Heuchelei auf der Gegenseite, womit man so häufig sich den Anschein gibt, ideelle Tendenzen zu verfolgen, während man doch etwas sehr Materielles im Sinne hat. Daher die Verlogenheit so vieler Verhältnisse und Personen, daher der betrügerische Gesellschaftsfirnis, um den innern Wurmfraß zu verkleben. Auch ist dieser Pessimismus wol ein nothwendiges Correctiv und Regulativ gegen jenen neuesten verderblichen, blos mercantilen und nationalökonomischen Optimismus und Eudämonismus, der das vorhandene ungeheuere sittliche Deficit gar nicht in Rechnung bringt und nicht Worte genug finden kann, um, wie Gwinner mit Recht bemerkt, „den glänzenden Stand des Geschäfts zu verherrlichen". Und was wäre jetzt nicht Geschäft? Man spricht mit Recht von „Staatsgeschäften"; denn auch sie scheinen nur zu dem Zweck dazusein, mit ihnen ein gutes Geschäft zu machen. Man weiß jetzt fast nur noch etwas von Finanzministern und höchstens Kriegsministern; jedes Kind kennt den Finanzminister Fould, wie es seinen Knecht Ruprecht kennt; aber diejenigen, welche wissen, wie der gegenwärtige französische Cultusminister heißt, wird man wahrhaftig zählen können.

In allem diesen war Schopenhauer, welcher gestand, sich immer furchtbar einsam gefühlt und den Ruf: gib mir einen Menschen! immer umsonst ausgestoßen zu haben, durchaus wahr und consequent; sein Leben und seine Lehre, insofern diese auf ein Fakirthum innerhalb einer moralisch zersprengten und nur durch materielle Interessen zusammengehaltenen Gesellschaft hinauslief, standen in vollstem Einklange. Ueberhaupt war seine Wahrheitsliebe über allem Zweifel erhaben; sie besonders ist es, die seiner Philosophie einen sittlichen Charakter aufprägt. Seine Mutter selbst bekannte: „Wahrheitsliebe ist seine

größte Tugend; nie habe ich eine Lüge aus seinem Munde gehen hören." Aus Liebe zur Wahrheit ging er auch lange Jahre hindurch Gesprächen möglichst aus dem Wege, bis zuletzt, wo sich doch einzelne zu ihm fanden, die ihm gleiche Stimmungen und Gefühle entgegenbrachten. „Unterhalte er sich mit den Menschen", sagte er, „so empfange er ihre Meinungen, die meistens falsch, flach oder erlogen seien und in der armseligen Sprache ihres Geistes." Dagegen steht mit seiner halbindischen Lehre, daß es als das größte Glück des Menschen betrachtet werden müsse, zum absoluten Nichts zu gelangen, seine Todesfurcht in merkwürdigem Widerspruch. Von ihr und seinen übrigen Beängstigungen, zum Theil wirklich fixen Ideen, erzählt uns Gwinner wunderliche Dinge. Auch glaubte Schopenhauer an Tischrücken, an die Phrenologie, an die Physiognomik. Wie aber kommt es denn, daß wir nicht im Stande sind, uns das Gesicht eines uns persönlich unbekannten Menschen nach den Eigenschaften, die uns von ihm bekannt sind, zu construiren? Wie kommt es, daß das Antlitz eines namhaften Mannes, von dem wir noch kein Porträt sahen, bei persönlicher Bekanntschaft niemals unsern Vorstellungen entsprechen wird? Bis zu einem gewissen Grade mag etwas Wahres an der Physiognomik sein, indem Leidenschaften und Gemüthsbewegungen zwar nicht in den Gesichtsformen verkörpert sind, aber sich doch im Gesichtsausdruck abprägen; vergesse man jedoch nicht, daß ein theologischer, aber in dieser Hinsicht sehr untheologischer, vielleicht auch etwas renommeesüchtiger Schwärmer sie erfunden oder doch zum System ausgebildet und einer der geistreichsten und verständigsten Köpfe Deutschlands, Lichtenberg, sie durch den beißendsten und schlagendsten Witz der Lächerlichkeit preisgegeben hat. Wir erwähnen dies beiläufig, weil diese auf feste Gesetze gar nicht zurückzuführende, jedenfalls höchst trügliche Wissenschaft oder vielmehr diese Ausgeburt eines etwas verschrobenen Kopfs, dem tausend andere verschrobene Köpfe gedankenlos nachbeten, fortdauernd viel Uebles anrichtet und sogar dazu beigetragen zu haben scheint, Schopenhauer's Leben zu verdüstern und ihn zu isoliren. Er fand höchst selten ein Menschengesicht, in dem er etwas Gutes und Edles las; fast alle Physiognomien widerten ihn an, und das Gesicht seines Pudels gefiel ihm viel besser als jedes Menschenantlitz.

Sein Pessimismus hätte ihn eigentlich zur Demokratie hindrängen sollen; aber Plebs war ihm Plebs, eine auf ewig verworfene, unvernünftige Menschenmasse, mit der man höchstens wegen ihrer Unzurechnungsfähigkeit Mitleid haben könne. Daher setzte er auch in seinem Testament die preußischen Soldaten, welche im Kampfe gegen das sogenannte „Volk" invalid geworden, zu Miterben ein. Sohn eines Patriciers und in einer Zeit geboren und groß geworden, wo der socialen Umsturzpartei gegenüber neben der Aristokratie des Geistes auch die Geldaristokratie immer mehr zur Herrschaft zu gelangen strebte und wußte, blieb er immer und in jeder Hinsicht Aristokrat vom reinsten Wasser. Auch scheint er nur Zeitungen und Zeitschriften ultraconservativen oder sogenannt reactionären Charakters gelesen zu haben; in den übrigen glaubte er nur „Zeitdienerei", wie er es nannte, zu finden, und diese haßte er gründlich. Was seine philosophische und poetische Lectüre betrifft, so las er immer noch viel lieber die jetzt für veraltet geltenden anspruchslosen Schriften eines Reimarus, Garve, Platner, Feder u. s. w., als die Schriften der „drei berühmten nach-Kantischen Sophisten", geschweige denn die „unerträglichen Schreibereien ihrer Asecten und Epigonen". Dort begegne man, meinte er, selbst bei geringem Talente überall „jener in der reinen Liebe zur Wahrheit wurzelnden Keuschheit des philosophischen Denkens", hier dagegen nur „leeren, dunkeln, prätentiösen, in Hyperbeln und Contradictionen schwelgenden Wortgeweben". Die deutschen Mystiker studirte er eifrig, und Angelus Silesius und der Verfasser der „Deutschen Theologie" gehörten zu seinen Lieblingen. Gwinner bemerkt weiter:

Für die großen Dichter aller Jahrhunderte bewahrte er sich zeitlebens einen wachen Sinn: am meisten las er Shakspeare und Goethe, in zweiter Linie Calderon und Lord Byron, dessen pessimistischer „Kain" ihn natürlich am meisten entzückte. Unter den Lyrikern hielt er neben Petrarca Burns und Bürger in hohen Ehren. Denn letzterm war er geneigt, wegen seiner Unmittelbarkeit und hohen Kraft im lyrischen Ausdruck den nächsten Platz neben Goethe zuzugestehen, obwol er Schiller keineswegs gering achtete, wie dies unter den romantischen Starkgeistern seiner Jugend Mode geworden war. Doch sah er in den Uebertreibungen des Schiller-Festes „eine starke Versuchung zur Ungerechtigkeit" gegen den großen Dichter.

Ueber Schopenhauer's Philosophie zu sprechen und sie gegen ihre neuesten Ankläger in Schutz zu nehmen, müssen wir seinen Anhängern Frauenstädt, D. Asher u. s. w. überlassen. Gwinner bringt über sie ein lesenswerthes Kapitel, in welchem er, nachdem er das „punctum saliens" dieser Philosophie als „unsterbliches Verdienst" Schopenhauer's hervorgehoben, auch ihre Gebrechen nicht verschweigt. Unter anderm bemerkt er: „Das Gefühl, diese große Thatsache des Bewußtseins, sehen wir in diesem Systeme auf eine gewaltsame, ja leichtfertige Weise elimitirt und vertuscht: denn es paßt nicht hinein." Nun ja, das Gefühl besteht für die moderne deutsche Philosophie überhaupt nicht; sie ist, so weit sie sich in Systemen entwickelt hat, bei aller Großartigkeit der Combination und Tiefe der Speculation vielleicht das gemüthloseste Product des menschlichen Verstandes, das es je gegeben hat, und das menschliche Herz friert in ihrer kalten Begriffsatmosphäre vollkommen ein; was ihr eisiger Hauch berührt, welkt und verdorrt oder verwandelt sich in die Eisblumen abstracter Begriffe. Selbst der gute, aber trocken rationalistische Krug lehrte die studirende Jugend, daß das Gefühl in die philosophische Erkenntniß nicht mit dreinzureden habe, daß man ihm die Thür weisen müsse. Als ob das Gefühlsvermögen die Erkenntniß nicht oft viel richtiger leite als das Begriffsvermögen! Daß aber solche Lehren die Gemüther der Jugend hinlänglich verwüstet und ausgedörrt haben, das hat man seitdem zu erfahren wol genügend Anlaß gehabt. Bei Schopenhauer kommt aber doch das Gefühl oder, sagen wir besser, das Gemüth wenigstens indirect im Pessimismus und im

Mitleid zum Ausdruck. Eigentlich atheistisch möchten wir seine Philosophie nicht nennen. Wenn Schopenhauer von einem „Urheber der Welt", nämlich dem „Willen zum Leben" spricht, so ist dies im Grunde doch nur eine andere, wenn auch ziemlich willkürliche Formel, eine Umschreibung für Gott; jedenfalls aber war es eine Sinnlosigkeit, wenn Schopenhauer in der „Revue des deux mondes" einmal mit L. Büchner zusammengestellt wurde. Im übrigen will es uns fast bedünken, als ob es am besten sei, bei Schopenhauer den Begriff eines „Systems" fallen zu lassen; es war vielleicht sein Fehler, daß er den Anspruch darauf machte, ein neues System zu schaffen und es den übrigen Systemen als ein diese ablösendes gegenüberzustellen. Er war ein origineller und geistvoller, aber, außer daß er den Pessimismus in eine Art System gebracht hat, kein systematischer Denker; das Beste an ihm sind die vielen insektenartig hin- und herfliegenden, zum Theil mit scharfen Stechwerkzeugen ausgestatteten aphoristischen Gedanken, die geistreichen Maximen und Aphorismen, die aus realer Lebens- und Menschenbeobachtung hervorgegangen sind und ihn, wie die „Revue contemporaine" gelegentlich mit Recht bemerkte, als einen Philosophen ausweisen, welcher die Welt gesehen hat.

Daher ist die Sammlung solcher „Lichtstrahlen" aus seinen Werken, wie sie Julius Frauenstädt in seinem Buche (Nr. 2) zusammengestellt hat, gar sehr willkommen zu heißen und dem Laienpublikum, welches sich über Schopenhauer und aus ihm belehren will, als ein Werk zu empfehlen, das seinen Ansprüchen vollkommen genügen wird. In der Einleitung bemerkt Frauenstädt, daß er in unserer „lebenslustigen und genußsüchtigen, bis über die Ohren im Materialismus steckenden" Zeit die Schopenhauer'sche Lehre gerade wegen ihres tief sittlichen Kerns für sehr zeitgemäß halte; denn sie bilde „einen heilsamen Dämpfer auf die Lebensgier und auf das Rennen nach irdischer Glückseligkeit, das unsere Zeit charakterisirt". Er sagt weiter:

Man kann von keinem so viel lernen, als von ihm, und keiner bringt so viel Licht und Klarheit in unsere Gedanken und drängt unser eigenes Urtheil so sehr zur Entscheidung, als er. Ueberdies finden sich auch schon in seinen eigenen Werken die seine Einseitigkeiten und Schroffheiten mildernden Stellen, und ich war in nachfolgender Auswahl bemüht, dieselben heranzuziehen.

Nach einer gedrängten Biographie Schopenhauer's und einer kurzen, aber klaren und für ein Laienpublikum genügenden Charakteristik seiner Lehre läßt der Verfasser die „Lichtstrahlen" folgen, welche in die Rubriken „Erkenntniß", „Geistesthätigkeit und Geistesproduction", „Natur", „Aesthetische Anschauung und Kunst", „Geschichte und Staat", „Tugend und Heiligkeit", „Lebensweisheit und Lebenskunde" abgetheilt sind. Wir erlauben uns zur Ergänzung unserer Charakteristik Schopenhauer's noch eine kleine Anzahl dieser Sentenzen hier mitzutheilen, die uns für seine Lebensanschauung besonders bezeichnend zu sein scheinen:

Die glänzenden Blätter der Literaturgeschichte sind, beinahe durchgängig, zugleich die tragischen. In allen Fächern bringen sie uns vor Augen, wie in der Regel das Verdienst hat warten müssen, bis die Narren ausgenarrt hatten, das Gelag zu Ende und alles zu Bette gegangen war: dann erhob es sich wie ein Gespenst aus tiefer Nacht, um seinen ihm vorenthaltenen Ehrenplatz doch endlich noch als Schatten einzunehmen. —

Das Leben jedes Einzelnen ist, wenn man es im ganzen und allgemeinen übersieht und nur die bedeutsamsten Züge heraushebt, eigentlich immer ein Trauerspiel; aber im einzelnen durchgegangen, hat es den Charakter des Lustspiels. Denn das Treiben und die Plage des Tags, die rastlose Neckerei des Augenblicks, das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde, mittels des stets auf Schabernack bedachten Zufalls, sind lauter Komödienscenen. Aber die nie erfüllten Wünsche, das vereitelte Streben, die vom Schicksal unbarmherzig zertretenen Hoffnungen, die unseligen Irrthümer des ganzen Lebens, mit dem steigenden Leiden und Tode am Schlusse, geben immer ein Trauerspiel. So muß, als ob das Schicksal zum Jammer unsers Daseins noch den Spott fügen gewollt, unser Leben alle Wehen des Trauerspiels enthalten, und wir dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten können, sondern, im breiten Detail des Lebens, unumgänglich läppische Lustspielcharaktere sein. —

Daß das Weib, seiner Natur nach, zum Gehorchen bestimmt sei, gibt sich daran zu erkennen, daß eine jede, welche in die ihr naturwidrige Lage gänzlicher Unabhängigkeit versetzt wird, alsbald sich irgendeinem Manne anschließt, von dem sie sich lenken und beherrschen läßt, weil sie eines Herrn bedarf. Ist sie jung, so ist es ein Liebhaber; ist sie alt, ein Beichtvater. —

Wenn es überhaupt mit aller Geschichte viel auf sich haben sollte, müßte unser Geschlecht nicht ein so erzlügenhaftes sein, wie es leider ist. —

Grenzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten und bedarf keiner Casuistik. Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig keinen verletzen, keinen beeinträchtigen, keinem wehe thun, vielmehr mit jedem Nachsicht haben, jedem verzeihen, jedem helfen, so viel er vermag, und alle seine Handlungen werden das Gepräge der Gerechtigkeit und Menschenliebe tragen. —

Einen sehr edeln Charakter denken wir uns immer mit einem gewissen Anstrich stiller Trauer, die nichts weniger ist, als beständige Verdrießlichkeit über die täglichen Widerwärtigkeiten (eine solche wäre ein unedler Zug und ließe böse Gesinnung fürchten); sondern ein aus der Erkenntniß hervorgegangenes Bewußtsein der Nichtigkeit aller Güter und des Leidens alles Lebens, nicht des eigenen allein. —

Wenn man jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen wollte, so würde ihn Grausen ergreifen: und wenn man den verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgischen Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finstern Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerthurm des Ugolino blicken lassen wollte; so würde sicherlich auch er zuletzt einsehen, welcher Art dieser meilleur des mondes possibles ist. Woher denn anders hat Dante den Stoff zu seiner Hölle genommen, als aus dieser unserer wirklichen Welt? Und doch ist es eine recht ordentliche Hölle geworden. Hingegen als er an die Aufgabe kam, den Himmel und seine Freuden zu schildern, da hatte er eine unüberwindliche Schwierigkeit vor sich, weil eben unsere Welt gar keine Materialien zu so etwas darbietet. —

Es ist wirklich die größte Verkehrtheit, diesen Schauplatz des Jammers in einen Lustort verwandeln zu wollen und, statt der möglichsten Schmerzlosigkeit, Genüsse und Freuden sich zum Ziele zu stecken; wie doch so viele thun. Viel weniger irrt wer, mit zu finsterm Blicke, diese Welt als eine Art Hölle ansieht und demnach nur darauf bedacht ist, sich in derselben eine feuerfeste Stube zu verschaffen. Der Thor läuft den Genüssen des

Lebens nach und sieht sich betrogen: der Weise vermeidet die Uebel.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß soeben in demselben Verlage wie die obigen Schriften eine von Schopenhauer 1831 verfaßte und von Frauenstädt aus dessen Nachlaß herausgegebene Uebersetzung von Balthazar Gracian's „Oraculo manual, y arte de Prudencia“ unter dem Titel „Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit“ erschienen ist. Wir werden auf den Inhalt der Schrift bei einer andern Gelegenheit zu sprechen kommen, da derselbe mit der eigentlichen Aufgabe gegenwärtiger Betrachtung direct nichts zu thun hat, wiewol sich aus ihm die Vorliebe, welche Schopenhauer für das in seiner Art treffliche Buch des Spaniers hegte, sehr wohl erklärt und Rückschlüsse auch auf Schopenhauer's Lebensanschauung und Lebenspraktik sich daraus ableiten lassen.

Hermann Marggraff.

Die Kriege in Algier.

Geschichte der Kriege in Algier von Heim. Zwei Bände. Mit 2 Karten und 1 Plane. Königsberg, Theile. 1861. Gr. 8. 4 Thlr.

Es ist gewiß erfreulich, wenn sich junge Offiziere in der Muße, welche ihnen der Dienst gewährt, ernsten Studien widmen, und wir nehmen die Früchte derselben, sobald sie, reif geworden, an das Licht der Oeffentlichkeit treten, gern mit Anerkennung auf. Der leider kürzlich noch jung verstorbene talentvolle Verfasser sagt in der Vorrede, daß ihm eine Episode des französischen Kriegs, die er zur Behandlung in einem Vortrage bestimmt habe, unter den Händen über die Grenzen eines solchen hinausgewachsen sei, daß er aber die Ausbeute dieser Beschäftigung für sich selbst behalten haben würde, wenn nicht gerade in letzter Zeit Frankreichs wachsende Militärmacht in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten wäre; dies allein habe ihn bestimmt, mit seiner Arbeit, die er einen unvollkommenen Versuch nennt, in der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Diese Bescheidenheit, die sich auch in dem aus Goethe's „Tasso“ entlehnten Motto ausspricht, macht ihm Ehre. Wir wollen dem seinen Studien folgen und unsern Lesern zeigen, wie er die Kriege, welche die Kampfschule der Franzosen gewesen sind, dargestellt hat.

Der erste Band gibt als Einleitung zu dem Hauptthema eine Uebersicht der Schicksale jenes Landstrichs, der heute Algier heißt, von der Schlacht von Zama an, und kommt schnell zu der Entstehung des Raubstaats, welchem Karl V., Ludwig XIV. und später die Spanier vergebens ein Ende zu machen suchten. Diese verschiedenen Expeditionen werden kurz geschildert, Lord Exmouth's Bombardement und die letzten Jahre der algierischen Unabhängigkeit. Ein Ueberblick der geographischen und politischen Verhältnisse des Landes unter den beiden letzten Regenten geht der Erzählung der folgenden Thatsachen voraus; wir finden diesen klar und anschaulich, auch die Sittenschilderungen sind gelungen. Dann lesen wir die allmählich wachsende Verwickelungen der Verhältnisse, welche endlich zum Bruch mit Frankreich führte und die Vorbereitungen zur Expedition, welche mit großer Vorsicht und einer allerdings lächerlichen Aengstlichkeit betrieben wurden. So nahmen die Franzosen eine große Zahl von Hunden mit, welche das Wasser der Brunnen kosten sollten, ob es vielleicht vergiftet sei, und außerdem große Puppen in Uniform, um den Feind zu täuschen. Die Darstellung der Kriegsereignisse nach der Landung ist nach verschiedenen Quellen, welche dem Verfasser zugänglich waren, gearbeitet; diese Quellen sind genannt, nur Nettement's Werk vermissen wir darunter.

Hussein-Pascha, der letzte Dei, hatte sein Schicksal mit Würde getragen; auf die Eroberung sollte nun die Befestigung des Besitzes folgen. Aber die Armee wurde durch die geringe Anerkennung ihrer Verdienste gekränkt: zwei Ludwigskreuze und außer der Ernennung des commandirenden Generals Bourmont zum Marschall und des Admirals Duperré zum Pair keine einzige Beförderung! Die folgenden Expeditionen gegen Oran, Bona und Blidah beschäftigten sie jedoch, dann kamen die Nachrichten von der Julirevolution, welche alle Gemüther in Anspruch nahmen. Bourmont wollte anfangs mit der Armee in das Vaterland zurückkehren und dort die weiße Fahne wieder aufpflanzen, auch die meisten Offiziere waren dazu geneigt; aber die Ausführung scheiterte an dem Widerspruch der Marine, welche die Ueberfahrt für diesen Zweck verweigerte. Für Bourmont war schon der Nachfolger ernannt und der Eroberer von Algier folgte seinem Könige in die Verbannung.

Clauzel, der neue Obergeneral, ging an die Organisation der Armee wie der Verwaltung des Landes. Bei ersterer hätte der Verfasser, seiner in der Vorrede ausgesprochenen Idee gemäß, etwas ausführlicher sein, namentlich die Errichtung der besondern afrikanischen Truppen genauer schildern können. Die Anmerkung über die Chasseurs d'Afrique ist sogar etwas unverständlich, wenn es darin heißt, man habe ihre Bewaffnung ganz der der afrikanischen Jäger gleich gemacht — soll wol heißen der leichten Cavalerie. Dagegen werden die Expeditionen, durch welche die Eroberung von Algier nach und nach erweitert und befestigt wurde, klar und gut, mit taktischem Detail, welches wir immer besonders willkommen heißen, dargestellt. Den Anfang machte die Expedition gegen den Bei von Titteri, der den Franzosen den Krieg erklärt hatte. Bei der Erstürmung des Engpasses, welchen der Bei besetzt hatte, lesen wir zuerst einen heute berühmten Namen: MacMahon, welcher, damals Adjutant des Generals Achard, der erste im Passe war. Vielleicht hätte der Verfasser bei dieser wie anderer Gelegenheit den Leser durch eine Note aufmerksam machen können: es ist gewiß von Interesse, die Laufbahn berühmter Zeitgenossen von ihren Anfängen an zu verfolgen. Clauzel's Misverhältnisse mit dem damaligen Minister des Auswärtigen, Sebastiani, führten bald zu seiner Abberufung; General Berthézène ersetzte ihn. Seine verunglückte Expedition nach Medeah wirft ein interessantes Streiflicht auf das, was aus französischen Truppen, wenn ihr „Elan“, diese todtgehetzte Tagesparole, einmal einen Rückschlag bekommt, werden kann. Auf dem Rückzuge, gedeckt durch ein fast ganz in Schützen aufgelöstes Bataillon, riß eine solche Verwirrung ein, daß die Armee plötzlich von einem panischen Schrecken ergriffen wild durcheinander flüchtete und 4000 Franzosen wie gelähmt von einer Hand voll Kabylen vernichtet worden wären, wenn nicht die Tapferkeit Duvivier's mit dem neu errichteten zweiten Zuavenbataillon, dem sich viele pariser Freiwillige anschlossen, sie gerettet hätte.

Ehe der Verfasser zu den folgenden Ereignissen übergeht, gibt er sehr zweckmäßig eine gelungene Beschreibung der Provinz Oran, welche von da an fast ausschließlich den Schauplatz des Kriegs bildet; er schildert dann Savary's üble Verwaltung, wodurch die Eingeborenen vielfach aufgereizt wurden. So warfen die Franzosen bei ihren Straßenbauten, wenn diese maurische Grabstätten berührten, die Leichen rücksichtslos auf die Felder, schlossen Moscheen und verwendeten sie zu Magazinen oder richteten sie zu katholischen Kirchen ein. Dann aber gab die unmenschliche Niedermetzelung eines Stammes, obenein für eine That, die er gar nicht einmal begangen hatte, das Signal zum Vernichtungskampfe, welchen die Marabuts mit fanatischem Eifer anschürten. Savary's Treulosigkeit gegen zwei ihm verdächtige Häuptlinge, die er unter freiem Geleit nach Algier lockte und dort hinrichten ließ, entrüstete selbst die eigene Armee, und er verließ Algier, von dem Fluche der Einwohner begleitet. Seine militärischen Maßregeln der Kriegführung waren zweckmäßig gewesen, sie wurden von seinen Nachfolgern zu wenig gewürdigt. Nun trat in der Provinz Oran Abd-el-Kader's wachsende Macht immer drohender hervor, seit er zum Emir von Maskara erwählt worden war. Wir können dem Gange der Ereignisse, wie

sich aus unbedeutenden Gefechten und einzelnen Colonnenzügen zu immer größern Dimensionen entwickelte, nicht weiter eingehend folgen; wir bemerken nur, daß der Verfasser es verstanden hat, sie übersichtlich zu gruppiren, und wenn auch von den Kriegen in Algier, wie einst von den Punischen, gesagt werden muß, daß sie nur von einer Seite, also parteiisch beschrieben worden sind, so ist doch hier aus den französischen Berichten Wahrheit und Beschönigung soweit als möglich gesichtet worden. Wir sehen die spätern Berühmtheiten, Jussuf in Bona, Lamoricière als ersten Chef der eingerichteten arabischen Bureaux, Pélissier, der ihm in dieser Stellung folgte, allmählich hervortreten. Abd-el-Kader strebte mit Erfolg danach, die arabischen Streitkräfte unter seiner Führung zu vereinigen. Die Franzosen hatten Budschia zerstört, Mostaganem unterworfen und sicherten ihre Positionen überall durch Blockhäuser, welche in Frankreich gezimmert, in Afrika nur zusammengesetzt wurden und ihnen, da ihre Gegner keine Artillerie besaßen, sehr wesentliche Dienste leisteten. Aus letzterm Grunde misglückte auch Abd-el-Kader's Angriff auf Mostaganem. Doch führten die Verhältnisse einen Friedensschluß herbei, welchen Abd-el-Kader selbst wünschte. Sein Schreiben an General Desmichels, der die ersten Schritte dazu gethan, ist höchst charakteristisch. Eine Empörung vieler Stämme, welche ihn seiner Macht zu berauben drohte, wurde von ihm siegreich niedergeschlagen und sein Ehrgeiz nahm jetzt einen immer höhern Schwung. Ein Jude, Durand, wurde sein Agent in Algier und wußte sich ganz in das Vertrauen des Gouverneurs Drouet d'Erlon zu schleichen, welcher dadurch in die schwierigste Lage gesetzt wurde. Abd-el-Kader konnte nun, um die Stämme von Algier und Titteri auch seiner Herrschaft zu verbinden, den Schelif überschreiten, den ihm der vorige Statthalter als Rubicon gesetzt hatte, und Erlon ließ es geschehen, ordnete ihm sogar einen Abgesandten zu, der nur gekommen zu sein schien, ein Zeuge seiner Triumphe zu sein. Durch Trézel's Energie kam es aber doch zum Bruch und Abd-el-Kader rief nun alle Araber zum heiligen Kriege. Dieser, mit abwechselndem Glück geführt — denn auch die Franzosen erlitten manche Niederlage —, brachte nun den General Bugeaud nach Algier, „welchem die Ehrenrettung des französischen Namens anvertraut war". Marschall Clauzel war unterdessen in Frankreich gewesen, um seine Verwaltung gegen die heftigsten Angriffe zu vertheidigen; es war dort schon die Frage aufgeworfen worden, ob man die Eroberung überhaupt fortsetzen sollte. Clauzel beschloß, durch eine dritte glorreiche Expedition die siegeseitle Nation zu blenden und seine Gegner niederzuhalten. Diese Expedition wurde gegen Konstantine gerichtet. Wir begegnen nun auch dem Herzog von Nemours auf dem Kriegsschauplatze, wie denn der Bürgerkönig Ludwig Philipp das Blut seiner Söhne, die freilich auch echte Soldaten waren und sind, in Frankreichs Kriegen nicht geschont hat. Der Verfasser gibt eine kurze historische Uebersicht der Schicksale Konstantines, des alten Cirta, seit der Numidier Zeit, und weist dann nach, durch welche militärischen Fehler die Expedition Clauzel's scheitern mußte. Changarnier mit seinem Bataillon deckte den verhängnißvollgen Rückzug. Von allen Seiten angegriffen, rief er seinem Quarré zu: „Allons, meine Freunde! Sehen wir den Leuten ins Gesicht, es sind 6000 und ihr 300, ihr seht also, die Partie steht gleich!" Ein donnerndes: Vive le roi! gab ihm Antwort, die feste Haltung des Vierecks imponirte den Arabern und sie ließen dasselbe unangefochten. Clauzel verlor dann den Oberbefehl in Algier; mit dem neuen Gouverneur kehrte auch Bugeaud zurück, welcher endlich den Frieden an der Tafna mit Abd-el-Kader zu Stande brachte. Die Begegnung Bugeaud's mit dem Emir ist nach dem Berichte eines Augenzeugen höchst interessant geschildert. Die zweite Expedition gegen Konstantine und dessen Eroberung schließt den ersten Band des Werks.

Im zweiten Bande lesen wir zunächst von Valée's energischer und trotz mancher Misgriffe wenigstens im Princip consequenter Verwaltung; wir sehen den Emir seine Rüstungen für den neuen Krieg betreiben; eine Schilderung seiner Armee ist hier ganz an ihrem Platz, nur hätte vielleicht die Fechtart der Araber, besonders ihr Einzelgefecht zu Pferde mit der „Fantasia", dem Caracoliren, das auch von ganzen Trupps ausgeführt wird, früher eine Stelle finden können, da sie nicht jetzt erst hervortrat. Der Herzog von Orléans war mittlerweile nach Algier gekommen und hatte alles, besonders die militärischen Anstalten, genau besichtigt. Er erkannte die Nothwendigkeit, den Arabern gute Schützen entgegenzustellen; dies führte zur Organisation eines Jägerbataillons in Vincennes, zu welchem bald noch neun andere errichtet wurden, welche nun dem Herzoge zu Ehren Chasseurs d'Orléans hießen. Einzelne Kämpfe in der Provinz gingen dem Kriege voran, welchen Abd-el-Kader endlich erklärte. Der Verfasser erzählt die einzelnen Gefechte desselben möglichst nach Berichten von Augenzeugen und weiß die getrennten Kriegsbegebenheiten in den verschiedenen Provinzen gut zu gruppiren, so daß die Uebersicht und der Zusammenhang erhalten bleiben. Wir begegnen dann detaillirten Schilderungen einzelner Vorfälle, welche ihrerzeit großes Interesse erregten, so der Vertheidigung von Mazagran durch Collèvre mit 123 Mann gegen Arabermassen u. s. w. Changarnier, Cavaignac, Bedeau, Lamoricière treten immer bedeutender hervor; Ludwig Napoleon hat sie später bei seinem Staatsstreiche zu beseitigen gewußt. Ende 1840 wurde Bugeaud Generalgouverneur. Seine Kriegführung bildet das Hauptstück des zweiten Bandes, in welchem nun dargestellt wird, wie allmählich der Stern des Emirs zu erbleichen anfing, obgleich er unermüdlich gegen die Uebermacht rang und einen Guerrillakrieg organisirte, der den Franzosen noch lästig genug fiel. Darin kamen die seltsamsten Dinge vor: französische Cavalerie von feindlichen Reitermassen umschwärmt, sitzt ab, formirt Quarré, die Pferde in der Mitte und vertheidigt sich mit dem Carabiner. Man hat davon viel Aufhebens gemacht, es ist aber doch nur ein Eingeständniß ihrer Schwäche als Cavalerie. Dem Herzog von Aumale — in unsern Tagen bekannt genug geworden durch seine Schrift gegen die Napoleoniden — war es vorbehalten, der Macht des Emir durch die Aufhebung seiner Smala den ersten empfindlichen Schlag zu versetzen. Dieser zog nun den Kaiser von Marokko in sein Interesse, und es gelang ihm, die Franzosen zu einer Gebietsverletzung zu reizen, welche zum Kriege mit Marokko führte. In demselben erscheint auch der Herzog von Joinville an der Spitze einer Escadre, bombardirt Tanger und erobert Mogador. Die Entscheidungsschlacht von Isly, welche Bugeaud den Herzogstitel verschaffte und den Frieden herbeiführte, ist nach einem Aufsatze von Blesson in ihren interessanten taktischen Details geschildert. Ueber die Vernichtung des Stammes Ulad-Riah durch Pélissier, der ihn bekanntlich in seinen Höhlen durch Feuer und Rauch vertilgen ließ, gibt der Verfasser eine militärische Erklärung der grausamen That, welche ihrerzeit in ganz Europa Entsetzen weckte. Die Katastrophe endlich unter dem Herzog von Aumale, Abd-el-Kader's Gefangennehmung, bildet den eigentlichen Schluß des langen blutigen Dramas. Was noch folgt, die Ereignisse der Jahre seit der Februarrevolution von 1848 und die gänzliche Unterwerfung der großen Kabylia durch Randon im Jahre 1857 ist nach dem Vorangegangenen nur von untergeordnetem Interesse. Dem Werke, das etwas kurz abbricht, sind zwei gut gezeichnete Karten, nach den Aufnahmen des französischen Kriegsdepots, beigegeben, welche dem Leser das Verständniß der Kriegszüge und Razzias wesentlich erleichtern werden.

Karl Gustav von Berneck.

Zur Geschichte der Kosacken.

Die Kosacken in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen von A. v. W. Berlin, Riegel. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das vorliegende Buch ist ein Anfang oder eine Einleitung zu einer recht verdienstlichen Arbeit, aber nicht deren Vollendung. Der Verfasser selbst erkennt dies gewissermaßen an, indem er sagt, daß sich das Werk über die Kosacken bei seinen allgemeinen Studien

über Militärcolonien herausentwickelt habe und daß er dessen Veröffentlichung gerade jetzt für desto interessanter erachte, je großartigere Veränderungen sich in Rußland vorbereiten. Damit kann man sich vollkommen einverstanden erklären, wenn die somit gegebene Aufgabe sich genau präcisirt darstellt, wenn die Arbeit über die Kosacken sich nicht blos um dieselben herumbewegt, und ein historisches Bild, keine bloßen allgemeinen Bilder anstrebt, welche beiläufig auch auf die Kosacken kommen. Um letztere zu geben und charakteristisch zu gestalten, ist unbedingt eine unmittelbare Bekanntschaft mit den Kosacken der verschiedenen Wohnplätze und Linien nothwendig, um das Gemeinsame aller festzustellen und die Besonderheiten im einzelnen nachzuweisen. Man würde dann finden, daß ein großer Theil des erstern, wenigstens heute, nicht aus dem Volksgeist, sondern aus den unter verschiedenen russischen Herrschern octroyirten Institutionen herrührt; man würde weiter erkennen, daß ein noch größerer Theil der Besonderheiten sich nicht erhielt, sondern durch die Verhältnisse bedingt wurde, unter die man die Kosacken, oft nur sogenannte Kosacken versetzte. Je verworrener die eigentliche Geschichte der Kosacken erscheint, desto bestimmtere Gesichtspunkte ihrer Darstellung mußten festgehalten und zu Gesammtresultaten durchgeführt werden. Ob gerade der Gesichtspunkt der Militärcolonien im westeuropäischen Sinne der entscheidende, lassen wir unberührt; der Verfasser scheint es zu glauben, aber festgehalten hat er auch diesen Gesichtspunkt nicht, oder mindestens unterlassen, in seinen Darstellungen die sich für denselben ergebenden Resultate auszuführen, obgleich dafür in Pidol's vergleichender Darstellung der russischen und österreichischen Militärgrenzen gerade vom militärischen Standpunkt aus eine sehr schätzenswerthe Vorarbeit existirt. Mit einem derartigen Ausgangspunkt hätte sich auch die jetzt sehr breite und ihren Gegenstand, die Kosacken, oft vollkommen aus dem Gesicht verlierende historische Exposition motivirt, welche die speciellen Angaben über die einzelnen kosackischen Gruppen einleitet.

Diese selbst sind offenbar mit großem Fleiße gearbeitet und die statistischen Angaben stellen sich öfters als gute Durchschnittsberechnungen nach den verschiedenen Quellen dar. Aber auch hier entbehren wir der resultatorischen Zusammenfassungen und namentlich des Hinweises darauf, welchen militärpolitischen Erfolg jede der in Frage stehenden Abtheilungen oder Gruppen hatte. Darauf aber wäre es unsers Erachtens vorzugsweise angekommen, um dem Leser ein Gesammturtheil zu ermöglichen, wenn der Verfasser selber dieses als offene Frage liegen lassen wollte.

Resumiren wir unsern Eindruck von dem besprochenen Werke, so erscheint dasselbe als Sammlung eines mannichfach verstreuten Materials, ohne doch auf Vollständigkeit einen berechtigten Anspruch machen zu können. Die Sichtung, Ausscheidung und beziehendliche Ergänzung desselben, um der Bearbeitung des Stoffs nach der historischen, oder ethnographischen, oder militärischen, oder auch culturpolitischen Richtung zu dienen, wird eine neue Aufgabe bleiben; und wenn man dem vorliegenden Buch den Werth einer Vorarbeit dafür nicht abzusprechen vermag, so vermißt man darin ebendeshalb eine nur einigermaßen regelmäßige und vollständige Angabe der Quellenschriften desto schmerzlicher. Soweit uns der Gegenstand bekannt ist, scheint der Verfasser blos aus deutschen Büchern geschöpft, die nicht geringe hierhergehörige russische und polnische Literatur gar nicht gekannt, die englische allzu wenig beachtet zu haben. Daraus ergibt sich weiter der geistig unvollendete Charakter des Werks. Der Verfasser sagt einleitend ausdrücklich, wegen der großen Veränderungen, welche Rußlands Leben soeben durchmache, werde das Buch von zeitgemäßem Interesse sein. Ganz recht; aber dann hätte das Buch auch historisch wenigstens einigermaßen auf die frühern und modernen socialen Wechselbeziehungen zwischen den Kosacken, Polen und Russen eingehen, nicht blos die bekannten politischen, beziehungsweise kriegerischen und aufständischen Begegnungen mit den Staaten und Herrschern in der gewohnten Form skizziren dürfen. Es wäre darauf angekommen, die Einflüsse der Kosacken als Bevölkerungstheil rückwärts auf die Bevölkerung des Reichs, vorwärts auf die dem russischen Scepter noch nicht unterworfenen (fast nur asiatischen) Völker zu berühren. Namentlich in letzterer Beziehung hätten sich in Reisebeschreibungen, ethnographischen Werken und besonders den Aufzeichnungen der sogenannten wissenschaftlichen Expeditionen, welche Rußland gewohnheitsgemäß in die anzuexionirenden Länder sendet, viele Notizen auffinden lassen. Ferner wäre aus den kriegswissenschaftlichen Schriften und Werken über die Türken-, Krim-, Kaukasuskriege u. s. w., namentlich über die letztern sehr viel, freilich zerstreutes und für den bestimmten Zweck zu verarbeitendes Material aufzufinden gewesen, um die Bedeutung der Kosacken auch als Armeetheil zu würdigen. Aber wie das Buch gegenwärtig gestaltet ist, bietet es demjenigen, welcher ernstere ethnographische Studien über Rußland gemacht hat, fast gar nichts Neues und das Bekannte unvollständig; derjenige aber, welcher das Thema noch nicht kennt, vermißt die übersichtliche, den Gegenstand beherrschende Zusammenfassung des Materials.

87.

Reise- und Charakterskizzen von Moritz Hartmann.

Bilder und Büsten von Moritz Hartmann. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1860. 8. 2 Thlr.

Moritz Hartmann gehört zu denjenigen Deutschen, welche sich in der Verbannung die liebenswürdigen Seiten französischer Auffassung und Darstellung mit Glück angeeignet haben, ohne darüber die ehrenhaften Seiten des deutschen Wesens einzubüßen oder gar den vaterländischen Gesinnungen untreu zu werden. Er ist daher vor vielen andern geeignet, mit Erfolg die Rolle eines Vermittlers zwischen beiden Nationen zu spielen und das zur Feindseligkeit geneigte Verhältniß beider auf politischem Gebiete, welches ohnehin weniger zwischen den Völkern selbst als zwischen ihren Machthabern besteht, wenigstens im Kreise der Literatur und Kunst freundlicher und milder zu gestalten. Das vorliegende Buch scheint zum größern Theil in dieser Absicht geschrieben, und wer sich nicht in eine unüberwindliche Antipathie verbissen hat, wird sich der versöhnenden Grundstimmung desselben kaum zu entziehen vermögen.

Vorzugsweise entsprechen dieser Intention die drei ersten Gaben des ersten Theils und die „Wanderungen durch pariser Ateliers" des zweiten Theils. In jenen gibt er uns drei sorgfältiger ausgeführte, in diesen mehr flüchtig hingeworfene Bilder von mehr oder minder berühmten Repräsentanten der französischen Kunst: „Kunst" im weitern Sinne des Worts genommen, sodaß sich darunter ein Dichter, zwei Bildhauer und elf Maler befinden. Der Dichter ist Béranger; und die beiden Bildhauer sind François Rude und der vorzugsweise als Thierbildner berühmte Antoine Louis Barye. Diesen dreien sind die mehr ausgeführten Charakteristiken gewidmet, und sie mag der Autor hauptsächlich im Auge gehabt haben, als er sich veranlaßt fühlte, im Titel nicht blos „Bilder", sondern auch „Büsten" zu versprechen. Mit dieser Bezeichnung darf man es jedoch nicht strenger nehmen, als es bei Taufacten von Büchern, die ihre Entstehung mehr einer lockern Aneinanderreihung fertiger Producte, als einer einheitlichen Grundidee verdanken, genommen zu werden pflegt; denn von der plastischen Ruhe und in sich geschlossenen Gedrungenheit, welche die charakteristischen Eigenschaften guter Büsten sind, kann auch bei den ausgeführtesten dieser Bilder kaum die Rede sein, vielmehr machen sie höchstens den Eindruck von Farbenskizzen, welche mehr die Stimmung des auffassenden Subjects als den realen Bestand des darzustellenden Objects wiedergeben. Wir müssen dies um so mehr hervorheben, als gerade hierin das Reizende und Pikante dieser Charakterzeichnungen liegt. Sucht oder erwartet man in ihnen etwas anderes als Reflexe von Eindrücken, die mehr aus zufälligen Begegnungen als aus gründlichen Studien hervorgegangen sind, so wird man sie leicht zu aphoristisch und lückenhaft und trotz der genialen Beleuchtung einzelner Charakterzüge doch nicht ri

genug eingehend, nicht harmonisch genug ausgeführt finden. Außer dieser Leichtigkeit der Darstellungsform haben alle drei auch das miteinander gemein, daß der Autor in jeder derselben vorzugsweise darauf ausgeht, uns die betreffenden Persönlichkeiten als treffliche, ehrenwerthe Menschen zu zeichnen und dadurch dem weitverbreiteten Vorurtheil entgegenzuarbeiten, als ob sich nicht die eigenthümliche Natur des französischen Volkscharakters mit den bewunderungswürdigsten Zügen sittlicher Tüchtigkeit vertrage, oder als ob nicht inmitten des Strudels leichtsinniger und frivoler Elemente auch Beispiele von Geistesgröße und Seelenadel vorkämen, so großartig, wie sie nur irgendeine andere Nation aufzuweisen hat. Wie unerhört in unserer Zeit des Schwindels und des Materialismus sind z. B. die Züge, welche er von Béranger's Uneigennützigkeit erzählt. Eine Auflage seiner Gedichte brachte dem bis dahin armen Chansonnier 30000 Francs ein. In Verlegenheit, was damit zu beginnen, übergibt er diese Summe einem befreundeten Bankier. Dieser zahlt ihm einige Jahre regelmäßig die Zinsen; dann aber bringt er ihm das Kapital zurück, um Béranger nicht in den ihm bevorstehenden Bankrott zu verwickeln. Béranger aber, als er diesen Beweggrund durchschaut, nimmt es nicht an, denn er will nicht, daß der Bankier aus Rücksicht für ihn etwas gegen seine Pflicht thue, und mag auch selbst nichts gegen die seinige thun. Einige Tage darauf war er im Concurs und erhielt von seinem ganzen Kapital nicht mehr den zehnten Theil. Ein andermal wird er von einem Freunde gemahnt, sein Vermögen aus einem Geschäft zurückzuziehen. „Und warum?“ fragt er, „Weißt du nicht, daß N.'s Geschäfte sehr schlecht gehen?“ — „Wenn das ist“, antwortet Béranger, „so sehe ich nicht ein, wie sie besser gehen sollen, wenn ich mein Geld zurückziehe.“ Er verlor es demzufolge bis auf den letzten Sou. Isaak Pereyre schickt ihm bei der Gründung des Crédit mobilier eine große Anzahl von Actien zu und zwar al pari. Der Dichter hätte in wenigen Tagen zum reichen Manne werden können. Er aber, als er dies erfährt, eilt erschrocken zu Herrn Pereyre und bittet ihn, doch ja diese Papiere, die ihn aus seinem gewohnten Gleise bringen würden, gütigst zurückzunehmen. Woher dieser Phönix im Lande Frankreich? fragt der Erzähler, fügt aber sogleich die Versicherung hinzu, daß Béranger kein Phönix sei und daß es in dem Lande der „Corruption“ noch viele so reine, mehr als spartanische Charaktere gebe, Männer, von denen man sagen könne, sie seien Spartaner, die sich lange in Athen aufgehalten. „Wir haben“, fährt er fort, „im ersten Artikel von François Rude gesprochen, wir sprechen hier von Béranger und werden ferner von einem Künstler (Barye) sprechen, der es verdient, als im Bunde der dritte aufzutreten. Und diese drei stehen nicht allein. Die Rude und Béranger, sowie die Carrel, die Geoffroy Cavaignac, die Dupont haben ihre Nachfolger. Die große Tradition ist in Frankreich nicht ausgestorben. Es gibt neben Béranger noch viele, die sich durch den Schmuz, den die Ebbe nach so vielen Fluten am Strande zurückgelassen, rein und unbefleckt durchgearbeitet haben.“

Diese Gerechtigkeit gegen die französische Nation macht den Autor nicht blind gegen das Verwerfliche, und am wenigsten stimmt sie ihn freundlich für den Imperialismus. Am Ende seiner „Wanderungen durch pariser Ateliers“ spricht er sich entschieden gegen die imperialistische Epoche und gegen die Kriecherei, welche sie bezeichne, aus. „Mit diesen Schäden“, sagt er, „haben wir nichts zu thun; im Gegentheil haben wir uns, um sie zu vergessen, zu Künstlern geflüchtet.“ In den ebengenannten „Wanderungen“ führt er uns durch die Kunstwerkstätten von elf pariser Malern: Robert Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer, Gustave Ricard, Hebert, Heilbuth, Brendel, Ismer, Henneberg und Knaus. Auch hier sucht er uns durch mehr oder minder treffende Federstriche zugleich ein Bild von der Persönlichkeit der Künstler zu entwerfen; den eigentlichen Kern dieser Aufzeichnungen bildet jedoch eine kurze Schilderung und Kritik der Gemälde, die er von ihnen gesehen; es haben aber diese Aufsätze mehr einen ästhetischen als biographischen Charakter. Am ausführlichsten hat er darin den Porträtmaler Gustave Ricard behandelt, der in der Ausstellung des Winters 1850—51 durch sein Porträt der Madame Sabatier plötzlich zu einer Berühmtheit wurde. Nächst ihm haben besonders Fleury, Hebert und die theilweise oder ganz aus Deutschland stammenden Maler Ary Scheffer, Heilbuth, Henneberg und Knaus eingehende Charakteristiken erhalten.

Außer den oben genannten drei biographischen Skizzen bietet uns der erste Theil noch drei andere Lebensbilder, das des schottischen Schriftstellers Thomas Carlyle, das des ungarisch-deutschen Virtuosen und Componisten Stephen Heller und das der unter Ludwig XIV. den spanischen Hof beherrschenden Fürstin Orsini. Das erste derselben ist wenig mehr als die Schilderung eines Besuchs, den der Autor bei Carlyle gemacht; das zweite beschäftigt sich vorzugsweise mit der Entwickelungsgeschichte Heller's und einer Erzählung der Schwierigkeiten, die er zu überwinden gehabt hat, ehe er zu der ihm gebührenden Anerkennung zu gelangen vermochte; das dritte endlich, durch seinen Inhalt von allen übrigen wesentlich verschieden, gibt uns ein sehr lebendiges und pikantes Gemälde der Machinationen und Intriguen, durch welche es der schlauen und staatsklugen Oberhofmeisterin der Königin von Spanien gelang, in einem Alter von 60—80 Jahren am Hofe Philipp's V. eine fast unbeschränkte Herrschaft zu führen, bis sie endlich durch einen brutalen Gewaltstreich der zweiten Gemahlin des Königs, der parmesanischen Prinzessin Elisabeth, gestürzt wurde. So fremdartig dieses Bild unter den übrigen Bildern dieses Buchs erscheint, wird man es doch willkommen heißen, da es mehr als die übrigen von stofflichem, realem Interesse ist.

Auch die zweite Gabe des zweiten Theils: „Bilder aus Dänemark“, reiht sich den übrigen nicht ungezwungen an; bei ihr aber kann man nicht sagen, daß die Anziehungskraft ihres Inhalts die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung vergessen mache. Im Gegentheil, sie ist diejenige, die von allen am wenigsten zu fesseln vermag. Sie ist eine ganz anmuthige Beschreibung einer kleinen Reise durch Holstein und Seeland, bietet aber doch im ganzen wenig Neues und gefällt sich zum großen Theil in einer Ausmalung von Stimmungen, die nicht frei sind von einer kränklichen Koketterie. Gelegentliche Beziehungen auf die deutsch-dänischen Conflicte gewähren ihr noch das meiste Interesse.

11.

Zur Novellenliteratur.

Novellen von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Berlin, Springer. 1860. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die sechs Novellen, die der vorliegende Band enthält, werden Leser von verschiedenem Geschmack gewiß befriedigen; denn obgleich ihr absoluter Gehalt ein ungleicher ist, so ist doch keine ganz ohne einen solchen. Nr. 1: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, erzählt uns, wie Herr Florian Habermus, wohlbestallter Küster zu St.-Gertruden im kleinen Städtchen Hedeper nach langem Anstanden sich endlich noch eine Frau genommen: ein kleines ganz gelungenes Stilllebenbild, das uns jedoch zu einer längern Besprechung keinen Anreiz gibt. Anders ist es mit Nr. 2: „Ins Kloster.“ Hier führt uns der Verfasser nach Valladolid an den Hof der Donna Juana d'Austria, Regentin von Spanien, zur Zeit, wo ihr Vater, der ehemalige Weltbeherrscher Karl V., auf dem traurigen Felsenneste Yuste freiwillig seine Tage mit frommen Bußübungen, unterbrochen von gastrischen Leiden, die ihm seine krankhafte Eßlust bereitete, langsam dahinschleppte. Es beginnt und entwickelt sich hier sofort vor unsern Augen ein muthwilliges Intriguenspiel höchst ergötzlicher Art. Die ascetische Juana, bestrebt klösterliche Sitte und Stille um sich zu verbreiten, hat bereits zwei Fräulein ihres Hofs, die gegen die angeordnete Zucht gesündigt, gezwungen im Kloster Gandia den Schleier zu nehmen, während die lebenslustigen jungen Cavaliere Valladolids ihre Freude darin fanden, den liebebedürftigen schönen

Damen des Hofs durch Huldigungen und Neckereien aller Art der strengen Gebieterin gegenüber Verlegenheiten und Gefahren zu bereiten; denn noch hat Juana nicht gewagt oder auch nur den Versuch gemacht, gegen den freien, vornehmen männlichen Adel mit gleicher Strenge zu verfahren. Da wird ihr Zorn durch einen neuen Frevel, inmitten ihres Palastes verübt, in Flammen gesetzt, und sie beschließt, Tonsur und Kutte auch gegen die übermüthigen Cavaliere zu verhängen. Eins ihrer Hoffräulein, die schöne Antuca de Zuniga, ist nämlich nach einem Vorgange, den wir des bemessenen Raums wegen überspringen, der gefährlichen Versuchung erlegen, sich an einem jungen Cavalier, der durch Hohn und Spott ihren Stolz verletzte, dadurch zu rächen, daß sie ihn zu Schritten verlockt, die ihm möglicherweise dasselbe Los bereiten, dem sie selbst verfallen sollte. Dieser junge Cavalier ist Don Hernandez de Navagiero, einem der reinsten altcastilischen Geschlechter entsprossen und Gouverneur der Canarischen Inseln. Sie weiß ihn zu einer öffentlichen Audienz, die einem Großen des Reichs bewilligt ist, zu locken, wo Hernandez in keckem Uebermuthe, angesichts des versammelten Hofs, Antuca seine Hand anträgt, die sie — ganz gegen seine Erwartung — als ihr im Ernst geboten, annimmt. Jetzt ist Hernandez in dem ihm gelegten Netze. Seine, tags darauf der Regentin gegebene Erklärung, er habe nur einen Maskenscherz gespielt und denke nicht daran, seinen reinen Stammbaum durch eine Ehe mit Antuca, deren Großvater mütterlicherseits ein Goldschmied gewesen, zu schänden, hilft ihm nichts, denn sie liegt gerade im Plane Juana's, war von ihr erwartet und bewirkt, daß Antuca's Haß zu wilder Rache auflodert. Diese erklärt der Regentin, daß sie sofort den Schleier nehmen wolle, wenn nur gleichzeitig über Hernandez die Mönchskutte geworfen werde. Hernandez wird hierauf festgenommen und ihm von der Regentin eine Frist zur Wahl gestellt, das Antuca gegebene Wort zu halten oder weiterer Gefangenschaft gewärtig zu sein. Anfangs spottet Hernandez der ihm gestellten Alternative, auf den Schutz einer ihm befreundeten mächtigen Körperschaft, des Staatsraths, bauend; er erfährt aber bald, daß seine Lage eine gefährlichere sei, als er gewähnt; denn zu derselben Zeit begannen die blutigen Ketzerverfolgungen der Inquisition, hervorgerufen durch die neue Lehre, die aus Deutschland über Frankreich durch das kleine hugenottische Königreich Béarn eingeschmuggelt wurde, und ein Freund Hernandez' hatte in Erfahrung gebracht, daß Juana damit umgehe, selbst seine Rechtgläubigkeit in Zweifel und zur Untersuchung ziehen zu lassen, wodurch der Schutz des Staatsraths völlig beseitigt werden würde. Aber auch jetzt noch läßt sich Hernandez durch verkappte Emissare des Beichtvaters der Regentin in seinem Trotze bestärken und es naht die letzte Stunde der Frist. Da bewirkt das plötzliche Erscheinen Antuca's bei Hernandez eine friedliche und den Leser sehr befriedigende Lösung des ganzen Conflicts. Antuca nämlich, gequält durch blutige Träume, gepeinigt durch Gewissensbisse, bekennt sich als Hauptschuldige an der Lage des stolzen Cavaliers, liefert Beweise von der Gefährlichkeit der letztern, beschwört ihn, der Regentin nicht länger zu trotzen und sie, die Bittende selbst, als einziges Opfer fallen zu lassen. Nur auf eine Viertelstunde will sie seine Gattin sein und vom Traualtar sofort ihre Jugend in einem Kloster begraben. Solcher Großmuth vermag der stolze Castilier nicht zu widerstehen. Gerührt umschlingt er Antuca mit seinen Armen und bestätigt so den von der Regentin abgesandten Gerichtspersonen die Wahl, die er in letzter Minute getroffen.

Wir haben so lange bei dieser Novelle verweilt, um zu zeigen, welch reicher Stoff für ein zweiactiges, Intriguenstück einer gewandten Feder in ihr geboten ist. Es wäre schade, wenn er unserer Bühne verloren ginge.

Hat diese zweite Gabe des Buchs sicherlich den Beifall der Leser davongetragen, so wird dies in vielleicht noch höherm Grade beim Genuß der dritten: „Bei Pio nono", der Fall sein, trotz ihres geringen Umfangs von nur 30 Seiten. Es ist dies, nach unserm Gefühl, ein wahrhaft köstliches kleines Genrebild, voll einfachen gesunden Humors, vom ersten bis zum letzten Pinselstriche. Um den Werth dieser Arbeit ganz zu würdigen, muß man übrigens die Bewohner der Berge der katholischen Schweiz in ihrem Lande beobachtet haben, diese fromm-bigoten, dumm-verschmitzten, hartnäckigen Naturen. Da wird es einem erst klar, wie der Schlappi-Päpstli auf den Gedanken kommen kann, mit seiner goldbraunen achtzehnjährigen Bäbi dem „heiligen Herrgott in Rom" eine Visite abzustatten. Und zwar in Staatsangelegenheiten; denn es handelt sich um nichts Geringeres als die Allmacht des obgenannten heiligen Herrgotts um Wiederherstellung der 1798 zu Gunsten des Cantons Schwyz confiscirten, 1¼ Quadratstunde großen, mit 1500 Köpfen bevölkerten Republik Gersau anzurufen. Schon der Großätti und der Vater unsers Schlappi-Päpstli gingen mit gleichem Plane schwanger und vererbten seine Ausführung als heiliges Vermächtniß auf unsern Helden. Wie spaßhaft diese Römerfahrt verläuft, kann sich der Leser denken.

Auch die vierte Novelle „Verschmäht, verworfen!" ist vortrefflich angelegt, voll warmen Lebens, Gemüthstiefe und ungewöhnlicher, anziehender Situationen. Der Charakter des Malers Hildebrand, eines Mannes mit reichem sittlichen Fonde, ist meisterhaft durchgeführt, nicht weniger der der brillanten Fürstin Demikleska. Ungemein befriedigend und versöhnend ist endlich der Schluß des Ganzen. Nr. 5: „Die tausendjährige Eiche im Elsaß", erzählt, was ein alter Chronist, wenn auch mit großen Lücken, von dem Geschicke des einen und andern Besitzers eines weit und breit berühmten Sommereichbaums berichtet, und endet mit einem längern Verweilen bei Gottfried Konrad Pfeffel, unserm 1809 gestorbenen würdigen Fabeldichter. So leicht und gewandt behandelt wie hier, wird auch dieser Stoff ein dankbarer und legt Zeugniß ab vom großen Talent des Verfassers. Nr. 6: „Ein paar Stunden in der Kaffeemühle", endlich ist die, welche uns die Mühe des Lesens am wenigsten vergolten hat, denn weder das Historische, Fundamentale der Einleitung noch die in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Mittheilungen des krüppelhaften Vorlesers und seiner Zuhörer haben uns irgend zu fesseln vermocht. Daß übrigens auch hier alle stilistischen Vorzüge des Verfassers ans Licht treten, versteht sich von selbst.

63.

Notiz.

Julius Rodenberg's „Deutsches Magazin".

Das londoner „Athenaeum" widmet der von Julius Rodenberg herausgegebenen Zeitschrift „Deutsches Magazin" einen kurzen Artikel, in welchem diese periodische Schrift im ganzen sehr empfohlen wird; sie stehe nicht im Dienste irgendeiner ausschließlichen politischen oder religiösen Richtung; sie strebe wie ihre gleichartigen englischen Vorbilder nur danach, zu unterhalten und im Unterhalten auch ein wenig zu belehren. Julius Rodenberg, „himself a poet of no mean celebrity in his Fatherland", habe einen „choice staff of national writers" um sich, welche dann und wann Skizzen deutscher Scenerien und Lokaltraditionen von wahrhaft Meissonier'scher Naturtreue lieferten, die den ausländischen Leser mit den Volkssitten besser bekannt machten als die stattlichen Schriften von Gervinus und Raumer. Eine in London spielende Erzählung Julius Rodenberg's selbst gibt dem Berichterstatter zwar Anlaß zu der lobenden Bemerkung, daß darin der Gegensatz zwischen dem träumerischen Deutschland und dem praktischen Alltagsleben Englands „excellently" geschildert und hervorgehoben sei; aber auch zu dem Tadel, daß sich darin eine gewisse „unreality" bemerklich mache, welche davon herrühre, daß der Verfasser auf Kosten der Wahrheit nach den melodramatischen Wirkungen der französischen Schule hinarbeite, was überhaupt jetzt in deutschen Romanen der Fall sei. Indeß fingen die deutschen Leser an, dieser Schule überdrüßig zu werden, wie dies unter anderm aus der Thatsache hervorgehe, daß Dickens, wie der Berichterstatter genau wissen will, in Leipzig, Berlin und Wien nie so populär gewesen als

gerade jetzt. Im übrigen möchten wir glauben, daß dieser Bericht von einem in London seit längerer Zeit lebenden, bei dem „Athenaeum" für das deutsche Departement beschäftigten Deutschen herrühre, denn er verräth eine gewisse Kenntniß der deutschen Journalistik, wie wir sie einem Nationalbriten nicht zutrauen. Es werden im Verlaufe des Artikels nicht nur die „Grenzboten", die „Gartenlaube", die „Europa", das „Deutsche Museum" und unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" angeführt; es wird auch erwähnt, daß die Mitarbeiter an der Rodenberg'schen Zeitschrift „really", wenn auch nicht „liberally" bezahlt würden; denn im allgemeinen, fügt der Berichterstatter hinzu, sei das Honorar des deutschen Autors eine halbe Krone, wo der englische einen Sovereign erziele. Die Honorarangelegenheiten deutscher Schriftverfasser liegen aber dem Briten wol sehr fern. Ueberhaupt bekümmert sich der gebildete Nationalengländer nur um hervorragende wissenschaftliche Leistungen und um solche poetische Schöpfungen der Deutschen, welche einmal als classische „master-pieces" anerkannt sind; von der deutschen Journalistik, obschon er auch aus ihr manches lernen könnte, weiß er nichts, weniger sogar als der oder jener Franzose, der sich mit deutscher Literatur beschäftigt. H. M.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Neue Märchen und Geschichten. Berlin, Haude u. Spener. 16. 15 Ngr.

Ardwort, H. G., Einiges aus meinem Leben, oder Pius IX., Napoleon III., die Jesuiten, Italien und Oesterreich. Berlin, Besser. 1861. Br. 8. 24 Ngr.

Baudissin, Graf U., Eine Audienz. Lustspiel in einem Aufzuge. Frei nach dem Dänischen. Altona, Mentzel. 8. 7½ Ngr.

— — Cora oder die Sklavin. Amerikanisches Charakterbild in fünf Aufzügen. Nach vorhandenen Stoffen frei bearbeitet. Altona, Menzel. Gr. 8. 24 Ngr.

— — Ein Fräulein, welches bei Hofe gelebt hat. Lustspiel in einem Aufzuge. Altona, Menzel. 8. 7½ Ngr.

Becker, A. W., Die Kunst und die Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt. 1ste Lieferung. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 10 Ngr.

Dedenroth, E. H. v., Hermann der erste Befreier Deutschlands. Romantische Geschichte für das deutsche Volk. 1stes bis 5tes Heft. Berlin, Möser u. Scherl. Gr. 8. à 4 Ngr.

Deimling, K. W., Die Leleger. Eine ethnographische Abhandlung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erk's, L., Weihnachtlieder. Berlin, A. Enslin. 8. 1 Ngr.

Gerlach, E., Ilioneus. Archäologische Plaudereien. Zerbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Iwan der weiße Sklave, oder: Die Tochter des Rebell-Pflanzers. Eine rührende Geschichte der Sklaverei, der Secession, des Elends und der Rache, worin der niedrige Verrath und die Ursache der großen südlichen Rebellion enthüllt wird. Von W. D. R. Philadelphia. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Kieckebusch, E., Imma. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Rücker u. Püchler. 12. 15 Ngr.

Koch-Sternfeld, J. E. Ritter v., Bayern und Tyrol: in culturhistorischen Skizzen von den hieran und inzwischen liegenden Landschaften, Gebieten, Diöcesen rc. rc.; nach persönlicher Anschauung, und aus den bewährtesten Quellen; zumeist des Mittelalters; kritisch aufgefaßt und dargestellt. München, Lindauer. 1861. Lex.-8. 22½ Ngr.

Mahler, H., Zwölf Sonette für den „verlassenen Bruderstamm". Berlin, Vogel u. Comp. 16. 6 Ngr.

Martens, B., Vorschlag zu einer heiligen Allianz, oder Fromme brüderliche Vereinigung für wahre Freiheit und Gleichheit. Allen edelmüthigen Bürgern und Regenten, besonders aber unserer Regierung gewidmet. Allentown, Pa. 1861. 16. 15 Ngr.

Meynert, H., Kaiser Joseph II. Ein Beitrag zur Würdigung des Geistes seiner Regierung. Nach archivalischen Quellen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nesmüller's, F., Theater. 1ster Band. Dresden, Türk. Gr. 8. 2 Thlr.

Paur, T., Ueber die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's. Görlitz, Heyn. Lex.-8. 15 Ngr.

Rasch, G., Vom verlassenen Bruderstamm. Das dänische Regiment in Schleswig-Holstein. 1ster Band. 2te umgearbeitete Auflage. 1ste Lieferung. Berlin, Vogel u. Comp. Br. 8. 7½ Ngr.

Reumont, A. v., Zeitgenossen. Biografien und Charakteristiken. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rochholz, E. L., Naturmythen. Neue Schweizersagen gesammelt und erläutert. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneider, H. G., Ueber das Dasein der Seele. Eine Streitschrift gegen den Materialismus. Magdeburg, Creutz. 8. 7½ Ngr.

Schopenhauer, A., Parerga und Paralipomena: kleine philosophische Schriften. 2te, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage, aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von J. Frauenstädt. Zwei Bände. Berlin, Hayn. Gr. 8. 5 Thlr.

Historisch-politische Studien über die ungarische Frage und ihre Lösung. Von In. Wien. 1861. Gr. 8. 16 Ngr.

Thiele, H., Frei und Unfrei. Ein Religionsgespräch. Halle, Mühlmann. 16. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Aresin, Der Besitz Venetiens. Entgegnungen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 6 Ngr.

Cassel, A., Die Bestimmung des Gotteshauses. Rede bei Einweihung der neuen Synagoge zu Neutomysl den 17. Kislew 5622 (20. November 1861). Schwerin a. W., Cohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Congregation des Index. Eine Beleuchtung der jüngsten Angriffe Dr. J. Frohschammer's gegen dieselbe. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 4 Ngr.

Denkschrift zur Begründung des von der Großherzoglich Badischen Regierung in der hohen Bundesversammlung gestellten Antrages betreffend die Kurhessische Verfassungs-Angelegenheit. Karlsruhe, Braun. Gr. 4. 10 Ngr.

Gröne, V., Papst und Kirchenstaat. Arnsberg, von Schitgen. Gr. 8. 6 Ngr.

Häusser, L., Zur Beurtheilung Friedrichs des Großen. Sendschreiben an Dr. Onno Klopp. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Kirchenstaat. Eine Beleuchtung der Schrift Joh. Jos. Ign. von Döllinger's: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat." Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Klosterfrage zu Freiburg im Br. Freiburg im Br., Herder. 1861. Lex.-8. 2 Ngr.

Kunreuther, J., Recht und Gewalt in Kurhessen. Ein Kapitel aus dem Leben eines Scheintodten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Lautier, G., Deutschland und der Nationalverein. Berlin, Vogel u. Comp. Br. 8. 7½ Ngr.

Ein preußisches Programm in der deutschen Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Ngr.

Zachariä, H. A., Zur Kritik der Bohlmann'schen Denkschrift über die prioritätischen Ansprüche Preußens an das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel. Göttingen. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher
von
K. A. Varnhagen von Ense.
Dritter und vierter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Diese Fortsetzung von Varnhagen's Tagebüchern wird voraussichtlich noch größeres Aufsehen erregen als die beiden ersten Bände, indem die der Gegenwart näher liegenden Jahre 1845—48 darin vorgeführt werden. Von besonderm Interesse ist die Schilderung der berliner Märztage von 1848.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Kürzlich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl von Holtei's Gedichte.

Fünfte vermehrte Auflage.

Miniatur-Format. 39 Bogen. In elegantem Umschlag. Brosch. Preis 1 Thlr.

Diese wohlfeile fünfte Auflage von Holtei's Gedichten, durch mehrere Beiträge erweitert, welche neuerdings vor großen Hörerkreisen Anklang fanden (Abendlied. — Unsere Schwalben. — Gäste und Kinder. — Der Kadet im Volksgarten. — Der Greis. — Deutsche Sprachforschung. — Deutsche Einigkeit. — Mozartfest. — Mozart und die Zukunftsmusik. — Fünf Paare. — Des Preußen Gruß. — Schillerlied. — Nettelbeck in Lissabon), soll, wie der Dichter in seiner bescheidenen Weise selbst sagt, nur den Volks-Ausgaben seiner Schriften sich anschließen, soll ein Supplement zu den „Vierzig Jahren" sein. — In Gelegenheitsgedichten, Prologen, Epilogen, Theaterreden, Stammbuchblättern, Inschriften, Unterschriften, Epitaphen u. s. w. werden uns alle die zahlreichen persönlichen Beziehungen des Dichters in Versen vorgeführt. Gemüthvolle Innigkeit, eine oft heitere, oft sinnige Lebensauffassung charakterisiren die übrigen Gedichte. Was die „Lieder" betrifft, so gehört ohne Frage Holtei zu unsern besten und volksthümlichsten Liederdichtern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Lied Moses
Deut. 32, 1—43.

Erklärt von
Adolf Hermann Heinrich Kamphausen,
Lic. theol., Privatdocent in Bonn.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine theologische Monographie des durch seine Mitarbeiterschaft an Bunsen's „Bibelwerk" bereits in weitern Kreisen bekannten Gelehrten, die eins der schwierigsten und wichtigsten Lieder des Alten Bundes auf möglichst gründliche Weise zu erklären sucht. Wird schon in dem 14 Bogen starken Commentare der reichste Stoff zur sprachlichen und sachlichen Erklärung des Liedes geboten, so gibt die weitere 5 Bogen einnehmende „Schlußabhandlung zur Auslegung" eine eingehende Beleuchtung der allgemeinern Fragen, welche sich an das behandelte Schriftstück anknüpfen und wegen ihrer weitreichenden Bedeutung für jeden Freund biblischer Studien von hohem Interesse sind. Eine nützliche Zugabe bilden die drei Anhänge, welche die exegetische Literatur, den hergestellten Text der Uebersetzung des Hieronymus und eine hebräische Concordanz von dem Liede enthalten.

Diese exegetische Monographie kann somit als eine Frucht deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese und Kritik bestens empfohlen werden. Namentlich wird sie ihrer Ausführlichkeit wegen auch für Studirende vom größten Nutzen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gregor von Heimburg.

Ein Beitrag zur deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts
von
Clemens Brockhaus,
Doctor der Philosophie und Katechet an der Petrikirche in Leipzig.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine geschichtliche Monographie, die nicht blos für Historiker, sondern für das gebildete deutsche Publikum überhaupt manches Interesse bieten wird. In Gregor von Heimburg's Leben und Wirken spiegeln sich getreu jene Kämpfe, welche die Zeit unmittelbar vor der Reformation bewegten, und unter den vielen unreinen Elementen ragt seine ehrliche, gerade Persönlichkeit hell und klar hervor. Unermüdlich im Kampfe gegen Rom, vertritt er das neuerwachende selbständige Leben in Kirche und Staat, und die deutsch-nationale Sache hat nach außen wie nach innen vielleicht selten einen treuern Vertheidiger gefunden. Wenn er die Früchte seiner Anstrengungen nicht pflückte, so hat er der bessern Zeit doch vorgearbeitet, mancher Gedanke, den spätere Tage gehegt und verwirklicht, ist von ihm schon ausgesprochen worden, und der vielgeprüfte Dulder hat somit ein heiliges Recht auf die Anerkennung der Nachwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dios no quiso.

Spanische Kriegs- und Friedensscenen
von
Franz vom Thurm.

Fünf Theile. 8. Geh. 7 Thlr. 15 Ngr.

Dieses jetzt vollständig vorliegende interessante Werk enthält Schilderungen geschichtlich-biographischen Inhalts; selbst der Roman, der sich vermittelnd wie ein Faden durch das Ganze zieht, ist größtentheils auf Wahrheit begründet. Der Verfasser bietet dem Leser ein getreues Bild der Ursachen und des Anfangs des letzten Spanischen Erbfolgekriegs und sucht in lebensvollen, höchst anziehenden Schilderungen des spanischen Volkscharakters und des häuslichen und öffentlichen Lebens in Spanien die vielfach bestehenden irrigen Anschauungen über dortige Verhältnisse zu berichtigen, obwol er auch manches an den Zuständen Spaniens rügt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 6. März 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Revue historischer Dramen. Von Emil Müller-Samswegen. — Frederike Bremer's Reiseschilderung aus der Alten Welt. — Zwei deutsche Naturdichter. — Dorothea Maria von Anhalt, die Stammutter der Ernestiner. Von Karl Zimmer. — Eine neue Erzählung von Jakob Corvinus. — Notizen. (Zur Literaturgeschichtschreibung; Enthüllungen Daumer's über den Freimaurerorden; Eine neue englische Uebersetzung des „Faust".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue historischer Dramen.

Ein gut Theil der nachfolgenden, von uns zu besprechenden Dramen sind echte, rechte Bücherdramen, die eigentlich nach keiner andern Rücksicht denn mit zugedrücktem Auge besprochen werden dürften. Ansprüche auf Bühnenerfolg erheben sie freilich fast alle; es sind aber kaum sechs bis sieben bisher der Aufführung werth befunden. Die bühnenpraktischsten unter allen möchten Giseke's „Moritz von Sachsen", Mosenthal's „Düweke" und Meyr's „Herzog Albrecht" sein, und sich ihnen vielleicht Glaser's „Galilei", Dunker's „Herr des Königs", Rissel's „Ulrich von Hutten" anreihen, Biedermann's „Kaiser Heinrich IV." nicht zu vergessen, welches Drama schon einen verdienten Ehrenerfolg davontrug. Von den 24 vorliegenden Dramen sind 21 ganz oder fast ganz in gebundener Sprache verfaßt. Nur Giseke's „Moritz", Mosenthal's „Düweke" und Wecker's „Tarquinier" geben sich schlichtweg in Prosa. Hinsichtlich ihrer Verse möchten wir den meisten Verfassern einmal gehörig die Ohren zausen, denn die Liederlichkeit in der Versbildung greift immer mehr um sich, je mehr nach allgemeiner Ansicht die Sprache für uns dichtet. Die meisten Verfasser können sich in formeller Hinsicht, von einem etwaigen Schwunge der gebundenen Rede ganz zu schweigen, auf nichts weiter als auf eine versmäßig klingende, unnatürliche Diction etwas einbilden, wie sie jeder Primaner in fünffüßige Jamben umsetzen kann. Da ist Giseke's Verdienst wahrlich groß, daß er der Versuchung, schlechte oder mittelmäßige Verse zu schreiben, durchaus widerstand und sein Drama einfach und schlicht in wirklich guter Prosa niederschrieb. Freilich ein großer Theil unserer eingebildeten dramatischen Jünglinge sieht auf einen in Prosa schreibenden Collegen verächtlich hinab, und jeder dieser Jünglinge glaubt seiner genialen Unfehlbarkeit die Willkür im Gebrauche des Versmaßes u. s. w. zugute halten zu dürfen. Meistentheils ist die gebundene Rede dieser Herren um kein Haar besser als Wecker's Prosa in den „Tarquiniern", eine Prosa, der wir natürlich als Prosa auch kein sonderliches Lob spenden können. Ein augenscheinliches Beispiel wird unsere bittere Klage bestätigen. Wilhelm Dunker, ein übrigens begabter Autor, schreibt auf S. 4 folgende Verse:

> Ich sehe, der Empfang hat zwei Gesichter;
> Welches Maske ist, laßt mich ergründen. —
> Hätt' ein Bote mir — mein treuster Diener —
> Ins Lager dieses schriftlich überbracht u. s. w.

Die Willkür in den hervorgehobenen Versen ist denn doch wirklich zu arg, und leider steht sie im Buche nicht etwa vereinzelt da. Dagegen nun eine Periode aus Wecker's „Tarquiniern":

> Da ich für den verirrten Brutus ein besonder Mitleid fühle, so mag er meinem Sohn auf dieser Wallfahrt beigegeben sein; vielleicht daß ihm der Strahlengott Apoll die düstern Nebel von dem Geiste zieht und ihm die Dinge dieser Erde in altgewohnter Weise zu betrachten gönnt. Auf nach dem Capitol! den Segen Jupiter's für die Gesandten zu erflehen. Kommt!

Ohne ein Wort daran zu ändern, läßt sich dieser Satz vom ersten Komma an in folgende Verse abtheilen:

> . . . . . So mag er meinem Sohn
> Auf dieser Wallfahrt beigegeben sein;
> Vielleicht daß ihm der Strahlengott Apoll,
> Die düstern Nebel von dem Geiste zieht
> Und ihm die Dinge dieser Erde
> In altgewohnter Weise zu betrachten gönnt.
> Auf nach dem Capitol! den Segen Jupiter's
> Für die Gesandten zu erflehen. Kommt!

Oder nehmen wir folgende Stelle:

> Nur öffentlich neigt sich der königlichen Laune der Senat, doch im Verborgnen und in nächtlicher Versammlung wächst einer gift'gen Pflanze gleich der Haß, durch jede neue Schandthat kräftiger gedüngt. Das Feuer glimmt, ein Windstoß nur, und alles steht in Flammen.

Wie leicht sind sie in die Verse abgetheilt:

> . . . . . . Laune der Senat, doch im
> Verborgnen und in nächtlicher Versammlung
> Wächst einer gift'gen Pflanze gleich der Haß,

Durch jede neue Schandthat kräftiger
Gedüngt. Das Feuer glimmt, ein Windstoß nur
Und alles steht in Flammen . . . . . .

Einen wirklich außerordentlichen Fleiß hat auf das Formelle nur Fetzer in seinem „Karl der Fünfte" gerichtet. Wenn man vor Jahren Tempeltey seines Formtalents wegen auf den Parnaß hob, so ist es ungerecht, dasselbe bei Fetzer des „Karl der Fünfte" wegen nicht thun zu wollen. Fetzer hat sich an das antike Drama angeschlossen, seine Verse bestehen aus sechsfüßigen Jamben und schließen demgemäß alle ohne Nachschlagesilbe. Um die vielen Apostrophe zu vermeiden, die nöthig sind, um Worte wie „mächtiger", „säenden", „römischen" und viele andere in den iambischen Vers gut einzufügen, hat er die Worte unapostrophirt gebraucht und dann zuweilen in den iambischen Vers einen Daktylus oder Anapäst gesetzt. Diese Freiheit wiegt aber nicht schwer, da jedweder z. B. aus „mächtiger" durch Zusammenziehung in „mächtger" statt eines Daktylus einen für den iambischen Vers verwendbaren Trochäus leichthin finden kann. Fetzer ist denn auch der einzige, der die Festhaltung der Einheit von Ort und Zeit eines dramatischen Talents werth gehalten hat. Wir wollen die Einheit von Ort und Zeit für all und jedes Drama durchaus nicht fordern; es macht aber doch einen guten Eindruck, stößt man auf einen Dramatiker, der sich im Formellen die strengsten Regeln setzt und mit Beachtung der Einheit des Orts sein Stück nicht schlechter gibt als andere, die ihr großes Genie in der tollen Anhäufung verschiedener Scenen glauben bekunden zu müssen. Mögen fast alle übrigen Autoren in unsern Worten ein Härchen finden; wir ertheilen ihnen die kritischen Wischer mit vollem Rechte und mit gutem Grunde, sintemal die Bühnenwirksamkeit durch zwei-, dreimalige Verwandelungen in einem Acte und durch Zeitsprünge von zehn, funfzehn Jahren ganz und gar nicht befördert wird.

Bei der speciellen Besprechung lassen wir den beiden Dramen aus der römischen Geschichte den Vortritt.

1. Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von Georg Wecker. Frankfurt a. M., Küchler. 1858. Gr. 8.

Eine Studie, die allenthalben den noch wenig gereiften dramatischen Sinn des Verfassers kund gibt. Sie ist keine gerade schlechte, aber auch keine tiefer fesselnde, in den humoristischen Partien eine mehr, in den pathetischen eine weniger ansprechende Arbeit. Das Stück ist sehr kurz, darin besteht seine Güte; man schläft darüber wenigstens nicht ein, und das ist schon etwas recht Gutes. Der Verfasser mag Talent besitzen, das wird sich aber erst durcharbeiten, wenn er die Charaktere nicht mehr so auf die Spitze stellt als in diesen „Tarquiniern". Der Stoff ist die bekannte Brutus- und Lucretiageschichte; er ist wol etwas zu aphoristisch behandelt. Unter den Personen fesselt der Wicht Cäso am meisten, auch der Brutus darf sich hören lassen; der Lucius Tarquinius dagegen gibt sich als Schwachmaticus erster Größe und sein Sohn Sextus als elender Prahlhans. Das edle Bild Lucretia ist sehr, sehr verdächtig; der Verfasser wußte offenbar nicht recht, wie er die Schändung der Lucretia motiviren sollte, oder wollte sie sehr interessant motiviren, da begegnete es ihm, daß er die Keuschheit der Lucretia trotz aller entgegengesetzten Redensarten von der Zweideutigkeit und Lüsternheit angekränkelt sein ließ. Der Selbstmord der Lucretia in Gegenwart ihres Gatten dünkt uns auch nicht gerade herrlich. Und der weitere Abfall des Stücks dem Ende zu würde ein sonst empfängliches Publikum auch nicht gerade begeistern. Die Sprache des Verfassers ringt im allgemeinen nach Schärfe und Kraft, zuweilen ist sie aber doch viel zu drastisch und unfein, stellenweise auch zu nüchtern. Lassen wir den Wicht Cäso einmal ein Probestück bieten; er monologisirt: „Wo der Prinz bleibt? Es ist ein Tollhausstreich, sich so allein in die Nacht hinauszuwagen. Fangen werden ihn die Feinde freilich nicht, ehe ließe er sich in Stücke hacken. Die Lampe ist beinah' ausgebrannt, und der Weinschlauch geht zur Neige. Eine hundsföttische Sache um das Soldatenleben; schlagen sich der Ehre halber die Schädel ein, faulen und der Hund pißt ihnen aufs Grab. Tragen um einige Obolen Tagelohn ihre Haut zu Markte und lassen sich weis machen, sie fechten fürs Vaterland. Dummköpfe! Wenn ihre Rücken tüchtig ausgegerbt sind, werden sie nach Hause geschickt, an den Pflug gespannt, in die Werkstätte gesteckt, und fahren mit rauhen Fäusten und leeren Magen ins Jenseits" u. s. w.

2. Spartakus. Trauerspiel in fünf Acten. Von T. de Séchelles. Nebst einer Uebersicht über die drei Werke: Politische, gerichtliche und religiöse Tyrannei in Frankreich. Freiburg im Br., Mayer. 1861. Gr. 8. 9 Ngr.

Sonst gelten nur die deutschen Köpfe für sehr phantastische und von wunderlichen Ideen besessene. Hier thut's aber an Seltsamkeit einmal ein überrheinischer den deutschen gleich. Séchelles — wir denken wenigstens, daß er dem deutschen Stamme nicht angehört; oder hat er sich den fremden Namen nur beigelegt? — beabsichtigt nämlich, eine Geschichte der Hauptgewalten, der politischen, religiösen und gerichtlichen Tyrannei zu schreiben. Jedes Werk soll in drei Theile zerfallen: der erste soll die Geschichte behandeln; der zweite ein Charaktergemälde in der Form des Dramas bieten; der dritte die Misbräuche und die Reformen unter der Benennung Oekonomie entwickeln. Das ganze neuntheilige Werk wird demnach drei Dramen enthalten. Das Drama der gerichtlichen Tyrannei soll die Gerechtigkeit der Menschen schildern und als eine wesentlich wahre Erzählung aus der neuesten Zeit, als Drama in fünf Acten, zur Schilderung der Magistratur in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts dienen; daneben folgt die Widmung des Dramas seinem Helden, welcher Oberstaatsanwalt war u. s. w. Das Drama der religiösen Tyrannei soll (man höre und staune) „Mohammed" behandeln, und das Drama der politischen Tyrannei, nun das liegt uns als erste Frucht dieses neuen dramatischen Autors zur Prüfung vor. Hätte uns der Verfasser in der Vorrede nicht mit fast beklagenswerther Offenherzigkeit über seine großartigen Projecte aufgeklärt, wir würden seinem „Spartakus" schwerlich eine tiefgreifende Bedeutung zugemessen haben. Erstens ist das Stück viel zu kurz, um als ein das Thema erschöpfendes Drama gelten zu können, und dann zeigt sich der Verfasser viel zu sehr in seiner Idee befangen, als daß er eine charakteristische Gestaltung des Stoffs bewirken könnte. Wahrscheinlich wird sich das Stück bei einer etwaigen Aufführung wie die Recitation eines fließend geschriebenen Operntextes ausnehmen. Uebrigens läßt sich's der Verfasser Geld kosten; er hat erst jüngsthin Preise von 100 Gulden für die besten musikalischen Compositionen zweier liedartiger Stellen ausgesetzt, von denen das Gebet der germanischen Frauen im fünften Acte werth wäre, in den ersten besten Operntext aufgenommen zu werden. Die zweite liedartige Stelle, der Schwur der Germanen im zweiten Acte, hingegen zeichnet sich so sehr durch ihre Kürze aus, daß wir indiscret genug sind, diesen Schwur hier zu veröffentlichen. Er lautet:

Tuesko, der du uns erschaffen,
Odin, o Herr im Weltenall,
Und Thor, du Gott der Donnerwaffen,
Hört uns, ihr hehren Götter all'!

Dramen, die Stoffe aus der alten Zeit behandeln, liegen uns nicht weiter vor, die nachfolgende Uebersetzung des „Julius Cäsar" einzig ausgenommen. Wir wenden uns demnach dem Mittelalter und vornehmlich der neuern Zeit zu. Uns liegt es natürlich daran, die Dramen der politischen deutschen Geschichte nebeneinander zu besprechen. Wir schieben deshalb in etwas bunter Folge vorauf, was sich an Stoffen aus anderer Herren Länder und aus verschiedenen Zeitaltern sonst noch vorfindet. Mögen die neuen Uebersetzungen zweier Shakspeare'scher Dramen vorausgehen.

3. Shakspeare'sche Dramen übersetzt von C. Heinichen. Fünftes Heft: Macbeth. Bonn, Marcus. 1861. 12. 7½ Ngr.

Von demselben Verfasser sind bereits „Cymbeline", „Coriolanus", „Wintermärchen", „Antonius und Kleopatra" erschienen. Der Uebersetzungen Shakspeare'scher Dramen gibt es bereits zahlreiche. Es ist daher nichts Leichtes, in neuen Uebersetzungen eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren, um so mehr, als die Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungen noch immer das Vorrecht behaupten. Der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung gibt sich nicht als Mann der Feder, er bietet uns hiermit also wahrscheinlich nur Früchte der Mußestunden. Indeß wollen wir den freundlichen Eindruck, den die Uebersetzung auf uns gemacht hat, nicht verhehlen. Der Verfasser — er ist Major in der preußischen Cavalerie — scheint sein Augenmerk auf die möglichst einfache und doch getreue Uebersetzung gerichtet zu haben. Wir finden seine Uebersetzung vielleicht weniger pathetisch als manche andere, dafür stellenweise klarer und verständlicher. Auf eine weitere Vergleichung seiner mit andern Arbeiten dürfen wir uns nicht einlassen. Als Probe geben wir dafür die erste Herenscene:

Erste Hexe. Wann kommen wir drei uns wieder entgegen,
Im Donner und Blitz, oder im Regen?
Zweite Hexe. Wenn der Lärm der Nacht verklang
In Geheul und Siegesſang.
Dritte Hexe. Noch vor Sonnenuntergang.
Erste Hexe. Aber wo?
Zweite Hexe. Im Heidegrund.
Dritte Hexe. Dort thun wir es Macbeth kund.
Erste Hexe. Ich komme, Graumiezchen!
Zweite Hexe. Die Kröte ruft.
Dritte Hexe. Gleich, gleich!
Alle drei. Schön ist häßlich und häßlich schön!
Husch, husch durch Nebel und Wolkenhöhn!

4. Julius Cäsar. Eine historische Tragödie von William Shakspeare. Uebersetzt von Adolf Kolb. Stuttgart, Schaber. 1861. 16. 10 Ngr.

Das über den „Macbeth" Gesagte findet auch bei dieser Uebersetzung im allgemeinen seine Bestätigung. Wo schon so viele Uebersetzungen Shakspeare'scher Stücke existiren, wäre es schlimm, dürfe man von jeder neuen nicht rühmen, daß sie mit Fleiß gearbeitet sei. Das wollen wir dahingestellt sein lassen, wie viel in den frühern Uebersetzungen des „Julius Cäsar" weniger glücklich gegeben sei als in dieser neuen. Uns dünkt auch Kolb's Streben auf die größtmögliche Einfachheit und Klarheit der Diction gerichtet gewesen zu sein, und das ist löblich. Statt weiterer Kritik zur Vergleichung den Anfang der berühmten Rede des Antonius:

Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an.
Ich will Cäsar bestatten, nicht ihn preisen;
Was Menschen Uebles thun, das überlebt sie,
Das Gute senkt man mit dem Leib ins Grab.
So laßt's mit Cäsar sein; der edle Brutus
Hat euch gesagt, daß er voll Ehrgeiz war,
Und wenn er's war, so war's ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsar auch dafür gebüßt.
Hier, mit Erlaubniß Brutus' und der andern,
(Denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann,
Das sind sie alle, alle ehrenwerth)
Komm ich zu halten Cäsar's Leichenrede.
Er war mein Freund, treu und gerecht an mir;
Doch Brutus sagt, daß er voll Ehrgeiz war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann u. s. w.

5. Der Herr des Königs. Trauerspiel in fünf Acten. Von Wilhelm Dunker. Stettin, Gentzensohn. 1860. Gr. 8.

Das Stück spielt auf spanischem Boden, zu Burgos 1456. Der Stoff ist außerordentlich dankbar; der Erfolg des Stücks möchte aber wie bei so vielen andern Dramen durch den mehr kläglich traurigen als tragisch ergreifenden Schluß beeinträchtigt werden. Dunker hat sich mit gutem Willen an die Aufgabe gemacht; er hat denn auch die im Stücke gegeneinander streitenden Gewalten sehr klar auseinandergesetzt. Aber wie es bei Gewalten immer der Fall ist, die eine jagt die andere und die eine schlägt die andere nieder: so kann man auch in dem vorliegenden Stücke eigentlich nicht sagen, auf wessen Seite das moralische Recht sein sollte. Jedenfalls entbehrt sein tragischer Held, mag er im übrigen ein verdienstvoller Mann sein, zu sehr des Strebens über seine eigenen persönlichen Interessen hinaus, als daß er als Vertreter eines großen Princips gelten könnte. Der Herr des Königs ist der Connetable von Castilien Alvaro de Luna. Wie er sich dem sehr schwachen Könige Juan II. durch seine Kriegsthaten unentbehrlich gemacht und zu großem Danke verpflichtet hat, so sucht er diese seine Macht nicht nur in der vollständigen Herrschaft über den König geltend zu machen, sondern sie auch noch namentlich gegen die kleinern Herren des Reichs zu richten. Hierüber empört und in ihrer Sicherheit und Freiheit bedroht, verschwören sich einige dieser kleinen Herren gegen den Connetable, wohl wissend, daß sie die Sympathie der Königin Isabella für sich haben. Bei einem Turniere soll der Connetable hinterrücks ermordet werden. Zufällig hat er aber mit seinem Sohne Pedro die Farben gewechselt, und so fällt denn dieser an seiner Statt. Der Connetable erfährt, daß der Mord auf Anstiften des Perez de Vivero geschehen sei, dessen Tochter Eurika mit seinem ermordeten Sohne Pedro eine geheime Liebschaft unterhielt. Der Connetable bescheidet den Perez de Vivero zu sich und läßt ihn, von seiner Schuld fest überzeugt, aus Rache gleichfalls hinterrücks ermorden. Die Blutschuld ist jetzt auf beiden Seiten gleich. Nach vielem Hin- und Herschwanken gibt endlich der König den Connetable preis, dieser wird hingerichtet, und der König gewinnt die Ueberzeugung, daß er sich durch seine Schwäche statt des einen Herrn deren viele aufgebürdet habe. Die Fabel ist in der That interessant genug, schade eben, daß der Ausgang des Stücks keinen erhebenden Eindruck hinterlassen kann. Sicherlich wird der Verfasser da, wo die Form zu wünschen übrig läßt, in der Folge nachzuhelfen nicht ermüden.

6. König Erich. Trauerspiel in fünf Acten. Von Franz Rittweger. Frankfurt a. M., Hermann. 1859. 12. 15 Ngr.

Noch zuweilen an einem Wintersonntage gibt die eine und die andere Theaterdirection das alte Stück „Johann von Finnland" zum besten. Jetzt könnte man Rittweger's Stück, das denselben Stoff behandelt, dafür einschieben, vorausgesetzt, daß es in der Bühnenwirksamkeit dem ältern Stücke gleichkäme. Das bezweifeln wir indeß in der Meinung, daß der Verfasser noch mancherlei in der Gestaltung eines tragischen Stoffs, in der Zeichnung der Charaktere und in der Behandlung der pathetischen Sprache zu erlernen habe. Der erste, abwechselnd in Stockholm und Wilna spielende Act ist in der Exposition ebenso gedehnt wie matt, doch aber verräth er im ganzen das redliche Streben des Verfassers. Fast das nämliche, was Mattigkeit und Gedehntheit betrifft, läßt sich über den dritten Act sagen, er ist ganz bestimmt zu wenig dramatisch. Besser macht sich

dagegen der vierte Act, er zeigt dramatische Belebtheit, er fällt aber durch den nicht einmal großartig bösen, sondern nur ganz gewöhnlich niederträchtigen Charakter des Königs Erich entschieden ab. Hiermit ist denn auch das Stück in den Augen des Publikums ziemlich gerichtet; denn der Uebergang vom vierten zum fünften Acte ist zu unvermittelt, das Stück spielt sich zu seinem Nachtheile in dem langen Zeitraume von 16 Jahren ab, und der Sieg des Herzogs Johann von Finnland über seinen Bruder, den König Erich, bringt zu wenig poetische Gerechtigkeit mit sich, steht doch der Zuschauer voraus, daß dem feindseligen Verhältnisse Johann's von Finnland zu seinem Bruder Erich ein eben solches zwischen Johann und seinem andern Bruder Karl von Südermannland folgen werde. Alle diese mancherlei Mängel werden obenein durch den etwas nüchternen Ton des Dialogs keineswegs verhüllt.

7. Anna Boleyn. Trauerspiel in sechs Aufzügen. Von A. von Maltitz. Weimar, Tantz. 1860. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ein Trauerspiel in sechs Aufzügen! Welche Seltenheit! Wenn sich diese Seltenheit indeß mit dem vollen Fleiße eines Dichters paart, so dürfen wir sie schon passiren lassen. Wir wollen nicht behaupten, daß in diesem Trauerspiele etwas Incommensurables, etwas Unabgeschlossenes läge, denn man kann die Tragödie für ganz gut abgeschlossen erachten, und doch haben wir in etwas das Gefühl, als müßte sie eine Fortsetzung finden. Die größten politischen und religiösen Fragen sind in der „Anna Boleyn" angeregt, sie sind aber noch nicht zum Abschluß gebracht. Uns ist so, als müßte noch ein Cyklus von Tragödien folgen, der stofflich bis in die Zeit eines Cromwell reichte. Den zu liefern mag gar nicht in der Absicht des Verfassers liegen, es soll ihm unsere Meinung indeß den Beweis liefern, daß er das Sentimental-Undramatische, das in dem Tode der Anna liegen kann, durch den Bezug auf den großen religiös-politischen Hintergrund mit einem Anflug von Tragik ausgestattet hat. Anna Boleyn ist unschuldig und nach gewisser Seite hin doch auch nicht unschuldig; sie ist unschuldig und zugleich schuldig wie das Kind, das glaubt, in das Rad eines großen Triebwerks eingreifen zu dürfen und das sich dabei zermalmt. Ueber den Wendepunkt in Anna's Leben geben folgende Verse Auskunft:

> Das Kampfspiel (zu Greenwich) ward mit aller Pracht gefeiert.
> Die Königin der Siegesgöttin gleich,
> Nach deren Lächeln alle Helden schmachten,
> Schien alle Blicke der Bewunderung
> Den ritterlichen Kämpfern zu entziehn,
> Ja, ihre Augen selbst an sich zu fesseln,
> Als wäre sie nur Englands Frühlingsfest.
> Der König, der gedankenvoll allein
> Erschien, verfolgte mit dem Kennerblick
> Den Wettstreit, der oft Heldenblut vergießt.
> Graf Rocheford brach mit Norris eine Lanze.
> Da flog, vielleicht von Windeshauch entführt,
> Ein weißes Tuch aus unsrer Kön'gin Hand,
> Von Norris aufgefaßt, der, schwer verwundet,
> Das Tuch an seine blut'ge Schläfe drückte,
> Unwissend, mein' ich, wem es angehörte,
> In seine Brust verbarg und feuriger
> Zum Angriff sich erhob — als ob ein Zauber
> Mit neuen Heldenkräften ihn begabe.
> Nun, wie bei einer Sonnenfinsterniß
> Verbreitete sich Bangen durch die Herzen,
> Ein dumpf Gemurmel lief: „Der König zürnt."
>
> — — — — — — — — — — —
>
> Was der König sprach
> Und was von Tausenden vernommen ward,
> Ward schnell Geheimniß wieder, das nur leise
> Geflüstert ward: „Es sei dies Tuch gefallen,
> Als Losung eines Aufruhrs!"

Um über die Wirksamkeit der Tragödie ein klares Urtheil zu haben, bedürfte es der Prüfung durch eine Aufführung. Sie ist im Aufbau etwas sehr zusammengesetzt; man gewinnt das Stück indeß um so lieber, je fleißiger man sich hineinliest. In leichtem Tone ist es gerade nicht geschrieben; wir finden fast überall gediegene Sprache und treffliche Verse, klare Anschauungen und manche sentenzreiche Stelle. Nur stoßen wir zu oft auf gereimte Verse. Wir selbst sind einigen wenigen Reimen am Schlusse eines Acts nicht so ganz entgegen, inmitten des Dialogs aber werden sie durch Störung der gleichmäßigen Verstimmung geradezu, und das im Stücke mehr als einmal, unangenehm.

8. Charlotte Corday. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Karl von Appen. Kiel, Schröder und Comp. 1861. Gr. 16. 25 Ngr.

Wie einer schreibt, wenn er in sich den Drang zum Tragödienschreiben trägt und doch noch in den Anfängerschuhen steckt, so hat Appen seine „Charlotte Corday", geschrieben. Wir möchten beinahe wähnen, der Verfasser sei eine Dame, weil er die Frauengestalten erträglich, die Männer dagegen, und einen Robespierre nicht ausgenommen, ziemlich schwachselig zeichnet. Und doch kann der Verfasser keine Dame sein, die wenigen humoristischen Scenen mit ihrer Sucht zu shakspearisiren bestätigen das. Es ist freilich kein genialer Humor, der sich in den Monologen des Jean, Marat's Dieners, ausspricht, es ist doch aber das verhältnißmäßig Frischeste, was uns der Verfasser zu geben weiß. Voll Leben ist auch die Scene, in der sich Charlotte Corday nach Marat's Ermordung, von einer Anzahl Bürger aus den Händen ihrer Häscher für kurze Zeit befreit, an das Volk wendet:

> Hört mich, Pariser! Höret mich, Franzosen!
> Ihr wißt, ich habe Marat's Blut vergossen.
> That ich's für mich? Für euch hab' ich's gethan!
> Daß ihr nicht länger euern Namen schändet,
> Erschlug ich heut den schlimmsten der Verführer!
> Dies sei das letzte Bürgerblut, das fließt!
> Den Tod verdiente er wie keiner noch;
> Mit dem gerechtsten Opfer laßt uns schließen!

Der dramatische gute Wille des Verfassers wächst in dieser Scene ganz beträchtlich, und die Gegenrede des Danton mit ihren sophistischen Wendungen steigert das dramatische Leben so weit, daß man aus der Gleichgültigkeit gegen die Handlung aufgerüttelt wird.

Danton.

> Die Mörderin wagt's Mörder euch zu schelten?
> Von Freiheit redet, die den Volksmann schlug?
> Ihr hört das und zerreißt sie nicht dafür?
> Wo bleibt die Liebe, die ihr ihm bezeigtet?
> Und, wenn denn Sterben ein Verbrechen ist
> Und Todte nicht Erinnrung mehr verdienen —
> Seht ihr denn nicht, ihr Thoren von Paris:
> Die gröbste Falle wird euch da gestellt,
> Ein gleicher Dolch droht allen Freiheitsmännern;
> Und droht er wen'ger, weil ihn List verhüllt,
> Weil glattgezüngte Reden ihn bedecken?

9. Jaczko, oder: Herz und Volk. Dramatisches Gedicht in 5 Acten. Von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandvoß und Comp. 1861. 16. 20 Ngr.

Der Versuch eines jugendlichen und stürmischen Verfassers, der möglicherweise dereinst reifere dramatische Werke nach sich zieht. Möglicherweise! Das heißt, wenn sich der Verfasser nur alles in der Welt vor dem Selbsttruge hütet, als habe er schon die Zinnen der Vollkommenheit erstiegen, mehr noch, wenn er mit Ruhe und Selbstkritik von der leichten und blos äußerlich gefälligen Darstellungsweise ab auf die tiefern psychologischen Conflicte sein Augenmerk richtet. Weit entfernt, die annehmliche Glätte seines Werks und das Savoirvivre seiner Feder bemän-

geln zu wollen, verlangen wir doch von einem Autor, der gleich Grothe bereits in berliner Blättern unter der Rubrik „Eingesandt" oder sonstwo als ein gewaltiges Genie gefeiert worden, daß er uns mehr als eine blos gefällige Darstellung zu bieten vermag. Wir verlangen von einem Autor, der gleich Grothe in der Vorrede dieses seines Werks der hannoverschen Hoftheaterintendanz den Fehdehandschuh hinwirft, daß er uns ein annäherungsweise bühnenmäßiges Werk liefere. In der Form mag dieser „Jaczko" immerhin für die Bühne taugen, in der Idee und Handhabung des Stoffs nur in sehr bedingter Weise. Der Wendenherzog Jaczko hat über die Christenscharen in Brennabor gesiegt, er hat aber auf die Bitte seiner Gemahlin Wanda den heidnischen Göttern die Gefangenen als Opfer vorenthalten. Darüber zürnen die heidnischen Priester. Sie halten die Wanda für eine heimliche Anhängerin des Christenthums und verlangen von Jaczko nicht nur das Blut der Gefangenen, sondern auch das seiner Gattin. Dies verweigert Jaczko, vielmehr er sagt sich nach einer heftigen Scene mit den Druiden von seinem Volke los. Nun befällt ihn ein böser Geist des Unmuths. Der Wanda wird's verrathen, daß nur ihr Blut die Götter versöhnen könne. Sie bietet sich als Opfer dar. Jaczko erscheint zu spät, um sie zu retten; rasend wird er von einem Druiden erstochen. Bei dieser Handlung mag es einem naiven Publikum gruseln, uns gewiß nicht. Und so mag man auch nur einem noch in den naiven Schuhen der Dramatik steckenden Verfasser die Wahl dieses Stoffs zugute halten. Was Grothe weiter leisten kann, werden wir sehen. Wie gesagt: mag sich Grothe vor jeder Selbstüberhebung hüten. Die Schlußworte seiner Vorrede: „Die Geschichte war und ist mir bei diesem Seelengemälde so große Nebensache, daß ich die Meinung hege, nur auf einen Pädanten könnten solche Falsa störend wirken", rechtfertigen unsern Wunsch.

10. Stanislaw der Polenkönig. Trauerspiel in fünf Acten. Von Heinrich Bech. Breslau, E. Trewendt. 1861. 8. 22½ Ngr.

Leider ist der Held dieses Trauerspiels ein Schwächling sondergleichen, daher ist das Stück auch ohne alles tiefere Interesse für den gebildeten Leser, es müßte denn sein, daß man daraus einen wirklichen Widerwillen gegen alles, was sich polnische Wirthschaft nennt, schöpfen möchte. Die im Stücke erscheinenden Polen, der König Stanislaw nicht ausgenommen, sind die erbärmlichsten Naturen. Man findet demnach auch das Auftreten des russischen Gesandten Sievers ganz in der Ordnung. Ein Volk, das sich so in sich zerklüftet und so sich wegwirft, wie die polnische Nation in diesem Stücke, ist werth, eine Beute für andere Nationen abzugeben. Alle diese Vorwürfe treffen zunächst natürlich nicht das dramatische Geschick des Verfassers; denn das könnte vielleicht zu Besserm berufen sein, sie treffen aber um so mehr das Undramatische des Stoffs. Ob da historische Namen wie König Stanislaw, Potocki, Prinz Poniatowski u. s. w. eingeführt werden: eine Anzahl renommirender und sich mit chimärischen Projecten tragender Studenten böten für dies Trauerspiel dasselbe Interesse wie diese polnischen Herren. Der König obenein erscheint nicht nur unklug, er erscheint wie zuerst leichtfertig, liederlich, so hinterdrein einfältig, dumm. Dazu gehörte eine weit größere dramatische Kraft, als sie der Verfasser vor der Hand aufwenden kann, um aus der berüchtigten polnischen Wirthschaft heraus ein fesselndes Trauerspiel zu schaffen; vor allem müßten wir einen Helden sehen, der mit eiserner Gewalt nach rechts wie links aufträte und die elenden Katzbalgereien der constitutionell Gesinnten und der Anhänger des alten Régime gründlich beendete. Ein solcher Held ist aber selbst der edle Kosciuszko nicht; was den Wahn über die Verhältnisse des eigenen Vaterlandes betrifft, so scheint er mit den übrigen polnischen Schwätzern aus derselben Flasche der Selbsttäuschung getrunken zu haben. Mit diesem etwas abfälligen Urtheile wollen wir übrigens, das wiederholen wir, den Verfasser vor weitern dramatischen Versuchen nicht einschüchtern.

Obschon das erste der beiden nachfolgenden Dramen M. Meyr's „Herzog Albrecht", der speciellen deutschen Geschichte angehört, reihen wir es doch nicht in die Schar der eigentlichen politischen Dramen der deutschen Geschichte ein, sondern finden uns getrieben, es mitsammt dem andern, der „Düweke", an dieser Stelle gleichsam zwischen Angel und Thür zu stellen. Warum?! Sind sie doch nur Dramen der unglücklichen Liebe; dient doch in ihnen das historische Element nur als interessanter Hintergrund, nicht aber als Mittelpunkt der politischen Handlung.

11. Herzog Albrecht. Dramatische Dichtung in fünf Acten. Von Melchior Meyr. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1862. 8. 24 Ngr.
12. Düweke. Drama in fünf Aufzügen. Von S. H. Mosenthal. Leipzig, Veit und Comp. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.

Jenes behandelt die unglückliche Liebe des Herzogs Albrecht zur schönen Agnes Bernauer, dieses die des König Christiern zu Magdalis, der Tochter der Sigbrit Willums. Beide Stoffe sind bereits wiederholt bearbeitet, jener am öftersten und meist unter dem Titel der Heldin, dieses von Marggraff unter dem Titel „Das Täubchen von Amsterdam", und wie Mosenthal selbst angibt, auch von Riekhoff. Aus Gründen, die in der Natur dieser Blätter liegen, sehen wir von einer Vergleichung mit frühern Bearbeitungen ab. Vergleichen wir aber beide Stücke miteinander, so möchten wir ersterm den tiefern poetischen Gehalt, letzterm mehr das, was man die Mache nennt, zuschreiben. Daß wir eben dieser Mache wegen mit Mosenthal zufrieden sein sollten, wagen wir nicht zu behaupten. Diese Mache ist hier keineswegs als gültig anzuerkennen. Zwar ging „Düweke" über die wiener Hofburg mit großem Eclat, das hätte aber nicht den halben Erfolg auf andern Bühnen gehindert, selbst wenn ein nachträgliches Censurverbot in Wien nicht über das Stück ein Verdict gesprochen hätte. Uns gefällt zunächst die Motivirung der Handlung nicht sehr. Christiern erscheint durch sie in einem zu unvortheilhaften Lichte. Er schleicht sich unter fremdem Namen in Düweke's Herz. Düweke liebt und geht mit ihm auf und davon, weil sie sich, sie, die den Christiern als Königssohn von Angesicht nicht kennt, vor den Nachstellungen des Christiern retten will. Sobald sie erfährt, daß ihr Geliebter Christiern sei, beginnt sie ihn zu verabscheuen. Das Charakteristische in dieser Motivirung ist der Uebergang von Liebe zum Widerwillen. Diesen mit allen leisen Bezügen wahr zu schildern, möchte wol nur der erzählenden Poesie vergönnt sein. Sicherlich wird sich diese Meinung bei der Darstellung der Düweke ziemlich von selbst herausstellen. Räumen wir nun auch willig die vollständige Bühnenmäßigkeit der „Düweke" ein, noch mehr die Schlagfertigkeit einzelner Worte, das Herausfordernde der Situationen und das Packende einzelner Effecte: so bleiben uns doch fast sämmtliche Personen, das „Täubchen" vielleicht nicht ausgenommen, zu grob geschnitzt. Die Mutter der Düweke ist eine gewöhnliche Kupplerin, Christiern ein Wütherich, der Schreiber Faborg ein jämmerlicher Liebhaber und nur Axel Torben, der Schloßvogt von Bergen, eine ehrenwerthe, anständige Person. Einem Stücke, in dem die Liebe verherrlicht werden soll, darf, selbst auch im Dialog, der schwärmerische, verklärende Hauch der Poesie nicht fehlen; ein solches Stück will mit dem Glanze einer hinreißenden Diction, mit dem Zauber einer einschmeichelnden Innigkeit ausgeschmückt sein. Und das fehlt hier in etwas. Wo es, wie an der wiener Hofburg, zuerst mit großem Geräusche aufgenommen, da mag wol die Sucht des Publikums nach handgreiflichen Schlag- und tendenziösen Stichwörtern, wie sie durch die Natur des Stoffs nahe lagen, ihr gut Theil dazu beigetragen haben.

Jene einschmeichelnde Innigkeit, jenen verklärenden Hauch finden wir in nicht geringem Grade dagegen in Meyr's „Herzog Albrecht". Wie das Stück jetzt gedruckt vor uns liegt, so war es nicht von Anfang an. Das Stück erwarb sich durch

die Aufführung am berliner Hoftheater vor mehreren Jahren ziemliche Berühmtheit. Wir haben dies Stück bisjetzt leider nicht gesehen. Wir können daher über die Veränderungen des Stücks nicht apodiktisch aburtheilen, namentlich nicht über den letzten Act, der dem Stücke in der jetzigen Gestalt erst einen wahrhaft befriedigenden Schluß bieten soll. Wir glauben indeß dem Verfasser aufs Wort, daß der jetzige fünfte Act vor dem frühern wesentliche Vortheile enthält. Ob damit ein Misverhältniß im Stücke gehoben, das wagen wir nicht sofort zu Gunsten des Verfassers zu entscheiden. Gewiß werden auch jetzt noch die beiden letzten Acte den drei ersten nachstehen. Liegt da etwa ein Fehler in der dramatischen Gestaltung zu Grunde? Wir meinen ja. Mit dürren Worten: die Agnes Bernauer stirbt zu früh. Mit ihrem Tode am Schlusse des dritten Acts fällt das Stück ab und muß abfallen. Nun hat Meyr zwar nicht die Agnes, vielmehr den Herzog Albrecht, wie ja auch schon der Titel des Stücks sagt, zum Helden der Tragödie erkoren, doch aber bildet die Agnes den eigentlichen Mittelpunkt derselben. Sobald dieser mit dem Schlusse des dritten Acts schwindet, beginnt der Held Albrecht ins Weite zu schweifen. Mit dem größten Aufgebote von Scharfsinn führte der Verfasser die endliche Versöhnung zwischen Albrecht und seinem Vater, dem starrsinnigen Herzog Ernst herbei; er zog als Grundlage dieser Versöhnung die sehr schöne Motivirung herbei, daß die ertränkte Agnes von ihrem Gatten Albrecht gewiß wünschen würde, er verzeihe all seinen und ihren Feinden; aber bei dieser endlichen Aussöhnung fragen wir uns da nicht etwas zerstreut, wovon gingen wir denn eigentlich aus? Richtig, richtig, und da liegt nun die Liebesgeschichte und der Tod der Agnes wie eine längst abgethane Geschichte hinter uns, die eigentlich durch das Moment des Abgethanseins ein Beilegen des Streits zwischen Vater und Sohn schon ganz von selbst mit sich führen müßte. Gut, wenn die Darstellung des Stücks diesem unsern Bedenken nicht Raum gibt. Der Verfasser hat nach allen Richtungen hin, das darf er sich mit Recht sagen, für sein Stück gethan, was sich thun ließ, und er mag sich seiner Arbeit freuen, sowie jeder das Stück mit großer Theilnahme aus der Hand legen wird, wenn auch nicht jeder die bedenklichen Ort- und Zeitsprünge innerhalb einiger Acte gutheißen möchte.

Den besten Uebergang zu den Dramen der speciellen deutschen Geschichte machen wir noch mit drei Stücken, die schon ziemlich scharf in unsere selbsteigenen politischen und religiösen Kämpfe hineingreifen. Das sind zwei Bearbeitungen des „Galilei" und ein „Arnold von Winkelried".

13. Galileo Galilei. Trauerspiel in fünf Acten. Von Adolf Glaser. Berlin, Riegel. 1861. 16. 20 Ngr.

14. Galilei. Trauerspiel in fünf Acten. Von Heinrich Bolze. Cottbus, Heine. 1861. 12. 15 Ngr.

Galilei, auch ein Held, der dramatischer erscheint als er es in der That ist. Das „Und sie bewegt sich doch", wenn es zum Schlusse eines Acts mit ganzer Stimmkraft ins Publikum hineingeschleudert wird, ist allerdings eine Pointe, die einen Hervorruf zu Stande bringen kann; das ist aber auch so ziemlich der einzige dramatische Drucker, der sich dem Stoffe abgewinnen läßt. Wird dieser Drucker obenein schon am Schlusse des vorletzten Acts verbraucht, dann geht die Handlung wie in dem Bolze'schen Stücke vollständig im Sande unter. Bei Bolze stirbt Galilei an Altersschwäche oder sonst etwas mit den gutgemeinten Worten an seine Schüler:

> Und nun lebt wohl! Bleibt eine Brüderschar
> Und wandelt auf der Weisheit lichten Spuren!
> Unsterblich ist der Stamm, den ich gepflanzt
> Und das Geschlecht, deß ihr die ersten Sprossen.
> Ihr müßt im Sturme stehn, drum wurzelt fest
> Und euern Samen streut in alle Welt!
> Ihr bildet einen Bund, der hat kein Zeichen
> Und keine Formel, doch im Auge steht,
> Auf Stern und Mund das Bruderwort geschrieben,
> Und nach Jahrhunderten wird noch wie heut'
> Der Forscher seine Hand dem Forscher reichen
> Und seinen Bundesbruder wiederkennen,
> Reicht mir die Hand!

Das sind gewiß schöne Worte. Fordert denn nicht aber jeder sterbende Vater, wenn er nur ein Fünkchen Gefühl besitzt, seine Söhne und die Nächsten auf, vom Wege der Tugend und Wahrheit nicht zu weichen? Was ist's nun mit Galilei's Worten weiter? In Glaser's Tragödie nimmt Galilei freilich nicht ein so trostloses Ende; ganz überzeugt hat uns aber auch Glaser nicht, daß Galilei zum dramatischen Helden tauge. Das Thatsächliche, daß nämlich Galilei jetzt seine Meinung abschwört und im nächsten Augenblicke den Schwur widerruft, mag dies von einem Theile des Publikums noch so sehr beklatscht werden, nimmt dem Galilei die wahre tragische Hoheit. Galilei besitzt keinen dramatischen Charakter. Drum kann ihn ein Dramatiker bis zum pointenreichen Schlusse hin nie und nimmermehr handelnd auftreten lassen; und könnte man eben nicht der Inquisition das große Uebel nachreden, daß sie dem Galilei gegenüber beileibe nicht tyrannisch, nein nur ganz erbärmlich einfältig gehandelt habe, dann sähe es mit dem Heldenthume Galilei's noch schlimmer aus. In der Zeitströmung liegt nun aber einmal die Vorliebe für Menschen wie Galilei, und das Publikum beklatscht auch gern einen solchen Meineid, wessen sich, streng genommen, Galilei schuldig macht, wenn es dabei nur mit Fingern auf Menschen weisen kann, die das Gute unterdrücken, die Wahrheit verfälschen, den Fortschritt hemmen. Dieses selbstgefällige Pharisäerthum grassirt in der modernen Dramatik leider auf bedenkliche Weise. Wer fragt sich vom Publikum und auch von den Dramatikern danach, ob z. B. Galilei wirklich der wahre, große, edle Mensch gewesen ist? Er könnte der größte Geizhals, der kleinlichste Egoist, der erbärmlichste Pedant gewesen sein, und er würde von unsern Dramatikern von allen Flecken weiß gewaschen werden. Er ist Märtyrer für eine große, heilige Sache, heißt es da, er ist für den Fortschritt der Menschheit eingestanden, preist man da! Ob er aber einen Funken wahrer Humanität in sich getragen, das gilt als Nebensache. Wir betonen dies gerade bei dem Stoffe der beiden genannten Dramen sehr scharf, weil auch die Tage wiederkommen werden, wo sich das Publikum von Helden wie Galilei entschieden abwendet, wo es auf der Bühne Menschen sehen will, die das Unglück, das sie betrifft, nicht lediglich auf schlechte Menschen, auf Dunkelmänner, auf Reactionäre und wie man diese Sündenböcke sonst nennen mag, zu schieben bereit sind, sondern auf die eigene Schwäche, auf die eigene Schuld, auf die eigene Unvollkommenheit; wo es sich im Parquet ganz entschieden wieder regt, wenn es Dramen gilt, die gleich den Gutzkow'schen auf die psychologische Be- und Ergründung der Personen das Hauptgewicht legen und dann eben ein begabter Autor wie Glaser über die Wetterwendigkeit des Publikums verstimmt sein könnte, daß Dramen gleich „Galileo Galilei" nicht mehr goutiren möchte.

Was nun das Glaser'sche Stück insbesondere betrifft, so hat dafür bereits eine mehrfache Bühnendarstellung gesprochen. An Bolze's Tragödie findet sich zwar das Löbliche, daß es sich fern hält von allen nutzlosen Episoden und Liebesintriguen, sonst aber steht es dem Glaser'schen wol in mehrfacher Hinsicht nach. Dieses ist mit vielem Fleiße ausgearbeitet und bietet eine erfreuliche Lectüre, jenes, das Bolze'sche, sucht den Effect noch zu sehr in dem Gegensatze burschikos aufgefaßter und tragisch ernster Scenen.

15. Arnold von Winkelried. Trauerspiel in fünf Acten. Von Theodor Meyer-Merian. Winterthur, Lücke. 1861. 8. 15 Ngr.

Den fünften Act abgerechnet verdient das Stück viel Lob. Zwar zeichnen sich die ersten Acte nicht durch sehr spannenden

ung der Handlung aus, dafür glänzt aber der vierte, die Schlacht bei Sempach versinnlichende Act. Winkelried ist nicht als ein blinder Hitzkopf aufgefaßt, er billigt nicht den Krieg gegen Leopold von Oesterreich um jeden Preis, er tadelt sogar n etwas die Maxime, Gewaltthaten des Feindes durch Gewaltthaten wett zu machen. Als es nun aber den Kampf gegen den gemeinsamen Feind zur Ehre des ganzen Vaterlandes gilt, und als sich in die Rathsversammlung zu Zürich die Zwietracht zu schleichen sucht, siehe, da tritt er als ganzer Mann mit den schönen Worten auf:

> Ist das die Kraft des jungen Schweizerbundes,
> Daß bei dem ersten Nahen der Gefahr
> Er auseinander bricht? O Eidgenossen!
> Vergeßt des Eides nicht! Es gilt nicht Zürich
> Und nicht die Länder jetzt: den Bund der Freiheit
> Gilt es, der beid' umfaßt und ewig eint.
> Hinweg von euern Farben blickt, ihr Brüder
> Von Uri und von Schwyz und Unterwalden,
> Ins frische Grün des einen Vaterlands!
> Senkt eure Banner, Zürcher und Luzerner,
> Vor jener Fahne, die der Väter Blut
> Geweiht, und die mit unsichtbarer Hand
> Sie vor uns tragen heut' zum heil'gen Kampfe,
> Und dann schaut kühnen Auges nach dem Feind!

Die Sprache ist, wie man schon hieraus erkennen kann, durchgängig einfach und wahr, freilich auch oft ohne Schwung und melodischen Reiz, der namentlich da, wo sich die Handlung wie im fünften Acte in die Länge zieht, etwas sehr vermißt wird. Daß Winkelried schon im vierten Acte stirbt, dünkt uns nicht zum Vortheil des Stücks; der fünfte Act gleicht daher zu stark einem Nachspiele. Doch wird das Interesse zum Schlusse noch durch den Trauerzug mit der Leiche Winkelried's wieder gehoben und niemand wird den Schlußworten seine Zustimmung versagen:

> Ihr Väter, prägt es in des Knaben Herz:
> Daß auch dem Schwachen ist der Sieg vergönnt,
> Wenn er mit Gott sein Heiligstes beschützt.
> Dies bleibet ewig wahr und keine Zeit
> Wird je die Wahrheit bleichen, wie die Welt
> Sich wandeln mag; aus allem Zweifel wird
> Sie leuchtend immer wieder neu erstehn,
> Wo Männer willig in den Tod zu gehn!
> Doch weh der Zeit, die dran nicht Glauben hat,
> Denn nie gebieret sie den Muth zur That!

Vor uns liegt nun noch ein Häuflein Dramen aus er vaterländischen Geschichte. Sie alle drehen sich um ie Sehnsucht und den Wunsch des deutschen Volks nach em einen großen Vaterlande. Es sind die politischen Kämpfe und es sind die religiösen Kämpfe, an die sich ene Sehnsucht und jener Wunsch anklammern. Diese religiöse und diese politische Tendenz waltet denn auch in usgeprägtester Weise in zwei Dramen von rein bürgerlicher Haltung vor. Sie beide müssen wir wol zuerst esprechen; obschon mit keiner Faser in historischem Boden urzelnd, suchen sie doch jene Tendenz in Spiegelbildern us der Gegenwart in möglichst drastischer Weise zu beuchten. Das eine dieser Dramen nennt sich:

. Angelika. Eine moderne Tragödie in drei Acten. Von Wilhelm Angelstern. Zweite verbesserte Auflage. Bremen, Geisler. 1860. 8. 20 Ngr.

Viele Freude mag der Verfasser an seinem Producte bisher ht erlebt haben. Es liegt indeß bereits in zweiter Auflage r. So wird denn auch der Verfasser, wir wagen dies zu behaupten, an diesem seinem Gedankenwerke hangen, wie der Vater wol das weniger gerathene Kind am liebsten hat. Und wir wollen ihm diese Liebe durchaus nicht verkümmern. Denn aus der Gegenwart heraus die kirchlichen Conflicte in einem Drama beifällig zu behandeln, ist eine unendlich schwere Aufgabe. Was wunder also, daß wir in der Angelika alles, was sich auf die Handlung bezieht, in dürftigster Gestalt vorfinden; die Tendenz läßt eben eine reichere Entwickelung einer spannenden Fabel nicht zu. Nun liegt freilich auch beim Drama in der Einfachheit der Handlung ein sehr großer Vorzug. Ein Publikum und auch ein Leser von heute nimmt diese Einfachheit indeß nur dann hin, wenn sie sich auf eine sehr interessante historische Staffage stützt, oder bei einem bürgerlichen Stoffe durch die pikanteste und geistreichste Ausführung und Wendung gedeckt wird. Fehlt das wie jenes, so bleibt es immer noch Rühmliches genug, wenn man dem Stoffe die Verwendung für die novellistische Form zuspricht. Dies möchte denn auch das erste sein, was man der „Angelika" nachreden könnte; sie müßte die erzählende Form an sich tragen. Der Verfasser hat freilich für sein Drama alles Mögliche gethan, es als solches erscheinen zu lassen, er hat es sogar in Versen geschrieben, allein gerade durch die gebundene Sprache wird der Widerspruch eher vergrößert denn verringert. Die Fabel läßt sich sehr leicht erzählen. Sie behandelt die Conflicte einer gemischten Ehe. Sigismund Graf von Detmaringen gehört der katholischen, Angelika, seine Gemahlin, der protestantischen Kirche an. Die Aeltern des Grafen wünschen als liebe gute Leute nichts als das Glück ihres Sohnes. Sie hätten gegen die Ehe nichts einzuwenden, wenn nicht der Weltpriester Molina dagegen auf alle mögliche Weise schürte. Er wünscht die Trennung der Ehe oder Angelika's Uebertritt zur katholischen Kirche. Das Glück der jungen Ehegatten ist ungetrübt, bis plötzlich ein verschollener Jugendfreund der Angelika erscheint, der dem Sigismund das Leben rettet und sich diesen zum Danke verpflichtet. Da erwacht in Sigismund die eifersüchtige Leidenschaft, er verlangt die Abreise Walter's, jenes Jugendfreundes seiner Gattin und von dieser endlich als Zeichen ihrer Liebe den Uebertritt zur katholischen Kirche. Angelika sieht das Glück der Ehe gestört, sie vergiftet sich. Graf Sigismund aber erschießt Walter. Molina, der Weltpriester, schließt die Handlung mit folgenden, dem unglücklichen Sigismund geltenden Worten:

> Nicht Ihre That, nur Ihren Glauben straft
> Die Kirche. Wenn entsetzlich auch die That,
> Ihr Glaube hat die Hand dazu geführt.
> Und er war rein; drum kann ich Gnade sichern.
> Sie sind als Opfer dieser Zeit gefallen.
> An meiner Seite mögen Sie hinfort,
> Durch Reue groß, den Weg der Buße wallen.

Möge es sich der Verfasser an der Versicherung genügen lassen, daß wir seine Arbeit zu schätzen wissen und daß wir in einzelnem nachfühlen können, wie sehr er es mit der reinsten Begeisterung und aus voller Seele gedichtet hat.

Das andere der beiden Dramen betitelt sich:

17. Die Dynastie. Trauerspiel in fünf Acten. Von Harro Harring. London, Trübner. 1859. 8. 25 Ngr.

Ein seltsames Stück mit greller Ausführung. Der Verfasser geiselt auf die derbste Weise das Treiben der Fürsten, deren einzige Sorge auf die Sicherung der Dynastie und die Fortpflanzung des Geschlechts gerichtet ist. So seltsam die Form behandelt ist — wir begegnen in der Versbildung Freiheiten wie:

> Ich werd' das Schriftliche erwarten. 'pfehl' mich Ihnen —

oder Platituden wie:

> Sein Sie willkommen. Wie befinden Sie sich? —

so seltsam verdreht ist der dramatische Heilige dieses Trauerspiels, ein dreiundzwanzigjähriger, an unverdautem Hamlet leidender Prinz Max, den wir uns als Thronfolger in Rummelsheim-Inglingen oder sonstwo in einem deutschen grundehrlichen Bundesstaate zu denken haben. Ist dies Stück nicht schon 1835 im

November im Canton Bern laut eigener Angabe des Verfassers geschrieben und hätte es daher im Jahre 1859 nicht in jeder Weise gefeilt und abgerundet sein können! Daran läßt es aber der Verfasser ganz sicher fehlen. Das Meiste von der miserabel kleinlichen Denkweise vieler Fürsten ist vollständig wahr, es ist aber in der Caricatur gegeben. Der Verfasser übertreibt nach mehr als einer Seite; mag das auch in der Tendenzpoesie nicht immer zu vermeiden sein, so schadet es doch dem dramatischen Gehalte einer Tragödie ganz entschieden. Der Verfasser möchte die Zustände zugleich objectiv darstellen und persifliren, eine Gestaltungsweise, die ihn nie zur wahren Freude an künstlerischer Gestaltung wird gelangen lassen. Welche Idee an und für sich schon, einen dramatischen Cyklus „Das Volk" von mehr denn zwölf Stücken zu schreiben. Und wie kann man wol das Gute zu fördern glauben, wenn man den Prinzen Max als reinen Tollhäusler reden läßt:

Es leb' der Proletär — in ihm des Menschen Recht!
Es gibt auf Erden nur ein menschliches Geschlecht!
Weh dem, der sich erfrecht, ein Throngeschlecht zu zeugen!
Der wahre Proletär verflucht die Pfuscherei!
Der letzte Prinz wird einst sich vor dem Menschen beugen
Und wünschen, daß er nicht als Prinz geboren sei!

Nicht weniger grell erscheinen auch des Verfassers meiste politische Discussionen. Am erbittertsten zeigt sich Harro-Harring dabei gegen das constitutionelle Régime. Er sagt dreist und scharf:

Die constitutionelle Monarchie
Ist nur der absolute Jesuitismus!
Ein Volk, das mit Verfassung sich begnügt,
Auf Unsinn und auf Widerspruch begründet,
Indem ein jeder Satz im voraus lügt; —
Ein Volk, das gar sein Heil in einer Lüge findet,
Geht rückwärts raschen Schrittes, Zug vor Zug,
Und liegt bald dort, wo's einst vor hundert Jahren lag.
— — — — — — — — — — — —
Zwei Elemente stellt die Monarchie
Einander ewig feindlich gegenüber:
Das Vorrecht der Geburt und — die Nation: das Volk,
Der Thron durch Vorrecht der Geburt besetzt,
Gestattet nie das Dasein der Nation,
Denn, würd' er's, so würd' ein vernünftig Volk
Den Thron beseit'gen und sich selbst regieren.
Ist doch in England alles „königlich";
Nichts „national" als nur allein — die Schuld.

Man darf sich an diesen Proben greller Darstellungsweise wol genügen lassen. Denn weitere Proben würden des Verfassers radicale, zersetzende Tendenz nur noch unvortheilhafter charakterisiren.

Glücklicherweise begegnen wir in den nachfolgenden Dramen deutscher Geschichte dieser eben gekennzeichneten übertreibenden Tendenz nicht. Nicht? Wirklich nicht? Ja das heißt mit einer einzigen Ausnahme. Und diese eine einzige, herausfordernd auftretende Ausnahme ist:

18. Huß. Sein Tod in Konstanz. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von C. J. Diepenbrock. Zweite Auflage. Darmstadt, Küchler. 1861. 8. 15 Ngr.

„Der Inhalt dieses Trauerspiels", meint Verfasser, „dessen Kraftweite ich ahne, nicht berechnen kann, enthebt mich jedem weitern Worte. Kürze ist die Würze des Stils. Ich scheide drum, ersehnter Leser, und lege dir die vor mehr denn vier Jahrhunderten in den Rhein versenkte, leider fast vergessene Asche eines der größten und edelsten Menschen, die je gelehrt, dafür gelitten und die Wahrheit ihrer Ueberzeugung mit dem Tode besiegelt haben, in die Thränenurne — deines Herzens." Zu dieser schönen Anpreisung gesellt sich das Motto: „Den lauten Markt mag Momus unterhalten, ein edler Sinn liebt edlere Gestalten." Nun bestreiten wir dem Verfasser den edeln Sinn freilich gar nicht; wenn sich dieser edle Sinn zum Schlusse des dritten Acts aber so weit verirrt, daß er Melpomene, die Muse der Tragödie, erscheinen und das ob des Anblicks verblüffte Publikum folgendermaßen haranguiren läßt:

Weit über Helden blutiger Gefilde,
Heroen mit dem Scepter oder Schwert,
Bist du als Glaubenskämpfer deiner Wahrheit,
Vor allen Helden glorreich mir und werth!
In ferner Zeit, wenn Klio, meine Schwester,
Mit echtem Griffel schrieb, was du gewollt,
Will einen deutschen Sänger ich begeistern
Zum Preis, den auch die Poesie dir zollt.
Mit ihrem Ruhme wird er dich erheben,
Und deinem Bild werd' ich den Rahmen leihn.
Unsterblich wird sein Name mit dir leben,
Denn sein Gedicht wird wahr und ewig sein! —

so wird das kein Sterblicher anders als verwegenes Selbstlob heißen. Der Verfasser wird es nicht glauben, aber die unendlich hohe Meinung von seiner eigenen Unfehlbarkeit erscheint zuweilen wahrhaft komisch. So besonders in den zahlreichen Anmerkungen, deren frappanteste die über das Wort Dummerjan sein möchte. „Dummerjan", sagte er, „nicht Dummrian, wie viele schreiben, denn das Wort stammt aus dem Niederdeutschen Domme Jan." Das ist eine gelehrte Weisheit! Sie findet ihren Pendant in der carikirenden Charakteristik der Personen, wovon es im Stücke wimmelt. Der Papst Johannes XXIII. war allbekannterweise ein sehr gewöhnlicher Mensch. Wenn ihn indeß ein Dramatiker, der über den Parteien stehen soll, mit folgenden Worten monologisiren läßt:

Wer hätte auch beim Teufel denken können,
Daß diese Livia gar Cornelia sei,
Die ich in Rom dem Schicksal überließ,
Als ihre Schwangerschaft mir lästig wurde.
Wenn ich die Mädchen all' versorgen wollte,
Die mir den Vater in die Schuhe schieben,
Und dann die Kinder auch noch obendrein,
Ich hätte Petri Patrimonium
An einen Juden längst verpfänden müssen —

dann wird sich dieser Dramatiker lange in Buße und Erkenntniß üben müssen, ehe er Meister des tragischen Tons und der dramatischen Charakteristik wird. Statt alles Uebrigen ist dies unsere gutgemeinte Ansicht, damit sich der Verfasser mit seiner burschikos persiflirenden Tragik nicht selbst das Leben verbittere.

Wie gemessenen Tons tritt dagegen auf:

19. Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in fünf Acten. Von Karl Biedermann. Weimar, Böhlau. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieser Stoff hat für eine Tragödie an und für sich seine bedenklichen Seiten. Es handelt sich hier nicht um jenen Heinrich, der in jugendlichem Trotze und Stolze mit einem einzigen Schwertstreiche glaubt die Macht Roms brechen zu können, auch nicht um jenen, der dann zu Canossa im Büßergewand auf den Knien liegt; hier ist es schon der gebrochene, mit dem Verrathe des eigenen Sohnes kämpfende Heinrich. Sollte dieser Heinrich denn nicht gerade der würdigste Held einer Tragödie sein? Man kann darauf mit ja antworten, wenn man die Handlung so vortrefflich zu Ende geführt sieht, wie es vom Verfasser geschehen, und doch auch wieder mit nein, weil der Ausgang, wie auch schon der ganze Verlauf der Geschichte, durchaus nach einer rein epischen Behandlung strebt. In dem Abfalle seines Sohns, des nachmaligen Heinrich V., erntet Kaiser Heinrich IV. nur die Saat, die er selbst säete. Das Interesse und die tiefere Theilnahme für den Helden schwankt daher von diesem zu jenem Heinrich und wieder von jenem zu diesem, ohne daß man für einen der beiden durchaus erwärmt würde. Dies zur Andeutung, weshalb das Stück bei der Aufführung vielleicht nicht den durchaus durchgreifenden Erfolg davontragen möchte, den man eigentlich in ihm suchen sollte. Dies aber nicht zugleich als eine Bemängelung

der Verdienste des Verfassers, die wir hiermit im Gegentheil vollständig anerkennen. Die Anlage und die Motivirung ist durchaus klar, knapp und anschaulich, die Sprache eine gemessene, die Form eine der scenischen Einrichtung entgegenkommende. Die Tendenz, wenn wir von einer solchen reden dürfen, ergibt sich aus der Natur des Stoffs selbst: sie zeigt die grenzenlosen Gefahren, die dem deutschen Reiche durch die Herrschsucht der Päpste erwachsen sind. Wer ist es denn nun aber, der diese Herrschsucht fortwährend herausgefordert hat? Gerade solche Kaiser wie Heinrich IV. sind es gewesen. Wir, Kinder des 19. Jahrhunderts, schieben diesen Kaisern aus patriotischen Rücksichten für ihre Handlungen wer weiß welche edeln und großen Motive unter, in der Wirklichkeit aber haben sie um keines Haares Breite edler und größer, sondern nur aus denselben oder gleich persönlichen Rücksichten gehandelt wie die Päpste. Nicht wir, die wir mit der Tendenz eines dieser Stücke aus mittelalterlich deutscher Geschichte patriotisch belebend und erhebend wirken möchten, wohl aber gerade die Naiven und Unbefangenen unter dem Publikum fühlen dies nur zu sehr heraus und, wo man von der Erscheinung eines Hohenstaufen oder sonst eines deutschen Helden des Mittelalters von der Bühne herab für das Nationalgefühl Wunderdinge erwarten sollte, da werden wol die patriotischen Bezüge auf die Gegenwart beklatscht, im übrigen aber wird der eine wie der andere dieser Helden mit dem Motto: „Der eine wie der andere", beiseite geworfen. In des auf andern Gebieten längst ruhmvoll bekannten Verfassers Darstellungsweise stehen die beiden Heinriche fast einzig und allein im Vordergrunde; die Frauen, des Kaisers Gemahlin und Tochter, sind sehr passiv gehalten, das hohle Junkerthum ist sehr präcis in Graf Sieghard, Junker Theobald u. s. w. vertreten und die ehrliche deutsche Natur sehr schön im Kanzler Erlolf und im Herzog Heinrich von Lothringen gezeichnet. Bei dem vielen Guten und Bedeutenden, das dieses Stück bietet, bleibt es zu bedauern, daß es sich bisjetzt nur einige wenige Bühnen erobern konnte.

20. Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Acten. Von Karl Rissel. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 20 Ngr.

Hutten spricht im vierten Acte zu Sickingen:

> Was wollen wir, o Franz! Nicht eiteln Ruhm,
> Der von der Schwertesspitze uns gefallen,
> Nicht äußre Flitter und nicht Erdenschätze!
> Ein Reich der Einigkeit und Herrlichkeit,
> Ein Reich der Liebe und ein Reich der Kraft,
> Ein Reich des Rechtes und ein Reich der Treue,
> Das wollen wir erbauen! Doch der Bau
> Ist zu gewaltig, da zu tief hinab
> Wir graben müssen, um ihn fest zu gründen,
> Daß Stürmen er und Wettern trotzen könne,
> Und werden allzu früh dabei gestört.

Wie Hutten selbst in seine löbliche Absicht das Eingeständniß seiner Schwäche hüllt, so mag auch der Verfasser je näher dem Ende zu desto mehr gefühlt haben, daß ihm der Stoff etwas über den Kopf wachse. Das Stück ist geschrieben, wie man es eben nur von einem nach dem dramatischen Lorber ernstlich Strebenden erwarten kann, ohne daß es sich darum aus der Zahl vieler anderer Dramen wesentlich hervorhöbe. Die Personen sind sammt und sonders maßvoll und schlicht gezeichnet, sie reden, wie Hutten und Sickingen, Arnold Glauberg und Pfarrer Hans Schnegg, durchaus Gutes und Verständiges, der Magister Eoban Hesse bringt sogar durch humoristische Verse erheiternde Abwechselung in die Handlung, und doch nimmt sich das Stück nicht besonders ergreifend oder erhebend, wohl aber über ein gewisses Maß fesselnd aus. Es fehlt da etwas, was sich der Verfasser vielleicht erst mit der Zeit noch größerer dramatischer Reife geben kann, jenes Etwas, die dramatische Nothwendigkeit, vermöge deren wir den vollen Glauben an das im Drama Geschehende erhalten. Dieser den Verfasser vielleicht herb dünkende Tadel geht keineswegs aus einer Verkennung seiner überall ersichtlichen biedern Gesinnung und seiner dramatischen Fähigkeit hervor; er ist aber unzertrennlich von all den Dramen, die einer bestimmten Tendenz wegen da sind und mag die Tendenz noch so nationaldeutsch sein. Mit jenen vorhin angeführten, Hutten's Selbsterkenntniß trefflich zeichnenden Worten ist eigentlich das Urtheil über das ganze Stück gesprochen; unsere Dramatiker legen sich Tantalusqualen auf, um die goldene Zeit des nationalen Dramas herbeizuführen, und die reifen Früchte, die sie schon in Händen zu halten meinen, entschlüpfen ihnen unter den Händen. Das Stück enthält nicht wenige wirkungsvolle Scenen, sie wollen aber von guten Spielern gespielt sein, bei mittelmäßiger Darstellung müßte das ganze Stück, den fünften ins Rührende schlagenden Act nicht ausgenommen, etwas matt und blaß erscheinen. Der gebundenen Rede wünschten wir stellenweise noch größern Schwung, und vor allem, daß der Verfasser in der ersten Zeile seines Stücks:

> Niemand darf hier passiren, welchem ich ....

nicht mit einer prosodischen Incorrectheit begönne.

21. Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie in fünf Acten. Von Ferdinand Lassalle. Berlin, Besser. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Stoff ist fast ganz derselbe wie in „Ulrich von Hutten", Lassalle's Stück tritt aber anspruchsvoller auf. „Was ich seit lange für die höchste Aufgabe der historischen Tragödie und somit der Tragödie überhaupt halte", meint Lassalle im Vorworte, „ist, die großen culturhistorischen Processe der Zeiten und Völker, zumal des eigenen, zum eigentlichen Subjecte der Tragödie, zur dramatisch zu gestaltenden Seele derselben zu machen, die großen Culturgedanken solcher Wendeepochen und ihren ringenden Kampf zu dem eigentlichen zu dramatisirenden Gegenstand zu nehmen.... Die Klippe eines solchen historischen Dramas entging mir nicht. Zumal da ich das Historische durchaus nicht in den historischen Stoff, die Begebenheiten und Personen, sondern wesentlich dahinein setze, daß der innerste welthistorische Gedanke und Gedankenconflict einer solchen Wendeepoche in vollständiger Klarheit dramatisch entfaltet und gestaltet wird, konnte die Gefahr nahe liegen, in das Unding einer abstracten und gelehrten Poesie zu verfallen." Alles recht gut und schön, so wie jeder Anfänger glaubt, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Nicht lange Vorreden, sondern ein gutes Stück zu schreiben, das war Lassalle's Aufgabe. Und die hat der durch seine wissenschaftlichen Werke rühmlichst bekannte Verfasser leider nicht sehr günstig gelöst. Vor aller didaktischer und tendenziöser Absicht gelangt er gar nicht zu wirklich dramatischer Charakteristik. Seine Helden sind Worthelden, Redner, die nicht müde werden, sich selbst zu hören, doch nicht viel mehr. Zwar sind die beiden letzten Acte noch ziemlich gut dramatisch gehalten, sodaß sie einigen Eindruck auf den Zuschauer hinterlassen würden, dafür sind aber auch die drei ersten grenzenlos ermüdend. Die Helden reden in diesen drei ersten Acten, und reden und werden nicht fertig. Da darf man sich gar nicht wundern, wenn im lieben deutschen Lande alles confus geht. Am schlimmsten steht es in dieser Beziehung mit Ulrich von Hutten. Er schließt den ersten Act mit folgenden Versen:

> Wie unterm warmen Liebesblick der Sonnen
> Das Saatkorn sich zur reifen Frucht entfaltet,
> Fühl' ich in dieses Augenblickes Wonnen,
> Wie reifre Kraft mich plötzlich neu durchwaltet.
> Es strömen in mir frische Lebensbronnen,
> Zur Klarheit wird das Dunkle mir gestaltet.
> Hier find' ich erst des Wortes Glutgewalten,
> Und was ich bin — werd' ich erst hier entfalten!

Und solche Ausdrücke eines sentimentalen, verschwommenen Gefühls, wie sie sich im Munde hundert anderer, schönredender, dramatischer Helden finden, sollen den Willen zur selbstbewußten und siegbringenden That in sich schließen! Erkennen wir bei diesem „Franz von Sickingen" den ernsten Willen des Verfassers

herzlich gern an, so müssen wir uns um so entschiedener gegen den formellen Theil der Tragödie erklären, der namentlich im Versbau bedeutend zu wünschen übrig läßt.

22. Karl der Fünfte. Tragödie in drei Acten. Von Karl August Fetzer. Stuttgart, Göpel. 1861. 8. 24 Ngr.
23. Moritz von Sachsen. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Acten. Von Robert Giseke. Leipzig, Keil. 1860. 16. 18 Ngr.

„Die Tragödie" (nämlich „Karl der Fünfte"), „in der Form sich an das antike Drama anschließend", heißt es in einer Ankündigung, „nimmt als Stoff den letzten Versuch des deutschen Kaiserthums, gestützt auf die Idee einer dem Kaiser gebührenden absoluten Herrschaft die Fürsten des Reichs unter die Macht des Kaisers zu beugen, und das tragische Scheitern dieses mit dem Drang und den Forderungen der Zeit sich in Widerspruch setzenden Versuchs. Die Beziehungen und Parallelen zu den Kämpfen unserer Tage ergeben sich dabei ungesucht von selbst. Für sie, in denen wie damals eine ausgelebte Form des staatlichen Lebens um die Erhaltung ihres Daseins ringt, hat der Dichter nach einem Bilde gesucht und dasselbe aus dem reichen Schatze der vaterländischen Geschichte herausgegriffen." Was bei Ankündigungen selten der Fall, diese darf auch die schärfste Kritik unterschreiben. Gleichwie die schärfste Kritik den gesammten formellen Theil dieser Tragödie — wir thaten das schon oben — nur mit dem reichsten Lobe bedenken kann, so darf sie den musterhaften Fleiß des Verfassers fast allen Dramatikern als löbliches Beispiel aufstellen. Der Stoff der Tragödie ist bekannt genug, er behandelt wie auch in dem Giseke'schen Stücke den Kampf Moritz' von Sachsen mit dem Kaiser Karl. Da Fetzer die Einheit des Orts streng festhielt, so konnte er, was ja natürlich ist, viele von den Thaten nicht wirklich vorführen, sondern mußte sie durch Erzählung recapituliren lassen. Dem heutigen Bühnengeschmacke nach, der da nur fort und fort auf pikante Situationen, rapide Verwandlungen u. s. w. berechnet ist, erscheint Fetzer's „Karl der Fünfte" gerade in seiner Einfachheit und gedankenvollen Klarheit vielleicht zu dürftig und monoton, und was die Lions unserer Bühnen und die residenzlichen lackirten Theaternarren zu der feststehenden einen Scene, der bescheidenen Decoration, der „weiten Säulenhalle vor der kaiserlichen Pfalz, nach der einen Seite mit Eingängen in diese, nach der andern und nach dem Hintergrunde gegen den Marktplatz offen", sagen würden, läßt sich leicht denken. Und doch muß man staunen, daß der Verfasser die Handlung des Dramas an einer Stelle festhalten konnte, ohne wirklich in Monotonie zu verfallen. Er führte die Handlung bis zur Entsagung Karl's V. auf die Krone oder bis zum Entschlusse dieser Entsagung fort. Erhebend schließt daher auch dieses Drama nicht. Wenn der Kaiser mit den Worten abgeht:

Und wie ich ein Lebend'ger todt bin, will im Sarg
Ich als Lebend'ger einziehn in die dunkle Gruft —

so fühlt jeder, dieser Kaiser habe sich selbst gerichtet, aber auch indirect den ewig sehnsüchtigen Kosmopolitismus des deutschen Volks heraus, der durch das Streben des eigenen Volks die politische Größe der Nation nicht herbeiführen mag, sondern diese Größe als ein Gnadengeschenk aus fürstlicher Hand erwartet. Mit der Einführung einer Art antiken Chors möchte Fetzer wol etwas zu weit gegangen sein. Die beiden Dietrich und Wolfram, welche ihn repräsentiren, möchten sich bei einer etwaigen Aufführung etwas geziert ausnehmen, wozu das Versmaß nicht wenig beitragen würde. Doch aber haben die beiden etwas für sich, weil sie eine Mannichfaltigkeit der Anschauungen begünstigen und uns in die Sphäre des hohen Pathos einführen. Höre man nur den Schlußchor:

Dietrich.

Steigst du hinauf?
Grauen erfüllt mich, zitternd erblick' ich,
Wie der Ordnung alte Säulen zerbersten,
Wie der Gewohnheit ehrfurchtheischendes Recht
In den Fugen zerreißt, ein unenträthseltes Los
Aus der Ungewißheit Schose sich ringt.
Aber ich weiche dem großen Geschick und beuge das Haupt.

Wolfram.

Es ist erfüllt.
Er ist geschieden, er ist geschieden
Aus der lebendigen Kreis. Es stürzet die alte
Ordnung dahin. Die neugegründete Macht
Wird vergessen des Freiheitsdurstes, der ihr des Sieges
Hoffnung errang, bis auch ihr die Stunde sich naht
Und vernichtend die Lüge der Wahrheit Sonne sich hebt.

Eine ganz andere dramatische Art und Weise tritt uns in Giseke's „Moritz von Sachsen" entgegen. Das gilt zumeist von der Form. Giseke wollte ein lebenvolles, durchaus brauchbares Bühnenstück liefern. Und das ist ihm zum besten Theile sehr wohl gelungen. Mit Recht betitelte er sein Stück „Moritz von Sachsen", während Fetzer das seine „Karl der Fünfte" nannte. In „Karl dem Fünften" spielt Moritz von Sachsen nur eine untergeordnete Rolle, in Giseke's Trauerspiel ist er dagegen der wirkliche Held des Stücks. Moritz von Sachsen ist bei Giseke der in spanischer Hofart erzogene, mit spanischer Herrscherweise genährte, mit Machiavelli's Künsten vertraute staatsmännische Kopf. Er ist derjenige, der den Kaiser mit den eigenen Waffen schlagen, in den eigenen Netzen fangen, kurzweg den Kaiser überkaisern und mit denselben am kaiserlichen Hofe geltenden Staatskünsten und Staatskniffen mattsetzen will. Die biedern deutschen Fürsten wollen natürlich von einem feinen staatsmännischen Spiele mit dem Kaiser nichts wissen. Ihnen ist die Staatskunst des Machiavelli ein Greuel, während Moritz ihnen mit einer gewissen innern Befriedigung von einem Reiche erzählen kann, das weder das des Herrn, noch das des Satans sei, sondern zwischen beiden schwebe. „Freilich ist dieses Reich lange unbekannt gewesen, und man möchte glauben, daß es bisher überhaupt nicht existirt habe, wenn nicht der Umstand, daß in ihm Gutes vom Bösen nicht unterschieden wird, es unzweifelhaft machte, daß es bereits vor dem Sündenfalle herstammen muß. Dieses Reich ist das große Reich der Mitte, der Unschuld und der Indulgenz, in dem die Sünde ein Ende hat, in dem die Verruchtheit aufhört Verruchtheit, und die Tugend Tugend zu sein. Der Mord wird hier ein Zeichen frommer Gemüther und Aufrichtigkeit gehört zu den gebrandmarkten Lastern. Traue nur dem Freunde nicht und beweise niemand den Dank, den du ihm schuldig, heißt es hier; die erste Regel aber ist: scheine das Gegentheil stets von dem, was du bist, und wovon du willst, daß man dir nicht thue, das füge stets dem andern zu.... Dieses Reich ist das Reich der Diplomatie, und der es zuerst wieder entdeckt hat, es war der heilige Machiavelli. Könige, Kaiser und Päpste, Cardinäle und Minister sind seine angesehensten und frommsten Priester, doch sein größter Prophet ist unser Kaiser Karl."

Unzweifelhaft faßte Giseke den Charakter des Moritz sehr gut auf; fern von allem äußern Pathos läßt er seinen Helden gemäß der eben berührten staatsmännischen Maxime vier Acte hindurch handeln. Mit rühmenswerther Klarheit hat er die Handlung und das Getriebe der verschiedenen Handlungsweisen auseinandergesetzt. Dazwischen sorgte er durch schwäbische und niedersächsische im Dialekt sprechende Personen für humoristische Abwechselung. Ob man dem Stücke vielleicht eine gewisse Nüchternheit nachrechnen könnte, das wagen wir nicht bestimmt auszusprechen, und ebenso wenig, ob Moritz sich bis zum Schluß des vierten Acts die volle Sympathie des Publikums zu erringen und zu bewahren weiß. Wenn das Publikum bei einem Helden wie Galilei klatscht, wo eigentlich gar nicht so viel zu beklatschen ist, so kann bei Moritz von Sachsen der umgekehrte Fall eintreten; das Publikum fühlt sich ob dieses Helden etwas betreten, wo es eigentlich über den auf das Edle gerichteten Kern seiner Handlungsweise hoch erfreut sein sollte. Es ist nämlich um jenes geschilderte große Reich der Mitte ein eigen Ding. Das bestand vielleicht früher nur in der staatsmännischen Welt,

jetzt hat es sich tief bis in die Geschäftswelt eingefressen. Wie arg es verpönt ist, das staatsmännische Handeln, komme einer und behaupte, der Grundsatz: willst du nicht betrogen oder hinters Licht geführt sein, nun so laß dich nicht betrügen, sei nicht so ziemlich in der ganzen gebildeten Welt als gute Lebensregel eingeführt! Ein Publikum von heute kann daher in der Handlung des „Moritz von Sachsen" die tiefe Tragik nicht mehr bewundern, sich höchstens an dem Intriguenspiele desselben ergötzen; es läßt sich daher auch sehr kühl an, wenn es den Moritz die Maximen der staatsmännischen Weisheit mit der tiefen moralischen, auf Ueberzeugung ruhenden Gesinnung und den Begriffen der über das Gewöhnliche hinausliegenden Ehre vermengen sieht. Wir sind fest überzeugt, daß unser Publikum von heute im „Moritz von Sachsen" leider nur, ja leider nur die sogenannten politischen Schlagwörter beklatscht, vor der Tragik der Handlung aber die Augen schließt. Denn diese Tragik lehrt uns etwas ganz anderes als die Kunst, dem politischen Gegner Hiebe ins Gesicht zu ertheilen oder die Schuld an dem Verfalle deutscher Herrlichkeit blos auf die Großen dieser Welt zu schieben. Uebrigens führte Gisecke das Trauerspiel mit geschickter Hand zu Ende, wenn auch mit dem Meuchelmorde des Moritz der Faden der Handlung mehr abreißt als wirklich abläuft.

Nun gilt es noch einer Tragödie, oder wie sie der Verfasser benennt, einem „historischen Schauspiele" aus der brühwarmen neuen Geschichte.

24. Schwarzenberg. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Wolfgang Klenze. Breslau, Maruschke und Berendt. 1861. 16. 1 Thlr. 6⅓ Ngr.

„Du geschniegeltes und gebügeltes mit Strippen (unter den Beinkleidern) versehenes Bürschchen", empfing der Oberlehrer von Oberquinta einen seiner Schüler und beglückte ihn wegen einiger Quintanertugenden mit mehreren wohlapplicirten Ohrfeigen, sit venia verbo. Das fiel uns unwillkürlich ein, als wir einen Blick auf diesen „Schwarzenberg" warfen. Haben wir es doch äußerlich mit einem gebügelten und geschniegelten dramatischen Bürschchen zu thun. Da fehlt weder Calicot, noch Goldschnitt, weder feiner Druck noch feines Papier, sogar ein buntes Familienwappen ist dem Buche aufgeklebt. Also du geschniegeltes und gebügeltes Bürschchen, und wir heben die kritischen Hände hastig empor. Halt, halt, mit den kritischen Ohrfeigen, die wir dem Bürschchen zugedacht hatten, geht es nicht so schnell. Das Stück ist besser als wir dachten. Damit sprechen wir beileibe noch kein irgendwie maßgebendes Lob aus, aber doch die Verwunderung, wie jemand die letzte ungarische Revolution zum Gegenstand eines Dramas wählen konnte, ohne damit ein ganz ungenießbares monströses Stück zu liefern. Von einem Bühnenstücke ist bei diesem „Schwarzenberg" nicht im entferntesten die Rede, aber das Drama liest sich erträglich, weil es ziemlich gut versificirt ist und Geschichten aufwärmt, die uns allen noch in den Ohren klingen. Der Verfasser nennt sein Stück „Schwarzenberg". Hinlänglich deutet er damit an, daß die Tendenz des Stücks in der Schwarzenberg'schen Politik zu suchen. Diese Politik beruht einmal in dem vollen absoluten Staatsbewußtsein, in dem Streben, die Sonderinteressen der verschiedenen Stämme des österreichischen Staats in einen Brennpunkt, in die Kanzlei des Kaisers zusammenzuführen und am meisten die verschiedenen Feinde des Staats durch einander gegenseitig aufzureiben. Diese letztere Politik bildet demgemäß die Triebfeder in den Kämpfen der Kroaten gegen die Ungarn u. s. w. Meist sind die Personen wie Görgei, Kossuth sehr scharf gezeichnet, aber auch wie in Schwarzenberg selbst etwas marionettenhaft. Bei der Detailfülle des Stoffs, die man beliebig aus alten Zeitungen schöpfen kann, durfte der Verfasser sein Stück zu einem stattlichen Werke von 270 Seiten anschwellen lassen und war an eine dramatische Beschränkung nicht weiter gebunden. Natürlich geht das Stück auf Seite 270 zu Ende; was für ein dramatisches Ende indeß in der Hinrichtung der ungarischen Heerführer eigentlich liegen soll, ist uns nicht recht klar geworden.

Emil Müller-Samswegen.

Frederike Bremer's Reiseschilderungen aus der Alten Welt.

Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Von Frederike Bremer. Vierter bis sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. Jeder Theil 10 Ngr.

Die Erwartung, welche wir am Schluß unsers frühern Artikels (in Nr. 35 d. Bl. f. 1861) über dies Buch aussprechen konnten, die Voraussicht nämlich, daß auch die weitern Theile desselben uns des Erwähnenswerthen viel bringen würden, hat uns nicht getäuscht; denn auch hier treffen wir wieder auf eine Fülle neuer und gewiegter Anschauungen über die wichtigsten geistigen Bezüge der Menschennatur, über den religiösen Dualismus der Welt, die confessionellen Bedürfnisse der Völker des Südens und des Nordens, über Gesellschaft und Sitte, über Staat und Kirche in Italien, untermischt mit reichen Erinnerungen an Naturbilder, an anziehende Menschen, Kunstgefühle und kunsthistorische Betrachtungen und alles dies in ansprechendster Form und Darlegung.

Der vierte Theil umfaßt zuvörderst den römischen Winteraufenthalt von 1858 zu 1859. „Es ist sonderbar, sprach Jenny's liebliche Stimme; aber mein erstes Gefühl in Rom ist — Hunger. Und ich gestand, daß ich nichts sehnlicher wünschte als eine Tasse Thee!" So kündigt die Verfasserin ihre Ankunft in der Ewigen Stadt dem Leser an. Allein so materiell wie hier ist sie weiterhin nicht; vielmehr ist ihr Hauptziel in Rom ein wesentlich geistiges und geht dahin, über die Dunkelheiten des Romanismus Licht und Aufklärung zu gewinnen. Diesem Ziele zu Liebe begibt sie sich selbst eine Zeit lang in ein Kloster der Schwestern vom heiligen Herzen, um hier, sicher ihrer protestantischen Ueberzeugungen, die volle Macht, die ganze Fülle der katholischen Kirche widerstandslos auf sich einwirken zu lassen: ein Schritt, der, da er gewiß selten ist, wie kein anderer von dem ernstesten Ringen nach religiöser Wahrheit volles Zeugniß gibt, und der bei der Art, wie Kopf und Herz der Verfasserin gebildet ist, voraussichtlich nur mit ihrer größern Befestigung im Protestantismus enden konnte. Denn, wie sie sagt: was die beiden Kirchen ewig eint und was sie trennt, mußte ihr hier oder nirgends klar werden. Diesem Hauptzweck ihres römischen Aufenthalts sind denn auch alle andern untergeordnet; ja, sie erkennt hier, daß ihre Reisetage nicht in Italien und Hellas enden, sondern ihren Abschluß nur in Jerusalem finden können. Inzwischen genießt sie Italien, wie man dies Land genießen muß; menschlich, taktvoll, mit kindlicher Seele! Sie hat ihre Freude an seinen Kunstschätzen, seinen Kirchenfesten, an den historischen Erinnerungen Roms; aber auch an dem Carneval, an der Freude ihrer Ziehtochter Jenny an diesem. Sie besucht und schildert uns, von Visconti und De Rossi geführt, die Katakomben, malt uns die Gesellschaft, die Theater, Akademien, improvisirende Dichterinnen, die Kinderpredigten in Ara Celi, und während sie den Glauben an eine Verklärung der christlichen Kirchen zu einem einzigen Gottesreich festhält, zeichnet sie uns die seltsamen Auswüchse der päpstlichen Kirche in ihrer ganzen götzendienstähnlichen Wunderlichkeit. Ja, sie erlangt selbst eine lange Audienz beim Papst, und da es gewiß ein Schauspiel von unverkennbarem Interesse ist, die starre schwedische Protestantin, welche ihren Möhler doch mit manchem Zweifel studirt hat, dem heiligen Vater selbst gegenüber zu sehen, so bitten wir um Erlaubniß, bei dieser Scene etwas verweilen zu dürfen. Die Verfasserin berichtet: „Schlag 4 Uhr nachmittags befand ich mich in den Räumen des Vaticans, in die ich von einem jugendlichen Pagen in rothseidenem Anzug eingeführt wurde.

In einem großen Zimmer voll Gemälden saßen Damen und Herren wartend, denn Sonntag Nachmittag ertheilt der Papst den Frauen besondere Audienzen. Nach etwa einer Stunde wurden die Wartenden in Gruppen von zwei, drei Personen eingeführt. Ich wurde, wie ich gekommen war, allein hineingerufen. Vor dem Eintritt bei dem Papst mußte ich noch in einer hellen Galerie verweilen, wo zwei Cardinäle sich sehr artig mit mir beschäftigten. Der ältere, ein noch junger, schöner, blonder Herr, sehr weltlichen Aussehens, Monsignore de Merode, sprach von meinen Schriften, die er wol nur aus französischen Recensionen kannte, und vermuthete, daß ich Katholikin sei. Ich verneinte dies. «Ah, dann müssen Sie es werden, Sie dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben», sagte er. Ich wurde hineingerufen, trat, begleitet von Herrn de Merode, der an der Thür das Knie beugte und mich mit Sr. Heiligkeit allein ließ, ein. In der Tiefe eines länglichen, hellen, äußerst einfachen Gemachs stand am Schreibtisch gelehnt ein Mann von voller schöner Gestalt in einem langen, weißen Tuchrock mit rothem Brustlatz und Calotte. Ich verneigte mich tief an der Thür, noch einmal in der Mitte des Zimmers und zum dritten mal, als ich, dem Winke gehorchend, dicht in seiner Nähe und auf denselben kleinen Fußteppich trat, auf dem der Papst stand. Die Porträts Pius IX. sind im allgemeinen ähnlich, indeß hat sein volles, starkes und gedrungenes Gesicht in der Nähe weniger den Ausdruck der Gutmüthigkeit, als den eigenen Willens und Charakters. Seine blauen Augen sind lebhaft, aber sie entbehren der Tiefe und des Ernstes. Fleisch und Farbe deuten auf die beste Gesundheit und guten Appetit bei guter Küche. Der Papst blickte auf ein beschriebenes Papier in seiner Hand, fragte nach meinem Vaterlande nnd Wohnort und sagte dann: «Sie haben geschrieben?» — «Ja, Ew. Heiligkeit, Familienromane, Schilderungen des Lebens!» — «Aber Sie sind Katholikin?» — «Nein, Heiliger Vater, wenigstens nicht römisch-katholisch.» — «Dann müssen Sie es werden. Es gibt keine Vollendung außer in der katholischen Kirche.» — «Erlauben Ew. Heiligkeit mir eine Frage?» — «Wohl, sprechen Sie!» — «Ich liebe von ganzem Herzen unsern Herrn und Meister, Jesus Christus; ich glaube an seine Göttlichkeit und seine Erlösung für mich und die Welt; ich will ihm allein dienen und gehorchen. Wollen Ew. Heiligkeit mich nicht als eine Christin anerkennen?» — «Als eine Christin, gewiß; aber ...» — «Als ein Mitglied der Kirche Christi?» — «Ja, in gewissem Sinne auch; aber man muß dann alles, was die Kirche lehrt und darbietet, als wahr anerkennen....»"

Im weitern Verlauf des Gesprächs erklärt der Papst es für unrecht zu behaupten, man könne außer der Kirche nicht selig werden; verlangt aber doch, daß man an die Stiftung Christi, die Kirche und an den Papst als seinen Stellvertreter glaube. Der Nichtglaube, sagt er, rühre nur vom Hochmuth her, dieser sei der Boden der Staatskirchen, die Königin Victoria wolle selbst Päpstin sein und so überall. Ordnung aber verlange ein Oberhaupt und das sei der Nachfolger Petri u. s. w. Endlich schließt er: „Controversen helfen zu nichts. Ich will Ihnen einen andern Weg zeigen. Beten Sie, beten Sie um Erleuchtung, das einzige Mittel um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, heißt Demuth! Und nun segne Sie Gott für Zeit und Ewigkeit." „Diese wahrhaft priesterliche Ermahnung war so schön und innig gesprochen", sagt die Verfasserin, „daß ich demüthig die mir dargebotene Hand küßte, ja sie war so wahr und evangelisch, daß ich mit weit demüthigerm Sinne von ihm schied, als ich gekommen war." Pius IX. hatte französisch leicht und natürlich gesprochen.

Nach dieser Mittheilung können wir für die übrigen Bemerkungen der Verfasserin über Rom, so anziehend sie auch sind, keinen Raum mehr in Anspruch nehmen. Ihr Aufenthalt im Kloster, mit dem der fünfte Theil beginnt, schließt, wie schon gesagt, mit ihrer Befestigung im evangelischen Bekenntniß, nicht jedoch ohne die Erkenntniß, daß auch diese „unsichtbare Kirche" nicht vermocht habe, „den Blick immer fest auf das Reich Gottes gerichtet zu halten. „Auch sie verbot', und damit begann ihr Unrecht! Löst sie die Aufgabe nicht: jeden Menschen als ein selbständiges Wesen in Gemeinschaft mit Gott zu bringen und sein Reich nicht als etwas, das nur jenseit der Erde ist, zu verkünden, sondern als etwas, das auf Erden verwirklicht werden soll, so wird auch ihre Macht vergehen." Mit diesem schönen Wort schließen wir den Bericht über die ernsten Kämpfe, welche Frederike Bremer im Dienste der Wahrheit mit sich selbst bestanden hat und welche geistesverwandte Leser und Leserinnen ohne Zweifel mächtig anziehen müssen.

Ihre nächste Aufmerksamkeit widmet sie dann den neuern Kunstbestrebungen in Rom; sie besucht alle namhaften Studios und hebt besonders die der Amerikaner Gibson, Rogers, Moser, der Miß Lander und der Astronomin Miß Mitchel hervor. Bei diesem Anlaß sagt sie unter anderm: „Daß die Auffassung der Griechen von der Göttlichkeit für das höchste Bedürfniß des Menschen nicht ausgereicht habe, sehe ich eben an ihren Götterbildern selbst. Ihre kalten Schönheiten gewähren dem Verlangen nach sittlicher Idealität absolut nichts." Der Gedanke ist nicht ganz richtig; aber ein Geist wie der der Verfasserin kann kaum anders empfinden, er kann das Idealschöne ohne Tugend nicht denken! Sie besucht ferner die Kirchen, die Anstalten für Volkserziehung und Religionsunterricht, und referirt, wie bei dem letztern der Hauptnachdruck meist auf die Litanei zu Ehren der Jungfrau Maria gelegt wird, welche dabei 40—50 poetische Beinamen empfängt, wie: Speculum justitiae, Sedes sapientiae, Rosa mystica, Turris eburnea, Domus aurea, Foederis arca, Janua coeli, Stella matutina, Regina angelorum u. s. w. Bei dieser elenden Kindererziehung erscheint es wie ein Wunder, daß der Charakter des Volks im ganzen mild und treugesinnt bleibt. Zugleich schließt sie in Rom ihren Roman „Vater und Tochter" und geht dann nach Neapel, wo sie zunächst von der prächtigen Eruption des Vesuv (Mai 1859) sehr in Anspruch genommen wird, während ein gelehrter Rabbiner, Dr. Steinheim, sie in die Schönheiten der Psalmen und der griechischen Dichter einführt. Die Bevölkerung Neapels macht auf sie einen traurigen Eindruck, halbwilde Thierheit begegnet ihr überall, bei der Schönheit von Land, Meer und Himmel nur um so widerwärtiger. Auch dies Urtheil ist bei ihrer Seelenstimmung natürlich. Sie geht nach Ischia, ein paradiesischer Aufenthalt, dem sie einen lieblichen kleinen Roman einwebt, der zwischen ihrer „Sommertochter" Prinzessin Ilse, wie sie sie schalkhaft nennt, und einem würdigen ältern Herrn Waldo-Hercules spielt und der endlich zu Sorrent in einer Verlobung verläuft. Mit dieser allerliebsten Episode, die überdies eine Perle feiner Charakteristik ist, schließt der fünfte Theil.

Die Sirenen singen noch immer an der Küste der Sirenen und so verweilt sie lange in Sorrent, obgleich ihr innerer Wegweiser nach dem Osten zeigt. Wer könnte einem so lieblichen Aufenthalt, wie der ist, den sie in der Villa Trecassi zubringt, sich auch so bald entziehen? Schon ihre Schilderung davon fesselt und bezaubert. Kirchen und Volksfeste, die sie malt, Ausflüge nach Capri, Amalfi und Salerno u. s. w. verlängern diese Villeggiatur bis zu den Siroccostürmen des September, worauf noch Pästum und Pompeji besucht und wenigstens gut skizzirt werden. Nach Neapel zurückgekehrt, ist der October dem Besuch der Museen und der Wohlthätigkeitsanstalten gewidmet, von welchen sie einige, wie Casasanta dell' Annunziata und das Albergo de' Poveri in vorzüglicher Verfassung findet. Auch die Incurabili und die berühmte Irrenanstalt werden gelobt, und die Verfasserin zeigt tadelnd und lobend überall ein verständiges und gewiegtes Urtheil, das selbst von ihren bekannten politischen Befangenheiten nur noch selten getrübt erscheint. Von dem schönen Kloster am Mercato, wo schöne Frauen in goldgelben Schleiern vornehme Mädchen erziehen, obgleich nicht recht zu erkennen ist, worin und wozu sie erzogen werden, sagt sie, daß es das allersüßeste Asyl der Welt für Lebensgenuß und glückliche Ruhe sei, und die frommen Brüder von Camaldoli fragt sie, ob sie ihr schönes Fleisch von Gebeten, Betrachtungen oder

von den Selbstpeinigungen in ihren Boudoirs empfingen. Sie bringt dann noch einen Tag ganz einsam in Pompeji zu, wo sie ungemein treffende Bemerkungen zu machen findet. Waren die Frauen im Alterthum glücklich, beneidenswerth, fragt sie sich, und antwortet: „Die Zeit der stillen Seufzer ist vorüber; das Forum der Menschlichkeit ist jeder denkenden Seele zugänglich geworden. Das Haus ist nicht mehr einem Gefängniß gleich verschlossen, freie Bahnen für Arbeit, Talent und Menschenliebe stehen allen offen. Im Alterthum waren nur einzelne Frauen geehrt, heute ist das Leben für die große Menge edler, freier, glücklicher, Dank dem, der das Gesetz der Liebe Gottes verkündete und durch sein Leben vollendete.“ Und sie schließt: „Als ich am Abend nach Neapel zurückkehrte, war mir zu Muthe, als hätte ich ein reinigendes Bad in ernsten Gedanken genommen!“ Nun wohl, wer so sieht, sieht schön!

Unterdeß hat der obenerwähnte kleine Roman sich dahin entwickelt, daß der edle Waldo die anscheinend untreue Braut aufgibt und nach Sicilien flieht, worauf Prinzeß Ilse in sich geht und ihm nachzureisen verlangt, da sie nicht ohne ihn leben könne. So gelangt man denn schleunigst nach Palermo, wo Waldo erkrankt ist, doch unter Ilse's Pflege bald wieder genest. „Was soll ich aber von Palermo sagen“, ruft die Verfasserin aus, „von der Stadt, die in ihrer Conca d'oro (goldenen Schale) daliegt wie eine orientalische Prinzessin? Man sagt, sie sei eine große Sünderin, aber sie ist schön mit ihrem normännisch-orientalisch-sarazenischen Charakter und ihrer Luft, die so rein ist, daß Neapel dagegen einer Cloake gleicht. Hier erwacht denn auch die neue Dichtkunst, die romantische“ u. s. w. Eben hier aber illustrirt die gelehrte Verfasserin denn auch das Verhältniß der beiden Verlobten mit Stellen aus Xenophon's „Oeconomia“, welche das Ideal einer glücklichen Ehe in folgendem Gespräch darstellen: „Liebe Frau, weißt du, warum ich dich genommen habe? Wenn du mein Hauswesen besorgst und die Dienstleute überwachst, daß ich den ganzen Tag sorglos auf dem Forum zubringen kann, wenn du mir in allen Stücken zu gefallen suchst und mir das Haus angenehm machst, so will ich der erste deiner Sklaven sein.“ Dies Ideal weicht denn allerdings ziemlich bedeutend von der Verbindung zweier Seelen ab, die sich in der Ehe vereinigen, um „in gemeinschaftlicher Arbeit zur Erreichung der liebevollen Zwecke eines gemeinsamen Vaters einander zu stärken und zu erfreuen“. Nachdem die Verfasserin uns Palermo und seine herrliche Umgebung flüchtig geschildert, schließt sie mit einem Panegyrikus auf das Volk, dem wir um so lieber eine Stelle entlehnen, als er im ganzen genommen unsere eigenen Ueberzeugungen ausspricht: „Und dessenungeachtet“, sagt sie, „scheint mir dies Volk eine eigenthümliche Güte und Vortrefflichkeit zu besitzen, die allzu wenig anerkannt wird. Irgendjemand, ich weiß nicht wer, hat die Bemerkung gemacht, daß, wenn der Italiener gut und brav ist, er dies auch in einem höhern und vollendetern Maße ist, als Männer anderer Nationen. Und wie von der Weintraube bei einem gewissen Grade ihrer Reife gesagt wird, sie sei edelreif, so kann man von dem zur vollen Güte gereiften Menschen Italiens sagen, daß er edelreif sei; Gewissenhaftigkeit, Edelmuth, Ernst, Sinn für alle Tugenden, die den Menschen zieren, sind Blüte und Duft der italienischen Individualität, die von Freiheit, Schönheit und Anmuth gleichsam eine höhere, brennendere Farbe empfangen und eine innigere Harmonie erlangen. Wird diese schöne Individualität einst alle diese zerstreuten Menschen sammeln, ihre Sitten mildern, die Völker verbrüdern, dann wird Italien in menschlicher Geselligkeit und Liebenswürdigkeit ein Muster und allen Völkern der Erde ein gemeinsames Vaterland sein!“

Auch wir haben schon öfters bekannt, daß wir von Italien eine rückkehrende Wendung der europäischen Gesellschaft zu den Interessen der Schönheit, der Kunst und der Idealität gegenüber der vordringenden Macht der materiellen Interessen im übrigen Europa erwarten und hoffen, und wünschen daher dem schönen Traume der Verfasserin alle Verwirklichung. Ihr selbst aber wiederholen wir gern unsere volle Anerkennung und unsern Dank für ihr lehrreiches, gedankenvolles und liebenswürdiges „Tagebuch aus der Alten Welt“, mit der Erwartung, ihr ehestens in Hellas und im Orient, wohin der Zug ihres Herzens nun einmal geht, wieder zu begegnen, wie wir sie hier verlassen.*)

4.

Zwei deutsche Naturdichter.

Das Wort „Naturdichter“ ist zwar keineswegs sehr glücklich gebildet, indem es im Grunde etwas ganz anderes bedeutet, als es bedeuten soll. Wenn man von einem Liebesdichter, einem Frühlingsdichter, einem Vaterlandsdichter spricht, so versteht man darunter Dichter, welche die Liebe, den Frühling, das Vaterland besingen, und dieselbe Analogie festhaltend, würde man unter einem Naturdichter eigentlich einen solchen Poeten zu verstehen haben, der die Natur besingt. Indeß nimmt man es in Deutschland bei zusammengesetzten Worten überhaupt mit der Logik der Sprache nicht immer sehr genau; der Gebrauch entscheidet zumeist, und so hat sich das Wort „Naturdichter“ als Terminus technicus festgesetzt, um im Gegensatz zu den geschulten oder den Kunstdichtern solche Dichter zu bezeichnen, die autodidaktisch gebildet, vorzugsweise aber solche, die aus dem Proletariat hervorgegangen sind und keinen oder nur den allerdürftigsten Schulunterricht genossen haben, welche dichteten, während sie die Heerde hüteten, Lehmsteine fertigten, Fußmatten flochten, in einem Kramladen Waaren verabreichten, auf einer Drechslerbank Stockknöpfe und nebenbei auch Verse drechselten u. s. w.

Wenn wir nun die poetische Zeugungskraft unsers Volks nach den dichterischen Hervorbringungen solcher Naturdichter beurtheilen wollten, so müßten wir freilich sagen, daß sie ziemlich erloschen sein müsse. Vielleicht war es mit ihr überhaupt immer dürftig bestellt; denn es ist zu vermuthen, daß selbst die bessern und zartern unserer sogenannten Volkslieder von Individuen herrühren, welche durch Unterricht und Lectüre eine höhere Kunstbildung erhalten hatten, wenigstens eine höhere, als sie, namentlich in frühern Jahrhunderten, Individuen aus der oben bezeichneten Volksschicht zu Theil werden konnte. Dann gibt es freilich noch eine Menge von deutschen Volksballaden und Volksliedern im Bänkelsängerton, jene von abschreckend blutigem Inhalt, indem darin irgendeine gräßliche landläufig gewordene Criminalgeschichte verarbeitet ist, diese zotenhaften, lasciven und liederlichen Charakters, die volksmäßigen Ursprungs sein mögen. Aber man sollte Anstand nehmen, sich für diese geschmacklosen, sittlicher und ästhetischer Verwilderung entsprungenen Producte blos deshalb zu begeistern, weil ihnen die unverdiente Ehre zu Theil geworden ist, in unsern Volksliedersammlungen eine Stelle zu erhalten; denn die sie zusammengereimt haben, waren vielleicht sehr liederliche Strolche, sehr heruntergekommene vagabundirende Handwerksgesellen und Bettelstudenten, sehr versoffene Drehorgelmänner und Moritatensänger, die sich damit producirten, um auf Jahrmärkten oder in einer wüsten Herberge ein paar Kreuzer zu verdienen. Wir selbst haben freilich einmal in jüngern Jahren, wo man sich in kecken und oft auch schädlichen Aussprüchen gefällt, einmal die Phrase drucken lassen: unter allen Dichtern sei doch das Volk der größte. Und in gewisser Hinsicht mag dies auch ganz richtig sein; zarte und noch mehr leidenschaftlich stürmische, poetische Empfindungen sind dem Volke sicherlich nicht fremd und sie sind sogar gemeinhin darum poetischer als die der Gebildeten, weil sie naiver, wahrer und ursprünglicher sind; aber von der unmittelbaren

*) Die Schilderung des Orients beginnt mit dem inzwischen bereits erschienenen siebenten Theile. Im schwedischen Original wird damit eine zweite Abtheilung des ganzen Werks unter dem Nebentitel „Palästina und die Türkei“ eröffnet, während eine dritte Abtheilung „Griechenland“ behandeln soll. Wir werden auf diese Fortsetzung des Werks später zurückkommen. D. Red.

Empfindung bis zum entsprechenden künstlerischen Ausdruck derselben ist ein weiter Weg, und um diesen zu finden, muß man in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht sein. Thatsache ist es jedenfalls, daß wir Deutsche wenigstens keinen Naturdichter haben, der so hervorragend wäre wie der Schotte Burns. Indeß ist Burns in neuern Zeiten und unter den gebildeten Völkern wol auch der einzige Naturdichter, dessen Gedichte auch von den höher Gebildeten mit wahrhaftem Genusse gelesen werden können; dann kommt auch bei der Abschätzung desselben gegenüber den deutschen Naturdichtern noch in Betracht, daß die englische Ballade und das schottische Volkslied sich stets auf einer höhern Kunststufe befunden haben als das deutsche Volkslied, und daß überhaupt die Kluft zwischen dem Volk und den höher gebildeten Klassen in England, wie beträchtlich auch die Contraste in äußerer socialer Hinsicht sein mögen, doch in Bezug auf Charakter, Gesinnung, Empfindung und Anschauung bei weitem keine so große ist als in Deutschland. Daher spricht auch Shakspeare zum Volke in einer allgemeinen menschlichen Sprache, die bei allen außerordentlichen Feinheiten, welche nur der Kenner zu würdigen weiß, auch dem Nichtgebildeten vollkommen verständlich ist, während der Deutsche zum innigen und wirklich fruchtbringenden Verständniß seines Schiller und Goethe, und gerade ihrer Meisterwerke, einer gewissen nicht unbeträchtlichen Summe literarischer, historischer und philosophischer Vorkenntnisse bedarf.

Soviel wir wissen, ist das Wort „Naturdichter" in Deutschland zuerst oder doch hauptsächlich in Aufnahme und Gebrauch gekommen, als man in dem Proletarier Gottlieb Hiller ein dichterisches Phänomen begrüßen zu dürfen glaubte. Wir halten es für ein Verdienst, daß in der Schrift „Culturabenteuer" (vierter Band der in Bonn erscheinenden „Dampfwagenbibliothek") und zwar in dem Aufsatz: „Gottlieb Hiller's Reisen auf den Ruhm. Zur Geschichte der literarischen Naivetät im 18. Jahrhundert", das Andenken an ihn wieder aufgefrischt ist. Denn obschon selbst Goethe ihm Beachtung schenkte und namentlich seinen biedern rechtlichen Sinn anerkannte, so ist Hiller der jetzigen Generation sicherlich so gut wie gar nicht bekannt. Wir erblicken in jener Mittheilung, die zum größten Theil aus autobiographischen Aufzeichnungen Hiller's besteht, in der That einen sehr interessanten Beitrag zur Kenntniß der deutschen Sitten- und Geisteszustände im Uebergange vom 18. in das 19. Jahrhundert. In Betreff der Abstammung Hiller's erwähnen wir nur, daß derselbe 1788 in Landsberg in Sachsen geboren, Sohn eines Fuhrmanns war und schon in seinem zweiten Jahre an einem Drescher einen Stiefvater erhielt. Seine Erziehung konnte daher nur die allerdürftigste und der Kreis seiner Beschäftigung nur der allerprosaischste sein: im Sommer fertigte er Lehmsteine zum Verkauf und im Winter flocht er Taubennester und Fußdecken von Stroh und Weiden. Ein Töpfergeselle machte ihn mit Gellert's, Hagedorn's und Weiße's Fabeln bekannt; später las er auch hervorragende poetische Werke, und da er sich überhaupt ausschließlich nach den Mustern der Kunstdichtung bildete, so fragt es sich doch, ob man ihn einen „Naturdichter" im eigentlichen Sinne des Worts nennen dürfe. Er las sogar Wieland's unvollendet gebliebenen „Cyrus", ja ihn ergriff bei dieser Lectüre ein „wahrer Dichterzorn" (Hiller's eigener Ausdruck!) und er entwarf den Plan, das Wieland'sche Epos zu ergänzen. Natürlich kam es nicht zur Ausführung dieses hochfliegenden, albernen Vorhabens, und er wendete sich Stoffen zu, die für einen Naturdichter von Hiller's Qualität angemessener waren; er verfaßte z. B. 1801 ein Gedicht „An eine grüne Schote", welches bei seinen Freunden so viel Beifall erhielt, daß es im bernburger wöchentlichen Anzeiger sammt einer ziemlich ausführlichen Nachricht über sein „unbescholtenes sittliches Leben" (wie Hiller selbst in seiner Autobiographie sagt) gedruckt wurde. Ein zweites Gedicht „Auf den Tod eines hoffnungsvollen Jünglings" erlebte zwei, ein drittes „Die Versöhnung" sogar drei Auflagen; letzteres brachte ihm, „da die Fürsten von Anhalt und andere Musenfreunde es über Gebühr vergüteten", nicht weniger als 500 Thaler ein. Wenn je ein Honorar etwas Nützliches gewirkt hat, so war es hier; denn Hiller zeigte sich als ein guter Sohn und gab die ganze Summe seinen gänzlich verschuldeten Aeltern, sodaß er nicht einmal so viel übrig behielt, um sich einen anständigen Rock kaufen zu können. Aber sein Ruf in Köthen und Umgegend war nun begründet; man machte ihn zum Mitgliede des großen Lesevereins aller Gebildeten der Stadt und des Landes; sein Fürst ließ ihn rufen und beschenkte ihn ansehnlich, ja ein Landgeistlicher nahm ihn sogar zum Gegenstand seiner Kanzelrede und stellte ihn seiner Gemeinde als ein Beispiel der besondern Gnade Gottes vor!

Hiller begab sich nun auf Gastreisen, um möglichst viel Ehre und Geld einzustreichen, und man wird ihm dies nicht verdenken wollen, da unsere berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen unter dem Deckmantel des Kunstinteresses dasselbe thun. Für seine Reise versah er sich „mit einem Taschentuch voll Gedichte", damit es ihm nicht an „Zehrung" mangele. In Halberstadt, wo er auch Gleim besuchte, wurde er von Klamer Schmidt eines Abends zu Gaste geladen und während des Essens von Schmidt's neunjähriger Tochter mit einem Blumenkranze geschmückt, die ihn dadurch „im Namen der Musen" feierlich zum Dichter weihte, was die anwesenden Männer mit dem Bruderkusse bestätigten. Auch der Reichsgraf von Stolberg-Wernigerode zog ihn in Gesellschaft des gerade anwesenden Friedrich Leopold von Stolberg zur Tafel. „Als ich ein wenig im Speisesaal gewartet, öffnete sich die Thür und ein heiliger Schauer überlief mich", erzählt Hiller, „rings der Tafel herrschte ein sanftes fröhliches Gelispel und mir deuchte, daß man so nur an der künftigen Paradiesestafel speisen werde" (!). In Magdeburg angekommen, ward er sogleich in den großen Kaufmannsverein eingeführt, was für ihn von so ersprießlichen Folgen war, daß er einen „Eilboten um Scripturen" nach Köthen absenden mußte. „Es ist nicht übertrieben", versichert Hiller, „wenn ich sage, daß ich ganz Magdeburg in Bewegung setzte." Von seinem Besuch bei dem Prinzen Ludwig Ferdinand auf Schricke erzählt Hiller: „Ich traf hier den berühmten Kapellmeister Himmel, der mich in einem muntern Tanzcirkel beiläufig fragte, wieviel ich wol bei einer künftigen Ausgabe meiner Gedichte zu gewinnen denke? Ich antwortete, daß ein Buchhändler meine Hoffnungen auf 3—400 Thaler gesteigert habe. «Das vertrink' ich in acht Tagen!» war Himmel's lakonische Gegenantwort."

Unter dem Schutze eines „Lieblings der Camönen und eines Königssohns", des genannten Prinzen Ludwig Ferdinand, trat Hiller seine „Dichterreise" nach den preußischen Residenzstädten Potsdam und Berlin an. In ersterer Stadt wurde er sofort durch den Major von Knesebeck auf dem Wachtplatze dem General Rüchel vorgestellt, der ihn nach seinem Palast führte und zur Familientafel zog. Durch Rüchel's Verwendung erhielt er dann auch eine Audienz bei dem König und der Königin, bei denen er in seiner gewöhnlichen Kleidung, in Oberrock und Stiefeln erschien und welche die Geduld hatten, sich von ihm mehrere seiner Gedichte, darunter das 200 Zeilen enthaltende lange Gedicht „Die Versöhnung", vortragen zu lassen, und ihm die Erlaubniß gaben, daß er ihre Namen seiner nächstkünftigen Gedichtsammlung vordrucken dürfe. Fast komisch klingt es, wenn Hiller berichtet: „Auch mußte ich erklären, was Taubennester seien", als ob dergleichen über das natürliche Fassungsvermögen königlicher Personen hinausgehe. Er erbot sich auch zur Uebersendung eines solchen Taubennestes, welcher „freimüthige" Antrag sehr huldvoll aufgenommen wurde. Das Willkommenste für Hiller waren jedenfalls die zehn Stück Friedrichsdor, welche die Majestäten dem Dichter einhändigen ließen.

In Berlin angekommen, nahm er Wohnung in dem Gasthause „Zum fliegenden Roß", und da „nun dieses zum Sinnzeichen der Dichter" gehört, erblickte er darin ein gutes Omen; auch unterschrieb er sich auf dem Meldezettel als „Dichter Hiller aus Köthen", und er bemerkt: „Weil sich nun mit dieser Benennung niemand unterschrieb, erregte dies mein erstes Aufsehen in der Königsstadt." Hatte doch der Fürst von Dessau schon früher ein Schreiben an ihn mit der Adresse: „An den

Dichter Hiller in Köthen", versehen lassen. In Berlin geschah ebenfalls alles Mögliche, um ihn zum Mann des Tags zu machen. Der Oberrechnungsrath Tismar lud den Dichter, um ihm die Männer der Presse geneigt zu machen, in Gesellschaft der hervorragendsten Zeitungsredacteure zu Tische; Iffland gewährte ihm freien Theatereintritt; auch mit Merkel, Biester, Fichte, Kotzebue kam er zusammen. Letztern sah er nach Jahresfrist in Wien abermals wieder und da sprach Kotzebue die „sonderbare" Meinung aus, „daß es nur im Gebirgsfüden noch kernhafte Naturmenschen gebe, alles Uebrige, und sonderlich die Bewohner großer Städte habe der Aufwand verdorben". Bei Gelegenheit seiner Bekanntschaft mit dem Grafen von Haugwitz, der ihn öfter zur Tafel lud, tischt Hiller das Märchen auf, daß Haugwitz einmal in Gesellschaft Goethe's eine Reise von Wien nach Rom in 17 Tagen zu Fuß gemacht habe. Es ist kaum glaublich, welches Aufsehen der „Dichter aus Köthen" auch in Berlin machte. Ein gewisser Schundenius aus Wittenberg, der Vorlesungen über Gall's Schädellehre hielt, bewies aus den Erhabenheiten seines Schädels, daß sich Hiller's Dichtergabe aus seinem Hirnbaue unzweifelhaft darthut, der Wachsbildner Weescherneck stellte ihn unter seinen Wachsgebilden ausgezeichneter Personen in derjenigen Kleidung auf, in welcher Hiller nach Berlin gekommen war, auch kamen bald „Hiller'sche Strickbeutel" in Mode, in Gestalt eines Taubenkörbchens, welches er inzwischen für die Königin geflochten und ihr hatte überreichen lassen u. s. w. Von Berlin begab er sich nach der „alten ehrwürdigen" Stadt Frankfurt a. O., wo man ihm im Dewildeschen Hause mehrere eigenthümliche Kunststücke aufgab, er mußte z. B. drei Schreibern drei verschiedene Gedichte zugleich in die Feder dictiren. Von seinem Aufenthalt in Küstrin erzählt Hiller folgendes Curiosum: „In Küstrin nahm Trowitzsch meine Dichtergabe zu Geburtstags- und Neujahrs-Glückwünschen in Beschlag: das Dutzend zu zwei Thaler, doch mit der lästigen Clausel, daß wenn Trowitzsch unter einem Gros oder zwölf Dutzend vielleicht nur e i n Dutzend Gedanken neu finden sollte, ich es mir gefallen lasse, elfe davon ohne weitern Dank abgefaßt zu haben. Leichter mochte es Wieland werden den «Oberon» zu schreiben, als bei solchem Auftrage unverkürzten Dank zu erhalten."

Wir bemerken übrigens bei diesem Anlaß, daß Hiller gelegentlich das Wort „Honorar" sehr gut mit „Schriftlohn" wiedergibt. Hiller begab sich nun über Magdeburg nach seiner Heimat zurück. Er erzählt: „Ein auserlesenes gleichfarbiges Viergespann, meinem vaterländischen Mäcen, dem Gesammtrath von Krosigk gehörig, brachte mich von Hohenerxleben nach Köthen. Meine Rückkehr glich einem förmlichen Siegeszuge. Und war sie das nicht auch? Hatte ich alles Geschehene einzig nur dem Zufall zu danken? Mit nichten. Ich hatte mir meinen Ruhm unter einem eisernen Verhängniß errungen — ich konnte füglich als ein gutes Beispiel ausgezeichnet werden, von dem, was der Mensch kann, wenn er frühzeitig sich selbst ergreift."

Hiller's „Dichterreisen", die er in seiner Selbstbiographie (Zugabe zu seinen 1805 erschienenen Gedichten) und in seiner „Reise durch Sachsen, Böhmen und Ungarn" (Köthen 1808) geschildert hat, und die Umstände, die sich an sie knüpften, sind sicherlich von culturhistorischem Interesse. Wir geben gern zu, daß an dem Aufsehen, welches der köthener Naturdichter erregte, auch die bloße Mode und die bloße müßiggängerische gedankenlose Neugier einen großen, wenn nicht den größten Antheil hatten; aber wir erblicken darin zugleich in der That auch eine dem Genius der Poesie abgestattete Huldigung, ein Symptom und einen Ausfluß des human-ästhetischen idealen Cultus, von welchem in jener tieferregten Zeit selbst martialische Haudegen sich ergriffen zeigten. Dieser der Humanität und der Poesie zugleich zugewandte naive Geniecultus glich auch die sonst so schroffen Standesunterschiede bis zu einem gewissen gar nicht unbeträchtlichen Grade aus. In unserer, den ästhetischen und rein menschlichen Interessen sich immer mehr abwendenden, materialistischen und, wie wir aus einer Menge der auffälligsten Symptome nachweisen könnten, nur scheinbar demokratischen, vornehmer Ostentation sich befleißigenden, suffisanten Zeit wäre eine solche Erscheinung gar nicht denkbar. Ein Lehmsteinkneter, und hätte er dreimal mehr poetisches Talent als Hiller, würde in seinem groben Bauernkittel und in seinen Bauernstiefeln heutzutage nicht einmal in einen bürgerlichen Salon, geschweige zu fürstlichen Tafeln gezogen werden; er würde mit seinem „Taschentuch voll Gedichte", mit seiner Ode „An eine grüne Schote" u. s. w. unserer Generation mehr ein Gegenstand des Mitleids oder des Spotts und Hohngelächters als der Begeisterung oder auch nur der naiven Neugierde sein.

Im übrigen erwies sich auch an Hiller's Schicksalen, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben dürfe, daß die wetterwendische Gesellschaft einen Gegenstand ihres Interesses ebenso rasch fallen läßt, als sie ihn erhoben hat, und daß Hoffart und Dünkel zu nichts gut seien. Hiller, dem sein Ruhm mehr und mehr zu Kopfe stieg, dehnte seine Dichterreisen bis Wien und Prag aus, durchstrich Schlesien, erlebte die Untreue einer Geliebten, Namens Maruschka, erlitt eine schwere Krankheit und wurde dann nach Ostpreußen verschlagen, wo er in seiner königsberger Anna endlich ein treues Weib fand. Der Verfasser der von uns benutzten Mittheilung bemerkt dann noch: „In welchem ostpreußischen Neste er begraben liegt, oder ob er seinen Stab weitersetzte und anderswo endete — weiß Gott. Ich konnte es nicht in Erfahrung bringen." Der Verfasser hätte aber nur im Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" nachschlagen können, um zu erfahren, daß Hiller in Bernau bei Berlin 1826 gestorben ist, allerdings in „gänzlicher Vergessenheit". War diesem Naturdichter in beschränktern und gröbern, dabei aber ihm angemessenern Verhältnissen doch wohler als im Treiben der großen Welt? Oder war er so klug einzusehen, daß er, wie ein römischer Proconsul seine Provinz, die literarischen Provinzen Deutschlands zu sehr in Contribution gesetzt habe, um noch einmal sie auf einer Rundreise brandschatzen zu dürfen? War infolge feindseliger Urtheile seine Productionskraft oder sein Vertrauen darauf gebrochen? Ohnehin war mit dem Sturze der preußischen Monarchie und ihrer Aussaugung durch Napoleon's Legionen das Reich der alten Harmlosigkeit und der poetischen Tafelrunden zu Ende; später aber nahm der Geschmack eine immer vornehmere Richtung, und Hiller mit seiner Schotenpoesie blieb vergessen. Da Hiller sich sonst gegen seine Aeltern keineswegs undankbar und knauserig zu zeigen pflegte, so scheint wenigstens der Umstand, daß sich sein Stiefvater in Verzweiflung das Leben nahm, auf Familienzerrüttung und trübe Schicksale hinzudeuten.

Die Bekanntschaft eines andern, nur neun Jahre nach Hiller geborenen und erst vor wenigen Jahren gestorbenen Naturdichters machen wir erst jetzt, und zwar durch eine nach seinem Tod von dem jenaer Universitätspedell Grünert herausgegebene Sammlung seiner Gedichte: „Mein Gärtchen an der Saale" (drei Hefte, Jena, Frommann, 1862), deren drittes Heft auch biographische Notizen über ihn enthält. Es ist dies J o h a n n W i l h e l m T r e u n e r t, in Jena den 27. Januar 1797 geboren, der Sohn eines jenaer Studenten, der sich niemals um ihn bekümmert hat, dessen Namen (wahrscheinlich wurde der Knabe nach der Mutter getauft) der Welt verschwiegen wurde, vielleicht um die Carrière des hoffnungsvollen Jünglings nicht zu stören. Dieser edle Musensohn, der Treunert's Rabenvater war, hat vielleicht später als Geistlicher mit feierlicher Geberde und in frommen salbungsvollen Worten auf die Unsittlichkeit seiner Gemeinde den Zorn des Himmels herabgerufen, oder als Jugendlehrer Moral gepredigt und Verstöße dagegen gezüchtigt, oder als Jurist in Alimentenklagen mehr als einmal gegen den säumigen oder protestirenden männlichen Theil erkannt, oder in einem hohen Staatsamt an der Gesetzgebung des Landes und an der Aufrechthaltung der Sittenpolizei theilgenommen, und als er starb, haben vielleicht besoldete Nekrologenschreiber den Ruhm des Ehrenmannes nach allen vier Winden verkündet!

Seine Mutter, die jenem wackern Musensohne aufgewartet hatte, scheint übrigens ihrem Sohne eine gute Mutter gewesen zu sein und was sie konnte gethan zu haben, um ihn zu einem braven Jungen zu machen und ihm Kenntnisse beizubringen. Im Lesen und Schreiben unterrichtete sie ihn selbst bis in sein zehntes Jahr, auch versorgte sie ihn mit allerlei Büchern zu seiner Unterhaltung. Etwas besser erging es dem armen Knaben, als der Buchdrucker Joch seine Mutter als Haushälterin zu sich nahm und bald darauf ehelichte. Joch hatte eine Leihbibliothek, welche in Treunert ihren eifrigsten Benutzer fand, und brachte ihn 1807 in die städtische Schule, wo der Knabe durch sein poetisches Talent die Aufmerksamkeit des Dr. Klein, nachmaligen Consistorialraths in Eisenberg, auf sich zog. Er nahm ihn als Diener in sein Haus, als Schüler in seine Privaterziehungsanstalt, und als er 1813 als Professor des Gymnasiums nach Hildburghausen berufen wurde, auch hierher mit sich und ließ ihn am Gymnasialunterricht theilnehmen. Als Klein's Familie sich mehrte, konnte er Treunert nicht mehr bei sich behalten, und so kam dieser wieder nach Jena, um bei seinem Stiefvater Buchdruckerlehrling zu werden. Doch vernachlässigte er sein poetisches Talent nicht; er verfaßte auf Bestellung mancherlei Gedichte, welche beifällig aufgenommen und gern gelesen wurden. Im Jahre 1815 meldete er sich als Freiwilliger in Jena und machte als solcher mit dem ersten Bataillon Weimar den zweiten Feldzug in Frankreich mit. Nach beendigter Campagne nahm er seinen Abschied und trat wieder als Buchdruckergehülfe ein, meist in Jena, eine Zeit lang auch in Weimar bei seinem Freunde Holzapfel. Dabei dichtete er fort und fort, theils aus eigenem Antriebe, theils aufgefordert bei Hochzeiten, Geburten, Gesellschaftsfesten und Sterbefällen. Im Jahre 1845 meldete sich Treunert zu der Stelle eines städtischen Rathswachtmeisters, mit welcher das Geschäft eines Marktmeisters verbunden war, und erhielt sie. Es ist kaum glaublich, daß es hierüber in den bürgerlichen Kreisen Jenas fast zu Parteispaltungen kam; er schrieb darüber am 6. September: „Das sind sauere Tage. Die Stadt betrachtet meine Wahl als ein Ereigniß; alle Gesellschaften theilen sich darüber in Parteien; es wird mir von vielen verdacht, mich gleichsam zum Polizeidiener gemacht zu haben. Ja, wenn die guten Leute nur wüßten, wie schlecht die Aussichten eines armen Buchdruckergehülfen jetzt sind. Dies hat auch Frommann in der Rathssitzung erklärt und dadurch den Ausschlag für mich gegeben. Ich denke, man kennt mich, schlecht werde ich nicht, und so wird es mir gelingen, auch in diesem Amte die Achtung des Publikums mir zu erhalten. Wenn nur erst ein paar Monate vorüber wären. Boshafte Menschen machen mich fortwährend darauf aufmerksam, daß ich auf dem Markte die Butter wiegen, den Wein ausrufen, in den Schenken Feierabend bieten u. s. w. muß."

Kurz, die deutsche kleinbürgerliche Gemüthlichkeit zeigte sich bei diesem Vorfall wieder in ihrem schönsten Lichte. Namentlich suchte ihm der Stadtrichter, der den Posten mit einem andern Individuum zu besetzen gedachte, die Annahme auszureden, rief ihm zu: „Nur keine Poesie! Nur die Sache ganz prosaisch betrachtet!" bediente sich aber selbst zu seinen Abmahnungen der „poetischsten Floskeln", was Treunert mit Recht sehr drollig fand. Bald indeß sah man Treunert „mit seiner Kriegsmedaille am Stock, mit der Butterwage in der Hand und seiner großen Brille auf der Nase" auf dem Markte seinem neuen Geschäfte obliegen. Auf seinem letzten Krankenlager machte ihm noch eine goldene Uhr, welche der Herzog von Altenburg ihm hatte überreichen lassen, viel Vergnügen. Am 1. Juli 1860 starb Treunert, gepflegt von seiner Pflegetochter und seinem Schwiegersohne, Universitätspedell Heinrich August Grünert, der, wie schon bemerkt, seinen poetischen Nachlaß herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen hat. Seine Freunde setzten ihm auf dem Kirchhofe, an der Ostseite der St.-Johanniskirche, ein schönes Denkmal mit einer Inschrift in Hexametern, in welcher er als Jenas „edelster Sohn" gepriesen wird.

Seine Gedichte, obschon sehr ungleich an Werth und mit manchem Trivialen gemischt, bezeugen allerdings ein poetisches Talent, wie es in dieser formellen Ausbildung bei Männern von seinem Stande und seiner Erziehung nur selten gefunden wird. Die einfachsten sind die ansprechendsten. Wir theilen als Probe folgendes mit:

Nachtwächterlied.

Nächtlich Gassen ab und auf
Hallt des Wächters schwerer Tritt;
Still, in unhörbarem Lauf
Geht der Mond am Himmel mit.

Beide Wächter, wohlbestellt,
Werden nicht im Wandeln matt,
Dieser hoch am Sternenzelt,
Jener unten in der Stadt.

Manchmal schauen sie sich an,
Und der Wächter unten spricht:
Habe Dank, denn meiner Bahn
Leuchtest du mit mildem Licht!

Oben der erwidert drauf:
Leuchte nicht mehr lange dir!
Deine Wacht hört nächstens auf,
Meine dauert ewig hier.

Nun, so halte treue Wacht,
Wie dir Gott befohlen hat,
Und beschirme jede Nacht
Diese gute, liebe Stadt!

Mit einer witzig spielenden Pointe schließt folgendes:

Wie sich die Blüten küssen.

Es küssen sich die Blüten,
Wenn sie der Wind bewegt.
Hollunder küßt mit Wüthen,
Von Leidenschaft erregt.
Sie stürzen sich im Schwarme
Einander an die Brust;
Sie liegen sich im Arme,
Und herzen sich mit Lust.

Kastanienblüten freilich,
Die küssen anders sich;
Nicht glühend, heftig, eilig,
Nein, langsam, feierlich;
Sie neigen sich gar zierlich
Und drücken sich die Hand,
Und küssen sich manierlich —
Das macht der höh're Stand.

Auch bei diesem Naturdichter, wenn man ihn so nennen will, begegnet man fast ausschließlich nur den Formen der Kunstpoesie, die er oft ganz virtuos zu handhaben weiß. An Geschmack scheint e[r] uns überhaupt dem köthener Naturdichter überlegen; auch beherrsch[t] er eine umfangreichere Scala lyrischer Stimmungen. Das Wese[n] des Naturdichters zeigt sich bei ihm zumeist in einer gewisse[n] Schlichtheit der Empfindung, in einer löblichen Anspruchslosig[-] keit, Bravheit und Lauterkeit der Gesinnung, wie man sie, de[m] Himmel sei Dank, bei Leuten seines Standes selbst heutzutag[e] noch häufig trifft, und namentlich in der Wahl der Gegenstände. Richtete Hiller eine Ode an eine grüne Schote, so besang z. B. Treunert ein Gericht „Stockfisch mit grünen Erbsen und junge[n] Möhren", den Stadtthurmknopf, eine Fledermaus, einen Stuben[-] ofen (in dem Gedichte „Mein alter Freund") u. s. w.; namentlic[h] aber eine Menge festlicher Gelegenheiten und städtischer Vorkomm[-] nisse. Preisgesänge auf die studentischen Herrlichkeiten Jenas habe[n] wir, wenigstens in dem uns vorliegenden dritten Heft, nicht an[-] getroffen; um so eifriger besang er die festlichen Zusammenkünft[e] bürgerlicher Vereine. Das läßt sich aus dem oben über seine[n] herzlosen Studentenvater Mitgetheilten wohl erklären.

H. M.

Dorothea Maria von Anhalt, die Stammmutter der Ernestiner.

Die Mutter der Ernestiner. Ein Lebensbild von der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts von Gottfried Theodor Stichling. Mit einem Bildniß. Weimar, Böhlau. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Diese kleine Monographie, die dem culturhistorischen Vereine zu Weimar gewidmet ist, sieht äußerlich unscheinbarer aus als sie ihrem innern Gehalte nach ist: das aus den Archiven zu Weimar, Gotha, Dessau, Köthen und Darmstadt geschöpfte Material hat die geschickte und die Aufgabe mit sichtlicher Liebe pflegende Hand des Verfassers zu einem Lebensbilde verarbeitet, dessen Gesichtszüge nicht blos eine edle Persönlichkeit verrathen, sondern auch Merkmale, die das Zeitalter charakterisiren, scharf ausgeprägt und unverkennbar enthalten. Daher wird ebenso wol der eigentliche Geschichtschreiber der Ernestiner als der Culturhistoriker, wenn er seinen Stoff dem Frauenleben höherer Stände des 16. und 17. Jahrhunderts zu entlehnen hat, des Verfassers Monographie nicht ohne Ausbeute oder Belehrung benutzen können. Uebrigens empfiehlt sich dieselbe noch dadurch, daß die archivalischen Mittheilungen in möglichster Ursprünglichkeit gegeben sind und daß die ganze Darstellung ohne alle Absichtlichkeit und Prätension ist. Im Interesse namentlich derjenigen unserer Leser, die dergleichen Schriften besonders für ihre Studien bedürfen, geben wir die Kapitel an, in welche der Verfasser seinen geschichtlichen Stoff eingetheilt hat: 1) „Ein Blick auf die Zeit." 2) „Ein Witwer und eine Witwe." 3) „Die Verlobung und die ersten Jahre der Ehe." 4) „Die Theilung des Landes; das Ende des Vaters." 5) „Der Streit um die Vormundschaft und der altenburger Präcedenzstreit." 6) „Die Prinzen in Jena." 7) „Vergebliche Mühen." 8) „Der altenburger Präcedenzstreit vor Kaiser und Reich." 9) „Die Kaiserwahl in Frankfurt." 10) „Die große Reise." 11) „Der naumburger Fürstentag." 12) „Das Ende der Vormundschaft." 13) „Die letzten Lebensjahre."

Wer die Stadtkirche zu Weimar besucht hat, wird wissen, daß in der Nähe des Altars ein betendes Aelternpaar mit elf Söhnen und einer Tochter in Lebensgröße aus thüringischem Marmor gebildet sich befindet. Das sind die nächsten Stammältern aller jetzt noch blühenden Zweige des Ernestinischen Hauses Sachsen mit ihren Kindern. Der betende Vater ist der Herzog Johann zu Sachsen, der Enkel Johann Friedrich's des Großmüthigen und Sohn Johann Wilhelm's zu Sachsen, des zweiten Sohnes jenes unglücklichen Kurfürsten. Von jenen elf Söhnen ist bekanntlich Bernhard (geb. 1604, gest. 1639) bei weitem der merkwürdigste geworden. Die Mutter aber, welche dem Herzog Johann eine solche Fülle von Söhnen gebar*), war Dorothea Maria von Anhalt (geb. 1574); und eben diese ist es, deren Leben der Verfasser in seiner Schrift geschildert hat, eine fürstliche Mutter, die nach des Vaters frühzeitigem Tode die Erziehung und Bildung ihrer Kinder — acht Söhne; drei derselben und die Tochter starben ganz jung — mit der ganzen Tiefe mütterlicher Liebe, aber auch mit der Einsicht, Kraft und Lebensklugheit eines männlichen Geistes so leitete, daß man die nachmalige Bedeutung und den Heldenmuth von vier ihrer Söhne zumeist ihrer Begabung und ihrem Einflusse zuschreiben darf: eine psychische Erscheinung, die bekanntlich sehr oft vorkommt. Zehn Jahre lang vertrat sie mit ebenso viel Klugheit als Kraft unter den schwierigsten Verhältnissen theils überhaupt der Zeit, theils der Stellung und Politik der Wettiner insbesondere die Interessen ihres Hauses und ihrer Söhne; mit dem kursürstlich sächsischen Hofe namentlich gab es mehr als eine empfindliche Berührung und Verhandlung. Man denke nur an die Händel wegen der Vormundschaftsquittung mit Johann Georg I., worüber sich bei unserm Verfasser S. 225 eine lange, aus der ersten Quelle gezogene Note findet. Auch war die Freude über das Ende der Vormundschaft groß und allgemein. Und das officielle Protokoll schließt mit den Worten: „Darauf ist's zur Tafel gangen, bei der sich die Herren Kommissarien fröhlich und guts Gesprechs erzeigt haben bis ufn Abend wohl angehalten und alle gute Räusch darvon bracht."

Ueber den Ausgang Dorothea Maria's Folgendes. Sie ritt am 30. Juni 1617 nach Oberweimar. „Als sie — so erzählt den Vorgang ihr Hofprediger Kromeyer und später der Annalist Müller — wieder zurück nach Weimar sich begeben will und an der sogenannten Kalten Küche an der Ilme vorbeikommt, vermeint sie, es sitze ein Bettelmann oder eine Bettelfrau am Wasser und greift eben nach dem Beutel, um ein Almosen zu reichen. Da wird das Pferd wie vor einem Gegenstande schen, kehrt sich um, und weil es wegen der stracks nachfolgenden andern reitenden Personen nicht wohl zurück kann, wendet sichs wiederum zurück und stürzt auf einmal in den Ilmenfluß, die Fürstin aber schwimmt in die 50 Schritte lang bei an sich gehaltenem Odem fort, ehe sie durch die Ihrigen, die nach ihr ins Wasser springen, errettet wird. Den vermeinten Bettler hat man nachgehends weiter nicht gesehen." Die abergläubische Zeit, selbst noch der 100 Jahre später lebende Annalist machte aus ihm ein Gespenst, während es doch näher lag, natürliche Erklärungsgründe aufzufinden. So viel steht indeß fest, daß dieser Zufall dem Leben der ohnehin zarten und leidenden Fürstin ein früheres Ziel setzte. Doch erst am zwölften Tage nach dem Unfall traten plötzlich Ohnmachten ein, und sofort spricht Dorothea Maria mit Bestimmtheit von ihrem nahen Ende. Da diese Zufälle sich wiederholen, läßt sie ihren Beichtvater rufen und legt ihm in Gegenwart der Söhne ausführlich ihr Glaubensbekenntniß ab. Unter wechselnden Angst- und Ruhestunden sieht die Fürstin ihr Ende nahen, und wenn sie auf den Kreis ihrer Söhne blickt, fehlen zwei, Friedrich und Wilhelm, der künftige Stammvater des weimarischen Hauses, die am 23. Mai eine Reise unternommen hatten, um „eine und ander vornehme Städte im Reiche und denen Niederlanden zu besehen". Sie bleiben über die bestimmte Zeit aus und mit Sehnsucht werden sie erwartet. Am 18. Juli sind die Kräfte der Mutter schon so erschöpft, daß ihr Ende mit raschen Schritten herannaht. Da tritt nachmittags 3 Uhr der älteste der Söhne, Herzog Johann Ernst, ans Fenster, um zu sehen, ob sie nicht kommen, und siehe, soeben fahren sie über die Hinterbrücke dem Schlosse zu und Johann Ernst will ihnen zurufen. Da verwandelt sich sein Willkommen in einen Schreckensausdruck; denn plötzlich fällt das eine der drei nebeneinander gespannten Pferde auf der einen Seite der Zugbrücke, weil der Schlag zufällig nicht vorgelegt war, hinunter in den Fluß. „Aber durch Gottes sonderbare Fügung reißen Kette, Stricke, Riemen und alles andere, daran das Pferd befestigt ist, entzwei, sodaß die Prinzen mit den beiden andern Pferden unversehrt und unaufgehalten ins Schloß fahren können" — an das Sterbebettd er theuern Mutter. Sie war noch im Stande ihnen die Hand zu reichen und sagen zu können: „Ich erfreue mich; daß ich euch frisch und gesund wiederum sehe." „Nach einer kleinen Weile", erzählt der Annalist weiter, „da sie inzwischen etwas still gelegen, hat man selbige gefragt, ob sie ihren beiden Herren Söhnen, welche jetzo aus der Fremde kommen wären, und noch da vor dem Bette ständen, noch etwas befehlen wolle, hat dieselbe wegen großer Mattigkeit ein mehreres nicht reden können als: «Wenn Fritz sich fürstlich hält, so wird er wohl bleiben.» Und da man gegen die Fürstin noch einmal gesagt, daß auch der andere, Prinz Wilhelm, noch dastände, hat sich dieselbe noch einst ermuntert sagende: «Wilhelm wird's auch wohl machen.» Mit den letzten Worten: «Gott, ich befehle dir alles», ist sie in Gegenwart der Söhne, der Räthe, vieler von Adel und anderer Männer und Frauen, welche ab und zu gingen, vier Stunden später unter herzlichem Gebet ihrer selbst und der Anwesenden, die zuletzt alle vor ihrem Lager knieten, ein Viertel nach 7 Uhr abends schmerzlos und sanft entschlafen." Unleugbar ging in ihr

*) Sie selbst stammte aus einem Kreise von 15 Geschwistern.

eine der besten und charaktervollsten Frauenerscheinungen ihrer Zeit zur ewigen Ruhe ein. Uebrigens ward sie mit „kurfürstlichen Ceremonien“ an der Seite ihres Gemahls beigesetzt.

Karl Zimmer.

Eine neue Erzählung von Jakob Corvinus.

Nach dem großen Kriege. Eine Geschichte in zwölf Briefen von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Berlin, Schotte und Comp. 1861. Gr. 16. 25 Ngr.

Wir haben Erzählungen von 1806, 1809, 1812 und 1813 — von 1816 ist uns außer dem vorliegenden noch kein Buch vorgekommen. Doch müssen wir gestehen, daß der Verfasser gerade diese Zeit trefflich auszubeuten verstanden hat. Fritz Wolkenjäger schreibt diese zwölf Briefe an einen Freund, mit dem er als Freiwilliger den Krieg mitgemacht hat und in Paris gewesen; nun ist er Lehrer an einem Gymnasium in Sachsenhagen geworden und schildert den neuen Wohnort. „Die jungen Leute sind meist alle draußen gewesen und haben den Kehraus in Deutschland und den Sturm nach Frankreich mitgemacht.“ „Allerorts stellt sich das deutsche Volk wieder bei seiner gewohnten Arbeit ein.“ „Es gibt noch viel schwarzgekleidete bleiche Mütter und Bräute, viel trauernde Väter in der Stadt und in den Dörfern, doch auch viel, viel fröhliche Kinder und selige Brautpaare.“ Lauter Erinnerungen gehen durch die Briefe hindurch: an Ernst Schulze, Theodor Körner, Friesen, den Herzog Wilhelm von Braunschweig, Erinnerungen an Spanien, das Schlachtfeld bei Talavera de la Reyna, an Sulingen, Waterloo u. s. w. Ueberall finden sich alte Kriegskameraden zusammen, überall spielt alte Romantik, Sage und Historie in ein neues, auch in der Nüchternheit einer kleinen Stadt poetisches Dasein. Mitunter allerdings ist doch die Romantik auf die Spitze getrieben, und für ein kritisches Auge finden sich Unwahrscheinlichkeiten und Gewaltsamkeiten, aber wir haben es eben weniger mit einer Erzählung, als mit einer poetischen Darstellung zu thun. Hiervon eine Probe: „Tief, tief, tief im Walde habe ich die Lösung gefunden, wie ich das Aennchen wiedergefunden habe. Ja, scharfäugiger, kühläugiger Freund, ich liebe! Tiefstes Schweigen umher, kein Lufthauch in dem Gezweig, keine Vogelstimme, und doch welcher Aufruhr in der Stille! Mein Herz pocht, und jeder Schlag macht das Weltall erzittern. Ich schlief, und ich erwachte. Als ich die Augen schloß, deckte Finsterniß das Erdreich, die Völker und die Könige; nun die Augen mir wieder geöffnet sind, sieht «alles Volk ein großes Licht». Es strahlt das Firmament gleich dem goldenen Himmel eines altdeutschen Heiligenbildes, und ein Bild ist auf das goldene Firmament gemalt, ein holdlächelnd Gesicht blickt aus der Strahlenglorie..... Anna! Anna! Anna! — — O Sever, weshalb hast du mich doch gezwungen, diese ganze Zeit hindurch mit zürnendem Herzen den krummen Wegen des Herrn von Metternich nachzugehen, dem falschen nächtlichen Schakalgeheul um die Lagerstätten des deutschen Volks zu horchen? O Sever, ich liebe und weiß, daß das Vaterland ewig ist. Ich liebe und weiß, daß jene Bettlerin im Dorfe Ratsch in Schlesien, welche ihr einziges Bettuch zerschnitt und die Hälfte davon zu Verbindzeug hergab, ein größeres Gewicht in die eine Schale des Geschicks unserer Nation geworfen hat, als der gesammte Wiener Congreß mit allen seinen Actenbündeln in die andere. Ich liebe, und ich weiß, daß alle Fürsten- und Diplomatenscheren stumpf werden müssen an den blutigen Binden, die aus dem Bettuch der Bettlerin entstanden sind und die das Vaterland zusammenhalten.“ So geht durch das ganze Büchlein die poetische Anschauung mit der tüchtigsten Gesinnung Hand in Hand.

50.

Notizen.

Zur Literaturgeschichtschreibung.

Die Lectüre der weiter oben erwähnten Mittheilungen über den Naturdichter Hiller erinnerte uns abermals an einen in unsern Literaturgeschichten empfindlich hervortretenden Mangel. Wenn wir eine Literaturgeschichte auf culturgeschichtlicher Grundlage hätten, so würde auch der Rundreisen Hiller's und seines Lebenslaufs gedacht werden müssen; denn sie enthalten viel culturhistorisches Material. Man halte es für keine bloße Grille, wenn wir auf den Gedanken einer solchen Literaturgeschichte auf vorwiegend culturhistorischer Basis wiederholt zurückkommen. Wir schließen von solchen vorzugsweise culturhistorischen Literaturgeschichten den ästhetischen Standpunkt ebenso wenig aus, als wir überhaupt die vom ästhetischen Standpunkt kritisch und vom literarhistorischen Standpunkt pragmatisch vorschreitende Literaturgeschichte verwerfen möchten. Der Himmel bewahre uns davor, daß die Manie einreiße, Deutschland fortan mit Literaturgeschichten zu überschwemmen, die ausschließlich vom einseitig culturhistorischen Standpunkte geschrieben wären und den ästhetischen Gesichtspunkt ganz beiseite ließen; das hieße die Literaturgeschichte materialisiren. Nachdem aber die Literaturhistorie bereits von den verschiedensten Tendenzen so inficirt ist, daß man kaum von einer der vielen Literaturgeschichten sagen kann, sie hielte den rein ästhetischen Stanpunkt mit unerschütterlicher Consequenz fest, würde, wie uns dünkt, eine Literaturgeschichte, in der die Entwickelung der Literatur mehr als bisher mit der Entwickelung der allgemeinen Sitten in Zusammenhang gebracht und die daher den bisjetzt vorhandenen als nothwendiges Supplement sich anreihen würde, wie an sich selbst von speciellem Interesse, so auch dadurch von großem Nutzen sein, daß durch sie, wie wir nicht zweifeln, einer objectivern Literaturbetrachtung mit Erfolg vorgearbeitet werden würde. Es gibt eine Menge von übersehenen oder geringschätzig behandelten Autoren und literarischen Erzeugnissen, die, eben vom culturhistorischen Standpunkt, größere Bedeutung haben als eine Menge der in unsern Literaturgeschichten sich wie eine ewige Krankheit forterbenden Autoren, die für ihre Zeit keine culturhistorische Bedeutung hatten und für uns keine ästhetische mehr haben. In den Producten vieler jener vergessenen oder geringschätzig behandelten Autoren spiegelt sich wenigstens die Zeit, in der sie lebten und für die sie schrieben, in vielen der jetzt in den Vordergrund gestellten nur eine subjective ästhetische Liebhaberei, die es auf dem Wege der Nachahmung nur zu dilettantischen Versuchen oder auf dem Wege eigensinniger Originalität zu gänzlich isolirt dastehenden monströsen Ausgeburten brachte. Fingerzeige für die Methode, in der eine Literaturgeschichte, wie wir sie uns denken, zu schreiben sein würde und auch einiges dankenswerthes Material dazu enthielt unter andern die Reihe von Aufsätzen, welche A. Henneberger unter dem Titel „Deutsche Literaturbilder des 18. Jahrhunderts“ in der werthvollen, leider aus Mangel an genügender Theilnahme eingegangenen „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ (1858) erscheinen ließ. In einer Literaturgeschichte dieses Charakters würde auch der Betheiligung der verschiedenen deutschen Stämme an der Entwickelung des geistigen Lebens und der Wechselwirkungen zwischen Deutschland und dem Ausland eingehender zu gedenken sein. Zu jenem Zweck liefert Wachsmuth's Werk „Geschichte der deutschen Nationalität“ sehr reichliches Material; über den letztern Gegenstand enthält Hettner's großes Literaturwerk Handhaben genug, und noch mehr Auskunft darf man von den beiden noch ausstehenden Bänden erwarten, welche die deutsche Literatur im vorigen Jahrhundert behandeln werden.

Enthüllungen Daumer's über den Freimaurerorden

Aus einem neuesten Hefte der „Historisch-politischen Blätter“ bringen wir in Erfahrung, daß sich Georg Daumer in einer 1861 erschienenen Fortsetzung seiner in zwanglosen Heften

herauskommenden Zeitschrift „Aus der Mansarde" auch besonders mit der „Freimaurerei" beschäftigt. Zu welchen Entdeckungen der Verfasser, der in der Deutung von Mysterien immer merkwürdig stark war, auf diesem Gebiete gelangt, kann man sich denken. Er überrascht die Welt namentlich mit ganz unerwarteten Enthüllungen über Goethe, Mozart und Lessing als Ordensbrüder. Doch wir führen am besten die Worte aus dem Bericht in der münchener Zeitschrift hier an: „Alle drei gingen damit um, den Geheimbünden einen edlern und bessern Inhalt zu geben; Mozart und Lessing fanden dafür ihren tragischen Untergang und zwar, wie Herr Daumer andeutet, durch Gift aus der «fürchterlichen Ordensapotheke» (!); Goethe war zwar dem Leibe nach glücklicher, seine schönen Träume aber sah auch er in misanthropischer Desperation untergehen." Goethe soll auch nach Daumer in dem von ihm verfaßten zweiten Theil der „Zauberflöte" (Fragment) eine „scharfe vernichtende und eher zu Gunsten der vom Orden bekämpften religiösen und kirchlichen Dinge als zu ihrem Nachtheil ausfallende Kritik des ersten" geschrieben oder beabsichtigt haben. Was nun die gräßliche Enthüllung betrifft, daß nämlich Lessing und Mozart durch ein ihnen aus der „Ordensapotheke" verabreichtes Giftpulver oder Gifttränkchen ums Leben gebracht worden seien, so meint der Berichterstatter, diese Annahme beruhe bei Lessing auf gar keinem, bei Mozart nur auf einem höchst schwachen Indicienbeweis. Also doch immerhin ein „Indicienbeweis", wenn auch nur ein „höchst schwacher"! Dann fährt der Berichterstatter fort: „Das ist wahr, daß die beiden geistigen Heroen im Leben von ihren Ordensgenossen verlassen und im Tode die Gräber beider verloren wurden, das Mozart's für immer. Wenn das in jener Zeit der kräftigsten Logenblüte geschehen konnte, wo der Freimaurerbund wirklich der Brennpunkt aller bewegenden Elemente war, was für ein banausisches Philisterium mag dann der Orden erst heutzutage beherbergen, wo er nicht mehr die autonome selbstbewegende Kraft ist, sondern als Werkzeug der Freimaurerei außerhalb der Loge dient" u. s. w. Es wundert uns nur, daß der Berichterstatter nicht behauptet, der Orden habe Lessing und Mozart zwar nicht durch Gift umgebracht, aber er habe ihnen nichts zu essen gegeben, um sie verhungern zu lassen. Ueber Georg Daumer selbst enthält der Bericht übrigens folgende bedauerliche Mittheilung: „Fast ganz erblindet und an den Extremitäten gelähmt, aus den gesellschaftlichen Beziehungen des Lebens hinausgeworfen, nicht nur für seine Person, sondern mit Weib und Kind verurtheilt, den Kelch widrigster Geschicke bis auf den letzten Tropfen zu leeren — hat der Greis doch nichts von seiner geistigen Frische verloren."

Eine neue englische Uebersetzung des „Faust".

Zu den zahlreichen englischen Uebersetzungen des „Faust" hat sich eine neue Bearbeitung gesellt: „Faust. Translated from the German by *von Beresford*" (Kassel, Wigand; London, Williams und Norgate). Das „Athenaeum" erkennt gewisse Vorzüge dieser Arbeit an, aber aus manchen ungelenken Stellen will es erkennen, daß der Uebersetzer, dessen Name allerdings trotz des von ganz englisch ausfähe, doch nicht so ganz Meister des Englischen sei, um eines Mentors entbehren zu können; er gebe das Deutsche bisweilen mit englischen Worten wieder, die nicht ganz das ausdrückten, was das deutsche Wort bedeute. „Mit Hülfe eines tüchtigen englischen Rathgebers indeß", schließt der Berichterstatter, „würde von Beresford ein ausgezeichnetes Buch geliefert haben; und selbst jetzt, trotz all ihrer Unbehülflichkeit, ist seine Uebersetzung der Aufmerksamkeit derjenigen werth, welche «Faust» im Original zu studiren sich anschicken." Die Uebersetzung des Geisterchors, „which must have puzzled many a reader", betrachtet der Berichterstatter als einen „triumph of good intentions" und theilt sie vollständig mit. Als Probe geben wir hier nur den Anfang:

Vanish ye gloomy
Cloud-piled vaultings!
Fairer be gleaming,
Friendly, blue beaming
Ether o'erhead!
Oh! where the darkling,
Clouds disappearing,
Tiny stars sparkling,
Milder suns, peering,
Shining instead!
Beauty etherial
Of the sons aerial
Hovering, waving
Floateth away:
Deep yearning craving
Follows their way etc.

Es sei hierbei bemerkt, daß die 1859 erschienene bibliographische Jubelfestgabe von K. G. Wenzel „Aus Weimars goldenen Tagen" nicht weniger als über 30 bis dahin erschienene englische Uebersetzungen des Goethe'schen „Faust" aufführt, darunter die Prosaübersetzung von A. Hayward, welche in diesem Verzeichniß bereits mit sechs Auflagen paradirt. Diese Hayward'sche Uebertragung ist wol hauptsächlich für diejenigen bestimmt, die der deutschen Sprache noch nicht vollständig Meister sind und zum Verständniß des „Faust" einer möglichst wortgetreuen Uebersetzung bedürfen. Ueberhaupt ist Goethe's „Faust" zum Weltbuch geworden, aus und in dem die fremden Nationen den deutschen Geist am eifrigsten studiren; das bezeugen die in allen gebildeten europäischen Sprachen bestehenden zahlreichen Uebersetzungen, denen sich immer wieder neue Versuche dieser Art anreihen. H. M.

Bibliographie.

Balmes, J., Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation. Nach der neuen verbesserten Auflage des Originals aus dem Spanischen übersetzt von F. X. Hahn. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1861—62. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Dormann, E. J., Geschichte des Kreises Marienburg. Nach Quellen und Urkunden. Mit 182 Regesten und Urkunden. Danzig, Kafemann. Lex.-8. 20 Ngr.

Jung, A., Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman in fünf Theilen. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marggraff, H., Balladenchronik. Erzählende Gedichte ernster und humoristischer Gattung. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Schlesischer Musen-Almanach für 1862. Herausgegeben vom Schlesischen Dichterkränzchen zu Breslau. Breslau, Schletter. 8. 15 Ngr.

Schubert, G. H. v., Die Symbolik des Traumes. Mit einem Anhang: Die Sprache des Wachens. Ein Fragment. Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. H. Ranke. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Portius, K. W., Die deutsche Reichsverfassung wie sie der Würde der Fürsten und den gerechten Anforderungen der Völker auf das Ehrenvollste entspricht. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 12 Ngr.

Schweitzer, J. B. v., Zur deutschen Frage. Frankfurt a. M. Gr. 8. 6 Ngr.

Strohlendorf, M. Ritter v., Ein Jenseits. Myrtenkranz. Wien, Selch. 16. 4 Ngr.

Zur Orientirung in der Militär-Frage. Von einem alten Offizier. Berlin, Besser. Lex.-8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 13. März 1862.

Inhalt: Früchte des Glaubens. Von Gustav Mosen. Zweiter Artikel. — Ein Roman aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs. — Eugène Rambert's Vorlesungen über das classische französische Drama. — Aus der neuern Geschichte Braunschweigs. — Notizen. (Zur Literatur des Buchhandels; Eine italienische Volksbibliothek.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Früchte des Glaubens.

Zweiter Artikel.*)

Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade das Klarste und Einfachste selten verstanden wird. Wer ohne alle vorgefaßte Meinung, rein nur in dem Gedanken, sich von Christus belehren zu lassen, an die Heilige Schrift geht, dem muß doch das Ideal, zu dessen Verwirklichung Christus auf die Erde gekommen ist, für das er wirkte und starb, klar in die Augen springen. Die Lehre vom Himmelreich ist ja so einfach, der schlichteste Verstand kann sie fassen: Gott unser Vater, Christus sein Sohn, wir alle Christi Brüder und durch ihn Gottes Söhne, das ist die Grundanschauung aller christlichen Glaubenslehre, die aus jedem Worte des Herrn hervorspringt, und das Resultat dieser durch Christus neu in die Welt getretenen Anschauungen ist dies: Diese Erde soll ein Wohnsitz von lauter Gotteskindern werden, und sie ist es, sobald jene Anschauungen in den Menschen zur Herrschaft gelangt sind. Sie hört dann auf ein Gegensatz zum Himmel zu sein, sie ist, wie alle andern Welten, nur ein Theil des Himmelreichs, in welchem nur Gottes Wille geschieht. Aber eben weil dies dem einfachsten Menschen verständlich ist und der einfachste Mensch, sobald er diese Lehre vom Himmelreich begriffen und in sich aufgenommen hat, als Kind Gottes vollkommen ebenbürtig dem Gelehrtesten und Geistreichsten wird, der ja auch nichts anderes herauslesen kann, als was auch jener versteht, so hat die dünkelhafte Gelehrsamkeit und die hochmüthige Selbstsucht sich von je gegen diese Lehre empört, und weil das Himmelreich niemand in Pacht nehmen und zu Geld machen konnte, da es ein Gemeingut aller ist, die es angenommen, so hat die Habsucht verstanden, diese Lehre vom Himmelreich zu unterdrücken und an ihre Stelle ein nur den Gelehrten — und nicht einmal diesen — verständliches System von allerlei dogmatischen Sätzen zum Christenthum zu stempeln und sogar dem Begriff des Glaubens einen ganz andern unterzuschieben, der wenig mit dem Glauben in Christi Sinne gemein hat.

Solche Leute gab es schon zu Christi Zeiten, und auch den Schriftgelehrten und Pharisäern der Gegenwart gilt Christi zorniges Wort: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein, und die hineinwollen, laßt ihr nicht hineingehen.“ Und Christus rechnete auch nicht darauf, daß die hochmüthige und selbstsüchtige Gelehrsamkeit sein Evangelium annehmen würde; deshalb lautete das erste Wort, das er bei seinem ersten öffentlichen Auftreten zum Volke sprach: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.“ Damit meint der Herr gewiß nicht, daß die im Geiste Reichen, die Gelehrten und Denker, nicht in das Himmelreich gelangen können, wenn sie wollen; sie können es, wenn sie sich nur des Hochmuths auf ihr Wissen zu entschlagen vermögen und keine vorgefaßte Meinung, keine Dogmatik, der sich Christi Lehre fügen müßte, zum Evangelium vom Himmelreiche mitbringen, sondern sich eben Christo und seinem Worte ganz hingeben und es auf sich wirken lassen. Dasselbe meint auch Paulus, wenn er vom Gefangennehmen jedes Gedankens in das Hören auf Christum spricht. Diese Stelle aber (2 Kor. 10, 5) hat Luther übersetzt: gefangen nehmen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi, und ebenso haben es vor ihm und auch nach ihm die katholischen Uebersetzer der Heiligen Schrift gefaßt. Aber das griechische Wort heißt gar nicht „Vernunft“, auch nicht „Verstand“, wie Leander van Eß übersetzt, es kann seiner Bildung nach nur etwas bezeichnen, das aus dem Verstande hervorgeht, wie „Gedanke“ oder allenfalls „Grübelei“. Und gleichwol haben katholische und katholisirende Theologen gerade aus dieser Stelle die Pflicht des Christen ableiten wollen, der Vernunft sich zu entschlagen und ihre Lehren ohne Prüfung anzunehmen. So wollten sie dem Menschen das Mittel rauben, das ihm Gott gegeben, die Offenbarung in innerlicher Ueberzeugung als göttliche Wahrheit zu erkennen und die Lehre vom Himmelreich herauszuschälen aus dem Wuste von allerlei Menschensatzungen, durch den sie verborgen wurde. So gelang es im Mittelalter, Christi Lehre

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 5 d. Bl.

zu verbergen und das Volk zu einer willen- und gedankenlosen Heerde zu machen, die sich von ihren selbst blinden Hirten statt in das Gottesreich, wo Licht und Liebe herrscht, in das Reich des crassesten Aberglaubens und des Hasses führen ließ. Da erweckte Gott die Helden der Reformation, und wieder strahlte das reine Wort Gottes. Die von Christus erleuchtete Vernunft der Reformatoren war es, die die Lehre der Kirche mit den Urkunden der Religion, mit dem Worte Gottes verglich und dadurch den alten Irrthum erkannte; hätten sie ihre Vernunft gefangen genommen unter den Kirchenglauben, wir hätten keine Reformation, das Wort Gottes wäre im Dunkel begraben geblieben.

Aber auch jetzt sollte der Brunnen, aus dem das Wasser des ewigen Lebens quillt, noch nicht ungetrübt rinnen. Die Reformation mußte harte Kämpfe bestehen, denn es ist einmal Gottes Ordnung, daß der Mensch hohe Güter nur durch harten Kampf, durch Mühen und Opfer erringt, und das höchste Gut, der Glaube, das Himmelreich, hat auch die größten Kämpfe erfordert und wird sie auch ferner noch erfordern. Es entbrannte zuerst der Riesenkampf gegen die alte Kirche; bald kam dazu noch der Kampf gegen die Reformirten und gegen allerlei Sekten, und wir wissen, mit welcher Erbitterung diese Kämpfe geführt worden sind. Da war es kein Wunder, da der Kampf doch im Angriffe auf die Lehren der andern Kirchen und Sekten und in der Vertheidigung der eigenen Lehren bestand, daß das ganz aus dem Bereiche des Kampfes blieb, was niemand von den streitenden Parteien leugnete, und das war eben Christi Evangelium vom Himmelreich, das man zwar verschweigen, aber nicht leugnen konnte, ohne sich in geraden Widerspruch mit Christus selbst, nicht mit Einer Bibelstelle, deren Sinn vielleicht eine andere Erklärung zuließ, sondern mit dem gesammten Inhalt der Heiligen Schrift, am meisten mit dem Vaterunser zu setzen, das ja auch in der katholischen Kirche im höchsten Ansehen stand. Aller Kampf bewegte sich um die Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchen, und indem man diese angriff und vertheidigte, und leider mit Grimm und Erbitterung, ließ man jenen großen Gedanken, der der Menschheit das Ziel steckt, nach dem sie ewig zu ringen haben wird, aus den Augen, und mit ihm den einzigen möglichen Vereinigungspunkt, in dem alle Christen trotz aller abweichenden Meinungen im einzelnen sich die Bruderhand reichen können und sollen. Und was in den jahrhundertelangen Kämpfen in den Hintergrund getreten war, das blieb auch im Hintergrunde, da ja die Kämpfe nie ein definitives Ende erreicht haben; denn wie die Heftigkeit des Kampfes nach außen abnahm, entbrannte er um so heftiger im Innern der protestantischen Kirche oder vielmehr unter den Theologen. Da wurden die Kanzeln die Stätten des Streits, der Verdammung solcher, die in irgendeinem Punkte eine andere Meinung hatten; vom Himmelreich war keine Rede, und wenn man auf Glauben drang, so war das doch nur ein Annehmen der Dogmen, nicht der Glaube in Christi Sinn, obgleich die Augsburgische Confession Art. XX mit Berufung auf Augustinus lehrt, daß in der Heiligen Schrift das Wort „Glaube" nicht eine Kenntniß (notitia), wie sie auch die Gottlosen haben könnten, sondern „Vertrauen" bedeute, welches die erschreckten Gemüther tröste und aufrichte. Aber ein höherer Wille hat doch immer dafür gesorgt, daß dann, wenn die Flamme des Glaubens und der Liebe in der Menschheit ganz erloschen schien, doch unter der Asche der Same des Feuers gerettet wurde, daß es wieder in erwärmenden und leuchtenden Flammen emporschlagen konnte, sobald ein scharfer Luftzug die Asche zerstreute, und es fanden sich dann auch Menschenherzen, die die Flamme aufnahmen und weiter trugen. Ein solcher Mann war in den traurigsten Zeiten der protestantischen Kirche Johann Arnd, der Verfasser der „Vier Bücher vom wahren Christenthum" und des „Paradiesgärtlein" (1555—1621); nach ihm nahm Spener sein Werk der Wiederbelebung der Herzen zu religiöser Innigkeit und zu thätigem Glauben auf (1635—1705); dessen Schüler war Hermann Francke, und Spener's und Francke's Geist erzog den Grafen von Zinzendorf, über den uns folgendes Werk specielle Auskunft gibt:

8. Der Graf Zinzendorf und Herrnhut, oder Geschichte der Brüderunität bis auf die neueste Zeit und Schilderung ihrer Institute und Gebräuche. Für Gebildete aller Stände bearbeitet von J. F. Schröder. Nordhausen, Büchting. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch, eine nicht mehr neue, aber im Zusammenhange dieser Betrachtung nicht wol zu übergehende Erscheinung, zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste der Biographie des Grafen, der zweite der Geschichte Herrnhuts und seiner Colonien und Missionen nebst der Schilderung seiner Verfassung gewidmet ist. Leider hat der Verfasser es vorgezogen, in den historischen Theilen seines Buchs die Thatsachen einfach chronologisch aneinander zu reihen, aus Furcht, durch Gruppirung und Zusammenfassung unter größern Gesichtspunkten die Thatsachen in einem schiefen Lichte zu zeigen. Er kommt uns da vor wie ein Maler, der, wenn er eine Landschaft getreu nach der Natur zeichnen will, Bedenken trägt, die Perspective und Licht und Schatten anzuwenden, weil dann wider die Wirklichkeit das eine größer und mehr beleuchtet wird als das andere, der es also, der Unparteilichkeit zu Ehren, vorzieht, jedes einzelne Haus, jeden Baum und Felsen in verhältnißmäßiger Größe einfach in ihren Umrissen nebeneinander zu zeichnen; es wird dann eben keine Landschaft, sondern es sind nur Elemente zu einer Landschaft, die ein Geschickterer vielleicht zu einer Landschaft zusammenzusetzen versteht. Auch ein historisches Werk soll ein Kunstwerk sein, und man kann seinem Gegenstande keinen größern Schaden thun, als wenn man seine Darstellung einförmig und langweilig macht; die allerparteilichste Darstellung, die allerschiefste Auffassung ist dann immer noch besser, sie gibt doch wenigstens dem Gegenstand Interesse, und die meisten Leser sind schon klug genug, sich nicht ohne weiteres das Urtheil des Verfassers aufdrängen zu lassen. Es gehört in der That einige Ueberwindung dazu, das Buch namentlich die das

Leben des Grafen betreffenden Partien, durchzulesen. Denn zu dem ermüdenden Aneinanderreihen von lauter einzelnen trockenen, meist nur äußerlichen Thatsachen: wohin er in diesem Jahre reiste, mit wem er da zusammentraf, welche Schrift er herausgab, kommt noch der viel größere Uebelstand, daß es so sehr am rechten Eingehen auf das innere Leben des Grafen, auf seine geistige Entwickelung, auf die Ausbildung seiner Ansichten und ihren Zusammenhang mit seinem äußern Leben fehlt; von seinen Schriften wird eben nur gesagt, in welchem Jahre er sie schrieb, selten und nur oberflächlich ist vom Inhalt die Rede, kurz, es fehlt die Verarbeitung, die geistige Durchdringung des Stoffs. Am wenigsten sind diese Fehler bemerkbar in der Darstellung der Kinder-, Schul- und Universitätsjahre des Grafen; da steht doch wenigstens inneres Leben ist mehr berücksichtigt.

Zinzendorf wurde am 26. Mai 1700 in Dresden geboren, wo sein Vater Geheimer Rath und Conferenzminister war. Der Vater starb sechs Wochen nach der Geburt des Sohnes, und als dieser vier Jahre alt war, verheirathete sich die Mutter wieder, und der Knabe wuchs im Hause seiner Großmutter auf, der Geheimräthin von Gersdorf, wo Spener, der auch Pathe des jungen Zinzendorf war, Francke, Canstein und andere fromme Männer verkehrten, wo täglich Betstunden gehalten und erbauliche Schriften gelesen wurden. Auch sein Hofmeister Edeling gehörte derselben Richtung an, und so wurde in dem Knaben jene schwärmerische Liebe zu Christus gepflegt, die die Grundlage seines ganzen Wesens wurde. Im Alter von 10 Jahren wurde er auf das Pädagogium in Halle geschickt und Francke's Leitung anvertraut, und obgleich sein ganzes Sehnen und Streben sich nur auf Christum richtete und er alles das, was nur den Verstand beschäftige und das Gedächtniß erfüllt, nicht mit Liebe trieb, so machte er doch dank seiner ungewöhnlichen natürlichen Begabung bedeutende Fortschritte, namentlich erlangte er große Gewandtheit im Lateinischen und Französischen und in poetischer Darstellung. Schon hier stiftete er unter seinen Mitschülern Gebetsversammlungen und den Orden zum Senfkorn, dessen Regeln unverrücktes Festhalten an der Lehre Jesu und einen derselben würdigen Wandel, Ausübung der Liebe zum Nächsten und Besserung desselben, insbesondere aber Bekehrung der Juden und Heiden verlangten. Die Mitglieder dieses Ordens gehörten nicht alle derselben Confession an; denn das ist ein wesentlicher Charakterzug Zinzendorfs, daß er in dem, worüber die Christen getheilter Meinung sein können, nicht das Wesen des Christenthums fand.

Nachdem Zinzendorf mit tiefster Gemüthsbewegung zum ersten male das heilige Abendmahl genossen, bezog er 1716 die Universität Wittenberg, nach dem Willen seines Vormundes, des Feldzeugmeisters von Zinzendorf, der der pietistischen Richtung in Halle abgeneigt war und seinen Mündel zu einem praktischen Staatsmann ausgebildet zu sehen wünschte. Zwischen den wittenberger und halleschen Theologen aber war offener Krieg, denn dort herrschte ebenso die Orthodoxie, wie hier der Pietismus. In diesem Streite nahm der junge Mann eine vermittelnde Stellung ein und benutzte seine Verbindungen und sein Ansehen, um eine Beilegung des Streits herbeizuführen, was auch nicht ohne Erfolg blieb. Hier bildete sich immer mehr seine Neigung für den geistlichen Stand aus, er machte sich aber keinen höhern Plan, als etwa mit der Zeit ein glücklicher Dorfpfarrer zu werden. „Will mich Gott in seinem Reiche zu etwas brauchen, so biete ich der ganzen Welt Trotz, daß ich's ohne ihren Dank werden müsse", so schrieb er in dieser Zeit in einem Briefe.

Im Frühling 1719 ging er auf Befehl seines Vormundes auf Reisen, und zwar durch die Niederlande nach Paris und durch die Schweiz zurück. Er selbst hat diese Reise unter dem Titel „Attici Wallfahrt durch die Welt" beschrieben. Sein Zweck bei dieser Reise war, den Zustand der christlichen Religion in andern Ländern und die Männer kennen zu lernen, denen die Beförderung des wahren Christenthums am Herzen lag, und überall knüpfte er in diesem Sinne Verbindungen an, auch mit dem Cardinal Noailles, der vergebens versuchte, ihn für den Katholicismus zu gewinnen.

Nach seiner Rückkehr gedachte er sich mit seiner Cousine, der Gräfin Theodora von Castell zu vermählen; als er indeß erfuhr, daß sein Freund Heinrich von Reuß-Ebersdorf dieselbe Absicht hegte, so trat er sofort zurück. Obgleich er nun in Halle an die Stelle des verstorbenen Barons von Canstein, des Stifters der berühmten Bibelanstalt, zu treten wünschte, so mußte er doch, obschon er indeß mündig geworden war, nach dem Willen der Seinigen sich dem Staatsdienste widmen und wurde 1721 zum Hof- und Justizrath in Dresden ernannt; indessen widmete er auch in dieser Stellung sich fast ausschließlich der Innern Mission. Im Jahre 1722 kaufte er das Gut Berthelsdorf von seiner Großmutter und vermählte sich mit der Schwester seines Freundes, der Tochter des Grafen Heinrich X. von Reuß-Ebersdorf, der er, um sich von aller Welteitelkeit loszumachen, vor der Trauung sein ganzes Vermögen schenkte. In demselben Jahre kamen die ersten Exulanten aus Mähren nach Berthelsdorf, und am 17. Juni 1722 wurde der erste Baum zum ersten Hause in Herrnhut gefällt. Diese Colonie, die sich bald durch Zuzug anderer ihrer Religion wegen bedrückter Mährischer Brüder, Reformirter und Protestanten vergrößerte, wurde nun der eigentliche Mittelpunkt aller Thätigkeit des Grafen, und bald stand das vollendete Abbild einer Urchristengemeinde inmitten der protestantischen Kirche. Um seinem Werke sich frei von allen Rücksichten widmen zu können, trat er 1731 ganz aus dem Staatsdienste, nachdem er schon längst keine Geschäfte mehr besorgt hatte. Wir sehen ihn unermüdlich thätig als Organisator seiner kleinen Christenrepublik, als Schriftsteller, in Gemeindeämtern, auf Reisen, als Beförderer der Mission unter den Heiden; wir sehen ihn selbst als Missionar unter den Negersklaven in St.-Thomas wie unter den Indianern Amerikas; wir sehen ihn im Verkehr mit den höchsten und niedrigsten Kreisen der menschlichen

Gesellschaft, überall bemüht, Christen zu suchen und zu sammeln; in der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, England, Nordamerika, in Livland und in Deutschland ist er bald hier, bald da; wir sehen ihn des Landes verwiesen und mit Ehren wieder zurückgerufen; wir sehen ihn unter fremdem Namen als Hauslehrer in dem Hause eines Kaufmanns in Stralsund, wir sehen ihn dann als examinirten Candidaten der Theologie, als Prediger, als Bischof der Mährischen Brüder, kurz, wir sehen ihn eine unermeßlich reiche Thätigkeit entfalten. Und Herrnhuts Colonien und Missionen dehnten sich in großen Erfolgen und großen Trübsalen immer mehr und mehr aus, und als Zinzendorf am 9. Mai 1760 starb, konnte er sich sagen, daß Gott sein Werk überreich gesegnet hatte, und seine Grabschrift spricht wahr: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibet."

Die Gründung und Ausbreitung der Brüdergemeinen ist unstreitig die größte Thatsache der christlichen Kirche seit der Reformation. Schon im Jahre 1732 belief sich die Zahl der Bewohner Herrnhuts auf 600; um diese Zeit hörte die Einwanderung aus Böhmen und Mähren auf, und die Volkszahl hob sich langsamer; 1740 belief sie sich auf 723, 1760 auf 1200, die letzte Volkszählung weist aber nur eine Zahl von 1081 nach. Doch wie breitete sich der in Herrnhut gepflegte Geist in nahe und ferne Gegenden aus! Bedeutendere Brüdergemeinen bestehen in Deutschland 14, in der Schweiz eine, in den Niederlanden vier, in Großbritannien und Irland 27, in Dänemark eine, in Rußland vier, viele auch in Nordamerika. Im Jahre 1855 hatten sie 69 Missionsplätze in 13 Missionsprovinzen, in welchen 296 Missionare 70612 Seelen pflegten, in allen Welttheilen, im höchsten Norden Amerikas wie im fernen Süden Afrikas.

Am ausführlichsten schildert uns der Verfasser die Einrichtungen und die Verfassung der Brüdergemeinen, und dies ist in der That der werthvollste Theil des Buchs, der von den oben berührten Uebelständen der Darstellung frei ist. Wir geben für unsern Zweck nur einige Hauptpunkte in kurzen Worten.

Die „erneuerte evangelische Bruderunität augsburgischer Confession" ist, wie oben erwähnt, durch Leute gegründet, die theils den Mährischen Brüdern, theils der lutherischen, theils der reformirten Kirche angehörten; doch leben diese verschiedenen Elemente in vollkommen brüderlicher Eintracht, sie empfangen die Sakramente von dem Prediger der Gemeinde, ohne Unterschied, ob dieser der mährischen, lutherischen oder reformirten Kirche angehört. Jesum von Herzen lieb haben und in ihm die Seligkeit zu suchen, dies ist die Hauptsache; über abweichende Meinungen in solchen Dingen, über die sich die Heilige Schrift nicht deutlich erklärt hat, streiten sie nicht; doch sind sie als augsburgische Confessionsverwandte anerkannt und dulden nicht, daß eine von dieser Bekenntnißschrift abweichende Lehre vorgetragen werde. Der Lehrvortrag ist höchst einfach, die Predigten sind mehr herzliche Unterredungen; Glaubens- und Sittenlehre werden nicht voneinander getrennt, sondern in beständiger inniger Verbindung vorgetragen; auf diese Weise wird alle unnütze Speculation, alles unfruchtbare Dogmatisiren abgeschnitten. Die äußerliche Gottesverehrung halten sie zwar nicht für wesentlich, da ein wahrhaftiger Anbeter Gott im Geist und in der Wahrheit und durch ein heiliges Leben verehren soll; dennoch versäumen sie die gemeinschaftlichen Gottesdienste nicht, die nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern täglich gehalten werden. Die Stille und Andacht in diesen Versammlungen, der Gesang und das Orgelspiel, bei dem alle Organistenkünste verbannt sind, werden sehr gerühmt.

Musterhaft ist auch ihre Kirchenzucht. Bitten, Ermahnungen, Ausschluß vom Genusse des heiligen Abendmahls und, wenn dies alles nicht hilft, Absonderung von der Gemeinde sind die Mittel zur Aufrechthaltung christlicher Zucht. Die Taufen finden in den gottesdienstlichen Versammlungen der ganzen Gemeinde statt. Das heilige Abendmahl wird alle Monate abends in der achten oder neunten Stunde von der ganzen Gemeinde gefeiert, und zwar in abweichender aber sehr ansprechender Weise. Statt der Beichte dient das sogenannte „Sprechen", wo die einzelnen Mitglieder eines Chors ihrem Chorhelfer von ihrem Herzenszustande sprechen und von ihm brüderliche Ermahnung erhalten. Außer dem heiligen Abendmahl haben sie auch die Agapen oder Liebesmahle der ersten christlichen Kirche bei sich eingeführt, die in sehr schöner Weise abgehalten werden. Jährlich findet am Tage vor Gründonnerstag eine Fußwaschung statt, die unter geistlichen Gesängen Brüder an Brüdern und Schwestern an Schwestern verrichten.

Die Heirathen werden nur mit Bewilligung und Beirath der Gemeindeältesten geschlossen, und wenn sich kein Bedenken findet, wird Christus durch das Los um seine Einwilligung gefragt; heirathen dürfen nur solche, die eine Familie zu ernähren und ihre Kinder gut zu erziehen im Stande sind. Die Trauung ist höchst prunklos und einfach; nach derselben wohnt das junge Paar einige Tage bei dem Chorhelfer, der sie zu einer christlichen Führung des Ehestandes anleitet. Die Beerdigungen erfolgen unter Betheiligung der ganzen Gemeinde, die sich dazu auf dem Betsaale versammelt, wo ein kurzer Vortrag über die Tageslosung — das ist ein Bibelspruch, der für jeden Tag des Jahres vorausbestimmt ist und über den in der täglichen Versammlung gesprochen wird — gehalten und der Lebenslauf, die Vorgänge in den letzten Lebensstunden des Verstorbenen und seine letzten Aeußerungen mitgetheilt werden. Der Begräbnißplatz gleicht einem Garten, die Gräber der Männer auf der einen, die der Frauen auf der andern Seite; alle Verstorbenen werden ohne Rücksicht auf ihren Stand in der Reihe begraben, die Grabstätten sind flach geebnet und jede trägt einen Stein, der nur den Namen, den Geburts- und den Todestag enthält. Trauerkleider werden nicht getragen, und die Begräbnisse sind nicht kostspielig.

Das kirchliche Ministerium bilden die Bischöfe, Aeltesten, Prediger, Presbyter und Diakonen. Die Zahl der Bischöfe ist nicht bestimmt, sie haben auch keine besondern

Diacon. Sie werden von der Synode gewählt und von den andern Bischöfen ordinirt. Die Prediger brauchen nicht studirt zu haben, die unstudirten werden aber meist zu Heidenmissionen verwendet. Die Geistlichen, auch die Bischöfe haben keine besondere Amtstracht, sondern verrichten ihre Amtshandlungen in ihrem gewöhnlichen Anzuge, der in der Regel in einem braunen Tuchrocke besteht. Nur bei der Austheilung des heiligen Abendmahls und bei der Ordination, die den Bischöfen vorbehalten ist, tragen sie weiße Talare. Die Besoldungen sind mäßig, Pfründen gibt es nicht.

Die Synoden haben alles das festzusetzen, was sich auf Lehre und Verfassung bezieht; eine Zeit zu Abhaltung der Synode ist nicht festgesetzt, es entscheidet darüber nur das Bedürfniß. Von der Synode wird jedesmal die Direction der Unität oder die Aeltestenconferenz gewählt, welche im Namen und in Vollmacht der Synode die Aufsicht über die Brüdergemeinen bis zur nächsten Synode führt und aus vier Departements besteht, von denen das eine das innere Leben der Gemeinde, das zweite Verfassung und Disciplin, das dritte die ökonomischen und das vierte die Missionsangelegenheiten in seine Obhut zu nehmen hat. Die Aeltestenconferenz steht mit allen Brüdergemeinen in Verbindung und erhält von allen monatliche Berichte, sendet auch von Zeit zu Zeit Abgeordnete an alle Gemeinden; dennoch hat sie keine Gewalt über die Gemeinden, denn in der Brüderunität sollen nur Principien, nicht Personen herrschen.

Musterhaft sind die Schul- und Erziehungsanstalten. Waisen und andere Kinder, die von ihren Aeltern nicht erzogen werden können, werden in Gemeindeerziehungsanstalten erzogen; die Oberaufsicht über das Erziehungswesen führt die Aeltestenconferenz. Die Kinder der Missionare und anderer Diener der Unität, die keinen festen Aufenthaltsort haben, werden in allgemeinen Erziehungsanstalten verpflegt und erzogen. Für höhere Studien bereitet das Pädagogium in Niesky vor. Im theologischen Seminar zu Gnadenfeld wird Philosophie und Theologie gelehrt. Die Erziehung ist nicht für die große Welt berechnet, die Kinder sollen zu nützlichen, frommen Gemeindegliedern, die Studirenden zu frommen Predigern und Lehrern erzogen werden. In Herrnhut besteht auch eine Pensionsanstalt für Mädchen, deren Aeltern nicht der Gemeinde angehören und ihre Kinder nicht für die Gemeinde erzogen haben wollen, und ähnliche Erziehungsanstalten gibt es für Söhne begüterter Aeltern in Europa 13.

Die Knaben, die Mädchen, die ledigen Brüder, die ledigen Schwestern und die Witwen bilden die fünf Chöre, die in ebenso viel Chorhäusern beisammen wohnen. Für jeden Chor gibt es zwei Aelteste oder Aeltestinnen, welche Chorhelfer heißen und die Seelenpflege, die Arbeit u. s. w. zu überwachen haben. Jeder Chor hat jährlich ein Chorfest und jede Woche eine Chorversammlung; doch müssen nicht nothwendig alle zu einem Chore Gehörigen im Hause selbst wohnen, viele wohnen auch bei den Aeltern oder Verwandten oder stehen in Diensten. Diese Chöre stehen unter der Gemeindedirection des Orts, welche aus dem Gemeindehelfer, dem Prediger, den Chorhelfern, den Chordienern und Gemeindevorstehern zusammengesetzt ist.

Eine eigenthümliche Sitte ist der Gebrauch des Loses in der Brüdergemeine. Wenn nämlich in einer wichtigen Angelegenheit die Aeltesten ihrer eigenen Einsicht nicht vertrauen und zweifelhaft sind über das Für oder Wider, gleichwol einen Entschluß fassen müssen, z. B. bei Besetzung der Aemter, bei Einrichtung neuer Gemeinde- oder Missionsanstalten, bei Aufnahmen in die Brüdergemeine, bei beabsichtigten Ehebündnissen, so wird Christus selbst gefragt, und dies geschieht durch das Los. Das Recht der Anwendung des Loses hat aber nur die Synode, die Unitätsältestenconferenz und die Gemeindedirection. Das Los macht auch nur diejenigen verbindlich, welche losen, nicht diejenigen, über welche gelost wird. Es wird z. B. gelost, ob man dem N. das zu besetzende Amt antragen solle, ob man dem Bruder A., der seine Absicht zu erkennen gegeben hat, sich zu verehelichen, die Schwester B. antragen solle; es ist aber weder N. verbunden, das Amt anzunehmen, noch A. die Schwester B. zu heirathen oder umgekehrt. Das Los wurde zuerst im Jahre 1727 angewendet, wo nach dem Beispiel der alten Böhmischen Brüder, die ihre Aeltesten durch das Los wählten, bei einer Aeltestenwahl aus den zwölf von der Gemeinde Vorgeschlagenen vier durch das Los gewählt wurden. Auf der Synode von 1848, wo dieser Gegenstand zur Verhandlung kam, wurde von vielen Gemeinden die Beibehaltung dieses Gebrauchs angelegentlich empfohlen, und die Synode ermahnt in dem Synodalverlasse nur zu vorsichtiger und gewissenhafter Behandlung dieser Angelegenheit.

Und wie ist nun die Gemeinde unter einer solchen Verfassung gediehen? Frohberger, einer von den Schriftstellern, die über die Brüdergemeine geschrieben, charakterisirt sie mit den Worten: „Es ist eine Gesellschaft religiöser, gesitteter, fleißiger, geschickter, froher und ruhiger Menschen.“ Herzliche Hingebung an Christum, Liebe zu Gott und allen seinen Kindern ist das Grundprincip ihrer Vereinigung, Heiligung ist ihr höchstes Ziel, deshalb werden Werke des Fleisches nicht unter ihnen geduldet, Irrende und Schwache sucht man in Liebe auf den rechten Weg zurückzubringen. Kartenspiele, Tänze, Trinkgesellschaften und Schauspiele sind verboten, weil sie der Würde eines Christen zuwiderlaufen und leicht Gelegenheit zur Sünde bieten können; dagegen lieben sie Spaziergänge, Lustreisen zu Wagen und zu Fuß, Musik und Concerte; in Familien finden auch Gastmähler statt. Aber auch bei den Spaziergängen sind die jungen unverheiratheten Leute voneinander getrennt, da jeder Chor seinen Spaziergang für sich macht; nur bei Familienzusammenkünften und in Gesellschaft der Aeltern können junge Leute verschiedenen Geschlechts sich sehen und sprechen. Fleiß und Geschicklichkeit der Brüder und ihre gewissenhafte Treue in ihrer Arbeit werden gerühmt; die Industrie ist blühend und ebenso ist ihre Landwirthschaft musterhaft. Auffällig für jeden Fremden ist die Reinlichkeit und

Ordnung, die in den Brüdergemeinen herrscht; man sieht keine Müßiggänger, keine Bettler, keine Straßenjugend. Die Kleidung ist höchst einfach und prunklos; die Frauen tragen alle einfache weiße Hauben ohne Spitzenbesatz, die mit einem seidenen Bande gebunden werden, das bei den Witwen weiß, bei den Ehefrauen blau, bei den Jungfrauen rosenroth, bei den Kindern dunkelroth ist. Da die Mitglieder der Brüdergemeine ohne Unterschied des Standes und Vermögens sich als Brüder betrachten, so gibt es keinen Pöbel; die niedere Klasse wird durch ein solches Verhältniß gehoben. Die Dienstboten betrachten das Dienen als ihren göttlichen Beruf, und die Herrschaft behandelt sie als Brüder und Schwestern, die es nur etwas weniger gut haben als sie selbst.

So sehen wir also in den Brüdergemeinen ein Gemeinwesen vor uns, das ganz und gar durchdrungen und getragen ist vom Geiste des Christenthums, ein Gemeinwesen, wie es Savonarola in Florenz erstrebte und eine Zeit lang durchsetzte; jene florentinische Gottesrepublik zerfiel aber bald und hinterließ keine Spur, die Brüdergemeinen bestehen nun seit 140 Jahren und haben sich mächtig ausgebreitet. Der Grund liegt darin, daß Savonarola durch Zwang durchsetzen wollte, was hier durch Uebereinstimmung der Herzen sich von selbst gestaltete. Und wenn wir nun nach dem Glauben, nach der Stellung der Herrnhuter und ihres Stifters zum Himmelreich fragen und wieder unsern Kanon anwenden: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt", und das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", so müssen wir wol zugeben, daß wir es hier mit wahrem Glauben zu thun haben. Was kann ein solches Gemeinwesen anders zusammenhalten als Liebe zu den Brüdern? Und was ist es anders als Liebe zu den Menschenbrüdern, was sie die Mittel für ihre Missionen schaffen heißt, was die Missionare hinaustreibt unter die Heiden und was ihren Missionen solchen Erfolg gibt? Die Missionare bekommen keinen eigentlichen Gehalt, sondern suchen sich durch ihre eigene Thätigkeit zu nähren, sie legen Gärten und Pflanzungen an, treiben Professionen, in Labrador bauen sie Boote und verfertigen für die Eskimos Pfeile zum Walfischfang, und so tragen sie mit dem Christenthum zugleich die Anfänge des Gewerbfleißes in die Länder der Heiden. Und die Früchte des Wirkens Zinzendorf's und seiner Gemeinde sind groß; das Gedeihen dieser Gemeinden selbst, das Gedeihen ihrer Missionen, der segensreiche Einfluß, den die Brüdergemeine durch ihr Beispiel auf die protestantische Kirche geübt hat, das alles sind gute Früchte, wie sie nur ein guter Baum tragen kann.

Nun, so wollen wir denn alle hingehen und Mitglieder der Brüdergemeine werden? Nein, dennoch nein! Es ist wahr, wir haben es hier mit wahrem Glauben zu thun, der zur Liebe führt; aber diese Form ist nicht die einzige, die nothwendige Form, in der der Glaube sich zeigen kann, und sie ist nicht geeignet alle Kinder Gottes zu umfassen. In der That, könnten wir es für möglich und wünschenswerth halten, daß einst alle Bewohner der Erde eine einzige große Herrnhutergemeinde bilden, sodaß also in dieser Form das Himmelreich auf Erden verwirklicht wäre? Gewiß nicht, denn selbst von den guten Menschen würden Tausende sich nicht in diese engen Lebensformen einpressen lassen, sie würden es nicht können und dürfen, ohne ihr eigenes Wesen aufzugeben. Könnten wir uns denken, daß der Charakter eines Luther sich in einer Herrnhutergemeinde entwickeln könnte? Daß ein Lessing, ein Goethe, ein Schiller, ein Kant, oder wie sie alle heißen mögen die großen Männer, die der Stolz des deutschen Volks sind, daß gar ein großer Feldherr aus herrnhutischer Zucht und Lebensanschauung heraus sich bilden könnte? Wäre es wünschenswerth, daß in der großen Weltgemeinde, wie bei den Brüdern, aller Luxus verbannt wäre? Mit ihm wäre ja der mächtigste Hebel der Industrie, mit ihm wären zugleich die Künste, z. B. die dramatische Poesie, die Malerei, die Plastik verbannt, die doch auch zur Hebung und Veredlung der Menschennatur und des Menschenlebens beitragen. Mit einem Worte: das Leben in den Herrnhutergemeinden ist zu eng, zu abgeschlossen, es gibt dem Charakter des einzelnen zu wenig Spielraum, es kann und soll nicht die allgemeine Form sein, in der das christliche Ideal des Gottesreichs seine Verwirklichung findet.

Gleichwol finden wir in Zinzendorf und den Brüdergemeinen wahren Glauben und Früchte des Glaubens. Der Glaube in dem Sinne, wie wir ihn eben angegeben, ist die geistige Nahrung der Menschheit, die Grundbedingung ihrer Fortentwickelung ihrem ewigen Ziele zu; wie nun der leibliche Nahrungsstoff im Fleisch, im Brot, kurz in allem, was wir essen oder trinken, vorhanden ist, nur in dem einen mehr, in dem andern weniger, in manchem sogar mit nachtheiligen Stoffen gemischt, und wie er wieder in vielen Dingen, die wir ebendeshalb nicht essen, gar nicht enthalten ist: so ist es auch mit dem Glauben. Wie wir nun nicht reinen Nahrungsstoff essen, und wie wir, wenn er sich chemisch in hinreichenden Mengen rein darstellen ließe, doch keinen Genuß, sondern bald Widerwillen bei dem ewigen Einerlei des Genießens reinen Nahrungsstoffs finden würden, so erzieht Gott die Menschheit auch nicht mit dem reinen Nahrungsstoff des Glaubens. Wenn der Kern unserer Glaubens- und Sittenlehre sich in drei oder vier kurze Sätze fassen läßt, so ist damit nicht gesagt, daß immer und ewig nur diese Sätze gelehrt werden sollen, es würde das ermüden und widerwärtig werden. Die Lehre jeder Confession und die Glaubensrichtung jedes einzelnen enthält also noch viel mehr als diese Sätze, und wir müssen dies als nothwendig anerkennen, nur müssen wir darauf bestehen, daß in jeder Lehre, die sich als christliche hinstellt, dieser geistige Nahrungsstoff enthalten ist. Diesen geistigen Nahrungsstoff enthält nun die Lehre der Brüdergemeine ungefähr so, wie die Milch nach den Untersuchungen der Chemiker alles enthält, was der Körper zur Ernährung braucht. Wäre es aber deshalb jedem Menschen vorzuschreiben, ohne Rücksicht auf die speciellen Bedürfnisse seines Körpers nur Milch zu genießen? Und würde man,

wenn die Milch auch hinreicht, einen Menschen zu ernähren, auch einen starken, kräftigen Menschen mit ihr aufziehen? Und würde sie jedem in jedem Alter gleichmäßig zusagen? Wol schwerlich. Vielleicht zöge man mit Milch lauter schöne, zarte und sanfte Menschen auf; aber können wir wollen, daß alle Menschen nur schön und zart und sanft werden, wollen wir nicht auch starke, kühne, charaktervolle Menschen haben? Menschen von jener Art haben wir lieb und werth, und so lieben wir die Brüdergemeinen und segnen die Früchte ihres Glaubens, die auch der protestantischen Kirche außer ihr zum Segen gereichen. Die Verfassung der Herrnhutergemeinden ist ein Muster, das auch die protestantische Kirche benutzen kann, wenn auch nicht alles, was durchführbar für einen kleinern Kreis Gleichgesinnter ist, für einen größern Kreis, der aus den verschiedensten Elementen besteht, möglich und zweckmäßig ist. Doch diese Betrachtung würde uns auf ein anderes Feld führen; wir unterlassen deshalb ein näheres Eingehen auf ihre Verfassung ebenso, wie wir eine Kritik ihrer Dogmatik vermieden haben.

Wir haben oben gesagt, daß in den Kämpfen nach der Reformation die Kunde vom Himmelreich als dem christlichen Ideal, dessen Verwirklichung das Ziel der christlichen Gesammtheit ist, fast ganz verloren gegangen, und daß es auch in der Folgezeit im Hintergrunde geblieben. Eine Bestätigung für diese Behauptung finden wir in dem Werke:

4. Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Dichtern aus Schlesien und den umliegenden Landschaften verfaßt, zusammengestellt und nach den ältesten Drucken herausgegeben von Julius Mützell. Mit Bemerkungen über die Geschichte der Lieder, literargeschichtlichen Beigaben und Registern. Erster Band. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1858. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Herausgeber, dessen rühmliche Thätigkeit im Gebiete der Hymnologie ja bekannt und anerkannt ist, hat hier im Anschluß an sein 1855 in drei Bänden erschienenes Werk „Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert" eine gleiche Sammlung geistlicher Lieder aus den folgenden 150 Jahren zusammengestellt, sich aber hier auf die Dichter Schlesiens und der umliegenden Landschaften beschränkt, weil gerade diese in der bezeichneten Periode die einflußreichsten und bedeutendsten waren. Valerius Herberger und Johann Heermann sind für das gesammte deutsche Kirchenlied epochemachend, und deshalb beginnt mit diesen vorzugsweise die Sammlung, die mit dem Abschluß der großen schlesischen Gesangbücher um 1750 ihr Ziel findet. Die ganze Sammlung umfaßt etwa 1200 Lieder, von denen in dem vorliegenden ersten Bande 848 in zwei Büchern enthalten sind, deren erstes zum größten Theil Johann Heermann gewidmet ist, denn von diesem allein sind über 120 Lieder und außerdem eine große Menge kurzer Reimgebetlein, Trostsprüche, Lehrsprüche über die Sonntagsevangelia u. s. w. mitgetheilt. Der Grundsatz des Herausgebers war, alle Lieder aufzunehmen, welche in kirchlichen Gebrauch gekommen sind, und es sind bei jedem Liede außer der Angabe der ersten Quelle, soweit sie zu ermitteln war, mit großer Genauigkeit alle Gesangbücher u. s. w. angegeben, in welche sie Aufnahme gefunden haben, und unter dem Texte stehen die Varianten der Lesarten. Aber dieser Grundsatz hinderte den Herausgeber nicht, doch auch sehr vieles aufzunehmen, was nie in eigentlichen kirchlichen Gebrauch gekommen ist, ja er hat sich nicht einmal auf Lieder beschränkt; denn nicht nur diese vielen Hunderte von Reimgebetlein u. dgl., von denen einmal unter einer Nummer 84 stehen, sind nie für den Gesang berechnet gewesen, und der Begriff „geistliches Lied" setzt doch wol Gesang voraus, sondern es sind auch sonst noch viele Gedichte in der Sammlung enthalten, die keine Lieder, nicht einmal strophisch gegliedert sind, wie z. B. die drei Sterbegebete Johann Heermann's 117, 118, 121, die Bearbeitungen des einundneunzigsten Psalms von Christian Cunrad und Christoph Coler unter 180 und 181, Abraham von Frankenberg's Lehrgedicht „Metamorphosis", Nr. 307, in welchem die Astrologie, die Lehre von der Herrschaft der Sterne über das menschliche Leben, mit dem Dogma von der Erbsünde in Verbindung gebracht ist. Wir für unsern Zweck, nachzuweisen, wie sehr in jener Zeit das Evangelium vom Himmelreich abhanden gekommen war, können ihm für diese weite Ausdehnung des Begriffs „geistliches Lied" nur dankbar sein, da sich nun um so reicher das gesammte religiöse Leben jener Zeit vor uns entfaltet.

Man sollte doch meinen, daß es vorzugsweise die Aufgabe des religiösen Dichters sei, die Herzen für das Himmelreich zu erwärmen, zu entzünden; man sollte meinen, daß gerade in den trüben Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, in denen der größte Theil der hier vorliegenden Lieder entstanden ist, die Menschen von selbst schon durch den traurigen Contrast, in dem die Wirklichkeit mit dem christlichen Ideale stand, auf den Weg zu diesem Ideal hätten hingedrängt werden müssen, daß sie sich hätten sagen müssen: Christus hat uns zu Kindern Gottes gemacht und das Himmelreich auf Erden begonnen, in dem nichts als Frieden und Liebe herrschen soll; herrscht denn Frieden und Liebe? Und sind wir denn alle Kinder Gottes? Und woran liegt es, daß dem nicht so ist? Dann wäre man aber freilich auch zu der Untersuchung gedrängt worden, ob der Glaube, an dem jene Zeit so reich war, wirklich der Glaube sei, von dem Christus spricht und der die Grundbedingung der Verwirklichung des Himmelreichs auf Erden ist. Ja, reich an Glauben war diese Zeit, wir finden in dem vorliegenden Bande fast ebenso viel „Zeugnisse" als Lieder; aber wenn wir genau zusehen, so finden wir, daß dies doch immer nur jener Glaube ist, der sich auf ein Fürwahrhalten oder vielmehr auf ein prüfungsloses Annehmen der äußerlichen Thatsachen des Christenthums und der an diese Thatsachen geknüpften Lehren der Kirche beschränkt, nicht jener höhere Glaube, der in dem heilsbegierigen Hingeben des Herzens und des ganzen Seins an Christum und den himmlischen Vater besteht und es als seine höchste irdische Aufgabe

erkennt, das Ideal Christi auf der Erde mit zu verwirklichen. Es ist jener Glaube, der sich z. B. einfach darauf beschränkt, nicht daran zu zweifeln, daß Christus durch seinen Tod die Welt mit Gott versöhnt habe, wie Heermann singt (S. 22):

> Dein Blut, der edle Saft, Hat solche Stärk' und Kraft,
> Daß auch ein Tröpflein kleine Die ganze Welt kann reine,
> Ja gar aus Teufels Rachen Frei, los und ledig machen —

und nicht danach fragt, unter welchen Bedingungen dem einzelnen diese Versöhnung zugute komme, sondern einfach überzeugt ist:

> Jetzt kann ich nicht verderben, Dein Reich muß ich ererben.

Es ist jener Glaube, der die Vernunft, das Mittel zum Glauben, als seine ärgste Feindin erkennt, wie Johann Peter Titze singt (S. 393):

> O geheimnißvolle Sachen! Weg, Vernunft, und mucke nicht!
> Willst du auch an den dich machen, Der ja kann, was er nur spricht? —

oder David von Schweinitz (S. 252):

> Steur' der Vernunft, die allzeit will Dein Stund' und Rath ausrechen —

wobei aber wohl zu beachten ist, daß der Dichter wol schwerlich sich die Vernunft definirt haben wird als die dem Menschen von Gott verliehene Fähigkeit, auch das, was über die sinnliche Anschauung und den aus sinnlichen Anschauungen seine Begriffe bildenden Verstand hinausgeht, zu vernehmen, d. h. als Wahrheit zu erkennen und vom Irrthum zu unterscheiden; denn Gottes Stund' und Rath auszurechnen würde ein Unterfangen des grübelnden Verstandes sein, der seine Grenzen nicht erkennt, und der Dichter meint also mit Vernunft wieder etwas anderes als Luther, der die Vernunft mit einem gar garstigen Namen bezeichnet, aber, da er die Worte immer in der Bedeutung nimmt, die sie in der Volkssprache haben, mit diesem Worte nichts anderes meint, als was das Volk Vernunft nennt, den Verstand nämlich, der geneigt ist, alles zu leugnen, was man nicht mit den Sinnen wahrnehmen und ohne weiteres begreifen und beweisen kann, also gerade den Gegensatz von dem, was wir Vernunft nennen der ursprünglichen Bedeutung des Wortes nach. Daß Luther das Wort nicht in unserm Sinne genommen hat, läßt sich damit beweisen, daß an keiner einzigen Stelle des Neuen Testaments, wo Luther das Wort Vernunft hat, im Griechischen ein Wort steht, das wirklich die Vernunft bezeichnet.

Aber wir würden den Verfassern der Lieder zu viel thun, wenn wir sagen wollten, daß sie keine Ahnung gehabt hätten von jenem höhern Glauben, der den Christen erst zum wahren Christen macht; es finden sich in der Sammlung viele schöne, echt christliche Gedanken und Gefühle, nur will dieser Glaube nicht recht zum Durchbruch kommen; denn vom christlichen Ideale, dem Himmelreich, finden sich eben nur Spuren, und selbst wo man ein Eingehen auf diesen Gedanken bestimmt erwarten könnte, wie z. B. in David von Schweinitz' Umschreibung des Vaterunsers, oder in Abraham's von Frankenberg „Lehrgesang, in welchem die ganze Kraft und Herzens=Theologia kürzlich verfasset ist", sucht man vergebens eine Kunde vom Himmelreich. Dort heißt es zwar in der Umschreibung der Worte „Dein Reich komme": „O großer König, starker Held! Laß dein Reich wiederkommen Zu uns, das in der argen Welt Bisher hat abgenommen. Ach komm', und richt' es bei uns auf; Dein Regiment so führe, Daß man spüre, Gott unter seinem Hauf Auf Erden wohl regiere." Aber offenbar ist hier nur an ein sehr enges Himmelreich gedacht; es ist eben nur die Gemeinschaft der gläubigen Protestanten, nicht ein Ideal, dessen allgemeine Verwirklichung zu erstreben ist. Wir wollten schon zufrieden sein, wenn der glückliche Zustand des Menschengeschlechts, der eintreten würde, wenn das christliche Ideal in der Mehrzahl verwirklicht wäre, nur so oft und so eindringlich geschildert wäre, wie die Hölle mit ihren Qualen geschildert ist, z. B. von Heermann, oder das Elend des menschlichen Lebens, oder wenn nur der zehnte Theil der Seufzer, die der Krieg auspreßt, oder der Gebete um alle möglichen Güter der Verwirklichung des Himmelreichs gälte.

Fragen wir nun nach den Früchten dieses Glaubens, um zu erkennen, ob es der rechte Glaube war. Wir meinen in dem vorliegenden Buche ein Gesammtbild des Glaubenszustandes im 17. Jahrhundert vor uns zu haben, und so mag uns der Gesammtzustand des 17. Jahrhunderts auf diese Frage antworten. Es hat kaum eine Zeit gegeben, wo der Zustand der Menschheit trauriger war. Wo war in jenen Zeiten die Liebe? Ach, sie war im Glauben untergegangen, und der Glaube, der sich nicht mit der Liebe verträgt, ist von Christus in unserm Kanon gerichtet. Es ist auffällig, wie selten in diesem ganzen starken Bande, der vor uns liegt, selbst die Worte der Liebe sind, und Worte sind doch noch lange keine Thaten, und die Predigt der Liebe sollte man doch wenigstens in der Kirche, im Kirchenliede erwarten, wenn draußen in der Welt der Haß seine entsetzlichen Orgien feierte. Wie viele Gebete an Gott finden wir in diesem Buche um Abwendung seines Zorns, um Verschonung von allerlei Uebeln, um geistliche und leibliche Güter; aber der Beter betet immer nur für sich, wenn es hoch kommt, für seine Glaubensgenossen; dem Andersglaubenden gönnt man selbst die ewige Verdammniß. So singt Heermann (S. 55): „Wenn du am jüngsten Tage, Der schon ist angestellt, Mit deinem Donnerschlage Anzünden wirst die Welt, So streck' aus deine Hand Und zeuch uns, die wir gleuben An dich und treu verbleiben, Hinauf ins Vaterland." Und derselbe sagt (S. 17) von den Weltkindern, die Gott wird „stürzen in das Schwefelfeur zu allen Teufeln ungeheur", weil sie mit Ueppigkeit dem Satan gedient und nicht an Buße und an ihren Tod gedacht haben: „So ist's auch recht, daß sie zugleich Dort leiden Qual ins Teufels Reich." Wenn aber selbst in der Dichtung, im Reiche des Idealen, so sehr die Liebe fehlt, wo sollen dann im Leben selbst die Früchte der Liebe herkommen? Aber doch, es gab solche Früchte auch in jener trüben Zeit, aber wer brachte diese? Es waren Leute, die mit der herrschenden Glaubensrichtung in

Widerspruch standen, die mit Zorn und Eifer verfolgt wurden, es waren Arnd, Spener, Francke und ihre Gesinnungsgenossen.

Es ist in unsern Tagen besser geworden. Jene heilige Glaubenswuth, die die entsetzlichsten Leiden über die Menschheit gebracht hat, hat sich gelegt, hat wenigstens ihre Herrschaft über die Gemüther verloren; aber der rechte Glaube, der die thätige Liebe erzeugt, ist noch nicht verloren gegangen. In keiner Zeit noch war die Theilnahme am Geschicke der Brüder größer als in der unserigen; wo große Noth in der Nähe oder in der Ferne hereinbricht, reichen Millionen ihr Scherflein, und mehr Werth als das Scherflein hat die Liebe, die es gibt; in keiner Zeit waren die Anstalten zu wohlthätigen Zwecken zahlreicher als in der unsern; Bibelvereine geben den Armen die beste Gabe, die Heilige Schrift; Missionsvereine suchen opferfreudig die Heiden für das Himmelreich heranzuziehen; niemals ist mehr für die Schulen und durch sie für die Bildung und Gesittung gethan worden, und dieser höhern Bildung verdanken wir den Aufschwung der Kunst und Wissenschaft und der Industrie, und der Industrie verdanken wir jene engere Verbindung aller Völker in friedlichem Verkehr, im Austausch dessen, was die einen im Ueberfluß haben gegen den Ueberfluß der andern: kurz, es ist im Verhältniß zu früher wol eine große Freude, jetzt auf der Erde zu leben, und wir dürfen wol sagen, daß wir der Verwirklichung des christlichen Ideals näher gekommen sind. Aber diese stolze Freude über unsere Zeit darf uns nicht übermüthig machen; denn es hat schon früher Zeiten gegeben, die einer höhern Gesittung sich rühmten, und doch brach wieder die Barbarei herein. Und fehlen denn bei uns alle Elemente der Barbarei? O, es gibt noch unglaublich viel Mittelalter und mittelalterliches Christenthum, ja es gibt noch eine Menge des crassesten Heidenthums mitten unter uns, und wenn die Liebe auch in unserer Zeit viel Großes und Gutes gewirkt hat, so ist noch die Selbstsucht keineswegs erstorben, und die, welche mit klarem Bewußtsein oder im dunkeln Drange der Verwirklichung des christlichen Ideals nachstreben, bilden immer noch nur ein kleines Häuflein gegen die unermeßlichen Scharen derer, deren Triebfeder die Selbstsucht ist, und diese alle sind Streiter gegen das Himmelreich. Und zu ihnen gesellt sich der vernunftlose Glaube, der Aberglaube, dessen Herrschaft größer ist, als man glaubt, wenn man nicht in die Tiefen der menschlichen Gesellschaft blickt. Solche Blicke aber sind sehr lehrreich, denn sie lehren uns den Feind kennen, den wir bekämpfen müssen, sollen wir nicht alles, was unsere Zeit mit Gottes Hülfe errungen hat, gefährden lassen. Solch einen Blick in einen recht grauenvollen Abgrund läßt uns folgendes Buch thun:

Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. Von Johannes Scherr. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir erzählen nur mit wenigen Worten die Geschichte, die den Stoff dieses Buchs bildet. Im Dorfe Wildisbuch im Canton Zürich wurde zur Weihnacht 1794 Margaretha Peter geboren, das jüngste Kind ihres Hauses. Dieses Mädchen kam, als sie herangewachsen war, mit den schaffhauser Pietisten in Verbindung und begann 1817 die Rolle einer Erweckten, einer Heiligen und Prophetin zu spielen. Sie bekehrte ihre Familie und machte bald bei allen Frommen im Lande das größte Aufsehen; selbst die Frau von Krüdener verschmähte es auf einer ihrer Missionsfahrten in die Schweiz nicht, das heilige Margethli einer dreistündigen Unterredung zu würdigen; die Heilige von Wildisbuch war bald das Wunder des ganzen Landes, und ihr Haus wurde nie leer von erweckungsdurstigen Seelen aus der Nähe wie aus weiter Ferne. Vom Jahre 1820 an machte sie, von frommen Freunden eingeladen, oft Missionsreisen, und auf einer dieser Reisen kam sie in Verbindung mit dem Schuster Jakob Morf von Illnau, der in seinen religiösen Grübeleien über die Gnadenwahl und die Zornwahl den Frieden im Schose eines herrnhutischen Conventikels gesucht, aber noch nicht gefunden hatte. Zwischen dem heiligen Margethli und dem gläubigen Schuster entspann sich nun bald ein sehr inniges Verhältniß, sodaß die beiden zum großen Verdruß der wackern Ehefrau Morf's bald gar nicht mehr ohneeinander leben konnten, und im Juli 1821 quartierte sich Margeth bei den Morf'schen Eheleuten ein, auf 14 Tage, wie sie sagte, es wurden aber anderthalb Jahre daraus. Sie lebte dort vor aller Welt verborgen, gab sich nie mit gemeiner Arbeit ab und war entweder in Gott versenkt oder kämpfte mit dem Satan, legte auch ihrem geliebten Jakob und seiner Ehefrau die Bibel, besonders die Apokalypse aus. Nach einigen Wochen eröffnete sie ihrem Seelenfreunde, daß sie mit ihm gen Himmel fahren werde, und nachdem sie zu diesem Zwecke noch einige Wochen mit dem Satan gekämpft hatte und nun der Tag erschienen war, erwarteten sie in ihren Festtagskleidern die Auffahrt; aber sie blieben sitzen, wo sie saßen und warteten Tag für Tag vergeblich, ja es ereignete sich sogar statt der Himmelfahrt ein recht tiefer Sündenfall, ein Ehebruch, und im Januar 1823 gebar die Heilige zu allseitiger größter Ueberraschung ein Mägdlein. Morf's gutwillige Ehefrau, die von der Heiligen arg gequält worden war, gab sich gleichwol zu dem Betruge her, eine Entbindung zu heucheln und das Kind als das ihre zu erziehen; aber Margreth's Aufenthalt ging zu Ende, sie kehrte in ihr väterliches Haus zurück, wo niemand ahnte, was geschehen war. Die Heilige hatte schon längst sich bis zu dem Frevel oder Wahnsinn hinaufgeschraubt, daß in ihr Christus wieder verkörpert, daß sie eigentlich Gottes Sohn und bestimmt sei, den Teufel zu fesseln und viele Tausende zu erlösen, und auch ihr Sündenfall machte sie darin nicht irre, ihr Wahnsinn gipfelte sich immer mehr in das Ueberschwengliche. Fortwährend kämpfte sie mit dem Satan, und nachdem sie ihren geliebten Jakob Morf zu sich berufen hatte, hielt sie mit all ihren Hausgenossen am 13. März 1823 eine große Schlacht gegen den bösen Feind, die in ihrer grotesken Tragikomik sich nicht mit wenig Worten schildern läßt; es wurde so heilloser Unfug getrieben, daß die

Polizei endlich die Oeffnung des verschlossenen Hauses erzwang und die Wahnsinnigen festnahm. Die Untersuchung führte aber zu nichts, als daß Jakob Morf und die übrigen Auswärtigen in ihre Heimat gewiesen und der Vater für das Verhalten seiner Angehörigen verantwortlich gemacht wurde. Damit war nicht viel geholfen. Schon am 15. März ließ sie die in der Nähe wohnenden Freunde wieder herbeirufen, und es begann die allergräßlichste Orgie des religiösen Wahnsinns. Die Heilige kann den Kampf nicht bestehen, ohne daß Blut vergossen wird; auf ihren Befehl mishandeln sich die Anwesenden selbst mit Faustschlägen, die Heilige in ihren Teufelsvisionen schlägt auf ihren Bruder mit einem Eisengeräth los, bis dieser blutend und einer Ohnmacht nahe ins Bett geschafft werden muß. Unterdessen wird der Heiligen geoffenbart, daß ihre Schwester Elisabeth sich opfern soll, und diese, die gern ihr Leben für Christus lassen will, wird niedergemetzelt. Jetzt verlangt die Wahnwitzige selbst gemartert und gekreuzigt zu werden und zwingt ihre Lieblingsjüngerin, Ursula Kündig, die ihr blindlings ergeben ist, ihr die Hände und Füße auf Holzblöcke aufzunageln. Darauf verheißt sie, daß sie die Elisabeth wieder auferwecken und nach drei Tagen selbst wieder auferstehen werde, und befiehlt, daß ihr durch jede Brust ein Nagel getrieben und auch das rechte Elnbogengelenk an das Holz genagelt werde. Diese Qualen alle hält sie ohne Zucken, ohne Schmerzensäußerung aus, zuletzt aber verlangt sie, daß ihr Ursula einen Nagel oder ein Messer durch den Kopf in das Herz schlagen soll, und als das Messer unter den Hammerschlägen sich krummbiegt, sagt sie: „Schlage mir den Schädel ein!" Dies war ihr letztes Wort, mit Hammer und Stemmeisen zerschmetterten sie ihr den Schädel.

Das sind auch Früchte eines Glaubens, Gott behüte uns aber, daß solcher Glaube nicht überhand nimmt.

Johannes Scherr hat diese Geschichte nach den Untersuchungsacten, die im Staatsarchiv der Republik Zürich sich befinden, und nach den Erzählungen von Leuten, die die Betheiligten kannten und zum Theil Augenzeugen waren, mit den speciellsten Details und mit genauer Schilderung der Lokalitäten und der handelnden Personen in so geistreicher Weise ausgeführt, daß man das Buch mit dem höchsten Interesse liest. Es ist nicht mehr eine Dorfgeschichte, es ist ein Stück Weltgeschichte, die nur zufällig auf dem Dorfe spielt, indem der Verfasser die Verirrungen jenes unseligen schweizer Bauermädchens aus der allgemeinen Situation jener Jahre ableitet; es ist ein Stück Religionsgeschichte, das in Zusammenhang gebracht wird mit den ältesten Religionsanschauungen der Semiten. Er erzählt auch die Geschichte nicht um der Geschichte willen; diese ist ihm nur eine Waffe zum leidenschaftlichen, zum schonungslosen Kampfe gegen die, die in Christus mehr sehen als den großen Propheten der Humanität. Und damit kommen wir auf die Schattenseite des Buchs: es reißt nur ein und baut nicht auf; es schlägt tiefe Wunden und heilt keine; es will so vielen Tausenden, deren Glauben auf Christus als ihrem Mittler und Versöhner beruht, dieses ihr einziges Gut rauben und gibt ihnen nichts dafür. Das ist aber nicht Liebe, es ist Zelotismus, es ist nur der negative Pol desselben Zelotismus, dessen positiver Pol die Scheiterhaufen anzündete, auf denen die Heiden die Christen und die Christen die Ketzer verbrannten. Die Liebe verlangt, daß wir dem Menschen nichts nehmen, ohne ihm etwas Besseres dafür zu geben, und zwar etwas nach seiner eigenen Ueberzeugung Besseres. Das haben wir schon früher Savonarola gegenüber gesagt und müssen es hier wiederholen. Weiß nun Johannes Scherr etwas Besseres, was dem schlichten Glauben, für den eine bloße Humanitätslehre ein unfaßbares Nichts ist, als Ersatz dienen kann? Wohlan, so lehre er es und warte ab, ob es das Glaubensbedürfniß des Volks befriedigt; mit bloßer Verneinung aber ist nichts gethan.

Auch sonst schadet sich der Verfasser durch zu große Leidenschaftlichkeit und Excentricität. Dies gilt namentlich von dem Abschnitt, der überschrieben ist „El Schaddai" und dessen Gedankengang ungefähr folgender ist. Jesus Christus ist der Sohn des hebräischen Nationalgottes Jahve, den erst das Christenthum zum Gott des Universums und zum Vater der Menschheit erhoben hat, aber ohne ihn seiner ursprünglichen Wesenheit zu entkleiden. Seiner ursprünglichen Wesenheit nach aber war Jahve kein anderer als der Moloch der Semiten, dem Menschenopfer gebracht wurden, was an den Menschenopfern und Menschenschlächtereien des Alten Testaments nachgewiesen werden soll. Das Volk hing diesem el Schaddai, wie er bei den Hebräern hieß, immer an; nur eine Reformpartei, die Propheten an der Spitze, wollte diesen grausamen Cultus durch eine humanere Religion verdrängen. So steht also der Gott der Christen in Verbindung mit dem Moloch der Semiten, und in dem Bewußtsein vieler ist er noch immer der alte el Schaddai oder Moloch, der Menschenopfer verlangt, daher die Lehre vom Opfertod Jesu zur Versöhnung der Menschen. Die tägliche Wiederholung dieses Opfertodes in der katholischen Messe, die Menschenopfer, die angeblich noch Kaiser Maximilian gebracht und die erst Karl V. abgethan, die Autos da Fé der Inquisition, die Hexenbrände, die Hinrichtung des Miguel Servede und des Kanzlers Crell: alles das waren Opfer, die dem Moloch-Schaddai dargebracht wurden, und so auch die Heilige von Wildisbuch und ihre Schwester.

Ist das nicht excentrisch? Gleichwol liegt darin eine gewisse Wahrheit, was aber davon wahr ist, ließ sich in einfacher und natürlicher Weise so sagen, daß sich auch der Gläubigste nicht daran ärgern könnte. Aber dem Verfasser war wol gerade daran gelegen, gewisse Leute zu ärgern. Gott ist doch wol vom Anfange der Zeiten an derselbe gewesen, der er heute ist; Gott hat sich nie geändert, so sehr sich auch die Namen, mit denen die Menschen ihn nannten, und ihre Vorstellungen von ihm geändert haben. Der Verfasser selbst hat den Satz: „In seinen Göttern malt sich der Mensch", und das ist gewiß wahr, wie der Mensch ist, so sind seine Vorstellungen von Gott: der böse Mensch hat auch einen bösen Gott, der Selbstsüchtige einen selbstsüchtigen, der Liebevolle stellt

sich Gott als den Allliebenden vor, und so kann nur der Vollkommenste die vollkommenste Vorstellung von Gott haben. So waren im Glauben der alten Völker, die selbst wild und grausam waren, auch die Götter grausam und böse; mit der höhern Culturentwickelung haben sich diese Vorstellungen geläutert, mit dem Zurücksinken in Barbarei wurde auch das Bild von Gott wieder verunstaltet. Nun sind in jedem höher entwickelten Volke Elemente zurückgeblieben, die den niedrigsten Culturstufen angehören; denn der Mensch wird selbstsüchtig geboren und erst durch die Erziehung wird er der höhern Culturentwickelung theilhaftig; wenn er nicht durch Lehre und Beispiel erzogen wird, steht er auf keiner höhern Stufe als die rohesten Völker, und so kommt es, daß auch noch Zeitgenossen von uns keine höhern Vorstellungen von Gott haben, als einst z. B. die Phönizier oder noch rohere Völker, und ihr religiöses Gefühl wird sich dann auch in ebenso roher Weise äußern wie bei jenen. Das scheint uns ungefähr dasselbe, als was der Verfasser sagen will, und niemand kann es leugnen, denn es ist ein Erfahrungssatz.

Aber auch ein anderer Satz ist wahr, der lautet: Der Mensch bildet sich nach seinen Idealen. Nun ist für jeden Menschen Gott das Ideal, in dem sich sein eigenes oder überhaupt des Menschen Wesen auf die höchste Potenz entwickelt hat, die seinem Vorstellungsvermögen zugänglich ist. Wenn man nun dem Menschen ein höheres Ideal von Gott gibt, wird sich dann nicht der Mensch nach diesem seinem Ideal bilden? Das hat Christus gethan, der uns Gott als unsern Vater anschauen lehrte, und dieser höchsten und schönsten Vorstellung von Gott verdanken wir alle Blüten und Früchte, die eine höhere Gesittung in der Menschheit hervorgebracht hat, und wenn einst in glaubensvoller Hingebung an Christum und sein Wort alle Menschen diese Anschauung sich zu eigen gemacht haben werden, dann ist auch das christliche Ideal auf Erden verwirklicht, das Himmelreich.

Gustav Mosen.

Ein Roman aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs.

Zwei gnädige Frauen. Roman in drei Bänden von Gustav vom See (G. von Struensee). Breslau, E. Trewendt. 1860. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Seitdem die Kunst der Erzählung fast zu einem Gemeingut jedes gebildeten Deutschen geworden ist, der sie üben will, begegnet es dem Referenten nur selten, sich für eine romantische Erfindung mehr als für eine andere zu begeistern; der Verfasser der „Zwei Gnädigen Frauen" hat dies aber erreicht. Denn galt er schon vorher für einen unserer geschmackvollsten Novellisten, für einen Mann von seltener Lebenskenntniß und geistvoller Beobachtung, so hat er zu diesen Eigenschaften mit der vorliegenden Novelle noch die Probe tiefer Charakteristik und ernster Geschichtsforschung hinzugefügt. Das Stück Zeit- und Sittengeschichte, das er uns hier in anmuthigster Färbung vorführt, gehört zu den durchaus erfreulichen Gaben dieser Art, die den Geist des Lesers auf würdige Weise beschäftigen und unterhalten. Der Entwurf seiner Fabel ist sehr neu und etwas kühn, aber er söhnt uns mit seiner Kühnheit aus und gibt dem darin eingerahmten Lebensbilde so viel Anziehung, Wirklichkeit und Bedeutung, daß der Leser ihm seine volle Zustimmung entgegenzubringen genöthigt wird. Dazu mischt er denn nun noch historische Züge von so hoher Prägnanz und webt diese mit so großem Geschick seiner charaktervollen Erfindung ein, daß sich alles zu einem überaus anmuthigen Bilde rundet, in welchem Charakter, Betrachtung und Zeitgeschichte gleichmäßig ihre wirksamste Stellung finden.

Von dem Inhalt dieses Romans ist es bei seiner Klarheit und Planmäßigkeit leicht, Rechenschaft zu geben. Der dritte Schlesische Krieg ist ausgebrochen, der Würfel ist gefallen und der große König kämpft seinen endlichen Kampf um Sein oder Nichtsein! Da finden wir die Freifrau von Wildenfels, eine treue Anhängerin seiner Sache, im Gespräch mit ihrem um acht Jahre jüngern, aber schwachen unselbständigen Gemahl, die in ihn dringt, ihre Ehe, die ihm keinen Erben gebracht, zu trennen und eine jüngere Gattin zu nehmen, um dem Majorate, das sonst an eine österreichische Seitenlinie fallen würde, einen Erben zu geben. Die heroische Selbstverleugnung der Freifrau trägt allmählich den Sieg über die Abneigung des Freiherrn, der Christine liebt, weil er ihrer nicht entbehren kann, davon; er willigt blutenden Herzens ein, und als die muthige Frau auch dem König, der gerade im Schlosse nächtigt, in einer trefflichen Scene für sich zu gewinnen weiß, so ordnet ein Befehl an das Konsistorium, die Ehe zu trennen, bald die ganze Sache. Christine selbst sucht ihrem Gemahl eine zweite Gattin, der Baron läßt alles geschehen und vermählt sich — er weiß kaum wie es geschieht — mit der Tochter seines Forstmeisters, Leonie, die, ganz in Trägheit und Putzsucht aufgehend, das gerade Gegentheil ihrer Vorgängerin ist. Christine verläßt nun das Schloß und läßt ihre Tochter, Lori, bei dem Vater zurück. Der Krieg wüthet rings umher, Kosacken oder Panduren plündern das Schloß und stecken es in Brand, und in den Flammen kommt Leonie, weil sie noch einen Schmuck retten will, ums Leben. Dazwischen führt uns der Verfasser in die Herzensgeschichte Lori's und des Candidaten Alfred Feldmann, Sohn des Predigers im Orte, ein, der von der Universität relegirt, heimkehrt und sich unter Friedrich's Fahne anwerben läßt, Ordonnanzoffizier des Königs wird und in eine glänzende Laufbahn tritt. An diese Laufbahn knüpfen sich einerseits die vortrefflichen Kriegsscenen und vor allen das ganz ausgezeichnete Gemälde der Schlacht von Kunnersdorf, die einen hohen Schmuck dieser Erzählung bilden, andererseits die bekannte Episode von der Verrätherei Warkotsch's, der, ein Agent jener österreichischen Agnaten des Hauses, den König zu verderben und die Güter der Wildenfels an die andere Linie zu bringen sucht, im rechten Augenblick aber den Muth verliert und fliehen muß. Inzwischen ist Christine zu ihrem rath- und hülflosen vormaligen Gatten zurückgekehrt, regiert von neuem das Haus und wird ihm endlich zum zweiten mal angetraut, nachdem durch des bekannten Kappel (Wolff) Bekenntnisse entdeckt worden ist, daß der vermeintliche Predigersohn der wahre Majoratserbe von Wildenfels ist.

Diese Skizze des Plans der trefflichen Erzählung, so unvollkommen sie ist, weist schon zur Genüge nach, wie stoffreich sie auftritt, und ist auch ihr Entwurf von vornherein von fast schreckhafter Kühnheit, und hätten wir ihr auch eine andere Lösung, als durch das allzu oft verwendete Mittel des „Kinderraubes" gewünscht, so weiß uns der Autor doch den ersten Punkt allmählich eingängig zu machen, den andern aber ausreichend zu motiviren, indem er zugleich in dem Conflict der Charaktere ein fortdauernd fesselndes Bild vor uns entfaltet. Die Kraft und die hohe Selbstverleugnung der Freifrau, die liebenswürdige Schwäche des guten Barons, Feldmann's hingebende Treue, die Würde und die sittliche Strenge seines Pflegevaters, die Verworfenheit des alten Wildenfels, Friedrich's Todfeindes, des elenden Warkotsch verrätherische Feigheit: alles dies, mit Renata's Trotz und Lori's sanfter Schwärmerei und Alfred's muthigem Kampf für sie verbunden und von den kriegerischen Vorgängen erhoben und getragen, gewährt in der kunstlosen, fast naiven Darstellung, in welcher der Verfasser Meister ist, ein unterhaltendes und anmuthiges Gemälde.

In diesem Bilde fehlt es nicht an ausgezeichneten Partien; wir wollen dem Leser als solche nur zwei näher bezeichnen. Der Charakter der Freifrau ist mit tiefer psychologischer Anschauung meisterhaft entworfen. Wir sehen diese Frau, ganz in dem Gedanken ihrer Selbstaufopferung verloren, mit einem gewissen erlaubten Stolz auf sich selbst und ihr Opfer blicken: da trifft sie mit ihrem Freunde, dem Prediger, zusammen, theilt ihm mit, was sie gethan und erwartet sein Lob, seine Billigung. Sie findet aber das Gegentheil; in hohem sittlichen Ernst hält Feldmann ihr das Frevelhafte ihrer vermeinten Tugend entgegen und macht ihr zu ihrem Schrecken klar, wie ihr anscheinender Heroismus nichts ist als verschleierte Selbstsucht und Auflehnung gegen den Willen des Höchsten; eine Scene von äußerster Würde und Kraft, die der Leser gern zweimal durchliest. Es wird ihm deutlich, in wie falsche Bahnen die Energie des Charakters uns zu leiten geeignet ist.

Von anderer, aber von ebenso ausgezeichneter Wirkung ist das Gemälde, das der Verfasser von der großen sieghaften Niederlage des Königs bei Kunnersdorf entwirft: es ist ein wahrhaft erschütternder Effect in diesem Schlachtgemälde. Dieser blutigste Kampf der neuern Geschichte — nur die Schlacht von Aspern übertraf ihn in der verhältnißmäßigen Zahl der Opfer — war bekanntlich siegreich beendet und Friedrich sandte Siegesboten nach allen Richtungen ab, als sein Haß gegen die Russen, die er vernichten wollte, den traurigsten Umschwung herbeiführte. Die Niederlage der in sechzehnstündigem Kampf erschöpften Armee war vollständig; alles, Heer und Heergeräth war verloren, fast 18000 Mann verwundet und todt. Der König, völlig zerschmettert, beinahe gefangen, von allen seinen Generalen getrennt, brachte die schrecklichste Nacht seines Lebens in dem öden Fährhause des Fischerdorfs Oetscher zu, er legte selbst den Befehl nieder, befahl zu capituliren und wollte sterben. Einige Husaren, darunter Alfred, bewachten ihn, die Pistole in der Hand, der jeden Augenblick erwartete Feind kam nicht, denn die russischen Generale betranken sich statt ihn zu verfolgen. Es ist diese Scene, welche der Verfasser meisterlich malt. „Die Nacht war wieder warm, still und friedlich, wie die vorige", sagt er, „die Sterne standen wieder droben und sandten ihr fernes Licht, Sehnsucht erweckend, der schlummernden Erde zu; aber der Wind, der herunterkam, klang wie ein nicht endender klagender Seufzer, gemischt mit den schauerlichen Tönen der Sterbenden, Schmerzgepeinigten, Verstümmelten. Und alles dies umsonst! Auch diese Nacht ging vorüber. Man hatte nicht gewagt, dem gehetzten Löwen den Gnadenstoß zu geben und fünf Tage später stand Friedrich wieder mit 28000 Mann dem Feinde gerüstet gegenüber." Es ist dies gewiß einer der großartigsten Kriegsmomente aller Zeiten und der Verfasser weiß ihn als solchen in ein treffliches Licht zu stellen.

Endlich erfolgt denn der Friede, und die mit so großer Sorgfalt angelegte Charakteristik unserer Heldin, der Freifrau, findet ihren psychologischen Abschluß im dritten Bande. War aristokratischer Stolz und Ueberschätzung des Zeitlichen, wie ihr der Prediger vorwirft, wirklich das Motiv ihrer Selbstaufopferung, so sühnt sie diese Schuld dadurch, daß sie ihrer Tochter Renata, welche mit dem Sohn ihres Gegners einen ihr verhaßten Bund geschlossen hat, vergibt und Lori mit Alfred vermählt, als er ihr noch für den Sohn Feldmann's gelten muß. Dann erst geht durch die Entdeckung seiner Herkunft ihr Lebenswunsch voll und ganz in Erfüllung, als jede Schuld gesühnt ist und Wildenfels einen Erben hat. Dem Autor aber gebührt für diese Führung seiner Fabel unsere volle Anerkennung, denn sie zeigt, daß es ihm mit dem sittlichen Princip seiner Erzählung der rechte Ernst ist und daß er nicht blos darin seine Ehre setzt, eine anmuthige und unterhaltende Geschichte zu erzählen, sondern auch darin, uns über Zeit und Sitte zu belehren und vor allem eine ergebende moralische Wirkung auf den Leser hervorzubringen. Wollten doch viele oder besser noch alle unsere Novellisten diesen Zielpunkten nachringen, und so ein Gegengewicht herstellen gegen die englischen Fadaisen und die französischen Nichtswürdigkeiten in diesem Gebiete der sogenannten schönen Literatur! Daß es hierzu wahrlich an der Zeit sei, wird nicht leicht jemand verkennen, und daß hiermit zugleich eine überaus große Wirkung zu erlangen sei, niemand leugnen, der beobachtet hat, welchen überraschenden Beifall in neuester Zeit die Romane Fernan Caballero's, die in streng ethische Färbung ihren Charakter setzen, überall unter uns gefunden haben. 4.

Eugène Rambert's Vorlesungen über das classische französische Drama.

Wenn wir der umfangreichen, in Lausanne 1861 erschienenen, beachtenswerthen Schrift von Eugène Rambert, gegenwärtig Professor an der eidgenössischen polytechnischen Schule zu Zürich: „Corneille, Racine et Molière. Deux cours sur la poésie dramatique française au XVIIme siècle", hier gedenken, so geschieht dies besonders deshalb, weil der Verfasser im Text seines Buchs, wie namentlich in der Vorrede häufig auf Deutschland und auf deutsche Kritik Bezug nimmt, ja wie es scheint, es zum Theil in der Absicht geschrieben hat, gewisse zu abfällige und einseitige Aussprüche der im übrigen von ihm hochgeschätzten deutschen Kritik zu berichtigen. Er selbst gibt in einem „Avertissement" an, daß, als er noch Professor an der Akademie zu Lausanne gewesen, ihm der geringe Eifer der französisch-schweizerischen Jugend für das Studium der classischen französischen Literatur des 17. Jahrhunderts, dieser „grande litterature", nicht wenig aufgefallen sei. Er habe daher, um das Interesse dafür zu beleben, eine Reihe von Vorlesungen unternommen, von denen der eine Cyklus den prosaischen Schriftstellern, die andern beiden der dramatischen Poesie gewidmet gewesen seien. Diese letztern seien in diesem Bande vereinigt. Besonders empfiehlt er sein Buch den Individuen, welche an den öffentlichen Schulen der französischen und deutschen Schweiz mit dem Unterricht der französischen Literatur beauftragt sind, denn, bemerkt er, wenn die Schweiz, dieses Zwischenland von Frankreich und Deutschland, eine Mission in der intellectuellen Entwickelung Europas zu erfüllen habe, so müsse sie vorzugsweise darin bestehen, eine Vermittlerrolle zwischen den beiden Völkern zu spielen.

Diesem „Avertissement", das etwa das ist, was wir ein Vorwort oder eine Vorbemerkung nennen würden, folgt eine ziemlich umfangreiche, geistreich geschriebene „Préface", oder nach deutschen Begriffen Einleitung. Der Verfasser bemerkt darin unter anderm: „Es ist unzweifelhaft richtig und sehr erklärlich, daß die französische Kritik des 17. und 18. Jahrhunderts die Schöpfungen des Auslandes wenig zu würdigen wußte, daß sie dieselben leichthin und von oben herab beurtheilte, und daß Boileau dem Tasso und Voltaire dem Shakspeare Unrecht gethan. Alle Völker, die in irgendeinem Augenblick den andern in den Künsten der Civilisation um einen Schritt vorangekommen, nehmen dem letztern gegenüber die Miene von Ueberlegenheit an..... Daher ist die deutsche Kritik gleichfalls zu entschuldigen, wenn sie die französische Literatur nicht gebührend gewürdigt hat. Als sie ihre härtesten und am ruchbarsten gewordenen Orakelsprüche ertheilte, also in den Zeiten der Lessing und Schlegel, befand sich Deutschland in der vollen Strömung der Schaffenslust; es arbeitete daran eine Poesie zu erzeugen; es lag dem Künstlerberufe ob, und man weiß, daß sich die Künstler untereinander immer misgünstig beurtheilen."

Der Verfasser ist nun der Ansicht, daß es für Deutschland wie für Frankreich gleich vortheilhaft sei, wenn sich beide verstehen lernten; die Gelegenheit hierzu sei günstig; von beiden Seiten denke man daran und arbeite man daran; aber es werde bis zum Gelingen des Werks wol noch der Zeit und des guten Willens bedürfen. Er fährt dann fort: „Das französische Genie und das deutsche Genie vertreten zwei Principien, welche alles zu verlieren haben, wenn sie sich bekämpfen, und alles zu gewinnen, wenn sie sich einigen. Das erstere thut sich besonders durch sein Formengefühl hervor. Kein neueres Volk besitzt dieses in gleich hohem Grade. Was die ernste und heroische

Dichtkunst betrifft, so sind andere Völker auf diesem Gebiete ebenso reich und noch reicher. In Frankreich hat die Heldendichtung nie recht gedeihen wollen und bis auf den heutigen Tag scheint sich Frankreich auch auf die lyrische Poesie ziemlich schlecht verstanden zu haben. Was die Tragödie anlangt, so ist die Zeit vorbei, wo man die Racine'sche Tragödie als eine Vervollkommnung der griechischen betrachtete. Dieser blasphemistische Ausspruch, den Racine zurückgewiesen haben würde, gehört glücklicherweise zu denen, welche außer Gebrauch gekommen sind. Wo nun muß man im Bereich des Schriftenthums die Werke suchen, in welchen sich der französische Geist mit einer unbestrittenen Ueberlegenheit entwickelt hat? In der komischen und in der leichten Poesie und in der Prosa." Der Verfasser meint weiter, daß Molière, Voltaire, dieser in seinen leichtern Sachen, Buffon und Frau von Sévigné die vier französischsten Schriftsteller seien, welche Frankreich hervorgebracht habe. Er preist dann das Formgefühl als eine „faculté bien précieuse", und es zeige sich bei den Franzosen überall, in der Literatur, den Staatseinrichtungen, den Sitten, dem Geschmack, der Geschichte; besonders aber in der Conversation. „Ein gebildeter Franzose", bemerkt der Verfasser, „braucht nicht nothwendig sehr viele oder sehr tiefe Ideen zu haben, aber diejenigen, welche er hat, wie gut oder schlecht sie seien, weiß er mit Bestimmtheit und Klarheit auszudrücken..... Ein französischer Gelehrter zweiten Ranges vermag oft gegen einen ausländischen Gelehrten ersten Ranges mit Erfolg anzukämpfen." Selbst bis auf die physischen Eigenschaften, durch welche sich die Franzosen auszeichneten, scheine sich, meint Rambert, etwas von diesem Geiste zu erstrecken. Anderwärts gebe es schönere Frauen, aber nirgends so niedliche. Die Männer seien weder sehr groß noch sehr kräftig, aber sehr beweglich; sie hätten das Talent, alle ihre körperlichen Mittel geltend zu machen. Dieselben Eigenschaften, durch welche der Franzose im Salon glänze, entwickele er auch auf dem Schlachtfelde; er sei lebhaft im Angriff und hurtig im Gegenstoß; er versäume selten eine Gelegenheit und verliere nie die Gegenwart des Geistes. Daher rühre es auch, daß in Frankreich die Centralisation am weitesten vorgeschritten und daß dieselbe, merkwürdig genug, unter dem Régime der Freiheit ebenso groß gewesen sei als unter der Herrschaft des Despotismus; denn Regelmäßigkeit gehöre zu den Erfordernissen der Form. So habe es auch in Frankreich wirklich systematische, mit Bewußtsein rationelle Revolutionen gegeben. Selbst die Eroberungslust der Franzosen will der Verfasser aus dieser Eigenschaft ableiten; denn die Form sei ihrer Natur nach erobernd.

„Das deutsche Genie", fährt der Verfasser dann fort, „scheint zu andern Functionen bestimmt. Die literarischen Gattungen, auf deren Gebiete es sich zu seinem größten Vortheil zeigt, sind anderer Art. Deutschland ist zu contemplativ für die Komödie, zu ernsthaft für die tändelnde und leichte Poesie, zu gelehrt für die wissenschaftliche Prosa", womit Rambert wol einfach sagen will, daß die deutschen Gelehrten selten einen guten und im bessern Sinne fließenden Stil zu schreiben wüßten und daß es ihnen eben zumeist darauf ankomme, gelehrtes Material anzuhäufen, nicht aber darauf, ein allgemein lesbares, neben der gründlichen Belehrung auch Genuß gewährendes Buch zu liefern. Humboldt, meint er, dürfe zu den Ausnahmen gerechnet werden und sei in dieser Hinsicht ein Phänomen. „Suchen wir", fährt er fort, „auf andern Gebieten nach den Specialitäten des deutschen Geistes. Auf dem poetischen ist darunter der Zug nach dem Lyrischen der hervortretendste. Wenn es eine Poesie gibt, welche Deutschland eigenthümlich ist, so ist dies, um den deutschen Ausdruck zu brauchen, da es im Französischen keinen entsprechenden dafür gibt, das Lied («Le lied»). Wie für Frankreich der Chanson, so ist für Deutschland das Lied die eigentlich volksthümliche Poesie; aber nichtsdestoweniger ist es ein Genre, welches ununterbrochen selbst von den größten Dichtern angebaut wird, unter deren Händen es sich oft zu dem erhabensten und glücklichsten Ausdruck alles dessen gestaltet, was in dem nationalen Charakter an Poesie vorhanden ist." Eine weitere Specialität des deutschen Geistes erblickt Rambert in jener großen philosophischen Arbeit, „welche Deutschland, angesichts des erstaunten Europa, seit einem oder zwei Jahrhunderten vollbringt. Diese ununterbrochene Reihe großer Metaphysiker, Leibniz, Kant, Fichte, Hegel und Schelling, welche die Fackel der Philosophie aus einer Hand in die andere wandern ließen, bietet uns eins der großartigsten Schauspiele, welchen je die Welt beigewohnt hat. Der menschliche Geist, der aus sich selbst und aus seiner eigenen Substanz die ewigen Gesetze des Universums zieht und sich bemüht, dieses von neuem zu gebären: das ist das unerhörte Trachten, die erhabene Kühnheit, deren sich der deutsche Geist berühmen kann." Wenn auch, meint der Verfasser weiter, dieser Versuch denen zum Trotz, die ihm ihre Zeit und Kräfte widmeten, nicht gelungen sei, so bewiesen doch die Kühnheit eines solchen Unternehmens und die Energie, womit es ausgeführt worden, die Macht einer philosophischen Schöpfung, „qui n'a été dépassée par aucun autre peuple, ni dans les temps modernes, ni dans l'antiquité!" Hier hätte der Verfasser, der sich ja in seinem Buche mit dem Drama beschäftigt, wol auch hervorheben sollen, daß in Deutschland das metaphysische Drama erschaffen worden, und zwar durch Goethe's „Faust". Indeß finden wir in der Einleitung Goethe überhaupt nicht erwähnt, aber wol Schiller mit seinem „Lied von der Glocke", von welchem Rambert sagt, daß keins der großen Werke Schiller's sein Genie besser ans Licht stelle, keins eine so hohe Vorstellung von ihm erwecke; dabei sei dieses reinste, edelste der Gedichte Schiller's zugleich das populärste und unübersetzbarste, mit einem Worte deutscheste. Indeß ist Goethe's „Faust" in anderer Hinsicht sicherlich ebenso deutsch als Schiller's „Lied von der Glocke"; vielen Ausländern und namentlich den Briten gilt er sogar als der treueste Spiegel und der concentrirteste Ausdruck des deutschen Geistes; endlich ist der „Faust" gewiß nicht leichter zu übersetzen als die Schiller'sche Dichtung und infolge der wohlfeilern Ausgaben und der wiederholten Aufführungen im Laufe der letzten Jahre wol ebenso populär geworden. Natürlich beziehen wir uns hier nur auf den ersten Theil des „Faust".

Wenn nun Deutschland, meint der Verfasser weiter, den Bewegungen auf dem Gebiete des socialen Lebens nicht gerade günstig sei, so sei es um so mehr das Vaterland der einsamen und originellen Betrachtungen, und wenn das deutsche Genie nicht alle formellen Eigenschaften besitze, auf welche der französische Geist mit Recht stolz sei, so habe er dafür, und zwar im höchsten Grade, einige „de ces qualités de fond", einige „de ces éléments de vigueur", welche den menschlichen Geist in Stand setzen, sich zu erneuern und ohne welche das Schöpfungsvermögen versiegen würde. Der Verfasser gibt sogar zu, daß Deutschland aus seinem Blute die ausdauerndsten und besten unter den neuern Nationalitäten hervorgebracht habe und daß die französische Nationalität selbst sich nicht gebildet haben würde ohne die Beimischung germanischen Blutes, die sie im frühen Mittelalter empfing.

Rambert schildert nun die Gefahren, die es für beide Völker haben würde, wenn sie jedes sich vom andern isoliren wollten. Der deutsche Geist würde sich in luftige Tiefen verlieren, wo das Ideal nur wie ein Dunstgebilde ohne Umrisse, ohne Bewegung, ohne Licht und ins Grenzenlose verschwimmend erscheinen würde; der französische Geist seinerseits würde im Reellen, in den niedrigen Erdregionen verkümmern, fern von den Höhen, von denen sich die großen Fernsichten eröffnen. Er erblickt daher in der geistigen Verbrüderung Frankreichs und Deutschlands eine Lebensfrage für die neuere Civilisation, und er bekennt sich überhaupt zu dem Grundsatz: „Die Absonderung und Vereinzelung wurde das Unglück für die gebildeten Gesellschaften in der alten Welt. Die neuern Gesellschaften befinden sich in einer unvergleichlich bessern Lage. Wenn sie hiervon Nutzen zu ziehen wissen, so können sie auf eine lange Zukunft rechnen."

Man sieht, daß dieser französische Autor einen vorurtheilslosen Standpunkt einnimmt, wie er überhaupt in literarischen Dingen eingenommen werden sollte. Einerseits will

er mit seinem Buch der übertriebenen Geringschätzung entgegenarbeiten, in welche die sogenannte classische Dichtung der Franzosen verfiel infolge einer Reaction, „welche in Deutschland begann und begünstigt von dem neuen Glanze, womit die deutsche Literatur strahlte, und gefördert von einigen Kritikern von großem Wissen und überlegenem Geiste bis zu dem äußersten Extrem fortschritt“. Andererseits ist er aber auch frei von jener Ueberschätzung, womit man im vorigen Jahrhundert bis auf Lessing auch in Deutschland die Corneille-Racine'sche Tragödie dem altgriechischen Drama gleich oder höher als dieses stellte und darin das mustergültige Vorbild für die neuere Tragödie erblicken wollte. Man wird daher auch bei uns dieses Buch nicht ohne Vortheil und Gewinn lesen und aus demselben, da es in dem der französischen Prosa gemeinhin eigenen bestimmten und klaren Stil geschrieben ist, auch für die stilistische Behandlung literarischer Fragen manches lernen können. **H. M.**

Aus der neuern Geschichte Braunschweigs.

Geschichte der Residenzstadt Braunschweig von 1806—31. Mit besonderer Berücksichtigung der westfälischen Hof- und Staatsverhältnisse. Von C. Hensinger. Braunschweig, Bock u. Comp. 1861. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Buch gewährt uns etwas ganz anderes als sein Titel verspricht; es kann mit Recht eine größere Bedeutung als die lokale einer bloßen Stadtgeschichte in einem dazu noch vergleichungsweise kurzen Zeitraume in Anspruch nehmen. Während nämlich den städtischen Verhältnissen Braunschweigs, seinem Schulwesen und seinem Gewerbsleben (im Jahre 1861) nur ein paar episodische Kapitel gewidmet werden, erhalten wir im übrigen ziemlich gut, nur etwas zu skizzenhaft geschriebene Schilderungen der ganzen Reihe von Begebenheiten, welche am braunschweiger Lande und seiner ebenfalls zum Königreich Westfalen geschlagenen Nachbarschaft in den Tagen der großen Umwälzung von 1806—16 vorübergingen. Es wird uns mithin ein ganz verdienstliches und dem Historiker des großen Ganzen willkommenes Spiegelbild der Wirkungen geboten, welche durch die mächtigsten Weltbegebenheiten im einzelnen kleinen Kreise hervorgerufen wurden; solcher Aufzeichnungen und Darstellungen haben wir im allgemeinen noch viel zu wenig und so wollen wir insbesondere diese über Braunschweigs Schicksale in der Sturmzeit dankbar aufnehmen, weil gerade hier so manches Element auftauchte, das einen sehr charakteristischen und markanten Zug in unserer Nationalgeschichte trägt. Der Verfasser beginnt mit der Krisis im Herbst 1806, geht dann auf die französische Organisation über, zeigt uns den König Jerôme in Braunschweig, schildert den Dörnberg'schen Aufstand und dann die Ereignisse der folgenden Jahre bis zum Erwachen des deutschen Volksgeistes 1813 und bis zur endlichen Rückkehr des alten Herrscherhauses. Die spätern Begebenheiten, die vormundschaftliche Regierung und die Erziehung des minderjährigen Herzogs Karl, die dann folgende grauenhafte Misregierung dieses Fürsten und seine Vertreibung hätten wir gern etwas weniger skizzenhaft behandelt gewünscht. Gewiß wären hier sowie auch über die französische Zeit vom Verfasser noch mehr bisher unbekannte Quellen und Traditionen zu benutzen gewesen, und über des Herzogs Karl Charakter, Liebhabereien und Verfahren hätten wir unumwundenere Mittheilungen und Urtheile zu finden gewünscht. Der Verfasser nennt den Herzog Karl einen „räthselhaften Charakter“ und stellt ihn als solchen dar: das ist er jedoch unsers Erachtens durchaus nicht! Er war ein leidenschaftlicher Tyrann in des Worts verwegenster Bedeutung.

In einem Nachtrag zu unserm Buche ist eine Erzählung von tapfern Leistungen gegeben, welche das herzoglich braunschweigische Truppencorps auf der spanischen Halbinsel unter dem Befehle Wellington's ausführte an den Schlachttagen von Villa-Bella und Villa-Franca de Panadez, an denen der Verfasser selbst als Offizier des Husarenregiments theilnahm, das mit seinem symbolischen Todtenkopf am Tschako so berühmt geworden ist. Ganz zuletzt erhalten wir dann noch eine Notiz über einen ehemaligen braunschweigischen Poetenbund, der gleichzeitig mit dem göttinger Hainbund von aus Leipzig herübergesiedelten „schönen Geistern“ gegründet und der Argonautenbund genannt wurde. Unter seinen Mitgliedern werden auch der bekannte Jerusalem, Ebert, Schmidt, Lessing, Leisewitz und Eschenburg aufgeführt. Während der schönen Jahreszeit hielt der Bund seine Zusammenkünfte im waldumgrünten Dörfchen Riddagshausen, wegen einer schönen alten Kirche und seiner romantischen Lage an einem See noch heute ein beliebter Zielpunkt von Ausflügen. Die Versammlungen fanden im dortigen alten Amthause statt, wo der Drost Schrader der gelehrten Gesellschaft gastlich die Honneurs machte. Von den lustigen Gondelfahrten auf dem See, nach der sogenannten „Musikanteninsel“ scheint der Name „Argonautenbund“ veranlaßt zu sein. Noch bis zum Jahre 1806 soll er, wenn auch durch den Tod vieler Mitglieder gelichtet, bestanden haben. 39.

Notizen.

Zur Literatur des Buchhandels.

Da die literarische Production die Nährmutter des durch sie groß, reich und blühend gewordenen Buchhandels, der Buchdruckerei und anderer Nebenzweige des Buchhandels ist, so wollen wir nicht verfehlen, auf folgende fleißig zusammengestellte Schrift: „Abriß einer Literatur des Buchhandels“ (Leipzig 1862), aufmerksam zu machen. Dieser Abriß ist ein Separatabdruck aus der zweiten Auflage von Albert Rottner's „Lehrbuch der Contorwissenschaft“ und auf Grundlage der betreffenden, von Albrecht Kirchhoff für die erste Auflage verfaßten Zusammenstellung mit dem seit Erscheinen der ersten Auflage ans Licht Getretenen bereichert. Es sollten damit unter anderm, sagt Rottner im Vorwort, „bei dem immer noch sehr fühlbaren, wol nicht sobald zu beseitigenden Mangel einer eingehenden Geschichte des Buchhandels denjenigen Berufsgenossen, welche für die Geschicke, die dem Buchhandel von seiner Wiege an beschieden gewesen, und für den Entwickelungsgang, auf welchem er im Laufe der Zeit seine gegenwärtige Ausbildung, besonders in Deutschland gewonnen, ein näheres und lebhafteres Interesse tragen, wenigstens die Quellen und Documente registrirt werden, aus denen sich eine wenn auch nur fragmentarische Kenntniß der vergangenen wie gegenwärtigen Zustände des Buchhandels schöpfen läßt“. Dem Plane und Zwecke des Abrisses gemäß wurde eine vollständige und allseitig erschöpfende Literatur des Buchhandels und seiner Neben- und Hülfsquellen „nur in dem ersten, dem Buchhandel gewidmeten Abschnitte angestrebt; im zweiten Abschnitte, welcher Bücher über die Geschichte der Buchdruckerkunst verzeichnet, ist die Verbreitungs- (Lokal-) Geschichte derselben ausführlich behandelt, wogegen die Erfindungsgeschichte nur in den Hauptwerken, die reinen Jubelschriften (ohne historischen Inhalt) aber gar keine Berücksichtigung fanden. Ein ähnliches Verfahren ist bei dem dritten Abschnitt maßgebend gewesen; die ältern Schriften wurden mit möglichster Vollständigkeit verzeichnet, weil sie die jahrhundertlangen Kämpfe erläutern, welche der Buchhandel, zunächst in Deutschland, mit Staatsgewalt, Kirche und Polizei um seine eigene Existenz wie gegen den Nachdruck und andere innere Feinde zu bestehen hatte, ehe er zu seiner gegenwärtigen Entwickelung gelangte; von neuern Schriften dagegen sind nur diejenigen, welche die Gesetzgebung und das positive Recht des Buchhandels, wie des geistigen Eigenthums und der Presse behandeln, ihren Titeln nach angegeben worden..... In dem vierten Abschnitte, welcher der Literatur der technischen Hülfsgebiete des Buchhandels gewidmet ist, wurde nur das rein praktische Bedürfniß des Buchhändlers berücksichtigt, ebenso wie im fünften und letzten Abschnitte, welcher eine Uebersicht derjenigen bibliographischen Handbücher, Zeitschriften u. s. w. bietet, die auf keinem Comptoir eines Buchhändlers, namentlich eines

Sortimenters oder Antiquars, fehlen sollten". Aus einer Rubrik „Vermischtes" im ersten Abschnitt ersehen wir, daß Situationen aus dem Buchhändlerleben und Buchhändlertreiben mehrfach novellistisch oder humoristisch verarbeitet worden sind, so von H. Stein (H. Pfeil) in der bereits in zweiter Auflage erschienenen autobiographischen Skizze „Der Frühling eines Buchhändlers"; in C. Siebenpfeiffer's „Novelletten, Notizen, Spaßiges, Ernstes u. dgl. m. aus dem Buchhändlerleben und Buchhändlertreiben"; in A. Bläsing's „Aus dem vielbewegten Leben eines literarischen Handwerksburschen; humoristische Schilderung aus einem fünfundzwanzigjährigen Buchhandlungsgehülfenleben"; in A. E. Rauschenbusch's „Leben, Thaten und Fahrten eines jungen Buchhändlers" u. s. w. Es gibt auch „Guckkasten-Bilder aus dem Buchhändlerleben" und ein „Liederbuch für deutsche Buchhändler". Zu dramatischen Satiren hat der Buchhandel gleichfalls Veranlassung gegeben; so erschien in Prag 1790 ein Lustspiel in nicht weniger als fünf Aufzügen unter dem Titel: „So rächen sich Schriftsteller an betrügerischen Buchhändlern"; im Jahre 1791 (angeblich in Philadelphia) ein Lustspiel in zwei Aufzügen „Die Habsüchtigen oder die Nachdrucker"; 1807 eine Posse mit Chören: „Der Buchhändlerzwist". In dieser Rubrik begegnen wir auch einer in Berlin 1846 erschienenen Schrift von Krebsbold: „Der Buchhändler, wie er als Beförderer der Humanität ein armer Teufel wird, und später als Beförderer der Charlatanerie sein Glück macht." Nun, mit der Beförderung der Charlatanerie pflegt man auch auf andern Gebieten und selbst schon auf dem der Literatur größeres Glück zu machen als mit der Beförderung der Humanität.

Eine italienische Volksbibliothek.

Von Maffei's Uebersetzung der Schiller'schen Dramen oder dem „Teatro completo di Schiller, traduzione dell Cav. A. Maffei" erschien eine neue Ausgabe, welche den hundertsechzigsten bis hundertvierundsechzigsten Band der seit 1851 in Turin herauskommenden „Neuen Volksbibliothek" bildet. Dieselbe ist bereits bis zum hundertsiebenundsiebzigsten Bande vorgeschritten und enthält im vorletzten die treffliche Uebersetzung der deutschen Dichtungen der Gegenwart, welche Italien zum Gegenstande haben. Der Titel derselben lautet: „L'Italia nei canti di poeti stranieri contemporanei, tradotti da S. Straffarello con biografie." Die „Neue Volksbibliothek", eine Auflage von etwa 600000 Exemplaren umfassend, ist bereits vergriffen, sodaß von Balbo's „Geschichte Italiens", von Klopstock (dem Klopstock'schen „Messias"?), von Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" u. s. w. bereits neue Auflagen haben veranstaltet werden müssen. Neigebaur, der dies in den „Heidelberger Jahrbüchern" in seinem neuesten Literaturbericht aus Italien anführt, bemerkt dazu: „Wenn man bedenkt, daß in diesen zehn Jahren seit dem Anfange dieses Unternehmens Revolutionen und Kriege in Italien stattgefunden haben, in einem Lande, wo es bei weitem nicht so viele Schulen gibt, als in Ländern, die auf einer weit höhern Stufe der Civilisation zu stehen wähnen, so erstaunt man über die Menge der Leute, welche Bücher in Italien kaufen, und kann nur eine Erklärung darin finden, daß dort die ersten Klassen der Gesellschaft ein besseres Beispiel geben und sich nicht blos mit Ausgaben für Gegenstände des Luxus begnügen." H. M.

Bibliographie.

Baeblich, H., Der Dämon der Familie. Originalroman. Zwei Bände. Berlin, H. Müller. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Schleiermacher als Theologe für die Gemeinde der Gegenwart. Vier Vorträge. Berlin, Springer. 8. 22½ Ngr.

Bölte, Amely, Harriet Wilson. Original-Roman. Berlin, Herschel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über Geistesbildung an B. Gräfin von S. Von G. P. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.

Briefe über den Nekrolog Friedrich Christoph Schlosser's von G. G. Gervinus. Ein Beitrag zur Charakteristik Schlosser's vom literarischen Standpunkt. Chemnitz, May. 8. 7½ Ngr.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Wahre Erklärung des „Buches der Wilden". Ein Schreiben an den Abbé Domenech von Vitzliputzli. Aus dem Aztekischen von J. P. Meissner. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Gaßmann, T., Festchronik. Zur Erinnerung an die 1000jährige Jubelfeier der Stadt Braunschweig. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Genthe, H., Die Windgottheiten bei den indogermanischen Völkern. Eine mythologische Abhandlung. Memel. 1861. Gr. 4. 10 Ngr.

Hirsch, T., Pommerellische Studien. I. Das Kloster Zuckau im 13. und 14. Jahrhundert. Königsberg. 1853. Gr. 8. 13⅓ Ngr.

Manteuffel, G. Baron, Darstellung der völkerrechtlichen Grundsätze über die Blokade. Dorpat. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Nicolai, G., Nachtwolken und Lichtstreifen. Original-Novellen für Freunde schauerlicher wie heiterer Anregung. Aus den Papieren eines Mystikers. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pufendorf's, E., Bericht über Kaiser Leopold, seinen Hof und die österreichische Politik 1671—1674. Nach einer Handschrift herausgegeben und erläutert von K. G. Helbig. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 18 Ngr.

Scheerer, T., Eine Thüringsfahrt im Lande der Wahrheit und Dichtung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1861. 16. 10 Ngr.

Schönbeck, J., Durch Kampf zum Sieg. Lieder. Berlin. 8. 5 Ngr.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. Zweite Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1862. Herausgegeben von S. Vögelin. 3ter Jahrgang. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baltische namentlich livländische Bauernzustände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Berndt, Der Zweikampf und seine heutige Bedeutung. Aachen, Benrath u. Vogelgesang. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Deutschthum in Krain. Ein Wort zur Aufklärung. Graz, Hesse. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Herstellung der Einheit ohne wahre Opfer für die Fürsten des deutschen Bundes; und das Endziel der deutschen Politik. Von einem ehemaligen Diplomaten. München, Fleischmann. Gr. 8. 7 Ngr.

Jungck, E., Preußens Aufgabe. Predigt am Krönungstage den 18. October 1861 gehalten. Sigmaringen. 1861. 8. 3 Ngr.

Ledebur, H. Freih. v., Die kunst- und sittengeschichtliche Entwickelung der Heraldik. Vortrag, gehalten am 18. Februar 1861 im Berliner Hülfs-Verein für das germanische Museum zu Nürnberg. Berlin, Hickethier. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Linderer, R., Piefke, wie er einholt und illuminirt! Humoristisches Einzugsgemälde. Berlin, Lindow. 1861. Gr. 8. 2½ Ngr.

Merz, C. H., Herr Professor Hengstenberg! Keine „Farce", sondern — ein Wort für Jedermann, der hör'n und sehen kann. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 3 Ngr.

Herr Nölicke auf der Einholung in Berlin, oder: Beweis, daß man unter den Frankfurter Linden vorn heraus wohnen und doch nichts sehen kann. Von Knudelmüller. Berlin, Humburg u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 20. März 1862.

Inhalt: Varnhagen's Tagebücher aus den Jahren 1845—48. Von **Hermann Marggraff.** — Zur Kenntniß des neuen Italien. — Dorfgeschichtenliteratur. — Sitten= und Lebensbilder. — Charakteristiken historischer Frauen. Von **Alexander Jung.** — Ueber literarische Selbstbesprechungen. — **Notizen.** (Statue oder Büste? Eine Balladensammlung; Zur Kenntniß der Uebergriffe Frankreichs; Ein Handwerksroman.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Varnhagen's Tagebücher aus den Jahren 1845—48.

Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Dritter und vierter Band. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Der Explosion der beiden ersten (von uns in Nr. 50 und 51 d. Bl. f. 1861 besprochenen) Bände des großen Tagebuchwerks von Varnhagen ist schneller, als mancher geglaubt und gewünscht haben mag, die Explosion des dritten und vierten Bandes gefolgt, deren Inhalt sehr geeignet sein dürfte, noch größern Lärmen und in gewissen Kreisen noch größeres Aergerniß zu erregen. Auch ihnen hat man, weise genug, in Preußen den Freipaß durchs Land gegeben, und es war auch das beste Mittel, die Wirkung dieser Enthüllungen dadurch wenigstens abzuschwächen und zu mäßigen, indem man sich anstellte, als ob man vor ihnen keine Furcht habe und auch die schlimmsten Ausplaudereien mit philosophischem Gleichmuth zu ertragen wissen werde.

Lehrreich für alle — denn nach unserer Ueberzeugung sind diese Bände wichtige Beiträge zur Krankheitsgeschichte unserer Zeit überhaupt und nicht blos dieser und jener Partei oder dieser und jener Personen — und in hohem Grade interessant ist diese Lectüre sicherlich, aber sie ist, wenigstens für den aufrichtigen Freund höherer Humanität, nicht in gleichem Grade erfreulich. Wenn es so wirklich stand oder, da zehn oder zwölf Jahre in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit oder eines Volks keinen großen Unterschied machen, wirklich so steht, wie Varnhagen hier schildert, dann muß man sagen, daß es mit unserer Civilisation doch sehr übel bestellt ist, daß unter dem blendenden Gesellschaftsfirnis die garstigsten Leidenschaften wühlen und arbeiten, daß wir uns in einem Kriege aller gegen alle befinden, in einem allgemeinen moralischen Gemetzel, in welchem der Kämpfer vor dem heimtückischen Kolben= oder Dolchstoß selbst seines Nebenmanns und angeblichen Mitkämpfers nicht sicher ist, daß Religion und Humanität nur buntgemalte Tapeten sind, um dahinter ein materielles egoistisches Interesse desto sicherer zu betreiben, daß Kunst, Literatur, Poesie und Wissenschaft für unser öffentliches Leben nicht viel mehr sind, als für ein vornehmes Haus eine Reihe von Putz= und Toilettenzimmern, in denen man die kostbarsten Möbel und Kunstsachen zusammenhäuft, die man aber nicht bewohnt, nicht betritt und höchstens nur bei besondern Gelegenheiten öffnet, um einer Anzahl von Festbesuchern seinen Luxus, seinen Reichthum, vielleicht auch im besten Falle seinen Geschmack vor Augen zu stellen. Wie viele der Männer, welche in dem von Varnhagen uns vorgeführten Drama eine Rolle spielen, galten uns für hervorragend an wissenschaftlicher, künstlerischer, geselliger und humaner Bildung! Und was thun, was sprechen sie? Die hohen geistigen und humanen Interessen, für die wir sie begeistert glaubten, scheinen ihnen gänzlich fern zu liegen, und boshafter, schadenfroher Klatsch und ewige Mäkelei und Häkelei an dem, was andere sprechen, denken oder thun, ist ihr Hauptgenuß, ihre einzige Leidenschaft. Von Toleranz und Billigkeit des Urtheils, von irgendwelcher Berücksichtigung eigenthümlicher Lagen ist da gar nicht die Rede, und die größten Verdienste in irgendeiner Richtung, das größte Talent und das größte Wissen schützen nicht davor, wegen einer abweichenden politischen oder literarischen Meinung als ein Dummkopf, ein Lump, ein Schwächling, ein Schuft gebrandmarkt zu werden. Zwei, die einander gegenübersitzen und ihre Galle ausschütten, sind dann immer die einzigen, welche wissen, wie Deutschland und die Menschheit gerettet werden können, und an wem, d. h. an allen Uebrigen, die Schuld des allgemeinen Bankrotts eigentlich liegt; wenn sie sich aber trennen und einander deutsch bieder die Hände geschüttelt haben, so geht jeder mit dem stolzen Bewußtsein von dannen, der klügste Mensch Deutschlands zu sein und sich erlauben zu dürfen, nach näherer Prüfung der beiderseitigen Persönlichkeiten den andern doch für einen Schwächling oder Schelm oder Einfaltspinsel zu halten. Unter diesen Eindrücken wird man uns gestatten, die traditionelle Mythe von der deutschen Gemüthlichkeit, wenigstens in den betreffenden Kreisen, für das

zu halten, was sie ist. Das, was Varnhagen in diesen Tagebuchblättern berichtet, die Lebensanschauungen und Lebensregeln Schopenhauer's, Heine's und Anderer Cynismen, gewisse roh materialistisch-atheistische Schriften, die ultraconfessionelle, ultrareactionäre und ultraradicale Presse (letztere in Nordamerika) und so vieles, was man sonst noch lesen oder im Leben hören und beobachten kann — das alles deutet auf einen Zustand hin, von dem sich unsere Humanitätsapostel Goethe, Herder, Schiller, Lessing u. a. nichts träumen ließen.

Freilich kommt hier in Betracht, daß es Varnhagen ist, dessen Aufzeichnungen solche Eindrücke und Betrachtungen in dem Leser hervorrufen. Wir haben uns über die Verbissenheit, der er in den letzten Jahren immer mehr anheimfiel, über seine Neigung, die Leute auszuhorchen, das Gespräch in das Fahrwasser zu lenken, das ihm das liebste war, und namentlich das Thun und Lassen von Personen in das Bereich der Conversation zu ziehen und bestens durchzuhecheln, schon in unserer Betrachtung über die beiden ersten Bände ausführlicher ausgesprochen. Aber wir wollen hier zur Ergänzung unserer Charakteristik seines Wesens noch einiges anführen, was Gutzkow, meist in Uebereinstimmung mit unsern eigenen Wahrnehmungen auf Anlaß dieser „Tagebücher" in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" über Varnhagen bemerkt. Gutzkow, der mit Varnhagen kürzere oder längere Zeit in genauerm Verkehr stand, gesteht, daß ihn die Lectüre der vorliegenden Bände mehr verletzt habe als die der beiden ersten, daß aber dieser „grauenhafte Spuk eines Verstorbenen, so wenig achtungswerth die dabei mitspielenden psychologischen Motive sein mögen", doch wie ein „Gottesgericht" wirken könne. Dann fährt er fort:

Der Verstorbene stand weniger unter dem Eindruck seines Naturells — dies war in Goethe'scher Schule wohlerzogen und der weisesten Selbstbeherrschung fähig — als unter dem der einseitigsten und krankhaftesten Gemüthsverstimmung. Es kann nicht geleugnet werden, diese Blätter würden nicht so gehässig aufgezeichnet worden sein, wenn Varnhagen nicht in seiner diplomatischen Carrière das Opfer der nach Kotzebue's Tod reagirenden Regierungssysteme geworden wäre. Sein Ehrgeiz litt unter dem beschämenden Gefühl, bei frischer Manneskraft in Inactivität gesetzt worden zu sein. Er sah sich, während Stümper und Routiniers ihr Glück machten, an maßgebender Stelle nicht vermißt, nicht befragt, in entscheidenden Krisen nicht berufen. Die durchgehende Polemik gegen Friedrich Wilhelm IV. und gegen dessen Nachfolger, den Prinzen von Preußen, diesmal sogar gegen eine Frau, die Gemahlin des letztern, verräth in zuweilen kleinlichster Weise den Mismuth, den er empfand, weil die ihm erwiesenen Huldbezeigungen nur zufällige, nur vorübergehende, keine recht von Herzen kommenden, keine die Unvermeidlichkeit seines Namens voraussetzenden schienen. Eine einzige Berufung nach Sanssouci, eine einzige vertrauliche Aufforderung des Königs: „Sie kennen die Zeit! Ich schätze Sie aus Ihren Schriften! Was rathen Sie über meine gegenwärtige Lage!" würde Inhalt und Ton dieser Notirungen geändert haben — wenigstens auf einige Zeit; denn Varnhagen gewann seine unfreiwillige Quiescenz zuletzt lieb, cachirte und motivirte sie durch ein stetes Krankscheinen und ein tagelanges Bettliegen; die Rolle des ewigen Seitwärtsstehens und Glossirens gefiel ihm allmählich besser als die geregelte Thätigkeit mit abhängig machenden Verpflichtungen.

Er bemerkt dann weiter:

Varnhagen war eine weibliche Natur; auflodernd und heftig im Moment, doch bald beruhigt und unausgesetzt sogar nach demjenigen Beifall strebend, der selbst die schöne Seele reizen darf. Er suchte Ausgleichungen, Vermittelungen, gab sich energischen Eindrücken gefangen, mehrte mit Leidenschaft sein Wissen, wie und wo und von wem er nur konnte, transigirte, solange es ging, selbst mit Fremdartigstem und war zuletzt auch keiner nachhaltigen Feindschaft fähig. Es wird überraschen, ihn im dritten Bande bei Schlosser in Heidelberg eintreten und diesem, mit dem er böse Kämpfe hatte, die Hand reichen zu sehen. Freilich bleibt dann doch der Rückfall wieder in die alte Stimmung nicht aus. Die Weiblichkeit Varnhagen's zeigt sich in dem Bedürfniß energisch demonstrativer Liebe. Man muß staunen, wie er über bedeutende erste Geister wegwerfend spricht und wie mild sein Urtheil über jeden ist, der ihn besucht, ihm von werther Hand einen Empfehlungsbrief bringt, ihm ein fleißiger und gefälliger Correspondent ist.

Gutzkow versichert zwar, daß Varnhagen „keiner nachhaltigen Feindschaft" fähig gewesen, aber wir glauben, daß er, wo er wirklich haßte, auch recht gründlich und consequent hassen konnte, namentlich wenn ihm ein Individuum auch in seiner körperlichen Erscheinung oder nur durch Gesprächsformen, die zu den seinigen nicht passen wollten, zuwider war. Ob er einer nachhaltigen Freundschaft fähig gewesen, möchte schwer zu beantworten sein. Wer die Salongeselligkeit liebt und in der Aufsuchung von Bekanntschaften kein Maß und Ziel kennt, wird nicht leicht jemandes ausschließlicher und ausdauernder Freund sein können. Auch mit Humboldt verband ihn keine eigentliche tiefere Sympathie der Seele und des Herzens, und an einen geistigen Bund, wie der zwischen Goethe und Schiller war, ist hierbei sicherlich nicht zu denken. Freilich wurden in der Periode, in der Varnhagen lebte und wirkte, solche Freundschaften, die auf gegenseitige persönliche Opfer und, um so zu sagen, auf Auswechselung der Seelen gegründet sind und daher auch die schärfste Probe bestehen, überhaupt immer seltener. Dagegen unterhielt Varnhagen eine gute Anzahl von respectabeln Achtungsverhältnissen, die um so dauerhafter zu sein pflegen, je weniger die betheiligten Personen auf demselben Specialgebiete geistiger Thätigkeit miteinander concurriren. Wenn aber auch Varnhagen vielleicht gegen keinen seiner Bekannten sich ungetheilt und ganz rückhaltslos gab und mit den meisten diplomatisirte, so wollen wir doch damit nicht sagen, daß er für die wenigen, welche er wirklich achtete, nicht auch eine gewisse Sympathie und Anhänglichkeit bewahrt habe, soweit dies eben bei einem fast in lauter persönliche Bekanntschaften zerfahrenden Leben und Streben möglich war. Ueber manche früh dahingeschiedene Jugendbekannte, ferner über die Generale Tettenborn und Rühle bei der Kunde von ihrem Tode spricht er sich in der That in anerkennenden und zum Theil selbst rührenden Worten aus, und wenn er über die lange Gräberreihe der Todten, die ihm einst im Leben nahe gestanden hatten, einen Blick streifen läßt, so kann seine Stimmung selbst in elegische Weichheit übergehen. Seiner Rahel widmete er sogar einen schwärmerischen, fast fanatischen Cultus wie einer Heiligen. Varn-

hagen hatte ja auch von Haus aus ein weiches Herz und das humanste Streben, aber die zu einseitige Betheiligung an der Politik, sein durch vermeintliche oder wirkliche Zurücksetzungen gekränktes Ehrgefühl und der Anblick so vieler Dummheiten und Erbärmlichkeiten verbitterten und verhärteten ihn in einem Grade, daß dieser Zögling des stets maßvollen Goethe zuletzt seine Tagebuchblätter in derselben Richtung und demselben Stile schrieb, wie Karl Heinzen seinen „Pionier". So geschah es denn auch, daß er um 1848 gerade die radicalsten Schriften, wie die von Struve, Dronke und dem ebengenannten Heinzen mit dem größten Vergnügen las und „tiefe Wahrheiten" in ihnen erblicken wollte, daß er die schlechtesten und fadesten berliner Witze wie etwas Kostbares in seinen Tagebüchern aufzeichnete und aufbewahrte und daß Barrikadenkämpfer wie der Literat Eichler von ihm wie Helden verehrt wurden. In einem Tagebuchblatt vom 1. October 1845 macht Varnhagen einen Recensenten sehr schlecht, weil derselbe mit der Art, wie Varnhagen auftrat, sich nicht zufrieden zeigte und von ihm verlangte, er solle offener, nachdrücklicher und rücksichtsloser zu Werke gehen; ja in der bekannten rohen Weise, wie gekränkte Autoren mit ihren Recensenten umzugehen pflegen, verweist er ihn auf seinen eigentlichen Beruf, auf das „Gassenkehren" und „Stiefelputzen", trotzdem er zugibt, daß sein Recensent ihm „große Lobsprüche" ertheilt habe. Leider hat aber Varnhagen dem Tadel seines Recensenten dadurch recht gegeben, daß er seinen Rath ja selbst später befolgte und in seinen Tagebuchblättern Menschen und Verhältnisse aufs rücksichtsloseste und schonungsloseste beurtheilte.

Es ist von mehr als einer Seite und auch von uns gegen Varnhagen der Vorwurf erhoben worden — und auch diese beiden neuesten Bände enthalten für diesen Vorwurf neue Stütz- und Anhaltspunkte genug —, daß er in seinem äußern Verhalten zweideutig und wenig ehrlich gewesen, daß er mit der aristokratischen Gesellschaft geliebäugelt, vorzugsweise den Umgang mit höchstvornehmen Personen gesucht, und im Herzen diese Gesellschaft doch verachtet, ihr den Untergang gewünscht oder sie doch dafür reif gehalten habe, daß er dagegen den Demokraten alles Glück gewünscht habe, ihnen aber möglichst aus dem Wege gegangen sei und jede persönliche Berührung mit ihnen möglichst gemieden habe. Es könnte in der That so scheinen, als habe Varnhagen den Sieg der demokratischen Partei gewünscht, aber keinen festen Glauben daran gehabt, daß er daher bemüht gewesen sei, es weder mit der Aristokratie noch mit der Volkspartei zu verderben und sich für jeden Fall den Rückzug offen zu halten.

Gegen diesen Vorwurf suchte ihn eine anonyme Einsendung aus Berlin in der „Europa" in Schutz zu nehmen oder doch sein doppelzüngiges Verhalten zu erklären und zu motiviren. Der Einsender ist der Meinung, Varnhagen habe sich der Ansicht hingegeben, daß er sich durch seinen Verkehr mit der vornehmen Welt die Möglichkeit zur Verbreitung für freiere Auffassungen erhalten könne. Dann fährt er fort:

> Bedenken wir, daß es keine falschern und zugleich anmaßendern Freunde gibt als das Bürgerthum und die Demokratie, so wird sich noch eine neue Betrachtungsweise für die Handlungsweise Varnhagen's herausstellen. Die Aristokratie und das Königthum gaben ihm doch zu essen, die vornehme Welt zeigte ihm doch nicht immer eine lackirte Außenseite, sondern auch ein Herz, wie Helene von Rußland, sie verlangte von ihm nicht einmal Dienste, sie trug und ertrug ihn wie einen Freund, dem man seine Launen verzeiht. Wie handelt dagegen die Demokratie? Sie verlangt ewige Opfer, ewiges Abnutzen, ewiges Mühen.... Ohne Zweifel sind die demokratischen Principien die richtigen; aber die Demokratie und das Bürgerthum sind langweilig und unzuverlässig. Von christlicher Liebe ist sehr wenig bei ihnen. Seien wir gerecht und suchen wir überall zunächst Ursache und Rechtfertigung — nicht aber den leichten Tadel und besonders über Formen, die niemand geschadet haben.

Es ist allerdings richtig, daß die Parteien in Deutschland, die sich vorzugsweise aus der Bourgeoisie rekrutiren, wenig dankbar, sehr unzuverlässig, sehr rechthaberisch und eigensinnig sind und selbst eine kleine Abweichung in einem Nebenpunkte nicht wohl vertragen können. Sie sind nur zu geneigt, im Falle eines Misgeschicks diejenigen aufs gewissenloseste preiszugeben und den Interessen ihres Seckels zu opfern, die ihnen jahrelang Dienste geleistet und ihre Existenz für sie aufs Spiel gesetzt haben. Die geistigen Kräfte, die für sie arbeiten, sind ihnen nur Zahlen, mit denen sie rechnen, leibliche Existenzen sind ihnen nur Kanonenfutter und bloße Werkzeuge, die man wegwirft, wenn man sie nicht mehr braucht. Der despotischste Herrscher kann gegen Menschen und Menschenschicksale schwerlich gleichgültiger sein, gegen die Diener seines Willens schwerlich viel liebloser denken und handeln. Auch Varnhagen hat sich, in nur zu übertriebenen und starken Ausdrücken, wiederholt gegen die von ihm „elend" genannten Mittelklassen erklärt, und er war mithin wenigstens darin consequent, daß, als er die Aristokratie wegen innerer Gebrechen unrettbar dem Untergange verfallen glauben mußte, trotz seiner aristokratischen Lebensgewohnheiten über jene von ihm gehaßten Mittelklassen hinweg den Barrikadenkämpfern heimlich die Hand reichte und in der gegen Aristokratie und Bourgeoisie zugleich Fronte machenden Volkspartei die einzige Möglichkeit gründlicher moralischer Wiederherstellung erblickte. Diese Ansicht glaubte er durch das, was er im März sah, hörte und erlebte, bestätigt. Die Aristokratie betrug sich übermüthig und herausfordernd gegen das Volk und das „Bürgerpack"; die Bourgeoisie, die bei einigem energischen Auftreten den Kampf vom 18. März hindern konnte, zeigte sich schwach, haltlos und zweideutig; die Vorkämpfer der Volkspartei dagegen warfen ihr Leben muthig in die Schanze und bewahrten an jenem Tage auch eine gewisse äußere Würde, eine noble Haltung: kurz, Eigenschaften, durch die sie selbst Varnhagen imponirten. „Die jungen Leute zeigten einen Heldenmuth, der mich in Erstaunen setzte", bemerkt er in einem seiner Tagebuchberichte über den nächtlichen Kampf, ja in einem Briefe an Amely Bölte versichert er, daß er selbst in den Gefechten und Schlachten, denen er beigewohnt, nicht Augenzeuge einer solchen Todesverachtung gewesen sei. Ob nun freilich der Einsender in der „Europa" Varnhagen's immerhin

zweideutige Haltung durch das Motiv, daß Aristokratie und Königthum ihm doch „zu essen" gegeben, sehr glücklich erklärt und vertheidigt habe, wollen wir hier dahingestellt sein lassen.

Der Hauptgrund seines Rückzugs von den Staatsgeschäften, in die wieder einzutreten ihm leicht gewesen sein würde und ihm mehrmals Gelegenheit geboten wurde, wie zu seinem ganzen zweideutigen Verhalten lag aber, wie wir schon in dem Berichte über die ersten beiden Bände bemerkten, in der eigenen Unklarheit, in dem nicht offen eingestandenen, aber sicherlich im geheimen gefühlten Bewußtsein, daß es ihm bei einem Eintritt in ein höheres Staatsamt nicht möglich sein würde, ein bestimmtes Programm aufzustellen und sich genau darüber zu erklären, was nun zu thun sei. Wir lesen im dritten Bande dieser Tagebuchblätter, daß er noch im Jahre 1845 die Einführung von Reichsständen für gefährlich hielt, daß er, aus lauter Bedenklichkeit, reactionärer war als König und Minister. Am 6. Januar 1845 schreibt er:

Es ist ein gefahrvolles Unternehmen, Preußen eine Constitution zu geben, es fordert eine feste Hand, einen von Vortheilen und Liebhabereien freien Kopf, eine folgerechte Ausführung. Wenn ich mir Personen und Umstände überlege, so bin ich keineswegs sicher, daß alles den richtigen Gang einhält u. s. w.

Und am 1. Februar:

Ich sehe nicht ein, wie der König seine Reichsstände zu Stande bringen, und noch weniger, wie er künftig mit ihnen fertig werden will. Wir haben zu große Extreme, die sich über dem zu langen Warten ausgebildet haben; die Parteien, die nacheinander entstehen sollten, sind nebeneinander da. Gleichwol kann dem großherzigen starken Willen viel gelingen; aber ist der Wille stark? Wird er es bleiben? Wird er mit Verstand und Strenge dieselbe Richtung halten? Die Adelichen haben hier mehr Zusammenhang als ich dachte, sie fürchten den vollen Sieg des Königthums, sie wenden alles an, um das Vorhaben des Königs zu vereiteln, zu bekämpfen.

Als in demselben Monat Februar ein Mitglied des Lokalvereins für die arbeitenden Klassen äußerte: „Nur keine Constitution! Wir gehen jetzt auf zwei geraden Beinen und wollen schon weiter kommen, mit Constitution werden wir aber auf zwanzig Jahre hinken", so findet er, daß das „kein dummes Wort" sei. Noch entschiedener spricht er sich am 23. December desselben Jahres gegen die Reichsstände aus:

Ich will, daß das Rechte geschehe, und wenn dies durch einen König bewirkt wird, so soll mir sein Thun lieb und gepriesen sein. Drum lieb' ich Friedrich den Großen, darum fürcht' ich unsere verheißenen Reichsstände. Noch zögern sie zu kommen, aber sie kommen gewiß, und leider, je mehr ich von ihnen höre, desto mehr sinken meine Erwartungen. Wir werden eine Misgeburt sehen.

Mit solchen Befürchtungen und Bedenklichkeiten war Varnhagen wahrlich der Mann nicht, um als Staatsmann die Geschicke Preußens im Sinne des von dem Volke und von ihm selbst gewünschten politischen Fortschritts zu leiten.

Kein Wunder, wenn die meisten um jene Zeit nicht darüber klar werden konnten, was Varnhagen wolle, was sein politisches Programm sei. Ein Fräulein von K. sagte ihm am 8. November 1846, wie er in dem Tagebuchblatt vom 9. November schreibt, etwas, was ihn „verstutzte". Sie sei, bemerkte sie, darüber nicht klar geworden, wohin er ziele, was er beabsichtige, seine Schriften gäben darüber nicht genügende Auskunft: er habe, fragte sie weiter, doch ohne Zweifel geheime, ganz bestimmte Zwecke? Varnhagen scheint durch solche bestimmt formulirte Fragen immer in einige Verlegenheit gerathen zu sein; so auch diesmal. Zuerst hatte er keine Antwort, wie er selbst gesteht, dann mußte er lachen und suchte sich durch einige allgemeine Redensarten über das von ihm gewollte „Gute, Schöne und Menschliche" zu helfen. Die Dame war hiervon nicht befriedigt, sondern drang näher auf ihn ein und verlangte zu wissen, was er sich als politisches Ziel dächte?

Nichts Bestimmtes — erwiderte er darauf — überall aber das Menschliche, die Bildung, die Freiheit; wo diese seien, da schließ' ich mich gern an, unter Friedrich dem Großen wie unter Lafayette und Washington, ich liebte Königthum und Republik, Parlament und Ministervirtuosität, Volksversammlung und Machtgebot, immer nur käme es darauf an, welchen Inhalt diese Formen hätten, wiewol die Formen der Freiheit auch schon als Formen mir höher ständen.

Fräulein von K. gab sich endlich zufrieden, „obschon ihre Unsicherheit nicht gehoben war". Dies wollen wir gern glauben; das Fräulein mochte und mußte fühlen, daß dies ein Kranz schöner, nur etwas verwirrter Phrasen, aber kein politisches Programm war. Ihm gab aber diese „seltsame" Erörterung viel zu denken; „ich sehe darin", bemerkt er, „wie ich den Leuten ungefähr vorkomme, sie wissen nicht, was sie aus mir machen sollen. Fräulein von K. hatte nur die Meinung gesprochen." Er ruft dann aus: „Blödsichtige, thörichte Meinungen!" Aber diese Meinungen waren doch nicht so blödsichtig und thöricht; denn von einem politischen Manne wie Varnhagen verlangt man mit Recht nicht blos, daß ihm etwas vorschwebt, nicht blos, daß er im allgemeinen angibt, was er will, sondern durch welche Mittel er es unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen denkt. Er fährt dann fort:

In einer Zeit wie die unserige, wo alles durcheinander gärt und ineinander verschwimmt, soll jemand einer Gestaltung angehören oder sie wünschen, für die kein Boden vorhanden ist! Deutsch bin ich und preußisch gesinnt; aber kann ich hier ein Royalist sein, wie die Ultras in Frankreich es waren, oder ein Girondist, ein Whig? Schon die Namen sind fremd! Wir haben hier keine Parteien!

Varnhagen war also in Einem Athem Royalist und Republikaner, Monarchist und Constitutioneller; preußisch und deutsch gesinnt. Was aber den letzten Punkt betrifft, so scheint er entschieden der Ansicht gehuldigt zu haben, daß nicht Preußen in Deutschland, sondern umgekehrt Deutschland in Preußen aufzugehen habe, und wenn er auch mit diesem Programm sicherlich die Mehrzahl der Preußen auf seiner Seite gehabt haben würde, so würde er dagegen die Mehrzahl der übrigen Deutschen ebenso entschieden gegen sich gehabt haben. Wenn ein Staatsmann eine solche Politik durchführen wollte, so würde

er mit den gewöhnlichen diplomatischen Mitteln und Finten, mit Noten, Separatbündnissen mit kleinen Fürstenthümern u. s. w. nicht ausreichen; er würde Politik und Militärpolitik im großartigsten und kühnsten Stile treiben und in einem so verwegenen Hazardspiel, in dem es gilt, die Bank zu sprengen oder selbst zu Grunde zu gehen, eben alles aufs Spiel setzen müssen, und die dazu gehörige Charakterstärke und Entschlossenheit, ja sagen wir auch das Talent, trauen wir gerade einem Varnhagen, falls er an die Spitze der Geschäfte berufen worden wäre, durchaus nicht zu. Varnhagen fühlte wol auch im stillen und instinctmäßig am besten selbst, daß er der kritischen Lage nicht gewachsen war, und darum zog er es vor, was freilich das Bequemste ist, die Schritte der andern im Sinne des extremsten Politikers aufs schärfste zu beurtheilen und zu verurtheilen, nach der Weise so mancher Kritiker, die, selbst zu produciren unfähig und in die Geheimnisse des Selbstschaffens nicht eingeweiht, ihre Lust daran haben, die Hervorbringungen der Schaffenden und Schaffensmuthigen nur in ihren Schwächen zu beleuchten und kurzweg als misrathen zu verwerfen. Sie mögen im einzelnen oft sehr recht haben, nur wissen sie nicht anzugeben, was und wie geschaffen werden soll. Schließlich führt diese blos negirende und abweisende, aber nicht den richtigen Weg weisende Richtung zu offenbaren Beschimpfungen oder zu dem trostlosen Postulat, daß es am besten sei, gar nichts zu schaffen, wobei ja aber diesen Kritikern endlich der Stoff ausgehen würde, an dem sie sich ärgern und ihren kritischen Scharfsinn üben und darlegen können. An solchem unfruchtbaren Raisonnement ist Deutschland auf allen Gebieten reicher als irgendein anderes Land, und wir können auch Varnhagen in Bezug auf die Politik, dann aber auch auf die Literatur durchaus nicht gänzlich davon freisprechen. Und doch kannte er gründlich, gründlicher als die meisten, die Schwierigkeiten der Lage, und in dieser Erkenntniß war er sogar sehr positiv. Wenn er auf diese Schwierigkeiten zu sprechen kommt, so werden wir ihm fast immer recht geben und diejenigen, welche aus diesen widerspenstigen und ziemlich unorganischen Elementen eine organische Schöpfung hervorbringen sollten, mehr bedauern, als scharf tadeln müssen. Uebel und Schäden, welche Hunderte von Jahren brauchten, um sich einzunisten, brauchen vielleicht auch Hunderte von Jahren, um gründlich entfernt zu werden. Es geht hier nicht immer so rasch wie bei einer chirurgischen Gewaltoperation, bei der ja aber auch oft Leben und Gesundheit auf dem Spiele stehen, jedenfalls aber stets eine lange diätetische, in politischen Dingen moralische Cur erforderlich ist. Varnhagen selbst scheint dies von einem richtigen, sowol psychologischen als historischen Standpunkt zu Zeiten auch recht gut eingesehen zu haben, denn er schreibt einmal, am 26. Januar 1847:

> Ob es wol möglich ist, ohne Macht und Stellung auf die Fürsten einzuwirken, sie von Thorheiten abzuhalten, sie zur Einsicht zu führen? Nein, es ist nicht möglich; man muß dergleichen aufgeben, die Großen haben ihr Schicksal, sie eilen demselben unrettbar zu, sie müssen mit ihren Verhältnissen, Vorurtheilen, Einbildungen, Befangenheiten und Leidenschaften ihr Wesen treiben, bis es zu einer Wendung kommt, sie selbst können nicht anders. Welcher andere Mensch läßt sich denn durch Vorstellungen umändern, durch Warnungen abhalten? Wie sollte es ein Fürst, dem jeder schmeichelt, dem jeder sagt, er habe recht?

Und er fügt dann hinzu:

> Mich dauert doch dabei recht innig der arme König, der so guten Willen hat und nun das Opfer der Vorstellungen wird, die man in seiner Jugend ihm eingepflanzt hat und die er nun ausführen will. Welch glückliche ruhmvolle Regierung könnte er haben! Deutschland könnte er zu Preußen machen, er hätte ein Los in Händen, dem des Kaisers Karl des Großen vergleichbar, nur müßte er die Ideen der Zeit annehmen, deren Herrschaft doch unwiderruflich gedeihen wird, ohne ihn, gegen ihn!

Man erkennt schon hieraus, daß Varnhagen ein königlich, ja specifisch hohenzollernsch Gesinnter war und blieb, wenn er sich auch das Friedrich Wilhelm IV. hier zugewiesene Pensum, der moderne Karl der Große für Deutschland zu werden, sicherlich etwas leichter dachte als es war. Um dieselbe Zeit, wo er dies schrieb, versorgte er die augsburger „Allgemeine Zeitung" mit Mittheilungen zu dem Zweck, Sympathien für den König hervorzurufen und ihm seine Aufgabe dadurch zu erleichtern. Selbst noch nach dem Kaiserritt des Königs — welcher Umritt übrigens, nach seiner Versicherung, ein „elendes, lächerliches" Ansehen gehabt und nur dem untersten Volke gefallen haben soll — bemerkt er (21. März 1848):

> Indeß wie es immer sein mag, man muß den König soviel als möglich bei seinen Worten festhalten und ihn in seiner Stellung mit seinen Eigenschaften und Fehlern soviel als möglich zum Heil der Vaterlandssache benutzen. Unter allen ist er doch der schicklichste und nützlichste Träger derselben.

Wie kam es nun, daß er, wie auf der einen Seite bis zu einem gewissen Grade mit dem Könige, auf der andern wieder mit den Revolutionären und den Barrikadenkämpfern sympathisirte? Wir erklären uns dies einfach daraus, daß er in ihnen wie im Könige nur „Träger" der Vaterlandsidee, nur Werkzeuge zur Hervorbringung eines neuen Zustandes erblickte, daß ihm die bestehenden Einrichtungen, die politischen und namentlich auch die socialen und religiösen, durchaus unhaltbar und verrottet zu sein schienen, und daß er sein Ideal des Guten, Schönen und Menschlichen, welches er durch den Staat realisirt wünschte, ins Leben zu rufen für unmöglich erkannte, solange die Dinge so blieben, wie sie waren. Die Revolution erschien ihm schon längst als eine historische Nothwendigkeit, und darum erschrak er vor ihr nicht, als sie kam, darum acceptirte er sie. Auch mochte es seinem Stolze schmeicheln, daß nun eintraf, was er schon längst vorausgesehen und vorausgesagt hatte. Sehr schön schreibt er schon am 29. Mai 1845:

> Die Langsamkeit der Bewegung, die Unscheinbarkeit des Wechsels in der leisen Folge der Wellen können über das Steigen und die Richtung der Flut nicht täuschen, die uns allmählich hebt und entführt. Jeder Tag, so ähnlich er dem andern aussehen mag, zeigt mir den unaufhaltsamen Fortgang, und sichtbar wird der Strom breiter und breiter, alles führt ins

weite offene Meer, in ungemessene Fernen und Größen hinaus. Wie die äußern Verbindungsmittel wachsen auch die innern; jeder Winkelort tritt in den Weltverkehr und ebenso jeder Geisteshauch; was ehemals in abgeschiedener Vereinzelung wirkte und erstarb, wird jetzt in eine Gemeinsamkeit gezogen und aufgelöst. Die Welt geht ungeheuern Entwickelungen entgegen, in denen das bisher Festeste, Religion, Staat, Sitten, Volkheit fürerst flüssig wird, um später wer weiß welche neue Gestalten zu bilden. Ueberall geht diese Schmelzung vor, vielleicht aber nirgends wird so eifrig, unermüdlich, folgerecht und sicher daran gearbeitet als in Preußen, und das mit niemandes Willen, durch das blinde Thun derer, die thun können. Jeder Tag bringt neue Beispiele!

Fast bis zur pessimistischen Verzweiflung steigern sich seine Betrachtungen, wenn er am 3. October 1847 bemerkt:

Die Welt erscheint mir in der That ein zerrüttetes Wesen, ein Wust, der erst sich gestalten soll, aus dem das Bessere unter Noth und Schmach sich herausarbeiten soll, mit Grausamkeit und Greueln aller Art. Wir stehen noch in den ersten Anfängen. Die Menschen jammern mich und die Thiere. Und doch sind es die Menschen, die am meisten Böses und Verkehrtes haben, am meisten der Zucht bedürfen!

Hierzu kam sein Ingrimm über die Versunkenheit Deutschlands und speciell Preußens. Er befindet sich im Juli 1846 in Weinsberg in einer Gesellschaft, in der man auf den Gesammtzustand Deutschlands zu sprechen kam. Er schreibt:

Wir mußten uns bekennen, daß wir als Nation erbärmlich daständen, in nichts vereint als in Einbildungen und elender Geduld, in allen Dingen gehemmt, betrogen, gefoppt, in nichts gefördert oder gestützt, für alle Launen des Schicksals bereit gehalten. Preußen hat alles Vertrauen verloren, man verachtet unser Treiben und verspottet es.

Daher wollte er lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende, lieber eine lebensfähige Unordnung, als eine lebensunfähige Ordnung. Was freilich auf das revolutionäre Chaos folgen solle und werde, ob ein parlamentarisches Königthum, ob die Republik, ob gar der St.-Simonistische Staat, der ihm allerdings der liebste gewesen sein würde, das freilich wußte er selbst nicht, darüber ist er sich schwerlich wol je ganz klar gewesen. Selbst über die Einheit, die er den Deutschen wünschte, hatte er etwas verwirrte Ansichten. Er spricht am 21. November 1845 die Ueberzeugung aus, daß die Geschichte auf Revolution einlenke, aber er erklärt zugleich, in Betreff des nationalen Gesichtspunktes mit Gervinus nicht einverstanden sein zu können. Er schreibt:

Die Deutschen zu einem politischen Volke machen zu wollen, ist ganz löblich, aber es darf nicht auf Kosten der Eigenschaften geschehen, in denen sie bisher tüchtig waren. Ich will meine Deutschen behalten, wie sie sind! Dabei kann mächtige Einheit sehr wohl bestehen. Aber was soll uns eine politische Entwickelung, wobei wir nach außen geböten, wie die Franzosen unter Napoleon, Handel und Gewerbe führten, wie jetzt die Engländer? Wir bedauerten damals die Franzosen, wir bedauern jetzt die Engländer, trotz aller Macht und Ansehens, beide sind zu theuer erkauft. Ein deutsches Parlament wünsch' ich, und ich bin überzeugt, wir werden es bekommen — auf welchen Wegen, das weiß Gott —, aber nur wenn unsere Mannichfaltigkeit dabei besteht, ja sich in neuer Fülle zeigt, kann ich solche Einheit preisen.

Also Varnhagen will ein anderes Deutschland, aber die Deutschen sollen doch so bleiben „wie sie sind"; er will ein mächtiges Deutschland, aber doch im Grunde ohnmächtig, unwirksam und indolent gegen außen, ohne Handel und Gewerbe; er will ein einheitliches Deutschland, aber so mannichfaltig wie bisher und womöglich noch mannichfaltiger!

An Material für die Zeitgeschichte sind die vorliegenden Bände, wie wir wol kaum nöthig haben ausdrücklich zu versichern, ungemein reich. Varnhagen, an sich ein scharfer, sorgfältiger Beobachter, war durch seine politischen Agenten, die er in großer Zahl in den vornehmen Kreisen zählte, sehr gut bedient und er wußte sich die in jenen Regionen herrschende Neigung zum indiscreten und klatschhaften Geplauder sehr geschickt zu Nutze zu machen. Zahlreiche pikante Anekdoten würzen seine Darstellung. Nicht alle und namentlich manche Aeußerungen, die unter vier Augen zwischen königlichen und fürstlichen Personen gefallen sein sollen und denen doch schwerlich ein Ohrenzeuge beigewohnt hat, mögen beglaubigt, sondern die Erfindungen witziger und zum Theil boshafter Köpfe sein, aber immerhin sind sie charakteristisch und bezeichnend für die vorwaltende Stimmung. Der König selbst liebte klatschhafte Mittheilungen. Hr. von Hänlein erzählte Varnhagen, daß der König zu ihm gesagt habe: „Hänlein, Ihre Berichte sind meine wahre Wonne, Sie nehmen auch den Klatsch in sie auf, das amusirt mich." Dabei hatte er auch, wenn man Varnhagen glauben will, eine Liebhaberei für Zoten, durch die er einmal (III, 297) selbst die Königin in Verlegenheit brachte, und für starke Ausdrücke, weshalb einmal ein Arbeiter, der im Schlosse zu thun hatte, geäußert haben soll: „Der kann's ja noch besser als unsereiner." Ueberhaupt scheint man in jenen Regionen, wenn man unter sich ist, in der Wahl der Ausdrücke gar nicht sehr penibel zu sein, und wir thaten dem Verfasser des Lustspiels „Gute Nacht, Hänschen!" Arthur Müller, vielleicht Unrecht, wenn wir ihm jüngst in einem Theaterberichte vorwarfen, daß er den fürstlichen Personen und den Hofcavalieren zu derbe Worte in den Mund lege. Und wie sprachen sich Männer, die im Vertrauen des königlichen Hauses standen, über den Monarchen aus! Der Fürst von Wittgenstein äußerte zu Küstner über ihn:

Dieser Herr ist immer wie im Nebel, sieht und hört nicht recht, thut was der nächste Augenblick ihm eingibt und denkt nicht an den Zusammenhang. Seine Umgebung nennt das geistreich und genial, ich aber sage Ihnen, es ist nur Zerstreutheit, alles geschieht wie im Nebel, und morgen das Gegentheil von dem heute Befohlenen.

Dabei kann man aber doch diesem romantischen, modern eklektischen, die widersprechendsten Neigungen und Anschauungen in sich vereinigenden Monarchen nicht ernstlich böse werden; Varnhagen erzählt auch viele liebenswürdige Züge, Züge wirklicher Liberalität von ihm, und man kann sagen, daß Friedrich Wilhelm in mancher Beziehung auf einem für einen König nur zu freien, ironisch humoristischen Standpunkte stand, auf einem freiern jedenfalls als seine Rathgeber. Zwar that er einmal bei Tafel auf Anlaß von Laube's „Karlsschülern"

den unbedachten Ausspruch: „Im Grunde hat ja der Schiller es verdient, auf den Asperg gesetzt zu werden, das wäre ganz recht gewesen", zu dem General Rühle die Worte hinzufügend: „Aber sagen Sie das nicht weiter!" (es wurde aber natürlich weiter gesagt); doch ist dergleichen bei einem Monarchen, der als echtes berliner Kind keinen Einfall auf der Zunge behalten konnte und mit Wilhelm dem Schweigsamen sowenig als möglich Verwandtes hatte, nicht sehr ernstlich zu nehmen. Merkwürdig ist die Aeußerung des englischen Gelehrten Grote gegen Varnhagen in Kissingen im August 1845: „Der König hat den ganzen Staat aufgewühlt, das ganze Volk unruhig gemacht, das ist ein Agitator, gegen den kein anderer aufkommt. O'Connell selbst muß ihm nachstehen." Kaum minder interessant dünkt uns, was die preußischen Aristokraten 1845 über den König äußerten: er solle nur daran denken, sich zu amusiren; warum er auch Gesetzgeber sein wolle? „Il finira par devenir mélancholique." Das ist denn auch leider ziemlich buchstäblich eingetroffen.

Zu den interessantesten Mittheilungen politischen Inhalts gehören die Geständnisse des Ministers Bülow über das egoistisch-perfide Verhalten der übrigen deutschen Staaten und Oesterreichs gegen Preußen, über die constitutionellen Absichten des Königs, der den Ehrgeiz habe, „eine große für ganz Deutschland musterhafte Schöpfung aufzustellen", und über das Verhalten des Prinzen von Preußen gegen diese Projecte im Januar 1845; dann die Betrachtungen, welche Varnhagen über die Einziehung des Freistaats Krakau anstellt. Damals wandte sich Varnhagen entschieden von Metternich ab. „Der alte Fürst offenbart immer mehr seine Gebrechlichkeit", schreibt er am 2. December 1846; „ich will nun auch nichts mehr mit ihm zu thun haben." Auch schon früher, im Mai 1845, gibt ihm der Glückwunsch, welchen Metternich an die jesuitische Regierung von Luzern richtete, zu dem Ausruf Anlaß: „Pfui, Herr Fürst! Pfui, Herr Fürst!" Die Gespräche mit Prinzessinnen fangen nun auch an, ihm zu misfallen. War er früher einmal von der Großfürstin Helene mit dem beseligenden Eindruck geschieden, als ob sich zwei „Ordensbrüder" trennten, so gesteht er nach einer spätern Zusammenkunft mit ihr in Berlin im August 1847: „So herzlich und vertraulich wie das erste mal in Kissingen war denn doch heute das Gespräch nicht! Wol zum Theil meine Schuld, ich war scharf und wollte scharf sein." Ueberhaupt bemerkt er über solche Gespräche mit Prinzessinnen: „Dialektische eingelernte Sachen, zum hundertsten male abgespielt, sind solche Gespräche." Was nun seine Ausdrücke über ihm besonders unliebsame Personen betrifft, so sind diese bisweilen ziemlich plebejischer Natur, und Varnhagen fällt hier oft ganz aus dem urbanen Ton, der ihm sonst eigen war. Sein Lieblingswort, aber auch das gelindeste, das er in solchen Fällen anwendet, ist „elend"; Huber ist „elend", Florencourt ist „elend", Guizot ist „elend", Ludwig Philipp ist „elend"; von Hennings' Schrift „Zur Verständigung über die preußische Verfassungsfrage" gibt ihm zu der Bemerkung Anlaß: „Hol' ihn der Teufel mit seinem erbärmlichen Gewäsch, kleinlich und philisterhaft und matt und armselig. Wie so erfrecht er sich, mir den Wisch zu schicken?" Ueber den Obermarschall von Werther bemerkt er, daß er mit ihm in ein politisches Gespräch gerathen, „das ihn als den elendesten, gesinnungslosesten und dümmsten Staatsmann ausdrückte! Das Vieh ärgerte mich" u. s. w. Minister Eichhorn wird ebenfalls wie der Obermarschall von Werther ein „Vieh" genannt. Witziger äußerte sich doch Ancillon über Alexander von Humboldt, indem er ihn eine „encyklopädische Katze" nannte. Auch solche kleine und kleinste Züge gehören zur Signatur der Zeit.

Den wichtigsten Beitrag zur Zeitgeschichte bilden jedoch, ihre von uns hier nicht näher zu untersuchende und im einzelnen wol auch Zweifel und Berichtigung zulassende Wahrhaftigkeit vorausgesetzt, Varnhagen's Mittheilungen über die März- und Aprilbewegungen in Berlin, namentlich über die Emeuten, die dem Kampfe am 18. März vorhergingen, über diesen selbst, über die unmittelbaren Folgen desselben, über des Königs Verhalten, der während dieser furchtbaren Zeit sicherlich erlitten hat, was nur ein Mensch von seiner Gemüthsart und sagen wir auch seinem guten Willen erleiden kann, über die Stellung der beiden Brüder, des Königs und des Prinzen von Preußen zueinander, worüber wir manche seltsamen Enthüllungen erhalten, über die mit eigenthümlichen Umständen verknüpfte Flucht des Prinzen, welcher Flucht in einem spätern Tagebuchblatt gewissermaßen als tragikomisches Seitenstück die Flucht des Fürsten von Metternich von Wien in detaillirter Erzählung angereiht wird. Weil kein eigentliches moralisches Band vorhanden war, darum brach in Paris wie in Wien und Berlin die ganze Herrlichkeit über Nacht Knall und Fall in Asche und Schutt grauenhaft zusammen. Der König war von allen Seiten wie verrathen und verkauft. Schrecklich waren die Zustände im Königsschloß:

> Alles lief durcheinander, jeder that, was er wollte, erschöpfte Bürger warfen sich aufs Sofa, Fremde setzten sich ungeladen an die königliche Tafel, aller Rang, alle Etikette war aufgehoben.... Zehnmal wollten König und Königin fliehen, die Wagen standen bereit, der alte Prinz Wilhelm, als Kutscher, wollte sie fahren, immer kehrten sie wieder um. Verzweiflung, Händeringen, Weinen, Flehen. Viele Kostbarkeiten wurden auf Kähne gebracht, die zum Theil noch in der Nacht abfuhren. Einmal fiel der König rücklings in den Lehnstuhl, hob Augen und Hände zum Himmel und rief weinend: „O Gott, o Gott, hast du mich denn ganz verlassen?" Darauf war er einige Minuten wie betäubt, bis eine neue Botschaft ihn wieder auftrieb.

Die Gardeoffiziere hatten es sich immer so hübsch gedacht, einmal aufs Volk „recht mit Lust einzuhauen"; nun hatten sie erfahren, welch eine Lust das war. Die vornehmen Hofbarbaren suchten sich damit zu trösten, daß es nun wenigstens mit dem „Kunstdusel" ein Ende haben werde. Manche spielten eine scheußlich zweideutige Rolle, so der Fürst Lichnowsky: „Unten bei dem Volke schimpfte er auf den Hof, ermahnte zum Trotz, ermunterte zu Barrikaden, oben beim Könige sprach er vom Niederschießen des Pöbels, vom Zusammenhauen der Hunde." Daß es eine Nemesis gibt, zeigt Lichnowsky's späteres trauriges Ende. Auch

Minutoli benahm sich in den Märztagen so zweideutig, daß, nachdem man ihm einen Fackelzug gebracht, der Commandant, General von Ditfurth, zu ihm sagte: „Nun, Sie sind wahrlich ein ausgezeichneter Polizeipräsident! Anderwärts kommen Beamte Ihrer Art kaum mit dem Leben davon, Sie hingegen bekommen einen Fackelzug! Wahrlich, Sie sind der erste, dem dies begegnet!" Alles war rathlos; Prittwitz suchte sich damit zu entschuldigen, daß ihm die Truppen „aus der Hand gekommen seien". Man hatte sie in der That aus Berlin nur hinausescamotirt durch Befehle, von denen man nicht wußte, wer sie gegeben hat; da die Truppen, wenn auch nicht moralisch, doch taktisch Sieger waren, so stand ja nichts im Wege, daß man sie in ihre Kasernen zurückzog, was bei der Lage der Dinge doch sicherlich das Natürlichste und Nächste gewesen wäre; aber es scheint so, als hätten unsichtbare Hände daran gearbeitet, das Schloß und die königliche Familie wehrlos zu machen. Nur täuschten sich die guten Berliner, wenn sie glaubten, ohne die hübschen und viel consumirenden Garden leben zu können, an denen doch ihr ganzes Herz hängt und hing. Zu der reactionären Stimmung, die, nach Varnhagen's Beobachtung, sich sehr bald wieder einschlich, trug die Abwesenheit der Truppen wesentlich bei. Namentlich die Berlinerinnen vermißten schmerzlich ihre militärischen Cour- und Parademacher. Varnhagen erzählt:

> Gedankenlose Fräulein aus dem Bürgerstande jammern über den erloschenen Glanz des Hofs und der Gesellschaft, an dem sie doch nie theilnehmen durften, bei dem sie höchstens das Zusehen hatten; sie vermissen die Federbuschoffiziere, denen sie zu schlecht waren; sie klagen, daß die Kaufleute ihre theuern Waaren nicht absetzen, die doch nur von den Vornehmen gekauft wurden!

Er fügt dann hinzu:

> Dies niedriggesinnte, bettelstolze Geschmeiß muß verschwinden, oder so aufs Maul geschlagen werden, daß es in seinem Winkel sich verkriecht.

Hätte Varnhagen seine „Tagebücher" zum Zweck der Veröffentlichung selbst redigirt, so würde er sicherlich wenigstens solche Exclamationen unterdrückt haben. Varnhagen erzählt, daß die Gardefüsiliere sich später in Potsdam gerühmt hätten, viel Bürgerblut vergossen zu haben, und daß sie den Bürgern mit dem Rufe: „Da, riecht Bürgerblut!" ihre schmuzigen Hände hingereicht hätten. Das war vermuthlich Revanche für die Zurufe des berliner Volks bei den Märzemeuten: „Bauerjungen, geht zu Hause und freßt Commißbrot!" Die deutsche Demokratie von damals zeigte sich in der Wahl der Mittel, die Soldaten für sich zu gewinnen, sehr ungeschickt; hätten die Pariser den Truppen solche Ausrufe oder das Prädicat „Verthierte Söldlinge!" ins Gesicht geschleudert, so möchten weder die Julirevolution noch die Februarrevolution einen so raschen oder überhaupt erfolgreichen Verlauf gehabt haben.

Literarischen, ästhetischen und philosophischen Betrachtungen von nur einigem Umfange begegnet man in diesen beiden Bänden nicht; doch finden sich interessante, dahin einschlagende Bemerkungen überallhin zerstreut. Mitten in dem Tumult des politischen Faschingstreibens kehrt Varnhagen, wenn auch sehr selten, zu seinem Goethe zurück. Er liest 1845 die Goethe'schen Briefe an Frau von Stein, und er gibt die Eindrücke, die er davon empfangen, in den Worten wieder:

> Seine menschliche Begabung — sieht man aus diesen Briefen aufs neue — war der Grund und die Wurzel seiner künstlerischen, und überragte diese weit. Das Menschliche und Sittliche erfüllen sein Gemüth, sein Herz hegt die reinste, die wärmste Liebe, er ist gotterfüllt, echt fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntniß auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum theuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet! Für die Kenntniß von Goethe's Innerm sind diese Briefe ganz unschätzbar, sie drücken bestimmt aus, was mir freilich schon auch anderwärts hinlänglich angedeutet war, daß der größte Dichter auch der edelste, der menschlichste Mensch gewesen.

Ueber die „Natürliche Tochter" bemerkt er am 10. September 1847:

> Ich las, um mich zu erquicken, Goethe's Eugenia in Einem Zuge durch, und mit Wunder und Staunen! Dies Gedicht wollte man kalt finden bei versengender Glut, die nur innerhalb der strengen Form gebannt bleibt, aber selbst diese glühen macht! Man verstand das Werk nicht und versteht es noch nicht, weil man es nicht gehörig liest. Nach Lamartine's „Gironde" traf mich hier noch gewaltig der Gehalt der Revolution, ja stärker, weil in höherm Gebilde. Der arme fünffüßige Jambe sogar ist hier gehoben, er wirkt, als ob er zum Trimeter geworden wäre. Ich war sehr zufrieden mit dieser Lesewahl. Die Ueberbleibsel des Schemas der beiden folgenden Theile las ich auch. Ins Ungeheuere steigt die Aufgabe! Was wäre das für eine Trilogie geworden! Schade, daß sie uns entgangen ist!

Wer sich mit Goethe verfeindete, verfeindete sich auch mit Varnhagen. Er liest Hillebrand's Literaturgeschichte, tadelt daran zwar die „schlechte, ungleiche Schreibart" und den Mangel an Wärme, findet aber das Urtheil tüchtig und bemerkt: „Das Buch ist doch willkommen, wegen seines ernsten Fleißes, und weil es dem bornirten Gervinus (den er aber doch später in Heidelberg besuchte und mit dem er dort freundlich verkehrte) offen und versteckt entgegenwirkt. Gerechtigkeit ist sein Hauptvorzug." Er gesteht später, daß Hillebrand ihm, je weiter er komme, desto besser gefalle; aber die Partien im zweiten Bande, welche über Goethe handeln, wollen ihm nicht behagen; da werde die alte Leier aufgespielt, über das Greisenalter, über die symbolische und gelehrte Dichtung u. s. w. Er fährt dann fort:

> Niemand will das natürlich und einfach anschauen, jeder bringt einseitige Forderungen. Man will den Dante erklären, aber Goethe nicht. Manche Stücke des zweiten Theils glänzen so hell von reinster, lebensfrischer Poesie, wie nur die besten des ersten Theils, manche haben dieselbe Herzenswärme, ja stammen sogar aus derselben Zeit, was die Leute wissen, aber immer nicht beachten. Und was die classische Walpurgisnacht betrifft, so ist sie das Erzeugniß eines Mannes, der, von allen jenen Anschauungen und Kenntnissen erfüllt, auch ihnen seine Dichtergabe widmet, widmen muß, und dabei wahrlich so herrliche Einzelheiten bringt, wie nur irgendein Dichter.

Wunderbar nur, daß von der milden, humanen, objectiven Betrachtungsweise Goethe's so wenig auf seine eigenen Reflexionen über das Weltdrama und die dari

agirenden Personen übergegangen ist! Wir geben Varnhagen sehr recht, wenn er einmal bemerkt, daß keine Religion solche Entartungen, solch entschiedene Abweichung von den Lehren des Stifters aufzuweisen habe als die christliche; aber von der Lehre Goethe's, als deren Anhänger er sich bekannte, ist Varnhagen vielfach gerade ebenso abgewichen als diejenigen, die sich nach Christus nennen, von der Stiftungsurkunde der christlichen Religion. Das alte Wort von dem Splitter und Balken bewährt sich auch hier. Gerade der humanste Standpunkt scheint mir in unsern Tagen zugleich der entschieden oppositionellste zu sein, da er die Gebrechen in Gesellschaft und Staat bei ihrer Wurzel, dem egoistisch inhumanen Princip und Trieb angreift. Das radical Ueble läßt sich nur durch das radical Gute, seinen eigentlichen, gefährlichsten und gefürchtetsten Todfeind, überwinden, allerdings vielleicht in langsamem Fortschritt, aber sicher und dauernd. Die Förderer der Inhumanität können nur froh sein, zumeist solche Gegner zu haben, welche sich namens der Humanität selbst inhumaner Mittel bedienen.

Auch Goethe's Schoßkind, wie sie sich wenigstens selbst in ihrem bekannten Buche darstellt, Bettina, taucht wiederholt in diesen beiden Bänden auf. Am 23. Februar spricht sie „herrliche Sachen über Armuth, über einfaches, geregeltes Leben, über die Erbärmlichkeit unsers Reichthums, unserer Lebensart und Künste..... Bettina's edelster Kern kam an den Tag." Am 6. Mai 1845 stellt Varnhagen sogar eine höchst merkwürdige, fast ins Lächerliche umschlagende Parallele zwischen Bettina und Voltaire an, indem er zwischen beiden die „größte Aehnlichkeit" entdeckt haben will, während es doch keine verschiedener gearteten Naturen geben kann als Voltaire, diesen correctesten Repräsentanten des scharf geschliffenen französischen Esprit, und Bettina, diesen zügellosen Ausbund von zerfahrener modern deutscher Romantik. Bettina sprudelte sicherlich von Geist, aber dieser Geist war ein Gaukler, der seine Vorstellungen mit Phantasmagorien, dissolving views und bengalischem Feuerwerk schließt. Die Strafe folgte jener Parallele auch auf dem Fuße; denn schon am 9. Mai empfing er von ihr einen Brief, in welchem alles, was er darin las, ganz neu war: „Eingestandener Argwohn, Zweifel, Misdeutungen der künstlichsten Art, alles ohne den geringsten Grund, mir so völlig fremd, daß ich es kaum recht verstehe! Merkwürdig zur Charakteristik Bettinens. Das Ganze macht mich tieftraurig, reißt ganze Klüfte von Unsicherheit auf." Varnhagen kam, wie wir schon im Bericht über die beiden ersten Bände bemerkt, ihrer Unwahrheit öfter auf die Spur, glaubte aber ihren Zuträgereien immer wieder. So hatte sie sich das Verdienst angeeignet, Schlöffel's Freilassung ausgewirkt zu haben, und Varnhagen hatte nicht unterlassen, dieses Verdienst in seinen Kreisen gebührend hervorzuheben; aber am 3. September 1845 sieht sie sich veranlaßt, ihm zu seiner Verwunderung den unerwarteten Aufschluß zu geben, daß nicht ihr Bemühen beim König, sondern das Kammergericht selber sich dazu veranlaßt gesehen. Zuletzt schied man in gegenseitiger Verstimmung. Varnhagen schreibt am 15. März 1848:

> Endlich ließ auch Bettina von Arnim sich wieder blicken; sie las mir eine Stunde lang ihre letzten Briefe an den König vor, mir zur peinlichen Ungeduld. Ich war kalt und warf ihr vor, daß sie mistrauisch sei, daß sie mich verleumde; sie war betroffen und meinte, wir wollten die Zeit, die wir noch zu leben hätten, in Frieden miteinander hinbringen und dies Gespräch vergessen, ich solle einer alten Freundin ein paar Fehler verzeihen. Zuletzt wollte sie noch was von mir, und deshalb nur war sie gekommen!

Am 23. September 1847 besucht ihn Grillparzer in Berlin, auf seiner Rückreise von Hamburg; Varnhagen schreibt:

> Wie alt und vergrämt sieht er aus! Aber sein edler Charakter ist unerschüttert, seine Gesinnung rein, sein Gefühl warm und stark. Er schildert mir seine Verhältnisse, den Druck und die Einsamkeit, in denen er lebt. Der Fürst von Metternich vergibt ihm nicht, daß er sich nicht um seine Gunst beworben, die angebotene vernachläßigt hat. Ueber Oesterreich sieht er sehr klar. Ueber Deutschland hat Grillparzer sehr eigenthümliche Ansichten, er behauptet, Deutschland sei im 18. Jahrhundert größer, kräftiger, einiger gewesen, als es im 19. ist. Ueber die Ausartung der Literatur ist er trostlos, er sieht mit Recht großes Unheil in dem Mangel an Ehrfurcht, der hier eingerissen ist, er verwirft die Schreier, tadelt aber auch Gervinus, Grimm und Tieck wegen trüber, unersprießlicher, nachtheiliger Bestrebungen.

Dies bringt uns auf ein Urtheil Varnhagen's über die Wiener, das heißt die alten Wiener, unter denen Grillparzer durch seinen trüben Ernst eine so auffallende Ausnahme bildete. Varnhagen macht über sie folgende Bemerkung, die jedoch hauptsächlich auf die weibliche Aristokratie gemünzt ist:

> Ein Uebermaß geselliger Albernheiten, übereinkömmlicher Scherze, deren Wiederholung den langwierigen Stunden einige Belebung geben soll und deren Inhaltlosigkeit durch Nachdrücklichkeit ausgeglichen wird. Dieses fast kindische, weichliche Tändeln und Scherzen ist in Wien fast allgemein und kann einen Fremden leicht täuschen, indem er es für Ernst nimmt, der Ernst aber steckt dahinter, und die selbstsüchtigste Aristokratie, der grausamste Stolz und die härteste Gleichgültigkeit treten daraus oft unerwartet hervor.

Ueber Spontini macht er am 22. December 1845 folgende Mittheilung: derselbe habe an den König geschrieben, er könne nirgends leben als in Berlin, er wolle dahin zurückkehren, der König solle ihm sein Amt wiedergeben, ihn seine Opern dirigiren lassen, mit Meyerbeer sei es doch nichts; „croyez moi, Sire, tâchez de vous débarrasser de ce juif errant!" Von Heine erzählt er gelegentlich die hübsche Anekdote, daß derselbe, nachdem einmal Oehlenschläger bei Koreffs mit seiner deutschen Sprachverderberei eins seiner neuesten Trauerspiele vorgelesen, zum Schluß statt des erwarteten Lobes nur gesagt habe: „Ich hätte mir doch nie vorgestellt, daß ich so gut dänisch verstände!"

Ueber Thiers' Geschichtswerk lautet Varnhagen's Urtheil sehr abfällig; er schreibt am 23. October 1845:

> In Thiers gelesen, mit vielem Unwillen und Bedauern, der Mann ist zum Schmeichler und Zurechtmacher hinabgesunken; in großen Umrissen verträgt man allenfalls noch solche absichtliche Einseitigkeit, aber bis ins kleinste Einzelne verfolgt, bei

solcher Ausführlichkeit, wird der Fehler riesengroß und gar nicht zu dulden. Eine Parteischrift von zehn Bänden, das geht nicht! Und alles so kühl, so berechnet, so klar, und so offenbar unredlich und gleißnerisch!

Ohne daß er es merkte, wie sehr er selbst an Liebenswürdigkeit eingebüßt hatte, seit die Politik die fast ausschließliche Beschäftigung seines Lebens geworden, spricht Varnhagen am 5. October 1847 die Klage aus:

Wie die Franzosen ihren Charakter sehr geändert haben, dadurch daß sie politisch geworden sind, mit Einbuße vieler Liebenswürdigkeit, so steht auch den Deutschen eine Umwandlung bevor, wobei sie bei ihren bisherigen schätzbaren Eigenschaften viel verlieren müssen. Hierzu stimmt das merkwürdige Wort von Karl Rohr: „In der Hauptstadt merkt man das noch nicht so, aber in den Handels- und Provinzialstädten wächst ein Geschlecht heran, das aller idealen Bestrebungen vergessend, oder gar ihnen feindlich, dreist und roh auf das rohe Wirkliche hinstürmt und bald nichts wird gelten lassen, als was die äußern Bedürfnisse und Genüsse betrifft!"

In der That ist fast zu fürchten, daß wir Deutsche, die wir aus Mangel an harmonischer Durchbildung so leicht das Gleichgewicht verlieren und aus dem idealsten Transscendentalismus in den rohesten Materialismus und in unsere alte Bärennatur zurückfallen, einer ähnlichen Gemüthsbarbarei entgegengehen, wie diejenige war, welche um die Wende des großen Kirchenstreits ziemlich alle feinern geistigen Regungen niederhielt und Deutschland dem Ausland als ein barbarisches Land erscheinen ließ. Diese Gemüthsbarbarei starrt uns ja auch aus den Zuständen, welche Varnhagen hier schildert und aus der Art, wie er sie schildert, bedenklich genug entgegen. Vielleicht werfen sich auch viele außer auf ihren Erwerb, den sie natürlich nicht darüber vergessen, schon deshalb mit so ausschließlichem Eifer auf die Politik, weil sie sich ihrer ganzen Natur nach in dem groben Elemente des politischen Haders besonders wohl befinden. Ueberhaupt hat die deutsche Gesellschaft wol nur wenige Decennien lang, hauptsächlich aber während der Decennien kurz vor der Revolution von 1789 ein wahrhaft auf Humanität basirtes Leben geführt. Varnhagen sah dies auch ein; er klagt einmal, am 4. December 1846:

Sonst gab es wenigstens Freistätten, wohin man sich retten konnte, Geselligkeit zum Beispiel, und auch das Gegentheil, Einsamkeit, man überließ den Staat und seine Anliegen denen, die sich damit befassen wollten, es gab ein reich bedachtes Privatleben; das ist jetzt nicht mehr erlaubt und kaum möglich, alles ist politisch oder hat doch solchen Beischmack.

Unsere Politiker sind uns daher baldmöglichst große Resultate schuldig, um uns die kostbaren Güter, um die wir gekommen sind, zu ersetzen und uns ihren Verlust weniger fühlbar zu machen. Auch klagt Varnhagen über die Neigung der Deutschen zu renommiren; er schreibt am 8. März 1848:

Dies Prahlen und Drohen findet sich auch besonders bei uns Preußen, von ganz oben angefangen. Meine deutschen Landsleute kommen mir ganz kläglich vor! In ihrem Thun ist wol einige Kraft, aber wie zersplittert und ungeordnet, und einzig infolge der großen Kraft, die in den Franzosen aufgetreten ist. Traurig ist dieser Zustand, widerwärtig!

Klagt Varnhagen so über die deutschen Männer, so klagt er nicht weniger über eine gewisse Sorte Französinnen, welchen er in Homburg im August 1847 begegnete und die er sehr drastisch mit folgenden Worten schildert:

Eine Art Französinnen fielen mir diesmal besonders auf, wie man sie hier häufig sieht, heute jedoch waren sie ungewöhnlich auserlesen und zahlreich: kolossale Glieder, dick aufgeschwemmt, ebenso die Gesichter, erdbraune Farbe, massenhafte Züge, kaum menschlich angeordnet, gräßliche Schnurrbartmäuler, breite Flatschnasen, freche Augen, ein Geruch von gemeiner Wirthschaft und dabei doch elegant und kokett; wenn ein solches Biest dann noch mit zuversichtlicher Stimme „Mon mari" sagt, so schaudert einem die Haut, daß es zu solchem Kerl von Weib ausdrücklich auch noch einen Mann geben soll.

Wie man auch über dieses merkwürdige Werk und die Motive seiner Abfassung oder Veröffentlichung denken möge, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß die echt deutsche Ausdauer, womit Varnhagen in täglicher Arbeit so viele Massen von Thatsachen und Beobachtungen verzeichnet, Bewunderung verdient und daß das Buch reichhaltiges Material enthält, werthvoll für solche künftige Schilderer unserer Epoche, die Geschichte im ernsten Sinne schreiben und das Glaubwürdige vom Unglaubwürdigen, tendenziösen Hof- wie Pöbelklatsch von authentischen Mittheilungen und das durch persönlichen Aerger subjectiv Gefärbte vom objectiven Thatbestand kritisch zu sichten wissen. In der Hand eines künftigen Vehse oder Arthur Müller freilich dürfte sich daraus eine sehr bösartige Skandalchronik oder eine sehr derbe tragikomische Hofposse kneten lassen. Wir sehen den weitern Bänden mit großer Spannung, wir möchten aber für unsere Person kaum sagen, mit ebenso großem Vergnügen entgegen; denn haben wir uns in den bisherigen Bänden wie in einer selbst in ihren Folterungen und Qualen noch interessanten Hölle befunden, so haben wir keine Aussicht darauf, in den übrigen in ein Paradies versetzt zu werden, selbst wenn der Name Manteuffel nicht ein Wortspiel erlaubte, welches mit keinem andern Paradiese etwas zu thun hat als mit dem verlorenen.

Hermann Marggraff.

Zur Kenntniß des neuen Italien.

Die alte Weltherrscherin hat den „unermeßlichen Zauberschlaf", in welchen sie Platen versenkt fand, gebrochen und sich zu einer neuen Entwickelung emporgerafft. Noch kocht und gärt alles wie in dem Höllenkessel des Vesuv, doch läßt sich in dem Chaos schon manche Gestalt in festen Umrissen erkennen, ja es gibt sogar Leute, welche zu behaupten wagen, daß selbst wir ehrbaren wohlgeschulten Deutschen etwas von den bisjetzt verachteten Welschen lernen könnten, es gibt Leute, welche trotz der „Corrispondenza borbonica" und der Blätter, die daraus schöpfen, der Hoffnung sind, daß endlich die Freiheit im schönen Hesperien siegen werde! Die italienische Frage ist für Deutschland von unermeßlicher Wichtigkeit, denn wie die Dinge jetzt liegen, kann Italien, das einst von unsern Kaisern schwer heimgesuchte und oft geknechtete, nie mit Deutschland rivalisiren, jedoch sein bester, sagen wir, sein natürlichster Bundesgenosse werden. Wir kennen nicht zwei Länder in der Welt, welche gegenseitig so sehr aufeinander angewiesen sind, sich in jeder Beziehung zu ergänzen als Deutschland und Italien. Daher müssen wir jedes Werk hochwillkommen heißen, das uns über die Zustände der Halbinsel und die Ereignisse, wodurch sie herbeigeführt wurden einigen Aufschluß gibt. Es liegt uns eine Reihe von Schriften vor,

welche in dieser Beziehung mehr oder minder Beachtung verdienen. Wir erwähnen zuerst:

1. Denkwürdigkeiten vom Grafen Giovanni Arrivabene. Aus dem Italienischen von Eduard Burckhardt. Gotha, Opetz. 1861. 8. 18 Ngr.

Wir erfahren aus diesem Buche über den bekannten Proceß von Confalonieri und Genossen nicht viel mehr, als wir bereits aus den Schriften Silvio Pellico's und Maroncelli's, welche 1821 in die gleiche Untersuchung wegen angeblichen Hochverraths verwickelt waren, wissen. Der Verfasser, ein sehr ehrenwerther Patriot und gegenwärtig Senator des Königreichs Italien, entging dem Schicksale, mit jenen auf den Spielberg geschickt und dort von den Schergen Metternich's mishandelt zu werden, durch die Flucht in das Ausland. Nach unserer Ansicht hätte es vollkommen genügt, wenn man, anstatt das Buch zu übersetzen, in einem gelesenen Journale einen Artikel darüber gebracht hätte. Freunde Pellico's finden im Anhange einige Briefe, welche für die Italiener von Interesse sein mögen.

2. Einiges aus meinem Leben oder Pius IX., Napoleon III., die Jesuiten, Italien und Oesterreich. Von H. G. Arckwort. Berlin, Besser. 1861. Br. 8. 24 Ngr.

Eine Biographie, deren Angaben wir auf Treu und Glauben hinnehmen wollen, wenn wir sie auch nicht überall verbürgen möchten. Der Held, zwar kein König wie Odysseus, sondern ein schlichter Bäckergeselle mit der den Deutschen manchmal angeborenen Lust zum Abenteuer, convertirte und bummelte da und dort in Klöstern herum, wobei er Beobachtungen machen konnte, deren Veröffentlichung den betreffenden Mönchen gewiß wenig Freude verursacht. Er hat hier allerdings mit dicken Strichen, jedoch sehr wahr gezeichnet, wie dies jeder bestätigen wird, dem es gelungen, in den Schmuz mancher katholischer Klöster einen Blick zu werfen. Später trat der Verfasser bei der Schweizergarde in Rom ein und wurde schließlich Buchhändler zu Ancona, wo er, weil er aus alter Gewohnheit noch stets den Umgang des Klerus suchte, Gelegenheit genug hatte, die Pfaffenwirthschaft, der gewiß jeder nicht blos im Interesse Italiens, sondern der Menschheit ein Ende wünscht, wenn er nicht durch Vorurtheil oder Privatvortheil daran gebunden ist, in der ganzen Fülle ihrer Abscheulichkeit und Ungerechtigkeit kennen zu lernen. Hören wir darüber auch noch das charakteristische Urtheil des berühmten und frommen Missionars Knoblecher, mit welchem Arckwort zusammentraf. Dieser erzählt: „Ich beklagte mich einst gegen ihn auf einem Spaziergange über die scheußliche Wirthschaft im Kirchenstaate und fügte hinzu: Gewiß wird jeder, der daher kommt, fünf gesunde Sinne hat und und das mit ansieht, seinen Glauben in die Wahrheit der alleinseligmachenden Kirche verlieren, wenn er bei seinem Herkommen auch noch so gläubig gewesen. Er antwortete mir: «Wie thöricht Sie urtheilen! Ist nicht eben diese Wirthschaft ein Beweis für die Wahrheit der Kirche? Sehen Sie, in der Staatsmaschine ist wirklich alles faul, wie Sie sagen. Noch mehr! Alles scheint darauf berechnet, das Ganze zu zertrümmern. Ein Rad arbeitet gegen das andere. Wenn aber der Staat bei alledem fortbesteht, müssen Sie da nicht zur Ueberzeugung gelangen, daß der heilige Petrus alle Tage ein immerwährendes Wunder wirke, um das Ganze zu erhalten?» Es war in der That der Mühe werth, daß sich der heilige Petrus durch Wunder für die Erhaltung solcher Zustände bemühte! Endlich brach das Strafgericht herein." Nachdem der Verfasser manches über das Treiben der Oesterreicher, mit denen er jedoch im ganzen sympathisirt, mitgetheilt, was nebst der Unterstützung, die sie dem Lotterregiment jenseit des Po angedeihen ließen, den Haß der Italiener gegen sie erklärt, kommt er zu dem Augenblicke, wo sie nach der Schlacht von Magenta Ancona räumen mußten. Auch für ihn war es nicht mehr geheuer dort zu bleiben, und er folgte ihnen bald nach. Wir treffen ihn wieder bei der Schlacht von Solferino, von der er eine Episode, die er auf einem dichtbelaubten Baum sitzend angeschaut haben will, erzählt. Später wandte er sich nach Wien und beschließt seine an interessanten Details reiche Erzählung mit einer Apostrophe an den Kaiser Franz Joseph, zu dem wir gern Amen sagen. Arckwort steht überall mitten im Volke; was in diesen Kreisen zu sehen und zu hören war, seine Ansichten und Meinungen gibt er treulich wieder; dadurch macht er den Eindruck der Aufrichtigkeit, wenn er auch vielleicht nicht immer die Leuchte scharfer Kritik anzuwenden verstand. Auf einen höhern Standpunkt als auf den gewöhnlichen Raisonnements erhebt er sich freilich nicht, und daher darf man sich auch nicht wundern, wenn ihm der historische Blick für die Berechtigung sowol manches Seins als Werdens, die Einsicht in Ursache und Wirkung abgeht.

3. Erinnerungen eines Rothhemdes. Vier Monate Feldzug unter Garibaldi in Sicilien und Neapel. Von Durand-Brager. Deutsch von E. Burckhardt. Mit sieben Illustrationen. Gotha, Opetz. 1861. 8. 20 Ngr.

Die Umrisse der Begebenheiten von der Landung Garibaldi's bis zu seinem Einzug in die Königsstadt Neapel sind gewiß jedem Zeitungsleser noch im Gedächtniß. Im ganzen erfährt man aus den Aufzeichnungen Durand-Brager's nichts Neues darüber, doch schildert er die Ereignisse, an denen er theilnahm, mit frischem Humor und ergänzt das große Gemälde durch manchen kecken Strich. Sehr charakteristisch für das Verhältniß des italienischen Klerus zur Revolution ist folgende Anekdote: „Ein junger Franciscaner von verständigem und begeistertem Aussehen sprang zu Catalafimi auf Garibaldi zu, umarmt ihn feierlich und spricht ungefähr so zu ihm: «Bruder, du bist der Retter Italiens und der Messias der Freiheit, aber diese Freiheit bringst du uns gebrandmarkt mit einer Excommunication. Du bist Christ, wir sind Christen; du befiehlst uns; warum bleiben wir unter der Einwirkung dieser Bulle? Wart' einen Augenblick! ich gehe in die Kirche, ich will das Nöthige vorbereiten und hier vor Gott und den Menschen werde ich dich dieses unpassenden Fluchs entheben und Gott wiedergeben, was Gottes ist.» Gesagt gethan. Pater Pantaleone, so hieß er, geht in die Kirche; Garibaldi setzt seinen Weg fort, bald aber wird er wieder von jenem eingeholt, er läßt ihn gewähren und der Teufel, der ihm im Nacken saß, wird von dem Franciscaner exorcisirt." Die der deutschen Uebersetzung beigegebenen Holzschnitte entziehen sich unserer Kritik; sonst würden wir sagen, daß sie, wie die vielen Druckfehler, das Buch eher verunstalten als zieren.

4. Italien im Frühjahr 1861. Von Karl Grün. München, Fleischmann. 1861. 8. 2 Thlr.

Ein in verschiedenen Beziehungen beachtenswerthes Buch; Bruchstücke daraus waren bereits im Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung" mitgetheilt und fanden verdiente Anerkennung. Der geistreiche Verfasser, ehemals Mitglied der deutschen Nationalversammlung, reiste über Frankreich, wo er die Polizei des 2. December kennen lernte, nach Turin und kam dort gerade recht zur Eröffnung des italienischen Parlaments am 18. Februar, die er in lebendigen Farben nicht ohne Anspielungen auf deutsche Zustände beschreibt. Später besucht er Cavour und Ratazzi. Wenn er bei jenem „auffährt": „Ich gehe nach Rom, wann kommen Sie mir nach?" so können wir nicht umhin, diese Frage sehr naiv im Stile Atta Troll's zu finden, wollen jedoch davon absehen, da uns Grün etwas später eine gelungene Biographie des großen Staatsmanns liefert. Ebenso dankbar sind wir ihm für die Silhouette des Königs von Italien, Ricasoli's und Dolfi's. Beachtenswerth für das Verhältniß Deutschlands zu Italien ist die Antwort Ratazzi's auf die Frage: „Gehe die Sache aber auch in der wünschenswerthesten Weise zu, deutsches Gebiet darf unter keinen Umständen verletzt werden. Wozu sollen die Anspielungen auf Triest führen, wozu die Schrift des Signor

Gazzoletti: «La questione del Trentino.» Triest ist nicht habsburgisch, sondern deutsch und würde mit einer Million deutscher Krieger (?) vertheidigt werden. Was! Trient gehörte den Italienern, weil es zwischen der Lombardei und Venetien liegt? Von Trient ist es nicht weit nach Botzen oder Bolzano, Stilfs heißt wahrscheinlich in der Ursprache Stelvio, wie Sauerkraut San-Claudeo, Meran heißt Merano, Brixen Bressanore. Machen Sie aus dem Brenner il Brennero und pflanzen Sie gleich dort ihre Fahne auf! Und ist nicht auch schon damit gedroht worden? Hat man nicht diese stupide Impertinenz dem Garibaldi selbst in die Schuhe geschoben?" Ratazzi erwidert natürlich abwehrend: „Falsch, falsch, Garibaldi hat zu viel Respect vor der Schweiz und vor Deutschland (!), sein Hauptaugenmerk war stets Neapel und Rom. Man hat ihn auf Venetien hetzen wollen, die pariser Politik dachte ihn nützlich zu verwenden. Er ist aber so dumm nicht. Wissen Sie nicht, daß daß der General sich mehr als einmal wider die Umtriebe im Canton Tessin und in Südtirol ausgesprochen hat?" Wir haben hier nur zu recensiren, nicht politische Fragen zu discutiren, sonst würden wir erörtern, daß Trient nach dem Verlust Venedigs kaum zu behaupten ist, wir würden sagen, daß es die Italiener nehmen müssen, weil es ein Offensivpunkt gegen Venetien und die Lombardei ist; wir würden beifügen, daß Garibaldi vor unlanger Zeit ein Schreiben an die Welschtiroler erließ, worin ihnen baldige Erlösung verkündet wird. Wir unterlassen es um so mehr, da es bisjetzt noch mit Venedig geschweige denn mit Trient gute Wege hat und Grün gewiß nicht so einfältig ist, die dahin bezüglichen Aeußerungen der Italiener als baare Münze zu nehmen. Von Turin reist er nach Mailand, Genua, Modena, wo er die abgelaufene Wirthschaft sehr drastisch nach authentischen Documenten beschreibt, Pisa und Florenz.

Wir begleiten ihn nach Rom, denn von dieser Stadt hängen gegenwärtig nicht blos die Geschicke Italiens, sondern auch zum Theil Europas ab. Das fühlt Grün sehr wohl, die Unruhe der Gegenwart scheucht ihn überall fort von der Betrachtung der Vergangenheit und ihrer erhabenen Reste, er weist mehr flüchtig mit den Fingern auf die Kunstwerke, als daß er sie bespräche. Das Papstthum verendet! Das ist der Schluß eines welthistorischen Dramas und die Ouvertüre eines neuen! Das Papstthum? Ja, das Papstthum; es fällt mit der weltlichen Macht, weil es sich verweltlicht, und mag aus der Asche als scheinbare Fortsetzung derselben was immer entstehen, es ist nicht mehr das Papstthum der Gregore und Innocenz. Grün hebt nach Auszügen Liverani's und eigenen Anschauungen das Detail des Kampfes oder besser gesagt der Verwesung überall scharf und bestimmt hervor und wir empfehlen die einschlägigen Stellen allen denen, welche bisher noch immer den Kopf unter die Decke stecken, um die Donner des Weltgerichts bequem zu überhören. Was Italien betrifft, heißt es wörtlich: „Alle Feinde Italiens sind in Rom zusammengedrängt, der Kopf der Reaction ist an der Tiber, nur der Arm ist jenseit des Po. Es handelt sich nicht um den Fetzen Landes von Viterbo bis Terracina und von Civitavecchia bis ins Gebirge. Dieser fällt von selbst ans Reich, sobald die Franzosen Gewehr bei Fuß machen. Es handelt sich für die Italiener fortan um Sicherheit gegen Rom, um Garantie wider die Kabalen des Vatican und Quirinal. Der Papst darf keinen Zoll breit Landes mehr haben, weil auf dem kleinsten Raum ein Werbebureau der Reaction aufgeschlagen wird!" So spricht Grün über das Verhältniß von Papstthum und Italien; das unendlich wichtigere Verhältniß des Papstthums nach dem Verluste der weltlichen Macht zum Katholicismus verdiente wol von einem Protestanten, der den Geist und das Wissen des katholischen Döllinger besäße, ausführlich besprochen zu werden. Wahrhaftig im drastischen Stile eines Caravaggio ist das Bildniß des Cardinals Antonelli, des Vetters der Räuber von Sonnino entworfen, das scheint uns die Glanzpartie des Buchs zu sein. Nicht uninteressant ist die Skizze des Papstes Pius und die Charakteristik Garibaldi's.

Von Rom reiste Grün nach Neapel. Hier trat er in die Spuren zweier Olympier: Goethe's und Platen's; doch bleibt er nicht auf ihrem ästhetischen Standpunkte, sondern schildert mit der Kraft edeln deutschen Unwillens eine Bevölkerung, die, nur aus Bettlern, Gaunern und Galgenstricken zusammengesetzt, jedes sittliche Gefühl verloren zu haben scheint. Begreiflicherweise berührt er auch die politischen Zustände Neapels. „Denke nur niemand, die Unpopularität der Piemontesen schlage zu Gunsten der Bourbonen aus, man sehne sich in Neapel nach der Restauration. Nicht Franz II. vermißt man, sondern den „König"; nicht den Sohn Ferdinand's II. begehrt man zurück, sondern die Majestät, irgendeinen König, irgendeinen Haubenstock mit der Krone. Was man haßt, ist die neue Conscription; was man fürchtet, das ist die höhere Besteuerung, Ordnung im Staatshaushalt, Abschaffung der Gunst und Gnade, des bezahlten Müßiggangs. Neapel ist eine lärmende, tobende Diebeshöhle voller Spitzbuben und Beutelschneider. Ja man kann «Neapel sehen und sterben» — nämlich vor Trauer, Ekel und Zorn." Später geräth Grün auch in das berühmte österreichische Festungsviereck. Da scheinen ihm jedoch Witz und Beobachtungsgabe zwischen den Bajonneten und schwarzgelben Fahnen ganz eingefroren zu sein; der Brief, den er wol nur der Vollständigkeit wegen abdrucken läßt, ist ein höchst mittelmäßiger Feuilletonartikel. Dafür unterzeichnen wir sehr gern, was er über die Ereignisse in Italien sagt: „Die Befreiung und Einigung Italiens ist noch viel mehr ein moralischer Act als ein politischer." Wir unterzeichnen diese Worte, weil wir uns von ihrer Wahrheit durch vielfältigen Umgang mit Italienern, durch einige Kenntniß des Landes selbst überzeugt haben.

Bezüglich der Darstellungsweise des Verfassers seien uns schließlich noch einige kurze Bemerkungen verstattet. Er versteht es überall, die Eigenthümlichkeiten der Landschaft und der Kunstwerke anmuthig zu schildern, bisweilen erinnert seine pikante Manier an die Weise von Heine's „Reisebildern", wenn er auch gerade in Bezug auf jene Dinge nicht viel Neues sagt. Das thut jedoch dem Buche bei der zahlreichen Klasse von Lesern, auf welche es berechnet ist, wenig Eintrag: wer über Italien Studien machen will, bedarf ohnehin ganz anderer Grundlagen.

70.

Dorfgeschichtenliteratur.

Neue Erzählungen aus dem Ries von Melchior Meyr. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wenn der Berichterstatter über die erste Sammlung der „Erzählungen aus dem Ries" (Nr. 4 d. Bl. f. 1857) vom Verfasser derselben sagt: „Melchior Meyr besitzt eine reiche Fülle von Lebenserfahrung, tüchtige Kenntniß des Menschengemüths und des Menschenlebens, eine feine und scharfe Beobachtungsgabe, ein warmes Gemüth für seine Heimat und ihre Bewohner und ist in seinem Stoffe ganz und mit liebevoller Hingebung zu Hause; deshalb sprechen seine Erzählungen ebenso warm und wahr zum Herzen, wie sie dem Freunde der Ethnographie ein treues und lebensvolles Bild des rieser Menschenschlags, seiner Sprache und Sitten geben", so sind wir jetzt, wo wir über eine zweite Sammlung rieser Erzählungen zu berichten haben, in der Lage, uns diesem Urtheil in jeder Beziehung einfach anzuschließen: denn sie besitzen im allgemeinen dieselben Vorzüge, durch welche sich seine frühern Erzählungen auszeichnen, ohne daß ihnen darum im besondern Elemente und Eigenschaften abgingen, welche geeignet sind, uns das Talent des Autors im Anschlagen neuer Tonarten und Stimmungen zu zeigen. Bewegen sich die drei Erzählungen der ersten Sammlung vorzugsweise im Gebiet des Rein-Schönen, indem sie dem Leid und der Lust, dem Schmerz und dem Scherz nur insoweit Raum geben, als es zur Erhöhung der Spannung und des Reizes nothwendig ist; so sind dagegen die beiden Erzählungen der vorliegenden Sammlung entschieden der Darstellung trauererzeugender und lachenerweckender Erlebnisse gewidmet, dergestalt, daß

man die erste geradezu als eine tragische, die zweite als eine komische Dorfgeschichte bezeichnen kann. In beiden beweist uns der Verfasser, daß er auch in diesen Regionen, welche uns das Schöne zwar minder rein, aber dafür einerseits vertieft und gekräftigt, andererseits übergipfelt und zugespitzt erscheinen lassen, vollkommen zu Hause ist und daß die einfachen Verhältnisse des Dorflebens auch den Stoff zu Liebestragödien und Liebeskomödien in ihrem Schose bergen.

In der ersten derselben: „Regine", gibt uns der Autor ein rührendes Bild tiefer Liebe und Treue. Die Geschichte ist sehr einfach, aber in ihrem Verlauf doch sehr abweichend von den üblichen Liebesgeschichten. Regine, die Tochter einer wohlhabenden Bäuerin, faßt schon an ihrem Confirmationstage eine stille Liebe zu dem stattlichen Sohne des reichen Meiers, der sich trotzdem, daß er 20 Jahre alt und der vornehmste Bursche des ganzen Dorfs war, auf ihre Einladung so herablassend gezeigt hatte, beim Nachmittagskaffee der confirmirten Kinder ein Weilchen an ihrer Seite zu sitzen. Auch in ihm keimt eine Neigung für sie; aber der Tod seines Vaters und der Einfluß seiner Mutter und Schwester bestimmen ihn zur Verheirathung mit einer reichen Wirthstochter, ehe diese Neigung dem von ihm noch halb als Kind betrachteten Mädchen gegenüber zu klarer Entfaltung kommt. Regine empfindet diese Zertrümmerung ihrer süßesten Träume und Hoffnungen auf das schmerzlichste. Gleichwol beherrscht sie sich und geht, um ihre Gefühle noch besser bekämpfen zu können, nach Augsburg zur Familie eines anverwandten Bäckermeisters in Dienst. Hier erwirbt sie sich durch ihre Schönheit und Sittigkeit das allgemeine Wohlwollen und man sucht sie durch einen in mehrfacher Beziehung glänzenden Heirathsantrag an die Stadt zu fesseln. Sie aber lehnt dies mit Festigkeit ab und kehrt zufolge dessen wieder in ihr Dorf zurück. Hier ist indessen die Frau des Meiers, mit der sich der Meier auch nicht wirklich glücklich gefühlt hatte, im dritten Wochenbett gestorben, und nun vermag ihn nichts an der Verbindung mit Regine zu verhindern. So gelangt sie nun doch noch zu dem ersehnten Glück und sie genießen es beide mit solcher Seligkeit, daß ihre Ehe im Dorfe allgemein ein Himmel auf Erden genannt wird. Die Ausmalung dieses stillen, gediegenen Glücks, verbunden mit einer Schilderung der das Jahr ausfüllenden ländlichen Beschäftigungen, gehört zu den bestausgeführten Partien der Erzählung, obschon sie vielleicht manchen Lesern zu lang ausgesponnen erscheinen mag. Aber wie alles Schöne auf Erden ist dieses ungetrübte Glück nur von kurzer Dauer. Das ihnen nach Jahr und Tag geschenkte Kind, an dem beide mit zärtlichster Liebe hängen, wird ihnen nach einiger Zeit durch den Tod wieder entrissen. Den Schmerz hierüber vermag der Meier nicht wieder zu verwinden. Er verfällt erst in eine krankhafte Reizbarkeit und Melancholie, dann in ein bösartiges Fieber, und keine Kunst und Pflege vermag ihn vom Tode zu erretten. Nun hat das Leben auch für Regine keinen Werth mehr. Eine Warnung des Arztes bringt ihr zum Bewußtsein, daß ein längeres Verweilen bei der Leiche auch ihr lebensgefährlich werden kann. Statt dieser Warnung zu folgen, sieht sie in ihr nur die Andeutung des Wegs, auf dem sie sich mit dem Geliebten wieder zu vereinigen vermag. Sie setzt sich in der Leidenschaftlichkeit des ersten Schmerzes geflissentlich der Gefahr aus und erreicht, was sie will. Sie wird von derselben Krankheit ergriffen und in kurzem ruhte sie neben den ihr vorangegangenen Lieben, nachdem sie durch ein reuiges Bekenntniß ihrer Schuld vorher ihr Gewissen erleichtert.

Nicht wenigen wird dieser Ausgang verletzend erscheinen: es wird ihnen vorkommen, als müsse der fast gesucht erscheinende Selbstmord Reginens die innige Sympathie, die man bis dahin für sie empfunden, beträchtlich verringern; und ganz verleugnen läßt sich eine gewisse Herbigkeit des Schlußeindrucks nicht. Aber abgesehen davon, daß der Autor seine Geschichte jedenfalls nicht willkürlich erfunden, sondern dem Leben nacherzählt hat, mithin sich dem Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit gegenüber auf die historische Wahrheit berufen kann, ist gegen den Schluß auch vom ästhetischen Standpunkte nichts Wesentliches zu erinnern; denn wie der Autor Regine von Anfang an gezeichnet, konnte sie unter gleichen Umständen nicht wol anders handeln. Ihr Wesen und Dasein ging eben von vornherein ganz in der Idee der Vereinigung mit dem geliebten Manne auf; sie würde daher, getrennt von ihm, doch keine des Daseins würdige Existenz mehr gehabt haben, eine solche wäre aber für einen geistesklaren und willenskräftigen Charakter, wie ihn Regine besaß, unerträglich gewesen. Ein solcher Charakter vermag eben das, was ihm allein zweckentsprechend erscheint, nicht von dem ungewissen Geschick zu erwarten, sondern er bereitet es sich, soviel in seinen Kräften liegt, selbst und scheut, wenn die Leidenschaft irgendeines Gefühls hinzutritt, auch vor einer Schuld nicht zurück. Bedenklicher ist es, daß sich diese Schuld mehr aus äußern Erlebnissen, als aus innern Vorbedingungen entwickelt. Ohne die über das Paar hereinbrechenden Krankheits- und Todesfälle würde das Paar seinen Eigenschaften gemäß glücklich fortgelebt haben, und was mehr ist, wir empfinden auf das bestimmteste, daß es in jedem Betracht solchen dauernden Glücks würdig ist, weil es dasselbe zwar mit aller Innigkeit, aber doch ohne jede Maßüberschreitung und Selbstüberhebung genießt. Dafür, daß es nun dennoch so bald damit zu Ende geht, sehen wir somit kaum einen andern Grund, als in der allgemeinen Hinfälligkeit aller irdischen Glückseligkeit, wir vermissen eine klarere Hervorhebung des ethischen Motivs der Peripetie, und dadurch kommt in die Entwickelung mehr Fatalistisches hinein, als mit dem ethischen Grundton, der sonst die Erzählung durchwaltet, verträglich ist. Die tiefrührende Wirkung des Ganzen wird jedoch durch diese mehr in der Tiefe sich bergende Verschuldung nicht beeinträchtigt; auch liegt dieselbe keineswegs blos im tragischen Schluß, sondern weht uns aus allen Abschnitten der Erzählung an, besonders aus allen denjenigen Stellen, in denen die beiden Liebenden miteinander in Wechselbeziehung treten. Der Autor erreicht dies ohne Anwendung irgendwelcher künstlicher Rührmittel; im Gegentheil, es ist gerade die seltene Einfachheit und Schlichtheit der Darstellung, welche so unwiderstehlich auf die Mitempfindung des Lesers wirkt, freilich nur eines solchen, der dafür die ausreichende Empfänglichkeit besitzt. Wem nur durch Daumschrauben Gefühle abzupressen sind, von dem begreifen wir, daß er die Darstellung sogar trocken finden kann.

Die zweite Erzählung: „Der Sieg des Schwachen", ist, wie wir bereits andeuteten, komischen Charakters. Der Held derselben ist ein Schneider, und zwar mit allen denjenigen guten und schlimmen Eigenschaften ausgestattet, welche den Schneider seit lange zu einem dankbaren Object der komischen Muse gemacht haben. Er ist fein und zierlich, verständig und sittsam und dabei von unerschütterlicher Gutmüthigkeit; aber er thut sich auch etwas darauf zugute, ist eitel und selbstgefällig, leicht empfindlich und gereizt, und, was das Schlimmste ist, es fehlt ihm an der gehörigen Männlichkeit und Courage. Dies reicht aus, um ihn im Dorfe zu einem allgemeinen Gegenstande theils gutmüthiger theils schadenfroher Neckereien zu machen, und seine Lage ist um so bedauernswerther, als er auch im eigenen Hause viele Demüthigungen erdulden muß, denn sein Vater, obwol selbst Schneider, ist von ungewöhnlicher Stärke und Rauhigkeit und glaubt den aus der Art geschlagenen Burschen immer noch wie einen Buben behandeln zu dürfen. Er gedenkt ihn daher auch lediglich nach seiner väterlichen Wahl mit der zwar vermöglichen, aber wenig reizenden Bachweberstochter zu verheirathen; aber Tobias hat sich in die hübsche Pfarrersmagd Bäbe verliebt, findet Gegenliebe, und geräth nun darüber mit seinem bärbeißigen Vater und seiner eigenen Feigherzigkeit in für ihn sehr ernste und ärgerliche, aber für den Leser höchst ergötzliche Conflicte. Die kluge und curagöse Bäbe hilft ihm zwar durch Rath und That über verschiedene gefährliche Situationen hinweg; aber endlich zieht er sich durch seine Hasenherzigkeit auch ihren Unwillen zu. Sie will von einem Manne, der nicht den Muth hat, um sie auch etwas zu wagen, nichts mehr wissen. Das vermag er

nicht zu ertragen. Er sieht ein, daß sie recht hat und ermannt sich zunächst zu einem entschlossenen passiven Widerstand gegen seinen Vater, indem er kurz und rund erklärt, des Bachwebers Sibylle nicht heirathen zu wollen. Damit erreicht er zunächst nur, daß er sich die Achtung der Geliebten wiedergewinnt. Von seinem Vater hat er nur immer ärgere Demüthigungen, zuletzt sogar Schläge, und von den Burschen des Dorfs immer schimpflichere Hänseleien zu dulden. Da reißt ihm endlich der Faden der Geduld, zunächst im Wirthshause, wo er in einem Zornausbruch mit seinem Bierkruge den Spöttern die Köpfe blutig schlägt, und dann auch zu Hause, wo er sich in einem Anfall von Berserkerwuth den ihm wieder Schläge gedenkenden Vater mit einer Schneiderschere vom Leibe hält und in einer halb mit Bewußtsein gesteigerten Raserei alle Krüge, Teller und Schüsseln vom Kantenbret wirft, den Spiegel in Stücke schlägt und selbst die Töpfe mit der gesteckten Milch nicht verschont, sodaß diese in der ganzen Stube umherfliegt. Hiermit imponirt er dem Alten dergestalt, daß derselbe wirklich Respect vor ihm bekommt, zugleich sein Unrecht einsieht und nun in alles einwilligt. So erringt der Schwache über die Verhöhnungen der Starken zuletzt einen vollständigen Sieg. Er bekommt seine Bäbe, die jetzt förmlich stolz auf ihn ist, und im ganzen Dorf begegnet man ihm jetzt mit einer Art scheuer Ehrfurcht. Trotzdem hält es das Paar für gerathen, den Schauplatz einer so verzweifelten Heldenthat zu verlassen und ihr Glück in Amerika zu suchen, wo es ihnen denn auch, ungetrübt von beschämenden Erinnerungen, geworden ist. Die Ausmalung der verschiedenen Situationen, in denen sich die Geschichte entwickelt, und die psychologische Durchführung der Charaktere ist dem Verfasser trefflich gelungen. Wer irgend Sinn für eine derbe und drastische Komik hat und hinter dem Derben zugleich das Feine aufzufassen versteht, wird diese Dorfgeschichte nicht ohne inneres Ergötzen und Behagen lesen. 11.

Sitten- und Lebensbilder.

1. Lebensbilder aus der baltischen Heimat. Von Johanna Conradi. Mitau, Lucas. 1861. 8. 1 Thlr.

Wer noch daran zweifeln möchte, ob die baltischen Provinzen Rußlands, in welchen notorisch ein viel reineres Deutsch geschrieben und gesprochen wird, als irgendwo an der Donau, auch dem Geist nach deutsch sind, der kann sich aus diesen „Lebensbildern“ davon überzeugen. Der kleine liebliche Roman, den sie enthalten, ist so durchaus von deutscher Empfindung belebt und stellt deutschen Geist so rein und vollständig dar, daß er in allen seinen Zügen ebenso gut an der Saale und der Donau, wie am Kurischen Haff vorgehen könnte. Auch in der Darstellung selbst erinnert die Verfasserin lebhaft an eine deutsche Schriftstellerin, der wir vielfach in d. Bl. lobend zu gedenken hatten und die jetzt schweigt: wir meinen Julie Burow; nur daß sie noch tiefere Blicke in den Verkehr der Menschen untereinander geworfen zu haben scheint wie diese. An Gedankenreichthum steht Frau Pfannenschmidt der Verfasserin nach: an poetischer Erfindung und ergreifender Darstellung übertrifft sie dieselbe; die eine ist eben mehr Denkerin, die andere mehr Dichterin; in der Auffassung des Lebens selbst und seiner Aufgaben aber begegnen sich beide. Es ist ein liebliches und zugleich naturwahres Gemälde, das die Verfasserin in dem Rahmen des Lebens auf einem Pastorate und einem Edelhof entfaltet; das Stadtleben bleibt ganz aus dem Spiele. Der Vorgang selbst ist sehr einfach. Clara, die Tochter des würdigen Pastor Arnold und einer frommen Mutter — beide haben ihren einzigen Sohn eben begraben — lebt befreundet mit den Bewohnern des Edelhofs und neigt sich in Liebe zu dem Erben des Hauses, Friedrich von Hanau. Die Verschiedenheit der Standesverhältnisse bildet die sanften Conflicte, auf welchen die Erzählung beruht. Ein junger Arzt, beiden Häusern befreundet, Rode, liebt Clara, lange Zeit von ihr unverstanden, da die jugendliche Neigung für Friedrich sie verblendet. Endlich lichtet sich das Dunkel, sie erkennt Rode's Liebe und wird die Seine. Friedrich erkrankt vor Schmerz, wird aber von Rode gerettet, erkennt, daß Clara durch ihn nicht glücklich, er durch sie kein zufriedener, nützlicher Mensch geworden sein würde, und resignirt. In diesem einfachen Rahmen, der fast an den des „Vicar of Wakefield“ erinnert, ist eine Fülle von Gedanken über Leben, Glück, gesellschaftliche Stellung, innere Befriedigung bei äußerm Widerstreit u. s. w. eingewebt, die uns für die Bildung und den Ideenreichthum der Verfasserin mit großer Achtung erfüllt. Einzelne ihrer Axiome sind von frappanter Wahrheit; andere, die nicht neu sind, sind so trefflich ausgedrückt, daß sie im Gedächtniß haften bleiben, wie neu entdeckte Wahrheiten. Die Verfasserin will kein Culturbild geben, aber der bescheidenern Forderung, das einzelne treu und mit Sorgfalt zu schildern, genügt sie. Wir können daher auch nur einzelnes aus ihrem Gemälde anführen: „Waisenkinder“, sagt Arnold, „sind nicht glücklich, aber verwaiste Aeltern sind noch viel ärmer zu nennen, als jene.“ Gegen die Lehren des Materialismus, wie treffliche Argumente bringt sie bei! „Mehr als Menschenzungen predigen können, lehrt uns der Tod“, sagt sie, „ein Sturm, vor dem die Eiche bricht, das demüthige Rohr sich aber nur leise beugt. Die Kraft erliegt, aber der Glaube erhebt sein Haupt. Mit ihren Lieben gehörte die Sterbende der Erde, dem Himmel mit ihrem Hoffen an: so vereinigte sie beide mit ihrem Glauben.“ Sollte das Täuschung sein? „Gegen die Misverhältnisse der Stände“, sagt Rode, „ist ein unfehlbares Heilmittel unmöglich; aber wie bei leiblichen Krankheiten schon viel gewonnen ist, wenn das Uebel erkannt ist, so auch hier. Der einzelne hält sich gewöhnlich nicht für verantwortlich, wo irgendeine Geistesströmung herrschend wird, und doch kann wieder nur von dem einzelnen eine Gegenwirkung ausgehen, indem er sich der allgemeinen Richtung entgegenstellt und Gleichgesinnte um sich zu sammeln sucht. Der Starke zieht die Menge nach sich“ u. s. w. „Namenloses Glück“, sagt Clara, „wird nur nach vorangegangenem Leid recht empfunden; ich wenigstens hätte nie gewußt, was ich besitze, wenn ich nicht zuvor die Flüchtigkeit jugendlicher Neigung erkannt hätte.“ Stellen wie diese, Zeichnungen wie jene von den Empfindungen eines in das Aelternhaus heimkehrenden Kindes beim Anblick des alten Gesangbuchs, der alten Hausuhr u. s. w., Schilderungen, wie die der immer Hülfe bringenden, nie rastenden Tante Amalie u. a. m. gewinnen ferner der Verfasserin unsere volle Anerkennung. Der sanft bewegende Schluß ihrer Erzählung aber und Friedrich's bewußte Resignation entspricht dem sanften Farbenton des ganzen Gemäldes, während die Verfasserin in der humoristischen Gestalt Ohlsen's bekundet, daß sie auch andere als elegische Gefühle wohl darzustellen weiß. Nach diesen Proben aber dürfen wir von diesem schönen Talent wol noch andere gleich erfreuliche Gaben erwarten.

2. Sitten- und Charakterbilder aus Polen und Litauen. Von August Woycke. Mit biographischen Notizen. Zwei Bände. Berlin, Nicolai. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei sehr geringer Sympathie für das polnische Nationalwesen kann Referent doch nicht leugnen, daß er für die Erzeugnisse der polnischen Literatur ein reges Interesse bewahrt hat. Der Grund hiervon ist der, daß ihm diese Literatur noch viel Unmittelbares und Naturwüchsiges zu bieten und von dem Hauche der westeuropäischen Uebercultur, d. h. von ihrer Entsittlichung und Gleichgültigkeit gegen Kraft und Sitte, noch bei weitem ferner zu stehen scheint, als dies bei der französischen, englischen und leider auch bei unserer eigenen Literatur der Fall ist, die an der Verwirrung des moralischen Sinnes in den Volksmassen so große Schuld tragen. Vorzugsweise zeigt sich dies in den Sitten- und Charaktergemälden der novellistischen Arbeiten der Polen, die in der That noch eine relative Unschuld, Ehrenhaftigkeit und Naivetät zur Schau stellen, welche im Westen Europas längst abhanden gekommen sind. Alle diese Arbeiten

sind ihrem Gedanken nach echt conservativ und von der Verherrlichung der im übrigen Europa, ja selbst in Rußland herrschenden politischen und sittlichen Umsturzideen wunderbar frei, dagegen aber stets auf die Hervorhebung nationaler Sitten und Anschauungen gerichtet.

Zu dieser Wahrnehmung gibt uns die vorliegende Sammlung von „Sitten- und Charakterbildern" verschiedener polnischer Autoren von Namen, entschiedenen Anlaß und wenn auch nicht alle Beiträge den Stempel der Meisterschaft so unverkennbar an sich tragen, wie dies bei dem „Edelmann" von Kraszewski der Fall ist, so sind sie doch alle würdig, lehrreich und unterhaltend. Und so empfiehlt sich diese Sammlung denn, selbst abgesehen von den werthvollen biographischen Notizen von solchen Männern wie Chodzko, Korzeniowski, Kraszewski, Rzewceski, und dem sehr beliebten Wilkonski auch durch fesselnde Darstellung und würdigen Inhalt und Naturtreue in Sitten und Charakteren.

Die Erzählung aus Chodzko's „Edelsitzen": „Die große Redoute und der Türke", bietet zwar wenig Eigenthümliches, liest sich jedoch angenehm; das „Ehrenfräulein" von demselben Autor stellt uns jedoch echt polnische Situationen und Gesellschaftsformen vor Augen. Mächtiger noch ist Kraszewski's „Anwalt", aus seinen „Typen und Charakteren" entlehnt, in der Schilderung eigenthümlich polnischer Zustände und Lebensanschauungen, während sein „Johann der Doppelgänger" ein tief angelegtes psychologisches Bild einer gegen die Welt ringenden Seele darbietet. Heiterer und versöhnlicher ist Chodzko's „Fräulein Sobieradzka", die uns ein weibliches Wesen zeigt, das über allen Kampf und alle Noth stets mit dem guten Spruch: „Mit Gottes Hülfe wird es wol gehen", hinwegkommt. Die Beiträge des zweiten Bandes zeigen sich noch bedeutender. Hier treffen wir zuerst auf ein kleines Meisterstück der Charakterzeichnung, den „Edelmann", von Kraszewski, ein Genrebild von so eigenthümlicher, warmer Färbung, daß wir ihm den ersten Rang unter diesen Zeichnungen zuerkennen müssen. Haben wir hier alle Vorzüge und Vorurtheile, allen Eigensinn und alle Ehrenhaftigkeit des altpolnischen Bannerherrn kennen gelernt, der bei seinem Nichtsthun so viel zu thun hat, so finden wir in dem „Priester Markus" von Rzewceski das Bild eines echten polnischen Geistlichen wieder, der im Kleinen große Dinge thut. Launiger und höchst schalkhaft ist die Erzählung des Satirikers Wilkonski: „Aus dem Leben meines Großvaters", der seinen Widersacher getödtet zu haben glaubt und nur dessen Perrüke erobert hat. Die übrigen Mittheilungen sind unbedeutender.

Wir glauben aber dies Referat für den Leser nicht besser schließen zu können, als indem wir aus dem biographischen Anhange einige willkommene Notizen über die uns hier vorgeführten lebenden polnischen Dichtercelebritäten mittheilen. Ignaz Chodzko, 1795 geboren, gehört einer alten litauischen Familie an und ist ein wohlhabender Gutsbesitzer, er studirte in Wilna, erwarb die Universitätsgrade und trat dann in den Besitz seiner väterlichen Güter. Zum Dichter machte ihn der Umgang mit einem geistvollen Residenten (Edelmanngesellschafter), wie ihn reiche Polen sich zu halten pflegen, Lawrinowicz; seinen literarischen Ruf aber gründeten die „Litauischen Bilder", die seit 1847 in fünf Serien erschienen. Seit 1858 schweigt er jedoch. Joseph Korzeniowski, durch mehr als 40 große und kleine Dramen bekannt, als Uebersetzer Schiller's gepriesen und durch glänzende Erfolge in der Novellistik hervorragend, wurde 1797 geboren, ward Gymnasialdirector in Warschau und wirkt seit 1841 als Universitätslehrer in Charkow. Er gilt für den ersten selbständigen, nur von Shakspeare und Schiller geleiteten Tragiker der Polen, ist aber auch in der Komödie und in der Erzählung ein Vorbild, und der erste, der die deutschen ungereimten Jamben zur Geltung brachte. Das Salonleben ist gleichfalls sein Feld. Niemand übertrifft aber an Popularität Ignaz Kraszewski, der von Schiller das erhabene Wort gesagt hat: „Er ist der Dichter der Ideale und zugleich das Ideal eines Dichters." Seit 30 Jahren machen seine Romane Epoche und zeigen ihn als Gelehrten und Dichter gleich ausgezeichnet. Seine Kunstromane: „Die Sphinx" (1847), „Zwei Welten" (1856), werden für die glänzendsten Arbeiten in diesem Zweige der Literatur gehalten. Er wurde 1812 in Warschau geboren, studirte in Wilna, wurde 1854 Lector in Kiew und übernahm endlich die Redaction der warschauer „Täglichen Zeitung". Von seinen tiefen historischen Studien zeugte seine Schrift „Capräa und Roma". Graf Rzewceski, besonders durch seinen „November" berühmt, ist ein entschiedener Freund der alten guten Zeit und ein Anhänger der Müllner-Houwald'schen Schicksalsidee. Sein bestes Werk ist der polnische Theophrast; gegen seine neuern Arbeiten ist man gleichgültiger. Auch er ist ein wohlhabender Gutsbesitzer. Endlich ist des jüngst verstorbenen August Wilkonski als eines ausgezeichneten Satirikers und praktischen Humoristen hier zu gedenken, dessen Kunst den Polen einen Spiegel ihrer Nationalschwächen vorgehalten hat und in dessen Humor die gemüthvollste Lyrik hineinspielt. Sein Hauptwerk sind die „Literarischen Nesseln" und die „Schmieralien", von welchen die Sammlung drei Bruchstücke enthält. Er wurde 1809 im Posenschen geboren und starb nach langer Gefangenschaft arm im Großherzogthum. Die Arbeiten dieses „Ritters des natürlichen Kreuzes", wie er sich nannte, der zwar spottete, aber die Leiden seiner Opfer stets lebhaft mitfühlte, genießen einer großen und wohlverdienten Popularität; er ist der Börne der Polen. Hiermit verlassen wir diese willkommene Gabe, unsern Lesern diese heitere und anregende Sammlung bestens empfehlend und der von dem Verfasser verheißenen Fortführung in lyrischen und epischen Proben der neuesten polnischen Literatur gern gewärtig!

4.

Charakteristiken historischer Frauen.

Die Frauen in der Geschichte. Ein historischer Versuch. Von Franz Freiherrn von Andlaw. Zwei Bände. Mainz, Kupferberg. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ungeachtet obiger Gegenstand von deutschen Schriftstellern neuester Zeit schon oft ist behandelt worden, so ist dennoch Grund vorhanden, denselben immer wieder aufzunehmen. Jedenfalls ist uns der Verfasser sehr willkommen, und wir werden ihn um so freudiger begrüßen, wenn wir ihn in seinem Werke weder einem Extrem noch einer charakterlosen Mitte huldigen sehen, damit er etwa auf einem dieser Wege den Frauen selbst seine Huldigung darbringe. Wirklich haben in unsern Tagen die Ansichten über das weibliche Geschlecht, über seinen Beruf, über seine Anlagen und Verdienste sich so überstürzt, sie sind so grell ins Aeußerste herüber- und hinübergespielt worden, dann wieder so im Faden der Mittelmäßigkeit sitzen geblieben, daß das Urtheil über die Frauen bei nicht wenigen fast schwankend geworden ist. Und das ist ein großer Uebelstand. Oder haben wir es nicht erlebt, daß der wildesten Emancipationswuth, die sich allen Ernstes anschickte, die Religion nur noch als Cultus anzuerkennen, der den Frauen dargebracht würde, alsbald jene traurige, auch durchaus unwahre wie unwürdige Behauptung folgte, das weibliche Geschlecht sei nur eine Neben- und Abart des männlichen, es sei eine unvollendete Menschenformation, daher auch von geringerer Intelligenz! Natürlich mußte der heutige Materialismus in seiner allbekannten Erbärmlichkeit Beifall klatschen, nur merkten die, welche sich männlicherseits über den Applaus freuten, nicht, daß es ihnen um nichts besser erginge als den so schmählich degradirten Frauen, denn ob der Löwe hervorragt über die Löwin, körperlich nämlich, in beiden wohnt ja doch nur — nach jenen materialistischen Starkgeistern — die Thierseele, und mit aller Seele ist es auch im Menschen gleich Null.

Das aber ist gewiß, es wird den Mann immer charakterisiren, wie er vom Weibe denkt, er wird damit das Urtheil über sich selbst sprechen, und auch hier gilt: wer andere ehrt, der ehrt sich selbst, und wer andere beschimpft, der beschimpft sein eigenes Wesen. Schon das Motto, welches der Verfasser von unserm Schiller wählte, beweist, daß er nicht „auf der Bank der

Spötter" mit so vielen Heutigen sitzt, und auch dem Weitern entnehmen wir, daß er die wichtigsten Probleme der Menschheit nicht in nichts auflöst, sondern ihrer wahrhaften Lösung gläubig entgegensieht. Dieser sittliche, edle Geist erfüllt das ganze Werk, und wenn der Verfasser auch nicht — außer in der Einleitung aphoristisch — auf den Beruf des weiblichen Geschlechts erörternd eingeht, so erhellt doch aus seiner einfachen Geschichte der Frauen, daß er ihnen mit den Männern dieselben Pflichten zuweist, daß er ihnen das gleiche geistige Vermögen zugesteht, daß er mit Recht nicht wenig von ihren intellectuellen Verdiensten zu rühmen weiß, aber auch unerbittlich ist in seinem Urtheil, ohne Unterschied des Ranges oder der Confession, wo sie sich an Recht und Gesetz vergingen, oder wo sie wol gar den Namen ihres Geschlechts durch Verbrechen brandmarkten. Daß der Verfasser im Fortgange seines Unternehmens sich von jedem der oben angedeuteten Extreme fern hält, versteht sich von selbst, dennoch können wir ihn nicht ganz davon freisprechen, daß er mit seinem Urtheil aus dem geschichtlich Gegebenen zu wenig selbständig hervortritt, daß er das Ueberlieferte zu wenig verarbeitet, daß seine Gestalten daher auch zu wenig Fleisch und Blut haben, zu wenig historische Lebendigkeit, weil ihre Eigenthümlichkeit nicht scharf genug erfaßt worden ist. Der Respect vor dem Gegebenen ist an einem Historiker gewiß im hohen Grade zu schätzen. Wir schätzen ihn hinlänglich an unserm Autor. Seine Bescheidenheit in der ganzen Tonart, sein offenes Geständniß, mehr als Dilettant zu verfahren, seine Anspruchslosigkeit, seine Arbeit nur einen „historischen Versuch" zu nennen, gereichen ihm zur Zierde. Dennoch mußte er sich bei seiner Liebe zur Geschichte bis zur Reproduction seines Gegenstandes erheben. Auch der Historiker darf nicht ganz der Phantasie entbehren; sie darf freilich nie verfälschen, nie auch nur entstellen, aber sie soll vergegenwärtigen, sie soll die Einzelnen zu einem Ganzen verbinden, sie soll sie in Scene setzen, in eine Scene, die der historischen Wirklichkeit entspricht. Hier nun vermissen wir viel bei dem Verfasser, während er uns durch die Einfachheit seines Verfahrens, durch die unerschütterliche Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit nach allen Seiten hin fesselt, immer wieder fesselt, und wir uns sagen müssen, daß die Lectüre seines Werks sehr nützlich sei, um sich Licht zu verschaffen über den historischen Sachstand der beiden Geschlechter, über die Gleichberechtigung der Frauen, über die unausweichlichen Folgen, welche das Gute und das Böse immerdar haben. Auch daß unser Autor, während er doch eigentlich eine Geschichte der Frauen gibt, nicht selten auf die Männer eingeht, die ihnen als Beirath zur Seite stehen, beweist einen feinen Takt für das sinnvolle Gesetz, nach welchem die Frau stets auf den Mann gewiesen ist, wie es sich in Kirche und Staat immer bewährt hat, ohne daß einem von ihnen ein Voraus vor dem andern damit gegeben wurde. Dennoch hätten wir auch für das Ganze bei dem Verfasser mehr künstlerischen Pragmatismus gewünscht.

Der erste Band geht bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, der zweite bringt die vier letzten Jahrhunderte. Auch die Eintheilung nach „Hauptstücken" will uns hier nicht zusagen. Die alte und die neueste Zeit sind etwas spärlich bedacht. Aber auch im Mittelalter ist manches wol zu kurz behandelt. Wir glauben, der Verfasser hätte besser gethan, manche Gestalt in seiner Darstellung wegzulassen, als daß er uns jetzt bisweilen kaum mehr als den Namen gibt, wogegen er wieder andere hätte aufnehmen und intensiv bei ihnen verweilen müssen. Auch die Bedeutendsten werden oft übermäßig kurz behandelt. Was wäre z. B. nicht über Monica, die treffliche, beizubringen gewesen, schon nach den Schriften des heiligen Augustinus, nach den herrlichen Gesprächen mit seiner Mutter, die jener uns mittheilt! Doch wir dürfen uns hier in derartige Details nicht verlieren. Am meisten gelingen dem Verfasser die Charakteristiken solcher Personen, die aus der Geschichte vielfach bekannt sind (nur daß er doch überraschende Züge geltend zu machen weiß), zumal solche, die eine gewisse historische Breite beherrschen. Auch für die Zeitalter Ludwig's XIV. und XV. wird man, was die Frauen betrifft, manche Ausbeute finden. Zu den gelungensten Partien des Werks gehören: Elisabeth von England und Maria Stuart, Christine von Schweden, Maria Theresia von Oesterreich und Joseph II., Katharina II. von Rußland u. s. w. Bisweilen vergreift sich der Verfasser etwas im Ausdruck. So heißt es II, 267: „ein wol unnöthiges Verbrechen". Wir halten dafür (und der Verfasser bei seiner streng moralischen, wahrhaft religiösen Gesinnung mit uns), jedes Verbrechen sei unnöthig, und zwar unter allen Umständen, und wenn S. 270, wo Herr von Lamartine citirt wird, derselbe unter anderm sagt: „groß in Verbrechen und Lastern", so mag das immerhin ein schimmernder, Antithesen und Farben schillernder Ausdruck sein, aber es ist auch ein unwahrer, denn der Mensch, sei er wer er wolle, ist im Verbrechen stets klein und erbärmlich. Wir Deutsche wollen das Geistreiche nicht, wir wollen keine brillante Redewendung, wenn dadurch das Schwarze weiß gemacht wird und unserm ethischen Urtheil Abbruch geschieht. Auch andere kleine Eilfertigkeiten sind dem Verfasser der „Frauen in der Geschichte" in der Darstellung hier und da begegnet, da man an solchen Stellen doch nicht überall Druckfehler annehmen kann. So, wenn es II, 80 heißt: „Es eröffneten sich für sie nie die Thoren von Fotheringhay." Dahin gehört auch: „ihr, wenngleich größtentheils sich selbst zugezogenes, Unglück" (II, 80). Wie wir bereits andeuteten, sind manche Frauengestalten von weitreichender Bedeutung dennoch mit großer Dürftigkeit behandelt. Wird II, 374 „George Sand" auch die „alle überragende" genannt, so sind doch die wenigen Zeilen, die daran geknüpft werden, so übereilt im Urtheil, daß die geniale Schriftstellerin besser unerwähnt geblieben wäre. Die Frauen aus den Kreisen Wieland's, Goethe's, Schiller's, Jean Paul's mußten in aller Lebendigkeit der Charakteristik in einem Werke, wie es der Verfasser unternahm, aufgeführt werden. Dasselbe gilt von der neuesten Zeit in Deutschland; trotz aller Verschrobenheit, die sich in unsern Tagen nicht selten gezeigt hat, sind hervorragende Frauengestalten nicht geringer Zahl in die Erscheinung getreten, mit denen die Nation bekannt gemacht werden mußte. Wie viele denken noch an Karoline von Woltmann, und doch war sie eine der Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts, und lebte und wirkte bis in unsere Tage hinein, stets wacker, tüchtig an Gesinnung, reich an Geist, gewandt im Ausdruck. Und wie viele und reiche Quellen fließen für das alles dem Forscher! Ich nenne nur unsere gehaltvolle Briefliteratur, wie sämmtliche Schriften Varnhagen's von Ense. Jeder Billigdenkende wird zugeben, daß Lücken in einem derartigen Werke wie das vorliegende zu entschuldigen, aber nicht wünschenswerth sind. Noch bemerken wir, daß die hier beurtheilte Schrift von Lehrern und Lehrerinnen an Töchterschulen wol zu benutzen wäre, da sie vielen Stoff und viele Anregungen bietet, den Sinn für geschichtliche Wahrheit belebt; daß sie aber nicht „Kindern", nicht „jungen Mädchen" in die Hand zu geben ist, wie der Verfasser mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit selbst zur Sprache bringt. Dennoch ist das Werk ein Sittenspiegel, wie er unserer Zeit noth thut, vor den zu treten, in den hineinzublicken sich reichlich lohnt. Wir wünschen dem Verfasser eine zweite Auflage, in der er manches tilgen, manches weiter ausführen, aber auch vieles neu bringen wird, obwol es auch hier nicht auf die Masse, sondern auf die strengste Auswahl ankommt.

Alexander Jung.

Ueber literarische Selbstbesprechungen.

Die anregenden Bemerkungen „Ueber Selbstkritiken" in Nr. 4 d. Bl. sprechen es unverhohlen aus, daß die Recensionen, welche Schriftsteller anonym über ihre eigenen Erzeugnisse schreiben oder unter fremder Chiffre in ihrem Sinne schreiben lassen, meist als „Selbstbelobungen" erscheinen. Dadurch aber kann ihnen der Name „Selbstkritiken" nur uneigentlich zukommen, denn die Kritik erfordert eine andere Begründung als das eigene Bewußtsein einer guten und beachtenswerthen Leistung. Jene Anzeigen, wie sehr sie auch als offene Geheimnisse gelten können,

tragen gerade durch die scheinheilige und tagesscheue Geheimhaltung ihrer Verfasser in der That nur allzu sehr das Gepräge der Unehrenhaftigkeit an sich und sind himmelweit verschieden von den Selbstbesprechungen, welche durch die eigene Namensunterschrift des Verfassers des besprochenen Werks und zugleich des Referats geheiligt werden. Solche Selbstbesprechungen finden wir aber principiell nur in einer einzigen, auch in weitern Kreisen beachteten Zeitschrift vertreten, in den „Göttinger gelehrten Anzeigen", in dem Organe der göttinger Akademie der Wissenschaften. Die Ordnung bringt es dort mit sich, daß die Mitglieder der Societät oder auch nur der Universität über ihre Werke selbst referiren, sie „anzeigen", wie der technische und zugleich bezeichnende Ausdruck für diese Art der literarischen Mittheilung ist. Eine solche Einrichtung, wie sie sich hier in einem geschlossenen Kreise von Mitarbeitern und in ausschließlicher Beziehung auf gelehrte Erzeugnisse durch eine lange Reihe von Jahren bewährt hat, verdiente aber mit gewissen Einschränkungen für das allgemeine literarische Leben zum Vorbilde genommen und nutzbar gemacht, mit andern Worten zur literarischen Sitte erhoben zu werden. Es sei gestattet diesen Gedanken mit einigen Worten über seine Zweckmäßigkeit zu begleiten.

Jeder Schriftsteller, das ist eine nicht zu widerlegende Thatsache, weiß immer selbst am besten, was er mit seinem Buche beabsichtigte und welches die Kräfte, äußere und innere, waren, über welche er bei der Abfassung verfügen konnte. Er wird eher als ein Fremder, der erst mühsam und nicht immer sicher seinen Spuren folgen muß, dem Leser ein Bild seines Vorhabens und seiner Leistung entwerfen können. Bei Büchern, die nicht blos der leichten Unterhaltung dienen sollen, sondern die eine aufmerksame und bedächtige Lectüre erfordern, wird er die Punkte hervorheben, die er hauptsächlich beachtet wünscht, für schwächere Theile, welche einem gewissenhaften und nicht verblendeten Autor niemals verborgen bleiben, wird er um Nachsicht bitten, neu gewonnene Forschungen und Ergebnisse wird er als ergänzende Nachträge mittheilen können, er wird überhaupt am ehesten im Stande sein, das Verlangen des Lesers nach der genauern Kenntniß des betreffenden Werks rege zu machen. Wie anziehend, wenn wir unter anderm in d. Bl. hervorragende Schriftsteller als ihre eigenen Referenten erblickten! Wie lehrreich würden die Einblicke in die geistige Werkstätte der künstlerischen und forschenden Thätigkeit sein! Ganz abgesehen von dem Nutzen, der einem Blatte durch eine solche Mitarbeiterschaft bedeutender Namen erwachsen könnte, wäre auch in anderer Beziehung die Errichtung der Selbstbesprechungen nicht wenig gewinnbringend für das literarische Interesse, sie würde dem leichten, oft handwerksmäßigen Referiren, das sich nur zu gern mit Abschreiben der Einleitung und der Mittheilung von Stellen genügen läßt, eine Schranke setzen; man würde, da unmöglich die Referate aus fremder Feder abzuschaffen sind, aus den (vorausgesetzt guten) Selbstbesprechungen lernen, wie man anzeigen solle und wie man es nicht solle. Denn nur eines Blicks bedarf es in die ältern Literaturzeitungen, um sogleich zu erkennen, daß wir in der Kunst, den Intentionen der Schriftsteller gerecht zu werden, keineswegs uns ...nes Fortschritts zu erfreuen haben. Nun wird freilich bei ...ner Selbstbesprechung von Kritik nicht die Rede sein können, ...nn wenn jene Thatsache besteht, daß jeder Schriftsteller sein ...ster Referent ist, so gilt die andere nicht minder als sicher, ...ß er es in der Regel am wenigsten sein wird, der sein Werk ...ch zu beurtheilen vermag. Kritik fordern wir, und dennoch ...üssen wir uns gestehen, daß wir die wahre, echte Kritik nur ...ten in den Literaturzeitungen antreffen, und zwar deshalb, weil ... Anzeigen unsicher zwischen Referat und Recension hin- und ...schwanken und weil die Begründung von Lob und Tadel meist ...e unbezahlte Schuld bleibt. Wir müssen uns freuen, daß der ...n unserer Zeitschriften ein besserer und anständigerer geworden ...; doch kann nicht geleugnet werden, daß wir im ganzen auf ...n Gebiete der literarischen Kritik rückwärts gegangen sind. ...rade die Selbstbesprechungen schließen nicht nur Beurtheilungen von anderer Seite nicht aus, sondern machen sie in manchen Fällen erst recht wünschenswerth. Zwar wird es nicht im Wunsche der Leser liegen, ein jedes Werk öfter besprochen zu sehen, und in der Praxis könnte bei dem massenhaft sich aufthürmenden Stoffe selbst die ausgedehnteste Zeitschrift einer solchen Maßregel nicht genügen; allein bei wirklich hervorragenden Literarerzeugnissen wird sogar nach einer durch den Autor gegebenen Anzeige das Verlangen erwachen, nun auch von competenter Seite bestätigt oder verworfen zu wissen, was das eigene Urtheil sich zu entscheiden nicht getraut. Der Kritiker, der die Aufgabe hat, als unparteiischer Richter Vorzüge und Mängel nachzuweisen, kann nach vorhergegangenem Selbstreferate des Autors geradeswegs auf sein Ziel lossteuern, er braucht nur Kritiker und nichts anderes zu sein. Und welche Erleichterung, aber auch welche Waffe ist ihm durch jene Selbstbesprechung geboten! *)

68.

Notizen.

Statue oder Büste?

Als zuerst das Project auftauchte, dem Dichter Platen ein Denkmal zu errichten, wurde vielfach hin- und hergestritten, ob Platen auf eine solche Auszeichnung Anspruch habe und ob es überhaupt zulässig sei, Dichtern und Denkern Statuen zu errichten, welche sie in ganzer Leibesgestalt darstellen. Schopenhauer hat sich dagegen erklärt, und seine Ansicht in eigenthümlich geistreicher Weise motivirt. Gwinner in seiner Biographie Schopenhauer's erzählt: „Im Jahre 1837 hatte sich in Goethe's Vaterstadt ein Comité gebildet, dem größten Dichter der Nation ein Denkmal zu errichten. In dieser Angelegenheit wollte Schopenhauer seinen Theil dazu beitragen, daß das Rechte getroffen werde und übergab dem Ausschuß ein Privatgutachten, worin er ausführte, daß ganze Figuren (statuae equestres et pedestres) zu öffentlichen Denkmälern, die nur durch Erhabenheit und Einfalt wirken könnten, ausschließlich solchen Personen angemessen seien, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, ja wol auch noch mit Arm und Bein für die Menschheit thätig gewesen, also Kriegshelden, Herrschern, Staatsmännern, Volksrednern, Religionsstiftern, Reformatoren und Heiligen; daß dagegen Männern von Genie, also Dichtern, Philosophen und Gelehrten, die nur mit dem Kopfe der Menschheit gedient hätten, blos eine Büste gebühre, weil sie keine heroische Stellung vertrügen, jede andere aber dem Spotte von irgendeiner Seite zur Zielscheibe diene. Er berief sich dabei auf das Beispiel der fein fühlenden Alten, welche diese Regel dergestalt befolgt hätten, daß die wenigen Ausnahmen, wie die sitzenden ganzen Figuren des Menander und Philemon im Vatican und der überdies zweifelhafte Aristoteles im Palast Spada wahrscheinlich nicht als öffentliche Monumente gedient hätten. Die abweichenden Grillen der Neuern kämen dagegen nicht in Betracht." Schopenhauer hätte noch zwei Bedenken geltend machen können: Dichter und überhaupt Schriftsteller haben oft nur für ihre Zeit und nur für die Nation, der sie angehören, Werth und Bedeutung; nicht selten verdanken sie ihren Ruhm sogar einem fehlerhaften und vorübergehenden Zeitgeschmack. Beeilt man sich, unmittelbar nach ihrem Tode sie durch ein Standbild zu verewigen, so verewigt man in gewissen Fällen vielleicht nur eben diesen verwerf-

*) Der Vorschlag des Verfassers wird sich freilich wol immer nur innerhalb einer geschlossenen gelehrten Societät wie diejenige, welche sich um die „Göttinger gelehrten Anzeigen" geschart hat, oder in einer vorzugsweise zu einem solchen Zwecke gegründeten und eingerichteten Zeitschrift realisiren lassen. Ein Literaturblatt wie das unserige wird sich wol nur sehr ausnahmsweise zu der Aufnahme solcher eingehenden Selbstbesprechungen verstehen können, selbst wenn deren Verfasser alle dazu erforderlichen Garantien und Bedingungen (Namensnennung u. s. w.) erfüllt hätte. Immerhin ist es aber interessant und nützlich, Fragen dieser Art zur öffentlichen Discussion zu bringen.

D. Red.

lichen Zeitgeschmack und gibt sich dadurch dem Spotte oder der Verwunderung künftiger Jahrhunderte preis. Wäre man schon zu Lohenstein's Zeiten von der Statuenmanie so wie heute besessen gewesen, so würde man wahrscheinlich diesem bombastischen Poeten ein Standbild in Lebensgröße errichtet haben und uns, den Nachlebenden, würde dadurch nur ein Anlaß geboten gewesen sein, an den kolossalen Dimensionen dieser Statue die kolossalen Dimensionen des damaligen Zeitungeschmacks zu ermessen. Ferner erscheint gerade in Deutschland manches Dichter- und Gelehrtenstandbild als ein ewiger Vorwurf für die Deutschen selbst, indem es in einem zu schneidenden Widerspruch steht mit der kümmerlichen Existenz, welche der betreffende Dichter oder Gelehrte führte. Sowol Winckelmann als Platen mieden und verachteten Deutschland, und zwar Platen, was auch der mit Glücksgütern gesegnete Felix Mendelssohn in seinen Briefen über Platen's Deutschenhaß sagen mag, aus persönlich stichhaltigen Gründen, über die sein Tagebuch und seine Briefe Aufschlüsse genug enthalten. Jetzt stehen sie da in der herausfordernden Gestalt kolossaler Erzbilder! Dadurch wird das an ihnen begangene Unrecht nicht gesühnt, sondern nur das schmachvolle Angedenken daran verewigt. Beiläufig erwähnen wir hier, daß Schopenhauer auch an der unter dem Frontispice der frankfurter Stadtbibliothek befindlichen Inschrift: „Studiis libertati reddita civitas", begründete Ausstellungen machte; er meinte, diese Inschrift enthalte in vier Worten drei Fehler, sodaß Cicero deren Sinn: „Litteris recuperata libertate civitas", wol schwerlich herausfinden würde.

Eine Balladensammlung.

Der Herausgeber d. Bl. hält es für eine Pflicht der Artigkeit, den Lesern d. Bl., die er ja hoffentlich auch als seine persönlichen Freunde betrachten darf, seine soeben im Brockhaus'schen Verlage erschienene „Balladenchronik. Erzählende Gedichte ernster und humoristischer Gattung" mit wenigen Zeilen zur Anzeige zu bringen. Veranlaßt wurde ich zu dieser Herausgabe einmal durch einen von Julius Hammer im Feuilleton der sächsischen „Constitutionellen Zeitung" auf Anlaß meiner „Gedichte" (Leipzig 1859) ausgesprochenen Wunsch, daß es mir gefallen haben möge, die Balladen von meinen übrigen Gedichten abzutrennen und als besonderes Bändchen erscheinen zu lassen, sodann durch einen in der Vorbemerkung mit folgenden Worten angedeuteten Umstand: „Einem Dichter kann es wol geschehen, daß ihn in einem gewissen Zeitmoment das Gefühl überrascht, als habe er nun mit dieser oder jener Gattung seines dichterischen Schaffens abgeschlossen, und in den meisten Fällen wird dieses sich plötzlich aufdrängende Gefühl ein richtiges sein. So ist es mir in Betreff der Balladenproduction ergangen, und ich glaube, mit vorliegendem Bändchen, das ich meinen Freunden und Liebhabern erzählender, namentlich auch humoristischer Dichtungen hiermit empfehle, mein Schaffen als Balladendichter zum Abschluß gebracht zu haben und dem Publikum einen kleinen Kranz epischer Dichtungen zu bieten, dem sich schwerlich noch eine neue Blüte und Nachblüte anreihen dürfte." Es sind demnach in dieses Bändchen sämmtliche bereits in der obenerwähnten Sammlung meiner Gedichte enthaltenen epischen Gedichte ernster und humoristischer Gattung vollständig übergegangen und die seit 1857 neu entstandenen Balladen und komischen Erzählungen hinzugefügt worden, wodurch sich der frühere Balladenvorrath etwa um ein Drittheil vermehrt hat. Dieses ethnographische, bald historisch oder mythisch gegebene, bald erfundene Stoffe behandelnde, bald in ernst tragischen, bald in satirisch launigen Farben sich bewegende Kaleidoskop von Geschichten aus dem alten Rom, aus Indien, Arabien, England, Irland, Schottland, Frankreich, Norwegen, Siebenbürgen, der Schweiz und verschiedenen deutschen Vaterländern, die namentlich der Satire und Laune sehr artig und ergiebig zu Hülfe kamen, kann man zu einem billigen Preise haben; denn in der That möchte diese Sammlung zu den im Verhältniß zu ihrem Umfange wohlfeilsten Gedichtsammlungen des heutigen Tags gehören. Haben die Leser einiges Vertrauen zu der kritischen Thätigkeit des Herausgebers d. Bl. gewonnen, so mögen sie nun auch einiges Vertrauen zu seiner Fähigkeit als poetischer Erzähler gewinnen. Die Dichter einer frühern Periode waren meist auch mit vielem Eifer auf dem Felde der Kritik thätig; warum sollten die poetische und die kritische Thätigkeit gerade in unsern Tagen gesonderte oder gar feindselige Mächte sein?

H. M.

Zur Kenntniß der Uebergriffe Frankreichs.

Nachfolgende unter dem Titel „Feindseligkeiten der Franzosen gegen Deutschland. Ein Warnungsruf aus der Vergangenheit an die Gegenwart und Zukunft. Von Karl Strack" (Leipzig, Schlicke, 1862) erschienene Schrift hat die anerkennungswerthe patriotische Tendenz, durch Spiegelbilder der Vergangenheit die deutschen Machthaber und Völker zu warnen vor ihrem alten Erbfehler, der Uneinigkeit unter sich, die gerade jetzt wieder in den peinlichsten Spaltungen unter den Groß-, Mittel- und Kleinstaaten offen hervorzubrechen droht, ungeachtet der bei der allgemeinen problematischen Weltlage von außen, zunächst immer von jenseit des Rhein her möglich werdenden und zum festen Zusammenhalten mahnenden Gefahren. Zu diesem Zwecke bietet der Verfasser eine gedrängte Darstellung folgender Geschichtsperioden: „Wegnahme der Bisthümer Metz, Toul und Verdun"; „Dreißigjähriger Krieg"; „Eroberungen Ludwig's XIV."; „Oesterreichischer Erbfolgekrieg und Siebenjähriger Krieg"; „Revolutionskrieg"; „Auflösung des Deutschen Reichs"; „Preußens Erniedrigung"; „Oesterreichs Erhebung"; „Deutschlands Befreiung". Leider hält sich die Darstellung im allgemeinen zu sehr auf der Oberfläche und geht in ihrer speciellen Aufgabe, das Unglück und die Schmach Deutschlands in den betreffenden Geschichtsmomenten aus dessen Uneinigkeit nachzuweisen, nicht genug auf den Grund. Sie beschäftigt sich mehr mit den Wirkungen als mit den Ursachen und macht, wol vorzugsweise mit aus diesem Grunde, schließlich zu sehr den Eindruck einer Dilettantenarbeit. Einer sorgsamen Revision scheint der Verfasser seine Arbeit nicht unterzogen zu haben; denn S. 16 geschieht Heinrich's IV. Uebertritt zum Katholicismus „1693" statt 1593, S. 17 zieht der dänische König „Christian III." statt Christian IV. gegen Tilly und Wallenstein zu Felde, S. 18 wird das Restitutionsedict „1529" statt 1629 veröffentlicht u. s. w. Möglicherweise sind diese falschen Jahreszahlen Druckfehler, die zu berichtigen man aber nicht einem Berichterstatter hätte überlassen sollen.

62.

Ein Handwerksroman.

In einem zweibändigen Roman: „Handwerk und Industrie" (Leipzig, Grunow, 1860), führt uns dessen Verfasser, Paul Stein, in die kleinen Verhältnisse des Lebens im Handwerkerstande ein; er schildert uns in der Familie Großheimer die Repräsentanten des alten zunftmäßigen Handwerks, das seinen goldenen Boden hatte und zugleich auch namentlich in den Söhnen das Streben der neuern Zeit, das Handwerk aus seinen engen Schranken zu mehr industriellem kaufmännischen Wesen emporzuheben. Zugleich zeigt er an den Söhnen des in Amerika durch seine kaufmännischen Unternehmungen reich gewordenen Strehlen, wie gefährlich die Bahn allzu gewagter Speculationen ist und wie dieselbe oft in ein Leben voller Schulden oder in Bankrott verwickelt. Die Familie Großheimer vollführt trotz des entschieden am Alten hängenden Vaters diesen Uebergang zur Gründung neuer Verhältnisse in den Personen Karl und Ludwig zu ihrem Vortheile, während die Söhne des Kaufmanns Strehlen in ihren Unternehmungen scheitern. Das Thema ist gewiß ein zeitgemäßes, aber die Behandlung ist zu breit und läßt auch sonst manches zu wünschen übrig. Es sind, wie gesagt, doch immer nur die gewöhnlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er vor unsern Blicken aufrollt:

kühl und langsam gehen wir dem Ziele zu und gewinnen nur selten einen Höhepunkt, von dem aus man einen weitern freiern Blick in das Treiben des menschlichen Lebens werfen könnte. In stilistischer Hinsicht wäre zu tadeln, daß die große Masse attributiver Beiwörter, von denen der Verfasser ein großer Liebhaber zu sein scheint, der Schreibweise einen etwas gezierten Charakter verleiht, während der Verfasser andererseits es mit dem Sprachgebrauche nicht sehr genau nimmt, und z. B. „wegen" fortwährend mit dem Dativ construirt und von einer „hartgeschafften Hand" u. s. w. spricht. 23.

Bibliographie.

Arnd, K., Das System Wilhelm Roscher's gegenüber den unwandelbaren Naturgesetzen der Volkswirthschaft. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 10 Ngr.

Beiträge zur deutschen Geschichte in den Jahren 1814 und 1815. Aus Correspondenzen und Tagebüchern zusammengestellt. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 12 Ngr.

Carriere, M., Lessing, Schiller, Göthe, Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Cornelius, C. A., Studien zur Geschichte des Bauernkriegs. München, Franz. 1861. Gr. 4. 25 Ngr.

Fallmerayer, J. Ph., Das Albanesische Element in Griechenland. III. Abtheilung. Was man über die Thaten und über die Schicksale des Albanesischen Volks von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu seiner Unterjochung durch die Türken nach dem Tode Skander-Begs mit Sicherheit wissen kann. München, Franz. 1860. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Fischer, J. G., Saul. Ein Drama. Stuttgart, Cotta. 8. 15 Ngr.

Grosse, J., Novellen. 1ster Band. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Herminenthal, R. J. v., Der Soldatenstand. Charakteristisch bearbeitet. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirsch, R., Staub von der Reise. Zwei Theile. Wien, Leben u. Mundt. 1861. 8. 1 Thlr.

Hobann, J., und S. Meyer, Der Traum des Mediziners. Fastnachtsspiel zum ersten Stiftungs-Feste des Vereins Breslauer Aerzte. Breslau, E. Trewendt. 8. 8 Ngr.

Klein, J. L., Strafford. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Besser. Br. 8. 25 Ngr.

Klopp, O., Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein. Mit Beziehung auf die Schrift des Hrn. Sybel: Die deutsche Nation und das Kaiserthum. Hannover, Klindworth. Lex.-8. 12 Ngr.

Lange, R., Soldaten-Leben in Liedern. Halle, Hendel. 16. 5 Ngr.

Latendorf, F., Agricola's Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammler, nebst kritischen Bemerkungen über die Sprichwörter und Sprichwörtersammlungen der Gegenwart. Schwerin, Bärensprung. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lohmann, P., Valmoda. Eine dramatische Dichtung. Leipzig, Matthes. 16. 12 Ngr.

Mützelburg, A., Der Erbstreit. Roman. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Orianda. Eine Novelle von der Verfasserin von Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Ow, A. C. N. Freih. v., Cäcilia oder die Tradition der sixtinischen Kapelle in Rom. Historischer Roman. Eine Reliquie. München, Lentner. 12. 7½ Ngr.

Allgemeine Pianoforte-Zeitung. Organ für Hausmusik. Jahrgang 1862. 10 Nummern. Leipzig, C. Schäfer. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 3te Folge. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Presber, H., Ein Anempfinder. Novelle. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. v., Die Frau im Sprichwort. Leipzig, Fries. 8. 15 Ngr.

Sartorius, J. B., Die Mundart der Stadt Würzburg. 1ste Lieferung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 16 Ngr.

Schlichtkrull, Aline v., Stein. Eine Biographie für's Volk. Berlin, Besser. Gr. 16. 10 Ngr.

Schlemm, L., Karl der Fünfte. Drama. Berlin, Thiele. 8. 1 Thlr.

Seibert, C. G., Geschichte des Königreichs Neapel. 1ster Theil. Von der Gründung des Reiches durch die Normannen bis zum Untergang des aragonischen Hauses. 1050—1505. Bremen, Strack. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Senn, J., Glossen zu Göthe's Faust. Innsbruck, Wagner. 8. 4 Ngr.

Silberstein, A., Dorfschwalben aus Oestreich. Geschichten. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sturm, K., Geschichte des Protestantismus in dem österreichischen Kaiserstaat. 1ster Band. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Tasso's, T., befreites Jerusalem. Neu und in reinen Reimen übersetzt von F. C. Jochem. Zwei Theile. Gießen, Ricker. Gr. 16. 1 Thlr.

Thudichum, F., Der altdeutsche staat, mit beigefügter übersetzung und erklärung der Germania des Tacitus. Giessen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weyden, E., Köln am Rhein vor 50 Jahren. Sitten-Bilder nebst historischen Andeutungen und sprachlichen Erklärungen. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Dr. Gustav Friedrich Wiggers. Ein Denkmal. Leipzig. 1861. Gr. 8. 5 Ngr.

Wild, A., Die Niederlande. Ihre Vergangenheit und Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr.

Willatzen, P. J., Gedichte. 2te Sammlung. Bremen, Strack. 16. 1 Thlr.

Willkomm, E., Am grünen Tische. Vier Criminalgeschichten. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wirsing, R., Das deutsche Theater. Eine Darstellung der gegenwärtigen Theaterzustände nebst Andeutungen zu einer zweckmäßigen Reform und Bühnenleitung. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zagler, J. J., Erzählungen. 1ster Band. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Neueste Aktenstücke zur deutschen Frage. I. Berlin, A. Abelsdorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Leo, F. A., Deutsche Einflüsse in Dänemark. Vortrag gehalten im Concertsaale des Königlichen Schauspielhauses am 5. Februar 1862. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Todsünden gegen das Herzogthum Schleswig oder das gemißhandelte und verhudelte Land. Ein Mahn- und Warnungs-Ruf an Holsteins Stände und Volk. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 4 Ngr.

Urkundenbuch zur deutsch-dänischen Angelegenheit. Vom 29. October 1857 bis December 1861. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie steht die Kunst in Oesterreich? Eine Betrachtung aus Anlaß der Londoner Kunstausstellung. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Wislicenus, A. T., Das preußische Gottesgnadenthum. Festrede am Krönungstage, den 18. October 1861, in der christkatholischen (freien) Gemeinde in Berlin. Berlin, Lobeck. 1861. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 27. März 1862.

Inhalt: Zur Literatur über Glauben und Wissen. Von Julius Frauenstädt. — Amerikanische Zustände. — Die Frauen in der Poesie und im Sprichwort. — H. Petermann, Reisen im Orient. — Romanliteratur. — Streitige historische Facta. — Notiz. (Literarische Mittheilungen aus England.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur über Glauben und Wissen.

Es gibt Fragen, für deren Beantwortung man weit besser thut, sich an die Geschichte als an die Gelehrten zu wenden. Die Gelehrten verwirren uns nur allzu oft durch ihre Widersprüche; die Antworten der Geschichte hingegen auf die ihr gestellten Fragen sind einfach und klar, wie die der Natur.

Fragen wir nun die Geschichte, wie es sich mit dem Gegensatz des Glaubens und Wissens und dessen Versöhnbarkeit oder Unversöhnbarkeit verhält, so ist ihre Antwort einfach diese: in dem Maße, als der Glaube in einer Zeit vorherrschend ist, tritt die Wissenschaft zurück und sinkt fast auf Null. Umgekehrt, in dem Maße, als die Wissenschaft sich einer Zeit bemächtigt, schwindet der Glaube und wird fast unsichtbar. Man vergleiche nur das Mittelalter mit der Neuzeit in dieser Beziehung.

Somit bewahrheitet die Geschichte, was Schopenhauer so treffend sagt:

Die, welche wähnen, daß die Wissenschaften immer weiter fortschreiten und immer mehr sich verbreiten können, ohne daß dies die Religion hindere, immer fortzubestehen und zu floriren, sind in einem großen Irrthum befangen. Physik und Metaphysik sind die natürlichen Feinde der Religion, und daher diese die Feindin jener, welche allezeit strebt, sie zu unterdrücken, wie jene sie zu unterminiren. Von Friede' und Uebereinstimmung beider reden zu wollen ist höchst lächerlich; es ist ein bellum ad internecionem. Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben. Omar, Omar hat es verstanden, als er die alexandrinische Bibliothek verbrannte: sein Grund dazu, daß der Inhalt der Bücher entweder im Koran enthalten, oder aber überflüssig wäre, gilt für albern, ist aber sehr gescheidt, wenn nur cum grano salis verstanden, wo er alsdann besagt, daß die Wissenschaften, wenn sie über den Koran hinausgehen, Feinde der Religionen und daher nicht zu dulden seien. Es stände viel besser um das Christenthum, wenn die christlichen Herrscher so klug gewesen wären, wie Omar. Jetzt aber ist es etwas spät, alle Bücher zu verbrennen; die Akademien aufzuheben, den Universitäten das pro ratione voluntas durch Mark und Bein dringen zu lassen, um die Menschheit dahin zurückzuführen, wo sie im Mittelalter stand. Und mit einer Hand voll Obscuranten ist da nichts auszurichten: man macht diese heutzutage an, wie Leute, die das Licht auslöschen wollen, um zu stehlen. So ist es denn augenscheinlich, daß nachgerade die Völker schon damit umgehen, das Joch des Glaubens abzuschütteln; die Symptome davon zeigen sich überall, wiewol in jedem Lande anders modificirt. Die Ursache ist das zu viele Wissen, welches unter sie gekommen ist. Die sich täglich vermehrenden und nach allen Richtungen sich immer weiter verbreitenden Kenntnisse jeder Art erweitern den Horizont eines jeden je nach seiner Sphäre so sehr, daß er endlich eine Größe erlangen muß, gegen welche die Mythen, welche das Skelet des Christenthums ausmachen, dermaßen einschrumpfen, daß der Glaube nicht mehr daran haften kann. Die Menschheit wächst die Religion aus, wie ein Kinderkleid; und da ist kein Halten, es platzt. Glauben und Wissen vertragen sich nicht wohl im selben Kopfe; sie sind darin wie Wolf und Schaf in einem Käfig; und zwar ist das Wissen der Wolf, der den Nachbar aufzufressen droht. („Parerga und Paralipomena", zweite Auflage, §. 182.)

Zwar hat man in unserer Zeit staunenswerther Erfindungen auch ein Mittel erfunden, den Wolf und das Schaf in einem Käfig zu beherbergen, ohne daß dieses von jenem gefressen wird. Rudolf Wagner ist es, dem das Verdienst dieser bewundernswerthen Erfindung gebührt. Er hat es nämlich mittels der „doppelten Buchhaltung" bei sich dahin gebracht, den „schlichten, einfachen Köhlerglauben" (das Schaf) mit der „größten Skepsis" (dem Wolf) zu paaren. Schade nur, daß dieses Kunststück noch keinem andern hat gelingen wollen, als seinem Erfinder, dem göttinger Physiologen! Mir wenigstens hat es, so oft und so redlich ich mich auch darum bemüht habe, nie gelingen wollen; der Wolf hat immer in mir das Schaf aufgefressen; und ich bin a priori überzeugt, daß es jedem andern meiner Zeitgenossen ebenso gegangen sein wird, ja daß es Rudolf Wagner selbst so gegangen ist. Denn der Geist des Menschen ist einmal keine Sammlung von Schubladen, in deren einer „Köhlerglaube", in der andern „Skepsis" steckt, und bald diese, bald jene nach Belieben sich hervorziehen läßt; sondern der Geist ist ein lebendiger Organismus, der sich nur das seinem Wesen und seiner Entwickelung jedesmal Gemäße assimiliren kann, alles Fremdartige aber ausstoßen muß, wenn er nicht zu Grunde gehen soll.

Doch, was nicht in einem und demselben Geiste beisammen bestehen kann, kann doch sehr wohl in getrennten Geistern nebeneinander bestehen. Jede Zeit hat,

obgleich nur eins der Grundcharakter derselben sein kann, entweder der Glaube oder das Wissen, doch Gläubige und Wissende zugleich nebeneinander aufzuweisen, und in Bezug auf diese entsteht also die Frage, ob sich denn dieselben ebenso ausschließend und feindselig gegeneinander verhalten müssen, wie der Glaube und das Wissen an sich?

In frühern Zeiten freilich ist das unverträgliche Verhältniß zwischen Glauben und Wissen in gegenseitige Feindseligkeit der Gläubigen und Wissenden gegeneinander ausgeartet. Die Gläubigen haben sich gegen die ketzerischen Freigeister der Scheiterhaufen bedient; diese ihrerseits haben die Gläubigen ob ihres albernen Glaubens mit Voltaire'schem Spott und Hohn übergossen.

Aber unsere Zeit, in der sich doch der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen am schärfsten zugespitzt hat, ist endlich zu der Erkenntniß gekommen, daß das persönliche Verhältniß der Gläubigen und Wissenden zueinander von jenem sachlichen Gegensatze zu sondern ist; daß, wenngleich der Glaube das Wissen oder das Wissen den Glauben auffrißt, doch darum Gläubige und Wissende einander nicht verspeisen dürfen. Können doch in einem gesellschaftlichen Cirkel Menschen von den verschiedensten Ansichten und Standpunkten einander, trotz der Unvereinbarkeit ihrer Ansichten und Standpunkte, human begegnen, können einander gegenseitig achten und schonen: warum soll also nicht dasselbe friedliche Verhältniß zwischen Gläubigen und Wissenden im Staate bestehen können? Es bedarf dazu nur der Anerkennung der Gewissensfreiheit als des gemeinsamen Bodens, auf dem alle, sie mögen sich zu den Gläubigen oder zu den Männern der Wissenschaft halten, zu stehen haben; und dieser Boden ist ja jetzt wol allgemein anerkannt. Die Stahl'sche Behauptung, daß „die Cardinaltugend des Christenthums ein Anderes und Entgegengesetztes ist als die Toleranz", ist als ein Curiosum vereinzelt geblieben. Es haben sich ihr nur die Ultramontanen, wie Clemens Graf zu Brandis u. a., angeschlossen. (Vgl. unsern Artikel in Nr. 24 d. Bl. f. 1861 über „Tendenziöse und tendenzlose Politik".) Dagegen darf man es wol als die allgemeine Ansicht unserer Zeit betrachten, daß, wie Baumgarten in seinem am 31. Januar 1859 in der Tonhalle zu Hamburg gehaltenen Vortrag über „Glaube und Gewissensfreiheit" sagt, „jede andere Art der Verbreitung des Glaubens, als die, welche durch geistige Einwirkung auf die gewissenhafte Ueberzeugung geschieht", un- und widerchristlich sei. Und ebenso darf man es als die allgemeine Ansicht unserer Zeit ansehen, daß den aufrichtig Gläubigen von seiten der Wissenschaftsmänner, mögen sie den Glauben jener auch immerhin als falsch und ungereimt erkennen, doch anders zu begegnen sei, als mit frivolem Spott und Hohn; weil jeder aufrichtige Glaube Schonung verdient und nur jene Tartufes schonungslos zu geiseln sind, die das „Herr Herr" auf den Lippen führen, im Herzen aber Schelme sind.

Somit kann sich unsere Zeit rühmen, den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen zwar schärfer zum Bewußtsein gebracht zu haben als frühere Zeiten, dabei aber doch das Verhältniß zwischen Gläubigen und Wissenden humaner gestaltet zu haben, als es früher war.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich nun dazu über, aus der Menge der in den letzten Jahren über Glauben und Wissen erschienenen Schriften, zwei der beachtungswerthern hervorzuheben:

1. Wissen und Glauben, ihr Zwiespalt zu unserer Zeit und der Weg ihrer Aussöhnung. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Nordhausen gehalten am 8. Februar 1860 von Ernst Rudolf Redepenning. Nordhausen, Förstemann. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.
2. Ueber Unglauben, Pietismus und Wissenschaft. Ein Beitrag zum Verständniß unserer Zeit und ihrer Aufgaben, von J. P. Romang. Zürich, Schultheß. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Redepenning's Weg zur Aussöhnung zwischen Glauben und Wissen in der ersten der angeführten Schriften ist folgender:

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Scheiden wir aus der Glaubenslehre das aus, was in das Gebiet des Wissens gehört, untersuchen wir es, wiefern es denn wirklich ein Gewisses ist oder wo nicht, in welchem Grade es als wissenschaftliche Hypothese dem obwaltenden Zwecke genügt. Dabei vergesse man nicht, daß auch in jedem Irrigen immer noch irgendein Rest von Wahrheit vorhanden sein muß, und daß kein menschlicher Ausdruck je die ganze göttliche Wahrheit erschöpft.

Der Glaube kann die Wissenschaft nicht entbehren, wenn er nicht ins Unbestimmte verschwimmen oder in tausend Schwärmereien entarten und verkommen soll, die Wissenschaft aber bedarf des Aufflugs über die eigenen Grenzen hinaus: sie muß ihn wagen, will sie nicht mit dem traurigen Endergebnisse abschließen, daß was sie nicht mit ihren Mitteln zu finden im Stande ist, auch überhaupt nicht sein könne, nicht sei; wie es die Weisheit jenes Vogels der Wüste ist, der das alles hinwegwähnt, was er nicht sieht, wenn er den Kopf unter die eigenen Flügel versteckt. Selbst das, was die Wissenschaft weiß, will nicht nur gewußt, es will auch geglaubt sein. Das Wissen weilt in der hohen, sonnenhellen, aber von keinem Strahle des Lichts durchwärmten Region des Gedankens: aus dieser muß dasselbe in die Welt des geistigen Vollempfindens und Lebens hinein; mit dem Glauben schließt unser Wissen. Wollen wir aber da glauben, wo es das Wissen gilt, die redliche Arbeit des forschenden Gedankens und die prüfende, immer wieder offene und freie Untersuchung, verlassen wir gar dabei das gesunde vollwichtige Denken und die wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung, um für Machtsprüche vermeintlicher Glaubensstärke eine unbedingte Unterwerfung zu fordern, so wagen wir den Flug des Ikarus mit den schwach angekitteten Flügeln und stürzen früher oder später getäuscht aus der jähen Höhe hinab. Glück genug, wenn es nicht gar eine Fahrt des Phaëton war, welcher die Erde mit seinem Glutgespann versengte, ehe er in die Tiefe hinabgeschleudert wurde. Ein Glaube, welcher glaubt, was gar nicht geglaubt werden soll, was überhaupt nicht wahr ist oder, wenn es das ist, gewußt wird, ist gemeinhin ein hochfahrender, unduldsamer Glaube, ein fanatischer Hochmuth; das ist sein Sturz und sein Fall, und verdient wol solche Thorheit Glaube zu heißen?

Es handelt sich, wie man sieht, nach Redepenning darum, die Gebietsgrenzen zwischen Glauben und Wissenschaft festzustellen; einerseits aus der Glaubenslehre alles das auszuscheiden, was in das Gebiet des Wissens gehört, wie etwa Astronomie, Geologie, Physik, Geographie, Geschichte; andererseits aber auch den Wissenschaften das

zu entziehen, was in das Gebiet des Glaubens gehört, d. i. alles über das Endliche, Empirische Hinausgehende, wie besonders noch aus folgender Stelle hervorgeht:

Der gottentstammte Glaube und das menschliche Wissen, sie sollen immer völliger eins werden miteinander in wechselseitiger Handreichung, immer durcheinander wachsend an Klarheit und Tiefe, bis einst an dem Punkte, wo sie gänzlich zusammentreffen, beide miteinander im Schauen jenseits sich vollenden. Bis dahin wird einer jeden Zeit so viel Erkenntniß und Licht, als eben sie zu fassen im Stande und, durch die Redlichkeit ihrer Bemühung darum, werth ist. Verlange nur keine mehr als eben dies; wolle keine für Wissenschaft ausgeben, was jenseit des Zusammenhangs der Schlußfolgen von Endlichem auf Endliches, oder gar jenseits alles gesunden folgerichtigen Denkens liegt, und auch der Glaube beschränke sich auf das ihm eigene Gebiet. Nur durch die Uebergriffe auf der einen oder andern Seite, wenn die Wissenschaft gläubelt und der Glaube sich mit der Lehrsatzung und Formel für ein und dasselbe hält, entstehen die mancherlei Zerrbilder, welche so viel eben jetzt in Kirche und Wissenschaft uns umgaukeln, gespenstische Gestalten, die sich nicht so geschwind wollen verscheuchen lassen.

Das heißt nun eben gesprochen, wie ein moderner, von der Zeitcultur beleckter Kirchenrath sprechen kann! Einerseits macht er noch den alten Gegensatz zwischen „gottentstammtem Glauben" und „menschlicher Wissenschaft", und doch soll sich der „gottentstammte" Glaube andererseits gefallen lassen, daß das „menschliche" Wissen ihn in denjenigen Dingen, die nicht in sein Gebiet gehören, wie Naturkunde und Geschichte, berichtige. Halbheit, nichts als Halbheit! Ein solcher ungläubiger Glaube, der zwar noch das Wort „gottentstammt" im Gegensatz zu „menschlich" im Munde führt, aber doch eigentlich nicht mehr an übernatürliche Offenbarung und Inspiration, denen doch allein das Prädicat „gottentstammt" im engern Sinne zukommt, glaubt: ein solcher rationalistischer Glaube, ein solcher von der Wissenschaft inficirter Glaube läßt sich freilich mit dem Wissen leicht versöhnen. Aber von solchem ungläubigen Glauben, der sich anmaßt, zwischen dem, was in das Gebiet der Offenbarung hineingehört und was nicht, zu unterscheiden, ist auch gar nicht die Rede, wenn es sich um die Frage handelt, ob Glauben und Wissen versöhnbar oder unversöhnbar seien. Sondern da meint man den unbedingten, den „Köhlerglauben", dem die biblische Astronomie, Geologie, Botanik und Zoologie und Geschichte gleich sehr „gottentstammt" ist, wie die biblische Moral, kurz den Glauben, der keinen Unterschied macht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, Zeitlichem und Ewigem, sondern dem alles Geoffenbarte, eben weil es geoffenbart ist, gleiche Dignität hat. Diesen alten, echten, von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelten Glauben werden aber hunderttausend Kirchenräthe nicht im Stande sein, mit der Wissenschaft zu versöhnen. Gerade dies, daß man ein Rationalist — ich gebrauche dies Wort hier im weitesten Sinne, wonach es jeden denkend Gläubigen bedeutet — sein muß, um einen mit der Wissenschaft versöhnbaren Glauben zu haben, ist der schlagendste Beweis, daß der eigentliche Glaube, derjenige Glaube, von dem überhaupt die Rede ist, wenn man Glauben und Wissen einander entgegensetzt, mit der Wissenschaft unvereinbar ist.

Wahrlich, es ist hohe Zeit, endlich einmal das vage, abstracte Gerede von Glauben und Wissen aufzugeben und jedesmal deutlich und unzweideutig zu sagen, welchen Glauben man meint, ob den alten supranaturalistischen oder den modernen rationalistischen, im weitesten Sinne genommen, d. h. den philosophischen Glauben. Daß letzterer mit der Wissenschaft vereinbar sei, versteht sich von selbst, denn der philosophische Glaube, sich seines subjectiven Ursprungs bewußt, wird jederzeit bereit sein, sich nach den objectiven Aussagen der Wissenschaft zu modificiren und zu rectificiren; er wird mit der Wissenschaft fortschreiten. Dagegen versteht es sich ebenso von selbst, daß der supranaturalistische, sich von übernatürlicher göttlicher Offenbarung ableitende Glaube nun und nimmermehr mit der Wissenschaft versöhnbar ist; denn er ordnet sich als außerordentlich „gottentstammt" dem „menschlichen" Wissen nicht unter, sondern über; er will sich nicht nach den Fortschritten der Wissenschaften richten, sondern diese sollen sich nach ihm richten.

Möchte der supranaturalistische Glaube auch immerhin in seinem ethischen Theile tiefe Wahrheit enthalten, wie der christliche Gegensatz zwischen Natur und Gnade in der That enthält (vgl. meine „Briefe über natürliche Religion", Leipzig 1858, siebzehnter Brief), so ist doch seine ganze Grundlage, seine Weltanschauung eine von der Wissenschaft so verschiedene, daß nun und nimmermehr an eine Aussöhnung beider zu denken ist. Der supranaturalistische Glaube nämlich kann sich nicht dazu verstehen, die Mythen, in welche seine ethische Wahrheit eingekleidet ist, für bloße Einkleidung, die einer mythenbildenden Zeit entsprungen, zu halten, wie der philosophische Glaube thut; sondern ihm sind die alt- und neutestamentlichen Mythen sensu proprio wahr, haben faktische, historische Wahrheit, gehören ihm folglich nicht zum Unwesentlichen, Aeußerlichen des Glaubens, sondern bilden dessen Wesen und Kern. Hinc illae lacrimae! Daher die Unversöhnbarkeit zwischen Bibelglauben und Wissenschaft. Denn, wo die ganze Grundlage eine unwissenschaftliche ist, da muß auch das Ende Feindschaft gegen die Wissenschaft sein, und es ist daher nicht zu verwundern, daß bis in die neueste Zeit herein der hieb- und stichfeste Bibelglaube, der „Köhlerglaube", nichts von den philosophischen Deutungen hat wissen wollen, welche die wissenschaftlich Gebildeten seinen Mythen und Wundern gegeben; er hat sich in ihnen nicht wiedererkannt.

Das unleugbare Endergebniß dieser Betrachtungen ist, daß nur derjenige Glaube mit der Wissenschaft versöhnbar ist, der sich von Haus aus schon eine wissenschaftliche Grundlage gibt, der philosophische Glaube oder der rationalistische im weitesten Sinne genommen. Nur dieser ist perfectibel, nur dieser daher mit den fortschreitenden Wissenschaften vereinbar. Dagegen ist der supranaturalistische Köhlerglaube stabil und muß folglich sich in beständiger Feindschaft gegen die fortschreitende, auf seine Dogmen keine Rücksicht nehmende Wissenschaft befinden.

Die zweite der angeführten Schriften „Ueber Unglauben,

Pietismus und Wissenschaft", von J. P. Romang, geht ausführlicher und tiefer in den Gegenstand ein, als der Redepenning'sche Vortrag. Doch auch sie hat uns nur in der Ueberzeugung bestärken können, daß nur derjenige Glaube mit der Wissenschaft und mit wissenschaftlicher Bildung vereinbar ist, der, das alte Privilegium übernatürlicher Abstammung aufgebend, seines menschlichen Ursprungs sich bewußt und daher für die Einflüsse und Correcturen der Wissenschaft empfänglich ist. Es weht ein milder, besonnener, vermittelnder Geist durch die Romang'sche Schrift. Er spricht von den krankhaften Auswüchsen und Entartungen sowol des Glaubens als der Wissenschaft und macht die Reinigung von denselben zur Bedingung ihrer gegenseitigen Versöhnung.

Die Wissenschaft, die verständige Bildung ist, das will Romang nicht in Abrede stellen, eine Macht geworden im Geistesleben des Zeitalters. Der religiöse Glaube jedoch sei nicht nur ehedem eine Macht gewesen, sondern er sei es noch immerfort. Beide bestehen nebeneinander, beiden komme eine Bedeutung und Berechtigung zu. Bei schroffer Entgegensetzung verschiedener mächtiger Elemente des Bewußtseins könne dieses weder in theoretischer Hinsicht zur Ruhe kommen, noch in praktischer zu wahrhaft gesunder Kraft.

Wissen ist nach Romang theoretische Thätigkeit des Geistes, in welcher dieser die Erkenntniß seines Gegenstandes gewinnt, wie er ist. Im Glauben ist ebenfalls Bewußtsein und, wenn er nicht Wahnglaube ist, richtiges Bewußtsein, Besitz der Wahrheit. Der Glaube ist ihm aber mehr als nur theoretische Thätigkeit. Er gehöre ebenso sehr dem praktischen Vermögen der Seele an, sei, wie das Sittliche überhaupt, Leben, reales Wesen.

Inwiefern er eine ungleich realere, inhaltsvollere ethische Lebensgestaltung ist, als das Wissen, kommt dem Glauben eine höhere Bedeutung zu. Und auch wer eine bestimmte Glaubenserfahrung nicht gemacht hat, soll sich wohl bedenken, ob es ihm anstehe, die Möglichkeit zu bestreiten, daß durch göttliche Mittheilung zu der allgemeinen natürlichen Wahrheitsbefähigung der Vernunft eine andere höhere hinzukommen könnte. Die Macht, durch welche der Mensch geworden, was er in seinem natürlich heißenden Zustande ist, möchte wol im Stande sein, nicht nur ganz andere Wesen hervorzubringen, sondern auch das menschliche auf eine höhere Potenz zu erheben.

Der mit solchen Ansprüchen auftretende Glaube hätte sich aber nach Romang's eigenem Zugeständniß nicht nur auf dem religiösen Gebiete als wirklich höher potenzirtes Geistesleben zu bewähren. Uebrigens werde der Glaube auch bei seinen größten Ansprüchen der natürlichen Wahrheitsbefähigung nicht alle von ihm unabhängige Bedeutung absprechen. Zwar verlange der Glaube vom Wissen unbedingte Unterordnung und ebenso das Wissen vom Glauben; aber:

Wie es dem Glauben nicht geziemt, sich das Wissen ganz unterwerfen zu wollen, wenn er sich nicht auch in theoretischer Beziehung als höchstes Geistesprincip, also, inwiefern er auch Bewußtsein des Wahren ist, als höchstes Wissen zu bewähren vermag; ebenso würde es dem ausschließlich nur auf die natürliche Erkenntnißbefähigung sich stützenden Wissen nur zukommen, dem Glauben jene unbedingt untergeordnete Stellung anzuweisen, wenn es im Stande wäre, unbestreitbar darzuthun, daß eine höhere Potenz geistigen Lebens, als die in ihm wirksame, nie und nirgends eintreten könne. Der bisherige Gegensatz von Glauben und Wissen würde nur dann durch die Entwickelung des Wissens gehoben sein, wenn das Wissen entweder die Richtigkeit alles von ihm verschiedenen gläubigen Fürwahrhaltens nachzuweisen, oder dem Glauben nicht nur eine Deutung, nach welcher sein abstract gefaßter Inhalt mit ihm zusammenstimmte, zu geben, sondern ihn nach seinem ganzen Wesen so in sich aufzunehmen vermöchte, daß es auch seine besondersten und einzelnsten Thatsachen in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen, sie je an ihrer Stelle als nothwendige Momente in der Totalität des Seienden nachzuweisen, nach dem Ausdruck der Schule sie zu construiren im Stande wäre. Beides aber würde, wenn es je geschehen könnte, nur in der allseitigen Vollendung des Wissens eintreten können, die etwas ganz anderes sein würde, als was sie eine Zeit lang absolutes Wissen genannt haben.

Die unbedingte Unterordnung des Glaubens unter das Wissen in der Weise, wie sie versucht worden, ist nach Romang nicht heilsam gewesen. Ja der Anspruch könne, wenigstens für das erst noch in seiner Entwickelung begriffene Wissen nicht als berechtigt anerkannt werden. Dieses Unternehmen werde auch fernerhin nicht gelingen. Der Glaube, d. h. eine von dem verstandesmäßigen Wissen verschiedene Religiosität, sei ein bleibendes Bedürfniß der Menschen im Ganzen, sei ein weit allgemeineres Bedürfniß als das Wissen, nicht nur ein Bedürfniß zur Beruhigung, sondern ein wesentliches Moment, eine äußerst wichtige Gestaltung des sittlichen Lebens.

Kurz, Romang erkennt weder die unbedingte Unterordnung des Glaubens unter das Wissen, noch die unbedingte Unterordnung des Wissens unter den Glauben als eine berechtigte Forderung an, sondern hält es, da beide Weisen der geistigen Entwickelung nebeneinander bestehen müssen, für eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit, beide so zu leiten, daß ihr Gegensatz nicht verderblich werde. Er sagt:

Berichtigungen von mancherlei Einseitigkeiten, sowol der gläubigen als der wissenschaftlichen Richtung, wären gewiß sehr wünschenswerth. Sie sind aber schwerlich zu erwarten von denen, welche sich die rücksichtsloseste Durchführung einerseits der gewöhnlichen Glaubensansichten, andererseits der vom Ethischen sich ablösenden Wissensentwickelung angelegen sein lassen. Wahrscheinlich würden sie eher zu hoffen sein, wenn allgemein eingesehen würde, daß den Ansichten sowol des Glaubens als des Wissens, wie sie sich auf Standpunkten einer noch weit von der Vollendung entfernten Entwickelung bilden, nicht eine absolute Gültigkeit zukommen kann, und demnach, in Anerkennung der Schranken aller menschlichen Wahrheitsbefähigung, sowol der natürlichen, als der in der Weise des Glaubens sich erzeugenden und in nachdrücklicherer Geltendmachung der unzweifelhaften sittlichen Momente, eine wahre Gesundheit des Bewußtseins sich erzeugen möchte.

Doch Romang begnügt sich nicht damit, nur in dieser allgemeinen Weise von den wünschenswerthen Berichtigungen der Einseitigkeiten sowol des Glaubens als des Wissens zu reden, sondern er geht auch in zwei besondern Kapiteln auf die „wünschenswerthen Berichtigungen unechter Wissenschaftlichkeit" und die „wünschenswerthen Berichtigungen allzu beschränkter Frömmigkeit" näher ein. Er weist in diesen wichtigen Kapiteln ebenso die Ueberhebungen ungesunder und unsittlicher Wissenschaftelei, die den tiefen ethischen Gehalt der Glaubensvorstellungen

verkennt, zurück, wie die jener ungesunden Frömmigkeit, die alle, welche nicht ihre beschränkten Glaubensvorstellungen theilen, ohne weiteres als unchristlich verdammte.

Gewiß, der einzig mögliche Weg zur Aussöhnung zwischen Glauben und Wissen ist, daß sowol die Gläubigen als die Wissenschafttreibenden sich aller Ueberhebung enthalten. Aber eben daraus geht auch hervor, welche Art des Glaubens und welche Art des Wissens nicht versöhnbar sind. Jener „Köhlerglaube", der den alten Gegensatz zwischen göttlicher Offenbarung und menschlicher Vernunft im supranaturalistischen Sinne aufrecht hält und demnach in der menschlichen Vernunft nur Irrthum, in dem „geoffenbarten Wort Gottes" allein Wahrheit sieht, folglich blinde Unterwerfung der Vernunft unter das Joch des Glaubens fordert, ihr höchstens die Stellung einer Magd des Glaubens (ancilla fidei) zugestehend: jener sich überhebende Glaube ist mit der Wissenschaft unversöhnbar. Und andererseits jene flache materialistische Wissenschaftlichkeit, die dem, was über den Tiegel und die Retorte hinausgeht, alle Realität abspricht und mit den religiösen Mythen auch den tiefen ethischen Kern derselben verwirft, in den Glaubensvorstellungen also nichts als eitle „Gehirnsecretionen" sieht; jenes sich überhebende Wissen ist mit dem Glauben unversöhnbar.

Das Medium der Versöhnung zwischen Glauben und Wissen wird nach allem diesen nur in der Philosophie gefunden werden können. Denn die Philosophie ist jener über alle beschränkten, einseitigen Standpunkte sich erhebende allgemeine Standpunkt, der jeder Aeußerung des menschlichen Wesens und der menschlichen Thätigkeit gerecht wird, die Wahrheit einer jeden Bewußtseinsweise und Bewußtseinsstufe zu ermitteln sucht und daher jede vor Ueberschreitung ihrer Grenzen und vor Ueberhebung behütet.

Die einzelnen Wissenschaften, ohne philosophischen Geist betrieben und ohne sich in einer philosophischen Weltanschauung zusammenzufassen und zu gipfeln, führen leicht zum completen, alles Uebersinnliche leugnenden und die religiösen Vorstellungen als bloßen Wahn verspottenden Unglauben. Andererseits der religiöse Glaube, ohne sich philosophisch zu läutern und zu corrigiren, führt leicht zum Gegentheil des Unglaubens, dem Aberglauben, dem „Köhlerglauben", der alle Wissenschaft verachtet und die absurdesten Märchen für geoffenbarte göttliche Wahrheit hält.

Vor beiden Extremen rettet nur der philosophische Glaube. Dieser nämlich ist kein bloßes Product der einseitigen Sinnes- und Verstandesthätigkeit, wie die empirischen Wissenschaften, noch auch ein bloßes Product der einseitigen Gemüths- und Phantasiethätigkeit, wie die religiösen Glaubensvorstellungen, sondern er ist die Frucht der harmonisch zusammenwirkenden Thätigkeit aller menschlichen Geistes- und Gemüthskräfte. Also: ihr Gläubigen werdet philosophisch wissend, und ihr Wissenden, werdet philosophisch gläubig! **Julius Frauenstädt.**

Amerikanische Zustände.

1. Transatlantische Studien von F. Fenner von Fenneberg. Stuttgart, Sonnewald. 1861. Gr. 8. 27 Ngr.
2. Zustände in Amerika illustrirt von Graf A. Baudissin. Altona, Mentzel. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

In den vorliegenden Werken bieten uns zwei deutsche Edelleute die Früchte ihres Aufenthaltes in Amerika dar. Merkwürdigerweise steht jedem von ihnen eine zehnjährige Erfahrung zur Seite; nach der Analogie von Börne's siebenjährigem Deutschen in Neapel sind sie beide zehnjährige Deutsche in Amerika. Allein der Aufenthalt an und für sich bedingt noch kein Verständniß eines Landes und Volks. Um dieses zu gewinnen bedarf es vor allen Dingen richtiger Principien, positiver Kenntnisse und Studien und einer klaren und vorurtheilsfreien Beobachtungsgabe. Sehen wir zu, was die genannten Schriften nach diesen Beziehungen leisten.

Fenner von Fenneberg's „Transatlantische Studien" (Nr. 1) sind eine ganz lose, zusammengewürfelte Masse, die wir nur deshalb an die Spitze unsers Berichts stellen, um sie schnell zu beseitigen und uns dann ungestört mit dem Grafen Baudissin beschäftigen zu können. Was der Verfasser bringt, ist weder neu noch geistreich aufgefaßt, noch in anziehendem Gewande dargestellt, und der Titel „Studien", den er seinem Buche gegeben hat, erinnert uns unangenehm an die bekannte Etymologie des lateinischen Lucus. Er hat allerlei aufgezeichnet, oder vielmehr excerpirt, was ihm gerade zur Hand gewesen oder interessant erschienen ist und glaubt mit seinen aphoristischen Aufzeichnungen namentlich den Auswanderern nützen zu können. Allein diese werden an Heybefuß' und Fernau's Amerika, an Fleischmann's bekannten Schriften und ähnlichen Werken viel umfassendere und systematischere Führer und Rathgeber finden. Was sollen sie auch mit solchen lang ausgesponnenen Specialitäten anfangen wie der Auszug aus dem amerikanischen Eherechte (S. 45—67) — die deutschen Auswanderer pflegen sich in der Regel mit Landsmänninnen zu versehen —, oder mit der noch längern tabellarischen Uebersicht über die sämmtlichen besoldeten Beamten der Stadt Neuyork (S. 107—140)? Ebenso wenig Nutzen und Anziehungskraft besitzen die, ihrerseits wieder zu dürftigen Bemerkungen über die Militärakademie zu Westpoint und die Akademie der Medicin zu Neuyork. Das auffallendste Beispiel von der Zusammenhangslosigkeit des Verfassers findet sich im letzten Abschnitt. Er erzählt dort von der Fischerei im Pugetsund, von Stockfischen, Lachsen und Hellbutten. Worauf glaubt nun der geneigte Leser wird der Verfasser von den Hellbutten zu sprechen kommen? Der Leser erräth es nicht und wäre er auch hochfürstlich flachsenfingenscher Geheimerath oder stände der Hauptgewinn der Schiller-Lotterie auf der Auflösung des Räthsels. Auf das Privatleben des Geschichtschreibers Prescott! Der Uebergang ist zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht zum Besten Karlchen Mießnick's hierhersetzen sollten. „Heringe", so heißt es wörtlich, „sind im Pugetsund und den anliegenden Gewässern zu finden. Sie sind weder so groß noch so fett und von so feiner Qualität, als wie die des Atlantischen Oceans. Der Verfasser schließt diese Blätter mit einer Mittheilung über einen der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts, William Henry (muß heißen Hickling!) Prescott. Wir entnehmen dieselbe der Veröffentlichung eines seiner Secretäre und geben dieselbe wörtlich." Und nun folgt eine fast 20 Seiten lange, für die Freunde der amerikanischen Literatur allerdings ganz anziehende Schilderung Prescott's, mit der das Buch schließt. Für welche Auswanderer ist nun diese Episode bestimmt? Zum Schluß dürfen wir nicht verschweigen, daß der Verfasser, obgleich er nach seiner eigenen Aussage in Amerika Journalist, Lehrer und öffentlicher Beamter gewesen ist, weder die deutsche noch die englische Sprache fehlerfrei schreibt. Das letztere erhellt aus der englischen Widmung des Buchs an den Dichter Bryant.

Das Werk des Grafen Baudissin „Zustände in Amerika"

(Nr. 2) steht auf einem ganz andern, ohne Frage höhern Standpunkte. Dem Verfasser fehlt es keineswegs an genauer und vielseitiger Kenntniß des geschilderten Landes und Volks, besonders in den westlichen Staaten, desto mehr aber am Princip. Er schwankt hinüber und herüber, verwickelt sich in Widersprüche und, um es mit einem Worte zu sagen, er ist aus Principlosigkeit dem Pessimismus anheimgefallen. Er vertritt in dieser Hinsicht eine zahlreiche Klasse von gebildeten, wohlmeinenden Köpfen, denen es aber nicht vergönnt gewesen ist, für ihre Denkweise und Bildung eine feste principielle Grundlage zu gewinnen. Namentlich in den Ansichten und Urtheilen über Amerika gehört dieser Mangel zu den alltäglichen Erscheinungen. Wer hier nicht das bewegende politische Princip erfaßt hat, wer Land und Volk nach den oberflächlichen Erscheinungen und äußern Symptomen beurtheilt, kann nimmermehr zu einer wahren und gründlichen Erkenntniß gelangen. Die praktische Durchführung dieses Princips hat freilich zu Unzuträglichkeiten und Auswüchsen geführt, die derjenige, welcher den Segen desselben genießen will, mit in den Kauf nehmen muß. Darin aber versehen es diese principlosen Köpfe; sie stoßen sich an den Auswüchsen und schütten dann sofort das Kind mit dem Bade aus. Weil ihnen das Lynchgesetz nicht gefällt, taugt gleich ganz Amerika nichts. Da aber jedes politische Princip, das monarchische nicht minder als das republikanische, dergleichen Uebelstände im Gefolge hat, so sind sie mit keinem Lande zufrieden, sondern werden zu Utopisten. Was sie nicht wollen, sprechen sie deutlich genug aus, aber was sie eigentlich wollen, ist sehr schwer, wo nicht unmöglich zu sagen; wissen sie es doch oft selbst nicht.

So ist es auch dem Grafen Baudissin ergangen, und er ist hierin geradezu repräsentativ. Wir wissen nicht, ob eigentlich Amerika oder Deutschland schlechter bei ihm wegkommt. Auf jeden Hieb, den er den Amerikanern versetzt, biegt er sofort ein Paroli durch einen noch kräftigern, den er gegen die Deutschen führt. Was er Amerika mit der einen Hand nimmt, gibt er ihm durch diesen Tadel Deutschlands mit der andern reichlich wieder. So zieht er beispielsweise auf S. 34 gegen die bekannten Betrügereien des Bürgermeisters Wood von Neuyork los und will dafür bürgen, daß in Deutschland keine Betrüger und Diebe zu hohen Aemtern berufen werden würden. Er unterbricht sich aber selbst mit dem Ausruf: „Halt Kurhesse! denk an Greifswalde und Hannover!" So ist er zwar mit den zweckmäßigen und bequemen Wageneinrichtungen der amerikanischen Eisenbahnen ganz einverstanden, aber desto unzufriedener mit der gemischten Gesellschaft, mit dem Verkauf falscher Billets und noch mehr mit den „Accidents"! Alles dies hat er in Deutschland nicht zu befürchten; aber hier misfällt ihm wieder die Grobheit der Schaffner, das ängstliche Nachwiegen des Gepäcks u. dgl. m. In Amerika haßt er die Sklaverei, in Deutschland die „Fürstenei". Er ergeht sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Selbstüberhebung der Amerikaner, die alles Amerikanische, schon weil es amerikanisch ist, für das Beste und Größte in der Welt halten. Auf der andern Seite ist ihm die Selbsterniedrigung der Deutschen verächtlich, die sich in der Fremde so oft ihrer Muttersprache schämen, und er stellt ein deutsches Mädchen an den Pranger, die ihren Vater in Cincinnati auf offener Straße verleugnete, weil er sie deutsch anredete. Es ist ihm schrecklich, daß alle Barrooms und Barkeepers, alle Kochöfen, Aexte, Tabackspfeifen, Pflüge, Thürklopfer, Taschenmesser und Tintenfässer in den Vereinigten Staaten sich so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern; in Deutschland, das er ein Conglomerat von Länderlappen nennt, deren jeder etwas Apartes haben will, ist ihm das Gegentheil fürchterlich. In Amerika schimpft er auf den Pöbel, von dem jeder einzelne sich als Souverän geberdet, in Deutschland ärgert er sich über die Regierungsräthe, Kanzleiräthe und Geheimen Secretäre.

Wie gesagt, was er nicht will, sehen wir sehr deutlich. Aber was will er denn eigentlich? Die goldene Mitte, wird er uns antworten; medium tenuere beati. Wenn wir nur wüßten, wo diese Mitte zu finden ist; wir fürchten nur in Utopien. Oder bildet denn nicht Deutschland, das er so arg mitnimmt, ein solches Land der Mitte zwischen dem russischen Despotismus und dem amerikanischen Republikanismus? Und wenn der Verfasser damit nicht einverstanden sein und Deutschland als ein Aeußerstes betrachten sollte, so wollen wir England wählen, das ohne Zweifel wiederum zwischen Deutschland und Amerika die Mitte hält, und wo die Mischungsverhältnisse günstiger sind als irgendwo anders. Wird aber darum der Verfasser mit England zufrieden sein? Wir zweifeln sehr. Die selbstsüchtige Politik der Engländer, ihr Nationaldünkel, ihre überreiche Aristokratie und Hochkirche im Gegensatz zum Proletariat der Fabrikdistricte würden ihm ebenso viel Grund zum Misvergnügen geben, als die Volksherrschaft Amerikas und die Beamtenherrschaft Deutschlands. Er ist eben ein Utopist.

Auch in einer andern Beziehung thut der Verfasser Amerika entschieden unrecht, und wir müssen darauf um so mehr aufmerksam machen, als er auch darin als Repräsentant einer großen Zahl von Schriftstellern und Lesern gelten kann. Er beurtheilt nämlich das amerikanische Volksthum nach dem Leben und Treiben im fernen Westen, das wir mit einem Worte als das Mississippileben bezeichnen möchten. So hebt er z. B. gewissermaßen triumphirend hervor, daß in Memphis in einer Woche mehr Mordthaten geschehen als in Deutschland im ganzen Jahre. Angenommen, obwol nicht zugestanden. Aber ist Memphis, ist das Mississippileben überhaupt der richtige Maßstab für die Sittlichkeit der ganzen Union? Dort, wo Civilisation und Wildniß miteinander im Kampfe liegen, wo aus dem Gärungsproceß der europäischen Auswanderung, des Pionnier- und Indianerlebens sich erst ein geordnetes gesellschaftliches und staatliches Leben abklären soll, müssen der Natur der Sache nach regellose Zustände herrschen. An allen Civilisationsgrenzen ohne Ausnahme finden wir mehr oder weniger dieselben Erscheinungen, die wir daher nicht dem amerikanischen Volksthum als solchem zur Last legen dürfen. Warum richtet der Verfasser seinen Blick nicht vielmehr auf die geordneten Neuengland-Staaten? Warum entnimmt er nicht diesen den Maßstab zur Beurtheilung des amerikanischen Lebens und Charakters? Dem deutschen Leser ist das freilich nicht mehr auffällig, nachdem er durch die zahllosen englischen und deutschen Cultur- und Reiseschilderungen aus Amerika stets an den Mississippi geführt worden ist, wo allerdings für den Reisebeschreiber und Novellisten der reichhaltigste und pikanteste Stoff aufgehäuft liegt. Schilderungen aus den Neuengland-Staaten gehören fast zu den Seltenheiten. Aber wir wiederholen, der Mississippi ist nicht Amerika.

Es kommt uns nicht in den Sinn, Amerika von seinen Mängeln und Auswüchsen weiß waschen zu wollen, aber der Verfasser hat ein zu scharfes, ja fast ausschließliches Auge für dieselben. Er übertreibt sie; er bürdet den Amerikanern sogar Fehler auf, welche nachweislich erst aus Europa eingeführt sind, wie die Reifröcke, „die den Circus füllen", die Barmherzigen Schwestern, die in den Hospitälern auf unweiblichste Weise die Aerzte und Heilgehülfen spielen und Aehnliches. Der Verfasser nimmt das nicht so genau; es scheint ihm oft nur darum zu thun, die Lacher auf seiner Seite zu haben, und seine derbhumoristische, carikirte Darstellung ist ganz geeignet, diesen Zweck zu erreichen. Wir würden undankbar sein, wollten wir nicht eingestehen, daß er uns wiederholt das Zwerchfell auf das wohlthätigste erschüttert hat, namentlich in solchen Fällen, wo es sich lediglich um Genremalerei handelt und das politische Raisonnement auf einen Augenblick zum Schweigen gebracht ist. Aber immer wieder bricht nach solchen augenblicklichen Pausen seine Verbitterung durch, und im ganzen ist sein Humor ein Galgenhumor, sein Buch Curry.

Ein Hauptvorwurf, den der Verfasser bei jeder Gelegenheit gegen die Amerikaner vorbringt, ist der Haß und die Verachtung, mit welcher sie die Deutschen verfolgen. Der Einfluß der Deutschen ist gegenwärtig zu einer außerordentlichen Höhe ge-

liegen, obgleich wir nicht umhin können, den Verfasser wiederum der Uebertreibung anzuklagen, wenn er denselben S. 99 mit folgenden, dem jetzigen Staatssecretär Seward in den Mund gelegten Worten schildert: „Wem verdanken wir das rasche Aufblühen unseres Vaterlandes? Den Fremden, und namentlich den Deutschen! Wer baut unsere Kanäle, unsere Eisenbahnen? Wer lichtet unsere Urwälder? Wer errichtet unsere Städte? Wer pflanzt unsere Weinberge? Die Deutschen thun es! Vor 20 Jahren war diese Stadt (St.-Louis) ein unbedeutender Marktflecken mit kleinen hölzernen Loghäusern. Jetzt nennt St.-Louis sich mit Recht die Königin des Westens. Die Deutschen haben St.-Louis zur Königin des Westens gemacht. Geht hinaus ins Land, auf die Prärie, in den Urwald, in die Bottoms. Wo vor wenig Jahren noch der Indianer den Büffel verfolgte, lachen euch blühende Farmen entgegen; ladet euch ein wohlhabender Hausvater an seinen Tisch, es ist ein Deutscher! Seht die Künste und Gewerbe, wie sie gedeihen und blühen, horcht auf die Musik, die schmetternd durch die Straßen zieht, ergötzt euch beim Mahle an einem Glase Wein — Deutsche verschafften euch diese Genüsse. Erinnert euch des Kriegs in Mexico, wo wir nur ein Häuflein waren und trotzdem den zahlreichen Feind aus seinen Verschanzungen trieben — Deutsche waren es, die für euch kämpften und siegten. Wer baut eure Schulen und Kirchen? Deutsche, Deutsche, Deutsche!"

Und diese Wohlthäter des Landes werden nach dem Verfasser von den Amerikanern überall als „damned Dutchmen" mit Füßen getreten. Ja, er kennt Mitglieder des Congresses, die in geheimen Zusammenkünften ihre Mitbürger aufstacheln, alle verdammten Deutschen bis auf den letzten Mann zu ermorden. Die allgemeine Ansicht über die Stellung der Deutschen zu dem gegenwärtigen Kriege ist nach ihm: „We will let the Dutch to the fighting, but we will have the command of them." Der Verfasser denkt nicht an die Generale Sigel und Blenker und die zahlreichen deutschen Stabsoffiziere. „Die deutschen Soldaten", so fährt er fort, „werden die Union retten, wenn ihre amerikanischen Generale und Politiker ihre Tapferkeit nicht zu Schanden machen. Nie und nimmer werden aber die Amerikaner den Deutschen verzeihen, daß sie ihre Kraft und Bedeutung gezeigt haben, und wenn die beiden Parteien sich wieder geeinigt haben, werden sie gemeinschaftliche Sache gegen die Retter der Union machen." Sollte das wirklich der Fall sein, sollten die Deutschen nach errungenem Siege und nach Wiederherstellung der zerrissenen Union sich wiederum zu einer Pariakaste herabdrücken lassen, so geschehe ihnen ganz recht, denn es wäre ihre Schuld. Wer sich mishandeln läßt, ist nicht minder schuldig als der Mishandelnde. Uebrigens sind, nach dem Urtheile der meisten und glaubwürdigsten Zeugen, die Deutschen im Gegentheil in der Achtung und Zuneigung der Amerikaner bedeutend gestiegen. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß sie keine bevorrechtete Sonderstellung im politischen Leben Amerikas beanspruchen dürfen, so wenig als eine solche einer amerikanischen Partei in Deutschland oder Frankreich zugestanden werden würde. Sie müssen sich früher oder später doch amerikanisiren, obschon ihre numerische und moralische Geltung zu bedeutend ist, als daß nicht ihre Verschmelzung und Durchdringung zum Segen beider Theile eine gegenseitige sein müßte.

Unwillkürlich und öfters im offenen Widerspruche mit sich selbst kann der Verfasser den Amerikanern hin und wieder seine Anerkennung doch nicht versagen. Nachdem er Amerika des Langen und Breiten als das Land der Spitzbüberei und des Schwindels par excellence geschildert hat, gibt er S. 108 sein Urtheil bezüglich der Auswanderung dahin ab, daß nur gescheidte und ehrliche Leute Aussicht haben in Amerika fortzukommen. Er erkennt an, daß „der wohlhabende Amerikaner nobel ist, wo es sich um Geld handelt. Er behandelt seine Clerks anständig, hilft einem armen Teufel auf die Beine, unterschreibt anständige Summen für Verunglückte und Hülfsbedürftige — unsere Deutschen sind im allgemeinen das gerade Gegentheil. Wenn ich mein Urtheil über die Bewohner der Mainstraße (in St.-Louis) abgeben sollte, würde ich sagen: Liebenswürdiger, gebildeter, freigebiger und großmüthiger sind die Amerikaner; fleißiger, thätiger, ehrlicher sind die Deutschen. Ein einziger Amerikaner, Mullanphy, hat funfzigmal mehr für die Deutschen gethan, als alle Deutschen von St.-Louis zusammengenommen." Bei einer Volksversammlung freut er sich, daß sich weder Militär noch Polizei einfand, und daß trotz ihrer Abwesenheit der Staat nicht zu Grunde ging. Selbst dem amerikanischen Spottvogel läßt er Gerechtigkeit widerfahren; „wer diesen Vogel nicht hat singen hören", sagt er, „weiß nicht, was Vogelgesang ist."

Ueberhaupt hat der Verfasser, ohne es zu ahnen und zu wollen, eine starke amerikanische Färbung angenommen, im Guten wie im Schlimmen. Wo anders als in Amerika hat er seine drastische Darstellungsweise gelernt? Wo anders seine fast übermäßige Redefreiheit in politischen und religiösen Dingen? Er gießt in der That über Staat und Kirche eine Lauge aus, die ihn in Deutschland leicht in Verlegenheiten bringen könnte. Würde er nicht auch in dieser Beziehung Amerika den Vorzug geben müssen, wenn er etwa im lieben Vaterlande wegen Majestätsbeleidigung, Beamtenbeleidigung, Aufreizung zum Misvergnügen, Herabsetzung der Religion u. dgl. angeklagt werden sollte: alles Vergehen, die reichlich in seinem Buche zu finden sind. Aber auch seine burschikose und oft niedrige Ausdrucksweise verdankt er dem amerikanischen Zeitungsstile. Sein Humor ist nicht wählerisch in den Worten; keilen, verduften, die Krepanze kriegen, reichen Sie mir die Pfote, ich falle um und bin hin, auf den Hund kommen, gröhlen, ulken, Gesöff u. dgl. sind wahrlich nichts weniger als gräfliche Redensarten. Aber mit diesem Tone hat ihn Amerika unwillkürlich angesteckt und durch sein böses Beispiel seine guten Sitten verdorben.

Was die gegenwärtige Krisis betrifft, so zeigt der Verfasser ein eindringendes Verständniß derselben. Er hat es recht wohl eingesehen, daß es sich nicht blos um die Sklaverei handelt, sondern daß der Angelpunkt der Frage in der parlamentarischen Unfügsamkeit des Südens liegt. Der Süden, voller aristokratischer Gelüste, hat bisjetzt das Heft der Regierung in Händen gehabt und kann es nicht ertragen, daß er sich nun in der Minorität befindet, und daß ein Candidat der republikanischen Partei auf den Präsidentenstuhl erhoben worden ist. Der Verfasser hat dies auf S. 140 in seiner Weise außerordentlich drastisch geschildert. Dazu kommen die fast unvereinbaren klimatischen, ethnologischen und volkswirthschaftlichen Unterschiede zwischen Norden und Süden, welche nunmehr eine Wiederherstellung der alten Union sehr unwahrscheinlich machen. Der Verfasser schließt sein Buch mit folgendem Prognostikon. „Es ist meine feste Ueberzeugung", sagt er, „daß die Südstaaten sich rasch einer Monarchie nähern, und daß die nördlichen Staaten unter sich und in sich zerfallen werden. Der Riß ist unheilbar geworden; die Interessen der verschiedenen Staaten gehen zu weit auseinander, die politischen Führer der Nation sind zu corrupt, das ganze Volk ist trotz seiner vielen großen und edeln Eigenschaften zu einseitig und engherzig, die Speculationswuth ist zu tief ins Fleisch gewachsen, als daß an eine Wiederkehr der guten alten Zeiten zu denken wäre. Das Experiment der Selbstregierung ist misglückt; die Schrecken des Bürgerkriegs haben dem Volke die Augen geöffnet, es steht am Grabe seiner Republik. Ich trauere über den Verfall des großen Staatenbundes nicht. Geregeltere Verhältnisse, eine kräftige Regierung werden Amerika zu einem Asyl für viele Millionen Menschen machen, denen ein grausames Schicksal in der Heimat einen eigenen Herd versagte."

54.

Die Frauen in der Poesie und im Sprichwort.

1. **Frauenkranz. Weibliche Charaktere aus deutschen dramatischen Dichtungen. Von Rudolf Genée. Berlin, Gaertner. 1862. 8. 25 Ngr.**
2. **Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Dritter Band: Englische Fragmente und Shakspeare's Mädchen und Frauen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1861. 8. 22 Ngr.**
3. **Die Frau im Sprichwort. Von O. Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig, Fries. 1862. 8. 15 Ngr.**

Einen größern und interessantern Contrast kann es gar nicht geben als denjenigen zwischen der Art, wie die Leute aus dem Volk, insofern die oft so geistreich gedachten und geformten Sprichwörter wirklich nur von Leuten aus dem Volk herrühren sollten, und die Poeten aller Völker das Weib aufzufassen pflegen. Die Verfasser der Sprichwörter wissen von den Frauen meist nur Uebles auszusagen, die Dichter dagegen nicht Complimente genug an sie zu verschwenden. Namentlich geschieht dies von den Lyrikern aller Nationen und Zeiten. Diese erblicken freilich alles und sogar oft ihr eigenes Selbst, welches gerade nicht immer das Schönste im Bereich der Schöpfung ist, in idealem Lichte; sie verherrlichen das Weib fast ausschließlich im vorübergehenden Stadium küßlicher Schönheit, wie sie in herkömmlicher Weise die Rose besingen, die doch so bald Duft und Farbe verliert, oder den Wein, der doch so leicht Kopfschmerzen macht, oder den Frühling, der doch auch seine sehr garstigen Tage und unleidlichen Launen hat. Anders freilich die dramatischen Dichter. Zwar sind auch bei diesen die idealisirten weiblichen Charaktere überwiegend, besonders in unsern Zeiten, wo die Frauenrollen nur von weiblichen Personen gegeben werden und namentlich Mädchen bösartigen Charakters auf der Bühne vollkommen unzulässig sind. Wie dürfte man unsern jungen Schauspielerinnen, die immer nur reizend und liebenswürdig erscheinen sollen und oft nur wahre Backfischnaturen sind, heftige und dämonische Leidenschaften oder gar böse oder verbrecherische Gelüste zu Grunde legen! Aber selbst Schiller, der so gern und namentlich die Frauen idealisirte, hat nicht ganz ohne Weiber dämonischen oder bösartigen Charakters auskommen können. Er schilderte intriguante Koketten in der Gräfin Imperiali und in der Prinzessin Eboli und Weiber harten selbstsüchtigen Charakters in der Königin Elisabeth und in der Königin Isabeau. Es sind freilich Königinnen!

In seinem „Frauenkranz" (Nr. 1) hat Rudolf Genée feine und sinnige Analysen hervorragender, von deutschen dramatischen Dichtern geschaffener weiblicher Charaktere gegeben. Ueber die Bedeutung und den Einfluß des Weibes bemerkt der Verfasser im allgemeinen in der Einleitung: „Eine genaue Geschichte des Weibes würde beweisen, in welcher innigen Beziehung dasselbe zur ganzen Culturgeschichte der Menschheit steht, wie wesentlich sein Einfluß auf Kunst und Wissenschaft, wie auf die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse ist. Wir würden bei einiger Prüfung diesen Einfluß des Weibes und seine hohe Bedeutung aus der Geschichte des Alterthums wie aus der Romantik des Mittelalters erkennen, und es brauchte nicht erst lange bewiesen zu werden, wie die Entsittlichung des Weibes im 18. Jahrhundert ein bedeutender Hebel für den letzten gewaltigen Zeitabschnitt in der Weltgeschichte, für die große französische Revolution wurde."

In den nachfolgenden Charakterbildern lehne er sich, bemerkt er weiter, allerdings nur an poetische Schöpfungen an, aber eben an solche Schöpfungen, „in denen wir die hohe Aufgabe der Poesie gelöst finden: die nackte Wahrheit des Lebens zu abstrahiren und in schönen Farben und deutlichen Zügen dem Menschen widerzuspiegeln".

Nachdem er gefragt und die Frage beantwortet hat, woher es komme, daß uns dieser oder jener dramatische oder poetische Charakter, falls er richtig geschildert sei, so lebhaft interessire, fährt der Verfasser fort: „In dem «Frauenkranz», d. h. in dem hier vorgeführten Cyklus weiblicher Charakterbilder deutscher dramatischer Dichter, sollen nicht allein die hervorragendsten Schöpfungen der letztern ihre Vertretung finden und in ihren ausgeprägten Eigenthümlichkeiten geschildert werden, sondern sie sollen auch in der ganzen Gruppe, alle sich gegenseitig ergänzend, das Wesen des Weibes überhaupt und seine ethische Bedeutung veranschaulichen. Wenn also das poetische Bild einer jeden Frauengestalt schon durch den Dichter uns gegeben war, wenn auch verwebt in einem größern Ganzen, so kam es in gegenwärtigem Werke vorzugsweise darauf an, bei der Vorführung jeder dieser Gestalten das allgemein Menschliche zu berücksichtigen und wiederum die Wahl so zu treffen, daß aus den Individuen ein fertiger Kreis geschlossen werde, der die Psychologie des Weibes zum Mittelpunkt hat."

Wenn er sich bei der Aufgabe, die er sich mit seiner Schrift gestellt, ausschließlich an die Schöpfungen deutscher dramatischer Dichter gehalten hat, so motivirt er dies mit den Worten: „Den alles vermögenden britischen Zauberer ausgenommen, liegt es in der Sinnesart des Deutschen mehr als irgendeiner andern Nation, gerade in die Gemüthstiefen des Weibes zu blicken. Deshalb sollte nun auch der deutsche Dichter ganz allein in diesem Cyklus seine Vertretung finden, weil es ganz natürlich ist, daß seine Frauengestalten unserer ganzen Gefühls- und Denkweise am nächsten liegen. Kein Dichter aber besaß für das Herz des Weibes einen so tiefen Blick, und keiner vermochte es so vollendet zu schildern, wie Goethe, der denn auch in diesem Buche am reichsten vertreten ist. Möge man sein Clärchen, seine Leonore, seine Marie und endlich Gretchen betrachten, bei aller scharfen und bestimmten Individualisirung sind doch wiederum alle durch den gemeinsamen Zug treu und wahr geschilderter echter Weiblichkeit verbunden."

In der That hat es noch keinen Meister Frauenlob gegeben, der das weibliche Geschlecht in einer so großen Anzahl der anmuthigsten und zartesten oder idealsten und erhabensten Frauencharaktere verherrlicht und ihm so wenig Makel angehängt hätten als Goethe. Nehmen wir die ränkevolle Adelheid in „Götz von Berlichingen" aus, die aber nicht aus Lust zum Bösen oder aus egoistischer Berechnung, sondern aus ungezügelter Aufwallung ihres sinnlichen Naturells zur Verbrecherin wird, so hat Goethe in seinen Dramen fast nur Repräsentantinnen der zartesten Weiblichkeit, der sich hingebendsten Opferfähigkeit oder des adelichsten Gemüths aufgestellt. Seine Naivetät, durch die er unter allen dramatischen Dichtern seit Shakspeare am meisten hervorragt, und sein ihm angeborener Sinn für natürliche Anmuth kam ihm hierbei zu Hülfe. Und es sind echt deutsche Wesen, diese Elisabeth, Marie, Clärchen, Gretchen, und selbst die ideale Höhe, in welcher Iphigenia und die Prinzessin Leonore vor uns erscheinen, kann, wenn das auch in Wirklichkeit nur im hohen Grade selten der Fall sein mag, doch nur von dem deutschen Weibe edelster Gesittung und Bildung erreicht werden. Dieses deutsche Element ist freilich auch für seine männlichen Charaktere bezeichnend: der biderbe, faustkräftige, grundehrliche Götz wie der schwachmüthige, hin- und herschwankende Weislingen oder der träumerische Brackenburg, der nach der Erkenntniß des Absoluten ringende metaphysische Faust, wie sogar der alles negirende, alles bespöttelnde cynische Mephistopheles, in welchem sich eine andere Seite des deutschen Wesens und der Rückschlag jenes titanischen Strebens repräsentirt, sind echt nationale Charaktertypen. Oder sollen wir noch an das so durch und durch deutsche Gedicht „Hermann und Dorothea" erinnern? Wir heben dies ausdrücklich hervor, weil der Vorwurf der Undeutschheit von unverständigen Leuten noch oft gegen Goethe erhoben wird.

Ueber Schiller's weibliche Charaktere bemerkt der Verfasser: „Schiller hat es nicht wie Goethe vermocht, seine Subjectivität künstlerisch zu objectiviren; am schwächsten ist die Charakteristik seiner Frauengestalten. Was aber von ihm hier aufgenommen ist, erschien mir in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll genug, um damit die Galerie der Charaktere sehr wesentlich zu vervollständigen."

Die von dem Verfasser analysirten Charaktere sind Lessing's Emilia, Goethe's Marie (in „Götz von Berlichingen"), Clärchen, Leonore von Este und Gretchen, Schiller's Prinzessin Eboli und Thekla und Heinrich von Kleist's Thusnelda. Von der letztern bemerkt der Verfasser: „Diese Thusnelda ist keine auf dem Kothurn stolz einherschreitende und pomphaft über das deutsche Vaterland declamirende Heldin, wie wir sie aus andern Dichtungen kennen, sondern ein schlichtes, derbes, deutsches Weib, und wer den darin herrschenden starken Realismus zu schätzen fähig ist, wird diese Gestalt auch dem Schönsten beizählen müssen, was die deutsche Poesie geschaffen hat."

Gerade deshalb aber, weil hier nicht eine declamatorische Heldin, sondern ein Weib geschildert ist, mußte dem Verfasser, wie er in der Einleitung bemerkt, diese Gestalt „um so willkommener sein"; er hat sie denn auch vorzugsweise mit eingehender Liebe und Sorgfalt behandelt.

Wir verzichten, uns auf Einzelheiten in diesen Analysen einzulassen; sie wollen im Ganzen gelesen sein und gewähren dann vielen Genuß; wir zählen sie dem Besten bei, was wir von dieser Gattung literarischer Analyse im Deutschen besitzen. Der Verfasser stellt nicht Betrachtungen über die Charaktere an, sondern er entwickelt sie von innen heraus. Zugleich wird dadurch auch Licht über die betreffenden Dramen selbst verbreitet, denn der Verfasser hat, wie er selbst in der Einleitung bemerkt, überall die ganze Handlung im Auge „und zwar in der Weise, als ob beim Leser keine Kenntniß des Dramas vorausgesetzt werden dürfe. Nur dadurch konnte es erreicht werden, fertige und in sich abgeschlossene Bilder zu geben"; es schien ihm mit Recht sehr wenig angemessen, „mit literarhistorischen Erläuterungen die poetischen Gebilde vollzupacken und ihr Leben gleichsam darunter zu ersticken"; in dieser Hinsicht wird ja, wie er weiter bemerkt, „viel häufiger zu viel als zu wenig gethan". Auch den Stil, in welchem diese Analysen geschrieben sind, können wir in der That nur loben; er ist ebenso fein als klar, frei von jeder phrasenhaften prätentiösen Wendung, wie von jeder Härte und Trockenheit, und er beweist uns zu unserer großen Genugthuung, daß sich die deutsche Sprache auch in unserer Zeit, in der sie so sehr mishandelt wird, noch fähig ist, sich in den Linien vollkommener Anmuth und natürlicher Schönheit zu bewegen.

Nur eine Bemerkung des Verfassers über die Bedeutung des Valentin im „Faust" wollen wir hier anführen, weil er hier mit andern Commentatoren in Widerspruch tritt, namentlich mit denjenigen, welche in der Valentinscene nichts weiter finden wollen, als die Schilderung der Schande, welche Gretchen durch ihre Schuld über die ganze Familie gebracht hat. Der Verfasser bemerkt: „Diese so kräftig realistisch ausgeführte Gestalt des Valentin hat gleichfalls ihre tiefe Symbolik. Valentin ist für Gretchen's unseliges Geschick der eigentliche Repräsentant der prahlerischen bürgerlichen Ehre. Statt seiner vom Bewußtsein ihrer Schuld schon ganz zermalmten Schwester sich voll Liebe anzunehmen, verdammt er sie herzlos, nicht weil sie sich selbst unglücklich machte, sondern weil seine eigene prahlerische Eitelkeit verletzt ist. Mit wenig scharfen Strichen nur gezeichnet, spielt dieser Valentin dennoch in der engern bürgerlichen Handlung des Dramas eine bedeutende Rolle. Er fällt, weil er, in richtiger Consequenz der völligen Verkehrtheit seines Handelns, mit dem Teufel nicht fechten konnte, indem er den Engel in Gretchen verdammte."

Daß der Verfasser einen „Frauenkranz" und nicht einen „Männerkranz" geschrieben, davon ist der Grund vielleicht ebenso sehr in seinem individuellen, dem Zarten und Anmuthigen zugewandten Geschmack zu suchen, wie überhaupt in einer gewissen weiblichen Geschmacksrichtung, die in Deutschland in ästhetischen Dingen eingerissen ist, womit übrigens leider die Liebhaberei für allerlei Rohes und Naturwidriges sich sehr wohl vertragen zu können scheint. Hervorragende Darstellerinnen dürfen jetzt bei unserm Theaterpublikum im allgemeinen auf größere Sympathie rechnen als hervorragende Darsteller. Der Gründe hierzu gibt es mancherlei; es würde jedoch zu weitläufig sein, sie alle hier zu nennen. Diese Richtung ist insofern zu beklagen, als dabei gerade die von dramatischen Dichtern am tiefsten angelegten Charaktere für viele in den Hintergrund treten und unverstanden bleiben. Die große geschichtliche That und die eigentliche Denkarbeit, welche mit energischer Consequenz den Dingen auf den Grund geht, waren bisher und sind wol noch die Functionen des Mannes. Einen weiblichen Hamlet und einen weiblichen Faust können wir uns nicht denken. Auf dem Gebiete der Politik und der Kriegführung sehen wir gleichfalls das Weib nicht gern. Schiller hat zwar in seiner Jungfrau die weibliche Vaterlandsliebe bis zum martialischen Heroenthum erhoben, aber wir glauben kaum, daß die Mittel, wodurch er dies erreicht hat, sehr zur Nachahmung zu empfehlen wären. Obschon von der Muttergottes selbst protegirt, tritt uns diese Gestalt doch nicht menschlich nahe. Mit dem sein Kriegshandwerk und seine politischen Pläne als Denker betreibenden Wallenstein und selbst dem Natursohne Wilhelm Tell kann sich diese martialische Jungfrau weder an Tiefe noch an Wahrheit messen. Genée hat daher auch die Jeanne d'Arc für seinen Zweck nicht brauchen können.

Sehr gern würden wir aus des Verfassers Händen einen „Frauenkranz" aus Shakspeare's Dramen entgegennehmen, denn hier, in dieser Galerie der unendlich mannichfaltigsten weiblichen Charaktere würde seine feine analysirende Feder ein noch fruchtbareres Feld finden als in den Dramen deutscher Dichter, welche gerade bei der Zeichnung weiblicher Personen durch die Rücksicht auf die stereotypen Eigenschaften deutscher Schauspielerinnen und den conventionellen Geschmack des deutschen Publikums nicht wenig beschränkt waren und sind. Inzwischen müssen wir uns mit dem Heine'schen Commentar begnügen, der 1839 als Erläuterung zu den bekannten Stahlstichen Shakspeare'scher Frauengestalten erschien und jetzt unter dem Titel „Shakspeare's Mädchen und Frauen" (Nr. 2) den größten Theil des dritten Bandes der neuen Gesammtausgabe Heine'scher Schriften bildet. Heine's Art und Weise ist begreiflich eine ganz andere; ihm kam es hier wie überall nur darauf an, statt das Wesen des Gegenstandes seine eigene originelle Subjectivität geltend zu machen und in den Vordergrund zu stellen. Was kümmerte ihn das traurige Schicksal der süßen Ophelia und der holden Desdemona? Was lag ihm daran, das Publikum in die Werkstätte ihres Schöpfers einzuweihen? Ihm war nur darum zu thun, seinen Witz vor dem Publikum, mit dem er nur seinen Schabernack trieb und nichts Ernstliches im Sinn hatte, in der Form von lauter sprühenden Feuerkörperchen leuchten zu lassen. Mit diesem drolligen, oft geistreichen, vom Hundertsten auf das Tausendste springenden, immer specifisch Heine'schen Witz begnügte er sich, bisweilen auch mit bloßen Bajazzospäßen oder mit lyrisch-phantastischer Janitscharenmusik, in der er alle Instrumente bald harmonisch, bald dissonirend toll und wild zusammenklingen ließ. Oft sprach er von allem andern als von dem zu erklärenden Charakter, den er bisweilen nur aus dunkler Erinnerung gekannt zu haben scheint, vielleicht nur von einer berliner Aufführung her, der er vor langen Jahren einmal beigewohnt hatte; daß er zum Zweck der zu liefernden Erklärung noch einmal das Stück lesen und gründlich durchstudiren sollte, das war von Heine nicht zu verlangen. Aber er ist amusant, unterhaltend, oft pikant und drollig und niemals langweilig, auch wo er inhaltslos ist, und mehr wollte er nicht. Ganz in seinem Fahrwasser befindet er sich, wenn er es mit einem üppigen, leichtlebenden, heißblütigen Geschöpf, z. B. Kleopatra, zu thun hat; da wird seine Frivolitat wirklich spaßig und originell und er entdeckt dann auch wol kleine charakteristische Züge und Geheimnisse, die sich gravitätische Erklärer entgehen ließen. Kleopatra war seine Heldin wie die römischen Kaiser seine Helden waren; er preist letztere in der Charakteristik der Portia, Brutus' Gemahlin, „als weltliche Heilande, die erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten und dem Volke sein erstes Recht gewährten, indem

sie es fütterten"; der „Patricier." Tacitus hat sie nur verleumdet und mit „poetischem Gifte" beschrieben; die beste Demokratie sei diejenige, „wo ein einzelner als Incarnation des Volkswillens an der Spitze steht wie Gott an der Spitze der Weltregierung" u. s. w. Dennoch konnte Heine, dem dieser Theorie zufolge Napoleon III. als der eigentliche Volksgesalbte gelten mußte, lange Jahre bei dem deutschen Volke und den deutschen Regierungen im gefürchteten Rufe eines Demokraten stehen.

Betrachten wir nun, wie das Volk im Gegensatz zu den Dichtern von den Frauen spricht und denkt. Statt Volk sollten wir eigentlich sagen das Männervolk; denn die bisherige Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts zeigt sich auch darin, daß die Sprichwörter wol vornehmlich oder ausschließlich von Männern erfunden worden sind und daß die Frauen nicht den Muth oder den Geist hatten, sich für die ehrenrührigen Witze und Sticheleien, welche die Männer gegen sie aufbrachten, in gebührender und gleich reichlicher Weise zu rächen.

Wir benutzen hier die von O. von Reinsberg-Düringsfeld fleißig zusammengestellte interessante Schrift „Die Frau im Sprichwort" (Nr. 3), über deren Entstehung der Verfasser in der Vorrede bemerkt, daß dieselbe seiner Benutzung der Bibliothek des Privatgelehrten Dr. H. Lotze in Leipzig verdankt werde. Diese Bibliothek, „eine der seltensten, die in Deutschland zu finden sein dürfte", sei meist linguistischen Inhalts und umfasse gegen 10000 Bände. Durch sie sei er bewogen worden, in Leipzig zu bleiben, um seine Sammlung der sogenannten Bauernregeln bei den verschiedenen Volksstämmen Europas zu vervollständigen. Er sei nun bei Benutzung dieser Bibliothek auf so viele charakteristische Sprichwörter über die Frauen gestoßen, daß er es für interessant gehalten habe, sie zusammenzustellen und durch ähnliche aus nichteuropäischen Sprachen zu vervollständigen. Es sind über 60 verschiedene Sprachen und Mundarten von dem Verfasser in Contribution gesetzt worden und es begegnet uns dabei die auffallende Erscheinung, daß manche besonders prägnante Sprichwörter bei verschiedenen Nationen unter nur geringen Variationen wiederkehren. Es fehlt zwar unter diesen Sprichwörtern auch nicht an Complimenten für die Frauen, aber in ihrer bei weitem überwiegenden Mehrzahl sind sie Sottisen und oft recht bösartige.

Unsere lyrischen Dichter feiern die Schönheit des Weibes an sich, ohne viel danach zu fragen, ob hinter der schönen Maske auch Güte des Herzens und Adel der Seele verborgen seien; sie denken mit einem deutschen Sprichwort: „Schön ist, was schön thut", oder mit einem walachischen: „Gut ist nicht, was gut; gut ist, was mir gefallen thut", wogegen ein vernünftigeres polnisches bemerkt: „Was gut ist, ist schön; was bös ist, ist häßlich." Um dieses so einfache und doch so vielfach (auch auf Gegenstände der Poesie und Kunst) anwendbare, tugendhafte Sprichwort haben die vorgeschrittenern Völker die Polen eigentlich zu beneiden. Mit der von den Dichtern gepriesenen weiblichen Schönheit geht nun das Sprichwort meist gar nicht sehr säuberlich um. Der Bergamaske sagt: „Kleide einen Besen, so scheint er eine schöne Dame"; der Esthe: „Lege Schmuck um eine Baumstubbe, so ist sie schön." Ferner sagt der Bergamaske: „Schöner Kopf, schlimme Bestie"; der Deutsche: „Der Schönheit ist nicht zu trauen", oder: „Schön und fromm stehen selten in einem Stalle", oder: „Verstand und Schönheit sind selten beisammen"; der Pole gleichfalls: „Schönheit und Verstand sind nicht jederzeit beisammen"; der Franzose: „Bei großer Schönheit ist selten Treue" und „Schönheit ohne Güte ist wie ein schalgewordener Wein." Und wo sucht der Venetianer die Schönheit des Weibes? Er sagt: „Ein schön Gefäß macht eine schöne Frau." Bis dahin haben sich unsere deutschen Lyriker doch noch nicht verstiegen. Der Russe sagt: „Schön wie eine Mohnblume und dumm wie ein ausgebrannter Baumstock." Der Deutsche, dem ein reichliches Mittagbrot noch über die Schönheit geht, bemerkt: „Je schöner das Weib, je schlechtere Schüssel", und knauserig wie er ist, meint er: „Ein häßliches Weib ist eine gute Haushälterin" oder „Häßliche Weiber hüten das Haus wohl." Die Liebe wird zwar in Sprichwörtern oft in zartester Weise gefeiert, z. B. in dem deutschen: „Die Augen sind der Liebe Thür", oder in dem czechischen: „Liebe entsteht gleich den Thränen in den Augen und fällt ins Herz", aber über die Ehe lauten die meisten Sprichwörter sehr ungünstig. Der Deutsche sagt: „Ehestand, Wehestand", oder: „Selten wohl und allweg wehe, ist täglich Brot wol in der Ehe"; der Russe: „Selbst eine gute Ehe ist eine Bußzeit"; der Mailänder: „Die Frau ist eine Heimsuchung"; der Bergamaske: „Der verheirathete Mann hat immer vier ewige Plagen: Unruhe, Mangel, Reue und Sorgen"; der Spanier: „Hochzeits- und Unglückstag, beides an einem Tag"; der Friaule: „Es kann keine Ehe sein, wo nicht fahre der Teufel hinein"; der Litauer: „Keine Heirath wird gemacht, die nicht Klatsch hervorgebracht." Der Bergamaske sagt: „Als Mädchen ist sie brav, als Frau nicht eine Rübe werth"; der Venetianer: „Vor der Heirath kehrt das Mädchen selbst die Tenne ab, und nach der Heirath fegt sie kaum das Haus", oder: „Wenn ein Mädchen heirathen will, hat sie eine Zunge und sieben Arme, nach einem Monate Ehe aber nur einen Arm und sieben Satanszungen"; der Serbe: „Solange sie bei der Mutter ist, friedlicher als ein Schäfchen, und sobald sie einen Mann hat, steckt sie eine ellenlange Zunge heraus"; der Finne: „Bräute lispeln, Weiber kreischen", oder: „Die als Mädchen zankt, schlägt als Frau." Der Russe fragt mit Recht verwundert: „Die Mädchen sind schön, lieb und sanft. Woher kommen die bösen Weiber?" Man könnte dies auch in Bezug auf unsere Schauspiele fragen, in denen es von bösen Müttern, Tanten, Stief- und Schwiegermüttern wimmelt, während die Mädchen darin immer liebenswürdig, süß und vortrefflich erscheinen. Der deutsche Mann aus dem Volke denkt immer an seinen Seckel; für ihn ist die Frau nur dazu da, zusammenzuscharren; er sagt: „Der Mann kann nicht so viel zum Thor hineinbringen, als die Frau zum Hinterpförtchen heraustragen", oder: „Die Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Erntewagen einfährt", oder: „Eine Frau kann mit dem Fingerhut mehr verschütten, als der Mann mit dem Eimer schöpfen kann." Die Heirathslust der Mädchen („Wenn die Dirne auf das Flachsfeld kommt, denkt sie an ihr Brauthemd", sagt der Russe), die Unarten bösgearteter Weiber: Eitelkeit, Geschwätzigkeit, Putzsucht, Klatschsucht, Zank- und Ränkesucht, Neid, Bosheit werden mehr oder weniger witzig, oft sehr derb und nicht immer in sehr anständigen Worten verspottet, und besonders zeichnet sich der Italiener, merkwürdig genug, durch Erbarmungslosigkeit und Schonungslosigkeit in seinen Aussprüchen über die Weiber aus; aber auch die Tugenden guter Haus- und Ehefrauen werden gepriesen, namentlich aber die Mutterliebe. „Niemand liebt wie eine Mutter", sagt der Mailänder; „Mutterschos ist arm, aber warm", der Deutsche; „Mutterhand, auch wenn sie schlägt, ist weich", der Czeche und Lette; „Das Gebet der Mutter holt aus dem Meeresgrund heraus", der Russe. Unter den europäischen Völkern stellt nur der Spanier, bezeichnend genug, die Liebe des Vaters höher, denn er sagt, daß jede andere Liebe als die des Vaters Wind sei. Auch in Persien scheint es keinen Ueberfluß an guten Müttern zu geben, denn wenn der Perser auch die Liebe einer guten Mutter in den Worten preist: „Der Himmel ist zu den Füßen der Mutter", so sagt er auch: „Die Wärterin ist liebevoller als die Mutter" und: „Die Mutter ist unter dem Vorwande, es sei zum Besten des Kindes." Wie die Schwiegermütter in den Sprichwörtern aller Völker wegkommen, ist bekannt; nur in Hindostan, wo sie wahrscheinlich durch religiöse Vorschriften zu Liebespflichten gegen ihre Schwiegertöchter verbunden ist, wird der Schwiegermutter auch im Sprichwort Achtung geschenkt.

H. M.

Reisen im Orient. Von H. Petermann. Zwei Bände. Mit einem Titelbild und einer Karte entworfen von H. Kiepert. Leipzig, Veit u. Comp. 1860—62. Lex.-8. 7 Thlr.

Es wird wol nicht zu viel gesagt sein, wenn wir in den Berichten des Verfassers aus dem Orient das bedeutendste Reisewerk, welches in jüngerer Zeit in deutscher Sprache über den Orient erschienen ist, anerkennen. Es ist eine von gewöhnlichen Touristenberichten sehr verschiedene, vollkommen wissenschaftlich gehaltene Arbeit, zu der der Autor durch ernste Studien lange vorbereitet, durch Vorliebe und ein altes Verlangen befeuert, durch Muße und ausreichende Unterstützung vorzugsweise befähigt war und die den Satz von neuem belegt, „daß wir nur gut sehen, was zu sehen wir lange vorbereitet waren“. Im reifen Alter von 50 Jahren, von allen Autoritäten thätig gefördert, mit königlicher Munificenz ausgestattet, erstreckte sich die Wanderung des Verfassers über Palästina und Syrien, über Mesopotamien und den Osten von Persien und wenn ihm leider das vielersehnte Armenien durch den Krieg verschlossen blieb, so entschädigte dafür ein siebenmonatlicher Aufenthalt in Damascus und im Land der Drusen, und erlaubte über diese Sekte, welche bald darauf eine so gewaltige Krise im Orient hervorrufen sollte, ausführlichere Nachrichten mitzutheilen, als je zuvor möglich war. So befand sich der Autor in der günstigsten Lage, Neues und Werthvolles über den Orient beizubringen, und in der That verdanken wir ihm über einen Theil der Räthsel, welche das Morgenland birgt, wesentliche, sichere und anerkennenswerthe Aufschlüsse.

Wir können hierbei zwar, wie wir gleich hier bemerken wollen, seinen Ansichten und Urtheilen nicht überall und unbedingt zustimmen, allein wir bescheiden uns gern, daß die Schuld hiervon ebenso wohl an uns, wie an ihm liegen kann. Nur in einem seiner Hauptsätze glauben wir ihn entschieden im Irrthum. Es ist dies der oft wiederholte Gedanke, daß der jetzige religiöse Rassenkampf im Orient als das letzte Aufflackern des moslemitischen Fanatismus anzusehen sei, „welcher seine sich schon überlebt habende (?) Religion noch zu erhalten versucht“. So übel wie dieser Satz ausgedrückt ist, so unrichtig ist auch der darin enthaltene Gedanke, da wir entschieden der Ansicht sind, daß der religiöse Codex Mohammed's vielmehr noch viele Jahrhunderte der Zukunft vor sich hat als die dem Wesen des Orients eben am meisten entsprechende Form der Religion. Wir gründen diese unsere Ansicht auf die von allen Reisenden anerkannte hohe religiöse Vertiefung der Türken, auf den im ganzen und großen genommen regen sittlichen Ernst des Volks und auf den Umstand, daß moslemitische Renegaten höchst selten, fast gar nicht vorzukommen pflegen. Ja, diese große Gewissenhaftigkeit des Türken aller Stände in Erfüllung seiner religiösen Pflichten, von der nichts ihn abzuhalten vermag, wird für uns fast zu einem Räthsel, wenn man erwägt, daß sie weder durch irgendwelchen Zwang, Bann oder Strafgewalt der Kirche bedingt, ja daß sie nicht einmal durch irgendeinen Parochialverband vermittelt wird, indem der gläubige Moslem seine kirchlichen Pflichten da erfüllt, wo es ihm gerade beliebt und von einer zwingenden Vorschrift hierbei nirgends die Rede ist. So zeigt sich uns denn zweierlei, einmal daß eine Kirche herrschen kann auch ohne alle äußern Mittel der Macht oder Herrschaft, und zweitens, daß der Orient, von dem man behauptet, daß ihm der Begriff der Freiheit abhanden gekommen sei, gerade auf dem Gebiete, wo jede Beschränkung am fühlbarsten wird, im Besitz der allergrößten Freiheit steht, und zwar einer solchen, die ihm für seine politische Unfreiheit völlig ausreichenden Ersatz zu gewähren scheint. Für diese Ausnahmestellung der Kirche Mohammed's scheint der Verfasser der richtigen Diagnose zu entbehren, wenn er sie als in ihrem letzten Todeskampf begriffen betrachtet; und wenn Herder recht hat, daß Religion das zur That werdende Abhängigkeitsgefühl von Gott sei, oder wenn Gutzkow recht hat, daß kein Gottesdienst, keine Predigt die Seele so tief zu erregen vermöge, als die stumme Andacht unter Stummen, so besitzt kein Volk mehr Religion, als die Türken, welche eben dies Abhängigkeitsgefühl bekanntlich fast in jeder ihrer Aeußerungen kund geben. Für dergleichen aber ist nicht jedermann der rechte Blick gegeben. Unser Autor hat sich die Schilderung der zahllosen religiösen Sekten im Orient zur besondern Aufgabe gestellt und wir verdanken ihm in dieser Richtung viel werthvolle und neue Notizen. Allein er hat mehr das Aeußerliche und in die Augen Fallende umfaßt; er ist eben ein Gelehrter von Fach, Archäolog und Sprachkenner von seltenem Wissen: psychologischer Blick aber ist nicht das Hervorragende in seiner Begabung.

Im ersten Kapitel seines Buchs berichtet er nun über seine Reise von Berlin nach Konstantinopel, die Donau hinab und durch den Bosporus. Da dies und der folgende zwölftägige Aufenthalt in der Hauptstadt meist nur Persönliches und außer dem Verkehr mit einigen liebenswürdigen und gebildeten Türken wenig Neues enthält, so gehen wir sogleich zu der weitern Reise von Stambul nach Damascus über, freilich mit dem Bekenntniß, daß es uns unmöglich ist, der Masse von schätzbaren Wahrnehmungen und Bemerkungen, die der Verfasser hier ausstreut, auch nur von fern zu folgen. Er besucht Tenedos und sieht die Troas, geht in Lesbos ans Land und besucht das anmuthige Mitylene, wo das Dampfschiff wechselt, erreicht Smyrna, das er flüchtig schildert, Cos (Stanko), Rhodus und endlich Cypern, dessen Reizen ein kurzer Aufenthalt gewidmet wird, und Beirut, von wo die Reise durch das breite Libanonthal (Cölesyrien) beginnt, und das in der Länge von 24 und der Breite von 3—4 Stunden zwischen den Abhängen der beiden Gebirgstheile, Libanon und Antilibanon, sich hinzieht. Mit dem Austritt aus dem schönen und quellenreichen Thale beginnen kahle Bergrücken, die zu einer Hochebene aufwärts führen, hin und wieder mit Dörfern besetzt, die den sächsischen ähneln, wie Häme, und von Kanälen bewässert werden, bis endlich Damascus sichtbar und im feierlichen Zuge betreten wird. Hierauf folgt dann eine ausführliche Schilderung dieser „Perle des Orients“. Das eigenthümlichste Verdienst dieser Reise besteht indeß in der gründlichen Untersuchung und Schilderung der zahlreichen Sekten in diesem Theil des Orients, deren Ursprung, Leben und Gestaltung uns der Verfasser vollkommen deutlich macht. In dieser Beziehung ist ihm namentlich für die Darstellung zu danken, die er der Sekte der Drusen widmet, jenes geheimnißvollen Volksstammes, der selbst nach Silvestre de Sacy's ausführlicher Untersuchung noch so viel Räthselhaftes und Unerklärtes darbot. Die Drusen folgen bekanntlich einer Geheimlehre, über welche keinem Eingeweihten die mindeste Mittheilung gestattet ist. Der Verfasser aber hat das Glück, von einem ehemaligen drusischen Wissenden, der nun Protestant ist, in diese Lehre vollkommen eingeweiht zu werden und entwickelt uns dieselbe in Form einer langen Abhandlung, die er als Anhang seinem Buche beifügt. Dem Inhalte, dieser die eigentliche Doctrin der Drusen darstellenden Abhandlung vermögen wir zwar hier nicht zu folgen, um so mehr aber haben wir Anlaß, wenigstens die allgemeinen Bemerkungen auszugsweise mitzutheilen, die er über die Drusen in Damascus beibringt.

Die Drusen bilden bekanntlich einen religiösen Geheimbund, wollen jedoch äußerlich für Moslemim gehalten sein. Ihr Erkennungszeichen ist ein bestimmter Händedruck und eine Begrüßungsformel, welche das Wort Chljdetsch, Balsamstaude, enthält. Sie haben keine eigentlichen Gotteshäuser und feiern ihren Cultus im Freien, an einem einsamen Ort (Chalwe), wobei die kleine Erzfigur eines Kalbes auf einen Tisch ausgestellt wird, auch den Müttern göttliche Ehren erwiesen werden. Sie nennen sich Unitarier, weil sie an einen Gott glauben, bekennen eine Seelenwanderung, aber nur in ihrem Bunde, entlehnen aus der Lehre Christi und Mohammed's, was ihnen zusagt und nennen Hamza, ihren Religionsstifter, den größten der Propheten, der mit Issa (Jesus) und Mohammed lebte und sie lehrte, und halten

sich für das zur Herrschaft über die Welt berufene Volk. Nur wenige unter ihnen sind jedoch im Besitz ihrer Mysterien und die Wissenden selbst zerfallen in 3—4 Grade, welche nach und nach erworben werden müssen; ein Weiser, Agil, leitet jeden Donnerstag ihren Cultus. Sie kennen weder ein Eheverbot, noch die Vielweiberei oder die Beschneidung, auch rauchen sie sämmtlich nicht. In ihren sieben Glaubensartikeln nehmen sie an, daß für den Glauben jedes Mittel erlaubt, auch die Lüge gestattet ist; zum Grade eines Weisen können auch Frauen gelangen, während bei den Moslemim die Frau so niedrig steht, daß sie nicht selbständig, sondern nur durch den Mann selig werden kann. Die Sekte der Drusen erhob sich unter Mohammed ed Deresi, dem Schneider, zu Ende des dritten Jahrhunderts der Hedschra; aber erst mit Hamza Ibn Ali, dem Perser, 408 d. H., gewann sie feste Gestalt. Von diesem Hamza stammen ihre Glaubensschriften, in denen sich die Lehre der Magier mit Bibel und Koran wunderlich vermischen und Mystik und Allegorie eine große Rolle spielen. Wie diese Mischung zu Stande kam, darüber gibt die Abhandlung des Verfassers selbst so ausführlichen Bericht, daß wir dies Thema nunmehr als erschöpft ansehen können.

In Damascus leben bei einer Bevölkerung von 150000 Seelen etwa 6000 Drusen, neben vielen andern räthselhaften Sekten, wie die Syrianer, die Ismaeliten, die Nosairier, welchen der Autor seine Untersuchung in gleicher Art wie jenen zuwendet und die sich durch Tracht und Gestalt von den Moslemim unterscheiden. Nicht minder geht der Verfasser auf Gebräuche, Sitten und Spiele der Bevölkerung ein. Das Schachspiel — Schachmatt ist das persische: Schah mât, der König ist todt — das Damenspiel von Dhama, das Puffspiel, verschiedene Kartenspiele, das Skembil, eine Art Piquet, das Mangale, unser Toccadille, werden umständlich geschildert, und ebenso werden Gruß und Redeform, bei welchen man zwischen Gläubigen und Ungläubigen streng unterscheidet, Küche und Getränke, die Kaffeehausfreuden, Sitten und Gebräuche im Hause und außerhalb desselben eingehend beleuchtet. Da sich selbst Kinder mit „O Herr" anreden, so kann man leicht denken, wie höflich der Araber seine Anrede an Fremde einrichtet. Das alte „du" ist ganz verschwunden; zu einem Höhern sagt man „Eure Glückseligkeit", zu einem Geistlichen: „Eure Heiligkeit", zu einem Europäer: „Eure Seite", „Eure Gegenwart", oder man fängt mit „O Bey, Effendina, Sidi" u. s. w. die Rede an; nie sagt der Araber „Ich" (ana) sondern spricht von sich nur als „der Arme" (el faqir) u. s. w. Die christlichen Sekten, die Ordensbrüder, Jesuiten, Kapuziner in Damascus, die Frauen, Haltung, Putz und Schönheitsmittel (das Bemalen der Hände mit Blumen und Figuren ist hier besonders im Schwunge), Vergnügungen und Beschäftigung der Frauen, Erziehung und Unterricht: über alles dies läßt ihn sein langer Aufenthalt in Damascus werthvolle und anziehende Details mittheilen, ohne daß Verwaltung, Steuern und Consulate, Behörden und Militärwesen von ihm verabsäumt würden.

Nach diesem vollständigen Bilde der syrischen Hauptstadt setzt der Autor seine Reise nach Jerusalem im Monat März und nach beendeter Regenzeit fort, seine Begleitung bildet eine armenische Pilgerkaravane von 100 Pferden und 60 Personen, zur Hälfte völlig bewaffnet. Der Landstrich Hasbaya, ziemlich bevölkert und gut angebaut, steht unter der Familie Schehab, Fürsten von Hasbaya, deren Mitglieder zum Theil Christen, theils zum Islam sich bekennen, theils wie Emir Beschir Drusen sind. Sowie hier die Confessionen, so vermischen sich im Orient auch die Professionen; Dr. Hanna in Hasbaya war zugleich Arzt, Geistlicher und Richter im Orte und hatte eine Malteserin zur Frau. Der See Merom, der Berg Tabor, das Dorf Kana, wo Jesus sein erstes Wunder that, werden besucht, Jerusalem in Sturm und Regen erreicht und in einem deutschen Kloster für acht Piaster täglich Quartier genommen. Die Topographie Jerusalems ist uns jetzt zur Genüge bekannt und wir lassen daher auch diesen Theil des Reiseberichts unerörtert; dagegen machen wir auf die Darstellung besonders aufmerksam, welche die Stellung der christlichen Confessionen, ihre Geschichte und ihre Stiftungen zum Gegenstand hat. Im Paschalik Jerusalem wohnen unter 127000 Mohammedanern 12468 Christen und 1079 Juden, welche ihre großen Feste in Samaria (Nablus) begehen. Den Anblick des Todten Meeres nennt der Verfasser im Widerspruch zu andern Reisenden „malerisch schön", trotz der kahlen Bergumwallung.

Soviel es nun auch weiter mitzutheilen gäbe, so können wir dem gelehrten Verfasser doch bei seinen Untersuchungen über die Samaritaner, über Nablus und das Karmelgebirge, Akka und Tyrus so wenig wie bei seiner gründlichen Durchforschung des Libanon, der Ruinen von Baalbek, auf der Reise nach Cilicien und Cypern, die von diesen Ländern ein vollständiges und anziehendes Bild gibt, oder nach Bagdad, Schiras, Ispahan, zurück nach Beirut u. s. w. folgen, sondern haben uns damit zu begnügen, zu wiederholen, daß an Gründlichkeit und archäologischer wie historischer Gelehrsamkeit Petermann's Bericht von keinem der ältern Reisenden übertroffen wird. Freilich fand er die Bahnen geebneter als die meisten seiner Vorgänger; allein er sieht auch meist tiefer und schärfer, als jene. Und so ist denn ein Buch entstanden, das sich ernsten Studien durch sich selbst empfiehlt und unserer Anpreisung nicht erst bedürfen wird. 4.

Romanliteratur.

1. Historische Bilder. Von Stanislaus Graf Grabowski. Erster bis dritter Band. — Vierter Band: Cavour und Garibaldi. Berlin, Bach. 1861—62. 8. Jeder Band 22½ Ngr.
2. Ein leidenschaftliches Herz. Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1860. 8. 2 Thlr.

In leichtem fließenden Stile sind vorstehende Werke desselben Verfassers zwar alle geschrieben, aber wie leicht er auch die Aufgabe sich stellt, wird man am besten sehen, wenn wir von Nr. 1 den „Historischen Bildern", das eine, „Cavour und Garibaldi", herausgreifen und dasselbe näher betrachten. Nach einer kurzen Einleitung, welche an die Bewegung anknüpft, die auf der italienischen Halbinsel seit 1860 eingetreten war, und welche auch nur in ganz allgemeinen Umrissen die Begeisterung des Volks für die Neugestaltung Italiens schildert, geht er zu den biographischen Skizzen Garibaldi's und Cavour's über. Wir erfahren da aus dem Jugendleben beider Männer, was wir eigentlich bereits längst wissen, und verfolgen nun das Leben derselben bis zu dem Punkte, wo sie berufen sind, mächtige Hebel der italienischen Bewegung zu werden. Bis dahin ist die Selbständigkeit des Verfassers, was den Stoff anlangt, eine höchst untergeordnete, indem er nur bekannte Verhältnisse zusammenstellt. Eine Einsicht in diese Lage scheint den Verfasser auch bei der Ausarbeitung überkommen zu haben, indem er die Geschichte einer Liebe dazwischenschiebt, welche in ihrer Entwickelung durch die verschiedenen Auffassungen der italienischen Verhältnisse und deren Lösung ihren Conflict erhält. Der Bräutigam Antonio gehört zu den Offizieren Garibaldi's, der die italienische Frage mit dem Schwerte zu lösen sucht, während der Vater der Braut, Pallini, entschiedener Anhänger Cavour's ist, und mehr eine diplomatische Lösung erstrebt. Beide Männer gerathen in solche Heftigkeit gegeneinander, daß Pallini die Hand seiner Tochter Livia dem jungen Manne versagt. Dieser läßt sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern macht den Zug Garibaldi's nach Sicilien und Unteritalien mit. Mit diesem Punkte beginnt nun wieder der Verfasser solche Verhältnisse auseinanderzusetzen, welche durch die Zeitungen, Parlamentsverhandlungen, diplomatische Noten genugsam bekannt sind. Manche der wichtigeren Proclamationen und Briefe werden noch einmal ganz abgedruckt, bis endlich Unteritalien erobert ist und der Schwerpunkt der Frage sich wiederum nach dem Parlamente in Turin verlegt, wo es sich um die Lösung der beiden zur Zeit noch schwebenden Punkte, „Venetien und Rom", handelt und wo die Politik Cavour's

und Garibaldi's in entgegengesetzter Richtung noch schärfer auseinander geht. Zwischen die Entwickelung dieser Verhältnisse hat nun auch der Verfasser den Faden seiner Liebesepisode etwas weiter gesponnen. Antonio ist mit auf die Schlachtfelder gezogen, indeß die Braut, Livia, von ihrem Vater den Händen eines Mönchs übergeben ist, damit dieser sie von ihrer Liebe abbringe. Der Mönch versucht alle seine Künste vergeblich, denn als Livia hört, daß ihr Bräutigam in Unteritalien verwundet und krank daniederliegt, entschließt sie sich demselben zu Hülfe zu kommen und entflieht. Der Vater sendet den Geistlichen der Flüchtigen nach, derselbe findet in Neapel sie auf; als er aber im Begriffe ist, sie mit Gewalt ihrem Vater zurückzuführen, kommen die beiden Brautleute durch eine Heirath diesem Schritte zuvor. Der Pater Gavazzi segnet den neuen Ehebund und der Vater erstaunt über die Erfolge Garibaldi's und über die Tapferkeit seines Schwiegersohns, verzeiht den Schritt seiner Tochter, nimmt das junge Paar in Gnaden auf und der böse Pater zieht sich grollend nach Rom in ein Kloster zurück. Damit ist der Faden der Episode zu Ende und die Schilderung wendet sich mehr den öffentlichen Verhältnissen zu. Wir machen nun noch einmal die stürmischen Parlamentssitzungen mit, worin Garibaldi und Cavour so heftig gegeneinander streiten; wir erhalten nochmals abgedruckt die Reden, welche in der Kammer gehalten worden sind; wir lesen da noch einmal den Brief Cialdini's und Garibaldi's Antwort, wir wohnen der Versöhnung zwischen Cavour und Garibaldi bei dem König und der Ausgleichung zwischen Cialdini und Garibaldi im Hause Pallavicino's bei, wir begleiten Garibaldi auf sein Caprera und stehen mit dem Verfasser am Todtenbette Cavour's. Was wir vor einigen Monaten in den Zeitungen gelesen, das finden wir noch einmal hier in dem Rahmen eines historischen Bildes. Der Stoff ist ein gegebener, die Bearbeitung nur, und auch diese theilweise schon vorgezeichnet, ist das Werk des Verfassers, und man sieht daraus, auf ein wie kleines Maß die schriftstellerische Selbständigkeit, die literarische Production zu reduciren ist.

Dieses Buch, dessen Inhalt wir soeben näher betrachtet haben, macht den vierten Band der „Historischen Bilder" aus. Von den drei andern Bänden enthält der erste Band „Hollands Freudenfeuer", eine Schilderung Wilhelm's von Oranien in London und der Vertreibung der Stuarts, den Titel entlehnt diese Erzählung dem Liede des holländischen Dichters J. van Vondel, welches die Ueberschrift „Hollands Freudenfeuer auf der Themse" führt. An diese Erzählung reiht sich sodann „Der König von Corsica", Geschichte des deutschen Baron von Neuhof, der am französischen Hofe zur Zeit Ludwig's XV. einen Edelmann im Duelle erstach und deshalb nach Spanien flüchtete, dann einen afrikanischen Feldzug mitmachte, Oberst und nach einem Liebesabenteuer mit einer schönen Spanierin endlich Gemahl einer Verwandten des Herzogs von Ormond wurde. Er verließ jedoch seine Gattin, weil er erfuhr, daß dieselbe sich störend in seine erste Liebe eingemischt habe und wir finden ihn im Jahre 1730 in Corsica wieder, das sich damals von Genua freizumachen suchte. Neuhof unterstützt das Volk, wird König von Corsica, kann sich aber auf die Länge der Zeit nicht halten und stirbt später in England.

Der zweite Band enthält zwei Erzählungen: „Der Fahneneid" und „Emmy Harte". Die erste Erzählung spielt zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs, wo Friedrich die Sachsen in seine Regimenter steckte und viele derselben den Fahneneid brachen und davonliefen; die zweite ist der englischen Geschichte entlehnt und schildert wie das Schenkmädchen Emmy Harte unter den mannichfachsten Schicksalen und Abenteuern zuletzt als Lady Hamilton in ein eigenes Verhältniß zu Lord Nelson trat; dieselbe starb 1815 zu Calais. Beide Erzählungen gehören mehr der Memoirenliteratur aus den Kreisen des Privatlebens an.

Die erste Erzählung des dritten Bandes fällt wieder der allgemeinen Geschichte zu. In „Jan van Werth" erhalten wir einen vollständigen Auszug aus der Geschichte des berühmten Reitergenerals im Dreißigjährigen Kriege bis zu seinem Tode; die zweite Erzählung „Anna Petrowna Tarrakanoff" gehört der russischen Geschichte an. Anna ist die Tochter der Kaiserin Elisabeth und ihres Günstlings, des ehemaligen Vorsängers der kaiserlichen Kapelle, nachherigen Feldmarschalls und Oberjägermeisters Gregorowitsch Rasumowski. Unter der Regierung der Kaiserin Katharina II., welche Peter III. von dem Throne gestoßen hatte, spielt diese Geschichte. Anna, als Enkelin Peter's des Großen, ist der Gegenstand der Eifersucht und Beunruhigung Katharina's, worin sie ihre Günstlinge, die Orlow noch bestärken, von denen einer es übernahm, die leichtgläubige Anna unter der Maske, sie zur Kaiserin von Rußland zu machen, nachdem er eine falsche Ehe mit derselben geschlossen hatte, der Kaiserin Katharina auszuliefern, welche nun die Unglückselige in einem Gefängniß bis zu ihrem Tode 1776 hielt. Inwiefern bei diesen geschichtlichen Bildern mit historischer Treue verfahren ist, wollen wir hier nicht näher untersuchen.

Selbständiger zeigt sich die Arbeit des Verfassers in dem Romane „Ein leidenschaftliches Herz" (Nr. 2); aber auch hier will es uns bedünken, daß der Verfasser allzu schnell an Plan und Ausführung seiner Werke gehe und die Entwickelung und Verwickelung der Handlung mehr auf äußere Zufälligkeiten gründe, als sie aus innerer Nothwendigkeit nach wahren Gesetzen des menschlichen Herzens sich gestalten lasse. Die Darstellung der Liebesverhältnisse beruht mehr auf Eigensinn und Willkür, als daß sie aus einer wahren menschlichen Leidenschaft erwüchsen. Daher ist in der Zusammenschließung der einzelnen Charaktere zu einem Ganzen auch die Verbindung oftmals eine so mechanisch äußerliche und eine so lose, daß nur mühsam der Faden hält, an welchem der Verfasser die Geschichte weiter führt. Außerdem leidet die Darstellung an großer Breite; mit vieler Weitläufigkeit schildert der Verfasser erst das Haus, worin die handelnden Personen wohnen, dann die Umgegend und zuletzt die Personen; jede neu eingeführte Person wird fast polizeilich peinlich porträtirt; Alter, Größe, Haare, Gesichtszüge, Haltung, Kleidung, das alles wird auf das genaueste geschildert; dadurch schleppt sich der Gang der Erzählung mühevoll und langsam weiter, und die Episoden, wie die Geschichte mit dem verschuldeten Major, sind oft von so unbedeutendem Interesse, daß man dieselben füglich entbehren könnte. Große tiefe Leidenschaften kamen nicht zur Darstellung, das macht sich alles so hübsch glatt und obenher ab; die Darstellung des Charakters Selma's, im offenen Ehebruche macht für das sittliche Gefühl einen um so widerwärtigern Eindruck, als nichts da ist, was poetisch dieselbe nothwendig erscheinen ließe oder zu rechtfertigen im Stande wäre. 23.

Streitige historische Facta.

Die österreichische Geschichtschreibung ist neuerdings — und es ist als ob sie damit auch dem bisher conservativen politischen Gesichtspunkt des Staats eine andere Bahn anweisen wollte — eine vorzugsweise kritisch-negative gewesen. Von österreichischer Seite her ist in die bisher übliche Auffassung der Ursache der Gefangenschaft des Richard Löwenherz Bresche geschossen, und von dieser Seite her ist auch, nachdem längst Kopp die Rechtsverhältnisse der drei Waldcantone gegenüber dem Hause Habsburg neu untersucht hatte, längst der Apfelschuß Tell's in das Gebiet der Sage verwiesen war, der Versuch gemacht, eine der gefeiertsten Heldenthaten der Vorzeit aus dem Buche der Geschichte zu streichen. Wer hat nicht schon vor einem Bilde Arnold von Winkelried's gestanden, wer nicht das prächtige Siegeslied Halbsuter's von der sempacher Schlacht mit Begeisterung gelesen? Gerade dagegen aber wandte sich die Kritik von Ottokar Lorenz, und in einer kleinen Schrift über „Leopold III. und die Schweizerbünde" (Wien 1860) suchte er den Beweis zu führen, daß das ebengenannte Lied, die einzige Quelle, kein Beweis sei, weil es nicht Erzählung eines Augenzeugen sei, sondern Dichtung eines spätern Sängers, daß damit denn auch die That keine Beglaubigung mehr verdiene, sei sie aber geschehen, sie doch für den Erfolg der Schlacht bedeutungslos gewesen sei. Die Unter-

suchung ist lichtvoll geführt, ruhig, nicht leidenschaftlich; um so mehr bestechend, und um so niederschlagender das Resultat für den Patrioten, der schmerzlich eine der schönsten Blumen, deren Duft so manches Herz begeistert hat, geknickt sieht. Indeß zur Genugthuung für diejenigen, denen Arnold von Winkelried nicht eine bloße historische Persönlichkeit, denen er ein begeisterndes Ideal ist, zur Genugthuung, können wir hinzusetzen, für den Dichter des „Tell“, der seinen Namen zu feiern in seinem nationalsten Gedichte nicht umhin konnte, ist Winkelried noch nicht aus der Geschichte gestrichen, ist seine That noch keine Fabel geworden. Ein schweizerischer Gelehrter, Rudolf Rauchenstein, ein rühmlichst bekannter Philolog, hat in dem diesjährigen Programm der aargauischen Cantonschule in der Abhandlung: „Winkelried's That bei Sempach ist keine Fabel“, gegen den österreichischen Geschichtschreiber die Feder ergriffen und seine Sache glücklich durchgeführt.

Der Opfertod Winkelried's wird uns allerdings zuerst berichtet in dem Sempacherlied, das dem Dichter Halbsuter zugeschrieben wird und in Aegidius Tschudi's Chronik in 66 Strophen aufgezeichnet ist; aber es findet sich schon 30—40 Jahre früher, als Tschudi seine Chronik schrieb, aufgezeichnet in Werner Steiner's handschriftlich erhaltenem Liederbuch (um 1540). Außerdem findet sich die Schlacht von Sempach erwähnt, aber nicht Winkelried's That in einem Gedicht von 15 Strophen bei dem luzerner Chronisten Melchior Ruß. Dies letzte kurze Gedicht scheint gleich nach der Schlacht gesungen, genügte aber, da es nur Allegorien enthält, nicht lange; so führte ein geübterer Dichter den Stoff mit bedeutendern Zügen, aber der Wirklichkeit gemäß, aus, und als Verfasser dieses größern Gedichts wird am Schlusse Halbsuter von Luzern genannt, und da ein solcher Hans Halbsuter um 1450 als angesehener Mann zu Luzern lebte, so ist jene Nachricht nicht anzuzweifeln. Aus sprachlichen Gründen aber ergibt sich, daß keiner der beiden genannten Texte voneinander abgeschrieben. Folglich wurde Halbsuter's Lied jahrelang gesungen und später, als sich die Abweichungen schon gestaltet hatten, aus dem Munde der Sänger an zwei verschiedenen Orten niedergeschrieben. Daraus ergeben sich die Zusätze, daraus aber auch die Berechtigung, das, was beide Recensionen im Inhalt wenn auch mit kleinen Verschiedenheiten des Ausdrucks Gemeinsames haben, für echt und ursprünglich zu erklären, wie gerade die Strophen über Winkelried. Halbsuter ist also zwar nicht unmittelbar Augenzeuge gewesen, aber er konnte in seiner Jugend noch manchen Zug von Augenzeugen vernommen haben. Wenn in dem Liede von O. Lorenz eine Reihe von Unmöglichkeiten und verdächtigen Umständen gefunden wird, so ist es Rauchenstein gelungen, die Grundlosigkeit der Anfechtungen zu zeigen; das Gebet vor der Schlacht war Sitte, das im Liede hervortretende Bewußtsein eines Kampfes der Bauern gegen den Adel hatte sich schon im 14. Jahrhundert entwickelt, das Absteigen der Ritter von den Pferden zum Fußkampfe kam in jener Zeit öfters vor. Demnach ist auch kein Grund, das Alter der Strophen 27—30, die Winkelried betreffen, anzuzweifeln, und wenn ältere Chronisten davon schweigen, so ist der Umstand daraus leicht zu erklären, daß sie theils überhaupt Einzelheiten übergehen, theils ihnen als später Lebenden die Thatsache des Siegs, demnach die Nachweisung der Niederlage des Feindes als das Wichtigste galt. Winkelried's That widerstrebt durchaus nicht der Natur und den historischen Umständen; opferfreudige Helden hat es überall gegeben und Winkelried wußte, daß seine Unterwaldner ihm folgen würden. Urkundlich sind zwei Winkelriede aus Unterwalden 19 Jahre vor der Schlacht nachgewiesen; die That zu erklären aus einer beabsichtigten Verherrlichung der Familie Winkelried ist nicht haltbar, wie sollte dazu ein luzerner Dichter kommen? Endlich spricht auch der Hergang des Kampfes selbst für eine That, wie sie von Winkelried erzählt wird; nur durch den Durchbruch der bepanzerten Ritter war die Rettung möglich. Diese That unternahm Winkelried. Als er sich auf die Speere stürzte, konnte er nur von den Nächsten gesehen werden, die sein Andenken bewahrten, während die Uebrigen noch genug zu thun fanden und daher wenig Redens von jenem machten. Das treue Volkslied, aber hat Gerechtigkeit geübt und seine That der Bewunderung und Verehrung der Nachwelt erhalten.

Eine nicht minder berühmte historische Scene wie die That Winkelried's, ist ebenfalls und, wie es scheint, mit mehr Recht von der österreichischen Geschichtschreibung bezweifelt worden, der vielgeschilderte Kniefall des Kaisers Friedrich I. vor Heinrich dem Löwen vor der Schlacht bei Legnano. A. Ozlberger hat in einer Schulschrift des Gymnasiums zu Linz vom Jahre 1860 die Wahrheit der Erzählung angegriffen. Und allerdings sind die Quellen, die darüber berichten, nicht zuverlässig, denn die Chronik von Ursperg, die 100 Jahre nach jener Zeit geschrieben ist, gibt an, Heinrich der Löwe sei mit dem Kaiser vor Alessandria gewesen, durch seinen Abzug sei der Kaiser zur Aufgabe der Belagerung gezwungen, sei ihm dann nachgezogen und ihm zu Füßen gefallen. Nun ist aber nach urkundlichen Zeugnissen in den Jahren 1174 und 1175 der Löwe nicht aus Deutschland herausgekommen. Ebenso verworren sind die Angaben der Kaiserchronik und der Repgauischen Chronik. Nicht minder ist unglaubwürdig die Wendenchronik des Arnold von Lübeck, der sonst zwar manches von dem Löwen genau erzählt, aber seine mangelhafte Kenntniß der italienischen Angelegenheiten schon dadurch an den Tag legt, daß er Friedrich als Sieger aus der Schlacht von Legnano hervorgehen läßt. Und endlich Albert von Stade, der um 1240 lebte, erzählt durchaus märchenhaft. Die beste Quelle jener Zeit aber, die „Chronica regia“ von Köln, die von den italienischen Feldzügen sorgfältig berichtet, von der spätern Anklage Heinrich's genau unterrichtet ist, weiß nichts von einer Zusammenkunft des Kaisers mit dem Herzoge in Chiavenna. Ebenso berichten andere norddeutsche Quellen, die über das Verhältniß zwischen Kaiser und Herzog ausführliche Kunde geben, nichts von der angeblichen Zusammenkunft. Wenn aber so alle gleichzeitigen Quellen ein gewiß merkwürdiges Ereigniß gar nicht erwähnen, erst spätere und alle abweichend voneinander in sagenhafter Weise davon zu erzählen wissen, so ist allerdings die Folgerung durchaus gerechtfertigt, daß die in alle neuern historischen Bücher übergegangene Erzählung von der Zusammenkunft des Kaisers Friedrich mit Heinrich am Comersee und dem Fußfalle des Kaisers vor dem Vasallen aus der Geschichte zu streichen und in das Gebiet der Dichtung zu verweisen ist. 42.

Notiz.

Literarische Mittheilungen aus England.

Die „Westminster review“ brachte in ihrem letzten Vierteljahrsheft in der Rubrik „Contemporary literature“ wieder Anzeigen über einige deutsche Bücher, z. B. über Auerbach's Schrift „Goethe und die Erzählungskunst“. Der Berichterstatter bemerkt bei diesem Anlaß über Goethe's „Werther“ unter anderm: „Sowol in England als in Deutschland gibt sich die Neigung kund, Goethe's «Werther» nicht nur zu unterschätzen, sondern zu verwerfen. Allerdings findet sich darin viele krankhafte Sentimentalität und nicht wenig leeres Geplauder; aber es sind darin unzählige Stellen von unglaublicher Schönheit. Es ist eins der köstlichst geschriebenen deutschen Bücher, und in seiner Art kann es von keinem in der europäischen Literatur erreicht werden.“ Auerbach rathe, fügt der Berichterstatter hinzu, Goethe's Meisterwerke von Zeit zu Zeit wieder zu lesen und wenn seine Vorlesung einige von seinen Landsleuten dazu anregen sollte, dies zu thun, so werde er nicht umsonst geschrieben haben. Auf Anlaß des Romans von Melchior Meyr „Die Deutsche“ klagt der Berichterstatter über die langweilige Breite deutscher Romane; er sagt: „Die Ausdauer, womit manche deutsche Autoren fortfahren, Romane zu schreiben, würde Lob verdienen, wenn die von ihnen geschriebenen Bücher von größerm Werthe wären. Es gibt kein patriotischeres Volk als die

deutsche (!), und doch ignorirt keins so beharrlich seine vaterländischen Romane, zieht keins so sehr diejenigen Frankreichs und Englands vor. Der Grund davon liegt darin, daß deutsche Romane selten lesbar sind, infolge ihrer übermäßigen ermüdenden Breite. Nehmen wir z. B. einen neu erschienenen Roman, Melchior Meyr's «Vier Deutsche», und man wird finden, daß die drei Bände desselben im ganzen 1218 engedruckte Seiten enthalten. Eine solche Stoffmasse ist zu groß, als daß gewöhnliche Sterbliche sich durch sie hindurcharbeiten könnten, wäre die Erzählung auch noch so lebendig und interessant." Einmal ist es aber mit der Gleichgültigkeit der Deutschen gegen die bessern Producte deutscher Romanschriftsteller gerade jetzt wol nicht so arg bestellt, als der englische Berichterstatter annimmt; sodann ist ja wol die Mode der drei- und mehrbändigen Romane hauptsächlich in England aufgekommen und von hier aus weiter verbreitet worden. Richtig ist aber, daß der englische Romanschreiber mehr bei der Sache bleibt und sich nicht so oft wie der Deutsche in abseits liegende Materien verliert, die mit dem Faden der Erzählung wenig oder nichts zu thun haben; auch hat er im allgemeinen mehr Lebenskenntniß und mehr Sinn für Simplicität und Naturwahrheit, wenn er auch an Ideen weniger reich ist. Im übrigen kommen in demselben Heft der „Westminster review" auch die beiden neuesten Romane der zwei zur Zeit berühmtesten englischen Romanschreiber sehr übel weg. Von Dickens' Roman „Great expectations" wird z. B. gesagt, daß derselbe zwar bei weitem besser sei, als seine letzterschienenen Romane, daß aber doch nur der Zauber, den der Name ihres Verfassers ausübe, das große Publikum verführen könne, den Roman zu kaufen und zu lesen. Es seien darin zahlreiche Proben jener grotesken und übertriebenen Charakterzeichnung, in der sich Dickens immer mehr zu gefallen scheine, je länger er lebe. Dickens habe sich eine Sprache angewöhnt, welche den Ohren auch seiner wärmsten Bewunderer misfällig sei. Wie es scheine, halte er seinen Ruf für gesichert und denke nun nur daran, seine Zeit auszufüllen und seine Börse vollzustopfen. Die nächste Generation werde ihn sicherlich als den Verfasser einiger der besten und einiger der schlechtesten Romane betrachten, die im 19. Jahrhundert geschrieben seien. Nicht besser ergeht es dem neuesten Roman Thackeray's „Lovel the widower"; wäre nicht Thackeray der Verfasser, so würde er, der Berichterstatter, keine Notiz von ihm genommen und das lesende Publikum dasselbe gethan haben. Der Berichterstatter fürchtet jedoch, daß alle Mahnungen vergebens sein dürften, möchten sie sich nun an den Verfasser von „Great expectations" oder an den Verfasser von „Lovel the widower" richten. Großes Glück dagegen macht in England eine ganz kleine Erzählung, die auch von uns früher auf Grund der deutschen Uebersetzung warm befürwortete, rührend einfache Geschichte von John Brown: „Rab and his friends", wovon bereits vor einiger Zeit 22000 Exemplare vergriffen waren; auch ist jetzt eine illustrirte Ausgabe dieser schönen Erzählung mit Bildern von G. Harvey, J. Noel Paton und J. B. erschienen. In Deutschland würde eine aus so wenigen Bogen bestehende Originalerzählung schon deshalb wenig gekauft werden, weil sie zu wenig ins Gewicht und in die Augen fällt, namentlich aber, weil ein solches Büchlein nichts für Leihbibliotheken ist, denn auf diese ist jeder deutsche Roman fast ausschließlich angewiesen. An Uebersetzungen aus dem Deutschen finden wir neuerdings angezeigt: „Felix Mendelssohn's letters from Italy and Switzerland. Translated by Lady *Wallace*"; „The Campaner Thal; or, discourses on the immortality of the soul. By *Jean Paul Friedrich Richter*. Translated from the German by *Juliette Gowa*" (bereits in zweiter Auflage erschienen) und „Poems from the German. By *Richard Garnett*", dem Verfasser von „Io in Egypt". H. M.

Bibliographie.

Aksleben, J., Abriss der Geschichte der Musik für Musiker und Dilettanten. 12 Vorlesungen über die Entwickelung der Geschichte der heutigen Musik von ihren ersten Spuren bis auf Wagner und Liszt. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 25 Ngr.

Carneri, B., Pflug und Schwert. Sonette. Wien, Tendler u. Comp. 16. 12 Ngr.

Chlumecky, P. Ritter v., Carl von Zierotin und seine Zeit. 1564—1615. Brünn, Nitsch. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Göth, G., Das Joanneum in Gratz, geschichtlich dargestellt zur Erinnerung an seine Gründung vor 50 Jahren. Gratz. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hackländer's, F. W., humoristische Schriften. Sechs Bände. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. à 12 Ngr.

Hibber, L., Die Berner im Veltlin unter ihrem Heerführer Nikolaus von Mülinen. Der Veltlinermord und dessen Bedeutung. Berns und Zürichs Hülfszug für Graubünden zur Wiedereroberung Veltlins. Bern, Blom. Gr. 4. 16 Ngr.

Korew, J., Haman der große Judenfresser. Humoristisch-satyrisches Purimspiel mit Gesang in fünf Akten. Breslau, Schletter. 8. 10 Ngr.

Loemaria, Graf, Maria Theresia in Ungarn. Aus dem Französischen übersetzt durch Mathilde Seewald. Regensburg, Pustet. 8. 21 Ngr.

Melville, G. J. W., Der Dolmetscher. Eine Kriegsgeschichte. Aus dem Englischen von Marie Scott. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Mülbener, K., Nach der Arbeit. Novellen und Erzählungen für das Volk. 1ster Band. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 18 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wiener, M., Regesten zur Geschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters. 1ster Theil. Hannover, Hahn. Lex.-8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Zur Versöhnung der christlichen Kirchenlehre mit unserer Wissenschaft. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 17½ Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiete des hohen und mittleren Unterrichts. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bernhardi, K., Die evangelische Kirche und ihre Mitglieder. Eine Vorlesung. Kassel, Freyschmidt. 8. 5 Ngr.

Carpentier, G., Herr Forcade und die römische Frage. Eine Appellation an das unparteiische Publikum. — Ueber Civilisation. Dresden, am Ende. Gr. 8. 3 Ngr.

Friedrich Wilhelm III. Eine Festschrift zum 12. November 1861. Breslau, Aland. 1861. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pastor Harms über die Juden-Mission. Altona, Mentzel. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Nationalverein. Von B. K. H. v. P. Thorn, Lambeck. 1861. Gr. 8. 3 Ngr.

Polith, M., Die Nationalität und ihre staatsrechtliche Begründung. Wien, Leo. 8. 10 Ngr.

Reise des Pfarrers Elias Schwarzmann, eines gebornen Hirschauers, zum Passionsspiel in Oberammergau im Juli 1860. Landshut, Krüll. 12. 6 Ngr.

Rundo, H. J., Narrhalla. Humoristisch-satyrische Kreuz- und Querfahrten. Nr. 1. Rentier Knetschke aus Berlin als Kandidat zum Hause der Abgeordneten. Crossen a. O., Ehrlich u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Wie wirkt das Zunftwesen auf das Einkommen des Handwerkers? Ein Beitrag zur Beurtheilung von F. H. Hildburghausen, Kesselring. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aus dem Volksleben. — Eine Biographie Gregor von Heimburg's. Von Karl Zimmer. — Dichter- und Schriftstellerromane. Von Hermann Marggraff. — Die Kriegführung im Kaukasus und vor Sebastopol. Von Karl Gustav von Berneck. — Zur Touristenliteratur. — Notizen. (Aus und über Thüringen; Ein Franzose über Deutschland; Aus freimaurerischen Kreisen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Volksleben.

Märchen, Sagen, Geschichten und Bilder.

1. Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz, mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. In Verbindung mit vielen Schriftstellern, die Illustrationen unter Leitung von A. von Bayer, herausgegeben von Ottmar Schönhuth. Lahr, Geiger. 1861. 12. Jede Lieferung 3 Ngr.
2. Eine Sammlung von Rheinsagen gegeben von A. Hermann Bernard. Mainz, Halenza. 8. 1 Thlr.
3. Aus der Vorzeit Hohenzollerns. Sagen und Erzählungen. Von Louis Egler. Sigmaringen, Tappen. 1861. 8. 20 Ngr.
4. Volksthümliches aus Schwaben. Herausgegeben von Anton Birlinger. — A. u. d. T.: Sagen, Märchen, Volksaberglauben. Gesammelt und herausgegeben von A. Birlinger und M. R. Buck. Freiburg im Br., Herder. 1861. Gr. 8. Jede Lieferung 12 Ngr.
5. Böhmisches Märchenbuch. Deutsch von Alfred Waldau. Prag, Gerzabek. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben an der Niederelbe von Eduard Ziehen. Erster Band. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriftenvereins. 1859. 8. 6 Ngr.
7. Auf Kindesbeinen. Märchen aus Schleswig von Friedrich Dörr. Mit einem Titelbilde. Altona, Schlüter. 1860. Gr. 16. 18 Ngr.
8. Mecklenburgs Volkssagen. Gesammelt und herausgegeben von A. Niederhöffer. Vier Bände. Leipzig, Hübner. 1857—60. Br. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
9. Mecklenburg. Ein niederdeutsches Landes- und Volksbild. Von L. Fromm. Schwerin, Bärensprung. 1860. 8. 22½ Ngr.
10. Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. Gesammelt und kurz erläutert von C. Rußwurm. Reval, Kluge. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Volksleben gelangt, wie nach seinen unmittelbaren Erscheinungen in Sitten und Gebräuchen, religiöser, politischer und socialer Entfaltung, so nicht minder durch die ihm eigenthümlichen geistigen Productionen, durch die Volkspoesie, Märchen und Sagen, in gleich charakteristischen Zügen zur Anschauung. Wir konnten daher unbedenklich die obigen Schriften zu gemeinschaftlicher Besprechung aneinander reihen, und beginnen, da sie uns theils in den Norden und Osten, theils in den Süden führen, mit dem letztern, und zwar mit dem Südwesten, aus dem uns ein Werk vorliegt, das anscheinend auf sehr große Dimensionen berechnet ist, wenn man das Namensverzeichniß des Prospects mit dem, was die zur Besprechung an uns gelangten vier ersten Lieferungen enthalten, vergleicht.

Dieses Werk, „Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz" (Nr. 1) von A. von Bayer und Ottmar Schönhuth soll zunächst eine vollständige Geschichte und Beschreibung der behandelten Plätze und im Anschluß hieran die in den Bereich der geschilderten Gebiete fallenden Märchen und Sagen enthalten, mithin der Geschichte und Sage zu gleicher Zeit Rechnung tragen. Viele in den Text gedruckten Illustrationen stellen theils Scenen aus den Erzählungen, theils Ansichten und Grundrisse von Burgen, Klöstern und Kirchen dar. Die Compositionen rühren vom Mitherausgeber, Landesconservator und Hofmaler von Bayer und andern Künstlern, von denen der Prospect die Namen Vollweider, Verhaas, Julius Schnorr und G. Kühn nennt, her, und bilden in sorgfältiger und gefälliger Ausführung eine angenehme Zugabe des Werks. Die uns vorliegenden vier ersten Lieferungen behandeln die Burgen Hohenkrähen im Höhgau an dem Bodensee, die Feste Wildenstein an der Donau, die Johanniterkirche zu Wölchingen, die Ruine Schopfeln auf der Insel Reichenau, das Schloß Staufenberg, das Schloß Uesenberg bei Altbreisach, Altfalkenstein im Höllenthale und Burg Wertheim am Main. Nach dem dem Prospecte beigefügten alphabetischen Register, wozu noch Ergänzungen in Aussicht gestellt sind,

sollen 172 Burgen u. s. w. beschrieben werden, und nimmt man an, daß die Beschreibungen durchschnittlich einen gleichen Umfang mit den bisherigen bekommen, so hat man bis nahe an hundert Lieferungen zu je drei Bogen entgegenzusehen. Wir fürchten, daß dabei die Geduld selbst derjenigen Leser, welche den beschriebenen Localitäten näher stehen, und für welche sie daher an sich schon ein doppeltes Interesse haben, zu sehr in Anspruch genommen werden möchte, und sind der Meinung, daß eine etwas gedrängtere Behandlungsweise dem Werke gewiß keinen Abbruch thun würde. Die geschichtlichen Beigaben enthalten neben einigem, was allenfalls zur Specialgeschichte der betreffenden Districte gerechnet werden kann, viel chronikalisches Material, dessen Interesse kaum über den engen Kreis der Geschlechter, welche auf den beschriebenen Burgen hausten, hinausreicht. Hier sollte möglichst gekürzt und, was das Beizubehaltende anlangt, der an sich schon etwas unerquickliche Stoff durch lebendigere Darstellung genießbarer gemacht werden. Die meistentheils novellenartig ausgeführten Sagen und Märchen lesen sich ungleich besser, obschon auch hier anzurathen sein dürfte, der der Sage eigenthümlichen kurzen und einfachen Einkleidungsweise einen größern Spielraum zu lassen. Wir machen auf diese unserer Ansicht nach wünschenswerthen Verbesserungen um so lieber aufmerksam, als uns die Anlage des Ganzen sehr angesprochen hat. Denn durch die geschichtliche und topographische Einführung, welche letztere durch die netten Illustrationen trefflich unterstützt wird, ist man, noch ehe man an die Sage selbst gelangt, auf dem Schauplatze derselben schon heimisch geworden und man hat eine Menge Anhaltepunkte gewonnen, mit deren Hülfe man die von der Sage gegebenen Eindrücke zu einer deutlichern Gestaltung in sich bringen und bleibender fixiren kann.

Der topographische Theil erschließt uns fast durchweg reizende Gegenden und gesegnete Landschaften, Gemälde, die mit kräftigen und frischen Pinselstrichen geschildert, die Wanderlust rege machen und zum eigenen Anschauen einladen; liest man aber unmittelbar darauf die historischen Notizen und die meist auch geschichtlichen Sagenkunden, dann wird man einmal über das andere an die erschütternde Wahrheit des Schiller'schen Wortes: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“ auf die empfindlichste Weise erinnert. Wie viel Verachtung menschlichen Rechts und menschlicher Würde, wie viel rohe Gewaltthat, wie viel raffinirte Grausamkeit, wie viel stumpfe Gleichgültigkeit bei menschlichem Elend haben diese Burgen und Schlösser mit angesehen! Und wo die alten Pergamente und Ueberlieferungen schweigen, da reden die Steine der Verliese mit ihren Kettenringen und modernden Gebeinen, deren Schrecken regelmäßig nur erst dann vom hellen Tageslichte beleuchtet wurden, wenn die Sonne, statt über den Zinnen der Burg, über Trümmer und Ruinen heraufzog. Man wendet von diesen düstern Partien gern den Blick ab und sieht sich nach heitern um, was freilich, außer in der Gegend, nur sparsam vertreten ist, daher wir denn hiervon unsern Lesern höchstens ein paar Curiositäten, wie z. B. daß der Graf Gottfried von Zimmern (um 1550) auf der Feste Wildenstein die alten Pergamente seines Archivs zum Leimsieden verwandte, oder etwa die Ehepakten bei der Vermählung der Gräfin Mathilde von Wertheim (um 1459), kraft deren dafür, daß die Braut weder „Hufholz“ (hüftenlahm), noch „Hoffrath“ (buckelig), sondern an allen „Lidmas“ gerecht sei, gewährleistet werden mußte, zum besten geben können.

Culturgeschichtlich interessant ist ein Ehrenhandel zwischen dem Grafen Asmus von Wertheim und dem Ritter Georg von Rosenberg zu Boksberg, der im Jahre 1502 spielt. Der Graf lebte mit seiner Gemahlin in unglücklicher Ehe und hielt den Ritter, den Rathgeber der Gräfin, für den Friedensstörer. Der Graf nannte daher den Ritter vor vielen Leuten einen Bösewicht und schrieb ihm eine Herausforderung, in welcher er erklärte, er werde ihn ferner so nennen, und wiewol er seiner Geburt nach nicht schuldig sei, sich mit ihm zu schlagen, so sei er es doch des Jörgen That nach schuldig und hiermit erbötig, solch Bösewichtstück mit der Hülfe Gottes mit seiner Hand auf Jörgens Leib zu beweisen. Wolle er nun den Kampf mit ihm annehmen, so habe er den Kurfürsten von der Pfalz, Philipp, oder den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, welcher von beiden ihm geliebe, um förderliche Tagsatzung, auch Platz, Wat und Wehre gebeten, und so wolle er auf seine erhaltene Antwort auch thun und ihm, ob Gott will, beweisen, er sei der, für den er ihn halte. Der Ritter Jörg antwortet darauf, der Graf thue ihm unrecht, er habe sich sein Lebtage als ein Biedermann gehalten, und niemand ehrbaren Standes maße ihm anders zu; er sei auch nicht gemeint, sich um seine Ehre zu schlagen und einen Kampf zu thun, sondern seine Ehre, wie einem frommen Ritter gebührt, mit Recht zu verantworten, und sei erbötig, vor dem Kurfürsten dem Grafen Ehren und Rechts zu sein u. s. w.

Der Kurfürst nahm sich der Sache an. Es wurden mehrere Schriften zwischen den streitenden Theilen gewechselt und auf den 11. März 1502 ein Tag zu Amberg anberaumt, an welchem die Sache gütlich ausgeglichen werden sollte. Der Graf erschien nicht, sondern drang schriftlich wiederholt auf ein Kampfgericht. Ritter Jörg vertheidigte sich, wies seine Unschuld nach und erlangte vom Kurfürsten und dessen Beisitzern den Entscheid, man finde Jörgen's Erbieten statthaft, seine Antwort zu dieser Zeit genügend, und daß er seine Ehre mit der Unschuld und nicht mit dem Kampfe, wie ihm zugemuthet worden, verantworten möge. Der Fall ist nicht uninteressant als ein Zeichen derselben Zeit, in welcher die öffentliche Meinung das Zustandekommen des Reichslandfriedensgesetzes nach vielfachen vorangegangenen vergeblichen Versuchen endlich möglich gemacht hatte. Doch bemerkt man auch an diesem Beispiele, daß selbst bei den eingetretenen friedlichern Dispositionen selbstgewählte Austrägalgerichte dem eingesetzten öffentlichen Reichsgerichte vorgezogen wurden. Einen spätern Grafen von Wertheim finden wir zur Zeit des Bauernkriegs mit unter dem Heer de

Bauern bei der Belagerung von Würzburg. Er zog sich jedoch bald auf seine Herrschaft zurück und blieb nach niedergeworfenem Aufstande völlig unbehelligt, während gegen seine frühern Kampfgenossen mit der größten Barbarei gewüthet wurde.

Wir wünschen dem Werke den besten Fortgang. Man braucht auch nur aus dem Verzeichnisse der noch zu behandelnden zahlreichen Stoffe Namen, wie Alteberstein, Baden, Konstanz, Heidelberg, Hohentwiel, Neckarsteinach, Urach, Weinheim, Windeck, Zähringen, Zwingenburg u. s. w. herauszugreifen, um seinem fernern Erscheinen mit Interesse entgegenzusehen.

Von Wertheim kehren wir mit dem weiter zu besprechenden Werke: „Eine Sammlung von Rheinsagen" (Nr. 2), von A. Hermann Bernard, an den Oberrhein zurück. Auch diese Sagen sind gleich denen im vorhergehenden Werke novellenartig ausgeführt, indeß ist dies mit Geschmack geschehen, und sie haben somit nicht verloren. Die kleinen Erzählungen, zu denen die ursprünglichen Traditionen, wie sie im Munde des Volks gehen, ausgesponnen werden, entsprechen in ihrer einfachen und ungeschminkten Darstellungsweise durchgehends dem Charakter der Sage. Auch die Auswahl ist gut getroffen. Neben allgemein bekannten, von denen natürlich die wichtigsten nicht ausgeschlossen werden konnten, finden sich manche minder bekannte, wie die von der Edelfrau zu Schwanau, die im Sinne der Weinsbergerinnen handelt, von Adolfseck und Imagina, der Geliebten des Kaisers Adolf von Nassau, von der Teufelsleiter bei Lorch, vom Burgvogt zu Hammerstein, der durch den Anblick des flüchtigen Kaisers Heinrich IV. von seinem Leidwesen darüber, daß ihm nur ein Töchterlein statt eines Sohnes und Leibeserben in seiner Ehe beschert ward, gründlich geheilt wird, und andere, die wir mit vielem Interesse gelesen haben. Besonders ansprechend sind auch die ziemlich zahlreich vertretenen geschichtlichen Sagen, von denen wir nur Arnold von Walpoden zu Mainz, die Templer zu Lahneck, den letzten Grafen von Altensee, den Löwenbesieger, Bürgermeister Gryn zu Köln hervorheben wollen. Sämmtliche hier benannte gleich andern im Bernard'schen Werke behandelten Stoffe zeugen im wohlthuenden Gegensatze zu mancher romantisch-ritterlichen Scheingröße von echtem Heldenthum und mannhaft edelm Bürgersinn, sodaß wir auch von diesem Gesichtspunkte aus das Werk empfehlen können.

Abweichend von der gewöhnlichen Auffassung finden sich die Sagen von der jüdischen Colonie zu Worms, die ein Hr. von Dalberg als römischer Centurio nach der Zerstörung Jerusalems als Beuteantheil mit in seine Heimat genommen, und die heidelberger Jetta-Sage. Die Seherin Jetta erscheint hier als Jungfrau von wunderbarer Schönheit, der sich ein hoher Heldenjüngling naht, um sich sein Schicksal in den Runen lesen zu lassen. Das Paar findet sich in Liebe zusammen, Jetta weigert sich aber, dem Geliebten als Gattin in sein Haus zu folgen, und ihr stilles Asyl soll der fünffach getheilte Quell bleiben, in dessen Wassern die Jungfrau die Gaben der Hertha weiht. Als der Jüngling am folgenden Abende wiederkehrt, findet er Jetta von einem grimmigen Wolfe zerrissen, Hertha hatte die ungetreue Priesterin bestraft. Der Jüngling tödtet das Unthier, ob er sich aber selbst auch den Tod gegeben, darüber schweigt der Bericht, und so haben wir hier schon wenigstens einen Theil der deutschen Pyramus- und Thisbesage, der wir später unter den mecklenburgischen Sagen vollständig noch einmal begegnen werden.

Wir verweilen indessen vor der Hand noch im Süden und reihen zunächst zwei schwäbische Sagenwerke ein.

Die Sagen und Erzählungen „Aus der Vorzeit Hohenzollerns" (Nr. 3), von Louis Egler, beschäftigen sich nur mit der Enclave Hohenzollern. Sie sind versificirt und charakterisiren sich durch eine begeisterte Verherrlichung der alten Zeiten, blühende Diction und glänzende Verse, in denen wir unter anderm die Klöster gefeiert finden, die

Vom Hügelrande
Wie Engel lächeln in die Blütenaun.

Trotz der metrischen Formenschönheit können wir aber doch in diesen Sagen keine echt poetischen Productionen erkennen. Es ist überhaupt etwas sehr Schwieriges um Sagen in gebundener Form. Die Sage ist ihrem Wesen nach rein objectiv; alles Subjective ist ihr fremd. Sobald das lyrische Moment in den Vordergrund tritt, ist es eine Idee, eine Empfindung, die das Lied in harmonischer Abrundung einheitlich entwickelt hinstellt; dagegen enthält die Sage, episch erfaßt, in der reinen Einfachheit, in der sie vorliegt, nicht genug Momente, an denen die darin vorkommenden Charaktere sich entfalten und episch herausgebildet werden könnten. Thut dies der Dichter, indem er diese Momente nach eigener Invention hinzubringt, so hat er eben ein episches Gedicht geschaffen, aber der Charakter der Sage geht dabei mehr oder weniger verloren. Wir würden letzteres, auch für vorliegendes Werk, nicht beklagt haben, wenn es uns dergleichen epische Dichtungen dargeboten hätte; anstatt dessen finden wir die Sage eben nur versificirt und die schlichte Prosa in phrasenreiche gebundene Rede übertragen: eine Verwässerung des Stoffs, der in seiner ursprünglichen einfachen und naiven Darstellung weit anregender gewirkt haben würde als in solchem metrischen Gewande. Häufig sind bloße chronikalische Notizen zu Gedichten verarbeitet. So erfahren wir im „Eisernen Ritter" mittels eines Liedes von 20 vierzeiligen Strophen, daß ein in der Stiftskirche zu Hechingen stehendes Grabmal, ein Ritter und eine Edelfrau, den Eitel Friedrich von Zollern, einen Rath des Kaisers Max, und seine Gemahlin vorstellen soll, wovon der erstere sich durch gute Amtsführung und ritterliche Tugend, die letztere durch Frömmigkeit und Häuslichkeit ausgezeichnet habe. Damit ist der Inhalt vollständig erschöpft. Bei einiger Selbstkritik würde dieses Stück nicht in die Sammlung aufgenommen oder anders behandelt worden sein.

Aehnlich ist die Introduction zu dem Gedichte: „Der Gänsefuß im Stadtwappen zu Hechingen“:

> Es hat schon frühe wunder mich genommen,
> Wie in das altehrwürd'ge Wappenschild
> Der Zollernstadt ein Gänsefuß gekommen,
> Was wohl darin das wunderliche Bild
> Bedeuten möge, was es sollte frommen,
> Stets war es in Geheimniß mir gehüllt;
> Und wie ich forschen mochte oder fragen —
> Es konnte niemand mir die Antwort sagen.

Hier haben wir acht Zeilen, die weiter nichts besagen, als daß Hechingen einen Gänsefuß im Wappen führt. Auch der übrige Inhalt des Gedichts bietet keinen Ersatz dar. Zu den bessern gehören „Das Kreuz unter der Linde am Hohenzollern“ und „Sängerhold“. Interessant sind die Beigaben in Prosa, „Die hohenzollernsche Hochzeit“, ein Auszug aus dem gereimten Werke Frischlin's unter gleichem Titel, und „Die Volksbelustigungen in Hohenzollern“. Aus der „Hochzeit“ entnehmen wir die Beschreibung des Beilagers.

> Der Rheingraf Otto beschloß mit der gräflichen Braut den Tanz und hatte die Ehre, dieselbe in ihr Schlafgemach zu führen, wo die Feierlichkeit des Beilagers ganz nach mittelalterlicher Sitte vor sich ging. Als nun der hohe Bräutigam ebenfalls in das Schlafzimmer gekommen, legte er Mantel und Kranz, womit er zum Trauungsacte geschmückt war, von sich und übergab solche seinem Hofmeister. Es erschienen nun auch die hohen Herren und Frauen, Zeugen des Beilagers zu sein. Die beiden Brautführer traten vor und legten die weißgekleideten jungen Eheleute nebeneinander auf das von Goldblumen und Wappen prangende Bett und schlugen die Decken darüber. Hierauf erhoben sich die Brautleute wieder und nahmen von den Anwesenden die Glückwünsche in den heiligen Ehestand entgegen.

Daß bei der Hochzeit viel aufging, versteht sich von selbst. An dem einen Tage wurde das Fest zum Theil im Rathhause gegeben. Man hatte dort in den untern Räumen 70, in den obern 24 Tische aufgestellt, und dem Weine, lauter elsässer, wurde gewaltig zugesprochen:

> Es half dazu gar mancher Bruder,
> Bis truncken über dreißig Fuder.
> Zum theyl zu Hoff: auf dem Rathhaus
> Trank man allein zwölf Fuder aus.

Unter den Volksbelustigungen spielen besonders das aus der Pestzeit herrührende und damals zur Aufheiterung eingeführte „Narrengericht zu Grosselfingen“ und das „Bräutlen“, ein Fastnachtsspiel zu Sigmaringen, eine vorzügliche Rolle.

Wir können uns indeß dabei nicht aufhalten und gehen zu dem zweiten vorgedachten Sagenwerke: „Volksthümliches aus Schwaben“ (Nr. 4), von Anton Birlinger, über, das eine bedeutende Stellung in der Sagenliteratur einzunehmen verspricht. Das Werk soll in zwei Bänden, jeder zu vier Lieferungen und jede Lieferung zu acht Bogen erscheinen, und im ersten Bande Volkssagen und Schwänke, im zweiten Sitten und Gebräuche, Gaunersitten und Rechtsalterthümer enthalten. Als Quelle der Sammlung wird für den bei weitem größten Theil mündliche Ueberlieferung bezeichnet, das Uebrige rühre aus seltenen Büchern her. An den allgemeinen Titel des Werks schließt sich der besondere an: „Sagen, Märchen, Volksaberglauben. Gesammelt und herausgegeben von A. Birlinger und M. R. Buck“, und wir sehen aus der Zueignung an Uhland und Rochholz, daß beide Herausgeber sowol der Geburt als dem Berufe nach — der eine ist Seelsorger, der andere Arzt — dem Volke nahe stehen, und daß beide es sich zur Pflicht gemacht haben, alles, was sie aus dem Volksmunde gehört, splitternackt so wiederzugeben, wie sie es gehört, damit der Inhalt des Buchs der unverfälschte Ausdruck der Tradition werde und der Culturhistoriker, wie der Sprach- und Mythenforscher wirkliche Denkmäler aus dem Leben des schwäbischen Volksstammes zur Würdigung erhalte.

Zur Zeit liegen uns die drei ersten Lieferungen des Werks zur Besprechung vor, und es läßt sich nach Inhalt derselben das Urtheil fällen, daß die Ausführung des Unternehmens das Programm bewahrheitet. Die Sagen sind kurz und bündig, ohne allen fremdartigen Ausschmuck wiedergegeben und charakterisiren sich ihrer ganzen Darstellung nach als unmittelbar dem Volksmunde entnommen. Bei dieser gedrängten Behandlungsweise muß natürlich ein Werk von einigen sechzig Bogen sehr reichhaltig werden: eine Stofffülle, wofür die uns vorliegenden drei ersten Lieferungen schon genugsam Zeugniß ablegen. So dankbar nun auch die Wissenschaft für das ihr hier dargebotene Material sein wird, so sollte doch von den Sammlern nicht außer Acht gelassen werden, daß eine gewisse, um so zu sagen grobe Sichtung desselben schon von ihrer Seite vorgenommen werden muß, wenn nicht des angehäuften Ballastes zu viel werden soll. Der Sammler muß sich allerdings nicht blos aus eines, sondern aus einer Menge Zeugen Mund vergewissern, daß das, was er berichtet, nicht die Erfindung eines einzigen Hauptes ist, als auf welchem Wege in phantasiereichen Köpfen genug Sagen wenn nicht ganz entstehen, doch, sei es nun absichtlich oder unabsichtlich, eine sehr individuelle Gestaltung gewinnen mögen; aber es ist nicht nöthig, alle Unterlagen der Forschung in die Sammlung aufzunehmen, und es genügt, die durch mannichfache gleichlautende Zeugnisse für einen gewissen Ort oder District festgestellte Sage durch eine einzige mustergültige Version derselben dem Gedächtniß aufzubewahren.

Die Herausgeber bemerken, was die Anordnung anlangt, daß sie sich einer streng systematischen Eintheilung des Stoffs ebenso wie jeder Deutung desselben enthalten hätten, um nicht in den Fehler zu verfallen, den sie an andern gerügt, insofern man nämlich in der vieldeutigsten Sage oder Märe sofort eine bestimmte Göttergestalt zu erkennen glaube und nun durch kühne Erklärungsversuche weit ab vom Ziele schieße. Finden sich nun aber auch die Abschnitte des Werks nicht mit besondern Ueberschriften versehen, so sind doch diese Abschnitte mit römischen Ziffern angedeutet.

Der erste Abschnitt enthält Sagen von Zauberfrauen, verzauberten und gespenstigen Wesen, besonders umgehenden Geistern, mit Einschluß der wilden Jäger und des wilden Heers, ferner von Zwergen und Erdmännlein, Kobolden und Hausgeistern, verwünschten Fräulein, Schätzen, Schlangen und Schlangenkönigen, sowie mancherlei Sagen

von gespenstigen Thieren und all den prophetischen und symbolischen Zeichen, die man aus einzelnen Lebensäußerungen oder Erscheinungen in der Thierwelt herausliest.

Im zweiten Abschnitt kommen die Wassergeister an die Reihe, sammt den Kinderbrunnen, Hungerbrunnen und versunkenen Glocken, woran sich Sagen von Glocken überhaupt und von Wahrzeichen, besonders an Kirchen, auf Kirchhöfen und Begräbnißplätzen anschließen.

Der dritte Abschnitt gibt Zeichen vom Ende der Welt, Prophezeiungen von andern wichtigen Weltereignissen, Sagen von Sonne, Mond und Sterne, Wind und Wetter, Regen, Schnee, Thau und Feuer, Feuersagen, Fiebersagen; außerdem einige geschichtliche, deren Zusammenhang mit den vorherigen nicht recht sichtbar ist, sowie Sagen von versunkenen Plätzen und Gebäuden, Pest und Schwarzem Tod, Flüchen und Verwünschungen, Entrückungen.

Der vierte Abschnitt behandelt das weitläufige Kapitel von Hölle und Teufel sammt allem, was damit zusammenhängt, wobei natürlich die Hexen die wichtigste Rolle spielen, und im fünften Abschnitt finden sich Märchen und Legenden, womit die vorliegenden drei Lieferungen des Werks endigen.

Schon diese drei Lieferungen enthalten 613 Nummern und neben vielem, was in den meisten Sagenwerken in ähnlicher oder gleicher Weise vorkommt, viel Eigenthümliches und Interessantes. Wir wollen, der Reihenfolge des Buchs uns anschließend, nur einiges davon hervorheben. Bemerkenswerth ist der Name „Duttfer" oder Dupfe für drei Zauberfrauen im Heiligenthale zwischen Möhringen und Tuttlingen, die drei wunderschöne Schimmel weideten und für alles Uebel etwas Heilsames besaßen. Der Name Fee weist auf celtischen Ursprung hin, wie denn auch celtische Berg=, Flur=, Wald= und Wassernamen auf celtische Bewohner der Gegend schließen lassen. Die Herausgeber, die hierauf aufmerksam machen, stellen dem jedoch entgegen, daß die Umgebungen von Tuttlingen ganz von Alemannen bewohnt gewesen. Wir berühren die Frage, ohne sie entscheiden zu wollen, gedenken jedoch, daß die Wohnsitze um so weniger stabil gefunden werden, je weiter man in die Vorzeit zurückgeht, und daß es ja eben die Sage ist, die mit ihren Namen und Kunden oft weit über die Anfänge der frühesten geschichtlichen Momente hinausgeht.

Die Nomenclatur der schwäbischen Sage scheint übrigens durchweg außerordentlich reichhaltig zu sein. Als umgehende böse Geister kommen der Breithut, Langhut, Lapphut, Schlapphut, Trallare, Hosenflecker vor; der wilde Jäger heißt Grünmantel, Kaplaneimann, Kapheira, Brandjockele, Hollojäger, Hurerber, Wuchter, während es auch an den Schimmelreitern nicht fehlt, die nebenbei unter dem Namen Burgstallreiter und Hardtreiter vorkommen; ganz besonders zahlreich aber sind die Benennungen für das Kobold= und Zwerggeschlecht, als: Kistenmännlein, Kellermännlein, Erdmännlein, Erdluitle, Grindenmändle, Graumännlein, Rothmäntele, Nidel, Bobbele, Kinfüßle, Klopferle, Hotenmännlein, Hächtenmännlein, Schlurkerle, Klaubauf, Ofenmännlein, Tellerlestrapper, Scherremändle, Kautenweiblein, Kratenweiblein, Bergweible, Burrenweible, Wald= und Holzweiblein, Mauerholzweiblein, Hardtweible, neben denen noch viele andere von den Gegenden, wo sie gesehen werden, entlehnt sind. Eigenthümlich bei den Sagen vom wilden Heer ist der Zug, daß diejenigen, welche im Rausche sterben, mit dem Muotisheer fahren müssen, und zwar auf einem Rosse mit eisernem Sattel von eisernen Stacheln. Weniger dem Gebiete der Sage als dem der launigen Einfälle gehört die Antwort des Bobbele, eines Hauskobolds in Offingen, an, der sieben Jahre weggeblieben war und seinem Bauer auf die Frage, wo er so lange gewesen, antwortet: „Hab helfen den Bonapatle übers Meer tragen."

Ueberreich ist die Sage von Schätzen und Schatzheben vertreten, bei welcher alle sonst bekannten Züge wiederkehren. Als eigenthümlichen Zusatz finden wir bei dem schatzhütenden Weiblein auf dem Spitzberg, daß es tagtäglich zum Neckar herabgeht und sich badet; dasselbe thut der Schlangenkönig auf dem Spitzberg. Wenn die Schlangen baden, speien sie ihr Gift inzwischen auf einen Stein. Kehrt jemand den Stein um, während die Schlange badet und findet dieselbe nachher ihr Gift nicht wieder, so stößt sie so lange mit dem Kopfe an den Stein, bis sie todt ist, denn ohne Gift darf sich die Schlange vor dem König nicht sehen lassen.

An indisch=mythologische Anschauungen erinnert der große Ochse in Oberschwaben, der den Bodensee austrinkt und dessen Hörner so weit voneinander abstehen, daß ein Adler zwei Stunden braucht, um sich von einem Horn aufs andere zu setzen. Ganz naiv aber ist die Introduction der Sage, wonach die Bauern in Oberschwaben die Ochsen bis zu dieser Größe fütterten, auch Ställe für dieselben hatten, denn dem besagten Ochsen hatte es einmal in seinem Stalle nicht mehr behagt, und er war ausgebrochen und fortgelaufen, bis er an den Bodensee kam. Von gespenstigen und nicht gespenstigen Thieren weiß die Sage viel zu berichten. Hunde, Katzen, Spinnen, Ratten und Mäuse, Pferde, Raben und Elstern prophezeien und geben Anzeichen, der Anzeichen des Wachtelschlags und der vielbekannten des Kukuksrufs nicht zu gedenken. Daß Besuch kommt, wenn die Katze sich putzt, weiß jedes Kind in Deutschland, die Sage ist so universell, daß sie gewiß an keinem Plätzchen, wo germanisches Element zu finden ist, fehlt; hier hören wir aber auch, daß, wer die Katzen gern mag, die Mädchen gern mag, daß, wenn die Katzen gar zu traurig miauen, oder wenn die Maus ein zugestopftes Loch wieder aufschiebt, oder wenn der Maulwurf im Hausboden, in Scheuer oder Schopf herausschiebt, bald jemand im Hause stirbt, daß, wenn die Hunde heulen, es bald brennen wird, wenn das Pferd beim Antritt der Reise zu viel wiehert, es nichts Gutes bedeutet. Bemerkenswerth ist, was vom Schweine aus Ertingen berichtet wird: „Die Sau hat unter dem «Hochrucken» im Genick ein Wirbelbein, das da aussieht, als sitze ein Mädchen im Zuber. Dies nennt man die «Saujungfer». Wer diese beim Essen bekommt, wird ausgelacht, denn es ist eine Jüdin."

Wir überlassen es dem Scharfsinn unserer Leser, zu dem Räthsel dieser Volkslogik den Schlüssel aufzufinden, und erwähnen aus diesem Kapitel nur noch eins, nämlich ein doppeltes Mittel, sich eine schöne Stimme zu erwerben. Man bekommt sie, „wenn man ein Lerchenei austrinkt oder dichtes Sehnenfleisch ißt". Ein Mittel für die Stimme finden wir auch unter den zahlreichen Sagen von Glocken. Wer heiser geworden oder seine Stimme verloren hat, wird geheilt, wenn er seinen Namen an die größere Glocke in Degerloch schreibt. Interessant unter den geschichtlichen Sagen ist die vom Schwedenkönig in Ulm, der flüchtig oder „als Spion" fünf Tage in dieser Stadt gewesen und nachdem Gefahr des Erkennens eingetreten, unter Vermittelung einer Kellerjungfer, die einen Schreiner zum Liebsten gehabt, von den Schreinergesellen, als solcher verkleidet und, mit dem Ranzen auf dem Buckel, glücklich durch das Thor hinausgebracht wurde, seit welchem Ereigniß denn auch die Schreinerzunft den Schwedenkönig in Holz schnitzen lassen und in ihrer Herberge aufgestellt hat.

Zu den mythologischen Sagen gehört die Sage vom Weltfisch aus Ertingen. Die Erde ruht auf einem sehr großen Fische, den heißt man den Zitterfisch. Er schläft bis ans Ende der Welt. Wenn er aber einmal erwacht, schießt er im Weltmeer dahin; die Erde fällt von seinem Rücken und geht in den Meerfluten unter. Rührt sich der Fisch von Zeit zu Zeit, oder wendet er sich im Schlafe von einer Seite auf die andere, so entsteht ein „Aidbisam" (bidmen, zittern). Auch die schwäbische Sage kennt das öfters vorkommende Bild zur Bezeichnung der Ewigkeit, die so lange dauert, als ein Vöglein, das alle tausend Jahre blos einmal kommt und sein Schnäbelchen an einem Berge wetzt, Zeit braucht, bis es den ganzen Berg weggewetzt hat. Gegen das Ende der Welt wird es übrigens so gescheidte Leute geben, daß sie auf den Dächern herumlaufen können, ohne herabzufallen; und das Weltende ist dann nahe, wenn alles in gläsernen Schuhen läuft. Der Mann mit dem Reisbündel im Monde ist uns für die schwäbische Sage schon aus Hebel bekannt. Während einer Sonnenfinsterniß fällt Gift auf die Erde. Man soll da nichts säen, mähen, kein Obst brechen oder essen und einen brennenden Wachsstock auf die Ofenhölle stellen und um Erlösung von der Gefahr bitten. Die Sterne sind silberne Nägel, die das Himmelsgewölbe zusammenhalten; die Sternschnuppen Dochtbutzen, die von den Engeln an den Himmelslichtern abgezwickt werden. Wer einen findet, wird ein steinreicher Mann, denn der Butzen ist lauter Gold und Silber. Auch in Schwaben wie in der Oberpfalz streut man dem Winde Mehl auf das Dach, um des Windes Kindern zu essen zu geben, denn sie heulen, weil sie hungern. Wenn der Regen zu lange dauert, geht man ins Feld und liest das erste Kapitel des Johannesevangeliums, dann hört er auf; und Hagelwetter bannt man dadurch, daß man ein Crucifix ins Freie legt, denn unser Herrgott wird sein eigenes Bild nicht mit Hagel werfen. Im Herdfeuer sind Hausgeister; nach andern Engel, welche dem Kinde den Brei kochen helfen und dem Feuer wehren, daß es nicht wild wird und das Haus anzündet. Wenn am glühenden Lichtbutzen gegen die Seite zu, wo jemand sitzt, ein heller Funken leuchtet, so blüht ihm ein Röslein, und das bedeutet ihm Glück. An das amerikanische Lynchverfahren erinnert die Sage, wie die Wallenburg zu Grunde ging:

Einstens in einer Nacht wollten die von der Wallenburg eine große Maskerade und eine Saufnacht anstellen. Sie bestrichen sich alle mit Pech und Harz, wälzten sich in Federn hin und her; ebenso machten sie es mit einem Bocke. Während sie wild thun und gesoffen haben, bekam auch der Federbock ziemlich viel zu trinken und einen Rausch; sie ritten auf ihm herum, und auf einmal sprang er auf das Kamin, fing Feuer und alles verbrannte.

Mancherlei Sagen knüpfen sich an die große Pest oder den Schwarzen Tod. Darunter findet sich aus Marchtall's Chronik die Notiz: „A. 1438 war eine so große Hungersnot, daß Viele Kinder schlachteten, mit Salz einrieben und verzehrten." Zu Ertingen starben alle Leute bis auf ein altes Weib. Zu Hundersingen war aber nur noch ein Knabe übrig geblieben. Sie heirateten sich und von diesem Paare stammen die Bewohner des Donauthals ab.

Wir übergehen andere sich hier anschließende, zum Theil geschichtliche Sagen, und geben noch einiges aus dem Abschnitt zum besten, der der Hölle und dem Teufel gewidmet ist. Die Hölle ist eine unterirdische Welt mit Berg und Thal, Aeckern und Wiesen, Seen und Teichen, mit Häusern und Hausrath. Denn in der Hölle gibt es einen Backofen, eine Küche, Kessel und Häfen; der Teufel hat eine Stube, ja er muß sogar einen Stadel haben, wozu hätte er einen „Mäherbuben"? Ja mit Gunst zu sagen, hat er sogar einen Abtritt, der ist vor dem Höllenthor, und man sagt etwas, das der Teufel hier mit losen Mäulern thue. Wie man es an der Stubenthür nicht selten bildlich dargestellt findet, führt eine breite Straße der Hölle zu, Fidler und Schwebelpfeifer voraus, hinterdrein hüpft Paar und Paar nach dem Spruch des Kapuziners: „D' Schuh rab, der Höll' zu." Denn barfuß tanzt man dem Teufel zu, nach dem Liedlein: „Zum Zipfel, zum Zapfel, zum Hennenloch nein, alles muß versoffen sein, Strümpf und Schuh, lauft dem Teufel barfuß zu!" Tractirt der Teufel seine Unterthanen auch mit der „Schürgabel", so ist es doch zu Zeiten gar lustig in der Hölle, denn nach dem Volkswitz „kommen alle schönen Mädchen in die Hölle" und laufen ihnen die Buben halt nach. Der Teufel ist gewissermassen ein Gentleman, denn es gibt Kerls, die er um keinen Preis in seine Sippe aufnimmt — die dem Teufel zu schlecht sind. Der Teufel ist dumm, unflätig, hat blos Mutter und Naher, „denn er gehört dem ledigen Pack". Er ist ein Läufer — „der läuft dem Teufel ein Ohr weg!" — obschon ungeschickt mit den Beinen: „Und wenn der Teufel auf Stelzen käm'!" Er läßt sich als Affe Gottes „in drei Teufels Namen" anrufen; ist Meister von allen Handwerken; ist roth von Haaren, hat kleine Augen, über Gebühr große Nase und Maul, vermag die Zunge „bis über den Bauchnabel" herauszustecken, versteht sich aufs Krähen und hat Pferde- oder Bocksfuß. Er hat eine

Menge Beinamen, als: der Möckeler (Bock), Maunkeler (Heimlichthuer), Butzenmäckeler, Hollenmäckeler, Butzenmanke, Butzennäher, Guckigau, Deixel, Hollemann. Er sucht auf alle Weise in die Leute hineinzukommen, mit einer Schmelle, die man als Zahnstocher benutzt, mit einem Blättchen, das man in den Mund nimmt, mit einem Trunk Wasser, den man im Freien nach dem Betläuten schöpft; oder er hascht, was zum Fenster ein- und auspassirt, denn das ist ihm unterthan; auch hat er Gewalt über die Spiegel, sobald es dunkel geworden.

Auf die allgemeine Charakteristik des Teufels folgen eine Masse Teufels- und Hexenhistorien, die wir übergehen wollen, um noch einige ganz kurze Notizen aus dem fünften Abschnitte zu entnehmen. Er handelt von Märchen und Legenden, unter letztern manche humoristische, wie die vom faulen Knecht und fleißigen Mädchen, die Christus miteinander verheirathet, weil sie gut zusammen passen, während wir aus legendenartigen Sagen erfahren, daß die wilden Rosenhecken so gut riechen, weil die Muttergottes an ihnen die Windeln aufgehangen hatte, daß der fliegende Sommer das Muttergottesgarn ist, was die heilige Marie für ihr Kindlein gesponnen und daß die Muttergottes weinen muß, wenn die Mädchen pfeifen. Das „Leere" im Ei, die kleine Luftschicht an der stumpfen Spitze, nennt man das Muttergottesgrüble, weil die Muttergottes darinsitze, oder den Himmel, weil das Jesuskindlein darinsitze; andere sagen, daß die Muttergottes daraus getrunken habe. Von Märchen finden sich nur wenige, da das Werk mitten in diesem Abschnitte, soweit es uns vorliegt, abbricht. Es verspricht, nach dem bisher Gebotenen, genug, um der Fortsetzung mit großem Interesse entgegensehen zu lassen.

Inzwischen nehmen wir von den schwäbischen Märchen den Uebergang zu dem „Böhmischen Märchenbuch" (Nr. 5) von **Alfred Waldau**. Dasselbe enthält, wie der Uebersetzer und Herausgeber uns berichtet, das Schönste und Beste aus den Märchensammlungen von K. J. Erben, Jakob Malý, Božena, Němcowá, J. Košjaz Radostowa u. a., die für die czechische Märchenliteratur dasselbe sein sollen, was Grimm und Bechstein für die deutsche oder Wuk Stephanowitsch Karadschitsch für die serbische seien. Es rechtfertigt jedenfalls die große Anerkennung, die der Herausgeber den „böhmischen", d. h. bei ihm den czechischen Märchensammlungen zollt; wir geben dies zu, ohne daß wir jedoch hiermit die obige Parallele ohne weiteres unterschreiben oder die Bechstein'schen Märchensammlungen irgendwie auf ein Niveau mit der der Gebrüder Grimm stellen möchten. Auch können wir nicht umhin, von der in neuester Zeit so beliebt gewordenen Identification der Worte „böhmisch" und „czechisch" Notiz zu nehmen und dagegen, daß das Böhmische im Czechischen aufgehen solle, Protest einzulegen, da sich anerkannt die überwiegende Summe der Intelligenz in Böhmen bei dem deutschen Elemente befindet, und die deutsche Intelligenz es ist, welche dem Aufschwunge der czechischen Literatur die Bahn bereitet hat und ihre wachsende Blüte fortdauernd wesentlich fördert. Können doch auch die eifrigsten Czechen sich mitunter noch besser im Deutschen als im Czechischen zurecht finden, und ist erst vor kurzem der Fall vorgekommen, daß ein solcher Vertreter des Czechenthums sich zuerst in längerer parlamentarischer Rede czechisch hören ließ, sofort aber, nachdem die Verhandlung in das Stadium der Discussion übergegangen war, sich der deutschen Sprache bediente. Auch der Versuch, die Volksschulen zu czechisiren, hat bewiesen, wie überwiegend selbst unter den Czechen das Verlangen nach deutscher Bildung vorherrscht, da die Reduction der deutschen Schulen in der ursprünglichen Weise wegen Zudrangs von Czechen zu denselben nicht ausführbar war. Indeß wir wollen bei diesem Thema nicht länger verweilen und können die bedeutende Stellung, die der Herausgeber der czechischen Märchenliteratur anweist, um so mehr gelten lassen, als sich dieselbe wirklich in der vorliegenden Sammlung auf die vortheilhafteste Weise zeigt.

Es sind dies anmuthige Märchen, frisch und lebendig erzählt; die Darstellung ist einfach, aber durchweg von poetischem Anhauch getragen. Wir begegnen all der bunten Phantasmagorie, die in der Märchenwelt das Füllhorn ihrer Wunder ausgießt; wir stoßen Schritt für Schritt auf Verwandlungen, Wiederbelebungen, gläserne und goldene Schlösser, die sich mit all ihrem Inhalt in einen Apfel oder eine Nuß hineinzaubern lassen; die unerschöpflichen Breitöpfe, mit ihrer Sündflut von Brei, wenn das Bannwort nicht gefunden werden kann; die Glückstaschen und Glückssäckel, die unsichtbar machenden Schleier, die Siebenmeilenstiefel und die im Nu von Ort zu Ort hinsausenden Rosse und Adler spielen ihre Rolle. Aber so bunt auch die Aufeinanderhäufung dieser Phantasiegebilde ist, und sowenig die vorliegenden Märchen hierin der großen Masse der andern etwas nachgeben, so sehr befriedigen sie auch, was anderwo nicht immer der Fall ist, dadurch, daß überall ein leitender Gedanke zu Grunde liegt, und daß die sittlichen Anschauungen, die hierdurch zur Geltung gelangen, durchaus gesunde sind.

Nur in wenigen Fällen können wir uns mit den letztern nicht einverstanden erklären, und namentlich wurden wir durch die Lösung der Katastrophe in dem Märchen „Mariska" überrascht. Mariska kommt unter die Obhut einer verzauberten Prinzessin. Sie befindet sich in der Mitte eines schönen runden Gartens unweit eines prachtvollen runden Schlosses. Rundherum erheben sich Säulen aus weißem Marmor, umwunden mit Rosen, Kressen und Epheu. Aus der kleinen Flur kann man in sechs Thüren eintreten; fünf sind aus weißem Elfenbein, mit goldenen Schlössern versehen, die sechste ist aus schwarzem Ebenholz. Mariska erhält die Schlüssel zu allen sechs Thüren, darf aber nur die Herrlichkeiten von fünf Gemächern schauen und genießen, das sechste ist ihr zu betreten verboten. Sie kann natürlich der Versuchung endlich nicht mehr widerstehen, öffnet das sechste Zimmer, findet ein Gerippe, das beständig mit dem Kopfe nickt, eilt angstvoll zurück, bereut und verschwört sich beim lebendigen Gotte, ihres Fehltritts mit keinem Sterbenswörtlein zu

erwähnen, damit sie dem Großmütterchen (der verzauberten Prinzessin) kein schweres Herz mache. Diese kennt natürlich die Schuld Mariska's, fragt, wird mit Unwahrheit berichtet und verhängt, nachdem sie dem Mädchen Bedenkzeit gegeben, ein großes Unglück über Mariska. Diese aber bleibt beim Leugnen: „Machet mit mir, was ihr wollt, ich war nicht im letzten Zimmer." Die Situation wiederholt sich in steten Steigerungen; immer neue Anermahnung zum Eingeständniß der Wahrheit, mit neuen Drohungen und größerm Unglück, aber Mariska bleibt beim Leugnen. Zuletzt finden wir sie auf dem Scheiterhaufen. Die Alte erscheint wieder und verspricht Glück und Rettung, wenn sie die Wahrheit sage; umsonst. Sie dringt noch einmal in sie: „Sprich, es wird alles gut, du hilfst dir und mir." Aber Mariska antwortet wie stets: „Ich war nicht dort." Und nun ist der Zauber gelöst. Die schöne Prinzessin steht vor ihr und spricht: „Ich bin das Altmütterchen, ich bin das Gerippe. Hättest du eingestanden, so würdest du mich nie erlöst haben und ewig unglücklich geblieben sein." Das Glück, welches ihr nunmehr zu Theil wird, war die Belohnung für das gehaltene Gelübde, d. h. in gegenwärtigem Falle für eine äußerst consequent durchgeführte Lüge. Jeder Vernünftige erkennt sofort, daß eine schlechte Handlung dadurch, daß man sich durch feierliches Gelübde dazu verpflichtet, doppelt schlecht wird und Beharren in solchem Gelübde ist Verlängerung des Unrechts. Dieses Märchen zeigt daher von keinem gesunden Volkssinne. Indeß gehören dergleichen falsche Anschauungen zu den seltenen Ausnahmen in diesem Märchenbuche, und es kann bei den vorhin geschilderten wesentlichen Vorzügen die Lectüre desselben allen, die sich für Märchen interessiren, warm empfohlen werden. Es eignet sich überdies gleich sehr für alt und jung, weil es bei all seinem bunten Farbenschmucke nichts enthält, was die Reinheit eines jugendlichen Herzens verletzen könnte.

Das sechste heute zu besprechende Werk gehört ebenfalls dem Slawenthum an, führt uns aber dem Norden zu. E. Ziehen's Büchlein: „Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben an der Niederelbe", enthält interessante Beiträge zur Charakteristik der wendischen ländlichen Bevölkerung an der Niederelbe in gefälliger und ansprechender Einkleidung. Die Geschichten und Bilder sind jedenfalls zu den bessern und werthvollern Erscheinungen auf diesem Gebiete zu zählen; die Darstellung hält das richtige Maß in nicht zu sehr ins Breite gehender Beschreibung inne, die Anlage ist den Verhältnissen entsprechend einfach, aber doch spannend genug, um das Interesse wach zu erhalten. Nur manchmal wird dem Leser zu viel vorgedacht und er zu sehr auf das hingewiesen, was er selbst finden soll, ohne daß es gesagt wird. Unter den einzelnen Sittenschilderungen heben wir einiges aus den Feierlichkeiten bei der Taufe hervor, unter denen wir mehrere uns noch neue, nicht uninteressante Züge angetroffen haben.

Es war eine Haustaufe. Im Nebenzimmer bei der Wiege brannten trotz des hellen Sonnenscheins zwei Lichter, „zur Abwehr gegen die Unterirdischen", vor denen das Kind nicht eher sicher ist, als bis die Taufe vollzogen worden. Die Gäste treten stumm in das Zimmer, begrüßen niemand, schreiten geradeswegs zur Wiege, heben das weiße Tuch auf, womit das Gesicht des Kindes bedeckt ist und sprechen feierlich: „Gott segn's!" Erst dann erfolgen die übrigen Begrüßungen. Die Gevattern erscheinen mit staubigen und schmuzigen Stiefeln. Soll der neue Weltbürger während seiner Lebenszeit einer reinen Haut sich erfreuen, so darf keiner der Gevattern am Tage der Taufe seine Stiefeln schmieren. Die „duffen" Stiefeln gehören daher zur guten Sitte, reinliche würden dagegen verstoßen. Sobald der Pfarrer das Gebet gesprochen, fängt die Mutter des Täuflings an, eifrig in der Bibel zu lesen, die Pathen aber sprechen jede Bibelstelle in der Rede des Pfarrers leise nach, suchen auch dem Pfarrer in die Agende zu sehen, um einige Worte „überkopf" herauszubuchstabiren — alles unfehlbare Mittel, dem Täufling die Anwartschaft auf schulmeisterliche Gelehrsamkeit zu erwirken. Das Schreien des Täuflings während der Taufe verspricht ihm ein langes gesundes Leben. Nach Beendigung der Taufe verlassen die Pathen schnell das Zimmer; der eine fährt mit der Striegel den Pferden ein paarmal über den Rücken, der andere wirft den Kühen einen Arm voll Heu hin, der dritte spaltet ein Scheit Holz. Dies verbürgt dem Täufling das körperliche Gedeihen, wie das Bibellesen das geistige, man sichert ihm damit Kraft, Gewandtheit und Ausdauer. In gleicher Weise wirken die Gevatterinnen, wenn das Kind ein Mädchen ist, für dieses durch Spinnen, Scheuern und andere ähnliche Verrichtungen. Wenn bei Kirchentaufen Kinder verschiedenen Geschlechts getauft werden, so sehen es die Aeltern ungern, wenn bei allen dasselbe Wasser angewendet wird, denn wird das Mädchen nach dem Knaben getauft, so bekommt es einen Bart, wird der Knabe nach dem Mädchen getauft, so bleibt er bartlos. Auch beim Taufessen endlich haben die Pathen noch eine besondere Pflicht zu verrichten, nämlich der Mutter des Täuflings von allen Speisen vorzulegen, was deshalb geschieht, damit der Mutter das Fest nicht schade und das Kind nicht „kürisch", wählerisch im Essen werde. Für letzteres sorgt die Mutter eben dadurch, daß sie von allen Speisen etwas genießt.

Neben den Sitten und Gebräuchen spielt, wie schon obige Auszüge zum Theil an die Hand geben, auch der Volksglaube eine wichtige Rolle. Nicht uninteressant wird es unsern Lesern sein, zu erfahren, daß die Heilkraft der Elstern, welche vor kurzem selbst parlamentarischen Ruhm erlangt hat, auch bei den Wenden an der Niederelbe anerkannt ist. Dort helfen sie gegen das Fieber. Man muß in den Zwölften eine Elster schießen, diese zu Pulver verbrennen und dem Kranken davon eingeben, so vergeht das Fieber. Der Glaube von den Osterfeuern erinnert lebhaft daran, daß diese Feuer einst Opferfeuer waren, denn soweit sich der Schein der Feuer

über die Dörfer ringsum verbreitet, so weit schützt er die Häuser während des ganzen Jahres vor Feuersbrünsten. Alles aber, was man zum Anlegen und Unterhalten der Osterfeuer benutzt, muß nach uraltem Brauch den einzelnen Hofbesitzern heimlich entwendet werden, ein Diebstahl, der indeß den jungen Burschen, die für die Feuer zu sorgen haben, in Betracht des wohlthätigen Erfolgs, allenthalben mehr erleichtert als erschwert wird. Das Büchlein, das Licht- und Schattenseiten im Volksleben mit richtigem Takte wiedergibt und als Spiegelbild für das Volk hinstellt, ist eine schätzenswerthe Gabe des nunmehr seit fast zwanzig Jahren unermüdet und segensreich fortwirkenden zwickauer Vereins zu Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

Das folgende Werk führt uns über die Elbe herüber, nach dem äußersten deutschen Norden zu, nach Schleswig. Die Märchen aus Schleswig von Friedrich Dörr, die den Titel führen „Auf Kindesbeinen" (Nr. 7), tragen insofern einen individuellen Charakter an sich, als sie sich auf einem durchweg subjectiven Hintergrunde bewegen und sich gewissermaßen als Erzeugnisse des Seelenlebens eines empfänglichen und phantasiereichen Kindes darstellen, welches einen lebendigen Verkehr mit Blumen und Vögeln und dem an der engen Grenze seines Bereichs vorüberfließenden Bächlein unterhält und sich von diesem wie von jenen viel schöne Dinge erzählen läßt. Diese subjective Darstellung, die wir, wenn bei dem Werke die Märchen die Hauptsache wären, nicht billigen könnten, erhält dadurch ihre Bedeutung und Berechtigung, daß uns der Verfasser nicht so sehr für die Märchen als für das Kind, das sie erlebt und berichtet, zu interessiren weiß und uns in eine fesselnde Kindeswelt voll einfacher aber origineller Scenerie und charakteristischer Züge einführt. Wir lernen das Aelternhaus und die frühe Jugendheimat des Verfassers kennen, während sich der Märchenaufputz wie ein poetischer Schmuck hindurchzieht; doch scheint uns das Buch fast mehr für die Großen wie für die Kleinen geschrieben, da es mehr Schilderung als Handlung enthält. Auch sind die vielfachen Personificationen von Naturgegenständen und die häufigen allegorischen und symbolischen Durchführungen in ihren feinern Beziehungen mitunter wol nur dem reifern Geiste verständlich. Diesem aber wird es Vergnügen machen, sich unter der Leitung des Verfassers in ein idyllisches Kleinleben und in eine helle Kindesseele hineinzuversetzen und er wird sich bei der Lectüre des Buchs durch die mancherlei trefflichen psychologischen Bemerkungen und scharfen Beobachtungen, die am rechten Orte in den erzählenden Theil verflochten sind, belohnt finden. Zu den interessantesten Partien des letztern gehört einzelnes aus dem Abschnitte: „Was der Hahn auf dem Kirchthurme in Haddebye erzählt." Die haddebyer Kirche liegt unweit des Friedrichsbergs, des südlichsten Theils der alten Stadt Schleswig, in reizender Gegend, die der Verfasser durch höchst lebendige Schilderung in lieblicher Weise vor unsern Blicken aufrollt, und der Hahn auf dem alten Kirchthurme, der manch Jahrhundert an sich vorüberziehen gesehen, berichtet dem lauschenden Knaben aus alter und neuer Zeit. Ein Geschichtchen aus letzterer lassen wir mit des Verfassers eigenen Worten folgen, da wir ihn unsern Lesern so am besten näher bringen können:

Drüben im Dorfe Bustorf lebte eine alte tugendsame Witwe. Eine kleine niedere Hütte war ihre Wohnung, ein kräftiger junger Mann, das einzige ihr erhaltene Kind, ihre Stütze. Unbekümmert um das Treiben der Welt, ohne Neid über das Glück und den Reichthum seiner Nachbarn, ging er täglich mit Sonnenaufgang an sein saueres Tagewerk, verzehrte er mit Zufriedenheit das einfache Mittagbrot, das seine Mutter ihm bereitete. Beide lebten in zufriedener Zurückgezogenheit. Da kam das Jahr 1848. Der Ruf: „Zu den Waffen!" drang auch in die friedliche Hütte. Auch den jungen Mann packte der Ruf. Er stellte den Spaten beiseite und nahm die Muskete. Die Alte widersprach nicht, sie weinte nicht, sie segnete seinen Entschluß. Die Schlacht bei Bau war geschlagen. Das kleine Heer kam zurück, es passirte Bustorf. Die Mutter spähte nach ihrem Sohne. Er war unversehrt. Ein schneller Händedruck, ein herzlicher Kuß sagte beiden, daß sie in Liebe einander noch immer angehörten. Mit trübem Auge sah die Mutter ihren Sohn weiter dem Süden zuziehen. Sie weinte nicht. So rückte das Osterfest heran und mit ihm kehrten die Truppen zurück. Am Morgen des ersten Ostertags war die Schlacht bei Schleswig. Die Dänen wichen. Die Leichen wurden nach dem nächsten Kirchhofe gebracht; auch hierher trugen sie viele. Ein großes Grab wurde gegraben. Ohne Sarg, in der Kleidung, in welcher man sie gefunden hatte, trug man sie in die Gruft. Eine große Menge Zuschauer hatte sich eingefunden. Da drängte sich eine alte Frau durch die Menge. Ich sah es von hier oben, wie sie mit einer für ihr Alter übernatürlichen Kraft sich Platz machte. Sie eilte auf die Leichname zu, sie suchte, sie suchte ängstlich, lange. Endlich hatte sie gefunden! Sie warf sich über die Leiche eines großen kräftigen Jünglings, dem eine Kugel die Brust durchbohrt hatte. Sie küßte die Leiche, sie umklammerte sie so fest, daß man sie fast losreißen mußte, als der Leichnam zu seinen Kameraden in die Gruft sollte. Sie weinte nicht. Als die Menschenmenge sich verlief, suchte mein Auge sie vergebens. Sie war verschwunden. — Der Hahn schwieg. „Und wo ist sie geblieben?" fragte ich leise. — Dort! sprach der Hahn und zeigte über die Schlei nach einer Reihe stattlicher Häuser, die oberhalb der Stadt auf einem Hügel lagen. Ich sah hin. Es waren die Häuser der großen berühmten Irrenanstalt.

(Der Beschluß folgt in einer der nächsten Lieferungen.)

Eine Biographie Gregor von Heimburg's.

Gregor von Heimburg. Ein Beitrag zur Geschichte des 15. Jahrhunderts von Clemens Brockhaus. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr.

Kaum hatten wir unsere Besprechung von Jordan's „Podiebrad" beendigt und bei dieser Gelegenheit die Bemerkung ausgesprochen, daß es uns freue, des von der deutschen Geschichtschreibung fast ganz vergessenen Gregor von Heimburg in würdiger Weise in jener Biographie nicht nur erwähnt, sondern auch in verdienter Anerkennung zu finden, als uns obiges Werk zukam. Und wir gingen um so freudiger an die Lectüre desselben, als uns der Name des Verfassers zeigte, daß abermals für die Geschichtswissenschaft nicht nur eine jugendliche, frische Kraft gewonnen worden sei, sondern auch eine solche, die gleich in ihrer ersten Aeußerung sich gegen den Vorwurf

oder Verdacht zu wahren wisse, als ob sie auf dem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaft nur den wohlfeilen Genuß eines dolce far niente suche. Denn wer nur einigermaßen die Schwierigkeit des Themas kennt, das sich der Verfasser gewählt hat, der wird ihm zugeben müssen, daß das Sporadische der ganzen Thätigkeit Heimburg's, das Angeschlossensein seines Thuns und Leidens an die Schicksale glänzenderer Persönlichkeiten die Behandlung schwierig und den Stoff oft dürftig und spröde mache. Unter solchen Verhältnissen erklärt es sich auch, wie gewiß noch mancherlei, in Privatarchiven besonders, vorhanden ist, was einem spätern Biographen Heimburg's auszubeuten hoffentlich vergönnt sein wird, welche Hoffnung um so mehr Aussicht auf Verwirklichung haben dürfte, da es unserm Verfasser gelungen ist, die Aufmerksamkeit der geschichtlichen Forschung auf den treuen und verdienstvollen Freund und Vertheidiger des utraquistischen Böhmenkönigs in einer Weise zu lenken, die nicht unbeachtet bleiben kann und wird. Uebrigens erkennt es der Verfasser dankbar an, daß er nicht nur von den neuesten wissenschaftlichen Veröffentlichungen des böhmischen Historiographen Palacky, sondern auch von dessen persönlicher Gefälligkeit wesentlich unterstützt worden sei. Auch Jordan, der sich so einheimisch in der Geschichte der utraquistischen Zeiten Böhmens gezeigt hat, stand dem Verfasser mit Rath und That verdienstlich zur Seite. Durch diese Unterstützungen und durch den Fleiß eines selbstthätigen Studiums der vorhandenen zugänglichen Hülfsquellen ist es dem Verfasser möglich geworden, dem Gregor von Heimburg ein ehrenvolles biographisches Denkmal zu setzen, einem Manne, vor dem die deutsche protestantische Historiographie künftighin ebenso wenig gleichgültig vorübergehen darf, wie vor den Vorläufern der Reformation, denen Flathe, Meier, Rudelbach u. a. ihre verdienten Denkmäler errichtet haben.

Sehen wir uns jetzt zuvörderst die äußere Gestaltung dieses monumentalen Schriftwerks etwas näher an. Der ganze historische Stoff ist in 11 Abschnitte getheilt, die sich an die einzelnen mehr oder minder bemerkenswerthen Lebensepochen Heimburg's, der wahrscheinlich am Anfange des 15. Jahrhunderts zu Würzburg geboren war und 1472 in Dresden starb, anschließen. Selbstverständlich werden die damaligen Verhältnisse und Zustände des Deutschen Reichs vielfach in Betracht gezogen und beurtheilt. Zwietracht und Kämpfe überall: den blutigen Fehden zwischen den Städten und Fürsten sah der Kaiser Friedrich III. mit schlechtverhehlter Schadenfreude zu, während er sich von der römischen Curie gebrauchen ließ, um die durch das kirchliche Schisma, durch das sogenannte babylonische Exil in Avignon, durch das Concil zu Kostnitz und durch die fanatische Opposition des Hussitismus verlorene Position, die durch das Baseler Concil noch ferner bedroht ward, wiederzugewinnen. In der Mitte dieser Parteien, theils vermittelnd, theils entschlossenen Widerstand leistend, steht Podiebrad von Böhmen, den unser Verfasser im Sinne Jordan's ungleich höher stellt, als wir in der deutschen Geschichtschreibung wahrzunehmen gewohnt sind, viele Jahre treu und einsichtsvoll mit den Waffen des Juristen und Diplomaten, wozu ihn allerdings nicht äußere Gewandtheit und Verstellungskunst, wol aber seine Einsicht in staatliches Leben machten, vor allem aber des aufgeklärten Mannes, unterstützt. Der Tod des königlichen Freundes machte Heimburg's Stellung in Böhmen bald unhaltbar. Der Gebannte fand ein Asyl bei den Wettinern, die ihn nicht minder aus Dankbarkeit als vermöge ihrer Würdigung seiner Tüchtigkeit ehrten.

Sehen wir die innere Gestaltung und wenn wir so sagen sollen, die geistige Begabung des Werks an, so können wir nur ein sehr vortheilhaftes Urtheil aussprechen. Die sprachliche Haltung trägt den Charakter des Würdigen und wie wir besonders hervorheben zu müssen glauben, den der jugendlichen Frische an sich; das Urtheil ist besonnen und legt Zeugniß dafür ab, daß der Verfasser den historischen Stoff, dessen Verarbeitung ihm oblag, nicht nur zu beherrschen und zu ordnen fähig gewesen ist, sondern auch im Stande, dasjenige Licht über denselben zu verbreiten, dessen man zu seinem richtigen Verständnisse bedarf. Sollten wir irgendeinen Tadel aussprechen müssen, so wäre es der, daß der Verfasser den Theologen an manchen Stellen etwas zu sichtbar in den Vordergrund treten läßt. Indeß lag etwas Verführerisches darin, daß der Verfasser mit Jordan übereinstimmend in dem Hussitismus und in der Persönlichkeit Heimburg's in höherm Grade die Reformation anbahnende Elemente findet, als selbst die deutsch-protestantische Historiographie gewöhnlich annimmt. Wir wollen darüber nicht weiter mit dem Verfasser rechten, vielmehr schließlich unsere Ueberzeugung dahin aussprechen, daß, indem in ihm ein junger Historiker sich der Klio zum ersten male vorgestellt hat — man gestatte uns diese Redewendung —, er gewiß nicht ohne die freundliche Aufforderung zu baldiger Wiederkehr von ihr entlassen worden ist.

Um nun unsere Leser theils von dem Geiste, der in dem vorliegenden Werke herrscht, zu unterrichten, theils um sie über Heimburg's Ursprung, Wirken und Ausgang in Kürze zu belehren, was um so zweckmäßiger zu sein scheint, da die Geschichtschreibung den Mann in unverdientem Dunkel stehen ließ, so gestatten wir uns hier Folgendes mitzutheilen.

Unter die Männer, die von einem Geiste beseelt sind, in denen das Gute ihrer Zeit am vielfältigsten sich spiegelt, die der Reformation wol am würdigsten und edelsten vorgearbeitet haben, gehört Gregor von Heimburg. Er lebt mitten in der Zeit des Ringens und Kämpfens, des Hoffens und Regens und Neuschaffens, er hat sie mit hervorgerufen und ihr in wahrhaft sittlichen und religiösen Fundamenten Kraft und Rechtfertigung gegeben: mit gleicher Kühnheit steht er in der Opposition gegen den Papst, die für ihn so verhängnißvoll ward; verficht er das nationale Element gegen Rom und sucht es kräftig zu stützen; kämpft er für die politische Selbständigkeit des Staats der Kirche gegenüber, indem er oft mahnend sich erhebt für kräftige Handhabung der Kaisergewalt, für

einigen Zusammenschluß des Vaterlandes; tritt er für das bürgerliche Element ein und schützt es gegen die Anmaßungen des Feudalismus, ein Volksmann im edelsten Sinne des Worts. Vaterlandsliebe, Freiheitsgefühl und innige Religiosität kennzeichnen ihn als echt germanische Natur. Er unterliegt zuletzt, aber nichts von dem gibt er auf, was er vertheidigt. Man hat ihn wol den bürgerlichen Luther genannt, eine Name, den er gewiß verdient; der Kampf, den Luther's Sieg über Rom endet, nennt ihn unter seinen ersten Helden. Mußte Heimburg auch in der Erschlaffung, die nach dem Baseler Concil eintrat, von seinen Freunden verlassen, von seinen Feinden verfolgt, als Opfer fallen, mußte er seine Arbeit unvollendet sehen: er duldete das Los aller Propheten; die theilweise Platz ergreifende Reaction war das Zurückströmen der Wasser, die dann mit um so größerer Wucht sich vorwärts stürzten, und in dem Werke des erfurter Mönchs hat auch Heimburg's Kämpfen und Mühen Vollendung und Sieg erfahren; zeitlich getrennt sind sie doch geistig verwandt. Sie haben für dieselben Güter, für das Heiligste und Theuerste, für geläuterte Erkenntniß Gottes und der Wahrheit, für Freiheit von Menschensatzung und Geisteszwang gestritten, und das ist der mächtigste Berührungspunkt gotterfüllter Seelen zu allen Zeiten gewesen. Das ist die Stellung, die dem Gregor von Heimburg nach des Verfassers Ansicht in der Geschichte gebührt.

Ueber Heimburg's Ursprung, Charakter und Bildung möge Folgendes hier einen Platz finden. Er stammt unstreitig aus einem alten fränkischen Adelsgeschlechte, obschon er sich selbst nie von Heimburg schreibt, das wahrscheinlich in Würzburg ansässig war und über ganz Deutschland verzweigt manch wackern Mann im Frieden und im Kriege hervorgebracht hatte. Das Geburtsjahr unsers Heimburg ist nicht bekannt, selbst der Ort seiner Geburt — gewöhnlich wird Würzburg angenommen — ist nicht ganz sicher. Ueber seine Kinderjahre ist nichts bekannt. Dem Studium der Rechtswissenschaft widmete er sich wahrscheinlich in Würzburg. Aber auch den philosophischen und humanistischen Studien gab er sich hin, die damals aus Italien so reich und lebensvoll herüberströmend in Deutschland heimisch zu werden anfingen. Und unter den Geistern, die sie aufnahmen, sie in ihrer ganzen Bedeutung erkannten, den Boden ihnen zu ebnen, sie gegen Hindernisse zu vertheidigen, im Vaterlande emsig zu verbreiten suchten, war Heimburg einer der ersten. Darum strahlt er als einer der Besten und Edelsten seiner Zeit, so recht als Repräsentant der mächtigsten Bewegungen, die damals pulsirten. Sein scharfer Geist, die heroische Kühnheit seines Charakters, seine eiserne Treue, das tiefe Verständniß der vaterländischen Verhältnisse, seine seltene, an classischen Mustern herangezogene Bildung — selbst Aeneas Sylvius erkannte dieselbe an — lassen ihn hervorragen vor seinen Umgebungen, heben ihn vollkommen auf die Höhe seines Jahrhunderts. Etwas Imponirendes, Gewaltiges liegt in ihm, ein geistiges, sittliches Uebergewicht, das selbst seine Feinde anerkennen mußten. Scheint doch seine äußere Erscheinung diesen Stempel an sich getragen zu haben. Denn Aeneas Sylvius nennt ihn schön, von mächtiger Gestalt, freien, heitern Gesichtszügen, strahlenden Augen, die Stirn durch das kahle Haupt größer und gewaltiger erscheinend. Diesem Aeußern entsprach auch sein inneres Wesen, das, wenn es zu Tage trat, eine Heldennatur verrieth, die lieber unterlag, als ihrer Ehre und ihren Ueberzeugungen nur das Allergeringste vergab. Die größte Hingebung an sein Vaterland, heiliger Ernst in sittlichen Dingen, eine nicht zu bändigende Freiheitsliebe waren hervorstechende Charakterzüge. Das Ganze aber ward zusammengehalten und gestählt von innigster, kräftigster und freiester Religiosität, die sein Wesen an einen göttlichen Mittelpunkt kettet, belebt und veredelt, aus der heraus es ihm auch möglich war, die Anmaßungen der römischen Kirchlichkeit am richtigsten zu beurtheilen.

Vor allem aber war er gewaltig durch seine an so vielen Orten siegreich bewährte Beredsamkeit, mit der er alle Zeitgenossen verdunkelte; brausend und ungestüm, durch seine Donnerstimme unterstützt, entzündete und überwältigte sie in feurigem Anlauf, doch konnte sie auch gewandt und fein sich bewegen, athmete Witz und Laune, und in der Replik, wenn seine heftige Natur von seinen Gegnern gereizt wurde, kam es oft zu komisch possenhaften Einfällen. Auch in dieser Beziehung stellt ihm Aeneas Sylvius das schmeichelhafteste Zeugniß aus. Denn als Gregor eine Disputation über die Studia humanitatis auf dem Schlosse zu Wienerisch-Neustadt gehalten hatte, gratulirte ihm der damalige Bischof von Triest mit folgenden Worten:

> Als der junge Cicero zum ersten male seine Beredsamkeit vor den Griechen gezeigt, habe einer derselben geweint, daß, nachdem alle Künste nach Latium aus Hellas ausgewandert und die Redekunst allein noch übrig geblieben sei, Cicero diese nun auch mitnehme. In ähnlicher Weise sei es mit Gregor von Heimburg; auch er habe die Humanitätsstudien, bisher der Italiener ausschließliches Eigenthum, nach Deutschland verpflanzt und habe sie nun sogar mit italienischer Wohlredenheit vertheidigt.

Ueberhaupt scheint es, als habe ihn Aeneas Sylvius als Schöpfer der deutschen Rhetorik betrachtet. Eine Eigenschaft aber verdient noch besonders an Gregor von Heimburg hervorgehoben zu werden: er war ein deutscher Mann in des Wortes eigenster Bedeutung, eine jener ehrlichen, knorrigen, unbeugsamen und trotzigen Naturen, wie Luther, die unter rauher Außenseite, unter rücksichtslosem heftigen Wesen eine zart und ernst empfindende Seele, einen freien und tiefen Geist bergen. Für Gregor's deutsche Gesinnung wie für seine nach den verschiedensten Richtungen hinausgreifende Regsamkeit dürfte auch der Umstand zeugen, daß er den Versuch machte, die deutsche Sprache zu reformiren, durch Nachbildung der lateinischen; nach römischen Normen, Satzbau und Periodenverhältnissen sollte dieselbe sich bilden: ein Princip, dem auch Aeneas Sylvius u. a. in diesem Zeitalter zugethan waren. Daß dieses Princip, dem selbst noch in den neuern Zeiten Anhänger nicht gefehlt haben, nicht zum Vortheile unserer Muttersprache zur Anwendung

gelangt sei, wissen alle, die mit der geschichtlichen Entwickelung derselben bekannt sind und die radicale Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Sprachidioms hinlänglich verstehen.

In Heimburg's Zeitalter traten kirchlich-religiöse und kirchenrechtliche Fragen, letztere namentlich der heranwachsenden Fürstengewalt gegenüber, immer zahlreicher in den Vordergrund. Auch auf diesem Gebiete war Heimburg zu Hause. In den Kirchenvätern, sowie in der Heiligen Schrift selbst besaß er eine bewundernswerthe Belesenheit, was ihm im Streite mit den römischen Hierarchen meisterlich zu statten kam; besonders groß ist seine Geschicklichkeit, schlagende Stellen statt langer Auseinandersetzungen als Gründe sprechen zu lassen und damit den Papst in die Enge zu treiben. Mit diesem Wissen ausgerüstet erschien er auf den verschiedensten Kampfplätzen der bewegungsvollen Zeit, um sich einen Namen zu erwerben, der ihn einer ausgezeichneten Stelle in der Reihe der hervorragendsten Zeitgenossen als würdig erscheinen läßt. War ihm bisjetzt die verdiente Anerkennung von der Geschichtschreibung noch nicht zu Theil geworden, so sucht das vorliegende Werk sich dieser Aufgabe gewissermaßen als einer Pflicht mit ebenso warmem Eifer als Umsicht zu entledigen: dies bildet, wie natürlich, den Kernpunkt desselben; die Geschichtswissenschaft wird erwünschten Nutzen aus des Verfassers Arbeit zu ziehen wissen.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf den endlichen Ausgang des rüstigen Kämpfers für Recht und Wahrheit, des unbesiegbaren Feindes der wieder emporstrebenden Hierarchie, um so mehr, als wir dadurch in das Bereich der sächsischen Geschichte geführt werden. Mit dem Tode Georg's von Böhmen war dem treuen, aber verketzerten und gebannten Rathgeber — obschon er niemals von der Kirche getrennt oder Utraquist geworden war —, Gregor von Heimburg, zumal da er ein Deutscher war, der Halt genommen, seine Stütze geraubt. Sein Widerstand war gebrochen, seine Kraft erschöpft; zwar blieb er noch eine Zeit lang in Prag, doch wurde er daselbst so angefeindet unter dem Vorwande, er habe den König beleidigt, daß er sich auf seine ihm vom Könige Georg geschenkte Besitzung zurückziehen wollte. Allein auch dort verfolgten ihn Hof und Kirche, sodaß ihm der Aufenthalt ebenso unerträglich als gefährlich ward. Alt und krank wandte sich Heimburg endlich nach Sachsen und fand dort eine Zuflucht in Dresden, um so leichter, als sich Heimburg und die damals in Thüringen und Meißen regierenden Wettiner nicht nur gegenseitig achten gelernt, sondern auch Gefälligkeiten erwiesen hatten. Aber so groß war die Erbitterung des Klerus gegen den ketzerischen Flüchtling, daß nach einem Briefe, den Herzog Albrecht der Beherzte an seinen Bruder Ernst am 11. August 1471 geschrieben hatte, die Pfaffen, als sie Heimburg's Ankunft zu Dresden inne wurden, etliche Tage weder singen noch lesen wollten, und der Herzog sogar genöthigt gewesen war, Heimburg heimlich nach Tharandt zu bringen, bis er Dispensation erlangt hätte. Er verwendet sich dringend bei seinem Bruder, die Lossprechung Heimburg's vom Bann auszuwirken. Zuletzt wandte sich Heimburg selbst, als er sah, wie neue Kämpfe auch in Sachsen von seiten des Klerus ihm bevorstanden, schriftlich an den Papst Sixtus IV., der ein milderes Regiment führte als sein Vorgänger Paul II. Der neue Papst gab den Bitten des alten Heimburg um so bereitwilliger nach, als er persönlich keine gereizte Stimmung gegen ihn hegte, sowie der Fürsprache Albrecht's von Sachsen, und ertheilte dem Bischof von Meißen die Vollmacht zur Absolution. Der Bischof begnügte sich jedoch mit dieser Vollmacht nicht, sondern holte sich erst bei einem Rechtsgelehrten Rath, ob nicht eine Abschwörung der Ketzerei von Gregor gefordert werden müsse. Er ließ sogar ein Actenstück darüber ausarbeiten, welches mit pedantischer Weitschweifigkeit sich über alle Einzelheiten dieses Lossprechungsactes erging, von dem bereits gebrochenen alten Heimburg eine öffentliche Abschwörung seiner Ketzerei verlangte, außerdem von ihm ein frommes Werk zur Ehre der Jungfrau Maria und zum Preise der Dreieinigkeit, bestehe es in einem Hospital, in einer Kapelle oder auch nur in 20 Gulden Rheinisch, forderte; jede seiner Sünden als Sünden gegen Gott und gegen die Menschen klassificirte, die Formeln verabfaßte, in denen er abschwören, ebenso die Formel, mit der ihn der Bischof freisprechen sollte. Doch kam die Sache in dieser peinlichen Art nicht zur Ausführung: der Bischof absolvirte den kranken Greis wahrscheinlich auf Verwenden oder Befehl des Kurfürsten. Die feierliche Lossprechung erfolgte am Donnerstage vor Palmarum 1472 in Gegenwart des Kurfürsten, Herzog Albrecht's und mehrerer Kanoniker von Meißen. Doch nicht lange genoß Heimburg die Ruhe, die ihm dadurch geworden; er besuchte noch den ihm befreundeten Nikolaus von Köckeritz auf Wehlen an der Elbe, wurde daselbst bettlägerig und starb im August des genannten Jahres in Dresden. In der Sophienkirche, damals Barfüßerkirche genannt, wurde er bestattet. Das war der Ausgang eines Mannes, der in einem ebenso thatkräftigen als muthigen und verdienstvollen Kreise von Kämpfern stand, in denen das Bewußtsein von einem neuen Geiste der Zeit sich mächtig regte. Mehr als einer zog sich entweder muthlos, wie Gerson, oder klug berechnend, wie Aeneas Sylvius und Nikolaus von Cusa, aus diesem Kreise allmählich zurück, aber Heimburg hat den Ruhm davongetragen, bis ans Ende ausgeharrt zu haben. Doch erst über seinem Grabe, um mit dem Verfasser zu reden, blüht die Zeit, die er geahnt und gehofft hatte. Aber diese Ahnungen und diese Hoffnungen sind seine Bedeutung und sein Unglück, wie sie es bei den Edelsten aller Zeiten gewesen sind.

Zum Schlusse möge uns noch Folgendes gestattet sein. Der Verfasser spricht in seinem Werke in einem besondern Abschnitte über die ebenso schwächliche als perfide Neutralität der Kurfürsten dem Baseler Concil gegenüber. Ueber dieses historische Thema besitzen wir von einem Schüler Droysen's eine sehr gute Schrift unter dem Titel: „Die kurfürstliche Neutralität während des Baseler Concils. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von 1438—48"

(Leipzig 1858). Sie scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Wir wollen hiermit seine Aufmerksamkeit auf dieselbe gelenkt haben. Das Baseler Concil ist jedenfalls ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, eine interessante Thatsache; an Materialien, theils veröffentlichten, theils noch ungedruckt liegenden, mangelt es nicht. Aber eine wahre Geschichte desselben harrt noch eines Paolo Sarpi. Wir halten die Aufgabe allerdings weder für leicht noch für lösbar innerhalb eines kurzen Zeitraums. Die Lösung dieser Aufgabe bedarf kirchlich- und politisch-historischer Studien; sie bedarf ferner aber auch einer auf längere Dauer noch rechnenden Arbeitskraft. Wie wäre es, wenn der Verfasser sich diese Aufgabe stellte? Die Befähigung dazu hat derselbe, wie wir uns für überzeugt halten, durch sein vorliegendes Erstlingswerk bewährt.

Karl Zimmer.

Dichter- und Schriftstellerromane.

1. Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des classischen Weimar. Von Robert Heller. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schweden. Roman von F. Brunold. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 1 Thlr.
3. Ein Anempfindler. Novelle von Hermann Presber. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Hendrik. Eine Skizze aus Flandern. Von Ida von Düringsfeld. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1862. 8. 10 Ngr.

Von den deutschen Romanen ist uns persönlich zur Besprechung diejenige Specialität zugefallen, welche es mit Schriftstellern und literarischen Fragen zu thun hat. Die Gründe hierzu liegen nahe und brauchen nicht erst angeführt zu werden. Von dieser Romangattung, zu der auch die später besonders zu besprechenden größern Compositionen oder sogenannten „culturhistorischen Romane" von Heribert Rau „Jean Paul" und „Hölderlin" gehören, liegen uns wieder einige Specimina vor, zunächst zwei Romane oder Novellen, in denen Dichter- und Dichtergenossen auftreten, welche wirklich existirt haben und die mit ihrer ganzen Persönlichkeit und dem Gewicht ihres Namens mitten in die Erzählung hineingepflanzt sind. Diese Romane liefern uns neuerdings den Beweis, daß die Kritik, insofern sie den producirenden Talenten vorschreiben will, was sie schaffen sollen oder nicht, sich vollkommen ohnmächtig erweist. Man hat in neuester Zeit in Deutschland zehnmal und hundertmal das Dogma aufgestellt und wiederholt, daß es nicht erlaubt sei, das Leben und Wirken von Dichtern, Künstlern und Schriftstellern novellistisch oder dramatisch zu behandeln, und zehnmal und hundertmal ist von den Producirenden gegen dieses Dogma gesündigt worden und wird täglich gesündigt. Die deutsche Kritik gleicht nur zu oft jenen grämlichen, hofmeisterlich pedantischen Gouvernantinnen, die ihren Zöglinginnen jedes Spiel, jede Freude, jede freie Bewegung verbieten möchten und denen dann von den muthwilligen Geschöpfen alle Augenblicke ein Schnippchen geschlagen wird. Es ist auch in der That durchaus nicht einzusehen, warum nicht ein bereits der Literatur- oder Kunstgeschichte angehörender Dichter oder Künstler in einer Dichtung eine ebenso interessante Rolle spielen sollte, als irgendein fader tütendrehender Handlungscommis oder ein roher Dienstknecht auf einem Bauerngute.

Die beiden ersten Romane bieten, zwar nicht in Bezug auf die novellistische Behandlung und den Gang der Ereignisse, aber wol in Bezug auf den Inhalt interessante und überraschende Parallelen. In dem Romane Heller's wird uns eine Episode aus der „lustigen Zeit" Weimars, in dem von Brunold eine Episode aus der Zeit des „lustigen Schweden" vorgeführt, und in einem ähnlichen Verhältniß wie dort Goethe zu Karl August steht hier der Dichter Michael Bellmann zu dem König Gustav III. Im vorigen Jahrhundert war ein wirkliches Freundschaftsverhältniß zwischen einem Fürsten und einem Dichter noch möglich, heutzutage aber leider nicht mehr. Die Fürsten wie die Dichter, von den Völkern gar nicht zu sprechen, haben sich wesentlich geändert; gebessert möchten wir keineswegs sagen.

Die beiden Freunde, die uns Robert Heller in seinem Romane „Hohe Freunde" (Nr. 1) vorführt, sind nun keine andern als Goethe und der Herzog Karl August. Das Ganze, und wir können zu diesem Gedanken dem Verfasser nur gratuliren, scheint uns auf eine Rechtfertigung und Rehabilitation Goethe's abgesehen zu sein, auf eine Darstellung des wohlthätigen Einflusses, den Goethe auf seinen fürstlichen Freund, auf seine Umgebungen, auf das weimarische Ländchen überhaupt gehabt hat. Bekanntlich bestehen gerade in Bezug auf die sogenannte „lustige Zeit" Weimars viele Vorurtheile, die sich namentlich gegen Goethe wenden und schon in jener Zeit selbst von neidischen adelsstolzen Aristokraten, engherzigen Bureaukraten und klatschhaften Weibern aufgebracht wurden. Diese Vorurtheile beabsichtigt nun Heller zu widerlegen. Einen jener misgünstigen Aristokraten führt uns der Verfasser in der Person des Grafen Görz vor. Dieser klagt gegen den Freiherrn von Hartleben darüber, „was für einen Umsturz der Herr Doctor Goethe hier (in Weimar) vom ersten Augenblick seines Erscheinens an hervorgebracht hat und wie riesig der Unfug gewachsen ist, seit der Herzog ihn, den Fremden, den Bürgerlichen, den Schöngeist als Geheimen Legationsrath in sein oberstes Collegium berief". Görz klagt ein andermal:

> Die Genialen von Weimar kennen keine Etikette bei ihren Lustbarkeiten, und ihnen wird alles zur Lustbarkeit. Was im besondern die Theateraufführungen anlangt, so herrscht dabei einzig die Klingel des Regisseurs, und das über die fürstlichen Häupter ebenso streng, wie über die unglücklichen Lückenbüßer, die Goethe, wenn alle Stränge reißen, aus dem Lehrerpersonal der Stadtschule aushebt. Oder er verschreibt Komödianten von Profession aus Gotha und bis von Leipzig her. Das sitzt dann, wenn das Stück vorüber ist, in bunter Reihe bei Tafel, und bei keinem Studentengelage könnte es vergnügter hergehen als bei uns an solchen Abenden. Der Ruf ist aber auch fein genug, in den wir dadurch im Reiche draußen gerathen sind.

Heller fängt es nun, wie es uns scheint, sehr gescheidt und praktisch an, um Goethe in Bezug auf sein

damaliges Wirken bei dem nichtwissenden Publikum in bessern Geruch zu bringen. Er weiß, daß unsere Zeit sich im allgemeinen sehr wenig um poetische und ideale Interessen kümmert; er stellt daher nicht den Dichter in den Vordergrund, sondern den praktischen Geschäftsmann, den auch in Bezug auf Verwaltungsangelegenheiten überlegenen Geist, und es ist ein feiner Zug des Novellisten, wenn er den gegen Goethe eingenommenen höchst realistischen Freiherrn von Hartleben dadurch für den Dichter gewonnen werden läßt, daß Goethe auch von Schäfereien klug zu sprechen weiß, sich um die Baumzucht kümmert und dem Freiherrn in einer streitigen ökonomischen Angelegenheit einen so praktischen Rath ertheilt, daß der Freiherr zu ihm sagt:

Die hochgelahrten Herren, die ich bisjetzt sprach, verstanden entweder meinen Fall nicht oder ich begriff dann das Kauderwelsch ihres Gutachtens nicht. In Ihren Worten ist dagegen ein Sinn, der sich klar erfassen und nach dem sich eine Rechnung aufstellen läßt. Das ist praktisch, Herr Geheimrath, und dafür bin ich Ihnen dankbar.

Von Goethe's Thätigkeit als Beamter bemerkt Heller ferner:

Er war der gewissenhafteste Beamtete, der seinem Fleiße das Aeußerste zumuthete, wenn es galt, einen neu eintretenden oder befremdend verwickelten Gegenstand in seiner ganzen Tragweite zu erfassen: von unverbrüchlicher Pünktlichkeit in der Erledigung der ihm übertragenen Sachen; den dicksten Actenbänden gewachsen und übrigens jeden Augenblick bereit, zur geistigen Anstrengung auch noch die körperliche einer beschwerlichen Untersuchungsreise, einer mühsamen Erörterung an Ort und Stelle, den Verkehr mit dem gemeinen Volke zu übernehmen. Wobei er gerade für die niedrigste Menschenklasse den ausdauerndsten Eifer, als für die zahlreiche Volksschicht, entfaltete, die vor der Gottheit durchaus nicht die geringste sei, und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seinen Herzog zu derselben Liebe für den gemeinen Mann und zu einer wirksamen Theilnahme an dessen Bedrängniß zu begeistern.

Unser Novellist fährt fort:

Es mußte uns mit einer Bewunderung von grenzenloser Dankbarkeit gegen Goethe erfüllen, wenn wir aus seinen Briefen und Billeten ersehen, mit welchen Opfern er nicht selten die Muße erkaufte, in deren künstlerischen Ergebnissen wir jetzt die Kleinodien unsers literarischen Nationalschatzes verehren. Wie er nach den Strapazen seiner Tagemärsche zu Pferde, nach dem ermüdendsten Einerlei der Verhandlungen mit Bauern und Dorfschulzen, mit Hegereitern, Magistraten und Bergleuten in der elenden Dorfschenke am Abend seine Mappe mit dem Egmontentwurfe ausbreitete, oder eine lyrische Perle improvisirte, wozu ihm die von der ungewohnten Einkehr eines Gastes auf dem einsamen Waldschlosse aufgeregten Hunde den Chor bellten.

Dann mischt er menschlich liebenswürdige Züge von Goethe ein:

Die Kinder erkennen ihre Freunde so instinctmäßig, wie die Thiere unter den Menschen die Liebhaber ihrer Gattung zu entdecken wissen. Goethe war allüberall, wo er sich nahte, ein wahrer Rattenfänger von Hameln für das große Volk der kleinen Leute. Das hing sofort an seinen Rockschößen, das haschte nach seinen Händen, das kletterte ihm, sowie er sich setzte, auf die Knie empor. Nicht allein weil er häufig die Taschen voll Naschwerks und immer eine freundliche Miene für sie hatte, sondern vielmehr, weil er die liebevolle Duldung und jenes Verständniß ihrer Welt für sie besaß, das den Kindern die Erwachsenen erst ganz zu Vertrauten macht.

Aber am erfolgreichsten übte er das Geschäft eines Kinderfängers, wenn er aus dem unerschöpflichen Füllhorn seiner Phantasie selbsterfundene und improvisirte Märchen in den Schos der Kleinen schüttelte.

Um das übermüthige Treiben in Weimar während der Flitterwochen der Freundschaft zwischen Goethe und Karl August nicht falsch und unbillig zu beurtheilen, muß man auch nicht vergessen, daß man damals überhaupt noch in naivster Weise der Freude und der Gunst des Augenblicks zu huldigen und einander das Leben zu erheitern und leicht zu machen wußte, dabei aber doch in der Art dieser Erheiterungen und Gesellschaftsgenüsse lange nicht so raffinirt und prunksüchtig war, wie man heutzutage ist. Heller bemerkt:

Unsern genügsamen Vorältern floß, so scheint es, ein frischeres Blut durch die Adern und ihre Brust athmete von einem schwungvollern Muth, als dem nachgeborenen Geschlecht geblieben, das über nichts mehr außer sich geräth, wenigstens nicht in einem idealen Entzücken. Die künstlerischen Gemüther waren noch nicht durch die faule Bewunderung des Virtuosenthums bis zum Mangel jeder Selbstthätigkeit im Vergnügen erschlafft. Die ganze Generation des jungen Goethe und seines Karl August war eine Generation der Jugend. In ihrer Hingebung unbedingt, aufrichtig und laut wie die Jugend in den Aeußerungen ihres Gefühls.

Indeß die Heller'sche Novelle würde nicht den rechten Abschluß haben ohne eine ins Werk gerichtete sittliche Ein- und Umkehr. Dies erreicht Heller, indem er den Herzog auf etwas abschüssigem Wege begriffen darstellt, wie dies namentlich in einer von ihm etwas leichtfertig angezettelten Liebesintrigue zu Tage tritt. Da redet ihm Goethe ins Gewissen und sagt:

Ich bin entschlossen, einen erstern Stil in dies gesammte Leben und Treiben zu bringen, in das wir hier miteinander gerathen sind. Wir haben uns in gar vielem zu ändern, wenn unser Dasein den rechten Werth für uns selbst gewinnen und wenn es den Aufgaben von Nutzen sein soll, zu denen uns das Schicksal, jeden an seinem Orte, berufen..... Aus einem Wuste von Nichtigkeiten, in die wir uns verstrickt haben, aus dem unklaren Zerstreutsein und tappenden Wesen,' das viel jünger ist als es unsere Jahre entschuldigen, aus dieser Schalheit des verlorenen Einerlei müssen wir uns zu einem festen Grunde hindurchringen.

Hierüber kommt es freilich zu einem kleinen Zerwürfniß, aber beide hohen Freunde versöhnen sich bald wieder und treten am Schlusse der Novelle ihre gemeinsame Reise nach der Schweiz an, gewissermaßen ihre sittliche Reinigungsreise; denn diese Reise gestaltete sich „in Wahrheit zu einem der Meisterstücke jener hohen Freundschaft, die den besten Fürsten mit dem größten Dichter Deutschlands bis zum letzten Athemzuge ihrer edeln Herzen verband".

In der mit der vornehmen Delicatesse eines Mieris oder Netscher ausgeführten Novelle Heller's machen wir die Bekanntschaft auch vieler anderer interessanten weimarischen Persönlichkeiten, eines Herder und Wieland, einer Herzogin Amalie und Luise, des sarkastischen Fräuleins von Göchhausen u. s. w. Ganz besonders sind wir dem Verfasser dafür dankbar, daß er Herder, unbeirrt durch die Animositäten, die in letzter Zeit gegen denselben wach gerufen worden sind, in so durchaus würdiger Weise aufgefaßt hat.

Auf eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Tagen des lustigen Weimar unter Karl August und den Tagen des lustigen Schweden unter Gustav III., zwischen dem Verhältniß Goethe's zu jenem und dem Verhältniß des Dichters Michael Bellmann zu Gustav haben wir oben schon hingedeutet. Auch Gustav III. war eines Dichters Freund, des ebengenannten Bellmann, den er Schwedens Anakreon nannte; er machte ihn zwar nicht zum Geheimen Legationsrath, aber er ernannte ihn zum Secretär bei der Staatslotterie mit 600 Reichsthalern Gehalt. Jedoch Bellmann fürchtete, daß er nun eine Rechenmaschine werden und damit aufhören würde ein Dichter zu sein; er trat das Amt für die Hälfte an Karl Cruffel ab, der besser schreiben und rechnen könne als er. So erzählt wenigstens F. Brunold in seinem Roman „Michael Bellmann" (Nr. 2), in welchem das poetische Interregnum Gustav's III. in leicht aber lebendig hingeworfenen Skizzen dargestellt ist. Man hatte damals in Stockholm so gut seine geniale Zeit wie fast zu derselben Zeit in Weimar. Die schwedischen Dichter, der liebenswürdige, joviale, lebens- und trinklustige, menschenfreundliche Bellmann an ihrer Spitze, führten zwar mehr ein geniales Kneipenleben, durch welches sie sich von der vornehmen Gesellschaft ausschlossen. Sie verkehrten und becherten in der Wirthschaft zu den Drei Lilien, darunter Adam, der damals berühmteste Schauspieler Schwedens, die Dichter Hallmann, Lidner, Kellgrén; denn auch letzterer gehörte dem von Bellmann gestifteten jocosen Barbara-Orden an, von dem sonst die sogenannten Akademiker ausgeschlossen waren; Kellgrén aber, der die von Gustav III. in Prosa skizzirten Dramen, darunter das Stück „Gustav Adolf und Ebba Brahe" versificirte, war Akademiker, der eigentliche Hofpoet. In jener Kneipe sang man dann Bellmann's Lieder, z. B. das noch jetzt volksthümliche mit dem Anfang „So leben wir in Lust vereint" und dem Refrain:

> Nimm dein Glas, trink' es aus.
> Trink noch eins, dito eins, dito zwei, dito drei,
> Alles gehet bald vorbei.

Doch hatte Bellmann trotz seines nicht sehr regelmäßigen, wenig vornehmen Lebens Zutritt zu den Gemächern und selbst der Theaterloge des Königs, und als er einst infolge eines satirischen Maskenscherzes in Ungnade gefallen und von dem Angesicht des Königs verbannt worden war, begab sich folgende lustige Scene, die wir mit F. Brunold's Worten mittheilen:

Es war früh am Tage. Die Sonne hatte nicht längst erst den Straßen Stockholms ihren Morgenbesuch gemacht, als in der Drottning-gasan, der Straße, in welcher Bellmann's Wohnung, Arbeiter beschäftigt waren, eine Leiter von der Straße bis zu den Fenstern des obern Stockwerks, wo Bellmann wohnte, anzulehnen. Die Passage wurde dadurch für Wagen und Reiter gestört, während Fußgänger unbehindert ihren Gang fortzusetzen vermochten. Eine Menge Volks versammelte sich natürlich bald vor dem Hause. Jetzt nahte sich eine Kutsche vom Schlosse her die Straße herauf. Ein Mann kletterte pfeilschnell die Leiter hinan; es war Envallson, der bekannteste Barbier der Stadt; oben angekommen, steckte Bellmann seinen Kopf so weit als möglich zum Fenster hinaus — und Envallson begann mit allem Eifer das Kinn des Dichters einzuseifen. Es war ein drollig komischer Anblick. In diesem Augenblick nahte der Wagen der Stelle — und war gezwungen zu halten, da die aufgestellte Leiter das Weiterfahren hinderte. Der König, der im Wagen saß, steckte den Kopf hinaus, sah die Volksmenge, sah den Barbier auf der Leiter, der soeben sein Schermesser eifrig wetzte, sah den dick eingeseiften Kopf des Dichters weit zum Fenster hinausgelehnt — und rief, unwillkürlich laut lachend: „He! Bellmann! was treibt Ihr wieder hier für Narretei? Was soll der Witz?" — „Majestät", rief der Dichter und kletterte halb zum Fenster hinaus, „halten zu Gnaden; der Schelm, der Envallson ist bei mir in Ungnade gefallen, er darf mein Haus nicht mehr betreten — aber ich kann ohne den Kerl nicht fertig werden — und da soll er mir auf diese Weise den Bart abnehmen." — Der König lachte: „Ha! Du Erztaugenichts; du denkst, weil ich dir Arbeit ins Haus gesendet, könne ich nicht ohne dich fertig werden — doch schaff nur die Leiter fort — und komme wieder wie gewöhnlich zum Schloß. Wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen."

An solchen Geniestreichen hatten damals auch die Regenten, die vor allem auch Menschen waren, ihre Freude; aber es bleibt immerhin bemerkenswerth, daß mit der Zeit des lustigen England, des lustigen Schweden und des lustigen Weimar auch die glänzendsten Literaturperioden der betreffenden Völker zusammenfallen; in Schweden wurde wenigstens die beste Zeit der Poesie durch das Genietreiben unter Gustav III. vorbereitet, und während wir am Schlusse des F. Brunold'schen Romans an das Todtenbett Bellmann's geführt werden, sehen wir bereits einen Repräsentanten der neuen poetischen Aera Schwedens, den jungen Franzén, in den Vordergrund treten. Freilich sind solche lustige Momente im Leben der Völker meist von so kurzer Dauer als im Leben der Individuen. Mit dem Schuß, der inmitten toller Maskenlust dem König Gustav das Leben raubte, war die Zeit des lustigen Schweden zu Ende. Dieses Ereigniß, die Hinrichtung Ankarström's, die Verbannung Horn's, Ribbing's und Liljehorn's, die Vormundschaft des finstern Karl von Südermannland über Gustav IV., die Processirung und Verurtheilung Armfelt's und seiner Geliebten Margarethe Rudenskjöld werfen dunkle Nachtschatten über F. Brunold's Erzählung; wir wohnen den Schicksalen einer altberühmten Königsfamilie bei, die sich allmählich selbst das Grab gräbt und dem Untergange verfallen ist.

Es liegen uns noch zwei Erzählungen vor, in denen Schriftsteller auftreten, welche keine historische Existenz gehabt haben, sondern Phantasiegebilde sind, zu denen allerdings einzelne Züge aus der Wirklichkeit entlehnt sein mögen. Hier wird sich unser Blick mehr auf die subjective Auffassung und die Eigenartigkeit der betreffenden Autoren richten müssen, namentlich wenn sich diese subjective Eigenartigkeit so stark geltend macht, wie in der Novelle „Ein Anempfindler" (Nr. 3). Der Verfasser derselben, Hermann Presber, besitzt ein frisches, keck zugreifendes Talent, namentlich auch für den Humor, und auf diesem Gebiete trägt es sogar, was heutzutage selten genug ist, eine originelle Physiognomie. Dieses humoristische Talent zeigt sich oft in recht ansprechender Weise, besonders in der ersten Hälfte des Buchs. Aber der

Verfasser gleicht gewissermaßen einem Feldherrn, der über tüchtige Streitkräfte commandirt und selbst geniale Einfälle hat, seine Truppen jedoch nicht recht zusammenzuhalten weiß und daher zuweilen in Situationen geräth, für die er sich etwa nur so entschuldigen könnte, wie General Prittwitz am 19. März gegen den verstorbenen König von Preußen: „Ich habe nichts befohlen; die Truppen sind mir aus der Hand gekommen." Das Buch nimmt einen trefflichen Anlauf zu einem echt komischen Romane; aber der Verfasser weiß seinem Humor nicht zu befehlen, er kommt ihm „aus der Hand" und die Novelle geht endlich in einen tragischen, zerrissenen, düstern Ton über und endet auch so, und zwar darum wider Erwarten des Lesers, weil der eigentliche Held des Romans, der selbsterzählend auftritt, anfangs selbst einen guten Humor spüren läßt und, was das Kennzeichen echten Humors ist, mit sich und über sich selbst zu scherzen weiß. Ein solcher Charakter verliert nicht leicht seine Contenance so, wie sie dieser Edmund Müller verliert. Im ganzen will der Verfasser allerdings einen Menschen schildern, dessen Stärke oder vielmehr Schwäche im Anempfinden besteht, welches Wort, wie Karl Leyer, eine originelle Figur des Romans, in einem Briefe bemerkt, nur einmal(?) in der deutschen Literatur vorkommt, und zwar im „Wilhelm Meister"; aber der Humorist, als welcher Müller doch anfangs jedenfalls erscheint, empfindet sich nichts an, er sitzt in der Empfindung mitten drin und schwebt zugleich über ihr.

Nehmen wir den Helden des Romans oder der Autobiographie so, wie er namentlich in der zweiten Hälfte der Novelle erscheint, so ist er allerdings jener in unserer Zeit nur zu reichlich vertretenen Klasse von Individuen beizuzählen, welche den Trieb etwas zu leisten und zu schaffen in sich verspüren, denen aber die ursprüngliche Schaffenskraft abgeht und die sich nun künstlich in allerlei Bestrebungen und Empfindungen versetzen oder wie dies Karl Leyer ausdrückt, sich „hineinschwindeln". Der Held hat die Universität Heidelberg besucht und hier den gewöhnlichen Studentenulk als Corpsbursche mitgemacht, d. h. nichts gelernt, vielmehr von dem auf der Schule Erlernten vergessen. Müller bemerkt in dieser Beziehung:

> Anstatt uns im Gymnasium allmählich an größere Freiheit zu gewöhnen und den Trieb zum Arbeiten aus freien Stücken und um der Wissenschaft selbst willen hervorzurufen und zu pflegen, hatte man uns bis zum letzten Augenblick mit Schularbeiten überhäuft und mit äußerster Strenge behandelt. Infolge dessen glaubten alle, das erste halbe Jahr müsse der Erholung gewidmet sein und dieser Glauben aller war auch in mir sehr lebendig.

Indeß diese „Erholung von den Anstrengungen der Gymnasialzeit" dehnte sich so ziemlich auf die 1½ Jahre seines Aufenthalts in Heidelberg aus. Hierauf begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin. Er erzählt:

> Schon auf der Fahrt nach der Stadt der Intelligenz wurde es mir klar, daß ich dort mich sammeln und nur der Wissenschaft leben würde. Wenigstens konnten die Reize der Natur mich nicht von dem Studium abziehen, das sah ich schon in Jüterbogk, als ich vor und hinter mir, zur linken und zur rechten Hand nur „Jegend" und nichts als „Jegend" erblickte und als die ganze Landschaft allmählich die einförmige Schönheit des darmstädter Exercierplatzes annahm; das sah ich ferner, als ich, in der Stadt der Intelligenz angekommen, die wie Kohlenbrühe dahinfließende Spree erblickte und als man mir auf meine Frage, wohin die Blätter an den Bäumen gekommen seien, erwiderte: „Die Raupen hätten sie abgefressen."

Das zugleich als Probe von des Verfassers Humor.

Edmund wird dann Collaborator an einem Gymnasium in seinem Heimatländchen, irgendeinem deutschen Fürstenthume, verdirbt es aber mit seinen Vorgesetzten und seiner Regierung, weil er eine Sammlung „Skizzen aus der Heimat" mit seinem Namen im Druck erscheinen ließ; denn Collaborator und zugleich belletristisirender Schriftsteller sein, das verträgt sich in Deutschland, wo sich überhaupt so wenig verträgt, nicht miteinander. Und doch war der Director selbst eine Art Schriftsteller; denn er hatte „Glockenklänge", „Harfentöne", „Erbauliches und Beschauliches" u. s. w. herausgegeben, und sogar in einer philologischen Zeitschrift den „Faust" commentirt, dabei aber die ganze Kraft seiner Erklärung auf die Stelle: „Mein Gretchen, sieh, du bist noch jung, bist gar noch nicht gescheidt genung", geworfen. Aber „keine Silbe hatte er für die Schönheit, Gewalt und Bedeutung der Scene", erzählt Edmund, „nur das Wort «genung» beschäftigte seinen Scharfsinn, und war auch das Einzige, was ich von dem Commentar im Gedächtniß behielt und als Motto auf alle meine Verhandlungen mit dem Herrn Director setzen konnte. Schon als wir uns zum ersten male vorgestellt wurden, hatten wir gegenseitig genung. Von Tag zu Tag bekamen wir uns genunger, bis es endlich am genungsten wurde und der von ihm mit allen Kräften erstrebte Conflict da war."

Edmund Müller beschließt nun, sich ausschließlich der Schriftstellerei zuzuwenden, welches unglückliche Geschäft er jedoch mit größerer Ruhe betreiben kann als andere, da er durch eine Erbschaft in eine genügend behagliche und unabhängige Lage versetzt ist. Aber er bringt es, wie ihm auch Karl Leyer in derben und von allen „Anempfindlern" bestens zu beherzigenden Worten vorausgesagt hat, in der Schriftstellerei zu nichts, er empfindet sie sich nur an, wie er sich auch alle Leidenschaften, die Liebe selbst nur anempfindet. Auf einer Reise durch die Schweiz verliebt er sich aufs schnellste in eine Reisebegleiterin, die sich später als eine Sängerin ausweist und mit der er sich verlobt; nicht sehr zur Erbauung ihres Bruders, der mit nüchternem Blick das Leben nur von der praktischen Seite betrachtet und in Edmund sehr bald einen Gemüthsschwindler erkennt, der seine Schwester nicht glücklich machen könne. Wie sehr dieser Praktiker recht hat, erfahren wir bald. Obschon Bräutigam, unterläßt Edmund nicht, sich sehr bald für eine verheirathete vornehme Frau von üppiger Gestalt, die er schon früher geliebt hat, eine glühende Leidenschaft anzuempfinden, ja sich eine Schäferstunde mit ihr zu erschwindeln. Der Taumel dieser verbrecherischen Leidenschaft, das Ungenügen an seiner trostlosen Schriftstellerei und Dichterei, die sein Wesen nicht ausfüllen kann, weil sie nicht als ursprüngliche Kraft aus der Tiefe seines Wesens hervorbrach, und

die in ihrer hausmütterlichen Einfachheit wirklich rührenden Briefe seiner unglücklichen Mutter versetzen ihn mehr und mehr in einen fieberhaften Zustand, der erst Todsucht und dann sehr bald seinen Tod zur Folge hat.

Auch diese zweite Hälfte enthält einzelne gut und lebendig geschriebene Partien, die des Verfassers Talent bezeugen; aber sie steht in zu grellem Contrast gegen die mehr humoristische erste; der Held ist, wie ebenfalls schon bemerkt, nicht consequent genug gezeichnet und verliert im Verlaufe der Handlung zu sehr unsere Achtung, als daß wir an seinem immerhin traurigen Endschicksale innigen Antheil nehmen könnten. Dies dem Verfasser zu sagen, hat die Kritik nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, und indem wir ihm dies sagen, bezeugen wir seinem schönen und frischen Talente, das sich aber noch immer in etwas zu burschikoser Weise gehen läßt, mehr Achtung, als wenn wir ihm das, was uns an seiner Romandichtung mangelhaft erschien, hätten verschweigen wollen. Doch mögen wir von dem Buche nicht Abschied nehmen, ohne noch folgende Anekdote als eine weitere Probe des Presber'schen Humors angeführt zu haben. Der Freund des Helden, Karl Leyer, erzählt, daß er mit dem „charakterlosen Charakterspieler“ und „unschuldigen Intriguanten“, August Wallendorf, der den Mercutio und Alba so spielte, „daß er tüchtig Heilgymnastik Nummer 8 verdient hätte“, folgendes Rencontre gehabt habe:

Neulich komm' ich, freilich etwas bestaubt, von der Reise, in L... an und eile zu ihm, um Neuigkeiten zu erfahren. Er steht, furchtbar aufgedonnert, im Zimmer, reicht mir kaum die beglacéte Hand, geht zögernd mit mir auf die Straße, bleibt jeden Augenblick stehen, mustert seinen feinen und meinen bestaubten Anzug und sagt endlich, als wir zu den zahlreich besuchten Anlagen gelangten, indem er sich auf seinen Stock stützt und mich von oben bis unten betrachtet: „Willst du denn auch hier noch mit mir spazieren gehen?“ — Der Blitz soll dich treffen! — denke ich und schreibe denselben Abend noch eine vernichtende Kritik über seine Leistung als Alba. Kaum ist diese gedruckt, so kommt er zu mir, als ob nichts vorgefallen und ruft mich ab zum „Naturbummeln“. Ich gehe mit, schlage denselben Weg ein, den wir neulich gemacht, bleibe dicht an den Anlagen auf derselben Stelle stehen, stütze mich auf meinen Stock und frage: „Willst du denn auch hier noch mit mir spazieren gehen?“

In der Novelle „Hendrik“ von Ida von Düringsfeld (Nr. 4), welche das dreiundvierzigste Bändchen der Bergson-Sonenberg'schen „Eisenbahnbücher“ bildet, spielt ein antwerpener Journalist, Namens Hendrik van Loon, die Hauptrolle, und wenn auch sein Name und seine Liebschaften mit Cesarine und dann mit dem deutschen Mädchen, Helene Hermann, seiner spätern Braut, ohne Zweifel erfunden sind, so mag doch ihre Bekanntschaft mit belgischen Schriftstellern und besonders Journalisten der Verfasserin manche reelle Züge zugeführt haben. Hendrik ist ein im ganzen gutmüthiger, unschuldiger und nicht sehr anspruchsvoller Bursche, ein literarisches Exemplar, wie man es unter den deutschen Journalisten zur Zeit wol selten antreffen dürfte. Auch scheint die Verfasserin ihren Hendrik eigens zu dem Zwecke erfunden zu haben, um diesen Gegensatz ans Licht zu stellen; denn sonst will sie, oder Helene, durch deren Mund sie spricht, Literaten und Künstler noch nirgends so wie andere Menschen gefunden haben, „so harmlos, so einfach, so ganz ohne außerordentliche Ansprüche“. Die Verfasserin bemerkt dann weiter:

Nicht, daß es in Antwerpen gar keine „Genies“ gegeben hätte, für welche die Erde zu schlecht war, ja, es waren welche vorhanden; wollte ich das nicht eingestehen, so könnte man mir mit Recht vorwerfen, daß ich statt Antwerpen, d. h. einer Stadt mit Häusern und Menschen wie eben andere Städte auch, ein literarisches Paradies male, wie es auf Erden keins geben kann. Aber die unbequemen außerordentlichen kamen gegen die Schar der gesunden ordentlichen Kräfte und Talente gar nicht in Betracht. Sie verdarben nichts, sondern machten höchstens sich selbst unangenehm. Die Freiheit konnte man ihnen gestatten; Helene äußerte auch: „Wenn es den und den Herren Vergnügen macht, anmaßend und abgeschmackt zu sein, so kann man sie ja lassen.“

Aber über drei Viertel von der antwerpener Künstler- und Literatenwelt rechnet sie zu den „Angenehmen“, und das will viel sagen; drei Viertel wirklich Angenehme gibt es ja wol unter keinem Stande, und vielleicht selbst nicht unter den Frauen. Die Verfasserin scheint übrigens an deutschen Journalisten schlimme Züge beobachtet zu haben. Sie erzählt von einem dresdener Kunstkritiker:

Er hatte es ihr (Helenen) erst zu verstehen gegeben, daß er die Bilder einer Schwiegermutter mit andern Augen ansehen werde, als die der Hofräthin Hermann, dann ganz geradeheraus ein Entweder — Oder gesetzt. Helene sollte ihn lieben, oder er würde aufhören, zu loben. Daß er so gut wie verheirathet war, betrachtete er als kein Hinderniß bei seiner Bewerbung, denn sein Bruder war geneigt, ihm die Frau abzunehmen, welche bisjetzt als seine Gattin gegolten hatte.

Ist dies erfunden, so wäre es eine etwas starke Fiction, um den Stand der Kritiker herabzusetzen; beruht das Erzählte auf Wahrheit, dann freilich hört alle Kunstkritik auf! Im übrigen finden wir die Novelle der Verfasserin recht graziös und zum Theil mit dem durchschimmernden Anfluge eines schalkhaften Humors erzählt, wie er bei weiblichen Autoren nur selten angetroffen wird. An feinen Beobachtungen fehlt es nicht, und die vielen, in die übrigens nicht übermäßig spannende Handlung eingewebten Schilderungen belgischer, speciell antwerpener Sitten und Gebräuche, die freilich zum Theil etwas, um so zu sagen, auf die Erzählung Aufgeklebtes haben, verleihen dem Ganzen eine anziehende lokale und realistische Unterlage. Auch die Personen haben fast alle etwas Gesund-Realistisches und nur Helene scheint uns aus zu feinem unbestimmbaren Stoff gewebt, weshalb die Novelle auch in dem letzten Drittel, wo Helene mehr in den Vordergrund tritt, an plastischem Gehalt und realem Interesse verliert. Die Frauen sind heutzutage nicht um ein Haar breit minder egoistisch und selbstbewußt als die Männer, und so betreiben die modernen Romanschriftstellerinnen in der Regel die Tendenz, den Mann in einer gewissen Richtung als linkisch, beschränkt, unbeholfen darzustellen und ihn von einem ihn in derselben Richtung überragenden weiblichen Wesen poliren zu lassen. So verrichtet auch Helene diesen Bildungs- und Abhobelungsproceß an dem Journalisten Hendrik van Loon. Ueberhaupt sind die

Romane aus weiblicher Feder schon deshalb interessant zu lesen, weil sie erkennen lassen, was und wie die Frauen von den Männern denken, und in welchem Lichte sie ihnen erscheinen. Freilich kann das Weib den Mann immer nur halb kennen, denn gerade auf die Hauptplätze seiner Thätigkeit, die leider, was die Frauen so leicht übersehen, nicht immer sehr erhebender und erheiternder Art ist, kann es dem Manne nicht folgen; aber in der Gesellschaft herrscht die Frau, und wenn sie den Mann im Romanen aufrichtig schildert, wie er ihr hier erscheint, so ist das immerhin dankenswerth und lehrreich. Im übrigen übertreibt unsere Verfasserin die Schwächen der Männer nicht. Hendrik ist sogar in seiner Art ganz liebenswürdig, während die Frauen, die sich in der Figur Cesarinens mitporträtirt finden sollten, sich keineswegs sehr geschmeichelt fühlen werden.

Hermann Marggraff.

Die Kriegführung im Kaukasus und vor Sebastopol.

1. Sechzig Jahre des kaukasischen Kriegs, mit besonderer Berücksichtigung des Feldzugs im nördlichen Daghestan im Jahre 1839. Nach russischen Originalen deutsch bearbeitet von G. Baumgarten. Mit zwei Uebersichtskarten und fünf Plänen. Leipzig, Schlicke. 1861. Lex.-8. 3 Thlr.

Die Kämpfe im Kaukasus haben besonders in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit nicht blos der politischen, sondern auch im allgemeinen der gebildeten Welt auf sich gezogen und ein natürliches Interesse wandte sich den Bergvölkern zu, welche für ihre Freiheit stritten. Die Frage nach den eigentlichen Ursachen des Kriegs, nach der Berechtigung Rußlands, nach den Vortheilen, welche dessen Beendigung für die Civilisation und die Handelsverbindungen Europas bringen werde, trat dabei fast in den Hintergrund. Eine Geschichte des kaukasischen Kriegs im Zusammenhange fehlte bisjetzt, um so dankenswerther ist das vorliegende Werk, das nach russischen Originalen bearbeitet ist und eine gute Uebersicht des Ganzen gibt. Der Verfasser hat sich bereits durch mehrere gelungene Uebersetzungen russischer Werke, namentlich kriegsgeschichtlicher Werke, bekannt gemacht, er ist ein Kenner der russischen Zustände und darum seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. In dem Vorworte nennt er die Quellen, welche er seiner Bearbeitung zum Grunde gelegt hat: es sind die Werke von Fadejew, Miljutin und Selosnew. Ueber die Kriegführung selbst sagt er: „Nach Zweck und Ausführung sind die einzelnen Kriegsexpeditionen von dem Augenblicke an, als General Knorring im Jahre 1801 Besitz von Grusien nahm bis zu der Zeit, wo Fürst Woronzow 1856 durch den Fürsten Barjätinskij im Obercommando der kaukasischen Armee ersetzt wurde, einander sehr ähnlich. Dem Fürsten Barjätinskij allein blieb es vorbehalten, binnen drei Jahren das zu erreichen, was im Laufe von 56 Jahren mit verhältnißmäßig viel zahlreichern Streitkräften keinem einzigen russischen Heerführer gelungen. Er gründete sein neues Kriegssystem darauf: um den Kaukasus zu erobern, muß man die Natur besiegen, seine Bewohner aber nur insoweit, als es zur Ausführung dieses Systems nöthig ist."

Eine allgemeine Uebersicht eröffnet das Werk. Der Verfasser weist nach, welche Wichtigkeit der Besitz des Kaukasus für Rußland hat, weil die Herrschaft über das Schwarze und Kaspische Meer für Südrußland mehr und mehr eine Lebensfrage wird und von dort der eigentliche Lebensnerv des Kaiserreichs ausgeht. Der Kaukasus ist die natürliche Brücke nach Asien, er ist die Vormauer dieses Erdtheils und der Welt des Mohammedanismus: bei den großen Fragen und Kämpfen, welche im Orient bevorstehen, ist für Rußland der Besitz des Kaukasus eine Nothwendigkeit. Dann beginnt die Darstellung mit der Besitznahme Grusiens im Jahre 1801. Der ganze Kaukasus war damals ein Sklavenmarkt. Die Mamluken und bagdadschen Kurden, Mann für Mann, die ersten Janitscharen, alle weißen Sklaven Persiens und der Türkei waren kaukasischen Ursprungs, die türkischen Harems bevölkert mit kaukasischen Frauen, worin der veränderte Typus der jetzigen türkischen Horden gegen die alten osmanischen zu suchen ist. Recht und Ordnung waren verschwunden, die dortigen Völker betrieben den Menschenfang und Menschenverkauf untereinander durch alle Mittel der Gewalt und Hinterlist. Diesen traurigen Verhältnissen machte Rußland, aber nur allmählich, ein Ende. Denn Türken und Perser, sonst bittere Feinde, vereinigten sich, um die Russen aus Transkaukasien zu verdrängen und diese mußten sich auf die Verfolgung der räuberischen Horden im Innern des Landes beschränken. Die einzige größere Unternehmung in den ersten 15 Jahren war die Belagerung und Einnahme von Poti, welches das Hauptdepot für den Sklavenhandel in die Harems war. Erst im Jahre 1816 mit der Ernennung Jermolow's zum Oberbefehlshaber des Kaukasus begann der Angriffskrieg gegen die Bergbewohner.

Der Verfasser gibt eine treffliche Schilderung der verschiedenen Völkerschaften, welche nach Sprache, Gestalt und geistiger Entwickelung nichts Gemeinsames besitzen. Er stellt dabei einen Vergleich mit den Kabylen an, welche die französische Großsprecherei in fürchterliche Gegner verwandelt hat. „Die Kabylen haben niemals, ob sie auch noch so stark an Zahl waren, ein Blockhaus erobern können und wenn dies auch nur von 25 Soldaten vertheidigt wurde. Die Tscherkessen und Lesghier stürmten mit bloßen Händen eine Festung, die ein vollständiges kaukasisches Bataillon besetzt hielt, welches entschlossen war, bis auf den letzten Mann sich zu vertheidigen und im Nothfalle die Festung in die Luft zu sprengen; weder die Kartätschen noch Bajonnete der Russen konnten sie in ihrem Vordringen aufhalten; sie füllten den Graben mit ihren Leichen aus und bedeckten die Brustwehr damit; sie flogen gleichzeitig mit ihren Gegnern durch das in Brand gesteckte Pulvermagazin in die Luft — aber sie eroberten die Festung." Bis zu den ersten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts bestand zwischen den Bergvölkern kein politischer Vertrag und keine gegenseitige Unterstützung bei drohenden Gefahren, der mohammedanische Fanatismus existirte noch nicht, wie überhaupt keine Religion. Sie kämpften nur für ihr Beuterecht in den niedern Gegenden. Da brach sich auf einmal eine „religiöse Verschwörung", wie sie der Verfasser nennt, im Kaukasus Bahn, gestaltete den hier verkommenen Islam von neuem und riß die ganze Bevölkerung der Berge ohne Ausnahme in den schonungslosen Kampf gegen das Christenthum mit sich fort. Das ist der sogenannte Muridismus, die letzte historische Erscheinung dieser Art; er soll seinen Ursprung in den Sekten der Ismaeliten und Haschischim (Assassinen) haben und aus der Bucharei nach dem Kaukasus gekommen sein. Als sein Schöpfer wird Mulla Mohammed angesehen, der in einer Dorfschule, mitten im russischen Gebiete, die Idee des heiligen Kriegs in sich ausbildete, deren Ausführung aber seinen Schülern überließ. Einer derselben, Kasimulla, begeisterte dazu das ganze daghestanische Küstengebiet, diesmal wurde aber die Flamme noch scheinbar unterdrückt und der Muridismus war auf einige Jahre wie verschwunden. Doch wirkte er im stillen in den unzugänglichen Bergen um so thätiger und vereinigte nach und nach alle Gebirgsvölker unter eine geistige Macht.

Der Verfasser gibt eine scharfe Charakteristik derselben, wie sie sich zur unbedingten Herrschaft auch über die persönlichen Verhältnisse, ja das ganze Leben der Bevölkerung aufschwang. Vollkommene Gleichheit gewann vor ihr eine Zeit lang die Oberhand. Binnen drei Jahren hatte Ghamsat-bek, das damalige Oberhaupt des Muridismus, seinen Zweck erreicht, die neue Lehre beherrschte das ganze Gebirge und als er durch Meuchelmord fiel, konnte Schamil, der an seine Stelle trat, auch ein Schüler Mulla-Mohammed's, den Kampf von neuem aufnehmen. Die Russen hatten sich getäuscht, als sie den Aufstand

des Küstengebiets niedergeschlagen, erst die Operationen der Jahre 1837 und 1838 öffneten ihnen die Augen über die riesig angewachsene Gewalt des Muridismus und veranlaßten sie, die im westlichen Kaukasus stehenden Truppen wieder nach dem östlichen, wo sie gleich hätten gebraucht werden sollen, zu dirigiren. Dieser Truppendislocation folgte nun die Expedition in Daghestan, der interessanteste aller kaukasischen Feldzüge, welcher darum auch eingehend geschildert ist. Eine Beschreibung des Landes und seiner Verhältnisse bis 1839 geht voraus. Dann folgt in drei Abschnitten der Feldzug, dessen Darstellung wir mit dem größten Interesse folgen. Die Expedition gegen Taschaw-Chadschi, der sich in der Tschetschnjä aufgeworfen, endigte mit dessen Niederlage, sicherte auf einige Zeit die kaukasische Linie vor den Einfällen der Muriden und machte es nun dem General Grabbe möglich, die Offensive im nördlichen Daghestan gegen Schamil zu ergreifen, weil er in seinem Rücken nichts mehr zu fürchten hatte. Zum Verständniß des Feldzugs ist eine gut gezeichnete Karte des Kriegsschauplatzes beigegeben, wie auch Pläne für die bedeutendsten Gefechte hinzugefügt sind; so für die von Achmet-Tala und Sajasan gegen Taschaw-Chadschi, für den Sturm des Dorfes Arghuan und die Belagerung von Achul' Gho, des gefährlichsten Raubnestes in ganz Daghestan, wo Schamil nach zwei Niederlagen seinen letzten Zufluchtsort gefunden. Die Operationen, wie die einzelnen Kämpfe sind klar und anschaulich geschildert, sie geben das richtigste Bild von der Kriegführung beider Theile und lassen auch Schamil volle Gerechtigkeit widerfahren.

Ob den russischen Berichten überall unbedingter Glaube zu schenken, ob namentlich die Angaben ihrer Verluste stets richtig sind, läßt sich freilich nicht entscheiden. Die Stürme auf den surchajewskischen Thurm z. B. lassen mehr vermuthen. Der Wegnahme desselben folgte der Sturm auf Achul' Gho, welcher von den Vertheidigern — viele Frauen in Männertracht unter ihnen — heldenmüthig abgeschlagen wurde. Nur einen Augenblick, als die Russen den jenseitigen Thalrand erstiegen hatten, geriethen die Muriden, welche durch ihre Tapferkeit und ihren Fanatismus die Hauptstärke der Besatzung bildeten, in Verwirrung und wollten die Flucht ergreifen, da aber warfen sich die Frauen, mit den Kindern auf den Armen, den Weichenden entgegen und brachten sie wieder zum Stehen. Schamil war in der Feste allerdings in schwieriger Lage, aber er konnte seine Streitkräfte beständig erneuern, solange er in Verbindung mit dem linken Koisuufer blieb. Diese mußte daher unterbrochen werden, ehe Grabbe etwas weiteres gegen Achul' Gho unternahm. Es gelang, während die Belagerungsarbeiten eifrig fortgesetzt wurden, nur von zwei jungen Offizieren, aber mit größter Energie geleitet. Fortan war in der Festung kein Haus mehr vor den russischen Batterien sicher, für Frauen und Kinder gab es keinen Zufluchtsort mehr. Schamil unterhandelte, sogar persönlich, stellte auch seinen Sohn zur Geisel, der später in das erste Cadettencorps trat; da er sich aber zu nichts verstand und nur Zeit gewinnen wollte, folgte dem zweiten Sturme ein dritter, welcher nach verzweifeltem Kampfe endlich glückte.

Der Verfasser erzählt dabei nach Mittheilungen eines russischen Offiziers eine grauenhafte Episode. Die Colonne, zu welcher dieser Offizier gehörte, mußte kurz zuvor, ehe der Kampf sein Ende erreichte, eine steile Anhöhe ersteigen. Da erblickten die Soldaten auf einer kleinen Felsenterrasse, beinahe senkrecht über ihnen, eine Anzahl Frauen; sie hatten die Oberkleider abgelegt, ihre langen, schönen Haare flatterten um ihren Hals und den nackten Busen. Nach übermenschlichen Anstrengungen gelang es vier von ihnen, ein großes Felsstück herabzuwälzen, das mehrere Soldaten zerschmetterte; eine junge Frau, die einen Augenblick starr die Blutscene betrachtet hatte, ergriff plötzlich ihr Kind, das sich an ihrem Kleide festhielt, schleuderte es mit dem Kopfe gegen die Felswand und warf es in den bewaldeten Abgrund, wohin sie ihm unter gräßlichem Geschrei nachsprang. Viele andere Frauen folgten ihrem Beispiele. Das war der Krieg im Kaukasus!

Schamil hatte sich auf kühne Weise gerettet und wählte nun das Dorf Weden zu seinem Wohnsitze; die russischen Truppen, nachdem sie noch das rebellische Tschirkoi unterworfen, kehrten in ihre Standquartiere zurück. Im nächsten Abschnitte werden die Verhältnisse im Kaukasus nach der Expedition des Generals Grabbe bis zum Jahre 1836 dargestellt; der Verfasser hält sich an die Thatsachen gegen die russische Ansicht von dem Erfolge jener Expedition und weist nach, daß derselbe nicht von großer Tragweite gewesen. Nach wenigen Monaten schon stand die bisher neutrale Tschetschnjä gegen Rußland auf und erkannte die Macht des Imam an. Das ganze Gebirge mußte erobert werden, wenn Rußland sein Ziel erreichen wollte. Dazu aber war es nöthig, die bisherige Kriegführung zu ändern, welche bei der Natur des Kriegsschauplatzes und seiner Bewohner in ihren befestigten und unzugänglichen Auls oder in Wäldern zerstreuten Höfen, bei dem Mangel aller Centralpunkte der Bevölkerung, zu keinem Resultate führen konnte. Es galt Straßen, zu jeder Jahreszeit gangbar, durch die gefährlichen Pässe und Wälder zu bahnen, um beständige Verbindungen mit den unterworfenen Gebirgstheilen herzustellen und diese durch Truppen zu schützen, dem Feinde aber alle Deckungen zu rauben. Freilich wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, diese Arbeit des Vorrückens von außen nach innen von allen Seiten zu beginnen; aber wie chaotisch auch dem Blicke der Kaukasus mit seinen unzähligen Schluchten und Thälern und undurchdringlichen Wäldern erscheint, er hat doch wie jedes Kriegstheater seine strategischen Linien und es kam nur auf einen Feldherrn an, sie aufzufinden und zu benutzen. Dieser fehlte vorerst noch. Die Expeditionen der Russen hatten nur immer ein und dasselbe Resultat: sie drangen oft weit in das Innere vor, aber einige niedergebrannte Hütten kosteten ihnen mehrere hundert, öfters sogar mehrere tausend Soldaten. Dieser ununterbrochene Krieg war für die Bergvölker beinahe unschädlich und hob ihren Muth so, daß sie nirgends den Kampf aus dem Hinterhalt mit der größten Uebermacht scheuten und oft gleichzeitig mit dem Einrücken der Russen in ihr Land einen Einfall in deren Gebiet unternahmen. Der Kreis der Muriden erweiterte sich langsam aber beständig, und drängte die Russen Schritt für Schritt aus dem östlichen Kaukasus hinaus. Obgleich nun 1842 der Kriegsminister Tschernischew nach dem Kaukasus gesendet wurde und 1844 noch 40000 Mann dahin abrückten, die Operationen nicht mehr in einzelnen kleinen Colonnen, sondern mit ganzen Corps geschahen, so blieb doch das moralische Uebergewicht auf seiten der Bergvölker. Die russischen Feldherren konnten sich zu nichts entschließen, weil sie von den Muriden jeden Augenblick ein unerwartetes und gefahrbringendes Manöver befürchteten. Unter diesen schwierigen Verhältnissen wurde die kaukasische Regierung 1846 dem Fürsten Woronzow, von dessen bekannter Energie man das Beste hoffte, mit unbeschränkter Vollmacht anvertraut. Aber sein erstes Unternehmen, der lesghische Feldzug, nach dem bisherigen System im größten Maßstabe unternommen, endete mit einem Verluste von 5000 Mann ohne das geringste Resultat. Seitdem trat eine Krisis in der Kriegführung ein, eine Uebergangsperiode der Vorsicht, welche das Gebirge nur abschloß und den Siegen wie der Ausdehnung des Muridismus ein Ziel setzte. Hierin bestand das große Verdienst Woronzow's. Gegen Ende seiner Regierung wurden nur auf der tschetschenskischen Ebene, wo der jetzige Statthalter, Fürst Barjätinskij commandirte, Kriegsoperationen ausgeführt. Dort drangen die Russen vor, indem sie die Wälder lichteten, dort wurde der erste Anfang zu einer vernünftigen Regierung der einheimischen Völkerschaften gemacht. Sonst aber standen die Truppen auf der ganzen feindlichen Grenze mit Gewehr beim Fuß, und es gab nur noch wenige, welche an die Möglichkeit einer Besiegung des Muridismus glaubten. Ein funfzigjähriger Kampf hatte zu dem Resultate geführt, daß Rußland gezwungen war, eine große Armee an die Berge des östlichen Kaukasus zu fesseln, was um so schwerer in die Wagschale fiel, als im Jahre 1853 der orientalische Krieg ausbrach. Dieser Krieg stellte die Lage in das hellste Licht.

Von den 270000 Mann, welche während desselben gleichsam unbeweglich an den Kaukasus gebannt waren, konnten zur Vertheidigung desselben gegen äußere Feinde, inclusive aller Garnisonen der Grenzfestungen, kaum 70000 Mann verfügbar gemacht werden. Nach solchen Erfahrungen durfte über die nun zu ergreifenden Maßregeln kein Zweifel mehr sein. Rußland konnte dem Kaukasus nicht entsagen, es mußte den Frieden benutzen, um die Bergvölker sobald als nur möglich zu unterjochen. Fürst Barjätinskij, welcher durch einen mehrjährigen Dienst im Kaukasus mit den dortigen scharf ausgeprägten Verhältnissen vertraut war, erhielt den Oberbefehl, und es gelang ihm, wie unsern Lesern noch im frischen Andenken sein wird, seine Aufgabe zu erfüllen. Seine Ernennung, bekannt wie sein Name schon war, machte in der kaukasischen Armee, bei der Nation und den freien Völkerschaften den tiefsten Eindruck. Zum ersten male seit Beginn des Gebirgskriegs ließ der Imam Schamil öffentlich bekannt machen, daß jetzt jeder gute Moslem sein Leben für den Glauben lassen müsse, sonst würden die Russen in zwei Jahren Herren des Kaukasus sein. In welcher Weise Fürst Barjätinskij seinen Operationsplan entwarf, nach welchem allein richtigen Princip er ihn durchführte, hat der Verfasser dieser Darstellung bereits im Vorwort und weiter im Verlauf der vorhergehenden Begebenheiten angedeutet. Wir lesen nun die Geschichte, welche uns die Zeitungen bruchstückweise geliefert haben, im Zusammenhange. Im Verlauf dreier Jahre wurde ein Kampf entschieden, der bereits ein halbes Jahrhundert Zeit erfordert hatte und an dessen so schnelles Ende weder das kaukasische Heer noch Rußland jemals geglaubt. Wir folgen der interessanten Schilderung bis zu ihrer Katastrophe: Schamil's Gefangennehmung. Er hatte seine letzte Position mit nur 400 Mann und drei Kanonen auf dem Berge Ghunib genommen, welchen die Soldaten sehr bezeichnend die Riesenguitarre nannten. Wenn das Plateau desselben hinreichend mit Schützen besetzt werden kann, so ist die Eroberung des Ghunib eine Unmöglichkeit. Aber dazu gehören mindestens anderthalbtausend und diese besaß Schamil nicht mehr, darum knüpfte er Unterhandlungen an. Offenbar schwankte der Imam zwischen den Pflichten seiner Stellung, die ihm Kampf bis zum letzten Athemzuge vorschrieben, und der Anhänglichkeit an seine zahlreiche Familie, die bei ihm auf dem Ghunib war. Doch brach er noch einmal die Unterhandlungen ab: „Der Ghunib ist ein hoher Berg", waren seine letzten Worte. „Ich sitze auf demselben; über mir, noch weit höher, ist Gott. Die Russen stehen unten. Mögen sie stürmen." Der Ghunib wurde dann von zwei Seiten erstiegen. In dem kleinen Aul, der von 14 Bataillonen umstellt war, befanden sich mit Schamil vielleicht nur noch 100 Muriden. Fürst Barjätinskij forderte nun von Schamil unverzügliche Unterwerfung: nach zwei Stunden Zögerns trat der Imam endlich aus dem Aul und gab sich gefangen. Der östliche Kaukasus war für immer unterworfen.

Ein Schlußwort betrachtet die gegenwärtige Lage der Dinge im Kaukasus und was der russischen Regierung noch zu thun bleibt, nämlich die westlichen Berge sobald wie möglich ebenfalls zu unterwerfen und dann eine transkaukasische Eisenbahn zu bauen, wichtig in strategischer wie in allgemeiner Beziehung. Es wird noch darauf aufmerksam gemacht, wie die kaukasische Armee durch den Krieg zu einer unschätzbar tüchtigen Kerntruppe geworden ist und sich außerdem noch die ausgezeichneten tschernomorischen und Linienkosacken gebildet haben. Wir bemerken hierbei, daß unter Linie nicht der Gegensatz zu Garde, Landwehr oder leichten Truppen, wie in andern Heeren verstanden werden muß, sondern daß Linie hier einfach Grenzlinie bedeutet, an welcher Rußland Kosacken zur Vertheidigung angesiedelt hat und, wie am Amur neuerdings, noch ansiedelt. Unter diesen ist der kriegerische Geist in so hohem Grade vorhanden, daß die Kosackenmädchen in ihren Spinnstuben nur dem Kosackenjüngling ein freundliches Wort gönnen, welcher durch irgendeine kühne Waffenthat sich ausgezeichnet hat. Als drittes Element für die Stärkung der russischen Wehrkraft nennt der Verfasser mit Recht die Gebirgsvölker, aus denen nach dem jetzt angenommenen System eine bedeutende Macht aufgestellt werden kann, vortrefflich in jeder Beziehung. Besser als das daghestanische Reiterregiment und die anapanskische Schwadron kann keine Truppe der Welt sein.

Einige Documente als Beilagen schließen das Werk, das nicht blos für militärische Leser Interesse und Werth hat, sondern jedem, welcher sich über die für die Zukunft so wichtige Entwickelung der Dinge im Orient belehren will, eine willkommene Lectüre sein wird.

2. Die Belagerung von Sebastopol 1854—56. Mit besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit der Artillerie bei derselben nach den officiellen französischen und englischen Quellen bearbeitet von G. Weigelt. Mit einem Plane der Umgegend und einem Plane der Angriffsarbeiten vor Sebastopol. Berlin, Springer. 1861. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir müssen es den Blättern für die Fachwissenschaft überlassen, das vorliegende Werk, das für Militärs von Interesse sein wird, eingehend zu besprechen und begnügen uns hier, den größern Kreis unserer Leser im Auge haltend, einige allgemeine Andeutungen über den Inhalt und die Behandlung zu geben. Gewiß ist es sehr verdienstlich, daß uns ein Werk geboten wird, in welchem die Geschichte dieser in jeder Beziehung denkwürdigen Belagerung mit ihren von dem frühern Gange einer solchen oft sehr abweichenden Erscheinungen nach den officiellen Quellen, welche schon ihres Umfangs und theuern Preises wegen vielen nicht zugänglich sind, dargestellt ist. Zu bedauern bleibt nur, daß sie insofern einseitig bleibt, als uns russische detaillirte Berichte noch fehlen. Es soll binnen kurzem über den Krimkrieg ein größeres Werk, zu welchem General Todleben, der berühmte Vertheidiger von Sebastopol, die Materialien und die Anleitung geben wird, erscheinen. Der Verfasser hat aber nicht darauf warten wollen, daher er nur den einen Theil des großen militärischen Dramas, den Angriff, nach den officiellen Werken, die er seiner Arbeit zum Grunde gelegt hat, erschöpfend darstellen konnte. Diese Werke sind: 1) „Siège de Sebastopol. Historique du service de l'artillerie, publié par ordre de S. E. le Ministre de la guerre par le colonel Auger" (Paris 1859); 2) „Siège de Sebastopol. Journal des opérations du Génie, publié avec l'autorisation du Ministre de la guerre par le général Niel" (Paris 1858); 3) „Siege of Sebastopol. An account of the Artillery operations etc., compiled by M. Reilly" (London 1859) und 4) „Siege of Sebastopol. Journal of the operations conducted by the corps of Royal Engineers by Elphinstone" (London 1859). Seinem Plane gemäß hat der Verfasser sich vorzugsweise an das Werk des Obersten Auger gehalten. Der Stoff ist in zwei Theile getheilt, deren erster von der Formation der Orientarmee bis zum Beginn des Angriffs auf Malakow (Februar 1854 bis Februar 1855) reicht und in die entsprechenden Abschnitte zweckmäßig gruppirt ist. Der zweite Theil enthält die weitern Unternehmungen bis zur Erstürmung des Malakow am 8. September 1855. Ein Schlußkapitel fügt noch einen Ueberblick der Zeit von der Eroberung Sebastopols bis zur Beendigung der Einschiffung der Alliirten hinzu. In der Darstellung finden wir, wie der Titel besagt, vorzugsweise die Thätigkeit der Artillerie berücksichtigt und hier eine Menge lehrreichen Details. Die Operationen im freien Felde sind nur kurz behandelt, auch der Minenkrieg, welcher außerhalb der für das Werk angenommenen Grenzen lag und allerdings, wenn er erschöpfend behandelt werden sollte, dasselbe zu einem bedeutenden Umfange hätte anwachsen lassen. Ein Anhang: „Allgemeine Bemerkungen über die Belagerung, das Material und Personal der Artillerie", wird Lesern von Fach besonders willkommen sein. Der Verfasser nennt die Belagerung keine solche nach gewöhnlichen Begriffen, vielmehr den Angriff einer feindlichen Schlachtlinie, zu welchem die Mittel aus der Belagerungskunst entlehnt wurden. Zwei Pläne sind dem Werke beigefügt: der erste gibt eine gute Ueber-

sicht des Terrainabschnitts im Süden von Sebastopol, wo der Angriff stattfand, der zweite stellt die Belagerungsarbeiten dar und ist seiner Vorzüge wegen bereits in militärischen Journalen anerkannt worden. Jedenfalls hat der Verfasser, dessen kleine Schrift über die Schieß- und Breschversuche zu Jülich (die großartigen Resultate der gezogenen Geschütze beim Belagerungskriege darstellend) seinen Namen schon rühmlich bekannt gemacht hat, ein Werk geliefert, welches dem größern militärischen Publikum warm empfohlen zu werden verdient.

Karl Gustav von Berneck.

Zur Touristenliteratur.

Blick auf Calabrien und die Liparischen Inseln im Jahre 1860. Von **Elpis Melena**. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1861. 8. 1 Thlr.

Wir sind dem ersten Bericht der Verfasserin, der unter dem Titel: „Hundertundein Tag auf meinem Pferde" erschien, mit lebhafter Theilnahme gefolgt, wie der hierüber referirende Artikel in Nr. 10 d. Bl. f. 1861 beweist. Die vorliegende Schrift hat auf diese Theilnahme zwar geringern Anspruch, da sie an Neuheit und Eigenthümlichkeit der erstern bei weitem nachsteht. Nichtsdestoweniger verdient auch sie unsere Beachtung, weil sie uns in einen Landestheil Italiens einführt, der bisjetzt von den Touristen in auffallender Art vernachlässigt ist, ja ganz übersehen worden ist, wir meinen die Liparischen Inseln Stromboli u. s. w., zugleich aber auch Blicke in das Volksleben Calabriens thun läßt, welche bei der jetzigen politischen Haltung dieser gleichfalls nur wenig bekannten Provinz Italiens von großem Interesse sind und gern empfangen werden.

Die Verfasserin verweilt zunächst in Neapel, das zwar befreit ist, um dessen Besitz aber noch am Volturno und Garigliano gekämpft wird. Es versteht sich dann von selbst, daß über die antike Heldengröße ihres Lieblings Garibaldi und über den Enthusiasmus der freiheitsdurstigen Neapolitaner uns keine der herkömmlichen Redensarten von der Verfasserin erspart und die obligaten Freiheitshymnen zwischen Kanonendonner und Füsiladen Andersdenkender angestimmt werden, daß die Bourbons der Abschaum der Menschheit, Garibaldi ein Cincinnatus und die Piemontesen die Retter Italiens sind. „Ave Parthenope", heißt es hier, „du unvergleichliche Jungfrau, die du befangen erröthend im Zauberglück neugeschenkter Freiheit es kaum wagst deinen jochgebeugten Nacken zu erheben. Heil dir, du Erlöste! Erwache frohjauchzend zu würdevollem Selbstgefühl und wisse mit Stolz die heiligen Rechte zu behaupten, die ein gottgesandter Heros dir erworben." Und anderes Poetische mehr! Sehen wir nun über solche kleine fixe Ideen und landübliche Schrullen hinweg, so ist die Schilderung Neapels lebendig und unterhaltend. Indessen langweilt sich die Verfasserin hier doch, da Freund Garibaldi ihr unzugänglich ist und sie reist nach Sicilien ab, landet aber vorher in Calabrien. Sie sieht Pizzo, muß unter schlimmen Abenteuern gezwungen in dem Neste Tropea längere Zeit zubringen, bis sich endlich eine Schiffsgelegenheit nach Stromboli in Gestalt einer Barke mit einer Zwiebelladung findet, und landet nach nicht geringer Noth auf dem fast sinkenden Schiffchen an dieser Insel. Hier wird in einem Rosinen- und Korinthenmagazin des Krösus dieser Inseln, Gust. Costa, Quartier bezogen und an der Hand des dürftigen Führers du Pays die Insel durchstreift. Von Stromboli, welches die Gruppe der Liparen nach Norden schließt, zieht sich nach Süden zu eine Kette herrlich geformter Felseninseln, die nun im Abendglanz vergoldet, die unvergleichlichsten Contouren zwischen Himmel und Meer hinzeichnen. Panaria, Lipari, Vulcano, im Hintergrunde Salina, die fast 3000 Fuß hohe Felicudi, Alicudi und eine Unzahl kleinerer Inseln und Riffe, waren deutlich zu übersehen in ihrer glühenden Pracht und Schönheit. Diese Isolae aeoliae, zwölf an der Zahl — die Alten nennen nur sieben — sämmtlich vulkanischen Ursprungs und noch jetzt meistens erheblichen physischen Revolutionen unterworfen, malerisch schön, aber meist unfruchtbar und wenig bevölkert, werden von der Verfasserin in sehr dankenswerther Weise geschildert. Zuerst Stromboli, das drei Contrade, darunter den Hauptort San-Vincenzo mit etwa 450 Einwohnern enthält, vom Wein- und Baumwollenbau lebt und mit seinen vielen weißen Häuschen auf den aschenschwarzen Hügeln, auch ohne allen Baumwuchs einen freundlichen Anblick gewährt. Der Vulkan selbst, der eine 3000 Fuß hohe Klippe unmittelbar aus dem Meere aufsteigend bildet, macht mit seinem abfallenden Rücken die ganze Insel aus. Die Reisende versucht, muthig wie sie ist, seine Besteigung, muß aber, von Sturm und Asche besiegt, das letzte Ziel aufgeben. Stromboli heißt noch heute bei seinen Bewohnern, wie bei den Alten Strongyle; die übrigen Inseln hießen bei den Alten: Liparis, Vulcania oder Thermisa, Euonimos (Lisca bianca), Dydyma (Salina), Phenicudes (Felicudi), Ericusa (Alicudi). Von dem außer seinen Weingärten nur mit Stachelgewächsen (Tossiche) bedeckten Stromboli geht die Reise nach Panaria, an Gruppen kleinerer Inseln vorüber: Basiluzzo ist unbewohnt, aber von höchst phantastischer Form; Lisca bianca glänzt wie eine Perle, ist aber gleichfalls, wie Le Formiche und Dattolo ohne Bewohner; Panaria dagegen ist eine flache Aschenebene. Schön ist die Isola delle Salini, 16 Miglien im Umfang und von 5000 Menschen bewohnt, welche in Amalfa und Capella ihre Hauptsitze haben. Die drei alten Vulkane der Insel sind jetzt erloschen, die Salinen an der Ostküste aber in vollem Betrieb; der Wein- und Korinthenbau verbreitet Wohlstand und Zufriedenheit über die sorglose glückliche Bevölkerung dieser kleinen fruchtbaren Insel, wie sie sich in dem stillen, weltverlorenen Stromboli so charakteristisch aussprach. Eine entzückende Seefahrt führte von hier nach Lipari, der Hauptstadt der Aeolischen Inseln hinüber; aber trotz ihrer 12000 Bewohner hat die Reisende in dieser Hauptstadt Entbehrungen zu bestehen, die man, wie sie sagt, in der Wüste nicht kennt, ohne durch die Reize Strombolis, Panarias und der Saline dafür entschädigt zu werden. Die Insel hat 20 Miglien im Umfang, ist Sitz eines Bischofs und der Behörden, hat aber weder einen Hafen, noch eine gute Rhede. Ein leerer Raum mußte erst durch Nachbarn möblirt werden, um zur Wohnung für die Reisende zu dienen und Lebensmittel waren schwer zu beschaffen. Die Stadt besitzt Reste eines Dianentempels und einer alten Burg, dem Bardo in Tunis ähnlich. Lipari ist das unerschöpfliche Magazin, welches ganz Europa mit Bimsstein versorgt, dessen Export ungemein groß ist. Die ganze Insel scheint aus dieser sonderbaren Substanz zu bestehen, die weder der Aetna noch der Vesuv producirt und die hier und in Vulcano ausschließlich gefunden wird. Besonders ist es der Berg Cratere della Cattagna am Nordende der Insel, der ganz aus Bimsstein besteht und der von fern wie ein Kreidefels erglänzt. Eine andere Merkwürdigkeit sind die Dampfgrotten mit Resten antiker Bäder.

Die Insel Vulcano, 12 Miglien im Umfang, deren Feuerberg 550 nach Roms Erbauung Sicilien und Italien furchtbar erschütterte, ist schwer zugänglich und fast ganz unbewohnt. Der Vulkan ist fortwährend thätig, wird jedoch von der Verfasserin erstiegen, seine letzte bedeutende Eruption erfolgte 1780, eine ansehnliche Alaunhütte bildet das einzige Etablissement der Insel. Da das Postschiff von Lipari nach Milazzo in Sicilien unsere Reisende treulos im Stich läßt, mußte die Fahrt nach Sicilien in einer kleinen vierruderigen Barke unternommen werden, sie wurde von einem Unwetter erfaßt und Melena bestand die äußerste Lebensgefahr. Sie sagt davon: „Es gibt Dinge, von denen man nur weiß, daß man sie erlebt hat: das Wie bleibt uns ein Räthsel." Zu solchen Räthseln zählt sie ihre nächtliche Landung an Vulcanos ödem Strande und sagt, daß es ihr unmöglich sei, jene entsetzliche Episode näher zu beschreiben, weil jene Augenblicke der Todesangst nur verworrene Bilder in ihrem Gedächtniß zurückgelassen hätten. Die Fortsetzung der Fahrt nach Milazzo am folgenden Tage war nicht minder sinnverwirrend und gefahrvoll, nur konnte man sehen und gelangte doch endlich im ganz mit Wasser gefüllten Boote an den Olivenhain des Cap

von Milazzo, gerettet wie durch ein Wunder, an derselben Stelle, wo drei Monate zuvor Garibaldi, wie durch ein Wunder, mit 250 Mann 7000 Neapolitaner besiegt hatte und Siciliens Schicksal entschied. Auf einem Karren gelangt Melena nun nach Barcellona und von hier nach Messina, das sie jedoch bald wieder verläßt, um uns nach Neapel und von hier in das Hauptquartier ihres Helden zu Caserta zu führen.

Der Schluß gehört der nun schon so üppig wuchernden „Garibaldi-Literatur" an. Hieraus ist nichts weiter zu berichten, als daß ihr der Heros beim Wiedersehen beide Hände küßt und ihr ein Zimmer im Schloß anbietet, das sie jedoch ablehnt, und sie fragt, ob sie nicht meine, daß es Zeit sei, seine Tochter Teresa zu verheirathen! Dann nimmt sie Abschied von ihm und vom Leser, indem sie schließt: „Nur die Erinnerung bleibt: das einzige Paradies, wie Jean Paul sagt, aus dem wir nicht vertrieben werden können." Uns aber ist die seltene Frau, die an Muth und Belesenheit unleugbar alle ihre Schwestern überragt, die mit Citaten aus den Alten, Griechen und Römern, aus Shakspeare, Byron, Goethe und Jean Paul, Arabern und Franzosen gleich gewandt um sich wirft und dabei die reellen Dinge wie ein Mann angreift, noch immer ein unbekanntes Räthsel, wie es die Sprache ist, in der sie eigentlich ihre Bücher verfaßt: ein Räthsel, um dessen gelegentliche Lösung wir ihren Herausgeber doch ersuchen möchten. 4.

Notizen.

Aus und über Thüringen.

Unter dem Titel „Eine Thüringsfahrt im Lande der Wahrheit und Dichtung" erschien bei Vieweg und Sohn in Braunschweig (1861) eine lyrische Rhapsodie von **Theodor Scheerer**, Professor in Freiberg, worin eine Wanderung durch Thüringen in theils gut fließenden, theils aber auch etwas salop burschikosen, meist aber frischen Versen geschildert ist. Wir führen hier als Probe folgende Stelle, vielleicht die schönste des Büchleins an:

> Selbst wenn ein treuer Freund der Schweiz du bist,
> Verschmähe nicht Thuringia's deutsche Küsse.
> Zwar findest du hier nicht den ew'gen Firn,
> Den zack'gen Gletscherstrom von starr'ndem Eise,
> Des Felskolosses wettergraue Stirn,
> Der Alpengipfel weite Aussichtskreise;
> Kein tiefer See erfüllt des Thales Schos,
> Kein Schneeberg röthet sich in Abendgluten,
> Kein Wasserfall stürzt donnernd über Moos
> Und Felsen seine ewig schäum'nden Fluten;
> Nicht zeigt Natur sich hier als Riesengeist,
> Nicht redet sie dich an mit Donnerworten:
> In heil'ger Stille sie den Schöpfer preist,
> Der groß und hehr ist aller Zeit und Orten.
> Wenn in der Schweiz dein schwelgend Auge staunt,
> So ist ihm hier Gemüthlichkeit erkoren;
> Aus jedem Baum, aus jeder Blume raunt
> Ein Alf dir muntre Lieder in die Ohren.
> Du fühlest dich an jedem Ort zu Haus;
> Es breitet sich des Buchenwaldes Schatten
> Wie schirmend über deine Seele aus;
> Es winken sonnig grüne Wiesenmatten
> Dich lockend in des Thales trauten Schos,
> Der Quellennymphe schmeichelnd süßes Rauschen
> Läßt dein gefangen Herz nicht wieder los.

Der Verfasser, welcher, sehr wahrscheinlich zum Schreck seiner Titelgenossen, als Professor Poesie zu machen wagt, bleibt übrigens nicht in Thüringen, sondern macht auch einen Abstecher nach Frankreich. Er hatte sich hier alles sehr schlimm gedacht; indessen fährt er fort:

> Doch weiß ich nicht, war's schöne Wetter,
> War heute sonst was daran schuld,
> Noch nie fand ich die Menschen netter
> Und gegen Fremde mehr voll Huld.
> Nichts sah ich als geschäft'ge Leute
> Sich fröhlich ihrer Arbeit weihn.
> Sah keinen, der sich sklavisch scheute,
> Der schnellen Zung' das Wort zu leihn.
> That ich nach ihrem Kaiser fragen,
> Ward ihr Gesicht nicht roth, noch blau:
> Sie strichen heiter sich den Magen
> Und lächelten französisch schlau.

Zuletzt ruft er humoristisch aus:

> Laßt den Franzosen uns die Hände geben —
> Wir rauchen beide ja so gern Taback!

Dann werden auch die Vorzüge der Briten in Betracht gezogen, und es heißt dann:

> Laßt auch mit Albions Sohn uns Frieden schließen —
> Wir trinken beide gerne starkes Bier!

Vermittelst Bier und Taback soll also ein „Triasbund" zwischen den drei Völkern hergestellt werden; das wäre freilich ein Bindemittel, welches sich in einer Tabagie jedenfalls als probehaltig erweisen würde.

Wir machen bei dieser Gelegenheit noch auf das mit zahlreichen hübschen Illustrationen ausgestattete französische Prachtwerk: „Dans la forêt de Thuringe. Voyage d'étude par *Edouard Humbert*" (Genf 1862) aufmerksam. Der ausführliche Text beweist, daß der Verfasser, der unser liebes Thüringen den „parc de l'Allemagne" und den Thüringerwald ein „berceau de verdure" nennt, mit den in deutscher Sprache erschienenen Schriften über Thüringen und überhaupt mit deutscher Literatur und Geschichte wohl vertraut ist. Die Ableitung des Namens Wartburg von dem angeblichen Zufallswort ihres Gründers: „Warte, Berg, du sollst mir eine Burg werden", finden wir auch hier. Dies erinnert an den angeblichen Ausruf eines sächsischen Landesherrn: „O Schatz!" wovon das Städtchen Oschatz seinen Namen haben soll. Ableitung und Bedeutung des Namens Wartburg liegen aber so nahe, daß man nicht erst nach solchen künstlichen Traditionen greifen darf.

Ein Franzose über Deutschland.

In einem Aufsatz „L'agitation réformiste en Allemagne" von A. Geffroy in der ersten Märzlieferung der „Revue des deux mondes" erschien uns unter anderm folgende Stelle über Berlin von Interesse: „Es ist sehr richtig, daß man in Berlin die scharfe Luft eines großen Landes wittert. Schon in der äußern Physiognomie der Stadt prägt sich die Macht und der Ehrgeiz eines solchen aus. Dieser verschwenderische Reichthum an Denkmälern, welche am Ausgang der Linden wie auf dem alten römischen Forum angehäuft sind, diese Säulen, diese unzähligen Statuen, diese Säulenhallen, diese Triumphthore, diese Fresken mit anspruchsvollen und dunkeln Allegorien, endlich diese prächtigen Museen, dies alles ist, vielleicht, von einem reichen Parvenu hervorgebracht, aber von einem Parvenu, der sich seinen Platz erobert hat und der ebenso viel Zukunft in Anspruch nimmt, als andere sich auf ihre Vergangenheit zugute thun. Charlottenburg, Sanssouci und Potsdam bieten den gleichen Anblick." In Anbetracht der stiefmütterlichen Natur, meint der Verfasser weiter, erkenne man in diesen Schöpfungen, was menschliche Hand und menschlicher Wille vermöchten; die Ausdauer des Hauses Brandenburg habe diese „lieux de plaisir" geschaffen, die mit Merly und Versailles wetteiferten. Alle Kraft des modernen Geistes habe Preußen für sein Werk in Bewegung gesetzt. Noch jetzt sei die berliner Universität, obschon sie einige ihrer größten Namen verloren habe, ein Herd intellectueller und moralischer Thätigkeit „plus ardent que tous ceux des autres universités allemandes". Im Jahre 1810 gestiftet und zwar inmitten der Erniedrigungen Preußens und den Drohungen der Zukunft zum Trotz, habe sie sich von Anfang an dem nationalen Aufschwung angeschlossen; diese große Schule habe nicht aufgehört ein treuer Abdruck des deutschen Geistes und besonders des preußischen und ebenso

historisch und selbst politisch als gelehrt und unterrichtet zu sein. Selbst noch heute zähle sie neben Archäologen, Sprachforschern und Hellenisten wie Gerhard, Lepsius, Böckh und Bopp, Geschichtschreiber wie Raumer und Ranke und freisinnige Politiker wie Gneist, Virchow und Droysen, „qui ne dissimulent pas une combition volontiers excessive pour l'avenir de leur patrie". Auch eine allgemeine Betrachtung Geffroy's über den Charakter der Deutschen dünkt uns von Interesse. „Der Deutsche", bemerkt Geffroy, „ist bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre Revolutionär, Kosmopolit und Weltbürger; später verheirathet und Familienvater befindet er sich nur zu oft in seinem süßen Besitzthume gegen alles abgesperrt. In der Wissenschaft, Philosophie und Literatur gehen neben weitschichtigen Theorien, neben zugleich tiefen und dunkeln Systemen, neben universellen Ueberblicken und Betrachtungen, neben einer «Weltliteratur» auch die minutiöseste Philologie, die geduldigste Archäologie, die unermüdlichste Silbenstecherei einher; sodann mystische Anschauungen, eine lyrische Poesie, die nicht ihresgleichen hat, aber keine Bühnendichtung im eigentlichen Sinne oder eine Bühnendichtung, die sich der Lyrik zuneigt; besonders aber kein Lustspiel, weil das Lustspiel das innigste Vertrautsein und den täglichen Verkehr mit dem praktischen Leben voraussetzt" u. s. w. Auf die politischen Erörterungen des Verfassers, denn mit der politischen Reform Deutschlands hat es sein Aufsatz ausschließlich zu thun, können wir hier nicht näher eingehen; natürlich will er als Franzose keinen deutschen Einheitsstaat, er weist vielmehr den Staaten zweiten Ranges, „qui représentent si fidèlement par certains côtés le véritable esprit germanique", in diesem Intriguendrama seine hervortretende Rolle zu, aber er begehrt um so mehr einen „progrès uniforme des libertés constitutionnelles", und hierin müsse Preußen, welches mehr als jeder andere deutsche Staat sich vom modernen Geiste beseelt zeige, mit gutem Beispiel vorangehen. Den Vorschlägen des Herrn von Beust, den er einen „esprit d'une rare finesse" nennt und über den er biographische Notizen mittheilt, schenkt Geffroy besondere Aufmerksamkeit. In der politischen Flugschriften- und Novellenliteratur Deutschlands zeigt sich übrigens der Franzose wohl unterrichtet, und es fragt sich, ob man jetzt so leicht einen Deutschen finden würde, der mit derselben Gründlichkeit über die politischen Zustände Frankreichs zu schreiben weiß, wie dieser Franzose über die politischen Zustände Deutschlands, obschon über letztere zu schreiben doch ein saureres Stück Arbeit ist.

Aus freimaurerischen Kreisen.

Der Freiherr von Knigge bemerkt einmal in einer seiner freimaurerischen Schriften: „Man muß sich in der heutigen Welt gewaltig viel gefallen lassen. Der Geist des Ausspähens und Anekdotensammelns wird täglich allgemeiner; unter dem Schutze der Preßfreiheit und der Publicität nimmt man sich das Recht, jeden Schritt zu beleuchten, den ein Mann in seinen vier Wänden thut, jeden Privatbrief und jedes Wort, das er in dem Cirkel vertrauter Freunde spricht, drucken zu lassen, jede kleine Unbesonnenheit, deren er sich schuldig macht, öffentlich zu rügen und über das alles Verantwortung zu fordern; namenlose Menschen publiciren ohne Kenntniß der Sache Endurtheile in Händeln, wovon sie nichts verstehen" u. s. w. Was würde Knigge erst über diesen Punkt gesagt und geklagt haben, wenn die Indiscretion damals denselben Grad erreicht gehabt hätte, den sie in neuester Zeit erreicht hat? Wir lasen jene Stelle in Moritz Zille's „Freimaurerzeitung" und zwar in einem durch mehrere Beilagen der genannten Zeitschrift gehenden interessanten Aufsatz über Knigge von Pilz, in welchem auch namentlich seine Verhältnisse und spätern Zerwürfnisse mit dem Illuminatenorden erläutert sind. Aus derselben Zeitschrift erfahren wir, daß die Aprilnummer der französischen Zeitschrift „Monde maçonnique" wieder vielfache Mittheilungen aus Deutschland und theilweise Uebersetzungen von Aufsätzen und Reden in der „Bauhütte" und der „Freimaurerzeitung" und eine Uebersetzung des vierten Acts von Lessing's „Nathan" bringt. Wir führen dies als Beweis an, daß auch die Freimaurerei das Ihrige dazu beiträgt, ein innigeres Verständniß zwischen den verschiedenen Nationen anzubahnen. Da die ohnehin jetzt gemaßregelte französische Freimaurerei an vielem bunten Außenwerk leidet, so wird es ihr gutthun, auf das innere Wesen der Freimaurerei zurückzugehen. Wir erfahren ferner aus der Zille'schen Zeitschrift, daß französische Freimaurer, welche sich dem neuen „Rite de Napoléon" nicht anschließen wollen, es vorziehen auszuwandern, um nicht etwa über Nacht nach Cayenne zu verschwinden; so Boitard, vorsitzender Meister der Loge Athénée français, der nach London flüchtig wurde. Dies ein Beitrag zur Kenntniß der jetzigen französischen Zustände. **H. M.**

Bibliographie.

Barth, H., Gedichte. Freiberg, Reimmann. 1861. 8. 15 Ngr.

Conard, J., Die Schreckenstage zu Sevilla oder die letzten Stunden des Tyrannen. Historischer Roman. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, van Severen. Gr. 8. à 4 Ngr.

Entmooser, J. G., Gemüthliche Stunden. Humoristische Gedichte und Schnaderhüpf'le in oberbayerischer und berliner Mundart für Schützen, Schützenfreunde und gemüthliche Gesellschaften. Traunstein. 1861. Gr. 16. 10 Ngr.

Fichte, J. H., Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band. Das Leben. Mit dem Bildniß Johann Gottlieb Fichte's. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hammer, J., Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Lasson, A., Ueber Baco's von Verulam wissenschaftliche Principien. Berlin. 1860. 4. 10 Ngr.

Pichler, A., Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche im 17. Jahrhundert oder: Der Patriarch Cyrillus Lucaris und seine Zeit. München, Lentner. Gr. 8. 27 Ngr.

Preyer, W., und F. Zirkel, Reise nach Island im Sommer 1860. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Epilegomena zu meiner Wissenschaft der logischen Idee. Als Replik gegen die Kritik der Herren Michelet und Lassalle. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 20 Ngr.

Seifart, K., Altdeutsche Geschichten. Zwei Bände. Göttingen, Wigand. Gr. 16. 3 Thlr.

Starost, L., „Hoch lebe der «Alte Fritz» in der Armee!" Ein Salut zur Gedächtnißfeier seines 150jährigen Geburtstages am 24. Januar 1862 in 101 militärisch-aphoristischen Charakterzügen, nebst einer Lebensskizze. Magdeburg, Baensch. 8. 10 Ngr.

Stichling, G. T., Das Bundesgericht. Eine historische Betrachtung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oeffentliche Vorträge, gehalten von einem Verein akademischer Lehrer zu Marburg. 1ste Abtheilung. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. Gr. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Chevallerie, O. de la, Die schwebende Militairfrage. Ein Beitrag zur Lösung derselben im wahren Interesse des preußischen Volkes. Berlin, Schlesier. Gr. 8. 5 Ngr.

Enthüllungen über Personen und Dinge im Königreiche Italien. Von J. A., vormaligem geheimen Agenten des Grafen Cavour. Aus dem Französischen. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balladenchronik.

Erzählende Gedichte ernster und humoristischer Gattung

von

Hermann Marggraff.

8. Geh. 16 Ngr. Cart. 20 Ngr.

In einer Besprechung der in demselben Verlag erschienenen „Gedichte von Hermann Marggraff" (geh. 1 Thlr. 15 Ngr., geb. 1 Thlr. 25 Ngr.) in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", wurden besonders auch die Balladen hervorgehoben und „dem Besten, was seit Uhland und Schwab für die Balladenpoesie gethan ist", beigezählt; „mehrere der humoristischen hätten Anspruch und Anwartschaft zu allgemein verbreiteten Volksgedichten zu werden". Hieronymus Lorm bemerkte in der „Wiener Zeitung", daß in den ernsten Balladen das Schauerliche wie das Rührende ungekünstelt zu seiner Wirkung gelange; die humoristischen Erzählungen seien von nicht genug anzuerkennendem Werth und hätten auf „wahre Popularität" Anspruch.

Diese und andere anerkennende Urtheile und die von Julius Hammer in der „Constitutionellen Zeitung" ausgesprochene Ansicht, daß der Dichter gut daran gethan haben würde, von seinen poetischen Erzählungen eine besondere Sammlung zu veranstalten, haben den Verfasser bewogen, seine zum Theil bereits ins Englische übersetzten und sich meist auch ganz vorzugsweise zu Declamationsstücken eignenden Balladen und humoristischen Erzählungen in einer eigenen Sammlung erscheinen zu lassen, die auch alle diejenigen enthält, welche seit der Herausgabe seiner Gedichtsammlung entstanden sind und mit denen der Verfasser überhaupt seine Production auf diesem Gebiet der Dichtung abgeschlossen zu haben glaubt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Koenig's Selbstbiographie.

Auch eine Jugend. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das in zweiter Auflage erscheinende Werk „Auch eine Jugend" bildet zusammen mit dem neuen Werke „Ein Stillleben" eine mit Zeit- und Sittenschilderungen verwebte Selbstbiographie des Verfassers, die allen Freunden seiner Romane willkommen sein wird.

Diese beiden Schriften bilden zugleich den 14. bis 16. Band der Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's, deren erster bis dreizehnter Band Folgendes enthalten:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

XII. XIII. **William Shakspeare.** Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Symbolik des Traumes.

Von Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mit einem Anhang: „Die Sprache des Wachens. Ein Fragment."

Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Friedrich Heinrich Ranke, Consistorialrath in Ansbach.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist eine der frühesten Schriften des verewigten Verfassers, die hiermit in vierter Auflage vorliegt. Wenn derselbe in dieser Schrift, die im Frühjahr 1814 zum ersten mal erschienen ist, von der Zeichensprache des Traumes zu der Zeichensprache der sichtbaren Werke und von dieser zu einer noch höhern Fortschritt, so zeigte sich schon damals, wie innig bei ihm das Studium der sichtbaren Welt mit dem der höhern Welt des Geistes verbunden war; eine Verbindung, auf welcher, wie in der einleitenden Vorrede angedeutet wird, die anziehende Kraft seiner Schriften vorzüglich beruhen dürfte. Der neuen Auflage ist eine Vorrede von dem Schwiegersohn des Verfassers, Consistorialrath Dr. Ranke, beigegeben, die als eine Einleitung zu dieser und in gewissem Sinne auch zu den spätern Schriften des verewigten Verfassers gelten kann.

Im Verlage von J. M. Heberle in Köln erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Alex. Kaufmann (fürstl. Löwenstein'scher Archivrath), **Cäsarius von Heisterbach.** Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Zweite, mit einem Bruchstück aus des Cäsarius VIII libri miraculorum vermehrte Auflage. XII und 212 Seiten. Brosch. Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Dr. J. W. J. Braun (Professor zu Bonn), **Das Minoritenkloster und das neue Museum zu Köln.** Eine historische Denkschrift. 176 Seiten mit Porträt des Stifters des Museums (J. H. Richartz) und 1 lithogr. Plan. Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr.

J. J. Merlo, Die Familie Jabach zu Köln und ihre Kunstliebe. Mit 2 Abbildungen. Gr. 8. Brosch. Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch

zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet

von **J. H. Kaltschmidt.**

Fünfte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein für den praktischen Geschäftsmann sehr nützliches Fremdwörterbuch, das sich durch Vollständigkeit sowie durch zweckmäßige Einrichtung vor vielen ähnlichen Werken auszeichnet und bereits in fünfter Auflage vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 10. April 1862.

Inhalt: Gervinus über den Aufstand und die Wiedergeburt Griechenlands. Von Aurelio Buddeus. — Plattdeutsche Literatur. Von Friedrich Dörr. — Zwei deutsche Componisten. — Karl Ritter's Vorlesungen über Geschichte der Erdkunde. — Zur Romanliteratur. — Ein neues deutsches Schriftsteller-Lexikon. — Zur Kenntniß Tirols. — Notizen. (Ueber die Ursachen des Lachens; Varnhagen und Preußen; Johannes Gutenberg als Held eines Romans.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gervinus über den Aufstand und die Wiedergeburt Griechenlands.

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Fünfter Band: Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland. Erster Theil. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Indem wir den vorliegenden Band des Gervinus'schen Werks anzeigen, tragen wir eine Schuld ab, welche wol früher gelöst worden wäre, wenn wir nicht gehofft hätten, in dem noch ausstehenden zweiten Theile den Abschluß der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes zu empfangen. Diese Absicht erschien um so gerechtfertigter, als die Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland innerhalb des Gervinus'schen Gesammtwerks nach ihrer ganzen Anlage und Darstellung eine selbständig umrahmte Gruppe bildet. Dies deutet schon die Einleitung an, welche von den sieghaften Anfängen des Osmanenreichs in Europa anhebt, um uns durch drei Jahrhunderte hinzuführen bis zu dem Momente, da Griechenland sich endlich zum Freiheitskampfe ermannt. Es würde in der That überflüssig sein, diese einleitende Geschichte von den Schicksalen des griechischen Volks unter der Osmanenherrschaft als Muster einer ebenso stoff- als geistreichen, gründlich orientirenden und pragmatisch gliedernden Uebersicht zu bezeichnen.

Der verwöhnte Geschmack mag freilich auch hier vielleicht mitunter die novellistischen Zierden vermissen, welche neuerdings häufig von denen als Nothwendigkeit betrachtet werden, welche sich an Macaulay anschließen, ebenso wie die glatte Politur der Ranke'schen Schule hier schwerlich angewendet wäre. Gervinus hat angeblich, wie man sich jüngst an einer andern Stelle ausdrückte, „vom Denker vielleicht zu viel, vom Künstler jedenfalls zu wenig". Wir unsers Theils können mit diesem Urtheile nicht übereinstimmen, sondern finden in seiner Darstellungsweise, dem Ernste seines Themas angemessen, auch formell eine kraftige Vermittelung zwischen reiner Geschichte und Philosophie der Geschichte, während sich allerdings ein Mittelding zwischen Historie und Roman flüssiger und bequemer lesen mag. Aber jedenfalls bleiben auch die von letzterm empfangenen Eindrücke, wenngleich vielleicht farbenreicher und glänzender, nicht in gleich scharfen Contouren abgegrenzt und in gleichermaßen bestimmte Gruppen vertheilt. Selbst die Charakterbilder einzelner Persönlichkeiten, von denen in den Vorbereitungen und Entfaltungen des griechischen Dramas so zahlreiche Gruppen an uns vorübergeführt werden, mögen in der novellistischen Behandlung äußerlich anmuthiger dastehen, werden aber dem Leser schwerlich gleichen Maßes sich als nothwendige Verkörperungen bestimmter Zeitrichtungen, Nationalideen und Thatendranges erscheinen, wie in der Gervinus'schen Auffassung und Behandlung.

Es sind namentlich großartige Linien und schwungvolle Pinselstriche, mit denen er den Parallelismus zeichnet, welcher zwischen der Geschichte der katholischen und islamitischen Staatswelt von der Zeit an sich hinzieht, da Spanien in erster Linie berufen schien, der türkischen Ueberschwemmung Stillstand zu gebieten, bis zu denjenigen Ereignissen, durch welche der osmanischen Eroberung ein Theil jener europäischen Gebiete wieder entwunden wurde und an denen die Culturwelt mit ihren theuersten Erinnerungen hängt. Auf allen Stufen gleichzeitigen Steigens und Sinkens des türkischen und spanischen Reichs macht es sich anschaulich, „daß dieselbe Kraft der welthistorischen Verhältnisse, auf denen die Aufnahme der osmanischen Macht beruhte, auch die der spanischen bedingte und daß jene Verhältnisse sich nicht ändern oder aufhören konnten, ohne eine Reihe entsprechender und gleichartiger Wandelungen in den Schicksalen beider Reiche zu veranlassen".

Wir müssen es der Lectüre überlassen, den Beweisen dieses Satzes in dem Werke selber nachzugehen. Wir beschränken uns hier darauf, nur flüchtig anzudeuten, wie sich im Osmanenreiche die Zerrüttungen bedingten, aus denen nach langen Wehen die Wiedergeburt Griechenlands hervorging. In den Genüssen des Serails ging die politische Kraft des osmanischen Reichs unter, welche auf der Kriegstüchtigkeit des Großherrn beruht hatte. Seit-

dem im 16. Jahrhundert der zum Brauch gewordene Stellenkauf jedes Rechts- und Ehrgefühl in den Statthaltern erstickt hatte, hörte die verhältnißmäßige Milde der Herrschaft über die in die unzähligen Nationen und Natiönchen gespalteten christlichen Unterthanen auf. Die relativ geringen Steuern und Abgaben der Rajahs steigerten sich unter der Willkür der Steuereintreiber zur unerträglichsten Höhe. Von gemeinnützigen Einrichtungen, Pflege der Wissenschaften und Künste und selbst nur der nothdürftigsten Volksbildung war keine Rede. Da aber der christliche Unterthan schutzlos war und blieb und keinerlei Cultur ihn innerlich daran hinderte, so waren gegen Ende des 17. Jahrhunderts, namentlich auf den Inseln die Uebertritte zum Islam so massenhaft geworden, daß man in der That einen allgemeinen Abfall der griechischen Christen in der Türkei zu befürchten anfing. Allein just mit dem Passarowitzer Frieden 1699 begannen sich die Blicke der Griechen um so hoffnungsreicher auf den Zaren zu richten, je deutlicher jener Friede den Verfall des Osmanenreichs offenbart hatte. Gleichzeitig hörten die Uebertritte zum Islam auf und wurde in Odessa jene griechische Colonie gegründet, welche unter russischer Flagge in kürzester Zeit so außerordentliche Reichthümer sammelte. Außerdem war auch die Kriegerkaste der Janitscharen dadurch, daß sie sich bürgerlich ansiedeln durfte, in eine widerspenstige und untaugliche Miliz ausgeartet. Aeußerlich wurde der Verfall des Reichs durch die Erfolge rebellischer Vasallen sichtbar. Paswan Oglu, Ali Pascha von Janina, Mehemed Ali in Aegypten — deren Charakteristik zu den meisterhaftesten des Gervinus'schen Werks gehört — treten als Repräsentanten dieser Souveränetätsgelüste auf und in Serbien siegte bereits ein christlicher Volksstamm. Ausländische und hellenische Dichter begannen die Palikaren im Hinweis auf die Klephtenkämpfe für einen Unabhängigkeitskrieg zu begeistern und die Familie Maurokordatos errichtete Schulen, in denen die wiederbelebte hellenische Sprache das Nationalgefühl zu erwecken begann. Im griechischen Volke selber entwickelte sich allmählich wieder der Sinn für Politik und Geschichte, und ganz besonders war es der Reisestrom der Engländer, welcher in den gebildeten Schichten zum Nachdenken über die Zustände anregte.

Indem Gervinus der lebhaften europäischen Sympathien für die sich vorbereitende griechische Befreiung gedenkt, kommt er naturgemäß auf die Abstammung der heutigen Griechen zu sprechen. Er bestreitet die Richtigkeit der Untersuchungen Fallmerayer's nicht, wonach das reine Hellenenblut durch die mittelalterlichen Einwanderungen der Slawen bis auf ein sehr geringes Ueberbleibsel eingeschmolzen sein sollte. Man mag nun zweifelhaft sein, ob dieses Bruchtheil noch immer ausgereicht hatte, alle eingedrungenen Elemente wirklich zu gräcisiren. Bemerkenswerth aber bleibt es jedenfalls, daß die Fähigkeit der hellenischen Sprache zu einem Rückleben in die Stammessprache sich so außerordentlich rasch ausgebildet hat, daß die im frühern Volksjargon von Kolokotronis dictirte Selbstbiographie heute nicht einmal mehr von dem gemeinen Mann verstanden wird. Sei auch Fallmerayer's Ansicht aus der trüben Stimmung geflossen: die Herrschaft der Welt sei im Begriffe von Lateinern und Germanen an die Slawen überzugehen, und die befreiten Griechen, deren eigentliche Nationalität ihr Glaubensbekenntniß, deren Lebensheerd in Stambul und Moskau sei, würden sich zu diesen Centralpunkten ihres Lebens sofort zurückneigen, so habe doch gerade diese für die Griechen so ärgerliche Ansicht mehr „einen Stachel abgegeben für den hellenischen Ehrgeiz, der wirksamer war, ihrer politischen Slawisirung entgegenzuarbeiten, als alle Lobhudeleien der Philhellenen". Außerdem aber legt Gervinus der auch in der Knechtschaft gewahrten Reinheit des Familienlebens eine wesentlich befruchtende Bedeutung in dem Gange der Verjüngung des hellenischen Volks bei.

Der wissenschaftlichen Nationalbewegung in Griechenland stellte sich um 1814 eine politische Hetärie zur Seite, welche ursprünglich in Odessa, dem glänzendsten Mittelpunkte griechischen Reichthums und Nationalsinns entstand. Aber sie war von vornherein von Illusionen und bewußten Täuschungen durchflochten. Ihre Mitglieder, in geheimen Logen und Graden vereint, fingirten eine oberste Regierung ihrer Angelegenheiten, als deren Haupt sie Kapodistrias oder gar den Kaiser Alexander selber ahnen ließ. Ersterer schwankte zwischen dem Dienste seines Herrn und seiner Vaterlandsliebe, letzterer gefiel sich in halben und unklaren Aeußerungen, welche heute zurücknahmen, was sie gestern gegeben. An Kapodistrias drängte sich Alexander Ypsilantis und wurde von diesem in dem Wahn einer Zuversicht auf russische Unterstützung befestigt, während die Hetärie zum Ausbruch und der Ueberrumpelung drängte, ohne auf die unterdessen sehr veränderten politischen Constellationen Rücksicht zu nehmen. Denn unter dem Eindrucke der spanischen und italienischen Aufstände, wie der Laibacher Congreßbeschlüsse der Heiligen Allianz schleuderte Kaiser Alexander das unzweifelhafteste Verdammungsurtheil gegen die Hetärie. Dennoch blieb dies byzantinische Zwischenspiel nicht ohne Folgen. Gegen die Aufstände in allen griechischen Landen, welche dem aus den Donaufürstenthümern kommenden Signale folgten, hatten die türkische Regierung und der mohammedanische Fanatismus mit einem Blutbade gewüthet, in welchem dieser Schuldige und Unschuldige wahllos ersäufte. Den Patriarchen von Konstantinopel hängte man am Ostertage an den Galgen und der schimpfliche Tod verklärte den sehr unheiligen Mann mit einem Märtyrerschein. Die russische Diplomatie begünstigte, gewissermaßen im Widerspruche mit dem Worte des Zaren, den Hetärismus in seinem Unglücke in jeder Weise, und das Zarencabinet selber reclamirte endlich die eingekerkerten Hetäristen von der Pforte unter bis dahin unerhörten Formen. Kapodistrias und Pozzo di Borgo, unterstützt vom Fürsten Stroganow, suchten unterdessen den Kaiser Alexander zum Kriege gegen die Türkei zu drängen, während die Hetärie unter Ypsilantis' einheitlicher Führung trotz aller Verfolgungen immer mehr an Ausdehnung und Organisation gewann. So war das Jahr 1821 herangekommen, und

die Pforte hatte, indem sie endlich die allgemeine Gefahr erkannte, die entsetzlichsten Verfolgungen über alle Christen ihres Reichs verhängt. Diplomatische Verhandlungen (welche Gervinus zum ersten male in ihrem genauern Zusammenhalte mittheilt) waren fruchtlos geblieben. Der Verfasser berichtet:

> Während aber die Pforte alle die entstandenen Mishelligkeiten zu einem kleinlichen Privatstreite mit dem Gesandten herabzudrücken suchte, wozu ihr die zweideutige Haltung des Vertreters einer zweideutigen Politik nicht wenigen Anlaß bot, hatte Kaiser Alexander (wozu die unmenschliche Politik des Barbarenstaats doch zugleich stärkern Anlaß gab) den ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen: in diesem Zwiste über alle Personalien und selbst über einzelne Handlungen der Pforte ganz hinwegzusehen, die Frage in ihrer weitesten Allgemeinheit zu fassen, dem muselmanischen Religionseifer einen christlichen gegenüberzustellen, der alten türkischen Barbarei mit dem Grundsatze eines neuen Humanismus zu antworten, den Streitpunkten die größte Verbreitung zu geben und sie zu einer europäischen Angelegenheit zu erklären. Er hatte begonnen sich an seine Verbündeten zu wenden, um auch diese griechische Frage vor das Forum der Heiligen Allianz zu ziehen, und vorgreifend kündigte er dies der Pforte in einem Ultimatum an. (Note vom 16./28. Juni 1821.)

Die Note begann mit den Verwarnungen an die Pforte: daß sie, die wohlwollenden Rathschläge und Mitwirkungen Rußlands zur Unterdrückung der Revolution verschmähend, im Begriffe sei, dem Aufstande den Charakter eines gesetzlichen Widerstandes gegen die Vernichtung der ganzen griechischen Nation und Religion aufzudrücken und zu Gunsten der Aufrührer Gefühle aufzuregen, auf die alle Völker stolz seien, die Gefühle der Religion, der Menschlichkeit, des Vaterlandes, des Mitleids mit Verzweifelten. Nie habe die Pforte früher in ihrem Reiche gegen die so häufigen Aufstände die Masse der Nation im Namen der gefährdeten Religion in die Waffen gerufen; nie habe Europa zuvor dem christlichen Cultus den Krieg erklärt gesehen durch eine so schimpfliche Hinrichtung der geistlichen und weltlichen Häupter eines christlichen Volks, durch die Entweihung ihrer Leichen, die Verbannung ihrer Familien, die Zerstörung der Tempel, die Beschimpfung der heiligen Symbole. Ob unter diesen Umständen „die fernere Coexistenz" der Türkei neben den andern europäischen Staaten eine Möglichkeit sei, werde von drei Bedingungen abhängen: daß die Pforte die christliche Religion nicht mit Krieg und Beschimpfung bedrohe; daß sie nicht die Absicht der Vernichtung eines ganzen Volks argwöhnen lasse, daß sie die Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Regierungen Europas begünstige und den Frieden nicht störe, den der Welttheil mit so theuern Opfern erkauft habe. Die türkische Regierung müsse aus der Einmüthigkeit in den Vorstellungen aller Mächte entnommen haben, daß die Sache, die Rußland vertrete, eine europäische Sache sei; die Vertheidigung dieses allgemeinen Interesses übernehmend, habe es bisjetzt vermieden, die besondern Titel, die Verträge, zu erwähnen, auf die es seine Forderungen gründen könne. Die Maßregeln der Pforte könnten nur angesehen werden als die Wirkung eines freien Willens und Systems, oder eines durch den Fanatismus schlechter Rathgeber auferlegten Zwangs. In diesem letztern, hoffentlich allein richtigen Falle, solle die Pforte die zerstörten Kirchen herstellen, der christlichen Religion den frühern Schutz gewähren, eine Unterscheidungslinie zwischen Schuldigen und Unschuldigen ziehen; und zum Beweise der Veränderung ihres Verhaltens solle sie die früher erhobenen Forderungen in Bezug auf die Fürstenthümer (Herstellung der ordentlichen Verwaltung, Ernennung der Hospodare und Entfernung der türkischen Truppen) annehmen. In dem erstern Falle, den der Kaiser nicht voraussetze, würde sich die Pforte in einen Zustand erklärter Feindschaft gegen die christliche Welt stellen, die Vertheidigung der Griechen rechtfertigen und Rußland nöthigen, ihnen Zuflucht und Beistand zu gewähren.

Daß ein solches Actenstück Rußlands in der türkischen Welt, wie in den Cabineten der Heiligen Allianz die tiefste Aufregung hervorrufen mußte, ist selbstverständlich. Dagegen, daß Rußland auch im Namen der letztern gesprochen, verwahrte man sich namentlich von London und Wien aus, während dennoch die Gesandten Oesterreichs und Englands in Konstantinopel mit allen Mitteln zur Nachgiebigkeit und Beantwortung der Note zu bewegen suchten. Allein erst an dem letzten vom russischen Ultimatum bewilligten Tage fertigte der Divan die Antwort aus, welche nunmehr nicht angenommen wurde. Vielmehr reiste der russische Gesandte von Konstantinopel ab und dadurch wurde dem sich überall erhebenden griechischen Aufstand insofern eine unermeßliche Unterstützung, als die Türkei fortwährend befahren mußte, daß Rußland ihr den Krieg erklärte.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier den Darstellungen der einzelnen Kämpfe folgen möchten, welche Gervinus vorzugsweise nach Trikupis schildert. Das erste Kriegsjahr war für die Griechen besonders im Osten seines geographischen Bereichs vielfach günstig gewesen, während das zweite ihnen im Westen zwar schwere Kämpfe, doch endlich nach der rühmlichen ersten Vertheidigung Missolonghis das Uebergewicht verschaffte. Für das Specialstudium der diplomatischen Schachzüge der europäischen Mächte bringt Gervinus' Darstellung eine große Menge ganz neuer Aufklärungen, welche bisher in den Archiven verborgen gewesen waren. Im ganzen und großen ändern sich damit freilich die Anschauungen nicht, welche unter den Geschichtskundigen wol bisher schon feststanden; dagegen ist es von wesentlichem Interesse, hier zum ersten male recht klar die Einsicht zu gewinnen, von welchem großen Einflusse die gleichzeitigen freiheitlichen Bewegungen im europäischen Südwesten auf die laue Zähigkeit waren, womit die Mächte die griechische Nationalsache sich selbst überließen. Namentlich waren es Metternich und Nesselrode, welche in den Griechen nichts als Revolutionäre, in der Pforte dagegen die Vertheidigerin des Legitimitätsprincips sahen. Frankreich, mit der spanischen Revolution beschäftigt, verhielt sich ganz indifferent, Preußen suchte seine Aufgabe in willenloser Dienstbeflissenheit gegen Rußland, und England bestrebte sich nur, eine Kriegserklärung Rußlands gegen die Türkei zu hintertreiben, damit

kein „orientalischer Krieg“ entstehe. Kaiser Alexander schwankte während dieser ganzen Zeit zwischen der von Kapodistrias und Pozzo di Borgo genährten Griechenliebe und der durch die Zustände seines eigenen Reichs vielfach erweckten Revolutionsangst. Da es nun vorzugsweise die altrussische Partei war, welche zur Kriegserklärung drängte, so wurde allerdings der Wunsch Englands und Oesterreichs, daß der russische Gesandte nach Konstantinopel zurückkehre, nicht erfüllt, aber auch keine bestimmte Stellung gegen Griechenland genommen. Ja, als die Pforte, von England und Oesterreich berathen, sich soeben auf Erfüllung der ursprünglichen russischen Forderungen einzugehen geneigt zeigte, wurde von Petersburg plötzlich eine Pacification Griechenlands durch die europäischen Großmächte gefordert. Dem schloß sich die wiener Politik mit Lebhaftigkeit an und trennte sich dadurch von der englischen. Auf den Congressen von Wien und Verona, wohin Kapodistrias den Kaiser nicht begleitete, ließ letzterer jene Idee wieder mehr in den Hintergrund treten, um von der Pforte nur eine Reihe von Thatsachen zu verlangen, welche über das Geschick der orientalischen Christen beruhigen könnten.

Erst als Canning das auswärtige Amt in London übernommen, trat Englands Unterstützung der Griechen energischer auf und brachte die russische Politik zugleich zu der Nothwendigkeit, sich ihrer gleichfalls einigermaßen lebhafter anzunehmen. Ein Congreß in Petersburg sollte die hellenische Angelegenheit regeln, und im Januar 1824 stellte sich heraus, daß Rußland aus dem Peloponnes mit Kreta, sowie aus dem westlichen und östlichen Theile des griechischen Continents drei souzeräne Fürstenthümer nach der Analogie Serbiens zu bilden beabsichtige. Dadurch wäre natürlich deren Selbständigkeit ebenso imaginär geworden wie die türkische Lehnsherrlichkeit, und Rußland der eigentliche Herr.

Die Türkei konnte, Oesterreich und England wollte den Griechen nicht so viel zugestehen. Nach welcher Hülfe aber hatten die verlassenen Griechen auszusehen, die anstatt eines christlichen Kreuzzugs nur eine zweideutige Neutralität gefunden hatten, welche sie ihren eigenen Anstrengungen überließ? Glücklicherweise wurde die Anarchie ihrer eigenen Kämpfer, die rohe Gewalt räuberischer Soldatenhäuptlinge und Parteihäupter von der Ordnung, der Intelligenz und dem Nationalgewissen unschädlich gemacht. Der Verfasser bemerkt hierüber:

> Dadurch ward es möglich, daß sich ein Band nicht blos von vagen Sympathien, sondern von greifbaren Interessen knüpfte zwischen dem Abendlande und dem neuen Emporkömmling in der europäischen Völkerfamilie; es ward möglich, daß sich Griechenland eine Hülfsmacht gewinnen konnte, eben als sich die Pforte den ägyptischen Bundesgenossen warb, eine materielle und ideelle Hülfe aus den privaten Existenzen der freisinnigen und menschenfreundlichen Kreise in Europa, wohingegen die Pforte sich in schimpflicher Demüthigung vor einem Vasallen eine orientalische Despotenmacht von frischem Safte und junger Kraft zum Beistand wider ihre Rajahs rief. Die Katastrophe der ganzen Insurrection, der Höhepunkt des Unglücks der Griechen, der Wendepunkt ihrer Rettung, zugleich der ideale Kern- und Brennpunkt ihrer Revolution und Wiedergeburt liegt in diesem doppelseitigen neuen Verhältnisse. Die Frage, ob Griechenland dem Oriente (dem griechisch-christlichen oder islamitischen Oriente) oder ob es dem Occidente angehören solle, stand darin zur Entscheidung. Der ägyptische Hülfszug, wenn er störungslos zum Siege geführt und dem Vicekönige Kreta und Morea zum Siegeslohne gegeben hätte, würde den Großstaat unter den afrikanischen Barbaresken noch zu der asiatischen Barbarei der Osmanen über das europäische Land und Volk der Griechen gelagert, er würde dem Orient einen neuen Triumph, der Christenheit einen neuen Schimpf bereitet haben. Das war doch allzu sehr gegen den ganzen Genius der Zeit. Das schärfte die Sympathien im Westen für das mit Vernichtung bedrohte Volk und zog die Bande fester zwischen Europa und Griechenland an; das riß selbst die Regierungen endlich mit, aus dem Schweigen zum Reden, aus dem Reden zum Handeln zu kommen.

Mit diesem Citat schließen wir unsern Bericht über diesen Band des großen Gervinus'schen Werks, der bei den gegenwärtigen Verwickelungen in der Türkei und in Griechenland nur ein erhöhtes Interesse in Anspruch zu nehmen hat.

Aurelio Buddeus.

Plattdeutsche Literatur.

Der Aufschwung, welchen die neuplattdeutsche Literatur während der letzten zehn Jahre genommen, scheint sich bereits bedeutend seinem Ende zu nahen; die Begeisterung, mit der man von allen Seiten den plattdeutschen Schriftstellern entgegenkam und ihre Gedichte zum Theil unbesehen, wenigstens vielfach unverstanden, als meisterhaft pries, ist heute bedenklich abgekühlt; man wird schwerlich wie vor zehn Jahren Urtheilsfähige, damals trunken von Groth's „Quickborn“, ausrufen hören, nur in dem Buche sei noch Poesie, die hochdeutsche Sprache sei viel zu starr, zu kalt, zu wenig wohlklingend u. s. w. Während man damals den einen Idioten gescholten hätte, welcher den „Quickborn“ nicht gelesen, fragt man heute fast immer vergeblich, ob jemand das jüngste bedeutende Werk in plattdeutscher Sprache, „Hanne Nüte“ von Reuter, gelesen habe, oder vielmehr, man fragt auch gar nicht mehr, man kümmert sich nicht mehr um die plattdeutsche Literatur.

Wie ist das möglich? Wer hätte das ahnen können? Wer? Unbefangene — Schreiber dieser Zeilen meint nicht sich, er selbst gehörte damals zu den Trunkenen — haben schon gleich zu Anfang die Köpfe geschüttelt, haben vor Ueberschwenglichkeit gewarnt, haben einer Sache, die so rasch in schwindelnde Höhe stieg, den sichern und jähen Fall vorherverkündet; aber man schalt sie herz- und gefühllos, greisenhaft, widerspruchsüchtig. Jetzt ist die Zeit da, jetzt geht ihr Wort in Erfüllung! Zwar nicht so theilnahmlos wie gegenwärtig wird man immer bleiben. Der Wind, welcher heuer weht, ist überall der Kunst und Poesie nicht günstig. Wo an das Herz des Patrioten die Mahnung schlägt, alle Kraft daranzusetzen, die Entwickelung des deutschen Volks bis zu dem erwünschten Ziele fördern zu helfen, wo die Augen auf der Wacht sein müssen hier und dort zum Schutze der bedrohten Grenzen des Vaterlandes, in solcher Zeit gilt mit Recht oder Unrecht Poesie als unnützes Spielwerk, das man für eine andere Zeit beiseite schiebt. Wenn aber die Zeit gekommen, wo man sich wieder der Kunst zuwendet, dann wird man

auch wieder mit Liebe bei den Blüten der plattdeutschen Literatur weilen, man wird wieder mit Theilnahme der frischen Natur zusehen, welche in ihr sich entfaltet, und gern hören den herzigen Wohllaut ihrer Sprache, aber man wird sich nicht abermals so blind begeistern und vor allem eins festhalten, daß für den geistigen Gehalt eines gebildeten Volks nicht eine in der Entwickelung weit zurückgebliebene, wenn auch ursprünglich wunderbar reichbegabte Sprache das wahre Gefäß abgeben könne, sondern nur diejenige Sprache, welche alle Phasen der Entwickelung der Volksbildung mit durchgemacht hat! Dies unser Glaubensbekenntniß nach der Ernüchterung. Wir scheuen uns nicht, freimüthig unsere frühere Befangenheit einzugestehen.

Während nun angedeutetermaßen die Theilnahme der Lesewelt für die plattdeutsche Literatur erkaltet ist — jedermann wird die Richtigkeit dieser Wahrnehmung bestätigen — fahren die Schriftsteller im plattdeutschen Lande unbekümmert und lustig fort, plattdeutsch zu schreiben, nicht nur die bewährten Meister, welche für ihre gediegenen Arbeiten immer noch einen wenn auch geringen Leserkreis haben, sondern auch nicht zu Jüngern Berufene halten die plattdeutsche Muse für hinreichend gutmüthig und nachsichtig, um in ihren Tempel aufgenommen zu werden, und erwarten, freilich vergebens, daß man ihre Schriften schön finde, blos weil sie plattdeutsch geschrieben sind. In der That bringt wol keine Literatur eine verhältnißmäßig so große Zahl seichter, alberner und unreifer Sachen auf den Büchermarkt als die plattdeutsche. Diese alle, welche zum Theil vor uns auf dem Tische liegen, in dieser Besprechung unsern Lesern vorzuführen, liegt durchaus außer unserer Absicht; wir wählen nur das Bessere und das, welches durch irgendeine Besonderheit unser Interesse in Anspruch nimmt, aus und stellen in folgenden sieben Nummern die bereits bewährten Schriftsteller, von denen uns seit unserer vorigen Besprechung (Nr. 20 f. 1859) neue Werke zugegangen sind, an die Spitze:

1. Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen von **Klaus Groth**. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Trina. Kiel, Schwers. 1859. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Läuschen un Riemels. Neue Folge. Plattdeutsche Gedichte heitern Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart von **Fritz Reuter**. Neubrandenburg. 1859. 8. 1 Thlr.
3. Olle Kamellen. Twei lustige Geschichten von **Fritz Reuter**. Wismar, Hinstorff. 1860. 8. 1 Thlr.
4. Hanne Nüte un de lütte Pudel. 'Ne Vagel- un Minschengeschicht von **Fritz Reuter**. Wismar, Hinstorff. 1860. 8. 1 Thlr.
5. Vagel Grip. En Doenkenbok von **John Brinckman**. Güstrow, Opitz u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr.
6. Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Von **Ludwig Schulmann**. Tweite Rege. Hildesheim, Gerstenberg. 1859. 12. 15 Ngr.
7. Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte von **Johann Meyer**. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859. 8. 1 Thlr.

Es ist ein schon öfter ausgesprochenes und weitverbreitetes Urtheil über **Klaus Groth**, daß er in seinem „Quickborn" seine Kraft fast erschöpft, allen Seiten seines Dichtergemüths Ausdruck gegeben habe, und daß seine spätern Productionen die erste nicht erreichen, sondern zum Theil die hohe Erwartung, welche man von ihnen gehegt, wenig gerechtfertigt haben. Wir müssen uns im allgemeinen dieser Ansicht anschließen, und können auch in dem vorliegenden zweiten Bande seiner plattdeutschen Erzählungen — derselbe enthält übrigens nur die eine Erzählung „Trina" — nicht jene Vielseitigkeit und Innigkeit finden, die seinen „Quickborn" auszeichnet. Vielmehr leidet „Trina", ebenso wie die im ersten Bande enthaltenen Erzählungen, an ermüdender Weitschweifigkeit neben offenbarem Mangel an Inhalt. Groth besitzt die Fähigkeit, weniges mit vielen Worten zu sagen und überall Dinge einzuschieben, welche nicht zur Sache gehören und den ruhigen Fortgang der Erzählung hemmen, wohingegen er die Hauptsache und die Hauptfiguren oft viel zu wenig eingehend behandelt. So ergeht es auch mit „Trina". Das Interesse beim Lesen fehlt ganz; man liest zwar meist ohne Langeweile, aber auch ohne die mindeste Spannung. Die Erzählung hätte ohne Schaden auf die Hälfte zusammengezogen werden können, die langen Gespräche im Wirthshause auf dem Wege nach Meldorf sind durchaus entbehrlich; dahingegen ist der Baumeister Wulpert, als Trina's späterer Gatte, viel zu sehr vernachlässigt und in den Hintergrund gestellt; er springt am Schluß hervor wie ein Gott aus der Maschine. Daß die Ausführung im einzelnen, besonders in stilistischer Rücksicht, vortrefflich ist, darf man bei einem Schriftsteller, dem es so ernst ist um die Dichtkunst und die Sprache, voraussetzen. Der Stil ist einfach und schön, an einzelnen Stellen freilich auch affectirt und eitel, das Ganze eine feine Nippesarbeit, sauber und zierlich, aber durchaus nicht imponirend.

Fritz Reuter ist unermüdlich! Drei Bücher liegen gleichzeitig zur Besprechung vor, und in allen dreien quillt unaufhörlich der Strom seines freilich nicht an Geistesblitzen reichen, aber naturwüchsigen, echt niederdeutschen Humors. Reuter ist im eigentlichsten Sinne plattdeutscher Dichter. Seine Schriften erinnern am meisten an das in anderer Sprache unnachahmliche Thierepos „Reineke Voß", das bedeutendste Werk der ältern plattdeutschen Literatur; seine Gedichte könnten unmöglich in eine andere Sprache übertragen werden, während die meisten übrigen plattdeutschen Schriftsteller ebenso gut hätten hochdeutsch schreiben können. „Läuschen und Riemels" (Nr. 2) schließt sich eng an die allgemein bekannte und beliebte erste Sammlung an, welche den Ruf des Dichters begründete, und behandelt in gleich humoristischer Weise Anekdoten, die freilich nicht alle neu sind, aber in der Form, welche Reuter ihnen zu geben versteht, den Reiz der Neuheit wieder erhalten. Einige Läuschen sind so ergötzlich, daß man sie immer wieder und wieder lesen kann; zu diesen gehören: „De niege Pahletoh", „Grugliche Geschicht" und „De sokratische Method". — „Olle Kamellen" (Nr. 3) enthält in prosaischer Form zwei Erzählungen: „Woans ik tau 'ne Fru kam" und „Ut de

Franzosentied", von denen die erstere eine etwas gewöhnliche, nicht eben an Erfindung reiche Humoreske, die andere hingegen ein ganz vorzügliches Zeitgemälde ist, reich an Situationen und Begebnissen, die sicher meistens aus dem Leben gegriffen sind, voll sprudelnden Humors in der Darstellung und mit plastischer Anschaulichkeit der Figuren, unter denen „Mamsell Westphahlen" besonders lebenswahr uns entgegentritt.

Die vorzüglichste aber unter den vorliegenden Schriften Reuter's, ja die gelungenste und gediegenste, welche wir überhaupt von dem Dichter besitzen, ist das unter Nr. 4 verzeichnete Buch „Hanne Nüte". Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt, war sicher keine leichte, und es nöthigt uns daher, um so größere Bewunderung ab, daß ihm die Lösung derselben dennoch in so vollendeter Weise gelungen ist. Das Leben unter dem Landvolke, welches der Natur so viel näher steht, bringt auch ein weit engeres Zusammenleben, einen innigern Verkehr zwischen dem Menschen und dem Thiere zu Wege; dem einfachen Naturkinde offenbart sich das Leben und Treiben der Thierwelt in weit kündlicherer Weise und ihm ist manches verständlich, wofür wir Städter längst den Sinn verloren haben, das für uns längst schon ein Räthsel mit sieben Siegeln geworden ist. Jenen gemüthlichen Verkehr uns in anschaulicher Weise vorzuführen, war der Zweck des Dichters, und zu dem Ende schildert er uns in einer einfachen, an interessanten Episoden, welche indeß nirgends den Zusammenhang stören, überreichen Erzählung die mannichfaltigen Beziehungen, in welchen besonders die Jugend des Dorfs zu den Hausthieren und der lustigen Bewohnerschaft der Zäune und Hecken steht. „Hanne Nüte", ein einfacher Schmiedejunge, und „de lütte Pudel", ein Bauermädchen aus demselben Dorfe, sind die Hauptpersonen. Beide haben sich von Jugend auf gekannt, sind miteinander aufgewachsen, und aus der Jugendfreundschaft ist ein innigeres Band der Herzen hervorgegangen. Nachdem zuerst in anziehender, lebendiger Weise das Leben im Dorfe geschildert worden, folgen wir dem Schmiedejungen nach seiner Confirmation in die Werkstatt seines Vaters, der ihn in strenger Schule zu einem tüchtigen Gesellen heranbildet und darauf auf Reisen schickt. Die Trennung von der Heimat wird ihm doppelt schwer, denn seine weichherzige Mutter hat ihn beim Abschiede gar zu innig ans Herz gedrückt, und zugleich soll er ja im Dorfe zurücklassen, was ihm das Liebste ist, seine jetzt gleichfalls erwachsene Jugendfreundin. Wehmüthig legt er sich vor dem Dorfe unter einen Busch, verzehrt unter Thränen sein Butterbrot, das ihm die Mutter mitgegeben, und schlummert ein. Oben im Busche hat der Herr Spatz sein Nest, der aber als lustiger Geselle des Abends umherflankirt und seine Frau allein zu Hause sitzen läßt. Nachdem er jedoch heimgekehrt ist und die Gardinenpredigt mit Geduld angehört, kommt die Rede auf den unter dem Busche liegenden Schmiedegesellen; das Pärchen faßt den Entschluß, zum Dank dafür, daß „de lütte Pudel" die Frau Spätzin einst aus den Händen ihres Bruders befreit hat, sie und ihren geliebten Hanne Nüte zu bewachen, und, wo es nöthig ist, ihnen zu dienen. Von jetzt an tritt der geheimnißvolle Einfluß des Naturlebens auf den Menschen in deutlicherer Weise dem Leser entgegen, und ohne daß der Wahrheit Abbruch gethan wird, sehen wir die beiden jungen Leute unter dem beständigen Schutz der Vögel. Wir können die Erzählung hier nicht weiter verfolgen, in aller Kürze berichten wir nur: Hanne Nüte geht also auf die Reise, geräth unter schlimme Mitgesellen, von denen einer einen Mord begangen und durch allerlei Ränke und Schliche den Verdacht der Schuld auf Hanne zu lenken weiß, der vors Gericht gestellt und schon fast zum Tode geführt wird, als noch rechtzeitig in ähnlicher Weise wie die Mörder des Ibykos und die des Menrad auch hier der wirkliche Mörder durch Hülfe der Vögel, die dem Morde zugesehen, entdeckt wird. De lütte Pudel kommt in den Dienst eines Bäckers, welcher der Tugend des Mädchens nachstellt, von ihr aber auf das entschiedenste zurückgewiesen, sie nun zu vernichten sucht. Er schuldigt sie des Diebstahls an, sie wird gefänglich eingezogen, betheuert vergebens ihre Unschuld, bis gleichfalls durch Hülfe der Vögel, welche aus einem Winkel des Bäckerhauses alte Lumpen hervorzerren, die als zu der Kleidung jenes Ermordeten gehörig erkannt werden, der Bäcker als Mitschuldiger des Schmiedegesellen entlarvt wird. Die beiden jungen Leute kehren in ihr Dorf zurück, wo ihre Aeltern, die bei den entsetzlichen Nachrichten von ihren Kindern viel gelitten haben, die schon verloren Gegebenen mit herzlicher Liebe empfangen, und das Buch schließt mit einer lustigen Hochzeit. Man sieht leicht, daß der eigentliche Inhalt der Geschichte nicht besonders neu ist, aber das ist bei Reuter auch nicht die Hauptsache, er fesselt und gewinnt durch die Form, die er jedem Gedanken zu geben weiß.

Ueberall harmlos und gemüthlich, weiß er mit dem feinsten Takt allen Regungen des Menschenherzens zu folgen, er fühlt gleich warm und wahr mit der jubelnden Kinderschar, wie mit den ernsten Alten; überall ist er zu Hause, überall hat er sich umgesehen. Er kennt die Schmiedekunst, als wäre er selber Schmied, aber auch mit den Sitten und Gebräuchen auf der Wanderschaft und in der Herberge ist er vertraut. Ihm haben die Vögel des Waldes all ihre Geheimnisse ausgeplaudert, er weiß aufs Haar die charakteristischen Eigenthümlichkeiten jedes Thiers zu erkennen und am rechten Orte und in rechter Weise zu verwenden. Schön und meisterhaft vor allem beherrscht er den Wohllaut seiner Sprache, und diese muß sich nicht nur ungezwungen, leicht und graziös, je wie es erforderlich, dem Vers und Reime fügen, sondern auch sofort mit dem geeigneten Laute bei der Hand sein, wenn es Reuter, der in sprachlicher Gewandheit der plattdeutsche Rückert ist, einfällt, die Sprache dieses oder jenes Thieres nachzuahmen. So wenn die Frösche singen:

Natt, natt,
Natt is dat Water.
Wat drögere Stäben!
Hir sünd wi taufreden, freden, freden.
Kein Katt un kein Kater

> Hett uns tau befehlen, tau quälen;
> Fri kän' wi grälen, grälen, grälen.

Oder die Unken:

> Duk unner, duk unner! Ein Königskind
> Is hir mal vör Jahren verdrunken;
> An'n Grun'n, an'n Grun'n, dor sitt s'un spinnt;
> Sei 's Königin von uns Unken.
> Hei sitt in Lum'm, sei sitt in Blün'n
> In'n Sump up deipen Grun'n;
> Wer unsre Königin will win'n,
> Küß driest ehr up den Mun'n.

Diese Vielseitigkeit, dieser Reichthum des Dichters äußert sich auch in anderer Weise. Reuter's Schriften ermüden nie, denn sie bieten bei der strengsten Einheit dennoch die bunteste Abwechselung. Haben wir eben herzlich gelacht, so wird uns kurz hinterher so wehmüthig ums Herz, aber kaum zeigt sich die Rührung, so kommt wieder der Humorist, der nicht in sarkastischer Weise den vorigen Ernst verspottet, sondern ihn durch irgendeine komische Situation, eine originelle Figur leicht und rasch wieder verscheucht. Noch erwähnen wir der herrlichen und anschaulichen Bilder, aus dem Naturleben entnommen, denen Reuter immer ein anderes neues und anziehendes Colorit zu geben versteht. Bei unserer an wahren Dichtern so armen Zeit ist es wirklich bedauerlich, daß nicht auch die Hochdeutschen den vollen Genuß Reuter'scher Dichtkunst haben können, wofür selbstverständlich lexicographisches Wissen nicht ausreicht.

In „Vagel Grip" von John Brinckman und „Norddütsche Stippstörken un Legendchen" von Ludwig Schulmann (Nr. 5 und 6) begegnen uns gleichfalls alte Bekannte, welche bereits durch ihre frühern Arbeiten sich ein Verdienst um die plattdeutsche Literatur erworben haben. Auch die vorliegenden Schriften verdienen aus der Menge der plattdeutschen Schriften hervorgehoben zu werden. „Vagel Grip" enthält eine sehr reichhaltige Sammlung von Gedichten theils lyrischen, theils epischen Inhalts, bei deren Abfassung übrigens Groth's „Quickborn" zu sehr Vorbild gewesen zu sein scheint. Daher enthält das Buch fast alle die Fehler des „Quickborn", ohne auch alle seine Vorzüge zu theilen. Zu diesen Fehlern gehört unserer Ansicht nach die vorwiegend hochdeutsche, oft unkräftige, ja sentimentale Empfindung, der Mangel an Humor, die falsche Anwendung des reimlosen fünffüßigen Jambus für die längere Erzählung und anderes. Dennoch findet sicherlich jeder Leser gleich uns viele unter den einfachen Liedern, die seinen ganzen Beifall verdienen und ihm überall das ganze Buch lieb und werth machen werden; wer gar noch, wie es viele gibt und gab, an dem „Quickborn" durchaus nichts zu tadeln weiß, der wird auch der Mehrzahl der Brinckman'schen Gedichte seine Anerkennung nicht versagen können. Hinsichtlich des zweiten Bandes der „Norddütschen Stippstörken" verweisen wir auf unsere frühere Besprechung des ersten Bandes, dem sich dieser würdig anschließt. Die Erzählungen verdienen durch ihren naiven frischen Ton, durch den interessanten Inhalt und die Volksthümlichkeit der Stoffe den Vorzug vor vielen andern plattdeutschen Erzählungen.

Johann Meyer, der so rasch populär gewordene Dichter der „Ditmarscher Gedichte", tritt uns in seinem „Plattdeutschen Hebel" (Nr. 7) als Uebersetzer entgegen. Es ließe sich darüber streiten, ob Uebersetzungen ins Plattdeutsche geeignet und wünschenswerth seien; müßten wir dies aber auch zugeben, so bleibt es dennoch unerläßlich, nur aus einem Volksdialekte zu übertragen, da die viel weiter greifenden Beziehungen des Hochdeutschen im einfachen Plattdeutschen keinen, wenigstens keinen richtigen Ausdruck finden. Daher ist Hebel gerade der geeignete Mann, und Meyer hat für den des Alemannischen Unkundigen kein verdienstloses Werk geliefert, zumal da er mit großer Gewandtheit Vers und Reim sowol, als auch die Gedanken wiederzugeben verstanden hat. Aber eins scheint uns ganz ungeeignet: Der Uebersetzer hätte weniger treu sein dürfen, hätte an vielen Stellen umarbeiten müssen. Die Scenerie mußte oft vom Süden nach dem Norden verlegt, statt der oberdeutschen mußten niederdeutsche Orte genannt, die specifisch süddeutschen Sitten gegen norddeutsche vertauscht, kurz dem Ganzen ein plattdeutsches Gewand angezogen werden.

---

8. Dat un Dat. Riemels von Adolf Schirmer. 2. Uplag. Hamburg, Meyer. 1861. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
9. Plattdeutsche Gedichte in bremischer Mundart, nebst einer Sammlung Sprichwörter und Redeweisen von Marie Mindermann. Bremen, Geisler. 1860. 8. 20 Ngr.
10. Wiegenlieder, Ammenreime und Kinderstubenscherze in plattdeutscher Mundart. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1859. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten, gesammelt und mit einem Glossar versehen von Karl Eichwald. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 15 Ngr.
12. Der Altmärker. Eine Reihe Sprichwörter, plattdeutsch auf altmärkische Manier ausgelegt; nebst einigen plattdeutschen Gedichten. Von Fritz Schwerin. Neuhaldensleben, Eyraud. 1859. 8. 20 Ngr.
13. Vöggel-Sproak un Snack oder was die Vögel klein und groß im Frühjahr in der Altmark singen und sagen. In plattdeutsche Reimverse gebracht von Fritz Schwerin. Neuhaldensleben, Eyraud. 1858. 8. 4 Ngr.
14. Dietrich un Meta, oder: Wo de Weierbarg herkummt. En old plattdütsch Dönjen van J. D. Plate. Hannover. 1858. 8. 10 Ngr.
15. Lütt plattdütsch Gedichte von A. C. F. Krohn. Rostock. 1859. Gr. 16. 10 Ngr.
16. Lustig un Trurig, as't jerer hewn will. Eine Sammlung plattdeutscher Gedichte in neupommerscher Mundart, von Berling. Erstes Heft. Anclam, Dietze. 1860. 12. 10 Ngr.
17. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung über die Eigenthümlichkeiten des sauerländischen Dialekts. Von F. W. Grimme. Paderborn, Schöningh. 1861. Gr. 12. 10 Ngr.

In Adolf Schirmer, dem Verfasser von „Dat un Dat" (Nr. 8) treffen wir einen Dichter, der sich bereits seit einer Reihe von Jahren als Verfasser hübscher hochdeutscher Gedichte, besonders vieler sangbarer Lieder in Deutschland bekannt gemacht hat. Auch unter den vorliegenden plattdeutschen Gedichten mögen sich manche durch

ihren einfachen Inhalt und durch schmucklose Einfalt der Form sehr zur Composition eignen, vorwiegend aber ist die Sammlung humoristisch und zwar so reich an ausgelassenem, oft über die Schnur weit hinausschlagendem, aber bei aller Derbheit doch immer so gesundem Humor, daß wir das Buch mit vollster Befriedigung gelesen haben und es den Freunden heiterer Lectüre aufs angelegentlichste empfehlen dürfen. Zwar ist manches nur den Hamburgern verständlich, die mit vieler Freude eine Menge ihrer alltäglichen Redensarten in den einzelnen Humoresken als Grundgedanken oder auch als Refrain benutzt finden werden, so unter andern ihr: „Höger rop, seggt Sanner"; aber auch der Nichthamburger wird sich durch die muthwillige Laune des Dichters erheitert und erfrischt fühlen. Der Verfasser ist Hamburger, aber bereits seit einer Reihe von Jahren aus der Vaterstadt fort und in der Nähe Wiens wohnhaft; um so mehr hat es uns überrascht, nicht nur die hamburger Denk- und Redeweise so unverkümmert bei ihm wiederzufinden, sondern auch die Sprache der Hamburger mit großer Gewandtheit und in voller Reinheit behandelt zu sehen. Die Feder sträubt sich bei dem Worte „Reinheit"; wir bitten dasselbe nicht falsch auffassen zu wollen. Im Verhältniß zu dem niedersächsischen Dialekt, den die nördlichsten Plattdeutschen reden und dem auch das Hamburgische ursprünglich angehört, ist die Volkssprache dieser Weltstadt für den Fremden anfänglich ein entsetzliches Kauderwelsch. Das Plattdeutsche ist überall nur auf dem Lande in seiner Reinheit erhalten, in den Städten hat es allgemein unter dem Einflusse des Hochdeutschen gewaltig gelitten. In Hamburg hat nun aber auch der große Weltverkehr, der Umgang mit Leuten aller Nationen, der Zusammenfluß von Plattdeutschen aus allen Gegenden Norddeutschlands, die in Hamburg einwandern und ihren heimischen Dialekt mitbringen, endlich die große Menge von Israeliten, welche ihr Jüdisch-Deutsch sprechen, in dem Grade seinen Einfluß geäußert, daß eigentlich von Plattdeutsch nur bedingungsweise die Rede sein kann. Davon gibt auch das vorliegende Buch den Beweis. Es ließen sich auf jeder Seite Wörter finden, die ursprünglich hochdeutsch sind und nur durch die entsprechende Lautverschiebung eine Klangfärbung erhalten haben, welche einen Augenblick über den Ursprung der Wörter täuschen kann. Ein echtes hamburger Kind freilich, das bei allem Verkehr mit der Welt dennoch merkwürdigerweise bis an sein Ende mitten im specifisch hamburgischen Wesen stecken bleibt, möchte es sich nicht einreden lassen, in seiner Sprache ein Gemisch von allem Möglichen, nur beileibe kein reines Plattdeutsch erkennen zu müssen.

An den Dichter Hamburgs reihen wir füglich am besten eine Dichterin der Schwesterstadt Bremen, obgleich die Verfasserin von „Plattdeutsche Gedichte in bremischer Mundart", Marie Mindermann (Nr. 9), nicht in dem speciellen Sinne vaterstädtische Dichterin ist wie Schirmer. Sie ist vielmehr bei Klaus Groth in die Schule gegangen, dessen „Quickborn" anerkanntermaßen auch kein Anrecht auf den Namen ditmarscher Gedichte hat. Der Mangel an landschaftlicher Färbung ist aber bei Schriften, welche in einer Volksmundart verfaßt sind, gefährlich. Die Klippe liegt so nahe, daß der Dichter nur in der Form volksthümlich bleibt, nach Gedanken und Inhalt aber in das Gebiet der Sprache der Bildung hinübergreift, und manche unter den plattdeutschen Schriftstellern haben sich vor dieser Klippe nicht gehütet. Von einzelnen Gedichten der Mindermann kann man auch sagen, daß sie hochdeutsch gedacht und nur ins Plattdeutsche übertragen, daß die Empfindung in ihnen durchaus nicht naiv, sondern ein Resultat der Bildung ist; von der größern Menge der Gedichte aber dürfen wir mit Recht behaupten, daß uns aus ihnen ein echt unverdorben plattdeutsches Herz entgegentritt und uns ganz für sich eingenommen hat. Vorzüglich sind die Lieder der Erinnerung an die Jugend voll inniger, aber resignirter Wehmuth; jede Jahreszeit gemahnt die Dichterin an die glücklich verlebte Jugendzeit, die jetzt für immer entschwunden hinter ihr liegt. Die Gedanken sind zwar nicht neu, aber wenn sie nur wahr und gesund in einem kleidsamen Gewande geboten werden, so wirken sie dennoch erfrischend. Auch die Erzählungen und Sagen verdienen durch interessanten Stoff und gute Behandlung unsere Anerkennung, nur müssen wir abermals, wie schon früher einmal bei einem andern Schriftsteller, protestiren gegen die Verwendung des reimlosen fünffüßigen Jambus für die plattdeutsche Erzählung, wie gegen die fremdländischen Versmaße überhaupt. Das volksthümliche Colorit geht dadurch total verloren und kann auf keine Weise ersetzt werden, sei auch die Sprache noch so correct und gewandt behandelt, wie das allerdings in der vorliegenden Sammlung der Fall ist. Angehängt ist ein dankenswerther Beitrag zur Sammlung sämmtlicher plattdeutscher Volkslieder, Sprüche und Sprichwörter, wozu übrigens Nr. 10 und 11 ein noch weit reichhaltigeres Material herbeitragen. Es bieten uns solches, zwar zunächst in Form und Sprache, wie sie in und bei Bremen üblich, aber doch auch dem Inhalte nach überall im plattdeutschen Lande, wenn auch hier und da in etwas abweichender Fassung erscheinen, zuvörderst die „Wiegenlieder, Ammenreime und Kinderstubenscherze" (Nr. 10), mit sauber ausgeführten, meist recht gelungenen Illustrationen, eine Sammlung, die sofort bei ihrem Erscheinen das allgemeinste Interesse erregte. Die Schrift „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten", von Karl Eichwald (Nr. 11), enthält nicht weniger als 2096 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, von denen freilich manche wegen ihrer lokalen Beziehung einer Erklärung bedürfen, die wir gern daneben gesehen, aber unmöglich in allen Fällen dem fleißigen Sammler zumuthen möchten.

Eine Erklärung oder Umschreibung von Sprichwörtern hat sich der Verfasser von „Der Altmärker", Fritz Schwerin (Nr. 12), zur Aufgabe gestellt, der freilich gar zu oft in den salbadernden moralisirenden Predigerton verfällt. Weit gefälliger, zum Theil meisterhaft hingegen ist die Darstellung und Nachahmung der Vögelstimmen in dem angehängten „Vöggel-Sprook un Snack"

und wenn wir auch bisweilen lächeln müssen über die Auslegung des Vogelgezwitschers, so ist sie doch immer pikant, originell und, wir dürfen es sagen, geistreich. Es ist daher sehr erwünscht, daß der Verfasser diesen Anhang als Büchelchen von 28 Seiten besonders hat drucken lassen, welches wir unter Nr. 13 verzeichnet haben und den Freunden der plattdeutschen Literatur angelegentlichst empfehlen.

„Dietrich un Meta, oder: Wo de Weierbarg herkummt", von J. D. Plate (Nr. 14), ist ein Epos romantisch=sagenhaften Inhalts, das sich mit Recht den allgemeinsten Beifall erwerben würde, wenn die Form einigermaßen dem hübschen Stoffe angemessen wäre. So aber, schlecht erzählt und in ungeheuerliche Hexameter gebracht, deren fast jeder darauf hinausgeht, die Sprachwerkzeuge zu zerreißen oder zu zerquetschen und in denen der niederdeutschen Sprache in unverzeihlicher Weise Gewalt angethan wird, muß es jeden Leser nach Durchlesung einiger Seiten abspannen und ihm jeden Genuß verleiden. Dem Verse zu Liebe sind überall die schwerfälligsten Inversionen angewendet worden, wie sie die plattdeutsche Sprache, die gerade in der Wortfügung keine Abweichungen duldet, nie und nimmer gestatten kann. Als Probe geben wir folgende Zeilen:

— de eben se slacht harren.
Jüm in'n Hals; se worr'n döstig und dwilsch darvan as van Brannwin.
– dat Annern nich pedden se Hacken un Töhn'n twei.

Oder gar:

Streck, stiew, strew, stöhn; deep drück dal do de Dracht dör den Duppen.

Zu den Wort= und Silbenumstellungen, von denen auch das erste und dritte Beispiel als Belege dienen, gehört auch die Versetzung des „to" vor dem Infinitiv, wie in „to upsehn" statt „uptosehn". Wir bedauern aufrichtig, daß der Verfasser nicht lieber seinen Stoff in hochdeutscher Sprache bearbeitet hat, für welche er sich überhaupt weit besser geeignet. Sicherlich würde er sich dann einen großen Leserkreis gewonnen haben, auf den er sich nun keine Rechnung machen darf.

Der Verfasser von „Lütt plattdütsch Gedichte", A. C. F. Krohn (Nr. 15), hätte wahrlich nicht nöthig gehabt, auf dem Titelblatte seinem Namen das Prädicat „Lehrer" beizufügen. Seine Gedichte enthalten Schulmeisterpoesie vom reinsten Wasser und gehören zu denen, von welchen wir in der Einleitung sprachen, die man so erbärmlich eben nur in der plattdeutschen Sprache antrifft. Hochdeutsch findet man sie so gottlob bisher höchstens nur in Traktätchen des Rauhen Hauses, oder unter den „Vier neuen Liedern", wie sie auf Jahrmärkten feilgeboten werden. Charakterisiren lassen die Gedichte sich nicht, sie haben eben keinen Charakter. Ein einziges unter allen: „Lütt Vägel in'n Winter", möchte genießbar genannt werden können.

Viel Aufhebens kann man in der That auch von „Lustig un Trurig, as't jerer hewn will" von Berling (Nr. 16) nicht machen, obgleich der Verfasser „Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften" ist und, wenn wir nicht irren, vor dem Erscheinen des Buchs durch Prospecte zur Subscription einlud, wodurch er auf sein Buch als etwas besonders Hervorragendes die Erwartung spannte. Zum Theil sind die Gedichte rein hochdeutsch empfunden und nicht einmal geschickt ins Plattdeutsche übertragen, fast alle aber gedankenarm und so nüchtern, daß es einem beim Lesen nicht warm, nein frostig wird. Wo aber Gedanken sich vorfinden, da sind sie im höchsten Grade trivial und in jeder Stammbuchverssammlung, aber auch in besserer Form, wiederzufinden. Wir brauchen wol nur auf „Frühjoahrs=Tauversigt" hinzuweisen, nach dessen Durchsicht kaum ein Leser mehr Lust zu dem Uebrigen verspüren möchte. Auch unter den erzählenden Gedichten ist kaum eins originell, und wenn von einer Seite „De Waternix" als eine herrliche Romanze hervorgehoben worden, so muß man Goethe's „Fischer" vergessen haben, von dem jenes Gedicht eine verballhornisirte Uebersetzung ist:

De See is deip — de See is blank,
En Fischer kikt daorin u. s. w.

Weit besser sind die „Schwänke und Gedichte" von Grimme (Nr. 17), interessant besonders durch den Dialekt, in welchem sie verfaßt sind. Die sauerländische Mundart steht schon sehr auf der Grenze des Plattdeutschen und hat unter dem Einflusse des Hochdeutschen stark gelitten, so unter anderm wieder eine Declination angenommen, wie die plattdeutsche Sprache sie sonst nicht mehr kennt (de Mann, des Mannes, dem Manne, den Mann). Unter den einzelnen Abschnitten des Buchs haben uns die in prosaischer Form vorzugsweise gefallen; sie sind nicht ohne Humor und munter und frisch in der Darstellung, was den Gedichten nicht immer nachzurühmen ist. Die Einleitung, Sprachliches betreffend, ist eine dankenswerthe Zugabe des Buchs.

---

18. Derr ohle Mansfäller, wie ä leibet un läbet. Dichtungen in mansfelder Mundart. Von F. Giebelhausen und F. G. Tauer. Eisleben, Reichardt. 1859. 8. 15 Ngr.
19. Blömings un Blomen ut frömden Gorden. Oewerdragen von Eduard Hobein. Berlin, Schotte u. Comp. 1861. 16. 25 Ngr.
20. Album plattdeutscher Gedichte. Herausgegeben von Hermann Eschenhagen. Berlin, Schotte u. Comp. 1860. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von diesen für heute zuletzt zu besprechenden Büchern enthalten Nr. 19 und 20 albumartige Sammlungen von Gedichten und müssen als solche abgesondert betrachtet werden; Nr. 18 hingegen: „Derr ohle Mansfäller, wie ä leibet un läbet" von F. Giebelhausen und F. G. Tauer, enthält wie die eben besprochenen Bücher Originalgedichte, und so könnte es scheinen, als wenn das Buch bereits in die vorige Reihe hineingehörte; aber wir trugen Scheu es dahin zu stellen, weil der Dialekt, in welchem es geschrieben, nicht mehr eigentliches Plattdeutsch ist. Anfangs glaubten wir davon gar nicht Notiz nehmen zu dürfen, denn der mansfelder Dialekt hat mit dem Plattdeutschen nur sehr wenig mehr gemein, aber Wörter wie

„ole“ (alt), „veele“ (viele), „man“ (nur) deuteten zu sehr auf plattdeutschen Ursprung, als daß wir das Buch von unserer Besprechung hätten ausschließen können. Dazu aber hatte ein rascher Blick in dasselbe unsere Neugier so sehr erregt, daß wir es wagten, das Buch hier anzureihen, zumal wir nicht wußten, unter welche Rubrik dasselbe sonst zu bringen sei. Freilich war der eigentliche Inhalt des Buchs für uns durchaus langweilig; lauter Gelegenheitsgedichte lesen — denn nur aus solchen besteht die ganze Sammlung —, wer mag das, besonders wenn sie so langweilig sind, wie in der vorliegenden Sammlung? Aber von großem Interesse war uns die Einleitung, welche uns über das Sprachliche des Buchs Auskunft zu geben versprach. Und diese Einleitung ist im höchsten Grade lesenswerth, nicht etwa wegen der Belehrung, welche man aus ihr erhält, sondern der wirklich überraschenden Naivetät halber, mit der der Verfasser der Einleitung (G. T. unterzeichnet) die Leser zu mysticiren glaubt, sodaß wir nach Durchlesung des sprachlichen Theils starr und stumm uns fragten: Meint der Verfasser das im Ernst, oder will der Schalk sich über uns lustig machen? Hat die übergroße Liebe zur Muttersprache ihn gegen ihre Fehler und Mängel blind gemacht, ihn alles natürlichen Geschmacks total beraubt, oder gehört er zu den „Hochdeutschen“, die, über den niedrigen Volksdialekt die Nase rümpfend, in sarkastischer Weise dieselbe verhöhnen? Wir gestehen, noch jetzt diese Fragen nicht ganz sicher beantworten zu können. Man höre! Nachdem G. T. seine Muttersprache auf alle mögliche Weise ausgezeichnet und von „genialer Formbildung und Wortfügung“ geredet, unternimmt er es, die „schönsten und besondersten Eigenthümlichkeiten“ des mansfelder Dialekts aufzuzählen, die sämmtlich von höchst zweifelhafter Schönheit, größtentheils aber geradezu recht garstig sind. Unter den „schönsten“ Eigenthümlichkeiten ist z. B. Nr. 1, daß der Mansfelder statt „mir“ und „dir“ stets „mich“ und „dich“ (wir glaubten bisher, nicht Formmangel, sondern Formfülle erhöhe die Schönheit einer Sprache), statt „wir“ „mir“ oder „m'r“, statt „er“ entweder „ä“ oder „he“ sagt. Nr. 2: der mansfelder Dialekt unterscheidet nicht d und t, b und p, i und ü, e und ö, äu und eu, ei und ai, sodaß Stecke und Stöcke, Birne und Pirne (Pirna), der und Theer, Lieder und Güter (also L und G lauten auch gleich?) dem echten mansfelder Ohre ganz gleich klingen. Allerdings, eine ganz rare und absonderliche Schönheit diese Vermischung und Verwischung der verschiedenen Laute! Während aber hier eine solche Vermengung gelobt wird, wird im Gegensatze dazu in der Anmerkung zu Nr. 4 wieder als ein Vorzug hervorgehoben, daß der Mansfelder weiß (candidus) und weiß (scio) unterscheide. Da nenne uns einer den Maßstab für die Schönheit einer Sprache! Wir hatten ferner immer gelesen und gelernt, daß die öftere Wiederkehr und Anhäufung des schwächlichen E-Lautes eine Sprache unmelodisch mache, daß gerade durch die Abschwächung der vollern Vocallaute in e die neuhochdeutsche Sprache gegenüber der althochdeutschen an Wohllaut soviel eingebüßt habe; G. T. rühmt von seiner Muttersprache, das Anhängen eines e am Ende eines Wortes oder das Einschieben in der Mitte „mache die Sprache wundersam melodisch und erzeuge wahrhaft italienische Klänge“, z. B. Theere (Thür), uffen Boddene (auf dem Boden), varren Fänstere (vor dem Fenster)! Wir könnten noch manches Curiose aus der Einleitung mittheilen, z. B. daß der Verfasser das Wort „fake“ (oft), welches ein allen plattdeutschen Dialekten eigenes, allgemein gebräuchliches Wort ist, als „eigensten Edelstein des mansfelder Sprachschatzes“ anführt, wir haben aber dem Buche schon zu viel Platz eingeräumt und müssen jetzt noch schließlich kurz von den beiden letzten Nummern reden.

„Blömings un Blomen“ von Hobein (Nr. 19) bietet uns eine Anzahl von Gedichten, welche ins Plattdeutsche übertragen worden. Im ganzen möchte man darin ein Armuthszeugniß erkennen bei einer Literatur, die erst eben wieder zu leben angefangen, dennoch läßt man sich eine solche Uebersetzung schon gefallen, solange der Verfasser seine Wahl auf Gedichte in andern Volksdialekten beschränkt (wie wir das schon oben beim „Plattdeutschen Hebel“ von J. Meyer bemerkten); sehr gewagt aber will es uns erscheinen, wenn der Uebersetzer auch zu Gedichten der modernen hochdeutschen Literatur greift, wie es Hobein gethan. Wir finden hier Lieder von Goethe, Arndt, Chamisso, und die „Handwerksburschenlieder“ und „Die schöne Müllerin“ von W. Müller plattdeutsch wiedergegeben.

Das „Album plattdeutscher Gedichte“ von Eschenhagen (Nr. 20) enthält eine wirklich recht reichhaltige Sammlung der besten Gedichte, welche die plattdeutsche Literatur von Babst und Bornemann bis auf die neueste Zeit hervorgebracht hat, und dürfen wir das nebenher auch sehr sauber ausgestattete Buch denen empfehlen, welche es nicht vorziehen, sich die Werke der Dichter selber anzuschaffen. Auch die Anordnung der Sammlung hat unsern Beifall; wo verschiedener Dialekt vertreten ist, müssen die demselben Dialekt angehörigen Gedichte zusammengestellt werden. Unbegreiflich aber ist es uns, wie der Sammler auf den Einfall gekommen, Sophie Dethleffs zu einer Mecklenburgerin zu machen (sie stammt aus Ditmarschen) und dieser Idee zu Liebe ihre berühmte „Fahrt na de Isenbahn“ aus dem holsteinischen in den mecklenburger Dialekt zu übertragen! Referent hat das Einleitungsgedicht hergeben müssen, mit dem er den ersten Jahrgang seines plattdeutschen Kalenders eröffnete, wie denn überhaupt die Mitarbeiter an dem Kalender ihre Gedichte fast sämmtlich haben beisteuern müssen. Herr Eschenhagen versteht es meisterhaft, andere Bücher zu benutzen! Schon früher hat der Herausgeber d. Bl. die kleine Broschüre von Eschenhagen „Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung“ besprochen und bei der Gelegenheit nachgewiesen, wie Eschenhagen ganze Partien aus andern Schriften oder Aufsätzen ohne Angabe der Entlehnung, also als sein scheinbares Eigenthum habe drucken lassen. Es wurde zugleich vermuthet, daß vielleicht

auch manche Stellen aus unsern frühern Referaten in d. Bl. abgeschrieben wären, und wir wollen hier die Gelegenheit benutzen, diese Vermuthung zu bestätigen. Aus unsern beiden frühern Artikeln sind ganze Beurtheilungen der Dichter wörtlich entlehnt (im ganzen gegen 10 Seiten und die Schrift hat überhaupt nur 64), gleichfalls ohne irgendeine Andeutung eines Citats, außerdem aber auch bedeutende Stücke aus Marahrens' Grammatik und andern Büchern, sodaß wir behaupten möchten, es gehöre dem Verfasser nichts weiter als die Verbindung der einzelnen Plagiate zu einem Ganzen!

Wir brechen hier ab und legen die übrigen noch vor uns liegenden Bücher für einen spätern Artikel zurück, in welchem wir auch mehrere grammatische Schriften (von Marahrens und Wiggers), sowie eine polemische Schrift „Die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel" eingehend zu besprechen die Absicht haben.

Friedrich Dörr.

Zwei deutsche Componisten.

1. Franz Schubert. Eine biographische Skizze von Heinrich von Kreißle. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1861. 8. 20 Ngr.

Das Leben des genialen Schubert, der leider nur das zweiunddreißigste Jahr erreichte, hat in seinem äußerlichen Gange nichts Auffallendes gehabt und der Biograph stets da eine schwierige Aufgabe, wo inneres und äußeres Leben in so großem Abstande und fast beziehungslos zueinander verlaufen. Der Verfasser vorliegender Skizze kann daher wol auf den Dank der Musiker, schwerlich aber auf den eines größern Publikums rechnen. Wir geben in Kürze einen Auszug der Skizze. Als Franz Peter Schubert den 31. Januar 1797 geboren wurde, war sein späteres großes Vorbild, Beethoven, der aber nur in seiner letzten Krankheit erst Notiz von seinem Jünger nahm, 26 Jahre alt, und als Beethoven den 26. März 1827 starb, nachdem er noch in der letzten Zeit seiner Krankheit Schubert's Lieder kennen gelernt und ihm „einen göttlichen Funken" anerkennend zugestanden hatte, war auch schon Schubert's Leben, der nie in nähere Berührung zu Beethoven trat, beinahe erfüllt, da er dem sechsundfünfzigjährigen Meister am 19. November 1828 als einunddreißigjähriger Mann folgte. Auf dem Währinger Kirchhof trennen ihn nur drei Gräber (die zweier O'Donnel's und das Familiengrab der von Schlechta-Hardtmuth) von der Ruhestätte Beethoven's.*) Schubert's Vater war Lehrer in der Pfarre zu den Vierzehn Nothhelfern in der Vorstadt Lichtenthal zu Wien und mit einer zahlreichen Familie von 19 Kindern gesegnet, von denen aber nur neun heranwuchsen. Durch nichts als durch die Beschränkung ist die Kinderzeit im älterlichen Hause ausgezeichnet. Der Vater gab den Söhnen Musikunterricht; Franz lernte Geige und Klavier mit spielender Leichtigkeit; sein Lehrer im Generalbaß fand, daß er mit seinen theoretischen Auseinandersetzungen meist zu spät kam, der Zögling befolgte die Regeln nach einem in ihm geschriebenen Gesetze, fast instinctmäßig. Seine schöne Stimme und sonstige bedeutende Anlage, die Salieri und Eibler prüften, machten ihn mit elf Jahren zum Sängerknaben der kaiserlichen Hofkapelle und zum Zögling des Convicts in Wien. Das kleine Orchester der Convictknaben hatte tägliche Uebungen, Schubert wurde bald Vorgeiger. Eine rosige Existenz hatten diese Knaben nicht; unter andern Uebelständen sei erwähnt, daß man nach einem mittelmäßigen Mittagsmahle 8½ Stunde auf ein armseliges Nachtmahl warten mußte, wie dies die Convictordnung mit sich brachte und Schubert in Briefen an seinen Bruder beklagt. Durch sein erstes Lied „Hagar's Klage" wurde er Salieri so werth, daß dieser für genauern Unterricht des talentvollen elfjährigen Knaben sorgte. Der Hoforganist Ruziczka, sein Lehrer, urtheilte aber sehr bald auch hier wie sein erster Lehrmeister im Generalbaß, indem er meinte, „Schubert habe es vom lieben Gott gelernt". Im Jahre 1818 verließ Schubert das Convict und trat, um nicht der Militärpflicht nachkommen zu müssen, bei seinem Vater als Hülfslehrer in Dienste: ein Pegasus im Joche. Compositionen waren bisjetzt schon in großer Menge vorhanden: Lieder, Streichquartette, von Vater und Söhnen ausgeführt, Kammermusik und anderes. Lange Zeit trug aber seine stets mit Musik erfüllte Phantasie das Joch eines Schulmeisters nicht, mit 1814 scheint er sich, ohne feste Aussicht fürs Leben, blos dem unsichern Stande eines gar nicht oder schlecht bezahlten Componisten hingegeben zu haben.

Vereint mit einem geistvollen poetischen Freunde, Johann Mayrhofer (er setzte dessen Lieder in Musik), begann Schubert wol ein echt geniales Künstlerleben, in dessen Chaos die besorgte Wirthin (die Tabackhändlerin Sans-Souci — omen in nomine) trotz aller erdenklichen Mühe keine Ordnung zu bringen vermochte. Mayrhofer schreibt selbst: „Die Decke ziemlich gesenkt, das Licht von einem gegenüberstehenden Gebäude beschränkt, ein überspieltes Klavier, ein schmales Bücherbret, so war der Raum, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht entschwinden wird." Schon waren Schubert's Lieder Musikkennern nicht mehr unbekannt, seitdem aber der vielbewunderte Hofopernsänger Vogl (Johann Michael Vogl, geboren 1768, gestorben 1840) Schubert's näherer Freund wurde, traten auch Schubert's Lieder plötzlich dem größern Publikum nahe und Schubert selbst wurde ein gefeierter Künstler. Höhere Kreise, denen Schubert zeitweise, aber nie gern auf längere Zeit angehörte, öffneten sich ihm. Im Jahre 1818 lebte er auf dem Gute Zeléz des Grafen Joseph Esterhazy in Ungarn. Hier schrieb er sein ungarisches Divertissement. Die junge Gräfin wurde die einzige Schülerin Schubert's, die ihm Freude machte und zu der ihn wol Musik und Neigung hinzogen. Hier war es auch, wo er in einem Herrn von Schönstein einen beliebten Tenor für seine Lieder gewann. Der berühmte „Erlkönig", der indessen, nach unserm heutigen Geschmack, wol schwerlich eine dem Goethe'schen Liede entsprechende Composition genannt werden darf, ist seit 1821 durch Vogl bekannt geworden. Andere Freunde von Bedeutung fand Schubert im Hause des Matthäus von Collin (er war Erzieher des Herzogs von Reichsstadt), unter andern J. F. Mosel, den Philologen Hammer-Purgstall, den Grafen Moritz Dietrichstein, die Dichterin Karoline Pichler und den als Dichter geachteten Patriarchen L. Pyrker. Mit K. M. von Weber, der 1823 nach Wien seiner „Euryanthe" wegen kam, die Schubert dem „Freischütz" nachsetzte, wollte sich kein rechtes Verhältniß bilden, wenigstens ließ Weber die Oper „Alfonso und Estrella", die ihm Schubert mit nach Berlin gab, unaufgeführt liegen. Ein Freund der Natur wanderte Schubert mit seinem Freunde Vogl öfter in die Berge nach Baiern (Schubert ist sonst nie weit von seiner Heimat fortgekommen) und die Briefe aus dieser Zeit an die Seinigen zeugen für sein einfaches, gemüthvolles Wesen, das eigentlich nur in der Welt seiner Ideen lebte, nicht ohne einen Zug von Melancholie an sich zu haben. Hierfür zwei Stellen aus Briefen von ihm an seinen Bruder und an seine Aeltern. Letztern schreibt er in Bezug auf einen den Tod fürchtenden Bruder: „Er wird gewiß schon siebenundsiebzigmal krank gewesen sein und neunmal sterben zu müssen geglaubt haben, als wenn das Sterben das Schlimmste wäre, was uns Menschen begegnen könnte. Könnte er nur einmal diese (Salzburg) göttlichen Berge und Seen schauen, deren Anblick uns zu erdrücken und zu verschlingen droht, er würde das winzige Menschenleben nicht so sehr lieben, als daß er es nicht für ein großes Glück halten sollte, der unbegreiflichen Kraft der Erde zu neuem Leben wieder

*) Am 14. November 1825 starb auch Jean Paul, den Schubert hoch verehrte und der wiederum in seiner Blindheit oft einen süßen Trost aus Schubert's Liedern empfing.

anvertraut zu werden." In einem Briefe an seinen Bruder findet sich folgende Stelle über eine Schlucht, die Baiern und Tiroler zu gegenseitigem heimtückischen Mord benutzt hatten und welche Stelle durch Kapelle und Kreuz geschmückt worden war: „Du herrlicher Christus! Zu wie viel Schandthaten mußt du dein Bild herleihen. Du selbst, das gräßlichste Denkmal der menschlichen Verworfenheit, da stellen sie dein Bild auf, als wollten sie sagen: Seht! die vollendetste Schöpfung des großen Gottes haben wir mit frechen Füßen zertreten, sollte es uns etwa Mühe kosten, das übrige Ungeziefer, genannt Menschen, mit leichtem Herzen zu vernichten?"

Gerade aber um sich gegen den Vorwurf des Trübsinns seiner Familie gegenüber zu rechtfertigen, trifft man auch auf Stellen, die einen kindlichen Humor zeigen, der so oft wahren Musikern eigen zu sein pflegt. Der bekannte Liedercyklus, „Die Winterreise", die jenen Zug von Melancholie sicher an sich trägt, stammt aus dem Jahr 1827. Das Jahre vorher hatte er sich umsonst um die Vice-Hofkapellmeisterstelle in Wien beworben, die Weigl erhielt, den er selbst für würdiger erklärte. Vom September 1828 an kränkelte er, und starb in Wien an einer Entzündung im Hause seines Bruders Ferdinand im November dieses Jahres. Seine Lebensweise ist oft getadelt worden, besonders da er ohne eigenen Hausstand mit seinen Freunden, zu denen er nie Musiker wählte (Lob und Tadel von Collegen war ihm gleich unerträglich), die Abende meist bei einem Glas Wein zubrachte. Allein gegen den Vorwurf des Trunkes rechtfertigt ihn allein schon die Menge seiner Schöpfungen, die nur ein rastloser Fleiß mit Benutzung aller freien Zeit hervorbringen konnte. Schubert's Werke, reich an herrlichen Gedanken, leiden öfters an dem Mangel einer abgerundeten Form; wenn Schubert diesen Mangel durch Feilen, freilich nicht ohne Mühen, hätte beseitigen wollen, so würde er eine Menge von musikalischen Trivialitäten mit beseitigt haben, die wir zu bedauern haben und denen es zugeschrieben werden muß, wenn seine Werke nie in den ersten Rang musikalischer Schöpfungen haben aufsteigen können und die gar vieles von ihm zu zeitig haben der Vergessenheit anheimfallen lassen. Schubert ist ein genialer aber nirgends zu voller Entfaltung gediehener Geist. Ueber sein Gemüth und seinen Charakter sprach sich sein Freund Mayrhofer mit folgenden Worten aus: „Die Natur liebte er und erbaute sich an ihr, wie alle guten Menschen. Er war ein zärtlicher Sohn, seinen Geschwistern in Anhänglichkeit und Liebe zugethan, den Freunden ein wahrhafter Freund, wohlwollend, großherzig, von allen, die ihm näher standen, geschätzt und geliebt; sein Privatleben war, wie es bei jedem echten Künstlergemüth der Fall ist, ehrenvoll und würdig." Der Verfasser fügt seiner Skizze eine kurze Besprechung der Werke Schubert's bei. Ein Liederverzeichniß gibt 505 an und soll nicht vollständig sein. Dann folgen seine Klaviercompositionen, Sonaten, Phantasien, Polonaisen, Märsche in bedeutender Anzahl. Unter den Orchesterwerken sind allein sieben Symphonien; die bekannte in C ist im Jahre 1828 vollendet, und sieben Ouvertüren. Seine Kammermusik enthält Quartette, Quintette, Trios, Duos, auch ein Octett, von denen die meisten erst seit den letzten Decennien bekannt geworden, andere noch so gut wie unbekannt sind. Seine Kirchenmusik, am wenigsten populär geworden, zählt einige Messen und kleinere Stücke, Offertorien und Gradnale. Opern und Singspiele endlich, die aber keinen Erfolg erringen konnten, führt der Verfasser acht auf und gibt auch den Verlauf der Handlung für die einzelnen Werke an. Selbst die enthusiastische Beurtheilung, die Schubert aus der Feder des ihm verwandten Robert Schumann erfahren hat, für letztern ein Zeugniß seiner edeln Natur, ist nicht im Stande gewesen, das Mangelhafte an Schubert's Werken, die er wie aus einem Füllhorn über uns ausgeschüttet hat, dem wirklich Werthvollen derselben gegenüber vergessen lassen zu können. Das Motto des Büchleins: „Er hat Töne für die feinsten Empfindungen, Gedanken, ja Begebenheiten, und so tausendfältig sich des Menschen Dichten und Trachten bricht, so vielfach seine Musik", Worte Schumann's, schließen den Zusatz nicht aus, daß Schubert es nie der Mühe werth gehalten hat, seinen Conceptionen den Stempel der Vollendung und Weihe aufzudrücken, und nur der Reichthum seines Geistes macht es erklärlich, daß seine Werke dennoch gefesselt haben und es zum Theil noch thun.

2. Karl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischem Manuscripte bearbeitet von Wilhelm Rintel. Berlin, Janke. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Enkel Zelter's hat die lobenswerthe Absicht gehabt, uns das urkräftige Bild seines Großvaters ins Gedächtniß zurückzuführen, und hat diese Absicht in vorliegendem Büchlein auf eine doppelte Weise zu erreichen gesucht, theils durch die Mittheilung einer bis zum Jahre 1800 gehenden Selbstbiographie Zelter's, theils durch Fortführung der Biographie bis 1832, dem Todesjahre desselben, die den zweiten Abschnitt des Buchs bildet und ein anschauliches Bild auch von der zweiten Hälfte des Zelter'schen Lebens gewährt. Mit großem Vergnügen wird man besonders den ersten Abschnitt, die autobiographischen Aufzeichnungen Zelter's lesen. Im Jahre 1806 schrieb Zelter als Gegenmittel gegen einen doppelten Schmerz, der seinen Geist beugte, diese Blätter nieder. Es war dies einmal der Kummer über den Verlust seiner zärtlich geliebten zweiten Frau. Wie tief dieser Schmerz ihn berührt, ist wol jedem in Erinnerung, der Zelter's Briefwechsel mit Goethe gelesen hat. Worte wie folgende sind bezeichnend und prägen sich für immer ein: „Ich habe eine Arbeit vorgenommen und kann nicht in Zug kommen, es will nicht gehen, überall nicht. Ich bin wie ein zerspaltener Baum. Die schöne Hälfte, die Sonnenseite ist mir abgetrennt und gegen diese wirkt nun alles an, was schmerzhaft ist. Die Freunde wollen mich aus dem Hause haben, mich von mir selbst entfernen; das will ich nicht. Ich kann nur durch mich selber wieder zum Ganzen kommen und ich werde überwinden.... Vor fünf Tagen ahnte ich noch kein Unglück, und ich kann sagen, es freut mich noch ein Kind und mein Dutzend wieder voll zu haben..... Sie glaubte wieder einen Sohn zu tragen, dieser sollte Felix heißen, und nun kommt mir das! Am Sonnabend, dem Tage vor ihrem Tode, war sie in die Kirche gegangen, die Probe meiner Musik zu hören. Ich sollte es nicht wissen und wie freute ich mich sie dort zu sehen. O mein Freund, warum haben Sie diese wohlthuende, mächtige süße Stimme nicht gehört? Aus ihrem Gesange ging ein Gefühl der Gesundheit in das unbesorgte Ohr, wofür ich nur den einen Ausdruck kenne, den sie mit in das Grab genommen hat. Das reine Herz strömte wie eine frische stärkende Luft aus ihrem Munde, rührend erleichternd. Wenn sie auf der Akademie im Chor sang, konnte ich ihre sanfte erquickende Stimme unter 150 erkennen, ohne daß sie sich angreifen durfte."*) Der andere Schmerz, der auf dem kräftigen Manne damals lastete, war der um sein Vaterland, „das von langgewohnter Ehre herabgesetzt, sich unter der Prüfungshand beugte, die es verkannte", und die ihm selbst den Feind ins Trauerhaus gelegt hatte. Zelter schrieb gegen diesen doppelten Feind die vorliegenden Erinnerungen aus seinem frühern Leben (äußerlich schon früher angeregt durch die Herzogin Amalie, die sich bereits 1802 von ihm hatte berichten lassen und meinte, daß das Papier überhaupt nur erfunden sei, damit jedermann sein Leben recapitulire), und wir müssen dem Zufall dankbar sein, der den Enkel in der Bodenkammer eines pommerschen Gutes vor einigen Jahren die Blätter aus Zelter's Jugend und erstem Mannesalter hat auffinden lassen. Sie schließen ab mit dem Tode von Fasch, dessen Nachfolger Zelter, als Führer der berliner Singakademie, im Jahre 1800 wurde, und beginnen mit seiner Geburt, die am 11. December 1758 in Berlin erfolgte. Wir müssen es dem schweren Drucke, der zu Anfang dieses Jahrhunderts auf ihm lag, zuschreiben, wenn der Ton, den der Erzähler seines eigenen Lebens anschlägt, mit dem schmerzlichen Gefühle, dessen ergreifende wörtliche Fassung wir oben angaben, etwas gar zu grell contrastirt. Man glaubt es

*) So Zelter an Goethe über den Tod seiner Frau.

einem der besten Romane älterer Zeit zu lesen, so lebensfrisch sind Menschen und Verhältnisse gezeichnet. Ueberall eine derbe, aber kerngesunde Natur. Der Architekt und Musiker gehen immer hart nebeneinander, aber auch immer gleich energisch, wenn er z. B. von einer kalt werdenden geliebten Jeanette Rechenschaft fordernd, leidenschaftlich erregt in deren Zimmer einen eisernen Nagel mit einem fast Berlichingenschen Faustschlag durchs Fensterbret treibt, oft wieder mit einem leichten Humor die bedenklichsten Geschichten berichtet, wie die unschuldige Nacht bei der schönen Marie Eichner oder gar die Geschichte seiner ersten Heirath. Referent entsinnt sich zwar noch deutlich der Nacht, in der er als Student mit einem Freunde auf demselben Lager das erste mal Goethe's „Wahlverwandtschaften" las, allein Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" mit einem liebenswürdigen, schönen Mädchen unter Einer Decke in später Nacht lesen und dann gar sanft mit ihr entschlafen, wenn auch in Gegenwart von Mutter und Dienerin der Geliebten, ist mindestens ebenso bedenklich als lieblich.

Zelter's erste Frau war eine junge anmuthige Witwe; sie war die Tochter eines königlichen Försters, Kappel, der 1761 als Jäger Friedrich den Großen aus der Gefahr gerettet hatte, von dem Baron von Warkotsch an die Oesterreicher ausgeliefert zu werden. Man glaubt in einem Lustspiel mitten drin zu sein; drei Freier um eine schöne junge Witwe. Wir geben Zelter's Worte. Ein Freier war ein langer hagerer Uhrmacher: „Sein langer Körper sah aus, wie ein Bündel senkrecht aufgestellter Latten, kaum eine Ecke, eine Muskel stand hervor; dabei hatte er ein kreideweißes Gesicht, trug eine Perrüke von der nämlichen Farbe, einen gelbgrünen Rock, lederne Beinkleider und schwarze wollene Strümpfe. Der andere war ein junger Bauconducteur, plauderte unaufhaltsam fades Gewäsch und selbst wenn er schwieg war ich in Sorge, weil er beständig den Mund offen hielt." Die Scenen sind an Komik den Figuren ganz gleich. Zelter's zweite Frau aber war die jüngste Tochter des Geheimen Finanzraths Pappritz. Julie Karoline Auguste Zelter, geborene Pappritz, geboren 1767, war 1791 schon unter Fasch die größte Zierde der berliner Singakademie. Sie sang anfänglich Alt, dann Sopran. Auf sie gehen die obigen innigen Worte. Bei Gelegenheit der Erwähnung seiner ersten Heirath sagt Zelter: „Meine Mutter hatte ihre Freude an dem sanften Wesen der jungen Frau und sagte mir: «Solch eine Schwiegertochter möcht' ich wol um mich haben.» Um ihr eine Freundin und Vertraute zu geben, heirathete ich sie, die ich liebte, weil sie von meiner Mutter geliebt wurde, und als meine Mutter die Welt verließ (1803), war ich schon zum zweiten mal verheirathet und hatte ein rundes Dutzend gesunder Kinder." Die erste so eigenthümlich geheirathete Frau hatte ihm die Baukunst zugeführt, denn er hatte ihr Haus herstellen müssen; die zweite, wol edlere, verband ihm die Musik. Wir sagten oben, Maurer und Musiker seien immer Hand in Hand gegangen; wir führen eine Stelle als Beleg an: „Völlig unausstehlich und gemein aber war mir das Verderben der Hände und Füße durch das ewige Wühlen und Treiben unter Schutt und Steinen, Kalk und lauter ätzenden Sachen, die mich um so empfindlicher angingen, wenn nasse Witterung oder Kälte die Gliedmaßen steif machten. Unter solchen Umständen waren mir denn Arbeiten, welche dem Körper große Bewegung gaben, die liebsten. Wenn es etwas zu graben, zu laufen, zu schleppen gab, war ich gern dabei, und wohin keiner wollte, bot ich mich an. Indessen ward ich bald gewahr, daß meine Mitarbeiter in solchen Fällen darauf rechneten, mir aufzutragen, was sie nicht gern thun wollten, und da ließ ich mich denn weniger willig finden und hatte oft die tödlichste Langeweile, wenn ich bedachte, wie viel lieber und besser ich mich bei der Musik als beim Maurer ausnehmen müsse. Ich fühlte hier recht tief und schmerzhaft das Glück derjenigen, welche mit einem Talent unter begünstigenden Umständen in die Welt treten. Wäre mein Vater ein Tonkünstler oder ich mit einem Talente zur Architektur begabt gewesen, so hätte meinem Glück bei so trefflichen Aeltern nichts gefehlt, da ich hingegen ein so trauriges Leben führte. Unter meinen Mitschülern im Gymnasio oder beim Stadtpfeifer war ich munter aufgelegt zu freien Ausbrüchen des Geistes; hier unter diesen Leuten war ich traurig, ohne Leben, Witz, Heiterkeit. Oft habe ich zu Gott gebetet, daß er mir mein musikalisches Talent in ein architektonisches verwandeln möchte, um meinem geliebten Vater frei und fröhlich unter die Augen treten zu können; zuletzt glaubte ich, es müsse so sein und ergab mich, bis dann wieder einmal eine allmächtige Liebe zur Musik mich packte und alles gewaltsam auseinander riß, was die Resignation mühsam erbaut hatte." So schreibt Zelter von seiner Lehrzeit als Maurerlehrling. Geselle wurde er den 10. Februar 1777. Versuche im Componiren laufen neben der Maurerarbeit schon frühe nebenher. Er lief womöglich in alle Concerte, spielte Geige, Bratsche, blies Flöte und hatte bald am Theater sich einen Platz als aushelfender Musikfreund gesichert. Eine Cantate zur Einweihung einer Orgel in Berlin, zu der sich Zelter geradezu aufgedrungen hatte, war das erstere größere Stück von ihm, das aufgeführt wurde, ohne daß er gründlichen Unterricht im Generalbaß gehabt hatte. Fasch wurde dann später sein Lehrer und Freund. Das Sonderbarste war, daß der eigene Vater erst aus der Zeitung merkte, daß sein Sohn Musik so eifrig trieb. Der Vater bestand auch auf dem Maurermeister. Zelter machte die Zeichnung zu einem Palaste und mußte dann noch ein Haus in natura bauen, an dem ein Eckpfeiler, ein Rauchfang und ein Kreuzgewölbe von seinen Händen gemauert sein mußten. Zelter war jetzt 25 Jahre alt, voller Ungeduld nach Italien und immer hemmten ihn solche Umstände an seinem musikalischen Fortkommen; dabei lief der energische Jüngling zu Fuße monatelang Freitags nach Potsdam zu Fasch in die Generalbaßlection; Fasch wußte nicht, daß sein Schüler die Reise hin und her zu Fuße in einem Tage vollbrachte und abends wieder auf seinem Baue war; als er es merkte, wollte er von einem so opferfähigen Schüler keine Bezahlung für seinen Unterricht annehmen. Eine Trauercantate auf den Tod Friedrich's des Großen, öffentlich 1786 mit Beifall aufgeführt, stimmte auch den Vater um. Im Jahr 1787 starb Zelter's Vater, dessen zahlreiche Kundschaft der Sohn hätte übernehmen können. Allein es wog doch die Musik über, namentlich seit dem 1789 sich die Singakademie zusammengefunden hatte, mit deren Geschichte Zelter's ferneres Leben aufs engste verzweigt ist. Im August des Jahres 1800 wurde Zelter ihr Director; bei diesem Momente bricht der Treffliche seine Blätter ab, sein Geist hatte, wie er selbst sagt, zurückschauen wollen in die Tage der Jugend, sich noch einmal zu sagen, was er gesehen und wie ihm gewesen. „Ist doch die Welt nur da", schließt das Vorwort, „insofern du es bist."

Der Herausgeber hat von 1800 an namentlich den Angelpunkt des Zelter'schen Lebens, die Singakademie, im Auge behalten und über deren Entwickelung unter Zelter's immer mehr berühmt werdendem Namen berichtet. Die Auswahl aus Briefen ist geschickt getroffen, wennschon aus den Briefen eines so ausgezeichneten Mannes die Auswahl nur die eine Schwierigkeit hat, die nämlich, das Beste unter Vortrefflichem auszuheben. 14.

Karl Ritter's Vorlesungen über Geschichte der Erdkunde.

Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Karl Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel. Mit Karl Ritter's Bildniß. Berlin, G. Reimer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Eskimo, der sein elendes Dasein am eisigen Gestade des Polarmeeres verbringt, kennt nur den Weg zur nächsten Niederlassung, die Bucht, wo er die Robben erschlägt und wo dann und wann ein Scheit Treibholz für ihn anschwimmt, und vielleicht noch die Stelle, wo das Schiff der Engländer überwinterte oder zwischen den Eismassen zerschellte. Das ist die

ganze Kunde, welche er von dem Weltkörper besitzt, zu dessen Bewohnern auch er gezählt wird. Er steht auf der allerniedrigsten Stufe geographischer Erkenntniß. Mit welchem mitleidigen Stolze sieht dagegen ein deutscher Schulknabe, der seinen Daniel und den kleinen Stieler als sicheres Besitzthum in der Mappe trägt, auf diesen Eskimo herab! Dem Schulknaben ist freilich das glückliche Los gefallen, einem der europäischen Culturvölker anzugehören, welche die Erde nach Länge und Breite, wie nach Höhen und Tiefen ausgemessen haben, welche alle Krümmungen der Küsten, alle Biegungen der Ströme kennen und selbst auf den fernsten Meeren ihren Schiffen die sichere Bahn vorzuzeichnen und die Dauer ihrer Fahrten zu berechnen vermögen. Nur noch verhältnißmäßig wenige Erdstellen gibt es, welche selbst in den Atlanten dieser Culturvölker als terrae incognitae in unschuldsvoller Weiße glänzen. Dafür sind aber auch Jahrtausende erforderlich gewesen, um unsere Erdkunde zu dieser Höhe zu erheben, und Jahrhunderte wie Völker haben immer eins dem andern die goldenen, kenntnißgefüllten Eimer weiter gereicht. Das Wort Jahrtausende ist hierbei nicht etwa als eine dichterische Licenz, sondern im buchstäblichen Sinne zu nehmen, denn die ersten Anfänge unserer Erdkunde reichen bis in den Pentateuch hinauf. Die bekannte Völkertafel im zehnten Kapitel der Genesis „setzt die Ausbreitung der Menschen nach den drei Söhnen Noah's, Sem, Ham und Japhet, auseinander und nennt die Länder, Inseln und Städte, welche die verschiedenen Geschlechter in Besitz nahmen. Sie verbreitet sich über Westasien, Nordostafrika und Südosteuropa, setzt also schon bedeutende geographische Kenntnisse über das Centrum der Alten Welt voraus."

Von diesem Uranfange an führen uns die vorliegenden Vorlesungen Ritter's in ununterbrochener Reihenfolge die geographischen Entdeckungen bis auf Columbus und die daraus entspringende Kenntniß der Erdoberfläche vor. Es ist gleichsam ein wachsender Lichtstrom, der sich über die Erde ergießt. Ein Land nach dem andern tritt aus dem Dunkel an das Licht; Ströme und Seen, Ebenen und Gebirge, Küsten und Meere tauchen aus der allgemeinen Finsterniß empor. Jedoch hat auch hier Humboldt's tiefsinnige Bemerkung Geltung, daß sich die Weltgeschichte in Curven fortbewegt. Wiederholt tritt nämlich der Fall ein, daß bereits bekannt gewordene Länder wiederum in Dunkelheit zurücksinken, oder daß mühsam erworbene geographische Kunde von späterer Hyperkritik in das Reich der Fabel verwiesen und dadurch das Gebiet des geographischen Wissens vermindert wird. Von der ersten Erscheinung ist Grönland das bekannteste und schlagendste Beispiel. Nachdem es bereits 877 von dem Isländer Gunbiorn gesehen worden sein soll, wurde es etwa 100 Jahre später wirklich bekannt und besiedelt. Es trat in regelmäßigen Verkehr nicht nur mit Island, sondern auch mit Norwegen und steuerte sogar zu Snorre Sturleson's Zeit (um 1215) bis gegen 1400 seinen Peterspfennig nach Rom. Nach einer Beschreibung aus dem 13. Jahrhundert betrug die Zahl seiner Höfe und Ansiedelungen 280; auf der Ostküste befanden sich 12 Kirchsprengel mit 16 Kirchen und zwei Klöstern, auf der Westküste vier Kirchsprengel mit 90—100 Weilern. Zwei Städte, Garbar und Hrattalid, werden namhaft gemacht, in deren ersterer der Bischof von Grönland seinen Sitz hatte. Und dieses so cultivirte Land verschwand zu Anfang des 15. Jahrhunderts wieder gänzlich aus der Geschichte, indem sich mächtige polare Eismassen vor die Ostküste desselben vorlagerten und allen Verkehr mit Europa unmöglich machten. Die Colonisation von Grönland verkümmerte und starb vermuthlich ganz aus. Drei Jahrhunderte vergingen, während welcher alle Anstrengungen, das unglückliche Land zu erreichen, fruchtlos blieben, und erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es dem unerschrockenen und aufopfernden norwegischen Prediger Hans Egede, Grönland zum zweiten male zu entdecken und eine neue Ansiedelung dort zu begründen.

Was die zweite Erscheinung anbelangt, die Verweisung richtiger geographischer Kenntnisse in das Fabelreich, so macht Ritter beispielsweise bei der Fahrt der Phönizier nach Ophir, bei dem Periplus des Necho und bei dem Zuge Alexander's des Großen nach Indien nachdrücklich darauf aufmerksam, wie die Forschungen und Entdeckungen der letzten Jahrzehnde die so lange verspotteten Berichte der Alten wieder zu Ehren gebracht und fast in allen Punkten bestätigt haben. „Lange, lange über das Mittelalter hinaus", sagt Ritter, „dauert der Unglaube an die Berichte eines Nearch, Aristobulus, Megasthenes, Onesikritus und anderer Begleiter Alexander's, weil man im Occident nichts Aehnliches kannte. Die Reisfelder, der Palmwein, die Wolle der Bäume (Bambax), der indische Stahl (Wooz), mit dem man Steine schneiden könnte, die Seidenzeuge von Raupen gemacht, die indischen Bäume und kolossalen Früchte, wie der riesige indische Feigenbaum, die Banane, die Musa Pisang, der Kokos, die Gewürze, nicht weniger die riesigen Thiergattungen, die Elefanten, Tiger, die indischen Büffelarten, die Riesenschlangen, die Heerden der Antilopen- und Hirscharten, die Riesenameisen u. a. m. — klang das nicht alles wie ein Märchen? Auch die Menschengattungen des Orients mit ihren so eigenthümlichen andern Sitten, Kriegführungen, Religionen und Philosophien setzten, weil noch alles neu und unverständlich war, in Erstaunen, auch sie verwies man in das Reich der Fabeleien und Lügen. Erst die orientalische Sprachforschung, die Münzkunde, erst der geographische Fortschritt der neuesten Zeit und die gesundere Kritik hat jene Angaben dem größten Theile nach gerechtfertigt. Die Wolle des Baums hat seitdem die Industrie der Völker umgestaltet, das Gewebe des Seidenwurms Millionen erzeugt."

Trotz dieser zweifachen rückschreitenden Bewegung ist dennoch der Fortschritt kaum in irgendeiner andern Wissenschaft so stetig und augenfällig als gerade in der Erdkunde. Das ist um so merkwürdiger, als sich die Erdkunde jahrhundertelang ohne eigene Selbständigkeit im Gefolge geschichtlicher Ereignisse der verschiedensten Art, Stiftung und Ausbreitung neuer Religionen wie verheerender Eroberungszüge, entwickelt hat. Erst in der neuen Zeit ist die geographische Forschung und Entdeckung um ihrer selbst willen betrieben und zu einer selbständigen Lebensäußerung der gebildeten Nationen erhoben worden. Besonders deutlich zeigt sich dieser Gang in der Geographie des Mittelalters (400—1500), welche Ritter nach sieben Hauptmomenten gruppirt hat, die wir, mit Beiseitelassung des Alterthums, in möglichster Kürze durchgehen wollen.

1. Die Einwanderung neuer Völker auf den alten, classisch gewordenen Boden Europas. Schon aus der gedrängtesten Uebersicht dieser wenigstens 400 Jahre dauernden Völkerwanderung ergibt sich die Bereicherung, welche durch sie der Erdkunde zukommen mußte. „Ein ganz neues Licht", heißt es S. 39, „fällt auf die Wanderungen der Völker, wenn man sie als durch die Bodenform bedingt und beeinflußt betrachtet." Leider sind zu einer solchen geographischen Betrachtung des großen Völkerwirrwarrs erst spärliche Anfänge gemacht, und wir dürfen von einer gründlichen Durchforschung dieser Seite desselben noch bedeutende lichtbringende Aufschlüsse erwarten.

2. Die Ausbreitung des Evangeliums und der christlichen Kirche. „Wie heutzutage es vorzüglich Handel und wissenschaftliche Interessen sind, welche das Gebiet der Erdkunde erweitern, so waren es damals Religion und Kirche." Die Glaubensbo[illegible] erschlossen unbekannte Landstriche, und im Anschlusse an di[illegible] geistlichen Stiftungen entstanden Dörfer und Städte. Die reich[illegible] haltigsten Nachrichten über diese Periode der Geographie finde[illegible] sich in den sogenannten Legendarien, namentlich den „Acti[illegible] Sanctorum", welche noch größerer Ausbeute als bisher fä[illegible] sind. In den „Actis Sanctorum", welche über 30000 Biogr[illegible] phien enthalten, ist der Anfang der heutigen Geographie Deutsch[illegible] lands zu finden, indem wir daraus — und aus verwand[illegible] Quellen — die Elemente der deutschen Gaugeographie schöpf[illegible] Ueberhaupt ist die Geschichte der Ausbreitung des Christenthu[illegible] zum guten Theil zugleich eine Geschichte geographischer E[illegible]

deckungen und Fortschritte, welche vorzüglich den Norden, Osten und Westen der Alten Welt in helleres Licht setzten.

3. Die Eroberungen der Mohammedaner dagegen bringen namentlich unserer Kenntniß von Vorderasien und Nordafrika, bis tief nach Innerasien und Innerafrika hinein, beträchtlichen Zuwachs. Unsere heutige Kenntniß reicht im Sudan, trotz Barth und anderer kühner Reisenden, kaum so weit als die Kunde der arabischen Geographen im Mittelalter. Wie die Wissenschaft überhaupt, so gedieh auch die Geographie bei den Arabern zu hoher Blüte. Die wichtigsten Geographien des Orients sind in arabischen Handschriften enthalten. Denn wenn auch Istachri ein Perser, Edrisi ein Spanier, Abulfeda ein Syrer und Leo Africanus aus Granada waren, so haben sie doch alle ihre Geographien und Reisen in arabischer Sprache geschrieben. „Musadi im 10. Jahrhundert ist der Herodot des Orients, die Goldenen Wiesen sein Plinius." Als die größten Reisenden der Araber sind Ebn Haukal (um 950) und Ebn Batuta (um 1330) berühmt. Von bedeutendem Einflusse auf den Reise- und Länderverkehr waren die jährlichen Wallfahrten nach Mekka, von deren Einrichtung und Großartigkeit der Verfasser ein wunderbares Bild entrollt. Aber auch die mathematische Geographie wurde wesentlich gefördert durch die Errichtung von Sternwarten, durch zahlreiche Ortsbestimmungen, durch eine Gradmessung, durch die Eintheilung in die bekannten sieben Klimate und anderes. Die geographische Wissenschaft der Araber fand ihren Weg nach dem Occident besonders durch

4. Die Kreuzzüge. Diesem Moment in der Entwickelung der Erdkunde, welches auf S. 188 erst als das sechste der sieben Hauptmomente aufgeführt wird, hat der Verfasser — wir wissen nicht warum — keine selbständige Ausführung gewidmet, sondern dasselbe vielmehr im Anhange an die arabische Geographie kurz besprochen. „Die Mittheilung arabischen Wissens wurde nicht blos mündlich, sondern vielfältig auch durch die Reisetagebücher der Ritter und Pilger vermittelt, von denen sich unter dem Titel: «Peregrinatio in terram sanctam» viele Hunderte erhalten haben. Gewöhnlich ist ihnen als Anhang eine Art Weltbeschreibung beigefügt unter dem allgemeinen Titel «Mirabilia mundi»." Die wichtigsten Sammlungen solcher Itinerare sind die „Gesta Dei per Francos" (Hannover 1611) und das von Sigismund Feierabend herausgegebene „Reißbuch des heiligen Landes" (Frankfurt a. M. 1585 und 1609).

5. Die Seereisen und Abenteuer der Normannen. „Wie die Araber uns den Osten und Süden erschlossen, so müssen wir die Normannen wegen ihrer Seefahrten und Eroberungen an den Gestaden der nordischen Meere, sowie wegen ihrer Abenteuer in weite Fernen hin, die Entdecker des Nordens und der Neuen Welt nennen." Die Normannen gründeten Reiche in Rußland (durch Rurik mit seinen Warägern, 862), in der Normandie (durch Rollo, 912) und in Sicilien (durch Roger II., 1130), welches letztere sie den Arabern entrissen. Sie entdeckten die Azoren, die Färöer (861) und die Shetlandinseln (964); sie machten die Orkneys und die Hebriden bekannt und wurden 863 nach Island verschlagen, von wo aus, wie oben erwähnt, später Grönland, und von dort aus 500 Jahre vor Columbus Amerika (Winland) entdeckt wurde.

6. Das Emporblühen der italienischen See- und Handelsrepubliken. „Die Entdeckungen der Araber", sagt Ritter, „gelangten erst sehr spät zur Kenntniß des gebildeten Europa, die der Normannen noch viel später, erst aus den Originalwerken der isländischen Literatur im gegenwärtigen Jahrhundert. Die Wissenschaft der Geographie hatte von jenen Entdeckungen nicht der Gewinn, als zur Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften überhaupt." Die Handelswelt dagegen zog weit früher Vortheil, namentlich von den Entdeckungen der Araber, und diese Handelswelt schlug im Mittelalter ihren Hauptsitz in den norditalienischen Städterepubliken Genua, Venedig, Pisa u. s. w. auf, welche während der Kreuzzüge das hauptsächlichste Verbindungsglied zwischen Abend- und Morgenland bildeten. Rings um das Schwarze Meer, in ganz Vorderasien bis tief nach Persien hinein geben noch heute zahlreiche Ruinen der Castelli Genovesi Zeugniß von der ausgebreiteten Macht des „stolzen" Genua. Nicht minder gewaltig war Venedig, wo noch heute als großartige Erinnerung die Flaggen der drei marinen Königreiche Cypern, Candia und Negroponte wehen. „Den Venetianern gehört der größte Landreisende des ganzen Mittelalters, Marco Polo (il Millione), an; ihnen der größte Entdecker und Seefahrer, der den Portugiesen erst den Weg gewiesen, Aloiso da Cadamosto (um 1450); ihnen der größte Geograph und Kartenzeichner, Fra Mauro (Cosmographus incomparabilis, gestorben 1459)." Diesen Helden der entdeckenden wie der wissenschaftlichen Geographie schlossen sich zahlreiche Mitarbeiter und Nachfolger an.

7. Die Entdeckungsreisen der Portugiesen. Der Einfluß der Italiener auf die Portugiesen in Bezug auf die geographischen Entdeckungen ist unverkennbar, und wir bedauern, daß Ritter diesen Zusammenhang nicht ausführlicher dargelegt hat. „Seiner Kleinheit wegen", sagt er S. 239, „schien Portugal zu keiner großen Rolle in der europäischen Geschichte berufen zu sein; aber es war die Schwelle, die Pforte des Ausgangs von Europa in das oceanische Gebiet der Erde. Und die portugiesische Nation erkannte den Beruf, der ihr in dem Gange der Weltgeschichte geworden war, und ergab sich ihm mit Treue und nicht ohne Seelengröße." Die Namen des Prinzen Heinrich des Seefahrers, des nürnberger Patriciers Martin Behaim, der in portugiesischen Diensten stand, des Bartholomäus Diaz, der zuerst das Cap der guten Hoffnung umschiffte und des Vasco de Gama, „der die Erdkunde um ein Viertel des Erdglobus erweiterte", sind unvergänglichen Ruhmes theilhaftig geworden. Bei den Portugiesen tritt schon das wissenschaftliche Interesse an der Erforschung der Erde in den Vordergrund, und wir stehen hier überhaupt an der Schwelle der neuen Zeit, welche leider von Ritter's Vorlesungen ausgeschlossen geblieben ist.

Haben wir so einen gedrängten Abriß von dem Gange der Ritter'schen Vorlesungen gegeben, so haben wir eigentlich unserer Pflicht Genüge geleistet. Ueber die Ausführung bedarf es bei dem Altmeister der geographischen Wissenschaft keiner weitern Bemerkungen. Oder sollen wir erst noch die umfassende Gelehrsamkeit, die Klarheit und Beherrschung des Stoffs, die anregende Frische und Gedankenfülle ausdrücklich hervorheben? Wer hat je ein Werk Ritter's in der Hand gehabt, dem wir davon noch sprechen müßten? Eine besonders dankenswerthe Beigabe sind die literarhistorischen Anmerkungen, und es erfüllt uns mit Bewunderung, den Verfasser in der Literatur der indischen, arabischen, portugiesischen u. s. w. Geographie gleich heimisch zu finden. Sollten wir einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß uns der Verstorbene mehr hinterlassen, und daß er seinen Gegenstand hier und da weiter ausgeführt und hier und da in eine gefälligere und abgerundetere Form gekleidet hätte. Allein die Darstellung ist begreiflicherweise durch die Natur der Vorlesung bedingt, und wir sind überzeugt, daß wir hier nicht allein hinsichtlich des Stoffs, sondern auch hinsichtlich der Form eine möglichst getreue Aufzeichnung der Ritter'schen Vorlesungen besitzen. Hofft doch auch der Herausgeber, dessen Name allein schon eine Bürgschaft für die sorgfältige und liebevolle Herausgabe dieses literarischen Vermächtnisses in sich trägt, am Schlusse seiner Vorrede, „daß diese Vorlesungen in einer Gestalt an das Licht getreten sein mögen, welche den Verehrern und Zuhörern Ritter's lebhaft die Zeit vergegenwärtigen wird, wo sie zu den Füßen des gefeierten Lehrers saßen und seiner begeisterten Rede lauschten." Für diese Verehrer und Zuhörer wird auch das sprechend ähnliche und trefflich ausgeführte Bildniß des Verfassers, dem offenbar eine Photographie zu Grunde liegt, eine willkommene Zugabe sein. Alles in allem ist das Buch ein unentbehrlicher Wegweiser und ein freundlicher Begleiter für jeden Freund und Jünger der Geographie. 54.

Zur Romanliteratur.

Eine Anzahl Werke liegt uns zur Beurtheilung vor, die, zur Unterhaltung und Anregung bestimmt, an langen Winterabenden in manchem trauten Kreise ein freundliches Willkommen finden werden. Wie schon seit einer Reihe von Jahren das politische Bewußtsein des deutschen Volks sich steigert, so scheint auch gleichzeitig, wol durch gegenseitige gedeihliche Förderung, die Literatur unsers Vaterlandes mehr und mehr sich an das Volksleben im edelsten Sinne anzuschließen, und auch die Romane lieben nicht mehr so wie früher fremde Welten und Männer zu behandeln, die dem Bewußtsein der meisten Leser kaum lebendig werden konnten; auch die Romanliteratur vertieft sich mehr und mehr in die Erfahrungswelt des eigenen Volks, aus ihm eine viel reichere Fülle des Lebens und Gefühls zu ernten. Diese Freude am heimischen Herd, dieses Wohlbehagen an der Schönheit des uns Eigenthümlichen ist gewiß ein Gewinn, und es ist kein Verrath an dem großen Vaterland, wenn auch die Interessen der besondern Landschaft, wenn der Werth des Provinziellen erkannt wird, und man auch im Gebiet der Literatur nach der Erhaltung jeder werthvollen Stammesbesonderheit strebt. Zum Beweis dafür könnten wir die sorgfältige und liebevolle Pflege des plattdeutschen Dialekts, wie sie sich in den letzten Jahren gezeigt hat, könnten wir die Reihe von Dorf- und Volksgeschichten anführen, deren Beliebtheit Berthold Auerbach begründet hat, und deren Meister er auch geblieben ist. So können wir auch die Erscheinung hervorheben, daß eine nicht kleine Zahl gewandter und sinniger Erzähler aufgetreten ist, die in einfacher Darstellung uns Bilder aus der uns umgebenden realen Welt zeichnen, und in dieser anspruchslosen Art doch sich bessere Freunde erwerben, als sie vielleicht auf jedem andern Wege hätten erringen können.

Zu der Zahl derselben gehört unstreitig Edmund Hoefer, der in dem Buch:

1. Aus der weiten Welt. Geschichten von Edmund Hoefer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1861. Gr. 16. 2 Thlr.

wiederum sein schönes Erzählertalent bekundet, und aus der Mannichfaltigkeit des deutschen Lebens eine bunte Reihe heiterer und ernster Geschichten erzählt, die bald tragisch-spannend, bald mit echtem Humor geschrieben, bei aller Feinheit und Leichtigkeit der Darstellung, doch des Gehalts nicht entbehren, und deren Personen fast alle mit guter Charakteristik dargestellt sind. In der Erzählung „Das Burgfräulein" sagt Hoefer recht treffend: „Man will gemeinhin darin etwas Romanhaftes finden und etwas, das weder dem gewöhnlichen Gang des Lebens, noch auch einer einfachen Geschichte recht entspricht, wenn ein Erzähler von Verhältnissen und Zuständen in irgendeinem größern oder kleinern Menschenkreise berichtet, die nicht völlig bekannt geworden, sondern für die Welt in eine Art Geheimniß gehüllt blieben; man führt dann wol hin und wieder keck genug an, daß so etwas im täglichen Leben der menschlichen Gesellschaft nicht vorzukommen pflege und bei unsern geordneten Zuständen auch nicht gut vorkommen könne. Es ist das eine jener hohlen und nichtigen Redensarten, in denen wir nicht nur die gewöhnlichen Kritiker, sondern auch einen großen Theil der Leser sich ergehen sehen, und durch welche man weiter nichts beweist, als daß man entweder nicht sehen kann oder will und dem Leben um uns her niemals die Aufmerksamkeit widmete, die es von einem denkenden Menschen doch in so hohem Grade verdient" — eine Bemerkung, die gerade durch die vorliegende Sammlung von Geschichten bestätigt wird.

2. Allerweltsgeschichten. Ein Novellenbuch von Feodor Wehl. Breslau, E. Trewendt. 1861. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wehl ist ebenfalls als ein trefflicher Erzähler bekannt und hat auch im eben vorliegenden Buch sein Talent bewährt. Eine eigenthümliche Laune muß den Verfasser aber bei der Wahl seiner Gegenstände geleitet haben. Wehl weist, wie Hoefer, mit Recht auf die Gegenwart und unsere Umgebungen, und will beweisen, daß Leidenschaften und Abenteuer noch keineswegs aus unserer Zeit entschwunden sind, daß sie im Gegentheil noch reich ist an Romantik, wunderbaren Räthseln und geheimnißvollen Herzensgeschichten. „Aber freilich", fügt er hinzu, „muß man das Talent besitzen, sie aufzufinden. Es gibt Menschen, welche um die ganze Welt gereist sind, und dennoch soviel wie nichts zu berichten wissen. Und wieder andere Leute gibt es, die nie aus ihrem Lande, ihrer Stadt, ihrer Straße, ja kaum aus ihrem Hause kamen, und doch wer weiß was alles erfahren haben." Diese an sich richtige Bemerkung hätte aber der Verfasser wol auch mit andern Beispielen belegen können, da eine jede seiner Erzählungen ein wahres Nachtstück bildet und wie mit Blut geschrieben ist. Es sind die mannichfaltigsten Verhältnisse, die uns vorgeführt werden, bald eine Geschichte aus einem deutschen Badeort, oder eine romantische Begebenheit in Italien, oder ein Blick in die Tiefen der Künstlerwelt. Manche Erzählung ist nur skizzenhaft behandelt, und wen das Grausige des Inhalts nicht abschreckt, dem ist dieses Novellenbuch wohl zu empfehlen.

3. Sturm und Morgenröthe oder Licht- und Schattenbilder aus dem englischen Volksleben, von C. G. Bode und G. Penning. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wir können auf diesen Roman aufmerksam machen, nicht als ob er ein vollendetes Werk der Erzählungskunst wäre, denn man wird mannichfache Bedenken bei ihm finden, sondern weil der Ernst und der Fleiß wohlthun, mit welchem die beiden Verfasser an ihre Arbeit gegangen sind. Man sieht es den drei kleinen Bändchen gleich an, daß sie mit Liebe geschrieben sind. Sie führen uns nach England hinüber, und versuchen das Leben des uns so nah verwandten Volks zu zeichnen. England erfreut sich mancher Vorzüge vor andern Ländern, aber wo viel Licht ist, findet sich auch viel Schatten, der einem oberflächlichen Blick leicht zu sehr in die Augen fällt. Man ist in Deutschland durch die englischen Romane mit jenen Zuständen ziemlich allgemein bekannt, doch bleibt in den besten jener ausländischen Werke immer noch etwas Fremdartiges und Unverständliches, weil der einheimische Autor nur für ein Publikum schreibt, das sein eigenes Haus genau kennt. Ein Deutscher, der englische Zustände beschreibt, verfällt so leicht nicht in diesen Fehler, obwo[hl] auch die Gefahr nahe liegt, daß seine Beschreibung um so weniger treffend wird. Vorliegendem Roman kann man diese[n] Vorwurf nicht machen; der Plan ist gut angelegt, die Verwick[e]lungen spannend, die Verhältnisse richtig geschildert. Besonder[s] ist die Charakterschilderung mancher darin auftretenden Person[en] gelungen, vor allen der mit altenglischem Humor ausgestatte[te] Ben, dem Essen lieber ist als Geld, und dem man eher 100[0] Kronen als ein paar Pfund Würste anvertrauen kann. Wen[n] nun doch der Eindruck des Ganzen ein verwischter, unbestimm[t]er ist, und der Leser sich nie recht nach England versetzt fühl[t], so liegt das hauptsächlich an einem merkwürdigen Versehen d[er] Autoren. Sie beweisen zwar eine lobenswerthe Belesenheit u[nd] Liebe zu unsern deutschen Dichtern, bringen aber ihre Aussprü[che] oft an den ungeeignetsten Stellen an. Ein englischer Wi[rt] kann unmöglich Verse von Schiller citiren, was so wenig re[cht ist,] als wenn man heute noch einen alten Römer auf der Bühne [in] der Hoftracht Ludwig's XIV. erscheinen lassen wollte. Die[ses] Versehen ist leider sehr häufig und stört die Harmonie in [der] sonst so schönen Erzählung.

Entgegenstehend diesem Buche suchen die zwei folgenden:

4. Westfälisches Bilderbuch. Erster Band. Iserlohn, Bäd[eker]. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Dorfgeschichten aus dem badischen Unterlande, von J. [...] Molitor. Pforzheim, Flammer. 1861. 8. 22½ Ng[r].

den Blick des Lesers an engere Kreise des Vaterlandes [zu] knüpfen, wenn auch jedes in verschiedener Art. Das erste B[...]

zeigt eine besondere Liebe zur Heimat, welcher seine begeisterten Zeilen geweiht sind. Die rothe Erde Westfalens ist so reich an historischen Erinnerungen, Sagen und wirklichen Geschichten, daß man dem fleißigen Sammler nur danken muß, wenn er diesen Schatz so zu erhalten sucht. Um so mehr wäre ein strengeres Zurücktreten der Subjectivität des Verfassers zu wünschen, der seine Empfindungen oft zu sehr in freien regellosen Ergüssen ergehen läßt. Molitor's Dorfgeschichten leiden dagegen an dem Uebelstand, daß seine Personen, einfache Dorfkinder, oft in gar zu erhabenem und poetischem Hochdeutsch reden, wobei jedoch hervorzuheben ist, daß des Verfassers Versuch, die Volkssitten und Gebräuche des badischen Unterlandes zu zeigen, sonst im ganzen als nicht mislungen zu bezeichnen ist. 71.

Ein neues deutsches Schriftsteller-Lexikon.

Deutschlands Dichter und Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Für Freunde der Literatur und zum Gebrauch beim Unterricht in höhern Lehranstalten nach den besten Hülfsmitteln in alphabetischer Folge sorgfältig zusammengestellt von Karl Schütze. Berlin, Bach. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir wollen nicht nachrechnen, das wievielste hundertste oder tausendste Buch literarhistorischen oder verwandten Charakters das vorliegende ist, welches gewissermaßen dem Lebens- und Arbeitsschweiß deutscher Autoren die Bedingung und Möglichkeit seiner Existenz verdankt, und in der That, wie viel Noth, Drangsal, Schwermuth und Arbeit starren uns aus den trockenen Angaben dieses Buchs an. Indessen müssen die deutschen Schriftsteller, wie sehr sie auch von der Gesellschaft und dem Staate zurückgesetzt sind, doch ganz respectable Leute sein, da über sie so genaue Register geführt werden, wie über Leben, Wirken und Sterben der Könige. Im Vorwort bemerkt der Verfasser dieses neuesten Schriftsteller-Lexikons: „Unter den europäischen Literaturen nimmt die deutsche durch ihr Alter, ihren Entwickelungsgang, ihren Reichthum eine hohe und ehrwürdige Stelle ein. Seit den Tagen Goethe's und Schiller's hat sie einen ungeahnten Aufschwung genommen und die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt. Die Geschichte der deutschen Literatur ist die Geschichte des innern Lebens der deutschen Nation. In der Literatur sind wir ein großes und einiges Volk" u. s. w. Es ist nun der Zweck, den der Verfasser sich mit seinem Buche gestellt hat, „die Theilnahme des Volks für diesen geistigen Nationalruhm noch mehr zu wecken und zu beleben, die Kenntniß und das Verständniß unserer Literatur zu fördern und ein Führer zu sein auf Straßen, auf denen man unter großen Geistern und großen Herzen wandelt". Durch das Streben nach möglichster Vollständigkeit entspricht das Buch auch, wie wir glauben, einem wirklich vorhandenen Bedürfniß: neben den Schriftstellern und Dichtern haben auch die Schriftstellerinnen und Dichterinnen, neben den weltlichen Dichtern auch die geistlichen, neben den Heroen der Dichtkunst auch die berühmtesten Theologen, Rechts- und Staatslehrer, Mediciner, Philosophen, Geschichtschreiber, Naturforscher, musikalische Schriftsteller u. s. w. Aufnahme gefunden. Indeß hätten wir doch einiges zu bemerken, und zwar im Interesse einer etwa zu erwartenden, jedenfalls aber zu wünschenden zweiten Auflage. Das Streben nach möglichster Vollständigkeit verführt den Herausgeber dazu, doch auch gar zu unbedeutende, noch lebende Schriftsteller zu berücksichtigen, von denen er weder Geburtsort noch Geburtsjahr anzuführen, sondern nur anzugeben weiß, daß sie einmal mit einem Bändchen Gedichte oder Novellen debutirten. Bedeutendere dagegen fehlen; wir nennen nur Heinrich Lindenborn (gestorben 1750, der „Kölnische Diogenes" genannt, wegen seiner Wochenschrift „Der die Welt beleuchtende Kölnische Diogenes"), H. G. von Bretschneider (gestorben 1810, Verfasser des satirischen Heldengedichts „Graf Esau", der Romane „Familiengeschichte und Abenteuer des Junkers Ferdinand von Thon", „Waller's Leben und Sitten", des „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788", der bekannten Parodie „Eine entsetzliche Geschichte von dem jungen Werther", einer „Reise nach London und Paris", von Göckingk 1817 aus seinem Nachlaß herausgegeben), Gustav Bacherer (verstorben), Rudolf Wickerhauser oder Emanuel Raulf (verstorben), Eduard Devrient, L. Eckardt, der bekannte Dichter und Aesthetiker, J. E. Veith, Otto Banck, Theodor Drobisch, Eberty, Ebeling, Karl Heinzen, Hermann Hettner, Lasker, W. von Lüdemann, Woldemar Nürnberger (M. Solitaire) und dessen Vater, Grävell, von Maltzahn, August Boden, Thaddäus Lau, F. Brendel, namhafter musikalischer Schriftsteller, R. Abeken, M. Brühl, Verfasser einer umfangreichen Literaturgeschichte mit katholischer Tendenz, R. Pohl, Corvin, H. Presber, H. Mähler, F. Trautmann, der bekannte münchener Erzähler, Häusser, der Geschichtschreiber, A. Henneberger u. s. w. Das Bücherverzeichniß ist nicht immer vollständig, oft finden wir gerade die vorzüglichsten Schriften der betreffenden Autoren nicht angegeben; so fehlt bei J. W. Schaefer sein vielleicht bestes Buch, das bereits in zweiter Auflage erschienene Leben Goethe's, bei Christian Schad der „Deutsche Musenalmanach", bei J. Hub die große Balladensammlung, namentlich auch wegen der beigegebenen Charakteristiken und Biographien schätzenswerth, bei Adolf Zeising sein wichtigstes Buch, die „Aesthetischen Forschungen". Helmina von Chézy soll in München verstorben sein, sie starb aber in Genf; Cäsar von Lengerke soll noch in Reudnitz bei Leipzig leben u. s. w. Oft findet sich ein mehr oder weniger ausführliches Urtheil über die Autoren, oft, und gerade bei bedeutendern, nicht. Ueberhaupt ist die Behandlung im hohen Grade ungleich, wir möchten sagen principlos; Goethe wird auf noch nicht einer Seite abgefertigt, Schiller auf 12 Seiten abgehandelt; über Edmund Hoefer findet man nur 4, über Gervinus nur 10 Zeilen, während Hermann Zopff, als „Begründer des Begriffs Kunstsocialismus", bei weitem ausführlicher charakterisirt wird. Wie schwer unsere Literaturgeschichtschreiber daran gehen, neuerschienene Quellenschriften zu lesen, schien uns der ziemlich ausführliche Artikel über Ernst Schulze zu beweisen, für den der Herausgeber nur die Bouterwek'sche Skizze, nicht die aus Schulze's Tagebüchern und Briefen zusammengestellte 1855 erschienene Biographie des Dichters zu Rathe gezogen zu haben scheint.

Mit diesen kleinen Aussetzungen soll der Anerkennung des außerordentlichen Fleißes, den der Verfasser auf die Zusammentragung von oft nicht leicht zu erlangenden Notizen verwandt hat, und dem Verdienst seines Buchs als Nachschlagebuch kein Abbruch geschehen. Die deutsche Literatur hat sich nach rückwärts in die Vergangenheit, indem immer neue Namen ans Tageslicht gezogen worden sind, und nach vorwärts in die Gegenwart durch die lebendig und continuirlich sich fortpflanzende Production so massenhaft vermehrt, daß gerade ein solches Buch vielleicht ein zeitgemäßes Bedürfniß war. Den noch vorhandenen Mängeln kann bei einer zweiten Auflage durch eine genaue vergleichende Durchsicht und Ueberarbeitung leicht abgeholfen werden, in Betreff der zeitgenössischen Literatur zum Theil vielleicht auch dadurch, daß sich der Verfasser vermittelst eines gedruckten Rundschreibens mit den noch jetzt wirkenden Autoren in directe Verbindung setzt und auf diesem bequemen Wege von ihnen autobiographische und bibliographische Mittheilungen zu erlangen sucht. H. M.

Zur Kenntniß Tirols.

Aus den Tirolerbergen. Von Adolf Pichler. München, Fleischmann. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser hat seine Heimat Tirol nach allen Richtungen hin als Naturforscher durchstreift und hat den besten Willen, diese Streifzüge nützlich für den Touristen und angenehm für den Leser zu schildern. Allein es fehlt ihm eins — der gute Geschmack. Er wirft das Heterogenste sorglos durcheinander, beharrt zu wenig oder haftet zu lange an einem Gegenstande und erzählt Dinge und Geschichten, an welchen kein Leser Wohlgefallen finden kann. Das Erhabene und das Lächerliche trennt

bei ihm kaum ein Schritt. Ode und Satire schlingen sich bei ihm stets durcheinander und von Ordnung, Stil und Architektur in der Darstellung ist keine Rede. In dieser ungeordneten Weise schildert er uns Stadt und Land, Innsbruck (Sprugg), Schloß Thaur, Absam, Stams, Hall, Steinach, Sterzing, den Brenner und all die bekannten genußvollen Stationen des Touristen in Tirol; Sitten, Gebräuche, Sagen, historische Vorgänge, ohne den Leser zu rechtem Genuß kommen zu lassen, da er die erhabene Stimmung durch triviale Erzählungen, die heitere aber durch unpassende Ausführung seiner Bilder meist selbst zerstört. Sein Buch, als Reisegemälde kaum zu empfehlen, ist dagegen an Detailnachrichten, Winken für den Reisenden und Mittheilungen aus der Specialgeschichte Tirols reich genug, um seinen Platz zu behaupten. Sagen und Wundergeschichten nehmen freilich einen großen Raum ein, indeß finden sich doch auch historische Bilder, Charakteristiken berühmter Tiroler — deren jedes Thal einen hat — und Naturgemälde von Werth. Solcher Charakteristiken werden von dem Sandwirth, von Speckbacher, von dem Maler Knoller, dem Dichter Senn (Verfasser des schönen Volksliedes: „Der rothe Adler") von uns gern empfangen; anderes zeugt von einem minder unbefangenen Standpunkt für die Zustände seines Landes. Wir rechnen hierher vor allem das ziemlich düstere und trostlose Bild des religiösen Bewußtseins in diesem schönen Gebirgslande, das uns allerdings auf einer tiefern Stufe der Entwickelung zu stehen scheint, als vielleicht irgendwo in der europäischen Staatsgesellschaft. Um es geradeheraus zu sagen, so scheinen uns weder Spanien noch Italien so viel religiöse Verfinsterung zu bergen, oder dem crassen Priesterthum so unbedingt unterworfen zu sein, als dies leider noch in Tirol der Fall ist und der Verfasser gibt uns Stoff genug an die Hand, sein Land Tirol für die letzte und rechte Hochfeste des grellsten Ultramontanismus zu halten. Es ist wirklicher, offener Aberglaube, nicht poetischer Märchenglaube, der in diesen Thälern herrschend ist, und wir bedauern von Herzen, daß dem so ist.

Die besten Partien für die Naturschilderung bringt der Verfasser in den Abschnitten „Sterzing und der Brenner", „Pfitsch, Schirm und Dux", „Sonnenwendjoch und Achenthal", „Der Solstein und Lawetsch". Das Mittelgebirge, der Salzberg und Hall sind gleichfalls gut charakterisirt und Fauna und Flora fast überall gut ins Auge gefaßt. Die Volksstimmung ergibt sich größtentheils aus der engen Verbindung, die hier zwischen Klerus und Bauer besteht; alles was in den Regierungsmaßregeln dem Klerus zuwider ist, wird von dem Bauer sofort als eine Beeinträchtigung empfunden; dagegen versteht sich der Klerus ebenso schnell mit dem Bauer, wenn dieser sich verletzt glaubt. Diese Art von Doppelopposition ist der schlimmste Hemmschuh für die auf eine bessere Bildung abzweckenden Maßnahmen der Regierung, und das traurige Dunkel bleibt, kein Lichtstrahl durchdringt es, solange der bessere Bürgerstand so völlig einflußlos und ohnmächtig bleibt, als er dermalen ist.

Zu Rinn befinden wir uns in der Heimat Speckbacher's. Hier steht eine kleine Kapelle. „Nimm den Hut ab, Fremdling", ruft der Verfasser aus, „denn hier hat eine Jungfrau lieber den Tod erlitten als sich der Schmach zu ergeben. Es war Gertraud, die schöne Nichte Speckbacher's, die von einem wüsten Liebhaber lange verfolgt, vom haller Markt heimkehrend, ihm hier widerstand und von ihm erschlagen ward, während sie für den Mörder betete. Die Familie des Helden bebaut seine Felder nicht mehr; sein Enkel ist kaiserlicher Beamter in Innsbruck, eine Enkelin in Hall verheirathet; sein Name aber lebt im ganzen Thale fort." Horaz singt von Siegen des Drusus über Genaunos und Brennos. Wo diese Brenner hier eigentlich gewohnt haben, ist schwer zu sagen, denn zu Wohnplätzen fehlt es überall an Raum; der ganze Berg zählt jetzt kaum 120 Wohnungen. Waren diese Bewohner Celten, Germanen oder, wie die Italiener behaupten, Etrusker? Man weiß es nicht; aber in Italien folgert man aus der letzten Annahme, daß Tirol zu dem neuen Königreich gehöre! 4.

Notizen.

Ueber die Ursachen des Lachens.

Es darf wol als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Neigung, den letzten Ursachen der Dinge nachzuspüren, eine Hauptleidenschaft der Deutschen ist und bei den romanischen Völkerschaften, namentlich auch den Franzosen, am wenigsten gefunden wird. Dagegen ist es ganz französisch, Untersuchungen über die Ursachen des Lachens anzustellen, wie dies soeben in der Schrift: „Des causes du rire par *Léon Dumont*" (Paris, Durand, 1862) geschehen ist. Diese Schrift war uns namentlich auch deshalb interessant, weil darin eine außerordentliche, bei einem Franzosen wirklich erstaunliche Kenntniß der Untersuchungen deutscher Aesthetiker und Philosophen über das Komische zu Tage tritt. In dem zweiten Kapitel z. B. „Histoire et critique des théories du risible" sind gerade die Deutschen am reichhaltigsten, und zwar mit nicht weniger als 23 Namen vertreten von Leibniz an bis auf Vischer, Zeising, Carriere und Schopenhauer. Das eigentlich Lustige hierbei ist freilich, daß sich unter diesen 23 Deutschen, welche über das Komische theoretisirt und über die Ursachen des Lachens geschrieben haben, etwa zwei oder drei befinden, von denen Schriften bestehen, welche selbst Lachstoff enthielten; es ist dies gerade eine Gruppe meist höchst ernsthafter und gravitätischer Leute, die, eben zwei oder drei ausgenommen, schwerlich fähig waren oder sind, über komische Producte und Anläße ein herzliches Gelächter anzustimmen. Vielleicht lasen sie gar nichts Komisches, vielleicht ärgerten sie sich in dem einen Augenblick über ein komisches Product, um im nächsten Untersuchungen über das Komische anzustellen. Aber gerade in diesem Contrast liegt ein unaussprechlicher Humor, der dem wackern Franzosen zu einem ganz neuen Kapitel seiner Schrift hätte Anlaß geben können. Uebrigens finden wir im Verlaufe seines Buchs auch noch die Namen mancher anderer deutscher Dichter und Aesthetiker angeführt; Bücher wie Flögel's „Geschichte der komischen Literatur", Zeising's „Aesthetische Forschungen" und Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung", selbst Schwenck's „Wörterbuch der deutschen Sprache", Solger's, Tieck's und Fr. Schlegel's Aufstellungen über die Bedeutung der Ironie u. s. w. scheinen dem Verfasser ganz geläufig zu sein, und sogar über den Begriff und die Bedeutung des deutschen Wortes Laune finden wir eine längere Betrachtung und dabei bemerkt: „La verve plaisante de Rabelais et celle de Heine peuvent être citées parmi les meilleurs exemples de *Laune*." Doch solle man sich hüten, Laune mit dem französischen „enjouement" zu verwechseln, denn letzteres sei weniger eine Eigenschaft des Geistes als eine moralische; Laune habe vielmehr die Bedeutung des französischen „facétieux", wovon freilich kein Substantiv bestehe. In einer Anmerkung finden wir erwähnt, daß von Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik" („de cet excellent ouvrage, qu'on a proclamé en Allemagne l'Abécédaire des romantisme, et qui est peut-être l'étude la plus complète qui ait été faite sur la poésie moderne") demnächst eine französische Uebersetzung erscheinen werde. Dumont meint zwar, daß Jean Paul's Theorie des Lächerlichen ihre Mängel habe, fügt aber hinzu, daß sie von den sinnreichsten und originellsten Beobachtungen übersprudele. Jedenfalls wird kein deutscher Aesthetiker, den seine Forschungen auch auf das Gebiet des Komischen hinüberführen, die Schrift des Franzosen ungelesen lassen dürfen.

Varnhagen und Preußen.

In einem der jüngsten nicht wenig zahlreichen Berichte der augsburger „Allgemeinen Zeitung" über das Varnhagen'sche Tagebuchwerk, dessen zeitgeschichtliche Bedeutung schon allein aus dieser ihm fortdauernd bewiesenen Aufmerksamkeit zur Genüge erhellt, wird behauptet, daß auch Varnhagen der politischen Doctrin, wonach Preußen in Deutschland aufgehen müsse, gehuldigt habe. Wir erwähnen dies, weil wir in Nr. 12 d. Bl.

ziemlich das Gegentheil behauptet haben. Der neueste Berichterstatter in der „Allgemeinen Zeitung“ stützt sich dabei auf eine Tagebuchstelle, worin ungefähr gesagt wird, es könne wol geschehen, daß Preußen von Deutschland seine Regeneration erhalten und daß aus dem Gemenge dann etwas hervorgehen werde, was besser sein werde als das bisherige Preußen. Indeß an unvermittelt dastehenden Einseitigkeiten und Widersprüchen fehlt es überhaupt in den Varnhagen'schen Tagebüchern nicht, und es erklärt sich dies aus der Art, wie ein Tagebuch unter den wechselnden Eindrücken der Tagesereignisse und der momentanen Stimmungen abgefaßt wird. Möglich, daß ihn eine aus vielleicht richtigem historischen Instinct herrührende augenblickliche Resignation und Desperation leitete, als er jene Stelle niederschrieb; aber sie steht mit der fast exclusiv preußischen Gesinnung, die sich sonst durch seine Tagebücher hindurchzieht, und mit zahlreichen andern Stellen in Widerspruch: „Wir wollen recht sehr Preußen sein, und Deutsche freilich sehr gern, insofern wir erstere sind“, schreibt er einmal als Antwort auf Erzherzog Johann's berühmte, von Varnhagen „etwas taktlos“ befundene Worte über ein einiges Deutschland. Ja, selbst Holland scheint ihm für Preußen ein guter Bissen zu sein. Nach seiner holländischen Reise bemerkt er: „Hier in Holland übernimmt mich ein Gedanke, eine Ueberzeugung, die nicht rathsam wäre, laut zu sagen: ich denke immer, dieses ganze Land muß einmal preußisch werden, und wie es für Preußen fast nothwendig, so wird es für Holland glücklich sein. Bildung und Wohlstand würden unendlich dabei gewinnen. Wir haben wirklich den Völkern umher viel zu bringen, denen am meisten, die sich klüger dünken.“ Noch im Jahre 1847 schreibt er in Betreff Friedrich Wilhelm's IV.: „Welch glückliche ruhmvolle Regierung könnte er haben! Deutschland könnte er zu Preußen machen, er hätte ein Los in Händen, dem des Kaisers Karl des Großen vergleichbar.“ Wir denken, diese Stellen sind doch deutlich genug. In jener auffallenden Weise, in welcher er, der früher immer die französische Urbanität und Höflichkeit den Deutschen zur Nachachtung empfohlen hatte, sich später immer mehr gefallen zu haben scheint, nannte er noch in den ersten funfziger Jahren Gagern und seine Genossen gegen Heinrich Laube „Halunken“; wir glauben zumeist wol darum, weil ihm in ihrem politischen Programm Preußen zu sehr ins deutsche Schlepptau genommen zu sein schien. Seiner Ansicht nach, die wir wenigstens aus seinen Tagebüchern zwischen den Zeilen zu lesen glauben, würde sich wol auch Berlin besser als Frankfurt zum Sitz eines deutschen Parlaments geeignet haben. Doch sind vielleicht über diesen Punkt von den noch ausstehenden Bänden seiner Tagebücher unzweideutigere Geständnisse zu erwarten. H. M.

Johannes Gutenberg als Held eines Romans.

In der Lebensgeschichte des Erfinders der Buchdruckerkunst befinden sich viele Lücken, namentlich in seiner Jugendgeschichte bis zu seinem Auftreten in Strasburg. In einem bei Grunow in Leipzig erschienenen, drei Bände starken culturgeschichtlichen Roman „Johannes Gutenberg“ hat der Verfasser oder vielmehr die Verfasserin (Paul Stein ist ein Pseudonymus) dieselben im Geiste der von Gutenberg geschichtlich bekannten Lebensmomente aus der Phantasie ergänzt und so ein ziemlich einheitliches Charakterbild geschaffen. Dasselbe zeigt uns den bewußtvollen, ernsten Denker, der die wichtigste Erfindung aller Zeiten nicht als ein müheloses Geschenk von der Gunst des Zufalls empfängt, sondern als eine mühselige Eroberung, unter Entsagung, Aufopferung und Leiden aller Art dem spröden Geschick abringt. Auch die culturhistorische Schilderung der Zeit, in welche Gutenberg's Lebenslauf fällt, die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts mit ihren vielfachen politischen und kirchlichen Wirren, den Kämpfen zwischen den Patriciern und den Zünften der Freien Reichsstädte, die namentlich in Mainz, Gutenberg's Vaterstadt, den schärfsten Ausdruck fanden, ist in einzelnen Partien des Romans nicht ohne Geschick versucht worden. Als den Eindruck des Ganzen störend müssen wir jedoch die episodischen Geschichten des Spielmanns Kunz und des venetianischen Kaufmanns Antonio bezeichnen, die so ganz und gar einen andern Stil zeigen, als der ist, in dem sich die Hauptgeschichte hält. Es ist als hätte die Verfasserin ihre Arbeit um jeden Preis auf drei Bände bringen wollen. 62.

Bibliographie.

Braun, J. W. J., Das Minoritenkloster und das neue Museum zu Köln. Eine historische Denkschrift. Köln, Heberle. Gr. 8. 1 Thlr.

Erdmannsdörffer, B., Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Freund, L., Ueber das Recht auf Wahrheit. Ein Versuch. Berlin, Decker. 8. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., Heimliche und unheimliche Geschichten. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gieseler, Henriette, Meine Bekehrung. Aus dem Norwegischen von H. L. Sebald. Gotha, F. A. Perthes. 12. 20 Ngr.

Haller, E., Joachim Heinr. Campe's Leben und Wirken. Bausteine zu einer Biographie. Soest, Schulbuchhandlung. 8. 12 Ngr.

Ich bin es! oder des Herrn Stimme im Sturm. Mit Stahlstich. Reutlingen, Kurtz. 32. 12 Ngr.

Marr, F., Gemüth und Welt. Lyrische Dichtungen. Graz, Br. 8. 1 Thlr.

Mayer, P., Spaziergang und Vogelschau über Paris und London, Belgien und Norddeutschland. Ein Reisebild mit allerlei Arabesken verschnörkelt. Rosenheim, Huber. 1861. 8. 15 Ngr.

Mügge, T., Romane. 1ster bis 3ter Band. Breslau, E. Trewendt. Gr. 16. à 15 Ngr.

Raabe, W. (Jakob Corvinus), Unseres Herrgotts Canzlei. Eine Erzählung in zwei Theilen. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

So ist es! oder: Ein Stündchen bei Aesculap. Romantisch-phantastisch-medicinisch-pharmaceutische Oper von Giacomo sen. 2te durch schöne neue, homöopathische und Geheimmittel-Lieder bedeutend erweiterte und vermehrte Auflage. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 16. 7½ Ngr.

Wood, Frau Henry, East Lynne. Aus dem Englischen von H. von Hammer. Autorisirte Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. à 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die politische Lage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 Ngr.

Scherer, Graf L., Offener Brief über den Kirchen- und Kaiserstaat an Freih. Heinrich von Andlaw. Luzern, Gebr. Räber. 1861. Lex.-8. 3 Ngr.

Scholl, C., Einem geschmähten Todten. Rede gehalten in der frei-religiösen Gemeinde zu Pforzheim, Sonntag den 12. Januar 1862, zum Andenken an deren Vorstand Leopold Rühl. Mannheim. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Schlosser von Hanau, oder: Pionier und Steuerverweigerer. Kurhässliches Verfassungs-Bild von Dietrich von Brecheisen. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Ueber Israels Hoffnungen und unsere Pflicht gegen Israel. Eine Erwiderung auf die Erklärung des Pastors Harms über die Judenmission. Berlin. 8. 1½ Ngr.

Ziethe, W., Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten den 17. Februar 1862. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 17. April 1862.

Inhalt: Der russische Dichter Puschkin und das ihm zugedachte Denkmal in Petersburg. Von Jegor von Sievers. — Lyrische und epische Dichtungen. Von Wilhelm Andreä. — Die Gräfin Albany und ihr Kreis. — Ebeling's Supplemente zu Flögel. — Ein Roman aus Roms Gegenwart. — Notiz. (Zur Novellenliteratur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der russische Dichter Puschkin und das ihm zugedachte Denkmal in Petersburg.

Ist's ein lebend'ger Commentar
Der Menschenlaunen? In der Hülle
Harold's ein bloßer Moskowit?
— — — — — — Ein Genie
Oder nur eine Parodie?
(„Onägin", 296.)

Solange Puschkin einer der ausgezeichnetsten und berühmtesten Dichter Rußlands genannt wurde, solange man rühmte, daß keinem andern in gleichem Grade als ihm die Huldigungen der Oeffentlichkeit in Rußland dargebracht worden seien, durfte die Kritik dagegen nichts einwenden. Als aber Johannes Scherr vor einigen Jahren zu Homer, Sophokles, Lope de Vega, Shakspeare, Tasso, Corneille, Goethe, Schiller unter die Dichterkönige auch Puschkin erhob, äußerten einzelne Stimmen (unter anderm Gutzkow) gerechtes Bedenken gegen eine überschätzende Zusammenstellung, die nur einseitige Liebhaberei oder blinder Patriotismus billigen konnte.

Die Geisteskraft dieses großen, in seinem Innersten noch jugendfrischen, unentwickelten Volks wird uns zweifelsohne über kurz oder lang durch die Thatsache beweisen, daß diejenigen es zu niedrig veranschlagen, welche es für unfähig erklären, wahrhaft classische Dichtungen zu schaffen. Stehen doch selbst die wenn auch um vieles einseitigern Gedichte Kolpow's der Natur und der wahren Poesie ungleich näher als die eines Puschkin, dessen weltschmerzliche Erzeugnisse am passendsten mit den Fieberrosen auf der Wange eines Kranken verglichen werden könnten. In Puschkin ging ein bedeutendes Talent an franzosenhafter Erziehung, an Schöngeisterei und Oberflächlichkeit, an Gehalt- und Sittenlosigkeit des nordischen Residenzlebens — wie manche andere edle Kraft —, man könnte sagen unverschuldet zu Grunde; Puschkin's Schwinge ward gelähmt, bevor sie noch zum höchsten Fluge sich entfaltet hatte. Puschkin — um mit Dupont zu reden —*) besaß nicht jene Beständigkeit der Arbeit, nicht jene Innerlichkeit der Anschauung, nicht jenes ausdauernde ernste Streben nach einem hohen, fernen Ziele, wodurch sich gewöhnlich die Auserwählten der Muse von der Menge unterscheiden.

*) Vgl. Bodenstedt's vortreffliche Nachahmung Puschkin's, III, 212. Alle Anführungen weisen auf den zweiten Band dieser Verdeutschung.

Er ließ sich zu sehr vom Augenblick beherrschen und verlor zu leichten Sinnes seine Zeit in nichtigen Vergnügungen; Onägin, der Held des besten Werks von Puschkin, ist in dem Grade Urbild der petersburger „Blasirtheit", daß man nicht genug sich verwundern kann, wie ein Dichter auf den unglücklichen Gedanken verfallen konnte, solch ein Wesen dichterisch zu verherrlichen. Diese Geschöpfgattung kann nie und nimmer Gegenstand der Begeisterung werden. Einem Gesellschaftsroman in Prosa mag der Onägin immerhin seine traurige Figur leihen — sie ist so gut oder schlecht, als sie in der Stickluft eines moralischen Sumpflebens sich zu entwickeln vermochte —, in einem Gedicht aber kann sie nicht verwerthet werden. Dieses scheint Puschkin selbst gefühlt zu haben, der den Reim nur noch wie eine immerhin lästige Gewohnheit an sich duldete.*) Wenn der Dichter auch berühmte,

*) Ihr wißt, ich liebe meinen Helden
Und kenne meine Dichterpflicht;
Doch ließ' ich jetzt bei reifern Jahren,
Am liebsten Vers und Reim ganz fahren,
Und schriebe Prosa; schon zu lang
Trug ich der Jamben Joch und Zwang.
Ich möchte mich des Jochs entled'gen,
Und da ich bei gereifterm Sinn
Auch ernster und vernünft'ger bin,
Euch zwanglos ernste Dinge pred'gen,
Wozu der Reim sich nicht recht paßt,
Der — wie gesagt — mir längst zur Last.
(„Onägin", 215—216.)

Es ist mir unbekannt, was es mit den dennoch S. 47 wieder auftauchenden Planen für eine Bewandtniß hat, wenn es heißt:

Bald nehm' ich eine andre Richtung
— — — — — — —
Und schreibe eine neue Dichtung
— — — — — — —
Wozu ich schon den Plan erfand.

Wie genaue Kenner der russischen Literatur versichern, liegt der Schwerpunkt von Puschkin's Verdienst in seiner Prosa. Solange aber die

glücklichere Schriftsteller als Muster für diese Zwitterform eines Romans in Versen aufstellen kann, so ist damit noch nicht erwiesen, daß dieser Stoff einer Behandlung in gebundener Rede fähig ist.

Während der Dichter noch so eifrig dagegen sich verwahrt, daß man ihn mit dem Helden des Stücks verwechsele, so gibt er doch wieder an den Stellen, wo er sich oft unkünstlerisch genug selbstredend einführt, noch wo man seinem Leben nachspürt, scharf unterscheidende Kennzeichen, die ihn neben oder über den Onägin setzen. Vielmehr sagt Puschkin in der Widmung S. 8 von den Gesängen des „Onägin" ausdrücklich:

> Als Früchte meiner schmerzensreichen
> Noch jungen und schon welken Jahre
> Sind sie des Herzens Trauerzeichen,
> Die Asche einst'gen Liebesbrandes.

Ferner zum Schluß von der Heldin des Stücks (S. 297):

> Auch du mein Urbild von Tatjane,
> Mein Ideal, mein Lebensziel ...
> Das Schicksal nahm mir viel, ja viel!

Es scheint, als hätten Erlebnisse aus der Zeit der Verbannung auf seinem Gute im Pleskauschen, wo auch die ersten Gesänge entstanden, reichen Stoff dem Dichter geboten. Jedenfalls Wahrheit und Dichtung! Die Aehnlichkeit zwischen Puschkin und Onägin ist so sprechend, daß jener überglücklich erscheint, wenn er „Unterschiede zwischen sich und Eugen entdeckt". Nichts ängstigt ihn mehr als Verwechselung mit dem Helden seiner Dichtung, und doch geht er dem Leser mit bösem Beispiele voran, indem er, trotz Byron's Einsprache, den englischen Dichter im „Childe Harold" kennzeichnet. Ich sehe darin einen Fingerzeig, wie Puschkin's Versicherung in Betreff des Onägin verstanden werden muß. Daß Puschkin seinen Helden einiger der eigenen Eigenschaften entkleidete (wie z. B. der Liebe zu Blumen und Landluft), macht das Gemälde nur unvollständig, nicht falsch. Ausrufe wie (S. 217):

> Du aber darfst mir nicht entfliehen,
> Begeisterung! Sollst mit mir ziehen
> Und wohnen unter Einem Dach!
> Du hältst des Dichters Seele wach,
> Und nährst in ihm den Götterfunken u. s. w. —

erscheinen überraschend und in diesem Gedichte fast ungehörig, so vereinzelt stehen sie da! Die abgelebte Nervenschwäche des Dichters und seines Helden erscheint so grell als möglich.

Ich kenne außer dem „Onägin" kein Buch, in welchem Ausdrücke wie: Langeweile, Spleen, modern, Schwermuth, gähnen, schläfern, welk, stumpf, kalt, hohl, wüst, leer, übersättigt, gleichgültig, so beängstigende Herrschaft gewinnen.*)

Das Leiden jenes ewig gelangweilten Puschkin-Onägin war die Zerfallenheit der Zustände seines Vaterlandes, die er begriff und fühlte, ohne doch durch Erziehung oder natürliche Begabung für ihre Heilung befähigt zu sein, vielmehr litt sein Wesen, das edlerer Regungen fähig war, an denselben Uebeln. Soll auch der „Onägin" ein Spottgedicht auf die gesellschaftlichen Zustände Rußlands, sowol der Provinz als des petersburger Lebens sein, der Dichter gewinnt nur selten den Sieg über das Gemeine, „in welchem wir uns alle baden", er zeigt mehr Ueberdruß am Uebel und Ermatten, als Kraft und Begeisterung des Bessern. Wo sollte auch in der trostlosen Moderluft, die ihn umgab, ein belebender Hauch sein Gemüth erfrischen, seinen Geist erheben? Vom ewigen Dichten „stumpf und dumm", kann der Dichter dieses

---

Lesewelt bei dem Namen dieses Schriftstellers vorzugsweise an den „Onägin" erinnert wird, bleibt die Aufgabe der Kritik ungeschmälert, in das blendende Lichtbild, welches man bisher entworfen, die erforderlichen Schatten zu zeichnen.

*) Ich will, um die Familienähnlichkeit Puschkin's und Onägin's zu verdeutlichen, hier eine kleine Blumenlese aus dem „Onägin" folgen lassen. Puschkin sagt von sich S. 29: „Wie stumpf und kalt ich auch geworden"; S. 36: „Man langweilt sich zu Tode" (ist auch von Onägin gesagt); S. 85: „Langweilt es dich nicht höchlich?" S. 92: „Es schläfert uns bei der Moral"; S. 123: „Wer fängt zuletzt nicht an zu gähnen?" S. 140: „Vom ew'gen Dichten stumpf und dumm."

Er sagt von Onägin: S. 11: „Welche Langeweile beim Kranken sitzen"; S. 24: „Das Herz ward ihm so kalt und hohl"; „Eine Art moderner Schwermuth, im Englischen nennt man sie Spleen"; S. 25: „Nichts was ihm gefiel"; „Die Welt ist für ihn wüst und leer"; S. 42: „Und gähnte unterwegens schon"; S. 44: „Daß er hier sehr gelangweilt sei"; S. 56: „Er gähnte in den alten Hallen"; S. 123 „Uebersättigt ohne Mühe"; S. 124: „Und im Erfolg starb der Genuß."

S. 135: Er sucht die Frauen ohne Schwärmen,
Verläßt sie, ohne sich zu härmen,
Gleichgültig, ob geliebt, gehaßt.

S. 173: „Darauf gähnt er wieder."

S. 180: Und vor Langeweile
Fängt er aufs neu zu gähnen an.
Auch Olga gähnt mit einem male.

S. 263: In den frohen Reihn
Der Gäste langweilt er sich höchlich.

Folgende Verse könnten vielleicht für beide Gestalten als curriculum vitae Geltung finden:

Kindesalter. Das Kind war wild, doch lieb und gut.
Monsieur l'Abbé war ein Franzose,
Er hielt den Knaben ziemlich frei
Und bracht' ihm alles spielend bei,
— In der Moral ein wenig lose? ... („Onägin", 12.)
Und ernste Studien liebt er nie,
Doch alle Anekdoten kennt er. (A. a. O., 15.)

Flegeljahre. Und meine Muse führte ich,
Leicht wie sie war, auf laute Feste,
In Kreise übermüth'ger Gäste.
Wie ward, wie sie getobt, gelacht,
Der Schreck der Wächter in der Nacht;
Bacchantisch raste sie und lärmte,
Sang, jubelte bei vollem Glas.... (A. a. O., 200.)
Wie glühend schwärmt' ich einst für Bälle. (A. a. O. 21.)

Mannesalter. Ward' ich euch je, und wann vergessen,
In welcher fernen Wüste nur?
Ach! Füßchen, Füßchen, wo indessen
Weilt ihr, auf welcher Frühlingsflur? ...
Was mir das Leben
Einst werth gemacht: Ruhm, Vaterland,
Ehrgeiz, und was ich sonst empfand:
Ich hab' es um euch hingegeben! (A. a. O., 30.)

Greisenalter. Ach nein! Bald war die Lust verflogen,
Das ganze Leben ihm zur Last.
Was gleichsam als moral'scher Wermuth
Onägin zu verbittern schien:
War eine Art moderner Schwermuth;
Im Englischen nennt man sie Spleen. (A. a. O., 24.)

„Versromans" seinen Leser auch nicht zur Veredlung hinreißen. Von rein ästhetischem Standpunkte angesehen, gebricht ihm die Vollendung der innern Form, der ebenmäßige Ausbau des Gedichts, ein Mangel, der durch einzelne, immerhin schöne, schwunghafte, liebliche, witzige Stellen nicht aufgewogen wird.

Die Quelle der Stumpfheit und Kälte, der Ueberdruß, der den begabten Poeten überkam, wird bei dem wehmüthig-bittern Geständniß offenbar:

Laßt uns von unsrer Bildung schweigen!
Wir haben ihre Hülle nur,
Von ihrem Kern keine Spur!

Wie die Sachen einmal stehen, kann die von der russischen illustrirten Zeitung mitgetheilte Beschreibung des Puschkin geweihten Denkmals nicht mehr befremden, welches in der Akademie zu Petersburg der Ausführung im Großen harrt. Der Verfasser des „Onägin" steht auf einem Piedestal u. s. w., „vor dem Dichter kniet die Muse mit zerbrochener Lyra". Wenn dieses die von Puschkin im „Onägin" besungene Muse aus der Demi-Monde sein soll, „der Schreck der Wächter in der Nacht", deren Schilderung wir im Abschnitt „Flegeljahre" mit des Dichters eigenen Worten gegeben haben, so dürfte gegen die Darstellung nichts einzuwenden sein. Man wolle nur nicht dieses Frauenzimmer mit der griechischen Muse verwechseln, welche im mittlern und westlichen Europa noch bis heutigen Tags wie vor Jahrtausenden verehrt wird. Steht nun ferner „seitwärts von Puschkin ein Knabe (Lermontow), dem Puschkin eine Feder überreicht, und hinter demselben noch ein zweiter Knabe mit erhobenen Händen, welcher die Liebe der Nation ausdrücken soll", so überschreitet das alle Grenzen von gutem Geschmack und Verstand. Wenn auch gegen die Verherrlichung Lermontow's gar nichts eingewendet werden kann, der Puschkin an Kraft und Schwung bei weitem übertrifft und das würdigste Denkmal sich selbst bereits gesetzt hat *), so wird doch der witzigste Kopf nicht im Stande sein, aus eigenen Mitteln zu errathen, daß der zweite Knabe mit erhobenen Händen die Liebe der Nation ausdrücken soll!

Dieses Denkmal kann zur Ehre des russischen Volks und der neun Musen nicht errichtet werden!

Jegór von Sivers.

*) „Lied von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch, von seinem jungen Leibwächter, dem kühnen Kaufherrn Kaloschnikow" (Bodenstedt's Uebersetzung, I, 75—98).

Lyrische und epische Dichtungen.

Unserer großen classischen Literaturperiode ging die bahnbrechende Lyrik des göttinger Hainbundes vorauf; sollte unsere an lyrischen Erzeugnissen so unendlich reiche und sich täglich mehrende Literatur der heutigen Zeit nicht auch vielleicht als das Morgenroth einer neuen großen Literaturepoche, als die Vorläuferin großer, classischer Meisterwerke angesehen werden können? Wir dürfen dies um so eher hoffen, da unsere Zeit bereits angefangen hat, kostbare Bausteine auch für die Brücke zu liefern, welche von alters her dazu bestimmt und nothwendig war, um von der lyrischen Poesie zum Drama gelangen zu können: wir meinen das Epos. Rudolf Gottschall, auch Arnold Schlönbach mit seinen „Hohenstaufen" und seinem „Ulrich von Hutten", sowie Paul Pressel mit seinem „Franz von Sickingen" haben der epischen Tuba kräftige heimatliche Klänge entlockt, von denen wir wünschen und voraussetzen dürfen, daß sie Signale zur endlichen Gewinnung unserer lang ersehnten vaterländischen Dramen sein mögen.

Wir brauchen nicht erst, wie Vischer in seiner „Aesthetik" meint, uns eine vollständige politische Freiheit und nationale Einheit errungen zu haben, um große Dramen zu schaffen. Shakspeare schrieb seine unerreichten Meisterwerke zur Zeit des erwachenden englischen Nationalgefühls, und demgemäß könnte keine Epoche für deutsche Dramen günstiger sein als diese nach politischer Einheit ringende Zeit des erwachten deutschen Nationalbewußtseins. In dem Streben und Ringen nach Idealen, in der Sehnsucht überhaupt, vermag die Muse weit mächtiger ihre Flügel zu entfalten als in dem Besitz und Vollgenuß der erstrebten Güter, in der befriedigten Sättigung. Unsere neuzeitige Lyrik hat längst einen so nationalen Ton angeschlagen, daß der gefühlvollste und weichlichste Dichter sich ihm nicht gänzlich mehr entziehen kann, sondern dem Vaterlande seinen Tribut, und wäre er auch noch so gering, bringen muß. Wir nehmen fast keinen neuen Dichter mehr zur Hand, dem nicht eine Klage über Deutschlands Zerrissenheit entschlüpfte und der nicht die freudige Zuversicht hegte, daß wir trotz alledem und alledem das ersehnte Ziel erreichen werden. Recht so, ihr Poeten! Hoch die zerschossene Fahne!

Aus den Zeiten sind wir hoffentlich heraus, wo die Kunstrichter ein Tendenzgedicht von vornherein schon verdammten! Man wird doch endlich zu der Einsicht gekommen sein, daß jedes Volk und jede Zeit seine Leiden und Freuden und Hoffnungen, seine Kämpfe, seine Niederlagen und Siege hat, und daß es für den Dichter nicht gerade ehrenvoll sein würde, den Strömungen seiner Zeit gleichgültig, feig und eigennützig aus dem Wege zu gehen. Es wäre wahrlich für Deutschland besser gewesen, wenn wir in den Zeiten unserer tiefsten moralischen und politischen Versunkenheit anstatt des Pegnitzordens und der vielen andern Blumen- und Schäferorden nur einen Dichter, einen „Tendenzdichter" wie Ernst Moritz Arndt gehabt hätten — Strasburg wäre wol noch eine deutsche Stadt! Oder wenn aus der Menge der süßlichen Schwärmer nur einer seinen Zorn oder Spott ergossen hätte über die Roheit und Barbarei des Zeitalters — es hätten der Scheiterhaufen wol weniger geflammt und der Justizmorde wären weniger zu buchen gewesen.

Als die verhimmelten und verschimmelten Gemüther in Goethe's „Werther" ihr Spiegelbild erblickten, rief alles: Tendenz! Nichtswürdige Tendenz! Als einer Brandrakete gleich Lessing's „Nathan" zwischen die unduldsamen Philister fuhr und die religiösen Zänkereien verstummen machte, klagte man gleichfalls über die Verirrung der

Poesie; und was für eine schändliche Tendenz verfolgte nun gar Schiller mit seinen „Räubern" und seinem „Fiesco"!

Man wird ferner auch zu der Einsicht gekommen sein, daß es nicht allein der schönste und erhabenste Beruf der Poesie, sondern auch die höchste Aufgabe derselben ist, eine lebenswarme Dichtung mit kämpfenden Gegensätzen zu schaffen und jeder Partei ihr volles moralisches und politisches Recht widerfahren zu lassen.

Was die uns vorliegenden Dichtungen betrifft, so gehören sie, außer dem vaterländischen Epos „Ulrich von Hutten", größtentheils der Lyrik an, und wir freuen uns, aus den bessern derselben zu erkennen, daß die falsche Gefühlsschwelgerei, sowie auch die Heine'sche Leichtfertigkeit gottlob ein überwundener Standpunkt sind, wenn aber ja hier und da ein Dichter in jene Regionen sich wieder verirrt, so darf er auf keine Anerkennung und auf kein freundliches Entgegenkommen des Publikums mehr hoffen. Es kann allerdings bei der gegenwärtigen Ueberfülle an poetischen Erzeugnissen auch leicht manche gute Dichtung in Vergessenheit gerathen, doch auch nur eine Zeit lang; ist sie wirklich gut, so wird sie sicherlich früher oder später wieder an das Licht gezogen werden, wie bereits eine Menge von Beispielen lehren. Einige der nachfolgenden Dichter haben bereits einen geachteten Namen und ihre jüngsten Schöpfungen würden sich auch ohne denselben in der Gunst des Publikums zu erhalten wissen.

---

1. Gedichte von Eduard Kauffer. Zweite Auflage. Leipzig, Purfürst. 1861. 16. 1 Thlr.

Diese Gedichte sind in Hinsicht auf Inhalt und Form vortrefflich und dürfen mehr oder weniger mit Fug und Recht den besten neuzeitigen lyrischen Erzeugnissen an die Seite gestellt werden. Das ist wieder einmal ein Dichter, der uns nicht mit glatten Phrasen und schönklingenden Reimen abspeist, sondern unser Herz warm macht und für seine Empfindungen, Gedanken und Gestaltungen unsere volle Theilnahme zu wecken weiß. Nach der Weise altgriechischer Dichter ist ihm die ganze Natur belebt, und wo sie ruht oder zu ruhen scheint, da schafft er Leben, und dazu kommt, daß seine Naturmalereien, wie in den beiden prächtigen Gedichten: „Seliges Erschrecken" und „Ländliche Stille", in der Zartheit der Darstellung und in der gefühlvollen Ausdrucksweise natürlich, wahr sind und gänzlich frei von jener schönthuerischen Sentimentalität und Effecthascherei Matthisson's. Wie ein Landschaftsgemälde ohne einige ordnenende Spuren der Menschenhand uns kalt und unbefriedigt läßt, so würde auch der bloße Abklatsch der Natur in einem Gedichte, und wäre es auch mit den weichen Farben Matthisson's gemalt, keinen bleibenden Eindruck auf uns machen. Kauffer hat es verstanden, seine Wälder und Flüsse und Landschaften zu beleben und zu vergeistigen. Als Beleg unsers Urtheils finde das eine der bereits erwähnten Gedichte hier einen Platz.

Ländliche Stille.

Welch ländlich holder Zauber
Fern dem Gewühl der Stadt!
Sein Täubchen lockt der Tauber,
Die Biene summt am Blatt.

Auf buntem Wiesenpfühle
Schwebt Falter und Libell',
Und von dem Rad der Mühle
Stäubt silbern Well' auf Well'.

Beim allgemachen Dämmern
Regt sich's am Bergeshang,
Da schallt von weißen Lämmern
Geläut mit müdem Klang.

Und in das Lied der Glocken,
So träumerisch und lind,
Webt rothe Blütenflocken
Vom Hain der laue Wind.

Schon fängt es an zu thauen,
Der Mond steigt aus dem See,
Wie aus dem Bad, dem blauen,
Der Nix in stillem Weh.

Die Nachtigallen flöten
Die ganze Nacht im Hain ....
Die Jungfrau mit Erröthen
Lauscht dort im Kämmerlein.

Sie lauscht dem Schall der Lieder
Mit wunderseil'gem Schmerz,
Schaut durch den grünen Flieder
Am Fenster niederwärts.

Da kommt es leis gegangen
Und schwingt den Hut: Gott grüß! —
Zwei halten sich umfangen,
Die Nacht ist gar so süß.

Das erzählende Gedicht „Georg Dosa's Tod" hätten wir übrigens in der Sammlung gern vermißt; der Gegenstand ist zu unschön für poetische Behandlung.

2. Aus meiner Liedermappe. Gedichte von Heinrich Zeise. Altona, Uflacker. 1861. 16. 2 Thlr.

Heinrich Zeise, ein altonaer Dichter, hat wie Kauffer bereits einen guten Klang unter den jüngsten Lyrikern. Viele von seinen hier und da in Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreut erschienenen Gedichten treten uns in dieser neuen Sammlung als alte liebe Bekannte wieder entgegen. Seine Form ist ohne Makel, ja oft glänzend. Leicht und anmuthig fließen die Verse, deren Reime ungesucht ihm von selbst zu kommen scheinen. Er verherrlicht Jugendlust und Wein, Liebe und Frühling, Poesie, Kampf und Vaterland. Wir zweifeln unsers Orts nicht im geringsten daran, daß Zeise sowol wie Kauffer sich einen Ehrenplatz an der Seite unserer besten neuzeitigen Gefühlsdichter erringen und ohne Frage viele überdauern werden, „die jetzt als Classiker in Maroquin und Gold prangen". Seine uns vorliegenden Gedichte prangen allerdings auch in Gold und sind sogar mit einigen lithographirten Bildern geschmückt, aber sie verdienen es auch.

3. Gedichte von Albert Traeger. Zweite durchgesehene und vielvermehrte Auflage. Leipzig, Keil. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Traeger, der sich in kurzer Zeit einen geachteten Namen gemacht hat, ist ein Dichter durch und durch. Wohin er auch immer seinen Blick richten mag, ob in die Natur, ob in das Menschenleben oder sein eigenes Herz — überall findet er reichen Stoff zu poetischen Anschauungen und Gestaltungen. Die unbedeutendsten Dinge, an denen ein minder begabter Dichter gleichgültig vorüberschreitet und die er unbeachtet läßt: eine geknickte Blume, das Klopfen eines Todtenwurms, reichen hin, die Schwingen seiner Muse zu entfalten. Sein Blick ist klar und sein Gefühl so warm und innig, daß jeder Ton seiner Leier, die er mit sicherer Hand zu führen weiß, in unsern Herzen widerklingt und, bei dem leisen Hauche von Wehmuth, der mehr oder weniger seine Lieder durchweht, Thränen in unser Auge lockt. In der That, wem z. B. bei seinen Mutterliedern, in Erinnerung an die entfernte oder auch längst begrabene Mutter, das Herz nicht warm wird, der ist nie ein Kind gewesen, dem hat nie das Herz in Liebe geglüht.

Auch die Form der Traeger'schen Gedichte darf sich ohne Frage den besten neuzeitigen Erzeugnissen an die Seite stellen; der Bau seiner Verse ist vortrefflich und der Reim makellos.

Wie Bürger einst Matthisson um folgende Strophe beneidete:

> Psyche trinkt, und nicht vergebens!
> Plötzlich in der Fluten Grab
> Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
> Wie ein Traumgebild hinab —

so beneide ich Albert Traeger um folgende Verse, die zugleich als Beleg unsers Urtheils dienen mögen:

> Lieb' ist ein Meer, das Stunde
> Auf Stunde Sturm befällt,
> Die Treue gleicht dem Grunde,
> Der fest den Anker hält;
> Wenn blütengleich im Schauer
> Der Luft die Liebe schwankt,
> Ist Treue eine Mauer,
> Daran die Blüte rankt.

4. Gustav Kühne's gesammelte Schriften. Erster Band. — A. u. d. T.: Gedichte. Zum ersten male gesammelt. Leipzig, Denicke. 1861. 8. 1 Thlr.

Gustav Kühne, als Kritiker, Novellist und Dramatiker mit Recht geschätzt, legt als ersten Band seiner gesammelten Schriften zum ersten male seine Gedichte der Oeffentlichkeit vor. Der Umstand, daß er mit Dichtungsarten abschließt, mit denen andere Poeten heutzutage gewöhnlich ihre Laufbahn beginnen, steigert natürlicherweise unsere Erwartung bedeutend, die aber unsern Ansprüchen, die wir an einen so berühmten Namen zu machen berechtigt sind, nicht gleichkommt. Es will uns fast scheinen, als habe er in richtiger Schätzung seiner Gedichte sich bisher gescheut, sie früher ans Licht treten zu lassen, und er benutze nun diese Gelegenheit, um sie unter den schützenden Fittichen seiner Werke mit durchzubringen.

Die „Romanzen und Balladen" basiren auf Stoffen, zum Theil Sagen, die sich besser im Gewande der Prosa ausnehmen, Kleinigkeiten, die meistens des Besingens gar nicht werth sind, wenigstens nicht für Gustav Kühne, der als dramatischer Dichter sich bereits manches Lorberblatt um die Schläfe wand. Auf den Ausdruck hätte der Dichter hier und da auch mehr Fleiß verwenden müssen, wie z. B. in „Jung Reinhard": „Trifft den Drachen in die Weichen, Daß er kaum noch japsen kann." So etwas gehört in die „Fliegenden Blätter", aber nicht in eine Gedichtsammlung Gustav Kühne's. Die „Vaterlandslieder" lassen nichts zu wünschen übrig, doch hat die neueste Zeit deren mindestens ebenso gute hervorgebracht. Besonders gelungen ist das Rheinweinlied, in welchem der hübsche, originelle, echt poetische Gedanke durchgeführt wird, daß der in den Rhein versenkte Nibelungenhort von den Nixen festgehalten, von Kobolden und Zwergen aber geraubt und in die Berge gebracht worden ist, wo ihn nun die Reben einsaugen und wir ihn endlich als feuriges Gold verzapfen und ausschlürfen.

Die Reimsprüche sind meisterhaft und verrathen den Denker, doch in „Religiöses" vermischt sich auf sonderbare Weise Orthodoxie und Pantheismus. Der Dichter betet zu Gott und dem Gekreuzigten, hat „Gottgefühl" und dennoch glaubt er an keine persönliche Fortdauer nach dem Tode! Wie reimt sich das?

> Mit der Asche der Gefühle, (!)
> Wenn die Fackel umgekehrt,
> Düng' die Erde, Herz, und kühle
> Was dich glühend heiß verzehrt!
>
> Kannst nichts Höheres erstreben,
> Als im ganzen groß und rein,
> Still und wirksam weiter leben:
> Sieh, das heißt unsterblich sein!

Zu solchem trostlosen Materialismus sollte kein Dichter hinabsinken, am allerwenigsten aber Kühne, welcher dem sterbenden Sänger der Ideale die entsinkende Leier aus der Hand nahm, um dessen letztes Lied zu Ende zu singen, dieselbe Leier, die da einst geklungen hatte: „Und was die innere Stimme spricht, Das täuscht die hoffende Seele nicht!" Als die besten der übrigen Gedichte dürften die 22 Elegien des Liebesduetts angesehen werden, bei deren Schöpfung der Verfasser den Griffel in die Glut seines Herzens getaucht hat.

5. Ulrich von Hutten. Ein vaterländisches Gedicht in 20 Gesängen von Arnold Schloenbach. Berlin, Nicolai. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Es ist ein glücklicher Gedanke, den in seiner hohen Bedeutung noch immer nicht genug gewürdigten Ulrich von Hutten, den Kämpfer gegen alles pfäffische Wesen, gegen alle Unfreiheit, Unwahrheit und Heuchelei, den unermüdlichen Vorkämpfer deutscher Gewissensfreiheit und der politischen Größe unsers Vaterlandes als den Helden einer epischen Dichtung sich auszuerwählen. Die vortreffliche Biographie von David Strauß hat dem Dichter als Leitfaden gedient für seine Dichtung, die wir ungeachtet einiger Härten und anderer kleiner Formfehler freudig begrüßen und willkommen heißen. Es ist ein echt vaterländisches Gedicht, und man fühlt es, daß der Held seinen Dichter ganz eingenommen hat. Unsere Zeit ist arm an guten Heldengedichten, und um so größer ist Schloenbach's Verdienst, uns ein solches geschaffen und ganz besonders denjenigen Mann erwählt zu haben, der sein ganzes Leben und Lebensglück dem Vaterlande geopfert hat, bei dessen Andenken einst Herwegh ausrief: „Wann hängt einmal in deutschen Hütten der Hutten statt des Bonaparte?" und von dem Strauß will, daß er der Genius unsers Volks sei, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist noth thun würde. Da niemand leugnen wird, daß uns gegenwärtig ein solcher sehr nöthig ist, so wollen wir schließlich ein Wort Platen's, welches er im Hinweis auf das Nibelungenlied äußert, auf diesen „Ulrich von Hutten" anwenden: „Kommt, ihr Knaben, schüttelt den Schulstaub von euern Füßen und lernt statt römischer Vocabeln dies Gedicht auswendig!"

6. Gedichte von Karl Hermann Müller. München, Fleischmann. 1861. 16. 2 Thlr.

> Wo sich der Dichter versteigt ins Unendliche,
> Lege sein Liederbuch schnell aus der Hand,
> Alles gemeinem Verstand Unverständliche
> Hat seinen Urquell im Unverstand.

So läßt Bodenstedt seinen Mirza Schaffy urtheilen, und nie haben wir die Wahrheit dieser Worte so tief empfunden als bei Lesung dieser Müller'schen Gedichte, deren eins, „Patrarca's Liebe" überschrieben, also beginnt:

> Petrarca, keuschester der Liebepriester,
> Ihr Glutenengel selbst, mit deiner Quelle,
> Wie eines Feensees smaragdne Welle
> In Felsen eingebeicht, heilig und düster;
> Von dir gewählt zu deines Leids Geschwister,
> Nicht neid' ich dich, daß stets mit Windesschnelle
> Ein einsam prächtig Lied in Sternenhelle
> Verklingen mußte deines Munds Geflüster.

7. Walhalla deutscher Materialisten. Münster, Coppenrath. 1861. Gr. 16. 18 Ngr.

Ausschließlich Distichen, die sämmtlich gegen den Materialismus gerichtet sind. Die Fragen der Metaphysik sind für eine poetische Behandlung nicht geeignet und werden in diesem Gewande schwerlich Glück machen. Nur da, wo der Verfasser sich allgemein hält und demgemäß auch allgemein verständlich bleibt, sind die Verse erträglich:

> Vormals suchten aus Koth Alchemisten Gold zu bereiten,
> Aber ihr wandelt in Koth, schlechte Adepten, das Gold.

8. Blätter und Blüten. Gedichte von Hermann Schulze. Gifhorn, Schulze. 1861. 16. 12½ Ngr.

Der Verfasser hat seine Poesien in folgender Strophe sehr richtig selbst beurtheilt:

> Worte such' ich heut' vergebens!
> Und der Dichtkunst heil'ge Gabe
> Beut mir heut', trotz alles Strebens
> Wenig nur aus ihrer Habe.

9. Germania. Beiträge deutscher Dichter und Dichterinnen. Herausgegeben im Namen des Berliner Frauenvereins für das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg von Auguste Kurs. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Sammlung von 55 theils bekannten, theils unbekannten Dichtern, alphabetisch geordnet. Die Sammlerin, welche selbst einige Gedichte darunter hat, von denen „Das Mutterherz" besonders hervorgehoben zu werden verdient, verräth in ihrer Auswahl einen feinen Geschmack, obschon einige Gedichte mit unterlaufen, die sich kaum über die Mittelmäßigkeit erheben. Die Namen der bekanntern Dichter sind: A. Bube, Dräxler-Manfred, Gruppe, Gusek, H. Kletke, Julius Schanz, Luise von Ploennies, Scherenberg, Schloenbach, Vogl, Max Ring und — Julius Rodenberg, der bekanntlich in keiner Sammlung fehlt. In buntem Kranze wechseln Empfindungsgedichte, patriotische Gesänge mit Romanzen, Balladen und erzählenden Gedichten ab, unter denen wir „Helene" von Karl Heigel auszeichnen. Auch prosaische Beiträge finden wir in der Sammlung, anziehende Kleinigkeiten, wie: „Bilder der Nacht" von Max Ring; „Aus dem Hofmeisterleben" von Buddeus; „Der fliegende Sommer" von Auguste Kurs; „Die Einwanderung der Aegypter in Spanien" von Sigismund Wolff; „Ueber das geistliche Schauspiel des Mittelalters" von Ernst Roth; „August Graf von Hallermund" von Eugen Trautwein von Belle u. a.

10. Gedichte von Henriette Gerhardt und von ihrem Vater G. A. Gerhardt. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1861. 16. 22½ Ngr.

Die Gedichte des Vaters sowol wie die der Tochter behandeln meistens Stoffe, für die ewig die Menschenherzen warm schlagen werden: Heimat, Familie, Vaterland. Es sind warm empfundene und deshalb auch die Herzen der Leser erwärmende Gedichte, deren Form nur wenig zu wünschen übrig läßt. Unter des Vaters Gedichten heben wir besonders „Rückblicke" (in der Form des Mignonliedes: „Kennst du das Land?") und „Das Museum in Berlin" hervor. Unter den Gedichten der Verfasserin befindet sich auch das bekannte Preußenlied: „Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben?" Es war uns bislang unbekannt, daß dies Gedicht, welches bei den Stockpreußen zum Volksliede geworden, aus der Feder einer Dame geflossen ist. Was die Besingung der Exkönigin von Neapel übrigens betrifft, so müssen wir gestehen, daß uns die Heldenthaten dieser hohen Frau nicht recht einleuchten wollen. Hätte sie für eine Idee gekämpft, dann stand die Sache anders, aber für die Erhaltung des eigenen Herdes kämpfen wir alle, und Tausende von Frauen noch weit heldenmüthiger, auch ohne Millionen von Ducati und ohne den Schutz der Mauern von Gaëta.

11. Gedichte von Anna Versing-Hauptmann. Leipzig, O. Wigand. 1861. 16. 18 Ngr.

Diese Gedichte, welche die Verfasserin selbst „einfach und anspruchslos" nennt, sind nach ihren eigenen einleitenden Worten nur für den engen Kreis ihrer Freunde bestimmt und machen auf Classicität keinen Anspruch. So sind in der That auch nur Kinder der Muße und nicht der Muse der Dichtkunst. Die Muse der Verfasserin heißt Melpomene, in deren Dienste sie allein „nach dem Ruhme geizt, durch unermüdeten Fleiß und innige Begeisterung mit den Bessern genannt zu werden". Die Gedichte lassen in Hinblick auf Form und Ausdruck noch viel zu wünschen übrig, doch sind sie warm empfunden, und es gibt sich überall in ihnen ein edles Gemüth kund. Besonders lobenswerth ist der Umstand, daß die Verfasserin nur solche Stoffe für ihre Dichtungen gewählt hat, die innerhalb der Grenzen echter Weiblichkeit liegen.

12. Sommer- und Wintersaat in Gedichten von Julie von Großmann. Zweite Auflage. Dresden, am Ende. 1861. Br. 8. 20 Ngr.

Das ganze Gefühlsleben der Dichterin spiegelt sich klar in diesen Gedichten wieder ab, die, da sie mit ihrem Herzblut geschrieben zu sein scheinen, nichts Gemachtes an sich haben und der Empfehlung werth sind. Jedoch werden sie in ihrer allzu großen Weichheit mehr in weiblichen als männlichen Herzen einen Widerhall finden. Die ausschließlich lyrische Dichterin begleitet in ziemlich reinen Mollaccorden das stete Wogen ihrer Gefühle, den Wechsel der Freude und des Schmerzes, welcher letzterer bei ihr vorherrschend und ihr durch die Gewohnheit selbst lieb geworden ist.

13. Frauenherz. Gedichte von Luise Büchner. Berlin, Max Hirsch. 1861. 8. 22½ Ngr.

Die Anlage zu einer Dichterin kann der Verfasserin niemand absprechen, aber in der Form muß sie noch viele und angestrengte Studien machen. Ein glühendes Herz, Reichthum der Phantasie und die Liebe zu allem Schönen, Guten und Wahren besitzt mancher, ohne gerade Dichter zu sein, ohne auch nur einen erträglichen Vers machen zu können. Wären die hier zum Ausdruck gekommenen Gedanken und Empfindungen in eine ihnen entsprechende Form gegossen, dann könnten wir die Gedichte unbedingt loben, so aber nur bedingungsweise und in ziemlich enger Auswahl. Ein lyrisches Gedicht ist leichter gemacht als ein balladenartiges, weil die Form des Stoffs, den wir ohne viel Mühe und unmittelbar aus dem eigenen Herzen schöpfen, sich nicht allein leichter um den Inhalt schmiegt, sondern sozusagen mit ihm zugleich geboren wird. Ja, die ausgesprochenen Empfindungen und Gedanken können an sich schon poetisch sein, ohne daß sie in Verse gebracht zu werden brauchten. Anders verhält es sich mit Balladen- und Romanzenstoffen, zu denen wir uns ganz objectiv verhalten. Der Raum ist zu beschränkt, um über diesen Gegenstand ausführlicher zu reden. Die Verfasserin wird mich aber verstehen und wissen, auf welche Gebiete sie vor allem ihr Augenmerk und ihren Fleiß zu richten hat, wenn ich ihr erkläre, daß ihre lyrischen Gedichte bei weitem höher stehen als ihre „Erzählenden und Gelegenheitsgedichte". An Formfehlern ist besonders der falsche Gebrauch des g und ch, s und z (Felsen und wälzen), d und t (Schwerte und werde) u. s. w. zu rügen.

14. Lagerlieder. Wien, Braumüller. 1861. 16. 8 Ngr.

Einseitig österreichische Soldatenlieder in schlechten, holperigen Versen von einem bramarbasirenden Dichter, der es besonders liebt, Anekdoten und einzelne Heldenzüge aus dem letzten italienischen Kriege in gereimter Prosa zu besingen. Auch hat er die Stirn gehabt, das alte bekannte Burschenlied, welches die schwarz-roth-goldenen Farben verherrlicht: „Wo Muth und Kraft in deutschen Seelen flammen" u. s. w., für seine schwarzgelben Zwecke zurechtzumachen:

> Die Fahne sei dem Heldensinn ein Zeichen:
> Rein wie das Gold der Geist, der uns durchglüht;
> Und daß wir selbst im Tode nimmer weichen,
> Sei sie auch schwarz, die flatternd vor uns zieht! u. s. w.

15. Aus alten und neuen Tagen. Von Karl von Alsen. Berlin, G. Reimer. 1861. 16. 20 Ngr.

Diese zum großen Theil aus Zeitgedichten bestehenden und vom classischen Geiste des Alterthums durchdrungenen Poesien

sind, fast ohne Ausnahme, so trefflich, daß es uns schwer werden würde, einige derselben besonders lobend hervorzuheben. Kraft, dabei Anmuth und Gedankenfülle, verbunden mit seltener Formgewandtheit geben ihnen einen nahezu classischen Anstrich.

16. Die Sprüche der Natur. Von Georg Holzhey. Koburg, E. Riemann jun. 1861. 12. 12 Ngr.

Diese Gedichte, deren jedes ein Motto, ein selbstgemachtes gereimtes Sprichwort an der Stirn trägt, bestehen lediglich aus Lebensregeln, Ermahnungen und philosophischen Betrachtungen. Durch den Umstand, daß jedes Gedicht von vornherein genau abgemessen, drei achtzeilige Strophen enthält, in denen nur immer der zweite und vierte, sechste und achte Vers sich reimen, arten sie bei aller Correctheit, wodurch sie sich allerdings auszeichnen, in eine gewisse Eintönigkeit aus: ein Fehler, vor dem sich der Dichter besonders zu hüten hat. Die in diesen Versen niedergelegten Gedanken sind übrigens wahr und häufig neu und überraschend.

17. Ranken und Reben. Gedichte von Albert Weiß. Rudolstadt. 1861. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zarte Gedichte eines sinnigen, gefühlvollen Poeten, der allerdings in verschiedenen Versmaßen sich versucht, aber doch noch keine Sicherheit in der Form erlangt hat. Im ganzen dürften diese Gedichte wol als Mittelgut bezeichnet werden.

18. Blüten des Lenzes. Gedichte von Joseph Fasching. Ulm, Stettin. 1861. 16. 18 Ngr.

Ziemlich eng begrenzte, wenn auch gemüthvolle Motive liegen diesen „Blüten des Lenzes" zum Grunde und sie können wol nur für einen engern Kreis von Lesern bestimmt sein. Sie zeichnen sich weder durch Gedankenfülle noch durch besondere Formschönheit aus; doch sind die Reime mit wenigen Ausnahmen regelrecht und die Versification ziemlich gewandt und fließend.

19. Reliquien eines Honved. Hamburg, O. Meißner. 1861. 16. 10 Ngr.

Der ganze Jammer, das volle Elend des im Jahre 1849 so schmählich an den Marterpfahl geschmiedeten Ungarn spricht sich in dem Kranze dieser Gedichte aus, die scheinbar der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (Hartmann's) nachgebildet, vor zehn Jahren jedenfalls mehr Eindruck gemacht haben würden als jetzt. Der Verfasser ist ein warmer Patriot und spricht seinen Ingrimm und Haß gegen das Haus Habsburg-Lothringen so sehr und unverblümt aus, daß es uns fast scheinen will, als seien diese „Reliquien" unter den ersten Eindrücken jener bittern Enttäuschung, unmittelbar nach der Katastrophe von Világos und nicht erst jetzt entstanden; denn unmöglich könnten bei einem denkenden Menschen, geschweige nun bei einem gläubigen Christen, der der Verfasser doch zu sein scheint, die Gefühle der Rache sich so sehr in dem Vordergrunde erhalten haben. Die Ausdrücke „Rache", „Rachegeist", „Vergeltend Blut mit Blut" u. dgl. m. finden sich fast auf jeder Seite. Die Sache Ungarns wird auch ohne „Rache" siegen, wenn auch nicht ohne Mühe und Kampf. Die Form ist noch viel zu wünschen übrig, die Ausdrücke sind oft vulgär, für eine Dichtung unpassend, und die Bilder theilweise bis zum Unverständniß unklar. Am besten gelungen ist „Des Honveds Abschied", „Die deutsche Legion" und ohne Frage „Der König lügt".

20. Festalbum, herausgegeben vom literarischen Studentenverein zum funfzigjährigen Jubiläum der Universität zu Breslau den 3. August 1861. Breslau, E. Trewendt. 1861. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

In diesem „Festalbum" haben 20 junge Dichter die Ergüsse und, wie wir voraussetzen dürfen, die ausgewähltesten Erzeugnisse ihrer Muse niedergelegt. Wir haben mit großer Theilnahme dies Buch uno tenore gelesen und gestehen, daß der Gesammteindruck ein angenehmer, befriedigender war, sodaß wir einigen der jungen Poeten, wenn sie die sich eben öffnende Blume der Poesie so zu wahren wissen, daß sie von den unausbleiblichen Stürmen des Lebens nicht geknickt wird, ein günstiges Prognostikon stellen können. Wir heben hervor die Namen: A. Ludwig (Gedicht „Zum 3. August 1861" und „Meine Göttin"), E. Nägele mit seinen in der schwäbischen und altbairischen Mundart verfaßten Dichtungen, die, theils humoristisch, theils im naiven Volkston gehalten, sich an die Hebel'schen Gedichte anlehnen. Die „Neuen Schnadahüpfln" sind gleichfalls recht hübsch, z. B.:

> D' Student'n in Münka, d' Student'n allhier,
> Hoben's Geld oder koans, sie trinken halt Bier.

Auch Robert Rößler mit seinen in schwäbischer Mundart gesungenen Liedern zeigt Talent. Doch gebührt ohne Frage dem an kühnen, eigenthümlichen Bildern reichen und formgewandten Friedrich Rust der Preis. Seine „Schnee-Elfen-Liebe" und „Das Blut der Nacht" sind Gedichte von beträchtlicher Ursprünglichkeit und Frische.

Das Blut der Nacht.

> Ein schwarzer Löwe streicht die Nacht am Himmel,
> Und unten tief verstummt das Erdgewimmel,
> Er schreckt der Sterne zitterndes Gewimmel,
> Durchbricht des Mondes schwaches Silberwammst.
>
> Da steigt ein Himmelsjäger mächtig auf,
> Trifft ihn mit tausend, tausend goldnen Spitzen;
> Er stirbt dahin, zum Himmel schaut hinauf
> Und seht sein Blut am Horizonte fließen.

21. Feldblumen. Gedichte von A. Neuhaus. Colditz. 1861. 8. 10 Ngr.

Die dem Dichter mangelnde Phantasie wird durch ein auf religiöser Grundlage ruhendes, tiefes Gefühl ersetzt, welches sich in allen Gedichten widerspiegelt, die, da sie mit Ausnahme einiger unechter Reime ziemliche Formgewandtheit und Schwung besitzen, nicht ohne einigen poetischen Werth sind. Vor allen gefiel uns das drollige „Deutsche Trinklied", welches auch zur Composition sehr geeignet wäre.

22. Aus dem Elsasse. Gedichte von Friedrich Otte. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1862. 8. 1 Thlr.

Johann Georg Zetter, genannt Friedrich Otte, hat von Minckwitz in dessen „Neuhochdeutschem Parnaß" einen wohlverdienten Platz angewiesen erhalten. Dieser Kritiker sagt von ihm: „Romanzen und Balladen bilden den Schwerpunkt seiner vor das Publikum getretenen Leistungen; doch wie sie meist in seiner frühen Jugend entstanden sind, verrathen sie auch noch eine ziemlich jugendliche Hand, theils in Anlage und Ausführung, theils, wie es nicht anders sein konnte, von seiten des Gehalts. Doch ohne in die Nachahmung der «schwäbischen Schule» zu verfallen, gab er, was er aus eigener Kraft geben konnte; daher sind viele seiner Sagendarstellungen nicht ohne eigenthümliche Reize, namentlich «Die Zauberin» und das «Todtenhemd», von welchem letztern Gedichte zu wünschen wäre, daß es, abgesehen von einer Vertauschung des Hemdes mit einem ähnlichen, doch poetischere Feldzeichen, den Verlauf des Rachekampfes farbenreicher und kühner gemalt hätte. An der Leichtigkeit seines Stils läßt sich nichts aussetzen." Allerdings besitzen diese Gedichte Formgewandtheit und melodischen Vollklang, und um so mehr ist es zu bedauern, daß noch Härten mit unterlaufen und unechte Reime das Ohr beleidigen, wie: Berge — Werke; Seite — Kleide; Eichen — Zweigen. Freilich haben sich unsere größten Dichter dieses Fehlers schuldig gemacht, doch bleiben es immer Fehler, die allerdings einem süddeutschen und besonders einem elsässischen Dichter eher verziehen werden dürfen als norddeutschen Dichtern. F. Otte ist, das fühlt man aus

seinen mit männlicher Kraft durchströmten Gedichten heraus, eine kerngesunde Natur, der sich augenscheinlich hauptsächlich nach deutschen Mustern gebildet hat und die Mittel zu besitzen scheint, die classische Bedeutung seiner Landsleute August und Adolf Stöber erreichen zu können. Als Beispiel der Otte'schen Muse greifen wir ein Sonett heraus:

Otfried.
(Benedictinermönch im Kloster Weissenburg um 868.)

Der geistigen Befreiung unsrer Ahnen
Rang feindlich noch die Sprache Roms entgegen,
Da wagtest du's, die deutsche Kunst zu pflegen,
Ein deutsches Lied zu singen den Germanen.

Sprich, hattest du wol ein geheimes Ahnen,
Daß diese Sprache, allen überlegen,
Berufen sei, einst in ihr Gold zu prägen
Der Dichtkunst Höchstes und es anzubahnen?

Noch war die Sprache nur ein kindisch Lallen,
Die jetzt, befreit von allen läst'gen Banden,
Weithin erklingt, volltönig und metallen.

Mich aber freut's, daß in Alsatiens Landen,
Daß in den weissenburger Klosterhallen
Die Wiege deutscher Poesie gestanden.

23. Musikalische Sonette von Friedrich Schmidt. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von A. Peucer. Weimar, Kühn. 1861. 16. 10 Ngr.

Diese „Musikalischen Sonette" des nunmehr verstorbenen Dichters beziehen sich nicht allein auf unsere berühmten Tondichter und deren (besonders Beethoven's) hervorragendste Werke, sondern es wird auch Schiller's, Goethe's und einiger berühmten Bühnenkünstler, Gelehrten und anderer Personen in ihnen gedacht. Gedichte von allgemeinerm Interesse wechseln mit Gelegenheitssonetten ab, deren Originalität und Form Anerkennung verdienen, aber als kalte Verstandesproducte ohne allen poetischen Werth sind. Wo der Humor vorwaltet, wird der Verfasser oft schwülstig und unverständlich, z. B.:

An Hahnemann.

Wenn Einkomm'steuer steuern soll dem Auskomm'n,
Muß noch für Auskomm'n sein die Diagnosis u. s. w.

24. Gedichte von Adolf Faber. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1861. 16. 27 Ngr.

Ein gutes Drittheil dieser Gedichte besteht aus dem süßlichen Reimgeklingel von „Lenz und Liebe". Neues haben wir wenig gefunden, im Gegentheil viel Anklänge an alte bekannte und theilweise bereits im Munde des Volks lebende Lieder. Nur einige können Anspruch auf wirkliche Ursprünglichkeit machen, und unter diesen besonders „Wenn ich auf steiler Felsenspitze", welches auch das gelungenste Gedicht dieser Rubrik ist. Weit besser als diese Liebesseufzer sind die „Reiseblätter" und vermischten Gedichte, deren kecker, gesunder Humor und fernige Sprache uns in dem Verfasser einen nicht unbegabten jungen Dichter erkennen läßt. Sehr hübsch, wenn auch in zum Theil schlechten Herametern redet er den Hercules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel an:

Großer, gewaltiger Held! du — träge, in sorgloser Ruhe
Blickst von der schwindelnden Höh' du nieder ins liebliche Thal:
Hörst du den Jammer denn nicht, und siehst du die Thränen nicht fließen,
Welche die Unschuld hier weint, wo die Gewalt sie verfolgt?
Recht und Gerechtigkeit fliehn, mit ihnen auch Treue und Glauben,
Wo dem Gesetze zum Hohn hier sitzt die Gewalt zu Gericht:
Alles das hast du gesehn und stehst doch noch ruhig dort oben,
Während die Unschuld hier weint, hast du die Keule gesenkt?

25. Kleine Welt von Emil Edel. Hildesheim, Gerstenberg. 1862. 8. 1 Thlr.

Diese Gedichte beruhen auf ernsten und heitern Vorwürfen, die sämmtlich der „Kleinen Welt", der Kinderwelt entlehnt sind und bei deren Lectüre die große Welt selbst wieder in jene glückliche Zeit versetzt wird. Es sind Spiegelbilder, die den Erwachsenen, aber nicht allein zum Genuß, sondern auch zur Besserung und Belehrung entgegengehalten werden und ihnen reichlichen Stoff zu ernstem Nachdenken geben. Sie zeugen von des Verfassers schönem, reichem Gemüthe und von tiefen Blicken in das Seelenleben der Menschen überhaupt, welches der Dichter in der Eigenschaft eines Arztes allerdings nach allen Seiten hin gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Form, welche diese an Witz und Humor so reichen und auch in ernster Gedankenfülle schwellenden Gedichte einrahmt, ist rein und elegant, und selbst die einzelnen Uebersetzungen hierhergehöriger englischer und französischer Dichtungen sind so formgewandt, daß man ihnen die Uebertragung nicht anmerkt. Diese Gedichte gehören zu denen, die uns immer wieder von neuem anziehen und immer neuen Genuß gewähren. Hier eine kleine Probe:

Geographischer Unterricht.

Der strenge Vater lehrt den Sohn:
„Verfolge doch die farb'gen Ränder,
Die fernsten Reiche kennst du schon
Und blickst verwirrt auf deutsche Länder!"
Der Knabe starrt die Karte an,
Er zieht die Lehrerstirn in Falten
Und stammelt weinerlich: „Ich kann
Die bunte Wirthschaft nicht behalten!"

Der Vater schaut sich lächelnd um:
„Du zirpend Heimchen auf dem Herde,
So bitte deinen Schöpfer drum,
Daß es den Enkeln leichter werde.
Betrachte oft, betrachte still
Die vielen Farben und Gestalten
Und sprich, wirst du ein Mann: Ich will
Die bunte Wirthschaft nicht behalten."

Solche Reim- und Merkverse in humoristischem Tone sind oft wirksamer, als alle ernsthaften noch so feierlichen Ermahnungen.

Wilhelm Andreä.

Die Gräfin Albany und ihr Kreis.

Die Gräfin von Albany. Von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1860. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Unter unsern Historikern von Namen ist uns keiner bekannt, dem das Talent, „ein Buch zu machen", so entschieden abgeht, als Alfred von Reumont. Zufrieden damit ein überreiches oft verwirrendes Agglomerat geschichtlicher Notizen, unter welchen die ideelle Verbindung, der verknüpfende Gedankengang gänzlich fehlt, vor uns aufzuthürmen, unbekümmert darum, ob der angesammelte gelehrte Apparat zu dem Gegenstande seines Vorhabens paßt oder mit ihm in Zusammenhang steht, gehört die kunstgerechte Gestaltung seines Materials zu einem Buche so wenig zu seinen jedesmaligen Bestrebungen, daß dies Material vielmehr meistens chaotisch, anachronistisch und ohne weitern innere Verbindung vor uns liegen bleibt und uns in Zweifel darüber läßt, ob wir ein Buch oder eine Sammlung von Excerpten aus allerhand Schriften vor uns haben. Sein Stil — sofern von einem solchen hierbei die Rede sein kann — ist daher der verwunderlichste von der Welt. Wir dürfen jedoch in dieser Beziehung nicht allzu streng gegen den Verfasser sein; denn unserer Meinung nach soll der deutsche historische Stil immer noch erst erfunden werden. Wir besitzen dazu nichts als Anfänge in Heeren, in Schiller, in Raumer, achtbare Anfänge, welche jedoch der Schweizer Johannes Müller total verdorben hat, indem er die Absonderlichkeit des Stils zur Herrschaft brachte, die seitdem alle deutschen Historiographen zu ihrem Hausgesetz gemacht haben und demgemäß jeder seinen aparten Stil zu schreiben bemüht ist. Auf diese Art ist es gekommen, daß

es an einer rechten Norm für den historischen Vortrag unter uns zur Zeit noch gänzlich fehlt und z. B. Menzel, Ranke, Leo und Reumont kaum dieselbe deutsche Grammatik zu besitzen scheinen. Jener ordnungslose aber typische Notizen-Atomismus Reumont's wiederholt sich nun auch wieder in der vorliegenden zweibändigen Biographie der Gräfin von Albany. Der weite Umfang historischen Wissens, die unermeßliche Gelehrsamkeit in der Kunstgeschichte, in der Genealogie, in den Hofgeschichten und Ministerkrisen der Zeit, alles dies kann sicher nicht hoch genug veranschlagt werden; allein eine den Kunstforderungen entsprechende, harmonische oder gefällige Darstellung dieses Lebens ist der Verfasser uns schuldig geblieben. Die Disharmonie der Theile, aus welchen dies Buch besteht, tritt oft aufs Grellste hervor, und wenn wir, um nur eins anzuführen, uns beispielsweise auch die ausführliche kritische Kunstgeschichte Roms um 1770 noch gefallen lassen möchten, so fragen wir doch, womit der Verfasser die umständliche Topographie Edinburgs im ersten Kapitel, nach Fontane, in dieser Lebensgeschichte zu rechtfertigen gedenkt, und ob es für historischen Stil gelten kann, wenn er dann aus den verschiedensten Correspondenzen der verschiedensten Personen verschiedener Epochen die verschiedensten Aeußerungen über die Stuarts aneinander gereiht folgen läßt.

In diesem pfadlosen Stil unterrichtet uns der Verfasser nun einleitend von den Schicksalen der Regenten aus dem Hause Stuart, bald Karl II., bald Jakob II., bald den Prätendenten ins Auge fassend, und gelangt dann zur Specialgeschichte des letztern und zu dem Aufstandsversuch von 1715, bei welchem die Taktlosigkeit des Prätendenten bekanntlich alles verdarb. Nach dieser verunglückten Expedition hielt der Prätendent, dem der französische und der päpstliche Hof königliche Ehren erwiesen, erst zu Urbino, dann in St.-Germain und in Rom Hof, wo nach seiner Vermählung mit Marie Clementine Sobieski, sein ältester Sohn Karl Eduard (1720) und sein jüngerer Sohn Heinrich, der nachherige Cardinal von York (1725) geboren wurden. Die Störungen des ehelichen Verhältnisses, die Trennung und die Wiedervereinigung der Gatten, ihre Stellung zu den englischen Parteien nehmen den zweiten Abschnitt ein, bis wir im dritten Abschnitt endlich zu den Hoffnungen gelangen, die der Tod Georg's I. von England in der Seele des schönen und edeln Prinzen von Wales, Karl Eduard, entzündete. Die Erziehung des reichbegabten Prinzen, sein früher Kriegsdienst im Heere Karl's III. von Spanien und französische Intriguen hatten nächst seinen persönlichen und glänzenden Eigenschaften die Parteien in Schottland mit Hoffnungen erfüllt; der Prinz verließ Rom im Jahre 1744, schiffte sich am 2. Juni 1745 zu Evreux mit sieben Gefährten und wenigem Gelde ein, um sein Königreich zu erobern, erreichte Inverneß nach 23 Tagen, nahm am 15. September im Namen König Jakob's VIII. von Perth Besitz, schlug die Engländer bei Preston-Pans, nahm Edinburg und Derby, siegte noch einmal bei Falkirk und unterlag für immer am 16. April 1746 dem Herzog von Cumberland auf dem Felde von Culloden, um dann nach unsaglichen Gefahren und Mühen 14 Monate später im September die schottische Küste als Flüchtling zu verlassen. Frankreichs Anerbieten, gegen Abtretung von Irland seine Sache wieder aufzunehmen, wies der fürstliche Jüngling stolz zurück, der Aachener Friede aber verschloß ihm selbst das Asyl in Frankreich und das traurigste Wanderleben, in den Ardennen, in Pisa, endlich in Rom folgte. Ein treues weibliches Wesen, Marie Walkinshaw, hielt lange bei ihm aus und ward Mutter einer Tochter. Zwar tauchte noch einmal im Jahre 1770 eine Hoffnung für ihn blitzartig auf; allein Karl Eduard war nicht mehr derselbe, er hatte sich selbst aufgegeben. Da knüpfte eine französische Hofintrigue die Verbindung zwischen ihm und Luise Maximiliane Karoline Emanuele, Prinzeß von Stolberg-Gedern, unserer Gräfin von Albany, deren Mutter, eine Prinzeß von Hornes, von Robert Bruce abstammte. Luise war damals 20 Jahre alt, Stiftsdame von Mons, ohne Aussichten, der Schein einer Königskrone war daher verlockend. Die Ehe wurde am Charfreitag 1772 zu Macerata vollzogen und fiel so unglücklich aus, wie — so sagte Luise später oft — eine am Trauertage der Christenheit eingesegnete Ehe nur immer ausfallen kann! Maria Theresia zürnte und zog ihr Jahrgehalt für Mutter und Tochter zurück, weil ihre Einwilligung zu der Verbindung mit einer „Personnage", wie der Prätendent sei, nicht eingeholt war. Frankreich aber gab 60000 Thaler Pension und die Prinzeß zeichnete sich: Luise R(egina). Karl Eduard war damals 52 Jahre alt, lang, hager, verfallen; Luise jung, lebhaft, blauäugig, von schönstem Teint und lebhaften gebildeten Geistes, besaß aber von einer Deutschen kaum mehr als den Namen. Die königlichen Ehren, welche Karl Eduard nach seines Vaters Tode (1766) in Anspruch nahm, hatte der römische Hof ihm nicht bewilligt, die Pension aber ward fortbezahlt, und so bestand der Hofhalt der Neuvermählten im Palast Muti zu Rom blos aus 3—4 Edelleuten und ebenso vielen Damen. In den nächsten Jahren ging das Paar nach Florenz, erwarb dort den Palast Clemente und hielt hier Hof, ohne der großherzoglichen Familie jedoch bekannt zu werden. Der Verfasser knüpft hieran eine übersichtliche politische und sociale Geschichte von Florenz voll von Interesse, aber doch wenig hierher gehörig. Unterdessen verfiel Karl Eduard's Gesundheit mehr und mehr und dies, verbunden mit dem Uebermaß geistiger Getränke, dem er sich hingab, ergab die ersten Ehestörungen.

Im Jahre 1777 machte der neunundzwanzigjährige Vittorio Alfieri die Bekanntschaft der Gräfin von Albany. Der feurige junge Poet, der nach langen Reisen durch die Macht seines Willens die „dichte Kruste seiner Ignoranz" soeben durchbrochen und die ersten poetischen Versuche gemacht hatte, entzündete sich mit der glühendsten Leidenschaft für die junge Fürstin und entschied damit ihr Schicksal, wobei nur bemerkenswerth ist, daß er ihr glänzend schwarze Augen zuschreibt, während wir sie bisher als blauäugig kannten. Alfieri, noch eben in der Kunst unwissend wie ein Vandale und selbst des Italienischen unkundig, ward an dieser Glut zum ersten dramatischen Dichter Italiens. Er feierte die Geliebte, deren Leiden an der Seite eines „unvernünftigen, schelsüchtigen, stets betrunkenen Gatten" die seinigen wurden, in glühenden Sonetten, ihr zu Ehren schrieb er die „Maria Stuarda", die „Virginia", „Don Garzia", „Rosmunda" u. s. w., fast alle seine Tragödien, bis 1780. Indeß brach das eheliche Verhältniß am Andreastage 1780 zusammen; die Gräfin Albany entfloh der Mishandlung ihres trunkenen Gemahls, erst in ein Kloster, dann nach Rom, wo ihr Schwager, der Cardinal von York unter Billigung des Papstes sie aufnahm. Die Königin von Frankreich gewährte ein Jahrgehalt und sie bewohnte den Palast der Cancelleria; Alfieri seit 1781 die Villa Strozzi auf dem Esquilin, von wo er jeden Abend nach dem Palast der Geliebten wanderte. Die Gräfin war auch damals, so wenig wie früher, regelmäßig schön, aber ihr Umgang bezanberte, sie sprach jetzt italienisch, deutsch und englisch, gleich vollkommen. Alfieri las hier seine Tragödien vor; die „Antigone" kam sogar zur dramatischen Aufführung, als der Cardinal von York 1783 doch nöthig fand, dies Verhälthältniß, das, wie Alfieri versichert, die Ehrbarkeit niemals verletzte und von der italienischen Sitte geheiligt war, zu lösen. Alfieri mußte Rom verlassen; allein im Jahre 1784 vermittelte Gustav von Schweden eine förmliche Trennung der Ehe Karl Eduard's a thoro et mensa, und Alfieri sah die Gräfin zu Colmar wieder, als sie in demselben Jahre nach Baden ging. Neue Trennung, von der Alfieri sagt: „Meine Seele ist todt und das Herz begraben", worauf der Verfasser eine lange Abhandlung über die uns genugsam bekannten Tugenden und die Mängel des Dichters folgen läßt, dem er jedoch eine „Dante'sche Seele" zuschreibt. Zu Ende 1787 siedelten die Gräfin und Alfieri ganz nach Paris über; der Hof zahlte ihr 60000 Livres an Jahrgeld. Indeß starb Karl Eduard am 30. Januar 1788 in den Armen seiner Tochter, die er als Herzogin von Albany legitimirt hatte, in Rom, seine Tochter folgte ihm 1789, indeß deren Mutter bis 1802 als Gräfin Alberstroff in Freiburg lebte.

Der fünfte Abschnitt, den Aufenthalt zu Paris bis 1799 umfassend, schildert uns die Gräfin und Alfieri's Verhältniß zu ihr, als die wahre Muse des Dichters. Dies Verhältniß war, dieser Darstellung zufolge, freilich nicht vorwurfslos, aber aus ihm schöpfte der maßlose Geist Alfieri's doch Antrieb und Sicherheit in seinen poetischen Arbeiten. „Nicht Geist, nicht Kunst", sagt er selbst, „sondern der tiefe Schmerz der Seele geben mir die Worte ein." Die Liebe war der dritte gebrochene Lichtstrahl, der mit Ruhm und Vaterland vereint, zum Quell seiner Poesie ward, die Geliebte ist die Schöpferin seines Dichtens, wie er in der Widmung der „Mirrha" sagt. Die Gräfin selbst war nun frei; ihre kleine Dienerschaft nannte sie „Majestät", die Gesellschaft erwies ihr Achtung, sie lebte wie eine reiche Fremde, umgeben von allem, was Paris an großen Namen besaß, nicht prächtig, aber ohne Mangel, noch immer von manchen körperlichen Vorzügen geschmückt und durch Würde und Geist ausgezeichnet. Zu ihrem Kreise gehörte auch Josephine Tascher, die nachmalige Kaiserin, die Staël, Necker's Tochter, der Graf St.-Germain und Beaumarchais und fast alle die Epigonen der Literaturperiode Ludwig's XV., über welche der Verfasser sich eingehend verbreitet.

Im Jahre 1791 ward England besucht, in dem die Gräfin außer der politischen Freiheit nichts anerkennenswerth findet. Sie wurde von der Königin Karoline und von Georg III. empfangen, aber die Gesellschaft mißfiel ihr höchlich, obwol die Erbin der Stuarts öffentlich in der königlichen Theaterloge der Hannoveraner erschien. Schottland ward nicht besucht, obgleich es die Absicht war. Im August 1792 verließ man die mordserfüllte „Riesencloake" Paris, wie Alfieri sagt, unter Lebensgefahr und wandte sich, um eine große Erfahrung reicher, nach Florenz. Die heitere friedliche Residenz gewährte, trotz des sehr geschmälerten Einkommens, bis 1798 den reizendsten Aufenthalt, die Casa Alfieri an der Trinitabrücke ist noch heute wohlbekannt und der Dichter selbst, der sich für einen großen Mimen hielt, spielte hier den Saul. Aber die Freiheitsvision war ihm entschwunden und er wandte sich von nun an der Lyrik zu. So nahten seine letzten Tage heran. Als die Franzosen 1799 den etrurischen Thron errichteten, verließ man Florenz, kehrte aber später dahin zurück; Piademonte, Parini und andere traten in den Kreis ein und heftige Kritiken störten mannichfach den Frieden in der Casa Alfieri. Der Dichter selbst kränkelte und herrische Launen trübten bisweilen die ruhige Stimmung der Gräfin. Aber sie hielt treu bei ihm aus, mäßigte seine Leidenschaften und milderte seine Schmerzen. Am 7. October 1803 starb er plötzlich an zurückgetretener Gicht, 55 Jahre alt. Châteaubriand sah ihn im Sarge und die Gräfin setzte dem Heimgegangenen durch Canova's Hand das bekannte Denkmal in Sta.-Croce. Vermählt waren sie nie, obgleich dies behauptet und geglaubt wurde. „La dolce metà di me stesso", wie der Dichter die Geliebte nannte, war nicht kirchlich gesinnt; Voltaire hatte ihren Geist in eine Richtung gedrängt, die sie erst in den letzten Lebenstagen wieder verließ. Die Gräfin Albany überlebte Alfieri um 21 Jahre, und wir können ihr in dem Wechsel ihres Aufenthalts in Paris, Rom, Neapel und Florenz und ihrer Umgebung in dieser langen Zeit nur in einzelnen Momenten folgen, um so mehr als die Darstellung des Verfassers von nun an mehr und mehr den Charakter einer Geschichte der Kunst und Literatur für diese ganze Epoche annimmt. Eine große Fülle wissenswerther Notizen, fast unübersehbar in ihrer willkürlichen Anordnung, wird uns hier mitgetheilt und verpflichtet den Leser unstreitig zu großem Dank; allein weniger, glauben wir, wäre hier mehr gewesen. Der Salon der Gräfin Albany war allerdings der Sammelpunkt fast aller namhaften Geister ihrer Zeit, allein darum war es doch nicht nöthig, von ihnen allen in so ausführlicher Weise zu berichten, wie dies etwa von Ugo Foscolo, von Paul Courier und andern geschieht. So finden wir in den folgenden Abschnitten nicht nur Angelika Kaufmann, Z. Werner, den jungen Lamartine, vor allen den Schwärmer Foscolo, die Diplomaten Bombelles, Lord Burghersh, Apponyi, Brignole, Italinski, Reinhold, Graf Micali, Lucchesini, die Künstler Morghen, Fesi, Bartolini, Marquis Capponi, Canova, Cicognara, die Staël, Lady Morgan, die Albrizzi und Hobhouse, selbst Lord John Russell, Bonstetten, Pozzo di Borgo, Sismondi, Akerblad, Millingen, Cardinal Consalvi, Buturlin und viele andere vorgeführt, geschildert, kritisirt, sondern diesen Umgang auch durch eine Reihe anziehender Briefe an und von diesen Personen, durch Sonette und Poesien aller Art belegt und erläutert. Der Raum mangelt uns zu unserm Bedauern auch nur die bedeutendsten Partien aus dieser Correspondenz anzudeuten, oder der kritischen Urtheile, der Rathschläge, die die Gräfin dem jungen Dichter Foscolo ertheilt, zu erwähnen; gedenken aber wollen wir doch der Briefe Bonstetten's (1808), der Kaiserin Josephine und Canova's (1804), Gustav's von Schweden und der Staël (1805) als vorzüglich beachtenswerth. Ein so umfassender Umgang konnte nicht verfehlen, dem jungen Hofe der Bacciochi in Florenz „ombrage" zu machen, und vielleicht um so mehr, als die Gräfin Albany die Kosten desselben vorzüglich aus einer englischen Pension von 6000 Pf. St. bestritt, und sie erhielt daher im Sommer 1809 den Befehl, nach Paris zu kommen, dem, so ungern es auch geschah, gefolgt werden mußte. Der Kaiser, sonst ein Feind denkender Frauen, empfing sie jedoch liebenswürdig, sagte ihr im scherzenden Ton, wie Fabre erzählt, er kenne ihren ganzen Einfluß auf die toscanische Gesellschaft und ihre Gegnerschaft gegen seine Absicht einer Fusion zwischen Italien und Frankreich, aber er glaube, daß sie in Paris bessere Gelegenheit finden werde, ihre Neigung für die Kunst zu befriedigen als in Florenz. Funfzehn Monate später ließ man sie jedoch unbehelligt nach Italien zurückkehren, und Lamartine gibt von dem Hofhalt und von dem Reiz ihres Salons, ihrer Anmuth, ihrem Wissen und ihrem ungekünstelten Wesen, das die nun verfallenen Körperreize nicht vermissen ließ (1810), ein lebhaftes Bild, das Courier's Schilderung einer „Conversazione" bei der Gräfin noch mehr ausführt.

Mit dem Jahre 1820 begannen die Störungen in ihrer Gesundheit, die bis dahin eine ungemein feste gewesen war, hervorzutreten, im Herbst 1823 wurden dieselben bedenklicher, sie söhnte sich nun mit der Kirche aus und starb am 29. Januar 1824, 72 Jahre alt an der Wassersucht. Ihre Mutter überlebte sie noch um mehrere Jahre. Fabre ward ihr Universalerbe, ihre Ansprüche an den englischen Thron aber hatte sie schon 1817 dem Hause Savoyen übertragen. Die Trauer um sie war allgemein; der edle Großherzog Ferdinand, der ihr fünf Monate später folgte, gründete ihr das bekannte Denkmal in Sta.-Croce, das in seiner Inschrift ihrer Ehe mit dem letzten Stuart nicht gedenkt und das von Santarelli und Giovanozzi ausgeführt wurde. Folgende Schilderung zeigt uns die seltene Frau in ihren letzten Lebenstagen. Morgens früh, im Sommer schon vor 7 Uhr, verließ sie ganz allein, ohne männliche oder weibliche Begleitung ihre Wohnung am Quai des Arno und wanderte regelmäßig bis zu der Cascine hinunter; alle Welt kannte ihre eigenthümliche Erscheinung, ihre unveränderliche Tracht mit großem Hut und Shawl, resolutem Gang, die Arme in die Seiten gestemmt. Zurückgekehrt und nach eingenommenem Frühstück verließ sie ihr Bibliothekzimmer nicht mehr, arbeitete unausgesetzt und excerpirte einmal hintereinander 29 größere Werke, wie Montesquieu, Mosheim, Ad. Smith, Locke u. s. w. Zu Mittag fand sich ein kleiner Kreis erwählter Freunde ein; abends die größere Gesellschaft der Künstler, Fremden und Schriftsteller zu geistvollster Conversation, die sie lenkte und frei beherrschte.

Doch soviel wir auch noch aus diesem an Porträtzeichnungen, kunstgeschichtlichen und literarhistorischen Notizen überreichen Buche Interessantes zu berichten hätten, wir werden zum Schluß unsers Referats gedrängt und können eben nur noch von den werthvollen Anhängen, mit welchen dasselbe bereichert ist, eine kurze Nachricht anschließen. Die Sammlung französischer und italienischer Originalbriefe ist eben nicht zahlreich, von den

Briefen der Gräfin selbst sind nur wenige mitgetheilt; die an Alfieri sind bis auf die letzte Spur vernichtet. Unter allen ihren Correspondenten nennt nur die Herzogin von Devonshire sie „Cara Regina“ und „Mia cara Soverana“! Von Gustav von Schweden sind drei Briefe mitgetheilt, nicht gerade bedeutend. Dieser Sammlung folgt ein Abschnitt: „Urkundliches und Excurse“, meist auf die persönlichen Verhältnisse der letzten Stuarts, Schließung und Trennung der Ehe Karl Eduard's, den Streit desselben mit seinem Bruder, dem Cardinal-Herzog, und Aehnliches bezüglich. Ein interessanter Excurs beschäftigt sich mit der Authenticität der sogenannten Jakobitenlieder, die zum Theil in die Jugend Walter Scott's verlegt und einer Dame zugeschrieben werden. Ehepact und Testament Karl Eduard's findet sich gleichfalls unter diesen Urkunden, ingleichen Nachrichten über Foscolo und Xavier Fabre, der 24 Jahre mit der Gräfin lebte und angeblich mit ihr verheirathet gewesen sein soll. Den Beschluß machen Poesien, in welchen Alfieri, der Verfasser des „Misogallo“, seinem ganzen Haß gegen das republikanische Unwesen der Franzosen den Zügel schießen läßt, wie in den Sonetten „Pöbel und Volk“, „Freiheit der Franzosen“, „Der republikanische Kalender“, und von welchen wir eins: „Gallische Syrene und etruskisches Schwein“ (1795) als charakteristisch hier folgen lassen:

D'espido turpe verro aspro grugnito
Orribilmente mordemi l'orrecchio,
Infra Piati e San Gallo, or'io da vecchio
Cercando il Sol passeggio intirizzito,
Pure, a turarmi il flagellato cedito
Io qui molto nien rotto mi appareecchio,
Di quel ch'io fea con cera e con capecchio,
Quando fra i Galli stava mi assordito.
Di strette nari uscente un muto urlio
Mi persegnia per tallo a Senna in riva,
Laudare udissi o bestemmiare Iddio;
Chiesa e Teatro ed Assimblea feriva
Spietamente il miglior senso mio,
Si chè il di mille volte io moriva!
Deh, tu d'Averno Diva
Fammi udir poi nel lagrimevol Orco
Pria chè Gallo Sirena, Etrusco porco!

Ein überaus vollständiges Register macht schließlich das Nachschlagen in dem reichen Inhalt dieses Buchs leicht. Ueber den Werth desselben als Geschichtsmaterial für die zweite Hälfte des 18. und die ersten Decennien des 19. Jahrhunderts glauben wir uns genügend ausgesprochen zu haben; als „Biographie der Gräfin Albany“ aber fehlt ihm der Stempel und die Form, welche die Kunst verlangen, Bedingungen, welchen der gelehrte Verfasser gemeinhin zu wenig Aufmerksamkeit widmet. 4.

Ebeling's Supplemente zu Flögel.

Flögel's Geschichte des Grotesk-Komischen. Neu bearbeitet und erweitert von Friedrich W. Ebeling. Mit 40 Abbildungen. Leipzig, Werl. 1862. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Wiederholt haben wir in d. Bl. bedauernd hervorgehoben, daß unsere Literaturgeschichte die in sittengeschichtlicher Hinsicht so wichtige und bedeutsame komische und humoristische Literatur, also eine ganze Halbscheid der gesammten Literaturmasse fortdauernd in stiefmütterlichster Weise zu behandeln fortfahre, daß seit Flögel zwar manches für die Theorie des Komischen und seiner Untergattungen gethan worden sei, aber so gut wie nichts dafür, die komische Literatur in ihrer geschichtlichen Entwickelung darzustellen und ihr die ihr gebührende Stellung innerhalb der gesammten geistigen Thätigkeit der Nation anzuweisen, endlich daß sich im Laufe einer so langen Zeit, während welcher doch alle übrigen Literaturgattungen weidlich durchackert wurden, niemand fand, welcher Flögel's Studien wieder aufgenommen und fortgesetzt habe. Wenn man unsere Literaturgeschichten liest, so möchte es fast scheinen, als habe unsere Nation niemals eine komische Literatur, ja auch nur eine komische Ader besessen, und wenn der Verfasser eines solchen lückenhaften Literaturwerks zeitweilig auf ein komisches Product zu sprechen kommt, so docirt er darüber in so gravitätischer oder sauertöpfischer Weise, als ob es sich dabei um das ernsthafteste Ding von der Welt handele. Solche Bücher, wie die Abenteuer des Barons Münchhausen, die selbst für den doch sonst ziemlich ernsthaften Varnhagen lange Zeit ein Lieblingsbuch waren und die er in seinen „Denkwürdigkeiten“ ein „Meisterstück deutscher Satire“ nennt, oder Kortüm's „Jobsiade“, die erst jüngst ihre neunte Auflage erlebt und dadurch wenigstens ihren volksthümlichen Gehalt und ihre sittengeschichtliche Bedeutung bewährt hat, bestehen für unsere gelehrten Literaturgeschichtschreiber gar nicht; sie loben vielleicht gelegentlich den französischen Lustspielschreiber Picard, aber sie verwerfen kurzweg die Lustspiele Kotzebue's, obschon des letztern „Kleinstädter“ in jeder Hinsicht weit über des erstern Lustspiel „La petite ville“ stehen; sie rühmen vielleicht die Rede des Paters in „Wallenstein's Lager“ als ein Meisterstück, aber sie kennen keinen Abraham a Sancta Clara, dem Schiller die Gedanken und Wortspiele dazu entlehnt hat. Jeder wahrhaft volksthümlichen Erscheinung, besonders wenn sie komischen Charakters ist, gehen sie so vorsichtig aus dem Wege, als ob sie bei der Berührung mit dem eigentlich Volksthümlichen als einem plebejischen Gegenstande ihre Finger zu beschmuzen oder doch ihrer Würde etwas zu vergeben befürchten müßten. Obschon Thomas Carlyle behauptete, daß in frühern Jahrhunderten den europäischen Völkern von dem, was sie an komischer Literatur gehabt hätten, drei Fünftel aus Deutschland gekommen sei, so fahren die Deutschen selbst, die nur zu oft gerade mit dem renommiren, was sie nicht besitzen und worauf sie nicht stolz sein können, mit seltener Misachtung doch fort, von ihrer komischen Literatur aufs abfälligste und wegwerfendste zu urtheilen und dadurch den Ausländern zu gleich absprechenden Urtheilen Anlaß und Vorwand zu geben.

Erst in der letzten Zeit — und es sollte uns freuen, wenn wir durch unsere langjährigen Klagen dazu mitveranlaßt hätten — scheint man das Unrecht zu fühlen, das man durch diese Vernachlässigung des Komischen und Volksthümlichen an einer hervortretenden Charaktereigenschaft der deutschen Nation begangen hat. Zeugniß davon geben namentlich die höchst dankenswerthen und mühsamen Forschungen und Nachweise über den deutschen Volkshumor, welche der leipziger Geschichtsprofessor W. Wachsmuth in seiner „Geschichte der deutschen Nationalität“ geliefert hat; Zeugniß davon geben F. Seidel's Modernisirung des „Froschmäuseler“, die neue, von K. Tannen besorgte und von Klaus Groth eingeleitete plattdeutsche Ausgabe des „Reineke Voß“ und Rick's Bearbeitung von Flögel's „Geschichte der Hofnarren“; Zeugniß davon gibt endlich das vorliegende Ergänzungswerk zu Flögel's Materialiensammlung über das Grotesk-Komische. Wir sprechen den Wunsch aus, daß es dem jetzigen Eigenthümer der schon längst vergriffenen Flögel'schen Schriften gefallen möge, auch für eine ähnliche Ergänzung und Vervollständigung von Flögel's vierbändiger, dem jetzigen Standpunkt der Literaturwissenschaft nicht mehr entsprechender „Geschichte der komischen Literatur“ Sorge zu tragen.

Der Ergänzer von Flögel's „Geschichte des Grotesk-Komischen“, F. W. Ebeling, spricht sich über die Gesichtspunkte, von welchen aus die vorliegende Bearbeitung des Werks erfolgte, im Vorwort mit nachstehenden Worten aus: „Meine Ausgabe, zum Theil vorgezeichnet durch die Wünsche des Verlegers, war, das Flögel'sche Werk in Einklang mit dem Geschmack und der Bildungsstufe unserer Zeit zu bringen, ohne es bis zur völligen Unkenntlichkeit umzugestalten, und den Inhalt durch das neu erwachsene Material zu erweitern, ingleichen durch die inzwischen so bedeutend fortgeschrittene Kritik zu berichtigen. Mit möglichster Festhaltung der Flögel'schen Darstellung habe ich daher die veraltete Diction modernisirt, und was mit zu individueller Beziehung auf die Zeit, in welcher Flögel lebte, in die eigentliche Geschichte verwebt worden und dermalen schlechterdings

antiquirt ist, wozu auch einige nunmehr unstatthafte Reflexionen gehören, beseitigt..... Auch in der Art der Erweiterung wurde die Flögel'sche Methode befolgt, das will sagen, die Quellen sind, soweit thunlich und natürlich unter angemessenen Modificationen selbstredend eingeführt. Wissenschaftlicher Bildung erscheint vielleicht manches Hinzugetragene überflüssig; allein theils gebot der innere Zusammenhang davon keinen Abstand zu nehmen, theils konnte nicht an exclusive Gelehrsamkeit gedacht, mußten die weiten Kreise sogenannter allgemeiner Bildung im Auge behalten werden."

Freilich gesteht der Bearbeiter, daß es noch eine andere Art der Behandlung gebe, und er fährt dann fort: „Jede andere Weise würde sogar mit geringern Lästigkeiten verbunden gewesen sein und vielleicht größere Abrundung des Ganzen herbeigeführt haben. Gebührt aber jetzt qualitativ wie quantitativ — die Erweiterung hat die Vorlage ungefähr um das Vierfache überschritten — Flögel nur noch zum geringsten Theile ein geistiges Anrecht auf das vorliegende Buch, so würde er bei vollständig freiem Gebrauch ganz über Bord gerathen sein, was ich eben zu vermeiden hatte."

Wir theilten diese Vorredestellen mit, weil es gegenüber der noch so umfangreichen und umfassenden Bearbeitung eines ältern Werks an dieser Stelle hauptsächlich nur darauf ankommt, das Publikum mit denjenigen Gesichtspunkten bekannt zu machen, die den Bearbeiter leiteten oder leiten mußten, und zu diesem Zweck ist es stets am besten, den Verfasser mit den eigenen Worten sprechen zu lassen.

Für die größern Nachträge und Erweiterungen ist im vorliegenden Buche gedrängter Satz gewählt worden, um sie von der Vorlage zu unterscheiden. Wir erhalten dadurch zugleich einen interessanten Ueberblick über das von dem Bearbeiter selbständig Geleistete und bringen dadurch in Erfahrung, daß so ziemlich alle Kapitel des Flögel'schen Werks durch Ebeling wesentliche, den Umfang der Vorlage oft sehr beträchtlich überschreitende Vermehrungen und Erweiterungen erfahren haben, und daß andere Kapitel ganz neu hinzugefügt sind. Durchaus neu sind z. B. das dritte Kapitel des ersten Abschnitts, welches die Komödie der Spanier und Portugiesen, und das siebente Kapitel desselben Abschnitts, welches die Komödie der Holländer, Dänen, Schweden, Russen, Polen, Böhmen und Ungarn behandelt. Auch die meisten übrigen Partien dieses Abschnitts, namentlich diejenigen, welche über das Grotesk-Komische in den volksthümlichen ältern Komödien der Deutschen, Engländer und Franzosen handeln, können fast als durchweg neu gelten; sie gleichen, schon dem typographischen Anblick nach, gewissermaßen einem Gebäude, in welches nur hier und da ein noch brauchbarer Ziegelstein aus dem früher an seiner Stelle gestandenen, aber abgebrochenen Hause eingemauert ist. Im zweiten Abschnitt: „Possen bei christlich-kirchlichen Festen", sind ganz neu die Schilderungen: „Mysterien und Moralitäten bei den Italienern", „Die Procession am Kreuzerfindungsfest zu Löbau", „La procession de renard", „Der Rohraffe und der Hahn im Münster zu Strasburg", „Sommerfeier", „Das Ackerfest", „Das St.-Johannisfest" und „Das Erntefest"; im dritten Abschnitt: „Komische Feste und Possen bei weltlichen Gelegenheiten", die Kapitel: „Ritterliche Spiele mit Narreteien", „Volksspiele", „Am nürnberger Friedenscongreß" (betreffend die possenhaften Feste und Lustbarkeiten, welche die zum sogenannten Executions-Convent zu Nürnberg 1649 versammelten Gesandten veranstalteten), „Komische Vorgänge bei Familienfesten" und „Närrische Lehnspflichten". Die Zuchtlosigkeiten, Abgeschmacktheiten, unwürdigen oder boshaften Neckereien oder einfältig abergläubischen Gebräuche, welche in frühern Jahrhunderten mit gewissen Familienfesten allerdings verbunden waren, geben dem Verfasser Anlaß zu der Bemerkung: „Der «Väter Sitte» ist im Lichte des Fortschritts nur zu häufig pure Unsitte, und an der «Väter Sitte» sich klammern heißt in den meisten Fällen den Fortschritt nicht wollen." Wie zuchtlos und ekelhaft gemein dieser Väter Sitte und Geschmack waren, beweist unter anderm das von Ebeling im ersten Abschnitt mitgetheilte zotenhafte Fastnachtsspiel Rosenplüt's. Im vierten Abschnitt: „Komische Gesellschaften", sind gänzlich neu die Kapitel: „Komische Gesellschaften des Alterthums", „Die Ludlamshöhle", „Die Faschingsnarren zu Köln" und „Die Narrenakademie zu Dülken". Der fünfte, sehr anziehende und instructive Abschnitt: „Musik, objective Kunst und Costüm", in dem auch die politischen Caricaturen, die Krähwinkliaden, die illustrirten Witzblätter des heutigen Tags u. s. w. zur Sprache kommen, ist von Ebeling ganz neu gearbeitet, beweist des Verfassers Umsicht, historische Kenntniß und, wo sie angebracht ist, auch scharfe Kritik, durch die er sich überhaupt von dem alten Flögel unterscheidet, und hat auf allgemeinstes Interesse Anspruch. In dem Kapitel über das Costüm erstreckt sich der Verfasser sogar bis auf den „lächerlichen" Cylinderhut, „vom Volke nicht ganz unpassend «Angströhre» genannt", wie der Verfasser hinzufügt, auf die „Genickstößer" und den Frack, „diesen albernen Ueberrest alter Zeit". Der Verfasser meint: „Das Totalgepräge der Mode der Gegenwart ist nicht das des Schönen, Einfachen, Würdevollen, Häßlichen oder Komischen, sondern des Stumpfen." Jedenfalls beweist die moderne Tracht, namentlich die der Männer, obschon es bekanntlich auch den weiblichen Moden an Geschmacklosigkeiten und Ungeheuerlichkeiten keineswegs fehlt, daß unsere Generation äußerst wenig Farben- und Formensinn besitzt: dem Verschnittenen, Dürftigen, monoton Farblosen in der Männertracht steht das Aufgebauschte, Prahlerische und Buntscheckige in der Frauentracht als greller Gegensatz gegenüber. Seltsam, die neuern Völker bringen es eher fertig, einen Thron und eine Dynastie zu stürzen, als eine abscheuliche und dabei nicht einmal sehr praktische Mode von der Tagesordnung zu streichen.

Gerade bei diesem Buche können wir die beigegebenen, meist colorirten 40 Abbildungen (der alte Flögel weist nur drei dürftige Kupfer auf) nicht unerwähnt lassen, da sie, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, „keineswegs willkürlich oder unter Vorwalten eines absonderlichen Penchants von der Verlagshandlung gewählt sind, sondern in möglichster Vielseitigkeit dem Inhalt des Buchs sich anschließen". Da erblicken wir römische Histrionen, die Masken der ältern wie der neuern italienischen Komödie, den Gracioso der Spanier und Portugiesen, den deutschen Hanswurst, komische oder groteske Gebilde aus Herculanum und Pompeji (darunter auch phallische Amulete), Caricaturen von de Bry (auf den Herzog Alba), von Jacques Callot und von Tony Johannot, ein höchst phantasie- und geistreiches komisches Notengemälde von Grandville, mittelalterliche Rebus und das brüsseler Brunnenstandbild Manneken-Pis in Farbendruck, Spott- und Narrenmünzen in lithographischer Nachbildung, Spottbilder auf Herren- und Damenmoden aus den Jahren 1811 und 1812 und vieles andere Drollige oder Seltsame, dabei aber sittengeschichtlich Interessante. Als Ergänzungswerk hierzu hat der Verleger auch einen „Historisch-grotesken komischen Bilderatlas", mit erläuterndem Text und einer Einleitung von Ebeling, unternommen, der mit vier Lieferungen, jede zu sechs Blatt in Royalformat, abgeschlossen sein soll. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und enthält an Abbildungen: „Satirische Symbolik des Papstthums" (nach dem seltenen Originale von Tobias Stimmer), die „Katzenorgel" (aus Sultan Bajazet's Zeiten), „Verspottung des Papstthums" (nach den seltenen Originalen von Lukas Cranach), „Verhöhnung der Cromwell'schen Dictatur" (nach dem höchst seltenen Originale von Dirk Stoop) u. s. w. Die zweite und dritte Lieferung sind unter der Presse und werden unter andern enthalten: „Caricaturen auf das Geldwesen früherer Jahrhunderte und auf den Law'schen Actienschwindel" (nach gleichzeitigen seltenen Originalen), „Travestie auf die Gruppe des Laokoon" (nach dem seltenen Original von Tizian), „Spottbilder auf Luther und die Reformatoren", „Bildliche Parodie auf Schiller und Goethe bezüglich des Xenienstreites" u. s. w. Mehr als auf jedem andern Gebiete ergänzen und erläutern einander Literatur und Kunst, letztere zumeist in der Form der Caricatur, auf dem der

Komik und Satire, weshalb wir, auch abgesehen von ihrem großen culturhistorischen Interesse, auf die dem Flögel-Ebeling'schen Werke beigegebenen Abbildungen und diesen komischen Bilderatlas noch besonders aufmerksam machen zu müssen glaubten.

Wir erwähnen bei diesem Anlaß, daß Ebeling gegenwärtig mit der Ausarbeitung einer Geschichte der deutschen komischen Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der sich dann auch wol die Geschichte der komischen Literaturen der übrigen europäischen Völker anschließen dürfte, beschäftigt ist. Ein Haupterforderniß hierzu, emsigen Sammlergeist und Organisationstalent, hat der Verfasser in seinen eben besprochenen Ergänzungen zu Flögel zur Genüge dargethan; wir haben auch Grund, überzeugt zu sein, daß es ihm auch nicht an kritischer Befähigung und namentlich nicht an kritischer Lauge fehlt. Die erste Lieferung wird demnächst erscheinen und unter anderm auf Grundlage ganz neu herbeigeschaffter, bisher unbenutzt gebliebener Materialien eine monographische Arbeit über den Satiriker Liscow und eine Einleitung bringen, in der, wie wir hören, der Verfasser gegen einige der genanntesten deutschen Literaturgeschichtschreiber neuester Zeit mit schneidender Schärfe auftritt, wie er denn überhaupt ganz der Mann dazu ist, traditionelle oder vorgefaßte Meinungen und ergebenste Rücksichten ohne Ansehen der Person über Bord zu werfen. Schon in dieser Hinsicht dürfte, wie man uns versichert hat, sein Werk geeignet sein, in literarischen Kreisen Aufsehen zu erregen. **H. M.**

Ein Roman aus Roms Gegenwart.

Unter den Ruinen. Ein Roman aus Roms Gegenwart von Franz von Nemmersdorf. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 4 Thlr.

Ein bisjetzt unbekannter Autor hat sich hier an dasselbe Thema gewagt, das einer unserer berühmtesten und geistvollsten Schriftsteller der Gegenwart erst kürzlich so erschöpfend und meisterhaft in seinem „Zauberer von Rom" behandelte. Dazu gehörte nicht weniger Muth als Talent; denn der Neuling forderte unter allen Umständen eine unwillkürliche Vergleichung mit seinem Vorgänger heraus. Von einem gesunden Takt des Debutanten zeugt es daher, daß er von vornherein dem Geist des Vorurtheils, der sich dem Erfolg seines Erstlingswerks entgegenstellen konnte, dadurch die Angriffswaffe entwand, daß er dasselbe „Karl Gutzkow gewidmet" hat. „Verehrter Freund!" beginnt seine Widmung und zugleich Vorrede, „Sie schilderten in Ihrem «Zauberer von Rom» mit bekannter Meisterschaft Roms alten und neuen Einfluß in Deutschland. Daß wir bei Auffassung der eigentlich römischen Verhältnisse uns oft begegneten, diente mir zur angenehmen Bestätigung meiner Ansicht sowol als zum Beweis für die typische Wahrheit der Gestalten, die wir beide aus dem Leben griffen."

In der That müssen wir nach sorgsamer Lectüre des Nemmersdorf'schen Romans im allgemeinen die Selbständigkeit und Unabhängigkeit desselben vom Gutzkow'schen Roman anerkennen, wenn wir auch nicht die Möglichkeit, mitunter selbst Wahrscheinlichkeit mancher aus dem letztern empfangenen und benutzten Anregung ausschließen dürfen. Während der „Zauberer von Rom" den Eindruck eines großen culturgeschichtlichen Epos mit lieblichen lyrischen Illustrationen macht und im vollen Sinn des Worts eine erhabene Dichtung zu nennen ist, macht im Gegentheil „Unter den Ruinen" mehr den Eindruck einer ebenfalls unter besonderer Berücksichtigung der culturgeschichtlichen Momente geschickt arrangirten Zusammenstellung eigener und fremder Erlebnisse und Beobachtungen, durch das Bindemittel der Fiction verbunden und abgerundet zu einer einheitlichen Erzählung auf entschieden realistischer Grundlage. Bei Gutzkow ist das Gemälde der römischen Verhältnisse mehr im großen historischen Stil gehalten, bei Nemmersdorf mehr im kleinen genrebildlichen. Wenn beide Autoren in den Zielen unvermeidlich oft auf einem und demselben Punkt zusammentreffen, so sind die Wege dahin bei beiden doch durchaus verschieden und das Citat in der Nemmersdorf'schen Vorrede: „Duo si faciunt idem, non est idem", hat seine Berechtigung.

Wie jener Schilderer der römischen Verhältnisse, hat auch dieser die sogenannte „Ewige Stadt", die aber auf den denkenden Besucher, im figürlichen Sinne noch mehr wie im wörtlichen, den Eindruck macht, als wandelte er „unter Ruinen", mit ihrem öffentlichen und geheimen Leben und Treiben durch persönliche Anschauung kennen gelernt. Jedes Kapitel seines Romans gibt uns ein lebendiges, farbenreiches Bild desselben. Bald aus den kirchlichen Regionen in den Charakteristiken verschiedener hoher Würdenträger, ihren Richtungen, Bestrebungen und Intriguen. Hier nehmen, außer dem schon in seiner Kraft gebrochenen Pius IX. selbst, seinem alle übersehenden Cardinal-Staatssecretär, dem strengkirchlichen, ascetischen Cardinal Lomellini und der rigorosen, zur Erreichung propagandischer Zwecke jedoch ostensibel liberal sich gebenden Jesuitessen-Aebtissin Claire de Lussignan, besonders zwei in maßlosem Ehrgeiz miteinander rivalisirende und heimlich sich bekämpfende Erzbischöfe, der hoch- und zornmüthige, frivole Consalvo und der schlaue, gleisnerisch demüthige Brutto, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Bald aus den höhern Gesellschaftskreisen, die ihre sittliche Hohlheit und Fäulniß nur mühsam unter einem glänzenden Firnis verbergen. Da ist die üppige Fürstin Fluvia Benzoni, deren Uebersättigung von strafbaren Liebesverhältnissen in der plötzlich neuerwachten Leidenschaft für den einstigen Jugendgeliebten eine anregende Diversion sucht; ihr greiser häßlicher Gemahl, der sich nur noch auf das Vergnügen beschränkt sieht, die verschiedenen Günstlinge seiner schönen Frau aneinander zu hetzen; der junge Graf Montanara, des Erzbischofs Consalvo natürlicher Sohn, den eine gänzlich verwahrloste Erziehung zum zweideutigsten Abenteurer ausbildete und der sein nur aufs Wohlleben gerichtetes Streben nicht anders zu befriedigen weiß, als durch verzweifelte Speculationen, auf Geschmeideescamotirungen in glänzenden Soiréen, Erpressungen und Wechselfälschungen, reiche Heirathen und Denunciationen geheimer politischer Verbindungen, deren Mitglied er ist. Bald aus dem gebildeten Bürgerstande. Erwähnen wir hier zuerst, des Aufschlusses wegen, die mit Montanara's Geschick so eng verknüpfte Advocatentochter Formosa Savarni, die bei allem thörichten Leichtsinn ihrer 16 Jahre doch wieder durch ihre arglose Treuherzigkeit und aufopfernde Hingebung an den Mann ihrer Liebe unser Mitgefühl im höhern Grade erregt als ihr Vater, der gewissenhafte, aber überladene Geschäftsmann, der bei all seiner Routine und Kenntniß der römischen Zustände doch unvorsichtig genug ist, seine Tochter durch die Obhut eines Klosters gesichert zu wähnen gegen die Anschläge eines unter der Aegide eines so mächtigen Prälaten, wie Consalvo, handelnden gewissenlosen Abenteurers. Ferner tritt uns hier einer der männlichen Hauptcharaktere des Romans entgegen, der, obwol nur passiv gehalten, doch in seiner entschieden sittlich guten Tendenz einen wohlthuenden Gegensatz zu den quantitativ in diesem Roman prädominirenden Vertretern des römischen Lugs und Trugs bildet. Dies ist der als asiatischer Jude geborene, aber christlich getaufte und sogar für den Priesterstand, dem er sich jedoch durch die Flucht entzog, herangebildete naturalisirte Römer Stefano Havas, päpstlicher Custode an der Vaticansbibliothek. Zu sehr Philosoph und Humanist, um der natürlichen Entwickelung der Dinge vorzugreifen, nimmt er an den nationalen Freiheitsbestrebungen activ zwar keinen Antheil, bewährt aber dasjenige Heldenthum, das auch in der Passivität sich geltend machen kann, die Tapferkeit und Festigkeit im Dulden, durch die unerschütterliche Consequenz, mit der er, selbst im Kerker der Inquisition, das Athanasianische Glaubensbekenntniß verweigert. Dabei ist Havas nicht etwa ein ordinärer Tugendheld der Dutzendromane; sein Lebenswandel zeigt auch Nachtseiten, er war jener schon erwähnte Jugendgeliebte der Fürstin Benzoni. Den Sprößling dieses unerlaubten Verhältnisses entdecken wir in dem jungen Rechtsstudenten Cäsar Brustelone, der sich mit allem Feuer reiner Vaterlandsliebe der italienischen Erhebung von 1859 anschließt. Auch

Maddalena Polcastro müssen wir ihrer Lebensstellung und Bildung nach dem bürgerlichen Kreise anreihen, obgleich sie, von ihrem verstorbenen, in die gleiche Schwindlerkategorie wie Montanara gehörenden Gatten her, den Titel einer „Gräfin“ führt, ihrer Geburt nach aber aus dem Volke stammt. Ein dornenvolles, mancherlei Versuchungen unterliegendes Leben, zuletzt als langjährige Haushälterin eines alten, blinden, in Rom domicilirten deutschen Diplomaten und in einer gewissen geheimnißvollen Abhängigkeit von dem schon früher erwähnten Erzbischof Brutto, hat ihr von Natur harmloses Gemüth zu Habsucht und rücksichtslosem, nicht selten in Bosheit ausartendem Egoismus verhärtet. Aber das Abstoßende dieser weiblichen Erscheinung wird gemildert durch den energischen Humor, mit dem sie das Leben auf- und anfaßt und der sie auch bei dem steten schließlichen Mislingen ihrer mancherlei speculativen Unternehmungen nicht verläßt. Bald gibt uns der Roman drastische Bilder aus dem bewegten, bunten Volksleben, das wir ebenso wol in seinem gewerblichen Verkehr, wie in seinem lebensfrohen Dolce far niente kennen lernen. Hier die Baderstube des dummen, abergläubischen Barbiers Baldassare Mazza, dessen hübsches und junges gesangreiches Weibchen Bianchina sein Soubrettentalent nicht minder als schelmisches, im Interesse des Abenteurers Montanara intriguirendes Kammerkätzchen bei einer deutschen Gräfin, wie später auf der Wanderbühne eines italienischen Theaterimpressario bewährt. Dort das in einer Tempelruine versteckte Trödlergewölbe des schlauen convertirten jüdischen Hehlers Pantaleone Sarpi, der mehrwissend oft als die römische Polizei, neben seinen gefährlichen Waaren auch noch seine oft nicht weniger gefährlichen Geheimnisse zu verwerthen versteht. Hier das lärmende Straßengedränge des Carnevals; dort der wilde Volksauflauf um einen fanatischen Bußprediger, der, wie der Franciscanerbruder und ehemalige Räuber Fulgentio, seine Phantasie durch lange Fasten bis zum Wahnsinn überhitzt hat. Oder wir sehen abends in der gefüllten Osteria bei Wein und Gesang die tags in der Fabrik widerwillig seidespinnende Volksschöne Adelaida im ausgelassensten Humor sich des Lebens freuen und ihres rohen Liebhabers Luigi, des Fleischergesellen und Bruders jenes Bußpredigers, spotten, der bei dem geringfügigsten Anlaß zur Eifersucht sich mit seinem Messer zu rächen droht. Eifersucht und Rache, diese unentbehrlichen Ingredienzien italienischer Lebensschilderungen, finden wir überhaupt in allen Situationen dieses Romans, wo sie nur eben motivirt erscheinen, charakteristisch betont.

Einen Hauptfactor im römischen Leben bilden die Fremden. Ein großer Theil der Bevölkerung lebt von ihnen; die Kirche hat an ihnen ein ergiebiges Feld für ihre propagandistischen Bestrebungen und mancherlei sonstige Zwecke. Auch diesem Factor hat der Autor Rechnung getragen in einer Reihe interessanter Gestalten aus verschiedenen Nationen, die in ihren scharf markirten Gegensätzen zur italienischen Nationalität die Eigenthümlichkeiten der letzten nur um so wirksamer hervortreten lassen. Die bedeutendsten unter diesen „Fremden“ sind zwei deutsche Stiefschwestern, zugleich die weiblichen Hauptcharaktere des Romans. Die Aeltere, Isabella von Berneck, ist eine verständig-praktische, kluge und mit ihrem Geist stets das Herz beherrschende, kühle positive Natur, die nichts zu bereuen hat, als eine voreilige Heirath mit einem unwürdigen Manne, von dem sie seit längerer Zeit getrennt lebt. Die Jüngere, eine erst kürzlich verwitwete Gräfin Bertha von Aarberg, ist eine pikant-naive, kokette, thöricht-eigensinnige, unbesonnene, unselbständige und sich gänzlich unklare, daher auch der Romantik, ja selbst Mystik in gefährlicher Weise zugängliche, bei alledem aber gutherzige und liebenswürdige schöne Weltdame, ein wahres Kind, trotz eigener Kinder. In den in Rom sich gestaltenden Schicksalen dieser beiden Frauen concentriren sich auch die Haupthandlungen des Romans. Ein von ihnen, als Intestaterben, um die Hinterlassenschaft ihres in Rom verstorbenen Onkels gegen dessen, der Unterschlagung verdächtige, ehemalige Haushälterin, oben erwähnte Gräfin Polcastro, anzustrengender Proceß hat die Geschwister nach der alten Metropole der Welt geführt und hält sie dort — secundirt von ihrem Vetter, dem mit ebenso viel Humor als Lebenswahrheit köstlich geschilderten „bremer Senator“ Julius von Bergen, einem tüchtigen Juristen und nebenher enthusiastischen Verehrer Moleschott's, der allerdings „unter den Ruinen“ wie ein tiefsinniger Denker über „Kraft und Stoff“ zu wandeln, gleichwol aber seine zerstörte Gesundheit neu zu beleben vermag — dank der zweideutigen und schleppenden römischen Justizpflege, gerade während jener denkwürdigen Periode fest, in welcher sich das große Drama des italienischen Freiheitskampfes (1859—60) vollzieht, dessen kräftige Rückschwingungen auf Rom dem Roman eine erhebende historische Perspective geben. Während der Proceß des protestantischen Schwesternpaars gegen die geheime Schutzbefohlene des Erzbischofs Brutto noch schwebt (in den Specialitäten der Erbschaftsfrage vermissen wir übrigens die sonst am Verfasser gewohnte Bestimmtheit und Klarheit), geräth die huldigungsbedürftige Gräfin Bertha in die Schlingen des Abenteurers Montanara, bis derselbe von seinem Rivalen, dem ungarischen Magnaten Arthur Böthy, einem blasirten und überreizten Weltmann aber ehrenhaften Charakter, entlarvt und verdrängt wird. Der plötzliche gewaltsame Tod des neuen Verlobten macht sie schwermüthig und empfänglich für kirchliche Bekehrungsversuche. Dem stets auf sie wirkenden Reiz der Neuheit nachgebend, ist sie jedoch kaum convertirt und in das Kloster Trinita de Monti eingetreten, um sich unter der Leitung der Priorin, der obenerwähnten Claire von Lussignan, für die Einkleidung vorzubereiten, als sie auch schon die Resignation auf die Freuden der Welt „unerträglich langweilig“ findet und auf einer mit der Domina nach Mailand angetretenen Missionsreise den zufällig mit ihnen zusammentreffenden und ihr mit kleinen Cavalierdiensten huldigenden Freiheitskämpfer Cäsar Brustelone als gottgesandten Retter begrüßt und mit kindlichem Entzücken sich von ihm entführen und bald darauf — als Gattin heimführen läßt. Leider dauert auch dies Glück nicht lange. Ihrem thörichten Eigensinn, der, trotz ihrer neuen Mutterschaft, im Strudel des Gesellschaftslebens ihre Gesundheit aufreibt, fällt nur zu bald ihr junges Leben zum Opfer. Isabella hat unterdessen, nicht ohne grundsätzliches Widerstreben und nur nach reiflichster Ueberlegung, ein sympathisches Freundschaftsverhältniß mit dem ihr seelenverwandten Stefano Havas angeknüpft und die Gediegenheit ihres Charakters in der ausdauernden Standhaftigkeit und muthigen Energie bewährt, mit der sie neben der glücklichen, in zweiter Instanz endlich erfolgten Erledigung des Erbschaftsprocesses auch die Befreiung des der Inquisition verfallenen Geliebten zu bewirken versuchte. Nachdem sie schließlich auch noch das ihrem Glück entgegentretende letzte Hinderniß überwunden, die von ihrem abenteuernden, längst verschollenen, nun plötzlich in Rom wieder auftauchenden Manne verweigerte Scheidung, sieht sie ihre Aufgabe „unter den Ruinen“ gelöst und gründet sich und ihrem neuen Gatten ein friedliches Asyl am Genfersee. Nicht unerwähnt bleibe noch die excentrische, mehr aus bizarrer Laune, als innerm Beruf für die nationale Wiedergeburt Italiens agitirende und von den kirchlichen Machthabern nur wegen ihrer reichlichen Wohlthätigkeitsspenden in Rom geduldete, endlich aber doch ausgewiesene Mistreß Whyte, mit ihren beiden unvermeidlichen Cicisbeos, dem tauben Engländer Mr. Parker und dem contracten Franzosen Armand Lefebvre, einem auf dem Capitol domicilirten Bankier. Auch die beiden für die römische Correspondenz „unter den Ruinen“ verweilenden und nebenbei „römische Originaltypen studirenden“ pariser Literaten Larey und Murr, Garçons in den besten Jahren, die sich außer ihren Journalartikeln auch in der Speculation auf das Herz ihrer trefflich kochenden und wirthschaftenden Quartiergeberin Witwe Polcastro den Rang abzulaufen suchen, solange deren Erbschaftsproceß noch unentschieden ist, sind ergötzliche Episoden.

62.

Notiz.

Zur Novellenliteratur.

Von Karl Wartenburg erschienen 1861 bei Grunow in Leipzig zwei Bände Novellen unter dem Titel: „An trüben Tagen.“ Der Name dieses Autors ist nicht mehr ganz unbekannt, da er bereits zwei Romane: „Die Väter der Stadt“ und „Neue Propheten“ und verschiedene Erzählungen für Journale geschrieben hat. Dieselben Mängel, welche bei seinen beiden Romanen hervortraten, eine auffallende Breitheit und Altväterlichkeit, das Fehlen jeder feinen Erfindung in der Erzählung, charakterisiren auch diese Erzählungen. Sie sind gewöhnlich, ohne schlecht zu sein, einfach, ohne irgendetwas Neues zu bieten. Ruhig, langsam laufen sie in dem einmal eingelenkten Gleise fort, fast nirgends tritt ein frischer, kecker geistiger Zug dazwischen, selbst die Leidenschaften haben bei Wartenburg etwas Gemessenes. Obgleich der Verfasser dann und wann eine gewagte Unwahrscheinlichkeit unterlaufen läßt, haben seine Erzählungen doch nichts Ueberraschendes. Man weiß schon nach den ersten Seiten, wie alles kommt und endet, nicht etwa, weil es nach der ersten Anlage so kommen muß, sondern weil wir verschiedene Erzählungen schon gelesen, welche ebenso verlaufen. Diese beiden Bände enthalten fünf Erzählungen: „Gerettet“, „Eine Sylvesternacht“, „Der Sohn der Wildniß“, „Der Hofmeister“, „Moderne Magier“. Am meisten hat uns „Der Sohn der Wildniß“ angesprochen, obgleich die Erzählung bedeutend gewonnen haben würde, wenn der Verfasser sie nicht zum großen Theil in Tagebuch- und Briefform gehalten hätte. Diese Art und Weise ist veraltet, sie ist immer etwas breit und paßt deshalb am wenigsten für eine Novelle, wo der ganze Stoff mit dramatischer Knappheit behandelt sein muß. Am schwächsten sind wol die beiden letzten Erzählungen: „Der Hofmeister“ und „Moderne Magier“. Der Inhalt des „Hofmeisters“ ist kurz der, daß ein junger Mann bei einem Grafen Hauslehrer wird. Die junge Gräfin ist eine Jugendgespielin von ihm und liebt ihn. Er widersteht ihr, weil er deren Stieftochter liebt, obschon sie sich aus Verzweiflung zu erstechen versucht. Auf seinem Sterbebett legt der Graf die Hand seiner Tochter in die des Hauslehrers. Die Gräfin erholt sich von dem Stiche, den sie sich beigebracht hat und die Leidenschaft, welche sie früher erfüllte, ist von ihr gewichen. „Moderne Magier“ stellt die Entlarvung zweier Gauner in einem Bade dar. Wartenburg versteht es nicht, in seinen Erzählungen eine feine Entwickelung anzubringen, er stellt seine Charaktere so dar, wie sie das gewöhnliche Leben zu Hunderten darbietet, ohne ihnen dabei eine scharfe und bestimmte Ausprägung zu geben. Seine Erzählungen ermüden deshalb leicht; trotzdem muß anerkannt werden, daß sie durchgängig in durchaus anständiger Weise gehalten sind, sie werden nirgends trivial, aber es fehlt ihnen der poetische, duftige Hauch, der über jeder guten Novelle wie über einem kleinen Kunstwerke schweben muß. Nirgends tritt die Sonntagsfrische des Gemüths hervor, nirgends ein Uebersprudeln des Geistes, der sich keck über die Schranken hinwegsetzt, nirgends ein übermüthiges Hinterschlagen des gewöhnlichen Alltagslebens, wie es dem Dichter gestattet ist. Fleiß und Sorgfalt können das alles nicht ersetzen, und fleißig sind Wartenburg's Erzählungen gearbeitet. 72.

Bibliographie.

Aus Schinkel's Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkels versehen von A. Freih. v. Wolzogen. Zwei Bände. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Baudissin, Graf A., Hüben und Drüben. Lose Blätter aus einem Menschenleben. Hannover, C. Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Peter Tütt. Zustände in Amerika. 2te Auflage. Altona, Mentzel. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Buchholz, C., Humoristische Reise-Skizzen eines wandernden Typographen, gesammelt auf einer Reise von Düsseldorf nach Weimar. Siegen. Gr. 16. 12½ Ngr.

Cavour, Graf C. v., Briefe, veröffentlicht von D. Berti. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Dampfwagenbibliothek. 5ter Band: Augiaswindrose. Vier Sicherheitsventile moderner Gasarten. Aus Volksgesundheitsrücksichten geöffnet von Ernst Thränenlacher. Bonn, Agentur der Dampfwagenbibliothek. 8. 10 Ngr.

Dankwardt, H., Nationalökonomisch-civilistische Studien. Mit einem Vorworte von W. Roscher. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Der Feldzug des königlich Preussischen Generals der Infanterie Heinr. Aug. Baron de la Motte Fouqué in Schlesien 1760. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet von E. v. St. Mit 2 Plänen. Cassel, Freyschmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ficker, J., Deutsches Königthum und Kaiserthum. Zur Entgegnung auf die Abhandlung Heinrichs v. Sybel: Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Heyse, P., Ludwig der Baier. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Hugo, V., Die Armen und Elenden. Roman. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe in deutscher Sprache. 1ste Abtheilung: Fantine. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Steinacker. 8. à 1 Thlr.

Rau, H., Hölderlin. Culturhistorisch-biographischer Roman in zwei Theilen. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr.

Ritter, B., Das Leben und Wirken des Hrn. Dombekans von Jaumann. Nach dessen Tode zusammengestellt. Schwäbisch-Gmünd, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Wildermuth's, Ottilie, Werke. 1ste Gesammt-Ausgabe. Mit dem Porträt der Verfasserin. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 4 Ngr.

Der deutsche Zuschauer. Blätter für Politik und Geschichte. 1stes Heft. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die österreichischen Finanzprobleme bezüglich Bank, Valuta und Deficit. Von G. H....n. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Förster, W., Joh. Keppler und die Harmonie der Sphären. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 8. Februar 1862. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 8 Ngr.

Gerhard, O., Die Frauen in Preußens Geschichte. Ein Vortrag, gehalten am 15. Januar 1862. Siegen, Kogler. 8. 7½ Ngr.

Kaeuffer, J. E. R., Die kindliche Ehrerbietung, geschichtlich und moralisch. Vortrag den 11. März 1862 im Saale der Stadtverordneten zu Dresden. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 5 Ngr.

Kübler, T., Gedächtniß-Predigt auf den am 14. Dezember 1861 verstorbenen Prinz Albert, Gemahl Ihrer Majestät der Königin Victoria von England, gehalten am 4. Advent, 22. Dezember 1861, in der deutschen evangelisch reformirten Kirche in Hooper Square, Whitehapel, London. Stuttgart. Gr. 8. 6 Ngr.

Lüttichau, Graf, Preußen und Oesterreich und die Militärvorlagen. Eine historische Anmerkung. Berlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Moleschott, J., Zur Erforschung des Lebens. Rede beim Antritt der Professur für Physiologie an der Hochschule zu Turin. Gehalten am 16. Dezember 1861. Gießen, Ferber. 8. 10 Ngr.

Die Nordseeküste, Deutschlands schwächste Seite. Für die deutsche Flotte unter Preußens Führung. Braunschweig, J. H. Meyer. 1861. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 24. April 1862.

Inhalt: Herder und seine Freunde. Von Hermann Marggraff. — Aus dem Volksleben. (Beschluß.) — Olympia Morata. — Zur Romanliteratur. — Notiz. (Reisetagebuch der Mrs. Trench aus Deutschland.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Herder und seine Freunde.

Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Zweiter Band. Herder's Briefwechsel mit Hartknoch, Heyne und Eichhorn, Briefe an Gruppen, Herder's Gattin und J. Müller, nebst Briefen von Fr. L. W. Meyer und A. von Einsiedel. Leipzig, Dyk. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Während die deutsche Journalistik bei dem Erscheinen eines vielleicht nur ephemeren Buchs, z. B. eines Moderomans, und bisweilen schon vor dessen Erscheinen, unter dem Tuschblasen aller Trompeter und Posaunisten aufsitzt wie ein Cavalerieregiment, welches sich eben in Reih und Glied richtet und auf Commando die ganze Fronte herab ein einstimmiges Vivat ertönen läßt, werden inhaltreiche, in cultur- und literarhistorischer Hinsicht bedeutsame Publicationen von der Presse oft so gut wie gar nicht beachtet. Dieses Schicksal widerfuhr auch der von H. Düntzer und F. G. von Herder, Herder's Enkel, herausgegebenen neuen Collection von Briefen aus dem handschriftlichen Nachlaß Herder's „Von und an Herder", deren ersten den Briefwechsel mit Gleim und Nicolai enthaltenden Band wir in Nr. 44 d. Bl. f. 1861 besprochen haben und deren zweiten zu besprechen wir eben im Begriff stehen. Wir erinnern uns wenigstens nicht, daß sich die Blätter, unser eigenes ausgenommen, mit dem ersten Bande viel beschäftigt hätten, und mit dem zweiten scheint dies bisher noch weniger der Fall gewesen zu sein. Das Werk ist freilich, schon seiner Ausstattung nach, keine glänzende Modeerscheinung, und dann erfordert es auch einige Mühe und Anstrengung, zwei Bände Briefe, im Ganzen etwa 800 compreß gedruckte Seiten in ansehnlichem Octav umfassend, durchzulesen und aus diesem tiefen und, gestehen wir es, auch an Schlacken reichen Schacht das darin vorhandene Gold herauszuarbeiten.

Was nun den vorliegenden zweiten Band betrifft, so stoßen wir gleich in dem vorangestellten Briefwechsel zwischen Herder und Hartknoch auf eine außerordentliche, in ihrer Art vielleicht einzige Erscheinung, auf das innige Freundschaftsverhältniß eines Schriftstellers und seines Verlegers, das bis zum Tode des letztern unerschüttert blieb. Wäre dies heutzutage wol denkbar? Es mag noch genug anständige Geschäftsverbindungen zwischen Autoren und Buchhändlern geben, aber innige, auf Sympathie der Seelen beruhende Freundschaften schwerlich. Freilich lebten Herder und Hartknoch noch in einer Zeit, wo der Freundschaftscultus aller Orten in Deutschland blühte, wo sich die guten, edeln, nach Humanität und höherer Bildung strebenden Menschen fest aneinander schlossen; denn der Bildungstrieb war damals unter den Bessern in der That ein ganz außerordentlicher, und ihn zu befriedigen gewährte ihnen den höchsten Lebensgenuß. Dazu war das deutsche Gemüth, eben erst aus langem Schlaf erwacht, damals noch nicht corrumpirt; es konnte dies auch nicht sein, denn Humanität war die Fahne, die man aufgesteckt hatte, und Humanität läßt sich ohne eine entsprechende Grundlage von Gemüth und Liebe nicht denken.

Wir werden sogar vielleicht sagen müssen, daß, was Herder's und Hartknoch's Verhältniß anlangt, die größere Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit auf seiten des Geschäftsmanns, des Buchhändlers ist. Hartknoch, freilich einer Zeit angehörig, wo alle tüchtigen und unternehmungslustigen Verleger jeden wirklich geistreichen und Aufsehen machenden Schriftsteller wie ein seltenes Kleinod betrachten und hüten mußten, denn eine große Auswahl hatten sie nicht, bleibt sich in dieser Richtung fast immer gleich; bei Herder tritt dann und wann die Schärfe und bisweilen beleidigende Bitterkeit hervor, über die auch andere seiner Freunde, z. B. Goethe klagten. A. von Einsiedel nennt ihn einmal in einem seiner hier mitgetheilten Briefe den „grämlichsten aller Menschen". Dies lag an Herder's reizbarer und hypochondrischer körperlicher Constitution, an seiner fast nie ganz sorgenlosen Lage und an seiner Stellung als Geistlicher und später als Consistorialrath, die ihm fremdartige Geschäfte aufbürdete, welche ihn in seinen Lieblingsstudien störten und ihn Attitüden anzunehmen zwang, die zu seinem freien Geiste nicht passen wollten. Er selbst schreibt einmal an Eichhorn: „Wie gern möcht' ich, statt mancher Predigt, über Sachen dieser Art (Philosophie der Geschichte u. s. w.) öffentlich reden." Daher kann man vielleicht nur

bedauern, daß seine Berufung als Professor nach Göttingen, welche zweimal im Werke war, nicht zu Stande kam; Herder wäre, wie wir glauben, auf dem Katheder besser am Platze gewesen als auf der Kanzel und der Consistorialstube. Wer nun von Herder's Freunden Einsicht in diese seine Lage hatte, wer den bleibenden edeln Gehalt in Herder von seinen vorübergehenden hypochondrischen Stimmungen zu unterscheiden wußte und sich an ihm durch einzelne verletzende Worte oder Federstriche nicht irre machen ließ, der ist ihm und dem ist auch er ein treuer ausdauernder Freund bis zum Tode geblieben. Auch hat keiner unserer Autoren so viele persönliche Beziehungen unterhalten, und man begreift kaum, wo er die Zeit hernahm, einen so unermeßlich nach allen und den verschiedensten Seiten verzweigten Briefwechsel zu führen. Selbst wenn man auch zugibt, daß Herder, wie dies wirklich der Fall war, seine Briefe meist ohne alle stilistische Sorgfalt aufs Papier warf, so wollten sie doch immer geschrieben und, da er darin oft die wichtigsten Materien behandelte, auch gedacht und wenigstens in Bezug auf den Gegenstand, wenn auch nicht hinsichtlich der Form überlegt sein.

Nach diesen kurzen einleitenden Bemerkungen wollen wir nun den Briefwechsel zwischen Herder und Hartknoch, der für uns die anziehendste Partie dieses Bandes bildet, etwas näher ins Auge fassen und vorher nur noch die Eigenthümlichkeit hervorheben, daß beide Männer, namentlich in den Briefen aus der ersten Zeit, sich bald mit Du, bald mit Sie anreden und damit oft von Satz zu Satz abwechseln. Der Briefwechsel beginnt mit einem Schreiben Hartknoch's aus Riga vom 26. Juni (7. Juli) 1771 und schließt mit einem Schreiben Hartknoch's an Herder's Gattin vom 3. (14.) Januar 1789, seinem Todesjahr. Düntzer bemerkt in der orientirenden Einleitung zu dem Briefwechsel:

> Ostern 1789 sollte er Herder's Schwester Dorothea mit nach Leipzig bringen, aber am Tage vor der Abreise starb er plötzlich an einem aufgebrochenen Lungengeschwür, wie Herder's Gattin am 15. Mai ihrem auf der Rückreise aus Italien befindlichen Gatten meldete. Dieser erwiderte darauf: „So ist Hartknoch auch todt; nun ruhe wohl, guter Mensch! auch du hast ausgestöhnet." Die herzliche Güte seines Herzens hatte niemand inniger empfunden als Herder und sich immer, trotz aller bedauerlichen, durch misliche Verhältnisse bedingten Schwankungen, zu ihm zurückgefunden. Mit Hartknoch's Sohn ward die freundschaftliche Verbindung fortgesetzt und blieb er lange Zeit Verleger von Herder's neuen Schriften, der auch ihm zu Liebe auf den Plan einer in seinem Verlag erscheinenden Zeitschrift einging.

Wir lassen nun zur Charakteristik dieses seltenen Verhältnisses einige Briefauszüge folgen, zunächst eine Stelle aus einem Schreiben Hartknoch's vom 29. September (11. October) 1772, welche zugleich beweist, daß sich auch Hartknoch gegen seinen Freund bisweilen etwas herauszunehmen wagte und seinen Geldsendungen, wenigstens damals, wo Herder's Erfolge oder Stellung oder Alter ihm noch nicht sonderlich imponiren mochten, auch einigen väterlichen Rath und mitunter Tadel in Betreff ökonomischer Angelegenheiten als unwillkommenen und vielleicht auch unnöthigen Ballast mit auf den Weg gab. Hartknoch schreibt:

> Liebster Freund! Das denken Sie von ihrem Freunde Hartknoch ja nicht, daß er Sie verlassen werde, wenn Sie seiner Hülfe bedürfen, und er im Stande ist, Ihnen Hülfe zu verschaffen. Nein, urtheilen Sie von meinem Herzen anders! Ich bin die Freude, die jede gute Handlung begleitet, zu schmecken fähig, und würdig, Ihr Freund zu sein. So kritisch auch meine Lage ist — in der That, ich habe mit dem Hausbau und einigen zu großen Unternehmungen viel Geld verdistillirt —, so schicke ich Ihnen dennoch 106½ Rthlr. Holl. Cour., diese geben etwa 140 bis 145 Rthlr. in Louisdor. Sehen Sie, daß Sie beim Verkauf des Wechsels nicht betrogen werden. Das ist alles, bis auf etwa 10 Rthlr., was ich in Kasse habe; indessen, wenn die Zeiten so bleiben, so sollen Sie um Weihnachten noch 100 Rthlr. Albus haben. Heirathen Sie nun in Gottes Namen Ihr Mädchen! Schränken Sie sich aber immer etwas ein! Nach dem zu schließen, wie ich Sie hier kannte, sind Sie gar zu groß zu leben gewöhnt, und das taugt nicht viel. Nehmen Sie mir diese Lehre nicht übel. Das müssen Sie selbst gestehen, daß Sie kein Wirth sind.

Man reibt sich hierbei freilich etwas verwundert die Stirn und fragt sich, was es mit diesem „zu groß leben" bei einem Schriftsteller und Theologen der damaligen Zeit viel auf sich gehabt haben könne. Die Hartknoch'schen Honorare setzten Herder dazu sicherlich nicht in Stand; aber man scheint in Deutschland im allgemeinen gewohnt zu sein, denjenigen einen schlechten Wirth zu nennen, der seiner Bildung und seinen Verhältnissen entsprechend anständig leben will, leben muß, und hierzu natürlich auch einiges Geld und immer wieder Geld nöthig hat. Diesmal verging auch Herder die Lust, schönen Dank zu sagen, er bemerkt in seinem Antwortschreiben:

> Ueber die beiden Wechsel antworte und danke ich nicht; denn leider habe ich schon zu viel jetzt vom Erkenntnißbaum der Weltschöpfung geschmeckt, als daß ich über Geldsachen noch in meiner ersten Unschuld denken könnte.

Indeß von jemand, der sich im ganzen so wacker und edel benimmt wie Hartknoch gegen Herder, erträgt man schon etwas. Hartknoch bewies seinen vortrefflichen Willen, als er im October 1773 schrieb:

> Nun komme ich auf das, was billig das erste sein sollte, nämlich Geld. Ich habe zwei Posttage gewartet, um zu sehen, wie sich die Aspecten anlassen würden. Aber jetzt ist es unmöglich, auch nur 100 Thaler zu bezahlen. Kriege ich von irgendjemand Geld am Markte, so soll das erste davon Ihre sein. Glauben Sie mir, was ich da sage, so fest, als wenn es ein Evangelium wäre. Ich mache mir eine Pflicht daraus, Ihnen vor allem zu helfen, da ich weiß, daß Sie niemand, am wenigsten mich, ohne Noth um Geld bitten werden. Aber, wie gesagt, ich bin niemals in so großer Verlegenheit gewesen, und das durch meine Schuld, durch allzu vieles Drucken. Gott helfe mir heraus! Schreiben Sie mir aber doch nächstens etwas von Ihrer Situation. Es soll wahrhaftig niemand etwas erfahren. Sie muß sehr kümmerlich sein, wenn Sie schon nicht auskommen können. Sie dauern mich, und ich will von nun an solche Einrichtung machen, daß ich Ihnen jährlich mit etwas Gewissem helfen kann. Noch einmal! ich kann jetzt nicht, aber mit der Zeit will ich Ihnen redlich beistehen, wenn erst diese verdammte Krisis vorbei ist. Meine ehemaligen Freunde haben ganz ihre Hand von mir abgezogen, und ich muß mich selbst fortzubringen suchen.

Bald darauf schickte ihm Hartknoch einen Wechsel,

aber abermals in Begleitung folgender väterlicher Ermahnungen:

Hier ist ein Wechsel von 100 Thaler, mehr kann ich in meiner gegenwärtigen Lage nicht thun. Sie müssen sich schon damit durchzuhelfen und einzuschränken suchen. Etwas mehr Wirthschaft ist insonderheit sehr zu empfehlen. Das soll künftige Ostern der vornehmste Gegenstand unserer Unterhaltung sein.

Noch vor Empfang dieses Wechsels schrieb Herder:

Aber nun auch Geld! liebster Hartknoch! Geld! ich weiß nicht, wie ich durch oder vor soll. Künftige Ostern sehen wir uns, wo nicht gar vorher, wenn das Glück will, und gewiß hoffentlich alsdann nicht in Trauer, Jammer und Kummer! Auch will und muß ich diesen Winter noch sehr, sehr fleißig sein; denn mich ahnt's, daß ich künftigen Sommer aus meiner Faule hier herausmuß. Aber wie heraus? Geld, mein trauter Mann, soviel ich Euch schuldig bin, soviel sollt Ihr noch haben, wenn Ihr Dank wollt und warten könnt. Αὐτὸς ἔφα.

Noch dringender werden Herder's Klagen und Bitten in einem spätern Briefe:

Aber nun, mein liebster Hartknoch, verlaß mich doch jetzt auch nicht. Wenn du wüßtest, was ich auf Weihnacht bezahlen soll! und Weihnacht ist vor der Thür. Lieber Hartknoch, laß mich nicht stecken, hilf mir! Es ist jetzt erste Einrichtung; wenn die über ist, bin ich mehr geborgen. Ich hoffe gewiß, mein Freund, du lassest mich nicht stecken; dann du sitzest auf dem Markte und ich im Loche. Hilf! Hilf!

Darauf antwortet Hartknoch:

Hundert Thaler Albus ist alles, was ich Ihnen dies Jahr, und eine geraume Strecke ins neue Jahr gerechnet, schicken kann. Ich stecke bis über die Ohren drin, und winde und helfe mir, soviel ich kann; aber es will doch nicht. Ich habe zu viel unternommen, muß aber aushalten, wo nicht darüber alles zu Grunde gehen soll: aber, guter Herder, glaube mir, ich werde dich nicht verlassen, um, was ich in der Welt kann thun, dir zu helfen. Allein Sie müssen dazu auch etwas beitragen, und das heißt, wirthschaften und sparen. Gedenke, was du bei den letzten 200 Thalern versprachst; damals sollten es die letzten sein, ich sollte sie nicht in Papier, sondern baar wieder haben.

Inzwischen war, wie Herder im Februar 1774 berichtet, der Wechsel eingetroffen, insofern man nicht annehmen will, daß Herder es absichtlich unterlassen oder es versäumt habe, den Empfang des Wechsels sofort nach dessen Ankunft zu bescheinigen. Im April kam Hartknoch selbst nach Bückeburg, „wo er“, wie Düntzer in der Einleitung bemerkt, „mit dem seit fünf Jahren nicht mehr gesehenen Herder sich in innigstem Seelengenusse herzlichster Freundschaft labte und auch von seiner Gattin sich auf das wärmste angezogen fühlte, die ja Herder's Glück durch treue Liebe und aufopferungsvolle Sorge gründete. Ueber Herder's Wünsche und Plane, wie über die ihn beschäftigenden wissenschaftlichen Arbeiten kam es zu den vertraulichsten Mittheilungen.“ Gleich am 23. April schickte ihm Herder's Gattin folgendes, von damaliger Gemüthlichkeit übersprudelndes Schreiben nach:

Wir müssen Ihnen gleich nachschreiben, liebster Hartknoch, so ziehen Sie uns zu sich! Sie haben uns recht als Waisen zurückgelassen; ich sitze wie verstummt bei meiner Arbeit, und Herder weiß nicht, was er schreiben oder lesen oder machen soll. Mein Herder sagte noch in dem Augenblick, da Sie uns dort an der Ecke mit der rothen Kappe verschwanden, daß Sie tausendmal besser wären als wir und daß wir, wo wir können, Ihrem Beispiel folgen wollen. O wie dank' ich euch beiden noch, daß ihr mich in euer altes Freundschaftsband so mit eingeknüpft habt! Gott wird euch alles vergelten! Ihr russisches Halstuch trage ich seitdem beständig und ich hab's recht lieb. Wir haben auch heute gesungen: „Ein Gebet um neue Stärke“ und „Sie fliehet fort“, und sehen oft, oft Ihren Schatten an und lieben Sie ewig. Wir haben gestern auch unserer Gräfin von Ihnen erzählt und sie hat sich wie ein Engel mit uns gefreut. Adieu, liebster Freund! und seid glücklich und vergeßt uns nicht und küßt unser Hänschen, wenn ihr zu ihm kommt.

Der nächste Brief Hartknoch's ist „Leipzig, Sonntag nach der Messe (den 25. Mai) 1774“ datirt, und enthält das Geständniß: „Ihre Urkunde geht recht gut, ich wünsche mir recht viele solche Artikel“ und die Mittheilung:

Die erste Meßwoche habe ich gleich einen Hut für dich, einen für deine Frau, nebst einem seidenen Tuch, einer Dose mit so viel Gold, als 30 Thlr. beträgt, abgesandt. Sag mir doch, ob du dies empfangen hast.

Herder dankt hierauf mit den Worten:

Tausend Dank, mein lieber Hartknoch, daß du so herrlich an uns gedacht hast. Das Kaufen hättest du aber können unterwegens lassen, und zumal in deiner und unserer Lage, wie es dir genug demonstrirt worden. Indeß, was ist, ist gut. Mein schwarzverbranntes Weibchen paradirt recht unter dem weißen Hut, und die Dose ist über alles. Dafür segne Euch Gott an Seele und Leib, geb' Euch Weib und Glück und gut Wetter und guten Papierverkauf! Amen! — Hier ist der Katalog. Thu, was und wie viel du kannst. Du bist zu gut und ich muß dich nicht misbrauchen. Ich bin dir überhaupt zu viel schuldig. Wollte Gott ich könnt's einmal abtragen. Gerechtigkeit in der Welt muß sein oder alles geht unter.

Karoline fügt dem Briefe ihres Mannes die Nachschrift hinzu:

Und wie soll ich Ihnen recht danken, liebster Freund, für Ihr allzu freigebiges, gutes Herz! Sie haben uns eine rechte Kinderfreude gemacht, und hätten zu Ihrer Vergeltung dabei sein sollen, als wir's auspackten. Meinem Herderchen gefall' ich im weißen Hut noch einmal so gut; das rothe Halstuch, das wahrhaftig zu kostbar ist, mache ich übermorgen, weil ich eben viel Arbeit habe, und werde mich alsdann recht daran ergötzen und pflegen. Die größte Freude war aber noch der Beitrag zum pyrmonter Brunnen, zu Herder's Gesundheit. Gott segne Sie tausendfältig dafür!

Herder ist auch noch später voll von Lobsprüchen für Hartknoch: „Du kannst niemand unglücklich machen, lieber Hartknoch“, schreibt er im Juli desselben Jahres, und „Du hast ein ehrliches, gerade gehendes Herz, wie's Tausende nicht haben“ u. s. w. Noch inniger wurde das Verhältniß, als den Herder'schen Ehegatten ein Söhnchen geboren und Hartknoch dessen Pathe wurde. Herder meldet letzterm dies am 10. September im vollen freudigen Vatergefühl über seinen „braven, schwarzköpfigen, starken, ruhigen Jungen — Herder von Haut und Haar“, und Hartknoch erwidert:

Mein lieber Herder! Also bist du Vater? Gott segne dich und dein Weib, und lasse dich an deinem Kinde nichts als Freude erleben! Ich nehme die Pathenpflicht gerne über mich, und will für dein Kind sorgen, wie für mein eigenes, sobald es nöthig ist. Vorhin hast du dein Weib schon sehr geliebt, aber nunmehr wirst du ihr erst recht anhangen, nachdem du ein solches Pfand der Liebe von ihr erhalten hast.

Auch meldet er ihm weiter unten: „Deine Bücher stehen im Laden und warten auf Schiffsgelegenheit, desgleichen die Schuhchen für deinen Sohn, der Pelz, die

Teppiche" u. s. w. Damals hatte auch das Pathenverhältniß noch eine ganz andere Bedeutung als heutzutage, wo es mit allen solchen Verhältnissen überhaupt immer mehr zur Neige geht.

Verstimmungen blieben aber doch nicht immer aus. Man hetzte bei Hartknoch gegen Herder, namentlich Nicolai, der bei ihm eine Beschwerde über Herder einreichte, aus der Hartknoch diesem in einem Schreiben vom 22. November (3. December) 1774 eine Stelle mittheilt, worin es unter anderm heißt: „Unser Freund ist jetzt im traurigsten Traume; ich befürchte, die Welt wird ihn erwecken, ehe ein paar Jahre vorüber sein werden." In nicht sehr gehöriger Weise nimmt sich Hartknoch heraus, seinem Freunde sogar Vorstellungen über seinen Stil zu machen: „Ueber Ihre Bücher weiß ich nichts zu sagen. Gelesen habe ich noch nichts als die Urkunde. Wirklich sollten Sie Ihren Stil ändern, und andere Leute, die mit Ihnen dissentiren, zufrieden lassen" u. s. w. Nicolai gehörte zu jener garstigen Gattung von Schriftstellern, die, nicht zufrieden, öffentliche Kritik zu üben, zu der sie ja vollkommen berechtigt sind, auch im Dunkeln hetzen und intriguiren, Freunde miteinander zu verfeinden suchen und über größere Geister neidisch absprechen, selbst auf die vielleicht herbeigewünschte und bezweckte Gefahr hin, dem gehaßten oder beneideten Collegen seinen Verleger abwendig oder diesen doch in seinem Vertrauen auf seinen Autor wankend zu machen und letzterm dadurch vielleicht selbst in seiner literarischen und pecuniären Existenz zu schaden. Dabei aber stellt sich Nicolai doch an, als ob er Herder's Freund sei, was die Sache nur schlimmer macht. Es ist nur zu bedauern, daß Hartknoch, wenn auch blos für einen Augenblick, solchen Einflüsterungen Gehör gab. Herder antwortete, diesmal nicht zu scharf, in gerechter Entrüstung:

> Künftig, lieber Hartknoch, laßt uns einen Bund der Wahrheit und Treue machen! Hast du mir etwas als Freund zu sagen, so schreibe mir die Stimmen solcher elenden Kerle nicht, nenne sie auch nicht, aber schreibe mir in deinen eigenen Worten den ganzen Inhalt ihres Urtheils aufs genaueste, wenn du meinst, daß es gut ist. Siehe, so besserst du mich, ohne mich zu kränken und zu erbittern. Ich kann alsdann auch von meinem ärgsten Feinde lernen. Aber hast du als Verleger zu reden oder zu fürchten, so rede noch mehr heraus, gerade heraus, aber in deinem eigenen Namen wiederum und nicht im Namen der Stimmen. Da redst du gegen mich in deinem Berufe. Und so nehmen wir uns viel unangenehme Stunden. An meinem Stil arbeite ich, soviel ich kann; an meiner Denkart auch; das weiß Gott, und wird mich in keinen Traum der schlaftrunkenen Ehre gerathen lassen.... Lieber Hartknoch, du hast eine äußerst gute Seele; mache sie auch etwas groß und fest, und sei über die Reden der Narren hinweg, wenn du's als Verleger sein kannst. Kannst du's aber nicht, nicht mehr, so schreibe mir offen und mit gutem Muth; ich will dir nicht Maculatur schreiben. Gott weiß, daß ich dies nicht aus Furcht des Tadels schreibe. Table mich, wie du willst, aber verschweige mir solche Quelle; nichts ist heilsamer als bittere Arznei.

Daß diese Verstimmung Hartknoch's gegen Herder nur eine sehr vorübergehende, vielleicht nur scheinbare war, beweist dessen Brief vom 28. November (3. December) 1775, worin es heißt:

> Das dacht' ich, daß du mich einen Wankelmüthigen nennen würdest, und ich habe nicht einmal gewankt. Nicolai kann mich nicht ändern, er, dessen eigennützige Freundschaft ich mehr und mehr verachte. Wie dir also mein Brief von Berlin so einen Contrast machen konnte, begreif' ich nicht, aber wohl, daß ich anders schreibe, wenn ich müßig sitze, und wenn ich den Kopf voll habe. Nimm's denn ja nicht übel, wenn ich ein bischen verdrießlich bin, daß du mich mit lauter Fragmenten abspeisest; das sind wol Leckerbissen, aber man wird nicht satt.

Auch aus dieser Stelle glaubt man immer noch die Nachwirkung gewisser Einflüsterungen herauszuhören; man hatte eben dem Buchhändler eingeredet, daß Herder ihn mit lauter „Fragmenten" abspeise; den Inhalt und Gehalt dieser Fragmente kannte er weiter nicht. Beschwichtigend bemerkt Hartknoch jedoch weiterhin: „Die Nicolai! Die Tilinge! Nicolai zapft dich durch seine Consorten bei jeder Gelegenheit an, und du kannst noch einen Augenblick glauben, daß ich mit dem Kerl dir zum Nachtheil Freundschaft mache."

Ganz beschwichtigt war aber begreiflicherweise Herder durch dieses Schreiben nicht; vielmehr leiht er seiner Verstimmung in einem Schreiben vom 13. Januar 1777 aus Weimar, wohin er nun versetzt war, die bittersten, ja die verletzendsten Worte. Nachdem er in diesem Schreiben bemerkt, daß er in Weimar bei Hofe, Volk und Großen allgemein geliebt und geehrt werde, daß der Beifall bis ins „Ueberspannte, Ungemessene" gehe, fährt er fort:

> Was du von den Vorstellungen der Geistlichkeit schriebst, ist nur halb wahr. Vorstellungen sind's nie gewesen, aber dummes Geträtsch unter dem Pöbel, und das blos durch mein Hinstellen „da bin ich" vernichtet und in Dreck getreten ist. Nun bücken sie sich alle zur Erde. Glaube solchem Geschwätz nicht, lieber Hartknoch, oder wenigstens schreibe mir's nicht. Sie schwätzen jetzt genug von mir, von meinem Predigen in Stiefel und Sporn, in gallonirten Kleidern u. s. w. Wer Teufel wird da nur eine Feder ansetzen, es zu schreiben und zu widerlegen. Ich lebe im Strudel meiner Geschäfte einsamer und zurückgezogener, als ich in Bückeburg nur gelebt habe, stehe in Dr. Luther's Priesterrock und Chorhembe; wie die andern stehen. Aus dem Katalog habe ich dich greulich bepackt mit schwedischen und russischen operibus gesehen; also habe ich dich mit dem meinigen verschont, da ich doch überhaupt nicht aus dir klug werden kann, ob du gern von mir nimmst und wie es gehe? Mit Klenker finde dich doch ab; es ist doch häßlich gegen einen solchen armen Teufel zu knickern. Euch Buchdrucker, Verleger und Buchhändler sollte überhaupt alle der leidige Teufel holen, wie er euern ersten Ahnherrn, Erfinder in Deutschland, weiland Dr. Faust geholt hat. Die Autoren leben von den Brosamen, die von der reichen Herren Tische fallen, wie die Hündlein, und dann wollen sie noch knausern. Verbrennen sollte man euch, wie Sardanapal, auf euern Papierschätzen mit Weib und Kindern. Leb' wohl und schone dich und scharre nicht so, daß du nicht gar davonmußt.

Das war mehr als herb, es war verletzend, beleidigend, wenn es vielleicht auch halb humoristisch sein sollte; und doch verfehlte es seine Wirkung auf Hartknoch nicht. Herder befand sich jetzt in einer hohen Stellung, und Hartknoch mochte ihn jetzt weniger gern verlieren als je. Er schüttet in seinem nächsten Briefe einen ganzen Sack der süßesten Worte aus: „Einziger, lieber Freund! Ich freue mich unendlich, daß du endlich an mich geschrieben hast. Meine Seele lebt auf, wenn sie hört, daß du

glücklich bist, mein Rathgeber, mein Wohlthäter!" u. s. w. Auf die von Herder gegen die Buchhändler gerichteten Ausfälle hat er nichts zu erwidern als die Worte: „Schimpf nicht auf uns Buchhändler wegen unserer Härte gegen die Autoren. Ich wenigstens habe Kleukern 2½ Thaler per Bogen gezahlt, und das ist, für Zendavesta, deucht mich, genug. Mit deinen Sachen fahre ich unvergleichlich." 2½ Thaler per Bogen für eine gelehrte Arbeit! Vielleicht konnte Hartknoch für ein Werk, für das er nur auf wenige Abnehmer rechnen durfte, nicht mehr zahlen; aber der Setzer hat an dem Kleuker'schen Werke vielleicht kaum weniger verdient als der Verfasser, der nach jahrelangen Vorstudien möglicherweise jahrelang daran gearbeitet hatte.

Es folgen nun, im Jahre 1778, wieder einige gemüthliche Briefe; Herder fleht zu Gott, daß er dem damals körperlich leidenden Hartknoch sein Leben noch etwas genießen lasse, das er bisher so wenig genossen, und er fährt dann fort:

Segne es Gott an den Deinen, was du in deiner ersten Jugendliebe mir treuherzig und freund- und brüderlich gethan hast. Du hast mich in die Welt geschuppt: denn durch dich kam ich nach Riga und hatte Muth, Riga zu verlassen. Es waren damals deine und meine besten Zeiten. Gott lasse uns davon noch die Abendröthe erleben u. s. w.

Freilich hatte Hartknoch schon vorher geschrieben: „Fühle mein Herz, wie es klopft, wenn es dich denkt", und: „Daß ich dich geliebt habe, weißt du, frage, ob das aufhören kann?" In mancher Hinsicht interessant ist ein Schreiben Herder's vom 6. Mai 1779, woraus wir folgende Stelle hierhersetzen:

Du thust mir zu viel, daß du glaubst, ich ginge mit meiner Autorschaft beleidigt von dir. Nichts minder. Aus dem verhohlenen Reden kommt aber nichts anders heraus; ich glaubte aus manchem zu schließen, daß du an meiner Autorei genug hättest, und wollte dich nicht in Schaden setzen. Zudem drang Weygand, dessen ich aber auch herzlich satt bin, und kehre mit einem, meinem letzten Buch und Meisterwerk zu dir wieder. Auf Michaeli muß es erscheinen; denn 1780 schreibe ich nicht mehr; es ist auf eine Zeit meine Ruhe und Abschied, und vielleicht gar mein Schwanengesang. Ich bin des Schreibens müde.

Im Spätsommer 1782 sendet ihm Hartknoch die Summe von 100 Dukaten, mit dem Wunsche, „daß das alle Ihrer Verlegenheit ein Ende mache", und der Bemerkung, daß er diese 300 Thaler selbst von einem Hofmeister auf Interessen à 6 Procent genommen, und als Herder seinen „lieben alten Huster", wie er ihn einmal nennt, unterm 14. April ersucht, ihm zu einer Reise ins Karlsbad 20 Louisdor zu schicken, sendet ihm Hartknoch sofort aus freien Stücken 80 Louisdor als Abschlagszahlung auf die „Ideen", an denen damals gedruckt wurde, indem er bemerkt: „Sie reisen ins Bad und brauchen dazu wahrscheinlich wol mehr als 20 Louisdor." Man muß diesen schönen Zug zur Ehre Hartknoch's mit besonderm Accent hervorheben. Neben den Honoraren gingen allerlei Geschenke einher, die als Freundschaftszeugnisse so wohlthuend auf den Empfänger wirken; so schickt er einmal im Jahre 1786 Herder's Frau chinesisches Zeug, „das man jetzt in Rußland liebt und gern trägt", zu einem Schlafrock, und chinesischen Thee, der jetzt „rare Waare" sei, weil der Handel zwischen Rußland und China seit einiger Zeit gehemmt sei. Am 31. Mai schreibt Hartknoch (aus Dessau): „Sollten Sie, welches Gott verhüte, in Verlegenheit kommen, so lassen Sie mir unter den Personen, bei denen Sie Hülfe suchen, den Vorrang"; auch hat er für die „liebe Frau" wieder ein „kleines Andenken" mitgebracht. Doch schreibt er am 9. Mai 1788 aus Leipzig:

Geld kann ich Ihnen diesmal nicht schicken. Ich bin so entblößt, daß ich verschiedenen leipziger Buchhändlern schuldig bleibe. Bei uns ist ein schrecklicher Eisgang gewesen, der meine Rimessen nunmehr stört, sonst hätte ich vielleicht noch etwas Geld bekommen. Vor Michael oder Weihnachten zählen Sie nicht auf meine Hülfe. Mich deucht auch, daß ich schon 4 oder 500 Thaler vorausgezahlt habe, welches freilich hier nicht nachsehen kann.

Indeß schickt er im Juni 1788 an Herder's Schwester zu deren Reise nach Weimar wieder 50 Thaler, schwerlich um in die Honorarforderungen Herder's verrechnet zu werden. In dem letzten hier mitgetheilten, an Herder's Frau gerichteten Briefe aus Riga vom 3. (14.) Januar 1789 kommt er übrigens wieder auf seine alte Caprice zurück, daß ihn Herder immer nur mit Fragmenten abspeise, er schreibt:

Daß der vierte Theil der „Ideen" nicht vor Ihres lieben Mannes Abreise fertig geworden, thut mir und dem Werke selbst Schaden. Die Schreibseligkeit und Dieberei der Schriftsteller ist groß; sie usurpiren Herder's Ideen, wenn er kaum halb ausgeredet, und dadurch sind dann diese Ideen schon alt, wenn sie erscheinen. Hätte er dafür nicht den Band der „Zerstreuten Blätter" u. s. w. liegen lassen können! Manchmal fürchte ich sogar, der vierte Band kommt gar nicht heraus. Ich bin einmal so unglücklich, nichts als Fragmente von Ihrem Manne zu verlegen.

Die umfangreichen, schon damals bis zum dritten Bande gediehenen, für ihre Zeit epochemachenden „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit", von denen er schon im Mai 1786 gestand, daß er davon bereits bald 2000 Exemplare abgesetzt habe, scheint also Hartknoch, weil Herder damit nicht rasch genug fertig wurde, auch zu den „Fragmenten" gerechnet zu haben! Man muß gestehen, daß Hartknoch, so sehr er sich durch Liberalität und Humanität vor andern Verlegern auszeichnete doch auch seine gehörigen Buchhändlerschrullen hatte.

Außer dem Interesse, welches der Anblick eines so seltenen, so einzigen Verhältnisses zwischen einem deutschen Verleger und einem deutschen Autor gewährt, und außer einzelnen kleinen Zügen, die für die Kenntniß des Charakters wie der ökonomischen Verhältnisse Herder's nicht unwichtig sind, enthält sonst dieser Herder-Hartknoch'sche Briefwechsel nur sehr wenig thatsächlich Bedeutendes. Indeß wollen wir uns nicht versagen, hier noch folgende Nachschrift Herder's zu einem Briefe vom 7. Juni 1775 mitzutheilen, als einen kleinen Beitrag zur Kenntniß durchlauchtigen Geistesreichthums:

Gestriges Gespräch zwischen Sr. Durchlaucht Wilhelm I. und mir.

W. I.: Herr Hartknoch ist bei Ihnen gewesen?
Ich: Ja, Ew. Durchlaucht.
W. I.: Aber so bald weggereist.

Ich: Ja, Ew. Durchlaucht, die rigaische Messe ist nah.
W. L.: Wann ist er weggereist?
Ich: Ehegestern.
(Fängt sich Stillschweigen an, dauert etliche Minuten.)
W. L.: Herr Zimmermann hat an Sie geschrieben, daß er nach der Schweiz wolle.
Ich: Ja, wenn sein König ihm die Erlaubniß geben werde.
W. L.: Er klagt sehr.
Ich: Ja, Ew. Durchlaucht, er klagt sehr im Briefe.
(Folgt eine Pause von einigen Augenblicken, tritt ab.)

Was die Sprache in diesen Briefen betrifft, so ist Herder in den von ihm beliebten Ausdrücken öfters gar nicht sehr wählig, wie man dies damals überhaupt nicht war; so schreibt er einmal an seinen Freund aus Bückeburg: „Ich bin hier so gut, daß ich dem Hofprediger in Darmstadt und dem Dekan in Riga was sch —", und ein andermal: „Mein Weiblein wird nächstens selbst an Sie schreiben. Sie liebt Sie über manches, was ich ihr von Euch Schnacksches und Ernstliches erzählt, gar sehr und ich hoffe, Ihr werdet sie auch lieben, und Euch womöglich noch einmal die Hinterbacken reiben."

Diesem Briefwechsel folgt der zwischen Herder einerseits und Heyne und dessen Gattin andererseits. Namentlich die Briefe der letztern sind in einer schwärmerischen und enthusiastischen Stimmung und Schreibweise geschrieben, in der sich unsere kalte, krittelige Generation kaum noch zurechtfinden kann. So schreibt sie am 26. September 1774:

Ich hatte verschiedene verdienstvolle Männer kennen lernen, mein Herz kam allen voll Gefühl, voll Enthusiasmus entgegen, aber sie scheuchten mich bald zurück, ich zog mich in mich selbst zurück, ergriff lieber ihre Bücher und wünschte ihr Bild ewig nicht gesehen zu haben, als ihre Tugend in ein Gewebe von Unannehmlichkeit, Rauhigkeit und Wildheit gehüllt zu finden, diese so schöne, glänzende, reine Tochter des ewigen Wesens. Aber nun erschien mir mein Herder, und mir war, als öffnete sich ein Theil des Himmels und ein Geist von höherer Art, in einen schönen, biegsamen Körper gewebt, durchdrang mein ganzes Wesen. Wie wallte Ihnen mein ganzes Herz entgegen! Hier fand ich Verdienst, Tugend, zarte Menschenliebe, feine Sitten, reizende und mit erhabenem Anstand begleitete Männlichkeit, und nun endlich sah ich einen Liebenswürdigen. Meine Blicke waren an Sie geheftet, Gedanke auf Gedanke stieg in mir hervor, Ihr Blick, Ihre Hand, Ihre Stimme — o die süße durchdringende Stimme! — alles gefiel, alles ward von mir bemerkt, aufgenommen und in einer treuen Brust verwahrt. Eine Minute, die mir Ihre Gegenwart entzog, schien mir unersetzlich.

In diesem Briefwechsel treffen wir denn auch auf gelegentliche Urtheile Herder's über deutsche Autoren und literarische Erzeugnisse, die nicht uninteressant sind und von denen wir zunächst aus einem Briefe vom 24. April 1772 folgende mittheilen:

Was meinen Sie zu Lessing's „Emilie"? Hat das vortreffliche Stück nicht immer für jede edle Empfindung einen tiefen Flecken an der letzten Tugendmuthlosigkeit der Märterin? Unter den Umständen, neben dem Schuß und unter dem Dolch noch so ganz und gegen einen so groben Dämon unsicher zu sein! Er mag's bei den — Damen leicht, aber, mich dünkt doch, bei jedem Herzen männlichen und weiblichen Geschlechts, das noch an Tugend glaubt, schwerer verantworten. Sonst ist das Stück von der Seite des Durchdachten, dünkt mich, ohne seinesgleichen. Die einzige Maxime vom Meisterstücke der Natur „aber sie nahm den Thon zu fein!" ließ mir das Blatt fast aus der Hand fallen: und von solchen Zügen ist's voll.

Geßner, denken Sie doch! hat seinen „Tod Abels" selbst aufs lächerlichste parodirt, und die Parodie soll ihm weit natürlicher und besser sein als das Stück selbst. Sein Herz und sein Umgang soll nichts von allen Empfindungen wissen, die er schildert und über die er selbst lacht. Ich halte nichts von Anekdoten, sie sind mir vielmehr bei guten Leuten immer verhaßt, aber ich weiß nicht, ich habe das bei diesem Manne (dem ganzen Deutschland zuwider) immer dunkel gefühlt. Die feinste Kunst! süße Zuckerunschuld! aber nur Kunst, nur Zucker! jedesmal, wo der Charakter sprechen sollte, war es flach oder leer. Und bei seinen Landschaften ist das doch offenbar zu sehen; dem Manne geräth kein Zug einer Figur, eines Lebendigen mit der Hand, und es sollte ihm mit dem ganzen Triebwerk des Geistes gelingen? Aber Anlage der Scene, Baumschlag, süßer Schatten, Elysium zu sehen und zu fühlen — vortrefflich.

Dieses Urtheil über die künstliche, in Biscuit gebackene Unschuldswelt Geßner's ist gewiß sehr richtig und bezeugt den damals noch seltenen hohen und freien Standpunkt Herder's; dagegen überraschte uns aus der Feder eines Literators, der so viel Verständniß für das Volkslied und die Volksballade offenbarte und doch sonst jeder neuen kühnen Wendung in der Poesie seinen Beifall zollte, ein sehr wunderliches Urtheil über Bürger's „Lenore". Herder schreibt Ende November 1773 aus Bückeburg:

Ueber „Lenore" freut's uns herzlich, daß Ihre Engelfrau ebenso denkt. Cramer heult's uns in der größten Sommerhitze mittags vor, und wir schauderten beide erschrecklich disharmonisch, ich und mein Weiblein. Da ich's las, fuhr es mich so durch, daß ich Nachmittag in der Kirche auf allen Bänken nackte Schädel sahe. Ein Henker der Menschheit! also zu quälen! wofür und wozu? Wollt', daß ein anderer ebenso sänge, wie den Dichter der Teufel geholt!

Auch der von ihm als Epopöen- und Odendichter so hochgestellte Klopstock erfährt wegen seiner „Gelehrtenrepublik" Herder's bittern Tadel und Spott. „Ich möchte", schreibt er, „die «Gelehrtenrepublik» von kleinen Jungen aufgeführt sehen und den Erfinder in der Mitte"; doch werde, fügt er hinzu, „auch das, eben als das Einzige in seiner Art und durch seinen Mangel Gutes wirken". Seinem Freund Goethe dagegen, zollt er im Jahre 1786, wo das später durch mancherlei Misverständnisse und Irrungen bedauerlich getrübte Freundschaftsverhältniß zwischen Goethe und Herder gerade seinen Culminationspunkt und einen seltenen Grad von Innigkeit erreicht hatte, ausgezeichnetes Lob; er schreibt am 13. Juni 1786:

Er ist in seiner Naturforschung der freieste, gründlichste, reinste Geist, den ich als Beobachter kennen gelernt habe, ein wahres exemplar humanae naturae in dieser Sache, dessen Umgang mein Trost ist und dessen Gespräche jedesmal meine Seele erweitern.

Sonst aber befand sich Herder, wie man weiß, in den Verhältnissen Weimars keineswegs behaglich; doch sehnte er sich auch keineswegs nach Göttingen, wohin ihn zu ziehen Heyne immer wieder neue Versuche machte. Wonach er sich sehnt, ist Ruhe, Stille, Abgeschiedenheit. er spricht sich darüber in einem Briefe vom 25. August 1782 mit fast rührenden Worten aus:

Sie lassen sich in Ihrem eben ankommenden Briefe etwas von Göttingen merken; aber, liebster Freund, dahin gehen meine Gedanken und Wünsche nicht. Die Kabale fängt von neuem

an, und was ich suche, was ich in der Welt allein suche, wohnt nicht auf einer Universität. Es ist nämlich — Ruhe, Entfernung vom Gedräng der Menschen, diese mögen sich in der Hofluft oder in einer Hauptstadt oder gar auf einer Universität drängen; mit jeder Universität verlöre ich immer, was ich hier habe. Mir fehlt's nicht an Achtung und Liebe, noch weniger an Brot: aber was mir fehlt — habe ich schon gesagt, und mag's nicht gern schreiben. Könnte ich eine etwas distinguirte geistliche Stelle in Ihrem Lande (erhalten), etwa im Schos einer guten Natur, eines Gebirgs, wenn's auch nur so eine Generalsuperintendentur in Klausthal wäre, wo ich blos Geistlicher sein dürfte und Ruhe für mich hätte, übrigens freilich vom Consistorio weder durch ein Colloquium, noch sonst chikanirt würde: wie wohl wäre es mir auf einige Jahre! Wie gesagt, mich treibt und drückt hier nichts als mein innerer Mensch; der drückt mich aber sehr, macht mich widrig gegen die Menschen und wird schlechter. Ich sehe rings um mich Personen wirken, die mir nicht gefallen, und die Anlage auf die Zukunft macht mir noch weniger fröhliche Aussicht: in welchem letztern ich mich aber auch irren könnte. Kurz, lieber Heyne, entdecken Sie mir freundschaftlich den Rath Ihres Herzens, und dann verbrennen Sie diesen Brief.

Noch wehmüthiger klingen die in einem Schreiben vom 11. October 1790 enthaltenen Worte, in denen sich sein gepreßtes Herz gegen den göttinger Freund Luft macht: „O es ist eine trockene Sache ums menschliche Leben, wenn allmählich die sanftern Gefühle vom täglichen Sandhaufen der Geschäfte u. s. w. erdrückt werden, man findet sich in kurzer Zeit so alt! so alt! wie das jetzt beinahe mein Fall ist.“ Das war und ist, bei dem gebrochenen, verkümmerten deutschen Nationalleben, das Schicksal fast aller begabten Menschen bei uns, wenigstens derjenigen, denen zugleich ein zart empfindendes, reizbares Herz mit auf den Weg gegeben war. Und das liebe „gebildete“ deutsche Publikum, und namentlich das gelehrte und literarische, that so wenig, Herder aus seiner Verstimmung aufzurichten; er schreibt hierüber am 9. Januar 1786:

Gott weiß es, am Lobe ist mir nicht gelegen, aber nur an Interesse, an Theilnehmung; und hier gehet einem Deutschen oft der Muth wie das Flämmchen einer Lampe aus. An Privatzustimmungen und Aufmunterungen fehlt es mir gottlob nicht; wenn man aber das kalte, zu Eis gefrorene Element unsers Publikums, zumal des gelehrten, betrachtet, in dem sich weder schwimmen noch baden läßt, so sollte einem die Geduld ausgehen.

Kaum minder klagt Heyne, der sich in diesen Briefen auch als ein zartbesaiteter, tief mitempfindender Geist zu erkennen gibt, über Göttingen.*) „Ich meines Ortes“, schreibt er am 4. Juli 1784, „fühle die Folgen des heimlichen Stolzes, Neides, bösen Willens anderer, vorzüglich derer, die durch mich alle oder einige ihrer Wünsche erlangt haben; Professorengeschwätz, Studentengeschwätz ist ein giftiger Wind, der entsteht und weht, oft von Seiten her, wo er gar nicht zu erwarten war.“ Heyne muß schlimme Züge von Undankbarkeit erlebt haben, denn er klagt in ähnlicher Weise am 16. Januar 1786 über die „stolze und entscheidende Miene und Ton“ von jungen Männern, „selbst gegen mich gerichtet, die ich erst auf die Stelle setzte oder setzen half, wo sie schimmern“; und er fügt hinzu: „Ach Freund, von der Seite, von der ich die Welt vor Augen habe, ist und bleibt sie ein Kinderspiel, ein Spiel von großen ungezogenen Kindern, wo man sich immer sagen muß, du mußt es ihrem Unverstande zugute halten.“ Trotzdem fängt Herder, der, wie wir gesehen haben, im Jahre 1782 sich keineswegs nach dem Leben und Wirken einer Universitätsstadt sehnte, später doch an, Heyne um sein stilles Gelehrtenleben in Göttingen zu beneiden; er bemerkt in einem Briefe vom 23. März 1795: „Wie beneide ich Sie, daß Sie auf der Universität leben! Zu unsern Zeiten ist das der glücklichste Ort. Die politische Wirthschaft aber, wie Hamlet sagt, the time ist aus den Angeln. Wer wird sie so bald wieder einrücken!“ Hierauf entgegnet Heyne: „Sie mögen in Ihrer Lage manche Erfahrungen machen, das glaube ich gern, aber auf einer Universität gibt es wieder andere Erfahrungen, zumal wenn man sich nicht so ganz in seine Schale hineinziehen kann. Schwache Regierungen gibt es überall, unsere ist noch dazu gelähmt, jetzt ein Spielzeug des Eigensinns“ u. s. w.

Auch bei Heyne, der sich ohnehin durch die gedrücktesten Jugendverhältnisse hatte hindurchkämpfen müssen und daher überhaupt nicht sehr heiter ins Leben blickte, häuften sich, wie wol bei den meisten Menschen, die trübsten Erfahrungen gerade in dem letzten Abschnitt seines Lebens. Zunächst bekümmerten ihn die allgemeinen, auf das Gedeihen der Universitäten immer wohl oder übel rückwirkenden politischen und sittlichen Zustände Deutschlands, über die er am 29. März 1795 schreibt:

Daß der Friede vieles wieder in das Gleis bringen wird, zweifle ich nicht. Aber das Sittenverderbniß, das durch den Siebenjährigen Krieg schon so gestiegen war, das der Luxus neuer Aufschößlinge des Glücks und die Verarmung anderntheils nur noch höher bringen muß, endlich die gänzliche Kraftlosigkeit der höhern Stände in Geistigem, Leiblichem und Finanzen lassen alles fürchten. Ein Umschwung der Studien und der Erziehung könnte etwas dagegen wirken; aber wie dazu zu gelangen! Wer kann das Rad aufhalten!

Weiter klagt er, im Juni 1803, daß zwar die Franzosen gegen die Universität einen „außerordentlichen Respect, wie sie sich ausdrücken“, bewiesen; „aber das Land wird ausgesaugt und unser treuloser Nachbar setzt seine Ränke gegen dasselbe fort, während daß auch von England aus niemand für uns sorgt“.

Hierzu kamen gelehrte und persönliche Differenzen, z. B. mit Lichtenberg und Voß (wegen der Aussprache des η!), namentlich aber mit Wolf. Er schreibt über diesen am 10. März 1794:

Mein Project mit dem Homer bekommt jetzt einen ziemlichen Stoß durch Prof. Wolf's Ankündigung in der „Allgemeinen Literaturzeitung“. Es ist doch sonderbar, daß der Mann, der so viel angekündigt, angefangen und nichts vollendet hat, mir nun ein Spiel aus der Hand nimmt, ehe er noch selbst eines gemacht hat. Das Aergste ist, daß ich den Mann hier gepflegt und versorget nach Ilfeld, dann nach Osterode und wieder durch Zedlitz nach Halle befördert und einmal aus der größten Gefahr seiner Ehre gerettet habe. Allein sein unbändiger Stolz und prahlhafter Eigendünkel mag wol noch einer und andern Lehre, die ihm misfiel, eingedenk sein.

*) Sein unglücklicher Schwiegersohn, Georg Forster, nennt ihn „einen der respectabelsten Menschen, einen Mann, der nicht blos die Seele und der Verstand, sondern auch das Herz von ganz Göttingen ist“.

Er wirft Wolf ferner vor, daß es ihm gar zu sehr an dem „allgemeinen Blick" fehle;

es ist überall die grammatische Milbe; drum hätte ich so sehr gewünscht, er wäre bei seiner Wortkritik geblieben. Für Dichter hat er keinen Sinn und selbst der Versbau ist ihm fremd. In seinem Verfahren (gegen Herder) sehen Sie den hochfahrenden stolzen Mann..... Diese Leutchen haben einen königlichen Sinn; alles außer ihnen ist — plebs; alle sind privati, sie allein machen den princeps. Und da geht es wie bei den kleinen Fürstenhöfen; je kleiner ihr patrimonium, desto despotischer betragen sie sich.

Und in der That kann man sagen, daß mit Wolf, wie hoch man ihn auch als Philologen stellen möge, doch die Losreißung der Wissenschaft als solcher von den höhern und allgemeinern rein ethischen Interessen der Menschheit wieder begonnen und der alte deutsche Gelehrtendünkel, der auf alles, was nicht genau der betreffenden Specialwissenschaft angehört oder dient, mit Verachtung herabsieht, wieder seinen Anfang genommen habe. Die nachtheiligen Folgen davon sowol für die Wissenschaft als für die ethisch-humane Entwickelung und die eigentlich schaffende und bildende Thätigkeit der Nation, die fortan getrennte Kräfte sind, liegen seitdem vor jedermanns Augen. Herder sah dies voraus und kämpfte muthig dagegen, aber man glaubte ihm nicht, und selbst die Seinigen hatten den Muth nicht, ihn öffentlich so zu unterstützen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre und ihr eigener Vortheil erheischt hätte.

Das Schlimmste für Heyne waren aber die Kümmernisse, die ihm die Extravaganzen seiner ältesten Tochter bereiteten und die ihm um so mehr zu Herzen gingen, je höher er die vortrefflichen Eigenschaften ihres ersten Mannes, Georg Forster, zu schätzen wußte. Sicherlich ist in dieser Beziehung folgende Stelle in einem Schreiben Heyne's vom 2. März 1794 von bedeutendem Interesse:

Haben Sie tausendfachen Dank, daß Sie sich meiner erinnern, auch bei Zusendung Ihrer Schriften erinnert haben. Sehr tröstend und erquickend ist mir jeder Zuspruch von Ihnen. Er war mir nöthig diesen Winter. Die traurige Lage meiner Kinder seit einem Jahre, und endlich der Tod meines über alles geliebten Forster! dieses edelsten Mannes, über den freilich die jetzigen Menschen das Verdammungsurtheil sprechen konnten, viele nach ihrer Einsicht mußten — der aber von den schönsten Grundsätzen und mit den besten Gesinnungen ausging. Doch hier wäre des Sprechens kein Ende. Einst hoffe ich noch mündlich mein Herz über ihn gegen Sie sprechen zu lassen. Sein Andenken wird mir unvergeßlich sein, immer ehrwürdig; sowie des edelsten Menschen in großen Kämpfen. Nicht einmal häusliches Glück ward ihm zu Theil. Welche Sorgen, Mühen, Schreibereien ich wegen seiner Bücher, Schriften, Sachen gehabt, was für Versuche ich gemacht habe, können Sie nicht denken; bisher immer noch fruchtlos. Von einer Seite ist der Knoten zerschnitten. Meine Tochter kann nun Huber heirathen. Aber Huber gegen Forster und in der Lage der Sachen! Fassung ist also auf allen Seiten nöthig.

Ein bedeutsamer und schöner Charakterzug jener merkwürdigen Zeit ist der Eifer, womit damals der Hülfe und Förderung bedürftige geistvolle Männer von einer Stelle der Gelehrten- und Schriftstellerrepublik zur andern empfohlen zu werden pflegten. So empfiehlt Herder's Gattin am 19. August 1782 Johannes Müller an Heyne mit den Worten: „Wissen Sie für den edeln Johannes Müller in Kassel gar keinen Ausweg? Er leidet oft am Nöthigen an dem theuern Orte und wünscht sich herzlich weg. Sorgen Sie auch für diesen und seien Sie sein Vater (er ist wie ein Kind)" u. s. w. Im Jahre 1785 empfiehlt ferner Herder den jungen Preußen Minoch, der „vor den Soldaten" aus Königsberg hatte flüchten müssen und im elendesten Zustande in Jena angelangt war, und für dessen Unterhalt Herder schon in Weimar, soviel er konnte, zusammengebracht hatte. Am 11. März 1785 empfiehlt er, der protestantische Generalsuperintendent an den gravitätischen Professor Heyne sogar eine Komödiantentruppe und deren Director Bellomo. Die betreffende Stelle hat vielleicht auch einiges Interesse, weshalb wir sie hier mittheilen wollen:

Diese Truppe ist zwei Winter hier gewesen, und üble Sitten sind ihr hier nicht vorzuwerfen. Ich habe diesen ganzen Winter kein Stück von ihnen aufführen gesehen, weil mir dazu die Zeit gemangelt hat; alle Welt indessen sagt, daß einige sehr gute Acteurs und Sänger unter ihnen sein sollen, und die übrigen gehen so mit: kurz es ist ein Völklein, wie es in Deutschland sein muß und wol beinah überall sein wird, wo kein Paris und London sein kann. Hier können die Leute unmöglich existiren, weil der Ort zu klein und der Wohlstand zu gering ist: Bellomo hat also seine Zuflucht nach Göttingen nehmen wollen und seine Hoffnung auf Sie gesetzt, ihm die Erlaubniß dazu zu verschaffen. Sie werden also für den armen T., der die Leute zusammengebracht hat und nicht bezahlen kann, das Beste thun, was sich thun läßt: denn wahrlich sind die theatralischen Musen Deutschlands bedauernswürdig.

In den Briefen von Fr. L. W. Meyer, dem Biographen Schröder's, an Herder erschienen uns namentlich einige bescheidene Geständnisse Meyer's bemerkenswerth, z. B. das in einem Schreiben aus Göttingen vom 23. September 1787 enthaltene: „Ich leide großen Mangel an einer Menge von Kenntnissen, werde täglich mehr inne, wie eingeschränkt meine Sprachkunde ist und begehe sogar Verstöße gegen die deutsche Sprache, die ich endlich Zeit und Gelegenheit genug gehabt hätte zu erlernen." Auch diese Bescheidenheit ist, selbst in Geständnissen unter vier Augen, wie so manches andere bei der jetzigen Generation selten geworden. Goethe's unglückseliges, gänzlich misverstandenes und eigentlich nur den Lumpen zugute kommendes Wort: „Nur die Lumpe sind bescheiden!" hat in dieser Hinsicht sehr übel gewirkt. Der Briefwechsel Herder's mit Eichhorn bekundet die wärmste und innigste Verehrung des letztern für Herder, den er seinen „ersten Führer", ja seinen „einzigen" Führer durch die „Finsternisse des heiligen Johannes" nennt und dessen Schriften, eignet sich aber für den Zweck d. Bl nicht zu längern Auszügen. Aber einen Brief Eichhorn's vom 27. Mai 1800 können wir doch nicht unerwähnt lassen. Es heißt darin unter anderm: „Die Musen huldigen Ihrem Genius mit allen, die in ihrem Dienste stehen, wie ein Schutzgeist umschwebt und vertheidigt er ihr Heiligthum. Wohin wäre es in Deutschland ohne Sie mit den edelsten Wissenschaften gekommen? Ihre Stimme gegen das kritische Ungeziefer hat mächtig gewirkt" u. s. w.

Eichhorn bezieht sich hiermit auf Herder's Kampf gegen

die Transscendental-Philosophie, von Eichhorn der „transscendental-kritische Aberwitz" genannt. Einen Vertreter dieser Richtung zu haben, gehörte damals zu den Erfordernissen solcher Universitäten, welche zu den geistig fortgeschrittenen zählen und sich nicht den Vorwurf eines Mangels an Genialität zuziehen wollten, wie die Universität Göttingen von seiten der „Herren an der Saale". Eichhorn gedenkt übrigens eines göttinger Collegen, aus dessen Munde er häufig die Klage vernommen habe: „Wenn wir doch auch etwas Neues wie die kritische Philosophie hier hätten!" Eichhorn meint: „Wenn der Glaube an das Transscendental-Kritische dieses Jahr zu fallen fortfährt, wie er seit Jahr und Tag gefallen ist, so fängt das Jahrhundert an wie es anfangen muß."

Herder's Briefe an den Pastor Grupen in Hannover, seinen Abschiedsbrief an die schaumburgische Geistlichkeit, drei Briefe von ihm an seine Gattin aus den Jahren 1789 und 1790 und eine Anzahl bisher noch nicht gedruckter Briefe von Herder an Johannes Müller aus den Jahren 1792 und 1798 übergehen wir, und gedenken nur noch mit einigen Worten der Briefe August von Einsiedel's, in denen sich derselbe als ein Philosoph sui generis zeigt, als einer jener originellen Käuze, deren es in jener gärenden Zeit so viele gab. Es ist derselbe abenteuerliche Einsiedel, welcher die später von ihm wirklich auch geehelichte Frau des Kammerherrn von Werthern-Beichlingen, eine geborene Münchhausen, nach dem Süden, und wahrscheinlich bis nach Tunis entführte, während in Weimar die Nachricht von ihrem Tode in Umlauf gesetzt und eine Puppe feierlich an ihrer Stelle begraben wurde. Unter den hier mitgetheilten Briefen Einsiedel's befinden sich aus Tunis selbst mehrere mit nicht ganz uninteressanten Details, vom 25. August 1785, 15. Februar und 18. Februar 1786. Einsiedel war der Dinge im nördlichen Deutschland müde geworden. Aus Göttingen schreibt er am 29. October 1779:

Ich weiß nicht, ob Euch mein Bruder gesagt, daß ich über zwei Monat in unserm mittäglichen Deutschland herumgeschweift habe. Da ist mir so wohl dabei geworden, daß mir's in diesem Büchersitz (denn Musensitz ist's wahrhaftig nicht) nicht anstehen will. So unsaglich lieb mir's um meinetwillen wäre, wenn Euch damals das Schicksal hierhergeführt hätte, so freut mich doch, daß es nicht geschehen ist, wenn ich daran denke. Ihr hieltet das kalte, neidische Betragen, das im ganzen hier regiert, nicht aus; es ist hier alles kalte Weisheit, aus den Bibliothekskatalogen gesammelt. Ich hab' vor etlichen Monaten den hier angebeteten Schlözer gesehen, und so ein fatal Menschengesicht hab' ich auf den langen Reisen und unter der Menge von Menschen bei der frankfurter Messe nicht angestoßen. Weil ich den Verstand der Juristen gar nicht verstehe, so mögen sie in ihrem Werth bleiben, aber Eure Collegen (die's wenigstens geworden wären) sind unter der Censur: kalt, platt oder niedrig interessirt, in irgendeine Rubrik passen sie.

Dann erhielt Einsiedel 1780 eine Stelle als Bergrath im Oberbergamte zu Freiberg, wo es ihm aber auch nicht behagte. Er schreibt am 24. Mai 1780:

Von hier läßt sich nicht viel sagen. Die Menschen sind zunehmend platt und leben in kleinstädtischer Dumpfheit und Neubegierde so fort. Daß mir diese ihre Engkreisigkeit unausstehlich ist, begreift Ihr leicht; auch lasse ich sie wies liebe Vieh neben mir hinlaufen, ohne irgendeine Notiz davon zu nehmen.

Einsiedel's Lebensphilosophie war damals aus Lustigkeit und Desperation in originell wunderlicher Weise gemischt: „Alle Motive sind mir lächerlich", schreibt er, und weiter: „Wie ich denn auf dieser Welt keinen Zusammenhang begreife als den mit Stricken, und den nur halbweg; denn ich begreif' nicht, warum die Theile des Stricks beisammenbleiben." Kurz, er beschloß, seinen Wanderstab weiter zu setzen und so lange herumzuziehen, bis er einen Ort fände, wo ihm Menschen und Klima gefallen würden, „und zwar nicht in unsern leibigen cultivirten Staaten, sondern wo noch unbefangene, planlose, nicht herrschen noch gehorchen wollende Menschheit ist". Fürs erste beschloß er nach Aethiopien zu gehen, aber er kam nicht weiter als nach Tunis. Anfangs fand er allerdings, „daß hier alles unendlich einfacher und die Ungleichheit unter den Menschen viel geringer ist; die Sklaven leben in Gegenwart des Bei ungleich ungenirter, als bei uns die Minister gegen den Fürsten"; aber es ging ihm wie „Freund Urian"; zuletzt fand er in Afrika alles „noch schlimmer, hätte nicht mögen Minister oder Bei werden, und bin also zu den Hausgöttern zurückgekehrt, weiß wol, daß sie von Thon gebacken, aber die fremden sind um kein Haar besser". Ursprünglich wollte er, „ausgerüstet mit der Uebermacht unserer Cultur", sich unter irgendeinem uncivilisirten Volke „emporschwingen bis zum Gott", sich „Weihrauch bringen lassen und nur durch Hülle oder einen Mittler zu dem Volke reden", dem er „Orakel" wäre. An diesem eitelen Traum scheint sich der zwar gute und selbst originelle, aber phantastisch-verworrene Mensch berauscht zu haben; Ekel und Schalheit blieben zurück; der gleichfalls chimärische Plan, in Paris eine Stellung zu suchen, scheiterte begreiflicherweise gleichfalls, und August von Einsiedel, mit dem jedenfalls treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens zu Grunde gingen, verlor sich später unter der Masse, auf die er so geringschätzig herabzublicken pflegte. Am häufigsten scheint er mit seinem Bruder, dem bekanntern Friedrich Hildebrand von Einsiedel, und in Gesellschaft Knebel's in Ilmenau sich aufgehalten zu haben. Am 7. Juli 1803 verließen beide Brüder Ilmenau; „wohin sie sich gewandt, wissen wir nicht; auch von ihrer weitern Verbindung mit Herder bis zu dessen ein halb Jahr später erfolgendem Tode fehlen uns alle Spuren", bemerkt der Herausgeber in der orientirenden Einleitung zu Einsiedel's Briefen.

Hermann Marggraff.

Aus dem Volksleben.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Die alte Sagenwelt, der wir uns nunmehr wieder zuwenden, führt uns in das Elbgebiet zurück, aber in das des rechten Ufers. „Mecklenburgs Volkssagen" (Nr. 8), von Niederhöffer, bilden eine sehr umfassende Sammlung, bei der wir gewünscht hätten, daß die Reichhaltigkeit nicht auf Kosten der Tüchtigkeit und des wirklichen Werths des Gegebenen allzu sehr gefördert worden wäre. Die Sammlung enthält neben den eigentlichen Sagen sehr

viel Chronikalisches, Erzählungen von Mordthaten und andern Verbrechen, die wol für die unmittelbaren Umgebungen der Orte, wo sie vorgekommen, nicht aber für weitere Kreise Interesse haben können, aber auch viele Gespenster- und andere Geschichten, die überhaupt keins haben. Der Hauptmangel aber, der das Werk beeinträchtigt, ist die wenigstens sehr häufig viel zu breite und moralisirende Darstellung, die sich mit der Einfachheit des Stoffs nicht verträgt und um so mehr auffällt, je mehr man nach der allgemein angenommenen Behandlungsweise der Volkssage an eine kurze, einfache, sich aller Reflexion enthaltende Erzählungsform gewöhnt ist. Der Herausgeber hat die Sagen anscheinend nicht alle selbst bearbeitet, sondern viele von andern in der Sammlung genannten Männern zugesendet erhalten. Unter den letztern befinden sich manche, die obiger Vorwurf nicht trifft; bei andern hätte sich die redactionelle Thätigkeit geltend machen sollen; aber gerade unter den von dem Herausgeber selbst erzählten befinden sich einige, bei denen die Breite in der Anlage und Ausführung alles Maß so überschreitet, daß man nicht umhin kann, den in dieser Beziehung durch die Sammlung im allgemeinen wehenden Geist nur dem Herausgeber zur Last zu legen.

Das stärkste Beispiel davon bietet die Volkssage aus Altstrelitz: „Worüber die Glocken gehen, das ist heilig!“ Sie beginnt so:

> Das schöne Wetter — so erzählte mir eine befreundete, liebe Person — hatte Schwester L... und mich vor die Hausthür gelockt; wir freuten uns recht innig des langentbehrten milden Sonnenscheins, denn schon seit geraumer Zeit war es immer gar unfreundliche und naßkalte Witterung gewesen. Heute war es dafür aber auch ein ganz herrlicher, ein prächtiger Tag! Die liebe Sonne schien so erquickend und warm; der Himmel, noch gestern so grau und trübe, wölbte sich so blau und klar über unserer lieben Stadt, kein Lüftchen regte sich u. s. w. —

und so geht die Beschreibung des schönen Tags fast bis zum Ende der ersten Seite fort, wo dann erzählt wird, daß das schöne Wetter auch die alte Nachbarin, Frau L...., auf die Straße herausgelockt habe, von deren Persönlichkeit, Alter, Beruf und Beziehungen zur Familie der Erzählerin getreulichst Bericht erstattet wird. Auf ein freundlich ihr zugerufenes „Guten Tag!“ kommt die Alte über die Straße herüber und beginnt in gewohnter, treuherziger Weise über dies und jenes mit der Erzählerin und ihrer Schwester zu plaudern. „So mochte es etwa 4 Uhr nachmittags geworden sein, als plötzlich das Läuten der Kirchenglocken das Nahen eines Leichenzugs ankündigte.“ Derselbe wird nun unter Einschaltung der Straßen, durch die er seinen Zug genommen, des Weitern beschrieben; ebenso die Gefühle, die er in den Betrachtenden erweckt, wobei die Erzählerin „zufällig“ die Aeußerung fallen läßt, daß sie eigentlich das Geläute bei solchen Gelegenheiten nicht recht liebe. „Oh, Fräulein“, versetzt darauf eifrig die Alte, „und wenn ich auch das Letzte hingeben müßte, so sollen doch gewiß bei meinem Tode und Begräbnisse die Glocken läuten, denn worüber die gehen, das ist heilig! Zum Beweise, daß dem wirklich so ist, will ich Ihnen doch gleich einmal eine Geschichte erzählen, die sich früher hier zugetragen.“ Und nun folgt endlich, nachdem wir noch zu hören bekommen, daß die Erzählerin und ihr Schwesterchen damit einverstanden gewesen und daß sich alle drei auf eine Bank vor dem Hause hingesetzt, die wirkliche Sage; jedoch nicht, ohne daß wir nach dem Schlusse derselben auch noch dem Abschiedsständchen zwischen Frau L... und den Schwestern beiwohnen müßten, welches nur dadurch etwas abgekürzt worden zu sein scheint, daß die Kaffeezeit längst vorüber gewesen.

Wir bemerken dazu, daß die Sage gar keiner Einführung bedarf, daß über Quelle und Berichterstatter, insofern dadurch eine Garantie gegeben werden soll, ein Wort genügt, und daß Geschichtserzählungen wie die obige unter allen Umständen von Ueberfluß, namentlich aber dann doppelt ungerechtfertigt sind, wenn die Gewährsleute, so persönlich liebenswürdig sie immer sein mögen, für weitere Kreise ganz bedeutungslos sind. Die gerügte Breite macht sich aber auch noch in anderer Weise, namentlich in Tautologien und Wiederholungen bemerkbar. So I, 192:

> Ein eigenthümliches Gefühl von Staunen, Ehrfurcht und Bewunderung befällt einen beim Betrachten dieser altersgrauen Eichen, über deren Häuptern schon Jahrhunderte hingegangen, die schon so manche Geschlechter, ja ganze Stämme entstehen und wieder untergehen sahen, unter denen schon so viele Schutz und Schirm gesucht und gefunden, in deren Schatten schon so manche geruht haben. So viele viele Jahre, vielleicht schon ein Jahrtausend trotzten diese ehrwürdigen Bäume der alles vernichtenden Zeit u. s. w.

Aehnliches findet sich allerwärts. Bei gedrängterer Darstellung und strenger Sichtung des Materials hätten die vier Bände auf zwei zurückgebracht werden können, und dies würde der Sammlung keineswegs zum Nachtheil gereicht haben. Dieselbe ist, wie alle Sagenbücher, reich an Sagen von Riesen, Zwergen und Gnomen, dem ganzen Kreise von Wesen, die auf mythologischen Ursprung zurückführen, von Teufeln, Zauberern und Hexen, versunkenen Dörfern, Städten, Klöstern, Glocken, verzauberten Prinzessinnen, weißen Frauen und Mädchen, Schlangenkönigen, Drachen und Nixen, wandelnden Leuchtern, aufgefangenen Geistern, Wehrwölfen und wie die Themen der Sagenliteratur alle heißen mögen. Den Mangel an Originalität machen wir der Sammlung nicht, wie von anderer Seite her geschehen, zum Vorwurf. Die Volkssage führt nicht blos für den germanischen, sie führt bei einer Menge verschiedener Sphären ihrer Gestaltung für den gesammten indogermanischen Volksstamm in ihren Ursprüngen auf ein und dieselbe Quelle zurück; sie ist überdies in den letzten Jahrzehnden mit einer Vorliebe und einem Sammlerfleiße bearbeitet worden, der kein Winkelchen ihres weiten Gebiets undurchsucht gelassen hat: wie sollte es da möglich sein, für ein kleines Gebiet, für ein Ländchen wie Mecklenburg, während wir für das Gesammtgebiet, zu welchem es gehört, schon die zahlreichsten Sammlungen besitzen, noch etwas im besondern Originelles zu liefern? Mit demselben Rechte müßte man dann jede Particular-Sagensammlung als etwas Ueber-

flüssiges verwerfen. Dies möchten wir jedoch in keiner Weise behaupten; nur darf des Guten, wie wir bereits bei dem Birlinger'schen Sagenwerke angedeutet haben, nicht zu viel geschehen und es müssen die Sagen ein und derselben Sphäre nicht zu sehr gehäuft werden. Es genügt zu wissen, daß diese oder jene Sage auch in dieser oder jener bestimmten Gegend vorkommt, aber es ist unnöthig, sie für den engsten Raum in zehn oder zwanzig verschiedenen Nuancirungen wiederholt mitzutheilen. Werden die Particular-Sagensammlungen nach Auswahl und Darstellung in dieser gedrängten Weise bearbeitet, so behaupten sie ihren Werth, indem sie theils zur Bestätigung der bereits gemachten Erhebungen dienen, theils nach dem eigenen Colorit, das sie im Hinblick auf den Entstehungsort und auf Land und Leute dort erhalten, ihr besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Daneben findet sich, namentlich auf dem geschichtlichen Boden, allenthalben mancherlei Stoff, der die Aufmerksamkeit in weitern Kreisen zu fesseln geeignet ist. Auch die vorliegende Sammlung enthält nach allen genannten Richtungen hin des Interessanten genug und erscheint daher an sich und abgesehen von den gerügten Mängeln neben ihren zahlreichen Schwestersammlungen völlig lebensberechtigt.

Wir wollen aus dem massenhaften Material nur einiges wenige Specielle hervorheben. Raubritter muß es auch in Mecklenburg in Fülle gegeben haben; die Sage berichtet von vielen, unter andern von einem Elbraubritter, der auf Schloß Boitzenburg hauste, von seinem Wartthum aus den Lauf der Elbe mehrere Meilen weit verfolgen konnte und, sobald er ein Schiff nahen sah, sich aufmachte, ihm mit seinen bewaffneten Booten den Weg versperrte und es nie ohne Tribut davonziehen ließ. Dem Raubritter wurde das Handwerk gelegt, er begrub sich selbst mit seinen Schätzen unter den Trümmern der Burg, der Tribut wird aber, wie wir wissen, noch heute forterhoben. Ob man das diesfalls geltend gemachte historische Recht bis auf die Zeiten des Ritters von Boitzenburg zurückführt, wissen wir nicht. Neben den Raubrittern floriren in der Sage ziemlich stark die bösen Herren, mitunter auch schändliche Frauen und die ungetreuen Vögte, sowie Zauberer und Hexen. Haarsträubend sind die Grausamkeiten, die von Henning dem Bretenkerl auf Schloß Ankershagen bei Penzlin und von der Baronesse Gböden in dem Herrenhause zu Damekow bei Wismar berichtet werden; indeß finden sich auch hier Belege dafür, daß nach Urtel und Recht in sogenannten Strafen noch raffinirter verfahren wurde, als es die Rohheit und Bosheit des einzelnen sich auszusinnen vermochte.

Zu der großen Blutschuld, die der Wahn der Hexenverfolgung auf sich geladen, hat Mecklenburg das Seinige ebenfalls reichlich beigetragen. Interessant nach zwei Seiten hin, nämlich theils wegen des Grundes der Verfolgung, theils in Betracht der gewählten mildern Todesart ist die von L. Kreutzer mitgetheilte Sage: „Die Kinderkuhle bei Dömitz", die wir, da sie kurz und ansprechend erzählt ist, vollständig hier folgen lassen:

In jener Zeit, da noch die Hexenprocesse in Deutschland, also auch in unserm lieben Mecklenburg, ihre traurige Rolle spielten, lebte in Dömitz eine Jungfrau, die allgemein geachtet und geehrt war. Sie besaß eine für die damalige Zeit außergewöhnliche Geschicklichkeit in Verfertigung allerlei kleiner Kunstsachen. Die Kinder hingen mit Liebe an der sittigen, sanften Jungfrau und lernten wunderbar schnell selbst die kleinen Spiel- und Putzsachen verfertigen, wenn die Jungfrau sie darin unterrichtete. Das war der Dummheit unbegreiflich. Mit rechten Dingen könne so etwas nicht zugehen, meinte man. Die Jungfrau wurde gerichtlich eingezogen und sollte bekennen, daß sie mit dem Bösen im Bunde stehe. Sie betheuerte, beschwor ihre Unschuld. Aber die Folter bewies ihre Kraft und erpreßte aus der Unglücklichen das Geständniß der Zauberei. Doch damit waren die Blutmenschen nicht zufrieden. Die Arme mußte auch bekennen, daß auch die unschuldigen Kindlein in die Kunst der Zauberei eingeweiht seien. An einem Morgen schleppte man die vermeintliche Hexe mit den unschuldigen Kleinen aus der Stadt, begleitet von einer großen Menschenmenge. An einem ziemlich großen Teiche machte der Zug halt. Der Scharfrichter trat hervor, und den unglücklichen Geschöpfen wurden eins nach dem andern die Adern geöffnet, und ihr purpurrothes Blut rieselte hinab in den Teich, bis alle verblutet waren. Das ist die „Kinderkuhle" bei Dömitz, dicht hinter der sogenannten neuen Schleuse.

Nur selten überließ man es dem Teufel, sich die armen Hexen selbst zu holen, wie in der von Pastor Günther zu Groß-Methling mitgetheilten, gut erzählten Sage: „Die Hexe von Eldena", aus der wir auch unter andern Vorkehrungsmaßregeln gegen die böse Kunst der Hexen erfahren, daß dem neugeborenen Kinde mit einer Erbschere der „Käkelriemen" (das Zungenband) geschnitten und Teufelsdreck in die Wiege gelegt, sowie daß die Nabelschnur desselben in einen Hemdzipfel gewickelt zur Kirche getragen werden muß, wenn es nicht durch Hexerei am Saugen verhindert werden und sich zu Tode hungern soll. In der Regel wurden die Hexen, wie überall, verbrannt, nach schauerlich kurzem Processe und mit schauerlich kurzem Referate darüber. „Den 25. September 1685 ist Johanna Baerk wegen Hexerei mit Feuer zu Aschen verbrannt" — das genügte. Auch 1706 wurde zu Schwechow noch eine Hexe verbrannt.

An die Hexenverfolgungen reihen wir die Judenverfolgungen an. Im Hause des wohlhabenden Juden Eleazar zu Sternberg wurde am 20. Juli 1492 eine große Hochzeit gehalten, welcher eine Menge Glaubensgenossen aus vielen Städten des Landes beiwohnten. Bei dieser Gelegenheit wurden ein paar geweihte Oblaten, die sich Eleazar von einem Priester zu verschaffen gewußt, mit Nadeln durchstochen. Der Priester machte, von Gewissensangst getrieben, Anzeige. Da erschienen am 29. August 1492 plötzlich beide Landesherren, die Herzoge Magnus und Balthasar mit großem Gefolge, mit vielen Geistlichen, fürstlichen Räthen und sonstigen Würdenträgern in Sternberg, um strenges Gericht zu halten. Eleazar war geflohen, sein Weib und alle Hauptangeklagten leugneten. Es wurden nun plötzlich zu ein und derselben Zeit alle inländischen Juden, die der Hochzeit in Eleazar's Hause beigewohnt hatten, in ihren verschiedenen Heimatsstädten gefänglich eingezogen und nach Sternberg gebracht. Am 22. October brachte man sie auf die Tortur. Die Sakramentsschändung, das Durchstechen der Oblaten, kam

auf diesem Wege heraus, das Urtel wurde sofort gesprochen, und 27 Juden, 25 Männer und 2 Frauen, wurden dem Feuertode preisgegeben.

Ruhig und gefaßt gingen sämmtliche Verurtheilte den schweren Weg zum Scheiterhaufen. Als der edle Herzog Magnus, dem es gewiß wehe that, ein so hartes Strafgericht vollstrecken lassen zu müssen, unterwegs einen derselben, den Juden Aaron, mitleidig fragte: „Warum folgst du nicht unserm heiligen Glauben, um durch die Taufe mit uns gleicher himmlischer Seligkeit zu genießen?" da antwortete Aaron fest: „Edler Fürst, ich glaube an den Gott, der alles kann und alles geschaffen hat, an ihn, dessen Verehrung unsers Volkes Vater, Abraham, und sein Sohn, Isaak, und unsere andern Vorfahren, welche nie von unserm Glauben abgefallen sind, geboten haben. Er, so glaube ich, ließ mich Mensch werden und Jude. Hätte er mich zum Christen haben wollen, so hätte er mich nicht meinem heiligen Bekenntnisse zugewendet. Wenn es sein Wille gewesen wäre, hätte ich Fürst sein können, wie du!!" Da schwieg er und ging trotzig weiter. Mit festem Muthe, ohne Sträuben und Thränen erduldeten alle Juden den Feuertod; und heilige alttestamentliche Gesänge ertönten von ihren Lippen, bis die hochauflodernden Flammen ihre Stimmen erstickt und somit ihrem Leben ein Ende gemacht hatten.

An diese Execution schloß sich die streng durchgeführte Ausweisung aller Juden im Lande. Wer sich nicht taufen ließ, wurde ausgewiesen. Die wenigsten thaten das erstere. Alle übrigen flüchteten mit Weib und Kind, und die Juden verschwanden auf 200 Jahre aus Mecklenburg. Ganz aus demselben Grunde wie in Sternberg war im Jahre 1330 in Güstrow die gesammte dort wohnende Judenschaft verbrannt worden. So stark die historische Sage in der vorliegenden Sammlung vertreten ist, so wenig tröstlich ist die Ausschau, die sie darbietet. Und in je grauere Zeiten sie zurückgeht, desto größer die Misachtung gegen Menschenrecht und Menschenleben.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung die kurze Sage über die Entstehung des Hospitals zu Stargard, mitgetheilt von Jacoby zu Neubrandenburg:

Eine Prinzessin fuhr einmal nach der Burg Stargard hinauf und traf zwei junge Leute, die ein Grab machten. Sie fragte, für wen es sein solle und bekam die Antwort, für den dabei stehenden alten Mann, ihren Vater. Als die Prinzessin verwundert sich weiter erkundigte, warum sie denn jetzt schon ein Grab machten, da der Vater ja doch noch lebe, so erwiderten sie ganz kaltblütig, daß der Alte nicht mehr sein Brot verdienen könne und nach altem Herkommen und dem alten Sprichwort:

Krup unna, krup unna,
De Welt is di gramm! *)

hier eingebuddelt werden solle. Da entsetzte sich die Prinzessin und befahl, augenblicklich davon abzustehen; auch werde sie Sorge tragen, daß diese barbarische Sitte aufhöre. Und sie hielt Wort. Sie stiftete das noch heute stehende Hospital oder Armenhaus der Stadt Stargard.

Jedenfalls scheinen hier ältere und neuere Traditionen durcheinander gemischt zu sein; immerhin aber zeigen sich in der Sage deutliche Hinweise auf jene barbarische und unnatürliche Sitte des Lebendigbegrabens alter und hülfloser Personen. Charakteristisch ist übrigens die furchtbare Naivetät, mit der oft die entsetzlichsten Dinge in eine Phrase komischen Humors eingekleidet werden, wie hier das „Krup unna, krup unna" und „einbuddeln". Auch hieran besitzen die guten alten Zeiten einen merkwürdigen Reichthum.

*) Krieche unter, krieche unter,
Die Welt ist dir gram!

Wenden wir uns von diesem traurigen zu dem heitern Humor, der in der Sammlung auch nicht fehlt. Dahin gehören besonders die teterowschen Stückchen. Teterow ist des Schilda und Krähwinkel Mecklenburgs. Einst wollte der Landesherr durch Teterow reisen und hatte sich dort ein „Refrischemang" bestellen lassen. Als er zur bestimmten Zeit anlangte und nach dem Rathhause fuhr, um dort die bestellte Erfrischung einzunehmen, sah er mit Verwunderung sämmtliche Feuerspritzen der Stadt auf dem Markte aufgepflanzt, die alsbald ihre ganze Ladung Wasser über ihn ausschütteten. Das schien den gutmeinenden Teterowern das gründlichste „Refrischemang" zu sein, welches sie ihrem geliebten Landesvater darbieten könnten. Andere kurzweilige Unternehmungen, z. B. wie sie einen großen Hecht zum Königsschusse aufheben wollten, und an der Stelle, wo er in den See gethan wurde, eine Kerbe in das Boot schnitten, oder wie sie ihren Stadtbullen zur Weide auf den Thurm zogen u. dgl., sind zum Theil minder originell. Ein guter Humor aber liegt in dem Wahrzeichen der alten Thore von Sternberg.

Ganz alte sternberger Leute wissen's noch recht gut, daß in jedem der drei Hauptthore ein großer eichener Knittel, an einer eisernen Kette befestigt, gehangen hat. Die Sage berichtet darüber: In alten Zeiten wurde das früher stark befestigte Sternberg einmal gar arg vom Feinde belagert und von seinen Bürgern auf das tapferste vertheidigt. Als später noch immer mehr feindliche Scharen heranzogen, sank endlich den erschöpften Bürgern der Muth, und schon schickten sie sich an, die Vertheidigung ihrer Stadt aufzugeben. Kaum aber erfuhren dies ihre Weiber, da eilten sie mit Stöcken auf die Straßen und trieben die entmuthigten Männer wieder zurück auf die Mauern und ins Gefecht. Zur Erinnerung hieran und als ewiges Denkzeichen ihrer Gewalt über die Männer sollen die Weiber die Knittel in den Thoren aufgehängt haben.

Eine andere Sage berichtet von einer tapfern Vertheidigung Rostocks „gegen die Kaiserlichen", wobei sich besonders die Gilde der Träger auszeichnete, die seitdem besondere Vergünstigungen und Privilegien erhalten und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat.

Wir haben noch manches Beachtenswerthe angemerkt, wie die Sage von dem Fräulein auf der Burg Kiekindemark bei Parchim, einer Parallele zur Kynastsage, vom großen Bernstein im Schose des Müritzsees, vom schönen Hannchen, das in ihren Thränen ertrunken, vom Kegelspiele am Dome zu Ratzeburg, das von einem dänischen Kanoniere in die Mauer der Kirche geschossen wurde, vom Jungferbrunnen bei der Burg Stargard, wo eine wendische Fürstentochter und ihr Geliebter, ein junger Rittersmann, Mecklenburgs Pyramus und Thisbe spielen; aber wir müssen es bei den gegebenen Auszügen bewenden lassen, da das kleine Land auch in dem neunten der an der Spitze unsers Artikels genannten Werke unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch nimmt.

Die Schilderungen: „Mecklenburg, ein niederdeutsches Landes- und Volksbild“ (Nr. 9) von L. Fromm, sind zuerst, wie wir aus der Vorrede ersehen, in der „Mecklenburgischen Zeitung“ veröffentlicht worden und bilden nunmehr in den einzelnen Abschnitten: „Das Land und die Leute“, „Des Volkes Art und die Grundzüge seines Charakters“, „Bauwerke, Volkstracht, Volksleben und Sprachliches“, ein Ganzes in wenig veränderter Gestalt. Es ist kein systematisch vollendetes Werk, und wir dürfen daher weder über die Topographie und Statistik des Landes, noch über den Culturzustand und die volkswirthschaftlichen, socialen und politischen Verhältnisse irgend erschöpfende Auskunft erwarten. Selbst in den Abschnitten über Land und Leute, Charakter, Volksleben finden sich nur über das platte Land und dessen Bewohner einschlagende Notizen, während die städtische Bevölkerung so gut wie ganz außer Berücksichtigung geblieben ist. Jedenfalls ist es aber, auch nach der Anlage des Buchs, selbst für eine Lücke zu halten, daß in der Darstellung der Zustände des Landvolks über die wichtigste Grundlage dieser Zustände, über die Grundbesitzverhältnisse, mit dem tiefsten Stillschweigen hinweggegangen ist. Wer diese Verhältnisse nicht näher kennt, muß nach dem vorliegenden Werke annehmen, in Mecklenburg existire, wie anderwärts, ein unabhängiger Bauernstand. Allein dies ist durchaus nicht der Fall. Es existirt in Mecklenburg gar keine freie Bauernschaft, und wenn der Verfasser im vierten Abschnitte „Die Dörfer“ gleich von vornherein bemerkt: „Die echt germanische Geschlossenheit — nicht Abgeschlossenheit — mußte sich zumal in einem ackerbautreibenden Staate lange in ihrem ganzen Umfange erhalten; sie gründete die säßigen Bauerschaften, wie sie selbst auf dem Boden des Familienbesitzes erwuchs“, so hätte er hinzufügen sollen, daß alles freie Eigenthum auf dem Lande sich in Mecklenburg im ritterschaftlichen Grundbesitze concentrirt, daß das, was er säßige Bauerschaften nennt, in Mecklenburg Erbpachtgüter sind, und daß das gesammte landwirthschaftliche Culturleben, wenn unter solchen Verhältnissen von einer freien Entfaltung desselben überhaupt die Rede sein kann, lediglich vom ritterschaftlichen Grundbesitze ausgeht.

Der Verfasser hat in seinen Schilderungen der mecklenburgischen Zustände die Farben viel zu sonnig aufgetragen; er sieht in den Dörfern „die Bewahrerinnen altherbrachter Scheidungen und Sitten“, und hält es für einen Vorzug, daß ihre Bewohner, mit sehr wenigen Ausnahmen, was sie immer gewesen, Bauern seien (das sind sie eben nicht), übergeht aber den Umstand, daß der Mangel an Freizügigkeit in Mecklenburg das Land auf einer sehr tiefen Culturstufe erhalten und fort und fort für die kräftigsten Elemente seiner Bevölkerung die Auswanderung zur Nothwendigkeit gemacht hat. Nach dem „Handbuch der mecklenburgischen Wirthschaftsführung“ (Schwerin 1855), dessen Verfasser niemand eine übelwollende Auffassung der mecklenburgischen Zustände zur Last legen wird, da er selbst die Reactivirung des alten Feudal-Grundgesetzes, des Erbvergleichs vom 18. April 1755, mit Freude begrüßt, gibt es in dem durch diese Verfassung gesegneten Lande nur drei Arten des landwirthschaftlichen Besitzes, nämlich: „a) Freies Eigenthum, was in Mecklenburg auf den Besitz eines ritterschaftlichen Gutes hinausläuft; b) erblicher abgeleiteter Besitz, was auf das Innehaben einer Erbpachtung führt, und c) zeitweises nutzungsmäßiges Besitzen eines Hofs, womit das gäng und gebe Zeitpachtverhältniß gemeint ist.“ Der Erbpachter ist also in Mecklenburg der Bauer; er lebt aber in doppelt gedrückten Verhältnissen, weil der Obereigenthümer oder die Grundherrschaft dem Erbpachter nicht blos als Partei, sondern als Partei und Behörde in Einer Person gegenübersteht, und es demnach nicht anders sein kann, als daß der Erbpachter in allen Differenzen sehr leicht und der Obereigenthümer sehr schwer zu belangen ist, wozu noch kommt, daß der letztere zugleich als Inhaber der Polizeigewalt den stärksten Druck auszuüben vermag. Im obgedachten Handbuche heißt es:

> Was jedoch mit weit schärferm Wehe als diese Ueberwuchtigkeit der Rechtsverhältnisse in die Sicherheit der erbpächterischen Verhältnisse und mithin in das Vermögen der Erbpachter schneidet, das ist, daß sie gerade in dieser Beziehung sogenannten polizeilichen Einwirkungen ausgesetzt sind. Das Recht hat wenigstens seine Wege, mögen dieselben immerhin ziemlich unverfolgbar und ohne sicher zu erreichendes Ziel sein. Auf Execution läuft Recht und Polizei beides hinaus; mit dieser Aehnlichkeit muß hier jedoch abgebrochen werden, denn die Unterschiede bloßzulegen, ist nicht schwer, wird jedoch mislich. Man hüte sich, einen Contract zu übernehmen, in welchem eine Menge gutsherrlicher Vorbehalte sind, die, sobald ihre Stunde kommt, alle in Auflagen und Lasten umschlagen, ohne daß sie nach Zeit und Umfang ihres Hervortretens mit Sicherheit sich berechnen lassen. Hier sei keiner unbesorgt und schläfere nicht mit der Redensart sich ein: Wenn ich alle Lasten und Leistungen prompt erledige, mir sonst nichts zu schulden kommen lasse, was kann mir dann widerfahren? Freilich weniger, als in diesem Ausspruche liegt, kann kein Mensch für Betrieb und Sicherheit wünschen. Dennoch ist leider auch dies oft unerreichbar, oft unhaltbar. Die Gefahr, die droht, liegt nicht in der unabweislich aufgestellten Reihe von Auflagen, nicht in deren festgesetzter Beträchtlichkeit, sondern in dem versteckt zur Herrschaft gebrachten Grundsatze, daß der Erbpachter seinem ganzen Verhältnisse nach dem Eigenwillen der Grundherrschaft unterworfen sein soll. Dieser schlimme Satz ist natürlich in keinem Contracte offen erklärt; aus den unendlichen Vorbehalten oberherrlicher Willkür und Hinstellungen unbestimmten erbpachterischen Zwangs geht aber zuweilen fast noch Drohenderes hervor. Es gibt Erbpachtcontracte, angesichts welcher der Käufer wohl und reiflich zu prüfen hat, wie leicht das hochgemessene Maß derselben zum Ueberlaufen gebracht ist, und wohl erwägen möge, ob er sein Leben einer völlig auf Schrauben gestellten Betriebs- und Vermögenssicherheit anvertrauen will. Niemand halte diese Andeutungen für zu trübe. Sie werden in schmerzlicher Art von zwei Thatsachen bewahrheitet. Weshalb wollen die Kapitalisten kein Geld in Erbpachtungen verleihen? Weshalb sieht man wohlhabende Erbpächter ihren Besitz verkaufen und mit ihren Kapitalien auswandern?

Unter den hier geschilderten Verhältnissen kann es auch weiter nicht sehr befremden, wenn man aus glaubwürdigem Munde erzählen hört, daß Erbpachtherren ihre Erbpächterinnen nach Laune gelegentlich auspeitschen lassen. Allerdings haben sie dazu kein Recht; aber sie thun es ungestraft, weil der unterdrückte Theil auf der einen Seite mit der Klage schwer durchkommen würde, auf der

andern, was ebenso schlimm ist, nicht einmal zu klagen wagt. Behält man nun im Auge, daß aller ländliche Grundbesitz entweder Ritterguts- oder Erbpachtbesitz ist, und vergegenwärtigt man sich die Zustände des letztern nach obiger Darstellung, so liegt es auf der Hand, daß die volkswirthschaftlichen und socialen Elemente in Mecklenburg noch ziemlich mittelalterlich und namentlich, was die Landbevölkerung anlangt, nichts weniger als beneidenswerth sind. Daß aber hiervon in dem Fromm'schen Werke auch nicht entfernt eine Andeutung gegeben wird, man vielmehr, wenn man sein Urtheil lediglich nach ihm bilden wollte, zu der Annahme gelangen müßte, daß die dortigen Zustände durchweg recht gesund seien, das ist zum mindesten ein Verstoß gegen die Treue der Schilderung, den wir nicht ungerügt hingehen lassen können, und zwar um so weniger, als das Buch dem Großherzog gewidmet ist: eine Widmung, die dem Verfasser eine völlig ungeschminkte Darlegung des Sachverhältnisses zur doppelten Pflicht machte. Im übrigen wollen wir die Treue der Schilderung nicht bezweifeln. Wir heben zuerst hervor, daß nach der topographischen Uebersicht Mecklenburg reicher an schönen Gegenden und lieblichen Landschaftsbildern sein mag, als man sonst gewöhnlich anzunehmen scheint; es gibt neben den Seen viel freundliches Hügelland, selbst eine Mecklenburger Schweiz, deren Mittelpunkt das westliche Ufer des Malchinersees ist, und hier wieder die Burg Schlitz, „auf einem bedeutend hohen, gegen Norden von Wald geschützten Hügel", wo das Schloß von einem Obelisken überragt wird, der eine entzückende Fernsicht darbietet.

Interessant ist der Rückblick auf die wechselnde Bevölkerung Mecklenburgs in der vorgeschichtlichen Zeit, nach dem einzigen Zeugniß, was sich für die Gegenwart aus jenen grauen Jahrhunderten erhalten hat, nach dem Zeugniß der Gräber. Die frühesten Spuren wurden in dem uralten Grabe von Plau und im Torfmoore bei Sülz gefunden, Schädel und Bruchstücke der Gebeine von Menschen, deren Stirn nur äußerst wenig angedeutet ist und deren Schädel eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schädeln der Karaiben und der alten Bewohner Chiles und Perus zeigen: eine Aehnlichkeit, welche durch die Begräbnißweise (in hockender Stellung) noch vermehrt wird. Doch kommen die Spuren viel zu vereinzelt vor, als daß sie zu einigermaßen sichern Schlüssen führen könnten. Deutlichere Beweise seines Daseins hat das Volk zurückgelassen, das die ungeheuern im ganzen Lande zerstreuten Grabhügel, die Hünengräber, errichtete. Die Leichen wurden verbrannt, die Asche befindet sich in roh, aber nicht geschmacklos geformten Graburnen, welche an die alten Urnen des Albanergebirgs erinnern sollen, und die Geräthschaften und Waffen zeigen, daß das Volk der Steinperiode mit nur allmählichem Uebergange zur Bronzeperiode angehörte. Die Gräber der letztern Periode sind die Kegelgräber. In diesen Gräbern findet man größtentheils ebenfalls Aschenurnen, in einigen Knochengerippe. Die Waffen sind theils von Bronze, theils von reinem Golde. Zur Zeit der Völkerwanderung scheinen Slawenstämme die frühere germanische Bevölkerung vertrieben zu haben. Sie setzten sich fest, namentlich die beiden großen Stämme der Obotriten und Lutizien (die sich mit einem ältern Namen Weleter, Weletaber, Wiltzen nannten, beide Namen, von lut oder ljut und welet abgeleitet, soviel als die Tapfern, Wilden, Mächtigen, Starken), hatten immerwährende Kämpfe theils unter sich, theils mit den westlicher wohnenden Sachsen zu bestehen und wurden endlich nach hartnäckigem Widerstande 1164 von Heinrich dem Löwen bei Verchen am Cummerower See geschlagen und unterworfen. Nunmehr begann die Einwanderung der deutschen Colonisten, denen das slawische Element mehr und mehr weichen mußte, sodaß die gegenwärtige Bevölkerung mit wenig Ausnahmen als sächsisch-deutschen Stammes betrachtet werden kann. Die Charaktergrundzüge dieses Volksstammes finden sich demnach, wenn auch durch Zeit und Sitte gemildert, wie der Verfasser berichtet, in Mecklenburg wieder.

Wir übergehen die diesfallsigen Schilderungen, soweit sie allgemeinere sociale Momente berühren, da wir hierin dem Verfasser nach Obigem nicht mit Sicherheit folgen zu können glauben, und heben einiges aus dem hervor, was derselbe über die Entwickelung des Volkscharakters im Familienleben mittheilt. „Strenger Familiensinn zeichnet den Mecklenburger aus; zwischen den einzelnen Gliedern des Hauses herrscht eine gewissenhafte Befolgung bäuerlicher Etikette. Das Recht der Erstgeburt, die Hochachtung und Gleichberechtigung der Frau und die Heilighaltung des Besitzes sind durchgehends herrschend." Der älteste Sohn, der nach dem Vater in den Besitz tritt, heißt der „Vicebauer", die jüngern Kinder sind „das Gesinde". Diese erben nichts, ausgenommen, wenn der Vater baares Geld hinterläßt, ein System, das dazu dient, um den Besitz ungeschmälert in der Familie zu erhalten. Der Verfasser nimmt an, daß dieses System auf tiefer sittlicher Grundlage ruhe, eine Ansicht, die wir allerdings nicht theilen, da wir dafür halten, daß eine Familie aus Vater, Mutter und Kindern, nicht aus Vater, Mutter, einem Vicebauer und so und so viel Knechten und Mägden bestehe. Der älteste Sohn heißt auch der Gehöftserbe, nimmt nach dem Vater den Ehrenplatz ein und führt die Oberaufsicht. Die Geschwister sind „Groß- und Kleinknechte", „Groß- und Kleinmägde" bis zum „Gänsejungen" herab und erhalten von der Zeit nach der Confirmation an einen Lohn, der zwischen 14 und 24 Thaler für die Söhne, zwischen 10 und 18 Thaler für die Töchter jährlich beträgt. Doch muß auch der älteste Sohn, wie die Brüder, von der Pike auf, und zwar zuerst als Gänsejunge beginnen. Wenn der Vater gestorben ist, oder der Aelteste die Wirthschaft übernommen hat, bleibt dieses sogenannte Familienverhältniß noch unverändert. Aber mit der Verheirathung des ältesten Bruders gehen die Geschwister „allmählich in die Stellung bloßer Dienstboten" über, und die Angehörigen des Aeltesten „bilden nun die Familie". Von Herzlichkeit und Innigkeit unter den Familiengliedern finden sich wenigstens keine äußern Anzeichen. Es geht alles verständig, praktisch und kalt

zu, bis zum Weihnachtsgeschenke, das durch die Sitte vorgeschrieben ist, und in einer Weste für die Söhne, einem Tuche für die Töchter, oder dem Geldwerth dafür besteht. Dagegen herrscht ein sehr strenges Pflichtgefühl. „Die gegenseitige Achtung der Eheleute wird durch Untreue und häuslichen Zwist fast nie unterbrochen, der Frieden in der Familie gewahrt und äußerst selten gestört. Das alles erkennt und thut man als eine Pflicht und Schuldigkeit; der grundehrliche und tiefstreue Charakter dieser Leute entzieht sich einer anerkannten Pflicht mit Bewußtsein nie, gewiß dann nicht, wenn diese Pflicht ausdrücklich im göttlichen Worte verordnet ist." Mit Recht bemerkt hierzu der Verfasser, daß, so lobenswerth dieses sei, ein solches Leben doch jener höhern Weihe entbehre, welche die Erfüllung der Pflicht dem Menschen zur Lust und Freude mache. Und ebenso mit Recht führt er diesen Mangel der höhern Blüte des Familienlebens auf den ersten Ursprung desselben, die Verheirathung, zurück. Die Verstandesehe bildet die Regel, und Geld und Stand geben allein den Ausschlag. Der sich hierin offenbarende reine Materialismus scheint sein Schwergewicht im Magen zu haben. Dabei wird nicht sowol auf „das Was und Wie", als auf „das Wieviel" gesehen. Reichlich muß alles vorhanden sein; unglaubliche Mengen schwerer Nahrungsmittel werden in, wenn es gilt, stundenlangen Sitzungen eingenommen, wofür man selbst die Bezeichnung „einpacken" oft gebraucht. Wenn der Mensch vom Tische aufsteht, sollen alle Ecken und Winkel im Magen gefüllt sein, und damit dies gelinge, ißt man nicht gern zu dünne Speisen, auch die Suppen müssen von einer solchen Beschaffenheit sein, daß der Löffel in ihnen aufrecht stehen kann. Man arbeitet mit großer Behaglichkeit auf Dickbäuchigkeit hin, und wer diese besitzt, fühlt sich doppelt als Mann von Gewicht. „De Wind", sagt das Sprichwort, „weiht wol Barg' tosamen, äwer keen dick' Buk"; die wollen mühsam cultivirt sein. Deshalb begießt man auch die leibliche Pflanze gern inwendig mit einem Schnaps nach jeder Mahlzeit, weil man der Meinung ist, daß derselbe, zu dieser Zeit genossen, eine mästende Wirkung habe. Man kann sich daher denken, daß es an Essen und Trinken bei den Hochzeiten, in denen sich in Mecklenburg die Summe aller Familienfestlichkeiten concentrirt, am allerwenigsten fehlt. Die Hochzeitsgebräuche sind interessant; bemerkenswerth, daß der zur Hochzeit günstigste Tag hier der Freitag ist — wie im Fürstenthum Waldeck —, während er sonst allgemein für ein besonders ungünstiger Tag gehalten wird. In diesem Gebrauche ist also auch hier die heidnische Anschauung vor der christlichen vorherrschend geblieben. Ebenso in manchen andern Gebräuchen, wobei wir von den bekanntern, namentlich den Traditionen, die sich von dem Julfeste in das Weihnachtsfest hinübergetragen haben, absehen und in Betreff der Ernteopferspende auf das Buch selbst verweisen wollen. Das Werk enthält noch manches Interessante, namentlich von Gebräuchen und Regeln, die in Mecklenburg wie anderswo, z. B. in der Oberpfalz, vielleicht auch ein umfangreiches Gesetzbuch bilden würden, wenn man sie zusammenstellen wollte; wir müssen aber hier abbrechen, um weiter nach Osten hin noch eine kleine Umschau zu halten.

Die „Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö" (Nr. 10) von Rußwurm sind theils esthnischen, theils deutschen, einige auch schwedischen, lettischen und isländischen Ursprungs. Dieselben sind gut erzählt und systematisch zusammengestellt. Die kurzen Anmerkungen über Ursprung, Parallelsagen und Quellenbenutzung sind sehr zweckmäßig mit dem Inhaltsverzeichniß verbunden. Unter den Sagenkreisen heben wir besonders die von Kalew und Töll oder Tell, als allgemein interessant hervor. Beide gehörten den Riesengeschlechtern an. Kalew geht nach manchen rühmlichen Thaten am Trotze gegen die Gottheit unter und hängt, ein esthnischer Prometheus, mit den Händen an dem obersten Rahmen der Höllenpforte, wo er ewig hängen bleiben muß, weil er die Antwort gegeben, daß Gott selbst nicht wisse, wohin er gehe. Töll war ein großer Held, und als er sich endlich ins Grab zur Ruhe legen wollen, hat er seine trauernden Freunde mit den Worten getröstet: „Wenn der Feind kommt, so tretet nur zu meinem Grabe und ruft: Töll, der Feind kommt! so will ich aufstehen und euch helfen!" Aber er wurde muthwillig in seiner Ruhe gestört und kommt nicht zum zweiten male. Neugierige Hirtenjungen hatten ihn ohne Noth geweckt. Dem Barbarossa ging es auch so. Die deutsche Sage hofft noch, die esthnische nicht. Die Sage schließt mit den Worten: „Längst drückt den Esthen des Insellandes das Joch der Fremdherrschaft, der Volksheld ist nimmer zu Hülfe gekommen." Die Riesen haben harte Köpfe; Töll zerschlug an dem eines andern Riesen, seines Gegners, 700 Stück Breter; erst nachdem dies geschehen, gab der letztere nach und ließ sich von Töll in die Tasche stecken. Das Riesige der Gestalt ist auf Oesel noch immer vertreten; es kommen sieben Fuß lange Leute dort vor, ein paar Geschlechter aufwärts erinnert man sich an Leute von ungeheuerer Größe, und im Beinhause bei der Kirche von Kilekon hat man Knochen gefunden, die einem Manne von sechs Fuß von der Ferse bis beinahe an die Hüfte reichten. Viele Sagen der mehr historischen Zeit beschäftigen sich mit See- und Strandräubern. Den letztern stand die den Raub heiligende Gesetzgebung zur Seite.

Auf dem nördlich von der dagöschen Halbinsel Köppo gelegenen Riffe Neckmannsgrund stranden alljährlich Schiffe, welche durch den Bergantheil dem Besitzer von Hohenholm bedeutenden Gewinn bringen. Auf der Untiefe liegt, besonders in stürmischen dunkeln Nächten, ein großer Hund, der durch sein Bellen die Schiffer anlockt und wenn sie scheitern, die Mannschaft unters Wasser taucht.

Das Untertauchen werden die Strandräuber nicht dem Hunde überlassen haben. Auch noch viel unverhülltere Mittel wurden gebraucht, um das Stranden herbeizuführen. Einer der frühern Besitzer von Hohenholm, der sich auf diese Weise ein unermeßliches Vermögen erworben haben soll, täuschte die Seeleute durch falsche Feuer, indem er in ziemlicher Entfernung von der alten

Bake ein Lusthaus mit großen Glasfenstern erbaute und dieses in den dunkeln Herbstnächten hell erleuchten oder den am Strande weidenden Ochsen Reisigbündel an die Hörner binden und diese anzünden ließ. Das sogenannte Strandrecht gehört wie andere derartige Erscheinungen im Culturleben des Menschen, z. B. Hexen- und Judenverfolgung, Inquisitions- und Ketzergerichte, Sklaverei als Rechtsinstitut u. s. w., zu jenen unseligen Verirrungen des menschlichen Geistes, die, weil sie nicht dem Individuum, sondern einer Mehrheit vernünftiger Wesen zur Last zu legen sind, den niederschlagendsten Eindruck machen und zeigen, wie tief die Stufe ist, auf der die Menschen in ihrer Gesammtheit noch stehen. Und dabei überall Exclusivität; ein Dorf, eine Stadt, ein Staat, eine kirchliche, eine confessionelle, eine religiöse Gemeinschaft hält sich für etwas Besseres als alle die andern umher. Auch in der vorliegenden Sagensammlung finden sich dafür mancherlei Andeutungen und Nachweise. Auf Nucks heirathet kein Jüngling und kein Mädchen aus einer fremden Gemeinde. Denn als sich vor vielen Jahren ein Bräutigam aus Paschleb seine aus Worms gebürtige Braut heimholte und den Sund fast schon glücklich passirt hatte, brach das Eis und er ertrank mit der ganzen Gesellschaft in den Fluten; es ist von Gott so bestimmt, daß jedes Kirchspiel für sich bleiben soll. Auf Worms im Walde bei Fällana, wohin die schwedische Sage den Blocksberg verlegt, wird in der Teufelsküche für die Deutschen separat gekocht; und in der Sage von der Schöpfung Schwedens und Dänemarks hören wir, daß die Schweden von Gott, die Dänen vom Teufel geschaffen worden sind. Eine gute Lehre gegen all dieses exclusive Wesen und die nothwendigen Consequenzen desselben enthält die Sage vom verlorenen Herrn. Er war hart, grausam und quälte seine Bauern auf das schrecklichste. Als er einst im Winter spät abends vor dem Kirchhofe vorbeigefahren, war er auf einmal verschwunden. Der Kutscher hielt an und fuhr zurück. Bald traf er einen Stiefel seines Herrn auf dem Wege, dann noch einen, dann seinen Mantel, Rock und alle übrigen Kleidungsstücke, die er aufnahm und auf den Schlitten legte. Endlich sah er den Herrn ganz nackt auf einem mit Schnee bedeckten Grabhügel sitzen, bitterlich weinend, klagend und ihn um Hülfe anflehend. Der Kutscher benutzt die Gelegenheit und warnt und mahnt, indem er ihm die Kleider zurückgibt, und der harte Herr ist von dem Augenblick an wie umgewandelt und erwirbt sich Liebe statt Haß. Es wäre gut, wenn man alle Exclusiven einmal so auf den Kirchhof schicken könnte. Der größte Theil der Summe menschlichen Unglücks beruht darauf, daß der Mensch den Menschen nicht für seinesgleichen ansieht. Jeder Todtenkopf und jeder Sarg und jedes Grab könnte uns zwar eines Bessern belehren, aber wir achten nicht darauf. In tausend Formen predigt uns der große Ausgleicher Tag für Tag seine ernste Predigt und läßt sie uns predigen; aber wir tragen ja unsere Sondergelüste mit dem ganzen Gepränge verschwenderischen Hochmuths oder auch mit allem erdenklichen Schmucke verschwenderischer Liebe und Trauer selbst in Sarg und Grab mit hinein und sprechen damit dem gewaltigen Ausgleicher in seinem eigenen Reiche noch Hohn, bis er uns nach Jahr und Tag einen Blick tiefer hinein thun läßt und zeigt, daß er doch recht hat. Dasselbe zeigt uns anschaulich das Bild, das uns jene kleine hübsche Sage vorführt. Wir wollen für heute damit schließen und zwar um so mehr, als die Moral recht schön praktisch ist und vom Kirchhof in die Welt, vom Herzenstode zum Herzensleben zurückführt. 18.

Olympia Morata.

Die wunderbare Bewegung, die in dieser Zeit Italien durchzieht, die nationale Wiedergeburt dieses Landes, die Begeisterung für eine Idee, die von da aus sich aller Völker Europas zu bemächtigen scheint, lenkt die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen zurück auf jene Zeiten, da auf andern Gebieten einst Italien ebenfalls das Vorbild für die Nationen Europas wurde: auf die Zeit der Wiedererweckung des classischen Alterthums. Die Liebe zu den großen Alten fand nirgends so begeisterte Propheten und Lehrer als hier, von Italien aus aber bahnte sich das Studium der Antike seinen Weg nach Deutschland. Tiefer war aber hier der Einfluß dieser Studien. Dort wirkten sie reinigend auf den Geschmack, die Kunst nahm einen außerordentlichen Aufschwung, die nationale Literatur erblühte im Anschluß an die alten Vorbilder, die Bildung des Mittelalters wurde als eine unkünstlerische verächtlich beiseite geworfen, das erstorbte Kirchenthum aufs heftigste erschüttert, aber damit zugleich der christliche Glaube und die christliche Sitte, in der man eben nur etwas Unkünstlerisches sah, gefährdet; die Schönheit der antiken Form führte zur Bewunderung und Nachahmung antiker Ansichten, das Christenthum galt dem Gelehrten als allein für das ungebildete Volk geeignet, dem Aberglauben der Menge trat der Unglaube der Vornehmen gegenüber, die christliche Moral machte der weltlichen Klugheit, der Freude am Sinnengenusse Raum. In Deutschland dagegen hatte schon die Bildung ihren Sitz im Bürgerthum aufgeschlagen, hier war zugleich eine ernste Lebensauffassung, innige Religiosität tief gewurzelt; die Humanisten verwertheten hier ihre neuen Errungenschaften sofort zum Gesammtwohl, hier wurde die gesammte Nation in den Kampf gegen das verrottete Kirchenthum gezogen, von den Universitäten drang hier die neue Bildung in die Schulen ein, sie verknüpfte sich mit dem religiösen Ernste des deutschen Volks, sie kämpfte gegen den Aberglauben, aber auch gegen die Unsittlichkeit, sie wurde die wärmste Freundin der kirchlichen Reformation.

Aber die deutsche und schweizerische Reformation fand Eingang in Italien, bis weit nach Neapel hin, die Völker deutscher Zunge brachten Italien das schönste Gegengeschenk für das wiedereroberte Alterthum dar. Es ist eine sehr interessante Aufgabe, die weite Verzweigung der neuen Regungen in Italien, die Anklänge an verwandte, nie erstorbene Richtungen, die sie vorfanden, die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, zu untersuchen; das Material ist reich genug, aber zerstreut und noch nirgends vollständig zusammengestellt; sehr viel des Stoffes bieten die verschiedenen Jahrgänge der von Dr. Marriott in Basel herausgegebenen Zeitschrift „Der wahre Protestant“ dar; eine der anziehendsten Persönlichkeiten, Paul Vergerius, der auch in die deutschen, besonders preußischen Verhältnisse so tief eingriff, hat von Sixt eine treffliche Bearbeitung erfahren. Eben hier ist auch schon verschiedentlich eine der edelsten Frauen Italiens, eine wahrhaft großherzige seelenvolle Erscheinung, Olympia Morata, erwähnt und mancher dankenswerthe Beitrag zu ihrer Biographie gegeben. Eine Monographie derselben aber hat neuerdings Jules Bonnet herausgegeben, und seine Arbeit hat einen solchen Beifall gefunden, daß in kurzer Zeit drei Auflagen davon

erschienen sind; nach der letzten hat sie F. Merschmann ins Deutsche übertragen und die Bereicherungen beigefügt, die Bonnet für die vierte Auflage seines Buchs aufbewahrt und ihm mitgetheilt hatte.*) Es erhellt aus dem Studium derselben, daß die Schrift Bonnet's von einer kundigern Hand zu übertragen war oder der Uebersetzer für eine zweite Auflage sich in der historischen Literatur seines deutschen Vaterlandes umsehen muß; namentlich ist eine Berücksichtigung der verschiedenen schönen kirchenhistorischen Aufsätze in Marriott's genannter Zeitschrift zu empfehlen. Wie sehr aber Olympia Morata eine gründliche Monographie verdient, mag aus der kurzen Lebensskizze erhellen.

An dem kunstliebenden Hofe von Ferrara bei Hercules von Este fanden die neuen Lehren heimliche Aufnahme, die treffliche Fürstin Renata von Frankreich stand mit Calvin, der unter fremdem Namen eine Zeit lang dort geweilt, fortdauernd in Briefwechsel und war in ihrem Herzen Protestantin. Sie ist es, von der ihre Tochter bei Goethe im „Tasso" sagt:

> Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit?
> Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
> Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen;
> Man nahm uns von ihr weg; nun ist sie todt;
> Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
> Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei.

Ueber diese Verhältnisse und überhaupt die Zustände am Hofe von Ferrara belehrt vor allem der gründliche Aufsatz von Jacobi in Prutz' „Taschenbuch", über Calvin aber die eben erschienene treffliche Biographie von Stähelin. Hier weilte auch der gelehrte Mantuaner Fulvio Peregrino Morato, hier ward ihm 1526 seine Tochter Olympia geboren. Mit vorzüglichen Geistes- und Gemüthsanlagen ausgestattet, lernte sie früh an den Reden und Vorträgen der gelehrten Männer sich erheben und ward früh in die Kenntniß aller Sprachen eingeweiht, und alle ihre Wünsche wurden befriedigt, als sie zur Gesellschafterin der fünf Jahre jüngern ältesten Tochter der Herzogin, Anna von Este, erkoren wurde. Indem sie deren gelehrten Unterricht mitgenoß, entwickelten sich ihre Talente so sehr, daß sie im jugendlichen Alter bei den gelehrten Wettkämpfen in griechischer und lateinischer Sprache bewunderte Vorträge hielt. Ihre Schönheit trug dazu bei, sie immer mehr zum Gegenstande allgemeiner Verehrung zu machen. Die reformatorischen Bewegungen führten Peter Martyr und Ochino nach Ferrara, dann Curio, den Freund Melanchthon's, der aus Savoyen und Pavia geflüchtet war und in das innigste Verhältniß zu Peregrino Morato trat; so kam es, daß schon damals sich in Olympia die ersten religiösen Bewegungen kund gaben, ohne daß diese Fragen sie noch dauernd beschäftigten. Die äußern Leiden sollten die erste Periode ihres Lebens zum Abschluß bringen. Ihr Vater starb 1548. Gleichzeitig wurde sie von ihrer Freundin Anna getrennt, die sich mit Franz von Guise vermählte. Da traf sie, deren religiöse Ansichten bei Hofe verleumdet waren, die Ungnade des Herzogs, der die Gunst des Papstes sich erhalten zu müssen glaubte; aber jetzt auf die Besorgung ihres Hauswesens angewiesen, öffnete sie ihren Geist dem wahren Glauben.

Damals befand sich ein junger Deutscher aus angesehener, wohlhabender Familie in Ferrara, medicinische und philosophische Studien treibend, Andreas Grunthler aus Schweinfurt. Ihn rührte tief das Schicksal der Olympia, das Mitgefühl verwandelte sich in Liebe, er vermählte sich mit ihr 1550, sie feierte den Tag durch ein griechisches Traulied. Die über die kleine evangelische Gemeinde in Ferrara hereinbrechenden Verfolgungen bezogen Grunthler zur Rückkehr nach Deutschland; mitten im Winter mochte er seine Gemahlin nicht gleich mitnehmen. In dieser Zeit der Trennung blieb Morata eine treue Freundin, die Prinzessin Lavinia di Rovera; ihre Unterhaltungen verarbeitete Olympia zu Platonischen Dialogen. Nach mehreren Monaten kehrte Grunthler zurück; Olympia verließ mit ihm und einem achtjährigen Bruder unter Schmerzen ihre Mutter und ihre Schwestern. Sie kamen glücklich durch Tirol durch die kaiserlichen Vorposten nach Augsburg, welches damals durch die Familie der Fugger aufblühte, beschützt von dem Rath Georg Hermann, dem Freunde der Wissenschaft. Hier erneuerte Olympia den Briefwechsel mit Curio, der inzwischen aus seinem Vaterlande geflohen, 1547 den Lehrstuhl der römischen Literatur an der Universität zu Basel erhalten hatte. Von Augsburg wandte sich das Paar nach Würzburg zu Johann Sinapi, einem Freunde von Ferrara her, jetzt Leibarzt des Fürstbischofs; von da Herbst 1551 nach Schweinfurt. Eine Einladung an die Universität Linz schlug Grunthler auf seiner Gattin Antrieb aus, weil sie Störung ihrer Glaubensfreiheit zu befürchten hatten. Nach länger als einem Jahre erhielten sie die ersten Nachrichten aus Italien, nicht alle erfreulicher Art; der Protestant Fannio starb in Ferrara den Tod für seinen Glauben, Olympia wagte nicht einmal an die Freunde in Italien zu schreiben, aus Furcht sie zu gefährden, nur mit Lavinia di Rovera unterhielt sie einen regen Briefwechsel und schickte ihr Luther's Schriften und ihre religiösen Dialoge zu. Auch in Deutschland war der religiöse Kampf neu entbrannt; aber die Familie Grunthler's lebte ein stilles Leben, Olympia hatte Psalmen ins Griechische übersetzt, Grunthler dieselben in Musik gesetzt, sie wurden alltäglich in ihrem Hause gesungen. Aber die vierzehnmonatliche Belagerung von Schweinfurt, in welches sich Albrecht von Brandenburg geworfen, durch dessen Feinde brachte Schrecken aller Art über seine Bewohner, Pest und Hungersnoth traten ein. Inmitten dieses Jammers behielt Olympia ihren Glaubensmuth, ihre Briefe sind köstliche Zeugnisse davon. Endlich zog Albrecht ab, aber die Feinde, nun eindringend, verheerten die Stadt mit Feuer und Plünderung. Grunthler floh mit den Seinigen, durch ihr Flehen rettete Olympia ihren Mann aus den Händen der Verfolger, dann legten in der Schreckensnacht die Unglücklichen mehr als zehn Meilen zurück. In zerrissenen Kleidern kamen sie in Hamelburg an, mußten aber weiter wandern, bis sie endlich bei dem edeln Grafen von Erbach eine Stätte fanden. Olympia hatte alles, ihr Haus, ihre Bücher, Handschriften verloren, sie fiel in eine Krankheit, aber sie fand an der Gräfin eine treue Freundin. Endlich erhielt Grunthler eine Stelle als Professor der Arzneikunde an der Universität Heidelberg. Ihre Einnahme war hier noch dürftig, aber dennoch fand Olympia Gelegenheit, die Dürftigen zu unterstützen. Besonders war ihre Sorge auf das Vaterland Italien gerichtet, wo das Evangelium blutig verfolgt wurde, und an ihre Jugendfreundin Anna von Este, deren Gemahl der heftigste Gegner der Protestanten war, wandte sie sich wiederholt um Vermittelung für die verfolgten Hugenotten. In Heidelberg war sie der Mittelpunkt des gelehrten Kreises, zu dem der Bürgermeister Hermann, der Dichter Micyllus, Rath Thomas und andere gehörten; aber die gelehrten Studien ruhten jetzt. Die Leiden der frühern Zeit hatten sie tief ergriffen, sie war anhaltend krank, sie wurde mit jedem Tage schwächer. So entschlummerte sie sanft, bei vollem Bewußtsein, freudig im Herzen, die Ihrigen segnend, in einem Alter von noch nicht 29 Jahren, am 26. October 1555. Der Schmerz um sie war in Deutschland bei den Gelehrten allgemein. Nicht zwei Monate später starb Grunthler an der Pest in der Ausübung seines Berufs, und bald darauf auch der junge Emilio. Alle drei wurden in einer Kapelle der St.-Petrikirche in Heidelberg bestattet, wo man noch jetzt die Grabschrift lesen kann. Was von ihren Schriften nicht der Brand von Schweinfurt zerstört hatte, gab Curio heraus; die zweite Ausgabe von 1562 dedicirte er der Königin Elisabeth von England.

Dies ist das Leben der Olympia Morata. In dem vorliegenden Buche sind mehrere Briefe in Uebersetzung beigefügt, größtentheils der Olympia an verschiedene Freunde und Freundinnen, die zum Theil Begebenheiten aus ihrem Leben schildern,

*) Das Leben der Olympia Morata. Eine Episode aus der Zeit des Wiederaufblühens classischer Studien und der Reformation in Italien, von Jules Bonnet. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Merschmann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. 12. Thlr.

meistens aber Ermahnungen zum treuen Festhalten am Glauben oder Wünsche für Verbreitung des Evangeliums enthalten, einige auch von Andreas Grunthler und Curio, schöne Zeugnisse über das Leben und Sterben der edeln Frau. Daran schließen sich einige schöne religiöse Sprüche der Olympia, ihre Elogien von Theodor Beza, Curio und den Brüdern Sinapi.

Aber die Schrift von Bonnet kündigt sich dem Leser sogleich als die Arbeit eines Franzosen an; der Fleiß und die Liebe, die auf das Buch verwandt sind, sind zwar nicht zu verkennen, aber die pretiöse Darstellungsweise hat für den deutschen Leser, zumal wenn er von der Lectüre einer kernigen, männlichen Darstellung eines deutschen Reformationsbildes, von David Strauß' „Ulrich von Hutten" kommt, etwas Jugendliches, Weibliches, daß der Eindruck trotz des guten Willens des Autors nicht der der Würde des Gegenstandes entsprechende ist. Diesen Mangel hätte der deutsche Uebersetzer leicht verbessern können, wenn er eine freie Bearbeitung einer Uebersetzung vorgezogen hätte. Er hat sich aber die Sache noch leichter gemacht, seine Uebersetzung ist eine wörtliche, eine so wörtliche, daß auf jeder Seite dem Geiste der deutschen Sprache Ohrfeigen gegeben werden, daß von rein französischen Wendungen die Uebersetzung wimmelt, daß man mitunter das Gedruckte sich erst ins Französische zurückübersetzen muß, um nur den Gedanken genau zu verstehen. Aber interessirte der Gegenstand den Bearbeiter recht warm, so war es auch seine Schuldigkeit — denn die deutsche historische Wissenschaft weiß vieles, was der Franzose nicht kennt — die mehrfachen Irrthümer, welche im Original vorkommen, stillschweigend oder in der Note zu verbessern. Das geschieht aber nirgends, und der Uebersetzer hat damit bewiesen, daß ihm die nöthigen Kenntnisse fehlten; ohne vorherige Bekanntschaft mit dem Gange der Reformation in Italien, ohne ein inneres Verhältniß zu der Schrift ist er durch äußerliche Umstände auf die Uebersetzung gekommen. Auch sonst übersetzt er die Irrthümer des Originals ohne das geringste Bedenken, er theilt Bonnet's Irrthum über den Ursprung der Inquisition, er druckt gläubig bei Erwähnung der Rhetorik des Cornificius „Ad Herennium" nach, daß gegenwärtig diese Schrift allgemein noch dem Cicero zugeschrieben werde, was umgekehrt niemand thut. Dazu ist auch das deutsche Buch überreich an Druckfehlern, in den griechischen Wörtern der Art, daß man fast glauben möchte, es habe der Druck keine Correctur erfahren. 42.

Zur Romanliteratur.

1. Sara. Roman von Adeline Volckhausen. Leipzig, Weber. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Buch hat den Conflict zum Gegenstande seiner Darstellung, der durch die Liebe eines Christen zu einer Jüdin herbeigeführt wird, also einen Conflict, der bereits vielfach behandelt worden ist. Hugo, der Sohn eines reichen christlichen Kaufmanns, liebt Sara, die Tochter eines jüdischen Arztes. Der christliche Vater bietet alles auf, das Verhältniß zu lösen, und da sein Wille an der Entschiedenheit seines Sohnes Widerstand findet, so nimmt er zur Intrigue seine Zuflucht, indem er die Geliebte ihm verdächtigt, als ob sie noch mit einem andern Manne ein Verhältniß habe. Um diese Vorspiegelung zu beweisen, läßt der Vater einen seiner Commis die Rolle des Geliebten Sara's spielen und bringt seinem Sohne dadurch die Bestätigung von der Treulosigkeit der Geliebten. Der Bund ist so äußerlich zerrissen, obgleich die Trennung tiefe Wunden geschlagen hat; Hugo fällt in eine schwere Krankheit, aus welcher er nur zu fortgesetzter Melancholie sich wieder erholt. Sara zieht weg zu einer entfernten Verwandten und bildet immer mehr ihre schöne Gangesstimme aus, bis sie endlich zum Theater geht. Nach Verlauf mehrerer Jahre lernt Hugo eine schöne Witwe kennen, mit welcher er sich verlobt; als er aber nun am Sterbebette des Commis den Betrug erfährt, den man mit ihm gespielt hatte, als er erfährt, daß Sara unschuldig ist, da erwacht mit neuer Gewalt die alte Liebe, er löst in schonendster Weise das Verhältniß zu seiner Braut und entschließt sich Sara aufzusuchen. Nach manchem Querzuge und langem Harren trifft er sie endlich auf Helgoland. Die gegenseitigen Geständnisse führen ein rasches Verständniß herbei, es folgt die Erneuerung des alten Bundes und die Vermählung; aber das Glück ist nicht von langer Dauer, indem Sara vom Blitze erschlagen wird und Hugo nun wieder einsam seine Wege wandern muß. Wenngleich tiefere Conflicte des menschlichen Lebens hier in diesem Buche nicht zur Darstellung kommen, so ist über die ganze Erzählung dennoch der Hauch eines poetischen Geistes ausgebreitet und in sinniger einfacher Weise entrollt sich das Bild vor unsern Blicken. Die Darstellung und Anschauungsweise ist vorwaltend naiv, hier und da namentlich in der Schilderung der Kinderliebelei zwischen Sara und Hugo zu tändelnd und spielerisch; auch die Intrigue des Vaters hat nichts Wahrscheinliches und es ist schwer anzunehmen, daß darauf hin ein vernünftiger und wirklich liebender Mann sein Urtheil und seine Entscheidung allein gründe. Auch ist der Tod Sara's poetisch nicht gerechtfertigt, der Blitz ist der unpoetische deus ex machina, und die Hochzeit so aus dem Stegreif ist in dieser Form selbst auf Helgoland unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich.

2. Neue Propheten. Roman von Karl Wartenburg. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorstehender Roman gibt uns aus der großen Reactionsperiode der funfziger Jahre ein Zeitbild und schildert in starken Farben das Treiben der Pfaffen und Regierungspartei an den deutschen Höfen. Die „neuen Propheten" sind alle jene Minister und Staatsmänner, welche mit einem male das Rad der Zeit einhalten, die Menschen bekehren, frommer machen wollten, u Conventikel liesen, die Augen verdrehten, indeß fortwährend der Schalk ihnen im Nacken saß. Die Farben der Schilderungen sind übrigens allzu grell und stechend, weshalb das Bild dadurch leicht unähnlich wird. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist in dem Buche der Akademiker Marecampus, dessen Aufgabe war, die Verfassung des Landes umzustürzen, sich zum ersten Minister des Königreichs emporzuschwingen, dann das Land und den König unter seine starke Hand zu beugen, alle jene verhaßten Ideen von politischer Freiheit und religiöser Toleranz aus den Gemüthern der Menschen, alle die Volksrechte schirmenden Einrichtungen aus dem Organismus des Staats zu reißen und an die Stelle den Staat zu setzen, wie er sich ihn aufgebaut, gewissermaßen der Prophet einer neuen Aera im Staatsleben seines Vaterlandes zu werden. Die Mittel, deren sich dieser Staatsmann bedient, sind freilich schlecht und verwerflich, und durch das Uebertriebene der Schilderung sowie dadurch, daß das politische Leben, welches der Verfasser zeichnet, zu sehr in der Luft hängt, zu wenig den realen Verhältnissen entsprechend ist, entsteht oftmals ein Bild, das nach den Gesetzen des Lebens und der Kunst als unwahr bezeichnet werden muß. Ueberhaupt ist in der Ausführung viel forcirte Genialität zu verspüren. Wenn da z. B. einer bei allen Krokodilen des Nil schwört, und wenn ein andermal die Ausrufungen eines Betrunkenen angeführt werden, der nur einen Tag Herrgott zu sein wünscht, um alle Schleusen des Himmels und der Erde aufzureißen, daß das Menschengeschlecht umkommen müßte in der Flut, „elendiglich wie die Wasserratten, groß und klein, Mann und Weib, Kind und Kegel", oder Herodes sein möchte, um die ganze Brut von der Erde zu vertilgen, „daß nur Schafe, Esel, Lämmer, Tiger, Löwen und Elefanten" übrig blieben, so wird es dem Leser bei solchen Scenen unheimlich zu Muthe, und es mögen solche Darstellungen wol gerade wegen ihrer starken Beize hier und da Anklang finden, aber sicher sind sie nicht der Ausdruck guten Geschmacks. Wenn schließlich der Verfasser Napoleon III. einen romantischen Charakter nennt und ihn mit Garibaldi auf eine Linie stellt, so wollen wir darüber mit demselben nicht rechten, obschon uns der Mann des zweiten December in seiner schlau berechnenden Politik ein sehr moderner Charakter zu sein scheint. Im übrigen fehlt es dem Verfasser nicht an Darstellungstalent und an scharfer Auffassungsgabe. 23.

Notiz.

Reisetagebuch der Mrs. Trench aus Deutschland.

Eine von dem Dechanten von Westminster herausgegebene Schrift: „Journal kept during a visit to Germany, in 1799—1800", der dann eine andere von F. Trench, Rector zu Islip herausgegebene Schrift „A few notes from past life: 1818—1832" zur Ergänzung dient, würde auch für Deutschland von allgemeinerm Interesse sein, wenn sie nicht für engere Kreise gedruckt wäre. Mrs. Trench schildert in der erstern ihren Aufenthalt in Deutschland in den Jahren 1799—1800, namentlich in Hannover, Braunschweig und Dresden. Das „Athenaeum" bringt darüber einen Bericht, dessen Verfasser im Eingange auch sein Gutachten über die Berechtigung zur Herausgabe von hinterlassenen Briefschaften und deren Werth und Nutzen abgibt. Er erinnert dabei an Canning's vielleicht nur scheinbar paradoxen Ausspruch, daß kein Brief, der sich zur Veröffentlichung eigne, des Lesens werth sei. Briefe, meint der Berichterstatter des „Athenaeum", hätten den Reiz eines „after-dinner talk", aber es sei dies nicht der Reiz der Wahrheit; man lasse sich in Privatbriefen gehen, wie im Geplauder nach Tisch, man suche durch Mittheilung pikanter Anekdoten zu amusiren, ohne dabei auf Genauigkeit Anspruch zu machen oder für die Wahrheit derselben einstehen zu wollen. Doch läßt er auch Ausnahmen gelten, besonders wenn eine unberühmte Person, die gegen das Publikum keinerlei Verantwortlichkeit habe, in ihren Briefen nur objectiv aufzeichne, was sie gesehen und erlebt habe. Zu diesen Ausnahmen rechnet er das Reisejournal von Mrs. Trench, dieses enthalte so viele drollige und lebhafte Schilderungen aus der Gesellschaft, so viele naive und lächerliche Charakteristiken öffentlicher Personen (darunter auch Nelson's und der Lady Hamilton), daß man es nur bedauern könne, daß der Dechant von Westminster es ausschließlich für Privatkreise habe drucken lassen. Das Reisejournal wirft namentlich ein pikantes Licht auf die hohen aristokratischen Kreise in Deutschland, denen die Verfasserin unter and ern in den ehelichen Verhältnissen Liederlichkeit und neben lächerlichen Prätensionen auch schmuzige Knickerei in kleinen Dingen vorwirft. Vorzüglich aber misfiel ihr die Exclusivität der deutschen vornehmen und höchst vornehmen Gesellschaft. Der Berichterstatter des „Athenaeum" bemerkt hierzu: in einem in England unbekannten Grade seien in Deutschland die socialen Klassen durch eine weite Kluft getrennt. In England dagegen verkehre der höchste Peer ganz ungezwungen mit dem Rechtsanwalt, dem Gelehrten, dem Schriftsteller. Die Peerschaft sei mehr ein Grad als eine Klasse; der Jurist, der Gelehrte könne in sie eintreten, der Sohn eines Herzogs oder eines Grafen davon ausgeschlossen werden. In Deutschland verhalte es sich ganz anders; alle Söhne eines Grafen seien Grafen; dafür treffe man auch auf Barone in Lumpen. Aber diese verlumpten Aristokraten würden glauben, ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie mit einem Kaufmanne oder einem Gelehrten an einer und derselben Tafel sitzen sollten. Dagegen genösse auch der Baron in Berlin oder der Graf in Paris als solcher einer öffentlichen Achtung; in England aber sei der Lord schon als solcher, auch ohne Rücksicht auf seine persönlichen Eigenschaften, immer populär. Woher komme es, daß der Name eines Lords an der Spitze jedes Unternehmens, jeder wohlthätigen Stiftung, jeder Speculation in London prange? Daher, weil der Engländer fühle, daß die Peerschaft das sichtbare Zeichen, die glänzende Belohnung für wirkliche Verdienste, für das Genie, die Thatkraft sei, daß sie ein Grad sei, welcher der allgemeinen Bewerbung offen stehe, nicht ein Institut, welches nur auf wenige Familien beschränkt sei. Im übrigen kann man diese Absonderung der Stände in Deutschland wol auch weiter verfolgen. Der Militär verkehrt bei uns vorzugsweise und fast ausschließlich mit dem Militär, der Kaufmann mit dem Kaufmanne, der Industrielle mit dem Industriellen, der Gelehrte mit dem Gelehrten, der Schriftsteller mit dem Schriftsteller, der Künstler mit dem Künstler u. s. w. Der Studirte sieht auf den Nichtstudirten, der Professor auf den unbetitelten Gelehrten, der nur von seiner Feder lebt, der Geistliche auf den Schullehrer, der Lehrer an einer gelehrten Schule auf den Volksschullehrer, der professionelle Turner sogar auf den Nichtturner u. s. w. meist mit Geringschätzung herab. Selbst junge Leute, die sich Studenten nennen und noch so gut wie gar nichts für die Welt geleistet haben, bilden eine ganz exclusive Klasse bei uns und haben das Privilegium, alles um sich her verachten und demgemäß behandeln zu dürfen. Schon Hölderlin klagte in seinem „Hyperion" über diese deutsche Zerrissenheit, über diesen engherzigen, ein eigentliches Menschen- und Bürgerthum nicht aufkommen lassenden Ausschließungsgeist, und es scheint nicht, als ob es seitdem viel anders geworden wäre. Ehrenwerthe Ausnahmen von dieser Regel gibt es; aber sie sind sicherlich zu zählen. H. M.

Bibliographie.

Brinkmann, F., Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Knapp, A., Lieder der Vorwelt. Ein Cyklus von Gedichten. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 22½ Ngr.

Kortum, C. A., Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen. Zehnte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Die Krone. Ein Gedicht. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 6 Ngr.

Maercker, F. A., Erinnerungen. Gesammelte Gedichte. Berlin, Decker. Br. 8. 1 Thlr.

Mirecourt, E. de, Die galanten Frauen der Napoleoniden. Hof- und Palastgeheimnisse und darauf Bezug habende Gespräche und Briefe. I. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Zwei Novellen im Schulrocke. I. Der Famulus. II. Schulleben und Lebensschule. Münster, Wundermann. Br. 8. 15 Ngr.

Pichler, A., Rodrigo. Trauerspiel. Innsbruck, Wagner. 8. 16 Ngr.

Rabus, L., Johann Jakob Wagner's Leben und Bedeutung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Nürnberg, Recknagel. Gr. 8. 20 Ngr.

Scherr, J., Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Zwölf Bücher in drei Bänden. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stahl, Siebzehn parlamentarische Reden und drei Vorträge. Nach letztwilliger Bestimmung geordnet und herausgegeben. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr.

Stahr, A., Fichte, der Held unter den deutschen Denkern. Ein Lebensbild. Zur Säcularfeier seines Geburtstages (am 19. Mai 1862). Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Der Stern von Isola oder „Wozu wären alte Freundschaften denn!" Eine Erzählung in vier Büchern von — *** — Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 4 Thlr.

Tannengrün und Edelweiß. Lieder aus stillen Stunden. Leipzig, O. A. Schulz. 16. 12 Ngr.

Terhalle, H., Des Kriegers Heimkehr. Romantisches Schauspiel in vier Abtheilungen mit Gesang. Münster, Coppenrath. 12. 8 Ngr.

Wagemann, L. R., Wisse und wolle! Sapere aude! Original-Roman aus der Gegenwart in drei Büchern. Berlin, R. Kühn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die obligatorische Civil-Ehe in ihrem Verhältniß zu der Kirche und dem kirchlichen Leben unserer Gemeinden. Ein Zeugniß aus der Kirche für die Civil-Ehe. Berlin, Rauh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hallisches Trutz-Rom von 1521. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 1. Mai 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Die Schriftstellerei als Lebensberuf. Von Emil Müller-Samswegen. — Götz von Berlichingen und sein Geschlecht. — Einige neuere populär-zoologische Schriften. Von Maximilian Perty. — Gesammtausgaben neuerer deutscher Autoren. — Ein archäologischer Roman. Von Adolf Zeising. — Reiseliteratur. — Notizen. (Illustrirte geographische Literatur; Briefe der Brüder Schlegel an Schiller.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Schriftstellerei als Lebensberuf.

Unter den vielen öffentlichen Vorträgen, welche im Laufe dieses Winters in Berlin meist zu wohlthätigen Zwecken gehalten wurden, gab Heinrich Pröhle auch einen die literarische Welt besonders angehenden wohlgemeinten Vortrag. Er sprach über die Schriftstellerei als Lebensberuf. Einem gemischten Publikum gegenüber hat das Thema seine empfehlenswerthen, aber auch seine bedenklichen Seiten. Bedenklich insofern, als ein großer Theil des Publikums gegen die Schriftstellerei von vornherein eingenommen ist und nichts lieber als eine Verurtheilung derselben hören will. Oder aber dieser Theil deutet wol die der Wahrheit dienenden, ernstlichen Worte des Redners so, daß sie einem ungünstigen Urtheile über die Schriftstellerei gleichkommen. In der Natur der Sache liegt es, daß jeder mit den Verhältnissen vertraute Redner die Schriftstellerei als Lebensberuf nicht gerade empfehlen wird, auch eigentlich nicht empfehlen kann. Die Warnung vor der Schriftstellerei als Lebensberuf wird aber leider von dem großen, gemischten Publikum nur zu oft als eine vollständige Verurtheilung der Schriftstellerei aufgefaßt. Von ihrem Gesichtspunkte aus handelt die große Masse eigentlich ganz correct, der Schriftstellerei die volle bürgerliche Ehre zu versagen, denn sie kann nur den Stand gelten lassen, der den Lebensberuf in sich selbst trägt. Die große Masse hat deshalb auch vor einem Maler und Musiker, selbst wenn er weniger allgemeine Bildung und ein weniger edles Streben nach dem Hohen und Großen haben sollte, mehr Respect als vor einem Schriftsteller. Der Maler und Musiker wird nicht bei jeder Gelegenheit einräumen, eigentlich erfülle sein Stand keinen besondern Lebensberuf; der Schriftsteller aber geht nur zu oft selbst so weit, einzugestehen, daß seine literarische Thätigkeit eigentlich nur die Mußestunden ausfüllen, seine Hauptthätigkeit aber in der Erfüllung eines fruchtbaren Amtes liegen sollte. Gerade aber aus jener Ansicht, die literarische Thätigkeit eigne sich am besten nur für die Mußestunden, entspringt dem Schriftsteller, wenn er aus der Schriftstellerei einen Lebensberuf macht, der schwere Vorwurf des Müßiggangs. Uns kommt es natürlich nicht in den Sinn, der Redner solle die „Schriftstellerei als Lebensberuf" nur im rosigsten Lichte sehen, oder gar auf sie eine Lobrede halten (vorausgesetzt, daß diese Ehre der Schriftstellerei überhaupt begegnen könnte), oder er solle eine von den vielen Gefahren unerwähnt lassen, die die Schriftstellerei mit sich führen könne: aber das literarische Bedürfniß der Gegenwart fordert doch nun einmal (und nicht etwa blos für die Tagespresse) eine große Anzahl von Kräften, die aus der Schriftstellerei einen Lebensberuf machen müssen!

Doch damit man ja nicht wähne, uns triebe bei diesem Artikel eine polemische Absicht, etwa gar gegen den allgemein geachteten Redner, lenken wir auf das uns interessirende rein literarische Gebiet ein. Der Vorwurf, daß sich idealistisch gesinnte Jünglinge so gern einzig und allein auf die Schriftstellerei werfen, rührt bekanntlich nicht von heute und gestern her. Schon in einer 120 Jahre alten berühmten Zeitschrift, in der man es am wenigsten vermuthen sollte, fühlt sich ein weniger bekannter Autor zu einem geharnischten Artikel gegen die Dichter angetrieben. Es kann dieser Artikel in einer Zeitschrift wunder nehmen, die durch sich selbst der Schriftstellerei Vorschub leistete und gerade von Kräften, wie Gottsched, Schwabe u. s. w. herausgegeben ward, Kräfte, die aus der Schriftstellerei halb und halb einen Lebensberuf machten. Der 17 Seiten lange und sehr lesenswerthe Aufsatz findet sich in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Er redet natürlich nicht von der „Schriftstellerei als Lebensberuf", sondert führt den etwas sehr doctrinären Titel: „Ein Armer soll die Dichtkunst nicht sein Hauptwerk sein lassen." Ebenso doctrinär als der Titel ist auch der

Eingang des Artikels. „Der Ursprung aller Vergehungen und Laster", heißt es da, „ist der Selbstbetrug; und die unachtsame Unterlassung der Erkenntniß seiner selbst stürzet den Menschen in ein unausbleibliches Verderben. Die tägliche Erfahrung bekräftigt dieses; und jedermann wird es für unvernünftig halten, wenn man sein Unternehmen nicht zuvor überleget hat." Die Reichen läßt nun der Verfasser ganz außer Betracht; diese können natürlich so viel dichten als sie wollen, aber die Armen sind ihm als Dichter ein Dorn im Auge. Um zu wissen, warum er gerade dem Armen „die Dichtkunst nicht sein Hauptwerk" sein lassen will, braucht man sich nur an den traurigen Ausgang des unglücklichen Dichters Günther zu erinnern und daran, daß um das Jahr 1740 der Kampf um die Schuld oder Nichtschuld dieses Dichters am härtesten geführt ward. Die Erfahrung hat unser Verfasser vollständig für sich, wenn er behauptet, von der Dichtkunst könne ein Unbemittelter nicht leben, denn die Gelegenheitsdichterei, und nur diese konnte allenfalls für einträglich gelten, war damals schon sehr verpönt, bot andererseits auch nur eine sehr abhängige Existenz. Der Verfasser belegt seine Behauptung so:

Hat nicht der so berühmte italienische Poet Tasso die Leute oft um Geld ansprechen müssen? Hat er nicht in eben dem Kleide Frankreich verlassen, in dem er dahin gekommen? Hat er nicht unter anderm ein Gedicht an seine Katze verfertigt, darinnen er sie bittet, sie möchte ihm doch Feuer aus ihren Augen leihen, damit er seine Verse dabei schreibe, weil er das Licht nicht bezahlen könnte? Und ist dieses nicht an eben dem Hofe geschehen, da die obenerwähnte Freigebigkeit auf eine unerhörte Weise ist ausgeübet worden? Wer weiß nicht, daß Neukirch, ein großer deutscher Dichter, in verschiedenen Poesien an den König in Preußen seine große Dürftigkeit vorgestellet hat? Wie herrlich Günther mag gelebet haben, das wird vermuthlich jedermann bekannt sein. Und was ja andere Dichter hinterlassen haben, das haben sie wahrhaftig nicht mit ihren Poesien erworben.

Der Verfasser will indessen nicht leugnen, daß das Glück auch einmal dem Dichter hold sein könne. Er meint schon vorauf:

Man will mir verschiedene Dichter vorstellen, die durch ihre Poesien große Schätze und großes Vermögen erworben hätten. Hat nicht Melissus, saget man, ein berühmter Poet zu Heidelberg, einen guten Vorrath zeitlicher Güter erworben? Wurden nicht dem Philipp des Portes seine Verse mit zehentausend Thaler jährlicher Einkünfte bezahlet? Hat nicht jener Admiral de Joyeuse für ein einziges Sonett eine Abtei gegeben? .... Ich möchte aber dieses nicht gerne zur Regel machen, was nur bei einzelnen Personen wie ein bloßes Glück anzusehen ist. Es ist wahr, Melissus hat sich ein Haus gekauft. Ob er das Geld mit Versen verdienet hat, daran zweifle ich noch. Doch gesetzt, die Sache verhielte sich also; saget nicht Melissus selbst und schreibt er nicht an seine Freunde: „Mira mirorum! poëta emit domum?"

Ein Einwand der Dichter, daß die Dichtkunst an und für sich schon einen Lebensberuf ausmache, läßt der Verfasser durchaus nicht gelten. Er bezieht sich auf St.-Evremont, der seiner Meinung zugethan sei, daß „nichts als Verse machen, heiße in der That nichts anders als müßig gehen". Zum Beweise dieser Ansicht beruft er sich zunächst auf das Urtheil der Welt.

Es ist in der That andem, und ich weiß nicht, ob eben dieses eine verderbte Zeit oder ein übler Geschmack mit sich bringt, daß man nun wol ein gutes Gedicht bewundert, es gern liest und gar hoch hält, aber gleichwol jenen Hauptpoeten, der nun in der That weiter nichts gelernt hat, als ein Gedicht machen, wo nicht gar verachtet, ihn dennoch entweder nicht um sich leiden will, oder ihm gewiß keine hülfreiche Hand leistet. Da hingegen ein anderer, der auch (vielleicht denkt der Verfasser des Aufsatzes hierbei an sich selbst) obwol ein gutes, aber doch kein so vollkommenes Gedicht als jener machen kann, auch dieser Ursache halber beliebt ist, wenn er nur in einem andern Theile der Gelehrsamkeit etwas gethan hat.

Dieser Hinweis auf das allgemeine Urtheil mag dem Verfasser selbst etwas schwach scheinen. Drum bringt er hinterdrein für den Müßiggang der Poeten noch einen drastischern Beweis. Er schildert den dichtenden Jüngling folgendermaßen:

Man sieht ihn auf der Straße herumwandern, und er denket nach seinem Vorgeben darauf, wie er in einem neuen Gedichte die Natur recht vollkommen ausdrücken will. Jetzt denket er auf eine Cantate. Er will muntere und sinnreiche Dinge in die Arie bringen. Er läuft alle Gassen durch, bald läuft, bald springt er, bald machet er gewisse Stellungen mit der Hand, die eine Aufmerksamkeit auf das, was er denket, anzeigen sollen, bald machet er eine lustige, bald tiefsinnige Miene, endlich kommt alles dahinaus, er hat die ganze Zeit hindurch einen gewissen Klang sich vorgestellet, der ihm schon bekannt gewesen ist. In der That hat er nichts dabei gedacht. Dieser Wollüstige ist müßig gegangen! Nun soll ein Schäfergedicht der Vorwurf seiner Beschäftigung sein. Neunmal geht er in die Gärten spazieren; er will ein einfältiges Gespräch ersinnen und nimmt sich vor, den Quell des größten Vergnügens aber auch der heftigsten Unruhe der Schäfer natürlich auszudrücken. Das Schäfergedicht wird unter einem halben Jahre nicht fertig. Unterdessen hat der Dichter Kummer und Noth ausstehen müssen und auch durch das Schäfergedicht hat er sich noch nichts erworben. Dieser Einfältige ist in der That müßig gegangen! Hilf Himmel, jetzt soll ein verliebtes Gedicht zum Vorschein kommen! Was thut hier unser Dichter, daß er seinen Endzweck erreichet? Er befindet für gut, sich zuvor zu verlieben, damit er seine eigenen Leidenschaften durch einen zärtlichen Ausdruck recht natürlich vorstellen könne. Zu dem Ende läuft er allen Weibsbildern ohne Unterschied gar sorgfältig und begierig nach; er sieht und merket und betrachtet und weiß nicht, wo er zuerst hinsehen soll; er seufzet im Vorbeigehen, und sein Herz empfindet die ihm zu seiner Elegie so angenehmen und nothwendigen Reizungen. Endlich hat er nach Dreivierteljahren seine Göttin und seine Königin, die an zween Orten, in der Küche und in seinem Herzen herrschet, einmal gesprochen; er hat gegen dieselbige alle Zärtlichkeit ausgeschüttet und ihr alle Unterthänigkeit bezeuget. Nach etlichen Vierteljahren wird vermöge dieses Affects ein verliebtes Gedicht zur Welt geboren. Dies ist die ganze Beschäftigung, dies ist das ganze Unternehmen. Heißt das nicht in der That: dieser Verliebte ist müßig gegangen? Heißt das nicht, er hat mit allem Fleiße nicht arbeiten wollen?

Es ist wol unnöthig, das Richtige in dieser drastischen Schilderung gegen das Einseitige derselben abzuwägen. Was damals von der Lyrik galt, daß sie ihren Mann nicht nährte, das gilt auch heute noch und wird stets gelten. Ja wir können viel, sehr viel zugeben, daß nämlich sehr viele Zweige der heutigen Schriftstellerei ihren Mann wenn überhaupt so nur dürftig nähren und man deshalb jeden jungen Mann bedauern kann, der sich von der Schriftstellerei goldene Berge versprochen hat; wir geben aber den einen Vorwurf nicht zu, der auch noch jetzt, mehr als man glaubt, in der gebildeten Welt herrscht, daß der größte Theil der Jugend zur Schrift-

stellerei nur aus einem Hange nach Müßiggang, oder wie man das auch wol ausdrückt, weil er nichts Ordentliches gelernt habe noch lernen möge, getrieben werde. Wenn der Schein des Müßiggangs und der Widerwille gegen ein geregeltes Wissen und Lernen auf den Schriftstellern haftet, so übersieht man ganz die ungeheuere, nicht mit einem Maßstabe meßbare, fortwährende geistige Arbeit, die das täglich wachsende universelle Wissen erst fruchtbar machen muß. Das Wissen in sehr vielen, ja den meisten Berufssphären gleicht nur dem Wasser, das man aus allen Brunnen schöpfen kann, der Schriftsteller aber darf das Wasser nicht nehmen, wo und wie er es findet, er muß sich selbst daraus das reine Wasser destilliren.

Zum Beweise dessen, wie viele Kenntnisse sich der Dichter erworben haben müsse, um etwas Treffliches zu leisten, beziehen wir uns auf einen Aufsatz, der ungefähr ebenso alt ist als der vorhin erwähnte aus den „Belustigungen". Dieser Aufsatz steht als Vorrede in der Gesammtausgabe der Günther'schen Gedichte. Er will den sogenannten Müßiggang der Dichter um deswillen rechtfertigen, weil zu diesem Müßiggange, wenn auch nichts anderes, doch immense positive Kenntnisse gehörten. Lassen wir den wohlwollenden Verfasser des Aufsatzes reden:

Es sind Spötter aufgestanden, welche die edle Dichtkunst sehr gering geachtet haben. Mir genüget aus so vielen beliebter Kürze halber nur zwei anzuführen, nämlich den jungen Faber und den Malherbe. Jener hat „De futilitate poëtices" geschrieben, dieser hingegen die Dichter in einer Republik höher nicht geschätzt als gute Kegelschieber. Doch gibt es in Deutschland auch dergleichen Verächter. Wie mancher hält nicht davor, es stünde die Poesie und eine gründliche Gelehrsamkeit wunderselten zusammen! Das alles sind Dinge, die unerweislich sind. Vielmehr getraue ich mir das Gegentheil davon zu behaupten. Zu leugnen ist wol nicht, daß ich schon andere hierinnen zu Vorgängern gehabt. Insonderheit den Herrn Rath Weichmann (vgl. dessen Zuschrift zum zweiten Theile seiner „Poesie der Niedersachsen"), auf dessen Ausspruch ich mich gar wol gründen mag. Derselbe lautet also: daß, sowenig ein lebendiger Körper ohne einen ihn belebenden Geist auch sowenig die Poesie, wenn sie mit Recht diesen Namen verdienen soll, ohne den Grund der allermeisten Wissenschaften bestehen könne. Ein anderer gehet noch weiter, wenn er sich vernehmen läßt: „Poëta debet omnia scire, et si quis omnia sciat, tamen nondum est poëta."

Der Verfasser stellt nun zwei Sätze auf, zuerst: daß alle Wissenschaften einen Einfluß in die Poesie haben, und dann: daß alle andern Professionen des menschlichen Lebens ihren Einfluß in die Poesie haben. Meint doch auch Gottsched: „Es ist keine Wissenschaft von seinem (des Dichters) Bezirk ganz ausgeschlossen. Er muß zum wenigsten von allem was wissen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit sich ziemlichermaßen umgesehen und auch von Rechts wegen ein ehrliches, tugendliebendes Gemüth haben." Was nun nach unserm Gewährsmanne die Kenntnisse insbesondere betrifft, so berührt er zunächst die Wissenschaft der Sprachen, „wobei man sich zuvörderst im Griechischen und Lateinischen festzusetzen habe, jedoch ohne Verabsäumung des Deutschen, obwol es unsere Muttersprache sei". „Wiewohlen die Italiener, Franzosen, Engel- und Holländer hier mit nichten auszuschließen, als die vor andern Nationen gar vieles zur Verbesserung wie der Poesie an sich selbst, also auch der herrlichsten Wissenschaften beigetragen. Unter denen stehet die Grammatik obenan, so gering sie auch manchem scheinen möchte." Dann soll sich der Dichter der Rhetorik befleißigen, „die ein Poet sowenig als ein Redner beiseite zu setzen habe". Es folgt die Verskunst, zu deren Erlernung eine langwierige Uebung erfordert wird. „Blos zu dem Ende, damit man die rechte Mittelstraße hier nicht verfehle. Das heißt mit wenigem so viel gesagt, daß man nach Beschaffenheit der Umstände weder zu hochtrabend noch auch zu niederträchtig schreibe." „Nach den Sprachen kommt die Historie. Mögen wir nun die politische, Kirchen- oder Gelehrtengeschichte ansehen, so wird er wol in allen dreien zu Hause sein müssen. Ist er hierinnen ein Fremdling, wie mancher Poet, wird ihm alsdann unverständlich bleiben, der dergleichen Beispiel zwar anziehet, doch nur mit wenigen Worten berühret." Die Historie allein indeß genügt nicht. Auch in der „Geographie" soll der Poet bewandert sein, ferner in der „Chronologie", in der „Genealogie und Wappenkunst", dann in der „Mythologie". „Wäre einer in der Geographie nicht bewandert, so würde er von der Oerter Lage und Zusammenhang, wie auch von der Länder Wohl und Verfall weder eine hinlängliche Einsicht besitzen, noch viel weniger im Stande sein, zwischen beiden eine geschickte Vergleichung anzustellen." Hat er aber die Chronologie „nicht fleißig genug getrieben, Lieber, was wird er nicht da und dort vor Schnitzer dawider begehen?" meint der Verfasser. Wer nun aber gar einem Helden, Fürsten oder hohen Minister zu Ehren eine gebundene Lobschrift aufsetzen solle, wie wolle der bestehen, wenn er nicht mit des Helden Stammbaum, Ehrenzeichen und übrigen Meriten wohlbekannt sei. Und von der Mythologie versichert der Verfasser: „Maßen in Ansehung der letztern doch unleugbar ist, daß die schönsten Zierathen und Einfälle gemeiniglich daher pflegen genommen zu werden." „Auf die Historie folget vorjetzo die Philosophie, ohne die es mit einem Poeten schlecht stehen dürfte, wenn er sich derselben nicht auf das eifrigste widmete." In der Philosophie handelt es sich zuerst um die Logik oder Vernunftlehre, dann um die Metaphysik, um die Kosmologie oder allgemeine Weltbetrachtung, nicht weniger auch um die „natürliche Gottesgelahrtheit". Ebenso gut muß sich der Dichter aber auch in der Physik oder Naturlehre zu Hause fühlen.

Als letzte von den theoretisch philosophischen Wissenschaften nennt der Verfasser die „Witzkunst oder Mathematik". Sie schärfe nicht allein den Verstand, sondern trage auch durch verschiedene Einfälle mit dazu bei, „was sonst zu nöthiger Ausstaffirung eines poetischen Stils nöthig" sei. Ganz und gar nicht zu verschmähen sei auch die Kenntniß der Musik, weil dieselbe „denen Versen nicht nur Geist und Leben gibt, sondern auch einem Dichter selbst, wenn er ein Sinngedicht schreiben will, ungemein behülflich ist". Nachdem somit das theoretische Wissen als unumgänglich dargethan ist, gebietet

sich das mehr auf die Praxis des Lebens bezügliche Wissen ganz von selbst. Der Dichter muß doch nothwendig auch über das gesellschaftliche Leben wie auch über den aus vielen Gliedern zusammengesetzten Staatskörper vollständig belehrt sein. „Ein Dichter soll die allgemeine Verbindlichkeit abbilden, vermöge deren ein jeglicher das Gute zu thun und das Böse zu lassen hat. Wie will er aber das mit einem recht glücklichen Erfolg zu Stande bringen, wenn er nicht dieselbe aus dem Gesetze der Natur zu beurtheilen gelernet?“ Muß demnach nicht der Dichter das Völkerrecht studiren?! Und was nützt ihm dies allein, wenn er es nicht mit der Ethik in Verbindung zu bringen weiß?! Eine specielle Kenntniß der fast unzähligen Sprichwörter, Sinnbilder, wie auch der Wahl- und Denksprüche sollte von ihm auch nicht verachtet werden. Mehr als diese aber nützt ihm unstreitig die bürgerliche Philosophie nach ihrem ökonomischen Begriffe, wenn er „das Verhalten zwischen Eheleuten, Aeltern und Kindern, Herrschaften und Gesinde u. s. w. nach den Regeln der Billigkeit beschreiben“ soll.

Nachdem der Verfasser flüchtig noch der Politik gedacht, kommt er des Besondern auf den Werth der drei höhern Facultäten zu sprechen. Wer würde die Medicin aus dem Wissen des Dichters ausschließen! Der Dichter muß speciell in der Anatomie, Physiologie, Diätetik, Pathologie und Therapeutik beschlagen sein. Nicht minder erfordert die „Rechtsgelahrtheit“ eine besondere Kenntniß im römischen Rechte, im bürgerlichen Rechte, wie im geistlichen und Lehnsrechte. So bliebe denn noch die Theologie. Sie kann der Dichter erst recht nicht entbehren. „Sind ihm die Punkte unsers Glaubens wo nicht ganz unbekannt, doch ein bloßes Märlein, so ist zu besorgen, daß er gar öfters was schreiben werde, das Gott und seinem heiligen Worte zuwider sein dürfte.“ Deshalb räth der Verfasser den Dichtern nicht nur die „sittliche Theologie“ an, sondern er glaubt ihnen auch noch die symbolische, patristische, polemische und exegetische Theologie anempfehlen zu müssen. Aber mit all diesem ist die Masse des Wissenswerthen noch lange nicht erschöpft. Sowol der Soldaten- und Kaufmannsstand, die Künste und Handwerke bis auf den „Bauernstand“ bieten dem Dichter der nothwendigen Kenntnisse gar viele. „Kurz“, so schließt der Verfasser die Materie ab, „wir mögen nun die Sachen oder Personen, von denen ein Poet zu dichten hat, ansehen, wie wir wollen, so werden gewiß der Vortheile nicht wenig sein, die sowol aus der Kenntniß dieser Lebensarten als auch der vorher angerühmten Wissenschaften vor ihn zu erwachsen pflegen.“

Mutatis mutandis was auf den Dichter vor 120 Jahren ging, das geht in der Gegenwart auf den Schriftsteller. Mag man immerhin über den Ernst lächeln, mit dem jener Verfasser die Vertheidigung des Dichters unternahm, es liegt in seinen Auseinandersetzungen unendlich viel Wahres. Und wir dürfen uns wol mit Recht auf einen solchen Anwalt berufen, wo es gegen ein noch so tief wurzelndes Vorurtheil anzukämpfen gilt, wie der immer noch auf der Schriftstellerei haftende Schein des Müßiggangs eins ist. Dieser Schein aber, das erlauben wir uns noch einmal zu betonen, entspringt leider aus der Ansicht, es eigne sich die Schriftstellerei am besten für die Mußestunden, die dem Manne nach Erfüllung sonstiger Amtspflichten übrig bleiben. Um seiner selbst willen muß der Schriftsteller dieser Ansicht seine Zweifel entgegensetzen. Der aus der Schriftstellerei einen Lebensberuf machende Schriftsteller wird sicher die der Schriftstellerei drohenden Gefahren und daran haftenden Kümmernisse nicht auf die leichte Achsel nehmen oder wegscherzen: aber warum läßt sich durch alle Vorstellungen kein Jüngling von der Schriftstellerei abschrecken, warum stellt sich denn Jahr um Jahr ein neues Contingent ein, das für die Literatur leben und sterben will? Es ist gewiß nicht billig, dem Kinde ein Stück Kuchen entgegenzuhalten und es dann auf die Finger zu schlagen, wenn es die Finger danach ausstreckt. Hier Kuchen, in der Literatur der Nimbus der Classiker; hier die Finger des Kindes, dort Verblendung durch jenen Nimbus; hier der Schlag auf die Finger, dort Abmahnung und Warnung aus immer nur materialistischen Rücksichten. Das Kind weint, und dort der Jüngling? er ruft: „Euch allen zum Trotz, die ihr mir den classischen Nimbus nicht gönnt!“ Und so stellt sich denn richtig Jahr um Jahr trotz alledem und alledem in der Literatur ein neues Contingent ein. *)

Emil Müller-Samswegen.

---

*) Man vergesse übrigens nicht, daß die von unserm Mitarbeiter oben angeführten Stellen aus ältern Schriftstücken, so interessant sie auch in social- und literarhistorischer Hinsicht sind, doch auf unsere Zeit kaum noch Anwendung finden. Die carikirte Groteskzeichnung in den nicht sehr belustigenden „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, die übrigens allen spätern Spöttereien auf die deutschen Poeten zum Vorbild gedient zu haben scheint, betrifft nur irgendein lächerliches Exemplar der damaligen Sorte von Poeten; der moderne Schriftsteller bleibt davon gänzlich unberührt. Die schriftstellerische Arbeit ruht, wie ja auch Emil Müller-Samswegen angedeutet hat, heutzutage auf ganz anderer Grundlage als damals, wennschon der Dichter, der nur von seinem poetischen Fabrikat leben wollte, statt sich auch andere Hülfsquellen der schriftstellerischen Arbeit zu eröffnen, mit ziemlich ähnlichen Uebelständen wie damals zu ringen haben wird. Uebrigens ist die Schriftstellerei, ganz abgesehen von den Functionen der Redacteure politischer Zeitungen und anderer periodischer Unternehmungen, deren Zeit meist im hohen Grade in Anspruch genommen ist, keineswegs Müßiggang; wer sich in dieser trüglichen Einbildung der schriftstellerischen Thätigkeit widmen wollte, würde bald zu seinem Schaden klug werden. Daß bei den deutschen Honorarverhältnissen und den so hoch gesteigerten Ansprüchen des modernen Lebens jeder, der von der Schriftstellerei zu existiren und noch dazu vielleicht eine Familie zu ernähren in der Lage ist, seine Arbeitskraft aufs äußerste anspannen muß, liegt auf der Hand; und es ist nur zu bedauern, daß man so befangen oder so herzlos zu sein fortfährt, unter den Vorurtheilen, die in Deutschland, aber auch nur hier auf dem Schriftstellerstande lasten, auch die fleißigen Arbeiter leiden zu lassen, weil es in dieser Klasse auch eine Anzahl Unberufener, Liederlicher und Fauler gibt. Gerade als ob es solche misrathene, ja noch schlimmere Subjecte nicht in jedem Stande, selbst unter dem der Geistlichen und Schullehrer gäbe! Sollte es aber solcher verkommener Subjecte unter den Schriftstellern in Deutschland wirklich eine größere Zahl geben als in andern Ländern, so würde dies ja wieder nothwendig auf irgendeinen verlüderten, schad- und krankhaften Fleck im sittlichen und socialen Zustand der Nation selbst zurückweisen. Man sieht aus unsers Mitarbeiters Betrachtung, daß man an der Spree so gut wie an andern

Götz von Berlichingen und sein Geschlecht.

Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie. Nach Urkunden zusammengestellt und herausgegeben von Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach. Mit zehn lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 6 Thlr.

Am 23. Juli 1862 sind es 300 Jahre, seit Götz von Berlichingen auf Schloß Hornberg, 82 Jahre alt, zu den Vätern versammelt wurde; er starb im Jahre 1562 an jenem Tage. Wie er mit der eisernen Rechten das Schwert fest und sicher geführt, so führte er mit der Linken eine gute, wenn auch weniger geübte Feder. Von seinen kleinern eigenhändigen Schriftstücken sind noch mehrere vorhanden; die Urschrift seiner Autobiographie jedoch, wenn sie je existirte, findet sich nicht darunter, er wird sie wol wahrscheinlicher, nach seinen Notaten, einem Schreiber in die Feder dictirt haben. Daher hat der gegenwärtige Herausgeber dieselbe nach sorgfältigster Prüfung der bessern davon erhaltenen Abschriften, mit Zugrundelegung der in seinem Besitze befindlichen „Neuenstettener Handschrift" herausgegeben. Vom Jahre 1731—1858 waren schon sieben Ausgaben dieses Lieblingsbuchs der deutschen Nation erschienen, von denen die erste zumal durch fleißige Behandlung den Anforderungen gründlicherer Forscher am besten entspricht. Allein durch die vorliegende, von dem jüngsten Urenkel des Ritters, dem Grafen Götz von Berlichingen-Rossach, mit anerkennenswerthem Forscher- und Sammlerfleiße veröffentlichte neueste Ausgabe, welche sich durch Genauigkeit auszeichnet sowie durch großen Reichthum des historischen Materials, das zu dem Bilde des Helden den tiefen und kostbaren Rahmen bildet, wird selbst die beste jener frühern Ausgaben in Schatten gestellt. Es kann uns nicht einfallen, hier nochmals die an tapfern Thaten und kühnen Reiterstücklein übersprudelnde Laufbahn des Ritters, wenn auch selbst nur in Umrissen schildern zu wollen, da kaum eine andere historische Gestalt der deutschen Vergangenheit sich mit Fug und Recht einer so allgemeinen Vorliebe erfreut, wie die unsers Götz. Wir müssen uns damit begnügen, eine Uebersicht des reichen Materials zu geben und hier und da auf die Bedeutung desselben aufmerksam zu machen.

Am wenigsten, sollte man denken, dürfte es nöthig sein, das Thun und Treiben des Ritters im allgemeinen und einige seiner Handlungen im besondern zu rechtfertigen. Mag auch eine Hand voll hypochondrischer Grämler immer daran nergeln und mäkeln, gegen den gesunden Sinn der Nation kommt ihre Unkenstimme nicht auf; die Nation assimilirt sich das Gesunde und Heilkräftige in ihrem Götz, und läßt sich dies nicht nehmen. Instinctmäßig greift der Kranke nach den seinem Uebel entsprechenden Heilmitteln und läßt sich in ihrem Gebrauche nicht stören und beirren, wie überlästig auch ängstliche Seelen sich der Anwendung der freilich oft etwas heroischen Arzneien widersetzen mögen. Starke Naturen, und zu diesen ist die deutsche Nation unzweifelhaft denn doch noch zu zählen, bedürfen, wenn sie krank sind, auch kräftiger Reizmittel. Daher mußte seinerzeit der junge Goethe den Schäfern und Schäferinnen des 18. Jahrhunderts mit kühner Hand in seinem Götz einen Zaubertrank administriren, der jenes zahme Geschlecht urplötzlich wieder in die kräftigen Gestalten verwandelte, die unter jenen idyllischen Masken verborgen gewesen. Dieselbe Wirkung wird nun, und zwar weniger versetzt mit unlautern Elementen, freier von mancherlei Auswüchsen, die allgemeinere Bekanntschaft unserer Zeitgenossen mit der schlichten Erzählung seiner Erlebnisse und Thaten auf sie hervorbringen. Wenn nämlich Goethe's Jahrhundert zu sehr das Aeußere ins Auge gefaßt und zum Vorbild genommen, so werden wir jetzt die höchsten sittlichen Eigenschaften des Mannes, Wahrhaftigkeit, Treue, Tapferkeit und Beharrlichkeit zum Gegenstand unserer thätigen Verehrung machen. Gott gebe es!

Der Wiederabdruck der Autobiographie selbst umfaßt nur 64 Seiten, also ungefähr ein Zwölftel des Ganzen. In der Recension der sämmtlichen Handschriften und der bisher erschienenen Drucke — die acht Seiten umfaßt — ist wol der Bemerkung nicht beizustimmen, „die Worte «Ich Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand» seien eine Zuthat des ersten Herausgebers, weil Götz sich doch gewiß nicht mit seinem Beinamen vorangestellt haben werde". Die Gewohnheit, beim Auftreten auf der Scene das Publikum mit seiner eigenen Person des Nähern bekannt zu machen, war nicht nur in der antiken Tragödie und den Dramen des Mittelalters vorhanden, sondern sozusagen ein charakteristisches Merkmal gerade jener Aufzeichnungen in Tagebuchform aus der Zeit der Neige des letztern.

Hierauf folgen „Regesten" aus 180 urkundlichen Schriftstücken, den Zeitraum vom Jahre 1498—1564 umfassend, sammt den Urkunden in extenso auf 218 Seiten. Nach denselben ist das Facsimile „des eigenhändigen Schreibens des Ritters an den Rath von Heilbronn" eingereiht, das seinem Gehalt nach für den ungebrochenen Muth des Verfassers, nach seinen Schriftzügen aber für dessen ungeübte Hand klärlich zeugt in der heutzutage florirenden und alles überwuchernden edeln Schreibkunst; womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß wir des Ritters Schrift nicht sehr ansprechend finden und daß wir sie nicht den meist charakterlosen Schreibweisen unserer Zeiten weit vorziehen. Auf 161 Seiten folgt „Rechtshandel und Urtheil in Sachen von Kurmainz gegen Götz vom Jahre 1525". Außer den höchst interessanten Zeugenverhören, die zu seinen Gunsten ausfielen

---

babylonischen Flüssen Deutschlands gewohnt ist, den Schriftstellern, deren Dienste doch alle Augenblicke, z. B. für öffentliche Vorträge, Festgedichte u. s. w. in Anspruch genommen werden, möglichst viel Böses zu wünschen, wie dies ja leider auch meist die Schriftsteller unter sich zu thun pflegen, weshalb man auch dem Publikum aus jener gemüthlichen Bosheit gerade keinen großen Vorwurf machen kann. Wer überhaupt Gemüthsstudien an unsern Landsleuten machen will, dem rathen wir angelegentlichst, auf eine Reihe von Jahren „unter die Schriftsteller zu gehen". In Betracht aller dieser Umstände werden schriftstellerische Talente für ihre Person allerdings wohl thun, auf ein Aemtchen Jagd zu machen, um zu bürgerlichen Ehren zu gelangen, oder sei es auch nur, um im sittlichen Gefühle ihrer Amtswürde und bürgerlichen Rehabilitirung auf ihre ehemaligen Genossen vornehm herabzublicken und ihnen vor dem Publikum Moral zu lesen.

D. Red.

und für die Gutmüthigkeit und den Biedersinn der Vernommenen sprechen, verdient vorzüglich Beachtung, was der Anwalt des Ritters in dessen Namen von dem Antheil sagt, welchen er an der Fassung der bekannten „Zwölf Artikel" genommen habe. Wenn es ihm auch nicht gelang, die Bauern zur gänzlichen Zurücknahme einiger derselben zu bewegen, was zumal beim „dritten" (Aufhebung der Leibeigenschaft) uns nur natürlich und billig scheint, so vermochte er doch durch den Einfluß, den er auf die Beschlußnahme der Artikel 5—9 ausübte, vielen Schaden zu verhüten. Wir geben den Herren Stubengelehrten, die in ihrer transscendentalen Weisheit es ihm zum Vorwurf machen, nicht fester auf seinen Ansichten geblieben zu sein, hiermit zu bedenken, daß, abgesehen von dem Widerspruch, in den sie durch diesen Vorwurf mit sich selbst gerathen, da sie vielmehr den Ritter dafür hätten loben müssen, wenn er die Bauern nicht zur Beschränkung ihrer Forderungen zu bewegen gesucht hätte; daß, sagen wir, abgesehen von diesem Widerspruch, es eine ganz andere Sache ist, Constitutionen zu Dutzenden bei Havanaduft und Mokkagenuß zu fabriciren, als inmitten einer durch die heftigsten Leidenschaften aufgeregten Volksmenge das Seine mannhaft zu thun, um das Niederreißen aller Schranken wenigstens zu hindern. Letzteres hat Götz redlich gethan, und es war das Klügste, ja das unter jenen Umständen einzig Mögliche.

Die fünfte Abtheilung gibt, auf acht Seiten, die „Geschichte der eisernen Hand" selbst und die durch sorgfältige Abbildungen verständlich gemachte Erklärung ihres Mechanismus, der von competenten Beurtheilern, unter denen ein in chirurgischen Operationen ausgezeichneter Lehrer an der Hochschule zu München, als ein Meisterwerk anerkannt wurde, das von den besten Arbeiten der Art heutzutage nur durch größere Einfachheit übertroffen werde, ein Urtheil, welches sinnreich das schönste Lob der Vergangenheit und der Gegenwart implicirt. Die sechste Abtheilung enthält auf 65 Seiten „Erinnerungsworte" in Versen und Prosa „an die eiserne Hand", und eine größere Zahl dem Andenken des Ritters von seinen Verehrern geweihter Gedichte, unter denen wir das von Graf Franz Pocci als vorzüglich gemüthreich und gelungen bezeichnen. Die siebente Abtheilung bringt, auf 229 Seiten, die „Geschichte der reichsritterlichen Familie von Berlichingen". Wie lieblich auch die Sage von Berengar von Berlichingen klingen mag und wie volle Berechtigung auch die poetische Behandlung derselben habe, so freuen wir uns doch, mit Engelhard von Berlichingen den festen historischen Boden, um das Jahr 1151, betreten zu können, der ein Stück des in seinem Besitze befindlichen Landcomplexes zur Gründung des Klosters Schönthal vergabte, unter der einzigen Bedingung, daß fortan die Glieder seiner Familie ihre letzte Ruhestätte in dem Kreuzgange des zu erbauenden Stiftes finden sollten, was auch wirklich im Laufe der folgenden Jahrhunderte geschah. Die Geschichte der Berlichingen enthält des Merkwürdigen, Guten und Edeln so viel, daß es der Berufung auf dazu noch schwach verbürgte Sagen, wie z. B. die „von der silbernen Weihnachtskrippe", die Berengar als Lohn des Edelmuths, nach der Einnahme Jerusalems unter Gottfried von Bouillon, von einer Armenierin, die er gegen die Mishandlung roher Kriegsknechte geschützt hatte, erhalten und aus dem Heiligen Lande zurückgebracht haben soll, kaum bedurft hätte, um die Theilnahme daran zu wecken und zu erhöhen. Die Geschichte, in ihrer einfachen, ernsten und reinen Erscheinung, übt einen größern dichterischen Zauber auf das Gemüth, als aller Flitterstaat, mit dem wir sie behängen und belasten.

Der Reichthum des geschichtlichen Materials ist zu groß, um eine genauere Analyse desselben hier geben zu können; wir müssen uns auf Hervorhebung einiger einzelnen Züge desselben beschränken. Schon im 13. Jahrhundert findet sich der Name „Götz" in dem Geschlechte, den nun schon während fünf Jahrhunderten so viele Glieder desselben mit Ehren getragen haben. Daß mit den Bischöfen und Aebten, sowie mit adelichen Nachbarn schon in jenen frühesten Zeiten oft Reibungen, Zerwürfnisse und Fehden vorkamen, war eine Folge der damaligen Weltlage, in welcher Klerus und Adel, unter sich selbst oder einander gegenüberstehend, sich um den Besitz der Erde stritten. Aus dem Triebe der Selbsterhaltung dagegen entsprangen oft jene Kämpfe des Adels mit den Städten; denn diese letztern, sobald sie einmal durch gegenseitige Unterstützung sich stärker fühlten, unterließen nichts, um den erstern zu schwächen und ihn seines Ansehens und Besitzes zu entkleiden; so zwar, daß sich „die Herren Burgemeister und Räthe" so ganz an seine Stelle zu setzen wußten, daß das Volk dabei nicht nur leer ausging, sondern auch mancher Vortheile, deren es unter der Herrschaft des Adels bis dahin genossen hatte, verlustig ging. Dreihundert Jahre nach dieser Umwandlung wiederholte sich das Spiel; aber diesmal handelte es sich darum, den städtischen Gewaltherren die usurpirten Vorrechte zu nehmen und endlich dem Volke wirklich zu seinen Rechten zu verhelfen. Wie jener erste Proceß der „Entkleidung" (um eines Euphemismus mich zu bedienen!) des Adels durch die Städte Jahrhunderte hindurch sich abspann, so jetzt derjenige der Entkleidung der Städte durch das Volk. Oft scheint es uns freilich, die Entwickelung im allgemeinen hätte weit harmonischer vor sich gehen können, wenn sich alle vier Stände, Klerus, Adel, Bürger und Bauern, gegenseitig nach ihrem eigenthümlichen Werthe geschätzt und im Streben nach immer weiterer Ausbildung unterstützt hätten. Ganz gewiß wären auf diese Weise viele schwere Kämpfe vermieden worden: aber, wir machen die Geschichte nicht, sie macht uns! Ein schöner Charakterzug, den uns die Geschichte von Konrad und Kilian von Berlichingen aufbewahrt hat, führt uns hier aus dem Gebiete der Träume auf das der Wirklichkeit zurück; im Geburtsjahre nämlich unsers Götz, 1480, „nahmen sich diese beiden, der letztere sein Vater, der erstere sein trefflicher Erzieher, gemeinschaftlich der armen Leute (d. i. der Leibeigenen) zu Jaxthausen fürsorglich an". Unter dem Aufgang eines mildern Sternes erblickte also der Götz das Licht der Welt! Bekannt ist, daß

Konrad den größten Einfluß auf das ganze Wesen des jungen Götz übte; denn dieser brachte bei jenem drei Jahre als Knappe zu, begleitete ihn als solcher, funfzehnjährig, auf den Reichstag nach Worms im Jahre 1495, und als derselbe im Jahre 1497 zu Lindau gestorben war, geleitete er die Leiche desselben nach der Familiengruft zu Schönthal. Schon ein Jahr nach seines Vetters Konrad Tod starb auch Kilian, der Vater unsers Götz und so stand der kaum achtzehnjährige Junker unter der alleinigen Aufsicht seiner Mutter, Margaretha, geborene von Thüngen, die er so glücklich war sich noch elf Jahre erhalten zu sehen; sie erlebte also die Aechtung ihres Sohnes nicht mehr, wennschon ihr Herz oft mit Bangen in ihren letzten Lebensjahren dem jugendlich ungestümen Gebaren ihres Sohnes gefolgt sein mag.

Wir können nicht in das Nähere dessen eingehen, was über die rühmliche Theilnahme vieler Glieder des Geschlechts an den Kriegszügen wider Franzosen und Türken, in Frankreich, Italien, Ungarn und auch an jenen Bruderkriegen, welche vom 16. Jahrhundert an bis nah an unsere Zeiten Deutschland verdüsterten, von Kaiser Maximilian's und Karl's V. Tagen an bis hinab zu Kaiser Joseph II. und Franz II. berichtet wird; nur darauf hinzuweisen, als auf eine reiche Fundgrube ritterlicher Thaten, ist uns hier vergönnt.

Mit musterhafter Pietät hat sich der Herausgeber seiner Aufgabe unterzogen und entledigt, über die er sich selbst so ausspricht: „Alles, was wir in diesem Werke geben und durch jahrelanges unermüdliches Forschen und Suchen zusammenbrachten, ist dazu bestimmt, der Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand als schmückende Beigabe zu dienen." Daß, wer mit solcher Pietät der Altvordern gedenkt, auch der Nächsten mit gleicher Gesinnung erwähnen werde, ist vorauszusetzen, und so erlauben wir uns denn schließlich hier die eigenen Worte einzureihen, mit denen der Herausgeber das Andenken seines Vaters und dadurch sich selbst ehrt. Er sagt nämlich:

Es würde schwer sein auch nur annähernd die Leistungen Maximilian Ludwig's, des besten Vaters und treuesten Freundes, schildern zu wollen. Zoll für Zoll ein Ehrenmann, ein fester, entschiedener Charakter, wie sie stets selten waren und immer seltener werden, ist sein ganzes Leben, sein unermüdliches Wirken meistens nur dem Dienste anderer gewidmet gewesen. Selbstsucht kannte er nicht, nur Aufopferung, und diese übte er im reichsten Maße aus.

Dem Herausgeber selbst, welcher unter Radetzky im Jahre 1848 in Italien und unter Fürst Windischgrätz in Ungarn, vom Jahre 1848—49 in der k. k. Cavalerie diente, und im Jahre 1855 als Schwadronencommandant quittirt hatte, wurde die Auszeichnung, im Jahre 1859 von dem Kaiser von Oesterreich „in Anerkennung seiner Verdienste und Bemühungen um die blessirten k. k. Soldaten" zum Major in der Armee befördert zu werden, und in demselben Jahre erhob der König von Würtemberg ihn „für sich und seine Nachkommen" in den Grafenstand.

Erwünschte Zugaben, wie der „Berlichingen'sche Stammbaum", das schöne und sorgfältig ausgeführte „Familienwappen", ferner die „Geschichte des Klosters Schönthal vom 12. bis 16. Jahrhundert", dann die Abbildung des Denkmals unsers Götz im Kreuzgang desselben, und zuletzt „Professor Zöpfl's Darstellung der Hauptmannschaft des Ritters im großen Bauernkriege vom Jahre 1525", böten noch reichen Stoff zu eingehender Besprechung. Wir müssen aber dem Raum Rechnung tragen, und drücken hier schließlich darüber noch unsere Freude aus, daß wir am Schlusse unserer Anzeige das Glück hatten, einen rein menschlichen Zug des Edelmuths in demjenigen der Descendenten unsers Götz zu constatiren, der den schönen Namen, welchem er durch seine Veröffentlichung ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, so würdig trägt. Monumentum aere perennius! 73.

Einige neuere populär-zoologische Schriften.

Neben der systematischen Literatur der Zoologie hat sich seit längerer Zeit auch eine zwanglosere entwickelt, in welcher die Thiere in ästhetischer und gemüthlicher Weise betrachtet werden. Zugleich wurde ein näheres Augenmerk auf ihr Handeln und Treiben gerichtet und man suchte die eigenthümliche Gestaltung ihres Seelenlebens zu erkennen und dessen Verhältniß zum menschlichen zu ermitteln. Ferner wurden die culturhistorischen Beziehungen der Thierwelt erforscht und zusammengetragen, was in den Schriften der Vergangenheit und im Leben der Völker von Ansichten, Mythen, Fabeln die Thiere betrifft. Betrachtungen solcher Art sind auch geeignet, mit freundlichen und schonenden Gesinnungen für die Thiere zu erfüllen, damit der Mensch nicht aus Unverstand oder Roheit die Qualen und die Last der armen Creatur unnöthig vermehre, welche aus derselben schöpferischen Hand wie er selbst hervorgegangen ist. Wir betrachten in folgenden einige der neuesten zoologischen Schriften, welche diese Richtungen vorzugsweise vertreten.

1. Die Thiere im Leben des Menschen. Ein Buch für jung und alt von Heinrich Jaebe. Erste Reihe. Leipzig, Voigt und Günther. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Fürwahr, ein sehr artiges Buch! Der Verfasser führt uns in eine Galerie von Thierbildern, in welchen die mythische, culturhistorische und ökonomische Bedeutung der Thiere in der anmuthigsten Weise dargestellt ist. Er weiß in seinen Schilderungen eine Masse der interessantesten Angaben über jene Verhältnisse so angenehm mit solchen über die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Thiere zu verweben, daß sein Buch eine ebenso unterhaltende als belehrende Lectüre gibt, an der in der That, was viel sagen will, die Jungen und Alten sich gleichmäßig erheitern und im Wissen bereichern können. Dieses ist nur möglich geworden, indem der Verfasser mit feinem Beobachtungssinn das Leben und Treiben der Thiere aufgefaßt und zugleich aus einer sehr ausgebreiteten Literatur eine Fülle der interessantesten Angaben über sie gesammelt und für jedes der von ihm behandelten Thiere zu einer Reihe von Genrebildern verarbeitet hat. Seine Kenntniß der Thiersagen und Thiermythen ist ungewöhnlich reich und ausgebreitet. Betrachten wir nur gleich, weil sie den Reigen eröffnet, die Ziege! Da geht der Verfasser vom Bekanntesten aus, von ihrer Zuthätigkeit und Possirlichkeit, ihrer Freiheitsliebe und Schalkhaftigkeit, und wie die Ziegen so hübsch sich ausnehmen, wenn sie an der grünen Wand des Thals weiden, die Felsvorsprünge erklimmend, vom Buschwerk naschend, während der Hirtenbub' in der reinen Luft der sonnebeleuchteten Berge sich seines Lebens freut. Die Ziege war vielleicht das älteste Hausthier und schließt sich, wo sie auf unbewohnten Inseln verwildert ist, leicht an den Menschen an, welcher dahin gelangt. Ihre Milch und ihr Fleisch ernährte, ihr Fell

bekleidete bereits die Urmenschen; aus der Haut asiatischer Ziegen werden die feinsten Lederarten bereitet, aus ihren Haaren die köstlichsten Shawls gewoben. Dann folgen die Ziegenmythen und die Ziege Aegä, die Ziege Heidrun, das deutsche Märchen von Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein, die Sage vom Pan, der die Ziegen geschaffen hat, und vom Bacchus, dem für die Gabe des edeln Weins Böcklein geopfert wurden, das Märchen von Thor's Böcken und von dem Böcklein, das Rebekka für ihren blinden Gemahl Isaak bereitet, um ihrem Sohn Jakob, den sie mit dem Felle desselben rauh macht, statt ihrem Sohn Esau, des Vaters Segen zuzuwenden. Auch der Sündenbock der Juden fehlt nicht und die Bocksweihe der heidnischen Preußen, Litauer, Liv- und Kurländer, sowenig als der Schneiderbock und der dämonische Bock, auf dem die Hexen zum Blocksberg ritten, und St.-Peter's Geiß. Die alten Sprichwörter der Deutschen von Bock und Ziege, die Fabeln von „Bock und Fuchs", von „Wolf und Geißen" erhalten ebenfalls ihre zierliche Erläuterung, während ein Gedicht: „Der Ziege Preis", alles Erzählte noch einmal in poetischem Rahmen zusammenfaßt.

Wer schlösse sich besser an die Ziege an, als der Vetter Steinbock, der mächtige Hörnerträger, welcher die Nähe der Wolken liebt? Aber auch vom Schwein, dem borstigen Dickhäuter, dem cholerischen, eigensinnigen, ingrimmigen Thiere weiß der Verfasser vieles Interessante zu berichten. Zur Widerlegung der hergebrachten Meinung von der Dummheit dieses Geschöpfes führt er die Schweine an, die man zum Trüffelsuchen, ja sogar zur Hühnerjagd und zum Tanzen nach den Tönen des Dudelsacks abgerichtet und nachdem er von dem vielfachen Nutzen des Thieres gesprochen und von den Schweinehirten, wie solche Pizarro und Sixtus V. waren, während der treue Eumäos, „der göttliche Sauhirt", in Verbindung mit Telemachos seinen Herrn Odysseus von den lästigen Freiern befreite, kommt er zum „ritterlichen" Wildschwein, das in Sage und Geschichte eine Rolle spielt, vom erymanthischen und calydonischen Eber an bis zum lydischen Eber, der den Tod von Krösus' Sohn veranlaßte, und schildert dann die Rolle, welche das Schwein in der religiösen Vorstellung der Völker gespielt hat und wie es nicht nur bei den Juden, sondern bei vielen andern alten Völkern, meist Semiten, aber auch bei den Skythen als ein unreines Thier galt. Anders bei den nordischen Völkern; jeden Tag speist man in Walhalla vom Eber Sährimnir und jeden Abend ist er wieder heil; Freir's Eber Gullinbursti zieht den Wagen des Gottes und erhellt mit seinen Goldborsten die Nacht. Sprichwörter, Märchen und Fabeln fehlen auch vom Schweine nicht. Wir haben nur ein paar Beispiele herausgehoben, um die anmuthige und vielseitige Weise zu zeigen, in welcher der Verfasser seinen Stoff behandelt; dieselbe verleugnet sich auch beim Esel und Schafe nicht, deren Schilderungen wie die des Kameels, des Löwen und Elefanten vielmehr zu den gelungensten gehören. Eingestreute Gedichte, zum Theil eigene Arbeit des Verfassers, bringen Abwechselung auch in die Form der Gemälde und man sieht einer weitern Reihe derselben mit Verlangen entgegen.

2. Instinct und freier Wille oder das Seelenleben der Thiere und des Menschen. Eine vergleichend-psychologische Studie von J. P. Gleisberg. Leipzig, O. Wigand. 1861. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser hat sich im vorliegenden kleinen Buche die theoretische Untersuchung der seelischen Beschaffenheit der Thiere zur Aufgabe gemacht. Es ist bei seinem Standpunkte, dem jetzt beliebtesten der Aerzte und Physiologen, nicht zu verwundern, daß er eine ungemeine Scheu vor dem Teleologismus, vor Zwecken und Endursachen an den Tag legt, welche Scheu auch schon zu Reimarus' Zeiten vorhanden war. Die Teleologie hatte übrigens auch ihre Zeit, z. B. im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo sie, entgegen der Ansicht des Verfassers, keineswegs die Fortschritte der Naturwissenschaft hinderte. Es kommt darauf an, wie der Begriff der Teleologie gefaßt wird, ob wahr oder falsch; die wahre Teleologie in der Naturwissenschaft ist von sehr großen Denkern auch unserer Zeit, z. B. Hegel und Trendelenburg, vertheidigt worden. Die Scheu vor der Teleologie und vor der „Transscendenz" veranlaßt den Verfasser, beim Instinct gegen Autoritäten ersten Ranges, Johannes Müller und Lotze, aufzutreten; er sucht auch Cuvier's Hypothese zu widerlegen, welcher bekanntlich die instinctiven Handlungen der Thiere durch angeborene Traumideen zu Stande kommen ließ. Von Zweckmäßigkeit zu reden, meint er, sei schwer, „da wir ja die Dinge nur in dieser einen gewissen Gestalt kennen und keine Ahnung haben, wie sie uns in einer andern erscheinen würden". Als wenn uns dieses überhaupt etwas anginge! Wir beurtheilen eben das ganze System der Dinge in der Gestalt, in der wir es vor uns haben. Durch die Einrichtung des Organismus, meint der Verfasser, habe die „Natur" das Problem gelöst, daß die äußern Störungen sich selbst an den Rückwirkungen brechen müssen, welche sie mechanisch hervorrufen. Die Weisheit Gottes bedürfe keiner Untergötter zur Ordnung des Weltgetriebes; aus den eigenen Mitteln des Mechanismus folge alles, was wir bewundern. Wenn dieses so ist, so bedarf es nicht nur keiner Untergötter, sondern auch der Gottheit selbst nicht. Es bleibt dann nur unbegreiflich, wie aus der Natur dieser „Mechanismus" entstehen konnte, der so genau combinirt und balancirt ist, daß die Störungen sich an ihrer eigenen Rückwirkung brechen und nicht nur wie an einer von Menschen construirten Maschine den Gang unterhalten, sondern unendlich oft auch Schädlichkeiten aus der immanenten Kraft überwunden werden. Allerdings hat der schöpferische Geist die Geschöpfe nicht geformt, wie der Töpfer seine Gefäße, aber er hat zu der ganzen Entwickelung der Dinge durch seinen Willen den Anstoß gegeben und ihr für alle Zeiten und alle Verhältnisse die Bahnen und Gesetze bestimmt, in welchen sie scheinbar mit blinder Nothwendigkeit verläuft.

Den S. 35 ausgesprochenen Satz, daß die eigentlichen Seelenthätigkeiten von der Nerventhätigkeit nicht zu trennen seien, geben selbst eine Anzahl Physiologen der Gegenwart nicht zu, wenn auch für die materielle Manifestation der Seelenthätigkeiten das Gehirn nothwendig ist. In Uebereinstimmung mit Moleschott und Büchner sucht der Verfasser den Satz, daß der Geist unmittelbar abhängig vom Gehirn sei, auf alle Weise zu stützen; die Uncultivirbarkeit mancher Rassen beruhe auf mangelhafter Hirnentwickelung; im erkrankten Gehirn gebe es keine Vernunft, sondern nur irrige Begriffe und Urtheile. Indem für den Verfasser „der menschliche Körper eine modificirte Thiergestalt, die Seele eine potenzirte Thierseele ist", besteht für ihn kein wesentlicher Unterschied des Menschen vom Thiere, die Vernunft ist kein besonderes Vermögen, sondern nur erhöhter Verstand — lauter alte Ansichten, seit fast zwei Decennien oft ausgesprochen und discutirt. Es hängt wol mit der Aufhebung des wesentlichen Unterschiedes zwischen Menschen und Thier zusammen, wenn der Verfasser S. 60 erklärt, es existirten gar keine Instincte, und im Sinn von Leroi u. a. behauptet, die wundersamen Kunstleistungen seien das Product von Ueberlegung, Versuch, Erfahrung. Freilich modificirt er wieder seine Ansicht, wenn er hervorhebt, daß die Organisation der Thiere die Entstehung bestimmter Vorstellungsreihen und Handlungen veranlasse, kommt aber dann gleich wieder darauf, die Bienen und Spinnen u. s. w. seien eben doch nur Empiriker, denn eine Vorstellung von hexagonalen Zellen und von Netzen in ihrer Seele anzunehmen, „würde eine Analyse, eine Abstraction voraussetzen, die ohne theoretische Reflexion nicht zu erzielen ist". Man muß sich dann nur wundern, daß die Bienen sogleich nach Verlassung der Nymphenhülle, die Waben zu bauen verstehen, daß sie beim ersten Ausflug schon wissen, was sie auf den Blumen zu thun haben und den Rückweg wiederfinden. Wenn der Verfasser, sich abermals modificirend, dominirende Vorstellungen in der Thierseele, verschieden nach den Arten und unauflöslich mit ihrer Natur verbunden annimmt, so hat er damit

eben die Quelle der Instincte und Kunsttriebe angegeben, welche mit dem Verstand zu confundiren ein großer Irrthum ist. All diese Verhältnisse hat vor fast 100 Jahren der klar denkende Reimarus schon mit großer Schärfe und eingehender Gelehrsamkeit entwickelt und keiner der Spätern hat ihn hierin übertroffen.

Obschon ferner der Verfasser Thier und Mensch nur als Product des Bodens und der Umgebung auffaßt, kommt er doch nicht dazu, die Freiheit des Willens ganz zu leugnen, den Cotta nur als „Wirkung der stärksten Motive" anzusehen geneigt ist, aber er schränkt ihn bedeutend ein, dürfte hierbei jedoch im ganzen das richtige Maß eingehalten haben. Alle vom Verfasser behandelten Probleme und Controversen sind zu den verschiedensten Zeiten erörtert worden und kommen bei jeder Phase der Wissenschaft immer wieder zum Vorschein. Enthält auch die vorliegende Schrift kaum neue Gedanken, so kann sie doch als eine gute übersichtliche Darstellung der Ansicht gelten, welche die jetzt herrschende physiologische Schule von denselben hegt.

3. Die Thierwelt. Charakteristiken von Hermann Masius. Essen, Bädeker. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat sich in diesem Werke eine systematisch geordnete Schilderung der Thierwelt zum Vorwurf gemacht, in welcher vorzüglich die Sitten, die Lebensweise und culturhistorische Bedeutung der Thiere hervorgehoben werden. Nach einer anatomisch-physiologischen Einleitung, welche das Nothwendigste über den Bau und die Functionen des thierischen Organismus enthält, kommt er auf die Zahl der Thiere und die vorweltlichen Thiere zu sprechen. Das hierüber Gesagte ist etwas kurz und zum Theil nicht richtig, wie namentlich die Zahlenangabe der Thierspecies, wo es heißt: „Man zählt jetzt im ganzen etwa 60000 Thiergattungen, aber man wird deren auf 100000 annehmen dürfen", was entschieden viel zu wenig ist. S. 31 heißt es: „Der Mensch ist der endlich erschlossene Gedanke des Alls; mit ihm beginnt die eigentliche Geschichte der Natur und Welt." Das ist eine Phrase aus der alten mangelhaften Naturphilosophie; die Welt und die Natur waren lange vor dem Menschen vorhanden, der nur das höchste Geschöpf auf dem Erdplaneten ist. S. 41 werden Hund und Pferd hinsichtlich ihrer psychischen Anlagen über den Orang gestellt; „nie zeigt sein Thun von Combinationen, deren z. B. Hund und Pferd in so überraschendem Grade fähig sind." In dieser Behauptung wird dem Verfasser schwerlich ein Thierpsycholog beistimmen, am wenigsten in Beziehung auf das Pferd; der Orang verrichtet in der Gefangenschaft häufig Handlungen, die von Verstand, Ueberlegung und sinnreicher Combination zeugen. Der eigenthümliche Werth des vorliegenden Buchs besteht in einer Anzahl gelungener, in blühender Sprache geschriebener Schilderungen einzelner Thierformen, wie z. B. des Bären, Wolfs, Fuchses, Pferdes, Kameels, Renthiers, Elefanten, Rhinoceroffes (bei welchem auch der rinnenartigen Straßen gedacht wird, welche die Nashörner des Indischen Archipels bis hinauf an die Gipfel der Vulkane austreten und in welchen sie durch verborgene Sicheln, an denen sie sich den Leib aufschlitzen, öfters getödtet werden); dann des Adlers, der Eule, des Straußes, Storchs, Reihers und seiner Beize u. s. w. Sehr anziehend sind auch die Beschreibungen des Schlangentanzes und Heringsfangs. Die wirbellosen Thiere werden verhältnißmäßig sehr kurz behandelt und scheinen überhaupt dem Verständniß des Verfassers ferner zu liegen. Kein wahrer Naturforscher kann mit ihm übereinstimmen, wenn er S. 240 sagt, nachdem er von dem so verschiedenen Aufenthalt der Insekten gesprochen: „Freilich mochte sich mit einer solchen Lebensweise und solchen Wohnstätten eigentliche Schönheit der Gestalt selten vereinigen lassen. Die Insekten dürfen in diesem Betracht nur als sehr unvollkommene Gebilde gelten. Sie stellen der zerfließenden Formlosigkeit der Würmer und Weichthiere nur das andere Extrem gegenüber: urippähnliche Typen des starren Gesetzes u. s. w." S. 281 wird bei den Krebsen behauptet: „Von einem Seelenleben darf hier kaum noch gesprochen werden." Wir möchten den Verfasser auf das verweisen, was Krauß von den Sitten der südafrikanischen Krebse und Greßly im Album von Combe-Varin über die mittelmeerischen berichtet hat, um ihn zu überzeugen, daß die Decapoden, namentlich die Krabben, unter den wirbellosen Thieren in psychischer Hinsicht einen sehr hohen Rang einnehmen, und daß ihr Benehmen und manche Handlungen an die Wirbelthiere erinnern. S. 292 heißt es, daß die echten Perlen nur von Meleagrinen erzeugt werden; die Alten hätten große Verschwendung mit selben getrieben und ihre Perlen aus dem Rothen Meer, dem Bosporus, dem Mittelmeer erhalten; im Mittelmeer leben aber keine Meleagrinen und die von da erhaltenen Perlen der Alten stammten von Arten der Geschlechter Murex und Strombus, bei welchen in seltenen Fällen sehr schöne Perlen gefunden werden. Ueber die Rhizopoden und Polycystinen wird kein Wort gesagt. Die Charakteristiken verrathen vielfach Kenntniß der Literatur, des Lebens und der Anschauungsweise der Alten; die Ausstattung des Buchs ist eine hübsche zu nennen.

4. Was da kriecht und fliegt! Bilder aus dem Insektenleben mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verwandlungsgeschichte. Von E. L. Taschenberg. Berlin, Boßelmann. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser führt uns in diesem Werke eine Reihe von Insekten der sämmtlichen Ordnungen in monographischer Betrachtung und mit dem Buche eingedruckten Abbildungen der verschiedenen Lebensstufen vor. Er leitet diese entomologische Galerie mit einer „Würdigung der Insektenkunde" ein, welche unter allen Nationen sich zahlreiche Freunde und Förderer erworben und eine ungemein reiche Literatur erzeugt hat. Wer jemals Entomologie getrieben, wie Referent viele Jahre hindurch, wird die Schilderung ihrer Reize vom Verfasser viel eher zu schwach als zu lebhaft finden; Naturforscher ersten Ranges (auch Cuvier) haben mit dem Studium der Insektenkunde ihre Laufbahn begonnen. In Wahrheit eignen sich die Insekten wegen der feinen Unterschiede ihrer ungemein zahlreichen, oft so schönen und eleganten Formen und Zeichnungen besonders dazu, den Sinn für feine Beobachtung und Unterscheidung zu wecken und fortwährend in Uebung zu erhalten. Verringert sich auch die Zahl der noch in Europa möglichen neuen Entdeckungen von Jahr zu Jahr, infolge der außerordentlichen Thätigkeit auf diesem Gebiete, so ist für die Sitten und Verwandlungen noch vieles zu beobachten und auch die Anschauung des bereits Bekannten in der Natur gewährt einen unvergleichlich größern Genuß als die bloße Lectüre. Nichtsdestoweniger gibt es, wie der Verfasser beklagt, aus Unwissenheit noch eine Menge Verächter der Insekten und der Entomologie, welche doch eine so lohnende Beschäftigung in Gottes freier Natur bietet und auch in praktisch-ökonomischer Hinsicht von Wichtigkeit ist. Würden die Oekonomen die Lebensverhältnisse und Entwickelungsgeschichte vieler Insekten kennen, so vermöchten sie gar manche Uebel und Beschädigungen von ihren Pflanzungen fern zu halten oder zu vermindern.

Eine erste Reihe „Naturbilder" stellen die Käfer dar: Laufkäfer, Schwimmkäfer, den Todtengräber, Maikäfer, Mehlkäfer, das Johanniswürmchen, den Maiwurm, Haselnußrüßler, schwarzer Kornwurm, Borkenkäfer, die Riesenkäfer Goliath, Hercules u. a. In Norddeutschland braucht der Maikäfer vier Jahre zur Entwickelung, in Süddeutschland, der Schweiz, Frankreich nur drei Jahre; abweichend in vielen Beziehungen ist die Verwandlungsgeschichte des sogenannten Maiwurms, Meloe mit seinen zweierlei Larvenformen; die ersten ganz kleinen Larven schmarotzen auf den Bienen, von welchen sie in den Blumen aufgelesen werden. In einem sehr anmuthigen Aufsatz: „Die Käfer in Wassersnoth", werden die Verlegenheit und das Elend geschildert, welche das nasse Element, seine gewohnten Grenzen überschreitend, auch über diese kleinen Wesen bringt. Von den übrigen Ordnungen werden mehrere Blatt-, Holz- und Gall-

wespen, Ichneumoniden, Bienen- und Hummelarten, die Hornisse und andere eigentliche Wespen, die europäische Mutille, welche ihre Eier in Hummelnester legt, wo ihre Larven die der Hummeln verzehren, die Ameisen geschildert. Ein eigener Aufsatz behandelt die Caprification der Feigen, ein anderer die Freunde, Gäste und Sklaven der Ameisen, bei welchen staatenbildenden Thierchen überhaupt eine Fülle der interessantesten Verhältnisse vorkommt. Eine Reihe von Bildern sind den Schmetterlingen gewidmet, namentlich schädlichen, eine andere den Zweiflüglern, von welchen meistens lästige, auch den Menschen verletzende ausgehoben sind; von Netzflüglern finden wir den Ameisenlöwen, die Flor- und Kameelhalsfliege, die Skorpion- und Eintagsfliege, die Wasserjungfern und Termiten, von Geradflüglern Ohrwürmer, Kakerlaken, Grillen und Heuschrecken, namentlich die Wanderheuschrecke, von Schnabelkerfen die Schaum- und Singcicaden, den Laternträger, Erd- und Wasserwanzen, Blatt- und Schildläuse, unter ihnen die Cochenille. Die gemeine Skorpionfliege fangt andere Insekten aus und fällt selbst Libellen an; die sogenannte „Theißblüte" ist das massenhafte Auftreten einer Eintagsfliege am Ufer der Theiß, die wie andere Hafte anderwärts durch ihre erstaunliche Menge den Fischen reiche Nahrung gewährt. Im Atlantischen Ocean, 40—60 geographische Meilen von der afrikanischen Küste treiben oft mit dem Winde unermeßliche Heuschreckenschwärme, die zuletzt ermattet in das Meer stürzen und umkommen. Zwei liebliche Frühlingsbilder machen den Schluß; das eine schildert das Leben der Insekten am Stamm einer Eiche, das andere ihr Treiben auf einem blühenden Weidenstrauch. Die Zahl eigener Beobachtungen in diesem Buche ist allerdings nicht groß, welche zu geben auch die Absicht nicht war; desto gelungener ist die Auswahl und Zusammenstellung von bereits bekannten merkwürdigen Thatsachen. Die schöne Ausstattung und der ungemein billige Preis sind weitere Gründe für dessen kräftige Empfehlung.

Maximilian Perty.

Gesammtausgaben neuerer deutscher Autoren.

Neben den Gesammtausgaben einzelner Classiker, denen sich jetzt auch eine Gesammtausgabe der Werke Jean Paul's anreiht, die noch im Gange ist und wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres zum Abschluß kommen dürfte, werden jetzt auch immer häufiger die Schriften vorzugsweise beliebter, eigentlich moderner Autoren gesammelt. Das Publikum kauft die einzelnen Bücher der betreffenden Autoren vielleicht wenig; aber es schafft sich die gesammelten Werke an, weil es Respect vor allen bänderreichen Erscheinungen hat, weil es darauf rechnet, daß unter einer Masse von Bänden doch auch manches Gute sein müsse, welches das Mittelmäßige überträgt, und weil diese Gesammtausgaben meist auch zu sehr wohlfeilen Preisen geliefert werden.

Wenden wir uns zunächst zu den Gesammtausgaben von Schriften solcher Autoren, welche der Tafelrunde des Jungen Deutschland angehörten, so begegnen uns da zuvörderst die Gesammtausgabe der Schriften Heinrich Heine's, deren drei erste Bände wir bereits früher angezeigt haben, und die neue vollständige Ausgabe der „Gesammelten Schriften" von Ludwig Börne (Hamburg, Hoffmann u. Campe; Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, 1862), wovon uns der erste Band vorliegt. Man behauptet wol, daß Heine und Börne vollkommen überwundene Standpunkte bezeichneten; doch möchten wir dies nicht unbedingt zugeben. Namentlich was Börne betrifft, so hört man im Publikum noch häufig Berufungen auf ihn, und gleich häufig die Klage, daß uns jetzt ein Börne fehle. Ebenso wird ein witziger Spötter wie Heine trotz aller Frivolität stets ein Publikum haben, oder er wird es wiederfinden, wenn in der Gegenwart Mangel an geistreichen Spöttern eintritt und die Zustände doch der Art sind, um neuerdings zu Witz und Spott herauszufordern. Die Verhältnisse haben sich aber noch keineswegs consolidirt; das Begriffschaos hat sich noch keineswegs vollkommen gelichtet; die sociale Welt verharrt in ihren Schwankungen und die politische ist wieder in neue gerathen, welche denjenigen ähnlich sind, unter deren Einwirkung Heine und Börne schrieben und scharmützelten. Eine neue, das tiefere Gemüthsleben der Menschen erbauende und ausfüllende Religion ist nicht erfunden worden; mit dem gravitätisch-philiströsen Ernste aber, den man von gewissen Seiten zur Schau trägt, verbindet sich doch auch viele Affectation und Scheinheiligkeit.

Es ist wahr, in dem uns vorliegenden Bande der Börne'schen Schriften ist vieles, vielleicht das meiste für uns veraltet und überwunden, bis auf die Schreibart, die immer glänzend und fesselnd ist. Bei der Lectüre mancher mehr feuilletonartigen und humoristisirenden Aufsätze wird man jetzt kaum noch begreifen, wie es einmal möglich gewesen, sie für besonders geistreich zu halten oder über sie zu lachen. Das Interesse an andern ist uns dadurch entrückt, daß sie bloße Augenblicksblasen der Zeitströmung waren, daß sie sich zum Theil auf Lächerlichkeiten bezogen, deren sich jetzt niemand so leicht mehr schuldig macht, auf Einrichtungen, die beseitigt sind. So lange die Censur noch bestand, war jeder gelungene Witz auf sie von Werth und allgemeinstem Interesse; heutzutage lesen wir diese Ausfälle auf Censur und Censoren kaum mit größerm Antheil als womit wir eine alte abgestandene Anekdote in Meidinger's französischer Grammatik oder in Müchler's altem Anekdotenalmanach lesen. Das ist eben das Los der Satire, daß sie meist nur so lange lebt, als der Zustand dauert, gegen den sie sich richtete. Aber es gibt unter den Börne'schen Aufsätzen auch so manche von dauerndem Werth, und wir rechnen zu ihnen im ersten Bande unter anderm namentlich seine herrliche Denkrede auf Jean Paul vom Jahre 1825, den Aufsatz „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens" u. s. w. Letzterer bringt uns auch Erinnerungen aus Börne's hallescher Universitätszeit, aus jener Zeit des deutschen Studentenlebens, wo dieses zwar roh und wild, aber durch poetische Empfindungen, vaterländische Gefühle und Wissenseifer verklärt und veredelt, nicht blasirt, sondern von origineller Frische war. Auch Gestalten wie Wolf, Schleiermacher, Steffens, von dem Börne mit Recht sagt: „Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, wie er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an", Horkel, Reil u. s. w. tauchen vor unsern Blicken auf. Ueber den letztern bemerkt Börne: „Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorträge über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik." Welchem Professor der Medicin fiele es heutzutage noch ein, seine Vorträge durch poetische Citate aus Schiller und Goethe schmackhaft zu machen und zu den Hülfsmitteln der Aesthetik seine Zuflucht zu nehmen? In dieser Hinsicht ist unsere Zeit allerdings ganz anders geworden; das Bootenthum hat den Atticismus vollkommen verdrängt; man legt sogar dem Publikum die Eingeweide der secirten Opfer der Wissenschaft in aller Häßlichkeit bloß, aber man bekränzt diese Opfer nicht mehr. Mit einer liebenswürdigen Humanität, von der wir seitdem auch weit abgekommen sind, spricht sich Börne in diesem Aufsatze gegen die moderne Sucht aus, diejenigen summarisch zu verdammen, welche ihre philosophischen oder religiösen Meinungen im Laufe der Zeit änderten oder zu ändern schienen, während sie doch vielleicht nur dahin getrieben wurden, wohin die Consequenz ihrer ursprünglichen Anschauungen im Laufe der Jahre und unter den modificirenden Einflüssen der Zeit sie treiben mußte. Börne spricht dabei den schönen Satz aus: „Die Irrthümer eines großen Geistes sind belehrender, als die Wahrheiten eines kleinen." Goethe sagte sogar im allgemeinen, daß es eigentlich seine Irrthümer seien, welche den Menschen liebenswürdig machten. Von

Interesse war uns auch der Börne'sche Aufsatz: „Schüchterne Bemerkungen über Oesterreich und Preußen", indem er sich darin, schon im Jahre 1818, zu demselben Grundsatz bekannte, welcher drei Decennien später der leitende politische Grundsatz einer ganzen großen Partei in Deutschland wurde. „Preußen", sagt Börne, „ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen König seinen aufrichtigen Freund, die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihrem Zwecke gebrauchen wollen..... Deutschlands Geist ist in Preußen; und der ist's, der den Körper regiert." Der Curiosität wegen erwähnen wir noch, daß Börne auf einem handschriftlich vorhandenen Blatte, das jetzt im ersten Bande abgedruckt ist, gegen einen Mitarbeiter d. Bl. eifert, welcher bei aller kundgegebenen Verehrung für Börne sich erkühnt hatte, die Meinung auszusprechen, daß ihm die Ankündigung Börne's zu der ersten Ausgabe seiner gesammelten Schriften (1828) nicht gefallen habe; 120 Bogen zu sammeln, sei zu viel, besonders da seine Aeußerungen „oft nur vorübergehenden Erscheinungen" gälten. Wie sehr aber dieser „Herr Funfzig" recht gehabt, beweist ja gerade diese neueste Gesammtausgabe, welche schon jetzt so manche Aufsätze enthält, die, so gut sie geschrieben sind, doch für uns fast alles Interesse verloren haben, weil sie sich allerdings nur an „vorübergehende Erscheinungen" knüpften. Börne gehörte denn doch auch zu jenen Leuten, welche sich gegen andere ebenso viel herausnehmen als sie von andern, und selbst von Verehrern, wenig vertragen können. Aus dem leider nun eingegangenen „Frankfurter Museum" erfuhren wir übrigens seinerzeit, daß der zwölfte und letzte Band dieser Ausgabe eine Biographie Börne's enthalten wird und zwar aus der Feder seines Freundes Reinganum.

Wie man auch von der socialen Richtung, welcher die der Gruppe des sogenannten Jungen Deutschland mehr oder weniger zugehörenden Autoren huldigten, denken möge, so wird man doch zugeben müssen, daß in ihnen eine große Beweglichkeit und Regsamkeit des Talents wie der Anschauungen steckte, daß ihre Tendenzen, wie ja wol auch das Factum der Gesammtausgaben der Heine'schen und Börne'schen Schriften beweisen dürfte, noch keineswegs so ganz, als man wol annahm, von der Zeitatmosphäre der Gegenwart absorbirt wurden, und daß einige dieser Autoren in späterer Zeit auf verschiedenen Gebieten Compositionen lieferten, die auf Dauer Anspruch haben. Namentlich gilt dies auch von den dramatischen Schöpfungen Karl Gutzkow's, deren meiste, wie auch zwei oder drei von Heinrich Laube, zu den wenigen Bühnenstücken aus den beiden letzten Decennien gehören, welche sich probehaltig erwiesen und auf den deutschen Bühnen esten Fuß gefaßt haben. Daher hat auch das Publikum von ornherein die im Gange begriffene Gesammtausgabe der „Dramatischen Werke" von Karl Gutzkow (Leipzig, Brockhaus, 862) mit einem Beifall aufgenommen, mit dem es heutzutage ur selten gedruckten Dramen entgegenkommt. Von den niedichen Bändchen dieser Gesammtausgabe, deren erstes das Lustpiel „Das Urbild des Tartüffe" enthielt und auf das wir schon rüher aufmerksam gemacht haben, erschienen seitdem wieder inf, nämlich „Zopf und Schwert" (fünfte Auflage); „Werer oder Herz und Welt" (vierte Auflage); „Der Königsutenant" (zweite Auflage); „Pugatschew" (zweite Auflage) nd „Ein weißes Blatt" (zweite Auflage). Jedes derselben t zum Schluß mit Anmerkungen versehen, auf die wir außer en Verehrern Gutzkow's namentlich auch Theaterdirectionen nd Darsteller noch besonders aufmerksam machen wollen. Aus r Anmerkung zu „Zopf und Schwert" entnehmen wir hier lgende Angabe: „Geschrieben wurde vorstehendes Stück im rühjahr 1834. Vielleicht kennt mancher der verehrten Leser is enge kleine Hausgärtchen am Hôtel Reichmann zu Mailand, if dessen Oleanderbüsche, Springquellen und Sandsteinamoretn hinaus ein Zimmer führt, wo vier Wochen lang die ersten er Acte dieser Arbeit reiften. Am Comersee folgte der fünfte. n diesen schönen und nur die Gesetze des Ideals weckenden Umgebungen jene burlesken Erinnerungen aus der Geschichte des märkischen Sandes festzuhalten, war, denk' ich, nur einem, trotz der «Staatsgefährlichkeit» seiner sonstigen Bestrebungen, mit Innigkeit seiner preußischen Heimat zugethanen Gemüthe möglich." Indeß scheint doch der heitere sonnige Himmel Italiens auf den Charakter des Lustspiels eingewirkt zu haben; der Verfasser gesteht selbst, daß dieses Werk „nur aus dem Princip absoluter Heiterkeit" entstanden und die Neigung, „einige politische Winke als sogenannte Tendenz beizugeben", ihm erst bei späterer Ausarbeitung gekommen sei. In „Werner", wie dieses Schauspiel jetzt vorliegt, sind die frühern beiden Schlußlösungen zu einer verbunden. „Den «Schwächling» Werner unsern realistischen Kunstrichtern zu opfern", konnte den Verfasser, wie er bemerkt, nichts bestimmen. „Pugatschew", bei dem der Dichter früher Censurrücksichten zu nehmen hatte, die ihm nun nicht mehr hinderlich waren, erscheint hier in bedeutsamen Punkten und zu großem Vortheil des Stücks geändert und vertieft. In dieser Gestalt versprechen wir uns von diesem Werke, welches unter den historischen Dramen Gutzkow's vielleicht die großartigste Schöpfung ist, auch auf der Bühne eine mächtige Wirkung, weshalb Bühnen, auf welchen eine gute Besetzung möglich ist, nicht säumen sollten, ihr Repertoir mit diesem Werke zu bereichern. Was den ebenfalls überarbeiteten „Königsleutenant" betrifft, so meint der Verfasser, daß dessen Schicksale dramatischen Autoren zu mannichfacher Ermunterung und Beruhigung dienen könnten; hier wenigstens sei es geschehen, „daß ein anfangs wenig beachtetes und an dem Monopol der Regisseure und der Rollenfächer scheiterndes Stück sich dennoch mit der Zeit auf fast allen Repertoires einbürgerte". Dieser Erfolg kann den Verfasser über gewisse gehässige Ausfälle trösten, die noch in neuester Zeit, unter anderm im „Abendblatt" der „Wiener Zeitung" vom 22. Januar bei Gelegenheit einer Aufführung auf dem Hofburgtheater gegen das Stück gerichtet worden sind. Allerdings läßt sich gerade gegen dieses Stück einzelnes einwenden; im ganzen ist es aber doch ein geistreiches anmuthiges Gewebe bühnlich ansprechender Situationen.

Von Gustav Kühne's „Gesammelten Schriften" (Leipzig, Denicke) erschienen bisher zwei Bände, deren erster seine Gedichte, der zweite seine „Klosternovellen", vielleicht Kühne's beste, durch feine Charakterzeichnung und geschmackvolle Darstellung bedeutsamer Conflicte hervorragende novellistische Arbeit enthält. Von F. W. Hackländer's, des beliebten Romanschriftstellers, Erzählungen existirt bereits eine Gesammtausgabe und zwar ältere und neuere Serie; hierzu kommt jetzt eine Gesammtausgabe seiner „Humoristischen Schriften" (Stuttgart, Krabbe, 1862), von welcher uns sechs Bände vorliegen, deren erster die Erzählung „Das Soldatenleben im Frieden" (siebente Auflage), der zweite bis vierte die „Wachtstubenabenteuer" (vierte Auflage), der fünfte „Humoristische Erzählungen" (dritte Auflage), der sechste die „Bilder aus dem Leben" (dritte Auflage) enthalten. Zu den beliebtesten deutschen Erzählern gehört auch Heinrich Koenig, ein Novellist von feinster Fühlung und delicatester Darstellung, von dessen Romanen und Erzählungen, wie von denen des verstorbenen Rellstab, eine Gesammtausgabe besteht, während eine solche jetzt auch von den erzählenden Schriften von Ottilie Wildermuth angekündigt ist. Im Trewendt'schen Verlage zu Breslau erscheint ferner eine Gesammtvolksausgabe von Karl von Holtei's „Erzählenden Schriften" in Miniaturformat (in demselben Format, in welchem auch die fünfte vermehrte Auflage von Holtei's „Gedichten" und eine neue von dessen „Schlesischen Gedichten" erschien) und in 33 Bänden lieferungsweise, von der die erste bis vierundzwanzigste Lieferung die „Criminalgeschichten", „Noblesse oblige" und die „Eselsfresser" enthalten; ferner eine Gesammtausgabe von Theodor Mügge's „Romanen und Novellen" in etwas größerm Format, deren drei erste Bände den Roman „Der Chevalier" (zweite Auflage) umfassen. Die Verlagshandlung glaubt, wie es im Prospect heißt, mit einem solchen

Unternehmen gleichzeitig eine Ehrenschuld der Nation gegen die Hinterbliebenen des Dichters abzutragen und rechnet daher auf lebhafte Theilnahme.

In demselben Prospectus lesen wir auch folgende Bemerkung von allgemeinerm Interesse: „Es ist den Deutschen oft mit Recht zum Vorwurf gemacht, daß sie selbst die Werke ihrer Lieblingsschriftsteller den Leihbibliotheken entnehmen, statt wie Franzosen und Engländer sich am eigenen behaglichen Besitze derselben zu erfreuen und ihre Hausbibliotheken mit ihnen zu schmücken. Doch fängt es auch in Deutschland an zum guten Tone zu gehören, sich in Bezug auf namhafte Autoren von der Leihbibliothek zu emancipiren. Was man sich geistig zu eigen machen will, das will man auch äußerlich als Eigenthum besitzen. Diesem für die Förderung der Literatur so vortheilhaften Streben entgegenzukommen, bedarf es aber wohlfeiler und volksthümlicher Ausgaben" u. s. w. Die Zeitumstände scheinen hierfür günstig zu sein. Schon die große Anzahl von Auflagen, welche Hackländer's und anderer deutscher Romanschriftsteller erzählende Schriften erlebten, und überhaupt die ziemliche Anzahl der in gegenwärtiger Uebersicht erwähnten Gesammtausgaben beweisen, wie unrecht jener englische Berichterstatter hatte, der jüngst in der „Westminster review" behauptete, daß kein Volk so beharrlich seine vaterländischen Romane ignorire und keins so sehr diejenigen Frankreichs und Englands vorziehe als das deutsche. Dieser Vorwurf war eine Zeit lang leider nur zu gegründet, ist es aber gegenwärtig glücklicherweise nicht mehr. Das deutsche Nationalbewußtsein ist wieder einmal erwacht; es ist freilich schon so oft erwacht, daß man fürchten muß, es werde früher oder später von neuem wieder einschlafen, um dann gelegentlich wieder einmal auf ein paar Jahre zu erwachen. Hat doch der skandalöse pariser Jockeyclub bereits in Berlin eine deutsche nur etwas gröbere Uebersetzung in dem „Skandalclub" erlebt, warum sollte nicht auch der deutsche Roman wieder früher oder später in die gleiche verderbliche Strömung hineingerissen werden? **H. M.**

Ein archäologischer Roman.

Ein Pferd des Phidias. Plaudereien aus Athen von Victor Cherbuliez. Aus dem Französischen von Ida Steinmetz. Mit einer Abbildung. Jena, Mauke. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Original des vorliegenden Buchs führt den Titel: „A propos d'un cheval. Causeries athéniennes par *Victor Cherbuliez*" (Paris 1860). Es wurde durch Soret in Genf dem Professor Göttling in Jena bekannt, und infolge dessen ist diese von einer Dame seiner Bekanntschaft ausgeführte Uebersetzung entstanden. Göttling selbst hat dem Buche ein kurzes empfehlendes Vorwort beigefügt, in welchem er unter anderm sagt: das Ganze sei eine der anmuthigsten Erscheinungen in der neuern französischen schönen Literatur, aus welcher es wie eine grüne Oase aus dem Sande poetischer Liederlichkeit hervortrete. In der That ist dem so. Es ist trotz des wissenschaftlichen Themas, welches darin verhandelt wird, und trotz der Fülle der Gelehrsamkeit, welche in ihm niedergelegt ist, mit einer Leichtigkeit und Grazie geschrieben, wie man sie selbst an rein belletristischen Werken nur selten findet, und besitzt in vollem Maße alle die Vorzüge, in denen nicht leicht der Schriftsteller einer andern Nation mit einem Franzosen wetteifert. Ohne Frage hat daher das Buch Aussicht, in weiten Kreisen Anklang zu finden und selbst von solchen Personen mit Interesse gelesen zu werden, die sich sonst von einer eingehenden Erörterung archäologischer und ästhetischer Fragen nicht so leicht fesseln lassen.

Nicht so unbedingt günstig fällt das Urtheil über dasselbe aus, wenn man noch etwas mehr als eine angenehme Mischung von Unterhaltung und Belehrung von demselben verlangt, wenn man z. B. einen Gesammteindruck von ihm fordert, wie ihn ein wirkliches Kunstwerk gewährt, oder irgendwelche bedeutendere wissenschaftliche Resultate von ihm erwartet. Es mag vielleicht manchem pedantisch dünken, an ein Buch dieser Art derartige Ansprüche zu stellen; hiergegen aber müssen wir gerade zum Lobe des Buchs bemerken, daß es selbst zur Erhebung solcher Ansprüche herausfordert, denn es hat einerseits der Eigenschaften, durch welche es sich einem wirklichen Kunstwerk nähert, und andererseits der Beobachtungen und Aufschlüsse, die einem wissenschaftlichen Werke Werth verleihen, so viele und anerkennungswerthe, daß man dasjenige, was ihm in der einen und in der andern Beziehung zur Erweckung einer vollen Befriedigung abgeht, um so lebhafter empfindet.

Am unmittelbarsten macht sich der Mangel einer bestimmt ausgeprägten ästhetischen Form fühlbar. Fragt man, in welche Kategorie der literarischen Producte es eigentlich einzureihen ist, so geräth man wegen der Antwort wirklich in Verlegenheit. Göttling nennt es in seinem Vorwort einen kleinen „Roman", und wir haben in der Ueberschrift dieses Artikels diesen Namen adoptirt, weil jedenfalls der Rahmen, von welchem der eigentliche Inhalt eingefaßt wird, die Form eines Romans besitzt. Nimmt man es aber strenger, faßt man den wesentlichen Kern, das vorwiegende Interesse, den Zweck des Buchs ins Auge, so vermag man ihm diesen Namen nicht zu ertheilen. Wollte man es, so würde man zugleich sagen müssen, es sei ein schlechter, weil als Roman höchst dürftiger, dagegen mit fremdartigen Elementen unverhältnißmäßig überladener Roman. Umgekehrt vermag man aber das Buch auch nicht eine wissenschaftliche Abhandlung oder Dissertation, ja nicht einmal einen wissenschaftlichen Dialog zu nennen. Zwar kommen viel und lange Partien darin vor, die ganz im Stil solcher Erörterungen geschrieben sind, und man empfindet durchweg bei der Lectüre des Buchs, daß es dem Verfasser desselben doch eigentlich darum zu thun gewesen, durch dasselbe sich über gewisse archäologische und ästhetische Fragen auszusprechen; aber im ganzen gebricht es demselben doch an dem vollen wissenschaftlichen Ernst. Die spielende Form desselben steht zum Inhalt nicht, wie es sein sollte, durchweg in dienendem Verhältniß, d. h. sie trägt nicht überall dazu bei, den Stoff für den Leser anziehender zu machen, sondern lenkt nicht selten auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme von demselben ab und nimmt ein Interesse für sich selbst in Anspruch, das mit dem wissenschaftlichen Interesse nicht recht zusammengeht. Offenbar hat der Autor eine ähnliche Mischung von wissenschaftlichem Inhalt und poetischer Form im Auge gehabt, wie Plato in seinem „Symposion"; aber indem er es — wahrscheinlich dem modernen Geschmack zu Liebe — für nöthig gehalten hat, der poetischen Form noch mehr Concessionen als Plato zu machen, hat er das rechte Verhältniß, in welchem die beiden Elemente eine harmonische Verbindung miteinander einzugehen vermögen, nicht zu treffen gewußt. Um Roman zu sein, hat das Buch zu viel von einem wissenschaftlichen Dialog, und um wissenschaftlicher Dialog zu sein, hat es zu viel von jenem Roman. Die archäologisch-ästhetischen Gespräche nehmen den größern Raum und das Hauptinteresse für sich in Anspruch, und doch sind sie nicht so angelegt und durchgeführt, daß sie von Anfang an in klarem, dialektischem Fortschritte, wie es in dem genannten Platonischen Dialog der Fall ist, einem bestimmten wissenschaftlichen Ziele, einem befriedigenden, die bisherigen Widersprüche und Gegensätze harmonisch lösenden Resultate zuführten, vielmehr reihen sie sich ziemlich willkürlich aneinander an, und das Schlußergebniß macht nicht den Eindruck einer aus den Antecedentien mit Nothwendigkeit folgenden, überzeugenden Wahrheit, sondern höchstens einer neben andern möglichen Ansicht, ja es kommt nicht einmal mit voller Klarheit und Unzweideutigkeit zum Ausdruck und ist in gewissem Betracht mehr von negativem als positivem Charakter, indem es den Leser veranlaßt, auf die vorangegangenen Erörterungen mehr mit Ironie als Anerkennung zurückzublicken.

In solcher Weise geboten macht auch der Inhalt als solcher nicht einen so befriedigenden Eindruck, als er es sonst vielleicht vermöchte. Den nächsten Gegenstand der Erörterung bildet ein auf der Akropolis von Athen noch erhaltenes Stück des innern

Frieses an der Westseite des Parthenon, welches zwei Reiter darstellt, einen sehr verletzten und einen noch wohlerhaltenen, melancholisch unter arkadischem Schlapphut hervorschauenden, auf einem geistsprühenden Pferde der edelsten Abkunft. Insbesondere über dieses Pferd des zweiten Reiters, sodann über Pferde, Pferdezucht und Pferdedarstellung überhaupt, weiterhin über das Ideal eines künstlerisch darzustellenden Pferdes und endlich über das Ideal der bildenden Kunst im allgemeinen hält eine Gesellschaft von Männern zum Amusement einer gerade für griechische Kunst schwärmenden Marquise eine Reihe von längern und kürzern Reden, die allerdings, wie der Vorredner der Wahrheit gemäß hervorhebt, eine Menge der feinsten archäologischen, ästhetischen und topographischen Bemerkungen enthalten, in ihrer Totalität aber doch nicht so aufklärend und gewinnbringend sind, als man nach dem dabei gemachten Aufwand an Geist und Gelehrsamkeit erwarten sollte. Fragt man, was nun eigentlich die Ansicht des Autors über die von ihm erörterten Fragen ist, so ist es schwer, darauf eine Antwort zu geben. Inmitten der Unterredungen nimmt der Verfasser, sofern er sich unter die Personen des Buchs selbst eingeführt hat, zu einem gewissen Abbé, der hauptsächlich die höhere philosophische Auffassung vertritt, eine vorherrschend ironische, mehr verwerfende als gutheißende Stellung ein; am Schluß aber läßt er gerade diesen Abbé wie einen ihm selbst Ueberlegenen, von ihm Verkannten erscheinen, er gönnt ihm das letzte Wort und richtet umgekehrt die Ironie gegen sich selbst. Hinter welcher dieser beiden Negationen hat man sich nun das Positive zu suchen? Will der Autor durch die Schlußwendung wirklich das vorher als positiv Gebotene zum bloßen Schein und Blendwerk umstempeln? Er würde damit den größten Theil seiner Arbeit schließlich in die Luft sprengen. Oder ist die Schlußwendung selbst ironisch gemeint und will vielleicht der Verfasser damit nur andeuten, daß gerade das Falsche zuletzt recht behält? Damit würde er ein Conglomerat von Ansichten vertreten, die jeder Einheit ermangeln und die in der That zum großen Theil verdienen, schließlich der Negation preisgegeben zu werden. Oder richtet sich seine Ironie vernichtend gegen beides, gegen das was er früher, wie gegen das was er am Schluß zu billigen scheint? In diesem Fall würde das Endergebniß seines Buchs ein schlechthin nihilistisches sein! Oder meint er dies nihilistische Resultat nicht ernstlich, sondern will nur sagen, daß bei derartigen Erörterungen, wie sie in diesem Buche geführt werden, nichts herauskommt und nur streng wissenschaftliche Untersuchungen von positivem Gewinn sind? In diesem Fall würde seine Schrift nichts weiter als eine selbst inhaltlose Persiflage des Dilettantismus und in gewissem Betracht eine Verhöhnung des Zwecks seiner eigenen Existenz sein.

Für jede dieser Ansichten lassen sich aus dem Buche selbst Gründe entnehmen; aber auch ebenso gut Gründe dagegen. Der Verfasser hat damit sein Buch in gewissem Sinne unangreifbar gemacht, denn es vermag jedem Angriff zu entschlüpfen. Aber eben diese Unangreifbarkeit bringt es um einen festen, stichhaltigen, positiven Werth. Es vermag in hohem Grade unterhaltend und anregend, aber nicht eigentlich belehrend und aufklärend zu wirken; ja sein Einfluß kann für manchen sogar ein verwirrender und irreleitender sein. Ein nicht unwesentlicher Theil der Erörterungen wendet sich polemisch gegen den Idealismus und verficht die Ansicht, daß die Kunst des Phidias eine realistische gewesen sei. Inwieweit damit der Autor seine eigene Ansicht ausgesprochen hat oder nur herrschende Vorstellungen verspottet haben will, läßt sich schwer bestimmen. Im ganzen aber hat uns das, was hier über den Gegensatz von Idealismus und Realismus gesagt wird, wenig befriedigt. Die zum Theil bildliche Einkleidung ist gesucht und der Kern der Gedanken bietet nichts Neues, was von besonderer Tiefe und Gediegenheit wäre. Besonders schwach sind die Stellen, in denen die ästhetische Bedeutung des Gesetzes der künstlerischen Freiheit gegenüber lächerlich gemacht wird. Dem Verfechter dieser Ansicht begegnet hier ein Misgriff, dessen sich sehr viele schuldig machen. Er hat sich von dem, was das Gesetz in der Kunst zu leisten hat, eine übertriebene und in dieser Uebertriebenheit alberne Vorstellung gemacht. Er entdeckt hierauf, daß diese Vorstellung albern war und hält sich nun für berechtigt, die Meinung, welche dem Gesetz eine hohe ästhetische Bedeutung beilegt, überhaupt für absurd zu halten. Sicherlich ist das blos Gesetzmäßige ohne die Leben, Individualität und Ausdruck verleihende Freiheit noch nichts Schönes; aber ebenso wenig das blos Freie ohne die Maß, Ordnung und Klarheit verleihende Gesetzmäßigkeit. Nur ein Gesetz, das innerhalb seiner Grenzen der Freiheit Raum gibt, ist ein echtes Schönheitsgesetz; aber ebenso ist im Reich des Schönen auch nur diejenige Freiheit berechtigt, die sich innerhalb der Grenzen des Gesetzes bewegt. Jede Theorie, welche das eine dieser beiden Principien auf Kosten des andern zum herrschenden zu machen sucht, ist einseitig und falsch, mit wie glänzenden Scheingründen es auch vorgetragen werden möge.

Adolf Zeising.

Reiseliteratur.

Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen. Von Max Rosenheyn. Zwei Bände. Danzig, Kasemann. 1861. 8. 22 Ngr.

Die vorliegende Schrift gibt eine Probe davon, wie viel eine geschickte Darstellung zu leisten vermag. Unter der Feder des Verfassers gewinnt die — was Natur und Kunst angeht — so gering geachtete Provinz, Ost- und Westpreußen, den Reiz eines naturschönen und mit Kunstschätzen aller Art reich ausgestatteten Landes, dessen Besuch dem Naturfreunde, wie dem Verehrer vaterländischer Kunst und Geschichte den größten Genuß darbietet, ja ihm kaum mehr erlassen werden kann. Es ist in der That zu bewundern, was Max Rosenheyn aus einem für so mager gehaltenen Stoff für ein ansprechendes und fesselndes Reisebild herzustellen, zu wie poetischem Schwunge er sich bei einzelnen Naturgemälden, zu welchen inhaltreichen Kunstschilderungen er sich zu erheben gewußt hat, ohne von der Treue abzuweichen, die doch des Reisemalers erste Pflicht ist. Seine Schilderung Danzigs, Olivas, der Marienburg sind kleine Musterstücke der touristischen Literatur und gereichen dem Leser zu freudigstem Genuß, während für Geschichte und Landeskunde überall die werthvollsten Beiträge geliefert sind, welche diese beiden kleinen Bände Lesern der verschiedensten Art empfehlen werden.

Der Verfasser beginnt seinen Reisebericht im Thal der Weichsel von Thorn bis Danzig, ein Landstrich von dem er sagt, daß er an Ueppigkeit und Segen mit dem Nildelta wetteifert. In dem alterthümlichen Thorn, von Hermann Balk neben der uralten Burg Thuren gegründet, und an dessen Pfarrkirche Kopernicus Geistlicher war, hebt er uns eine Sonnenuhr von dessen Hand und seine 1853 von Tieck modellirte Statue hervor, und gedenkt des originellen schiefen Thurms, der alten Ordensburg und des Culmer Thors als Merkwürdigkeiten. Die reizende Umgebung Brombergs, der malerische Umblick vom hohen Weichselufer weiterhin, die alte Blüte, der spätere Verfall und das neue Emporblühen der Landschaft nach dem alten Schwez hin; Culm, die alte Hochschule Preußens, das romantische Althausen mit seiner Burg, Graudenz, die unbesiegte Feste, Marienwerder, mit seinem architektonisch merkwürdigen Marktplatz und seltenen Kirchen, Pelplin, die alte Cisterzienserabtei, dann vor allen das „Venedig" Deutschlands, das ehrwürdige und kunstreiche Danzig mit Zoppot und Oliva, der Riesenbau der Weichselbrücke bei Dirschau, die Marschländer der Nogat und die herrliche Marienburg, der Herrschersitz eines deutschen Heldengeschlechts durch drei Jahrhunderte, in dem man, wie der Verfasser sagt, das historisch erinnerungsreichste, architektonisch-originellste und schönste Kunstbauwerk der profanen Architektur aus dieser Zeit des Mittelalters anzuerkennen hat, und hiernächst das von Lübeckern gegründete freundliche Elbing mit dem Bade Kahlberg: alles dies gewinnt in der geschmackvollen und warmen Darstellung des

Autors einen Reiz, dem der Leser sich mit wahrer Befriedigung hingibt. Das Malerische darin thut dem Gründlichen dabei nirgends Eintrag und die Schilderung der Marienburg und Danzigs erfüllen vollkommen jede wissenschaftliche Anforderung an den Geschichtschreiber wie an den Kunsthistoriker, während die imposante Größe der „vollkommensten Ritterfeste des Nordens“, des marienburger Schlosses, in der Schilderung des Autors den Leser in Staunen setzt.

Der zweite Theil dieser „Reiseskizzen“ umfaßt Ostpreußen, Litauen, Masuren, Samland und Ermeland. An Natur und Kunstinteressen steht diese Provinz zwar nicht auf gleicher Stufe mit der erstgeschilderten; indeß bieten die siebenhügelige, siebenthorige und siebenbrückige Königstadt Königsberg mit seinem Schloß aus dem 14. Jahrhundert, die schönen waldumkränzten Seen Masurens, die Laubwaldberge Sudauens, die Sitze der alten Pruthenen und die nationellen Eigenthümlichkeiten dieses alten Urvolks, dem Verfasser doch mannichfachen Anlaß zu bedeutenden und anziehenden Schilderungen und anmuthigen Bildern.

Die Reise nach Pillau, die einzige, welche der große Kant in seinem ganzen Leben unternahm, ist jetzt zu einer Lustfahrt geworden und die Wanderung durch die üppigen Küsten des Samlandes bewegt den Reisenden zu dem Ausruf, daß etwas wahrhaft „Uebermüthiges“ in dieser üppigen Uferlandschaft liege. Am Ostseestrande liegen die Badeorte Krantz und Neukuhren, prächtige Seeansichten von ihren Höhen darbietend. Frauenburgs Dom, das ritterliche Rössel, der prächtige Wallfahrtsort Heiligenlinde im tiefsten Waldesschatten, die Preußische Schweiz, welche die Alle durchbricht, bieten im Ermeland trefflich geschilderte Punkte dar. Masuren erscheint freilich unwirthbar, wenn man aus den gesegneten Fluren Litauens kommt; malerisch aber liegen Lyck an seinem See, einem kleinen Triest ähnlich, Lötzen, Nicolaiken und Rhein und Angerapp. In dieser Gegend liegt auch Scomanten, die alte tapfer vertheidigte Burg der alten Preußen (Sudauer) zwischen unzugänglichen Sümpfen, und dem Naturreiz des Landes, seinen großen Seen, von welchen der Löwentin 410 Fuß über dem Meere liegt, und der Hauptsee, der Spirding, 14 Meilen im Umfang mißt. Der geistige Bildungsstand der Bewohner Masurens, an Liedern reich, sorglos und arm, ist freilich noch ziemlich tief, aber der Verfasser weiß uns selbst für eine Fahrt durch die Johannisburger Wüste zu interessiren und malt uns Ragnit, Trakehnen, Tilsit (Litauen) auf so gefällige Art, daß wir ihn vollkommen befriedigt verlassen und den Dank vieler Leser ihm wol verbürgen können. 4.

Notizen.

Illustrirte geographische Literatur.

Zu den Publicationen, welche gegenwärtig auf dem literarischen Markte am gesuchtesten sind, gehören wol ohne Zweifel populäre, mit Illustrationen versehene Schriften über Erd-, Völker- und Naturkunde. Es herrscht auf diesem Gebiete in Deutschland eine unglaubliche Concurrenz, theils infolge der zahllosen Verlagsgeschäfte, die einander den Bissen vom Munde jagen, theils infolge der vorhandenen noch zahlreichern Federn, von denen die Entrepreneurs die gesuchten literarischen Artikel zu sehr wohlfeilen Preisen beziehen können. Der Werth dieser Artikel ist denn auch sehr verschiedener Art; bisweilen sind sie aber auch von ausgezeichneter Qualität, wenn es einem umsichtigen und liberal zahlenden Verleger gelingt, für seine Unternehmungen unter den vorhandenen literarischen Kräften nur solche zu gewinnen, welche sich auf diesem Gebiete bereits bewährt haben und auf deren Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit er und das Publikum sich verlassen können. Und eine solche Auswahl zu treffen ist doch wieder schwieriger als man denkt; denn unter den deutschen Fachgelehrten gibt es nur wenige, welche die Resultate ihrer Gelehrsamkeit dem Publikum in gewandter, gefälliger und zugleich gedrängt übersichtlicher Form und in faßlicher, sinnlich anschaulicher Sprache vorzutragen wüßten, und unter den professionellen, für den Tagesbedarf schreibenden Autoren wieder wenige, die mit ihrer Schreibfertigkeit auch die nöthige Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit verbänden. Zu den Verlegern, welche für ihre periodischen Unternehmungen eine Anzahl der geeignetsten Kräfte gewonnen haben, gehört auch George Westermann in Braunschweig, wie dies das im Laufe dieses Jahres in seinem Verlage erschienene, aus seinen beiden periodischen Unternehmungen (die illustrirten Aufsätze namentlich aus den „Deutschen Monatsheften“) herausgenommene und mit mehr als hundert Illustrationen ausgestattete Werk: „Das große Völker- und Naturleben, physiognomische Züge aus fernen Welttheilen“, zur Genüge beweist. Die hier vereinigten Aufsätze, in denen besonders der culturgeographische Standpunkt festgehalten ist, sind vorzugsweise von J. H. Mädler, F. Steger (unter dessen Arbeiten vorzüglich die interessanten Schilderungen: „Centralasien und das Land des Amur“ und „Kane's und MacClintock's Nordpolreisen“ hervorzuheben sind), Moritz Wagner, der einige anziehende Schilderungen aus seinen Reisen in Centralamerika gibt, darunter die Besteigung des merkwürdigen Vulkans Isalco, Wilhelm Heine („Die Liu-Kiu-Inseln“ und „Die Trentonfälle im Staate Neuyork“), Franz Löher („Das Nicaraguagebiet“), G. L. Kriegk, K. L. Biernatzki u. s. w. verfaßt.

Auch das im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheinende, von Hermann J. Meyer herausgegebene Lieferungswerk: „Globus. Illustrirte Chonik der Reisen und geographische Zeitung“, wovon uns eben die zehnte Lieferung zugegangen ist und an dem besonders auch die tüchtige Feder Karl Andree's betheiligt zu sein scheint, hat den Beifall vieler der angesehensten deutschen Zeitungen und Zeitschriften gefunden und ist von ihnen der Beachtung der weitesten Leserkreise empfohlen worden, namentlich wegen der Fülle und Sauberkeit der Holzschnitte, mit denen es geschmückt ist. Nur Petermann's „Mittheilungen aus Perthes' geographischer Anstalt“ haben gegen diese Zeitschrift die Anklage erhoben, daß sämmtliche 16 im ersten Hefte befindlichen Holzschnitte nur genaue Nachdrücke von Illustrationen in der französischen Wochenschrift „Le tour du monde“ seien und daß der „Globus“ überhaupt nur als eine abgekürzte deutsche Ausgabe der genannten französischen Zeitschrift angesehen werden könne. Die Verlagshandlung des „Globus“ vertheidigt sich nun auf dem Umschlage des zehnten Heftes hiergegen mit den Worten: „Hätte der Recensent nur das Erscheinen des ersten Quartals abwarten mögen, würde er wider Willen haben zugeben müssen, daß wir schon in einem so kurzen Abschnitt von dem Versprochenen wenig schuldig geblieben sind“, und mit der Versicherung, daß diejenigen Illustrationen des „Globus“, welche sich auch in dem ihm verwandten französischen „Le tour du monde“ vorfinden, die wirklichen Originalstöcke seien, über deren ausschließliche Verwendung in ihren betreffenden Journalen zwischen den Verlegern des „Globus“ und „Le tour du monde“ ein Gegenseitigkeitsvertrag bestehe. Allerliebst sind die Skizzen des berühmten Malers Biard aus Rio-Janeiro (in Nr. 8); einzelne Illustrationen aus dem Völkerleben dagegen verrathen eine etwas französisch wilde, dem Entsetzlichen zuneigende Phantasie, z. B. das Bild „Ibarra's Schlachtopfer“. Doch gehen hierin andere illustrirte geographische Zeitungen — deren bereits vor einiger Zeit in Deutschland allein nicht weniger als sieben erschienen — noch weiter; so sahen wir in einer derselben beim Durchblättern ein Gastmahl menschenfressender Schwarzen dargestellt, wobei auf Schüsseln gebratene Kinder in allerlei Gestalt herumgereicht werden! Das war doch einmal etwas für den rohen blutigen Geschmack und die Leichtgläubigkeit einer gewissen Sorte von Lesern!

Briefe der Brüder Schlegel an Schiller.

In den von R. Haym herausgegebenen „Preußischen Jahrbüchern“, und zwar im zweiten Heft des nunten Bandes, sind soeben die von A. W. Schlegel an Schiller in den Jahren 1795—1801 gerichteten Briefe nebst drei Briefen seines Bruders Friedrich mitgetheilt, nach den Originalen, welche sich im Besitze von Schiller's Tochter, Frau von Gleichen-Rußwurm

befinden. Man hat hier zum Theil die Antworten auf die Briefe Schiller's an A. W. Schlegel, welche der Herausgeber der Werke Schlegel's, Professor Böcking, aus dessen Nachlaß in einer besondern Schrift im Jahre 1846 veröffentlichte. Die Beziehungen zwischen beiden waren bekanntlich dadurch veranlaßt, daß Schlegel Beiträge zu den „Horen" und dem „Musenalmanach" lieferte; ja am 10. December 1795 forderte Schiller jenen auf, seinen Aufenthalt in Jena zu nehmen, vielleicht in der Absicht, ihn bei der Redaction der „Horen" zu beschäftigen, wozu Körner noch später, am 13. Juni 1796 rieth. Ende Mai 1796 reiste Schlegel über Dresden nach Jena, wo er von Schiller, wie in Weimar von Goethe und Herder, freundlich aufgenommen wurde; im Juli folgte ihm sein Bruder. Aber die Indiscretionen von A. W. Schlegel's Frau (geb. Böhmer), eine Recension des „Musenalmanach" von F. Schlegel, der dafür in den „Xenien" sein Theil abbekam, und eine scharfe Besprechung des Romans der Frau von Wolzogen „Agnes von Lilien" und der „Horen" in dem Reichardt'schen Journal „Deutschland" erregten Schiller's Unwillen so sehr, daß er seine Abneigung gegen Friedrich auch auf August Wilhelm übertrug und in einem Billet vom 31. Mai 1797 (bei Böcking S. 16) auch mit diesem den persönlichen Verkehr abbrach. August Wilhelm suchte sich in einem Schreiben vom 1. Juni 1797, das auch schon von Böcking nach dem Schlegel'schen Concept mitgetheilt und hier nach der sorgfältiger ausgeführten, aber doch von Eile zeugenden Reinschrift abgedruckt ist, zu rechtfertigen. Aber vergebens berief sich August Wilhelm darauf, daß er keine Autorität über seinen Bruder besitze, daß er sich in der That sehr unglücklich fühlen würde, wenn er für alle Schritte seines Bruders, die er überdies erst hinterdrein erfahre, wenn sie schon öffentlich geworden, verantwortlich gemacht werden sollte u. s. w.; vergebens suchte auch Goethe zu vermitteln, der Umgang blieb aufgehoben, und nach der Brüder Abreise von Jena im Jahre 1798 hörte allmählich auch der literarische und briefliche Verkehr auf, den beide bis dahin mit Ernst und Eifer fortgesetzt hatten. Doch sah sich August Wilhelm durch seine besondere Theilnahme für Frau Unzelmann veranlaßt, noch im Jahre 1801 aus Berlin einen längern Brief an Schiller zu richten. Was in August Wilhelm's frühern Briefen zumeist auffällt, sind die Ausdrücke fast überschwenglicher Bewunderung für Goethe und namentlich auch für Schiller. Selbst über Schiller's Recension der Bürger'schen Gedichte, die unmöglich seinen Beifall finden konnte, geht er sehr zart hinweg; doch kann man einen feinen Stich immerhin in den Worten erkennen: „Das Gewicht Ihres Ansehens hat vielleicht manchem Leser diesen Dichter verleidet, deren eigenes Gefühl so weit entfernt war, ihn zu verwerfen, daß es vielmehr aus ihm noch vieles zu seiner Veredlung gewinnen konnte." Es ist hier besonders das Wort „Veredlung" zu bemerken, da Schiller vor Bürger gerade als einem Dichter gewarnt hatte, dem man sich nicht zu sehr hingeben dürfe, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, seinen Geschmack zu verderben oder doch zu vergröbern. Im October 1795 schreibt aber August Wilhelm aus Braunschweig: „Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den ganz neuen und seltenen Genuß, den mir Ihre Gedichte (denn von wem wäre «Das Reich der Schatten» und «Natur und Schule» sonst?) gewährt haben. So oft ich vorzüglich jenes seit vorgestern schon las, so kehrt doch jedesmal der Eindruck von etwas Einzigem und, wenn es nicht vorhanden wäre, Unglaublichem bei mir zurück. Ich weiß nichts damit zu vergleichen als die «Götter Griechenlands»" u. s. w. Und so noch an vielen andern Stellen voll wirklicher oder mehr oder weniger erheuchelter Bewunderung. Wahre Theilnahme scheint sich aber jedenfalls in einem Briefe vom 4. März 1796 auszusprechen, worin Schlegel „von ganzer Seele" sein Bedauern darüber zu erkennen gibt, daß Schiller wieder so viel leiden müsse: „Auf so gehäufte Beweise einer außerordentlichen Thätigkeit hatte ich die Hoffnung gegründet, daß Sie jetzt einer festern Gesundheit genössen. Wenn nur nicht eben diese mit an dem Uebel schuld ist! Könnten Sie doch zuweilen alle Geschäfte beiseite stellen, um sich recht wieder auszuruhen!" u. s. w. Welch ein Contrast zu den bekannten Epigrammen, zu denen sich Schlegel nach der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe veranlaßt sah! Freilich litt Schiller an jener Reizbarkeit, aus der überhaupt in der deutschen Literatur von jeher so viele Fehden, Feindschaften und Zerwürfnisse entstanden sind, in besonders hohem Grade, und August Wilhelm Schlegel hatte das Verletzendste dulden müssen, was überhaupt zu dulden ist: man hatte ihn für die Sünden anderer büßen lassen. H. M.

Bibliographie.

Dreyer, H., Die Kinder des Verräthers. Historischer Roman aus der Zeit Andreas Hofers. Drei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr.

Friedrich, J., Die Lehre des Johann Hus und ihre Bedeutung für die Entwicklung der neueren Zeit. Eine Habilitationsschrift. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gundling, J., Ein moderner Don Juan. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hoppe, H., Der Kampf des General de la Moricière für die weltliche Macht des Papstes. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes und einem Situationsplan von Ancona. Berlin, v. Warnsdorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Joël, M., Lewi ben Gerson (Gersonides) als Religionsphilosoph. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der philosophischen Exegese des Mittelalters. Breslau, Schletter. Gr. 8. 22⅓ Ngr.

Kayserling, M., Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Nebst einem Anhang ungedruckter Briefe von und an Moses Mendelssohn. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Mannhardt, J., Stimmen aus der Reformationszeit. Gedenkblätter zum 300jährigen Todestage Menno Symons den 13. Januar 1861. Aus Menno Symons nachgelassenen Schriften gesammelt und übersetzt von Th. B. Mit einem Anhang aus Dirk Phillipps Schriften versehen und herausgegeben. Danzig, Kabus. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Mill, J. S., Betrachtungen über Repräsentativverfassung. Nach der 2ten Auflage aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet von F. A. Wille. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Spurgeon, C. H., Stimmen aus der Offenbarung Johannis. Acht Vorträge. Aus dem Englischen von Balmer-Rinck. Ludwigsburg, Riehm. 8. 12 Ngr.

Stintzing, R., Friedrich Carl von Savigny. Ein Beitrag zu seiner Würdigung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Thielau, F. v., Graf Albert Pourtales. Politischer Essay. Berlin, Springer. Lex.-8. 15 Ngr.

Wydenbrugk, O. v., Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Eine Entgegnung auf die unter demselben Titel erschienene Schrift von H. v. Sybel. München, Fleischmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Hettinger, F., Der Organismus der Universitätswissenschaften und die Stellung der Theologie in demselben. Ein Vortrag zum Antritte des Rectorates der königlich bayerischen Julius-Maximilians-Universität Würzburg gehalten den 2. Januar 1862. Würzburg. Gr. 4. 15 Ngr.

Die Presse in Oesterreich. Freie Gedanken in halb freier Zeit. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 4 Ngr.

Price, B., Oesterreich und Ungarn. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 Ngr.

Wretschko, M., Zur Frage über die künftige Stellung der Naturwissenschaften an unseren Gymnasien. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Zille, M., Weltbürgerthum und Schule. Schulschrift. Leipzig, Fries. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von Dr. A. Vollert.

Einunddreißigster Theil. Dritte Folge. Siebenter Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Danilo Petrovich Njegos, Fürst von Montenegro, ein Opfer der Blutrache. (1860.) 2. Der Held von Castelfidardo. (Laval. 1861.) 3. Zwei Tödtungen aus Liebe mit Einwilligung der Getödteten. (1828.) 4. Kaspar Zurflüh. (Mord im Canton Uri. 1861.) 5. Eine Walpurgisnacht in Finnland. (1852.) 6. Ein falscher Ranzau. (1613.) 7. Die Entwendung der heiligen Magdalena von Correggio aus der dresdener Gemäldegalerie. (1788.) 8. Ein sächsischer Criminalproceß vom Jahre 1697. 9. Therese Braun. (Giftmord. Staatz in Niederösterreich. 1857—59.) 10. Johanna Winter. (Thüringen. Mord oder Zufall? 1860.) 11. Der Doppelmörder Hans Jakob Kündig. (Zürich. 1859.) 12. Der Fallknecht Karl Wilhelm Oertel, ein zweifacher Mörder. (Großherzogthum Sachsen-Weimar. 1830—33.) 13. Criminalistische Miscellen. (1524 fg.)

Ein neuer Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut und ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart rechtfertigt.

Die Erste und Zweite Folge erschienen in einer neuen Ausgabe zu dem **ermäßigten Preise** von 1 Thlr. für jeden Theil.

In E. A. Fleischmann's Buchhandlung (A. Rohsold) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wanderungen

im bayerischen Gebirge

von

Ludwig Steub.

Elegant broschirt. 1 Thlr.

Inhalt: Von München nach Reichenhall. — Der Chiemsee und Seebruck. — Das Bauerntheater in Seebruck. — Seon. — Andorf, Falkenstein und der Petersberg. — Von Brannenburg über das Arzmoos nach Bayerisch-Zell. — Von Bayerisch-Zell an den Spitzingsee. — Der Irschenberg. — Benediktbeuern und die Carmina burana. — Das landwirthschaftliche Fest zu Starnberg. — Im Thal der Würm.

Diese „Wanderungen" enthalten theils Aufsätze, die in jüngerer Zeit in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zum Abdruck gekommen, hier jedoch wesentlich umgearbeitet sind, zum größern Theil bisher ungedruckte Abschnitte.

Wer das bayerische Hochland bereits durchwandert hat, oder dahin gehen will, wird dieses Buch, welches heiterer Humor und gesunder Witz durchweht, freudig begrüßen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lloyd, H. E. English and German Dialogues. A Guide to Conversation in both Languages. With a Collection of Idioms. — **Englische und deutsche Gespräche.** Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Dreizehnte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Geh. 20 Ngr.

Der Beifall, den Lloyd's Sammlung englischer und deutscher Gespräche seit langer Zeit gefunden, ist gewiss der beste Beweis für deren zweckmässige Anordnung, wodurch dem Anfänger die Fortschritte in der Sprache in praktischer Weise erleichtert werden. Das Werk ist ganz vorzüglich geeignet, neben der Grammatik gebraucht zu werden und so das trockene Studium in eine angenehme Unterhaltung zu verwandeln. Die gegenwärtige 13. Auflage ist mannichfach verbessert und durch Gespräche über neuere Themata vermehrt worden.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neuern Sprachen.

Busch und Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 2. Auflage. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprechen.** 8. Auflage. 15 Ngr.

Fiedler und Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten **Pariser Dialect.** 2. Auflage. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum **Französischsprechen.** 3. Auflage. 15 Ngr.

L'Eco italiano, Praktische Anleitung zum **Italienischsprechen.** 2. Auflage. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsprechen.** 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.**

Zehnte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das jetzige Erscheinen einer zehnten Auflage beweist, obwol es 1784 entstand. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naiv-humoristischen Lectüre aus den Wirren des Tages zu der „Jobsiade" zurück.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 8. Mai 1862.

Inhalt: Rüstow's Memoiren aus dem Feldzuge von 1860. — Briefwechsel zwischen Leibniz und Wolf. Von Thaddäus Lau. — Aus Nordamerika. — Ein Versöhnungsversuch zwischen Theismus und Pantheismus. Von Moritz Carriere. — Zur Erzählungsliteratur. — Notizen. (Aufschneiderei eines englischen Kritikers; Die Varnhagen'schen Tagebücher; Deutsches Leben in novellistischer Behandlung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rüstow's Memoiren aus dem Feldzuge von 1860.

Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1860. Von Wilhelm Rüstow. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es wird überflüssig sein, diesem Buche eine besondere Empfehlung an das deutsche Lesepublikum auszustellen, da es durch seinen Gegenstand sowol als durch seinen Verfasser Freunde und Feinde beider gleich sehr interessiren muß. Ein genauerer Einblick in die Ereignisse, welche die letzte Vertreibung der neapolitanischen Bourbonen bewirkten und die Annexion des Königreichs Beider Sicilien an den neu-italienischen Gesammtstaat begleiteten, ist für alle, die an den politischen Zuständen der Gegenwart theilnehmen, wünschenswerth — ob nun zur Unterdrückung oder zur Verhütung oder zur Nachahmung in denkbaren ähnlichen Fällen. Den Darsteller jener lehrreichen Ereignisse kennt man als den einzigen deutschen Militär von Ruf, welcher Garibaldi's Banner folgte; hatte man früher nur Gelegenheit, ihn als einen Theoretiker zu beurtheilen, so gibt er nun genügendes Material, auch seinen praktischen Werth oder Unwerth erkennen zu lassen; daß er etwas Wichtiges, das zur Sache gehört, verschweigen sollte, steht nicht zu befürchten, denn sein Fehler ist die rücksichtsloseste Offenheit, und was endlich seinen Parteistandpunkt betrifft, so ist derselbe ein derartig schroffer und radicaler, daß seine Consequenzen von jedermann leicht vorgefühlt und in Ansatz und Abrechnung gebracht werden können. Rüstow's „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1860" bedürfen deshalb, wie gesagt, keiner von außen kommenden Empfehlung. Das Beste, was unter diesen Umständen für ihre Einführung und Verbreitung etwa von unserer Seite noch gethan werden kann, ist, daß wir ihnen selbst einiges entnehmen, was einen Vorschmack und einen allgemeinen Begriff von ihrem reichen Inhalt zu geben vermag.

Gestehen wir es, unsere Aufgabe, Rüstow's „Erinnerungen" in d. Bl. zu besprechen, wird uns dadurch ganz wesentlich erleichtert, daß wir sie als die eines schlichten Berichterstatters auffassen dürfen. Müßten wir sie höher nehmen, wir wären ihr kaum gewachsen. Denn die Aufgabe des Kritikers würde uns im vorliegenden Falle tief ins Gebiet militärischer Fachwissenschaften, noch tiefer ins Gebiet der Politik verleiten, und wir geriethen in doppelte Gefahr zu verunglücken, dort aus Unwissenheit, hier aus Unvorsichtigkeit. Der Zweck unserer Zeitschrift, literarische Unterhaltung, erspart uns glücklicherweise diese nur allzu nahe liegenden Versuchungen und Anfechtungen. Gefallen uns die politischen Ansichten des Schriftstellers nicht, mit dem wir es gerade zu thun haben, so dürfen wir das kurz sagen, ohne uns damit zur Darlegung unserer eigenen Meinung oder gar zu einem parteiwüthigen Bekehrungsversuche zu verpflichten, und die bittern Ergüsse eines galligen Republikaners geben wir, wenn es sein muß, ebenso unbefangen wieder, als die abschreckendsten Sophistereien der Haller'schen Schule. Dies unser Vorwort; nun der Bericht.

Ende Mai 1860, als Garibaldi's kühnes Unternehmen auf Sicilien bereits im besten Gange war, traf den frühern preußischen Offizier Wilhelm Rüstow, in seiner ländlichen Zurückgezogenheit am Zürichersee, die erste Aufforderung, sich einer in der Bildung befindlichen Hülfsexpedition in Italien baldmöglichst anzuschließen. Nicht politische Bedenken waren es, die ihm die Zusage schwer machten. Wenn er einst in dem gemeinsamen Ansturme Napoleon's und Victor Emanuel's gegen die österreichische Herrschaft in Oberitalien die gefährliche Absicht erblickt hatte, den Germanismus vom Mittelmeer zu verdrängen und dieses zu einem romanischen See zu machen, wogegen sich alle germanischen Völker auf Tod und Leben verbünden müßten, so schienen ihm jetzt, da das italienische Volk unter einem Volksmanne ohne fremde Hülfe, ja sogar gegen die Wünsche seines französischen Freundes die nationale Sache der Freiheit und Einheit zu Ende zu führen unternahm, die Dinge für die Beurtheilung eines Deutschen wesentlich anders zu liegen. Glaubte er sich aber als Deutscher ohne Gewissensbisse dem italienischen Freiheitskampfe widmen zu dürfen, so fesselten ihn

Weib und Kind und die Zufriedenheit mit seiner durch literarischen Erfolg gesicherten Lage desto fester an die neue schweizerische Heimat. Endlich entschloß er sich dennoch, dem Rufe zu einem thatenreichern Leben, welches den Soldaten von wahrem Beruf immerhin locken mußte, Folge zu leisten. Am 30. Juni, — „genau 10 Jahre, nachdem er zum Schrecken seiner Hüter sich ohne Erlaubniß aus seinem wohlbewachten Gefängniß in Posen entfernt hatte, um nicht lebenslänglich den Eseln ein Feld der Thätigkeit zu überlassen, welches ihm gehörte" — verließ er Zürich und schlug den Weg über den St. Gotthard nach Italien ein. Bald in Genua angekommen, fand er daselbst zwei verschiedene Comités, ein mazzinistisches und ein cavouristisches vor, die Zufuhr und Zuzüge für Garibaldi betrieben. Rüstow, der mazzinistisch und garibaldisch für identisch hält, dagegen ein glühender Feind der „Verpiemonteselei" Italiens ist, konnte nicht schwanken, wohin er sich zu wenden habe. Er machte die Bekanntschaft der Leiter des „Soccorso Garibaldi", des mazzinistischen Comités, suchte auch den „Wiederentdecker des Gedankens der Einheit Italiens", Mazzini, in seinem viele Treppen hohen Versteck persönlich auf und wurde alsbald mit dem Plane betraut, die Hülfsexpedition auf das römische Gebiet zu lenken.

An Leuten war durchaus kein Mangel und auch mit der Ausrüstung, die von Cavalerie ausgenommen, ging es schnell genug vorwärts. Sechs Brigaden, Eberhard, Tharrena, Milano, Puppi (Bologna), Nicotera (Toscana), Caucci (Abruzzen), jede zu vier Infanteriebataillonen, nebst etwas Artillerie, Guiden, Jägern und Genie sollten in Stärke von je 12—1300 Mann gebildet werden. Indessen erreichte nur eine diese Stärke wirklich und nur die Brigade Nicotera überschritt sie noch bedeutend. Die gesammte Artillerie bestand, einschließlich des Munitionstrains, aus 180 Mann mit acht leichten Geschützen, für die aber das nöthige Zubehör noch nicht vollständig und die Bespannung erst am Orte der Landung zu requiriren war. Auf wirklicher Uniformirung konnte natürlich nicht streng bestanden werden. Genug, wenn die Mannschaft jedes einzelnen Bataillons nur im Aeußern leidlich zusammenpaßte. Blusen, Garibaldihemden und dergleichen leichtere Bekleidungsarten waren häufiger als Waffenröcke. „Für die große Mehrzahl der Truppen war die Hauptwaffe das alte preußische percussionirte Bajonnetgewehr; einzelne Truppentheile hatten gezogene österreichische Gewehre, eine Beute vom Schlachtfelde von Magenta", die Carabinieri von Genua zur Hälfte amerikanische und zur Hälfte schweizerische Stutzen, kurz die Bewaffnung war so bunt, daß mancherlei Nachtheile nicht ausbleiben konnten.

Die Armee Lamoricière's, welche es zunächst zu bestehen galt, konnte von diesen Truppen zwar nicht „erdrückt werden, wie später von den 40000 Piemontesen", aber zu fürchten brauchte man sie trotz ihrer nominellen Stärke von 18000 Mann nicht. Denn 6000 davon gingen schon für die Polizeibewachung des Kirchenstaats ab, 5000 allermindestens als ganz unzuverlässig, und so blieb denn für den Kampf im Felde nur eine Anzahl brauchbar, der die Freiwilligenarmee recht wohl gewachsen war. Zudem sagt Rüstow:

> Unsere Freiwilligen waren zum größten Theil von Vaterlandsliebe, von Ehrgeiz bewegt, die höhern Offiziere waren, mit wenigen Ausnahmen, tüchtig und hatten das Zeug dazu, sich in wenigen Tagen erster Thätigkeit das volle Vertrauen ihrer Untergebenen zu erwerben. Wie anders stand das in der Armee Lamoricière's, der von der ganzen bankrotten Aristokratie Europas um Anstellungen für den neuen Kreuzzug geplagt ward!

Den Oberbefehl über das zum Einfall in den Kirchenstaat gerüstete Freiwilligenheer erhielt nach einigen vergeblichen Anfragen bei Ausländern von militärischem Ruf und andern Weiterungen Oberst Pianciani, als braver Soldat bekannt aus den Jahren 1848 und 1849 und durch eifriges Studium auf die römische Expedition wohl vorbereitet. Mazzini dachte über die Frage des Oberbefehls genau so, wie wir, die wir nicht zu seinen Bewunderern gehören, es von ihm erwartet hätten. Er wünschte das Commando einem Collegium von etwa drei Personen anvertraut zu sehen!! Garibaldi's Commissar, Bertani, obschon seines Zeichens ein Doctor der Medicin und in militärischen Dingen unschuldig wie ein Kind, hätte, wie es schien, den Oberbefehl gern für sich behalten.

Garibaldi selbst schien inzwischen mit der Idee eines umfassenden Unternehmens auf das päpstliche Gebiet keineswegs ganz einverstanden zu sein, denn er war in Sicilien bei weitem so stark nicht, als man vermuthete und aussprengte, sondern bedurfte dringend einiger Kräftigung. In unsern Augen kam es ihm also eigentlich sehr zugute, daß sich die piemontesische Regierung, als die neue Expedition eben reif wurde, in deren Angelegenheiten einmischte und ihre Unterstützung und Genehmigung davon abhängig machte, daß einmal die Concentration der ausgerüsteten Truppen auf dem Boden der Insel Sardinien, nicht auf irgendwelchem Punkte des Festlandes geschähe, daß andererseits die Invasion ins päpstliche Gebiet nur von Sicilien aus unternommen werden dürfte. Bertani ging auf diese Bedingungen ein, um die etwas geschwächte Kriegskasse durch ministerielle Subsidien zu stärken, und fuhr am 5. August von Genua nach Sicilien hinüber, um mit Garibaldi über den veränderten Stand der Dinge persönlich Rücksprache zu nehmen.

Bald darauf begann man damit, die Freiwilligen von verschiedenen Punkten aus nach dem von der Regierung angewiesenen Gebiete von Terranova auf Sardinien überzusetzen. Der Oberbefehlshaber Pianciani und Rüstow, der Chef seines Generalstabs, hatten von Bertani bestimmte Weisung, zuletzt abzugehen. Der größte Theil der Truppen schwamm daher schon auf dem Meere, als am 13. August die Oberoffiziere mit den letzten Abtheilungen endlich folgen konnten. Der französische Handelsdampfer Byzantin brachte sie in ungefähr 24 Stunden unaufgehalten an die Küste der Insel Sardinien. Aber wie erstaunten sie, als sie daselbst weder im Golf der Orangen noch zu Terranova ihre Schiffe und Leute vorfanden! Von den Einwohnern unterrichtet, daß jene sämmt-

lich nach Süden weiter geschafft wären, mußten sie sich kurz entschließen, in der Richtung auf Cagliari zu folgen. Auf der dortigen Rhede erblickten sie am Nachmittag des 15. August wirklich eine Anzahl ihrer Schiffe, von denen bald ein Boot auf sie zukam, welches niemand Geringern als Garibaldi in eigener Person an Bord hatte. Ein betäubendes Jubelgeschrei erscholl, als man den abgöttisch Verehrten erkannte, als er bei ihnen anlangte und auf Deck kam. Er erkundigte sich zunächst, wie stark die gesammte Expedition sei, die zugleich nach ihrem ersten Bestimmungsorte und dem „neuen Lande“ Italien den Namen Terranova führte und auch später als Division der Südarmee fortwährend beibehielt. Als man ihm die nicht zu hoch gegriffene Zahl 9000 nannte, sagte er: „Gut, mit eurer Expedition werden wir 30000 Mann zusammen haben; es fängt an, etwas aus der Sache zu werden.“ Dann ward der trockene Befehl ertheilt, unverzüglich nach Palermo weiter zu dampfen und so sah sich die römische Expedition ohne weiteres der sicilischen Hauptarmee einverleibt und angeschlossen. „Es war ein ganz anderes Ding“, sagt Rüstow, „nach Sicilien zu gehen, weil man dort wirkliche nothwendige Dienste leisten konnte, als nach Sicilien zu gehen, weil es Cavour beliebte, uns nicht in die römischen Staaten einfallen zu lassen.“ Vielleicht aber — setzen wir hinzu — schaltete Cavour eben auch nicht aus müßigem Belieben, sondern aus einer Einsicht, die der der übrigen Patrioten weit vorauseilte. Doch dieser Meinung ist Rüstow weder hier noch sonstwo; gehen wir also schweigend mit ihm weiter nach Palermo.

Am 17. August früh kaum daselbst ausgeschifft, erhielten die Ankömmlinge auch schon wieder Ordre nach Milazzo weiter zu gehen. Garibaldi war abermals in Person erschienen, um der Division Terranova ihre fernere Bestimmung kund zu thun. Zugleich übergab er hier das Divisionscommando an Rüstow, da Pianciani durch das Aufgeben des römischen Plans seinen Abschied zu nehmen veranlaßt wurde. Gegen Abend also ging Rüstow mit den Seinigen abermals an Bord, um die Nacht hindurch nach Milazzo weiter zu dampfen.

Zu Milazzo, wo man am 18. August morgens angekommen war und leidliche Stabsquartiere bezogen hatte, war es Rüstow's erste Sorge, etwas wie einen geregelten Dienstgang in seinem Corps einzuführen. Dies war um so nöthiger, als man nicht darauf rechnen durfte, daß es um die neapolitanische Land- und Seemacht ganz so kläglich bestellt sei, als es in der That der Fall war. Bei der Schwäche Garibaldi's, dessen vier Divisionen inclusive der neu hinzugekommenen Terranova die angegebene Höhe von 30000 nicht im entferntesten erreichten, war eine Ueberrumpelung von seiten eines nicht ganz verächtlichen Feindes sehr zu besorgen. Nur drei Brigaden von den ursprünglichen sechs der Division Terranova waren es, die sich zu Milazzo um ihren Führer sammelten. Der größte Theil dieser Truppen hatte noch gar nicht exercirt und es war deshalb hohe Zeit, ihm die elementaren Handgriffe und Bewegungen beizubringen. Da kam es denn dem Befehlshaber sehr ungelegen, daß Bertani hier wieder erschien, um sich kraft seiner Würde als Vertrauter des Dictators und früherer Organisator der Division überall in Dinge einzumischen, die er nicht verstand. Ein schroffes Auftreten gegen ihn und seinen „Hofstaat von theatralisch aufgeputzten Schwätzern“ war unmöglich. Es galt daher, im Guten mit ihm fertig zu werden, was denn auch — da er im Grunde ein höchst gescheidter Mann war — trotz aller Tribulationen meist gelang. Auch die Gräfin Maria della Torre, welche mit Gutheißung Garibaldi's beschlossen hatte, eine Reserveambulance für die Südarmee zu errichten, fand sich am 20. August zu Milazzo in Amazonentracht ein, von Rüstow ebenfalls zuerst nicht gern gesehen, späterhin ihm intim befreundet. „Die Frauen, welche ihre Männer vom Kriege nicht zurückhalten“, bemerkt Rüstow an dieser Stelle sehr richtig, „sie völlig verstehen und dann ruhig daheimbleiben, das Hauswesen zu führen, alle unvermeidliche Sorge um den entfernten Geliebten tapfer niederkämpfend, scheinen mir im ganzen die vollkommenern Amazonen.“

Die kurze Muße von etwa acht Tagen, auf welche Rüstow zu Milazzo zum Zwecke militärischer Einübung gerechnet hatte, ward ihm durchaus nicht ungestört vergönnt. Rüstow mußte seinen ganzen Vorrath an Geduld zusammennehmen, um den Widerwärtigkeiten seiner damaligen Lage Trotz zu bieten; wennschon die Mönche, bei denen er einquartiert war, durch komische philosophische Disputationen, aber auch durch Lieferung mancher Flasche schweren Weins ihr Bestes thaten, um ihm die Mußestunden wenigstens angenehm zu machen. Auch das Volk von Milazzo, als reactionär verschrien, erwies sich von Anfang an freundlich und zwang ihn gleich am ersten Abend durch Hurrahschreien und Mützenschwenken, eine Rede vom Balcon zu halten, während er kaum seit fünf Tagen die italienische Sprache praktisch übte.

Am 26. August mußte Milazzo verlassen und der Marsch nach Torre di Fano angetreten werden. Rüstow wählte, um dem tiefen Sande des Küstenwegs auszuweichen, den Umweg über das Gebirge nach Messina und von da erst nach Torre di Fano. In zwei ziemlich anstrengenden Märschen wurde das schöne Messina erreicht, wo man Nachrichten über Garibaldi's Landung und Vordringen in Calabrien, zugleich aber auch schon die dringendsten Aufforderungen Bertani's, den Marsch zu beschleunigen erhielt. Schon am 28. August rückte man daher weiter und erreichte nachmittags Torre di Fano. Als Bertani den Verfasser der „Erinnerungen“ hier mit Vorwürfen wegen seiner Langsamkeit empfangen wollte, wendete ihm dieser den Rücken und ärgerte sich über das unvernünftige Drängen um so mehr, als Torre di Fano für die Mannschaften seiner drei Brigaden nicht hinlängliche Transportschiffe, für die Pferde aber gar nur Kähne zum Uebersetzen über die Meerenge vorhanden waren, sodaß die eine, die vierte Brigade, in dem höchst ungesunden Torre di Fano einstweilen zurückbleiben, die Pferde der zu Schiffe gehenden Expedition aber langsam auf dem calabrischen Landwege nachhinken mußten. „Am frühen

Morgen des 29. August konnte die Einschiffung der 2. und 3. Brigade beginnen. Mit der 4. mußte der Generaladjutant, Pigozzi, zurückbleiben, um die allgemeinen Interessen wahrzunehmen."

Die Landung mußte infolge eines blinden Alarms, indem man ein französisches Transportschiff für einen neapolitanischen Kriegsdampfer gehalten hatte, bei dem armseligen, schmuzigen Felsenneste Tropäa vorgenommen werden und ging des Tiefgangs der Fahrzeuge wegen sehr langsam von statten. Erst spät Abends — gegen 11 Uhr — konnte der Marsch, das Gebirge hinauf nach Monteleone angetreten werden, ohne daß es möglich gewesen wäre, für die Oberoffiziere Pferde oder wenigstens Esel zu requiriren. Wie kläglich es um einen durch Fußmärsche abgespannten Commandeur und unberittene Adjutanten beschaffen sei, zeigte sich gleich beim Beginn des nächsten Tags, als man, sich Monteleone nähernd, wieder einmal durch blinden Alarm geschreckt wurde. Eine friedliche Ochsenheerde war von den die Spitze der Marschcolonne bildenden Bersaglieri für neapolitanische Cavalerie angesehen worden und da niemand durch flüchtigen Vorritt die nöthige Recognoscirung vornehmen konnte, dauerte es eine geraume Weile, bis der Irrthum erkannt wurde.

Zu Monteleone erhielt man nachmittags Kunde von Garibaldi und daß am Pizzo schon wieder Schiffe zur Weiterfahrt bereit ständen. Der Marsch wurde deshalb sogleich fortgesetzt und um 5 Uhr Pizzo erreicht. Auch Pizzo klebt eng, winkelig und düster an den steilen Uferfelsen und sieht ganz so aus, als ob „nur Knechte darin wohnen" könnten. Es ist der Ort, wo Murat 1815 landete, festgenommen und erschossen wurde und hat zum Lohne der damals bewiesenen Treue Abgabenfreiheit „auf alle Zeiten" und das „verunzierende" Standbild eines Bourbonen erhalten.

Rüstow mußte sich darauf gefaßt machen, Paola noch von den Königlichen besetzt zu finden. Doch ward ihm, am 31. August früh auf die Höhe von San-Lucido gekommen, signalisirt, daß die Luft rein sei. Er konnte deshalb, im Triumph empfangen, ungestört zu Paola landen; ganz Calabrien war bereits frei und schon griff die Revolution auch in den nördlichen Provinzen um sich.

Im Laufe des nächsten Vormittags füllte sich Paola plötzlich mit neapolitanischen Soldaten und Offizieren von der Heeresabtheilung des Generals Ghio, die am 30. August bei Saveria capitulirt und gleich allen frühern freien Abzug für die Offiziere mit Pferden, Waffen und Gepäck, für die Soldaten ohne Waffen erhalten hatten. Rüstow ließ sie anständig einquartieren, erbot sich für ihr Fortkommen jede mögliche Sorge zu tragen, die Offiziere sogar mit über See zu nehmen; doch machten die Herren von diesem letztern Anerbieten keinen Gebrauch, wie es schien aus übertriebener Furcht vor möglichen Insulten.

Bertani war schon tags vorher nach Cosenza hinübergereist, um die weitern Befehle Garibaldi's einzuholen und Rüstow erwartete den Dictator vielleicht bald selbst in Paola erscheinen zu sehen. Statt seiner traf am Nachmittage Türr ein. Er brachte eine bedeutende, längst sehr nöthige Geldsumme, den Befehl, die Wasserfahrt bis Capri fortzusetzen und zugleich die — sonderbarerweise nicht schriftliche — Ordre, daß die von Rüstow befehligten und ferner zu befehligenden Brigaden seiner Division zugetheilt seien, welche, nur noch aus einer Brigade, Eber, mit kaum 2000 Feuergewehren bestehend, einer Verstärkung allerdings dringend bedurfte. Es war Rüstow nur angenehm, auf diese Weise Bertani's Einmischungen absolut los zu werden.

Auch Capri fand man bereits frei von den Königlichen und nur von friedlichen, italienische Fahnen schwenkenden Nationalgarden besetzt. Der Ort, dessen Hafen im Alterthum berühmt, jetzt versandet ist, gehört schon zum Principato citeriore und liegt, diesseit Policastro, nur etwa zwei geographische Meilen von Lagonegro entfernt. Da hier die Wasserreise aufhören und der Landmarsch beginnen sollte, bei welchem die Rüstow'schen Brigaden, allen übrigen nun weit vorgekommen, die Avantgarde zu bilden hatten, so galt es, die nöthigen Transportmittel, nämlich Maulthiere und Karren, in ausreichender Anzahl zu beschaffen. Die Bewohner der Umgegend brachten auf den ersten Ruf willig ihre Fuhrwerke herbei und trotzdem Türr mit seinem theilweise etwas überflüssigen Gefolge von ungarischen Offizieren zu einer Fahrt nach Lagonegro davon nur allzu viel in Anspruch nahm, war doch am Vormittage des 3. September das Nöthige zusammen und das Weggenommene leidlich ersetzt.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam Garibaldi unerwartet von der Seeseite an, ließ sich Rapport erstatten und fragte, mit wie viel Truppen Rüstow noch heute Abend zu marschiren vermöge. Rüstow wünschte, die zweite Brigade, von der noch ein Theil zu Paola zurück war, sich erst zu Capri vollständig sammeln zu lassen und erbot sich daher, einstweilen nur mit der Brigade Milano in ungefährer Stärke von 1000 Mann vorauszugehen. Die zweite Brigade und späterhin die vierte, die zu Milazzo verlassen auch ehester Tage in Capri eintreffen müsse, sollten ihm auf der Ferse folgen. Der Dictator gab seine Zustimmung; was den einzuschlagenden Weg von Capri bis auf die große Consularstraße von Salerno und Neapel betraf, so wählte er insofern nicht gut, als er, um einige kleine Ortschaften mit dem Anblick seiner Freischaaren zu begünstigen, einen halsbrecherischen, für Fuhrwerke unpracticabeln Gebirgspfad der gewöhnlichen über Lagonegro führenden Straße vorzog, auf welcher die requirirten Fuhrwerke folgen mußten. Rüstow erzählt:

Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch Cosenz kennen, der in der Begleitung Garibaldi's war. Viele Leute fanden, daß ich mit Cosenz große Aehnlichkeit habe; was die äußere Aehnlichkeit betrifft, so reducirte sie sich wol hauptsächlich darauf, daß wir beide Brillen trugen und auf gewisse Analogien in den Bewegungen und Gesten. Einen Vergleichungspunkt zwischen uns beiden gibt es jedenfalls. Von den höhern Führern Garibaldi's sind wir beide wol diejenigen, von welchen am wenigsten gesprochen worden ist, und die Leute wollten behaupten, daß dies nicht darin seinen Grund habe, daß wir am wenigsten gethan, sondern darin, daß wir es verschmähten, uns einen unrepublikanischen Hofstaat zu bilden, in welchem auch „Federn

ihre Stelle fanden, ausdrücklich angestellt, den Ruhm ihrer Meister auszuposaunen.

Gegen Abend, den 3. September, trat die Brigade Milano den mehrtägigen Marsch nach Eboli an. Garibaldi selbst folgte ihr. Rüstow fühlte sich auf einem abscheulichen alten Harttraber, den ein kleiner Junge führte, nichts weniger als behaglich, besonders da der Weg anfangs über Stock und Stein ging und weiter steil an den Bergen nach Vibanate hinauflief. Gewaltige Holzstöße waren vor der Stadt als Freudenfeuer und um ihnen zu leuchten angezündet. Nach kurzer Nachtruhe ging es am frühen Morgen des 4. September weiter. Hohe Bergrücken und scharfe Felsgrate mußten auf schmalem, oft an steil abstürzenden Klüften hinführendem Saumpfade überschritten werden, ehe man gegen Mittag die schöne bequeme Consularstraße bei Fortino gewann. Hier wurde halt gemacht und Rüstow säumte nicht, seinen nachrückenden Brigaden eine Warnung vor dem Gebirgspfade zugehen zu lassen, die nur leider nicht mehr für alle Abtheilungen zurecht kam.

Aus den Rüstow'schen „Erinnerungen" speciell über die Mittagsrast zu Fortino können wir nicht umhin eine Anekdote hier mitzutheilen, die man zwar vielleicht ein wenig sehr soldatisch, darum aber gewiß nicht weniger ergötzlich finden wird.

Rüstow sah, aus dem Buschwerke von einem heimlichen Geschäfte zurückkehrend, Garibaldi in tiefem Sinnen die Consularstraße hinabschreiten, die Arme auf dem Rücken, die Stirn in ernste Falten gelegt.

Worüber sann der Dictator Süditaliens? Ueber eine große Staatsaction? Wie man es nehmen will, diese Action ist so wichtig als eine andere. Auch er suchte einen solchen Platz, wie ich ihn eben verlassen hatte. Derselbe war aber für ihn viel schwerer zu finden, als für mich, da die versammelte Menge ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Endlich dachte auch diese Menge daran, daß Garibaldi doch möglicherweise auch ein Mensch sein könne wie andere. Diese Ueberzeugung schien allmählich zu wachsen; die Menge hielt sich endlich zurück, und im Nu verschwand der Dictator rechts von der Straße in den Büschen, die ich eben verlassen hatte, und kehrte nach wenigen Minuten erleichtert und erheitert zurück. Die Falten waren von der Stirn verschwunden und der Schritt war ums doppelte lebhafter geworden. Ich dachte an den alten Blücher in London und mußte recht von Herzen lachen.

Erst spät abends an demselben Tage gelangten sie nach Casalnuovo, wo die Truppen das Bivouak bezogen. Am 5. September hatten sie bis Sala einen Marsch von ungefähr $3\frac{1}{2}$ deutschen Meilen zu machen und trafen unterwegs viele gemeine Soldaten von den aufgelösten königlichen Regimentern als hungernde und lungernde Landstreicher. Es empörte das Gefühl, zu denken, auf welch unverantwortliche Weise diese Leute von ihren Offizieren sich selbst überlassen worden waren. Rüstow bemerkt bitter:

Mir fielen bei dieser Gelegenheit oft genug gewisse deutsche Heere ein, welche besonders stolz darauf sind, daß sie das Beste, was die Franzosen haben, ihre Art das Offiziercorps zu ergänzen und die bei ihnen waltende Stellung des Offiziers zum Soldaten, gerade nicht nachmachen, während sie mit den gezogenen Flinten und gezogenen Kanonen, viel gleichgültigeren Dingen, sofort bei der Hand sind, sobald die Franzosen dergleichen etwas vorbringen.

Den Ort Padula, den man an diesem Tage durchzog, fand Rüstow noch von unaufgelösten Königlichen stark besetzt, mit denen aber Garibaldi das Abkommen traf, daß man sich gegenseitig unbelästigt lassen wolle. Nach allem, was man hernach in Sala vernahm, wurde es höchst wahrscheinlich, daß die Südarmee bis Neapel keinen Widerstand finden würde, da die Neapolitaner auch schon die Stellung von Salerno aufzugeben beabsichtigten. Die schimpfliche Eile, mit der die Königlichen das Feld räumten, wurde nur durch die unsinnigen Gerüchte, welche über Garibaldi's Stärke in Umlauf waren, einigermaßen erklärlich.

Inzwischen hatte man auf dem Marsche von La Sala nach Auletta (6. September) vielfache Gelegenheit, sich in der Geringschätzung der Königlichen mehr und mehr zu befestigen. Man durchschnitt Gegenden, die kein einigermaßen achtbarer Feind unbenutzt gelassen hätte, um Widerstand zu leisten. Das Terrain war stellenweise so, daß es der vereinzelten Brigade Milano schwer gewesen wäre, gänzlicher Vernichtung zu entgehen, wenn „die Helden Franz' II." sich richtig postirt hätten. Indessen — der Weg war frei, in Dörfern und Städten wölbten sich Ehrenpforten für den Durchzug der Garibaldianer, und wenn ihnen auch oftmals finstere Blicke begegneten, so doch nirgends ausgesprochene Hindernisse. Dicht vor Auletta empfingen sie die erste sichere Kunde von der Räumung Salernos und der bevorstehenden Abreise Franz' II. von Neapel. Noch an demselben Abend ging Türr nach Salerno, um Garibaldi nach Neapel zu folgen. Der Marsch der Brigade Milano mußte deshalb aufs äußerste beschleunigt werden, damit der Dictator in der Hauptstadt nicht ohne Schutz bleibe. Am 7. September brachen sie schon um 2 Uhr morgens auf, um die fünf guten deutschen Meilen bis Eboli hinter sich zu bringen. Wagen und Kanonen jeder Art wurden zu Eboli in möglichst größter Anzahl requirirt, um die Truppen, so gut es gehen wollte, andern Tags nach Salerno zu schaffen und von da per Eisenbahn nach Neapel, wo Garibaldi bereits heute eingezogen war. Schlecht beschuht, abgerissen und sehr ermüdet kam die Brigade Milano am 8. September in aller Frühe zu Salerno an, feierlich eingeholt von der sehr starken Musikbande eines neapolitanischen Regiments und von jubelnden Gassenjungen, die ganze Bäume ausgerissen hatten, um ihnen einen festlichen Empfang zu bereiten.

Die mangelhaften Einrichtungen der neapolitanischen Eisenbahn verursachten ihnen den unangenehmsten Aufenthalt. Von Vietri bis Nacena war die Bahn in einem solchen Zustande, daß höchstens 300 Mann mit einem und demselben Zuge transportirt werden konnten. Erst gegen Mitternacht setzte sich der Zug mit der nach und nach in Nacena vereinigten Brigade in Bewegung und erreichte Neapel am 9. September morgens um $12\frac{1}{2}$ Uhr. Offiziere der Nationalgarde empfingen daselbst den Befehlshaber und zeigten ihm an, daß sie Auftrag hätten,

ihn nach dem Fort Pizzo Falcone zu geleiten, wo für die Mannschaften Quartier bereitet sei.

Auf dem Fort aber fand sich so gut als gar nichts für sie in Bereitschaft gesetzt; dazu war es auch noch von einigen hundert neapolitanischen Soldaten mit Wehr und Waffen und einigen Dutzend Soldatenfamilien bewohnt, von denen man durchaus nicht wußte, wie man sich gegen sie zu verhalten habe. Nur mit großer Noth und Mühe war daher ein Unterkommen für die Brigade zu ermitteln; die Nationalgarde mußte für diese Nacht die Wache behalten und die königlichen Soldaten in ihren Löchern bleiben.

Für Rüstow und seine Begleitung stand ein herrliches Quartier im Hotel Crocelle bereit. Im Bewußtsein der Unsicherheit und Ungewißheit ihrer augenblicklichen Lage wollte es ihm indessen nicht wohl daselbst werden. Ueberall wimmelte es noch von königlichen Soldaten, die zwar auf den Forts die italienische Fahne aufgezogen hatten, ohne doch aber durch ein rechtes Abkommen feierlich gebunden zu sein. Erst am Abend des 6. September hatte Franz seine Hauptstadt geräumt; niemand wußte, wo die letzten Truppen, die ihm nach Caserta gefolgt waren, sich jetzt befanden und wie leicht konnten sie einen nächtlichen Ueberfall wagen!

Rüstow kehrte daher in Sorgen aus dem Hotel auf das Fort, wo seine Leute lagen, zurück und brachte die Nacht daselbst in der Offizierswachtstube auf zwei Stühlen zu. Am nächsten Morgen inspicirte er das Fort und während er noch damit beschäftigt war, die nöthigen Anordnungen für die Verpflegung seiner Soldaten zu treffen, kam Türr an und verkündigte, daß sie um Mittag marschiren müßten.

Dies hing so zusammen. Im Principato ulteriore war die Reaction in aller Blüte. Von den Pfaffen aufgehetzt, hatte dort reactionäres Gesindel sich gegen die liberale Bewegung erhoben, schändliche Greuelthaten waren verübt worden, die Liberalen waren zum großen Theil geflüchtet. Hauptsitze der Reaction waren Ariano, der Bischofssitz, dann Monte-Mileto, ein Felsennest wie jenes, und das Dorf Torre delle Nocelle am Fuße von Monte-Mileto. General Flores, Militärcommandant von Apulien, hatte die Brigade Bonannos nach Ariano geworfen, um der Reaction einen militärischen Stützpunkt zu geben. Türr war unsererseits zum Militärcommandanten von Principato ulteriore ernannt und hatte den Befehl, die Reaction dort niederzuschlagen. Eine Jury war von Garibaldi ernannt, um die Reactionäre zu richten. Einige tausend Nationalgarden standen in jener Provinz bereit, unter anderm aus dem päpstlichen Benevent. Sie wurden sämmtlich unter Türr's Commando gestellt. Von wirklichen Truppen war auf unserer Seite nichts verfügbar, als eben die Brigade Milano, und so kam es denn, daß eben sie marschiren mußte.

So dringend Rüstow's Leute einiger Ruhe bedurft hätten, unter den obwaltenden Umständen half es nichts, sie mußten sich schleunigst fertig machen. Die Offiziere wurden, um ihnen wenigstens die Sorge um Essen und Trinken abzunehmen, sammt und sonders von Türr zum Frühstück geladen. Von dieser splendiden Mahlzeit heimkehrend, empfing Rüstow die Meldung, daß während seiner Abwesenheit auf dem Fort bedenkliche Excesse vorgefallen seien. Die Freiwilligen, mit der Lieferung von Lebensmitteln von der neapolitanischen Intendantur über Gebühr lange hingehalten, durch den Anblick der wohlgepflegten, sonntäglich geputzten Königlichen neidisch erregt, hatten sich über die reichen Kleidungs- und Waffenmagazine des Forts hergemacht und eine vollkommene Plünderung veranstaltet. Es fiel indessen dem nun herbeieilenden Commandeur nicht schwer, die Leute dazu zu bringen, daß sie sich der geraubten königlichen Uniformstücke schämten und wieder entledigten. Auch die neapolitanischen Gewehre, mit denen sie sich eigenmächtig versehen hatten, mußten sie wieder abgeben und nur die Bersaglieri von Mailand durften ihre alten österreichischen gegen neue gezogene Gewehre vertauschen. Um 2 Uhr war alles marschbereit.

Ueber die nun folgende Expedition von Ariano gehen wir flüchtig hinweg, obwol die Details derselben vielleicht zu den interessantesten Partien des Rüstow'schen Buchs gehören. Da wir uns indessen, um nicht ein billiges Maß zu überschreiten, nur an die allgemeinen Umrisse der Erzählung halten dürfen, so thun wir am besten, die hier besonders nahe liegende Versuchung zum Aufenthalt bei Einzelheiten ganz zu vermeiden und sagen von der Expedition deshalb nicht mehr, als: sie verlief glücklich, nahm Rüstow's Kräfte vom 9. bis 14. September in Anspruch und endete nach einigem Hin- und Hermarschiren mit der Festnahme der mordbrennerischen Rädelsführer des Aufstandes und der Capitulation der königlichen Truppen, ohne daß Rüstow irgendwo mit dem Feinde handgemein geworden wäre.

Nach Lösung dieser Aufgabe wurde Rüstow, ohne vorher nach Neapel zurückkehren zu dürfen, sogleich nach Caserta dirigirt, wo er am 15. September die Truppen der Brigade Milano um sich sammelte.

Hier nun sollte der Krieg für diejenigen Truppen, welche die ersten sicilischen Kämpfe Garibaldi's nicht schon mitgemacht hatten, erst beginnen. Die Königlichen concentrirten sich in und um Capua am rechten Ufer des Volturno in ungefährer Stärke von 55000 Mann. Von Capua, einer regelmäßigen Vauban'schen Festung, ward angenommen, daß es sich in äußerst vernachlässigtem Zustande befinden müsse, was sich aber später als arger Irrthum herausstellte. Dieser Position gegenüber bildeten die erste Linie der Garibaldianer 11000 Mann unter Türr's Oberbefehl. Hier fand Rüstow unter anderm die Brigade Puppi (Bologna) wieder, während die Brigade Spinazzi (Parma) der weiter zurückliegenden Bixio'schen Division zugetheilt war; die alte Türr'sche Stammbrigade Eber fehlte nicht. Noch am 15. September abends kam zu Caserta auch die Brigade Nicotera an, die sich, ursprünglich zu den sechs Brigaden der Expedition Terranova zählend, einst im Toscanischen gesammelt und den Plan zu einem Einfall ins Römische auch dann noch nicht aufgegeben hatte, als die übrigen Brigaden über Sardinien nach Sicilien zu Garibaldi gestoßen waren. Von der piemontesischen Regierung mit Auflösung bedroht, hatte sie sich zuletzt wie die andern dem Garibaldi'schen Süden zuwenden müssen.

Die Stellung von Caserta bildete das Centrum der Türr'schen Linie, welche im allgemeinen zu schwach war, gegen die Uebermacht der Königlichen etwas Ernstliches zu unternehmen. Am 16. September gab Rüstow das Commando, welches er bisher gehabt, ab und wurde Chef des Generalstabes für die sämmtlichen um Caserta vereinigten Truppen. Er lud sich als solcher keine geringe Mühe auf, denn die Geschäfte des Stabes lagen durchaus im Argen. Mehrere Befehlshaber hatten nämlich die eigenthümliche Ansicht, daß sich die Ordnung nicht mit der Kriegführungsweise Garibaldi's vertrage, und es war deshalb ungemein schwer, ihnen die unerlaßlichen Rapporte und Meldungen abzunöthigen. Man mußte die Bataillone und Brigaden oft wie Stecknadeln zusammensuchen. Neben den organisatorischen Arbeiten und dem äußern Dienst beschäftigte unsern Verfasser in den ersten Tagen zu Caserta vor allem als eine Sache von äußerster Wichtigkeit, die Anlage eines Hauptmunitionsmagazins in Caserta, woran bisher noch kein Mensch gedacht hatte. Bei den zehn in der Armee vorhandenen verschiedenen Kalibern war dies keine einfache Sache. Aller Hindernisse ungeachtet und trotz des starken Verbrauchs an Patronen, der bei jungen, im Vorpostendienste unerfahrenen Truppen das gewöhnliche Uebel ist, brachte es Rüstow doch bald dahin, 200000 Patronen in Reserve zu haben, was der Armee bei den Kämpfen der nächsten Zeit sehr zu statten kommen sollte.

Der Aufenthalt zu Caserta war übrigens, wie man sich denken kann, kein unangenehmer. Türr sowol als Rüstow mit dem gesammten Stabe hatte Quartier in dem berühmten Königsschlosse, welches 756 Fuß lang, 576 Fuß breit und 113 Fuß hoch, wol der größte Palast von Europa ist. Da in den Wirthshäusern der Stadt bald nicht mehr viel zu haben war, richtete sich der Stab eine eigene Wirthschaft mit Koch und freiwillig zusammengelaufener, unbesoldeter Dienerschaft ein; doch geschah dies nicht vor Ende September, d. h. nicht bevor die neuen Decrete über die volle Besoldung nach piemontesischem Fuß und über die Nachzahlung des Soldes und der Competenzen vom 15. August ab die Finanzen der Offiziere beträchtlich gehoben hatten.

Eine Terrain-Recognoscirung führte den Generalstabschef gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Caserta nach dem nahe gelegenen San-Leucio. Es ist dies ein königliches Schloß (Belvedere) und eine königliche Colonie am Abhange des Monte-Briano, mit einem gewaltigen Parke, alles angelegt von Ferdinand I., genannt Nasone, zu deutsch Großnase. Die Colonie — dem Namen nach eine Seidenmanufactur, in Wahrheit einst die Landhäuslichkeit, d. h. der ländliche Harem des großnasigen Königs — erfreut sich einer für ihre frühern geheimen Zwecke sehr dienlichen patriarchisch-republikanischen Verfassung und wol ihre meisten Mitglieder können Anspruch auf irgendwelche Verwandtschaft mit dem bourbonischen Königshause machen. Natürlich ist Franz II., „der sich sogar beim Ballet im Theater die Augen zuhielt", hieran gänzlich unschuldig.

Rüstow, obgleich nur gekommen, um Stellungen zu erkunden, wurde doch so eingenommen von den Reizen San-Leucios, der wundervollen Umgebung, dem herrlichen Park, der Aussicht über den ganzen südlichen Theil der Terra di Lavoro bis Neapel, bis zum Meere und auf den Vesuv hin, dem kleinen Palast, welcher Eleganz und Einfachheit aufs schönste vereinigt, daß er sich des Wunsches nicht entschlagen konnte, hier einen Ruhesitz für seine alten Tage zu finden. Und dieser Wunsch war gar nichts Unerhörtes, solange die Piemontesen noch nicht in Süditalien erschienen waren und Garibaldi noch alle Aussicht hatte, das Generalgouvernement in Süditalien mit unumschränkten Vollmachten zu behalten. Seine höhern Offiziere konnten unter diesen Umständen recht wohl auf außerordentliche Belohnungen, wie z. B. auf Lehne aus den Krongütern rechnen. Wäre es zu diesen Dingen gekommen, so hätte sich Rüstow San-Leucio gewünscht.

Komisch war es manchmal für Rüstow, zu beobachten, wie schnell sich ein gewisses höfisches Wesen selbst unter Revolutionären und Republikanern einschleicht, wo Vortheile damit zu erlangen sind. So — von den schon erwähnten theatralischen Hofstaaten der einzelnen Führer der Südarmee an dieser Stelle zu schweigen — war es vielen ein Hauptgeschäft, sich Garibaldi's bekannte Gutmüthigkeit auf jede Weise zu Nutze zu machen. Es erinnert an die besten Tage von Versailles, wenn Rüstow erzählt:

> Am 16. September morgens kam Garibaldi nach Caserta; wir waren zum Frühstück zusammen bei Türr, wo sich auch die Contessa (della Torre) befand. Bekanntlich trinkt Garibaldi nie Wein und schreibt diesem Umstande vorzugsweise die Bewahrung seiner unverwüstlichen Kraft zu. Bei diesem Frühstück machte ich nun die Bemerkung, daß eine Anzahl Leute, die sonst ganz gehörig zogen, hier, in Gegenwart Garibaldi's, auch keinen Wein tranken. Von verschiedenen kleinen Heucheleien dieser Art hatte ich öfter Gelegenheit, etwas zu sehen.

Leider erreichten die unbrauchbarsten Subjecte durch Unverschämtheit, Zudringlichkeit und Liebedienerei bei dem Dictator, der über alles, was ihm als bloße Lumperei erschien, gleichgültig hinwegsah, nur allzu oft ihre dem Ganzen nachtheiligen Sonderzwecke. Befehle und Beförderungen wurden erschlichen, die der Ordnung in der Südarmee keineswegs zugute kamen. Was Rüstow hier und anderwärts besonders scharf rügt und tadelnd bloßlegt, ist der Schwindel, der mit dem Nationalitäts- und Legionswesen getrieben wurde. Die Ungarn und gar die Engländer in der Armee Garibaldi's haben sich nur durch Reclame einen großen Namen gemacht. Und wer solche Mittel verschmähte, wie Rüstow selbst, mußte den Schaden davon durch die Presse von ganz Europa erfahren. Die Berichte über das Gefecht von Capua, die erste bedeutendere Action des Garibaldi'schen Feldzugs, an welcher Rüstow einen hervorragenden Antheil hatte, geben das treffendste Beispiel dieses Unwesens. Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir bei Gelegenheit jenes Gefechts den Namen unsers Landsmanns eigentlich zum ersten male in den Zeitungen viel genannt und hervorgehoben fanden und zwar, wie man sich gleichfalls

erinnern wird, gewöhnlich in tadelndem Sinne und mit verfänglichen Worten.

Rüstow beschreibt nun im sechzehnten Kapitel seiner „Erinnerungen" das Gefecht von Capua, soweit es eben zu seinen Erinnerungen gehört, höchst umständlich und sucht, was er dabei gethan, überall zu rechtfertigen, wie wir denken, mit Glück. Weswegen man ihn nun vornehmlich getadelt hat, ist, daß er bei dieser Gelegenheit zu hitzig vorgegangen und dadurch mit seinen Leuten in eine bedenklich ausgesetzte Lage gerathen sei. Aber in seiner Instruction stand ausdrücklich, daß er bei seinem Scheinangriff glückliche Zufälle nicht unbenutzt lassen solle. Da nun, wie schon erwähnt, die Werke von Capua für sehr vernachlässigt galten, so konnte ihm, als er die Königlichen überall vor seinen losstürmenden Truppen flüchtig weichen sah, wol sehr leicht die Idee kommen, sich Capuas durch einen Handstreich wirklich zu bemächtigen. Er mußte dann allerdings zu seinem Schaden sehr bald gewahr werden, daß die Festung, wenigstens auf dieser Seite, sehr wohl armirt und durchaus nicht in flüchtigem Anlauf zu nehmen sei. Seinen Irrthum erkennen und seinen Leuten einen geordneten Rückzug auf die nächsten Deckungen anbefehlen, war nun eins bei ihm. Natürlich hielten die unzuverlässigen Bestandtheile seiner Truppen unter dem Feuer der Festung die nöthige Ordnung nicht ein, sondern lösten sich in wilder Flucht auf, bis sie in Hohlwegen oder hinter Mauern wieder zum Stehen kamen. Das schwierigste Stück war es, die beiden weit vorgeschobenen Geschütze zu bergen. Die elenden Artilleristen hatten sich aus dem Staube gemacht, die Pferde lagen erschossen über den Protzkasten und die Offiziere waren verwundet. Die nächststehenden Mannschaften eines sicilischen Bataillons versagten, als sie Rüstow herbeirief. Unter Mithülfe weniger Braven gelang es dem Commandeur unter heftigem Kugelregen endlich selbst die Protzkasten frei zu machen und die Geschütze so weit zurückzubringen, daß sie bespannt und abgefahren werden konnten.

Es war gegen 11 Uhr morgens, als Rüstow unbelästigt vom Feinde seine Leute aus dem Gefechte zog und unter Zurücklassung einer Feldwache nach Santa-Maria ins Bivouak zum Mittagessen führte. Nachmittags wiederholte er den Angriff noch einmal, aber vorsichtiger und ohne ernste Absichten — nur um die auf andern Punkten geschehenden Angriffe zu unterstützen — und brach das Gefecht erst ab, als er vernahm, daß der Zweck aller ihrer Bewegungen bereits erreicht und Cajazzo fast ohne Widerstand genommen sei. Er übernachtete darauf in Santa-Maria und führte andern Tags den größten Theil seiner Truppen wieder nach Caserta zurück.

Die Zeit vom 20. bis 30. September verging ihm nun ziemlich ruhig zu Caserta. Seine Stellung ward wiederum eine etwas eingeschränktere, da das Hauptquartier in diesen Tagen nach Caserta verlegt wurde und er infolge dessen nur die Geschäfte des Generalstabschefs der 15. Division zu behalten hatte, deren Commando wegen Türr's Erkrankung an Medici überging. Doch sah Rüstow die Sache, der er diente, sehr ungern auf eine mißliche Defensive zurückgedrängt, welche die Königlichen zu Angriffsplänen ermuthigen mußte. Als nun auch wirklich schon am 21. September das unzulänglich besetzte Cajazzo den Garibaldianern wieder entrissen wurde, arbeitete Rüstow einen Plan zu entschiedenen Offensivbewegungen aus, der sich zwar vielfacher Billigung, aber leider keiner Befolgung zu erfreuen hatte. Mittlerweile waren die Piemontesen schon in den Kirchenstaat eingerückt, und je weniger die Südarmee that, um sich gerade jetzt im Ansehen zu behaupten, desto leichter mußte es jenen „italienischen Preußen" werden, auch für ihre in Aussicht stehende Intervention in Neapel einen guten Vorwand zu finden. „Am 30. September nachmittags ward alles unter die Waffen gerufen, was sich zu Caserta befand; zuverlässige Spionenberichte sprachen davon, daß die Neapolitaner von Capua und der Volturnolinie aus einen großen Schlag vorbereiteten, einen Entscheidungsschlag."

Nur die erste Linie der Garibaldianer fand jedoch an diesem Tage Beschäftigung, während die zu Caserta vereinigten Truppen bei der jetzigen Stellung der Armeen die Reserve bildeten. Rüstow übernahm für den drohenden Kampf den Posten eines Generalstabschefs der gesammten Reserve. Erst der nächste Tag, der 1. October, sollte ein heißer werden. Von früh an waren die Truppen consignirt und gegen 2 Uhr nachmittags kam endlich auch der Befehl für die noch verfügbaren Reserven nach Santa-Maria vorzurücken. Die Königlichen hatten auf zwei Punkten zugleich mit entschiedener Uebermacht angegriffen; der Kanonendonner rückte Caserta stündlich näher und die Südarmee schien hart bedrängt zu sein. Rüstow kam mit den Seinen in der Schlacht am Volturno — welche an diesem Tage geschlagen wurde — so ziemlich auf demselben Terrain wieder ins Gefecht, welches der Schauplatz der Kämpfe vom 19. September gewesen war. Bei einer Cavalerieattake der Neapolitaner gerieth er in die dringendste Gefahr gefangen genommen zu werden, zumal er sein gutes Schlachtroß, nachdem es ihm unter dem Leibe verwundet worden war, gegen einen sehr unverläßlichen Gaul hatte vertauschen müssen. Nur durch ein Wunder entging er den königlichen Carabinieri und ihren Pistolenschüssen. Doch hatte sein Angriff einen Erfolg gehabt, dessen Verdienst sich hernach freilich andere zuschreiben wollten. Die Neapolitaner waren auf allen Punkten zurückgewiesen, als der Kampf eingestellt wurde. Die Truppen Rüstow's campirten die Nacht über im Freien auf dem in feierlicher Stille ruhenden Schlachtfelde und blieben auch die nächsten vierzehn Tage in und um Santa-Maria stationirt und von den mancherlei Anstrengungen und Beschwerden eines unausgesetzten Vorpostendienstes hart mitgenommen. Rüstow verlebte diese Zeit — von den häufigen Alarmirungen zwar auch fortwährend beunruhigt — doch angenehm genug; die jungen Offiziere seines Stabes und die Gräfin della Torre vereinigten sich oft bei ihm zu lustiger Geselligkeit, und es fehlte ihm auf diese Weise nicht an der beliebten Unterhaltung geistreicher Kreise.

Am 14. October endlich wurde seine Abtheilung durch die Division Birio und ein piemontesisches Regiment vom Vorpostendienste abgelöst und nach Caserta zurückverlegt. Schon am 9. October nämlich waren die Piemontesen vom Kirchenstaate her in das Neapolitanische eingerückt und „der poetische Krieg hatte jetzt", wie Garibaldi sagte, „ein Ende; der prosaische Krieg der Fanti und Cavalli begann".

Am 16. October hatte die 15. Division Parade vor dem Dictator, wobei, wie Rüstow sich ausdrückt, wieder einmal ein kleines Stück Nationalitätenschwindel aufgeführt werden sollte, denn die jüngst angekommene englische Legion unter dem „berühmten" Peard paradirte mit und Garibaldi hielt eine Rede über die Solidarität der Freiheitsbestrebungen. Um diese Zeit geschah auch ein neuer Mordanfall auf Garibaldi, von dem wenig bekannt geworden ist. Ein Generalstabsoffizier aus Sicilien zog, da er sich mit Garibaldi allein in einem Zimmer befand, plötzlich ein Pistol aus der Tasche und drückte es mit den Worten: „Endlich hab' ich dich allein; drei Monate hab' ich auf diesen Augenblick gewartet. Stirb!" auf den Dictator ab. Der Schuß jedoch ging nicht los und Garibaldi sagte ruhig zu dem herbeieilenden Chef der Guiden: „Verhaften Sie diesen Mann, den ich geliebt habe." Einige Tage später saß Garibaldi, einen Befehl schreibend, auf den Höhen bei San-Angelo. Es trat ein Offizier heran und meldete: „Soeben ist X (jener Meuchelmörder) von einer Felsklippe hinabgestürzt und hat sich den Hals gebrochen." Garibaldi richtete sich wie aus purer Höflichkeit auf, sagte: „So? Es ist gut!" und schrieb weiter. Die Eingeweihten wußten, was es mit dieser scheinbaren Herzlosigkeit auf sich hatte.

Der 20. October brachte die allgemeine Abstimmung über den Anschluß Neapels an Piemont, wobei es nach Rüstow's Bemerkungen nicht allzu ordnungsmäßig und streng herging. Am 24. October kam Befehl zum Vormarsch nach San-Angelo; Garibaldi wollte mit dem disponibeln Theil der 15. Division und der englischen Legion über den Volturno gehen, um den von Isernia vorrückenden Piemontesen, die sich wahrscheinlich sogleich gegen den Garigliano richten würden, den Rücken freizumachen. Bald brachte ein Offizier die Nachricht, daß Victor Emanuel kaum noch 3000 Schritt von ihnen sei. Garibaldi übergab nun das Commando schleunigst an Rüstow und eilte selbst dem König entgegen. Während die Mannschaften auf den Höhen ein Bivouak bezogen, kamen die piemontesischen Colonnen die Straße von Venafro hinauf, um in jene nach Teano einzulenken. Bald konnte man auch Garibaldi an der Seite des Königs erkennen.

Leider gab es in der Gegend, in welcher man ruhte, sehr wenig zu essen, denn sie war von den Königlichen Franz' II. total ausgesaugt. Der Verfasser bemerkt:

Unter solchen Umständen kommt einem die ungeheuere Mäßigkeit der italienischen Soldaten unendlich zu statten. Mit einem kleinen Stück Brot und einem ebenso kleinen Stück Käse, dazu einen Schluck Wein oder auch nur Wasser, wenn jener nicht zu haben ist, bestreiten sie, wenn es nur warm ist, ihren Lebensunterhalt für den ganzen Tag, und sind munter und zufrieden dabei. Auch mußte man an unsern Soldaten ihre große Achtung vor fremdem Privateigenthum rühmen. Sie vergriffen sich daran nicht, selbst wenn es ihnen schlecht ging, und am allerwenigsten ließen sie sich Acte eines gemeinen und unsinnigen Vandalismus zu Schulden kommen. Leider konnte man ein Gleiches nicht von den Engländern sagen; freßbegierig — ein solcher Kerl brauchte mehr als 10 Italiener —, Säufer, trieben sie sich, ohne von ihren Offizieren im geringsten im Zaume gehalten zu werden, in der ganzen Gegend umher, stahlen Schweine und Brot und verbrannten, wie aus nachher einlaufenden Klagen über diese Bande nichtsnutziger Marodeurs hervorging, auf unsinnige Weise, was sie nicht fressen und saufen konnten, Stroh, Tische und Stühle.

Auf die englische Legion überhaupt ist Rüstow nicht gut zu sprechen. Während er auch die gewöhnliche Bewunderung für das theatralisch einherprunkende ungarische Heldenthum nicht theilen kann, so rügt er doch an diesem eigentlich nur den Unfug, den es mit der Nationalität trieb, da die ungarische Legion zum guten Theil aus ehrlichen Deutschen bestand, die wie so oft ihren ehrlichen deutschen Namen verleugneten. Aber jene Engländer erschienen ihm als ein wahrer Auswurf ihrer Nation. Und allerdings, wenn man liest, was Rüstow von ihren Heldenthaten des nächsten Tags, des 27. October, erzählt, kann man ihm in seiner Verachtung nur beistimmen. Es ereignete sich nämlich, daß die Söhne Albions die Muße des 27. October zu allerlei Hetzjagden auf Schweine und anderes zahmes Vieh benutzten und — einmal in die Lust des Jagens und Schießens gekommen — zur Abwechselung auch dem König Victor Emanuel einige Kugeln nachsandten, als dieser nach Partignano ritt. Dabei war ihre Subordination von so zweifelhafter Beschaffenheit, daß ihr Oberst, von Rüstow zur Rechenschaft gezogen, sich kaum getraute, mit den Leuten Ernst zu machen. Den Zorn Garibaldi's, als er von diesen Geschichten hörte, kann man sich denken.

Am 28. October ging Rüstow mit seiner Division wieder über die Volturnobrücke zurück und bezog abermals die Quartiere von Caserta.

Die Südarmee und ihre Thaten nahten sich nunmehr ihrem Ausgange. Bereits war der Befehl ergangen, in jeder Division Commissionen zu bilden zur Ermittelung derjenigen Offiziere erstens, welche vollständig die Fähigkeiten besaßen, um ihren Grad auszufüllen, zweitens derer, denen die eine oder die andere der nothwendigen Eigenschaften fehlte, und drittens solcher, die gar nicht in ein vernünftiges Offiziercorps gehörten. Rüstow selbst entschloß sich, zu gehen, sobald Garibaldi ging, was täglich vorauszusehen war. Da unser Landsmann inzwischen das herrliche Neapel seit dem flüchtigen Aufenthalte am 9. September noch nicht wieder besucht hatte, so fuhr er am 29. October hinüber und verlebte einen schönen Tag daselbst. Neapel schmückte sich eben, um den König von Italien würdig zu empfangen. Doch wurde so saumselig an den vielen Ehrenpforten, Triumphbogen und Statuen gearbeitet, daß es nothwendig so kommen mußte, wie es wirklich kam, daß nämlich nichts fertig wurde. Für den Rückweg nach Caserta miethete Rüstow eine Equipage, weil diese schneller befördert als die Eisenbahn, welche

drei volle Stunden für die betreffende kleine Wegstrecke braucht.

Am 3. November erfolgte die Uebergabe von Capua. Drei Tage darauf begab sich Rüstow zu Garibaldi, der sich eben zu Caserta aufhielt, um Abschied von ihm zu nehmen. Der Dictator wollte aber von einem Abschiede noch nichts wissen und hoffte noch, daß man ihrer aller ferner bedürfen würde, da nach den neuesten Nachrichten die Oesterreicher wieder im Begriff sein sollten, den Po und Mincio zu überschreiten. Für den Mittag erwartete er den König zu Caserta, der die Südarmee Revue passiren lassen werde. Rüstow mußte nun eilen, die 15. Division, deren Commando ihm seit einiger Zeit wieder interimistisch übertragen war, für die Heerschau in Bereitschaft zu setzen. Als die Truppen jedoch um Mittag Stellung genommen hatten, erschien Garibaldi allein, nahm die Parade ab und theilte den Offizieren schließlich mit, daß der König nun erst morgen früh (am 7. November) kommen werde, um die Truppen — wie es heute geschehen sollte — zu mustern. Gegen Abend brach jedoch ein fürchterliches Gewitter aus, die Parade wurde abermals abbestellt und unterblieb in der Folge gänzlich, wie Rüstow glaubt, nicht eben des Regens wegen, denn die Abbestellung sei offenbar schon vor dessen Losbruch gefertigt worden, sondern einfach, weil der König die Südarmee nicht sehen und sich nicht zu den Verpflichtungen bekennen mochte, die er gegen sie hatte.

Während Rüstow am Morgen des 7. November sein Entlassungsschreiben schrieb, zogen Victor Emanuel und Garibaldi Seite an Seite im strömenden Regen, durch unvollendete Ehrenpforten und Triumphbogen, zwischen Massen von Regenschirmen in das sonst so herrliche Neapel ein. An Evvivas fehlte es nicht; aber am 9. November um $3^1/_2$ Uhr morgens verließ Garibaldi Neapel, und steuerte nach kurzer Unterhaltung mit dem englischen Admiral Mundy, dem er auf seinem Admiralschiffe noch einen viertelstündigen Besuch abstattete, nach Caprera.

Erst Ende November konnte ihm Rüstow folgen, um sich gleichfalls der Heimat zuzuwenden. Bis dahin hatte er noch eine Reihe von trüben Tagen zu überstehen, von den Geschäften der Auflösung und Verabschiedung seiner Division in Anspruch genommen. Nur die Offiziere entschlossen sich in größerer Anzahl zum Weiterdienen unter den Piemontesen; die Mannschaften zogen meist die Entlassung vor. Endlich am 25. November hatte auch Rüstow seinen Abschied in Händen, nachdem schon seit mehreren Tagen alle Arbeiten beendigt waren, die seine Mitwirkung noch erforderten. Am 29. November abends bestieg er im Hafen von Neapel das Dampfboot „Zuave von Palestro", welches ihn am 1. December glücklich nach Genua brachte. Am 8. December war er wieder bei Weib und Kind in der schweizerischen Heimat.

Den Schluß des Rüstow'schen Memoirenwerks machen Bemerkungen und Vorschläge für die Bildung einer deutschen Freiwilligenarmee, welche insofern mit dem Roon'schen Armee=Reorganisationsplane würdig concurriren können, als auch bei ihnen das Haupterforderniß Geld, viel Geld ist. Sehr ernstlich gemeint scheinen uns — um die Wahrheit zu sagen — jene Schlußbetrachtungen Rüstow's eben nicht und werden wol den deutschen Regierungen deshalb keinen schweren Kummer verursachen.

Nun, trotz des Sprichworts: Ende gut, alles gut, kommt es ja nur gar zu oft vor, daß Bücher nicht so schließen, als es der antheilvolle Leser wol wünschen und erwarten möchte. Wer sich indessen sein Urtheil nicht erst über den letzten Seiten zu bilden gewohnt ist, wird uns sicherlich beistimmen, wenn wir Rüstow's „Erinnerungen" wiederholt ein interessantes, ein äußerst lesenswerthes Buch nennen.

Wir haben von dem Inhalte kaum etwas mehr als den bloßen Faden des Zusammenhangs in d. Bl. wiederzugeben vermocht. Und doch ist dieser nicht das Wesentliche an dem Buche, sondern gerade die Einzelheiten sind es. Eine wirkliche Geschichte des Kriegs von 1860 hat Rüstow noch vor zu schreiben. Was er mit den „Erinnerungen" bezweckte, war etwas ganz anderes. Schon im Vorwort heißt es:

> Die allgemeine Kriegsgeschichte kann in das innere Getriebe eines Heers keinen genauen, umfassenden Blick thun lassen, aber wol können es Memoiren. Ganz Europa folgte mit Spannung den Thaten der italienischen Südarmee von 1860; aber es lernte die Armee niemals genau kennen, weder in ihren Schwächen, noch in ihren Tugenden; nicht blos die Mangelhaftigkeit der Nachrichten, sondern auch deren böswillige Verdrehung trug die Schuld davon.

In demselben Sinne entschuldigt er auch die öftere Weitläufigkeit seiner Erzählung (I, 236):

> Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob ich nicht bisweilen zu tief in Details eintrete. Ich glaube, das ist nöthig. Gerade diese Details, welche in den Erinnerungen an persönliche Erlebnisse erlaubt sind, während sie in die allgemeine Geschichte nicht passen würden, bieten einen lebendigen Einblick in die wahre Natur der Verhältnisse, den der Leser solchergestalt gewissermaßen direct erhält, während er ihn von der allgemeinen Geschichte nur indirect und auf Treue und Glauben hin zu erhalten vermag.

Kaum dürfen wir es noch ausdrücklich hinzusetzen, daß Rüstow's Erzählung, obschon fast überall in diesem Buche weitläufig und eingehend, doch nirgends schleppend und langweilig ist. Es passirt ihm durchaus eher zu derb, als platt und fade zu werden. Sein Stil ist nicht gerade rein, leidet sogar hier und da an einer zu weit gehenden Ungenirtheit, fließt aber leicht und kräftig hin und verunglückt an keinem Steine des Anstoßes. Der Ton wechselt öfters, streift bisweilen ans Frivole, dann wieder ans Soldatisch=Derbe und wird stellenweise gallig=bitter. Die Gelegenheit zur Polemik ist zuweilen ein wenig mit Haaren herbeigezogen; an „die Schlachten von Waghäusel und Wiesenthal" wären wir beispielsweise in Caserta und vor Capua lieber nicht erinnert werden.

Doch das ist Geschmackssache und mit dem Geschmack des Verfassers brauchen wir ja, wie gleich anfangs bemerkt, keineswegs überall einverstanden zu sein, um an diesem seinem Buche Geschmack zu finden.

Briefwechsel zwischen Leibniz und Wolf.

Briefwechsel zwischen Leibniz und Christian Wolf. Aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben von C. J. Gerhardt. Mit einer Figurentafel. Halle, Schmidt. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nach dem Ausspruch jenes griechischen Philosophen unterscheidet sich Ruhm nicht von Rauch. Matt erbleicht des Morgens das Gestirn, das nachts gefunkelt. Wir alle wissen, wie oft das Tagesurtheil irrt und unrecht thut. Da werden Kränze gewunden und man reicht den Lorber einer Hand, die mit anmaßender Hast nach der nicht verdienten Gabe greift; da wird im summarischen Proceß über Leistungen und Bestrebungen abgeurtheilt, die statt des Tadels Anerkennung verdient hätten. Heute noch schmückt das Tagesurtheil die nämliche Stirn mit Kränzen, für die man vielleicht schon am nächsten Morgen bittere Angriffe oder Hohn oder völliges Vergessen hat. Ja gewiß, Tagesruhm ist Rauch.

Um Illustrationen für den eben vorgetragenen Satz wird niemand in Verlegenheit sein. Wäre es jemand, wir könnten ihn auf Leibniz hinweisen. Während anfangs der Tag seine duftendsten Kränze Leibniz in Fülle auf das Haupt gedrückt, ihn als die erste Autorität pietätsvoll bewundert und verehrt, ihn mit Auszeichnungen jeder Art reichlich überschüttet hatte; während der Mann lange Zeit dastand, hochgefürstet in der Republik der Geister und geradezu als der erste unter und von den Zeitgenossen angestaunt, blieb ihm in dem letzten Jahrzehnd seines Lebens nicht die niederschlagende Erfahrung erspart, daß kein Ruhm so fest gegründet, um nicht wankend gemacht werden zu können. Lebhafte Angriffe wurden auf ihn geschleudert, und die wetterwendische Meinung nahm nur zu häufig gegen den Angegriffenen und für die Angreifer Partei; in den Heimsuchungen und in dem Misgeschick der mannichfachsten Art, das ihn betraf, wurde an ihm der Unbestand und der Wechsel aller Verhältnisse sehr deutlich offenbar. Am härtesten wol traf der Schlag, den er am 1. Februar 1705 mit dem Tode der geistreichen Königin von Preußen, Sophie Charlotte, erlitt. Sie war für Leibniz mehr als eine hohe Beschützerin gewesen; sie hatte ihn zu ihrem väterlichen Freund und Berather erkoren. Als hannoversche Prinzessin vermittelte sie, daß an beiden Höfen, in Berlin und in Hannover, der Einfluß ihres Freundes und Günstlings von höchster Bedeutung war. Durch das unerwartete, frühe Dahinscheiden der Königin wurde denn auch Leibniz, zu dessen Lebensbedürfniß es gewissermaßen gehörte, sich in den Strahlen der Höfe und der fürstlichen Gunst zu sonnen, auf das tiefste erschüttert; er fühlte sofort, daß es um seine einflußreiche Stellung an dem preußischen Hofe (weder vor noch nach ihm hat, wenn wir etwa von Alexander von Humboldt absehen, in Berlin ein Gelehrter eine ähnliche Stellung eingenommen) geschehen sei, wo er als Ausländer von den leitenden Personen und zumal von der nächsten Umgebung des Königs mit einem unverkennbaren Mistrauen aufgenommen und behandelt worden war. Nicht besser erging es ihm an dem hannoverschen Hofe, wohin er sich gewandt; hier hatte er zuletzt allein in der alten Kurfürstin Sophie eine Stütze, die ihm aber auch wenige Jahre vor seinem Tode — sie starb den 8. Juni 1714 — entrissen wurde, gerade als sich ihm eine Aussicht eröffnete, von Hannover, wo er sich seit langer Zeit nicht mehr heimisch fühlte, in einen größern Wirkungskreis versetzt zu werden. Für diese großen Verluste waren die Gnadenbezeigungen, mit welchen ihn der kaiserliche Hof in Wien überhäufte, und die Auszeichnung, daß er durch den Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath ernannt wurde, nur ein schwacher Ersatz. Dazu kamen körperliche Leiden, welche seine geistige Thätigkeit theils hinderten, dann aber die gelehrten Streitigkeiten, in welche er nach allen Seiten hin verwickelt wurde und die nicht zum Austrag gebracht werden konnten, da es dem Vielbeschäftigten an Zeit gebrach, dem alternden Mann um so bitterer empfinden ließen. Der Glanz und die Autorität seines Namens waren noch bei seinen Lebzeiten stark im Niedergehen begriffen, und vollends nach dem Tode von Leibniz hatten die Angreifer gewonnenes Feld.

Wir informiren uns über diese Verhältnisse, deren Kenntniß für die Charakteristik der Zeit nöthig ist, in die der Briefwechsel zwischen Leibniz und Wolf fällt, aus der instructiv gehaltenen Einleitung, welche Gerhardt seiner Sammlung vorausschickt. Das Verhalten der Gelehrten, die einst Leibniz als ihren Mittelpunkt umschwärmt hatten und durch ihn in jeder Hinsicht gefördert worden waren, erscheint in der That nach seinem Tode wenig würdig. Als der mächtige Löwe todt war, dessen Reich in seinen Grundfesten zuletzt erschüttert schien, galt es für diese Leute nur, den möglichst größten Theil von seinen Errungenschaften in der Weise in Sicherheit zu bringen, daß sie jene Errungenschaften als eigenes Eigenthum in Anspruch nahmen. Keiner in Deutschland dachte daran, das Vaterland selbst in dem großen Todten zu feiern, indem man seine von Ausländern angegriffene Ehre vertheidigte; vielmehr ließen alle die, für die er sich so warm interessirt, für deren geistiges und leibliches Fortkommen er angelegentlichst gesorgt hatte, ihn geflissentlich der Vergessenheit anheimfallen, um mit seinen Federn desto ungestrafter sich schmücken zu können. So war es in der Mathematik sowol als in der Philosophie. Es ist bekannt, daß Wolf es sehr übel vermerkte, als die Meinung laut wurde, daß er als Philosoph sich auf die Schultern des großen Leibniz gestellt habe; er war auf seine vermeintliche Originalität in der Philosophie eifersüchtig genug, öffentlich zu versichern, daß er ganz durch sich selbst, mit Leibniz zugleich, auf dieselben Ergebnisse gelangt sei. Merkwürdigerweise wurde er in dieser Zuversicht dadurch bestärkt, daß ihm gewisse Aeußerungen von Leibniz zu Gesicht kamen, die dieser in Briefen an verschiedene Gelehrte in Betreff seines Verhältnisses zu Wolf abgegeben hatte und die nun der Letztere zu seinen Gunsten zu deuten verstand.

Man kann Gerhardt für die Herausgabe seiner Sammlung, welche der berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zur Feier ihres funfzigjährigen Bestehens zugeeignet ist, sehr dankbar sein, denn diese bisher unedirten Briefe bieten für das verkehrte Urtheil über das Verhältniß zwischen Leibniz und Wolf ein ausreichendes Correctiv. Es erhellt aus der Correspondenz nicht nur, daß es mit der Anknüpfung des Verhältnisses zu Leibniz anders sich verhält, als von seiten Wolf's entweder absichtlich oder infolge eines Gedächtnißfehlers in seiner „Eigenen Lebensbeschreibung" (herausgegeben von H. Wuttke, Leipzig 1841) dargestellt wird; besonders aber geht daraus hervor, wie sehr Leibniz es sich angelegen sein ließ, belehrend und zurechtweisend auf die Studien Wolf's einzuwirken, was denn auch der letztere im ausgedehntesten Maße zu benutzen und auszubeuten verstand, von ihm jedoch in der ebenerwähnten Lebensbeschreibung ganz mit Stillschweigen übergangen wird.

Unser Referat muß dem Charakter d. Bl., die sich auf weitere Kreise berechnen, Rechnung tragen; wir können auf die theils sehr speciellen und minutiösen, theils aber rein fachwissenschaftlichen Gegenstände nicht näher eingehen, welche die einzelnen Briefe zum Inhalte haben. Es dürfte für unsere Zwecke genügen, den Leser nach den Angaben der Einleitung der Monographie über die Resultate kurz zu orientiren, welche sich aus der Lectüre der Correspondenz ergeben.

Christian Wolf, am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, hatte seiner entschiedenen Vorliebe für philosophische und mathematische Studien ursprünglich wenig Genüge leisten können, da es auf den Schulen seiner Vaterstadt, auf welchen er seine Vorbildung erhielt, mit dem Unterricht zumal in der letztern Disciplin traurig bestellt war. „In Breslau", erzählt er selbst in seiner Lebensbeschreibung, „hatte ich zwar große Lust, die Mathesis zu erlernen, allein keine Gelegenheit dazu, indem außer dem usu globorum coelestis et terrestris und den Zeichnungen der geometrischen Figuren nichts gelehrt wurde." Um nichts besser als auf den breslauer Schulen war es mit dem mathematischen Unterricht damals auf den deutschen Universitäten bestellt. In Leipzig und Halle lagen die mathematischen

Studien völlig danieder; es war kaum ein Docent vorhanden. Wolf begab sich deshalb, ebenso wie früher Leibniz, nach Jena, wo durch Erhard Weigel, zu dessen Zuhörern Leibniz gehört hatte, einiger Sinn für die Mathematik geweckt worden war. Nach Weigel's Tode hielt daselbst ein gewisser Hamberger mathematische Vorträge, die indeß höchst unerheblich waren. Wolf erging es demnach in Jena ebenso, wie wir es von Leibniz wissen, als dieser 30 Jahre früher die mathematischen Vorträge in Leipzig hörte; beide mußten sich über die Schwierigkeiten selbst aufklären. Wolf blieb bis zum Jahre 1703 in Jena; alsdann begab er sich nach Leipzig, um hier als Docent der Mathematik aufzutreten, wozu er bereits ein Jahr vorher die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte. Von den beiden Dissertationen, die er zu dem Behufe schrieb, dedicirte er die eine auf Mencke's Anrathen Leibniz; dies wurde die nächste Veranlassung zu seiner Correspondenz mit dem letztern. Sogleich in dem ersten Briefe Wolf's begegnen wir einem Bekenntniß, von welchem der Herausgeber meint, die Worte gewährten einen tiefen Einblick in den wahren Charakter von Wolf's Bestrebungen. Die Worte lassen allerdings die Interpretation zu, daß Wolf's Absicht dahin ging, die Erfindungen anderer sich zu eigen zu machen und ihnen die Form zu geben, welche die Wissenschaft verlangt. Deshalb kam es ihm vor allen Dingen darauf an, das größtentheils in Zeitschriften verstreute Material möglichst vollständig zusammenzubringen, was sowol in Betreff der Mathematik als der Philosophie mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war. Seine nächsten Briefe beweisen, daß er, wenigstens was die Mathematik anlangt, keine Mühe scheute. Demnächst aber mußte sein Bestreben darauf gerichtet sein, über die Grundbegriffe, die er in Ordnung zu bringen und zu verbreiten gedachte, sich Klarheit zu verschaffen, und in dieser Hinsicht kommt ihm Leibniz auf das willfährigste entgegen. Nicht nur unterzieht er sich der Mühe, die ersten Schriften Wolf's auf das sorgfältigste durchzugehen und ihm seine Bemerkungen und Berichtigungen mitzutheilen, sondern er gibt ihm auch, als sich z. B. herausstellt, daß Wolf noch keine Kenntniß von der Lehre der prästabilirten Harmonie hat, die Grundzüge derselben im Zusammenhange. Der Herausgeber hat ganz recht, wenn er diese uneigennützige Mühe von seiten Leibniz' eine Aufopferung nennt, die dessen so oft verdächtigten Charakter im schönsten Lichte zeigt. Auch wird dies von Wolf in dem Briefe vom 13. Mai ausdrücklich anerkannt, eine Concession, die schlecht zu der Angabe Wolf's in seiner Lebensbeschreibung S. 142 stimmt: „Der Herr von Leibniz wollte haben, daß ich nach dem Exempel des Herrn Bernoulli mich allein auf die höhere Geometrie legen und seinen calculum differentialem excoliren sollte; allein ich hatte mehr Lust die Philosophie zum Behufe der obern Facultäten in bessern Stand zu bringen. Daher ich mit ihm in dessen Philosophicis nicht mehr correspondiren mochte!" Allerdings erhält Wolf einmal von Leibniz den Rath, tüchtig Mathematik zu studiren, aber nur um dadurch eine gute Grundlage für seine philosophischen Studien zu gewinnen. Wolf, fügt Gerhardt hinzu, habe sich auch bemüht, dieser Weisung zu folgen; seine nächsten Briefe sind angefüllt mit mathematischen Studien, aus denen indeß hervorgeht, daß es ihm nicht gelingen wollte, sich auf die Höhe der Wissenschaft zu schwingen.

Gegen Ende des Jahres 1706 erhielt Wolf, ebenfalls auf die besondere Verwendung von Leibniz, die Professur der Mathematik an der Universität Halle. Dort beschäftigte er sich nicht allein mit Mathematik, sondern um es Leibniz gleich zu thun, auch mit Philosophie, Physik und Naturgeschichte; „für die geistige Befähigung Wolf's zu Verschiedenartiges", behauptet Gerhardt. Seine Briefe aus der Zeit bieten ein getreues Abbild dieser Vielbeschäftigung; sie enthalten durcheinander Mittheilungen über mathematische Untersuchungen, physikalische Experimente, naturhistorische Studien; aber in keinem vermochte Wolf sich zu irgendwelcher Höhe zu erheben. Konnte er mit einer Sache nicht zu Stande kommen, so ist immer seine Zuflucht zu Leibniz, der nicht ermüdet, mit Rath und Hülfe bei der Hand zu sein. Diese große Unselbständigkeit Wolfs in wissenschaftlichen Dingen zeigt sich besonders auch darin, daß, als ihm von der Redaction der „Acta eruditorum" die neuesten Erscheinungen der mathematischen Literatur zur Besprechung aufgetragen wurden, er stets vor dem Abdruck seine Kritiken Leibniz zur Einsicht vorlegte, der nicht selten weitere Bemerkungen hinzufügte. Durch diese unausgesetzte, sehr lebhafte Correspondenz, und daß Wolf eben infolge seiner Betheiligung an den „Actis eruditorum" über die neuesten Vorgänge in der Literatur regelmäßige Mittheilungen an Leibniz machen konnte, erklärt sich leicht, daß er für den letztern allmählich unentbehrlich wurde. Zugleich erkannte Leibniz, daß eine solche Hülfe, wie Wolf ihm zu jeder Zeit zu leisten bereit sich zeigte, für seine damaligen Verhältnisse, besonders in den Jahren 1711—14, von großer Wichtigkeit war, denn er lebte, wie erwähnt, in dieser Zeit entfernt von Hannover am kaiserlichen Hofe zu Wien. In dieser für Leibniz äußerst ungünstigen Lage geschah es, daß der Streit über den ersten Entdecker der Differentialrechnung mit größter Heftigkeit von neuem ausbrach; ja es schien, als sollte von seiten der Engländer der letzte vernichtende Streich gegen ihn geführt werden. Die königliche Societät zu London veranstaltete eine Sammlung Originaldocumente, die sie veröffentlichen ließ, um dadurch auf das unzweideutigste die Rechte Newton's, als des ersten Erfinders der höhern Analysis, darzuthun. Die erste Nachricht von dem Erscheinen dieser Schrift erhielt Leibniz durch Wolf. Er erkannte sofort, daß in dieser Angelegenheit von seiner Seite etwas geschehen müsse; aber er war entfernt von seinen Papieren, die ihm allein die Beweise von seinem guten Recht darbieten konnten. In dieser Verlassenheit wandte er sich zuerst an Johann Bernoulli und bat um dessen Urtheil. Auf Grund desselben entwarf er eine kurze Entgegnung und sandte sie an Wolf, der sie als fliegendes Blatt drucken ließ. Ebenso gingen auch durch Wolf's Hände alle übrigen Anzeigen, die Leibniz, um die Angriffe der Engländer zurückzuweisen, in den damaligen Zeitschriften bekannt machte.

Dieser ununterbrochene Verkehr mit Leibniz, welcher die Bekanntschaft vieler anderer Gelehrten, mit denen Leibniz in Verbindung stand, nach sich zog, sowie die Betheiligung an der Herausgabe der „Acta eruditorum", für die damalige gesammte gelehrte Welt ein Centralorgan, verschafften sehr bald Wolf eine gewisse Berühmtheit, die er durch seine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit nicht wenig zu erhöhen verstand. Er trachtete danach, alle Gebiete des Wissens nach mathematischer Methode zu behandeln und verlieh dadurch seinen Schriften einen Schein der Neuheit. Deshalb wurde auch Wolf von seinen Zeitgenossen als praeceptor totius generis humani gefeiert. Indeß die Nachwelt hat anders gerichtet; Wolf's Schriften werden gegenwärtig nicht mehr gelesen, dagegen bieten noch jetzt die philosophischen Speculationen von Leibniz, zu denen Wolf sich nicht erheben konnte, eine reiche Fülle von Problemen, die den menschlichen Verstand unausgesetzt beschäftigen.

Wir sind in unserm Referat durchaus der Auffassung von Gerhardt gefolgt. Der Undank und die Ueberhebung Wolf's steht im allgemeinen nach der vorliegenden Correspondenz außer Frage; ob aber der Herausgeber, eben über diesen Undank sittlich entrüstet und von vornherein gegen Wolf eingenommen, diesem mit einzelnen Urtheilen, namentlich in mathematischen Specialfragen, nicht unrecht gethan, darüber werden Mathematiker von Fach am geeignetsten endgültig entscheiden können.

Thaddäus Lau.

Aus Nordamerika.

Von Karl Heinzen's „Pionier" erhielten wir wieder eine Anzahl Nummern, welche abermals manchen Culturstoff und beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte moderner Sitten und besonders der transatlantischen Zustände enthalten. Auch die deutsche Poesie steht jenseit der „großen Pfütze" in Flor, wie z. B. ein im „Pionier" mitgetheiltes Gedicht von E. Dorsch:

„Ein Begräbniß am Potomac", beweist; wir geben davon als bezeichnende Probe die drei Schlußstrophen zum Beweise für den classisch idealen Aufschwung, den das deutsche Lied in jenen Breiten genommen hat:

Die klugen Feldherrn unsrer Zeit
Verfolgen keinen Schlachtenplan;
Sie halten es für inhuman,
Wenn ein Gewehr Verderben speit.

Humaner ist's, wenn der Rebell
An Typhus stirbt und Hungercur,
Und unsre Truppen an der Ruhr —
Es thut nicht weh und geht nicht schnell.

O Siegeslorber! dich erwirbt
Man jetzo mit dem Darmkanal,
Da Troß, Armee und General
So tapfer auf dem Nachtstuhl stirbt!

Ein ansprechenderes Gedicht von demselben Dorsch: „Auch ein deutscher Held", schildert, wie das deutsche Turnerregiment aus Ohio, nachdem es im Treffen von Somerset tapfer mitgekämpft, ein Faß mit Aepfelbranntwein findet und eben seine Flaschen mit dessen Inhalt füllt, als jemand warnend seine Stimme erhebt und meint, das Getränk könne ja vergiftet sein. Keiner wagt einen Schluck zu thun; da springt ein deutscher Winkelried vor und ruft:

„Ich, Kameraden, opfre mich",
So sprach er, „trinke keiner
Bis ich getrunken; fühle ich
Das Gift, so stirbt nur einer."
Und todverachtend an den Mund
Setzt er den vollen Krug,
Grüßt lächelnd noch der Freunde Rund
Und trinkt manch tiefen Zug.

Befriedigt setzt er endlich ab
Luft gönnend seiner Lunge,
Denkt ferner nicht mehr an das Grab,
Und schnalzet mit der Zunge.
„All right!" tönt sein Commandowort,
Ein jeder löst den Pfropf
Und beugt, den Mund am rechten Ort,
Nach rückwärts seinen Kopf.

Des Schnapses große Seltenheit
Läßt lang und tief sie saugen,
Und der Erquickten Dankbarkeit
Strahlt klar aus ihren Augen.
Ihn, der sein Leben hat riskirt,
Daß ihres nicht erlosch,
Sie nennen ihn, wie sich's gebührt:
„Sans peur et sans reproche."

Und wenn man tapfre Thaten nennt,
Wird man auch diese nennen,
Ohios Turnerregiment
Wird sich dazu bekennen.
An Curtius und Winkelried
Reiht sich ein Mann im Frack,
Es preist das künft'ge Heldenlied
Den Herrn vom Appeljack.

Daß die Deutschen in Nordamerika sich in die nordamerikanischen Sitten ganz gut zu finden und wenigstens die schlimmern Eigenschaften der Natives sich anzueignen wissen, davon zeugt unter anderm folgende Mittheilung im „Pionier": „In Chicago scheinen die Deutschen eigenthümliche Begriffe von Preßfreiheit zu haben. Nachdem vor kurzem Herr Schläger, Redacteur der «Union» in einem öffentlichen Lokale von einem deutschen Rowdy gemishandelt worden, hat ein deutscher Advocat den Herrn Brentano von der «Illinois Staatszeitung» sogar auf offener Straße mit einem Revolver angefallen und am Kopf verwundet. Solche brutale Feinde der Preßfreiheit sollten des Beispiels wegen sofort gelyncht oder niedergeschossen werden."

Karl Heinzen wundert sich mit Recht über die eigenthümlichen Begriffe, welche die Deutschen in Chicago von der Preßfreiheit haben, und wir in Deutschland wundern uns sicherlich wieder über die eigenthümlichen Rechtsbegriffe Karl Heinzen's, der gegen die Bubenstreiche deutscher Rowdies kein anderes Mittel weiß, als unverzügliche Lynchung oder Füsilirung ohne vorhergegangene Rechtsprocedur, „des Beispiels wegen".

Es ist erklärlich, daß sich ursprünglich rohe und materialistische Menschen, deren ja der Strom der deutschen Auswanderung so viele als morastigen Bodensatz mit sich geführt und an den Küsten Nordamerikas ausgeladen hat, sich auf diesem Boden ganz behaglich befinden mögen, ebenso gewisse betrügerische Abenteurer, die schon in Europa ihre Gaunerstreiche unter dem Deckmantel der Freiheit betrieben, in Amerika zur Schande des deutschen Namens ihre Gaunerei im größten Maßstabe fortsetzten und von denen manche, nachdem sie ihren öffentlichen Anklägern unglaublich lange Zeit mit eiserner Stirn Trotz geboten, eben erst in ihrer Erbärmlichkeit enthüllt worden sind. Dagegen edle uneigennützige Landsleute, die einen idealen Freiheitsbegriff im Herzen trugen und dieses Ideal in Nordamerika verkörpert zu sehen hofften, fanden sich nur zu bald aufs schmerzlichste enttäuscht, und zahlreich sind die Aufzeichnungen solcher Amerikamüden, die zurückgekehrt ihr Jammerlied über Amerika als ein Land unheilbaren Verderbnisses anstimmten. Uns liegen im Manuscript einige Poesien eines solchen Rückflüchtigen, H. Kalliwoda's, jetzt in Paris, vor, die er uns einschickte mit dem Wunsche, sie in d. Bl. veröffentlicht zu sehen. Dergleichen liegt nicht in den Functionen d. Bl.; wir wollen uns jedoch nicht versagen, einige Strophen aus dem Gedicht „Amerikanische Resignation" als bezeichnenden Ausdruck dieser Amerikamüdigkeit hier mitzutheilen. Der Verfasser, der sich selbst den „Müdesten aller Amerikamüden" nennt, sagt darin:

Auch ich bin nach Amerika gezogen
Ins vielverheißne Land;
Auch ich durchkreuzt' des Meeres weite Wogen,
Auch ich bin nach Amerika gezogen,
Wo — ach, ich das gehoffte Glück nicht fand.

Die Freiheit, jene goldne Himmelsblüte,
Die ich so heiß geliebt,
Ob auch der Durst nach ihr im Herzen wüthe,
Die Republik — o schaudre deutsch Gemüthe,
Ist's nicht, die sie dir gibt.

Den aus dem kühlen Schatten deutscher Bäume
Getrieben einst des Herzens heißer Drang
In eines Urwalds unbegrenzte Räume,
Ich frage dich: ist nicht im Reich der Träume
Die Freiheit nur, wie unser Dichter sang?

Und weiter heißt es in diesem Gedicht, das, wie man sieht, eine Variation auf das Schiller'sche Thema „Resignation" ist:

Demokratie — sie prangt mit falschem Namen,
Die Volksverführerin.
Sie macht der Tugend Stärke selbst erlahmen,
Sie streut des Bürgerkrieges gift'gen Samen,
Der Reichen feile Buhlerin u. s. w.

Indeß sollte man in dieser Schwarzmalerei auch nicht zu weit gehen. Die Schriften nordamerikanischer Autoren und Dichter, eines Washington Irving, Prescott, Everett, Th. Parker, Channing, Emerson, Longfellow, Bryant u. s. w. beweisen, daß unter einer Schar Auserwählter sich auch im Lande Franklin's und Washington's die edelsten, reinsten, humansten Grundsätze noch immer fortpflanzen. Im ganzen freilich kann man sagen, daß in Nordamerika die Institutionen besser sind als die Menschen und daß es nicht an jenen liegt, wenn diese keine höhere Stufe der Bildung und Humanität erreicht haben. Leider scheint aber gerade ein großer Theil der eingewanderten

Deutschen unter der ihnen durch diese Institutionen gezähmten persönlichen Freiheit doppelt schlecht zu werden, wie alle Massen, die als losgesprengte Atome auf einem ihnen ursprünglich fremden Boden und unter einer mächtigern und zahlreichern Nationalität nur Fortune zu machen und sich zu bereichern suchen. Der Nationalamerikaner beweist in seinen Unternehmungen doch Schwung, Kühnheit und Großartigkeit, während der eingewanderte Deutsche, ohnehin zu Hause nur zu oft unter den dürftigsten kleinstaatlichen und philiströsesten kleinstädtischen Verhältnissen aufgewachsen, in der Regel nichts weiter sucht als durch Knickerei und Knauserei zusammenzuscharren und wenn ihm dies gelingt, seinen Geldstolz zur Schau zu tragen und zu renommiren. Wo soll ihm auch Schwung des Charakters herkommen, da der Deutsche diesen im allgemeinen doch nur im Dienste der Wissenschaft, auf dem Gebiete der theoretischen Forschung, der Denkarbeit und Kunst beweist, also auf Gebieten, an deren Anbau in Nordamerika noch so wenig gedacht werden kann? Die Deutschen von St.-Louis gälten zwar, sagt Graf A. Baudissin in seinen „Illustrationen“, für fleißiger, thätiger, ehrlicher; die Amerikaner dagegen für liebenswürdiger, großmüthiger und sogar gebildeter. Man ist aber noch verzweifelt wenig, wenn man, wie der Deutsche in St.-Louis, nur ehrlich und im eigenen Interesse thätig ist; das ist ja das Mindeste, was man von einem ordentlichen Staatsbürger verlangen kann.

Wir erlauben uns hier, einer brieflichen Mittheilung zu gedenken, die uns jüngst von einem alten Bekannten aus Cincinnati geworden ist. Es ist dies der Baier C. Beyschlag, der, in die Bewegungen der Jahre 1848—49 verflochten, anfang der funfziger Jahre mit Familie nach Nordamerika auswanderte, dort zunächst in St.-Clair im fernen Michigan eine freie Gemeinde gründete, nach einem Jahre in Sandusky eine Schule errichtete, die dortige Zeitung, das „Sandusky Intelligenzblatt“, mitredigirte und etwas später die „Freie Presse“ in Indianopolis leitete. Nach Verlauf von zwei Jahren zog Beyschlag nach Cincinnati, wo er erst den „Hochwächter“ und das „Volksblatt“ redigirte, später seine „Schul- und Jugendzeitung“ und eine Schule gründete, weiter ein Jahr lang an der Stadt- und Freischule unterrichtete und dann in Corington, Cincinnati gegenüber, als Freier-Gemeindeprediger und Lehrer wirkte. Daß er als Journalist auch mit dem „als deutsch-amerikanischer Preßflegel in ganz Amerika bekannten“ Karl Heinzen seine Fehden gehabt hat, versteht sich im Grunde von selbst. Im Juni 1861 zog Beyschlag als Chaplain oder Feldprediger mit in den Krieg, aber obschon eine solche Stelle sehr einträglich ist (ein Chaplain bezieht jährlich zwischen 18—1900 Dollars Gehalt), so wurde er doch des Lebens und Treibens im Feldlager bald müde; er legte daher seine Stelle nieder und lebt jetzt wieder in Corington.

Wir theilten diese Lebensdaten mit zum Beweise, wie ruh- und rastlos ein deutscher studirter Mann und Journalist auch in Nordamerika herumgeworfen werden kann. Beyschlag selbst bemerkt in seinem an uns gerichteten Schreiben: „Du kannst aus dieser Lebensskizze ersehen, daß es mir an Erfahrungen, die ich zu machen hatte und machte, nicht fehlte. Doch bereue ich es nicht nach Amerika gegangen zu sein. Bei allen Schattenseiten und Mängeln, die das Leben und die Zustände dahier haben, ist doch die Bewegung und Entwickelung des Einzelnen wie des Allgemeinen frei und nicht von vornherein durch polizeilichen Druck gebunden und gehemmt, unterbunden und von der Wiege bis zum Grabe beaufsichtigt und bevormundet.“ Sonst war uns in Beyschlag's Schreiben noch besonders folgende Stelle von Interesse: „Ob unsere Regierung mit derselben Entschiedenheit, wie in den letzten Wochen, den Krieg betreiben wird, wissen wir nicht. Die Prosklaverei-(alte demokratische) Partei sucht sie immer noch vom entschiedenen Handeln zurückzuhalten, während die abolitionistischen Fractionen sie zu einem solchen drängen. Feinde genug, die immer noch mit der südlichen Rebellion liebäugeln und ihr Vorschub leisten möchten, sind in unsern eigenen Reihen im Norden und Westen, wie dies besonders die letzten Verhandlungen im Senat zu Washington beweisen, woraus klar zu ersehen ist, daß eine geheime Organisation in Michigan, Indiana und Ohio und anderwärts existirt, die für die südlichen Sklavokraten arbeitet, und wie aus der Mobbewegung dahier in unserer doch so patriotisch und loyal gesinnten Stadt Cincinnati wahrzunehmen ist, die vor einigen Tagen stattfand, als Wendell Philipps, jener bekannte entschiedene und fähige Abolitionistenapostel in Pike's Opernhaus vor einer ungeheuer zahlreichen Versammlung eine noch dazu ziemlich gemäßigte Rede hielt.*) Aber dennoch liegt die südliche Rebellion, die Rebellion der Sklavenhalter und Bevorrechteten gegen freie Volksentwickelung und allgemeines Volkswohl, schon in den letzten Zügen und wird über kurz oder lang ihr Grablied singen müssen: denn der Norden vertritt, wollend oder nicht wollend, in diesem Kampfe das Princip der Menschlichkeit und des unaufhaltsamen Fortschritts, und der deutsche Kosmopolit kämpft dabei in den vordersten Reihen.“

Einer andern Ansicht ist freilich in Deutschland selbst Karl Andree, wie seine Aufsätze im „Globus“ über die nordamerikanischen Verhältnisse beweisen. Andree geht sogar so weit, das allerdings im Dienste einer bekannten Partei einseitig geschriebene, vom ästhetischen Standpunkt durchaus zu verwerfende Tendenzwerk der Beecher-Stowe „Onkel Tom's Hütte“ einen „unheilvollen, durch und durch lügenhaften, tief unsittlichen Roman“ zu nennen. Ein andermal bemerkt er: „Ich meinerseits stehe über aller Partei und habe auch keinerlei «Sympathien», am allerwenigsten für die nördlichen Staaten und deren Sache, denn diese hat mit der Freiheit gar nichts zu schaffen, desto mehr aber mit der Robeit und Corruption.“ In der That können einem die jetzt plötzlich erwachten Sympathien für unsere „schwarzen Brüder“ sehr verdächtig vorkommen, wenn man sie auf ihren wahren Werth und ihren politischen und commerciellen Ursprung zurückführt. Jedenfalls ist der Krieg, der gegenwärtig zwischen den Nord- und Südstaaten wüthet, ein höchst beklagenswerther und ein weiterer Schritt auf der abschüssigen Bahn jener frivolen imperialistisch-martialischen Eroberungs- und Vergewaltigungspolitik, welche die Vereinigten Staaten bereits mit dem Kriege gegen Mexico betraten. Hier steht nicht, wie im schweizer Sonderbundskriege die Centralregierung einer kleinen Fraction gegenüber, sondern es stehen sich ganze Bevölkerungen gegenüber, welche im brudermörderischen Kriege einander die tiefsten Wun- den schlagen, die so bald nicht heilen und vernarben werden. Selbst wenn es, was bei der Uebermacht der Nordstaaten da[s] Wahrscheinlichere ist, endlich gelingt, der Revolution Herr zu werden, so wird man eben mit militärischer Gewalt unterwor- fene Provinzen, nicht mehr Bundesstaaten haben, die man nu[r] mit äußerster militärischer Gewalt in Abhängigkeit und im Zü[gel] wird halten können; ja die eigentlichen Schwierigkeiten un[d] gefährlichsten Verwickelungen für die Centralregierung werde[n] erst von dem Augenblick an beginnen, wo der Unterwerfungsa[ct] vollzogen sein wird. Jedenfalls aber ist das, was der Franzo[se] „prestige“ neunt, von der nordamerikanischen Republik fü[r] immer abgestreift, wie der englischen Herrschaft in Ostindie[n] seit der letzten großen Insurrection dieses prestige ebenfall[s] genommen ist.

Doch wir wollen unsere heutigen Mittheilungen nicht m[it] einer so trübseligen Betrachtung, sondern mit einem heiterern Ge- genstande schließen. Wir haben nämlich in dem Wuste d[er] deutsch-amerikanischen Presse endlich einmal ein Goldkörnle[in] entdeckt und zwar vermittelst der „Europa“, welche in einer ihr[er] letzten Nummern aus dem neuyorker Blatte, „Criminalzeitun[g] und belletristisches Journal“, eine recht humoristische Recensio[n] von Freytag's „Soll und Haben“ mittheilt, die einen u[ns] bis dahin unbekannten Autor, Reinhold Solzer, zum Verfa[sser] hat. Hier zur Gemüthsergötzung einige Proben daraus. D[ie] Recension beginnt: „Unter den lehrreichsten Lebensbeschreibunge[n]

---

*) Der „Pionier“ nennt die Bevölkerung von Cincinati dieser Gr[...] resse wegen in seiner drastischen Manier „Schweinepöbel“.

für die Jugend, welche in neuerer Zeit in Deutschland erschienen sind, hat diejenige, welche unter dem Titel «Soll und Haben» von Herrn Gustav Freytag in Leipzig herausgegeben ist, nämlich die Biographie des Herrn Kaufmanns Wohlfahrt in Breslau, mit Recht die besten Geschäfte gemacht. Denn man kann aus dem Beispiele dieses Ehrenmannes, der rein mit nichts angefangen hat, so recht deutlich ersehen, daß, wenn einer ordentlich und fleißig ist, gegen seinen vorgesetzten Principal den schuldigen Respect stets in Obacht nimmt, sich mit dessen Familie gut stellt und sich überhaupt höflich und artig gegen jedermann aufführt, wie es einem jungen Menschen geziemt, daß er dann nicht besorgt zu sein braucht, sondern es wird ihm schon gut gehen." Von dem fashionablen Clown im Freytag'schen Roman, dem Herrn von Fink, heißt es: „Er (Wohlfahrt) hatte einen Freund, der Volontär in demselben Geschäft, aber dabei ein Erzschwitier war. Nicht gerade, daß er ein schlechter Kerl war, aber was man einen Schwitier nennt. Also folgte er ihm? Nein, er folgte ihm nicht. Er sagte: «von Fink», sagte er, «Sie sind mein Freund, aber mit Ihnen schwitisiren? Niemals!» Damit war die Sache abgemacht und Fink wußte recht gut, daß, wenn Anton einmal gesagt hatte: «Niemals!» so blieb es niemals und keine Faxen. Aber darum blieben sie doch Freunde. Das muß man dem Fink lassen, darin war er edel: er wußte die Freundschaft zu schätzen und ließ sich manches von Anton gefallen, was ihm kein anderer aus dem Geschäft bieten durfte, selbst der Principal nicht. Der Principal, Herr Traugott Schröter, hatte eine Schwester mit Namen Sabine, die hätte von Fink gern geheirathet. Fink dachte nicht daran, da er, wie gesagt, kein Bürgerlicher war, sondern ein Herr von. Er hatte unterdessen eine Liebschaft mit einem Judenmädchen, was wirklich schlecht von ihm war, da er sie natürlich doch nicht heirathen wollte. Anton hat es ihm auch gegeben. Endlich dachten alle: «Gleich und gleich gesellt sich gern und was sich schickt das paßt sich!»" Der humoristische Recensent schließt: „Die Lebensbeschreibung Anton Wohlfahrt's ist also, das wird jeder zugeben, nicht blos lehrreich für Bürgerliche, sondern auch für Adeliche, indem man daraus einmal wieder so recht die Wahrheit des Sprichworts ersieht: «Schuster bleib bei deinem Leisten» und «Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Fürwitz!» Denn was kommt dabei heraus, wenn ein Adelicher eine Fabrik anlegen will? Nichts als Sorgen, Kummer, Bredulje, Blindheit und der Bettelstab. Und was wäre dabei herausgekommen, wenn Anton sich mit der adelichen Clique eingelassen hätte? Die Sabine hätte er nicht gekriegt, denn zwei Frauen konnte er natürlich doch nicht heirathen, der Schröter hätte ihn gehaßt und so könnte er jetzt mit seinem hochwohlgebornen Herrn Schwiegerpapa Hungerpfoten saugen. Und das ist die Moral von der Geschichte." In dieser humoristisch volksthümlichen Weise, in der sich aufs Schalkhafteste die eigentliche Wahrheit über ein Buch sagen läßt, sind wol seit dem Wandsbecker Boten keine Bücherrecensionen mehr geschrieben worden, und es ist schade, daß dies nicht öfter geschieht. Freilich gehört dazu eine Naturanlage, wie sie nicht jeder besitzt. Diese, wie die „Europa" mit Recht bemerkt, höchst originelle und durch Ironie ausgezeichnete" Kritik dient übrigens einer Fortsetzung von „Soll und Haben", welche Reinhold Solzer unter dem Titel „Anton in Amerika" in dem genannten neuyorker Blatte gibt, zur Einleitung. **H. M.**

Ein Versöhnungsversuch zwischen Theismus und Pantheismus.

Theokritis. Ideen über Gott und Welt zur Versöhnung des Theismus und Pantheismus. Von Adolf Bühler. Berlin, Nicolai. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Es war der Drang eines innern Berufs, der mich der geheimnißvollen Sphinx entgegentreten hieß, um mir Klarheit zu verschaffen über die höchsten Fragen des Daseins und mich selbst zu befreien durch den Kampf mit dem Zweifel. Die Ueberwindung des logischen Dilemma, an dessen Grenzmarken die Philosophien des Theismus und Pantheismus sich aufkauen, war das nächste Ziel meines Strebens, denn nur von hier aus konnte sich eine Weltanschauung gestalten, aus welcher der Gott uns lebendig entgegentritt, dessen Sprache wir in Natur und Geschichte, in Religion und Sitte, in Kunst und Wissenschaft ahnungsvoll vernehmen. Was ich gefunden, übergebe ich der gebildeten Welt in vorliegender Schrift als einen bescheidenen Beitrag zur Lösung des großen Problems. Möge dieselbe gütig aufgenommen werden, und möge das Gute, das sie enthält, anregend auf kräftigere Geister wirken, auf daß durch vereinte Kräfte das Ziel erreicht werde, das ich anstrebte: den Sieg der Idee zu vollenden über den theoretischen und praktischen Materialismus unserer Zeit."

So der Verfasser. Er ist ein bairischer Offizier, Autodidakt auf philosophischem Gebiete, und den Kennern dieses letztern und seiner Literatur wird vieles geläufig sein, was er als etwas ihm Neues zu Tage fördert, aber sie werden auch gern einen so rüstigen Mitarbeiter willkommen heißen; das größere Publikum wird vielleicht durch ihn leichter als durch Fachmänner in die Kreise des freien Denkens gezogen; nur hätte ihm der Verfasser durch den fremdländischen und seltsamen Titel nicht von vornherein ein Zeichen mehr der Abwehr als der Einladung geben sollen!

Bühler hat mannichfache naturwissenschaftliche Kenntnisse, und gerade hier findet er durch eine denkende Betrachtung, die von den Thatsachen und Gesetzen nach deren Zusammenhang und Princip forscht, den Weg zu Gott, aber nicht zu einem jenseitigen, sondern der Welt einwohnenden, sie schöpferisch durchdringenden und wiederum nicht zu einem in ihr auf- und untergehenden, sondern zu einem sich selbstbewußt über sie erhebenden, sich in und über ihr selbst erfassenden Gott. Gerade die Entwickelung der Welt, das organische Werden der Einzelwesen wie der Weltkörper führt den Verfasser auf ein ewig seiendes Princip, und dieser Abschnitt seines Buchs ist besonders gelungen, ebenso die Darstellung wie aus dem zweckmäßigen Zusammenstimmen der Naturerscheinungen und Naturgesetze die Folgerung sich ergibt, daß jenes Princip oder die Substanz und das allgemeine Wesen auch Subject und Intelligenz sein müsse. Minder befriedigend dagegen sind die Bemerkungen über Raum und Zeit. Hier sieht man deutlich, daß der Verfasser die Schwierigkeit der Probleme nicht durchschaut und die Gedankenarbeit an ihnen besonders seit Kant's „Kritik der reinen Vernunft" nicht durchgemacht hat; er nimmt einen Raum an als Ausdehnung, ehe die Materie ward, als ob eine Ausdehnung ohne ein sich Ausdehnendes möglich wäre; ebenso soll die Zeit die Voraussetzung alles Dauerns und aller Bewegung sein, während sie doch selbst beständig erst wird durch die Entwickelung, durch die Thätigkeit der Natur und des Geistes. Dann erkennt er, daß doch ein Substrat für Raum und Zeit vorhanden sein müsse, und macht sie zu Eigenschaften Gottes! Nun ist auch nach unserer Ansicht Gott der allen Raum und alle Zeit Setzende und Erfüllende, und nur so ist er ewig, unendlich, allgegenwärtig; aber gerade das Setzen des Raums ist die Schöpfung der Materie, indem der göttliche Grund der Natur in einer Fülle selbständiger Kräfte auseinandergeht, deren Attraction und Repulsion eben das Stoffliche hervorbringt. Raum und Zeit sind Grundformen unserer Anschauung, wie Kant lehrte, aber sie sind nicht blos subjectiv, sondern zugleich die Grundformen alles Realen, auch des Geistes, der sein Denken und Wollen nach und nach, also in einer Zeitfolge verwirklicht, der einen bestimmten Ort außer andern Wesen behaupten muß, wenn er für sich selbst sein soll.

Es scheint im allgemeinen richtig, wenn Bühler sagt: „Gott denkt — und es ist die Welt! Und wie der Gedanke eins ist mit dem Geiste, welcher ihn denkt, so ist auch dieses Weltenall in seiner unermeßlichen Größe mit all seinen Myriaden lebender Geschöpfe eins mit ihm, und ist doch nicht Gott selbst, wie der Gedanke nur bedingt ist durch den Geist, ohne der Geist selbst zu sein. Wie aber hinwiederum der Gedanke der ihn bedingenden

Seele als ein anderes und doch nicht als ein an sich anderes gegenübertritt, so tritt auch das Relative dem Absoluten gegenüber nicht als ein an sich anderes auf, sondern es ist nur, insofern das Absolute ist, ist bedingt durch das Absolute, ist eins mit ihm und doch nicht das Absolute selbst." Aber der Verfasser vermengt dann das Denken als die Thätigkeit mit dem Gedanken als dem Gedachten, als dem Inhalt, Gegenstand und Werk des Denkens, und so wird ihm die Weltidee zur Vorstellung Gottes von sich selbst, während doch auch beim Menschen das Weltbewußtsein vom Selbstbewußtsein unterschieden, und zwar nicht eins ohne das andere wirklich, das Selbst aber der Grund und Träger aller andern Vorstellungen ist, und das Selbstbewußtsein sich als solches erfaßt, indem es sich von seinen besondern Gedanken und Anschauungen unterscheidet. Sodann betont Bühler viel zu ausschließlich das göttliche Denken, aber die Natur und der Wille Gottes kommen gar nicht zur Sprache, und ich weiß nicht, wie er die Freiheit des Menschen auf seine Art begründen kann. Ueberhaupt fehlt bei ihm die Rücksicht auf das Sittliche; er ist von der Naturforschung ausgegangen und da zu einem wohlmeinenden Optimismus gekommen, die großen Fragen aber vom Uebel in der Welt, vom Bösen und seiner Macht in der Menschheit, vom Geiste, seinem Abfall in die Sünde und seiner Wiederversöhnung und Einigung mit dem göttlichen Willen werden nur oberflächlich berührt oder ganz übergangen. Gerade aber das Bewußtsein unsers Wollens, die Thatsache der Freiheit und Zurechnung, das Gewissen ist uns die Bürgschaft einer moralischen Weltordnung, die höher ist als die physische, die der Zweck ist, für welchen die physische das Mittel bietet; gerade hier ist das feste Bollwerk gegen den Materialismus. Vergebens möchte er es wegleugnen, weil er es nicht mit Händen tasten kann; erklären kann er auch nicht, woher denn der Schein komme, daß ein freies Wollen sich vom Stoff und seinen Kräften und seiner Nothwendigkeit unterscheide, sich seine Thaten selbst zurechne und sie nicht der genossenen Erbsen- oder Kartoffelnahrung zuschreibe, wenn eben nichts sein soll als Stoffwechsel und sein blindes Gesetz!

Der Verfasser beginnt seine Vorrede mit dem Satz: „Schon Lessing sprach es aus, daß die Ueberwindung des Pantheismus und Theismus mit der Bewahrung ihres Wahrheitsgehalts in einer höhern Idee die Aufgabe sei, welche der Philosophie obliegt." Soviel ich weiß, ist aber dieser Satz erst 1846 in meinem Buch über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit aufgestellt worden. Dort wies ich nach, daß Giordano Bruno und Jakob Böhme noch in der ursprünglichen Einheit stehen, die dann in die Gegensätze von Spinoza und Leibniz, von Substanz und Individualität, von Pantheismus und Theismus auseinander gingen; die wissenschaftliche Ueberwindung dieses Gegensatzes, seine Auflösung in eine Harmonie, welche die Wahrheit bewahrt, die in beiden Richtungen liegt, konnte wol erst in der Zeit nach Hegel als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet werden. Lessing wählte mit freiem Geist Spinozistische und Leibniz'sche Ideen, er stand für sich über dem Gegensatz, aber er war viel zu wenig Systematiker, um jene Forderung auch nur aufzustellen. Daß er und Goethe allerdings innerlich über den Gegensatz hinaus waren, habe ich selbst wiederum in den „Denkreden auf deutsche Dichter" dargethan. Aber ein anderes ist das Stellen des Problems, das schon die halbe Auflösung zu sein pflegt und die selbstbewußte wissenschaftliche Ueberwindung der Einsichtigkeiten, die Erkenntniß, daß Theismus und Pantheismus nicht zwei Wesenheiten sind, die man vermischen oder verknüpfen wollte, sondern zwei Ansichten von einer und derselben Wirklichkeit, aber von verschiedenem Standpunkte; soll ich es ganz derb sagen: der eine sieht Kopf und Gesicht, der andere den Rücken, der eine hat Centrum ohne Peripherie, der andere Leib ohne Seele. Aber erst beides zusammen entspricht der Wahrheit des Seins. Ἓν oder lieber Εἷς καὶ πᾶν, oder πᾶν αὐτός! Unendliche Fülle und selbstbewußte Einheit, Natur und Geist, die Substanz als Subject, als Wille der Liebe, dies vereint, nicht eins für sich allein, gibt uns erst eine solche Gottesidee, daß die Thatsache der Welt und der Geschichte aus ihr erklärt werden können.

Ein Quell macht für sich allein keinen Strom, sondern erst der Zusammenfluß vieler Bäche; so bildet auch die neue Weltanschauung, deren wir bedürfen gegenüber dem Dogmatismus und Materialismus, sich erst im Zusammenwirken vieler Kräfte. Es gilt, das freie Denken und das Gemüth, die Vernunft und das Gewissen zugleich zu befriedigen. Jeder Beitrag hierzu ist um so willkommener, je mehr der Trieb des eigenen Geistes und Herzens ihn hervorgebracht. **Moritz Carriere.**

Zur Erzählungsliteratur.

1. Bis nach Hohen-Zieritz. Von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr.
2. Schmal geweckt. Geschichten und Novellen von George Hesekiel. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1860. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Lux et umbra. Ein großer Liebeshandel im 16. Jahrhundert. Aus den hinterlassenen Schriften des Magisters N. Longinus und andern zuverlässigen Mittheilungen herausgegeben von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser vorstehender Schriften gehört mit zu den fruchtbarsten Autoren der Gegenwart; fast jede Messe bringt nicht nur ein Werk, sondern jedesmal mehrere bändereiche Romane; wenn der Erfolg seiner Werke ein gleicher wäre wie die Schnelligkeit seiner Production, so hätte er längst alle lebenden Schriftsteller überflügelt. In der Regel, wenigstens war dies bei frühern Romanen und Novellen der Fall, erschienen dieselben zuerst in der „Berliner Revue" und dann wurden sie besonders abgedruckt; neuerdings arbeitet der Verfasser auch am Feuilleton der „Kasseler Zeitung" mit: zwei Zeitungen, die durch ihre Richtung hinlänglich auch die geistige Muse Hesekiel's charakterisiren. Referent hat bereits wiederholt in d. Bl. die frühern Romane Hesekiel's besprochen; es finden sich auch in den vorliegenden Bänden wiederum dieselben Vorzüge und Mängel, nur will es scheinen, daß mit der fortschreitenden Entwickelung eine noch größere Flüchtigkeit als wie früher in der Entfaltung der Handlung, ein noch loserer Zusammenhang in der Composition des Ganzen sich festsetze. Insbesondere fällt in die Augen, wie unter den vorliegenden Bänden „Lux et umbra" mit großer Weitläufigkeit angelegt und behandelt ist, sodaß diese Art und Weise fast einer reinen Buchmacherei gleichkommt. Im übrigen tragen alle diese Bücher wiederum denselben Charakter, den die Partei auf politischem Gebiete in der Kreuzzeitung vertritt; da ist überall ein Liebäugeln mit den Zuständen der Vergangenheit, ein Aufhätscheln des Altpreußenthums gegenüber der neuern Entwickelung; die gute alte Kurmark Brandenburg mit ihren Ländern, Ländchen, Herrschaften und Gebieten, der Barnim, das Land Bellin, der Teltow, das Ländchen Schollähne, Kliez, die Herrschaft Ruppin, Glien und Schenkenland sind die Ideale des Verfassers; da überkommt ihn eine Weichheit, eine Sehnsucht, wenn er an alle diese durch die moderne Gleichmacherei zu Grunde gegangenen Individualitäten denkt, wenn er klagt, daß die edle Junkerherrschaft zu Grunde zu gehen droht, daß er fast dem sentimentalen Tone Matthisson's sich nähert. Das ist alles vom Uebel, was die Neuzeit geschaffen! „Warum hat man", ruft er wehmüthig aus, „die alten Namen nicht gelassen bei der alten kurmärkischen Scholle, sind die Leute darum besser oder glücklicher geworden! Die großen, weiten Regierungsbezirke haben die kleinern, besondern Länder und Ländchen verzehrt, nur hier und da hat ein Landrathsamt so einen altbrandenburgischen Namen festgehalten und es hat noch immer einen voraus guten Klang, wenn so ein Märkischer von Adel als Landrath in seinem alten Gebiete sitzt, wie ein Knesebeck auf dem Teltow, ein Hertefeld auf dem Glien oder ein Barfuß auf dem Barnim." Wenn es mit dieser Darstellung dem Verfasser nicht bitter ernst

wäre, wenn er nicht selbst sagte, warum es ihm so unendlich leid sei, daß diese alten Herrlichkeiten zu Grunde gegangen seien, so könnte man versucht sein, das Ganze für bittere Ironie zu halten.

Das Buch „Bis nach Hohen-Zieritz" (Nr. 1) beginnt mit der Schilderung der preußischen Zustände im Jahre 1809. Die Farben, welche der Verfasser hier mitunter aufträgt, sind sehr grell und die Diction läuft so nahe an der Grenze der ästhetischen Darstellung hin, daß man in Zweifel sein könnte, ob dieselbe nicht bereits überschritten ist. Wenn er sagt, die Wunden des Landes seien durch die Teufelei revolutionärer Tyrannenknechte hundsföttisch vergiftet worden, und hinzufügt, daß die goldbeblechten Lakaien der französischen Prätorianerhorden mit ihren „ungesunden Lustdirnen" in seinen Weinen geschwelgt hätten, so können wir solcherlei Kraftausdrücke keineswegs für guten Stil halten. Wenn übrigens der Verfasser so lebendig die Schmach schildert, in welche Preußen durch die Niederlage von Jena gekommen war, wenn er so tief die Erniedrigung fühlt, welche im Gefolge jener Schlacht eintrat, so hätte er doch auch einmal nach den Ursachen fragen sollen, durch welche der schmachvolle Ausgang jener Schlacht zum größten Theile mit bedingt war. Die Geschichte, freilich nicht die kreuzzeitungsmäßig-junkerlich zugestutzte, sondern die einfache Betrachtung der damaligen Zustände würde ihm die rechte Antwort ertheilt haben, und er würde gar bald inne werden, daß gerade jene Zustände, die er und seine Partei erstrebt oder deren Nichtdasein sie beklagt in Leid und Thränen, Mitschuld an jenem unglücklichen Kampfe waren; aber aus der Art und Weise, wie man die Geschichte in einen romantischen Nebel einzuhüllen sucht, wächst eine vernünftige Lehre nicht heraus. Wenn man Schilderungen liest, wie I, 9: „Da kam's über die Mannen in den Marken unverstanden, aber ahnungsreich, sie sahen sich an und sie wußten es nicht, aber fühlten es allesammt, daß sie Gott der Herr bestimmt hatte, Rache zu nehmen an der Revolution und ihrem großen gekrönten Kriegs- und Gewaltknecht, der da heißt Napoleon Bonaparte", so erinnert die ganze Ausdrucksweise an den Kraftton einer Bauernpredigt und der Inhalt verschwimmt und verwischt in romantischer Schwiemelei die scharfen harten Umrisse des damaligen Lebens. Wie weit übrigens die Vorliebe des Verfassers für die alten Zustände geht, ersieht man aus der Charakterisirung eines jungen Adelichen, der lieber ein altes Messer führen will als ein neues, wenn es auch noch so schön aussieht; fast wird diese Manier zu einer Lächerlichkeit, wenn er II, 13 sagt: „Die Dörfer lagen da in echt kurmärkischer Abendschweigsamkeit." Die Behandlung und Vertheilung des Stoffs der Erzählung ist in ähnlicher Weise wie in den frühern Büchern, welche vorzugsweise der neuern Geschichte entlehnt waren. Durch Episoden sucht er frühere Zeiten wiederum in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, so füllt z. B. in dem vorliegenden Werke fast den ganzen ersten Theil die Geschichte von 1791, die Flucht des Königs und die Darstellung der Französischen Revolution aus; ein Herr von Rouvroy liest — und das ist die lose Form, unter welcher der Verfasser es möglich gemacht hat, die Darstellung der Französischen Revolution in den Bereich seines Buchs zu ziehen — sein Tagebuch vor; da haben wir denn wiederum alle die alten Sympathien mit dem weißen unbefleckten Lilienbanner, das Königthum im Triumphe mit der Märtyrerkrone und alles andere ist vom Bösen. Erst im zweiten Theil kommt der Verfasser wiederum auf die preußische Geschichte und die weitere Entfaltung der eigentlichen Handlung zurück. Auch bei dieser Darstellung zeigt sich, jetzt jedoch vom politischen Standpunkt ganz abgesehen, wie leicht er sich die Sache macht; um den Knoten zu schürzen oder nur irgendeine Vermittelung herbeizuführen, müssen äußere Verhältnisse, Zufälligkeiten zu Hülfe kommen, die Rosse gehen durch, der richtige Retter ist in der Nähe, der Kahn schlägt um, der Seeherr und die Braut versinken in die Tiefe u. s. w. Wollte man diese literarischen Kunststücke, wenn man sie so nennen will, auch übersehen, so würde man jedoch vielleicht noch mehr Anstoß daran nehmen, wie der Verfasser fortwährend noch lebende Geschlechter in die weihrauchduftende Umhüllung seiner Diction bringt und immer und immer wieder von der Erzählung abgeht auf das Gebiet der politischen Doctrin, ja uns sogar eine ganze Abhandlung über die Städteordnung liefert und alle Verhältnisse mit den Schlagwörtern der Kreuzzeitungspartei abzuthun sucht. „Bis nach Hohen-Zieritz hat Gott die Königin geführt, dort war die Pforte, durch welche sie einging zu seiner Herrlichkeit. Bis nach Hohen-Zieritz hat Gott Preußen geführt, bis nach Hohen-Zieritz! Durch diese Trauerpforte will der Allmächtige unser Volk führen zu der Herrlichkeit, in der er sich durch Preußen der Welt offenbaren will."

Was in seinen größern Romanen der Verfasser darzustellen sucht, dazu finden sich auch in seinen kleinern Erzählungen ähnliche Belege. Das Buch „Schmal geweckt" (Nr. 2), wobei wir bekennen, daß wir nicht verstehen, woher der sonderbare Titel entlehnt ist und was er eigentlich bedeuten soll, enthält sieben kleinere Erzählungen, im ersten Theile: „Der Wildhans", „Die Bürgermeister von Prenzlau", „Der bekehrte Hagestolz"; im zweiten Theile: „Die Braut aus England", „Der blaue Busch", „Der Lector des Königs" und „Die Engelchristel". Kaum thun wir hier einige Schritte in der Erzählung weiter, so sind wir schon wieder in der Politik; wir hören die Anklagen gegen den Adel, der sich herabwürdigt, Branntweinbrennereien anzulegen und Productenhandel zu treiben, oder Versuche über die Ertragsfähigkeit des Bodens anzustellen; es finden sich da Excurse über das Theater und sonstige Dinge, die man wol in der Kreuzzeitung oder in Wagner's Wörterbuch hinnehmen kann, die aber in diese Erzählungen sicherlich nicht gehören. Im ganzen sind diese Erzählungen nur literarische Nippsachen, und oftmals ganz flüchtig entworfene Skizzen, wie namentlich „Der Hagestolz". Gewandtheit der Darstellung, ein gewisser Glanz der Diction, nur daß er zuweilen zu sehr an das Pathos eines Predigers oder an den altfränkischen Jargon des Kreuzzeitungsfeuilletons erinnert, läßt sich auch diesen kleinen Erzählungen nicht absprechen, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die dargestellten Charaktere immer nur in leichten verschwimmenden Umrissen gezeichnet sind und die Darstellung der Empfindungen sich nicht viel über die conventionelle Gewöhnlichkeit erhebt.

Das dreibändige Werk „Lux et umbra" (Nr. 3) bot zu solchen politischen Diatriben nun keine Veranlassung; Licht und Schatten, Nacht und Morgen, schildert die Zeit des Liebeshandels zwischen dem Kaisersohne und der schönen Philippine Welser; es endet beinahe mit derselben Scene, wie das Drama von Redwitz „Philippine Welser". Breit angelegt und im alten Chronikenstile ausgeführt, schleppt sich die Erzählung ermüdend durch den heißen Sand dreier Bände. Der Verfasser gibt an, daß er aus den hinterlassenen Schriften des Magister Nikolaus Longinus und andern zuverlässigen Mittheilungen dies Werk herausgegeben habe, es wird damit die altfränkische Auffassung schon angedeutet. Referent ist nicht im Stande über diese drei Bände ein anderes Urtheil zu fällen, als daß Darstellung und Auffassung langweilig und breitgetreten sind; er will darum Einzelheiten gar nicht erwähnen, nur kann er nicht verschweigen, daß es ihn überrascht hat, III, 21 den sonst so strengen gläubigen Verfasser auf einer recht rationalen, fast flachen Auslegung zu finden. Der Vogt, wie der Verfasser sagt, „ein Dämon des Grauens", liegt auf dem Krankenbette, er ruft den Teufel an: „Noch einmal Teufel komm, oder ich will sterben!" Der Teufel kam freilich nicht, aber der Vogt wurde gesund, und nun erklärt es der Verfasser sehr einfach, daß der Vogt wahrscheinlich in eine Krisis gerathen sei, denn nach mehrmaligem Erbrechen habe sich heftiger Schweiß und nach diesem ein tiefer Schlaf eingestellt. Die „Augsburger Geschichten" Hesekiel's, welche früher erschienen, tragen ganz dasselbe Gepräge wie das vorliegende Buch; der Chronikenstil wird mühsam erstrebt, wie: „Dennoch hat das arme Vieh, die Roß, daherein geschwitzt wie im Sommer", ohne erreicht zu werden, und der Verfasser

fällt dann wieder aus seiner Rolle; überhaupt zeigt die ganze Darstellung ein fast absichtliches Abbrechen der Erzählung, Ueberspringen zu einem andern Gegenstande, dann wieder Anknüpfen, eine Art Versteckenspielen mit dem Leser, ohne daß dieser, namentlich durch die Last eines müßigen Beiwerks erdrückt, zu einem eigentlichen Genusse an dem Inhalt kommen konnte. Der Faden der Erzählung ist sehr schwer aufzufinden, bruchstückweise ist alles hingeworfen, sogar durch das Plaudern der Stühle und Sessel erfahren wir, was sich ereignet hat. Wir haben allen Respect vor einer solchen Romantik! 23.

Notizen.

Aufschneiderei eines englischen Kritikers.

Aus Süddeutschland erhielten wir folgende Zuschrift: „In einer der letzten Nummern der «Blätter für literarische Unterhaltung» geben Sie die Urtheile eines englischen Referenten («Westminster review») über verschiedene Nova der deutschen Literatur, unter anderm auch über M. Meyr's Roman «Vier Deutsche». Ueber diesen sagt der Anonymus, daß er 12000 Seiten lang sei und daß gewöhnliche Sterbliche einen solchen Roman nicht durchlesen könnten, wenn er auch lebendig und interessant geschrieben wäre. Sie geben diese Stelle wieder, ändern aber die 12000 in 1200 Seiten, ohne dem Engländer sein Versehen vorzuhalten. Und doch muß dieser an die 12000 geglaubt haben; denn 1200 lebendig und interessant geschriebene Seiten zu lesen — das Normalmaß der meisten auch englischen und französischen Romane — kann nicht in dieser Weise für eine Unmöglichkeit erklärt werden; nur bei 12000 ist die humoristische Bemerkung am Platze. Dergleichen leichtfertige Aeußerungen ausländischer Referenten sind auch gewiß nach Ihrer Ansicht alles eher als Kritik, und doch wirkt das dabei gebrauchte Beiwort eben am nachtheiligsten. Meyr's Roman ist allerdings nicht blos für die Unterhaltung geschrieben; aber auf reiche und vielseitige Lebenserfahrung gegründet, hat der Verfasser ihn mit ausdauernder Liebe abgefaßt, und die große Mehrzahl der kritischen Stimmen hat sich darüber besonders günstig ausgesprochen, unter anderm auch in Ihrem Blatte August Henneberger in einer musterhaft gerechten und freundlichen Kritik. Dagegen könnte das Urtheil eines Ausländers nicht aufkommen, wenn er das Opus auch gelesen hätte. Dieses behandelt ein specifisch deutsches Thema, für das ein Engländer sich nur interessiren könnte, wenn er denken und in die Darstellung sich einigermaßen vertiefen wollte." Wir gestehen, daß wir allerdings die Zahl 12000 noch in der Revision der betreffenden Nummer in 1200 verkürzt haben, weil wir aus dem englischen Journal, das uns bei der Revision leider nicht mehr zur Vergleichung vorlag, falsch abgeschrieben zu haben glaubten; das Quantum von 12000 Seiten bei einem dreibändigen Roman, also von 4000 Seiten oder 250 Druckbogen für den Band, schien uns doch gar zu monströs. Der Baron von Münchhausen scheint hiernach wieder in der englischen Kritik seine Auferstehung erlebt zu haben.

Die Varnhagen'schen Tagebücher.

Das „Athenaeum" brachte jüngst einen Bericht über die neuesten Bände der Varnhagen'schen Tagebücher, dessen Verfasser das deutsche Werk jedoch fast ausschließlich dazu benutzt, um die Leser mit einer Menge schnurriger oder pikanter Anekdoten daraus zu unterhalten. Er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Wir haben natürlich noch kein Zehntel von dem scurrilen Stoff, welchen Varnhagen's dickleibige Bände enthalten, hier erwähnt. Auch befindet sich darin in der That vieles Ungehörige, von dessen Mittheilung wir gern Abstand nehmen: eins aber ergibt sich aus dieser Veröffentlichung aufs unzweideutigste, daß der gegenwärtige König von Preußen sich sehr gesichert fühlen muß, wenn er die Veröffentlichung all dieser skandalösen und maliciösen Mittheilungen gestattet, die nicht verfehlen können, in ganz Deutschland außerordentliches Aufsehen zu erregen. Jedenfalls aber sind die denkwürdigen Folgen der Märzrevolution die beste Rechtfertigung des Verhaltens, welches der Prinz von Preußen während dieser ganzen unglücklichen Geschichte innegehalten hat." Der Berichterstatter gibt im Verlaufe seines Referats auch eine Anekdote aus eigener Erfahrung zum besten; er bemerkt: „Wir waren überrascht unter den zahlreichen Anekdoten, welche Varnhagen in Betreff der Märzrevolution aufgesammelt hat, eine zu vermissen, für die wir, da wir uns eine Woche nach dem Ereignisse in Berlin befanden, bürgen können. Ein ehrbarer Bürger, welcher hinter einer Barrikade stand, sagte zu seinem Nebenmann rechter Hand, einem Schneider: «Geben Sie Acht, wie ich den Gardeoffizier da drüben niederschießen werde!» — «Ums Himmelswillen!» antwortete bestürzt der Schneider, «thun Sie es nicht; er ist mir 300 Thaler schuldig!»" Diese Anekdote ist nicht übel erfunden; wie aber der Erzähler, der, wie er selbst gesteht, erst acht Tage nach dem Ereigniß nach Berlin kam, es übernehmen will, für ihre Richtigkeit einzustehen, läßt sich nicht wol einsehen. H. M.

Deutsches Leben in novellistischer Behandlung.

Unter dem Titel „Deutsches Leben" erschien eine Sammlung von Novellen von F. Friedrich in zwei Bänden (Leipzig, Hübner, 1861), im ganzen vier Novellen enthaltend, von denen die erste den Heldentod des Freischarenführers Schill bei der Erstürmung von Stralsund durch die Franzosen am 31. Mai 1809 und die auf Napoleon's Befehl am 16. September in Wesel vollzogene Erschießung der elf bei jener Affaire gefangenen und als Meuterer behandelten und verurtheilten Schill'schen Offiziere schildert. Die Verlobte eines dieser letztern zeigt sich als begeisterte deutsche Patriotin, die an der Seite ihres Geliebten nicht nur die Gefahren des Kampfes in Stralsund, sondern auch den Märtyrertod in Wesel theilte. Die zwei folgenden Novellen haben den so oft am deutschen Bauernstande hervortretenden selbstbewußten Stolz und hartnäckigen Trotz des sich fühlenden Grundbesitzers, der sich lieber ins eigene Fleisch schneidet, als daß er der Macht der Verhältnisse nachgibt, zum Gegenstande. Die letzte Novelle bietet ein Lebensbild aus dem deutschen Handwerkerstande. Wenn sich auch in diesen Novellen vom höhern kritischen Standpunkt manches aussetzen ließe, so darf doch die Charakteristik der Hauptpersonen, abgesehen von einiger Uebertreibung hier und da, ausdrucksvoll und consequent genannt werden. 62.

Bibliographie.

Bernhard, des heiligen, Reden über das Hohelied. Zur Erweiterung ihres Leserkreises und ihrer Segenswirkung deutsch bearbeitet von V. Fernbacher, bevorwortet von Delitzsch. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bidermann, H. I., Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte. 1ster Theil. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Historische Bilder von Meißen. Meißen, Mosche. Gr. 8. 10 Ngr.

Boden, A., Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'schen Schrift: „Johann Melchior Goeze, eine Rettung." Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Bonaparte, Napoleon-Louis (Napoleon III.), 1688 und 1830. Historische Fragmente. Geschrieben in der Festung Ham 1841. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. Historische Erinnerungen. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Brunner, S., Unter Lebendigen und Todten. Spaziergänge in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz. Wien, Braumüller. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bucher, L., Bilder aus der Fremde. Für die Heimath gezeichnet. 1ster Band. Berlin, Gerschel. 8. 2 Thlr.

Collins, W., Namenlos. Aus dem Englischen von C. B. Whistling. Einzige vom Verfasser für Deutschland autorisirte Ausgabe. Heft 1. Leipzig, Payne. 8. 5 Ngr.

Didier, C., Ein Aufenthalt bei dem Groß-Scherif von Mekka. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Französischen übersetzt von Helene Lobedan. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dittmann, A., Rurik. Historisches Schauspiel in fünf Acten. St.-Petersburg, Häffel. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Flygare, E., Aus der Fremde und der Heimath. Skizzen und Novellen. Nach dessen Tode herausgegeben von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen von G. Fink. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 Thlr.

Helldorf, Freih. v., Aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg, aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen so wie aus dem schriftlichen Nachlaß seiner Adjutanten gesammelt und herausgegeben. 2ter Theil. Nebst 2 Plänen in getreuem Facsimile nach des Prinzen eigenhändiger Zeichnung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoefer, E., Die Alten von Ruhneck. Eine Erzählung aus älterer Zeit. Stuttgart, Krabbe. 8. 24 Ngr.

— — Lorelei. Eine Schloß- und Waldgeschichte. Stuttgart, Krabbe. 8. 24 Ngr.

Der Kamerad. Militärisch-belletristisches Wochenblatt. Redacteur: C. S. Grünfeld. 1ster Jahrgang 1862. April bis December. 39 Nummern. Wien, Dirnböck. Imp.-4. Vierteljährlich 1 Thlr.

Ledderhose, K. F., Johannes Lemmerz. Ein südafrikanisches Missionsbild aus der Brüdergemeine. Für Alt und Jung. Mit Holzschnitten. Basel, Spittler. 8. 5½ Ngr.

Lewald, A., Aus dem katholischen Leben der Gegenwart. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 15 Ngr.

Linde, A. van der, Spinoza. Seine Lehre und deren erste Nachwirkungen in Holland. Eine philosophisch-historische Inaugural-Dissertation. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marcella. Ein Genrebild aus der Theaterwelt von Turin und Paris. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 8. 1 Thlr.

Pfizer, P. A., Zur deutschen Verfassungsfrage. Stuttgart, Metzler. 8. 18 Ngr.

Pfundheller, J., Die schwarze Bibliothek. Eine Sammlung interessanter Criminalgeschichten mit Benützung authentischer Quellen. 1ster bis 3ter Band. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1861. Gr. 16. 2 Thlr.

Humoristische Pillen. 1ste Schachtel. (Ei schläf'scher Sproche.) Ober-Glogau, Handel. 16. 10 Ngr.

Piotrowski, R., Meine Erlebnisse in Rußland und Sibirien während meines Aufenthalts daselbst, meiner Gefangenschaft und Flucht. 1843—46. Nach dem Polnischen von L. Königk. Zwei Bände. Posen, Merzbach. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Prutz, R., Oberndorf. Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Reinbeck, E., Die Sklaverei, eine Profanation der Menschenrechte. Mit besonderer Beziehung auf die Neger-Sklaverei in Amerika, und die Streitigkeiten über die Sklavenfrage in Kansas. Ein historisch-ethnographisches Gemälde. Salzkotten, J. Sobbe. Gr. 8. 5 Ngr.

Ring, M., Vaterländische Geschichten. Zwei Bände. Berlin, Janke. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rodenberg, J., Das Mädchen von Korinth. Eine Operndichtung in vier Akten. Componirt von Jean Jos. Bott. Berlin, Lüderitz. 8. 10 Ngr.

Roquette, O., Geschichte der deutschen Literatur, von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit. 1ster Band. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schelling, Clara, oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch. Separat-Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 18 Ngr.

Scherz und Ernst. Poetische Spielereien von Pivin Jocosus. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 16. 12 Ngr.

Schlee, E., Der Streit des Daniel Hofmann über das Verhältniss der Philosophie zur Theologie. Theilweise nach handschriftlichen Quellen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 12 Ngr.

Schücking, L., Aus den Tagen der großen Kaiserin. Historische Novellen. Neue Folge. Wien, Markgraf u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seemann, B., Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt, ein Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands. Populäre Vorträge, gehalten in der naturforschenden Gesellschaft zu Hannover am 4. März 1858, 20. April 1859, und 19. Januar 1860. Leipzig, Engelmann. 16. 15 Ngr.

Sternberg, A. v., Peter Paul Rubens. Ein biographischer Roman. Leipzig, Costenoble. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Straß, K. F. H., Ein Streifzug nach London. Reise-Taschenbuch für die Besucher der Weltstadt zur Industrie-Ausstellung. Mit einem Uebersichts-Plan von London. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 20 Ngr.

Tomaschek, K., Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. Gekrönte Preisschrift. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Vonbun, F. J., Beiträge zur deutschen mythologie. Gesammelt in Churrhaetien. Chur, Hitz. 8. 20 Ngr.

Wilcken, P. J., Amtmann von Kossel und seine Familie. Roman. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

An das Preußische Volk. Von einem Preußen. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 3 Ngr.

Auch eine preußische Politik. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Berlepsch, A. Baron v., Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten und die preußische Annexionspolitik. Dresden, Klemm. 12. 10 Ngr.

Friederichs, C., Winckelmann. Ein Vortrag gehalten am 22. Februar 1862 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Henke, E. L. Th., Das Unionscolloquium zu Cassel im Juli 1661. Festrede am 20. August 1861, dem Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Kurfürsten von Hessen. Marburg, Elwert. 1861. Gr. 12. 3 Ngr.

Hieronymi, W., Freiheit oder Autorität? Was will die Kirche? Kritische Streiflichter auf die Schrift des Hrn. W. Eman. Freiherrn v. Ketteler, Bischofs von Mainz: „Freiheit, Autorität und Kirche." Darmstadt Diehl. Gr. 8. 6 Ngr.

Metz, Der Rheinbund und die geschichtliche Berechtigung der nationalen Bewegung. Rede gehalten im Wolfseck zu Frankfurt a. M. am 18. Juni 1861. Coburg, Streit. 1861. Gr. 8. 1½ Ngr.

Preuß, G., Die Leibzucht. Eine civilistische Studie. Hannover, Helwing. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, G. P. E. (Geo. Carpentier), Die constitutionelle Zeitung vor dem Richterstuhle des verständigen und besonnenen Publikums. Anhang zu: „Herr Forcade und die römische Frage. — Ueber Civilisation." Dresden, am Ende. Gr. 8. 3 Ngr.

Zunz, Politisch und nicht-politisch. Vortrag gehalten am 20. Februar 1862 im Verein junger Kaufleute von Berlin. Stenographirt und herausgegeben von P. Richter. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zu Fichte's 100jährigem Geburtstag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel.

Von seinem Sohne **Immanuel Hermann Fichte.**

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Erster Band. **Das Leben.** (Mit dem Bildniß J. G. Fichte's.)
Zweiter Band. **Actenstücke und literarischer Briefwechsel.**

Der hundertjährige Geburtstag Fichte's wird am 19. Mai d. J. in ganz Deutschland als ein nationaler Festtag gefeiert werden, weil Fichte nicht blos einer unserer größten Philosophen, sondern auch vor allem ein politischer Charakter, einer der edelsten deutschen Patrioten war. Sein Leben und Wirken ist indeß der gegenwärtigen Generation der „deutschen Nation", an welche er vor den Befreiungskriegen seine begeisterten „Reden" richtete, noch nicht hinreichend bekannt und deshalb erscheint die zweite Auflage des Hauptwerks über ihn jetzt gewiß zur passendsten Zeit. Es ist dies die von seinem Sohne, dem ebenfalls rühmlichst bekannten Philosophen, verfaßte Biographie des großen Mannes, die in dem ersten Bande dieses Werks in vielfach verbesserter Umarbeitung vorliegt. Der zweite Band enthält den höchst interessanten literarischen Briefwechsel Fichte's mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit und wichtige Actenstücke.

Das in dem ersten Bande enthaltene Bildniß Fichte's in Stahlstich (nach dem Bronzemedaillon von Wichmann auf Fichte's Grabdenkmal in Berlin) ist auch einzeln zu haben (in vergrößertem Format auf chinesischem Papier zu 10 Ngr.).

Neue italienische Lehrbücher zum Gebrauche für Deutsche und Franzosen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wild, H., Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen. 8. 16 Ngr.

——, **Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue italienne.** 8. 16 Ngr.

Diese beiden Lehrbücher sind nach einem gleichmässig durchgearbeiteten Plane verfasst und gewähren in ihrer genau gegliederten Anordnung treffliche Hülfsmittel zur leichten und schnellen Erlernung der italienischen Sprache. Ausser der zweckmässigen Zusammenstellung der die Basis der Sprache bildenden etymologischen und syntaktischen Regeln empfehlen sich diese Lehrbücher noch besonders für den praktischen Gebrauch durch die gleichzeitig gebotene mannichfache Anleitung zum Lesen und Uebersetzen in beide Sprachen, wodurch die Anwendung jedes weitern Lese- und Vocabelbuchs für das Anfangsstudium ganz entbehrlich gemacht wird. Die günstige Aufnahme, welche beide Werke in Deutschland wie in Frankreich sogleich nach ihrem Erscheinen fanden, empfiehlt dieselben der allgemeinsten Beachtung.

Gesammtausgabe von Th. Mügge's Romanen und Novellen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane.

1. bis 3. Band:

Der Chevalier.

Ein Roman in 3 Bänden.

2. Auflage. 8. 51 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Theodor Mügge gehört mit Recht zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart und hat sich mit jedem neuen Werke einen wachsenden Ruf erworben. Nicht blos der Reichthum seiner Phantasie und der Glanz seiner Darstellung — auch der Geist echter Humanität und Freisinnigkeit, der alle seine Werke beseelt, haben ihn zum Liebling unsers Lesepublikums gemacht.

Ein Autor, der sich durch seine Schriften ein Weltpublikum gesichert hat, verdient gewiß, dem deutschen Volke in einer Gesammtausgabe näher gerückt zu werden, aus welcher erst das ganze, volle Bild seines dichterischen Schaffens hervortritt.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt mit einem solchen Unternehmen gleichzeitig eine Ehrenschuld der Nation gegen die Hinterbliebenen des Dichters abzutragen, und rechnet mit Zuversicht auf die lebhafte Unterstützung und Theilnahme des deutschen Publikums.

Die Ausgabe erscheint in Bänden zu je 15—18 Bogen in Octav-Format mit leserlichen, scharfen Lettern sauber gedruckt, zum Preise von 15 Sgr. pro Band, und umfaßt folgende Romane: 1) **Der Chevalier**, 3 Bde.; 2) **Toussaint**, 5 Bde.; 3) **Erich Randal**, 4 Bde.; 4) **Afraja**, 3 Bde.; 5) **Tänzerin und Gräfin**, 3 Bde.; 6) **Die Vendéerin**, 2 Bde.; 7) **Weihnachtsabend**, 1 Bd.; 8) **Arvor Spang**, 2 Bde; 9) **Verloren und gefunden**, 2 Bde.; 10) **Die Erbin**, 2 Bde.; 11) **Der Majoratsherr**, 1 Bd.; 12) **König Jacob's letzte Tage**, 1 Bd.; 13) **Neues Leben**, 2 Bde.; 14) **Der Prophet**, 3 Bde.; 15) **Der Voigt von Silt**, 2 Bde. Ferner: **Ausgewählte Novellen**, 10 Bde.

Breslau, im März 1862.

Verlagshandlung **Eduard Trewendt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Arbeit adelt.

Ein Bild aus der Wirklichkeit von **Marie Sophie Schwartz.**

Aus dem Schwedischen von **August Kretzschmar.**

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Erwartung, daß die deutsche Lesewelt die von dem Uebersetzer dieses Romans zuerst bei ihr eingeführte Verfasserin freudig willkommen heißen würde, hat sich erfüllt, da ihr erster von demselben auf deutschem Boden verpflanzter Roman:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke
(zwei Abtheilungen, 2 Thlr.)

mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. **Ein Gleiches ist** von dem vorliegenden zu erwarten, welcher die Fortsetzung des erstern bildet und den siegreichen Kampf der Arbeit gegen Mißgeschick und Standesvorurtheile schildert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 15. Mai 1862.

Inhalt: Johann Gottlieb Fichte. Von Hermann Marggraff. — Zwei katholische Schriftsteller. — Ferneres in Sachen Onno Klopp contra Kleindeutschland. Von M. E. Lessing. — Notiz. (Die Erforschungsreisen der Deutschen nach Innerafrika.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Johann Gottlieb Fichte.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 5 Thlr.

Am 19. Mai wird der hundertjährige Geburtstag Fichte's in verschiedenen Städten Deutschlands als ein Nationalfesttag feierlich begangen werden. Was wird man an ihm feiern? Gestehen wir es nur: die Feier wird nicht dem Philosophen, dem tiefen Denker, dem berühmten Erfinder des Ichs und Nichtichs, dem Verfasser der „Wissenschaftslehre" gelten. Seine Verdienste und Eigenschaften als Philosoph werden von manchen Rednern vielleicht gar nicht, von andern wol nur sehr flüchtig besprochen werden. Auch dem „Cultus des Genius" wird sie nicht gelten. Unsere Generation kümmert sich sehr wenig um den Genius, um philosophische Wahrheiten oder Nichtwahrheiten oder um poetische und ästhetische Interessen. Die Aera, wo solche Fragen in dem Vordergrunde standen, ist nach flüchtigem Bestehen bereits vorüber, und wer weiß auf wie lange. Man setzt jetzt sogar einen Vorzug darein, ein wenig oder recht sehr Barbar zu sein und Kunst und Wissenschaft, „des Menschen allerhöchste Kraft", zu verachten. Wir haben in den letzten Jahren Nationalfeiern genug gehabt: Lessing-, Schiller-, Arndt-, Uhland-Feiern, aber was man an diesen Männern zunächst oder ausschließlich feierte, war die Tendenz. Der Cultus der Poesie, Aesthetik und Philosophie stand, gewissermaßen als nothwendiges Uebel, immer erst in zweiter Reihe, obschon man nicht umhin konnte, die Gratisdienste der Musen, womöglich aller neun, zur Ausschmückung der Feierlichkeiten und als Zugmittel für die Menge sehr bedeutend in Anspruch zu nehmen.

Auch die Fichte-Feier wird vorzugsweise eine Tendenzfeier und zwar eine wesentlich politische sein. Nicht die philosophischen Köpfe Deutschlands haben die Initiative dazu ergriffen, sondern die Politiker. Unter anderm waren es die am 3. März d. J. zu Berlin versammelten Mitglieder des Deutschen Nationalvereins, welche auf Antrag Wilhelm Loewe's von Calbe, Präsidenten des sogenannten stuttgarter Rumpfparlaments, den Beschluß hierzu faßten, indem sie sich dem Gedanken hingaben, daß sie auf dem Boden derjenigen politischen Ueberzeugung ständen, in der Fichte gelebt habe und mit der er gestorben sei, auf dem Boden der Ueberzeugung: „daß die Unabhängigkeit Deutschlands nur erhalten werden könne durch die Einheit Deutschlands, und daß die Einheit Deutschlands nur erlangt werden könne durch die Freiheit."

Es wird sich weiter unten zeigen, wie sehr die deutsche Nationalpartei hierzu berechtigt ist; doch scheinen namentlich auch die eigentlichen Demokraten aus Fichte bei dieser Gelegenheit einiges Parteikapital machen zu wollen; auch sind die Aufsätze, die in letzter Zeit bald da bald dort über Fichte erschienen, fast ausschließlich von entschiedenen Demokraten und vom entschieden demokratischen Standpunkte geschrieben worden. Adolf Stahr bemerkt in einer kleinen, zu populärem Zwecke beredt und geschickt abgefaßten, jüngst erschienenen, empfehlenswerthen Säcularschrift ausdrücklich: „Fichte, der «Demokrat», wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten, der ist es, dessen Bild wir an seinem hundertjährigen Geburtstage auffrischen wollen."*)

Vielleicht ist aber Fichte doch nicht so ganz der Ihrige, als unsere modernen Demokraten meinen. Fichte war nicht nur ein antik einfacher, uneigennütziger und streng sittlicher, sondern in der That auch wahrhaft religiöser Charakter. „Religiöser Charakter?" hören wir hier im stillen einen oder den andern unserer Leser fragen, Fichte ein „religiöser Charakter", er, der von den bekanntlich sehr gläubigen und frommen Regierungen seiner Zeit, namentlich aber von der hierin ohne Zweifel maßgebenden kursächsischen offen des Atheismus beschuldigt und von der jenaer Universität entfernt wurde? Wir wollen zu unserm Zweck hier nicht auf seine Philosophie tiefer eingehen, nicht darauf ausführlicher hinweisen, daß

*) Fichte, der Held unter den deutschen Denkern. Ein Lebensbild. Zur Säcularfeier seines Geburtstags (am 19. Mai 1862) von Adolf Stahr. Berlin, Janke. 1862. 8. 10 Ngr.

er an eine „ewige allgemeine Vernunft", an einen „göttlichen Weltplan", an ein „göttliches Leben" in uns glaubte oder damit vielmehr seinen Glauben an Gott und an Gottes Einwirkungen auf uns philosophisch umschrieb.*) Wir wollen uns hier nur auf folgende Mittheilung seines Sohnes und Biographen berufen:

> Noch dürfen wir eine andere häusliche Sitte nicht unerwähnt lassen, die bei geregelter Hausordnung nie ausgesetzt wurde: es war eine gemeinschaftliche Abendandacht, die den Tag würdig und feierlich beschloß und an der auch das Gesinde theilzunehmen pflegte. Wenn nämlich unter Begleitung des Klaviers einige Verse aus einem Choral gesungen worden waren, nahm der Hausvater das Wort und sprach über eine Stelle oder ein Kapitel aus dem Neuen Testamente, besonders aus seinem Lieblingsevangelisten Johannes, oder er redete auch, wenn besondere häusliche Veranlassungen dazu aufforderten, ein Wort der Erbauung oder des Trostes. Doch waren es, soviel wir uns erinnern, nie specielle Nutzanwendungen oder Lebensregeln, sondern mehr die Tendenz trat hervor, von dem Zerstreuten und Eiteln der gemeinen Lebensbeschäftigung den Geist zu reinigen und zum Unvergänglichen zu erheben — Andacht, Kräftigung im ursprünglichsten Sinne.

Fichte, der Sohn, fügt hinzu:

> Welche wohlthätige Wirkung aber diese Sitte hat, wenn sie nicht gänzlich in Mechanismus untergeht, wie sie die Glieder der Familie selbst mit einer tiefern Liebe zueinander entzündet und sogar die Fernerstehenden inniger und gemeinsamer zu verbinden weiß, das hat wol jeder erfahren, der so glücklich war, in dieser Sitte auferzogen zu sein.

Der echte moderne Demokrat steht bekanntlich auf einem ganz andern Standpunkte, und wir haben daher gerade diese Mittheilung nirgends erwähnt gefunden; denn im Unterschlagen von Wahrheiten und Thatsachen, die ihren Zwecken nicht dienen, sind unsere Parteien alle gleich stark und geübt. Jemand, der sich in unsern Tagen den Demokraten zuzählen, dabei aber häusliche Conventikel halten, die Seinigen Strophen aus einem Choral singen lassen wollte u. s. w., würde sich bei seinen Gesinnungsgenossen sicherlich sehr bald des Verdachts reactionärer Gesinnungen und pietistischer Anwandelungen aussetzen.

Wir möchten hierbei auch noch dies erwähnen, daß Fichte ein demokratisches Gemeinwesen nicht blos deshalb verehrte, weil es eben von keinem Fürsten geleitet wurde, und die Fürsten nicht blos deshalb verabscheute, weil sie nicht die Bürgermeister eines demokratischen Gemeinwesens waren. Zwar schrieb er in Zürich zwei Schriften, welche ihn zuerst in den Geruch des Demokratismus brachten: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die Französische Revolution" und „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten"; aber in welchem Lichte ihm in dieser vergleichsweise gebildetsten Stadt der deutschen Schweiz, die er trotzdem einmal ein „Abdera" nennt, die republikanischen Zustände der Eidgenossenschaft erschienen waren, das zeigt deutlich ein aus Jena am 21. Juli 1794 an seine in Zürich zurückgebliebene Gattin gerichtetes Schreiben, worin es unter anderm heißt:

> Ihr seht aus der Entfernung durch eure züricher Brillen die deutschen Fürsten wunderseltsam an. Was eure Aristokraten thun würden, wenn sie die Macht dazu hätten, das traut ihr den unserigen zu, weil sie die Macht haben. Der Unterschied ist nur der, daß die unserigen nicht völlig so dumm sind, wie die eurigen. Es geht euch wie jenem Kuhhirtenjungen, welcher sich König zu sein wünschte, um sein Brot mit Sirup zu bestreichen, so dick er wollte. Gerade so urtheilen eure Aristokraten, und ihr andern seht durch ihre Brillen.

Wenn es aber gilt, einen Repräsentanten echt deutsch-vaterländischer, charaktervoller Gesinnung zu preisen und zu feiern, dann freilich wüßten auch wir keinen bessern Mann als Fichte. Er war eigentlich unser erster politischer Sprecher und er ist als solcher an Erhabenheit, Kraft und Tiefe von keinem spätern Kammer- oder Parlamentsredner übertroffen oder auch nur erreicht worden. Denn es war eben der sittliche Idealismus, der ihn vor allen Spätern auszeichnete. Seine Persönlichkeit kümmerte ihn dabei gar nicht, sondern nur die Sache; nur vermittelst der reinen Idee, verkörpert durch das Wort, wollte er wirken; einen Minister- oder einen andern einflußreichen, äußere Vortheile und Ehren herbeiführenden Posten zu erlangen, oder auch nur das anerkannte Haupt einer durch ihn organisirten und commandirten Partei zu sein, daran dachte er nicht im entferntesten. So war Fichte gerade der Mann, den man damals brauchte; Fäuste, die sich im Grimm ballten und zum Zuschlagen bereit waren, gab es genug; aber feurige öffentliche Sprecher, welche der Kampfeslust das richtige Ziel hinstellten und zugleich die tiefern moralischen Ursachen des ganzen Vaterlandsjammers der Nation zum Bewußtsein zu bringen wußten, gab es außer Fichte damals kaum einen. Und dabei war er die Unerschrockenheit selbst; er fürchtete weder die Franzosen noch die Preußen. Ja sagen wir, auch nicht die Preußen. Es gehörte in der That Muth dazu, in der preußischen Hauptstadt seine „Reden an die deutsche Nation" zu halten; es kommt in ihnen, unsers Wissens, nicht ein einziges mal der Name „Preußen" vor; es ist darin immer nur von Deutschen die Rede. Noth lehrt freilich beten, und die Noth lehrte auch die Preußen, sich als Deutsche zu fühlen.

Namentlich ist es der Egoismus, die Genußsucht und die daraus hervorgehende Schlaffheit, dann aber auch besonders der Stammeshader, was er an den Deutschen seines Zeitalters geiselt. In seiner dreizehnten Rede sagt er einmal:

> Tief verächtlich machen wir uns dem Auslande, wenn wir vor den Ohren desselben uns, einer den andern, deutsche Stämme, Stände, Personen, über unser gemeinschaftliches Schicksal anklagen und einander gegenseitige bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen.... Die letzten Ereignisse sind nicht die Folgen irgendeines besondern Fehltritts eines einzelnen Stammes oder seiner Regierung, sie haben sich lange genug vorbereitet und hätten, wenn es blos auf die in uns selbst liegenden Gründe angekommen wäre, schon vor langem uns ebenso wol treffen können. Hierin ist die Schuld oder Unschuld aller wol gleich groß, und die Berechnung ist nicht wol mehr möglich.

*) Immanuel Hermann Fichte bemerkt in der Vorrede zu seinem biographischen Werke über das Verhältniß der Fichte'schen Philosophie zur Gottesidee: „Durch die freien Iche hindurch und in ihrer Freiheit wirkt erst, als höchstes Harmonisirendes derselben, ein ewiger Wille, eine moralische Ordnung, welche damit ebenso höchster Quell der Freiheit als der (innern) Nothwendigkeit ist."

Diese Mahnung möchten wir unsern Landsleuten auch in diesem Augenblicke wieder recht nachdrücklich in Ohr und Herz rufen; denn nicht eher kann es besser werden und nicht eher kann Deutschland zu seiner vielersehnten, aber mit unzureichenden Mitteln erstrebten Einheit gelangen, als bis wir ablassen, von Stamm zu Stamm uns zu beschimpfen, lächerlich zu machen und zu verhöhnen (und der Hohn ist leider eine Lieblingsfigur, in der sich deutsche Misgunst und deutscher Witz gefallen), als bis jeder Volksstamm, statt sich über den andern selbstgefällig zu erheben, in den eigenen Busen greift und im Bewußtsein seiner eigenen Schwächen, Gebrechen und Sünden lernt, mehr Nachsicht gegen andere als gegen sich selbst zu üben. Wir wissen, welche Mittel man in den einzelnen deutschen Staaten anwendet, um im dynastischen Interesse den Particularpatriotismus zu nähren und anzufeuern; aber diese Mittel würden nicht den geringsten Erfolg haben, ja man würde gar nicht versuchen dürfen, sie anzuwenden, wenn nicht jenes hadersüchtige Element von uralten Zeiten her vorhanden wäre. Die Ursachen zu den Schicksalsschlägen, welche Deutschland getroffen, seien, bemerkt auch schon Fichte, „seit Jahrhunderten bei allen deutschen Stämmen ohne Ausnahme auf die gleiche Weise einheimisch gewesen". Wir bewundern den jetzt in Italien herrschenden Einklang, „den", wie jemand der Frankfurter Zeitung „Die Zeit" jüngst aus Florenz schrieb, „der Deutsche mit stillem Neid und leisem Seufzer beobachtet". Wie viele italienische Hauptstädte auch den Glanz, den Luxus ihrer Fürstenhöfe und damit auch so manche Bereicherungsquelle verloren haben — keine hat bisjetzt auch nur irgendeinen nennenswerthen Reactionsversuch gegen die italienische Reichsidee gemacht. Lassen wir ab, die Italiener in dieser Hinsicht zu bewundern, suchen wir lieber ihnen nachzuahmen, thun wir von uns jenen Klugdünkel, womit man den eigenen Nabel zum Centrum des Vaterlandskörpers, ja womöglich des Weltalls macht, jene engherzige Knauserei und Philisterei, die immer auf Heller und Pfennig nachrechnet, wie sich die höchsten Interessen der Menschheit mit den Interessen des eigenen Seckels vereinigen lassen! Schon allzu viel Wesen, dünkt uns, hat man gerade in neuester Zeit von dem deutschen Individualismus als einem besondern Vorzug unserer Nation gemacht, während derselbe doch nur zu oft mit dem verstocktesten Egoismus und der verbohrtesten Eigenwilligkeit und Eigensinnigkeit zusammenfällt.

Fichte's „Reden an die deutsche Nation" lesen sich auf dem Papiere bisweilen etwas trocken, es ist nicht zu leugnen; man muß sich eben seinen mündlichen Vortrag dazu denken, der, nach Forberg's Bemerkung, daherrauschte „wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet". Aber sie erheben sich auch, namentlich gegen den Schluß, zu dem höchsten oratorischen Schwunge, der überhaupt zu erreichen ist. Er wendet sich an die Geschäftsmänner:

Mit wenigen Ausnahmen wart ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu sein begehrte, von Herzen feind, obwol ihr euch die Miene gabt, als ob ihr dieses alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinns, oder der Rath sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten.

Er wendet sich an die Denker, Gelehrte und Schriftsteller, die dieses Namens noch werth seien:

Ihr ginget oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschriebt euch eure eigene Welt und ließt die wirkliche verachtet und verschmäht auf der Seite liegen.... Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt und von der frühsten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr es dennoch immerfort euch so angelegen sein, dieses müßige Volk zu unterhalten, ungeachtet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat und nichts lernen will; nennt es Publikum, schmeichelt ihm als euerm Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber und sucht diesen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen.

Er wendet sich an die Fürsten Deutschlands:

Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verleumder eurer selbst; weist sie weit weg von euch!

In immer höherm Schwunge fährt er fort:

Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerühmt habt. Bisjetzt galt unser Widerstand für edel und groß und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Geht mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsere Ehre in Schimpf und unsere Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in dem Römerthum, so war es besser, daß es in dem alten geschah, denn in einem neuen. Wir standen jenem und besiegten es; ihr seid verstäubt worden vor diesem.

Weiter beschwört er bei den Geistern der spätern Vorfahren, „die da fielen im heiligen Kampfe für die Religions- und Glaubensfreiheit", die deutsche Nation, und die ungeborenen Nachkommen läßt er ihr zurufen:

Veranlaßt nicht, daß wir uns der Abkunft vor euch schämen müssen, als einer niedern, barbarischen, sklavischen, daß wir unsere Abstammung verbergen oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte, ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt; sogar über die Gebühr

schmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt und der Sieger eure Geschichte macht.

Aber auch selbst das Ausland, fährt er fort, beschwöre die Deutschen, alle jene Gemüther unter fremden Völkern beschwören sie, „die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Traumbild seien". Von den fremden Nationen beschwören die einen die Deutschen „bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden auch ihrer Wiege", die andern bei der Bildung, die sie „als Unterpfand eines höhern Glücks" von den Deutschen bekommen haben, „uns selbst auch für sie und um ihretwillen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neuentsprossenen Geschlechts nicht dieses so wichtige Glied herauszureißen zu lassen".

Begeistert und im entzückten Tone eines Sehers ruft er dann aus:

Alle Zeitalter, alle Weisen und Guten, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwört euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten.... Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, sowie mit ihren Mängeln, ist versunken, durch die eigene Unwürde und durch die Gewalt euerer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neuern Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwickelung derselben aufgetragen ist. Geht ihr in dieser euerer Wesenheit zu Grunde, so geht mit euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde.

Wir haben diese Stellen hier mitgetheilt, weil es als Pflicht eines Deutschen erscheint, auf jede Weise und an jedem Orte solche Gesinnungen und Anschauungen in immer weitern Kreisen zu verbreiten, weil in ihnen das einzige Abwehrmittel liegt gegen die Gefahren, womit die deutsche Nation und die deutsche Bildung, gegenwärtig vielleicht noch mehr von innen als von außen her, auch jetzt noch bedroht sind. Leider gehören Fichte's „Reden an die deutsche Nation" zu denjenigen Büchern, die öfter genannt als gelesen werden, oder die man, meist in der Jugend, vielleicht nur einmal liest, um sich damit einmal und für immer abzufinden. Der Eindruck haftet dann als ein allgemeiner eine Weile, aber die bunten verwirrenden Erscheinungen des Tags verwischen ihn, und es kommt bei den meisten eine Zeit, wo sie kaum noch wissen, was das Buch eigentlich enthielt und worauf sich sein Ruf eigentlich gründet. Unsere unter den Augen der ältern Generation heranwachsende emancipirte und durch die bunteste Lectüre zerstreute Jugend aber liebt das Glänzende, Pikante und Elegante, und davon findet sich in Fichte's Schreibart nichts, die ganz Charakter ist.

Noch weniger gelesen sind seine im Mai des Jahres 1813, nachdem sein Vorhaben, als Heerredner mit in den Kampf zu ziehen, gescheitert, in Berlin gehaltenen drei Reden „Ueber den Begriff des wahrhaften Kriegs", nach Adolf Stahr (vgl. die obengenannte Schrift) „das Erhabenste, was jemals über die letzten Ziele eines echten Volkskriegs, eines Kriegs nicht der Herrscherfamilie um ihren Machtbesitz und Vortheil, sondern eines Kriegs für die Freiheit und Selbständigkeit einer Nation" gesagt worden ist. „Kein Friede, kein Vergleich!" ruft Fichte unter anderm darin aus, „selbst falls der zeitige Herrscher sich unterwürfe und Frieden schlösse. Ich wenigstens", fügt er hinzu, „ich habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen, nicht für seine (des Herrschers) Angelegenheit, sondern für die meinige, meine Freiheit." Meisterhaft ist darin die Schilderung Napoleon's, dessen große Eigenschaften er im Gegensatze zu den Eigenschaften der legitimen Monarchen vollkommen anerkannte, so sehr er ihn auch als den Erzfeind der deutschen Nation und der deutschen Bildung haßte und bekämpfte. Er zeigt ihn ausgestattet „mit jenen Bestandtheilen der Menschengröße: ruhiger Klarheit und festem Willen, durch die er der Wohlthäter und Befreier der Menschheit hätte werden können, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre".

Fichte fährt dann fort:

In dieser Klarheit und in dieser Festigkeit beruht seine Stärke. In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist sein, alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt über den niedern Lüften und umherschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und alle Schwäche, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zu Nutze zu machen. In der Festigkeit: die andern Fürsten wollen auch wol herrschen; aber sie wollen noch so vieles andere nebenbei, und das erste nur, wenn sie es neben diesem andern führen können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: sein Leben und alle Bequemlichkeiten desselben setzt er daran, der Hitze, dem Froste, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt. Auf beschränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er sich nicht ein, ruhiger Beherrscher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht sein, sondern ruhiger Herrscher der Welt will er sein, und, falls er das nicht kann, gar nicht sein. So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit.

Man weiß nun etwa, was man am Säculartage an Fichte zu feiern haben wird; ja das Geeignetste wäre vielleicht, wenn die Herren Festredner so genügsam und selbstentsagend sein wollten, so wenig als möglich aus ihrem Eigenen hinzuzuthun, sondern einfach einige der beredtesten Kapitel aus Fichte's Reden vorzulesen. Unbewußt und ohne es sich selbst zu gestehen, wird man aber noch etwas recht Trübseliges an diesem Tage mitfeiern: die Misère deutscher Verhältnisse. Fichte hat die eine Hälfte seines Lebens im harten Kampfe nur um die Frage zugebracht, wie er es anzufangen habe, um leiblich existiren zu können, und die andere Hälfte ist ihm durch Misverständnisse und Anfeindungen verbittert worden, unter denen nicht zu erliegen nur seinem starken Geiste möglich war. Stahr sagt in seiner angeführten Schrift:

Wie bei dem Knaben, so wurde auch in dem spätern Schicksal Fichte's gerade dasjenige, was er aus innerster Pflichtüberzeugung gethan, von den Menschen wegen mangelnder Kenntniß der Motive am meisten verkannt und misdeutet und bereitete ihm die herbsten Bitternisse seines Lebens.

Es ist gewiß ein schmerzlicher Gedanke, daß die Nationalfeiern unserer Geistesheroen, von deren geistigen Gaben die Nachkommen zehren, zugleich auch Nationalfeiern der deutschen Noth und der misgünstigen oder rücksichtslosen Behandlungsweise sind, der sie sich meist den größten Theil ihres Lebens über ausgesetzt sahen.

Die schönste und würdigste Festgabe, die von keiner andern an Bedeutung übertroffen werden kann und wird, ist nun jedenfalls das uns vorliegende, oben mit seinem Titel angeführte, soeben in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienene biographische Werk über ihn aus der Feder seines Sohnes Immanuel Hermann Fichte, welches im ersten Bande das Leben des Mannes schildert und im zweiten seinen Briefwechsel nebst einer Anzahl Actenstücke enthält. Wir haben hier den immerhin seltenen Fall, daß der Sohn das Leben seines Vaters darstellt und daß dieser Sohn zugleich unter den Denkern der Gegenwart einen hervorragenden Platz behauptet, ohne der Doctrin seines Vaters die Selbständigkeit seines Denkens geopfert zu haben. Diese Biographie ist ferner zwar mit der Pietät geschrieben, wie sie einem Sohne wohl ansteht, aber doch weit entfernt davon, ein überschwenglicher Panegyrikus und eine einseitige Apologetik zu sein; sie ist vielmehr vom möglichst objectiven Standpunkte abgefaßt, und mit Recht bemerkt ihr Verfasser:

Wir haben das in andern Biographien seitdem nachgeahmte Verfahren beibehalten, Fichte durch sich selbst, durch eigenes Wort und That sich darstellen zu lassen. Was wir hinzugethan, esteht nur darin, jene urkundlichen Züge zu gruppiren, ihre nnere Bedeutung und ihren Zusammenhang zu zeigen und an le die äußern Ereignisse und ihren Erfolg erklärend anzuknüpfen, eren nicht wenige und nicht unwichtige sein Leben begleitet aben. Hier nun, wie es nicht fehlen kann bei einfachen, aber arken Charakteren, stimmen Inneres und Aeußeres vollkommen einander. Absicht und Erfolg erklären sich wechselseitig; aber tritt auch seine Eigenart, das Unpraktische oder, wie wir es zeichnender nennen möchten, das Unkünstlerische seiner Natur, berall ihn selbst hemmend, zugleich mit hervor. Wir begreifen llig die mächtige Wirkung, welche überall, wohin er kam, von iner Persönlichkeit ausging, die aber ebenso jedesmal in Gegenirkungen und Widerstand überschlug, weil er in seiner Einsicht, seinen wohlgeprüften Entschlüssen das einzig Mögliche und lein Richtige zu erkennen glaubte und aus einer gewissen Unksamkeit des Denkens keine abweichenden Gesichtspunkte anrkennen vermochte; weil er zugleich, nicht minder seinem arakter getreu, auf die Nebenpunkte und die beiläufigen Conuenzen denselben Nachdruck legte wie auf die Hauptsache.

Schon hiernach wissen wir, daß wir zwar eine pietätlle, aber keineswegs parteiische Lebensbeschreibung zu varten haben, wie denn der Verfasser schon in der rrede zu der 1830—31 in Sulzbach erschienenen ersten sgabe sehr richtig äußerte: „Fichte's Leben bedarf kei: Verschleierung oder Beschönigung; je treuer das Bild, tiefer die Kenntniß, desto mehr wird man ihn ehren d lieben." Der Geist der Ehrlichkeit und der Wahrheitsliebe ist vor allem von dem Vater auf den Sohn übergegangen.

Ueber das Verhältniß dieser umgearbeiteten und auf Grund neu hervorgetretener literarischer Schriftstücke, namentlich aber auf Grund ihm durch die Güte der Professoren Köpke, Nicolovius, von Reuchlin-Meldegg und des Bibliothekars Klüpfel zu Theil gewordener Nachlaßbeiträge und Notizen wesentlich vermehrten Auflage bemerkt der Verfasser, daß die philosophischen Excurse der ersten Ausgabe, sowie alles Kritisch-Polemische wider frühere Gegner, welchen Fichte selbst zu antworten unterlassen habe, hier getilgt seien. Statt dessen hätte nunmehr die eigentliche Aufgabe einer Biographie reiner und objectiver hervortreten können; es sei versucht worden, noch eingehender zu zeigen, wie bei ihm, anders wie bei andern Denkern, seine Lehre aufs allereigentlichste nur Abdruck seiner Persönlichkeit gewesen, wie beide jedoch, seine Denkweise und sein System, zusammen allmählich sich erweitert und vertieft hätten, nicht durch äußern Einfluß oder Aneignung von Fremdem, sondern durch die stillwirkende Kraft des Lebens und der reifern Jahre. Der Verfasser spricht weiter die Erwartung aus, daß vielleicht zu keiner Zeit passender als jetzt der Nation solche mahnende Erinnerungen entgegengebracht werden könnten; denn wer wisse es nicht und bekenne es sich laut oder im stillen, „daß Deutschland jetzt gerade in einem ganz ähnlichen Zustande rathloser Versumpfung liege wie damals, als Fichte zu ihm redete". Fichte's Ansicht sei gewesen, daß einzig der germanische Volksstamm dazu bestimmt sei, das freie Bürgerthum zu erzeugen und daß jeder Fortschritt des deutschen Nationalgeistes zugleich einen allgemeinen Fortschritt des Menschengeschlechts bezeichne. Für diese hohen Ziele werde Fichte immer als Mahner und Wecker vor uns stehen; dies sei das Denkmal, welches er sich selbst im Geiste seiner Nation errichtet habe, und eines andern bedürfe er nicht.

Wir können jedoch von dieser inhaltvollen Vorrede nicht scheiden, ohne noch eine Stelle zu citiren, in welcher das Grundeigene in dem Charakter und den Bestrebungen Fichte's ebenso gedrängt als klar und treffend hervorgehoben ist. Der Verfasser sucht zu verdeutlichen, woher es komme, daß Fichte auf die Nation und namentlich auf die Jugend mit so eigenthümlicher Kraft gewirkt habe, und er fährt dann fort:

Er war ein eigentlich deutscher Denker. Der tief sittliche Kern unsers Volks, die Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, biedere Unbestechlichkeit seines Wesens, wenn man in Urtheil und Handeln ihm Geduld läßt, das Rechte zu finden, oder wenn es, durch gewaltige Erschütterungen geweckt, auf diesen Geist sich zurückbesinnt und plötzlich allen täuschenden Tand hinwegschüttelt; alle jene einfachen und schmucklosen, aber ehrwürdigen Eigenschaften germanischen Wesens hatten in ihm ihren stärksten Ausdruck erhalten. Und sie ruhten nicht müßig in ihm oder verzehrten sich in unzufriedenem Grollen. Sie brachen mit unwiderstehlichem Drange des Handelns hervor und geboten ihm einen unablässigen Kampf gegen jedes Schlechte der Zeit, in welcher Gestalt es ihm erscheinen mochte, zuerst wider eine falsche eudämonistische Theologie und Religiosität, dann wider die erschlaffende Selbstsucht in Staat und Gesellschaft, zuletzt gegen den Erbfeind unsers Vaterlandes, in welchen allen er nur die

verschiedenen Erscheinungen desselben Grundübels sah, des Abgestorbenseins für die sittlichen Mächte des Lebens.

Mit Recht hebt hier der Biograph bei Fichte den unwiderstehlichen Drang des Handelns hervor. Fichte selbst schreibt einmal an seine Braut: „Den Stand der Gelehrten kenne ich; ich habe da wenig neue Entdeckungen zu machen. Ich selbst habe zu einem Gelehrten von métier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht blos denken, ich will handeln." Mit diesen Anschauungen und Eigenschaften würde er, als Engländer geboren, schwerlich daran gedacht haben, ein neues philosophisches System zu erfinden, aber er würde vielleicht einer der größten Staatsmänner seiner Nation geworden sein und sich als solcher tüchtiger bewährt haben, als so manche spätere deutsche Professoren, die zu Ministerposten gelangten und den Erwartungen keineswegs entsprachen. Denn Fichte war vor allem Charakter; dies zu werden, war das Bestreben seiner Jugend, dies zu bleiben, das Bestreben seines reifern Alters. Er schreibt schon im Jahre 1788 (oder 1789): „Der Hauptendzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von nicht wissenschaftlicher (ich merke darin viel Eitles), sondern von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt."

Zeugnisse von der Wirkung, welche Fichte vermöge der hier angegebenen Charaktereigenschaften namentlich auf die Jugend ausgeübt, liegen in Menge vor. Durch ihn namentlich erhielt die jenaer Hochschule einen Weltruf, der auch aus andern europäischen Ländern, besonders aber aus Ungarn, junge Leute nach Jena zog; selbst Franzosen, darunter C. Perret, zählte er, der so ganz deutsche Mann, zu seinen begeistertsten Anhängern. Mit Fichte's Abgang sank auch sofort die Frequenz der Universität bedeutend. Sein Schüler Forberg sagt von ihm:

> Der Grundzug von Fichte's Charakter ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delicatesse und Feinheit. In seinen Schriften kommen auch wenige eigentlich schöne Stellen vor: sein Trefflichstes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch spricht er eben nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht und Schwere.... Er rührt nicht wie Reinhold, aber er erhebt die Seele. Jenen sah man es an, daß er gute Menschen machen wollte, dieser will große Menschen machen.

Solger sagt, daß kein anderer durch seinen strengphilosophischen Vortrag die Zuhörer so mit Gewalt an sich reiße als Fichte, und Steffens, der bei ihm in Jena hospitirte, gestand, von ihm ganz hingerissen worden zu sein und nie eine ähnliche Vorlesung gehört zu haben. Noch ein Zeugniß, und zwar ein Hauptzeugniß für den mächtigen, veredelnden und erhebenden Einfluß, den Fichte auf die jugendlichen Gemüther ausübte, entnehmen wir den „Denkwürdigkeiten" Varnhagen's. Dieser lernte, als er noch Zögling der Pepinière war, Fichte kennen, und wurde von ihm in seine Wohnung geladen. Fichte gebot ihm strengen Wandel und Fleiß, wies ihn auf das classische Alterthum an, rieth ihm aber von dem Studium der eigentlichen speculativen Philosophie entschieden ab; denn diese hielt er mit Recht nur für die Aufgabe des gereiften Mannes. Varnhagen fährt dann fort:

> Hier sah ich einen Weisen, dessen Handlungen mit seinen Worten und seinen Lehren eins waren, und der vom Lichte der Gedanken wie von sittlicher Würde strahlte. Ich glaubte einen göttlichen Mann vor mir zu sehen, wenn er so sprach. Die Geradheit und Redlichkeit leuchteten ihm aus den Augen, und liebevolle Güte begleitete seinen erhabenen Ernst.... Ich nahm von Zeit zu Zeit immer meine Zuflucht zu dem herrlichen Manne, der dann jedesmal mit Nachsicht und Kräftigung meinem guten Willen beistand. Auch Chamisso machte seine Bekanntschaft und erfuhr gleiche Einwirkung von ihm, die andern Freunde nicht minder, und für uns alle blieb fortan über allem trüben irren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuversichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu vereinigen und zu stärken.

Wie nichtig erscheint dagegen das Urtheil Arthur Schopenhauer's (aus dem Jahre 1811) über den „kleinen Mann mit dem borstigen Haarwuchs", der den Studirenden nur durch sein hohles Pathos imponirt habe. Doch Arthur Schopenhauer, dieser absprechende Geist, ist wol niemals eigentlich jung gewesen.

Wir verzichten darauf, hier das Leben Fichte's im Zusammenhange zu erzählen; wir wollen nur einige interessante Punkte herausgreifen, zum Theil solche, welche von andern weniger berücksichtigt werden. Fichte ist, wie man weiß, aus höchst ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, wie so viele Geistesheroen in früherer Zeit. Heutzutage, in dieser Zeit der Geldherrschaft und der Selbstsucht, wo das aus reichen Häusern hervorgegangene Talent vor dem unbemittelten an sich einen ungeheuern Vorsprung voraushat und diesen auch meist sehr nachdrücklich geltend zu machen weiß, scheinen solche Erscheinungen immer seltener zu werden. Damals aber gab es noch reiche Mäcene, welche auf Talente förmlich Jagd machten und ihren Stolz darein setzten, sie zu fördern. Zu diesen Mäcenen gehörte auch der wackere sächsische Edelmann Freiherr von Miltitz, der den armen aber hochbegabten Bandweberjungen adoptirte und ihn in Stand setzte, die Fürstenschule Pforta und später die Universität zu beziehen. Ueberhaupt hatte der wahrhaft gebildete Theil des deutschen Adels an der Entwickelung unserer reichsten und glänzendsten Literaturperiode einen größern Antheil, als man glaubt, aber nicht dadurch, daß er etwa in eigenen künstlerischen und literarischen Hervorbringungen sich auszuzeichnen und mit den bürgerlichen Talenten selbstschaffend zu concurriren gesucht hätte, sondern dadurch, daß er genoß, kaufte, rieth, förderte, aufs großmüthigste unterstützte. Wenn wir hierauf an dieser Stelle besonders aufmerksam machen, so glauben wir ganz im Geiste Fichte's zu sprechen, welcher dringend zur Einheit und Einigkeit und zu gegenseitiger Anerkennung unter den deutschen Ständen und Stämmen mahnte. Was der preußische Adel im Jahre 1806 verschuldete, das hat er im Jahre 1813 wieder gut gemacht, indem er mit dem Bürger- und Bauernstande an Opfern wetteiferte. Prangen doch so manche hochgefeierte adeliche Namen an der Spitze aller derjenigen Bestrebungen, die dem nationalen Fortschritte zudrängten! Freilich waren und sind diese Männer von echtem Adel der Junkerfraction, die außer ihrem Erbtitel nichts Adeliches besitzt, ein Dorn im Auge; um so tiefer wir aber diese sogenannten „Junker" auf

der Stufenleiter menschlicher Wesen zu stellen haben, um so mehr sind wir jenen glänzenden Ausnahmen, den wahrhaft Adelichen, Anerkennung zu zollen schuldig. Darum möge auch der Name des Freiherrn von Miltitz, dem wir es vielleicht allein verdanken, daß sein Adoptivkind Fichte das werden konnte, was er der Nation war und ist, bei den Deutschen unvergessen sein! Das Verdienst, ein bedeutendes, vielverheißendes Talent zu erkennen, aus der Menge hervorzuziehen und für seine Entwickelung Sorge zu tragen, ist so groß wie irgendein anderes.

Zu den interessantesten Partien des ersten Bandes vorliegender Lebensbeschreibung rechnen wir die Briefe an seine in Zürich zurückgebliebene Braut aus den Jahren 1790 und 1791. Doch müssen wir uns hier noch des Zusammenhangs wegen ein paar Zeilen gestatten, um zu erzählen, wie Fichte aus Leipzig nach Zürich und aus Zürich wieder nach Leipzig kam. Sein Wohlthäter und Adoptivvater war, während er studirte, gestorben; die Miltitz'schen Erben hatten von den Verpflichtungen, die sich der Verstorbene seinem Adoptivsohne gegenüber auferlegt hatte, eine Ansicht, wie Erben gewöhnlich sie in solchen Fällen haben; sie zogen ihre Hand von ihm zurück, und Fichte befand sich nun jahrelang in der größten Noth. Ein im Jahre 1787 an den damaligen sächsischen Consistorialpräsidenten gerichtetes Gesuch um ein Stipendium für ein halbes oder nur ein Vierteljahr fand keine Berücksichtigung; es kam mit Fichte dahin, wie dies sein Sohn in den Worten schildert:

Im Jahre 1788, am Abend vor seinem Geburtstage, schienen alle Aussichten verschwunden und jedes ehrenvolle Mittel, sich fortzuhelfen, erschöpft. Die Gegenwart ließ ihm nichts mehr übrig, und die Zukunft erlaubte ihm nichts zu hoffen. Stolz und Ehrgefühl, die desto verletzbarer sein mochten, als sie wol schon oft in den Kampf mit dem Leben und seinen Verhältnissen gerathen waren, wiesen jeden Gedanken zurück, sich einem seiner Gönner in seiner ganzen Hülflosigkeit zu entdecken. Er schien sich völlig ausgestoßen von der Welt; darum schien auch er sie zurückstoßen zu dürfen: er glaubte seinen letzten Geburtstag zu erleben, indem er fest entschlossen war, jetzt am wenigsten seiner Ehre, wie er meinte, etwas zu vergeben.

Aber noch am Abend desselben Tags berief ihn eine Botschaft zu dem Dichter und Menschenfreunde Weiße, dem Verfasser des „Kinderfreund", der ihm eröffnete, daß er ihm einen Antrag zu einer Hauslehrerstelle bei dem Gasthofsbesitzer Ott in Zürich zu machen habe. Bis er sie antrat, waren noch drei harte Monate zu überstehen; aber mit Hülfe Weiße's, der ihm fortan mit Rath und That zur Seite war, wurden sie überstanden. In Zürich lernte er Fräulein Rahn, eine Schwestertochter Klopstock's, kennen; diese wurde seine Braut und später seine Gattin. Nach der Auflösung des Verhältnisses mit der Familie Ott ging Fichte wieder nach Leipzig, wo er sich mit mancherlei literarischen Planen trug und nahe daran war, aus bloßen Existenzrücksichten belletristischer Schriftsteller zu werden und dies vielleicht auch eine Zeit lang geworden sein würde, wenn er nicht doch sehr bald eingesehen hätte, daß er zu dieser Gattung literarischer Production keinen eigentlichen Beruf oder keine innere Neigung habe. Er schreibt nämlich am 8. Juni 1790:

Ich arbeite an einem Trauerspiele — ein Fach, das unter allen möglichen Fächern am wenigsten das meinige ist, und wo ich sicher nichts Kluges mache — und an Novellen (kleinen romantischen Erzählungen), eine Leserei, die zu nichts gut ist, als die Zeit zu tödten: aber das würden die Buchhändler nehmen und bezahlen, sagt man.

Man denke sich Fichte als Trauerspieldichter und als Verfasser romantischer Erzählungen! Und doch wird sicherlich Fichte's Gesinnung, seine Menschenkenntniß und seine ernste Lebensanschauung auch diesen Versuchen einen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt haben, weshalb wir in A. Stahr's Bemerkung, „es müßte interessant sein, diese belletristischen Anfänge und Versuche des großen Philosophen zu kennen", nur mit einstimmen können. Als auswärtiger, armer, für sein Brot schriftstellernder Gelehrter stand Fichte begreiflicherweise sehr verlassen und isolirt in Leipzig, das überhaupt — denn Körner's aufopferungsvolle Theilnahme für Schiller ist als eine ziemlich einzelnstehende Ausnahme kaum zu zählen — für hervorragende Dichter und Denker, namentlich wenn sie Nichtleipziger waren, niemals etwas Erhebliches gethan hat. Fichte schreibt in dieser Hinsicht an seine Braut: „In hiesige Familien Zutritt zu haben, ist einem Gelehrten fast unmöglich. Ich wünschte es, nicht des Vergnügens wegen, das ich da hoffen könnte — der ganze Ton hier ist unbegreiflich fade —, sondern um das theuere Leipzig nur auch einmal in seinem Innern kennen zu lernen."

In einem dieser leipziger Briefe aus dem Jahre 1790 (der Brief ist an eine Frau Kanzlerin von K. gerichtet) findet sich auch eine merkwürdige Prophezeiung, die sich erfüllt hat, wie denn überhaupt Fichte, indem er mit streng logischem Folgerungsgeiste aus dem Gewordenen und Werdenden das Zukünftige abzuleiten wußte, meist einen sehr richtigen, oft bewundernswerthen Vorausblick bewährte und unter anderm schon im Jahre 1813 den Tag voraussah, wo man eine „Reichseinheit aller Deutschen", einen „wirklich organisch durchaus verschmolzenen Staat" fordern würde. Die betreffende Briefstelle lautet:

Täuscht mich nicht die jugendliche Art, die da lieber zu hoffen als zu fürchten pflegt: so ist das goldene Zeitalter unserer Literatur erst im Werden; und es wird dauerhaft sein und vielleicht die glänzendsten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Lessing in den „Literaturbriefen" und in der „Dramaturgie" ausstreute, fängt erst jetzt an Früchte zu tragen. Seine Grundsätze scheint man allmählich immer mehr anerkennen und zur Grundlage der Beurtheilung legen zu wollen, und für die Möglichkeit ihrer Ausführung ist Goethe's „Iphigenie" der stärkste Beweis. Es ist mir wahrscheinlich, daß der, welcher in seinem zwanzigsten Jahre die „Räuber" schrieb, über kurz oder lang eben diesen Weg betreten und im vierzigsten unser Sophokles sein werde.

Ende April 1791 verließ Fichte Leipzig, „um von neuem in der Fremde auf ungewissen Pfaden das Glück und die Ruhe zu suchen, die sein Vaterland ihm nicht gewähren zu wollen schien". Er hatte nämlich den Antrag angenommen, im Hause des Grafen Plater zu Warschau die Erziehung des einzigen Sohnes zu Hause wie später auf Reisen und auf der Akademie zu übernehmen. Fichte hat über seine Reise ein leider fragmentarisch gebliebenes Tagebuch hinterlassen, aus dem wir hier einige

Stellen mittheilen zum Beweise, daß Fichte auch zur gegenständlichen Schilderung Beruf und daher vielleicht auch für die Erzählung mehr Talent hatte, als er sich selbst in Leipzig einbildete. Auf dem Wege nach Neumarkt (in Schlesien) macht Fichte folgende Bemerkung:

Ein schlesischer Rundkopf von Wirth sagt mir, da ich ein Gesicht über sein Bier mache: „O, es schmeckt doch gut; es ist so recht süß und sauer untereinander!" Ein anderer sagt mir, da ich nach gutem Weine frage: er wolle mir ein Glas geben, wie ich es in meinem Leben nicht getrunken hätte u. dgl. Ihr ganzer Charakter frei, ohne grob zu sein, zutraulich, scherzhaft, ohne Beleidigung. So besorgt mir die Kaufmannsfrau, bei der ich hier Wein trinke, eine Wäscherin, schickt deshalb weit herum, recommandirt mir ein Logis u. s. w. Man denke hier an einen Polnisch-Deutschen — welch ein Abstand! Die Wirthin selbst erzählt mir ihre ganze Geschichte, bedient mich so ehrlich, so treuherzig, ist wohlfeil und recommandirt mir einen wohlfeilen Ort in Breslau; das alles war nicht delicat, aber es war treuherzig und bieder. Hat vielleicht der Schlesier die Tugenden des Sachsen und des Polen, zwischen denen er liegt, ohne seine Fehler?

Am 29. Mai langt Fichte in Gostin, der ersten bedeutenden polnischen Stadt an; er schreibt:

Ich trat in das erste Wirthshaus. Kein Mensch verstand ein Wort Deutsch, aber alles war sehr höflich. Endlich kam ein deutsch gekleideter, gewesener Feldscherer unter der russischen Armee, ein Tölpel und Grobian, der mir indeß zum Dolmetscher diente. Er begleitete mich über den Markt, der von Menschen wimmelte, und verkündete jedem, wer ich sei. Man sah mich an wie ein seltenes Thier, schien aber Mitleid mit mir zu haben, als man hörte, daß ich um Pferde zu erhalten in Verlegenheit sei. Endlich kam ich in einen Gasthof außer der Stadt, wo ich Deutsche erwartete. Hier zermarterte sich der Wirth, umarmte mich, legte seinen Kopf an meine Brust, machte Wendungen wie eine schmeichelnde Katze, um mir begreiflich zu machen, daß er mir nicht, was ich verlangte, Pferde, verschaffen könne. Alle Polen, die ich hier sah, so umständlich höflich, so tendre, so unterwürfig gegen die Deutschen! Diese dagegen trotzig, anmaßend, wie überall die Sieger gegen die Besiegten! Nur zeigt es lange Knechtschaft und Unterdrückung, daß jene sich so rasch in dieses Verhältniß hineingefunden haben. Am 31. Mai kamen wir nach Pieters, wo ich das erste polnische Militär sah; es war Nationalreiterei. Lange, rothe, weite Hosen, an der Seite mit weißen Borten besetzt. Ein blaues Collet mit rothem Aufschlage. Abgeschnittene Haare, die sie sehr lang und schwarz haben. Eine schwarzgebrämte Mütze mit viereckigem Deckel. Ein langer Säbel mit eiserner Scheide; so ist Kleidung und Bewaffnung. Sie selbst meistens schöne, wohlgewachsene Leute, mit schwarzen Augen; ihre Züge mit einem Anfluge von Orientalismus, und doch welch ein Unterschied zwischen ihren und den Judengesichtern! Sie stammen freilich aus dem nördlichen Asien, diese aus dem südlichen; aber sollte nicht diese Gesichtsvergleichung im großen durchgeführt über die Völkerorigines und ihre Verwandtschaft Licht geben können?

In Warschau lernte er „die Grobheit der Deutschen in Polen erst ganz kennen"; er bemerkt in seinem Tagebuche unter anderm:

Das Hotel, wo ich abtrat, gehört einem Danziger, der meistens Preußen beherbergt. Der Aufwärter, hier charakteristisch Schenker genannt, sah mich kaum an und antwortete mir kaum auf meine Frage nach Zimmer und Bett. Wollte ich Thee, Abendessen u. s. w., so mußte ich selbst in die Küche und da — es herausstreiten. Klagte ich, so sagte man mir: Das ist hier so Mode! Die Zimmer schlecht möblirt, schmuzig, halb verfallen; die Fenster ohne Vorhänge! Und dies war das Hotel d'Allemagne, eins der guten in Warschau. Ebenso der Umgang: da war ein elbinger Kaufmann, ein Erzgrobian; ein anderer, Preuße, nicht höflicher. Ein Franzose, Abbé Chalmandré, sonpirte mich und wurde von mir empfohlen, borgte mir einen Dukaten ab und war nachher noch unverschämt, nachdem er durch mich versorgt worden; ich bestrafte ihn durch verdiente Verachtung! Der einzige erträgliche Mann war Mr. Brun, ein Lausanner, gewesener Hofmeister, der nach Moskau ging. Er hatte nicht studirt und war vernünftig; der Abbé hatte studirt und war intolerant, bigot, suffisant, ein unerträglicher Mensch.

Mit dem Hauslehrerposten wurde es übrigens nichts. Die Gräfin Mutter, die er als eine französisch gebildete, flache und anspruchsvolle, immer im „Commandirton" redende Dame von Welt in seinem Tagebuche sehr drastisch schildert, war ihm gleich bei der ersten Begegnung „unausstehlich", und Fichte mit seiner schlichten, aber unfügsamen Geradheit und seinem wenig eleganten Französisch entsprach ihren Wünschen ebenfalls nicht. Kurz, das Verhältniß löste sich, ehe Fichte seine Function eigentlich noch angetreten hatte, und dieser ging nun nach Königsberg, hauptsächlich wol in der Absicht, um dem von ihm damals hochverehrten Kant persönlich näher zu treten. Doch lernte er diesen in einer peinlichen Angelegenheit von keiner sehr vortheilhaften Seite kennen. Fichte, dessen Bleibens in Königsberg nicht war, befand sich, wie so oft, in pecuniärer Verlegenheit und ersuchte Kant in einem sehr ausführlichen, beinahe fünf Druckseiten umfassenden Schreiben um ein kleines Darlehen zur Rückreise. Kant schlug es ihm aus. Der große Philosoph war unsers Wissens ein wohlhabender Mann und außerdem sicherlich in der Lage, durch seine Fürsprache jederzeit dem bedrängten Fichte die gewünschte kleine Summe verschaffen zu können; aber man kann die erhabensten Anschauungen über den Transscendentalbegriff von Raum und Zeit haben und doch in Bezug auf das eigentlich Räumliche und Zeitliche sehr kleinlich denken, wie Kant in diesem Falle. Aber die Ironie des Schicksals, die so oft ihr wunderliches Spiel treibt, strafte ihn sehr bald. Fichte gab bei Hartung in Königsberg seinen „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" heraus, und es mochte Kant sehr wehe thun und etwas Demüthigendes für ihn haben, daß diese Schrift eines wahrscheinlich von ihm als Hungerleider geringgeschätzten jungen Mannes anfangs allgemein für ein Kant'sches Erzeugniß gehalten und als solches bewundert wurde, bis Kant sich veranlaßt sah, öffentlich, am 3. Juli 1792 zu erklären, daß der „Hauslehrer" und „Candidat der Theologie, Herr Fichte" alleiniger Verfasser der Schrift sei. Die spätern Verhältnisse zwischen beiden Männern und die nicht wenig hämisch schließende Erklärung Kant's gegen Fichte vom 7. August 1793 übergehen wir hier wie so vieles andere.

Eine wesentliche Bereicherung und größere Ausführlichkeit in dieser zweiten Auflage ist namentlich auch dem Abschnitt zu Theil geworden, welcher das Verhältniß zwischen Fichte einerseits und Schiller und Goethe andererseits betrifft. Mit dem erstern hatte Fichte zwar in der Art zu philosophiren manche Berührungspunkte, aber in der Hauptsache gingen sie doch weit auseinander, und sie thaten dies immer mehr, je mehr sich Schiller von der

Metaphysik ab= und der Poesie wieder zuwandte. Schrieb er doch um jene Zeit an Goethe: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph nur eine Caricatur gegen ihn." Auch war, wie dies der Biograph Fichte's wenigstens noch in der ersten Auflage des Werks hervorhebt, Schiller keineswegs frei von „leicht erregter Reizbarkeit und Empfindlichkeit". In dem Atheismusstreit haben sich beide Männer nicht sehr edel gegen Fichte benommen, ja nach des Biographen Versicherung war es sogar Goethe, welcher der schwankenden Regierung gegenüber auf Fichte's Entlassung bestand, obschon er hierüber später einige Reue empfunden zu haben scheint und im Jahre 1810 Fichte in Teplitz gegen Zelter den Mann, „dem wir alles verdanken", nannte. Schiller seinerseits aber schürte durch einzelne wegwerfende Bemerkungen mehr, als daß er zu begütigen gesucht hätte; er schrieb unter anderm über Fichte an Goethe: „Es ist doch unbegreiflich, wie bei diesem Freunde eine Unklugheit auf die andere folgt und wie incorrigibel er in seinen Schiefheiten ist." Goethe und Schiller waren kein Haar breit gläubiger als Fichte, aber sie waren klüger und vorsichtiger, und wenn sie auch die humansten Grundsätze predigten und diese Grundsätze gewiß auch gegen jedermann sonst ausübten, so hatten doch ihre nächsten Collegen und Mitstrebenden, die Dichter, Schriftsteller und Philosophen, sich dieser Humanität viel weniger zu erfreuen; ja es liegen Fälle in großer Zahl vor, in denen Goethe und Schiller vereint ihre Kräfte daransetzten, diese ihre armen Collegen möglichst inhuman zu behandeln und das Recht des Stärkern gegen den Schwächern in ungroßmüthiger Weise gegen sie in Anwendung zu bringen, uneingedenk des spätern Schiller'schen Worts, daß auch dem Schwachen sein Stachel gegeben sei. Hat Schiller vielleicht hierbei an die Stechfliegenschwärme der Antixeniendichter gedacht?

Im übrigen darf man nicht vergessen, daß Fichte allerdings zu jenen energischen Charakteren gehörte, die keinen Widerstand und Widerspruch dulden und sich, wenn sie in ihrem Rechte gekränkt sind oder sich gekränkt glauben, zu übereilten trotzigen Schritten hinreißen lassen. In dieser Hinsicht glich er vielleicht mehr Luther als Lessing, mit dem man ihn wol auch zusammengestellt hat, während Lessing doch eine viel feinere, subtilere Natur war. Zwar bemerkt Forberg einmal, Fichte habe, was Reinhold nicht vertrug, Widerspruch vertragen, und was Reinhold ebenso wenig verstand, Scherz verstanden; gleichwol fügt auch Forberg hinzu: „Seine Grundsätze sind streng und wenig durch Humanität gemildert." Auch haben wir das schon oben mitgetheilte Zeugniß seines eigenen Sohnes für Fichte's „unnachgiebige Starrheit seiner Ueberzeugung". Fichte hat daher auch eine Menge Fehden gehabt, unter denen die mit Feßler in nicht freimaurerischen Kreisen wol die wenigst bekannte ist. Seine Streitigkeiten mit Feßler führten bei der Johannisfeier 1799 in geöffneter Loge zu einer in diesen Räumen ungewohnten Scene. Das Seltsamste dabei ist, daß jeder den andern der Rechthaberei, der Gelehrteneifersucht, des Widerstrebens, etwas zurückzunehmen, der hierarchischen Grundsätze u. s. w. beschuldigte.*) Sonst aber warf Fichte (in einem Briefe an seine Gattin vom 28. October 1799) seinem masonischen Gegner noch vor, daß er nie gerade zum Ziele gehe und lieber 100 Schritte auf dem krummen Wege nach demselben Ziele mache, das er auf dem geraden mit einem Schritte erreicht hätte. Letzteres war eben die Art Fichte's.

Andererseits darf man aber, um Fichte's herausforderndes Benehmen im Atheismusstreit nicht falsch zu beurtheilen, auch das nicht vergessen, daß er durch den fortgesetzten Widerstand, den seine Neuerungen bei seinen Collegen und den Behörden fanden, längst schon gereizt, gekränkt, verbittert war. Als er sonntägliche Disputirübungen eingerichtet hatte, hieß es, er wolle die bestehende Religion und Kirchenverfassung untergraben, und als er ernstlich mit dem Plane umging, dem sittenlosen wilden Treiben der Ordensverbindungen unter den Studirenden ein Ende zu machen und eine allgemeine Studentenverbindung auf ethischer, deutsch=nationaler Grundlage ins Leben zu rufen, wurde er von Collegen und Behörden aufs schlechteste unterstützt; man ließ, wie es scheint absichtlich, durch Verschleppen der Angelegenheit das edle Feuer der ihm anhängigen Jünglinge verrauchen; ja es kam zu einer Emeute gegen ihn, indem Buben, die sich „Musensöhne" nannten, nächtlicher Weile alle Fenster in seiner Wohnung einwarfen und sich dabei der ärgsten Schimpfreden bedienten. „Alles was im Schimpfen groß ist, Matrosen, Fischweiber u. s. w.", schreibt Fichte, „reicht nicht an die Fertigkeit dieser Klasse unter den Musensöhnen, und dem unsaubern Strome der Lästerungen, der bei dergleichen Gelegenheiten aus ihrem Munde geht, ist nichts zu vergleichen." Seinem Schwiegervater, der krank im Bette lag, war ein großer Stein hart an seinem Kopfe vorbeigegangen; „um eines Haares Breite war es zu thun, so hätte er ihm den Kopf zerschmettert". Fichte war nicht gemeint, diese Büberei mit der unterwürfigen Geduld hinzunehmen, mit der andere Professoren sich in solche zügellose Excesse fügten; er verlangte von der akademischen Obrigkeit vollständigen Schutz, und da ihm dieser nicht gleich und nicht in gewünschter Weise gewährt wurde, nahm er Urlaub und zog sich grollend nach Osmannstedt zurück, weshalb ihn auch Goethe — man liebte dergleichen Necknamen im gemüthlichen Weimar — spöttisch das „osmannstedter Ich" nannte. Merkwürdig ist es immerhin, daß der wegen seines angeblichen Atheismus im Stich gelassene, verfolgte, abgesetzte Fichte mehr für die sittliche Hebung der Universität Jena gethan hat,

*) Vgl. Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei", I, 217 fg. J. H. Fichte bemerkt in seiner Biographie in einer Note zu dem Feßler betreffenden Schreiben Fichte's an seine Frau, das Eingehendste und Ausführlichste über Fichte's Ansichten von der Maurerei habe ohne Zweifel Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" (VI, 61—63) aus seinem eigenen Munde mitgetheilt. Wir haben jedoch an der betreffenden Stelle nichts Derartiges finden können; es ist dort von Goethe die Rede. Vielleicht ist die Stelle I, 289 gemeint, wo Varnhagen berichtet, Fichte habe den Orden gewissermaßen zum Organ und Werkzeug seiner Philosophie machen wollen.

als alle, welche ihn des Atheismus ziehen, und daß sie es waren, welche den vermeinten Atheisten hinderten, seine auf die strengste Sittlichkeit basirten Reformplane vollständig ins Werk zu setzen.

Doch wir müssen zum Schluß eilen, um unsern Aufsatz nicht ungebührlich auszudehnen, und wollen daher nur noch auf Fichte's Briefe aus Berlin an seine einstweilen in Jena zurückgebliebene Gattin, wie auf die aus Königsberg von 1806 und aus Kopenhagen von 1807 als interessante Selbstaufzeichnungen verweisen. Nur eine im Leben edel gearteter Menschen gewiß vielfach sich bewahrheitende Bemerkung aus einem Briefe vom 28. October 1799 möchten wir hervorheben; er schreibt an seine Frau, die ihm, wie aus den Anfangsworten hervorgeht, einige gelinde Vorwürfe über seinen stolzen Charakter gemacht hatte:

Es ist leicht zu sagen: Fichte, du bist stolz, und dies allein ist die Quelle unsers Unglücks. Aber du sollst mir, wenn ich zu dir komme, eine einzige Handlung dieses Stolzes anführen. Ich bin nur zu gutmüthig und hingebend, vertraue mich den Leuten zu leicht an, halte sie mir nicht stets genug vom Leibe; dann nehmen sie sich Ungebührlichkeiten heraus, und ich muß sie wol in die Grenzen, die sie nicht hätten verlassen sollen, zurückweisen.

In einem Briefe vom 19. November 1799 kommt folgende dunkle Stelle vor:

Daß du Tieck so lobst, darüber bin ich verwundert. Wie er natürlich ist, weiß ich; daß er sich zusammennehmen und etwas anders scheinen kann, auch; aber ich sehe den Grund nicht ein, warum er sich mit dir so zusammennimmt.

Der Biograph erläutert diese Stelle in der neuen Auflage mit folgender Note, die sich in der ersten Auflage nicht fand:

Die bestimmte Veranlassung zu dieser Stelle ist nicht mittheilbar. Doch darf es vielleicht vergeben werden, wenn wir statt dessen ein Epigramm von A. W. Schlegel erwähnen, welches im engern Freundschaftskreise lange sich erhielt und das auf ähnliche Erlebnisse mit Tieck anspielt:

Als ein blinder Passagier
Wall' ich durch des Lebens Posten;
Einer Reise ohne Kosten
Rühmt sich keiner noch mit mir!

Der zweite Band enthält zunächst als erste Abtheilung „Beilagen und Actenstücke", darunter Actenstücke „Ueber Fichte's Sonntagsvorlesungen" (1794), „Ueber die Anschuldigung des Atheismus" (1799) und „Aus der ersten Zeit der berliner Hochschule" (1810—13), unter den letztern ein interessantes Gutachten über einen ihm 1811 vorgelegten Plan zu Studentenvereinen, für deren Mitglieder er den Namen „Deutsch-Jünger" nach der Analogie der Deutschen Herren vorschlägt. Was die sehr zahlreichen, die zweite Abtheilung des zweiten Bandes bildenden Briefe betrifft, so wollen wir uns darauf beschränken, auf die Hauptvermehrungen aufmerksam zu machen, welche dieser Abtheilung gegenüber der entsprechenden in der ersten Auflage zu Theil geworden ist. Zunächst sind hier die seit dem Erscheinen der ersten Auflage aufgefundenen Briefe zwischen Fichte und Schiller, welche von J. H. Fichte 1847 bereits als besondere Schrift herausgegeben wurden, nächst den schon in der ersten Auflage mitgetheilten vollständig abgedruckt, ferner die Briefe von Fichte's Gattin Johannne Maria an Charlotte von Schiller und aus den Briefen von Fichte an W. von Wolzogen diejenigen Stellen, die sich auf Fichte und sein Verhältniß zu Schiller beziehen. Wichtige Bereicherungen sind weiter die Briefe von und an Franz Volkmar Reinhard, diejenigen von de la Motte Fouqué, der Fichte mit „sehr theuerer ehrwürdiger Vater" anredet und sich als „dein dankbarer Sohn" unterschreibt, die von und an Johann Erich von Berger, die von und an Henrich Steffens und endlich die von und an Beyme. Steffens schreibt einmal aus Freiberg am 13. Mai 1800:

In meinem Fache lebend, das ich mit Leidenschaft liebe, werde ich Tag für Tag mehr davon überzeugt, daß ich bei den Wissenschaften allein Zufriedenheit und Ruhe finden werde, daß sie es allein vermögen werden, meinen unsteten tobenden Sinn einzuwiegen, daß ihre Harmonie allein die Erinnyen verbannen könne, die mich verfolgen.

Waren diese „Erinnyen", von denen sich Steffens-Orestes verfolgt glaubte, nur romantische Phantasiegebilde, blos künstlich aus der Gehirnpumpe hervorgepreßte Blasen vager und affectirter Genialitätssucht, die damals und später Mode war? Oder waren es wirkliche, sehr reelle Gewissensbeängstigungen, die auf irgendeinem ihn als Alp drückenden Factum beruhten?

Im übrigen werden wir wol, gemäß der Schreibe- und Druckwuth der Deutschen, in diesen Tagen eine nicht wenig umfangreiche „Fichte-Literatur" und unsere Leser seinerzeit einen Artikel darüber in d. Bl. zu erwarten haben. Außer dem großen biographischen Werke von J. H. Fichte, welches gegenwärtigem Aufsatze zum Grunde gelegt wurde, und der erwähnten Schrift von A. Stahr liegen uns bereits ein von dem kieler Professor F. Harms am 15. März gehaltener Vortrag über Fichte und ein „Gedenkblatt auf Fichte's Grab" von A. Helfferich vor. Außerdem wurde schon vor einiger Zeit dem Publikum ein größeres, 20 Druckbogen umfassendes Werk von dem gießener Professor Ludwig Noack: „Johann Gottlieb Fichte nach seinem Leben, Lehren und Wirken", durch einen Prospect der O. Wigand'schen Buchhandlung in Leipzig für den Monat Mai in Aussicht gestellt. Dieses als ein Beitrag zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Fichte's angekündigte Buch soll in einer „für jeden denkenden und gebildeten Deutschen verständlichen Form" gehalten sein und „das Andenken Fichte's des Denkers nicht minder wie Fichte's des deutschen Mannes" erneuern. Welchen Werth aber dieses oder irgendein noch zu erwartendes Werk über Fichte auch haben möge, so wird doch das biographische Werk von J. H. Fichte immer als die eigentliche Quellenschrift zu gelten haben.

Hermann Marggraff.

Zwei katholische Schriftsteller.

1. Erzählungen von rosiger Farbe von Antonio de Trueba. Aus dem Spanischen. Augsburg, Rieger. 1861 8. 1 Thlr.
2. Die Malerbrüder. Eine neuere Künstlergeschichte von J. Kreuser. Innsbruck, Wagner. 1861. 8. 28 Ngr.

Jemand mag nun pro oder contra zu der Species „katholische Geschichten" stehen, so ist die Erscheinung jedenfalls interessant; in dem vorliegenden Falle doppelt interessant, weil jeder der

obengenannten Schriftsteller eine dem andern geradezu entgegengesetzte Stellung einnimmt. Im allgemeinen will ich diese Verschiedenheit gleich von vornherein damit bezeichnen, daß die eine Erzählung, von einem spanischen Autor herrührend, gar keinen Gegensatz gegen das katholische Leben und Wesen kennt; das Leben, so setzt dieses Buch voraus, würde gar nicht Leben sein, wenn es nicht in der Form des katholischen Lebens erschiene; die andere Erzählung dagegen, von einem deutschen Schriftverfasser herrührend, kennt nicht blos die Gegensätze, sondern der Verfasser hat das lebhafte Bewußtsein, daß das katholische Leben mit seinen Gegensätzen jeden Augenblick zu kämpfen gleichsam berufen ist. Somit macht die erste der zwei näher zu beurtheilenden Erzählungen durchweg den Eindruck der reinsten Naivetät; die zweite den Eindruck des Tendenziösen; ja, wenn das Buch des deutschen Autors gerade durch seine Absichtlichkeit, durch Disputiren und Opponiren solche, welche den katholischen Tendenzen nicht abgeneigt sind, vielleicht zurückstoßen könnte, so wird der spanische Autor durch das einfache, ungeschmückte Gewand der Wahrheit, durch die Naivetät und Zuversichtlichkeit, womit er seine Ueberzeugung ausspricht, vielleicht manchen gewinnen und überzeugen.

Schon seit mehreren Jahren hat Schreiber dieser Zeilen Kenntniß der neuesten spanischen Literatur; sehr viele französische Romane werden ins Spanische übersetzt; aber die Ungeheuerlichkeit der modernen Romantik findet in Spanien eigentlich nicht recht Beifall. Es ist schon schwer, einen andern als nur gerade einen handwerksmäßigen Uebersetzer zu finden; Köpfe, welche selbst produciren oder produciren können, wollen den Eugène Sue und die andern nicht übersetzen. Namentlich hat Referent einige dramatische Arbeiten von Hartzenbusch in Madrid als Manuscript gedruckt gesehen, welche in der That werthvolle Leistungen sind; auch der obengenannte Autor Antonio de Trueba ist einer jener talentvollen Männer, die mit Pachero, Diaz, Valdegamas und einigen andern Sachen geschrieben haben, welche auch in Deutschland berücksichtigt zu werden werth sind. Das neueste Buch von Antonio de Trueba ist betitelt: „Erzählungen von rosiger Farbe" (Nr. 1). Antonio de Trueba's Beruf zum Schriftsteller ist ein durchaus naturgemäßer. Ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, brachte sein Vater, Besitzer eines kleinen Gutes, den elfjährigen Antonio in ein Eisenwaarengeschäft in Madrid. Eifrig in seinem Eisenberuf, benutzte Antonio nur die Sonntage zur Vervollständigung seiner Bildung und bedurfte, wie er selbst einmal erzählt, 500 Sonntage, um, eingeschlossen in einen düstern Laden, das zu erlernen, was er, frei, in anderthalb Jahren erlernt haben würde. Der Bankrott des Principals veranlaßte ihn, den Kaufmannsstand aufzugeben und sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen; dazu fand sich für ihn eine Anstellung bei der Kasse des madrider Stadtraths; in dieser Zeit schrieb er sein „Buch der Lieder", welches in Spanien schnell vier rechtmäßige und sechs bis acht betrügerische Auflagen erlebte, ins Französische übersetzt und selbst in französischen Journalen sehr gelobt wurde. Sein neuestes Buch, die oben angeführten „Erzählungen von rosiger Farbe" nennt der Verfasser so, weil dieselben einen Gegensatz bilden oder bilden sollen zu jener pessimistischen Literatur, welche sich darin gefällt, die Welt als eine endlose Wüste darzustellen, worin nicht eine Blume gedeiht, und das Leben als eine ewige Nacht, worin nicht ein Stern leuchtet. Wenn es Autoren gibt, welche sich darin gefallen nur das Schlechte zu erzählen, so will Antonio de Trueba nur dem Guten Geltung verschaffen. Referent fügt an dieser Stelle bei, was einmal ein Schriftsteller von Talent sagte: „Ich bewundere nur halb so viel denjenigen, der gut eine Lüge erfindet, als den, der die Wahrheit treu wiederzugeben weiß. Der erstere hat das Wahre und das Falsche für sich, die Welt und die Phantasie, während der zweite nicht über die Nachahmung der Natur hinausgehen kann, und der, welcher gut die Natur nachahmt, hat etwas Göttliches an sich." Ein spanischer Beurtheiler, der zugleich ein Freund von Antonio de Trueba ist, sagte über diese „Erzählungen von rosiger Farbe": „Wollt ihr sehen, wie die Sonne auf- und niedergeht, wie das Feld sich mit dem Frühling bekleidet und wie es sich im Herbst entblößt, wie man Messe auf dem Lande hört, wie man im Haus des Landmanns arbeitet, wie man fühlt, wenn man eine Fiber zum Fühlen, wie man genießt, wenn man eine Seele zum Genießen hat, wie Mütter mit ihren Kindern sprechen, wie diejenigen denken, welche nichts wissen, und was die wissen, welche nicht denken, wie die Hausthiere sich verständlich machen, wie es in dem Herzen des Volks zuckt, aufwallt, wie es lacht und weint. Wollt ihr wissen, wie die öffentlichen Lustbarkeiten und Unfälle behandelt werden, wie man vom Guten zum Bösen und vom Bösen zum Guten übergeht, wie das Leben sich glücklich oder unglücklich gestaltet, je nach dem Weg, den man einschlägt: wollt ihr das lesen, lachend ohne zu erröthen, weinend ohne euch zu entsetzen, so lest die «Erzählungen von rosiger Farbe»".

Eine gewisse Monotonie haben diese Erzählungen, das ist unleugbar; dieselbe entspringt aus der Vorliebe des Dichters für alles Heimatliche. Ein Freund machte Trueba darauf aufmerksam durch folgende Mittheilung, welche ich hier erwähne, um zu zeigen, wie spanische Autoren von heute mit ihren Collegen umgehen: nämlich Madame Delphine Gay, bekanntlich die erste Gattin Emile Girardin's, lernte den Dichter Arsène Houssaye kennen. Sie bemerkte an ihm sowie in seinen Schöpfungen eine große Vorliebe für alles Heimatliche, namentlich für die Mühlen, womit das Thal, worin er geboren war, ausgestattet ist; beschrieb Houssaye eine Nacht, malte er ein schönes Bauermädchen, schilderte er ein ländliches Fest — ohne Mühle brachte er keine seiner Darstellungen fertig. Da sagte Madame Delphine Gay einst zu ihm: „Lieber Arsène, geben Sie das ewige Wiederholen Ihrer Mühlen auf, nicht weil ich deren Beschreibung nicht schön fände, nicht weil ich das Gefühl, welches sie Ihnen einflößen, nicht verstände, sondern weil ich fürchte, daß Sie eines Tags, über andere Gegenstände schreibend, statt Punkt und Komma als orthographische Zeichen Punkt und Mühle hinsetzen werden!"

Wenn Referent oben behauptet hat, dieser Roman sei ein katholischer, so ist damit gesagt, daß in demselben das Christliche, Kirchliche, Katholische in seiner ursprünglichen Natürlichkeit in das Leben der Menschen, in ihre Gewohnheiten und Sitten, in ihre Geschäfte, in ihre Freuden wie in ihre Bedrängniß verwoben erscheint; ganz ohne Affectation thut und spricht in diesen Erzählungen der einzelne was er thut und spricht, wie es der Moment gibt, mit Religion oder aus Religion und weiß es selbst nicht, daß etwas auch auf andere Art gesagt und gethan werden könnte, und daß das gut, recht und schön sei, wird gewiß nicht nur ein Leser finden, der zufällig Katholik ist. Es scheint mir dies Buch eine bessere Apologie des Katholicismus zu sein als manches Werk, welches sich für eine Apologie erklärt; es ist in diesem Buche nicht die Apologetik des Professor X. oder des Geheimrath Y., überhaupt nicht die Ansicht eines einzelnen aufgestellt, sondern man fühlt, wenn man überhaupt für so etwas Gefühl hat, den sittigenden, veredelnden Einfluß des Christenthums in der den Lutheranern so verhaßten Form des Katholicismus. Aber selbst Lutheraner können aus dem Buche noch lernen, und da doch die modernen lutherischen Sekten Liebhaberei haben, auf katholische Kirchenzucht, priesterliches Ansehen und priesterliche Rechte zurückzugreifen, so wird für dieselben interessant sein zu hören, was Antonio de Trueba gleich auf der ersten Seite seines Werks in einer Note erzählt: „Manchmal an Festtagen, wenn der Geistliche eines Dorfs oder eines kleinen Fleckens das heilige Meßopfer gefeiert hat, tritt er auf die Kanzel und sagt ungefähr Folgendes: «Brüder, ihr wisset, daß unser Nachbar N. N. krank ist; sein Haus ist verlassen, sein Feld ohne Pflege, noch einige Tage mehr und bei seiner Genesung findet er sich ruinirt. Aber ihr habt die ehrenhafte Sitte eurer Voreltern nicht vergessen; ich erkläre den heutigen Tag zur Arbeit berechtigt und ermahne euch, daß ihr dem Bedürftigen zur Hülfe eilt.» Dann ertheilt er ihnen den Segen,

alle vertauschen das Festkleid mit dem Arbeitsrock, und Männer, Frauen, Greise und Kinder gehen, auf dem Acker des Kranken zu arbeiten." Ich meine, die lutherischen Pietisten, welche Sonntags aus einer Missionsstunde in die andere rennen, könnten hieraus schon etwas lernen.

„Die Malerbrüder" von J. Kreuser (Nr. 2), die zweite der im Eingang erwähnten katholischen Erzählungen, verrathen in ihrer Composition und Ausführung mehr Reflexion, Absichtlichkeit; die „Erzählungen von rosiger Farbe" sind eben erzählt, wie der Verfasser erzählen mußte. Das Buch des deutschen Verfassers hat übrigens vor vielen deutschen Büchern schon im allgemeinen den Vorzug, daß der Autor, von einem Princips ausgehend, seinen Urtheilen, seinen Ansichten, seinen Darstellungen eine Haltung, einen Hintergrund, einen Zusammenhang gibt; nur dadurch wird ein Buch ein Ganzes, und das ist das Kreuser'sche Buch, selbst wenn mancher Leser urtheilen sollte, daß Entwickelung und Schluß nicht kunstgerecht seien. Der Verfasser beurtheilt in seinem Buch Kunst und Leben streng nach katholischen Grundsätzen und hält sich dabei durchaus nicht blos in der Defensive, sondern sehr oft verfährt er aggressiv. Es fehlt dem Verfasser nicht an Scharfsinn und auch nicht an gestaltenbildendem Talent; aber dennoch mangelt der Darstellung etwas Wesentliches, die alten Griechen nannten es πειθω; der Verfasser hat nicht die Gewalt, den Leser glauben zu machen an die Lebendigkeit seiner Gestalten; dieselben sind nicht Fleisch und Blut und Geist vor unsern Augen, und wenn die Personen dieses Romans ihre Theoreme vortragen, so glaubt man doch immer nur den Verfasser reden zu hören.

Eine andere Bemerkung, die sich uns bei Lesung dieses Buchs aufdrängt, ist folgende: Nichts ist dem Erfolge, welchen ein Autor beabsichtigt, nachtheiliger, als die Uebertreibung; die beabsichtigte Wirkung schlägt ganz und gar ins Gegentheil um, sobald ein Autor übertreibt. Ich führe zur Bestätigung zunächst ein Beispiel an, wo der Verfasser, von dem Grundsatze ausgehend, daß die materialistische Philosophie ein haltloses Gebäude sei, sich so sehr von seinem Eifer hinreißen läßt, daß er S. 101 Folgendes sagt: „Was hat die Denkerei der Welt genutzt und was nutzt sie noch, als daß jeder Dummkopf, der keine drei zählen kann, mitspricht? Es ist ein Boren mit Worten ohne Stoß und Inhalt, seit Gott nicht mehr geduldet wird, und es bleibt kaum mehr, als was der lustige Aristophanes in den «Wolken» dem guten Sokrates in die Hand gibt, die Sinnlichkeit des Thiers. Das Gerüste für den Weisheitstempel wird aufgebaut, aber hinter dem Gerüste fehlt eben der Bau und die Weisheit. An Christus, den ewigen Grund- und Eckstein zu denken, wäre gar zu unaufgeklärt für einen deutschen Professor, der schwerlich Weisheit treiben würde ohne Honorar. Man sieht daher auch, daß die edelsten Kräfte von der Philosophie mit 30 Jahren sich abwenden; auch der Professor würde sich von ihr abwenden, wenn sie nicht eben sein Handwerk wäre." Solche Rodomontaden kann natürlicherweise ein vorurtheilsloser Leser nur verlachen, und wenn jemand, nachdem er an diese Stelle kam, das Buch in den Winkel wirft, den tadeln wir nicht.

In gleicher Weise ist zu bemerken, daß der Verfasser in der Schilderung des einen Malerbruders, Joseph, ganz offenbar ungeheuer übertreibt. Der Verfasser nämlich hat sich vorgenommen zwei Brüder zu schildern, welche beide Maler werden, der eine ganz im Geiste des Autors, der andere in der modern-genial-liederlichen Art; jetzt hätte aber der Verfasser seinen Zweck des Contrastirens gewiß viel vollständiger erreicht, wenn er den Joseph nicht auf eine gar so grob materielle Art hätte zu Grunde gehen lassen, was ohnehin in dieser Erzählung aus Wahrscheinlichkeitsgründen hätte widerrathen werden müssen; ein Autor, welcher in Ausmalung sittlicher Fehler und Gebrechen übertreibt, wird gewiß manchmal nichts so gewiß als Ekel erregen, und Ekel erregen liegt jedenfalls außerhalb des Kunstzwecks.

Noch eins möchte ich hinzufügen: wenn ein Autor übertreibt, so setzt er sich in die schlimme Position, inconsequent zu werden; hier nur ein Beispiel. Die Mutter der Malerbrüder ist Witwe und lebt in einer kleinen katholischen Stadt am Rhein; sie beurtheilt die Crinolinen, den cul de Paris, weit ausgeschnittene Damenkleider, uneheliche Geburten u. s. w. nach den extremsten Grundsätzen und — so heißt es S. 155 — „bedauerte sie die armen unschuldigen Jungfrauen, die offenbar ohne Arg ihr Fleisch öffentlich ausbieten (auf einem Balle nämlich), so ergrimmte sie im Herzen über die Mütter, ja alten Weiber, die aus sich eine Fleischhalle machten und das vergilbte Pergament welker Milchsäcke zur Schau stellten". Nun sagt dieselbe Matrone S. 7: „Eine Witwe, die noch einmal heirathet, ist mir ekelhafter als eine sogenannte Jungfer, die schon Heirathsfrüchte hat, ehe sie gekircht hat." Ich frage, liegt Consequenz in diesen Aussprüchen?

Ungeachtet alles oben Bemerkten, hat Referent eine Art Respect vor dem Buch, erstens weil sich eine Ueberzeugung in diesem Buche kund gibt, und zweitens weil sich diese Ueberzeugung mit Entschiedenheit kund gibt, und zwar auf eine ganz natürliche, ungezwungene, unverzierte Weise.

Jedenfalls wird das Buch zwei Klassen von Lesern gewinnen können; einige werden das Buch lesen und loben der katholischen Tendenz wegen und denen schließen sich auch Akatholische an, wenn sie in dem Verfasser einen gleichgesinnten, nämlich einen laudator temporis acti erkannt haben; andere werden das Buch lesen wegen der darin niedergelegten Kunstansichten. In dieser letzten Beziehung möchten wir gern noch einige Proben von der Manier des Verfassers wie von seiner Theorie selbst geben. Ein Lieblingsgegenstand unsers Verfassers ist der Kampf gegen das Classisch-Nackte; er sucht aus den Alten zu beweisen, daß die Griechen das Nackte in der Kunst eigentlich gar nicht vorzugsweise gebilligt hätten; z. B. führt er aus Homer die Geschichte von Penelope und Nausikaa, aus Herodot die Geschichte vom Gyges an; die Tochter des Oedipus bei Sophokles sei, sagt Kreuser, schamhafter gewesen, als jetzige christliche Balljungfern, welche ihr Fleisch offen zum Verkauf ausstellen. Unser Verfasser geht in dieser Driatribe so weit, daß er sagt: „Als die Gothen Rom erobern wollten, warfen die Römer die Bildsäulen aus dem Tempel des Hadrian den Gothen auf die Köpfe, um sich zu wehren. Wie viele heruntergeschmissen wurden hier und von andern Palästen, weiß ich nicht; aber ich wunderte mich nicht, wenn man sie schockweise unter der Erde wiederfände. Gesetzt aber auch, man fände sie wieder, was wüßte man denn? Nichts; denn auf Giebel setzt man keine bedeutenden Kunstwerke. Welchen Gewinn hätte die echte Kunst? Gewiß keinen; denn wenn ein Kunstwerk etwas Geistiges darstellen soll, so wird doch ein Bild darum kein Kunstwerk sein, weil es gut gehauen oder aus Marmor ist, woran man aber sonst keine Bedeutung errathen kann, als daß es ein Klopffechter ist, der für einen Gulden seinen Gegner todtschlägt, oder ein Stallknecht, oder ein dummer Junge wie Antinous. Ich habe viele Statuen ausgraben sehen, und die gelehrten Herren geriethen in Verzückung, obgleich sie sich zuerst darüber zankten und noch zanken, was das Ding denn vorstellen soll. Ja, es braucht nicht einmal etwas vorzustellen, sondern hat man sich über einen Namen geeinigt, so ist man obenauf und schreibt dicke Bücher darüber. So ist es ein bedeutsames Zeichen, daß die neuere Kunstgeschichte mit einem Dinge anfängt, das Torso heißt und nichts ist als ein Stummel. Ferner berufe ich mich auf das natürliche Gefühl. Würden Sie es ertragen, Ihren Vater, Ihre Mutter, Ihre Geliebte als nacktes Bild vor sich zu sehen! Wagt es einmal als Hofmaler, euern Fürsten, seine Gattin, den Erbprinzen oder die Prinzessin nackt zu malen. Es könnte euch schlimmer gehen als dem Marsyas, dem das Fell über die Ohren gezogen wurde. Denkt man dabei an das Christenthum und seine Haupttugend, der geschämigen Keuschheit, so möchte man weinen vor Wuth, namentlich in Deutschland, das einst von Tacitus wegen seiner Keuschheit und Kraft gefeiert, kein Rom mehr umwerfen wird mit seinen zwanzigjährigen Greisen, wenn sie

auch den staunenswerthen Muth haben, auf den eigenen Beinen bei Windeswehen über die Straße zu gehen. Christenthum und christliche Kunst schallt es jetzt aus jedem Pinselloche. Wie aber das Nackte damit vereinbar ist, ist unerklärlich. Auf jeden Fall sind die Heiden bessere Christen als manche jetzige, die getauft sind. Gott sei ihnen und unserer Zeit gnädig.“

An diese lebhaften Expectorationen unsers Verfassers schließen sich seine Ansichten über das Porträt. Er sagt einmal von einem alten Maler: „Gewöhnliche Porträts ließ er im Kunstgebiete nicht gelten, und warf man ihm ein, die Heiligenbilder seien doch im Grunde auch Porträts und es liege im Wesen der Liebe, von seinen Geliebten gern ein Abbild zu haben, und die ersten Christen hätten ebenso gefühlt und von Christus, den Aposteln und sonstigen Heiligen Schilbereien geliebt, so sagte er: Richtig, bringt eine solche Liebe mit an die Arbeit und dieser Geist wird das besondere Bild zu einem allgemeinen Kunstwerke erheben. Aber, da läßt der Kaufmann Z. sich malen, hier der Rath Y., hier das Gänschen Taille, dort Frau und Herr Canaille. Was ist aus solchen Gesichtern geistig zu machen? Lebendig sind sie vergessen, todt kommen sie in die Rumpelkammer, oder auf den Trödelmarkt, oder auch in eine Galerie. Dagegen die heilige Malerei hat immer Werth und erbaut noch in den Fetzen ein christliches Gemüth.“

Sehr richtig fand Referent folgende Bemerkung über Begeisterung: „Gibt es überhaupt eine Begeisterung, so ist es eine fortwährende Erhebung der Seele. Nach dem Apostel soll der Mensch immer beten, und so ist der Fromme auch immer in der Stimmung der Begeisterung, besonders der Jüngling, wenn er sich von Schmuz fern und rein hält. Der Künstler muß beim Bilden jeden Augenblick Herr des Stoffs, also auch seiner selbst sein, darf nie sein volles Bewußtsein schwächen oder gar stören und verlieren. Denkt euch einen Dombaumeister, der mit gewaltigen Steinmassen zu thun hat Tag für Tag, Jahr für Jahr, und er wollte sich Begeisterung antrinken! Stellt euch einen Homer, Virgil oder Dante vor, die zu ihren Werken Jahre gebrauchten, beim Anfang schon das Ende berücksichtigen müssen, jeden Umstand begründen und alles Nebenwerk zu einem schönen Ganzen verknüpfen müssen: da ist ruhige Ueberlegung, kein stürmisch wallendes Blut. Sophokles war ein sehr alter Herr, als er seinen «Oedipus auf Kolonos» dichtete, mit der heitersten Ruhe, aber gewiß mit keiner erkünstelten Stimmung. Ich sah einen Tonsetzer, der saß kalt da wie ein Rechner, warf ein Thema nach allen Seiten, drehte es um, schuf Mistöne in verminderten Septimenaccorden, um sie in ein Meer von Wohllaut aufzulösen und wob ein Gewebe von Tönen, dessen wunderbare Fädenverschlingungen nur der ruhigste Verstand ebenso schafft wie erkennt und auflöst.“

Ueber christliche Malerei fanden wir folgende durchaus richtige Bemerkung: „Italien ist am wenigsten das Land für christliche Maler; denn in Italien zuerst, und schon unter den Medici, fraß sich das Heidenthum ein. Sucht man also die echte und fromme Kunst, so muß man abseits von der Landstraße gehen, suchen, was in den Winkeln liegt und verachtet wird, in alten Familien gehen, namentlich zu solchen, die nicht so reich waren, in den Tagesgeschmack und Wechsel einzugehen, kurz, alles aufsuchen, was nicht in den Reisehandbüchern, aber in den Herzen der Bewohner von Städtchen und Dörfchen aufgezeichnet steht.“

Recht pikant sind auch Kreuser's Aeußerungen über Kunstakademien. Einmal sagt der Verfasser: „Was soll eine Schule? Schüler lehren, um selbständig zu werden. Was bringen aber unsere Malerschulen gewöhnlich hervor? Leute, die sich ordentlich vornehmen, dumme Jungen zu bleiben, d. h. Schüler und Affen, sei es nun im tizianischen Fleisch oder etwas anderm.“ Ein andermal heißt es: „Es ist leichter zu sagen, was eine Akademie nicht ist, z. B. keine heidnische Kunstschule, und gewiß keine christliche, am wenigsten eine Tugendschule, auch keine Schule für Alterthumswissenschaft, heidnische und christliche Geschichte. Wenn bei Kunst, Malerei, Bildhauerei von Akademie die Rede ist, so ist nicht abzusehen, was die Leute anders wollen als einen gelehrten unklaren Namen; aus unklaren Namen aber fließen unklare Begriffe; die größten Meister der Gegenwart haben ihre Bildung nicht auf einer Akademie empfangen; Cornelius ist kein Sohn einer Akademie, auch Fürich hat seinen Weg sich selbst gesucht und andere bedeutende Künstler sind trotz der Akademien, was sie sind.“

Ferner spricht unser Autor sehr scharf gegen den Nihilismus der Genremalerei; viel schärfer noch gegen diejenigen Künstler, welche die Kunst zur Magd der Tagesleidenschaften erniedrigen; weil Tagesmaler und Tagesdichter keine ewigen sind, darum sind sie auch keine rechten; mit sehr deutlicher Beziehung auf einen bekannten Künstler heißt es S. 279: „Es ist kein hohes Gemüth, was die Verfechter des alten Glaubens, vermeintlich witzig, dick- und fettwanstig, rundbackig, kurz, niedrig, sinnlich, dagegen einen eiteln Neuerer Huß in ölverklärter Hoheit darzustellen versucht. Den Schleier über den Versuch und den Versucher. Unsere Zeit ist auch krank an der Geschichte und es ist eben nicht ihre unbedeutendste Krankheit.“

Noch muß Referent bemerken, daß unser Verfasser keineswegs zu den Pessimisten gehört, die alles verdammen; er will für niemand Ruhmesposaunist sein, aber er will auch für niemand die Armesünderglocke ziehen; doch spricht er mit voller Anerkennung von Overbeck, Veit, Cornelius, Schadow, Fürich, Steinle, Kuppelwieser, welche, wie er sich ausdrückt, an Gott und seiner heiligen Kirche festhaltend, die Kunstwerkstätte wieder zu einem Heiligthume umzugestalten sich bemühen. Und darin werden alle Unbefangenen übereinstimmen, daß (um eine andere Autorität auf diesem Gebiete anzuführen) A. Reichensperger recht hatte, wenn er vor einigen Jahren in der zweiten Kammer in Berlin sagte: „Ich möchte wirklich fragen, in welchem Zusammenhange die griechischen Götter und Halbgötter an den Staatsbauten in Berlin mit dem preußischen Leben, mit der preußischen Geschichte und mit unserm Glauben stehen, wozu unsere Monumente mit so großen Kosten geschmückt werden, wenn sie an unsere Geschichte, an unser nationales Leben, an unsern Glauben nicht anknüpfen, also auch nicht erhebend und belehrend wirken können. Es könnte einem fast so vorkommen, als wenn die Bauakademie an den Ufern des Ilissus und nicht an den Ufern der Spree erbaut wäre“ u. s. w.

Nach allem, was wir über die zwei obenerwähnten Werke gesagt haben, glauben wir, jedem dieser Werke Leser gewonnen zu haben, und zwar keineswegs katholische allein; dem Buche von Antonio de Trueba Freunde ländlicher Natur und Sitten, dem letztern von J. Kreuser Freunde einer animirten Discussion über Kunst, Kunstbestrebungen, Kunstwerke und Künstler, in der Worte weitester Fassung. 10.

Ferneres in Sachen Onno Klopp contra Kleindeutschland.

1. Offener Brief an den Herrn Professor Häusser in Heidelberg, betreffend die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen. Von Onno Klopp. Hannover, Klindworth. 1862. Lex.-8. 15 Ngr.
2. Zur Beurtheilung Friedrich's des Großen. Sendschreiben an Dr. Onno Klopp von Ludwig Häusser. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Nur sehr ungern kommen wir in d. Bl. nochmals auf die Bestrebungen Onno Klopp's zurück, aus Friedrich dem Großen Friedrich den Kleinen und aus Preußen, Deutschlands Wiedergeburt, Deutschlands Untergang zu machen. Als wir in Nr. 20 d. Bl. f. 1861 Klopp's dickleibige Schmähschrift auf den König, der seinen Zeitgenossen der Einzige hieß, besprachen, lehnten wir es durchaus ab, sie nach dem gesuchten Anschein wissenschaftlichen Charakters zu würdigen und bezeichneten sie mit kurzen Worten als politisches Parteiproduct, aus dem Lager des Ultramontanismus und Großdeutschthums gegen die Kleindeutschen geschleudert. Diese unsere Meinung von dem Buche hat überall Bestä-

tigung gefunden, directe in den Urtheilen der andern literarisch-kritischen Journale Deutschlands, indirecte in den schauerlichen Lobpreisungen der Ketzermeisterpresse.

Leider glaubte sich einer unserer geachtetsten Historiker, Professor Häusser, als bewährter Kenner der friedericianischen Zeit gewissermaßen verpflichtet, den nichtwissenschaftlichen Charakter des Klopp'schen Buchs wirklich strengwissenschaftlich zu erweisen und ließ behufs dessen in den „Preußischen Jahrbüchern" eine ziemlich ausführliche Kritik ergehen. Damit aber hat er dem durch Friedrich's Herabsetzung bereits zum Archivar Sr. hannoverschen Majestät erhöhten Klopp den größtmöglichen Gefallen gethan, d. h. ihm die prächtigste Gelegenheit zu fernern Klopffechtereien gegen Kleindeutschland und zu weiterer Beförderung in den Diensten Großdeutschlands bereitet. So hoch wir Häusser schätzen, daß er sich hier ernstlich eingelassen, können wir ihm, und mag er seine Klinge noch so meisterhaft führen, doch nur als Fehler anrechnen. Wie die Sachen aber jetzt einmal noch im lieben Vaterlande stehen, treibt der Wind das Werk der Großdeutschen, wenn sie es halbwegs richtig stellen, nachgerade so gut um als das unserige. Und verbauen können wir ihnen die Windseite auch nicht, solange der Wind bei uns noch alle Augenblicke umspringt und wir seiner auch für den morgenden Tag der Geschichte nicht einmal sicher sind.

So nimmt es uns denn auch im mindesten nicht wunder, daß Klopp vor Häusser's Waffen keineswegs die Flagge streicht, vielmehr sehr schnell — und offenbar angenehm überrascht, einen solch respectabeln Gegner ins Bereich seiner Arme gelockt zu haben — mit einer Vertheidigungsschrift bei der Hand ist, die das Maskenspiel eines rein wissenschaftlichen Streithandels aufs umständlichste und geschickteste fortführt.

Mit einem höflichen Compliment hebt Klopp also gegen Häusser an: „Ich muß Ihnen zunächst meine Anerkennung dafür aussprechen, daß Sie nicht ganz in der Weise der andern aus Ihrer Partei gehandelt, die mein Buch besprochen haben. Nachdem nämlich meines Wissens zuerst Julian Schmidt in der Zeitschrift «Grenzboten», statt sich auf das Thatsächliche meines Buchs einzulassen, gegen dasselbe in hohen Worten die Tradition wieder vorgebracht hat, die nach meiner dargelegten Ansicht und wie ich glaube auch nach den klaren Thatsachen vor der Wahrheit nicht bestehen kann, sind ihm auf diesem Wege verschiedene andere gefolgt und haben die mangelnden Gründe durch die Kraft der Worte gegen mich zu ersetzen gesucht."

Welch würdiger, edler Ton! Wie beschämt sollten wir uns nicht fühlen, eben auch nur zu dem Chor kleiner Kläffer zu gehören, welche den „Grenzboten" nachgebellt und „die mangelnden Gründe durch die Kraft ihrer gegen Onno Klopp gerichteten Worte zu ersetzen gesucht haben"! Und doch — kaum glaublich — wir werden uns in der Schamlosigkeit verstocken und auch fernerweit alle Gründe dafür mangeln lassen, wenn wir fortfahren, über Klopp's „rein wissenschaftliche" Untersuchungen die Achseln zu zucken und „pfui" zu rufen.

Aber unsern Grund, d. h. den allereinfachsten und nächsten der tausend Gründe, die wir dafür haben, gegen Onno Klopp's Ausführungen eben nicht mit Gründen zu Felde zu ziehen, den Grund wollen wir nicht verschweigen.

Es ist der, daß es sich nicht lohnt, eine Sache wie die Größe Friedrich's des Großen gegen Zweifel wie die Klopp's ernstlich zu vertheidigen.

Da unter den mehr als 300 Seiten, unter den vielen Tausenden von Zeilen, die Klopp zur Herabwürdigung Friedrich's geschrieben, kaum eine einzige sich befindet, welche man nicht zu bestreiten oder wenigstens irgendwie in ein anderes Verhältniß zu drängen geneigt sein möchte, so würden zur durchgängigen Widerlegung des Klopp'schen Pamphlets vielleicht drei solcher Bände nöthig sein, wie es selbst einen ausmacht. Und was würde in ihnen stehen müssen? Nichts als Wiederholung und Wiederherstellung des Bekanntesten, man könnte sagen: bereits veralteter Wahrheiten. Und für wen schriebe und druckte man das? Doch für die nicht, die es längst wissen! Also für die nur, die es nicht wissen mögen, für Klopp und seine Bewunderer. Eine schöne Aufgabe, wahrlich, diese Herren für den alten Fritz und sein Preußen einzunehmen! Ein Geschäft wie Mohren weiß waschen!

Nein, nein! Möge Klopp immerhin Band auf Band zur Schmähung Preußens und zur Verherrlichung solcher Helden wie Tilly in die Welt gehen lassen, vor unsern Gründen ist er sicher. Ohne Kampf überlassen wir ihm die Seelen, welche es ihm auf diese Weise gelingt, uns abspenstig zu machen; denn nur solche können das sein, an denen der guten Sache nichts verloren ist.

Wie Bonaparte beim Vertrage von Leoben die von Oesterreich angebotene Anerkennung der französischen Republik für überflüssig erklärte, dürfen wir getrost sagen: die Größe Friedrich's und der Segen seiner Staatsschöpfung wollen nicht anerkannt sein; leugne sie, Onno Klopp, du leugnest die Sonne am Himmel, gegen deren Strahl du das Auge mit der Hand decken mußt.

Das wäre wirklich schlimm, wenn so Festgestelltes, wie das, woran Klopp zu rütteln gesucht, nicht durch eigenes Gewicht sicher stände oder wenn die vernünftige Welt in der That eine Verpflichtung hätte, die anerkannte Wahrheit jedermann aufs neue mathemathisch zu beweisen, der sich eben den Spaß machen will, die Dinge mit Worten wieder einmal auf den Kopf zu stellen.

That sich nicht vor einigen Jahren ein Charlatan unter uns auf, der sogar den Umlauf der Erde um die Sonne und die Kugelgestalt unsers Planeten wieder einmal bezweifeln und dagegen — Gott weiß was sonst — beweisen wollte? Es wäre eine ganz prächtige Gelegenheit für Humboldt, Ritter, Argelander und Encke gewesen, sich lächerlich zu machen, wenn sie gegen jenen Hans Luft schleunigst das ganze bekannte alte Rüstzeug des Kopernicus, Galilei, Kepler und Newton aufgefahren hätten!

Es gibt aber eine weit kürzere und dabei vernichtendere Art, die Klopps zu schlagen, als mit Tinte, Feder und Papier, und die wünschten wir im vorliegenden Falle möglichst bald zur Anwendung gebracht zu sehen. Nur schade, daß sie nicht in der Macht von Deutschlands Gelehrten und Journalisten, sondern in der unserer Fürsten und Staatsmänner steht. Laßt diese heute das Werk vollenden, das Friedrich einst mit starker Hand begründete, und der sittliche Gehalt des Bestrebens, aus Fäulniß und Moder des ehemaligen heiligen Reichs den noch nicht verdorbenen Stoff zusammenzuraffen und zu einem Neubau — gleichviel unter welchem Namen und zu welchem nächsten Zweck — zu benutzen, wir denken der sittliche Gehalt eines solchen Bestrebens wird dann auch Klopp und den Seinen aufgehen. Leute dieses Schlags — schon Voltaire hat dies bemerkt — zwingt nur die brutale Gewalt des Erfolgs.

Das ist und bleibt unsere Meinung von den angeblich rein wissenschaftlichen Streitereien Klopp's über Friedrich den Großen, besser über den Nationalverein. Man sehe sich die vorliegenden Schriftstücke an und gebe uns alsdann unrecht!

Onno Klopp's „Offener Brief" (Nr. 1) erhält alle oder fast alle die in dem Buche über Friedrich II. versuchten Behauptungen und Beweisführungen gegen die Kritik Häusser's aufrecht. Natürlich siegreich, denn in solchen Kämpfen siegt immer der, der eben zuschlägt; die Gegenstreiche fallen ja erst einige Wochen oder Monde später.

Und sie sind nicht ausgeblieben. „Zur Beurtheilung Friedrich's des Großen" (Nr. 2) heißt das Sendschreiben, mit dem Ludwig Häusser auf den offenen Brief Klopp's geantwortet und das in den „Preußischen Jahrbüchern" gefällte Urtheil über Klopp's Buch wiederum Punkt für Punkt aufrecht erhalten und kräftiger erhärtet hat, kaum darf hinzugefügt werden, auch siegreich!

Und sollte damit die Sache schon abgethan sein? Wird Klopp nun dem verhaßten Nationalvereinsmitgliede nicht abermals antworten? Das wäre doch wirklich schade, wenn er so schnell ermüdete! Wir an seiner Stelle gäben den Kampf noch lange nicht auf. Solange der Drucker noch drucken mag, hel-

ten wir uns nicht für verloren und Häusser sollte wol verzweifeln müssen, uns die Größe eines, der nun schon dreiviertel Jahrhundert in der Garnisonkirche zu Potsdam schlummert, heutzutage noch mit Worten beweisen zu wollen, wenn wir's uns einmal in den Kopf gesetzt, nicht daran zu glauben! *)

M. E. Lessing.

Notiz.

Die Erforschungsreisen der Deutschen nach Innerafrika.

Von dem Reisenden Alexander Ziegler, der soeben auch eine gehaltreiche Bergwanderung durch Thüringen „Der Rennsteig des Thüringerwaldes" herausgab, erschien eine Broschüre „Die Erforschungs-Expeditionen nach Innerafrika, deutsche National-Unternehmungen", die, im ganzen in fünf Auflagen à 5000 Exemplaren (die fünfte „vermehrt und verbessert") mit den Gewinnen der Schiller-Lotterie ausgegeben und somit sehr verbreitet ist. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Unter den muthigen Entdeckern und Bahnbrechern in dem für die Länder- und Völkerkunde unerschöpflichen Afrika stehen die Deutschen in erster Linie", und im Verlaufe seiner Schrift citirt er die Worte des Franzosen Alfred Maury in dessen Jahresbericht an die Geographische Gesellschaft in Paris für 1860: „Deutschland liefert auch seine Beiträge den Entdeckungsreisenden, und ihren Forschungen ist ebenso wol das Gepräge des Scharfsinns und der Gründlichkeit aufgedrückt, wie ihren gelehrten Arbeiten. Man wendet sich an die Deutschen, wenn es darauf ankommt, irgendein großes geographisches Problem zu lösen und dasselbe mit allen übrigen Zweigen der Wissenschaft in Verbindung zu bringen." Nicht wenige, ja wol die Mehrzahl dieser kühnen deutschen Afrikaforscher haben ihr Leben im Dienste der Wissenschaft und des Forschungstriebes hingeopfert; Ziegler führt folgende an: Friedrich Hornemann aus Alfeld (reiste von Kairo über die Oase Siwah, Augila und Temissa nach Mursuk und ist im Jahre 1800 im Sudan verschollen), Joh. Ludw. Burckhardt (starb in Kairo im Jahre 1817), Kummer (starb am Rio Nobagga im Jahre 1816), Dr. Hemprich und Prof. Louis Liman (starb 1820), Dr. Overweg aus Hamburg (starb in Kukana am Tsadsee im Jahre 1852), Dr. Reitz (starb in Abyssinien im Jahre 1853), Dr. Schönlein (starb in Liberia), Provicar Knoblecher (starb im Sudan), von Reimanns (starb in Kairo am 15. März 1858), Dr. Vierthaler (starb in Afrika), Albrecht Roscher aus Hamburg (ermordet unfern des Nyandscha am 19. März 1860), von Barnim (Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen, starb am 12. Juli 1860 zu Roseres am Blauen Nil), endlich Dr. Eduard Vogel, falls die Hypothesen sich nicht bewahrheiten sollen, die man für die Möglichkeit, daß er noch lebe, geltend gemacht hat und die auch der Verfasser citirt. Ziegler beschäftigt sich namentlich auch mit den Aufgaben und Persönlichkeiten der neuesten deutschen Expeditionen nach Innerafrika, nämlich denen von Heuglin, Munzinger und Beurmann, und gedenkt dabei auch der Excursion des regierenden Herzogs Ernst von Koburg in die Bogosländer. Der Verfasser spricht übrigens ein Wort der Vertheidigung für Heuglin, hebt dessen bisherige Verdienste hervor, warnt die „ehrenhafte Presse" vor vorschneller Mittheilung arger Gerüchte und citirt Otto Ule's Wort: „Es liegt in dem deutschen Charakter ein philisterhafter Zug, hinter jedem noch so unbegründeten Gerüchte einen wahren Hintergrund zu vermuthen." In anspornenden Worten fordert er die deutsche Nation und die deutschen Regierungen auf, diese Expeditionen in aller Weise zu unterstützen, denn sie seien ebenso eine Pflicht der Menschlichkeit wie eine Ehrenschuld der Deutschen; er ist überzeugt, „daß jeder, der eine Beisteuer zur Durchführung derselben geboten, in seinem Herzen den unbesiegbaren Quell der Freude besitzen wird: ein Scherflein zur Ehre der deutschen Wissenschaft und zur Aufsuchung eines Menschen gespendet zu haben, der mit Begeisterung und Freudigkeit sein hoffnungsreiches, jugendliches Leben für die Wissenschaft zum Opfer einsetzte". Der Charakter der Deutschen als eines echten Continentalvolks drückt sich, beiläufig bemerkt, vielleicht auch darin aus, daß die Entdeckungsreisen deutscher Länder- und Völkerforscher fast ausschließlich Continentalreisen waren und sich namentlich nach südlichen Continenten (Innerafrika, Innerasien, Neuholland, Südamerika) richteten, obschon auch der sibirische Continent durch Deutsche, die im Auftrage der russischen Regierung reisten, vielfach durchwandert und durchforscht worden ist. An eigentlich nautischen Expeditionen und namentlich an Erforschungsreisen in die arktischen Regionen haben die Deutschen sich bisher wol in keiner irgend hervorragenden Weise betheiligt.

H. M.

*) Eine seitdem erschienene Schrift: „Trägt Preußen wirklich durch die Entstehung die Schuld, daß Deutschland der politischen Einheit ermangelt? Mit besonderer Rücksicht auf die Schrift: «Der König Friedrich von Preußen und die deutsche Nation von Onno Klopp», von A. Zimmermann" (Berlin, Heymann, 1862), ist wesentlich vom specifisch preußischen Standpunkt geschrieben, während Häusser mehr den allgemein wissenschaftlichen Standpunkt innehält. Uebrigens hat Klopp in der That den Kampf noch nicht aufgegeben, sondern auf Häusser's Sendschreiben geantwortet mit der Schrift: „Nachtrag zu dem offenen Brief an Herrn Professor Häusser in Heidelberg betreffend die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen. Von Onno Klopp" (Hannover, Klindworth, 1862). D. Red.

Bibliographie.

Bachofen, J. J., Das Lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwickelung des Alterthums. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Baur, W., Stein und Perthes, der Reichsfreiherr und der Bürger in der Zeit der Befreiungskriege. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 15 Ngr.

Dalgairns, J. B., Die heilige Communion. Ihre Philosophie, Theologie und Praxis. Aus dem Englischen. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Militärische Gedanken eines Verborgenen. 1stes Heft. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 16 Ngr.

Hauschild, E. J., 40 pädagogische Briefe aus der Schule an das Elternhaus. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 20 Ngr.

Lechla, G., Drei Jahre in New-York. Eine Skizze, für das Volk nach der Natur gezeichnet. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 7½ Ngr.

Meißner, A., Dichtungen. Zwei Theile. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möllhausen, B., Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianergebiet; im Anschluß an den „Halbindianer." Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Moser's, G. v., Lustspiele. 1ster Band. Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Prutz, R., Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Wagner. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rapp, M., Studien über das englische Theater. 1ste und 2te Abtheilung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ravit, J. C., Beiträge zur Lehre vom Gelde. Lübeck, Aeschenfeldt. Gr. 8. 15 Ngr.

Rodenberg, J., Tag und Nacht in London. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit 10 Zeichnungen nach der Natur von Will. M'Connell. Berlin, Seehagen. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roquette, O., Neue Erzählungen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wilson, A. K. de, Gedichte. 1stes Bändchen. Posen, Merzbach. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise nach Island

im Sommer 1860.

Mit wissenschaftlichen Anhängen.

Von **William Preyer** und Dr. **Ferdinand Zirkel.**

Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bei dem wachsenden Interesse, welches man in neuerer Zeit der grossartigen Natur Islands wie dem Culturleben der Bewohner dieser abgeschlossenen Insel widmet, hat dieselbe immer zahlreichere Besucher gefunden. Die Reise der Verfasser dieses Buchs erstreckte sich abweichend von denen anderer durch die verschiedensten Theile Islands und durch die fast nie von Fremden besuchte Wüste im Innern. Dieselben geben höchst anregende Schilderungen der imposanten Einfachheit der isländischen Landschaften, der Vulkane, Lavaströme, heissen Quellen, der öden Hügelländer, steinigen Thäler und schneebedeckten Berge mit ihren reissenden Gebirgsflüssen; zugleich aber liefern sie ein höchst interessantes Bild des Lebens und der Sitten der Bewohner Islands.

Die Anhänge bilden eine fast erschöpfende Monographie der naturwissenschaftlichen Verhältnisse Islands. Sie enthalten geognostische Studien, Beobachtungen über die arktische Fauna, insbesondere die der Vögel, ein aus den isländischen Quellenwerken zusammengestelltes, vollständiges kritisches Verzeichniss der in historischer Zeit erfolgten vulkanischen Eruptionen, nebst Beschreibung — die erste Arbeit dieser Art —, und genaue Angabe sämmtlicher bekannter Gefässpflanzen. Den Schluss bilden Mittheilungen über administrativ-politische und statistische Verhältnisse, sowie über die Aussprache des Isländischen.

Eine dem Buche beigegebene, mit grosser Sorgfalt und Eleganz hergestellte Karte von Island (Massstab 1=1,280000, auch einzeln zu 10 Ngr. zu beziehen) sowie ausgezeichnete Illustrationen in Holzschnitt, isländische Landschaften und anderes Charakteristische des Landes darstellend, erhöhen wesentlich den Werth des Werks.

Schaefer's Grundriß. Neunte Auflage.

In der Verlagshandlung von *A. D. Geisler* in Bremen ist soeben erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen vorräthig:

Schaefer, Dr. Joh. Wilh., Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. Neunte verbesserte Auflage. 8. VIII, 197 Seiten. Brosch. $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Die Gründlichkeit und übersichtliche Darstellung dieses Grundrisses haben längst allgemein Anerkennung gefunden und demselben die weiteste Verbreitung in den höhern Lehranstalten in und außer Deutschland verschafft. Die neue Auflage ist durch zahlreiche Nachträge und eine für den Unterricht bequemere Periodeneintheilung verbessert. Obgleich der Umfang des Buchs sich seit der ersten Auflage um **vier** Bogen verstärkt hat, ist doch, um die Anschaffung in Schulen zu erleichtern, der anfängliche niedrige Preis beibehalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nuovo Metodo pratico e facile

per imparare la lingua francese

proposto alla gioventù italiana

dal Prof. **Enrico Wild,**

Vice-Direttore dell' Istituto speciale di commercio a Milano.

Corso primo. 2ª edizione emendata. 8º. 12 Ngr.

Corso secondo. 8º. 16 Ngr.

In diesem Lehrbuch für Italiener zur schnelle[n] Erlernung der französischen Sprache ist besonder[s] auf eine wirklich praktische Erleichterung des Sprach[-] studiums Rücksicht genommen. Während in dem erste[n] Cursus der Schüler hauptsächlich durch die Uebersetzungs[-] übungen nach und nach in die Eigenthümlichkeiten de[r] Sprache eingeweiht wird, und sich dabei schon Vertraut[-] heit mit den Formen aneignet, gewährt der zweite Cursus eine sichere Anleitung zum Verständniss des eigent[-] lich grammatikalischen Sprachbaues. Die daran angeknüpf[-] ten mannichfachen Lese- und Conversationsstücke erhöhe[n] noch die praktische Vielseitigkeit des Ganzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Symbolik des Traumes.

Von **Gotthilf Heinrich von Schubert.**

Mit einem Anhang: „Die Sprache des Wachens. Ein Fragment."

Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. **Friedrich Heinrich Ranke,** Consistorialrath in Ansbach.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist eine der frühesten Schriften des verewigten Ver[-] fassers, die hiermit in vierter Auflage vorliegt. Wie derselbe in dieser Schrift, die im Frühjahr 1814 zum ers[ten] mal erschienen ist, von der Zeichensprache des Traumes zu de[r] Zeichensprache der sichtbaren Werke und von dieser zu ein[em] noch höhern Fortschritt, so zeigte sich schon damals, wie in[nig] bei ihm das Studium der sichtbaren Welt mit dem der höhe[ren] Welt des Geistes verbunden war; eine Verbindung, auf welch[e,] wie in der einleitenden Vorrede angedeutet wird, die anziehen[de] Kraft seiner Schriften vorzüglich beruhen dürfte. Der ne[uen] Auflage ist eine Vorrede von dem Schwiegersohn des Verfass[ers,] Consistorialrath Dr. Ranke, beigegeben, die als eine Einleit[ung] zu dieser und in gewissem Sinne auch zu den spätern Schrif[ten] des verewigten Verfassers gelten kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudi[um.]

Von **Lorenz Stein.**

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein an das „Lehrbuch der Volkswirthschaft" sich anschließ[endes] neues Werk des berühmten, gegenwärtig als Professor der Universität zu Wien wirkenden Nationalökonomen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 22. Mai 1862.

Inhalt: Dramatische Nachlese. Von Emil Müller-Samswegen. — Zur Geschichte der komischen Literatur. — Lorenzo da Ponte's Denkwürdigkeiten. — Romanliteratur. — Notizen. (Ein Flugblatt in der Angelegenheit des Steinmann'schen Pseudo-Heine; Zwei Demagogen im Dienste Friedrich's des Großen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Nachlese.

Die nachfolgenden Dramen stammen aus den Jahren 1858—61. Wir erlauben uns, diesen Artikel eine „Nachlese" zu nennen. Nicht um damit eine Geringschätzung gegen einzelne dramatische Werke auszusprechen, denn es finden sich darunter nicht allein Werke bewährter Autoren, es finden sich darunter auch sehr treffliche, mit vieler Anerkennung zu nennende Arbeiten. Da könnte sich nun der eine und andere Verfasser um so mehr über eine Vernachlässigung seiner Arbeit beklagen; er könnte fragen: warum ich gerade erst so spät? Leider liegt es aber nicht immer im guten Willen der Redaction, auch nicht allein im guten Willen des einzelnen Recensenten, alles so schnell zu erledigen, als dies von allen Autoren gewünscht wird und als dies bei einer zusammenfassenden Besprechung zu ermöglichen ist. Denn wie der Dramatiker die verschiedenartigsten Stoffe ohne Rücksicht auf den Kritiker wählt und bearbeitet und wie gleichwol die verschiedenen Stoffe und Bearbeitungen nachher bei der Besprechung an passender Stelle eingefügt werden sollen, so.... nun kurz und gut: es braucht kein Autor über die etwas verspätete Besprechung Klage zu führen, denn sein Werk hat bei uns in der Achtung, die es verdient, gewiß nichts eingebüßt.

Die allgemeinen Betrachtungen knüpfen wir an:

· Tristan und Isolde. Von Richard Wagner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1859. 8. 20 Ngr.

Es ist dies Buch kein dramaturgisches. Und doch werden wir aus ihm für die nachfolgenden Dramen mehrfach dramaturgische und ästhetisirende Bemerkungen ziehen. Schon um deswillen, weil wir das Buch nach zwei Richtungen hin besprechen müssen, einmal im allgemeinen hinsichtlich des Werths für die Dramatik der Gegenwart und dann im besondern hinsichts des eigenen dramatisch-poetischen Kunstwerths. Bekannt genug ist es ja, wie Richard Wagner selbst mit seinen Werken eine polemische Absicht verbindet. Wunder nehmen kann es daher wol nicht, wenn wir uns vor der besondern Besprechung zunächst über die Natur der polemischen Absicht ein weniges sine ira et studio aufzuklären suchen.

Mustern wir die vorliegenden Dramen nach den verschiedenen Richtungen, die in ihnen vertreten sind, so können wir im wesentlichen folgende Richtungen unterscheiden. Da haben wir erstens den antiken Stoff in einer der Antike wenigstens genäherten Behandlungsweise. Dann das historische Drama, dessen Stoff der neuern Zeit angehört, mit fast allen seinen Abzweigungen in die Haupt- und Staatsaction und in das Romantische hinein. Dann das bürgerliche Drama mit dem mehr oder weniger ausgeprägten Conversationston. Endlich noch den Versuch, der sich kurzweg als „Tristan und Isolde, von Richard Wagner" bezeichnet.

Am einigsten möchten die Stimmen in Betreff des großen historischen Dramas sein. Das historische Drama, so heißt es gewöhnlich, insofern es die Stoffe der neuern Zeit behandelt, trifft recht in das Interesse und Bewußtsein des Volks hinein. Gegen die antiken Stoffe hat man zwar seine Bedenken, aber man redet doch dem Autor, wenn er sich in der Form der Antike nähert, zum allerwenigsten ein ebenso ernstes als edles Streben nach. Gegen diese Bevorzugung des historischen Dramas ließe sich nichts einwenden, wäre sie nicht größtentheils mit einer Geringschätzung des bürgerlichen Dramas verbunden. Diese Geringschätzung gewinnt noch mehr an Halt, wenn, wie dies leider meistentheils der Fall ist, das bürgerliche Drama, sofern es mehr als ein bloßes Repertoire- und Bühnenstück sein will, an den eigenen dramatischen Fehlern und Gebrechen dahinsiecht. Offen gestanden, wir sehen in diesem „historisches Drama contra bürgerliches Drama", in dieser Aschenbrödelrolle, zu der das bürgerliche Drama in mehr als einer Hinsicht verurtheilt ist, das Grundübel in der Entwickelung der heutigen Dramatik.

Bei dem allgemeinen Wirrwarr im Reiche der Dramatik kann es schon an und für sich nicht wunder nehmen, wenn sich ein origineller Kopf gleich Richard Wagner nicht mit einer blos abwartenden und lavirenden Stellung begnügen will, wenn er der heutigen Dramatik gegenüber „Va banque" ruft, ohne zu bedenken, daß er mit diesem Rufe den guten Ruf seiner eigenen dramatischen Thätigkeit erschüttert.

Etwas anderes ist es aber, ob sich die geschichtliche Entwickelung der Kunst durch einen einzelnen oder einige wenige bestimmen läßt, oder ob diese wenigen ihre poetischen Werke nur in eigensinniger Weise der geschichtlichen Entwickelung in den Weg legen! Daß sich die geschichtliche Entwickelung bestimmen lasse, sehen wir an vielen Beispielen; wir sehen es an Lessing, Goethe, Schiller. Damit verträgt sich aber auch die gegentheilige Meinung sehr gut, daß sich die Kunst in ihrer geschichtlichen Entwickelung durchaus nicht durch einen einzelnen bestimmen läßt, daß sie durch ihn höchstens ein Weilchen aufgehalten werden kann.

Wagner's Princip ist nun ein so starrsinniges, daß bei ihm alles heißt „biegen oder brechen". Er darf der Sache gar nicht auf den Grund gehen, inwiefern sich die Kunst nur dann durch

den einzelnen bestimmen läßt, wenn die einzuschlagende Richtung aus dem Leben des Volks und dem gesammten Stande der Kunst gleichsam ganz von selbst entspringt. Er hat sich auch wieder bei dem vorliegenden Werke auf das Gebiet der Mythe geflüchtet, da den Stimmungssituationen seiner dramatischen Gedichte die große Historie weniger entspricht als das Historisch-Sagenhafte. Wie Richard Wagner nun seit langen Jahren mit unverbrüchlicher Treue und zu seinem größten Lobe aus dem Sagenschatze deutscher Vorzeit schöpft, wie gerade nach dieser Seite hin in seinem urdeutschen Streben sein bisjetzt lange nicht genug gewürdigtes Verdienst liegt, wie er dann auch mit seinen Werken beherrschend in die Gemüther aller mit ihm Sympathisirenden, aller derer, denen eine ähnliche seelische Entwickelung aus dem Innern heraus beschieden ist, hineinzugreifen versteht: so liegt gerade für die Fruchtbarkeit seiner Bestrebungen in dieser Entwickelung von innen heraus ein großes Hinderniß.

Wagner ist Autodidakt im edelsten Sinne des Worts und als solcher bei dem heutigen Stande der Poesie zur reflectirenden geistigen Thätigkeit förmlich verurtheilt. Glaube ja niemand, daß wir den Vorwurf zu einem regelrechten Verdammungsurtheil ausbeuten werden. Wir denken anders über das Wesen und die Bedeutung des Autodidaktenthums, als man gewöhnlich darüber denkt. Autodidakt ist jeder, der sich das ganze gesellschaftliche, wie wissenschaftliche und künstlerische Leben nicht als ein Fertiges aneignet, sondern auf den letzten Grund der Dinge zurückgeht und sich von diesem aus in mehr oder weniger größerer oder geringerer eigener philosophischer Thätigkeit mit dem Wesen und Inhalte der Wissenschaft und Kunst wie des Lebens abfindet. Der wirklich wahre große Dichter muß stets Autodidakt sein. Ein Talent, das nicht zugleich autodidaktisch gebildet ist, wird, wie wir deren so viele finden, die mühelos kommen und gehen, stets nur im formellen Theile Bedeutendes leisten. Nur der Dichter und Künstler, der zugleich Autodidakt ist, wird einer steten Entwickelung seiner Kräfte, eines steten Fortschritts fähig sein. Gewöhnlich heißt man nur diejenigen strebsamen Geister Autodidakten, die es infolge mangelhafter Schulbildung zu nichts Hervorragendem bringen. Dies aber ist nur ein kleiner Theil der wirklichen Autodidakten. Auch der mit der umfassendsten Bildung, mit dem größten Schatze von Kenntnissen ausgestattete Dichter kann als Autodidakt abirren und fehl gehen. Damit der Dichter und Künstler wirklich ein großer Dichter und Künstler werde, muß er sich vermöge seiner autodidaktischen Fähigkeit bis zur vollständigen Herrschaft über die Kunstform seiner Zeit hinaufschwingen oder aber er muß glücklicherweise in einer Zeit leben, in der eine mehr oder weniger neue, von ihm ausgehende Kunstform der gesammten Entwickelung der Kunst entspricht. Als ein großer Autodidakt (wir sagen groß im Gegensatze zu den Autodidakten, die man gewöhnlich so nennt) möchte Wagner dieses „glücklicherweise" auf sein Panier schreiben.

Etwas Richtiges ist daran, daß sich die alte Kunstform ausgelebt habe. Sie ist aber weder so ausgelebt, daß man nur daran zu rühren brauchte, um sie umzuwerfen, noch auch trägt sie so wenig Kraft in sich, daß sie sich nicht wieder erholen sollte. Fast ist es ein Unglück für Wagner, daß er Zeitlebens zwischen Poesie und Musik hin- und hergeschwankt und gebangt hat. Die Kunstform der Musik ist unstreitig weit verlebter als die der Poesie. Etwas unbeschreiblich Hohes und Anziehendes liegt auch in der Idee des von Wagner beabsichtigten Musikdramas. Ob es aber das recitirende Drama verdrängen könnte? Wagner behauptet fest, mit dem recitirenden Drama sei es vorüber. Augenblicklich, das gestehen wir selbst, ist dem recitirenden Drama trotz der Massenproduction auf diesem Gebiete wenig großer Erfolg beschieden; wir besitzen auf dem Gebiete des Dramas eine Zahl sehr bedeutender Geister, wir besitzen einen Otto Ludwig, einen Hebbel, und doch geht es nicht recht und will nicht recht gehen. Namentlich darf sich aber ein wirklich begabter Dramatiker nur an einen Stoff bürgerlicher Sphäre machen, er darf einen bürgerlichen Helden mit selbständigem, geistigem Leben nur wählen, und er kann es erleben ausgelacht zu werden. Es liegt das zum großen Theil in unserer socialen Entwickelung. Wir streben nach einer socialen Form, die mit der Idee des Rechtsstaats am besten erklärt ist. Diese Idee des Rechtsstaats indeß, wie sie von dem größten Theile des ungebildeten Theaterpublikums und der halbgebildeten Masse aufgefaßt wird, ist ein Todfeind der Dramatik.

Für diese Masse besteht die Moral, das sittlich-freie Handeln eines Menschen fast nicht mehr, sie meint, im Rechtsstaat werde das Alles ersetzt durch die freisinnigsten Gesetzbücher, das Kriterium für den letzten Werth eines Menschen findet sie nur in seinem Respect vor dem Strafgesetzbuche oder darin, daß er mit dem Strafgesetzbuche nicht in Conflict gerathen ist. Wie einen lästigen Ballast wirft diese Masse die Kategorien des Guten an und für sich, des Schönen an und für sich über Bord, das „verständig" und „nützlich" sind die einzigen Maßstäbe, mit denen sie absolut messen zu dürfen glaubt. Unter diesen Auspicien steht es mit der Dramatik wahrlich sehr schlimm. Wie sollen die Dramatiker dabei bestehen! Vor der Hand ist auch wenig Aussicht zur Besserung, am wenigsten auf dem Gebiete des bürgerlichen Dramas. Aber das wird späterhin hoffentlich wieder anders werden, wenn wir die sociale Uebergangsperiode erst überwunden haben. Dann wird jene Masse vielleicht staunend einsehen, daß den Rechtsstaat nicht allein die freisinnigsten Gesetzbücher umfassen, daß auch nicht das Kriterium zwischen gut und böse in dem bestgeschriebenen Strafgesetzbuch allein zu finden, sondern daß gerade die Idee des Rechtsstaats am allertiefsten auf dem Gesetze in der Brust jedes einzelnen Menschen basirt. Dann wird man, wer weiß wie vielen dramatischen Vorwürfen und Helden, die man jetzt belächelt, nicht nur wieder Geschmack abgewinnen, sondern man wird dann vielleicht die Schmach begreifen, als gehe man ins Theater lediglich und nur lediglich um sich zu amusiren.

Nach dieser Erörterung haben wir uns indirect ein wenig zum Anwalte Wagner's aufgeworfen. Wir finden es ganz begreiflich, daß er sich fast kopfüber in ein Gebiet flüchtet, in dem jene Masse nichts zu suchen hat, es sei denn sie streiche vor ihm ganz die Segel. (Von den Gegnern Wagner's auf rein musikalischem Gebiete reden wir hier nicht.) Aber bei aller unserer speciellen Hochachtung für Wagner's Streben, die wir unumwunden aussprechen, folgen können wir ihm nicht ganz. Die Zukunft wird es allerdings entscheiden, ob Wagner's „Musikdrama" das alleinige Drama der Zukunft sei. Wir sind kein Prophet der Zukunft. Das aber glauben wir zu wissen: tritt jener oben angedeutete Fall ein, daß wir Deutschen die Kraft in uns tragen, die sociale Uebergangsperiode zu überwinden, ohne darin zu Grunde zu gehen, so wird auch das recitirende Drama unabhängig vom Musikdrama neu erstehen, das was man Oper nennt, freilich vielleicht nicht mehr. So sehen wir denn Wagner einen steilen Felsen erklimmen, ihm folgen kann keiner. Das Musikdrama ist Wagner's Musikdrama, es besteht nur in ihm. Und es hilft wenig, wenn er ruft: zu mir herauf auf diesen Felsen, auch hier ist ein Weg! Er steht einsam, und unter ihm die gebahnte Straße ziehen Tausende und Abertausende.

Doch sehen wir nun von all den weitern Fragen und Bedenken ab, denken wir gar nicht weiter daran, daß vorliegendes dramatische Gedicht von Wagner in Musik gesetzt ist, beurtheilen wir es ganz unabhängig von dem Princip, dem es dienen soll: nun dann können wir „Tristan und Isolde" die wärmste Anerkennung nicht versagen. Hinsichtlich des scenischen Baues im ersten Acte hört fast all und jeder Tadel auf; aber Wagner streift damit so hart an die Grenze des Dramatisch-Möglichen heran, daß man den Verfasser bedauern möchte, weil er von den darstellenden Kräften nicht absehen kann und ihnen fast unlösliche Aufgaben aufbürdet. Doch aber liegt in diesem ersten Acte so viel Fesselndes und Anziehendes, daß jeder, Freund oder Feind, davon erfreut werden muß. Wie gewöhnlich bei Wagner in den zweiten Acten, so folgt auch hier im zweiten Acte eine gewisse Abspannung; der dritte Act hebt sich dann wieder.

Von dem Gesammteindrucke, den das Gedicht bei einer

etwaigen Aufführung machen könnte, wagen wir gar nicht zu sprechen. Denn der Stoff und die ganze Behandlung sind der Art, daß sie doch wol nicht auf die Bühne gehören. Freilich verlangt Wagner als Zuschauer eigentlich nur mit ihm ganz sympathisirende Seelen, und solche werden weder im ersten Acte an der plötzlichen Verwandlung des Hasses oder der Gleichgültigkeit zwischen Tristan und Isolde in die stärkste Liebesglut, noch an der denn doch etwas bedenklichen nächtlichen Scene zwischen den Geliebten im zweiten Acte Anstoß nehmen. Wie ein poetisches Gemüth einen Stoff nur durchempfinden kann, so bis ins Kleinste hinein ist „Tristan und Isolde" von Wagner durchempfunden. Drum klingt wie überall bei Wagner so auch hier die tiefe Sehnsucht nach dem Ideale, so tönt auch hier die elegische Klage einer Seele hervor, die ihre Empfindung oder Empfindsamkeit als Norm für die Empfindung aller andern Seelen aufstellen möchte. Der erste Act spielt auf einem Schiffe. Isolde wird von Tristan als Braut für König Marke in des letztern Land geführt. Isolde geräth in Verzweiflung über Tristan's Gleichgültigkeit gegen sie. Sie beschließt, sich und ihn durch einen Trunk zu tödten. Durch Unvorsichtigkeit ihrer Begleiterin Brangäne aber wird der Todestrank mit einem Liebestrank verwechselt. Nach dem Genusse desselben entbrennen Tristan und Isolde in gegenseitiger Liebe, während schon das Schiff vor Anker geht und die Haltung der Mannschaft das Nahen des Königs Marke andeutet. Der zweite Act wird fast ganz durch die eigenthümliche nächtliche Scene zwischen Tristan und Isolde ausgefüllt. Das Verhältniß beider wird dem König Marke verrathen. Marke überrascht beide; er selbst benimmt sich zwar wie ein schwachherziger Ehemann, dafür dringt aber ein Vasall Marke's, Melot, auf Tristan ein und verwundet ihn.

Der dritte Act spielt auf Tristan's Burg. Held Tristan verzehrt sich in Liebesgram um Isolde. Ein Hirt geht ab und zu und spielt eine melancholische Weise. Tristan ahnt, daß Isolde kommen werde. Isolde ist denn auch geflohen und naht sich auf einem Schiffe. Plötzlich schlägt der Hirt eine fröhliche Weise an, das Schiff ist in Sicht. (Dies auf der Bühne jedenfalls ein das ganze Publikum fortreißender Moment, wie ihn Wagner so sehr liebt.) Isolde erscheint auf der Scene. Tristan stürzt in ihre Arme und sinkt leblos nieder. (Dies ein außerordentlich schön empfundener Zug, der aber bei der Darstellung doch vielleicht schwächlich und bedeutungslos erscheinen möchte.) Unterdeß hat sich auch König Marke aufgemacht: er will entsagen und die Liebenden vereinen, nachdem ihm Brangäne die Wirkung des unheilvollen Tranks mitgetheilt hatte. Er kommt indeß zu spät, um Tristan noch lebend zu finden, und eben noch früh genug, um Isolde sterben zu sehen. Dies ist der Verlauf des Stücks.

Je weniger wir uns über die etwaige Wirkung auf das Publikum genügende Rechenschaft zu geben vermögen, um so interessanter und anziehender, gestehen wir das offen, erscheint uns die Dichtung bei ruhiger Lectüre. Nicht daß wir uns mit der Idee vollauf einverstanden erklärten, nicht daß uns die Behandlung des Stoffs durchaus imponirte (wir halten den ganzen zweiten Act im Gegentheil nicht nur ästhetisch, sondern auch dramatisch sehr bedenklich), nicht daß wir die Charakterzeichnung mustergültig hielten (eine Charakterzeichnung, wie sie doch bei König Marke geboten gewesen wäre): was uns mit der höchsten Achtung erfüllt, das ist die hohe, edle Begeisterung, aus der die Dichtung geflossen ist. Und man fühlt sich durch die Sprache der Dichtung unwillkürlich in die alte deutsche romantische, mythische Zeit versetzt, wenn auch die Handlung nicht gerade auf deutschem Boden spielt. Hören wir nur, wie das Stück beginnt. Ein junger Seemann singt vom Maste her:

> Westwärts
> schweift der Blick,
> ostwärts
> streicht das Schiff.
> Frisch weht der Wind
> der Heimat zu:
> mein irisch Kind,
> wo weilest du?
> Sind's deiner Seufzer Wehen,
> Die mir die Segel blähen?
> Wehe! Wehe, du Wind!
> Weh'! Ach wehe, mein Kind!
> Irische Maid,
> du wilde, minnige Maid!

Das ganze Stück ist hinsichts der Sprache in alterthümelnder Weise und für das moderne Publikum vielleicht zu viel gehalten. Die Verse sind allsammt kurzfüßig, ein Vortheil, der beim Lesen als solcher nicht erscheint, der aber für die recitativisch-melodiöse Behandlung bedeutend sein möchte. Jedenfalls, wie sehr auch die Urtheile über Wagner's Leistungen auseinander gehen, auch seine Gegner werden ihm wegen „Tristan und Isolde" (von der musikalischen Behandlung reden wir selbstverständlich nicht) einige Anerkennung nicht versagen können.

Um den Beweis recht anschaulich zu machen, wie weit unsere dramatischen Dichter in ihren poetischen Anschauungen und Bestrebungen auseinander gehen, mögen zwei Stücke mit Stoffen aus bürgerlicher Sphäre folgen, beide in Prosa gehalten.

2. Ueber den Ocean! Drama in fünf Acten aus englisch-indischer Geschichte. Von ***. Weimar, Tanz. 1858. 8.

Man weiß sehr gut, daß der Autor des Dramas eine Dame, Frau Grans in Weimar ist. Wüßte man es nicht, man könnte in ihm einen Anhänger Brachvogel's vermuthen. Das Drama gewann sich, wo es gegeben wurde, die lebhafteste Theilnahme des Publikums und es verdient sie auch in gewissem Grade. Das Stück gehört in die Kategorie der pikanten, in die Kategorie derer, die bis zum Schlusse fesseln, weil jeder auf das „Wie" des Schlusses gespannt ist. Gelingt es nun dem Autor nicht, die Spannung bis zum Schlusse in immer gesteigertem Grade aufrecht zu erhalten, so wird das ein großer Mangel sein. Und über solch einen Mangel möchten wir bei „Ueber den Ocean" klagen. Der Stoff ist ungefähr ein ebenso glücklicher Fund, wie es Brachvogel's „Narciß" war. Gerade solche Stoffe mit ihren grellen Conflicten liebt die gemischte Gesellschaft unserer Bühnen. Denken wir uns also den letzten großen englisch-indischen Kampf. Auf seinem Gute unweit London lebt der Baronet Horace Harding. Er diente früher in Indien und gewann sich dort die Liebe der Damora, der Tochter eines Radscha. Beider Liebe war der Himmel auf Erden, bis Horace infolge eines Fiebers von den Aerzten gezwungen ward, des gesundern Klimas wegen in die Heimat zurückzukehren. Er ging und ließ Damora in Indien zurück, weil sie sich in gesegneten Umständen befand und sie eine lange Seereise schwerlich ertragen könnte. Horace hat nie wieder etwas von Damora gehört; daß sie einen Sohn geboren, Siben, der Tödter genannt, weiß er auch nicht. So stehen die Sachen im ersten Acte. Jetzt wird Horace zum Vicegouverneur von Lucknow ernannt, er geht nach Indien, findet dort Damora wieder, zugleich auch seinen Sohn, den Siben, jene als das in unveränderlicher Liebe an Horace hangende Weib (eine Dame hat diese Damora gezeichnet, darum ist der Charakterzug der ewigen Liebe für den Mann der Wahl wirklich herrlich gezeichnet), diesen als den Todfeind der Engländer. Die Conflicte ergeben sich nun von selbst, aber sie würden noch ganz anders und dramatischer ausgebeutet sein, wenn die geschätzte Verfasserin mit größerer dialektischer Schärfe verfahren wäre. Diese darf man freilich von einer Dame nicht verlangen. Wie es der Verfasserin mit der Sprache ging, daß sie im zweiten Acte den Gesprächen der Damora und des Siben einen orientalischen Anstrich geben konnte, ohne ihn in den spätern Acten durchgehends festzuhalten, so auch mit dem ganzen Stücke. Während die Anlage für sehr gut, die Conflicte für vortrefflich gelten können, versteht die Verfasserin späterhin aus dem Gegen-

satze des Vaters zum Sohne nicht das Rechte zu machen. Dieser die Rebellen besiegende Horace, welch elender Charakter, und dieser Siden, wie einseitig rachsüchtig! Doch aber, der Stoff ist ein glücklicher Fund, und man könnte die Verfasserin fast darum beneiden, gleichwie man Charlotte Birch-Pfeiffer preisen würde, hätte sie je ein solches Stück wie dieses „Ueber den Ocean" geschrieben.

3. Lucifer oder die Demagogen. Drama in fünf Acten. Von Robert Giseke. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 20 Ngr.

Daß ein solches Stück nicht zur Aufführung gelangt, man könnte wirklich darüber seufzen. Das Stück ist gut geschrieben und die gesellschaftlichen Verhältnisse sind wahr gezeichnet. Oder genügt diese wahre Zeichnung bei einem bürgerlichen Schauspiele der höhern Richtung nicht mehr? Giseke hat auch discret obschon stellenweise mit freiem Humor gezeichnet. Woran liegt es, wenn es „Lucifer" zu keinen Bühnenerfolgen bringt? Woran, wenn sich alle Regisseure bedenklich den Kopf kratzen und das Stück nicht gern in Scene setzen möchten? Leben wir denn nicht gerade in der Zeit der Humanität, in der Zeit, wo alle Vorurtheile schwinden sollen? Ja so heißt es und so heißt es immerfort, und wir reden damit oft die größte Unwahrheit. Nach unserm Dafürhalten kann sich Lucifer keinen großen Bühnenerfolg erwerben, weil der Held des Stücks Alfred die Sympathie des Publikums nicht für sich haben würde. Dieser Alfred ist in demagogische Verbindungen verwickelt gewesen und hat sich für einen Grafen Hohenstolpen festsetzen lassen. Mittellos stiehlt er sich dann von der Festung über die französische Grenze, er wird in die Fremdenlegion gesteckt und nach Algerien transportirt. Bei erster Gelegenheit desertirt er zu den Feinden. Gefangen genommen wird er ins Bagno nach Toulon abgeführt. Von dort entwischt er wieder und taucht später in Deutschland unter falschem Namen auf. Mit solchem Helden haben wir es zu thun. Ein gebildeter, interessanter Mann, ein Mensch von vieler Lebenserfahrung, ein Held, der an wahrem, geistigem Leben ganze Dutzende vielbeklatschter Birch-Pfeiffer'scher Bühnenhelden aufwiegt! Und doch wird ihm in der Gunst des Publikums jeder noch so fade Grillen-Landry oder jeder noch so tölpelhafte Hersch'sche Fürst Leopold den Rang ablaufen. Es ist nicht etwa, wie die Kritik bei einem bürgerlichen Stoffe gern bei der Hand ist, daß sich die Handlung nur für die erzählende Form eigne. Nein, das ist es hier nicht zumeist. Aber dieser Held Alfred dürfte sich von den Verhältnissen nicht unterkriegen lassen, um populär zu sprechen. Er müßte entweder weit genialer oder als ein weit größerer Lucifer, als ein Held der Persiflage auftreten. Als Lebensmaxime müßte er fortwährend „Es ist mir ja alles Wurst" ins Publikum hineinschmettern, das würde imponiren. Aber nun unterliegt dieser Mensch! Da weiß unser humanes Zeitalter, unser über alle Vorurtheile erhabenes Menschengeschlecht nichts weiter zu rufen als: wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen! Sehen wie darauf, wie Giseke den Stoff anzulegen und zu gliedern suchte, wie er Licht und Schatten bei seinem Gemälde richtig zu vertheilen verstand, wie er zwar mit dem tragischen Ausgange eigentlich keine Befriedigung und vollständige Lösung des Conflicts heibeiführte, aber das ganze Stück in einer durchaus fesselnden und dem Conversationstone angemessenen Form hielt: so werden wir mit dem Seufzer schließen dürfen, den wir eingangs schon berührten.

In den uns vorliegenden dramatischen Arbeiten Widmann's findet sich auch ein bürgerliches Drama, das wir mitsammt den andern Widmann'schen Dramen am füglichsten hier anschließen.

4. Dramatische Werke von A. Widmann. Zwei Theile. Leipzig, Voigt und Günther. 1858. 16. 2 Thlr.

Das bürgerliche Drama heißt „Sara Haßfurter" und ist betitelt als „bürgerliches Schauspiel". Damit wollte Widmann dem großen Publikum wol nur ein Zugeständniß machen, sonst hätte er es gewiß „Trauerspiel" bezeichnet. Die „Sara Haßfurter" ist in Wahrheit ein Trauerspiel, und wenn es uns in der erstern größern Hälfte nicht dramatisch genug weder angelegt noch durchgeführt ist, so erscheint es uns dafür in der Schlußidee oder der Schlußpointe um so bedeutender. Die Sara Haßfurter ist eine Dame von jenem kalten, starren, rücksichtslosen Charakter, der den Interessen des Hauses und der Familienehre wegen alles, selbst das Glück der eigenen Kinder opfern heißt. Die Sara Haßfurter scheut selbst nicht unerlaubte Mittel, wenn es den Zweck zu erreichen gilt. Sie kann selbst mit Gift aufräumen, wenn ihr jemand im Wege steht. Zuletzt da die irdische Gerechtigkeit Miene macht, sie als Verbrecherin zu entlarven, vergiftet sie sich selbst und ihren Helfershelfer. Eine Sara Haßfurter, sagt sie, wird nur von ihresgleichen gerichtet, von sich selbst. „Macht, Protection und Zeit regieren die Welt; euer Gesetz hinkt hinterdrein als Diener und Gelegenheitsmacher, und die, welche es bewundern und ausüben, sind entweder Schwachköpfe oder —." Als ihr hierauf der Polizeiherr antwortet: „Ich darf in diesem Kleide nicht so mit mir reden lassen. Reizen Sie das Gesetz nicht, Sara Haßfurter ist klein vor ihm"; fährt sie fort: „Diese Fetzen einer erborgten Größe imponiren mir nicht. Sara Haßfurter weiß von keinem Herrn über ihr."

Eben um dieses bewußten Selbstmords willen nennen wir das Stück ein Trauerspiel. Mag es als solches dem großen Publikum nicht recht behagen, es hat sein unendlich Gutes, im Drama das individuelle Recht einmal so betont zu hören. Man ist es im bürgerlichen Drama fast nur gewöhnt, daß am Schlusse die irdische Gerechtigkeit die Guten belohnt und die Bösen bestraft; da war es uns eine unendliche Genugthuung, von Sara Haßfurter den Codex dieser irdischen Gerechtigkeit, das von Menschen zusammengestoppelte Strafgesetzbuch (gleichviel welches Staats) einmal so beleuchtet zu sehen. Die Pointe dieses Stücks paßt nicht jedem, sie paßt am allerwenigsten der Idee des sogenannten Rechtsstaats, sie ist aber vollständig berechtigt zumal gewissen Uebertreibungen gegenüber, die die Ruhe und das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft von der größtmöglichen Vollkommenheit der die irdische Gerechtigkeit bildenden Gesetzbücher erwarten. Ah bah, die Sara Haßfurter weiß es besser: das Rechtsbewußtsein muß in jedem einzelnen Menschen liegen. Wie in diesem moralischen Bewußtsein die individuelle Freiheit liegt, so auch das Zugeständniß, mein eigener Richter sein zu dürfen. Die Sara Haßfurter sagt dies durch die Negation ihrer persönlichen Freiheit, durch die Vernichtung ihres Lebens: das zuschauende Publikum aber soll das Zugeständniß, der eigene Richter über sich zu sein, auf das Pflichtbewußtsein anwenden, das aus dem moralischen Gesetz in der eigenen Brust und nicht aus der Furcht vor dem Strafgesetzbuch des Staats entspringt.

Auch die drei andern in den dramatischen Werken enthaltenen Widmann'schen Dramen bieten ihre sehr löblichen Seiten. Vor allem zeigen sich diese in dem gebildeten Geiste, der aus ihnen spricht. Sie heißen: „Kaiser und Kanzler", „Don Juan de Maranna" und „Nausikaa". Das historische Schauspiel „Kaiser und Kanzler" behandelt die Geschichte Kaiser Friedrich's II. und seines Kanzlers Peter von Vinea. Klar angeordnet und in recht lesbaren Versen geschrieben hinterläßt es wenn auch keinen großartigen, doch einen durchaus befriedigenden Eindruck. Der Verfasser hätte auch dieses Stück wenigstens Drama bezeichnen sollen, da wir nun einmal „Schauspiel" den Stücken mit nicht tragischem Ausgange beizulegen pflegen. Wie sehr Widmann den Stoff ohne jenes fast abgedroschene Pathos behandelt hat, mit dem sich die Anfänger bei deutschen Stoffen so gern brüsten, dafür nur ein Beispiel aus der vernünftigen Redeweise des Kaisers:

> Noch länger wird dies Deutschland hoffen müssen.
> Weißt du warum? Weil jeder deutsche Narr,
> Und wäre er ein Bettler nur in Lumpen,
> Sich überhebt und mehr dünkt, fleht er einen

Desselben Stands, nur noch zerlumpter, kommen.
Ungleich will jeder sein, den Höhern hassen,
Den Niedern liegen lassen; darum wird
Bei solch verruchter kleiner Hochmuthsherrschaft
Die Ungleichheit Natur, die Theilung Meister;
Drum mußte meiner Ahnen Absicht scheitern.

Das historisch-romantische Genre ist mit „Don Juan de Maranna" vertreten. Wir kennen den Stoff aus da Ponte's Bearbeitung und Mozart's Behandlung. Beim Lesen übt Widmann's „Don Juan" ziemlich viel Anziehung; ob auch bei der Darstellung? Die Ermordung des Gouverneurs und die Bedeutung des „steinernen Gastes" hat Widmann's Dichtung mit Mozart's „Don Juan" gemein; sonst, wie sich das ja auch für ein Drama dem kahlen Operntext gegenüber schickt, hat Widmann die Figur Don Juan's auf einer ganz andern und bedeutendern historischen Grundlage errichtet, als dies da Ponte gethan. Den Leporello finden wir in der Gestalt eines getauften Juden Joel, der jedoch dem berühmten Leporello den Rang nicht ablaufen möchte. Mit dem absoluten Teufelsspuk, unter dem Mozart's Don Juan zur Hölle fährt, konnte sich Widmann natürlich nicht einlassen. Ist doch Don Juan bei ihm nicht blos ein Roué, sondern auch ein politischer Held. Als solcher fällt er, da er dem königlichen Befehle, als Verbannter Sevilla zu meiden, in der festgesetzten Frist nicht nachgekommen ist.

Widmann's „Nausikaa" endlich darf für einen sehr gelungenen Versuch gelten, den ziemlich bekannten antiken Stoff bühnlich brauchbar zu machen. Widmann antikisirte nicht unnöthigerweise, seine Nausikaa mag in plastischer Gestalt die Würde des weiblichen Geschlechts, wie sie uns im griechischen Gewande stets vor Augen schwebt, nicht ganz erreichen, dafür bleiben wir aber auch mit langweiligen Chören und hochtragischen Scenen verschont, die, wenn sie auf einen dünnen Stoff, wie der der Nausikaa immer ist, aufgeführt werden, gar leicht den Eindruck der Unnatur hervorrufen.

Alle vier Dramen stellen dem Talente des Verfassers ein rühmliches Zeugniß seines redlichen Strebens aus. Es bliebe zu wünschen, daß es sich von der Bühne herab mehr Geltung verschaffte.

Mit Anschluß an Widmann's „Nausikaa" lassen wir hier einige Dramen antiker Stoffe oder antikisirender Behandlung folgen.

5. Iphigeneia in Aulis. Tragödie. Berlin, Janke. 1862. Ler.-8. 20 Ngr.

Ueber diesen Versuch dürfen wir kurz sein. Wahrscheinlich sah der anonyme Verfasser mehrfach die Meisterleistungen der Wagner und Köster in Gluck's gleichnamiger Oper und faßte den Entschluß, aus der alten griechischen Tragödie und dem Gluck'schen Operntexte ein beide überragendes Drama zu schaffen. Diese neue „Iphigenia in Aulis" hat uns, offen gestanden, so kalt gelassen, daß wir nur fragen: wozu und warum? Geschrieben in iambischen Trimetern läßt die Tragödie mancherlei zu wünschen; Verse wie:

Und furchtbar werd' ich ihr sein, wenn in meiner Hand —

oder:

Des Pelops Enkel bin ich, sein Ruhm lenkt mein Thun, —

dürfen in einer antikisirenden Tragödie, deren höchster Werth immer nur in der höchsten formellen Reinheit beruht, gar nicht gestattet werden. Dem Verfasser über seine Arbeit etwas Erfreulicheres zu sagen, fühlen wir uns leider außer Stande, ohne damit den Ansichten entgegentreten zu wollen, die in dieser „Iphigeneia" ein höchst gelungenes Werk finden könnten. An lebenskräftigern Stoffen möge der Verfasser sein Talent schärfen. Das erste beste, natürlich nicht liederlich, sondern gut geschriebene und anständig gehaltene einactige Lustspiel besitzt mehr reellen Werth als so eine formell nur mittelmäßige antikisirende Tragödie.

6. Jugurtha. Ein dramatisches Gemälde in fünf Handlungen. Von Eugen Ruland. Stuttgart, Schweizerbart. 1861. 8. 27 Ngr.

Je länger Ruland die fünf Handlungen ausgesponnen hat, um so kürzer dürfen wir auch hier sein. Ob der Verfasser dramatisches Talent besitze, ob nicht, weder das eine noch das andere wagen wir direct auszusprechen. Für jetzt geht es bei ihm noch chaotisch drüber und drunter. In ermüdender Breite sind die Scenen gehalten und in den gewaltsamsten Sprüngen werden wir von Ort zu Ort gejagt. Mag Ruland im Jugurthinischen Kriege immerhin sehr gut Bescheid wissen: das erste Kerngesetz aller dramatischen Thätigkeit, nicht zu übertreiben, mag er zunächst beherzigen. Wenn ein Novize der Bildhauerkunst zu einem Meister derselben käme und gleich wer weiß welche großen plastischen Gruppen meißeln wollte, so würde ihm der Meister sehr ernstlich die Finger klopfen. Kein geringerer Hochmuth liegt aber in dem Thun unserer jungen Dramatiker, die ohne Bedenken die größten Stoffe zu gestalten suchen. So hat auch Ruland aus Jugurtha nur eine Caricatur geschaffen; seine Volksscenen in Rom sind schwache Copien nach Shakspeare, ganz und gar trostlos dünkt uns aber das Ende. Der Dialog läßt sich an manchen Stellen erträglich lesen. Das fortwährende Gemisch von gebundener und ungebundener Rede indeß stört den erträglichen Eindruck leider zu oft. Das Nächste für den Verfasser wird sein, sich erst technisch sattelfest zu machen, ehe er sich wieder aufs hohe Roß der historischen Tragödie setzt, vor allem aber seine dramatische Schwäche nicht mit dem Einwande bemänteln wollen, man habe ja ein dramatisches Gemälde und nicht eine Tragödie versprochen. Wenn das, warum dann das Gedicht nicht rein episch halten?

7. Dramatische Dichtungen von C. Buchholz. Klausthal, Grosse. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Die erste der beiden Buchholz'schen Dichtungen betitelt sich „Herculanum, dramatisches Gedicht in fünf Acten". Es liegt die Idee sehr nahe, den bekannten Ausbruch des Vesuv, 79 n. Chr., in den Gegensatz des Christenthums zum absterbenden Heidenthume hineinzufragen. Der Untergang der drei großen italischen Städte ward schon häufig dramatisch behandelt, so in letzter Zeit zweimal als Operntext. Und zu einem Operntexte eignet er sich auch am meisten. Hätte doch Buchholz aus seinem dramatischen Gedichte auch einen Operntext gemacht, er hätte so unrecht nicht gethan. Da fände sich bei ihm Flaccus, Prätor von Herculanum, eine Opernfigur von zweifelhafter Haltung, ganz entschieden der erste Bassist; Bassus, die Incarnation der heidnischen Bosheit, unfehlbar der Bariton; der Athener Polydor, ein liebeseliger junger Christ, prächtiger erster lyrischer Tenor; der verkappte Kaiser Titus, mittelmäßiger zweiter Tenor u. s. w. Man kann sich den Verlauf der Handlung schon denken: der Prätor Flaccus besitzt eine Tochter Cynthia; sie soll den Bassus heirathen, sie liebt aber den Athener Polydor u. s. w. Tugend wird belohnt, Laster bestraft und am Schlusse wird Herculanum verschüttet. Die Begabung des Verfassers eignet sich, wie uns dünkt, am meisten für elegische Situationsmalerei, weniger für die dramatische Gestaltung.

Das zweite der dramatischen Gedichte heißt „Der Renegat, historisches Drama in fünf Acten". Ein Stück ganz historisch-romantischer Natur. Graf Manfred ward auf einem Kreuzzuge mit vielen andern gefangen genommen. Er ward Sklave des Achmet, des Fürsten von Antiochien, schwur auf den Koran und heirathete auf das Gerücht vom Tode seiner ersten Gattin, eine Muselmanin. Dieser Held der traurigsten Gestalt stieg dann bis zum Oberaufseher der Gärten des Emirs. Seine Gemahlin Isabella hatte sich unterdeß auf den Weg nach dem verschollenen Gemahl gemacht. Auch sie geräth in die Gewalt des Achmet. Der Renegat Manfred wird mehrmals schamroth über seine Untreue, faßt sich aber ein kühnes Herz, als Gottfried von Bouillon mit dem Kreuzheer vor Antiochien erscheint. Er

führt die christlichen Streiter auf geheimem Wege in die Stadt und stirbt, was er eigentlich kaum verdient, den Ehrentod des Helden. Auch bei diesem Stücke zeigt sich des Verfassers Begabung in einzelnem für die elegische Ausmalung.

Mit Anschluß an diesen „Renegaten" dürfen wir noch ein Weilchen auf dem Wege der historisch-romantischen Dramatik fortfahren:

8. Suleiman. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen nebst einer Introduction. Von S. J. Kämpf. Prag, Bellmann. 1859. Gr. 16. 20 Ngr.

Kämpf ungefähr ein Talent wie Buchholz, Held Suleiman ungefähr ein Held wie Renegat Manfred, nur noch um ein Erkleckliches confuser und schmachtender. Um seinen geistigen Zustand an alle Welt zu bringen, declamirt der zur Zeit der maurischen Herrschaft in Spanien lebende Philosoph und Dichter Suleiman gleich im ersten Acte, nachdem wir durch die Introduction rein gar nichts erfahren haben, folgendermaßen:

> Ich bin am Ziel, mein Grab sei diese Grotte!
> Da bin ich sicher vor der Buben Rotte,
> Die Teufel sind, und doch sich Menschen nennen,
> Die nichts als nur sich selber wollen kennen.
> Das war ein Leben, eine Schreckenszeit!
> Die Noth so nahe und die Hülfe weit:
> In schwarzen Flor der Himmel eingehüllt,
> Die Luft mit Nebeldünsten angefüllt;
> Die Stimmung düster, das Gemüth betrübt,
> Das Auge wund, im Weinen ach geübt;
> Und ein Gefühl im Herzen, schaurigkalt —
> Als wär' ich Greis, der ich kaum dreißig alt.

Und dieser Confusionsrath wird in den Rath des Khalifen berufen, um gleich darauf, wie recht und billig, der ordinärsten, aber in der That der ordinärsten Intrigue, die nur ein Mensch mit einem Brete vor dem Kopfe gleich diesem Suleiman, seines Gewerbes Philosoph und Dichter, nicht durchschauen kann, zum Opfer zu fallen! Was wir wünschen: möge Kämpf nur nicht diesem Suleiman gleichen; wenn wir ihn hiermit feierlichst aus seiner Schwebelei in den kritischen Sand setzen, möge er nicht liegen bleiben. Möge er aufspringen, sich in die Brust werfen und aus Ingrimm gegen uns ein recht kräftiges, mit Lob zu überschüttendes Stück schreiben. Wir werden nicht der letzte sein, der es anerkennt.

9. Giordano Bruno. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von August Aberholdt. Weimar, Kühn. 1859. 8. 16 Ngr.

Einen Lorberkranz erhält auch Aberholdt für jetzt nicht. Nicht einmal das kleinste Zweiglein davon. Auch Aberholdt muß noch unendlich viel lernen. Auch er hat sich durch den Gedanken an einen schmachtenden Helden zu dem sträflichen Leichtsinne verleiten lassen, seine Zeit, Papier und Tinte an ein nicht aufführbares Trauerspiel zu verschwenden. Ist denn die böse Gewohnheit unserer jungen Dramatiker, die lieber ein unfruchtbares großes Trauerspiel, als eine kleine, wenn auch realistisch gehaltene, doch von einem Blicke des Verfassers für das Charakteristische im Leben und im Menschen zeugende Arbeit schreiben wollen, nicht auszurotten? Wo ist bei diesem Giordano Bruno nur etwas Charakteristisches? Oder liegt es etwa in seinen Worten den Cardinälen gegenüber:

> Ihr rothgesottnen Krebse und ihr Eulen
> Der finstern Nacht, ei saget mir doch, wer
> Hat euch hierhergestellt zur eignen Schmach?
> Gelüstet's euch, Komödie zu spielen?
> O allerliebste Puppen seid ihr mir
> Und trefflich spielt ihr dieses Possenspiel!
> Was ihr im großen auf der Weltenbühne
> Vollbringet — ei, ihr zeigt's auf einmal mir
> Im kleinen jetzt — wohlan denn! Spielt zu Ende!

Das nennt man gemeinhin schimpfen! Wie paßt sich das für einen edeln Helden wie Giordano! Ferner, welches Zerrbild finden wir in der Mutter dieses Giordano Bruno! Möge sich also der Verfasser zunächst bestreben, an kleinern Sachen die Wahrheit der Charakteristik zu erproben und sich vor Helden ohne Fleisch und Blut hüten. Es wird dann schon besser kommen!

10. Die Waldenser. Ein dramatisches Gemälde mit lyrischen Randzeichnungen. Von Julius Köbner. Hamburg, Oncken. 1861. 8. 1 Thlr.

Mit lyrischen Randzeichnungen! Wahrhaftig, das ist neu. Aber einen Lorberkranz gibt es deshalb doch nicht. Denn was zu toll ist, ist zu toll, sagt schon das Volk. Und obwol das Motto des Gedichts: „Deine Gedanken sind so sehr tief. Ps. 92, 6", vollständig unsern Beifall hat, so haben wir doch in dem Gedichte diese Tiefe gar nicht entdecken können. Am wenigsten konnten uns aber die lyrischen Randzeichnungen an dieser Stelle imponiren. Sie würden an und für sich schon einen mäßigen Band füllen und als religiöse Lieder zur Erbauung für kirchlich gestimmte Gemüther ganz passend sein. Hier stören sie fortwährend die Handlung und die dramatische Stimmung. Zur Kennzeichnung dieser lyrischen Randglossen nur die Schlußstrophe:

> Herzen gibt es droben, die's ertragen,
> Das zu fühlen, was unendlich ist —
> Voll Anbetung wunderbar zu schlagen,
> Wie's die kühnste Ahnung nicht ermißt!
> Stets zu folgen dem gewalt'gen Drange
> Einer Liebe, die nicht schweigen kann;
> Sich ergießt mit ewigem Gesange,
> Wogen thürmend wie ein Ocean!

Gegen diese billige Lyrik sticht der episch-dramatische Theil etwas vortheilhaft ab. In elf Abtheilungen sind die Kämpfe der sittenreinen Waldenser gegen das Papstthum stellenweise ziemlich lebhaft und fesselnd geschildert. Den interessanten Kern des Ganzen bildet die Bekehrung eines jungen Edelmanns, Anthroves von Hautboul, und auch in psychologischer Hinsicht zeichnete der Verfasser oft feiner und mit reinerer Absicht, als es in Tendenzarbeiten zu geschehen pflegt. Einen erhebenden Eindruck hinterläßt die Arbeit indeß kaum. Die Länge und die Breite der Ausführung beeinträchtigt ihn. Der Schluß gefällt sich auch zu sehr in gewöhnlichster Enthüllungsgeschichte; das Glücklichwerden fast aller widerstrebt der Natur des ernsten Stoffs.

11. Kunigunde von Orlamünde. Tragödie in fünf Aufzügen und einem Nachspiele. Von Friedrich Helbig. Jena, Deistung. 1859. 8. 15 Ngr.

„Von der weißen Frau, die, ein weiblicher Ahasver", sagt der Verfasser, „ruhelos gespensterhaft umherwandelt und an mehreren deutschen Höfen noch öfter Besuche abstattet, erzählt die Sage, sie sei eine Gräfin Kunigunde von Orlamünde gewesen, die aus Liebe zum Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg und im Misverstehen einer räthselhaften Erwiderung desselben ihre beiden Kinder hingemordet. Zur Strafe und Sühne kann sie nicht sterben." Nach dem Chronisten Lucas in seinem „Grafensaal" (1540) habe der Graf Albrecht auf die Nachricht von der Neigung der Gräfin Kunigunde geäußert: „Wann nicht vier Augen im Wege wären, wollte er mit dieser Witwe von Plassenburg eine Heirath anschlagen.... Weil nun Solchanes ihr Ohr kitzelte und nach ihren Lüsten schmeckte, gedachte sie zugleich, daß sie ihre zwei jungen Kinder aus dem Wege räumen möchte..., so durchstach sie den Wirbel auf dem Haupte beiderseits mit einer Nadel und tödtete subtiliter maßen ihre leiblichen Kinder."

Dieser Stoff eignet sich gewiß für ein Volksdrama. Zur Charakterzeichnung der Kunigunde gehört aber eine dichterische

Kraft ersten Ranges. Kunigunde darf trotz der Frevelthat nicht abstoßen und ebenso wenig darf Albrecht von Nürnberg als stolzer Triumphator erscheinen, wenn er einer andern Dame die Hand reicht. Eine solche Kraft ersten Ranges zeigt sich nach diesem Drama in Friedrich Helbig nicht. Aber mit einem gewissen glücklichen Instincte ist das Stück erträglich zu Ende geführt, ja erfüllte es die glücklichen Anlagen des ersten Acts, wir würden sagen recht erträglich. Weiterhin nämlich artet die böse Seele des Stücks, Herr Bodo von Meran (eine kleine verschrumpfte, häßliche Gestalt, rothhaarig, mit einem Höcker), zu einem immer unausstehlichern Bösewicht aus, und Albrecht der Schöne hält sich immer steifer auf der Höhe dritter oder vierter Theaterliebhaber. Jene obenberührte Aeußerung von den „vier im Wege feienden Augen“ findet durch Albrecht selbst die Deutung, er habe damit die Augen seiner Mutter und seiner Braut Bertha von Henneberg gemeint. Das versöhnende Nachspiel endet mit einem vollendeten melodramatischen Coup. Es kommt eine Wolke hernieder, worauf zwei kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, weiß gekleidet mit Kränzen und Friedenspalmen stilllächelnd stehen. Dann nimmt die Wolke auch die Kunigunde (die wandelnde Erscheinung) auf und fährt mit ihr in Begleitung der beiden Kinder in die Höhe. Währenddessen ist auf der Bühne ein blinder Sänger, Reinmar, von seinem Sitze aufgestanden und — sehend geworden! Mehr kann man fürs Geld nicht verlangen. Die königliche Bühne in Berlin würde diese „Kunigunde“ freilich nicht „acceptiren“, aber bei Mutter Gräbert in der berühmten Vorstadt (ah, in ihrer Art eine respectable Directrice, Leiterin der bestituirten Privatbühne, ohne Scherz!) müßte diese „Weiße Frau“ fabelhaft Kasse machen.

12. Die Schlacht bei Poltawa. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Karl Julius Starck. Petersburg. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auch hier ist die Historie Nebensache, die Romantik Hauptsache. Außerdem appellirt auch dies dramatische Gedicht gleich einem frühern desselben Verfassers mit der Bemerkung: „Gedruckt zum Besten in Rußland lebender, hülfsbedürftiger Ausländer“, wiederholt an unser Mitleid. Eine strenge Kritik verträgt es nicht. Weder Handlung noch Personen sind dramatisch gehalten. Der Held Mazeppa, nicht jener blutjunge, auf dem Pferde durch die Steppe jagende, sondern der Greis Mazeppa (von 63 Jahren) erscheint als elender Wüstling. Noch abstoßender aber dünkt uns seine Geliebte Marie. Ganz Schwächling kann uns auch Mazeppa's Sohn Jaromir wenig interessiren. Kurz und gut, mit dem Interesse an den Personen ist es schlecht bestellt. Aber auch die politische Handlung windet sich und windet sich in selbstgeschaffenen Schwierigkeiten, ohne daß wir erfahren, wozu eigentlich das alles in Dialog gebracht ist. Als deus ex machina taucht ab und zu ein Jesuit auf, und dieser Mensch thut gewöhnlich das Gescheidteste, indem er der Handlung einen Stoß versetzt. Doch wir wollten ja nicht kritisiren, sonst fragten wir auch noch, wozu das Gedicht „Die Schlacht bei Poltawa“ benannt sei? Warum nicht lieber „Mazeppa“? Vielleicht hätte der Verfasser dann vieles besser gemacht und sich nicht mit dem Blicke auf die große Welthistorie eine zu schwere Aufgabe aufgebürdet. Seine Begabung ist wesentlich lyrischer Natur. Wie den Meister das ...te Werk, so muß hier den Anfänger schließlich der gute Zweck ...ben.

13. Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf den heidelberger Gassen. Dramatisches Bild von Ludwig Eichrodt. Lahr, Geiger. 1859. 8. 18 Ngr.

„Eine Nacht auf den heidelberger Gassen.“ Willkommen, ...chten wir, ein hübsches Stück, ein lustig Stück! Aber o wehe, ...lig darin ist sehr wenig! Nichtsdestoweniger könnte der Ver...ser ein sehr gescheidter Mann sein, wenn er seine dramatischen ...sichten besser in Scene zu setzen verstände. Er sagt: „«Die ...abinerinnen» und «Die Witwe des Agis» (von Jordan) drängen mich, ein Bühnenstück zu veröffentlichen, welches in dreifacher Hinsicht auch antik ist, als es einmal nach Horaz lange im Pulte gelegen und sodann zufällig die aristotelischen Einheiten des Orts, der Zeit und ich glaube auch der Handlung wahrt. Außerdem ist eine Art Chor vorhanden, wie er zur Zeit genießbar sein wird, denn gleichsam werden hier durch die der Handlung folgenden Verse des alten Gaudeamus die Betrachtungen kluger Menschen in der Griechentragödie ersetzt. Die Zeit vor der Reformation ist der Stoff, den es mich zu gestalten trieb; die höchsten und meisten deutschen Räthsel, Interessen, Ideen, die noch jetzt ihrer Lösung und Erfüllung harren, tauchten damals aus dem Strudel des germanischen Elements auf. Daraus nun ein Drama zu gewinnen schien mir eines deutschen Dichters würdig und angenehm.“

Ganz entschieden! Aber das Drama muß ein wirkliches Drama sein und nicht ein aphoristisches Etwas ohne Kern und tiefern Inhalt. Die Welt sagt oft: der mag grundgescheidt sein, er kann es nur nicht von sich geben. So hätten wir denn auch gewünscht, der Verfasser hätte seine Intentionen wirklich dramatisch von sich gegeben. Rector, Dekan, Magister und Studenten sprechen meist ziemlich verständlich, man möchte aber oft wissen, wozu! Die Handlung obenein entschädigt für sonstige Mängel sehr wenig, sie ist durchsichtig wie ein Sieb. Ein lustig Stück hätte es sein müssen, das hätte sich besser gemacht.

14. Ein Sieg der Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.

Das Stück spielt im Jahre 1492 zu Cordova, auf Alhambra und in der Vega bei Granada. Es behandelt den Untergang der Abencerragen und die Eroberung der Alhambra durch die Christen. Inmitten der Parteikämpfe der Mauren steht König Boabdil, Sohn der Königin Jarescha von Granada, als einer jener schwärmerischen Jünglinge, die in Zeiten steten Friedens segenspendende Fürsten sein könnten, in Zeiten des Parteihaders und untergehender Reichsherrlichkeit aber als Schwächlinge erscheinen. Verliebt in eine Christin Zaroja schwankt er thatlos hin und her, bis auf Geheiß seiner Mutter der Mord an den Abencerragen vollzogen ist. Dann flieht er entsetzt, wird von spanischen Söldnern gefangen an den Hof Ferdinand's und Isabella's gebracht, hier sehr freundlich aufgenommen und anscheinend zum Vermittler zwischen Mauren und Christen ersehen. Es lauert aber Betrug im Hinterhalt. Davon benachrichtigt, flieht er nach Alhambra. Doch zu spät zur Rettung: die Christen fordern die Schlüssel zur Alhambra. Boabdil übergibt sie. Während des Kampfes, in den sich die Mauren trotzdem mit den Spaniern einlassen, entflieht er mit seiner Zoraja:

> Auf unbekannten Pfaden laß uns fliehn —
> Im nahen Afrika der Brüder Schutz,
> Der treuen Maurenfürsten Freundschaft suchen.

„Viele werden in diesem Werke“, sagt der Verfasser, „vergeblich nach einem Helden suchen. Mir bleibt dann nichts zur Entschuldigung als der ziemlich holperige Ausweg: daß dafür vielleicht etwas anderes vorhanden sei, vielleicht minder in die Augen Fallendes, aber doch ein Ersatz!“ Weiterhin ergeht sich der Verfasser in etwas bitterer Stimmung über die Dramatiker, die sich vorzugsweise etwas auf ihre deutschen Stoffe zugute thun. Er mochte dazu durch die geringe Theilnahme geführt sein, welche ihm früher die Presse widmete. Was sein Streben betrifft, so gehört Lohmann zu den kühnsten und zugleich redlichsten Schriftstellern der letzten fünf bis sechs Jahre, was aber sein Können betrifft — gäbe es denn noch eine Kunst der Dramatik, wenn junge Männer von zwanzig und einigen Jahren geniale Werke förmlich aus dem Aermel schütteln könnten! Mit diesem „Sieg der Liebe“, so scheint es, hat Lohmann zugleich einen Sieg über sein zu hastiges Wollen und Vollbringen errungen und würde, sollte er jetzt wieder auf dem Kampfplatze erscheinen, gerüsteter dastehen. Vergleichen wir den „Sieg der Liebe“ mit all den voraufgenannten dramatischen Gemälden und Gedichten, so liegt

der Vortheil ganz auf Lohmann's Seite; dies Drama zeigt viele lobenswerthe Seiten, wenn sie auch nicht gerade in dem Technischen und Bühnenmäßigen liegen; für die etwas hinfällige Natur des Königs Boabdil darf das edle Wesen der Zoraje entschädigen, und was den Dialog betrifft: ihn lernt man erst schätzen, wenn man ihn an den Versen anderer, schwächerer Dramen mißt.

15. Wilhelm Wolfsohn's dramatische Werke. Dritter Band. Die Osternacht. Schauspiel in fünf Acten. Dresden, Kuntze. 1859. 8. 20 Ngr.

Wolfsohn's Schauspiel „Die Osternacht" ist eins der edelstgehaltenen Dramen der Neuzeit, das wir gegenüber der Mehrzahl der vorauf besprochenen dramatischen Gemälde getrost als Muster hinstellen dürfen. Das Hochtragische scheint weniger in Wolfsohn's Natur zu liegen. Wo er wie in „Nur eine Seele" auf einen tragischen Ausgang nur und nur hinsteuern sollte, da schließt er hinterdrein in versöhnlicher Weise ab oder bringt der Empfindung des Massenpublikums ein Opfer. Bei der Aufführung in Dresden fand „Die Osternacht" starken Widerspruch. Flüchtig betrachtet scheint das fast räthselhaft; bei ruhiger Erwägung indeß zeigt sich an dem Stücke so etwas wie eine schwache Seite. Wolfsohn geht in seinem Streben, rein menschlich zu versöhnen und in edler Weise abzuschließen, fast zu weit, er geht so weit, daß er beinahe parteiisch erscheint. Die Fabel des Stücks beruht auf der Sage, daß die Juden bei ihren Osterfesten Christenblut verbrauchten. Die Handlung spielt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Spanien. Niemand außer dem Prior im Kloster Paular, Fray Fernando, weiß darum, daß der erste Rath im Schlosse, Don Alonzo de Florez, ein getaufter Jude ist. Don Alonzo war seinen Aeltern entflohen, da er sich dem starren Judenthum des Vaters fremd fühlte. Diese seine Aeltern kommen von Amsterdam nach Segovia zur Zeit des Osterfestes. Um seine Aeltern wiederzusehen, begibt sich Don Alonzo in das Haus eines reichen Juden. Man feiert das Osterfest durch gemeinsames Mahl. Nicht lange zuvor ist der Sohn des Gouverneurs von Segovia durch einen Edelmann Don Luis erstochen. Um eine alte Rache an dem reichen Juden Isaak Abadia zu vollziehen, überredet Pascual, der Diener des Don Luis, seinen Herrn, die Leiche des ermordeten Don Gomez in das Haus des Isaak zu schaffen und sie dort zur Zeit des Osterfestes auffinden zu lassen. Bewaffnete dringen in Isaak's Haus, finden die Leiche des Don Gomez, der Beweis für die Blutschuld der Juden scheint erwiesen; alle anwesenden Juden, mit ihnen auch Don Alonzo, werden gefangen abgeführt. Bei seinem Uebertritte zum Christenthume hatte Don Alonzo feierlich versichert, es sei ihm um die Sache, nicht um den Namen oder die Ehre, ein Christ zu heißen, zu thun. Jetzt will er mit seinen Aeltern der Sache wegen den Scheiterhaufen besteigen. Die Juden scheinen verloren, da erscheint der Prior Fray Fernando. Er widerlegt die Sage, als gebrauchten die Juden bei ihren Ostern Christenblut, er müsse das am besten wissen, er sei früher selbst Jude gewesen. Er bestätigt auch, daß Don Alonzo von ihm in aller Stille getauft sei. Don Luis meldet sich darauf als Mörder des Don Gomez. Die Juden sind gerettet, unter Erkennungsscenen endet das Stück. Dieser rein menschliche Abschluß ist nach einer Seite hin außerordentlich schön, wie denn auch nicht nur die Sprache des Stücks, sondern auch die Mehrzahl der Personen, besonders der Prior Fray Fernando edel im wahrsten Sinne des Worts gehalten ist. Das Verfängliche liegt nach unserer Ansicht darin, daß auch dieser Fray Fernando nur getaufter Jude ist. Wolle man dieses „Nur" ja nicht falsch deuten. Wolfsohn hielt es im Interesse des Schlusses nothwendig, den Prior einen getauften Juden sein zu lassen. Wir meinen aber, das Stück würde nach allen Seiten befriedigend abschließen, wäre Fray Fernando kein getaufter Jude, sondern schon von Geburt an ein Christ. Verträte er als solcher die Humanität, dann würde sich der Schluß noch ganz anders ausnehmen.

16. Bank-Ban. Drama in fünf Acten. Von Joseph Katona. Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt von Adolf Dux. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 24 Ngr.

Mit diesem Stücke schließen wir die Gruppe der historisch-romantischen Dramen. Obschon der „Bank-Ban" mehr in die Reihe der rein historischen gehört, so findet er doch wol hier am besten seinen Platz. Mit einer Novität haben wir es hierbei insofern nicht zu thun, als der „Bank-Ban" in seiner Heimat seit Jahrzehnden bekanntes und beliebtes Bühnenstück ist. In der Uebersetzung erscheint er indeß hier zum ersten male. Katona (geb. am 11. November 1792) schrieb den „Bank-Ban" 1815 und 1816 infolge einer Preisausschreibung für ein national-ungarisches Trauerspiel. Aus unbekannten Gründen wurde der Preis niemand zuerkannt. Katona, dadurch gekränkt, verstand sich auf den Rath einsichtiger Freunde zu einigen Aenderungen. Aber auch so durfte es 1819 nicht zur Aufführung gelangen, nur der Druck ward von der Censur gestattet. Der „Bank-Ban" erschien denn auch 1821 in Pesth im Druck. Wenn auch zunächst nichts weiter, so trug das Stück dem Dichter eine Anstellung als Vicefiscal, später (1826) als Oberfiscal in Kecskemet ein. Er erwarb sich das volle Zutrauen des Volks, seine gestörte Dichterlaufbahn schien er indeß nicht verschmerzen zu können. Er starb bereits 1830 am 16. Mai, noch nicht 38 Jahre alt. Von 1837 an durfte der „Bank-Ban" auf der pesther Nationalbühne erscheinen. Er ward Lieblingsstück des Publikums. Nach dem Jahre 1848 verschwand er von der Bühne, erst 1858 ward er wieder gestattet. Bei einer kritischen Besprechung desselben haben wir jedenfalls auf die Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, unter denen das Trauerspiel entstand. Viele von den Situationen und Motivirungen möchten dem heutigen deutschen Publikum etwas verbraucht oder zu einfach erscheinen, manche Scenen dagegen auf die Spitze gestellt, beinahe craß. Bedenken wir, daß wir es in Katona mit einem Dichter zu thun haben, der nach außernationalen Vorbildern ein ungarisches Drama zu schaffen suchte, und unsere Hochachtung für ihn wird nicht ausbleiben. Das Stück spielt 1213 unter König Andreas II. Die Handlung wird durch eine Eifersuchtsintrigue bestimmt. Otto, ein Sohn des Herzogs von Meran und Bruder der herrischen Gemahlin des Königs Andreas, glaubt sich von Melinda, der Gattin des Palatin Bank-Ban, geliebt. Theils durch Misverständnisse, theils durch die niedere Natur Otto's gereizt, rächt sich Bank-Ban an seiner Gattin, indem er sie verstößt, und hinterdrein an der Königin Gertrud, indem er diese, freilich mehr in einem Falle der Nothwehr ersticht. Die Empörung vieler Großen, der Bank-Ban fast wider seinen Willen dient, gilt indeß nicht der königlichen Macht, sondern nur den fremden Elementen in ihr. Das Stück darf deshalb auch nach manchen herben, aber für das ungarische Nationalgefühl jedenfalls hinreißenden Scenen halbversöhnlich mit der Begnadigung des Bank-Ban schließen. Und König Andreas darf zum Lobe seines Volks ausrufen:

> Ich kenn' euch, Ungarn, weiß, daß ihr mich liebt;
> O meine Gertrud, warum konntest du
> Mit diesen Edeln nicht in Eintracht leben!

So treten wir denn nun in den Kreis des großhistorischen oder historisch-politischen Dramas. Aus deutscher Geschichte sind ihrer nicht viele Dramen. Sie mögen aber den Vorrang haben. Indem wir von der leichtern Waare zur schwerern fortschreiten, greifen wir zuerst heraus:

17. Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel in fünf Acten. Von Heinrich Baumgärtner. Freiburg im Br., Wagner. 1859. 12. 14 Ngr.

Wie könnte denn auch der letzte Hohenstaufe fehlen! Wie dürfte denn wol der unglückliche Jüngling Konradin im Grabe Ruhe finden! Soweit die Geschichte reicht, kein Held hat sich ob trostloser auf ihn gemachter Dramen so oft im Grabe

umdrehen müssen als dieser letzte Hohenstaufe. Heinrich Baumgärtner hat ihn, wie das Beispiel zeigt, auch noch einmal mit umdrehen helfen. Wollten alle „letzte Hohenstaufen-Dichter" ihre mislungenen Opuscula beweinen, der unglückliche Konradin schwämme fort. Primaner sein und an einem „letzten Hohenstaufen" herumstümpern (wir selbst dürften uns dabei auch den Kopf kratzen), das gehört eigentlich so zusammen, wie die Butter zum Brote. Keine Citrone auf dem Erdenrund ist so ausgepreßt, als dieser Karl von Anjou, Robert von Bari, Frangapani und wie sie sonst alle heißen. Der eine Autor macht es so etwas anders, der andere so. Der eine flickt die Liebesgeschichte so zusammen, der andere so. Der eine verkuppelt den Konradin mit einer Tochter vielleicht Karl's von Anjou, der andere, Heinrich Baumgärtner, mit Cäcilia, der Tochter des Königs Manfred. Aber ausgepreßte Citrone bleibt ausgepreßte Citrone. Somit möge uns Baumgärtner entschuldigen, wenn wir über sein gewiß mit regster dichterischer Begeisterung geschriebenes Trauerspiel nichts Neues sagen können.

18. Kaiser Friedrich II. Dramatie in fünf Aufzügen. Von P. von Probst. Berlin, Vogel und Comp. 1861. 8. 1 Thlr.

Die Handlung dieses „Kaiser Friedrich II." ist ungefähr dieselbe wie in dem schon vorauf besprochenen Widmann'schen „Kaiser und Kanzler". Der Rahmen des Probst'schen Stücks ist indeß ein weiterer. Es ist „Dramatie" genannt, was wol einfach dasselbe bedeuten soll wie dramatisches Gemälde, hinter welche Bezeichnung sich unsere Autoren so gern flüchten, wenn sie sich mit einem nicht bühnenmäßigen Stücke an die Oeffentlichkeit wagen. Während sich bei Widmann die Handlung auf Friedrich's Sohn Heinrich mit erstreckt, spielen bei Probst die Söhne Enzius und Manfred nicht unbedeutende Rollen. Große Beweglichkeit der Phantasie, Geschick in der Anlage und Durchführung der Handlung und das Streben nach gebildetem Ausdruck lassen sich bei Probst nicht verkennen. Doch aber macht sich die dramatische Kraft nur in Einzelheiten geltend. Ein nicht übles Talent der Situationsmalerei zeigt sich in mehreren Volksscenen, besonders in der vierten Scene des dritten Acts. Dafür vermissen wir aber mehr als liebsam die dramatische Spannung und die Concentration der Handlung. Von einem gewissen Höhepunkt der Handlung, der bei jedem guten Drama in den dritten und vierten Act fallen muß, finden wir keine Spur. Der dramatisch gespannteste Act ist noch der fünfte, zum Vortheil des Stücks gerade dieser. Wir finden hier eine wirksame Scene zwischen Lucia und ihrem Vater, dann das Liebesduett im Kerker zwischen Enzius und Lucia, endlich die Entlarvung des Kanzlers Peter von Vinea. Widmann wagte es nicht, den Kanzler als schuldig des Verraths am Kaiser darzustellen, bei Probst liegt die Schuld ganz auf des Kanzlers Seite. Dieser läßt dem Kaiser durch den Arzt einen Gifttrank reichen. Der Kaiser trinkt ihn zwar nicht, er überlebt den Verrath aber nicht lange. Kaiser Friedrich löst sich auf. Einen erhebenden Eindruck hinterläßt der Schluß nicht.

19. Dramatische Gedichte von J. E. Kopp. Zweites und drittes Bändchen. Mit dem Bildniß des Verfassers. Luzern, Bertschinger. 1856—59. 8. 1 Thlr. 29 Ngr.

Das zweite Bändchen enthält „Rudolf von Habsburg", ein dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen, das dritte „Harald und Sigrith" und „Herzog Karl von Burgund", beide fünfactige Trauerspiele. Das Bild des Verfassers vor dem dritten Bändchen bringt uns als Unterschrift auch das Geburtsjahr desselben: den 25. April 1793. Wir haben es also mit einem gereiften Manne und Dichter zu thun. Weniger vielleicht mit einem gereiften Dramatiker. Fern von dem Tagestreiben der Bühne, in der Schweiz lebend, durfte der Verfasser seine Werke weniger für das Bühnenbedürfniß, mehr dagegen für die sinnige Anregung eines beschaulichen Lesers schreiben. Man merkt den Stücken überall an, daß der Verfasser sehr wenig Dramen gesehen hat und sich daher mit dem dramaturgischen Theile so gut behilft als es gehen will. Und das geht in der That noch gut genug.

Das zweite Bändchen enthält, wie schon bemerkt, das dramatische Gedicht „Rudolf von Habsburg". Es besteht aus zwei Schauspielen, deren erstes denselben Stoff wie Grillparzer's „Ottokar's Glück und Ende" behandelt. Das zweite hat die vielfachen sonstigen Kämpfe Rudolf's von Habsburg zur Gründung seiner Hausmacht zur Grundlage. Das zweite Schauspiel schrieb der Verfasser zuerst; es leidet an einer gewissen Larmoyanz, die aus dem ab und zu etwas weinerlichen Auftreten Rudolf's entspringen mag. An irgendwelche scenische Rücksichten hat sich der Verfasser bei diesem zweiten Schauspiele nicht gekehrt. Die Handlung springt darum bunt hinüber und herüber. Schon der etwas straffern Anlage wegen behagt uns das erstere Schauspiel besser. Auch sind die Gegensätze in den Charakteren Rudolf's und Ottokar's (der Verfasser schreibt alterthümelnd Otakar) recht anschaulich durchgeführt. Mit seiner warmen Parteinahme für Rudolf's Streben nach Ordnung und Gesetzmäßigkeit ließ sich der Verfasser indeß namentlich im zweiten Theile fast zu weit führen. Wenn Rudolf seine Söhne, einen nach dem andern, mit den besten Gauen Deutschlands belehnt, so ist der nächste Zweck ein ganz entschieden eigennütziger. Um seine Herrschaft auf Sohn und Enkel zu vererben, mußte sich Rudolf eine Hausmacht gründen. Dieses Müssen und auch Wollen in Rudolf's Handlungsweise hätte viel bestimmter ausgesprochen und motivirt werden müssen. Wie uns dünkt, verdeckte der Verfasser dieses bestimmte Motiv mit allgemeinen Anschauungen von Herstellung des Rechts und Gesetzes, die dem König Rudolf in der Wirklichkeit nur als nebensächliche erscheinen und ihn erst in zweiter Reihe bestimmen konnten. Geschrieben wurden beide Schauspiele 1851 und 1852.

Im dritten Bande befinden sich die beiden Trauerspiele „Harald und Sigrith" und „Herzog Karl von Burgund". Das letztere zählt zu den jüngsten dramatischen Arbeiten des Verfassers. Es ist 1856 und 1857 geschrieben. Aus der Neuzeit besitzen wir unter andern auch von Melchior Meyr ein Trauerspiel desselben Stoffs. Kopp hat auch bei seinem „Herzog Karl von Burgund" wenig auf die dramatische Spannung hingearbeitet, aber unsers Bedünkens ein abgerundeteres Ganzes geliefert als in „König Rudolf". Wie sich im ersten Theile des „König Rudolf" Ottokar und Rudolf, so ungefähr stehen sich im „Herzog Karl" Karl von Burgund und Herzog Renat von Lothringen gegenüber. Die sehr romantische und bereits mehrfach dramatisch behandelte Liebeswerbung des Herzogs Maximilian von Oesterreich um Karl's Tochter Maria von Burgund behandelt Kopp nur episodenhaft, er entwirft aber mit wenigen und charakteristischen Zügen ein sehr ansprechendes Bild dieser Maria. Am Schlusse des Trauerspiels vermissen wir das Hochtragische. Herzog Karl stirbt, nachdem er vor Nancy geschlagen worden, leider zu bedeutungslos. Wie in den übrigen Stücken des Verfassers, so macht die Sprache auch hier einen günstigen Eindruck.

Das letzte endlich der Stücke: „Harald und Sigrith", ward vom Verfasser bereits 1825 geschrieben. Dies Trauerspiel ruhte lange im Pulte, bis es 1857 infolge der Preisausschreibung nach München wanderte. Der Verfasser verzichtete von vornherein auf Auszeichnung, er erlebte indeß die Freude, sein Stück in die engere Auswahl der 19 Tragödien gezogen zu sehen, aus der als preisgekrönt „Die Sabinerinnen" und „Die Witwe des Agis" hervorgingen. Es war dem Verfasser somit eine Anerkennung geworden, wie er sie nur wünschen konnte. Wie Kopp selbst bekennt, verdankte dies Stück die erste Anregung der Freude über sein Vaterglück. Er führt uns darum den König Olaf von Norwegen, einen Gewalthaber vor, der an der Liebe seines Sohnes Harald zur Sigrith, einem Mädchen niedern Herkommens, seine ganze Herrschaft scheitern sieht. „Die angemaßte Gewalt rächt sich über kurz oder lang an dem Urheber; die Hebel, deren sich das Schicksal, oder besser gesprochen, die Vorsehung zum Sturze des Frevlers bedient", meint der Verfasser, „sind: einerseits die Gattenliebe und die Kindesliebe, deren die

eine beim Manne, beim Weibe die andere, jegliche bis zur Verzweiflungsthat überwiegt; andererseits der Widerstreit zwischen Christenthum und Heidenthum." Das Stück liest sich ganz erträglich.

20. Hermann der Cherusker. Dramatisches Gedicht in zwei Theilen. Von Hans Köster. Berlin, G. Reimer. 1861. 8. 1 Thlr.

Zu den Neulingen der Literatur zählt Hans Köster nicht. Schon seit einer Reihe von Jahren ist der Verfasser auf dem Gebiete der dramatischen Production thätig; auch sind einige Operntexte von ihm vorhanden. Soeben ist Köster nach diesem „Hermann" auch mit einer größern Erzählung aufgetreten, die zu besprechen jetzt nicht unsers Amts ist. Aber trotzdem darf man nicht eigentlich sagen, er gehört sepeciell zu unsern Dichtern, noch allgemeiner zu unsern Schriftstellern. Bisjetzt wenigstens nicht. Ihn haben weder die innere geistige Kraft noch die vollständige Hingabe an die Literatur zum Schaffen angeregt, sondern wol mehr die ruhige Lebensweise und, wie sich das in der Welt oft macht, gesellschaftliche Verbindungen. Sein „Großer Kurfürst" gelangte früher denn auch eigentlich unverdienterweise, man erzählte sich damals nur durch ein Misverständniß, auf die königliche Bühne. Köster besitzt Gelegenheit und Mittel in Fülle, viel zu hören und zu sehen. Greift er zu einem sehr bekannten Stoffe, so kann er zuvor nach allen Richtungen hin wägen und prüfen, prüfen und wägen. Er braucht sich nicht etwa gar der Tantième wegen mit einem neuen Werke zu übereilen. Gelingt es heute nicht mit der Production, nun vielleicht kommt nach ein paar Monaten ein besserer Gedanke. Unter all diesen Auspicien that Köster wohl daran, einen so durchaus gangbaren Stoff wie den „Hermann" zu wählen. Er konnte hier mit geringem Aufgebot der Kräfte gut machen, was ein anderer in Uebereilung vielleicht schlecht gemacht hätte. Sein „Hermann" zerfällt in zwei Theile. Der erste, ein fünfactiges Schauspiel, heißt „Hermann der Befreier", der andere, ein ebenso langes Trauerspiel, „Hermann's Tod". Im Werthe dünken uns die beiden Theile sehr ungleich. Der ganze Gehalt der Stücke ist so voneinander verschieden, wie der Muth eines am Morgen fröhlich in die Welt hineingehenden von dem eines am Abend müde zurückkehrenden Menschen. Von dem zweiten Theile erwarten wir nur eine geringe theatralische Wirkung, während sich der erste mit Anstand und Ehren behaupten möchte. Dem Verfasser ist über die Länge der Arbeit offenbar selbst der Muth ausgegangen. Er sucht sich zwar selbst dem Schlusse zu durch melodramatische Lückenbüßer, durch Einführung eines Sängers u. s. w. anzuspornen, uns erscheinen diese Lückenbüßer indeß vollständig wirkungslos. Mehr aber als dies wiegt die gleichfalls abmattende Natur des Helden. Im ersten Theile tritt uns Hermann als kraftvoller, die Verhältnisse kühn beherrschender Mann entgegen, im zweiten zeigt er sich uns fast nur von der bösen Laune seines eigenen Glücks angefressen. Der erste Theil spielt in den Jahren 8 und 9 n. Chr. Er behandelt die Niederlage des Varus und selbstverständlich die dieser vorausgehenden Vorbereitungen zur Erhebung der Germanen. Hermann ist hier ebenso fein als umsichtig und die Verhältnisse beherrschend geschildert. Aber nicht blos in ihm, auch in den andern Führern und Häuptern der Germanen hat der Verfasser die verschiedenen Charakterzüge der Biederkeit, des offenen Vertrauens, sowie entgegengesetzt der Tücke und des ränkesüchtigen Hinterhalts richtig vertheilt. Das Stück läuft glatt ab; überall zeigt sich uns noch der frische Muth des Verfassers. In der gebildeten Diction, in der gewandten Handhabung der Verse steht der zweite Theil dem ersten keineswegs nach. Aber ist es schon der Mangel alles wirklich erhebenden Abschlusses, so drückt der durchgehends graue Ton des ganzen zweiten Theils jeden Aufschwung der Stimmung gewaltsam nieder. Dieser zweite Theil umfaßt die Jahre 17—21 und beschäftigt sich mit dem Einfalle des Germanicus und der Widerspenstigkeit des Marbod. Diese Widerspenstigkeit wird zwar gebrochen und Hermann findet den Ehrentod des Siegers. Wenn es am Schlusse indeß heißt:

> Alle. Vereinsamt klagen wir um deine Bahre
> Und aus der Brust ringt sich der Schrei —
> Sänger. Wer wird dein Erbe sein? —

dann quillt es uns nicht froh vom Herzen zur Lippe; dann verhüllen auch wir gleich „allen" das Haupt und schreiten stumm und gepreßt nach Hause.

Haben wir am „Hermann" den wenig erhebenden Abschluß angestrichen, so schließen wir aus gleichem Rechte den Dramen deutscher Geschichte eins der englischen an, und zwar darum, weil in ihm auch das Grau in grau und in noch viel stärkerm Grade vorwaltet.

21. Der Usurpator. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von A. E. Brachvogel. Leipzig, Costenoble. 1860. 16. 27 Ngr.

Man kennt Brachvogel's Weltanschauung hinlänglich aus „Narciß", „Friedemann Bach", „Benoni", „Monderaus". Bei allen wahrhaft ergreifenden Einzelheiten, allen packenden Situationen, allen blendenden Aperçus wird er mit seinen halb pessimistischen, halb weinerlich nach oben und unten kokettirenden Anschauungen, da, wo es der Geschichte gerecht zu werden gilt, auf den heftigsten Widerspruch stoßen. Schade um ein herrliches Talent, wie es Brachvogel zweifellos besitzt. Schade insofern, als dies Talent, vielleicht durch jahrelanges vergebliches Ringen bis zum Ueberdruß mit des Lebens Bitterkeit genährt, die Bitterkeit der weltschmerzlichen Anschauung in alle Stoffe hineinträgt, die das einfache bürgerliche Leben überragen. Als Brachvogel ganz vor kurzem im Drama wieder zu einem rein bürgerlichen Stoffe zurückgriff (wir haben hier diesen „Trödler", so heißt das Stück, nicht zu besprechen), da frohlockte man von gewisser Seite, Brachvogel sei wieder zu der niedern Sphäre hinabgestiegen, von der er gekommen. Dieses Frohlocken kann Brachvogel durch fernere Werke Lügen strafen. Sein Talent, seine wirkliche Hingabe an den Stoff, seine selbständige Gesinnung kann sich bisjetzt im einfachen bürgerlichen Drama weit besser bewähren als auf dem Kothurn der historischen Tragödie. In der Sphäre der historischen Tragödie geht es ihm gar zu leicht, wie es ihm nach eigenem Geständniß bei dem „Usurpator" gegangen, er gibt ein Bild „Grau in grau". Warum denn Cromwell den „Usurpator" nennen! Schon in diesem Titel offenbart sich Brachvogel's stete Sucht, in poetischer Arbeit anstatt des Anwalts der Geschichte den Richter der Geschichte spielen zu wollen. Zuvor, ehe der „Usurpator" gedruckt erschien, ging er in verkürzter Gestalt über die berliner Hofbühne. Tieferer Erfolg hatte nicht statt, das „Grau in grau" ließ eben eine warme Stimmung nicht aufkommen. „Ob auch manche Federn", sagt dagegen der Verfasser, „wie gewöhnlich es nicht an Gift und Galle fehlen ließen, habe ich doch große Ursache, mit dem Urtheil des wohlmeinenden Publikums höchst zufrieden zu sein." In der vorliegenden Gestalt hält Brachvogel selbst den „Usurpator" für ungeeignet für die Bühne. „Oliver Cromwell", bemerkt er außerdem, „ist eine so gigantische, räthselhafte Natur, daß es als großes Wagniß erscheinen muß, ihn in seiner ganzen Tiefe schildern zu wollen. Wenn ich dem Reize dazu dennoch Folge leistete, geschah es, weil Cromwell, trotz der vielen dramatischen Dichtungen, welche ihn zum Inhalt haben, sowol in wie außerhalb Deutschlands stets nur als gemeiner Heuchler, Verbrecher und Schurke oder als gewöhnlicher Familienpapa gezeichnet worden. Er ist weder ein so vollständiger Heuchler und vollendeter Bösewicht, noch etwa ein Vater im bürgerlichen Sinne des Worts gewesen, und da so viele Anschauungen dieses Charakters in dramatischer Verkörperung bereits veröffentlicht wurden, glaubte ich, nicht eitel zu erscheinen, wenn ich auch mein Gemälde dieser Sammlung anreihe, ohne mir einzubilden, ich habe den Stein der Weisen gefunden. Daß ich bemüht war, dem räthselhaften Wesen dieses Mannes wenigstens mit einigem Glück näher zu rücken, hat mir die Kritik meist zugegeben." Brach-

vogel versuchte demgemäß den Faden der Handlung von 12 Jahren (von 1647—58) abzuspinnen. An dieser Länge der Handlung mag auch der Fehler liegen, daß diese keine lebhafte Farbe annehmen will. Den Fleiß des Verfassers merkt man überall hindurch; in der Charakteristik der Personen zeigt sich Brachvogel meist glücklich, nur die Lucy Percy (eine höchst undankbare Rolle) stößt entschieden ab. An die Historie hielt sich der Verfasser soweit als möglich. Enthalten konnte er sich aber doch nicht, einen dramatischen Coup eigener Erfindung allergewöhnlichster Art hineinzuwerfen, das ist ein auf die Bühne geschleppter Sattel mit einem darin versteckten verrätherischen Briefe König Karl's. Können wir dem Stücke auch nicht in Summa großes Lob bieten, uns überhaupt für den Helden Cromwell sehr wenig erwärmen, so heben wir doch um so bestimmter die charakteristische, ungekünstelte, knappe, gute, ungebundene Sprache des Stücks hervor.

22. Maria Stuart, oder die Reformation in Schottland. Drama in fünf Acten. Von Julius Bamme. Halle, Anton. 1860. 8. 1 Thlr.

Fast zu gleicher Zeit richteten zwei Dichter ihre Augen auf Maria Stuart in Schottland. In Karlsruhe gelangte eine solche, wie man sagte, mit vielem Beifalle zur Aufführung. Da sie von einem Klosterbruder herrühren soll, so wird sie die Conflicte, denen Maria Stuart in Schottland erlag, wahrscheinlich vom katholischen Standpunkte aus beleuchten. Daneben könnte sich die Bamme'sche „Maria Stuart, oder die Reformation in Schottland" ganz gut behaupten. Denn Bamme's Standpunkt ist die Vertheidigung der Reformation in Schottland. Leider etwas zu einseitig. Einen Einblick in das Getreibe der Zeit gewinnen wir zwar, wir vermissen aber die rechte Unparteilichkeit des Verfassers. Was das Dankbare des Stoffs betrifft, so gehört die Maria Stuart in Schottland entschieden zu den dankbarsten. Wenn jetzt gleich zwei Dichter nach dem Stoffe greifen, so mag die Rücksicht auf Schiller's „Maria Stuart" mit vorgewaltet haben. Man hat Schiller namentlich auch seiner „Maria Stuart" wegen eine gewisse Parteinahme für die katholische Kirche vorgehalten. Und ganz mit Recht. Es liegt im Wesen des Schiller'schen Idealismus — das werden diejenigen freilich, die in Schiller einen Anhänger des Nationalvereins und wer weiß was sonst noch herausgewittert haben, mit Händen und Füßen verneinen —, mit einem Fuße zum Sprunge ins katholische Lager bereit zu sein. Wir würden aber dessenungeachtet jeden Dichter tadeln, der, um die etwaigen katholischen Elemente in Schiller's „Maria Stuart" zu paralysiren, Maria Stuart in Schottland mit allen ihren Anhängern blos schwarz anstriche. Ganz so weit ging Bamme nicht. Auf wessen Seite er sich indessen stellte, das ist klar wie die Sonne. Es ist auch gut und löblich, das Heil Schottlands in die Hände der reformirten Partei und der Anhänger des Knox zu legen. Nur hätte er dieser Partei dann noch Größeres nachreden sollen, damit sie den Sieg auch wirklich verdiente. An Gewaltstreichen ist im Stücke kein Mangel. Schon im ersten Act wird ein Liebhaber der Maria ins Jenseits befördert. Später folgt der schwächliche Gemahl Heinrich Darnley gleichfalls ins Jenseits. Kaum möchte sich die Charakterzeichnung des Verfassers auf der Bühne bewähren. Uns dünkt sie viel zu sehr nach der Schablone gemacht. Auch des blos Rhetorischen im Stück ist entschieden zu viel; weniger Worte und mehr Handlung, das rathen wir an. Einen strebsamen und gebildeten Geist erkennen wir dem Verfasser gern zu.

23. Struensee. Trauerspiel in fünf Acten. Von Karl Morell. Sanct-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1860. 8. 24 Ngr.

Morell's „Struensee" wird sich's schon gefallen lassen müssen, daß wir ihn den beiden Dramen der englischen Geschichte anhängen. Michel Beer, Laube, Morell — das Kleeblatt wäre nun voll. Daß aber mit diesem Morell'schen „Struensee" ein Werk gewonnen sei, das die Concurrenz der beiden andern besiegte, wagen wir zu bezweifeln. Der dramatische Anfänger guckt Morell noch zu sehr aus allen Versen heraus. Hätte er etwas Gutes thun wollen, so hätte er sein Trauerspiel ganz und gar in Prosa geschrieben. Hinsichtlich der scenischen Breite und der Personenzahl steht es mitten inne zwischen Beer und Laube. Eine neue Seite hat Morell an Struensee nicht auffinden können. Dafür hat er aber seine Stärke in Volksscenen gesucht, Volksscenen, denen er nach der Weise von Anfängern ein viel zu weites Feld einräumte. Mit der Zeichnung der Königin Karoline Mathilde darf man sich im ganzen einverstanden erklären: sie ist als das unschuldige und doch nicht ganz unschuldige Weib gehalten. Die Bösen im Stück dagegen zeichnete der Verfasser, just auch nach Anfänger-Manier, viel zu schematisch. Guldberg kommt dabei nicht einmal am schlechtesten fort; am unausstehlichsten dünkt uns der junge Prinz Friedrich, der Sohn der Juliane. Das Benehmen des russischen Gesandten ist auch keineswegs hofmäßig, man muß doch, und gilt es auch einem russischen Diplomaten des vorigen Jahrhunderts, diesen Diplomaten mit Anstand und Gemessenheit und nicht wie einen Dragoner oder Haudegen sprechen lassen. Der Schluß streift etwas stark an Egmont. Der junge Bernstorff erscheint dem Struensee, wie dem Egmont Alba's Sohn. Darin liegt nicht gerade ein Vorwurf, aber der Verfasser hätte diesen Schluß nicht zu sehr dehnen sollen. Ganz fortfallen müssen aber Struensee's Worte an den Generalfiscal:

> Ich bin bereit vor Gott zu treten,
> Verlange nicht nach euern orthodoxen
> Vermittlerseelen, die mit Gottes Gnade
> Noch in der letzten Stunde Schacher treiben;
> Was ich gethan, das werd' ich nie bereuen.

Es gehört auch zu den Unarten der Anfänger, das Gewissen des Helden am Schlusse durch Kraftworte, die Schimpfereien gleichkommen und eine ganze Klasse von Menschen rücksichtslos verleumden, zu beruhigen.

Nach diesem allem spielen wir dem Schlusse zu noch zwei kleine Trümpfe aus. Große nennen wir sie nicht; aber kleine sind sie um so gewisser. Zwei Dramen sind's, die beide in die französische Geschichte hineingreifen.

24. Duplessis-Mornay. Eine Tragödie in fünf Acten. Von Gottfried Flammberg. Frankfurt a. M., Brönner. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Nicht viele Urtheile lasen wir bisjetzt über diese Tragödie, die aber, die wir lasen, sprachen sich sehr anerkennend aus. Wir schließen uns diesen anerkennenden vollständig an. Flammberg that mit „Duplessis-Mornay" einen besonders günstigen Wurf. So großartig und gedehnt die Anlage des Stücks, so concentrirt sich doch die Handlung ziemlich scharf um die Hauptpersonen; nirgends verlieren wir den Faden der Handlung, nirgends werden wir auch zu lange hin durch Beiwerk und Episoden von dem Kern der Handlung abgelenkt. Es galt ein Bild von dem Leben Heinrich's von Navarra (nachher Heinrich IV.) von der Bluthochzeit bis zu seiner Thronbesteigung oder bis zum Momente seines Uebertritts zur katholischen Kirche zu entwerfen. Wir behaupten nicht, der Verfasser sei bei der Anlage dieses Bildes, auch nicht bei der Gruppirung der Handlung immer dramatisch streng verfahren. Seine ganze Art und Weise darzustellen hat einen epischen Zug. Aber wenn wir bei „Duplessis-Mornay" an die Weite und Breite, an den Scenenwechsel des „Götz von Berlichingen" erinnert werden, so geschieht es nicht zum Nachtheile des erstern. Das Stück heißt nicht „Heinrich von Navarra" oder „Heinrich IV.", es heißt „Duplessis-Mornay". Mit gutem Recht. Obgleich sich die Handlung um Heinrich von Navarra gruppirt, so ist doch die eigentlich dramatisch treibende Kraft jener der reformirten Kirche angehörige Duplessis-Mornay. Er ist gleichsam der gute Geist, das

Gewissen dieses jungen Heinrich von Navarra. Mit einer Liebe und Sorgfalt zeichnete der Verfasser diese beiden Hauptfiguren des Stücks, die allein schon der vollsten Anerkennung werth ist. Aber dem Verfasser ist weit mehr gelungen. Er wußte (die weite Anlage der Tragödie war ihm hierbei freilich günstig) auch sehr viele der andern Personen, so Heinrich III., die Häupter der Ligue, Personen, die in anderer Hand zur Staffage heruntergesunken wären, charaktervoll zu schildern. Gelungen nennen wir auch die Art, wie er das Anstößige im Wandel des Heinrich von Navarra, die Lüsternheit ohne lüsterne Ausmalung bot. Auch in der Massenentwickelung weiß er sich stellenweise sehr gut zu behaupten. Ja, die achte Scene des dritten Acts vor dem Louvre in Paris mit den Volksmassen, den predigenden Mönchen, dem fanatischen Jakob Clement (dem Mörder Heinrich's III.), den Processionen u. s. w. ist ein Meisterstück. Am allerfesselndsten indeß dünkt uns des Verfassers ruhiger, klarer Blick, seine wahrhaft männliche Gesinnung, mit der er des Stoffes Herr wird; da ist nichts von Phrasengeklapper, kein Schellengeläute tendenziöser Schönseligkeit, aber eine wirkliche Objectivität, die das Gute wie Böse, das Erhabene wie Lächerliche, das Große wie das Unbedeutende in seiner Nothwendigkeit den menschlichen Verhältnissen gegenüber erfaßt. Ob das Stück gerade Tragödie heißen darf, wollen wir nicht streng untersuchen. Wir meinen „nein". Duplessis, der Reformirte um jeden Preis, fällt bei Heinrich's IV. kirchlichem Uebertritte in Ungnade. Duplessis darf sich aber am Schlusse der Gnade eben dieses Heinrich wieder versichert halten. Der Held geht nicht unter, höchstens unterliegt eine Idee, die Idee nämlich, daß das Lebensglück Heinrich's IV. und das Wohl Frankreichs von der Erhebung der reformirten Kirche zur Staatskirche abgehangen hätte. Diese Idee besitzt aber nur bedingten Werth. Kein Mensch kann sagen, was geworden wäre, hätte sich an Stelle jenes Uebertritts Heinrich's IV. zur katholischen Kirche die reformirte Kirche den Sieg verschafft. Deshalb finden wir in dem Unterliegen jener Idee ein tragisches Element nicht. Zu beklagen bleibt bei diesem Stück, daß es nicht aufführbar ist. Wir deuteten das oben schon mit dem Hinweis auf „Götz" an. Höre man und staune: das Stück bietet nicht weniger als 31 verschiedene Scenen, der dritte Act allein verlangt sieben Verwandlungen. Das ist des Guten zu viel und nach unserer Ansicht vom Werthe und der Bedeutung des Dramas ein entschiedener Mangel. Wir rechnen deshalb dem

25. Robespierre. Trauerspiel in fünf Acten. Von dem Verfasser des dramatischen Gedichts „Himmel und Erde". Kassel, Bohné. 1859. 16. 20 Ngr.

die Möglichkeit der Aufführung zum Vorzug an. Die Robespierre'sche Zeit steht der Zeit eines Heinrich IV. an Weite und Breite des Material doch gewiß in nichts nach. Also wenn es sich hier einigermaßen mit der Bühnenmäßigkeit machen läßt, warum nicht dort? An Größe und Tiefe der historischen Auffassung steht der Verfasser des „Robespierre" Flammberg wol etwas nach. Aber wir sprechen deshalb von diesem „Robespierre" noch nicht schlecht. Vor nicht langer Zeit erwarb sich ein „Robespierre" von Ising auf der braunschweiger Bühne viel Beifall. Ob der vorliegende „Robespierre" mit dem Ising'schen etwa verwandt ist, wir wissen es nicht. Daß aber der vorliegende auf der Bühne nicht ohne Beifall, vielleicht nicht ohne viel Beifall bliebe, das glauben wir annehmen zu dürfen. Denn das Stück zeigt eine gute Anlage und fesselnde Situationen, wenn auch wol hier und da das Streben nach zu starkem Effect. In Prosa geschrieben, gewährt es uns ein klares Bild von dem Treiben und Gegentreiben der Revolutionsmänner. Die Diction ist meist knapp und kurz, wenn auch nicht gerade tief, doch zuweilen dialektisch zugespitzt. Man merkt es der Art des Verfassers an, daß er weiß, worauf es im Drama ankommt und wie die Gegensätze im Dialog im dialektischen Hin und Wieder abgerieben und erschöpft werden müssen. Kurz und gut, der Verfasser hat guten Fonds in sich. Nur wo seine Diction einen oratorischen Schwung nehmen sollte, da bleibt sie stellenweise matt und dürftig. Als ganz verständiger Techniker exponirt er die Handlung klar und durchschaulich, die große Spannung verspart er sich für die letzten Acte. Eine Liebesidylle findet nur zwischen Helene de Fontenay und Tallien statt. Die Handlung umfaßt einige Monate vor Robespierre's Sturz und endet mit diesem. Von Revolutionsgrößen spielen außer Robespierre dessen Bruder Joseph, Danton, Tallien, Saint-Just, Lebas, Couthon, Henriot, Barras, Vadier, auch Camille Desmoulins, Hérault de Sechelles, Philipeaux mit. Die im Stücke nothwendigen Greuel spielen wenigstens keine zu übermäßige Rolle. Den Danton behandelte der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe. Vielleicht mit um deswillen gelang die große Scene des dritten Acts zwischen Robespierre und Danton so gut; sie ist mit vielem Geschick und eindrucksvoll geschrieben. Das verhältnißmäßig Größte bietet indeß erst der vierte Act. Gut inscenirt und lebendig dargestellt muß die Scene im Convent eine gewaltige Wirkung hinterlassen. Hier aber wünschten wir ab und zu in den Reden der Mitglieder einen größern oratorischen Schwung. Hier gilt als nächster Zweck, die Masse durch die Gewalt der Rede zu entzünden und fortzureißen. Hier ist, sowenig er auch sonst im Drama erforderlich, ja stellenweise erlaubt, ein etwas langathmiger Schwung der Perioden und Sätze fast unbedingt nothwendig. Ein eigenthümliches Experiment — wir dürfen wol sagen ein Experiment — versuchte der Verfasser am Schlusse des Stücks. Der in sich zusammengefallene Robespierre ist gewiß kein sehr erfreulicher Anblick. Also läßt er den Robespierre sich menschlich wieder erheben, gleichsam ein Bekenntniß seiner Sünden ablegen und ihn durch seinen Bruder Joseph Robespierre absolviren. Und zwar folgendermaßen:

„Robespierre. Könnte ich durch zehnfachen Tod die Todten wecken. (Tumult hinter der Scene.) — Joseph. Wie dich dieses Wort verschönt! Sie mögen kommen. Dein besserer Theil ist schon voraus, dahin, wo man anders wägt als auf der Erde. Mit wunderbarer Klarheit ist mein Blick begnadet. Ich sehe, wie die That der Buße schwer in des Himmels Wage fällt, ich sehe die Opfer deines Wahns vor dem Richter stehen und ihr Lächeln sagt mir, daß die Rache nicht in jenen Räumen haust. Hoffe! Ich hebe meine Hand —, ein Engel nickt mir zu. Gesegnet sei auf deinem Gange! (Robespierre ist auf die Knie gesunken und empfängt den Segen. Das Thor wird gesprengt. Man sieht im Hintergrunde eine erleuchtete Kirche; in dem mittlern Fenster derselben zeichnet sich ein Kreuz ab. Barras, Tallien, Bourdon, Vadier und Amar stürmen auf die Bühne u. s. w.)"

Während das Volk „Nieder mit Robespierre" schreit und Orgelklänge ertönen, erhebt sich Robespierre; abgehend spricht er: „Zur Sühne denn!" Originell und kühn ist dieser Schluß. Wie er von der Bühne herab wirken kann, das wagen wir nicht für alle Fälle zu entscheiden. **Emil Müller-Samswegen.**

Zur Geschichte der komischen Literatur.

Von unserm Grundsatz, lieferungsweise erscheinende Werke erst nach ihrer Vollendung in d. Bl. zu besprechen, haben wir immer nur höchst selten und nur in Berücksichtigung besonderer Umstände eine Ausnahme gemacht. Für heute machen wir eine Ausnahme mit der ersten Lieferung von Friedrich W. Ebeling's „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts" (Leipzig, Purfürst, 1862), einmal weil diese Lieferung, außer der Einleitung, ein ziemlich abgeschlossenes Ganzes bildet und sich fast nur mit dem Satiriker Liscow beschäftigt, sodann weil in diesem Werke ein Thema abgehandelt wird, für das wir, wie unsere Leser wissen, uns von jeher speciell interessirten. Unsere in so großer Zahl vorhandenen Literaturgeschichten sind, wie wir wiederholt hervorhoben, sammt und sonders dadurch mangelhaft, daß sie die komische und humoristische Literatur entweder ganz beiseite liegen lassen oder nur äußerst flüchtig und ungenügend bei diesem oder jenem vielgenannten Autor erwähnen. Sie geben somit

von der Entwickelung der deutschen Literatur ein bald unvollständiges, bald falsches Bild, und die Hälfte der gesammten Literatur ist für sie so gut wie todt und nicht vorhanden. Ihnen nach erscheint es fast, als ob das deutsche Volk überhaupt gar keine Anlage für die Komik habe, obschon doch allein die Untersuchungen, welche W. Wachsmuth über den deutschen Volkshumor angestellt hat, sie eines Bessern belehren könnten. Nun sind zwar umfangreiche Schöpfungen auf diesem Gebiete, welche den Anspruch darauf machen könnten, wirkliche Kunstwerke zu sein, allerdings sehr selten in Deutschland; aber wirkliche, in sich abgerundete, durchweg classische Werke sind nicht nur bei den Deutschen, sondern bei den modernen Völkern überhaupt auch auf andern Gebieten des poetischen Schaffens nicht gerade häufig, namentlich was die Gattung des modernen Romans, also eine Gattung betrifft, der, außer dem Lustspiel, in neuern Zeiten das komische Schaffen vorzugsweise angehört.

Dennoch sind manche komische Hervorbringungen der Deutschen in ihrer Art typisch geworden und werden als solche von aller Welt anerkannt, so der „Reineke Fuchs", die „Abenteuer des Barons von Münchhausen", selbst von Varnhagen ein „Meisterstück deutscher Satire" genannt und wie „Reineke Fuchs" vielfach nachgeahmt oder fortgesetzt, die Kleinstädtereien (darunter Wieland's „Abderiten" und Kotzebue's Lustspiel „Die Kleinstädter"), Kortum's „Jobsiade", die eben erst die zehnte Auflage erlebte u. s. w. Auch was auf diesem Gebiete, von den ältern Fischart, Andreas Gryphius („Die geliebte Dornrose") und dem durchaus originellen Abraham a Sancta Clara gar nicht zu sprechen, im einzelnen von Rabener, Matthias Claudius, Lichtenberg, Hippel, Jean Paul, Goethe, Schiller (in „Wallenstein's Lager"), Knigge, Tieck, K. H. Ritter von Lang, Herloßsohn, Kopisch, Immermann, Heine, E. T. A. Hoffmann, selbst Saphir und Castelli geleistet worden, ist keineswegs gering zu schätzen; manches darunter kann sogar in seiner Art für höchst originell gelten. Noch lebende Humoristen haben wir absichtlich hier gar nicht einmal genannt. Selbst die wiener und berliner und ehemaligen frankfurter Possen, obschon sie zum Theil die Bühnenfabrikation auf der tiefsten Stufe der Erniedrigung darstellen, enthalten doch oft Situationen von so echt komischem und selbst übermüthigem Gepräge, daß man daraus wie aus der lustigen und drastischen Art, womit manche unserer Schauspieler und Schauspielerinnen dergleichen darzustellen wissen, wenigstens so viel erkennt, daß es nicht an dem Mangel ursprünglicher Begabung liegt, wenn die komische Literatur es bei uns nur selten zu hervorragenden, auf Dauer Anspruch habenden Leistungen bringt. Indeß muß den Talenten fürs Komische die Lust am Schaffen und namentlich alles höhere literarische Streben wol vergehen, wenn sie voraus wissen, daß die Kritik sie mishandeln oder doch, wie die gesammte Literaturgeschichtschreibung, sie ignoriren wird. Gibt es doch heutzutage gravitätische oder sauertöpfische Leute genug, die es ihrer Würde für gemäß halten, selbst das Komische feinerer und höherer Gattung mit Verachtung zu strafen. Dagegen ließ der idealistische Schiller für gewisse Fälle sogar das Niedrig-Komische gelten. In seinem Aufsatz „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" (vom Jahre 1802) sagt er z. B.: „Es gibt Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunst gestattet werden kann, da nämlich, wo es Lachen erregen soll", und: „Sobald es der Dichter blos auf ein Lachstück anlegt und weiter nichts will als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen." Fand Schiller im Jahre 1787 doch sogar Blumauer's „Ode an den Nachtstuhl" (die bei einem dresdener Finanzrath über Tische vorgelesen wurde, was wol jetzt nicht leicht mehr vorkommen könnte) ganz „charmant", und er spricht in einem Briefe an Körner sein Bedauern aus, daß er sie nicht abgeschrieben habe, „um sie euch zu dem nämlichen Gebrauche zu schicken".

Schon seit Jahren von der Nothwendigkeit überzeugt, daß eine Geschichte der komischen Literatur geschrieben werden müsse, um eine höchst empfindliche Lücke in den vorhandenen Literaturgeschichten zu suppplementiren, trug ich mich selbst mit der Idee, dieser Aufgabe früher oder später meine Kräfte zu widmen. Ebeling ist mir zuvorgekommen, ohne Zweifel dazu angeregt durch die Studien, die er zum Zwecke seiner in Nr. 16 d. Bl. zur Sprache gekommenen Supplemente zu Flögel's „Geschichte des Grotesk-Komischen" zu machen hatte. Ich begrüße sein Unternehmen mit Freuden und ohne Neid. Es ist mir gleich, ob das, was ich für nothwendig erachtete, von mir oder einem andern ausgeführt wird, wenn es überhaupt nur gut ausgeführt wird. Die in dieser ersten Lieferung enthaltene Monographie über Liscow beweist, daß Ebeling nicht auf die Worte anderer schwört, daß sein Urtheil auf eigenen Füßen steht und daß er, was er beurtheilt, auch wirklich und zwar erster Hand und auf frischer Fährte gelesen hat, während wir von den Verfassern mancher berühmten Literaturgeschichte die Vermuthung haben, daß sie nicht immer an der Quelle schöpften, sondern sehr häufig aus fragmentarischer halbvergessener Lectüre, aus Excerpten von der Hand eines Famulus und aus den Urtheilen und Berichten anderer ihr Gutachten, wenn auch mit vielem Geist und Scharfsinn combinirten. Was Ebeling's Ansichten über die ästhetische und namentlich die culturhistorische Bedeutung der komischen Literatur betrifft, so sind dieselben den unserigen vollkommen entsprechend; auch bedient er sich zum Theil unserer eigenen Worte, indem er die von uns verfaßte literarhistorische Einleitung zu Wengler's „Hausschatz der deutschen Humoristik" mehrfach citirt. Nächstdem führt er auch die treffenden Worte von Robert Prutz an, daß die Komik nicht so am Wege liege, sondern daß wir vielmehr jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie sei, als die letzte reifste Frucht der ganzen Bildung, als die äußerste und höchste Entwickelung des menschlichen Geistes zu erkennen haben u. s. w.

Ebeling's Einleitung dürfte übrigens geeignet sein, in literarischen Kreisen einiges Aufsehen zu erregen. Er greift mit großer Energie mehrere literarhistorische Autoritäten an; seine Feder wird dabei zum Stilet und seine Tinte zu beizender Höllensteinsäure. Er schreibt: „Gervinus versucht bekannterweise von solchem Gesichtspunkte (dem des socialen und nationalen Lebens) aus und auf solcher Grundlage, indeß in stolzer Verachtung der modernen Philosophie und der modernen Aesthetik, welche außerhalb seines Verständnisses liegen, die gesammte deutsche Dichtung zu schildern. Allein der nüchtern gelehrte Kornwurm, der in ihm rumort, zerfraß die aufgespeicherten Vorräthe zu einem ungeheuern Wust von kritischen Spelzen, Spreu und Hülsen, wofür jeder unsere Nationalliteratur halten muß, der sie nur aus Gervinus' fünf dicken Bänden kennt. Einzelne gehaltvollere und lehrreiche, ja prachtvolle Studien, wie z. B. die über Lessing, verändern den Charakter des Werks nicht, das ein riesiges Denkmal von Zopfperrüke des hochmüthigen Professorthums bleibt, in welche, wie in die jenes Dorfschulmeisters dessen Hauskatze, Julian Schmidt seine Jungen warf, eine ganze Gervinus-Perrüke voll Junge, nämlich die famose Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode. Wie Gervinus die Caricatur von Schlosser ist, so Julian Schmidt die Caricatur von Gervinus, den er, von seiten der aufgeblasenen Verachtung und des schulmeisterlichen Ingrimms gegen die Hervorbringungen der «Epigonen», übertreibend fortsetzte." Man sollte hiernach freilich meinen, daß ein dritter Literaturgeschichtschreiber, der sich in seinem Werk gerade dieser unglücklichen Epigonen annahm und darin sogar das der Literatur durch die Repräsentanten des echt modernen Geistes zu Theil gewordene Avancement nachzuweisen suchte, bei Ebeling glimpflicher wegkommen würde; aber auch diesen läßt der Verfasser nicht gelten, ja er behandelt Gottschall womöglich noch übler. Wir wurden hierbei unwillkürlich an die bekannte Fabel erinnert, in der erzählt wird, wie ein größerer Raubvogel immer den kleinern verspeist.

Daß die erste Lieferung sich fast ausschließlich mit dem Satiriker Liscow beschäftigt, haben wir schon erwähnt. Aeltere Autoren haben Liscow bekanntlich sehr hoch gestellt; Flögel nannte

ihn zu einer Zeit, wo man solche Vergleiche liebte, rundweg den deutschen Swift, und Jördens u. a. haben diesen Vergleich adoptirt. Unter den Neuern hat ihm namentlich Gervinus zu viel Ehre angethan und in ihm einen Vorläufer von Lessing erblicken wollen. Ebeling führt nun den Gegenbeweis, und wie wir denken, scharf, gründlich und überzeugend. Gervinus meint, Liscow sei ein Opfer des für Witz und Satire damals noch unempfänglichen Volks- und Zeitgeistes geworden und rühmt ihm in seiner Verhaftungs- und Absetzungsgeschichte Muth und Männlichkeit nach. Aber Ebeling weist nach, daß sich Liscow gerade bei dieser Gelegenheit „unmännlich, erbärmlich feige und gesinnungslos benahm", und er belegt seine Behauptung mit einem von Liscow an Brühl 1750 gerichteten, im holperigsten Französisch geschriebenen Briefe, in welchem es unter anderm heißt: „Mein Gewissen verpflichtet mich, zu bekennen, daß ich einige male mich erdreistet habe über Sie rücksichtslos und unschicklich zu sprechen, nicht allein in Betracht der Achtung, die ich Ihnen überhaupt schuldig bin, und der unendlichen Verbindlichkeiten, welche ich gegen Sie habe, sondern auch ganz meinen innersten Gefühlen entgegen, welche ich für Sie hege. Dies bringt mich zur Verzweiflung, und ich vermag die Abscheu nicht zu bezeichnen, welche ich über ein so unbesonnenes Betragen fühle. Ich bitte E. E. dringend, sich mit diesem allgemeinen Bekenntniß zufrieden stellen zu wollen und mich zu dispensiren von einer Verantwortung vor der Commission über Einzelheiten, welche mich vor Reue und Scham umbringen würde. Ich halte meinen Proceß für beendigt und E. E. vollständig für berechtigt mich die strengste Strafe leiden zu lassen. Es ist ganz unmöglich, daß mich E. E. für schuldiger hielten, als ich mich selber halte. Ich bin jeder Verzeihung unwürdig."

Nun wahrlich, wer in so unmännlicher und unwürdiger Weise um Verzeihung und Gnade bettelt und in seinem Gnadengesuche gesteht, daß er „ganz seinen innersten Gefühlen entgegen" über eine Person rücksichtslos und unschicklich gesprochen, der zerstört von vornherein jedes Vertrauen auf die Wahrheit und Lauterkeit seines literarischen Wirkens. Und in der That handelt es sich in Liscow's Schriften durchaus um kein höheres literarisches, politisches oder allgemein menschliches Interesse. Mit Ausnahme von zwei oder drei unbedeutenden Stellen findet sich in seinen Schriften nichts, was ihn als einen politisch freisinnigen Mann auswiese, und bei der Veröffentlichung der Gesammtausgabe seiner Schriften (1739) erklärte er feierlich diejenigen Gottesgelehrten, „die am meisten wider den Misbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern", für die „besten und vernünftigsten", indem er hinzusetzt: „Wer andere Gedanken von mir hat, der irrt sich." Das ist, wie sich aus dem ganzen Zusammenhange ergibt, nicht ironisch gemeint, wenigstens nicht dem Publikum und den Behörden gegenüber; diese sollten an die Lauterkeit einer Erklärung glauben, welche vielleicht „ganz seinen innersten Gefühlen entgegen" war, die er aber für in seinem Interesse geboten hielt, um sich mit der Orthodoxie auf einen guten Fuß zu stellen.

Liscow gesteht selbst in der Vorrede zu der erwähnten Gesammtausgabe seiner Schriften: „Es soll mir gleichviel sein, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet, oder ob man noch bei meinem Leben aufhöret, dieselben zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber un buffet bien garni pendant cent ans de vie — que mille autels après ma mort. Ich bin versichert, daß man mich mit dieser Ehre verschonen wird. Durch meine Schriften habe ich sie zum wenigsten nicht verdient. Ich habe in selbigen die Blöße gewisser Leute aufgedecket, die so schon offenbar genug war. Das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht dafür aus. Ich weiß wol, daß ich keine Riesen erleget, sondern nur mit Zwergen gekämpfet habe; und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselben erhalten habe."

Seine Schriften sind wesentlich Pasquille, die er gegen ihm misliebige „böse Scribenten" richtete. Auch dies kann unter Umständen von Werth und Nutzen sein. Aber lassen wir uns von Liscow selbst sagen, was er unter „bösen Scribenten" versteht. Er bemerkt: „Böse Scribenten sind, nach meinem Begriffe, diejenigen, welche allerhand abgeschmackte Grillen und läppische Einfälle, die ihnen eigen sind, und deren Thorheit alle Leute, die nur ihre fünf Sinne haben, begreifen können, in einer albernen und scheußlichen Schreibart so verworren und undeutlich vortragen, daß man mit Händen greifen kann, daß sie nicht wohl unter dem Hute verwahret sind und daß sie selbst nicht wissen, was sie haben wollen."

Es sind also, wie Ebeling mit Recht hinzufügt, gerade die „unschädlichsten und bemitleidenswerthesten" Schriftsteller, die er an den Pranger stellte, „miserable Kerle", wie Ebeling sie an anderer Stelle nennt. Sehen wir uns diese „bösen Scribenten" etwas näher an. Da ist zuvörderst Heinrich Jakob Sievers aus Lübeck, damals noch Candidat des Predigtamts und Magister, nachher Doctor der Gottesgelahrtheit, dänischer Hofprediger u. s. w., also ein nicht ungelehrter Mann, aber als Schriftsteller für Mit- und Nachwelt vollkommen gleichgültig. Diesen gab er in einer Weise preis, daß Sievers, als er wieder einmal gegen seinen Verfolger von der Kanzel losdonnerte, in seiner Erregung sein Wasser fahren ließ und Beinkleider wie Kanzel stark befeuchtete, worauf dann Liscow ein plumpes Epigramm verfertigte. Seiner Wuth gegen Sievers scheint ein rein persönliches Motiv zum Grunde gelegen zu haben. Als nämlich Liscow im Hause des Domdechanten von Thienen als Hauslehrer fungirte, fiel es demselben eines Tags ein, seine Stiefsöhne von dem Cantor Sievers, dem Vater des Magisters, examiniren zu lassen, um sich von deren Fortschritten zu überzeugen. Diese Prüfung fiel schlecht aus, und Liscow erhielt Vorwürfe. Daher sein Zorn gegen Sievers, den Sohn. Weiter griff Liscow in der Schrift: „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. Oder L—c—s H—rm—n B—ckm—st—rs, Rev. Minist. Candidati, aufrichtige Anzeige der Ursachen" u. s. w., den Candidaten Lucas Hermann Backmeister an, einen armen, stillen, wie es scheint geistesbeschränkten Menschen, der, wie Liscow selbst gesteht, niemand ein Leid zugefügt habe, und zwar aus dem einfachen Grunde griff er ihn an, weil er, wie er offen gesteht, zu seinem Zwecke schlechterdings einen bestimmten Candidaten des Predigtamts gebraucht habe. Ein anderes Opfer seiner böswillig frivolen Satire war Johann Ernst Philippi, von dessen Schriften Liscow selbst bemerkt, daß sie im „höchsten Grad elend" seien: Liscow beabsichtigte aber mit seiner Polemik gegen Philippi nichts weiter, „als einigen guten Freunden eine Lust zu machen". Dabei wußte er sich durch irgendwelche List Abschriften von Schriften Philippi's, die noch nicht im Druck erschienen waren, und von halbverrückten Huldigungsgedichten an eine Dame zu verschaffen, die er ohne weiteres veröffentlichte. Nächst Manzel, Doctor und Professor der Jurisprudenz Rostock, war es dann noch ein gewisser Rodigast, ein obscurer Mensch, Winkeljurist in Dresden, den er sich zum Opfer seiner Satire erkieste. Rodigast, der schon als Kind an der Fallsucht gelitten, verfiel später dem Wahnsinn; aber obschon dieses Factum unserm Satiriker nicht unbekannt war, wagte er doch den entsetzlichen Hohn niederzuschreiben: „Wenn meine drei Freunde Sievers, Philippi und Rodigast sich selbst kennten, so wären sie längst in Verzweiflung gerathen und hätten sich vielleicht schon selbst Leid angethan."

Was also von Liscow übrig bleibt, ist ein nicht unbedeutendes Talent für die Satire, namentlich in der Form der Ironie, die er wol zuerst in Deutschland mit Geschick handhabte, und ein für die Zeit, in der er lebte, in der That merkwürdig reiner Stil. Aber wol nie, bemerkt Ebeling, habe ein Schriftsteller sein Talent mehr misbraucht als Liscow, und auch über seinen Verdiensten als Stilist sollte man nicht die so ruhmwürdigen Verdienste Gottsched's vergessen, „an dessen saurer, großartiger und erfolgreicher Arbeit im Schachte der Sprache sich Liscow eingestandenermaßen aufgenährt hat". Auch ist das Lob Wolfgang Menzel's, der Liscow geradezu einen „Meister der Ironie" nennt, sehr zu beschränken; die fortgesetzte persönliche Bosheit,

in der sich Liscow behagt, läßt ein eigentliches Wohlgefallen an dieser Ironie nicht aufkommen, und die Monotonie in den Formen seines Witzes wie die Weitschweifigkeit seiner Polemik, in der es sich fast stets nur um die nichtigsten und elendesten Persönlichkeiten handelt, ermüden und spannen ab. Indeß wirkte Liscow's Beispiel immerhin vortheilhaft auf die Reinigung der deutschen Prosa; auch hat er sich vielleicht dadurch einiges Verdienst um die Nation erworben, daß er die lächerliche deutsche Gelehrtenpedanterie nicht ohne Glück und Erfolg bekämpfte.

Diesem von so manchem Literaturhistoriker in conventioneller Weise stark überschätzten Satiriker oder besser Pasquillanten stellt Ebeling zum Schluß der Lieferung den „Kölnischen Diogenes", Heinrich Lindenborn, gegenüber, von dem man noch jetzt in Köln manches schnurrige Stücklein erzählt und auf den ich selbst, obgleich allerdings „nur in äußerster Kürze", zuerst wieder aufmerksam machte, und zwar in meiner literarhistorischen Einleitung zu Wengler's „Hausschatz für deutsche Humoristik". An Correctheit und Reinheit der Sprache steht er zwar weit unter Liscow; seine Prosa leidet namentlich auch stark an Provinzialismen, wobei man übrigens nicht vergessen darf, daß er seine Zeitschrift „Der die Welt beleuchtende Diogenes" (zuerst 1742 erschienen) ausdrücklich für die kölner Bevölkerung schrieb; dagegen übertraf er Liscow an Originalität und Mannichfaltigkeit des Witzes, sittlicher Grundlage der Satire und an Allgemeinheit der Gesichtspunkte. Nicht persönliche Bosheit leitete seine Feder, sondern der Wunsch, die Welt und die Herzen der Menschen zu bessern. Heinrich Lindenborn erscheint unserm Verfasser um so wichtiger, als er auf seiten der Katholiken der einzige satirische Schriftsteller seiner Zeit sei, von welchem sich behaupten lasse, daß die protestantische Bildung befruchtend auf ihn gewirkt haben müsse. Dem Verdienste, welches sich Ebeling dadurch erworben, daß er einen überschätzten Autor auf seinen wahren Werth oder relativen Unwerth zurückgeführet hat, stellt sich somit das andere gegenüber, daß er einen von den Literaturgeschichtschreibern vergessenen Satiriker in die Kreise literaturfreundlicher Leser aufs empfehlendste eingeführt hat.

Gern vermißt hätten wir einen überkräftigen Ausfall Ebeling's auf die zeitgenössischen Journalisten und Recensenten; nicht darum, weil dieselben wahre Engel sein müßten und nicht die Teufel, die sie sind oder sein sollen, wenn sie diesen Ausfall nicht als eine Injurie und zugleich eine Herausforderung betrachten wollten; denn darauf ist es ja vielleicht abgesehen. Aber erstlich ist ein solcher mit Gewalt herbeigezogener Ausfall gegen mitzeitige literarische Zustände, namentlich in dem hier von dem Verfasser angeschlagenen Ton, in einem literarhistorischen Werke immer störend; sodann wird der Verfasser später häufig genug in den Fall kommen, mitzeitige Autoren aufs schärfste beurtheilen zu müssen, die dann nicht verfehlen werden, ihn ebenfalls den bösen Recensenten beizuzählen. Allerdings haben wir persönlich keinen Grund, uns derjenigen Sorte von Recensenten anzunehmen, gegen die sich Ebeling's Ausfall richtet, denn wir selbst haben, namentlich in frühern Jahren, von ihrer Inhumanität während unserer literarischen Laufbahn persönlich genug zu leiden und dagegen anzukämpfen gehabt; auch verkennen wir nicht, daß Ebeling vorzugsweise das Coterie- und Cliquenwesen im Sinne hat, welches nirgends so unverschämt sein Wesen trieb und treibt als gerade in Deutschland. „Erst unserer Zeit", bemerkt Ebeling sehr mit Recht, „gebührt das Verdienst, weitverzweigte und wohlorganisirte Sippschaften gebildet zu haben." Doch behalten wir uns vor, ein andermal auf das Verhältniß zwischen Producenten und Kritikern zu sprechen zu kommen; denn wir haben darüber schon seit langem manches auf dem Herzen; wir wollen vorläufig hier nur anführen, was uns jüngst der anonyme Autor Vielleicht Später, der Verfasser des satirischen Dramas „Monaco's Ende" schrieb: „Das steht wol fest, auch das wohlmeinendste literarische Urtheil muß erbittert werden durch die planlose Unvernunft der Autoren in ihrer schonungslosen Beurtheilung des dornenvollen Berufs der Recensenten."

Aus dem dieser ersten Lieferung beigelegten Prospect ersehen wir, daß das Ganze mit fünf Lieferungen abgeschlossen werden soll. Bei der von Ebeling aber bereits anerkannten Nothwendigkeit, gerade in der Geschichte der komischen Literatur Proben und Belegstellen namentlich aus den Werken der weniger bekannten und verbreiteten Satiriker und Humoristen zu geben, bezweifeln wir die Möglichkeit eines Abschlusses mit fünf Lieferungen, wenn anders der Vollständigkeit und Gründlichkeit bis zum Ende gleichmäßig Rechnung getragen werden soll. Wir hoffen daher von der Verlagshandlung, daß sie den Verfasser nicht nöthigen werde, auf Kosten jener einem Werke von dauerndem Werthe so nothwendigen Eigenschaften sich allzusehr zu beschränken. Dem Publikum würde gerade bei diesem Unternehmen mit der Ersparniß des Preises von ein paar weitern Lieferungen, die sich als ganz unvermeidlich herausstellen müssen, durchaus kein Gefallen erwiesen werden. **H. M.**

Lorenzo da Ponte's Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten des Lorenzo da Ponte von Ceneda. Aus dem Italienischen übersetzt von C. Burckhardt. Gotha, Opetz. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Uebersetzer der vorliegenden Schrift führt in seiner Vorrede drei Gründe an, weshalb er das vor mehr als dreißig Jahren erschienene Buch dem deutschen Publikum wieder vorlege: den an und für sich interessanten Inhalt, die innige Freundschaft des Verfassers mit Mozart, endlich die Mangelhaftigkeit und Flüchtigkeit der einzigen bisher (in Spindler's „Belletristischem Ausland", 1847) erschienenen deutschen Uebersetzung.*) Der Verfasser selbst meint in den wenigen Worten, die er seiner Erzählung vorausschickt, „daß die Thatsachen, die er zu berichten habe, wenn sie auch sonst nicht denkwürdig seien, dennoch durch ihre Seltsamkeit und dadurch, daß sie unerwartet eintraten, seinen Lesern mindestens ein Stündlein der Zerstreuung zu gewähren vermöchten". Am Schlusse aber fügt er noch einen ernstern Grund für die Veröffentlichung dieser Memoiren hinzu: „Es ist möglich, daß man in diesen Erzählungen eine Lehre findet, wie in den Fabeln des Aesop, wo unter dem Schleier anscheinend gehaltloser Worte die Lehre oder die Weisheit verborgen ist. Viele Schriftsteller behaupten, daß man bei Durchlesung eines Privatlebens mehr als in der Geschichte eines Volks erlerne. Wenn ich in meiner Jugend durch die Lesung mit dem Leben eines Mannes, dem meine Abenteuer zugestoßen wären, vertraut worden wäre, wie viel Fehler, wie viel Kümmernisse hätte ich erspart, die noch in diesem Augenblicke mein Greisenalter betrüben. Ich sage mit Petrarca: «Ich kenne meine Fehler und ich beweine sie.»" Dann fügt er eine Anzahl von Lehren hinzu, die sich aus der Geschichte seines Lebens ergeben sollen und spricht schließlich die Ueberzeugung aus, daß, wenn die Leser sie darin finden und beherzigen, die Veröffentlichung seiner „Denkwürdigkeiten" einigen Nutzen bringen werde.

Wir wollen keineswegs leugnen, daß der Leser diese und noch manche andere gute Lehren, an die der Verfasser vielleicht selbst nicht gedacht hat, aus seinem Buche zu ziehen vermöge. Aber es dürfte schwerlich die Moral der Fabel sein, welche das deutsche Publikum zur Lectüre dieser zum größten Theile noch im vorigen Jahrhundert handelnden und von seinen Landsleuten selbst vergessenen Memoiren eines Privatmannes bewegen wird. Auch die lyrischen, didaktischen und beschreibenden Gedichte da Ponte's, die einer selbst in Italien überwundenen Geschmacksrichtung angehören und kaum einem Deutschen unter Hunderttausenden bekannt sein mögen, können uns schwerlich Interesse an seinen Schicksalen einflößen. Aber viele werden wünschen, den Dichter der Textbücher zum „Don Juan" und der „Hochzeit des Figaro", sowie der „Cosa rara", endlich den Freund Mozart's (wie er sich wenigstens selbst nennt) kennen zu lernen. Und sie werden die gemachte Bekanntschaft nicht bereuen. Ein bunteres, farben-

*) Das italienische Original wurde seinerzeit ausführlicher in d. Bl. besprochen. D. Red.

reicheres Lebensbild ist uns kaum vorgekommen. Es gemahnt uns bald an die orientalischen Märchen der „Tausendundeine Nacht“, bald an die spanischen Abenteurerromane. Der Verfasser versichert uns, daß er nichts als die reine Wahrheit berichte, und die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Form, die er absichtlich wählte, „weil er nicht die Geschichte einer wichtigen Persönlichkeit, sondern nur die eines bescheidenen Mannes schrieb, dessen Leben, in einen engen Cirkel abgeschlossen, keinen großen Glanz ausstrahle“, scheint es zu bestätigen. Ohne Prätension wie ohne Uebertreibung schreibend, verschmähte er es, die Lücken seines Gedächtnisses oder unzählbarer Vorfälle, wie so manche weniger bedenkliche Schriftsteller, mit Erfindungen auszufüllen. Dennoch wird unserm Glauben viel zugemuthet. Die wunderbarsten Liebesabenteuer im reichsten Maße, hinlänglich um einem halben Dutzend Roman- und Novellendichtern den nöthigen Stoff zu liefern, die seltsamsten und verschlungensten Intriguen, Lebensgefahren aller Art, Begegnungen, Freundschaften und Feindschaften mit zahllosen großen und kleinen, berühmten und unberühmten Personen, ein fortwährendes Schwanken zwischen Reichthum und Armuth, zwischen Ueppigkeit und Elend — alles das zieht in unaufhörlichem Wechsel am Auge des Lesers vorüber. Den Hauptcharakter selbst anlangend, so tritt er uns mit so harmloser Naivetät, mit so liebenswürdiger Offenheit gegenüber, daß wir ihm selbst da nicht gram werden können, wo seine Handlungsweise vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit nicht Stich hält. Und dies ist allerdings oft genug der Fall. Da Ponte hat ein feuriges Gemüth, mit einer unglaublichen Empfänglichkeit für Liebe und Freundschaft, mit glühenden Leidenschaften, voll gläubigen und unüberlegten Vertrauens in die Menschen, das, hundertmal betrogen, sich immer von neuem täuschen läßt, freigebig und verschwenderisch bis zum unverantwortlichsten Leichtsinn; von einer ans Fabelhafte grenzenden Rührigkeit, Arbeitskraft und Geschäftsgewandtheit und trotzdem nie im Stande, sich eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen, weil das mühsam Erworbene ihm immer unter den Händen zerfließt; alles für die Seinen zu thun bereit und sie doch durch seine Fehler und Schwächen dem Schlimmsten aussetzend; von selbstmorddrohender Verzweiflung zur übermüthigsten Lebensfreude übergehend, noch als silberhaariger Greis voll jugendlicher Frische und jugendlichen Leichtsinns. Sein abenteuerndes Leben, seine ganze Anschauungsweise, selbst sein Stil gemahnen uns an eine längst vergangene Zeit, und zeigen uns zugleich, wenn wir ihn, der als ein Typus eines großen Theils seiner Landsleute im 18. Jahrhundert gelten kann, mit der lebenden Generation vergleichen, welche Umwandelung mit dem italienischen Volke seit jener Zeit vorgegangen ist.

In seiner ersten Kindheit sehr vernachlässigt, von einem unwissenden Schulmeister mishandelt, dann zum perfecten Lateiner, sogar zum Poeten in der classischen Sprache Roms gemacht, ehe er sein mütterliches Idiom orthographisch schreiben konnte, im zweiundzwanzigsten Jahre zum Lohn für einen gelungenen Vers Professor der Beredsamkeit in Venedig, aber bald durch Kabalen, Liebesintriguen und seine Leidenschaft für das Hazardspiel gezwungen, seinen Posten und die Stadt selbst zu verlassen, sehen wir ihn nach Treviso, der gelehrten Stadt des venetianischen Staats, wandern, wo ihm abermals eine Professur zu Theil wird. Aber eine Rousseau'sche These, die er aufgestellt, „ob der Mensch im Naturzustande nicht glücklicher sein würde, als inmitten der socialen Institutionen“, gab seinen und seines Patrons, des Bischofs von Treviso, zahlreichen Feinden einen Vorwand, ihn vor den als geistiges Inquisitionsgericht fungirenden Senat von Venedig zu citiren. Ein höchst lächerliches Proceßverfahren endete mit dem Urtheil, daß da Ponte im venetianischen Gebiete nirgends mehr als Lehrer fungiren dürfe. Nachdem er in Padua eine Zeit lang von Oliven, Brot und Wasser gelebt, schien ihm in Venedig wieder auf kurze Zeit die Sonne des Glücks; aber seine Unvorsichtigkeit und sein Verhältniß zu Niccolo Pisani, dem Gracchus der alternden Republik, zwangen ihn bald, die venetianischen Staaten zu verlassen und nach Deutschland zu flüchten. In Görz lebend, wurde der italienische Dichter von dem Adel von Istrien und Friaul hoch gefeiert und mit Geschenken überhäuft, aber durch einen Nebenbuhler vermittelst eines untergeschobenen Briefs, in dem ihm die Aussicht auf die Hofpoetenstelle in Dresden eröffnet wurde, nach dieser Stadt gelockt, wo er zwar keine Stelle, aber viele Gönner fand und sich in zwei Schwestern mitsammt ihrer noch jungen Mutter zugleich verliebte. Das Abenteuer endete mit seiner freiwilligen Abreise. An den bekannten Componisten Salieri empfohlen, kam er nach Wien, wo die glänzendste Strecke seiner Laufbahn sich vor ihm öffnete. Nach vielfachen Intriguen, Minen und Gegenminen, bei denen auch der damals berühmte italienische Dichter Casti, der Verfasser der „Animali parlanti“, eine Rolle spielt, zum Theaterdichter bei der italienischen Oper ernannt, schrieb er Texte für die berühmtesten Componisten, unter anderm die beiden erwähnten für Mozart, „der, obschon von der Natur mit einem musikalischen Genie begabt, das vielleicht alle Componisten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weit überstrahlt, infolge der Kabalen seiner Feinde noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sein göttliches Genie in Wien kund zu geben; sondern obscur und verkannt lebte, ähnlich einem Edelstein, der in der innersten Erde vergraben, hier das Geheimniß seines Glanzes verbirgt“.

Sowol von der Hofpoeten- und Theaterwirthschaft in Wien, wie von der Dichtweise des Verfassers und der damaligen italienischen Dichter überhaupt erhalten wir ein anschauliches und ergötzliches Gemälde. So verfaßte da Ponte einst drei Operntexte: „Don Juan“, den „Dianenbrunnen“ und „Axur“ gleichzeitig, stundenweise bald an dem einen, bald an dem andern arbeitend. Aber nach dem Tode Joseph's II., der ihn persönlich schätzte und von dem er uns einige wenig bekannte Züge mittheilt, gelang es seinen Feinden, nicht ganz ohne seine Schuld, ihn zu stürzen. Vergebens wandte er sich in Triest an Leopold II.; dagegen wurde ihm dort eine junge, liebenswürdige Engländerin zur Frau angetragen, mit der er, fast von allen Mitteln entblößt, gen Nordwesten reiste. Durch die Flucht Ludwig's XVI. von Paris ferngehalten, ging er nach London; nachdem es ihm hier misglückt, nach Holland, wo er, als er schon am Ziele zu stehen und ein italienisches Theater gegründet zu haben glaubte, plötzlich durch die Wechselfälle des Kriegs alles zerstört und sich in Gefahr des Hungertodes sah. Da kam zur rechten Zeit ein Anerbieten von dem Besitzer der italienischen Oper in London, Taylor, dort die Stelle des Theaterdichters einzunehmen. Er reiste hin und hielt sich trotz aller möglichen Intriguen von Collegen, Schauspielern und Actricen eine Reihe von Jahren. In diese Zeit fällt die ebenso ergötzliche als rührende Episode eines Besuchs im väterlichen Hause zu Ceneda, als er, um Sänger für das londoner Theater anzuwerben, nach Italien gekommen war. In dem inzwischen unter österreichische Herrschaft gerathenen Venedig fand er alles so verändert, daß er, der sich fast nie um Politik bekümmerte und viel Respect vor den Großen dieser Welt hatte, in die bittersten Klagen gegen die österreichische Wirthschaft ausbricht. Bei der unbefangenen Anschauungsweise und offenherzigen Naivetät des Verfassers kann die betreffende Stelle für die Verehrer der österreichischen Herrschaft in Italien höchst lehrreich sein.

Nach London zurückgekehrt, fand er sich bald durch die Ränke seiner Neider und Gegner, sowie durch seine unvorsichtige Gefälligkeit, indem er sich hatte misbrauchen lassen, um Taylor's schlechte Wechsel zu indossiren und unterzubringen, in die größte Verlegenheit versetzt. Eine Zeit lang hielt ihn eine italienische Buchhandlung, die er gründete, über Wasser, später eine Druckerei; aber endlich mußte er sich bankrott erklären und schließlich nach Amerika auswandern. Auch hier war seine Lehrzeit noch nicht zu Ende. Ein Cursus der italienischen Sprache und Literatur verschaffte ihm ein reichliches Auskommen; aber sein unruhiger Geist konnte nicht lange dabei verweilen. Die in der Luft liegende Leidenschaft des money-making steckte auch ihn an, er wurde Kaufmann und Fabrikant; aber von Schlauern

und Gewissenlosern überall geprellt und betrogen, scheiterte nach manchen glücklichen Anfängen jede Unternehmung, bis er schließlich zu seiner ersten Beschäftigung zurückkehrte. In seinem dreiundsiebzigsten (nicht, wie er selbst schreibt, in seinem siebenundneunzigsten) Lebensjahre fing er an, seine Memoiren zu schreiben, die er vier Jahre nachher vollendet. Er starb in hohem Greisenalter 1838 in Neuyork.

Sollte diese kurze und trockene Skizze des reichen Inhalts einen oder den andern unserer Leser veranlassen, sich das Buch selbst näher anzusehen, so sind wir überzeugt, daß seines Verfassers bescheidener Wunsch: „Ich werde glücklich sein, wenn ich einen Augenblick zu interessiren oder wenigstens zu zerstreuen vermocht habe", an ihm in Erfüllung gehen wird.

Die Uebersetzung ist fließend und liest sich gut, doch hätten einige Flüchtigkeitsfehler (wie wenn es S. 248 heißt: sämmtliche Anwesende nahmen das Frühstück in meiner Mitte[?] ein, oder wenn aus dem Aminta des Tasso ein Frauenzimmer gemacht ist) billig vermieden werden sollen. 74.

Romanliteratur.

Vier Freunde. Roman in drei Bänden von Ludwig Rosen. Breslau, Trewendt. 1861. 8. 5 Thlr.

Der vorliegende Roman ist mehr oder minder als eine Oratio pro domo zu charakterisiren. Sein Grundgedanke ist der, die Lage des Schriftstellers, des Jugendlehrers, des Gelehrten und Künstlers in Deutschland als eine offene Wunde darzustellen, an der das deutsche Leben krankt. Der Verfasser verfährt dabei mit Verstand und ziemlicher Unparteilichkeit, seine Absicht ist, die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform nach dieser Seite hin darzuthun. Mit dieser Tendenz geht er über den bloßen Unterhaltungszweck hinaus; aber da er sich selbst mit seiner Stellung in diesen Kreisen befriedigt erklärt und uns die Narben nicht zeigen will, die ihm das Leben geschlagen hat, so können wir diesen Standpunkt, aus dem er nicht für sich, sondern für andere spricht, wol gelten lassen. Ja, er gewinnt sogar von vornherein unsre Sympathie, da er seine Objectivität zu wahren weiß und aus gründlicher Sachkenntniß spricht. Er verwahrt sich daher auch mit Recht, gegen jede subjective Ausdeutung seiner Erzählung.

Was diese selbst angeht, so ist sie wol durchdacht, besonnen und obwol ein wenig breit, doch im ganzen ziemlich unterhaltend und geschmackvoll. Vier Freunde, ein Millionär, ein Industrieller, ein Künstler und ein Lehrer, die im Fichtelgebirge und im Marienbad miteinander bekannt werden, entwickeln vor uns ihr Leben und ihre Bildungsgeschichten. Es kommen dabei Dinge vor, die vielfach von vorgefaßter Meinung und von wenig Lebenserfahrung Zeugniß geben, z. B. wenn ein Regierungsbeamter dadurch seine Carrière macht, daß er einem höhern Beamten seinen Schlafrock borgt, oder wenn der Verfasser gegen stehende Heere sich ereifert; aber im ganzen begibt sich doch alles auf paßliche Weise. So führt uns der Autor in dem Leben Bernhard Horn's ein Lehreridyll vor, das uns durch die mannichfachsten Begegnungen mit Menschen aller Stände ganz angenehm unterhält, nachdem er an Vanhulsten einen Mäcen gefunden hat, der ihn selbst nach Italien führt. Dann kommt in andern Gestalten das Leben des Schriftstellers, des Künstlers zur Darstellung, eines Künstlers, Adams, auf den Uhland's köstlicher Vers:

> Unstern! diesem guten Jungen
> Hat es seltsam sich geschickt!
> Manches wär' ihm fast gelungen,
> Manches wär' ihm schier geglückt! —

vortrefflich paßt. Der gute Freund endet denn auch seine Laufbahn damit, daß ihm alles gleichgültig wird, Leid und Freude, Leben und Tod. „Ich will mich hineinstürzen ins Leben", ruft er aus, „wo es am tiefsten ist, daß die Wogen über mich hinwegbrausen und niemand mich mehr entdeckt." Zum Schluß weist er sich jedoch als ein Herr von Wernenchen und sehr reicher Mann aus. Ferner sehen wir hier den glücklichen Industriellen im Contrast mit dem armen Gelehrten und endlich den Millionär, den eine Leidenschaft ins Verderben stürzt.

Der Verfasser ist Friedensfreund trotz Elihu Burrit und declamirt als solcher gewaltig über die Zeitfrage der stehenden Heere, jener Reminiscenz des Mittelalters! Ob er sich bei seinem Volksheer wol mehr gedacht hat als die Phrase? Wir wissen es nicht, allein wir müssen bei diesem Anlaß eine kritische Bemerkung machen, die unser ganzes deutsches Romanschriftstellerthum sehr nahe angeht. Es ist ein großer Fehler der deutschen Romanschreiber, daß sie fast immer von der Vorstellung ausgehen, in allem competent zu sein, alles zu verstehen, und daß sie zu gleicher Zeit unterhaltend sein und die socialen Reformatoren spielen wollen. Dieser große Fehler, der so viele Einsichtige von unserer schönen Literatur abwendet, zieht sich durch unsere ganze Romandichtung hin. Wir werden selten einen Engländer finden, der in einem Werke der Dichtung etwas angreift, was er nicht vollkommen versteht. Gerade das Gegentheil begegnet den deutschen Romandichtern; keiner glaubt sich auf das beschränken zu müssen, was er vollkommen durchdringt. Der eine eifert gegen den Staat wie er ist, ohne zu wissen wie es in diesem Bauwerke aussieht; der andere ergeht sich über den Pauperismus in mächtigen Tiraden, ohne auch nur die Bedeutung des Worts zu kennen; der dritte zürnt gegen stehende Heere, ohne zu ahnen, daß ein reines Volksheer ohne eine allgemeine Neutralität aller Mächte ein baarer Unsinn ist. Mit einem Wort, fast jeder Autor eines Romans in Deutschland reitet sein Steckenpferd, von dem er nichts versteht, und keiner, Mann oder Frau, kann eine Herzensgeschichte erzählen, ohne zugleich als socialer Weltverbesserer aufzutreten. Wahrlich, dieses gewaltige Misverständniß beschädigt unsere schöne Literatur tief. Es hat die Wissenden gegen sie argwöhnisch gemacht: es wendet die denkenden Köpfe von ihr ab, diese Anmaßung unsrer jungen Schriftstellerwelt, von der unsere ältern Meister und von der die Meister in England und in Frankreich nichts wissen, schießt in ihren verderblichen Wirkungen weit über ihr Ziel hinaus. Sie hindert selbst im besten Fall jede allgemeine Anerkennung! Möge man darüber zur Erkenntniß kommen, wenn man über die Ungunst der Lage klagt, in welcher der deutsche Schriftsteller sich befindet! *)

Doch genug hiervon. Zum Schluß unserer Erzählung kehrt Vanhulsten als Deus ex machina mit der entführten Corona aus Amerika zurück, bezahlt Bernhard's Schulden und fällt dann von der Hand des Russen Garaschin. Von dem armen Schulmeister fordern die Erben nun seine Geschenke zurück, und der Leser kann sich die Noth denken, die daraus entsteht. Bernhard selbst stirbt darüber, aber seine Witwe Dora weist sich schließlich als Testamentserbin von 300000 Thaler aus, die Adams ihr auszahlt; sie macht eine Stiftung für arme Lehrer, womit der Roman endet. Es ist von dieser Erfindung eben nicht viel zu sagen; indeß dient sie auch nur zum Träger der Gedanken des Autors über die Stellung des Lehrstandes in Deutschland. Mäßigen Ansprüchen an eine würdige Unterhaltung mag sie genügen! Der Stil und die Darstellung des Verfassers erinnern lebhaft an Philipp Galen und Hackländer, lassen aber einen reichern Gedankenzufluß wahrnehmen und steigen im reflectiven Element tiefer abwärts, als bei den Genannten der Fall ist. 4.

*) Aber Dickens verfolgt entschieden dieselbe auf Heilung oder Bloßdeckung socialer Schäden und auf Abschaffung verrotteter Institutionen hinarbeitende Tendenz, durch die er sich auch den allgemeinen Dank seiner Nation erworben hat. Besonders aber waren alle namhaftern französischen Romanschriftsteller, von Rousseau an bis auf George Sand, Eugène Sue und Victor Hugo, zugleich auch Socialreformer; auch der neueste Roman Victor Hugo's bewegt sich vorzugsweise oder ausschließlich in dieser Richtung. D. Red.

Notizen.

Ein Flugblatt in der Angelegenheit des Steinmann'schen Pseudo-Heine.

Uns liegt ein gedrucktes Flugblatt vor, welches erstlich einen Abdruck aus Nr. 5 des „Börsenblatt" unter der Ueberschrift „Hoffmann und Campe in Hamburg contra Gebrüder Binger in Amsterdam" und zweitens eine Entgegnung der Gebrüder Binger gegen Hoffmann und Campe vom 30. März 1862 enthält. Die Ursache des Streits bilden die berüchtigten Steinmann'schen Fälschungen, die von uns schon früher nach ihrem Erscheinen und bei Gelegenheit des ersten Bandes der neuen Gesammtausgabe Heine's genugsam besprochen worden sind. Was den Streit zwischen den beiden Firmen in Amsterdam und Hamburg und die von den Gebrüdern Binger dem hamburger Verleger vorgeworfenen angeblichen oder wirklichen „Verunglimpfungen, Schmähungen, Verleumdungen und Unwahrheiten" betrifft, so geht uns dies hier im Grunde nichts an; das für uns und das literarische Publikum eigentlich Interessante ist der Umstand, daß die Gebrüder Binger ihren Manuscriptenfabrikanten in Münster preisgeben, um ihre Buchhändlerehre zu retten. Das Auftreten Steinmann's ist in der That beispiellos. Die Gebrüder Binger versichern, daß sie ihn gebeten hätten, ihnen die eigenhändigen Manuscripte Heine's nach Amsterdam zu senden, damit sie die Autographe, zur unzweifelhaftesten und allgemeinen Recognition seiner berüchtigten Broschüre „Der Froschmäusekrieg" hinzufügen könnten. Hierzu war Steinmann jedoch nicht zu bewegen, dagegen versprach er, wie dies auch unsere Leser seinerzeit aus d. Bl. erfahren haben, die Manuscripte nach Berlin an Fräulein Assing und die Herren Lassalle und Moser (welcher letzterer aber bereits seit 23 Jahren todt ist!) zur Constatirung der Echtheit einzusenden. Die Gebrüder Binger reisten später selbst nach Berlin, erfuhren aber hier zu ihrem Erstaunen, daß die betreffenden noch lebenden Personen von Steinmann weder etwas erhalten noch etwas Weiteres von ihm vernommen hätten. Sie berichten in vorliegendem Flugblatt: „Wir versuchten alles Mögliche, diese trübe Sache zur Klarheit zu bringen; es blieb aber alles fruchtlos, bis Hr. Steinmann uns, auf eine abermalige Bitte, uns das Räthsel doch zu lösen, unterm 27. Juli 1861, folgende Antwort zugehen ließ: «Wo der Hund eigentlich begraben liegt? Die Frage hätte ich Ihnen versprochenermaßen beantwortet, aber angesichts, daß möglicherweise, trotz des von hiesigen Advocaten eingeholten Gutachtens, Campe gegen mich hier einschreiten könnte, und die Witwe Heine dort gegen Sie wegen Nachdrucks, ist — ‚Schweigen Gold'. Zwar hat Campe beide Eventualitäten nur erst in Aussicht gestellt in dem par ordre desselben von Strodtmann verfaßten Artikel im hamburger ‚Freischütz', wovon auch ein Separatabdruck veranstaltet ist, wovon Campe mir allergrimmigst und allergütigst unter eigenhändig geschriebener Adresse ein Exemplar p. Kreuzband zugesandt (wahrscheinlich auch Ihnen); denn daß ich seiner projectirten, unvollständigen, nur die alten Heiniana bringenden ‚Gesammtausgabe' entgegengetreten, wurmt ihn gewaltig. Also Vorsicht ist die Mutter der Weisheit unter obwaltenden Umständen, wo echt wie unecht uns hier wie dort bewiesen werden muß; deshalb muß ich zur Zeit Grabesschweigen betrachten, solange wir zwischen diesen zwei Stühlen sitzen.»" Als die Brüder Binger später „in der Ankündigung zu der Gesammtausgabe, auf S. XVI — XVIII, die Anmerkung Strodtmann's gelesen, worin laut eines von Alfred Meißner mitgetheilten in der «Zeitung für die elegante Welt» vom 8. Februar 1843 aufgenommenen und Heine selbst zugeschriebenen Briefs behauptet wird, daß der verstorbene Dichter mit Steinmann seit 1825 nicht im geringsten Verkehr gestanden, fing ihnen das Labyrinth immer verwirrter zu werden an, und sie forderten Steinmann auf, sich gegen eine solche Anschuldigung zu vertheidigen. Darauf erklärte er ihnen die Sache folgenderweise: «Es ist mir gestern glücklicherweise gelungen, ein Exemplar der Nummer der ‚Eleganten Welt' zu erwischen, worin der angebliche von Strodtmann extrahirte Brief steht: ein Excerpt aus einem sogenannten Briefe Heine's ohne Datum, Kopf und Schwanz. Wird mir das Original gezeigt, gebe ich zwei Louisdor in die Armenbüchse. Der Wisch stammt aus dem Jahre 1843, wo ich zum Erstaunen aller deutschen Journalhähne einen Musenalmanach mit Beiträgen von 150 deutschen Poeten zusammenbrachte und edirte! Das war den Hochmögenden zu viel, noch nicht dagewesen. Und daher Opposition, Insinuationen und Intriguen aller Art von der Kameraderie. Und nun heute der famose Schluß, daß wenn ich 18 Jahre — die sich auf 10 der Wahrheit gemäß reduciren — nicht in brieflichem Verkehr mit Heine gestanden, nach 1843, wo er sich nach seinem Besuche bei mir gerade erneuerte, keine Briefe aus der Matratzengruft erhalten haben könnte! Doch genug, ich werde diese Logik genugsam in meiner (neuen) Broschüre ausbeuten.»" Die Brüder Binger bemerken dann noch in ihrer Erklärung: „Wie alle Literaturfreunde, müssen auch wir Hrn. Steinmann's neue Broschüre geduldig abwarten. Meldete er uns doch am 21 November v. J., nachdem wir ihn abermals beschworen, die Recognition doch nicht länger zu verweigern, «daß er in seiner neuen Schrift, zu unserer und jedermänniglicher Zufriedenheit, das ganze Räthsel lösen wird, mit eigenhändigen Zeilen des Todten!»" — Ben Akiba sagt zwar, daß alles schon dagewesen sei; aber von Steinmann's Auftreten kann man wirklich sagen, es sei so etwas noch nicht dagewesen. Und nun sollen wir gar noch eine neue Broschüre nebst „eigenhändigen" Zeilen Heine's und die Lösung des ganzen Räthsels auszustehen haben!

Zwei Demagogen im Dienste Friedrich's des Großen.

Eine aus handschriftlichen Quellen gezogene und aus den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur wieder abgedruckte Schrift von Colmar Grünhagen, Privatdocenten der Geschichte, „Zwei Demagogen im Dienste Friedrich's des Großen" (Breslau, Max u. Comp., 1861), beweist uns, wenn wir es nicht sonst schon wüßten, daß auch Monarchen sich der Dienste von Volkswühlern theils bedient, theils sie belohnt haben. Der eine dieser Demagogen, die für Friedrich den Großen arbeiteten, war ein einfacher, im Brandenburgischen geborener breslauer Schuster, sogar nur ein sogenannter Belschuster, Namens Johann Christian Döblin, ein liederlicher, aber dabei verwogener und pfiffiger Mensch, wie sich dies häufig bei solchen Leuten findet, der nicht bei seinem Leisten blieb, sondern sich und zwar mit Erfolg in die politischen Angelegenheiten der Stadt mischte. Seiner kecken Agitation und demagogischen Beredsamkeit verdankt man es vorzüglich, daß die Stadt Breslau im ersten Schlesischen Kriege ihr Neutralitätsprivilegium aufrecht erhielt und keine österreichische Besatzung einließ. Auch mit solchen untergeordneten, vielleicht nur scheinbar untergeordneten Kräften arbeitet die Weltgeschichte. Daß seine Verdienste in dieser Hinsicht nicht gering waren, beweist der Umstand, daß Friedrich II. ihn später einer Unterredung würdigte und ihm, der sich in den mislichsten häuslichen Verhältnissen befand und alles im Leihhause versetzt hatte, ein Geldgeschenk von 2000 Thaler in Gold bewilligte; daß ferner die österreichisch-katholische Partei — und aus der Zahl und Betriebsamkeit der Gegner läßt sich ja oft auf die Bedeutung eines Mannes schließen — auf ihn eine Spottmedaille verfertigen und erbärmliche Verse gegen ihn drucken ließ, wie folgende:

> Der Held, der diese Stadt regiert, o Unglück, war ein Schuster.
> Ein Eselskopf in Buttermilch und aller Schelmen Muster u. s. w.

Später, nachdem er das Geld größtentheils verjubelt und in „eleganter Kleidung" verthan hatte, leistete er den preußischen Truppen Marketenderdienste, wurde bei diesem keineswegs sehr glänzenden Geschäft gefährlich verwundet und erhielt zur Belohnung und Vergütigung den Titel als königlich preußischer Hof-

schuster und das Privilegium als Lederausschneider, wogegen natürlich die Schuhmacherältesten, doch sicherlich erfolglos, protestirten, weil von der Lederausschneidung nichts im „Privilegio" stände. Das Ganze bildet also eine echt deutsche, einer Philisternation würdige Geschichte. Der zweite Demagog im Dienste Friedrich's des Großen ist der nicht sehr rühmlich bekannte Gelehrte Salomon Jakob Morgenstern, dem der König die Rolle eines Kundschafters und eines für das preußische Interesse thätigen Agenten in der damals (1741) noch neutralen Stadt Breslau zutheilte, in welcher Eigenschaft er sich den ganzen Tag, überall herumhorchend, in der Stadt umhertrieb, namentlich aber unter den Gästen des Barth'schen Kaffeehauses, das er gewissermaßen zu seinem Hauptquartier gemacht hatte. Jedenfalls scheint Morgenstern ein anstelliger Mensch gewesen zu sein, der sich aber als gelehrter Hoflakai für Geld zu allem hergab. Dies bewies er auch bei der unwürdigen Posse, die Friedrich's Vater, König Friedrich Wilhelm I. 1737 in Frankfurt a. d. O. aufführen ließ, um die frankfurter Professoren, die sich seinen speciellen Unwillen zugezogen hatten, und in ihnen die von ihm verachteten Gelehrten überhaupt zu verspotten. „Morgenstern erhielt den Auftrag, eine Satire über die Narrheit der Gelehrten zu schreiben und diese öffentlich vom Katheder der frankfurter Aula herab zu vertheidigen. Der Magister suchte sich des unerfreulichen Auftrags in seiner Arbeit: «Vernünftige Gedanken von der Narrheit und Narren», die übrigens weit entfernt davon ist, ein Pasquill zu sein, auf möglichst gute Art zu entledigen." Nur ungern verweilt der Verfasser bei dieser skurrilen Komödie: „Auf dem Katheder Morgenstern in einem auf ausdrücklichen Befehl des Königs angelegten blausammtenen Kleide mit großen rothen Aufschlägen und rother Weste mit vielen silbernen Stickereien, welche sämmtlich die Gestalt von Hasen hatten, eine Perrüke auf dem Kopfe, die so groß war, daß sie zugleich den Rücken bedeckte, statt des Degens einen Fuchsschwanz, auf dem Hute statt der Feder Hasenhaare. Die Professoren, die der König zum Theil nur durch militärische Execution hatte herbeibringen können, mußten sich von dem Könige die verletzendsten Aeußerungen gefallen lassen, und waren gezwungen, mit Morgenstern zu disputiren, der seinerseits durch manchen guten Einfall den König ergötzte. Endlich nahmen auch die Studenten, durch Friedrich Wilhelm selbst ermuntert, eifrig theil, und die Disputation artete endlich in einen so wüsten Lärm aus, daß der Rector kaum den Tumult stillen konnte." Wie sehr er das Königthum selbst durch eine so elende Farce vor den Augen des intelligenten Europa herabwürdigte, scheint dieser Monarch nicht gefühlt zu haben. Angehängt sind der Schrift einige politische Gedichte aus den Zeiten der Schlesischen Kriege, die den damaligen Bildungszuständen in Deutschland ebenfalls ein trauriges Zeugniß ausstellen. H. M.

Bibliographie.

Biographische Skizzen deutscher Dichter. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Doctor Antonio. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Benedix, R., Das Wesen des deutschen Rhythmus. Beitrag zur deutschen Verslehre. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 10 Ngr.

Brandt, F., Deutsche Flotten-Lieder. Hamburg, Schultz. Gr. 16. 9 Ngr.

Claus, W., Byron und die Frauen. Vortrag gehalten am 10. Januar 1862 in der Aula des Gymnasiums zu Stettin und am 5. März im Concertsaal des Königl. Schauspielhauses zu Berlin. Berlin, Th. Enslin. Lex.-8. 7½ Ngr.

Friedlaender, L., Darstellung aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Erster Theil. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Galen, P., Der Leuchtthurm auf Cap Wrath. Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Gottwald, E., Neue humoristische Erzählungen und Bilder aus dem Leben. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 25 Ngr.

Gwinner, P. F., Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'schen Kunstinstituts. Mit 2 Bildnissen und einer Stammtafel. Frankfurt a. M., J. Baer. Lex.-8. 3 Thlr.

Hebbel, F., Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Versmaßen der Originale übersetzt und von Lebensskizzen der Verfasser begleitet; mit einem Zueignungsbriefe an Ferdinand Freiligrath von A. Strodtmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Mahler, H., Arabesken und Fresken. Naturgeschichtliche Skizzen. 1stes bis 3tes Bändchen. Wriezen, Röder. 16. à 5 Ngr.

Perz, G., Fremdes und Eigenes. Mit dem Porträt von Henry W. Longfellow. Leipzig, C. F. Winter. 16. 1 Thlr.

Romberg, J. H. F., Die drei Perioden meines kirchenamtlichen Lebens, oder Lebens- und Amts-Erfahrungen im feudalen Rheinlande, im Weserlande und in der Provinz Posen. Bromberg, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schröter, W., Des Pfarrers Tochter von Taubenhayn. Nach Bürgers Ballade bearbeitet. Leipzig, Coldit. 8. 15 Ngr.

Steub, L., Wanderungen im bayerischen Gebirge. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr.

Struve, H. v., Zur Entstehung der Seele. Eine psychologische Untersuchung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 18 Ngr.

Tegtmeyer, Emilie, Die Kaiserbrüder. Historischer Roman. Vier Bände. Lübeck, Aschenfeldt. 8. 5 Thlr.

Deutsche Volksbücher. Nach den ächtesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit mehr als 100 Holzschnitten. Wohlfeilste Ausgabe. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 12. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein positiver Beitrag zur Lösung der deutschen Frage. Düsseldorf. Gr. 8. 8 Ngr.

Enthüllungen über Personen und Verhältnisse im Königreich Italien. Von J. A. Aus dem Französischen übersetzt. Mühlhausen, Rode. Gr. 8. 3 Ngr.

Erdmann, J. E., Das Nationalitätsprincip. Ein Vortrag, gehalten im Künstlerverein zu Bremen am 9. April 1862. Bremen, Strack. 16. 5 Ngr.

Frauer, L., Die Reform des Zollvereins und die deutsche Zukunft. Zur Versöhnung von Nord und Süd. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Harms, F., Johann Gottlieb Fichte. Ein Vortrag gehalten am 15. März 1862. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Helfferich, A., Die Analogien in der Philosophie. Ein Gedenkblatt auf Fichte's Grab. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Maurer, A., Betrachtungen über die amerikanische Frage und ihre wahrscheinliche Lösung. Darmstadt, Lange. Gr. 8. 2 Ngr.

Meinhold, A., Das Nationalitäts-Princip. Neisse, Graveur. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Parität in Preußen und die ultramontane Partei. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 10 Ngr.

Die liberalen Parteien Angesichts der Zukunft Preußens. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Petsch, W., Ludwig Uhland. Eine Jubelschrift zum 26. April 1862. Ein Blatt für das deutsche Volk. Mit einem Prologe von K. Weise. Berlin, Bach. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Erinnerung an Dr. Franz Jakob Clemens, Prof. der Philosophie an der königl. Academie zu Münster. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rosmarin oder die Schule des Lebens.

Roman von **Alexander Jung.**

In fünf Theilen. Erster bis dritter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Erst ist es eine Reihe der mannichfaltigsten Stadt- und Dorfgeschichten, die wir erleben; doch die Kreise erweitern sich und gewinnen mit jedem Abschnitte an Bedeutung, bis wir zuletzt auf dem Gipfel der Gegenwart stehen. Die originellsten Charaktere begegnen uns und beweisen, daß die Originale der Poesie nicht aussterben; aber auch so manches Porträt läßt uns nicht lange rathen. Ernst und Komik, Tragisches und Burleskes wechseln in buntester Scenerie miteinander ab. Salon und Taverne, Hotel und Dorfschenke, weltlicher Verein und geistliches Conventikel, Residenz und Landsitz, parlamentarische Versammlung und Stilleben erschließen sich.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden ernster und sinniger Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst" aufzustellen sucht. Der Verfasser ist „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben, geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln". Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Gattung wie Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" und Ernst von Feuchtersleben's „Diätetik der Seele".

Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. 8. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Gutzkow'schen Romans zu empfehlende Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Tübingen. Im Verlage der **H. Laupp'schen Buchhandlung — Laupp & Siebeck —** ist **soeben** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Faust.

Der Tragödie dritter Theil

in drei Acten.

Treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen Faust gedichtet

von

Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky.

Elegant brosch. 54 Kr. = 18 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker.

Dritte Auflage.

Vollständig in 12 Bänden zu je 12 Heften. Gr. 8. Geh. Jedes Heft 8 Sgr.

Das **Rotteck-Welcker'sche Staats-Lexikon** hat sich als bewährter Rathgeber und Führer in allen wichtigen Fragen der Politik einen angesehenen Namen erworben und kein Werk der neuern Literatur hat die Grundsätze des constitutionellen Lebens mit besserm Erfolge verfochten. Als **Handbuch der Politik und Staatswissenschaft,** in populärer, allgemein verständlicher Weise abgefasst, ist das Staats-Lexikon für jeden Gebildeten, der sich an dem öffentlichen Leben betheiligt, vom grössten Nutzen und namentlich bei den politischen Kämpfen der Gegenwart zur Belehrung und Orientirung zu empfehlen.

Die bereits bis zum sechsten Bande vorgeschrittene und damit ungefähr zur Hälfte vorliegende **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern Auflagen. Sie bietet neben einer **zeitgemässen Erneuerung und Umarbeitung** der früher bewährten Artikel eine grosse Reihe **ganz neuer Arbeiten von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft.**

Die bisher erschienenen Hefte und Bände sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben, wo fortwährend noch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings.

8. Geh. 2 Thlr.

Obwol der Verfasser dieses in vielfacher Hinsicht merkwürdigen und interessanten Buchs gegenwärtig als evangelischer Prediger in einer Gemeinde Westfalens wirkt, sind die Erinnerungen aus seinem Jugendleben doch nicht in einseitig polemischem Sinne gegen die Gesellschaft Jesu und deren Erziehungsanstalten geschrieben. Sie geben in unbefangener, schlicht erzählender Weise die Eindrücke wieder, welche der damals gläubige Jüngling in seinem von den Jesuiten umgarnten Aelternhause, in dem Privatinstitut eines deutschen Jesuiten, in der Pension zu Freiburg sowie während seines mehrjährigen Aufenthalts im Collegium Germanicum zu Rom empfing, und schließen mit der Vertreibung der Jesuiten aus Rom durch die Volksbewegung des Jahres 1848. Indem sie ein treues, überall auf strengster Wahrheit beruhendes Spiegelbild von den Hauptpflanzstätten des Jesuitenordens und deren innern Einrichtungen liefern, setzen sie den Leser in den Stand, auf Grund verbürgter Thatsachen sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonnirt 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 29. Mai 1862.

Inhalt: Zur Streitfrage über Geist und Seele. Von Karl Fortlage. — Ein Roman aus Magdeburgs Vergangenheit. — Ferdinand Lassalle gegen Julian Schmidt. — Eine neue italienische Bibelübersetzung. Von L. G. Blanc. — Notizen. (Literarisches aus England; Neue Novellen von A. Meißner.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Streitfrage über Geist und Seele.

1. Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung. Ein Versuch durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Es weht in diesem Buche ein überaus frommer, zarter und zugleich liberaler Geist in Betreff der religiösen Auffassung der höchsten wissenschaftlichen Probleme. Dagegen fehlt es manchmal an der gehörigen philosophischen Schärfe. Auch ist der Gedanke, bei Beurtheilung der Offenbarung weniger die Thatsachen des moralischen Bewußtseins als die Thatsachen des Somnambulismus zum Maßstabe zu nehmen, kein glücklicher zu nennen.

Der ungenannte Verfasser geht aus von der Behauptung, daß es ein falscher Weg sei, den Glaubensinhalt einer Religion in ein festes Glaubensbekenntniß zu zwängen, daß vielmehr das individuelle Gefühl volle Freiheit haben müsse, seine Glaubenssätze nach eigenem Gutdünken zu formuliren, weil das religiöse Gefühl der eigentliche Inhalt der Religion, alles andere nur die äußere Erscheinung sei. Er weist darauf hin, daß jeder Versuch, eine bindende Autorität in religiösen Dingen zu schaffen, aus dem Wunsche nach weltlicher Macht hervorgegangen sei, und daß man einem solchen Misbrauche geistiger Ueberlegenheit immer mit den Waffen des Geistes begegnen müsse. Kirchentrennungen und Sektenbildung würden von dem Augenblicke an nicht mehr nothwendig sein, in welchem sich die christliche Gemeinschaft dazu verstände, weder von Geistlichen, noch von Laien ein formulirtes Bekenntniß zu fordern; denn nur die starre Satzung verhindere das Zusammenschließen der Einheit aus dem mannichfaltigen Einzelnen.

Ohne Zweifel bedürfen wir zur Bekämpfung von hierarchischer Anmaßung und daraus hervorgehender Bevormundung der Waffen der Wissenschaft; ohne Zweifel ist der wahre und sichere Fortschritt hierbei nur durch eine allseitige Erkenntniß der Natur und des Menschen möglich zu machen. Bis hierher stimmt jeder philosophisch Denkende mit dem Verfasser überein. Aber ebenso gewiß sind die Aussagen der Somnambulen für die Wissenschaft die unsicherste Grundlage, welche überhaupt nur aufgefunden werden kann, für die Religion aber sogar eine gefährliche, weil alle Reinigung religiöser Begriffe immer vom Standpunkte der Moral aus erfolgt ist, alle Verdüsterung, aller Mysticismus, Wunderthäterei, Fanatismus u. s. w. hingegen immer mit einer Aufweckung der somnambulen Seite unserer Natur zusammengehangen hat. Die Moral ist das reine Element der Religion, der Magnetismus das unreine.

Indessen darf dem ehrenwerthen Verfasser auch von seiten seiner Gegner in diesem Punkte noch immer so viel zugestanden werden, daß es gegen die unreinen und somnambulen Elemente, welche unsere geoffenbarte Religionslehre noch verdüstern, wol kein besseres Heilmittel geben dürfte, als die Erforschung dieser zweideutigen Zustände, weil durch ihre Ergründung die unreinen und mirakulösen Zuthaten der positiven Religionslehre unaufhaltsam mit in das Gebiet der erklärbaren Naturereignisse gezogen werden, während es für solche unsaubere und das Licht des Tags fliehende Zuthaten keinen bessern Deckmantel gibt, als den Wahn einer wissenschaftlichen Unerforschlichkeit derselben.

Der Verfasser unterscheidet zwischen Geist und Seele des Menschen. Der Geist ist göttlicher Natur und unabhängig von den Einflüssen, denen die Seele unterworfen ist. Er ist Gottes Antheil in uns. Er macht uns zu Gottes Ebenbild, wenn wir unsere Seele ganz von ihm durchdringen und beherrschen lassen. Er klopft an, erst als leise Gewissensstimme, immer lauter und vernehmlicher, und endlich offenbart er sich durch seine Inspirationen über weltliche, menschliche und göttliche Dinge, und ohne solche Inspiration würden wir weder von unserer geistigen Befähigung, noch von Gott, noch von Unsterblichkeit das Geringste wissen.

So lehrten den unbekannten Verfasser die Somnambulen. Ihre Aussage stimmt allerdings auf eine gute Strecke Wegs mit dem überein, was Kant als den Unterschied zwischen dem intelligibeln und empirischen Charakter des Menschen mit so großer Klarheit zur Geltung gebracht hat. Kant versteht unter dem empirischen

Charakter unser sinnliches Seelenwesen, welches gleich der Materie zur bloßen Erscheinungswelt gehört; zwar nicht, wie jene, zur physikalischen Erscheinungswelt der äußern Sinnlichkeit, wol aber dieser gegenüber eine eigenthümliche Erscheinungswelt des innern Sinns ausmacht. Dahingegen gehört unser intelligibler oder moralischer Charakter nicht mit zur Erscheinungswelt, ist daher nicht in der Zeit, sondern über der Zeit, nicht zeitlich bedingt, sondern zeitfrei. Es ist dieser intelligible Charakter, dieses spontane Subject zugleich dasselbe, was gewisse moderne Materialisten als sogenanntes „Ich=Gespenst" mit Recht im höchsten Grade fürchten und verabscheuen. Es ist der Punkt, wo die empirische Psychologie aufhört und die speculative anfängt. Es ist der Punkt, ohne welchen wir allerdings von höherer Bestimmung, von Gott und Unsterblichkeit nicht das mindeste wissen würden, weil diese Ueberzeugungen nicht auf den empirischen, sondern auf den moralischen Grundlagen unserer Natur beruhen.

Wie seltsam nun aber, mit Vorbeigehung der Theorie der reinen Vernunft, diese Fundamente unsers Heils den schwankenden und unlautern Aussagen der Somnambulen verdanken zu wollen! Wie seltsam andererseits, auch in der empirischen Psychologie die Somnambulen geradezu als Autoritäten zuzulassen, anstatt ihre Aussagen vielmehr einer Kritik dieser Wissenschaft zu unterwerfen! Die nachtheiligen Folgen eines solchen Verfahrens treten denn auch hier bald genug zu Tage. Obgleich der Gegensatz des intelligibeln als des bewußten gegen das empirische als das unbewußte Seelenprincip im allgemeinen hier mit richtigem Takte zu Grunde gelegt wird, indem die Seele für das an sich unbewußte Princip unsers Innenlebens gilt, in das durch den Geist Bewußtsein einstrahlt, so ist doch der Verfasser weit davon entfernt, diesen richtigen Gedanken consequent festzuhalten. Denn er schreibt ein anderes mal auch wieder der Seele dem Geiste gegenüber ein besonderes niederes Bewußtsein zu, welches dem geistigen Bewußtsein als einem höhern untergeordnet sei. An wieder andern Stellen dreht sich sogar das Verhältniß völlig um. Die Seele erscheint dann als die bewußte, der Geist aber als eine unbewußt und blind auf sie einwirkende Macht. Da traue also einer den Somnambulen.

Ob der Verfasser wol selbst eine Ahnung von diesen Widersprüchen gehabt hat? An einer Stelle scheint es so. Er redet davon, daß einigen die Seele für das unbewußte, der Geist aber für das bewußte Princip gelte, andern hingegen umgekehrt. Und er gibt seine Entscheidung dahin, daß ein jeder wol auf seine eigenthümliche Weise recht haben möge. Weil uns die Beweisführung dunkel geblieben ist, so setzen wir sie wörtlich her (S. 53):

> Einige halten das Bewußtsein für den höhern geistigen Zustand, und glauben in allem unbewußten Geschehen die Abwesenheit des Geistes vermuthen zu müssen; andere aber, die das Ganze der unbewußten, aber ihrer Meinung nach unzweifelhaft geistigen Wirkungen im Auge haben, erklären das Bewußtsein des Wachlebens für den niedern, bei weitem unbedeutendern Zustand. Beide haben recht, sobald sie Geist und Seele trennen; denn die Seele wird erst durch das Bewußtsein zum Sitze und Mittelpunkte des individuellen Lebens erhoben, mit der Fähigkeit das Geistige anzueignen, während der Geist, indem er den beschränkten Bedürfnissen der Seele dienstbar wird, sozusagen Knechtsgestalt annimmt und ein niederes Bewußtsein hervorruft, welches seinem Wissen nicht zu vergleichen ist. Ohne diese Trennung müßte die Frage in der Unentschiedenheit verharren, weil der Geist alsdann in seiner Entwickelung zur Persönlichkeit die Individualität der Seele an sich genommen hätte, und selbst die zum Geiste entwickelte Seele wäre, also nicht zu gleicher Zeit als bewußter und als unbewußt wirkender beides, das Höhere und auch das Niedere im Menschen sein könnte.

Ein wahrhaft sibyllinischer Ausspruch! Der Geist wirkt in der Seele zugleich als das Höhere und als das Niedere derselben, zugleich auf bewußte und auf unbewußte Weise. Und indem er ein höheres Wissen für sich hat, ruft er zugleich in der Seele ein niederes Bewußtsein hervor. Hier sind offenbar verschiedene Gedanken miteinander im Streit. Ist die Seele, wie doch hier immerfort behauptet wird, der an sich unbewußte und empfangende Theil unsers Wesens, welcher durch den Geist als den gebenden Theil zum Bewußtsein erweckt wird, dann kann der Geist nur als spontane und freie Thätigkeit, als sich selbst setzendes Ich, und schlechterdings nicht als eine unbewußt wirkende Naturgewalt vorgestellt werden, wenn nicht das Freie mit dem Nothwendigen und Blinden, das Moralische mit dem Physischen verwechselt werden soll. Ist ferner der Geist, wie der Verfasser anderwo sagt, das sich selbst immer gleiche Lichtwesen, durch dessen aufgenommene Strahlen die an sich unbewußte Seele zum Bewußtsein erweckt wird, so kann er unmöglich zugleich „in Knechtsgestalt" der Seele blindwirkende Dienste thun. Denn ein sich selbst immer gleich bleibendes geistiges Lichtwesen wirkt niemals auf unbewußte Art, und was auf unbewußte Art blinde Naturwirkungen verrichtet, ist ganz unmöglich ein sich selbst immer und unverändert gleichbleibendes Lichtwesen von geistiger Art. Ein solches ist vielmehr nur als ein ewig bei sich selbst bleibendes Wachsein oder Selbstbewußtsein vorstellbar. Dieses wird noch deutlicher, wenn wir näher nach den unbewußten Wirkungen fragen, welche der Geist in Knechtsgestalt verrichten soll.

Eine dieser Wirkungen ist die Zeugung. In dem Vorgange der Zeugung spielt, nach dem Verfasser, alles bewußte Thun eine untergeordnete Rolle, aber in dem, was unbewußt sich ereignet, wird die Thätigkeit des Geistes erkannt. Der allgemeine Schöpfungsgeist, der alles Leben und Entstehen wirkt, bahnt sich als Einzelstrahl oder Einzelgeist in dem Vater und der Mutter und durch beide hindurch den Weg zu einer Neuschöpfung, und zwar durch unbewußte Thätigkeit in dem vegetativen Processe der Fortpflanzung. Hier weiß man aber in der That nicht, wozu es nöthig sei, den Geist, das sich selbst gleiche Lichtwesen, in Knechtsgestalt vom Himmel herab zu bemühen. Ist doch das, was zur Welt kommt, nicht schon ein selbstbewußter denkender Geist, sondern erst eine unbewußte, träumende Seele, welche einst durch Mittheilung des Bewußtseins Geist empfangen soll. Bis dieses geschieht, ist sie nichts weiter als ein Gefäß, welches erst in Zukunft seinen Inhalt zu empfangen hat. Für die Entstehung

des Gefäßes im vegetativen Proceß wollen wir die vegetativen Gefäße sorgen, den Geist aber dabei in Ruhe lassen.

Andere Vorgänge, bei denen das bewußte Wesen auf unbewußte Weise betheiligt sein soll, sind die Instincte der Thiere, welche als der unbewußte Geist der Thierwelt bezeichnet werden, und die unbewußten Thätigkeiten, welche das menschliche Bewußtsein begleiten. Denn auch selbst bei den bewußten Verstandesthätigkeiten sei es bemerkenswerth, wie wenig doch eigentlich die bewußte Thätigkeit dabei ausrichte, wie viel dagegen durch das unaufhörliche Eingreifen des Geistes ohne unser Wissen und Zuthun zur Ermöglichung des selbstthätigen Denkprocesses gethan werden müsse. In diesen Processen bringt also der Geist den bewußten Antheil auf bewußte, den unbewußten auf unbewußte Art hervor. Wozu dann aber noch überhaupt eine Seele? Wir tragen auf Abschaffung der Seele an.

Denn was soll auch diese arme Seele überhaupt noch in einer Welt, wo ihr die Sphäre der Wirksamkeit durch den allgewaltigen Geist, diesen Proteus, der beliebig in allen Formen wirken kann, so sehr beengt und verkümmert wird? Nicht einmal die Glieder ihres eigenen Leibes darf sie mehr bewegen. Denn die unbewußte Uebertragung des Seelenzustandes in die körperliche Erscheinung geschieht, wie wir S. 115 ersehen, allein durch den Geist, welcher den Inhalt des Bewußtseins ohne weiteres Zuthun der Seele „mit starker Hand erfaßt" und durch die entsprechende Bewegung der Glieder äußerlich darstellt. Der Geist wirkt in diesem Falle den physischen Kräften gegenüber selbst gleich einer physischen Kraft; er erschafft im Augenblicke des Handelns selbst physische Kräfte. Und warum thut alles dieses ganz allein der Geist, das sich selbst immer gleiche Lichtwesen? Warum darf an allem dem die arme Seele auch nicht ein wenig mit theilhaben? Die Somnambulen sagen es so. Ei so soll man sie doch zum Tempel hinausjagen, die garstigen Hexen!

Es ist schade, daß durch diese Unklarheiten in seiner psychologischen Grundansicht der Verfasser gehindert wird, einen sich sowol durch Gefühlswärme, als durch Toleranz md Liberalität so sehr empfehlenden theologischen Standunkt mit größerer logischer Schärfe zu vertreten. Er ehört offenbar zu den vielen, welche durch die sinkenden Systeme der Letztzeit an der Philosophie irre geworden nd und, weil sie sich doch nicht entschließen können, ückhaltlos in die Arme eines blinden Glaubens zu flüchen, sich nach Surrogaten umsehen für das, was eigentch die Philosophie leisten sollte, wofür sie aber das Verauen zu ihr verloren haben. Es ist Saul, der in der ngst seines Herzens zur Hexe von Endor flüchtet. Bei r Hexe freilich ist Religion die Fülle, wie Wasser im leere, nämlich für den, welchem es nichts verschlägt, ß dort die Religion trübe und hier das Wasser salzig. Das lernen wir auch hier wieder vortrefflich. Alle inge durchdringen sich mit dem allmächtigen Schöpfungsist, wie mit Lilien- und Rosenhauch. Man glaubt fangs alles in einen moralischen Aether getaucht zu erblicken. Ehe man sich es versieht, wird inzwischen die Sache physikalisch, der Pferdefuß kommt hervor und es riecht nach Schwefel. Allerdings nun wol wird eine solche trübe Religion gute Dienste leisten können zum Begreifen der trüben Bestandtheile, welche an gereinigten Religionssystemen noch mit sind kleben geblieben. Einem solchen Erklärungsversuch gibt sich der Verfasser im zweiten Theile seiner Schrift hin, worin er die Themata der Inspiration, der Schöpfung, der Erbsünde, der Person Christi, der Willensfreiheit und der Vorherbestimmung abhandelt. Er sieht unter anderm in den sechs Schöpfungstagen die sechs nacheinander gefolgten Perioden einer kosmischen Entwickelung des Erdplaneten, deren jede mit einer großen Flut geendigt haben soll. Er nimmt an, daß der erste Mensch mit hohen Vollkommenheiten, nämlich mit wachsomnambulen Eigenschaften geboren wurde, daß aber dann eine körperliche und geistige Veränderung eintrat, welche in dem regelmäßigen Verlaufe des natürlichen Fortpflanzungsacts begründet war, welches die Lehre von der Umwandelung der menschlichen Natur durch den Sündenfall zur Folge hatte. Er hält dafür, daß die Sünde die eigentliche Ursache aller Krankheit sei; daß Jesus, als wahrer Mensch, zwar sündhaft geboren sei, aber durch die Kraft des Geistes die Erbsünde mit ihren Schwächen überwunden habe; daß nicht nur der Geist, sondern auch die Seele des Menschen (die sonst so wenig darf!) nach dem Tode fortdauere, wodurch dem Menschen nicht nur die allgemeine, sondern auch die individuelle Unsterblichkeit gesichert werde. Ist auch im einzelnen hier manches beachtungswerthe Goldkörnchen zu finden, so fallen doch auch hier im allgemeinen die Erklärungen so vag, unbestimmt, ausweichend und charakterlos aus, wie es sich eben für die Lehrerinnen des Verfassers, die Somnambulen, geziemt. Somnambule Aufschlüsse sind immer träumerisch und vieldeutig in demselben Grade, als die Dictate der reinen Vernunft klar und bestimmt sind. Die Interpretation alter Somnambulismen durch neue Somnambulismen ist zwar gut, aber nur als Vorstufe einer schwierigern Arbeit, nämlich einer wissenschaftlichen Vergleichung beider zu einem andern Zweck; um durch wahlverwandte Anziehung und Verbindung beide Stoffe mit- und durcheinander niederzuschlagen, damit in der geoffenbarten Religion der reine Vernunftcharakter immer unverhüllter zu Tage trete mit Abwerfung aller ihm noch anklebenden somnambulen Bestandtheile.

---

2. Ueber die Bedeutung des geistigen Doppellebens für die Wissenschaft der Anthropologie mit Rücksicht auf die neuesten hierauf bezüglichen Untersuchungen von Immanuel Hermann Fichte. Von Hubert Beckers. (Aus den Sitzungsberichten der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften. 1860. Drittes Heft.) München, Franz. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.
3. Lose Blätter geheftet in Frankreich von H. Sloman. Kiel, Schwers. 1859. 8. 18 Ngr.

Noch einmal die Somnambulen als Zeuginnen für den Unterschied von Seele und Geist. Indessen hier als wissenschaftlich abgehörte Zeugen. Und in dieser Form läßt man sie sich gefallen. Wir stehen, wie wir aus

speculativen und moralischen Gründen wissen, in einem psychischen Doppelleben, und das mögen uns die Somnambulen bezeugen, als Phänomene einer höhern Welt, als Objecte für anthropologische Forschung, nur nicht als Lehrerinnen auf dem Katheder und ebenso wenig als Offenbarerinnen religiöser Geheimnisse.

Unser Ich ist nur zur Hälfte wach. In diesem halbirten Wachsein ist es die zum Bewußtsein gelangte Seele. Es kann aber bis in seine Tiefen erwachen. Sobald dieses geschieht, wird es Geist sein. Dies ist das richtige Verhältniß, wie es von Beckers hier aufgefaßt wird, wobei er sich namentlich auf Steffens und J. H. Fichte als Gewährsmänner stützt. Wenn der Geist vorhanden sein wird, so wird er die ganze in den bewußten Zustand erhobene Seele sein. Solange also noch ein unerleuchteter Seelenrest in uns vorhanden ist, sind wir noch nicht Geister, sondern erst Seelen, in denen der Proceß der Geistwerdung oder Bewußtwerdung seinen Anfang genommen hat.

Die Seele ist noch nicht frei, erst der Geist ist das freie Wesen als das Wesen, welches, wie Beckers nach Schelling's Vorgange richtig definirt, sich sowol äußern als auch nicht äußern kann, sich daher schlechterdings nicht auf gegebenen Anreiz äußern muß. Dieses Wesen, der Geist, ist ebendaher auch niemals anders als unter bewußter Form vorstellbar, und wenn die Somnambulen von einem unbewußten Geiste faseln, so ist das nichts als blühender Unsinn.

Eben dieses, daß man nicht sicher ist, neben reinen und richtigen Gedanken die Fülle der gröbsten Irrthümer mit in den Kauf zu bekommen, macht das somnambule Wesen so lästig und unbequem. Sloman sagt darüber mit Recht (S. 41):

> Wie man den Bösen nicht an die Wand malen kann, ohne zu fürchten, daß er sich selbst daneben leibhaftig hinstelle, so kann man das Wort Clairvoyance nicht aussprechen, ohne ein geheimes Schaudern zu empfinden, weil ein unbestimmtes Irgendetwas dieses gespensterartigen Mysteriums gleich mit den Worten sich einschleicht.

Dennoch erklärt auch er mit Recht sich geneigt, an etwas von der Art zu glauben. Ihm scheint z. B. die Fähigkeit der Seele, daß sie auch ohne sich gerade der gewöhnlichen fünf Sinne zu bedienen, sich wie mit allgemeinen Fühlhörnern durch den Raum ausbreiten und von andern Seelen Eindrücke empfangen könne, keineswegs so unbegreiflich zu sein, als dieses gewöhnlich angenommen wird. Denn die gewöhnliche Annahme beruht darauf, daß man einen völlig isolirten Zustand einer jeden Seele von andern Seelen als den ursprünglichen voraussetzt. Aber viele Beispiele aus der Natur sind geeignet, diese Annahme zu erschüttern. Wie fest z. B. zeigen sich nicht die Instincte der wandernden Schwalben und Störche in das Gemeinleben der Erde, des Klimas und der Jahreszeiten verwachsen, wie bleiben die Thiere mit dem Wesen ihrer Neugeborenen lange in einer innigen Einheit! Die Mutter füttert in den Jungen sich selbst, und es ist nicht blos bildlich, sondern wirklich wahr, daß in der Brütezeit der Mittelpunkt ihrer Existenz gar nicht in ihr allein liegt, sondern zwischen ihr und ihren Jungen schwankt, bis diese selbständig werden, und dann auch die Mutter wieder frei wird und den Mittelpunkt ihres Wesens wieder in sich hat. Hier ist bereits in den Anfängen des psychischen Daseins eine Art von somnambulem Rapport bemerkbar. Die Mutter ist, wie Hegel sich ausdrückte, der Genius des Kindes. Aber sehr im Irrthum wären wir, wenn wir dieses Verhältniß dem Geiste zuschreiben wollten. Es ist vielmehr das Grundverhältniß des unbewußten Seelenlebens in der Natur.

---

4. Wissen und Sein. Eine realistische Abhandlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus von J. G. von Quandt. Dresden, Burdach. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Die reformirende Weltanschauung oder die Natur nach Vernunft ausgelegt. Von D. A. B. Berlin, Springer. 1858. Lex.-8. 5 Ngr.
6. Die Naturkunde als Einheitswissenschaft. Von Leopold von der Decken. Ratibor, Wichura. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Der treffliche Kunstkenner und Freund Goethe's, J. G. von Quandt, dessen bis in das späte Alter jugendlicher Geist auch den philosophischen Bewegungen der Gegenwart jene gespannte Aufmerksamkeit lieh, welche den im Arkadien eines wahren Enthusiasmus geborenen Hellenen charakterisiren, hat kurz vor seinem Hinscheiden die Zuversicht und die Hoffnungen seiner Seele in obiger Schrift niederlegt. Es drängte ihn, noch zuletzt als ein freudiger Bekenner derjenigen Philosophie aufzutreten, welche die Identität von Wissen und Sein behauptet, indem sie alles Natursein für eine Function niedern Grades hält, welche fähig ist, in das Wissen als eine Function höhern Grades erhoben zu werden, und zwar dieses innerhalb des einen durchaus Seienden, dessen Sein das Sein des Wissens ist.

Wie tief der herrliche Mann sich von den unsere Tage bewegenden ungestümen Geistesströmungen mit ergriffen fühlte, geht sogleich aus den ersten Worten der Vorrede hervor. Er schrieb:

> Eine lange Vergangenheit liegt hinter mir, und in dem Zeitraume von 73 Jahren habe ich keinen Sturm erlebt, welcher so tief das Gemüth aufgewühlt hätte, als die gegenwärtige Gärung der Geister. Die socialen Kämpfe waren mehr extensiv, betrafen die äußern Verhältnisse, und nicht so intensiv, nicht so in das innere Heiligthum des Menschen einbohrend, als die miteinander ringenden Ueberzeugungen von Materialismus und Spiritualismus. Die Gefahr ist um so größer, je unbedeutender sie scheint.

Nicht in irgendwelchen positiven Glaubensbekenntnissen, sondern ganz allein in den in der Vernunft feststehenden Erkenntnißgründen des einen und absoluten Seins, welches das Sein des Wissens ist, erkennt er den Felsen, an welchem diese ungestümen Brandungen zerscheitern sollen. Diese Erkenntnißgründe sind es, welche sein eigenes Gemüth am Abende seines Lebens erheiterten und erfreuten. Denn aus ihnen sah er die unmittelbare Folge fließen, daß unsere Seele in ihrem beengten Zustande, worin wir sie jetzt nur allein noch kennen, doch auch schon die Anfänge eines geistigen und erweiterten Daseins enthält, welches in höhern Lebensaugenblicken sich ungeduldig regt

und versuchsweise die Schwingen entfaltet. Unser beengtes und individuelles Seelenbewußtsein ist selbst nur die wachsende Knospe eines daraus entwickelbaren universellen Weltbewußtseins. Wir leben zwar vorbereitungsweise als egoistische Individuen, streben aber zu einer Ausweitung unsers Wesens im Aether des Gedankens empor. Wir sind zwar nur Seele, aber was uns die einzige wahre Befriedigung gibt, ist unser Streben, uns zu vergeistigen, das Streben, durch eine Auflichtung unsers finstern Einzelwesens immer mehr in die Function des bewußten Allgemeinen einzutreten.

Daher kommt es, daß die höchsten Ideen, wie der Sprachgebrauch es richtig benennt, uns einleuchten, gleichsam in unsere Seele hineinleuchten; daher kommt es, daß wir in solchen Momenten des tiefsten Denkens nicht nur die Welt um uns her, sondern auch unser eigenes Individuum vergessen. Man kann sich jenen Vorgang wol unter dem Bilde der Sonne veranschaulichen, welche verborgen hinter Morgennebeln aufging, und als sie diese überstiegen hatte, leuchtend hervortrat. Etwas diesem Verwandtes ist das Gefühl der höchsten Lebensfreudigkeit, einer Freudigkeit, von der wir uns oft keine Rechenschaft geben können, indem sie, im Zusammenhange mit einer das All der Dinge durchdringenden Lebenskraft, von äußern Verhältnissen unabhängig ist, und sogar öfter bei Noth als bei egoistischer Wohlhäbigkeit vorkommt. Durch diese rein aus dem Innern kommende Freudigkeit erweitert sich unsere Existenz und streckt ihre Arme weit in das Allsein hinein durch Mitgenuß und Theilnahme am Leben des Universums. Das Brausen des Bachs, der freudeschäumend über Felsenmassen stürzt, ist dem Menschen eine verständliche Lebenssprache; wir wissen es, was die stolze Fichte bewußtlos emportreibt, wir verstehen durch die Ausdehnung unsers Bewußtseins die träumerische Natur, welche sich im Schlummer bewegt. Diese Ausdehnbarkeit des individuellen Bewußtseins zum Weltbewußtsein, wovon es selbst nur ein Moment ist, diese Wonne der Lebenserweiterung hat Goethe ausgesprochen in den Worten seines „Faust":

> Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
> Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
> Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
> Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
> Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir in ihre tiefe Brust
> Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
> Du führst die Reihe der Lebendigen
> Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
> Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Diese Entfesselung vom individuellen Selbstbewußtsein, dieses sich Bewußtwerden des Individuums im All, diese Seligkeit des Wissens und Seins ist eine Annäherung an das Weltbewußtsein. Die mögliche Theilnahme an Leiden und Freuden der gesammten Natur zeigt eine höhere Lebensanlage in uns. Dagegen ist der Egoismus der Thiere, abgesehen von der Sorge für ihre eigene Brut, höchst merkwürdig. Ohne Ausnahme kann man beobachten, daß alle Hunde eines Orts mörderisch über einen vor Schmerz schreienden Hund herfallen. Ebenso tödten die Hühner jedes kranke Huhn. Nur der Mensch ist theilnehmend und einer wirklichen Erweiterung seines Lebenskreises fähig.

Unser individuelles Bewußtsein ist kein selbständiges Ding. Denn es müßte sonst zu jeder Zeit aller seiner Gedanken mächtig sein, aller Gedanken sich erinnern können, die es aus sich hervorgerufen hat. Aber was jetzt Wissen ist, kann im folgenden Moment ins unbewußte Sein zurücktreten, wie z. B. der Anfänger im Klavierspiel mit vollem Bewußtsein die Finger bewegt, wogegen die Finger des Virtuosen sich gehörig bewegen, ohne daß er es weiß, wo also die kunstmäßige Bewegung der Finger bewußtlose Thätigkeit geworden ist. Auf diese Art ist Wissen und Sein im Individuum in stetem Uebergang. Bald tritt das Sein ins Wissen als in seine höchste Function, dann wächst unser Leben an Kraft; bald wieder tritt das Wissen aus Schwäche ins bloße Sein zurück. Dagegen kann das Bewußtsein der allgemeinen den Raum erfüllenden Lebenskraft nicht auf das Einzelne gerichtet und beschränkt, kann also nur totales Wissen sein. Das denkende Individuum erweitert sein Wissen und nähert sich dem totalen Wissen an, wenn es von den durch die Sinne überlieferten Vorstellungen zu den Ideen hinaufsteigt. Die immanenten Ideen der neuen Philosophen sind, wenn man sie recht versteht, wieder ganz die Ideen des Plato, nämlich das wesentlich seiende Göttliche im zufälligen und wechselnden Sein, oder die Urbilder des ewigen und unvergänglichen Wissens, wie sie zur Erscheinung gelangen in den Schattenbildern des zeitlichen und vergänglichen Daseins.

Mit besonderer Vorliebe bezieht sich dabei der Autor auf die Schrift von Snell: „Die Streitfrage des Materialismus" (Jena 1858), welche diese ihr hier gegebene Bevorzugung vor vielen andern auch im hohen Maße verdient. Ob die Materialisten übrigens geneigt sein werden, auf den ihnen auf S. 110 zum gütlichen Vergleich vorgeschlagenen Friedensartikel einzugehen, stellen wir in Zweifel. In diesem Punkte hegte der treffliche Mann etwas zu sanguinische Hoffnungen. Ein Materialist, welcher von speculativen Principien aus mit sich reden läßt, ist schon keiner mehr. Der Materialismus leidet seine Niederlagen tagtäglich, aber nicht auf dem Felde der Disputation, sondern viel einfacher dadurch, daß die Principien der kritischen Philosophie, dieses nicht mehr entziehbaren Nationalschatzes, von Tag zu Tag richtiger und unbefangener verstanden werden. Der dort zur Sprache gebrachte Friedensartikel besteht darin, daß man der Materie als dem allgemeinen raumerfüllenden Wesen als Eigenschaft eine Kraft zuschreibe, welche alle Thätigkeiten und folglich auch das Denken hervorbringe, aber so, daß das Denken und Wissen als die höchste Thätigkeit dieser Kraft kein den Raum erfüllender Stoff, sondern ein den einzelnen Stofftheilen vorausgehendes Wesen von allgemeiner Art sei. Ein solcher der Gegenpartei mit einer gewissen doppelsinnigen Nachgiebigkeit angebotener Friedensartikel könnte vielleicht seinen Nutzen haben, wenn

es sich um eine specielle gemeinschaftlich zu vollendende Arbeit, oder auch vielleicht, wenn es sich um ein gemeinsam zu formulirendes Bekenntniß handelte. Da aber weder der eine, noch der andere Fall vorliegt, und da der Gegner unsere unnöthige Nachgiebigkeit selbst dann, wenn sie, wie im vorliegenden Falle, aus der edelsten und uneigennützigsten Friedensliebe entspringt, niemals für etwas anderes als bloße Schwäche aufzunehmen gewohnt ist, so werden wir dem Materialismus gegenüber immer derjenigen Formel bei weitem den Vorzug geben, von welcher es heißt, daß sie eigentlich allein die letzte Consequenz der Identitätsphilosophie ausspreche, obgleich die wenigsten den Muth und die Dreistigkeit gehabt haben, sich unumwunden zu ihr zu bekennen. Es ist die Formel: Das durchaus Seiende denkt sich selbst, denn es hat Bewußtsein, und es ist Wissen und Sein zugleich.

Der Verfasser der „Reformirenden Weltanschauung" will zwar ebenfalls die in allen Ich gleicherweise sich selbst wissende Vernunft zum Princip gemacht wissen. Dies ist vortrefflich. Aber er weiß diesen Gedanken leider nicht von zufälligen Zuthaten zu sondern, welche nichts mit ihm zu schaffen haben. Er glaubt an ein unveränderliches Weltall ohne alle Entwickelungsfähigkeit, wie Czolbe, und hält dieses für eine Consequenz jenes Princips sowie auch des Kopernicanischen Systems. Dieses Vorurtheil geht bei ihm so weit, daß er sich selbst die auf reinen Erfahrungsthatsachen fußende Theorie unserer Geologen von den Umgestaltungen unsers Planeten in successiven Weltperioden, wodurch eine allmähliche Entwickelung seiner Organismen aus dem Unvollkommenen ins Vollkommene als Folge hervorging, nur aus einer epidemischen Ansteckung der Geister durch Priesterlug und Trug zu erklären weiß.

Aber der Verfasser rast blos auf dem Gebiete der Naturphilosophie. Sowie er zu den speculativen Grundsätzen zurückkehrt, wird er wieder ganz consequent und und vernünftig. Insbesondere weiß er sein Grundprincip der „absoluten Einheit und Collectivität des Geistes" mit gutem Geschick in der moralischen Anwendung auf humane Gesinnung und Nächstenliebe zu verwerthen. Weil zufolge der solidarischen Einheit des erkennenden Geistes meine innere und allein wahre Wesenheit mit der Wesenheit meines Nächsten eine und dieselbige ist, so ist im moralischen Sinne mein Nächster ein unmittelbarer Theil meines eigenen Selbst, und was ich ihm thue, thue ich mir selbst. Leidet ein Glied, leiden alle; wird eines verherrlicht, beseligt es alle. Leiber und Seelen sind von verschieden gemischtem Stoff; der Geist hingegen war — ist — wird sein! Ein und derselbige! In der Ueberzeugung von der Einheit des Geistes that einst J. G. Fichte den Ausspruch: Wer überhaupt an sich als Person denkt, und irgendein Leben und Sein und einen Selbstgenuß begehrt außer in und für die Menschheit, der ist im Grund und Boden nur ein gemeiner, kleiner und unseliger Mensch. Vermittelst dieser Collectivität des Geistes tritt klar heraus, wie das moralische Leben der Menschheit ein solidarisch wirkender Gesammtorganismus ist, wie z. B. Handwerker und Diener, durch deren Arbeiten du Muße zu geistiger Thätigkeit gewinnst, eben hierdurch auch Antheil an deinen geistigen Arbeiten mit erwerben, ähnlich wie auch die seit Urzeiten wirksam gewesene Menschheit fortwährenden Antheil nimmt an unsern gegenwärtigen Arbeiten vermöge der uns hinterlassenen Früchte ihrer Thätigkeit. Dieses sollte die Menschheit in allen ihren Theilen mit unaufhörlichen Gefühlen inniger Dankbarkeit unter sich verknüpfen, und thut dieses auch unfehlbar, sowie die richtige Erkenntniß davon im Geiste aufgeht. Wenn man solches liest, athmet man in einer frischen und gesunden Luft und verzeiht dem Verfasser seine naturphilosophischen Schnitzer.

Die „Naturkunde als Einheitswissenschaft" von Leopold von der Decken schwingt sich zwar nicht empor bis zu einem speculativen Weltgesetze, bleibt aber auch nicht in den Niederungen des Materialismus haften. Ohne die Region des Geistes zu berühren, sucht sie sich ihren Platz in dem Felde des organischen Seelenlebens, und zwar mit möglichst engem Anschluß an die Kategorien der Physik. Der Verfasser, ein Anhänger der Wasserheilmethode, ist bestrebt, das organische Leben auf allgemeine Gesetze der Reaction und des Gleichgewichts seiner Triebe und Bewegungen zurückzuführen. Er denkt sich nun zwar unter den Grundbewegungen zunächst nichts weiter als Molecularbewegungen eines ursprünglichen, den Raum erfüllenden Seins. Aber diese Bewegungen gelten ihm nicht, wie dem Materialisten, für zufällige Accidentien und vorübergehende Vorgänge an materiellen Substanzen, sondern für selbständige Lebensprincipien begabt mit einer für sich seienden Thätigkeit der Wirkung und Gegenwirkung. So z. B. nennt er das Athmen einen wirklichen Belebungsact und das Athmungsbedürfniß einen wirklichen Lebenshunger, nämlich einen Hunger nach erneuerter Ladung der Blutsäule mit einer entsprechenden Eigenbewegung, worin ein Streben anerkannt ist nach Wiederherstellung dieser Eigenbewegung, so oft sie verschwindet, und nach Verstärkung derselben, so oft sie nachläßt. Das Lebensprincip bedient sich bei den Lebensvorgängen zwar physikalischer Mittel, wie der Aufnahme von Sauerstoff und der Ausscheidung von Kohlensäure, ohne aber mit diesen Mitteln selbst verwechselt werden zu dürfen. Vielmehr findet von seiten des organischen Princips eine zweckmäßige Regulirung dieser als Mittel dienenden Processe statt. Insbesondere soll es ein regelmäßiger und bestimmter Wärmeverlust sein, welcher wesentlich zur Erhaltung der innern Lebensthätigkeit diene, indem durch denselben eine Steigerung der Wärme producirenden innern Lebensthätigkeit hervorgerufen werde, welche durch zu große Sättigung der Organe mit angehäufter Wärme in ihrem Eifer zu ermatten pflege. Daher biete nun die Kühlungsmethode in der Kaltwassercur das sicherste Mittel, sowol die gesunkene Lebensthätigkeit wach zu rufen, als auch die Fieberglut zu beschwören, welche die freie Thätigkeit aller Theile und Organe zu erdrücken drohe. Die erste Wirkung finde besonders bei den chronischen, die letzte bei den acuten Krankheiten statt.

Obgleich nun aber der Verfasser hierin das Princip der Triebe als psychischer Thätigkeiten, theils des Selbsterhaltung, theils des Strebens nach etwas nicht Vorhandenem, wol factisch anerkennt, so bleibt er doch immer noch weit davon entfernt, sich dasselbe bis auf den Grund zu verdeutlichen. Sein ärztliches Interesse läßt ihn vielmehr immer nur bis auf den Begriff der bloßen Molecularbewegungen zurückgehen. Er hält dafür, daß die Grundprincipien von Licht und Wärme ihre Einheit haben in der Elektricität, welche in gewisser Beziehung eine so directe Uebereinstimmung mit dem Lichte habe, daß man sie selbst ein inneres Lichtströmen nennen könne, und in diesen Lichtströmen sieht er dann auch zugleich die Lebensströme fließen. Daß er bei solchen Bestimmungen als vermeintlichen Grundbegriffen stehen bleibt, macht das Schwankende und Unentschiedene in seiner wissenschaftlichen Stellung aus.

Auch folgende Schriften berühren, theils vom materialistischen, theils vom entgegengesetzten Standpunkte aus, das große Thema von Geist und Seele:

7. Die sociale und geistige Reformation des 19. Jahrhunderts als culturhistorischer Zielpunkt der gegenwärtigen Zeitbewegung dargestellt von Eduard Löwenthal. Frankfurt a. M., Bechhold. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Auszug aus dem Tagebuche eines Materialisten. Von Richard Schuricht. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.
9. Der heutige Materialismus vom sittlichen, rechtlichen und socialen Standpunkte. Von K. Carnier. Würzburg, Etlinger. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
10. Naturforschung und Culturleben in ihren neuesten Ergebnissen zur Beleuchtung der großen Frage der Gegenwart über Christenthum und Materialismus, Geist und Stoff. Von A. R. Böhner. Mit drei lithographirten Tafeln. Hannover, C. Rümpler. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bei Löwenthal tritt der Materialismus in ganzer Nacktheit hervor, nicht nur geistlos, sondern auch zugleich seelenlos. Besonders auffallend, obgleich ohne Zweifel consequent, sind die letzten Abschnitte des Buchs, welche die Grundsätze der Moral im Sinne des Materialismus darstellen.

Neu ist die Sache nicht. Helvetius im vorigen Jahrhundert und Max Stirner im gegenwärtigen haben bereits die Grundsätze des „Einzigen und seines Eigenthums" entwickelt, Helvetius zwar auf seelenlose, jedoch immer noch geistvolle Art, Max Stirner aber rein materiell ohne beides. Eduard Löwenthal schließt sich dem letztern an. Wie Robespierre einst nach den vielen schwungvollen Phrasen der den König zum Tode verdammenden Richter kalt sagte: „La mort sans phrase", so sagt Eduard Löwenthal kalt, aber groß: die Materie ohne Seele und ohne Geist! Denn was kann sowol geist- als auch seelenloser sein als der nackte Egoismus? Dieser aber wird hier zum Range des Summum Bonum erhoben. Wahrscheinlich werden andere Materialisten von weniger Entschlossenheit Löwenthal hierüber zürnen, ihn wol gar wie ein räudiges Schaf aus der Schule werfen wollen. Indessen da er die Consequenz des Begriffs jedenfalls auf seiner Seite hat, so wird, wer die strenge Logik liebt, ihn um dieses Umstandes willen nicht tadeln, wenn auch vielleicht andere seiner Glaubensgenossen, welche darin bessere Materialisten sind, daß sie die Logik weniger lieben, hierin anderer Meinung sein sollten.

Alle moralischen Affectionen und Erscheinungen: Mitleid, Theilnahme, Großmuth, Wohlthätigkeit, Uneigennützigkeit, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, Rechtssinn, Ehre, Arbeitsamkeit, Keuschheit, Bescheidenheit, alles findet auf materialistischer Grundlage seine volle und zureichende Erklärung entweder als verkappter Egoismus oder pathologische Schwäche. So z. B. ist Mitleid pathologische Schwäche. Denn wir leiden unwillkürlich und bedauern uns selbst im Grunde, weil wir unwillkürlich mitleiden müssen. Theilnahme hingegen ist Egoismus. Denn wir nehmen an dem Unglück insofern theil, als wir uns glücklich preisen, daß dasselbe nicht uns selbst betroffen hat. Wohlthätigkeit ist der Wunsch, einen Ruf zu bekommen, der dem Wohlthäter wohl thut. Uneigennützigkeit ist eine aus Versehen manifestirte Einfältigkeit, welche von dem Uneigennützigen hinterdrein verwünscht wird. Wahrheitsliebe steht unter egoistischen Einflüssen, denn der einzelne hält das für Wahrheit, was seinem Ich am meisten entspricht. Derselbe Fall ist mit dem Rechtssinn. Diese Consequenzen fließen aus dem Princip des Materialismus gemäß der unter egoistischen Einflüssen stehenden Wahrheitsliebe Löwenthal's. Wir haben kein Wort dagegen einzuwenden und auch kein Wort weiter hinzuzufügen.

Das Büchlein: „Auszug aus dem Tagebuche eines Materialisten", von Richard Schuricht, macht den Eindruck einer Mystification, obgleich es eine solche doch wol nicht ist, sondern Auszüge aus einem wirklichen Tagebuche enthalten mag. Jedoch könnte der Materialismus nicht empfindlicher auf dem Wege der Ironie bloßgestellt werden, als es hier in aller Ehrlichkeit von einem nicht nur europamüden, sondern auch lebenssatten Schüler des Epikur geschehen ist. Ihm ist nicht wohl in seiner Haut. So viel gutes Plaisir er auch im Leben genossen hat, so reicht doch die Erinnerung daran nicht hin, ihn glücklich zu machen, da es vorbei ist. Er kommt dadurch zu der richtigen Einsicht, daß eine Moral zur erträglichen Existenz der Menschen unentbehrlich sei, daß es aber auch ebenso unmöglich sei, auf der Grundlage des Materialismus, die er gleichwol nicht aufgeben mag, eine solche zu erbauen, weil nach dieser die Selbstsucht das einzig mögliche Princip und lebenskluger Sinnengenuß der einzig mögliche Lebenszweck sei. Unter diesen Umständen frage es sich nun ganz ernstlich, ob ein solches Leben der Mühe werth sei, und ob nicht in der Blausäure und den ihr ähnlich wirkenden Giften der Mensch den eigentlichen Stein der Weisen gefunden habe. Denn das Ende der Dinge sei doch zuletzt: der Tod in Verzweiflung! Das allabendliche Ausziehen beim Zubettegehen sei gewiß sehr unangenehm; aber der Lohn sei groß, nämlich einzuschlafen. Auch das „Blausäurenehmen" habe sein Unbequemes und einen nicht minder großen Lohn. Der Patient hat, wenn wir recht berichtet sind, seinen Rath wirklich befolgt. Der

vorliegende Auszug aus seinem Tagebuche ist sein Testament ans Publikum, seine moralische Galgenpredigt gewesen. Friede seiner Asche!

Bemerkenswerth und beinahe wie eine Art von Prophetenstimme klingt ein Passus über die weitere Entwickelung und den naturgemäßen Verlauf dieses Uebels, mit welchem die Vorsehung unser Volk zur Vorbereitung auf eine bevorstehende Krisis in religiösen und politischen Zuständen heimsucht. Er verdient daher wol hier mitgetheilt zu werden (S. 113):

Die Wortführer des Alten, des Glaubens, könnten sich möglicherweise überzeugen, daß sie bei allgemeiner Volksbildung nichts verlieren; sie könnten es in ihrem wohlverstandenen Interesse finden, das eigentliche Volk an den Abgrund der Wirklichkeit zu führen, damit ein jeder eine klare Aussicht habe auf die Trostlosigkeit unserer Lage. Es wäre dies ein Va banque-Spiel; ich wage nicht zu behaupten, daß der Sieg dem Glauben an den lebendigmachenden Buchstaben gewiß sei, aber ich lege ihm mehr Wahrscheinlichkeit des Erfolgs bei. Mir erscheint es wahrscheinlich, daß der Materialismus sich nicht wird geltend machen können. Materialisten sind bei dem vermeintlichen Bau der Ewigkeiten nicht gut zu verwenden. Der Materialist ist alt; zur Arbeit wie zum Spiel bedarf man aber der Jugend, der Lebenslust, der daraus resultirenden Lebensklugheit, welche letztere der Klugheit des Materialisten gerade entgegengesetzt ist.

Im letzten Satze liegt eine bedeutende Wahrheit ausgesprochen. Die engherzige Klugheit des Materialisten ohne Phantasie und ohne Schwung trägt ihre Siege immer nur im Sumpfe der Philisterei und ihres Kleinkrams davon; sobald die großen Kämpfe erwachen, tritt die weitherzige Lebensklugheit der phantasievollen Menschen in ihre Rechte ein, und der Philister reibt sich erstaunt die Augen.

Solche moralische Selbstgeständnisse des Materialismus bestätigen allerdings im hohen Grade das, wessen die Gegner ihn anschuldigen, nämlich daß das Umsichgreifen dieser Sinnesart die Moral erschlaffe, den gesunden Lebensmuth deprimire, die Phantasie lähme und den ganzen inwendigen Menschen zum geistigen Krüppel herabsetze. In einer Wissenschaft, wo alles in die Perspective der Empirie, und in einem Leben, wo alles in die Perspective des Geldgewinstes gebracht wird, kann es freilich nicht anders zugehen.

Nach der Anschuldigung Carnier's in der Schrift „Der heutige Materialismus" läßt sich aus den Grundsätzen des Materialismus kein Zweck und keine Bedeutung des Lebens herleiten, keine Sitte, keine Tugend, keine Religion, keine Rechte und keine Pflichten, und ebenso wenig eine Anforderung zum Fortschreiten in der Cultur. Löwenthal und Schuricht sind ganz einverstanden.

Harte Fabrikherren misbrauchen häufig nach Carnier's Versicherung ihre Arbeitskinder in den Fabriken. Es sollen Beispiele vorgekommen sein, wo sie von 6 Uhr morgens bis zum andern Vormittag 10 Uhr unausgesetzt beschäftigt blieben. Um sie nur wach zu halten, gab man ihnen Taback oder ließ sie von Zeit zu Zeit ihren Kopf in einen Wasserkübel stecken. Löwenthal widmet ihnen die Theilnahme seines Humanismus, insofern er sich glücklich preist, daß eine solche Behandlung nicht ihn betraf.

Eine parlamentarische Untersuchung von 1841 warf damals ein grelles Licht auf die socialen Uebel in den englischen Kohlengruben. Nach Carnier's Bericht dienten in den Gruben des Grafen Durham nur weibliche Lastträger: ein zwölfjähriges Mädchen machte täglich 25—30 Gänge, jeder 100—200 Klafter tief, mit einer Last von 1/4 Centner. Nicht selten mußte dabei im Wasser gewatet werden und zwar in einem Wasser mit ätzender Eigenschaft. Die kleinsten Kinder hatten weiter nichts zu thun, als alle fünf Minuten eine Thür auf- und zuzumachen; denn die Erzeugung schädlicher Gase wiederholte sich stellenweise so rasch, daß sonst eine Explosion wäre zu fürchten gewesen. Zwölf Stunden täglich arbeiteten so die armen Würmer im Finstern; wenn sie einmal einschliefen, so war vieler Menschen Leben gefährdet. Der unterirdischen Wärme halber waren die meisten Arbeiter nur mit einem Hemde bekleidet, die Männer zum Theil nackt, mitten unter ihnen kleine Mädchen. Ein solcher Materialismus ist nun freilich nichts Neues, sondern, wie der aufrichtige Schuricht mit Recht behauptet, uralt, steinalt. Er ist das alte Fürstenthum der Nacht und des Chaos, die vorsündflutliche Festung der Tyrannen und Gewaltigen auf Erden, in welche mit der Zeit die jugendlichen und todesmuthigen Freischaren der Poesie und Philosophie, des Hellenismus und Christianismus mindestens eine heilsame Bresche geschossen haben, wenn auch immer noch nicht mehr als dies. Carnier richtet gegen den Materialismus von dieser Seite her die Grundsätze eines rationellen Staatsrechts, was um so mehr anzuerkennen ist, als heutzutage so häufig von den Vertheidigern der politischen Ordnung und Gesetzlichkeit die Verkehrtheit begangen wird, mit Umgehung alles Naturrechts die bestehende Ordnung als bloßes historisches Factum zu nehmen und damit dem Materialismus zwar nicht in seinen speciellen Forderungen an die Gegenwart, desto unbedingter aber im Princip selbst beizupflichten.

Ein gewisser Zusammenhang des theoretischen Materialismus mit dem praktischen ist hiernach wol nicht in Abrede zu stellen. So lächerlich es auch sein würde, die Hartherzigkeit und Grausamkeit der praktischen Materialisten unserer Tage den theoretischen mit zur Last zu legen, so ist doch umgekehrt die Massenhaftigkeit, in welcher der theoretische Materialismus heutzutage wuchert, das Symptom von einer massenhaften Verwahrlosung der sanftern und humanern Gefühle in tausend und abertausend Menschenseelen.

Von dieser Seite sieht A. R. Böhner die Frage an. Der praktische Materialismus ist nach seinem Urtheil das eigentlich volksfeindliche Princip, der Krebsschaden der jetzigen politischen Zustände, welcher darauf hinarbeitet, den soliden Mittelstand zu untergraben und überall die schroffen Gegensätze von Reichthum und Armuth, Glanz und Elend, Luxus und Proletariat an die Stelle zu setzen. Der selbstsüchtige rauschende Luxus, die sündhafte Verwendung des Besitzes, die unersättliche Gier nach Geld und Genuß erzeugen in den untern Schichten der Gesellschaft Mistrauen, Neid und Haß. Das Gleichgewicht

zwischen großen und kleinen Vermögen wird durch die schwindeligen Unternehmungen der großen Kapitalisten gestört. Die kleinern werden mehr und mehr von den größern verschlungen und müssen sich nach und nach, wie die Planeten und Satelliten, ohne Schwungkraft auf die Sonne stürzen. Der maschinenmäßige Betrieb der Industrie wirkt mit. Das Handlangen bei der Maschine ist geistig nichtssagend und abstumpfend, aber leiblich hart, weil sie fast die ganze Zeit, ja Lebenszeit des Arbeiters in Anspruch nimmt. Durch die fortwährende Wechselwirkung des Menschen mit der Maschine entleert sich sein Herz und erfrischt sich nicht mehr. In der Tiefe der Seele bildet sich ein instinctartiger Mechanismus und Atheismus, wie ein Schrei des Schmerzes und der Verdammniß. Die Gottlosigkeit ist freilich der Menschennatur stets zuwider; sie ist aber die Form, worin ein Leben voll Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit seinen Ausdruck sucht.

Hierin ist nun freilich kein Wirkungsfeld für die Wissenschaft, wol aber ein desto größeres für die Kirche abgesteckt. Und so meint Böhner es auch. Die Kirche hat in hohem Grade ihre alte Macht über die Gemüther verloren. Sie hat sich zu besinnen auf die Punkte, welche ihr die Gemüther entfremden können. Einer unter diesen besteht in dem Eigensinn, mit welchem kirchliche Parteien sich häufig den Fortschritten der Wissenschaft widersetzt haben. Der Verfasser möchte hier mit seinem ziemlich umfangreichen Buche nützlich eingreifen. Er möchte die Ueberzeugung wecken, daß gerade die neuesten Ergebnisse der Naturforschung die Grundwahrheiten des Christenthums schlagend bestätigen. Mit besonderer Vorliebe handelt er hierbei von der Entwickelung des Planetensystems und den Schöpfungsperioden des Erdballs. Er vergleicht den Schöpfungsbericht mit den Ergebnissen der Astronomie, und begegnet sich hier in manchen Punkten mit dem Verfasser des „Unbewußten Geisteslebens und der göttlichen Offenbarung". Die sieben Schöpfungstage dehnen sich ihm zu jahrtausendelangen Zeiträumen aus und empfangen im einzelnen folgende Deutung: Erster Tag: Erregung von Licht und Wärme nebst Kreiselbewegung der Gesammtmasse von Westen nach Osten. Zweiter Tag: Scheidung des planetarischen Fluidums in concentrische Ringe und Sammlung der äußern Ringmassen zu rotirenden Kugelgestalten. Dritter Tag: Verdichtung des Erdkörpers bis zu seiner jetzigen Größe, Abkühlung der Erdrinde, Prototypenbildung einer ungeheuern Pflanzenvegetation. Vierter Tag: Verdichtung des Erdmondes, der untern Planeten (Venus, Mars) und des Sonnenkörpers. Fünfter Tag: Bildung der Meerwasserniederschläge von der Kohlen- bis zur Molassengruppe, Schöpfung von Wasser- und Sumpfthieren, vom infusorischen Gewürme an bis zu den riesenhaften Meerungeheuern. Sechster Tag: Schöpfung der Landsäugethiere in planmäßiger Stufenfolge vom ältesten unvollkommensten Gliede an bis zum Menschen. Siebenter Tag: Stabilität der Erdtemperatur seit Schöpfung des Menschen. Ruhepunkt.

Ein directer Widerspruch zwischen religiösen Annahmen und naturwissenschaftlichen Ergebnissen hat allerdings etwas Anstößiges. Aber ebenso sehr fühlt doch auch jedermann, daß die bloße Nachweisung, wie sich unter dem alten religiösen Mythus von der Weltschöpfung auch wol ein modern naturwissenschaftlicher Sinn ohne zu großen Zwang verstecken lasse, nur eine frostige Vertheidigung des alten Glaubens ist. Denn woher soll uns die Lust kommen, uns im abgetragenen mythologischen Gewande Wahrheiten erst aus zweiter Hand wiedererzählen zu lassen, welche wir besser und vollkommener aus erster Hand haben können? Wer mit Preisgebung solcher Nebendinge den moralischen Kern des Christenthums seiner Hüllen zu entschälen und in seiner bisherigen Unerreichtheit und wahrscheinlich auch wol zukünftigen Unerreichbarkeit in feste Begriffe zu fassen verstände, der würde den Fleck treffen, auf welchen es ankommt und welchen wir bei Böhner mehr umgangen als aufgedeckt finden. Dabei ist jedoch zu seiner Rechtfertigung mit in Anschlag zu bringen, daß ein ganz vorzügliches Augenmerk bei Verfassung der Schrift scheint gewesen zu sein, Theologen und Theologie Studirenden eine möglichst kurze und klare Uebersicht über die Ergebnisse der neuern Naturforschung in Beziehung auf ihre Wissenschaft mitzutheilen und ihnen so eine Fülle von Material in die Hände zu liefern, von welchem sie vorkommendenfalls gegen materialistische Zudringlichkeiten Gebrauch machen können. Von dieser Seite her ist die Schrift wegen des darin aufgehäuften vielfachen und interessanten Stoffs sehr empfehlungswerth.

---

11. Die neuen Fatalisten des Materialismus, eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit, von Eduard Baltzer. Gotha, Stollberg. 1859. Ler.-8. 15 Ngr.
12. Ueber die Willensfreiheit von Johannes Huber. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. Ler.-8. 10 Ngr.
13. Der religiöse Glaube. Eine psychologische Studie. Als Beitrag zur Psychologie und Religionsphilosophie, von David Asher. Leipzig, Arnold. 1860. Gr. 8. 18 Ngr.
14. Meine Beruhigung. Gott. Welt. Unsterblichkeit. Christus. Gegen Materialismus und Pantheismus. Berlin, Dümmler. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.
15. Die Unsterblichkeit des Menschen im Lichte des Denkens und des religiösen Bewußtseins. Mit Rücksicht auf den heutigen Stand der Naturforschung und auf antichristliche Strebungen des Zeitalters. Eine kleine Ostergabe von Arnold Theodor Schulz. Zweite, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stralsund, Hingst. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.

Eduard Baltzer und Johannes Huber gebrauchen den moralischen Freiheitsbegriff, um den Geist gegen die Angriffe der Stofflehrer zu retten. Dieses ist und bleibt immer der richtigste Angriffspunkt der Sache, die Kant'sche Spontaneität. Ein spotanes Wesen ist ein Geist, oder vielmehr der Geist, der in allen Seelen Geist seiende Geist. Baltzer richtet seine Angriffe zunächst gegen das Buch: „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens von J. C. Fischer" (Leipzig 1858). Bei Huber findet man gute Zusammenstellungen in Betreff der Theorie der Freiheit in den Schulen der Theologen und der Philosophen von Anfang an bis in unsere Zeit hinein. Hier sind

es besonders Zeller und Chalybäus, bei denen sich der Freiheitsbegriff auf eine entschiedene und präcise Art ausgesprochen findet, denen sich Huber hierin anschließt. Er sieht die Schwierigkeiten, welche der Verbindung des Theismus mit dem Freiheitsbegriff entgegenstehen, vollkommen ein und hebt dieselben hervor. Aber er hält sie nicht für unüberwindlich, freilich nur vermöge eines künstlichen Apparats von Mittelbegriffen. Unter andern interessanten Einzelheiten findet sich hier auch ein kleiner Excurs über den berühmten Esel des Buridan, worin nachgewiesen wird, daß dieses vielbelachte und doch so treffende und das Nachdenken schärfende Bild sich mit geringen Modificationen schon auf Dante und von diesem weiter auf Aristoteles zurückdatiren läßt.

Den Ansprüchen, womit die Schrift „Der religiöse Glaube" von David Asher auftritt, entspricht ihr Inhalt nicht. Anscheinend gründliche und penible Zurüstungen zu großen Geistesexperimenten, welche hier in Aussicht gestellt werden und wobei am Ende als Resultat doch nichts weiter hervorgeht als die vulgären Sätze, daß allem Wissen Erfahrung zu Grunde liege, daß aber überall, wo es sich um Wahrheiten handle, welche über dieselbe hinausgehen, oder auf bloßer inwendiger Erfahrung beruhen, es am gerathensten sei, das Panier des unmittelbaren Glaubens aufzupflanzen und sich an ihn zu halten, weil hier die Vernunft nichts mehr leisten könne, als die Einsicht befestigen, daß wir nur wissen können, daß wir nichts wissen.

Ungefähr sagte das Herr Schuricht auch,
Nur mit ein wenig andern Worten.

Auch wird das gewiß niemand bezweifeln, daß in der Praxis rohen Gemüthern und verwilderten Herzen ein blinder und unmittelbarer Glaube ohne Einsicht, und noch lieber gegen alle Vernunft und Einsicht, weit stärker imponirt, als das ihnen immer unfaßbar bleibende, obwol genau stimmende Facit der großen Doppelrechnung in den Kant'schen Kritiken. Was sich aber für die Barbaren schickt, dasselbe schickt sich nicht auch für die Hellenen. Asher's „Religiöser Glaube" ist, wie die Vorrede sagt, noch vor der Zeit geschrieben, wo der Verfasser zu Schopenhauer übertrat. Man muß sich aber doch wundern, warum er bei der Durchsicht des Manuscripts die Schnitzer stehen ließ, welche darin gegen die Schopenhauer'sche Metaphysik vorkommen. Man kann Schopenhauer schwerlich Glück wünschen zu Aposteln, welche, wie er hier auf S. 32 an den Tag legt, noch nicht begriffen haben, worin ein synthetisches Urtheil a priori sich von einem einfachen Erfahrungssatze unterscheidet.

Die anonyme Schrift „Meine Beruhigung" leistet, was ihr Name verspricht. Sie beruhigt sehr mit allen ihr zu Gebote stehenden Gemeinplätzen über Gott, Welt, Unsterblichkeit und Christus.* Beruhigung ist etwas Wohlfeiles, daher reichen zu ihr auch wohlfeile Gründe aus. Aber ebenso wahr ist es, daß die bloße Beruhigung uns keinen Schritt aus der Stelle bringt, und wir daher niemals vergessen dürfen, daß die Materialisten des heutigen Tags zu den wohlthätigsten wissenschaftlichen und religiösen Triebrädern gehören, um diejenigen aus dem Seelenschlafe zu rütteln, welche durch feinere Mittel nicht erweckbar sind. Nicht der Ruhe bedürfen wir, sondern der Unruhe. Denn das Werk Gottes, zu dessen Treibung wir berufen sind, ist unendlich und mannichfaltig, und auch diese Räder helfen mit daran treiben, wenn auch widerwillig und zu ihrem eigenen Schaden. Wären sie nicht, müßten wir sie auf weit schwierigere Art zu ersetzen suchen.

Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen.

„Die Unsterblichkeit des Menschen u. s. w." von Arnold Theodor Schulz enthält wenig Gedanken, aber viel Empfindung; indessen wenn diese sich nur als eine echte und rücksichtslose zu geben versteht, so dürfen wir sie als „Ostergabe" immer gern empfangen. Töne aus der frühern Stimmung der deutschen Leier zu den Zeiten Klopstock's und Tiedge's, wie sie uns hier begegnen, klingen heute fast fremd an unser Ohr. Und doch sind sie echt und werden immer ihre Herzen finden, in die sie wie Veilchenduft im ersten Frühjahr beseligend und berauschend einziehen. Macht nicht ein einziger uns durchzuckender Strahl von wirklicher Unsterblichkeitshoffnung alles sich auf bloße irdische Zwecke beziehende Streben sogleich bleich und fade aussehend? Treten wir nicht, sobald diese Hoffnung in uns einzieht, wie aus dumpfen Kammern in frische Lebensluft, aus dem Endlichen in das weniger Endliche, aus der Nacht in den Frühmorgen?

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt, noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf, und ist nicht weit!

Ein Mensch, bei welchem der Gedanke an Unsterblichkeit in keiner Weise anklingt, gelangt viel schwieriger und mühevoller dazu, sich den Anblick seines Lebens in die richtige moralische Perspective zu rücken. Daher darf man sich über jede Propaganda des Unsterblichkeitsglaubens nur freuen, sobald sie eine poetische bleibt zur Beglückung, und nicht eine dogmatische wird zur Verdammung anderer. Nimmt sie hingegen die letztere Wendung, so erscheint unter dem weißen Unschuldsgewande des Klopstock'schen Engels plötzlich der Pferdefuß. Sein Hufschlag trifft diesmal den Professor Weiße in Leipzig (S. 11):

Weiße hat in der That der Wissenschaft eine recht gehässige Seite abgewonnen, indem er nur eine bedingte Unsterblichkeit zugesteht, was dem Sinne nach darauf hinausläuft, daß nur die zum wahren Begriff gelangten Philosophen fortleben, alles andere aber untergehen müsse, weil eben nach seiner Meinung das Begrifflose auch existenzlos sei. Gerade als wenn die Philosophie auch der Welt ihre wirkliche Existenz erst gäbe und als ob sie nur existirte, weil sie zum Begriff gekommen, was vollständig absurd ist. Stolzer und übermüthiger konnte sich wol nie die Wissenschaft geberden, als sich allein die Unsterblichkeit anzumaßen. Da es nothwendigerweise Grade und Stufen im Reiche der Erkenntniß geben muß, wie es ja verschiedene Abstufungen des Lebens durch die ganze unendliche Gotteswelt zeigt, so kann es für die Menschen doch nicht derartige geben, durch welche man des Antheils am ewigen Leben verlustig ginge, worin die größte Lästerung des Schöpfers, als eines allgütigen und gerechten Wesens, läge.

Der Hufschlag ist gut gemeint, aber schlecht applicirt. Denn Arnold Theodor Schulz fährt hier vollständig zur Haut seiner eigenen Logik hinaus. Da er anerkennt, daß es nothwendigerweise Grade und Stufen im Reiche der Erkenntniß geben muß, daß es auch verschiedene Abstufungen des Lebens durch die ganze unendliche Gotteswelt zeigt (soll wol heißen: gibt), warum erkennt er nicht an, daß es auch für die Unsterblichkeit solche geben kann? Oder gedenkt er etwa den Thieren, blos weil dieselben eine Seele haben, auch eine Unsterblichkeit zuzugestehen? Will er dieses nicht, so muß er anerkennen, daß die Unsterblichkeit nicht die Eigenschaft der Seelen als solcher ist, sondern die Eigenschaft der weiter entwickelten Seelen. Dann aber werden die Grade der Entwickelung auch zugleich zu Graden der Unsterblichkeit. Was will denn Schulz nun eigentlich? Will er auch zugleich die Thierseelen unsterblich machen? Oder will er bloß gedankenlos träumen? Er überlege sich dieses.

Karl Fortlage.

Ein Roman aus Magdeburgs Vergangenheit.

Unseres Herrgotts Kanzlei. Eine Erzählung in zwei Theilen. Von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Braunschweig, Westermann. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bei dem im ganzen ziemlich dürftigen Anbau, den der historische Roman in jüngster Zeit gefunden hat, verdient die vorliegende Arbeit, die auch sonst eine von Begabung zeugende Leistung ist, eine besondere Beachtung. Sie ist der Geschichte Magdeburgs entnommen und behandelt die Belagerung, welche diese Stadt im 16. Jahrhundert vom Herbst 1550 bis zum Herbst 1551 durch Herzog Georg von Mecklenburg und Kurfürst Moritz von Sachsen zu bestehen hatte, weil sie sich als besonders eifrige Vorkämpferin des Protestantismus den Bestimmungen des augsburger und leipziger Interim nicht hatte fügen wollen und deshalb vom Kaiser Karl in die Acht erklärt war, zu deren Vollstreckung sich die genannten Fürsten hergaben. „Unseres Herrgotts Kanzlei" hat der Autor seine Erzählung genannt, weil diesen Namen damals die Stadt Magdeburg selbst führte. Der Verfasser sagt darüber: „Ueberall im Reiche wurden die Druckereien, welche wider das Interim gewirkt hatten, gesperrt; überall wurde das freie Wort und der freie Gedanke mit aller Macht in Bann gelegt und das neue Religionsgesetz mit Gewalt eingeführt. So stand denn wie ein leuchtendes Beispiel für ewige Zeiten die Stadt Magdeburg: «Unseres Herrgotts Kanzlei», da, hochhaltend das Panier deutscher Gedankenfreiheit. Hier allein lagen die Pressen nicht in Ketten, hier allein fürchteten die wackern Drucker Paul Donat, Christian Rödinger, Michael Lotther u. s. w. Kaiser und Reich, Acht und Aberacht nicht. Hierher unter den grünen schimmernden Kranz der magdeburgischen Jungfrau flüchteten die Exules, die Verbannten, Prediger und Kriegsleute. Hier schrieben Amsdorf, Flacius, Gallus, Pomarius kühner und immer kühner, je gewaltiger die Gefahr war, je drohender das Verderben gegen die Mauern und Wälle der Stadt des großen Kaisers Otto heranzog. Ja, Unseres Herrgotts Kanzlei hieß mit Recht bei den Evangelischen diese Stadt Magdeburg, so stolz, so tapfer, so todesmuthig allein im weiten Reiche nach dem 58. Psalm ausrufend: Seid ihr denn stumm, daß ihr nicht reden wollt, was recht ist?"

Der von der Geschichte gebotene Stoff bietet an sich ein sehr mannichfaches und in manchem Betracht eigenthümliches Interesse. Der Kampf des noch unabgeschwächten lutherischen Glaubenseifers, wie er unter den Geistlichen und Bürgern bestand, mit dem bereits bedenklich um sich greifenden Indifferentismus, der vorzugsweise in der Politik der damaligen Fürsten und dem Einfluß einer käuflichen Soldateska seine Stützen hatte, dürfte sich kaum irgend anderswo in einem lebensvollern und abgerundetern Bilde darstellen. Der Autor hat sich mit demselben gründlich vertraut gemacht und läßt es nicht daran fehlen, uns die interessanten Persönlichkeiten, Culturzustände, Familien- und Kriegsscenen, die er aus den Chroniken jener Zeit kennen gelernt, in möglichst unmittelbaren Abbildern, ja nicht selten in wörtlichen Nacherzählungen vorzuführen. Was der Verfasser zu diesem Stoff aus eigener Phantasie hinzuerfunden hat, scheint nur wenig zu sein; wenigstens zwingt die Art seiner Darstellung zu der Annahme, daß er selbst zur Zeichnung derjenigen Personen, welche die specifisch persönlichen und privaten Interessen vertreten, wenn nicht alle Einzelheiten, doch wenigstens die wesentlichen Grundzüge aus den Quellen und Ueberlieferungen jener Tage geschöpft hat. Auch diese Elemente, die als solche die Fäden des eigentlichen Romans bilden, sind an sich für eine poetische Behandlung wol geeignet. Marcus Horn, Sohn des magdeburger Rathmanns Ludolf Horn, hat sich durch ein zügelloses Jugendleben den Zorn seines Vaters zugezogen und sich demzufolge in das wüste Leben der Landsknechte gestürzt. Als er aber gegen seine Vaterstadt kämpfen soll, erwacht die Reue in ihm, er nimmt mit einer Schar, die er ihr zuführt, in ihr Dienste, und erringt sich hier durch tapfere Thaten und tadellose Aufführung zuerst die Zärtlichkeit seiner Mutter, dann das Herz seiner Jugendgeliebten Regina und die Sympathie ihres Vaters, des Buchdruckers Lotther, und endlich auch die Achtung seines starrsinnigen, schwer zu versöhnenden Vaters wieder. Dieser Stoff ist zwar in seiner Allgemeinheit nicht neu, aber er gehört zu denen, welche, mit neuen Nebenzügen ausgestattet, immer wieder Theilnahme und Spannung zu erwecken vermögen.

Nicht in demselben Maße, wie der Stoff an sich, hat uns die poetisch-künstlerische Verarbeitung desselben befriedigt. In dieser Beziehung leidet der Roman an verschiedenen Fehlern, die seiner besonders in der ersten Hälfte recht günstigen Wirkung in sehr fühlbarer Weise Eintrag thun. Erstens hat es der Autor versäumt, sein ihm von der Geschichte gebotenes Material in gehöriger Weise zu sichten und zu klären. Einerseits bringt er desselben zu viel und zu Unwesentliches, andererseits bietet er nicht wenig davon in zu roher, naturwüchsiger Form. Daß er hier und da besonders charakteristische Stellen geradezu im Wortlaut seiner Quellen gibt, tadeln wir nicht; aber maßhaltender und wählerischer hätte er jedenfalls hierbei verfahren müssen. Auch daß er in seiner eigenen Darstellung, namentlich in den Reden der Personen, den alten Chronikenstil und die Sprache jener Zeit nachzuahmen sucht, misbilligen wir nicht, zumal er es oft mit entschieden glücklichem Erfolg thut; aber Rüge verdient es, daß er hierbei mit ziemlicher Willkür verfährt und fortwährend zwischen einer fast ganz modernen und einer entschieden antiquirten Ausdrucksweise hin- und herschwankt: denn hierdurch erhält die Darstellung etwas Buntscheckiges, Zerrissenes; man gewinnt nicht das Gefühl, daß sie aus einem Gusse ist und empfängt demzufolge oft gerade von dem, was recht naturalistisch sein soll, den Eindruck des Gesuchten und gewaltsam Eingefügten.

Der zweite Hauptfehler des Romans ist die Mangelhaftigkeit seiner Composition. Die einzelnen Bestandtheile und Momente sind sämmtlich gut, aber der Verfasser hat sie nicht so zu verknüpfen und aneinander zu reihen verstanden, daß sie im Zusammenhange wirklich den Eindruck machen, den er mit ihnen beabsichtigt und den sie machen könnten und würden, wenn sie anders vorbereitet und eingeführt wären. Vorzugsweise hat er der Wirkung dadurch geschadet, daß er zu unruhig zwischen den häuslichen Auftritten und den wüsten Kriegsscenen hin- und herspringt oder beide ganz und gar confundirt. Er mag vielleicht damit ein möglichst getreues Conterfei der wirklichen Zustände jener Tage haben geben wollen; aber er hat dabei der Rücksichten vergessen, die er auf die Bedürfnisse des ästhetischen Gefühls

nehmen mußte. Selbst das Wirre und Wüste will man in der Kunst so reproducirt wissen, daß es von der Idee des Künstlers bewältigt erscheint. Man will davon zwar in einem gewissen Grade mitergriffen, aber zugleich darüber erhoben sein, nur einen Reiz, aber nicht einen wirklich unangenehmen Eindruck davon empfangen.

Einen dritten Mangel endlich müssen wir darin sehen, daß es zwischen den Hauptträgern des Interesses zu keinen wirklichen Conflicten kommt. Man vermißt dieselben um so mehr, als der Eingang entschieden solche in Aussicht stellt. Nach diesem erwartet man, daß sich zwischen Marcus Horn und seinem starrsinnigen Vater, zwischen diesem und seiner Frau, zwischen Regina und dem ihr verlobten Adam Schwarz, zwischen Adam Schwarz und Marcus Horn u. s. w. mehr oder minder heftige und hartnäckige Kämpfe entwickeln werden. Statt dessen aber gehen diese Personen fast thatlos umeinander herum; mehrere derselben wollen zwar etwas thun, aber thun nichts und machen nur allzu bald den Eindruck auf uns, daß sie mit ihrer gebrochenen Thatkraft oder ihrer von vornherein zur Versöhnung geneigten Stimmung nichts, was eine wirkliche Spannung zu erwecken vermöchte, thun können. Ganz besonders gilt dies von den Figuren des Lieutenants Schwarz und des Hauptmanns Springer. Wären diese so gehalten, daß Marcus Horn in ihnen zwei wirklich energische, verschmitzte und zähe Gegner gehabt hätte, so würde in die Geschichte ein wirklich dramatisches Interesse gekommen sein. So aber sinken sie nur allzu bald zu ohnmächtigen Schattengestalten herab, dergestalt, daß uns weder ihre Schlechtigkeit zu beunruhigen, noch ihr Erliegen zu erfreuen vermag. Die zueinander im Gegensatz stehenden Elemente gelangen auf diese Weise zu keiner wirklich drastischen Entwickelung und die wüsten Kämpfe der Massen vermögen den Mangel an persönlichen Conflicten nicht zu ersetzen.

Neben diesen Mängeln hat jedoch der Roman auch sehr anerkennenswerthe Vorzüge. Er besitzt viele mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ausgestattete Schilderungen, das Leben und Weben jener Zeit ist mit treuen, charakteristischen Farben und genauer Kenntniß des culturhistorischen Details wiedergegeben, die meisten seiner Figuren sind kernhafte und lebensvolle Gestalten und das Ganze ist von einer tüchtigen Gesinnung und einem echt protestantischen Geiste durchhaucht. Die gelungensten Figuren von allen sind unstreitig der humoristisch gehaltene Buchdrucker Lotther und seine zartsinnige und doch zugleich muthvolle Tochter Regina. Die beiden Scenen, worin der erstere, verwundet im Bette liegend, vor Ungeduld und Kampfeslust in seine Hosen verlangt, und die letztere durch eine eindringliche Rede den alten Ludolf von seiner Unversöhnlichkeit zurückbringt, sind von bedeutender Wirkung. Schon um ihretwillen glauben wir dem Publikum die Lectüre dieses Buchs empfehlen zu dürfen. Es hat aber auch wegen seines körnigen, biderben, urdeutschen Grundcharakters mehr als viele andere Tagesproducte auf weitere Berücksichtigung Anspruch. 11.

Ferdinand Lassalle gegen Julian Schmidt.

Herr Julian Schmidt der Literarhistoriker mit Setzer-Scholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle. Berlin, Jansen. 1862. Gr. 8. 28 Ngr.

F. Lassalle hat ein ganzes Buch, das auf nicht weniger als 174 Seiten fast nur eine einzige fortlaufende literarische Injurie bildet, dem ehemaligen Hauptkritiker der „Grenzboten" und jetzigem Redacteur der politischen „Berliner Allgemeinen Zeitung", Julian Schmidt, an den Kopf geworfen. Uns persönlich könnte es schon recht sein, wenn jener Mann, der sein kritisches Amt nach dem Grundsatz: „Thu' ich den Mund auf, rühr' sich keine Maus!" verwaltete, in seiner Anmaßlichkeit, Oberflächlichkeit und sophistischen Dialektik einmal recht eingehend systematisch dargestellt und enthüllt wird; denn wir selbst sind, wie sich vielleicht noch einzelne Leser d. Bl. erinnern werden, vor Jahren wegen einer ihn durchaus nichts angehenden und noch dazu höchst gemäßigten Beurtheilung von Freytag's „Soll und Haben" in der ihm gewöhnlichen suffisanten, ungeschlacht burschikosen, kalt berechneten und durchaus unliterarischen Weise von Julian Schmidt angegriffen worden, der dabei nach Art jener aufgeblasenen oder gewaltthätigen Menschensorte verfuhr, die sich gegen alle Uebrigen ebenso viel herauszunehmen gewohnt ist als sie von andern wenig oder nichts vertragen kann. Glücklicherweise wird es auch der am besten organisirten Clique oder Coterie nie und nirgends gelingen, auf die Dauer die Kritik als Monopol und Privilegium in die Hände eines einzelnen zu bringen; die öffentliche Meinung kommt endlich einmal zur Besinnung und empört sich gegen ein solches Bestreben, das ja zuletzt sie selbst vernichten und an ihre Stelle die kritische Ukasenregierung eines einzelnen setzen würde; die öffentliche Meinung will durch die Kritik nur geleitet und orientirt, aber nicht beherrscht und despotisirt sein. Sobald sie diese Absicht merkt, wendet sie sich sehr bald selbst von demjenigen ab, den sie früher trug und hob. Und so will es uns auch bedünken, als ob der Glaube an die Infallibilität des ehemaligen kritischen Papstes der „Grenzboten" schon längst in den Reihen seiner frühern Anhänger gar sehr erschüttert sei und als ob seine Decrete und kritischen Bannstrahlen, so gut wie die Decrete und Bannstrahlen des Papstes in Rom, bei weitem nicht mehr die alte Kraft und Wirkung hätten, ja als ob man recht gut seinen Weg in der Literatur machen und sich sein Publikum gewinnen könne, ohne in Schmidt's literaturgeschichtlichen Werken auch nur ein einziges mal genannt worden zu sein.

Der Verfasser vorliegender Schrift scheint anderer Ansicht zu sein; er sagt in der erst am 22. März geschriebenen Vorrede von Schmidt: „Seine literarhistorische Autorität steht, wie ich oft selbst erfahren und wie viele andere mir berichten, unbestritten und fast kanonisch fest in den zahlreichsten Kreisen des großen Publikums, und vor wenigen Tagen hat ihn eine politische Partei — die Grabowiten — in seiner Qualität als «großer Mann» auserwählt, ihr Parteiprogramm mit zu unterschreiben." Er hat also Schmidt als den „Bedeutendsten" herausgegriffen, „um ihn zur Kennzeichnung seiner ganzen Bande öffentlich zu enthüllen und ihn zu deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammeltem Volke zu schlachten, sicher, daß mir kein Engel in den Arm fallen und das geschwungene Schlachtschwert zurückhalten soll". Nun, auch wir wollen dieser Engel nicht sein; aber das müssen wir gestehen, daß unser literarisches Anstandsgefühl unsere Schadenfreude oder auch unsere Sympathie für die Gerechtigkeit der Sache, welche Lassalle verficht, zu weit überwiegt, als daß wir die Art und Weise durchweg billigen könnten, wie Lassalle den Angegriffenen behandelt. Wir wünschen, daß man unsern Feind entwaffnet, aber nicht, daß man den Entwaffneten beschmutzt und besudelt. Wir haben immer auf literarischen Anstand gedrungen und wiederholt die Klage ausgesprochen, daß sich der Deutsche in Bezug auf literarischen Takt nur zu sehr von allen andern Nationen übertreffen lasse, daß er ungeschlacht mit dem Knotenstock des Hohns, der Grobheit und des Cynismus dreinschlägt, wo z. B. der Franzose den feinen aber scharfgeschliffenen Degen der witzigen Reproche immer noch mit Anstand führen würde. Wir verlangen nicht, daß man einem inhumanen Manne gegenüber besonders urban und höflich sein solle; aber wir verlangen, daß man sich wenigstens vor Cynismen hüte, die den öffentlichen literarischen Anstand verletzen. Wir geben hier nur eine Probe: „Wie ein Hund vorzugsweise gern große Monumente bepißt, so liebt es Herr Schmidt vorzugsweise an den leuchtendsten und monumentalsten Gestalten, in denen sich der deutsche Geist verkörpert hat, sein Wasser abzuschlagen! Platen, einen der gedankentiefsten Dichter der gesammten deutschen Literatur, wagt dieses Waschweib, welches in zwei dicken Bänden nichts als den greulichsten Blödsinn, nur erreicht von der fabelhaftesten Unwissenheit, producirt, ein gänzliches Fehlen von Gedanken und Empfindungen vorzuwerfen"; und: „Platen, großer Genius! Dein Grab kann dieser Hund nur besudeln wollen, nicht wirklich besudeln!" Nein, unsere

ärgsten Feind, und wenn er uns das Schlimmste zugemuthet und zugefügt hätte, wünschen wir nicht in dieser Weise behandelt. Derartiges gereicht dem Angegriffenen beim Publikum mehr zum Vortheil als zum Nachtheil, und beeinträchtigt den Respect, den das Publikum vor der Literatur und den Literatoren hegt oder doch hegen sollte. Nie, auch nicht in der Zurechtweisung ungebührlich sich betragender und zu ungebührlicher Entgegnung allerdings auffordernder Individuen sollte man die Anstandsgrenze überschreiten, die durch den in der guten Gesellschaft herrschenden Ton vorgezeichnet ist. Wenn dieser Ton in gewissen dringenden Fällen auch die Höflichkeit und Artigkeit ausschließen mag, so schließt er doch auch ebenso entschieden bloße Unanständigkeiten wie die citirte aus. Wir wollen nicht auf dem öffentlichen Forum der Literatur Ausdrücke vernehmen, die schon in einer Kneipe, in der nur einigermaßen gesittete Leute aus dem Volke verkehren, Anstoß und Empörung erregen und zu Zurechtweisungen Anlaß geben würden. Durch Schimpfen und Ausstoßen ekelhafter Redensarten beweist man nichts. Die citirten Worte sind freilich wol die schlimmsten des Buchs, aber in großer Zahl finden sich auch andere Stellen, deren Ton unsern Begriffen von literarischer Sitte und Wohlanständigkeit widerstreitet und die sich dem Aergsten der Art, was sich in Friedrich Steinmann's Broschüre „Der Froschmäusekrieg" und andern deutschen polemischen Schriften ähnlichen Schlags findet, zur Seite stellen lassen. Der Verfasser hat zwar seine Cynismen einem Setzer als Scholiasten in den Mund gelegt, aber wir können ihm versichern, daß wir unter den Setzern sehr viele kennen gelernt haben, die, was feine und humane Sitte und natürliches Anstandsgefühl betrifft, so manchem Schriftsteller wie überhaupt so manchem aus den sogenannten höhern und gebildeten Ständen zum Muster dienen und empfohlen werden können.

Wir können es schon nicht billigen, wenn der Verfasser in der Vorrede von einer „Bande unwissender und gedankenloser Buben" spricht, die, „zu jeder bürgerlichen Hantierung zu schlecht, zu ignorant zum Elementarschullehrer, zu unfähig und arbeitsscheu zum Postsecretär", sich berufen glauben, Literatur zu treiben. Freilich möge Julian Schmidt, wenn er überhaupt Gedächtniß für seine Vergangenheit und in Stunden tiefern Nachdenkens einiges bittere Gefühl für das von ihm an andern begangene Unrecht haben sollte, sich hierbei erinnern, daß er sich in den Tagen seines kritischen Glanzes und Uebermuths herausnahm, Collegen, die wie er kritische Blätter redigirten und über deren Werth oder Unwerth einzig und allein das Publikum zu entscheiden hat, eine Stelle noch tief unter den Markthelfern und Aufladern anzuweisen. Nun wird ihm mit gleicher Münze heimgezahlt. Ja, es gibt eine Nemesis, die früher oder später jeden Straffälligen und Schadenstifter ereilt; man muß nur Geduld haben zu warten.

Noch hätten wir zweierlei an der Lassalle'schen Schrift auszusetzen. Zunächst geht der Verfasser zu silbenstecherisch zu Werke und hängt sich dann und wann an einzelne Ausdrücke, aus denen er Folgerungen zieht, die nicht nothwendig darin liegen. Schmidt sagt einmal irgendwo: „Der provinzielle Typus hat sich in Schwaben nicht blos auf die Lyriker erstreckt. Nicht blos bei Hauff's Novellen, nicht blos bei Auerbach's Dorfgeschichten, nicht blos bei Wolfgang Menzel's verzerrter Deutschthümelei erkennt man Anklänge an den «Schwabenspiegel» heraus, sondern selbst in den Werken so verschieden angelegter Naturen, wie Strauß oder Vischer." Hieraus will Lassalle's Setzer erkennen, daß Schmidt den „Schwabenspiegel" für ein „typisches, maßgebendes Werk der schwäbischen Poesie", für eine „Sammlung lyrischer Gedichte der schwäbischen Dichterschule" gehalten habe, und er fügt hinzu: „Donner-Bomben-Wachsstock-Sapperment!" Es scheint uns jedoch nicht, als ob dieser Irrthum Schmidt's, der freilich der haarsträubendsten Art wäre, mit Nothwendigkeit aus der incriminirten Stelle hervorgehe. Die Anführung des „Schwabenspiegel" scheint uns in diesem Zusammenhange vielmehr auf eine bloße geistreich sein sollende Redensart hinauszulaufen, welche Schmidt ins Blaue hinwarf, ohne sich etwas Bestimmtes dabei zu denken. Daß aber solche Redensarten, bei denen man sich alles oder nichts denken kann, oder die zu derartigen Misdeutungen auch nur Anlaß geben, immer ein Fehler sind, ist richtig. Ein andermal mutzt Lassalle's Setzer aus Schmidt's Literaturgeschichte folgende Stelle auf: „.... und dadurch sich Rechte angemaßt haben, welche *allverfassungsmäßig* nur dem Eigenthum zukamen", und er ruft dann aus: „Die Sprache, Herr Schmidt, die Sprache!" Wir glauben aber, daß hier ein Druckfehler vorliegt, und daß es für „*allverfassungsmäßig*" „*altverfassungsmäßig*" heißen müsse, gegen welches Wort sich wol nichts Triftiges wird einwenden lassen.

Sodann streitet sich Lassalle mit Schmidt, statt sich auf die Berichtigung wirklicher factischer Irrthümer und willkürlicher Textverdrehungen und auf die Zurückweisung schnöder und anmaßlicher Urtheile zu beschränken, zu sehr über gewisse ästhetische Ansichten herum, über die sich eben streiten läßt, und er nimmt davon zu Ausfällen Anlaß, für die er selbst zurecht gewiesen zu werden verdient. Schmidt bemerkt an einer Stelle seiner Literaturgeschichte: „Die ausführliche Schilderung des katholischen Rituals im «Gang nach dem Eisenhammer» hat nicht weniger als die Communionscene in der «Maria Stuart» manchen wohlmeinenden Kritiker verführt, dem Dichter katholische Neigungen unterzuschieben; betrachten wir aber aufmerksam diese Beschreibung der Messe, wo Fridolin dem Priester die Stola und das Cingulum umgibt, bald rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zur rechten Zeit zu klingeln, so wird uns ein ironischer Zug nicht entgehen." Hierzu bemerkt Lassalle's Setzer: „Wohlmeinende Kritiker? Nein, Herr Schmidt, große Dummköpfe müssen das gewesen sein." Es waren aber in der That einige unserer vorzüglichsten Kritiker und keine „Dummköpfe", wie Lassalle's Setzer sie zu nennen beliebt, welche geneigt waren, bei Schiller in der Periode, wo er „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans" und die „Braut von Messina" dichtete, eine Hinneigung des Dichters zum Katholicismus zu erkennen, ohne ihm, dem phantasiebegabten Dichter, deshalb einen Vorwurf machen zu wollen. Noch erst jüngst schrieb einer unserer Mitarbeiter, Emil Müller-Samswegen, ein sehr gewissenhaft mit sich selbst zu Rathe gehender Kritiker, in d. Bl.: „Es liegt im Wesen des Schiller'schen Idealismus, mit einem Fuße zum Sprunge ins katholische Lager bereit zu sein." Richtete Schiller doch in seiner mehr romantischen Periode an Zelter einen Brief, worin er sich ungefähr dahin aussprach, daß, wie es bisher Preußens Aufgabe gewesen, die Aufklärung zu fördern, es fortan Preußens Aufgabe sein müsse, den bisher so nüchternen protestantischen Cultus durch die Kunst schmackhaft zu machen. Dagegen hält sich Lassalle über den Ausdruck „wohlmeinende Kritiker" und über den angeblichen „ironischen Zug" in Schiller's Beschreibung der Messe mit Recht auf. Es hängt dergleichen zum Theil mit Julian Schmidt's Stil zusammen, von dem der Verfasser im „Vorbericht des Setzers" unter anderm bemerkt: „Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen! Man muß oft ein erfahrener Setzer, ein scharf aufpassender Setzer sein, um mit Sicherheit zu ersehen, daß in diesem unbestimmten belletristischen Wortgeflimmer auch nicht die Spur eines Gedankens vorhanden ist, der Autor vielmehr ganz bewußt einen Fandango auf Eiern tanzt, und sich ganz klar darüber ist, daß er bei dem ersten soliden Schritt einbrechen und seine erstaunliche Gedankenlosigkeit und Unwissenheit über den Gegenstand verrathen würde."

Ueberhaupt hat Lassalle, der ungefähr 80 anrüchige Stellen aus Schmidt's Literaturgeschichte durch seinen Setzer und das „Setzerweib" oft mit einem Aufwande gelehrter Kenntnisse glossiren läßt, allerdings so manche unhaltbare dreiste Behauptung Schmidt's in ihrer Hohlheit, Anmaßlichkeit und Nichtigkeit

aufgedeckt. Ich schreibe dies zufällig gerade am Säculartage Fichte's und stoße dabei in Lassalle's Schrift auf folgendes empörende Citat aus Schmidt's Literaturgeschichte: „Fichte, der Apostel der geschichtlichen Welt, ist auf dem Gebiet der Geschichte nicht blos von einer erstaunlichen Unwissenheit, sondern er hat für die Wissenschaft der Geschichte weder Sinn noch Talent."

Diese und ähnliche Behauptungen geben Lassalle's Setzer-Scholiasten zu der Bemerkung Anlaß: „Warum sind Sie denn eigentlich, Herr Schmidt, immer so vernichtend gegen Fichte und erdrücken ihn beständig durch die Ueberlegenheit Ihrer positiven Kenntnisse? Ich glaube den Grund entdeckt zu haben. Eine seiner populärphilosophischen Schriften, die «Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters», haben Sie zwar nicht gelesen, beileibe nicht! aber doch in zehn Minuten durchblättert, wie mir einige Stellen in Ihrem Buch gezeigt haben, auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Bei diesem Durchblättern stieß Ihr Auge auf eine Stelle, in welcher Fichte das gegenwärtige Zeitalter der «leeren Freiheit», wie er es nennt, also charakterisirt (VII, 22): «Es hat vor dem Zeitalter der Wissenschaft den großen Vortheil, daß es alle Dinge weiß, ohne je etwas gelernt zu haben und über alles, was ihm vorkommt, sofort und ohne weitern Anstand urtheilen kann, ohne jemals der vorhergehenden Prüfung zu bedürfen.» Das haben Sie nun für eine persönliche Malice gehalten, die Fichte Ihnen habe sagen wollen, und rächen sich dafür!"

Diese Stelle gehört zu jenen feinern ironischen Wendungen, die man wol hier und da in dem Buche antrifft, aber nicht so häufig, als man im Interesse der Sache wünschen möchte. Der leider deutsche Grundsatz, daß man einem Grobian nur immer gröber kommen müsse, bis sich der Streit bis zum Allergröbsten und Handgreiflichsten erhitzt hat, ist, auch abgesehen von dem dadurch verursachten öffentlichen Skandal, für literarische Händel am wenigsten zu empfehlen. Man muß übermüthigen Klopffechtern mit Waffen entgegentreten, an deren Gebrauch sie nicht gewöhnt sind und deren Anblick schon sie nicht vertragen können. Am wirksamsten sind, außer einigen wirklich ironischen Stellen, diejenigen vorliegender Schrift, in denen der Verfasser (z. B. auf S. 62) seinen moralischen Unwillen darüber ausspricht, daß Julian Schmidt nur durch die Bestrebungen gewisser literarischer Cliquen und durch den Unverstand derjenigen, die sich von seiner „Unverschämtheit", seiner „unglaublich suffisanten Fertigkeit im Absprechen" u. s. w. imponiren ließen, eine Art Autorität geworden sei; daß es keinen noch so großen Dichter, keinen noch so gewaltigen Denker, keinen noch so verehrungswürdigen Gelehrten gebe, den Julian Schmidt nicht zause, „als wenn er ein unreifer Bube wäre"; und daß dies alles der Grund gewesen sei, weshalb er das Julian Schmidt'sche Werk „mit immer steigender Erbitterung, mit immer wachsendem Ekel" zu Ende gelesen. **H. M.**

Eine neue italienische Bibelübersetzung.

La Santa scrittura in volgare, riscontrata nuovamente con gli originali ed illustrata con breve comento da *Gregorio Ugdulena*, prete termitano. Vecchio testamento. Erster Band. Palermo 1859.

Es ist mir eine große Freude, dem deutschen gelehrten Publikum die wahrscheinlich erste Anzeige eines höchst interessanten literarischen Phänomens machen zu können, wenn ich auch weit davon entfernt bin, mir das Recht einer gründlichen Beurtheilung dieser Arbeit anzumaßen. Schon die bloße Erscheinung einer aus dem Schose der katholischen Kirche hervorgegangenen, nicht etwa nach der Vulgata, sondern nach dem Grundtext gearbeiteten Uebersetzung der Heiligen Schrift, mit einem weitläufigen gelehrten Commentar versehen, verdient wol als eine höchst überraschende betrachtet zu werden, und das um so mehr, als der Verfasser nicht etwa zu den emancipationssüchtigen Priestern seiner Kirche gehört, wie sie jetzt von manchen Seiten auftauchen, sondern sich vielmehr als einen treuen, redlich glaubenden Sohn dieser Kirche und doch zugleich als einen Mann von eminentem, viel umfassendem Wissen kund gibt. Wir kennen die frühern Schicksale des Mannes nur sehr wenig, wie denn selbst sein Name auf eine nicht italienische Herkunft zu deuten scheint. Er war früher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität von Palermo, zugleich aber auch ein eifriger Patriot und als solcher Mitglied des letzten sicilischen Parlaments 1848, was ihm die Entsetzung von seinem Amte und eine Verbannung nach einer nahe gelegenen Insel zuzog. Hier war es, wo er den Plan zu dieser Uebersetzung entwarf, die ihn wol noch lange beschäftigen wird, und welche Schwierigkeiten er bei der Ausführung zu überwinden hatte, kann man schon aus dem einzigen Umstand ersehen, daß er beim Druck des Arabischen und Griechischen den Setzer selbst machen mußte. Seitdem war der Verfasser auch Mitglied des italienischen Parlaments in Turin. Er selbst spricht in seiner Vorrede nur von seinem Werke und durchaus nicht von seiner Person. Er spricht darin die Ueberzeugung aus, daß eine neue gründliche Uebersetzung der Heiligen Schrift ein dringendes Bedürfniß für Italien sei, indem die ältern Uebersetzungen von Malermi (Venedig 1471 fg.) und von Bracciolí (Venedig 1552 fg.) gänzlich verschollen, die von Martini (Turin 1776) zwar elegant aber nur nach der Vulgata gemacht, also nur die Uebersetzung einer Uebersetzung sei. Der bekannten Uebersetzung von Diodati (Genf 1641 fg.) läßt er zwar alle Gerechtigkeit widerfahren; jedoch sei sie im Text sowol wie in den Noten von calvinischer Ketzerei angesteckt. Seinen ersten Plan, die Heilige Schrift nach dem Urtext ganz neu zu übersetzen, hat er später dahin modificirt, daß er sich seiner Vorgänger vergleichend und berichtigend bedient, doch aber alle Hülfsmittel, welche die neuere Sprachforschung an die Hand gibt, dazu benutzt, und dies zwar in einem solchen Umfange, daß er sowol die ältesten Subsidien, Uebersetzungen, Paraphrasen, die chaldäischen, syrischen, die Siebzig u. a., als auch die neuern gelehrten Arbeiten, aber nicht blos Michaelis, Kennicott, Bernardo de' Rossi, sondern auch Hävernik, Hengstenberg, Lachmann, Tischendorf und vorzüglich Gesenius zu Rathe gezogen hat. Von Bunsen ist nichts erwähnt, obgleich des Verfassers Arbeit eine große Aehnlichkeit in der Anlage und Ausführung mit dessen Bibelwerk hat.

Die Vorrede zur „Genesis" vertheidigt nicht allein die Authentie des Pentateuch, sondern will Moses, trotz aller Einwendungen, die ihm nicht unbekannt sind, zum alleinigen Verfasser desselben machen, wobei ihm Hengstenberg ein sehr willkommener Gehülfe ist. Was insbesondere die Kosmogonie betrifft, so behauptet er: man müsse zugeben, daß Moses entweder alle physikalischen, geologischen Kenntnisse unserer Zeit besessen habe, oder daß er inspirirt gewesen sei; ein Dilemma, wogegen allerdings manches zu erinnern wäre. Auch die Hypothese der verschiedenen Urkunden in den ersten Kapiteln der Genesis kennt er zwar, sie beirrt ihn aber nicht, weil er annimmt, daß Moses in der Wahl seiner Quellen divinitus geleitet worden.

Von der Uebersetzung selbst wüßte ich wenig mehr zu sagen, als daß sie durchaus einfach, sehr buchstäblich, mit großer Treue angefertigt ist und daher gegen Diodati an Eleganz und Flüssigkeit leicht ein wenig zurückstehen möchte. Gewiß wird der Commentar mehr noch als die Uebersetzung die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten auf sich ziehen. Er ist von so großem Umfang, daß er reichlich mehr als zwei Drittel des starken, 731 Seiten enthaltenden Quartanten füllt. Der Verfasser zeigt darin eine sehr gründliche Bekanntschaft mit den neuesten physikalischen und besonders kosmogonischen Ansichten deutscher, englischer und französischer Naturforscher und benutzt sie auf geschickte Weise zur Erklärung der Schöpfungsgeschichte der Genesis als einer Entwickelungsgeschichte des Universums. Doch die gerechte Würdigung dieser Arbeit muß ich Männern von Fach, Orientalisten und Physikern überlassen; die Anerkenntniß

aber, daß er etwas in der römischen Kirche bisher noch nie Vorgekommenes geleistet, wird man ihm schwerlich versagen können.

Wie wird nun diese große Arbeit von der römischen Kirche aufgenommen werden und welchen Lohn darf sich der Verfasser davon versprechen? Nach dem, was die Erfahrung früherer Jahrhunderte darüber lehrt, dürfte der treffliche Mann sich nicht allzu großen Hoffnungen hingeben. Ich erinnere nur an die Stürme, welche die im Vergleich mit der vorliegenden Arbeit sehr zahme Uebersetzung und Commentar des armen Quesnel im 17. Jahrhundert erregten, und will dem Verfasser schon Glück wünschen, wenn nur nicht eine neue Bulle Unigenitus gegen ihn losgelassen wird. Vielleicht kommt ihm die höchst gespannte Stellung, in welcher Rom sich in diesem Augenblick befindet, zu gute; man hat dort jetzt mehr zu thun, als eine gelehrte Arbeit zu verketzern. Vielleicht auch schützt ihn der große Umfang seines Werks und der hohe Preis desselben gegen den Zorn der Curie, da dasselbe, welches der Verfasser gutmüthig zur Erbauung und Belehrung seiner Landsleute will geschrieben haben, in der That wenig dazu geeignet ist, bei der großen Masse des Volks Eingang zu finden. Der beste Lohn, welchen ich dem in jeder Hinsicht achtungswerthen Verfasser wünsche, ist der, daß sein Werk von deutschen Gelehrten gründlich geprüft und sein unbestreitbarer Werth von ihnen anerkannt werde. Die äußere Ausstattung des Werks in Papier, Druck u. s. w. ist eine höchst anständige. **L. G. Blanc.**

Notizen.

Literarisches aus England.

Als Uebersetzungen aus dem Deutschen oder auch sonst durch ihren Inhalt für uns Deutsche besonders interessant sind unter den neuern Hervorbringungen des englischen Buchhandels: „Two lectures on the genius of Händel and the distinctive character of his sacred compositions. By the very Rev. *Dean Ramsay*"; „Tannhäuser, or the battle of the bards: a poem. By *Neville Temple* and *Edward Trevor*", eine Compagniedichtung, die ihrer mancherlei poetischen Schönheiten wegen gerühmt wird; der eben erschienene dritte Band von Th. Carlyle's „History of Friedrich the second, called Frederick the Great"; „Pictures of the German past in the fifteenth, sixteenth and seventeenth centuries. By Herr *Freytagg*, author of «Debit and credit» etc. Translated by Mrs. *Malcolm*", eine Uebersetzung des Freytag'schen Werks, auf deren Titel sich das „Herr" vor dem falsch geschriebenen Namen Freytag für uns Deutsche etwas sonderbar ausnimmt; und „The history of Rome. By *Theodor Mommsen*. Translated, with the author's sanction and additions, by the Rev. *William P. Dickson*. With a preface by Dr. *Leonhard Schmitz*". Ein Berichterstatter über das letztere Werk im „Athenaeum" sagt von Mommsen, daß er viel mehr ein Geschichtsphilosoph als ein bloßer Geschichtschreiber sei; einem englischen Leser werde es nicht scheinen, als ob er an Kraft und Lebhaftigkeit der Erzählung, welche gemeinhin als die hauptsächlichsten, wenn nicht die wesentlichsten Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers betrachtet würden, besonders hervorrage. Historische Porträts fänden sich darin wenige, doch seien ein paar darunter beachtenswerth, wie namentlich die von Hannibal und Cato dem Aeltern. Die Kapitel über die Sitten, die Finanzwirthschaft, die Kunst, die Literatur und die Religion der alten Römer werden „admirable" genannt und die Uebersetzung sehr gerühmt, sie lasse sich wie ein Originalwerk lesen. Ein wunderliches Product scheint folgendes von einem Dichter deutschen Namens zu sein: „Teuton: a poem. By *Christophus James Riethmüller*", bestimmt für diejenigen

> . . . who boast the old Teutonic blood
> And speak in divers tones the Gothic tongue.

H. M.

Neue Novellen von A. Meißner.

Eine Sammlung frisch und keck gezeichneter novellistischer Skizzen von Alfred Meißner: „Charaktermasken" (Leipzig, Grunow, 1861), bekundet aufs neue des Autors feine Beobachtung und geistvolle Auffassung von Menschen und Zuständen. Ein liebenswürdiger gesunder Humor ergeht sich hier im allgemeinen in harmloser Unbefangenheit, versagt sich dabei aber auch keineswegs, nach Herzenslust die Pritsche der Satire zu schwingen. So geiseln „Die Weltweisen von Schattenstedt" und „Die Unschuld der Ophelia" die nüchterne Abstraction des Gelehrtenthums; „Die Badeärzte" das speculative, reclameneifrige Gebaren dieser Priester der Hygiene; „Der Club der Stillvergnügten" den pedantischen Zopf des Polizeistaats. „Das Gedächtniß des Moses Amsterdam", „Das Hôtel Solitude" und „Monsieur Alexis" sind interessante Mittheilungen aus dem räthselhaften Gebiet des Seelenlebens. Die letztgenannte Skizze, welche die Séance eines berühmten pariser Hellsehers schildert, nimmt sich übrigens in ihrer durchaus ernsten, fast melancholisch düstern Haltung, die mit dem Hamlet-Spruch schließt: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt", in dem heitern Reigen dieser Humoresken fremdartig genug aus. 62.

Bibliographie.

Clar, F., Anno 1724. Zur Charakteristik der polnischen Herrschaft. Bromberg, Roskowski. 8. 1 Thlr.

Boner, C., Thiere des Waldes. Mit 18 Illustrationen von G. Hammer. Deutsche autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bresciani, Olderich, der päpstliche Zuave. Aus dem italienischen Original übersetzt von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Eckstein, Baron v., Geschichtliches über die Askesis der alten heidnischen und der alten jüdischen Welt als Einleitung eine Geschichte der Askesis des christlichen Mönchthums. Mit einem Vorworte von J. J. J. v. Döllinger. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frenzel, K., Die drei Grazien. Ein Roman in drei Büchern. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kleine Geschichten aus der großen Welt. Von W. v. K. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 18 Ngr.

Lecoq, H., Das Leben der Blumen. Aus dem Französischen übertragen von E. Hallier. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tischendorf, C., Aus dem heiligen Lande. Nebst fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Unger, F., Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland und in den jonischen Inseln. Mit 45 Holzschnitten, 27 Abbildungen in Naturselbstdruck und einer Karte der Insel Corfu. Wien, Braumüller. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Volbeding, J. E., Constantin Tischendorf in seiner 25jährigen schriftstellerischen Wirksamkeit. Literar-historische Skizze. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 20 Ngr.

Vollert, C. W., Die Geschichte meiner Enturlaubung. Ein Beitrag zu der Frage von der christlichen Freiheit. Urkundlich mitgetheilt. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 10 Ngr.

Weiss, H., Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräthes im Mittelalter vom 4. bis zum 14. Jahrhundert. Mit 360 Einzeldarstellungen in Holzschnitt, gezeichnet von F. Weiss. 1ster Abschnitt. Byzanz und der Osten. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Ziegler, A., Der Rennsteig des Thüringerwaldes. Eine Bergwanderung mit einer historisch-topographischen Abhandlung über das Alter und die Bestimmungen dieses Weges. Mit 1 Karte. Dresden, Höckner. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hermann Samuel Reimarus

und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.

Von **David Friedrich Strauß.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts

von **David Friedrich Strauß.**

8. Geh. 2 Thlr.

Diese beiden neuen Schriften des berühmten Schriftstellers haben rasch die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die erstere führt den Verfasser der von Lessing herausgegebenen „Wolfenbüttelschen Fragmente" dem deutschen Publikum vor und gibt zum ersten male eine Darstellung des vollständigen Werks, aus dem jene Fragmente entnommen sind und welches er „eins der merkwürdigsten und gediegensten Erzeugnisse des vorigen Jahrhunderts" nennt.

Die zweite Schrift enthält eine Sammlung kleinerer Schriften des Verfassers vom mannichfaltigsten und interessantesten Inhalte, die allen seinen Verehrern willkommen sein wird und geeignet ist, „das abstracte Gespenst einer einseitigen Vorstellung von ihm, das ihm nachgerade unbequem geworden, zu verscheuchen".

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Ulrich von Hutten. Drei Theile. 8. 6 Thlr.

Der dritte Theil auch einzeln (2 Thlr.) unter dem Titel:

Gespräche von Ulrich von Hutten.

Dieses Werk hat als die erste ihre schwierige Aufgabe meisterhaft lösende Biographie des ritterlichen Vorkämpfers der Reformation, zugleich als umfassendes Lebensbild jener ganzen mit der unserigen so verwandten und doch ewig vorbildlichen Zeit, längst in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von Dr. **Julius Frauenstädt.**

8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum die Möglichkeit zu verschaffen, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden, in ähnlicher Weise, wie es durch die in demselben Verlag erschienenen „Lichtstrahlen" aus Wilhelm von Humboldt's und Georg Forster's Schriften geschehen ist. Schopenhauer gehört, wie Rosenkranz sagt, „unbedingt zu unsern besten Autoren, die man stets mit erneuter Anregung liest", indeß hatte das größere Publikum, welchem seine philosophischen Werke unzugänglich sind, bisher keine so gute Gelegenheit, sich davon selbst zu überzeugen, wie sie ihm durch vorliegende Schrift geboten wird.

Ein neuer Roman von Robert Prutz.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oberndorf.

Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieser neueste Roman des durch die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Leistungen als lyrischer, dramatischer und erzählender Dichter, als Literarhistoriker, Kritiker und Publicist rühmlichst bekannten Verfassers versetzt den Leser mitten in die Strömung der Gegenwart, deren sociale, politische und religiöse Gegensätze uns hier in einer Reihe frappanter und scharf gezeichneter Charaktere und Situationen vorgeführt werden. Von idyllischen Anfängen ausgehend, steigert er sich rasch zur gewaltigsten dramatischen Spannung, der wir uns um so bereitwilliger überlassen, je befriedigender und versöhnender die Lösung ist. Das Ganze zeichnet sich aus durch Neuheit der Erfindung, Wahrheit und Lebendigkeit der Charakteristik, Adel der Gesinnung sowie durch Anmuth und Frische der Darstellung, und ist daher allen Freunden einer gediegenen, Geist und Gemüth bildenden und veredelnden Unterhaltungslectüre zu empfehlen.

Von Robert Prutz erschien in demselben Verlage:

Der Musikantenthurm. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.
Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. 5 Thlr.
Felix. Roman. Zwei Theile. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.
Aus der Heimat. Neue Gedichte. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Sturm.

Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Gedichte. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Fromme Lieder. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Neue fromme Lieder und Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.
Zwei Rosen oder Das hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Wol selten hat ein Dichter so raschen und dauernden Beifall gefunden wie Julius Sturm. Seine Lieder sind der Ton des Herzens, der reinen lyrischen Empfindung; Klarheit der Gedanken, Reinheit und Adel der Gesinnung, frische Unmittelbarkeit und schöne Innigkeit des Gefühls, echte, mildchristliche Frömmigkeit, reine Glaubenszuversicht und feste Hoffnung, kindliche Freude an der Natur, Wohlklang der Sprache und Schönheit der Form zeichnen ihn vor andern Dichtern aus. „Diese Lieder", sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik, „eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zum Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 5. Juni 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Arbeit. Von Aurelio Buddeus. — Friedrich Hebbel's Dramatisirung der Nibelungensage. Von August Henneberger. — Geschichts-, Soldaten- und Reisebilder. Von Heinrich Mahler. — Religiöses in Prosa und Poesie. — Victor Hugo's neuester Roman. — Bilder aus dem spanischen Bürgerkriege. — Notizen. (Ein Engländer über die Charakterverschiedenheit der Sprachen; Eine Erinnerung an Arthur Schopenhauer; Aus der aristokratischen Gesellschaft Ungarns.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Arbeit.

Die deutsche Arbeit. Von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Fast alle Bücher Riehl's haben das beneidenswerthe Schicksal, vom Publikum lebhafter gelesen und gekauft zu werden, als es sonst gewöhnlich contemplativen Schriften geschieht, während die literarische Kritik ihnen verhältnißmäßig selten mit ihren mannichfachen Bedenken energisch auf den Leib rückt. Zu dem was man kritische Erörterung nennt, sind sie auch eigentlich nicht angethan. Ihre Eigenthümlichkeit beruht selbst da, wo sie zum Fehler wird, in einer gewissen Idealistik, die sich dennoch an rein Praktisches anklammert und daraus eine Fülle interessanter, frischer und origineller Anregungen folgert, gegen welche man gewiß nichts einwenden kann, sowie man sich auf den Standpunkt des Verfassers stellt. W. H. Riehl ist ein Poet, welcher in sich den eigenthümlichen Drang fühlt, seine individuellen Anschauungen und Empfindungen als doctrinäre Resultate zu systematisiren. Wer seine Vordersätze glaubt, wird seine Nachsätze vollkommen logisch finden; und seine Vordersätze haben für jeden anregbaren Leser einen angenehmen Reiz der Unmittelbarkeit. Er scheint so ganz aus dem vollen Leben zu schöpfen. Das thut er auch bis zu einem gewissen Grade; aber die Grenzen des von ihm zur Beobachtung herangezogenen Lebens sind dennoch meistens ziemlich eng, und weil er trotzdem die daraus gezogenen Resultate sofort als Doctrin generalisirt, begründen sich bei ernster prüfenden Lesern natürlicherweise Anforderungen an seine Bücher, welche sie nicht zu erfüllen vermögen, gerade so wie mancher nüchterne Denker sich durchaus zum Dichten berufen fühlt und es doch niemals dazu zu bringen vermag, den Auserwählten beigezählt zu werden.

Auch der Titel des vorliegenden Buchs klingt wie eine systematische Erörterung über die culturhistorische Entwickelung der materiellen Thätigkeit unserer Nation und doch will der Verfasser etwas ganz anderes geben. Er sagt dies selbst in einem einleitenden Abschnitte, welcher den „Inhalt des Buchs in der Geschichte seines Titels" skizzirt. Den Titel „Die Arbeit" wählte er darum nicht, weil es „ein überdefinirtes Wort ist, in welches man so vielerlei Sinn hineingeschoben, daß es schier gar keinen besondern Sinn mehr hat; der Volkswirth, der Moralphilosoph, der Socialist, jeder denkt sich etwas anderes unter diesem Wort, und wenn alle drei ein Buch über die Arbeit schreiben, so würden sie nicht etwa denselben Gegenstand aus drei verschiedenen Gesichtspunkten, sondern drei verschiedene Gegenstände behandeln". Am liebsten hätte er trotzdem diesen kurzen Ausdruck gewählt und nichts hielt ihn davon ab, als daß derselbe „im volksgeläufigsten Sinne" in der literarischen Welt am wenigsten gebraucht wird. Aus andern Gründen verwarf er „Die Arbeit als sittliche That", „Der Geist der Arbeit" und so noch manches andere, um mit der „Deutschen Arbeit" seiner Absicht wenigstens annäherungsweise beizukommen.

Nicht was das deutsche Volk arbeitet, soll erzählt werden, sondern wie es arbeitet, wie es über die Arbeit denkt und wie es sich selber zu einem immer reinern Ideale der Arbeit erzogen hat. Von der Arbeit schlechtweg ging der Verfasser aus und kam am Schlusse zum deutschen Geiste der Arbeit. Er glaubt aber mit diesem Ende dennoch dem Anfang nicht untreu geworden zu sein. Denn der deutsche Arbeitsgeist zeichnet sich in zwei Punkten ganz besonders aus und führt uns dadurch nahe dem Ideal der Arbeit, nämlich durch die sittliche Hoheit, mit welcher er Motiv und Ziel der Arbeit faßt und durch den Universalismus, kraft dessen er alle Zweige der Arbeit gleichmäßiger als irgendeine andere Nation durchgebildet und zur eigenthümlichen Entwickelung geführt hat. Darum schließt der scheinbar engere Titel: „Die deutsche Arbeit", dennoch in sich die vorerwähnten zwei scheinbar weitern Titel: „Die Arbeit als sittliche That" und „Der Geist der Arbeit"; er schließt sie darum ein, weil der deutsche Geist in der That die Arbeit in ihrer lautersten sittlichen Größe und in ihrer reichsten und bestgegliederten Stufenfülle erfaßt und verwirklicht.

„Arbeitsehre in alter und neuer Zeit", nennt sich der zweite Abschnitt, welcher die Natur der Ehre überhaupt, den Ehrgeiz des Arbeiters, die mittelalterlichen Schranken der Arbeitsehre, den Gedanken, daß sich die Würde der Arbeit nach deren Natur bemißt und endlich den Zunftgeist und die Zunftehre behandelt. Besonders in letzterer Beziehung sind manche Bemerkungen von großem Interesse. Der Verfasser führt aus, wie selbst unser Jahrhundert, soweit es auch die Zunftformen von sich wirft, dennoch den Zunftgeist in wunderbarem Widerspruche noch immer mit großer Zärtlichkeit pflegt; er bemerkt:

Wer streitet eifriger für unbedingte Gewerbefreiheit als Hunderte von gelehrten Professoren? Sie erklären es für höchst unbillig, daß man von dem Handwerker den Nachweis bestimmter Lehr- und Wanderjahre fordert, machen aber ein sehr schiefes Gesicht, wenn man einem Manne, der nicht den geregelten Schulgang des Gymnasiums und der Hochschule durchgemacht, blos um seiner autodidaktisch errungenen Wissenschaft willen die volle Arbeitsehre des Fachgelehrten zugestehen wollte. Ein solcher Mann bleibt ihnen in alle Ewigkeit ein Dilettant, gerade wie dem alten Zünftler der nicht schulgerechte Handwerker ein Pfuscher blieb. Sie erklären Meisterstücke und Meisterprüfungen für höchst überflüssig, würden aber in großen Zorn gerathen, wenn man Doctordissertationen und Promotionen für ebenso überflüssig erklären wollte. Und doch ist die Promotion im würdigsten Sinne nichts weiter als das Meisterstück des der Lossprechung harrenden gelehrten Gesellen. Gleichviel ob sich eine Berufsbefugniß daranknüpft oder nicht: eine besondere Ehre des Berufs knüpft sich so gewiß daran wie an das zeitgemäß ertheilte Meisterrecht der alten Handwerke.

Die Idee der mittelalterlichen Zunft knüpft aber der Verfasser an die Idee der mittelalterlichen Stadtgemeinde. Sei der Gedanke, daß der Bürger erst mit seiner zünftigen Arbeit in der Gemeinde ein ganzer Mann werde, auch zu eng für unser modernes Bewußtsein, so sei er doch der Keimgedanke unserer Begeisterung für eine Arbeit zu Ehren und Frommen der Gesellschaft, der Nation und der Menschheit. Aber mit den modernen Verhältnissen des Verkehrs „verloren auch die Zünfte ihren idealen Urgrund und mußten, sofern man die todte Form eigensinnig festhalten wollte, zu Hegestätten des Eigennutzes und der Beschränktheit herabsinken". Auch die geistigen Berufe haben ihre Zünfte, die sich aber nicht an das Gemeindeleben, sondern an die großen Culturinstitute Kirche und Schule zunächst, Staat in neuerer Zeit und endlich Literatur unter den neuesten socialen Verhältnissen binden.

Die Literatur stellte neben den gebundenen Brot- und Fachgelehrten den vogelfreien Schriftsteller und rief Tausende bis dahin ungeahnte Existenzen der Geistesarbeiter ans Licht, die nicht mehr wie vordem bei einer bestimmten Körperschaft, sondern beim großen Publikum Brot und Ehre suchten und Brief und Siegel ihres Berufs blos in ihren Talenten fanden und in ihrem Glück.

Dennoch unterscheidet man noch heute den Fachmann vom Dilettanten: „Dilettant ist jeder, der mit der Geistesarbeit blos spielt und sich ergötzt, der sie nicht zum Lebensberufe, sondern zur Mußearbeit sich erkor, der also nicht fachgemäß durchgeschult ist und den Ernst und die Strenge der Berufsarbeit niemals sich gewinnen wird." Dieser strengen Definition stellt sich aber bei den geistigen Berufen die Thatsache entgegen, daß gerade bei den geistigsten die Schule auch am freiesten geworden ist. Die Schule unterscheidet nicht schlechtweg den Dilettanten vom Fachmann, die Frage ist vielmehr nach dem Lebensberufe, nämlich nach dem Berufe, in dessen Erfüllung man einen Hauptzweck seines Daseins sieht, nicht nach demjenigen, wie es die starren Zunftmänner meinen, von welchem man lebt. Werth und Erfolg entscheiden allerdings darüber, ob jemand in seinem geistigen Berufe blos dilettire oder fachmännisch wirke; periodisch mildern oder schärfen sich jedoch dabei die Anforderungen.

Nachdem z. B. die fachgelehrte Welt in den dreißiger und vierziger Jahren einigermaßen gelitten unter der Vielwisserei und dem berauschten Stil einer halb wissenschaftlichen, halb schöngeistigen Literatur, heischt sie jetzt doppelt streng zunftgerechte Methode, zunftgerechten Stil u. s. w. und drückt ihrerseits auf eine freiere, kunstgebildete wissenschaftliche Literatur. Und so kommt es denn, daß in dieser selben Zeit, wo alles sich vereint, den Zunftgeist aus den materiellen Berufen zu bannen, der Zunftgeist in den geistigen Berufen ganz besonders hoch in Ehren steht. Da er nun solchergestalt auf der einen Schale steigt, während er auf der andern fällt, so sollte man doch endlich darüber nachsinnen, ob uns nicht ein Stück dieses Zunftgeistes neben der individuellsten und freiesten Arbeit allerwege unentbehrlich ist.

Nachdem Riehl in dieser Weise und bis zu einem gewissen Punkte formalistisch gewissermaßen die Standesehre der Arbeit festgestellt hat, wendet sich der folgende Hauptabschnitt zur „nationalen Arbeit". Es ist sicherlich ein vollkommen richtiger Gedanke, daß, wie die vorzugsweise Lebensarbeit eines Menschen durch dessen Persönlichkeit bedingt ist, doch auch rückwirkend seiner Persönlichkeit einen bestimmten Stempel aufprägt, so gleichfalls die Volkspersönlichkeit in engen Wechselbedingungen zur nationalen Arbeit steht. Ja die genaue Kenntniß der letztern ist die sicherste Boussole der Ethnographie, wie der Volkswirthschaft. Letztere kann aber bei ihren Belehrungen die Geistesarbeit und den Geistesbesitz höchstens berühren, sie hat nicht Raum, diesen Formen des Schaffens ebenso gerecht zu werden wie dem materiellen Erwerbe. Auf die Geistesarbeit dagegen nimmt Riehl eine vorwiegende Rücksicht, denn ihre Werke sind ihm „recht eigentlich Dienste an der Persönlichkeit der Nation und prägen vor allen den Volkscharakter fest und selbstbewußt". Lassen sich auch hierbei die Erfahrungssummen nicht statistisch nachweisen, so „schlummert doch in jedem Volke die Ahnung, daß es mit eigenartigen, ihm allein zugehörenden Formen und Ergebnissen der Arbeit sich als persönlich ausweisen müsse im Kreise der Nationen". Die Bestrebungen gewisser, nach nationaler Selbständigkeit ringender Völker, welche in unserer Zeit plötzlich eine Menge von künstlerischen oder literarischen Leistungen ihrer Stammgenossen in vergangener und gegenwärtiger Zeit emphatisch feiern und wol gar das Cultureigenthum anderer Völker als ihr Werk vindiciren, haben sicherlich ihren unmittelbarsten Ursprung in diesem klaren oder auch nur geahnten Bewußtsein. Der Slawismus wie der Magyarismus bieten dafür zahlreiche Belege. Und allerdings bestätigt die Lehre der Geschichte, daß faule Völker auch ohne

Gewaltthat allmählich verschwinden, weil sie ihre Persönlichkeit nicht behaupten und von den fleißigern „hinweggearbeitet" werden. Im Kleinen können wir Aehnliches in herabgekommenen Städten noch täglich bei uns selbst beobachten. Die alten Familien „verderben, sterben aus, ziehen hinweg, kurzum sie werden von den rührigern Anzüglern hinausgearbeitet und nach hundert Jahren sind fast lauter neue Namen in der Stadt". So stark ist aber die Erhaltungskraft der Arbeit, daß sie auch das ergänzende Gegenbild bietet.

Hier glänzt vorab das Volk Israel. Die Juden verloren Land und Staat und retteten dennoch ihren Volkscharakter, weil sie im Glauben und in der Arbeit persönlich original blieben. Man weiß nicht, was dem echten Juden tiefer eingeboren ist, die Regel-de-tri oder das Gesetz Mosis; jedenfalls aber halten und tragen sich beide gegenseitig. Denn wenn der Jude durch mehrere Geschlechter nicht mehr handelt, so wird es zuletzt scheu aussehen mit dem Gesetz, und andererseits lassen sich die Nachkommen eines getauften Juden gar leicht auf Geistesarbeit und Gewerbe umtaufen, weil die Sippe den „Zaun des Gesetzes" durchbrochen hat. Glaube und Arbeit festete die Familie und den Stamm dergestalt, daß diese Ersatz boten für den Kitt der Staats- und Landesgemeinschaft.

Nach solchen und verwandten Ausführungen wendet sich der Verfasser zur Entgegnung der Ansicht, daß die Arbeit die Nationalitäten ausgleiche und verschmelze und führt als Gegenbeweis namentlich an, daß sich das abendländische Mittelalter auch für den Culturhistoriker rein nach Zeitperioden zerfällen lasse, während dies später (nach dem 15. Jahrhundert) unmöglich sei, weil nun die nationale Arbeit auch die allgemeinsten Zeitstufen hundertfach kreuze und nur auf dem historischen Boden der einzelnen Nationen selbst wissenschaftlich erkannt zu werden vermöge. Dies zugegeben wird man dem Verfasser auch darin beipflichten müssen, daß das „Gleichgewicht der Arbeit" nicht blos die Grundlage der wirthschaftlichen Kraft höher gesitteter Völker bilde, sondern dem Socialpolitiker auch „zugleich den Urgrund einer sich rastlos aus sich selbst verjüngenden Gesittung" abgeben müsse. Dabei wird es freilich schwierig sein, den Beweis für das Vorhandensein dieses Arbeitsgleichgewichts bei einer Nation zu führen. Dennoch beruht die folgende Ausführung großentheils auf diesem Satze und ihr Grundthema lautet:

Beim Bodenbau übt die Form der Arbeit den entscheidenden Einfluß auf das Herausbilden des Nationalcharakters; bei der Geistesarbeit, den Gewerben u. s. w. hingegen das Arbeitsproduct. **Wie** er arbeitet, bestimmt die Sitte des Bauern, **was** er arbeitet, die Gesittung des Bürgers. In beiden aber festet und bewegt sich die Volkspersönlichkeit.

Das bäuerliche Arbeitsproduct kann jedoch den nationalen Geist nicht unmittelbar berühren, es ist auch in culturlicher Beziehung zumeist nur Vegetationsproduct; in den Arbeitsresultaten der bürgerlichen Berufe ward der Geist der modernen Culturvölker erst vollkommen selbstbewußt; die reine Geistesarbeit, als die persönlichste von allen, unterliegt wiederum ihren nicht analogen, sondern eigenthümlichen Gesetzen. Gerade in ihr wird jedoch der Zusammenhang zwischen dem Volksgeist und Arbeitsproduct am klarsten.

Die Herrschaft der Moden, welche ein Volk über das andere übt, ist nichts weiter als eine Herrschaft der Arbeitsproducte, in welchen mit einem Stück Geistesarbeit zugleich ein Stück eigenthümlichen nationalen Geistes steckt; darum ist diese Herrschaft so tiefgreifend, weil sie beim Geiste anfängt.

Dagegen erkennen die Völker auch das Persönliche ihrer Arbeit zuerst in den Werken des Geistes, weil sie die persönlichsten Thaten sind. In diesem Sinne sondern die Geistesarbeiten die Völker, aber im andern Sinne stellt sich in ihnen auch am klarsten die Einheit der Culturvölker dar. Denn während beim materiellen Arbeitsproduct die Arbeit durch die Nachfrage bedingt wird, bedingt sich beim geistigen, gerade je geistiger es ist, um so entschiedener, die Nachfrage durch die Arbeit. Wie die großen Meister der reinen Geistesarbeit in unsern Tagen mit dem Bewußtsein schaffen, daß sie „in der Nation stehen", so muß auch allmählich jeder Arbeiter in diesem Bewußtsein schaffen lernen. Diese Forderung klingt allerdings außerordentlich ideal, aber bei näherer Betrachtung wird sie es vielleicht weniger. Denn allerdings zeugen Lied und Spruch, Sitte und Sage dafür, daß im Volke nirgends das Bewußtsein von der Arbeit als einer sittlichen Persönlichkeitsthat erstorben ist. Und dieser Beweisführung durch Beispiele widmen sich einige der lebensfrischesten Abschnitte des Riehl'schen Buchs unter den Ueberschriften: „Die Arbeit in Lied und Spruch", „Die Arbeit in Sitte und Sage", „Die Arbeit und die Bibel", „Wie das Volk den Fleiß werthet".

Weniger eng angeschlossen an den bisher bezeichneten Organismus des Buchs erscheinen die fünf Schlußkapitel, obgleich auch sie der interessanten Bemerkungen, sowie der anregendsten Gedankenspiele nicht entbehren. „Erfolg, Gewinn und Profit" bewegen sich noch auf mehr theoretischem Gebiete, „Spitzbubenarbeit" schildert den Gegensatz des unehrlichen Erwerbs zu dem im übrigen Werke durchgeführten sittlichen Begriff der Arbeit. „Die Arbeiter", eine rhetorische Reminiscenz an 1848, behandelt vornehmlich den Gedanken, daß die Arbeit sich nicht „organisiren" lasse, denn sie werde dadurch dem persönlichen Bereich entrückt und „mechanisirt". Dagegen ist der Abschnitt „Poesie der Arbeit" wol eins der schönsten Bilder des geistigen Schaffens, seiner Geburtswehen, wie seiner sonstigen Leiden und Freuden. Die „Arbeitsschule im großen Stile" deutet auf die Mittel hin, durch welche die Arbeit der Nation angeregt und gefördert wird.

Bei einer centralisirten Nation mag das Volkseinkommen aus der Arbeit sicherer auf den höchsten Punkt gesteigert werden; bei einem durch Natur und Geschichte individualisirten Volke dagegen wird die heftige Reibung von allerlei Geistern sicherer zum höchsten Arbeitsideale führen. Darum sollen wir Deutsche das letzte Ziel unserer Arbeitsschule großen Stils nicht dahin gesteckt sehen, daß wir das reichste Volk werden, sondern dahin, daß wir am größten von der Arbeit denken und durch alle Volksschichten in freiester Sittlichkeit arbeitsgewaltig ringen nach diesem Ideal.

Geeigneter als mit dieser Bemerkung des Verfassers glauben wir unsern Bericht nicht schließen zu können.

Aurelio Buddeus.

Friedrich Hebbel's Dramatisirung der Nibelungensage.

Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen von Friedrich Hebbel. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 8. 2 Thlr.

Keiner unserer neuern deutschen Dramatiker ist so oft und einstimmig gescholten worden wie Friedrich Hebbel. Je größere Hoffnungen man auf seinen Genius für die Erneuerung und Förderung der deutschen Bühne setzte, je bereitwilliger man die immense dramatische Gestaltungskraft und poetische Tiefe des Dichters anerkannte, um so unwilliger wandte man sich ab, wenn man so ziemlich mit jedem neuen Stücke die alten Schrullen auftauchen sah. Pessimistische Welt- und Lebensanschauung, Vorliebe für bizarre Charaktere und verzwickte Situationen, Neigung zum Ungeheuerlichen bis in die einzelnen Gedanken, Ausdrücke und Worte: das waren die Eigenthümlichkeiten der Hebbel'schen Dramatik, welche immer wiederkehrten, so oft sie von der Kritik bekämpft worden waren und also immer aufs neue bekämpft werden mußten. Aber was ebenfalls mit jedem neuen Schauspiele Hebbel's wiederkehrte, das war die Genialität der Erfindung, die Kühnheit und Kraft der dramatischen Composition, die ergreifende Tiefe echter Poesie. Und so wiederholte sich lange Zeit die oben angedeutete Erscheinung, daß man jedem neuen dramatischen Product Hebbel's mit der größten Erwartung und begründetsten Hoffnung entgegeneilte, weil man wußte, was eine dichterische Kraft wie die seinige leisten konnte, und daß man ziemlich ebenso oft enttäuscht und verstimmt sich abwandte, nachdem man wiederum erkannt, daß noch immer eine eigensinnige ästhetische Theorie den Dichter bewog, vorzugsweise das Seltsame, Verwunderliche und Ungeheuerliche zu wollen.

Nach und nach scheint bei Hebbel der gesunde Sinn über die Schrulle zu siegen. Wenn er früher den Satz aufstellte, ein Drama müsse allerdings darstellbar sein, aber man habe diese Darstellbarkeit nach der Bühne aller Zeiten, nicht nach dem wirklichen in der Gegenwart gegebenen Theater zu beurtheilen, so scheint nachgerade der so natürliche Wunsch des Dramatikers, seine Gebilde von der Bühne herab auf Tausende und Abertausende wirken zu sehen, doch bei Hebbel den Erfolg gehabt zu haben, daß er auch im Sinne des bestehenden Theaters bühnengerecht zu componiren sich bemüht. Und zu dieser Wandelung, zu dieser Hebbel gewiß schwer werdenden Accomodation, wenn ich mich nämlich nicht etwa überhaupt in der Annahme einer solchen täusche, ist nicht nur dem Dichter selbst, der erst auf diesem Wege zu dem schönsten Lohn dramatischen Schaffens gelangt, sondern mehr noch dem deutschen Theater Glück zu wünschen; denn es darf sich dasselbe von einer poetischen und dramatischen Kraft, wie die Hebbel's ist, wenn der geniale Dichter wirklich, wie wir hoffen, sich entschlossen haben sollte, statt in titanenhafter Ungeheuerlichkeit alle Schranken zu überspringen, seine Dramatik, um einen Dahlmann'schen Ausdruck auf das ästhetische Gebiet zu übertragen, auf das Maß der gegebenen Zustände zurückzuführen, von diesem Entschluß die herrlichsten Früchte versprechen.

Das dramatische Gemälde, welches „Die Nibelungen“ uns vor Augen führen, ist ein großartiges, des alten Nationalepos würdiges. Der Stoff ist in eine Trilogie vertheilt, von der die beiden ersten Theile „Der gehörnte Siegfried“ und „Siegfried's Tod“ den ersten, der dritte Theil: „Kriemhild's Rache“, den zweiten Theaterabend ausfüllen werden. Der erste Theil enthält die geschickt geordnete Exposition; wir erfahren, wie Siegfried den Balmung und den Hort, die Tarnkappe und seine Haut von Horn sich erkämpfte, und sehen am Schluß Günther und Siegfried sich die Hände reichen:

> Wohlan! für Brunhild gebe ich dir Kriemhild
> Und unsre Hochzeit feiern wir zugleich.

Die zweite Abtheilung geht von dem Kampf in Brunhild's Burg bis zu Siegfried's Tod und Kriemhild's Klage um denselben, die dritte Abtheilung aber schließt mit dem Untergang der Burgunden und dem Tod Kriemhild's.

> Dietrich und Etzel weinen dô began:
> si klagten innecliche beidiu mage unde man —

sind die letzten Worte unsers alten Gedichts über die beiden großen Könige, die in so wunderbarer Weise von der Sage zusammengestellt die einzigen sind, welche den allgemeinen Zusammensturz überleben. Den Schluß, welchen Hebbel hinzugedichtet hat, finde ich wahrhaft genial und von tief poetischem Gedankengehalt, wenn freilich auch theilweise von Hebbel'scher Wunderlichkeit im Ausdruck nicht frei. Nachdem Hildebrant Hagen von Kriemhildens Hand hat fallen sehen,

> dô sprach der alte Hildebrant: ja geniuzet sis niht,
> daz si in slahen torste. swaz halt mir geschiht,
> swie er mich selben brâhte in angestliche nôt,
> iedoch sô wil ich rechen des kuenen Trongaeres tôt.

Bei Hebbel ruft er:

> Kommt hier der Teufel doch noch vor dem Tod?
> Zurück zur Hölle! —

und erschlägt mit diesen Worten die Königin. Dann endigen die Scene und das Schauspiel mit den unmittelbar sich anschließenden Worten:

Dietrich.
Hildebrant!
Hildebrant.
Ich bin's.
Etzel.
Nun sollt' ich richten — rächen — neue Bäche
Ins Blutmeer leiten — doch es widert mich,
Ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer —
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf Euerm Rücken weiter —
Dietrich.
Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!

Wie gesucht der Ausruf Hildebrant's gegenüber der einfachen Rede des alten Epos! Wie wunderlich der Ausdruck in dem vorletzten Verse! Aber alles verschwindet gegen den tiefen Sinn und poetischen Abschluß der letzten Zeile, die in lakonischer Kürze das germanisch-christliche

Element zum Erben der Weltherrschaft ausruft. Welch ein Dichtergeist, der der alten grausen Sage einen dramatischen Abschluß zu geben versteht, der den Hörer über das Leid des Augenblicks hinaushebend seine Augen auf die providentiellen Führungen der Weltentwickelung lenkt und versöhnend über Schuld und Untergang der einzelnen auf die gottgeleitete Geschichte der Nationen hinweist!

Aehnlich verhält es sich mit dem übrigen Drama. Auch hier stören Uebertreibungen und Wunderlichkeiten im Ausdruck, obgleich sich Hebbel, wie oben anerkannt wurde, sehr gemäßigt hat; aber auch die noch vorhandenen werden größtentheils vergessen über den poetischen Gedanken und Empfindungen, über dem tiefen Sinn, den der Dichter in das Ganze legt.

Ueber manches andere ließe sich wol mit dem Dichter rechten. Wie sollen die Bühnenweisungen II, 179, „schlägt Otnit den Kopf herunter", und S. 217, „kommt mit Gunther's Haupt zurück", befolgt werden? Hoffentlich doch nicht wörtlich? Oder wäre Hebbel wirklich der Meinung, daß Köpfen und des Geköpften Haupt auf der Bühne Zeigen ein zweckmäßiges und empfehlenswerthes dramatisches Moment sei? Gewiß nicht; aber dann hätte er doch gleich die für die Aufführung nöthige Fassung in das Stück einsetzen sollen.

Ein Misstand ist jedenfalls das häufige Anklingen des Dramas an Sagen und mythologische Gedanken, die dem bei weitem größern Theil der Zuschauer fremd sind. Ich bin weit entfernt, die poetischen Schönheiten zu verkennen, die in diesem altgermanischen und nordischen Volksglauben liegen; aber die nur sprungweise mögliche Entwickelung einzelner Züge desselben, wie eine solche in der zum Ziele drängenden dramatischen Form einzig möglich ist, wird die meisten Hörer unklar lassen und verstimmen, so prächtig und schwungvoll die Diction, so sinnig der Grundgedanke sei.

Wie zart, wie ergreifend in seiner edeln Einfachheit ist dagegen das Bild, welches uns der Dichter von dem ersten Zusammentreffen Siegfried's mit Kriemhild entwirft. Wie trifft die Strafrede, mit welcher Siegfried den vermeinten Treubruch und Verrath der Dänen und Sachsen brandmarkt, das Herz des Hörers, der da weiß, daß nicht in Dänemark und Sachsen, daß in Burgund selbst, in der Königsburg von Worms der Verrath gesponnen wird. Die Scenen in der Markgrafenburg von Bechlarn unterbrechen mit idyllischem Zauber das Gemälde von Mord und Rache. Und endlich welche Kraft und Kühnheit in der Ausmalung des Schlußbildes, welches, wenn es der Dichtung würdig dargestellt werden kann, von erschütternder Wirkung sein muß.

Hie hât daz maer ein ende: ditze ist der Nibelunge nôt.

Ein kurzer Zeitraum hat uns zwei dramatische Bearbeitungen der Nibelungensage gebracht, die im edelsten Stile geschriebene, höchst würdevoll gehaltene Geibel's und die eben besprochene Hebbel's: beides Schöpfungen, die, so verschieden auch die Eigenheit ihrer Urheber und die Darstellung des Ganzen sich zeigt, doch sich ebenbürtig sind an poetischem Gehalt und ästhetischem Werth. Was mir aber noch werthvoller dünkt als dies erfreuliche Resultat, das ist die hier nicht zum ersten male gemachte Beobachtung, wie die bedeutendsten Talente, die edelsten Geister unsers Volks nationalen Stoffen sich zuzuwenden anfangen und von der Pflege des deutschen Volksgeistes die herrlichsten Früchte auch für die deutsche Poesie erwarten. Man kann in Zweifel sein, in Zweifel trotz Hebbel's und Geibel's lobwürdigen Arbeiten, ob ein Epos und ob insonderheit dieses Epos, die Nibelungen, so geartet sei, daß ein vollkommenes Drama daraus hervorgehen könne; daß aber vorzugsweise deutsche Stoffe und nationaler Geist in der Behandlung aller Stoffe die Grundbedingung eines neuen Aufschwungs der Poesie seien, daran wird, so hoffen wir, bald niemand mehr in deutschen Landen zu zweifeln wagen.

August Henneberger.

Geschichts-, Soldaten- und Reisebilder.

> Wann endet ihr Poeten
> Des Singens einmal müd,
> Wann endlich ausgesungen
> Ist's ew'ge alte Lied? —

sang Anastasius Grün, und sein Vers gaukelt fortgesetzt durch unser Hirn, das sich nicht enthalten kann, specielle Nutzanwendungen davon zu machen. Daran aber sind einige der uns vorliegenden Bücher schuld. Wir wollen mit ihnen unsere heutige kritische Revue eröffnen:

1. Der Wiedererweckte. Erlebtes und Erfundenes. Den Erinnerungen des Freiheitskriegs geweiht von Ludwig Kreuz. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 25 Ngr.
2. Bei der Knallhütte. Historischer Roman von F. Brunold. Zwei Bände. Wriezen, Röder. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Das Grab bei Wöbelin oder Theodor Körner und die Lützower. Von Friedrich Brasch. Schwerin, Stiller. 1861. Gr. 8. 20 Ngr.

Es ist etwas Eigenthümliches um eine große Zeit und um den begeisterten Rausch ganzer Völker. Und selbst wenn die gütigen Gastgeber, nach der biblischen Anschauungsweise der Hochzeitsgäste von Kana, sobald die Gäste trunken sind, den geringern Wein gegeben haben, wenn sie auf diese Weise den Katzenjammer provocirten, selbst dann noch bedanken sich die guten Völker mit aufrichtiger Freude und Herzlichkeit. Dann schwelgen sie in Erinnerung noch lange, lange, nicht nur Decennien, nein Viertel- und halbe, ja vielleicht ganze Säcula.

Das die eine Betrachtung, die uns, zumal bei den ersten beiden von obigen Büchern, fast unbewußt kam. Nun die zweite. Die Freiheitskriege waren geschlagen und das auch neuerdings so sehr beliebte „Volk in Waffen" wieder heimgekehrt. Die wörtliche Unterhaltung drehte sich um nichts als die geschlagenen Schlachten, die schriftliche nicht minder. Das Lesepublikum bekam nichts und immer wieder nichts anderes als Romane und Novellen aus der nahen glorreichen Vergangenheit. Und das noch nicht genug: es ist ein halbes Jahrhundert verstrichen und noch heute bringt der Büchermarkt Lebensgebilde (man erlaube uns dieses Wort für Romane und Novellen), deren Hintergrund jene große Zeit ist.

Entweder ist das ein Anzeichen, daß der Geschmack des Publikums sich nicht daran stößt, schon tausend mal Genossenes mit gemächlicher Behaglichkeit auch zum tausendundersten male zu genießen — und das hat das Publikum mit sich abzumachen — oder es ist ein Beweis von der Erfindungsarmuth unserer Autoren — und das wäre bedeutend bedenklicher und schlimmer.

Unsers Bedünkens ist die schöne Zeit, welche den Freiheitskriegen folgte, noch so gut wie gar nicht ausgebeutet worden. Und es ist ein so schönes, herrliches Thema, über jene gute Reactionsperiode zu schreiben und über jene herrlichen Thaten der Großen dieser Erde, welche unter den Rubriken „Wiener Congreß“ und „Demagogenriecherei“ in das Buch der Geschichte verzeichnet sind.

Die guten Autoren glauben vielleicht, daß die geschichtlichen Einheitsbestrebungen, der jetzt leidenschaftlich gewordene Patriotismus der Deutschen, eine herrliche Nahrung in Büchern finden, welche romantische Gebilde aus den Zeiten der fränkischen Unterdrückung mit darauf folgender Abschüttelung des unwürdigen Joches bringen. Aber die guten Autoren bedenken nicht, daß das politische Bewußtsein des Volks gereift ist, daß man weiß, was man will und was man wollen darf. Sie bedenken nicht, daß sich ein Gefühl der Bitterkeit in die hohe Erinnerung an das Einst mischt, daß man nicht stehen bleibt bei 1813, 1814 und 1815, sondern trotz des beschränkten Unterthanenverstandes sich die Freiheit nimmt, auf 1816 und darüber zu blicken. Sie bedenken ferner nicht, daß man, wo sich schon so viele Kräfte versucht haben, etwas ganz Vorzügliches bringen muß, um wenigstens das Decorum zu bewahren.

Gewiß, ihr Herren, es wird etwas Besseres werden und besser gehen, wenn ihr euch auf das erwähnte noch wenig bebaute Feld der wundervollen Congreß- und Demagogenperiode begebt. Glaubt nur, es ist das ganz überaus interessant für das deutsche Volk, und sein Patriotismus bekommt dadurch noch viel kräftigere Nahrung. Wir laboriren ja heute noch an den edeln Nachwehen aus jener Zeit, an todt- und seliggeglaubten und doch wiedererwachten Bundestagen und dergleichen Consequenzen mehr. Versucht es, ihr Herren, und zwingt geplagte Recensentenherzen nicht, wenn sie euere Werke besprechen sollen, tiefsinnig psychologische und bittere Betrachtungen anzustellen.

Und nach dieser Einleitung nun zu den uns vorliegenden Büchern.

„Der Wiedererweckte“ von Ludwig Krenz (Nr. 1) ist einer von jenen Romanen, die nicht nur von dem geschichtlichen Hintergrunde, sondern auch von großen geschichtlichen Persönlichkeiten getragen sein wollen. Diese Persönlichkeiten spielen dabei etwa nicht die Hauptrolle, sondern sollen nur als pikante Seltenheit bei dem literarischen Diner dienen. Wir wüßten sonst wahrlich nicht, was Theodor Körner in dem Buche anders sein sollte. Es ist eine etwas überschwengliche, in ihren Motiven etwas geschraubte Liebesgeschichte. Der Held ist ein Halbgott, dem gleich zu Anfang des Romans ein recht menschliches Unglück passirt und der (natürlich ist er ein reicher Mann) nun auf seinen Gütern „fern von Madrid“ in aller Beschaulichkeit über dieses Menschenleben nachdenkt. So vergeht ihm eine philosophische Jünglingszeit, die ihm natürlich auch Gelegenheit genug gibt, den landesüblichen Groll gegen die Franzosen zu nähren. Er ist ein schon gereifter Mann, als die Schlachttrompete zu den Freiheitskriegen ruft. Natürlich folgt er mit stürmischer Begeisterung dem Rufe und thut Wunder der Tapferkeit. Wenn das Buch so weit ist, hallt einiger Kanonendonner durch die Zeilen, und alle Consequenzen, welche der Kanonendonner mit sich bringt, werden gewissenhaft erwähnt. Der Held thut die landesüblichen Wunder der Tapferkeit, rettet selbst Sr. Majestät dem hochseligen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen das Leben, entscheidet, wenn es sein muß, einige Schlachten und wird, getreu seiner Rolle als Halbgott, von keinem Geschoß, das Sterbliche abschießen, von keinem Säbel, den Sterbliche schwingen, verwundet. Schließlich heirathet der Held seine angebetete Geliebte und von der Trauung heißt es: „Ein schlichtes Kleid von weißer Seide umhüllte die schöne Gestalt der Braut; auch Oswald war im einfachen Anzuge; das Kriegskleid und die Orden wollte er heute nicht anlegen“ u. s. w. Wir wünschen dem uns bis dahin unbekannten Verfasser bei weitern Ausflügen in das Musenland einen bessern Reiseführer und würden uns freuen, könnten wir seinen spätern Arbeiten ein besseres Urtheil zu Theil werden lassen. So manche Stelle in seinem Buche zeigt, daß er nicht ohne Talent ist, und manche Schilderungen sind ihm sogar recht hübsch gelungen. Wir zählen durchaus nicht zu jenen starren Realisten, die das Ideale verlachen, wahrlich eher zu den Antipoden, aber Verehrer des Ueberschwenglichen können, werden und wollen wir nicht werden.

Das zweite Buch ist der Brunold'sche Roman „Bei der Knallhütte“. Ein curioser Titel wird der geneigte Leser sagen, so wie wir es thaten, als wir das Buch zur Hand nahmen. Wir wußten ja nicht, daß „Knallhütte“ der Name einer Herberge im Hessischen ist oder war. Brunold's Roman hat einen ungleich höhern Werth als der vorhin beleuchtete. Er spielt in der Zeit des neuentstandenen Königreichs Westfalen unter König Jerôme und entrollt ein recht lebhaftes, in einigen Einzelheiten meisterhaft gezeichnetes Bild von den ersten Anfängen des deutschen Nationalbewußtseins, von den ersten Versuchen das Vaterland zu befreien. Auch hier treten historische Persönlichkeiten auf, aber sie dienen nicht zur Staffage wie bei dem „Wiedererweckten“, sondern greifen thätig mit ein in die Handlung des Romans. Brunold hat sich zum Vorwurf seines Romans die Zeit der hessischen Aufstände unter Oberst Dörnberg u. s. w. gewählt und wir müssen gern gestehen, daß die Zeichnung der Charaktere ihm recht wohl gelungen ist. Dörnberg, Schill, die Schwester des gemaßregelten berühmten preußischen Ministers Freiherrn vom Stein (Brunold schreibt von Stein): das alles sind gut und naturwahr geschilderte Charakteristiken. Und mag es nach diesen Namen voll Kraft und Feuer wie ein Paradoxon klingen, so ist doch auch wieder eine wehmüthige Weichheit der Grundzug des Romans, die entwickelten Gesinnungen, die Anschauungsweisen des Schriftstellers sind Ergießungen und Ausflüsse eines schwärmerischen Poetenherzens. So die mit einer liebenswürdigen Begeisterung niedergeschriebenen Expectorationen über Deutschlands Einigkeit, ein Thema, das erst während und meist nach den Freiheitskriegen in den Vordergrund der Weltgeschichte trat. Auch der „Wiedererweckte“ strotzt von sehr schönen Redensarten über die deutsche Einheit. Eigenthümlich ist in Brunold's Roman die Schilderung König Jerôme's, die von derjenigen anderer Werke über den edeln Napoleoniden gewaltig abweicht. Jerôme ist ein gutmüthiger Narr, wollüstiger Verschwender und verschwenderischer Wollüstling, ein Mann, dem man, wie es auch dem Oberst Dörnberg mit dem König ging, kaum böse werden kann. Es ist Brunold gut gelungen, den weiland König von Westfalen in dieser Auffassung die Königsrolle durch das ganze Buch spielen zu lassen. In sehr hübscher und ansprechender Weise hat der Verfasser die englische Sitte der poetischen Kapitelmottos nachgeahmt, wie denn überhaupt seine ganze Schaffensweise mehr auf den eigentlichen Poeten als auf den Schriftsteller von Fach hinweist.

Wir kommen jetzt zu dem dritten Buch unserer ersten Serie: „Das Grab bei Wöbelin oder Theodor Körner und die Lützower“, von Brasch. Wir haben es unserer „ersten Serie“ einverleibt, weil es durch seinen Inhalt dahin gehört. Doch würde man irren, wenn man auch hier eine romanhafte Schilderung vermuthete. Das vorliegende Buch ist ein geschichtliches in der vollen Bedeutung des Worts. Ja noch mehr, es ist ein bedeutendes Werk, bedeutend durch den historischen Nervus, der ihm innewohnt.

Der Titel zeigt den Inhalt durchaus nicht präcis an; er klingt etwas romanhaft. Wir würden für eine, bei der Vortrefflichkeit des Buchs gewiß zu erwartende zweite Auflage den Titel „Geschichte der Lützower“ vorschlagen. Der Leser mag eine politische Farbe haben, welche er wolle, das Buch wird ihm nicht die geringste Gelegenheit, nicht die kleinste Handhabe geben, den Verfasser zu einem Parteigenossen zu zählen. Es ist das ein nicht geringes Kunststück und doch die erste Bedingung für den Historiker oder sagen wir den historischen Schriftsteller. Was Brasch berichtet und worüber er urtheilen mag, er hat seine Belege bei der Hand. Mit einem Bienenfleiß hat er gesammelt und zusammengetragen, keine Quelle

ungenutzt gelassen, keine Mühe gescheut, dessen ist das ganze Buch, deß sind besonders die hübschen Anmerkungen Zeuge. Auch die allgemeinern geschichtlichen Ereignisse sind in einem unparteilichen und angenehmern Lichte gezeichnet und wo sich der Verfasser genöthigt sieht, dem militärischen Feudalgeiste mit einer bittern Entschiedenheit entgegenzutreten, da unterläßt er nicht seine Gründe anzuführen. Ja, die Lützower haben viel leiden müssen! Theodor Körner ist früh, viel zu früh gestorben, wer aber vermöchte mit dem Geschick zu zürnen und zu hadern? Hätte sein Feuergeist die Demüthigungen erdulden können, die den Lützowern wiederfuhren?

Das war zu Anfang dieses Jahrhunderts; aber auch wenn man mit hellem Blick und unbefangen auf die Mitte blickt, müßte man dieses Säculum nicht das des Commandos nennen? Der militärische Geist, oder vielmehr der Unteroffiziergeist, hat viel und schwer an der Menschheit gesündigt und scheint sich redlich Mühe zu geben, das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen!

Wir geben unsern Lesern als Probe des Buchs einen Theil des Berichts über die Theilnahme der Lützower an der Schlacht bei Ligny: „Während dieses zweiten Angriffs war zwischen dem beim Hameau von St.-Armand fechtenden und dem andern gegen das Plateau von Grand-St.-Armand vordringenden Schlachthaufen das erste Musketierbataillon des 25. Regiments unter dem Hauptmann von Machnitzki stehen geblieben, indem es zunächst zur Deckung der erwähnten Batterie bestimmt war. Hier gewahrte man nun in der Ferne den eiligen Marsch eines französischen Grenadierbataillons, das der Richtung zufolge nach St.-Armand-le-Hameau wollte, um die dort im Kampf begriffenen Kameraden zu verstärken. Sogleich ging man gegen dieses Bataillon vor, welches in den Vertiefungen und Erhebungen des Terrains bald den Blicken entschwand, bald mit den Kopfbedeckungen aus dem Getreide wieder auftauchte. Lieutenant Schnelle, der die Tirailleurs führte, war mit denselben durch das hohe Korn so entschlossen vorgegangen, daß er sich plötzlich in der unmittelbaren Nähe derjenigen feindlichen Abtheilung befand, bei welcher er die Fahne flattern sah. Er war im Begriff, dem Fahnenträger das kostbare Kleinod zu entreißen, als eine Kugel in den Oberschenkel ihn niederstürzte. Der Nächste, ihm folgend, war der Lieutenant Schmidt mit seinem Zuge; dieser wurde sogleich auf den Tod getroffen. «Er zog mich», sagt Nagel, «mit Heftigkeit beiseite, und als ich ihn ansah, flog eine brennende Röthe über sein Gesicht und helle Thränen stürzten ihm aus den Augen. Eine leise Ahnung zuckte schauerlich in mir, ich drückte ihm schweigend die Hand und wir schieden. Wenige Augenblicke darauf war er nicht mehr, eine Kugel war ihm mitten durchs Herz gegangen.» Förster war durch einen Streifschuß in die Sehne des rechten Kniegelenks und durch eine zweite Kugel, die über dem rechten Knie eindrang, zu Boden geworfen. Ebenso die Lieutenants Pirner durch einen Schuß ins Bein und Stargardt durch eine schwere Wunde im Unterleib; der Hauptmann von Machnitzki, durch zwei Kugeln hart begrüßt, wurde wie todt auf Gewehren zurückgetragen. Schnellen rettete Nagel aus dem Getümmel."

Und was erntete das Regiment für diese Bravour? Verdienten Beifall etwa? O nein; das Offiziercorps zwar, aber nicht das Regiment habe seine Schuldigkeit gethan, hieß es. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen", heißt es im „Fiesco"; bei den Lützowern wurde nach gethaner Arbeit nur die zweite Hälfte dieser verbissenen Mohrenbetrachtung in Ausübung gebracht.

Das Buch von Brasch ist in unserer soldatenseligen Zeit so recht zu richtiger Stunde gekommen, die guten Freunde von Militärbudgets und anderer solcher kleinen Scherze können recht gründliche Studien darin machen. Wir halten uns überzeugt, daß es einen ausgedehnten Leserkreis finden werde und wollen uns redlich freuen, wenn unsere Ueberzeugung die richtige ist. Das treffliche Buch verdient allgemeinste Anerkennung.

Nach dieser kriegerischen kommen wir nun zu der friedlichen Bücherserie, wenngleich das erste dieser Werke hinwiederum soldatischen Inhalts ist:

4. Bilder aus dem Soldatenleben von Stanislaus Graf Grabowski. Hannover, C. Rümpler. 1861. 8. 20 Ngr.
5. Die Belagerung von Stralsund. Historischer Roman von Wilhelmine von Sydow, genannt Isidore Grönau. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Bukarest und Stambul. Skizzen aus Ungarn, Rumunien und der Türkei von Richard Kunisch. Berlin, Nicolai. 1861. 8. 2 Thlr.

Wir haben bei Gelegenheit des Erscheinens seiner kleinen Soldatenbilder dem Grafen Grabowski ein freundliches, collegialisches Willkommen zugerufen und erwähnt, wie es uns wol bewußt wäre, daß wir hiermit vielleicht ziemlich vereinzelt stehen möchten. Du mein lieber Gott, jeder Mensch hat seine Neider und ein Graf, zumal ein armer Graf, ist doch auch am Ende nichts anderes als ein Mensch, welches Genus nach dem Ausspruch jenes biedern Edelmanns freilich erst beim Baron anfangen soll. Trotzdem müssen wir auch heute noch bei unserm damaligen Urtheile bleiben. Seine bei Rümpler erschienenen „Bilder aus dem Soldatenleben" (Nr. 4) bestärken uns darin. Es ist ein Band harmloser, heiterer, hin und wieder auch ernster Soldatengeschichten, die von der Verlagshandlung auch hübsch ausgestattet sind. Wir glauben nicht, daß Grabowski mit seinen kleinen Militärbluetten etwas Großes gethan zu haben glaubt, er will eine angenehme, unterhaltende Dessertlectüre geben, und das ist ihm ganz redlich gelungen. Einige seiner Bilder sind kleine, meisterhafte Cabinetsstückchen, andere haben wieder einigen Werth, je nun: „Wer vieles bringt wird manchem etwas bringen und jeder sucht sich dann das Seine aus." Zu dem Vortrefflichern im Buche gehört „Ein Examen-Abenteuer", „Ländliche Quartiere" und „Aus dem Kartoffelkriege". Letztere Erzählung spielt nicht etwa zur Zeit der berühmten Mobilmachung während der letzten Lebensperiode Friedrich's des Großen, sondern in den letzten polnischen Unruhen im Jahre 1847. Das Genrebildchen ist mit wahrhaft dramatischem Effect geschrieben, voller Humor und geschickter, überraschend durchgeführter Entwickelungen. Hin und wieder klingen freilich Anklänge an Winterfeld und Hackländer in der kleinen Sammlung durch, aber „Es ist alles schon dagewesen", sagt der gute Rabbi Akiba im „Uriel Acosta".

Der nächste Roman „Die Belagerung von Stralsund" von Wilhelmine von Sydow (Nr. 5) ist eine in manchen Beziehungen recht beachtenswerthe Erscheinung. Ein soidisant historischer Roman aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs ist unsers Wissens von einer Dame noch nicht geschrieben worden.*) Die Verfasserin hat reichliche Studien in der Historie gemacht und scheint auch mit Ernst und Eifer alte Familienarchive durchstudirt zu haben. Wir sagen das nicht etwa, weil Wilhelmine von Sydow in der Vorrede zu ihrem Romane selbst davon spricht, sondern weil das Buch wirklich Zeugniß davon ablegt. Freilich hat die Verfasserin es nicht so recht verstanden, sich in die Charaktere der damaligen Zeit, wie sie sich in Sprache, Sitten und Anschauungsweisen geben, einzuleben; Wendungen wie „still, man kommt; compromittiren wir uns nicht" und das ganz moderne „Sie" in der persönlichen Anrede stoßen dem Leser zum öftern auf, dafür aber entschädigt sie durch ihre warme und ehrliche Begeisterung für die Sache der Protestanten und durch recht hübsche und geschickte Schilderungen von dem Familienleben unserer ehrenfesten

*) Hierin irrt sich unser Berichterstatter. Wir könnten eine gute Anzahl von Romanen aus weiblicher Feder nennen, in denen Episoden aus dem Dreißigjährigen Kriege verarbeitet sind. Am bekanntesten darunter sind aus früherer Zeit etwa „Thekla von Thurn" von Benedicte Naubert, deren historische Romane sogar Walter Scott bekannt waren, und „Die Schweden vor Prag" von Karoline Pichler. D. Red.

Altvordern. Wir hätten uns gefreut, die Person Wallenstein's mehr im Vordergrunde der Bühne und thätiger in der Action zu sehen, doch die Verfasserin scheint mit richtigem Takt gefühlt zu haben, daß ihrer Feder noch ein wenig die Schwingen wachsen müßten, ehe sie an die Schilderung einer so gewaltigen Persönlichkeit gehen könne. Daß zur Zeit der Belagerung von Stralsund unter Wallenstein Kaffee getrunken wird, mag auf Rechnung der Weiblichkeit der Verfasserin kommen, ebenso daß die Liebesverhältnisse gar sehr schwärmerischer und sentimentaler Natur sind. Den Bewohnern Pommerns ist der sehr hübsch ausgestattete und splendid gedruckte Roman gewidmet, und wir wollen ihn den Bewohnern der gesegneten Landstriche an den Borden der Ostsee hiermit bestens empfohlen haben.

„Bukarest und Stambul, Skizzen aus Ungarn, Rumunien und der Türkei" (Nr. 6) nennt Richard Kunisch eine einbändige, schwungvolle Reisebeschreibung. Schon der Titel kennzeichnet den Inhalt aber nicht das Wie des Inhalts. Mit Phantasie, graziöser Leichtigkeit und einer Glut, wie sie dem kalten Deutschen nicht immer innewohnt, sind diese Skizzen gezeichnet, südliches Feuer und morgenländische Glut cursiren darin. Das ganze Werk möchten wir ein in Prosa verfaßtes Gedicht nennen, das unwillkürlich den Leser hinreißt, ihn zum Mitgenießenden macht. Man wird berauscht von diesen „balsamischen, weichen Lüften und Düften", diesen „schwellenden Lippen", diesen „glühenden Augen", diesen „wollüstigen Biegungen des Körpers". Wer aber ist es, der sich daran nicht gern berauschte? Wir geben eine Probe vom Stil und der Auffassung, die in diesem Buche walten. Auf Seite 16 ist eine Schilderung der Schönheit der Magyarin:

„Es gibt zwei Arten von Schönheit: diejenige, welche auf der Regelmäßigkeit der Formen und diejenige, welche auf dem Reiz des Ausdrucks beruht. Die Ungarinnen vereinigen beide Schönheiten. Ihr Wuchs ist schlank und voll, graziös und üppig. Reiches, schwarzes Haar, große, mandelförmige, tiefschwarze Augen, scharfgezeichnete, leicht nach den Schläfen gezogene Brauen, einen bestimmt und ausdrucksvoll geformten Mund trifft man fast bei allen. Der Stil ihres Gesichts ist rein und edel; ich möchte ihn als romantisch bezeichnen, um damit einen Gegensatz zu der langweiligen Schönheit der Antike auszudrücken. Frei, heiter und schwungvoll ist jede Linie, auf jedem Zuge leuchtet der göttliche Stempel der Fähigkeit, Glück zu empfangen und Glück zu gewähren; das Bewußtsein dieser Fähigkeit flammt wie ein prächtiges Gewitter in ihren tiefdunkeln Augen, leuchtet wie Sonnenschein um ihre verführerischen Lippen. Und doch hatte der Serbe recht. In andern Ländern hatte ich die Gewohnheit, jedem schönen Weibe noch einmal nachzusehen; ich that das unwillkürlich, sowie ich unwillkürlich lausche, wenn ich Nachtigallen oder Lerchen singen höre. In Pesth wandte ich nie mehr den Kopf nach einer Vorübergegangenen zurück; ich wußte, daß ich im nächsten Augenblicke eine ebenso schöne Ungarin sehen würde. Und sie gleichen sich alle ein wenig; die Schönheit der ungarischen Frauen hat einen bestimmt ausgeprägten Charakter. Ich würde jede Magyarin sofort herauserkennen, selbst unter Russinnen und Spanierinnen, mit denen sie noch die meiste Aehnlichkeit haben. Es ist vielleicht nicht schwer eine Ungarin zu lieben, aber gewiß sehr schwer, ihr treu zu bleiben."

Schönheit ist es und immer wieder die Schönheit, welche Kunisch aufsucht und mit gewandtem Pinsel und brennenden Farben ausmalt, Schönheit der Natur und aller Wesen, die in ihr leben und weben. Und mit dem bedeutenden Talent für Schilderung und Malerei verbindet der Verfasser eine scharfe und graziöse Beobachtungsgabe. Das Kapitel „Im Palaste des Sultans" ist ein köstliches Meisterstück und von dem vielen Guten unserer Ansicht nach das Vorzüglichste. Wir empfehlen jedem Freunde des Orients mit den heiß pulsirenden Leidenschaften den 426 Seiten langen Band. Und wie der Inhalt so ist auch die Ausstattung zu loben. **Heinrich Mahler.**

Religiöses in Prosa und Poesie.

1. Monica, die Mutter Augustin's, ein Muster christlicher Weiblichkeit, dargestellt von Karl Barthel. Halle, Mühlmann. 1860. 16. 15 Ngr.
2. Sonntag-Nachmittage daheim. Betrachtungen für häusliche Erbauung. Nach dem Englischen von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1860. Gr. 16. 24 Ngr.
3. Biblische Gedichte von Jakob Freund. Breslau, Schletter. 1860. 12. 10 Ngr.
4. Joachim Neander's Leben und Lieder. Von R. Bormbaum. Elberfeld, Bädeker. 1860. 16. 12 Ngr.
5. Klänge aus der Vesperzeit. Gedichte von Karl Pölt. Barmen, Bertelsmann. 1861. 16. 25 Ngr.
6. David-Lieder. In evangelischen Kirchenmelodien nachgesungen von H. Siebner. Rostock, Stiller. 1860. 8. 22½ Ngr.
7. Christliche Gedichte einer Geprüften. Basel, Meyri. 1860. 8. 6 Ngr.

Es ist eine traurige Thatsache, daß, während sonst auf jedem Gebiete geistiger Thätigkeit die Nothwendigkeit einer fortschreitenden Entwickelung principiell anerkannt ist, gerade auf dem wichtigsten, dem religiösen, von einer noch immer numerisch sehr starken und ebenso einflußreichen Partei im schroffsten Gegensatze zu jener allgemeinen Anschauung das unbewegliche Beharren auf einem und demselben Standpunkte auch wieder principiell und mit einer Aengstlichkeit festgehalten wird, als ob bei dem geringsten Abweichen von der Linie alles religiöse Heil unwiederbringlich verloren sei. Am auffallendsten ist diese Erscheinung, insoweit wir ihr innerhalb des Protestantismus begegnen, der seinem Grunde und seiner innersten Natur nach die ausgeprägteste Verleugnung desselben Stabilitätsprincips ist, auf dessen Vergötterung jene Partei lebt und — nicht stirbt. Ungelehrter und gelehrter Tiefsinn und wissenschaftlicher Scharfsinn vereinigen sich mit bequemem und selbstischem Eigensinn, um diejenigen Formeln, vermittelst deren die Reformatoren die Untrüglichkeit und Unabänderlichkeit religiöser Dogmen bekämpften und verneinten, selbst wieder zu untrüglichen und unabänderlichen Dogmen zu stempeln und ihnen dieselbe Beharrlichkeit zu sichern, aus deren bestimmter Verneinung sie hervorgegangen sind. Man hält es für nothwendig, die Geister durch Religionseide der Lehrenden unter diese Beharrlichkeit zu bannen, und vergißt, daß jeder, der Gottes höchstes Gebot, das Streben nach Vervollkommnung, erfüllt, eine ganze Reihenfolge religiöser Phasen zu durchlaufen hat, deren Inhalt und Endziele nach dem Gesetze der individuellen Mannichfaltigkeit, das im Reiche der Geister ebenso wie in der Körperwelt herrscht, verschieden sein müssen und von keinem im voraus geahnt, geschweige gewußt werden können. Man macht die kirchlichen Bekenntnißschriften, die jeder der betreffenden Kirche Angehörige als ehrwürdige geschichtliche Urkunde ihrer Entstehung heilig halten würde, dadurch, daß man ihnen eine ewig fortdauernde normative Kraft beilegt, zur fesselnden Kette, die, anstatt zu binden, verstimmt und entfremdet. Wir halten dies für den falschen Weg, Religiosität zu fördern, und sahen uns zu obigen Bemerkungen theils durch die charakteristische Färbung mehrerer der heute zu besprechenden Werke, theils und besonders durch die eigenthümliche Erscheinung veranlaßt, die uns im zweiten insofern entgegentritt, als der Geist der Forschung, der sich in demselben vielfach in erfreulicher Weise bemerkbar macht, alsbald verschwindet und sich selbst verleugnet, wo er sich der angenommenen confessionellen Richtung und den von dieser festgehaltenen Dogmen gegenüber befindet.

Der Verfasser des ersten Werkchens, der früh verstorbene Karl Barthel, durch seine „Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" auch in weitern Kreisen bekannt, gibt uns in der trefflich geschriebenen Biographie der Monica ein lebendiges und anschauliches

Bild dieser ausgezeichneten Frau und des engsten Kreises, in welchem sich ihr Sohn Augustinus bewegte, ehe er seine für die christliche Kirche so bedeutend gewordene Stellung einnahm. Nach dem zu behandelnden Thema lag es allerdings nahe, der Schrift eine vorwiegend erbauliche Tendenz zu geben, indeß würde es ihren Werth durchaus nicht beeinträchtigt haben, wenn der Verfasser einen mehr frei historischen als von einer gewissen kirchlich-confessionellen Richtung beherrschten Standpunkt eingenommen hätte. Es würden dann Bemerkungen unterblieben sein, durch welche sich diejenigen, die einer unbefangenern religiösen Anschauung zugethan sind, unangenehm berührt fühlen, wie es uns S. 34 ergangen ist, wo der Verfasser von der Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit der Monica spricht und dann hinzufügt: „So löschte sie durch freundliche Rede sehr oft die Feindseligkeit aus, während der natürliche Mensch es lieber darauf anlegt, den Haß des andern zu steigern, indem er nicht nur die Worte des Feindes hinterbringt, sondern sogar auch Erdichtetes dazufügt." Es ist dies eine Entwürdigung des Menschen, die zwar zum Dogma jener Richtung gehört, die aber ihrer Gemeinschädlichkeit wegen bei jeder Gelegenheit auf das ernstlichste zurückgewiesen werden muß.

Daß die Schwächen des Augustinus in der Gegenüberstellung seines Lebens vor und nach der Bekehrung nicht unberührt geblieben sind, versteht sich von selbst; daß aber das in den zweiten Abschnitt fallende Aufgeben seiner Geliebten, anstatt die einer rechtmäßigen Ehe entgegenstehenden „fast unüberwindlichen" Schwierigkeiten zu beseitigen, als der „erste schwere Schritt, um mit dem alten sündigen Leben abzubrechen", bezeichnet wird, finden wir nicht in der Ordnung, erblicken vielmehr hierin, sowie in dem Abbrechen eines spätern Eheverlöbnisses, welches der Biograph damit motivirt, daß, als Augustin bald völlig zu Gott umgekehrt gewesen, ihm die Ehe für seine Person als ein Hinderniß des Lebens in Gott erschienen sei, keineswegs beifallswerthe Handlungen, sondern im Gegentheil Treueverletzungen, die zu den sittlichen Schwächen des großen Mannes gehören und nichts weniger als unter die Früchte seiner Bekehrung zu stellen gewesen wären.

Das zweite, derselben Richtung angehörende Werk „Sonntag-Nachmittage daheim" von **Ottilie Wildermuth** verdankt seine Entstehung jener puritanischen Anschauungsweise von der Sonntagsfeier, nach welcher der ganze Tag ohne Ausnahme mit religiöser Betrachtung angefüllt werden muß, und jede andere Beschäftigung, selbst die sonst vortrefflichste Lectüre, als Entheiligung gilt. „Wir alle haben wol schon gefühlt", so beginnt die Vorrede, „daß die ernsten Sonntagsbeschäftigungen unterbrochen werden müssen von Sonntagserholungen. Das Gebet, das aufmerksame Lesen des göttlichen Worts und das Anhören der Predigt müssen ihre Zwischenräume haben, so gut als weltliches Lernen und Studium während der Woche eine Unterbrechung nöthig hat, wenn der Geist frisch und lebendig bleiben soll. Eine lange Zeit ununterbrochener Andacht wird müde Christen aus uns machen, oder den Sonntag zum ermüdenden Tage, und das soll der gesegnete Sabbat nimmer sein." Also Sonntagserholungen; und worin bestehen diese? In „einer religiösen Lectüre, etwas leichter als Predigtbücher". Und so entstanden diese Betrachtungen für häusliche Erbauung, denen wir die Eigenschaft eines guten Andachtsbuchs für diejenigen, welche im Falle Adam's „ein Sterben der ganzen Menschheit sehen" und durch denselben „die Menschheit als ausgeschlossen und verworfen von dem Angesichte ihres Schöpfers" betrachten, nicht absprechen wollen; nur befürchten wir, daß auch der frömmste Christ, wenn er nicht gerade von Jugend auf an eine puritanische Sabbatsfeier gewöhnt ist, denn doch ermüden würde, wenn er von früh bis abends Gebet, Bibellesen und Predigt mit nichts anderm unterbrechen wollte als mit diesen „leichtern Predigten", so viele Vorzüge dieselben auch im übrigen haben. Wir finden diese Vorzüge äußerlich in einer lebendigen ansprechenden Darstellungsweise, innerlich in warmer Empfindung, scharfer psychologischer Beobachtung und einem vielfach tiefeingehenden Verständnisse der Heiligen Schrift, letzteres aber, wie wir bereits im Eingange angedeutet haben, allenthalben in der Weise, daß die Forschung, wir möchten sagen freiwillig stehen bleibt, wo sie an einem Punkte ankommt, der gegen ein Dogma streiten könnte. Dies ist der Fall bei dem Dogma von der Trinität, dem Dogma von der Erbsünde, von der Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w.: alles Dogmen, die keine Basis in der Heiligen Schrift haben, mit den Aussprüchen Jesu selbst häufig im Widerspruche stehen und nichts weiter als die auf künstlicher Interpretation beruhende Erfindung einer spätern Theologie sind. Findet man dergleichen Auffassungen in Schriften, die eben nichts anderes lehren wollen als diese starre Buchstabentheologie, so kann das weiter nicht befremden; aber in einer Schrift wie die vorliegende, die von tiefer, inniger Empfindung, von eifriger und ernster Forschung in den Tiefen der Seele zeugt, die so vieles, was die neue Zeit ans Licht gezogen, namentlich aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, mit Liebe und Geschick in den Bereich ihrer Betrachtungen zieht, berührt das gleichzeitige Festhalten an Lehren, die dem Christenthume so unendlich viel geschadet haben und seiner kräftigen innerlichen Entwickelung und weitern Ausbreitung, namentlich dem Mohammedanismus gegenüber, fortdauernd so unendlich viel schaden, doppelt unangenehm. Die Scheu vor der Wahrheit geht bei der Verfasserin so weit, daß sie die Forschung auf diesem Gebiete als sündliche Neugier bezeichnet. Luther dachte anders, er scheut sich nicht, einer Frage ins Gesicht zu sehen. „Es ist aber eine lächerliche Predigt", sagt er in der Note zu 1 Kor. 15, 22, „die hier St. Paulus thut, wo beides, Tod und ewiges Leben herkommen, und läßt sich ansehen für eine große starke Lüge bei der großen Vernunft und weltlichen Weisheit, daß das ganze menschliche Geschlecht soll um fremder Schuld willen eines einzigen Menschen allzumal sterben. Denn es scheint ja unbillig und ungereimt, daß Gott das Spiel so abenteuerlich angreifen und sich so thörlich zu der Sache stellen soll mit seinem Gericht, daß, weil Adam in einen Apfel beißet, soll er so viel ausgerichtet haben, daß alle Menschen nach ihm bis zu Ende der Welt müssen des Todes sein. Aber was sollen wir dazu thun. Daß der Tod über uns gehet, das sehen wir alle wol vor Augen, aber daß er daher komme, von einer geringen Sünde wegen, das lautet zu seltsam und ist ja ungleich, wenn man's sollte mit Worten ausstreichen und gegeneinander halten. Denn er hat ja noch keinen Mord noch Ehebruch gethan, niemand gestohlen oder beraubt, noch Gott gelästert oder dergleichen, sondern nicht mehr denn in einen Apfel gebissen, überredet und betrogen von dem Teufel durch das Weib. Mußte man denn, spricht die Vernunft, so viel von dem einigen Apfel halten, daß die ganze Welt desselben entgelten und sammt so viel feinen, trefflichen, weisen Leuten, ja Gottes Sohn selbst, sammt allen Propheten, Vätern und Heiligen sterben müssen? Ja wenn es noch der Tod allein wäre — aber daß wir alle um dieser fremden Sünde willen ewige Strafe und Verdammniß sollten verdient haben und in der Hölle leiden, das geht viel weniger in eines Menschen Herz, denn es scheint zu gar unbillig geurtheilt und unbarmherzig gehandelt von solcher hoher Majestät, welche ist die höchste Weisheit und Güte. Nun müssen wir, wie gesagt, alle bekennen, wie lächerlich es scheint, daß wir sterben müssen; aber daß es von Adam herkomme, das müssen wir hier lernen glauben."

Bretschneider *), dem wir dieses Citat entlehnen, bemerkt sehr richtig dazu, daß Luther, der noch geglaubt, daß das Kirchendogma vom Sündenfall und der Erbsünde in der Bibel gelehrt werde, alle Einwendungen seiner Vernunft mit der unbe-

*) „Die Natur der Dinge und das Kirchendogma vom Sündenfalle und der Erbsünde", die dritte Abhandlung seines „Trifolium" (Gotha 1851) bildend.

dingten göttlichen Autorität, die er der Bibel beigemessen, niedergeschlagen habe; daß es aber jetzt, wo das Gegentheil wissenschaftlich feststehe, und die Erzählung 1 Mos. 2, 4 fg. als später und zwar erst nach dem Babylonischen Exil entstandenes Lehrgedicht nachgewiesen worden, an der Zeit sei, ein Kirchendogma fallen zu lassen, das in der Schrift nicht begründet, mit sich selbst, mit der Erfahrung, mit der Natur der Dinge und des Menschen, mit richtigen Begriffen von Gott und der Lehre Jesu in unauflösbarstem Widerspruche und der Sittlichkeit der christlichen Welt nachtheilig sei. Wenn Luther trotz seiner eigenen scharfen Kritik im Glauben an dieses Dogma verharrte, so ist das bei dem Standpunkte, auf welchem die christliche Theologie seiner Zeit sich befand und bei den festbestimmten Zielpunkten, nach denen sein reformatorischer Kampf ihn hinwies, sehr erklärlich; wenn man aber 300 Jahre später, trotz des Vorgangs der erleuchtetsten und berühmtesten Theologen noch immer keinen Zoll vorschreiten will, wenn man selbst das Forschen nach Wahrheit als sündliche Neugier bezeichnet, dann setzt man sich dem Verdachte aus, daß man die Wahrheit überhaupt nicht will. So kann es uns denn auch nicht wundern, daß wir in dem Abschnitte „Die Todten" von der Ewigkeit der Höllenstrafen lesen, ein Dogma, von welchem der berühmte amerikanische Theolog Parker das wahre Wort spricht: „A pious mind revolts not merely from these dreadful dogma, but from a belief that any child of our blessed Father has really believed such blasphemies against him"; und ebenso wenig kann uns nunmehr noch die Einführung des Teufels in Person befremden. „Aber noch bleibt der bedeutungsvollere Gegenstand für unsere Betrachtung: die Wirkung böser Geister auf das Gemüth, der Teufel, der umhergeht, zu suchen, welchen er verschlinge, der Mörder von Anfang. Hier ist kein Stoff für zweifelnde Speculation, kein Tagestraum von eingebildeter Gefahr, keine nächtliche Vision abergläubischer Furcht — nein, eine furchtbare Wirklichkeit, eine entsetzliche Gewißheit. Wir sind umgeben — wäre es nur das, aber wir sind von innen wie von außen umlagert von unsichtbaren Wesen, von thätigen, bewußten, rastlosen Feinden, die immer bemüht sind, uns zu schaden, uns zu verderben. . . . Die Art, in welcher böse Geister auf unsere Seelen einzuwirken suchen, ist vielleicht ebenso mannichfaltig als sie unerforschlich ist, einige Beispiele davon gibt uns die Heilige Schrift. «Ich will ein falscher Geist sein in all seiner Propheten Munde», sprach ein böser Geist, als Ahab zu seinem eigenen Verderben überredet werden sollte. In einem andern Falle ist erwähnt, daß Satan die Lügenmacht besitzt, falsche Wunder und Zeichen zu thun. Wir wollen an Judas erinnern, von dem gesagt ist, daß Satan in ihn fuhr, nachdem er sich lange von ihm hatte beherrschen lassen, an Hiob, wo der Satan vom Herrn selbst zugelassen wurde, ihn mit verschiedenen äußerlichen Leiden zu versuchen.... Soviel wir überhaupt von diesen tiefen Räthseln verstehen können, die uns erst am Ende der Tage völlig gelöst werden sollen, dürfen wir das festhalten: die beständigen Anläufe des Satans sind gestattet, um uns demüthig, wachsam und in kindlicher Abhängigkeit von dem Herrn zu erhalten; sie sind unserer Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit mit dringendem Ernste zur Warnung mitgetheilt, damit wir die Augen des Geistes offen halten mögen für das, was uns mit Grausen und Entsetzen erfüllen würde, wenn unsere Sinne es wahrnehmen könnten. Die Einwirkung böser Geister auf unsere Seele ist eine Sache des Glaubens für alle, für tiefer Fühlende; solchen, die sich selbst beobachten, wird sie oft mehr eine fast wahrnehmbare Thatsache, wie sie freilich die gedankenlose Welt nicht würde glauben wollen."

Die beliebte Schriftstellerin, welche das englische Original in Deutschland heimisch zu machen sucht, hat dasselbe trefflich übertragen; aber trotz dieser anziehenden Form und trotz der Einführung und Empfehlung von seiten einer Autorität, die sich großer Anerkennung zu erfreuen hat, können wir das Werk nicht empfehlen, da Lehren, die auf Bildung und Sittlichkeit nachtheilig einwirken, um so gefährlicher sind, je mehr sie unter der Aegide der Religion auftreten und je anmuthiger das Gewand ist, in das sie sich hüllen.

Wir schließen die Besprechung über dieses Werk mit den sehr beherzigenswerthen Worten des Fürsten Solms-Lich, die uns aus einem Briefe desselben vom 16. April 1835 in Bretschneider's Selbstbiographie mitgetheilt werden: „Soll das Christenthum erhalten werden, so wird man durch eine völlige Umänderung des jetzigen protestantischen Lehrbegriffs, sowie durch die Feststellung derjenigen Aeußerungen der Jünger Jesu, in welchen dieser Lehrbegriff eine scheinbare Grundlage findet, zu einer der deutlich ausgesprochenen Absicht Jesu entsprechenden Auffassung seiner Lehre kommen, welche darum alle Bedürfnisse des menschlichen Geistes befriedigt, weil Jesus, der sich selbst einen Propheten nennt, alle vermeintliche Erkenntniß von Gott und seinem Verhältnisse zu dem Menschen (also auch die dogmatische) abweist und 1) das Verhältniß des Menschen zu Gott nach unserm wahren Selbstbewußtsein, d. h. nach der sich selbst beschränkenden Erkenntniß unserer Endlichkeit, als das dunkle und unerforschliche Verhältniß von Kindern zu ihrem Vater erkennen läßt, in welchem keine Erbsünde, keine Versöhnung, keine Erlösung, keine Gnadenwahl, sondern nach Jesu deutlich ausgesprochenem Willen (Matth. 4, 17. 6, 14. 15.; Marc. 11, 25. 26.; Luc. 6, 35 fg.) nur freie Selbstbestimmung und allein von dem eigenen Verhalten abhängige Vergeltung stattfinden kann; 2) aber auch in dem von ihm selbst gegebenen so bündigen Inbegriff seiner Lehre (Matth. 22, 37—40.; Marc. 12, 29—31) die Regeln des Verhältnisses der Menschen zueinander auf das vollkommenste feststellt."

Eine in dem hier angedeuteten Sinne freiere Auffassung der alttestamentlichen Lehre und Geschichte finden wir in dem Werkchen „Biblische Gedichte" (Nr. 8) von Jakob Freund. Die Stoffe sind gut gewählt und durchgehends so lichtvoll behandelt, daß sich bei dem, was geboten wird, weder das Gemüth zu empören, noch die Vernunft sich selbst aufzugeben braucht. Indeß ist das Werkchen nicht blos im Hinblick auf den Geist, von dem es getragen wird, sondern ganz besonders auch im Hinblick auf Form und Darstellung zu den vorzüglichern Erscheinungen auf diesem Gebiete zu zählen. Bei der poetischen Behandlung biblischer Stoffe begegnet man häufig misglückten Versuchen, welche die kernige Darstellung des Textes verwässern und durch Breite das zu ersetzen sich bemühen, was der Umbildung infolge des Mangels an poetischer Reproductionskraft abgeht. Wenn wir mit solchen Befürchtungen auch die vorliegenden biblischen Gedichte in die Hand nahmen, so wurden wir bei der Lectüre angenehm enttäuscht. Wir finden in diesen Gedichten die Erhabenheit wie die Einfachheit der Heiligen Schrift beibehalten, die Darstellung ist kurz und klar und der Versbau fließend. Der Verfasser ist Lehrer und bestimmte die Gedichte zur Verwendung beim biblischen Geschichtsunterricht, indem er sie seinen Zöglingen eins um das andere, gleichsam zur Belohnung und Aufmunterung zu freiwilliger Benutzung überließ. Sie wurden gern und mit Frucht gelernt, und so entstand das Büchlein, zunächst für die Religionsschule der Synagogengemeinde zu Breslau, aber für weitere Kreise bestens zu empfehlen. Es würde mit demselben Nutzen auch in christlichen Schulen gebraucht werden können; denn es findet sich nichts darin, was dem specifischen Judenthum angehörte oder gegen das Christenthum, soweit es auf alttestamentlicher Grundlage beruht, verstieße. Um für die Auffassungs- und Behandlungsweise des Verfassers ein Beispiel darzubieten, lassen wir das kurze Gedicht „Adam" hier folgen:

Adam.

„Im Schweiße deines Angesichts
Sollst du dein Brot verzehren,
Und Dorn und Disteln sollen sich
Auf deinem Felde mehren,
Bis du zur Erde kehrst zurück
In deinem letzten Augenblick."

So sprach der Herr, und Adam drauf:
„Wie muß ich schwer doch büßen,
Daß ich von der Erkenntnißfrucht
Genossen, von der süßen!
Ich dürstete danach mit Gier,
Du schufst den Durst — nun fluchst du mir.“ —

„Wer sagt dir, daß ich dir gefluchtt?“
Sprach nun der Herr in Gnaden,
„Hast mit den Folgen deiner That
Von selber dich beladen;
Hast Recht und Unrecht du erkannt,
So liegt dein Los in deiner Hand.

„Es wird kein Paradiesesbrot
Dir fernerhin behagen;
Der freie Geist kann nimmermehr
Der eignen Kraft entsagen.
Es kennt das Thier nicht Recht und Pflicht,
Und kennt auch Lohn und Strafe nicht.“

Drauf wandert Adam wohlgemuth
Hinaus zum Paradiese,
Nahm Spieß und Spaten frisch zur Hand
In Wald und Feld und Wiese,
Und fand den Schweiß im Angesicht
Nun wirklich gar so sauer nicht.

Der Tugend und der Arbeit Lohn
Den hat er drin gefunden;
Und auch die Ruhe war so süß
Nach mühevollen Stunden,
Und der Versuchung böse Lust
Blieb ungeweckt in seiner Brust.

Eine ähnliche lichtvolle Auffassung zeichnet die übrigen Gedichte aus, besonders „Abraham“, „Jephtha“, „Simson“, „Elijahu“, und wir glauben dem Verfasser gern, wenn er versichert, daß der Erfolg ihn belohnt und daß er von sehr achtbarer Seite Anerkennung gefunden habe.

Mit Nr. 4 zur evangelischen religiösen Dichtung in den uns heute vorliegenden Sammlungen übergehend, beginnen wir mit dem beliebten ältern Kirchenliederdichter **Joachim Neander**, dessen „Bundeslieder und Denkpsalmen“ auf Grund der selten gewordenen ersten Drucke neu gesammelt hier vorliegen, während der Herausgeber zugleich eine gut geschriebene Lebensgeschichte des Dichters beigefügt hat. Neander, Sohn eines Lehrers an der lateinischen Schule zu Bremen, um das Jahr 1650 geboren, gehörte in seiner Jugend zu den Spöttern, wurde durch eine Predigt Untereyk's in Bremen im Jahre 1670 bekehrt, schloß sich an Spanheim und Spener an, wurde Rector an der lateinischen Schule der reformirten Gemeinde zu Düsseldorf, hielt Conventikel, um ein tieferes christliches Leben in der Gemeinde zu wecken, zog sich vom Kirchenbesuche und dem Genusse des Abendmahls, das er wegen Zulassung aller Gemeindeglieder zu demselben für entheiligt hielt, nicht nur selbst zurück, sondern mahnte auch andere davon ab, und gerieth dadurch in Conflicte mit dem Kirchenregiment, die indeß damit endeten, daß er sich dem Presbyterium wieder unterwarf und von diesem „in Ansehung seiner Jugend und verhoffentlichen Corrigibilität oder Besserung“ wegen des gegebenen Aergernisses Verzeihung erhielt. Kurz darauf fand er eine seiner Richtung entsprechendere Stellung als Geistlicher in Bremen, starb aber schon ein Jahr später in der Blüte des frühesten Mannesalters im Jahre 1688. Neander gehört zu den begabtesten geistlichen Liederdichtern des 17. Jahrhunderts und zeichnet sich durch tiefe Innerlichkeit aus, die oft mit kerniger Originalität verbunden ist und durch ein wirksames Anschließen an Natur und Leben von der starr dogmatischen Behandlungsweise des religiösen Liedes von seiten derjenigen theologischen Richtung, die er bekämpfte, vortheilhaft absticht. Hier und da gebraucht er allerdings Bilder, die nur seiner Zeit genießbar waren, wie z. B. in dem Liede: „Der nur Gott Besitzende“:

Ei was frag' ich nach Dukaten?
Reich genug, wer Gott nur hat.
Ich verachte Ehrenstaaten,
Droben ist die Ehrenstadt;
O mein Schöpfer, hilf doch glauben
Deiner blöden Turteltauben!

Oder in dem: „Der das undankbare Israel Bestrafende“:

Kennet doch ein Esel wol
Seines Herren Stall und Krippen;
Ja ein dummer Ochse soll
Seinen Treiber wol auskippen.
Aber ach,
Ich beklag'
Israels Undankbarkeit
Zu dieser Zeit.

Indeß finden wir es ganz in der Ordnung, daß der Dichter in seiner vollen Eigenthümlichkeit wiedergegeben wird, die in ihrer naiv gemüthlichen Kraft mehr Erquickliches hat als eine moderne abschwächende Bearbeitung.

Der Dichter der „Klänge aus der Vesperzeit“ (Nr. 5), **Karl Pöls**, hat schon früher „Klänge aus der Sonntagsfrühe“ und „Kirchhofsklänge“ herausgegeben, welche in den ihm nahestehenden Kreisen angesprochen haben mögen. Dasselbe Prognostikon können wir auch den gegenwärtigen Gedichten stellen. Sie sind einfach und klar und haben den Vorzug, daß sie Geschichte, Sage und Natur in das religiöse Gebiet hereinziehen; ohne daß wir jedoch behaupten könnten, irgendetwas wahrhaft Hervorragendes gefunden zu haben. Daß in den mehr dogmatischen Gedichten die manichäische Ansicht vom Sündenfall und in den Passionsliedern das judaisirende Opferdogma vertreten wird, sei hier nur vorübergehend erwähnt; die Sammlung wird sich schwerlich ein anderes Publikum verschaffen als dasjenige, bei welchem dergleichen Anschauungen bereits eingebürgert sind.

Was die Form anlangt, so wird man durch die häufig vorkommenden Inversionen und andere Härten gestört, zu welchen letztern wir z. B. den Reim „und“ zählen:

Ich bin gekommen, — sprach dein Mund —
Ein Feuer anzuzünden, und,
— O das galt dir als höchster Lohn, —
Was wollt' ich, daß es brennte schon!

Die Klänge theilen sich in „Festklänge“, „Bibelklänge“, „Leierklänge“, „Sagenklänge“, „Geschichtsklänge“ und „Naturklänge“. Den Vorzug geben wir denen der drei letzten Kategorien. Am besten hat uns letzte Liedchen der Sammlung gefallen, das zur Probe hier folgen möge:

Heideröslein.

Auf öder Heide ein Röslein steht,
Wo der Wind so scharf und schneidend weht,
Wo die Sonne sengend und brennend glüht,
Wo kein Mensch sich pflegend um Röslein müht.

Die Heide wird mir des Alters Bild:
Stürme umtoben's so rauh und wild;
Aber Röslein auf öder Heide spricht:
Dem Alter auch fehlet sein Röslein nicht.

Die „David-Lieder“ von **Giebner** (Nr. 6) sind nicht, wie man dem Titel nach glauben könnte, Psalmenübersetzungen. Die Psalmen bilden entweder dem Gesammtinhalte nach oder dergestalt, daß der Dichter einen oder mehrere Verse herausnimmt, nur den Text zu freier Bearbeitung oder zu ganz frei entworfenen geistlichen Liedern, die theilweise so neutestamentlich gehalten sind, daß das Charakteristische der Davidischen Harfe mehr oder weniger verschwindet; z. B. S. 39:

Hoch halten wir das Reichspanier,
Das Kreuz, das heil'ge Zeichen;
Das ist der Kirche Schmuck und Zier,
Wo das weht, gilt kein Weichen.
Des Reiches König ist
Der Herr Jesus Christ,
Gesalbt mit heil'gem Geist u. s. w.

In der vorgedachten Weise sind die Psalmen Nr. 1—66 behandelt. Die Sprache ist schlicht und edel, der Versbau fließend und harmonisch, aber etwas Hervorragendes haben wir auch in dieser Sammlung nicht gefunden. Es sind eben 66 geistliche Lieder mehr zu den Tausenden von gleichem Gehalte, die wir bereits besitzen.

Dasselbe gilt von Nr. 7, den „Christlichen Gedichten einer Geprüften". Das Werkchen empfiehlt sich durch seine Kürze, es zählt nur 36 Seiten, aber sonst läßt sich nicht weiter viel darüber sagen. Die Vorrede beginnt mit den Worten: „Diese Blätter, welche durchaus keinen Anspruch auf poetischen Werth machen wollen, sind einem Gemüthe entflossen, das die Noth und den Druck des Lebens in vielfacher Weise erfahren hat, das aber aus der Tiefe innerer und äußerer Leiden im Glauben an Gottes Wort sich immer wieder emporrang und auf den einen Grund und Felsen des Heils sich stellen konnte, der da ist Jesus Christus. Was nun in solchen Zeiten des Kampfs und des Sieges dem Herzen Kraft und Licht, Muth und Trost gab, das ist einfach, ansprechend und wohlthuend in diesen Gedichten ausgedrückt." Wir geben diesen Worten des Einführenden in der Hauptsache recht, wir müssen ihm aber auch im ersten Satze recht geben und können daher nicht behaupten, daß die „Blätter" auf poetischen Werth Anspruch zu machen haben, daher sie auch, streng genommen, mit ihrem Titel im Widerspruche stehen. Das Büchlein zeigt unverkennbar von einem lebendigen religiösen Sinn und weist auf trostreiche religiöse Wahrheiten einfach und schlicht hin. Aber wenn man die Anforderungen an das geistliche Lied nicht höher stellt, als diese Wahrheiten in gebundener Weise auszusprechen, so ist für den Bedarf bereits mehr als verschwenderisch gesorgt, und jeder neue derartige Beitrag ist für Verfasser, Setzer und Leser Danaidenarbeit.

Wir können bei einem Rückblick auf unsere heutige Umschau den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch jeder, der nicht durch eine ganz eminent schöpferische Begabung sich auszeichnet, im Hinblick auf die überfließende Schale der poetischen religiösen Literatur gleich dem persischen Weisen handeln und ein Rosenblättchen hineinlegen, d. h. schweigen oder wenigstens öffentlich schweigen möchte, wenn er dem Drang des Herzens nicht widerstehen kann, sein Tröpfchen in den Ueberfluß hineinzutragen. Es ist ein Lethetröpfchen; warum nicht selbst, warum es von andern über sich ausgießen lassen? 18.

Victor Hugo's neuester Roman.

Die Armen und Elenden. Roman von Victor Hugo. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Einzig rechtmäßige Originalausgabe in deutscher Sprache. Erste Abtheilung: Fantine. Erster und zweiter Band. Leipzig, Steinacker. 1862. 8. 2 Thlr.

Die einheimische literarische Production, namentlich die auf dem Gebiete des Romans, ist gegenwärtig von so außerordentlich üppiger Fruchtbarkeit, daß wir, wenn wir in d. Bl. mit ihr Schritt halten wollen, nur ausnahmsweise daran denken können, auch ausländische Romane zu berücksichtigen. Den neuesten Victor Hugo'schen Roman „Les misérables", von dessen ersten zwei Bänden uns hier die autorisirte deutsche Uebersetzung von A. Diezmann vorliegt, können wir jedoch füglich nicht ganz unberücksichtigt lassen. Dieser Roman tritt mit dem Anspruch auf, etwas mehr sein zu wollen, als ein bloßer Roman; er will die Grundübel der modernen Gesellschaft aufdecken; er will die schwierigsten socialen Probleme lösen; er will der kranken Generation die Diät und die Recepte verschreiben, durch deren Befolgung oder Gebrauch ihrem Uebelbefinden bei Tage und ihren ängstlichen Träumen bei Nacht allein ein Ende gemacht werden kann. Die Entdeckungen, welche Victor Hugo am leidenden Körper der Menschheit gemacht hat, und die ihm vorschwebenden Reformen sind freilich keineswegs neu: die Uebel, die er in der Vorrede als Grundursachen der Krankheitserscheinungen unserer Zeit bezeichnet, sind schon von unzähligen Socialreformern als solche bezeichnet worden. Da das Vorwort glücklicherweise sehr kurz und bündig ist, wollen wir es ganz hier einfügen; es lautet: „Solange es, infolge der Gesetze und der Sitten, eine sociale Verurtheilung gibt, welche künstlich, mitten in der Civilisation, Höllen schafft und das von Gott gegebene Schicksal durch Menscheneinfluß ändert; solange die drei Probleme unserer Zeit: die Entwürdigung des Mannes durch Proletariat, das Sinken des Weibes infolge des Hungers und die Verkrüppelung des Kindes durch Unwissenheit, nicht gelöst sind; solange in gewissen Regionen der sociale Erstickungstod möglich ist; mit andern Worten und von einem noch umfassendern Gesichtspunkte aus, solange Unwissenheit und Elend von der Erde nicht verschwunden sind, werden Bücher wie das vorliegende nicht ohne Nutzen sein."

Wenn Victor Hugo hier das Proletariat, die Prostitution und die Unwissenheit als die Grundübel im Organismus der modernen Gesellschaft bezeichnet — obschon sie doch wieder mit vielen andern im Zusammenhange stehen und vielleicht mehr die hervorragendsten, zur Diagnose dienenden Symptome einer Krankheit als die Krankheit selbst sind —, so wird man zugeben, daß Victor Hugo damit nichts Neues gesagt hat. Aber wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe, und wenn zwei dasselbe behaupten, so behaupten sie nicht dasselbe. Hätte ein deutscher Romanschriftsteller, wie verdienstvoll er auch sonst sei und wie viel Talent er auch habe, diese Entdeckungen und diese Tendenzen in den Vordergrund gestellt, so würde man von dem betreffenden Roman sicherlich wenig Aufhebens machen. Aber es ist der Franzose Victor Hugo, der mit diesem Programm auftritt und auf seinen Roman schon lange vor dessen Erscheinen durch Mittel, die nur ihm zu Gebote stehen, die Aufmerksamkeit der civilisirten Menschheit zu ziehen gewußt hat: folglich wird sein Roman in alle Sprachen übersetzt, folglich bringen alle Journale der Welt Auszüge daraus, folglich blasen alle kritischen Trompeter von der Seine bis zur Newa und von der Themse bis zur Donau Tusch. Wie könnten wir da zurückbleiben? Freilich liegen uns von den verheißenen zehn Bänden nur die zwei ersten vor; aber sie bilden unter dem Titel „Fantine" gewissermaßen ein Ganzes; ihre Besprechung wird uns der Besprechung auch der noch ausstehenden Bände, falls diese nicht etwas ganz Außerordentliches enthalten, möglicherweise überheben; und endlich dürfte das Interesse an diesem Roman nach dem Erscheinen des letzten Bandes schon erschöpft oder doch sehr in Abnahme gekommen sein, weshalb wir es vorziehen, gleich an diese ersten Bände einige Bemerkungen zu knüpfen; denn eine erschöpfende Kritik darüber zu schreiben, beabsichtigen wir nicht.

Die französische Kritik — das möchten wir noch vorausschicken — scheint allseitig, soweit wir von ihr Kenntniß haben, dieses neueste Victor Hugo'sche Product sehr hoch zu stellen, selbst die Kritik in solchen Journalen, welche einer andern politischen Richtung angehören als der Verfasser. Der Franzose hat vor Autoritäten und vor den berühmten Männern, welche zu dem Glanze des französischen Namens etwas beitragen, überhaupt einen großen Respect, und er wird sie wenigstens nie so despectirlich behandeln, wie dies nicht selten bei uns geschieht, andererseits ihnen aber auch nicht so plump, so übertreibend und gedankenlos ungeschickt schmeicheln, wie dies aus irgendeinem Grunde bei uns mitunter wol auch geschieht. Er verliert nie, weder im Loben noch im Tadeln, einen gewissen Takt, der ihm angeboren oder doch durch die allgemeine Sitte zur zweiten Natur geworden ist. Von dem systematischen „Herunterreißen"

und cynischen „Schlechtmachen" der Deutschen — schon die Worte sind bezeichnend — weiß der Franzose nichts. Außerdem lebt Victor Hugo in der Verbannung, und der Franzose, selbst wenn er einer andern Richtung angehören sollte, ist feinfühlend und chevaleresk genug, auch dies in Rechnung zu bringen. Endlich aber, und dies ist die Hauptsache, ist Victor Hugo Franzose von Kopf bis zur Zehe; er ist französisch bis aufs letzte Blutkügelchen und Nervenfäserchen. Von dem Einfluß germanischer Ideen läßt Victor Hugo, obschon man ihn den Romantikern beizählt, so gut wie nichts verspüren. In seinen Landsleuten, und zumeist natürlich in sich selbst, erblickt er die Hauptträger der modernen Bildung, in Paris die Hauptstadt der Welt, die nur zu pfeifen braucht, um Europa auf gut parisisch tanzen zu machen. Die übrigen Völker sind nur Puppen, die auf dem europäischen Polichinelltheater so gesticuliren müssen, wie sie von den pariser Soffiten aus durch Drähte dirigirt werden. Namentlich scheint ihm Deutschland, das noch jüngst ein Engländer die „Ideenwerkstatt Europas" nannte, ein gänzlich unbekanntes oder verächtliches Land zu sein; er scheint nur von Preußen und Oesterreichern zu wissen, und diese haßt er, weil sie wiederholt und noch dazu bewaffnet Massenbesuche in Paris gemacht und sich so für die ähnlichen Besuche der Franzosen in deutschen Hauptstädten revanchirt haben. Victor Hugo zählt mitunter ganze Reihen von Dichtern, Denkern, Diplomaten und Freiheitsmännern fremder Nationen auf, darunter natürlich auch Magyaren und Polen, aber Deutsche (außer vielleicht Metternich, in dessen Namen sich nun einmal für die Franzosen das ganze System reactionärer Politik verkörpert hat) wird man kaum je einmal darunter antreffen. Arnold Ruge mag sich für einen sehr wichtigen Mann halten, aber obschon er vielleicht mit Victor Hugo in einem und demselben Comité europäischer Agitatoren mitgesessen hat, für Victor Hugo besteht er nicht. Von Goethe und Schiller, diesen beiden Unvermeidlichen, mag Victor Hugo etwas vom Hörensagen wissen; daß es aber deutsche Denker gegeben hat, die, wie Kant, Herder, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w. das Reich der Ideen, daß unzählige andere Deutsche den Kreis der Wissenschaft nach allen Richtungen hin wesentlich erweitert oder umgestaltet haben, daß die deutsche Reformation, die englische Revolution im 17. Jahrhundert, die nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung der französischen Revolution vorangingen, davon weiß er nichts oder will er nichts wissen.*) Für ihn steht der Satz fest, daß die Franzosen die Auserwählten Gottes, die Propheten, Lehrer und Vorkämpfer aller übrigen Nationen sind und daß diese ohne die Franzosen bloße Dummköpfe, Barbaren und Sklaven sein würden, und in diesem Glauben schrieb er auch seinen neuesten Roman, ohne Zweifel überzeugt, daß davon eine ganz neue Aera der socialen Ordnung in Europa ihren Anfang nehmen werde.

In jener nationalen Eitelkeit und Oberflächlichkeit, wie man sie glücklicherweise nicht bei allen französischen Autoren, aber doch bei den meisten und hervorragendsten Berühmtheiten des Tags findet, gesellen sich aber bei Victor Hugo auch die liebenswürdigern Seiten der französischen Nationalität. Das, was der Franzose unter „généreux" versteht, die „tendresse généreuse", findet sich bei ihm in eminentem Grade. Auf dieses Zartgefühl, auf eine chevalereske Gesinnung hält der Franzose etwas; es ersetzt ihm das, was wir Deutsche „Gemüth" nennen, das sich jedoch nicht immer sehr probehaltig beweist und wie neulich ein wiener Blatt vielleicht ganz richtig bemerkte, in den meisten Fällen und den meisten Gegenden nur in einer gewissen „Ungenirtheit", bestenfalls in einer gewissen energielosen Innerlichkeit gesucht wird. Wo wir Deutsche etwa sagen würden: „O das ist schön! das ist menschlich!" da sagt der Franzose: „Mais c'est sublime! c'est tout-à-fait français!" Diesen Ausruf hörte Professor Erdmann, wie er in seiner eben erschienenen Broschüre „Das Nationalitätsprincip" erzählt, von einem Franzosen, dem eine edelmüthige Handlung zu Ohren kam, wirklich. Gerade als ob nur der Franzose einer wahrhaft edelmüthigen Handlung fähig sei! Allerdings liegt darin viel nationale Eitelkeit und Ausschließlichkeit, aber doch auch wieder etwas Schönes, ein großer Ansporn für den einzelnen, sich durch Edelmuth auszuzeichnen und im Sinne eines Franzosen zu handeln. Wem würde bei uns die Mittheilung von einer edelmüthigen ritterlichen Handlung so leicht den Ausruf entlocken: „Das ist echt deutsch!" Eher suchen wir den alten Nationalruf der deutschen Grobheit aufrecht zu erhalten, und nennen sie Ehrlichkeit.

Dieser generöse Grundzug, diese ritterliche Sympathie für das Unglück, dieses innige Mitgefühl für die Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse, für materielles und moralisches Elend bis in die Mansarden und Bagnos hinab, diese unverclausulirten edelmüthigen Aufwallungen des Herzens haben dem Victor Hugo'schen Roman bei der französischen Kritik große Lobsprüche eingetragen. Die „Illustration" nennt ihn „une oeuvre de dévouement et de sacrifice" und behauptet, daß Victor Hugo noch nie so bewundernswerth erschienen sei, noch niemals einen solchen Grad von Vollendung erreicht habe. Montégut, der in einem Aufsatze in der „Revue des deux mondes" auf Grund dieses Romans Victor Hugo von der Anklage des Socialismus freizusprechen sucht, bemerkt: „Alles, was in diesem Romane gesagt wird, läßt sich mit dem ruhigsten Gewissen sagen; die darin ausgedrückten Empfindungen sind keine andern als diejenigen, welche zu besitzen jeder rechtschaffene Mensch stolz sein muß, wenn er nur ein menschliches Herz im Busen trägt, möge er auch einer Partei angehören, welcher er wolle." Dies darf unbedenklich zugegeben werden, aber bei weitem zu hoch stellt Montégut den Verfasser, wenn er von ihm sagt: Gott sende jeder Generation fünf oder sechs Menschen mit dem Auftrage, Streit anzuregen und Stürme und Gewitter zu entfesseln; Victor Hugo sei vielleicht von allen Menschen unserer Epoche derjenige, der zu diesem glorreichen, manchmal aber auch verfänglichen Amt vielleicht vor allen übrigen berufen sei; er könne mit Recht von sich sagen: er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern den Krieg.

So hoch, gewissermaßen als einen neuen Messias, der den verunreinigten Tempel der modernen Gesellschaft reinfegt und die sociale Ordnung mit der Wucht seines Romans aus den Fugen hebt, der ein neues Evangelium predigt und eine neue Aera gründet, welche sich nach Victor Hugo nennen wird, so hoch vermögen wir ihn denn doch nicht zu stellen. Sein Roman ist doch höchstens nur eine neue Variation auf ein älteres schon öfter behandeltes Thema. Die „Illustration" bezeichnet die Tendenz mit den Worten: „Das was Victor Hugo bezweckt, ist nicht die Freisprechung des Verbrechens, sondern des Verbrechers. Dieser ernste Gedanke läßt das Verbrechen als solches bestehen, aber er vergißt nicht, daß das Verbrechen zugleich auch ein Unglück ist. Gerechtigkeit für das Verbrechen, aber Mitleid mit dem Verbrecher!" Man wird gestehen müssen, daß dieser Gedanke bereits vielfach, auch in Romanen behandelt worden ist, ja daß er sich bis auf Christus zurückführen läßt, der gewiß den Ehebruch verwarf, aber der Ehebrecherin vergab.

Es ist offenbar: Victor Hugo macht für das moralische Elend, das nach seiner Ansicht aus dem materiellen hervorgeht und nicht umgekehrt, wie für das daraus entspringende Verbrechen die socialen Einrichtungen, die Gesetze, die unbarmherzige Handhabung dieser Gesetze, die durch diese Einrichtungen und Gesetze unterstützten Vorurtheile und eigennützigen oder boshaften Neigungen der Menschen verantwortlich, von denen sich der Verbrecher umgeben sieht. Nach Victor Hugo sind die Gesetze und die Gesellschaft daran schuld, wenn der Gute fällt und der Gefallene beim besten Willen sich nicht wieder aufrichten kann oder wieder mit Gewalt ins Elend zurückgestoßen wird.

*) Die schlimmen Folgen der, wie es scheint, totalen Unbekanntschaft Victor Hugo's mit den Arbeiten deutscher Denker und Aesthetiker erkennt man namentlich dann, wenn er einmal den gefährlichen Boden der philosophischen Speculation oder der ästhetisirenden Betrachtung betritt.

Es ist daran etwas Wahres, wie an allen solchen Aufstellungen. Die Gesetze, Sitten und Institutionen einer Zeit oder eines Landes sind Factoren von mächtiger Kraft, die auf den einzelnen zurückwirken und an der Gestaltung seiner Denkart und seines Schicksals mitarbeiten. Es macht sicherlich einen großen Unterschied, ob jemand unter der despotischen Regierung Rußlands oder unter der freisinnigen Englands, ob er in einem unter Patrimonialgericht stehenden mecklenburgischen Dorfe oder in einer Farm im fernen Westen Nordamerikas, ob er in Konstantinopel oder in Paris, in Peking oder Madrid, unter den Botocuden oder unter civilisirten Menschen geboren ist. Niemand wird dies in Abrede stellen können. Aber soviel auch die Gesetze, Institutionen und Sittenzustände in den gebildeten Ländern Europas zu wünschen übrig lassen mögen, so ist es doch keineswegs nothwendig, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen zum lasterhaften Menschen und Verbrecher zu werden. Wenn ein ins Elend gerathener Familienvater eine Kleinigkeit stiehlt, nur um seinen hungernden Kindern Brot zu schaffen, so ist dies natürlich viel mehr zu entschuldigen, als wenn ein wüstlebender Junggesell einen Diebstahl begeht, nur um sich und seiner Geliebten einen guten Tag zu machen; aber nothwendig ist auch jene Handlung nicht; die gesetzlichen Einrichtungen sind wenigstens nicht direct daran schuld, wenn man auch zugeben darf, daß sie wol manche Unterschiede in socialer Hinsicht, aber für die Motive eines Verbrechens und für die eigenthümlichen Verhältnisse des Verbrechers nur zu wenige zulassen. Man bringt den unglücklichen Vater um seine bürgerliche Ehre, man sperrt ihn auf so und so viele Zeit ein, man entzieht seinen Kindern ihren Ernährer und sieht ruhig zu, wie inzwischen diese wild und ohne Fürsorge und in ihnen statt des einen Verbrechers vielleicht mehrere und noch gefährlichere Verbrecher zum Schaden der menschlichen Gesellschaft aufwachsen. Das ist freilich eine sehr unkluge Criminalwirthschaft. Wir erwähnen gerade einen solchen Fall, weil das Unglück Jean Valjean's im Victor Hugo'schen Roman damit seinen Anfang nimmt, daß er an einem Bäckerladen ein Fenster eingedrückt und ein Brot für die hungernden Kinder seiner Schwester entwendet hat, wofür er als für einen mit Einbruch verbundenen Diebstahl fünf Jahre Galeren erhält. Victor Hugo schildert in seinem Roman das Treiben und das Schicksal einiger pariser Grisetten, darunter der Fantine, welche den ersten beiden Bänden den Namen gegeben hat. Nun wohl, man denke sich ein Mädchen in dem glänzenden, alle Begierden aufstachelnden, sittlich laxen Paris: auf der einen Seite harte Arbeit, Entbehrungen aller Art und dabei Geringschätzung, auf der andern Wohlleben, äußere Gleichstellung mit den Töchtern vornehmer Familien, Huldigungen in dem Kreise, in welchem sich Grisetten zu bewegen pflegen. Entschuldigungsgründe gibt es hier sicher genug. Das Mädchen würde vielleicht eine tüchtige Hausfrau und Familienmutter geworden sein, wenn sich zu rechter Zeit ein wackerer Freier gefunden hätte. Aber ihr erster Liebhaber verläßt sie und gibt sie sammt ihrem Kinde dem Elend preis. Sie sinkt nun von Stufe zu Stufe. So sinkt Fantine. Das ist traurig; aber man ändere alle Criminalgesetze der Welt von Grund aus, und Fantinens Schicksal wird sich in Paris doch immer wieder hundertfach an ihresgleichen wiederholen.

Wie schlimm es sich aber auch mit der modernen Gesellschaft verhalten möge, so muß sie doch auch zur Entfaltung von Tugenden und zwar wahrhaft christlichen Tugenden noch Raum genug übrig lassen, falls es mit dem Porträt des würdigen und edelmüthigen Bischofs Myriel im Victor Hugo'schen Roman seine Richtigkeit hat. Diese Figur gibt einem Berichterstatter im londoner „Athenaeum", der den Roman begreiflicherweise viel kühler beurtheilt, als dies von den Berichterstattern in französischen Blättern geschieht, zu der richtigen Bemerkung Anlaß: „Victor Hugo bürdet alle Uebel der Gesellschaft auf, es ist dies aber doch immer eine Gesellschaft, welche fähig ist, ein solches Tugendmuster wie den Bischof Myriel hervorzubringen." Aber freilich ist dieser Bischof bis zu einer idealischen Höhe von Herzensgüte hinaufgeschraubt, daß wir fast davor schwindeln möchten; er ist so, wie wir uns allenfalls einen geistlichen Hirten in den Urzeiten des Christenthums denken könnten, während uns leider in unsern Tagen alle Bedingungen für die Möglichkeit einer solchen Engelsreinheit, eines solchen Seelenfriedens, einer solchen fast überirdischen Milde zu fehlen scheinen. Victor Hugo liebt einmal die kolossalen Dimensionen, auch nach der Seite des Guten hin. Leider ist er uns die Vorgeschichte dieses „Heiligen der Neuzeit" schuldig geblieben; er entwickelt ihn nicht psychologisch; er stellt ihn von vornherein fertig hin. Nur einmal deutet er an, daß Myriel's Jugend nicht ohne Stürme gewesen. Aber gerade diese Stürme hätten wir kennen lernen mögen, um zu erfahren, wie sich infolge dieser Stürme und infolge harter Seelenkämpfe bei Myriel eine solche fleckenlose Herzensgüte entwickelt hat. Denn auch die Tugend fällt dem Menschen nicht wie ein reifer Apfel in den Schos, und es ist noch gar sehr die Frage, ob der Mensch die erreichbar höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit und human christlicher Gesinnung zu ersteigen vermöge, ohne daß er etwas zu bereuen, ohne daß er die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur an sich selbst zu erfahren Gelegenheit gehabt hat. Goethe, ehrlich und wahr wie immer, sagte von sich selbst aus: es gebe kein Verbrechen, zu dem er nicht die Anlage in sich selbst verspürt habe. Durch dieses Fegefeuer demüthigenden Selbstbewußtseins muß vielleicht jeder gehen, um ins Paradies sittlicher Vervollkommnung und echter Toleranz zu gelangen. Jedenfalls aber ist das Bild des Bischofs Myriel ein durchaus rührendes und wohlthuendes, in welchem wir den Verfasser selbst lieben lernen. Victor Hugo beweist uns durch diese Schöpfung, daß er auf einem ganz andern höhern Standpunkt steht, als die deutschen Radicalen, die meist zu giftig, gallig und skeptisch sind, um ein so edles und reines Menschenbild aus ihrer Phantasie hervorgehen zu lassen. Wenigstens würden sie es nie unter dem Klerus, und nun gar dem römisch-katholischen suchen. Bei den deutschen Radicalen scheint daher auch der Victor Hugo'sche Roman keinen großen Anklang zu finden; sie werden es dem Verfasser nie vergeben, daß sein Idealbild menschlicher Vollkommenheit ein katholischer Priester, oder wie sie ihn nennen würden, ein „Pfaffe" ist. Auch das dürfte sie enttäuscht haben, daß diese beiden Bände keine eigentlichen Parteiphrasen und politische Brandreden, nichts Antiimperialistisches enthalten. Derartige pikante Beikost scheint der Verfasser absichtlich vermieden zu haben, um seinem Werke, und später vielleicht auch sich, den Eingang in das „schöne" Frankreich zu verschaffen.

Die Details im Victor Hugo'schen Roman sind meist von großer fesselnder Kraft; aber der Verfasser erreicht seine immer grellen Effecte nur zu oft auf Kosten der Wahrheit und Schönheit zugleich; er hetzt den Leser oft ohne Noth von einer Spannung in die andere. Der schon genannte Jean Valjean, aus dem Bagno mit einem gelben Passe entlassen, findet in Digne, todtmüde und halbverhungert wie er ist, nirgends ein Obdach. Auf dieser Jammerwanderung begleiten wir den Unglücklichen mit reger Spannung, mit inniger Theilnahme. Myriel, der einzige christlich fühlende Mensch in Digne, nimmt den von der Menschheit Ausgestoßenen auf, bewirthet ihn und gewährt ihm ein bequemes Nachtlager. Jean Valjean, der in seiner allmählich von 5 Jahren auf 19 Jahre ausgedehnten Gefangenschaft nur noch tückischer geworden, kann aber dem Gelüste nicht widerstehen, seinen Wohlthäter zu bestehlen; er hat sein Auge auf ein Besteck silberner Löffel geworfen. Er schleicht sich in den Alkoven, wo der würdige Greis schläft, dessen edles mildes Antlitz vom Licht des Mondes wie von einer Gloire umgeben ist. Man erwartet nun, daß jetzt schon der von diesem Anblick in der That ergriffene Sünder sich bekehren wird; aber nein, er stiehlt die Löffel wirklich, und er muß noch einen armen Savoyardenknaben um ein Silberstück von 40 Sous bestehlen, ehe er in sich geht und die bessere Natur bei ihm zu vollem Durchbruch kommt. Und er bestiehlt den armen Knaben um jene Kleinigkeit, nachdem der Bischof ihm, der von den Gensdarmen ergriffen worden, zu den gestohlenen Löffeln noch sein letztes Silbergeräth, ein paar Armleuchter, geschenkt und zu ihm ge-

sagt hatte: „Gehen Sie in Frieden. Wenn Sie einmal wiederkommen sollten, Freund, so brauchen Sie nicht durch den Garten zu gehen.“ Auch die weitern Schicksale Jean Valjean's, wie er unerwartet und ohne daß der Leser darauf vorbereitet wäre, an anderm Orte unter fremdem Namen als wohlhabender Fabrikbesitzer auftritt, wie er als allgemein geachteter, nur Wohlthaten spendender Mann zum Maire seines Orts erwählt wird, wie er, als ein anderer angeblicher Dieb, Namens Champmartieu für identisch mit dem verschollenen Valjean gehalten wird, sich vor den Assisen stellt und sich als der ehemalige Galerensträfling Valjean zu erkennen gibt, um Champmartieu von diesem Verdacht zu befreien — alle diese und die weitern Vorgänge sind spannend genug, aber sie leiden an handgreiflicher Unwahrscheinlichkeit.

Nehmen wir weiter die unglückliche Fantine. Sie ist keine routinirte Grisette wie ihre leichtsinnigen Freundinnen, sie liebt den gewissenlosen, egoistischen, herzlos frivolen Studenten Tholomyes, ein bemoostes Haupt, wirklich; aber dieser verläßt sie, und zwar nachdem er und seine Kameraden sich mit ihr und ihren Freundinnen bei einem muntern Ausfluge einen herzlich schlechten, höhnischen Spaß erlaubt haben; er gibt sie sammt dem Kinde dem Elende preis und kümmert sich weiter um sein Opfer nicht. Sie gibt nun, um von der menschlichen Gesellschaft nicht ausgestoßen zu werden und ungestörter für ihr Töchterchen Cosette zu arbeiten, dieses bei ihr ganz fremden Leuten in Paris, dem habsüchtigen Ehepaare Thenardier in Kost, ohne sich auch nur nach dem Rufe dieser Nichtswürdigen zu erkundigen und findet in der Provinz, in der Fabrik Valjean's, der jetzt Herr Madeleine oder „Vater Madeleine“ heißt, gute Beschäftigung. Die Thenardiers suchen sie auf jede Weise auszubeuten; jeder Sou wandert nach Paris. Hätte sie nur einmal eine Wanderung nach Paris unternommen — und sie konnte dies ja jetzt so gut bewerkstelligen, wie sie es früher bewerkstelligt hatte —, so würde sie gesehen haben, daß die Vorwände, unter denen die Thenardiers sie ausplünderten und ihre Forderungen immer nur steigerten, erlogen waren und daß ihre Cosette aufs schlechteste gehalten und gepflegt wurde. Eine boshafte Frauensperson bringt heraus, daß Fantine Mutter sei und die ebenso boshafte Aufseherin der Fabrik entläßt sie ihres Dienstes. Fantine, wol aus falscher Scham, versäumt es, sich an Valjean-Madeleine zu wenden; hätte sie es gethan, so würden dem Leser alle noch folgenden Elendsscenen erspart werden, was aber eben nicht in Victor Hugo's Absicht lag. Fantine suchte sich nun durch Näharbeiten weiter zu helfen, sie lernte, „wie man im Winter das Feuer entbehrt, wie man einem Vögelchen entsagt, dem man Futter kaufen muß, wie man den Ueberrock als Decke und die Decke als Unterrock braucht, wie man sein Licht schont, indem man bei dem Scheine des Lichts im Fenster gegenüber sein Abendbrot ißt“; denn „hinter dem von wenig leben folgt das von gar nichts leben“, wie Victor Hugo bemerkt. Aber Fantine kann den Forderungen der blutsaugerischen Thenardiers und ihrer andern Gläubiger nun nicht mehr Genüge thun. Sie läßt sich ihr schönes Haar abschneiden und verkauft es. Das begreifen wir, das mag wol schon vorgekommen sein. Aber sie läßt sich auch die Vorderzähne ausreißen, für die ihr der Zahnarzt zwei Napoleons zahlt. Das ist zu viel, das ist unschön, unmalerisch, das ist echt französische, specifisch Victor Hugo'sche Erfindung. Nun aber sinkt sie tiefer und tiefer; sie wird Straßenläuferin und Säuferin; es kommt so weit, daß sie sich an dem Polizeibeamten Javert vergreift und dem Maire, Madeleine, dem ehemaligen Galerensträfling, unter Lachen und lästerlichen Schimpfworten ins Gesicht spuckt, worauf sich dieser ruhig abwischt, die Unglückliche freizulassen befiehlt und sie nun auf seine Kosten verpflegen läßt. Fantine stirbt aber bald an der Schwindsucht, immer noch und immer vergebens auf das Wiedersehen mit ihrer Cosette hoffend. Man sieht schon aus diesem kurzen summarischen Bericht, wie raffinirt Victor Hugo den Leser hier von einem Effect zum andern, von einem häßlichen zu einem noch häßlichern abwärts führt, bis wir zu Situationen gelangen, die zwar tiefes Mitleid erwecken, aber zugleich ekelerregend sind. Es mögen leider solche Lebensläufe genug in der Wirklichkeit vorkommen; es mag auch von Werth und Nutzen sein, solche entsetzliche Vorgänge aus dem mörderischen Gesellschaftskampfe zu schildern; aber Werke, in denen sie geschildert werden, fallen ganz sicherlich aus dem Gebiete des Kunstschönen heraus.

Zu den falschen Effectmalereien gehört auch die Figur des schon genannten Polizeibeamten Javert, den uns Victor Hugo gewissermaßen als eine erhabene Verkörperung der absoluten Idee des Polizeiwesens, als eine Personification des strengen Gesetzes, interessant machen möchte. Er verschwendet an ihn Farben und Contouren wie an einen Heros: „Er war stoisch, streng, ernst, ein trauriger Träumer, demüthig und hochmüthig, wie die Fanatiker. Sein Blick war ein kalter durchdringender Bohrer.... Dabei führte er ein Leben voll Entbehrung, in Absonderung, Selbstverleugnung und Keuschheit; er kannte keine Zerstreuung. Er war die unbeugsame Pflicht“ u. s. w. Gerade diese Person hat den besondern Beifall der Franzosen gefunden, und so wird man dem Berichterstatter im „Athenaeum“ wol recht geben müssen, wenn er sagt: „Sobald es sich um einen französischen Roman handelt, muß man der nationalen Eigenthümlichkeiten eingedenk sein und sie respectiren.“ Montégut bemerkt in der „Revue des deux mondes“ über Javert: „Er ist eine Person, welche einen Platz in der unermeßlichen Galerie von Bildnissen zu erhalten verdient, die von der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der menschlichen Natur Zeugniß ablegt und die von dem Genie jedes großen Dichters eine Bereicherung erhält. Er ist vielleicht der einzige Handelnde dieser ersten Episode, welcher vollkommen auf diese Ehre Anspruch hat. Die andern sind nur Personen, Javert ist zugleich eine Person und ein Typus.“ Der Deutsche wird in dieses Urtheil über einen Mouchard, einen Polizeispitzel, der, wo er zugreift, auch die ursprünglich besten oder die nach Besserung strebenden Personen ins Unglück bringt, schwerlich einstimmen können. Hier kommt uns doch das deutsche Gemüth zu Hülfe, und dieses wendet sich mit Abscheu von einem Menschen, von dem Victor Hugo selbst sagt: „Wehe dem, welcher in seine Hände fiel! Er hätte seinen Vater verhaftet, wenn er aus dem Zuchthause entspringen wollte, und seine Mutter denuncirt, wenn sie den ihr angewiesenen Aufenthaltsort verließ.“ Der Verfasser will uns allerdings keine Neigung für Javert einflößen, aber es heißt schon zu weit gegangen, wenn man einen solchen mechanischen Vollstrecker der Pflicht oder dessen, was er für Pflicht hält, überhaupt nur zu einem Charakter höherer dämonischer Art stempeln will.

Das „Athenaeum“ bemerkt mit Recht, daß Hugo zwar von dem großen Darstellungstalent, welches er in „Dernier jour d'un condamné“ und in „Notre-Dame“ gezeigt, nichts verloren habe, daß er sich aber bestrebt zeige, in Betreff der Effecte mit Eugène Sue und Dumas zu wetteifern, ohne sie zu erreichen. „Wir zweifeln nicht“, bemerkt der Berichterstatter weiter, „daß wir in der Fortsetzung der Erzählung vom Schlechten zum Schlechtern, von Schrecken zu Schrecken, von Agonie zu Agonie fortschreiten werden.“ Wenn wir das uns wirklich poetisch bedünkende Lichtbild des Bischofs Myriel und noch ein paar Nebenfiguren ausnehmen, so bewegen wir uns im Victor Hugo'schen Roman unter Galerensträflingen, Löffel- und Aepfeldieben, liederlichen Studenten, Grisetten, von denen eine, und zwar die vergleichsweise tugendhafteste, die tiefste Stufe menschlicher Versunkenheit erreicht, Mouchards, boshaften Weibern, niederträchtigen Blutsaugern u. s. w. Die Absicht, in der uns diese Personen vorgeführt werden, ist die edelste und humanste; sie geht sicherlich aus generöser Theilnahme für die Gedrückten und Gemishandelten, für die unglücklichen Opfer einer selbstsüchtigen Gesellschaft hervor; aber die Situationen, in denen wir herumgetrieben werden, sind der peinlichsten, oft abstoßendsten und zum Theil ekelhaftesten Art. Wenn unsere Zeit gerade einem großen Dichter wirklich nur solche Helden und Situationen zu liefern hätte, dann freilich müßten wir sagen, daß es mit dem heitern Reich der Poesie, Kunst und Schönheit über-

haupt in der dunstigen Atmosphäre unserer Zeit ein und für allemal zu Ende ist und daß eine ganz andere Aera beginnt oder schon seit längerer Zeit begonnen hat. Jedenfalls muß man die Selbstentsagung anerkennen, womit Victor Hugo in seinem interessanten Werke, das allerdings mit energischerm Pinsel als gemeinhin deutsche Romane socialer Tendenz ausgeführt ist, alle eigentlichen ästhetischen Reize und künstlerischen Rücksichten zu Gunsten seines Humanitätszwecks zu opfern den Muth gehabt hat. Ob aber auf diesem Wege der beabsichtigte Zweck, die Menschheit zu humanisiren, vollständig erreicht werden könne, erscheint mehr als fraglich; denn die Interessen der Aesthetik und der Humanität hängen enger zusammen als man denkt.

H. M.

Bilder aus dem spanischen Bürgerkriege.

Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen. Von Franz vom Thurm. Dritter bis fünfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Hatten wir in den ersten beiden Theilen dieses Werks den reichen Inhalt an Thatsachen anziehendster Art zu rühmen, so müssen wir an den vorliegenden Theilen vor allem die ungemein geistreiche, lebenvolle und humoristische Darstellung des Mitgetheilten hervorheben, da diese in der That gegen die etwas schwerfällige und nüchterne Gestaltung der ersten Theile einen auffallenden Gegensatz bildet. Was wir hier vor uns haben, ist neben den geschichtlichen Thatsachen und Ereignissen ein so volles und reiches Gemälde spanischen Lebens, daß es sich den besten Arbeiten dieser Art völlig an die Seite stellt, ja durch die innerlichste Ergründung des nationalen Wesens und die genaue Kenntniß aller Manifestationen desselben die sonst löblichen touristischen Arbeiten Willkomm's, Hackländer's und Lorinser's bei weitem überragt. Es sind echt spanische Lebensbilder, treu, tief angelegt, lebenvoll dargestellt, durchaus plastisch und greifbar, die wir hier neben der romantischen Geschichte der spanischen Freiheitskämpfe empfangen, in welchen der Verfasser einen politischen Blick und zugleich eine Macht des Humors entwickelt, die wir ihm nach den ersten Theilen — wir gestehen es — niemals zugetraut hätten.

Mit diesem ergötzlichsten Humor schildert er zunächst die Ueberfahrt der flüchtigen Karlisten von Lissabon nach England und ihre schnelle Rückkehr nach dem Norden Spaniens, wo der Kampf der Royalisten von neuem beginnen soll. Nichts ist unterhaltender, als diese Söhne des Gebirgs auf dem ihnen fremden Element des Meeres zu beobachten, wo ihnen alles ein unlösbares Räthsel und Wunder ist, selbst das, daß sie nicht jeden Abend landen und ein Lager beziehen.

Nichts ist erhebender, als dieser opferreiche Kampf, der nicht für Personen, sondern für Principien todesmuthig, wenn auch fast hoffnungslos fortgeführt wird; nichts fesselnder als diese Scenen opferfreudiger Hingebung an eine ehrliche Ueberzeugung vom Recht, diese Listen, ungleichen Kämpfe, Noth und Rettung, diese ergreifenden Auftritte der Familienliebe und diese Schilderungen des spanischen Nationalgeistes, in dem die Ehre eine so große Rolle spielt. Ja, nichts ist beschämender zugleich für uns als diese Empfindung felsenfester Treue, dies Gefühl der Ehre, an dem Frauen, Mädchen und Kinder gleichmäßig theilnehmen wie nirgend sonst! Unsere Jugend begeistert sich so gern und wäre es auch für die längst verstorbenen Griechen und Römer; worin liegt es nur, daß sie sich nicht für diese Hand voll Getreuer begeistert, welche im Kampfe gegen überlegene Söldnerheere einen so glorreichen Untergang fanden? Müßige Frage! Die Welt, die wirkliche wie die moralische, liegt eben in den Wehen; sie will nach Gottes Rathschluß eine andere werden, aber von den Spaniern wird man dereinst sagen können, daß sie die letzten waren, sich diesem Wandel der Welt zu unterwerfen!

Man hat wol behauptet, daß dieser Kampf ein Kampf des Priesterthums gegen die staatliche Ordnung gewesen sei. Der Verfasser aber weist nach, daß diese Behauptung in der Hauptsache irrig sei, wenn auch das geistliche Element dabei nicht ohne Einfluß war. Im wesentlichen waren es die gelobte Treue und die Schlechtigkeit der politischen Gegner, die diesen Kampf bis zum Untergang immer wieder von neuem entzündeten.

Doch wenden wir uns zu der Erzählung unsers Verfassers zurück. Die humoristische Darstellung der Seeleiden unserer drei Freunde Eduardo, Federico und Pielago überspringend und nur gedenkend, wie La Torre deducirt, daß in Spanien alles halb sei, Halbinsel, halb gothisch, halb arabisch, die Bevölkerung halb europäisch, halb afrikanisch, halb christlich, halb heidnisch, halb monarchisch, halb republikanisch, halb alt, halb neu, halb tapfer, halb feig, halb besiegt, halb emigrirt und endlich selbst halb verhungert — landen wir nach tausend Listen und Gefahren in der Provinz Santander und gelangen wieder in die Nähe von Carriedo, in die Familie der trefflichen Doña Blanca, der Witwe des edeln Don Casimiro Velasco, ihrer stolzen Tochter Doña Dolores und ihres zwölfjährigen Sohnes Genaro, der den ermordeten Vater zu rächen, schon die Waffen führt. Den herrlichen Familienkreis erschüttert Antonio, der Diener, aber mehr noch treue Freund derselben, mit der Kunde bevorstehender Verhaftung. Die Flucht nach Bayonne wird mit Hülfe von Schmugglern glücklich ausgeführt, in Kampf und Noth der tapfere Knabe Genaro aber verwundet. Ein neues Exil folgt, erfüllt mit den anziehendsten Abenteuern in England, Deutschland und Frankreich. In Bayonne findet Federico die Familie Velasco wieder und trennt sich von ihr nur, um nach Losaca in Navarra, wo die Regierung Karl's V. ihren Sitz hat, als Contrebandist sich durchzuschlagen, was denn endlich gelingt.

Den Schluß dieses Theiles bildet eine eingehende und dankenswerthe Charakteristik des Landes der Basken, jenes so merkwürdigen kleinen Volksstammes, der den Anspruch erhebt, das älteste Volk der Erde zu sein, das sich aus der Urzeit unverändert erhalten hat. Wir haben in ihnen die alte iberische Urbevölkerung Spaniens anzuerkennen, die, allmählich durch Celten, Phönizier, Römer, Gothen und Mauren in ihre jetzigen engen Grenzen zurückgedrängt, hier durch wildes Gebirg und Manneskraft geschützt, sich allerdings unvermischt und bis auf den heutigen Tag in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit behauptet, ihre Sprache, die keiner andern gleicht, und ihre physische und sittliche Natur, die sie von der germano-romanisch-maurischen Bevölkerung der Halbinsel merklich unterscheidet, treu erhalten haben. Bekannt ist jener wunderbare Bau und jene malerische Eigenthümlichkeit der baskischen Sprache, die im Stande ist, mit einem Worte eine ganze Situation zu umfassen und zu zeichnen und bildlich vor die Seele zu führen, sowie es bekannt ist, daß dies seltsame Sprachräthsel die gelehrte Welt lange beschäftigt hat, aber als unlösbar hat aufgegeben werden müssen, nachdem Wilhelm von Humboldt selbst an dem Nachweis eines Zusammenhangs mit den nordamerikanischen Sprachen gescheitert ist. Wir führen eine oder zwei Proben von der Bildfähigkeit dieser seltsamen Sprache an. Jemand heißt „Iturriberrigorrigoechea", d. h. „Einer aus dem Hause auf der Höhe, wo der neue, rothe Brunnen liegt", oder ein Haus heißt: „Arcelain", d. i. „Haus im Thal auf dem Felsen am Fluß". Die Familien der Basken, einzeln auf ihren Höfen lebend, ähnlich wie in Westfalen, führen in der Regel den Namen ihres Besitzthums, und da die Umgebung meist auch auf den Einsamwohnenden bildend einwirkt, so ist von Erro behauptet worden und nicht ohne Grund, daß man von dem Namen eines Basken auf seinen Charakter schließen könne. Wenigstens kann man ein aufzusuchendes Haus stets leicht nach seinem Namen auffinden. Bekannt ist ferner das hohe Freiheitsgefühl der Basken, das auf dem Erbrechte, einem System von Majoraten, und auf dem alten Recht, sich in den Fueros selbst Gesetze zu geben, beruht. Die neue Constitution hat die Majorate gebrochen; aber was geschieht im Baskenlande? Der alte Majoratserbe findet seine Miterben damit ab, daß er jedem einen Stein, einen unfruchtbaren Baum und einen Real (21 Pfennige) verabreicht und damit seinen Antheil an

Haus, Boden und Vermögen abfindet. Eigenthümlich ist weiter, daß unter den Basken ein Diebstahl an Früchten gar nicht anerkannt wird, was jeder an seiner Person fortbringen kann, gehört ihm. In einem Lande von so großer Fruchtbarkeit, daß z. B. in der Ribera eine ganze Maulthierladung von Pfirsichen 2¼ Neugroschen werth ist und der vorjährige Wein oft in den Straßenrinnen abgelassen wird, wenn der neue Jahrgang besser ist, ist die Sitte eben stärker als das Gesetz. Dabei ist das Volk im ganzen sanft und gutmüthig, und als Soldaten zeigen die Basken weit mehr Disciplin und Folgsamkeit als ihre Nachbarn, die Aragonier und Navarresen.

Der vierte und fünfte Theil sind nun ganz der Darstellung des zweiten, dritten und letzten Verzweiflungskampfes der baskischen Provinzen gegen das Regiment der Christinos gewidmet, der mit dem Verrathe Maroto's fünf Jahre später endete. Betrachtet man diesen beispiellosen Kampf näher, so weiß man in der That nicht, was man mehr bewundern soll, die unvergleichliche Hingebung, den Opfermuth und die Treue eines von allen Kriegsmitteln entblößten schwachen Häufleins treuer Kämpfer, die zu vier Fünftheilen oft nur mit Stöcken bewaffnet, unter Offizieren, die in der Linken die Säbelscheide tragen mußten, weil sie nicht einmal eine Degenkoppel besaßen, Soldaten, welche im Ueberfluß zu schwimmen glaubten, wenn sie fünf Patronen besaßen, gegenüber den mit allem Kriegsmaterial reich versehenen christinischen Regimentern, die überdem von Franzosen und Engländern auf alle Weise unterstützt wurden, die, gestern geschlagen und vernichtet, heute einen glänzenden Sieg erfochten; ob man, sagen wir, solche Kämpfer oder mehr noch ihre heldenmüthigen Führer, denen alles fehlte, selbst die Einigkeit unter sich und die dennoch nie verzagten, ja ihre todesmuthigen Scharen mitten durch den Feind zweimal bis dicht vor die Thore von Madrid führten und fünf Jahre lang einer solchen Uebermacht widerstanden, bewundern soll! Fürwahr, dem Leser dieser merkwürdigsten Kriegsgeschichte begegnet es, einmal über das andere unwillkürlich an irgendeinen Zauber zu glauben und auszurufen: Wahrlich, hier ist mehr als Marathon und Thermopylä! Hier ist das Mysterium der Königstreue!

Wir können selbstredend den endlosen Wechselfällen dieses beispiellosen Kampfes nicht weiter folgen und müssen uns begnügen, die fesselnde Theilnahme zu bekennen, die er uns fortdauernd abgewinnt, indem wir zugleich bemerken, daß die so lebhaft geschilderten kriegerischen Scenen immer wieder von den Bildern der Familien, die wir kennen gelernt haben und die sich bald unerwartet begegnen, bald gewaltsam getrennt werden, sich anmuthig unterbrochen und belebt zeigen. Auf diesem Wechsel der ergreifendsten Scenen des Kriegs mit den lieblichsten Sittenzeichnungen aus dem Leben des Hauses beruht der vorzüglichste Reiz dieser trefflichen Erzählung.

Wir wohnen nun der Eröffnung des Kampfes unter dem unvergleichlichen Zumala-Carreguy bei. Wie sein Heer beschaffen war, haben wir oben angedeutet; nur der fünfte Mann trug eine Flinte, alt, halb unbrauchbar und fünf Patronen; die übrige Mannschaft führte eisenbeschlagene Stöcke und hatte sich ihre Waffen erst auf dem Schlachtfelde zu erobern! Ein einziges Bataillon, die Guias, war vollständig bewaffnet. Endlich erschien denn auch der König im Lager. Er trug einen langen blauen Rock und runden Hut, der aus Oekonomie mit Wachstuch überzogen war. Man hätte ihn für einen ehrlichen Landgeistlichen halten können, wäre sein langer röthlicher Schnurrbart nicht gewesen. Warum trägt er nicht wenigstens einen Säbel und die Bogna (baskische Mütze)? fragte sich sein Heer. Die Schlacht beginnt; eine Ungeschicklichkeit Iturralde's führt die Niederlage herbei; aber den folgenden Tag besiegt die geschlagene, halbvernichtete, fliehende Armee den Sieger Oráa bei Los Arcos. Unser Held ist verwundet, Zumala-Carreguy fällt vor Bilbao, und Moreno wird sein Nachfolger, ohne seinen Ruhm zu erreichen. In diese Periode fallen hüben und drüben die wildesten Scenen des Bürgerkriegs, die diesen Kampf beflecken. Cabrera's Grausamkeiten wurden durch Nogueras' Mord seiner achtzigjährigen Mutter entschuldigt; aber von einem General der Königin erzählt der Verfasser, daß er, als die kleinen Kinder eines Karlisten, zum Tode verurtheilt, sich an die Beine ihrer Henker klammerten, ihnen eigenhändig Orangen hinwarf, damit sie ihnen nachliefen und so mit Bequemlichkeit erschossen werden konnten! Nach und nach wuchs die kleine königliche Schar zu einem respectabeln Heere an; es gab eine heilige Schwadron, Bataillone mit voller Rüstung, sogar eine Batterie. Espartero wird geschlagen und Moreno dringt in Castilien ein, Madrid selbst ist bedroht. Graf Casa-Eguia wird Moreno's Nachfolger. Eguia, heftig und jähzornig, war ein Krüppel, dem beide Hände fehlten; indem er eine Depesche öffnete, die mit Knallsilber gefüllt war, flogen seine Hände an die Decke des Zimmers. Er ward geheilt, schrieb mit einem silbernen Sporn, blieb an der Spitze des Heeres und siegte bei Salvatierra über Cordova. Don Carlos hielt Hof in Hernani, Gesandte kamen (Fürst Lichnowski, Fürst Schwarzenberg), eine königliche Regierung war gegründet, Oráa bei Los Navarros geschlagen, und am 12. September 1836 standen die Karlisten vor den Mauern des widerstandslosen Madrid. Man zauderte. Espartero kam dem geschlagenen Oráa zu Hülfe; er siegte bei Retuerta (5. October); die Sache Don Carlos' war zum zweiten mal verloren, kaum 1500 Mann mit 40 Pferden kehrten nach Bergara zurück. Dios no lo quiso! Der letzte Kampf war hoffnungslos; im Lager bilden sich drei Parteien, der König in den Händen des Priesters Arias Tejeiro, verlor mehr und mehr an Ansehen. Ein General folgte dem andern, der unfähige Guergué dem Infanten Don Sebastian. Endlich löste Maroto sie alle ab. Don Rafael Maroto, von dem man sagen kann, daß ein Uebermaß von Königstreue ihn zum Gegner, zum Verräther seines Königs machte! Die Capitulation vor Bergara schloß endlich den hoffnungslos gewordenen Bruderkrieg und unglaubliche Anstrengungen waren verloren! Rafael und Federico zerbrechen ihre Schwerter und gehen ins Exil.

Die Endschicksale der übrigen uns werth gewordenen Königsfreunde muß der Leser selbst nachlesen; Dolores, Blanca, Ynés, der Spada S.-Martin, Genaro, die Chiclanera, alle diese so anziehend dargestellten charaktervollen Gestalten enden auf eine ihnen würdige Weise; Dolores und Pilar im Kloster, Federigo und Genaro finden in Sachsen eine Zuflucht! Der Erzähler, mit Leib und Seele Monarchist, schließt seinen langen Bericht mit folgenden inhaltschweren Sätzen: „Der Carlismus in Spanien ist todt, aber das monarchische Princip lebt! Der hohe Fels, auf dem die Monarchie jahrhundertelang den Stürmen trotzte, ist durch die Wogen der Revolution unterwühlt und droht dem Einsturz. Das heilige Feuer, das sichtbar der kämpfenden Menschheit den Weg zum rettenden Hafen zeigte, es ist dem Verlöschen nahe. Die von ihren Kindern treulos Verlassene verhüllt das Antlitz und stürzt, wenn Gott nicht Wunder thut, auf ewig in den Abgrund! Die Feinde jauchzen, die himmlische Flamme erlischt, Finsterniß bedeckt die Welt! Und die Menschheit? Wird sie glücklicher sein, wenn sie dem Irrlicht des neuen Leuchtthurms zusteuert? Wird sie unter dem Druck der unausbleiblichen Säbelherrschaft sich niemals nach den jetzigen Ketten, nach ihren heutigen Tyrannen zurücksehnen? Gott gebe es! Heil meinen Mitmenschen, rufe ich aus der Tiefe meiner Seele; aber dies Heil, dies Glück ist in meinem Geiste unzertrennlich vom Bestehen einer gemäßigten, väterlichen und energischen Monarchie!"

Auf die Gefahr hin, bei diesem oder jenem Leser d. Bl. Anstoß zu erregen, bekennt sich auch Referent, das in d. Bl. gegönnte Recht freier Meinungsäußerung für sich in Anspruch nehmend, zu dem Glauben, daß in der Welt im ganzen und großen Verstand genug vorhanden sei, um den Schwindel dieser Zeit zu durchbrechen und jener Ueberzeugung den Sieg zu verschaffen.

4.

Notizen.

Ein Engländer über die Charakterverschiedenheit der Sprachen.

Blackwood's „Edinburgh Magazine" brachte im Märzheft einen vielfach interessanten Aufsatz unter dem Titel: „Characteristics of language", worin es unter anderm über die deutsche Sprache hieß: „Es gibt keine europäische Sprache, die in sich so vollkommen wäre als die deutsche. Obschon sie sich fremder Worte bedient, so geschieht dies doch in einer Weise, daß sie immer unterschieden bleiben; sie hat an ihren eigenen Hülfsquellen genug, um jede Idee auszudrücken, und hierin leistet sie Wunderbares. Sie gleicht dem Griechischen besonders in Bezug auf Zusammensetzung und auf Mannichfaltigkeit der Inflexion. Da sie die Bedeutung der Wurzeln durchweg bestimmt festhält, drückt sie den Gedanken genauer aus und ist logischer und distinctiver als jede andere moderne Sprache. Daher ist sie fähig, in Tiefen der Speculation hinabzutauchen, wohin keine Uebersetzung ihr folgen kann, und sie ist somit recht eigentlich die Sprache für die Philosophie. Ungleich dem Französischen, welches über die Oberfläche hinweggleitet, kehrt sie die Seele des Gedankens von innen nach außen. Sie hat in sich etwas Unendliches und gestattet dem Geiste, sich in seine eigenen Tiefen und Dämmerungen zu verlieren. Es ist die Sprache des Gefühls und der Romantik, wie sich dies auch schon in ihren eckigen altmodischen Lettern ausdrückt, und es eignet sich daher ebenso für Lieder voll Gefühl und melancholischer Sehnsucht als das Italienische für Lieder der Leidenschaft und der augenblicklichen Lust..... Das Deutsche eignet sich, wie sich erwarten läßt, mehr für die Poesie als für die gewöhnliche Prosa" (das Deutsche sei „circumstantial and long winded", sagte der Verfasser schon früher). „Die Worte mit ihren doppelten Endungen und rhythmischen Cadenzen fügen sich so natürlich zu Versmaßen als das Altgriechische, obgleich sie wegen der größern Menge der Consonanten doch für den Tanz in den eigentlich griechischen Metren nicht ganz die genügende Beweglichkeit haben." Der Verfasser meint, es sei schwer zu sagen, ob das Englische oder das Deutsche für die Poesie geeigneter sei, doch scheint er der Ansicht zu sein, daß sich das Deutsche mehr für den Ausdruck innerer Empfindung als für Behandlung objectiver Gegenstände eigne; er bemerkt: „Hätte Tennyson in deutscher Sprache geschrieben, so würde er, der deutscheste unter unsern Dichtern, in seinen Schriften nicht jenes objective Element besitzen, welches ihn Wordsworth verwandt erscheinen läßt, indem es sein Auge stets für die äußere Natur offen hält. In mancher Hinsicht, was die Fähigkeit betrifft, den innern Menschen und die Schattirungen oder vielmehr die Nuancen von Gedanken und Gefühlen darzustellen, mag das Englische zu poetischen Zwecken dem Deutschen nachstehen; andererseits aber haben wir einen großen Vorrath von bezeichnenden Worten voll Bedeutung und Schönheit und namentlich anwendbar für die Schilderung, welche wir aus den nichtdeutschen Quellen unserer Sprache ableiten, und eine Mannichfaltigkeit von Worten für einen und denselben Gegenstand, die uns unangenehmer Wiederholungen eines und desselben Worts überheben." Ueber das Französische bemerkt er, dieses sei die Sprache des „small talk par excellence", und er führt dann fort: „Welch eine Menge Worte für dieses «small talk» selbst! Causer, jaser, babiller, jaboter, bavarder, caqueter, dégoiser, jaspiner! Und welch ein Reichthum an Ausdrücken für alle gesellschaftlichen Bezüge, Leiden und Freuden! Für Vergnügen haben die Franzosen plaisir, agrément, délices, divertissement, amusement, jouissance, recréation, joie, volupté, bonheur; für Schurkenlist und Schadenstiftung ruse, fourberie, friponnerie, espièglerie, perfidie, chicane, cabale, intrigue, liaison, clique, coterie, und es sind darunter einige Worte, welche wir zur Ehre unserer Sprache borgen müssen." Wenn man, bemerkt der Verfasser ein andermal, die altclassischen und die modernen Sprachen vergleiche, so falle an jenen namentlich auch der gänzliche Mangel an eigentlicher Gemeinheit in die Augen, was hauptsächlich davon herrühre, daß die Alten keine Verehrer des Mammon gewesen. Der Gentleman habe bei den Griechen einfach der καλοκάγαθος, der „homme comme il faut" bei den Römern der „vir factus ad unguem" geheißen. Worte für das, was „snob" oder „roturier" ausdrückten und solche eine niedrige Gesinnung verrathende Phrasen wie „how much is he worth?" finde man bei den griechischen und lateinischen Autoren nicht, die, wenn einige derselben auch nicht ohne ein Element von „blackguardism" seien, doch niemals eigentlich vulgär würden.

H. M.

Eine Erinnerung an Arthur Schopenhauer.

Im Herbst des Jahres 1812 lernte ich Arthur Schopenhauer in Rudolstadt kennen im Hause des Assistenzraths, nachmaligen Kammerpräsidenten Schwarz, eines gastfreundlichen liebenswürdigen Mannes jenes gemüthlichen Schlags, welcher, wie es scheint, auch in Thüringen seltener geworden. Wir beide Fremde wurden eingeladen, mit dem genannten Herrn seinen Vogelherd zu besuchen, welcher oberhalb der Ruine von Blankenburg lag und Schnurrenhügel genannt wurde, eine Waldhöhe, die in mehreren Richtungen die schönsten Aussichten auf das umgebende Land darbietet. Hier saßen in einer halb in die Erde eingegrabenen Hütte zahlreiche Freunde beisammen, conversirend, Kaffee trinkend und frühstückend, während draußen die um das Garn aufgestellten Lockvögel ihren Gesang ertönen ließen, bis die herbeigelockten Drosseln oder Finken den Herd umgaben und Fang verkündigend Stille geboten wurde. Schopenhauer war vergnügt wie ein Kind und lachte herzlich, als ihm über den alten, drolligen Vogelsteller Rolle — der die Herdgeschäfte besorgte — allerlei Schnurren erzählt wurden (unter andern die, daß er einmal seiner Frau, die ihn in der Nacht mit dem Angstschrei „sie müsse sterben" geweckt und er möge schnell Licht machen, zugerufen: er suche vergeblich nach dem Feuerzeuge, sie möge doch ruhig im Dunkeln sterben, es sei ebenso gut). Zuletzt schrieb er ins Vogelherd-Fremdenbuch:

> Dort auf den Hügeln von Rom mit mystisch gekrümmetem Stabe
> Saßen die Augurn einst, fragten die Vögel um Rath.
> Besser sitzen wir hier im gemüthlichen Hüttchen am Garne,
> Fangen den Vogel, der kommt, kümmern um Künft'ges uns nicht.

Der Text ist mir nur in einigen Worten nicht mehr erinnerlich, das Ganze aber richtig.

Schöler.

Aus der aristokratischen Gesellschaft Ungarns.

In einem dreibändigen Roman „Das Haus Walitzka oder Bilder aus Ungarn" (Hamburg, Nestler und Melle, 1861) zeigt deren Verfasserin, Wilhelmine Sostmann, geb. Blumenhagen, von neuem die ihr eigene etwas hausbackene Darstellung, in der jedoch der Mangel an poetischem Schwung durch eine behagliche, oft nur allzu sehr ins Breite gehende Gemüthlichkeit einigen Ersatz findet. Im übrigen behandelt ihr neuer Roman den Lebenslauf einer nicht uninteressanten Weiblichkeit, die als sechzehnjähriges Pensionsfräulein die vermeinte Untreue ihres Anbeters durch eine Convenienzheirath mit einem reichen ungarischen Magnaten rächt, um nach dem Tode desselben und nach mancherlei Schicksalswendungen als Frau von 30 Jahren schließlich dennoch mit ihrem Jugendideal vereinigt zu werden. Der größere Theil der Handlung spielt in Ungarn und gibt der Verfasserin Gelegenheit, mit genauer und eingehender, offenbar aus eigener Anschauung gewonnener Sachkenntniß ungarisches Leben, Sitten und Gebräuche, besonders in der aristokratischen Sphäre und hier vorzugsweise wieder innerhalb des Familienkreises zu schildern. Nicht ungerügt dürfen wir die auffällige Incorrectheit des Textes lassen. Da ist nicht eine fehlerfreie Seite; bald sind selbständige Sätze ineinander gezogen, bald fehlt eine Partikel, bald eine Interpunction, ja selbst Dativ und Accusativ werden mitunter verwechselt (z. B. „die Erinnerung an ihr"), von der Legion der Druckfehler nicht zu reden. Eine

solche Incorrectheit des Textes aber ist im Stande, dem Leser von vornherein die Lectüre eines Buchs zu verleiden, wenigstens ihm den reinen Genuß derselben zu stören. 62.

Bibliographie.

Böhner, A. N., Kosmos. Bibel der Natur. Das Anziehendste aus dem Gesammtgebiete der Naturforschung zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken. Für Gebildete aller Bekenntnisse. Mit Titelbild von Edm. Kosen in Farbendruck. 1ste Lieferung. Hannover, C. Rümpler. Lex.-8. 1 Thlr.

Buohler, J. B., Bilder aus dem Pfarrersleben. Schaffhausen, Hurter. 8. 10 Ngr.

Buss, F. J., Oesterreichs Umbau in Kirche und Staat. 1ster Theil. 1ste Abtheilung. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Ebeling, F. W., Geschichte der komischen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. 1ster Band: Geschichte der komischen Literatur in Deutschland. 1ste Lieferung. Leipzig, Purfürst. Gr. 8. 15 Ngr.

Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Acten. Treu im Geiste des 2ten Theils des Göthe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Tübingen, Laupp. 16. 18 Ngr.

Der italienische Feldzug des Jahres 1859. Mit 6 Plänen und 7 Beilagen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 3½ Ngr.

Glückselig, L., Christus-Archäologie. Das Buch von Jesus Christus und seinem wahren Ebenbilde. Mit 1 Farbendruck des im Besitze Sr. päpstl. Heiligkeit befindlichen Edessenischen Christus-Antlitzes und 6 xylographischen Christusbildern des Mittelalters. 1ste Abtheilung. Prag, Lehmann. Gr. 4. 1 Thlr.

Hautz, J. F., Geschichte der Universität Heidelberg. Nach handschriftlichen Quellen nebst den wichtigsten Urkunden, nach dessen Tode herausgegeben und mit einer Vorrede, der Lebensgeschichte des Verfassers und einem alphabetischen Personen- und Sachregister versehen von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. 1ste Lieferung. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Kreisler, H., Schottische Reisebilder. Lübeck, v. Rohden. 8. 15 Ngr.

Lang, H., Religiöse Charaktere. 1ster Band. Winterthur, Lücke. Gr. 8. 2 Thlr.

Lassalle, F., Herr Julian Schmidt der Literarhistoriker, mit Setzer-Scholien. Berlin, Jansen. Gr. 8. 28 Ngr.

Löwenthal, E., System und Geschichte des Naturalismus. 2te Atheilung. Geschichte des Naturalismus. Leipzig, O. Voigt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mohr, E., Francesco dei Pazzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Amsterdam, Seyffardt. 8. 20 Ngr.

Molendo, L., und H. v. Dessauer, Bad Schliersee im Mangfallgau. Skizzen zu Land und Leuten in Oberbayern. München, Lentner. 8. 15 Ngr.

Nahlowsky, J. W., Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Noack, L., Johann Gottlieb Fichte, nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Zum Gedächtniß seines 100jährigen Geburtstages. Mit dem Porträt Fichtes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Ompteda, F. v., Die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzosen. Eine historisch-politische Studie. Mit dem Facsimile der Convention zu Sulingen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Radics, P. v., Herbard VIII. Freiherr zu Auersperg (1528—1575), ein krainischer Held und Staatsmann. Mit einer Einleitung: Die Auersperge in Krain, 1 Porträt und der facsimilirten Handschrift Herbard's etc. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rutenberg, O. v., Gudrun. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Engelmann. 8. 22½ Ngr.

Stein, P., Die Braut im Kloster. Roman. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Steinacker, G., Zur Verfassungsfrage der evangelisch-protestantischen Kirche in Deutschland. Ein Wort der Verständigung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Suckow, K. v., Aus meinem Soldatenleben. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 1 Thlr.

Welches Bekenntniß? Von der Verfasserin von „Suchen und Finden." Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 15 Ngr.

Welzhofer, M. M., Ueber die Organisation der Arbeit und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Für National-Oekonomen, Arbeitsherren und Arbeiter. Nach Briefen der Prinzessin Maria von Solms an den Prinzen ...... Leipzig, O. Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Curtius, G., Ueber die Geschichte und Aufgabe der Philologie. Ein Vortrag gehalten im Saale der Harmonie am 22. Februar 1862. Kiel, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Offener Brief an den Staats- und Finanzminister Herrn van der Heydt. Berlin, Haude u. Spener. 8. 5 Ngr.

Disselhöff, J., Die classischen Dichtwerke des Alterthums und des Mittelalters in ihrer religiös-sittlichen Bedeutung. Ein Vortrag. Barmen, Langewiesche. 12. 5 Ngr.

Dorneck, O., Johann Gottlieb Fichte, als Denker und Staatsbürger. Eine Rede zur Feier seines 100jährigen Geburtstages. Glogau, Flemming. Gr. 8. 6 Ngr.

Hauboldt, M., Volkswahlen ein Unding. Mit besonderer Beziehung auf Preußen und dessen gegenwärtige Verhältnisse. Leipzig, Deckmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Köbner, J., Ein Wort der Erläuterung zu dem dramatischen Gemälde „Die Waldenser". Hamburg, Oncken. 8. 3 Ngr.

Organisatorische Donnerkeile oder wie man mit dem Armeebudget auskommt. Von Seraphus I. Köln, Affenheimer u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Peip, A., Jakob Böhme, der deutsche Philosoph, in seiner Stellung zur Kirche. Ein Vortrag. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 6 Ngr.

Schlatter, G. F., Stimmen gegen die Todesstrafe. Mannheim. Gr. 8. 4 Ngr.

Schultze, L., Die evangelische Bewegung innerhalb der katholischen Kirche zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein Vortrag. Barmen, Langwiesche. 12. 5 Ngr.

Die Schweiz unter den Römern. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. Mit 2 Tafeln Abbildungen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 4. 12 Ngr.

Sind die Ansprüche des deutschen Volkes auf Restitution seiner Beiträge zum Bau der gegen seinen Willen verkauften deutschen Flotte berechtigt? und, wenn sie berechtigt sind: Wie erlangt das deutsche Volk die Restitution dieser Beiträge, damit dieselben, zugleich mit den neugesammelten, ihrer Bestimmung gemäß, zum See- und Küstenschutze Deutschlands verwendet werden? Von A. B. H. Dresden, v. Boetticher. Lex.-8. 7½ Ngr.

Weinhold, K., Martin Opitz von Boberfeld. Ein Vortrag in der Harmonie zu Kiel am 15. Februar 1862 gehalten. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Zustände der christlichen Sekten unter der muhammedanischen Herrschaft im Orient mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Ereignisse in Syrien. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1861. 8. 3 Ngr.

Zychlinski, F. v., Das preußische Offizier-Corps als Erzieher des Volkes. Berlin, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 12. Juni 1862.

Inhalt: Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter. Von Alfred von Reumont. Dritter Artikel. — Lyrische Versuche. Von Wilhelm Andreä. — Reiseskizzen aus dem Orient. — Eine Kritik des deutschen Schwurgerichts in Romanform. — Notizen. (Englische Freunde der deutschen Presse; Melanchthon's deutscher Name.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gregorovius' Geschichte Roms im Mittelalter.

Dritter Artikel. *)

Papst Zacharias beschloß würdig die Reihe ausgezeichneter Orientalen auf dem römischen Stuhle. Da die verworrenen Verhältnisse im fränkischen Reiche nach dem Tode des „Hammers“ ihm keine Aussicht ließen, vertrug er sich mit Liutprand, mit dem er in Terni zusammentraf. Die Bedingungen waren ungleich günstiger als zu erwarten stand. Die vier einst schon der Kirche geschenkten, dann von den Longobarden wieder genommenen Städte des römischen Tuscien, Orta, Amelia, Polimarzo, Bieda, gelangten nochmals in ersterer Besitz, ebenso die seit lange von den Longobarden besetzten Patrimonien der Kirche in der Sabina, in Picenum und Umbrien. Ein Separatfrieden mit dem römischen Ducat deutete um so mehr auf des Königs Ansicht von dessen Selbständigkeit hin, als dieser den Kampf gegen das Exarchat wieder aufnahm und der Papst als Friedensvermittler auftrat, vom Glück gekrönt auch in seiner letzten Unterhandlung mit Liutprand, welcher 743 nach dreiundzwanzigjähriger Regierung starb.

Noch bestand in Rom der Name des Reichs, ja Zacharias' Wahl war dem ravennatischen Statthalter nach wie vor angezeigt worden, ohne jedoch dessen Bestätigung abzuwarten. Während aber keine Gutheißung der Wahl des römischen Bischofs vom griechischen Kaiser ferner eingeholt ward und somit beinahe die letzte thatsächliche Beziehung Roms zum Morgenlande schwand, knüpfte sich ein neues Band zwischen Rom und dem Abendlande, als entscheidendes Merkmal der veränderten Weltlage. Im Begriff dem letzten der Schattenkönige Merovingischen Stammes das müßige Scepter aus der Hand zu nehmen, wandte Karl Martell's Sohn Pipin sich an Zacharias mit dem Gesuch um Billigung des großen Wechsels, und Zacharias, das höchste Schiedsrichteramt übend, erkannte die Dynastie der Karolinger an, welche um die Zeit des Todes des Papstes (März 752) auf dem Märzfelde bei Soissons ausgerufen ward. Wenn die moralische Macht des römischen Bischofs sich so hoch erhoben hatte, bedurfte es nur eines äußern Anlasses, um auch politisch seine Stellung zu einer ganz andern zu machen. Aistulf, der König der Longobarden, nahm den Krieg gegen das Reich wieder auf, nahm Ravenna, das ganze Exarchat, kurz alles griechische Besitzthum in Italien mit Ausnahme der südlichen Küstenstädte wie mit Ausnahme Venedigs und Roms. Die Eroberung war leicht: die Leichtigkeit verleitete ihn auch Rom anzugreifen. Da wandte sich Zacharias' Nachfolger Stephan II. mit der Bitte um Hülfe nach Konstantinopel, und als dies nichts fruchtete, als Kaiser Konstantin Copronymos selbst dem Papste anheimgab, sich nach anderm Beistand umzusehen, an Pipin, König der Franken. Selber über die Alpen ziehend, salbte er im Kloster des heiligen Dionys bei Paris zu Anfang 754 den neuen Herrscher und seine beiden Söhne, deren ältester jener Karl, welcher in die Geschicke der abendländischen Kirche so gewaltig einzugreifen berufen war. Zugleich ertheilte er dem Könige den Titel des römischen Patritius, welchen bisher der Exarch als kaiserlicher Beamter geführt hatte, wogegen der König verhieß, alle Städte, Ducate und Castelle des Exarchats von Ravenna, und alles von den Longobarden unrechtmäßigerweise besetzte Land, sobald dessen Eroberung gelungen sei, dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern zu freiem Besitz zu übergeben.

Nicht lange darauf stand Pipin vor Pavia, und Aistulf bequemte sich zum Frieden. Er versprach die Herausgabe Ravennas und der übrigen Städte. Kaum war der Vertrag geschlossen, kaum der Franken Heer abgezogen, so bereute der Longobardenkönig, was er gethan, erließ ein allgemeines Aufgebot an sein Volk, erschien zu Neujahr 755 vor Rom. Die Stadt war aufs ernsteste bedroht, als des Papstes wiederholte Schreiben an Pipin diesen zu nochmaligem Aufbruch veranlaßten. Die Kunde davon genügte, Aistulf zur Aufhebung der fast dreimonatlichen Umschließung zu bewegen. Selbst in Pavia belagert, erneute und erweiterte er den frühern Vertrag. Beim Frankenkönige waren unterdeß griechische Gesandte

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1, den zweiten in Nr. 7 d. Bl. D. Red.

angelangt, die Herausgabe an das Kaiserreich der den Longobarden genommenen Landestheile zu verlangen. Aber sie erhielten zur Antwort, nicht um der Menschen willen habe der König den zweifachen Zug unternommen, und er werde die Städte nur dem heiligen Petrus, der römischen Kirche, dem Papste übergeben. Fulrad, der Abt von St.-Denis, mit den longobardischen Bevollmächtigten nach Ravenna, dann nach Rom gesandt, war Vollstrecker des königlichen Willens und legte die Städteschlüssel auf die Confession Petri nieder. Es ward eine förmliche Schenkungsurkunde aufgesetzt: Exarchat und Pentapolis und ein großer Theil Umbriens sollten der römischen Kirche gehören, von Comacchio in den sumpfigen Niederungen des Po bis Narni, nicht weit vom Zusammenfluß der Nera und der Tiber, wo der römische Ducat und die frühern longobardischen Schenkungen begannen. Rom ward nicht erwähnt. Es bedurfte dessen auch nicht, denn wenn der Kaiser dem Namen nach dort Herr war, so war es in der That der Papst, und der fränkische König führte bereits jenen Titel, der einst dem byzantinischen Exarchen gehört hatte, solange das Reich noch Territorialbesitz in Mittelitalien hatte. Es war im Sommer 755. Zu Anfang des folgenden Jahres starb Aistulf, und sein Nachfolger Desiderius sicherte sich den bestrittenen Thron nur, indem er, mittels neuen Vertrags, Aistulf's Zusagen bestätigte, ja erweiterte. So kamen nicht blos Bologna und Ferrara an die Kirche, sondern auch südwärts von Ancona gelegene Gebiete. „Haec est mutatio dexterae Domini", schrieb Stephan an den König zu Anfang 757.

In Zeit weniger Jahre war ein neuer Staat, der Kirchenstaat, gegründet und zwar, was man nicht übersehen darf, beinahe mit gleicher Ausdehnung und denselben Grenzen, die er bis auf unsere Tage behalten hat. Denn selbst die longobardischen Herzogthümer Spoleto und Benevent hatten sich wenigstens zeitweilig unter den Schutz der Kirche begeben, und im erstern hatten Herzog und Magnaten dem heiligen Petrus und dem Frankenkönig Treue geschworen. Der Moment war ein großer und entscheidender. Die Zeiten des Römerreichs waren erfüllt. So auf dem Felde der Wissenschaft, namentlich der theologischen, wie auf dem der politischen Gestaltungen hatten Morgen- und Abendland sich immer schärfer geschieden, und ein Abkommen war unmöglich gewesen, wollte nicht das Abendland seiner civilisirenden Mission untreu werden. Das longobardische Volk war bei seinem Versuche, Italien unter Einem Scepter zu vereinigen, weniger an dem schwachen Widerstande der letzten Reste des oströmischen Reichs gescheitert, als an den tiefliegenden Mängeln seiner eigenen politischen und militärischen Verfassung, die sich bald nach seiner Festsetzung in Italien durch die Zerklüftung in zahlreiche Militärlehen kund gaben, wie an der noch tiefer gehenden Unverträglichkeit mit den national-italienischen Elementen in Sprache, Recht, Traditionen. Nach zwei Jahrhunderten ihrer Niederlassung in Italien war den Longobarden ihr Charakter von Fremden noch geblieben und, zahlreicher anderer Zeugnisse nicht zu gedenken, hat es tiefen Sinn, wenn unter Paul I. (757) „omnis senatus atque universi populi generalitas a Deo servatae Romanae Urbis" dem Könige Pipin von der „dilatatio huius provinciae a vobis de manu gentium ereptae" schreibt. Diese national-italienischen Elemente gelangten im Kirchenstaate zur Geltung und sicherten dessen Constituirung im Gegensatze gegen das durch die Longobarden repräsentirte fremde Princip. Nie ist ein Staat unter so merkwürdigen Umständen, bei einem gewaltigen Zusammenstoß, unter so allgemeiner Zustimmung entstanden, infolge consequenten Handelns einer Reihe ausgezeichneter Männer, infolge ihres moralisirenden Einflusses nicht nur auf die zunächst betheiligten Völkerschaften, die sie, inmitten so vieler Noth und Bedrängnisse, als ihre steten Fürredner und wirksamen Beschützer erkannt hatten, sondern auf die ganze christliche Welt. Diesen moralisirenden Einfluß lebendig zu erhalten, diese große Mission der Kirche zu erfüllen, war die weltliche Unabhängigkeit der Päpste vonnöthen: gäbe es in der Geschichte Italiens und des Papstthums keine andere Periode als die der letzten longobardischen Zeiten oder die nachmalige der zerfallenden karolingischen Herrschaft, so müßte diese Nothwendigkeit jedem klar werden. Und gleichsam als sollten auch die positiven Rechtstitel nicht fehlen, erstand die neue Gestaltung gerade in dem Moment, wo das alte Recht des Reichs in Italien erlosch, von den Päpsten auch dann noch anerkannt, als es kaum mehr geblieben war als eine bloße Formel und ein Name.

Es erregt Verwunderung, dies von unserm Verfasser so wenig beherzigt zu sehen. Er klagt über die irdische Herrschaft, durch welche die Kirche sich verweltlicht, ihre Häupter sich demoralisirt und in widerspruchsvoller Doppelnatur in das materielle Treiben der Politik versenkt haben. Aber er bedenkt nicht, daß die Häupter dieser Kirche, nur indem sie in ihrer Eigenschaft als weltliche Herrscher gesichert waren vor fremder Obergewalt, der Welt und der Civilisation jene unsterblichen Dienste zu leisten vermochten, welche, abgesehen von ihrem eigentlich kirchlichen Einflusse, die Namen vieler unter ihnen in die Reihe der größten Wohlthäter der Menschheit stellen. Er tadelt mit scharfen Worten Papst Stephan II., sich in der Noth Roms noch einmal, zum letzten male, an den byzantinischen Kaiser mit der Bitte um Hülfe gewandt zu haben, „Rom noch einmal dem byzantinischen Joch dargeboten" zu haben und „um den Preis der Rettung seiner eigenen Stellung bereit gewesen zu sein, jenes von neuem seinem Vaterlande aufzulegen". Doch abgesehen davon, daß er hierbei Gefahr läuft, in den Irrthum moderner italienischer Historiker zu verfallen, welche, bei ganz falscher Auffassung von Zeit und Verhältnissen, die Frage der weltlichen Herrschaft des Papstthums schon in ihrem Ursprunge zu lokalisiren und dem leidigen Prokrustesbett der Nationalitätsfrage anzupassen versuchen, spricht die Beschuldigung selber zu Gunsten des Papstes, der an dem Rechte festhielt, solange noch eine Aussicht vorhanden war, nicht die eigene Stellung, sondern die der Kirche und Roms zu retten. Und die ganze Anklage fällt schon durch den bloßen Umstand zu Boden, daß das

„byzantinische Joch" damals nur ein nominelles, Rom in der That von demselben frei war; während das wahre Joch von den Longobarden drohte, wie es stets von seiten derjenigen gedroht hat, die Rom umschließen wollten, welchen Namen immer sie tragen mögen. Zu einem verschiedenen Urtheil über die Gestaltung des Papstthums als weltliche Macht sollte den Historiker schon die naheliegende Betrachtung auffordern, daß weder für Italien, noch für die Welt von anderer als von dieser Seite her Heil und Hülfe zu erwarten stand; nicht von den im 8. Jahrhundert in Grausamkeit und Lust, in Formendienst und Spitzfindigkeiten untergegangenen Griechen, die alle Fähigkeit das Abendland zu begreifen verloren hatten; nicht von den Longobarden, von denen unser Verfasser selbst sagt, daß Zwiespalt, Priesterränke, Klima sie gebrochen, daß das Reich Alboin's nur noch eine fürchterliche Larve war. Und von dort sollte die Rettung ausgehen? Nein, nur von der Kirche konnte sie kommen. Dazu aber bedurfte die Kirche der durch die weltliche Macht gesicherten Unabhängigkeit, und das geistige Element der Kirche hat die durch die Vermengung mit dem Irdischen drohende Verweltlichung auch in den schlimmsten Krisen endlich besiegt.

Wir müssen hier einen Augenblick innehalten und uns in Rom selbst umsehen nach dem, was die zuletzt genannten Päpste, von Gregor II. an, für die Stadt gethan haben. Die Zeiten waren nicht günstig: Kriegsbedrängniß drückte zugleich mit der politischen Lage. So finden wir denn auch Gregor II. und III. besonders mit der Herstellung der Mauern Roms beschäftigt, die, wenngleich an manchen Stellen verfallen, doch stark genug waren, der damaligen Belagerungskunst Trotz zu bieten. Auch Civita-Vecchias Mauern verstärkte der zweite der genannten Päpste. Aber er vergaß der kirchlichen Bauten nicht, und während er die Confession der Basilika St.-Peter's mit glänzendem Schmuck an Säulen und silbernem Gebälk ausstattete, schützte er das Pantheon durch ein neues Bleidach. Die durch den Bildersturm aus dem Morgenlande verscheuchte Kunst flüchtete sich währenddessen nach Italien. Neues Leben konnte sie der dortigen Kunst nicht zuführen, da sie selbst schon erstarrt war zu jenen Typen, welche, immer dürftiger in Rücksicht auf Form, immer geistloser im Ausdruck, erst der Wiedererweckung der abendländischen bildenden Kunst wichen; wol aber konnte sie mechanische Fertigkeit lehren und jenen stofflichen Reichthum bringen, an welchem die Orientalen sich von jeher erfreut haben. Diese orientalische Pracht gab sich unter anderm in jenen Seidenteppichen und Gewändern, namentlich kirchlichen, mit reicher Goldstickerei kund, von denen uns aus der in Rede stehenden, wie aus der karolingischen Zeit so schöne Proben geblieben sind. Wenn Papst Zacharias das lateranische Patriarchium, die Residenz des römischen Bischofs, vielfach erweiterte und umbaute, so machte er sich um Rom besonders verdient durch die Anlage jener Colonengehöfte, Domuscultä, welche der zunehmenden Verödung der Campagna entgegenarbeiten sollten, was ihnen ohne die stets wiederholte Kriegsnoth leichter geworden wäre. Und Stephan II. machte sich verdient durch Wiederherstellung älterer, Anlage neuer Hospizien in Rom, wo, bei dem jährlich sich wiederholenden Andrang von Pilgern aus allen Erdgegenden dergleichen Anstalten zur Aufnahme von Wanderern und Kranken noth thaten, wie sie denn schon damals auch von Fremden und für Fremde angelegt wurden, so von jenem wessexschen Könige Ina, an welchen heute noch der Name des von dem großen Papste Innocenz III. in der leoninischen Stadt erneuten Spitals Santo-Spirito in Sassia erinnert. Denn Rom war damals schon, wie acht Jahrhunderte später Montaigne es schildert, „seule ville commune etuniverselle; le magistrat souverain qui y commande est recognnû pareillement ailleurs; c'est la ville métropolitaine de toutes les nations chrestiennes: l'Espaignol et le François, chacun y est chez soi."

Die Pontificate Paul's I. und Stephan's III. (IV.) (757—772) verstrichen so unter beständigen Zerwürfnissen mit Longobarden und Griechen, wie unter blutigen Kämpfen in Rom selbst. Denn beim Tode des erstern traten plötzlich Parteien ins Leben, die sich, inmitten der Streitigkeiten um die Herrschaft in Italien zwischen fremden Nationen aus einem Gemisch einheimischer und fremder Elemente gebildet hatten. Ein gewaltthätiger Versuch, die päpstliche Würde zu erlangen, und ein an Verrath und Mord reicher Zwiespalt zwischen einer longobardischen und einer fränkischen Faction, waren das Vorspiel späterer Parteikämpfe, an denen keine Stadt so reich gewesen ist wie Rom. Die Lage des Papstthums wurde eine bedrohte, als eine doppelte Verschwägerung zwischen dem fränkischen und dem longobardischen Königshause der Politik der Söhne Pipin's eine andere Wendung geben konnte. Aber die Zersprengung des kaum geschlossenen Bündnisses durch König Karl, seit 772 Alleinherrscher der Franken, entschied die italienischen Geschicke. Denn König Desiderius, auf seinen vormaligen Eidam ebenso wie auf Papst Hadrian (772—795) zürnend, der seinem persönlichen Einfluß in Rom durch Hinwegräumung des Hauptes der longobardischen Partei ein Ende gemacht hatte, nahm Karl's Gegner in Pavia auf, während er die päpstlichen Städte im Exarchat und in Tuscien mit Krieg überzog. In Viterbo schreckten ihn die kirchlichen Drohungen zurück: Karl aber stand im September 773 mit gewaltiger Heeresmacht vor jenem Engpaß, auf welchen heute das Kloster von S.-Michele della Chiusa hinabschaut. Die Longobarden flohen, und während die Franken Pavia und Verona, ihre Hauptfesten, umlagerten, ging König Karl das Osterfest in Rom zuzubringen. Am 2. April 774 traf er mit dem Papst unter dem Porticus der Peterskirche zusammen. Der Patritius Roms und Beschützer vor der longobardischen Bedrängniß war aufs glänzendste empfangen worden. Er betete am Apostelgrabe, dann zog er über die hadrianische Brücke in die eigentliche Stadt und nach dem Lateran. Die Ostermesse las der Papst in Sta.-Maria maggiore; heute noch ist die Station am Ostersonntage in dieser Kirche, zum Andenken an Papst Gregor den Großen, der an gedachtem Tage dort das Meßopfer feierte und dem der Engel auf

60 *

das Pax domini antwortete. Am 6. April bestätigte Karl in St.-Peter feierlich die Pipin'sche Schenkung, deren Ausdehnung auf andere Provinzen dahingestellt bleiben mag. Aber auch die Machtbefugnisse des Königs, als Patritius und Defensor, wurden festgestellt: höchste Gerichtsbarkeit in Rom, im Ducat und im Exarchat.

Bald darauf fiel Pavia, und mit dem Fall der Hauptstadt endete das Longobardenreich, „mit geringem Ruhm", sagt Balbo, „wie es bestanden war". Er fährt fort:

Diese Nation, während ihrer Herrschaft mehr als andere barbarische Stämme von den Italienern verschieden und sich getrennt haltend, vermengte und vermischte sich mit ihnen in gemeinsamer Knechtschaft. Ihre politische Existenz war vernichtet, nicht vernichtet noch vertrieben ihre Stämme; Gesetze und Gebräuche in Menge erhielten sich jahrhundertelang, und bis auf den heutigen Tag fließt viel longobardisches Blut in italienischen Adern, und viele ihrer Worte sind in der Sprache geblieben, wie in der Mehrzahl der Dialekte der Halbinsel.

Es ist das, was Manzoni, in dem ersten Chor des „Adelchi", so unnachahmlich schön dem seine Hoffnung in die Franken setzenden römischen Volke vorhersagt, welches lautet:

Con agile speme precorre l'evento
E sogna la fine del duro servir.

Karl war 32 Jahre alt, als die Longobardenherrschaft in Trümmer ging. Er löste das Reich nicht auf: er setzte sich dessen Krone aufs Haupt und ließ die meisten Einrichtungen fortbestehen. Die Verhältnisse des Herzogthums Spoleto, das zum fränkischen Reiche gehörte, obgleich dem Heiligen Stuhl Ansprüche zustanden; die von Benevent, welche den König wiederholt nach Italien riefen; die Beziehungen des römischen Pontificats zu Ravenna, schwierig wegen der Autorität des dortigen erzbischöflichen Stuhls gehören weniger in den Kreis der Geschichte Roms, als in den Bereich der Geschichte des Kirchenstaats. Langsam aber unaufhaltsam schritt die Umwandelung in Italien vor, theils gehemmt, theils gefördert durch äußere Facta, wie die Kämpfe von Desider's Sohne Adelgis, in welchem die Opposition seines Volks lange Zeit ihren Mittelpunkt fand. Karl war mehrmals in Italien, wo das Longobardenheer ihm gegen Einfälle der Hunnen Beistand leistete, wie das römische Heer gegen die Griechen, denen noch ein Theil der südlichen Küste gehörte. Seine Verhältnisse zu Rom und zu den dem Heiligen Stuhl geschenkten Provinzen, in Betreff deren, sofern es sich um eigentliche Souveränetätsrechte oder bloße Grundeigenthumsrechte handelte, es nie an Widersprüchen, Vorstellungen, Klagen fehlte, waren die eines Schirmherrn mit oberster Jurisdiction. So verhielt es sich unter Papst Hadrian's Regierung, die mit dem Jahre 795 zu Ende ging. Ihm folgte Leo III., der die Anerkennung der patricischen Schutzgewalt des Königs, dem Papste selbst zur Herrschaft in Rom nothwendig, erneute. Die Empörungen unter Stephan III. hatten die Schwäche dieser Herrschaft inmitten der städtischen Parteiungen an den Tag gelegt. Leo sollte dies in noch vollerm Maße erfahren, in einem Aufstande mächtiger Bürger unter Führung von Verwandten des verstorbenen Papstes; ein Aufstand, dem der Papst persönlich zum Opfer gefallen wäre, hätten ihn nicht der Herzog von Spoleto und ein fränkischer Bote gerettet. Wie Stephan II., zog er im Jahre 799 über die Alpen. In Paderborn ward der Papst vom Könige empfangen; am 29. November zog er wieder in die unterwürfig und ehrfurchtsvoll ihn aufnehmende Stadt ein.

Im folgenden Jahre war Karl nochmals in Italien. Am 24. November kam er in Rom an. In den vaticanischen Stanzen hat der größte Maler der Welt die Scene des Reinigungseides dargestellt, durch welchen Leo, vor der in St.-Peter gehaltenen Versammlung von Klerus, Adel, Bürgerschaft, Römern wie Franken, aus freien Stücken sich von den durch die Aufrührer wider ihn erhobenen Beschuldigungen läuterte. Am Weihnachtstage setzte in dieser nämlichen Basilika der Papst dem Frankenkönige die Krone der römischen Imperatoren aufs Haupt, 324 Jahre nach dem Erlöschen der Kaiserwürde des Westreichs. Unser Verfasser sagt richtig und schön:

Das westliche Imperium wurde erneuert, doch mit einem kühnen Zuge aus der Sphäre der gemeinen, blos politischen Ursachen gerückt und an den göttlichen Willen oder das weltregierende Amt Christi geknüpft, als dessen Ausfluß oder Lehre es gedacht wurde. Dies Vorstellen war mystisch wie die religiöse Phantasie jener Epoche selbst. Der nüchterne Verstand mag es deshalb belächeln, oder aus den spätern Kämpfen um die Kaiserkrone und aus dem Streit der Kirche mit dem Staate, die politische Unzulänglichkeit der Idee beweisen. Aber es wird nicht geleugnet werden können, daß die Erzeugung eines höhern Princips, als es das blos politische der altrömischen Weltmonarchie, und das absolute des Justinianischen Staats war, eine große Production jenes Jahrhunderts gewesen ist. Die Freiheit der Kirche oder des Geistes, welche jenes Justinianische Princip angefochten und dem Politismus zu unterwerfen gedroht hatte, ward für immer proclamirt; dem orientalischen oder byzantinischen Staat, der an seiner eigenen ungegliederten Despotie zur Mumie werden sollte, wurde das abendländische, vielgegliederte, germanisch-römische Reich als christliches Imperium gegenübergestellt. Das Leben der Völker wurde nun an ein doppeltes ideelles System von Kirche und Reich gebunden, in einem zwiefachen sittlichen Einheitspunkte gesammelt und deshalb dialektisch bewegt; es wurde endlich vor der rohen Veräußerung und Vereinzelung bewahrt. Dies System erzeugte eine große geschichtliche Strömung; es schuf ein allgemeines Gut der Cultur, der Wissenschaft und Kunst, des Rechts.

Bei diesem weltgeschichtlichen Moment hält der zweite Band des vorliegenden Werks inne. Bevor wir aber für jetzt von demselben scheiden, betrachten wir noch, wenngleich nur flüchtig, die Zustände der Stadt in dem zuletzt besprochenen Zeitraum. Noch waren neue Kirchen in Rom entstanden. So in den Trümmern des hadrianischen Tempels der Venus und Roma, zwischen Forum und Colosseum, Sta.-Maria Nuova, heute nach einer frommen Frau der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Francesca de' Bucci, Sta.-Francesca Romana genannt; S.-Silvestro in capite u. a. Zugleich wurden ältere, schon verfallende Kirchen hergestellt, sodaß manches, was man frühern Zeiten beizumessen geneigt war oder ist, diesem 8. Jahrhundert und dem folgenden angehört. Die Basiliken wurden reicher geschmückt und durch Anbau und Portiken gemehrt, und in immer größerer Zahl wurden aus der den Verwüstungen durch Feindeshand preisgegebenen Campagna die in den Katakomben beigesetzten Leiber der Heiligen und Märtyrer nach der Stadt gebracht.

Aber dieselben kriegerischen Zustände veranlassen auch die Päpste mehr und mehr für materielle Interessen zu sorgen. Hadrian stellte, gleich seinen Vorgängern, Mauern und Aquäducte her. Er benutzte sodann die durch den fränkischen Schutz gewonnene größere Sicherheit zu einem neuen Versuch, durch Colonisirung der fortschreitenden Verödung der Umgebung Einhalt zu thun; ein Versuch, der zeitweilig, so in der Domusculta Capracoro, von bedeutendem Erfolg gekrönt wurde. Die Kunst schloß sich großentheils orientalischen Mustern an und bewegte sich namentlich im Gebiete der Ornamentik. Die Wissenschaft war im ganzen tief gesunken, und byzantinischer geschmackloser Pomp hatte sich mit barbarischer Roheit so zum Untergang der Sprache wie des Wissens verschworen.

Die Zeugnisse über die innern und städtischen Verhältnisse sind bis zum Ende des 8. Jahrhunderts gering an Zahl und verworren, sodaß es äußerst schwer und unsicher ist, sich aus denselben ein Bild zusammenzustellen. Die Dreitheilung des Volks in Klerus, höhern Bürger- oder Wehrmannstand und Masse des untern Standes, ward bereits angedeutet. Seit dem Beginn der byzantinischen Epoche hatte die Noth der Zeit die Stadtverfassung wesentlich für kriegerische Zwecke umgewandelt, und infolge der Unfähigkeit oder Sorglosigkeit der kaiserlichen Herrschaft war das ursprünglich kaiserliche Heerwesen allmählich ein städtisches geworden, sodaß die Miliz einen entschieden römisch-nationalen Charakter annahm und eine der festesten Stützen der aufkommenden Papstmacht wurde. Der städtische Charakter dieser Miliz oder des Exercitus Romanus, ergibt sich auch aus ihrer zunftartigen Eintheilung in Scholae, deren Patrone, militärische oder Ehrenvorsteher, den vornehmen Geschlechtern entnommen wurden. Wie beim Heerwesen, bestand auch bei den übrigen Ständen und Beschäftigungen die Zunftform, welche seit Roms ältesten Zeiten, und das ganze italienische Mittelalter hindurch, die vorwaltende ist. Die Zünfte oder Scholen der Fremden schlossen sich dem 7. Jahrhundert den städtischen an. Sachsen, Franken, Longobarden, Friesen, wie Griechen und Juden, hatten ihre Scholä, an die heute noch manches erinnert. Der alte Senat scheint in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts untergegangen zu sein, und wenn beim Verfall der griechischen Herrschaft der Name wieder auftaucht, war es vielleicht nur die Tradition, ein Gesammtausdruck für den höhern Adel oder die Optimates, welchem die Congregatio populi gegenüberstand, nicht als Reichs- oder Rathsbehörde. Das Titelwesen, welches die klare Anschauung von Dingen so oft hindert, hatte schon begonnen, die Ausdrücke Consul, Dux u. s. w. einschließend. Ein Amtsverhältniß, z. B. von Consuln als städtische Beamte, ist unerwiesen.

Der Exarch ernannte die obersten Verwaltungsbehörden und richterlichen Beamten unter dem Dux Romanus, dessen Amt bis gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts bestand. Die Päpste traten dann in dieser Beziehung an die Stelle der Exarchen, und so die Besetzung der richterlichen und andern Stellen, wie das oberste Stadtregiment lagen wesentlich in ihren Händen, denn die demokratischen Elemente entwickelten sich erst später. Sie theilten sich aber, abgesehen von den Befugnissen des kaiserlichen Präfecten, in die Autorität mit den Optimaten, hauptsächlich eine Beamtenhierarchie mit militärischen Bestandtheilen, theilweise zugleich Judices und große Grundbesitzer. Ob die alten Familien so ausgestorben waren, wie der Verfasser und Papencordt behaupten, mag dahingestellt bleiben. Wesen und Personal der städtischen Verwaltung sind dunkel, und man muß sich hüten, spätere Zustände aus dieser frühen Zeit herzuleiten. Die Regionen Roms erhielten sich übrigens fortwährend maßgebend für diese Verwaltung wie für die Lokaleintheilung.

Die päpstliche Hofhaltung oder das Palatium war weitverzweigt und schon im 9. Jahrhundert streng gegliedert. Sie umfaßte kirchliche Dinge ebenso wie weltliche Administration. Im lateranischen Patriarchium war ein Ministerium eingerichtet, in den Formen wesentlich dem byzantinischen System sich anschließend, mit sieben großen Beamten, Judices de Clero, Klerikern (Subdiakonen), als Häupter von ebenso vielen Zünften von Beamten, aus denen die Verwalter u. s. w. der Provinzen hervorgingen, und eigentliche Chefs der ausübenden Gewalt. Neben ihnen die Hausofficianten im engern Sinne, aus denen die spätere päpstliche Kammer entstand. Die Verwaltung der Städte des Gebiets schloß sich theils in ihren Formen der römischen an, theils bewahrte sie, je nach den frühern Verhältnissen der Städte, verschiedene, in manchen Fällen autonome Elemente. Das eigentliche römische Gebiet, der Ducatus Romanus, wie er unter der Hoheit des Reichs mittelbar unter dem Exarchen stand, bis dessen Autorität und mit derselben jene des von ihm ernannten Dux, factisch an die römischen Bischöfe und durch diese an den zum Patritius erklärten Frankenkönig überging, wurde, wie heute noch der südliche Theil des Kirchenstaats, durch die Tiber in zwei Hälften, Etrurien und Campanien, geschieden. Dies Gebiet umfaßte den größern Theil der heutigen Comarca, nebst den Delegationen Civita-vecchia und Frosinone und der kleinen südlichen Hälfte jener von Viterbo. Auf der etrurischen Seite bildete die Grenze die Marta, welche, der natürliche Emissar des Sees von Bolsena, nicht weit von Corneto in das Meer fällt; auf der campanischen Seite der kleine Fluß Amasano, der zwischen dem Vorgebirge der Circe und Terracina mündet. Von hier an zog sich die Landgrenze nordwestwärts den Liris (Garigliano) und Anio entlang nach Nera und Tiber. Das alte Latium, ein Theil Etruriens, Umbriens und der Sabina, in verschiedenen Zeiten verschiedene Namen tragend; mit zahlreichen Städten, von denen im etruskischen Theile Centumcellä (Civita-Vecchia) und Nepe die bedeutendsten, die in der latinischen Strandgegend (Maritima) schon seit der alten Kaiserzeit nur magni nominis umbra und von Tradition und Dichtung belebt, während die nordwärts der Volsker- und Latinerberge gelegenen Orte nicht ohne Wichtigkeit und Blüte waren. Die Tuscia regia und ducalis, das Herzogthum Spoleto, das sicilische Patriciat der Byzantiner umschlossen diese Gebiete.

Es konnte nicht im Zweck der gegenwärtigen, für einen weiten und verschiedenartig zusammengesetzten Leserkreis bestimmten Anzeige liegen, in kritisches Detail einzugehen: nur eine allgemeine Uebersicht des Ganges der Darstellung, oder vielmehr eine möglichst selbständige und zusammenhängende Skizze der Geschichte Roms während der in den vorliegenden beiden Bänden betrachteten verhängnißvollen Zeit zu geben, war die Absicht. Auf die großen Vorzüge des Buchs ist wiederholt hingedeutet worden. Ungemeines Formtalent so in der Schilderung wie in der Charakteristik, wahrer historischer Sinn, der das Prägnante des Moments und der Situation richtig erfaßt, glückliche Bewältigung des massenhaften geschichtlichen Stoffs verschiedenster Art, scharfer Blick für die Bedeutung des culturgeschichtlichen Elements, finden in der genauen Lokalkenntniß einen fruchtbaren Boden und festen Rückhalt. Ein katholischer Autor würde manches anders aufgefaßt und dargestellt haben: auf das, was z. B. in der Geschichte der ältesten kirchlichen Epoche wie in jener der Entstehung des Kirchenstaats vermischt wird, ist schon hingedeutet worden. Aber während man einzelne, meist wenig oder nicht zur Sache gehörige epigrammatische Bemerkungen wegwünschen möchte, wäre es um so unbilliger mit dem Verfasser wegen religiöser Anschauungen zu rechten, da er sich in vielen Fällen anerkennend und stets maßvoll zeigt. Mit Ungeduld erwarten wir ihn in den Partien, wo die Eigenthümlichkeit Roms als mittelalterliche Stadt sich schärfer und pittoresker zeichnet, wo wieder Römer als solche auf die Bühne treten, nach denen wir uns, mit Ausschluß einzelner Päpste, vergebens umsehen in der longobardischen und ersten karolingischen Zeit, wo das aristokratisch-nationale Element sich in Crescentius dem Kaiserthum, das liberal-religiöse in Arnold von Brescia zugleich dem Kaiser- und Papstthum, das demokratisch-alterthümelnde in Cola di Rienzo der Vicar- und Baronalherrschaft in den Weg wirft, jedes auf seine Art eine Wiedererweckung des alten Rom versuchend, die mislingen mußte, weil das Rom, das sie träumten, nicht schlummerte, sondern todt war, wie auch die merkwürdigen Zustände während des großen Schismas deutlich machten. Ein Urkundenbuch wird ein nothwendiger Begleiter einer solchen Arbeit werden: Pläne der Stadt für die verschiedenen Epochen würden eine beinahe ebenso nöthige Zugabe sein. Ihre Ausarbeitung ist nicht leicht, aber sie ist möglich unter Berücksichtigung handschriftlichen Materials, wie der zuverlässigen Daten der Oertlichkeit und der ältesten Titel- und Urkundensammlungen, für welche namentlich in der jüngsten Zeit in verschiedenster Weise, durch die Verfasser der „Beschreibung der Stadt Rom", durch Giesebrecht, Höfler, Ozanam, Nibby, Marchi, de Rossi u. a. so viel geschehen ist. Und hiermit nehmen wir für jetzt von dem tüchtigen und schönen Werke Abschied. *)

Alfred von Reumont.

*) Wir berichten später über den bereits erschienenen dritten Band des Gregorovius'schen Werks sowie über dessen Fortsetzungen.

D. Red.

Lyrische Versuche.

1. Bitterer Ernst, Humor und Satire. In Versen von H. J. Rundo. Berlin, Plahn. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Vorliegende Sammlung von Reimereien geiselt in traurigen Witzen, holperigen Versen und schlechten Reimen die Thorheiten unserer Zeit, und verschont auch einzelne hochstehende Personen nicht, ein Umstand, der es uns erklärlich macht, weshalb der Verfasser den Cäsarischen Ausspruch: „Jacta est alea!" seinen Gedichten vorgesetzt hat. Der Würfel ist freilich gefallen, H. J. Rundo (Schwalbe) hat seine Reimereien drucken lassen; es wäre aber für ihn besser gewesen, sie wären ungedruckt geblieben. Nicht aber etwa, weil er Gefahr liefe, sich durch die Veröffentlichung derselben die Finger zu verbrennen — nein, wahrlich! das wird nicht geschehen, da dem Witze und der Satire durch die schlechten Verse jede Spitze abgebrochen worden ist —, sondern weil sie in Wahrheit zu schülerhafter Art sind, obschon wir uns mit den in ihnen niedergelegten Tendenzen meistentheils einverstanden erklären. Wenn der Dichter diese seine Gedichte selbst als eine „Limonade" bezeichnet, weil sie aus „bitterm Ernst" (Quelle), „Spaß" (Zucker) und „Satire" (Citrone) gemischt sind, so können wir unmöglich, um auch einen classischen Ausspruch zu gebrauchen, die Behauptung unterdrücken: „Die Limonade ist matt!"

2. Wald- und Jagdbilder. Gedichte von Eduard Paulus. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Schweizerbart. 1861. 16. 18 Ngr.

Zwei Uncorrectheiten: „Samkorn" und „Im Herz", sowie drei schlechte Reime abgerechnet (deckt — legt, beschließen — müssen, Rinde — Splinte) sind diese naturwüchsigen, aus dem Herzen hervorgegangenen Gedichte recht hübsch und wir glauben sie namentlich Freunden des Waldes, besonders Forstleuten empfehlen zu können. Die Mehrzahl derselben führt den Namen der verschiedenen Baumgattungen, und der Dichter hat die specifische Eigenthümlichkeit derselben sowie auch anderer Erscheinungen des Forstes zur Grundlage seiner Betrachtungen gemacht. Er vergöttert den Wald und hat es verstanden, die feinsten Beziehungen auf Menschen und menschliche Zustände mit feinem Gefühl herauszufinden und den Bäumen menschliche Empfindungen und Gefühle zu leihen. Die Gedichte durchweht ein frischer Waldeshauch, sie sind durchaus originell, selbst in den in einigen Gedichten vorkommenden weidmännischen Ausdrücken. Wir müssen jedoch diese Ausdrücke hier tadeln, so schön sie auch sonst den Ohren des Weidmanns klingen mögen; Wörter wie „Aesung" und „falzen" gehören nicht in die Poesie, wir wollen uns dergleichen höchstens in dem Munde des alten Weidmanns, der aus dem Grabe wieder erstanden und murrend über die Neuerungen durch seinen Forst schreitet, gefallen lassen.

3. Verbannt. Dichtung von Ernst Scherenberg. Berlin, Schindler. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Sich in die Lage eines Verbannten versetzend, welcher in dem großen Kampfe um Deutschlands Einheit und Freiheit gefangen genommen, dann entflohen ist und mit Weib und Kind in Amerikas Wildnissen eine neue Heimat sich zu gründen sucht, schildert der Verfasser in 50 lebendigen, kräftigen Gedichten den Seelenschmerz über die getäuschte Hoffnung, die bleibende Heimats- und Vaterlandsliebe, die Hoffnung auf baldige Amnestie, die allerdings endlich gewährt wird, doch nur eine halbe Begnadigung ist und wie ein Hohn klingt, weil alle diejenigen davon ausgeschlossen bleiben sollen, die „frevelnd mit offenen Waffen" wider den Fürsten gestritten haben. Um Gnade flehen will er nicht:

> Man sprach zu mir: „Wir wollen dir vergeben,
> Nur mußt du reuevoll um Gnade flehn!"
> Armsel'ge Thoren! nimmer möcht' ich leben,
> Dürft' ich nicht stolz auf das Vergangne sehn.

Wofür ich stritt, das sollt' ich widerrufen?
Ich stritt für nichts als unser gutes Recht!
Doch trat ich fordernd vor des Thrones Stufen
Und war doch nichts als nur ein niedrer Knecht.

Das war mein Frevel! Und um ihn zu rächen,
Verdammte mich ein fürstliches Gericht!
Mag stückweis auch mein stolzes Herz zerbrechen,
Um Fürstengnade — hört es — fleh' ich nicht!

Sein Weib stirbt an gebrochenem Herzen, noch bevor sein liebes deutsches Volk sich gegen einen äußern angreifenden Feind erhebt und es ihm vergönnt sein würde, ins Vaterland heimzukehren. Er ist schon zu alt und schwach geworden:

Wär' ich nicht alt, zum Kampfe würd' ich eilen,
Bin ich auch gleich geächtet und verbannt!
Du bist noch jung, und möchtest feige weilen?
Nein, nein, mein Sohn, zieh hin ins Vaterland!

Der Sohn, in welchem der Geist des Vaters lebt, thut, wie dieser ihm befiehlt, leiht Deutschland seinen starken Arm zur Vertreibung der Feinde und zur endlichen Gewinnung der Freiheit, dann kehrt er wieder in die Arme des ihn sehnsüchtig erwartenden Vaters zurück, um ihn mit hinüberzunehmen in die freie deutsche Heimat. Der Vater aber, bereits sein Ende erwartend, entgegnet:

Wol wird sich Deutschlands Zukunft reich erschließen!
Dies sei mein letztes, brünstiges Gebet;
Du wirst noch lang der Freiheit Frucht genießen!
Jedoch für mich kam dieser Tag zu spät!

Mein Auge wird die Heimat nicht mehr sehen,
Nur meine Asche leg' in deutsches Land;
Mich aber laß in jene Heimat gehen,
Aus der kein Fürstenwort uns mehr verbannt!

4. Gedichte von Ernst Rauscher (Almwart). Klagenfurt, Leon. 1861. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Recht geistvolle und meistentheils schwungreiche lyrische Poesien, die nicht gemacht, sondern in Stunden der Begeisterung gedichtet sind. Nur schade, daß einige derselben durch einzelne unrhythmische Verse und stellenweise auch durch schlechte Reime verunziert sind. So z. B. in der Zueignung:

Mir wird so wohl, wo alles sturmgetrieben,
Ein Herz zu schauen, das noch ruhig geblieben,

Wie leicht wäre es gewesen, den zweiten Vers so umzugestalten:

Ein Herz zu schaun, das ruhig noch geblieben.

Oder S. 88:

Nur fort, nur tiefer noch hinein,
Wo eng mich das Gebirg umschließet,
Die soll mir die schönste Blume sein,
Die in dem tiefsten Grunde sprießet.

Diese und noch einige andere Formfehler, die sich eingeschlichen haben, thun übrigens des Verfassers Dichtertalent, das wir anerkennen müssen, keinen Abbruch, er wird sie in einer neuen Auflage, die wir dem Buche wünschen, mit leichter Mühe verbessern können! Vor allem haben uns die „Sonette aus Venedig" und „Die Nixe im Alpsee" gefallen. Dem Dichter wird niemand, der seine Gedichte liest, eine gewisse Meisterschaft absprechen und jeder, der noch nicht ganz im Materialismus verkommen ist, wird ihm bei folgenden Versen zu einem ermuthigenden Glück auf! warm die Hand im Geiste drücken:

Und wenn die Welt auch unempfindlich
Beim Klange meines Liedes blieb,
Ich singe doch: unüberwindlich
Ist meines Herzens süßer Trieb;
Das Herz ist ewig, unergründet
Und wie der Himmel groß und weit,
Der tiefe Strom des Fühlens mündet
Nur in das Meer der Ewigkeit.

Das Herz, es wird sein Recht schon fodern,
Sich rächen an der kalten Welt,
Ob jetzt auch seiner Flamme Lodern
Verstandesfrost gefesselt hält.
Dann schlägt wol, lächelnd und verwundert
Ob früher Zeiten starrem Lauf,
Dereinst ein wärmeres Jahrhundert
Das — Buch vergeßner Lieder auf!

5. Gedichte von Ernst Jordan. Karlsbad. 1860. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Todtgeborene Kinder einer unreifen Muse. Sie zerfallen in a) „Lieder"; b) „Provenzalische Klänge"; c) „Morgenländische Blüten"; d) „Elegien"; e) „Stimmen aus Palästina"; f) „Seelenbilder und Herzensanalysen"; g) „Karlsbader Gedichte"; h) „Romanzen und sonstige Gedichte". Wir haben uns bemüht, wenigstens eine dieser acht Rubriken rühmlichst hervorheben zu können, aber vergebens. Die eine Abtheilung ist so misrathen als die andere. Wenn wir in diesen zusammengereimten Gedichten die Erhabenheit der Gedanken, sowie die Kühnheit und Wärme der Phantasie vermissen, so begegnen uns dafür auf jeder Seite desto mehr falsche Reime, rhythmische Verstöße und unpassende Bilder. Jordan reimt Bild auf bringt, Diadem auf Juwel, träuft auf steigt, kniet auf liegt, hüpft auf pflückt, Läuten auf weitem, Bogen auf oben, Neues auf Gescheites, Gebirg auf wird, Blick auf Tritt, Odem auf oben, Busch auf Schuß, Tempel auf Engel, Stieg auf pfiff. Es mögen diese Beispiele genügen. Was den Rhythmus anbetrifft, so mag folgende Strophe zum Beleg unsers Urtheils dienen:

Verschwunden ist der Muthwille,
Gebannt der Jugendscherz,
Es herrscht feierliche Stille
Und beklemmt mir das Herz.

Und welch eine unpoetische Ausdrucksweise, wenn auf S. 29 vom Veilchen gesagt wird:

Stichst nur die Menschen in die Nasen,
Wenn sie sich bücken auf den Rasen,
Doch in die Augen stichst du nicht.

An der Behandlung dieser Verse merkt man es leider nicht, welche Fortschritte die Technik heutzutage überhaupt bereits gemacht hat, daß nämlich

Instrumente streichen und blasen
Nach Labitzky's taktirendem Stab.

„Die blasse Maid" (S. 53), eins der bessern Gedichte, ist eine schwache Nachahmung des Schiller'schen „Des Mädchens Klage" und hebt so an:

Der Sturmwind heulet, es brandet die See,
Die Möve ächzet ihr schrillendes Weh,
Am Felsenriff im Trauerkleid
Sitzt eine junge, blasse Maid.
Das Herz ist gebrochen im Liebesweh u. s. w.

Wir stimmen dem im Prologe ausgesprochenen Wunsche des Verfassers vollkommen bei, welchen er im Hinblick auf die Veröffentlichung seiner „Herzensblätter" sagt:

O, wäret ihr daheim geblieben!

6. Lieder der Liebe, nebst einem Anhange vermischter Gedichte von Gustav Schöler. Herausgegeben von O. von der Ludwigsburg. Wetzlar, Otto Groos. 1861. 8.

Der Verfasser dieser kleinen fünf Bogen umfassenden Sammlung ist, wie der Verleger in einem Vorworte bemerkt, ein schlichter Landwirth. Rücksicht nehmend auf diesen Umstand, legen wir einen andern Maßstab bei der Beurtheilung dieser Gedichte an als bei wissenschaftlich gebildeten Poeten. Der allgemeine Charakter dieser Poesien ist eine allzu große Zartheit und sentimentale Weichheit, die wie Mohnduft etwas ermüdend auf den Leser wirkt. Besonders gilt dies von den „Liedern der Liebe".

Die „Vermischten Gedichte" sind im allgemeinen, auch in formeller Beziehung besser, und einige derselben verdienen ein längeres Leben, als dem größern Theile ihrer in Liebe kränkelnden Geschwister beschieden sein wird. Als Beispiel der Schöler'schen Muse theilen wir das Schlußwort unsern Lesern mit:

> Eins ist, um was ich Nacht und Tag
> Den Herrn der Himmel bitte:
> Daß Deutschland er behüten mag
> Vor Welschlands Trug und Sitte;
> Daß er das ehrlich-deutsche Wort
> In unsrer Brust erhalte,
> Und er, als Deutschlands ew'ger Hort,
> Stets in uns, ob uns walte.

7. Gedichte von **Georg Freudenberg**. Wiesbaden, Limbarth. 1860. 16. 15 Ngr.

Größtentheils recht hübsche und mit ziemlicher Formgewandtheit geschriebene Gedichte, deren Wohlklang nur hier und da durch einige unechte Reime und durch das Eigenlob im Epilog gestört wird, welches „trotz allen Geiern und Raben" die Ewigkeit dieser Gedichte voraussetzend, einen gar zu argen Widerspruch mit dem Schiller'schen Motto an der Stirn des Buchs bildet, demzufolge die Lieder nicht länger leben wollen, bis ihr Klang ein fühlendes Herz erfreut hat. Obgleich der Verfasser noch an Erfindung des Stoffs sehr arm ist, so durchweht seine Gedichte doch eine lobenswerthe Frische, sie sind klar und durchsichtig, und wir merken, daß der Dichter sich nicht, wie das leider so vielfach bei jungen Poeten der Fall ist, inhaltslosen Träumereien hingegeben hat. Unter den „Liedern der Liebe" sind besonders die Glossen hervorzuheben, und unter seinen vier Balladen „Der Mönch" und „Höchster Lohn", zwei in schöner Einfachheit gehaltene Gedichte, in welchen der Dichter den Volkston zu treffen sich bemüht. Die schönsten unter den vermischten Gedichten sind: „Blumenleben", „Zwei Rosenknospen" und „Glaube, Liebe, Hoffnung".

8. Bunte Blätter. Gedichte von **Louis Münkel**. Hannover, Helwing. 1861. 16. 20 Ngr.

Die Reime dieser Dichtungen sind durchweg rein und echt, dies ist aber auch fast das einzige Gute, welches wir an ihnen gefunden haben. Wenn wir die vaterländischen, einschließlich die zum Theil gut gelungenen Turnlieder sowie auch einige Dichtungen von humoristischer Färbung ausnehmen, so lassen uns alle übrigen Gedichte völlig kalt und können höchstens in Freundeskreisen Berücksichtigung finden. Den Geist, der dieselben durchweht: Vaterlandsliebe, Religiosität und etwas Humor, wollen wir lobend anerkennen und dem Verfasser den Rath geben, der humoristischen Gattung künftighin besonders seine Muse dienstbar sein zu lassen, weil er für diesen Zweig der Dichtkunst die meiste Anlage zu haben scheint.

9. Bunte Blätter. Gedichte von **A. V. R. Enberg**. Berlin, Springer. 1861. 8. 20 Ngr.

Der Inhalt ist der schönen Ausstattung würdig. Wir können nicht mit der misgünstigen Kritik, welche die „Europa" über diese Gedichte brachte, übereinstimmen. Nach unserm Dafürhalten gehören diese Dichtungen, welche eingetheilt sind in „Romanzen", „Lehrstimmen", „Lieder", „Blumenlieder", „Weidenlieder", „Von der Ostsee", „Sonette und vermischte Gedichte", zu den bessern, die uns in jüngster Zeit in die Hände gekommen sind. Es sind meist tiefempfundene, gedankenreiche und schwungvolle Lieder in reinen, wohl- und vollklingenden Molltönen. Wir greifen, damit der Leser selbst urtheile, ohne Wahl das erste beste Gedicht heraus:

Am Strande.

> Du siehst mich auf- und niederschreiten
> Auf diesem bernsteingelben Strand
> Und fragst: „Was soll das Buch bedeuten,
> Das deine Hand so treu umspannt?"
>
> Es stammt aus meinen Jugendjahren,
> Und meine Lieder stehen drin;
> Es mochte alles wohl bewahren,
> Was je durchbebet meinen Sinn.
>
> Für meine Schmerzen weiß es Namen,
> Mit Worten nennt es meine Lust,
> Und wenn mich Stürme überkamen,
> Ward es das Echo meiner Brust.
>
> Und haucht mich leis beim Meeresrauschen
> Ein Mahnen an aus alter Zeit,
> So mag ich gern dem Traume lauschen,
> Dem Traume alter Seligkeit.
>
> Dann tönen all die trauten Lieder,
> Die hingehaucht der Augenblick,
> Wie ferne Glockenklänge wieder,
> Ein banges, schmerzenvolles Glück.
>
> Die todten Träume alle wallen
> Als Geister zu mir, wunderbar,
> Und ihre Stimme hör' ich schallen
> Im Meeresrauschen hell und klar.
>
> Drum soll beim Auf- und Niederschreiten
> Auf diesem bernsteingelben Strand
> Dies Liederbuch mich stets begleiten,
> Das meine Träume festgebannt.

10. In freien Stunden. Gedichte von **Johann Baptist Müller**. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1861. 16. 1 Thlr.

Die Müller'sche Muse ist kein heiteres, griechisches Götterkind, sondern eine fromme, orthodoxe Christin, die, den Blick beständig nach oben gewandt, nach den Freuden der Erde und den Reizen der Natur nur flüchtig schaut.

Der erste Theil der Sammlung: „Aus dem Leben" enthält in wohlklingenden Sonetten philosophisch-religiöse Betrachtungen, Mahnungen und Lebensregeln. Es sind dies unstreitig die besten Gedichte der Sammlung. Die zweite Abtheilung, vermischte Gedichte enthaltend, ist, wenn auch meistens in correcten Versen gesungen, doch nicht den Sonetten gleichzustellen. Sie sind matter und schwungloser, und man merkt es, daß der Verfasser, der durchaus Lyriker ist, sich hier auf ein ferner liegendes Gebiet gewagt und auch in seinen Balladenstoffen, wie in „Die Schildwache", „Der Weberjunge", „Die Dorflinde", einen Misgriff gethan hat. In dem letztgenannten Gedicht wundert sich eine Dorflinde, wie ein altes, mit der Zeit nicht fortgeschrittenes Mütterchen, über die Veränderungen in der Menschenwelt, klagt über das Aussterben des alten, in Einfachheit und Einfalt dahinlebenden Geschlechts, „welches in Haus und Kirche gute Zucht" hielt, und beschuldigt die neue Zeit der Genußsucht, des Hasses und Neides. Aber dieselbe Linde, die allabendlich einen Männerkreis, schlicht und recht, um sich stehen sah, der „nach des Tagewerks Müh' und Schweiß vergnügt zum Himmel schaute", dieselbe Linde sah gewiß auch neben sich einen Galgen stehen und alljährlich einige Scheiterhaufen rauchen. Vielleicht hat sie auch noch ärgere Dinge gesehen, wovon sich der Poet nichts träumen läßt. Und welche Poesie ist das:

> So sah Genußsucht, Haß und Neid
> Umher im Dorf ich wühlen;
> Wer wüßte da von Lieb' Bescheid
> Von Treue — von Mitfühlen?

Uebrigens sind dies die schlechtesten Verse der ganzen Sammlung, die sonst, was die Form anlangt, wenig zu wünschen übrig lassen. Die biblischen Sonette sind schwungvoll und formschön und zeugen von einem nicht gewöhnlichen Dichtertalent. Auch der zweite Theil: „Liebe um Liebe", enthält manches Schöne, doch würden wir diese gelegentlichen Schmerzensklänge nicht veröffentlicht haben.

11. Gedichte aus der Aloysianischen Akademie im bischöflichen Seminar zu Eichstätt. Eichstätt. 1860. 16. 15 Ngr.

Wenn aus der Aloysianischen Akademie im bischöflichen Seminar zu Eichstätt nicht bessere Geisteserzeugnisse als diese Gedichte hervorgehen, dann wird sie sich keinen großen Ruhm erwerben und wir verlangen keine weitern Bekanntschaften mit den dortigen Musen zu machen. Dieses uns vorliegende Machwerk ist, ganz abgesehen von den größtentheils sehr holperigen Versen, ein blühender Unsinn. Der Leser wird an dem Anfange des ersten Gedichts, welches „Des Kreuzes Fluch und Segen" überschrieben ist, vollkommen genug haben:

Ein Engel hat es herabgebracht
Nach jenem wehevollen Fall,
Still ragt es empor in einsamer Wacht,
Der Erde ahnend Trost und Qual.
Des Wehes Strom ist es ergossen,
Der durch die Welt hinbraust die Bahn,
Ein Fluch von Ort zu Ort gestoßen,
Ein Todesbote schwankt's heran.
In tiefverschlungnen Waldesnächten
Sieht es der Wilde schreckerfüllt,
Im Bunde mit den Unglücksmächten
Schleicht hin das bleiche Jammerbild.
Und aus des Reichen goldnen Tagen
Steigt's auf mit gramumwalltem Haupt,
Ein finstrer Geist mit dumpfen Klagen
Ist's nah', wo nur die Lust sich glaubt.
Und um die Erde kreist es immer
Und wirft des Todes Anker aus;
Den düstern Wandel schließt es nimmer,
Nicht Heimat hat's, nicht Vaterhaus.
Es zieht einher mit dunkeln Schwingen,
Und wird des ew'gen Fluchs nicht müd',
Und immer hörst du's leise klingen
Ein wehdurchdrungnes Todtenlied.

Ja wol! möchte man ausrufen, ein wehdurchdrungnes Todtenlied! Doch weiter, damit der Leser auch erfährt, wer das „still emporragende" Wesen, „des Wehes Strom", „der Fluch", „der Todesbote", „das Jammerbild", „der finstre Geist" eigentlich ist:

Kein Frevler kann ihm ja entgehen,
Ihn schreckt dahin des Fluchgeists Macht,
Ob seinem Haupte sieht er's stehen,
Ein drohend Unglück, Tag und Nacht.
Es bebt die Welt und schaut den Boten
Der rachentflammten Gottheit nah',
Das Nachtbild aus dem Reich der Todten
Das starre Aug' ersterbend sah.
Und „Schicksal" nennen sie's mit Beben,
Und baun dem Gotte den Altar,
Was nur ein Traum vom künft'gen Leben,
Des Kreuzes mahnend Walten war.

Wo der Verfasser Schiller copirt hat, fließt seine Hippokrene am reinsten:

Wo eilst du hin, mein Junge? (der Frühling nämlich)
Was flügelt deinen Schritt?
Nimmst du in deinem Körbchen
Auch deine Blumen mit?

2. Triumph der Hoffnung. Ein poetischer Versuch von Kuno von der Kettenburg. Mainz, Kirchheim. 1861. 16. 7½ Ngr.

Ein zwei Bogen umfassendes allegorisches Gedicht, in welem kurz vor Vertreibung der Franzosen aus Deutschland der chutzgeist Germaniens, Körner's Geist, ein Schicksalsengel, ermania und des jungen Dichters Geist in leidlichen Versen h über Deutschlands Erniedrigung und seine Zukunft unterlten. Wir hätten gewünscht, der jugendliche Dichter hätte in seinem poetischen Vorworte den Mund weniger voll genommen und uns nicht von vornherein entgegengedonnert, unsern „Krittelgeist zu bemeistern", denn da wir augenblicklich seinem kategorischen Imperativ nicht Folge leisten und zu „gediegenerm Gesange" uns begeistern können, so sehen wir uns genöthigt, unser Urtheil über diesen „poetischen Versuch" zurückzuhalten.

13. Gedichte von Karl Mörle. Leipzig, Kollmann. 1861. 16. 20 Ngr.

Manches Schöne unter viel Mittelmäßigem. Die rein lyrischen Sachen sind dem Verfasser am besten gelungen, wiewol hier und da auch einige Uncorrectheiten und Härten mit durchschlüpfen, wie z. B. dem Herz, ein' Spiegel, dein Herze. Die Balladen sind unbedeutend, und das epische Gedicht „Donna Elvira" ist mit Ausnahme weniger gelungener Stellen fast durchweg aus gereimte Prosa. Gleich der Anfang ist matt und holperig:

Im schönen Spanien, dort im Land
Der Liebe, lag am Ebrostrand
Des stolzen Don Fernando Schloß.
Sein Reichthum war unendlich groß.

Und wie prosaisch und undeutlich zugleich sind diese beiden Verse:

Da fühlte er sich sehr geehrt,
Daß er an Trennung sich nicht kehrt.

Wir könnten ähnliche Stellen noch mehr anführen, doch mag es hiermit sein Bewenden haben.

14. Ein Jahr der Jugend. Von Max Jähns. Dresden, National-Lotterie-Druckerei. 1861. 8.

Wie der Verfasser in einer längern Vorrede bemerkt, sollen diese Gedichte, die absichtlich von jeder politischen Färbung freigehalten sind, „weil heute noch das Erz in Schlacken geht und die Augen der Zeitgenossen noch getrübt sind", nur nach ihrem Kunstwerth beurtheilt werden.

Sie enthalten meistens Lebensregeln, Betrachtungen über das menschliche Sein und menschliche Handlungen, anknüpfend an die 12 Monate. Es gibt dies dem Ganzen einen etwas schablonenhaften Charakter und ist, hinsichtlich dieser Rubricirung an „Witschel's Morgen- und Abendopfer" erinnernd, auf die Dauer etwas ermüdend. Es ist ja auch selbstverständlich, daß eine solche Eintheilung der Phantasie des Dichters einerseits unnütze Fesseln anlegt; weshalb wir mit des Verfassers eigenen Worten hier ausrufen möchten:

Fürwahr ein schlechtes Mittel,
Den Geist allein dem Inhalt zuzuwenden!

Andererseits räumt ihm diese Eintheilung eine zu große Freiheit in der Position der einzelnen Gedichte ein, indem es oft dem Inhalt des Gedichts gemäß ganz gleichgültig ist, ob dasselbe seinen Platz unter dem Mai oder December erhält. Paßt ein Gedicht wie das folgende nicht etwa in jeden Monat?

Klammre dich nicht ängstlich an,
Reiß dich los und sei ein Mann!
Schaukle auf der Lebensflut
Dich mit unbefangnem Muth!

Hoch das Haupt und hoch den Blick!
Spiegle klar das All zurück!
Schreite frei und selbstbewußt
Durch die Welt mit Jugendlust!

Nur wenn du die stolze Stirn
Zeigst dem höchsten Glanzgestirn,
Wandelt dir bei jedem Schritt
Jeder Stern der Schönheit mit.

Wenn du nicht zu zagen brauchst,
Schnell in tiefste Tiefen tauchst,
Glüht dir, wo die Flut sich bricht,
Edler Perlen sanftes Licht.

Klammre dich nicht ängstlich an,
Reiß dich los und sei ein Mann
Und durchdringe [illegible] dreist:
Erd' und Himmel, Herz und Geist!

Diese Gedichte sind durchweg lyrisch, leiten aber doch in das Lehrgedicht hinüber und könnten füglich als Variation über das Cheilontische Thema: „Lerne dich selbst kennen!" bezeichnet werden. Sie sind formschön und wohlklingend, und der Reim läßt nichts zu wünschen übrig, sodaß wir sie auch im Hinblick auf den in ihnen herrschenden Geist und die Fülle der Gedanken unsern Lesern mit Recht empfehlen können.

15. Gedichte von Moritz Ferdinand Weidauer. Herausgegeben von seinen Söhnen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1861. 8. 20 Ngr.

Formgewandte Dichtungen (größtentheils freilich Gelegenheitsgedichte von lokalem Interesse) eines bereits vor fünf Jahren verstorbenen recht gefühlvollen Dichters. Die Herausgeber erkennen es an, daß „es gewagt sei, Erzeugnisse zu publiciren, die ursprünglich nur zu einem ganz kleinen Theile für die Oeffentlichkeit im weitern Sinne geschrieben waren." Wir wissen es ihnen dennoch Dank, denn das größere Lehrgedicht „Der Wald" ist es werth, auch in weitern Kreisen bekannt zu werden, da es sich den bessern Dichtungen dieser Gattung würdig an die Seite stellen darf. Der Dichter, das fühlt man aus seinen Erzeugnissen sogleich heraus, hat, auch bei den Gelegenheitsgedichten, seinen Griffel in sein Herzblut getaucht. Als Beispiel eine Strophe aus dem Gedicht „Der Wald":

Voll Hoheit stehn vor deinen Blicken
Die grünen Bürger dort im Hain,
Vor keinem Machtgebot je beugend ihren Rücken,
Gehorsam dem, der sie erschuf, allein.
Naht die gewalt'ge Axt — sie werden untergehn,
Doch noch im Tode Heil verleihend,
Großmüthig ihrem Mörder selbst verzeihend:
Ein freies Volk, auch noch im Fallen schön.

16. Junge Liebe in alten Tagen. Amerikanische Spätrosen von F. J. Egenter (Benedict Dalei). Stuttgart, Neff. 1861. 8. 20 Ngr.

Diese „Lieder an Inna" sind tiefempfunden, einem wirklich liebenden Herzen entquollen. Ohne den gewöhnlichen Wust von hohlen, schönklingenden Phrasen, womit der gewöhnliche Troß der Liebesdichter seine Gefühlsarmuth zu umhüllen sucht, treten sie uns ungeschminkt und in rührender Einfachheit entgegen, tief die geheimsten Saiten unsers Herzens berührend. Der Verfasser, welcher in der Neuen Welt lebt, ist uns ein sicherer Beweis, daß das Deutschthum inmitten des üppig wuchernden Yankeethums sich die Tugenden seines alten Vaterlandes bewahrt und auch fernerhin unter den schwierigsten Umständen sein deutsches Banner mit der Aufschrift: Treue und Liebe, Wahrheit, Recht und Sitte aufrecht halten und zum endlichen Siege führen wird. Wenn wir die ungekünstelte Einfachheit und ungeschminkte Wahrheit dieser Gedichte rühmlichst hervorheben, so ist damit übrigens noch kein unbedingtes Lob derselben ausgesprochen. Sie haben auch ihren großen Fehler, der sich in sehr vielen Gedichten sehr häufig wiederholt, wir meinen den einer prosaischen und mitunter vulgären Ausdrucksweise, an die sich das Ohr der in Amerika lebenden Deutschen vielleicht leider bald gewöhnt, die aber vor den Gesetzen der Kritik keine Gnade finden darf.

17. Neue Weisen. Von Julius von Soest. Elberfeld, Bädeker. 1860. 16. 24 Ngr.

Fast alle diese Gedichte haben eine religiöse Basis oder Färbung. Wir wollen dies an und für sich nicht tadeln, weil auch solche Gedichte gut sein können. Die Neigung des Verfassers aber, seine Gedichte mit dem religiösen Gewande zu bekleiden, geht so weit, daß er, die himmlische Liebe mit der irdischen vollständig vermengend, mit einem Auge nach den Töchtern der Erde und mit dem andern gen Himmel blickt. Aus solchen Halbheiten kann nichts Gesundes erwachsen:

Da sitz' ich in der Kammer,
Starr' auf die Wand von Stein,
Was ist das für ein Jammer,
Sitzt man so ganz allein.

Ihr Augen, o ihr trüben,
Sucht euch ein Auge schnell,
Das euch mit seinem Lieben
Und seinem Licht erhell'.

Ihr Augen, o ihr feuchten,
Und habt ihr hier kein Licht,
So laßt euch ewig leuchten
Des Heilands Angesicht u. s. w.

Die Reime sind durchweg gut, doch kommen unrhythmische Verse hin und wieder vor, wie z. B. S. 16:

Das Land, das mich geboren
Hab' ich mir auserkoren.

Dort hat Geist, Seel' und Leib genug.

Oder S. 92:

Weh mir Elenden, was soll ich antworten!

Das Gedicht „Der Heiland spricht" auf S. 24 ist nach Form und Inhalt eine gar zu sklavische Nachahmung des bekannten Liedes: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, Daß man vom Liebsten, das man hat, Muß scheiden". Das Gedicht beginnt:

Kind, willst du wagen meine Last,
Mußt du vom Liebsten, was du hast,
Dich scheiden.

18. Von Herzen. Lieder vom Verfasser des „Hölty". Augsburg, von Jenisch und Stage. 1860. 16. 9 Ngr.

Anstatt die Gedichte durch wiederholtes Feilen und Glätten erst einer gewissen Vollendung entgegenreifen zu lassen, kann die Mehrzahl unserer heutigen Dichter nie die Zeit abwarten, vor die Oeffentlichkeit zu treten und sich — tadeln zu lassen. Auch für diese Gedichte wäre es besser gewesen, wenn der Verfasser sie einer sorgfältigen Sichtung und Glättung unterworfen hätte. Sie gehören im allgemeinen allerdings nicht zu den schlechten Erzeugnissen der neuzeitigen Poesie, doch leiden sie an einigen Härten und sehr viel flachen, prosaischen Redeweisen; auch merkt man es vielen inhaltlosen Versen an, daß sie nur dem Reime ihr unnützes Dasein zu verdanken haben:

Ich wollt' ihr Freude machen
Und schrieb ihr ein Gedicht,
Das brachte sie zum Lachen
Mit schelmischem Gesicht.

Ach, laß die Dichtkunst gehen,
Sie lohnet sich ja nicht!
Magst dich wol drauf verstehen,
Doch ich will kein Gedicht.

Und alle deine Lieder
Sie mögen herrlich sein,
Doch weibliche Gemüther
Kann nur die Lieb' erfreun.

Nur Liebe, die beglücket,
Die alles übertrifft,
Die aus dem Auge blicket,
Und nicht aus todter Schrift.

In dem Gedicht „Welch ein Schmerz!" in welchem der Schlußvers lautet: „Dieses Zahnweh macht mich toll!" heirathet der Verfasser, der überhaupt manchen Stoff poetisch bearbeitet hat, der des Besingens nicht werth ist, wie z. B. „Liebesprobe", „Triefenstein", „Die verlassene Schenke" u. a. Das beste Gedicht dieser Sammlung ist die achte Elegie, deren Anfang lautet:

Von der Wiege bis zur Todtenbahre
Wechselt uns bald Lust, bald Schmerz allein;
Keine Sehnsucht bringt die Jugendjahre
Uns zurück, die nur zu schnell entfliehn.
Oefter wünsch' ich mich zum Kind zurücke,
Wünsche mir des Knaben goldne Zeit,
Könnt' ich doch nur eine sichre Brücke
Hingeleiten zur Vergangenheit!

Diese Verse sind richtig gefühlt und kommen gewiß „von Herzen".

Wilhelm Andreä.

Reiseskizzen aus dem Orient.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine von Moritz Busch. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Unter den mancherlei Oster- und andern Reisen ins Gelobte Land, die in letzter Zeit im deutschen Buchhandel erschienen sind, dürfte man dem Leser die vorliegende „Wallfahrt nach Jerusalem" mit gutem Gewissen vorzugsweise empfehlen können, ohne jedoch bei dieser Empfehlung auf den Zusatz „Bilder ohne Heiligenscheine" ein größeres Gewicht zu legen, als sich gebührt und als es im allgemeinen sich rechtfertigt und ohne für diese Empfehlung irgendeine Gewähr übernehmen zu wollen. Der Jerusalemspilger spricht sich über den Sinn dieses Zusatzes und über das, was danach der Leser im wesentlichen von ihm und von der Beschreibung seiner „Wallfahrt" zu erwarten hat, in einem einleitenden Abschnitte ausführlich aus. Er betrachtet in Gemäßheit seiner diesfallsigen Grundsätze und Ansichten die Stadt Jerusalem und das Gelobte Land mit seinen biblischen Erinnerungen und christlichen Legenden, welche sich daranknüpfen, mit nüchtern prüfendem Verstande und aus dem streng protestantischen Standpunkte, ohne romantische Schwärmerei und ohne dabei gewissen Mönchsphantasien sich hinzugeben und zu huldigen. Namentlich erklärt er sich für seine Person grundsätzlich gegen jede künstlich erzeugte Begeisterung und aus phantastischer Andacht und Inbrunst hervorgegangene Einbildung. Der echte selbstbewußte und wahrhafte Protestant kann hierin dem Verfasser nur recht geben, und er muß sogar aus dem objectiven Standpunkte dieses Recht als eine Pflicht ansehen und üben, die mit der evangelisch-reformatorischen Anschauung selbst auf das innigste zusammenhängt, ohne daß er damit die nur sonst wahren Empfindungen des einzelnen und den besondern, auf wahrem Bewußtsein beruhenden Glauben eines jeden irgendwie gefährdet und beengt. Nur soll hierbei kein eitles und selbstgefälliges Kokettiren mit falscher und von außen kommender Gläubigkeit, keine weichliche und augenverdrehende Gefühlsschwärmerei für leere Phantome sich breit machen, und man soll in dem allen ebenso wenig Anlaß und Form als das Wesen der Sache suchen und finden wollen. Der Verfasser will eben keine Bilder sehen und geben „mit Heiligenscheinen, wo keine sind", und er mag dies um so weniger thun, je mehr in dieser Beziehung eine jede unwahre Schwärmerei auf Illusionen beruht oder zu solchen führt. Dazu kommt, daß heutzutage in Jerusalem, statt anderer Heiligkeiten, die man dort suchen möchte, vielmehr „unchristlicher Hader, der traurigste Egoismus und Lüge, der das Heucheln so zur andern Natur geworden ist, daß sie sich für Wahrheit hält", ihr Lager aufgeschlagen haben und das Feld behaupten. Solchen Wahrnehmungen und Erfahrungen gegenüber kann allerdings der echte Protestant einen großen Theil dessen, woran andere, Katholiken und falsche Protestanten, sich erbauen, nur für einen „sehr wenig erbaulichen Spuk mittelalterlicher Romantik" ansehen, und er sieht vielmehr in dem Gelobten Lande nur einen von den „ausgebrannten Vulkanen der Weltgeschichte". Er hat „an die Aeußerlichkeiten das Maß der Kritik zu legen und sich im übrigen an das Innere, als das allein Wesentliche und Nützliche, zu halten".

So viel mag hier in der Hauptsache über den Standpunkt genügen, auf welchem der Verfasser selbst steht und den auch der Leser einnehmen muß, wenn er sich von der vorliegenden „Wallfahrt" befriedigt finden will. Was er sonst noch in der Einleitung zur Erklärung seiner „Bilder ohne Heiligenscheine" und namentlich über den „doppelten historischen Christus" bemerkt, lassen wir hier aus guten Gründen und besonders, weil es nicht hierher gehört, gänzlich unberührt; dagegen haben wir bei fernerer Betrachtung der Reise noch weitere Veranlassung, auf einzelnes zurückzukommen, was dort zur Charakteristik Jerusalems sich findet.

Der Verfasser machte seine Reise im April 1859 von Triest über Korfu, Syra, Smyrna und Alexandrien, nachdem er übrigens schon im Jahre 1857 Reisen in Griechenland und Aegypten gemacht hatte. Auf die Erinnerungen an diese Reisen kommt er hier in ausführlichern Darstellungen zurück, und namentlich ergehen sich seine „Erinnerungen an Griechenland" in Auseinandersetzungen von dem, was das alte Griechenland und die alten Griechen gewesen und was nicht, sowie was das neue Griechenland und die neuen Griechen sind und was sie nicht sind. Es ist ihm dabei in gewisser Hinsicht besonders darum zu thun, den Nimbus, der nach seiner Ansicht in unverdienter Weise die Erinnerungen an das alte Griechenland und die alten Griechen umgibt, zu beseitigen und zu vernichten, aber nicht gerade in der Absicht, um das, was er jenem und diesem abspricht und entzieht, dem neuen Hellas und seinen Bewohnern ungebührlicherweise zugute kommen zu lassen. Man kann ihm vielmehr das Zeugniß ertheilen, daß er über diese letztern und über das, was der Fremde im heutigen Griechenland findet und was nicht, mit unparteiischer Strenge urtheilt, und daß seine Darstellung gar wol dazu beitragen kann, manchen zu enttäuschen, ehe er ins Land kommt und das Volk kennen lernt. Ob der Verfasser von allem und über alles die nöthige Kenntniß erlangt habe und besitze, und ob er immer in der rechten Stimmung gewesen und auch den richtigen Stand- und Gesichtspunkt eingenommen habe, um in allen Beziehungen ein unbedingt wahres Urtheil fällen zu können, läßt sich wol fragen; allein es ist auch nicht nöthig, tiefer in die Sache selbst einzugehen und höhere Ansprüche an jene „Erinnerungen" machen zu wollen, mit denen sich der Reisende auf der Insel Syra die Zeit vertrieb und nun auch den Lesern die Zeit vertreibt, weil er von dort nicht mit nach Athen fahren und den Leser führen konnte.

Statt dessen führt er ihn auf seiner weitern Reise nach dem vorwiegend als Handelsstadt sich darstellenden, übrigens mehr griechischen als türkischen Smyrna mit seinem vielfach europäischen Anstrich in Formen und Sitten, in dem sich jedoch gleichwol ein wahrhaft morgenländisches Wesen kund gibt. Von dem in den dortigen fränkischen und griechischen Kreisen herrschenden Tone wird nicht viel Erfreuliches mitgetheilt. Namentlich fehlt es dem Leben in Smyrna an Gemüthlichkeit, sowie den geselligen Kreisen an der schönen und edeln Geselligkeit deutscher Zusammenkünfte, und für Bildung des Herzens und des Geschmacks wird schon bei der Erziehung selbst wenig Sorge getragen, indem diese vielmehr fast nur auf den Erwerb gerichtet ist. Nur das von den deutschen Diakonissen geleitete Institut, welches trotz manchen Anfeindungen von seiten des griechischen Klerus gut gedeiht und theils wegen seines verständigen Schulplans, theils wegen seiner prachtvollen Einrichtung zu den besten Erziehungsanstalten der Levante gehört, macht hiervon eine erfreuliche Ausnahme. Von den Griechen wurde dem Reisenden gerühmt, daß sie durchschnittlich schöne Talente verriethen, und er selbst sah dort unter den jungen Leuten „auffallend viele intelligente Gesichter". Dennoch soll ihre Bildung sehr mangelhaft sein und Vorurtheil und Aberglaube überall herrschen. Von dem Gesangvereine, zu dem sich einige Deutsche zusammengethan hatten, bemerkt er, daß er nicht recht gedeihen zu wollen scheine, und andere Vereine haben nur „die Interessen der Kaufleute im Auge".

Von Smyrna ging die Reise nach Alexandrien. Der Ver-

fasser sagt von dieser Stadt, daß schon der erste Blick zeige, daß man sich in einer völlig andern Region befindet als in Smyrna, und die vielfachen Unterschiede, die sich zwischen der Südhälfte des türkischen Reichs gegen den Norden desselben finden, treten in Bezug auf das Land und die Leute in physischer, ethnographischer, intellectueller und culturgeschichtlicher Hinsicht dem Fremden sofort vor die Augen. Er selbst hatte in der Quarantäne, zu der er in Alexandrien verdammt war, weil ihm als Jerusalemspilger die Vorschriften der Quarantäne in Syrien das Betreten ägyptischen Bodens untersagten — eine Vorschrift, die er mit der „Thorheit einer Komödie" vergleicht —, Gelegenheit genug, über jene Unterschiede zu philosophiren und mit den Erinnerungen, die er von seiner ersten Reise nach Aegypten heimgebracht hatte, einen Theil der Quarantäne zu verträumen. Von diesen Erinnerungen flicht er mehrere Kapitel ein, die ebenso anziehend und unterhaltend als belehrend sind und welche besonders dazu beitragen, jene Unterschiede zwischen dem Norden der Türkei und deren Südhälfte, welche „etwa so weit reicht, als arabische Sprache und Sitte, und die sich in ihrer ganzen Physiognomie fast ebenso auffallend von der nördlichen unterscheidet, wie diese von fränkischem Land und Leben", in das hellste Licht zu stellen. Noch mehr tritt der südliche Charakter Aegyptens in Kairo hervor. Wenn nach dem Verfasser Smyrna und Alexandrien in den wichtigsten Beziehungen mehr „griechisch-italienische als türkisch-arabische Städte" sind, so hat dagegen an Kairo „der Geist, der das altägyptische Leben Jahrhunderte lang vor dem Wechsel bewahrte, bisher fast im gleichen Grade wie damals seine erhaltende Macht bewiesen", und „in seinem Straßenlabyrinth geht man noch heute durch ein Märchen aus «Tausendundeine Nacht»". Sind auch selbst hier mancherlei Einwirkungen Europas nicht zu verkennen, und sind sie auch tiefer in das Innere gedrungen, namentlich insoweit sie in der vornehmen Klasse das Jungtürkenthum verbreitet haben, so ist doch die Außenseite Kairos und der dortigen Gesellschaft, mit der es der Reisende zunächst zu thun hat, von ihnen nur wenig verändert worden. Das Fremdartige in der äußern Physiognomie der Stadt ist, zusammengehalten mit dem Strome altmorgenländischen Lebens und Wesens, welcher es umflutet und durchdringt, „zum Verschwinden unbedeutend, und alles dieser Art macht dort nur „den Eindruck einer Ausnahme von der Regel". Diese Regel tritt dem Leser in den buntesten Bildern aus der zauberhaften Welt des Straßenlebens in Kairo, vom Rufe des Murddin zum Morgengebete bis zu dem Leichen- und einem Hochzeitszuge, die der Verfasser schildert, und der lauen duftigen Nacht des Januar, die er im Freien beim schmachtenden Gesange der Nachtigallen genoß, lebhaft vor die Seele. Er hält es sogar bei einer Vergleichung zwischen Konstantinopel und Kairo, auch wenn er dem Panorama der erstgenannten Stadt vor dem von Kairo den Vorzug gibt, doch in Betreff des Innern beider Städte für unzweifelhaft, daß der Vergleich zu Gunsten der Khalifenstadt am Nil ausfallen muß. Obschon man auch hier europäische Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit als ungerechtfertigt anzusehen hat, so entschädigen doch schon die tausend Schönheiten altarabischer Architektur, die Kairo mit seinen 200 Moscheen bietet, hinreichend für den Anblick des Staubes, Schuttes und der Spinneweben, welche andere Schönheiten verunstalten und verbergen. In dieser Hinsicht wird es den meisten Lesern ebenso neu als interessant sein, was wir hier I, 99 lesen, daß die Tulunmoschee in Kairo, die nach dem Plane der Kaabah gebaut sein soll und welche im Jahre 879 der christlichen Zeitrechnung vollendet worden ist, eins der ältesten, vielleicht das älteste Beispiel der Anwendung des Spitzbogens ist, „sodaß dieser Stil aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Ursprung nicht der germanischen Kunst und überhaupt nicht dem Abendlande dankt". In Europa, bemerkt der Verfasser, läßt sich das Vorkommen des Spitzbogens nur bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts verfolgen, und zwar seien es sicilisch-normannische Bauten, an denen diese Form der Wölbung zuerst erscheint.

Sogleich vor dem östlichen Thor von Kairo beginnt die Wüste; aber auch wenn man die Stadt durch einen der Ausgänge im Süden verläßt, betritt der Fuß gleichfalls sofort den Sand der Wildniß. Dort liegen die zerfallenden Grabmoscheen der Mamlukensultane, hier die prächtigen Mausoleen Ibrahim-Pascha's, Abbas-Pascha's und anderer Kinder Mehemed-Ali's, des Vertilgers der Mamluken. Letzterer selbst ruht in der inmitten der Regierungspaläste und Kasernen der Citadelle von Kairo befindlichen, aus schönem Alabaster und gelbem Marmor erbauten, verschwenderisch mit Gold und bunten Glasfenstern geschmückten sogenannten „Alabastermoschee", und zwar an der Stelle, wo er die Mamluken, diesen übermüthigen Adel Aegyptens, am März 1811 von seinen Arnauten zusammenschießen ließ. Die Erinnerung hieran scheint den alten Herrscher über sein Eingehen ins Paradies weiter nicht beunruhigt zu haben; ihm selbst hat das Volk wegen dieses Staatsstreichs, durch den das Land zwar nicht frei aber groß ward, nicht geflucht, denn „für Größe haben auch die Orientalen Sinn".

Als einen besondern Charakterzug der arabischen Bevölkerung Aegyptens bezeichnet der Verfasser ihre Lustigkeit und ihr Gefallen an Musik und Tanz, und ebenso weiß er auch über die Ehrlichkeit der Bewohner manches Rühmliche aus seiner eigenen Erfahrung und nach dem mitzutheilen, was er z. B. von Leitern von Fabriken über die unter ihnen arbeitenden Fellahin Günstiges hörte. Um so weniger erfreulich lauten seine Erfahrungen über die Wahrheitsliebe der Aegypter. Mohammed selbst hat die Nothlüge gestattet, aber er hat sie in gewisse Grenzen verwiesen. Sie ist erlaubt, wenn dadurch im Kriege der Sieg den Gläubigen zugewendet wird, wenn sie dazu dient, entzweite Freunde zu versöhnen, und wenn man hoffen darf, damit seine Frau zu besänftigen. Allein in Aegypten geht man über diese Schranken hinaus, und zwar „oft nur, um sich interessant zu machen oder um auf eine Frage die Antwort nicht schuldig zu bleiben".

Der Abschnitt über ein „Derwischkloster" in der Nähe von Altkairo, das der Verfasser besuchte und in dem er einem Gottesdienste der Derwische beiwohnte, welche „in der Physiognomie des Morgenlandes einen sehr auffallenden Zug bilden", gibt ihm die doppelte Veranlassung, theils über das „Derwischthum" und über die ägyptischen Hauptorden der Derwische, sowie über deren Grundsätze, Gebräuche und eigenthümliches Wesen einiges mitzutheilen, theils Aehnliches aus Nordamerika in der Beschreibung eines „Methodisten-Campmeetings" aus eigener Erfahrung beizufügen. Im allgemeinen vertritt das Derwischthum in seiner Reinheit „die Reaction des Gemüths gegen die vom Islam dem Morgenlande aufgedrungene starre Lehre von der mit der Welt unvermittelten Transscendenz Gottes", und es ist „die mohammedanische Gefühlsmystik gegenüber der schroffen Orthodoxie"; allein der Verfasser bezweifelt, daß sich von jener Reinheit noch viel erhalten habe. Aeußerlich betrachtet vergleicht er die Derwische zunächst mit den Bettelmönchen des mittelalterlichen Katholicismus, mit welchem der Islam auch die Heiligenverehrung, die Fürbitte der Heiligen, die Wallfahrten, Rosenkränze und Reliquien, die ewigen Lampen, die guten Werke und vieles andere gemein hat. Doch haben sie auch wieder in andern Punkten Aehnlichkeit mit den Freimaurern, vorzüglich mit denen, welche den im vorigen Jahrhundert aufgekommenen Systemen folgen, und mehrere ihrer Orden gleichen ganz entschieden „den fahrenden Leuten des Mittelalters".

Nachdem der Verfasser in den Abschnitten „Traumleben am Nil" und „Eine Nacht unter den Pyramiden" die Schilderungen von Aegypten vervollständigt und sie in anziehender, wenn auch zum Theil etwas gar zu ausgedehnter Darstellung abgeschlossen hat, kommt endlich der Jerusalemspilger kurz vor Ostern seinem eigentlichen Ziele näher, indem er über Jaffa den Ritt nach Jerusalem unternimmt. Seine Mittheilungen über Jaffa und über die zum Auferstehungsfeste nach Jerusalem ziehenden Karavanen der Pilger werden manche Leser besonders anziehen, wennschon das viele Elend und die mancherlei Mühsal im

Gefolge dieser Karavanen keineswegs verschwiegen wird. Der Orient ist nun einmal „die Welt der Unpünktlichkeit, Lässigsigkeit und Ungewißheit“, und europäischer Begriffe von Ordnung, Bequemlichkeit und Sauberkeit hat man sich dort vielfach zu entschlagen, bevor man „zu wirklichem Genusse kommt“. In Jerusalem kehrte der Verfasser in dem preußischen Hospiz, dem Eigenthum des preußischen Consulats, ein, wo er „in wenigen Stunden wie zu Haus war“, namentlich gute Gesellschaft, einen gefälligen Wirth und deutsche Sitte und Kost, auch besonders unter den Gästen mehrere Deutsche antraf. Vor allem ließ er es sich angelegen sein, ein deutliches und geordnetes Bild von Jerusalem zu gewinnen, das aber erst nach und nach aus dem Gewirr von Einzelheiten entstand, welches die ersten Gänge durch die Stadt und die ersten Beobachtungen von Zuständen und Persönlichkeiten im Gedächtniß aufgehäuft hatten. Dagegen bekennt er, daß auf dem geistlichen Gebiete, in Ansehung des romantischen Jerusalem und der Legendenorte, welche die Mehrzahl der Reisenden dorthin ziehen, der Wust unsinniger Einfälle zu abgeschmackt sei, als daß er „hier ganz abgebildet werden könnte“, und er macht daher auch für seine Schilderungen davon auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Der wahre Protestant kann ihm das nur danken, weil er dabei nichts verliert, und mit Recht bezieht sich der Verfasser auf das, was selbst Luther von der größten der Reliquien von Jerusalem, dem heiligen Grab, sagt: „Was können wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die Heilige Schrift, darinnen die Wahrheit Christi, durch die Papisten getödtet, ist begraben gelegen, welches die Böttel (Bettelorden) und Ketzermeister behüt' und bewahrt haben, daß kein Jünger Christi komme und stehle sie? Denn nach dem Grab, da der Herr eingelegen hat, welches die Sarazen innehaben, fragt Gott gleich so viel als nach allen Kühen von Schweiz.“ Das wahre Grab Christi, setzt der Verfasser selbst mit allem Recht und ebenso schön als wahr hinzu, „ist dem Protestanten das Mittelalter, seine wahre Auferstehung die Reformation“. Und damit wollen denn auch wir hier die Besprechung dieses ganzen Gegenstandes abgethan sein lassen, im übrigen jedoch dem Leser das Weitere billig anheimstellen.

So viel über den ersten Band der vorliegenden „Wallfahrt nach Jerusalem“. Ueber den zweiten Band können wir uns um so kürzer fassen, da er sich nur mit Jerusalem und dem Gelobten Lande beschäftigt, und wir uns über den wesentlichen Gesichtspunkt, aus dem der Jerusalemspilger in dieser „Wallfahrt“ die Friedensstadt betrachtet, schon im Eingange mit mehrerem ausgesprochen haben. Auch erklärt er selbst geradezu und offen, wie die Illusion, daß „der friedliche Name Jerusalems den friedlichen Charakter ausdrücke, ihm längst abhanden gekommen“ sei, und daß der Name Friedensstadt auf Jerusalem durchaus nicht passe. Die Beweise für dieses Urtheil, sowie die Beispiele, die der Verfasser beibringt und die den Charakter der Friedensstadt in Zweifel stellen und entschieden widerlegen, stellen im Gegentheile den Geist der Streitsucht und das bis zur Wuth ausartende Streben der christlichen Sekten in Jerusalem, sich den Rang abzulaufen, in das hellste Licht. Auch sind es nicht einmal Glaubenssachen, um die man sich streitet; es ist „die reine Bestialität, welche die Köpfe erhitzt, und höchstens noch der Ehrgeiz, die erste Rolle am heiligen Grabe zu spielen, und die Begier, es mit den dazu gestifteten Pfründen ganz allein zu besitzen“ (II, 2). Jenes Streben spaltet nun auch wieder die Sekten nach Nationen und nach Persönlichkeiten, und leider gilt das alles auch von den Protestanten in Jerusalem, unter denen „der Streitteufel, der in der Luft Jerusalems schwebt“, ebenfalls großes Unheil anstiftet, obschon es dabei „zu keinen solchen Roheiten und Unwürdigkeiten kommen könnte, wie sie die Streitigkeiten der Lateiner und Griechen bezeichnen“ (II, 49). Dies alles ist um so trauriger und beschämender, da, wie der Verfasser bemerkt, die Moslemim unter sich keinen solchen Zank kennen, wenngleich er selbst nach mancherlei Zeichen annehmen zu müssen meint, daß „der alte religiöse Geist auch unter ihnen nicht mehr lebt“. Auch sonst unterläßt es unser Jerusalemspilger nicht, über die protestantische Gemeinde in Jerusalem mancherlei Unerfreuliches mitzutheilen. Die dortige evangelische Mission, die die Bekehrung von Juden und andersgläubigen Christen betreibt, nennt er geradezu „eine Speculation auf die Armuth der jerusalemer Juden“, wobei „für das Christenthum wenig gewonnen werde“, und den Geist, der die jerusalemer Protestanten mit wenigen Ausnahmen erfüllt, bezeichnet er als „eine Mixtur aus englischem Hochkirchenthum, jüdischem Wesen und deutschem Pietismus“, wozu sich in neuester Zeit noch „ein bedenklicher Chiliasmus gesellt hat, der in der Apokalypse das Hauptbuch des Neuen Testaments zu sehen gewohnt ist“.

Daß der Verfasser außer den Protestanten Jerusalems auch im einzelnen die dortigen Türken, Juden, Kopten und Abyssinier, Syrer, Armenier, Griechen, Russen und Lateiner besonders bespricht und charakterisirt, erwähnen wir nur mit wenigen Worten und müssen im übrigen den Leser ohne weiteres auf das Buch selbst hierüber verweisen. Ebenso wollen wir nur in der Kürze bemerken, daß er bei dem, was er dort über die fränkische Gesellschaft mittheilt, auch der fremden Consuln und Consulate ausführlicher gedenkt, und daß daran eine interessante Episode über die deutschen Handwerksburschen sich knüpft, die ein eigenthümliches, wenn auch wechselndes Element in der fränkischen Gesellschaft Jerusalems bilden. „Man hat“, sagt in dieser Beziehung der Verfasser, „die weiten Wanderungen der orientalischen Derwische bewundert, aber diese deutschen Bettelbrüder haben mindestens ebenso viel Anspruch auf unser Erstaunen, und wenn einmal die Nilquellen entdeckt werden, so geschieht es vielleicht eher durch einen (deutschen) Handwerksburschen, als durch einen Gelehrten.“

Neben den Schilderungen vom Jordan, dem Todten Meere, dem Kloster Mar-Saba und Bethlehem, sowie den Wanderungen nach Nablus und zu den Samaritern, nach Nazareth und dem Karmel, wobei der Leser mancherlei Nahrung für sein biblisch-christliches und ethnographisch-culturhistorisches Interesse gewinnt, das er an allen diesen Punkten nimmt, zeichnen wir hier noch besonders die Mittheilungen über den Besuch des Großfürsten Konstantin in Jerulalem, den dieser gerade zur Zeit der Anwesenheit des Verfassers machte und wobei er offenbar religiöse Zwecke verfolgte (S. 103), nicht minder die Beschreibung des Besuchs der Sakhra-Moschee (auch Omarije) im Haram in Jerusalem, des zweitgrößten Heiligthums der mohammedanischen Welt (S. 114), aus. Den Bau dieser Moschee nennt die arabische Dichtung in ihrem Redeschwunge „ein irdisches Paradies, von dem der Himmel nur 18 Meilen entfernt sei“.

Das Schlußkapitel der „Wallfahrt“ beschäftigt sich mit „Jerusalem in der Zeit Jesu“, wobei der Verfasser die Darstellung eines wesentlichen Theils der Bedingungen und Verhältnisse, unter denen das Christenthum in die Welt trat, sowie die Sphäre zu zeigen beabsichtigte, in der Jesus aufwuchs und wirkte. Ueber ihn selbst wollte er hier nicht weiter sprechen, was um so anerkennenswerther ist, da er dies schon in der Einleitung zur Genüge gethan hatte; dagegen wird er mit jener Darstellung manchem Leser die rechte fruchtbare Aufklärung für jene Bedingungen und Verhältnisse gewähren, ohne deren Kenntniß das Wunder, daß „aus dem hochmüthigsten der Völker die demüthigste der Religionen hervorging“, unerklärlich bleiben würde. „Das größte Wunder“, also schließt der Verfasser seine „Wallfahrt nach Jerusalem“, „ist trotz der Ausbreitung des Rebstocks Israels über die ganze Heidenwelt und trotz der Sehnsucht dieser Welt nach neuen Göttern die rasche Unterwerfung der herrschenden, dem Christenthum ihrem innersten Wesen nach völlig fremden Mächte“, und dieses Wunder vollzieht sich auch nach der Zeit fort und fort in der Geschichte der Völker und im Leben der einzelnen mit gleicher Wirkung, wenn auch in verschiedenem Umfange. 17.

Eine Kritik des deutschen Schwurgerichts in Romanform.

Die Geschworenen und ihr Richter. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Hannover, C. Rümpler. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Tendenz dieses Buchs ist gewissermaßen eine Kritik des deutschen Schwurgerichts. Der Verfasser betrachtet dasselbe im Princip „als eine große Errungenschaft des heutigen Staatslebens, als eine Bürgschaft bürgerlicher Freiheit"; in der Praxis aber hat er manches daran auszusetzen. Er hält es für einen Uebelstand, daß die Geschworenen blos nach Maßgabe des Census und nur für Quartalsitzungen zusammenberufen und nicht, wie die Abgeordneten in die Kammern, vom Volke frei gewählt werden und zwar für längere Jurisdictionsperioden, für drei, für sechs, für neun Jahre etwa. Die Geschworenen würden dann freilich nichts anders sein als besoldete Volksbeamte; das thue aber der Volksthümlichkeit des Instituts durchaus keinen Eintrag, denn die ursprüngliche, in der ehemaligen Kasteneintheilung wurzelnde Grundidee von einem „Gericht der Gleichen", dem althistorischen Judicium parium, werde ja ohnehin bei uns nicht ausgeführt und sei auch nicht mehr ausführbar in unserer Zeit, deren Tendenz die Gleichheit aller sei. Die aus dem Vertrauen des Volks hervorgehende freie Wahl der Geschworenen, in deren Händen das so wichtige, souveräne Richteramt ruhe, würde wenigstens das Institut vor den Unfähigen bewahren, deren beschränkter Verstand und Bildung oft nicht einmal den Inhalt und die Tragweite der Fragen begriffe, die sie zu beantworten hätten, oft auch nicht dem Gange der mitunter so verwickelten Gerichtsverhandlungen folgen könnten, daher nolens volens die Nachbeter der intelligentern Stimmführer würden; die freie Vertrauenswahl würde nicht so leicht auf unwürdige, unmoralische, fremden Beeinflussungen zugängliche Individuen fallen u. s. w.

Schücking liefert nun zu diesen allerdings in reiflichste Erwägung zu ziehenden Reflexionen in dem den Stoff seines Romans abgebenden und allem Anschein nach in der Hauptsache der Wirklichkeit entlehnten Criminalfall — gleichsam als demonstratio ad oculos — den praktischen Beweis, daß ein Schwurgericht, wie es in Deutschland organisirt ist, mit größter Leichtigkeit einen völlig Unschuldigen schuldig sprechen kann, wenn die Umstände nur einigermaßen danach angethan sind.

Der Major a. D. von Boseck wird in bester Form der vorsätzlichen Tödtung seines über ein beabsichtigtes Testament mit ihm in heftigen Wortstreit gerathenen Bruders, eines reichen Güterbesitzers, angeklagt und schuldig gesprochen, während in Wirklichkeit der angeblich vorsätzlich Getödtete bei jener Gelegenheit am Herzschlag gestorben war, zugleich freilich im Sturz nach rückwärts gegen die scharfe Ecke eines Kamins eine beträchtliche Kopfwunde erhalten hatte. Der Schein ist allerdings gegen ihn, aber der offene und wahrhaftige, reine Charakter des Angeklagten hätte unfehlbar seine Freisprechung verbürgen müssen, wenn die Geschworenen nicht theils Schwachköpfe, theils, und zwar die Stimmführer, Männer gewesen wären, deren unreines Gewissen die Gewissensreinheit des Angeklagten unter den gegebenen Verhältnissen gar nicht zu fassen vermochte, weil sie selbst vielleicht im gleichen Falle das Verbrechen begangen haben würden. Der Sohn des zu zwölfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilten Majors, Wilderich von Boseck, ein edler, aber leidenschaftlicher Mensch, fühlt sich nun zum Rächer seines Vaters berufen; er wird gewissermaßen der Richter dieser Geschworenen. Den großen Industriellen Marcus Davidson, der trotz seines christlichen Taufscheins nirgends die jüdische Abstammung verleugnen kann, bringt er als Actienschwindler zum Concurs und selbst auf die Anklagebank; den reichen Rittergutsbesitzer Gollenheim entlarvt er als Mädchenverführer und ruft die Rache des beleidigten Vaters, eines jähzornigen alten Oberförsters, gegen ihn auf; ein paar Beamte überführt er des Unterschleifs und Betrugs und überliefert sie der gesetzlichen Strafe. Schon rüstet er sich, auch den Obmann der Geschworenen, den Regierungsr[...] Astenberg, auf Grund einer von demselben im Jahre 184[...] publicirten, aber beim Eintritt der Reaction noch rechtzeitig u[...]terdrückten fürstenfeindlichen Broschüre zu Falle zu bringen, al[...] dessen Tochter Hedwig, die Wilderich's Beginnen mit dem In[...]teresse einer stillen Neigung aufmerksam verfolgt hat, den Gan[...] des Verderbens dadurch aufhält, daß sie ihren Vater zur Au[...]bietung aller Mittel veranlaßt, um eine Revision des Boseck'[...]schen Processes zu ermöglichen. Eine solche wird denn auc[...] glücklich infolge gesetzmäßig beigebrachter Motive herbeigeführt[...] eine neue Jury, diesmal zufällig intelligente und unparteiisch[...] Männer, tritt zusammen und spricht den Angeklagten frei. Di[...] in der frühern Assisenverhandlung als unverdächtig beurtheilt[...] Hauptzeugin, die frühere Haushälterin des angeblich Ermorde[...]ten, eine boshafte erbschleichende Italienerin, die „Gräfin" Metell[...] Palliano, die durch des Majors plötzliche Intervention ihr[...] sichere Aussicht auf die Universalbeerbung ihres Herrn mit einem[...] Schlage vernichtet sah, erweist sich als falsche Anklägerin, un[...] der nächstwichtige Zeuge, der dumm-pfiffige Diener Floren[...] als von ihr bestochen. Ja unter den damaligen Geschworenen[...] selbst erscheint der mit der Gräfin in persönlichen Beziehunge[...] gestandene Posthalter Lesting der Bestechung im höchsten Gra[...] verdächtig, abgesehen von der inzwischen ans Licht getretene[...] Unmoralität der meisten seiner Mitgeschworenen. Glücklicherwei[...] hat der unschuldig Verurtheilte nur erst ein Jahr die Stra[...] erduldet und in der glückverheißenden Zukunft seines treu[...] Sohnes, der ihm in der Tochter des Regierungsraths eine tre[...]liche und liebenswürdige künftige Schwiegertochter vorstellt, al[...] Bürgschaft, die durch sein grausames Geschick allerdings zerstört[...] alte Lebenslust und Seelenheiterkeit wiederzugewinnen. 62

Notizen.

Englische Freunde der deutschen Presse.

In Nr. 9 d. Bl. hatten wir auf Anlaß einer Notiz i[...] londoner „Athenaeum" über Julius Rodenberg's „Deutsche[...] Magazin" die Vermuthung, daß diese Notiz nicht von einem[...] Nationalengländer, sondern von einem in London seit längere[...] Zeit wohnhaften Deutschen herrühren möge, und zugleich auc[...] die Ansicht ausgesprochen, daß sich der gebildete Engländer nu[...] um hervorragende wissenschaftliche Leistungen und um solch[...] poetische Schöpfungen der Deutschen, welche einmal als „master-pieces" anerkannt seien, nicht aber um die deutsche Journa[...]listik bekümmere. Beide Annahmen finden in einem uns au[...] London zugegangenen Briefe eines Engländers, der sich als Ver[...]fasser jener Notiz, wie einer andern in d. Bl. ebenfalls erwähn[...]ten über die deutschen Volkskalender in „Bentley's Miscellany[...]" bekennt, ihre Widerlegung. Wir glauben keine Indiscretion z[...] begehen, wenn wir den Namen dieses deutschfreundlichen Eng[...]länders hier nennen: es ist L. Wraxall, der in der „Literary ga[...]zette", in „Bentley's Miscellany" und im „Athenaeum" deut[...]sche Literaturerzeugnisse bespricht, die hauptsächlichsten kritischen[...] Blätter Deutschlands auf eigene Kosten hält und uns unter andern[...] aus London vom 22. Mai schreibt: „Meine Kenntniß der deutschen[...] Literatur darf Sie nicht überraschen, wenn ich erwähne, daß ich[...] von einer englischen Universität kommend, in Heidelberg studirte[...] und wahrscheinlich noch in Baden wohnen würde, wenn nic[...] die Wirren des Jahres 1849 dazwischengetreten wären. Ich[...] hänge gar sehr an Deutschland und den Deutschen (I am very[...] much attached to Germany and Germans), und mache es mi[...] zur Aufgabe, Kenntniß der deutschen Literatur hier zu verbrei[...]ten." Wraxall bemerkt in seinem Schreiben, daß er demnächst[...] einen Artikel über deutsche Zeitschriften in „Bentley's Miscel[...]lany" zu veröffentlichen gedenke, und versichert zugleich, i[...] Empfehlung des „Deutschen Magazin" habe einen so gute[...] Erfolg gehabt, daß die Rodenberg'sche Zeitschrift in Londo[...] allein in nahe 500 Exemplaren verbreitet sei. Einer Notiz im[...] „Athenaeum" über die politische Presse in Deutschland und[...] speciell in Baiern ist hier gleichfalls als eines Zeichens z[...]

gedenken, daß sich die Engländer um die deutsche Presse zu bekümmern anfangen. Es heißt darin unter anderm: „Die Kunst Leitartikel zu schreiben, versteht man in Deutschland nicht: weitschweifige Abhandlungen, die das Thema nach jeder Richtung erschöpfen wollen, müssen die kurzen, scharfen leaders ersetzen, welche für die londoner Zeitungen charakteristisch sind. Die natürliche Folge ihrer Länge ist die unangenehme Gewohnheit, diese Abhandlungen in zwei und selbst drei Fortsetzungen zu theilen; wie kann man da erwarten, daß irgendein Sterblicher solche Artikel mit Nutzen lese, wenn der Raum von sechs einem einzigen gewidmet wird und dieser eine drei Morgennummern in Anspruch nimmt?" Der Verfasser der Notiz spricht sich über die münchener Presse und namentlich Lokalpresse nicht sehr günstig aus, gedenkt unter anderm auch der neubegründeten „Bairischen Zeitung", von der er sagt, dieses Kind der „Neuen Münchener Zeitung" sähe zur Zeit noch etwas zu sehr der Mutter ähnlich, und kommt zuletzt auf die aus München ausgewanderte, mit der „Zeit" verschmolzene „Süddeutsche Zeitung" zu sprechen, von der er sagt: „Letztere wurde als eine Vertreterin des Nationalvereins in München immer mit misgünstigen Augen angesehen; aber ich muß so gerecht gegen sie sein, zu sagen, daß ihr Inhalt immer ein schätzbarer war." Wir vermuthen, daß diese Notiz von einem in München lebenden Britten herrührt. In München befindet sich jetzt z. B. Charles Boner (früher in Regensburg), Verfasser der „Verse" (worin auch Bearbeitungen nach dem Deutschen), des liebenswürdigen Buchs: „Chamois hunting in the mountains of Bavaria" u. s. w., der uns unterm 28. April die Mittheilung machte: „Die «Literary gazette» ist nach fünfundvierzigjährigem Bestande auf dem Punkte einzugehen. Statt ihrer wird vom 3. Mai an das «Parthenon» erscheinen und die Namen der für dasselbe bereits gewonnenen Autoren bürgen dafür, daß die Zeitschrift einen hohen Platz einnehmen und der Unterstützung werth sein wird." Wir hoffen, daß das „Parthenon", indem es sich auch recht fleißig mit deutscher Literatur beschäftigt, uns recht oft zu Citaten Gelegenheit geben wird. H. M.

Melanchthon's deutscher Name.

In einer der letzten Nummern der „Europa" lasen wir eine den „Kleinen Schriften" von David Friedrich Strauß entlehnte kurze Betrachtung über Melanchthon's Namen. Es steht fest und ist in den Kreisen der Sprachkundigen auch schon länger bekannt, daß die einst ganz allgemein angenommene Etymologie, als sei des Reformators deutscher Name Schwarzerd eine Zusammensetzung von Schwarz und Erde, unbegründet und das Misverständniß nur durch Reuchlin's fein stilisirte Präcisirung des Namens Schwarzert (wie Grunert) veranaßt ist. Wenn auch Strauß das Verdienst ungeschmälert bleibt, einem tiefgewurzelten Irrthume nachdrücklich und mit klarer Interpretation entgegengetreten zu sein, so wollen wir doch nicht unerwähnt lassen, daß er keineswegs der erste ist, welcher Melanchthon's Namen auf seine wahre Gestalt und Deutung zurückführte. In dem Werke über die Personennamen von August Friedrich Pott, bekanntlich eine Autorität im Gebiete der Etymologie überhaupt und der Onomatologie insbesondere, ist bei Gelegenheit der Betrachtung eigenmächtig gebildeter Namen gesagt: „Nicht anders zu beurtheilen hat man demnach gelehrte Namensannahmen der Art, wie Melanchthon (gewöhnlich, um die Aussprache zu mildern, Melanthon); zudem im Schlusse gewiß falsch, da unstreitig in der deutschen Namensform nur das suffixartige ert vieler Eigennamen zu suchen." Die in gelehrt-lakonischer Sprache gegebene Erklärung enthält ganz denselben Gedanken wie die ausführlichere Erörterung von Strauß, nur daß uns hier auch der Grund der eigenmächtigen Namensbildung entwickelt wird. Uebrigens wird die schon auf Schulen gelehrte falsche Etymologie des Namens nicht sogleich durch die richtigere Ansicht verdrängt werden, dazu bedarf es in diesen Dingen immer mehrerer Jahre; dennoch wollen wir wünschen, daß die alte Lehre sich wenigstens nicht wieder in neue Bücher einschleiche. 68.

Bibliographie.

Doctor Antonio. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Zwei Theile. Bremen, Strack. 8. 1 Thlr.

Archiv staatswissenschaftlicher Abhandlungen. 1ster Band. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 3 Thlr.

Bernhardt, T., Diokletian in seinem Verhältnisse zu den Christen. Eine geschichtliche Untersuchung. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoof's, H. W., aromatischer Anecdoten-Kraft-Extract. Bereitet aus witzigen Anecdoten, spaßhaften Zeitungsanzeigen, poetischen Anzüglichkeiten 2c. In buntem Mischmasch zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit. Dessau, Central-Verlag. 8. 10 Ngr.

Lang, L., Die Sage vom heiligen Gral. Erzählt und erläutert. München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes. 8. 27 Ngr.

Reuchlin, H., Lebensbilder zur Zeitgeschichte. III. Geschichte Neapels während der letzten 70 Jahre, dargestellt am Leben der Generale Florestan und Wilhelm Pepe. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 15 Ngr.

Riehl, W., und J. Scheu, Berlin und die Mark Brandenburg mit dem Markgrafthum Nieder-Lausitz in ihrer Geschichte und in ihrem gegenwärtigen Bestande. Nach amtlichen und andern Mittheilungen herausgegeben. Mit dem Bildnisse des Staats-Ministers Ober-Präsidenten Dr. Flottwell und vielen andern bildlichen Beilagen. Berlin. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Spieß, M., Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächsischen Obererzgebirges. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volksglaubens und Volkslebens im Königreich Sachsen. Dresden, Burbach. Hoch 4. 24 Ngr.

Strodl, M., Friedrich Heinrich Hugo Windischmann. Ein Bild seines kirchlichen Wirkens und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine Wallfahrt zur Laterne des Diogenes bei Paris. Streiflichter über Frankreich vom Verfasser des „Quellwassers". Nördlingen, Beck. 16. 16 Ngr.

Wurzbach, C. v., Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten. Gesammelt, erläutert und herausgegeben. 1stes Heft. Prag, Kober. 8. 10 Ngr.

Züge aus General Havelock's Leben. New-York. 32. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyschlag, W., Ueber die Bedeutung des Wunders im Christenthum. Vortrag gehalten im Evangelischen Verein zu Berlin den 31. März 1862. Berlin, Rauh. 16. 6 Ngr.

Martius, C. F. P. v., Zum Gedächtniss an Jean Baptiste Biot. Gesprochen in der öffentlichen Sitzung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften am 28. März 1862. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Der Ruin Preußens. Berlin, v. Warnsdorff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Fichte und das deutsche Volk. Festschrift zu Fichte's 100jähriger Geburtsfeier am 19. Mai 1862. Berlin, M. Hirsch. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schuselka, F., An Franz Deák. Wien, Förster u. Bartelmus. 1861. Gr. 8. 8 Ngr.

Sternberg, Herz, Idealismus und Realismus. Ein philosophischer Versuch zur Säcularfeier Johann Gottlieb Fichte's. Berlin, Geelhaar. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album
der
neuern deutschen Lyrik.
Fünfte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Auf Velinpapier.
In elegantem Leinwandband. 1 Thlr. 20 Ngr.

Prachtausgabe. Auf Chamoispapier.
In reichem Lederband. 3 Thlr.

Vom „Album der neuern deutschen Lyrik“ sind in kurzer Zeit vier starke Auflagen vergriffen worden. Die Sammlung erscheint jetzt in neu durchgesehener fünfter Auflage und enthält in strenger Auswahl Gedichte von

Arndt — O. A. Banck — Bauernfeld — Karl Beck — Bodenstedt — Chamisso — Dingelstedt — Annette von Droste-Hülshoff — Eichendorff — Feuchtersleben — J. G. Fischer — Marie Förster — Freiligrath — Geibel — Amara George — Gregorovius — Anastasius Grün — Hammer — Moritz Hartmann — Hauff — Heine — Herwegh — Hessemer — Paul Heyse — Hoffmann von Fallersleben — Moritz Horn — Wilhelm von Humboldt — Kerner — Kinkel — Kopisch — Kugler — Lenau — Lingg — Marggraff — Mörike — Mosen — Wilhelm Müller — Wolfgang Müller — Betty Paoli — Pfarrius — Pfizer — Platen — Prutz — Reinick — Rittershaus — Julius von Rodenberg — Roquette — Rückert — Sallet — Schefer — Schücking — Schults — Ernst Schulze — Schwab — Simrock — Spitta — Strachwitz — Sturm — Uhland — Vogl — Max Waldau — Zedlitz — Heinrich Zeise.

Auf die äußere Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden, ein in Stahl gestochenes Dedicationsblatt ist beigegeben, und der Einband ebenso reich als geschmackvoll, mit ganz neuen Stempeln nach den Entwürfen eines bewährten Künstlers ausgeführt.

Das „Album der neuern deutschen Lyrik“ kann als eine vorzügliche Sammlung und als elegantes und billiges Geschenk empfohlen werden. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gregor von Heimburg.

Ein Beitrag zur deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts
von
Clemens Brockhaus,
Doctor der Philosophie und Katechet an der Peterskirche in Leipzig.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine geschichtliche Monographie, die nicht blos für Historiker, sondern für das gebildete deutsche Publikum überhaupt manches Interesse bieten wird. In Gregor von Heimburg's Leben und Wirken spiegeln sich getreu jene Kämpfe, welche die Zeit unmittelbar vor der Reformation bewegten, und unter den vielen unreinen Elementen ragt seine ehrliche, gerade Persönlichkeit hell und klar hervor. Unermüdlich im Kampfe gegen Rom, vertritt er das neuerwachende selbständige Leben in Kirche und Staat, und die deutsch-nationale Sache hat nach außen wie nach innen vielleicht selten einen treuern Vertheidiger gefunden. Wenn er die Früchte seiner Anstrengungen nicht pflückte, so hat er der bessern Zeit doch vorgearbeitet, mancher Gedanke, den spätere Tage gehegt und verwirklicht, ist von ihm schon ausgesprochen worden, und der vielgeprüfte Dulder hat somit ein heiliges Recht auf die Anerkennung der Nachwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter den Ruinen.

Ein Roman aus Roms Gegenwart
von
Franz von Nemmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Nachdem sich der geistvolle Verfasser dieses Romans bereits in den namhaftesten deutschen Zeitschriften, vorzugsweise in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, durch seine meist in Venedig spielenden lebenswahren Novellen die Theilnahme der gebildeten Lesewelt erworben hat, ist derselbe in diesem Werke zum ersten mal mit einer umfassenden Schöpfung aufgetreten. „Unter den Ruinen“ schildert römische Zustände der neuesten Zeit im Gewande eines durchgehends höchst spannend erzählten Erbschaftsprocesses. Der Verfasser verräth die genaueste Kenntniß der gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Zustände Italiens. Die Situationen fesseln durch die Originalität der Erfindung wie die Charaktere durch eine eigenthümliche Schärfe der Zeichnung.

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von **Eduard Trewendt in Breslau** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die drei Grazien.

Roman von Karl Frenzel.

8. Drei Bände. Eleg. brosch. Preis $4^1/_2$ Thlr.

In diesem Roman entrollt der Verfasser ein lebensvolles und ergreifendes Bild unserer socialen Zustände, ihrer Gegensätze und Verwickelungen, von den höchsten zu den niedrigsten Schichten des Volks. Leicht wird es den Lesern werden, für einzelne dieser Gestalten allbekannte historische Persönlichkeiten der Gegenwart als die Urbilder herauszufinden. Durch ihren von der Kritik anerkannten künstlerischen Werth und ihre classische Form unterscheiden sich Frenzel's Romane durchaus von den meisthin der Lesewelt gebotenen, sie enthalten, ganz abgesehen von der Erzählung, eine reiche Fülle mannichfaltigster Gedanken und Anregungen, die sich jedermann als poetische Lectüre empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie
von
Ferdinand Lassalle.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieses bedeutende Werk, durch welches nach dem Ausspruche von Autoritäten eine ganz neue Epoche der Rechtswissenschaft eröffnet wird, verdient nicht nur die Beachtung der gesammten juristischen und philosophischen, sondern ebenso der politischen Kreise und des größern gebildeten Publikums, indem der Verfasser darin die wissenschaftliche Lösung des bisher ungelösten Conflicts zwischen dem demokratischen Princip und dem Recht und der Rechtsidee zu geben sucht. Das Werk verfolgt somit neben dem wissenschaftlichen auch einen praktisch-politischen Zweck.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 19. Juni 1862.

Inhalt: Aus vier Erdtheilen. — Neuestes in Betreff der Schiller- und der projectirten Zelter-Stiftung. Von Hermann Marggraff. — Zur Sprichwörterliteratur. — Brachvogel's und O. Müller's neueste Romane. Von August Henneberger. — Annette von Droste-Hülshoff. — Notizen. (Wupperthaler Dichter; Reisetagebuch eines „gläubigen Dieners".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus vier Erdtheilen.

1. Marokkanische Bilder. Nach des Malers Franz Buchser Reiseskizzen ausgeführt von Abraham Roth. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Eine Sommerreise nach Tripolis. Von Wilhelm Heine. Berlin, Hertz. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. Von Wilhelm Heine. Leipzig, Costenoble. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.
4. Acht Vorträge über China, gehalten an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz von R. Lechler. Basel, Bahnmaier. 1861. Gr. 8. 14 Ngr.
5. Vier Jahre in Australien. Selbsterlebnisse und Reisebilder aus der Colonie New-South-Wales von Hermann Lau. Hamburg. 1860. 8. 1 Thlr.
6. Bilder aus Rio-de-Janeiro und Umgebung. Aus dem Portugiesischen. Hamburg, Kittler. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Wie undenkbar weit jene Zeiten hinter uns liegen, in denen kein sorgsamer Hausvater eine Meßreise von Berlin nach Leipzig unternahm, ohne vorher sein Testament aufgesetzt zu haben, das zeigt am besten unsere heutige Reiseliteratur. Da findet sich kein voluminöses Werk über einen Ausflug in die Priegnitz oder in die Neumark mehr. Selbst die Alpen und Italien haben aufgehört, ein dankbares Terrain für wandernde Schriftsteller zu sein. In die heiligen Städte der Mohammedaner, in das himmlische Reich der Mitte, in die fliegenden Dörfer australischer Goldwäscher, ja in jene auf der Karte weiß gelassenen Gegenden südlich von der Wüste Sahara, wo sich geographische Phantasie einst die Gletscher und Firnen eines Mondgebirgs hinmalte: dahin muß der Tourist heute dringen, der heimgekehrt das europäische Lesepublikum zu unterhalten beabsichtigt. Selbst das zarteste Fräulein, selbst der sanftmüthigste Philister will in einer Reisebeschreibung durch etwas wie Gefahren aufgeregt werden. Je weniger es dergleichen mehr bei uns zu Hause zu überstehen gibt, desto höher steigt eine vorwitzige, aber im Grunde unschuldige Begier danach. Das Leben ist in unserm modernen Rechtsstaat so schwer zu verwirken, daß der Kitzel, in den Harem des Großsultans einzubringen, die heilige Kaaba mit profanem Angesicht zu schauen oder den schauderhaften Bräuchen australischer Nachtvölker beizuwohnen, auch deshalb alljährlich wächst, weil es vielleicht für den Starken noch mehr Reiz hat, wirklich Gefahren zu überstehen, als für den Schwachen, nur von überstandenen Gefahren zu lesen. Solange es noch mannichfache andere Gelegenheiten in Europa gab, seinen Kopf auf anständige Weise zu riskiren, mieden die Touristen gewöhnlich auch vom Kriege überzogene Landschaften. Jetzt drängen sie sich mobilen Heeren förmlich auf und suchen Amusement in den Laufgräben vor Sebastopol und in den Gefechten der Garibaldianer.

Wir haben hier einen kleinen Stoß von Reiseliteratur der Jahre 1860 und 1861 vor uns. Es befindet sich darunter kein ernstgemeintes, wissenschaftliches Werk, kein gelehrter Expeditionsbericht, wenn man nicht etwa Wilhelm Heine's fleißig fortgesetzte Mittheilungen über das japanische Inselreich dahin rechnen will. Es sind fast lauter Skizzenbücher, deren äußere Form schon das Bestreben, in weitern Kreisen zu gefallen, anzusprechen, zu unterhalten, verräth. Und in welche Fernen verlocken sie uns! Ueber weite Oceane, an entlegene Küsten, nach allen Himmelsgegenden, in vier Erdtheile! Folgen wir denn ohne schwerfälliges Bedenken den leichten und muthigen Führern; zaudern wir nicht lange vor einem gewagten Sprunge von Nordafrika nach Ostasien, von Australien nach Rio-de-Janeiro; dürfen wir doch — unbekümmert um Dampfschiffe und Eisenbahnen — in Gedanken mit dem fabelhaften Transportmittel der Zukunft, mit dem bestconstruirten Luftballon unser Fortkommen suchen.

Ein lustiger, vielleicht sogar etwas leichtfertiger Maler ladet uns zuerst ein, ihn nach der verpönten Residenz Seiner einst sprichwörtlichen Majestät des Kaisers von Fez und Marokko zu begleiten. Wir treffen den abenteuernden Künstler im Spätsommer 1858 in der Gegend von Granada. Die verwitternde Herrlichkeit arabischer Kunstdenkmale, das Wohlgefallen an den zum Christenthum bekehrten andalusischen Nachkommen der Erbauer, macht ihn begierig, das heutige maurische Land und Volk kennen

zu lernen und er entschließt sich schnell zu einem Ausfluge hinüber nach Tanger an der afrikanischen Küste. Bevor wir ihm jedoch etwas nacherzählen, wird es nothwendig sein, daß wir ein Wort über seine Art zu sehen und zu zeichnen vorausschicken. Denn da wir selbst keineswegs in Fez und Marokko gewesen sind und der Führer, dem wir uns auf gut Glück anvertrauen müssen, dann und wann ein etwas schelmisch frivoles Gesicht macht, so kann er es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm nicht ohne jegliche Reserve folgen. Die Wahrheit ist, daß uns Franz Buchser, der junge Genremaler aus Solothurn, die artigen Reisebilder eines Alexandre Dumas nicht ohne besonderes Wohlgefallen studirt zu haben scheint. Nun geben wir zwar gern zu, daß die Manier dieses geist- und phantasiereichen Franzosen eine sehr ansprechende und beliebte ist; aber sie nimmt mit ihren häufigen Anklängen an den Geschmack der Gascogne oder der Heimat von Tausendundeine Nacht denn doch ein wenig gar zu geringe Rücksicht auf die ängstliche Gewissenhaftigkeit eines beschränkten Deutschen. Hat uns Franz Buchser daher, wie wir hoffen, in seinen „Marokkanischen Bildern" (Nr. 1) nichts als die reine Wahrheit gegeben, so ist er es sich wenigstens ganz allein schuld, wenn wir ihn durch ein etwas bedenkliches Gesicht kränken. Warum versteht er es nicht, sich etwas ehrsamer und solider anzustellen als der kühne, windige Verfasser von „Monte-Cristo". Doch Franz Buchser, wie wir ihn aus dem vorliegenden Büchlein kennen, lacht wol nur unserer Bedenklichkeit. „Die Hauptsache ist, interessant zu leben", sagt er vermuthlich mit den beiden Abbés in den „Memoiren des Freiherrn von S—a", und so wollen wir es denn auch mit der Gediegenheit des Interesses, das er uns abnöthigt, nicht allzu genau nehmen. Jedenfalls ist er als Mensch das ganz, was man so im gewöhnlichen Leben interessant zu nennen pflegt. Erzählt er uns doch, daß er es zu Rom einst in der bittersten Noth vorzog, päpstlicher Soldat zu werden, als sich zu erschießen. Gewiß ein großer Entschluß für einen jungen Maler, selbst wenn man in Erwägung zieht, daß Buchser von katholischen Aeltern stammt. Als Muselmane verkleidet sich in mohammedanische Heiligthümer zu wagen, das hat Burton auch gethan und zwar weit erheblicher und ausgedehnter als Buchser. Rothblaugoldener Soldat zu werden, das möchte unserm Schweizermaler so leicht kein Burton nachthun.

Jetzt aber von Buchser's marokkanischen Erlebnissen. Gleich seine Ankunft in dem schlechten Hafen von Tanger ist lustig. Wer vom Schiffe ans Land will, muß sich allda nämlich den Schultern eines Mauren oder Juden anvertrauen, weil Boote wegen der Seichtigkeit des Wassers nicht bis ans Ufer herankommen können. Ein Engländer, der weder spanisch noch arabisch verstand, hatte, wie Buchser erzählt, einen Juden bestiegen, der nicht englisch verstand, und dieser letztere, der Jude, begann wohlweislich erst dann mit dem edeln Lord über das Trägerlohn zu verhandeln, nachdem er den Reiter schon mitten ins Wasser getragen hatte. „Nada!" erwiderte der Lord auf die Frage, wie viel Unzen er dem Juden geben wolle. Es sollte heißen „Kannitverstan", heißt aber unglücklicherweise „nichts". Der Jude stutzt. Er fragt noch einigemal immer dringender nach seinem Lohn und da der Engländer immer ungeduldiger antwortet „nada" (nichts), so wirft der Jude ihn endlich ins Wasser, wofür er denn von Mylord alsbald tüchtig abgedroschen wird, ebenso wie einige Mauren, deren dienstwilliges Herbeieilen der Engländer nun seinerseits misversteht.

Mosquitos verhinderten unsern Reisenden, sich in der Fonda Vincent von den Strapazen der Seereise gemächlich zu erholen. So sah er sich denn bald wegen der beabsichtigten Tour ins Innere des Landes um, sollte aber auch da nur Abschreckendes erfahren. Fez, die eigentliche Hauptstadt des Landes, wurde von den unterrichtetsten Europäern für dem Christen unerreichbar gehalten. Ein englischer Consul, an dessen Sohn und Nachfolger der Maler empfohlen war, hatte einmal unter zahlreicher Bedeckung einen Ausflug dahin unternommen, war aber umgekehrt, als Flintenkugeln seinen Weg bedrohten. Die französischen Offiziere, welche nach der Schlacht bei Isly zu unterhandeln kamen, hatte man im Judenviertel empfangen und nicht in die Mauern des eigentlichen Innern von Fez, Muley Dris, eingelassen. Buchser beschloß trotz der Eifersucht des englischen Consuls, der den Besuch von Fez immer noch nicht aufgegeben hatte, diesem zuvorzukommen und heimlich zuerst in die den Ungläubigen verschlossene Metropole einzudringen. Er nahm einen drolligen französischen Renegaten, der einst bei den Chasseurs d'Afrique gestanden, zum Bedienten an und dieser besorgte ihm arabische Kleidung. Unter dem Vorwande aufs Land zu gehen, verabschiedete sich Buchser dann von seinen Bekannten zu Tanger und legte den Europäer erst zwei Stunden hinter der Stadt ab, um sich in die Gewandung eines Scherif zu hüllen und mit dem ergebenen Hamed den gefährlichen Ritt nach Fez anzutreten. Vergessen wir jedoch nicht seines vorher dem Pascha von Tanger abgestatteten Besuchs. Da sich der Künstler bei der Schilderung desselben recht charakteristisch in gemüthlichster Ausgelassenheit zeigt, wollen wir sogar seine eigenen betreffenden Worte anführen. Er erzählt:

Wie ich die äußere Pforte der Kasbah hinter mir hatte, da, wo die Sonne ein besonderes Vergnügen daran zu haben scheint, recht brütend auf die armen Erdenwürmer zu sengen, sah ich mich auf einmal zwischen zwei Reihen afrikanischer Krieger, welche sich gegen mich verbeugten und ein fürchterliches aber sehr taktfestes Geschrei anstimmten, von welchem ich nichts verstand als: „Kaid-Mohammed-Rassulela!" Das Uebrige, dachte ich in meiner Bescheidenheit, muß alles zu meinem Lobe lauten. Ich salutirte daher auch und zwar mit möglichster Würde. Kaum war dies geschehen, so bemerkte ich mit Schrecken, daß der Lärm nicht mir, sondern dem Pascha gegolten hatte und der übliche Morgengruß an den Gebieter war. Da sagte ich leise: Buchser, du hast dich wieder einmal blamirt! Glücklicherweise konnte ich nicht mehr roth werden, denn von der Sonne der Berberei war ich schon weidlich schwarz gesotten. Der Pascha hatte unterdessen in der Tiefe einer langen schattigen Galerie Platz genommen, unmittelbar neben dem Eingange zum Innern des Palastes und auf einem viertehalb Fuß erhabenen Divan. Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land. So denkend näherte ich mich dem paschalichen

Throne, von welchem herab der Kaid Hamu Dsebai ungemein huldvoll mir zulächelte. Die Vorstellung war sehr einfach für mich: ich verstand nichts davon. Allein der Dragoman muß meine Worte in sehr poetisches Arabisch übersetzt haben, denn nun antwortete der Pascha in so blumenreicher Sprache, daß ich mich gedrungen fühlte, alle meine dichterische Kraft zusammenzunehmen, um mit seinem Stil einigermaßen Schritt zu halten. Ich ließ ungefähr repliciren: „Hoher Herr! Erhabener Pascha! Bei ihrem Rückzug aus Europa haben die Mauren, Gott sei es geklagt! alle Kleinodien der Poesie mit über die Meerenge genommen und meinen Brüdern, den Christen, nichts gelassen, als die trockene Sprache der Alltäglichkeit. Verzeihe, o Herr! wenn meine Gedanken hinter dem Glanze deiner Beredsamkeit zurückstehen, wie der Schatten des Mondes, wenn die Sonne sich hinter seine Scheibe verbirgt." Dies wirkte. Die Augen des Paschas strahlten vor Vergnügen. Er befahl mir, mich zu nähern, kam selber zwei oder drei Schritte entgegen und umarmte mich. Er freute sich meiner und ich freute mich seiner, wie wir uns gegenseitig versicherten. Damit glaubte ich mich nun aber auch begnügen zu sollen, zumal ich von der Galerie, von welcher ich im Vorbeigang bemerkte, daß sie eine wundervolle Aussicht auf das Meer darbot, gewahr wurde, daß noch eine Menge Leute auf Audienz harrten. Ich gab dies dem Pascha zu verstehen, mit der Versicherung, ich sei überglücklich, das Antlitz des mächtigen Herrn geschaut und von ihm einen huldvollen Gruß empfangen zu haben. Der Pascha erwiderte, es hielten ihn keine dringenden Geschäfte auf und es sei ihm ein hoher Genuß, den weisen Sprüchen meines Mundes zu lauschen. Er lud mich ein, ihn täglich zu besuchen, dann werde er mich auch in das Innere seines Palastes führen. Dem Khalifen befahl er schließlich, mir seine Pferde zu zeigen, sein Arsenal und alles, was ich zu sehen wünschte; seine Soldaten sollten mich künftig kennen, sodaß ich nichts zum zweiten male zu befehlen hätte. Uebernommen von so vieler Huld, entfernte ich mich auf das allerehrerbietigste; durch die Soldatenreihe aber schritt ich zum mindesten wie ein General. Sie verbeugten sich alle vor mir. Donner und Doria, wie fühlt' ich mich! So? Also gehorchen müssen mir diese M'kasne, und ich soll ihnen nichts zum zweiten male befehlen? Wohlan! Heute noch heiße ich sie mir des Paschas jüngstes Schwesterchen bringen, die schöne Zahra, die ich neugierig durch einen Damastvorhang blicken sah. Europa wird sich vor ihren flammenden Augen auf die Knie werfen. Sie soll mein Weibchen sein, hinfüro alle meine Bilder verklären, und sie werden die Gedankenpracht Arabiens athmen, Lust und Liebe und ewiges Leben.

Im Marstall des Paschas, in welchen sich der privilegirte Buchser sogleich führen ließ, bemerkte er mit Erstaunen, daß eins der schönsten Thiere seinen eigenen Mist fraß, was die orientalischen Wärter für ein Zeichen edler Klasse erklärten.

Genug hiermit von Tanger und nun nach Fez. Wir können von den Einzelheiten der mehrtägigen Reise dahin nichts mittheilen. Die orientalische Gastfreundschaft erleichterte sie dem maskirten Christen und erschwerte sie ihm zugleich. Für einen heiligen Scherif gehalten war er in allen Dörfern gut aufgenommen, aber auch stets der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt, am meisten zu Wessen, der Residenz des Sidi Absalem. Dieser Vornehme, welcher einst in Frankreich sehr gut aufgenommen worden war, befleißigte sich der dem Mohammedaner unbekanntesten Tugend, der Toleranz, in solchem Maße, daß er mit dem Maler, der sich ihm ungescheut zu erkennen geben konnte, Champagner trank und musicirte. Seine Höflinge jedoch zeigten sich um desto fanatischer und nöthigten unsern Schweizer, mit seinem Bedienten bei Nacht und Nebel vom Schlosse zu entweichen und spornstreichs den Ritt nach Fez fortzusetzen. Die Kunststücke eines Schlangenbändigers, dessen Allwissenheit die Reisenden dicht vor Fez nochmals in die größte Angst versetzte, getrauen wir uns nicht, den Lesern d. Bl. auch nur zum kleinsten Theile vorzusetzen. Freunde starker Verwunderung werden gern das Original aufschlagen. Den ersten Anblick von Fez schildert der Maler sehr bedeutend; ja er nennt die Stadt eine prächtige.

Durch das weite und breite Thal des Atlas schlängelt wie ein Silberfaden der S'bu. An beiden Ufern die üppigste Gartenflora und weiterhin zur Linken und Rechten unabsehbare Fruchtfelder. Tief in der Ferne ragt aus dem Grün des Maulbeers, aus dem Laube des Feigenbaums, aus Bananen und riesigen Aloës ein Meer von Moscheen und Minarets, über alle hinaus Muley Dois mit dem schimmernden Dache.

Trotz dem allen denke man nicht, daß in dem Innern der Stadt etwas Besseres zu holen ist, als in dem von andern solchen mohammedanischen und afrikanischen Städten. Das Geheimnißvolle bildet den Hauptreiz aller. Das Interessanteste an Fez bleibt uns unser Buchser, was unser Buchser auch sagen möge. Das Thor, worauf Riffpiratenköpfe und Negerviertel an der Sonne dörren, muß zwar ganz abscheulich sein, das alte Castell mag zwar eine recht stattliche Aussicht bieten, die fabelhafte Moschee von Muley Dois mag zwar ein ganz ansehnliches Gebäude heißen; aber die Neugier Buchser's schlägt an Merkwürdigkeit alle diese Merkwürdigkeiten von Fez, und wenn der biedere Schweizer in der heiligen Stadt der Marokkaner wirklich so oft in Gefahr war, erkannt und „geköpft, dann gehangen, dann gespießt auf langen Stangen" zu werden, als er das befürchten zu müssen glaubte, so wird er gewiß wenig Nachfolger finden trotz der Eifersucht des englischen Consuls zu Tanger.

Die Leser der „Marokkanischen Bilder", welche sich an der Schilderung aller Gefahren, welche Buchser auf der Hinreise nach Fez bestanden, ergötzt haben, werden es sicherlich bedauern, daß ihnen die Gefahren der Rückreise — vielleicht aus Furcht vor Einförmigkeit — vorenthalten bleiben. Die Erzählung bricht mit der Flucht aus Muley Dois ab. Ein gewisses Geschick, seinen Erlebnissen Gestalt zu geben, läßt sich dem Verfasser nicht absprechen. Wie viel davon auf Rechnung des Herausgebers und Bearbeiters, Abraham Roth, kommt, wissen wir nicht zu sagen.

Es ist auch ein Maler, der uns zu einem zweiten Punkte der nordafrikanischen Küste, nach Tripolis geleitet, nachdem wir die gefährlichen Schönheiten des Kaiserthums Fez und Marokko im Rücken haben. Wilhelm Heine, der deutsche Amerikaner, der unentbehrliche Theilnehmer moderner Japanfahrten, ist unserm Publikum wol schon hinlänglich bekannt. Die schön ausgestatteten Bände über jene erste von den Vereinigten Staaten zur Erschließung Japans entsendete Expedition haben dem Verfasser Ehre eingetragen. Wir wissen nicht, ob er mit dem Pinsel ebenso glücklich gewesen als mit der Feder.

Jedoch sollten wir dies beinahe vermuthen, denn das vorliegende Bändchen „Sommerreise nach Tripolis" (Nr. 2) ist ja nichts anderes als das Resultat einer malerischen Studienfahrt nach dem Schauplatze von Kämpfen und Siegen, deren Verherrlichung auf den Wänden des Capitols von Washington dem Pinsel des federfertigen Malers aufgegeben ist.

„Der ersten Frau Deutschlands" ist unser Büchlein gewidmet. Gehen unsere Vermuthungen auf der rechten Fährte, so ist das eine sehr unrepublikanische Widmung in republikanischer Form. Indessen wollen wir hierüber keine weitern Worte machen, da wir keinerlei Berechtigung zu republikanischer Freiheit haben. Jedenfalls freuen wir uns darüber, wenn ein stammverwandter Bürger der Neuen Welt in unserer Alten Welt Gunst erfährt, ohne daß sich sein einfaches Verdienst, sein wirklicher Gehalt mit dem Hokuspokus scheinbarer Hofmäßigkeit zu umgeben braucht. Wilhelm Heine gewinnt schon durch den Takt unsere Neigung, mit welchem er sich zwischen zwei Nationen bewegt, denen beiden er angehört. Die Fälle, in welchen sich amerikanisirte Deutsche gegen ihr Mutterland betragen wie der baronisirte Bürger gegen seine ehemalige Nachbarschaft, sind allzu gewöhnlich, als daß man unserm Maler, Schriftsteller und Japanfahrer nicht sein Verhältniß zur alten Scholle besonders hoch anrechnen sollte. Möge Heine sich für die dem lieben Deutschland bewiesene Anhänglichkeit fernerhin nach Wünschen und Würden belohnt finden. Ueber das deutsche Lesepublikum, denken wir, kann er sich zunächst nicht beklagen.

Aber wie steht es mit uns? Haben wir vielleicht Anlaß zur Klage über ihn? Ein ganz klein wenig, ja, wir wollen es offen gestehen. Die „Sommerreise nach Tripolis" ist von Ansehen ein recht nettes Büchelchen, indessen, wenn sie niemals erschienen wäre, wir würden nicht gerade gewonnen haben, aber verloren hätten wir doch sicherlich schon lange nichts. Sie gehört zu jenen literarischen Galanteriewaaren, wie sie unser heimischer Markt so massenhaft erzeugt, daß uns der Himmel vor Zufuhr aus Amerika oder sonstwoher bewahren möge. Tripolis kannten wir schon vor Heine's Beschreibung so gut, als es uns irgend wünschenswerth sein konnte. Jene berühmten deutschen Erforscher Mittelafrikas, Barth, Overweg und Vogel, sind von Tripolis ausgegangen und Barth hat seine Reise in fünf Riesenbänden beschrieben, gelehrt, erschöpfend zugleich und gelegentlich auch ganz elegant.

Allerdings hat die Geschichte des Seekriegs, welchen die Union von 1801—4 gegen die Barbaresken führte, auch für uns Interesse, so viel nämlich, als die Gefechte kühner, waghalsiger Seeleute für jedermann haben. Aber kein größeres. Die Waffenthaten der Amerikaner vor Tripolis waren gewiß nicht sehr bekannt bei uns; aber, um die Wahrheit zu sagen, sie verdienen auch nicht, daß allzu viel Aufhebens von ihnen gemacht wird. Die Barbareskenstaaten waren allerdings zu Anfang dieses Jahrhunderts noch schmählich gefürchtet, aber sehr mit Unrecht. Große Ehre konnte durch den Kampf mit ihnen schon damals eine Seemacht ebenso wenig erwerben als das preußische Heer durch die Besiegung eines Haufens polnischer Aufrührer. Trotzdem ist es gewiß der empfehlenswertheste Theil der „Sommerreise", welcher über jenen kleinen Seekrieg handelt. Es kommen darin einige Thaten der Amerikaner vor, welche wahre Heldenthaten genannt werden müssen und deren Lectüre unsern ruhmesdurstigen berliner Seecadetten nur anzurathen ist.

Aber nur fünf Kapitel des Heine'schen Büchleins handeln theilweise über jenen Seekrieg. Die übrigen acht Kapitel enthalten allerlei, wofür das deutsche Publikum dem regsamen Verfasser doch unmöglich sehr verbunden sein kann. Vom Inhalt des ersten Kapitels und des letzten sagen wir wol das Beste, wenn wir ihm das Interesse einer flüchtigen Eisenbahn- und Dampfschiffahrt beimessen. In Marseille und in Toulon verweilte Heine ein wenig auf der Hinreise und seine dadurch gewonnenen Bemerkungen über französische Soldaten, österreichische Gefangene und über das toulonner Arsenal sind die Würze des ersten Kapitels.

Daß der Castellan von Château d'If die Zelle Monte-Cristo's zeigt, würde gewiß auch manchen Deutschen nach Südfrankreich locken, wenn nicht bei uns die Bewunderung für den rachedurstigen Grafen gewöhnlich mit dem Gegentheile von gräflichem Reichthum verbunden zu sein pflegte. Wenn das Bagno in Frankreich wirklich so mit Standespersonen bevölkert ist, als Heine behauptet, dann müssen die dortigen Zustände zehnmal schlimmer sein als wir sie uns gewöhnlich denken. Allerdings haben wir auch bei uns Beispiele erlebt, daß politische Rachsucht in mancher edeln Brust jeden Funken von Edelmuth auszulöschen vermag. Die vielen gefangenen Oesterreicher, welche Heine sah, wurden von den Franzosen keineswegs unedel behandelt, jedoch langweilten sie sich entsetzlich, bevor sie Erlaubniß bekamen, auf Arbeit zu gehen, und wie ihnen Wilhelm Heine durch stückweise Vertheilung seiner Bibel und seines Gebetbuchs Trost spendete, das wird gewiß auch in den deutschen Kreisen, in denen englisches Christenthum als zum guten Ton gehörig betrachtet wird, einen erbaulichen Eindruck machen; bei den Yankees versteht sich das von selbst.

Das zweite bis siebente Kapitel handeln über Malta, und was die darin entwickelte Gelehrsamkeit betrifft, so können wir nicht umhin, sie für ziemlich jung, ziemlich oberflächlich und ziemlich unzureichend für jeden einigermaßen lehrhaften Zweck zu halten. Wilhelm Heine hätte uns mit allen möglichen andern Bemerkungen über Malta noch Dankenswertheres geben können, als mit den geschichtlichen. In der That, ein Wort von ihm über französische Sardellenfänger oder über die Tracht der Malteserinnen oder über den Schmuz auf den Straßen von Messina ist mehr werth als seine sämmtlichen sechs Kapitel über die Geschichte Maltas und der Johanniter. Nicht jeder versteht Land und Leute so unbefangen zu betrachten, so gefällig zu schildern als Heine. Geschichte zu schreiben, auch nur zu beiläufiger Belehrung, das versteht jedermann besser, der einige historische Originalwerke

mehr gelesen hat als Heine. Der verehrte Künstler wird überhaupt gut thun, mit den Stoffen, die er sich wählt, immer ein wenig in der Ferne zu bleiben. Was viele behandeln oder behandelt haben, das auch zu behandeln ist keine dankbare Aufgabe für ihn. Da wird er immer leicht und schnell seinen Meister finden. Denn der Stil, der Vortrag ist es gerade nicht, was an und für sich seinen Schriften schon einen gewissen Werth und Reiz zu geben vermöchte. Nichts läßt sich vielmehr eher angreifen als gerade Heine's Stil; nichts, wenn wir nicht sehr irren, ist auch bereits mehr angegriffen worden. Wir wünschten sehr, alle Sprachfehler, die sich in der „Sommerreise nach Tripolis" befinden, als Druckfehler ansehen zu dürfen. Wollen wir aber historische und andere Schnitzer ähnlich entschuldigen, so müssen wir an eine Verschwörung der Setzer und Correctoren gegen den Verfasser glauben.

Es ist uns sehr lieb, noch ein anderes neues Werk desselben Verfassers vor uns zu haben, welches eine ersichtlichere Anerkennung seiner Verdienste gestattet. Dies Werk handelt abermals über Japan: ein Feld, auf welchem Heine sich doch gewissermaßen eingelebt hat, sodaß er darüber als scharfsinniger Beobachter und fleißiger Compilator, wenn auch nicht als großer tiefsinniger Gelehrter und Forscher, wirklich reden und schreiben kann. In der Vorrede zu „Japan und seine Bewohner" (Nr. 3) sagt Heine:

Gegenwärtiger Band schließt den Cyklus meiner Arbeiten über Japan, wie ich mir ihn beim Erscheinen der „Reise um die Erde" vorgestellt. Ersteres Buch enthält meine persönlichen Erlebnisse während jener ewig denkwürdigen Expedition nach Japan. Die „Expedition in den Seen von China, Japan und Ochotsk unter den Commodoren Ringgold und Rodgers" behandelt die unmittelbaren Folgen jenes Unternehmens und umfaßt die damals in meinem Bereiche liegenden Details, die jene Vorgänge specieller illustriren.

Unser Werk endlich gibt eine übersichtliche Zusammenstellung alles dessen, was die Europäer von den ältesten Zeiten bis heute über japanische Geschichte und Cultur in Erfahrung gebracht haben. Es ist zugleich etwas wie ein Abriß der Geschichte von Japan und eine namentlich in den mittlern Partien ziemlich vollständige Geschichte der Verbindungen, des Verkehrs zwischen Europäern und Japanern. Auszüge aus den Werken Marco Polo's, Pinto's, Engelbert Kämpfer's, Golownin's, Siebold's u. a. sind von dem Verfasser geschickt in Zusammenhang gebracht zu einem allgemein lesbaren Buche über einen ebenso interessanten als dunkeln Gegenstand. Die Verdienstlichkeit einer solchen Arbeit liegt auf der Hand. Denn niemand kann bestreiten, daß die Originalwerke von Heine's Vorgängern zwar viel genannt aber wenig bekannt waren, daß daher eine mit Sachkenntniß und mit einigem Geschmack unternommene Ausbeutung ihres Inhalts dem deutschen Publikum, das jetzt viel Veranlassung hat, sich für Japan besonders zu interessiren, gelegen kommen mußte. Freilich ergibt nun auch die aufmerksame Lectüre der Heine'schen Rück- und Ueberschau keine tröstlichere Einsicht, als daß all unsere Kenntniß von Japan und seinen Bewohnern entweder noch eine sehr seichte und oberflächliche heißen muß oder daß an Japan und seinen Bewohnern überhaupt nur wenig Kennenswerthes sein kann. Das Studium japanischer Quellen wird uns hierüber erst endgültig aufklären. Nach den Ergebnissen zu schließen, welche anderweitig vom Gebiet ostasiatischer Geschichte und Literatur erzielt worden sind, wäre dort allerdings weniger für uns zu holen, als man einst träumte.

Die vermeintliche Urgeschichte Japans ist ein so ungeheuerliches Sagengewebe wie die irgendeines asiatischen Volks. Die Phantasie der ältesten Chronisten fabelt auch hier von Gottmenschen und Riesenzahlen und thut es nicht ohne königliche Stammväter, welche drei- bis achtmalhunderttausend Jahre ihre Unterthanen patriarchalisch beglückt haben sollen. Je mehr sich diese Sagengeschichte den Anfangsperioden wirklicher Geschichte nähert, desto kleiner werden die Zahlen, desto sterblicher die Könige und Helden. Von hunderttausend Regierungsjahren kommen diese ehrwürdigen Häupter herab auf tausend, auf hundert, um endlich gleich lebenslustigen Europäern aus den Zeiten der Regentschaft Begierde nach Elixiren zu fühlen, welche ihr Erdendasein ein klein wenig über das allergemeinste Maß hinaus zu fristen geeignet sein möchten.

Die ältesten, halbwegs klaren Berichte, welche uns über Japan zugeflossen, stammen von Marco Polo, jenem Venetianer, der sich im 13. Jahrhundert so lange am Hofe Kublai-Khan's, eines der Nachfolger Dschinghis-Khan's, aufgehalten und den Alexander von Humboldt mit Recht den größten aller Landreisenden nennt. Er erzählt uns von gewaltigen, aber schließlich fruchtlosen Versuchen der über China herrschenden Mongolen, das japanische Inselreich, Zipangu, mit der Gewalt ihrer so lange unbesiegbaren Waffen zu erobern. Zeugnisse für die allgemeine Glaubwürdigkeit der betreffenden Ereignisse besitzen wir auch von gegnerischer Seite; denn spätere europäische Schriftsteller haben uns aus japanischen Quellen die Aussagen Marco Polo's bestätigt.

Die großen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts vermittelten eine weitere Bekanntschaft mit dem äußersten Osten des größten Erdtheils. Die Portugiesen namentlich setzten sich an den östlichsten Küsten und in dem nahen Archipelagus fest und in diese Periode portugiesischer Ausbreitung fallen Pinto's Kreuz- und Querzüge, deren Beschreibung immer den Beigeschmack einer Münchhausiade behalten wird, weil der Verfasser in seinem Gegenstande befangen und nicht im Besitze eines Atoms von jener klaren Vorurtheilslosigkeit war, welche einem Reisebericht allein höhern Werth als den bunter Märchenerzählung zu geben vermag. Einundzwanzig Jahre hatte sich Pinto in fremden Ländern und Meeren umhergetrieben, war dreizehnmal gefangen und siebzehnmal verkauft worden, um zuletzt, nach Europa und unter die Augen seines königlichen Herrn zurückgekehrt, wenig Glauben und noch weniger Lohn zu finden.

Im Juli 1549 langte der später heilig erklärte Franz

Xaver von der Gesellschaft Jesu in Japan an, um im Geiste seines Ordens — man könnte auch sagen, im Geiste seiner Zeit — die neuerschlossenen Länder des fernen Ostens für das Zeichen des Kreuzes zu gewinnen und der Kirche zu erobern. Und lange genug hatte es den besten Anschein, als ob ihm und seinen frommen Brüdern diese friedliche Eroberung besser gelingen sollte, als den Mongolen einst die kriegerische. Das Christenthum machte beträchtliche Fortschritte in Japan. Einflußreiche Prinzen und Statthalter ließen sich gewinnen und beschützten die Mission auch nach dem 1552 erfolgten Tode des berühmten Gründers. Im Jahre 1582 schickten sogar die Fürsten von Bungo, Arima und Omura eine Gesandtschaft an den Papst, welche am 10. August 1584 zu Lissabon landete, von Philipp II. ausgezeichnet empfangen und von den Päpsten Gregor XIII. und Sixtus V. theatralisch auf die europäische Schaubühne gestellt wurde. Aber schon bevor die Gesandten nach ihrer Heimat zurückgekehrt waren, hatte sich daselbst vieles zu Ungunsten der von ihnen gefeierten Religion geändert. Und zwar trugen die Europäer selbst die Schuld dieser verderblichen Aenderung. Franciscaner und Dominicaner misgönnten und beneideten den Jesuiten ihre glücklichen Erfolge. Die Orden bekriegten sich und schwärzten sich gegenseitig an beim Papste, bei den katholischen Seemächten, bei den Fürsten und Völkern endlich, auf welche sie einzuwirken gedachten. Der Kaiser von Japan entledigte sich seiner christenfreundlichen Vasallen, indem er sie auf einen Kriegszug nach Korea sandte, und schritt alsdann gegen die unbequem werdenden Missionare energisch vor. Mittlerweile hatten auch andere Nationen einen neuen Weg nach dem östlichen Inselreiche gefunden; die Magellanstraße war entdeckt worden, und Christen, deren Religion den von Rom und Portugal ausgesandten Bekehrern mehr zuwider war als das finsterste Heidenthum, nahten sich von Osten her den Küsten der Japaner. Im Frühling des Jahres 1600 kam eins von fünf auf diesem Wege ausgesandten holländischen Schiffen nach Japan. Unter der durch die Leiden einer höchst gefahrvollen Reise entkräfteten Mannschaft befand sich der Oberlootse William Adams, ein Engländer, dessen Schicksale uns mehr interessiren als die aller andern Japanfahrer. Denn es müssen gute, tüchtige Eigenschaften gewesen sein, welche diesen Mann trotz den Ränken portugiesischer Pfaffen von der Gefahr, an unwirthlichem Strande gekreuzigt zu werden, emporhoben zu den Ehren eines kaiserlichen Günstlings und unentbehrlichen Rathgebers. Die Jesuiten erfuhren nicht sobald die Ankunft fremder Europäer auf dem von ihnen so eifersüchtig bewachten Boden, erkannten diese Europäer nicht sobald für Protestanten, als sie jedes Mittel trügerischer Ueberredung versuchten, um die Japaner gegen die ketzerischen Ankömmlinge aufzuhetzen. Sie schilderten die Holländer als Seeräuber und Gotteslästerer, und wäre die Sache nicht zu den Ohren des Kaisers gekommen, so möchten die Aermsten ihr Leben wol kaum gerettet haben. Der Kaiser aber fand Gefallen an Adams, gab ihm und seinen Begleitern ihr Eigenthum zurück und forderte den Engländer auf, ihm ein Schiff nach europäischem Muster zu bauen, was so gut gelang, daß der Kaiser seinen nützlichen Gast nun unter keinen Umständen mehr fortlassen wollte. Adams beschloß sein Leben am japanischen Hofe, vom Kaiser hochgeehrt und reich ausgestattet, nachdem ihm sein Einfluß mannichfache Gelegenheit gegeben hatte, feurige Kohlen auf die Häupter seiner katholischen Feinde zu sammeln und seinen Landsleuten, den Engländern, noch mehr aber den Holländern durch Auswirkung günstiger Verträge zu nutzen.

Auch Engländer und Holländer blieben nur so lange Freunde, als ihre Interessen den portugiesischen entgegen Hand in Hand gingen, und die Portugiesen wurden immer ungefährlicher. Die katholische Mission erlitt Schlag auf Schlag. Immer schärfere Edicte erfolgten gegen sie und ihre japanischen Anhänger; strenge Kaiser schritten endlich zu ihrer Ausrottung durch Feuer und Schwert, und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß sich die Jünger Loyola's im Märtyrerthum gewöhnlich standhaft und ausdauernd zeigten, daß sich auch ihre Schüler von jenem Glaubensmuth angefeuert erwiesen, der das himmlische Paradies dem irdischen vorzieht. In der Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Portugiesen und der Katholicismus aus Japan verschwunden und Holland sah sich im ausschließlichen Besitze des Verkehrs mit dem ostasiatischen Inselvolke. Jedoch nahm dieser Verkehr alljährlich ab und wurde durch kaiserliche Gesetze bald aufs äußerste beschränkt.

Als im Jahre 1690 Engelbert Kämpfer nach Japan kam, war das Verhältniß der Holländer zu den Japanern schon wesentlich auf demselben Fuße, auf welchem es sich bis in die neueste Zeit erhalten. Die Holländer mußten sich bekanntlich eine wahrhaft klägliche Einsperrung auf der Insel Desima bei Nangasaki gefallen lassen und sich überdies zu einer jährlichen Gesandtschaftsreise nach Jeddo bequemen, welche mit argen Demüthigungen verbunden war. Eine solche Gesandtschaftsreise machte der deutsche Gelehrte Engelbert Kämpfer als Arzt mit. Die Auszüge aus seinem „Reisejournal", welche Wilhelm Heine gibt, sind umfangreich und füllen eine Masse von Kapiteln. Wir zweifeln, daß sie ein jeder mit ausreichender Geduld und anhaltendem Interesse bis zu Ende lesen wird, denn die sorgfältige Herzählung einer unendlichen Reihe von Ortsnamen, Städten, Dörfern, Flüssen, Brücken und Wirthshäusern muß langweilen, wenn ein ansprechendes, anschauliches Bild durch die trockene Beschreibung selten zu gewinnen ist. Der deutsche Arzt kann selbst kaum eine größere Befriedigung bei seiner endlichen Ankunft in Jeddo gefühlt haben, als sie ihm der moderne Leser vermuthlich nachempfinden wird. Zwar viel Erfreuliches war es eben nicht, was dem ernsten Gelehrten am Hofe des Siogun zustieß. Er mußte mit den übrigen Mitgliedern der Ambassade, deren Haupt allein ausgenommen, zur Unterhaltung des hinter einem Schirm verborgenen „kaiserlichen Frauenzimmers" tanzen, Sprünge machen, die Bewegungen eines Trunkenen nachahmen und deutsche Liebesarien singen; je weniger ergötzlich indessen gerade dieser Theil seiner Erlebnisse dem geplagten Doctor

erscheinen konnte, desto ergötzlicher möchte ihn leicht der Leser finden.

Es folgen nun bei Heine die Berichte einiger anderer Holländer oder nichtholländischer Gelehrten, welche aber der Factorei auf Desima zeitweise angehörten. Doeff endlich war der Gouverneur, unter dessen Verwaltung die Verbindung der Colonie mit dem Mutterlande durch die großen Umwälzungen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts Europa erschütterten, vollständig und auf längere Zeit bis 1817 unterbrochen wurde. Der erzwungene Anschluß Hollands an Frankreich zog es in die Kriege wider England. Die holländischen Colonien wurden von den Engländern besetzt; nur Desima behauptete Doeff standhaft, man könnte sagen, in der Luft schwebend. Nach wiederhergestelltem Frieden und neubegründeter Ordnung der europäischen Angelegenheiten war Doeff im Stande, das längst ziemlich entwerthete, von ihm aber treulich bewahrte Kleinod der japanischen Niederlassung unversehrt in die Hände zurückgeben zu können, welche es ihm einst anvertraut hatten.

Als eine besonders interessante Episode der neuern Geschichte des Verkehrs mit Japan verdient noch die brutale russische Invasion von 1806—7 und die dadurch veranlaßte Gefangennehmung des Kapitäns Golownin, 1811, erwähnt zu werden. Die Japaner erscheinen bei diesem ganzen Handel in ziemlich vortheilhaftem Lichte, obwol man der Ausdauer und dem Muthe der Russen alle Ehre widerfahren lassen muß.

Im letzten Kapitel gibt Heine eine Uebersicht der neuesten japanischen Forschungen, unter denen die Siebold'schen namentlich berühmt geworden sind. Die Ereignisse, welche die Vereinigte Staaten-Expedition unter Commodore Perry und dadurch die abermalige Erschließung des japanischen Reichs veranlaßt haben, werden kurz vorübergeführt. In der Vorrede ist schon hingewiesen auf die Resultate, welche möglicherweise durch die preußische Expedition, an welcher Heine bekanntlich wiederum theilgenommen, auch für Deutschland, für den Zollverein erzielt werden können. „Sollte ich noch einmal die Feder aufnehmen, um über das östliche Asien zu schreiben", so schloß Heine am 21. Januar 1860, „so würden die Bewegungen einer deutschen Gesandtschaft unter jenen Völkern den Gegenstand meiner Beobachtungen bilden."

Die Correctur dieses Bandes hat Heine nach seiner eigenen Anmerkung selbst besorgt, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß die meisten derartigen Fehler, wie sie die „Sommerreise nach Tripolis" verunzieren, hier nur im spärlichsten Maße noch zu finden sind. Eine radicale Läuterung hat allerdings auch die eigenhändige Sorgfalt des Verfassers nicht zu bewirken vermocht. Bei einem Autor, der schon so stattliche Bände herausgegeben wie Heine, dürften Schnitzer, wie die auf S. 46 befindlichen, wol gar nicht vorkommen: „Papst Paul III. erließ am 27. September 1640 eine Bulle." Natürlich erließ er sie 1540. „Julian III. aber gestattete der Gesellschaft in einer Bulle vom 15. März 1543" u. s. w. Julian? Warum nicht gar! Der Nachfolger Paul's III. hieß Julius und das ist doch wol ein Unterschied. Dieser Julius III. wurde aber erst am 7. Februar 1550 zum Papste gewählt, konnte daher unmöglich 1543 schon Bullen erlassen. Die Sache ist die, daß auch die Bulle von 1543 auf Rechnung Paul's III. zu setzen ist, der erst am 10. November 1549 mit Tode abging. Und S. 126: „Plötzlich beraubte ihn ein unglücklicher Zufall seines Vermögens, den er selbst" u. s. w. Das ist kein wohlklingendes Deutsch.

Wir finden indessen keinerlei Genugthuung darin, bei solchen Armseligkeiten zu verweilen, deshalb gedenken wir ihrer nur ganz flüchtig. Nicht umhin können wir jedoch, unser Misfallen über Aeußerungen einer gewissen Zimperlichkeit ganz entschieden auszusprechen. Widerwärtig sind sicherlich die ewigen Renommistereien jener modernen Don Juans, welche (am liebsten in französischer Sprache) das Leben wie einen fortgesetzten Opernball behandeln. Noch widerwärtiger aber dünkt uns das Bestreben, die Welt nach den jämmerlichen Bedürfnissen vornehmer Theegesellschaften zurecht zu legen, und mit dem christlich-anglikanischen Feigenblatte bleibe man uns Deutschen ja vom Halse.

Wenn uns Heine erzählt, daß den Holländern auf Desima das Mitbringen von Weibern untersagt, der Umgang mit japanischen Schönen aber gestattet sei, so haben wir nichts dagegen, wenn er für seine Person eine christliche Abneigung gegen dergleichen „temporäre Ehen" zeigt; wenn er aber in zugehörigen Anmerkungen moralische Lehrsätze aufstellt, so merken wir die Absicht und werden verstimmt. Wir wollen mit Frivolität nichts zu schaffen haben, aber Buchser, der den Marokkanerinnen so neugierig unter den Schleier schielt, dünkt uns zehnmal liebenswürdiger als jedermann, der das süße Lächeln einer kleinen Heidin um unsers Herrgotts willen mit einem sauern Gesichte beantworten zu müssen glaubt.

Von Japan nach China ist kein großer Sprung. Nach unsern geläufigsten Vorstellungen findet zwischen diesen beiden Nachbarstaaten eine nahe Verwandtschaft und Familienähnlichkeit statt, obschon dies von feinern, tiefern Sachkennern sehr lebhaft bestritten wird. Der Autor, welcher unsern Blick diesmal auf das Reich der Mitte lenkt, wird es hoffentlich nicht übel aufnehmen, wenn wir sein Werkchen als zur Unterhaltungslectüre gehörig betrachten und demgemäß beurtheilen. Sind wir doch gemeint, ihm damit gerade etwas Schmeichelhaftes zu sagen. R. Lechler ist Missionar im Dienste der Evangelischen Missionsgesellschaft in Basel und als solcher hat er China kennen gelernt. Als solcher hat er wol auch, nach der Heimat zurückgekehrt, die „Acht Vorträge" (Nr. 4) gehalten, welche hier vor uns liegen. Verkennen wir aber die höhern Zielpunkte nicht, nach denen er auch in seinen schriftstellerischen Bestrebungen ausgehen mag, so dürfen wir es doch von unserm Standpunkte wol besonders hervorheben, daß das Product seiner Feder nichts von alledem an sich hat, was Missionsschriften so häufig für diejenigen ungenießbar macht, die sie weniger des Missionsinteresses

halber zur Hand nehmen. Was wir zu sagen haben, ist, daß R. Lechler's „Acht Vorträge über China" zu dem Ansprechendsten, Faßlichsten, Verständlichsten gehören, was bisher in deutscher Sprache über China geschrieben worden ist. Systematische Vollständigkeit, eine gründliche Erschöpfung des Stoffs darf man zwar keineswegs in ihnen suchen. Nur über einzelne Seiten des chinesischen Lebens und Treibens lassen sie sich aus. Ueber diese aber auch so klar und maßvoll, daß der Leser nichts von Langeweile bei einem solchen Einblick in das ziemlich geistlose und grundfremde chinesische Wesen verspürt.

Um die chinesische Cultur ist es eine sehr eigene Sache. Bekanntlich nennen uns die Chinesen Barbaren, und wenn Cultur lediglich in gewissen Bedürfnissen des Luxus und der Möglichkeit diese zu befriedigen bestände, so könnten sie damit recht haben. Was hinwieder unsere Meinung von den Chinesen betrifft, so ist sie lange Zeit eine ziemlich hohe gewesen; aber in dem Bestreben, die Chinesen immer gerechter zu würdigen, sind wir mit dem besten Willen von der Welt endlich zu der keineswegs gesuchten Einsicht gekommen, daß sie Culturbarbaren und nichts Besseres seien. Es ist wahr, daß die Chinesen Pulver, Porzellan und Druckstöcke eher gekannt haben als wir; auch ihre Geschichte und ihre Literatur mag wirklich älter sein als die unsere; ihre große Mauer, ihr großer Kanal sind die riesigsten Werke menschlichen Fleißes. Das alles geben wir zu. Wenn wir die Söhne Han's trotzdem Culturbarbaren nennen, so stützen wir uns nicht darauf, daß sie ihr Pulver nicht anzuwenden verstehen, daß ihre Druckstöcke ziemlich primitiver Construction sind, daß ihre Geschichte inhaltlos, daß ihre classische Literatur ein seichtes Moralgewäsch ist, auch nicht darauf, daß ihre großartigsten öffentlichen Bauten keinen andern, als einen chinesischen Geschmack befriedigen können; wir haben nichts im Auge, als die Beschränktheit ihres Interesses; diese allein genügt, um sie ziemlich tief unter die versunkenste derjenigen Nationen zu stellen, deren Cultur europäischen Ursprungs ist.

Eine Nation, die durchaus im nächsten Interesse an sich selbst befangen ist, gleicht einem Menschen, der seinen Bauch anbetet, der sich aber auch um gastronomische Genüsse noch bringt, weil er seinen eigenen Geschmack zu sehr vergöttert, um den von andern erprobten Speisen Aufmerksamkeit zu schenken. Die Weite der Interessen, die Freiheit des Blicks — das ist es, was Menschen und Völker auf die Höhe der Menschlichkeit hebt. Nicht einige eigene Erfindungen und Entdeckungen machen eine Nation für immer groß; sondern das dünkellose, ewig rege Interesse an allem, was irgendwo im Kreise der bekannten Völker erfunden und entdeckt worden ist, und die Begier, diesen Kreis bis zu den von der Natur gesteckten Grenzen zu erweitern. Und wenn die Chinesen uns noch zehnmal überlegener an Fertigkeiten und Kenntnissen gewesen wären, als wir mit ihnen bekannt wurden; unser Interesse gab uns von vornherein ein Uebergewicht über sie. Wir haben sie aufgesucht, wir sahen ihnen mit Eifer jeden Handgriff ab, wir gaben uns Mühe, alles zu lernen, was von ihnen zu lernen war, wir waren bereit, alle Verdienste, die wir an ihnen fanden, anzuerkennen, ihre Institutionen mit den unsern in Vergleich zu ziehen, kurz, ihre gesammte Cultur zu bewältigen. Und die Chinesen, was thaten sie, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß wir Barbaren seien? Sie überzeugten sich, daß wir ihnen nicht glichen weder an Sprache, noch an Bildung, noch an Sitten und Gebräuchen: und das war ihnen Zeugniß genug für unsere Barbarei.

Falsche Humanität hat schon oft gefragt, was uns ein Recht gäbe, gewaltsam in die friedliche Geschlossenheit des Reichs der Mitte einzubringen. Nichts kann thörichter sein als dieser Streit um die Berechtigung der wahren und einen Cultur, sich auszubreiten und alle Sonderculturen zu verschlingen. Ebenso gut könnte man uns die Berechtigung absprechen, die Wölfe aus Europa zu verscheuchen und die Füchse auf unserm Grund und Boden wegzuschießen, als die Berechtigung, wilde und halbcultivirte Völkerschaften zum Miteingreifen in den allgemeinen Weltverkehr, zur Theilnahme an den Segnungen und Verpflichtungen europäischer Civilisation zu nöthigen. Behaupten nicht gerade die emsigsten Humanitätsprediger unabläßig die Einheit des Menschengeschlechts trotz der widersprechendsten Erscheinungen? Nun denn! Die Erde gehört dem Geschlecht, und der Einheit des Geschlechts muß Rechnung getragen werden auf eine bewußte, der großen Humanitätsidee würdige Art und Weise. Daß wir alle, Indogermanen, Mongolen, Malaien, afrikanische und australische Neger, Rothhäute und Südseeinsulaner, dieselben Wirbelknochen, dasselbe Blut, dieselbe Fortpflanzungsart und dieselbe Körperhaltung haben, darin können wir als Menschen unsere Einheit noch nicht sehen, sondern höchstens unsere Anlage und Verpflichtung zur Einheit.

Es fragt sich indessen, ob die Sache dieser Einheit durch die frommen Bemühungen unserer Missionare merklich gefördert wird. Der Wille dazu ist offenbar der beste, aber es hat allen Anschein, als ob der gemeine Durst nach Geld die Europäer und Chinesen eher an friedliche und freundliche Nachbarschaft gewöhnen sollte, als der gemeinsame Geist christlicher Liebe. Es ist doch überhaupt eine höchst merkwürdige Wahrnehmung, daß es mit der Mission nirgends mehr vorwärts gehen will, seitdem sie aufgehört hat, sich des unchristlichen Mittels roher Gewalt zu bedienen. Der Bekehrungseifer ist kaum gesunken; schon durch die Eifersucht der verschiedenen Kirchen, in welche seit der schauderhaften Glanzperiode des Missionswesens das Christenthum zerfallen ist, wird er unaufhörlich angestachelt. Doch was richtet er aus? Gelingt es allenfalls dem Katholicismus noch, hier und da einige heidnische Götzendiener zu gewinnen, indem er sich begnügt, wenn sie christliche Götzendiener werden; der Protestantismus macht mit all seinen Bibelübersetzungen und Neuen Testaments-Vertheilungen, wie uns däucht, überall die schlechtesten Geschäfte. Man sehe, was Lechler in dem letzten seiner acht Vorträge über die evangelische Mission und deren Resultate in China mittheilt. Im Jahre 1807 kam der erste protestantische Missionar nach China: der

Zahl der Getauften beläuft sich heute nach 50 Jahren auf „nicht viel über 2000".

Welche Einbuße diese Zahl durch den jüngsten Krieg erlitten haben kann und mag, lassen wir dahingestellt sein. Das Resultat ist so schon kläglich genug, wenn wir die aufgewandte Mühe nur in einigermaßen nähere Erwägung ziehen. „Wie oft sinkt da der Muth und kommt der Gedanke, man arbeite vergeblich und bringe seine Kraft umsonst und unnütz zu" — so sagt Lechler selbst.

Die chinesische Sprache ist eins der am schwersten zu übersteigenden Hindernisse für die christliche Mission im himmlischen Reiche. Man wird im vierten der acht Lechler'schen Vorträge mit Vergnügen eine Auseinandersetzung der Schwierigkeiten des Idioms finden, dessen merkwürdige Schriftzeichen jeder Besitzer einer Theeschachtel oder eines Stückchens schwarzer Tusche schon angestaunt hat. Eine noch schwerere Aufgabe als die Bewältigung der chinesischen Sprache ist vielleicht die Bewältigung der chinesischen Literatur, der classischen nämlich, deren Studium als unerlaßlich für den Gebildeten und allein Achtung erheischend betrachtet wird. Diese classische Literatur der Chinesen muß nach Lechler's Mittheilungen zu schließen ganz unsaglich langweilig und abgeschmackt sein. Trotzdem beherrscht sie gewissermaßen das gesammte chinesische Leben. Denn alle Examina haben die classische Literatur ausschließlich zum Gegenstande und ein schwereres Examen unterscheidet sich nur durch tieferes Eingehen in die classische Literatur von einem leichtern. Alle Rangverhältnisse werden durch die Examina, mithin durch die classische Literatur bedingt.

Bei der Schilderung des chinesischen Familienlebens bestätigt Lechler die Richtigkeit jener neuerlichst vielfach angegriffenen Behauptung, daß es bei den Chinesen Sitte sei, neugeborene Mädchen zu ertränken, falls das betreffende Haus sich mit Kindern weiblichen Geschlechts bereits für hinreichend gesegnet halte. Da Lechler selbst lange genug in China war und im ganzen wol eher Vortheile für als gegen die Chinesen zu hegen scheint, so sehen wir nicht ein, warum wir seinen Aussagen nicht vollkommenen Glauben schenken sollten. Für die Wahrheit derselben bleibt er natürlich allein verantwortlich. Uns steht kein anderes Urtheil zu als das, welches wir schon ausgesprochen haben, daß nämlich seine Vorträge äußerst lesbar sind.

Wir gehen von Ländern und Völkern, welche sich im Besitze einer uralten Cultur befinden, über zu jenem kleinsten Erdtheile, welcher im Zustande völliger Wildheit einst entdeckt und größtentheils bis heute im selben verblieben ist.

Man würde Hermann Lau's Büchlein „Vier Jahre in Australien" (Nr. 5) sehr unrecht thun, wenn man es mit einigermaßen kritischen Augen betrachten wollte. Der Verfasser war kein Schriftsteller und wird nie einer werden. Wenn er den Versuch gewagt hat, seine Erlebnisse während eines vierjährigen Aufenthalts in Australien niederzuschreiben und demnächst zu veröffentlichen, so geschah dies nicht um literarisch etwas zu leisten, sondern um das Gehörte und Gesehene einem größern Kreise zu Nutze zu machen und um einigen pecuniären Gewinn zu erzielen. Der Verfasser darf auch diesen letztern Zweck offen bekennen, ohne Unehre davon befürchten zu müssen. In der Alten Welt hinderten ihn die Verhältnisse, in der Neuen — wie wir glauben — sein Gemüth, ein gedeihliches Fortkommen zu finden. Im Jahre 1854 entschloß er sich, gezwungen ein kleines Handelsgeschäft in Hamburg aufzugeben, sein Heil in Australien zu suchen. Vier Jahre später, nachdem er kaum eine kleine Anzahl von Pfunden zusammengescharrt hatte, zwang ihn sein Herz zurückzukehren nach dem geliebten Mutterlande und nicht ein Umschlag zum Bessern in den heimischen Verhältnissen war es, der ihn zurückrief, sondern ein Brief mit den trübsten Familiennachrichten. Wir sehen es deutlich aus dem ganzen Buche, Hermann Lau ist kein Mensch, welchem in den Goldminen Australiens und Californiens Glück erblühen kann. Echt deutsche Sentimentalität verhindert ihn, jenseit des Oceans eine neue Heimat zu finden. An den Goldsand führenden Bächen des jüngsten Erdtheils träumt er von den fernen Lieben am schönen Elbgestade, an den Küsten der Südsee flüstern ihm die brandenden Wellen Grüße aus Deutschland, und wo alles das Wort „Zeit ist Geld" im Munde führt, weiß er sich keine bessern Stunden, als die der Einsamkeit im Gum-Urwalde, findet er keine lohnendere Beschäftigung, als den Kängurus und Schnabelthieren deutsche Liedermelodien auf dem Accordion vorzuspielen. Der arme Landsmann! Wie wird er unter solchen Umständen in Europa fernerhin sein Fortkommen finden! Die Gesangvereine mehren sich alljährlich in Deutschland, aber bezahlt wird für musikalische Genüsse bei uns alljährlich weniger. Das Bücherschreiben ist kein Geschäft, welches Lau fortzusetzen beabsichtigen kann. Wollte er es, man wäre verpflichtet, es ihm zu verleiden. Was den Kaufmannsstand endlich betrifft, so verhilft bei uns sowenig wie bei den Neuholländern Sentimentalität in ihm zu wünschenswerthen Erfolgen.

Getreu unserm Vorsatze — in Rücksicht auf die schlimmen Umstände und guten Absichten des Verfassers —, kein kritisches Wort über sein Büchlein zu verlieren, können wir nichts Besseres thun, als das stofflich Interessante seiner Mittheilungen hervorzuheben, das Büchlein demgemäß allen zu empfehlen, die ihr Auge auf Australien richten, und dem Verfasser endlich eine glücklichere Zukunft als Vergangenheit zu wünschen, komme ihm nun das Glück, woher es mag.

Im Jahre 1854 also ging er hinüber nach dem neuen Goldlande und gelangte in 104 Tagen nach Melbourne. Die Knappheit seiner Mittel dürfte ihn zu der langweiligen Fahrt mit einem Segelschiffe verdammt haben. Nach kurzer Rast im Hafen der Hauptstadt von Victoria trat sein Schiff die Weiterreise nach Neusüdwales an. In Sidney endlich sah er sich am Ziele der beschwerlichen Fahrt. Hier machte er zuerst einen Versuch, sich durch den Verkauf mitgebrachter Waaren ein Fortkommen zu verschaffen. In was diese Waaren bestanden, sagt er

uns leider nicht, obwol dies zur Belehrung künftiger Auswanderer wesentlich beitragen könnte. Genug, so viel ersehen wir aus seinem Bericht: Manufactur- und Fabrikwaaren werden in solcher Menge in Australien eingeführt, daß die junge Colonie diese Vorräthe nicht naturgemäß consumiren kann. Häufig sind die Speculanten gezwungen, um jeden Preis loszuschlagen. Seidene Sonnenschirme gehen alsdann zu 7 Shilling das Dutzend, seidene Mantillen das Stück für 1 Shilling, feine Shirtinghemden das Dutzend für 14 Shilling ab. Allerdings kein besonderer Markt, in Anbetracht, daß zu Sidney der gewöhnliche Miethpreis eines Ladens 6 Pf. St. per Woche beträgt. Lau sah die mitgebrachten Münzen schrecklich schwinden, die Waaren dagegen liegen bleiben. Seine empfindsamen Spaziergänge nach Botanybai brachten ihm nichts als Sehnsucht nach der Heimat. Wir glauben es ihm wol, daß es einer gewissen Kraftanstrengung bedurfte, unter solchen Umständen den Muth nicht zu verlieren, zumal er der englischen Sprache vorerst nicht einmal mächtig war und deshalb den zahlreichen Schwindlern um so leichter zum Opfer wurde. Seine Rettung war ein leichtes musikalisches Talent, auf welches er nicht zu rechnen gewagt hatte, bevor ihn die Noth nicht gebieterisch darauf wies. Er spielte das Accordion und die Guitarre, besaß eine leidliche Stimme und so kam er dazu, reisender Virtuos zu werden, nachdem ihn schnell erworbene, bereitwillige Freunde um alles geprellt hatten, um was er sonst zu prellen war. Ausgerüstet mit jenen Fähigkeiten, mit seinen Lieblingsinstrumenten, mit dem unentbehrlichen Revolver endlich, machte er sich auf den Weg nach dem Innern des Landes, sobald ihn die Schönheiten Sidneys bis ungefähr auf den letzten Groschen ausgebeutelt hatten. Aber auch jetzt noch heftete sich das Unglück in Gestalt eines liederlichen Compagnons an seine Fersen. Ein Schweizer, Namens Ricard, den er als tüchtigen Geiger kennen gelernt hatte und als ebenso tüchtigen Schelm noch kennen lernen sollte, schloß sich ihm an. Erst als dieser ihn um die kleinen Einnahmen der Anfangsconcerte zu Goulburn noch betrogen hatte, entschloß sich Lau zu völliger Selbständigkeit. Dieser Entschluß, sich ganz auf eigene Füße zu stellen, dazu die allmähliche Bewältigung der Landessprache, gab seinem Geschick eine endliche Wendung zum Bessern. Es gelang ihm nun bald, sich ebenso viele hülfsbereite, gastfreundliche und verständige Gönner und Freunde zu erwerben, als er vordem Hals- und Beutelabschneider angelockt hatte. Die Wirthe beherbergten ihn umsonst, als sie einen redlichen, nüchternen Deutschen in ihm erkannten, der ihnen durch sein Spiel lustige Gäste herbeizog. In der Wildniß wohnende Besitzer von verstimmten Pianos erbaten seinen Besuch; tanzlustige Gesellschaften rissen sich um ihn und seine Kunst; auf Märkten und Pferderennen durfte er niemals fehlen und selbst die Diggers in den Goldminen ließen sich seine Lieder gefallen, tractirten ihn abends am Schankzelte und spendeten für Sang und Saitenspiel gemünztes und ungemünztes Metall. Ein biederer Hotelbesitzer Draper in Braidwood machte seinen Schatzmeister, und der Klugheit und Freundlichkeit dieses Mannes namentlich scheint es unser allem Anschein nach keineswegs weltkluger, armer Lau einzig zu danken zu haben, daß er nach einigen Jahren mit etwas mehr als nichts von Australien wieder Abschied nehmen konnte.

Der fahrende Musikant wanderte südlich bis Braulee: weit westlich in das Innere des Landes drang er nicht ein. Auch gerieth er mehrmals in Gefahr, verirrt im Urwalde zu verschmachten, nächtlich von den Dingos (wilden Hunden) angefallen zu werden, beim Uebersetzen über angeschwollene Waldströme umzukommen oder in den Schlund eines hart am Wege aufgähnenden Kraters zu stürzen. Oft wochen- und mondelang von Familien festgehalten, denen sein Besuch im ewigen Einerlei wilder Abgeschiedenheit Genuß und Erquickung brachte, suchte er sich dann und wann auch auf andere als musikalische Weise nützlich und angenehm zu machen. Ohnehin gefährdete eintretende Concurrenz nur allzubald die Sicherheit seines bisherigen Brots, Leute, die in den Minen ebenso wenig Reichthümer gefunden hatten als Lau selbst, folgten dem Beispiele Lau's und suchten durch Spiel auf allen möglichen Instrumenten die Herzen zu erweichen, nachdem es ihnen mit dem Gestein nicht gelungen war. Bald durchzogen ganze Kapellen die Gummiwälder von Neusüdwales und es schien unserm Landsmann demgemäß räthlich, keine Gelegenheit ungenutzt vorüberzulassen, Kenntniß und Erfahrungen in einigen andern Fächern zu sammeln. Er gab sich zum Hacken, Graben, Melken, Säen und Ernten her, versuchte sich im Hausirgeschäft und ward gelegentlich auch wieder einmal Buchhalter. Daneben trieb er die Jagd immer als Liebhaber und sammelte eifrig Naturalien. Auch mit den Eingeborenen hatte er Begegnisse, scheint die Schwarzen Australiens aber minder fürchterlich gefunden zu haben als Gerstäcker, was vielleicht daran liegt, daß Lau nur heruntergekommene, zwischen den Colonien der Weißen eingezwängte Stämme kennen lernte. Eins ihrer Feste, dem er nächtlich zugeschaut, beschreibt er folgendermaßen:

Zwölf junge kräftige Schwarze, ohne jegliche Bekleidung, die Vorderseite der Arme und Beine mit einem zollbreiten weißen Thonstreif bemalt, sangen eintönige wilde Lieder, deren Laute sich in gleichlautenden Noten, immerwährend extrem berührten, was, verbunden mit dem Trommelgeräusch der Opossumhaut, im Widerhall des stillen Waldes eine Musik hervorbrachte, die meinem Gehörorgane als das Geheul entfesselter Höllengeister erklang. Klappernd schlugen die Waffen zusammen, der Boomerang gegen den Speer, die Nulla-Nulla gegen das Kopfschild u. s. w., und zwar in so erstaunenswerther Regelmäßigkeit, wie nur die eingeübteste Soldateska ihre Exercitien auszuführen vermag; jeder einzelne trat dann hervor, um beim Tanze seine Bravour in Handhabung der Waffen zu zeigen, dann wieder schleiften oder trabten sie wie die Gänse hintereinander her, vertauschten ihre Waffen gegen Palmbüschel, spreizten die Beine, warfen sich der Länge nach auf den Erdboden hin, um im selbigen Augenblick wieder emporzuschnellen, bis der Ton der Trommel sie zum Stillstehen aufforderte. Jetzt erschien ein junges Mädchen in weißem Hemde, welches sie zu beiden Seiten der Hüfte ausbreitete, und dann in tollen Sprüngen ihre wilde Grazie entwickelte.

Lau erzählt dergleichen und überhaupt alles, was er

gesehen und erlebt, ohne Deutungen, Folgerungen und Reflexionen anzuhängen, einfach, schmucklos und im Tone eines gewissenhaften Kaufmanns, niemals in dem eines aufschneiderischen commis-voyageur. Von Gerstäcker, dessen Namen er in Australien nicht verschollen fand, hat er keine Ader weder im Guten noch Bedenklichen. Seine vielleicht etwas armselige Glaubwürdigkeit ist sein einziges Verdienst, das ihm niemand wird bestreiten wollen, da er gewagte Behauptungen nirgends aufstellt.

Das sechste und letzte Schriftchen, über das wir heute zu berichten haben, führt uns nach jener brasilischen Kaiserstadt, deren gepriesene Schönheit den Vergleich mit Neapel und Konstantinopel aushalten soll. „Nach dem Portugiesischen" steht auf dem Titelblatte dieser „Bilder aus Rio-de-Janeiro und Umgebung". Der Inhalt, dünkt uns, würde eher auf alles andere als auf ein portugiesisches Original schließen lassen. Beinahe möchten wir vermuthen, daß die kleine Schrift hier schon zum zweiten male übersetzt erscheint und ursprünglich englisch oder gar schon einmal deutsch abgefaßt war. Wenigstens kann der Verfasser nie den Protestanten verleugnen und alle seine Urtheile und Ansichten beruhen auf der in unserm Norden gewohnten Bildung. Daß das Schriftchen trotzdem wirklich Uebersetzung ist, bezweifeln wir nicht im entferntesten, denn die Sprache desselben ist nicht immer rein deutsch, ist vielmehr oft aus den Wortschätzen anderer Nationen unangenehm bereichert.

An Farbenpracht und reizendem Lichteffect indessen fehlt es diesen „Bildern" keineswegs. Der Autor war von seinem Stoff erfüllt und von den Reizen desselben ganz und gar eingenommen. Die landschaftliche Schönheit Rios stellt er über alles, was er je gesehen, und er scheint so ziemlich die ganze Welt gesehen zu haben. Die politischen Verhältnisse Brasiliens, welche er auch nicht ganz außer Acht läßt, bespricht er dagegen mit anerkennenswerther Vorurtheilslosigkeit. Wir haben in diese Welt kürzlich eine klare Einsicht gewonnen durch die trefflichen Werke Avé-Lallemant's. Es spricht sicherlich für den Verfasser der vorliegenden „Bilder", daß er mit den ausführlichen Schilderungen jenes Schriftstellers nirgends in Widerspruch geräth, sich vielmehr ausdrücklich auf dieselben berufen zu können glaubt.

Vermuthlich wird Rio-de-Janeiro in nicht allzu langer Zeit ein ebenso gewöhnliches Ziel Vergnügungsreisender werden, als es gegenwärtig Neapel ist. Die köstliche Lage der Stadt, welche von allen, die sie kennen, nicht genug bewundert werden kann, die Gesundheit des Klimas, welche eine mehr als hundertjährige Dauer des menschlichen Lebens ziemlich häufig macht, die schnelle Fahrt mit dem Dampfschiff von Southampton bis Südamerika endlich, während welcher man das Land nur einmal auf wenige Tage gänzlich aus dem Gesicht verliert: das alles möchte leichtlich hinreichen, um auch ein weniger reiselustiges Geschlecht als das unsers 19. Jahrhunderts über den vielbefahrenen Atlantischen Ocean hinüberzulocken. Wir unsererseits, gesättigt von den allzu rasch aufeinander empfangenen Eindrücken aus vier Erdtheilen, erklären uns für heute unfähig, noch einen Schritt weiter zu thun und legen gerade hier die Feder gern aus der Hand, um die glänzenden Bilder aus Rio-de-Janeiro, welche zuletzt an unsern Augen vorübergeflogen, noch eine Zeit lang in Gedanken auf uns fortwirken zu lassen. 52.

Neuestes in Betreff der Schiller- und der projectirten Zelter-Stiftung.

Von Alexander Ziegler's Broschüre „Die Schiller-Lotterie in Dresden" ist soeben die sechste vermehrte und verbesserte Auflage (Dresden, Höckner) erschienen, in einem Hefte mit der neuesten, ebenfalls sechsten Auflage der in Nr. 20 angezeigten Broschüre desselben Verfassers „Die Erforschungs-Expeditionen nach Innerafrika", und einer neu hinzugekommenen „Das Germanische Museum in Nürnberg" unter dem gemeinsamen Titel: „Deutsche Nationalunternehmungen." Eine Karte von Afrika und das Bildniß des Majors Serre ist beigegeben. Der Preis für diesen Complex von Broschüren ist ½ Thaler und der Reinertrag für die „Expedition nach Afrika" bestimmt. Die beiden erstgenannten Schriften sind vor dem Erscheinen dieser sechsten Auflage im ganzen in 25000 Exemplaren, oder in fünf Auflagen jede zu 5000 Exemplaren, mit den Gewinnen der Schiller-Lotterie ausgegeben und haben somit eine Verbreitung, wie wenige deutsche Bücher. Wir glauben dieser neuesten Auflage der Broschüre über die Schiller-Lotterie hier gedenken zu müssen, weil bekannte neuere Vorgänge und Veröffentlichungen neuerdings die Aufmerksamkeit auf dieses Unternehmen wie auf die Schiller-Stiftung geleitet und von sich sprechen gemacht haben.

Von Interesse war uns in dieser Ziegler'schen Broschüre namentlich der Nachweis, inwieweit sich die nationale Begeisterung, welche Opfer bringt, und inwieweit der deutsche Materialismus, welcher in Hoffnung auf Gewinn die Schiller-Lose kaufte, sich an dem Werke betheiligt haben. Nachdem der Verfasser hervorgehoben, daß im ganzen 13 fürstliche Personen Geschenke eingesendet, fährt er fort: „An die deutschen Fürstenhäuser schließt sich der hohe deutsche Adel, bestehend aus weit über zweihundert und großentheils zahlreich vertretenen Geschlechtern, alles Namen, die in der Geschichte des deutschen Volks weit und glänzend hinausleuchten. Von dieser hohen deutschen Aristokratie, wol über 1000 Köpfe zählend, haben sich an der deutschen Nationallotterie durch eine Liebesgabe nur wenige betheiligt. So sind die Gräfin Marie von Leiningen, der Graf und die Gräfin Hohenthal, die 40—50 Geschenke geliefert, u. a. zu nennen. Die zweite Abtheilung der deutschen Gesellschaft, an welche der Hauptverein der Schiller-Lotterie seine Aufrufe ergehen ließ, waren die deutschen Frauen und Jungfrauen. Sie sollten dem Unternehmen, das den Namen Schiller an der Spitze trug, durch kleine Gaben ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit gleichsam die nationalpoetische Weihe geben. Sie wurden darum gebeten, Vereine zu bilden, um gleichsam unitis viribus, wo auf den einzelnen nur das kleinste Opfer kam, die Lotterie freundlich zu unterstützen. Dieser Aufruf, was die Vereine betraf, zündete unter den mehreren tausend Städten des deutschen Vaterlandes nur in 16, unter welchen wieder das urdeutsche Nürnberg, die Kaiserstadt Wien und das königliche Dresden wie goldene Perlen hervorleuchten. Ja, hätten die Herzen der Frauen und Jungfrauen in den übrigen 3000 deutschen Städten nur ein Zehntheil gespendet, so war für das schöne deutsche Nationalunternehmen gesorgt, wie in Nürnberg, Wien und Dresden, so würden 2—300000 Gaben in die Schiller-Lotterie gewandert und von Holzschnitten und Wandkalendern dann wol keine Rede gewesen sein. Diejenige Dame, der man die größte Anzahl von Geschenken verdankt, ist Frau Baronin von Goethe. In Wien

hat sich auch die Frau Hofschauspielerin Rettich als sehr thätige Sammlerin erwiesen. Die Damen in Konstanz haben einen großen schönen Teppich mit Tabouret beigesteuert. Die dritte Abtheilung, an welche sich der Aufruf um Gaben wandte, sind die deutschen Künstler. Hier nun hat die zahlreich vertretene deutsche Malerwelt, was die Enthaltsamkeit anlangt, in der That das Unglaublichste geleistet und sie rangirt in dieser Beziehung unmittelbar nach dem hohen deutschen Adel. Nur etwa acht Beiträge sind eingegangen."

Nachdem der Verfasser weiter angeführt, daß Industrie und Gewerbe ziemlich sporadisch vertreten gewesen seien, und daß man sich nach den „Königen und Herzogen der Börse" ebenso vergebens umsehe als nach den Malern und dem hohen Adel, sodaß der prager Bankier Baron von Lämmel mit einem Geldgeschenk von 74 Thaler und dem Ertrage einer von ihm veranstalteten Sammlung im Belaufe von 328 Thalern als einzige Ausnahme dastehe, bemerkt er weiter: „Kurz, was die Betheiligung an der Schiller-Lotterie hinsichtlich der Opferbereitwilligkeit anlangt, bleibt gar viel zu wünschen übrig. Wenigstens hat sie auf die edle Bezeichnung «national» schlechterdings keinen Anspruch. Denn wenn bei einem Nationalunternehmen von 20 Städten nur etwa eine vertreten, wenn unter 20000 Herzen nur ein einziges opferbereitwillig schlägt, dann kann wol von einer nationalen Begeisterung und Betheiligung (wie sie dem hochherzigen Begründer vorgeschwebt haben mag) keine Rede sein. Betrachten wir nun, welche Betheiligung der Materialismus an der Schiller-Lotterie genommen. Hier steht es freilich anders aus. Hier allerdings war kein Opfer zu bringen. Hier war (wie schwarz auf weiß auf jedem Lose geschrieben stand) nicht nur nichts zu verlieren, sondern sogar zu gewinnen. Wer hätte da nicht zugreifen sollen? Und sie griffen zu. Während also, mit Abrechnung der obenerwähnten Frauenvereine, von 20000 Deutschen nur ein einziger sich durch eine Gabe betheiligte, betheiligte sich an der Losabnahme der sechsundsechzigste Deutsche. Ob diese ungemeine Theilnahme aus Liebe für den Namen Schiller oder aus Liebe zu dem edeln Zweck der Lotterie hervorging, möge hier ununtersucht bleiben. Nach den Aeußerungen, die nach Veröffentlichung der Gewinnliste in so reichem Maße vernommen wurden, möchte es zu bezweifeln sein. Nun stelle man sich aber in die Lage des guten Major Serre! Während auf der einen Seite nur der zwanzigtausendste Deutsche eine Gabe gesteuert, beanspruchte der sechsundsechzigste Deutsche einen Gewinn."

Man erfährt aus dieser Stelle unter anderm, in welchen Ständen und Berufskreisen in Deutschland der Idealismus die wenigsten Anhänger oder doch der Schriftstellerstand die wenigsten Freunde zählt: es sind dies der hohe Adel, die Geld- und Börsenaristokratie, die Industriellen und Gewerbtreibenden, endlich leider auch die bildenden Künstler. Letzteres ist um so mehr zu verwundern, da die Künstler und namentlich die Maler, Zeichner, Stahl- und Kupferstecher u. s. w. sehr häufig den Schöpfungen deutscher Dichter ihre Sujets entnehmen, wie denn überhaupt die Poesie in viel höherm Grade die bildenden Künste als diese jene befruchten. Aehnlich verhält es sich mit der Tonkunst; zwar ist eine große Zahl von Lieder- und Operntextdichtern den Componisten zu lebhaftem Danke verpflichtet, aber doch kann man sagen, daß die Poesie sehr gut ohne die Beihülfe der Tonkunst, die Tonkunst aber, insofern sie nicht bloße Instrumentalmusik bleiben will, nicht ohne die Bei- und Mithülfe der Poesie bestehen kann.

Das Kapital, über welches die Schiller-Stiftung nach Ablieferung des Erträgnisses der National-Lotterie verfügen wird, ist nun freilich, abgesehen von einigen beträchtlichen Gaben einzelner literaturfreundlicher Wohlthäter und Wohlthäterinnen, nicht in der Weise zu Stande gekommen, wie wir wünschten, daß es zu Stande gekommen sein möchte, und wie der Royal literary fund wirklich zu Stande gekommen ist. Aufrichtige Sympathie für das Los der Schriftsteller müßte sich dauernd durch jährlich sich wiederholende Opfergaben zeigen, wie dies in England der Fall ist, wo jedes Jahr von reichen Literaturfreunden viele Tausende für den Royal literary fund subscribirt werden. Die deutsche Nation fand sich auf Anlaß der Säcularfeier Schiller's in aller Geschwindigkeit mit der Stiftung ab; seitdem hat sie für dieselbe sich kaum noch in irgend bemerklicher Weise gerührt. Das Uebrige that eine Sachenlotterie, bei der die Nietenlosigkeit als längst bewährtes Zugmittel in Anwendung gebracht wurde. Die wenigsten, welche Lose nahmen, mögen dies in der Absicht gethan haben, auch mit einem Scherflein der Schiller-Stiftung zu Hülfe zu kommen, und solchen Interessenten ist es schon recht, wenn ihnen die Ironie des Schicksals einen jener berühmt gewordenen baumwollenen Regenschirme in die Hände spielte, die aber doch schon allein durch die Späße und Witze, die sich daranknüpften, ihren Thaler werth waren. Nur in Wien zeigte sich, wie aus dem Bericht über den Stand und die Wirksamkeit des wiener Zweigvereins der Deutschen Schiller-Stiftung im Jahre 1860—61 hervorgeht, eine lebhaftere Theilnahme als im übrigen Deutschland, indem sich der Fonds des wiener Zweigvereins fortdauernd durch Jahresbeiträge, einzelne Schenkungen u. s. w. nicht unbeträchtlich vermehrte, sodaß der Vermögensstand am 31. October 1861 bereits zwischen 38000 und 39000 Gulden betrug. Nirgends kommen auch die Staatsbehörden und einzelne hochgestellte Persönlichkeiten den Zwecken der Stiftung so freundlich und hülfreich entgegen als in Wien. Angesichts des reichlichen Ertrags der Nationallotterie wird sich, wie wir fürchten, die deutsche Nation weiterer, wenn auch noch so kärglicher Liebesgaben fortan gänzlich überhoben glauben.

Ueber das umfangreichere Project, dem jetzt Major Serre oder mit ihm der „Hauptverein" der Allgemeinen Deutschen Nationallotterie zustrebt, enthält diese sechste Auflage der Ziegler'schen Schrift folgende Andeutungen, welche unsers Erinnerns in der ersten Auflage nicht enthalten waren: „Dieser Hauptverein hat sich ganz uneigennützig der bedeutenden Arbeit und Mühe unterzogen, obigen Plan auszuführen, welcher lediglich den nationalen Zweck verfolgt, endlich einmal in Deutschland die Zeit herbeizuführen, wo durch den zu gewinnenden Reinertrag die edeln Zwecke der Schiller- und Tiedge-Stiftung erreicht: würdige, aber hülfsbedürftige Dichter, Schriftsteller und Künstler (im Gebiete der Malerei, Musik, Kupferstecher-, Bildhauerkunst und Architektur) jeden Alters und Geschlechts, sowie deren hinterlassene Witwen und Waisen rechtzeitig, d. h. noch bei Lebzeiten durch Unterstützungen, statt nach dem Tode mit kalten Monumenten, geehrt werden. Auf diese Weise sollte die Schiller-Lotterie in Hinblick auf den hohen Zweck der Stiftungen ein wahres Nationalunternehmen fördern, das für immer vermittelst dieser Stiftungen zwischen deutschen Dichtern, Schriftstellern und Künstlern — deren Schöpfungen das Publikum die höchsten Genüsse verdankt — und diesem ein Freundschaftsbündniß, ein Bund der Liebe und des Vertrauens sein sollte, auf den sich Schiller bei der Ankündigung seiner «Thalia» in jenen Tagen berufen hat, in welchen auch ihn die bittere Lebenssorge niederbeugte."

Allerdings ist der Segen der Nationallotterie ein so überaus großer gewesen, daß man wol nicht umhin können wird, die engen Grenzen, die sich die Schiller-Stiftung bisher stecken mußte, wesentlich zu erweitern; man wird darauf denken müssen, mit diesem Nationalfonds ein Werk auszuführen, welches der Größe dieses Fonds entspricht. Man wird es kaum bei bloßen Unterstützungen bewenden lassen können. Vielleicht findet sich sogar ein Modus, wonach die Wirksamkeit dieses auf umfangreicherer Basis zu errichtenden Wohlthätigkeits- und Kunstförderungsinstituts in gewissen näher zu bestimmenden Fällen auch auf die bildenden Künstler und Tonkünstler erstreckt werden kann, was übrigens bei der von der Schiller-Stiftung unabhängigen Tiedge-Stiftung laut den in der sechsten Auflage der Ziegler'schen Schrift abgedruckten „erweiterten Statuten" derselben bereits in Aussicht genommen ist. Aber es wäre dieses lediglich ein Großmuthsact von schriftstellerischer Seite; denn einmal haben die bildenden Künstler wie immer so auch auf Anlaß der

Schiller-Stiftung und der Nationallotterie einen höchst auffallenden, ja verletzenden Mangel an Sympathie für die deutschen Dichter und Schriftsteller kund gegeben. Sodann ist die Schiller-Stiftung, laut ursprünglich proclamirtem Zweck und laut später beschlossenen Satzungen ausschließlich zum Besten verdienter Autoren und Dichter oder ihrer Hinterlassenen bestimmt. Will man auf Grundlage des der Schiller-Stiftung auszuhändigenden Zweidrittel-Ertrags der Nationallotterie die Statuten erweitern, so wird das eben ausschließlich Sache der executiven sowol wie der beschließenden Organe der Schiller-Stiftung und der demnächst zu erwartenden Generalversammlung sein.

Inzwischen hat bekanntlich Karl Gutzkow, welcher in seiner Eigenschaft als Generalsecretär der Stiftung mit größter Energie und Umsicht im Interesse derselben thätig ist, einen umfassenden Plan ausgearbeitet, der dahin zweckt, die an verdiente Autoren zu ertheilenden Geldspenden als wirkliche Ehrengaben, als Prämien und Auszeichnungen des Verdienstes erscheinen und für diese dann vollständige und unbedingte Oeffentlichkeit eintreten zu lassen. Die betreffende Denkschrift wurde bei der Aprilconferenz der Mitglieder des Verwaltungsraths mit allgemeiner Acclamation aufgenommen und wird bei der künftigen Generalversammlung zur Berathung und Beschlußfassung kommen. Uebrigens wurde in Bezug auf Namennennung im Schose der Conferenz eine noch größere Ausdehnung der Discretionsgesetze mehrseitig befürwortet. Wir für unsere Person waren immer der Ansicht, daß die Namen der Empfänger von Unterstützungen, die nicht in die Kategorie von Ehrensolden und fortlaufenden Jahrespensionen fallen, wenigstens nicht ohne ihren Wunsch oder ihre Zustimmung genannt werden sollten. Der deutsche Philister ist in Geldsachen zu allem fähig. Man denke sich den Fall, daß den Gläubigern eines Autors bekannt würde, er habe zum Zweck einer nothwendigen Erholungs- oder Badereise eine Unterstützung aus dem Fonds der Schiller-Stiftung erhalten, und es könnte dann leicht geschehen, daß er seine Gesundheitsreise gar nicht zur Ausführung brächte, daß die Unterstützung nur seinem Schneider und Schuster, aber nicht ihm, wenigstens nicht zu dem beabsichtigten Zweck zugute käme, daß er der Schuldhaft zwar entginge, dafür aber auf das Kranken-, wenn nicht auf das Todtenbett geworfen würde. Man soll freilich nach der gewöhnlichen Philisteransicht niemand etwas schuldig bleiben; aber unsere größten Geister waren mehr als einmal insolvent: Schiller, Lessing, Jean Paul, Fichte, H. von Kleist u. s. w. Der Oberconsistorialrath Herder kämpfte fast zeitlebens mit Schulden und selbst der fromme Gellert flüchtete als junger Mann vor einem ungestümen Gläubiger, einem leipziger Schneider, nach Halle.

Was die gleichzeitigen Plane und Projecte des Majors Serre und des dresdener Hauptvereins anlangt, von denen bei der Ankündigung der Schiller-Lotterie nicht die Rede war, so enthält die vorliegende sechste Auflage der Ziegler'schen Schrift die nöthigen Aufklärungen und Actenstücke darüber. Major Serre hat die Veröffentlichung der Rechnungsablage mehr, als man nach dem Vorangegangenen erwarten durfte, beschleunigt. Vielleicht bewogen ihn dazu das entschlossene Auftreten des Verwaltungsraths und das vielbesprochene freiwillige Ende des Dichters Hoeppl, der angesichts einer solchen Fülle von Lotteriegeldern, die leider nur unter Verschluß gehalten wurden, doch zu Grunde ging. Zwar möchten wir keineswegs, wie wol andere gethan, für Hoeppl's tragischen Ausgang die Versäumniß des Majors Serre als „Gründers der Allgemeinen Deutschen Nationallotterie und geschäftsführenden Mitglieds des Hauptvereins" direct und unbedingt verantwortlich machen; denn dem Unglücklichen, für den bekanntlich eine kleine Geldsendung aus dem Fonds der Schiller-Stiftung zu spät kam, war vielleicht in dem Stadium geistiger Zerrüttung, in dem er sich befand, durch Geld gar nicht mehr zu helfen. Aber Versäumniß bleibt Versäumniß; auch fordern, wie es scheint, die Umstände immer gebieterischer eine beträchtliche Vermehrung der Schiller-Stiftungsfonds, denn unter den Einflüssen der Zeit gestalten sich die Constellationen für gewisse Zweige der literarischen Production sichtlich immer ungünstiger.*)

Zugleich hat auch der „Hauptverein der Allgemeinen Deutschen Nationallotterie" in Dresden gelegentlich des erwähnten Rechnungsabschlusses ein ausführliches Exposé an den Verwaltungsrath und die sämmtlichen Zweigvereine der deutschen Schiller-Stiftung gerichtet, wonach sich der genannte „Hauptverein" plötzlich und gewiß zu aller Ueberraschung als Comité einer neuen „Schiller-Zweigstiftung" constituirt hat, mit dem sich auch die in Dresden bereits bestehende Zweigstiftung der Deutschen Schiller-Stiftung vereinigen zu wollen erklärt hat. Dieses wie aus der Luft gefallene Comité will als solches die durch die Lotterie angesammelten 300000 Thaler, die als Zweidrittel-Ertrag des Unternehmens der Zusage gemäß ohne weitere Bedingungen an die Schiller-Stiftung zu fallen haben würden (das letzte Drittheil im Betrage von 150000 Thalern fällt bekanntlich an die Tiedge-Stiftung), selbständig verwalten, von den Zinsen dem Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung die statutengemäßen zwei Drittheile zur Disposition überlassen, das dritte Drittheil aber selbst nach eigenem Ermessen „unter Fernhaltung particularistischer Rücksichten" zu Unterstützungen verwenden. Der Großherzog von Weimar soll um Uebertragung seines Protectorats von der Schiller-Lotterie auf diese in Dresden improvisirte Zweigstiftung ersucht werden. Auch will man folgende zwei Anträge der künftigen Generalversammlung zur Berathung und Beschlußfassung anheimgeben: „1) Es soll — da durch die 300000 Thaler das Gesammtvermögen der Schiller-Stiftung auf 370000 Thaler anwachsen würde und die jährlichen Zinsen davon (14800 Thaler) kaum gebraucht werden würden — von den 300000 Thalern ein Kapital von 100000 Thalern abgezweigt und durch Zinsenansammlung, sowie durch einen von der Tiedge-Stiftung zu gewährenden jährlichen Beitrag von 2000 Thalern auf 300000 Thaler gebracht, dieser Fonds aber zur Begründung einer «Schiller-Akademie» (zur Förderung der deutschen Sprache und Literatur) verwendet werden; 2) sollen die Statuten der Schiller-Stiftung dahin geändert werden, daß künftig die Namen der Empfänger wenigstens insoweit öffentlich genannt werden, als diese Unterstützung aus dem Lotteriefonds fließt."

Wir wollen über diesen dresdener Sonderact für heute nicht viele Bemerkungen machen, denn es fehlt uns hierzu augenblicklich an der nöthigen Zeit und Ruhe; wir wollen vielmehr abwarten, wie sich der Verwaltungsrath, der für uns persönlich auch fernerhin die oberste Instanz in dieser Angelegenheit bleiben muß, gegenüber der in Dresden wir wissen nicht unter welchen besondern Einflüssen improvisirten Schöpfung einer „Schiller-Lotteriestiftung" und projectirten „Schiller-Akademie" verhalten, ob er dagegen als gegen einen Sonderact und Contrecoup, in welchem manche zugleich eine Art Mistrauensvotum erblicken dürften, remonstriren oder ob er sich bis zu der unter diesen Umständen wol möglichst zu beschleunigenden Einberufung der Generalversammlung ruhig verhalten und dieser die Entscheidung über diese Angelegenheit in die Hände legen wird. In der

*) Soeben erst hat sich in Frankfurt a. M. eine Art Comité aus mehreren Redacteuren dortiger Zeitungen und Zeitschriften, einem Buchhändler; einigen Handelsleuten u. s. w. gebildet, zu dem Zwecke, Beiträge für einen Dichter zu sammeln, der mittellos von einer „unheilbaren Krankheit" befallen daniederliegt. Ein recht schönes Gedicht des Erkrankten aus frühern Tagen, worin die Wohlthätigkeit der frankfurter Bürgerschaft als eine Haupttugend derselben gefeiert wird, ist dem betreffenden auch uns zugesandten Circular beigedruckt. Da dieses Circular als „vertraulich" bezeichnet ist, so dürfte es fürs erste nicht gestattet sein, den Namen des Dichters zu nennen, dessen Ruf allerdings bisher wol mehr ein lokaler als ein allgemein deutscher war. Beiträge für den jedenfalls talentvollen unglücklichen Dichter nehmen unter anderm die Redactionen der „Frankfurter Postzeitung" und des „Frankfurter Journal" entgegen.

Voraussehung der Dinge, die da kommen könnten, vermögen wir uns leider des so überaus reichen Segens des Schiller-Lotterie nicht so zu freuen, wie wir wol möchten: es ist dies eben das alte deutsche Misgeschick der itio in partes und des Mangels an Offenheit; denn des letztern hat man sich, glauben wir, in Dresden dem Vorort gegenüber ein wenig schuldig gemacht, indem man, soviel wir wissen, jede vom Verwaltungsrath angebotene, vorherige Besprechung und Berathung beharrlich ablehnte. Jedenfalls werden wir noch Gelegenheit haben und nehmen, auf die Wendungen dieser Angelegenheit zurückzukommen, zunächst vielleicht auf Anlaß einer in Aussicht gestellten Broschüre von Fr. W. Ebeling, worin der Verfasser, wie wir hören, das Unternehmen der Schiller-Lotterie einer schneidenden Kritik unterwirft und einen Plan zur Association aller ehrenhaften deutschen Schriftsteller entwickelt, dessen Ausführung es seiner Ansicht nach möglich machen wird, den deutschen Schriftstellerstand überhaupt von der Schiller-Stiftung zu emancipiren. Auf ein uns vorliegendes weiteres Actenstück in dieser Angelegenheit, ein an den Verwaltungsrath und die sämmtlichen Zweigstiftungen der Schiller-Stiftungen gerichtetes gedrucktes Rundschreiben des Hauptvereins, worin derselbe die Rechtsgründe zu seinem Verfahren darzulegen sucht, können wir hier nicht eingehen.

Wie sich aber auch die Sache weiter entwickeln möge, eins steht ein und für allemal fest, daß, wofür dem Major Serre allerdings der größte Dank und der größte Verdienstantheil gebührt, das deutsche Schriftstellerthum sich plötzlich im Besitze von mehr als einer halben Million befindet. Bisher arm und aller Hülfsmittel bar, sind wir jetzt plötzlich in gewissem Sinne reich. Wird der deutschen Nation nicht nach ihrer gewohnten Art wie auch den Herren in Dresden angst und bange werden? Wird sie nicht fürchten, wir Schriftsteller, bisher so demüthig, könnten nun übermüthig werden? Ach, was wir Tausende von deutschen Schriftstellern jetzt vermittelst der Schiller- und Tiedge-Stiftung besitzen, besitzt vielleicht mancher englische und französische Schriftsteller allein. Madame Dudevant hat selbst in ihren Schriften gestanden, daß sie in 20 Jahren 800000 Francs oder 40000 jährlich erworben hat, und Dickens hat man nachgerechnet, daß infolge seiner literarischen Thätigkeit wie seiner öffentlichen Vorlesungen, welche ebenso eifrig (die vornehmen Plätze kosteten 1 Pfund, die geringern 1 Shilling) besucht als seine Romane gekauft wurden, die durchschnittliche Jahreseinnahme während seiner Blütezeit 30000 Pf. oder etwa 200000 Thlr. betragen habe.*) Und angesichts eines solchen Literaturkrösus sollten wir deutsche Schriftsteller übermüthig werden, weil wir möglichenfalls, insofern uns der Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung gnädig ist, jetzt die entfernte Hoffnung haben, nach fünfundzwanzig- oder dreißig- oder vierzigjährigem Leben voll harter Arbeit, voll Sorgen und Entbehrungen für den kleinen Rest unsers Lebens jährlich eine Zubuße von einigen hundert Thalern zu erhalten?

Im übrigen dürften im Laufe der Zeit vielleicht noch manche Institute entstehen, bestimmt die Schiller-Stiftung in ihrer schweren Aufgabe zu unterstützen, die bisher auf fast allen Gebieten des künstlerischen und geistigen Schaffens in Deutschland herrschende Massennoth zu lindern, verdiente Männer im Alter einigermaßen sicher zu stellen („hinter dem funfzigsten Jahre sollte wol kein würdiger Mann mehr betteln dürfen, wenn er 30 derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat", heißt es im dritten Stück der „Horen" in einer „Das eigene Schicksal" überschriebenen Abhandlung) oder ihre Hinterlassenen nicht dem Elend anheimfallen zu lassen. Die letztern befinden sich gerade in Deutschland meist in einer um so üblern Lage, da Künstler und Schriftsteller leicht von einem Ländchen zum andern getrieben werden, ihre Hinterlassenen daher bei allem Reichthum an deutschen Vaterländern und Vaterländchen nirgends eine eigentliche Heimat haben. Man kennt ja die engbrüstigen deutschen Heimatsgesetze! Unser deutsches Publikum ist aber meist gar nicht viel gemüthlicher und mitleidiger als unsere Regierungen und Behörden und bekümmert sich in der Regel sehr wenig darum, wohin die Familie eines verdienten Mannes nach dem Tode desselben ausgesetzt wird und wo sie endet. Man könnte lange, eine unendlich lange Zeit damit zubringen, wenn man alle die Thränen zählen wollte, die seit Jahrhunderten in Deutschland in solchen preisgegebenen, ausgesetzten und hin- und hergeschobenen Familien vergossen worden sind!

Ein Hülfsinstitut der Schiller-Stiftung ist bereits im Entstehen, die Zelter-Stiftung, zu deren Gründung und Unterstützung die leipziger Gesangszeitung „Die Sängerhalle" in Nr. 20 einen Aufruf erlassen hat, in welchem es unter anderm heißt: „Es ist eine alte, nicht wegzuleugnende Thatsache, daß gerade die Männer, welche auf dem Gebiete der Liedercomposition sowie der Liederdichtkunst erfolgreich gewirkt haben, in den drückendsten Verhältnissen leben. Man singt eben die Lieder, man erfreut sich an dem schönen Text, an der herrlichen Melodie — um die Schöpfer derselben kümmert man sich wenig oder gar nicht. Und doch ist es eine heilige Pflicht der deutschen Nation, solche Männer nicht im Elende darben zu lassen."

Die Zelter-Stiftung hat den Zweck, Liedercomponisten oder Liederdichtern oder deren Hinterlassenen in geeigneten Fällen eine Unterstützung respective eine Jahrespension zukommen zu lassen. Man rechnet dabei vorzugsweise auf die Theilnahme der in Deutschland so zahlreichen, zum Theile sehr wohlhabenden Liedertafeln und Männergesangvereine, auf Geldsammlungen bei nationalen Gesangfesten, auf Veranstaltung von Concerten zu diesem speciellen Zweck u. s. w. Der Statutenentwurf soll demnächst veröffentlicht werden. Das provisorische Comité besteht aus den Liedercomponisten Pierson, Hamma und Thieme, aus den Dichtern Ludwig Bauer, Hermann Francke und uns selbst, und dem Redacteur der „Sängerhalle", Heinrich Stein. Bemerkt sei hierbei, daß dieselbe Gesangszeitung in Nr. 22 einen Aufruf zur Unterstützung der Hinterlassenen Marschner's erlassen hat, in welchem unter anderm auch folgende von uns selbst einmal gelegentlich niedergeschriebenen Worte erwähnt werden: „In der That zeigt sich jetzt die deutsche Nation von der Liebhaberei, ihren großen Dichtern und Schriftstellern imposante Standbilder zu errichten, förmlich wie von einer Manie besessen; aber es würde ihr mehr zur Ehre gereichen, wenn sie sich je mit der Manie behaftet gezeigt hätte, ihnen bei Lebzeiten Häuser oder doch Häuschen zu bauen und ihnen vom Vaterlandsboden nur ein kleines Fleckchen Erde als Erb- und Grundstück abzutreten", und, fügt die Redaction der „Sängerhalle" in dem betreffenden Aufrufe hinzu, „wenn sie sich der Hinterlassenen der Verstorbenen in genügender Weise annähme"!

Hermann Marggraff.

Zur Sprichwörterliteratur.

Salomo nannte einst die Sprichwörter die „Weisheit auf der Gasse", und J. M. Sailer hat uns 1810 unter diesem Titel eine gar treffliche Sammlung deutscher Sprichwörter bearbeitet, die, was den praktischen Zweck betrifft, gar lange als das Beste betrachtet worden ist, was wir auf diesem Gebiete besitzen.

Es hat seitdem eine Zeit gegeben, in welcher es schien, als sollten die Sprichwörter nicht mehr die lebende „Weisheit auf der Gasse", sondern die abgestorbene, todte in Büchern sein, so sehr war die Theilnahme des Volks für diese Seite seines geistigen Lebens geschwunden. Die „Adern, die das Blut nach allen Theilen des Volks hinleiten" — als solche betrachtet Jakob Venedey die Sprichwörter —, schienen zu stocken.

Wir lassen dahingestellt sein, ob man diesen Zustand als einen gesunden Moment im Volksleben betrachten kann, und

*) Dickens, dessen mimisches Talent ein ganz außerordentliches sein soll, hat übrigens bei seinen Vorlesungen nicht immer nur seinen eigenen Seckel bedacht; er hat auch, wie noch jüngst Moritz Hartmann in der „Kölnischen Zeitung" aus London berichtete, sehr oft zu wohlthätigen Zwecken, besonders zum Besten des Schriftsteller-Unterstützungsfonds gelesen.

freuen uns der Thatsache, daß in dem Augenblick, als ein frischerer Geist im Volk zu erwachen begann, auch die Theilnahme für das Sprichwort wieder eine lebendigere wurde. So konnte schon 1837 Körte seine als Hausbuch zu empfehlende Sprichwörtersammlung herausgeben, von der kürzlich (Leipzig 1861) die zweite Auflage erschienen ist.

In den letztern Jahren nun ist dem Sprichwort von verschiedenen Seiten eine erfreuliche Theilnahme zugewandt worden. So hat sich erst jüngst O. von Reinsberg-Düringsfeld durch die Herausgabe und Zusammenstellung der Schrift „Die Frau im Sprichwort" (Leipzig 1862) ein mehrfaches Verdienst erworben. Einmal hat er die Auffassung bestimmter Gesellschaftsverhältnisse seitens verschiedener Völker zur Anschauung gebracht, und zwar in ihren eigenen Sprichwörtern; dann hat er das Vorurtheil widerlegt, als wohne das Sprichwort nur in den untersten Volksschichten und eigne sich nicht für die nach Eau de fleur duftenden Kreise. Bei Abfassung seiner Schrift hat der Verfasser, wofür auch die Ausstattung spricht, offenbar auch die Klassen im Auge gehabt, die man die „gute Gesellschaft" zu nennen pflegt. Zugleich hat der Herausgeber in seiner Schrift für alle diejenigen, die es noch nicht wissen sollten, den Beweis geführt, daß am Sprichwörterschatze eines jeden Volks die sämmtlichen Schichten desselben als Mitarbeiter betheiligt sind.

Doch ist schon von anderer Hand und nach andern Seiten hin diese Schrift in Nr. 13 d. Bl. zur Genüge besprochen worden, und wir gehen daher zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung über, zu dem Werke:

Agricola's Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammler, nebst kritischen Bemerkungen über die Sprichwörter und Sprichwörtersammlungen der Gegenwart, von Friedrich Latendorf. Schwerin, Bärensprung. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der für die betreffende Aufgabe vollständig ausgerüstete Verfasser hat den Nachweis zu führen gesucht und, wie wir glauben, wirklich geführt, daß nicht, wie man bisher großentheils angenommen hat, die niederdeutsche, sondern die hochdeutsche Ausgabe der Sprichwörter Agricola's die Originalausgabe ist. Im Anhange, der übrigens stärker ist als das Buch selbst, das mit S. 60 schließt, während diesem der Rest gewidmet ist, werden in drei Kapiteln Agricola und die Sammlungen seiner Zeitgenossen wie Vorgänger, namentlich Tappius, die Sprichwörter der Gegenwart, unsere Sammlungen und ihre Aufgabe u. s. w. besprochen. Der Verfasser stellt dem Sprichwörtersammler der Gegenwart eine dreifache Aufgabe. Er soll zunächst „die in der Literatur und ältern Sammlungen überlieferten Materialien kritisch sichten"; seine „persönliche Kenntniß der Sprichwörter, wie er sie im eigenen Leben gewonnen und aus dem Munde des Volks erkundet hat", soll „eine Gegenprobe zu dieser gelehrten Thätigkeit bilden"; die so vereinigten Schätze sollen dann drittens in ihrer Bedeutung gewürdigt und von innen heraus gegliedert werden. Es ist dies eine specifisch gelehrte Aufgabe, die zu würdigen wir auch den specifischen Gelehrten überlassen wollen. Insofern aber die Sprichwörter die „Weisheit auf der Gasse" sind und unmittelbar ins Volksleben gehören, aus dem sie entsprungen, werden Sammler dieser Art wol nur für Bibliotheken arbeiten, dem Volke selbst wird ihre Arbeit fern bleiben. Der schwächste Theil des Latendorf'schen Buchs ist gerade der Theil, welcher von den Sammlungen der Gegenwart handelt. Hier scheint in Deutschland für den Verfasser eine Wüste zu sein. Die verdienstlichen Arbeiten von Körte (9000), Eiselein (11000) und Simrock (12000) werden kaum über die Achsel erwähnt, nur das „Spreekwordenboek" von Harrebomée wird wiederholt citirt. Wir können hier nicht näher darauf eingehen, wohin die Kritik unsers Sprichwörterschatzes führen müßte, wenn sie in der Weise Latendorf's durchgeführt werden könnte. Wahrscheinlich würde dann jedes Sprichwort, das nicht so glücklich wäre, zu denen zu gehören, die zufällig Johann Agricola, Tappius oder ein anderer, ebenbürtiger Sammler, also ja nicht etwa Egenolff oder Frank und ähnliche, aufgenommen haben, durch Geburtsschein sein wirkliches deutsches Bürgerrecht nachweisen müssen. Wir haben allen Respect vor der Gelehrsamkeit, welche einem Sprichwort, das z. B. ein Sammler aus den Vereinigten Staaten einsendet, ansieht, ob der Gedanke, den es ausspricht, in einem deutschen oder englischen Kopfe entsprungen und daher als deutsches oder amerikanisches zu betrachten ist. Das Sprichwort kann auf deutschem Boden geboren vor hundert und mehr Jahren mit ausgewandert sein und jetzt nur wieder zurückkehren. Wie wird die Kritik, um das deutsche Geburtsrecht festzustellen, verfahren? Sie wird Agricola und die von ihr anerkannten spätern Sammler nachschlagen, um es dort zu finden. Ist es in keiner dieser classischen Sammlungen, dann wird es so lange für ausländisch gelten, bis nachgewiesen ist, daß es in deutschem Munde lebt. Als wenn es nicht in einem frühern Jahrhundert darin gelebt haben könnte, als wenn nicht jedes Jahrhundert seine eigenen Sprichwörter erzeugte, von denen immer nur ein kleiner Theil durch Sammler der Literatur übergeben wird. Die Quelle, aus der die Sprichwörter entspringen, ist eine immer frische; aber es blieb meist dem Zufall überlassen, das, was der Volksgeist neu geschaffen, in Schrift zu fassen.

Nichts ist aber gewagter, als über das Geburtsland eines Sprichworts ein unbedingtes Urtheil abzugeben, da derselbe Gedanke unter denselben Umständen gleichzeitig unter den verschiedensten Völkern ins Leben treten kann. Nicht daraus, daß ein Sprichwort in der Literatur des Volks A früher gefunden wird, folgt schon, daß das Volk B es von diesem empfangen hat. Derselbe Gedanke kann bei jedem der beiden Völker unabhängig voneinander zu sprichwörtlichem Ausdruck gelangt und nur von A früher aufgezeichnet worden sein. Ja es ist sogar möglich, daß er bei B entstanden und durch mündlichen Verkehr zu A verpflanzt worden ist.

Der deutsche Sprichwörterschatz wäre ein sehr armseliger gewesen, wenn er zu Agricola's Zeit nur aus den 750 von ihm gesammelten Sprichwörtern bestanden hätte. Agricola bietet, was ihm der Zufall zugeführt und schwerlich mehr als von zehn vorhandenen Sprichwörtern eins. Wie hoch wir also auch Agricola's Verdienst veranschlagen, so wird es doch eine Ueberschätzung desselben sein, wenn wir das, was spätere Sammler geleistet haben, so gering achten wollen, um sie nicht einmal der Erwähnung für werth zu achten. Durch Körte, Eiselein und Simrock hat der deutsche Sprichwörterschatz und zwar durch jeden einzeln zwei- und mehrmal so viel Zuwachs erhalten, als Agricola überhaupt geboten hat.

Wenn Latendorf (S. 214) bemerkt, daß „mit gelegentlichen Aufzeichnungen von Sprichwörtern nicht mehr gedient sei", so sind wir der Ansicht, daß alle Sammlungen aus dem Volksmunde „gelegentliche" sind. Man kann direct durch das Land ziehen, um Knochen, Lumpen u. dgl. zu sammeln; aber der würde wol mit geringer Ausbeute wiederkehren, der auf diese Weise Sprichwörter sammeln wollte.

Wir haben einen Blick in die unzweifelhaft umfangreichste Arbeit auf diesem Gebiete gethan. Der Lehrer Wander hat die bisher gedruckten Sprichwörter lexikalisch geordnet und seit ungefähr zehn Jahren in allen Theilen Deutschlands direct aus dem Volksmunde sammeln lassen. Er hat die Freunde des Sprichworts ersucht, jeder derselben möge an seinem Wohnort und in seinem Wirkungskreise die bisher ungedruckten Sprichwörter notiren. Jeder Kreis und Ort hat dergleichen Sprichwörter und mitunter in überraschender Menge. Wenn dem deutschen Volke sein ganzer reicher Sprichwörterschatz zur Anschauung gebracht werden soll, sagt Wander, dann muß sich jeder Freund dieses volksthümlichen Literaturzweigs als Mitarbeiter betrachten und alles schriftlich festhalten, was ihm in seinem Verkehrskreise Sprichwörtliches bemerkbar wird.

So gering nun auch verhältnißmäßig die Zahl derer ist, welche bisher dem Wander'schen Ersuchen Folge gegeben haben, so hat doch unser vaterländischer Sprichwörterschatz auf diesem

Wege bereits einen Zuwachs erhalten, der die Sammlung Agricola's um das vielfache übersteigt.

Was Latendorf mit Recht von Harrebomée's „Spreekwordenboek“ rühmt, „es sei darauf gerichtet, die Sprichwörter der Literatur und des Lebens miteinander zu verbinden“, will auch Wander durch sein Sprichwörter-Lexikon, von dem in kurzem die erste Lieferung im Verlage von F. A. Brockhaus erscheinen wird, erreichen; nur daß es keinen gelehrten Charakter trägt, sondern als Hausschatz für jeden Gebildeten bestimmt ist. Wir empfehlen es bei dieser Gelegenheit der lebendigsten Theilnahme und wünschen auch, daß sich noch recht viel Freunde des Sprichworts veranlaßt finden mögen, die Sprichwörter ihrer Gegend aus des Volksmunde zu sammeln und dem Verfasser zugehen zu lassen. *) 75.

Brochvogel's und O. Müller's neueste Romane.

1. Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben von A. E. Brachvogel. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Aus Petrarca's alten Tagen. Von Otto Müller. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 3 Thlr.

Ich bin, wie ich glaube, in Bezug auf die literarische Thätigkeit Brachvogel's auf der einen Seite bedeutend unwissender als die meisten meiner Herren Collegen von der Kritik, auf der andern Seite reicht meine Kenntniß dieser schriftstellerischen Eigenthümlichkeit etwas weiter zurück. Ich kenne weder „Benoni“, noch „Friedemann Bach“, aber ich kenne das wahrscheinlich früheste dramatische Product unsers Autors: „Jean Favard oder die Liebe der Reichen.“ Im Jahre 1851 habe ich dieses Schauspiel in Nr. 118 d. Bl. angezeigt; aber ich mußte mich dagegen aussprechen. Es war ein Intriguenstück im französischen Geschmack mit einem Ende voll Schrecken. Das Drama spielte unter der Julimonarchie in der sittlich ganz depravirten Gesellschaft der höhern Kreise von Paris. Sei es mir erlaubt, noch einige Worte meines damals gesprochenen Urtheils zu citiren: „Alle Verbrechen werden aufgeboten, um die Gelüste eines egoistischen Gemüths zu befriedigen und das Ende der Sünde ist der Tod. Gewiß; aber weder jede Begierde, die gegen das Sittengesetz ankämpft, noch jeder Tod an sich ist tragisch. Es müssen die sittlichen Ideen, welche verletzt wurden, zum Siege gelangen, soll der Zuhörer versöhnt aus dem Schauspiel scheiden. Hier findet sich wenig oder nichts davon. Das ganze Stück hindurch zieht sich der oft geradezu ausgesprochene Gedanke, daß die Gesellschaft faul und das Verbrechen das nothwendige Ergebniß dieser Gesellschaft sei. Wir wollen die factische Wahrheit dieser Behauptung für gewisse Kreise der Welthauptstadt nicht bestreiten, aber für eine solche Weltanschauung ist die Tragödie unmöglich.“ Und ich warf dann die Frage auf, warum ein Dichter, dem es nicht an dramatischer Gestaltungskraft fehle, warum der deutsche Dichter uns in diese von allem Ideengehalt entleerte Gesellschaft von Paris versetze? Diese permanente Verachtung des Menschen und seiner sittlichen Schönheit, diese zur Manie gewordene Verzweiflung über die Nichtswürdigkeit der Welt, wie sie die Personen dieses Stücks zur Schau trugen, fand ich ebenso unwahr als langweilig, und ich erlaubte mir den Dichter aufzufordern hineinzugreifen in das volle gesunde Leben statt in den Pfuhl einer entarteten Gesellschaft, damit seine Dichtungen nicht nur criminalistisch wahr, sondern auch poetisch schön werden möchten.

Ich weiß nicht, ob Brachvogel diese ästhetischen Bedenken überhaupt zu Gesicht bekommen oder gelesen: überzeugt haben sie ihn damals jedenfalls nicht. Denn sein berühmtes Drama „Narciß“, obgleich es moralisch schließt, bewegt sich doch wieder in jenen pariser Kreisen, nur daß es diesmal gar die Zeit der Pompadour ist, welche der Dichter ausmalt. Und welches Raisonnement, das sich für Philosophie ausgibt! Wenn die Pompadour erklärt, nur deshalb so schlecht zu sein, um ihre schlechte Zeit zu strafen, so hört in der That der tragische Ernst auf. Mit welchem begeisterten Beifall dieses Schauspiel nicht nur in Berlin, wo es begreiflich wäre, da die ätzende Schärfe der Rede und Handlung dem ironischen Charakter der Hauptstadt entspricht, sondern in ganz Deutschland aufgenommen wurde, ist bekannt genug. Und ist damit nun die Kritik widerlegt? Sollen wirklich diese faulen Zustände einer blasirten Gesellschaft das künftige Thema unserer Bühnen werden? Sollen die Breter, die die Welt bedeuten, nicht mehr den Kothurnschritt großer geschichtlicher Thaten, nicht mehr den Ausdruck der Freuden und Schmerzen des gesunden Menschenherzens vernehmen, sondern ein Bild darstellen exclusiver Kreise, deren Ausnahmsempfindungen und Gedanken für um so vornehmer gelten, je verkehrter sie sind?

Es gereicht dem Dichter des „Narciß“ zu großer Ehre, daß er sich von dem Ruhm und der Bewunderung, mit welcher jenes Drama ihn überschüttet, nicht hat betäuben lassen. Ich kenne, wie oben gesagt, die dazwischenliegenden Productionen nicht; aber die vorliegende, „Der Trödler“ (Nr. 1), ist den eben besprochenen „Jean Favard“ und „Narciß“ e diametro entgegengesetzt. Eine „Alltagsgeschichte“, einen „Roman aus dem Alltagsleben“ nennt der Verfasser sein Buch. Keine weltbewegenden Fragen werden in der Erzählung behandelt, sondern ein Vorgang aus dem bürgerlichen Leben, setzen wir hinzu aus dem deutschen bürgerlichen Leben. Den Adel menschlicher Natur unter den Wehen und Irrungen des Daseins zu schildern, bezeichnet der Dichter als sein Ziel. Vielleicht erinnert der Hauptheld des Buchs, der Trödler, an den Juden Cumberlands; aber es ist deutsches Leben und deutsche Empfindung, die den Charakter des Helden constituirt. Vielleicht hätte das Ganze etwas knapper zusammengezogen werden können, aber wir verlören dabei manches hübsche anheimelnde Genrebild. Und wenn denn endlich der Gedanke, der das Buch durchzieht, in dem altväterischen, zum Herzen redenden Kernspruch: Bete und arbeite, ausgesprochen, wenn schließlich eingeschärft wird: „Nur drei Dinge bestehen ewig und leiten uns sicher zu Gottes Thron: treue Liebe, bescheidener Sinn und gute Thaten, alles andere ist eitel!“ so klingt das vielleicht weniger geistreich als die Reden des verbummelten Neffen Rameau's, und ist weniger effectvoll als französische Theatercoups; aber sollte es nicht mehr werth sein, daß dieses tüchtige sittliche Resultat aus einer Geschichte hervorgeht, die in heimischen Verhältnissen, in deutschem

---

*) K. F. W. Wander's obenerwähntes Werk erscheint lieferungsweise unter dem Titel „Vollständiges deutsches Sprichwörter-Lexikon“, ist laut dem Programm eine Frucht dreißigjähriger Arbeit und wird, was wir zur Kennzeichnung der möglichsten Vollständigkeit seines Inhalts erwähnen, mindestens 80000 deutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, darunter eine Menge noch nirgendwo gedruckter, enthalten, ungerechnet die vergleichenden außerdeutschen. Erwähnt sei hierbei das bei Kober in Prag erscheinende Werk: „Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten“ von C. von Wurzbach, wovon uns die erste Lieferung, von „Den Abt reiten lassen“ bis „Frankensteiner Eselsleben“ reichend, vorliegt. Es wird darin auch der Ursprung solcher Worte oder Redensarten, wie Blauer Montag, Bocksbeutelei, Blaustrumpf, Charivari, Calembourg, Carmagnole, Charlatan, Chouans, Contredanse (eigentlich Country-dance), Dragonaden, Durchlaucht, Enten (Zeitungs-Enten) u. s. w., nachzuweisen gesucht, gelegentlich auch das Unhistorische von Phrasen, wie „Tout est perdu, hors l'honneur!“ „La garde meurt, mais elle ne se rend pas“ u. s. w. dargethan, Phrasen, in deren Erfindung sich besonders die Franzosen auszeichnen. Selbst das bekannte lustige Paar aus den „Fliegenden Blättern“, Eisele und Beisele, kommt darin vor, und es war uns höchst ergötzlich, dabei eine müchener Schnurre in Erfahrung zu bringen, wonach kein anderer als Kaulbach in lustiger Gesellschaft zuerst die Contouren der beiden Herren mit einem Cigarrenstummel an die Wand eines Gastzimmers gezeichnet und Rudolf Marggraff, der sehr ernsthafte Bruder des Herausgebers d. Bl., dann die Namen der beiden Reisehelden geschaffen haben soll. D. Red.

Charakteren sich abspinnt; aus einer Geschichte, in welcher die Tugend als Tugend, das Laster als Laster sich charakterisirt, ohne daß durch philosophisch-klingende Flittern das sittliche Urtheil verwirrt wird? Zu diesem von ihm eingeschlagenen Weg ist daher dem Dichter aufrichtig Glück zu wünschen.

Wenden wir uns nun zu Otto Müller's Roman: „Aus Petrarca's alten Tagen" (Nr. 2). Wir haben es hier mit einem jener poetischen Producte zu thun, die selbst wieder einen Poeten, Schriftsteller oder Künstler zum Gegenstand der Darstellung wählen: eine Gattung der Literatur, die neuerdings bekanntlich sehr verpönt wird und in der That auch in mancher Beziehung gerechten ästhetischen Bedenken unterliegt. Denn wie? Ist nicht das Leben der meisten Literati (wenn man mir diesen zusammenfassenden Ausdruck gestatten will) nach seiner äußern Seite betrachtet ein höchst einfaches, ein so in kleinen Kreisen, in strenger Abgeschlossenheit sich bewegendes, daß die Poesie von dieser Seite her gewöhnlich nur geringe Ausbeute gewinnen kann? Und wenn sie es nun unternimmt, das innere Leben, die geistige Entwickelung eines Künstlers oder Gelehrten zur Darstellung zu bringen, so liegt die Gefahr nahe, daß der Leser oder Hörer sich mit der dialektischen Construction psychologischer Probleme nicht begnügen, sondern die reiche Fülle äußern Lebens, die er nicht mit Unrecht von der erzählenden und dramatischen Dichtung erwartet, schmerzlich vermissen und mit dem Gefühl der Langeweile sich abwenden wird. Schlimmer wird es noch, wenn der Klang großer Namen herbeigezogen wird, um das an sich Unbedeutende und Gewöhnliche aufzuputzen; am schlimmsten, wenn dieser Klang vergeblich angeschlagen wird. Wer kann sich des Lächelns erwehren, wenn unser Müller in seinem Schauspiel „Charlotte Ackermann" dem alten Eckhof die Worte in den Mund legt: „Jetzt schreibt Klio einen großen Namen in ihre Tafeln!" Wer, sage ich, kann sich bei diesen Worten des Lächelns enthalten, wenn er bedenkt, daß unter 1000 Zuhörern mindestens 900 diesen Namen am Abend der Aufführung zum ersten mal hören?

Aber diese und andere Bedenken, die man vielleicht gegen den Künstlerroman und das Künstlerdrama noch anführen könnte, sind nur relativ, nicht absolut gültig. Denn an sich ist natürlich das Leben und Streben des Dichters oder Künstlers nicht weniger berechtigt poetisch dargestellt zu werden, als die Kriegszüge des Feldherrn oder die Thaten des Staatsmanns, vorausgesetzt eben nur, daß es den Bedingungen, welche jede poetische Darstellung an das Darzustellende stellt, nicht sich entziehe.

So müssen wir gestehen, daß Müller in dem vorliegenden Roman ein schönes stilles Bild entworfen und ausgemalt hat. Der Lebensabend des großen Petrarca, der, nachdem er einst in unsterblichen Sonetten die Geliebte verherrlicht, nun in der Zurückgezogenheit seines Dörfchens seines Ruhms genießt, seines Ruhms, der ihn als den ersten Philologen seiner Zeit, als großen Staatsmann, als den neuerstandenen Cicero trotz seiner Zurückgezogenheit in fortdauernder Thätigkeit erhält, und ihm gegenüber die aufstrebende Kraft seines Nachfolgers, des Erben seines Ruhms, Giovanni da Ravenna, und um diese beiden eine Zahl scharf markirter Charaktere, im Geist der Zeit gedacht oder wenigstens ihr nicht widersprechend: das alles setzt sich zu einem interessanten Zeitgemälde zusammen. Dabei haben wir höchlich anzuerkennen, daß der Dichter keine bloßen Phantasiegestalten zeichnet, ganz in Licht getaucht oder ganz im schwärzesten Schatten, sondern seine Personen sind Menschen mit Tugenden und Fehlern, weder Engel noch Teufel. So erscheint der Hauptcharakter selbst, Petrarca, als eine seltsame Mischung von Idealismus, Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Güte auf der einen, und Launenhaftigkeit, Egoismus, Selbstvergötterung und Mistrauen auf der andern Seite: eine seltsame Mischung, die aber nicht nur interessant und in ihren Gegensätzen fesselnd ist, sondern welche auch durchaus den Eindruck der Wahrheit macht.

Für das große Publikum freilich dürfte der Roman trotzdem nicht allzu viel Anziehungskraft haben; ich glaube doch, daß man von der Bedeutung des Wiederauflebens der alten Welt in den wiederentdeckten Classikern, von der Bedeutung des Aufgangs der hellenischen Geistessonne in der wiedergefundenen griechischen Sprache schon eine Vorstellung haben muß, wenn man das Gewicht begreifen soll, welches in unserm Buche der in Petrarca's Besitz befindlichen Abschrift der Homerischen Gedichte oder einem alten unleserlichen Manuscript eines Mönchs über griechische Grammatik mit vollem Rechte beigelegt wird.

Dem aber, der diese geschichtliche Anschauung wenn auch nur in allgemeinsten Umrissen mitbringt, wird sich in Müller's Buch ein interessantes und inhaltreiches Bild entfalten.

August Henneberger.

Annette von Droste-Hülshoff.

Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schücking. Hannover, Rümpler. 1862. 8. 20 Ngr.

Es hat eine lange Zeit gedauert, ehe Annette von Droste ein größeres Publikum fand. Als im „Morgenblatt" ihre Gedichte erschienen, mutheten sie die meisten Leser befremdend an; erst nach und nach löste sich der Bann, da wurde die Kritik einig in dem Urtheile, daß in ihr eins der größten dichterischen Talente erstanden sei. Mögen manche ihrer Anschauungen und Ansichten immer uns ungewohnt bleiben, weil die Dichterin in ihren eigenthümlichen Verhältnissen aufgewachsen war und ihrer markirten besondern Natur und der Weise ihres Volksstammes gemäß zähe an denselben bis an ihr Lebensende festhielt, dennoch wurde es bald allen tiefern Gemüthern klar, daß hier ein unendlich reicher Geist sich offenbare und zugleich ein realistisches Talent für Auffassung und Darstellung der Naturschönheiten, für die elegische Poesie, wie es sich höchst selten kund gibt. Auf Annette von Droste ist Westfalen stolz als auf seine größte Dichterin, wie auf den Herold, der den eigenthümlichen Reiz seiner eigengearteten Natur, die dämonische Nebelhaftigkeit seiner Heiden, den zauberischen Sonnenschimmer seiner weitgestreckten Wiesen aufs tiefste fühlend in unnachahmlicher Weise gepriesen hat. Das scharfe Beobachtungsvermögen, welches der Dichterin eigen war, dieser offene Sinn für alle Lebensverhältnisse erlaubt nicht, Annette von Droste den Romantikern anzureihen, soviel der romantischen Züge wir sonst bei ihr finden, so besonders neben der Gefühlsinnigkeit einen köstlichen Humor. Eine durch und durch reine Natur war sie frei von allem selbstischen Wesen, ohne allen Stolz auf ihre reichen Gaben, und trotz ihrer aristokratischen Erziehung und in gewissen Beziehungen aristokratischen Gesinnungen übte sie Selbstverleugnung wie wenige; sittliche Tiefe athmet durch und durch das schöne Gedicht „Mein Beruf". Viel zu früh, im Alter von 51 Jahren, schon länger kränkelnd, vollends geknickt durch die politischen Bewegungen, die in ihrer nächsten Nähe hoch aufbrausten, ist sie uns im Mai 1848 entrissen, auf dem Gute Meersburg am Bodensee, bei ihrem Schwager Joseph von Laßberg.

Als Schüler des Gymnasiums zu Münster wurde Levin Schücking 1830 durch einen Brief seiner Mutter, die mit der Dichterin befreundet war, mit der Familie, welche in der Nähe auf ihrem Besitzthum Gut Rüschhaus wohnte, bekannt, und seitdem hat die Freundschaft mit der Dichterin, welche sich des Jünglings warm annahm, durch dessen Vermittelung sie später in die Oeffentlichkeit trat, bis an ihren Tod fortgedauert; sie war es, welche nachher Veranlassung wurde, daß Schücking nach Meersburg berufen wurde, die reichen bibliothekarischen Schätze des durch seine Kenntniß altdeutscher Literatur berühmten Freiherrn von Laßberg zu ordnen, und auf seine Entwickelung hat die befreundete Dichterin unstreitig nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Als einen Zoll der Dankbarkeit hat er nun eine kleine Schrift auf ihrem Grabe niedergelegt, die er ein Lebensbild nennt, nicht ein Literaturbild, keine Würdigung ihrer literarischen Wirksamkeit, nicht eine vollständige Lebensbeschreibung, sondern einen Reflex der Beziehungen, in die er zu ihr trat,

ein Spiegelbild zugleich der schönsten Jugenderinnerungen. Dem großen deutschen Volke ist noch immer Annette von Droste eine wenig bekannte Erscheinung, von der großen Menge wird sie vielleicht nie verstanden werden, aber daß der Kreis ihrer Freunde sich mehre, dazu wird hoffentlich die kleine Schrift beitragen, die in ihrer Sinnigkeit auf das innerste Wesen der Dichterin so tief eingeht, daß sie uns werthvoller erscheint als ausführliche Biographien. Dennoch erfüllt sie auch im wesentlichen den Zweck einer Lebensbeschreibung, denn der Verfasser, anknüpfend an den ersten Besuch auf ihrem Gute, schildert uns auch die Lokalität und die häuslichen Verhältnisse und verfolgt ihre Lebensverhältnisse, als er auch räumlich von ihr getrennt war. Und wie er klar und deutlich die eigenthümlichen Zustände ihrer Heimat geschildert hat, so versteht er auch die reizende Lage ihres letzten Aufenthaltsorts, die poetische Welt, die auch im äußern Leben die Dichterin um sich zu schaffen wußte, zu malen, und hat aus ihrem Nachlaß höchst anziehende poetische Erzeugnisse an geschickter Stelle eingeflochten, unter denen das köstliche Bruchstück einer Art von Familienroman ist, übersprudelnd von echtem Humor, ein markiges Bild des Lebens des münsterschen Adels. Im letzten Theile würdigt er auch anerkennend die hohen Verdienste des Gemahls der Schwester Annettens, des Freiherrn von Laßberg, der als Seppi von Eppishausen, wie er sich nach seinem Besitzthum nannte, in den literarischen Kreisen als Germanist bekannt ist, woraus, was Schücking wol nicht zu Ohren gekommen ist, der bekannte Literarhistoriker Pischon zum Ergötzen der gelehrten Welt einen neuen Minnesänger der Hohenstaufenzeit höchst naiv gemacht hat. So möge denn das Büchlein den Zweck des Verfassers erfüllen und manches Herz durch sich und durch die Hinführung zu einem wahren Dichtertalente erquicken. 42.

Notizen.

Wupperthaler Dichter.

Die gewinnsüchtige Heimat der Industrie und Fabrikthätigkeit, das Wupperthal, hat neben dem Geschlecht pietistischer Tractätchenschreiber in neuester Zeit auch ein gesundes Geschlecht gesinnungsklarer Dichter hervorgebracht: Adolf Schults (bereits verstorben), Emil Rittershaus, Karl Stelter, Friedrich Roeber (dramatischer Dichter), Karl Siebel. Gemeinhin zeichnen sie sich durch eine solid-sittliche, ernst-lehrreiche Richtung, durch echt menschlichen Sinn, durch zartes Gefühl für Freundschaft und Familienleben aus. Soviel wir wissen, gehört die Mehrzahl derselben dem Kaufmannsstande, nicht der studirten Zunft an; sie haben aber dafür auch nicht ihr Gemüth verstudirt. Ihre maßvolle Gesinnung hindert sie nicht, kräftige Töne anzuschlagen, wenn es gilt, gegen die Gebrechlichkeiten und Schwächlichkeiten unserer Zeit ihre Stimme zu erheben. Von Emil Rittershaus z. B. liegt uns ein von ihm verfaßter und in Nr. 138 der „Elberfelder Zeitung“ gleichzeitig mit einem Vortrage Thaddäus Lau's über Fichte abgedruckter Prolog zur wupperthaler Fichte-Feier vor, in welchem der Dichter unserm Geschlecht unter anderm zuruft:

Die Männer fehlen! Sagt mir nichts von unsrer Tage Ruhm!
Es deckt der Geist als Flitterstaat ein faules Lumpenthum.
Im Herzen fehlt der kühne Muth, fehlt des Charakters Kraft,
Uns fehlt der Geist, der mannhaft denkt und Männerthaten schafft!
Uns fehlt der Stolz, der sich erkennt, der Stolz der Ueberzeugung,
Doch wir sind groß in Compliment, Katzbuckel und Verbeugung.
Wir wissen unsre Meinung fein im Conjunctiv zu sagen,
Und blinzeln sorgsam links und rechts, wenn wir ein Wörtlein wagen!
Das eigne Ich wird eingehüllt in allgemeinen Phrasen;
Es wird im Witz der Geist verpufft in bunten Seifenblasen!
Auf unsers eignen Herzens Feld verstehn wir nichts zu ernten;
Erstickt wird unsers Wesens Kern vom Fremden, Angelernten!
So dringen wir zur Tiefe nicht, wir kleben an dem Scheine
Und uns beherrscht, statt Selbstgefühl, die Selbstsucht, die gemeine!
Wer wagt's und setzt sein ganzes Sein getrost auf eine Karte?
Wer folgt durch Sturm, Noth und Pein der Wahrheit Lichtstandarte?
Wenn uns die trüben Tage nahn, wer zählt die feigen Seelen! —
O, sprecht mir nicht von dieser Zeit! — Die Männer, Männer fehlen!

Dich ruf' ich, stolzer Denkergeist! Lehr' uns in diesen Zeiten
Mit freier und gehobner Stirn fest unsre Bahnen schreiten.
Lehr' uns, was wir als wahr erkannt, bis in den Tod vertreten!
Senk' uns ins Herz die Flammen ein, die deine Brust durchwehten,
Des Zornes Glut! die lodernde, die frei macht jeden Knecht,
Und jene Lieb', die glühende, für Vaterland und Recht!
Die Zeiten sind gewitterschwer; der Tag wird heiß und schwül.
Senk', Fichte's Geist, in unsre Brust das starke Selbstgefühl
Und laß der Selbstsucht gift'gen Wurm vernichten uns und tödten,
Daß wir als Männer kämpfend stehn, nie vor uns selbst erröthen!

Ein hervorragender Dichter dieser Gruppe, Karl Stelter, hat bei Karl Cnobloch in Leipzig soeben seine „Gedichte“, zuerst 1858 in demselben Verlage veröffentlicht, in zweiter „ganz erneuerter“ Auflage erscheinen lassen, deren wir hier schon deshalb gedenken, weil sie infolge von Ausmerzungen, Verbesserungen und Bereicherungen die Angabe auf dem Titel, eine „ganz erneuerte“ zu sein, in der That rechtfertigt. Schon die neue Gruppirung: „Stimmungen“, „Aus der Familie“, „Vermischtes“, „Naturbilder“, „Blumen“, „Liebe“, „Balladen und Bilder“, wogegen die ältere Sammlung in die Abschnitte „Vermischte Gedichte“, „Naturbilder“, „Blumen“, „Romanzen und Balladen“ und „Räthsel“ getheilt war, und die trotz des Wegfalls der „Räthsel“ vermehrte Seitenzahl beweisen, daß die Erneuerung eine radicale gewesen ist. Im ganzen paßt die Charakteristik, die wir oben von den Dichtern des Wupperthals gaben, auf Karl Stelter ganz besonders, und wem nicht brillante Virtuosenstückchen, überladene Coloraturen und künstliche Reimtriller, sondern Einfachheit, Wahrheit und Lauterkeit des Gefühls die Hauptsache in der Poesie sind, wer sich den Genuß eines an sich schönen Gedichts nicht durch eine einzelne, dann und wann wol vorkommende Incorrectheit verderben läßt, dem werden diese Gedichte bestens empfohlen werden können. Der Dichter darf wol mit Recht von sich sagen, was den Schluß seines Sonetts „Mein Streben“ bildet:

Und bis zum letzten Athemzuge soll
Mein Herz für das Erhabne, Edle schlagen,
Und den Tribut dem Niedrigen versagen.

Denn nur was aus des Herzens Tiefe quoll
Ist würdig eines unbegrenzten Strebens,
Und werth der Mühen eines ganzen Lebens.

Ein andermal singt der Dichter:

Zeig' selbst, wenn dir das Herz auch bricht,
Der Welt ein lachend Angesicht!

Denn, meint er, die Welt habe nur Hohn für Herzenswunden. Es muß doch mit der menschlichen Gesellschaft fortdauernd ziemlich übel bestellt sein, wenn gerade zartfühlende Menschen, die, wie gemeinhin lyrische Dichter, offenherziger, hingebender und mittheilsamer Natur sind, inmitten des großen Gesellschaftscarnevals sich zu einer solchen Lebensphilosophie und Lebenspraxis bekennen müssen.

Reisetagebuch eines „gläubigen Dieners“.

Die Schriftstellergenossenschaft, in deren Reihen sich bisweilen wunderliche Exemplare blicken lassen, hat jetzt sogar einen Collegen in dem Bedienten einer russischen Fürstin zu begrüßen, welcher mit einer Schrift debutirte, deren vollständiger Titel lautet: „Reise einer Fürstin und ihres wie sie gläubigen Dieners von Norddeutschland nach Tirol. Von letzterm selbst beschrieben und ohne seine Veranlassung aber mit seiner Erlaubniß herausgegeben. Mit einem Vorwort von Gottlob von Pelenz“ (Halle, Petersen, 1862). Der Herausgeber, welcher den Verfasser des naiv geschriebenen, aber ohne Zweifel zum Zweck der Herausgabe mannichfach überarbeiteten Reisetagebuchs

seinen „Bruder in Christo" nennt, sagt von dem Büchlein: „Es ist wahr und durchaus wahr! Wahrer als viele christliche Schriften, in denen die Schattenseiten der Gläubigen entweder verschwiegen oder mit einer ängstlichen und parteiischen Absichtlichkeit dargestellt werden.... Wir finden hier eine christliche Herrschaft und einen christlichen Diener gleicher kirchlicher Gemeinschaft miteinander auf der Reise, beide in dem Glauben vereinigt, von dem wir wissen, daß er die Welt überwindet. Und dennoch überwand er nicht die Eigenheiten beider, das «unglückliche Ich», um mit Pascal zu reden, welcher sich bei jeder Regung desselben den Stachelpfeil in die Seele drückte! Welche Demüthigung, welche Belehrung!" Die Dame, welche Friedemann auf ihrer Reise nach dem Süden begleitete, war die russische Fürstin G*, die zum evangelischen Glauben herrnhutischen Bekenntnisses, wie es scheint, übergetreten war. Ihr Vermögen wurde confiscirt, sie selbst mußte Rußland verlassen; doch erhielt sie jährlich aus Petersburg von ihrem Gatten eine Revenue von zwischen 2—3000 Thaler. Trotz ihrer Christlichkeit und Bibelfestigkeit heftig, geizig, hochfahrend, eingebildet auf ihren Rang, ihren Verstand und ihre vermeintlichen körperlichen Vorzüge — denn weibliche Eitelkeit war einer ihrer Hauptfehler, weshalb, wer den „Rummel" verstand, ihr schmeicheln mußte —, plagte sie sich selbst mit ihren Ideen, Handwerker, die für sie arbeiteten, Kaufleute, Geschäftsinhaber, Kutscher, Postillone mit Knausereien, ihre Umgebungen und namentlich den guten Friedemann mit ihren fürstlichen Launen und hofmeisterlichen Quängeleien. Trat Friedemann einmal, ohne angeklopft zu haben, ins Zimmer, so mußte er wieder hinaus, wieder anklopfen, und erst, wenn das Herein ertönte, durfte er wieder eintreten. „Oftmals prüfte sie mich auch mit Fleiß", erzählt Friedemann weiter, „und ließ mich zwei- bis dreimal klopfen, sagte aber nichts, und wenn ich dann dachte, du hast wol nur nicht gehört und hineintappte, so hieß es: «Habe ich denn Herein! gerufen?» und — raus war der Friedemann. Diese Maßregel mochte neben dem Anstande noch einen andern Zweck haben; doch diesen zu ergründen, überlasse ich jedem selbst, der Lust hat, darüber nachzudenken, ich weiß ihn." Vielleicht errathen die Leser ihn auch, ohne wie vielleicht Friedemann durchs Schlüsselloch geguckt oder an der Thür gehorcht zu haben. Ein bloßes „Ja wohl"! duldete sie nicht; es mußte immer hinzugesetzt werden: „Gnädige Frau!" oder „Frau Fürstin!" Sie würde dasselbe von Christus, dem sie zu dienen vorgab, verlangt haben, wenn er ihr in leibhaftiger Gestalt erschienen wäre. Die Deutschen konnte die Fürstin überhaupt nie so recht „verknusen", sie waren ihr viel zu grob, und nach jedem zufälligen Aerger rief sie aus: „O Friedemann! wenn werde ich einmal aus dieser Hölle von Deutschland heraus sein?" Gelacht durfte in ihrer Gegenwart nicht werden, und der Anblick der Kunstwerke in München entlockte ihr den Ausruf: „Ja schön, sehr schön; aber doch möchte man weinen und über die heillose Verschwendung eines Königs klagen, welcher das Wohl seines Landes und Volks seinen Steckenpferden und Leidenschaften opfert." Im ganzen liest sich das treuherzige Büchlein ganz amusant und wenn man will auch lehrreich. H. M.

Bibliographie.

Album der neuern deutschen Lyrik. Fünfte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus Böhmen nach Italien. März 1848. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biographie von Joh. Jakob Wirz. Ein Zeugniß der Nazarenergemeine von der Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bogdanowitsch, M., Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812, nach den zuverlässigsten Quellen. Auf allerhöchsten Befehl bearbeitet. Aus dem Russischen von G. Baumgarten. 1ster Band. Mit 4 Uebersichtskarten und 10 Plänen. Leipzig, Schlicke. Lex.-8. 5 Thlr.

Cservenka, F., Für müßige Stunden. Novellen, Erzählungen und Humoresken. Teplitz, Copef. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Deutschen in Paris. Vom Verfasser der „Rundschau". Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 6 Ngr.

Eiselen, J. F. G., Der preußische Staat. Darstellung seiner geschichtlichen Entwickelung und seiner gegenwärtigen natürlichen, socialen und politischen Verhältnisse. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eugen Herzog von Würtemberg, Memoiren. Drei Theile. Mit 11 Schlachtplänen. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Freimaurerei in ihrem Ursprung, ihren Entwicklungen und Verwicklungen. Kulturhistorische Zeitbilder mit besonderer Rücksicht auf den Freimaurer-Convent am Wilhelmsbade bei Hanau 1782. Hanau, König. Gr. 8. 15 Ngr.

Genast, W., Das hohe Haus. Roman. Vier Theile. Leipzig, Grunow. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., 18 Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Jacobi, J. L., Die Jesuiten. Drei Vorträge gehalten in der L. F. Kirche zu Halle. Halle, Pfeffer. 8. 10 Ngr.

Kähler, M., Paulus der Jünger und Bote Jesu von Nazareth. Ein Lebens- und Charakterbild. Halle, Fricke. 16. 5 Ngr.

Katzler, M. v., Spanische Epigramme, Satyren und Letrillas, dem Don Josef Iglesias de la Casa nachgebildet. Danzig, Doubberck. 12. 15 Ngr.

Kierkegaard, S., Zur Selbstprüfung der Gegenwart empfohlen. Nach der 3ten Auflage des Originals aus dem Dänischen übersetzt und mit einer Charakteristik des Verfassers versehen von C. Hansen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 10 Ngr.

Lütolf, A., Sagen, Bräuche, Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwiz, Unterwalden und Zug. I. Sagen. 1ste Sammlung. Luzern, Schiffmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Meißner, J. C., Gedichte. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Nürnberg, Zeiser. Gr. 16. 1 Thlr.

Roller, G., Grundsätze moderner Politik, gestützt auf die Hülfswissenschaften, das Naturrecht, das natürliche und positive Staatsrecht des gegebenen Staats, die Nationalökonomie, und insbesondere das positive Völkerrecht. Stuttgart. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schilling's, D., des Lucerners, Schweizer-Chronik. Abgedruckt nach der Original-Handschrift auf der Bürgerbibliothek der Stadt Lucern. Mit lithographirten Abbildungen und einem Facsimile. Luzern, Schiffmann. Gr. 4. 3 Thlr. 6 Ngr.

Simon, J., Die Arbeiterin. Nach der 3ten Original-Ausgabe in das Deutsche übertragen von F. Neßler. Einzig rechtmäßige autorisirte deutsche Uebersetzung. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 1 Thlr.

Zagler, J. J., Otto I., Bischof von Bamberg und Apostel der Pommern. München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Demokraten und Conservative. Potsdam, Döring. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutschland und der Bonapartismus. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pichler, A., Die orientalische Kirchenfrage nach ihrem gegenwärtigen Stande. München, Lentner. Gr. 8. 9 Ngr.

Scherer, Graf L., Franz II. in Rom. Ein Vorbild zur Warnung, aber auch zur Hoffnung für Fürsten und Völker. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Schröder, F., Ueber die moderne Bildung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Ein Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 26. Juni 1862.

Inhalt: Alfred Rethel. Von Hermann Neumann. — Aus der Heimat und Fremde. Von Heinrich Mahler. — Ranke's „Englische Geschichte". Von Karl Zimmer. — Opitz und seine Zeit. — Zur Unterhaltungsliteratur. — Notiz. (Hexameter und Assonanzen in englischer Sprache.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Alfred Rethel.

Alfred Rethel. Blätter der Erinnerung. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 24 Ngr.

Kurz nach dem Tode Rethel's bemerkte Hermann Becker in der „Kölnischen Zeitung":

Selten wol ist ein Talent so früh erkannt worden, wie das Alfred Rethel's von seiner Umgebung erkannt wurde, seltener erfüllte ein Talent in so vollem Maße die Hoffnungen, die es erweckt, und wird so spät von dem Publikum, von der Welt, für die es schafft, bemerkt. Erst in den letzten Jahren hat diese gewaltige Kunstkraft ihre richtige Schätzung in der Kunstwelt erhalten.

Ueber seinen Tod schrieb sein Bruder Otto:

Er starb in der Nacht vom 1. December (1859) fast ohne Todeskampf an totaler Entkräftung, die sich namentlich in den letzten Wochen sehr bemerkbar gemacht hatte. Sein Verscheiden war gleich dem eines Kindes, welches bis zum letzten Momente lächelt. Der Anblick der Leiche war ein wehmüthiger, aber dabei sehr erquicklicher. Es lag ein unendlicher Gottesfrieden auf dem edeln, schönen Antlitz ausgebreitet.

Setzen wir hinzu, daß Alfred Rethel schon im Alter von 16 Jahren ein Bild vollendete, das die Kunstkenner in Erstaunen setzte und in seinem fünfunddreißigsten Jahre in eine Krankheit verfiel, die sich bald als eine unheilbare Geistesstörung erwies, so hoffen wir auch bei denjenigen, die den Namen Rethel bisjetzt nicht kannten, ein lebhaftes Interesse für die vorliegende Biographie erweckt zu haben.

In jeder Kunst war das Reich der Composition schwach bevölkert. Gelungene Schöpfungen in hergebrachter Weise erblühen immer wieder, und in der Malerei so häufig, daß dadurch die Lage selbst anerkannter Talente eine bekümmernißerregende wird, aber die Meister in der Welt des Erhabenen, die Kaulbach, Cornelius, Overbeck, Lessing stehen vereinsamt, und wenn eine Blüte vom Baume der höchsten Offenbarung fällt, ohne zur vollständigen Frucht gereift zu sein, dann erhöht die Ueberzeugung, daß die Welt zu gewiß erhoffte Schätze verloren hat, unsere Trauer um den geliebten Götterboten.

Hochbegabte Meister der Kunst und Wissenschaft, ein Arndt, ein Humboldt, deren Thatenkreis ein bereits abgeschlossener war, scheiden von uns wie verehrte Großältern, doch wenn unsere Braut, unser junges Weib verwelken und sterben muß, dann will der bittere Schmerz sich nicht beruhigen lassen, und unser ganzes Leben leidet nach an diesem unersetzlichen Verluste. So starb Rethel der Kunst, der deutschen Nation, der Welt zu früh. Sein Leben verlief bis zu der Zeit, in welcher die tödliche Krankheit sich zu äußern begann, sehr einfach, glücklich und ungestört. Am 15. Mai 1816 auf dem Hause Diepenbend bei Aachen geboren, wo sein Vater, ein Strasburger und früherer Präfecturrath, eine chemische Fabrik gegründet hatte, wurde Alfred, das vierte Kind einer glücklichen Ehe, in seinem dreizehnten Jahre der düsseldorfer Akademie und der Leitung Schadow's übergeben, weil dieser als Director der Kunstanstalt in dem Knaben ein schönes Talent erkannt hatte, das sich in den Bleizeichnungen, die von den Aeltern zur Prüfung eingesandt waren, deutlich kund gab. Die Familie Rethel verließ um dieselbe Zeit ihren bisherigen Wohnsitz und siedelte nach Wetter an der Ruhr über. In Düsseldorf führte Rethel ein heiteres Künstlerleben, zeichnete, malte, machte mit Freunden kleine Ausflüge, übte sich mit ihnen in regelmäßig zusammentretenden Compositionsvereinen, benutzte die Sommermonate zu Reisen den Rhein hinauf bis nach Tirol, schrieb launige und liebevolle Briefe an seine Aeltern und faßte im Jahre 1835, nachdem er sechs Jahre die Akademie besucht hatte, den Entschluß, Düsseldorf zu verlassen. Erst 1837 führte er das lang Erwogene aus und begann hiermit den zweiten Abschnitt seines Künstlerlebens.

In Frankfurt a. M. unter der Leitung des Directors Philipp Veit setzte Rethel auf der dortigen Akademie seine Studien mit so großem Erfolge fort, daß ihm im Jahre 1840 die Freskenausschmückung des aachener Kaisersaals nach seinen von den Preisrichtern gekrönten Compositionen übertragen wurde.

Dieser dritte und letzte Abschnitt des von der Huld der Götter besonders gesegneten Künstlerlebens mag wol spätere verderbliche Folgen gehabt haben. Man denke: ein junger Mann von 24 Jahren erringt den Sieg über

viele, bereits in hohem Ansehen gereifte Künstler. Es wird ihm ein Unternehmen übertragen, bei dem ein kunstliebender, geistreicher König die letzte Entscheidung hatte. Die Vertreter der Stadt Aachen, die erwählten Preisrichter und die Stimme des Fürsten fallen ihm zu, er hat ein Werk zu vollführen, das ihm mindestens 20000 Thaler eintragen wird, das seinen Ruhm durch Jahrhunderte befestigen kann und das ihm für jetzt das Interesse der ganzen Welt sichert. Sein Name wird bereits neben den Heroen der Kunst genannt — sollten so unerhörte Erfolge leicht zu tragen sein? Den Geist allerdings spornen sie zur höchsten Kraftentfaltung an, kann aber der schwache, sterbliche Leib darin ausdauern? Rethel selbst sagt in einem Briefe an seine Mutter, indem er sie tröstet: „Wir gehörten nie zu den Starken." Wir wollen indeß nicht behaupten, daß solche Erfolge einen Genius wie Rethel zu verwirren fähig sind, wir wollen nur den Punkt bezeichnet haben, von wo aus möglicherweise der Schatten, der später zu einer diesen wunderbaren Geist umhüllenden Nacht wurde, die ersten feinen Wurzeln schlagen konnte. Wir glauben nämlich, daß die durch viele Jahre dauernden, widerlichen Hindernisse, die den durch solche Erfolge Aufgeregten, nach dem rühmlichsten Ziele und der ihm einmal zugesicherten Thätigkeit strebenden Künstler immer wieder von dem Erhofften entfernten, zuletzt höchst verderblich werden konnten.

Rethel besuchte Dresden und später Berlin und fand überall die glänzendste Aufnahme, er war dort der „Löwe", wie er selbst in einem Briefe aus dem Jahre 1846 sich darüber äußert. Bis zu diesem Jahre nämlich währte ein trauriger Streit, der sich in Aachen entsponnen und von dem Beginnen der projectirten Malerei abgehalten hatte. Rethel verfolgte natürlich mit der höchsten Spannung den Ausgang dieses Kampfes, bei dem es sich wirklich um das Sein oder Nichtsein der Fresken handelte. Dabei rastete der schöpferische Geist nicht und bei einem Cyklus von Compositionen, den Zug Hannibal's über die Alpen darstellend, den er im Jahre 1842 begonnen, mochte in ihm die Sehnsucht, selbst die Alpen zu übersteigen, unüberwindlich werden. Zwei Jahre später wurde sie befriedigt. Auch in Italien unterschied sich sein Leben nicht von dem anderer Maler. Er kehrte in die Heimat zurück, um endlich durch die berliner Reise an das ersehnte Ziel zu gelangen. Die Folge einer Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. war der Zusammentritt einer architektonischen Commission, welche den aachener Streit dahin entschied, daß die Herstellung an der Südseite des Rathhauses, wie die gegnerische Partei verlangte, einen totalen Umbau nöthig mache. Vor den damit verbundenen großen Kosten erschraken die Bürger und die Wand für die Fresken war gerettet. Rethel begann sie im Jahre 1847 und siedelte im Herbste 1848 nach Dresden über, um die dort befindlichen alten Kunstwerke zu studiren. Schon aber hatten seine Leiden eine Höhe erreicht, wo der in der ersten Blüte des Mannesalters stehende energische Meister sich reizbar und empfindlich zeigte und in mitunter erscheinender hypochondrischer Stimmung menschenscheu wurde. Hin und wieder war die Veränderung seines sonst so entschiedenen, klaren Wesens schon in Frankfurt von seinen Freunden bemerkt worden. In Aachen aber nahm sie so zu, daß Rethel oft allen Halt verlor. Er klagte über Mangel an Theilnahme von seiten der düsseldorfer Freunde, besonders des Schadow'schen Kreises, war erzürnt und beleidigt von den Bemerkungen der Besuche, die aus Einheimischen, Badegästen und Fremden bestanden und denen leider der Rathhaussaal von früh bis spät geöffnet war. Freilich ist ein Künstler in solcher Lage gezwungen, profane und gemeine Aeußerungen über sein Werk zu hören; dergleichen zu überhören ist der beste und nächste Ausweg. Da aber jene Partei, die den protestantischen Maler ungern sah und eine andere Architektur des Krönungssaals gewünscht hatte, noch immer grollte, so mußte Rethel aus jedem nicht unbedingt beistimmenden Urtheil mehr Nahrung für seine Verstimmung ziehen, als es der Fall gewesen, wenn keine Spaltung der Meinungen eingetreten wäre. Wir lassen hier eine den damaligen Zustand Rethel's andeutende Stelle aus der Biographie folgen:

Joseph Kehren, der Mitarbeiter an den Fresken, hat mir in einem Briefe geschildert, in welchen verzweifelten Stimmungen er Rethel oft gesehen habe. Ich theile einige Stellen dieser Zuschrift mit: „Neigte sich nun endlich der Abend und fanden die für so viele Menschen erquickenden Sonnenstrahlen in unsere Einsamkeit, und es klang nun auch eine ferne wehmüthige Musik von der Straße herein, dann erlahmte der geschäftige Pinsel in seiner Hand, Thränen entstürzten den Augen, lautes leidenschaftliches Schluchzen tönte durch die großen einsamen Räume, wo er zusammengesunken vor seiner großen Schöpfung saß." In derselben entsetzlichen Stimmung traf Kehren ihn auch oft des Morgens. „Er trat dann wol gegen Schöpfung, Menschen und Gott auf und rief: wie er all sein Elend als treuer Sohn gegen seine Mutter, als guter Bruder gegen seine Geschwister, als freundlicher Mensch gegen seine Mitmenschen verdiene!" Einmal rief er, auf seine Werke deutend: „Ich arbeite nur noch für das nackte Leben; alles Uebrige ist dahin!" Als er Kehren seine letzte Arbeit, den vollendeten „Einzug in Pavia" zeigte, der gewissermaßen seinen eigenen Triumph symbolisch andeutet, sprach er: „Meine Kraft ist erloschen! Ich kann nicht mehr! Die Fortführung der Arbeit will ich Ihnen übergeben."

Müller fährt später fort:

Ueber die Aufregungen, Verstimmungen und Melancholien, welche den Künstler in dieser Zeit heimsuchten und sich zuweilen in schreckenerregenden Ausbrüchen offenbarten, haben mir auch noch andere Freunde berichtet. Man möchte sogar geneigt sein in ihnen die Vorboten der spätern Krankheit zu vermuthen. Hat hier indeß schon eine angeborene Anlage mitgewirkt? Ist jene Kopfverletzung, die er in der Jugend erlitt, und die ihm eine lange dauernde Taubheit zuzog, nicht ohne Nachwirkung geblieben? Haben die aachener Verdrießlichkeiten mit den in ihrer Folge auftretenden Gemüthserschütterungen das Uebel hervorgebracht? Ist ihm nicht auch jene Herzensneigung verderblich geworden? (Als eine vorübergehende erscheint sie, soweit die Biographie davon spricht.) Hat nicht die Kälte und Theilnahmlosigkeit des deutschen Volks gegenüber seinem brennenden Ehrgeiz und seinem Bedürfniß nach rühmlicher Anerkennung verwirrend und verletzend auf ihn eingewirkt?

Rethel's Aufenthalt in Dresden führte zu seiner Verlobung mit Marie, der Tochter des Professors und Malers August Grahl, der im Herbste 1851 die Hochzeit folgte. Bald darauf erkrankte die junge Frau an einer

heftigen Nervenfieber, lange Monate dauerte der Verlauf der gefahrdrohenden Krankheit, und Rethel, kaum beruhigt, gerieth in eine neue verderbliche und ungewöhnliche Aufregung. Nach der endlichen Genesung der geliebten Kranken beabsichtigte Rethel, schon so tief verletzt, daß, anscheinend körperlich gesund, ihm die Zunge bei einzelnen Silben stockte und er sich hin und wieder auch nicht auf gewisse Worte zu besinnen wußte, die verspätete Hochzeitsreise nach Italien auszuführen. Diese erfolgte im Sommer 1852. Müller sagt darüber:

Während man in der Heimat die besten Hoffnungen für seine Heilung hegte, trafen indeß bald schlimme Nachrichten ein. Es war bald unverkennbar, daß das Leiden sich nicht auf die Enden der Nerven beschränkte, sondern daß es seinen Sitz im edelsten Organe des Körpers hatte. Allmählich bildeten sich fixe Ideen bei dem armen Künstler aus, die sich stets heftiger äußerten. Unter diesen Umständen eilte Professor Grahl nach Rom, nicht allein um seinem unglücklichen Schwiegersohne beizustehen, sondern auch um seiner schwer heimgesuchten Tochter, welche überdies ihr Wochenbett erwartete, zur Hand zu sein. Er fand zu seinem Schrecken verzweifelte Verhältnisse. Frau Rethel genas eines Töchterchens, dessen beseligender Ankunft sich der Vater nicht mehr freuen sollte. Allmählich hatte der arme Künstler auch seine Sprache eingebüßt. Nur unartikulirte Laute kamen über seine Lippen. Seltsamerweise behielt er aber gleichsam noch das Organ der bildenden Kunst. Er zeichnete mitunter, wenn auch undeutlich, und legte nicht selten Freude über Kunstwerke an den Tag, die ihm auf der Straße auffielen, wobei ihm freilich alle Kritik mangelte, denn das Schlechte machte ihm denselben Eindruck wie das Gute.

So vegetirte Rethel fort, nachdem ein Curversuch in Endenich bei Bonn leider zu der Ueberzeugung führte, daß dieser Genius aus seiner Nacht nur durch den Tod erlöst werden könne. Der Irrenarzt Doctor Richarz glaubte damals sogar an eine baldige Auflösung. Rethel's Familie brachte ihn deshalb nach Düsseldorf, wo er nun unter der treuen Pflege seiner in aufopfernder Liebe ausdauernden Schwester Emma noch über sieben Jahre in gleichem Zustande verblieb. Ohne Kampf führte ihn endlich der Tod aus seinem öden, trostlosen Dasein zu einem neuen Sein hinüber.

Rethel's schöpferische Thätigkeit erstreckt sich durch 20 Jahre, von dem Entstehen seines ersten Werks, dem Oelbilde, Bonifacius, den Apostel der Deutschen, in dem Momente darstellend, wo er die Eiche des Wodan mit dem Beil, das er noch in der Hand hält, umgehauen hat und in den Wurzelstumpf seinen Pilgerstab mit dem Kreuz aufpflanzt, bis zu seinem wahrscheinlich letzten Werke, einer allegorischen Zeichnung, durch welche er die Genesung seiner jungen Frau feierte. Müller sagt:

Die Darstellung ist in der Art der alten classischen Reliefs gehalten. Die Gestalten sind einfach großartig in der Bewegung, die Gewänder stilvoll. Alles gemahnt an die klaren schönen Formen der Antike. So führt uns der Künstler in das stille ruhige Gemach einer von schwerer Krankheit genesenen Frau, die dem Leben wiedergeschenkt ist. Hohe weibliche Gestalten symbolisiren die Gefühle, die ein solches nach schweren Prüfungen zur Freude gekehrtes Herz bewegen und sein neues Dasein umgeben. Die Genesene sitzt in einem hohen bequemen Stuhl, halb vorgebeugt, um das Haupt an die Brust der liebevollen Pflegerin, der Cura, zu legen, welche die zarte, der Schonung bedürftige Gestalt in ein wärmendes Gewand hüllt. Hinter ihrem Stuhl steht die Pietas mit gefaltenen Händen, den gläubig dankbaren Blick zum Himmel gerichtet. Dann gewahren wir an der Hand der Wissenschaft die Gesundheit durch das Fenster zwischen Sonnenstrahlen und Frühlingsgrün hereinschweben, während die Krankheit mit Mohnkranz und Sichel durch das Dunkel der Thür verschwindet.

Mit liebevollem Fleiße führt der Biograph, ein Jugendgenosse und Freund des Künstlers, alle seine Schöpfungen, möglichst chronologisch geordnet und verständlich beschrieben uns vor. Ihre Zahl setzt um so mehr in Erstaunen, als sie fast sämmtlich bedeutende Momente der Weltgeschichte zur Anschauung bringen, mithin den Künstler zu eingehenden Studien, wie solche auch nachgewiesen sind, nöthigten. Wir können diese großartigen Denkmäler eines rastlos thätigen, ungewöhnlich begabten Geistes hier nur in Gruppen aufführen, und überlassen die einsichtsvollen Beschreibungen dieser Kunstschätze aus dem Müller'schen Werke zu entnehmen.

1) Aus der Legende und heiligen Historie. Bonifacius (Oelbild), die Eiche des Wodan umhauend; derselbe (Oelbild) als Prediger des Evangeliums unter den Germanen; derselbe (Oelbild) aus dem Holze der Wodanseiche eine Kapelle bauend; der Tod des heiligen Bonifacius in drei Blättern; Daniel in der Löwengrube (Oelbild); Hiob und seine drei trauernden Freunde; Jakob, dem zwei seiner Söhne das blutgefleckte Gewand Joseph's bringen; Moses vor dem feurigen Busch; derselbe vom Sinai niedersteigend und dem Josua die Abgötterei der Israeliten zeigend; Bileam mit der Eselin; David's Salbung; derselbe im Zweikampf mit Goliath; derselbe mit Abisai im Lager Saul's; derselbe das zwischen seinen Füßen sich rettende Lamm vor dem Löwen und dem Bären schützend; der Tod Absalom's; die Heilung des Lahmen durch Petrus und Paulus (Oelbild); vier Zeichnungen zur Bilderbibel (Stuttgart, Cotta, 1850); Auferstehung Christi (Altarbild in der Nikolaikirche zu Frankfurt a. M.).

2) Aus der Geschichte. Karl Martell bei Tours; die Schweizer vor der Schlacht bei Sempach; Heinrich der Vogler zum Kaiser erwählt; Zug der Longobarden nach Italien; der Tod Adolf's von Nassau; Gottfried von Bouillon nach errungenem Siege; Heinrich IV. dem Erzbischof Hatto den Kaisereid leistend; Rudolf von Habsburg, drei Blätter; Ambrosius weist Theodosius den Großen an der Pforte des Doms zurück; Heinrich der Vogelsteller in der Schlacht gegen die Ungarn bei Merseburg; die Auffindung der Leiche Gustav Adolf's nach der Schlacht bei Lützen (Oelbild); derselbe Gegenstand in ausführlicherer Darstellung, auf der das herrenlose Roß des Schwedenkönigs durch das Schlachtgetümmel fliegt (Oelbild); Philipp von Schwaben, Maximilian I., Karl V. und Maximilian II. für den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt a. M. (vier Oelbilder). Dort im Bürgermeisterzimmer das Oelbild: Aussöhnung Kaiser Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich; der Tod des Kaisers Barbarossa im Kalykadnus; Rudolf von Habsburg im Kampfe gegen die Raubritter; derselbe empfängt die deutsche Kaiserkrone; derselbe geleitet Kurfürst Werner über die

Alpen; die großartigen Compositionen für Aachen, von denen vier al fresco von Rethel's Hand ausgeführt sind; Kaiser Maximilian auf der Martinswand (Oelbild); Eintritt Karl's V. ins Kloster St.=Just; Heinrich's IV. Leiche auf der Maasinsel (Oelbild); 24 Zeichnungen zu Rotteck's Weltgeschichte; sechs Aquarellzeichnungen, Hannibal's Zug über die Alpen darstellend; Zeichnungen zu Alfred dem Großen, schon mit unsicherer Hand.

3) Allegorisch. Die Nemesis, einen Mörder verfolgend (Oelgemälde); der Lehr=, Wehr= und Nährstand; die Poesie und die drei Stände; die Musik und die drei Stände; Gutenberg, Faust und Schöffer, umgeben von einer Reihe von Darstellungen, die Buchdruckerkunst betreffend; Friedrich Schiller zur Nachtzeit in seinem Studirzimmer, mit Scenen aus seinem Leben; eine Liebeserklärung in vier Zeichnungen; der Dombau in Aachen; ein Todtentanz aus dem Jahre 1848, sechs Zeichnungen mit Text von Reinick; der Tod als Erwürger, der Tod als Freund (Holzschnitte bei Eduard Schulte in Düsseldorf); der Tod als Diener; der Tod auf der Eisenbahn; Krieg und Frieden; Verwunderung und Faulheit (zwei Blätter); 14 Zeichnungen zu einem Kalender für Frau Rethel; Zeichnungen zu dem Liede: „Eine feste Burg ist unser Gott"; Zeichnungen zur Feier der Genesung seiner Frau.

4) Genre. Bauern, erschreckend vor der ersten Eisenbahn (Oelbild); Postwagen mit seltsamer Gesellschaft.

5) Nach Liedern und Balladen. Kreuzfahrer in der Wüste; der sterbende Krieger und sein Lieb; der heilige Martin, einem Armen die Hälfte des Mantels schenkend (Oelbild); Krieger, ihre Feinde verfolgend; ein Mönch, Heiligenbilder an Kinder vertheilend; 20 Zeichnungen zu dem „Rheinischen Sagenkreis" von Adelheid von Stolterfoth; die Bestattung Frauenlob's hier und auf zwei andern Blättern; zwei Illustrationen zu den „Rheinsagen" von Alfred von Reumont; Graf Habsburg zu Schiller's Lied; Arabeske zu Reinick's „Liedern eines Malers"; 10 Illustrationen zu dem Nibelungenlied; zwei Illustrationen zu den „Fröschen" von Aristophanes; eine, dem Dante entnommen; Phrygier bändigen das Pferd. *)

*) Um das Verzeichniß zu vervollständigen und im Interesse der Kunstfreunde werde hier bemerkt, daß der Unterzeichnete sich im Besitz einer Composition Rethel's befindet. Im Jahre 1836 trafen beide oft in einem der kleinen Gärten zusammen, wo befreundete, junge Maler ihre Sommerabende bei einer Schale dicker Milch verbrachten und lebhafte Gespräche hielten. Die jungen Leute blieben oft bis tief in die Nacht zusammen, und als Referent bei solcher Gelegenheit sein Gedicht „Der greise Knappe" mittheilte, empfing er am andern Tage von Alfred Rethel die Composition, welche er als Reliquie bewahrt. Auf einer öden, von den ersten Strahlen des aufgehenden Mondes beleuchteten Heide erhebt sich im linken Vordergrunde aus kurzem Strauchwerk ein einfaches steinernes Kreuz. Vor demselben steht eine schlanke Engelsgestalt, mit langem weißen Gewande bekleidet; die Rechte ist warnend erhoben, die Linke deutet abwärts auf das Kreuz; das Schlachtpferd des greisen Knappen wird am Zaume, der dem Reiter entfallen, von einer dämonischen Gestalt zurückgerissen, während der Reiter sein unbedecktes kahles Haupt sinnend zur Brust neigt und die Hände übereinander geschlagen auf den Mähnen ruhend hält. Durch den Sturm, welcher Mähne und Gewänder peitscht, ist diese Gruppe in ein mächtiges Ganzes verwebt.

Welche ungeheure Thatkraft, welch ausdauernder Fleiß, welche glühende Begeisterung für die höchsten Aufgaben gehörten dazu, diese Werke in einem Lebensalter hervorzubringen, in welchem die meisten Männer nur ringen und sammeln ohne zu schaffen. Alfred Rethel, der fünfzehnjährige Knabe, gestaltete einen Bonifacius und der vierunddreißigjährige Mann hatte eins der größten monumentalen Kunstwerke, die Fresken zu Aachen, so weit begründet, daß sie zur Hälfte von ihm ausgeführt waren und ganz in seinem Geiste durch den jetzt damit beschäftigten Maler, Joseph Kehren, vollendet werden können. Durch mehrere, an passenden Stellen eingestreute Briefe Rethel's, an seine Mutter und an seinen Bruder gerichtet und ausgeführte Kunstreisen behandelnd, lernen wir den Künstler als scharfen und geistreichen Beobachter und lebensfrohen Rheinländer kennen, und wenn Müller schließlich den Beweis führt, daß Alfred Rethel ein guter Sohn und treuer Bruder gewesen, so lassen seine eigenen schriftlichen Mittheilungen keinen Zweifel aufkommen, daß Rethel die schönsten Pflichten heilig hielt. Für uns gilt nur der Gegenbeweis, denn wir sind fest überzeugt und wollen es begründen, daß der wahre Künstler nur ein guter Sohn, ein treuer Bruder, ein aufopfernder Freund sein kann. Was wäre die Kunst denn, wenn sie nicht vor allem den Menschen zum Menschen machte. Von Goethe wollte die Welt eine Zeit lang wissen, daß er ein kaltes Herz gehabt hätte, da mußte denn natürlich bewiesen werden, was für uns ohne Documente feststeht. Die Beweisführung, daß ein großer Künstler, ein großer, d. h. auch guter Mensch gewesen, erscheint uns wie die Versicherung, daß dieser König auch wirklich ein Fürst sei. Die Welt will es aber so haben, und so müssen wir es als Zwangspflicht des Biographen hinnehmen. Derselbe gibt die äußere Erscheinung Rethel's wie folgt:

Seine Gestalt blieb unter der mittlern Größe zurück, aber sie hatte schon früh etwas Muthiges und Entschiedenes in ihrem Auftreten. Der Kopf war weniger schön als charakteristisch und interessant. Unter der hohen Stirn schauten ein paar scharfe graublaue Augen hervor, die jenen eigenthümlichen forschenden Ausdruck aufweisen, den man häufig bei bedeutenden bildenden Künstlern findet und den ich auch bei Cornelius und C. F. Lessing bemerkt habe. Solche Augen haben auch die Adler und Falken. Seine Nase war kühn gebogen, der Mund klein und beredt, das Kinn spitz, die Form des ganzen Gesichts länglich. Sein Haar war üppig und blondbraun und kräuselte sich in reicher Lockenfülle.

Wir erlauben uns hinzuzusetzen, daß er uns als kleiner, aber schöner Mann erschienen ist. Diese unsere Ansicht wurde von den Frauen unterstützt, sie nannten ihn hübsch. Charakteristisch fanden wir ferner bei dem Künstler, daß er, wenn er im lebhaften Gespräch seinem Gegner das Wort lassen mußte, die eine Hälfte der Oberlippe seitwärts erhob und blendend weiße Zähne sehen ließ, wobei ein blitzschnelles Lächeln seine Züge überflog. Wenn Müller bei Rethel's Augen an Adler und Falke erinnert wurde, so gemahnte uns dann Rethel's Mund im edelsten Sinne an Löwe und Tiger.

Müller hat das vorliegende Werk „Blätter der Erinnerung" benannt und als solche erkennen wir es mit

lebhaftem Danke an. Diese Aufzeichnungen enthalten reichliche Materialien für eine künftige vollständige Charakteristik eines der größten, kaum erst erkannten Malergenies. Die Tiefe eines solchen Geistes zu erforschen wird eine schöne, große Aufgabe gleichgroßer kritischer Talente bleiben, und wenn Müller sehr richtig bemerkt, daß der Künstler aus seinen Werken erkannt werden muß, so können wir um so mehr hoffen, dieser Erkenntniß mehr und mehr theilhaftig zu werden, als das mit Sorgsamkeit über Rethel Gesammelte, wie es uns die „Blätter der Erinnerung" bieten, die Auffassung Rethel's im Geist und in der Wahrheit zeitigen wird. So bleibt auch spätern Zeiten überlassen, die Ermittelung zu versuchen und zu gewinnen, welche nachweisen kann, warum in der Tiefe dieses Genie, nachdem ihr so helle Sonnenstrahlen entstiegen, sich jene furchtbare Nacht entwickeln mußte, in welcher es unsern trauernden Blicken auf immer entschwand.

Da wir schon auf den möglichen Einfluß des Jahres 1840 hingedeutet haben, so wollen wir uns nicht versagen, hier das kurz auszusprechen, was, als uns die erschütternde Nachricht von der schrecklichen Erkrankung des herrlichen Mannes zukam, unsere Seele erfüllte und zu Darlegungen zwang, die wir späterer Zeit vorbehalten.

Wahrlich, die Huld Gottes hatte Rethel gelächelt, und wenn in dem Nachruf Hermann Becker's, mit dem wir unsere Besprechung begonnen haben, über die mangelnde Anerkennung dieses Künstlers geklagt wird, so kann darunter doch nur jene umfassende Würdigung gemeint sein, die ein großer Künstler erst im hohen Greisenalter erfährt, und die daher den meisten Wächtern des heiligen Gral erst nach ihrem Tode zu Theil werden kann. Denn man darf von der Welt doch nicht mehr verlangen, als daß sie jedes Werk eines Künstlers an und für sich würdigt, sobald sie es kennen lernt. Das Kennenlernen aber namentlich der Werke monumentaler Kunst und solcher Vorschöpfungen, die nur für dieselbe bestimmt sind, hat seine große Schwierigkeit. Wollen wir nun auch die im Jahre 1840 Rethel zu Theil gewordene Anerkennung nicht so hoch anschlagen, daß wir aus den Worten des Künstlers selbst ein volles Genügen lesen, so hat sich doch das würdigende Interesse an seinen Werken vor dem Ende seiner Künstlerbahn so gesteigert, und das Glück wollte ihm bis zu seiner Erkrankung in allen Lebensverhältnissen so wohl, daß wahrlich kein Grund vorliegt, Rethel zu den verkannten Geistern zu zählen. Er selbst äußert sich in den Briefen vom 4. August 1840 und vom 3. März 1846 mit vollständiger Befriedigung:

Nachdem ich diese frohe Nachricht (Krönung seiner aachener Compositionen) erhalten, theilte ich es gleich meinen nähern Bekannten mit, die die wärmste und schönste Theilnahme mir erzeigten und unter anderm mir von seiten Springsfeld's eine große Ueberraschung zu Theil wurde, indem mir ein kleines Fest, wozu alle meine Collegen und Bekannten eingeladen waren, und von dem ich gar nichts wußte, bereitet war. Es bestand in einem prachtvollen Nachtessen; der ganze Saal war auf das schönste mit Kränzen geschmückt und mit Wachskerzen erleuchtet. Ich wurde durch meinen Freund Hechtel, nichts ahnend, in die Nähe des Springsfeld'schen Hauses gebracht, und, als wenn es ihm auf einmal einfiel, drängte er mich hinein. — Da stand ich nun unter allen den Befrackten und Herr und Frau Springsfeld empfingen mich als den Helden des Abends auf das herzlichste; während des Essens stand der Herr Director Veit auf, nahm einen mit Eichenlaub geschmückten prächtigen Pokal, und indem Hr. Springsfeld ihn voll Champagner füllte, brachte er mir ein schönes Lebehoch aus, daß ich das große Werk ebenso vollenden als ich es begonnen hätte und überhaupt meinen frischen Sinn für die Kunst behalten möchte. Dieser prachtvolle Pokal ist mir von Herrn und Madame Springsfeld als ein Andenken an diesen Abend geschenkt worden. Es war ein schönes echt künstlerisches Fest, und Achenbach, der auch zugegen war, half viel zur allgemeinen Heiterkeit beitragen. Mich hatte das Unerwartete, überhaupt der große warme Antheil und besonders von seiten Springsfeld's und Directors Veit sehr angegriffen. Letztere sind liebe, liebe Leute! Ihr könnt denken, daß ich jetzt mit wahrer Erhebung male.... Meinen Hauptmann fand ich jedoch, wie ich mir es auch vorausgedacht hatte, in dem Herrn von Olfers, Generaldirector sämmtlicher Museen und Galerien, den ich damals in Aachen kennen lernte. Dieser nahm mich herzlich auf und versprach alles aufzubieten, daß die aachener Angelegenheit endlich beendigt würde, und zu diesem Zweck mir eine Audienz beim Könige zu verschaffen und zwar in Begleitung meiner Mappe. Froh und vergnügt zog ich weiter..... Dem ältern Künstlerverein legte ich sie (die Mappe) auch vor und wurde meiner Person und Kunst eine recht angenehme Auszeichnung zu Theil, indem ich mir, nach einstimmigem Beschluß, unter einer Anzahl Originalhandzeichnungen von Chodowiecki, welche den Abend unter den Mitgliedern verlost werden sollte, vorher eine auswählen und solche als Andenken an sie mitnehmen sollte. Dies geschah denn auch. Schadow lud mich zugleich sehr freundlich zu Tische. Ich war fortwährend im Frack und weißen Handschuhen. An Auszeichnung fehlte es mir nicht. Mit dem Generaldirector von Olfers fuhr ich im offenen Wagen einen ganzen Morgen durch Berlin und alle Thüren von Galerien, Sammlungen, Cabineten, Ateliers standen mir offen; überall wurde ich aufs beste empfangen. Dieser Mann bildet in Berlin dasjenige Haus, wo alle Geister von Bedeutung im Felde der Wissenschaft und Kunst sich versammeln; um so ehrender für mich, als ich von ihm freundlichst eingeladen wurde, den Freitag Abend, wo empfangen wurde, ihn und seine Familie mit meiner Mappe zu besuchen. Dies fand denn auch statt, und mir wurde ein wahrer Triumph zu Theil, als man sich um meine Mappe drängte, Damen und Herren aus den ersten und höchsten Kreisen, und sich das regste Interesse dafür zeigte. Ich war der Löwe des Abends.... Einige Minuten später erschien auch mein Generaldirector, welcher mich dem Könige vorstellen sollte. Ich hatte Zeit mich umzusehen und gehörig zu sammeln. Nach einer Viertelstunde ging eine Thür auf. Wir bildeten Spalier und es erschien die gute Königin mit einer Hofdame in der Absicht, eine Spazierfahrt zu machen; im Begriff durchs Zimmer durchzugehen, erblickt sie mich und nachdem sie erfahren, wer ich sei, wurde ich ihr vorgestellt, und nachdem sie einige sehr gnädige Fragen in Betreff meines aachener Unternehmens an mich gerichtet, die gehörig von mir beantwortet wurden, entließ sie mich in Gnaden. Sie erschien mir leidend und sorglich aussehend. Kurze Zeit nachher erschien aus einer andern Thür ein schwarzgekleideter Kammerdiener, welcher meldete, daß der König bereit sei, uns zu empfangen. Also hinein, und bald stand ich neben dem sitzenden Könige Friedrich Wilhelm IV., welchem ich nun meine Arbeiten zeigte und erklärte. Es bildet dieser Moment den Glanzpunkt meines berliner Aufenthalts, nicht allein was die Ehre anbetrifft, zu einer Audienz zu gelangen, sondern die günstigen Umstände, welche dabei thätig waren: das schönste Wetter draußen, der König aufgeräumt, ja heiter; er nahm sich Zeit, denn die Audienz hat beinahe eine Stunde gedauert. Mit lebhaftem Interesse sah er meine Compositionen, gab zu verschiedenen malen seinen entschiedenen Beifall zu erkennen, lachte, machte Witze und ging dagegen auf die ernstern Blätter auch mit Würde und Ernst tiefer ein, ja,

es kamen Aeußerungen vor, welche für meine künstlerische Zukunft von großer Bedeutung waren, und entließ mich, nachdem er alle Compositionen, was wol eine Arbeit zu nennen war, gesehen, mit den Worten: „Es hat mich recht gefreut, Sie hier gesehen zu haben.“ Mein Generaldirector schien nicht minder zufrieden mit diesem Besuche zu sein und machte mich darauf aufmerksam, daß der König eine halbe Stunde von seiner gewöhnlichen Spazierfahrt mir geopfert habe, indem ich mich auch zu erinnern wußte, daß, währenddem ich meine Sachen zeigte, der Wagen gemeldet wurde und er alsdann sonst sich gleich entfernt, was diesmal also nicht der Fall war. Von der aachener Malerei war natürlich als von etwas Abgemachtem und Erledigtem die Rede. Glücklich und ein wenig stolz rollte ich zum Schloß hinaus, um noch gerade recht zu einem Diner zu kommen.

Das sind denn doch Auszeichnungen, mit denen das höchste Genie wahrlich zufrieden sein kann. Wir erlauben uns hier ohne Bezüglichkeit zu bemerken, daß es scheint zur allgemeinen Mode geworden zu sein, bei dem Tode eines Künstlers über die mangelnde Anerkennung zu klagen. Gewiß ist diese Klage nur zu häufig begründet. Im vorliegenden Falle kann aber doch nur die begründet erscheinen, die über den großen Verlust selbst erhoben wird, den wir durch das Dahinscheiden eines Genius erlitten haben. Gewiß, wollen wir anders gerecht werden jenen Talenten, die durch ihr ganzes Leben nicht erwärmt worden sind von einer ehrenden Theilnahme, und die nun bei dem nagenden Zweifel, ob sie gewürdigt worden, den Abglanz des Herrn zu schauen, oft in bitterer Noth und tiefer Sorge auf der Dornenbahn fortringen, um, wenn der Tod an ihr Lager tritt, nicht einmal den Trost ohne scheues Erröthen vernehmen zu können, daß ihnen die Hand der Geliebten — dennoch den Lorberkranz auf den Sarg legen werde.

Wenn Rethel daher über mangelnde Anerkennung klagt, so meint er damit wol nur versagte Theilnahme; diese scheint ihm gefehlt zu haben. Ein großes Herz verstehen kann nur ein großes Herz. Dem Künstler fehlten Freunde. Sein Verhältniß zu dem Professor Veit erscheint als das des liebevollen Schülers zum würdevollen Lehrer, und so bedeutend dasselbe auf die rasche und wunderbare Ausbildung Rethel's eingewirkt hat, konnte es doch für das Herz des jungen Mannes nicht ausreichen. Rethel vermißte jenes Verständniß, das für große Männer nur in dem weiblichen Herzen zu finden ist. Er suchte es in Aachen zu einer Zeit, wo er über das Alter der tändelnden Liebe bereits hinaus war. Diese aber scheint ihm dort nur geboten worden zu sein. So fühlte er sich vereinsamt und nicht verstanden in einem ganz andern Sinne, als seine Klagen erwarten lassen. Rethel hatte einen brennenden Ehrgeiz: einen Ehrgeiz, der die Anerkennung verlangt, ohne von ihr befriedigt zu werden, und nur in der eigenen, freien Bewunderung seiner Schöpfungen kann ein solcher Geist bleibenden Frieden gewinnen. Nachdem nun die Erfolge des Jahres 1840 ihn erst zu der äußersten Höhe führen sollten, wurde er sieben lange Jahre davon fern gehalten. Endlich konnte er wieder vor sich selbst treten: er schuf die vier Fresken und — hätte ein anderer Meister diese Werke vollendet, und wäre eine Stimme neben dem sie studirenden Rethel laut geworden, welche sie getadelt und in der Farbe matt genannt hätte, so würde Rethel dann diesen Schöpfungen mit der vollen Glut der Bewunderung gerecht geworden sein, so gerecht wie wir es seinen Werken werden; Rethel hätte, was man an den Werken auch tadeln mochte, als charakteristische Eigenthümlichkeit des Malers entschieden vertheidigt und die Fresken als in ihrer Art unbedingt vollendet zu preisen gewußt. Vor ihm selbst aber befriedigten ihn diese Schöpfungen so wenig, daß er sich zu einer Verzweiflung getrieben sah, wie sie uns sein befreundeter Gehülfe schildert.

Es gibt dramatische Schöpfungen, die die Aufführung nicht vertragen können, Gerstenberg's „Ugolino“, Goethe's „Faust“, Grabbe's dramatische, herrliche Wunderlichkeiten; so gibt es Zeichnungen, die nicht die Farbe vertragen können, sie scheinen für Erz und Marmor bestimmt. Man hat an Rethel's Compositionen eine gewisse Schroffheit, ein manierirtes Wesen getadelt; Müller bezeichnet sie als besonders geeignet für den Holzschnitt, und in Wahrheit, solche Compositionen können höchstens zwei Farben vertragen, schwarz und weiß, oder besser noch, Licht und Schatten.

Schließlich sei noch auf das Verhältniß Rethel's als protestantischen Malers zu der aachener katholischen Majorität kurz hingedeutet. Der Herausgeber d. Bl. bemerkte irgendwo ungefähr, daß die Kunst der Gefahr, tendenziös zu werden, heutzutage kaum entgehen könne, und daß diejenigen Künstler, welche der freien Kunst dienen, einen schlimmen Stand hätten. Da nun aber der Künstler ein Sohn der Zeit bleibt, so wird auch der letztere, so frei er sich immer halten möge, in unserer Zeit unbewußt einer Tendenz dienen. Die Rethel'schen Compositionen müssen so betrachtet unbedingt protestantisch und mehr als das sein. Wir sind deshalb überzeugt, daß sie bei ihrer Ausführung durch den katholischen Maler Joseph Kehren dasjenige zuerhalten werden, was eben die aachener Majorität, in ihrer Art berechtigt, an Rethel oft mit zu großer Schärfe tadelte. Alles das wirkte auf das bereits tief erschütterte Gemüth des schon früher heftig erkrankten Künstlers ein, alle Welt aber wird später befriedigt sein, daß ihr wenigstens in den vier ersten Fresken der reine, unverfälschte Genius erhalten worden ist.

Hermann Neumann.

Aus der Heimat und Fremde.

„Der Trieb zum Reisen ist, außer dem Ehrgeize, vielleicht die mächtigste aller Anregungen.“ Diese Worte Lord Byron's kamen uns unwillkürlich in den Sinn, als wir die mannichfache Reiseliteratur, an deren Besprechung wir jetzt gehen, von der Redaction d. Bl. zugesendet erhielten. Wie Anastasius Grün die Poeten fragt, wenn sie des Singens einmal müde werden, so möchte man die Touristen fragen, wenn sie dem Reisen entsagen würden und der althergebrachten Sitte, diese Reisen zu beschreiben, ihre Erlebnisse zu erzählen, ihre Beobachtungen mitzutheilen. Und wenn nach Anastasius Grün der letzte Mensch der letzte Poet ist, so ist der vorletzte sicherlich der letzte Tourist

Freilich gehören nicht alle der uns vorliegenden Bücher zur eigentlichen Touristenliteratur, die Autoren drückten aber diesen andern den Stempel ihres Gereistseins auf, Grund genug für uns, diese Bücher mehr oder weniger zu jener Species literarischer Erzeugnisse zu zählen, welche der selige Bädeker mit so besonderer Vorliebe cultivirte.

Abgesehen von dem behandelten Stoffe war die Lectüre der Bücher noch von anderm Interesse, von stilistischem will ich es nennen. Dem farbenreichen, glutvollen, fast dithyrambischen Stil folgte der einfache, hausbacken betrachtende, der sinnig poetische war vertreten und ebenso der nüchtern beschreibende, wie er fachwissenschaftlicher, geographisch-statistischer Beobachtung angemessen ist. „Le style c'est l'homme" ist eine bekannte Bemerkung Buffon's, und wenn wir den Satz als richtig annehmen, so ist er von psychologischem Interesse für den Recensenten touristischer Arbeiten, und befähigt ihn wohl, der Glaubwürdigkeit des Touristen ein Prognostikon zu stellen.

Wenden wir uns nun nach dieser Einleitung zu den Werken, deren Hauptinhalt sich größtentheils mit der Heimat beschäftigt, wenn wir das ganze große Vaterland, „so weit die deutsche Zunge klingt", als solche betrachten wollen:

1. Meeresstille und hohe See. Neue Seegeschichten von Heinrich Smidt. Berlin, Foerster. 1861. 8r. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Reisenebelbilder (travolling-dissolving-views) aus alten bessern Tagen des Friedens und der Lebenslust. Erinnerungsblätter für Freunde von Eduard Freiherrn von Badenfeld (Eduard Silesius). Leobschütz, Bauer. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Bilder aus dem deutschen Flottenleben 1849. Von P. J. Wilcken. Hannover, Rümpler. 1861. 8. 20 Ngr.

Das erste der Bücher, „Meeresstille und hohe See", hat einen alten wackern Seemann, H. Smidt, zum Verfasser, der, wie Marryat, die Wogen des Meeres mit den ebenso unsichern wie ungewissen Wogen, auf denen das Lebensschiff des Poeten schaukelt, vertauschte. Wir haben uns früher genöthigt gesehen, über das humoristisch sein sollende Buch Smidt's: „Glöckchen und Schellen", in Nr. 41 d. Bl. f. 1861 ein hartes, aber gerechtfertigtes Urtheil auszusprechen. Die „Glöckchen und Schellen" hielten wir schon damals für eine Verirrung des alten schriftstellernden Herren; sein „Meeresstille und hohe See" dagegen zeigt ihn uns wieder in seinem eigentlichen Fahrwasser. Es weht ein eigenthümlicher, sinnig poetischer, anmuthiger Hauch in allen sieben Geschichten des nicht unansehnlichen, sehr hübsch gedruckten und ausgestatteten Bandes, und selbst da läßt sich dieser Hauch nicht ganz verwehen, wo ein düsteres Bild auf düsterm Hintergrunde ausgemalt ist.

Die meisten von diesen Geschichten spielen auf jenen von der Welt fast vergessenen und doch so poetischen Inseln der Nordsee, welche von den reckenhaften, biedern Friesen bewohnt sind. Gleich die erste Erzählung „Die Heimat der Heimatlosen" spielt auf Sylt, jener fast „verschollenen" Insel, die uns durch Julius Rodenberg's bekanntes Buch mit manchem andern deutschen Eilande ins Gedächtniß gerufen wird. Die Heimat der Heimatlosen ist jener Kirchhof, von dem uns Julius Rodenberg berichtet, daß er von einem Strandvogt angelegt worden, damit die von der See ausgeworfenen Leichen der „Heimatlosen" eine Heimat finden.

Das Buch bringt aber auch eine interessante seemännische Curiosität, eine kurbrandenburgische Seenovelle nämlich, die zur Zeit des Großen Kurfürsten (1656) spielt. Sie ist „Der Kaper" betitelt; etwas von einem kurfürstlich brandenburgischen, mit Kaperbriefen wohl versehenen Kriegsschiffe zu lesen, das die Flagge der Hohenzollern trägt, wird dem Leser nicht uninteressant sein. Die Geschichte ist recht hübsch erfunden.

In all diesen Erzählungen weht wie gesagt eine eigenthümliche poetische Atmosphäre, theils träumerisch-seemännisch, theils wildromantisch, wie ein Klippengestade bei Seesturm und Mondscheinbeleuchtung. Smidt kennt die Natur mit ihren Tücken und großartigen Offenbarungen, aber er kennt auch das menschliche Herz mit seinen Leidenschaften, seinem Hoffen, Fürchten, Bangen, Lieben und Zürnen. „Die Sturmvögel", „Das Dünendorf", „Röschen vom Cliff", „Der Quarantäne-Wächter", „Das Pestschiff" geben Zeugniß davon. „Der Quarantäne-Wächter" ist ein düsteres schauerliches Nachtstück zur See, wie der Verfasser es ganz richtig benennt, aber nicht ohne innere Wahrheit; „Röschen vom Cliff" dagegen ein romantisches Gemälde, in welchem das Sagenhafte und Poetische geschickt mit der realen, freilich nicht ganz idyllischen Wirklichkeit verflochten ist.

Wir empfehlen das Buch der Beachtung unserer Leser und werden uns freuen, Smidt noch öfter auf einem Pfade zu treffen, der ihm bekannter und heimischer ist als jener, wo „Glöckchen und Schellen" läuten.

Badenfeld's „Reisenebelbilder" (Nr. 2) tragen einen schönen langen Titel für ein dünnleibiges, neun Bogen starkes Büchlein und erinnern insofern an die Zwerge mit den unförmigen Köpfen. Im Vorwort sagt der Verfasser, daß gewissen Orten ein reichhaltiger Zauber innewohne, der unerschöpflich genannt werden muß und bewirke, daß das schon hundertmal Beschriebene immer wieder beschrieben werden kann, wofern die Beschreibung nur auf lebendiger Anschauung beruht. Für das Prädicat „lebendig" scheint uns der Titel „Reisenebelbilder" nicht wohl zu passen.

Das Büchlein zerfällt in zwei Theile: „Bilder aus Salzburg und seiner nächsten Umgebung" (vom Jahre 1844) und „Dissolving-views einer Familiensommerreise" (1845).

Der, wie aus verschiedenen Andeutungen hervorgeht, schon bejahrte Verfasser gibt sich Mühe, recht anschaulich zu erzählen und wir möchten unser Urtheil über das Buch in wenigen Worten aussprechen, indem wir es als ein gutmüthiges, gutgemeintes bezeichnen. Der Titel „aus alten bessern Tagen des Friedens und der Lebenslust" und manches andere im Buche deutet auf vielleicht trübe Lebenserfahrungen; hin und wieder fällt der Verfasser

in einen elegischen Ton, der aber zu der Art und Weise paßt, wie er schreibt. Der Stil hätte etwas mehr Feile vertragen können und die hier und da eingewebten Verse wären auch nicht nöthig gewesen. Zum Beweise für unsere Ansicht setzen wir die Schlußstrophe des Einleitungsgedichts her:

Flücht'ge Kometen am Himmelsplan,
Die ihr im Fluge des Lichts
Glänzend durchschwärmt der Unendlichkeit Bahn,
O, flög' ich mit euch bis zur Grenze des Nichts!(?!)
Nein! Allgegenwart, wärest du mein!
Allüberall möcht' ich auf einmal sein!

„Bilder aus dem deutschen Flottenleben von 1849" (Nr. 3) nennt sich P. J. Wilcken's Buch, das in jeder Volks-, jeder Schul- und Leihbibliothek heimisch werden müßte, um dem Volke, dem Schüler, den Bürgern, allen zugänglich gemacht zu werden. Es ist ein Stück deutscher Geschichte, deutscher Glorie, die sich vor unsern Blicken entrollt. Wenn man das Buch liest, denkt man sich in das alte aufopferungsfähige Deutschland versetzt, das Schiller's großes Wort auf sich beziehen konnte: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." Und wenn man dann das Buch gelesen hat, dann kommt erst die Wehmuth, aber auch der Grimm unwillkürlich einem ins Herz. Die Conjunctiv-Construction: was könnte, oder was wäre, wenn u. s. w., gaukelt uns durchs Hirn, und wir legen zornig das Buch weg. Doch der Zeit, einem kleindenkenden, feigen, schwächlichen Epigonengeschlecht, den Verhältnissen (ein bequemes Wort) und noch manchem andern Dinge gilt unser Zorn, nicht dem Verfasser, welchem wir herzlich im Geiste die Hand drücken. Und wahrlich nicht nur unsern Dank, den Dank der ganzen „Nation von Denkern" hat der Verfasser vorliegenden Buchs, weiland Offizier auf der deutschen Flotte, verdient.

Wir sehen die deutsche Flotte als Embryo, sind Zeuge davon, wie die beiden großen in England gekauften Dampfschiffe „Britannia" und „Akadia", nunmehr „Barbarossa" und „Erzherzog Johann" geheißen, nach Bremerhaven gebracht werden, und wie der „Erzherzog Johann", durch Fahrlässigkeit des Lootsen, auf die Sandbänke der holländischen Küste rennt, mit unsaglicher Mühe wieder flott gemacht wird und gebrochen, krank und matt die Wesermündung erreicht. Trotz dieses trüben Omens sehen wir die Flotte wachsen und gedeihen; die Seele des Ganzen ist der Admiral Brommy, unermüdlich, unerschöpflich, voll Begeisterung für das ihm anvertraute Werk. Der Sieg über dänische Kriegsschiffe bei Eckernförde entflammt selbst den fühllosesten Matrosen, als die Nachricht nach Brake, dem Stationsorte der Flotte kommt; die kühnsten Hoffnungen werden genährt. Die kleine Flotte läuft aus und jagt dänische Kriegsschiffe vor sich her; ein deutscher Fürst, der Herzog von Koburg, hat in Schleswig deutsche Truppen befehligt, ein anderer deutscher Fürst, der Großherzog von Oldenburg, besucht die deutsche, schwarz-roth-goldgeschmückte Flotte: alles, alles ist Hoffnung und Freude — da tönt der Hammer des Auctionators, die Flotte sinkt und ist vernichtet, durch keine Schlacht, durch friedliche Auctionszuschläge; aber ein gutes Stück deutsche Ehre theilt das Schicksal der Flotte.

Lebendig und anschaulich ist das Schicksal der deutschen Flotte in dem Buche geschildert, und wir sagen mit dem Verfasser: „Gott gebe unserer deutschen Flotte ein fröhlich Wiederauferstehen und ein besseres Gedeihen als in der Zeit, da es — zu dunkel für sie ward!"

Admiral Brommy, der thätige Mann, ist Anfang 1860 in die Gruft gesenkt worden; seinen Sarg bedeckte die schwarz-roth-goldene Flagge.

Wenden wir uns nun zur eigentlichen Fremde, so sind es wiederum drei Bände, die unserer Betrachtung anheimfallen:

4. Bosporus und Attika. Schilderungen von Gustav Reisewitz. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 10 Ngr.
5. Havilah. Eine Erzählung aus dem Libanon. Von Maria S. Cummins. Leipzig, Weber. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Cuba, die Perle der Antillen. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen von Jegór von Sivers. Leipzig, C. F. Fleischer. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Zusätze zu den Titeln zeigen, daß diese drei Bücher einen verschiedenen Charakter haben, wir finden Schilderungen, einen Roman und Notationen von Forschungen, die oft den Charakter gediegener geographisch-statistischer Aufzeichnungen annehmen.

„Bosporus und Attika" (Nr. 4) von Gustav Reisewitz erinnerte uns durch die Weise, wie es geschrieben, fortgesetzt an seinen Verfasser und den koburger Musenhof. Vergangene Tage tauchten vor unserer Seele auf, wir sahen uns wieder im wohlbekannten Billardzimmer zu Koburg sitzen, zur Rechten Gerstäcker's, uns gegenüber Reisewitz, dort links Müller von der Werra, und hin und wieder kam auch Schloenbach, der Dichter der „Hohenstaufen". Doch das sind Tage des Einst!

Reisewitz' „Bosporus und Attika" trägt das Farbenreiche, Glutvolle, Dithyrambische, von dem wir oben sprachen, zur Schau, und wäre ein Meisterwerk von prächtiger Schilderung und eleganter Sprache, wenn es sich hin und wieder ein bischen mehr hütete, an das Ueberschwengliche zu grenzen.

Das Buch zerfällt in vier Theile: „Lavalette", „Am Bosporus", „Im Archipel", „Attika". Autor und Leser sind identificirt und Reisewitz bemerkt in der Vorrede ganz richtig, daß er dadurch beim Leser eine primitive Anschauung hervorzurufen glaube. Der Verfasser hat den Stoff zu diesen Schilderungen während des Krimkriegs gesammelt und seine Reisen als Offizier in englischen Diensten gemacht.

Die Schrift beginnt mit einer schönen Beschreibung Maltas, insonderheit Lavalettes, schwärmt an den Küsten des Bosporus sowol auf asiatischer als europäischer Seite umher und nimmt erst auf dem Rückwege den Archipel und Attika mit. Der Verfasser sieht mit den Augen des Poeten und sein Pinsel ist in Gold und Rosenduft getaucht. Er fühlt das auch ganz gut, wenn er in der Vorrede sagt.

Trotzdem bildet dies Buch mit all seinem Sonnenschein keine Apotheosis; denn jene Gegenden sind farbenreicher und poetischer, als der Pinsel eines Poussin malen oder die Feder eines Byron schildern könnte; doch muß der, welcher sie besucht, nicht blind geboren sein, sondern ein offenes Auge für ihre Schönheiten haben.

Nun, das offene Auge würde ihm nicht viel nützen, wenn er nicht gleichzeitig auch das Herz hätte, diese Schönheiten zu empfinden.

Um unsern Lesern eine Probe der Schreibweise Reisewitz' zu geben, schlagen wir seine Schilderungen beliebig auf und treffen auf S. 87, im Abschnitte „Am Bosporus", auf „Die himmlischen Wasser von Asien":

Die Wehmuth weicht, wenn ihr den Blick über die Bosporuswellen irren laßt. Beim Gott der Schönheit, ja, das sind die „himmlischen" Wasser. Wie ein Landsee breitet sich der Bosporus vor euch aus; links schließt ihn das grüne, weit vorspringende Gebirge von Kandilli, rechts schiebt sich der hohe Juscha Dagh als Riegel vor. Tiefblau rollen die Wogen, sie bespülen das bleiche gespenstische Rumeli Hissar mit seinen Zinnenmauern und Thürmen, sie eilen vorüber an den blühenden hängenden Gärten und den weißschimmernden zierlichen Serais, sie grüßen Chunkari-Skelessi, die Landungstreppe des Sultans, dessen(?) Fenster im Abendlicht brennen und flammen. Droben aber am tiefgrünen Himmelsgrunde dehnen sich goldene Schlangen, welche der scheidenden Sonne entschlüpfen; die in einen Karminmantel gehüllten Uferberge entzücken durch die Weihe ihrer Contouren, regungslos stehen auf den nähern Höhen die Pinien und Cypressen.

So ist das ganze Buch ein schwungvolles Gedicht in Prosa, das sich durch seinen billigen Preis zur Anschaffung für alle empfiehlt, die sich sehnen, jene classischen Orte zu sehen, wenn auch durch das Auge eines Poeten.

„Havilah. Eine Erzählung aus dem Libanon" (Nr. 5), von **Maria S. Cummins**, hat ebenfalls sein Hauptverdienst, seine größten Schönheiten in der Schilderung der Natur. Die Fabel des Romans ist sehr einfach. Ein junger Engländer, der den Libanon bereist, verliebt sich in die liebliche Havilah, die Tochter eines Amerikaners, der eine Seidenfabrik im Libanon besitzt, und einer Griechin. Er erhält vom Mädchen einen Korb; irrt dann umher, kommt wieder zurück und gerade zurecht, um bei einer Ueberschwemmung die Rolle des rettenden Engels zu übernehmen, gewinnt nach und nach die Liebe Havilah's und führt sie als Gattin nach Altengland heim. Man sieht, die Fabel ist ziemlich einfach für einen Roman, der 392 enggedruckte Seiten füllt. Auch die Zeichnung der Charaktere ist bei mancher anerkennenswerthen psychologischen Feinheit nicht immer correct. Das Festhalten am Streben nach dem einmal vorgesteckten Ziele (hier die endliche Erweichung des Herzens Havilah's) ist zwar echt englisch, däucht uns aber unvereinbar mit dem Charakter des Helden, Mr. Meredith, wie man ihn aus den ersten Pinselstrichen kennen lernt.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt in den prächtigen Natur- und Situationsschilderungen. Der Libanon, das Leben seiner Bewohner, das Mönchswesen, die Wüste, Damascus, „der Juwel der Wüste", „die Perle des Orients", „die ewige Stadt", der Besuch in einem arabischen Lager sind unnachahmlich köstlich geschildert.

Um unsern Lesern eine Stilprobe zu geben, setzen wir den Anfang des Kapitels, der die Reise vom Libanon nach Damascus schildert, hierher. Wie die Verfasserin über die Reisevorbereitungen, so schlüpfen wir über die ersten paar Sätze hinweg:

Die Natur entfaltet all ihre Schätze und läßt uns in jedem Klima leben; Erhabenheit und Milde, Rauheit und Schönheit, Fruchtbarkeit und Verödung wechseln miteinander ab, und die sich im Vordergrunde des Panoramas bewegenden Gestalten verleihen dem Ganzen Interesse und Leben. Hier stechen die bunten Decken der Pferde und Maulthiere, die wallenden Gewänder der Führer und Dragomane von dem schwerern Hintergrunde von grauem Fels oder schwarzem Tannenwald ab; dort ist der kleine Zug in den Sonnenschein hinausgetreten, der von silberverzierten Zäunen, Säbelgriffen und funkelnden Flintenläufen zurückstrahlt. Wie Menschen und Thiere sich um den Rand eines steilen Abhanges winden, zeichnen sich viele Umrisse ihrer Gestalten vom klaren blauen Himmel ab; wie sie hinab in schattige Wasserrisse oder felsige Schluchten tauchen, verliert man den Zug aus den Augen, bis er in einem Spalt an der Gebirgsseite unerwartet wiedererscheint u. s. w.

Das Buch, wie alles aus dem Weber'schen Verlage Hervorgehende, brillant ausgestattet, wird sich gewiß der Gunst des Lesepublikums in demselben Grade zu erfreuen haben wie die frühern Schriften von Maria S. Cummins.

Dem **Jegór von Sivers**'schen Buche „Cuba, die Perle der Antillen" (Nr. 6), hätten wir gern einen eigenen Artikel gewidmet. Da es uns aber gleichzeitig mit der andern Reiseliteratur zugegangen, wollen wir es auch bei der Besprechung nicht von seinen Reisegefährten abtrennen. Gesunde Ideen, ein offenes Auge und Ohr, gereifte Anschauungsweise, ein durchgebildeter, in allen Zweigen der Wissenschaft heimischer Geist, alles das zeichnete schon die im Jahre 1852 erschienenen „Palmen und Birken" des Verfassers in einem Grade aus, der nicht verfehlen konnte, bald eine zweite Auflage des Buchs nöthig zu machen. Ist Sivers auch Poet genug, um z. B. auf S. 32 die Gründung der Habana (zu deutsch: „sie ist wahnsinnig") in schwungvollen Rhythmen zu besingen, so verdrängt der Poet in ihm doch niemals den emsig forschenden, denkenden, gelehrten Reisebeschreiber. Liest sich Reisewitz' „Bosporus und Attika" durchweg wie ein Gedicht, so trägt das Sivers'sche Buch den Stempel des unmittelbaren und praktisch-nüchternen Aufgezeichnetseins.

Das Buch beschreibt erst die Ankunft in der Habana und den ersten Eindruck, welchen die Perle der Antillen auf den Reisenden macht, geht dann auf die Stadt und das warm pulsirende Leben der Bewohner des Südens ein und schildert im zweiten Abschnitte die Entdeckung und Geschichte der Entwickelung Cubas in geistvoller, höchst interessant geschriebener Darstellung. Daran reihen sich die Abschnitte „Eisenbahnen und weitere Entwickelung der Insel", „General Lopez", „Die Sklaverei auf Cuba und nordamerikanische Gelüste". Dann wendet sich der Verfasser zur physischen Beschreibung in den Abschnitten „Feuer, Wasser, Luft und Erde" und „Die Pflanzen- und Thierwelt". Von staatsökonomischem und handelsstatistischem Interesse sind die Kapitel „Landwirthschaft,

Geld, Arbeit, Sklaverei", „Der Zucker", „Der Taback". Und daß auch die dem Deutschen, zumal in Amerika, so oft begegnende Beschämung nicht erspart werde, kommt dann noch „Ein heiterer Schluß zu einem ernsten Buche", in welchem obgedachte Beschämung, Gott sei Dank, nur unter den vier Augen zweier Deutschen, des Verfassers und eines jungen Kaufmanns aus Bremen, in Scene gesetzt wird.

Von dem Bienenfleiße des Verfassers und seiner vollständigen Beherrschung des Stoffs geben die dem Buche beigefügten Anmerkungen, welche die Zahl von 168 erreichen, Zeugniß, sowie das umfassende Verzeichniß der in englischer, deutscher, spanischer und französischer Sprache erschienenen Schriften über Cuba. Von der Sorgfalt, mit welcher Sivers sein Buch durchstudirt, geprüft, revidirt haben muß, gibt das angehängte Namen- und Sachverzeichniß Kunde. Eine Münz-, Maß- und Gewichtstabelle dient wesentlich zum Verständniß des Buchs.

Als besonders gelungen bezeichnen wir die Abhandlung über die Eisenbahnen und Entwickelung Cubas, sowie die über die Sklaverei. Sivers zählt eher zu den Vertheidigern des Sklavenwesens, als zu den Abolitionisten, wenn er sich auch keine Mühe gibt, vorgekommene Greuel etwa zu bemänteln. Dabei ficht er mit einer Dialektik, die den Unbefangenen sofort gewinnen muß. Die Art und Weise wie er „Onkel Tom's Hütte", seligen Andenkens, abfertigt, ist höchst charakteristisch — und wahr. Von wehmüthigem Interesse ist die Ueberführung der Gebeine des großen Columbus von S.-Domingo nach Cuba und die Beisetzung derselben. Spanien hatte Hispaniola an Frankreich abtreten müssen, konnte aber die Gebeine des großen Entdeckers einer neuen Welt nicht missen, es mußte doch etwas thun, das begangene Unrecht wieder gut zu machen.

An der Verehrung, welche die Cubaner für Kunst und Literatur und für alle diejenigen hegen, die Pfleger und Anhänger dieser beiden sind, könnte sich manches andere Land, manche andere Nation ein Beispiel nehmen.

Es ist zwar recht ehrenwerth, an der Reinigung unserer deutschen Muttersprache zu arbeiten, uns will aber bedünken, daß ein Reisewerk, wie das von Sivers'sche, nicht gegen den Stil berühmter lebender Schriftsteller und deren Liebhaberei für Fremdwörter polemisiren sollte. In Nr. 16 und 17 der Anmerkungen gibt irgendeine harmlose Beziehung unserm Schriftsteller Gelegenheit zu einer geharnischten Philippika gegen Gutzkow, Julian Schmidt und Adolf Stahr. Sivers ist, wie er selbst eingesteht, von diesen Fehlern auch nicht ganz freizusprechen, und sofern das nicht geschehen kann, mußte ein Streit wie der vorliegende nicht vom Zaune gebrochen werden, um einer hausbackenen Ausdruckweise uns zu bedienen. Ein Reisewerk ist sicher nicht der Ort für die Ablagerung einer Polemik, und eine Anmerkung zu einem gelehrten Werke erst recht nicht. Wie gesagt, die Gesinnung ist ehrenwerth, aber man kann und soll einmal nicht allüberall mit denselben Waffen kämpfen. Sivers konnte sich vollständig mit der Persiflage im „Heitern Schluß zu einem ernsten Buche" begnügen, wo er, durch das Sprachgemisch auf den Antillen angeregt, Folgendes schreibt:

Was möchte ein solches Antillen-Patois erst in Deutschland für Sensation, Furore, Approbation, Agitation und Irritation erregen. Ich persuadirte mich alsbald, daß solches zum sublimsten Comfort gehören müßte, und daß weder ein Anachronismus, noch eine contradictio in adjecto in der Poussirung eines solchen linguistischen Usus erblickt werden könne. Magnifik! Superb! rief ich unwillkürlich aus und der Schwarze verstand mich ohne Commentar und weitere Paraphrase; solche Extravaganzen — für einen incarnirten Germanisten ignorant genug — sind bei uns stets das Requisit des Bontons und des wahren Schicks gewesen.

Trotzdem wir uns aber genöthigt meinten, über diesen unmotivirten Streit (in diesem Falle wenigstens unmotivirt) unsere Meinung zu sagen, beharren wir bei unserm Gesammturtheil über das ganze Buch. Es gibt wiederum ein erfreuliches Zeichen deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, und die verdiente Anerkennung wird ihm nicht versagt werden. Jegór von Sivers schickt seinem Werke eine spanisch geschriebene Dedication voraus: er widmet es der in ihrem Vaterlande so patriotisch und heilsam wirkenden Sociedad de amigos del pais en la Habana. *)

Heinrich Mahler.

Ranke's „Englische Geschichte".

Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, von Leopold Ranke. Dritter Band. Berlin, Duncker u. Humblot. 1862. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Nach kurzer Zeit abermals ein stattlicher und, wenn wir so sagen dürfen, vornehm angethaner Band über die englische Geschichte aus Ranke's Feder! Die Freunde der Geschichtswissenschaft werden gewiß nicht zürnen ob des raschen Erscheinens dieses Bandes, der sich, wie die Eintheilung der Hauptabschnitte zu erkennen gibt, unmittelbar an die beiden ersten Bände anschließt. Es enthält derselbe ebenfalls vier Bücher (9—12) und zwar in folgenden chronologischen Begrenzungen: 1) „Bürgerkrieg in England (1642—46)"; 2) „Independenten und Presbyterianer. Katastrophe des Königs (1646—49)"; 3) „Republik in England (1649—53)"; 4) „Das Protectorat Oliver Cromwell's (1653—58)". Dieses Inhaltsverzeichniß gibt deutlich zu erkennen, daß es der Verfasser mit einer der ernstesten ja in gewisser Beziehung verhängnißvollsten Perioden der englischen Geschichte zu thun habe. Und wenn wir in dem vorliegenden Bande an mehr als an einer Stelle, ja wir möchten fast sagen im ganzen Verlaufe der Darstellung weniger kalte

---

*) Ein deutsches Blatt hatte dem Verfasser unter anderm nicht Zutreffenden die Schreibart Habana als eine falsche vorgeworfen; es müsse Havana heißen. Hierauf ist aber zu bemerken, daß der Spanier unzähligemale b und v vertauscht; er schreibt z. B. Cordoba und Cordova, Quadalquivir und Quadalquibir, Alvarado und Albarado, Biscaya und Viscaya. Auch der Gebrauch des Artikels vor Habana, den dasselbe Blatt nicht gelten lassen wollte, ist ganz richtig. Die „Anales de ciencias" von 1829 geben z. B. gleich auf dem Titel zu lesen: „Este periódico se publica bajo la proteccion de la Intendencia de la Habana"; S. 19: „A Maria Josefa, Amalia, Reina virtuosissima, la Habana desconsolada", und „El público de la Habana" und „la Habana que en todos tiempos supo"; S. 177: „Jardin botanico de la Habana" u. s. w. ohne Zahl. Der Gebrauch des Geschlechtsworts vor diesem Namen ist eben üblich, ebenso wie man nicht Guayra, sondern la Guayra schreibt. Nur in der Ueberschrift und im Datum ist das Geschlechtwort vor dem Namen Habana nicht üblich und somit die Ueberschrift des ersten Kapitels im Buche von Sivers allerdings unrichtig. D. Red.

Objectivität wahrgenommen zu haben glauben als in den frühern beiden Bänden, sondern mehr menschheitliche Theilnahme und Wärme, so scheint dies in der That seinen Grund darin zu haben, daß sich der Verfasser dem Eindrucke nicht ganz zu entziehen vermochte, die jene Katastrophe, die über das englische Volk und insbesondere über sein Königshaus hereinbrach, auf jeden zu machen geeignet ist, dem die Geschicke der Menschheit sowol in ihren Völkern als in ihren Individuen niemals ohne eine gewisse innere Bewegung und Belehrung zur klaren Anschauung gelangen. Wen möchte das Schicksal von Karl's I. Gemahlin, Henriette Maria, der geist- und charaktervollen Tochter Heinrich's IV. von Frankreich, ohne Theilnahme lassen? Wer fühlte sich nicht noch jetzt erschüttert von dem Untergange Karl's I., eines Königs, der viele gute und zugleich liebenswürdige Eigenschaften besaß, der seiner königlichen Würde selbst dann nicht uneingedenk war, als er sein Schicksal für entschieden ansehen mußte? Wer empfände nicht Mitleid mit einem Monarchen, dem der heftige Zusammenstoß zweier Principien, das des von Gott eingesetzten Königthums und das der Volkssouveränetät, das gekrönte Haupt zerschmetterte? Wer möchte nicht zu sehr ernsten Betrachtungen gestimmt werden, wenn er sieht, daß es erst des Blutes eines und in Wahrheit nicht des schuldigsten Königs bedurfte, um beide Principien im Laufe der Zeit wenigstens in England zu versöhnen? War ferner Cromwell wirklich ein großer Mann, der er zu sein scheint, wenn man seine Laufbahn verfolgt und die präpondirende Machtstellung betrachtet, die Großbritannien während seines Protectorats einnahm? Oder er war nur ein kluger Fanatiker, der die religiöse Stimmung eines großen Theils des englischen und schottischen Volks auszubeuten verstand, wohl wissend, daß dieselbe an jede politische Macht sich herandränge um sie mit ihr befreundet unbesiegbar zu machen oder mit ihr verfeindet ins Verderben zu stürzen? Diese und ähnliche Fragen sind nicht blos historisch interessant, sondern gewiß auch vom Gesichtspunkte der Menschheit aus betrachtet ebenso ernst als ergreifend. Und wir glauben uns deshalb eben nicht zu irren, wenn wir aus dieser Quelle den Ton ableiten, der durch das vorliegende Werk lauter hindurchklingt, als wir es wol sonst an des Verfassers Werken beobachtet zu haben glauben. Sollte dies aber so auffällig erscheinen bei einem Historiker, der das Wort „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" unstreitig wahrhaft zu würdigen gelernt hat? Folgen wir jetzt den belehrenden Betrachtungen, die der Verfasser an Karl's I. Ausgang geknüpft hat.

„Ich sterbe als Märtyrer", rief Karl, als er sein Schicksal erkannte, mehr als einmal aus. Diesen Worten kommt gewiß nicht Wahrheit in dem Sinne zu, in welchem sie aufgefaßt worden sind, er war kein Dulder gewesen, der nur für die erkannte Wahrheit gelebt und geblutet habe. Er war vielmehr ein Fürst, der sich für die Rechte seiner Macht, die er so persönlich faßte wie irgendein anderer, indem er sie bald zu erweitern bald nur zu vertheidigen suchte, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, offenen und geheimen, sein Leben lang geschlagen hat und erlegen ist. In den ersten Stadien seines Lebens erscheint Karl I. wie die meisten eintretenden Fürsten von einem gewissen Wunsche populär zu sein durchdrungen; von persönlicher Antipathie gegen Spanien ergriffen*), durchbricht er das System der innern und äußern Politik seines Vaters, das freilich manchem Tadel Raum gab, aber allseitig erwogen war, noch bei dessen Lebzeiten; nachdem er den Thron bestiegen hat, will er auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen; dann empfindet er aber die Macht der Weltkräfte, die er zu bekämpfen unternimmt, und die Unzuverlässigkeit der Elemente, auf die er sich stützen will. In den auswärtigen Geschäften, namentlich den deutschen, vermehrt er nur das Unheil und die Verwirrungen; wir finden ihn mit den beiden großen Mächten, zwischen denen sein Vater hindurchzukommen suchte, auf einmal im Krieg; auch er bequemt sich endlich zu einer neutralen Stellung, indem er den Frieden mit denselben herstellt. Im Innern reifen die populären Grundsätze, die er wenigstens zum Theil anerkannt hat und dann dennoch nicht zur Geltung gelangen lassen will, zum vollen Bewußtsein ihrer Macht. Er kommt in den Fall, den Zugeständnissen, die er ihnen öffentlich nicht verweigern kann, mit geheimer Protestation zu begegnen. In alledem erscheint er nicht einmal selbständig, mehr unternehmend und beweglich als von nachhaltiger Thatkraft, vor sich selbst gerechtfertigt, nicht vor der Welt, welche vor allem Festigkeit und Erfolge begehrt. Während der Epoche des äußern und des innern Friedens wendet der König seine Thätigkeit Handelsbestrebungen zu, seinen Geist beschäftigt er mit Literatur und Kunst. Er findet darin eine unendliche Befriedigung. Von allem, was den Menschen vergnügen kann, erschien ihm eine geistvolle Unterhaltung als der vornehmste Genuß. Seine Gemahlin verschafft ihm denselben durch sich selbst und ihre Umgebung; dadurch zuerst ward sie ihm werth, nachdem er jahrelang mit ihr fast ohne alle leidenschaftliche Zuneigung gelebt hatte. Zugleich kam er darauf zurück, das System seines Vaters auszubilden, die drei Reiche der kirchlichen Einheit zu unterwerfen, die königlichen Prärogative so weit festzustellen, daß kein Anwogen parlamentarischer Ansprüche sie erschüttern könne. Er erscheint würdig, ruhig, gebildet, aber auch zu gewaltsamen Repressionen, systematischem Drucke geneigt. Da brach der Sturm einer allgemeinen Bewegung des Ungehorsams und des Widerstandes über ihn herein. Nach einigen heftigen Anstrengungen, welche mislingen, im Angesicht eines allgemeinen Abfalls, wurde der König zugleich von dem Gefühl übernommen, daß er zu weit gegangen sei. Auf ein strenges Festhalten, welches unerschütterlich erschien, folgt eine Nachgiebigkeit bis zur Beschämung. Die Männer werden aufgegeben, welche den königlichen Gedanken am kräftigsten repräsentirt haben: ihren Gegnern werden nicht mehr zurückzunehmende Zugeständnisse gemacht. Denn alles scheint nur auf eine Befriedigung ihrer Ansprüche anzukommen, um ein Gleichgewicht zwischen Prärogative und parlamentarischem Rechte herzustellen, bis er zuletzt inne wird, daß es nicht mehr möglich ist. Von weittragender Bedeutung aber war Folgendes. Die große Strömung der europäischen Dinge, welche eine Wendung zu Gunsten der rein protestantischen Idee genommen hat, kommt seinen Gegnern, die vor allem diese ergriffen haben, zu statten. Indem Karl I. sich zum Widerstande gegen sie anschickt, ruft er erst die volle Entwickelung der feindseligen Kräfte auf; er sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihnen seine Hauptstadt preiszugeben. Sowie nun aber die unveräußerlichen Rechte der Krone und nicht allein die politische Einwirkung, sondern der Bestand und der Besitz der bischöflichen Kirche angetastet sind, erheben sich in dem König die angeborenen Antipathien gegen die Anmuthungen, die ihm gemacht wurden, in aller ihrer Stärke. Von den zufälligen und wechselvollen Einflüssen der Hauptstadt frei, in dem Lufthauche entfernter Grafschaften, wo die alten Begriffe vom Königthum noch Leben haben, unter dem Einflusse seiner beleidigten, geflüchteten, aber aus der Ferne wirksamen Gemahlin entschließt er sich, zu den Waffen zu greifen.*) Dann erscheint er muthvoll, kriegerisch, selbst nicht ohne strategisches Talent; er hat Erfolge, die ihm noch eine Wiederherstellung seiner Autorität hoffen ließen. Allein die Gegner sammeln nicht allein fremde Streitkräfte um sich, sondern in ihrer Mitte entwickelt sich eine noch weit über ihre ursprünglichen Tendenzen hinausgehende fanatische zugleich und militärische Partei. Der König trägt kein Bedenken, gegen die einen und gegen die andern mit einem Eifer vorzugehen, der seine Kräfte übersteigt.

*) Er konnte die spanische Doppelzüngigkeit, die er in Madrid bei seiner Brautbewerbung erfuhr, und die Verachtung, die man ihn empfinden ließ, niemals wieder vergessen. Bekanntlich war sein Vater, Jakob I., der von der spanischen Politik schmählich Getäuschte.

*) Der Streit, wer den Bürgerkrieg eigentlich zuerst angefacht habe, ist lange und heftig geführt worden. Gewiß ist: das Parlament war eher und besser gerüstet, aber der König hat zuerst das Schwert aus der Scheide gezogen.

Er unterlag im Felde; infolge der Niederlage lösten seine Anhänger sich von selbst auf.

Sein Vater Jakob I. hatte von den Streitkräften seiner Gegner Zeit seines Lebens wahrscheinlich einen zu starken, Karl gewiß einen zu geringen Begriff, wol erklärlich daraus, daß der Sohn die Tugend der Ritterlichkeit besaß, die er vom Vater nicht geerbt hatte. Wenig bedachtsam in seinen Unternehmungen war er doch in der Tiefe von gediegenem Geiste; nicht selten zwar unentschlossen und unzuverlässig — war es nicht gleichsam eine symbolische Bezeichnung seines Innern, daß er es liebte, zwei Sehnen an seinem Bogen zu haben? — verlor er doch nie die hohe Bedeutung seiner Sache aus dem Auge; er neigte sich von Natur zur Nachgiebigkeit *), aber weder die Drohungen der Gegner, noch die Bitten der Vertrautesten konnten ihn dahin bringen, eine politisch-religiöse Linie zu überschreiten, die er mit Scharfsinn und Gewissenhaftigkeit wahrnahm; die Grundüberzeugungen, auf denen die Verbindung der Krone mit der organisirten Kirche ruht, hielt er innerlich fest. Im Unglück erscheint er nicht ohne moralische Größe. Es wäre ihm leicht geworden sein Leben zu retten, hätte er den Schotten die ausschließende Herrschaft in England oder den Independenten die factische Unabhängigkeit der Armee, wie sie dieselbe begehrten, zugestehen wollen. Daß er dies nicht that, das ist sein Verdienst um England. Hätte er sein Wort dazu gegeben, die bischöfliche Verfassung der Kirche aufzulösen und ihre Güter auf immer zu verkaufen, so läßt sich nicht absehen, wie sie jemals hätte wiederhergestellt werden können. Hätte er eine Ausstattung der Armee, wie sie gefordert ward, bewilligt, so würde die Selbstregierung der Corporationen und der Gemeinen, die spätere parlamentarische Regierung selbst unmöglich geworden sein. Insofern kann der Widerstand, den er leistete, nicht hoch genug angeschlagen werden. Der Umsturz der Verfassung, den die Independenten ganz offenbar im Sinne hatten, brachte ihm vielleicht noch immer nicht deren letzte Absicht, die Errichtung einer Republik, aber doch seine eigene Stellung ihnen gegenüber zum vollen Bewußtsein. Und insofern ist allerdings etwas von einem Märtyrer in ihm, wenn ein solcher so genannt werden kann, der sein persönliches Dasein geringer anschlägt als die Sache, die er verficht, und indem er untergeht, diese für die Zukunft rettet. Das ist das Bild Karl's I., wie es der Verfasser gezeichnet hat. Es stellt sich als ein wohlgetroffenes dar, wenigstens hat weder die eine noch die andere Partei die Farben dazu geliefert.

Als wir den zweiten Band des Ranke'schen Werks besprachen, drückten wir zuletzt unsere Erwartung aus, wie wol das Urtheil über Cromwell ausfallen werde. Denn die Kenner der Geschichte wissen, wie lange die Beurtheilung des berühmten Protectors unter dem Einflusse der stuartisch gefärbten Geschichtschreibung namentlich Hume's gestanden hat. Erst das 19. Jahrhundert hat eine unparteiische, wenigstens eine gerechtere Würdigung des Protectors sich zur Aufgabe gemacht; wir nennen nur die betreffenden Werke von Robert Vaughan, Henry Cary, Thomas Carlyle, die 1847 in London erschienene Vertheidigungsschrift: „The protector: a vindication", Villemain's „Histoire de Cromwell" u. s. w. Hören wir jetzt, wie Ranke urtheilt.

Von der nächsten Nachwelt ist Cromwell als ein moralisches Ungeheuer verdammt, von der spätern Zeit als einer der größten Männer des menschlichen Geschlechts gefeiert worden. Ihm war das Ungeheuere gelungen, den Kreis, der in den europäischen Nationen den Privatmann fesselt, zu durchbrechen: er hat mit souveräner Autorität, die keiner höhern Sanction bedurfte, in die Geschichte der Welt eingegriffen. Der König, der hundert Ahnen in Schottland zählte und kraft des Erbrechts, auf welchem die meisten Staaten Europas beruhen, den Thron von England besaß, war hauptsächlich durch die von ihm gebildete bewaffnete Macht gestürzt und dann durch ihn ersetzt worden. Doch hatte Cromwell die Zurückhaltung, die Krone selbst nicht anzunehmen, sondern was er war, General der siegreichen Armee, bekleidet mit der höchsten bürgerlichen Gewalt, das wollte er bleiben. Die bürgerliche Gewalt wurde ein Anhang der militärischen. Cromwell nahm sie in die Hand und war entschlossen sie gegen alle Feindseligkeiten zu behaupten. Vornehmlich mußte er die Institutionen, die mit den alten Zuständen verbunden waren, niederhalten; von der Organisation der Aristokratie oder dem Bisthum konnte sowenig die Rede sein wie von dem Königthum selbst. Am wenigsten meinte er den Katholicismus dulden zu dürfen. Im politischen und religiösen Gegensatz gegen alle diese Elemente sah Cromwell den Zweck seines Daseins; er erblickte darin die Wohlfahrt des Landes, die Förderung der Religion und der Moral, aber auch zugleich seine eigene Rechtfertigung, wenn er nun, um seine Sache durchzuführen, dazu schritt, auch die Widersacher aus dem Schoße der eigenen Partei zu bekämpfen; er hielt für nothwendig alle Kräfte des Landes seinem Willen dienstbar zu machen. So hat er sich eine Gewalt gegründet, die kein Beispiel und keinen ihr entsprechenden Namen hat. Es ist gewiß, die großen Worte, von denen sein Mund überströmte, waren zugleich die Hebel seiner Macht und nicht gegen diese ließ er sie gelten; aber ebenso gewiß ist, die oberste Gewalt ist nicht sein Ziel an und für sich, sie sollte ihm dienen, die Ideen von religiöser Freiheit im protestantischen Sinne, bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit, die seine Seele erfüllten, zu realisiren. Diese Ideen sah er nicht in subjectiver Genugthuung, sondern in ihrer objectiven Nothwendigkeit. Eine Kraft von tiefem Antrieb, von eigener Bewegung, breiter Mächtigkeit, langsam und feurig, beständig und treulos, zerstörend und conservativ, die den geraden ungebahnten Weg immer geradeaus vor sich hintreibt: alles muß vor ihr weichen, was ihr widerstrebt, oder es muß zu Grunde gehen.

Wie die Ereignisse waren, so drängten sie nach einer monarchisch-militärischen Gewalt. Und Cromwell hat eine Reihe von Jahren hindurch die britischen Reiche von Einem Gesichtspunkte aus regiert, ihre Kräfte zu gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigt, was einer parlamentarischen Regierung damals schwerlich möglich gewesen sein würde, selbst wenn sie dazu geneigt war. Für die allgemeine Geschichte von Europa ist nun aber nichts wichtiger, als daß Cromwell die Kräfte von England gegen die spanische Monarchie richtete. Es war sein eigenster Gedanke; die Republik hätte es schwerlich gethan. Dabei fiel der englischen Seemacht gleich vom ersten Augenblicke an eine große Rolle zu. Cromwell hat die englische Marine nicht geschaffen, aber er hat ihr ihre vornehmste Richtung gegeben; sie trat überall gewaltig auf, an den oceanischen wie an den mittelländischen Küsten. Durch Cromwell nahm der Protestantismus unter den Mächten der Welt, nachdem er die Einheit Englands begründet, eine selbständige Haltung ohne alle weitere Vermittelung ein. Für die innere Regierung hatte Cromwell zwei einander entgegenlaufende, sich gegenseitig ergänzende Eigenschaften: eine gewisse Nachgiebigkeit in den Grundsätzen und eine feste Hand in der Ausübung der Autorität. Hätte er den Tendenzen der Separatisten und der demokratisch angeregten Armee, mit der er emporgekommen war, ihren Lauf gelassen, so würde alles in chaotische Verwirrung gerathen und das Bestehen des neuen Staats unmöglich geworden sein. In Sinnesweise, Charakter und allgemeiner Richtung dem König Karl vollkommen entgegengesetzt, hatte Cromwell dennoch eine analoge Einwirkung auf die englische Verfassung. Der König hielt die Idee der englischen Kirche aufrecht; er ist dafür gestorben. Cromwell stand für das bürgerliche Gesetz und das persönliche Eigenthum ein; er brach mit seiner eigenen Partei, als sie diese Fundumentalgrundlagen der Gesellschaft und des Staates antastete. Es war von nachwirkendem Einflusse auf England, daß er dies mit einer gewissen Emancipation von dem Begriffe der königlichen Gewalt, nur auf die Noth-

*) Die Verhandlungen zwischen ihm und dem Parlament zu Newport 1648 standen auf dem Punkte zu einer Vereinbarung zu führen, als die Armee sich einmischte und das Parlament sprengte.

wendigkeit der Dinge gestützt, durchführte; eine haltbare politische Verfassung aber hat er damit nicht zu schaffen vermocht. Seine Autorität war lediglich factischer Natur, auf die Waffen und seine Persönlichkeit gründete sich ihr Bestehen. Wie sie war, wurde sie als ein schwerer Druck empfunden: im Lande von denen sowol, welche nach der alten Gesetzlichkeit zurückstrebten, als von seiner Partei, die er von der Theilnahme an der öffentlichen Gewalt ausgeschlossen; im Auslande von denen, die er bedrohte und die mit ihm verbündet waren. In Amsterdam kam dieses Gefühl zu einem grotesken Ausdruck.*) Bei der Nachricht vom Tode des Protectors trat ein augenblicklicher Stillstand im Kauf und Verkauf ein; man sah die Menschen auf den Straßen tanzen; denn sie sagten „der Teufel sei todt", so hat man in London das gemeine Volk fluchen hören, als Richard Cromwell, Oliver's Sohn, zum Protector ausgerufen wurde.

Unsere Leser werden aus dem Mitgetheilten unschwer erkennen, daß Ranke den Protector gleichsam aus den Ereignissen und den Verhältnissen herauserklärt und das Bild desselben sich bilden läßt, während seine Gegner nur eine herrschsüchtige, ehrgeizige und dämonisch-bösartige Subjectivität anerkennen.

Karl Zimmer.

Opitz und seine Zeit.

In seiner Streitschrift gegen Julian Schmidt citirt F. Lassalle einmal folgenden Ausspruch aus des erstern Literaturgeschichte: „Die Musik war die erste Kunst, durch welche Deutschland nach dem Elend des Dreißigjährigen Kriegs wieder in die Reihe der Culturvölker trat", und Lassalle bemerkt dazu, es sei „eine lächerliche und absurde Behauptung zu sagen, daß Deutschland mit oder während oder wegen des Elends des Dreißigjährigen Kriegs aus der Reihe der Culturvölker ausgetreten sei". Er erinnert Julian Schmidt an Martin Opitz und dessen „bahnbrechende Thätigkeit", die gerade in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs falle, an den „kühnen und schwungvollen" Andreas Gryphius, den man den „Vater des neuern deutschen Dramas" genannt hat, an den Epigrammatiker F. von Logau, an die zahlreichen literarischen Gesellschaften, die gerade damals in größerer Zahl als je den Boden Deutschlands bedeckt hätten, an Leibniz, dessen erste epochemachende Schriften bereits 1664 und 1665 erschienen seien, an den großen Alterthumsforscher Gronovius, an die Philologen Gerhard und Isaak Vossius, an Samuel Pufendorf, „dessen großartige, das Recht umgestaltende und ihren Einfluß auf alle Nationen übende Thätigkeit in dieselbe Zeitperiode fällt", an Christian Thomasius, „der 1687 an der Universität Leipzig zur Verwunderung der gelehrten Welt Vorlesungen in deutscher Sprache eröffnete", an den „famosen" Polyhistor Morhof, an Otto von Guericke, den Erfinder der Luftpumpe, an Kepler (starb 1631), den „Schöpfer der neuern Astronomie", an Joachim Jungius (starb 1657), „qui estoit sans contredit un des plus grands mathématiciens et philosophes de son temps et un des plus habiles hommes que l'Allemagne ait jamais eu", wie das „Journal des savants" vom 22. August 1678 von ihm sagte.

Die Periode ungefähr vom Anfang des Dreißigjährigen Kriegs oder noch einige Decennien früher an bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird allerdings als die trostloseste für Deutschland, gewissermaßen als ein unbeschriebenes Blatt allgemein angesehen, und man verdankt dies hauptsächlich der einseitigen Anschauung und Darstellung unserer Literaturhistoriker. Die öffentlichen Zustände waren freilich trostlos genug; abgeschmackte oder lächerliche Pedanterien und Verkrüppelungen zeigten sich überall und es fehlte nicht an Erscheinungen der betrübendsten Art. Daß aber trotzdem der deutsche Geist, der deutsche Forschungstrieb und die deutsche Erfindungskraft keineswegs während jener Zeit stille standen, bezeugen die von F. Lassalle angeführten erlauchten Namen. Was während jener Zeit allein für die Reinigung der deutschen Sprache und für die Feststellung ihrer grammatischen Formen durch die damaligen Sprachgesellschaften und Sprachforscher (Zesen, Harsdörfer, Klaj u. s. w.) bis auf Gottsched herab geschehen ist, ist der höchsten Beachtung werth. Man begann damals sich dessen bewußt zu werden, was die deutsche Sprache zu leisten fähig sei, und fing die von andern Seiten freilich stark verunzierte und gemishandelte deutsche Sprache mit Stolz eine „Haupt- und Muttersprache" zu nennen an. Gerade in jene Zeit fallen ferner die ersten und dabei erfolgreichsten Kämpfe gegen das Folterwesen, die Hexenprocesse und andere Ausgeburten der rohen Grausamkeit, des Unverstandes und des Aberglaubens, und schon dieses einen Verdienstes wegen, an welchem nicht blos Protestanten, sondern auch einzelne aufgeklärte, humangesinnte Katholiken und selbst Kirchenfürsten (z. B. der Kurfürst von Mainz, Leibniz' Freund und Gönner) Antheil haben, sind wir jener Zeit zu dem aufrichtigsten und wärmsten Dank verpflichtet. Wir erinnern ferner, um den von Lassalle erwähnten Namen noch andere von Verdienst hinzuzufügen, an die Mystiker Johannes Scheffler und Jakob Böhme (starb 1624), an Johannes Agricola, Zinkgref, Moscherosch, den Geschichtschreiber Mascov, den trefflichen Reisebeschreiber Adam Olearius, an die Kirchenliederdichter Paul Gerhardt, G. Neumark, J. Neander u. s. w., an den Verfasser des „Simplicissimus" und den anonym gebliebenen Verfasser der jüngst erst wieder in der von J. Opel und A. Cohn veranstalteten Sammlung historischer Gedichte aus dem Dreißigjährigen Kriege abgedruckten geist- und gehaltvollen Schrift „Die alte Wahrheit mit einem neuen Titul", auf die schon Dahlmann und Niebuhr aufmerksam machten, an den originellen humoristischen Kanzelredner Abraham a Sancta Clara, an die Dichter Friedrich Spee, den Verfasser der „Trutz-Nachtigall", der sich zugleich um die Abschaffung der Hexenprocesse ein so leuchtendes Verdienst erworben, Paul Flemming, der als lyrischer Dichter alle seine Zeitgenossen, auch Opitz und Gryphius übertraf, Simon Dach, zuletzt Christian Günther, als subjectiver Lyriker der Vorläufer Bürger's und selbst Goethe's. Was die übrigen Künste, auch außer der Tonkunst betrifft, so wären auch da manche hervorragende Namen zu nennen, Maler (J. Sandrart u. s. w.), Kupferstecher (Merian, Hollar), Architekten, Bildhauer. Nehring, der Erbauer des berliner Zeughauses, und Andreas Schlüter, der Meister des Kurfürstenstandbildes auf der Langen Brücke in Berlin und der Köpfe der sterbenden Krieger im Hofe des Zeughauses, der Erbauer des berliner Königsschlosses, stehen, was Reinheit und Solidität des Geschmacks und Schwung und Größe der Conception betrifft, unübertroffen in damaliger Zeit und kaum erreicht in der jetzigen. Wer es unternehmen wollte, nun auch einmal eine Ehrenrettung jener jetzt so arg verlästerten Zeit zu schreiben, würde sich vielleicht ein beträchtliches Verdienst erwerben, nur müßte er nicht in Uebertreibungen in entgegengesetzter Richtung verfallen, sondern nach allen Seiten hin strenge Gerechtigkeit üben. In dieser Hinsicht erwarten wir von dem eben angekündigten dritten Bande der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" von H. Hettner, der die Zeit von 1648—1740 behandelt, das Beste.

An einen der Koryphäen jener Zeit, an den Dichter Opitz, erinnern die kleinen Schriften „Martin Opitz von Boberfeld. Ein Vortrag in der Harmonie zu Kiel am 15. Februar gehalten von Karl Weinhold" (Kiel, Homann, 1862) und „Martin Opitz von Boberfeld. Zwei Beiträge zur Lebensgeschichte des Dichters. I. Martin Opitz als Agent schlesischer Herzoge bei den Schweden. II. Martin Opitz und Janus Gruter. Eine Gabe fürs Opitz-Denkmal in Bunzlau von Hermann Palm" (Breslau, Morgenstern). Die erstere Schrift ist von dem Verfasser dem Dichter Karl von Holtei gewidmet, als demjenigen, der auf seiner „Dichterfahrt durch Schlesien vom Winteranfang 1860 bis zum Herbst 1861" die Erinnerung an Opitz vieler Orten geweckt und in dessen Vaterstadt Bunzlau die An-

*) Holland folgte nämlich aus Furcht ganz dem Impulse Cromwell's fast nicht minder als Portugal.

regung gegeben, „daß man dort dem berühmten Sohne ein Denkmal zu setzen sich rüstet". Auch ist der Reinertrag der Schrift für das projectirte Opitz-Denkmal in Bunzlau bestimmt. Opitz hat keine universell europäische Bedeutung; neue Ideen und Gestaltungen verdankt ihm die Menschheit kaum; er hat mehr nachgeahmt als ursprünglich geschaffen, namentlich lassen sich viele seiner lyrischen Gedichte auf Ronsard'sche Oden und Sonette zurückführen, wobei aber zu bemerken ist, daß er seine Vorlagen sehr frei behandelte und sogar zum Theil übertraf. Aber speciell um Deutschlands Literatur und Poesie hat er sich um so größere Verdienste erworben. Er machte dem bisherigen „wilden Tanze der Verse" ein Ende, indem er zuerst das Gesetz entdeckte, aufstellte und mit größtem Glück anwandte, daß deutsche Verse aus regelmäßig wechselnden Höhen und Tiefen zu bauen seien. Durch diesen Opitz'schen Satz, der freilich in dieser engen Fassung nur trochäische und iambische Maße zuzulassen scheinen könnte, war wenigstens die Grundlage unserer Verskunst gefunden und im wesentlichen für immer festgestellt. Uns Nachlebenden, die wir uns im Besitze und Gebrauche dieses Grundsatzes befinden, der, was Opitz freilich nicht ahnte, im Verlaufe der Zeit allen Versmaßen der Welt sich willfährig zeigte, scheint dasselbe so natürlich und auf der Hand liegend, daß wir glauben, seine Entdeckung könne keine große Schwierigkeit gemacht haben; und doch war dies keineswegs der Fall. Gerade Grundgesetze sind immer ebenso einfach, als sie schwierig aufzufinden sind. Wäre dies nicht der Fall, so würde man sich nicht jahrhundertelang über die deutsche Versmeßkunst im Dunkeln, Irren und Wilden befunden haben, bis es Opitz gewiß erst nach vielem Nachsinnen gelang, dieses so einfach scheinende, aber mit einem male der bisherigen Zuchtlosigkeit in der Versification für immer ein Ende machende Gesetz zu entdecken und mit Hülfe mühsamer Versuche zu combiniren. *)

Schon oben haben wir hervorgehoben, daß damals die edelsten Geister inmitten der Trümmer deutscher Reichsherrlichkeit und Volksthümlichkeit in das Heiligthum der vaterländischen Sprache flüchteten und in ihrer Hebung und Förderung das geeignetste Mittel erblickten, die deutsche Sitte und die deutsche Urart zu wahren. So namentlich auch Opitz. In seinem „Aristarch", den er lateinisch schrieb, damit er auch von den Gelehrten gelesen würde, züchtigt er die deutsche Nachäfferei und Sprachmengerei und redet mit Begeisterung von der Ursprünglichkeit, dem Gedankenreichthum, der Schönheit der deutschen Sprache und führt als Beweise Stellen aus dem „Marner" und dem „Deutschen Amadis" an. Die Muttersprache sei des höchsten Eifers werth, denn sie sei des Höchsten fähig. Pflicht der Deutschen sei, wie sie alle Völker an Tapferkeit und Treue überträfen, ihnen auch im Wettkampf der Sprachen nicht zu weichen u. s. w.

Diese nationale Bedeutung des Mannes läßt sich auch aus dem Cultus erkennen, den ihm die deutsche Nation lange Zeit widmete. Bei seinem Leichenbegängniß in Danzig (22. August 1639) versammelte sich eine große Menschenmenge, obschon die Pest in Danzig wüthete und jede größere Versammlung sonst gemieden wurde. Noch hundert Jahre später ward der Todestag des Dichters vieler Orten mit Rede und Sang begangen, woraus sich zugleich ergibt, daß die Säcularfeiern großer Dichter nicht eine Erfindung unserer Tage sind, und noch jetzt zeigt man in seiner Geburtsstadt mit Stolz sein Vaterhaus, das Fenster, aus dem er oft geschaut, und kennt seine Lieblingsplätze an dem Bober. Wie Goethe seinem Freunde Schiller den „Epilog" nachsang, so dichtete Paul Flemming in seiner energischen Weise auf Opitz ein herrliches Sonett, dessen bezeichnender Schluß lautet:

Germanie ist tod, die Herrliche, die Freye,
Ein Grab verdecket sie und ihre gantze Treue.
Die Mutter die ist hin; hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Rächer und sein Arm. Laßt, laßt nur alles bleiben
Ihr, die ihr übrig seyd und macht euch nur davon.
Die Welt hat warlich mehr nichts würdigs zu beschreiben.

*) Ueber Opitz als Metriker handelt besonders auch F. Strehlke in seiner 1856 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen empfehlenswerthen Monographie „Martin Opitz".

Auch das Leben des Dichters würde ziemlich fleckenlos dastehen, wenn er nicht zu der leider großen Zahl der deutschen Dichter und Gelehrten gehörte, die aus Gier nach Ehren und Belohnungen den Mächtigen dieser Erde höfisch schmeichelten und ihre Muse bei ihnen in Dienst gaben. Weiter bilden namentlich auch die Jahre, die er im Dienste des Burggrafen von Dohna, kaiserlichen Kammerpräsidenten in Schlesien, zubrachte, einen Flecken in seinem Leben. Er blieb in Dohna's Dienst selbst dann noch, als er erleben mußte, daß dieser des Dichters Glaubensgenossen und seine alten Gönner, die Herzoge, schwer beeinträchtigte und kränkte; ja, während er einerseits mit hervorragenden Körperschaften und Personen des evangelischen Schlesien in Verbindung blieb, führte er andererseits literarische Aufträge aus, welche auf Unterjochung einer freien religiösen Meinung berechnet waren. Dieses Benehmen, für das ihm dann Dohna (im Herbste 1627) den Adelsbrief mit dem Prädicate von Boberfeld verschaffte, war nicht blos zweideutig, es grenzte nahe an Verrath. Nach der Verjagung Dohna's hatte Opitz, dessen Bekanntschaft die sächsischen und schwedischen Offiziere begierig nachsuchten, nichts Eiligeres zu thun, als sich bei dem schwedischen General Banér in Gunst zu setzen, was ihm auch in hohem Grade gelang. Ueber diese bisher unbekannte Seite aus Opitz' Leben enthält die oben mit ihrem Titel genannte Schrift von dem Oberlehrer Hermann Palm in ihrer ersten Abtheilung nähere und dankenswerthe Aufschlüsse. H. M.

Zur Unterhaltungsliteratur.

Herr Frank-Pickharter. Von Eugen Salinger. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Trotz allem, was man auch gegen den heutigen Standpunkt der schönen Literatur sagen kann, wird es doch für einen Fortschritt gelten müssen, daß die gebildete Welt sich nicht mehr an Romanen genügen läßt, die im Geiste der Clauren-Lauu'schen Epoche die spießbürgerliche Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens zum Gegenstand ihrer halb trivialen, halb lasciven Geistesproducte nehmen. Diese Literatur, wenn man sie so nennen darf, ist denn doch in die tiefern Schichten der Gesellschaft hinabgesunken, und wird von der gebildeten Welt mit Recht nicht mehr in die Hand genommen. Zu dieser Gattung von Romanen nun gehört der vorliegende und wir haben ihn daher auch mit wenigen Worten abzuthun. Der Verfasser, der dem sehr achtbaren Stande anzugehören scheint, den er selbst so ausgiebig zeichnet, hat die Welt der jüdischen Bankiers, die sich der Schöngeisterei befleißigt, zum Gegenstand seines Gemäldes erwählt und schildert hier allerdings aus dem Vollen und mit gründlichster Sachkunde. Sein Held, Herr Frank-Pickharter, ist ein entlaufener, diebischer Commis, der in Amerika den Schwindel gründlich studirt hat, dann in den geschilderten Kreisen die Rolle eines vielbewunderten Dandy spielt, endlich aber von dem Sohne des betrogenen Hauses entlarvt und zum Zuchthaus verurtheilt wird. Wer hat dergleichen nicht in Friedrich Laun, H. Clauren, Leibrock, und andern namhaften Fabrikanten von Leihbibliothekenfutter gelesen? Ja, wir setzen hinzu, wer hat es nicht schon besser gelesen? Dennoch wollen wir das Talent des Verfassers für launige Verwickelungen, überraschende Situationen und einen gewissen gewandten Erzählerton nicht in Abrede stellen, verliefe nur nicht alles in die diesen Verhältnissen einmal unvermeidlich anklebende Gewöhnlichkeit. Frank-Pickharter ist ein Gauner der gewöhnlichsten Art, und das Schlimmste ist, daß der Leser ihn als solchen gleich von vornherein erkennt; die von ihm betrogenen Männer und Frauen sind auf die gewöhnliche Art blind, sein Diener Johann ist ein gewöhnlicher Spitzbube mit dem gewöhnlichen Humor, die Familie Abrahamson eine gewöhnliche jüdische Bankierfamilie, kurz, es ist kein Verhältniß

in diesen drei Bänden, dem nicht der Charakter des Allergewöhnsten zukäme.

Ebenso gewöhnlich sind die Reflexionen des Verfassers, und wenn wir sie zuweilen als komisch belächeln, so ist dies nicht ihrem eigenthümlichen Humor, sondern nur dem Aplomb zu danken, mit dem er sie als etwas Besonderes hinstellt. Wenn wir z. B. lesen: „Er wußte nicht, daß er einem Betrüger mit seinem Wohlwollen beschenkte. Es gibt leider so viele Menschen, die ihren bösen Charakter gut zu verdecken verstehen, um andern Schaden zufügen zu können, mit einem Wort, Wölfe in Schafskleidern. Und, wie die Erfahrung lehrt, sind es immer die schlimmsten und gefährlichsten" — so staunen wir über die Neuheit solcher Reflexionen, vorausgesetzt, daß wir nichts Besseres zu thun haben. In ähnlicher Weise reflectirt der Autor über den Satz: „Es gibt für einen Dritten nichts Langweiligeres als einen Liebenden, der die Zeit nicht erwarten kann, bis er die heißgeliebte in seine Arme schließt. In seinem vor Ungeduld brennenden Kopfe concentrirt sich alles auf einen Gedanken, und dieser eine Gedanke ist seine Geliebte, seine Geliebte und wieder seine Geliebte" u. s. f. Der Leser, welcher hiermit zugleich eine Stilprobe empfangen haben wird, mag nun wählen, ob er seine Zeit auf eine Lectüre verwenden will, welche zwar im besten Fall zur Unterhaltung in einer müßigen Stunde dienen kann, die ihm aber weder zu einer würdigen Beschäftigung des Geistes gereichen, noch den Genuß gewähren kann, den wir in einem guten Buche suchen. Eine weitere Kritik dieses Romans aber würde völlig ertraglos sein, da uns der Verfasser durchaus des Ideenmaterials zu entbehren scheint, das zu einer Arbeit gehört, aus der wir Nutzen oder eine Freude, wie sie der Anblick des Schönen gewährt, würden schöpfen können. 4.

Notiz.

Hexameter und Assonanzen in englischer Sprache.

Erwähnenswerth ist folgender kühne Versuch einer Nachbildung Calderon'scher Stücke in englischen Assonanzen: „Love the greatest enchantement; the Sorceries of sin; the Devotion of the cross. From the Spanish of *Calderon*. Attempted strictly in English assonant and other imitative verse. By *Denis Florence Maccarthy*. With an introduction to each drama and notes by the translator; and the Spanish text, printed in parallel columns, from the editions of Hartzenbusch, Keil, and Apontes." Diese Uebersetzung ist dem Verfasser der „History of Spanish literature", Georg Ticknor, zugeeignet, der in einem Schreiben an den Uebersetzer die Arbeit „marvellous" nennt und dann fortfährt: „Nicht daß Sie die Assonanzen dem englischen Ohr so hörbar gemacht hätten, wie dies mit den spanischen der Fall ist; unsere überhaarigen Consonanten machen dies unmöglich; das Wunderbare ist nur, daß Sie dieselben überhaupt hörbar gemacht haben. Meiner Meinung nach nehme ich Ihre Assonanzen so deutlich wahr, wie die von August Schlegel oder Gries und mehr als diejenigen Friedrich Schlegel's. Aber dieser war der erste, der den Versuch dazu machte, und außerdem bin ich kein Deutscher. Würde es nicht lustig sein, wenn man einmal ein solches Experiment in französischer Sprache machen wollte?" Ohne Zweifel würde Maccarthy ohne den Vorgang deutscher Nachbildner des Calderon ebenso wenig darauf gekommen sein, englische Assonanzen zu versuchen, als man ohne das ermunternde Beispiel deutscher Dichter und Uebersetzer darauf gekommen sein würde, in Uebersetzungen und Originaldichtungen, unter welchen letztern wol besonders Longfellow's „Evangeline" zu nennen ist, englische Hexameter zu versuchen, was in letzter Zeit gar nicht selten geschehen ist. Das jetzt von David Masson herausgegebene „Macmillan's Magazine" enthielt eben erst einen Artikel „English hexameters. Mr. Dart's translation of the Iliad" von dem Geistlich Whewell, und auch andere englische Reviews beschäftigen sich ganz ernstlich mit der englischen Hexameterfrage. Man hat zu bergleichen jetzt in England, dem gegenwärtig ruhigsten und innerlich gesichertsten Staate Europas, mehr Zeit und Stimmung als in Deutschland. Unter andern empfiehlt, wie schon früher Professor Arnold in einer eigenen Schrift „On translating Homer", J. F. W. Herschel, vielleicht ein Nachkomme des berühmten Astronomen gleichen Namens, im „Cornhill magazine" den Gebrauch des Hexameters für Uebersetzungen der Homerischen Epen und theilt seinen eigenen Versuch einer hexametrischen Uebertragung des ersten Buchs der Iliade mit, wovon die ersten Verse folgendermaßen lauten:

> Sing, o celestial Muse! the destroying wrath of Achilles,
> Peleus' son; which myriad mischiefs heaped on the Grecians,
> Valiant spirits of heroes how many dismissing to Hades! etc.

Verwerfe man, meint der Verfasser, für die Wiedergabe Homer's den Hexameter, so bliebe nichts übrig als der Jambus Milton's und Pope's, der aber durchaus keinen epischen Gang und Charakter habe. Was die oben erwähnte Uebersetzung der Iliade von J. Henry Dart betrifft, so sind davon die ersten zwölf Gesänge als erster Band erschienen, welcher der unter ihrem alten Titel eingegangenen, aber als „Parthenon" wieder auferstandenen „Literary gazette" in einer ihrer letzten Lieferungen Gelegenheit gibt zu bemerken, daß zwar Dart's Hexameter besser seien als diejenigen Longfellow's u. a., daß aber das Englische vermöge seiner ganzen Structur sich ein und für allemal für den Hexameter nicht sehr eigne; eher fände man noch dann und wann erträgliche deutsche Hexameter, „nothwithstanding the ruggedness of that tongue as compared to the Greek"; Voß habe, wie weiterhin bemerkt wird, als Uebersetzer der Iliade seine englischen Mitbewerber weit übertroffen.

H. M.

Bibliographie.

Anzoletti, P., Die Jahres-Zeiten. Ein Cyclus lyrischer Gedichte. Regensburg, Manz. 12. 10 Ngr.

Baudissin, Graf A., Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Kriegs. 1ste Lieferung. Einleitung. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Baumgarten, M., David der König ohne Gleichen. Vier Vorträge. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr.

Dümmler, E., Geschichte des ostfränkischen Reichs. 1ster Band. Ludwig der Deutsche. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 Thlr.

Erdmann, F. v., Temudschin der Unerschütterliche. Nebst einer geographisch-ethnographischen Einleitung und den erforderlichen besondern Anmerkungen und Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Fullerton, G., Laurentia. Eine Erzählung aus Japan. Aus dem Englischen von F. X. Hahn. Regensburg, Manz. 8. 19½ Ngr.

Neubürger, E., Lyrisches und Satyrisches. Frankfurt a. M., Bechhold. 18. 20 Ngr.

Semisch, C., Julian der Abtrünnige. Ein Charakterbild. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 10 Ngr.

Streiter, J., Studien eines Tirolers. 1ste Abtheilung. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Vermächtniß von St. Helena. Napoleon's I. Selbstkritik, Beurtheilung der europäischen Staatsverhältnisse und Fingerzeige für die Politik seiner Dynastie. Eigenhändig von ihm niedergeschrieben. Aus dem Nachlaß des Staatsministers Fürsten Talleyrand. Leipzig, Jünger. 8. 15 Ngr.

Westergaard, N. L., Ueber den ältesten Zeitraum der indischen Geschichte mit Rücksicht auf die Litteratur. Ueber Buddha's Todesjahr und einige andere Zeitpunkte in der älteren Geschichte Indiens. Zwei Abhandlungen. Aus dem Dänischen übersetzt. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 28 Ngr.

Winterfeld, A. v., Das Manneken P..s von Brüssel Humoreske. Berlin, Gerschel. Gr. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

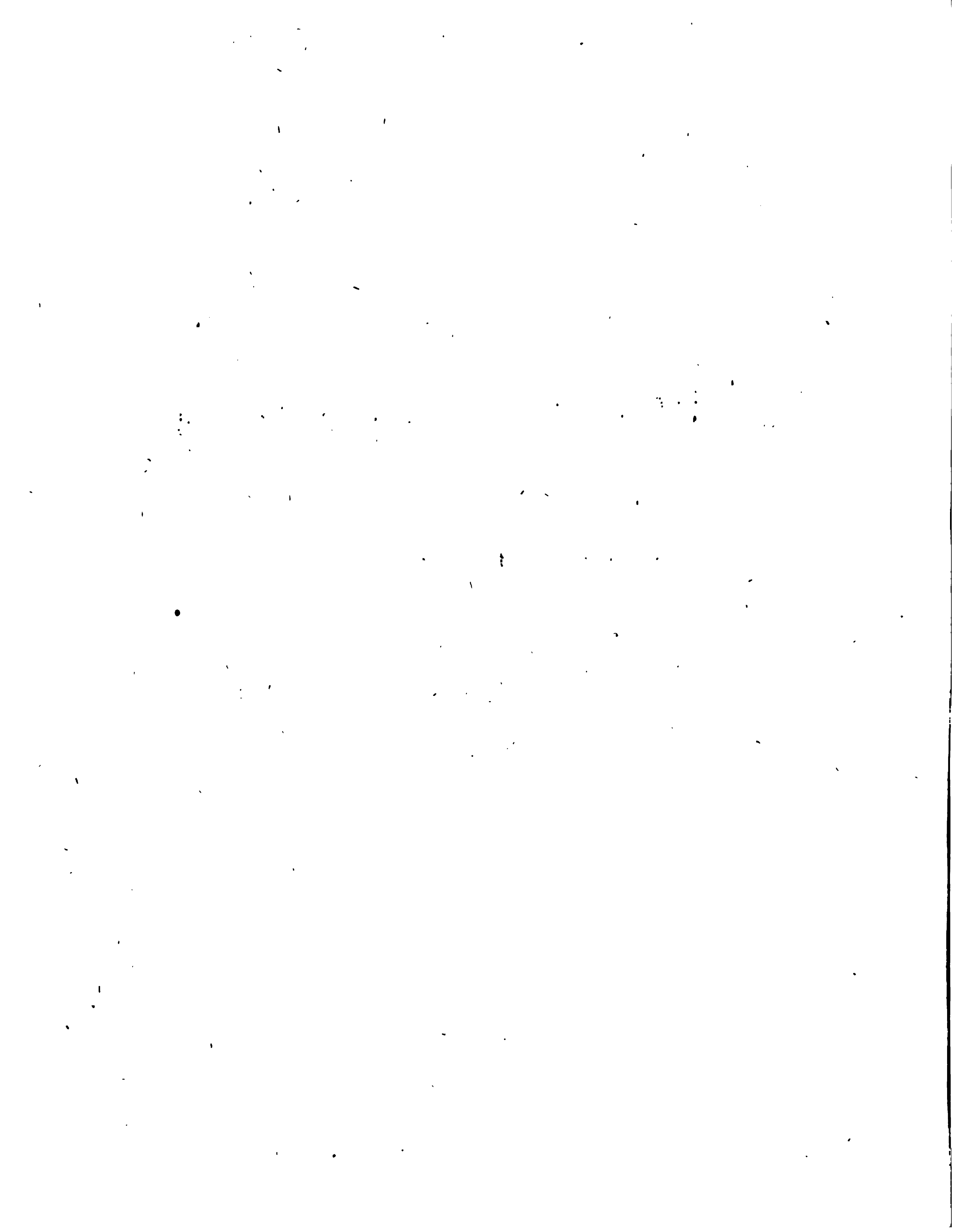
Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1862.

Zweiter Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1862.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Der Dichter Reinhold Lenz. Von Heinrich Düntzer. — Romane und Novellen. Von Wilhelm Andreä. — Zur Geschichte des deutschen Liedes. — Aus der schweizer Künstler- und Kunstgeschichte. — Programmliteratur. — Notizen. (Briefe von und an Johann Smidt; Schopenhauer und die „Edinburgh review".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der Dichter Reinhold Lenz.

Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieck'schen Ausgabe. Von O. F. Gruppe. Berlin, Lüderitz. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Einer unserer begabten Dichter, der zugleich als geistvoller Kritiker und Forscher sich einen ehrenvollen Namen erworben hat, unternimmt in der bezeichneten Schrift mit warmem Herzen und begeisterter Theilnahme die Rettung des armen Lenz, den er als einen unserer ersten Lyriker und Dramatiker hinzustellen und als eine harmlose, gute und fromme Natur, wie die wahren Dichter aller Zeiten immer gewesen, zu erweisen sucht. Freilich war ihm hierin zum Theil schon Dorer-Egloff in dem Buche „J. M. R. Lenz und seine Schriften" (1857) vorangegangen, aber Gruppe hat seine Aufgabe in weitem und höherm Sinne gefaßt und glaubt zu einer viel lebendigern Anschauung des Entwickelungsgangs des Dichters und zu einer tiefern Würdigung seines Werths gelangt zu sein. Um den vollständigen, urkundlichen Erweis zu liefern, hat er, wo es sein mußte, die Form der Sache zum Opfer gebracht, und so wurde denn das Buch, wie er selbst sagt, in manchen Theilen Zusammenstellung, Vorführung von Berichten, von Zeugnissen, allein unter bestimmtem Gesichtspunkt und mit Beziehung auf eine Einheit der Ansicht und des Ergebnisses. Daneben erhalten wir eine Zusammenstellung der Dichtwerke, deren Verständniß durch das Leben des Dichters gegeben und deren Werth mit diesem festgestellt werden soll. Wenn demnach das Ganze eigentlich eine literarische Forschung ist, so nimmt doch Gruppe für die Sache selbst das vollständige Romaninteresse in Anspruch, mit dem Reiz des Räthselhaften und Geheimnißvollen.

Daß es dem Verfasser nicht an feinem Sinne, lebenger Auffassung und geistvoller Verknüpfung fehlt, ist dem Kenner seiner mannichfaltigen Schriften bekannt, aber nicht minder, daß er sich leicht zu Ansichten verleiten läßt, die mehr in seiner Einbildung als in dem gegebenen Thatbestande wurzeln. Bei der vorliegenden Arbeit tritt aber noch ein höchst auffallender, die Sicherheit des Ergebnisses auf das stärkste beeinträchtigender Umstand hinzu: Gruppe besitzt weder vollständige Kenntniß der allgemein zugänglichen Quellen, noch hat er alle bisherigen Forschungen nach Gebühr berücksichtigt, und zwar nicht, weil ihm dieses oder jenes zufällig entgangen ist, sondern er hat manches, von dessen Dasein ihm Kunde geworden, ruhig zur Seite gelassen. So sind ihm von den von Dorer-Egloff bereits angeführten Schriften Hagenbach's bedeutende Abhandlung „Jakob Sarasin und seine Freunde", sowie des Unterzeichneten „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit", die über Lenz, besonders sein Verhältniß zu Goethe und Friederike, die eingehendsten Erörterungen bieten, gar nicht zur Hand gewesen, und mein Aufsatz im „Morgenblatt" (1858, Nr. 37, 38), worauf er von anderer Seite hingewiesen worden, bezeichnet er sehr seltsam als eine „gegnerische Anzeige", ohne die geringste Einsicht davon zu nehmen. Hätte er aber den letztern Aufsatz gekannt, so würde er nicht allein auf manche ihm unbekannte Quelle gekommen sein, sondern sein ganzes Buch hätte er ungeschrieben gelassen oder ihm eine völlig andere Gestalt gegeben, da der Hauptpunkt, worauf es sich gründet, dort überzeugend widerlegt, der Beweis geliefert ist, daß Fräulein Waldner, wozu Lenz in Beziehung gestanden, eine ganz andere Person ist als die weimarische Hofdame, und ebendort durch Lenz' Briefe die seltsame Weise belegt worden, wie er durch falsche Angaben die Aufmerksamkeit bedeutender Männer zu spannen, seine ehrgeizigen Zwecke zu fördern bestrebt war. Wir glauben im Dienste der Wahrheit die Trüglichkeit des Scheins, worein Gruppe das Bild des unglücklichen Lenz gehüllt und zugleich unsern großen Dichter ehrsüchtiger Feindseligkeit bezichtigt hat, aufzeigen zu müssen. Wir sind weit entfernt, des reichbegabten Jugendfreundes Goethe's spotten zu wollen, was Gruppe, wie so manches andere sich einbildet, um denjenigen, welche das ihm

beliebte Bild von Lenz so verunstalten, etwas anzuhaben, vielmehr sehen wir in ihm ein Beispiel, wie das Talent, dem es an sittlichem Halte fehlt, sich selbst aufreibt.

Bei der Angabe, daß Lenz Ramler und Nicolai in Berlin besucht habe, vermissen wir den Umstand, daß die Uebersetzung des Pope'schen Gedichts in Alexandrinern abgefaßt war, was wir deshalb hervorheben, weil Gruppe behauptet, Lenz habe Alexandriner „ausdrücklich vermieden“. Wir entnehmen dies einer von uns („Frauenbilder“, S. 35 fg.) beigebrachten, Gruppe entgangenen Aeußerung Nicolai's, aus welcher sich unter anderm auch ergibt, daß irrig von einer Sammlung von Gedichten gesprochen wird. Schon im Jahre 1770 läßt Gruppe Lenz nach Strasburg kommen, obgleich er die Universität Königsberg nicht vor 1768 bezogen hatte und er nach ihm noch nach seiner Universitätszeit Hofmeister gewesen sein soll. Daß Goethe Lenz erst gegen Ende seines strasburger Aufenthalts kennen lernte, gibt Gruppe zu; „beide hatten sich bisher nicht gefunden, nicht gesucht“. Wie aber, fragen wir, wäre es denkbar, daß Lenz, den, wie Gruppe sagt, das Gefühl deutschen Dichterberufs nach Deutschland gezogen, der Einflüsse von Herder's literarischer Wirksamkeit von Livland und Königsberg mitgebracht hatte, wie wäre es denkbar, daß Lenz, der in Berlin Ramler und Nicolai besuchte und so gern sich andrängte, daß dieser Herder, der vom Herbst 1770 bis zum April 1771 zu Strasburg sich aufhielt, nicht besucht haben sollte, wenn er, wie es nach jener Annahme der Fall wäre, sich so viele Monate gleichzeitig mit ihm zu Strasburg befunden hätte? Wie wäre es möglich, daß Lenz so lange Goethe unbekannt geblieben, da es ihn zu strebenden deutschen Genossen trieb, daß ihm Salzmann's Kreis unbekannt geblieben, worin Goethe, Salzmann's Liebling, vor allem hervorragte? Lenz muß nach Herder's Abgang nach Ostern (1. April) 1771 in Strasburg eingetroffen sein, während Goethe's Aufenthalt in Sesenheim (von Mitte April bis gegen Ende Mai). Hiermit stimmt alles, wogegen nicht der geringste Grund vorhanden ist, Lenz' Ankunft ein Jahr früher zu setzen.

Gruppe behauptet weiter, die von Lenz aus Fort Louis an Salzmann geschriebenen Briefe trügen so sehr den Stempel der Wahrheit und des unmittelbarsten Eindrucks, daß man durchaus an Lenz' und Friederike's aufrichtiger Liebe nicht zweifeln dürfe. Das gerade Gegentheil habe ich in meinen „Frauenbildern“ durch genauestes Eingehen auf diese seltsamen Bekenntnisse zu erweisen gesucht, und muß auch jetzt darauf bestehen, daß alle diese Enthüllungen nur ein berechnetes Schaugepränge sind, um sich bei Salzmann wichtig zu machen und Goethe's Liebesglut zu überbieten, wovon Salzmann ihm früher so viel mitgetheilt hatte; denn Goethe's Briefe an Salzmann aus Sesenheim fielen gerade in die Zeit, wo Lenz Salzmann's Bekanntschaft machte und, besonders da Goethe diesem fehlte, sich bald in Besitz seines ganzen Vertrauens setzte. Und wie wäre es möglich, daß Friederike mit ihrer noch blutenden Herzenswunde, in wenigen Tagen dem aussichtslosen Lenz ewige Liebe zugeschworen, sie, die unverbrüchlich an Goethe hing, die noch später äußerte, ein Mädchen, das von Goethe geliebt worden, könne keinen andern lieben! Wenn Gruppe meint, eine Verlassene sei doppelt empfänglich für eine neue Leidenschaft, weil eben in der zu hoffenden neuen Verbindung zugleich Ehrenrettung und Vergeltung liege, so übersieht er, daß der Schmerz Friederikens nicht mehr so neu (schon Ende August war Goethe geschieden, der bereits im Mai die Nothwendigkeit zu entsagen nicht verhehlt hatte, erst im folgenden Juni begann Lenz seine Liebeskomödie) und daß Friederikens Liebe zu Goethe unauslöschlich war, sie in ihm keinen kalten, treulosen Liebhaber sah, sondern sein bitteres Seelenleiden mitempfand, daß er ihr nicht angehören könne. Hatte ja Lenz selbst in dem Liede „Freundin aus der Wolke“ Friederiken aussprechen lassen, daß sie ewig Goethe angehören werde. Entschieden irrig ist es, wenn Gruppe jenes Lied, das ich zuerst Lenz zugewiesen habe, in das Jahr 1775 versetzt, wo es in Jacobi's „Iris“ erschien. Lenz kann dieses, sowie die ebendaselbst gedruckten Verse „Denkmal der Freundschaft“ nur kurz nach Goethe's Abgang diesem übersandt haben. Auf Goethe's Abreise deutet die Anrede „Reiter“ hin. Lenz selbst schickte damals nichts an den Herausgeber der „Iris“; wir wissen, daß dies durch Goethe geschah, der auch eigene Gedichte auf Friederike in die „Iris“ rücken ließ. Gruppe, der ganz unbeachtet läßt, daß Lenz selbst gar nichts an die „Iris“ sandte (noch die Uebersetzung aus Ossian hatte Goethe eingeschickt, wie Bergk berichtet, wonach alles fällt, was Gruppe S. 282 aufstellt, der auch irrig Jacobi für den Verfasser der von Heinse entworfenen Einleitung hält), Gruppe hat die wunderliche Ansicht ausgesprochen, der zufällige Umstand, daß die von Lenz eingesandten auf die sesenheimer Liebe bezüglichen Lieder Goethe's neuer Bewerbung um Lilli empfindlich in die Quere gekommen, da sie mit den an diese gerichteten in demselben Bande der „Iris“ zusammengetroffen, habe mitgewirkt, daß Goethe Lenz „mit Unrecht der Intrigue und des Uebelwollens beschuldigte und gerade, wo er Wohlwollen im Sinne trug“. Besitzen wir doch den Brief vom 1. December 1774, womit Goethe drei auf seine sesenheimer Liebe bezügliche Lieder an Jacobi sandte. Am 21. Februar schreibt Heinse, Goethe schicke immerfort Lieder und diese sollten und müßten gedruckt werden; das folgende Heft der „Iris“ enthält aber nicht blos zwei auf Lilli bezügliche Lieder, sondern auch eins, das der strasburger Zeit angehört. Also mit den Sendungen von Lenz in die „Iris“, und daß dieser damit Goethe in die Quere gekommen, ist es gar nichts. Auch verräth es nur die ärgste Willkür, wenn Gruppe in dem von Goethe Schiller mitgetheilten Gedicht „Die Liebe auf dem Lande“ eine Beziehung auf Friederikens noch fortdauernde Liebe zu Goethe sieht. Das Gedicht fällt in die Jahre 1771—76, aber genauer ist die Zeit seiner Entstehung nicht zu bestimmen. Hätte Lenz Goethe an Friederikens treue Liebe mahnen wollen, unmöglich hätte er es schlimmer anstellen können; der eigentliche Zweck jenes Gedichts liegt ganz anderswo, in der Hinweisung auf die große Gewalt,

die das Pflichtgefühl über die Frauen übt, das sie alles dulden läßt.

Statt Goethe's Verhältniß zu Lenz hier weiter zu verfolgen, hält sich Gruppe an seine literarische Thätigkeit, wo er, indem er allen Aeußerungen der Briefe an Salzmann vollstes Vertrauen schenkt, die Folge der Werke festzustellen sucht. Am 28. Juni 1772 gedenkt Lenz eines Trauerspiels, das sich mit jedem Tage der Zeitigung nähere; schon vorher hatte er ein Stück des Plautus übersetzt; im September hat er sich an ein zweites Stück des Plautus gemacht, und er denkt noch ein drittes vorzunehmen. Gleich darauf sendet er Salzmann sein Trauerspiel, das nicht sein letzter Versuch sein solle. Im folgenden Monat schreibt er ein anderes Trauerspiel für ihn ab. Gruppe unterscheidet beide Trauerspiele nicht (es entgeht ihm, daß die Briefe bei Stöber irrig geordnet sind), und er meint, jenes Trauerspiel sei ohne Zweifel der „Hofmeister“, obgleich dieser vom Dichter als „Komödie“ bezeichnet wird. Was hindert uns aber anzunehmen, daß jene beiden „Trauerspiele“ gar nicht gedruckt, sondern vom Dichter selbst verworfen worden? Wäre der „Hofmeister“ schon im Jahre 1772 vollendet gewesen, so müßte es sehr auffallen, daß nicht dieser, sondern die „Lustspiele nach dem Plautus“ zuerst im Druck erschienen. Goethe gedenkt dieser schon in einem Briefe vom 6. März 1773, und bereits im Herbst ward der Druck begonnen, da Goethe einen Verleger dafür gefunden hatte, während er selbst bis dahin alles im Selbstverlag hatte erscheinen lassen müssen. Den „Hofmeister“ möchten wir erst 1773, nach dem Erscheinen des „Götz“ setzen; den „Neuen Menoza“ wird Lenz erst im folgenden Jahre gedichtet haben.

Was Gruppe S. 34 fg. über die „Wolken“ von Lenz bemerkt, bedarf mehrfacher Berichtigung. Schon im „Morgenblatt“ habe ich bemerkt, daß das Stück, welches Lenz am 23. Juli an Herder sendet, nur die „Wolken“ gewesen sein können; auf Herder's Rücksendung und Erwiderung findet sich die Antwort im Briefe vom 28. August. Die „Wielandias“ in dem Briefe von Lenz an Lavater vom 8. April 1775 auf die „Wolken“ zu beziehen (S. 292), ist ein gar starkes Versehen. Der Brief, womit Lenz die „Wolken“ an Lavater sendet und diesem die erste Nachricht vom Stücke gibt, st erst vom 3. September 1775.*) Wie konnte dies Gruppe entgehen? Aber er hat gerade die von mir längst verbesserte Unordnung der Briefe bei Dorer-Egloff unversehen als richtig angenommen. Was Lenz unter der „Wielandias“ versteht, ist die in demselben Briefe erwähnte Recension der „Nachrichten vom deutschen Parnaß“ in Wieland's „Mercur“, die er in einem folgenden Briefe Lavater's „Ademnitorium“ nennt. Herder empfing zuerst die „Wolken“, und auf ihn waren sie zumeist berechnet; erst als Lenz sie von Herder zurückhatte, sandte er sie an Lavater, als ob sie etwas ganz Neues wären. Gruppe kehrt die ganz unzweifelhafte Sache gerade um.

*) Der 15. September bei Gruppe ist entweder einer der vielen störenden Druckfehler oder gehört zu der nicht geringern Zahl von Ungenauigkeiten.

Von höchster Wichtigkeit ist die Frage, was Lenz nach Weimar getrieben und was er dort zu erlangen gehofft. Gruppe weist in dieser Beziehung zunächst auf Lenz' Schrift über Soldatenehen hin, wovon er gegen Ende Februar 1776 an Herder schreibt, er möchte sie einem Fürsten vorlesen, und nach deren Vollendung und Durchtreibung, fügt er in seiner beliebten, nach gerührtem Antheil haschenden Weise hinzu, werde er „wahrscheinlichst wol sterben“. Der Herzog von Weimar, meint nun Gruppe, habe, als besonders zugänglich und ein ebenso eifriger Soldat (?) als Mann der Wissenschaft, ihm die richtige Adresse geschienen. Aber was konnte denn dieser kleine Fürst thun, um Lenz' Ideen durchzuführen und was half hierzu die Wissenschaft, worin der Herzog sich gar nicht hervorgethan hatte? Daß der Herzog ihn in Strasburg gesehen, wo Lenz eine sonderbare Figur spielte, ist Gruppe unbekannt geblieben. Ferner bemerkt er, Strasburg sei nicht mehr, wie zu Goethe's Zeit, ein Mittelpunkt geistigen Lebens gewesen (war es das denn wirklich zu Goethe's Zeit und besaß es nicht noch im Jahre 1776 viele tüchtige Männer?), und so habe sich sein Auge unwillkürlich nach Weimar gerichtet, dessen literarischer Glanz immer mehr hervorgetreten; die ihm fehlende Sonne habe er dort zu finden gehofft. Achtzehn Seiten später sagt er: „Lenz hatte bei seiner Reise nach Weimar zunächst literarische Absichten; aber außer seinem Freunde Goethe hoffte er dort auch noch eine Freundin zu finden, für die er schon seit längerer Zeit sich lebhaft interessirte und die ihn bereits Friederike ganz hatte vergessen lassen.“

Lenz hatte sich an verschiedene Seiten angelehnt, um von ihnen gefördert zu werden, und zwar zunächst an die damals das größte Aufsehen in der deutschen Literatur machenden Männer. Mit Goethe hatte ihn ein glücklicher Zufall in Strasburg zusammengeführt. Da dieser aber von seinen eigenen Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen wurde, so trat er in engste Verbindung mit dem Lavater'schen Kreise in Zürich, und gegen Ende Juli 1775, nachdem Goethe ihn eben in Strasburg besucht hatte, mit Herder. Aber nirgendwo wollte ihm eine Aussicht auf eine erwünschte Stellung sich eröffnen, und in Strasburg war er bald so sehr von Schulden bedrängt, daß hier nicht länger seines Bleibens war. Zu derselben Zeit sah er seinen Freund Goethe am weimarer Hofe glänzend geehrt, im Begriffe, hier mit Wieland eine neue Zeit der Musenherrschaft zu gründen. Sollte sich denn am Hofe Karl August's, der ihn zu Strasburg seines Besuchs gewürdigt hatte, ihm an der Seite seines Goethe keine Aussicht darbieten? In dieser Hoffnung wandte er sich auch an Goethe, wie aus seiner Aeußerung an Lavater zu entnehmen ist: „Goethe hat mir ein Zettelchen aus Weimar geschrieben und ist sehr zufrieden mit Wieland. Bindet mir auch ein, ich soll ihn ungeschoren lassen. Er hat mich auf meinen Posten nicht hingestellt und ich kann nicht wider meine Consigne handeln, was auch Freund und Feind dazu sagen mag.“ Wie entschieden er auch hier noch auf dem Entschlusse zu beharren scheint, mit seinen „Wolken“ aufzutreten, so ließ

er diesen Gedanken doch bald darauf fahren, wenn nicht vielmehr jene Aeußerung gegen Lavater nur leeres Gerede war, und er trat mit Wieland in freundliche Verbindung. Dafür spricht die Meldung von Pfenninger, am 25. Februar habe Lenz berichtet, Wieland habe ihm geschrieben, Herder sei Superintendent in Weimar.*) Zu einer solchen Verbindung mit Wieland konnte ihn nicht der Umstand bestimmen, daß Lavater mit diesem sich ausgesöhnt hatte, sondern nur die Absicht, selbst nach Weimar zu gehen, wovon er freilich weder Lavater noch Herder eine Andeutung gibt. Er knüpfte nun zunächst, wenn er es nicht schon kurz vorher gethan hatte, mit Merck an, dem Freunde Goethe's, von dem er Nachrichten über Weimar zu erlangen hoffte. Wir ersehen dies aus dem Briefe von Lenz vom 14. März 1776. Daß die vom Herausgeber gegebene Jahrzahl 1775 irrig sei, habe ich längst bemerkt; Gruppe behält sie bei und richtet dadurch Verwirrungen an; nur einmal setzt er, wie er nicht anders konnte, den Brief unmittelbar vor die weimarer Reise. Die von Merck versprochenen Manuscripte und das Kupfer, die er gern sehen möchte, scheinen von Weimar erhaltene Dichtungen und ein darauf bezügliches Bild zu sein. Am 6. März wandte er sich ganz urplötzlich an Knebel, den er Ende 1774 mit dem Herzog zu Strasburg kennen gelernt hatte; man sieht, es war ihm nur darum zu thun, sich diesem in Erinnerung zu bringen, da er ihm eigentlich nichts zu sagen hatte; von seiner Absicht, nach Weimar zu kommen, verrieth er ihm nichts. Dieser in vielfacher Hinsicht wichtige Brief ist Gruppe unbekannt geblieben.

Wie aber äußert sich Lenz in den Briefen, wo er seiner Reise gedenkt? Am 14. März schreibt er Merck, er sei in der größten Verdüsterung wegen einer Reise, zu der er sich „über Hals und Kopf anschicken müsse", auf der er auch ihn zu sehen hoffe. Warum gedenkt er hier seiner Absicht nicht, nicht einmal des Ziels seiner Reise, und was nöthigte ihn denn zu einer solchen Eile, daß er schon in acht Tagen zu Darmstadt zu sein gedachte? Ein viel größeres Gewicht legt er auf seine Reise in dem Briefe an Zimmermann vom folgenden Tage, den er dringlichst um Uebersendung des Honorars seiner „Soldaten" bittet, und zwar solle er dies an Merck schicken. Zu dieser Bitte, sagt er, zwinge ihn eine Reise, deren Folgen für sein Vaterland wichtiger sein würden als für ihn; er brauche Geld nöthiger als das Leben zu einem entscheidenden Augenblick, der hernach nicht wiederkomme, er sei auf der Hälfte des Wegs, der seine Laufbahn ende. Was drängte denn so sehr, warum war denn der Augenblick so entscheidend, worin lag denn die Sache des Vaterlandes? Stand etwa so viel auf dem Spiele, wenn er dem Herzog von Weimar seine Schrift über die Soldatenehen einen Monat später persönlich vorlegte? Wenn das nicht die leerste Rednerei ist, so hat es nie eine solche gegeben.

*) „Aus Herder's Nachlaß" (II, 158). Gruppe kennt die Stelle nur aus meiner Anführung daselbst I, 239. Unmöglich ist es, den ganz bestimmten Ausdruck auf eine durch Gotter erhaltene Nachricht mit Gruppe zu beziehen.

Die Hauptsache war, daß Lenz zu Strasburg in Schulden steckte, wie Zimmermann von Boie erfahren hatte; daß freilich bei den Klagen viel „Dichterei" unterlaufe, erkannte Zimmermann nicht weniger als Herder. Und bedürfte es noch eines Beweises, so bieten diesen die Briefe an Herder und Lavater in der allerüberzeugendsten Weise, da er diesen Freunden von einer so höchst wichtigen Angelegenheit in Sachen des Vaterlandes gar nichts sagt, sondern ihre Aufmerksamkeit durch ganz andere Dinge zu spannen sucht.

Von Darmstadt aus meldet Lenz Herder unter dem Siegel der Verschwiegenheit, weshalb die „Soldaten" noch nicht bekannt gemacht werden dürften, fügt dann aber einen echt Lenz'schen Vorschlag hinzu, wie das dadurch sonst jedenfalls veranlaßte Uebel vermieden werden könne; Zimmermann aber hatte er bereits die ihm freilich „schmerzhafte" Bekanntmachung des Stücks zu Ostern gestattet, wenn er nur unter dieser Bedingung sogleich das Honorar erhalten könne. Von dem Zwecke seiner Reise verräth er seinem Herder, gegen den er doch sonst kein Hehl hat, gar nichts, sagt blos, er sei auf dem Wege nach Weimar, wo er auch ihn zu sehen hoffe. Die „Wolken" hatte er Wieland wegen zurückgezogen, gegen Herder aber äußert er, sie dürften nur nach seinem Tode ans Licht kommen; und doch mußten sie in diesem Falle ganz den heiligen Zweck verfehlen, den er sich damit vorgesetzt haben wollte. Sonderbar ist es, wie er diese Unterdrückung des Stücks begründet: „Es sind wahre Wolken voll Schnee und Hagel, die Gott wegwehte." Daß hierin kein Menschenverstand ist, kümmert Lenz nicht. Sollte seinem Herder ein Exemplar der „Wolken" zukommen, bittet er diesen, so möge er es unter sieben Siegeln halten; denn sie könnten ihm alles verderben, was er thun wolle, könne, werde. Hier tritt freilich unter dunkler Hülle seine Absicht hervor, in Weimar Fuß zu fassen. Wie aber konnte er fürchten, ein Exemplar des Stücks werde Herder zukommen, da er dies vor dem Drucke zurückgezogen hatte? Denn kaum durfte er an eine wider seinen Willen genommene Abschrift denken.

An Lavater wendet sich Lenz erst hinter Frankfurt und verkündet ihm gleich in der Datirung des Briefs, daß er auf dem Wege nach Weimar sei; von seiner Absicht sagt er auch ihm nichts, nur daß er dahin gehe, und fast sollte man glauben, er wolle sich den Anschein geben, als sei er, wie Herder, dorthin eingeladen. Durch eine ganz andere Mittheilung hält er den züricher Physiognomen in Spannung und will dessen innigste Herzenstheilnahme erwecken. Auf dieser „so glücklichen" Reise, meldet er, habe ihn die schrecklichste Nachricht wie ein Todesstreich getroffen, sodaß er mit dem traurigsten Gesicht bei Hof erscheinen werde. In seiner tollen Weise, die immer von Tod und Sterben phantasirt, schreibt er: „Mein Schicksal ist nun bestimmt, ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, daß weder meine Freunde noch der Himmel(?) darüber erröthen sollen." Schon am vorigen 28. October hatte er gesungen, er habe die Todeswunde tief in seiner Brust, und er lache nur, um seine

Freunde nicht zu betrüben. Gleich darauf sagt er Lavater, ein Sterbender bitte ihn, doch Fräulein von Waldner zuzusprechen, den Schritt nicht zu thun, der ihn und sie ganz unglücklich mache. Am Schlusse beschwört er ihn um baldige Sendung ihres Bildnisses, oder er sinke, ehe alles gethan sei. Mit dieser mysteriösen Hindeutung wußte Lavater ohne Zweifel keinen bestimmten Begriff zu verbinden, aber Lenz liebte es gerade, sich hinter solchen Dunkelheiten zu verstecken, unter denen die Freunde sich das Seltsamste denken sollten, während alles nur leere Rednerei war. Die eben aufgeführten Aeußerungen von Lenz über seine weimarer Reise genügen schon allein, die Glaubwürdigkeit seiner Berichte zu bezeichnen. Gegen verschiedene Freunde äußert er sich zu derselben Zeit in ganz abweichender Weise, so unvorsichtig, daß, wenn diese sich den Inhalt seiner Briefe mitgetheilt, die Gaukelei sich ihnen verrathen haben würde. Das, was ihn einzig nach Weimar trieb, war die Noth und das sehnsüchtige Verlangen, dort neben Wieland, Goethe und Herder eine einflußreiche, ja womöglich die einflußreichste Stellung zu gewinnen.

Dorer-Egloff aber und Gruppe behaupten, ein Fräulein von Waldner habe den armen Lenz nach Weimar gezogen. Schon im „Morgenblatt" habe ich kurz bemerkt, daß das Fräulein von Waldner, wovon Lenz spricht, von der von jenen herangezogenen Hofdame der Herzogin Luise ganz verschieden sei und die gemeinte Dame näher bezeichnet. Fragen wir zunächst, ob die von Lenz genannte Dame sich zur Zeit seiner Reise in Weimar befunden haben könne. In dem zuletzt angeführten Briefe heißt es von dieser, ihre höhern Vorzüge des Geistes seien zu Strasburg ganz verkannt, und Lavater solle „unmittelbar unter ihrer Adresse nach Strasburg" ihr schreiben. Hieraus ergibt sich doch wol unzweifelhaft, daß sie zu Strasburg sich zur Zeit aufgehalten haben müsse. Weiter äußert er daselbst: „Mit welchem Gesicht werde ich bei Hofe erscheinen!" Hätte er erwarten dürfen, jene Dame am weimarer Hofe zu finden, wie ganz anders hätte er dann seines Erscheinens am Hofe gedenken müssen? Und wie hätte er Lavater beschwören können: „Ihr Bild oder ich sinke", wenn er sie gleich darauf leibhaft zu sehen überzeugt sein durfte? Im folgenden Briefe vom 14. April bemerkt er, Lavater's Kupferstecher habe sich an Fräulein Waldner versündigt, ihr Gesicht sei zu grob gemacht; das sage auch der Herzog und Goethe. Wäre Fräulein von Waldner in Weimar gewesen, so würde sich Lenz wol auf das allgemeine Urtheil berufen haben, während er hier nur von Goethe und dem Herzog spricht, die sie in Strasburg kennen gelernt hatten. Lenz bittet Lavater, dies ändern zu lassen. „Lavater, ich will gern das Bild noch ein Jahr lang missen, so sauer mir's ankommt. Hab' ich doch ihr Bild im Herzen." So konnte er sein Verlangen nach ihrem Bilde unmöglich äußern, wenn er Gelegenheit hatte, die Geliebte jeden Tag in Weimar zu sehen. Und mußte er nicht, wenn Fräulein von Waldner sich am weimarer Hofe befunden hätte, von dieser am allerersten und am allergenauesten berichten? Aber davon, daß er sie gesehen, daß er sie gesprochen, von den rührenden Scenen, die es nothwendig gegeben haben würde, zeigt sich keine Spur. Auch in einem folgenden Briefe ist nur von ihrem Bilde als dem einzigen Dinge die Rede, das ihn an diese Welt binde, das seine Kräfte aufrecht erhalte, das ihn dem großen Ziel entgegensporne, um deswillen er noch lebe. Also von einem persönlichen Verkehr mit der Geliebten gar kein Gedanke. Was er eigentlich beabsichtige, verräth ein Brief an Salzmann vom 23. October, wo er äußere, er sehe ihn vielleicht einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder, wobei an eine militärische Uniform nicht nothwendig zu denken. Daß er aber auch nach andern Seiten seine Fäden anspann, ergibt sich daraus, daß er seine „Beiden Alten", ein Drama, das Kayser am Anfang der „Flüchtigen Aufsätze von Lenz" herausgegeben *), an Werthes, den Erzieher des Barons von Hompesch, des Sohnes des kurpfälzischen Ministers, senden ließ. Ein Exemplar an den jungen Hompesch sollte beigeschlossen sein, allenfalls auch eins an dessen Vater, dem er seine Aufwartung zu Manheim gemacht haben würde, wäre dieser nicht bei seiner Anwesenheit auf der Jagd gewesen. Hompesch betrieb gerade damals die Gründung des deutschen Nationaltheaters zu Manheim, wobei er sich gegen Lessing so häßlich benahm. Lenz dachte wol hierbei eine Anstellung zu gewinnen; Klinger kam selbst in dieser Absicht nach Manheim, wo Lessing ihn kennen lernte.

Die von Lenz gemeinte Dame ist ohne allen Zweifel Henriette Luise von Waldner-Freundstein, geboren am 5. Juni 1754 auf dem Schlosse Schweizerhausen im obern Elsaß; als Inhaberin eines protestantischen Kanonikats in Deutschland nannte man sie Gräfin. Ihr Vater hatte sich als Oberst im Jahre 1760 zurückgezogen und das militärische Ehrenkreuz erhalten; ihr Oheim war Graf Christian Friedrich Dagobert von Waldner, General eines nach ihm benannten Regiments. In ihrem funfzehnten Jahre kam sie an den Hof des Prinzen Friedrich Eugen von Würtemberg zu Mömpelgard. Im Jahre 1776 hielt sie sich mit ihrem Vater längere Zeit in Strasburg auf. Goethe muß sie daselbst auf seiner Schweizerreise im Sommer 1775 kennen gelernt haben; er sandte ihr im Mai 1776 mit freundlichsten Zeilen seine „Claudine". Wieland theilte ihr seinen „Mercur" mit, wobei er äußerte, er beneide seinen Freund Goethe um ihre persönliche Bekanntschaft. Sie vermählte sich bereits im Frühjahr 1776 (am 23. Januar 1777 wurde sie Mutter) mit dem Baron Siegfried von Oberkirch, der zu Strasburg, nachdem er den Militärdienst verlassen, eine Senatorstelle bekleidete. **) Dies stimmt vollkommen mit dem überein, was Lenz an Lavater von der Waldner berichtet: „Ihr Onkel ist Graf, sie nur Baronesse, sie hat ein Kanonikat, von dem sie sich schreibt"; sie sei „auf dem Lande gepflanzt, erzogen, an einem Hofe zur Reise gebracht und jetzt in ihrer ganzen

*) Er hatte es in der strasburger Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache vorgelesen.

**) Vgl. „Mémoires de la Baronne d'Oberkirch, publiés par le Comte de Montbrison" (Paris 1857).

Liebenswürdigkeit vollendet". Wer kann hiernach an der Gleichheit der Person noch zweifeln? Daß an eine Dame in Weimar gar nicht gedacht werden könne, ist oben gezeigt, und von dem, was Lenz von seinem Fräulein von Waldner berichtet, paßt nichts auf Adelaide von Waldner, die ohne Zweifel zugleich mit der Herzogin Luise nach Weimar gekommen war.

Die erste Erwähnung der Waldner in den Briefen an Lavater fällt Ende 1775; denn bereits hatte Goethe, der erst am 7. November in Weimar eintraf, von dort ein Zettelchen an Lenz gesandt, als dieser den Brief schrieb, worin er ihrer zuerst gedenkt. Lenz fragt bei Lavater an, ob er ein Ideal weiblicher Vollkommenheit in seine „Physiognomik" aufnehmen wolle, worauf er in einen begeisterten Preis ihrer herrlichen Natur ausbricht. Von seiner leeren Gaukelei zeugt die Aeußerung, durch verborgene Wirkung höherer Mächte müsse sie dazu bestimmt werden, ihren Schattenriß mitzutheilen. Seine Liebe drückt er in ähnlich überspannter Weise aus. Lavater solle ihm die romantische Sprache verzeihen; sei sie Idololatrie, so könne Gott sie ihm nicht zurechnen, da sie sein Geschöpf, sein Bild sei; in einem Jahre reise er wol nach Italien, um das alles an den todten Werken der Kunst vergessen zu lernen. Von einer Aussicht, sie je zu besitzen, ist hier keine Rede. Lavater schrieb wirklich an Fräulein von Waldner; ihre Antwort übersandte ihm Lenz, der sich aber nicht hatte enthalten können, den Brief zu erbrechen. Von seinem Liebesgram sagt Lenz bei dieser Veranlassung nichts, theilt nur Lavater mit, er werde gehen, wohin der Wink der Vorsehung ihn rufe: „Mein Ziel kann ich dir noch nicht bestimmen; ich kenne es, und der Tod soll mir Bruder sein, wenn er mich dahin führt." Wir kennen schon dies leere Schönthun mit seinem hohen Ziele und dem Tode, dem er gefaßt entgegengehe. Von der weimarer Reise aus meldet er dann, wie ihm die Nachricht ihrer Verlobung den Todesstoß versetzt. Sie in den Armen eines andern zu wissen, und dazu unglücklich, sei ein „verdammender" Gedanke; mit Wollust würde er sterben, wenn sie im Besitze eines Mannes wäre, der sein Glück zu fühlen und durch seine innige Verehrung sie auf ihrer von unsichtbaren Engeln geleiteten Laufbahn zu erhalten wüßte. Lavater soll ihr schreiben, sie auf die Wichtigkeit des Schritts, den sie thun wolle, aufmerksam machen, sie auf die Gefahren hinweisen, denen sie sich aussetze, wenn sie einen Mann nehme, der sie nicht lieben könne, der sie nicht liebe, wie sie es verdiene; nur möge er ja nicht merken lassen, daß er (Lenz) dahinterstecke, sonst sei er verloren. Dieser wird auf diese tolle, gemüthlos vorgetragene Zumuthung nicht eingegangen sein.

Lenz scheint die Dame nur sehr entfernt gekannt zu haben, von ihren Verhältnissen war er wol zu ungenau unterrichtet. Ohne Zweifel meint er dieselbe Person, wenn er am 6. März 1776 an Knebel schreibt, er habe neulich eine Dame von Adel kennen lernen, die über all sein Lob erhaben sei. In den folgenden Briefen an Lavater ist von der Abmahnung Lavater's nicht weiter die Rede; die Verbindung war beschlossen und wurde sofort vollzogen; nur seines innigen Verlangens nach ihrem Bilde gedenkt er noch; freilich sei der Besitz desselben nur ein Traum, ein Betrug, aber genug, wenn das Bild nur seine Wirkung thue, wenn die vorherbestimmten Schläge durch die unsichtbaren Mächte, die ihn brauchen wollten, geschehen seien, was sei dann an dem Instrument gelegen? Derselbe Mann, der in Weimar tagtäglich tolle Streiche machte, sich in kindischen Possen gefiel, klagt gegen Lavater über die gänzliche Taubheit seiner Nerven, die ihn nur, wenn er arbeite, alle Stacheln des Schmerzes fühlen lasse, er bittet ihn: „Gib mir nur wirkliche Schmerzen, damit mich die imaginären nicht unterkriegen." Man sieht, die ganze Geschichte mit Fräulein Waldner in Strasburg ist nur eine kurze Komödie, die er bei Gelegenheit des Bildes dieser Dame aufführte, das er in Lavater's „Physiognomik" zu bringen suchte, es ist nur ein Schattenspiel an der Wand. Dabei bleibt aber die Möglichkeit, daß er auch in Weimar einige Zeit die Komödie mit dem Bildnisse aufführte und jene darauf hindeutenden Verse schrieb, von denen die an Henriette überschriebenen den wirklichen Vornamen der Geliebten führen.

Nach dieser Enthüllung fällt alles, was Gruppe über die weimarer Katastrophe, die Liebesgedichte, die Beziehung mehrerer dramatischen Werke und den sittlichen Charakter von Lenz sagt; wir erkennen in Lenz den eiteln Komödianten, der mit seinen Gaukeleien sich wichtig machen und auf schlechtgewählten Wegen sich eine Stellung gewinnen möchte, wie sie sich einer so haltlosen, in den leersten Einbildungen und Träumereien lebenden Natur nie eröffnet. Aber nicht allein Gruppe's Hauptergebnisse, sondern auch seine meisten sonstigen neuen Aufstellungen müssen wir verwerfen. Wenn er meint, das Gedicht an Wieland, das zuerst im Septemberheft der „Iris" 1776 erschien, sei keineswegs so schmeichelnd und unterwürfig, wie Tieck glaube, so zeigt dies von einem sehr starken Vorurtheil; niemand würde begreifen, wie er behaupten könne, Lenz zeige hier eine gewisse Reservation, stelle Wieland's Dichtung als eine Dichtung für Glückliche, für Sorgenlose dar; während er seine eigene Kunstart und Kunstanschauung nicht aufgebe, hätte er nicht blos eine kleine und zwar die unbezeichnendste Stelle des Gedichts herausgegriffen. Lenz fordert Wieland hier geradezu auf, nicht in seinem unvergleichlichen Sange, sondern in der Kunst, „der Tugend Panier mitten im Meer der Welt zu pflanzen", sein Lehrer zu werden; er, Thaliens Liebling, möge mit Goethe, Melpomenens Liebling, aus einem Waregischen Wilden, der nur fühlen könne, einen ihrer nicht unwerthen Mann machen. Wieland, den er früher als eiteln Sophisten und Vergifter der Tugend hatte vernichten wollen, der wol als Mensch, nie aber als Philosoph, als Sokrates sein Freund werden könne, ist jetzt sein Tugendlehrer! Wenn es irgendeinen Abfall geben kann, so ist es dieser; aber Lenz meinte es damals ebenso wenig ernstlich als jetzt. Ganz willkürlich deutet Gruppe das scherzhafte Gedicht vom Schnuppen auf Goethe. Die

Verse „Der Dichter verliebt" (Gruppe, S. 61) gehören nicht dem Jahre 1775, sondern dem folgenden an; wir haben bereits bemerkt, daß der Brief an Merck, der sie bringt, 1776 geschrieben ist. Bei „Allwill's erstem geistlichen Lied" hat Gruppe (S. 77 fg.) zunächst übersehen, daß es mit Bezug auf „Eduard Allwill's Papiere" gedichtet ist, die F. H. Jacobi 1775 im Septemberhefte der „Iris" erscheinen ließ, wo es von Allwill heißt, er habe bei seiner heftigen Begierde nach sinnlicher Lust, bei seiner Unbesonnenheit im Handeln immer gegrübelt und mit ganzer Seele an unsichtbaren Gegenständen gehangen, die Größe der Ansichten, zu denen er hierüber gekommen, habe sein ganzes Wesen zerrüttet und sei er endlich im vierzehnten Jahre ein Pietist geworden. Lenz, der sich so gern an andere anlehnte, wird das Gedicht bald nach Lesung jenes Hefts der „Iris" geschrieben haben, wobei nicht unbeachtet bleiben darf, daß man damals „Allwill's Papiere" Goethe zuschrieb. Wie aber konnte Gruppe den Sinn dieses „geistlichen" Liedes so arg verkennen, daß er darin den Ausdruck des Verlangens nach einem liebenden Wesen sah? Das Herz will hier nicht von einem irdischen Wesen, sondern von der Liebe zu Gott ausgefüllt sein. Wir übergehen die andern Gedichte, die Gruppe auf die Waldner bezieht, um nur noch des „Verlorenen Augenblicks, der verlorenen Seligkeit" zu gedenken, welches Gedicht er eins der schwungvollsten, feurigsten nennen zu dürfen glaubt, die je in deutscher Sprache geschrieben worden, obgleich von einem Schwunge eigentlich nur beim wunderlich angefügten Schlusse die Rede sein kann, und auch hier manches Matte unterläuft.

Auch der Lenz' späteres Leben behandelnde Abschnitt ist weder ganz richtig noch erschöpfend. So vermissen wir unter anderm das früheste Zeugniß über Lenz' Wahnsinn in einem von Hagenbach mitgetheilten Briefe Pfeffel's, der schon den 24. November 1777 an Sarasin schreibt: „Lenz' Unfall weiß ich seit Freitag (den 21.) von Mecheln.*) Gott wolle dem armen Menschen beistehen! Ich gestehe dir, daß diese Begebenheit weder mich noch meinen Lerse sonderlich überraschte. Singularitäten, Bruder, oder Paradoxien machen immer physisch oder moralisch unglücklich." Gruppe setzt demnach den Ausbruch von Lenz' Wahnsinn zu spät. Noch bemerken wir, daß die vom 10. October datiren Verse auf Schlosser's jüngstes Kind wol auf einen wiederholten Besuch in Emmendingen deuten. Daß Lenz, ehe er nach dem Pfarrer Oberlin zu Waldbach im Sternthal kam, nicht zu Sesenheim gewesen sein könne, schließt Gruppe mit Unrecht daraus, daß Stöber berichtet, er sei dorthin aus den Vogesen gekommen; denn von Sesenheim könnte er sehr wohl den Weg durch die Vogesen genommen haben. Wenn Goethe sagt, Friederike habe ihm 1779 erzählt, Lenz sei zu Sesenheim zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords geschritten, sodaß man ihn für toll habe erklären und ihn nach der Stadt schaffen können, so beruht es freilich auf Verwechselung, daß er von Sesenheim aus nach Strasburg gebracht worden, aber die Selbstmordversuche zu Sesenheim können dabei bestehen, die wir nur in eine so späte Zeit zu setzen berechtigt sind. Doch könnte jener Besuch von Sesenheim auch in den November 1777 fallen. War Lenz im October zu Emmendingen, so könnte es ihn von dort nach Strasburg und Sesenheim getrieben haben, und er von Sesenheim wieder nach Basel gegangen sein, wo er einen neuen Anfall erlitt. Pfeffel's von Hagenbach gegebener Bericht über die Vorfälle in Waldbach und später in Strasburg ist Gruppe unbekannt geblieben. Wenn derselbe den Unterzeichneten sehr tadelt, weil er die Briefe Schlosser's an Herder nicht vollständig mitgetheilt, wie sie vorgelegen, sondern sie im Auszuge in seine parteiische Darstellung verflochten und verknetet habe, so mag er eine solche Ungebühr bei sich verantworten. Wollte er mir auch von seinem falschen Standpunkte aus Parteilichkeit gegen Lenz schuld geben, was hätte mich bestimmen können, Lenz' Wahnsinn anders darzustellen, als ich ihn berichtet fand! Schlosser's Bericht über letztern habe ich nicht in meine Darstellung verflochten, sondern die Hauptstellen vollständig in der Folge der Briefe mitgetheilt, nur Unwesentliches abgekürzt gegeben, wie sich jeder, der sehen will, überzeugen wird. Hier ist kein wesentlicher Zug übergangen, sondern alles treulichst berichtet. Die Pflichten eines Herausgebers solcher Briefe kenne ich zu wohl, als daß ich in meinen Mittheilungen das Geringste verwischen sollte, was zur Aufklärung dienen könnte, aber nicht weniger halte ich mich verpflichtet, ganz Werthloses zu streichen.

Irrig bezieht Gruppe das Gedicht „An den Rhein" auf die Rückreise von Lenz nach der Heimat; es ist nichts weniger als „ein wehmüthiger Abschied von den schönen Ufern, die Lenz nie wiedersehen sollte", vielmehr in der Zeit gedichtet, wo er häufig im Rheine baden mußte und auch wol zuweilen auf ihm fuhr, ihm aber das Schreiben untersagt war. Merkwürdig ist, daß Gruppe nicht weiß, daß Lenz' Vater gerade im Jahre 1779 nach Riga versetzt ward, was er aus Meusel ersehen konnte. Lenz' älterer Bruder, den Herder in Königsberg kennen lernte, war in Dorpat der Nachfolger seines Vaters. Die Nachricht von der Professur, die Lenz erhalten, stammte aus einem Briefe von Lenz an Schlosser, was ich des letztern Brief an Merck vom 14. October 1779 entnahm. Gruppe übersah jenen Brief und bildete sich ein, mir habe der Brief von Lenz selbst vorgelegen. Merck berichtete die Sache an die Herzogin Amalie, Wieland und Frau von Laroche, worauf sich denn die Aeußerungen in den Briefen derselben an Merck beziehen. Wenn Gruppe weiter bemerkt, Lenz habe später seine Ansprüche erheblich herabgestimmt, nicht mehr an Politik und Taktik gedacht, sondern sich mit einer simpeln Rectorstelle begnügen wollen, so bemerken wir dagegen, daß Schlosser gerade in demselben Monat von Lenz erfuhr, er sei Professor der Taktik, der Politik und der schönen Wissenschaften geworden, in welchem Lenz Herder's Empfehlung zur Rectorstelle in Riga in Anspruch nahm.

Was die Katastrophe in Weimar betrifft, so fällt

*) Wol den bekannten Kunstsammler in Basel.

von selbst alles weg, was Gruppe von einer Ueberraschung der Hofdame von Waldner sich ausgedacht. Diese war nicht verlobt und stand in gar keiner Beziehung zu Lenz; erst später wird ihre Vertraulichkeit mit Hildebrand von Einsiedel fallen. Lenz' Beleidigung traf ohne allen Zweifel Frau von Stein, was Gruppe selbst früher annimmt. Deshalb riß die Sache so an Goethe's Innerstem, wie dieser selbst gleich der verehrten Frau meldete; deshalb schrieb Lenz in Waldbach an sie (denn nur sie kann unter der nicht näher bezeichneten adelichen Dame in Weimar verstanden sein) einen Abschiedsbrief, worin er sich mit Abaddona verglich; deshalb wandte er sich noch von Riga aus im März 1781 an Frau von Stein. Wahrscheinlich hatte er über Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein sich lästerliche Reden und ungezogene Scherze erlaubt, sich aber darauf selbst in sie verliebt gestellt und sich zu einem ärgerlichen Wagniß hinreißen lassen. An eine Beleidigung der Herzogin Luise möchte ich nicht denken; wenn er dieser bei seinem Scheiden einen Brief zurückließ, so sollte derselbe wol nur ein Zeichen seiner ihr ewig gewidmeten Verehrung sein und seinen Kummer aussprechen, infolge seiner unbesonnenen Leidenschaft den Hof verlassen zu müssen. Wieland's gelegentliche Erwähnung, daß Lenz sich aus der ersten Impertinenz durch eine zweite zu ziehen pflegte, die nicht Sivers, wie Gruppe sagt, sondern ich („Frauenbilder", S. 98) zuerst nachgewiesen, darf nicht auf diesen entscheidenden Streich zunächst bezogen werden.

Im zehnten Abschnitte wird aus mehreren Werken von Lenz noch Aufschluß über die weimarer Katastrophe zu geben gesucht, aber auch hier ist Gruppe sehr unglücklich. Das Gedicht „Petrarca" soll Lenz in der Waldeinsamkeit zu Berka, also im Sommer 1776, geschrieben haben, aber schon am 6. März 1776 berichtet er an Knebel, er habe einen „Petrarch" gedichtet, für den ihn die strasburger Damen steinigen würden, weil sie das alles für geistliche Lieder hielten. Die Beziehung des Dramolets „Tantalus", das Gruppe großartig sowol in seiner Bitterkeit als in seinem Aufschwung findet, auf die weimarer Verhältnisse ist durchaus willkürlich, und die Behauptung, der Scherz, den man sich mit Lenz erlaubt, zu dem er sich lange gutwillig hingegeben habe, sei ihm zuletzt doch zu viel geworden, er habe seine Ehre verletzt gefühlt, sich mit aller Energie seines Wesens dagegen gesträubt, entbehrt jedes Haltes, ist nur der falschen Beziehung des Dramolets zu Liebe in Verkehrung des thatsächlichen Bestandes ersonnen. Auch der Roman in Briefen: „Der Waldbruder", trägt keine Spur, daß er erst zu Weimar geschrieben sei; er ist eine Nachahmung des „Werther", wol vom Jahre 1775, und gehört wie „Tantalus" zu den Sachen, die schon im März 1776 nach der Aeußerung an Merck sich in Goethe's Händen befanden, der sie später Schiller mittheilte. Das Spiel, das der Held des Romans mit dem Bilde treibt, führte Lenz selbst hiernach in Weimar und in den Briefen an Lavater auf. Ob alle den „Waldbruder", der freilich von großer Lebendigkeit der Auffassung zeugt, so überaus hoch stellen werden, wie Gruppe thut, möchte wol zu bezweifeln sein. Auch die dramatische Phantasie, „Der Engländer", könnte, obgleich sie erst 1777 erschien, vor dem Aufenthalt zu Weimar gedichtet sein; sollte sie aber auch erst nach diesem geschrieben sein, so fällt doch die Beziehung auf Lenz' eigene Liebschaft von selbst weg. Einen sehr auffallenden Verstoß begeht Gruppe, wenn er die Komödie „Die Freunde machen den Philosophen" in die weimarer Zeit verlegt, da ja Zimmermann bereits am 23. März 1776 an Herder schreibt, Lenz habe das Stück an Boie gesandt, und so hat Gruppe auch selbst an einer andern Stelle es in die strasburger Zeit gesetzt, ohne sich dieses Widerspruchs gegen sich selbst bewußt zu werden. Am wunderlichsten ist es, wie Gruppe ernstlich in diesem Stücke einen scharfen Angriff sieht auf die „laxe, unterhandelnde Moral, der Goethe in Schriften und Leben jener Zeit, namentlich auch in seinem Verhältniß zu Frau von Stein das Wort redete", ja diese schienen selbst es auf sich bezogen zu haben; versteigt er sich doch zu der Behauptung, in diesem der Sittlichkeit spottenden Stücke, wo der eine den Namen zur Vermählung des andern hergibt, wo Seraphine am Altare nicht demjenigen, dessen Hand sie faßt, sondern in Gedanken dem entfernten Geliebten sich zuschwört, sei Lenz sittlich, sittlicher jedenfalls als seine Zeitgenossen. Wie es sich mit der noch immer misverstandenen Goethe'schen „Stella" verhält, habe ich in den Erläuterungen zu diesem Stücke gezeigt. Das mystische Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein streifte freilich an die äußerste Grenze des Erlaubten, aber es als sittenlos verdächtigen vermag der allein, welcher es nur von ferne kennt.

Wunderlich schreibt Gruppe zwei Gedichte von Lenz dem Fräulein von Waldner zu, weil sie nur unter dieser Voraussetzung verständlich seien. Vom ersten bemerkt er richtig, daß hier Werther's Lotte redend eingeführt wird, und in dem Verse: „Dem unglückseligen Freund keinen Hoffnungsblick gegeben", einen gelesen werden müsse. Dagegen beruht alles Uebrige auf Irrthum. In den Worten: „Ich war's, die ihn aus seiner Brust fortriß" ist ihn wol auf den Freund zu beziehen, den Albert durch Lottens übergroße Treue verlor. Wenn es weiter heißt: „Ach wär' es mein Geschick, dich einst zu überleben, Für was für einen Preis hätt' ich mich dir ergeben", so deutet Lotte hier, freilich sonderbar genug, an, daß, hätte sie die Pflicht der Liebe der Freundschaft geopfert, ihr Name unsterblich sein würde, während ihr Werther sie überleben werde.*) Das Gedicht leidet an großer Unklarheit, aber es deshalb Lenz abzusprechen geht nicht an; auch ist es ungegründet, daß Lenz das hier gebrauchte Versmaß sonst nicht kenne, wie die Gedichte „Als jüngst Amalia" und „So kurz das Leben ist" beweisen. In den andern Versen, die Gruppe dem Fräu-

*) Man vergleiche dagegen die innige Verehrung, welche Goethe dem Bilde Lottens widmet in den Briefen an Kestner, um den Unterschied des Phantastischen gegen wahres Gefühl zu erkennen. Die Verehrung des Schattenbildes nahm Lenz wol aus „Werther", führte sie aber in übertriebenster Weise aus.

lein von Waldner zuschreibt, würde er, wenn ihn das Vorurtheil nicht verblendet, leicht erkannt haben, daß meiner (statt seiner) Sehnsucht zu lesen ist. Er meint aber, in dem falschen seiner könne sich die Französin verrathen, wie auch darin, daß im Gedichte, wo Lotte spricht, Albert auf der letzten Silbe betont sei; aber Albert steht dort einmal als Spondeus, wie es jeder deutsche Dichter brauchen kann, einmal mit entschiedener Betonung auf der ersten Silbe. Wenn Gruppe die Chrie „Matz Höcker, Schulmeister in B... im St....l" (ohne Zweifel Steinthal) *) auf die weimarer Verhältnisse bezieht, so steht dieser Ansicht schon der Umstand entgegen, daß Kayser dieses, wie die andern Stücke, welche er in den „Flüchtigen Aufsätzen von Lenz" herausgab, schon vor der weimarer Reise des Dichters in Händen gehabt haben muß. Denn „Die beiden Alten", welche das erste Stück derselben bilden, waren schon im April 1776 gedruckt, wie Lenz Brief an Lavater vom 14. April zeigt, und „Matz Höcker" erschien dort an zweiter Stelle. Gruppe will uns einreden, „Matz Höcker" sollte eigentlich der „wahre Kern" dieser Sammlung sein, Lenz habe sie gerade ihm zu Liebe veranstaltet, obgleich er an zweiter Stelle steht; dann müßte aber „Max Höcker" gewiß vor Lenz' Reise geschrieben gewesen sein. Ueber den Herausgeber Kayser, dessen Vornamen er nicht einmal richtig angibt, hätte er genaueste Nachrichten aus meinen „Frauenbildern" gewinnen können. Durchaus verfehlt ist es auch, wenn er zwei Verse an eine andere Stelle versetzen will, da sie dort, wo sie stehen, sich als ganz passend ergeben. Um das Stück auf Weimar zu beziehen, muß er eine auf Paris hinweisende Anmerkung für eine absichtliche Ablenkung von der eigentlichen Beziehung erklären. Alles beruht hier auf arger Willkür.

Der Abschnitt über die Ursache von Lenz' Wahnsinn bietet nichts Neues. Die nächste Veranlassung dürfte doch noch immer in Sesenheim zu suchen sein, wo Friederike seine zudringliche Liebe und seine Verdächtigung Goethe's zurückwies; denn in Waldbach quälte ihn ja der Gedanke an Friederike. Lenz' gespanntes, äußerst reizbares Wesen trug den Keim zum Wahnsinn in sich, den sein irres, durch keine feste Thätigkeit gehaltenes, sich in schauspielerischem Treiben abarbeitendes Leben, die Vereitelung aller seiner ehrsüchtigen Plane und die Unmöglichkeit, sich seiner gedrückten Lage zu entziehen, immer mächtiger entwickelten. Pfeffel meinte deshalb, man müsse Lenz, wenn er wieder gesund werde, von seinen Schulden befreien und ihm eine feste Stelle verschaffen, und Lavater erklärte im December 1777, das einzige Mittel, ihn zu retten, sei ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden.

Zu dem Bedeutendsten gehört in Gruppe's Schrift der funfzehnte Abschnitt, der eine Uebersicht der Werke gibt, obgleich auch hier die Vorliebe für Lenz des Verfassers Urtheil besticht und es an manchen sachlichen Irrthümern nicht fehlt. Daß Lenz eine dichterisch viel begabtere Natur war als Klinger, was auch Lessing erkannte, dessen Aeußerungen Gruppe nicht zu kennen scheint, geben wir gern zu; aber von bewußter künstlerischer Anordnung und reiner Maßhaltung, welche den Dichter vollenden, findet sich doch bei Lenz trotz aller Lobsprüche Gruppe's nicht die geringste Spur. Wir heben hier nur einiges hervor. Die „Anmerkungen über das Theater" setzt Gruppe in das Jahr 1770, da Lenz sage, sie seien zwei Jahre vor der Erscheinung der „Deutschen Art und Kunst" und des „Götz" in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen worden; allein diese Zeitbestimmung führt auf das Jahr 1771, also möglicherweise in eine Zeit, wo er bereits Goethe's Bekanntschaft gemacht hatte. Goethe's Zweifel an dem literarischen Kreise, worauf Lenz in jener Aeußerung hinzudeuten scheint, habe ich in den „Frauenbildern" beseitigt. Auffallend bleibt es, wie Lenz hier die Priorität seiner „Anmerkungen" vor Goethe's „Götz" und Herder's Aufsatz „Ueber Shakspeare" in Anspruch nimmt, freilich scheinbar blos, um zu bemerken, seine Schrift sei auch nach jenen nicht ganz überflüssig. Daß die Schrift wirklich im Jahre 1771 entstanden sei, bleibt immer möglich, obgleich Lenz' Behauptungen nicht immer zuverlässig sind. Auch wir halten es für sehr bedeutend, daß Lenz hier im Gegensatz zu Lessing auf die Charaktere in der Tragödie den Hauptnachdruck legt, aber er bleibt sich nicht gleich, wenn er meint, in der Komödie gelte freilich die Handlung in erster Reihe, und wir können es unmöglich mit Gruppe schön finden, wenn er sich darauf stützt, daß es beim Trauerspiele „immer drauf losstürze: das ist ein Kerl! Das sind Kerls!" wonach sich als Zweck desselben die Bewunderung ergeben würde. Kraft und Lebendigkeit der Zeichnung wird man dem „Hofmeister" nicht absprechen können, und das war es, was Schröder dem Stücke so gewogen machte, aber zu einem dramatischen Kunstwerk erhebt sich dieses erste so mächtig hervortretende, die Verderblichkeit der Hofmeister grell ausmalende Drama keineswegs, und die folgenden Stücke, schon „Der neue Menoza", fallen sehr gegen den „Hofmeister" ab. Bei letzterm schwebt J. G. Schlosser vor, der sich in einem Sendschreiben „Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza" darüber aussprach.

Schon im April 1775 schreibt Lenz an Lavater, er arbeite an einer neuen Auflage des Stücks mit sehr wesentlichen Verbesserungen. Wenn Lenz gegen Herder thut, als ob bei seinen „Soldaten" eine wahre Geschichte aus Strasburg zu Grunde liege, so scheint uns dies nichts als bloßes Vorgeben, um Herder mit der Herausgabe des Stücks in Spannung zu halten. Wir können weder dieses Stück noch das folgende, „Die Freunde machen den Philosophen", bei allem Drastischen der Darstellung so hoch halten, wie es Gruppe thut. Wenn dieser meint, Lenz habe den Grundfehler des bürgerlichen Trauerspiels

---

*) Der im Gedichte genannte „Herr K...", den Gruppe gar nicht erwähnt, ist der berüchtigte Kaufmann, der sich um das arme Steinthal bemüht hatte.

richtig erkannt und an dessen Stelle das bürgerliche Schauspiel gesetzt, d. h. den Stücken eine ausgleichende Lösung gegeben, wie das Publikum sie verlange, wenn es sich lebhaft um die Personen interessire, so schreibt er ihm eine Absicht zu, die er gar nicht gehabt, und Trauerspiele mit glücklicher Lösung waren ebenso wenig etwas Neues, als der Name Schauspiel, eine deutsche Bezeichnung für Drama. Auch weiter unten macht Gruppe Lenz zum Begründer des bürgerlichen Schauspiels, obgleich er den Namen dafür nicht hatte. Als ob dieses bürgerliche Schauspiel etwas anderes wäre als die ernsthafte Komödie der Franzosen, wovon Lessing in der „Dramaturgie“ handelt. Lenz selbst bezeichnete seinen „Menoza“ in den „Frankfurter Anzeigen“ als eine ernsthafte Komödie. Und war etwa sein „Hofmeister“ die erste ernsthafte Komödie der Deutschen? Der Name Schauspiel setzte sich nicht erst auf Goethe's „Götz“ fest, sondern ward schon früher in demselben Sinne wie Drama und mehrfach für Stücke mit gutem Ausgang gebraucht, wie man sich schon aus den Anzeigen des „Almanach für die deutschen Musen“ aus den Jahren 1771—75 überzeugen kann. Gruppe hätte auch wissen sollen, daß der Name „weinerliche Komödie“ keineswegs einen Tadel enthalten soll, sondern die von Lessing ausgegangene Uebersetzung von comédie larmoyante ist. Ob der „Landprediger“, der am Anfange des Jahres 1777 im „Deutschen Museum“ erschien, in Emmendingen entstanden sei, kann man bezweifeln. Entschieden würde der Aufsatz „Das hochburger Schloß“ in das Jahr 1777 fallen, wäre es gewiß, daß unter dem angeredeten „theuern W**“ wirklich Wieland zu verstehen wäre. Aber kaum ist anzunehmen, daß Lenz noch im Jahre 1777 einen Aufsatz an Wieland gesandt, der ihn im Aprilheft 1777 des „Mercur“ brachte; viel wahrscheinlicher ist, daß er diesen Aufsatz, wie auch das im Januarhefte 1777 erschienene Gedicht an seinen Vater während Lenz' Aufenthalt zu Weimar erhalten hatte; beide hatte Lenz nach Weimar mitgebracht. Die Bemerkung, das Gedicht an seinen Vater sei das erste Lebenszeichen gewesen, das Lenz in Weimar zu geben wagen gedurft, ist haltlos, da dieser seine Bekanntmachung nicht veranlaßt hatte und es erst nach seiner Abreise von Weimar erschien.

Die im sechzehnten Abschnitt „Verlorene Werke“ ausgeführte Vermuthung, die „Wolken“ seien uns im „Pandaemonium Germanicum“ erhalten, ist höchst unglücklich; schon Dorer-Egloff hatte diese Ansicht ausgesprochen, die ich bereits im „Morgenblatt“ widerlegt habe. Nach dem Briefe von Lenz an Herder vom 28. August 1775 befand sich in den „Wolken“ eine „Scene mit dem Baum“, worin Herder eine Scene seiner eigenen Liebe erkannte *); das „Pandaemonium“ zeigt keine Spur davon. Die „Wolken“ hatte er schon am 23. Juli gesandt; das „Pandaemonium“ schickte er darauf unter Couvert und ebenso Anfang August die „Soldaten“, wie der Brief vom 29. September zeigt. Mit dem wunderlichen Blättchen, worauf Lenz, um alle seine „Unterscheidungszeichen“ von andern Lenzen in Deutschland anzugeben, sich als Verfasser des „Hofmeister“, der „Soldaten“, der „Beiden Alten“, der „Algierer“, der „Laube“, der „Katharina von Siena“ und einiger Recensionen im „Deutschen Mercur“ bezeichnet, ist wenig anzufangen. Von „Recensionen im Mercur“ ist nichts aufzufinden *), ebenso wenig von den „Algierern“ und der „Laube“, wogegen vieles andere wirklich Gedruckte fehlt, wie „Menoza“, „Petrarch“ u. a. Der Zettel muß in einem wirren Augenblick oder wahrscheinlicher sehr spät in Rußland geschrieben sein, wo Lenz durch sein eigenes Gedächtniß getäuscht wurde. Daran, daß „Katharina von Siena“, die „Algierer“, die „Laube“ wirklich gedruckt und demnach noch aufzufinden seien, ist nicht im entferntesten zu denken.

Der siebzehnte Abschnitt behandelt die lyrischen Gedichte und ihre Ergänzungen. Das Gedicht „Demuth“ ist nicht „aus der Zeit des ersten, mächtigsten Anstrebens zu wahrer künstlerischer Bedeutung“, sondern fällt nach der weimarer Katastrophe und ist als geistliches Lied zu fassen. Es erschien in Pfenninger's 1779 begonnenem „Christlichem Magazin“. Der Erguß „über die deutsche Dichtkunst“ ist, bei manchen tief empfundenen Stellen, doch im ganzen höchst unklar und wenig zutreffend. In das Gedicht „In einem Gärtchen am Canada“ kann ich mich nicht finden, obgleich Gruppe darin sehr feine Farben und die zarteste Stimmung, einen leichten Humor und eine tiefe Wehmuth findet. An Salzmann zu denken, geht gar nicht an. „Das verzoddelte Haar“, sowie daß der Besungene sein Lied nicht verstehe, deutet auf einen einfachen, ungebildeten, in seiner bescheidenen Beschränkung glücklichen Mann hin; nur sieht man nicht, wie dieser, da von keiner Einladung die Rede ist, der freundlichste der „Wirthe“ und ein „Bild der Gottheit“ heiße. Die 15 Sols hat er für das Bad bezahlt, das hier seltsam als Musenquelle bezeichnet wird. Das Epigramm „Poetische Malerei“ soll auch wol auf Wieland gehen. Gruppe hat das Verdienst, einige Stücke aus dem „Göttinger Musenalmanach“ auf 1776 Lenz mit Sicherheit zugewiesen zu haben; ein anderes Impromptu von Lenz gibt er nach einer Mittheilung von Dorer-Egloff. Darauf beschränken sich aber auch die ihm eigenen Ergänzungen der lyrischen Gedichte. Höchst unglücklich ist, was er darauf unter der Aufschrift „Ein Räthsel“ zum besten gibt. Er hätte zu seinem Irrthum gar nicht kommen können, hätte er dasjenige gekannt, was ich über Goethe's Freund Kayser in meinen „Frauenbildern“ zusammengestellt habe.

Im Septemberhefte 1776 des „Mercur“ stehen nacheinander die Gedichte „Die Zeiten der Liebe“, „An Elise“, „Ihr Bildniß“ unter Kayser's Namen. Das mittlere dieser Gedichte, behauptet Gruppe, könne nur von

*) Lenz konnte die Kunde davon aus den ihm zugänglichen Briefen von Herder's Gattin an eine strasburger Freundin erhalten haben, obgleich er selbst dies ausdrücklich als dichterische Eingebung hervorhebt.

*) Daß die ihm zugeschriebene von Herder's „Urkunde“ von Häfeli sei, hatte schon Müller in der Vorrede zur „Urkunde“ bemerkt.

Lenz sein; Kayser komme weder früher noch später im „Mercur" vor, nur sei eine Uebersetzung eines Sonetts von Petrarca im Aprilhefte 1777 auch mit K. bezeichnet, könnte aber auch sehr wohl von Lenz sein. Um das selbstgeschaffene Räthsel, wie sich Kayser als Dichter unterzeichnet habe, zu lösen, muß er zu merkwürdigen Voraussetzungen greifen. Aber lassen wir die Willkür eines solchen Verfahrens ganz beiseite, so hat Gruppe übersehen, daß im Januarhefte 1776 ein schönes Gedicht „An Elise" mit K., das ist doch gewiß Kayser, unterzeichnet ist. Soll dies etwa auch Lenz angehören? Wer gibt denn Gruppe ein Recht, einem Dichter auf eine solche Weise ohne weiteres unter seinem Namen gedruckte Gedichte abzusprechen? Kayser war selbst Dichter. Schon 1775 hatte er eine Sammlung von 25 „Liedern mit Melodien" herausgegeben; zwei Jahre später erschienen seine „Gesänge mit Begleitung des Klaviers", unter denen sich eins von Kayser befindet. Wie dichterisch Kayser gestimmt war, zeigen auch seine ohne Namen des Verfassers im Septemberhefte 1776 des „Mercur" abgedruckten „Empfindungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Gluck's Bildnisse". Gruppe geht aber noch weiter. Im Aprilhefte 1776 des „Mercur" steht, mit L. unterzeichnet, ein Gedicht „An eine Myrte"; das soll nun auch von Lenz sein, weil die Geliebte hier „Minna" heiße, welcher Name doch so unendlich häufig in den Liebesliedern der Zeit sich findet, und weil die Geliebte so kühn gemalt sei, wie nur er malen könne, eine Behauptung, womit eben nichts gesagt ist. Warum sollte L. nicht derselbe Freund Wieland's sein, dessen Logogryph und Räthsel im Januarhefte diese Unterschrift tragen? Es ist an sich unwahrscheinlich, daß Lenz schon im März 1776 einen Beitrag an Wieland geschickt habe, und zwar einen so unbedeutenden, der blos mit seinem Anfangsbuchstaben unterzeichnet werden sollte. Sein erster Beitrag zum „Mercur" im Maihefte trägt seine volle Namensunterschrift. Der Keiser, von welchem der Voß'sche „Musenalmanach" 1776 ein kleines Gedicht bringt, ist wol eine ganz andere Person.

Der neunzehnte Abschnitt soll Lenz' Verhältniß zu den Zeitgenossen, insbesondere zu Goethe, darstellen. Hier fällt es zunächst auf, daß die „kritischen Nachrichten vom Zustand des deutschen Parnasses" im „Mercur" Wieland zugeschrieben werden, da es doch längst bekannt ist (vgl. meine „Freundesbilder"), daß diese von Chr. H. Schmid herrühren. Der Beweis, daß Lenz den „Götz" bei seinem „Hofmeister" noch nicht gekannt habe, entbehrt nach beiden Seiten hin der Begründung. Wir finden es so wenig wahrscheinlich, daß der „Hofmeister" schon während Goethe's Anwesenheit zu Strasburg begonnen sei, daß wir oben diese Dichtung dem Jahre 1773, der Zeit nach dem Erscheinen des „Götz", zuweisen zu müssen glaubten. Was Gruppe über die Entstehung des „Götz" sagt, beweist nur, wie wenig er das Sachverhältniß kennt. Die das spätere Schauspiel „Götz" im großen Ganzen enthaltende, nur wildere und ungebundenere dramatisirte „Geschichte des Gottfried von Berlichingen" sandte Goethe schon am Ende des Jahres 1771 an Salzmann, und es wäre höchst seltsam, wenn dieser erste Entwurf nicht auch Lenz so gut wie Lerse und Herder mitgetheilt worden wäre. Ebenso ungenügend äußert sich Gruppe über das Erscheinen von Lessing's „Dramaturgie", die 1767 gedruckt worden, aber erst später erschienen sei; der zweite, besonders auf Shakspeare hinweisende Band erschien erst Ostern 1769. Daß Lenz erst nach Ostern 1771 nach Strasburg kam und gleich die Bekanntschaft des von Sesenheim rückkehrenden Goethe machte, haben wir gesehen. Aus den Worten, die Goethe in ein Lenz geschenktes Exemplar des „Othello" schrieb: „Seinem und Shakspeare's würdigen Freunde Lenz", folgert Gruppe, daß Lenz schon damals in Shakspeare's Sinne trefflich gedichtet habe, was nicht einmal zu folgern stände, wenn „Shakspeare's würdig" zu verbinden wäre; Lenz konnte sehr wohl als ein würdiger Freund Goethe's und Shakspeare's bezeichnet werden, wenn er nichts eigenes Dramatisches gedichtet, nur sich in Nachbildungen der Shakspeare'schen Stücke versucht hatte, wenn er nur ein feuriger Verehrer des großen Briten war.

Ganz unbefugt ist es, wenn Gruppe zu erkennen gibt, es sei wol möglich, daß Lenz' „Anmerkungen über das Theater" und die Kenntniß des noch ungedruckten „Hofmeister" auf die Abfassung des „Götz" gewirkt. Der große Wurf des „Götz" fällt Ende 1771, die „Anmerkungen" nach Lenz selbst in dasselbe Jahr, was aber Goethe bezweifelt, der „Hofmeister" später. Wie wenig Goethe der Theorie Lenz' „Das ist ein Kerl!" huldigte, hätte Gruppe aus seinem wahrscheinlich auf Shakspeare's Geburtstag im April 1772 nach Strasburg gesandten Vortrag ersehen können, dessen er gar nicht gedenkt. Shakspeare's Namenstag, den 14. October, hatte Goethe schon im vorigen Jahre gefeiert. Sollten nicht Lenz' „Anmerkungen" gleichfalls erst im April 1772 entstanden und vorgelesen worden sein? Wer sich überzeugen will, daß Goethe einer solchen Anregung nicht bedurfte, wie sich sein Genie in feurigem Drange Bahn brach, wie viel reiner und tiefer ihn der Geist der Dichtung erfaßte als Lenz, der lese seine Briefe an Herder aus den Jahren 1771 und 1772 und halte dagegen das elende gemachte Wesen in Lenz' Briefen an Salzmann! Zu dem kühnen Gedanken einer eigenen dramatischen Gestaltung erhob sich Lenz wol erst, nachdem Goethe ihm vorangegangen war; seine ersten Versuche scheinen ihm schlecht gelungen zu sein; als aber nun der „Götz" wirklich erschienen war, da flammte der Drang mächtiger in ihm auf, wie sich dies auch in dem von Goethe erwähnten wunderlichen Aufsatz „Ueber unsere Ehe" aussprach. Daß Goethe's Bericht über Lenz im ganzen und großen diesem durchaus nicht unrecht thut, wenn auch einzelnes sich als irrige Auffassung nachweisen läßt, das zeigt uns die vorurtheilslose Vergleichung seiner Briefe an Salzmann, Lavater, Herder, Sarasin u. a., aus welchen sich sein nicht auf Wahrheit, sondern auf leere Gaukelei und das seltsamste Komödienspiel gerichtetes Wesen ergibt.

Alles, was Gruppe zur Verdächtigung der Goethe'schen

Beurtheilung aufbringt, ergibt sich, sieht man genau zu, als völlig haltlos. So findet er es „diplomatisch ausweichend und mit vieler Berechnung gewählt", daß Goethe am Anfang des vierzehnten Buchs von „Wahrheit und Dichtung", wo er der ältern Freunde und jüngern Theilnehmer, die am Erfolg seines „Götz" herzlichsten Antheil nehmen, freundlich gedenkt, eine weitere Entwickelung von Lenz' Lebensgang für die Zukunft in Aussicht stellt, zunächst aber an dasjenige sich halten will, was sich auf jene Zeit bezieht. Und doch ist nichts natürlicher, als daß er hier einer Betrachtung keinen Raum gewährt, die ihn vom gegenwärtigen Zwecke zu weit abführen würde, wobei er zugleich durch die Worte „vielleicht wird es dereinst möglich" darauf hindeutete, daß ihm hierzu augenblicklich die nöthigen Vorarbeiten abgehen. Freilich hätte er bei der Darstellung Friederikens andeuten können, wie Lenz sich später gegen diese gestellt habe, aber mit Recht hielt er es für unpassend, die Erzählung dadurch zu unterbrechen, da er erst im Jahre 1779 davon Kunde erhielt. Ganz irre geht aber Gruppe, wenn er aus den (XXVII, 470 fg.) veröffentlichten Aufzeichnungen über Lenz schließen will, Goethe habe ursprünglich beabsichtigt, eine Darstellung über Lenz in Sesenheim in „Wahrheit und Dichtung" aufzunehmen. Gruppe spricht von einem „vom ehrlichen Ackermann (lies Eckermann) arglos mitgetheilten Goethe-Manuscript"; aber wie konnte ihm entgehen, daß jene Angaben über Lenz gar nicht zusammengehörten, sondern zwei voneinander ganz unabhängige Aufzeichnungen sind, was deutlich genug durch den Abtheilungsstrich bezeichnet wird.

Der erste Theil ist offenbar nichts als ein Entwurf zu dem nicht im vierzehnten, sondern im elften Buche bei der ersten Erwähnung von Lenz über diesen zu Berichtenden. Dagegen haben wir im andern Theile, wie der Anfang „Ich besuchte auf dem Wege" deutlich zeigt, eine Aufzeichnung über seine Reise von 1779 *), vielleicht ursprünglich zu den „Annalen" bestimmt, wo er sie aber nicht einfügte, wie auch manche andere ursprünglich für diese bestimmte Abschnitte im ersten Druck übergangen wurden und erst nach Goethe's Tod Aufnahme fanden. Daß er mit Absicht, gar aus Furcht, der Unwahrheit überwiesen zu werden, diese letztere Erzählung nicht aufgenommen, daran ist nicht im entferntesten zu denken. Wenn Gruppe hier zu zweifeln scheint, obgleich er es anderswo zugibt, daß Lenz „Götter, Helden und Wieland" habe drucken lassen, so wird dies durch eine eigene Aeußerung von Lenz („Aus Herder's Nachlaß", I, 231) erwiesen. Goethe hatte den Druck nicht beabsichtigt; daß aber Lenz ihm damit habe schaden wollen, habe ich selbst längst für einen irrigen Verdacht Goethe's erklärt; nur darin irrte er gewiß nicht, daß Lenz sich bemüht habe, bei Friederiken hinter seine Briefe zu kommen. Lenz war ein solcher Schleicher, wie er ja selbst bekennt, in Strasburg sich die Einsicht der Briefe von Herder's Gattin an eine dortige Freundin verschafft zu haben. Gruppe meint, Goethe's Argwohn gegen Lenz stamme vielleicht schon aus früherer Zeit; dem widerspricht aber die innige Verbindung Goethe's mit ihm bis zum Jahre 1775 *), und daß das, worauf Gruppe hier hinweist, aus der Luft gegriffen sei, ward oben bemerkt. „Vollends verdarb Lenz es mit ihm in Weimar", fährt Gruppe fort; „die sehr verschiedene Ansicht beider von Liebe und Ehe prallte hier hart aufeinander. Bei Lenz hat die Liebe, trotz all ihres Feuers, doch eine wesentliche Beimischung von Religiosität, sie ist ausschließend, rein und fromm."

Das heißt den Thatsachen geradezu Hohn sprechen! Nicht deshalb mußte Lenz von Weimar weg, weil er reinere Ansichten von der Liebe hatte als Goethe, sondern weil er in seiner Tollheit sich die lästerlichsten Reden erlaubt hatte. Wenn die sittenreine Herzogin Luise das mystische Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein nicht so anstößig fand, wie sollte da ein Lenz ein so feines sittliches Gefühl gehabt haben, daß er seinem Aerger darüber Luft machen mußte! Nein, von der Innigkeit der das ganze Gemüth erfüllenden, läuternden und hebenden Liebe hatte dieser jeder tiefen sittlichen Empfindung durchaus ermangelnde Lenz nicht die entfernteste Ahnung, und fast möchten wir es eine Lästerung nennen, ihn darin über Goethe erheben zu wollen. Wie armselig zeigt er sich in der schauspielerischen Liebe zu Friederike, in seiner vorgespiegelten Neigung zu Fräulein von Waldner; man vergleiche dieser Gaukelei gegenüber Goethe's Briefe an Salzmann, an Lotte und Kestner, an Frau von Stein, um den unendlichen Abstand wahren Gefühls von solchen leeren Tiraden zu erkennen! Freilich hielt sich Lenz gern an Frauen, auf die er am leichtesten zu wirken meinte, von der Tochter seiner Wirthin zu Strasburg an bis zu Goethe's Schwester und Sarasin's Gattin, aber von einer innigen Seelenverschmelzung, von einem Aufgehen in einem ihm ganz zugeschaffenen weiblichen Herzen wußte er nichts, alles war bei ihm äußerer Tand.

Gruppe läßt sich durch den Wunsch, nur eine persönliche Erbitterung Goethe's gegen Lenz herauszufinden, zu den nichtigsten Vermuthungen hinreißen. „Goethe war vielleicht gar eifersüchtig auf Lenz", läßt er sich vernehmen, „in Bezug auf Frau von Stein oder eine andere Dame, und seine damalige Flatterhaftigkeit (eines stärkern Ausdrucks bedient sich Herder) **) mochte leicht mit Spott oder ernstem Wort von Lenz, zumal an bedeutender Stelle, erfaßt sein". Wie kommt doch der närrische Lenz, der in Weimar Tag für Tag seinen tollen Streich machte, zu der Ehre eines strengen Moralisten? Dieser „sittliche Ernst" von Lenz ist etwas Nagelneues. Nein, Lenz war

---

*) Nur ganz nebensächlich wird dieser Reise bei einer ganz besondern Veranlassung in „Wahrheit und Dichtung" (XXII, 63) gedacht.

*) In einem Briefe an Jacobi's Gattin, Ende 1773, nennt er ihn einen trefflichen Jungen, den er wie seine Seele liebe.

**) Wir wissen nicht, worauf Gruppe hier deutet, uns ist kein solcher Ausdruck Herder's aus damaliger Zeit bekannt. Wenn Gruppe in einer Anmerkung der „Misels" und des „Miselns" gedenkt, so werden unter diesen nicht kokette Mädchen und das flatterhafte Schönthun bezeichnet, sondern „Misels" ist eine scherzhafte Bezeichnung der Mädchen und „Miseln" deutet auf freundliche Unterhaltung mit den Schönen.

durch seine unbesonnenen Späße der Ehre der Frau von Stein zu nahe getreten, vor seinen Ausgelassenheiten war niemand am Hofe sicher, er wollte nur immer den Narren spielen, wozu der weimarer Hof keineswegs die Stätte bot, und Goethe mochte wol empfinden, daß auch eine Art von Neid auf seine Stellung am Hofe sich bei ihm einmische, wodurch er ihm seine Kreise zu verwirren mehr oder weniger bewußt sich getrieben fühlte. Da sein Verhältniß zum Herzog und zum Hofe, sowie die Leidenschaft zu Frau von Stein ihm Noth genug machten, so mochte er sich nicht mit dem jedes sittlichen Halts entbehrenden Lenz belasten, von dem jeder Tag eine neue „Eselei“ in Aussicht stellte. Darum mußte er weg, und Goethe mochte sich nicht mehr mit ihm bemengen, da jede Verbindung mit ihm gefährlich schien, ja er ließ ihn nicht mehr vor sich. Und daß Lenz sich wirklich schuldig fühlte, ergibt sich nicht allein aus dem Briefe, den er zu Waldbach an Frau von Stein schrieb, sondern auch aus den Worten Schlosser's an Herder aus dem Mai 1778: „Der gute Junge ist äußerst gebeugt über seine Erinnerung seiner weimarer Conduite; er glaubt, daß er viel zu wenig dort und Sie dafür gelitten haben.“

Goethe wollte nichts mehr von Lenz wissen. Am Anfang des Jahres 1777 erwiderte er auf eine Anfrage des leipziger Buchhändlers Reich, wegen Lenz möge er verfahren, als ob er selbst (Goethe) nicht existire; er habe an der ganzen Sache der Herausgabe seiner neuen Stücke keinen Antheil, nehme auch keinen Antheil daran. So vermied er denn auch jede Nennung seines Namens, wozu er auch wenig äußere Veranlassung fand. Die Aufklärungen, die er 1779 zu Sesenheim erhielt, mußten ihn in der Ansicht, die er von seinem Charakter gefaßt, nur bestätigen. Auch die andern Freunde Lenz' erkannten die sittliche Haltlosigkeit des Unglücklichen, dessen geniales Wesen sie so lange verblendet hatte. Lavater zählte ihn 1780 zu den „gespornten Narren“, an die und an deren Buße man nicht glauben dürfe. Nichts ist unbesonnener als der Vorwurf, selbst Goethe, der Lenz vor allen hätte fördern sollen, habe ihn herabgedrückt. Lenz allein hat sein Unglück verschuldet, wenn man nicht seiner Individualität die Hauptschuld beilegen will. Unfähig, sich in die gegebenen Verhältnisse zu fügen und sich eine feste Lebensstellung zu erringen, läßt er sich bestimmen, wider den Willen seines Vaters (mit dem ältern Bruder hatte er sich, wie es scheint, früher überworfen) mit zwei ungebildeten jungen adelichen Herren in die Welt zu gehen, auf deren Kosten er lebt; ohne einen festen Gedanken an seine Zukunft, überläßt er sich seinen genialen Sprüngen, bis er sich gezwungen sieht, durch Privatunterricht sein Leben ärmlich zu fristen, wobei er sich in Schulden stürzt. Noch immer kann er sich nicht zu dem Gedanken erheben, sich zu einer festen Lebensstellung zu befähigen, wenn es auch an phantastischen Plänen nicht fehlt. Er versucht mit den genialen Männern der Zeit anzuknüpfen, die ihm aber nicht helfen können; seine dichterischen Versuche machen zwar Aufsehen, aber stoßen auch zugleich zurück. Da faßt er den Plan auf Weimar, und als auch dieser ihm fehl schlägt, als er von diesem Musenhofe schmählich entlassen ist, treibt es ihn voll ängstlicher Unruhe von einem Orte zum andern, endlich zu Friederike, wo er, empfindlich zurückgewiesen, den ersten Anfall des Wahnsinns erleidet. Daß Goethe in seinem „Tasso“ an Lenz gedacht habe, scheint uns ganz unglaublich; wie dieser sich aus seiner Seele herausgebildet, liegt uns deutlich vor. Die Umarmungsscene und die Verbannung nahm Goethe aus seiner Quelle, und sein Tasso ist von dem tollen, intriguanten Lenz himmelweit verschieden.

Auch in Bezug auf die Stellung, welche Gruppe schließlich Lenz in der Literatur anweist, können wir nicht mit ihm einverstanden sein. Wenn er meint, bei der Vergleichung mit Goethe käme letzterer nur so weit in Betracht, wie er im Jahre 1777 entwickelt gewesen, also nur in seinem „Götz“, „Werther“, „Clavigo“, „Stella“, „Claudine“, so übersieht er, daß Goethe schon seinen „Prometheus“ und die meisten und kräftigsten Scenen des ersten „Faust“, auch den größten Theil des „Egmont“ gedichtet, was freilich Gruppe der Mehrheit zuwider in Abrede stellt, daneben auch zu einer festen Stellung sich nicht ohne Widerstreben seiner leidenschaftlichen Natur zurecht gefunden hatte. Das Günstige, was Gruppe von der Anlage und dem Baue, von der strengen Schule und künstlerischen Ausbildung der Lenz'schen Dramen behauptet, scheint uns auf Vorurtheil zu beruhen. Ein höheres Aufsteigen war für Lenz unmöglich, und sein Ringen nach einer höhern Sphäre wird ebenso wenig durch das dafür Beigebrachte erwiesen, als es eine übermächtige Leidenschaft war, die ihn auf seiner Dichterlaufbahn auf eine eigenthümliche Weise hemmte. Wenn Gruppe meint, man müsse, um Goethe's und Lenz' Arbeiten miteinander zu vergleichen, erstere nach ihrer ersten Gestalt betrachten, nicht in der spätern überarbeiteten Form, so hat der Ausdruck in „Götz“ und „Werther“ doch nur sehr unwesentliche Aenderungen erfahren, und in „Prometheus“ und in den urkräftigen, unvergleichlichen Scenen des „Faust“ ist fast gar nichts geändert. Am wenigsten können wir uns mit dem begeisterten Preise der Liebeslieder von Lenz einverstanden erklären. „Die Idealität seiner Liebe“, hören wir hier, „stellt ihn in nächste Nähe von Petrarca, den er aber an Tiefe und Innigkeit, an Leidenschaft, an Wärme und Phantasie weit überragt. Lenz hat der deutschen Art zu lieben einen reinen und mächtigen Ausdruck gegeben, Ernst, Hoheit, Ewigkeit ist in seiner Liebe; selbst bei starker Sinnlichkeit und voller Blutwärme, von der sie ausgeht, liegt ihr sinnliche Genußsucht fern, noch mehr aber Flatterhaftigkeit, Eitelkeit.“ Gestehen wir auch Lenz Schwung, Feuer und schwärmende Einbildungskraft zu, so fehlt doch auch seinen besten Liebesliedern Gemüth und Seele, und was Gruppe von der Sittlichkeit seiner Liebe rühmt, scheint uns ebenso völlig haltlos, als wenn seinen dramatischen Stücken im Gegensatz zu Goethe Strenge der sittlichen Auffassung beigelegt wird. Wer wie Lenz eigentlich sittlichen Gefühls ermangelt, sich höchstens in eine ähnliche Stimmung hineinversetzen kann,

aus dessen Dichtungen wird uns nie der edle Hauch reiner, nicht prunkvoll sich geberdender Sittlichkeit anwehen.

Auch in den folgenden Bemerkungen über den Einfluß Lenz' auf die Entwickung des deutschen Dramas und gar auf die Richtung der Schauspielkunst erkennen wir mehr die Vorliebe Gruppe's für seinen Schützling als eine in der geschichtlichen Wahrheit begründete Darstellung. Lenz ist nicht das Vorbild der Klinger und Wagner gewesen, sondern er steht mit ihnen auf demselben Boden; es drängte ihn wie sie zu etwas Ungeheuerlichem, und wenn er etwas vor ihnen voraushat, so ist es nicht lebendiger Kunstsinn, sondern die reiche Fülle gestaltender Einbildungskraft. War auch der „Hofmeister" Schröder's Lieblingsstück, so hat er doch nicht im entferntesten der Schauspielkunst eine andere Richtung gegeben, wie es Lessing's Stücke und Goethe's „Götz" gethan haben.

Zum Schlusse kommt Gruppe nochmals auf Lenz' Charakter zurück, den er wiederholt gegen den Vorwurf berechnender Bosheit, bewußter, absichtlicher Verstellung in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Seiner Behauptung, Goethe's Anklage finde in den Documenten und Werken keine Unterstützung, müssen wir gerade die umgekehrte entgegensetzen, daß Lenz in den Briefen an seine Freunde und in sonstigen Berichten sich als eine wahre Komödiantennatur erweist, völlig gleich dem von Goethe treffend entworfenen Bilde. Man lese nur Lenz' Briefe nach der Zeitfolge, und man muß erstaunen, wie dieser jeden seiner Freunde durch eine andere Vorspiegelung in Spannung zu halten sucht. Gruppe hat auf seinem panegyristischen Standpunkte dies gerade vermieden, wie er auch sonst einzelnes Lenz Ungünstige, obgleich es ihm bekannt war, wie z. B. die von mir („Aus Herder's Nachlaß", I, 217 fg.) beigebrachte Erzählung Lavater's, übergangen hat. Eine ins einzelnste gehende Schilderung von Lenz, welche dem thatsächlichen Bestande gerecht wird, halten wir für eine dankenswerthe Arbeit, doch dürfte eine solche erst dann zu unternehmen sein, wenn die aus Tieck's Nachlaß in die Hände von Rudolf Köpke übergegangenen Papiere von Lenz, soweit sie der Erhaltung werth sind, zur Veröffentlichung gekommen sein werden. Möge dies bald geschehen! Es ist Zeit (und wir wünschen es auch im Interesse Goethe's), daß endlich über Lenz die ganze Wahrheit, soweit es möglich, zu Tage trete; nur in ihrem Interesse und zur Wahrung gründlicher Forschung haben wir unser Urtheil über die Schrift des geistvollen Verfassers frei und offen sagen zu müssen geglaubt. Die von ihm in Aussicht gestellte größere Arbeit über Goethe wird uns willkommen sein, wenn sie auf umfassendster Kenntniß des Thatsächlichen und des bisher Erforschten beruht, die wir dem vorliegenden Buche nicht nachrühmen konnten. *) Heinrich Düntzer.

*) Wir glauben doch, daß vom pathologischen Standpunkt Reinhold Lenz einiges Mitgefühl verdient; es ist schwer zu sagen, in welchem Augenblick eigentlich die Zerrüttung und Verdüsterung seines Geistes ihren Anfang genommen habe. D. Red.

Romane und Novellen.

1. 1830. Roman und Geschichte von Lucian Herbert. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn der Ausspruch des großen Schlosser: daß man die Geschichte eines Volks aus seinen Romanen schreiben könne, seine Richtigkeit hat, so beweisen die sich in der Neuzeit immer mehr häufenden geschichtlichen Romane, daß das deutsche Volk endlich zu einem politischen Bewußtsein erwacht ist. Wir können uns nur über solche Erscheinungen auf dem literarischen Gebiete freuen und heißen jedes gute politische Gedicht, jeden guten historisch-politischen Roman, der neben der Unterhaltung zugleich den Zweck der Belehrung hat, willkommen.

Dieser vorliegende Roman „1830" schildert uns in einer meist edel gehaltenen, prägnanten und dabei lebendigen Sprache die politische Gärung vor dem Ausbruch der Staatsumwälzungen des genannten Jahres in den verschiedenen Ländern Europas. Der erste Band umfaßt die Vorfälle in Konstantinopel, Griechenland, Portugal, England, und macht den Leser mit der Gewitterschwüle und den einzelnen Blitzen vor dem Ausbruche des erschütternden Sturms in Paris bekannt. Der zweite Band handelt ausschließlich von der pariser Revolution und schildert uns in einem allerdings etwas locker mit dem eigentlichen Romane in Verbindung stehenden „Epilog" die brüsseler und braunschweiger Staatsumwälzung.

Der Verfasser ist vollkommen Meister seines Stoffs und weiß mit großer Geschicklichkeit die Vorfälle an den Höfen und in den Cabineten mit denen da draußen auf den Gassen zu verbinden; doch es war von vornherein äußerst schwierig, und fast möchten wir behaupten, unmöglich, einen aus den verschiedensten europäischen Nationen zusammengesuchten, wenn auch ähnlichen Stoff zu einem einheitlichen, harmonischen Ganzen zu verbinden. Ein Roman im strengen Sinne des Worts konnte aus derartigen nur mit großer Mühe künstlich zusammengereihten Thatsachen nicht erwachsen, deshalb suchte der Verfasser, weil er dies fühlte, nach einem einheitlichen, durch das Ganze sich hindurchziehenden Fictum und gab dann dem Werke den Doppeltitel: Roman und Geschichte. Wir würden das Wort Geschichte indessen vorangestellt haben, weil das Factum doch den Kern des Werks bildet, und das Fictum, obschon hin und wieder weit ausgesponnen, nur untergeordneter Art ist. Die Fabel ist zu untergeordnet und winzig, als daß Ereignisse von so großartiger Natur ihr als passende Folio dienen könnten; die größere Theilnahme des Lesers wird ohne Frage von dem Geschichtlichen in Anspruch genommen.

Die Haupthelden der sich durch den Roman ziehenden Fabel sind ein Portugiese, Namen Gomez d'Orvieto mit seiner Geliebten Manuela, und Garibaldi, welcher letzterer, natürlich noch als ganz junger Mann, seltsamerweise in allen oben bezeichneten Ländern als ein Deus ex machina und immer dann erscheint, wenn die Revolutionen ihrem Ausbruche nahe sind. Diese verschiedenen Aufstände bilden gewissermaßen seine Schule, in der er die Ideen der Völkerfreiheit in sich aufnimmt und im zufälligen Zusammentreffen mit verschiedenen Häuptern der Revolution zu seinen spätern Kämpfen für die heilige Sache der Völker sich vorbereitet. Die Portugiesin Manuela, deren Vater mit 200 andern Verurtheilten durch den Machtspruch des heillosen Königs nach Ostindien verbannt wird, folgt, da sie sich in Lissabon nun vereinsamt und unsicher fühlt, ihrem Geliebten Gomez nach London, wo derselbe bereits seit einiger Zeit weilt. Kurz vor ihrer Abreise lernt sie Garibaldi kennen, der ihr dann auch in London behülflich ist, den Geliebten wieder zu suchen. Gomez hat aber mittlerweile seine Manuela vergessen; eine Liebschaft zu einer ihm noch unbekannten Schönen, der Gemahlin des Lord Ellenborough, hat sein Herz in neue Fesseln geschlagen. Er erschrickt, als Garibaldi, der ihn nach langem Suchen endlich auffindet, ihm von der Anwesenheit Manuela's in London, von ihrer Liebe und Bekümmerniß um ihn Mittheilung macht

Er ist in Verzweiflung über seine kritische Lage, will aber doch von Manuela nichts mehr wissen, weil die Lady ihn mehr reizt. Er hat sich in diese Engländerin, welche dreimal in jeder Woche dem Fürsten Schwarzenberg in der Regentstraße heimliche Besuche abstattet, auf einem solchen Gange verliebt, und als er eines Tags ihre Rückkehr an der Ecke der benannten Straße abwartet, wird er durch die zufällige Unterhaltung mit einem ihm unbekannten Manne — es war unglücklicherweise der Gemahl der Lady — die Veranlassung der Entdeckung ihrer Treulosigkeit. Lord Ellenborough läßt sich durch einen Ausspruch des Hauses der Lords, wo unter anderm auch Gomez als Zeuge verhört wird, öffentlich von seiner Gemahlin scheiden. Diese siedelt nach Paris über, Gomez, der jetzt mehr Aussicht hat, durch ihre Gegenliebe beglückt zu werden, folgt ihr dahin. Auch Garibaldi, um bei dem bevorstehenden Ausbruche der Revolution in Paris nicht zu fehlen, läßt sich mit Manuela, für die er nach und nach in Liebe entbrennt, daselbst nieder. Der leichtsinnige Portugiese, dessen Existenzmittel längst nicht mehr ausreichend sind, sucht sich dieselben durch das Spiel zu verschaffen und lernt an dem Spieltische den jugendlichen Herzog Karl von Braunschweig kennen, den er eines Abends gegen Beleidiger in Schutz zu nehmen aus selbstsüchtigen Zwecken Gelegenheit nimmt und von der Zeit ab sich an dessen Fersen kettet und ein gewisses freundschaftliches Verhältniß mit ihm unterhält. Nach dem Ausbruch der Julirevolution sieht der Herzog sich genöthigt, nach Braunschweig zurückzukehren. Die Thore von Paris sind aber gesperrt und er muß auf heimliche Weise aus der Stadt zu entkommen suchen. Der Verfasser erzählt:

„Gomez erbot sich, dem Herzog bei der Flucht behülflich zu sein und dieser nahm das willkommene Anerbieten an. Er überließ es seinem Adjutanten, seine Angelegenheiten in Paris wahrzunehmen und machte sich mit Gomez auf den Weg. Es war Mitternacht, als die beiden Männer das Hotel verließen, um zuerst einige Versuche zu machen, Paris durch eine der vielen Barrièren zu verlassen. Aber die Ausgänge waren insgesammt besetzt, und niemand, der sich nicht gehörig auszuweisen vermochte, durfte passiren. In steigender Rathlosigkeit wanderten die beiden von Barrière zu Barrière. Der Herzog hatte seinen Rock ausgezogen und über die Schulter geschlagen. So kamen sie gegen 3 Uhr früh in die Gegend der Brücke von Grenelle. Der Portugiese gewahrte, daß Paris von dieser Seite nur durch eine einfache Mauer von dem flachen Lande getrennt war. Er machte seinen Begleiter auf diese Entdeckung aufmerksam und veranlaßte ihn, längs der Mauer hinzuschleichen. «Vielleicht können wir die Mauer, von der Dunkelheit begünstigt, an irgendeiner Stelle unbemerkt übersetzen!» flüsterte der Portugiese, einen Gefährten mit sich fortziehend. «Wir haben die höchste Zeit!» bemerkte der Herzog; «es beginnt bereits zu dämmern.» Jetzt faßte der Portugiese seinen Begleiter bei der Hand. Er hatte eine Bresche in der Mauer entdeckt, auf welche er den Herzog aufmerksam machte. Es war die Stelle, welche die Weinpascher zu benutzen pflegten, um ihre Waare unverzollt nach Paris zu schmuggeln. «Hier kommen wir hinaus!» flüsterte Gomez. «Schwingen Sie sich in die Höhe, ich werde Ihnen helfen den Rückzug decken und dann selbst folgen!» Der Herzog that, was ihm der Portugiese rieth, aber er war kaum auf der Höhe der Mauer, als er einen gellenden Schrei ausstieß. Er hatte den Kopf eines Menschen erfaßt, welcher die Mauer von der andern Seite zu erklettern schien. «Himmel! was haben Sie?» rief der Portugiese; «Ihr Schreien muß uns verrathen!» — «Wir sind schon verrathen!» schrie der Herzog, welcher den Mann, auf den er gestoßen war, für einen Angreifer hielt. — «Von mir haben Sie nichts zu besorgen!» ließ sich eine unbekannte Stimme vernehmen. «Wenn Sie Paris auf diesem Wege verlassen wollen, habe ich nichts dagegen, und ich erwarte auch von Ihnen, daß Sie mich nicht hindern werden, meinen Einzug in Paris zu halten!» Das Misverständniß begann sich aufzuklären, man grüßte sich und lachte und der Herzog war eben im Begriff, sich über die Mauer hinabzuschwingen, als sich starke Schritte näherten. Der lebhafte Wortwechsel hatte eine Schleichpatrouille herbeigelockt, welche die Mission hatte, jede Communication über die schadhafte Mauer hinweg zu verhüten. «Beeilen Sie sich!» rief der Portugiese dem Herzog zu, «jetzt scheinen wir ernstlich bedroht.» Die Schritte kamen näher, Rufe ertönten, Säbel klirrten, aber der Herzog war schon über die Mauer gekommen. Der Portugiese wollte ihm folgen, aber er hatte es schwerer als sein Vorgänger, weil ihn niemand unterstützte. Er erschöpfte sich noch in Anstrengungen, die Höhe der Mauerbresche zu gewinnen, als das «Halt! oder wir hauen ein!» der Patrouille in sein Ohr gellte. Der Portugiese machte einen verzweifelten Satz, um die Mauer zu erklimmen, da traf ihn ein Säbelhieb und noch einer und abermals einer und in der nächsten Secunde kollerte ein schwer Verwundeter von der Mauer herab. «Was hat es hier gegeben?» fragte der Führer der Patrouille den Mann, welcher vor einer Minute die Mauer von außen erklettert hatte. «Ich weiß nicht!» entgegnete dieser. «Dieser Mann wollte, wie es schien, an dieser Stelle aus Paris flüchten. Doch das haben Sie so gut wie ich gesehen!» — «Sie sind aber mit dabei gewesen!» rief der Patrouillenführer barsch. «Ich verhafte Sie!» — «Sie irren, ich komme von Saint-Cloud und bin der Herzog von Mortemart, der neue Premier!» — «Das klingt sehr unwahrscheinlich! Wird sich ein Premier über eine Mauer nach Paris schleichen?» — «Wenn er nicht durch die Barrière kann; allerdings!» erwiderte Mortemart kaltblütig. «Hier ist übrigens meine Legitimation, hier die Unterschrift des Königs, welcher die Ordonnanzen widerrufen und Polignac entlassen hat!» Die Bürger prüften das Document und verschafften sich bald die Ueberzeugung, daß es echt sei. «Es lebe der König, welcher capitulirt!» rief ein Bürger gutmüthig. «Sprechen Sie uns nicht mehr von Karl X., oder wir lassen Sie über die Klinge springen!» rief ein anderer. — «Ich glaube, wir werden die Sache hier nicht entscheiden!» sagte Mortemart ruhig. «Wenn Sie der Sache der Ordnung einen Dienst erweisen wollen, so geben Sie mir eine Patrouille als Bedeckung mit, welche mich in die Bureaux des Moniteur geleiten soll!» Die Billigkeit der Forderung leuchtete den Bürgern ein. — «Aber was machen wir mit dem da?» rief einer derselben, auf den auf der Erde liegenden Portugiesen zeigend. — «Ist er todt?» forschte ein anderer, sich zu dem leblos Hingestreckten niederbeugend. Die anbrechende Dämmerung begünstigte die Untersuchung. — «Er lebt!» entschied ein dritter. «Aber er dürfte es nicht lange machen! Er hat zwei tiefe, klaffende Wunden über den Hinterkopf weg!» — «Schaffen Sie ihn in ein Spital!» rieth Mortemart. Der Rath wurde befolgt, der halbtodte Portugiese in das Hotel-Dieu geschafft, der neue Premier nach Paris geleitet. Aber in den Bureaux des Moniteur kannte man ihn nicht und wollte die neuen Ordonnanzen nicht drucken. Man schickte ihn zu der provisorischen Regierung, zu der Deputirtenkammer, um ihn an beiden Orten den Bescheid sich holen zu lassen, er möge seine Ordonnanzen wieder nach Saint-Cloud zurücktragen, man kenne keinen Karl X. mehr.“

Gomez wird nach dem Spital geschafft, wo er bald darauf sein Leben aushaucht, und zwar an der Seite Manuela's, die durch die Aufregung der letzten Wochen und Tage und besonders durch ihre den auf den Barrikaden Verwundeten ertheilte Hülfsleistung fieberkrank geworden ist und gleichfalls daselbst einen Platz gefunden hat. Erst der Tod vereinigt sie wieder. Garibaldi, der auf den Gang der politischen Ereignisse bislang noch keinen Einfluß ausüben konnte und in dieser Hinsicht gleichsam noch ein Lernender, sich von den Ereignissen führen ließ, verliert sich in den Wogen der pariser Julirevolution, und es bleibt den Lesern überlassen — wollen sie anders ihn als den Helden des Romans betrachten — seine zukünftigen Thaten im Geiste vorwegzunehmen und sein Charakterbild zu vervollständigen. Er ist in diesem Romane als ein liebenswürdiger Jüngling geschildert, der stets zu helfen bereit und geneigt ist, die revolutionären Ideen in sich aufzunehmen. Bei den übrigen Personen, die mehr oder weniger nur flüchtige Erscheinungen

sind, tritt die Eigenthümlichkeit des Charakters nur wenig hervor. Der Herzog Karl von Braunschweig ist geschichtlich treu und mit geschickter Hand gezeichnet.

Als Kunstwerk betrachtet steht „1830“ nicht so hoch als Rellstab's bekannter Roman „1812“, wo sich die geschichtlichen Thatsachen mit der eingelegten Fabel vollständig verschwistern.

2. Abendstunden. Novellen und Erzählungen von Heinrich Hensler. Drei Bände. Leipzig, Schrag. 1861. 8. 3 Thlr.

„Ein Kind der Sünde“ ist eine etwas ins Breite getretene und durch die verwandtschaftlichen Verhältnisse verwickelte Familien- und Intriguengeschichte, welche auf einem adelichen Gute und dessen Umgegend spielt. Der Graf von Kausberg hatte den französischen Fahnen nach der Pyrenäischen Halbinsel folgen müssen. Leider war er gezwungen, seine heißgeliebte Gattin, mit der er erst zwei Jahre vermählt war und die ihm wenige Monate vor seiner Abreise mit dem ersten Kinde beschenkt hatte, daheimzulassen. Schlimme Nachrichten, die er in Spanien durch dritte Personen über seine Gattin erhalten, bestimmen ihn, plötzlich in die Heimat zurückzukehren. Sein erster Weg ist zu seinem Förster, der ihn in dem Argwohne gegen seine Gemahlin bestärkt. Ein junger Mann nämlich hat sich in nächtlichen Stunden heimlich ins Schloß geschlichen, mit seiner Gattin verkehrt und dann stets noch vor Sonnenaufgang das Schloß wieder verlassen. Außerdem wußte der Graf bereits, und es wird ihm aufs neue durch den Förster bestätigt, daß sich im Schlosse außer seiner eigenen Tochter ein anderes etwa zwei Monat altes Kind weiblichen Geschlechts befindet. Wüthend dringt er ins Schloß und ins Schlafgemach seiner Frau. Diese sowol wie ihre Kammerfrau fahren erschrocken aus dem Schlafe. Den blitzenden Dolch in der Hand ruft er: „Bist du bereit, vor deinen Richter in die Ewigkeit zu treten, Treulose?“ Der Graf läßt ihr nicht so viel Zeit, sich zu rechtfertigen, er erdolcht sie und ergreift die Flucht. Dieses zwei Monate alte Kind ist nun das „Kind der Sünde“, und hat als solches allerlei Widerwärtigkeiten. Gerade in dem Augenblick, als sie wegen ihres Vermögens von ihrem Oheim, der sie erzogen, zu einer Heirath mit dessen Sohne gezwungen werden soll, wird durch das zufällige Auffinden einer Tante und durch die Vermittelung eines alten Weibes, welches in ihrer Jugend als Magd in dem Kausberg'schen Schlosse gedient hat und von den dortigen Verhältnissen genau unterrichtet ist, die Entdeckung gemacht und durch schriftliche Beweise festgestellt, daß sie nicht die Tochter der ermordeten Gräfin, sondern die ihrer Schwester ist, welche mit dem Freiherrn von Dienstorff heimlich vermählt war und bei der ermordeten Schwester ihre Niederkunft in der Stille abwartete. Der nächtliche Besucher war also kein anderer als Dienstorff gewesen. Mathilde verdankt also ihr Dasein einem durchaus rechtmäßigen Verhältniß. Der Oheim, welcher allerlei Ränke geschmiedet, selbst Briefe von Mathilde unterschlagen und andere dafür eingeschoben hatte, um Mathilde's Neigung für seinen Sohn zu gewinnen, sieht sich entlarvt und steht nun von allem fernern Zwange ab. Mathilde liebte längst einen jungen Edelmann, der, wäre sie wirklich das „Kind der Sünde“ gewesen, sie nicht hätte ehelichen dürfen, weil er als Erbe eines bedeutenden Fideicommißvermögens nachweisen muß, daß seine Frau einen unbefleckten Stammbaum von mindestens 16 Ahnen besitzt.

„Nur ein Schneider“ ist der Titel eines recht hübschen, biographischen Bildes eines jungen Menschen, dem schon von seinem Vater, einem Leinweber, ein unvertilgbarer Widerwille gegen die löbliche Schneiderzunft eingeimpft worden ist, und der nach dem Tode desselben durch seinen Vormund zu einem pietistischen, heuchlerischen Schneidermeister in die Lehre gegeben wird. Fluchtversuche und alle möglichen Bemühungen, nach Abschluß seiner Lehrzeit, sich dem ihm in tiefster Seele verhaßten Handwerke zu entziehen, sind vergeblich. Wider Willen wird er in den verschiedensten Lagen des Lebens, selbst als Gärtner und als Soldat wieder auf den Schneidertisch zurückgebracht. Er will in seiner Verzweiflung nach Amerika auswandern, aber die Liebe zu einer Schneidertochter, die er früher schon als Gärtner kennen gelernt, von der er aber nicht wußte, daß sie die Tochter eines Schneiders sei, und von der er durch die Ränke eines Nebenbuhlers getrennt worden war, führt ihn endlich wieder zur Nadel zurück; diesmal aber freiwillig und für immer. Er heirathet seine Friederika und legt mit deren Bruder, welcher auch ein Schneider ist, ein großes, gemeinschaftliches Geschäft an.

Die einfache Natürlichkeit und der liebenswürdige Humor, mit welchen diese kleine Erzählung geschrieben ist, fesselt die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Schluß und wir räumen ihr als Kunstwerk einen höhern Rang ein als manchem vielbändigen breitgetretenen Romane.

In „Berko, geschichtliche Erzählung aus dem Polenkriege“, lesen wir, wie Berko, ein polnischer Jude, der durch eine unglückliche Liebschaft mit einer Christin, die nur Liebe für ihn geheuchelt, und nach einer ebenso unglücklichen Ehe mit einer Glaubensgenossin sein Vaterland verläßt, Deutschland und Frankreich bereist, am Ende des vorigen Jahrhunderts, als der große Freiheitskampf der Polen gegen die Russen beginnt, in sein Vaterland zurückkehrt. Er trifft mit dem aus Amerika heimgekehrten Kosciuszko zusammen, zeichnet sich durch große Tapferkeit aus und wird ungeachtet des Neides und der Eifersucht polnischer Junker der Liebling des Generalmajors und als solcher zum Oberst befördert. Der Fluch seines Volks, seine getäuschten Hoffnungen in der Liebe, sowie auch seine Dankbarkeit für Polen, welches die Juden einst so gastfrei aufgenommen, treibt ihn in Kampf und Tod. Obgleich in der Schlacht bei Maciejowice neben dem vom Pferde sinkenden, blutenden Kosciuszko verwundet, kämpft er später noch fort und fällt bei der Vertheidigung seiner Vaterstadt Kock im Kampfe gegen die Oesterreicher. Juden und Katholiken stritten sich um seinen Leichnam, bis man die Uebereinkunft traf, ihm zwischen dem katholischen und jüdischen Kirchhofe ein abgesondertes Grab zu geben. „Es ist wol der einzige Ort auf der weiten Erde, wo Katholiken und Juden gemeinsame Gebete an den Ewigen richten.“

Die historische Novelle aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs: „Kampf und Sieg“ könnte, die hin und wieder vorkommenden „historischen“ Thatsachen abgerechnet, ebenso gut im Siebenjährigen oder in dem Befreiungskriege als in dem Dreißigjährigen Kriege spielen. Die Sprache ist gleichfalls ganz modern; es fehlen ihr sowol wie den auftretenden Personen die charakteristischen Merkmale jener Zeit, wodurch sich die von allen Gebildeten so günstig aufgenommenen Novellen von Karl Seifart („Lust, Leiden, Liebe und Leben“) so sehr auszeichnen. Für das größere Publikum freilich wird dieser „Kampf und Sieg“ vielleicht recht anziehend sein, besonders wegen der darin vorkommenden blutigen Kämpfe. Was die Art und Weise der Erzählung anbetrifft, so ist diese zuweilen etwas tautologisch breit, wie z. B. in folgendem Satze: „Wenn eure nassen Kleidungsstücke gefrieren, was bei dieser fürchterlichen Kälte gar leicht möglich ist, so können eure Füße erfrieren, und das würde euch natürlich den größten Nachtheil bringen.“

Die Erzählung „Der Erbe“ müssen wir ungeachtet einiger recht drastischen Schilderungen als mislungen bezeichnen, weil sich der Schluß derselben im Sande verläuft. Eugen, der Held der Novelle, glaubt endlich am Ziele seiner Irrfahrten, seiner Mühen, Sorgen und Kämpfe angelangt und seinen Vater gefunden zu haben, da springt dieser entsetzt auf und stößt ihn mit den Worten von sich: „Was sehe ich! das ist mein Sohn nicht!“ Eugen ist nun so klug als vorhin, der gehoffte Adel und Reichthum seines Vaters werden ihm nun nicht zu Theil und sein rechter Vater bleibt für ihn ewig verloren, sowie der wirkliche Sohn für den Prior verloren bleibt. Daß der Prior, sein vermeintlicher Vater, ihn adoptirt und durch seinen Einfluß ihm zum Besitz der geliebten Rosetta verhilft, ist nur ein halber und rein zufälliger Ersatz für seine vielen Bemühungen und seine große Liebe für den unbekannten Vater. Eugen ist ein Saul, der auszieht, um seinen Vater zu suchen, aber statt seiner eine Frau findet.

Die Erzählung „Thonecker Ried“ stellt sich durch die gelungene Bearbeitung eines glücklichen Stoffs, dem als Grundlage eine kleine historische Thatsache: die Vertheidigung der Klause und Schanze, welche den Predilpaß beschützten, und ihre Einnahme durch den Verrath eines Fuhrmanns, dient, der oben angeführten Novelle „Nur ein Schneider“ würdig zur Seite. Der Fuhrmann Seppel, welchen seine Leidenschaft für Sabine, eine arme Pachterstochter in Thonecker Ried, zum Mordbrenner und Landesverräther macht, sieht sich fast am Ziel seiner Wünsche. Da er durch ein Darlehn von 3000 Gulden, den von den Franzosen erhaltenen Lohn für seinen Landesverrath, dem durch den Brand gänzlich in Armuth gerathenen Pachter wieder aufhilft und dadurch der Erretter der Familie wird, ist Sabine bereit, ungeachtet ihrer steten Abneigung gegen ihn, ihm ihre Hand zum Ehebunde zu bieten. Da tritt das Schicksal in Gestalt der irdischen Gerechtigkeit intervenirend dazwischen. Kurz vor der Hochzeit wird er gefangen genommen und in Untersuchung gezogen, aber wegen nicht ausreichender Indicien wieder in Freiheit gesetzt. Fast gleichzeitig mit ihm erscheint nun in der Familie des Pachters Heinrich Geyer, der todtgeglaubte Geliebte Sabinens, welcher glücklicherweise kurz vor der Erstürmung der Predilklause seinen Abschied genommen, seine Vermögensverhältnisse geregelt hat und mit hinreichendem Vermögen nun offen um die Hand der Geliebten anhält, die er früher, als er in einem Dorfe unweit Thonecker Ried im Quartier gelegen, kennen gelernt hatte. Der Fuhrmann glaubte ihn gleichfalls unter den Todten in der Schanze, welche er theils aus Gewinnsucht, theils um seinen verhaßten Nebenbuhler aus der Welt zu schaffen, ein zweiter Ephialtes, den Feinden verrathen hatte. Von Gewissensbissen, Verzweiflung und Furcht vor einer Wiederaufnahme der Untersuchung getrieben, eilt er waldeinwärts und wird zum Selbstmörder. Heinrich und die glückliche Sabine halten Hochzeit.

„Evremont oder doppelte Strafe“ ist eine kleine Humoreske, die, obgleich nur von sehr geringem poetischen Werthe, doch ein müßiges Stündchen angenehm ausfüllt. Ein wohlhabender Schmarotzer, Namens Evremont, wird von seinen Freunden auf die Probe gestellt. Der Graf Serrurier theilt ihm eines Tags mit, daß ihr gemeinsamer Freund Saintclair, der sich immer durch seine lucullischen Gastmähler ausgezeichnet, plötzlich durch verschiedene große Unglücksfälle zum armen Manne geworden sei. Der Schreck Evremont's ist groß und wird noch größer, als Saintclair ihn um ein nicht unbedeutendes Darlehen bittet, um seinen Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen. Evremont bedauert ihn, erklärt sich aber außer Stande, ihm helfen zu können, weil er selbst über kein Vermögen zu gebieten habe. Unter einem Schwall von Entschuldigungen eilt er davon. Seine Freunde haben sich also nicht in ihm getäuscht, und Saintclair sinnt auf Rache. Diese besteht darin, daß Evremont etliche mal auf eine so eclatante Weise angeführt wird, daß die Freunde auf immer von ihm befreit werden.

3. Marie oder durch Leiden zu Freuden. Eine hamburger Stadtgeschichte, dem deutschen Volke jeglichen Standes erzählt von Ernst Haltaus. Leipzig, Violet. 1860. 8. 25 Ngr.

Marie, ein armes aber rechtliches und gottesfürchtiges Mädchen, das sich durch Näharbeiten ernährt, kommt, weil der Schein gegen sie ist, in den Verdacht, vor den Thoren der Stadt in einem Strauchwerke ein Kind ausgesetzt und einen Diebstahl begangen zu haben. Von Polizeibeamten ergriffen, muß sie ins Gefängniß wandern. Eine mütterliche Freundin, Frau Elsbeth, wird beim Bürgermeister ihr Anwalt und erwirkt ihre Freiheit. Dies der Inhalt einer mit Bibelstellen gespickten Erzählung, die sich durch 12 Kapitel zieht. Die andere Hälfte des Romans, dessen Tendenz überhaupt die Förderung des Missionswesens zu sein scheint, spielt am Cap der guten Hoffnung, an der Sklavenküste, auf Schiffen und transatlantischen Inseln, ist gleichfalls mit Kernsprüchen aus der Bibel, die hauptsächlich einem alten frommen Matrosen in den Mund gelegt werden, geziert, und kann als eine Art Robinsonade angesehen werden.

Bernhard, der Sohn einer wohlhabenden Senatorin, wird aus Neigung, ungeachtet der Gegenreden seiner Mutter, ein Seemann. Mit seinem Freunde Franz, an den ihn ein böser Dämon gekettet zu haben scheint, einem Schwestermörder, den das böse Gewissen und Furcht vor Entdeckung in die Ferne treibt, tritt er seine Seereise an, die mit Stürmen und anderer Noth verbunden ist. Franz wird ein Sklavenhändler und setzt sein teuflisches Leben zum Schaden seiner Mitmenschen fort. Von seinen Ränken hat besonders Marie, die mit ihrem Vater gleichfalls ausgewandert und mit Franz zuerst wieder auf einem Schiffe zusammentrifft, viel zu leiden, und um so mehr, da sie früher seinen Bewerbungen Trotz und Hohn entgegengesetzt hat. Erst spät erntet er den verdienten Lohn seiner Bubenstücke, als er nämlich seinen alten hamburger Bekannten Bernhard, Marie und deren Vater, welche sich auf einer idyllischen, nunmehr aber verschwundenen Insel Hütten gebaut und heimisch niedergelassen haben, nach dem Leben trachtet. Im Begriff, seinem ehemaligen Freunde Bernhard aus Eifersucht einen Dolchstoß zu versetzen, stößt er im Fallen die Schneide durch sein eigenes Herz. Natürlich darf auch Robinson's Freitag, ein der Sklaverei entflohener und von dem frommen Bernhard zum Christen bekehrter junger Neger auf der Insel nicht fehlen. Nach dem Tode des Störenfrieds Franz schlingt die Liebe ihr schönes Band um den Sohn der reichen Senatorin und die arme Marie, wiewol sie anfangs sehr spröde thut und als zu gering für ihn seine Bewerbung von sich weist. Hier eine amusante Stilprobe:

„Der Jüngling besingt das Lob seiner Herzenserwählten, besingt ihre Demuth, die dem duftigen Veilchen gleiche in der dunkeln Waldestrift; besingt ihre Innigkeit, die in der Stille glühe, wie der strahlende Karfunkel in dem Schose der Erde; besingt ihre Züchtigkeit, die so rein wäre wie des Berges klare Krystallquelle, welche heimlich und leise unter dem Schutze holder Blumen dahinriesele; besingt ihre Frömmigkeit, die sich wie die friedlichen Sterne, welche nie in des Tages Helle den Menschen sich zeigen, in die Verborgenheit zurückzöge, die aber das Angesicht mit dem Schimmer des Friedens verkläre. Jetzt wird die Stimme des Sängers zitternd, jetzt kann sie vor Bewegung des Herzens nicht mehr reden, nun schweigt sie gänzlich.“

Wir erfahren hier auch die Neuigkeit, daß die Vögel in den Tropenländern singen. Wenn sie aber Bernhard's Stimme hören, dann vergessen sie Essen und Trinken, dann „lassen sie den Schall ihres Abendliedes schweigen, und nähern sich schüchtern einige Schritte, um sich an dem nie gehörten Gesange zu erfreuen“.

Endlich löst sich noch alles in Wohlgefallen auf, denn „die auf den Herrn harren, bekommen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht matt werden“. Die frommen Hamburger und der neubekehrte Neger kehren nach ihrer Vaterstadt zurück. Die Senatorin lebt noch und ist entzückt, ihren Bernhard und dessen Geliebte, die ihr von früher schon bekannt und als Tochter sehr willkommen ist, wieder in die Arme schließen zu können.

4. Schloß und Gefängniß. Eine Erzählung von A. Fest. Berlin, Kastner u. Comp. 1861. 8. 15 Ngr.

Eine kleine, recht launige, unterhaltende Intriguengeschichte deren Held ein junger Maler ist, welcher, in der Nähe einer kleinen deutschen Residenz angelangt, wegen einiger ihm in einem Selbstgespräch entschlüpften, von zwei lauschenden Polizisten gemisdeuteten Worte als verdächtiger Vagabund arretirt und ins Gefängniß geführt wird. Seine Unschuld stellt sich bald heraus und er erhält, weil der Fürst seine Kunstwerke zu sehen wünscht, Zutritt am Hofe, wo er das für den Staat gefährliche Ränkespiel der Gräfin Gluton durchschaut, dieselbe entlarvt und durch List vom Herzoge die Freilassung eines unschuldigen Gefangenen, des Grafen Fliesen, der gleichfalls durch die Bosheit, Rach-

sucht und Ränke jener Gräfin seiner Freiheit beraubt worden ist, erwirkt. Durch häufigen Verkehr im Hause des Gefangenwärters hat er dessen Tochter kennen gelernt und liebgewonnen. Als seine Mission am Hofe erfüllt ist, eilt er nach Dresden, wo er seinen Wohnsitz genommen hatte, um seiner geliebten Gertrud „eine Stätte zu bereiten". Die Charaktere in dieser Erzählung sind klar und durchsichtig gezeichnet und mit Consequenz durchgeführt. **Wilhelm Andreä.**

Zur Geschichte des deutschen Lieds.

Das deutsche Lied in seiner historischen Entwickelung dargestellt von August Reißmann. Mit Musikbeilagen: 33 Lieder aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert. Kassel, O. Bertram. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit gerechtem Stolz darf der Deutsche auf den Reichthum, die Mannichfaltigkeit und den hohen, echten Werth seiner Lieder blicken. Da das Lied die unmittelbarste Ausströmung, der getreueste Abdruck des innersten Gemüthslebens ist, so genügte allein unser Liederschatz, ohne jeglichen andern Beleg und Beweis, um daraus auf das reichste, tiefste und wunderbar bewegteste Gemüths- und Seelenleben des deutschen Volks zu schließen. Wen hätten sie nicht schon tief gerühret und erquickt jene innigen, frischen, lieblichen Lieder, die uns oft von heimkehrenden Landleuten entgegenklingen, oder herab von den grünen Matten der Gebirge, wo die Sennerin wohnt und der kühne Gemsjäger vorüberstreicht, die in den verschiedensten und mannichfaltigsten Weisen, soweit die deutschen Lande reichen, in den abgelegensten Thälern, den niedrigsten Hütten heimisch sind, die jeder kennt und von denen doch keiner weiß, wer sie erdacht und zuerst sang: die deutschen Volkslieder, dieser köstliche Besitz, in denen das Leben des Volks mit seinen Freuden und Schmerzen mit wahrhaft naiver Wahrheit und Treue sich widerspiegelt. Und wen hätten nicht schon die tiefsinnigen Klänge, mit denen ein Schubert uns die Goethe'sche Lyrik musikalisch verklärt, entzückt und mächtig bewegt? Wen hätte nicht die unnachahmlich-charakteristische Wiedergabe der Heine'schen Lieder, wie ein Schumann sie uns bot, in tiefster Seele ergriffen und begeistert? Und war wol nicht ein jeder, der die hinreißende Gewalt des deutschen Liedes auf sich wirken ließ, der im Anstaunen der zu solcher Vollendung herangereiften Liederblüten verloren war, von dem lebhaften Wunsch erfüllt, rückwärts den Weg der Entwickelung und Gestaltung verfolgen zu können bis zum ersten Keimen, bis zum Ursprung, um sich dadurch klar zu machen, wie er zu solcher Höhe und reinster Vollendung führen konnte. Dieses nun wird uns in dem vorliegenden Buche von Reißmann in einer Weise, die den Leser zu Dank und Anerkennung verpflichtet, geboten. Von den unscheinbarsten Anfängen deutschen Gesanges, durch alle Stadien der Entwickelung hindurch, mit treuer Beobachtung aller vorwärtstreibenden und hemmenden Einflüsse, bis zur höchsten Blüte, die in unser Jahrhundert fällt, wird der Leser in anschaulichster und befriedigendster Weise geführt. Es waren gewiß nicht leichte, mühelose Untersuchungen, die den Verfasser zu seinen Resultaten brachten, überall tritt es deutlich zu Tage, daß er den Weg zur Erkenntniß durch gründliches, ernstes, unermüdliches Studium sich bahnte, und deshalb überläßt man sich auch mit vollem Vertrauen seiner Führung.

Die frühesten Anfänge des Gesanges wurzeln in der Kirche, der christliche Gottesdienst ward die erste Anregung dazu. „Die Masse der Laien betheiligte sich nur durch die Rufe «Kyrie eleison — Christe eleison» und Hallelujah am gottesdienstlichen Gesange, und als sie auf dem Endvocal a, dem sie später auch noch e und u und i beigesellten, ihre Stimme im wirklichen Gesange ausschallen ließen, so war das eben wol zunächst nichts weiter, als was die geistlichen Sänger selbst lernen und üben mußten, ein später Solmisiren genanntes Schulesingen. Daß diese sogenannten Jubeltöne — longus sonus jubilationis — wirklich der Ausdruck froher Begeisterung und sprachlosen Entzückens geworden sind, ist unzweifelhaft, aber von vornherein konnten sie es kaum sein. Jahrhunderte vergingen noch, ehe das religiöse Empfinden des Volks stark genug wurde, sich in diesem Sinne künstlerisch schaffend zu erweisen. Diese Jubili bildeten sich zu abgeschlossenen Melodien aus und auf sie ist der Ursprung unsers Liedes zurückzuführen."

Das erste Buch, „Die Ausbildung der Form" überschrieben, sucht uns in diese einzuweihen. Wenn in diesem Abschnitt auch vieles enthalten ist, was wol nur für den Mann von Fach, den eigentlichen Musiker von tieferm Interesse und hohem Werth sein mag, dem Laien jedoch häufig durch genaues Eingehen in die Melodien- und Harmoniebildung sowol, als durch technische Ausdrücke mannichfache Schwierigkeiten bereitet, und es an verschiedenen Stellen ihm sogar unmöglich scheinen läßt, überall mit vollem Verständniß zu folgen und sich alle aufgestellten Begriffe und Auseinandersetzungen deutlich zu vermitteln, so wird doch auch dem Uneingeweihten viel geboten, das seine ganze Theilnahme in Anspruch nimmt, und mit Aufmerksamkeit gelesen, wird es seine Anschauungen und Kenntnisse bereichern und ihm viel Lehrreiches und Nützliches zuführen. Dies gilt gleich vom ersten Kapitel, das sich mit dem Minnegesang und Meistergesang beschäftigt und ein anschauliches verständliches Bild vom Liede unter jenen Einwirkungen entwirft. In Bezug auf den Minnegesang sagt Reißmann Folgendes: „Wie nun mittlerweile in der christlichen Kirche Maria, die Mutter Jesu, der Mittelpunkt der gesammten Gottesverehrung geworden war, wie der gesammte Cultus in einen Mariencultus aufzugehen begann, so wurden die Frauen Mittelpunkt des belebtern und feiner gesitteten geselligen Verkehrs, und Dichtkunst und Tonkunst begeben sich in den Dienst der Frauen; und so treibt jene Zeit herauf, die wir allerdings sehr einseitig die Zeit der Minnesänger nennen. Nicht Minne allein, sondern die gesammten Ereignisse des Lebens und der Welt geben ihnen Stoff für ihre Dichtung, die somit nach passender Bezeichnung auf Gottesdienst, Frauendienst und Herrendienst gerichtet ist."

Was später aus dem Liede wurde, als statt der Ritter der Bürgerstand sich seiner besondern Pflege widmete, bezeichnet der Verfasser wiederum sehr treffend: „Praktisch verständig, trieben die Meistersänger die Kunst des Gesanges handwerksmäßig wie ihr bürgerliches Gewerbe und engten sie, treu dem Geiste der Zeit, zunftmäßig in förmliche Schulen ein. Auch gibt ihnen nicht mehr das Leben und die Liebe oder Sage und Geschichte, sondern die Bibel Stoffe für ihre Dichtung, und die Form der Darstellung wird nicht mehr wie in der Blüte, ja noch zu allermeist im Verfall der höfischen Dichtung von dem durch den Stoff beherrschten Gefühl, sondern durch starre, auf dem Wege einseitiger Abstraction aus den vorhandenen Dichtungen gezogenen Regeln bedingt." Doch verkennt der gewissenhafte und gerechte Kunsthistoriker nicht, inwiefern sich der Einfluß dieser zünftigen philisterhaften Poesiepfleger segensreich und fördernd für die Entwickelung des Liedes erwiesen hat. S. 21 sagt er darüber: „Die Melodien der Meistersänger erregen unser Interesse zwar in noch weit geringerm Maße als die der Minnesänger, aber dennoch bezeichnen sie einen Fortschritt über jene hinaus. Zunächst ist es die vollständigste Emancipation der Melodie von dem Sprachrhythmus, die wir für jetzt als nothwendig bezeichnen mußten und die der Meistergesang erreicht."

Das zweite Kapitel beschäftigt sich eingehend mit dem „Volksgesang", als dessen köstlichste Frucht das die ganze Musik umgestaltende „Volkslied" erscheint, dessen Beginn hier bis in das 12. Jahrhundert zurückverlegt wird. Wie die von den Minnesängern mit schwärmerischer Begeisterung gepflegte Frauenverehrung im Volke ihren Ausdruck fand, hier aber zum Mariencultus wird, dem wir eine Menge der reizendsten Marienlieder verdanken, wie auch geistliche Schlachtlieder gleichzeitig entstanden, wie besonders das 14. Jahrhundert für die Verbreitung des Volksgesangs bedeutsam wurde durch die eigenthümliche Erscheinung der Geiselbrüder, die nach den vergangenen Pest- und Hungerjahren unter dem Gesange deutscher Lieder Süd- und

Westdeutschland durchziehen, wie auch das weltliche Lied immer entschiedener aufblühte; wie als endlich der lang vorbereitete große geistige Kampf mit der römischen Hierarchie, den das 16. Jahrhundert so siegreich zu Ende führte, zum offenen Ausbruch kam und vor allem auch das deutsche Lied in tausend Stimmen und Zungen als eine der bedeutsamsten Streitmächte hervorbrach, wie ein Geist der Gemeinsamkeit, desgleichen später nur vorübergehend in schweren Zeiten der Noth und Schmach sich zeigte, das ganze Volk erfaßte und das Lied der lauteste Verkünder und zugleich wirksamste Förderer desselben ward: das alles weiß unser Autor mit beredter Zunge und lebhaften Farben zu schildern: „Nicht mehr der einzelne herrschende Stand, sondern jeder hat sein Lied, das begeistert austönt, was in ihm lebt, was er empfindet. An dem großen Kampfe für die heiligsten Interessen der Menschheit ist jeder einzelne gleich stark betheiligt und jeder wird zur Einkehr in sein Inneres gedrängt; es beginnt das Subject sich herauszukehren und das Volkslied wird jetzt vorherrschend lyrisch." In diesem Kapitel vorzüglich sind die in einem Anhang beigefügten Lieder eine besonders dankenswerthe Zugabe, die das Verständniß bedeutend erleichtert und fördert.

Mit dem allmählichen Abblühen des Volksliedes tritt das Kunstlied, das sich die besten Elemente, die im Volksliede lebten, zu eigen macht, in den Vordergrund: „Im Gegensatz zum Volkslied ist das Kunstlied der mit Bewußtsein und nach bestimmten Gesetzen geordnete Erguß der Stimmung. Das Volkslied als unmittelbarer Ausfluß dessen, was das Herz bewegt, ist weder im Stoff noch in der Weise seiner Darstellung wählerisch. Es ist ihm nur um den vollen wahren Ausdruck zu thun. Was das Herz erfüllt, strömt aus im Gesange und zwar Zug um Zug ohne eine andere Anordnung als die vom Instinct vorgezeichnete, und wenn sie dennoch der von uns als künstlerische Nothwendigkeit anerkannten Ordnung des Tonmaterials vollständig entspricht, so ist das nicht beabsichtigt, sondern hat seinen Grund vielmehr nur darin, daß jene Anordnung des Tonmaterials natürlich und menschlich ansprechend, daß sie überhaupt die einzig mögliche ist." Wie so wahr und richtig sagt Reißmann ferner: „Der Geist des echten Künstlers empfindet nicht anders als der echte Geist des Volks, aber er empfindet tiefer, er empfindet geläutert und verklärt, und weil er sich durch energische Studien eingelebt hat in die geheimnißvolle Macht seines Darstellungsmaterials, so ist er im Stande, die Empfindung in ihren feinsten Verschlingungen zu verfolgen, die Stimmung auch in den von dem Gemüth des Volks unbeachteten weil ungekannten Einzelzügen zum Ausdruck zu bringen. Wie das Künstlergemüth ein reicheres veredeltes Volksgemüth, so das Kunstlied ein veredeltes und darum reicheres Volkslied."

Nachdem auf diese Weise dem Kunstliede sein Platz angewiesen und in treffender Weise charakterisirt ist, werden die zahlreichen Vertreter dieser Kunstgattung unserm Auge vorübergeführt; ihr Leben, ihr Schaffen, ihre Eigenthümlichkeiten, ihr Einfluß auf die fortschreitende Entwickelung der Musik und insbesondere des Liedes wird vor uns lebendig. Hans Leo Haßler, Johannes Eccard, Prätorius, Heinrich Schütz, Johann Hermann Schein und noch viele andere, vor allen Andreas Hammerschmidt, durch den das Lied einen vielverheißenden Aufschwung nimmt, sehen wir jeden in seiner Art schaffen und an der Vervollkommnung des Liedes thätigen Antheil nehmen.

Das zweite Buch macht es sich zur Aufgabe darzulegen, daß „der unendliche Inhalt eine große Mannichfaltigkeit der Form bedingt". Wir befinden uns hier schon am Anfang des 18. Jahrhunderts und somit auf wenig fremdem Boden und wohlbekannte und liebgewordene Namen, wie Graun, Hasse, Sebastian und Philipp Emanuel Bach, Händel u. s. w. begegnen unserm Blick.

Auf welche Weise später das volksthümliche Lied als in der Mitte stehend zwischen dem Volks- und dem Kunstliede heranreift, raschen Aufschwung nimmt und die allgemeinste Verbreitung findet, da es am besten dem Bedürfniß der Zeit entspricht, erläutert das folgende Kapitel: „Das Volk erfand und sang seine Lieder so lange, als ihm der Kunstgesang noch fremd gegenüberstand. Nachdem dieser sich aber nach Anleitung des Volksgesangs aus Elementen desselben verjüngt und in dieser neuen Gestalt rege Theilnahme und Selbstbethätigung im Volke fand, mußte das Volkslied nothwendig abblühen", und das volksmäßige Lied tritt vollständig befriedigend an dessen Stelle.

Es kann hier nicht die Absicht sein, dem Verfasser auf all seinen Wegen und Untersuchungen zu folgen und eine förmliche Uebersicht des Ganzen zu geben; hier genüge es auf den Werth des Buchs, das wirklich einem vielfach gefühlten Bedürfniß entgegenkommt, aufmerksam zu machen und es allen denen, die ein warmes Interesse für das Musikleben der Vergangenheit und Gegenwart erfüllt, und die insbesondere das Lied, diese schönste Perle, den wohlberechtigten Stolz unserer Nation hochhalten, lieben und pflegen, es allen denen auf das eindringlichste zu empfehlen. Daß das Interesse des Lesers wächst und von Blatt zu Blatt sich mächtig steigert, wo er jenem Zeitpunkt zueilt, der rasch und unaufhaltsam der höchsten Blüte der Tonkunst entgegendrängt, bedarf keiner besondern Erwähnung! Die tiefverehrten Meister Haydn, Gluck, Mozart, Weber, Beethoven treten uns jetzt entgegen, deren Name allein genügt, unvergeßliche beseligende Eindrücke, die wir ihren Schöpfungen danken, in uns wach zu rufen; später reihen sich nun auch die Namen jener Tondichter daran, die der Gegenwart noch so nahe stehen, daß ihre vollständige Würdigung, Anerkennung und allgemein eindringendes Verständniß erst in unsere Tage fällt, wie Schubert, Schumann. Da zündet jedes Wort und es bedarf nicht mehr wie im Anfange des Buchs des Nachschlagens und Studirens der Notenbeilagen, um sich einen klaren Begriff von den vorgeführten Compositionen zu verschaffen und den Verfasser in all seinen Intentionen folgen zu können. Die Erwähnung allein, wie bei Schubert's „Erlkönig", „Am Meer", „Winter- und Müllerlieder" oder Schumann's „Frauenliebe und Leben", „Ich grolle nicht" u. s. w. genügt, um den vollen Nachhall jener tief ergreifenden Klänge heraufzubeschwören, die uns alle schon entzückten und begeisterten. Und wie richtig weist Reißmann einem jeden seinen Platz, den Kreis seines eigensten Wirkens an, wie prägnant und treffend zeichnet er die verschiedenen Kunstschöpfungen! Das, was er S. 183 bei der Besprechung Mendelssohn's sagt, sei ein Beweis davon: „Wohl schwerlich dürfte es außer ihm noch einen Meister geben, dessen Individualität so ungetrübt, so ganz ohne Rest in seinen Werken zur Erscheinung käme, wie bei ihm. Jedes einzelne ist ihr so treuer Abdruck, daß sie alle unverkennbare Familienähnlichkeit haben. Diese Individualität ist keine außergewöhnlich reich und tief angelegte, aber sie ist ungewöhnlich durchbildet, harmonisch abgerundet und geklärt. Und weil sie eben eine ganz bestimmte, wir möchten sagen, einseitig ausgeprägte ist, nimmt Mendelssohn eine ganz andere Stellung dem Dichter gegenüber ein als Schubert. Während dieser der Phantasie des Dichters die unbeschränkteste Einwirkung auf seine eigene gestattet, daß sie dort neue, ihr ungewöhnliche Bilder erzeugt, wird die Phantasie Mendelssohn's von der des Dichters nur erregt, und während Schubert seine eigene Individualität mit der des Dichters befruchtet, um sie reicher und glänzender, doppelgestaltig und von doppeltem Gehalt dann in Erscheinung treten zu lassen, empfindet Mendelssohn die Individualität des Dichters nur in dem beschränkten Rahmen seiner eigenen und zieht sie in seine eigene hinein, um sie dieser anzupassen."

Die Nachfolger oder richtiger Nachahmer der vorher genannten Tondichter, deren Betrachtung das folgende Kapitel gewidmet ist, nennt Reißmann nur den Nachsommer des in Schumann abgeblühten Liederfrühlings. Man kann jetzt deutlich zwei Richtungen wahrnehmen, „jene, die mehr im Mendelssohn'schen Streben nur ihre eigene Individualität in möglichster Klarheit auszutönen trachten, und jene, die an Schubert-

Schumann anknüpfend, dem Dichter näher zu treten versuchen." Kurschmann, Hauptmann, Hiller, Franz, Taubert, Liszt und viele andere werden namhaft gemacht.

Schließlich wird in dem Kapitel, das ebenso originell als zutreffend „Der noble Bänkelsang" betitelt ist, allen denen der ihnen wohlgebührende Platz angewiesen, die in handwerksmäßiger Geschäftigkeit nur für den offenen Markt des Tages arbeiten und nur darauf bedacht sind, eine recht ausgebreitete Kundschaft zu gewinnen. Wie sehr ihnen das mit ihren Eintagsfliegen für den Augenblick gelingt, das weiß jeder, der z. B. das vielgesungene „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn", oder „Ob ich dich liebe" oder sonst eins dieser unzähligen Lieder kennt, die in fabelhafter Geschwindigkeit ihren Weg von den Salons in die Gesindestuben und von da auf die Gassen und Jahrmärkte in die Drehorgeln machen, die man nach dreimaligem Hören mit dem Wort „abgesungen" am liebsten bezeichnet. Bildung und Begabung wird Reißiger nicht abgesprochen, aber dennoch begegnen wir ihm unter der Zahl der „nobeln Bänkelsänger"; Proch gehört selbstverständlich dazu, und selbst Kücken, Abt, Gumbert entgehen dem gleichen Schicksal nicht.

Der Ballade und Romanze, als den dem Liede eng verwandten Formen, wird noch eine eingehende und umfassende Besprechung gewidmet, und hier wird Johann Gottfried Löwe, alle seine Vorgänger wie Zumsteeg, Reichhardt, Zelter bei weitem übertreffend, als der eigentliche Schöpfer des Balladenstils bezeichnet; doch werden natürlich die unnachahmlich meisterhaften Balladen Schubert's und Schumann's in gebührender Weise gewürdigt.

Das dritte Buch: „Das deutsche Lied in seinen weitern kunstgeschichtlichen Beziehungen", zeigt uns den mächtigen Einfluß, den das Lied auf den gesammten Gang der Musikgeschichte seit seinem ersten selbständigen Auftreten gewonnen hat, wie durchgreifend und bedeutsam der Einfluß des Liedes auf die übrigen Vocalformen und auf die Entwickelung der Instrumentalmusik wurde. Der bei dieser Gelegenheit geäußerte Ausspruch Reißmann's, daß es nicht die Aufgabe unserer Zeit sei, „den lyrischen Ausdruck" (der ja schon durch die Blüte des deutschen Liedes seiner vollkommensten Ausbildungsfähigkeit genügt hat) „bis in das Unbestimmte zu vermehren und zu erweitern, sondern die unendlich angewachsenen Ausdrucksmittel den größern Formen zu vermitteln, um so auch das neue dramatische Kunstwerk erstehen zu sehen", dieser Ausspruch, wie gesagt, möchte allen Jüngern der Tonkunst ein beherzigenswerther Fingerzeig sein.

Und so schließen wir unsern Bericht mit den Schlußworten des Verfassers, die ebenfalls für die aufstrebenden Musiker, an die sich unsere Hoffnungen für die Zukunft knüpfen, einen trostreichen Wink enthalten und nicht in das hundertfach wiederholte Lamento einstimmen: es sei Anmaßung und geradezu Unsinn, nach dem bereits Geleisteten, nach den Meisterwerken unserer großen Tonkünstler noch etwas Neues bieten und schaffen zu wollen. „Denn", sagt Reißmann, „mit der Neugestaltung, welche das Bewußtsein eines Volks erleidet, muß sich nothwendigerweise der Ausdruck desselben, seine Kunst anders gestalten. Jede Neugestaltung hat aber im Alten ihren Boden, und wie das neue Volksbewußtsein selbst nur als Product vergangener Zeit erscheint, so wird auch das Kunstwerk nach Form und Inhalt sich vergangenen Perioden anschließen. Und das ist die Bedeutung des alten Kunstwerks. Nicht daß man es als mustergültig copire, oder aber als überwunden ignorire, sondern daß es hineinrage in die Zeit und diese an ihm erstarke und tüchtig werde, neue unvergängliche Kunstwerke zu schaffen. Die Kunstlehre aber muß hierzu die Wege bahnen, indem sie das Verständniß der Vergangenheit erschließt, die Gegenwart begreifen lehrt und dadurch die Zukunft vorbereiten hilft." 76.

Aus der schweizer Künstler- und Kunstgeschichte.

Zwei schweizer Künstler, die in ihrer Kunst- und Lebensweise wie in ihrem Naturell einander so entgegengesetzt waren, wie man nur sein kann, dabei aber jeder das, was man heutzutage eine Specialität nennt, werden uns in folgenden Schriften vorgeführt:

1. Der Katzen-Rafael. Zwölf Blätter Katzengruppen von Gottfried Mind, radirt von L. Bellon, E. Eichens, F. Hegi, A. Hüffener, R. Reyher und A. Schrödter. Nebst einer kurzen Lebensskizze Mind's und der Novellette „Der Katzen-Rafael" von Franz Freiherrn Gaudy. Berlin, Schröder. 1861. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Martin Disteli. Ein Künstlerleben. Von Alfred Hartmann. (Neujahrsblatt des solothurnschen Kunstvereins. Sechster Jahrgang.) Solothurn, Jent u. Gaßmann. 1861. Gr. 4. 15 Ngr.

Gottfried Mind, der „Katzen-Rafael" in der Kunstwelt, der „Berner Friedli" in seiner Heimat genannt, 1768 zu Bern geboren, war von Jugend auf kränklich, schwächlich, unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, geistig beschränkt, fast stumpfsinnig; seine ganze Thätigkeit und Leistungsfähigkeit beschränkte sich auf das Zeichnen von Kindergruppen, Bären und Katzen; namentlich aber steht er als Katzenzeichner einzig da, und niemand hat die Natur der Katze, besonders von ihrer Gemüthsseite, wie sie sich in dem Verhältniß der kleinen Kätzchen zur Katzenmutter zeigt, so wahr und gemüthlich ansprechend darzustellen gewußt, als der sonst so geistesarme Mind. Der in den achtziger Jahren beliebte Genremaler Sigmund Freudenberger beutete sein Talent möglichst aus, und nach dem Tode Freudenberger's überließ Mind seine zahlreichen Blätter der Witwe desselben um den dürftigsten Tagelohn, während sie die kostbaren, von allen Kunstkennern hochgeschätzten Blätter theuer verkaufte. In seiner geistigen Stumpfheit fühlte er jedoch das Drückende seiner Lage nicht, er war glücklich inmitten seiner Katzen, die er zärtlich liebte, von denen er stets umgeben war und denen er jeden gemüthlichen Charakterzug ablauschte. In diesem Einerlei blieb Mind bis zu seinem Tode, der am 17. November 1814 erfolgte. Von den der vorliegenden Schrift einverleibten 12 Blättern Katzengruppen waren bisher nur die vier von Hegi radirten veröffentlicht.

Ein ganz anderer Geist war Martin Disteli, in seiner Heimat Solothurn der „Schnauz-Disteli" genannt; er war hauptsächlich Satiriker und Caricaturist, obschon er sich auch als Historienmaler versucht und sogar einige Kirchenbilder gemalt hat. Dies hinderte ihn jedoch nicht, daß er in seinem berühmten „Distelikalender" (der eigentliche Titel lautete: „Schweizerischer Bilderkalender von M. Disteli"), die „Pfaffen und Aristokraten", daß er Personen, bürgerliche und kirchliche Einrichtungen auf schonungsloseste in beißenden Caricaturen bloßstellte und bekämpfte, sodaß selbst der milde Bischof Salzmann sich genöthigt sah, den Kalender als „unchristlich und gotteslästerlich" zu verdammen. Im ganzen gehört Disteli zu den zerrissenen Naturen, wie man ihnen häufig zu jener Zeit unter den Künstlern, noch mehr aber unter den Dichtern begegnete, und damit stand auch seine regellose, excentrische, auf Aufregung durch Genuß geistiger Getränke abzweckende Lebensweise im Zusammenhange. Dieser aufreibenden Lebensweise wie der innerlich kochenden Unzufriedenheit mit der Welt ist auch wol sein frühes Ende zuzuschreiben; denn Disteli starb am 18. März 1844, noch nicht ganz 42 Jahre alt, und sein Ende kam unerwartet schnell. Eigentlich war Disteli Autodidakt in seiner Kunst; er studirte Jurisprudenz in Jena, und hier, wo er sich den burschenschaftlichen Verbindungen angeschlossen, entwickelte sich zuerst sein Talent als Caricaturenzeichner im Carcer, auf dessen Wänden er mit Tinte einige satirische Bilder hinzeichnete, die selbst des Großherzogs Karl August Aufmerksamkeit derart erregten, daß er befahl, für die Erhaltung derselben Sorge zu tragen.

Der Carcer blieb fortan unbenutzt, und noch jetzt gelten Disteli's Carcerfresken als Sehenswürdigkeiten der Musenstadt. Beigegeben ist der vorliegenden Schrift ein Porträt Disteli's in Büstenform und eine Radirung nach einer hinterlassenen Zeichnung, König Nobel's Hofhaltung mit Heuchler Reineke als Büßer im Hintergrunde darstellend. Solcher Zeichnungen aus „Reineke Fuchs" enthält das nachgelassene interessante „Album" Disteli's noch mehrere und der Verfasser der Schrift bedauert sicherlich mit Recht, daß der Künstler abberufen wurde, bevor er diese Aufgabe gelöst hatte. „Disteli's «Reineke» hätte sich", meint der Verfasser, „nach unserm Urtheil, ohne Scheu neben Kaulbach's berühmtes Werk stellen dürfen, freilich nicht in Bezug auf die vollendete Ausführung, wol aber was die geistreiche Conception betrifft. Dürften wir aus den verschiedenen Anfängen und Entwürfen einen Schluß ziehen, so möchte uns scheinen, aus Disteli's Bildern hätte uns eine frischere Waldesluft angeweht — die «greulichen Katzen» hätten die Krallen ungenirter hervorgestreckt — die Satire wäre vielleicht weniger fein, aber kecker und einschneidender gewesen als jene des berühmten münchener Malers."

In einem Aufsatz über Disteli unter dem Titel „Un caricaturiste suisse" in der genfer „Bibliothèque universelle" fragt dessen Verfasser, Gustave Revilliod mit Recht: „Würde Disteli größer gewesen sein, wenn er sich einer andern Lebensweise befleißigt hätte? Würde er, wenn seine Studien geregelter gewesen wären, unter den Sternen erster Größe, die am Himmel der Kunst prangen, eine Stelle erhalten haben? Würden, wenn er sich in einer friedlichen Sphäre zu bewegen gelernt hätte, seine Gemälde, seine Zeichnungen auf die Seele des Beschauers denselben lebhaften und tiefen Eindruck hervorgebracht haben? Unserer Ansicht nach sind dies müßige Fragen. Disteli war nun einmal dieser Art, und für ihn war das Leben nichts als ein Kriegszustand; der Himmel hatte ihn dazu geschaffen, ein moralisirender Caricaturist nach Art Hogarth's zu werden, nicht aber dazu, Engelsköpfe hervorzubringen. Nehmen wir ihn also einfach als das, was er sein mußte, als das, was er gewesen ist." Mögen sich diese Worte des genfer Kritikers diejenigen moralisirenden deutschen Kritiker zu Herzen nehmen, die vom Standpunkt der beschränktesten rein bürgerlichen Sittlichkeit, der aber nicht immer der der Humanität, mithin im Widerspruch mit sich selbst ist, an Talente ganz specifischer Art und Richtung durchaus fremdartige Maßstäbe anlegen und ihnen nicht einmal die Einflüsse der Zeit, der Umgebungen und besonderer Umstände zugute schreiben, die kein wahrhafter Historiker außer Augen lassen darf. Wie, wenn man diesen oft sehr heuchlerischen Moralisten in die geheimsten Schlupfwinkel ihres Lebens und Treibens, sei es auch nur während ihrer Studienzeit, folgen wollte!

Ebenfalls als ein „Neujahrsblatt des solothurnschen Kunstvereins" kündigt sich folgende Schrift an:

Solothurns Kunstbestrebungen vergangener Zeit und dessen Lucasbruderschaft. Von J. Amiet. Ein Beitrag zur vaterländischen Kunstgeschichte. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1862. Gr. 4. 18 Ngr.

Der Verfasser leitet seine Schrift mit den Worten ein (aus denen übrigens hervorgeht, daß die Schrift schon vor dem Jahr 1859 geschrieben sein muß): „Mit dem Jahre 1859 tritt die 1559 in Solothurn gegründete St.-Lucasbruderschaft in ihr dreihundertstes Lebensjahr. Die bevorstehende Jubelfeier bot uns den Anlaß, die Geschichte derselben und die frühern Kunstbestrebungen Solothurns als diesjährigen Behandlungsgegenstand unsers Neujahrsblatts zu wählen. Unsere Wahl ist schon deshalb gerechtfertigt, weil wir in dem Ursprunge dieser Bruderschaft die Entstehung eines Kunstvereins oder einer Genossenschaft von Künstlern in unserer alten Reichsstadt Solothurn erblicken." Nachdem der Verfasser bemerkt, daß dieser alte Verein zwar mit dem Anfange unsers Jahrhunderts seine ursprüngliche Bestimmung beinahe aus den Augen verloren und es als seinen Hauptzweck angesehen habe, „alljährlich in fröhlicher Gemüthlichkeit bei wohlgewürzter Mahlzeit und munterm Becherklang sich nach alter Vätersitte des Lebens zu freuen, daneben auch an Arme Almosen zu spenden", daß er jedoch auch während der letzten Jahre dem neuentstandenen Kunstverein freundlich mit Beiträgen an die Hand gegangen sei, fährt der Verfasser fort: „Wir sagen es offen: ein mitgehender Zweck unsers diesjährigen Neujahrsblatts ist auch der, die heutige Lucasbruderschaft durch die Vorführung ihrer Geschichte zu ihrem ursprünglichen Stiftungszwecke, soweit sie von demselben im Laufe der Jahrhunderte abgewichen, zurückzuleiten, die Licht- und Schattenseite des Lebens dieses Vereins zu schildern und zugleich einen Rückblick auf Solothurns frühere Kunstbestrebungen und Leistungen zu werfen." Die mit einer Titelzeichnung ausgestattete Schrift ist ein immerhin dankenswerther, von Kunsthistorikern nicht zu übersehender Beitrag zur schweizer und somit auch zur deutschen Kunstgeschichte. H. M.

Programmliteratur.

Das „Literarische Centralblatt für Deutschland", herausgegeben von Friedrich Zarncke, hat seit dem Beginne des zweiten Quartals dieses Jahres eine zweckentsprechende Erweiterung seines Umfangs und Inhalts erfahren. Die Redaction beabsichtigt unter der allgemeinen Hauptrubrik „Vermischtes" auch die Vorlesungsverzeichnisse sämmtlicher deutscher, österreichischer und schweizerischer Hochschulen rechtzeitig (d. h. im Laufe resp. des Februar und März und des August und September) mitzutheilen, muß aber freilich für das bevorstehende Sommersemester von Vollständigkeit aus dem Grunde absehen, weil die Zeit bereits zu weit vorgerückt ist. Im Interesse der Sache ist zu wünschen, daß diese Ansicht durch die nöthige Unterstützung von seiten der betreffenden Universitäten vollständig bewirkt werde. Die sechzehnte Nummer des „Centralblatt" bringt außerdem zum ersten male eine Rubrik „Programmschau", zu welcher die Redaction bemerkt: „Unter dieser Rubrik beabsichtigen wir fortan eine vollständige Uebersicht über alle an den Universitäten und Schulen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz ausgegebene Programme alsbald nach ihrem Erscheinen zu liefern. Wir glauben dadurch einem vielseitig gehegten Wunsche entgegenzukommen, und wir hoffen daher auf die Unterstützung aller Betreffenden rechnen zu dürfen, wenn wir hiermit an alle Lehranstalten, welche Programme ausgeben, die Bitte richten, durch regelmäßige baldige Zusendung ihrer Schriften an die Expedition des «Literarischen Centralblatt» in Leipzig uns in den Stand zu setzen, unser Vorhaben in entsprechender Weise ausführen zu können."

Diese zweite neue Einrichtung wird vielleicht noch mehr als die erste dankbar willkommen geheißen werden. Denn es ist leider eine anerkannte Thatsache, daß die Programmliteratur einem todten Kapitale vergleichbar ist. In früherer Zeit war der Schade geringer, die Programme behandelten fast ohne Ausnahme Fragen aus der classischen Alterthumskunde, waren nur für den Philologen und Schulmann von Fach bestimmt und diesem auch eher als einem jeden andern zugänglich. Jetzt aber, wo sich in höchst erfreulicher Weise in den Programmen auch Arbeiten vorfinden über Naturkunde, Geschichte, über deutsche Sprache und Literatur, jetzt hat jene ehemals verschlossene Literatur ein allgemeines Interesse für sich. Wenn unter den vielen Arbeiten, die alljährlich ein- oder mehreremal von den Mitgliedern eines Lehrercollegiums der Reihe nach geliefert werden müssen, auch der größere Theil so geartet ist, daß die Pflicht als die Triebfeder der literarischen Production erkannt wird, so finden sich doch auch Abhandlungen, die wahre Bereicherungen für die Wissenschaft und für ihre Vertreter geradezu unentbehrlich sind. Namentlich verdient dies für die deutsche Literaturgeschichte constatirt zu werden. Gödeke hat auch in seinem „Grundriß" in gebührender Weise auf die Programme Bedacht

genommen. Mit der Zeit werden auch die Literaturzeitungen den wichtigern Abhandlungen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die nur zufällig nicht auf den allgemeinen Büchermarkt gelangen.

Die bibliographische Aufzeichnung, wie sie das „Literarische Centralblatt" beabsichtigt, ist also als eine sehr dankenswerthe Maßregel anzuerkennen. Aber sie ist nur ein Schritt zur wahren Verwerthung jener wissenschaftlichen Thätigkeit. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß die Einsicht in die Schriften der Lehranstalten trotzdem sehr erschwert bleiben würde. Was hilft die Kenntniß von der Existenz einer Schrift, wenn wir diese selbst nicht erlangen können? Selbst auf den größten Bibliotheken ist es geradezu ein Zufall, wenn man eine Einladungsschrift, eine Dissertation geliehen erhalten kann. Diese kleine Literatur, das wissen wir alle, ist für die Bibliothekare ein wahres Kreuz. Und soll man sich, wenn man einer als Programm erschienenen Abhandlung benöthigt ist, immer selbst an den Director der Lehranstalt oder den Verfasser wenden? Das Einfachste und Zweckmäßigste wird daher sein, daß die Programme auch durch den Buchhandel bezogen werden können. Jede Lehranstalt möge daher auf eine Zahl Exemplare ihrer Publication von vornherein drucken lassen: Für den Buchhandel in Commission bei N. N., gleichviel ob diese auch verkauft werden oder nicht. Eine solche Einrichtung würde nicht allein für die gesammte wissenschaftliche Welt von Nutzen sein, sondern den Schriftstellern selbst zur Befriedigung gereichen, denn es macht wenig Freude, sein eigenes Werk für die Vergessenheit gedruckt zu sehen. 68.

Notizen.

Briefe von und an Johann Smidt.

Aus dem Nachlaß des Lothringers Charles von Villers hatte M. Isler kürzlich in der Zeitschrift „Das neue Hamburg" eine Reihe von Briefen Klopstock's, Goethe's, Arndt's, der beiden Humboldt u. a. an Villers mitgetheilt. Derselben Hand verdankt das „Bremer Sonntagsblatt", das fortdauernd so manches Gute bringt, vier Briefe von dem bremer Bürgermeister Johann Smidt an Villers, die in Nr. 29 des genannten bremer Blatts abgedruckt sind. Sie gehören zu dem der hamburger Stadtbibliothek vermachten Nachlasse der Frau Dorothea Rodde in Lübeck, einer Tochter des Historikers Schlözer, welche handschriftlich die ausgebreitete Correspondenz von Villers mit einer Anzahl der bedeutendsten Männer des 18. und 19. Jahrhunderts besaß. Ueber Villers macht das „Bremer Sontagsblatt" bei dieser Gelegenheit folgende Mittheilungen: „Karl von Villers, geb. am 4. November 1765 zu Bolchen (Boulay) in Lothringen, trat früh als Schriftsteller auf, wandte sich der französischen Revolution mit lebhafter Theilnahme zu, richtete aber dann Angriffe gegen das wüste Treiben in Paris und mußte deshalb Frankreich verlassen. Er lebte nun in Deutschland, dem er sich mit Liebe anschloß. In Göttingen stand er mit den bedeutendsten Gelehrten der Universität in Verbindung, brachte mehrere Jahre in Lübeck zu und wurde 1811 Professor der französischen Literatur in Göttingen, welches er durch lebhafte Fürsprache vor den Veränderungsplänen der damaligen westfälischen Regierung schützte. Nach dem Sturze derselben behandelte ihn Hannover mit schnöder Undankbarkeit, indem es ihn seiner Professur enthob. Er starb am 26. Februar 1815."

In den beiden ersten Briefen vom 30. Juli und 10. August 1811 beschäftigt sich Smidt namentlich mit seiner eigenen damals precären Lage. Nachdem er seines pariser Aufenthalts mit den Worten gedacht: „Drei volle Monate habe ich mich unter den 600000 Individuen, die die Weltherrscherin einschließt, herumgetummelt, und doch habe ich mich in meinem ganzen Leben nicht einsamer und der Laterne des Weisen von Sinope bedürftiger gefühlt wie dort", fährt Smidt fort: „Was meine künftige Lage betrifft, so wissen Sie schon aus frühern Mittheilungen, daß ich kein beträchtliches eigenes Vermögen besitze und bei einer Familie von fünf Kindern, den Verlust einer jährlichen Einnahme von mehr als 3000 Thalern nicht ertragen kann, ohne auf andere Erwerbsmittel Bedacht nehmen zu müssen, und dies besonders, da vielerlei Umstände mich nöthigen, in Bremen zu bleiben. Mein ganzes kleines Vermögen steckt in Immobilien und Mobilien, bei deren Veräußerung ich mehr als die Hälfte des Werths einbüßen würde, ich habe eine siebzigjährige kränkliche Mutter, die ich nicht verlassen darf. Hier in Bremen genieße ich einmal der Liebe und des Zutrauens meiner Mitbürger, lebe unter Verwandten und Freunden, die meinem Herzen werth sind, ich muß also darauf sinnen, mir einen Unterhalt zu erwerben, der auch für ein mäßiges einfaches Leben in hiesiger Stadt immer bedeutende Kosten verursacht. Mein Hauptwunsch ist, bei der Definitivorganisation des öffentlichen Unterrichts eine Anstellung zu erhalten, sei es als Proviseur eines Lycée oder als Recteur, falls eine akademische Anstalt hierher verlegt werden sollte." Die beiden letzten Briefe sind aus Wien vom 21. December 1814 und 14. Januar 1815. Bemerkenswerth ist, daß die beiden Briefe aus Bremen vom Jahr 1811 ohne Unterschrift sind, daß Bremen nur durch Anfangsbuchstaben bezeichnet ist und vorzüglich, daß der erste derselben nicht an Villers, sondern an einen gewissen wahrscheinlich gar nicht existirenden Peter Friedrich Müller äußerlich adressirt ist. Offenbar sollte, wenn der Brief erbrochen wäre, niemand dadurch compromittirt werden. Es scheint leider noch immer gerathen, der jüngern Generation und gewissen „Veteranen" solche Zustände wieder und immer wieder ins Gedächtniß zu bringen.

Dieselbe Nummer des „Bremer Sonntagsblatt" enthält ferner zwei Briefe Fichte's an Johann Smidt vom 11. October 1796 und 1. Januar 1798. In dem erstern heißt es unter anderm: „Es ist mir den 18. Juli ein gesunder Knabe geboren. Sie sind der Pathe desselben, weil ich dazu nur wahre Freunde bestimmt habe; und erst jetzt bitte ich Sie um ihre Einwilligung, weil ich darin keinen Zweifel setzte, und eher nicht Zeit hatte, Sie darum zu bitten. Der Knabe heißt Emanuel Hartmann *), ist gesund, groß und stark für sein Alter, und fängt schon an — er geht jetzt in die dreizehnte Woche — Antheil zu nehmen an der Freude, die er einflößt. Ihre Mitpathen sind Berger, Hülsen (ehemals Hegekorn; Sie wissen doch diese Namensveränderung und die Gründe derselben), die Hofpredigerin Schulz zu Königsberg und ein Klopstock zu Triest." Eine Nachschrift von Fichte's Hand lautet: „Es sind mir im vorigen Winter zwei Fäßchen trefflichen Weins zugekommen: ohne Namen zwar, aber ich weiß, daß er von Ihnen kam. Was soll ich dazu sagen? Die Rechnung fordern kann ich nicht, ohne ihr gutes Herz zu betrüben. Aber ich halte mich für ihren Schuldner, und werde suchen, die Schuld abzutragen". Solche anonyme Beweise der Liebe und Verehrung pflegten im 18. Jahrhundert noch vorzukommen. Bekanntlich erhielt Herder, bereits hoher geistlicher Würdenträger in Weimar, in von Schulden bedrängter Lage einmal ein anonymes Geldgeschenk von 2000 Thalern, wofür er von der Kanzel herab öffentlich dankte. Der Name des edeln Gebers ist nie bekannt geworden. Auch Gleim schenkte am liebsten anonym. H. M.

Schopenhauer und die „Edinburgh review".

Die jüngste Nummer dieser kritischen Zeitschrift (April d. J.) enthält einen Artikel über die neuesten Forschungen über den Buddhismus, worin es (S. 407) bei Gelegenheit der Besprechung der Nirwana heißt: „Ein neuerer deutscher Philosoph, der von denen, welche Kant, Schelling und Hegel zu verachten vorgeben, sehr günstig aufgenommen worden ist, schreibt: «Nach seinem objectiven Werthe betrachtet»" u. s. w. Es ist zu unserm Zweck

---

*) So war, nach seinem Großvater mütterlicher Seite, Fichte's Sohn wirklich getauft; später, in Berlin, fiel der dort unbekannte Name Hartmann auf und wurde nun mit Hermann vertauscht. Bekanntlich schreibt sich dieser Sohn und Biograph J. G. Fichte's auf seinen Schriften Immanuel Hermann. D. Red.

nicht nöthig, die Schopenhauer's Werken entnommene Stelle hier wiederzugeben. Wir wollen nur auf die grundfalsche Behauptung aufmerksam machen, die der Verfasser des betreffenden Artikels dort aufzustellen gewagt hat und sie mit aller Entschiedenheit widerlegen. Weshalb er den Namen des Philosophen nicht genannt, wollen wir nicht untersuchen. Daß Schopenhauer und kein anderer jener deutsche Philosoph sei, darüber belehrt uns die dort angeführte Stelle. Wie oberflächlich aber muß der Referent Schopenhauer's Werke gelesen haben, wenn er seine Anhänger unter denen zu finden glaubt, welche Kant verachten! Kant, auf dessen System Schopenhauer's durch und durch beruht und gegründet ist, dessen Studium er selbst so warm wie kein anderer empfiehlt und ohne welchen zu kennen Schopenhauer gar nicht verstanden werden kann! Ob Entstellung der Wahrheit oder Unwissenheit, wundern muß man sich, daß man solchem Gefasel in einer so anerkannten und gediegenen Zeitschrift begegnet. Doch genug. Ich für meinen Theil wollte nur hiermit feierlichst Verwahrung gegen jene Behauptung einlegen, und ich bin überzeugt, daß sämmtliche Anhänger Schopenhauer's sich hierin mir anschließen. 36.

Bibliographie.

Albrecht, F., Feldkaplan und Lieutenant. Dramatisches Gemälde aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. In drei Akten und einem Vorspiel. Ulm, Gebr. Nübling. Gr. 8. 18 Ngr.

Beck, J., Freiherr J. Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenberg's. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Biedermann, K., Deutschlands trübste Zeit, oder: Der 30jährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Culturleben. Berlin, Brigl. Gr. 8. 18 Ngr.

Falke, J., Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus. Berlin, Brigl. Gr. 8. 18 Ngr.

Felsner, Charlotte, Kleine poetische Versuche. Trier, Lintz. 16. 15 Ngr.

Gott ist mein Heil. Eine Erzählung aus der Gegenwart bevorwortet von E. Steffann. Halle, Fricke. 8. 1 Thlr.

Dietrich Wilhelm Graf vom Hassenstein. Ein patriotische Passionskomödie von Vielleicht Später. Lübeck, v. Rohden. 6 Ngr.

Grün, K., Fragmente aus Italien. Natur und Kunst. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gut, F. J., Der Ueberfall in Nidwalden im Jahre 1798 in seinen Ursachen und Folgen. Stans. Gr. 8. 2 Thlr.

Hase, R., In ernsten und heiteren Stunden. Ein Büchlein für Stadt und Land. Weimar, Kühn. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Herzog, X., Der Götti. Eine Novelle. Mit Illustrationen. Luzern, Schiffmann. 8. 20 Ngr.

Heß, M., Rom und Jerusalem, die letzte Nationalitätsfrage. Briefe und Noten. Leipzig, Wengler. 8. 1 Thlr.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 3ter Theil. 1stes Buch. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Höfler, C., Kaiserthum und Papstthum. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr.

Hollenberg, W. A., Studien zu Bonaventura. Berlin, Gsellius. 8. 24 Ngr.

Jireček, J. und H., Die Echtheit der Königinhofer Handschrift. Kritisch nachgewiesen. Prag, Tempsky. Lex.-8. 1 Thlr.

Kehrein, J., Volkssprache und Volkssitte im Herzogthum Nassau. Ein Beitrag zu deren Kenntniß. Zwei Bände. Weilburg, Lanz. 1860—62. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lagai, H., Geschichte der europäischen Staaten in chronologischer Darstellung. 1stes Heft. Das alte Griechenland. — Macedonien. Jena, Mauke. Lex.-8. 10 Ngr.

Lossius, E., Valentin von Holst, Pastor in Fellin. Dorpat, Gläser. Gr. 12. 1 Thlr.

Mann, F., Georg Forster. Ein deutsches Lebensbild. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 10 Ngr.

Mühlfeld, J., Allerlei-Rauh. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Niendorf, M. A., Carl Theodor, Fürst zu Salm-Braunstein, oder die Entsagungs-Urkunde. Lustspiel in vier Acten. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 10 Ngr.

Schick, L., Rauschgold und Katzensilber. Ein Lieder-Cyklus. Wien, Gerold's Sohn. 16. 24 Ngr.

Spielmann, C., Ismakl. Gaukler-Roman. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Schloß Brandt. Norddeutsche Edelhofgeschichte. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Venedey, J., Benjamin Franklin. Ein Lebensbild. Freiburg im Br., Wagner. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Willkomm, E., Im Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn, von Ernst und Scherz. Licht- und Nebelbilder. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, C., Gott kann weder in drei Personen getheilt, noch als dreieiniger verehrt werden. Reproduction der Rede, welche am 23. September in der Peterskirche zu Leipzig gehalten, während ihrer Abhaltung von Eiferern anderer Confessionen tumultuarisch unterbrochen und vor beendigtem Gottesdienste durch den Leipziger Staats-Anwalt in Manuscript weggenommen wurde. Gotha, Stollberg. 1861. Gr. 8. 5 Ngr.

Bollmann, K., Ideen zu einem Reichsbunde. Hamburg, Richter. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Erdmann, J. E., Fichte, der Mann der Wissenschaft und des Katheders. Festrede, gehalten in der Aula der Universität Halle-Wittenberg am 19. Mai 1862. Halle, Fricke. 16. 5 Ngr.

Huber, J., Newton und das von ihm entdeckte Gesetz der Schwere. Ein populärer Vortrag gehalten im Stadt-Casino zu Basel den 18. December 1861. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 4 Ngr.

Kolb, G. F., Die Nachtheile des stehenden Heerwesens und die Nothwendigkeit der Ausbildung eines Volkswehrsystems. Vortrag. Leipzig, Förstner. Gr. 8. 6 Ngr.

Königthum und Volksthum. Ein Wort über unsere politische Lage in Hinblick auf den Ausfall der jüngsten preußischen Wahlen von J. v. R. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Krisis in Preußen in ihrer Entwickelung und in ihrem muthmaßlichen Schluß dargestellt von dem Verfasser von „Die Revolution in Mittelitalien." — „Was uns nicht retten kann rc." Leipzig, Kollmann. Lex.-8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Lassalle, F., Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes. Festrede bei der am 19. Mai 1862 von der philosophischen Gesellschaft in dem wissenschaftlichen Kunstverein im Arnimschen Saale veranstalteten Fichtefeier. Berlin, Jansen. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Ueber Verfassungswesen. Ein Vortrag gehalten in einem Berliner Bürger-Bezirks-Verein. Berlin, Jansen. Gr. 8. 6 Ngr.

Linden, C. Freih. v., Kaiser und Reich. Politische Erörterungen. Augsburg, Rieger. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Nitzsch, K. W., Das alte Ditmarschen. Ein Vortrag, gehalten im Saale der Harmonie am 1. März 1862. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 8 Ngr.

Ratjen, H., Johann Rantzau und Heinrich Rantzau. Ein Vortrag, gehalten am 8. März 1862. Mit nachträglichen Bemerkungen. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Schoeberlein, L., Das Christenthum die Wahrheit und Vollendung des Menschlichen. Ein Vortrag. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 10. Juli 1862.

Inhalt: Zur Theorie und Geschichte der Künste. Von Hermann Marggraff. — Corvin's autobiographische Aufzeichnungen. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Drei Werke von J. Michelet. Von Gustav Liebert. — Reiseliteratur. Von Heinrich Mahler. — Robert Prutz' neuester Roman. Von August Henneberger. — Lothar Bucher's „Bilder aus der Fremde". Von Emil Müller-Samswegen. — Notizen. (C. G. Holland's „Niagara"; Ueber deutsches Land und Volk; Norwegens Culturpflege.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Theorie und Geschichte der Künste.

1. Die Mission der Kunst mit besonderer Rücksicht auf die Gegenwart. Von Luise Otto. Leipzig, Matthes. 1861. Ler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Vierter Band: Das Hoftheater. Leipzig, Weber. 1861. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
3. Das deutsche Theater. Eine Darstellung der gegenwärtigen Theaterzustände nebst Andeutungen zu einer zweckmäßigen Reform und Bühnenleitung von Rudolf Wirsing. Leipzig, Geibel. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Rede und Geberde. Studien über mündlichen Vortrag und plastischen Ausdruck von Agnese Schebest. Mit 30 Abbildungen nach persönlichen Darstellungen der Verfasserin aufgenommen von J. Läpple. Leipzig, Abel. 1861. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Geschichte der Tanzkunst bei den cultivirten Völkern von den ersten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. Von Albert Czerwinski. Mit 43 in den Text gedruckten Abbildungen und neun alten Tanzmelodien. Leipzig, Weber. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Was wäre die Welt ohne Kunst?" fragt einmal Goethe, und sicherlich nicht mit Unrecht. Der feinste Saft der geistigen Bildung eines Volks concentrirt sich in seiner Kunst; sie ist die duftigste Blüte seiner Gesittung und seines Gemüthslebens, und die Anschauungen, die es vom Göttlich-Schönen hat, treten in seinen Kunstgebilden und dichterischen Schöpfungen zu Tage. Zerrissenheit und Disharmonie findet sich sonst überall im Thun und Denken der Menschen; nur in seinen höchsten Kunstschöpfungen gelangt der menschliche Geist zur Harmonie, zum Genuß der ewigen und ewig einzigen Schönheit, die wie ein Abglanz aus dem unendlichen Jenseits den irdischen Stoff durchleuchtet und verklärt, und somit auch zum ruhigen und befriedigten Genuß seiner selbst. Daß die Künste dazu beitragen, die Sitten zu mildern, das besagt schon ein alter lateinischer Spruch; sie sind mithin ein Hauptbeförderungsmittel der Humanität, der Vermenschlichung oder sagen wir besser der Vergöttlichung des Menschengeschlechts.*) Ein rohes Volk hat keine Kunst, oder nur rohe Anfänge dazu; aber schon mit diesen Anfängen, nur mit den ersten unbehülflichen Versuchen, das gemeine Dasein durch künstlerische Zierathen zu verschönern, erhebt es sich über das Niveau des thierähnlichen Zustandes, wie er den Völkern auf niedrigster Stufe eigen ist. Bleibt es freilich in diesen Anfängen der Kunst stecken, so ist damit sein Stillstand auch auf allen übrigen Gebieten der Bildung und Gesittung angezeigt. Ein schwarzer Aethiopier, der eine verkrüppelte, fratzenhafte Lehmfigur als seinen Gott anbetet, ist ein halbes Thier, während der Grieche, der vor einem majestätischen Standbilde seines Zeus, seines Apollo oder seiner Minerva in Demuth sein Haupt beugte, selbst ein halber Gott war.

Wer für edle Kunstschöpfungen keine Empfänglichkeit besitzt oder nur an Aftergebilden der Kunst Geschmack findet, der wird, möge er in seinem speciellen Fache oder Geschäfte auch noch so klug sein oder sich dünken, bis zu einem gewissen Grade stets den Ungebildeten oder nicht genügend Durchgebildeten beigezählt werden müssen; dagegen wird, wer sich von Kunstschöpfungen der reinsten Art wirklich begeistern läßt, wem um so zu sagen, die Kunst-

*) Dieser humanisirende Einfluß zeigt sich im ganzen auch an dem Stande der Künstler und Dichter selbst. Wenigstens hat die französische Criminalstatistik nachgewiesen, daß gerade auf den Schriftsteller- und Künstlerstand fortdauernd die verhältnißmäßig wenigsten groben Verbrechen kommen. Einige oft nothgedrungene Schuldenmacherei und etwas Liederlichkeit, deren sich einzelne schuldig machen mögen, ändern an diesem Ehrenzeugniß nichts; Schwindler, Schuldenmacher und Liederlichkeitscandidaten in großem Stile kommen in andern sogar günstiger situirten Ständen, an die, sollte man meinen, der Versucher nicht so leicht herantritt, in größerer Zahl vor. Verbrechen brutalen Charakters und Vergehungen, die aus niederträchtigen und gemeinen gewinnsüchtigen Motiven entspringen, alle eigentlichen Kapitalverbrechen, über die der Criminalrichter zu entscheiden hat, sind im Schriftsteller- und Künstlerstande gewiß sehr selten; höchstens mit der Zunge oder auf dem Papiere sucht einer den andern zu beschädigen, zu verwunden oder todtzuschlagen. Im übrigen hüte man sich, jeden vagabundirenden Pinsler, der in kleinen Ortschaften Porträts für wenige Groschen fertigt, dem Künstlerstande, jeden Notizenschreiber und literarischen Handlanger für Augenblickszwecke dem Schriftstellerstande und jeden Versdrechsler und Gelegenheitsdichter dem Stande der Dichter beizuzählen. Irgendein Mitglied einer sogenannten „Schmiere" ist darum noch nicht ein College Dawison's oder Emil Devrient's, weil er dieselben Rollen spielt und verhunzt.

seele aufgegangen ist, niemals eigentlich roh und gemein sein können. Leider wird aber auf unsern sogenannten „Musensitzen", den Universitäten, äußerst wenig gethan, um die studirende Jugend zum Verständniß der Kunst heranzubilden; und die schädlichen Folgen hiervon sind, so scheint es uns, unermeßlich. Denn wenn die studirten Männer, die späterhin die einflußreichsten Posten einnehmen, keinen Geschmack oder einen falschen haben, von wem wird man dann Kunstgeschmack verlangen können? Von wem soll dann eine principielle Pflege des Kunstsinns in der Nation erwartet werden? Der Staat unterhält zwar Akademien für die bildenden Künste, aber sie sind nur für die Kunstjüngerschaft, nicht für die Allgemeinheit da, und lassen ohnehin viel zu wünschen übrig. In der „Monatbeilage" der wiener „Recensionen" wurde jüngst in einer Correspondenzmittheilung aus Leipzig wol mit Recht die Klage ausgesprochen:

Unter unserm Kaufmannsstande findet man doch wenigstens hier und da Sinn und Geschmack für Kunst und Werke der Kunst, was freilich mit den Hülfsmitteln und der Muße, welche der Reichthum gewährt, zusammenhängen mag; unter unserm Gelehrtenstande dagegen ist eigentlicher Kunstsinn nur sehr selten anzutreffen; auf unsern Universitäten wird für Erweckung und Belebung des Kunstsinns so gut wie nichts gethan, und doch wird sicherlich von jedem, der auf der Höhe der Bildung stehen und nicht empfindliche Lücken im Complex seiner Kenntnisse und Mangel an Anschauungen feinerer und idealerer Art verspüren lassen will, in höherm oder geringerm Grade Kunstgeschmack und Kenntniß der Kunstlehre und Kunstgeschichte verlangt werden müssen. Es ist nicht einzusehen, warum letztere für den studirten Mann nicht ebenso interessant und wichtig sein sollte als z. B. die Literaturgeschichte. Der Geschmack würde auch in literarischen Dingen nicht vielfach so roh und unklar sein, wenn ein geläuterter Kunstgeschmack weiter verbreitet wäre und zu den nothwendigen Erfordernissen der höhern Bildung gerechnet würde.

Man kann in der That in gewissen deutschen Universitätsstädten jahrelang leben, ohne unter Professoren, Studenten und — Philistern auch nur einen einzigen zu finden, mit dem man einen eingehenden und wirklich erquicklichen Gedankenaustausch über Kunst und Kunstwerke unterhalten könnte. Es ist dies in der That eine, wir erlauben es uns zu sagen, höchst traurige Erscheinung, ja eine Schmach, deren Rückwirkungen sich auch dann in dem bekannten, in der ganzen Welt verrufenen, der Schönheit, Anmuth und Klarheit entbehrenden deutschen Gelehrtenstile erkennen lassen. Es gibt unter unsern Kathedergelehrten gegenwärtig allerdings einige, die einen guten Stil schreiben, aber sie sind sicherlich zu zählen.

Glücklicherweise sind die Stimmen, die eine principiellere und allgemeinere officielle Kunstpflege, etwa nach dem Muster des kleinen Belgien, vom Staate verlangen, in letzterer Zeit immer häufiger geworden. So bemerkte Franz Brendel jüngst in einer Abhandlung „Der Staat und die Kunst" (Nr. 7 der „Neuen Zeitschrift für Musik"):

Poesie und Kunst sind thatsächlich ein Hauptelement im geistigen Leben der modernen Völker. Ob mit ausdrücklichem Bewußtsein anerkannt oder mehr instinctartig gefühlt, immer mehr bewahrheiten sich jene Dichterworte: „Wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei." Was namentlich Deutschland und deutsches Wesen betrifft, so begreift jetzt fast wol auch der am fernsten Stehende, daß der Schwerpunkt der Nation nach einer der wichtigsten Seiten hin in dem liegt, was seine großen Dichter und Künstler geleistet haben. Weniger allgemein anerkannt, aber ebenso groß ist, was auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft, der Aesthetik, seit dem vorigen Jahrhundert geleistet worden ist. Seit den Zeiten der Griechen und dem, was die großen Denker dieser Nation gelehrt haben, ist nichts Ebenbürtiges wieder geschaffen worden bis dahin, wo Deutschland die Aufgabe ergriffen und weitergeführt hat. Es kommt jetzt darauf an, diese Einsicht in immer weitern Kreisen zu verbreiten; es wird nothwendig, die aufgehäuften Schätze der Gesammtheit immer allgemeiner zugänglich zu machen. Wie aber bisher die Dinge standen, blieb es fast gänzlich dem Zufall überlassen, wie viel vom dem herrlichen, durch unsere Denker errungenen Kapital vertieftern Kunstbewußtseins dem einzelnen gerade zu Theil werden mochte, eben aus dem Grunde, weil der Unterricht darin nicht officiell anerkannt war.

Uebrigens sind die Gefahren des einseitigen Studiums der Brotwissenschaften und höchstens noch der in eine Art wissenschaftlichen Systems gebrachten Philosophie schon früher, schon im vorigen Jahrhundert gefühlt worden. Gleim z. B. gab seinen Empfindungen hierüber in einem offenherzigen Schreiben Ausdruck, das er im Jahre 1788 an den preußischen Minister Wöllner richtete und in welchem er unter anderm sagt:

Auf unsern Universitäten in und außer Preußen, in Monatschriften, überall Verfolgung der Musen! Der allergnädigste Landesvater erklärte, beim Antritt seiner Regierung, sich für ihren Beschützer; nicht die mindeste Wirkung davon! Die Speculation hat aller unserer besten Köpfe sich bemächtigt. Die Wissenschaften, die man verachtungsweise die schönen nennt, und die so nützlich dem Staat und der Menschheit sind wie die sogenannten gründlichen, werden nicht gelehrt; auf Kanzeln und auf Gerichtsstühlen speculirende Philosophen werden machen, daß Barbarei einreißt, wie zu den Zeiten nicht des Aristoteles, sondern der Aristoteliker. Meine Freunde wissen, daß ich diese Zeiten weissagte vor vielen Jahren schon.

Seitdem sind aber noch viel gewaltigere, der Kunst feindselige Mächte ins Leben getreten: das politische Parteiwesen, welches eine ruhige Kunstentwickelung nicht aufkommen läßt und nicht aufkommen lassen will, die kirchlich fromme Richtung, welche, wenigstens in protestantischen Ländern, in Werken der Kunst sogar teuflische Ausgeburten und Beförderungsmittel der Sinnenlust erblickt, und der Materialismus, der sein Sache ausschließlich auf die Ausnutzung der Güter dieser Erde gestellt hat und bei Völkern wie Individuen nur die Factoren des materiellen Wohlseins und der irdischen Glückseligkeit in Betracht zieht. Der Mammonsdienst befördert wol den Luxus, aber nicht die Kunst, und je mehr sich die Idolatrie für die allerdings Erstaunen erregenden Schöpfungen der Industrie und Mechanik ausbreitet, um so mehr ist der Cultus der reinen Kunst gefährdet, nur das Eigenthum weniger zu werden. Aber mit Recht war jüngst in der „Bibliothèque universelle" bemerkt: „Das industrielle Genie unserer Epoche würde gut thun, wenn es sich mehr um die Interessen der Aesthetik bekümmern wollte; und verdient etwa die Aesthetik nicht, in Rechnung gebracht zu werden?" Diese Worte verdienten auch in unsern Ständekammern gehört zu werden, die bekanntlich sich gegen die Künste fast durchschnittlich äußerst spröde und knauserig verhalten.

Ein charakteristisches Zeichen für die Richtung, welche die Zeit genommen hat, ist es denn auch, daß es unter den Universitätsprofessoren gegenwärtig nur sehr wenige, kaum zwei oder drei gibt, welche die Musenkunst praktisch üben. Früher war dies, von Voß und Conz bis auf Arndt, viel häufiger der Fall. Selbst Fichte und Schelling folgten dem poetischen Triebe der Zeit. Fichte ließ im Varnhagen-Chamisso'schen „Musenalmanach" einige Sonette, Schelling unter dem Namen Bonaventura eine Anzahl poetischer Ergüsse, darunter die ergreifende Erzählung in Terzinen „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" im Schlegel-Tieck'schen „Musenalmanach für 1802" drucken. Um so öfter zeigen heutzutage die Gelehrten die Neigung, über Dichter und dichterische Producte streng zu Gericht zu sitzen. Die officielle Wissenschaft macht also mit den andern der Poesie und Kunst feindlichen Mächten der Zeit gemeinschaftliche Sache, ohne zu bemerken, daß diese Mächte sich früher oder später auch gegen die Wissenschaft selbst wenden werden oder sich zu wenden bereits begonnen haben.

Wir werden von unserm oben angegebenen Standpunkte das Buch der Frau Luise Otto: „Die Mission der Kunst" (Nr. 1) willkommen heißen dürfen, auch wenn wir mit den Ansichten und Folgerungen der Verfasserin nicht überall einverstanden sein sollten. Ihre hohe Meinung von der Bedeutung und Mission der Kunst spricht sie unter anderm in der Vorrede mit den Worten aus:

> Die Kunst ist ein Hauptmoment in dem Lebens- und Entwickelungsproceß ganzer Völker wie in dem der einzelnen Menschen, und es ist wahrlich ein Verrath an der Menschennatur gewesen, bei ihrer Ausbildung nicht immer Rücksicht genommen zu haben auf die Kunst, jene Himmelstochter, welche den Menschen zur Gesittung führt und seinem Gefühl die heiligen Rechte erhält, die eine bloße Verstandesbildung ihm entzieht. Einseitigkeit ist es, alles Heil für den einzelnen wie für das Ganze von der Kunst zu verlangen; Einseitigkeit ist es aber auch, wenn man meint, fertig werden zu können ohne die Kunst.

Auch führt sie später einmal den gewichtigen Ausspruch des Abts Salomon von St.-Gallen an: „Wahre Cultur kann nur durch geweckten Kunstsinn erreicht werden." Wie sehr beschämt dieser katholische Geistliche des [illegible] Jahrhunderts die protestantischen Verketzerer der Kunst, die in ihr nur ein Werk- und Rüstzeug des Teufels und seiner Helfershelfer erblicken wollen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß in der zweiten Hälfte des [illegible]. Jahrhunderts, nachdem schon im 9. Jahrhundert, in einer für barbarisch gehaltenen Zeit ein katholischer Geistlicher die Kunst als ein Hauptbeförderungsmittel der Cultur und das Talent dazu weiter als eine göttliche Begabung bezeichnet hatte, noch solche Ansichten bei Leuten herrschend sein könnten, welche für cultivirt gelten wollen und auf unsern Universitäten gebildet sind, denen man, danach zu urtheilen, einen ganz andern Namen als den von „Musenstädten" und „Musensitzen" beilegen müßte! In Betreff der Aufgabe, welche die Kunst in unserer Zeit zu erfüllen hat, stellt die Verfasserin den Grundsatz auf:

> Erkannt muß es werden, daß jede Kunst lügt und deshalb gar keine Kunst mehr ist, die nicht ihre Form nimmt aus dem Bewußtsein ihrer Zeit, sondern eine Form hinstellt, die der Geist verlassen hat und die eben weiter gar nichts ist als eine einbalsamirte Leiche, ein Automat, im besten Falle eine Antiquität.

Und sehr richtig ruft sie ein andermal aus: „Nur keine Lüge in der Kunst! — das rächt sich allemal empfindlich!"

Von diesem Stand- und Gesichtspunkte aus behandelt und betrachtet die Verfasserin die Baukunst, die Bildhauerkunst (mit Inbegriff der Geräthe zum Gebrauch des täglichen Lebens), die Malerei (mit Inbegriff des Holzschnitts, des Kupfer- und Stahlstichs, der Glasmalerei u. s. w.), die Gartenkunst, die Dichtkunst, besonders die dramatische, die Tonkunst (mit Inbegriff der Volksliedertafeln und Sängerfeste u. s. w.), kurz, sie zieht so viele Gegenstände in den Kreis ihrer Betrachtung, daß man sagen muß, selbst ein Mann, der sein ganzes Leben an das Studium aller dieser so verschiedenartigen Gegenstände gewendet hätte, würde Bewunderung verdienen, wenn er sich auf allen diesen verschiedenen Gebieten gleich heimisch zeigte. Wir haben Achtung vor jedem Bestreben, und mithin auch bei einer Frau, sich über alles und jedes, was den eigentlich gebildeten Menschen angeht, zu unterrichten und klar zu machen, und wir wollen daher mit der Verfasserin über einzelne factische Irrthümer (z. B. wenn sie die Schiller-Statue in Stuttgart ein Werk Schwanthaler's statt Thorwaldsen's nennt) nicht zu scharf rechten; denn dergleichen Irrthümer und Gedächtnißfehler können in der Verwirrung des Augenblicks wol vorkommen. Dagegen möchten wir mit der Verfasserin uns über eine Ansicht auseinandersetzen, die uns irrig zu sein scheint, und wir fühlen uns dazu um so mehr aufgefordert, da diese Ansicht weit verbreitet, ja fast allgemein ist. Luise Otto nämlich nimmt an, daß die alten christlichen Maler an die Heiligen, die sie auf der Leinwand darstellten, auch durchweg geglaubt hätten, daß nur religiöse Inbrunst ihren Pinsel geführt habe. Das mag von den Malern der frühesten Periode, einem Cimabue und Giotto, einem Masaccio und selbst noch Francesco Francia und Perugino, einem van Eyck und Memling, von den Meistern der altkölnischen und altnürnberger Schule gelten, aber schwerlich von Rafael, Guido Reni, Giulio Romano, Correggio, Tizian, Rubens u. s. w. Neben dem Studium der Antike hatten Mystik und Ascetik keinen Platz mehr. Rafael stellte in seinen Madonnen liebevolle, reizende, schöne Mütter dar, wenn er ihnen auch den Stempel des Göttlichen aufzuprägen wußte; einem Guido Reni, wenn er einen an die Säule gebundenen Christus, oder einem del Piombo, wenn er einen heiligen Sebastian malte, kam es vorzugsweise auf die Darstellung schöner Körperformen und Muskulatur an; Correggio, der nicht blos Heilige, sondern auch eine Leda mit dem Schwan und andere verfängliche Situationen aus der heidnischen Mythologie malte, ging auch in seinen Heiligenbildern schon vielfach in das Kokette über, und andere verloren sich später immer mehr in den Cultus des Fleischlichen und Nackten. Daher waren ihre Heili-

gen auch meist sehr wohlgenährte, muskulöse Leute, an denen sich keine Spur eines streng ascetischen Lebens wahrnehmen ließ und die namentlich in den Nonnenklöstern eine etwas fremdartige, wenn auch sicherlich gern gesehene Gesellschaft bildeten. Seitdem schwand auch aus den italienischen Klöstern die Neigung zu Kasteiungen und zu einem ascetischen Leben immer mehr. Und wer möchte dies so eigentlich recht bedauern, da ja das Leben in den Klöstern schon längst kein wahrhaft erbauliches, gottinniges, mit den draußen waltenden Mächten der Zeit in Einklang stehendes war!

Die Frauen scheinen, wie dies wol auch schon mehrfach in d. Bl. bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben worden ist, nicht gerade viel Geschichtssinn zu besitzen. Sie lassen, was vergangen ist, vergangen sein; sie richten ihr Auge fast nur auf die Erscheinungen der Gegenwart, welche die Göttin ist, der sie vorzugsweise dienen; und selbst wenn sie in ihren literarischen Erzeugnissen Vorgänge aus der historischen Vergangenheit bearbeiten, werden sie die Gefühls- und Anschauungsweise der betreffenden historischen Helden und Heldinnen mehr oder weniger in moderne Tonarten übertragen. Mit Schiller, diesem „Lieblingsdichter der Frauen", denken sie: „Nur der Lebende hat recht." Und bis zu einem gewissen Grade ist dies auch ganz richtig. Eine Zeit, die keine Kunst schaffen kann, in der ihr innerstes Wesen, ihr tiefstes Trachten, Denken und Empfinden zu Tage tritt, ist überhaupt nicht werth, eine Kunst zu schaffen. Wir dichten und schaffen ja nicht für die Todten, sondern für die Lebenden, und mit allen Kunstwerken, in denen wir die Griechen nachahmen wollten, können wir ja die alten Hellenen, die doch allein das für solche gräcisirende Kunstwerke empfängliche Publikum abgeben würden, nicht aus ihren Gräbern auferwecken.

Wir geben also auch unsererseits der Verfasserin vollkommen recht, wenn sie von einem modernen Kunstwerk verlangt, daß es aus dem Zeitbewußtsein hervorgegangen und mit ihm gefüllt sein müsse. Nur ist es in der Gegenwart oft schwer zu sagen — und selbst die scharfsinnigsten Geister gehen hierin nicht selten fehl —, was an diesem Zeitbewußtsein von echtem Gehalt, bleibend und dauernd ist. Nur zu oft wird das Unechte und Falsche, der bloße Tagesgeschmack, für den eigentlichen Inhalt der Zeit genommen, und indem man diesem vorübergehenden Geschmacke auch in der Literatur zum Ausdruck verhilft, fördert man eine literarische Richtung, welche so schnell wie das moderne Costüm die Mode wechselt. Speculative Schneider beherrschen unser Publikum in Betreff des Wechsels der Trachten und des Kleiderzuschnitts, und speculative Autoren, die unter allen Umständen etwas Neues auf den Markt bringen wollen, suchen dem Publikum vorzuspiegeln, daß dieses Neue auch das eigentlich Zeitgemäße sei. Man hat jetzt auch in der Literatur Sommer- und Wintermoden, und das lesende, namentlich das weibliche Publikum fragt bei Beginn jeder Saison, was für die Dauer derselben fashionable und modern sei.

Ich erinnere mich noch sehr wohl aus meiner Knabenzeit, wie da alles für die ungeheuerlichen Thaten der Faust- und Raubritterschaft, für Turniere, für den Moder der Burgverliese, für Burgfrauen und Edelfräulein schwärmte, wie man alle Sitteneinfalt und allen Seelenadel, alle Tugend und Unschuld, alle Tapferkeit und echte Ritterlichkeit in den Burgen und Castellen des Mittelalters suchte. Dieser Geschmack schien damals von echter Farbe und haltbarem Stoff zu sein; denn er hing mit den ritterlichen Erinnerungen aus den Befreiungskriegen zusammen. Dann aber kam die Zeit der adelichen wie der bürgerlichen Salons und mit ihr der Salonroman und das Salondrama. Das biderbe Berlichingen'sche Urdeutsch war nun eine Antiquität und man schrieb und stotterte ein Deutsch, welches mit den neuesten fashionablen Phrasen der englischen Aristokratie und der pariser Salons zu einem so wunderlichen Sprachbrei zusammengemischt war, daß man sich genöthigt sah, bei der Lectüre eines deutschen Romans ein französisches und englisches Wörterbuch zu Rathe zu ziehen, obschon diese keineswegs hinreichten, alle Sprachmonstrositäten zu erklären. Plötzlich war auch diese Literaturgattung beseitigt; die Dorfnovelle trat an ihre Stelle, und statt eines französischen oder englischen Lexikons bedurfte man nun wieder eines schwäbischen, bairischen, pfälzischen, schweizerischen oder niederdeutschen Idiotikons. Doch die Dorfnovellistik erschöpfte ja keineswegs den Inhalt der Zeit, das „Zeitbewußtsein"; unsere Zeit hat ja einen wesentlich commerciellen, nationalökonomischen Charakter; man strich also die Dorfnovellistik von der Tagesordnung und ging zur Kaufmannsromantik über. Statt wie unmittelbar nach den Befreiungskriegen in mittelalterlichen Burgen, suchte man nun in Herings- und Siruplăden das Ideal deutscher Tugend und menschlicher Vollkommenheit; der ehrenfeste Burgherr So-und-so verwandelte sich in den Chef des Hauses T. O. Schröder, der junge tapfere und verliebte Ritter in den mit sittlichster Langeweile behafteten Commis Anton Wohlfahrt, der Burg- oder Hofnarr in den Volontär von Fink und das stolze Edelfräulein in die bescheiden-wirthschaftliche, solid-bürgerliche Sabine Schröder.

Der Leser weiß, welchen Roman wir hiermit meinen: es ist derselbe, von welchem unsere Verfasserin sicherlich nicht mit Unrecht sagt:

> Ein gewandt und elegant geschriebenes Buch, aber doch nichts als ein Abklatsch der Wirklichkeit, der eben nur Erfolg in einer Zeit haben konnte, in dem viele Leute gelernt hatten, sich vor allem und jedem idealen Aufschwung zu fürchten, und das am willkommensten hießen, was einem solchen entgegenarbeitete. Ein Roman wie „Soll und Haben" mußte allen denen gefallen, die nur im Materialismus Genüge suchten und durch kein höheres Gefühl, keinen aufregenden Gedanken in ihrem platten Alltagstreiben gestört sein wollten.

Das mag ganz richtig sein; wie aber nun, wenn der Verfasser von „Soll und Haben" und die Leser und Verehrer dieses Romans vollkommen davon überzeugt sein sollten, daß gerade in ihm Charakter, Tendenz und Bewußtsein unserer Zeit am reinsten repräsentirt seien? Daß er also am meisten den Bedingungen entspreche, welche die Verfasserin an ein modernes Kunstwerk stellt?

Wie übrigens aus der angeführten Stelle zu Ehren der Verfasserin hervorgeht, so verwirft sie jeden bloßen „Abklatsch der Wirklichkeit", wie den sogenannten Realismus überhaupt; sie will, wie sie dies in einem Schlußkapitel weiter motivirt und ausführt, die Vereinigung von Realismus und Idealismus, und sie stellt daher dem Verfasser von „Soll und Haben" den Verfasser der Romane „Die Ritter vom Geiste" und „Der Zauberer von Rom" als ihr poetisches Ideal gegenüber; sie bemerkt:

All diese genaue Detail- und Genremalerei im Dienste einer großen weltbewegenden Idee verwendet zu sehen, macht auf uns denselben künstlerischen Eindruck wie die Gemälde Gallait's oder Kaulbach's. Es ist der Realismus im Dienst des Idealismus; es ist diese Vereinigung von beiden, die wir, wie schon gesagt, in allen Werken Gutzkow's finden, am in die Augen springendsten aber in seinen Romanen des „Nebeneinander", in den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom".

Dieselbe Vereinigung von Realismus und Idealismus, wie in den Schöpfungen Gutzkow's und Kaulbach's will sie auch auf den Gebieten der bildenden Kunst und der Tonkunst in den Werken Rietschel's und Richard Wagner's erblicken. Wir wollen uns jedoch auf das Gebiet der streitigen Fragen, die sich hieran knüpfen, nicht weiter verlieren, uns auch auf die Hypothesen und Prophezeiungen der Verfasserin von dem Kunstwerk der Zukunft nicht weiter einlassen, obschon die Vermischung und Verschmelzung aller Künste, worin die Verfasserin ihr Zukunftsideal wenigstens in Betreff des Theaters erblickt, uns etwas ebenso Problematisches wie Bedenkliches zu haben scheint. Lieber beschäftigen wir uns noch mit der letzten Abtheilung des Buchs „Die Künstler", worin die Verfasserin, außer andern dahingehörigen Gegenständen, namentlich auch die äußere Lage der bildenden Künstler, der Tonkünstler, der Schauspieler und Schauspielerinnen, der Sänger und Sängerinnen, der Schriftsteller und Schriftstellerinnen u. s. w. in meist sehr verständigem praktischen Sinne und mit warmem Mitgefühl bespricht. Man glaube etwa nicht, daß auf dieses Thema immer wieder zurückzukommen uns viel Vergnügen gewährt; wir würden mehr Spaß und wahrscheinlich auch mehr Dank davon haben, wenn wir über Kaninchenfütterung statt über Autorenfütterung schreiben dürften; denn unter den Schriftstellern herrschte bisher, von einigen Lokalcoterien und Lokalverbindungen abgesehen, so gut wie gar kein Gemeingeist, und von Dank, Aufmunterung und Anerkennung für dem Stande geleistete Dienste ist unter ihnen sicherlich weniger die Rede, als unter jedem andern Stande. Aber wenn man einmal auf irgendeinen Gegenstand seit Jahren sein Studium verwendet hat, wie wir seit Decennien auf die Lage der deutschen Autoren, wenn dieser Gegenstand mehr und leidenschaftlicher als je in der Presse (z. B. erst vor kurzem in den „Stimmen der Zeit" und vom buchhändlerischen Gegenstandpunkte in der „Süddeutschen Buchhändlerzeitung") besprochen wird, so erscheint es als Pflicht, die gleichen Bestrebungen von Collegen und Colleginnen nicht unbeachtet zu lassen.*) Denn es gilt, einige beim deutschen Publikum eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen und unschädlich zu machen. Und wunderbarerweise haben einzelne jüngere Schriftsteller und Dichter, welche sich vor ihrem Untergange für sturmlaufende Genies hielten, ehe sie noch die verderblichen Folgen unablässiger Noth in vollstem Maße an sich selbst kennen gelernt hatten, das Ihrige dazu beigetragen, in Dichtungen, Schriften und Zeitblättern diesen Vorurtheilen Vorschub zu leisten. Sobald diese Schiefheiten sich nicht mehr in der Presse oder im Publikum Luft machen werden, sobald werden wir — und wir freuen uns selbst auf diesen Zeitpunkt — von selbst aufhören, gegen sie zu schreiben.

Das deutsche Publikum oder doch ein sehr großer Theil des Publikums huldigt nämlich dem Dogma, daß einem Dichter, Künstler und Schriftsteller körperliche Noth und moralische Qualen und Demüthigungen sehr nöthig seien, um ihrem Talent die höchsten Töne gewissermaßen als Angstschrei einer gefolterten Seele zu entlocken, daß das Talent gar kein Anrecht an die Güter dieser Welt habe, und daß das Volk genug für dasselbe thue, wenn es ihm einen Wechsel auf Nachruhm und andere dergleichen unsichtbare, ungenießbare und dabei wohlfeile Dinge ausstelle. Luise Otto bemerkt in ihrer Schrift:

Man fand, auch wenn man an die Noth des Alltagslebens dachte, geradezu hochpoetisch und nothwendig, sich das Genie in den ärmlichsten Verhältnissen, mit Noth und Sorge ringend, zu denken, es gab ja schöne Sentenzen und Citate für solches Geschick, z. B. „Wer nie sein Brot mit Thränen aß", Schiller's „Theilung der Erde" und unzählige solche Stellen aus den Schriften unserer Classiker wie unserer Romantiker; die Wohnung des echten Dichters konnte nicht anders gedacht werden als in einer Dachkammer des vierten Stocks. Fast war es um die Sympathien einer Nation für ihn geschehen, wenn man entdeckte, daß er in einer ersten Etage wohnte; einen Maler konnte man sich nicht anders vorstellen, als im ärmlichen, spiegelglatt gewordenen Sammtrock und einen Musiker im zu kurz gewordenen Frack mit farblos gewordenen Nankingbeinkleidern — wo wäre die Romantik geblieben, hätten die Genies öfterer ihre Kleidung wechseln und verbessern oder ihre Wohnung in freundlichen Räumen nehmen können! Aber dieselben Leute, die dies alles schön und erhaben fanden und die Köpfe überspannter Genies durch den Weihrauch, den sie ihnen streuten, vollends umnebelten, dieselben erschraken doch vor jeder Verbindung mit diesen Auserwählten des Himmels.

Gegen dieses Dogma, das freilich, weil es des Danks und der Gegenleistungen gegen Mitlebende überhebt, vielen sehr bequem dünken mochte, richtete O. Banck einmal in der „Novellenzeitung" die treffenden Worte:

Was die barbarische Idee anlangt, ein Talent müsse mit dem irdischen Geschicke kämpfen und lieber den Mangel als den Wohlstand zum Gefährten haben, so ist es auffallend, wie

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit nochmals auf die von tiefem Mitgefühl für die Lage der Schriftsteller zeugende kleine Schrift: „Das Los der Schriftsteller", von dem Buchhändler Wengler in Leipzig und in dessen Verlage erschienen. Die Broschüre ist von der Presse nicht so beachtet worden, wie ein von diesem Standpunkt abgegebenes buchhändlerisches Votum verdient. Doch auf diese Indifferenz, die wol vornehm aussehen soll, müssen sich die aufrichtigen Freunde und Anwalte der deutschen Autoren gefaßt machen.

Männer von Würde eine solche Beschimpfung gegen sich selbst, eine solche Majestätsbeleidigung gegen den Genius aussprechen konnten. Das höchst erleuchtende und vorbildende Menschenthum, welches es auf Erden gibt, der frei schaffende, seine Zeitintelligenz und seine Nation hebende Künstlergeist, sollte also nicht werth sein, die Güter des Lebens nicht ohne erniedrigende, seine edlern Kräfte beeinträchtigende Qual zu genießen! Wer dürfte es denn?

Diesem Dogma gemäß hat auch die deutsche Nation seit Jahrhunderten ihre Talente und erfinderischsten Köpfe behandelt! Denkt nur an Kepler, Gutenberg, Hutten! Denkt an Luther's Witwe, die von der Halbscheid des deutschen Volks, welche sich nach Luther nennt, sammt ihrer Familie so schmählich im Stich gelassen wurde, daß sie, und ach wie oft vergebens, bei den protestantischen deutschen Fürsten um einen Nothpfennig herumbetteln mußte! Denkt an Leibniz, den der Nachfolger der Kurfürstin Sophie nur als sein „Lexikon" benutzte und der in Hannover, wie der Engländer Ker of Kersland berichtet, „wie ein Wegelagerer und nicht wie ein Mann, der die Zierde seines Vaterlandes gewesen, begraben wurde"! Prüft, aber prüft genau den Schiller-Körner'schen Briefwechsel, prüft die Correspondenz, welche Herder mit seiner Frau aus Italien, mit Hartknoch, Knebel, Gleim, Heyne u. s. w. geführt hat, prüft die Briefe und Biographien Bürger's, Hölty's, Lessing's, R. Lenz', Schubart's, Hölderlin's, H. von Kleist's, Nikolaus Lenau's, Grabbe's, Halirsch's, Waiblinger's, G. Forster's, Knebel's, Merck's, J. G. Fichte's, Friedrich List's, Carstens', Mozart's, Beethoven's, Kreutzer's, Lortzing's u. s. w.; prüft die Tagebücher des Grafen Platen, achtet auf manche Selbstbekenntnisse Immermann's und selbst Goethe's — prüft und beachtet dies alles, und dann wollen wir sehen, ob ihr noch den Muth habt, zu behaupten, daß die deutsche Nation so an ihren hervorragenden Geistern gehandelt habe, wie es einer großen und großmüthigen Nation würdig ist, von einer Anzahl leuchtender Wohlthätigkeitsacte seitens einzelner Privatmäcene namentlich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts etwa abgesehen. Natürlich hatten unter ihnen die eigentlich idealistischen Naturen die anomalste Stellung. Albrecht Dürer, dieses gewaltige Künstlergenie, hat mit der deutschen Philisterei Zeit seines Lebens ringen müssen; andere, wie Winckelmann, Hans Holbein, Händel, der von Neid und Misgunst verfolgte Andreas Schlüter, Klinger u. s. w. fanden erst im Auslande einen angemessenen Wirkungskreis oder eine Zuflucht. Wollt ihr fortfahren, euch zu dem Dogma zu bekennen, daß alles dies ganz in der Ordnung sei, und daß das Talent erst gefoltert werden müsse, um zu erfinden und seine Schmerzensschreie in Kunstform zu bringen, dann hört wenigstens auf, euch ein gemüthliches Volk zu nennen, dann hört auf, für euch selbst an jenen großen Geistern einen Antheil zu beanspruchen. Ich für meinen Theil möchte gern einige jener Männer dahingeben, wenn damit von der deutschen Nation die Schmach genommen würde, daß sie viele ihrer besten Männer so im Stiche ließ.*)

Aber jenes Dogma hat nicht einmal die Wahrheit für sich. Die Noth mag wol in gewissen Fällen zur Production anspornen, aber sie trägt sicherlich nichts dazu, daß man neben dem viel auch gut producire und umfangreiche, wohl durchgearbeitete Compositionen liefere; die Noth, wenn sie dauernd und allzu nagend ist, stört die für eine große Composition nöthige Harmonie, Frische und Heiterkeit des Gemüths. Es ist seltsam, daß man hierüber überhaupt noch immer Worte machen muß. Wir haben schon früher diejenigen, welche jenes Dogma zu verkündigen nicht müde werden, in d. Bl. aufgefordert, uns die vollendeten Werke in Kunst und Literatur zu nennen, welche in Zeiten der wirklichen Noth, des Hungerzustandes, im Schuldthurm u. s. w. geschaffen worden seien; man ist uns die Antwort schuldig geblieben. Das einzige Werk, das man nennen könnte, die „Lusiaden", hatte Camoëns in bessern Tagen verfaßt; er brachte das Manuscript aus Indien mit. Man beruft sich wol auf Schiller. Seine Jugendwerke sind geniale vulkanische Eruptionen, aber vollendete harmonische Kunstwerke sind sie nicht; auch hat es ihm nie an Gönnern und Gönnerinnen gefehlt, die ihm in seinen Nöthen zu Hülfe kamen. Zur Ausarbeitung seines „Don Carlos" setzte ihn sein Freund und Wohlthäter Körner in Stand. Dann folgte eine Zeit, wo Schiller jahrelang ums Brot schreiben mußte; während dieser Periode war auch sein Pegasus ziemlich flügellahm. Die Conception und Ausarbeitung seines „Wallenstein" fällt schon in eine glücklichere Periode, und von da an hatte er freie Muße zu schaffen, wie nur wenige deutsche Dichter gehabt haben.

Auch muß einem Dichter, der wirklich Großes und Harmonisches schaffen will, diese Muße so gut wie dem bildenden Künstler gewährt sein; erschlaffende, verdüsternde Berufsgeschäfte dürfen ihm sowenig nahe treten wie drückende Noth. Für einen Dichter oder Künstler, dem die Noth nichts geschadet hat, kann man sicherlich immer drei Dichter und Künstler nennen, welche sie vorzeitig zu Grunde gerichtet hat und nicht zur harmonischen Entfaltung ihrer Kräfte kommen ließ. Viele der größten Dichter und Schriftsteller aber haben die Noth in ihrer fürchterlichen

*) Gerade in Bezug auf die Schriftstellerei mag der Ausdruck der „Times", daß den Deutschen die „Büffelarbeit" zugefallen, daß er der „rechte Pflugochse Europas" sei, nicht unpassend erscheinen. Für ein Honorar, für welches so manche deutsche Autoren arbeiten, würde sicherlich kein Engländer oder Franzose auch nur die Feder ansetzen. Ende März fand in der „Freemason's tavern" zu London unter Dickens' Vorsitz eine Versammlung zu Gunsten der Artists' general benevolent institution statt. Es war, wie Dickens in seiner Rede selbst hervorhob, kein Lord, kein Prälat, kein Staatsminister, kein Bankier, kein Beamter gegenwärtig; die Versammlung bestand blos aus Künstlern und Schriftstellern, und doch wurden nahe 700 Pf. St. subscribirt. In Deutschland würde von einer blos aus Schriftstellern und Künstlern bestehenden Versammlung nicht der zehnte Theil jener Summe subscribirt werden können. Die genannte, mit dem Royal literary fund und dem „Artists' benevolent fund" nicht zu verwechselnde Stiftung vertheilte im vorigen Jahre an bedürftige Kunstgenossen eine Summe von 2000 Pf. St. Daß in England ebenso wol wie in Frankreich einzelne unglückliche Existenzen in der Künstler- und Schriftstellerwelt und sogar von Zeit zu Zeit tragische Katastrophen vorkommen, ist allerdings richtig; es gibt eben überall excentrische Menschen, die den Eigensinn haben, untergeben zu wollen.

Gestalt niemals kennen gelernt, von Racine und Corneille an bis auf Lord Byron, Alfieri und Goethe. Shakspeare war ein glücklicher Theaterunternehmer und hatte zuletzt ein jährliches Einkommen, dessen Werth einer heutigen Revenue von jährlich 12000 Thalern reichlich gleichkommen würde, und Calderon hinterließ ein sehr beträchtliches Vermögen, das er der Congregation vermachte. Aber in keinem andern Lande außer in Deutschland macht man hieraus dem betreffenden Dichter einen Vorwurf; bei uns dagegen gibt es in der That Leute, welche Schiller schon deshalb über Goethe stellen, weil Schiller zeitweise Noth gelitten hatte; Goethe aber niemals. Nicht einmal rechnet man diesem zugute, daß er durch seine Freundschaft und Verwendung seinem Rivalen auch in Bezug auf dessen äußere Lebensstellung wesentliche Dienste leistete.

Luise Otto bemerkt an einer Stelle:

> Meint ihr, der Genius durchbreche jede Schranke, kämpfe jeden Kampf siegreich und beruft euch dabei auf viele Beispiele, wo großen Männern die künftige Größe auch nicht an der Wiege gesungen ward, die in der elenden Hütte stand? Beruft ihr euch auf die großen Genien, die ihr ganzes Leben lang mit bittern Sorgen zu kämpfen hatten und doch mit ihren Schöpfungen eine Welt in Erstaunen setzten? Ja, das ist's ja eben! Weil man die Ausnahmen von der Regel glänzend leuchten sieht, aber die Tausende nicht gewahr wird, die als ihre Opfer in schweigender Dunkelheit fallen, so wähnt man, die Ausnahmen wären keine, sondern die Regel selbst. Wer sagt euch denn, ob nicht jener Handlanger, der die Steine zu euern Häusern den Bauleuten zureicht und der jetzt stumpf und maschinenmäßig sein untergeordnetes Geschäft verrichtet, selbst ein geschickter Baumeister geworden wäre, wenn er in den Verhältnissen gewesen, die nöthigen Kenntnisse sich anzuschaffen und nicht von früher Jugend an hätte als Maschine arbeiten müssen? u. s. w.

Sie schildert weiterhin Richard Wagner's trostlose Lage als junger Musiker in Paris, wie er, nach Wagner's eigenem Geständniß, gezwungen war, für Geld Journalartikel zu schreiben (darunter die Kunstnovelle „Das Ende eines Musikers in Paris") und Melodienarrangements aus beliebten Opern für das Cornet à piston anzufertigen, wie er sich sogar bereit erklärte, Musik zu einem gassenhauerischen Vaudeville für ein Boulevardtheater zurecht zu machen u. s. w. Wagner hat sich allerdings aus dieser trostlosen Lage zu europäischer Berühmtheit herausgearbeitet, aber er hätte, wie so manche vielleicht Gleichbegabte in ähnlicher Lage, geistig und körperlich zu Grunde gehen können, wenn ihm nicht besondere günstige Umstände zu Hülfe gekommen wären; er hätte eines frühzeitigen Todes sterben können, und niemand würde jetzt etwas von ihm wissen.

Im übrigen wollen wir, was die äußere Lage der deutschen Schriftsteller betrifft, die Schuld an den bisher vorhandenen Uebelständen durchaus nicht einseitig auf das deutsche Publikum und Volk werfen; die größte Schuld tragen die Schriftsteller selbst. Uncollegialität, Neid, Intrigue, heimlicher und öffentlicher Klatsch, die Art der Polemik, womit so oft ein College den andern vielleicht Gleichberechtigten vor dem Publikum aufs tiefste zu erniedrigen sucht, dadurch aber, ohne dies in seiner Blindheit zu merken, nur sich selbst und den ganzen Stand erniedrigt und verächtlich macht — das ist wol die Hauptursache, daß man im Publikum so überaus häufig despectirlich von Schriftstellern und Schriftstellergenossen sprechen hört und daß auch ihre äußerliche Lage, die ihrerseits wieder zu jenem Miscredit in bürgerlicher Hinsicht beiträgt, meist eine bedrängte oder precäre ist. Wenn die Schriftsteller jeden ehrenhaften Collegen moralisch nur nach seinem Verdienst — mehr verlangen wir nicht — zu fördern suchten, so würde auch der Schiller-Stiftung ihr mühsames Werk wesentlich erleichtert werden. Von dieser, welcher auch Luise Otto in ihrem Buche einige freundliche Worte oder Seiten widmet, erwarten wir auch in moralischer Hinsicht die besten Folgen. An der Bestimmung, daß nur **verdiente** Schriftsteller unterstützt werden sollen, wird man natürlich aufs strengste festhalten müssen; dies wird zugleich für manche ein Sporn sein, sich wirklich verdient und der Wohlthaten und Unterstützungen der Schiller-Stiftung würdig zu machen. Sonst aber möge man in schreienden Nothfällen nicht unnachsichtlich auf Erfüllung aller Formalitäten dringen, nicht ein zu scrupulös moralisches Verhör anstellen; man möge, wenn solche Fälle bekannt werden, den Unglücklichen womöglich halb- oder ganzwegs entgegenkommen; man möge den Ruf, den der Deutsche im allgemeinen genießt, den Ruf der Umständlichkeit, der Peinlichkeit in formellen Dingen, der Kälte und Zurückhaltung wenigstens von dieser wohlthätigen Stiftung fern halten. *)

Der zweite Abschnitt des Buchs, der uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßte, verdient allseitig gelesen und beherzigt zu werden; er enthält viele sehr verständige Ansichten, Fingerzeige und Rathschläge, und selbst der besorgte hausmütterliche Ton, den die Verfasserin dann und wann anschlägt, steht einer Frau ganz wohl an, wie wir meinen.

Hermann Marggraff.

---

*) Daß sich unter den Augen der Schiller-Stiftung und der in Dresden angehäuften Lotteriegelder der junge Dichter Chr. Hoeppl in Verzweiflung das Leben nahm und daß sich zur Unterstützung eines mittellosen, an unheilbarer Krankheit daniederliegenden Dichters (Aloys Henninger, der inzwischen verstorben ist) in Frankfurt ein Comité gebildet hat, haben wir schon früher angeführt. Wir bemerken hier noch, daß sich auch in Leitmeritz ein Comité constituirt hat, um den Druck der hinterlassenen Schriften Hilscher's, eines „verkannten, vom Schicksal gebeugten" Dichters möglich zu machen. Schon in dem Umstande, daß sich gegenwärtig solche Comités bilden, erblicken wir den Anbruch eines schönern Tags, das Erwachen eines Gemeingeistes unter Deutschlands Schriftstellern und Literaturfreunden. Es war hierzu auch hohe Zeit! Ein pariser Correspondent des „Morgenblatt" bemerkte jüngst, es komme wol auch in Frankreich vor, daß man sich der Todten mehr als der Lebenden annähme; aber er fuhr dann fort: „Bei uns in Deutschland ist das noch ärger. Fast jedes Jahr erliegt irgendwo ein Talent im Kampfe mit den Heischungen des materiellen Lebens. Dann wird subscribirt, lamentirt und bankettirt zu Ehren des Künstlers oder Dichters, den man hat verkümmern lassen."

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Corvin's autobiographische Aufzeichnungen.

Aus dem Leben eines Volkskämpfers. Erinnerungen von Corvin. Vier Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Amsterdam, Gebr. Binger. 1861. 8. 6 Thlr.

Schon vielfach hat man unsern Mangel an Memoiren, die doch namentlich die französische Literatur in so großer Zahl aufzuweisen hat, bedauert, und mit Recht; denn sie gehören, mit Vorsicht gebraucht, zu den vorzüglichsten Quellen der Geschichtsschreibung und drängen die Historik zu dem Realismus der Dinge. Aus dieser Ursache steht die französische Geschichtschreibung so hoch, und wenn die neuere Pflege dieses Literaturzweigs jetzt auch in Deutschland die ausgezeichnetsten Geschichtswerke hervorgebracht hat, so geschah es hauptsächlich vermöge der Memoiren, die uns über die große Zeit im Anfange dieses Jahrhunderts auch von Deutschen zukamen. Es läßt sich aus dieser Erscheinung die Behauptung ableiten, daß Memoiren von selbst erfolgen, sobald das öffentliche Leben sich über nur exclusive Kreise hinaus erstreckt. Das neuere, schreib- und leselustige Deutschland hatte nur die Epoche von 1806—15, in welcher die Ereignisse allgemeine waren und zur Aufzeichnung von verschiedenen Seiten anlockten; nach ihr kam die Zeit von 1848, welche nun gewissermaßen jeden Gebildeten mitten in eine Flut von Ereignissen stellte und ihm zu Erinnerungen verhalf. Von jetzt an werden denn auch Memoiren aller Art nicht ausbleiben und sind ihrer zum Theil auch schon in Ueberfülle erschienen, namentlich von Personen, welche so glücklich oder unglücklich waren, durch die Revolution und ihre Folgen in außerordentliche Lebensschicksale geworfen zu werden.

Unsere Flüchtlings-Memoirenliteratur nimmt unstreitig jetzt schon einen stattlichen Rang ein, und aus welchen Motiven sie auch in ihren einzelnen Theilen entstanden sein mag, sie hat zum Theil sehr brauchbare Materialien zur Geschichte der Revolutionszeit geliefert und durch ihren absoluten Realismus ungemein auf das Denken und die Anschauungen des Volks eingewirkt, sodaß politische Träumereien nicht leicht mehr die Köpfe von Tausenden verdrehen werden. Für ein jedes solches Buch ist man deshalb zu Dank verpflichtet und man mag den persönlichen Anlaß reiner Eitelkeit, selbst wo er vorhanden war, gern übersehen. Von sich selbst reden, ist immer etwas schwierig; denn niemand will sich in nachtheiliges Licht setzen und Eigenlob nimmt man immer mit Mistrauen auf. Es ist deshalb nothwendig, in allen solchen Werken das Persönliche von dem Sachlichen zu scheiden; das erstere gehört für die, welche sich für den Autor und seine Schicksale interessiren, und wird dann von Bedeutung, wenn die Persönlichkeit eine allgemein bekannte ist; das letztere ist das Geschichtliche, und hat um so mehr Werth, je reicher es an Stoff und Detailmittheilungen über historische Ereignisse ist.

Die Aufzeichnungen Corvin's nehmen nach beiden Seiten hin das Interesse, wenigstens in nicht gewöhnlichem Maße, in Anspruch. Corvin ist in der Revolutionszeit ziemlich bekannt gewesen als einer der leidenschaftlichsten „Volkskämpfer"; sein herbes Geschick, seine Verurtheilung in Baden und seine Haft im Zellengefängniß zu Bruchsal hat die Theilnahme vieler Menschen erregt; Verleumdung und üble Nachrede haben ihn zudem aus dem eigenen Heerlager, wie so oft, verfolgt; und so haben viele ein Interesse daran, die persönlichen Schicksale des Mannes und seine Rechtfertigung kennen zu lernen. Andererseits hat Corvin vielen Ereignissen nahe gestanden, namentlich im badischen Aufstande; die darüber mitgetheilten Details haben sonach einen historischen Werth. Wie groß derselbe ist und wie weit das Interesse der Persönlichkeit sich geltend macht, werden wir bei der Skizzirung des Inhalts dieser Memoiren anzudeuten suchen.

Der erste Abschnitt des Werks behandelt den Ursprung der Familie Corvin und das elterliche Haus. Die Corvins führen ihren Stammbaum bis auf den Römer Marcus Valerius Corvinus, 350 Jahre v. Chr. Später siedelten sie nach Kroatien über und gründen das berühmte Geschlecht der Hunyaden. Aus ihm entsproß der Ungarkönig Matthias Corvinus. Nach den Bürgerkämpfen zogen sich die Corvins als Grafen Krasinski nach Polen; später, im vorigen Jahrhundert, kaufte sich das Geschlecht in Ostpreußen an und lieferte zwei preußische Generale. Nach dem Stammgut nannten sich die Grafen Corvin, auch Corvin-Wiersbitzki, doch ließ schon der Urgroßvater des Volkskämpfers den Grafentitel fort. Der Vater war preußischer Offizier gewesen und wurde nach seinem Abschied 1807 Postdirector des Regierungsbezirks Gumbinnen. Die Schilderung des alten, knurrigen Soldaten, der Weiber und Fuchteln ausnehmend liebte, aus der Feder seines Sohnes, ist eine hochinteressante zu nennen, wie überhaupt die Mittheilungen über das wunderliche Familienleben, das Haus des Vaters, die tollen Kinderstreiche, prächtige und mit Humor gesättigte Genrebilder abgegeben haben. Fast wunderbar könnte man die Gedächtnißkraft Corvin's nennen, welche hundert übermüthige Streiche, als Kind ausgeführt, so treu wiederzugeben wußte und die durch die Frische und das Dramatische der Darstellung dem ersten Bande der Memoiren das Interessante eines spannenden Romans verleihen.

Der junge Otto von Corvin-Wiersbitzki fand 1821 mit Mühe und Noth auf Königs Befehl Aufnahme im Cadettenhause. Auch dieser Abschnitt seines Lebens ist mit glücklichstem Talente dargestellt; die Detailmittheilungen über die Einrichtung und das Leben in den Cadettenhäusern zu Potsdam und Berlin gehören zu dem Besten, was man in dieser Art besitzt. Eine Fülle von Porträts, à la Gavarni croquirt, die sich überhaupt, fast zu viel an Zahl, in dem Buche finden, eine Menge frischgeschilderter Scenen der Cadettentollheiten, ein sprudelnder Humor, der bis zur Ungenirtheit sich ergeht, geben der wechselvollen Scenerie dieses Actes überall ein farbiges Colorit.

Ueberhaupt liegt in der ganzen Darstellung der Memoiren ein eigenthümlicher Reiz, der selbst unbedeutende Sachen interessant macht. Der Stil ist prickelnd, witzig, oft geistreich, dabei ohne Phrasen. Unumwundene Offenheit — die denn freilich Corvin auch nicht gerade beliebt bei seinen spätern Bekanntschaften machen konnte —, Abenteurerhang, ein reiches Gemüth, Klugheit und Eigendünkel, Bescheidenheit an falscher Stelle mit Stolz verbunden, Freiheitschimären und dabei doch persönliche Aristokratencapricen, Phantasie und Leichtsinn, Ueberstürzung und Launenhaftigkeit, Humor und Energie: alle diese Charaktereigenschaften prägen sich deutlich in der ganzen Darstellung aus. Nur zu oft wird beim Lesen dieser Memoiren der Gedanke au- gerufen, daß eine begabte und edle Natur sein Lebensziel aus eigener Schuld gänzlich verfehlte und über den Träumen der Jugend, welche durch den kranken Idealismus des Vormärz nur zu sehr genährt wurden, die Wirklichkeit der Dinge vergaß, um erst nach schmerzlichen Erfahrungen und nach zerstörtem Lebensglück darauf gestoßen zu werden. Kein Vorwurf ist daraus abzuleiten; aber es erfüllt mit Wehmuth, eine kräftige elastische Natur in den Fangnetzen der Wirklichkeit sich fast vernichten zu sehen.

Im dritten Abschnitt schildert Corvin die erste Zeit seines in Mainz verlebten, lustigen, lebensfrohen Lieutenantsdaseins … Keine Spur des Freiheitsphantasten regt sich in ihm, keine … eines Volkskämpfers; er ist preußischer Offizier durch und … und kennt außer Liebschaften, Schuldenmachen und Exerciren nichts weiter von der Welt. Er führt ein armes Lieutenantsleben, denn Vermögen scheint der Vater ihm und seinen Geschwistern nicht hinterlassen zu haben; nach dem Gesagten kann man denken, wie pikant das „glänzende Elend" dieses Daseins geschildert ist. Daß Corvin damals, nach der Julirevolution noch gar keine Ahnung von der Bewegung der Geister in Deutschland hatte, für welche er später sein Theuerstes opfern … bewies er bei Gelegenheit des hambacher Festes. Einmal … er seinem Hunde eine deutsche Cocarde um. Er war mit einem Worte ganz preußischer Lieutenant und nicht mehr. Von den vielen Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten verdient namentlich die Friedrich von Sallet's hervorgehoben zu werden; eine Menge

eingestreuter Briefe desselben an seinen Kameraden Corvin gestatten eine genaue Kenntniß dieser zarten, melancholischen Dichternatur, welche in ihrem Aeußern sich etwas burschikos zu geben suchte.

Die Compagnie, bei der Corvin stand, wurde später in die Nähe von Frankfurt a. M. verlegt. Der junge Offizier machte die Bekanntschaft mit der Tochter seines Wirths und zwischen beiden entstand ein Liebesverhältniß, welches auf Corvin's Geschick von Einfluß sein sollte. Um die Geliebte zu heirathen und sich eine Existenz zu schaffen, nahm er hauptsächlich seinen Abschied. Wie viel Schwierigkeiten ihm auch von seinem zukünftigen Schwiegervater dann bereitet wurden, trotz aller Hindernisse und Drohungen blieben die Liebenden fest. Corvin setzte es durch, daß er seine Geliebte später heirathete, und diese muthige, bewundernswerthe Frau stand ihm in den Tagen des Unglücks wie ein Engel zur Seite, hörte nicht auf, an seiner Rettung zu arbeiten, entsagte allem, opferte und murrte doch nie gegen das grausame Geschick. Ein deutsches Weib von solcher Art ehrt fürwahr das Geschlecht und bestätigt von neuem, daß unter den Schlägen des Unglücks der weibliche Charakter eine Größe annehmen kann, die dem Manne nur in den seltensten Fällen möglich ist.

Nach seinem Abschied als Offizier, beschloß Corvin, Schriftsteller zu werden; namentlich Sallet's Auftreten als solcher bestimmte ihn dazu. Novellen und ein paar Gedichte waren schon früher von ihm verfaßt worden; durch diese wollte er jetzt seine Existenz schaffen. Ein erstes Lied von ihm druckte die „Didaskalia" ab. Einige Zwischenfälle störten indessen gleich anfangs die Carrière. Er hatte Hoffnung bekommen, bei dem vertriebenen Herzog Karl von Braunschweig eine Anstellung zu erhalten, und als diese Aussicht zu Wasser wurde, hoffte er am gothaischen Hofe placirt zu werden. Auch hier fand sich trotz vieler Versprechungen nichts, und so blieb denn immer nur noch die Schriftstellerei. Corvin ließ damals ein Trauerspiel: „Die Hunyaden", und ein dramatisches Märchen: „Hassan", drucken; das waren die ersten Anfänge des neuen Lebens, ohne daß sich jedoch glückliche Aussichten daran knüpften.

Corvin versuchte sich nun als Vorleser in Darmstadt, aber er fand kein Publikum; dann realisirte er, nebenbei gesagt, leidenschaftlicher Weidmann, den Plan einer Jagdzeitung, die ihm längere Zeit ausreichende Existenzmittel bot, doch später, theils durch Buchhändlerschuld, wieder zu Grunde gerichtet wurde. Nach verschiedenen Irrfahrten siedelte nun — es war um 1842 — Corvin nach Leipzig, dessen Leben zu jener Zeit er in anziehenden Genrebildern schildert; auch die damals in der Buchhändlerstadt lebenden Schriftsteller werden mehr oder minder ausführlich von ihm porträtirt, darunter Gerstäcker, Laube, Saphir, Oettinger, Glaßbrenner, Hartmann, Herwegh, Hoffmann, Beck, Biedermann u. s. w.*)

Mit seinem Freunde Held zusammen glückt ihm endlich die Schriftstellerei. Corvin hat Held in seinen Memoiren ausführlich behandelt. Es ist ziemlich der einzige Mann, für den Corvin eine treue Anhänglichkeit bewahrt zu haben scheint. Held gab damals seine „Locomotive" heraus und mit Corvin zusammen arbeitete er dann die bekannte „Illustrirte Weltgeschichte". Nebenbei speculirte Corvin in anderer Art, aber nicht glücklich. Er gab den Anstoß und Plan zum Bau einer Schwimmschule in Leipzig, deren Director er wurde, aber nicht blieb. Dann kaufte er eine neue Erfindung, um die theuern Holzschnitte zu ersetzen: die Glyphographie. Er versprach sich goldene Berge davon, aber er erreichte in Wirklichkeit nichts damit. Der Herzog von Gotha schoß ihm sogar Geld vor, um diese Erfindung auszubeuten, und Corvin übersiedelte deshalb nach der kleinen thüringischen Residenz. Als er seine ersten Bilder fertig hatte, reiste er damit nach Paris, um die Erfindung, die sich bewährte, zu versilbern. Mitten in diesem Geschäft bricht nun die Februarrevolution aus; Corvin bleibt in Paris und kümmert sich nicht weiter um seine andern Geschäfte. Er wird nun Volkskämpfer und zwar mit dem Schwerte.

Bekanntlich organisirte sich gleich nach der Februarrevolution eine deutsche Legion unter Herwegh, welche Deutschland erobern wollte, um es als Republik zu constituiren und deren wirklich ausgeführter Eroberungszug schon in der Pfalz ein so klägliches Ende nehmen sollte. Corvin trat in dieselbe ein und wurde trotz aller Kabalen der verschiedenen Generale Löwenfels, Börnstein, Bornstedt, Schimmelpfennig u. s. w. zum Chef des Generalstabes erwählt. Mit den Mittheilungen, die Corvin über diesen abenteuerlichen Freischarenzug macht, beginnt der eigentlich historische Theil der Aufzeichnungen. Die Ereignisse selbst sind nur vereinzelte, die Oberfläche der Zeit berührende, welche längst ins Grab der Vergessenheit gefallen sind und die überhaupt nur die Extreme von Ideen bildeten. Ihr historischer Werth ist sonach im Grunde unbedeutend, sodaß die geringe Theilnahme für dieselben nur durch persönliches Interesse für einen der Helden dieser Ereignisse gesteigert werden kann. Für die Geschichte dieser Verirrungen beklagenswerther und gewiß auch nicht unedler Schwärmer sind die beiden letzten Bände des Corvin'schen Buchs allerdings nicht ohne Werth.

Es mag die Unerquicklichkeit der Thatsachen schuld daran sein, daß die Lectüre dieser Abschnitte einen so wenig angenehmen Eindruck macht. Der sonst so ansprechende, humorvolle Erzählerton Corvin's wird hier nergelnd, gereizt, und man muß dies vielfach seiner verletzten Eitelkeit zuschreiben. Denn wenn wir auch gern glauben wollen, daß Corvin an Charakter und Talent die meisten der Chefs jener Freischarenbewegung überragte, so ist es doch eben nicht erquicklich, ihn fast alle seine Genossen persönlich höchst verächtlich und absprechend behandeln zu sehen. Zudem bleibt der Eindruck bestehen, daß Corvin sich immer gewissermaßen unaufgefordert in die von ihm bekleideten Stellungen gedrängt hat, wie es andere „Generale" freilich auch thaten. Er ist stets der Thätigste, Umsichtigste; aber eigentlich ignoriren ihn die Häupter des Aufstandes und geben ihm nicht auf legitime Weise seine Stellung. Darüber fühlt sich der Graf Corvin und der preußische Lieutenant verletzt, und wir finden dies sehr natürlich; aber ebenso erklärlich ist es denn auch, daß es einen unbefriedigenden Eindruck macht, einen der Theilnehmer an jenen Ereignissen so herbe im Urtheil gegen Personen, oft so herabwürdigend über eine Sache sprechen zu hören, der er sich doch selbst freiwillig gewidmet hat.

Was den Zug der deutschen Legion betrifft, so bleibt nach der Corvin'schen Erzählung über die Jämmerlichkeit desselben kein Zweifel mehr. Alles war kopflos betrieben worden; man hatte kein Geld, keine disciplinirten Leute, keine Waffen. Die französische Regierung gab der Legion nur gerade so viel an Geld, um sie los zu werden. Herwegh wird in all seiner „dichterischen" Schwäche gezeichnet; seine Gattin, die den „Feldzug" in Mannestracht mitmacht, zeigt sich dagegen als die keckste und umsichtigste Natur. Alle Generale sind kaum mehr als Schwachköpfe. Corvin als Generalstab spielt auch keine große Rolle; er verrichtet zuletzt bloßen Lieutenantsdienst. Ein jeder will dabei der eigentliche Herr sein und keine Idee von Einigkeit ersetzt den Mangel an guter Ausrüstung. Kein Wunder, daß nach einem Spaziergang über den Rhein diese Schar sich auflöst und ihre Trümmer vor anrückenden Truppen kopfüber nach der schweizer Grenze fliehen. Das einzige kleine Gefecht bei Niederdossenbach macht dem Feldzug ein Ende. Uebrigens widerlegt auch Corvin die damals ausgesprengte Nachricht, Herwegh habe sich, als das Gefecht begann, unter die Schurzdecke seines Wagens verkrochen. Herwegh zeigte sogar während der traurigen Flucht mehr Energie als sonst und wohnte dem Gefecht überhaupt nicht bei.

Corvin gelang es, sich zu verstecken und dann über den Rhein zu fliehen. Nach einem kurzen Aufenthalt im Hecker'schen Hauptquartier und in Strasburg, wo sich damals viele der Revolutionäre aufhielten, ging er nach Berlin. Held feierte

*) Uns scheint diese Partie des Buchs sehr vielen gewöhnlichen Literatenklatsch zu enthalten, der uns an eine ziemlich frivole literarische Periode erinnert, welche wir keineswegs zurückwünschen möchten. D. Red.

gerade zu jener Zeit seine letzten Triumphe als Volkstribun der preußischen Hauptstadt, und sein Freund verfehlt auch nicht, diese letzten Scenen der gemüthlichen Anarchie zu malen. Endlich, im November, kam Wrangel und das Clubleben hatte ein Ende, die Fremden wurden ausgewiesen. Wiewol Corvin durch Manteuffel's Nachsicht noch eine Zeit lang in Berlin geduldet wurde, erfolgte doch zuletzt die Ausweisung, gerade zu der Zeit, als der Aufstand in Baden begonnen hatte.

Bei der Abenteuerlust Corvin's war es kein Wunder, daß er beschloß, bei diesem Aufstande eine Rolle zu spielen. Wie überhaupt eine eigentlich hinreißende Begeisterung für die Sache an sich — z. B. wie sie bei Kinkel vorhanden war — in Corvin nicht lebte, sondern bei allen gutgemeinten Empfindungen doch hauptsächlich nur sein Streben war, seine Person bei der Sache unterzubringen, so concentrirten sich alle seine Gedanken jetzt darauf, in Baden eine der Hauptrollen zu spielen. In untergeordneter Stellung nur der Sache zu dienen, dazu fühlte er sich gar nicht bewogen, und er erklärt selbst, daß er schon im Begriff war, wieder abzureisen, weil er überall mit seinen Ansprüchen ignorirt wurde. Kein Zweifel darüber also, daß er sein Leben mehr für seine persönliche Eitelkeit denn für die Sache aufs Spiel setzen wollte. Corvin versichert zwar, daß er alles für die Freiheit geopfert habe; aber das trifft nur bedingt zu; denn die Freiheit, überhaupt die Sache, interessirte ihn immer nur insoweit, als auch seine Person dabei zur Geltung kam. Er opferte also vor allem seinetwegen und dann erst zum Besten der Sache, findet übrigens selbst in den meisten der Chefs jener Revolution ähnliche Motive. Es ist dies auch kein so herber Vorwurf, als es wol scheinen mag; denn mehr oder minder identificirt der Mensch gewöhnlich seine Person mit der Sache. Daß Corvin, wenn seiner Person zuerst Rechnung getragen wurde, sich dann wahrhaft aufopfernd und heldenmüthig der Sache widmete, darüber kann kein Zweifel aufkommen. Die Ehre war bei ihm in guten Händen.

Wie gesagt, Corvin wurde von den Häuptern des badischen Aufstandes mit Mistrauen betrachtet. Weder Sigel, noch Heinzen, noch Struve, noch andere berücksichtigten seinen Wunsch für eine Anstellung als General oder etwas dergleichen. Er fungirte deshalb in Manheim förmlich als Volontär und, nachdem ihm endlich halb widerstrebend von dem Commandanten ein Rekrutenbataillon Volkswehr übergeben, agirte er, sobald der Feind vor Manheim rückte, erst als Ingenieur, dann als Commandant der Artillerie. Da sich so viele zu Generalen machten, so betrachtete sich Corvin, der viel Selbstgefühl hatte, auch als ein solcher und heftete sich die Epauletten an. In der beginnenden Verwirrung war der am gescheidtesten, der muthig auf eigene Hand agirte. Alles, was deshalb in Baden geschah, entstand fast absichtslos, meist aus Laune des einzelnen. Namentlich als Mieroslawski mit der regulären Armee die Niederlage bei Waghäusel erlitten hatte und nun den bekannten Flankenmarsch machte, um sich in Sicherheit zu bringen, löste sich alles in Wirrwar und Flucht auf.

Manheim wurde geräumt; die Bürger selbst jagten die Freischaren hinaus oder arretirten sie gar. Mit Mühe und Noth rettete sich Corvin vor ihnen und eilte nach Rastatt, dessen Belagerung kurz darauf begann. Vergebens ordnete Corvin den Bau einiger Vertheidigungswerke an und entwarf seine Pläne, niemand der Generale hörte auf ihn und mochte ihn anerkennen. Zuletzt entzog man ihm sogar das Gehalt und Corvin entledigte sich nun auch der Uniform, um in der letzten Stunde noch die von den Preußen cernirte Festung zu verlassen.

Aber es sollte ihm die Buße für den Leichtsinn, mit welchem er eine gefahrvolle Generalsstelle ambirte, nicht entgehen. Gerade an dem Tag, an welchem er abreisen wollte, machte ihn der schwache Commandant Tiedemann zum Chef des Geralstabes, um in ihm eine kräftige Unterstützung zu erwerben. Corvin geht mit dem Ernst und der Würde eines Gneisenau an seine Arbeit; aber er vergißt, daß er in einer Revolution sich befindet und über keine reguläre Armee zu commandiren hat. Die tolle Wirthschaft in Rastatt macht ihn trostlos; aber er erfüllt aufopfernd seine Pflicht, ja mehr als diese. Er ist zuletzt der wirkliche Herr in Rastatt und die steigende Noth verschafft seiner Energie und Umsicht endlich die ersehnte Anerkennung.

Nach einem wenig ausgiebigen Bombardement forderte General von der Gröben Rastatt zur Capitulation auf. Corvin selbst stimmte dafür, da Unordnung, Mangel an Lebensmitteln und Hoffnungslosigkeit auf Entsatz die Behauptung des Platzes nicht lange mehr möglich machen konnten. Man überträgt ihm die Unterhandlungen mit den Preußen, und nachdem sich Corvin durch Zeitungen und eine Reise unter preußischer Bedeckung überzeugt, daß der Aufstand überall unterdrückt war, unterzeichnet er die Capitulation mit Bewilligung des Kriegsraths. Die Bedingung lautete: auf Gnade und Ungnade; aber General Gröben sicherte ziemlich deutlich die Gnade zu. Gleichwol scheint er gewußt zu haben, daß man andere Exempel mit den Rädelsführern statuiren wollte, denn er ließ die Capitulation durch seinen Adjutanten unterzeichnen. Corvin hätte sich noch während der Verhandlungen retten können — die Ehre gebot ihm zu bleiben. Er ahnte freilich nicht, wie die Preußen die Capitulation halten würden und daß man die Besatzung nicht als Kriegsgefangene, sondern als Rebellen behandeln würde.

Genug, Corvin theilte das Geschick seiner Kameraden. Man sperrte ihn in die Kasematte und behandelte ihn grausam. Die Füsilladen begannen; er selbst bereitete sich zum Tode vor. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn in der That dazu und er nimmt bereits von seiner Frau, die Unglaubliches geleistet hatte, um ihn zu retten, Abschied für das Leben. Da, eine Stunde vor der angesetzten Execution, überrascht ihn die Nachricht, er sei begnadigt — zu zehn Jahren Zuchthausstrafe. Seiner Frau, seinem Advocaten, auch wol Graf Gröben, dessen Herz sich abwandte von der blutigen Rache und der für Corvin von Anfang an Theilnahme gezeigt, war diese Gnade zu danken. Freilich in vieler Hinsicht war sie furchtbarer als der Tod.

Der letzte Band der Memoiren handelt nun fast ganz von dem Leben im Zuchthause. Corvin kam nach Bruchsal ins Zellengefängniß, in dem er sechs Jahre lang begraben war. Unter den verschiedenen Werken über Gefängnißleben, mit denen unsere nachrevolutionäre Literatur infolge der Einkerkerung so vieler Gebildeter bereichert wurde, wird die Corvin'sche Schilderung jedenfalls eine der interessantesten sein.

Am 2. October 1855 erhielt der Unglückliche endlich seine Freiheit zurück, und dank seiner guten Gesundheit und geistigen Elasticität — er war noch ein kräftiger, muthvoller Mann von 43 Jahren. Die Reaction in Preußen duldete ihn freilich nicht in seinem Vaterlande; sie vertrieb ihn und seine heldenmüthige Frau sogar aus Hamburg; aber nach so herben Schicksalen war diese Verfolgung fast des Spottes werth. Auf Kinkel's Rath kam Corvin nach London, um sich durch Stundengeben zu nähren. Das Leben war so kümmerlich, daß sogar seine Gattin als Governeß sich placiren mußte. Beachtenswerth ist sein Geständniß: „Diese Jahre des Exils waren härter für mich als die im Zuchthause." Jede weggetändelte Minute sei dort, meint er weiter, ein Schritt näher zur Freiheit, im londoner Exil zum Hungertode gewesen. Corvin ward auch, nachdem deutsche Journale seine Artikel wegen des „revolutionären Stils" nicht annahmen, Mitarbeiter an Dickens' „Household words", und er erzählt mit einer gewissen Prahlerei und zu einem deutschen Schriftsteller all seine Bescheidenheit vorzuhalten, daß er für den Druckbogen von 16 Seiten 112 Thaler Honorar, für die Seite 1 Guinee erhalten. Im September 1861 ist er von der Redaction der augsburger „Allgemeinen Zeitung" als Specialcorrespondent nach dem amerikanischen Kriegsschauplatz geschickt worden. Möge der vielgeprüfte Mann am Abend seines Lebens die meist selbstverscherzte Sicherheit der Existenz endlich finden und nicht mit neuen abenteuerlichen Zwecken in die Alte Welt zurückkehren!

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Drei Werke von Michelet.

1. Die Liebe. Von J. Michelet. Deutsche autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von F. Spielhagen. Leipzig, Weber. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Frau. Von J. Michelet. Deutsche autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von F. Spielhagen. Leipzig, Weber. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Meer. Von J. Michelet. Autorisirte Ausgabe. Deutsch von F. Spielhagen., Leipzig, Weber. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aufklärungen über das Wesen der Liebe sind wir gewohnt vom Dichter zu erwarten. Er schildert uns — der wahre Dichter — das Concrete, das heißt: er zeigt das allgemeine Gesetz im einzelnen lebendigen Falle. Wir vertiefen uns mit ihm in ein besonderes, eigenartiges Verhältniß, und gewinnen zugleich einen Blick über das ganze Gebiet der Leidenschaft. „Romeo und Julie" ist die Geschichte eines Liebespaars, eines sehr seltenen noch dazu, und doch enthält es die Geschichte der Liebe überhaupt.

Soll es dem Denker, dem wissenschaftlichen Beobachter der sittlichen Welt, untersagt sein, von Liebe zu reden? Gewiß nicht. In einer Darstellung der Ethik wird sich dieses Kapitel gar nicht umgehen lassen. Aber ein selbständiges Buch „über die Liebe" zu schreiben, das hat sein Bedenkliches. Allgemeine Behauptungen, die der Philosoph aufstellt, wird man leicht einseitig finden, und wenn er sie durch Beispiele stützen will, so ist es ebenso schwer, eine Grenze als eine Wahl zu treffen. Er läuft Gefahr, sich in diejenige Art des Vortrags zu verirren, welche man höflich — Popularphilosophie, unhöflich — geistreiches Geschwätz nennt.

Michelet's bekanntes Buch „Die Liebe" (Nr. 1) ist, wie er selbst sagt, „kein Roman". „Die Form des Romans hätte das Unbequeme gehabt, zu sehr zu individualisiren." Aber der Verfasser hat diese „Unbequemlichkeit" nicht zu beseitigen verstanden; er, daß an die Stelle von zwei feurigen Individuen, wie der Dichter sie braucht, zwei wässerige getreten sind, wie Leser der Moral sie gern haben. Wer wird sich in ihnen wiedererkennen mögen?

Von deutschen Lesern und namentlich Leserinnen schon deshalb keine, weil das Buch nicht von menschlichen, sondern von französischen Voraussetzungen ausgeht. Zuerst, was das Physische betrifft. „Beide Geschlechter behalten bei uns lange eine gewisse Trockenheit. Unsere Kinder sind ihren Jahren voraus.... Man wird in Frankreich nicht jung geboren, aber man wird mit der Zeit jung; die Französin verschönert sich auf erstaunliche Weise in der Ehe." Nicht minder, was das Geistige angeht. Die junge Französin „ist von ihrer Mutter in reactionären Gedanken erzogen worden.... Wunderlicher Contrast! Deine Jungfrau, deine Braut von 16 Jahren kommt, wenn du ihren Geist, ihre byzantinische Erziehung siehst, zu dir, alt und welk, mit den Mängeln des Mittelalters; du im Gegentheil, ein Bürger einer neuen Zeit, in deinen Ansichten, deiner Wissenschaft, deinen Ideen, du trittst zu ihr frisch und stark, voll blühender Jugend." Dieser Gegensatz, der nach Michelet „sehr zum Glücke beiträgt", wäre nicht nach unserm Geschmack. Junge Männer in Deutschland können unter Mädchen wählen, die schon in der Schule die nöthige Aufklärung und freie Bildung gewonnen, die nicht einmal mit der Muttermilch „byzantinische" Vorurtheile eingesogen haben. Und wenn wir heirathen, so wollen wir gegenwärtige, nicht künftige Jugend; frische, anmuthige Mädchenschönheit ist es, was wir lieben; in glücklicher Ehe wird sie zu würdiger Frauenschönheit reifen, in schlimmer oder gemeiner Ehe wird sie verkümmern und sich verzerren, wird sie platt und häßlich werden.

Der Mann, so fordert Michelet, soll sich die Frau „schaffen". Er soll ihr Schulmeister, ihre Kammerzofe, ihr Arzt, ihr Beichtvater sein. Vor allen Dingen ihr Arzt. „Die Frau ist eine Kranke." Dieser Satz ist das empfindsame Thema, das durch alle Abschnitte des Buchs hindurchspielt. Nüchterne Bemerkungen eines erfahrenen Physiologen wird ein gewissenhafter Ehemann sicher beherzigen; werden sie ihm aber mit dem dithyrambischen Schwulst Michelet's vorgetragen, so fürchten wir, sie verderben seinen Appetit. Die Krankheit ist der Reiz, in welchem unser Autor schwelgt; das monatlich wiederkehrende Unwohlsein der Frau bezaubert ihn. „Alles ist Poesie in der Frau, aber vorzüglich dieses rhythmische, in regelmäßigen Perioden harmonische, durch die Natur gleichsam scandirte Leben." Im Dasein des Mannes „ist kein Rhythmus; es fließt dahin wie die Prosa, ungebunden.... seine Monate sind keine Monate"! Mit derselben blumenreichen Schönrednerei eines Dilettanten der Medicin verfolgt Michelet die Liebe, die „eine Schwester des Schmerzes" ist (nur der Mann hat den Genuß davon), durch alle Stufen ihres „Fleischwerdens", von der „Empfängniß" an bis zu der „geheimnißvollen Rundung", die ihn in einen verzückten Rausch versetzt, und von da bis zur Niederkunft, deren Schrecken ihm der Atlas von Coste und Herbes verdeutlicht hat. Da hat er „das unendliche Gewebe rother Fasern, die wie Seide, wie Purpurhaar erscheinen, Blutthränen weinen" gesehen. „Dieser wunderbare einzige Atlas ist ein Tempel der Zukunft, der in einer spätern, bessern Zeit alle Herzen mit religiöser Andacht erfüllen wird..... O Heiligthum der Anmuth, angethan, alle Herzen zu reinigen, welche Dinge enthüllst du uns!" Allein Michelet hat nicht genug daran, uns dies allgemeine Frauenlos zu schildern; er vertieft sich mit einer Wollust, die durch den Ekel erhöht wird, in weibliche Krankheiten, die zum Glück nur Ausnahmen sind. „Diese reine Lilie, diese blonde, blendende Schönheit kann sehr bald die Skrofeln sich wieder öffnen sehen, die sie als Kind hatte. Jene andere mit den feurigen, tiefen Blicken, mit dem dunkeln Teint, die euer Herz in Flammen setzt, ach! der Liebespfeil, der euch trifft in ihrem entzückenden Lächeln, es ist vielleicht der Krebs, der an ihrem Busen frißt und ihren Blick so geisterhaft schön macht." Michelet verdenkt es dem Raimundus Lullus, daß er davonlief, als die Dame, die er mit seiner Zärtlichkeit verfolgte, ihm ihre „zerfressene Brust" entblößte. „Er liebte nicht. Wie hätte ihn, liebte er wahrhaft, eine solche Entdeckung nur noch mehr gefesselt; welch starkes Band, welche Gelegenheit, seinen Opfermuth zu zeigen, und möchte ich sagen, welcher neue Reiz für seine Liebe!"

Wir erwarten wenig Widerspruch, wenn wir dies als den Gipfel der Abgeschmacktheit bezeichnen. Gesundheit ist die Bedingung echter Liebe; im Lazarethe wohnt sie nicht. Und geistige, sittliche Gesundheit nicht minder wie körperliche. Sie allein gibt beiden Liebenden das Gefühl der Ebenbürtigkeit, die Achtung also, die der zärtlichen Empfindung Halt und Dauer verleiht. Die Schulmeisterei in der Ehe, welche Michelet empfiehlt, mag als Getändel hingehen, obwol das lebhafte, sinnige Gespräch, wo von beiden Seiten gegeben und empfangen wird, ein weit besseres Behagen erzeugt. Den Doctrinär der Liebe aber, der sich in Michelet's Beichtvaterrolle gefallen könnte, den möchten wir kennen, oder vielmehr, wir möchten ihn nicht kennen. Er gehört vermuthlich zu den von unserm Autor so hochgerühmten „seltenen Männern, welche zwei Geschlechter haben". Der Gatte soll „seiner Hälfte" ein solches Vertrauen einflößen, daß sie ihm alles sagt, alles in des Wortes verwegenster Bedeutung: „Wenn das Schicksal wollte, daß eine andere Liebe in dir aufdämmerte, daß deine Ruhe für einen Augenblick getrübt würde, o dann, wenn du dich krank fühlst, nimm mich zu deinem Arzt! Du wirst bei mir Mitleid und Nachsicht ohne Ende finden." Und er soll natürlich Wort halten; wenn sie ihm das „heroische Geständniß" ablegt, soll er ihr „Dank sagen für ihre Wahrhaftigkeit". Und selbst wenn sie „gefallen" ist, soll er an keine Scheidung denken; „sein ist sie, sie habe gethan was sie wolle"; er muß sie „allmählich zu bessern" suchen; am besten geschieht dies durch Auswanderung. „Redet mir nicht von euern Interessen; zerschneidet das Tau, und fahrt von dannen."

Es ist Zeit hervorzuheben, daß Michelet ein großes Ziel im Auge hat: „die geistige Befreiung durch die wahre Liebe“. Der Mann soll die Frau und dadurch sich selbst „befreien“ „von der Sklaverei der Gemeinheit, von der Sklaverei der Schwäche, von der Sklaverei der Muthlosigkeit, von der Sklaverei des Geldes“. Der Moralphilosoph findet die Ehe im Verfall, er will sie heben durch seine Lehren und Vorschläge. „Es ist die Reform der Liebe und der Familie, die den andern Reformen (in Gesellschaft und Staat) vorangehen muß und sie überhaupt erst möglich macht.“ Schade nur, daß diese Grundreform „sich vollkommen erst durch zwei Ehen, in zwei aufeinander folgenden Generationen bewirken läßt“. Zuerst nämlich soll der philanthropische Tendenzehemann die „einfache Frau“ heimführen, welche Michelet in dem Buch über die Liebe geschildert zu haben glaubt. Was er aus ihr selbst „schafft“, genügt noch nicht. Sie schenkt ihm jedoch eine Tochter, die „der Vater ganz zu erziehen hat“. „Aus ihr muß er die Frau schaffen, das herrliche, so weise wie anmuthige Ideal, durch welches allein in Zukunft die Familie und die Gesellschaft wiedergeboren werden kann.“

Dieses Ideal, die „gebildete Dame“, schildert Michelet in seinem Buche „Die Frau“ (Nr. 2). Er schrieb dieses Buch (vgl. „Das Meer“, S. 56) 1859 in Saint-Georges an der Mündung der Gironde, wo er „fünf stille Monate verbrachte, in Sammlung sein Herz befragend und zu dem zarten und ernsten Thema die rechte Stimmung suchend“. „So viel ist sicher, daß der Duft dieser Gegend, seine milde Strenge, die Flora der Heiden, die Flora der Dünen mit ihren herrlichen Kräutern und Pflanzen viel für das Buch gethan haben und sich immer in dem Buche erkennen lassen werden.“ Man sieht aus dieser etwas eiteln Versicherung, daß hier ein poetisches Wollen vorhanden war, dem das Können fehlte. Es ist „Stimmung“ (Sentimentalität) in dem Buche, aber keine Gestalt. Mit blühenden Apostrophen und Anekdoten schmückt Michelet sein Ideal, das leider unter dem Aufwand von Verzierung verschwindet und zerfließt. „Die Frau ist eine Religion“, „die Frau ist die Reinheit“; dabei ist sie „von ihrer Wiege an Mutter“ (in so hohem Grade, daß Michelet ein kleines Mädchen gekannt hat, die über den Verlust von drei Puppen starb). Die Frau ist „die Göttin der Güte“; sie ist „der Engel des Friedens und der Civilisation“; sie ist „der Trost der Gefangenen“; Krankenpflegerin, Waisenmutter. Natürlich bleibt sie „ewig jung“; schon in dem Buche über die Liebe ward uns mitgetheilt, daß es „keine alten Frauen gebe“. Der gute Michelet! Seine Bücher scheinen Reue zu verrathen, daß er selbst die Experimente nicht angestellt hat, die er zur Verbesserung der Gesellschaft für nothwendig hält; er macht den Eindruck eines gealterten Junggesellen, der das ganze schöne Geschlecht aus der Entfernung anbetet.

Schließlich kommt er sonderbarerweise zu der Erkenntniß, daß auch die „liebenswürdige Aristokratin“, die er soeben geschildert, die Frau Nr. 2, zur „Gattin des Mannes der Zukunft“ noch nicht genügt. Zu einer solchen, die „ein stärkeres harmonischeres Wesen“ sein muß, will jene die arme Waise erziehen, die sie unter ihren Schutz genommen hat. Verspricht das ein drittes Buch? Und wird die „dritte Generation“ wirklich „genügen“? Bedarf die Stufenleiter der Veredlung nicht noch mehrerer Sprossen? Noch sonderbarer und lehrreicher indeß ist das darauffolgende Geständniß: „Was mich für einen Moment glauben machte, daß die Zukunft, von der ich so gern träume, schon gekommen sei, war die Bekanntschaft mit einer reichen Bauernfamilie, die ich im Elsaß machte, Vater, Mutter und Tochter trugen mit edler Einfachheit die alte und so schöne Tracht ihres Landes. Die Aeltern waren echte Elsasser, großherzig, verständig, intelligente, etwas massige Gestalten und Köpfe. Die Tochter glich ihnen, wie der Stahl dem Eisen; sie war noch sehr jung und schnell wie ein Reh, aber ihre jungen, schönen Arme außerordentlich kräftig. Und diese Arme waren braun. Ihr Vater sagte zu mir: Das kommt, weil sie überall selbst mit Hand anlegt; sie lebt in den Feldern, arbeitet und liest.... O, ihre Ochsen kennen sie sehr gut und haben sie sehr gern. Wenn sie müde ist, setzt sie sich darauf; sie ziehen deshalb um so besser. Das alles hindert nicht, daß die Kleine mir wie Goethe und Lamartine (doppeltes „leider“) vorliest und mir Weber und Mozart vorspielt.“

Es freut uns, daß Michelet gerade auf elsässer, also auf deutschem Boden solch ein „Mädchen der Zukunft“ angetroffen hat. Wir sind in Deutschland nicht arm an Frauen, die für jede anständige Zukunft passen. Aber ohne nationale Eitelkeit: wir haben das beste Zutrauen, daß es auch den Franzosen daran nicht fehlt, trotz ihres „Taugenichtsnamens“. Und ein Glück, daß dem so ist! Denn wäre das europäische Leben an seiner Wurzel, in der Familie, wirklich faul und verkommen, dann, gute Nacht Zukunft, gute Nacht Hoffnung. Die Ehen Michelet's, die bei aller Rosenfarbe des Stils, deutlich an Sti-tereien erinnern, wären nur Vorschläge der Verzweiflung. Unser Privatleben ist aber, mit der vielcitirten römischen Kaiserzeit verglichen, unendlich werthvoll und tüchtig, und was dabei mangelhaft ist, liegt nur daran, daß wir die höchste Form sittlicher Entwickelung, den freien menschenwürdigen Staat, noch nicht erreicht haben. Dahin, nach „oben“ hin, haben sich alle Anstrengungen des „Befreiens“ zu richten; die Sonne, die dort aufgehen soll, wird schnell die edeln Keime zeitigen, die „unten“ so reichlich und so stark im Boden wurzeln.

Der Cultus der Natur, der Wunsch, die menschlichen Verhältnisse zur Natur zurückzuführen, dies ist Michelet's Standpunkt. Dem Natürlichen ist aber nichts feindlicher als die Sentimentalität. Rousseau ist daran krank gewesen, Michelet ist es in noch weit höherm Grade. Sie beeinträchtigt auch die Dienste, welche er der in unsern Tagen so vielbeliebten „populären Naturwissenschaft“ leisten will. Seinen bekannten Schriften über Vögel und Insekten hat er eine über „Das Meer“ (Nr. 3) folgen lassen. Sie ist in einer Form gehalten, die wir an Franzosen zu bewundern, an Landsleuten zu schelten pflegen. Jedenfalls hat der Uebersetzer große Virtuosität bewiesen. Aber es ist zu wünschen, daß er nicht zur Nachahmung reize. Denn für die Wissenschaft, auch die populäre, ist Einfachheit, sachliche Strenge der geschmackvollste Stil; höherer Schwung der Rede bleibe der Dichtung.

Gustav Liebert.

Reiseliteratur.

„Es gibt keine interessantere Lectüre als diejenige von Reisebüchern, wenn sie gleichzeitig mit Geist und Gemüth abgefaßt worden sind“, sagt ein berühmter Mann irgendwo. Und jener Mann hat recht. Sein Ausspruch spricht also gleichzeitig über geistlose Reisebeschreibungen das Anathem. Heuer ist das gar sehr zu berücksichtigen, wo ein gewissenhafter Mann sich keine Reise von Beeskow nach Leipzig zu machen getraut, wenn er nicht schon vorher Schritte gethan hat, die natürlich unausbleibliche Reisebeschreibung bei einem Gliede der verlegenden Buchhändler-Menschheit unterzubringen. Jeder Unberufene führt ja heute die Feder des Schriftstellers, und wenn unser Stand auch noch keine Corporationsrechte hat und ein wenig über die Schulter angesehen wird, man glaube sicherlich, daß es auch heute noch Richelieus genug gibt, die ihren Cardinalshut für ein einzig Blättlein aus der Lorberkrone Corneille's geben würden. Freilich sind es keine echten Richelieus mehr, aber auch die echten und rechten Corneilles mangeln. Doch in heutigen Tagen glaubt die Menschheit so recht inbrünstig an ihre Mission: dem Allgemeinen und nicht dem Individuum zu leben; und gerade wenn es darauf ankommt, die liebe Mitwelt Bekanntschaft mit einem geistreichen Griffel machen zu lassen, geistreich in den eigenen Augen des Griffelführers wenigstens, da beginnt ein wahres Steeplechase nach dem Lorberkranze.

Das sind so die Gedanken, wie sie dem Mitarbeiter an kritischen Blättern kommen, wenn er die Packete öffnet, welche ihm von den Redactionen zugesendet werden. Mit einem eigen-

thümlichen Gefühle geht man an die Lectüre: man hat ja schon so vieles Schlechte geistig verdauen müssen, daß man gar kein Verlangen nach dem beliebten „Mehr" trägt! Um so erhebender ist das Gefühl, wenn sich die gehegten Befürchtungen nicht bethätigen, etwaig gehegte Erwartungen des Guten noch übertroffen werden.

Ein solches wohlthuendes Gefühl überschleicht uns heute, da wir mit dem Studium der uns vorliegenden Reisewerke fertig sind und nun an die Abfassung des betreffenden Referats gehen. Es sind prächtige Bücher, über welche wir den Lesern Bericht zu erstatten haben:

1. Reiseerinnerungen und Abenteuer aus der Neuen Welt in ethnographischen Bildern von C. A. Pajeken. Mit einem Vorwort von Friedrich Ruperti. Bremen, Heyse. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Reise nach Madagaskar von Ida Pfeiffer. Nebst einer Biographie der Verfasserin, nach ihren eigenen Aufzeichnungen. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1861. 8. 2 Thlr.
3. Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen von Jegór von Sivers. Leipzig, C. F. Fleischer. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Der Herausgeber von Pajeken's „Reiseerinnerungen" (Nr. 1), Friedrich Ruperti, bemerkt in seiner Vorrede: „Der Verfasser der hiermit dem Druck übergebenen Schilderungen, Clemens A. Pajeken, hat eine Zeit lang ein sehr bewegtes Leben geführt und in den verschiedensten Ländern und Stellungen sich bewegt. Zu Bremen im Jahre 1806 geboren, widmete er sich dem kaufmännischen Berufe, nach durchgemachter Lehrzeit fand er in Havanna und in Baltimore für einige Zeit einen angemessenen Wirkungskreis und ging darauf als Cargadeur nach Brasilien. Dort blieb er eine Reihe von Jahren als Secretär bei den Bergwerken einer englischen Gesellschaft in Minas-Geraes beschäftigt. Zurückgekehrt in die Heimat war er eine Zeit lang in Bremerhaven und in Bremen ansässig, an dem letzten Orte namentlich als Sprachlehrer und Vorsteher eines Pensionats sich thätig zeigend. Die Entdeckung der californischen Goldminen rief ihn wieder über den Ocean; er war zweimal in Californien und hielt sich nicht blos in San-Francisco und in andern Orten jenes Landes auf, sondern verweilte auch eine längere Zeit in der mexicanischen Provinz Sonora, die, namentlich, was ihre innern Gegenden betrifft, durch ihn erst genauer bekannt geworden ist. Den Rest der ihm nur spärlich zugemessenen Zeit verlebte er, vielfach leidend infolge der überstandenen Strapazen, als Sprachlehrer und beeidigter Uebersetzer des Englischen, Spanischen und Portugiesischen in seiner Vaterstadt."

Man sieht, der Verfasser hat wirklich ein lebendiges und bewegtes Leben gelebt. Und dieses Leben hat er mit hellem Auge sich angesehen, er hat sich nicht schieben lassen, sondern mit kräftiger Hand selbst geschoben, deß ist sein ganzes Büchlein Zeuge. Mit Lebendigkeit und Feuer versteht Pajeken zu schildern, und seine Aufzeichnungen machen den Eindruck des Unmittelbaren, Ursprünglichen. Ein Autodidakt, der einen klaren Geist und ein kühnes Herz hat, der das Leben packt, ehe das Unwiderbringliche ihm zwischen den Fingern hindurchschlüpft, ein solcher Mann wird, wenn er nur das Zeug dazu hat, eine bessere Beschreibung des äußern Lebens geben als der Gelehrte, der spazieren sitzt und durch schwarzen Kaffee sich bei seinen Nachtarbeiten wach erhält. Man glaubt das alles selbst gesehen und erlebt zu haben, was Pajeken uns schildert, es sind kräftige Pulse in den Adern des Verkehrs, wie wir ihn an der Hand unsers kundigen Führers kennen lernen.

Meisterstücke und des Titels „ethnographische Bilder" würdig sind die Kapitel „Der Staat Sonora und seine Bewohner" und die „Bilder aus Californien". Im erstgenannten Kapitel läßt sich Pajeken die Schilderung der verschiedenen Indianer, der „zahmen" und „wilden" (Indios mansos und Indios bronsos) besonders angelegen sein, und mit kräftigem Pinselstrich zeichnet er uns die braunen Gestalten und das Leben dieser Natursöhne. Das Genrebild „Ein Deutscher in Brasilien" schildert in ganz ergötzlicher Weise das Zusammentreffen des Verfassers mit einem angeblichen natürlichen Sohne des alten Blücher, der die schöne Carrière vom preußischen zum brasilischen Offizier, und vom brasilischen Offizier zum wohlbestellten und sehr gut situirten Schneidermeister gemacht hat. Die Charakteristik des Herrn von Blüchstein, wie der Held in Brasilien sich nennt, hätte prägnanter sein können; aber Pajeken ist ja auch kein Novellist von Fach und hat sehr wohl daran gethan, daß er bei seiner harmlosen Natürlichkeit geblieben ist und von schwerfälliger Nachtreterei und Benutzung der kleinen Kunststücklein des Belletristen sich hütete.

Wir können uns nicht versagen, den Anfang der „Bilder aus Californien" hierherzusetzen; der Leser wird uns dann zugeben, daß eine kernige Frische dem Pajeken'schen Stile innewohnt:

„Ankunft in San-Francisco.

„Wenn der neuangekommene Fremde vom Schiffe aus den Mastenwald und das Labyrinth von Häusern betrachtet, so ist sein erster Eindruck der des Staunens. Er vermag es nicht zu begreifen, wie ein kurzer Zeitraum von kaum drei Jahren eine so große und schöne Stadt hat hervorzaubern können. Sein Erstaunen wächst, wenn er hört, daß noch vor zwei Jahren ein großer Theil des Bodens, worauf die Stadt steht, theils vom Meerwasser bedeckt war, theils aus hohen Hügeln und tiefen Abgründen bestand, welche jetzt geebnet sind, und daß fünf große und mehrere kleinere Feuersbrünste die Stadt von Zeit zu Zeit fast ganz zerstört haben, sodaß es sehr wenige Häuser gibt, die über ein Jahr alt sind.

„Ein Boot bringt ihn für einen Dollar die Person ans Land, d. h. an die lange Brücke (long wharf oder central wharf), welche eine halbe englische Meile in die Bai hinausgebaut und zum größten Theil mit Häusern besetzt ist. Nur das äußere Ende ist frei von Häusern; hier liegen zuerst die großen Seedampfboote und Klipper, dann andere Seeschiffe, die Dampfboote, welche die Bai hinauf nach Sacramento, Stockton, Vallejo, Pueblo de San José u. s. w. fahren, und zuletzt, nächst den Häusern, die kleinen Schooner und Kutter, deren Bestimmungsort auf einem ausgehängten Bret angezeigt ist. Das Drängen und Toben der Fuhrleute, der Bootführer, Schuhputzer, Trödler, Obst- und Candishändler, das unaufhörliche Läuten der Glocken der Auctionare wirkt nach der Ruhe und Langweiligkeit der Seereise wahrhaft betäubend. Den größten Lärm auf Long Wharf machen die Runners, Agenten für zwei concurrirende Dampfboote nach dem Sacramento oder San-Joaquin, die unaufhörlich mit lauter Stimme schreien, daß das Fahrgeld bis Stockton heute auf einen Dollar gesetzt, daß ihr Boot das beste in diesen Gewässern, wenn nicht das beste in der Welt ist; daß die Fahrt mit dem andern Boote freilich auch nur einen Dollars koste, aber die Eigner besser thäten jedem Passagier 10 Dollar zuzugeben, wegen der ungeheuern Gefahr und Unbequemlichkeit. Kommt einer aus dem Innern der Stadt, der mit Gepäck oder nur mit ein paar wollenen Decken, den steten und unumgänglichen Begleitern der hiesigen Reisenden, beladen ist, so stürzen beide Runners auf ihn zu, um ihm eine Passagekarte zu verkaufen; sie vertreten ihm den Weg, halten ihn fest und können oft nur mit einem Colt's Revolver aus dem Wege gebracht werden. «Fahren Sie mit dem andern Boote, wenn Sie Lust haben in die Luft gesprengt zu werden», ist der tröstende Nachruf des Runners, dessen Zudringlichkeit und Unverschämtheit resultatlos geblieben."

Man sieht, das Stück amerikanischen Lebens ist mit einer Lebendigkeit wiedergegeben, daß man das Leben selbst und nicht blos ein Bild davon vor den Augen zu haben meint.

Es ist Schade, daß der wackere Biedermann, der diese „Reiseerinnerungen" verfaßt hat, nicht sein ganzes Leben in ausführlichster Weise niedergeschrieben; es würde das eine liebenswürdige, wohlthuende und anregende Lectüre geworden sein.

Die „Reise nach Madagaskar" von Ida Pfeiffer (Nr. 2) trägt die Ruhe und innerliche Freudigkeit ihrer Verfasserin in allen Zeilen zur Schau. Ida Pfeiffer ging bekanntlich am 28. October 1858 zur ewigen Ruhe ein. Sie hatte ein Alter von 61 Jahren 19 Tagen erreicht und war den Nachwehen des Madagaskarfiebers erlegen, das sie ein Jahr vorher überstanden zu haben vermeinte. Die wackere Dame und kühne Reisende hat im Leben viel auszustehen gehabt; wir meinen nicht blos die körperlichen Strapazen, sondern auch die mannichfachen Leiden, welche die Spottsucht und Verdammungswuth der Menschen ihr bereiteten. Es ist deshalb im höchsten Grade interessant, daß dem letzten Werke der kühnen Frau, der uns vorliegenden „Reise nach Madagaskar", die Briefe angehängt worden sind, die Alexander von Humboldt ihr geschrieben hat. Wem Alexander von Humboldt Freund ist, wo er lobt, ja noch mehr, wo er bewundert, da mag der fade Spötter nur ruhig seine Segel streichen. Sei uns erlaubt, an dieser Stelle auch gleich das Factum zu erwähnen, daß Ida Pfeiffer Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und außerdem mit der preußischen Medaille für Wissenschaft und Kunst decorirt war. Und das letzte will schon etwas sagen, denn das gute Preußen ist sehr zähe, wenn es Verdienste in irgendeiner Wissenschaft oder Kunst anerkennen soll.

Aus der dem Werke voraufgehenden, recht hübsch nach den Aufzeichnungen der Dame zusammengestellten Biographie wollen wir den Schluß hier abdrucken: „Ida Pfeiffer war von kleiner, hagerer, etwas gebeugter Gestalt, Ihre Bewegungen waren gemessen, nur in ihrem Gang zeigte sie sich ungewöhnlich behende für ihre Jahre. Wenn sie von einer Reise zurückkam, mahnte ihre Hautfarbe stark an die Macht der Tropensonne. Sonst ließ nichts in ihren Zügen so viele außerordentliche Erlebnisse ahnen, man konnte nicht leicht in ein ruhigeres Antlitz blicken. Wenn sie sich aber in ein lebhafteres Gespräch verwickelte und über Dinge sprach, die ihr Interesse ganz in Anspruch nahmen, dann belebte sich ihr Gesichtsausdruck und wurde in hohem Grade einnehmend.

„Das für die Frauen so wichtige Kapitel der Toilette war bei Ida Pfeiffer auf das bescheidenste Maß zurückgeführt. Nie sah man sie Schmuck oder Geschmeide tragen und nicht eine der freundlichen Leserinnen gegenwärtiger Zeilen dürfte in der äußern Umhüllung ihrer Schönheit noch mehr Einfachheit und Gleichgültigkeit gegen die Forderungen der Mode an den Tag legen, als es die «Weltreisende» that.

„Schlicht, gesinnungstüchtig, eifrig im Wollen und Handeln, welterfahren wie wenige ihres Geschlechts, zählte Ida Pfeiffer zu jenen Charakteren, welche den Mangel an blendenden äußern Gaben durch die Bedeutung, Energie und merkwürdige Zusammensetzung ihres innern Wesens reichlich aufwiegen."

Ida Beyer hatte eine Jugendliebe zu Grabe tragen müssen und war dann mit einem Manne, den sie achtete, mit dem Advocaten Dr. Pfeiffer verheirathet worden. Dr. Pfeiffer zählte 24 Lebensjahre mehr als seine Frau. Nach seinem Tode und nachdem sie ihre beiden Söhne glücklich untergebracht hatte, begann die kühne Frau im Alter von 45 Jahren ihr Reiseleben. Ueber 150000 Meilen legte sie zur See, gegen 20000 englische Meilen zu Lande zurück und die pecuniären Mittel hierzu erwarb sie sich allein durch weise Sparsamkeit und durch die Energie, mit der sie unverrückt ihr Ziel vor Augen behielt. Nach ihrer „Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island" (2 Bde., Pesth 1846) faßte sie die Idee zu ihrer ersten Weltreise. Die Mittel dazu brachte ihr der Erlös ihrer Naturalien und das Honorar des Verlegers. Sie schreibt: „Größere Mühsale und Entbehrungen, als ich in Syrien und Island ausgestanden hatte, konnte ich nirgends erwarten. Auch die Kosten erschreckten mich nicht, da ich nun schon aus Erfahrung wußte, wie wenig man bedarf, wenn man sich auf das Allernöthigste beschränkt und jeder Bequemlichkeit, jedem Ueberfluß zu entsagen bereit ist. Durch meine Ersparnisse erhielt ich die Summen, welche einen Fonds bildeten, mit dem Reisende wie der Fürst Pückler-Muskau oder wie Châteaubriand und Lamartine höchstens auf einer vierzehntägigen Badereise ausgekommen wären, die mir, der einfachen Pilgerin, aber zu zwei- und dreijährigen Fahrten genügend schienen und, wie die Folge zeigte, es auch waren."

Gehen wir nun speciell auf ihre „Reise nach Madagaskar" ein, die sie am 21. Mai 1856 von Wien aus antrat. Sie reiste nicht über Triest, sondern über Holland und nahm London und Paris mit. Mit geschmackvoller Feder entwirft sie Genrebilder aus Holland und mit dem Scharfsinn eines erfahrenen Mannes stellt sie dann geistvolle Betrachtungen über Paris und London, über den Nationalcharakter und das nationale Leben der Franzosen und Engländer an. Die Unruhen und Christenverfolgungen auf Madagaskar und Abrathungen von allen Seiten haben die Reisende vermocht, ihren Plan der Madagaskarreise aufzugeben; sie kehrt von London nach Rotterdam zurück mit dem Entschluß Holländisch-Indien, welches sie früher so gastlich aufgenommen hatte, zum zweiten mal zu besuchen. Sie benutzte die Schiffsgelegenheit, welche eine „Ladung" Kinder dem Mutterlande entführte und traf am 16. November in der Capstadt ein. Hier stellt sich ihr ein reicher französischer Plantagenbesitzer von Mauritius, Herr Lambert, vor, der schon zweimal auf Madagaskar war, die Königin persönlich kennt und jetzt wieder an dieselbe geschrieben hat um ihre Erlaubniß zur dritten Reise zu erbitten. Er ladet die berühmte Reisende ein, als sein Gast die Reise mitzumachen; die kühne Frau ist hoch erfreut, sie verläßt das holländische Schiff und geht auf einem französischen Dampfer nach Mauritius ab. Interessant und tiefe Einblicke in das menschliche Leben und das Verschiedentliche des Verkehrs der Menschen gewährend, sind die Beobachtungen und Aufzeichnungen der Reisenden über Mauritius. Sie verläßt dann die paradiesische Insel und geht auf einer alten Kanonenschaluppe nach Tamatavé auf Madagaskar ab. Erst einige Wochen später traf Herr Lambert in Madagaskar ein und nun beginnt eine Reise, die an das Wunderbare grenzt.

Auf Madagaskar herrschte ein siebzigjähriges Scheusal von Königin, benamset Ranavola, feindlich den Fremden und dem Christenthum, eine Megäre, der nicht wohl ist, wenn sie nicht im Blute waten kann. Das Gegentheil der Mutter ist der designirte Thronfolger Prinz Rakoto, ein leutseliger und, man gestatte uns den Ausdruck, gebildeter Mensch. In der Mitte zwischen Königin und Prinz Rakoto steht der Prinz Ramboasalama, durch seinen Anhang der wahrscheinliche Nachfolger (wir schreiben mit der Anschauungsweise des Jahres 1857).

Der Reisezweck des Herrn Lambert ist nicht nur commercieller, sondern auch politischer Art: er hat mit dem Prinzen Rakoto und einigen angesehenen Personen eine Verschwörung angezettelt, um die blutdürstige Königin zu stürzen und den Prinzen Rakoto zum König auszurufen. Die Verschwörung mislingt und die arme Frau, deren Kühnheit eine Reise nach dem wilden Madagaskar nicht scheute, wird mit verwickelt in das unglückliche Schicksal des Herrn Lambert und Genossen. Das Leben hat man den Europäern geschenkt, denn man fürchtete die europäische Rache, aber man transportirte sie nach der Hafenstadt zurück und verwendete zu einer Reise, die man in acht Tagen sonst macht, 56 Tage, rastete in Sümpfen und den ungesundesten Gegenden, kurz, man that alles, damit die Reisenden dem bösen Madagaskarfieber erliegen sollten.

„Den Gefallen that man nun der Königin doch nicht", drückt sich die muthige Reisende jovial genug in ihrem Tagebuche aus. Aber sie siechte lange, und als sie endlich für genesen erklärt wurde und das Haus, welches sie so liebevoll in Mauritius aufgenommen und gepflegt hatte, verlassen konnte, durfte sie sich doch einer dauernden Gesundheit nicht mehr erfreuen: sie starb in ihrer Vaterstadt Wien, wie wir schon oben sagten, am 28. October 1858.

Wegen der Erlebnisse der unerschrockenen Frau auf Madagaskar verweisen wir den Leser auf das Buch selbst. Frau Ida

Pfeiffer hat ein gewissenhaftes Tagebuch geführt. Unter dem 11. Juli 1857 (II, 160) finden wir z. B. folgende Grauenscene verzeichnet: „Gestern Abend wurde ein altes Weib bei dem Gericht als Christin denuncirt. Man ergriff sie sogleich, und diesen Morgen — kaum vermag meine Feder niederzuschreiben, welche entsetzliche Qual die Arme erlitt — diesen Morgen schleppte man sie nach dem Marktplatze und durchsägte ihr das Rückgrat.“

Wir haben uns mit der kühnen Reisenden länger beschäftigt, als uns der knapp gemessene Raum eigentlich gestatten wollte. Es ist aber seit dem Tode Ida Pfeiffer's das erste Buch der Dame, das uns zur Besprechung vorlag, es ist das letzte Buch, das ihren Namen trägt, diese Blätter haben jedes schöne und edle Streben stets bereitwillig anerkannt, und so glaubten wir es den Manen der Reisenden, glaubten es den Lesern schuldig zu sein, einen nekrologartigen, wenn auch verspäteten Bericht über die Dame und ihr letztes Unternehmen zu bringen. Wir empfehlen das Werk, welches durch seine höchst splendide, saubere und geschmackvolle Ausstattung auch der Verlagshandlung alle Ehre macht, allen unsern Lesern aus aufrichtiger Ueberzeugung.

Schließlich wenden wir uns nun zu dem Buche von Jegór von Sivers: „Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika“ (Nr. 3), dessen vorletztes Werk „Cuba, die Perle der Antillen“ wir in Nr. 26 d. Bl. besprachen. Das uns vorliegende Buch bringt die Beschreibung seiner ersten Reise nach der westlichen Hemisphäre, das früher erschienene brachte die zweite Reise. Beide Bücher haben in der Art und Weise der Beschreibung der Länder und Meere ungemein viel Aehnlichkeit, ebenso in Betrachtung und Darlegung rein menschlicher oder staatlicher Zustände. Denn Jegór von Sivers reist nicht als trockener Gelehrter, sondern mehr als geistreicher Mann, der alle Zweige der Wissenschaft cultivirt von der Psychologie bis zur Mineralogie, und der es versteht unter der Maske bescheidener Jovialität einen emsigen Bienenfleiß zu verstecken. Wenn wir die ganze Reise verfolgen wollten, müßten wir das ziemlich umfängliche Buch kapitelweise beleuchten. Wir können uns das sehr gut sparen; zumal der Titel „Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika“ sehr bezeichnend gewählt ist. Neben ernsten und von der wissenschaftlichen Welt schon lange freudig und mit Recht anerkannten Studien, die er in seinem Buche, fast aber mehr noch in den zahlreichen Anmerkungen niedergelegt hat, ist es dem strebsamen und glücklich situirten Reisenden auch darum zu thun, den Leser daran zu erinnern, daß er und der Dichter der „Palmen und Birken“ durchaus identisch seien. So fließen denn sehr viele poetische Betrachtungen mit in das Reisewerk und von diesen poetischen Betrachtungen sind sogar viele in gereimter Sprache niedergeschrieben. Auf den Gebirgen Madeiras hat er ein ganz hübsches Carmen auf die schöne Insel gedichtet, und wir können uns nicht enthalten von den acht Strophen die ersten drei hier abzudrucken:

Auf Madeira.

Hoch oben auf dem Gipfel des Berges stand ich allein,
Die Felsenhäupter glühten im Mittagssonnenschein,
Zu meinen Füßen blaute, so weit ich sah rundum,
Der Ocean tief unten, bewegungslos und stumm.

Der Lärm der Stadt verhallte fernab von meinem Ohr,
Zu diesen Höhen wagte kein Laut sich mehr empor.
Die weißen Häuser lagen, entlang dem Meeresstrand,
Wie Muscheln, die der Sturmwind geworfen an das Land.

Gleich grünen Wiesenwellen die Höhen rings entlang
Erklommen Rebenlauben die Stufen Hang um Hang;
Doch auf zu meinem Felsen stieg keine grüne Spur
Basalte rings erheben die schwarzen Leiber nur u. s. w.

Den Lebemann und geistreichen Feuilletonisten weiß er auch bei passenden Gelegenheiten zu documentiren, so z. B. wenn er im Abschnitt „Porto Sal“ des zweiten Buchs über Austernbänke spricht: „Die Austern, eine Colonie von Einsiedlern, führen — natürlich vom menschlichen Standpunkte beurtheilt — das elendeste Leben und haben keine andere Lebensthätigkeit, als ihre Klappe zu öffnen und zu schließen, die ihnen zufällig vom Wasser zugeführte Speise ohne alle feinschmeckerische Auswahl zu verschlingen und zu verdauen, und kennen schließlich keinen andern Himmel, als den Magen des Menschen, in den aber nur die Auserwählten kommen.“ Darauf kommen dann einige Aphorismen über den Nutzen dieser „selbstlosen Wesen“ und über den Austerngenuß bei den Alten, die „nicht weniger wie wir Neuern lecker“ waren.

Kurz, das Buch liest sich recht angenehm, hauptsächlich deshalb, weil der trockene Gelehrtenton einer wissenschaftlichen Reisebeschreibung nirgends hervortritt, sondern auf äußerst geschickte Weise mit dem Stil liebenswürdiger Feuilletonisten verschmolzen, gleichsam in diesen übergegangen ist. Hieran kann sich so mancher gelehrte reisende Landsmann ein gar lehrreiches Beispiel nehmen. Jegór von Sivers nimmt es an gründlicher Gelehrsamkeit wol mit den meisten, an gefälliger Darstellungsweise mit allen von den vielen deutschen Reisenden und Forschern auf. Er hat sich — und der praktische Nutzen davon springt sofort in die Augen — die Mühe nicht verdrießen lassen, ein vollständiges Namen- und Sachregister seinem Buche beizufügen und außerdem ein Verzeichniß aller Schriften über Alterthümer, Vorgeschichte, Zeitgeschichte, Verfassung, Erdbeschreibung u. s. w. der von ihm besuchten Länder, seien sie nun in spanischer, deutscher, französischer oder englischer Sprache erschienen.

Wir würden uns freuen, recht bald wieder Bekanntschaft mit der gelehrten und geistvollen Feder des livländischen Edelmanns zu machen, dem wir nach Planhof den freundlichsten Gruß zu senden uns erlauben.

Heinrich Mahler.

Robert Prutz' neuester Roman.

Oberndorf. Roman von Robert Prutz. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 4 Thlr.

Schon zu Zeiten des guten alten Horaz war man, wie es scheint, zweifelhaft, was denn eigentlich ein gutes Gedicht erfordere, Talent oder Kunst. Und der Freund des Mäcenas ist abergläubisch genug zu antworten: Weder Studium ohne Talent, noch Talent ohne Bildung bringt Kunstwerke hervor, sondern beides vereint. Im Laufe des welthistorischen Fortschritts sind wir zu dem gegentheiligen Resultate gelangt. Ein großer Theil unserer schöngeistigen Schriftsteller beantwortet die Frage, wie wir sie heutzutage stellen, ob ein reicher Fonds von Wissen und Kenntnissen der natürlichen Begabung des Dichters nützend zur Seite stehe, mit einem entschiedenen Nein. Das Genie, sagen sie, ist sich selbst genug, es schafft aus der Fülle seines innern Reichthums, und der Ballast von Gelehrsamkeit, welchen ihr ihm aufbürden wollt, würde nur seinen Flug zur Sonne hemmen. Sie wissen, was sie zu dieser Verurtheilung der Gelehrsamkeit bewegt, die Guten! Genie zu haben kann sich jeder einbilden, der thöricht genug ist sich selbst zu verblenden; Wissen hat man entweder oder man hat es nicht, Illusionen kann sich hier der Eitelste nicht machen. Ich aber bitte um die Erlaubniß, mit dem alten Pedanten Horaz pedantisch sein und in meinem ästhetischen Aberglauben verharren zu dürfen. Ich bin der Meinung, daß durch die Erweiterung des Wissens auch das Talent selbst gehoben wird, ja daß selbst ein eminentes Talent ohne reichen Fonds positiver Kenntniß sehr bald sich verflüchtigen und zersetzen wird. Dagegen gibt wissenschaftliches Erkennen auch dem poetischen Schaffen festen Grund und Boden, vertieft die Welt- und Lebensanschauung und verleiht jenen weiten Blick, welcher, ohne dem Detail die künstlerische Hingabe und Liebe zu entziehen, doch das Einzelne dem Ganzen, die concreten Erscheinungen der Idee unterzuordnen weiß.

Ein Schriftsteller unserer Zeit, bei welchem sich diese innige Verbindung reichster Bildung mit dem Talent in erfreulicher

Weise darstellt, ist Robert Prutz. Weit entfernt daß seine gelehrten Studien, daß seine so werthvollen wissenschaftlichen Arbeiten seiner poetischen Production Abbruch gethan, haben sie derselben vielmehr immer neuen Lebensodem, neuen Nahrungsstoff zugeführt und seinem frischen poetischen Talent eine sichere Substruction geschaffen, auf welcher die Phantasie die luftigen Gebäude ihrer Erfindung zur Freude des Lesers oder Hörers aufrichten mag. Nicht als ob Prutz seine gelehrten Lucubrationen zu poetischen Schöpfungen zu verwerthen sich abmühte: niemand steht der Gelehrtenpoesie mit ihrem prosaischen Zopf ferner als dieser Schriftsteller. Sondern nur den Segen wissenschaftlicher Arbeit, nämlich Vertiefung und Erweiterung der Gedanken einerseits und jene strenge Zucht des Denkens andererseits, wie sie uns durch ernste Studien zu eigen wird, nimmt er mit hinüber in die freien Schöpfungen der Einbildungskraft und verhindert so, daß dieselben entweder an der Scholle enger Begriffe kleben oder in das Blaue windigen Nichtdenkens sich auflösen.

Auch den vorliegenden Roman begrüßen wir als wohl gelungen. Die Zeichnung der Charaktere ist correct und sicher, theilweise von wahrer Meisterschaft. Die Erfindung, obgleich einer gewissen Kühnheit nicht entbehrend, überschreitet nirgends die poetische Wahrheit und hält den Leser in Spannung bis zu Ende. Die Geschichte spielt in den vierziger Jahren bis zur Revolution von 1848, und in geschicktester Weise sind die Zeitereignisse und Zustände nicht etwa äußerlich dem Roman zur Erhöhung der Wirkung und zur Förderung irgendwelcher Tendenz aufgedrungen, vielmehr bildet die politische und sociale Geschichte jener Jahre den durchaus nothwendigen und mit Sachkenntniß, ja ich möchte sagen mit einer gewissen prédilection d'artiste gezeichneten Hintergrund des ganzen Stücks, welches sich vor uns abspielt. Zugleich wird dadurch der Roman über die gewöhnliche Familiengeschichte hinausgehoben, um seinen Rang unter denjenigen poetischen Productionen einzunehmen, welche sich über Begegnisse und Geschick des Einzelnen hinaus mit dem Schicksal der ganzen Nation beschäftigen.

Die Darstellung ist vortrefflich; einfach und natürlich läuft der Faden der Erzählung fort und verräth eben in seiner Einfachheit, die jeder meint nachahmen zu können, die gebildete Feder des Künstlers. Vielleicht könnte der Vortrag hier und da etwas knapper sein, auch ist die Erzählung dann und wann nicht ohne Weitläufigkeit, vielleicht endlich entschlösse sich der Verfasser die „nun natürlich, nun ja, nun ja doch, nun wohl, allerdings, wohlan, immerhin", die er in seine Sätze einzuschalten liebt, als eine leicht zur Manier werdende Redewendung aufzugeben. Im übrigen schreibt Robert Prutz einen Stil, um den man ihn beneiden könnte.

Nicht übereinstimmen kann ich mit der Auffassung, welche der Verfasser wiederholt von der Stellung des Theologen in unserer Zeit, wie sie sich nothwendig entfalten müsse, an den Tag legt. Ich will hierauf nicht näher eingehen, sondern nur bemerken, daß seine Abneigung gegen diesen Stand oder gegen diese Geistesrichtung ihn sogar zu der einzigen Verzeichnung verlockt hat, die uns in der Geschichte auffällt. Die Vorgeschichte des Pfarrers W. (II, 115 fg.) ist zwar sehr drastisch und effectvoll, aber sie paßt entschieden nicht in unsere Zeit, sondern etwa in das vorige Jahrhundert, und nur die Tendenz hat dieselbe in die neuere Zeit gerückt. Dagegen muß in allen andern Beziehungen gerade die objectiv über den Parteien stehende Gerechtigkeit des Dichters sehr anerkannt werden, und es ist eben wieder ein Beweis des durch höhere Bildung geläuterten künstlerischen Bewußtseins, daß unser Verfasser ebenso wol den Demokraten des Dorfs wie den Aristokraten und Majoratsherrn begreift und zu ihrem poetischen Rechte, sich selbst auszusprechen und durch eigenes Reden und Handeln zu erklären, gelangen läßt.

Schließlich noch zwei Ausstellungen. Der im ersten Theil eingeführte Theateronkel bleibt trotz der hübschen Selbstironisirung des Dichters — doch ein Theateronkel und ist als solcher zu verwerfen. Zu dieser formellen Bemerkung noch eine inhaltliche. S. 61 desselben Theils sagt der Verfasser von dem Dichter: „Wen die Natur zum Künstler, zum Dichter schuf, der kann freilich, solange die Sonne des Genius ihm leuchtet, nie ganz unglücklich werden: allein er verzichte auch darauf, jemals ganz glücklich zu sein." Ich weiß wohl, daß diese letztere Behauptung jetzt sehr in der Mode ist; aber Robert Prutz, der so schön den Weltschmerz eine Kinderkranheit des Genius nennt, die man nicht für den Normalzustand ausgeben dürfe, sollte diese leidige Mode nicht mitmachen. Ist wol Goethe „niemals ganz glücklich" gewesen?

Und so scheide ich von Robert Prutz und seinem neuesten Producte in echter Recensentenmanier, mäkelnd, tadelnd. Nicht jedoch, ohne dem Verfasser nochmals die Freude ausgedrückt zu haben, welche seine poetische Frische und schaffende Gestaltungskraft dem theilnehmenden Leser auch in dem vorliegenden Buche bereiten.

August Henneberger.

Lothar Bucher's „Bilder aus der Fremde".

Bilder aus der Fremde. Für die Heimat gezeichnet von Lothar Bucher. Erster Band: Unterwegs. . Berlin, Gerschel. 1862. 8. 2 Thlr.

„Wer hin und wieder einen Gegenstand, auf den ihn syste- matische Studien geführt haben, für eine Zeitung bearbeitet", gesteht der Verfasser im Vorwort, „wer eine bestimmte Be- besserung in Staat oder Gesellschaft mit Hülfe der Tagespre- durchzusetzen sucht, ja auch wer regelmäßig die Neuigkeiten eine- Orts zu sammeln und zu melden hat, sie alle werden nur ei- sehr unvollkommene Vorstellung von dem Zustande jemand- haben, der den Stoff, den ein jeder Morgen bringt, aufzuneh- men und bis zum Abend irgendwie zu verarbeiten, ihm irgend eine Seite abzugewinnen hat, nur eine sehr unvollkommene Vor- stellung von der Zersplitterung der Zeit und der Kraft, von eigenen Unbefriedigtheit, worunter er zu leiden hat." Da- es denn wol sehr begreiflich, daß ein Schriftsteller die für Tagespresse gelieferten Skizzen und Schilderungen nicht von he- zu morgen vergehen lassen, sondern davon soviel als irge- möglich in gesammelter Fassung nutzbar machen will. Ein B- in so gesammelter Fassung haben wir vor uns. Dieser er- Band der „Bilder aus der Fremde" enthält Aufsätze, die a- Reisen und Wanderungen geschrieben sind (meist wol für berliner „Nationalzeitung", deren londoner Correspondent - cher jahrelang war); der zweite Band soll politische Aufsä- Kritiken und Schilderungen aus London bringen, die zum - nicht in der deutschen Presse erschienen sind. Wir haben es nur mit dem ersten Bande, dem „Unterwegs" zu thun. - dieser beschäftigt sich in mehreren Hauptabschnitten mit ei- „Tag in Frankreich" (im Januar 1852), mit einer Beschrei- der Grafschaft „Kent", dann der Insel „Wight"; er führt un- einem längern Aufenthalte nach „Konstantinopel" und - wandert mit uns die „Industrieausstellung" zu Paris im - 1855. Der Verfasser schreibt mit einer geistvollen Feder, - in jener suffisanten Weise, wie verschiedene andere Ter- er zeigt eine Gediegenheit des Urtheils, die selbst dann, - man auch im Einzelnen des Urtheils von ihm abweicht, - erkennung oder Achtung zwingt, er vertheilt Licht und Scha- nach bestem Wollen und Können gleichmäßig, überhaupt er mit einer vollen männlichen Ueberzeugungstreue seines - und wo er uns mit zu vielen Anspielungen auf bedeutender- flüchtigere Tagesereignisse Hindernisse in den Weg legt oder un- Rückblick nöthigt, da kann es ja auch an uns liegen, das leider von den frühern Tagesereignissen und ihren Beziehu- untereinander schon zu viel vergessen haben. Doch glauben der Verfasser wird den Lesern gern entgegenkommen un- mit Rücksicht darauf, mit Rücksicht auf solche Leser, die - den ganzen Apparat politischer und wissenschaftlicher - reminiscenzen im Kopfe herumtragen, könnte er hier un- unserer Vergeßlichkeit durch einige ausführlichere Worte helfen. Der Verfasser zählt zu den geistvollen Schrift-

die auf alle Fälle ein belesenes Publikum voraussetzen und sich deshalb, soweit dies irgend geht, davor hüten zu sagen, was der größte Theil schon wissen könnte. Und doch wieder, wie populär greift er die Gegenstände an, wenn es Gegenständen des gewöhnlichen Lebens oder Darstellungen gilt die sich auf nichtwissenschaftliche Dinge gründen! Da sind z. B. die Artikel über die Industrieausstellung von 1856. Da entwirft er nicht allein ein Gesammtbild derselben, er geht, wo es ihm dienlich erscheint, bis ins Detail hinein, und nicht etwa um langweilig zu werden, sondern um unser Interesse mit gesundem Urtheile, erprobtem Geschmacke und einer Masse statistischen Materials fortwährend zu unterhalten. Streichen wir nach dieser Seite hin nur die kleinern Abschnitte „Gewebe“, „Hausrath“, „Toilette“, „Industrie der Verfälschung“ an, sie müssen jedem gefallen. Schade daß wir bei unserer Kritik nicht ins Detail gehen können, aber einen kleinen Köder wollen wir dem lieben Lesepublikum doch aus dem famosen Abschnitte „Industrie der Verfälschung“ hinwerfen: „Die Stoffe, mit denen die größten Verfälschungen getrieben werden, sind die Nahrungsmittel und die Medicamente, und der Ort, wo diese Industrie am weitesten entwickelt, ist nach dem Bekanntgewordenen London. Milch, Mehl, Thee, Kaffee, Zucker, Mostrich, Wein, Bier und Branntwein werden auf künstlichem, oft sehr sinnreichem Wege hergestellt. Künstlicher Mostrich z. B. wird fabrizirt aus Essig, Schüttgelb und Cayennepfeffer. Aber diese drei Stoffe sind selbst wieder künstliche Producte, ganz oder doch zum Theil. Der Essig ist mit Wasser und Schwefelsäure verfälscht, der Cayennepfeffer mit rothem Bleioxyd, das Bleioxyd wieder mit andern Stoffen und das Schüttgelb mit Lehm. Der Triumph dieser Industrie aber ist die londoner Chocolade, die nach Hassall bei einigen Kaufleuten aus folgenden Substanzen besteht: Ziegelmehl 10 Procent, Ocker 12, Eisenoxyd 22, ranziges Talg, Cacao und ein gewisser brauner Stoff, über dessen Verschwendung Mechi sich beschwert (Mechi ein Beförderer des Latrinenwesens), in beliebigem Verhältniß gemischt, machen den Rest aus.“

Der Verfasser ist kein beredter Anwalt der englischen Sitte und Lebensweise; schon in diesen kleinen Notizen findet man eine Andeutung davon. Mit so sorgsamer Vorliebe er auch die landschaftlichen Schönheiten Kents und der Insel Wight zu schildern weiß, wie er auf dem Kreideboden der Küste fortwährend nach Erwähnenswerthem ausspäht, eine vollständige Sympathie mit der nach ihrer eigenen Ansicht civilisirtesten Nation der Welt liegt nicht in seiner Natur. Und fühlt der Verfasser gar den Kontinent unter seinen Füßen, dann wird er gewiß in zahlreichen Vergleichen die Mängel der civilisirten Nation jenseit des Kanals ohne Federlesen bloßlegen. Daß ihn dies nicht zur Ungerechtigkeit verleitet, dafür gibt die große Anerkennung, die er dem englischen Lüftungsverfahren in den Zimmern zollt, den besten Beweis. Der Verfasser geht als Tourist nun einmal seinen eigenen Weg. Er redet daher den arg verschrienen Pariserinnen nicht nur alles mögliche Gute nach, nein er streicht sie den spröden englischen Tugendheldinnen gegenüber sogar unbefangen heraus. Und als er nun gar in Konstantinopel gelandet ist, schaut er sich verwundert bei den Mohammedanern um und findet diese bei weitem besser als ihren Ruf. Nun warum denn nicht? Warum denn nicht soll einmal ein Tourist nur die löblichen Seiten der mohammedanischen Lebensweise weiter erzählen, warum soll er es den civilisirten Nationen nicht unter die Nase reiben, daß bei ihnen auch viele Albernheiten für Klugheitsregeln angesehen werden? Vielleicht nimmt man dies dem Verfasser noch nicht sehr übel. Aber daß er nicht ins Halloh über das einige Italien einstimmt, daß er dieses einige sogar leugnet, das wird vielen unserer Politiker gar nicht zu Sinne stehen. Nun, da haben wir's: Bucher protestirt nur aus Rache dagegen, aus Rache über das Misgeschick auf seiner kleinen italienischen Reise. Aber dann, würde er diese einzige Reise in ihrer Art so überaus tragikomisch schildern? Wie, verdammt zu sein an der Küste hinfahren zu müssen und nirgends landen zu dürfen, sondern überall, in Neapel, Civita-Vecchia, selbst in Genua durch das infernalische „no no“ einer guten Polizei zurückgeschreckt zu werden, passirt das etwa jedem Touristen? So mag denn auch der Verfasser seine Meinung über das einige Italien unverkümmert behalten, er leiht ihr in einem Briefe, nach fünf Jahren zu erbrechen und „verehrtester Politikus“ überschrieben, ziemlich energischen Ausdruck.

„... Die italienischen Blätter nennen die Aufständischen in Neapel Briganti, Räuber, und die deutschen machen es ihnen natürlich nach. Auch die französischen nannten einmal die Spanier so, nannten Schill und seine Gefährten so. Unter den Aufständischen mögen manche Räuber sein, sind viele, die aus Anhänglichkeit an die Bourbonen und die Priester die Waffen tragen, sind aber auch sehr viele, die nur ihr Vaterland nicht wollen «piemontisiren» lassen..... Aber Sie fallen mir schon mit der Bemerkung in die Rede, daß Ihre Sympathie für Italien ja weder aus dem Zauber des Landes, noch aus der Bewunderung für seine großen Männer, noch aus dem Widerwillen gegen seine schlechten Regierungen, sondern aus Ihrer idealischen Richtung entspringe, die Sie als Deutscher einmal hätten und die Sie nicht für diplomatische Engherzigkeit oder gar für schmuzigen Eigennutz vertauschen wollten.“

Wir lassen dem Verfasser seine Ansicht, weil sie eben die Ansicht eines selbständigen Mannes ist. Wir begleiten ihn schließlich nach Deutschland zurück, blicken in einige Briefe, die er von Hamburg, Berlin u. s. w. nach England hinüberschreibt und freuen uns, daß ihn, den aus trauter Heimat verschlagenen Wanderer, bei dem Wiederanblick der deutschen Küste der Rauch von Ithaka angeheimelt hat. **Emil Müller-Samswegen.**

Notizen.

E. G. Holland's „Niagara“.

Von dem Verfasser aus Neuyork uns persönlich zugesandt erhielten wir folgende Sammlung von Gedichten „Niagara and other poems. By *E. G. Holland*“ (Neuyork 1861). Diese Gedichtsammlung verdient in d. Bl. schon wegen des Umstandes Erwähnung, weil daraus hervorgeht, daß der amerikanische Dichter in Deutschland und deutscher Literatur wohlbewandert ist; nicht nur enthält die vierte Abtheilung, die aus kleinen Gedichten unter dem Titel: „Flakes of snow“ besteht, zwei Epigramme „Goethe and Schiller“ und „Humboldt“; wir stoßen in der ersten Abtheilung auch auf ein größeres Gedicht „Weimar“, worin Goethe und Schiller in folgenden Strophen einander gegenübergestellt werden:

Here G o e t h e 's stately form appears,
Here gleam those eyes that ne'er were dim,
And here, ere morning dries her tears,
With light he writes her golden hymn.
In life he seemed the sum of all;
A tower of strength on every side!
Too great for parties large or small,
With nature as his spirits bride.
When Jove the great man deigns to make
The whole creation must he take.

He knew the world, its good, its ill,
The varied mixture of our life,
The sway of providence and will,
Each error, virtue, frailty, strife.
All zones and climates in him met,
Finding accordant range and space,
Cold, ardent, distant social — yet
Forever true in time and place.
A temple where the gods oft met,
Their counsels grave and sports to hold;
A dome wherein the stars were set
In constellations manifold;

A mount that cleaved the cloudland wars,
And seemed to bear the eternal stars.

And like some mystic mountain stream,
Bright flashing in its ground descent,
Coming from out the world of dream
With life and beauty its intent,
Flowed Schiller's song; our fountain bright,
Ascending from the inner earth,
And playing to the orbs of night
'Till day received its golden birth.
Reverent, pure, ideal, wise,
Within a sweet and joyous light,
He bears us to those finer skies,
Where Faith is half dissolved in Sight.
A poet born, and crowned by art,
In fancy, thought, and feeling great,
His empire is the German heart
O'er which he reigns in royal state.
Though thrones and sceptres hopeless fall,
His kingdom shall survive them all.

Ein Epigramm „Genius and Talent" schließt:

Genius makes:
Talent takes.
We bow in full homage to Genius the maker,
Confessing the use of Talent the taker.

Auch diese scharfe Betonung des Genius dem Talent gegenüber, wonach nur das Genie schafft und das Talent nur empfängt, weist auf deutschen Einfluß. Nirgends in der Welt streitet man sich über die Unterschiede und Größenverhältnisse zwischen Genie und Talent, die sich nicht selten fast ununterscheibbar ineinander verlaufen, so lebhaft herum wie in Deutschland, und nirgendswo fast hat auch die Geniesucht so viel Uebles angestiftet und so viele Unglückliche gemacht als bei uns. Jeder weiß, wie selten ein Genie, dieses in der höchsten Bedeutung des Worts genommen, der Menschheit erscheint, und doch machen Hunderte von Deutschen miteinander darauf Anspruch, „genial" zu sein und geberden sich danach. Verwerthe jeder lieber ökonomisch die ihm verliehene Kraft, durch die auch das Talent nützlich zu werden und Erfreuliches zu schaffen vermag.

Ueber deutsches Land und Volk.

Recht interessante und lehrreiche Beiträge zur Kenntniß des gemeinsamen deutschen Vaterlandes enthält folgender mit lithographischen Kupfern und Holzschnitten versehener Band: „Unser Vaterland. Bilder aus der deutschen Geschichte, Cultur und Heimatkunde", herausgegeben von Heinrich Pröhle (Berlin, Seehagen). Dieser erste Band eines Werks, welches in Lieferungen fortgesetzt wird, zerfällt in die Abtheilungen: „Bilder aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben", „Deutsche Cultur- und Sittenbilder" und „Natur- und Landschaftsbilder aus Deutschland". Wir übergehen hier die Städteschilderungen und die naturhistorischen Beschreibungen, heben dagegen unter den eigentlich culturhistorischen oder ethnographischen Abhandlungen als besonders anziehend hervor: „Deutsche Gastlichkeit", von einem Anonymus, welcher in seiner Jugend längere Fußreisen durch Böhmen, Sachsen, Ungarn, Schlesien, Galizien, Polen und durch die Küstenländer der Ost- und Nordsee gemacht hat; „Ostfriesland und seine Bewohner", von A. Freiherrn von Seld; „Das Kaisergebirge und seine Bewohner"; von A. Pichler; „Ueber Ehe und Hochzeit in Deutschland", von dem Herausgeber; „Von einzelnen Ueberresten des alten Naturzustandes in der heutigen Lebensweise der Deutschen", von W. Schwartz u. s. w. Einen merkwürdigen Einblick in die Corruption unter Friedrich Wilhelm II. gewährt die längere Mittheilung „Das schwarze Buch". Es ist damit die von dem bekannten preußischen Ober-Accise- und Zollrath Held verfaßte und heimlich gedruckte Schrift: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate" u. s. w. gemeint, welche unter Friedrich Wilhelm's III. Regierung erschien, ungeheueres Aufsehen erregte und davon den Namen erhielt, daß sich der Verfasser von dem Verleger, Buchhändler Fröhlich in Berlin, als Honorar 12 Freiexemplare geben und diese in einem sächsischen Städtchen schwarz einbinden und mit einem schwarzen Schnitt versehen ließ. Diese Exemplare gehörten zu den verhältnißmäßig wenigen, die in Umlauf kamen, da es dem preußischen Minister von Hoym gelang, die Confiscation des größten Theils der Auflage zu bewerkstelligen. Auch berühmte Männer der Literatur und des öffentlichen Lebens wie Arndt, Goethe (in dem Aufsatz „Goethe und Frankfurt am Main" von W. Stricker), Uhland, B. G. Niebuhr, Jahn u. s. w. haben in dem Buche ihre Stelle gefunden. Es liest sich in dem Aufsatze über Jahn traurig, wenn dessen Verfasser mittheilt, daß sich Jahn (über den, beiläufig bemerkt, im vorigen Jahre in der Haude-Spener'schen Buchhandlung eine Volksschrift „Friedrich Ludwig Jahn. Ein Lebensbild für das deutsche Volk" von Wilhelm Angerstein erschien), während seiner letzten Lebensjahre innerlich gebrochen, von Zweifeln über die demagogische Seite seines vergangenen Wirkens sich gequält gefühlt und furchtbare Stellen aus Jeremias auf die Deutschen angewandt habe. Die Turner von 1849, die ganz andern Zielpunkten nachstrebten, haben an Jahn, der immer derselbe blieb und mit ihnen unmöglich gehen konnte, unverantwortlich gehandelt; jetzt, nachdem er im Grabe liegt, sucht man freilich das an ihm begangene Unrecht wieder gut zu machen. Es ist immer die alte Geschichte! Ein Aufsatz „Der göttinger Dichterbund" enthält manche interessante Angaben über den Dichter Bürger, über den bekanntlich Pröhle eingehende Studien gemacht und wie über Jahn ein eigenes Buch herausgegeben hat. Wir lesen hier wieder mit besonderm Interesse das berüchtigte Schreiben des Herrn von Zedlitz an Carmer, worin unter anderm Bürger zu den „mit dem Geniewesen sich auszeichnenden Schöngeistern" gezählt und gesagt wird, daß er, Zedlitz, Bürger in seinem Departement nicht versorgen könne, weil er besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, „daß die Jugend keinen frühen Hang zu den alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme". Den besten Gegenbeweis liefert Goethe als weimarischer Minister, Herder als Generalsuperintendent; trotzdem gibt es aber noch jetzt solcher Zedlitze Hunderte in Deutschland. In dem erwähnten Aufsatz wird einmal Bürger's dritte Frau eine „Verworfene" genannt. Elise Bürger mag gewesen sein wie sie will, so meinen wir doch, daß der Verfasser hier einen minder unbarmherzigen Ausdruck hatte wählen können. Schwerlich hat er sich über die eigentliche Bedeutung des Worts „verworfen" ganz klar gemacht. Ein Geistlicher, der einer Verstorbenen dieses Verwerfungsurtheil in die Gruft nachrufen wollte, würde mit Recht allgemeine Entrüstung gegen sich hervorrufen. Hat nun ein Literaturgeschichtschreiber und Biograph von Literatur wegen das Recht sich zelotischer ausdrücken zu dürfen, als ein Leichenprediger oder usurpirt er es? Wir glauben das letztere. H. M.

Norwegens Culturpflanzen.

Schon als ein im Auslande, und zwar in Christiania gedrucktes, in deutscher Sprache verfaßtes Werk verdient die folgende Schrift Beachtung: „Die Culturpflanzen Norwegens von F. C. Schübeler. Nebst einem Anhange über die altnorwegische Landwirthschaft und einem Vorwort von C. Boeck." Dieses Werk in Großquart, das mit einer Anzahl sehr guter Metalldrucke, Holzschnitte, Tabellen und Karten und überhaupt elegant ausgestattet ist, wird nicht blos den Botaniker, sondern überhaupt jeden Gebildeten, welcher ein Interesse für das Wunderland Norwegen fühlt, erfreuen und vielfach belehren, da Schübeler die Wissenschaft nicht nur populär vorzutragen, sondern auch seinen Vortrag mit so vielen interessanten praktischen Bemerkungen zu würzen versteht, daß man in diesem Buche zugleich ein Bild von der nordischen Pomologie, Her[illegible]

cultur, Ackerbau- und Haushaltungskunst und vielem andern Wissenswerthen erhält. Der Verfasser obigen Buchs hat sich sowol in seinem Vaterlande durch sein in norwegischer Mundart geschriebenes „Havebog for Almuen" (Volksgartenbuch), seine Broschüre: „Nödhjælp for Bröd i korntrange Aar" (Brotersatz in kornarmen Jahren), sowie durch eine Menge der gediegensten Abhandlungen in „Budstikken" (der Gebotstock) — die vorzüglichste norwegische Monatschrift über land- und hauswirthschaftliche Angelegenheiten —, als auch in Deutschland durch Abhandlungen in deutscher Sprache in verschiedenen deutschen Gartenzeitungen und Zeitschriften für Botanik, sowie durch die deutsch geschriebene Broschüre: „Die geographische Verbreitung der Obstbäume und beerentragenden Gesträuche in Norwegen" (Hamburg, Kittler), einen Namen gemacht und die Aufmerksamkeit aller Botaniker auf sich gelenkt; weshalb wol diese wenigen Worte über obgenanntes neuestes Schübeler'sches Werk genügen. 77.

Bibliographie.

Becker, B., Das Familienleben in der Fabrikindustrie. Iserns. 8. 8 Ngr.

Belial, Baron, Napoleon III. in Ham und in Compiègne. Zwei historische Novellen. München, Gummi. 16. 10 Ngr.

Bomhard, E. v., Worte des Trostes in tiefer Trauer. Aus Seneka's Schriften. Ansbach, Junge. Gr. 8. 7 Ngr.

Böttger, A., Goethe's Jugendliebe. Gedicht. Mit Stahlstich. Leipzig, Purfürst. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Collin, W., Ein tiefes Geheimniß. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Ein Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von E. Geibel. Stuttgart, Kröner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Europas Cabinette und Allianzen. Vom Verfasser der Monarchie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Falidor (F. L. Güntz), Meine endlose Verfolgung auf Entkräftung, Wahnsinn und Tod in Dresden, Nürnberg und Berlin. Ein Nachtstück deutscher Rechts- und Sitten-Zustände. Berlin, Peiser. Gr. 8. 12 Ngr.

Genast, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Zwei Theile. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 3 Thlr.

Hochdeutsche Gedichte von A. W., der Verfasserin von „En Blomen" und „Nige Blomen ut Annmarik Schulten ehren ... ahren". Greifswald, Koch. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Glaser, A., Gedichte. Braunschweig, Westermann. 8. 1/2 Ngr.

Hebrich, Im Hochgebirge. Zwei Nachtstücke. Mit einem Vorwort von A. Meißner. Berlin, Janke. Gr. 16. 20 Ngr.

Heinrich, K., Silberblicke. Eine Reihe hellleuchtender Beweise der Güte und Hülfe Gottes. Leipzig, Bredt. 8. Ngr.

Lewald, Fanny, Bunte Bilder. Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke. Zwei Theile. Berlin, Janke. Gr. 16. Thlr. 15 Ngr.

Martens, C. v., Vor 50 Jahren. Tagebuch meines Feldzuges in Rußland 1812. Mit 4 Plänen. Stuttgart, Schaber. Gr. 8. 1 Thlr.

Menge, T., Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. Thlr.

Minckwitz, J., Der Künstler. Eine kultur-historische Novelle aus der Mitte unsers Jahrhunderts. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Neumann-Strehla, K., Sophie La Roche und Christoph Martin Wieland. Federzeichnungen. Weimar, Kühn. 1 Thlr.

Odilon-Barrot, Die Centralisation. Deutsch von B. Franz. Mit einem Vorwort von E. Fischel. Berlin, Springer. 8. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., Meister Johann Strauß und seine Zeitgenossen. Komischer Roman. Vier Theile. Berlin, Janke. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Palm, H., Martin Opitz von Boberfeld. Zwei beiträge zur lebensgeschichte des dichters. Breslau, Aland. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Perzager, M. M., Maria Magdalena, die Sünderin und Büßerin. Ein Lebensbild aus den Zeiten Christi. Mit 1 Stahlstich. Innsbruck, C. Rauch. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Rathmann, H., Machiavelli und seine Lehre im Verhältniß zum Christenthum und zu den Bestrebungen der Gegenwart. Nordhausen, Förstemann. 8. 5 Ngr.

Regel, K., Nibelungen. Gudrun. Parcival. Drei populäre Vorlesungen. Gotha, Müller. 12. 10 Ngr.

Russische Revue. Zeitschrift zur Kunde des geistigen Lebens in Rußland. Herausgegeben von W. Wolfsohn. Erster Band (Jahrgang 1862). 4—6 Hefte. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 4 Thlr.

Rüffer, E., Die Hermannsschlacht. Drama in fünf Aufzügen. Gotha, Opetz. 12. 7 1/2 Ngr.

— — Lurelei. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Gotha, Opetz. 12. 10 Ngr.

Villefranche, J. M., Die japanesischen Märtyrer, nebst einer Geschichte des Christenthumes in Japan, von seiner Einführung bis auf die Gegenwart. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 5 Ngr.

Wichmann, R., Wanderungen in Schottland. 1851—1852. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 8. 7 1/2 Ngr.

Wood, Frau Henry, Die Channings. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahrens, H., Fichte's politische Lehre in ihrer wissenschaftlichen, culturgeschichtlichen und allgemeinen nationalen Bedeutung. Festrede zur Fichtefeier an der Universität Leipzig. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Arbeiterglück und dessen Klippen, ein Büchlein fürs Volk von einem Volksfreunde. Düsseldorf, de Haen. 8. 2 Ngr.

Die Fichtefeier zu Rammenau in der Lausitz am 19. Mai 1862. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 4 Ngr.

Zwei Gespräche des Vetters mit Andrees. Ueber Trennung der Kirche vom Staat. Ueber Auferstehung des Fleisches. (Vom Verfasser der „Briefe" des Vetters über das tausendjährige Reich.) Neu-Ruppin, Oehmigke. 16. 6 Ngr.

Herr van der Heydt mit seinem Staatshaushalts-Etat pro 1862 dem Tribunale des Abgeordnetenhauses vorgeführt. Berlin, Haude u. Spener. 8. 6 Ngr.

Lorentz, F., Der falsche Demetrius. Ein Vortrag gehalten im März 1861 im Donnerstagsverein zu Bonn. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Reichlin-Meldegg, K. A. Freiherr v., Johann Gottlieb Fichte. Eine akademische Festrede, zur Fichtefeier der Universität Heidelberg am 19. Mai in der Aula gehalten. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 4. 6 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Die Fortschrittspartei und die Volksbildung. Berlin, Janke. 8. 5 Ngr.

Schellwien, R., Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Johann Gottlieb Fichte's. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Thaulow, Die Feierlichkeiten bei der Einweihung der Kieler Universität in den Octobertagen des Jahres 1665. Nach Alex. Jul. Torquatus v. Frangipani mit Rücksicht auf das bevorstehende 200jährige Jubiläum der Kieler Universität herausgegeben. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 17. Juli 1862.

Inhalt: Lyrische Dichtungen. — Enthüllungen des Papstthums. Von Emil Müller-Samswegen. — Zur Kunde des russischen Geistes- und Culturlebens. — Oesterreichische Belletristen. — Notiz. (Felix Mendelssohn's „Reisebriefe" in England.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische Dichtungen.

In unserm letzten Artikel in Nr. 2. d. Bl. über lyrische Dichtungen haben wir von dem Einflusse gesprochen, den die Naturerkenntniß auf die Kunst und besonders auf die Poesie ausübt. Wir haben gezeigt, welch eine Bedeutung das erhöhte Naturgefühl auch für Sprache, Stil und Bilder hat; wir haben weiter (schon früher) der Lyrik, die Empfindung mit Ideen verbindet, den Vorzug zugesprochen, daß sie auf den innern Menschen wirkte und so auch ihren Theil zur Vergeistigung der Menschheit beitrüge. Nicht zu verkennen ist weiter der Einfluß, den die Poesie auf das öffentliche Leben, auf Ausbildung des Nationalgefühls, auf Verbreitung sittlicher und nationaler Ideen ausübte: sie hat unserer Nation erhöhtes Gefühl gegeben, sie hat weiter religiöse, politische und ästhetische Anschauungen im Volke verallgemeinert und erweitert und — trotz alledem ist das Interesse für dieselbe nur noch sehr gering. Sie hat zwei entschiedene Gegner; einmal die Gelehrten, die blos Sinn für ihre Fachwissenschaft haben und noch immer mit Verachtung auf „die Literaten ohne solide Basis" herniedersehen; dann die Realen, die die Poesie wie Zuckerbrot ansehen, mit der das deutsche Volk schon zu lange sich den Magen dermaßen verdorben hätte, daß ihm für eine gesunde und kräftige Kost Sinn und Geschmack fehle. Zu diesen Gegnern stößt die große Menge der Gleichgültigen, einmal Menschen, die überhaupt nichts lesen und ihre Zeit mit Nichtsthun vergeuden oder die ihr literarisches Interesse hinlänglich bewiesen zu haben meinen, wenn sie die Leihbibliotheken und die Lesecirkel benutzen. Die große Menge sättigt ihre Lesewuth mit Romanen, die die Wissenschaft und die Geschichte — leider! — popularisiren, oder sie halten sich Journale, in denen sie zehn Novellen und ebenso viel lyrische Dichtungen anfangen, um in der nächsten Woche die Fortsetzung zu lesen. Wenn es hoch kommt, bemänteln sie ihren Mangel an wirklichem literarischen Interesse mit der Entschuldigung, es sei ihnen unmöglich, aus der Menge der neuen Erscheinungen das Gute und Gediegene herauszufinden, auf die Kritik könne man sich nicht verlassen, sie sei parteiisch, bezahlt u. s. w. Habeant sibi — aber man soll nur solchen Thatsachen gegenüber nicht immerfort die Lüge wiederholen, als sei in keiner Nation der poetische Sinn so allgemein als bei uns.

Auch der buchhändlerische Erfolg in Deutschland spricht dagegen und für andere Länder; in Frankreich z. B. erscheinen poetische Werke selten in einer geringern Auflage als 1500 Exemplare und in London kauft eine Leihbibliothek von schönwissenschaftlichen Werken oft so viel Exemplare, als eine starke Auflage in Deutschland ausmachen würde. Bei uns aber werden sich auch die bessern Dichter und selbst diejenigen, die einstimmig von der Kritik gelobt werden, überzeugen, daß das Interesse, mit denen man ihnen entgegenkommt, ein sehr geringes ist; die meisten müssen ihr Verlangen, sich gedruckt zu sehen, mit nicht unbedeutenden materiellen Opfern bezahlen, neue Erscheinungen verdrängen die alten und auch diese werden höchstens ihr Leben kümmerlich ein Jahr fristen. Sehr beherzigenswerth und allen jungen Leuten, die noch mit Illusionen ihre poetischen Werke in die Welt senden, zum Nachdenken zu empfehlen, sind die Worte, die die Redaction d. Bl. uns bei Uebersendung der unten besprochenen lyrischen Erscheinungen schrieb:

> Es ist in der That völlig unerklärlich, wie es im gegenwärtigen Augenblick, wo das Interesse an Gedichten mehr und mehr in den Hintergrund getreten, wo überdies nach den allseitigen Erfahrungen der buchhändlerische Erfolg des poetischen Verlags entschieden als ein höchst ungünstiger bezeichnet werden muß, überhaupt noch möglich ist, daß Poesien in solcher Masse an den Tag treten.

Selbst die Kritik muß ermüden bei der wachsenden Menge neuer Erscheinungen; wer dabei — wie ich es von mir rühmen kann — jede einzelne Dichtung mit gleichem Interesse betrachtet und würdigt, wer unparteiisch und mit Lust und Liebe an die Bewältigung der großen und undankbaren Arbeit geht, der wird gewiß befähigt sein, allen Dichtern zu rathen, sich an der eigenen Lust an ihren Dichtungen genügen zu lassen; Ruhm oder gar materieller Erfolg sind selten zu erlangen; leider bleibt selbst vom Lorberbaum nur zu oft der Bettelstab übrig.

---

1. Blüten und Blätter. Novellen und Gedichte von Wilhelm Anthony. Bremen, Kühtmann. 1861. 8. 1 Thlr.

Anthony gibt mehr als er verspricht, nicht nur Novellen und Gedichte, nein auch ein Lustspiel wird uns geboten. Den Liedern, die uns hier zunächst angehen, fehlt entschieden Frische und Eigenthümlichkeit, sie wiederholen nur, was tausendmal vorher und auch schon besser gesagt worden ist. Der Dichter gesteht selbst, „daß er Reimesschmerzen habe und um Lieder bange sei“ (in dem Gedichte „Das Auge der Geliebten“) und die Bestätigung dieses eigenen Urtheils haben wir vielfach gefunden. Anthony hilft sich eben, indem er ältere Bilder neu aufwärmt („deiner Wangen bleiche Rosen“, „der Kindheit Rosenwonne“, „das neue Jahr kommt wie ein geheimnißvolles Räthsel mit dunkeln Schwingen“): solche freiwillige Anleihen lassen wir uns aber immer noch lieber gefallen als die selbstgeprägte Münze („da blühen Eisesblumen am Fenster fast wie ein Myrtenkranz“, „des Tages Buhlerinnen treibt der Traum gleich flücht'gem Wilde“). Der Leser wird sich aus diesen wenigen Proben schon überzeugen, daß die Bilder in diesen Dichtungen manches zu wünschen übrig lassen; doch der flüchtigste Blick wird aber auch weiter den fühlbaren Mangel an Gedanken erkennen. Nur einigemal wagt der Dichter originale Aussprüche, aber diese sind denn auch der Art, daß wir sie nicht unbedingt als Wahrheit hinnehmen können. Wir geben nur zwei Behauptungen (S. 53):

> Die Bühne ist der größte Stolz des großen Vaterlandes,
> Hier fühlen wir uns alle eins, wenn sonst auch vielgetheilt.

Und aus derselben Dichtung:

> Es dankt den Mächten, die auf diesen Bretern walten,
> Das deutsche Volk doch seiner Bildung schönsten Theil.

Unbedeutend wie die Gedichte (nennenswerth erscheint uns nur „Der beste Wein“) ist auch die Burleske „Eine Liebe mit Dampf“. Der Schwank, der aus lauter Unwahrscheinlichkeiten zusammengesetzt ist, hat nicht einmal das Verdienst Original zu sein, sondern ist vielmehr nach dem Französischen bearbeitet. Nebenbei sei erwähnt, daß das Stück, das höchstens für Tivolitheater und selbst da nur unter der Voraussetzung der bescheidensten Ansprüche passend erscheint, schon anderweitig übersetzt ist. Viel ansprechender sind die beiden Arbeiten in Prosa, „Humoresken“, die oft von Laune übersprudeln und ein nicht unbedeutendes Erfindungs- und Erzählungstalent zeigen; namentlich gelungen ist die Rheinweinphantasie „Der steinerne Roland zu Bremen“; sie erzählt in humoristischer Weise, mit großer Lebendigkeit und vielem Geschmack die „Aufrichtung des steinernen Roland, als Denkmal der schwer errungenen und treu bewahrten städtischen Macht Bremens ums Jahr 1400“. Die zweite Novelle vertraut uns, was der Mond einem Dichter erzählte, der nach langweiligen literarischen Vorlesungen in einem ästhetischen Thee seine gesunkenen Lebensgeister mit zwei Flaschen Rüdesheimerberg stärkte; da hat er denn freilich vom Monde andere Dinge erfahren als Andersen. Wir rathen dem Dichter, das Feld der humoristischen Novelle weiter zu bebauen; wir glauben dort das passende Feld für eine erfreuliche Thätigkeit Anthony's zu entdecken.

2. Gedichte von Ludwig Bauer. Berlin, Riegel. 1860. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schönheit der Sprache, Leichtigkeit und Gewandtheit im Gebrauch derselben, anmuthiger Versbau sind Vorzüge, die wir zunächst in diesen Gedichten finden. Dem Inhalte nach sind es meist aus dem innersten Herzen gesungene Liebeslieder, die wir hier zu beurtheilen haben; sie zeichnen sich mehr durch tiefe und warme Empfindung als durch Gedanken- und Bilderreichthum aus. Besonders angesprochen haben uns die Lieder, in denen Bauer, wie in „Dich preis' ich, goldne Sommerzeit“, den „heil'gen Stolz fühlt, ein Mann zu sein“, oder in denen er verkündet wie S. 224:

> Verträumte Halbheit ist mir abgefallen,
> Ich glaub' an Werdelust und Schaffensfreude
> Und drück' ans frohe Herz das goldne Heute!

3. Der goldene Mai. Eine Frühlingsphantasie von Julius Bercht. Fragment der vier Jahreszeiten. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1861. 16. 15 Ngr.

Die Frühlingsphantasie ist dem düsseldorfer Malkasten gewidmet und, irren wir nicht ganz, so ist auch Julius Bercht selbst Maler. Seine Gedichte zeigen entschieden jene feine Beobachtung der Natur und jenes Entdecken ihrer innersten Eigenthümlichkeiten, wie wir sie bei bessern Malern so häufig ausgebildet finden. Die Gedichte, von denen fast jedes einzelne ein hübsches Genrebild oder eine correcte Landschaftszeichnung enthält, haben eine wohlthuende Frische; das Erschaute und Empfundene ist dabei in fast durchgängig guten Versen ausgesprochen, sodaß wir diese kleine Sammlung bestens empfehlen können.

4. Gedichte von Karl Fink. Hannover, Rümpler. 1860. 8. 1 Thlr.

Der Maler Karl Fink bietet uns meistens Balladen, Romanzen, poetische Erzählungen und Sagen, dann auch Lieder und Uebersetzungen aus dem Italienischen; er singt einfach und natürlich und eine reine, oft kindlich naive Lebensanschauung kommt zur Erscheinung. Fink wirkt durch die einfachsten Mittel; seine Balladen sind mehr historische Genrebilder als geschichtliche Gemälde; die „große Kunst“ ist zwar nicht vertreten, aber die Ausführung entspricht fast überall der Anlage und dem Inhalt. Hier und da freilich ist der geistige Gehalt und Ausdruck größer als die Technik. Einige der Lieder sind sehr wohl gelungen, z. B. das Sonett an eine venetianische Dame; auch unter den Sinngedichten ist manches Erfreuliche. Die Kunstrichtung des Dichters charakterisirt er selbst in den Distichen:

> Lerne die schöne Natur und lerne das Leben erfassen;
> Liebe den göttlichen Quell, dem das Gemälde entspringt.
> Wähle vom Schönen das Schönste, vom Guten das Beste dir aus —
> Und in dem irdischen Sein hast du den Himmel zugleich.

5. Dichtungen von Theodor Witting. Neapel, Detken. 1860. 12. 1 Thlr.

Die in Neapel erschienenen Gedichte Theodor Witting's sind in jeder Beziehung deutsch; nicht allein, daß der Dichter unter Orangen, Lorbern und Myrten sich zu den deutschen Eichen zurücksehnt, nein — was viel mehr sagen und bedeuten will — in jedem Gedichte findet sich auch der Ausdruck echt deutschen Gemüths und einer herzinnigen, biedern Anschauung. Seine Stoffe findet Witting in den kleinen Bezügen des Lebens; einen Greis mit silbernen Haaren, einen alten Schiffer, der seinen letzten Freund verliert, einen Invaliden zeigt er uns nicht in gewaltigen, großen Conflicten, sondern still sich mühend und ihres Lebens Aufgabe erfüllend bis zum Grabe. Zufriedenheit mit dem beschränkten Erdenlose, Demuth, Vertrauen, Mitgefühl und herzinniges Interesse für unser Volk: alles das findet sich ausgesprochen in diesen Gedichten; fügen wir hinzu, daß der Ausdruck dem Inhalte entspricht und wir glauben ohne Bedenken den Gruß des deutschen Malers aus Neapel der Beachtung unserer Leser warm empfehlen zu dürfen. Besonders dankbar müssen wir Witting noch sein für die Uebersetzungen der Gedichte des Heinrich Blanvalet, die sowol durch den Ausdruck eines tiefen Gefühls, wie durch ihre Stoffe vielfache Aehnlichkeit mit den Béranger'schen Liedern zeigen.

6. Aus der Jugendzeit. Freud' und Leid. Gedichte von [illegible] Steinau. Pforzheim, Flammer. 1861. 16. 15 Ngr.

Die Gedichte von Steinau sind in Wahrheit aus der Jugendzeit; hier und da ein guter Gedanke entschädigt nicht für die Masse der Trivialitäten, für diesen fühlbaren Mangel an Gedanken, endlich für die Schwerfälligkeit, mit der hier unsere schöne Sprache gebraucht wird. In den Sonetten namentlich finden sich Wendungen, die ebenso unbedeutend als unverständlich sind; man lese unter anderm das achtunddreißigste Sonett,

in welchem der Grundgedanke, die Ausführung, die Nutzanwendung, die Sprache — kurz alles schwerfällig und geschmacklos erscheint.

7. Gedichte von Karl August Fetzer. Stuttgart, Göpel. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Die unter der Verlagsfirma von Karl Göpel erscheinenden Werke haben ein für allemal die Präsumtion für sich, daß dieselben im Kampfe gegen jedes rückschreitende Streben u. s. w. Stellung nehmen." Diese buchhändlerische (etwas marktschreierische) Anzeige und der Name des Dichters bereiteten uns vor, daß wir hier mitten hinein in Kampf und Streit versetzt würden. Wir irrten uns nicht; die Dichtungen gehören zu jener Gattung von Tendenzpoesien, deren objective Beurtheilung zu den schwierigsten Aufgaben der Kritik gehört. Fetzer hat seine Gesinnung immer entschieden ausgesprochen, sein politisches Wirken, namentlich in Frankfurt, ist bekannt; er gehört zu der extremen Partei, zu der despotischen Demokratie, die die Welt namentlich nach der Rolle beurtheilen, die sie in derselben spielen. Die geschichtliche Entwickelung unsers Volks, der entschiedene Fortschritt zur Freiheit, genügt ihm nicht, die gebesserten und veränderten Zustände werden gering geachtet. Er glaubt, daß unsere Nation sich noch immer mit dem nebelhaften Ruhme begnüge, ein Volk von Denkern zu sein, um sich dabei von Knecht und Fremden mit Schmach beschenken zu lassen; vor lauter Liebe zum Volke schmäht und verkennt er das Volk. Liebe, Vertrauen, Ehrfurcht, Glauben an Eid — alles ist ihm verloren gegangen, in der Revolution scheint er das einzige Heil zu finden. Die Lieder sind, trotz ihrer vorzüglichen Technik, durchaus nicht erhebend, wol aber sehr geschickt gemacht, um aufzuregen und zu erbittern; einzelne Gedichte, z. B. „Adeliche Anschauungen", „Der erste Märtyrer für die Freiheit", „Ein Fluch", erinnern an die Freiligrath'schen Flugblätter des Jahres 1848. Wir bedauern, daß in so kunstvoller Form unser Vaterland so rücksichtslos geschmäht, unser Volk so absichtlich falsch geschildert werden konnte; wir sind überzeugt, daß man die sociale Noth wahrlich nicht vermindert, sondern nur noch vermehrt durch Dichtungen wie „Die Zuflucht zu den Armen", „Der Invalide". Es ist schwer, ruhig mit anzuhören, wenn alles gelästert und geschmäht wird, was nicht denkt und meint wie Fetzer, wenn alle Bestrebungen, die für des Volkes Wohl geschehen, verhöhnt und lächerlich gemacht werden. Und doch, trotz alledem, sind und bleiben diese Gedichte eine bedeutende Erscheinung, nicht allein ihrer formellen Schönheit wegen, sondern auch als präciser Ausdruck einer weit fortgeschrittenen Parteistellung. Wie Fetzer übrigens den Kampf, den er streitet, sittlich und ernst auffaßt, beweist er durch das Sonett:

Keusche Muse.

Wär' ich ein Aar, den starke Schwingen tragen,
Deß Auge blickt zum Sonnenlicht begeistert,
Wär' ich ein Dichter, der die Saiten meistert,
Die Brust erhoben würde stolz ich sagen:

Wer ist es, der auftreten darf und klagen,
Daß Fürsten ich mit feilem Lob bekleistert?
Wer, daß ich also jemals war entgeistert,
Daß ich die Gunst des Pöbels angeschlagen?

Niemals hab' ich um einen Kuß der Dirne
Ihr einen Kranz gewunden um die Stirne;
Niemals hat mich des Mäklers List umsponnen,

Mir nie sein Gold ein Wörtchen abgewonnen;
Ja selbst als heiße Liebe mich durchdrungen,
Nicht war's gebuhlt, wenn ich von ihr gesungen.

8. Arabesken von Karl Siebel. Iserlohn, Bädeker. 1861. 16. 22½ Ngr.

Karl Siebel, dessen 1859 in zweiter Auflage erschienenen Gedichte wir in Nr. 13 d. Bl. f. 1860 so lobend anzeigen durften, gibt uns mit den Arabesken eine neue, werthvolle Gabe. Reichthum der Gedanken und Tiefe des Gemüths und der Auffassung zeichnen auch diese neuen Gedichte aus, durch die wir eine Menge von Anregungen empfangen. Jede einzelne Arabeske ist kunstvoll geschaffen; auch hier finden wir wieder den immer interessanten Stoff und weiter den bestimmten und klaren Ausdruck der Gedanken und prächtige Schilderungen, die dem Dichter auch hier mit den einfachsten Mitteln gelingen. Ausgezeichnet sind diese Arabesken durch die bestimmte, klare Fassung der Gedanken, nirgends ist Phrase, überall Gehalt und Inhalt. Wie er auch in diesen Gedichten das rein Menschliche meisterhaft zu schildern versteht, davon gibt das nachfolgende kleine Gedicht Zeugniß:

Arzt und Vater.

Das Wetter stürmt; der Regen tropft
Aus schwarzen Wolken, fällt und klopft,
Gespenstergrüßen gleich, ans Fenster —
Im Bette liegt das kranke Kind,
Schlägt um sich, spricht; — die Worte sind
Den Worten gleich der Nachtgespenster.

„Bin ich nicht Arzt! — O arme Kunst!
Nicht für den Vater eine Gunst?
Des Wissens Kräfte sind zu Ende!" —
Er schweigt, und schweigend, tief bewegt,
Die Thrän' im Auge, segnend legt
Er auf des Kindes Haupt die Hände.

Da weicht des Fiebers wilde Glut,
Das Kind wird still, der Athem ruht,
Der Schlummer kommt; des Vaters Hände
Sie fühlen Kühlung, doch Verstand
Des Arztes spricht zur Vaterhand:
„Der kalte Schweiß! Es geht zu Ende!"

Der Mensch, der Arzt, verzweifelnd spricht:
„Tod meiner Liebe Hoffnungslicht!
Dies Lächeln Hohn auf all mein Wissen!" —
Auch draußen braust der Sturm nicht mehr;
Die Frühlingswelt ist still umher,
Die Wolken hat der Mond zerrissen.

9. Wilde Rosen. Poetischer Strauß von Hermann Flachsland. Dritte Auflage. Darmstadt, Küchler. 1861.

Die „Wilden Rosen" sind, trotz der drei Auflagen, die sie erlebt haben wollen, eine jedenfalls unbedeutende, höchstens mittelmäßige Erscheinung. Flachsland ist ein Dilettant, der einiges Geschick zu Gelegenheitsgedichten zeigt, und dem auch hier und da etwas Hübsches, Erträgliches gelingt; dahin rechnen wir „Das Urtheil der Welt" und das gemüthliche, ansprechende dramatische Gedicht „Ein Künstlerjubiläum". Im allgemeinen findet sich sowol in den Gedanken wie in der Ausführung viel Triviales, mehrmals sind sprachliche Unschönheiten zu verzeichnen (darauf vergessen, S. 141, mich gehaben, S. 160), hier und da erscheinen Reime wie Bürge — Kirche u. s. w. Es fehlt dem Dichter vor allem an Vertiefung, wol auch an wissenschaftlicher und innerer Ausbildung. Den Schluß der Sammlung bildet ein dramatisches Gedicht „Wendilgarde", das einen alten Stoff in ziemlich gewöhnlicher Weise behandelt.

10. Lieder und lyrische Dichtungen von A. E. Brachvogel. Berlin, Vogel und Comp. 1861. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine eigentlich poetische Stimmung fehlt diesen Gedichten gänzlich und sollten wir Brachvogel nach den vorliegenden Geistesproducten beurtheilen, wir würden ihm entschieden den Dichterberuf absprechen; da ist nirgends Begeisterung, Schwung, wogender Rhythmus; da ist weiter nirgends ein neues Bild, kein Gedanke, der angriffe und zündete, überall nur Wiederholung des oft Dagewesenen, und dabei erscheint das Alte nicht

einmal in einer neuen, ansprechenden Weise. Die im „Narciß" und in den Brachvogel'schen Romanen sich breitmachende Manier, eine wichtige Miene anzunehmen, alles in Spannung zu versetzen und dann das Alltäglichste wie eine neue Entdeckung zu verkünden, diese Manier erscheint auch hier wieder und — wir zweifeln nicht — sie wird auch manchem wieder imponiren. Brachvogel sollte aber gerade durch die Beobachtung, wer denn eigentlich seinen Geist anstaunt, zum Nachdenken kommen. So setzt er sich z. B. in Positur, überschreibt ein Gedicht „Der Künstler", und nun erfahren wir:

> Der Künstler ist Spitze der Menschenwelt
> In Freuden und Leiden,
> Hat immer viel Hoffnung,
> Doch selten viel Geld,
> Mitunter — auch keins von beiden!

Von einem Talente wie Brachvogel kann man etwas Neues, Anregendes erwarten; Prometheus muß irgendwo zu entdecken sein; die Anforderungen an den Dichter sind mit Recht größer, und wenn sie so wenig erfüllt werden wie hier, hat die Kritik die Verpflichtung, ihren strengsten Tadel auszusprechen. Der Mangel an klaren Gedanken zeigt sich auch in den Gedichten, in denen Brachvogel ein „unnennbares Etwas", oder „Etwas, was er nicht weiß", besingt. Hier und da stellen sich auch Worte zur rechten Zeit ein, um den Mangel an Gedanken zu verstecken; wie gedehnt und schwülstig, in den Gedanken sich wiederholend ist z. B. das dem verstorbenen Freunde gewidmete Lied (S. 92). Oefters freilich versucht es auch der Dichter einen höhern Anflug zu nehmen; so merkt man den guten Willen z. B. in dem Cyklus „Es ist die Zeit"; aber gleich in dem ersten dahin gehörenden Gedichte verfällt Brachvogel in eine Coupletmanier — mit dieser und dem erhabensten Pathos liebt er überhaupt zu wechseln; in dem zweiten, „Erbsünde", finden wir die zum wenigsten sehr leicht zu bestreitende Behauptung, daß die Weltbeglücker immer auf sich selbst zurückkommen; und im dritten endlich wird die Sehnsucht „sich im All, das All in sich zu finden" mit mehr Phrase als Inhalt besungen. Immerhin erkennen wir hier den guten Willen, das Streben nach Gedankentiefe; aber gleich nachher trägt Brachvogel wieder ein welkes Röselein am Herzen u. s. w.

So viel sei gesagt über Gehalt und Inhalt der Gedichte. Daß sich dann und wann ein ansprechendes Lied findet (z. B. „Des Weibes Herz"), daß die Verse glatt, correct, hier und da sogar elegant sind, versteht sich bei einem Talente wie Brachvogel von selbst. Aber auch die Ausführung ist nicht ganz tadellos; namentlich ist ein oft hervortretender Mangel an Geschmack zu bemerken. Wir finden denselben zuerst öfters in der Wahl des Versmaßes; so ist dasselbe im ersten Abschnitt der epischen Dichtung entschieden unpassend. Der Dichter sagt:

> „He, Lydon! Reich' den Cyperwein,
> Bekränz' die duft'ge Schale!"
> So rief Proconsul Pontius
> Bei üpp'gem Schwelgermahle.

Man sollte glauben, es sei der Anfang eines komischen Heldengedichts und nicht der einer epischen Dichtung, die das Schicksal des Pontius Pilatus behandelt. Wir finden den Mangel an Geschmack auch öfters in der Wahl des Ausdrucks, z. B. wenn er Pontius zu seiner Gattin sprechen läßt:

> Willst zum Triumph du wenden
> Des Sklaven Todesgang?
> Willst du mein Urtheil höhnen?
> Bist du im Hirne krank?

Oder wenn der Dichter, um die Empörung der Natur bei der Kreuzigung Christi zu schildern, singt:

> Da ruckt es unter ihm, da rollt
> Und knattert's in der Erde, in den Lüften!

Oder wenn er Caligula, der den Pontius zum Kreuzestod verurtheilt, als Motiv aussprechen läßt:

> Damit bei dem verwöhnten Rom
> Die trag'sche Wirkung größer ist!

Wir finden es weiter geschmacklos und unpoetisch, wenn Brachvogel den gestürzten Pontius noch eine übrigens höchst unbedeutende Rede halten läßt; er schwächt den Eindruck hier ebenso, wie am Ende, wo er nach der Sühne der Schuld des Pontius, wahrscheinlich auch „damit die trag'sche Wirkung größer sei", noch hinzusetzt:

> An demselben Ort, wo Cajus
> Beide Gatten sterben ließ,
> Später ihn das Rächereisen
> Des Chärea niederstieß!

Was dem Dichter im allgemeinen fehlt, ist vor allem der Ernst und die Würde; uns beschleicht immer das Gefühl, als ob Brachvogel wirklich gar nichts anderes thäte — wie er es selbst S. 35 sagt — als dichten und ins Theater gehen. Seine ersten Erfolge haben ihn jedenfalls nachlässiger in der Selbstkritik gemacht, als er sein dürfte. Möchte Brachvogel immer bedenken, daß es leicht ist, bei der großen Masse einen augenblicklichen Erfolg zu erringen, daß den erstrittenen Ruhm zu bewahren aber sehr schwer ist. Möchte er das sicherste Maß seines Könnens nach dem eigenen Ausspruche finden (S. 57):

> Willst du, wie hoch du gestiegen, wissen,
> Mußt du nach andern Bergen sehn,
> Um deine eigne Kunst zu können,
> Lern' sie durch andre Kunst verstehn.

11. Ein Schwanenlied der Romantik. Von **Robert Hamerling**. Mit einem Anhange von Hymnen. Prag, Kober. 1862. 8. 12 Ngr.

Wo wir einer Dichtung von Robert Hamerling begegnen, da können wir auch überzeugt sein, eine wohlthuende Uebereinstimmung der schönsten Form und der edelsten, reinsten Gedanken zu finden. In seinen Gedichten ist ein Cultus der Schönheit, der den Leser ergreift und entzückt und mit Bewunderung ihn lauschen läßt auf die vollendete Musik seiner Verse. Hamerling ist der treueste Buhle der Romantik. Auch er ist begeistert für Freiheit, Größe und Macht, aber er will sie nicht ihres idealen Gehalts entkleidet sehen und ihr Auftreten in der realen Weise der Neuzeit befriedigt ihn nicht. Er haßt die Nüchternheit; die Trunkenheit allein, die Großes wirkt und schafft, ist sein Ideal; der Cultus des Herzens steht ihm höher als alle Lichtgedanken. In unserer materiellen Zeit feiert er nicht dem Götzen Mammon, nicht Gold und Genuß ist seines Lebens Zweck und Ziel; sein Loblied tönt der ewigen Schönheit, er besingt die Göttin der Liebe und Schöne, er zeigt in seinen Gedichten selbst vollendete Formschönheit. Erhaben, begeisternd und ergreifend ist das herrliche Lied an das Vaterland, nicht minder bedeutend das folgende. In den Liedern wie in den Hymnen ist ein Adel der Gesinnung, des Ausdrucks, der Sprache, ein wogender Rhythmus und, wie wir schon oben sagten, eine vollendete Schönheit der Form. Und wie wir mit dem Dichter überzeugt sind, daß seinem Streben, Hoffen und Lieben „verwandte Herzen in den deutschen Gauen schlagen", so empfehlen wir denen besonders und überhaupt allen, die noch für deutsche Dichtung Sinn haben, dieses „Schwanenlied der Romantik" als eine sehr bemerkenswerthe, ausgezeichnete Erscheinung.

12. Neue Gedichte von **Robert Weber**. Frick, Stocker. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben in neuester Zeit mehrere poetische Grüße aus der Schweiz lobend in d. Bl. erwähnt; hier müssen wir uns beschränken, einzelnes zu loben, im ganzen finden wir aber mehr zu tadeln als anzuerkennen. Namentlich vermissen wir bei oft ganz hübscher poetischer Auffassung Klarheit in der Wiedergabe des Empfundenen; anderweitig finden wir Gedichte, die bei einiger Selbstkritik gewiß nicht in die Sammlung gekommen wären. Auch in der Wahl der Stoffe vergreift sich der Dichter nur zu leicht; so besingt er auf fast 50 Seiten Tanz-

Gedanken im Kerker, nennt den Cyklus stolz „Torquato Tasso's Nächte", und ist der Aufgabe so wenig gewachsen, daß es jedenfalls viel passender und viel bescheidener gewesen wäre, den Cyklus, allerdings mit einigen Auslassungen, einfach „Robert Weber's Nächte" zu taufen. Diese Poesien bilden übrigens, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, „die Fortsetzung der unter demselben Titel erschienenen Elegien und Liebeslieder, in den 1857 herausgekommenen «Gedichten» des Verfassers".

Was die Ausführung anbetrifft, so finden wir falschgebildete Worte und Formen, sowie Provinzialismen: unanscheinbar, mailich, gewunken, die Späte = späte Nacht; weiter stören uns falsche, unpassende oder unschöne Bilder, z. B. der Busen pocht und klopft, der Reue Zahn im Herzen, den Lavastrom der Seele ausflammen, der Reue Widerhaken u. dgl. Oefters beeinträchtigt Weber durch eine plötzliche prosaische Wendung den guten Eindruck seiner Dichtung, wie z. B. S. 4 in der letzten Strophe des dritten Verses, S. 21 in der achten Strophe des ersten Verses. Als neue Behauptung sei noch erwähnt: „Voltaire habe einzig in der Pompadour das nöthige Verständniß gefunden." Im allgemeinen sind fast alle vorliegenden Gedichte etwas gedehnt, mehr Beschränkung und kürzere Fassung wäre zu wünschen gewesen; wir verweisen zur Begründung unserer Ansicht gleich auf die beiden ersten Balladen, dann auf die Dichtung „Post tenebras", in der der männliche recht tüchtige Gedanke jedenfalls zu lang ausgesponnen ist.

13. Große und kleine Welt. Dichtungen von Rudolf Genée. Leipzig, Hübner. 1861. 8. 22½ Ngr.

Genée gibt uns eine Sammlung seiner Gedichte in drei Abtheilungen. Die erste enthält Lyrisches; die Stoffe sind einfach und natürlich, die Behandlung dem entsprechend; oft gelingt dem Dichter ein recht ansprechendes Liedchen im Volkston. Die Lieder sind im allgemeinen leicht gearbeitet, hier und da vermissen wir in den Bezügen die nöthige Klarheit und Logik (z. B. „Flut und Ebbe"). Die Stimmung ist vorherrschend heiter; wo Genée ja in einen andern Ton verfällt, erscheint die Dichtung matt und die Empfindung gekünstelt („Bereue nicht"). In den vermischten Gedichten kommt ein erfreuender Humor zur Erscheinung; die erste Dichtung in dieser Abtheilung mit der Moral:

> Jeder, der mit Lust genießt,
> Hat den wahren Glauben —

ist freilich oberflächlich in der Idee wie in der Ausführung. „Mein Deutschland" und „Die Zopfabschneider in Augsburg" behandeln nicht ohne Witz ein allerdings nicht neues Thema. Von den erzählenden Gedichten heben wir als besonders gelungen „Den Sohn des Imam" und „Das Stiergefecht" hervor; in der letztern Dichtung namentlich zeigt der Dichter sein Talent zu erzählen und zu beschreiben. Nebenbei sei noch erwähnt, daß sich hier, wie fast in jeder seit 1859 erschienenen Gedichtsammlung, ein Lied zur Schiller-Feier findet; außerdem gibt Genée als Anhang ein Festspiel: „Die Geburt des Dichters", das am hundertjährigen Geburtstage Schiller's aufgeführt wurde. Ohne die Wechselwirkung zu beachten, die zwischen der Dichtung und der andächtig und begeistert lauschenden Menge beim Anhören einer solchen Gelegenheitsdichtung bestand, wird die Kritik leicht strenger urtheilen, als es erlaubt sein dürfte. Nach unserer Ansicht freilich sollte der Dichter an dem damals errungenen Erfolge sich genügen lassen.

14. Stimmen vom Krankenlager. Gedichte von Eduard Hiller. Stuttgart, Quack. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die „Stimmen vom Krankenlager" sind, wie schon der Titel sagt, während eines anhaltenden körperlichen Leidens entstanden; „jedes Product ist", wie der Dichter sich etwas schwülstig ausdrückt, „das Resultat eines Kampfes und Siegs in den unaufhörlich wiederkehrenden Regungen eines absoluten und unmittelbaren Lebensüberdrusses". Hiller hat durch diese Dichtungen selbst Trost und Beruhigung gefunden; daß er in der Freude, die ihm sein Schaffen bereitete, sich über den Werth derselben täuschte, ist ebenso natürlich als verzeihlich. Hiller besingt namentlich den Einfluß, den die Natur, die er freilich nur vom Krankenbette aus anschauen konnte, auf sein Inneres ausübt; die kleinsten Beobachtungen geben ihm Veranlassung zu denken und zu vergleichen, z. B.:

> Gestern bei der Regenkühle
> Trüb und faul — sie hatten Schwindel,
> Heute in der Sommerschwüle
> Uebermüthig Plaggesindel.
>
> So die Fliegen — so gebaren
> Wir uns selbst in Wohl und Wehe,
> Herz, o laß es mich erfahren,
> Daß es anders bei dir stehe.

Müssen wir an den kleinen Gedichten manche unschöne Formbildung, öfters gar zu große Einfachheit und dagegen hier und da gesuchte Bezüge tadeln; so können wir dagegen die Dichtungen in schwäbischem Dialekte nur lobend erwähnen. Hier finden sich sehr gemüthreiche, ansprechende und volksthümliche Lieder (z. B. „Verlasse"). Ganz besonders zu erwähnen sind aber die in dieser Sammlung enthaltenen Uebersetzungen, besonders von Longfellow'schen Dichtungen. Wir geben dieser Abtheilung unbedingt den Vorzug, obgleich wir nicht verschweigen dürfen, daß auch hier arge metrische Licenzen mit unterlaufen und daß der Verfasser es sich, ebenso wie Freiligrath, nicht zur Grundregel gemacht hat, sich eng an das Original anzuschließen. Er greift unbekümmert nach allen möglichen rhetorischen Figuren, bringt aber dadurch offenbar eine fremdartige, vom Original abweichende Färbung in die Uebersetzung, wobei aber freilich gern zugestanden wird, daß diese fremden Farben an mancher Stelle recht effectvoll wirken. Ein Beispiel für viele; Longfellow singt:

> The slaver led her from the door,
> He led her by the hand,
> To be his slave and paramour
> In a strange and distant land!

Hiller übersetzt, mit gänzlichem Uebersehen der „Buhlerin" (paramour):

> Der Sklavenhändler jetzt an Bord,
> Entführt sie bei der Hand,
> Nun, seine Sklavin, muß sie fort,
> Weit fort ins fremde Land —

während Karl Böttger mit viel größerer Berücksichtigung des Originals fast wörtlich übersetzt:

> Der Sklavenhändler schleppt sie fort,
> Er führt sie bei der Hand,
> Ihm Buhlerin zu werden dort
> Im fernen, fremden Land.

15. Feldruf. Patriotische Lieder eines deutschen Offiziers. Stuttgart, Fischhaber. 1861. 16. 10 Ngr.

Die vorliegenden Gedichte lassen in der Ausführung sehr viel zu wünschen übrig; der Dichter hat keine Ahnung von dem Geheimniß, das im wogenden Rhythmus liegt, von der engen Verbindung, die zwischen Form und Gedanken besteht. Gleich in dem ersten Gedichte finden wir Reime wie Borden — Pforten, sündigen — beendigen. Strengere Selbstkritik und fleißigere Ueberarbeitung wäre um so mehr zu wünschen gewesen, da einzelne Gedichte zeigen, daß der Dichter Besseres zu leisten im Stande war; man sehe z. B. den „Feldruf", obgleich auch dort wieder die Wortbildung „entmündigt" den im allgemeinen günstigen Eindruck stört. Anzuerkennen bleibt die männlich tüchtige und patriotische Gesinnung, das oft recht kräftig ausgesprochene Verlangen nach Einigung, die Anerkennung großer Männer; und um der Gedanken willen wollen wir weniger streng über Form, Reim, Stil und Bilder urtheilen. Zu den bessern Dichtungen gehören „Erwachen" und das Lied an König Wilhelm (von Würtemberg?).

16. Gedichte von Wilhelm Baumgarten. Wien, Gerold's Sohn. 1861. Br. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Gedichte war k. k. Major und ein verdienstvoller Generalstabsoffizier des kaiserlichen Heers; er selbst hatte wol nie an die Veröffentlichung seiner Dichtungen gedacht; erst nach seinem Tode hat ein Freund sie gesammelt und den Ertrag des Werkchens für invalide österreichische Krieger bestimmt. Sie sind meistens, fern von der Heimat, auf italienischem Boden gesungen, sie sollten dort unter fremden Eindrücken dem Dichter selbst ein Zeichen seiner treubewahrten deutschen Gefühls- und Anschauungsweise sein; nicht nach Kränzen des Ruhms strebte sein Sinn, nur nach Mitgefühl allein verlangte er. Was der Herausgeber diesen Gedichten nachrühmt, wollen auch wir ihnen gern zugestehen: „Tiefe lautere Herzensgüte spiegelt sich auf allen Blättern." Der biedere und einfache Ton, in dem sie gesungen sind, wird ihnen Freunde verschaffen; die humoristischen Anklänge treten originell genug gerade da auf, wo die Sentimentalität sich etwa breit machen könnte, z. B. am Sarkophage Romeo's und Julia's. Daß Baumgarten trotz seines tiefen Gemüths nicht viel von dem Hangen und Bangen in schwebender Pein hält, zeigt auch das wohlgelungene Lied „Soldatenliebe".

17. Adeline. Liebeslieder vom Rheine. Köln, Du Mont-Schauberg. 1861. Gr. 16. 20 Ngr.

Nach dem Gedichte S. 192 zu urtheilen, ist der Dichter glücklich verheirathet, hat einen blonden Buben, den er zärtlich liebt; warum, fragen wir, begnügt er sich damit nicht; warum profanirt er seine Liebe, indem er diese Lieder in die Welt hinaussendet? Die Geliebte macht keine Ansprüche auf sprachliche und formelle Schönheit der Gedichte, mit denen sie gefeiert wird, sie sieht auf das Herz, auf den guten Willen. Die Kritik kann aber doch unmöglich diesen Standpunkt einnehmen; sie muß aussprechen, daß jeder junge Mann, der überhaupt einmal verliebt gewesen ist, jeden Tag solche, und gewiß auch oft viel bessere Liebeslieder dutzendweise verfertigt hat; was sollte aber entstehen, wenn jeder diese Papierschnitzel sammelte, um sie auf 197 Seiten gedruckt erscheinen zu lassen? Wen in der ganzen weiten Welt soll es denn interessiren, daß dem Dichter „Seligkeiten thauen aus Adelinens Augenpaar", daß seine „Seele zerfließen möchte mit ihr in die Weltenflut"? Da ist in dem ganzen Buche kaum einmal ein neuer Gedanke, höchstens ein paar kühne Wortbildungen, wie erkecken, Kußentzücken, zu finden, dafür desto mehr aber eine gespreizte Sprache, die hinter Worte die Gedankenarmuth zu verstecken wähnt. Hätte doch der Dichter, der übrigens von sich selbst singt:

> Ein jedes Korn, das auf der Liebe
> Geweihten Boden niederfällt,
> Sogleich mit feur'gem Liebestriebe
> Als Liebesblume nur erwächst —

hätte er doch in seinem eigenen und in unserm Interesse den Gedanken des Schlußverses (S. 105) consequent durchgeführt:

> Doch, Süße, dir gehört alleine,
> Dir einzig meiner Lieder Schatz.

18. Nach Hause. Gedichte von Karl Scheele. Halle, Fricke. 1861. 8. 24 Ngr.

Karl Scheele ist ein strenggläubiger Dichter; sein zu Hause ist das „himmlische Jerusalem", sein Motto das Wort Jung-Stilling's: „Selig sind die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen." Alle irdischen Beziehungen besingt er in diesem Sinne und in diesem Geiste:

> Wohlauf, um jenes sorge nicht,
> Was dir die Zeit mag bringen,
> Zeig' keine Thrän' im Angesicht
> Um Wonnen, die vergingen;
> Du sorge nur, nicht selber dich
> In Knechtschaft zu verlieren,
> Du weine, wenn ein Tag entwich
> Verlebt, ohn' dich zu führen
> In neue Macht und Geisteszier,
> Wenn du im Flutgetümmel
> Der Zeit dahinfährst, ohn' in dir
> Zu tragen schon den Himmel.

Neben der einheitlichen Richtung haben wir in diesen Gedichten oft überraschend schöne und tiefe Gedanken gefunden, namentlich in dem Cyklus „Deutsche Mystik". Trotz der Strenge der Richtung vermeidet Scheele alles Polemisiren, alle Verdammung Andersdenkender. Wir empfehlen somit zunächst diese Gedichte denen unserer Leser, die der strenggläubigen Richtung angehören; aber auch die andern werden manches in ihnen finden, was den Geist und das Herz erhebt, den Sinn kräftigt und veredelt.

19. Blüten am Lebenswege. Gedichte von Johann Baptist Tafrathshofer. Regensburg, Pustet. 1860. 16. 24 Ngr.

Die vorliegende sehr starke Gedichtsammlung hat einen Studienlehrer zu Regensburg zum Verfasser: der Baum, den er sich zum Sitz ausersehen, ist „der Kirche alter Baum", in seinem Schatten singt er seine Lieder. Selbstverständlich bildet das katholische Bekenntniß den Hauptinhalt dieser Dichtungen; die Kirche wird stark betont, von ihr allein erwartet er Rettung, dabei aber werden wahre Gottesliebe, Vertrauen und Demuth warm gepriesen. Im allgemeinen ist tiefes Gemüth, strenge religiöse und sittliche Anschauung in diesen Liedern vorherrschend; oft finden wir rührende und ergreifende Dichtungen, wie „Das Büchlein der Vollkommenheit". Entfernt aus der Sammlung wünschten wir die Streit- und Vertheidigungslieder („An Herwegh", S. 418), die schlecht mit dem friedlichen Charakter der übrigen Dichtungen harmoniren; einzelnes darin ist geradezu unverständig, besonders da, wo der Dichter durch die Erbitterung, in die er sich hineinredet, die wohlthätige Ruhe und Würde verliert, die ihn sonst auszeichnet. Warum faule Früchte der Zeit brechen, wenn man nur die Absicht hat, Blüten am Lebenswege zu pflücken? Der Leser mag sich durch diese Streitlieder, die übrigens wol auch ihre Freunde finden werden, den vorwiegend günstigen Eindruck nicht verkümmern lassen.

20. Tombola des Herzens von E. F. Köln, Bollig. 1860. 16. 15 Ngr.

Tombola ist ein Würfelspiel: man macht mit einem Würfel zwei Würfe, wovon der erste die arabische und der zweite die unter ihr stehende römische Zahl angibt. Junge Leute, die nach dieser Gebrauchsvorschrift verfahren, finden in dem vorliegenden Büchlein unter den sich ergebenden Ziffern humoristische Charakterschilderungen und Andeutungen über Herz und Lebensverhältnisse der oder des Zukünftigen. Das Ganze ist ein sehr harmloses Gesellschaftsspiel, vorwiegend scherzhaft gehalten; öfter gelingt auch dem Verfasser ein ernsthaftes Lied ganz gut, z. B. „Ich möchte auf dem Lande leben", und die drei ersten Verse des Liedes: „Nicht möglich glaubt' ich, sei es". In heiterer Gesellschaft genossen, dürfte das Büchlein ganz schmackhaft gefunden werden.

21. In Aegypten. Gedichte von W. Winckler. Erstes Bändchen. Prag, Credner. 1861. 8. 16 Ngr.

Die Pracht und Herrlichkeit des Orients „goß des Sanges Kraft in des Dichters Brust", wie Winckler uns in der Eröffnung erzählt. Die meisten und wol fast alle Gedichte sind in Aegypten entstanden, die schlechten Lieder hat er für seine Feinde, die guten für seine Freunde bestimmt; wir haben uns überzeugt, daß Freund und Feind gleichmäßig bedacht sind. Winckler ist vorwiegend ein realistischer Dichter; selbst das Land, das nach seiner eigenen Aussage ihm Licht und Gesang schenkte

übt keinen bezaubernden Eindruck auf ihn. Der Samum beengt seine Brust, das Ungeziefer stört seinen ersten Traum im „romantischen Aegypten", er beklagt der Türken Trug und Druck und die Feigheit der Eingeborenen, in denen er nur Knechte sieht, die sich willig fügen; die Frauen kennen kein anderes Sehnen als Wiege, Ehebett und Grab. Da ist es denn kein Wunder, daß ihm Deutschland viel schöner erscheint als Aegypten, und daß Sehnsucht nach seinem Vaterlande ihn ergreift. „Der Quell seiner Jugendträume versiegt in Aegyptens Lande", seine Illusionen schwinden. So ist denn zuerst der Widerspruch zu bemerken, der zwischen seiner ersten Aussage in der Eröffnung und dem ganzen Inhalte seiner Dichtung zur Erscheinung kommt; es fehlt eben die ideale Anschauung, die romantische Bewunderung für die untergegangene Größe; es scheint ihm weiter das Verständniß abzugehen für die wunderbare Schönheit, die z. B. die Wüste mit der fast unbeschreibbaren, großartigen Pracht ihrer wechselvollen Beleuchtung zeigt (vgl. vor allem die „Landlieder"). Weder Land noch Leute erweitern seine Gedanken und es ist daher natürlich, daß „des Sanges Kraft, die der Orient in des Dichters Brust goß", eben keine sehr großartige ist. Der Gesichtskreis des Dichters ist beschränkt, seine Gedanken sind nicht frei und sein Gefühl nicht tief. Orientalisch sind im Grunde nur die sechs Gedichte in arabischer Reimweise, besonders gelungen „Die Ghasele", eine freie Uebersetzung aus dem Arabischen, allerdings auch etwas zu naturalistisch. In diesem Cyklus finden wir S. 35 in dem Gedichte „Die Pyramiden" einen Inhalt und eine Anschauung, wie wir sie für die ganze Sammlung gewünscht hätten. Für die Freunde scheinen namentlich noch die acht Gedichte „Der Anker" bestimmt zu sein; hier erscheint Winckler größer in den Gedanken und tiefer in den Empfindungen; in diesem Cyklus haben wir die Wiederholung in der zweiten Zeile des Verses als ermüdend und formell unschön zu tadeln. Am unbedeutendsten sind die Lieder, welche Liebe und weibliche Schönheit feiern (z. B. „An Camilla"); auch hier sehen wir den Fehler, den so viele Dichter zeigen, das Bestreben nämlich, auch den flüchtigsten Empfindungen lyrischen Ausdruck geben zu wollen.

2. Lieder und Gedichte von **Karl Lemcke**. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Je seltener wir in lyrischen Dichtungen originelle Stimmungen und neue Gedanken finden, um so freudiger begrüßen wir eine Erscheinung, die beide in reichem Maße enthält. Die Gedichte von Karl Lemcke haben uns abermals überzeugt, daß trotz der Ueberfülle in der Lyrik doch noch etwas Neues, Tüchtiges erscheinen kann. Lemcke ist ein echter Liedersänger, vorzüglich sind besonders die im Volkston gehaltenen Lieder; Humor und Gefühl wechseln angemessen in ihnen. Einige volksthümliche Gesänge, z. B. das Grenadierlied, dürften den besten Dichtungen in diesem Genre zuzuzählen sein. Die Gedichte sind alle frisch, froh und frei; sie sind einfach und doch inhaltreich, die Technik in ihnen ist fast durchgehends vorzüglich. In den Balladen, von denen wir die deutschen und nordischen besonders hervorheben wollen, zeigt sich abwechselnd, dem Gegenstande stets angemessen, eine anmuthige oder tiefe, aber immer blühende Darstellung. Wir machen Freunde der Literatur auf diese Dichtungen besonders aufmerksam.

. Rosen und Dornen von **Max Maisang**. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1861. 16. 1 Thlr.

Ueberall, wo Maisang vor Ueberkünstelung sich hütet, erscheinen seine Lieder ansprechend und wohlgefällig; wir ziehen die einfachen von tiefer Empfindung zeigenden Gedichte den einen vor, in denen mehr rhetorisches als wahrhaft lyrisches Element zu finden ist; man vergleiche z. B. das melodische „Nicht and''re aus dem stillen Haus", oder „So dunkel ist kein Haus mal", mit dem etwas geschraubten „Wenn in der Sonne Strahlenglut getaucht", und der Leser wird unserer obigen Ansicht zustimmen. Die erwähnte Ungleichheit im Werthe der Dichtungen finden wir auch in den mehr beschreibenden und erzählenden Gedichten; lebendig und hübsch sind z. B. die Gedichte „Aus vier Stockwerken" und „Das Lied des Postillons", während „Der Gefangene" etwas gesucht, das Husarenlied aber kraftlos und arm an Gedanken erscheint. Hervorzuheben sind noch einzelne humoristische Gedichte, z. B. der Cyklus „Kleinstädterei in großen und kleinen Städten"; die Beobachtungen darin sind freilich nicht neu, aber auch das Alte wird hier, als immer neu zutreffend, gern begrüßt. Die Gedichte sind übrigens einem Freunde gewidmet, der ihnen „erst durch die Melodie ihr volles Dasein schenkte". Einige Lieder — namentlich die erwähnten einfachen — sind denn auch wirklich wie zur Composition geschaffen, es dünkt uns als müßte die Melodie sich von selbst unterlegen. Bemerkt sei noch, daß Max Maisang, ebenso wie Karl Lemcke (ein geborener Mecklenburger), zur münchener Dichterschule gehört.

24. Gedichte von **F. H. J. Thesmar**. Drei Hefte. Hannover, Lohse. 1861. 8. 2 Thlr.

F. H. J. Thesmar, Advocat am rheinischen Appellationsgerichtshofe in Köln, hat seine Gedichte, getrennt nach den Dichtungsarten, in drei separat gedruckten Heften erscheinen lassen. Im allgemeinen sind die meisten Gedichte etwas breit, eine kürzere Fassung wäre vielen zu wünschen gewesen; weiter ist auf den Wohlklang der Sprache zu wenig Rücksicht genommen und namentlich ist in den Wendungen oft etwas Gesuchtes und Gezwungenes. Eigentlicher Schwung fehlt dem Dichter, aber die reine, sittliche Anschauung, der Reichthum an edeln und schönen Gedanken, sowie die andern Vorzüge, die wir bei den einzelnen Abtheilungen erwähnen, scheinen geeignet, diesen Gedichten Theilnahme, Anerkennung und Beachtung zu verschaffen. Das erste Heft enthält zunächst religiöse Lieder, alle nach bekannten Kirchenmelodien gedichtet; Demuth, gläubiges Vertrauen, christliche Liebe und Hingebung sprechen sich darin aus und wir zweifeln nicht, daß Thesmar mit ihnen einen ehrenvollen Platz unter den christlichen Liederdichtern sich erwerben wird. Namentlich hat uns gefallen, daß der Dichter zwar im Geiste der alten, christlichen Sänger dichtete, dabei aber auf eine verbesserte und geläuterte Sprache Bedacht nahm, während die Neuern namentlich durch die Nachahmung der Sprachweise die Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Vorbilder zu erreichen meinen. Als ein vorzügliches geistliches Lied bezeichnen wir namentlich „Passion". In den weltlichen Liedern spricht sich eine Gesinnung aus, die in „Würze des Daseins" zum bestimmten Ausdruck kommt:

Hat das Leben keine Liebe,
Liebt man auch das Leben nicht.

Der Dichter besingt namentlich Lebensverhältnisse, die trotz ihrer Beschränktheit größere Zufriedenheit geben als äußerer Glanz und irdischer Ruhm; aus den Liedern erkennt man, daß Thesmar Sinn und Herz hat für jene Verhältnisse. Weniger als die bisher besprochenen Dichtungen haben uns die „Erotischen Ergüsse" befriedigt, die, wie schon der Name merken läßt, die Sentimentalität und Schwärmerei in der Liebe persifliren, und in humoristischer Weise das Schwanken in der Wahl besingen; hier aber wäre namentlich etwas mehr Beschränkung wünschenswerth gewesen, mit einem Gedichte war das Thema erschöpft. Hier und da ist auch Thesmar nicht deutlich genug, sodaß seine Absicht zu ironisiren vielleicht von vielen gar nicht verstanden wird, um so weniger, da unmittelbar hinter diesen Ergüssen ein tief empfundenes Lied folgt.

Das zweite Heft enthält zunächst Fabeln und Sinngedichte, einfach erzählt mit stark betonter Idee, selten ist das haec fabula docet vergessen. Hier, wo eine Beschränkung durch den Stoff geboten ist, finden wir besonders eine künstlerische Behandlung zu loben; der Dichter zeigt sich uns als Denker und feiner Beobachter; tüchtige Moral, sittliche Anschauung, treffliche Lehren werden dem Leser hier geboten. Die folgenden „Poetischen Erzählungen" sind vorwiegend didaktischen Inhalts; öfters ist hier eine fast gesuchte, zu große Einfachheit zu tadeln,

hier namentlich hätte mehr Sorgfalt auf die Sprache verwandt werden müssen. Der Mangel an fleißiger Ausführung tritt übrigens noch entschiedener in dem dritten Hefte und zwar im Cyklus „Beschreibendes" hervor; auch hier vermissen wir die kurze Fassung der Gedanken, die plastische Gestaltung; die Sprache ist oft unschön, z. B. gleich im ersten Gedichte; öfters fehlt auch dem Dichter die gehörige Kraft, durch die er allein hätte fesseln und ergreifen können, vgl. „Robespierre" (S. 23). Mehr gelingt ihm die Schilderung des Einfachen, wobei wir freilich auch das Unbedeutendste mit in den Kauf nehmen müssen, z. B. „Das Doppelgesicht der Ehe". Die beschreibende Poesie ist überhaupt des Dichters schwächste Seite; er schweift zu sehr ins Weite und arbeitet mehr in die Breite, als in die Tiefe; sein natürlicher Humor hat nicht Gelegenheit, sich zu zeigen, und das belehrende Element, das den Hauptcharakter der Dichtungen Thesmar's bildet, geht in dem Beschreibenden unter. Das ganze Talent des Dichters aber, sein Gedankenreichthum und der Adel seiner Gesinnungen kommt endlich wieder in den Aphorismen und Epigrammen, in den Satiren und Sprüchen zur glänzenden Erscheinung; jeder Leser wird Neues, Anregendes und Bedeutendes hier in reicher Fülle finden.

25. Dichtungen von Hermann Allmers. Bremen, Heyse. 1861. Gr. 16. 24 Ngr.

In den Gedichten von Hermann Allmers ist eine ausgesprochene deutsche Gefühls- und Anschauungsweise; besonders gelungen sind diejenigen seiner Dichtungen, welche heimatliche, auf das Land der Friesen Bezug habende Stoffe behandeln. Allmers versteht es, namentlich die tiefe Empfindung mit wahren und einfachen Worten und natürlichen Bildern poetisch zu verkörpern; dazu kommt ein durchaus correcter, anmuthiger Versbau und vor allem eine gewinnende Lauterkeit der Gesinnung. Das reine und tiefe Gemüth des Dichters zeigt sich vor allem auch in den Dichtungen „Das Marienbild" und „Ein Mutterherz". Unbefriedigt haben uns die „Sonette aus Oberitalien" gelassen.

26. Liederstrauß von Gustav Hauff. Stuttgart, Quack. 1861. Gr. 16. 21 Ngr.

Gustav Hauff zeigt uns so viel Tüchtiges, Wahres und Erfreuendes, daß wir um dieser guten Eigenschaft willen auch das weniger Bedeutende mit in den Kauf nehmen. Hauff hat Phantasie, er denkt, hat Empfindung, Humor und Gesinnung; aber er verwerthet zu schnell den flüchtigen Gedanken und nimmt es in der Auswahl wie im Ausdruck und in der Form oft zu leicht. Bei all seiner Begeisterung und bei einer tüchtigen Bildung mangeln ihm noch die nöthige Abklärung und Vertiefung. Bei dem strengen Urtheile, das er sich über andere Dichter erlaubt, hätte er an sich selbst die strengsten Anforderungen machen müssen. So würde Geibel, den er S. 14 charakterisirt:

> Er möcht' seine Thränen verstecken
> Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken —

sich gewiß nie solche Formlosigkeiten erlaubt haben, wie Hauff in dem Gedichte „Heine's Lorelei":

> Ja der Schiffer in dem Schiffe
> Mit dem tiefen Herzensweh,
> Der nicht sieht die Felsenriffe,
> Der nur schaut hinauf zur Höh',
> Untergeht mit Schmach und Hohn —
> Ist er wol die deutsche Nation?

Als gelungene Lieder wollen wir namentlich „Deutsche Gründlichkeit", „Gemüthlichkeit", „Beim Thee" und „Gespräch auf einem Schlachtfelde" hervorheben. Auch das Lied eines Großdeutschen verdient Erwähnung; die Gesinnung und der Gedankengang des Dichters kommen hier sehr bestimmt zur Erscheinung, aber auch der Mangel an Sorgfalt in der Behandlung wird hier leicht zu bemerken sein. 3.

Enthüllungen des Papstthums.

1. Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Thlr.
2. Mysterien des Vaticans oder die geheimen und offenen Sünden des Papstthums. Zeit- und Geschichtsbilder von Theodor Griesinger. Zwei Bände. Zweite unveränderte Ausgabe. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1861. 8. 2 Thlr.

„Es dürfte vielleicht manchem auffallen", beginnt Griesinger das Vorwort seines Werks, „wie ich dazu gekommen bin, dieses Buch zu schreiben, und einzelne dürften möglicherweise sogar den Kopf darüber schütteln, daß ich den alten päpstlichen Sauerteig noch einmal aufgerührt habe. Lasset die Todten ruhen, werden sie mir entgegenrufen, denn die Zeiten der päpstlichen Hierarchie sind längst vorüber; warum also die Katholiken an das erinnern, was die frühern Oberhirten der Kirche versündigt und gesündigt haben?"

Aber Griesinger meint weiter, der Ultramontanismus sei noch keineswegs todt und ebenso wenig die Sucht des Papstthums, die alte despotische Macht wiederzugewinnen. Vielmehr bewiesen die theils abgeschlossenen, theils versuchten Concordate, noch mehr aber das Gebaren des Klerus in den durch Concordate an den päpstlichen Stuhl gebundenen Ländern, daß sich die Nachfolger Petri noch ebenso gut wie zur Zeit des Mittelalters zur Unterdrückung, Beherrschung, Maßregelung oder Zügelung der ganzen ungebildeten und gebildeten Welt berufen und eingesetzt fühlten. Da sei es denn immer wieder gerathen, die Umtriebe des Ultramontanismus aufzudecken, gegen die Mittel zu protestiren, durch die sich das Papstthum wieder und immer wieder als den Mittelpunkt der einigen christlichen Kirche hinstelle, überhaupt mit zahlreichen Belegen aus der Geschichte haarklein und übersichtlich darzuthun, wie katholische Kirche und Papstthum, obschon oder gerade weil beide vom katholischen Klerus identificirt werden, zwei einander fast ganz entgegengesetzte, um nicht zu sagen einander ausschließende Dinge seien.

In die Kategorie der Enthüllungen und Mysterien fallen also die Thatsachen der beiden vorliegenden Werke. Einseitige und für ihre Kirche voreingenommene Katholiken werden nicht sowol über den Ton dieser Enthüllungen, als vielmehr über die Absicht der Verfasser beider Werke ungehalten, wol gar entrüstet sein. Denn diese Einseitigen werden jedes gegen die Uebergriffe des Papstthums oder gegen einen der päpstlichen Macht dienstbaren Orden gerichtetes Wort wie einen Angriff der katholischen Kirche auffassen; eine Gräfin Hahn-Hahn überdies möchte jeden Tadel über die Verweltlichung der katholischen Kirche als ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Kirche auslegen. Wir haben aber nach diesen einseitigen Parteigängern nicht zu fragen. Wir haben nur in der Seele der verständigen Katholiken zu lesen, und diese verständigen Katholiken müssen die Absicht der Verfasser der Hauptsache nach billigen. Denn es handelt sich hier nicht darum, im blinden Eifer die katholische Kirche ein für allemal zu verdammen, es handelt sich hier nicht einmal darum, die katholische Kirche als solche in das Bereich der Kritisirung, geschweige denn der Verdächtigung zu ziehen; nur handelt es sich darum, Auswüchse der geistlichen Macht aufzudecken, welche das Ansehen der katholischen Kirche in den Augen aller Wahrhaftigen und Verständigen weit mehr untergraben als befördert haben; nur handelt es sich darum, das Irdische und Weltliche des Papstthums, anstatt es im Sinne des Ultramontanismus mit dem heiligen Schimmer der Kirche zu decken, in seiner ganzen irdischen und weltlichen Gewöhnlichkeit und Vernunftwidrig darzustellen, und dies alles nicht mit absprechendem schematischen Raisonnement, sondern mit offener Darlegung der geschichtlichen Thatsachen, wie bei dem einen, oder mit ruhiger Erzählung eigener Lebensschicksale, wie bei dem andern Verfasser.

Sollen und müssen wir nichtsdestoweniger die polemische Natur beider Werke zugeben, so können wir eine üble Nachrede

des Papstthums doch nur im zweiten Werke, den „Mysterien des Vaticans“, herausfinden. Und die katholische Welt möchte sich auch wol hauptsächlich nur von diesem zweiten getroffen fühlen, weniger von dem ersten, einen so geheimnißvollen Titel es auch mit seinen „Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings“ bietet. Aber selbst bei den „Mysterien des Vaticans“, das wäre ein sehr unverständiger Protestant, der dabei nur hohnlachen und die Pharisäermiene ziehen könnte! Das wäre eine klägliche Schadenfreude, wenn wir Protestanten uns dabei nicht mitgetroffen fühlen und in unsere eigenen Verhältnisse blicken wollten; wenn wir es uns nicht frei und offen vor die Seele führten, daß in den protestantischen Kirchen so gut wie in der katholischen Kirche gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen erzielten. Nehmen wir daher Bücher wie die vorliegenden nicht aus Liebe zum Skandale und zum geschichtlichen oder biographischen Klatsch zur Hand, sondern mit festem Willen zur Selbsterkenntniß, so werden wir hoffentlich den Büchern gegenüber mit allen verständigen Katholiken auf gleichem Boden der Betrachtung stehen.

„Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings“ (Nr. 1), — wer vermuthete in dem Buche nicht die größten Skandalia! Wir gratuliren dem Verfasser, daß er große, größere und allergrößte Skandalia nicht geboten hat. Unsere berliner Touristen neuesten Schlags à la — nun was sollen wir die Namen noch nennen — haben die Welt mit dem ausgewähltesten Skandal gesättigt und überfüttert; mit diesen unsern stolz einherschreitenden Touristen kann es der anonyme Verfasser nicht aufnehmen. Sonst müßte er saloper schreiben, Gerüchte und Allotria in bunter Menge durcheinander werfen, den Teufel nicht blos grau, sondern pechkohlrabenschwarz anstreichen, alle sonstigen Menschen, die eigene Persönlichkeit natürlich ausgenommen, wie Mohnköpfe behandeln und mit Verachtung aller entgegenstehenden Principien sich als den einzigen Weisen dieses Jahrhunderts geriren. Doch was reden wir. Der Verfasser dünkt sich weder als Tourist, noch will er die Welt über ein so dankbares Thema, wie die „Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings“, in Touristenmanier unterhalten. Er sieht seinen Wunsch, den er mit der Herausgabe der „Erinnerungen“ verband, erreicht, wenn sein Buch dem unbefangenen Leser Theilnahme abgewinnt und Belehrung gewährt. Er theilt wirkliche Erlebnisse, nicht aber Dichtungen mit und bietet diese Erlebnisse mit ruhiger Miene, da er jetzt dem Orden nicht angehört, vielmehr als „evangelischer Prediger an einer Gemeinde in der preußischen Landeskirche einen ihm zusagenden Wirkungskreis“ gefunden zu haben sich freut.

Im ersten Kapitel lernen wir das älterliche Haus des Verfassers kennen, wir hören von dem Einflusse, den die katholische Geistlichkeit auf fast alle Familienglieder, namentlich auf die Mutter ausübt, wir sehen, wie der ältere Bruder des Verfassers Theologie zu studiren beginnt und sich für den Orden Jesu ausbildet.

„Immer rühriger entfaltete sich indessen die Thätigkeit der Priester in unserm (des Verfassers) Hause. Besonders wurden meine drei ältern Halbschwestern das Ziel ihrer geistlichen Einwirkungen. Der alte Dechant (ein Hausfreund) konnte dem Unfug nicht steuern, zumal da man ihm einen finstern, vierkantigen Kaplan zur Aushülfe oder Ueberwachung beigegeben hatte. Um des Friedens willen schwieg er. Mein Vater war aber nicht der Mann, das Regiment kräftig zu führen.... Meine Mutter war eine herrliche Frau. Milde und Liebe strahlte uns aus ihren Zügen entgegen, aber bei aller Sanftmuth besaß sie eine seltene Kraft und Willensstärke.... Es wurden in unserm Hause viele fromme Zusammenkünfte gehalten, zu denen sich namentlich Frauen und Mädchen einfanden. Alles ging in Ueberschwenglichkeit zu. Die Predigten, die Gespräche der jesuitischen Priester, die anempfohlene Lectüre düsterer Mystiker, die ermuthigenden Briefe meines Bruders, dies alles bewirkte bald, daß man vor lauter himmelsuchenden Ideen vergaß, was auf Erden nöthig war. Unsere Handlungsgeschäfte gingen immer schlechter; der Vater dachte an einen Accord, doch stellte ihm ein in Rom erzogener Priester, der in unserm Hause alles galt, solch Unternehmen als Betrug vor. Wir haben nun zwar keinen Bankrott gemacht; als aber nach dem Tode des Vaters alles verkauft wurde, reichte der Erlös kaum hin die Schulden zu decken. Dem kostspieligen Verkehr mit den Geistlichen schreibe ich besonders den Verfall unserer Wohlhabenheit zu.“

Im zehnten Lebensjahre schied der Verfasser aus dem älterlichen Hause. Er sollte in die Erziehungsanstalt eines katholischen Geistlichen treten, welche dieser nach dem Muster der römischen Jesuitenschule, dem Collegium Germanicum, in seiner Behausung anlegte. Das zweite und dritte Kapitel macht uns mit diesem „kleinen Germanicum“ im Städtchen oder Dorf D. (in Westfalen?) bekannt. Die Erziehung ist eine strenge, starre, die achttägigen Exercitien zum Beginne des Cursus geben einen ungefähren Begriff von den Anforderungen an die Schüler Loyola's. Da hieß es schon in diesem „kleinen Germanicum“, das doch nur eine Privatschule war: morgens 5 Uhr aufstehen; 5½—6 Uhr gemeinschaftliches Morgengebet, dann Angabe der Betrachtungspunkte seitens des Exercitienmeisters; 6—7 Uhr Betrachtung über die aufgegebenen Punkte, die erste und letzte Viertelstunde der Betrachtung kniend abzuhalten; 7—8½ die Messe anhören, dann Frühstück und Erholung; 8½—9 Uhr gemeinschaftliche geistliche Lesung; 9—9½ Aufschreiben der beim Betrachten etwa gehabten Lichtpunkte, Lumina; 9½—9¾ das Allerheiligste in der Kirche anbeten; 9¾—10¼ Angabe der Betrachtungspunkte; 10¼—11¼ Betrachtung; 11¼—11¾ Heiligengeschichte; 11¾—12 Gewissenserforschung; 12—2 Mittagessen, Erholung; 2—3 geistliche Lesung; 3—4 Kaffee, Erholung; 4—4½ Angabe der Betrachtungspunkte; 4½—5½ Betrachtung; 5½—6 Lumina; 6—6¾ Gewissenserforschung; 6¾—7 Heiligengeschichte; 7—9 Abendessen, Erholung; 9—10 Gewissenserforschung, gemeinschaftliches Abendgebet, Schlafengehen. Die nach Ablauf dieser achttägigen Uebung folgende Hausordnung ist zwar bei weitem nicht so streng, sie hat aber doch knappe Mahlzeiten, vieles Fasten, Beichten und den Geist kasteien im Geleite. Daß dies Knaben von 10—14 Jahren nicht behagte, ist begreiflich; das Düstere des kleinen Germanicums ward aber doch zumeist nicht durch das Princip des jesuitischen Unterrichts, sondern durch die starre Natur des Pensionsvaters, eines finstern Geistlichen, bedingt.

„Nach dreiundeinhalbjährigem Aufenthalte“, berichtet der Verfasser, „verließ ich diesen Ort, ich sollte das Gymnasium in P. besuchen. Die knechtische Furcht, in welcher wir auf dem kleinen Germanicum gehalten wurden, war nicht geeignet, den Zöglingen eine wahrhaft sittliche Grundlage zu geben. Nur wenige meiner damaligen Gefährten sind gute Christen und brauchbare Staatsbürger geworden. Die meisten sind verkommen, drei haben in Amerika ihr Heil gesucht, und zwei sich selbst entleibt.“

Nachdem uns der Verfasser kurze Zeit aufs Gymnasium nach P. geführt, uns mit einer kurzen Lehrzeit bei einem Kaufmann vertraut gemacht, uns mit auf die Wallfahrt nach Trier zum heiligen Rock genommen hat, wandern wir im fünften Kapitel in die Pension der Jesuiten zu Freiburg. Der Verfasser rechnet das Jahr seines Aufenthalts in Freiburg zu den besten seiner Jugendjahre, und in der That muß die Darstellung der dort herrschenden musterhaften Ordnung einen vortheilhaften Eindruck machen.

„Hoch auf der Höhen liegen (in Freiburg in der Schweiz, oder lagen) das Collegiat, die Kirche, das Lyceum und das Pensionat der Jesuiten, nicht unähnlich einer riesigen Feste, die sich von der berner Landstraße her schön ausnimmt. Gesellschaft ist dort viel. Im Collegiat wohnten mindestens 120 Jesuiten; die in demselben befindlichen Gymnasien, das deutsche und das französische, wurden von etwa 600 Schülern besucht; das für philosophische und theologische Vorlesungen bestimmte Lyceum zählte gegen 100 Zuhörer, darunter die Zöglinge des Priesterseminars, welches sich in einem Flügel des großen umfangreichen Pensionatgebäudes befand. In diesem wohnten unter Aufsicht und Dienstleistung von etwa 50 Jesuiten 320 Pensionäre, vorzugs-

weise Söhne bourbonisch gesinnter französischer Familien, doch gab es daselbst Vertreter fast aller Nationen: Engländer, Russen, Ungarn, Polen, Griechen, Aegypter, Deutsche, Amerikaner u. s. w."

Die Zöglinge führten, wenn auch nicht ein ganz klösterliches, doch ein ganz abgeschlossenes Leben, und an dieser Abgeschlossenheit nahm selbst das Taschengeld theil, das nicht in gangbarer Münze, sondern in eigens von den Jesuiten geprägten verhältnißmäßig werthlosen Kupfermünzen mit dem Wahrzeichen I. H. S., d. h. In Hoc Signo (vinces) ausgegeben ward. Der Werth einer solchen Kupfermünze mochte einen halben Franc betragen, galt aber so viel nur in einem bestimmten Laden eines Jesuitenbruders; die Freiburger erlaubten sich die Münze mit „Jesuiten Heißen Schelme" hinlänglich zu kennzeichnen. Die Jesuitenschule in Freiburg macht, mit vielen andern auch protestantischen Erziehungsanstalten verglichen, einen keineswegs ungünstigen Eindruck. Enttäuscht wird man aber über die Resultate des Unterrichts. Wenn die Jesuiten häufig als Koryphäen in den Wissenschaften gepriesen würden, oder im Rufe ständen, als vermöchten sie bei ihren Zöglingen die glänzendsten Resultate zu erzielen, meint Verfasser, so sei dieser ihr Ruf sehr übertrieben. Die wissenschaftliche Bildung bleibe oberflächlich und das zumeist um deswillen, weil für eine Klasse, z. B. für Prima, ein einziger Lehrer in allen Unterrichtsgegenständen zu unterrichten habe (besser gehabt habe; denn ob es in andern Jesuitenschulen anders war oder ist, das will Verfasser nicht ergründen). Man bemühe sich, den Zöglingen die Meinung einzuimpfen, daß die nicht jesuitische Gelehrsamkeit nur Schein und Prunk sei, während man ihnen für gewöhnlich nichts als eben dies Scheinwesen beizubringen suche und sie höchstens mit einer schlagfertigen Dialektik auszurüsten bestrebt sei. Einen kleinen Ersatz für diesen Schein bot indeß der freundliche Verkehr mit den Lehrern; Schimpfworte, zornige Reden oder Ohrfeigen kamen in den Jesuitenschulen nicht vor.

Im sechsten Kapitel begeben wir uns auf die Reise nach Rom. Hier lernen wir in Kapitel 7—14 das Collegium Germanicum kennen, halten uns auf dem Feriensitze der Jesuitenzöglinge, in der Villeggiatur auf San-Pastore auf, stärken uns durch die Uebungen des heiligen Ignatius zu den eigentlichen Studien, machen uns mit dem Leben im Collegium vertraut, treiben geistliche Lectüre, Demuths- und Bußübungen, Marienverehrung, erholen uns in San-Saba und Macao, besuchen römische Kirchen, Klöster, Paläste des Papstes, die Engelsburg, besichtigen die Heiligthümer, die Sixtina, betheiligen uns am Fronleichnam, am Carneval und an anderm mehr. Wohlverstanden alles dies thun wir an der Hand eines Jesuitenzöglings; mehr, als diesem gestattet ist, sehen und hören wir natürlich nicht, und was wir hören und sehen vom römischen Leben, das hören und sehen wir nur nach der weisen Fürsorge der Jesuitenpräceptoren.

Als der Verfasser in Rom ankam, woselbst sein älterer Bruder bereits im Jesuitenorden thätig war, befanden sich die Zöglinge des Collegium Germanicum, einer im Stammkloster al Gesù befindlichen Jesuitenakademie, während der sommerlichen Ferienwochen auf der Villeggiatur auf San-Pastore. Es konnte sich nicht besser treffen, um dem Ankömmling das klösterliche Leben von der vortheilhaftesten, ja einschmeichelndsten Seite zu zeigen. Diese Villa liegt etwa sechs Stunden von Rom. Zwar machten die dort versammelten Zöglinge in ihren feuerrothen, bis auf die Knöchel hinabreichenden Talaren, die Hüften mit einem schwarzen Gürtel umgeben, dreieckige schwarze Hüte ehrfurchtsvoll (vor dem Jesuitengenerale) in den Händen haltend, mit der Tonsur auf dem übrigens kurzgeschorenen Kopfe keinen zu erfreulichen, einen sonderbar mönchischen Eindruck, oder auch einen lächerlichen, wenn sie sich in diesem ehrfurchtsausdrückenden Costüm zu allerlei Scherz und Belustigungen aufgelegt fühlten; allein der Verfasser fand sich doch so schnell durch die ganze, feine, die Sinne bestechende, vom ausgewähltesten Geschmacke zeugende, Arbeit wie Genuß im richtigen Verhältniß vertheilende Lebensweise der Jesuiten auf San-Pastore gefesselt, daß er nach Verlauf weniger Stunden mit dem mönchischen Anstrich versöhnt war. Der Verfasser erzählt:

„Da (nämlich am Nachmittage des ersten Tags) begann eine Scene, an deren Aufführung ich nicht im entferntesten zu denken gewagt hatte. An dem Flügel gab ein Zögling mit geübter Hand die perlendsten Weisen zum besten; der (Jesuiten) General und sein Hof hatten Platz genommen, wir andern gruppirten uns nach Belieben. Nicht lange, so umstanden den Klavierspieler verschiedene Zöglinge mit ihren rasch herbeigeholten Instrumenten und Notenheften. Einer gab den Kapellmeister ab, und nun wurde unter seiner Leitung ein Concert aufgeführt. Geigen, Flöten, Cello, alles war da. Ich war gerade im Begriff, von dem großen Präsentirbret, auf dem ein Bruder Gläser mit Liqueur, Kaffee und feinem Backwerk herumreichte, eine Tasse zu nehmen, als ich fühlte, daß eine Hand sanft meine Schulter von hinten her berührte. Mit heiterer Miene sah ich mich um und blickte in das fröhliche Gesicht meines Bruders, der mit Lächeln die Frage an mich richtete: «Nun, willst du hier bleiben oder mit uns (nach Rom) zurückkehren? Es ist bald Zeit zur Abfahrt.» Er hatte mich im stillen beobachtet und gewiß die beste Zeit wahrgenommen, um auf seine Frage die Antwort zu erlangen, welche er wünschte: «Fahrt nur ohne mich zurück!»"

In so anziehender Weise verfloß nun freilich das Leben im Collegium Germanicum nicht, nachdem die Zöglinge nach Ablauf der Herbstferien von der Villeggiatur nach Rom zurückgekehrt waren. Der Verfasser versucht indeß in seiner Schilderung auch hier dem klösterlichen Leben die interessanteste Seite abzugewinnen. Nirgends, und das rechnen wir ihm hoch an, hören wir ein wegwerfendes, oder zu strenges Wort über die Zucht der Jesuiten. Wir müssen aber hundert und mehr Seiten überschlagen, da wir uns nicht kräftig genug fühlen, in einer geringen Anzahl von Zeilen den bedeutungsvollen Inhalt der genannten Kapitel übersichtlich zu erörtern. Wir verweisen daher nur summarisch auf diese Kapitel, in der Voraussicht, daß jeder sich für das Materielle des Buchs Interessirende sich die mannichfachen Bemerkungen über Koryphäen der Neuzeit wie Pater Ventura, Cardinal Mezzofanti u. s. w. nicht entgehen lassen wird. Allen denen, die Jesuit und Auswurf der Menschheit so ziemlich für gleichbedeutend halten, wird die Schilderung der jesuitischen Zucht sehr wenig behagen; es ist in dem Buche doch so gar wenig von jesuitischen Dolchstößen, jesuitischen Meineiden, jesuitischen Erbschleichereien und jesuitischer Verworfenheit die Rede. Dafür finden wir Stellen wie folgende: „Ich habe während der Zeit meines Aufenthalts im Collegium Germanicum (in Rom) unter den Zöglingen wie unter den Jesuiten nicht die geringste Unsittlichkeit, ja nicht einmal einen Schein derselben wahrgenommen. Nur ein Jesuitenbruder beging Handlungen, welche in mir später den Verdacht erregten, er sei mit der Frau unsers Barbiers auf unsittlichen Wegen gewandelt. Er besuchte dieselbe einigemal mit mir, um ihr Speisereste und andere Dinge zu bringen, da sie bei der Leichtfertigkeit ihres Mannes mit ihren vielen kleinen Kindern in Dürftigkeit lebte. Ich mußte dann nicht selten mit den Kindern allein im Zimmer bleiben, während er mit der Frau hinausging, die mitgebrachten Sachen abzulegen, und nicht selten über die Gebühr ausblieb. Später wurde dasselbe Individuum aus dem Jesuitenorden gewiesen und beging ehrlose Streiche."

Das funfzehnte Kapitel handelt vom Tode Gregor's XVI. und von der Wahl Pius' IX., das sechzehnte über eben diesen „Pio nono". Es war im Juni 1846, als Pius zur Regierung kam. „Voll Neugier eilten wir (am Tage nach der Papstwahl) frühzeitig nach dem Quirinal. Ich erhielt einen guten Platz, wenn man einen Stehplatz im Freien unter der Gluthitze der Sonne im dichtesten Volksgedränge gut nennen kann. Die flachen Dächer der umliegenden Häuser waren mit Zuschauern dicht besetzt, alle Fenster angefüllt, Kopf an Kopf standen die Menschen bis in die anliegenden Straßen hinein, denn man

hatte abends zuvor als ganz sicher gehört, daß der Papst erwählt sei. Wir warteten länger als eine Stunde.... Nun kamen einzelne Cardinäle ab und zu auf die Loggia heraus, um frische Luft zu schöpfen, grüßten freundlich und gingen wieder; über jeden machten die Römer ihren guten oder schlechten Witz. Als ein Cardinal sein weißes Taschentuch hervorlangte und von der Mitte der Balustrade des Balcons, da wo sich der neue Papst nun bald zeigen sollte, den Staub wegwehte, klatschte ihm das Volk wegen seiner Gentilezza Beifall zu und rief Bravo."

Als darauf der Cardinaldekan Sforza den Grafen Johann Maria Mastai Feretti, Erzbischof von Sinigaglia unter dem Namen Pius IX. als erwählt verkündete, erscholl nur ein schwaches Evviva. Nur wenige aus dem Volke kannten diesen, noch wenigere hatten an ihn, den jüngsten der Cardinäle, gedacht. Es sollte aber bald besser kommen.

„Im weißen Talare, mit kostbarer über die Schulter nach vorn herunterhängender Stola, die Hände ineinander gelegt, trat Pius IX. hervor, er schlug die Augen nieder und machte nach drei Seiten hin zum Gruß an die Menge leise Verbeugungen..... Es hatte nur eines kurzen Augenblicks bedurft, um in den freundlichen Mienen des Papstes Milde und Wohlwollen zu lesen, da erhob sich der stürmische Zuruf «Evviva il Santo Padre!» die Tücher wehten in der Luft, des freudigen Zujauchzens wollte kein Ende werden. Der Papst trocknete seine Augen und schickte sich an, zum ersten mal sein Volk zu segnen. Alles kniete nieder. Als der Papst den Segen ertheilt hatte und im Begriff stand, unter dem Zujauchzen der Menge sich zurückzuziehen, riefen die Leute von den flachen Dächern der Kaserne und der anstoßenden Häuser mit verständlicher Stimme: «Santo Padre, la benedizione anche per noi.» Der Papst blieb stehen, schaute zu ihnen hinauf und ertheilte nun nochmals, die Arme hoch erhebend, nach oben hin den Segen. Da brach jubelnder Beifallssturm los, mächtiger erscholl das «Evviva il Santo Padre!»

So war Pius IX. der Held des Tags geworden. Mit pietätvoller Theilnahme verfolgt der Verfasser das Leben des Papstes bis zum großen Schlage im Jahre 1848. Da brach das Wetter auch über al Gesu herein. Die Jesuitenzöglinge zerstreuten sich in alle Winde, der Verfasser verließ am 31. März 1848 spät abends Rom; er hatte gefährliche Kreuz- und Querfahrten zu bestehen, ehe er die Heimat wiedersah, und — er schüttelte später das Joch der Jesuiten ab. Wie schon bemerkt, fungirt er jetzt in Preußen als evangelischer Prediger. Möge er nie, das ist unser Wunsch, den Protestantismus von seiner starrsten, inhumansten Seite kennen lernen. Er möchte sonst mit uns darüber vielleicht einig sein, daß er nichts erzählt hat, wodurch die jesuitische Erziehung als solche der Verdammung preisgegeben werden könnte, daß vielmehr alle aufgezählten oder angedeuteten Nachtheile der Jesuitenschulen, und würden sie auch noch greller herausgestellt, durch andere Nachtheile vieler protestantischen Erziehungsanstalten vollständig wett gemacht werden. Das ist ein hartes Wort! Nach dem milden Eindruck des Buchs (mild in Betreff der darin dargestellten jesuitischen Doctrin und Moral) müssen wir es aussprechen.

Wir gehen über zu den „Mysterien des Vaticans" von Theodor Griesinger (Nr. 2). In kurzer Zeit haben sie eine zweite Auflage gefunden, Beweis, daß sie den Wünschen des Publikums genehm sind. Zum großen Theil wol, weil der Verfasser seinen Zweck mit fester Consequenz auszubeuten wußte, noch mehr vielleicht infolge der äußerst klaren, scharfsinnigen Auswahl des Materials, der vortrefflichen Anordnung des Stoffs und der löblichen Steigerung des Effects innerhalb jedes der sechs Hauptabschnitte des Werks. Diese sechs Hauptabschnitte (Bücher) betiteln sich: „Der Past und die Armuth", „Der Papst und die Demuth", „Der Papst und die Keuschheit", „Der Papst und die Duldsamkeit", „Der Papst und die Unfehlbarkeit", „Der Papst und die Neuzeit". In dem ersten Hauptabschnitte schildert Griesinger das Entstehen der christlichen Kirche während der ersten Jahrhunderte; er führt aus, wie das Principat keineswegs dem Bischof von Rom zugestanden, wie nicht nur viele gleichberechtigte neben dem Bischof von Rom gestanden, sondern noch mehr, wie die ganze Natur der christlichen Kirche einem römischen Principate entgegen gewesen sei. Augenscheinlich konnten oder würden die Bischöfe von Rom die Herrschaft über die gesammte katholische Christenheit nicht erlangt haben können, wenn sie den Stand der Armuth festgehalten hätten. Die Bedeutung der Bischöfe von Jerusalem, Alexandrien und anderer Metropolitanbischöfe zu überwinden, hielt nicht schwer, um so schwerer aber die Eifersüchteleien und Rangstreitigkeiten zwischen dem Bischof von Konstantinopel und dem von Rom zu Gunsten des letztern zum Ausschlag zu bringen, wenn sich dieser die vollständige Unabhängigkeit von Kaiser und Fürsten nicht durch bedeutenden Grund- und Geldbesitz sicherte. Das etwa Verfängliche in diesem klerikalen Streben wurde ja durch die Ausflucht gemildert, daß der Bischof von Rom Geld und Gut nicht für sich, sondern zur Ehre der einigen Kirche in Anspruch nähme. Daher verbündeten sich die Patriarchen von Rom, oder nennen wir sie mit dem gangbaren Namen Päpste, mit emporstrebenden Naturen, z. B. mit Pipin, ließen sich von ihnen Strecken Landes erobern, nahmen es theilweise als Lehen von den Eroberern an oder verschenkten es an Günstlinge. Gelegentlich, besonders in späterer Zeit kehrten sie dann den Spieß mit geschickter Hand um, benahmen sich wie Lehnsherren nicht nur italienischer Gebiete, sondern proclamirten wol die ganze Erde für Eigenthum der Kirche und betrachteten ganz besonders die deutschen hohen und niedern Fürsten, vor allen den von ihnen zu krönenden römischen Kaiser als einen Untergebenen. Zu diesem Grundbesitz mußten selbstverständlich die regelmäßigen und unregelmäßigen Geldquellen in Einklang stehen. Die Geldquellen mußten aus aller Herren Länder in Rom zusammenfließen. Da war es entweder der Peterspfennig, eine mehr oder weniger regelmäßige Abgabe, die ganz besonders in England drückend, überall da gefordert ward, wo der Fürst des Landes von Papstes Gnaden unter Beistand des Klerus zu regieren ermächtigt war. Oder erfindungsreiche Gesalbte des Vaticans legten sich auf die Einführung des großen Jubeljahrs, versprachen beim Beginn eines neuen Jahrhunderts allen Pilgern in Rom vollständigen Ablaß und kassirten dafür an geweihter Stätte Hunderttausende ein. Oder noch andere machten den Ablaß zu einer gangbaren Waare und absolvirten des Geldgewinns wegen von Bann und Interdict; ja ein Sixtus VI. soll sich in die Sphäre des so geweihten Priesterthums verstiegen haben, daß er „um Geld die Erlaubniß ertheilte, bei der Ehefrau eines Abwesenden die Stelle des Mannes zu vertreten"! Oder noch andere faßten die Bedeutung des großen Jubeljahrs so tief, daß sie ein kleineres und immer kleineres Jubeljahr daraus fabrizirten, anstatt des hundertjährigen ein funfzigjähriges, dann ein dreiunddreißigjähriges, endlich ein fünfundzwanzigjähriges daraus machten und selbstverständlich im Jahrhundert anstatt einmal, zwei-, drei-, viermal die Hunderttausende einkassirten. Noch andere machten aus dem Nepotismus und der Simonie kein Hehl und verkauften die hohen Pfründen wol an den Meistbietenden. Hunderttausende kamen zu Hunderttausenden; und selbst solche Lumpereien wie unter Benedict XI. die Lossprechung des Königs Friedrich von Trinakria (ein verschollenes Königreich) vom Banne um 1000 Unzen Goldes, oder die Lossprechung Kaiser Friedrich's II. unter Gregor IX. um 100000 Unzen, oder die Lossprechung Venedigs unter Clemens V. 1309 um 100000 Dukaten, oder auch das Kornhandelmonopol im Kirchenstaate unter Innocenz X., oder der Reliquienhandel im Großen, oder die Heiligsprechung hoher und berühmter Männer (der Jesuitenorden mußte für die Kanonisation des Ignaz Loyola an die päpstliche Schatzkammer 100000 Goldgulden zahlen), oder endlich die Fastendispensationen; alle diese kleinen Lumpereien halfen den Seckel füllen.

Die drei Kapitel, „Der Papst und die Demuth", „Der Papst und die Duldsamkeit", „Der Papst und die Unfehlbarkeit",

dürfen wir zusammenfassen. Denn sowol die Unduldsamkeit als auch die böse Ansicht von der Unfehlbarkeit fließt aus der eigenthümlichen Auffassung der päpstlichen Demuth, auf welche sich die Päpste von je an unendlich viel zugute thaten. Wer gedächte dabei nicht des Pseudo-Isidor, das heißt jener Sammlung von Decreten und Beschlüssen, die angeblich von dem frommen Bischof Isidor von Sevilla abgefaßt und „nichts anderes, denn eine Verherrlichung des Papstthums als einer absoluten Universalmonarchie über die gesammte Christenheit" ist. Diese pseudo-isidorschen Decrete aus der Mitte des 9. Jahrhunderts (Bischof Isidor von Sevilla lebte schon im Anfang des 7. Jahrhunderts) verstanden ehrgeizige Päpste wie Nikolaus I. (858—867), Gregor VII. (1073—86), Innocenz III. (1198—1216), Innocenz IV. (1243—54) aufs vortrefflichste auszubeuten. Denn der Bann, das Interdict, das Cölibat, die Inquisition und die Errichtung vieler Bettelmönchsorden flossen aus einer Machtvollkommenheit, welche die geistlichen Herren Roms mehr oder weniger aus den pseudo-isidorschen Decretalen ableiten konnten. Wer darf sich darüber eigentlich wundern, daß sich die Nachfolger Petri im Geiste der Unduldsamkeit so wenig träge finden ließen? Es liegt einmal im Geiste des katholischen Klerus, gegen alles zu opponiren, was den Interessen der Kirche widerstrebt. Wir dürfen nur an den Kreuzzug gegen die Waldenser, an Wicliffe in England, an Johann Huß und Hieronymus von Prag, an die Bartholomäusnacht, an den Dreißigjährigen Krieg und den gesammten menschheitbeglückenden Apparat der Inquisition erinnern, um den päpstlichen Geist der Unduldsamkeit hinlänglich zu kennzeichnen. Warum soll man von all diesen Kleinigkeiten so großes Geschrei machen, lagen sich doch mehr als einmal Päpste und Gegenpäpste fast in den Haaren, beschimpften sie sich doch und verfluchten einander bis in den Abgrund der Hölle. Es ist ein sehr schönes Kapitel, dieses Kapitel „Der Papst und die Unfehlbarkeit", das der katholische Klerus wol nicht hinter den Spiegel stecken wird.

„Weit lustiger noch als die Infallibilität der Papstlehre ist die Untrüglichkeit der Papstwahl, und es gehört fast mehr als ein «Berge versetzender» Glaube dazu, nicht zu lächeln, wenn man einem sagt, jede Papstwahl sei ein Act des Heiligen Geistes." Ein recht lustiges Stückchen einer Papstwahl ereignete sich zu Ende des 13. Jahrhunderts. Nachdem sich die Cardinäle vom 4. April 1292 bis 5. Juli 1294 (26 Monate) wegen der Neuwahl herumgestritten hatten, einigten sie sich endlich hinsichts eines alten Mönchs, Namens Peter de Murrhone, welcher als Waldbruder einige Meilen von Rom entfernt in einer Einöde lebte. Dieser Peter bestieg als Cölestin V. den päpstlichen Stuhl, begann zu reformiren und den Cardinälen ein eingezogenes und demüthiges Leben zu empfehlen.

„Er selbst ging mit gutem Beispiele voran und hielt sich z. B. statt eines Marstalls einen einzigen Esel nach dem Muster Christi..... Die Cardinäle erschraken ob solcher gräßlichen Neuerungen bis in den Tod. Ja, als Cölestin gar vollends wegen künftiger Papstwahlen äußerst strenge Verordnungen erließ, waren sie nahe daran, wie Lot's Weib zu Bildsäulen zu erstarren. Nur allein Cardinal Cajetan verzagte keinen Augenblick lang, sondern beschloß die «Tollheit» des Papstes zu seinem Vortheil zu benutzen.... Er bohrte, ohne daß es jemand merkte, ein Loch in die Wand des päpstlichen Schlafzimmers, befestigte darin ein langes Sprachrohr und rief mit dem Schlag Mitternacht dem Papste die Worte zu: «Cölestin, Cölestin, lege dein Amt nieder, denn diese Last ist dir zu schwer!» Solches Manöver wiederholte er mehrere Nächte hintereinander, und natürlich glaubte der mit etwas wenig Verstand und sehr viel Aberglauben begabte Papst, jene Worte würden ihm unmittelbar «vom Himmel her» zugerufen. Somit dachte er bald in allem Ernste daran, die ihm so lästige Papstwürde niederzulegen und die Cardinäle beeilten sich natürlich, ihn in diesem seinem Entschlusse zu bestärken, obwol eine päpstliche Abdication bis dato etwas Niegehörtes war und gegen allen bisherigen Usus verstieß. Der feierliche Act der Entsagung wurde sofort am 13. December 1294 vorgenommen. Cölestin zog inmitten der versammelten Cardinäle den päpstlichen Schmuck aus, legte seine alte Kutte wieder um und eilte voll Freude in seine Einöde zurück." Cardinal Cajetan ward darauf als Bonifaz VIII. zum Papst erwählt.

Mehr noch als von all diesem dürfte sich indeß der katholische Klerus von dem Abschnitte „Der Papst und die Keuschheit" getroffen fühlen. Wir wollen es nicht weiter erzählen alles das, was der Verfasser über die grauenvolle Wirthschaft im 10. und 11. Jahrhundert mittheilt; wir deuten es nur an, indem wir auf das Damenregiment der Theodora und Marozia hinweisen und an die sagenhafte Päpstin Johanna erinnern, welche ihre männliche Rolle in Rom so lange glücklich fortführte, bis sie gesegneter Umstände halber vom Schauplatz abtreten mußte, oder aber im Studentendeutsch zu sprechen, abgetreten wurde. Den Ruf des päpstlichen Regiments in Avignon wollen wir durch Specialia auch beileibe nicht weiter gefährden, und noch weniger mögen wir uns über das keusche Geschlecht der Borgias ergehen, da ein Alexander VI., ein Cäsar Borgia und eine Lucretia Borgia hinlänglich populär und hinlänglich verrufen sind.

So bliebe uns denn nur noch der letzte Abschnitt des Werks übrig, in welchem der Verfasser, treu seiner Absicht, den Beweis führt, daß „die Päpste der Neuzeit die alten geblieben" sind. Wir meinen aber doch, daß sich die päpstliche Herrschaft in mancher Beziehung gegen frühere Jahrhunderte zum Bessern modificirt hat. Der Verfasser möge bedenken, daß er eben nur ein Sündenregister der Päpste und nur ein Sündenregister aufstellen wollte, und wenn wir es mit gutem Gewissen unterschreiben, daß sich das Papstthum Zeit seiner Herrschaft nur „als ein menschliches Institut mit menschlichen Gebrechen und Verbrechen, sowie mit menschlicher Fallibilität und Mortalität" erwiesen hat, so möchten wir doch die Schuld an der oft noch sehr dürftigen Wohlfahrt der Völker nicht allein auf jener Seite suchen, sondern ebenso sehr auf unserer, der protestantischen, die Mitschuld finden. Nicht darüber brauchen wir die Nase zu rümpfen, daß in Rom die jesuitische Moral im Principe sowol wie in der Praxis verfochten wird (denn das Papstthum macht kein Hehl daraus), aber daraus, und dies ist unser Ceterum censeo, müssen wir uns selbst einen schweren Vorwurf machen, daß der Protestantismus in geistlicher wie weltlicher Hinsicht, so sehr er auch gegen die Moral „der Zweck heilige die Mittel" im Principe Verwahrung einlegt, dieser Moral bisjetzt in der Praxis leider zu wenig hat entbehren können.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Kunde des russischen Geistes- und Culturlebens.

1. Russische Revue. Zeitschrift zur Kunde des geistigen Lebens in Rußland. Herausgegeben von Wilhelm Wolfsohn. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, Steinacker. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1861. 8. 1 Thlr.

Wilhelm Wolfsohn, der in Odessa geboren ist, und Friedrich Bodenstedt, der Rußland aus eigener Anschauung kennt, haben es sich seit einer Reihe von Jahren angelegen sein lassen, das wißbegierige Deutschland mit den geistigen, sittlichen und literarischen Zuständen Rußlands bekannt zu machen. Der erstere hat soeben eine „Russische Revue" begründet, deren erstes Heft uns vorliegt. Wolfsohn weist im Prospect darauf hin, daß die innere Entwickelung Rußlands mit der zur Thatsache gewordenen Emancipation der Bauern in eine neue bedeutungsvolle Epoche getreten sei, daß erst mit der Entfesselung dieser vielen Millionen, „die den solange vergrabenen, doch von keiner Fäulniß angetasteten und vorzugsweise lebensfrischen Kern des russischen Volks bilden", von einer fruchtbaren und zukunftreichen Entwickelung der Nation die Rede sein könne, und daß es unter dieser

Umständen von besonderm Interesse für Europa sein müsse, „den Bewegungen des geistigen Lebens, den Fortschritten volksthümlicher Entwickelung in Rußland zu folgen und von den wichtigsten Erscheinungen derselben eine fortlaufende Uebersicht zu erhalten". Wenn es sich aber um ein das Interesse der Humanität vermittelndes Organ für das russische Leben handele, so könnte ein solches nirgends geeigneter hervortreten als in Deutschland, in deutscher Sprache, inmitten der Nation, „welche die Vermittelung der erhabensten Humanitätsideen als ihren segensreichen und unentfrembdbaren Beruf in jedem Theile der Alten und Neuen Welt bewährt hat". Der Herausgeber beabsichtigt mit seiner Revue „den Vorurtheilen gegen ein Land entgegenzuwirken, das zu verkennen eine um so schreiendere Ungerechtigkeit war, da man es für die Sünden derjenigen verantwortlich machte, von denen es am schwersten zu leiden hatte". Zu diesem Zwecke wird die „Russische Revue", mit Ausschluß alles Politischen, eine möglichst vollständige Uebersicht der thatsächlichen Erscheinungen erstreben, und zwar theils in selbständigen Aufsätzen, theils in auszugsweisen Mittheilungen aus allen öffentlichen Organen Rußlands, ferner in Biographien, die eine fortlaufende Galerie bedeutender russischer Zeitgenossen bilden, in Charakteristiken der Städte und Anstalten des Landes, statistischen, ethnologischen, historischen Notizen u. s. w. Der Herausgeber versichert schließlich, daß seinem Unternehmen die Unterstützung der russischen Schriftsteller, der gelehrten Corporationen und der Universitäten Rußlands entgegenkomme und daß ihm „bei vollständiger Unabhängigkeit des Herausgebers" wesentliche Förderung von seiten der Regierung zugesichert sei. Das vorliegende Heft enthält an größern Aufsätzen: „Die russischen Zeitblätter", „Die Studentenbewegung", „Zur Reform des Unterrichtswesens", interessante Correspondenzen aus Astrachan, dessen geistige Zustände als höchst traurige geschildert werden, und Odessa, Notizen und als eine jener Proben der poetischen Literatur, welche von Zeit zu Zeit mitgetheilt werden sollen, die Novelle „Faust" von Iwan Turgenew, übersetzt von F. Bodenstedt, in der eine Vorlesung des Goethe'schen „Faust" in einem russischen Familienkreise den Knotenpunkt der Erzählung bildet. Eigenthümlich und ein wenig für den deutschen Nationalstolz demüthigend erscheint es, daß, wenn ausländische Romanschreiber, sei es die noch dazu von einem deutschen Vater stammende pseudonyme spanische Romanschriftstellerin Fernan Caballero, oder der Russe Turgenew, oder irgendein französischer Novellist, Deutsche in ihren Erzählungen auftreten lassen, diese meist eine sehr bescheidene, gedrückte oder halb possirliche, wenigstens doch wunderliche Rolle spielen. Deutschland ist freilich groß und volkreich, aber vielleicht die meisten deutschen Sprachlehrer und Hofmeister im Auslande gehören den kleinern und den Dutzendstaaten an und fühlen sich unter den kolossalen Maßstäben des russischen Reichs doppelt eingeschüchtert und gedemüthigt. Und in der Regel werden die novellistischen Repräsentanten deutscher Nationalität aus diesem Kreise oder überhaupt aus dem gelehrten Stande gewählt als demjenigen, der für Deutschland in der ganzen Art seines Erscheinens specifisch und an solchen wunderlichen, pedantischen oder energielosen und durch ihre Lebenslage gedrückten Exemplaren besonders reich ist. Ein solches Exemplar ist auch in Turgenew's Novelle der alte Herr Schimmel, Sprachlehrer in einem fürstlichen Hause, der zwar als wacker und rechtschaffen geschildert wird, aber im ganzen doch eine ziemlich trübselige Figur spielt und von dem Verfasser etwas mitleidig ironisch von oben herab behandelt wird. Dieser Deutsche verbreitete auch einen „starken Cichoriengeruch" um sich, was, wie wir hier zum ersten mal zu unserer Ueberraschung erfuhren, „der unvermeidliche Geruch aller alten Deutschen" sein soll. Das würde denn doch nur beweisen, daß der russische Fürst Ch. ein Knauser war und den guten Herrn Schimmel nöthigte, seine Liebe zum Kaffee mit Cichorien zu befriedigen; denn daß die Haut eines Deutschen, wenn sie alt wird, von selbst Cichoriendunst ausdampft, das läßt sich doch wol nicht denken. Doch wir wollen diese merkwürdige Entdeckung des russischen Novellisten gern unsern Physiologen überlassen; sie mögen nachforschen, ob die deutsche Haut im Alter wirklich von sich selbst und aus physikalischen Gründen diese Eigenschaft entwickelt, oder ob diese Atmosphäre von den vielen Cichorien herrührt, welche die deutschen Sprachlehrer in den Palästen der russischen Großen ihr Lebelang trinken müssen.

Die Bodenstedt'sche Schrift „Aus Ost und West" (Nr. 2) ist ihrem größten Theile nach ebenfalls mit Mittheilungen über russische Zustände und slawische Literatur- und Volkseigenthümlichkeiten gefüllt. Außer in der interessanten Schilderung „Der Kreml in Moskau als Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte" geschieht dies in den Abhandlungen: „Ueber slawische Volkspoesie", in die auch rhythmische Uebertragungen slawischer Volkslieder eingewebt sind, die sich wie deutsche Originale lesen lassen, und „Das russische Theater in socialer Bedeutung". Aus der erstern führen wir hier eine Stelle an. Nachdem Bodenstedt den slawischen Charakter im allgemeinen als einen „vorwiegend weiblichen, zartbesaiteten, leicht erregbaren und empfänglichen" bezeichnet hat, fährt er fort: „Der Beweis dafür ist in allen slawischen Liedern zu finden, selbst bei solchen Stämmen, welche, wie die Serben und Kosacken, seit Jahrhunderten ein kriegerisches Leben geführt haben. Sie wurden Krieger, nicht aus Lust und Neigung zum Waffenhandwerk, sondern weil die Verhältnisse sie dazu drängten, denn von Haus aus ist der Slawe äußerst friedfertiger, anschmiegender und harmloser Natur, und von jener herben, trotzigen Männlichkeit, jener übermüthigen Rauflust und Streitsucht, welche noch heute durch alles germanische Blut geht, ist bei den Slawen keine Spur zu finden.

„Ein deutsches Tanz- und Trinkgelage unter dem Volke endigt gewöhnlich damit, daß sich die jungen Bursche, wenn ihnen das Bier oder der Wein zum Kopfe steigt, einander die Köpfe blutig schlagen, während die Russen bei ähnlichen Gelegenheiten einander umhalsen, küssen und mit den süßesten Schmeichelworten überhäufen. Schon dieses bei allen Slawen (auch wenn sie nüchtern sind) landesübliche Küssen und Kosen der Männer untereinander, zeugt von dem weiblichen Zuge ihrer Natur. Auch die ihnen sonst eigenthümlichen Eigenschaften, wie ihre unendliche Zärtlichkeit gegen Kinder, ihre List, Schlauheit und Geschmeidigkeit entspringen aus dieser Quelle.

„Es kommt gar nicht selten vor, daß man einen alten graubärtigen Kosacken weinen sieht und jammern hört bei dem Gedanken, daß er alleinstehe in der Welt, ohne Vater und Mutter. Wo ließe sich in England oder Deutschland ein Seitenstück zu solcher Erscheinung finden?"

Vorwiegend ist in den slawischen Volksliedern der melancholische Charakter; doch fehlt es auch nicht an scherzhaften Liedern, in denen allen aber sich ein natürlicher Sinn für Anstand ausspricht, der z. B. in den oft so rohen, lockern und selbst obscönen deutschen Volksliedern scherzhaften oder muthwilligen Charakters nur zu häufig vermißt wird. Im Widerspruch mit jenem weichen Charakter scheint es zu stehen, daß die dramatische Poesie der Russen, die freilich nicht im Volke wurzelt, sondern eine von außen hereingeschleppte Culturpflanze ist, sich hauptsächlich in der Richtung des satirischen Lustspiels entwickelt hat. Bodenstedt erklärt dies daraus, daß „jedes klarblickende Dichterauge, auch ohne durch abendländische Anschauungen gebildet oder verwöhnt zu sein, in Rußland überall auf absonderliche Erscheinungen stößt, die den Spott herausfordern". In der That kommt es vor, daß gerade weiche Gemüthsmenschen leicht satirisch und sarkastisch werden, weil ihr zartes Gefühl am tiefsten von den Rauheiten, Schärfen und Härten der umgebenden Welt getroffen und verletzt wird. Zugleich aber bewirken die weiche Gemüthsart und das natürliche Anstandsgefühl der Slawen, daß, wie es scheint, die Satire bei ihnen nur selten oder nie einen persönlich verletzenden, boshaften und niederträchtigen Charakter annimmt. Für die höhere Gattung des Dramas, die Tragödie, fehlt es dem Slawen und namentlich dem Russen wol im allgemeinen an Energie, Schwung und energischer Gedan-

kentiefe. Außerdem enthält die Bodenstedt'sche Schrift eine Vorlesung über die Stellung der Frauen im Orient und Occident und zwei Vorlesungen über Shakspeare und die altenglische Bühne, die wir an dieser Stelle eben nur nennen wollen.*)

H. M.

Oesterreichische Belletristen.

1. Der Diebsfänger. Roman von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Grafenpfalz. Ein Roman von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Die Ritter vom Gelde. Roman von Braun von Braunthal. Drei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Tendenz in den Romanen österreichischer Belletristen beschränkt sich in der Regel nur auf reine Unterhaltung und stoffliche Spannung. Es ist die zur süßen Gewohnheit des Daseins gewordene Consequenz der frühern Censurverhältnisse und Preßbeschränkung, die bekanntlich in Oesterreich erst seit wenigen Jahren eine freiere Regung gestatten. Dieser Tendenz spannender Unterhaltung huldigt auch der erst ganz kürzlich verstorbene Levitschnigg in dem uns hier vorliegenden Romane „Der Diebsfänger" (Nr. 1). Den Stoff desselben bildet ein durch seltsame Beziehungen und Verwickelungen allerdings interessanter und augenscheinlich einem thatsächlichen Vorgang nachgebildeter Criminalfall, dessen endliche Lösung das Werk des durch den Titel mit seinem Spitznamen bezeichneten, ebenso scharfsinnigen und schlauen, wie muthigen Polizeiagenten Buschmann ist. Ein Werkzeug der heiligen Hermandad, die jeder poetischen Verklärung von vornherein unzugängliche persona ingrata aller Zeiten und vorzugsweise unserer Gegenwart, zum Helden einer Dichtung zu machen, erscheint ein gewagtes Unternehmen; der Verfasser hat jedoch mit kluger Umsicht und feinem Takt die Klippen desselben überwunden und an seinem Häscher das Gehässige des Berufs durch dessen humane, gerechte und billige, man möchte fast sagen ritterliche Denkart vollständig gedeckt. Schilderungen abenteuerlicher, grauseneerregender Scenen, wie sie in diesem Roman häufig vorkommen, eignen sich für Levitschnigg's lebhafte Phantasie und feurigen Stil vortrefflich. Einige dieser Schilderungen sind kleine Meisterstücke, z. B. der Wolkenbruch in einem steirischen Gebirgsthal und der Kampf mit dem Wolfspaar in Siebenbürgen, wiewol wir es keineswegs mit dem Autor für einen „furchtbar schönen Tod" halten können, von Wölfen zerfleischt zu werden. Andere Scenen verrathen freilich eine zu starke Anlehnung an Eugène Sue, wie das Verbrechertreiben in der verdächtigen Kneipe zu Neulerchenfeld (der als volksthümlicher Belustigungsort bekannten Vorstadt Wiens), wo „die diebische Elster", „die vier Schwertlilien", „Katzenpfote", „Einauge", „Kreuzlahm" geradezu an die „Mystères de Paris" erinnern. Ein interessantes culturgeschichtliches Moment dagegen bilden die Schilderungen aus dem Leben der in der höchsten Gebirgsregion der Karpaten ansässigen siebenbürgischen Völkerschaft der Burczesti oder sogenannten Bergmotzen, bei denen die schauerliche Vampyrsage, in der vormärzlichen Zeit wenigstens noch, fast einen religiösen Glaubensartikel bildet.

Der Verfasser des Romans „Grafenpfalz" (Nr. 2), Adolf von Tschabuschnigg, gehört unter den österreichischen Belletristen zu jener Minderzahl, welche eine idealere Richtung verfolgt und ihrer natürlichen poetischen Begabung durch eine feinere geistige Ausbildung und ernstes wissenschaftliches Studium ein erhöhendes Relief verleiht. Charakteristisch an diesem Autor ist eine entschiedene Neigung zur Ironie und Satire. Sie verleitet ihn oft sogar, die in seinen Dichtungen beabsichtigten Wirkungen selbst wieder zu zerstören oder doch so zu kreuzen, daß selten ein günstiger Totaleindruck erreicht wird. Auch der hier in Frage kommende Roman regt mehr an, als er befriedigt. Das ziemlich versteckte Grundthema desselben, der uralte innerliche Zwiespalt im Menschen, den Natur und Wahrheit nach dieser, Convenienz und Lüge nach jener Seite drängen, ist nur unklar durchgearbeitet. Die allzu plan- und regellose, willkürlich zerfahrene und verworrene Ausführung verliert sich mitunter ins Phantastische. Eine Prinzessin des regierenden Hauses irgendeines deutschen Kleinstaats scheinbar sterben, begraben und in der Schweiz als glückliche Neuvermählte ihres bürgerlichen Geliebten wieder auferstehen zu lassen, war in der Periode der Romantiker wol zulässig, hält aber den so entschieden realistischen Anforderungen an den Roman von heute nicht Stand. Ueberhaupt erscheinen in „Grafenpfalz" Situationen wie Charaktere vielfach unwahr und unmotivirt. Der gelehrte Dorfschulmeister z. B., der seinen ABC-Schülern wissenschaftliche Vorträge hält, überall und vor jeder Person Verse seines von ihm metrisch übersetzten Lieblingsdichters Properz recitirt und für den Druck des Manuscripts das Lebensglück seiner Adoptivtochter aufs Spiel setzt, ist eine so verschrobene Figur, daß sie den Caricaturen der Nestroy'schen Volksposse wenig nachgibt. Eine noch verzerrtere Figur ist der alte Reichsgraf Zimbeln, der mit seiner aus Wachsfigurenautomaten gebildeten Familie und seinem auf die barockste Weise zusammenphantasirten Hofstaat lebhaft an E. T. A. Hoffmann's phantastische Caricaturen erinnert; doch ist hier wenigstens die Carikirung durch die dem Reichsgrafen beigeschriebene halbe Verrücktheit motivirt. Auch im Stil, der sich bei Tschabuschnigg im allgemeinen übrigens durch Maß, Eleganz und Correctheit vor der den meisten österreichischen Belletristen vorzuwerfenden Schwülstigkeit, Fahrlässigkeit und Neigung zu Provinzialismen vortheilhaft unterscheidet, begegnen wir mitunter einer phantastischen Ausartung; z. B. wenn es II, 78 heißt: „Sein Charakter bildete sich edel und selbständig; die Räder desselben liefen gleichsam in Diamanten."

Von dem Verfasser des Romans „Die Ritter vom Gelde" (Nr. 3), Braun von Braunthal, der auch unter dem Namen Jean Charles schreibt, haben wir schon bessere Arbeiten gelesen, als die vorliegende, die in der oberflächlich salopen zerfahrenen und unkünstlerischen Manier Bäuerle's gehalten ist, welche leider jetzt der Mehrzahl der österreichischen Belletristen als Vorbild zu dienen scheint. Die Helden sind hier zwei jüdische wiener Bankiers. Der eine, Hein, der entschiedenste Materialist, der von seinen Millionen nur den selbstsüchtigsten Gebrauch macht, sucht unter der Maske der Freundschaft den andern, den mit ihm rivalisirenden Frank, einen praktischen Idealisten, der mit seinem Ueberfluß die Thränen der Nothleidenden trocknet, an der Börse und in seinem Familienglück zu ruiniren, wird aber schließlich in seinem eigenen Netz gefangen. Gegen die Idee läßt sich nichts einwenden, aber die Ausführung ist ebenso ungenügend wie plump. In Hein hat der Verfasser einen alles bewältigenden, genial dämonischen Charakter beabsichtigt, aber nur ein trivialer jämmerlicher Marionettenheld, mit hohlem Pathos und geschraubten Phrasen, gaukelt vor uns auf und nieder. Hein's dämonischer Einfluß auf Esther, Frank's junge Gattin, ist durchaus nicht hinlänglich motivirt. Der ruhige gleichmäßige Geist dieser Frau, die einst bei der Bewerbung um ihre Hand aus reiner Liebe Frank vor Hein den Vorzug gegeben, sollte jetzt, wo ein Kind das sie an ihren Gatten fesselnde Band nur noch fester knüpft, blos durch die einfache Ueberzeugung von Hein's Leidenschaft für sie in einen ihres Gatten Glück bedrohenden Conflict mit sich selbst gerathen?

*) Soeben erst erschien ein neuer Beitrag zur Kenntniß russischen Volks- und Staatslebens in zwei Bänden unter dem Titel: „Russische Fragmente", von Friedrich Bodenstedt herausgegeben und eingeleitet und Uebersetzungen von Abhandlungen russischer Publicisten enthaltend (Leipzig, Brockhaus). Wir kommen auf diese Erscheinung eingehender zurück. D. Red.

frank erscheint Hein gegenüber lächerlich gutmüthig, leichtgläubig und kurzsichtig. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß ein so gewiegter Geschäftsmann, mag er auch noch so sehr Optimist sein, bei den mancherlei Blößen, die sich Hein ihm gegenüber schon gegeben, diesem, den er bei allen freundschaftlichen Beziehungen doch immer als Rival zu betrachten hat, während längerer Abwesenheit sowol seine Frau wie die Leitung seines Geschäfts anvertraut. Ebenso unwahrscheinlich ist die immer wieder aufs neue sich täuschen lassende Leichtgläubigkeit der von Hein bethörten Nähterin Marie. Fügen wir hinzu, daß sich trotz des natürlichen Kindes derselben doch noch zwei blutjunge Menschen auf Leben und Tod in dieselbe verlieben, von denen der eine sogar in der That das Beispiel Werther's nachahmt, so werden unsere Leser die innere Hohlheit dieses in die Fußtapfen der französischen Demi-Monde-Literatur sich verirrenden Romans hinlänglich beurtheilen können. 62.

Notiz.

Felix Mendelssohn's „Reisebriefe" in England.

Die „Reisebriefe" Felix Mendelssohn's scheinen auch in England, wo dessen mehr strenger Musikstil von jeher viele Verehrer zählte, in der schon früher von uns erwähnten englischen Uebersetzung der Lady Wallace großen Anklang zu finden. Die „Saturday review" sagt von ihnen: „Eine bessere Auswahl konnte nicht getroffen werden, um uns von Mendelssohn's Charakter einen angenehmen Eindruck zu verschaffen. Sie sind einfach und herzlich, reich an Zügen gesunder Fröhlichkeit, und beweisen, daß er auch für andere Kunstgebiete und andere Formen der Schönheit Sinn hatte, während sonst großen Tonmeistern gewöhnlich Mangel daran zum Vorwurf gemacht wird." Nachdem der Berichterstatter bemerkt, daß Mendelssohn's Briefe aus London diejenigen seien, welche das vergleichsweise wenigste Interesse böten, fährt er fort: „Bevor er seine große Reise antrat, brachte er einige Zeit bei Goethe, gerade ein Jahr vor dessen Tode, in Weimar zu. Seine Briefe geben eine lebhafte Schilderung von des greisen Mannes Art zu leben und sich zu unterhalten; und, wie es scheint, war der Eindruck, den Goethe auf ihn machte, ein günstigerer, als diejenigen von ihm empfingen, die sonst ihre Erinnerungen an ihn aus dieser Periode seines Lebens aufgezeichnet haben." Namentlich begeistert für Mendelssohn, fast bis zum Exceß und dithyrambischen Schwunge begeistert zeigt sich der Berichterstatter in der „Edinburgh review", der zugleich sein bogenlanges, noch vor dem Erscheinen der englischen Uebersetzung verfaßtes Referat mit zahlreichen und längern Auszügen aus den Reisebriefen versehen hat. Der Reviewer rühmt Mendelssohn unter vielen andern hervorragenden Eigenschaften eine „keenness of observation not to be surpassed" nach und fährt dann fort: „In der Ausübung seiner Kunst, die ihm so geläufig war, als andern Menschen das gewöhnliche Organ der Sprache, in seiner Lebensordnung, in seinem öffentlichen Verhalten und in seinen häuslichen Pflichten und Neigungen trug die ganze Laufbahn Felix Mendelssohn's den Stempel einer Schönheit und Erhabenheit, wie er unter den Menschenkindern nicht gewöhnlich ist. Nichts Gemeines, nichts Affectirtes oder Unsauberes konnte ihm sich anheften; niemals fiel ihm ein unedler Gedanke ein; er verband den Witz und die Schlagfertigkeit eines Mannes von Welt mit der liebenswürdigen Einfachheit des Jünglings.... Seine Kunstneigungen und Fähigkeiten schienen kaum eine Grenze zu kennen. Er hatte das Auge eines Malers und das Herz eines Dichters. Alles was gut und schön in der Kunst oder Natur ist, welchem Lande, welchem Klima, welcher Zeit es auch angehören mochte, wurde von ihm nicht sowol beobachtet und studirt als besessen" u. s. w. Endlich habe er auch — und diese Bemerkung möchte uns fast vermuthen lassen, daß der betreffende Artikel einer weiblichen Feder ihren Ursprung verdanke — eine „exceeding personal beauty" gehabt, ein „Antlitz von solcher Beweglichkeit, solchem Glanz und solcher Anmuth des Ausdrucks, daß des Porträtmalers Kunst daran scheiterte"; kurz: „Vollkommen! ist das einzige Wort, welches auf seinen Grabstein geschrieben zu werden verdiente, wenn es überhaupt auf ein menschliches Wesen angewendet werden dürfte." Nichts, was dazu dienen kann, die Vollkommenheit Felix Mendelssohn's ans Licht zu stellen, vergißt dieser Enkomiast anzuführen; aber eins vergißt er, nämlich zu erörtern, einen wie großen Antheil in unsern Tagen ererbter Wohlstand und glückliche häusliche Lage an der Entwickelung des Talents, an seinem Emporkommen, ja wie die Gegenwart nun einmal ist, selbst an seiner bürgerlichen Sittlichkeit haben. Geld, möchte man sagen, ist heutzutage die Hälfte des Talents. Die größten Componisten des vorigen Jahrhunderts waren Söhne von Musikanten, Organisten, Cantoren, kurz überhaupt aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen; die berühmtesten Componisten der Gegenwart sind mit wenigen Ausnahmen Söhne von wohlhabenden Aeltern, von Banquiers, namentlich jüdischen, von Edelleuten u. s. w. In der Literatur und in vielen Zweigen der Gelehrsamkeit und der bildenden Künste findet fast schon dasselbe Verhältniß statt. Unbemittelte Talente können in unsern Tagen der organisirten Geldherrschaft mit den bemittelten die Concurrenz nur schwer und nur unter fortgesetzten aufreibenden Kämpfen bestehen; sie werden zuletzt den bemittelten auf allen Gebieten, wo Geld, Rang und Stand ein Förderungsmittel sind, ganz das Feld räumen müssen. Das unbemittelte musikalische Talent z. B., das unter andern Umständen ein großer Componist hätte werden können, wird sich zeitlebens als Klavier- oder Gesanglehrer abquälen oder froh sein müssen, der Vorstand einer Liedertafel zu werden oder die aufreibende Stellung als Kapellmeister an einer städtischen Bühne u. s. w. zu erhalten. Die Folgen dieses Zustandes werden nicht nur für die Künste und Wissenschaften, sondern selbst für die Gesellschaftscultur von tiefgreifendster Bedeutung sein. H. M.

Bibliographie.

Andlaw, F. Freih. v., Mein Tagebuch. Auszüge aus Aufschreibungen der Jahre 1811—61 zusammengestellt. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Brennglas, A., Herr Heiter im Coupé. Humoristisches in Versen und Prosa. Berlin, Janke. 16. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Biographische Skizzen und Charakternovellen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schultze und Müller in London. Humoristische Reise-Abenteuer. Mit 48 Illustrationen von W. Scholz. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Skizzen aus Dorpat. Von einem alten Dorpater Studenten. Dorpat, Gläser. 16. 1 Thlr.

Strack, K., Reformationsgeschichte in vergleichender Lebensbeschreibung der vier Hauptreformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tenger, Mariam, Anna Dalfy. Drei Theile. Berlin, Janke. Gr. 16. 2 Thlr.

Uetterodt, L. Graf, Günther Graf von Schwarzburg erwählter deutscher König. Historische Darstellung. Nebst urkundlichem Anhang und 2 Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Veuillot, L., Rom. Seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft. Aus dem Französischen: Le parfum de Rom. Bevorwortet von M. Molitor. Zwei Bände. Speyer, Bregenzer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Voß, R., Ueber den heutigen gesellschaftlichen Tanz und das Ballet. Nebst einem Auszuge aus: Lessing's Uebersetzung der Briefe Noverre's über die Tanzkunst. 1769. Weimar, Kühn. 8. 15 Ngr.

Waldmüller, R., Gehrt Hansen. Roman aus der Gegenwart. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Fünfte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Auf Velinpapier.
In elegantem Leinwandband. 1 Thlr. 20 Ngr.

Prachtausgabe. Auf Chamoispapier.
In reichem Lederband. 3 Thlr.

Vom „Album der neuern deutschen Lyrik“ sind in kurzer Zeit vier starke Auflagen vergriffen worden. Die Sammlung erscheint jetzt in neu durchgesehener fünfter Auflage und enthält in strenger Auswahl Gedichte von

Arndt — O. A. Banck — Bauernfeld — Karl Beck — Bodenstedt — Chamisso — Dingelstedt — Annette von Droste-Hülshoff — Eichendorff — Feuchtersleben — J. G. Fischer. — Marie Förster — Freiligrath — Geibel — Amara George — Gregorovius — Anastasius Grün — Hammer — Moritz Hartmann — Hauff — Heine — Herwegh — Hessemer — Paul Heyse — Hoffmann von Fallersleben — Moritz Horn — Wilhelm von Humboldt — Kerner — Kinkel — Kopisch — Kugler — Lenau — Lingg — Marggraff — Mörike — Mosen — Wilhelm Müller — Wolfgang Müller — Betty Paoli — Pfarrius — Pfizer — Platen — Prutz — Reinick — Rittershaus — Julius von Rodenberg — Roquette — Rückert — Sallet — Schefer — Schücking — Schults — Ernst Schulze — Schwab — Simrock — Spitta — Strachwitz — Sturm — Uhland — Vogel — Max Waldau — Zedlitz — Heinrich Zeise.

Auf die äußere Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden, ein in Stahl gestochenes Dedicationsblatt ist beigegeben, und der Einband ebenso reich als geschmackvoll, mit ganz neuen Stempeln nach den Entwürfen eines bewährten Künstlers ausgeführt.

Das „Album der neuern deutschen Lyrik“ kann als eine vorzügliche Sammlung und als elegantes und billiges Geschenk empfohlen werden. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kinderleben.

Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit.

Mit Illustrationen von Ludwig Richter.

Geordnet und herausgegeben von M. J. E. Volbeding.

Inhalt:

Der Tag von früh bis in die Nacht.	Das Jahr in seiner Monden Kreis.
Das Kindlein, wie es spielt und lacht.	Das Kind beim Lernen und im Fleiß.

Fünfte vermehrte Auflage.

8. Elegant cartonnirt 1 Thlr.

Das „Kinderleben“ ist eine reichhaltige Sammlung der besten und lieblichsten Kinderlieder, illustrirt durch die Meisterhand Ludwig Richter's, des Freundes und Lieblings der deutschen Kinderwelt, dessen sinnige, der Natur abgelauschte, in ihrer Art unerreichte Darstellungen Herz und Auge durch ihre Anmuth immer von neuem fesseln und erfreuen. Bereits in vier Auflagen verbreitet, kann dieses anerkannt vortreffliche Kinderbuch in seiner wesentlich vermehrten fünften Auflage Aeltern und Erziehern mit aufrichtiger Ueberzeugung empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen von

Heinrich Gustav Reichenbach fil.

Zweiter Band.

Erstes Heft: Tafel CI—CX; Text Bogen 1—3.
4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesem Hefte beginnt der zweite Band des für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werks. Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, ist gebunden zum Preise von 30 Thlrn., nebst einem ausführlichen Prospect, der sehr günstige Besprechungen des Werks, unter anderm von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Miß Nightingale.

Die Pflege bei Kranken und Gesunden.

Kurze Winke für Frauen aller Stände.

Von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

„Kurze Winke“ nennt die bescheidene Verfasserin, die sich durch ihre aufopfernde Thätigkeit in den Militärlazarethen der Krim einen europäischen Namen erworben, das hier angekündigte Werkchen. Dasselbe enthält aber in der That weit mehr: es bietet einen Schatz der nützlichsten Kenntnisse, nebst seinen treffenden Bemerkungen über weiblichen Beruf, alles in so gebildeter und doch einfacher Sprache, daß Frauen jedes Standes sich mit Vergnügen daraus belehren werden und dasselbe in keinem Hause fehlen sollte. Wegen der zierlichen Ausstattung eignet sich das Buch überdies zu einem gewiß willkommenen Geschenk für Damen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieses allgemein auf das günstigste beurtheilte, mit zahlreichen den Text erläuternden Abbildungen versehene Werk, das in jedem Hause Eingang zu finden verdient, schreitet regelmässig fort. Drei Bände sind bereits vollendet, der vierte Band hat begonnen.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 24. Juli 1862.

Inhalt: Zur Theorie und Geschichte der Künste. Von **Hermann Marggraff.** (Beschluß). — Drei deutsche Fürstenbilder. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels.** — Zur Erzählungsliteratur. — Der Revolutionskrieg in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Der neueste Roman von Marie Sophie Schwartz. — **Notizen.** (Karl Heinzen und die nordamerikanische Presse; Ein Ausflug nach Schottland.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur Theorie und Geschichte der Künste.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Der Uebergang von dem Buche der Frau Luise Otto-Peters „Die Mission der Kunst" zu dem vierten Bande von Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Nr. 2), welcher unter dem Titel „Das Hoftheater" die Zustände der deutschen Bühnen bis zum Jahre 1830 und in einem Schlußkapitel Immermann's Verwaltung der düsseldorfer Bühne schildert, ist uns dadurch geebnet, daß Luise Otto in einigen besondern Abschnitten auch die äußere Lage und das leider oft so glänzende Elend der Schauspieler und Schauspielerinnen, der Sänger und Sängerinnen zu charakterisiren sucht und wir in dem vorliegenden vierten Bande des Devrient'schen Werks ebenfalls über die bürgerliche Stellung der Schauspieler Aufschlüsse genug erhalten. Diese, wie überhaupt die übrigen in diesem Bande enthaltenen Mittheilungen und Betrachtungen sind im ganzen um so mehr der Beachtung werth, da Devrient, der das sechzigste Lebensjahr bereits hinter sich hat, es mit seiner Kunst sehr ernst meint und mit den reichsten praktischen Bühnenerfahrungen zugleich eine solid sittliche Richtung und eine durch redlichen Fleiß und beharrliches autodidaktisches Studium erworbene wissenschaftliche Bildung besitzt, also einen Complex preiswürdiger Eigenschaften, wie man sie in dieser Verbindung nur äußerst selten bei seinen deutschen wie außerdeutschen Kunstgenossen antrifft. Seit dem Erscheinen des dritten Bandes sind bis zum Erscheinen des vorliegenden nicht weniger als zwölf Jahre verstrichen, und Devrient hat in dieser Zwischenzeit vollauf Gelegenheit gehabt, in seiner karlsruher Stellung als Bühnenleiter einen Schatz neuer praktischer Erfahrungen zu sammeln, die er für diesen vierten Band wenigstens insofern verwerthen konnte, um vermittelst ihrer die Probe zu machen, ob sein Rechenexempel auch richtig sei.

Die Probe wird ihm auch ohne Zweifel richtig erschienen sein, und doch geht es ihm vielleicht wie jenem Schüler, der, wenn er die Probe bei einem Divisionsexempel machte und die eine oder andere Zahl mit der entsprechenden des Divisors nicht stimmen wollte, trotzdem diese hinschrieb und sich damit aller Zweifel über die Richtigkeit seiner Rechnung überhoben glaubte. Von einer gewissen Einseitigkeit wird man den Verfasser bei aller Achtung, die man ihm zu zollen hat, in der That nicht ganz freisprechen können. Das Kapitel, das uns zunächst und zumeist hier interessirt, ist der Abschnitt über den „Einfluß der Literatur auf die Schauspielkunst". Hieraus geht hervor, daß Devrient doch im Grunde für die höchsten Gebilde der dramatischen Poesie keine eigentliche Sympathie hat, daß das höhere Pathos, daß ideale Gestaltungen und namentlich auch das streng-historische Drama ihm ferner liegen. Er läßt die Schiller'schen und Goethe'schen Stücke ehrenhalber wol gelten, aber auf eine besondere Bevorzugung von seiner Seite haben sie schwerlich zu rechnen. Nach ihm sind Goethe und Schiller bei ihren Stücken immer nur „versuchsweise" zu Werke gegangen. Es ist daran sicherlich etwas Wahres. Goethe und Schiller haben mit der Bühne viel Experimente gemacht. Aber Devrient verkennt, daß sie nicht anders thun konnten, wenn sie ihr Ziel, der deutschen Bühne und Bühnendichtung auch einen poetischen Inhalt zu ertheilen, erreichen und der von unpoetischen Köpfen erstrebten Verflachung der deutschen Bühne das Gegengewicht halten wollten. Sie lebten in einer eklektischen Zeit; sie fanden wol ein Material guter darstellender Kräfte vor, die zu verwenden und für höhere Zwecke zu erziehen waren; aber es fehlte an einer aus dem Volke selbst hervorgegangenen, mit dem Blut und Saft der deutschen Nation erfüllten Bühne und Bühnenpoesie, an die sich ihre Schöpfungen organisch hätten anknüpfen können. Sie konnten nicht so aus dem Ganzen, Vollen schaffen wie Shakspeare oder Calderon, sie mußten von ihrem hohen Standpunkte Versuche anstellen, die aber glücklicherweise so gut gerathen sind, daß einige derselben als ewige Muster und als das vergleichsweise Höchste, was seit Shakspeare auf dramatischem Gebiete geschaffen wurde, betrachtet werden dürfen. Man denke sich Lessing, Schiller, Goethe und diejenigen, die ihnen oder Shakspeare

nachstrebten, von der Bühne fort — welch ein trauriges oder flaches Ansehen würde diese doch im ganzen haben! Zugestehen läßt sich dem Verfasser allerdings dies, daß namentlich durch Schiller und noch mehr durch seine Nachfolger, wie ja wol auch allgemein feststeht, die Neigung zu isolirten Schilderungen, zu Prachtstücken der Erzählung, zu Monologen in wechselnden Versmaßen, die der Verfasser treffend mit eingelegten Opernarien vergleicht, zu sehr überhand nahm, und nicht mit Unrecht bemerkt er: „Welch bedenkliches Beispiel hatte Schiller mit den Monologen der Beatrice und der Maria Stuart, in Don Manuel's Einkaufsbeschreibung, selbst mit Max Piccolomini's Rede vom Frieden gegeben."

Auf Schiller's und Goethe's dramatischen Stil ging Devrient schon im dritten Bande näher ein. Er erkannte hier ihre Mission, die Poesie zu heben und das geistige Leben der Nation in höhere ideale Regionen zu versetzen, wie überhaupt ihre geistige Größe vollkommen an, aber, fügt er hinzu: „Sie stellten sich mit ihren Gedichten wieder auf den Standpunkt des gelehrten, des selbständigen Bücherdramas." Als ob sie jene ihnen von Devrient selbst zugewiesene Mission in vollem Maße hätten erfüllen können, wenn sie wie Schröder und Iffland bei ihren „Gedichten" ausschließlich die Bühne berücksichtigt und ihre Helden- und Heldinnenrollen genau für diesen oder jenen Schauspieler und diese oder jene Schauspielerin eingerichtet hätten. Natürlich würden sie dann auch nicht daran haben denken können, Stücke in Versen zu schreiben, denn die damaligen Schauspieler wollten von iambischen Versen nichts wissen und es gehörte ganz das dictatorische Verfahren Goethe's dazu, um diese auf der weimarischen Bühne einheimisch zu machen, von wo sich dann die Kunst, iambische Verse richtig und charakteristisch zu sprechen, weiter verbreitete. Der Gedanke, die poetische Schönheit, meint Devrient weiter, seien in ihren Schöpfungen als vorherrschend aufgetreten, das „wesentliche Lebensmoment", die „charakteristische Natur" dagegen zurückgetreten; ja er geht sogar so weit, zu behaupten, daß vornehmlich Schiller „wunderbarerweise hierdurch einen Einfluß übte, der dem Kotzebue's analog genannt werden muß, so unermeßlich auch der Abstand zwischen beiden Männern ist. Denn Schiller verwöhnte", fährt Devrient fort, „die Schauspieler ebenfalls, indem er sie auf interessante Situation und glänzende Rede vortheilhaft stützte, dagegen er an die Charakteristik nur schwache Forderungen zu machen schien. Bei Goethe's Gedichten war es wenig anders, obwol in ihnen die Charakteristik um so viel stärker ist, als das Interesse der Situation schwächer. Wenn Schiller's Personen alle etwas Reflectirendes haben, so haben Goethe's fast alle etwas Reflectirtes, und der Ausdruck von Schiller's Menschen ist unmittelbarer als der von Goethe's." Haben aber die markig skizzirten Gestalten im „Götz von Berlichingen" und die Volksfiguren im „Egmont" und im „Faust" etwas hervorstechend „Reflectirtes"? Sprechen Clärchen und Gretchen nicht die weibliche Natur so unmittelbar aus, wie dies seit Shakspeare kaum ein anderer dramatischer Dichter erreicht hat? Sie sind so typisch geworden, daß man in der Theaterwelt sogar von Clärchen- und Gretchenrollen spricht. Egmont, Alba, Vansen, Götz, Faust, Mephistopheles u. s. w. gehören zu den höchsten Aufgaben und Prüfsteinen der Darstellungskunst. Wenn es die Reflexion eines Dichters zu solchen Gestaltungen bringt, so hört sie sicherlich auf, blos Reflexion zu sein. Bezeichnend ist es, daß Devrient die Dramen Goethe's so beharrlich „Gedichte" nennt. Einen Bühnendichter im eigentlichen Sinne wird man Goethe freilich nicht nennen können; und was Schiller betrifft, so ist dieser am größten da, wo er dem sentimentalen Geschmack des Bühnenpublikums keine jener Zugeständnisse gemacht hat, welche dann und wann gemacht zu haben Schiller selbst im Jahre 1804 — erinnern wir uns recht in einem Briefe an Zelter — mit der ihm eigenen, nicht genug zu preisenden Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß bitter bereute.

Wundern muß man sich nur, daß Devrient, der gegen die rhetorischen Prachtstücke in Schiller's Tragödien zu Felde zieht, bis zu einem gewissen sehr beträchtlichen Grade den Dichter Raupach gegen seine Tadler in Schutz nimmt, obschon derselbe doch in seinen Tragödien viel rhetorischer und weitschweifiger, dabei aber doch unendlich weniger schwunghaft, weniger gedankenreich und weniger großartig und eigenthümlich im Gestalten ist als Schiller. Aber freilich suchte dieser die deutsche Bühne zu sich emporzuheben, während Raupach sich zum Niveau der berliner Bühne herabließ und in seinen spätern Stücken nicht sowol diesen oder jenen historischen Helden, sondern den Schauspieler, der ihn darstellen sollte, vor Augen hatte. Devrient will, daß nur im genauern Anschluß an die vorhandene Bühne producirt werde; wie aber, wenn zufällig diese Bühne nichts taugt? Wir möchten fast glauben, Devrient würde die dramatische Poesie am liebsten zu einem Monopol solcher Bühnendichter machen, die zugleich auch Schauspieler sind. Die Stücke Schröder's und Iffland's, die beide zugleich auch Schauspieler und Schauspieldirectoren waren, stellt er hoch; Kotzebue verwirft er und erblickt in seinen Stücken eine Hauptursache des Verfalls der Darstellungskunst. Vielleicht würde sein Urtheil über Kotzebue doch etwas minder herb lauten, wenn Kotzebue zugleich auch ausübender Schauspieler gewesen wäre. Shakspeare läßt er gelten, ja er erblickt in ihm sogar die „glorreichste Vermählung des poetischen Geistes mit der sinnlichen Kunst", denn dieser war zugleich auch Schauspieler und Schauspieldirector, mithin ein gewiegter Praktikus; aber er verwirft Calderon, und zwar indem er sich auf ein abfälliges Urtheil Julian Schmidt's beruft, welches nur beweist, wie beschränkt und einseitig der Standpunkt dieses Kritikers und wie wenig er fähig ist, Calderon und die spanische Dramatik zu begreifen und gerecht zu würdigen. Man möchte jetzt freilich die Poesie so schal, so flach, so kleinbürgerlich und praktisch verständig haben, wie die uns umgebende Wirklichkeit auch ist, man möchte sie auch der letzten romantischen Illusionen und poetischen Ideale, kurz alles dessen entkleiden, wodurch die Poesie erst zur Poesie wird. Und alles das im Namen des „gesunden Menschenverstandes", der

aber, wenn er wirklich gesund wäre, sich gegen diese an der Majestät der Poesie begangenen Attentate auflehnen müßte. Was sagt Julian Schmidt über Calderon? „Die Motive, sittlichen Grundsätze und Ideale seiner Helden müssen oft absurd und abscheulich erscheinen"; Calderon und überhaupt die romanischen Dichter „stellen ihrer Poesie keine sittlichen Probleme.... Ihre Tragik wie ihre Schuld (die Schuld der Dichter oder der in ihren Dramen auftretenden Helden?) liegt lediglich in den äußerlichen Situationen, von einem Kampfe im Innern der Seele wissen sie nichts" u. s. w. Kann man mehr Absurditäten in dem Raume weniger Zeilen zusammenhäufen? Mit welchen Augen muß ein Mann, der so etwas über Calderon niederzuschreiben keck genug war, Calderon's „Das Leben ein Traum", „Der Richter von Zalamea", „Der standhafte Prinz" u. s. w. gelesen haben, wenn er sie überhaupt zum Zwecke eingehendern Studiums gelesen hat!

Eduard Devrient hat selbst einige Stücke bürgerlich-sittlichen Charakters, z. B. „Die Gunst des Augenblicks", „Verirrungen", „Der Fabrikant" u. s. w. verfaßt, die wie so manche andere neuere, mit augenblicklichem Beifall aufgenommene Schauspiele ähnlicher Art vom Repertoire bereits so gut wie verschwunden sind. Es verdient bemerkt zu werden — und wir haben dies schon in Nr. 32 d. Bl. f. 1861 in unserm Bericht über E. Kneschke's Schrift „Das deutsche Lustspiel" hervorgehoben —, daß von den vier, sechs oder auch mehr Dutzend deutschen Schauspieldirectoren, Schauspielern und Schauspielerinnen, welche zugleich Bühnenstücke schreiben, keiner über das bürgerliche Schauspiel Iffland'schen, das Lustspiel Kotzebue'schen Charakters, die Posse à la Nestroy, Weyrauch und Räder oder über die Dramatisirung irgendeines Romans oder einer Novelle hinausgekommen ist. Verstieg sich einmal einer dieser Autoren, was selten genug vorkam, auf das Gebiet des höhern Dramas, so schuf er hohl-rhetorische Gebilde ohne Leben, ohne gedanklichen und poetischen Inhalt, in denen namentlich Schiller'sche Phrasen in unendlich homöopathischer Verdünnung ihr Wesen trieben. Nun sind wir allerdings der Meinung, daß, soweit wir den dem idealen Pathos und tragischen Katastrophen im allgemeinen abgeneigten Geschmack unsers jetzigen Publikums kennen, mehr das Lustspiel und das bürgerliche Drama als die höhere Tragödie eine Zukunft haben; wir sind der Meinung, daß es in der socialen Welt noch genug Conflicte und Probleme gibt, die sich dramatisch behandeln lassen; nur muß dies, wenn ein wirklicher Fortschritt auf diesem Gebiete stattfinden soll, in tieferer und genialerer Weise geschehen, als dies bisher von denjenigen dramatischen Autoren bewerkstelligt worden ist, welche zugleich auch Theaterdirectoren und Schauspieler waren. Solange dies nicht der Fall ist, werden wir uns die Nachstrebenden Schiller's und Goethe's, die sich nicht blos einzelne Phrasen aus diesen Dichtern gemerkt haben, für die Nachstrebenden Iffland's und Schröder's nicht nehmen lassen; ja selbst das von Devrient geschmähte sogenannte „Bücherdrama", insofern sich darin eine höhere poetische Tendenz und ein edles Streben documentiren, erweckt uns größere Achtung als das gewöhnliche Coulissendrama von der Hand eines Praktikers, der in seinen Dramen mehr Regisseur als Dichter und Denker ist. Acceptirt man den einseitigen Devrient'schen Standpunkt, so ist der gänzliche Ruin der Bühnenpoesie als Poesie unvermeidlich; unsere Bühnendichter werden sich, wie dies leider schon zu sehr der Fall, immer mehr daran gewöhnen, das abgestandene stereotype Coulissenleben mit seinen Scheineffecten statt das Leben selbst zu studiren und abzubilden.

Begreiflicherweise leiten den Verfasser in Bezug auf die Darstellungskunst dieselben Grundsätze, denen er in Bezug auf die dramatische Poesie huldigt; wäre dies nicht der Fall, so würde er sich einer Inconsequenz schuldig machen, die wir als einen noch größern Fehler betrachten müßten, als uns seine Befangenheit oder Einseitigkeit zu sein scheint. Man kann dem bürgerlich-realistischen Elemente nicht in der dramatischen Dichtung den Vorzug einräumen, wenn man ihm nicht auch den Vorzug in der Schauspielkunst einräumt, und umgekehrt. Es ist daher ganz folgerichtig, wenn er sich gegen die „Weimarische Schule", der er schon im dritten Bande unter dieser Ueberschrift ein besonderes Kapitel widmete, bei allen halben Zugeständnissen doch durchweg eingenommen zeigt, ja in ihr gewissermaßen eine doctrinäre Verirrung erblickt, die sich dann weiter auf die übrigen deutschen Theater fortgepflanzt habe. Wenn er (III, 257) anerkennt, „daß Goethe und Schiller die Mission hatten, die Poesie zu heben, das geistige Leben der Nation in höhere ideale Regionen zu versetzen", so fügt er doch bei, „daß die Literatur ihr nächster Zweck, die Bühne erst der zweite war, ja wol nur Mittel zum Zweck". Ferner sagt er von der Erscheinung des weimarischen Theaters in Leipzig: „Hier trat die weimarische Schule zum ersten male in einen förmlichen Kampf gegen den breit ausgetretenen Naturalismus, an den ein stimmfähiges Publikum sich völlig gewöhnt hatte"; weiter sagt er, daß das Publikum es nicht an heftigen Angriffen habe fehlen lassen gegen die „eintönige, gesangartige Declamationsmanier", den „silbenzählenden Predigerton", gegen das „Abgemessene und Marionettenhafte dieser Seminarkünstler"; die Aufführungen der Tragödien seien nur Leseproben im Costüm, das prätentiöse Mantelspiel, das unausgesetzte Adressiren an das Publikum, das kalt formelle Theaterdecorum hebe alles Leben auf und gehe förmlich darauf aus, jede Möglichkeit einer Täuschung abzuschneiden. So lehre die weimarische Schule eigentliche Menschendarstellung nicht, sondern wolle nur systematische Einführung gewisser, dem antiken Theater entnommener Formen.

Wenn der Autor auch sagt, daß diese den weimarischen Schauspielern gemachten Vorwürfe übertrieben sein dürften, so räumt er doch eben dadurch ein, daß sie im wesentlichen begründet sind. Dagegen wird in allen Blättern und Werken der damaligen Zeit von den sachkundigsten Männern, als Wendt, Rochlitz, Böttcher, Mahlmann, Blümner, und von allen, die diesen Vorstellungen der Weimaraner in Leipzig beigewohnt, bestätigt, daß die

Darstellungen der hochpoetischen Werke von Goethe, Schiller, Calderon u. a., von den trefflichen Künstlern Wolf und Frau, Oehls, der Jagemann u. a., zum ersten mal in poetischer, idealer Form dargestellt, den größten, allgemeinsten Enthusiasmus in allen geistigen und sinnigen Zuhörern hervorbrachten.

Ferner sagt Devrient am Schlusse seiner Betrachtung der weimarischen Schule (III, 272):

> Wir müssen erst dem Verlaufe der Kunstgeschichte weiter nachgehen, bevor man entscheiden kann, ob die weimarische Schule für die deutsche Bühne, ob sie für die Schauspielkunst einen Moment ihres Lebens bezeichnet, wie er in Hans Sachs und vollkommener in Lessing hervorgetreten war: in welchem die Nation sich vollständig in ihrem Theater versteht und begreift, Dicht- und Schauspielkunst, Gedankenschönheit und sinnliche Kunsterscheinung sich vollkommen vermählen; oder ob die weimarische Schule nur als eine veredelnde Durchgangsperiode zu betrachten sei, welche unsere vollendete volksthümliche dramatische Kunst vorzubereiten bestimmt war.

Daß die weimarische Schule nicht als Durchgangsperiode zu betrachten ist, sondern daß sie der deutschen Bühne bleibende Vorzüge erobert hat, geht wol unwiderlegbar daraus hervor, daß sie für die höhern poetischen, namentlich metrischen Stücke einen Vortrag in idealer Richtung eingeführt hat, der früher nicht bestand und jetzt noch selbst bei den Bühnen, die kein vollendetes Ensemble der Vorstellung gewähren, bei trefflichen Künstlern fortbesteht; würden wir jetzt, wenn die weimarische Schule nicht vorausgegangen wäre, eine Crelinger, Rettich, Janauscheck, einen Wagner, Löwe, Hendrichs, Grunert u. a. besitzen? Daß die erwähnte ideale Vortragsform vor der weimarischen Schule nicht bestand, geht schon daraus hervor, daß bei der dresdener Hofschauspielergesellschaft gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in „Don Carlos" die Verse zum Zwecke der Aufführung verwandelt werden mußten.*)

Wenn nach allem Devrient in mehrfachen Beziehungen die Vorzüge der weimarischen Bühne anerkennt und sagt, „daß sie dem deutschen Geiste, der deutschen Poesie den höchsten Ruhm gebracht", so begleitet er doch diese Anerkennung mit Bemerkungen, welche die Vorzüge dieser Schule in sehr zweifelhaftem Lichte darstellen, die glücklichen Erfolge in Zweifel stellen und überhaupt lebhafte Sympathien für diese dem Idealismus nachstrebende Schule von seiner Seite nicht darlegen. Im allgemeinen sei hier gesagt, daß es nicht richtig und praktisch erscheint, die Schule des Realismus und der Natürlichkeit und die des Idealismus in der Art gegenüberzustellen, daß die eine oder die andere für die deutsche Bühne vorzugsweise in Anspruch genommen wird; beide Schulen scheinen vielmehr vollkommen nebeneinander bestehen zu können und zu sollen; für die hochpoetische dramatische Literatur in Goethe's, Schiller's, Calderon's und anderer Werken dürfte die Form und Schule des Idealismus, für diejenigen Dramen hingegen, welche mehr das wirkliche Leben wiedergeben, als in Schröder's, Iffland's, Kotzebue's, Klinger's und anderer Dramen, die Schule des Realismus und der Natürlichkeit vorzuziehen sein.

Die oben gethane Aeußerung, daß sich Devrient mehr zur realistischen Schule hinneige, scheint sich auch durch Folgendes zu bestätigen. Zwei Theaterleitungen, und zwar der des Grafen Brühl in Berlin, sowie der Küstner'schen in Leipzig, welche beide für hochpoetische, classische Dramen der idealen Richtung nachstrebten, gewährt er nur eine sehr bedingte, durch so manchen Tadel beeinträchtigte Anerkennung. Devrient sagt zwar (IV, 11):

> Es muß Brühl nachgerühmt werden, daß er für den innern Lebensgeist der Schauspielkunst einen richtigen und feinen Sinn hatte und daß er den guten Geist der Schule, dessen Erbschaft für seine Intendanz ein unermeßlicher Vortheil war, ehrte und wenigstens zu erhalten suchte, da er ihn fortzubilden nicht im Stande war. Um den Nachwuchs junger Talente war er sorgfältig bemüht, verschaffte ihnen mit großer Liberalität Lehrer, er förderte die Bühnenfortschritte junger Talente durch entsprechende Beschäftigung und begleitete die gelungenen Bemühungen mit aufmerksamer Theilnahme u. s. w.

Später hebt er jedoch diese Anerkennung großentheils wieder auf und fügt den schärfsten Tadel hinzu, indem er sagt: „Mit Brühl trat der Wendepunkt ein, von dem sich der Rückgang der berliner Bühne datirte und später den gänzlichen Verfall derselben herbeiführte." Alle Zeitgenossen der Brühl'schen Leitung, unter ihnen die erfahrensten, geistreichsten Männer, bestätigen, daß Brühl eine glühende Liebe für die dramatische Kunst und Poesie hegte und diese Liebe auf das eifrigste bethätigte, daß er eine gründliche Kenntniß der dramatischen Literatur und Dramaturgie besaß. Die für hochpoetische Werke nöthige Idealität, welche Iffland's Leitung bei Anerkennung aller seiner Verdienste nicht vollkommen zu Theil geworden, erzielte und erreichte er durch das Engagement der besten Künstler jener Zeit, darunter das Wolff'sche Ehepaar, Ludwig Devrient, Lemm, zu denen noch folgende treffliche Künstler traten: Weiß, Stawinsky, Franz, Eduard Devrient; ebenso gewann er für die Oper die ersten Künstler dieser Zeit, die Milder, Seidler, Schätzel, Schultz und Eunicke, sowie die Sänger Bader und Stümer. Tadelt Devrient Brühl insofern, daß er Ludwig Devrient nicht genug in großen Rollen beschäftigt habe und sucht er dies durch Anführen dieser großen Partien darzuthun, so unterläßt er zwei seiner genialsten Leistungen zu nennen, nämlich Lear und Franz Moor, welche Rollen er nur bei einer andern Gelegenheit beiläufig erwähnt, und bedenkt nicht, daß Devrient's leidender Gesundheitszustand ihm die

---

*) Die eben erschienene zweibändige Schrift von Eduard Genast „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers" dürfte viel zur Berichtigung der einseitigen Ansichten Eduard Devrient's, wenigstens in Theaterkreisen, beitragen; denn auch Genast ist ein alter Praktiker. Namentlich sind in den drei Kapiteln des ersten Bandes „Mittheilungen meines Vaters", welche von Goethe's und Schiller's Wirksamkeit für die weimarische Bühne handeln, schätzbare Hinweisungen darüber enthalten, wie der Schiller-Goethe'sche Idealismus ein heilsames und nothwendiges Gegengewicht gegen die allzu bürgerliche, alles Schwungs und aller Poesie entbehrende Schröder'sche Richtung bot und welche nicht genug zu schätzenden Einflüsse nicht blos auf die Declamation, namentlich der Verse, sondern auch auf das ganze scenische Arrangement, bei dem es in Weimar immer auf ein künstlerisch angeordnetes plastisches Bild abgesehen war, sich von der Goethe'schen Theaterleitung herschreiben. Wir kommen hierauf bei der Besprechung der Genast'schen Memoiren zurück.

häufige Darstellung größerer Rollen nicht gestattete, vielmehr den Vorstand aufforderte, ihn auch in kleinen, für sein Genie geeigneten Rollen zu beschäftigen. Ebenso enthielt Brühl's Repertoire alle ältern classischen Werke, sowie von den vorzüglichern Dichtern seiner Zeit, Kleist, Körner, Müllner, Oehlenschläger, Grillparzer, Houwald, Werner, Fouqué, Robert, Schenk und Raupach, alle neuerscheinenden Stücke. Desgleichen rühmen alle Sachkundigen dieser Zeit die Trefflichkeit und das Ensemble dieser Darstellungen. Spricht alles dies wol für den gänzlichen Verfall der berliner Bühne unter Brühl? Von außen kommende Hemmungen, als der Brand des Schauspielhauses, die Anstellung des von ihm nicht herbeigerufenen Spontini, die Begründung des Königstädter Theaters und der demselben ertheilten Befugnisse, Stücke zu geben, welche das königliche Theater beeinträchtigten: alles dies und die Nachtheile davon können wahrlich nicht auf Brühl's Rechnung gesetzt werden.

Was die zugleich mit der Brühl'schen erwähnte Küstner'sche Leitung betrifft, so wird dieselbe in wenigen Zeilen nur sehr vorübergehend besprochen. Wenn das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" und mehr denn zehn andere Biographien Küstner's vom leipziger Theater unter seiner Leitung einstimmig sagen, daß derselbe es während seiner elfjährigen Dauer auf eine so bedeutende artistische Höhe erhoben, daß es zu einer der ersten Bühnen Deutschlands mit Recht gezählt werden konnte und daß seine Leitung überhaupt eine Blütezeit des leipziger Theaters gebildet habe, was um so mehr sagen will, als Leipzig vorher eine Neuber, einen Reinecke und in der dresdener Hofschauspielergesellschaft einen Ochsenheimer, Christ, Opitz u. a. besessen, so scheint die kurze beiläufige Erwähnung des Küstner'schen Theaters, wie die Besprechung der Brühl'schen Leitung nicht für eine völlige Unparteilichkeit zu sprechen, wie sie bei einem Geschichtschreiber wünschenswerth ist. Ist in der Devrient'schen Besprechung nicht erwähnt, daß Küstner der Gründer des deutschen Bühnenvereins und der Tantième für die dramatischen Dichter ist, sowie daß er hauptsächlich den Anstoß gab für das jetzt in ganz Deutschland bestehende Gesetz, welches die Rechte der dramatischen Autoren in der umfassenden Weise wie in Frankreich anerkennt — gewiß drei wichtige Vortheile für das deutsche Theater und die deutschen Dichter —, so kann allerdings für diese Auslassung angeführt werden, daß besagte Vortheile von ihm erst bei seiner berliner Leitung eingeführt wurden, welche letztere, sowie die der münchener Bühne, wol erst in dem zu erwartenden fünften Bande des Devrient'schen Werks Erwähnung finden dürften.*)

Mit alledem hängt es genau zusammen, wenn Devrient für die „Künstlerdirection" das Wort führt, d. h. wenn er empfiehlt, daß ausübende Künstler an die Spitze der Bühnenverwaltungen gestellt werden, wobei er sich auf das Beispiel von Schröder, Iffland u. s. w. beruft. Mit Recht eifert er gegen die bureaukratischen Einrichtungen der Theaterverwaltung, und von der Unwissenheit gewisser Hoftheaterintendanten erzählt er die haarsträubendsten Dinge, die, wenn sie nicht wahr, doch gut erfunden sind. So habe einer derselben die bekannte Spontini'sche Oper „Die Vestalin" während seiner längjährigen Bühnenverwaltung nie anders als „Die Westfalin" genannt; ein anderer habe den Pauker mit seiner Bitte um Gehaltszulage mit dem Bedeuten zurückgewiesen: er solle erst fleißiger werden, er beobachte ihn aus seiner Loge fortwährend und sähe, wie selten er zuschlüge u. s. w. Nichtsdestoweniger würden wir, der Theorie nach, für wirklich große Bühnen, die nicht zu knickern brauchen, eine gemischte Verwaltung für die ersprießlichste halten: an der Spitze ein wirklich hochgebildeter, für die Kunst begeisterter, generöser, durch seine Lage und seinen Stand unabhängiger Herr, ihm zur Seite ein Mit- oder Unterdirector aus dem Schauspielerstande und beiden zur Seite eine gewiegte literarische Kraft als Dramaturg. Bei einer solchen Zusammensetzung würde sich am besten jede einseitige Richtung vermeiden lassen, vorausgesetzt, daß man die geeigneten Männer fände und daß sich diese untereinander gut verständen. Cavaliere, Dichter und Schauspieler haben immer ihre besondern Neigungen und Liebhabereien und letztere noch ihre besondern Rancunen und Eifersüchteleien, die sie gern zur Geltung bringen, falls ihnen kein Gegengewicht geboten wird. Was hätte Heinrich Laube, der vordem als freier Schriftsteller so heftig und leidenschaftlich den Bühnenleitungen Opposition machte, in seiner jetzigen Stellung am Hofburgtheater thun können, um die deutsche dramatische Muse zu fördern und dramatische Talente zum Schaffen zu ermuntern, von denen ja so manche systematisch und geflissentlich zurückgesetzt werden, bis sie ihrem Talent Schweigen auferlegen. Was aber hat er für die vaterländische dramatische Muse gethan? Bei seiner Vorliebe für die französische Technik oder das, was er die „Mache" heißt, wird er lieber drei oder vier Uebersetzungen aus dem Französischen, als ein einziges deutsches Originalstück zur Aufführung bringen: eine persönliche, einem deutschen Bühnenleiter nicht sehr wohl anstehende Liebhaberei, über die sich Feodor Wehl in seiner „Deutschen Schaubühne" wiederholt nachdrücklich beschwert hat. Man klagt mit Recht in Deutschland — und auch Laube thut dies — über die beschwerliche Zudringlichkeit und die Prätensionen eingebildeter dramatischer Autoren und Pfuscher; aber man vergißt darüber nur zu sehr, dem bescheidenen Talente, welches der Aufmunterung und vielleicht nur dieser bedarf, die Hand entgegenzustrecken.

Eduard Devrient's Trachten, der Demoralisation des Schauspielerstandes entgegenzuwirken und auf seine Hebung in sittlicher und bürgerlicher Hinsicht hinzuarbeiten, verdient sicherlich alle Achtung; aber wir glauben, daß man in den Anforderungen, die man jetzt in dieser Hinsicht an Dichter, Künstler und Schauspieler stellt, überhaupt zu weit geht. Wir huldigen keineswegs dem

*) Bei den obigen Mittheilungen in Betreff der gräflich Brühl'schen und der Küstner'schen Bühnenverwaltung haben wir übrigens eine Vorlage aus der Hand eines durchaus competenten Theaterbeobachters zu benutzen Gelegenheit gehabt.

bedenklichen Grundsatz, daß ein künstlerisches Genie nothwendig wild und ausschweifend leben müsse, aber auch ebenso wenig der Ansicht, daß es so philisterhaft regelmäßig leben müsse wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Mozart war fröhlich mit den Fröhlichen; aber ohne diesen leichten flotten Sinn würde er auch schwerlich eine Musik wie die zu „Figaro's Hochzeit“ und zum „Don Juan“ geschaffen haben. Wenn heutzutage berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen auf nichts weiter sinnen, als wie sie Geld zusammenscharren sollen, und ihr Talent und ihre Kunst fast ausschließlich diesem ordinären Zweck dienstbar machen; so erscheint dies in unsern Augen nicht ein Haar breit sittlicher, als wenn geniale Künstler früherer Zeiten das Geld geringschätzten, unökonomisch lebten und wol bisweilen in einer fröhlichen Nacht verthaten, was sie im Laufe einer Woche erworben hatten.

Man muß, wie gesagt, vor gewissen Einseitigkeiten Eduard Devrient's auf der Hut sein; sonst aber ist sein bisher zu vier Bänden gediehenes Werk über das deutsche Theater, was historische Studien, praktische Bühnenkenntniß, Fülle des Materials und ernste würdige Gesinnung betrifft, ein sehr preiswürdiges und eine auch von künftigen Literatur- und Culturhistorikern wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Quellenschrift.

Die Schrift „Das deutsche Theater“ (Nr. 3) von Rudolf Wirsing, Director des Stadttheaters zu Leipzig, war uns in gewisser Hinsicht von besonderm Interesse. Wenn unsereins einzig und allein vom ästhetischen Standpunkt und von keinerlei selbstischem Interesse, sondern nur von aufrichtiger Theilnahme für das Beste der Kunst und die dramatische Poesie geleitet, manches oder auch vieles am Theaterwesen und den leitenden Grundsätzen der Directionen auszusetzen fand, so pflegten die sogenannten Praktiker alsbald mit dem Vorwurf bei der Hand zu sein, daß wir nichts von der Sache verständen und nichts mit dreinzureden hätten. Nun kommt hier ein gewiegter Praktiker und liefert durch seine Darstellung des Verfalls des deutschen Theaters den Beweis, wie sehr wir nur insofern unrecht gehabt haben, daß wir uns den Verfall und die Demoralisation, die nach allen Richtungen und Dimensionen des Theaters herrschen, nicht einmal so schlimm dachten und sie nicht so schlimm schilderten als sie sind. Insofern ist uns das Gutachten dieses Praktikers, der schon, ehe er das leipziger Stadttheater verwaltete, Theaterdirector war, mithin aus langjähriger praktischer Erfahrung den Zustand der Dinge gründlich kennt, von hohem Werth, der dadurch nicht im geringsten beeinträchtigt wird, daß die nobeln Grundsätze, die er aufstellt, zum Theil mit seiner eigenen Theaterleitung in einigem Widerspruche zu stehen scheinen mögen. Die meisten Menschen kommen ja wol in den Fall, das Bessere einzusehen und es zu wollen, ohne es wie sie wünschen in Vollzug setzen zu können. Wirsing kennt z. B. die nachtheiligen Folgen des heutigen Gastspielunwesens sehr wohl; dennoch läßt er auf seinem Theater in der Sommersaison Gastspiel auf Gastspiel folgen, aus dem einfachen Grunde, weil sonst die leipziger Bühne in den eigentlichen Sommermonaten wegen Nichtbesuchs vielleicht geschlossen werden müßte. Die idealsten Anschauungen kommen eben gegen das praktische Bedürfniß nicht auf. Der einzelne kann gegen den allgemeinen Ungeschmack und gegen die allgemeine Verwilderung und Demoralisation wenig thun, wenn nicht von allen Seiten mit Ernst und unerbittlicher Energie eingegriffen wird oder nicht ein allgemeiner Umschwung durch unsichtbare mächtige Zeitfactoren von selbst eintritt.

Namentlich ist die Stellung eines Stadttheater-Directors eine äußerst schwierige. Hier heißt es, bestehen oder untergehen. Es ist nur halb wahr, was Schiller sagt, daß die Kunst immer nur durch die Künstler falle; als Schiller dies schrieb, hatte er nur das Publikum seiner Tage vor Augen, das sich unter seinem und Goethe's mächtigem Einfluß, und mit wie viel Mühe, in einigen Theatern Deutschlands gebildet hatte; aber von den Unsinnigkeiten unsers Publikums, dem der Director irgendeines Circus, einer Reitergesellschaft ein viel wichtigerer Mann ist als ein Theaterdirector, hatte er keine Ahnung. Und schon unter Goethe's und Schiller's Augen selbst lief ein großer Theil des Publikums, derjenige, der die Theater füllt, den rohesten Machwerken nach, wie es auch die rohesten und zugleich lascivsten Ritter- und Räuberromane viel lieber las als die idealsten Dichtungen. Künstler und Publikum tragen die gleiche Schuld. Wie ein Publikum ist, so sind auch seine Künstler. Opponirte das Publikum stets zur rechten Zeit energisch gegen die Misbräuche, deren sich die Künstler schuldig machen, so würden diese Misbräuche von selbst aufhören müssen. Die höchsten wie die niedrigsten Stände erblicken im Theater nur eine Vergnügungs-, nicht eine Kunstanstalt, und die Schicht, die mitten inne liegt, ist ebenso anspruchsvoll als unzuverlässig. Diejenigen, welche immer nach einem classischen Repertoire schreien, sind gerade diejenigen, welche das Theater entweder gar nicht oder wenigstens dann nicht besuchen, wenn classische Stücke gegeben werden. Ein Referent über die Leistungen des deutschen Theaters in Petersburg, der verstorbene Hinze, sagte freilich einmal: „Man sage nicht, Kunst und Künstler hängen vom Publikum ab, und dem Grade der Bildung und des Geschmacks dieses müßten sich jene fügen. Es ist nicht wahr. Das Publikum ist ganz in den Händen der Künstler“ u. s. w. Wie kann man das Publikum in so beleidigender Weise nur für so abhängig und gänzlich ohnmächtig erklären? Nein, das Publikum ist die höchste, die oberste Macht; es kann, wenn es nur will, seine Künstler und die Theatervorstände zwingen, Priester der Kunst zu sein. Viel treffender scheint uns der Ausspruch, den wir jüngst in einem Blatte, wir erinnern uns nicht mehr in welchem, lasen: „Das stehende Schauspiel eines Orts ist selten besser, nie schlechter als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art, einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen, was an ihr sei, daß man über ihre Bühne spricht.“

Wir gestehen übrigens, daß auch wir in jüngern

Jahren ganz auf dem Standpunkt des oben angeführten Schiller'schen Ausspruchs standen und von diesem aus (z. B. in dem Aufsatz „Tableau der deutschen Schaubühne" im zweiten Bande von Mundt's „Dioskuren" und an andern Orten) das Mangelhafte deutscher Theaterzustände bekämpften; aber wir gestehen ebenso aufrichtig, daß wir seitdem an dem lieben deutschen Publikum, dessen Geschmacksrichtung nicht blos in Bezug auf das Theater ein theils höchst schwächlicher, theils überreizter, jedenfalls aber im höchsten Grade confuser ist, ganz andere Erfahrungen gemacht haben, und daß wir jetzt in ihm viel mehr noch als in den Künstlern und den Theaterverwaltungen die Wurzel des Uebels erblicken, obschon wir letztern keineswegs ihren erklecklichen Antheil daran verkümmern wollen. Das sei fern von uns! Aber wir Kritiker und wir sogenanntes gebildetes Publikum haben uns seit drei oder vier Decennien damit herumgequält, für den Verfall des deutschen Theaters ausschließlich die Künstler und die Theaterverwaltungen verantwortlich zu machen, und wir sind damit keinen Schritt weiter gekommen; vielmehr hat der Verfall des Theaters, wie es scheint und wie uns in vorliegender Schrift ein erfahrener Praktiker versichert, trotz aller unserer Protestationen und schönen moralischen Vorlesungen die reißendsten und betrübendsten Fortschritte gemacht. Fangen wir es einmal am andern, um so zu sagen dem dicksten Ende, nämlich beim Publikum an! Suchen wir sein Ehr- und Selbstgefühl zu erwecken! Halten wir ihm vor, daß es der Hauptsünder sei, daß es nur auf seinen Geschmack, seine Bildung, seinen Willen, seinen ausgesprochenen Protest ankomme, um die Künstler und die Theaterverwaltungen vom Standpunkte der Kunst und der Aesthetik zu beherrschen! Große Hoffnungen knüpfen wir freilich auch daran nicht. Ein eigenwilliges, genußsüchtiges Publikum, dessen Geschmack einmal gründlich verdorben ist, läßt sich schwer belehren und bekehren. Der Theaterverfall ist ein allgemeines europäisches Leiden, welches, abgesehen von den Einwirkungen politischer Strömungen, mit dem materialistischen Zuge unserer Tage zusammenhängt. Sehen wir nach Frankreich, dem der Imperialismus und das Demi-Monde-Wesen so schöne Früchte tragen! Ein Correspondent des „Morgenblatt" schrieb diesem aus Paris:

> Auf den Theatern herrscht mehr und mehr der Materialismus. Wer mag's den Bühnenvorstehern verdenken? Sie machen bei diesem System gute Geschäfte; mit der reinen Poesie, mit dem Ideale und dergleichen würden sie zu Grunde gehen, und die Dichter obendrein.

Ein anderer Correspondent berichtete:

> Das verflossene Theaterjahr hat in Frankreich, d. h. in Paris, nichts hervorgebracht als Gelegenheitseffecte, Nothbehelfe und eine ungeheuere Masse schlechten Zeugs. Von dem immer schmutziger werdenden Melodrama, von dem in der Zote versunkenen Vaudeville kann man gar nicht mehr reden.

Oder haben wir die Theaterzustände in England, Rußland, Italien, Spanien u. s. w. zu beneiden? Wir glauben nicht! Die Stücke Shakspeare's, Goethe's, Lessing's, Schiller's, Calderon's bilden doch immerhin einen wesentlichen Bestandtheil des Repertoire unserer vorzüglichern Bühnen, und selbst unter den neuern zur Aufführung kommenden Stücken befindet sich manches, das, soviel es auch sonst zu wünschen übrig läßt, eine höhere Tendenz, einen poetischen Gehalt verräth, was sich von den mitzeitigen Bühnenstücken anderer Nationen selten wird behaupten lassen. Ja, leider möchte man sagen, jene classischen Schöpfungen und diese poetischen neuern Stücke seien wider Willen des größern Theils des Publikums auf dem Repertoire; die Tragödie wenigstens bezeichnet Wirsing selbst als dasjenige Genre, welches in unserer Zeit am wenigsten beliebt sei. Trotz dieser Ueberzeugung mahnt Wirsing wiederholt in schönen Worten an die Pflicht, mitlebende Dichter durch Aufführung ihrer dramatischen Erzeugnisse zu weiterm Schaffen zu ermuthigen und sich durch einzelne Mißerfolge in diesem Streben nicht einschüchtern zu lassen.

Im übrigen unterschreiben wir die meisten Behauptungen Wirsing's, soweit sie die Mängel des Theaterwesens betreffen, als vollkommen richtig; und jedenfalls müssen wir den Freimuth und die Aufrichtigkeit, womit ein Theaterdirector dergleichen ausspricht, als beispiellos anerkennen. So weit geht seine Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit, daß er nach allen Seiten hin die unverblümtesten Wahrheiten ausspricht, selbst auf die Gefahr hin, daß man aus dem harten Eisen dieser Wahrheiten gegen ihn selbst Waffen schmiede. Daß er damit eine Absicht verbindet, ist wol klar; er richtet seine Warnungen ebenso wol an das Publikum als an gewisse bestimmende Einflüsse, die das Wirken eines Stadttheater-Directors beeinträchtigen, endlich an die Regierung, die er aufmerksam machen und zur Mithülfe herbeiziehen möchte. Auf Einzelheiten gehen wir hier nicht weiter ein, da das Buch hauptsächlich für Theaterkreise bestimmt ist, unter den mehreren tausend Leuten aber, welche das Heer- und Trainwesen des deutschen Theaterstaats bilden, sich wol nur sehr wenige befinden mögen, welche unsere Blätter lesen. Denn um die allgemeinern Literaturinteressen bekümmern sich die Schauspieler so gut wie gar nicht, und unter den Theaterleitern mag es wol nur hier und da einen geben, der sich für Fragen interessirt, welche mit dem Theater nicht ganz genau zusammenhängen. Die Schauspieler glauben genug für ihre allgemeine Bildung gethan zu haben, wenn sie ein paar Theaterblätter lesen, in denen außerdem zumeist nur das sie speciell Betreffende und überhaupt das rein Persönliche ihre Theilnahme erweckt und ihre Aufmerksamkeit beschäftigt. Bei den Recensionen eilen sie über die allgemeinen Bemerkungen, welche das aufgeführte Stück selbst betreffen, so schnell als möglich hinweg oder beachten sie vielleicht überhaupt gar nicht. Von der dramatischen Literatur kennen die meisten nur diejenigen Stücke, in denen sie beschäftigt sind; ja manche Mitglieder solcher Theater, bei denen keine Leseproben eingeführt sind, lernen ein zum ersten mal aufgeführtes Stück nur so weit kennen, als sie darin beschäftigt sind; haben sie z. B. nur bis zum Schluß des dritten Actes zu thun, so verlassen sie bei den Proben wie bei den Aufführungen das Haus gleich mit dem Schlusse des dritten Actes; was noch in den beiden letzten

Acten vorgeht, erfahren sie daher niemals oder nur durch zufälliges Hörensagen. Besonders erlauben sie sich dies bei Trauerspielen, welche den meisten Schauspielern für langweilig gelten. Wir würden an Fälle dieser Art nicht glauben, wüßten wir sie nicht aus dem Munde von Schauspielern selbst, die so zu thun pflegen. Sollten einmal Theaterschulen in Deutschland (deren, nach Wirsing's Ansicht, drei mit dem Sitz in Wien, Berlin, Dresden oder München für ganz Deutschland ausreichen würden) zu Stande kommen, so überlade man, wenn man einen wirklichen Nutzen von ihnen erwarten will, ja nicht ihre Zöglinge mit einer Menge historischer, geographischer, linguistischer Kenntnisse, wie man dies im Sinne zu haben scheint, sondern man trachte vielmehr dahin, ihren Sinn für das Schöne im allgemeinen, für die Poesie und die übrigen Künste und nicht blos für die ästhetischen, sondern auch für die humanen Interessen zu wecken. Diese Art Bildung erweitert Geist und Herz, wirkt versittlichend und mäßigt die Einbildung von sich selbst. Anhäufung unverdauter Kenntnisse nutzt nichts und macht eitel; eitel aber sind die Schauspieler so schon genug.

Uebrigens verdient Wirsing's Buch nicht blos in engern Theaterkreisen gelesen zu werden; auch das größere Publikum wird daraus manche Belehrung, manche Aufklärung schöpfen, freilich nicht selten auf Kosten seiner naiven Schwärmerei für Theaterprinzen und Theaterprinzessinnen, deren Kunstliebe oft von so wenig echtem Stoff ist als ihre Theatergarderobe und die blitzenden Flittern daran. Gedichte, Blumensträuße, Kränze u. s. w. fliegen auf das Theater; die Künstlerin thut gerührt, dankt scheinbar weinend mit einigen Worten oder schweigend die Hände über der Brust kreuzend; ein College drückt wol dieser Priesterin der Kunst einen Lorberkranz aufs Haupt. Das Publikum jubelt; nächsten Tags verkünden die Berichterstatter den ungeheuern beispiellosen Triumph der Künstlerin mit vollen Backen. Ach, das Ganze war nur eine wohlgelungene Theaterscene. Wirsing, ein Theaterdirector, der genaue Kenntniß von der ganzen Manipulation hat, erzählt uns das Nähere; er versichert uns, in neuerer Zeit sei es sogar so weit gekommen, daß für gastirende Künstler in großen Städten „die Claque von dem Hotel aus, wo der Gast absteigt, besorgt wird. Es wird dort von dienstfertigen Händen alles Nöthige für den Abend arrangirt, die Ovationen werden vorbereitet, die Blumen, die Bouquets, die Lorberkränze mit Bändern, auf denen sinnige Verse gedruckt zu lesen sind, herbeigeschafft — alles natürlich auf Kosten des betreffenden Künstlers, der überdies in solchen Fällen eine ganz gehörige Hotelrechnung zu zahlen und außer dem «pour service» noch sehr beträchtliche Extratrinkgelder zu geben hat. Daß in neuester Zeit namentlich von Künstlerinnen an der Table-d'hôte die Claque und Reclame in eigener Person vorbereitet wird, ist allen Eingeweihten beim Theater nur zu bekannt und zugleich ein trauriges Zeichen der Richtung unserer Zeit, daß sich oft Männer, den höchsten Kreisen der Gesellschaft und den gebildetsten Ständen angehörend, zu solch elendem Treiben hergeben."

Wirsing's positive Reformvorschläge, durch die seiner Ansicht nach allen den von ihm bezeichneten Uebeln ein Ziel gesetzt werden würde und die wesentlich auf Herbeiziehung einer strengen Staatscontrole hinauslaufen, liegen als zu speciell und zugleich als zu fragwürdig dem Zweck und der Aufgabe d. Bl. fern.

Natürlich dürfen in Wirsing's Buche die Theaterrecensenten ebenso wenig fehlen, als sie in Devrient's Werke fehlen. Die Deutschen sind im allgemeinen ebenso geneigt, alles zu tadeln, als sie geneigt sind, die Hände in den Schos zu legen. Devrient klagt, daß der frech witzelnde Saphir seinerzeit durch seine Theaterrecensionen eine so große und so schädliche Macht ausgeübt habe; und doch trugen auch hier das Publikum, ja die Schauspieler, die Theaterbeamten und Theaterdirectoren selbst die größte Schuld. Die einen vergnügten sich an Saphir's unverschämten Witzen, die andern fürchteten sie; aber alle lasen sie, mit Vergnügen oder mit Aerger, gleichviel; man las sie, man trug Saphir's Schlagworte und Wortwitze von Mund zu Mund, man fand sie ungeheuer geistreich und pikant. Die ernsthaften Berichte solcher Kritiker, welche es ehrlich mit der Kunst meinten, galten für um so langweiliger, je gründlicher sie waren, und wurden nicht gelesen, am wenigsten in den Theaterkreisen selbst. Will man auf diesem Felde der Demoralisation und Käuflichkeit entgegenarbeiten, so thue man dazu, die Theaterreferenten pecuniär so zu stellen, daß sie ihre Unabhängigkeit bewahren können. Mir ist der Fall bekannt, daß ein armer Theaterrecensent für seine täglichen Berichte in einer kleinern politisirenden Zeitung, die aber der Theaterreferate nicht entbehren konnte, mit einem Freibillet und mit einem monatlichen Honorar von 2 Thalern abgespeist wurde. Ist es möglich? wird man fragen; aber was wäre in Deutschland nicht möglich. Man schimpfe auf solch arme Creaturen, wie man will, man wird damit nichts ausrichten; es wird sich immer jemand finden, der auch diesen kleinen Verdienst und den ihm dadurch gebotenen „Kunstgenuß" mitnimmt; er kann ja den ihm gewährten freien Besuch des Theaters auch sonst noch ausnutzen. Die ganze Atmosphäre ist demoralisirt, die ganze Theaterwelt eine Welt des ausgebildetsten Eigennutzes und Egoismus, und nur von einem solchen Hungerleider von Theaterrecensenten verlangt man, daß er zur Ehre der Kunst und Tugend darbe. Man denke sich einer solchen bemitleidenswerthen Creatur gegenüber einen berühmten Schauspieler, der, vielleicht mit Hülfe jenes Recensenten, bei einem Gastspiel in einem Monat Tausende verdient! Er hat sich auf ein Dutzend Rollen eingepaukt, mit denen er auf Flügeln des Dampfes von Theater zu Theater umherzieht, wie ein Meßvirtuose von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, stellt sich aber doch dabei an, als ob dies nur im Interesse der Kunst und aus reiner Begeisterung für die Kunst geschähe. Wir wissen nicht, wer über diesen lügenhaften Zustand und diesen schreienden Contrast eigentlich roth zu werden hat — der unberühmte Recensent oder der berühmte Gastspieler.

Für die Mimik und Gesticulation ist von wissenschaftlichem Standpunkte eigentlich seit J. J. Engel's „Mimik" wenig oder doch nichts Bedeutendes gethan worden; und man müßte es daher der frühern Sängerin Agnese Schebest, die zugleich eine ausgezeichnete Darstellerin war, Dank wissen, daß sie sich in ihrer Schrift „Rede und Geberde" (Nr. 4) neben der Declamation auch dieser vernachlässigten Zweige anzunehmen die Güte gehabt hat, wenn eben das Buch einen wissenschaftlichen Werth zu beanspruchen hätte. Leider hat aber die Verfasserin eine sehr veraltete unwissenschaftliche Form für die Einkleidung ihrer Belehrungen gewählt. Nun gilt zwar jetzt manches für veraltet, was doch ganz praktisch sein mag und mit Unrecht außer Curs gesetzt worden ist. Aber was die Gesprächsform betrifft, deren sich die Verfasserin bedient, so ist dieselbe allerdings mit größtem Recht bei Schriften dieses Inhalts nicht mehr im Gebrauch. Ein wißbegieriger Leser, welcher in vorliegender Schrift wissenschaftliche Belehrung sucht, wird sich leicht abgestoßen fühlen und das Buch beiseite legen, wenn er auf Stellen wie folgende stößt: „Brummt dir nicht heute noch der Kopf von der gestrigen Lection? fragte Marie ihren in stilles Nachsinnen versunkenen Bruder"; oder „Grüße und küsse mir auch Herrn Walfisch, sagte Marie", worauf Karl erwidert: „Wir brauchen keine Küssereien von Frauenzimmern" u. s. w. Damit nicht genug hat die Verfasserin in diesen Partien eine kleine novellenartige Geschichte in Scene gesetzt, die, wie die Verfasserin bemerkt, „gleichsam den rothen Faden dieser Blätter bildet". Die Verfasserin will dadurch die „Trockenheit eines Lehrbuchs" vermeiden; aber es gibt andere und geeignetere Mittel, ein Buch dieser Art vor Trockenheit zu wahren. Außer durch diese Gespräche und unnöthige Excursionen ist das Buch auch durch eine gute Anzahl als Probestücke aufgenommener, zum Theil sehr langer und nicht einmal immer gut gewählter Gedichte unwegsam gemacht und ungebührlich verdickt worden. Man muß dies alles um so mehr bedauern, da das Buch sonst über Declamation, Gesticulation, Mimik, Verskunst, Lesekunst, wie namentlich auch über die Natur der verschiedenen Affecte und über die Art, wie sie in Stellung, Geberde und Ton am richtigsten ausgedrückt werden, viele sehr brauchbare Bemerkungen und Fingerzeige enthält, welche so gut wie die dem Buche einverleibten 30 Abbildungen nach persönlichen Darstellungen der Verfasserin beweisen, daß sie einen sehr ausgebildeten Sinn für Plastik, Schönheit und charakteristischen Ausdruck besitzt und über die betreffenden mimischen Aufgaben scharf und eigenthümlich nachgedacht und zugleich auch vieles gelesen hat. Die Verfasserin beruft sich sogar auf Quintilian und kennt ihren Plato. Wie übrigens schon aus den mit wenigen Ausnahmen nur weibliche Attituden zur Anschauung bringenden Abbildungen hervorgeht, hat die Verfasserin ihre Schrift wol nur zunächst und zumeist für ein weibliches Publikum berechnet, und diesem dürfte die novellistisch-gesprächsartige Einkleidung, das bequeme Durcheinander, die bunte Mannichfaltigkeit der darin behandelten Gegenstände und der poetische Luxus des Buchs keinen Anstoß, eher vielleicht sogar Vergnügen erregen. Jedenfalls kann eine ehemalige Sängerin, die sich auch mit dergleichen wissenschaftlichen Dingen beschäftigt, unter ihresgleichen ein Phänomen genannt werden.

Albert Czerwinski hat in seiner Schrift „Geschichte der Tanzkunst" (Nr. 5), die mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen und neun alten Tanzmelodien versehen ist, einen Gegenstand abgehandelt, der unsers Wissens noch nicht historisch behandelt worden ist. Der Verfasser selbst bemerkt im Vorwort, daß zwar, seit das Studium der Völkerkunde eine wissenschaftliche Basis erhielt, die Historiker in der richtigen Einsicht, daß im Tanz der Volkscharakter sich abspiegele und daher einen wesentlichen Maßstab der Cultur darbiete, nicht umhin gekonnt hätten, auch von der Ausbildung der Tanzkunst Act zu nehmen; daß sie aber nirgends über gelegentliche tanzmusikalische Notizen von zweifelhaftem Werth oder über ein trockenes Verzeichniß von bloßen Tanznamen hinausgekommen seien. Der Verfasser hat es nun versucht, die Entwickelung der Tanzkunst, vom Beginn der historischen Kenntniß bis heute, in ein Bild zusammenzufassen — „ein Versuch, welchem sich", bemerkt er weiter, „da er ohne alle Vorgänge dasteht, Schwierigkeiten in den Weg stellten; deren Ueberwindung eine mehrjährige Arbeit erforderte"; es sei sein Bestreben gewesen, „in diesem Bilde dem Culturhistoriker die Bedeutsamkeit der zufälligen Details in ihrem geschichtlichen Zusammenhange untereinander und ihre Einordnung in den Strom der Weltbegebenheiten zu zeigen und zugleich den gebildeten Laien auf unterhaltende Weise in das Wesen einer Kunst einzuführen, an deren Schöpfungen im Ballet sich so mancher berauscht, und die zugleich fast jedermann praktisch ausübt."

Der Verfasser behandelt zunächst die altägyptischen Tänze, die Tänze bei den Juden, Griechen und Römern; sodann die Kirchentänze, den Verfall der Tanzkunst im Mittelalter, die Wiederbelebung derselben durch die Italiener gegen Ende des 15. Jahrhunderts, und die neuern italienischen Tänze; es folgt dann die Geschichte der Tanzkunst in Spanien, die der Tanzkunst in Frankreich, die Geschichte der Tänze in Deutschland, die der Tänze in Schottland, England, Schweden und Holland; und das Schlußkapitel endlich behandelt die Tänze der Böhmen, Ungarn, Polen, Russen, Walachen, Türken, Neugriechen und Neuägypter.

Mit besonderer Ausführlichkeit weilt der Verfasser unter anderm bei den in Deutschland während der Reformationszeit herrschenden unsittlichen Tanzweisen und Tanzgebräuchen, die der Verfasser selbst „unflätig" nennt, und gegen welche die Sittenprediger aller Orten eiferten und die Obrigkeiten Verordnungen auf Verordnungen erließen. Romanische Völker hatten ebenfalls unsittliche Tänze, wie die Volte und die spanische Sarabande, welche

letztere übrigens später in Frankreich zu einem seriösen Tanz ausgebildet wurde und als solche auch in Flemming's Gedichten eine Rolle spielt; aber bei diesen romantischen Tänzen war die Unsittlichkeit doch in eine Art Regel gebracht und gewissermaßen organisirt, während bei den deutschen Tänzen zur Reformationszeit die abscheulichste Zuchtlosigkeit und Trunkenheit herrschte und die Tänzer darin wetteiferten, ihre Tänzerinnen so hoch als möglich zu schwingen und zu entblößen, paarweise nieder- und übereinander zu fallen u. s. w. Welch ein Contrast gegen die theils majestätischen und ritterlichen, theils sinnig-anmuthigen, aber immer decenten Tänze der Slawen, unter denen die der Böhmen oft ein ästhetisches Ganzes bilden, die lieblichsten Seelenstimmungen und lyrisch-sinnigsten Empfindungen ausdrücken und Lied und Gesang zum treuen Begleiter haben. Von besonderm Interesse ist das Kapitel über die französische oder vielmehr die pariser Tanzkunst; denn wie alles in Frankreich, so monopolisirte Paris auch den Tanz, der hier seinen frischen volksthümlichen Duft verlor, während die Salontanzkunst und das Ballet aufs künstlichste und complicirteste ausgebildet wurden, zugleich aber auch, wie alle übrigen Künste und die Poesie, den in dem Frankreich Ludwig's XIV. unvermeidlichen Beisatz von Rococogeschmack erhielten. Die pariser Tanz- und Balletmeister ersten Ranges, ein Marcel, Vestris („le dieu de la danse"), Noverre, Jean Bercher, genannt Dauberval u. s. w. gehörten zu den wichtigsten und angesehensten Männern in Frankreich, hatten das Vorrecht, Herzoginnen und Gräfinnen, welche bei ihnen Unterricht nahmen, aufs unhöflichste zu behandeln, und zeigten überhaupt eine Arroganz und eine Einbildung von ihrer Würde und Bedeutung, die an das Fabelhafte grenzen. Auch Czerwinski erzählt hiervon Unglaubliches. Sein Buch, obschon es als ein erster Versuch in wissenschaftlicher Hinsicht manches zu wünschen übrig lassen mag, hat ein culturhistorisches Interesse in Anspruch zu nehmen; denn fast könnte man sagen: wie der Charakter eines Volks ist, so tanzt es auch. Es gibt freilich Fälle, die damit im Widerspruch zu stehen scheinen; so wenn das lebhafte Volk der Franzosen uns mit den gemessensten Tänzen, z. B. dem Menuet, für dessen graziöses Wesen übrigens Czerwinski schwärmt, und andern Tänzen ehrbarsten Charakters, wir dagegen, die wir für ein phlegmatisches Volk gelten, schon unter dem ersten Napoleon Frankreich mit dem lebhaften Rundtanz, der stürmischen Galoppade und später dem wilden Schnellwalzer beschenkten, und uns so für die französische Occupation dadurch an Frankreich rächten, daß wir das Régime seiner alten soliden Kunsttänze zu Falle brachten. Indeß gerade diese stürmischen, das Blut in Aufregung und das Gemüth in einen halbtrunkenen Taumel versetzenden deutschen Tänze können vielleicht mit zum Beweise dienen, daß, wie wir schon wiederholt in d. Bl. aussprachen, das deutsche Volk keineswegs innerlich so phlegmatisch ist, als es in ruhigem unangefochtenen Zustande erscheinen mag.

Hermann Marggraff.

Drei deutsche Fürstenbilder.

1. Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen. Ein geschichtliches Lebensbild, dem deutschen Volke gewidmet von Hermann von Schmettau. Mit dem Bildniß des hochsel. Königs. Berlin, Küntzel und Beck. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser erzählt uns in dem Vorwort seines Buchs, daß er auch einst „wie Posa schwärmte", nun aber, da er alt geworden sei, zur Erkenntniß gekommen, daß solche Schwärmereien gotteslästerlich seien. Um nun junge Leute vor ähnlichen Täuschungen zu bewahren, schrieb er das Lebensbild des verstorbenen preußischen Königs, hauptsächlich wol darum, um seinem bekehrten Herzen Luft zu machen über die Leute, „welche sich zu Lehrern und Propheten aufwerfen" und als „Sudelköche" den hungernden Magen seiner Mitbürger mit Träbern verderben. Das ganze Werk ist deshalb auch nur ein gefärbtes Zeitbild ohne thatsächlichen Werth, und namentlich das Biographische ist so dürftig und nebenbei eingeflickt, daß in dieser Beziehung der betreffende Artikel des „Conversations-Lexikon" viel mehr Ausbeute gewährt. Dagegen zeigt der Verfasser namentlich in der ersten Hälfte des Werks bei Schilderung der Zustände Europas einen historischen Sinn, den wir ihm ebenso wenig wie eine angenehme, oft humorvolle Darstellungsweise absprechen wollen. Daß die Geschmäcker verschieden sind, ist eine alte Geschichte und der Geschmack Schmettau's hat seine Berechtigung. Wir glauben sogar, er ist fest von der Vortrefflichkeit desselben überzeugt, und da er, mit Ausnahme einiger frommen Einbildungen, im ganzen als ein Mann von freiem Blick und von Verständniß der Dinge spricht, so mag man die Urtheile vom Standpunkt des Evangelischen Vereins und der Kreuzzeitung als die einer Partei anerkennen, deren Dasein namentlich in Preußen zu dem wohlthätigen Kampf für den Fortschritt anspornte.

Schmettau geht mit seiner Beweisführung, daß nämlich die Demokraten und Liberalen leibhaftige Teufel seien, ziemlich gründlich vor. Er stellt zuvörderst apodiktisch fest, daß die ganze Fortschrittsidee direct vom Sündenfall Adam's abstamme und die Erbsünde sich in ihr als der von Gott abgefallene Geist kennzeichne. Jedenfalls hat sonach die verruchte, gottesleugnerische Demokratie und was drum- und dranhängt ein stolzes Alter, viel Ahnen und viel Geschichte, und da auf der Welt leider Gottes nur Menschen wohnen, so werden sie sich wol auch mit dieser fortwuchernden Erbsünde Adam's vertragen müssen. Schmettau sieht auch ein, daß dies erbsündige Geschlecht nicht auszurotten ist; aber er freut sich wenigstens, daß nur dieses Schuld an allen Revolutionen trage. „Revolution", sagt er, „ist überhaupt der bewußte Abfall von Gott und die Ersetzung seines Willens durch die Satzungen der menschlichen Willkür." Diese Aufstellung ist recht bequem und für das Gottesgnadenthum-Dogma um so vortheilhafter, als die meisten Revolutionen sich gegen die Fürsten richten, deren göttliches Regiment den Menschen unerträglich geworden ist. Und die Revolutionen von oben? Ja, Bauer, das ist ganz was anders! Fürsten sind eben keine gewöhnlichen Menschen; die handeln nach Schmettau immer im Namen Gottes.

Freilich, wenn man der Ansicht lebt, daß die Menschen nur um der Religion und der Fürsten willen da seien, so versteht man eben von dem Geist, der die Weltgeschichte trotz aller Menschenwillkür fortbewegt, sehr wenig und spricht den Ebenbildern Gottes allen Verstand und allen Willen ab. Der Verfasser preist die Heilige Allianz, weil dadurch die Fürsten doch wieder den Willen bezeigt hätten, eine christliche Obrigkeit einzurichten; er beklagt ihr Scheitern, weil die Völker „eine Obrigkeit, die sich öffentlich und aufrichtig zum Christenthum bekennt, nicht mehr dulden wollen: das ist der Fortschritt". Armselige Anschauung! Nicht gegen das Christenthum arbeiteten die Völker, sondern dagegen, daß man aus dem Christenthum eine heuchlerische

Maske selbstsüchtiger Tendenzen machen wollte, um den Völkern den gesunden Menschenverstand abzugewöhnen. Die Fürsten sollen eben nicht mehr Vorsehung spielen, weil sie auch nur Menschen sind und manchmal dem lieben Gott gar nicht zu Gefallen ihre Unterthanen unchristlich malträtiren. Es steht nirgends in der Bibel, daß Constitutionen unchristlich sind, auch nicht Republiken. Wenn der Verfasser ferner unserer Zeit eine große Misachtung des Christenthums vorwirft und daraus die Ursachen aller demokratischen Bestrebungen ableitet, so ist dies wieder eine sehr mittelalterliche Ansicht. Die Religion ist für die Zucht des Gemüths da; die Politik ist ausschließlich Gebiet des Verstandes, für Fürsten wie für Völker. Wenn unsere Zeit sich nicht mehr lediglich um die Religion dreht und deren äußerer Cultus unwillkürlich abgenommen hat, so erklärt sich dies nur daraus, daß die Menschen im allgemeinen der christlichen Zucht des Herzens sicher sind und christlich fühlen und handeln, ohne bei jeder Gelegenheit religiöse Uebungen anzustellen. Die Religion ist für die Völker, was die Schule für die Kinder. Sind diese damit fertig, so ergreifen sie einen Lebensberuf und gehen nicht mehr in die Schule, sie bilden sich selbst weiter. Auch die Völker sind nach Jahrhunderten religiöser Zucht reif für andere Thaten und üben dieselben, ohne den alten äußern religiösen Cultus, aber von dem Sinn ihrer Religion erfüllt. Christus hat nirgends gelehrt, daß Liberale oder Demokraten nicht seine Anhänger sein können, und findet sich, daß die Reactionäre und Kreuzritter im allgemeinen mehr äußern religiösen Cultus zur Schau tragen, so mag man einige Ursachen davon wol darin finden, daß sie überhaupt noch mehr in den Gemüthsanschauungen einer entschwundenen Zeit leben. Das nimmt ihnen auch niemand übel; aber daß ihretwegen nicht die Weltgeschichte still steht und die Politik nicht lediglich nach religiösen Begriffen gehandhabt wird, die nur ihren Tendenzen huldigen, das wird uch keinen vernünftigen Menschen wundern. Es gab noch viel rommere Revolutionäre als viele Fürsten, wofür man die verfänglichsten Beispiele anführen könnte. Ein Vorwurf, wie Schmettau Goethe und Humboldt macht, daß sie nämlich Nichtchristen gewesen seien, ist denn auch geradezu als kindisch zu ezeichnen.

Aus dem bisher Angeführten wird man zur Genüge en Geist erkennen, in dem das Buch geschrieben ist. Friedrich Bilhelm, unstreitig einer der geistreichsten Fürsten, der mit seier mittelalterlichen Romantik an der Prosa der Zeit scheiterte, ird als der echte moderne Fürst der Christenheit gefeiert. Es t noch auffallend, daß der Verfasser ihm Schwäche des Chaakters, aus Gutmüthigkeit entsprungen, bei Gelegenheit der Ereignisse von 1848—50 zur Last legt; für diese Ereignisse selbst aber ermißt man überall ein Verständniß. Die Mitglieder der frankfurr Nationalversammlung sind Schwätzer und Revolutionäre; die aiserkrone, welche sie vergibt, darf ein Fürst nicht annehmen; lmütz ist nicht viel mehr als eine unbedeutende diplomatische chlappe, nichts im Vergleich zu der Staatsretterei Brandenrg's und Manteuffel's. Die größte That der Neuzeit sind ch dem Verfasser die Raumer'schen Schulregulative, und auch e Westphalen'sche Corruption findet durch ihn Lob und Preis. iener Jesu Christi zu sein und recht viel Soldaten zu halten, s ist das höchste Ziel, welches die Fürsten der Gegenwart zu streben haben, und nach Schmettau hat Friedrich Wilhelm IV. für ein Muster abgegeben. „Und du, mein liebes Preußen", ließt der Verfasser, „du willst so gern an die Spitze von eutschland kommen; durch den Liberalismus und die Demokratie irst du dies Ziel nimmermehr erreichen. Wenn du kein christhes Preußen sein willst, wird dich das Verderben ereilen wie gewappneter Mann, und du wirst untergehen unter dem hngelächter deiner Feinde."

König Ernst August von C. E. von Malortie. Hannover, Hahn. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Unmittelbar nach Erscheinen dieser Biographie des hannorschen Fürsten lief ein von Gutzkow gemachter Witz über deren Verfasser, den „Oberhofmarschall wie er sein soll", durch die Zeitungen. Herr von Malortie, hieß es darin, habe von den 25 Tabacksdosen, die er für das Werk von verschiedenen Höfen zum Geschenk erhalten, ein Fideicommiß gestiftet. Man könnte danach von vornherein das von ihm verfaßte Werk für eine ordinäre Lobhudelei halten; aber wir sind es der Gerechtigkeit schuldig, zu erklären, daß dem nicht über Gebühr der Fall ist. Herr von Malortie verleugnet freilich niemals den Hofmarschall, denn König Ernst August scheint ihm deshalb am meisten verdienstvoll, daß er gut und glänzend Hof hielt, große Jagden und Fêten gab und die Majestät recht stattlich zu repräsentiren wußte. Am Ende hat der Biograph auch nicht so unrecht, diese Eigenschaften des Königs von Hannover als seine Verdienste zu preisen; auch andere Schriftsteller würden Mühe haben, andere Tugenden dieses Monarchen über jene zu stellen. Leider ist es nun für die ordinäre Nachwelt sehr gleichgültig, was Herrn von Malortie als das wahrhaft historisch Denkwürdige an seinem Helden erschien, nämlich wie viel Feste er gegeben, wie viel Besuche fürstlicher Personen er empfangen, wie viel Dinercouverts in jedem Jahre servirt wurden und wie viel Hasen, Böcke, Hirsche u. s. w. Se. Majestät während der 15 Jahre Regierung geschossen. Die Notizen und mühsamen Arbeiten des Hofmarschallamtes und der Wirthschaftsverwaltung gaben dazu das herrlichste Material her. Daher hat der Herr von Malortie nicht allein in der biographischen Darstellung diesen erlauchten Handlungen seines Herrn die minutiöseste Aufmerksamkeit gewidmet, sondern auch noch von den 792 Seiten des ganzen Buchs fast 200 mit den officiellen Mittheilungen darüber gefüllt. Die zehn Anlagen enthalten z. B. ein Reglement des Leichenbegängnisses der Königin Friederike, einen Bericht über des Königs Krankheit, über eine Clubfeier, das Programm der Feierlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen, das Reglement der Beisetzung des Königs und „sehr interessante" bogenlange Verzeichnisse aller hohen Besuche und Reisen von 1837—51, sowie zahlreiche Tabellen alles in 15 Jahren vom König erlegten Wildes. Danach schossen Se. Majestät zusammen 3759 Stück Wild und ließen 92307 Dinercouverts serviren.

Abgesehen von dieser Hofmarschallschwäche, die sich hier so breit macht, erzählt der Verfasser über seinen Herrn ziemlich unbefangen, schlicht und gedrängt alles, was von ihm zu erzählen ist. Es finden sich manche sehr interessante Details aus dem Leben des Königs, und der Verfasser überzeugt uns, daß Ernst August trotz aller Engherzigkeit und Despotenlaune doch ein rechtschaffener Herr vom Schlage der alten Patriarchen war, die das moderne Mitregieren von Ständen und Kammern nicht vertragen können. Daß Malortie den Autokratismus seines Herrn gebührend lobt und ins beste Licht zu setzen sucht, ist seine Schuldigkeit und wird ihm auch niemand verargen. Die Seele eines Hofmanns und Dieners verdient auch in den Himmel zu kommen. Wie der Verfasser aber trotzdem auch Unentschuldbares nicht bemänteln will, zeigt seine Darstellung der bekannten göttinger Professorendemonstration. Ernst August's Hauptzweck war — und Malortie sagt es ganz unbefangen — gegen die Verfassung des Landes zu arbeiten und Revolution gegen sein Volk zu spielen. Das ist immerhin ein hinlänglich interessantes Kapitel, um Leser anzulocken. Auch in Mittheilung königlicher Grobheiten ist der Verfasser nicht scrupulös, und namentlich gedenkt er der Erbitterung, die Humboldt infolge solcher Kraftäußerung gegen den König hegte. Wie Humboldt von Ernst August sprach, mag aus folgendem, noch ungedrucktem Billet desselben an den berühmten Statistiker Baron Reden erhellen, welches ich gern zur Ergänzung dieses Referats mittheile. Der Brief ist vom 28. October 1848 und bezieht sich darauf, daß Reden in Berlin eine Anstellung erwartete und durch einen Besuch des Königs von Hannover befürchtete, derselbe werde die Anstellung bei Hofe hintertreiben. Reden hatte sich den Haß von Ernst August zugezogen, weil er als Generalsecretär der hannoverschen Ständekammer infolge des Verfassungsbruchs seine Entlassung genom-

men. „Wie können Sie, theuerster Herr“, schreibt Humboldt, „auch nur entfernt besorgen, daß Ihnen der Leumund eines alles besudelnden, alles beschimpfenden Fürsten schaden könne. Der Minister (Bülow) hat große Achtung für Sie, und Ihre Antwort auf die Operation, die sich der kleine König von Griechenland hat anthun lassen, hat durch Ideen wie Stil dem König sehr gefallen. Der roi des landes ist übrigens wol mehr jetzt mit seiner Gesundheit als mit seinen Kammern beschäftigt.“

3. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Oels, von Louis Ferdinand Spohr. Mit Porträts, Schlachtenbildern nach Monten und andern Illustrationen herausgegeben von Wilhelm Jörges. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Man wird dies sehr detaillirt ausgeführte Lebensbild des heldenmüthigen braunschweiger Herzogs nicht ohne großes Interesse lesen. Ueberall fühlt man, daß der Verfasser daran mit wirklicher Liebe gearbeitet hat, ohne dabei in die Phrasen und Schwächen eines biographischen Lobredners zu fallen. Unter den vielen Beschreibungen, die es namentlich über den kühnen Zug des Herzogs von Braunschweig im Jahre 1809 gibt, wird man die vorliegende immer obenan zu stellen haben. In ihr ist all das reiche vorhandene Material sorgfältig und kritisch geprüft zu finden; bei aller Ausführlichkeit und Genauigkeit doch nirgends Weitschweifigkeit, sondern immer der ruhige Fluß einer einfachen, klaren Darstellung. Mit sichtlichem Fleiß ist der kleinste interessante Zug aus dem Leben und den Thaten der schwarzen Braunschweiger 1809 aufgesucht und eingewebt worden. Besonders dankenswerth sind die biographischen Notizen über fast jeden der Offiziere in dem Freicorps.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig, war der jüngste Sohn des preußischen Feldmarschalls, der als Greis in der jenaer Schlacht seinen früher erworbenen Ruhm und sein Leben verlor. Der Umstand, daß alle ältern Brüder Friedrich Wilhelm's blind oder taub waren und an keine Nachkommen dachten, verschaffte dem jüngsten Sohne die Erbfolge im Herzogthum. Gerade in demselben Augenblick, als er durch den Tod des Vaters der rechtmäßige Herr des Landes wurde, decretirte Napoleon in seiner Wuth: „La maison de Brunswick a cessé de régner!“ Herzog Wilhelm war Flüchtling, als er Souverän wurde. Er hatte freilich schon früher das Fürstenthum Oels in Schlesien geerbt; aber die preußische Regierung belegte die Einkünfte desselben mit Sequester, als der Herzog seine Werbungen gegen Napoleon begann. Mit Hülfe Oesterreichs, dessen Alliirter er vertragsmäßig 1809 wurde, setzte der Herzog seine Werbungen gleichwol fort und begann dann seinen Kriegszug, der eine Erhebung Norddeutschlands bezwecken sollte, durch einen Einfall in Sachsen. Bald hatte er mit seiner kühnen Schar das rheinbündische Königreich siegreich durcheilt, als in Oesterreich der Waffenstillstand eintrat. Theils um seinen Plan fortzusetzen, theils um sich zu retten, beschloß nun der Herzog sich bis nach Bremen durchzuschlagen. Mit welcher Kühnheit und welchem Glück er es that, ist eine der populärsten Kriegsgeschichten aus der Zeit der Wiedererhebung Deutschlands geworden. Der Herzog hat durch diesen heroischen Kampf um sein Land, der zugleich der Herrschaft Napoleon's in ganz Deutschland galt, die eigentlich ideelle Bestimmung seines Daseins erfüllt; denn nach dieser That folgte wie ein harmonischer Abschluß der Tod durch Feindeskugel in der Schlacht bei Quatre-Bras. Regiert hat der Herzog Wilhelm eigentlich nicht, kaum ist die kurze Zeit von Ende 1813 bis im Juni 1815, durchzogen von Wirren, Congressen und Krieg, eine Epoche der Regierung zu nennen. Auch fand der Held von 1809 bei Lebzeiten keinen würdigen Lohn. Als 1813 die Erhebung begann, hielten die neuen Leiter des Kampfes alle jene ersten Aufwallungen und Aeußerungen des muthvollen Patriotismus, auch die That des Herzogs von 1809, für antiquirt, ja fast für anrüchig. Der Mann, der vier Jahre zuvor zuerst am kräftigsten die Franzosenherrschaft in Norddeutschland befehdet, ward nachher ziemlich ignorirt und auch bei der allgemeinen, nicht sehr reinlichen Länderverteilung auf dem Wiener Congreß ging das Haus Braunschweig leer aus und fand für seine dem Nationalunternehmen in dessen ersten Stadien geleisteten Dienste gar keine Belohnung.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Salonbilder aus der vornehmen Welt, Novellen von Friedrich Steinebach. Hamburg, Expedition der deutschen Schaubühne. 1860. 8. 1 Thlr.
2. Ernste Absichten. Ein Frühlingsbuch von August Corrodi. Winterthur, Lücke. 1860. 8. 22½ Ngr.
3. Erzählungen und Bilder aus dem Leben. Von Friedrich Seeger. Stuttgart, Schweizerbart. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Marie die Büßerin. Eine Novelle. Von X. Herzog. Lindau, Stettner. 1860. 8. 16 Ngr.

Vor einiger Zeit hatte Referent Veranlassung, in d. Bl. darüber zu sprechen, wie nothwendig es sei, daß in ganz realistischen Erzählungen, Novellen und Romanen das Wahrscheinlichkeitselement bis zur äußersten Grenze geschützt werde, damit auch nicht die leichteste Ueberschreitung der Grenzen des bürgerlich und polizeilich Möglichen vorkomme. In Friedrich Steinebach's „Salonbilder aus der vornehmen Welt“ (Nr. 1) finden wir einen Beleg zu der gleichfalls von uns aufgestellten Behauptung, daß in Erzählungen und Romanen von idealer Richtung nicht allein die bürgerliche, sondern daß in denselben auch die ideale Möglichkeit befriedigt.

Und dieses, meine ich, ist gerade der philanthropische Nutzen der Romane, daß sie den Gedanken aus den den höhern Menschen strangulirenden Grenzen der Bürgerlichkeit erlösen, daß sie die Erinnerung frisch halten, daß es noch andere Dinge gibt als Actien, Coupons und Staatsanleihen, andere Dinge, welche höhern Werth haben, weil sie der höhern Natur des Menschen würdiger und homogener sind. Daß die meisten Romane und Novellen ebenso langweilig, hölzern und philiströs sind wie die ordinäre Alltäglichkeit, in welcher wir leben, das ist ein trauriges Zeichen von der Fadheit und Ideenlosigkeit unserer Zeit; daß so viele moderne Autoren nur das Alltägliche wiederkäuend reproduciren, das ist eine betrübende Wahrnehmung für den Freund des deutschen Volks, welches selbst im Auslande als ein Volk der Denker, der Philosophen, der Idealisten charakterisirt ist. Der Verfasser der vorbezeichneten Novellen scheint nicht zu jenen calculirenden Persönlichkeiten zu gehören, welche sich vor dem Schreiben eines Buchs fragen: soll ich für mein Werk Bücher, oder soll ich dafür das Leben studiren; soll ich für mein Buch simple Charaktere wählen, oder soll ich verzwickte zusammenkneten, soll ich natürliche Situationen oder soll ich ausgeklügelte Situationen zu fabriziren suchen! Steinebach hat ohne Calcul das Rechte getroffen: er hat Menschen hingestellt; und weil die Richtungen, die Tendenzen, die Lebensanschauungen, die Leidenschaften seiner Menschen wahrheitsvoll geschildert sind, so thut es, wenn auch dem Werke, doch der Wirkung seiner Erzählungen keinen Eintrag, daß bisweilen die Verbindungsfäden gar dünn gewählt und gar leicht eingelegt sind; aber in seinen bessern Leistungen haben wir niemals gefunden, daß Decorationsfiguren oder Puppen für Menschen ausgegeben werden.

Die werthvollste der Erzählungen dieses Bändchens ist betitelt „Der gebrochene Schwur, Geschichten aus Baden-Baden“. Diese Erzählung hat durchweg eine ideale Haltung, nicht bloß in Worten, in Reden, in Dialogen, sondern auch in Thaten: denn es ist in der That ein heroisches Opfer, welches ein nicht mehr ganz junger Mann bringt, um seine Geliebte vor dem Schmerz zu bewahren, ihren eigenen Vater als schmählichen Betrüger vor aller Welt gebrandmarkt zu sehen; gesteigert wird

dieses Opfer noch durch dasjenige, was der Mann, nachdem er das Opfer vollbrachte, thut: er bildet sich aus seinem eigenen Innern heraus zu einem rechten Menschen, er wird unter gewissen Gesichtspunkten ein großer Mensch, so groß, daß die erbärmliche und doch so machtvolle Welt ein recht Stück Arbeit hat, bis er zu Grunde gerichtet ist.

Die zweite der in diesem Bändchen mitgetheilten Erzählungen ist betitelt „Die Waise vom Königssee"; der Gedanke geht in dieser Erzählung bei weitem nicht so hoch und so tief wie in der ersten; bei der dritten Erzählung „Ebbe und Flut, oder die Spielbank zu Homburg" kann von Tiefgang fast nicht die Rede sein. Ohne Zweifel hat der Verfasser selbst die beiden letzten Erzählungen nur als Ballast mitgegeben, weil die erste allein kein Bändchen gefüllt hätte. Nach meiner Ansicht sollte ein Autor es verschmähen, edle Metallarbeit mit Töpferarbeit in Curs zu setzen.

Es ist bei jedem Kunstwerke erfreulich für den Beschauer, wahrzunehmen, daß der Künstler die Form mit Leichtigkeit handhabt. Form und Inhalt bilden in ihrer Concretion das Kunstwerk und es würde ein scholastisches Beginnen sein, streiten zu wollen, ob Form oder ob Inhalt das wichtigere Moment sei. So viel ist jedenfalls gewiß, daß es leichter möglich ist, eine hohle Form zu schaffen und den Betrachtenden glauben zu lassen, dieselbe habe einen Inhalt, als im Gegentheil einen Stoff darzubieten, an welchem nur die Form ungenügend erscheint. Die Geschichte der Kunst weist diejenigen Perioden nach, in welchen sich das Kunstwerk mehr oder weniger im Formalismus auflöste, sowie die Geschichte der Wissenschaften diejenigen Zeiträume nennt, wo der Formalismus auch in die Wissenschaften eindrang. Die Zahl derjenigen Meister ist auf allen Gebieten klein gewesen, welche die Form sozusagen zwangen, sich ihren Intentionen dienstbar zu fügen. Manches Talent ist in diesem Ringen mit der Form zu Grunde gegangen. Unter den deutschen Autoren bemerken wir einige, welche manchmal die rechte Form nicht finden konnten, manchmal nicht finden wollten, obwol dieselben — große Meister — mit einem keineswegs geringen Formensinn ausgerüstet waren; ich denke insonderheit an Achim von Arnim, an Ludwig Tieck und Jean Paul. Es soll durch diese Bemerkung gewiß der Genius dieser großen Autoren nicht beleidigt werden. In Tieck's Märchen und dialogisirten Erzählungen scheint die Formlosigkeit oft eine absichtliche zu sein, und das gehört gerade seiner ironisch-satirischen Manier an. Bei Jean Paul ist die Formlosigkeit keineswegs absichtlich; die Gedanken dieses Genius wurden eben in derjenigen Form geboren, worin er sie mittheilt; seine Form scheint eben eine reine Naturform zu sein, an welche auch nicht die leiseste Hand der Schule oder der Regel gewendet wäre; retournons à la nature, jenes Rousseau'sche Princip, hatte bei ihm eine vielleicht etwas zu weit gehende Anwendung gefunden. In den Manuscripten, die wir von Jean Paul sahen, fanden wir niemals etwas an der Form gefeilt; dem Gedanken dagegen ist hin und wieder ein Drucker oder ein Dämpfer aufgesetzt. So viel ist gewiß, eine abgerundete, gefeilte, was man classische Form nennt, haben Jean Paul's, Tieck's und die meisten der Werke Achim von Arnim's nicht. Nichtsdestoweniger können wir uns dieselben in einer andern Form gar nicht vorstellen; sint ut sunt, aut non sint, darf man von diesen Werken sagen; wer sie so nicht genießen kann wie sie geboten werden, der soll sie ungenossen lassen; jedenfalls ist der Genuß des Kunstschönen ein exclusiver und wird es trotz aller Volks- und Pfennigausgaben bleiben und bleiben müssen. Hierdurch können vernünftigerweise die Epigonen einer großen Literaturepoche nicht sich verleiten lassen zu glauben, sie dürften sich in Betreff der Form erlauben, was die Laune oder der Augenblick ihnen eingibt; zwischen Meister und Meister herrscht oft eine ungeheuere Gradverschiedenheit. Ein Ringen mit der Form bemerken wir auch in Corrodi's Erzählungen: „Ernste Absichten" (Nr. 2); die Form ist etwas zum Kunstwerk nothwendig Gehörendes; die Macht der Form ist groß; manches Werk ist kein Kunstwerk, weil seine Form krüppelhaft erscheint. Es hat unter der nicht kleinen Zahl von in Deutschland zu Grunde gegangenen Autoren einzelne gegeben, welche das Interessantschreiben forcirten, welche durchaus etwas machen wollten, was noch gar nicht dagewesen war: das ist im Grunde ein tolles Unternehmen; Grabbe ist nicht das einzige Warnungsexempel dieser Manie. Jeder Meister in der Schriftverfassung — das verlange ich unbedingt — soll sich so weit zu beschränken wissen, daß, wenn ihm Curiositäten oder gar Tollhäuslereien sich in die Feder verirren, er dieselben verbannt, vielleicht auch für den engsten Freundeskreis zurücklegt, weil ja desipere in loco dem Genie nicht übel läßt. Was Corrodi betrifft, so meine ich, er müsse sich in dieser Beschränkung noch üben; dazu habe ich folgenden Grund. Nämlich eine der Erzählungen Corrodi's ist folgenderart gefaßt: zwei Freunde sind Autoren; jetzt findet der eine auf dem Zimmer des andern ein Werk, woran derselbe gerade schreibt. Was thut der erste? Er schreibt an der Geschichte, die sein Freund begonnen hat, weiter, ohne von dessen Intentionen etwas zu wissen, und so kommen nun zwei Geschichten durcheinander. Referent selbst hat einmal mit einem nicht unberühmten deutschen Schriftsteller auf diese Art ein Buch geschrieben, aber nur für den Freundeskreis bestimmt; Corrodi scheint nicht bedacht zu haben, daß für diese Art von Spaß nur ein Schriftsteller von Profession sich interessiren könnte; soll ein Capriccio geschaffen werden, so muß ein solches Capriccio allgemein faßlich sein; Leichtigkeit und Grazie sind die unerlaßlichen Vorzüge desselben. Ich zweifle nicht, daß Corrodi selbst der Ansicht sein wird, daß auch in dieser oben angedeuteten Art von Beschränkung die Meisterschaft sich bethätigt.

Referent hat noch einen Punkt, welcher die Form betrifft, zu erwähnen. Nämlich Corrodi läßt seine Hauptpersonen im Dialekt ihres Vaterlandes sprechen. Ich gebe zu, daß es deutsche Heldenfiguren gibt, welche wir uns ohne den Dialekt, den sie sprechen, gar nicht denken können; der alte Blücher zum Exempel muß in seinem pommerschen Jargon sprechen. Dagegen aber behaupte ich ganz entschieden, daß ein idealer Held es durchaus nicht dürfte; es würde z. B. geradezu unerträglich sein, Heinrich IV. von Frankreich in den seiner Geburtsprovinz eigenthümlichen nasillirenden Tönen sprechend sich vorzustellen, oder seine Worte in einem Romane so gedruckt zu sehen. Ich kenne sogar Personen, denen es geradezu unmöglich ist sich vorzustellen, daß z. B. Bettina im frankfurter Dialekt gesprochen, oder daß Rahel gejüdelt habe. Wenn man nun bei idealen Persönlichkeiten und bei großen ungewöhnlichen Charakteren die genannte Eigenthümlichkeit als im Widerspruch stehend betrachtet zu ihrem geistigen Leben, warum wollen wir in unsern Novellen und Erzählungen, die doch jedenfalls auf idealem Grunde ruhen oder vielmehr ruhen sollen, das Dialektreden einführen; Terenz und Plautus werden doch für solche Unsitte so wenig ein Vorbild für uns sein können wie Eugène Sue und Consorten; ich für meine Person werde gegen diese Unsitte stets das ideale Recht der Literatur, im Gegensatz gegen die ordinäre Alltäglichkeit vertheidigen. Selbst auf dem secundären Gebiete der theatralischen Darstellung wird nur ein Schauspieler zweiten Ranges den Shylock z. B. im jüdischen Dialekt sprechen lassen, und gewiß hat Schiller nicht gewollt, daß die Böhmischen in seinem „Wallenstein" im böhmischen Dialekt sprechen und der Rekrut aus Buchau am Federsee (in Würtemberg) schwäbeln sollten. Uebrigens ist Corrodi ein talentvoller Schriftsteller; er hat, was vielen fehlt, Gedanken, und daß er, wie viele thun, nur alte Phrasen neu aufgeputzt ins Feld stellte, haben wir in keiner seiner Erzählungen wahrgenommen. Als Charakterzeichner ist Corrodi im hohen Grade lobenswerth: der Maler Krempelhuber, der ohne selbst nur eine Ahnung davon zu haben in seiner kindlichen Bescheidenheit ein großer Heiligenmaler ist, überzeugt den Leser von dem Talente des Autors; der Maler Hans von Moos und Fräulein von Runkelbach sind zwar moderne Figuren, denen wir in München, in Düsseldorf und sonstwo vielleicht schon begegnet sind, aber beide haben, wie es auch noch bisweilen

vorkommt, so viel Menschliches und Ideales sich aus dieser miserabeln Welt gerettet, daß ein rechter Mensch Interesse für sie fühlen kann. Referent hat die Ueberzeugung, daß diese Corrodi'schen Erzählungen, wie sie selbst über der Gewöhnlichkeit stehen, auch die Kraft haben, den Leser über das Gewöhnliche hinweg zum Höhern hinanzuweisen. In dieser Beziehung sehen wir mit Interesse neuen Publicationen Corrodi's entgegen.

Die „Erzählungen und Bilder aus dem Leben" (Nr. 3) von Friedrich Seeger scheinen keinen Anspruch auf poetischen Werth zu machen und wären auch nicht berechtigt dazu. Als kleine Bilder und Bildchen, als Bleistiftzeichnungen einer nicht ungeschickten Hand sind sie nicht ganz werthlos; namentlich rühmen wir an diesen Darstellungen, daß sie giftlos sind. Wer ein Interesse für Schwaben und schwäbisches Leben, insonderheit für Würtemberg hat, der wird in diesem Buche manchen interessanten Zug finden.

In magnis voluisse sat est, das möchte ich hier übersetzen: in großen Angelegenheiten kann es schon etwas bedeuten, wenn jemand nur den Willen dazu hat. Das fiel mir ein, als ich den Schluß von X. Herzog's „Marie die Büßerin" (Nr. 4) las. Dieser Schluß nämlich gibt dem Leser die Ueberzeugung, daß der Verfasser den Willen und den Muth hat, den Grundübeln unserer Zeit männlich entgegenzutreten, und das ist jedenfalls achtungswerth; allein die Waffe, welche Herzog anwendet, ist leider ganz und gar stumpf. Er schreibt nämlich Geschichten, Novellen, wie er sie nennt, welche ganz offenbar den bekannten Erzählungen des Jeremias Gotthelf nachgebildet sind; aber es fehlt ihm durchaus an den zu solchen Geschichten im Volkston nothwendigen Requisiten: Vielseitigkeit, Leichtigkeit, gesundem Witz; das Schlimmste aber ist, daß der Ton dieser Erzählungen ein Ton ist, der, wenn er überhaupt irgendwo gehört werden kann, nur unter der Hefe nicht des Volks, sondern des Pöbels vernommen werden mag. Beim Lesen dieser widerwärtigen Wirthschaft in einem Armen- und Raspelhaus, bei den Unterhaltungen der daselbst Detenirten, bei den Gesprächen des Wirthschaftspersonals kam es mir oft vor, als fühle sich das Buch in meiner Hand ganz unsauber an. Auf wessen moralische Verbesserung der Verfasser durch solche sogenannte Novellen hinwirken will, ist dem Unbefangenen ganz unklar, man darf sagen die Möglichkeit dazu existirt geradezu nicht. Hierzu kommt, daß von allen denjenigen Anforderungen, welche der Gebildete stillschweigend und welche der Kritiker disertis verbis an eine Novelle macht, in der vorliegenden auch nicht eine einzige erfüllt ist; von schriftstellerischem Talent, ich will sogar sagen von schriftstellerischem Geschick haben wir nicht die leiseste Spur gefunden. Wolfgang Menzel lobt zwar die anderweitigen Leistungen Herzog's; uns sind dieselben unbekannt; aber nach dieser letzten und man dürfte präsumiren reifsten Leistung sollte der Verfasser suchen seinen Wirkungskreis da zu finden, wo er ihm angewiesen ist, in seinem Pfarramte nämlich. Wir haben in Deutschland und in der Schweiz — der Heimat des Autors — manchen ernsten Mann, der es treu meint mit dem Kampf gegen die Gebrechen unserer Zeit, manchen, dem die Begabung nicht fehlt, durch Erzählung und Bild dagegenzuwirken; Herzog darf getrost seine Novellenfeder unangerührt lassen.

10.

Der Revolutionskrieg in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849.

Der Winterfeldzug des Revolutionskriegs in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Von einem österreichischen Veteranen. Leipzig, Schrag. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber den ungarischen Revolutionskrieg sind Schriften und Denkwürdigkeiten in Menge erschienen und Rüstow in neuester Zeit hat bei der Verwickelung der ungarischen Verhältnisse, welche wie in Italien einen zweiten Krieg in Aussicht stellten, auch für den ersten ungarischen Krieg eine Geschichte begonnen. Doch fehlen noch immer über einzelne Theile des verhängnißvollen Kampfes vollkommen authentische Darstellungen, und der Verfasser hat es unternommen, die Kriegsbegebenheiten in Siebenbürgen vom Ausbruche der Revolution bis zum Rückzuge des Armeecorps in die Walachei als Augenzeuge und Mitkämpfer wahrheitsgetreu zu schildern. Er hofft den Truppen, die mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Entbehrungen aller Art tapfer für die Rechte des angestammten Throns und die Erhaltung der Gesammtmonarchie kämpften, durch eine unparteiische und ungeschmückte Schilderung gerecht zu werden; die Fehler aber, welche die Räumung der Provinz nach sich zog, will er weder umschreiben und beschönigen, noch gar verschweigen, sondern so darstellen, wie sie erfolgten, selbst auf die Gefahr hin, nicht allgemein beifällig aufgenommen zu werden. Eine kurze Einleitung gibt einen Ueberblick der Geschichte Siebenbürgens bis zum Jahre 1848 und stellt die privilegirten Nationen dar, welche die vormalige Landesverfassung anerkannte, nämlich Magyaren 355000, Szekler 181000 und Sachsen 175000 Seelen. Die Romänen, „Walachen" genannt, 1,227000 Seelen, befanden sich in einem rechtlosen Zustande, ebenso die 8000 Armenier, 4500 Slawen u. s. w., 15000 Juden und 79000 Zigeuner.

Zwei Romänen- und zwei Szekler-Grenzregimenter waren gegen die Moldau und Walachei angesiedelt, die Szekler mit einer aristokratisch-militärischen, die Romänen mit einer rein militärischen Verfassung, beide in Bezug auf ihren Grundbesitz ganz verschiedenen Normen unterworfen. Die geschichtliche Darstellung ist in zwei Abschnitte getheilt, deren erster den Zeitraum vom März bis October 1848, den Beginn der Revolution, der zweite den Zeitraum vom October 1848 bis März 1849, den Revolutionskrieg, schildert. Der erste ist also mehr politischen, der zweite militärischen Inhalts. Jedem Kapitel hat der Verfasser eine gutgewählte Dichterstelle als Motto gegeben, die wir zwar in einem solchen Werke nicht gesucht hätten, doch aber gern lesen, weil sie uns zugleich den Standpunkt angibt, aus welchem die besprochenen Ereignisse dargestellt werden. Er ist allerdings auch der unserige, welchen wir, den Erscheinungen und Folgen der Revolution gegenüber, mögen sie sich zeigen, wo sie wollen, niemals verleugnen werden, wenn wir auch fähig sind, in objectiver Weise entgegengesetzte Ansichten zu würdigen, wovon wir den Lesern d. Bl. schon mehrfach Beweise gegeben haben. Die Schilderung des österreichischen Veteranen zeigt uns, wie nach den wiener Märzereignissen, den Vorgängen in Pesth und den Landtagsverhandlungen in Presburg, wo auch die Vereinigung mit Siebenbürgen angestrebt wurde, ungarische Emissare hier erschienen, um den magyarischen Adel zu gewinnen, was nur zu wohl gelang, während die sächsischen Landestheile anfangs keine Sympathie zeigten, ja in Hermannstadt eine Gegendemonstration stattfand. Aber auch die Romänen hielten nun eine Nationalversammlung, welche von 40000 Menschen besucht wurde, protestirten gegen jeden Beschluß „De nobis et sine nobis" und versicherten dem Kaiser ihre Treue. Dagegen fand die Umsturzpartei bei den Szeklern den ergiebigsten Boden, und die vom commandirenden General Baron Puchner zusammengezogenen Grenzbataillone, die er den Umtrieben dadurch entziehen wollte, begingen die gröbsten Excesse gegen die Romänen. So trat der Landtag in Klausenburg zusammen, bei welchem Puchner als königlicher Commissar fungiren sollte. Die Union wurde proclamirt, die romänischen Deputirten hatten weder Sitz noch Stimme erhalten, die sächsischen erhoben keine Einsprache. Denn Graf Teleki hatte vorher auf dem großen Platze eine Rede gehalten, die, an Schmähungen der kaiserlichen Regierung reich, damit schloß, daß jeder dem Tode durch das Volk verfalle, der es wage, gegen die Union zu stimmen. Von jeher dieselbe Präparation der Abstimmungen, wie wir sie später erlebt und vielleicht noch erleben werden! Und besonnene Männer können noch irgendeinen Werth auf Plebiscite legen.

die zu modeln sind, wie man will, wenn nur die geeigneten Mittel der Corruption und des Terrorismus gebraucht werden! Bald zeigten sich nun die Folgen: der Fanatismus gegen die kaiserlichen Farben, die Verfolgung der Andersgesinnten. General Puchner, der schon vor der Revolution wegen körperlicher Leiden mehrmals seinen Abschied nachgesucht, war den Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Das magyarische Ministerium zu Pesth beeilte sich, Siebenbürgen durch Gewaltmaßregeln unter seine Botmäßigkeit zu bringen; Beamte von zweifelhafter Gesinnung wurden entlassen, Grenzbataillone und szekler Husaren nach Ungarn gezogen, die Bewaffnung der ungarischen und szekler Nationalgarden durch Baron Vai; den neuen Regierungscommissar, eifrig betrieben; die Autorität des Generalcommandos sah sich überall verletzt und endlich gar durch den Kriegsminister Mészáros jenem völlig untergeordnet. Vai ließ Werbungen unter den Szeklern anstellen und ein Husarenregiment errichten, welches Kossuth-Husaren genannt wurde. Dieser lehnte die Ehre zwar ab, weil er kein Militär sei; aber beim Volke, welches von diesen Reitern terrorisirt wurde, und bei den kaiserlichen Truppen aus Spott über bald sich bekundende Feigheit behielten sie jenen Namen. Somit war hier der erste Schritt zu einer revolutionären Armee geschehen. Vai verkündigte das Standrecht auch gegen politische Vergehen; der Oberst des ersten Szekler-Grenzregiments, um die allzu sehr schon untergrabene Disciplin aufrecht zu halten, ließ seinerseits, wie ihm zustand, das Standrecht des Regimentsgerichts, wodurch die Militärbevölkerung nur den Kriegsgesetzen unterworfen blieb, verkünden: auf Befehl des Generalcommandos mußte er es wieder aufheben! Ein Protest der sächsischen Nation gegen Vai's Standrecht, da bei ihr Ruhe und Frieden herrsche, wurde zurückgewiesen und der Graf der Nation mit Absetzung bedroht. In Klausenburg sollte das zweite Bataillon von Erzherzog Ferdinand Infanterie seine Kaserne räumen, um die Honveds darin unterzubringen, der Commandant weigerte sich, weil er dazu ohne Befehl des Generalcommandos nicht befugt sei; dieser Befehl erfolgte sogleich! Die Mannschaft erhielt einzeln Quartiere bei den Bürgern und wurde unter deren Aufsicht gestellt, sodaß eine Ralliirung unmöglich wurde und die Truppe gewissermaßen gefangen blieb.

Um den Honvedbataillonen gediente Offiziere und Leute zuzuführen, versprach der magyarische Kriegsminister für den Uebertritt von der Linie höhern Rang und Sold: das Generalcommando brachte diesen Erlaß zur Kenntniß der Truppen und ordnete dessen Befolgung an! Doch ließen sich nur einige leichtsinnige Offiziere und „schlecht conduisirte" Mannschaften hinreißen, in den magyarischen Bataillonen Dienst zu nehmen. Wie dagegen das erste Bataillon des zweiten romänischen Grenzregiments den Eid auf die Verfassung verweigerte und das Grenadierbataillon Urraca, welches unter der Vorspiegelung, dem König Ferdinand als Ehrenwache zu dienen, nach Pesth beordert war, auf dem Marsche umkehrte und trotz der Aufforderung zweier Regierungscommissare, trotz kriegsministeriellen Erlasses und eines Befehls des ungarischen Generalcommandos nach Siebenbürgen zurückkehrte, somit für das dortige Armeecorps erhalten blieb, mögen unsere Leser im Buche selbst sehen. Die Scenen sind drastisch erzählt. Im ersten Romänen-Grenzregiment wurde eine Militär-Volksversammlung gehalten, welche beim Kaiser um Befreiung von dem unerträglichen Joche der Magyaren bat, im zweiten, dessen Leitung Oberstlieutenant Urban übernommen, kündigte dieses dem ungarischen Ministerium den Gehorsam auf. Das Protokoll der Versammlung, welches uns hier mitgetheilt wird, sandte Urban durch einen Kurier in das Hoflager nach Innsbruck, gleichzeitig wurden davon die beiden Kriegsminister in Wien und Buda-Pesth, das Generalcommando in Hermannstadt und Lemberg, die andern Grenzregimenter und der Commissar Baron Vai in Kenntniß gesetzt. Die treue Bevölkerung der Romänen und Sachsen begrüßte diesen Act mit Enthusiasmus, der Name Urban wurde bei jeder Gelegenheit mit Begeisterung genannt, aus allen Gegenden strömten die Romänen herbei, den Eid der Treue für den Kaiser in seine Hand zu legen und sich zum Waffendienst für die Erhaltung der Monarchie zu erbieten. Die Vorschläge Urban's für diesen Zweck wurden aber vom Generalcommando nicht beachtet, und so konnte er nur 700 Freiwillige annehmen, da es ihm an Geld und Ausrüstungsgegenständen gebrach. Vai erließ eine fulminante Note an das Generalcommando, worin er befahl, Urban mit aller Strenge zum Gehorsam gegen das ungarische Ministerium anzuhalten. Das Generalcommando versprach das.

Gegen die angeordnete magyarische Rekrutirung widersetzten sich Romänen und Sachsen, Vai versprach in der Volksversammlung zu Blasendorf, dieselbe zu suspendiren und brachte ein Hoch auf den Kaiser (nicht den König) aus, welches von der Versammlung stürmisch erwidert, von der magyarischen Partei ihm aber sehr übel genommen wurde. Puchner verhieß den treuen Romänen, welche keine Union mit Ungarn wollten, den Schutz der Truppen; jene erlaubten sich allerdings nun Gewaltthätigkeiten an den Edelleuten, welche sie bis dahin gedrückt und verfolgt hatten, dagegen wurden einige ihrer Geistlichen wegen politischer Verbrechen von der magyarischen Partei standrechtlich hingerichtet. So begann die blutige Einleitung zu dem mit gegenseitiger Grausamkeit geführten Kampfe der Nationalitäten. Es galt nun, die kaiserlichen Truppen zum Besten der Honveds zu entwaffnen; wir lesen davon viele Einzelheiten, wie sie dem Verfasser genau bekannt waren. Entscheidend für den Sieg der Revolution wurde aber die szekler Volksversammlung, von welcher General Puchner vergebens abgemahnt; das bewaffnete Grenzvolk war schon gewonnen, das Ansehen der wenigen treu gebliebenen szekler Offiziere vernichtet. „Einem Kreuzzuge des Mittelalters ähnlich sah man auf allen Straßen des Szeklerlandes bewaffnete Grenzer, Honved-Landsturm, Szekler- und Kossuth-Husaren, Tausende von Weibern und ebenso viele Fuhrwerke mit Lebensmitteln und Branntwein, bunt durcheinander gegen Agyágfalva ziehen, wo das künftige Wohl des Landes berathen und beschlossen werden sollte."

Dieser Beschluß, dessen Document uns hier mitgetheilt wird, lautete auf Absetzung des Generalcommandos, Ernennung eines szekler Nations-Obercommandanten in dem Obersten Somber, Aufgebot des ganzen waffenfähigen Volks vom achtzehnten bis funfzigsten Jahre und Züchtigung der Sachsen und Romänen. In drei Haufen getheilt, setzten sich die Szekler in Bewegung, Raub, Brand und Mord bezeichneten ihre Straßen: der Revolutionskrieg hatte begonnen. Diesen schildert der zweite Abschnitt des Werks. Feldmarschallieutenant von Pfersmann, dem der kranke Puchner den Befehl einstweilen übergeben, erließ infolge des kaiserlichen Manifestes vom 4. October, welches nach Latour's Ermordung den ungarischen Reichstag für aufgelöst erklärt und den Belagerungszustand über Ungarn und Siebenbürgen verhängt hatte, Verhaltungsbefehle an die Truppen. Die Stärke des kleinen Armeecorps mit Einschluß der Kranken und Commandirten betrug kaum 6000 Mann Infanterie und 1800 Pferde, wozu nur noch die beiden romänischen Grenzregimenter, in ihrem Bestande sehr wechselnd, und eine treugebliebene Division Szekler-Husaren, etwa 180 Pferde, kamen. Was geschehen konnte, durch Formation der National-Linienregimenter, eines sächsischen Jägerbataillons und mehrerer Reiterabtheilungen, wie durch Organisation des Landsturms, geschah, aber die Bedeutung, welche man dem letztern, auf 100000 Mann berechnet, beilegte, ging beim ersten feindlichen Zusammenstoß verloren und machte einer gänzlichen Enttäuschung Platz. Außer der noch nicht ausgebauten Festung Karlsburg gab es in Siebenbürgen keinen haltbaren Punkt; dieser wurde armirt und Hermannstadt nothdürftig zu einem Waffenplatze eingerichtet, auch Kronstadt und Schäßburg einigermaßen gegen die Einfälle der szekler Horden geschützt. Der erste blutige Conflict geschah am 23. October, welchem bald mehrere folgten. Die Truppen geriethen dabei in schwere Prüfungen, wie das Regiment Erzherzog Karl Ferdinand, welchem der Verfasser ein Ehrengedächtniß setzt. Der Commandant desselben, Oberst Baldacci, war mit dem Generals-

patent und der Ernennung durch Kossuth zum Commandirenden von Siebenbürgen in der Tasche, nach Klausenburg gekommen und forderte die Offiziere des hier stehenden, von ungarischer Uebermacht in der Stadt schon bedrohten ersten Bataillons auf, ihre Erklärung abzugeben, daß sie dem Kriegsausschuß unbedingten Gehorsam und Treue für Ungarn gelobten, auch die dreifarbige Cocarde anlegen wollten. Da es eine Unmöglichkeit war, das Bataillon zu ralliiren und sich durchzuschlagen, so gaben sie nach, bis sich eine günstige Gelegenheit zeigen werde, sich wieder mit den Waffenbrüdern zu vereinigen. Das zweite Bataillon war, wie gesagt, bei den Bürgern vertheilt und wurde von der Nationalgarde bewacht; die Offiziere des dritten dagegen, in Mediasch, erklärten ihren Eid und ihre Treue bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen, und verlangten die sofortige Absetzung des als Meuterer aufgetretenen Obersten Balbacci, schlugen auch mehrere andere für die Sache des Kaisers günstige Maßregeln, besonders die Offensive gegen Klausenburg, den Herd der Revolution, vor. General Puchner nahm die Deputation gütig auf und versprach, das Ansuchen in Berathung zu nehmen. Nach zwei Tagen erhielten sie schriftlichen Bescheid durch eine Verordnung, welche dem ältesten Stabsoffizier das Commando des Regiments übertrug, sonst nichts. Balbacci aber machte seine Ernennung zum General durch das revolutionäre Ministerium bekannt, noch immer mit dem Zusatze, daß er sie nur in der Erwartung kaiserlicher Bestätigung angenommen, und übertrug das Regimentscommando nicht dem bezeichneten Stabsoffizier, sondern dem ihm gesinnungsverwandten Oberstlieutenant Dorazil.

Die Raubzüge der Szekler veranlaßten nun ernste Maßregeln. Es kam zu Gefechten, in denen die Truppen siegreich blieben. Im Norden Siebenbürgens war Oberstlieutenant Urban zum strategischen Commandanten ernannt, mit der Ermächtigung, nach eigener Einsicht zu handeln, aber ohne hinlängliche Truppen, ohne Munition, ohne Waffen und ohne Geld, abgeschnitten von allen Verbindungen mit dem Süden. Seine Thätigkeit wie seine Erfolge, von denen wir hier eingehende Berichte lesen, verdienen um so mehr Anerkennung; mehrmals der Vernichtung durch die Uebermacht nahe, wußte er ihr geschickt auszuweichen und erschien unermüdlich wieder, um dem Feinde neuen Abbruch zu thun. Wir können auf seine, wie die Operationen anderer Colonnen hier nicht weiter eingehen, empfehlen sie aber unsern militärischen Lesern, die sie mit Interesse verfolgen werden. Freilich wurden diese Operationen nicht immer mit Energie ausgeführt und Urban, welcher stets darauf drang, fand kein Gehör. Eine allgemeine Vorrückung brachte zwar Klausenburg in die Gewalt der kaiserlichen Truppen, aber diese wurden bald wieder zersplittert, und die Aufständischen, an deren Spitze nun der aus dem russisch-polnischen Kriege bekannte General Bem als Armeecommandant von Siebenbürgen trat, erhielten ansehnliche Verstärkungen aus Ungarn, der Landsturm, wie früher schon angedeutet, verschwand beim ersten feindlichen Kanonenschuß und bis zum 1. Januar 1849 hatten die Truppen infolge mehrerer unglücklicher Gefechte Klausenburg wieder geräumt. Der Verfasser verweilt mit Vorliebe bei Urban's Unternehmungen, von welchen er auf das genaueste unterrichtet ist und wozu ihm wahrscheinlich der General selbst die Materialien geliefert. Durch eine Colonne unter General Schurtter war unterdessen das Burzenland von den Einfällen der Szekler befreit und das Aufgebot der letztern hatte sich verlaufen, eine Vorrückung in deren Gebiet hätte diesen Landestheil, die Haromszek, entwaffnet und unschädlich gemacht; aber sie erfolgte nicht, sondern man nahm Friedensanträge der Szekler an, die nur gemacht wurden, um Zeit zu gewinnen; der abgeschlossene Vertrag wegen Ablieferung der Waffen von seiten der Honveds und Husaren wurde umgangen und bald erhob der Aufruhr wieder sein Haupt. Bem's Angriff vor Hermannstadt wurde allerdings abgeschlagen und seine Macht fast zersprengt, aber er wußte sie bald wieder zu sammeln, und deckte durch einen neuen Angriff auf die kaiserlichen Vorposten seinen Flankenmarsch nach Salzburg, wo er ruhig Verstärkungen abwarten konnte. Die Bürger von Kronstadt und Hermannstadt, welche Puchner nicht schützen konnte, lagen ihm jetzt dringend an, die russischen Truppen aus der Walachei herbeizurufen, und er gab nach; beide Städte wurden Anfang Februar von den Russen besetzt und Puchner beschloß mit seinem Armeecorps die Offensive zu ergreifen. Bem wurde bei Salzburg geschlagen, auch die Szekler, welche ihm zu Hülfe eilen wollten, wurden geschlagen, mehrere kleinere Unternehmungen auf andern Theilen des Kriegstheaters, so Urban's kühner Ueberfall von Marosseny, waren gelungen, und schon gab man sich der Hoffnung hin, die Revolution in Siebenbürgen bald ganz zu besiegen. Aber die Schlacht von Piski am 9. Februar endigte mit dem Rückzug der Oesterreicher, welchen Puchner nach des Verfassers Ansicht ohne Noth angeordnet und dessen Beweggründe, wo alles gut stand, selbst dem Chef des Generalstabes nicht bekannt geworden sind. Die Oesterreicher blieben während des Februar bei Hermannstadt concentrirt, um ihre höchst mangelhafte Ausrüstung zu ergänzen.

Die Lage des Armeecorps war eine höchst ungünstige, nur eine erneute Offensive konnte es retten, auch das treue Sachsenland, auf welchem jetzt alle Lasten des Kriegs lagen, befreien. Aber Puchner war abermals erkrankt und nicht zu bewegen, das Commando einem andern zu übertragen, so verging wiederum die günstigste Zeit. Endlich wurde doch eine Schlacht beschlossen und Bem bei Mediasch geschlagen, doch entzog sich dieser der Gefahr, welche ihm in seiner neuen Stellung bei Schäßburg drohte, überfiel Hermannstadt, wo er die Russen schlug, die nun durch den Rothen-Thurm-Paß nach der Walachei abzogen, und besetzte den wichtigen Ort. Diese schlimme Nachricht, verbunden mit der, daß sich Urban, vom Nordcorps nicht unterstützt, bis an die Grenze der Bukowina habe zurückziehen müssen, hätte Puchner wol zur höchsten Thätigkeit anspornen müssen; es geschah aber nichts, er glaubte den Truppen nach den unerhörten Anstrengungen Ruhe gönnen zu müssen, und da er von neuem erkrankte, übergab er den Befehl an General von Kalliany und reiste selbst nach der Walachei ab, wohin die einzige Rückzugslinie noch offen stand. Bem hatte sich unterdessen von neuem verstärkt und bedrohte auch Kronstadt, Kalliany, statt um jeden Preis erst Hermannstadt wieder zu nehmen, marschirte Kronstadt zu Hülfe, was als der Schlußstein aller vorhergehenden Fehler betrachtet werden muß. Ein ungünstiges Gefecht und andere misliche Verhältnisse ließen an eine Schlacht von Kronstadt nicht mehr denken, die Russen unter Engelhardt räumten auch diesen Platz und zogen sich nach der Walachei zurück; die Oesterreicher deckten ihnen den Rückzug und folgten ihnen dann nach. [illegible] war Siebenbürgen verloren, dessen spätere Wiedereroberung nicht mehr in dem Plane des Werks lag. Wir haben dasselbe vom militärischen Standpunkt aus nur zu empfehlen.

Karl Gustav von Berneck.

Der neueste Roman von Marie Sophie Schwartz.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1[illegible] 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wir wissen nicht genau, ob wir die ersten waren, welche die Verfasserin des vorliegenden Romans der deutschen Lesewelt bekannt machten und vorführten; aber wenn wir am Schluß unsers Referats über ihren „Mann von Geburt" (Nr. 2[illegible]) hinzufügten, daß ihr neuester Roman: „Die Arbeit adelt", in ihrer Heimat großen und verdienten Beifall finden und ihr einen Platz unter den ersten Novellisten Schwedens sichern würde, so sagten wir die Wahrheit. Diese treffliche Arbeit liegt jetzt in einer lobwürdigen Uebersetzung vor uns, wir haben uns an ihr erfreut, und können den Leser auffordern, sich durch ihre Lectüre einen gleichen würdigen Genuß zu bereiten. Der sittliche Ernst in diesem Lebensgemälde, die planvolle Führung und die Spannung

kraft der Erfindung, die freie und scharfe Zeichnung der Charaktere und eine gewisse lyrische und elegische Farbe im Colorit des Gemäldes neben einer frisch aus dem Leben gegriffenen und gut fortschreitenden Begebenheit: alles dies sichert dieser Arbeit eine mehr als gewöhnliche Bedeutung, einen dauernden Werth. Nirgends störende Ueberschwenglichkeit, keine Extravaganz der Phantasie oder der zeichnenden Darstellung; alles aber verständig planvoll, wirksam; es ist Charakter in diesem Buch, ein unverkennbares Ziel, ein unleugbarer Erfolg.

Dieser Erfolg ist die siegreiche Bekämpfung der Vorurtheile der Stände gegeneinander, die in Schweden freilich noch eine größere Rolle spielen mögen als bei uns; er ist ein zwiefacher, denn die Verfasserin richtet die Waffen ihres Geistes nicht blos gegen die Vorurtheile der Aristokratie wider die Volksstände, sondern auch in fast gleichem Maße gegen die Vorurtheile der Masse wider die gute Gesellschaft, und wenn auch der Hauptstoß gegen die erstern gerichtet ist, so schont sie doch auch die andern nicht. Gerechtigkeit gegen alle ist ihr Symbolum!

Ein großer Theil der novellistischen Kunst in Europa befindet sich dermalen in den Händen der Frauen und die verschiedenen Nationalitäten werden auffallenderweise auf diesem Kunstgebiete am schärfsten und reinsten von diesen Frauen repräsentirt. Unserer schwedischen Verfasserin gegenüber, am andern Ende Europas, in Spanien, beherrscht eine Frau, Fernan Caballero, das Gebiet der Novellistik fast ausschließlich. Sittlicher Ernst und Gemüthstiefe, Humor und kunstreiche Erfindung haben ihre Romane weit über jede Mitbewerbung emporgehoben; sie übertrifft unsere Schwedin an glänzender Phantasie und reicher Welterfahrung, während sie ihr an Ideenreichthum und Gemüthsfülle mindestens ebenbürtig ist. Diese seltene Frau ist freilich eine halbe Deutsche! In Frankreich ist George Sand noch immer die gekrönte Königin der Novellistik, unerreicht in der Fülle und Kühnheit ihrer Ideen und in dem Glanz der Darstellung. In England ist George Elliot die Sonne der gemüthvollen und poetischen Erzähler, sie, die mit ihrem „Silas Marner" beinahe die Classicität des alten „Vicar of Wakefield" verdunkelt hat. Es ist merkwürdig, daß drei von diesen vier Sternen am Himmel der Novellistik unter männlicher Firma schreiben, eine Sache, deren Warum uns nicht ganz klar ist. Diesen Fixsternen gegenüber haben wir in Deutschland nur Planeten aufzustellen, Ida Hahn-Hahn, die Wildermuth, Julie Burow, Mathilde Raven und viele andere; es gehören aber viele Asteroiden dazu, um einen glänzenden Stern zu bilden, und die Zerbröckelung deutscher Nation spiegelt sich daher auch im Gebiete des Schönen und in der Sphäre der Kunst wider! Das soll nun gerade kein Vorwurf sein, da wir davon überzeugt sind, daß auch die Spaltung und die Brechung der Strahlen gut ist und ihre Vorzüge hat; es soll nur eine Thatsache constatiren. In Deutschland hat der Gedankenroman, also der männliche, den Vorrang; in Schweden, England und Frankreich der Gefühlsroman, und dieser gebührt den Frauen. Einen Roman wie den „Zauberer von Rom" besitzt kein anderes Volk, was auch Julian Schmidt daran tadeln mag, sowenig als einen „Wilhelm Meister". Die schwedischen Frauenromane haben aber deshalb, wir gestehen es, eine so besondere Anziehungskraft für uns, weil sie im allgemeinen noch ein gutes Theil Christenthum und ein gutes Stück Conservatismus enthalten, was uns, den französischen und manchen deutschen Frivolitäten gegenüber, so sehr noth zu thun scheint.

Doch kehren wir zu unserer Verfasserin zurück! Wir sollten nun eigentlich von dem Inhalt dieser Erzählung dem Leser Kenntschaft geben und ihn mit dem Verlauf der Begebenheit bekannt machen. Diese Aufgabe aber lassen wir unerledigt, weil sie uns in der That unlösbar erscheint. Denn indem der Gang der Ereignisse fortwährend auf dem Wechsel der Stimmungen bei den handelnden Personen beruht, wäre es unerläßlich, diese Stimmungen zu zergliedern und zu verfolgen und dazu wäre weit mehr Raum erforderlich, als uns hier zugemessen werden kann. Es muß daher genügen anzuführen, daß die Erzählung sich im allgemeinen dem „Mann von Geburt" als Fortsetzung anschließt, jedoch in dem Lebensbilde Ivar's, des armen, vom schwersten Geschick verfolgten Schmiedelehrlings, alle uns schon bekannten Personen in eine ganz neue Situation versetzt und ihre Ansichten vom Leben umgestaltet, läutert, berichtigt, während das Terrain des frühern Romans dasselbe bleibt. Der Gesichtskreis der Verfasserin ist hiernach allerdings eng begrenzt, und die Zukunft muß lehren, ob es ihr gelingt, ihren Blick über weitere Lebensgebiete zu verbreiten und diese sich zu unterwerfen; allein diesen engern Gesichtskreis füllt sie ganz aus und beherrscht ihn uneingeschränkt. Keine Beziehung, in der die gesellschaftlichen Stände aufeinander wirken, kein Verhältniß, in das Standesvorurtheile den darin Befangenen oder den Unbefangenen bringen können, bleibt unberührt, kein Kampf der Seelen, welchen diese Verhältnisse hervorrufen, der sich nicht in dieser Darstellung wiederfände, und dessen Lösung nicht versucht würde. So viel mag zur Charakteristik dieses ernsten, naturwahren und unterhaltenden Lebensbildes genügen. Indem die Erzählung den Gedanken durchführt und mit Thatsachen belegt, daß die Arbeit für den Armen, dem die Mittel zu höherm Lebensgenuß fehlen, neben den heiligen Büchern der beste Freund oder vorzüglichste Tröster, der zuverlässigste Retter sei, und daß eben diese Arbeit ihn über sich selbst erhebt, ja ihn den beneideten Ständen ebenbürtig macht, und indem sie andererseits darstellt, wie die Versagung nützlicher Thätigkeit den Reichen elend macht und ihn schließlich unter den verachteten Arbeiter herabdrückt, ja ihn zu seinem Diener macht, hat die Verfasserin ein schönes und trostreiches Bild der ewigen Gerechtigkeit aufgestellt, eine treffliche Lebenslehre gegeben und den Leser aufs beste unterhalten, wobei es sich denn ganz von selbst versteht, daß der arme vom Schicksal hart verfolgte Ivar, zum Lohn für seine Treue im Dienst seines Berufs, die Hand der geliebten und vornehmen Olga empfängt, ein wohlhabender Fabrikherr und Ritter vom Wasaorden wird und durch sein Beispiel selbst den verirrten Kurt auf eine bessere Bahn zurückführt. Das ist nach unserer Verfasserin die Poesie des Lebens! 4.

Notizen.

Karl Heinzen und die nordamerikanische Presse.

Karl Heinzen in Boston bereitet uns dann und wann mit der Zusendung einzelner Nummern seines „Pionier" ein Vergnügen und ein angenehmes Intermezzo in dem trägen deutschen Einerlei. Es liegen uns wieder einige derselben vor. Heinzen's fortgesetzte Angriffe auf uns, dadurch veranlaßt, daß wir seiner anonymen Schrift über die Frauen keinen Geschmack abgewinnen konnten, übergehen wir hier als zu langweilig. Lächeln mußten wir, uns mit Moritz Hartmann unter die „Fürstenordens-Aspiranten" gezählt zu sehen, obgleich Heinzen zugibt, daß wir noch nicht von Fürstenhänden „gekennzeichnet" seien, was uns sicherlich auch niemals widerfahren wird. Heinzen, der beiläufig bemerkt in Nr. 26 auch E. A. Roßmäßler und den Humboldtverein in einem Aufsatz mit der Ueberschrift „Teutsche Unschuld und Kindlichkeit" angreift, versichert bei dieser Gelegenheit: „Manche der deutschen Hofschriftsteller haben der Orden so viele, daß sie, wie Rudolf Gottschall, dieselben am Schlafrock zu tragen genöthigt sind." Dagegen stehe ihm, Karl Heinzen, in Amerika nur ein Orden zu Gebote, der „Orden öffentlicher, freimüthiger Anerkennung wahren Verdienstes, der echteste Orden pour le mérite". Sehen wir nach, worin dieser „Orden öffentlicher, freimüthiger Anerkennung wahren Verdienstes" für Karl Heinzen besteht! Aus der „Boston post" erfahren wir, daß die deutsche Bevölkerung von Boston gegen Heinzen wegen dessen Angriffe auf Sigel in großer Aufregung sei und eine Versammlung hielt, worin gegen Heinzen und seinen „Pionier" Beschlüsse gefaßt wurden; ja es

scheint sogar die Absicht gewesen zu sein, ihm eine Katzenmusik zu bringen und ihn zu zwingen, die Stadt zu verlassen. Die in Chicago erscheinende „Union“ äußert: „Wenn Heinzen nach Chicago käme, so würde das Publikum hier ihm wahrscheinlich noch handgreiflicher als in Boston zu erkennen geben, daß er am Wahnsinn leidend ins Irrenhaus gehört.“ Ein gewisser Fröhlich nennt in demselben Blatte Heinzen einen „optisch vergrößerten Aaskäfer“, C. Beyschlag titulirt ihn einen „gemeinen Whiskey-Lump“ und der bekannte Eduard Pelz erblickt in ihm einen „beschmuzungsgierigen Skunk (Viverra mephitis L.)“ und einen „Schandfleck der Deutschen“. Das also wäre die Anerkennung, deren sich das „wahre Verdienst“ in Amerika zu erfreuen hat und auf die Karl Heinzen so stolz ist. Dafür beschuldigt Heinzen das amerikanische Deutschthum der Roheit, Pöbelhaftigkeit und Brutalität und nennt seine Gegner „bestialisches Gesindel“, den bekannten Struve einen „Fürstenfresser, Freiheitsspeier und Sittlichkeitsschnaufer“, Kinkel scheint ihm „geradezu verrückt geworden zu sein“ u. s. w. Nun, es ist ein erbauliches Schauspiel, welches die doch auch aus dem „Volke der Denker“ hervorgegangenen und auf den gerühmten Schulen und Hochschulen Deutschlands gebildeten journalistischen Vertreter der deutschen Intelligenz in Nordamerika vor aller Welt aufführen. Auf Karl Heinzen hat übrigens der „Pöbelsturm“, der sich gegen ihn erhoben, nach seiner Versicherung eine „erfrischende Wirkung“ ausgeübt; denn seit beinahe anderthalb Jahren laborirte er, wie er mitleidige Seelen erinnert, an den Folgen eines schleichenden typhösen Fiebers, das ihn „von Zeit zu Zeit körperlich wie geistig vollständig abspannt“. Folgende Stelle aus Heinzen's Blatt führen wir noch als charakteristisch an: „Das ganze Deutschthum von Amerika schwärmt und träumt und lebt jetzt nur von den qu. Epauletten. Respect vor den Epauletten, Platz vor den Epauletten, auf die Knie vor den Epauletten! Wenn unter den Deutschen ein Mann erstände, in dem Goethe und Schiller, Humboldt und Lessing, Kant und Feuerbach, Börne und Hutten, Bacon und Shakspeare, Voltaire und Rousseau, Sokrates und Aristoteles, Homer und Sophokles vereinigt wären, würden sie so viel Wesens von ihm machen wie von einem General? Sie würden ihn steinigen, wenn er Wahrheit und Recht höher achtete als — ein paar Epauletten.“ Nur Geduld, man wird noch ganz andere Folgen eines Kriegs und zwar eines fanatisch geführten Bürgerkriegs erleben, der uns Lessing's Worte zurückruft: „Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth!“

Ein Ausflug nach Schottland.

In einem frisch und natürlich geschriebenen Büchlein: „Schottische Reisebilder“ (Lübeck, v. Rohden, 1862), schildert deren Verfasser, Hugo Kreisler, einen „trip“ oder Abstecher nach Schottland. Die Schrift lehrt uns zunächst die malerischen und architektonischen Schönheiten Edinburgs nebst Umgegend, das Innere von Holyrood, Donaldson's, John Watson's, Stewart's Hospital, das Waisenhaus u. s. w. kennen, führt uns sodann ins Hochland, auf das Lieblingsterritorium der reizendsten Dichtungen Walter Scott's, nach Trosachs, einer Hauptstation aller Hochlandsbesucher, von jungen Eheleuten während ihrer Flitterwochen allen andern Asylen vorgezogen, auf den Gipfel des Ben Ann, endlich nach Glasgow. Reisenden, welche diese Gegenden zu Touristen- und Erholungszwecken besuchen wollen, können wir das kleine Büchlein, das sich leicht in der Rocktasche verbergen läßt, als angenehmen Reisebegleiter empfehlen. Als sich der Reisende einmal über einige „nachgemachte zahme Kleiderschotten“, d. h. buntgekleidete Schotten, die vor dem Publikum den Clan oder Chief zu spielen die Absicht verriethen, einer derben Bemerkung in deutscher Sprache bediente, wurde er plötzlich von einem Eingeborenen in „coulantem“ Deutsch angeredet. Derselbe war ein in Edinburg ansässiger Rechtsanwalt, der mehrere Jahre in Bonn, Heidelberg und Berlin studirt hatte und unter anderm äußerte, er liebe die „Deutschers“. Bekanntlich hat das Schottische, wie schon W. B. Macdonald von Rammerscales in seiner 1854 zu Edinburg erschienenen Schrift „Zehn schottische Lieder verdeutscht“ (mit dem englischen Titel „Ten Scotish songs rendered into German“) hervorhob, nahe Verwandtschaft in Klang und Rhythmus mit der deutschen Sprache, und diesem Umstand, wie der größern Neigung der Schotten zu beschaulicher Betrachtung und einem mehr innerlichen Leben ist es auch wol zuzuschreiben, daß die gebildeten Schotten sich vorzugsweise gern mit deutscher Sprache und Literatur befassen. Einige vom Verfasser mitgetheilte alte Proben des schottischen Dialekts zeigen schon wegen des ch-Lauts, der sich im Schottischen wie im Deutschen findet, daß ersteres dem Deutschen noch verwandter ist als das Englische, z. B. folgende Inschrift auf einem Steinthore von Stirling:

> The moir I stand on oppin hicht,
> Mi faults my subjects are to sicht.

Oder folgende Zeile aus einem bekannten schottischen Volksliede:

> Wha whad na fecht for Charlie?
> (Which would no fight for Charlie?)

Ueber den Charakter der Engländer wie über ihre Vaterlandsliebe macht der Verfasser beim Erblicken einiger Volunteers folgende Bemerkung: „Sie sind entsetzliche Zahlenmenschen, diese Engländer, sie präserviren alles, Speisen, Freiheit und alte Institutionen, sie verkaufen ihren Bruder, wenn sie ihn sonst zu nichts brauchen können, sie schachern mit Thronen, Cotton, Sympathien, Heringen, Kohlen; ans Vaterland aber darf ihnen keiner greifen.“ Den bekannten Spruch „Help yourself, and God will help you!“ nennt der Verfasser ein „schönes, männlich stolzes, Gott gewiß besser als in einer Demuthsphrase erkennendes Wort“. Wir glauben jedoch, daß Gott in dieser Phrase im Grunde nur eine ironische Bedeutung hat und daß sie zuerst von einem steinreichen Egoisten erfunden und gebraucht wurde, der jemand, der ihn um Hülfe ansprach, damit zum Teufel schickte. H. M.

Bibliographie.

Alter Ego. Eine Studie zu Shakspeare's Kaufmann. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 6 Ngr.

Militairische Betrachtungen über unsere Armee. Von einem preußischen Offizier. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Bieske, C. L., Der Feldmarschal Fürst Gebhard Leberecht Blücher von Wahlstatt. Eine biographische Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brinkmann, R., Aus dem deutschen Rechtsleben. Schilderungen des Rechtsganges und des Kulturzustandes der letzten drei Jahrhunderte auf Grund von Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Akten des kaiserlichen Kammergerichtes. Kiel, Homann. Gr. 8. 2 Thlr.

Die deutsche Burschensprache. Ein studentikoses Hand- und Taschen-Wörterbuch. Allen fidelen Häusern von einem fidelen Hause. Breslau, Kern. Gr. 16. 8 Ngr.

Castrén's, M. A., kleinere Schriften. Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von A. Schiefner. St. Petersburg. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cattani, C., und A. Feierabend, Gedenkblätter aus dem Alpenkurort Engelberg. Luzern, Gebr. Räber. 8. 14 Ngr.

Dominicus, A., Baldewin von Lützelburg, Erzbischof und Kurfürst von Trier, ein Zeitbild aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Coblenz, Hölscher. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fröbel's, F., Gesammelte pädagogische Schriften. Herausgegeben von W. Lange. 1ste Abtheilung: Friedrich Fröbel in seiner Entwickelung als Mensch und Pädagog. 1ster Band. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Georg, M., Das politische Testament Ludwigs XIV. Aus des Königs hinterlassenen Schriften mitgetheilt und

mit Anmerkungen begleitet. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 1 Thlr.

Grabowski, Graf S., Der Deserteur. Novelle. Berlin, Behrend. Gr. 16. 10 Ngr.

Günther, J., Deutsche Frauen. Biographieen und Porträts der bedeutendsten lebenden Schriftstellerinnen und Künstlerinnen. 1ste Lieferung. Jena, Mauke. Gr. 4. 20 Ngr.

Hamm, W., Lust, Lob und Trost der edlen Landwirthschaft. Lieder- und Lebensbuch für den Landwirth in einer Auswahl von deutschen Gedichten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 24 Ngr.

Köster, F., Das Greisenalter. Ein Gespräch. Stade, Steudel. 8. 7½ Ngr.

Kriegk, G. L., Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Ein auf urkundlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lampert, K., Gedichte. Leipzig, Rein. Gr. 16. 1 Thlr.

Liguori, A. M. v., Geschichte der japanesischen Märtyrer. Deutsch herausgegeben von M. A. Hugues. Regensburg, Manz. Gr. 16. 5 Ngr.

Mähly, J., Wesen und Geschichte des Lustspiels. Vorlesungen. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Meißner, A., Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren. 1ste Abtheilung: Dulder und Renegaten. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Metzig, J., Die Wiederherstellung Polens durch einen neuen europäischen Congress als Nothwendigkeit für die friedliche Zukunft Europas, für die Einigung Deutschlands, für die Ehre und Grösse Preussens und des Hauses der Hohenzollern dargethan. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Minckwitz, J., Die Weisen des Morgenlandes. Eine Anthologie der urältesten Erzählungen, Märchen, Fabeln, Lieder und Sinnsprüche. Für Frauen ausgewählt. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Montalembert, Graf, Pater Lacordaire. Uebersetzt von B. M. Giese. Münster, Brunn. Gr. 8. 18 Ngr.

Nohl, L., Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roskowska, Marie v., Alte Jungfern. Stille Geschichten. Bromberg, Roskowski. 12. 24 Ngr.

Rechenberg, F., Otfrids Evangelienbuch und die übrige althochdeutsche Poesie karolingischer Zeit mit Bezug auf die christliche Entwickelung der Deutschen bearbeitet und durch einen Beitrag zur Geschichte der Bekehrung eingeleitet. Chemnitz, Focke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Reisewitz, G., Conturen. Novellen und Fahrten. Stuttgart, Kröner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Russische Fragmente. Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwickelung. Eingeleitet und herausgegeben von F. Bodenstedt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schaarschmidt, C., Johannes Saresberiensis nach Leben und Studien, Schriften und Philosophie. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schwanenfeld, F. v., Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. Breslau, Hirt. 8. 20 Ngr.

Der Staat oder die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. Unentbehrliches, populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volks. Von einem Staatsmanne a. D. 1ste Lieferung. Leipzig, Grunow. Gr. 8. [illegible] Ngr.

Straß, K. F. H., Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, deren wahrhafte Geschichte, ihr Proceß, ihre Verurtheilung, ihr Feuertod und ihre Ehrenrettung. Dargestellt nach den auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Untersuchungs-Acten und den sonstigen besten Quellen. Berlin, Foerster. Gr. 8. 1 Thlr.

Sugenheim, S., Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. St. Petersburg. 1861. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Trollope, A., Nord-Amerika. Deutsch von A. Diezmann. Verlagsberechtigte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 16. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, H., Die deutsche Presse und die Frankfurter Pfingstversammlung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 3 Ngr.

Blitze zur Beleuchtung der organisatorischen Donnerkeile Seraphus des Ersten. Köln, Affenheimer u. Comp. 8. 5 Ngr.

Brandis, C. A., Johann Gottlieb Fichte's 100jähriger Geburtstag, gefeiert in der Aula der Königl. Preuß. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Bonn, Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Macht und Recht. 1ster Beitrag: Der Justizminister und der Krawall in Roskilde. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 6 Ngr.

Drechsler, A., Die Stellung des Fichte'schen Systems im Entwickelungsgange der Philosophie oder Charakteristik der philosophischen Systeme von Thales bis Fichte. Ein Vortrag in allgemein verständlicher Sprachweise gehalten zu Dresden. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 8 Ngr.

Eckardt, L., Fichte, ein Vorbild des deutschen Volkes, und seine Bedeutung für die Gegenwart. (Oeffentlicher Vortrag an der Fichtefeier am 19. Mai 1862, im Rathhaussaale zu Karlsruhe.) Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte. Vortrag zu Fichte's 100jährigem Geburtstage, gehalten in vertrautem Freundeskreise von einem Pfälzischen protestantischen Pfarrer. Kaiserslautern, Tascher. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Fichte-Feier der Berliner Mitglieder des National-Vereins. 19. Mai 1862. Ein Erinnerungsblatt. Mit einer Photographie nach Heidel's Kolossalbüste Fichte's. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 12½ Ngr.

Das stehende Friedensheer und die Landwehr in Preußen. Eine militärisch-politische Denkschrift zugeeignet dem preußischen Abgeordnetenhause. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Heyder, C., Academische Festrede zur Feier des 100jährigen Geburtstages Johann Gottlieb Fichtes an der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen, gehalten am 19. Mai 1862. Erlangen. Gr. 4. 8 Ngr.

Passaglia, Für die italienische Sache an die katholischen Bischöfe. Vertheidigungsschrift eines katholischen Priesters. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Coburg, Streit. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schlimper, F. W., Die deutsche Hansa bis zu ihrer Blüte 1370. Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Dresdner Flottenvereins. Dresden, v. Boetticher. Lex.-8. 1½ Ngr.

Schreckenberger, C. W., Die Freibeuter der Musikkunst. Zeitgemäße Erörterungen über die in neuerer Zeit erscheinenden Kunst-Kritiken. München, Lentner. Gr. 8. 3 Ngr.

Professor Schulz von Straßnitzki, als Gelehrter und Mensch. Eine Erinnerungsgabe an dessen 10. Sterbetag (9. Juni 1862). Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Seydel, R., Katholicismus und Freimaurerei. Ein Wort zur Entgegnung auf die vom Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz wider den Freimaurerbund erhobenen Anklagen. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 5 Ngr.

Wittenburg, M. v., Ideen zur Befreiung der preußischen Monarchie aus der Revolution. Görlitz, Remer. Lex.-8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 31. Juli 1862.

Inhalt: Ein deutscher Kosmos des 14. Jahrhunderts. Von Heinrich Rückert. — Zur Geschichte und Charakteristik der Zigeuner. — Katholische Gesinnungsdarlegungen August Lewald's. — Zur Erzählungsliteratur. — Der preußische General von Hofmann. Von Karl Gustav von Berneck. — Notizen. (Freytag's neuestes culturhistorisches Werk in England; Ein englischer Commentar zum „Faust". — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein deutscher Kosmos des 14. Jahrhunderts.

Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttgart, Aue. 1861. Gr. 8. 5 Thlr.

Kein naturwissenschaftliches Buch hat einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf das deutsche Volk gemacht als Konrad's Werk. Seine ungemeine Verbreitung erhellt schon aus der Zahl der noch vorhandenen Handschriften. Denn wenn auch immer dem Zufall eine gewisse Macht darüber eingeräumt werden muß, so ist es doch nicht mehr zufällig zu nennen, wenn sich von einer so umfassenden und mühsam durch die Hand der Abschreiber herzustellenden Arbeit in einer einzigen Bibliothek der Gegenwart, in München, nicht weniger als 17 Copien vorfinden, anderwärts, z. B. in Wien acht und so nach Verhältniß fast an jedem Orte, wo sich überhaupt mittelalterliche schriftliche Denkmäler erhalten konnten. Dem entspricht es, daß sich die Druckerpresse gerade dieses deutschen Buchs mit zuerst bemächtigte: der neueste Herausgeber weist sechs oder sieben verschiedene Ausgaben während der Jahre 1475—99 nach. Allerdings ist es von da an fast nicht mehr beachtet worden, hat aber in anderer, abgekürzter Gestalt als Volksbuch gewöhnlichen Schlags sein Dasein bis auf unsere Tage gefristet. Denn die von Görres in seinen „Deutschen Volksbüchern" unter Nr. 1 erwähnte Schrift „Albertus Magnus" führt zwar den noch berühmtern Namen des Vorgängers unsers Konrad, ruht aber im wesentlichen nur auf dem letztern.

Daß sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Theilnahme des gebildetern Publikums von dem Buche abgewandt hat, begreift sich leicht, wenn man den Umschwung der Naturwissenschaften in dieser Zeit erwägt. Auch stieß jetzt, bei dem Wuchern der classischen Gelehrsamkeit, die deutsche Form ebenso stark ab, wie sie in einer frühern Periode ein Hauptanziehungsmittel gewesen war. Man wollte jetzt in der fremden Sprache schon eine Art von Garantie für die wissenschaftliche Brauchbarkeit oder für den zeitgemäßen Standpunkt eines Buchs haben. Was in der Volkssprache geschrieben war, galt schon deshalb als unwissenschaftlich und sein Standpunkt für veraltet. Aber in der Zwischenzeit von seinem ersten Auslauf in die Welt, der gerade in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt, bis zu dem angegebenen Zeitpunkt, hat es Gelegenheit genug gehabt, auf die gesammte Fachliteratur und auf das ganze geistige Leben des deutschen Volks zu wirken. Es dürfte sich kaum irgendein naturwissenschaftliches Werk dieser Periode vorfinden, in welchem sich nicht deutliche Spuren davon nachweisen ließen und was die allgemeine Bildung an naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Vorstellungen in sich enthielt und gelegentlich verwerthete, ist größtentheils aus dieser einen Quelle geschöpft.

Was hat nun diesem Buche seinen so mächtigen Erfolg verschafft? Zum Theil gewiß schon die Persönlichkeit seines Verfassers an sich selbst. Wie zu allen Zeiten sind auch im Mittelalter Bücher von dem Namen der Verfasser getragen worden, denen keine weitere Empfehlung als nur gerade diese zu Gebote stand. Und der Name des Verfassers war, wenngleich jetzt verschollen, damals einer der berühmtesten unter den deutschen Schriftstellern. Als Geistlicher in einer ehrenvollen Stellung, als Kanonikus am regensburger Dom, als Prediger, Seelsorger, Geschäftsmann in einer so großen und für das damalige deutsche Culturleben so wichtigen Stadt, der natürlichen Metropole aller deutschen Donauländer, thätig, erstreckte sich sein persönliches Renommé weithin durch die südlichen und südöstlichen Gegenden unsers Vaterlandes und zwar nicht blos innerhalb der Grenzen seines Standes, sondern auch weit darüber hinaus von den höchsten Spitzen der weltlichen Gesellschaft, dem kaiserlichen Hofe, bis in die untern Schichten des eigentlichen Volks. Dazu kam noch ein schon fest begründeter literarischer Ruf. Konrad hat unendlich viel und vielfach geschrieben und eine stattliche Reihe seiner Werke fällt vor das „Buch der Natur". Politischen, kirchlichen, allgemein moralischen Inhalts, kennen wir sie meist nur aus den Titelangaben: sie selbst haben der Zeit nicht zu trotzen vermocht, obwol sie ihrem Urheber einst Ruhm genug verschafft haben. Was ein so gestellter Mann schrieb, konnte natürlich der Beach-

tung und eines gewissen Eindrucks sicher sein in einer Zeit, die in ganz anderer Weise wie die Gegenwart auch in dem Verhältnisse des Publikums zu dem Schriftsteller dem Princip der Autorität und Stabilität huldigte.

Doch würde dies alles noch nicht zur Erklärung ausreichen. Sagen wir es sogleich, Konrad's Buch würde auch dann seine Erfolge errungen haben, wenn es ohne seinen Namen in die Welt gesandt worden wäre, denn, um eine viel misbrauchte moderne Phrase anzuwenden, es verstand ein allgemein gefühltes literarisches Bedürfniß auf die vollkommenste Art zu befriedigen. Um dies zu erklären, wird ein Blick auf die geistigen Strömungen der Zeit, insbesondere auf das literarische Interesse im damaligen deutschen Publikum nothwendig sein.

Das 14. Jahrhundert mag im großen und ganzen ein bürgerliches genannt werden. Wenigstens im Gegensatz zu den vorangegangenen, in denen die Geistlichkeit und das Ritterthum der europäischen Gesellschaft und Geschichte ihre eigenthümliche Physiognomie verliehen, paßt für diese Zeit die Bezeichnung bürgerlich recht wohl. Doch war auch dieser bürgerliche Grundzug noch durch und durch mit der Phantastik und Gemüthserregung des Mittelalters versetzt. Noch war in ihm nichts von der Nüchternheit und Trockenheit, der ausschließlichen Herrschaft des praktischen Verstandes, der materiellen Interessen und der hausbackenen Weltanschauung wahrzunehmen, wodurch sich die spätern Phasen dieser Entwickelungsreihe so scharf von ihren mittelalterlichen Vorgängerinnen unterschieden. Was man damals auf dem Gebiete der praktischen Interessen zu leisten vermochte, davon zeugt die Geschichte der deutschen Städte. Ihre gesundeste und fröhlichste Blüte brachten sie gerade damals hervor, woraus sich dann die reife Frucht des 15. Jahrhunderts entwickelte, der nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ein Jahrhundert später schon ein bedenkliches herbstliches Abfallen der Blätter und endlich der völlige Winterschlaf folgte.

Welcher Raum dabei aber noch immer der Phantasie blieb und wie üppig diese wuchern durfte, davon zeugen schon die Bildwerke und Arabesken der Gothik in ihrer damaligen überschwenglich reichen Entfaltung, die bunten und malerischen Trachten des Volks, das abenteuerliche Schnörkelwesen des ritterlichen Lebens und der höhern Geselligkeit, das Interesse an allem, was absonderlich auftrat, sei es in der Literatur, sei es im wirklichen Leben. Es ist nicht blos die Zeit, in welcher der „Titurel" und alles Aehnliche noch immer die gelesensten Bücher waren, wo man Frauenlob's Lyrik, weil sie durch ihre absichtliche Geheimnißkrämerei und mühsam herbeigeholte Abstrusität die Phantasie so mächtig fesselte, für die Spitze aller Poesie hielt, es ist auch zugleich das Jahrhundert eines Bruder Eckart, eines Tauler, unzähliger anderer, bald mehr nach dem einen, bald mehr nach dem andern Pole der deutschen Theosophie hinneigender Schriftsteller und Volksredner, die wenigstens in dem einen alle aus gleichem Stoffe sind, daß sie der Phantasie und dem Gemüthe auch in der Aneignung und Darstellung der höchsten sittlichen und metaphysischen Dinge eine bis dahin unerhörte Selbständigkeit und Freiheit einräumen.

Das theoretische Verhältniß zur Natur, der Trieb nach einer zusammenhängendern Erkenntniß davon mußte unter solchen Einflüssen nothwendig in ganz anderer Stärke und mit andern Zielpunkten als früher hervortreten. Früher konnte sich der eigentlich Gelehrte der Forderung auch in dem, was die Zeit als Wissenschaft von der Natur kannte, bewandert zu sein, nicht entschlagen. Es gehörte ein Studium der Physik, wie man die Naturwissenschaften insgesammt zu bezeichnen pflegte, als ein unerläßliches Stück zu dem Universalismus des Wissens, der von jedem gefordert wurde, welcher überhaupt für einen Mann der Wissenschaft gelten wollte. Aber diejenigen, die man in unserer Art als das gebildete Publikum neben dem eigentlich gelehrten bezeichnen würde, nahmen davon keine Notiz. Man beachte nur die schöne Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, soweit sie auf die eigentlich gebildeten Kreise reflectirt. Wie wenig von dem, was als Wissen von der Natur in der damaligen gelehrten Welt vorhanden war, setzt sie bei den Schriftstellern und bei den Lesern voraus. Einige wenige Seltsamkeiten abgerechnet, die als Reizmittel der Phantasie gelegentlich eingestreut sind, kümmert sich niemand darum. Erst seit der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts wächst das Bedürfniß nach solchen Reizmitteln mehr und mehr und beginnt eine Art von wirklichem Interesse an der allgemeinen Quelle, aus der die einzelnen Wunderdinge geschöpft waren, vorzubereiten. Im 14. Jahrhundert sorgte dann die Natur selbst, wie man wol sagen darf, dafür, daß sich dies Interesse erst zu einem allseitigen und praktischen ausbildete. Das Jahrhundert der unerhörtesten Schrecknisse, mit welchen jemals im Laufe der bekannten Zeiten die Menschheit heimgesucht wurde, das Jahrhundert, in welchem alle Elemente ihre Banden sprengten, um durch Wasserfluten, vulkanische Erscheinungen, unerhörte Witterungsverhältnisse und neue Krankheitsformen die zähe Lebenskraft des menschlichen Geschlechts auf eine so harte Probe zu setzen, wie niemals vorher oder nachher, mußte jeden auf die Natur hindrängen. Es handelte sich jetzt nicht mehr um die Befriedigung der Neugierde, sondern um die Rettung der eigenen Existenz und der der Gesammtheit, wenn man ihr Wesen und ihre Kräfte zu ergründen versuchte.

Denn mit dem bloßen dilettantischen Besitz von einzelnen Hausmitteln, einzelnen Vorstellungen über den Zusammenhang natürlicher Vorgänge konnte man so ungeheuern Mächten gegenüber nicht ausreichen, das sah jeder. Alle bisherige Volksmedicin und volksmäßige Naturkunde war zu Schanden geworden durch den Schwarzen Tod, durch die Heuschreckenplage, durch die Erdbeben in Landschaften, wo man seit Menschengedenken nichts davon gehört hatte; darum wollte und mußte man in diesem Felde ganz von neuem zu lernen anfangen. So beginnt von jetzt an eine immer breiter werdende populär-naturwissenschaftliche Literatur, die sich in Inhalt und Tendenz sehr bestimmt von frühern verwandten Erscheinungen unterscheidet. Es ist nicht mehr eine bloße

zufällige Sammlung einzelner Recepte für die Gesundheitspflege oder für andere praktische Zwecke, sondern entweder eine systematische Zusammenstellung der von der eigentlichen Wissenschaft bis dahin ausgebildeten Heilmethode, nur in populärer Form, deren hauptsächliches Kennzeichen in dem Gebrauche der deutschen Sprache besteht, während die eigentliche Wissenschaft nach wie vor an ihrer Muttersprache, dem Lateinischen, festhält. Oder man geht noch weiter und versucht die gesammten Ergebnisse der Physik in jenem weitesten Sinne, wie ihn das Mittelalter entwickelt hat, dem Volke zugänglich zu machen. Was vom streng wissenschaftlichen Standpunkte und für wissenschaftlich Gebildete schon im Laufe des 13. Jahrhunderts ein Thomas Cantimpratensis, ein Vincentius Bellovacensis versucht hatten, die encyklopädische Darstellung der ganzen Naturkunde, das wird jetzt auch ein Bedürfniß der Volksliteratur, und Konrad von Megenberg ist es gerade, der dies Bedürfniß für das deutsche Volk zuerst erkannt und so trefflich befriedigt hat, wie es nicht wohl ein anderer hätte thun können.

Denn sein „Buch der Natur" erfüllt in der That die Versprechungen seines umfassenden Titels. Es ist wirklich auf eine vollständige Darstellung des Ganzen der natürlichen Dinge abgesehen, ohne auf die Erschöpfung des Stoffs im einzelnen Anspruch zu machen. Dies mag eine Uebersicht des Inhalts nach der ursprünglichen Anordnung des Verfassers darthun. Es enthält acht große Hauptstücke oder Bücher, von denen das erste den Menschen in seiner allgemeinen Natur behandelt; das zweite die Himmel und die sieben Planeten; das dritte die Thiere in ihrer Gesammtheit, in der Ordnung von oben nach unten, mit denen „die da gehen auf der Erde" beginnend und durch das Geflügel, die Meerwunder — eine auf den ersten Blick höchst seltsame Rubrik —, die Fische, die Schlangen zu den Würmern hinabsteigend. Das vierte Buch handelt von den Bäumen; das fünfte von den Kräutern: jedenfalls darum getrennt voneinander, weil gerade hier ein besonders reicher Stoff vorlag. Das sechste von den Edelsteinen; das siebente von dem Geschmeide, d. h. von den Metallen; das achte von den wunderbaren Brunnen. Dazu kommt noch ein Anhang von den Wundermenschen. Ohne Zweifel ließ sich in diesen Rahmen alles bringen, was man in jener Zeit von der Natur wußte und sagen konnte, und Konrad hat sich redlich bemüht, diesen Rahmen möglichst zweckmäßig auszufüllen. Es ist zwar eine ganz andere systematische Anordnung des Stoffs, als sie etwa heute in Gebrauch ist, aber es ist doch eine und das ist die Hauptsache. Auch hat sie dem Verfasser nach seinem eigenen Geständniß Mühe genug gekostet und er ist nicht wenig stolz darauf. Ein modernes Werk dieser Art würde sicherlich nicht mit dem Menschen beginnen und daran erst die Himmelskunde reihen, und doch empfiehlt sich diese, allerdings nicht Konrad allein, sondern dem ganzen Mittelalter gemeinsam zugehörende Disposition durch ihre natürliche Einfachheit und anschauliche Unmittelbarkeit: Vorzüge, die man selten in modernen Systematiken zu rühmen hat.

Unter der Rubrik „Von dem Menschen in seiner allgemeinen Natur" ist nun nicht blos alles das untergebracht, was man hier zu erwarten berechtigt ist, sondern noch viel mehr. Es ist nicht blos, um die heutige wissenschaftliche Terminologie darauf anzuwenden, eine populäre Anthropologie, in welcher Seele und Leib nach ihrem Wechselverhältnisse und jedes für sich besonders behandelt werden, sondern auch ein gutes Stück populärer Medicin und Diätetik im weitesten Sinne des Worts. So heißt es bei der Lehre von dem menschlichen Kopfe: „Das Haupt ist oft siech von mancherlei Sachen und sonderlich von Hitze oder von Kälte oder von Fasten und von großer Arbeit. Ist es siech von Hitze der Sonne im Sommer, so sollst du es waschen und salben mit Populeon, das findest du in der Apotheke und kommt von dem Baume Populus, wie wir hernach melden werden, wenn wir von den Bäumen sprechen. Du sollst auch sitzen im Schatten, wo der Wind zu dir kann, und mach das Brunnenwasser kalt mit Stahl, damit kühle dein Haupt. Ist aber das Haupt siech von Kälte, so wasche es lang und wohl mit warmem Wasser und salbe es mit Dyaltea, das findest du auch in der Apotheke oder nimm Galgan und iß die und kaue die lang und halte Nase und Mund zu, daß dir der Dunst in das Haupt gehe. Ist aber das Haupt siech von Fasten und Arbeit, so sollst du oft essen und stets ein wenig und wasch dich mit warm Wasser und iß alle Tage Muskat und halte Nägellein an die Nase und rieche oft daran und schlafe genug."

Ebenso enthält das zweite Buch „Von den Himmeln und den sieben Planeten" viel mehr, als der Titel für uns heutige Leser besagt. Es ist nicht blos eine populäre Astronomie — natürlich auch mit astrologischen Elementen untrennbar versetzt —, sondern zugleich ein gutes Stück Meteorologie und Physik im heutigen Wortsinn, namentlich physikalische Geographie. Denn von seinen 33 Unterabtheilungen sind nur die vier ersten und die elfte und dreizehnte den astronomischen Dingen gewidmet, die andern 27 behandeln die Elemente nach ihren physikalischen Eigenschaften und Wirkungen, die Lehren vom Winde, vom Regen, vom Gewitter, vom Thau, vom Regenbogen, Nebensonnen u. dgl., besonders ausführlich aus begreiflichen Gründen vom Erdbeben. Darüber hat sich der Verfasser theils nach seiner gelehrten Lectüre, theils nach seinen eigenen Beobachtungen eine vollständige Theorie gebildet. Es ist dieselbe, die noch jetzt als die eigentlich populäre gelten darf und die auch in der Wissenschaft lange genug gegolten hat: „Das Erdbeben kommt davon, daß in den Erdhöhlen und allermeist in den Höhlen der Gebirge viel Erddünste gesammelt und daß der Dünste so viel werden, daß sie nicht mehr darin bleiben können. Dann stoßen sie um und um an die Wände und fliegen aus einem Keller in den andern und wachsen immer mehr an, bis daß sie ein ganzes Gebirge erfüllen, und das Wachsen bringt der Sterne Kraft, doch allermeist des Streitgottes, der Mars heißt, und des Helfvaters, der Jupiter heißt, und des Satjars" (Saturn, von Konrad selbst auf diese

originelle Weise verdeutscht, wie die andern Planetennamen sich auch bei ihm solche Versuche der Einbürgerung in die deutsche Sprache gefallen lassen müssen). „Wenn nun die Dünste lange fechten in ihren Höhlen, so wird ihr Stoßen zuletzt so stark, daß sie mit Gewalt ausbrechen und einen Berg auf den andern werfen. Können sie aber nicht ausbrechen, so schütteln sie doch sofort das Erdreich stark. Das Schütteln ist zweierlei: das eine ist, daß das Erdreich langsam schwankt wie ein Schiff, das andere, daß die Erde heftig schüttelt, wie wenn einer den andern mit den Händen schüttelt."

Konrad weiß aus eigener Erfahrung sehr wohl, daß die letztere Art namentlich den menschlichen Bauwerken gefährlicher ist als die erste. Dieser Theorie müssen sich alle ausführlichst beschriebenen Vorzeichen, das Sausen und Wispern in der Erde, oder auch das Brüllen „wie die großen Kriegshörner", die Verdunkelung der Sonne u. s. w., fügen. So hält es ihm auch nicht schwer, Epidemien und speciell die kaum noch vorübergegangene des Schwarzen Todes damit in Verbindung zu bringen: „Denn wenn der Erddunst lange in der Erde beschlossen bleibt, so fault er und wird ganz giftig, wie man ja auch an wenig benutzten tiefen Brunnen und in den Bergwerken ersehen kann."

Jedenfalls ist diese Aetiologie des Schwarzen Todes doch noch rationeller als die damals allgemein volksthümliche, wonach die Juden alle Brunnen vergiftet haben sollten. Konrad berührt sie auch, fertigt sie aber schlagend dadurch ab: „Ich weiß wohl, daß in Wien so viel Juden waren, wie in keiner Stadt, die ich kenne in deutschen Landen, und daß sie da so sehr starben, daß sie ihren Friedhof viel erweitern mußten und zwei Häuser dazu kaufen. Hätten sie sich nun selbst vergiftet, das wäre eine Thorheit gewesen." Mit begreiflicher Vorsicht setzt er, eingedenk seiner Stellung als Geistlicher und der Stimmung des Volks, freilich noch hinzu: „Doch will ich der Juden Bosheit nicht schön färben, denn sie sind unserer lieben Frau feind und allen Christen."

Das dritte Buch ist eine populäre Zoologie, wie schon die allgemeine Inhaltsübersicht ergab. Hier bringt der Stoff von selbst eine genauere Beschränkung auf dies Gebiet in seinem gewöhnlichen Umfang mit sich, nur daß gelegentlich allerlei praktische Lehren eingestreut werden, die ebenso wol unter die Rubrik der populären Medicin, der Technologie, der Oekonomie und der andern angewandten Naturwissenschaften, wie unter die der Moral im weitesten Wortsinne gehören. Daß wir hier bei der Aufzählung der Thiere auch den Meerweibern und Meerjungfrauen begegnen, kann nach der Vorstellung des Mittelalters nicht befremden. Diese für dasselbe real existirenden Geschöpfe zählte es natürlich nicht dem Menschen zu, von dem sie nur ein Stück ihrer Gestalt erborgt hatten, sondern der niedern Schöpfung, den Thieren, wo sie denn in der Gesellschaft anderer abenteuerlicher Wesen oder auch wirklicher Wasserbewohner, wie Meerrinder (Seekuh), Wasserpferde (Hippopotamus), Kutschdrille (Krokodil) u. dgl. paradiren müssen.

Daß der Botanik zwei ganze Bücher gewidmet sind, wird nur so lange befremdlich erscheinen, als man sich mit ihrem Inhalte nicht näher bekannt gemacht hat. Was Konrad hier zu sagen hatte, konnte unmöglich in den engen Rahmen eines Buchs gespannt werden, obwol er so gut wie seine Zeitgenossen und wie wir wußte, daß Bäume und Kräuter derselben Ordnung der natürlichen Gegenstände angehören. Aber schon bei den Bäumen hat er ein gutes Stück der Materia medica abzuhandeln, um wie viel mehr bei den Kräutern, die sowol für die mehr wissenschaftliche, wie für die populäre Apotheke damals eine verhältnißmäßig noch größere Bedeutung als heute behaupteten. Außerdem hat er wie bei den Thieren so auch hier das ganze unermeßliche Gebiet der im praktischen Leben, im Landbau, in den bürgerlichen Gewerben, in der Küche angewandten Naturwissenschaften heranzuziehen, wie er denn unter anderm nicht weniger als 29 Rubriken der einen Abtheilung des Buchs von den Bäumen zu der Beschreibung der wohlriechenden Bäume, d. h. in unserm Sinne der eigentlichen Gewürze und der vegetabilischen Wohlgerüche verwendet.

Denselben Grund hat es, wenn die Lehre von den Mineralien in zwei Büchern abgehandelt wird, in dem sechsten von den Edelsteinen und dem siebenten von den Metallen oder Geschmeiden. Gerade diese Lehre ist ein Lieblingsthema der Zeit. Nicht blos die eigentlichen Gelehrten, voran Albertus Magnus, der größte und tiefsinnigste Kenner der Natur im ganzen Mittelalter, sondern auch die Masse der Gebildeten und selbst das eigentliche Volk waren in allen Jahrhunderten des Mittelalters von einer unserer Gegenwart kaum mehr begreiflichen Ueberschätzung der Kraft und Würde gewisser Steine erfüllt, die eben deshalb ihnen Edelsteine hießen, obgleich viele darunter für die neuere wissenschaftliche Terminologie nur zu den Halbedelsteinen gerechnet werden dürfen, wie Achat, Chrysopras, Chrysolith, Karneol, andere nicht einmal dazu gehören, wie Alabaster, Spat, andere, wie Korallen, Lasurstein, gar nicht zu den Steinen im eigentlichen Sinne zählen. In diesem Aberglauben an die Steine, sowol was ihren Geldwerth im Vergleich mit andern Gegenständen des Handels, als auch was ihre Heil= oder Zauberkraft angeht, begegnen sich damals Juden, Christen und Heiden (d. h. die Bekenner des Islam) einträchtiglich, und so verdächtig sonst alles dem Christen zu sein pflegte, was er von den Feinden seines Glaubens erhielt, hier überwog die geheimnißvolle Macht des Aberglaubens alle Bedenklichkeiten des Glaubens.

Das Seltsamste unter der ganzen Summe dieses Aberglaubens, von dem man hier bei Konrad mit Vergnügen alles Wesentliche aufgestapelt findet, möchte das sein, was sich auf die geschnittenen Steine bezieht. Davon hatte sich bekanntlich aus der antiken Zeit und aus dem Orient eine nicht unbeträchtliche Menge durch West= und Nordeuropa im Mittelalter verbreitet. Eine reiche Literatur in verschiedenen Sprachen heftete sich daran und rühmte und begründete zugleich ihre wunderthätigen Eigenschaften: z. B. ein Stein, auf welchem ein Widder oder ein Löwe

oder ein Bogenschütze eingegraben ist, der macht den Menschen beliebt und heilt das tägliche Fieber und die Wassersucht, schärft den Sinn und macht sicher und beredt. Oder ein Stein, an dem man einen Mann findet, der Flügel an den Füßen und in der linken Hand eine geringelte Schlange hat, also einen Mercur, der macht seinen Träger überfließend mit Weisheit und fröhlich in Gesundheit und dergleichen höchst erwünschte und liebenswürdige Dinge mehr, die man so leichten Kaufs, blos durch den Besitz oder das Tragen einer antiken Gemme erhalten konnte. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß man einige rationelle Erklärung dieses Glaubens zu geben versuchte, denn der Glaube selbst wurde in echt mittelalterlicher Weise, da er einmal bestand und von jeher bestanden hatte, nicht weiter kritisirt. Dabei fiel man denn auf neue Wunderlichkeiten, wie man bei unserm Konrad selbst das Weitere nachlesen mag. Man unterschied zwischen Steinen mit Bildern, die von der Natur selbst durch einen wunderbaren Complex von Kräften eingeprägt worden seien, und andern, die ihre Bilder nur der Menschenhand verdankten. Daß die ersten die zauber- oder heilkräftigen sein mußten, verstand sich von selbst, aber ebenso sehr verstand es sich von selbst, daß man alle möglichen Gebilde nur für Naturwerk oder Naturspiel erklärte, die seltsamen Figuren der Tropfsteine ebenso wol wie den Centauren, oder den Apollo, oder den Löwen irgendeines Meisters von Sicyon oder Korinth. Auf diese Art war man glücklich wieder dahin gelangt, von wo man ausgelaufen war und hatte als Beute noch einen unumstößlichen wissenschaftlichen Beweis. Doch hüten wir uns darüber zu spotten: ein großer Theil dessen, was heute nicht blos in den Naturwissenschaften als exact erwiesen gilt, wird der Zukunft von keiner bessern Qualität als dieser mittelalterliche Zirkelschluß erscheinen.

Das achte und letzte Stück „Von den wunderbaren Brunnen" gehört eigentlich zu den Elementen, wie Konrad selbst sieht. Daß aber ein eigenes Buch daraus gemacht ist, verdankt der Gegenstand jedenfalls blos seinem phantastischen Reize. Hier, wo es sich um weitentlegene Dinge, um Brunnen im Lande der Garamanten, in Indien, in Afrika handelt, schweigt alle Kritik und das Abenteuerlichste gilt als das Beste. Da wird von einem großen Meere erzählt, das wallend und siedend wird wie ein Hafen von der Sonnenhitze, und darin ist ein stiller Brunnen, der sich nicht bewegt, solange man bei ihm stillschweigt. Sobald man aber bei ihm schalmeit oder posaunt, so erhebt er sich und tost und fließt über die Gestade, als ob er sich der Stimme und des Gesanges erfreue. Oder von Brunnen in dem Lande Britannien, wenn man deren Wasser auf einen Stein gießt, so kommt Regen und Donner und Ungewitter, also die dem deutschen Publikum aus dem „Iwein" und andern ähnlichen Producten celtischer Phantasie wohlbekannten Zauberbrunnen im Dunstkreise des guten Königs Artus. Seltsam genug sticht dagegen ab die nüchterne Realerklärung gewisser heißer Quellen: ihr Wasser werde erhitzt dadurch, daß es über Schichten von Schwefel und Kalk fließt.

Ganz dieselbe Mischung rationeller Naturauffassung und der tollsten Phantastik zeigt auch der Anhang „Von den Wundermenschen", den der Verfasser auf die Bitte einiger Liebhaber zugefügt hat. Denn neben dem Cretinismus und dem endemischen Kropf der Hochalpenthäler figuriren hier die Gymnosophisten Indiens, die Pygmäen, die Cyklopen, Arimaspen und mitten unter diesen Gestalten des antiken Fabelkreises die ganz modernen Kumanen, „die rohes Fleisch essen und Pferdeblut trinken". Wahrscheinlich hatte Konrad keine Ahnung davon, daß er in seinem frühern Wohnort Wien gar nicht so weit ab von der Heimat der Nachkommen dieser Wundermenschen sich befand, die bekanntlich in den Puszten der Theißebene liegt.

Aber hüten wir uns, den ehrlichen Megenberger für diese bizarre Mischung von Lügenmärchen und nüchternen Thatsachen verantwortlich zu machen. Er wußte es nicht besser, als es die Gelehrtesten der Zeit wußten, und er hat sich redliche Mühe gegeben, aus den besten Quellen zu schöpfen. Daß er nicht selbst ein Mann des strengen wissenschaftlichen Betriebs war, konnte ihm dabei nicht schaden, denn auch die eigentlichen Träger der naturwissenschaftlichen Studien dieser Zeit schlugen sich mit denselben Ungethümen uralter Phantastik und neuer abstruser Theorie herum, ohne sie zu besiegen. Ueberall fehlte es ja an dem wahren Hebel des Fortschritts, an dem systematischen Experiment, und es dauerte noch Jahrhunderte, bis man ihn ansetzen lernte. Von denen, auf deren Schultern unser Konrad steht, hat in der That nur der einzige Albertus Magnus einen Begriff von dem Werthe selbständiger Naturforschung gehabt, und verdient auch darum den Namen des Großen. Aber da er wie die ganze mittelalterliche Gelehrsamkeit auf die Universalität des Wissens und um so viel mehr auf die Bearbeitung aller Naturwissenschaften nicht verzichten konnte, so erhielt auch seine experimentirende Thätigkeit einen sehr fragmentarischen und dilettantischen Charakter. Dazu kam noch, daß sich die Zeit nicht von der Vorstellung losmachen konnte, daß jedes wissenschaftliche Ergebniß auch eine unmittelbar praktische Beziehung haben müsse. So ist zwar das edle Wort Forscher und Forschung im Gebrauche und auch unser Konrad verwendet es nicht selten, aber sein eigentlicher Werth bleibt noch verschlossen. Es genügt, um diesen Namen zu erlangen, daß man gehörig in den Büchern sich umgesehen und die Meinungen der frühern renommirten Gelehrten sich zu eigen gemacht hat. Niemand verlangt, daß ein neuer „Forscher" auch wirklich etwas Neues hinzuthue, oder geschieht es doch, so wird dies Neue ohne weiteres mit derselben gläubigen Hingabe an die Autorität und demselben gänzlichen Verzicht auf die Kritik von den Zeitgenossen und der Nachwelt aufgenommen und der schon vorhandenen Masse des Wissens zugefügt, wie der Forscher selbst es mit seinen Vorgängern gethan hat.

Das 13. Jahrhundert hatte, wie schon bemerkt, eine Anzahl Gesammtdarstellungen der Naturwissenschaften hervorgebracht, welche die Spätern der Mühe überhoben, zu

den zerstreuten Quellen selbst hinabzusteigen. So hat es denn auch Konrad gehalten. In der Hauptsache ist es ein einziges derartiges Werk, die Schrift des Thomas von Cantimpré „De rerum natura“, auf die er sich beschränkt. Doch ist er keineswegs ihr bloßer Uebersetzer geworden. Wenn er auch häufig nicht allein das Material und seine Einzeldarstellung, sondern auch den stilistischen Ausdruck seines Musters wortgetreu wiedergibt, so weicht er ebenso häufig auch davon ab. Er verändert die ganze Systematik seines Vorgängers, er kürzt, er erweitert, wie es ihm passend erscheint, und läßt so der Subjectivität den freiesten Spielraum, während die objective Kritik ihm wie seiner Zeit so gänzlich fern abliegt. Nicht als wenn er nicht auch in seiner Art Kritik übte. Häufig genug tadelt er seine Quelle, entweder wegen ihrer ungeschickten Anordnung oder wegen ihrer ungenügenden Erklärungen. Es kommt wol vor, daß er mit einem entschiedenen „Das glaub ich nicht“ dazwischenfährt, freilich um unmittelbar darauf die abenteuerlichsten Hirngespinste nicht blos vorzutragen, sondern auch inductorisch zu beweisen.

Auf diese Art geschieht es, daß das Werk sich seinem neuen Herrn völlig zueignet. Sagte es Konrad nicht selbst, keiner seiner damaligen Leser würde es geahnt haben, daß nicht er, sondern ein anderer der eigentliche Gewährsmann des größten Theils seines Inhalts sei. Bei so scharf ausgeprägter Subjectivität versteht es sich von selbst, daß Stil und Vortrag jedes fremdartige Colorit abgestreift haben. Es ist die körnigste, lebendigste, gewandteste deutsche Diction, die man sich nur denken kann und empfiehlt sich einem heutigen Leser auch von dieser Seite her nicht wenig. Denn wie vielen Büchern ähnlicher Tendenz kann man heutigen Tags diese Vorzüge zuerkennen? Wie selten vermittelt sich der wissenschaftliche Stoff mit einem im besten Sinne populären Vortrage, einem solchen, der das Mark der Sprache zu verwerthen weiß? Würde Konrad's Buch nicht durch seinen Inhalt das Publikum angezogen haben, es hätte es schon durch seine Form thun müssen. Denn selbst in diesem 14. Jahrhundert, in welchem der Prosastil eine ebenso hohe Ausbildung erreichte, wie ein Jahrhundert früher der poetische, steht es in erster Reihe.

Dazu rechne man noch ein anderes Reizmittel. Das ganze Buch ist von Anfang bis zu Ende erfüllt mit Beziehungen auf die großen Interessen des Herzens und des Gemüths, des politischen und geselligen Lebens. Konrad lehrt nicht blos wie man aus dem Rosenstrauch und seinen Blättern und Blumen einige Dutzend der köstlichsten Wohlgerüche und Arzneien gewinnen könne, sondern er erhebt und beseelt überall den blos materiellen Inhalt der Natur auf eine Art, die der praktisch-nüchternen Richtung der neuern Zeiten so fern als möglich abliegt. Jeder Naturgegenstand, jede auffallende Eigenschaft an einem solchen ist ihm nicht blos um ihrer selbst, sondern ebenso sehr und häufig noch mehr wegen der Beziehungen auf das geistige Leben der Welt und des Menschen wichtig. Je nach Umständen kann er verständig-bürgerliche Moral daraus entnehmen oder poetische Allegorie oder abstruse Theosophie. Doch neigt er im ganzen, wie wir ihn auch sonst als Mann des praktischen Lebens kennen, zu der ersten hin. Und dabei geht kein Stand, kein Verhältniß, keine Seite der menschlichen Existenz leer aus. Niemals fällt er in den langweiligen Predigerton, den wir an ähnlichen modernen Erzeugnissen kennen. Es sind kurze, wenn man will epigrammatische Wendungen, oft von überraschender Kraft und volksmäßiger Drastik und Derbheit des Ausdrucks und darum so wirksam für sein Publikum und für jedes, das gesunde Nerven und klaren Sinn mitbringt. So heißt es: „Aristoteles sagt, ein jedes Thier, das einen rauhen Schwanz hat, das hat einen kleinen Kopf und große Kinnbacken. Auf diese Art sind die Schwänze der Fürsten lang, denn ihnen folgen viel Diener nach, und ist das Haupt, das ist der Verstand oder die Vernunft, klein, aber der Kinnbacken, das ist die Gefräßigkeit, ist groß.“ Oder: „Die Zunge, die nicht zu breit noch zu schmal ist, die ist löblich, die paßt für den Menschen. Daraus nimm ab, daß der Mensch mäßig soll sein mit Worten, denn viel Reden geht nicht ohne Besudelung. Er soll aber auch nicht immer schweigen, wie ein Stummer oder wie ein Hund, der nicht bellen kann.“ Oder: „Ich sage euch, daß der Esel vorn schwach ist, wo er das Kreuz auf dem Rücken trägt, und hinten, wo er die Nieren trägt, da ist er stark. So halten wir üppigen Pfaffen es: wo wir das Kreuz tragen sollten mit Fasten und Beten und Gottesdienst, da sind wir leider schwach, aber wo wir Unzucht und alle Sünde tragen, da sind wir stark.“ Doch genug hiervon: jede Seite bietet treffende Belege, die weniger durch das Tiefe oder Neue des Gedankens, als vielmehr durch die Frische des Ausdrucks wirken, worauf es doch hier allein ankommt.

Selbstverständlich liegt uns die allegorisirende und mystische Verflüchtigung oder Vergeistigung der Natur ferner ab als diese realistische Moral. In die Parallelen zwischen den Eigenschaften der Sonne oder des Mondes und der heiligen Jungfrau können wir uns nur durch Vermittelung geschichtlicher Studien finden: an sich wirken sie nicht oder nur als geschmacklose Curiositäten. Es ist immerhin bemerkenswerth, daß der sonst so kräftig realistisch geartete Konrad gerade dieser zartesten und ätherischsten Seite des poetisch-religiösen Gemüths- und Phantasielebens des Mittelalters, dem Mariencultus, mit einem gewissen Fanatismus zuneigt. Doch steht er auch darin nicht allein: seine ganze Umgebung theilt mit ihm dieselbe inbrünstige Andacht gegen die romantische Gestalt des christlichen Mythenkreises und denselben derben Realismus. Das eine ist das nothwendige Gegengewicht und die Ergänzung des andern.

So ist denn das Buch auch von dieser Seite her zu einem Kosmos abgerundet; denn wie hätte sich das Mittelalter die Natur denken können, ohne die alles durchdringenden und erwärmenden bunten Strahlen, die von der Himmelskönigin ausgehen? Daß aber ein moderner Kosmos dieser Farben nicht bedarf, um Phantasie und Verstand anzuziehen und festzuhalten, wollen wir noch

seiner vollen Bedeutung zu würdigen nie vergessen, und schließlich noch dem Gelehrten im Namen des ganzen deutschen Publikums unsern Dank sagen, der durch seine fleißige Arbeit den erschwerten Zugang zu diesem interessanten Denkmal der Vorzeit wieder eröffnet hat.

Heinrich Rückert.

Zur Geschichte und Charakteristik der Zigeuner.

Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. Von Franz Liszt. Deutsch bearbeitet von Peter Cornelius. Pesth, Heckenast. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Daß Franz Liszt auch als Stilist eine große Gewandtheit besitzt, dafür liefert gegenwärtige Charakteristik einen glänzenden Beweis. Besonders anziehend wird der Stoff des vorliegenden Buchs dadurch, daß er sich in seinem musikalischen Theile näher mit der Musik unserer großen Musiker berührt, indem berühmte und unberühmte Meister es geliebt haben, Zigeunermelodien in ihre Werke zu verflechten; ja wie Nikolaus Lenau im Wort, haben einige sogar mit Vorliebe das poetische Nomadenvolk musikalisch zu malen gesucht. An Achim von Arnim's „Johanna von Aegypten" sei hier nur vorübergehend erinnert, als Beweis, daß die Deutschen schon früher von dem Zigeunerwesen sich angezogen fühlten. Der reichhaltige Stoff wird es auch dieser Darstellung nicht an Lesern fehlen lassen. Wir erhalten hier aber sozusagen eine Naturgeschichte des Zigeuners, die reich an hervorstechenden Zügen sein muß, da bei aller Schmach, die auf der Paria-Stellung des Zigeuners seit Jahrhunderten lastet, ein Fonds eigensten Wesens ihm geblieben ist, der ihn unverändert bis auf diese Stunde durch alle Phasen der Kultur hindurch geführt hat. Nikolaus Lenau's meisterhafte Skizzirung hat die charakteristischen Züge des Zigeunervolks vortrefflich hingestellt. Seine zügellose Naturliebe, ein Gemisch von Schmerz und Stolz, das ihn über sein Geschick erhebt; seine mannichfachen, aber oft sonderbaren Beschäftigungsweisen, das romantische Chaos seiner nomadischen Wirthschaft, vor allem aber seine Liebe zur Musik, seine Lieder, seine Tänze: alle diese Züge besitzen wir zerstreut, ist von Meisterhand aufgefaßt in unserer Literatur.

In vorliegendem Buche hat ein begabter Mann, dessen eigener Geist in einer gewissen Verwandtschaft zu dem Zigeunervolk und Zigeunerwesen steht, alle diese Gesichtspunkte, unter denen das Volk der Zigeuner so rege Theilnahme weckt, zusammengefaßt und namentlich über die Musik der Zigeuner sich vortrefflich verbreitet. Daß er die ganze Arbeit nur als eine Vorrede zu seinen „Ungarischen Rhapsodien" angesehen wissen will, erscheint uns fast als eine Ungerechtigkeit gegen die selbständige Bedeutung dieser Aufsätze. Diese Arbeit trägt überall die Vorzüge, wie die Schwächen ihres Verfassers an der Stirn, der neben einer virtuosen Führung der Feder und scharfer Beobachtungsgabe von einer nervösen Ueberspannung nicht gut freigesprochen werden kann, die seinen Stil oft excentrisch ausschweifen läßt. Nichtsdestoweniger bleibt diese Arbeit sehr anziehend und verdient gelesen zu werden. Wir wollen den Verfasser für sich selbst in einer längern Stelle reden lassen, in welcher er eine höchst treffende Parallele zwischen dem Israeliten und dem Zigeuner, deren Schicksal in manchen Stücken sich so ähnlich sind, gezogen hat. Wir thun dies um so lieber, als wir damit zugleich auch der vorzüglichen Uebersetzung aus dem Französischen einige Rechnung tragen können.

Auch diese andern Geächteten irrten von Land zu Land, bald gelitten, bald vertrieben, aber immer zu einer festen Masse vereinigt und gegen die Annahme jedes andern, von dem ihrigen verschiedenen Dogma hartnäckig sich sträubend, da sie ja das erste unter den Dogmen besitzen, das erste Gesetz gehabt haben. Wie einfach erscheint das Schauspiel der jüdischen Nation im Vergleich zu dem Dasein der Zigeuner! Wie leicht scheint es, sich die Gründe zu erklären, durch welche dies Volk, das sich das auserwählte Gottesvolk nennt, in so engem Verbande zusammenbleibt, wenn man bedenkt, daß keiner dieser Gründe für die Zigeuner existirt. Die Israeliten wurden allerdings seit achtzehn Jahrhunderten für vogelfrei angesehen, Schmach und Noth ist im Uebermaß auf sie gehäuft worden. Aber sie setzten Haß der Schmach, Unheil der Noth entgegen. Sie nahmen den ihnen von der christlichen Civilisation zugewiesenen Platz an, mit dem Vorbehalt, ihn in einen Herd des Unglücks zu verwandeln, von ihm aus ihren Bedrückern mit unheilbarem Leid zu vergelten. Wenn man sie dann zu spät aus ihren Winkeln vertrieb, wo sie die ihren Feinden verderblichen Schätze aufhäuften, zogen sie fort und brachten einer andern Heimat denselben Zorn und Haß entgegen. Ueberall, wo sie sich anpflanzten, begnügten sie sich nicht damit, auf Kosten der darbenden Bewohner ihre Nahrung aus dem Boden zu ziehen; sie schienen aus dem Wehen der Luft, aus dem Saft der Früchte die Wissenschaft zu erkunden, die ihnen eine verderbliche Uebermacht über ihre Wirthe verlieh. Unter scheinbarer Feigheit bewahrten sie ihren ernsten Muth, ihren verabscheuten Cultus, ihre verspottete Kleidung, all ihre zahlreichen Unterscheidungszeichen: von den Christen verachtet, aber gebraucht und gefürchtet, hielten sie sich für die Geiselhiebe der Schmach durch den Stolz auf ihre Vergangenheit, durch ihren Glauben schadlos, der voll herber Schöne sich auf eine Sammlung von Gesetzen stützt, wie eine enge, aber feste gesellschaftliche Organisation ihrer bedarf. Durch den blinden Gehorsam, den sie absoluten Geboten leisten, blieben die Juden bei aller Beweglichkeit ihrer regsamen Naturen ein feststehendes, allen Stürmen der Habgier, des Hasses trotzbietendes Monument. Durch seine organische Kraft heilt das Judenthum unverbundene Wunden, ersetzt die erschöpften Triebe, schmückt verdorrte Zweige mit frischem Grün. Immer wieder finden wir die Juden finster aber dienstfertig, ränkevoll aber unterwürfig, trotz allem Schelten und trotz verstellter Annäherung ihren feindlichen und doch basiliskenhaft anziehenden Charakter bewahrend. So haben sie die Qualen und Erpressungen überlebt, mit welchen das Mittelalter sie überhäufte.

Wir bedauern, die weitere Schilderung hier abbrechen zu müssen, da sie noch manchen sicher herausgegriffenen Zug jüdischen Wesens enthält und lassen noch den Anfang der Charakteristik des Zigeuners folgen:

Im Gegensatz zu der absoluten Geboten blind gehorchenden jüdischen Nation verwirft der Zigeuner den Despotismus jedweden Gesetzes; er verlangt von der Erde nichts als das Leben, und mit einer ebenso thörichten als großartigen Verachtung gegen alles Beschränken desselben bewahrt er den Charakter seiner Individualität durch fortwährendes Zusammensein mit der Natur, durch völlige Gleichgültigkeit gegen die Menschen, solange er deren nicht zur Fristung seines Daseins bedarf. Auch er hat Lust am Betrug, aber nicht aus Haß und berechneter Bosheit. Haß und Rachegefühl entsteht bei ihm nur zufällig, ist nur persönlich, nicht solidarisch. Er hat die Ueberlegenheit des civilisirten Menschen zum besten, wie der Fuchs, der einen Hühnerhof ausräumt. Sobald seine Bedürfnisse ge-

stillt sind, ist er harmlos, mindestens hat er niemals die vorbedachte Absicht, in Masse der Masse Schaden zuzufügen. Ihm liegt nur daran, seine wilde Roßfreiheit zu bewahren, denn ihm ist unbegreiflich, wie man ein noch so schön gebautes Dach der Wölbung des Waldes vorziehen kann. Autorität, Gesetz, Regel, Vorschrift, Grundsatz, Verpflichtung sind ihm unausstehliche Begriffe, ebenso wol weil, um sie in sich aufzunehmen, man sie mit einer anhaltenden Aufmerksamkeit des Geistes überlegen muß, die ihm antipathisch ist, als weil er lieber die übelsten Folgen eines zweck- und ziellosen Lebens erträgt, dessen müßiges Umherschweifen nur durch die Anreizungen des Instincts und der Einbildung bestimmt wird. Dieses Suchen nach einer wilden, weil unbedingten Freiheit erzeugt natürlich eine unbesiegliche Scheu gegen jede Arbeit (sowie gegen den den Juden anstehenden Handel), weil sie bindet, gegen Wohlhabenheit, weil sie knechtet, gegen feste Wohnungen, weil er dann des Waldes, der Berge verlustig gehen müßte; und er zieht vor, zu jedem Verfahren, jedem Hülfsmittel, wäre es selbst ein für etwas gesittetere Naturen widerliches, seine Zuflucht zu nehmen, um seine wenigen Bedürfnisse zu befriedigen. Keine Bibel, kein Testament nöthigt ihn, seinen Verstand vor der Erfassung abstracter Ideen zu neigen und stört sein Sichdrehen im Kreise des Instincts; ihm genügt ein einziger Entschluß: sein Leben unter freiem Himmel, entzückt durch jeden Sonnenstrahl, zu verbringen, sich einigen uranfänglichen Leidenschaften hinzugeben, und von keiner conventionellen Tugend diesen Zustand seiner Seele trüben zu lassen, der ihm theuerer ist als alle durch die geringste Beschränkung seines Hanges etwa zu erzielenden Vortheile.

Den Zigeunern erwächst dies unterscheidende Merkmal ihres Charakters, dies Streben nach schrankenloser Freiheit aus einer der fortwährenden unmittelbaren Berührung mit der Natur entsogenen, in schweigendes Brüten versenkenden Berauschung. Da sie sich ihrer unmittelbaren Einwirkung nie entziehen wollen, wird die von ihr hervorgebrachte Erregung so zur Gewohnheit in ihnen, daß es ihnen das Leben nehmen hieße, wollte man sie auf längere Dauer diesen Eindrücken entziehen. Nichts wiegt ihnen die durch alle Poren eingesogenen Freuden des Naturlebens auf, und man möchte sie die von Cybelens Milch ewig Trunkenen nennen, da sie in solchem Uebermaß von ihr genießen, daß ihre Vernunft getrübt, ihr Gefühl misleitet wird. Nichts kommt für sie der Freiheit gleich, jeden Augenblick die kleinste Laune befriedigen zu können. Sie schütteln jeden sittlichen Zwang, jede gesellschaftliche Abhängigkeit ab, um unaufhörlich der Schmetterlingsjagd auf Sensationen nachzugehen. Ihr ganzes Leben ist unmittelbares Fühlen; sie wollen immer und um jeden Preis erregt sein. Befehlen und gehorchen ist ihnen gleich zuwider. Haben ist ihnen ebenso fremd als sollen und diese beiden Zeitwörter finden sich nicht einmal in ihrer Sprache. Reihenfolge, Zusammenhang, Voraussicht, die Kette zwischen Vergangenheit und Zukunft sind ihnen deshalb nicht nur widerwärtig, sondern geradezu unbegreiflich. Im Verfolgen ihres einzigen Zwecks: ihre Organe fortwährend an allen im Naturbesitze sich vorfindenden Genüssen zu ergötzen, gelangen sie durch absolute Gleichgültigkeit gegen das Haben zur absoluten Freiheit des Seins. Welch ein Gegensatz zu den Israeliten!

Liszt hat in zwanzig kleinern Aufsätzen die anziehendsten Gesichtspunkte, von denen aus das Zigeunervolk betrachtet werden kann, erörtert und jedenfalls eine mehrjährige Erfahrung in diesen Skizzen niedergelegt. In Ungarn ist wol zunächst bei dem Verfasser der Gedanke entstanden, dieses merkwürdige Volk genauer zu beobachten, und jeder, der daselbst eine Musikbande Zigeuner, die meist ohne Noten spielt, ihre originellen Weisen hat aufführen hören, ist sicher auch hingerissen worden von dem Zuge eines in denselben lodernden heimlichen Feuers. Liszt führt unter anderm auch mehrere Zigeunervirtuosen auf. Eines begabten Knaben Joszy nahm sich Liszt an, führte ihn nach Paris, ließ ihn unterrichten, allein sein angeborenes Wesen widerstrebte der Civilisation zu sehr, er kehrte lieber ins Vaterland zurück, wo er einer der Musikbanden sich einverleiben ließ, wie ein dankbares Schreiben an seinen Wohlthäter nach längerer Zeit erwies, als man schon die Hoffnung aufgegeben hatte, je wieder etwas von dem in Wien einst plötzlich Verschwundenen zu erfahren. Was endlich die vom Verfasser selbst seinem Buche unterbreitete Absicht angeht, es als eine Vorrede zu seinen „Ungarischen Rhapsodien" ansehen zu wollen, so möchten wir darüber unser Urtheil so lange zurückhalten, als es uns nicht vergönnt gewesen sein wird, diese musikalischen Bilder des Zigeunerlebens durch die meisterhafte Wiedergabe des Hrn. von Bülow vor uns vorübergehen zu sehen. Die eine Rhapsodie: „Der Carneval in Pesth", die wir von ihm zu hören Gelegenheit hatten, hat uns diese Composition als eine sehr eigenthümliche erscheinen lassen, für die im vorliegenden Buche manche Stelle als Commentar dienen könnte. 14.

Katholische Gesinnungsdarlegungen August Lewald's.

Aus dem katholischen Leben der Gegenwart. Von August Lewald. Schaffhausen, Hurter. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Wenn Winckelmann und Gfrörer zum Katholicismus übertraten, so hatte dies insofern nichts eben Auffallendes, als der gegen alles Christenthum indifferente Winckelmann durch Kunstzwecke, Gfrörer durch seine ganze Geschichtsanschauung dazu bewogen wurde; wir würden durchaus nicht davon überrascht werden, wenn wir eines schönen Morgens in den öffentlichen Blättern die Kunde läsen, daß auch Wolfgang Menzel seinen Uebertritt zum Katholicismus bewerkstelligt habe; ja wir finden es sogar inconsequent von ihm, daß er dies nicht schon gethan hat. Auffallender, oberflächlich betrachtet, sind die Uebertritte solcher Personen, welche vorher mit ihrer Vergangenheit brechen mußten und scheinbar in Widerspruch mit ihren frühern Gesinnungsdarlegungen geriethen. Wir nennen in dieser Beziehung Friedrich Leopold von Stolberg, der in seinen „Jamben" in einer Sprache, die dem entschiedensten Radicalen heutiger Zeit Ehre machen würde, die „Pfaffen", die Aristokraten, kurz alle „Freiheitsmörder" bekämpft hatte; Zacharias Werner, dessen Held in seiner „Weihe der Kraft" Luther gewesen war; Georg Daumer, welchen die Apostel der Unkirchlichkeit und des Unglaubens als einen ihrer Mitkämpfer zu betrachten pflegten; die Gräfin Hahn-Hahn, die früher eine gute Anzahl sehr weltlicher Salonromane für die fashionable, blasirte Welt zurecht gemacht hatte; endlich August Lewald, der vordem ein ziemlich abenteuerliches und äußerliches Theaterleben geführt hat und als Redacteur der „Europa" gerade auch keine sehr kirchliche Gesinnung offenbarte und einigermaßen zu dem Jungen Deutschland hielt.

Gehen wir freilich diesen „Bekehrungen" tiefer auf den Grund, so werden wir bei jedem dieser Convertiten Motive entdecken, aus denen sich ihr Uebertritt erklären läßt. Was August Lewald betrifft, mit dem wir hier zunächst und besonders zu thun haben, so sagt uns schon das „Conversations-Lexikon", daß er sich schon früh zum Katholicismus hingezogen gefühlt habe. Wir wüßten nun freilich keine Lewald'sche Schrift aus frühern Tagen zu nennen (doch haben wir auch nicht alle Schriften Lewald's gelesen), in welcher diese Sympathie für den Katholicismus in sehr bemerkbarer Weise zu Tage träte; aber wir können uns denken, daß ihm sein vages Theater- und Literatenleben durchaus nicht die Befriedigung gewährte, die er auf seinen vielen Herumzügen und bei seinen mancherlei Unterneh-

mungen offenbar doch suchte. Ueberall erblickte er nur Coulissen, dick aufgelegte Schminke, erkünstelten Schein, Hohlheit, Anmaßung und jämmerliche Lüge. Aus seinem „Theaterroman" starrt uns die ganze Oede, die Hohlheit und Trostlosigkeit des Theaterlebens, wie es sich hinter den Coulissen offenbart, schauervoll entgegen; ermüdet wandte er sich von dieser Welt der Intrigue, des hohlen Scheins, des geschminkten Idealismus, der Lüge und des Selbstbetrugs ab, und er ging nun zu dem großen welthistorischen Theater des Katholicismus über, auf dem freilich auch wol viele prunkhafte Coulissenmalerei herrscht, das aber doch in den tiefern Bedürfnissen von Millionen wurzelt und auf dem sich mit Hülfe der von der Kirche dargebotenen Mittel eine sittliche Besserung und Vertiefung des Menschengeschlechts anstreben läßt. Er, der ehemalige Theaterregisseur, der Protector der dramatischen Erzeugnisse Jungdeutschlands, befürwortete in den letzten Jahren die Nothwendigkeit einer Radicalreform des Theaters auf strengsittlicher und christlicher Grundlage.

In dem vorliegenden Buche haben wir eine weitere Gesinnungsdarlegung des im Dienst des Theaters und der Literatur grau gewordenen Neophyten. Er bemerkt in der Einleitung, daß es ihm nicht einfallen, daß es überhaupt keiner menschlichen Kraft gelingen könne, „den rollenden Wagen des materiellen Fortschritts aufzuhalten, auf welchem die Industrie, als zeitliche Herrscherin, in Siegespracht dahinfährt"; dann aber fährt er fort: „Allein trotzdem drängt es uns dazu, die Nachtheile aufzudecken, welche aus diesem Zustande erwachsen. Wie der arme Arbeiter frühzeitig hinstirbt, der seinen Fabrikherrn durch übermäßige Anstrengung bereicherte; wie das Geschlecht, durch zu frühzeitiges Anhalten der Kinder zur Arbeit abgeschwächt wird; wie nicht sowol der Arm des Menschen durch die Maschine ersetzt, sondern vielmehr der Mensch zur Maschine herabgewürdigt wird; wie, um maßlosen Gewinn zu erzielen, die Production sich überbietet, und alle geistige, moralische und religiöse Cultur unterdrückt; wie das allgemeine Gefühl für Gerechtigkeit und Liebe nach und nach gänzlich erstickt wird: hieraus müssen sich jene antisocialen Elemente entwickeln, welche am Ende die Gesammtcivilisation untergraben, und es kann nicht geleugnet werden, daß Neid, Selbstsucht, Haß und Empörung, in der Stille oder offenkundig, bereits die furchtbaren Waffen schmieden, die früh oder spät die europäische Gesellschaft zertrümmern können.

„Hier zeigt sich nur der einzige Rettungsweg. Die Materie soll nicht herrschen. Sie bleibe eine Sklavin des Geistes, sie diene der Menschheit zu einer weitern Verherrlichung Gottes. Wie die zur Zeit die Sachen stehen, darf auch der kühnste Erfinder sich nicht rühmen, daß er die Materie beherrsche; erst die christliche Entsagung berechtigt ihn hierzu. An die Stelle des kalten Ehrgeizes des Egoisten trete die Nächstenliebe. Man arbeite, um andern beizustehen; man besitze um andern zu geben!"

Der Verfasser will uns nun in seinen „friedlichen Darstellungen" einen „sonnenhellen" Blick eröffnen „auf die Himmelsruhe und ungeschwächte Kraft des Guten im wahren Glauben", er will uns Menschen vorführen, „in deren Herzen eine reine Flamme lodert", er will uns Werke offenbaren, „die wie durch ein Wunder erstehen und gedeihen, und aus denen der Beistand Gottes so ersichtlich wird, daß inmitten aller Uebel, die uns drohen, die Seele des Christen von dem herrlichen Vorgefühl eines unendlichen Sieges erfüllt wird" u. s. w.

Unter den verschiedenen Kapiteln seiner Schrift dürfte dasjenige, welches „Pariser Lichtbilder" überschrieben ist, von allgemeinerm Interesse sein, auch für den Protestanten. Der Verfasser gibt zu, daß in Paris viel sittliches Elend herrsche, und daß sich namentlich unter den Proletariern „das frevelhafte Bekenntniß des Unglaubens auf die trostloseste Weise kund gebe"; aber Paris sei groß, reich an Gegensätzen und berge auch viele Keime und Früchte des Guten und Christlichen in sich. Das religiöse Leben sei im Wachsen, die Bezeichnung „Voltairien" sei überhaupt jetzt in Frankreich fast einem Schimpf gleichzuachten u. s. w. Lewald berichtet uns hierbei Folgendes: „Mir erzählte in Paris ein Priester, daß er einst, als er das Hochwürdigste Gut zu einem Kranken trug, genöthigt war, durch eine enge Gasse zu gehen, an deren Ende eine Kneipe lag, die von lärmenden Trinkern strotzte. Er zauderte, als ob er ein von feindlichen Kugeln bestrichenes Défilé zu passiren hätte, und dachte schon daran, einen Umweg zu nehmen, als er sich plötzlich ermannte, das Allerheiligste fest an das Herz drückte, und so muthig vorwärts schritt. Kaum hatten ihn die Zecher erblickt, so bildeten sie eine Gasse, wie zum Spitzruthenlaufen, und unter Hohn und Gelächter mußte der Priester, der den Heiland trug, hindurch.... Unter dem Spottrufe Croa! Croa! das Rabengeschrei nachahmend, weil der Pöbel die schwarzgekleideten Priester den Raben vergleicht, setzte er seinen Weg fort. Als er bei dem letzten in der Reihe vorbeikam, rief ihm dieser zu: «Nun, guter Freund, wird es mit dir und deinem Herrgott bald vorbei sein. Mache dich nur darauf gefaßt.» Da blieb der Priester stehen und, nicht achtend den wilden, ihn umdrängenden Haufen, der ein wüthendes Gelächter ausstieß, rief er dem Frevler entgegen: «Mit deiner Vernunft wird es bald zu Ende sein, denk' ich, nachdem was ich soeben von dir gehört habe.» Und sogleich erscholl ein rasendes Bravo und ein Hoch dem Priester, der unbelästigt weiter zog."

Der Verfasser fügt hinzu:

„Hier könnten wir einen Vergleich nicht zurückweisen. Verlegen wir einmal die Situation nach einem andern Lande. Ein betrunkener Pöbelhaufe würde hier gewiß an dem kühnen Priester eine rohe Rache geübt haben. Die Franzosen waren dessen unfähig; die überraschend schnelle Antwort entwaffnete sie nicht nur, sondern der bewiesene Muth des frommen Mannes, seine Geistesgegenwart entlockte ihnen auf der Stelle laute Bezeugungen der Anerkennung und des Beifalls."

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit den „Gesellenhäusern", deren erstes in Deutschland der Domvicar Kolping in Köln, der dafür auch den Ehrentitel „Gesellenvater" empfangen, praktisch ausgeführt habe. Kolping sei in seiner Jugend selbst Geselle gewesen und habe die traurige Erfahrung gemacht, daß zwei Drittheile der auf den Werkstätten der größern Städte arbeitenden Gesellen aus dem Christenthum praktisch und theoretisch herausgekommen seien. Inzwischen sei doch immer ein guter Grund da, wie die Zahl der Theilnehmer an den Gesellenvereinen, die in ganz Deutschland wol schon 40000 betragen möchte, am besten bewiese.

Wir wissen nicht, ob Lewald auf einem richtigen oder unrichtigen, vielleicht unmöglichen Wege sich befindet; aber wir denken auch nicht frivol genug, um über diese Richtung kurzweg den Stab zu brechen. Wir wissen nur, daß das innere Glück mit der erstaunlichen Entwickelung der materiellen Factoren keineswegs Schritt hält, daß die sich darbietenden Genüsse die Begierden der Massen nur stacheln, ohne ihnen zugute zu kommen. Mit jener Begier wächst die Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit, und man sollte über niemand ein verdammendes Urtheil sprechen, der, von diesen Zuständen betroffen, nach Mitteln der Abhülfe sucht und dann auf solche geräth, welche nicht nach aller Geschmack sind. Freilich befürchten wir, daß in nächster Zeit der Materialismus, für den gerade in Deutschland die eifrigsten und erfolgreichsten Apostel wie für eine Doctrin thätig sind, noch große und ungeahnte Fortschritte machen wird, zumal da die modernen Staaten selbst als wesentliche Finanzanstalten vorzugsweise auf materieller Grundlage aufgebaut sind und meist und hauptsächlich nur diese zu verstärken suchen. Ob dieser Materialismus, der selbst den modernen Kriegen einen ganz eigenen, auf Massenvernichtung durch ferntragende Kriegsmaschinen berechneten, unheimlichen Charakter ertheilt, im Stande sein wird, die Menschheit auf die Dauer glücklich zu machen, ob er sich nicht vielmehr früher oder später selbst sein Grab graben und ob dann für die kleine spiritualistische Gemeinde, die gerade den Gefahren dieser vorwiegend materiellen Entwickelung gegenüber und von ihr angewidert sich erhalten und neue Jünger gewinnen dürfte, die Zeit der Herrschaft gekommen sein wird, das

liegt im dunkeln Schose der Zukunft verborgen. So viel ist klar, daß bei der Zunahme des Materialismus in allerlei Form Kunst und Poesie nicht gedeihen können; denn dem entschiedenen Materialisten versagen alle idealen Anschauungen; es gibt nichts, was er besingen oder abbilden möchte, insofern sich letzteres nicht photographisch thun läßt; er wird Kunst und Poesie, für die er kein empfängliches Organ besitzt, nothwendig als Tand geringschätzen und verachten müssen. Unter dem Anwuchs dieser barbarisch materialistischen Elemente wird auch die Wissenschaft immer mehr ihre höhern Zielpunkte aus den Augen verlieren und sich immer mehr an das halten lernen, was stofflich und praktisch ist. Wissenschaft und Kunst haben freilich auch von der Glaubensrichtung, welche Lewald in seiner Schrift vertritt, wenig zu hoffen; sie verfolgt nur prophylaktische Zwecke; und überhaupt hat die katholische Kirche schon längst jene höhere ideale Stimmung und Anschauung verloren, welche die Künste befruchtet und Kunstwerke höherer Art erzeugt, während die Wissenschaft ihr nur so weit recht ist, als sie ihren Zwecken dient und in ihren Fesseln sich bewegt. An diese Richtung haben wir also bei unserm Ausdruck „spiritualistische Gemeinde“ keineswegs gedacht.

H. M.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Erzählungen aus dem Harzgebirge von H. Pröhle. Eine Volksschrift. Berlin, Vogel. 1862. 8. 15 Ngr.
2. Hamburg, wie es weint und lacht. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem hamburger Volksleben von J. Krüger. Erster bis achter Band. Altona, Verlagsbureau. 1861. 8. Jeder Band 15 Ngr.
3. Die ewig Proscribirten. Eine Erzählung aus dem jetzigen Volksleben von G. A. Luther. Zwei Bände. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Altdeutsche Geschichten von Karl Seifart. Zwei Bände. Göttingen, Wigand. 1862. Gr. 16. 3 Thlr.
5. Erzählungen von J. J. Zagler. Erster Band. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wie es Aemter gibt, welche dankbarer sind und sich einer größern Popularität erfreuen als andere, obgleich beide einen gleichen Aufwand geistiger Kräfte erfordern, so gibt es auch Themata für Dichter größerer und kleinerer Schöpfungen und so auch für die uns zunächst angehenden Novellisten, welche einmal mehr, das andere mal weniger dankbar sind, obgleich die Kunst und das Talent der Schaffenden und Erzählenden sich gleichstehen. Von den uns vorliegenden Erzählungen haben einige ihren Stoff aus der Gegenwart entlehnt, andere ihn aus vergangenen Jahrhunderten genommen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die aus längst vergangener Zeit gewählten mehr ziehen, gleichsam ein größeres Gewicht haben. An den Verfassern liegt dies nicht. Der Grund ist wol darin zu suchen, daß der Lebensstrom unserer Zeit so sehr breit geworden ist, daß auch die großartigste, umfassendste Dichtung nicht leicht die Hauptlebenszeichen derselben wird darstellen können, geschweige kleine Erzählungen nach Novellenschnitt. Das Leben früherer Jahrhunderte aber ist ein weniger nach verschiedenen Richtungen ausgedehntes, mehr concentrirtes, und daher können auch kleinere Erzählungen, welche ein Stückchen jenes Lebens schildern, als dem alles bewegenden Herzschlage näher stehend, mehr Lebenswärme enthalten.

Wir wollen die Erzählungen aus der Gegenwart zuerst betrachten. H. Pröhle's „Erzählungen aus dem Harzgebirge“ (Nr. 1), schildern uns in den beiden zunächst als Volksschrift angesehen sein wollenden Erzählungen „Kaiser Heinrich's Vogelherd“ und „Die Finkler am Oberharze“ zwar nicht Neuentdecktes in dem Seelenleben, aber die uns wohlbekannten guten und übeln Eigenschaften des menschlichen Herzens in neuen Beziehungen, in neuen Verhältnissen. Vor allem müssen wir hier den Ahnenstolz erwähnen, den Ahnenstolz des Herdstellers, welcher es höchst übel empfindet, daß er, der Nachfolger Kaiser Heinrich's in dem solange allein bestanden habenden Vogelherde es erleben muß, daß ein zweiter Vogelherd angelegt wird! Derselbe Erbe des kaiserlichen Vogelherdes ist auch sehr ungehalten darüber, daß Neuerungssüchtige, die noch dazu als gewöhnliche Buschsteller weit unter ihm stehen, Ameisen und Würmer anwenden wollen zum Fang der Vögel, „denn“, sagt er, „will ein Vogel die lange gegoltene Vogelbeere nicht, so ist er nicht treu“. Die Treue besteht also in diesem Falle darin, daß die freien Bewohner der Wipfel willig ihre Freiheit oder ihr Leben ihren Kerkermeistern oder Metzgern opfern, diese Kerkermeister kennen aber die Vorzüge ihrer Gefangenen so genau und schätzen sie so hoch wie einstmals die Römer die Fertigkeiten ihrer griechischen Sklaven. Unter den sehr beliebten Finken z. B. gibt es eine förmliche Rangordnung, der Zickzackweida, Nullweida u. s. w. Einen ausgezeichneten Schläger (Finkenhahn) zu besitzen, gilt nicht blos für ein Glück des einzelnen, nein, es ist der Ruhm eines Dorfes, eines Städtchens. Bergleute machen nachts einen Weg von vier Stunden, um die Zierde eines Ortes, einen Nullweida zu — stehlen! Das gilt für erlaubt. Es ist ein Diebstahl pro patria. Haben also die Harzwäldler nicht Aehnlichkeit in ihren Neigungen und in ihrer Begehrlichkeit mit jenen Großstädtern, welche von einem beneideten Theater eine Bravoursängerin wegescamotiren durch — Metallreize? Die Erzählung, welche die Naturschilderungen verbindet, schildert das Glück des Sohnes eines armen Vogelstellers, welcher bei dem Besuche eines Freundes seines Oheims ein reiches Bauernmädchen kennen lernt, mit ihr auf der Kirmes tanzt in einem Saale, wo übermüthige Bursche zuletzt noch mit einem Ziegenbocke tanzen (wol Nachahmung des Brockencotillons?) und die Geliebte endlich heimführt oder richtiger sich heimführen läßt, denn er bleibt im Thale der als reicher Bauer. In der Erzählung „Das Junggesellenschießen“ hören wir von einem Vorrechte der Junggesellen, einmal die Alten strafen zu dürfen (wenn sie die Festvorschriften nicht genau beobachten) und mit den Strafgeldern sich gütlich zu thun. Die verheiratheten Frauen sind ihrer Sparsamkeit wegen die natürlichen Feinde der fröhlichen Burschen und rauben ihnen wol die Strafgelder; die Jungfrauen aber, ihre Verbündeten, bringen den Burschen das Geld wieder. Der Brocken zeigt in der Erzählung seine Anziehungskraft nicht blos für leichte Wolken, sondern sogar für sehr corpulente, gewichtige Menschen. Ein alter Junggesell, der Brockenwirth, entschließt sich in das Thal zu ziehen und zu heirathen, aber weder die Frau noch das Thal können ihm seinen Brocken ersetzen. Bei einem Spaziergange nach der alten Wohnung äußert er dem begleitenden Freunde den Wunsch, er möchte einst auf dem Brocken begraben werden. Das Schicksal erfüllt seinen Wunsch schneller, als er glaubt. Oben angekommen trifft ihn ein Schlagfluß und er wird an dem bezeichneten Orte zur ewigen Ruhe gebracht.

Tadeln müssen wir den Verfasser, daß er bei der Schilderung des den Freunden gegebenen Brockenhausgastmahls, das mit der ausgezeichneten Mockturtlesuppe beginnt und die Gäste beinahe bezaubert, die Kellner im Frack, Vatermördern und feinen Handschuhen, mit dem Hute unter dem Arme, wegen ihrer graziösen und sehr tiefen Verbengungen mit „geputzten Pfingstochsen“ vergleicht! Dieser Pfingstschmuck der Vierfüßer bezeichnet doch eigentlich etwas geschmacklos Ueberladenes — und diese eleganten Kellner? Nein! Das ist nicht erlaubt! Sonst aber müssen wir gestehen, daß des Verfassers einfache aber anmuthige Darstellung dem garteneinschließenden Stachelbeergebüsch gleicht, dessen junge Blätter nach einem Frühlingsregen gar lieblich duften.

Wir sind gewohnt, wenn wir von dem Leben und Treiben großer Städte lesen, Verbrechen der ausgesuchtesten Art in den Spelunken, Verführungssucht und Treulosigkeit in den vornehmen Häusern mit dem Nachzuge des mannichfaltigsten Wehes zu erwarten; in J. Krüger's „Hamburg, wie es weint und lacht“ (Nr. 2) finden wir aber Darstellungen des Familienlebens

meist des mittlern Standes mit seinen oft einfachen Freuden und den nicht ausbleibenden Leiden. Wir begegnen in denselben zwar keinen großartigen Charakteren, auch zeigt die Sprache des Verfassers nicht besondere Kraft, aber er hat etwas Gefälliges neben einem gewissen Fonds von Humor. Von den sieben uns vorliegenden Erzählungen halten wir die dritte: „Hannes Boosel" und die siebente: „Des Sprachlehrers Tochter", für die gelungensten. Am wenigsten hat uns die Erzählung des ersten Bandes befriedigt. Sie ist etwas breit und enthält einige ehr große Unwahrscheinlichkeiten. Ein geldgieriger junger Kaufnann, welcher die Tochter von ihrem reichen Vater zu erlangen gewußt hat, obgleich diese einem Musikus ewige Treue schon gelobt, aber immer darauf bedacht ist, durch einen ins Haus gebrachten eleganten Grafen sie zur Untreue zu verführen, um ich von ihr scheiden lassen und doch ihr Geld behalten zu könen: dieser Speculant soll, nachdem der große Brand schon inige Zeit gewüthet, beim vollen Glase gewartet haben, bis hn und seine Gesellschaft das Feuer vernichtet! Der elegante Graf, welcher ebenfalls beim Brande umkommt, führt die Beschreibung des von ihm begangenen Mordes eines ungarischen Grafen, des Gönners des Musikus, bei sich, also gleichsam einen igenhändig geschriebenen Steckbrief! Der Verfasser sagt, es vürde wol ein Räthsel bleiben, warum der Mörder seine Frevelthaten aufgezeichnet habe. Wir stimmen vollkommen mit in, daß dies ein Räthsel bleiben wird, aber uns ist es ebenso äthselhaft, wie der Verfasser seinen Lesern zumuthen konnte, n solche (wol zum besondern Ergötzen aufgeschriebene) Mörerbekenntnisse zu glauben. Unwahrscheinlich ist es auch, wenn in Commis, der Sohn eines reichen Kaufmanns, ein hamburer Kind, welcher die Nacht durch mit Gleichgesinnten zecht und m Tag nichts arbeiten will, sich, nachdem er von seinem Vater us dem Hause gejagt, von einer Abenteurerin sehr leicht und einahe tölpelhaft um eine ziemlich große Summe betrügen läßt zweites Bändchem: „Die hamburger Bummler"). Der von r Mutter gehätschelte junge Kaufmann kann übrigens mit seier Plan- und Thatlosigkeit bei weitem das Interesse nicht ergen, was Hannes Boosel, ein ebenfalls von seinem Vater erjagter, etwas eigenwilliger und widerspenstiger Bursche uns bnöthigt durch sein drollig-kräftiges Wesen, seinen frischen luth in den fatalsten Augenblicken, durch sein schnelles Schmien von Plänen und mit seiner ehrlichen Anhänglichkeit an seien ehemaligen Schulkameraden und jetzigen Herrn. Als das eld ausgegangen, begeben sich Herr und Diener auf ein Buntheater, wo Hannes zwar keine Kränze zugeworfen bekommt, er doch von seinem Vater, der zufällig in die Bude kommt, it einer gehörigen Tracht Prügel beehrt wird. Nach diesem greifenden Abschied vom Budentheater werden beide tiroler aturfänger, aber das Misgeschick verfolgt auch hier die Künst. Hannes wird in seiner wahren Natürlichkeit erkannt und uß ausreißen, um nicht wieder eines so seltsamen Künstlerhnes theilhaftig zu werden.

In der dritten Erzählung: „Hannes Boosel und seine milie oder ein hamburger Bürger, wie er sein soll", ist rselbe Hannes die Hauptfigur. Er ist jetzt verheirathet mit ner Nähjungfer und hat drei Kinder, von welchen eins r Mutter folgend impertinent blond ist. Die Frau wirft m zwar vor, daß er einmal gesagt habe, „sie könne mit ihrem then Kopfe eine ganze Scheune in Brand stecken"; der ückliche Ehemann erwidert aber: „Das war blos bildlich sprochen, unter Scheune verstand ich mein Herz und das hast ja gehörig inflammirt." Hannes ist über seinen Torfhandel d über seine Sprößlinge so erfreut, daß er sich noch ein hals Dutzend dergleichen wünscht oder „meinetwegen", sagt er zu ner Frau, „könntest du auch das ganze Dutzend voll machen, nn es dir nicht darauf ankommt". Von dem ehrlichen Hans, welcher mit eigener Gefahr seinem ehemaligen Herrn in rängter Lage hilft, einen Baron aus der Elbe holt u. s. w., issen wir noch erwähnen, daß er auch Redner ist. In einem aste, welchen er an der Tafel „seines Freundes", des russischen Obersten, dessen Sohn der Gerettete ist, ausbringt, sagt er unter anderm Wichtigen: „Hamburg ist ein freies, schönes, glückliches Vaterland, wo selbst der ärmste Bürger seinen Werth hat, wie die vier Schillinge beweisen, die er bezahlen muß, wenn er im Winter nach Klock fünf Uhr aus das Thor will."

In dem vierten Band: „Zwei hamburger Kinder", finden wir eine Darstellung, die uns psychologisch unwahr zu sein scheint und außerdem das Gefühl beleidigt. Von zwei Knaben, welche ausgetauscht werden, zeigt der eine, von einer armen Frau geborene, viel Gemüth. Als er hört, daß die vornehme Dame seine Mutter nicht ist, empfindet er große Sehnsucht, seine wahre Mutter kennen zu lernen. Es gelingt ihm sogar, unter einem Vorwande unerkannt sie umarmen zu dürfen. Als nun die wahre Mutter von der sterbenden Wärterin und Austauscherin die Wahrheit erfährt und ihren Sohn umarmen will, zieht dieser sich kalt zurück und nennt sie „liebe Frau"!

Auch in der fünften Erzählung: „Gute und schlimme Nachbarn", findet sich am Schlusse eine solche Beleidigung des Gefühls. Nachdem der Leser lange schon errathen hat, daß der ehemals verschwenderische, vom Vater verstoßene Sohn, der nach dem Anfang eines geordnetern Lebens das Glück hatte, große Schätze sich zu erwerben und lange Zeit der heimliche Beschützer seiner Angehörigen geworden ist, auch die Verbindung seiner für arm gehaltenen Schwester mit dem Sohne eines reichen Kaufmanns bewirkt hat, werden wir im Augenblick der durch die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn erhobenen Stimmung durch den Kaufmann daran erinnert, daß er nur die Verbindung zugegeben, weil der Bruder der glücklichen Braut Vermögen in Aussicht gestellt oder in die Wagschale gelegt habe. Das ist doppelt beleidigend für das Gefühl und für die Urtheilskraft des Lesers, der nicht gewußt haben soll, daß ein geiziger Kaufmann nicht durch Anmuth, Schönheit und Tugend, sondern nur durch einen Geldsack in seinem Herzen erquickt werden kann! Ein nettes Stückchen dagegen ist „David und Goliath". Diese kleine Erzählung zeigt nicht blos den Sieg, den ein armer Judenjunge über die Schwierigkeiten, sich Bildung zu verschaffen, davonträgt, sondern auch den noch weit ungewöhnlichern Sieg eines weiblichen Herzens über die lockenden weltlichen Aussichten. Eine schöne, reiche Jüdin reicht dem Armen, dem Verwachsenen, den sie in ihrer Kindheir schon lieb gehabt und beschützt hat, wenn er von andern wegen seiner körperlichen Mängel gehöhnt wurde, die Hand, als sie ihren baumlangen, stolzen Bräutigam einer unedeln Handlung zeihen muß.

Die sechste Erzählung: „Die lieben Franzosen in Hamburg", ist eine starke Satire auf eine große, große Anzahl deutscher Frauen, welche von Nationalgefühl und Patriotismus gar nichts wissen und charakterlose Anbeterinnen alles Fremden sind. Nicht blos in den untern und mittlern Schichten stiften die Franzosen bei ihrem Aufenthalt in Hamburg Unheil an, es gelingt ihnen sogar, in den vornehmsten Häusern Frauen zur Untreue zu verleiten. Einen um so reinern Charakter lernen wir in dem siebenten Bande, in der Novelle „Des Sprachlehrers Tochter", kennen. Diese erregt in ihrer Weise dasselbe Interesse, wie Hannes Boosel in der seinigen, mit inniger Liebe an den Aeltern hängend, sich aufopfernd in ihrer Thätigkeit, heiter, hoffnungsvoll, muthig und liebenswürdig listig.

Im allgemeinen wäre zu wünschen, daß in diesen Novellen anstatt der manchmal zu großen Breite der Darstellung, Schärfe und Kraft sich zeigten. Störend sind nebenbei die häufig vorkommenden Druckfehler. Man liest oft sie für Sie, das anstatt daß und umgekehrt, auch: „sie dankte ihn für die Güte", ferner je veut, je sent, hearth (heart). Auch möchten wir in tadelndem Sinne noch etwas erwähnen, was uns bei dem Verfasser aufgefallen ist. Derselbe läßt eine Mutter zu ihrer mit einem großem Munde verzierten Tochter sagen: „Ziehe den Mund in die Pänt", d. h. spitze ihn, daß er kleiner aussieht. Krüger meint, jeder Hamburger werde diesen Ausdruck kennen; das mag sein, aber will denn der Verfasser blos Hamburger zu Lesern? Für andere ist der Ausdruck nicht verständ-

lich. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem plattdeutschen Dialekte. Die humoristischen Personen in Krüger's Novellen würden gewiß verlieren, wenn sie nicht den einmal zu ihrem Leben und Fühlen gehörenden Dialekt beibehielten, mag es der berliner, der sächsische oder plattdeutsche sein; aber für manchen Leser wäre es gewiß erwünscht, wenn den am meisten abweichenden Wortbildungen des Plattdeutschen die hochdeutsche Form in Parenthese beigesetzt würde.

G. A. Luther's Novelle: „Die ewig Proscribirten" (Nr. 3), erinnert uns an den Fluch, der immer noch auf dem auserwählten Volke der Juden lastet. Der Verfasser läßt uns aber im Zweifel, ob es sein Streben ist, durch die Schilderung der größten Gefühllosigkeit und Gemeinheit mancher Juden den Haß gegen sie zu erhöhen, oder ob er für die Emancipation dieses Volks stimmt. Eine Einheit haben wir in der Novelle nicht finden können, es herrscht vielmehr ein wahrer Dualismus in derselben. Der Verfasser zeigt sich wie ein Advocat, der zwei Parteien dient. Der Eindruck, den diese Novelle auf den Leser macht, kann daher kein wohlthuender, kein befriedigender sein. „Der Balsamträger vom Rennsteig" und „Der Trapper" von demselben Verfasser brachten auf uns eine viel bessere Wirkung hervor. Ein jüdischer Jüngling, welcher die Rechte studirt, trifft bei der Rückkehr von der Universität in dem Dorfe seiner Geburt mit dem jungen Arzte zusammen, mit welchem er schon als Student befreundet gewesen ist. Der Arzt kommt so zu den Verwandten des Rechtscandidaten, lernt die Schwester desselben kennen und sie wird bald seine Verlobte. Der Candidat meldet sich zum Examen und wird mit seinem Gesuche abgewiesen. Der Arzt zeigt seine Verlobung mit der Jüdin in der Meinung an, daß ihm gar kein Hinderniß in den Weg gelegt werden könne, aber die Behörde versagt die Zustimmung zu einer solchen Verbindung. Der Rechtscandidat wird Oekonom, da er seine Rechtskenntnisse nicht verwerthen kann. Die Jüdin muß Christin werden, um ihren Geliebten heirathen zu können. Den nunmehrigen Oekonomen erwartet aber noch mehr Ungemach. Als er eine durch seinen gefühllosen, habgierigen Stiefbruder ins Elend gebrachte Weberfamilie unterstützen will, lernt er die Tochter des Webers achten und lieben. Der Vater aber, welcher den Tod seiner Frau der durch den steinharten Stiefbruder des Rechtscandidaten herbeigeführten Noth zuschreibt, verflucht die Tochter wegen ihrer Liebe zu einem Juden. Die Liebenden wandern nach Amerika aus. Der Candidat, seine Schwester und seine Mutter gewinnen durch ihre Gesinnung die Sympathie der Leser, aber als wahre Scheusale werden Stiefbruder und auch der Vater geschildert. Der Verfasser behauptet zwar und in gewisser Hinsicht wol nicht mit Unrecht, die übeln Eigenschaften der Juden seien Folgen der Christenbehandlung vergangener Jahrhunderte; wenn aber der Verfasser uns erzählt, daß der Stiefbruder die Absicht hat, durch einen listigen Contract den eigenen Vater und damit auch seine Geschwister um das ganze Vermögen zu bringen, kann er dann behaupten, daß diese Schlechtigkeit Folge der Christenbehandlung sei? Wenn ferner dieser „Liebling" des Vaters nach einer mislungenen Speculation dem klagenden, ganz niedergeschlagenen Vater ins Gesicht spuckt, ihn zur Thür hinauswirft, sodaß der alte Mann schwer verwundet und besinnungslos liegen bleibt, will der Verfasser auch diesen höchsten Grad von Niederträchtigkeit als Folge der Christenbehandlung angesehen wissen? Die Schilderung dieser beiden Judenexemplare (Vater und Sohn) in ihrem Eigennutz, ihrer Zähigkeit, Herzlosigkeit bis zu ihrem tragischen Ende ihrer gräßlichen Thätigkeit, das bei dem Vater durch Ertränken, bei dem „Goldsohn" durch Wahnsinn im Gefängniß herbeigeführt wird, ist lebendig; aber sie paßt nicht zum Ganzen, wenn man anders von einem Ganzen sprechen darf. In einem Stücke dürfen doch nicht mehr und nicht größere Gegensätze aufgenommen werden, als aufgelöst werden können. Hier bleiben sie unaufgelöst! Erfindungskraft und das Geschick, Charaktere scharf zu zeichnen, können dem Verfasser nicht abgesprochen werden, in Bezug auf Sprache und Ausdruck aber ist manches auszusetzen. Gleichnisse wie „die Liebe (eines edeln Mädchens) schoß auf wie ein Pilz" sind höchst unpassend und dazu unwahr. Mit diesem Ausdrucke bezeichnen wir ein fast widrig üppiges Aufschießen, was keine Dauer verspricht. „Die Liebe macht nicht nur blind, sondern befängt leider nur zu oft auch das Urtheil." Ist denn das Blindsein in solchen Fällen nicht allemal ein Befangensein des Urtheils? Ferner „der Jude aß ein Stück Brot, worüber ein Bauer hätte stolpern können". Stolpern denn Bauern am schwersten? Widerlich ist ferner die fast durchgängig vorkommende Zusammensetzung „als wie" für „als", z. B. „er ist größer als wie sein Bruder" u. s. w. Dann sind die Mode- oder wissenschaftlichen Ausdrücke im Munde von Handwerksleuten zu tadeln. Die Weberstochter sagt: „sie hätte den Arzt für den Beistand noch nicht honorirt".

Der Verfasser der „Altdeutschen Geschichten" (Nr. 4) K. Seifart, scheint uns seinen Stoff noch nicht frei genug zu beherrschen. Die beiden gelungensten seiner Erzählungen sind: „Des Maigrefen Gefahr und Rettung" und „Curd Gallenbach's Leid und Lust". In der ersten Erzählung „Nach hundert Jahren" ist die Einleitung sehr langweilig, im übrigen ist die Darstellung nicht ohne Lebendigkeit. Ein galanter Junker kommt von Paris, welches in jener Zeit als die Junkerakademie für äußere Politur und Gewissenserweiterung angesehen wurden, zurück, findet Geschmack an der Tochter des Försters auf dem väterlichen Gute und geht darauf aus, sie zu erobern, obgleich er weiß, daß sie die Verlobte eines braven jungen Forstmanns ist. Auf seinen Vorschlag wird die Verlobte bei einer Saujagd veranlaßt, als Diana zu erscheinen. Der Junker verhöhnt den melancholischen Verlobten im Beisein der Braut wegen seiner Unkenntniß und dieser schlägt, als eine Sau auf das Eisen des Junkers läuft, das Eisen weg, sodaß die Sau jenem die Seite aufreißt. Der ergrimmte Forstmann tödtet den Junker durch einen Stich. Der Forstmann ermordet sich im Gefängniß, um der Schande des Rades zu entgehen. Mit diesem feigen Selbstmorde hebt der Verfasser die Wirkung seiner Erzählung gänzlich auf. Hätte der Mörder seine That, die durch die Treulosigkeit der Geliebten und durch den Hohn des Junkers hervorgerufen war, durch die Hinrichtung gebüßt, so konnte die Sympathie ihm nicht fehlen; der Selbstmörder aber, der kein Bedenken getragen hat, das Leben eines Menschen seiner Rache zu opfern, aber vor der Schande des Rades erschrickt, erregt mehr Widerwille als Theilnahme. Die hundert Jahre darauf erfolgende Verbindung zwischen einem Baron aus derselben Familie mit der Urenkelin des ehrlichen Försters, wodurch der Sieg der fortschreitenden Zeit wol angedeutet werden soll, kann das beleidigte Gefühl nicht versöhnen.

In der zweiten Erzählung: „Die Metilsteiner", müssen wir zwei Personen, für die wir noch kein Interesse gefaßt haben, kennen, zuhören, wie sie ihre frühern Unglücksfälle sehr breit erzählen. Der Verfasser versteht es nicht, die Theile seiner Erzählung an den rechten Ort zu stellen, um zu wirken, wie ein Feldherr die verschiedenen Abtheilungen seiner Truppen auch am gehörigen Orte aufstellen muß. Der Kampf in und um die Burg ist für eine so kleine Erzählung zu weitläufig dargestellt. Zu loben ist es auch nicht, daß der Verfasser bei Beschreibung der Burg so viele technische Ausdrücke aus der Architektur gebraucht. Auch das Nennen der verschiedenen Zeuge der Kleidung, ohne sie zu beschreiben, gibt der Phantasie des Lesers gar nichts. Uns will bedünken, der Verfasser habe bei dem Aufzählen dieser Besonderheiten seine Mittelalterstudien durchblicken lassen wollen.

Der Stoff zu Seifart's Erzählung „Des Maigrefen Gefahr und Rettung" ist ein sehr dankbarer. In dem Helden des Stücks ist Künstlerbegeisterung, ritterliche Kampflust mit treuer inniger Liebe vereint. So günstig aber der Stoff ist, so störend ist auch eine Manier des Verfassers, in der Erzählung veran-

zugreifen, z. B. den Sieg und den Erfolg zu besprechen und hinterher erst die Schlacht zu schildern. Dies hebt alle Spannung auf und läßt die nachhinkende Erzählung recht ermüdend werden.

„Die verwandelten Rosen" ist ein Stückchen aus jener immer mächtig anziehenden Zeit der trotzigen, auf sich selbst pochenden Kraft und der schwunghaften Religiosität, die auf die lockendsten Aussichten des Lebens verzichten kann. Ein als Mädchenjäger verrufener Graf bringt ein geraubtes Fräulein auf seine Burg. Die alte Schaffnerin aber, die zur rechten Zeit Reue fühlt und durch eine gute That eine Partie ihrer Sünden loszuwerden hofft, befreit die Gefangene, welche den Schleier zu nehmen gelobt und dadurch einen jungen Ritter höchst melancholisch macht, bis ein Wunder sie von dem Gelübde befreit.

„Gretchen am Thor" zeigt uns, daß in den Freien Reichsstädten oft alles andere zu finden war, nur die Freiheit nicht. In dieser Novelle wie in den folgenden „Aus einem alten Hause" und „Curd Gallenbach's Leid und Lust" wird der üble Einfluß geschildert, den eigenmächtige, durch einen Anhang gestützte Bürgermeister mit ihrer Amtsgewalt üben und dadurch Aufruhr erregen, dessen Ende die Abhängigkeit der Stadt von einem fürstlichen Helfer wird. Auch in diesen Erzählungen zeigt der Verfasser durch seine Bekanntmachungen, „dies soll später erzählt oder aufgeklärt werden", seinen Mangel an Geschick, die Sachen so zu stellen, daß sie für sich selber sprechen.

Wir kommen nun zu den „Erzählungen" von Zagler (Nr. 5), welcher über sich und das zu Schildernde viel klarer ist als Seifart. Wie man in den Decembertagen aus einem wohlgeheizten Zimmer behaglich dem Schneegestöber zusieht, so scheint uns Zagler wohlgemuth und behaglich in das Gewirr des Lebens zu blicken. So harmlos aber seine Darstellung zu sein scheint, so ist doch über das Ganze Ironie gebreitet. Hat ja doch auch Swift in einer fast kindlichen Sprache die schärfste satirische Geisel geschwungen. Zagler's Sprache ist sonst noch immer dem Geiste der zu schildernden Zeit angepaßt. In „Ritter Hans Haußner aus dem Hegau", der schrecklich wild ist über Kaiser Maximilian's Landfrieden und der alle adelichen Vorrechte, namentlich die des Wegelagerns durch schreiende Ungerechtigkeit vernichtet glaubt, erkennen wir, wenn auch von ihnen durch lange Zeiträume getrennt, doch einen Gesinnungsgenossen der berühmten Exemplare von Prudelwitz und von Strudelwitz. Durch das „schändliche" Verbot des Plünderns und Raubens wird der Ritter in seinen funfziger Jahren noch zu dem Entschlusse gezwungen, eine reiche Frau zu suchen, um einigermaßen den Verlust seines zeitherigen Einkommens zu decken. Sein treuer Diener nennt ihm ein Bürgermädchen in der nächsten Stadt als eine passende, fette Partie. Stracks wird gesattelt und hingeritten, aber die Fette mag ihn nicht, er hätte früher kommen müssen, ihr Herz ist schon vergeben. Obgleich der Ritter sich in der Stadt der zu erobernden Schönen bei einem Bürgerfeste im Ringelstechen auszeichnet und den Preis gewinnt, wird er doch auf Veranlassung des Verlobten seiner Schönen, der die Artigkeiten des Ritters nicht vertragen kann, fast aus der Stadt gejagt. Dies wird Veranlassung zu einer Fehde. Bürger werden gefangen genommen, die Burg belagert. Der Kaiser schickt den Bürgern Unterstützung, aber der Ritter und einige Freunde retten sich durch einen unterirdischen Gang. Als sie sich verfolgt sehen, schließen sie sich in eine Kapelle ein. Ergötzlich ist es zu hören, wie Belagerte und Belagerer durch das Schlüsselloch der Kapelle sich schimpfen. In „Kunz von Siebeneck und Gisla von Geierhorst" erfahren wir die schreckliche Enttäuschung eines begeisterten Sängers, der in einer irdischen Gräfin etwas Himmlisches vermuthet, die schwunghaftesten Lieder auf sie gedichtet und dadurch bei Wettkämpfen den Sieg errungen hat, aber durch die Erkenntniß, daß seine Angebetete das Geklapper der Teller an der wohlbesetzten Tafel lieber hört als seine Lieder, auf hagestolze Gedanken gebracht wird. „Aus dem Leben eines Geizhalses" offenbart das Necken des Zufalls, der die Schätze eines Geizhalses gerade da entdecken lassen muß, wo dieser sie, als durch die Schweden eine Contribution von dem Städtchen drohend gefordert wird, am allersichersten verborgen zu haben vermeinte. „Ein Musikfest aus alten Zeiten" ist ein Zeugniß für die ungeheuere Nervenstärke früherer Zeiten, namentlich der kurfürstlich sächsischen Hofdamen unter Georg. Keine einzige von ihnen fiel in Ohnmacht bei einem Concerte, in welchem die berühmte krakauer Baßgeige ertönte, welche auf einem Wagen ruhend von einem Virtuosen, der auf einer Leiter umhersprang, gespielt wurde, in welchem sogar die ungeheuern Pauken, welche ursprünglich Braubottiche waren, durch einen fürchterlichen Studiosenbierbaß übertönt wurden. In „Der schwarze Peterlmacher" bemerken wir, daß Geisterfurcht mächtiger wirkt, als Moral und Polizei; Säufer, die nie vor Mitternacht das Wirthshaus verließen, werden durch einen Geist zur Ordnung gebracht. Aus „Wie zwei ihren Schwur halten" sehen wir, wie, als Ergebniß der neuesten Erziehung, ein fünfzehnjähriges Mädchenzüngelchen schon vortrefflich politische Streitfragen discutirt, dann als Belohnung nach und nach fünf, sechs Bräutigame bekommt, ohne einen fesseln zu können. Endlich gelobt sich die oft Verlassene „im englischen Garten, auf einem hölzernen Kanapee" Young's „Nachtgedanken" in Schweinsleder auf dem Schose, von dem treulosen Geschlecht sich ganz zurückzuziehen. Da hört sie einen Mann in ähnlicher Stimmung klagen, hat Mitgefühl und wird seine Frau. Der Accisbeamte bemerkt aber später, daß trotz dem Verfluchen des männlichen Geschlechts in dem großen Herzen seiner Frau, wie in einer Pandorabüchse immer noch etwas Hoffnungsvolles für einige wenige Exemplare des besagten verfluchten Geschlechts übrig geblieben sei. Wenn es wahr ist, daß dickes Blut zu bösen Thaten geneigt macht, dieses aber durch Lachen und Heiterkeit verdünnt und also zur Tugend geeigneter gemacht wird, so ist zu wünschen, daß solche Blutverdünnungs- und also Tugendrecepte, wie die Zagler'schen, zum Nutzen der Bösewichte und Hypochondristen und solcher, die es werden wollen, bald eine Fortsetzung erhalten. 78.

Der preußische General von Hofmann.

Georg Wilhelm von Hofmann. Eine biographische Skizze. Trier, Lintz. 1861. Gr. 8. 9 Ngr.

Der ungenannte Verfasser hat recht, wenn er sagt, daß der General von Hofmann, welcher am 30. November 1860 zu Neuwied gestorben ist, wol verdient, daß seinem Leben ein kurzer Rückblick geweiht werde. Wer ihn persönlich gekannt hat oder auch nur seiner öffentlichen Laufbahn mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird die vorliegende Skizze mit Dank aufnehmen. Georg Wilhelm von Hofmann ward am 24. December 1777 in der Freien Reichsstadt Wetzlar geboren, wo sein Vater und vor diesem schon 68 Jahre lang sein Großvater als Geheimrath und preußischer Agent beim Reichskammergericht fungirt hatte. Seine Vorliebe für den militärischen Beruf veranlaßte den Vater, eigentlich gegen den eigenen Wunsch, ihm eine Anstellung in dem preußischen Regimente Prinz Ferdinand zu verschaffen, in welchem er im Jahre 1795 als Gefreiter-Corporal eintrat, gerade als dasselbe nach dem Frieden von Basel wieder in seine Garnison Neuruppin zurückkehrte. Hier kam denn, wie überall, der alte Friedensfuß wieder zur Geltung; man hatte in der Campagne leider nichts gelernt. Im Winter 1796 wurde Hofmann in die Militärschule nach Berlin commandirt, wo er sich besonders an Clausewitz, den nachmals berühmten Militärschriftsteller, anschloß. Zu bedauern ist, daß er nicht Aufzeichnungen aus seinem Leben hinterlassen hat, sie würden werthvolle Beiträge zur Geschichte der alten Armee gegeben haben. Der Verfasser vorliegender Skizze gibt manche Aeußerung des Verstorbenen wieder, welche freilich erst aus gereiftern Jahren herrührt. Im Jahre 1798 kam Hofmann als Secondelieutenant zum Regiment Courbière nach Preußisch-Eylau, von wo er aber bald zum Depotbataillon Alt-Larisch nach Crossen versetzt wurde.

Hier lebte er seinen Studien, [illegible] (später Lehrer an der Kriegsschule in [illegible] 1812) Reisen und [illegible] zum Regiment zurück, wo er in [illegible] Lehrer fand und bald in den [illegible] wurde. Mit Grolman, dem [illegible], schloß er eine dauernde Freundschaft, [illegible] Theile bekannt. In [illegible] war er der Division Oranien [illegible] von derselben [illegible] Schlacht von Jena dem Hohen[illegible] sich dann, um der Capitula[illegible], mit einigen zwanzig Offizieren [illegible] nach Preußen ging. Hier wurde er [illegible] attachirt und zeichnete sich bei Brauns[illegible], sodaß er vom Kaiser von Rußland, weil [illegible] Regiment Kaluga einen wesentlichen Dienst geleistet, [illegible] Wladimirorden erhielt. Nach dem Frieden von Tilsit [illegible] Abschied und trat, nachdem er vergeblich eine [illegible] in der österreichischen Armee gesucht, in russische [illegible], wo er nach mehrwöchentlichem Antichambriren bei [illegible] als Hauptmann im Generalstabe angestellt wurde, aber ohne eigentliche dienstliche Beschäftigung blieb. Er meldete sich nicht, um dem Corps in der Moldau oder in Finnland oder später in Galizien zugetheilt zu werden, weil er die Unersprießlichkeit dieser gewissermaßen von Napoleon arrangirten Kriege einsah und aus dem einzigen Grunde in russische Dienste getreten war, um in denselben für sein heißgeliebtes Vaterland zu wirken und die Abschüttelung des verhaßten Jochs vorbereiten zu helfen. Er mußte indessen 1809 einen von Napoleon an Rußland geschenkten österreichischen Landestheil von einer halben Million Einwohner abgrenzen helfen, wurde hierauf zum Major befördert und in das Hauptquartier Doktorow's commandirt, von hier aber, weil er dessen Adjutanten im Zweikampf wegen beleidigender Aeußerungen über Preußen lebensgefährlich, zur großen Entrüstung der Frau Generalin, verwundet, auch die Kanzlei sich zum Feinde gemacht, bald wieder zu einer Division versetzt.

Im Jahre 1812 sehen wir ihn beim sechsten Corps unter Essen, später Schuwalow, dann Ostermann. Wir lesen Urtheile über diese Männer, die ihre Berechtigung haben, können ihm aber nicht beipflichten, wenn er sagt: es sei etwas Eigenes, daß hochbegabte Männer mit großen militärischen Eigenschaften wie Peter der Große, Alexander und später Nikolaus dem Obercommando für das Oberinspectorat entsagt. Zugegeben alles, aber sie fühlten wol, daß sie nicht Feldherren seien, und darum war es recht, daß sie den Stab in andere Hände legten. Für Hofmann's persönliche Erlebnisse im Feldzuge von 1812 haben seinem Biographen nicht genügende Angaben zu Gebote gestanden, da Hofmann nie zu bewegen gewesen, sich auch im vertrautesten Cirkel über das ihn selbst Betreffende zu äußern, doch gibt ein Ukas des Kaisers von 1820, der das Patent über den dem Obersten von Hofmann im Juni 1813 verliehenen Annenorden bringt, einigen Aufschluß über seine hervorragenden Thaten. Der Verfasser theilt dasselbe wörtlich mit. Hofmann war beim Vorgehen auf Warschau zunächst der Avantgarde unter Winzingerode zugetheilt worden und dann als Chef des Generalstabes zum zweiten Corps gekommen, dessen Führer, Herzog Eugen von Würtemberg, ihn sich erbeten hatte und dem er ein treuer Gefährte und Rathgeber bis zum Ende des Jahres 1814 blieb. Wir besitzen ja auch von ihm ein werthvolles Kriegstagebuch dieses Corps. Aus seiner „Geschichte des Feldzugs von 1813" theilt der Verfasser einiges mit, um seine Ansichten über manche Schlacht und den Operationsplan für den Herbstfeldzug darzulegen. „Hofmann sah in der durch Schwarzenberg's Haltlosigkeit verlorenen Schlacht von Dresden einen großen politischen Nachtheil für Deutschlands innere Zustände, der bis auf die heutige Stunde nachwirkend ist, nämlich den, daß nun Oesterreich um jeden Preis mit Baiern abschloß. Baiern wurde also in seinem vollen Besitzstande erhalten und durch dasselbe das übrige mittlere Deutschland. Oesterreich gönnte nun auch Preußen in Norddeutschland nichts und blieb wie zuvor der stete Gegner desselben." Ueber Hardenberg ist er sehr ungehalten, daß er sich nach der Schlacht von Leipzig von Alexander statt thatsächlicher Vergrößerung Preußens hat mit leeren Worten abspeisen, auf Paris und später auf Wien vertrösten lassen: „Derselbe Hardenberg, der auch Ostfriesland und Hildesheim an Hannover überließ, Preußen also des den Engländern unbequemen Zutritts zur Nordsee beraubte."

In Paris 1814, nachdem er sich während des Feldzugs, namentlich in der Schlacht von Paris, vielfach ausgezeichnet, suchte er den Abschied nach, um wieder in preußischen Dienst zu treten. Der König stellte ihn als Oberst an und wies ihn dem General Kleist von Nollendorf zu. Das rühmlichste Zeugniß seines bisherigen Chefs begleiteten neue Ordensverleihungen, die ihm bei seinem Scheiden aus der russischen Armee zu Theil wurden. In dem Feldzuge von 1815, den er selbst beschrieben, führte er eine Brigade, deren Angriff bei Belle-Alliance, nach Gneisenau's Bericht, eigentlich die Niederlage des Feindes entschied. Hofmann empfing dafür das Eiserne Kreuz. Nun kamen die langen Friedensjahre. Hofmann blieb noch bis zum Jahre 1838 im activen Dienst und war zuletzt als Generallieutenant Commandeur der zehnten Division in Posen, wo er unter seinem Jugendfreunde Grolman, welcher commandirender General des fünften Armeecorps war, in den angenehmsten Verhältnissen lebte. Ein körperliches Leiden, das ihn zuletzt mit völliger Taubheit heimsuchte, veranlaßte ihn, in dem genannten Jahre seinen Abschied nachzusuchen, der ihm in der anerkennendsten Weise unter neuen Auszeichnungen bewilligt wurde. Seitdem lebte er in Neuwied, eine Zeit lang auch in Koblenz, wo er früher Commandant, auch Divisionscommandeur gewesen, im Kreise seiner Familie und schrieb noch manches lehrreiche und nützliche militärische Werk, das die verdiente Anerkennung gefunden hat. Der Aufenthalt in Koblenz wurde für ihn besonders interessant und genußreich, als die jetzt regierenden Majestäten dort ihre Residenz nahmen. Im Jahre 1856 kehrte er nach Neuwied zurück, wo er in stiller Häuslichkeit seinen literarischen Beschäftigungen lebte, bis ihn der Tod im Jahre 1860 abrief. Noch in den letzten Augenblicken, wo die Klarheit seines Geistes schon umnachtet war, wandte sich seine Seele dem Gegenstande zu, der sie im Leben vorzugsweise beschäftigt hatte; seine letzten Worte waren: „Die Armee concentrirt sich!" Eine kurze Charakteristik des Mannes, welchem der Verfasser wol durch ein sehr nahes Verhältniß verbunden gewesen, schließt die Skizze, und wir ehren die Pietät, mit der auf den Verstorbenen die Worte der Schrift angewendet werden: „Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen!"

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Freytag's neuestes culturhistorisches Werk in England.

Das an die Stelle der „Literary gazette" getretene „Parthenon", das sich viel mit deutscher Literatur beschäftigen zu wollen scheint und unter anderm auch Correspondenzen aus Leipzig, aus München u. s. w. bringt, sagt aus Anlaß der englischen Uebersetzung des letzten Werks von Gustav Freytag („Pictures of German life etc. Translated from the original by Mrs. *Malcolm*") in Nr. 6: „Der Verfasser von «Soll und Haben», jenes Buchs, aus dem das englische Publikum erfuhr, wie langweilig ein deutscher Lieblingsroman sein könne, tritt hier in einer neuen und anziehendern Befähigung wieder vor uns. Die «Pictures of German life», von Mrs. Malcolm übersetzt, sind ein nützliches und bis zu einem gewissen Grade unterhaltendes Buch. Es ist eine anziehende Neuheit im Plan und viel Wahrheit in der Einleitung, die eine Art von Rechtfertigung seitens des Autors enthält

welche dem Leser vollständig genügend erscheinen wird." Auf eine Vergleichung der Gegenwart mit der von Freytag geschilderten Periode übergehend, bemerkt der englische Berichterstatter: „Selbst der fromme Zelot, welcher Hegel und Humboldt als die größten Heiden verdammt, oder der conservative Grundeigenthümer, der für die Vorrechte seines Standes kämpft, würden, wenn sie sich plötzlich in eins der letzten Jahrhunderte zurückversetzt sähen, über die Lage, in der sie sich alsdann befänden, zunächst ein maßloses Staunen und hierauf Abscheu empfinden. Was ihnen erst so wünschenswerth erschien, würde sie nun elend machen, und der Verlust aller der von ihnen jetzt so gering geschätzten Vortheile der Civilisation würde sie zur Verzweiflung treiben. Die Zunahme der Civilisation und ihre Rückwirkung auf die äußere Gestaltung aller Lebensformen und Lebensbedingungen waren der wunderbarsten Art und kamen namentlich auch der so mannichfaltigen und majestätischen deutschen Literatur zugute, durch welche Deutschland in der Poesie sowol, wie in der Philosophie und den Naturwissenschaften einen so stolzen hervorragenden Platz erhielt." Der Berichterstatter wirft dann einen flüchtigen Blick auf den Zustand Englands vor 300 Jahren und bemerkt: „Es gibt keine Periode, welche so reich an charakteristischen Zügen und an großen Namen war als das Ende der Regierungszeit Elisabeth's. Es war eine Zeit machtvoller Entwickelung, ausgedehnter Organisation, gewaltiger Verstandeskraft, des Kriegsruhms zur See und zu Lande, des Ruhms vieler Individuen..... Mit dem Maßstabe der Gegenwart gemessen, erscheint zwar allerdings die Lage des englischen Volks in damaliger Zeit nicht beneidenswerth; aber verglichen mit der Lage anderer Nationen und namentlich des deutschen Volks zeigt sie sich in wunderbar vortheilhaftem Lichte." Im übrigen darf man bei der Beurtheilung des Freytag'schen Buchs nicht vergessen, daß wir gegenwärtig auch eine tendenziöse Culturgeschichtschreibung haben, indem sie sich mit ganzer Wucht darauf legt, aus der Vergangenheit und Gegenwart nur solche Züge zusammenzustellen, die geeignet sind, dort alles nur im unvortheilhaftesten, hier alles im vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen und diesen Gegensatz durch eine parteiisch gefärbte Darstellung und übertreibende Raisonnements noch schärfer hervorzuheben. Den Anbetern des Alten gegenüber mag diese Richtung ihre Berechtigung haben, aber die rein historische Wahrheit wird auf diesem Wege nicht gewonnen. Die Uebersetzung der Mrs. Malcolm wird übrigens höchlichst gerühmt; sie lasse sich lesen, „as easily and pleasently as an original".

Ein englischer Commentar zum „Faust".

In zweiter Auflage erschien bei Nutt in London: „Faust: with critical and explanatory notes. By *S. G. Zerffi*", ein Commentar zu Goethe's berühmter Dichtung, dessen Brauchbarkeit durch den Umstand, daß bereits eine zweite Auflage davon nöthig geworden, wol ziemlich zweifellos ans Licht gestellt ist. Zugleich beweist dieser Umstand, daß Goethe's „Faust" in England doch viel gelesen und studirt werden und nach Faustkommentaren starke Nachfrage sein muß. Der Verfasser verbreitet sich in der Vorrede auch über den Ursprung der Volkssage vom Faust und über die verschiedenen Bearbeitungen derselben in erzählender oder poetischer Form, „bis sie ihren Gipfelpunkt in Goethe's unsterblichem Werke fand". Der Verfasser gibt an, daß von der Goethe'schen Dichtung 22 englische Uebersetzungen beständen, deren einige mehrere Auflagen erlebten, während die Franzosen davon nur vier Uebersetzungen hätten, „all, with one exception, of but indifferent merit", wie das „Parthenon" in einer Notiz über Zerffi's Commentar und wahrscheinlich auf Zerffi sich stützend in Nr. 6 bemerkt. Diese Zahlen aus der Literaturstatistik sind aber zu niedrig; K. G. Wenzel zählt in seinem 1859 erschienenen, die Literatur über Goethe und Schiller mit möglichster Vollständigkeit zusammenstellenden bibliographischen Werke „Aus Weimars goldenen Tagen" nicht weniger als 17 französische Uebersetzungen des „Faust" (einen und den andern Auszug, wie J. J. Morin's „Beautés tirées de Faust" freilich mit eingeschlossen) und über 30 englische auf. Hierzu kam noch seitdem eine neue englische Bearbeitung des „Faust", die von Beresford, deren wir schon früher in d. Bl. gedachten. H. M.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Neueste Mährchen und Erzählungen. Frei nach dem Dänischen von G. F. v. Jenssen-Tusch. Altona, Uflacker. 16. 15 Ngr.

Barach, K. S., Pierre Daniel Huet als Philosoph. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Bewegung im 17. Jahrhundert. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 12 Ngr.

Chilianeum. Blätter für katholische Wissenschaft, Kunst und Leben. Herausgegeben von J. B. Stamminger. 1ster Band. Zwölf Hefte. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diersmisen, J., Ut de Muskist. Plattdeutsche Reime, Sprüche und Geschichtchen für Jung und Alt aus Nordalbingien. Kiel, Homann. 8. 6 Ngr.

Fischer, K., Akademische Reden. 1. Johann Gottlieb Fichte. Rede zur akademischen Fichte-Feier, gehalten zu Jena, am 19. Mai 1862. — 2. Die beiden kantischen Schulen in Jena. Rede zum Antritt des Prorektorats, am 1. Februar 1862. Stuttgart, Cotta. Gr. Lex.-8. 24 Ngr.

Handelmann, H., Volks- und Kinder-Spiele der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Ein Nachtrag zu Müllenhoff's Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder. Kiel, Homann. Gr. 8. 18 Ngr.

Hanser, K. F., Deutschland nach dem 30jährigen Kriege. Dargestellt in politischer, materieller und socialer Beziehung und mit Rücksicht auf die Entwickelung des europäischen Staatensystems seit der Reformation. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Holl, J., Der Kampf der Liebe. Köln, Bachem. Gr. 16. 18 Ngr.

Horn, J. F., Zur Philosophie. Drei Abhandlungen. Kiel, Homann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kiesselbach, W., Socialpolitische Studien. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Stern, Anna, Soll und Haben im Hause, oder die Liebe der Frau in ihrer wirthschaftlichen Bethätigung. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. Br. 8. 7½ Ngr.

Voigt, J., Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert. Berlin, Brigl. Gr. 8. 9 Ngr.

Waldenburg, H. v., Himmel und Hölle der Liebe. Roman in Versen. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 16. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Harms, F., Die Philosophie Fichte's nach ihrer geschichtlichen Stellung und nach ihrer Bedeutung. Kiel, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mit oder ohne Oesterreich? Ein offenes Wort an die ungarische Nation. Aus dem Ungarischen. Wien, Lechner. Lex.-8. 12 Ngr.

Trendelenburg, F. A., Zur Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte. Vortrag gehalten in der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 19. Mai 1862. Berlin. 4. 5 Ngr.

Die Zustände im Königreich Sachsen und der Minister von Beust. Ein Wort zur Abwehr gegenüber dem Aufsatze: „Die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Beust'schen Regiment" im Märzheft der Preußischen Jahrbücher 1862. Von einem Sachsen. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Brockhaus' Reise-Bibliothek
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Jedes Bändchen einzeln, cartonnirt 10 Sgr.

- **Die Thüringische Eisenbahn.** Von **Adolf Beck.**
- **Das hessische Land und Volk.** Von **E. Müller.**
- **Von Frankfurt a. M. nach Basel.** Von **Aurelio Buddeus.**
- **Der Rhein von Mainz bis Köln.** Von **Nikolaus Hocker.**
- **Das Moselthal von Nancy bis Koblenz.** Von **Nikolaus Hocker.**
- **Von Minden nach Köln.** Von **Levin Schücking.**
- **Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel.** Von **Nikolaus Hocker.**
- **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **Levin Schücking.**
- **Von Berlin nach Hamburg.** Von **Ernst Willkomm.**
- **Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen.** Von **Max Kurnik.**
- **Das Schlesische Gebirge.** Von **Rudolf Gottschall.**
- **Prag.** Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von **F. Gustav Kühne.** Zweite Auflage.
- **Die Böhmischen Bäder.** Von **Siegfried Kapper.**
- **Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. Gustav Kühne.**
- **Die Donau von Ulm bis Wien.** Von **Adolf Schmidl.**
- **Die Donau von Wien bis zur Mündung.** Von **Adolf Schmidl.**
- **Münchener Skizzenbuch.** Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
- **Brüssel.** Von **J. E. Horn.**
- **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**
- **Schweizerfahrten.** Von **Ernst Kossak.**
- **Harzbilder.** Von **Heinrich Pröhle.**
- **Schillerhäuser.** Von **Josef Rank.**
- **Briefe aus Südrussland.** Von **Marie Förster.**
- **Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **Josef Rank.**
- **Reise-Pitaval.** Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
- **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** V. **F. Gerstäcker.** Zweite Aufl.
- **Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.**

Vorstehende Reihe von Unterhaltungsschriften eignet sich trefflich zur Lectüre auf Reisen. Wohin auch der Blick des Lesers fallen möge, auf jeder Seite tritt ihm etwas Interessantes und Anregendes entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Bücher-Lexikon.
Dreizehnter Band,

die von 1857—61 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von **Robert Heumann.** Erste Lieferung. (Aarons—Beiträge.)

4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** bis **zwölfte Band** dieses Werks — die Erscheinungen der Jahre 1828—56 enthaltend — bilden unter dem Titel **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk. Der erste bis zwölfte Band sind im Preise ermässigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von **Don Vincencio Juan de Lastanosa,** und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese aus dem Nachlasse Arthur Schopenhauer's erscheinende Uebersetzung des weltbekannten spanischen Buchs wird zunächst die zahlreichen Freunde des erstern lebhaft interessiren, da er selbst besondern Werth darauf legte. Das kleine Werk ist aber nicht blos für diese, sondern als ein Handbuch der Lebensklugheit ausdrücklich für das große Publikum bestimmt. Schopenhauer sagt darüber: „Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich aber junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Lied Moses
Deut. 32, 1—43.

Erklärt von

Adolf Hermann Heinrich Kamphausen,
Lic. theol., Privatdocent in Bonn.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine theologische Monographie des durch seine Mitarbeiterschaft an Bunsen's „Bibelwerk" bereits in weitern Kreisen bekannten Gelehrten, die eins der schwierigsten und wichtigsten Lieder des Alten Bundes auf möglichst gründliche Weise zu erklären sucht. Wird schon in dem 14 Bogen starken Commentar der reichste Stoff zur sprachlichen und sachlichen Erklärung des Liedes geboten, so gibt die weitere 5 Bogen einnehmende „Schlußabhandlung zur Auslegung" eine eingehende Beleuchtung der allgemeinern Fragen, welche sich an das behandelte Schriftstück anknüpfen und wegen ihrer weitreichenden Bedeutung für jeden Freund biblischer Studien von hohem Interesse sind. Eine nützliche Zugabe bilden die drei Anhänge, welche die exegetische Literatur, den hergestellten Text der Uebersetzung des Hirtenmus und eine hebräische Concordanz von dem Liede enthalten.

Diese exegetische Monographie kann somit als eine Frucht deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese und Kritik bestens empfohlen werden. Namentlich wird sie ihrer Ausführlichkeit wegen auch für Studirende vom größten Nutzen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 7. August 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Poetische Aneignungen und Uebersetzungen. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. — Moses Mendelssohn. Von Arnold Bodek. — Humoristische Literatur. — Zur neuern Novellistik. Von Rudolf Sonnenburg. — Notiz. (Hegel und Schopenhauer.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Poetische Aneignungen und Uebersetzungen.

Erster Artikel.

Altmeister Goethe würde sich über den Eifer freuen, nit welchem unsere heutige Generation sich in den Bahnen der von ihm gepriesenen „Weltliteratur" vorwärts bewegt. Altes und Neues aus allen Gegenden der Windrose wird der deutschen Muttersprache zugeeignet, da der deutsche Geist einmal der Spiritus ist, in welchem sich die verschiedensten Völkerindividualitäten vortrefflich conserviren! Wäre die Literatur national-ökonomischen Grundsätzen unterworfen, so könnte es fraglich erscheinen, ob diese von jeder Einzugssteuer freie Einfuhr fremder Waaren nicht der eigenen Production verderblich würde? Doch der literarische Markt ist nun einmal überfüllt, und es kommt nicht darauf an, ob unsere tausend Miniaturpoeten in alt- und neugriechischer, polnischer, serbischer, ungarischer und schwedischer Lyrik, die sich ebenfalls meistens ein elegantes Miniaturgewand anzieht, eine neue Concurrenz finden! Sehen wir uns zunächst die alten und neuen Hellenen an:

1. Anakreon's Wein- und Liebeslieder in deutsche Lieder übertragen von Emil Seiferheld. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1861. 16. 15 Ngr.
2. Liebes- und Klagelieder des neugriechischen Volks übersetzt von Arnold Passow. Magdeburg, Creutz. 1861. 8. 15 Ngr.
3. Anthologie neugriechischer Volkslieder. Im Original mit deutscher Uebertragung, herausgegeben von Theodor Kind. Leipzig, Veit und Comp. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Die Liebe des alten Anakreon ist freilich anderer Art als die meist sentimental und romantisch gefärbte Liebe der Neugriechen. Wie die Sonne Homer's, so lacht auch noch die Sonne Anakreon's den Gestaden von Hellas; aber es sind andere Geschlechter, denen sie scheint! Diese Klephten und Palikaren haben nichts gemein mit den für die Freiheit kämpfenden Bürgern der alten Griechenstädte: und Lieder von jener Frische, wie sie der Dichter von Teos gesungen, hat die Volkslyrik der christlichen Jahrhunderte nicht hervorgebracht. Mit Ausnahme des landschaftlichen Colorits und des besondern Costüms der einzelnen Völker hat die Volkslyrik der christlichen Welt eine gemeinsame Physiognomie, und an die Stelle des heitern Lebensgenusses ist überall der Schmerz und die Wonne der innern Empfindung getreten.

Die erotischen „Gemmen" Anakreon's haben in der That eine Plastik, deren Gepräge selbst durch den musikalischen Reiz einer Uebersetzung in Reimen nicht verwischt wird. Da gerade das Lied in Deutschland nie in reimloser Form erscheint, so können wir es auch nicht tadeln, daß Anakreon's leichtfüßige Liederchen uns von Emil Seiferheld in Reimen vorgeführt werden; ihre Grazie verliert dadurch nichts, daß sie unserm Geschmack sich nähern. Der Eros Anakreon's ist freilich ein sehr unbefangener Bursche, der den Kopf gar nicht hängen läßt, und für die Seufzer unserer Toilettentische und Stickrahmen gar keinen Stoff bietet; ja sein Don-Juan-Register wird unsern Schönen keinen geringen Schreck einjagen. In der „Liebesrechnung" heißt es:

> Kannst du auf des Waldes Bäumen
> Zählen aller Blätter Heere,
> Kannst du sagen mir, wie viele
> Wellen sind im weiten Meere?
>
> Bist du solch ein großer Künstler,
> Dann ernennt dich meine Leier
> Flugs zum Generalberechner
> Meiner Liebesabenteuer.
>
> Erstlich aus Athen nenn' zwanzig,
> Funfzehn aus den nahen Städtchen,
> Ganze Scharen von Korinthos
> Und Achajas schönen Mädchen u. s. f.

Unsere neue Liebeslyrik könnte sich Anakreon's Gedichte besonders darin zum Muster nehmen, daß der Meister von Teos stets an eine bestimmte Situation anknüpft, während unsere Dichter meist ihre gestaltlosen Empfindungen wie Sonnenfäden durch die Lüfte fliegen

lassen. Freilich müßten an Stelle der kleinen Bilderchen von Eros, Dionysos, von Venus, auf dem Diskus Bilder aus dem modernen Leben treten!

In den beiden Sammlungen neugriechischer Volkslieder finden wir häufig dieselben Originale in verschiedener Uebersetzung. Theodor Kind, der den Originaltext danebendrucken läßt, schließt sich demselben auch im ganzen mit größerer Treue an, während Arnold Passow zum Theil gereimte Paraphrasen gibt. Bei Kind finden wir außer den Liebes- und Klageliedern, auf welche sich Passow beschränkt, auch manches Epische, historische Gedichte, Balladen und Romanzen und die volksthümlichen Klephtenlieder, deren poetischer Werth nur ein geringer ist. Im ganzen haben die Kampflieder der im Räubercostüm auftretenden nationalen Unabhängigkeitskämpfer eine gewisse rohe Monotonie, mögen sie in den Abruzzen oder den griechischen Gebirgen ertönen. Eine interessante Gestalt der griechischen Volkspoesie ist der „Charos", der an den alten Charon erinnert und eigentlich eine Personification des Todes ist, wie „Charos" auch in neugriechischer Sprache „Tod" bedeutet. Es gibt eine ganze Reihe von Gedichten, welche den Kampf der Sterblichen mit dem Charos darstellen. Meistens erscheint Charos als ein Sendling der Nemesis, die Ueberhebung der Sterblichen zu züchtigen. Kind entwirft im Vorwort folgendes Bild dieser Gestalt des neugriechischen Volksglaubens:

Oft erfährt Charos durch Vögel, wenn sich ein Sterblicher in seinem Glücke irgendwie überhebt und eines Vorzugs sich rühmt, und Charos rächt diesen Frevel, indem er jenen mit seinen tödlichen Pfeilen trifft, was er sogar auch dann thut, nachdem er sich in eine Schwalbe verwandelt hat. Häufig wird er auch als Reiter dargestellt auf schwarzem Rosse, schwarze Hunde begleiten ihn, und auch das Feld ist dunkel, über welches er dahinreitet. Auf seinem Rosse stürmt er über die Fluren und führt die Todten mit sich, die Jünglinge gehen vorn, die Alten folgen, und „die Kinder hat er gereiht im Sattel". Sein Blick ist wie der Glanz des Blitzes, die Farbe seines Antlitzes ist wie Feuer, seine Schultern sind gleich zwei Bergen, und sein Haupt gleicht einer Felsenburg. In der Unterwelt selbst gilt er zugleich als deren Wächter, der die Schlüssel zur Pforte nach der Oberwelt verwahrt. Will ein Verstorbener einmal nach letzterer zurückkehren, so muß Charos schlafen, damit er dies ausführen kann, oder dieser muß überlistet und es müssen ihm zu diesem Zwecke die Schlüssel zur Oberwelt „gestohlen" werden. Das Zelt, das Charos dort hat, ist von außen grün oder roth und im Innern schwarz, und der Anblick des Zeltes macht selbst den Beherztesten „erzittern"; denn die Pfosten, auf denen es ruht, sind Arme der Tapfern, der Palikaren und Riesen, zu den Seilen braucht er Zöpfe schöner Mädchen, und Kinderköpfe dienen als Schemel. Auch hat Charos einen Garten unter seinem Verschluß, den er mit Sorgfalt pflegt und unterhält: die Citronenbäume sind Mädchen, die Cypressen sind Jünglinge, Kinder pflanzt er als Basilicum in Töpfe und die Alten verwendet er zu Zäunen. Nach manchen Vorstellungen geht es in diesem Garten auch gar lustig zu; die Mädchen tanzen, die Jünglinge singen, die Palikaren treiben kriegerische Spiele, oder es kommt auch vor, daß die Jungfrauen für die ermüdet ankommenden Jünglinge das Lager mit seidenen Decken und leinenen Tüchern bereit halten.

Im ganzen kann der Cyklus von Gedichten, dessen Held Charos ist, als ein neugriechischer Todtentanz betrachtet werden, der uns oft an Holbein's Bilder erinnert.

---

4. Eleutheria. Vollständigste Sammlung der Freiheitslieder und Klagen aller bekannten Nationen in wörtlichen metrischen Uebertragungen. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, O. Wigand. 1861. 16. 25 Ngr.

Die Sammlung enthält Lieder vorchristlicher Nationen, die Freiheitsgedichte der neuern europäischen Völker und die der Araber und Perser. Die Physiognomie derselben ist indeß in doppelter Hinsicht unklar. Erstens ist die Freiheit, die hier besungen wird, bald nationale Unabhängigkeit gegenüber äußern Feinden, bald Freiheit des innern Verfassungslebens, revolutionärer Aufschwung gegen Bedrückungen der Staatsgewalt. Dann aber sind die Lieder, welche mitgetheilt werden, keineswegs alle dem Quelle nationaler Lyrik entströmt; es sind Gedichte neuerer deutscher Dichter, welche die Elegien fremder Völker gesungen, diesen mit zugeeignet. Wir finden allerdings die Marseillaise und Parisienne, die neugriechische Rhigashymne, Polens Klagehymne „Noch ist Polen nicht verloren", in wohltönenden Uebersetzungen; doch neben der letztern steht z. B. in Reihe und Glied Julius Mosen's „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" und neben den irischen Volksliedern das Gedicht „Irland" von Ferdinand Freiligrath. Abgesehen von diesen Ausstellungen hat die Sammlung viel Verdienstliches, eine männliche, kräftige Haltung, welche auch unserer modernen Lyrik so noth thut, wenn sie sich wieder aus dem Bereiche der Toilettentische zu nationaler Bedeutung erheben soll. Auch hat dieser poetische Nothschrei der Nationalitäten doppeltes Interesse in einer Zeit, in welcher die machiavellistische Politik diesen Volksschatten neues Leben anzuhauchen sucht, aber auch selbständige nationale Bewegungen wie in Italien zu großen Zielen führen.

Neue Aneignungen aus dem Gebiete romanischer Volksliteratur sind:

5. Italienisches Liederbuch von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1861. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.
6. Perlenkranz spanischer Poesie. Aus Dichtern älterer und neuerer Zeit gesammelt und im Versmaße der Originale übersetzt von J. P. Schmitz. München, Lindauer. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paul Heyse hat sich bereits durch mehrfache Uebertragungen aus dem Gebiete romanischer Dichtkunst ein Verdienst erworben, um so mehr, als seine formgewandte Muse sich auch in den Volkston zu finden weiß und eine gewisse Schalkhaftigkeit besitzt, die ihr bei diesen Aneignungen trefflich zu statten kommt. Die Lieder des „Italienischen Liederbuch" haben zum größern Theil eine epigrammatische Form; es sind meistens Lakonismen der Empfindung, deren Pointen aber anmuthig in der Melodie der strophischen Form verklingen.

Die erste Abtheilung der Sammlung bilden die „Rispetti", dem Inhalte nach Liebesgrüße, der Form nach entweder die naturwüchsige Volksstrophe, aus der sich

später die Ottave rime des Heldenepos bildeten, oder verwilderte Stanzen, die bei dem Uebergange in das Volksleben ihre festgegliederte Form verloren. Kurzathmig ist die meiste Volkslyrik; aber die weiche, rhythmisch volltönende Form ist namentlich der italienischen eigen. Die „Rispetti" haben meistens sechs bis acht Zeilen; doch schwankt im allgemeinen die Zahl der Verse bei ihnen zwischen vier und sechzehn. Einzelne haben scharf zugespitzte schalkhafte Pointen, z. B.:

Ich sprach den Papst in Rom und fragt' ihn frei,
Ob denn das Lieben eine Sünde sei.
Er sagte: Nein! Liebt nur in Gottes Namen,
Doch wohlgemerkt: nur schöne Mädchen! Amen!

Mein Liebster starb, ich aber kann nicht weinen,
Ich dachte stets, es müsse weher thun!
Der Papst ist todt, rasch wählt man wieder einen;
So denk' auch ich auf neue Liebschaft nun.

Ich höre sagen, wo ich geh' und stehe:
Der Weg zum Paradies geh' durch die Ehe.
Nun hab' ich lange schon ein Weib genommen:
Das Paradies will immer noch nicht kommen.

In andern herrscht eine oft glückliche Bildlichkeit, welche einen und denselben Gedanken in einer Reihe von Bildern wiederholt, z. B.:

Von allen, denen Unglückssterne winken,
Hab' ich fürwahr den schwersten Grund zu klagen.
Werf' ich ein Blatt ins Meer, so wird es sinken,
Das Blei der andern wird die Welle tragen.
Die andern bauen schroffe Felsenburgen,
Ich darf im Blachfeld kaum zu bauen wagen,
Die andern suchen sich die schönsten Mädchen,
Und ich muß selbst den häßlichsten entsagen. . .

Solche Parallelismen finden sich häufig; oft sind sie matt und schwächen die Kraft des Ausdrucks:

O wär' dein Haus durchsichtig wie ein Glas,
Mein Holder, wenn ich mich vorüberstehle!
Dann säh' ich drinnen dich ohn' Unterlaß,
Wie blickt' ich dann nach dir mit ganzer Seele!
Wie viele Blicke schickte dir mein Herz,
Mehr als da Tropfen hat der Fluß im März.
Wie viele Blicke schickt' ich dir entgegen,
Mehr als da Tropfen niedersprühn im Regen.

Die venetianischen „Vilote" sind meistens einzeilige „Rispetti", in denen der Liebesscherz etwas keckerer Art ist. Diese „Vilote" erinnern in der That an die kühnern Zuflüsterungen, die man unter der Maske wagt, z. B.:

Nur diese Woche, Kind, sollst du mich lieben,
Denn in der nächsten schon muß ich verreisen.
Und mancher schon ist ewig ausgeblieben,
Nur diese Woche, Kind, sollst du mich lieben!

Nur einen Schiffer nehm' ich mir zum Gatten,
Das Segel kommt als Laken mir zu statten,
Zu einer Wiege mach' ich seinen Kahn —
Ein schöner Schiffer hat mir's angethan.

Die „Ritornelle", welche den dritten Abschnitt bilden, charakterisirt Paul Heyse selbst in der Vorrede treffend als lyrische Epigramme, die sich — mit wenigen Ausnahmen — immer in drei Versen zuspitzen, aber nicht nur Witz und Spott, sondern die rührendste Liebesklage, die heftigste Verwünschung, Resignation und Frohlocken, Bitte und Absage in ihrer ausdrucksvollen Kürze auszusprechen wissen. Viele beginnen mit dem Namen einer Blume, der die Stelle des ersten Verses einnimmt, und an den sich der kurze lyrische Klang der beiden andern leicht anhängt, wie ein Schmetterling an eine Blüte. Es ist nicht ausgemacht, ob der Name auf die Wiederkehr des Reims Bezug hat, oder ob er durch die Art des Singens, durch das Zurückwerfen des epigrammatischen Pfeils auf den Angreifer zu erklären ist. In den Gebirgen fordern sich nämlich die Hirten förmlich auf Ritornelle heraus, wodurch wir an die spanischen Seguidillas und die tirolischen Schnadahüpfln erinnert werden. Wir führen einige der anmuthigsten Ritornelle als Probe an:

Blühende Wicken.
Und wenn ihr morgens in die Kirche geht,
Steckt ihr die Kerzen an mit euern Blicken.

Blühende Winde!
Und komm' ich nach dem Tod ins Paradies,
So kehr' ich um, wenn ich dich dort nicht finde.

Pfefferschoten!
Den Pfeffer beißt und dennoch eßt ihr ihn,
Die Lieb' ist süß und wird mir doch verboten.

Blume der Wiese!
Taback ist gut, die Dose noch viel besser,
Und dein gedenk' ich, Schatz, bei jeder Prise.

Blüh'nde Granaten!
Wenn meine Seufzer Feuerflammen wären,
Himmel und Erde würd' in Brand gerathen.

Den Ritornellen läßt Heyse Volksballaden folgen, welche oft wie die spanischen recht grelle und grausame Stoffe behandeln, doch da sie nicht bei der Ausmalung derselben verweilen, versöhnt die knappe Form wieder mit dem Inhalt. Unter den „Volksliedern" findet sich viel Naives, Schalkhaftes, Neckisches, was in der Heyse'schen Uebertragung lebendig zur Geltung kommt. So beginnt z. B. ein Lied „Karolina" mit der Strophe:

Eine holde Kleine kenn' ich;
Eine Allerliebste, Lose,
Blühend wie die junge Rose,
O kein Zucker ist so süß.
Ach wie reizend ist das Kindchen,
Ach wie lacht ihr rothes Mündchen!
Bist du bei ihr nur ein Stündchen,
Glaubst du dich im Paradies.

Von einem andern „Die Näherin" lautet der erste Vers:

Ich find' an allen
Mädchen Gefallen,
Doch an der Näherin
Noch etwas mehr.
Gehn wir zum Feste
Von Santa-Lucia,
Die Melancholie, ja,
Die soll ihr vergehn.
Reizend ist jede,
Die Kecke, die Blöde,
Aber die Näherin
Noch etwas mehr.

Die sprudelnde Reimesfülle im ersten, die hüpfende rhythmische Bewegung im zweiten Liedchen prägen den volksthümlichen Charakter recht anmuthend aus, die corsischen „Klagelieder", welche den Schluß der Sammlung bilden, haben mehr den ernsten spanischen Charakter. Ferdinand Gregorovius, der sich um unsere Bekanntschaft mit der Volkslyrik der italienischen Inseln große Verdienste erworben, theilt in seinem trefflichen Werke über Corsica eine noch reichere Auswahl dieser „Voceri" mit, welche der Geist der Blutrache und die düstere Klage um ihre Opfer durchweht.

Der „Perlenkranz spanischer Poesie" von J. B. Schmitz bringt meistens „heilige Gedichte" von Lopez de Ubeda, Archangel de Alarion, Bartolomé de Torres Naharro, Montalvo, Ponce de Leon, Lope Felix de Vega Carpio, Don Luis de Góngora y Argote, Moratin u. a. Das Kindlein Jesus, die Heiligen drei Könige, der Mutter Klage, die Dornenkrone Christi und ähnliche Stoffe bilden den Inhalt der Gedichte, welche nur für das katholische Publikum ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen können oder als Proben der Fortentwickelung spanischer Nationalliteratur. Im allgemeinen ist die Behandlung der Stoffe, wenn sie auch zwischen dem Treuherzigen und Schwülstigen schwankt, ziemlich monoton, und der stereotype Goldgrund der Legende macht einen ermüdenden Eindruck. Nur einzelne Gesänge, wie Ponce de Leon's zum Lobe Gottes gedichtete Ode erheben sich über das Niveau unselbständiger, an bestimmte Formen der Bildlichkeit gebundener Begeisterung. Die Uebersetzung ist im ganzen fließend und gewandt. Allgemeineres Interesse bietet der Anhang „weltlicher Gedichte". Die Elegie des Fernando de Heronica hat wenigstens weltgeschichtliche Perspectiven, wenn auch die Terzinen des Uebersetzers gerade hier leichten Fluß vermissen lassen und sich sogar eines Sechsfüßlers schuldig machen, und Melendez Valdes verräth in der „Feier eines Gewitters" und der „Ode an das Nordlicht" einen über die bloße Naturschilderung hinausgehenden Schwung.

Indem wir uns zur ungarischen und polnischen Literatur wenden, können wir nicht umhin, noch einmal auf den merkwürdigen Einfluß hinzuweisen, welchen Lord Byron auf die Dichtkunst der osteuropäischen Völker in diesem Jahrhundert ausgeübt. Namentlich unverkennbar ist dieser Einfluß in der russischen Literatur. Puschkin ist nicht viel mehr als eine Copie Lord Byron's mit nationalrussischem Colorit. In der That kann Lord Byron für den Dichter gelten, der die poetische Erzählung in ihrer modern beliebten Form geschaffen hat. Dieser Form, welche der landschaftlichen Färbung und der Schilderung des Volkslebens neben den Reflexionen einen behaglichen Raum gestattet, bemächtigten sich alsbald die slawischen und magyarischen Dichter, indem sie in derselben eine willkommene Trägerin ihrer nationalen Elemente fanden. Daß sie auch in unserer modernen Poesie eine überschwengliche Rolle spielt, ist bekannt. Die beiden Sammlungen:

7. Ungarische Dichtungen von **Johann Arany**. Deutsch von **Adolf Dux**. Pesth, Lauffer und Stolp. 1861. 16. 16 Ngr.
8. Grazyna, die schöne Fürstin. Eine litauische Sage. Farys, ein beschreibendes Gedicht. Alpuhara, eine Ballade von **Adam Mickiewicz**, übersetzt von **A. J. Bolek**. Teschen, Prochaska. 1860.

zeigen, daß ein namhafter ungarischer und der namhafteste polnische Dichter die von außen an sie kommenden Elemente der Weltliteratur, namentlich Byron's benutzten, um mit ihrer Hülfe nationale Stoffe in poetischen Fluß zu bringen. **Johann Arany**, von Ungarns lebenden epischen Dichtern der bedeutendste, wenn auch Petöfi's Dichterhöhe bei weitem nicht erreichend, ist den deutschen Literaturfreunden bereits aus Kertbeny's Uebersetzungen bekannt. „Toldy" und „Die Belagerung von Murany" sind jedenfalls seine epischen Hauptwerke. Doch werden die beiden kleinern, von **Adolf Dux** übersetzten Gedichte „Katalin" und „Kevehaza" um so willkommener sein, als sich die Uebersetzung durch den leichten poetischen Fluß und die Ungezwungenheit der Wort- und Versfügungen auszeichnet. „Katalin" ist ein Stoff, den eine Volksballade in wenige lakonische Verse zusammengedrängt haben würde, den aber die poetische Erzählung mit größerer Breite ausmalt, um landschaftliche Schilderung und lyrische Empfindung in seinem Rahmen unterbringen zu können. Die magyarischen Sagenstoffe haben meistens etwas Wildes und Grelles. Daß ein ungarisches Burgfräulein gegen den Wunsch des Vaters einen Ritter liebt, dadurch vermag sie sich freilich von den Burgfräulein am Rhein und Main und Neckar nicht zu unterscheiden; daß aber dieser Vater die eigene Tochter zur Strafe lebendig einmauern läßt, das ist ein Zug wilder magyarischer Gewaltthätigkeit, der unserm modernen Empfinden fernliegt. Die poetische Haltung des Gedichts ist düster, und doch, innerhalb dieser Grundstimmung der Farben, nicht ohne Prunk. So z. B. schildert der Dichter den Vater, der das Grab für die lebende Tochter bauen läßt, in folgender Weise:

In ries'ger Brust ein riesig Herz —
Im Burgverlies, im Dunkeln stöhnt
Und pocht des Hammers schweres Erz,
Felsen zertrümmernd, und es dröhnt
Die Wand, die immer weiter klafft.
Von einer Lampe kargem Schein
Wird matt das dunkle Werk erhellt,
Dabei im Takt der Hammer gellt;
Nur manchmal hält, von Arbeit heiß,
Der Arbeitsmann im Hämmern ein,
Wischt von der Stirne sich den Schweiß,
Und blickt zu Szunyoy fragend auf;
Doch dieser donnert: „Weiter! drauf!"
Und starrt, als wie von Stein umhüllt,
Und regungslos und festgebannt
Ruht an des Raumes breiter Wand
Sein riesig großes Schattenbild;
Zur Seite wird sein Angesicht
Von fahlem Lampenschein erhellt,
Jedoch am hellsten ist das Licht,
Das auf der Züge Kanten fällt,
Und wie es abgeschnitten glänzt,
Die Schatten zeigt, die es begrenzt.

Auf diesen Anblick, erzgegossen,
Regt sich die kleinste Fiber nicht,
Sogar die Lippe scheint geschlossen,
Wenn er mit dumpfer Stimme spricht.
Nichts regt sich als das Aug' voll Glut,
Wie das des Tigers, der nach Blut
Lechzt, und auf Beute lauernd ruht —
Mit Gier verfolgt es jeden Block,
Der krachend springt vom Felsenstock,
Und folgt dem Mann, der rastlos schafft.
Die Arbeit wirkt, die Lücke klafft,
Der Hammer und der Arm erglühn,
Auf jeden Schlag die Funken sprühn,
Dem Eisen weicht der harte Stein,
Und Szunyop ruft: „Genug, halt ein!"

Zwischen solche Schilderungen sind oft, bis zu selbständiger Ausdehnung, Reflexionen gereiht, z. B. über die erste Liebe, Reflexionen, welche wie eine Glosse zu den bekannten Versen der Schiller'schen Glocke gemahnen. Die zweite Dichtung: „Kevehaza", die Hunnenschlacht, hat nach unserer Ansicht keinen rechten epischen Ton und Schick; sie besteht aus epischen Aphorismen und macht den Eindruck eines Bilderbogens, der aus lauter einzelnen Bilderchen zusammengesetzt ist.

Was die Dichtung „Grazyna, die schöne Fürstin" von Adam Mickiewicz betrifft, so würde sie dem Dichter keinen Rang in der Weltliteratur zu verschaffen im Stande sein. Die Uebersetzung von A. J. Bolek ist freilich schwerfällig und ohne Fluß; doch auch der Inhalt des Gedichts geht nicht über das romantische Abenteuer und einige romanhafte Ueberraschungen hinaus. Die deutsche Literatur der letzten zwanzig Jahre hat eine große Anzahl poetischer Erzählungen aufzuweisen, welche dieser Dichtung mindestens ebenbürtig sind. Im Grunde ist das Gedicht eine Verherrlichung der Macht, welche das Weib über den Mann ausübt, eine Feier weiblicher Diplomatie und Heldenkraft; doch die schöne Fürstin der alten Sage zeigt mindestens, wie weit das slawische Frauenideal von dem germanischen abweicht. Origineller und werthvoller als diese nur mit beliebten Romaneffecten gewürzte Erzählung ist „Farys, der edle Reiter", eine Art von Wüstensymphonie, an Freiligrath anklingend, aber voll kräftiger Naturmalerei und dramatischen Lebens. Die Ballade „Alpuhara" behandelt einen spanischen Stoff. Der Maurenfürst Almansor vergiftet die siegreichen Spanier, die seine Feste Alpuhara erobert haben, indem er ihnen vorspiegelt, ihr Freund sein und sich zu ihrem Glauben bekennen zu wollen, aber in seinen Küssen und Umarmungen ihnen das tödliche Gift der Pest einflößt. Ein opfermuthiger, jedenfalls aber heimtückischer Patriotismus, für den die slawische Poesie Sympathien zu besitzen scheint!

Eine andere Sammlung:

9. Polska na Parnasie. Ausgewählte Gedichte der Polen. Ins Deutsche übersetzt von H. Nitschmann. Zweite sehr vermehrte Auflage mit Hinweglassung des polnischen Originaltextes. Danzig, Bertling. 1861. 16. 20 Ngr.

enthält Gedichte von Mickiewicz, Zaleski, Krasicki, Morawski, Lenartowicz u. a. und zeigt uns, daß die polnische Muse meist schwarzgekleidet und in Trauer einhergeht, wie die Töchter des Landes; der elegische Ton ist vorherrschend; der Thräne, dem Seufzer werden besondere Gedichte gewidmet. Krasicki hat keinen andern Wunsch als ein Kreuz auf seinem Grabe. Zaleski bittet die Guitarre, mit ihren Wehmuthslauten seine Seufzer zu übertönen; Gaszynski gedenkt in einer Paraphrase des Goethe'schen „Kennst du das Land" sehnsuchtsvoll des polnischen Heimatlandes; Garszynski singt eine Elegie auf den Tod Grabowski's u. s. f. Nur einzelne Lieder haben militärischen Schwung oder heitere genrebildliche Färbung. Die Uebersetzung ist gewandt und fließend.

Rudolf Gottschall.

Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Von M. Kayserling. Nebst einem Anhange ungedruckter Briefe von und an Moses Mendelssohn. Leipzig, Mendelssohn. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Deutsche ist stolz auf seine Literaturgeschichte. Er wähnt sie bereits hoch oben im Zenith, und er merkt nicht, daß viele seiner Literarhistoriker noch lernen müssen, ihre Gänge durch die reichen Schachte unserer Literatur selbständig und auf eigenen Füßen zu machen; daß bei ihnen noch gar zu sehr gewisse stereotype Urtheile oder Vorurtheile im Schwange sind, die, dem Rechte nach, längst hätten außer Curs treten müssen. Das Volk baut sich daher aus den Literaturgeschichten, die man ihm in die Hand gibt, ein ziemlich sonderbares Gebäude auf. Hoch oben auf dem Zweikönigsthrone sitzen Schiller und Goethe, und zur Rechten und zur Linken des Throns folgen, zu mäßiger Höhe herabgedrückt, die übrigen Geister. Daß hier die einen höher, die andern tiefer zu stehen kommen, als sie eigentlich sollten; daß dadurch die ganze Literaturgeschichte dem Blendlichte einer schiefen und einseitigen Auffassung ausgesetzt ist, springt in die Augen. Hier war also ein wohlthätiger Gegendruck, eine Reaction längst erwünscht, und eben jetzt scheint die Zeit gekommen zu sein, wo diese Reaction sich wirklich geltend zu machen beginnt.

Aus dem Schose der Literaturgeschichte selbst hat sich die Biographienliteratur losgerungen. Eine zweite Pallas, ist sie, kaum geboren, auch schon mit Wehr und Waffen auf den Kampfplatz geeilt, um die todtgeschwiegenen Großen ans Licht zu ziehen. Die Biographie eines großen Mannes dreht sich natürlich um diesen als ihren Mittelpunkt. Da aber von diesem Mittelpunkte nicht blos nach einer, sondern nach den verschiedensten Richtungen hin Radien auslaufen, so wird es Aufgabe einer guten Biographie sein, alle diese Linien in ihren Kreis hineinzuziehen und sie treu und lebendig zu zeichnen. Dadurch erweitert sich das Lebensbild zu einem culturhistorischen Zeitgemälde. Das Publikum hat auch das Verdienst und die Berechtigung dieser Biographien richtig herausgefühlt und ihr Erscheinen mit aufmunterndem Zurufe aufgenommen. Schon haben Goethe und Schiller, Lessing u. s. w. ihre würdigen Geschichtschreiber gefunden;

und es steht zu hoffen, daß nicht blos Herder, Wieland und Klopstock, sondern auch alle diejenigen dasselbe Los ziehen werden, die durch ihre Ausdauer und ihren unverdrossenen Arbeiterfleiß für uns die Bahnbrecher einer neuen Zeit geworden sind. In Betreff Moses Mendelssohn's scheint die Aufgabe, die wir hiermit bezeichneten, bereits durch vorliegendes treffliches Werk von M. Kayserling, erledigt zu sein.

Mendelssohn hat in jenen Literaturgeschichten, von denen wir oben sprachen, ein sehr bescheidenes, dunkles Winkelchen angewiesen erhalten, und wenn er sich auch hier und da aus diesem Verstecke hervorwagt, so ist es nur, um in mäßiger Ferne seinen Freund Lessing zu begleiten und als Schatten hinter ihm her zu huschen. Und doch muß uns dieser Jude Moses mit seinem alten Glauben und seinem noch ältern Gotte, in das 18. Jahrhundert, in das Stürmen und Drängen einer neuen Zeit mitten hineingestellt, immer eine merkwürdige und anregende Erscheinung bleiben, anregend schon deshalb, weil auch er ja nur ein Ringlein ist, herausgerissen aus einer ganzen Kette von Wundern, die ihr Anfangsglied in einem kleinen und doch so großen, in einem armen, elenden und doch so reichen, glücklichen Volke hat, in den Juden. Dieser uralte Volksstamm, mit seinen Wurzeln ins tiefste Alterthum hinuntergreifend und mit seiner Krone und seinem reichen Blätterwerke noch in die neuere und neueste Zeit hereinragend, ist ein ethnographisches Räthsel, das die Culturhistoriker noch lange nicht genügend berücksichtigt, geschweige denn gelöst haben.

Man nimmt jetzt fast einstimmig an, daß eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dem deutschen und dem jüdischen Geiste bestehe. Die Juden haben sich in der That in keinen Volksgeist schneller gefunden, haben in keiner Literatur mehr Fleiß, mehr Regsamkeit aufgezeigt als in der deutschen. Nur schade, daß man diese Verwandtschaft erst so spät, erst an Erscheinungen wahrnahm, die leider geeignet waren, jene Zusammengehörigkeit in ein schiefes Licht zu stellen. Das war jene Zeit, in der Heine und Börne sich drohend erhoben, um mit der furchtbaren Geisel einer ätzenden und zersetzenden Kritik das Philisterthum zu zerschmettern und mit dem Griffel der alles beherrschenden Publicistik dem deutschen Geiste Gesetze zu schreiben. Damals erst wurde man inne, daß sich der Jude und der Deutsche, freilich auf ganz verschiedenen Bildungswegen, durch ganz verschiedene Kämpfe, beide zu derselben Weltanschauung heraufgerungen haben; denn beide fordert ein ewiger Zweifel an dem Besitze der Wahrheit immer und immer wieder zu ihrer unermüdlichen Erforschung, zu ihrer endlichen Erreichung heraus, und beide erkennen daher neben dem positiven Schaffen die Kritik mit ihrem negativen Wirken als ebenbürtige Macht an. Weil man aber wähnte, in jenen Dioskuren den jüdischen Geist gleichsam verkörpert vor sich zu sehen, so beging man den einfachen, aber folgenschweren Rechnungsfehler, eine Menge Laster und Gebrechen, die diesen eigen waren, auf das Hauptconto des Judenthums hinüberzutragen. Da sollte denn der allerdings feinfühlende und witzige Jude auch der freche, frivole, profane Jude sein, und mit dem kritischen Scharfsinn, der sich nicht wegleugnen ließ, sollte eine ebenso unheilige als heillose Zerstörungssucht Hand in Hand gehen. (Ein ähnliches Urtheil fällte noch ganz neuerdings der, wie er in d. Bl. einmal treffend charakterisirt wurde, „originell und zuweilen tief, aber etwas eigensinnig beobachtende und nicht sehr logische" Sittenkenner Bogumil Goltz, in seinem Buche „Der Mensch und die Leute", III, 131.) Jene Vorwürfe mochten nun alle recht wohl auf Heine passen, auf einen Mann, der allerdings viel Jüdisches, aber noch viel mehr Unjüdisches an sich hat, und der, wie er ja selbst das Judenthum verleugnete, nicht ohne Willkür zu seinem Vertreter gestempelt werden kann. Vielmehr ist der jüdische Geist dem germanischen durch seine Keuschheit nicht minder, als durch seinen Witz und seine Tiefe verschwistert. Nur kurzsichtige Augen ergreifen hastig das Naheliegende; die schärfern lassen den prüfenden Blick auch in die Ferne schweifen und ziehen auch das Vorübergezogene, Vergangene in den Kreis ihrer Beobachtungen.

Durch die Mitte des 18. Jahrhunderts schreitet an der Hand Lessing's, äußerlich gebückt und gedrückt, doch geistig seinem großen Freunde ebenbürtig, ein edler Jude aus Dessau, der deutsche Sokrates Moses Mendelssohn; ein Mann, der wol werth ist, daß wir uns in „sein Leben und seine Werke" vertiefen. Die Juden nennen ihn ihren Reformator. Wer sich aber unter Mendelssohn einen jüdischen Luther vorstellt, der hat weit gefehlt. Luther hat mit seinen Thesen den Autoritätsglauben in der Kirche erschüttert und mit Macht auf die Bibel hingewiesen; er hat gegen die Anmaßung und Vergewaltigung der Kirchenfürsten feierlich Protest eingelegt und der geisterstickenden Hierarchie für immer den Giftzahn ausgebrochen. Das alles brauchte Mendelssohn nicht. Die jüdischen Rabbinen sind von jeher ein viel zahmerer, unschuldigerer Menschenschlag gewesen als die christlichen Theologen. Wo sollte denn auch der geächteten und geknechteten Synagoge die Herrschlust herkommen? Auch ist ja Mendelssohn selbst nicht jener kühne Geist, der im Weiterdringen alles vor sich her zerschmettert und gigantisch gen Himmel stürmt. Und doch ist er der Reformator der Juden geworden. Er zuerst hat gezeigt, daß sich der jüdische Geist mit dem deutschen recht gut vertrage, und daß beide recht wohl in einem Lande, ja in einem Herzen nebeneinander wohnen und walten können. Er hat seinen Glaubensbrüdern die deutsche Sprache eingeimpft und so der Nation eine Anzahl fleißiger und tüchtiger Kräfte zugeführt, die sonst hätten brach liegen müssen. Er hat den Zwiespalt, der die beiden Elemente auseinander zu halten schien, gehoben, hat sie vermischt und für immer versöhnt.

Es ist zu bedauern, daß gerade hier der Fleck ist, wo sich, nach unserer Meinung, in dem sonst so beziehungsreichen Werke Kayserling's eine große Lücke vor uns aufthut. Gerade dieses Moment hätte mit Nachdruck hervorgehoben und in den Vordergrund gestellt werden müssen.

Denn des Mannes ganzes Schaffen und Wirken ist darin concentrirt; das ist der Brennpunkt, von dem die verschiedenen Linien seines Strebens ausgehen und zu dem sie zurückkehren; es ist der Grundton, der uns aus seinem ganzen Leben widertönt und in den verschiedenartigsten Accorden entgegenklingt. Hat Mendelssohn wirklich die Juden den Deutschen näher gerückt, hat er ihre verwandten Wesen zu verschmelzen, zu vermählen gewußt, oder doch wenigstens gesucht, so kann man in der That von einer „Sendung Moses Mendelssohn's" sprechen. Nun hätten nicht allein die gewaltigen Folgen dieser Sendung, ihr erfrischendes und befruchtendes Wirken, ihre reichen Ausflüsse verfolgt werden müssen; nein, man hätte bis an die ersten Quellen zurückgehen und diese nicht in Mendelssohn's innerstem Wesen allein, sondern in der Sympathie des jüdischen und deutschen Volkscharakters, in den Forderungen einer neuen und freien Zeit suchen müssen, die mit Macht herannahte. Kayserling setzt zwar manchmal den Pinsel dazu an (so in dem ganz trefflichen Kapitel, in welchem er sich über die „Wirkungen" der Mendelssohn'schen Bibelübersetzung verbreitet); aber diese Anfänge sind so unbedeutend, daß sie im großen Ganzen verschwimmen und verschwinden.

Dagegen wissen wir dem Verfasser herzlich Dank, daß er, gestützt auf seine fleißigen Quellensammlungen und seine ausgebreitete Kenntniß des Mendelssohn'schen Briefwechsels, es verstanden hat, uns von dem echt nationalen Bewußtsein, von der kerndeutschen Gesinnung seines Helden zu überzeugen. Mendelssohn gehörte damals zu den wenigen, die das blasirte Franzosenthum, das sich in Deutschland eingewuchert hatte, von Grund der Seele haßten. Wenn es galt, den fremdländischen Hauch, der den deutschen Geist vergiftend anwehte, wegzuwischen, und den Deutschen das moralische Joch, das sie sich selber aufgeladen, vom Nacken zu reißen, da trat auch Mendelssohn ungerufen in die Schranken, und er sprach dann immer so kühn, so frei, so deutsch, wie dazumal nur ein Lessing sprechen konnte. Dieses Deutschthum ist aber nicht etwa von außen in seine Seele hineingetragen, es ist nicht anerlernt, nicht durch den Verkehr mit andern deutschen Männern erst geweckt worden; nein, es ist ursprünglich, ist eng mit seinem ganzen Wesen verwachsen. Kayserling betont mit Recht, wie Mendelssohn schon in seinem ersten schriftstellerischen Versuche, den „Philosophischen Gesprächen", sein inniges Festhalten an Leibniz offen bekundete und frei und unumwunden, den französischen Spöttern gegenüber, die sich unter den Auspicien des großen Königs „in schmarotzerhaftem Uebermuthe spreizten", für den deutschen Philosophen eine Lanze brach. Staunend hört man, wie er „in einer Zeit, wo die deutsche Literatur noch in den Windeln lag, wo Franzosen die Tonangeber und Männer wie Voltaire und d'Argens Mode- und Lieblingsschriftsteller waren", über die „sklavische Nachäffung der Deutschen, über die Seichtigkeit und Flachheit der Franzosen zu klagen wagt". Das erinnert an unsern theuern Fichte, der bekanntlich seine „Reden an die deutsche Nation", ein Meisterstück deutscher Kraft und freien Muthes, mitten in der preußischen Hauptstadt hielt, die von den Söldlingen des französischen Gewalthabers wimmelte. Mendelssohn ruft aus:

> Die Franzosen, welche seit Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen haben, sahen wol ein, daß die Gründlichkeit ihr Werk nicht sei; sie machten daher die Artigkeit der Sitten zu ihrem einzigen Augenmerk und übten den spöttischen Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu leben wußten. Die wenigen Weltweisen, die dieses Volk noch hatte, fingen an, ihre runzelige Stirn aufzuheitern und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le monde u. s. w., und spotteten sehr witzig der düstern Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? Sie, die gern die Hälfte ihres Verstandes dahingeben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehen wollen, daß sie zu leben wissen. Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen?

Und dieses schöne Nationalgefühl war auch nicht blos ein jugendliches Feuer, das mit der Zeit erkaltete. Mendelssohn behielt es bei als Mann und als Greis, als Philosoph wie als Kritiker; ja es ist das eigentliche Mark seiner kritischen Wirksamkeit geworden. Kayserling bemerkt:

> Deutschland national zu heben, das wahre Selbstgefühl seiner Nation zu stärken, lag ihm in seinen Kritiken besonders am Herzen.... Mendelssohn, der heimatlose Jude, suchte den Deutschen zu Gemüthe zu führen, was ein Vaterland überhaupt sei und worin des deutschen Vaterlandes Vorzüge eigentlich bestehen. „Deutschland", ruft er aus, „hat sich von seinen Nachbarn den gerechten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem kaltsinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schose verbirgt. Leibniz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb, und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeigungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens ebenso große Leibniz verschied und ward nicht würdiger beerdigt, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja, was noch mehr ist, vielleicht hat der Herr von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren."

Wer fühlte hier nicht den lebendigen Pulsschlag einer echt deutschen Mannesader heraus? Wahrlich, wer diese Worte liest, die noch heute, da mehr als hundert Jahre über ihrer Niederschrift dahingegangen sind, ins Herz hineindringen, der hat nur ein stilles Lächeln für jene armen Schlucker, die, um doch irgendein Verdienst zu haben, immer auf der Lauer und stets bereit sind, den alten Juden mitsammt seinem „Phädon" — das ist in ihren Augen der ganze Trödel, den er mit sich führt — in die literarische Rumpelkammer zu werfen. Nun, zu Mendelssohn's Zeiten mochte man den Juden noch keine staatsbürgerlichen Rechte ertheilen. Der große König strich den Philosophen sogar höchst eigenhändig von der Liste, auf

der ihn die Königliche Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede vorgeschlagen hatte: eine Zurücksetzung, die bekanntlich den geistreichen Kästner zu dem bissigen Epigramm herausforderte:

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande,
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kennt er nicht.

Mendelssohn selbst ließ diesen „Act königlicher Gnade" gleichgültig über sich ergehen; aber er tröstete seinen Freund Herz Homberg, dem ein ähnliches Schicksal von seiten des Kaisers Joseph widerfahren war, mit den Worten:

Außerordentliche Männer thun selten, was jedermann von ihnen erwartet; denn sie sind außerordentliche Männer. Was also die Majestät in Ihrer Sache entschieden hat, ist ganz in der Regel; uns in aller Betrachtung zwar unlieb, aber doch im Grunde lieber, als wenn die Majestät Sie approbirt, die Philosophie aber Sie als untüchtig verworfen hätte.

Ja, wenn es in der Gelehrtenrepublik ein Bürgerrecht gibt, so hat es Mendelssohn in vollem Maße sich erworben. Und wenn er es redlich erworben, wenn er sich seiner Ehrenrechte würdig gezeigt hat, wo wollte der Neid, wo der Haß den Muth hernehmen, ihn daraus zu verdrängen? Mendelssohn hat vielmehr eine tiefeinschneidende, leidenschaftslose Kritik nicht zu scheuen. Der denkende Deutsche muß in ihm den deutschen Denker ehren; und welchem Glauben und welchem Vaterlande man auch angehören mag — der Seelenadel, die sittliche Kraft, das Freie in dieser Erscheinung zwingt einem jeden Ehrfurcht ab. Kant hat mit Recht auf ein Buch Mendelssohn's als auf ein höchst bedeutungsvolles und epochemachendes hingewiesen. Es ist dieses sein „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum", ein Buch, in welchem er sechs Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution — es erschien bereits im Mai 1783 — dem Kirchenzwange kühn den Fehdehandschuh hingeworfen hat. Er trat darin mit folgenden Forderungen hervor:

Die Religion weiß von keinem Zwange, wirkt nur mit dem Stabe Gelinde, wirkt nur auf Geist und Herz. Sie treibt nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Racheschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßt sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ausführung, ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androht, sind, sowie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit! Religion! die du in Wahrheit allein die seligmachende bist auf der Erde, sowie im Himmel. Die wahre göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche, sie ist lauter Geist und Herz. Geht die Unglücklichen alle durch, die von jeher durch Bann und Verdammniß haben gebessert werden sollen; Leser! welcher äußerlichen Kirche, Synagoge oder Moschee du auch anhängst! Untersuche, ob du nicht in dem Haufen der Verbannten mehr wahre Religion antreffen wirst, als in dem ungleich größern Haufen der Verbanner? Weder Staat noch Kirche sind befugt, sich in Glaubenssachen ein anderes Recht anzumaßen, als das Recht zu belehren, eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht, als die Zucht der Vernunft!

Das sind Gedanken, die uns jetzt allerdings ziemlich geläufig sind, in jenen Tagen aber wie Prophetenton in die Welt hinausklangen. Zum Schlusse läßt er auch an die Großen der Erde seinen Mahnruf ergehen:

Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner vergönnt ist, seine Stimme bis zu euch zu erheben, traut den Räthen nicht, die euch mit glatten Worten zu einem so schädlichen Beginnen, wie die Glaubensvereinigung ist, verleiten wollen. Sie sind entweder selbst verblendet und sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder suchen euch zu verblenden. Es ist gethan um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn ihr ihnen Gehör gebt! Um euerer und unserer aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen! Bahnt einer glücklichen Nachkommenschaft wenigstens den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzt. Lasset niemand in euern Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, niemand das Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat!

Wir stimmen Kayserling vollkommen bei, wenn er, im Hinblick auf diese Forderungen und auf den Freimuth, mit dem sie hervortreten, behauptet:

Mendelssohn war, in Deutschland wenigstens, der erste, der die unnatürliche Verbindung von Glaubenszwang, von Staat und Religion gelöst wissen wollte, wie solche später in der Constitution der amerikanischen Freistaaten gelöst wurde. Mit dem blanken Schwerte einer philosophischen Kritik zerschnitt er das unsinnige Band, das so viel Unglück über die Völker gebracht, und es nimmt niemand wunder, daß wegen dieser Lösung allein der Revolutionsheld Mirabeau „Jerusalem" für ein Buch erklärte, das in alle Sprachen Europas übersetzt zu werden verdient.

Kant bewunderte es „wie ein unwiderlegbares Buch" und beeilte sich, dem Verfasser in einem am 18. August 1783 an ihn gerichteten Briefe seine Gedanken über dasselbe mitzutheilen. Er schreibt ihm:

Herr Friedländer wird Ihnen sagen, mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich Ihren „Jerusalem" gelesen habe. Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer großen, obzwar langsam bevorstehenden und vorrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigen und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht.

Mit diesem Werke ist Mendelssohn in Wahrheit seinem Zeitalter um Jahrhunderte voraufgegangen. Denn jene große „Reform", deren „Verkündigung" sein „Jerusalem" ist, wird noch lange, lange auf ihre Erfüllung warten lassen. Sie ist noch nicht in die Massen gedrungen, und dem weisen Beispiele der überseeischen Freiheitsmänner hat sich so ganz und recht eigentlich noch keine europäische Staatsverfassung angeschlossen.

Mendelssohn gehörte zu den Geistern, die, wie die, ihren Schwerpunkt in sich selber haben, auch mehr nach innen als nach außen leben. Er hatte sich zu dem, was er war, mit dem Schweiße seines Angesichts heraufgear-

beitet. Hatte er so der Welt nur wenig zu verdanken, so gab er ihr vielleicht auch nicht alles von dem, was er sich mit eigener Faust errungen. Darum kann man wol eher sagen, er sei seiner Zeit vorangeeilt, als er habe sie vorwärts gebracht. Denn ihm fehlte es auch an jenem Feuer, an jener ausdauernden Spannkraft, die nicht ruht und nicht rastet, bis sie der guten Sache den Triumph erleichtert. Kant hielt ihn für „ein Genie, dem es zukäme, in der Metaphysik eine neue Bahn zu brechen, die Schnur ganz aufs neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs bloße Gerathewohl angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen". Das ist mehr, als ihm die Geschichte, die jetzt über Thaten zu Gerichte sitzt, einräumen kann.

Man würde gewaltig durch das Vergrößerungsglas sehen, wollte man sich dem Wahne hingeben, als leiste Mendelssohn den hohen Forderungen, die man an ein wirkliches Genie zu stellen hat, vollkommen Genüge. Mendelssohn ist kein Genie. Sein treuer Biograph hat sich auch sorgfältig gegen alle Uebertreibung, gegen alle Ueberschätzung seines Helden mit dreifachem Erze gewappnet. Ein Biograph hat hier immer einen schweren Stand. Aus der reinen Glut wahrer Begeisterung geräth er leicht und unwillkürlich in ein falsches Pathos, und dann ist vom Erhabenen zum Lächerlichen nur noch ein Schritt. Unser Biograph zeichnet Mendelssohn in Lebensgröße, also nicht als Genie, das hier einreißt, dort aufbaut, sondern als eine milde Erscheinung, die versöhnend zwischen die streitenden Elemente tritt, die Geister bessert und klärt, und bescheiden, wie der Ackersmann, eine kleine, unscheinbare Saat in den Boden streut, die erst den Enkeln als goldene Frucht aufgehen soll.

Mendelssohn ist in keiner Wissenschaft bahnbrechend oder grundlegend aufgetreten. In der Philosophie hängt er mit ganzer Seele an der alten Leibniz-Wolf'schen Schule; ja, diese Schule ist bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er hielt sie fest und umklammerte sie selbst dann noch krampfhaft, als er den „Philosophen der Zukunft", den „alles zermalmenden" Kant, wie er ihn wol zu nennen pflegte, mit dem unwiderstehlichen Donnerkeile einer freien Kritik daherstürmen sah. Und doch ist Mendelssohn der Mann nicht, der gedankenlos in die Spuren tritt, die ein fremder Fuß in den Boden gestampft. Er recognoscirt das Terrain, er zweifelt und prüft, er verbessert und vermittelt; aber er hält womöglich immer den gangbaren, bereits betretenen Weg ein und ist, wie er selber sagt, kein Systemmacher. Das schließt jedoch nicht aus, daß Mendelssohn dabei ein tiefer, klarer, gründlicher Denker war, und selbst ein Gervinus (vgl. „Geschichte der deutschen Nationalliteratur", IV, 38) hat das Recht nicht, ihn unter die philosophischen Dilettanten zu werfen, oder gar an die Spitze der Philosophieverächter zu stellen, auch nicht mit Berufung auf die bescheidenen Selbstgeständnisse unsers liebenswürdigen Autodidakten, der unter anderm in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Philosophischen Schriften" äußert: „Ich traute mir das Vermögen oder die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine strenge systematische Ordnung zu binden." Er hat dazu ebenso wenig ein Recht, wie diejenigen, die Lessing den Dichterberuf absprechen wollen, weil er an sich selber gezweifelt habe.

Mendelssohn arbeitete durch eigene Schriften auf allen Gebieten der philosophischen Speculation vor. Durch Umgang und geistigen Verkehr wirkte er anregend und belehrend auf seine Zeitgenossen. In seinen Briefen, die in jeder Zeile Geist und Tiefe athmen und von Witz übersprudeln, legte er durchdachte Urtheile über Kunst und Kritik, über Philosophie und Poesie nieder, ein reiches Erbe, an dem die Deutschen noch heute zehren können.

So trug er eine Menge Baustoff herbei, dessen Verwerthung und Verarbeitung er andern, unter diesen Kant selbst überließ. Doch liegt das Verdienst, das ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Philosophie und dadurch mittelbar auch in der Geschichte der deutschen Literatur gesichert hat, auf einer ganz andern Seite. Mendelssohn ist nämlich der Dolmetscher der Philosophie geworden. Er hat sie aus den abgeschlossenen Höfen, wohin sie Leibniz zu den Fürsten, und aus den staubigen Bücherstuben, wohin sie Wolf zu den Gelehrten getragen hatte, unter die Leute gebracht und in die Häuser und in die Herzen des Volks, wenigstens der Gebildeten, verpflanzt, mit einem Worte aus der Schule ins Leben eingeführt. Kayserling bemerkt:

> Mendelssohn hat für die Philosophie ein neues Gewand, eine Darstellung geschaffen, die noch heute mustergültig ist, die selbst einem Kant unerreichbar schien. „Man soll zwar", sagt dieser einmal, „ebenso wenig allen Verfassern einen Stil, als allen Bäumen eine Rinde wünschen; aber dennoch scheint uns Mendelssohn's Schreibart für die Philosophie die zuträglichste zu sein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch so elegant, so scharfsinnig und doch so deutlich, so wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch so eindringend. Wenn sich die Muse eine Philosophie der Sprache erkiesen sollte, so würde sie diese wählen."

Und Kant hörte nicht auf, diesen lebendigen, lichtvollen Stil an ihm zu bewundern, zu beneiden. „Es sind nur wenige so glücklich", schreibt er ihm, „für sich und zugleich in der Stelle anderer denken und die ihnen allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn." Schon sein „Phädon", in welchem er mit Glück und Geschick den Sokratischen Dialog auf modernen Boden verpflanzte, und der, in fast alle lebenden Culturspracheu übersetzt, durch ganz Europa flog, stellte ihn unter die ersten Meister des deutschen Stils. „Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen, Moses ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt. Ja er ist es, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt!" ruft der junge Herder aus, und Lessing, Garve und Winckelmann stimmen laut in dieses Lob ein. Ja selbst der junge Goethe studirte das Werk eingehend und vergleichend, den „Platon'schen" Phädon immer zur Seite. (Der Mendelssohn'sche „Phädon" kann bekanntlich

keine Uebersetzung, sondern höchstens eine Nachahmung oder Nachbildung des Platonischen genannt werden. In die antike Form hat Mendelssohn einen neuen Geist gegossen, und der Dialog ist von den Ideen der Leibniz'schen Philosophie durchtränkt. Er steht zu seinem [vermeintlichen] Urbilde ungefähr in demselben Verhältnisse, als die „Iphigenie" von Goethe zur Euripideischen.) Stellen wir Mendelssohn vor den Richterstuhl desjenigen, der unter den Deutschen am meisten die Formvollendung angestrebt und erreicht hat, vor den Platen's, so lesen wir in dessen Tagebuche: „Mendelssohn's «Phädon» begeistert mich!... Mit welcher steigenden Eloquenz wird man da von Beweis zu Beweis getragen!"

Und nun einen Schluß vom Stil auf den Menschen gemacht, so muß uns der Geist dieses Mannes in klaren Umrissen vor die Seele treten. Der Stil, sagt Stahr mit Recht, zeigt am deutlichsten das Ergebniß, in welchem das innere Wesen sich auf ein Außenwerk abspiegelt; und namentlich bei Mendelssohn, fügt Kayserling hinzu, läßt er in das lebendige Räderwerk des Innersten hineinblicken. Es ist wahr. Jeder Federzug ist eine Faser von ihm, jeder Satz ein Athemholen, das sich aus den tiefsten Tiefen seines Innern losringt. So sanft, so mild, so schlackenlos wie sein Stil, war auch das ganze Wesen dieses Mannes. Weil er sich, trotz immerwährender Zweifel, trotz des rastlosen Ringens nach Wahrheit, doch dabei eine seltene Klarheit des Geistes zu bewahren wußte, weil er sich nie in undeutliche Empfindungen, in endlose Betrachtungen verlor, nie blindlings in helldunkelm Dämmerlichte umhertappte, deshalb tragen auch alle seine Schriften den Stempel echten Formenadels. Wie er geistig, wie man zu sagen pflegt, mit sich fertig und immer im Reinen war, so athmete auch sein Stil jene Rundung und Ruhe, die über alle seine Schriften einen eigenthümlichen Schmelz ausgießt.

Und hier ist die Stelle zu einer Bemerkung, die wir hier einfügen wollen. Unser Biograph schreibt einen Stil, der, so selbständig und ursprünglich er auch sein mag, doch lebhaft an den seines Mendelssohn anklingt. Ist das ein Vorwurf? Ist das gesucht, studirt, geziert? Mit nichten. Es ist das schönste Zeugniß, das wir einem Biographen ausstellen können, der sprechendste Beweis dafür, daß wir es hier mit einem Lebensbeschreiber zu thun haben, der sich in seinen Helden hineingelebt, in sein tiefinnerstes Wesen eingegangen, mit ihm wie verwachsen, wie eins geworden ist.

Unser Bericht ist uns unter den Händen zu einer eingehenden Betrachtung über das befruchtende Wirken des größten deutschen Juden angewachsen. Wir haben uns in den reichen, umfassenden Stoff zu versenken gesucht, den eine einsichtige Hand aufgespeichert, unter Dach und Fach zu bringen und zu sichten gewußt hat. Wir haben uns in die Tiefen eines großen Geistes getaucht und manche Perle auf dem Grunde schimmern sehen. Aber ergründet, erschöpft haben wir den Stoff noch lange nicht. Auf Mendelssohn's kritische und ästhetische Wirksamkeit, die sehr in die Wagschale fällt, haben wir nur im Vorbeigehen einen Seitenblick geworfen. Nur von fern haben wir in das gelehrte Leben und Treiben hineingeschaut, in dem er sich von Jugend auf bewegte und das an Vielseitigkeit und Regsamkeit gewann, seit er durch Nicolai Mitarbeiter an den „Literaturbriefen" wurde, die ihm mehr zu verdanken haben, als selbst seinem großen Freunde Lessing. Wir haben nichts von dem beispiellosen Freundschaftsbunde dieser beiden Edeln erzählt, nichts von ihrem geistigen Verkehr, von ihrer Wechselwirkung und gegenseitigen Durchdringung, die ja so tiefgehend, so weitgreifend war, daß man hier vergebens nach einem Marksteine, nach einer Grenzlinie suchen würde. Wir haben eines Mannes nicht gedacht, der würdig war, in diesem edeln Bunde der dritte zu sein, des großen Herder, dessen warme, hingebende Verehrung gegen Mendelssohn allein im Stande war, die schmerzende Wunde, die Lessing's Tod in das Herz seines Moses gerissen hatte wenn auch nicht für immer zu heilen, so doch zu mildern und auf ganze Tage zu verdecken. Wir haben — doch wozu hier eine Menge Einzelheiten aus dem großen Ganzen herausreißen, zu dem Kayserling alle, auch die kleinsten Fäden geschickt zu verweben gewußt? Darin eben besteht die Tüchtigkeit des Künstlers, daß er auch dem anscheinend Unverwendbaren seinen Platz anzuweisen versteht; daß verschwindend kleine Punkte, an sich unbedeutende Einzelzüge durch glückliche Vertheilung von Licht und Schatten unter seiner Hand zu einer gegliederten und ineinander greifenden Gruppe zu einem harmonischen Ganzen zusammentreten.

Wir können nicht von diesem genußreichen Buche scheiden, ohne noch eine Eigenheit des Verfassers in Schutz zu nehmen, die, wie wir fürchten, den Keim zu großen Misverständnissen und zu unverdientem Tadel in sich trägt. Kayserling redet gern, wo und wie er es kann, durch den Mund anderer. Anstatt also die religiösen und philosophischen Grundsätze Mendelssohn's mit eigenen Worten auseinander zu setzen, behält er mit Vorliebe die des Meisters bei; anstatt neuer, eingehender Urtheile über die wissenschaftlichen Hervorbringungen Mendelssohn's schreibt er mit zäher Ausführlichkeit die Zeugnisse der Zeitgenossen und der Nachgeborenen aus; anstatt seine Personen zu charakterisiren, führt er sie selbstredend ein und läßt nur zuweilen ein charakteristisches Moment durchschimmern: mit einem Worte: seine Biographie ist eine Art, die aus der epischen Darstellung ins Dramatische hinüberspielt. Daß sie dadurch an Leben und Reiz gewinnt, wer wollte das leugnen? Wol aber werden sich Leute erheben, die dem fleißigen Verfasser eine unbändige Citatensucht, eine Objectivität aufbürden werden, die sich zuletzt nicht viel von der gänzlichen Unselbständigkeit und Unfreiheit des Urtheils unterscheiden möchte. Diesen halten wir entgegen, daß jene Eigenheit, sagen wir besser jene Eigenthümlichkeit nicht nur keinen Tadel, sondern eher ein Lob verdient. Wohl führt er uns seine Männer in Person, wie sie dachten und redeten, auf die Bühne: aber er sieht doch immer hinter den Coulissen hervor; er steht ordnend und sichtend über seinen Gestalten und läßt

nie die Fäden fahren, an denen er sie leitet. Es ist wahr, er gibt uns oft blos einen Wink, und dann verläßt er uns auf geraume Zeit; aber genügt uns denn nicht auch auf der Landstraße ein kleiner Fingerzeig, um oft ganze Meilen weit unsern Weg wieder fortsetzen zu können? Meist trägt eine einfache, kurze Bemerkung, die alle mitgetheilten Urtheile endgültig zusammenfaßt, mehr zum Verständnisse bei, als manches breite, verwässerte Raisonnement; denn sie gibt einen leitenden Gedanken an die Hand und wirft gleichsam ein Schlaglicht auf das Ganze. Da Kayserling in seinem Mendelssohn zu Hause ist und mit den Schätzen, die er uns in seinen Schriften und Briefen hinterlassen, gut schalten und walten gelernt hat, so hat er die schönsten Steine herausgelesen, gesammelt und zu einer kostbaren Mosaik verarbeitet.

Das Werk ist jedenfalls eine dankenswerthe Bereicherung der Wissenschaft und unserer deutschen Literatur insbesondere. Wir begrüßen es freudig. Denn es wird hoffentlich dazu beitragen, im deutschen Volke den Gedanken zu nähren, daß es noch immer nicht alle Eroberungen zu nutzen verstanden hat, die sich ihm aus den Kämpfen jener gewaltigen Zeit ergeben, in der die Gärung und Klärung der Geister vor sich ging und in der auch Mendelssohn wurzelt. Findet das Buch Anklang und Eingang im Publikum — und wir wünschen, wir hoffen es —, so läßt sich voraussehen, daß es dem ewigen Einerlei, dem todten Stillstand, der sich in unserer Literarhistorik breit macht und mit bleierner Schwere auf ihren Schwingen lastet, einen tüchtigen Ruck versetzen wird. Denn es tritt entschieden in die Reihen jener wohlthätigen Reaction, von deren Lebenszeichen und Kraftäußerungen wir schon im Eingange gesprochen haben. Es stellt die leider noch immer so wenig erkannten Verdienste jenes Jahrhunderts der Vorarbeiten ins rechte Licht: es weist neben Mendelssohn, den es lebendig unter den Todten und Todtgeglaubten hervorzieht, auf Lessing nicht allein, sondern auch, im richtigen Verständnisse jener Zeit, mit besonderm Nachdruck auf einen Mann hin, der viel gesäet und wenig geerntet hat. Ja, hätte es nur das Eine gethan, das für die Verdienste seiner Geister scheinbar geblendete Auge des Volks wieder einmal auf Herder, den großen Prediger der Humanität, hingewiesen zu haben — wahrlich, es hätte genug gethan. Denn Herder steht dem deutschen Volke ebenso nahe, als Lessing, Schiller und Goethe. Er verdient ebenso sehr seine Monumente, seinen Cultus, seine Biographien wie sie. Man mag in der Staatsgesetzgebung an dem uralten Princip der Monarchie festhalten, in der Gelehrtenrepublik ist Gleichberechtigung das oberste Gesetz. Mag man in der Kirche endlich anfangen, den Monotheismus von den verunstaltenden Flecken rein zu waschen, die ihm noch immer vom Heidenthume her anhangen — in der Literatur ist der Polytheismus die alleinseligmachende Cultusform.*)

Arnold Bodek.

*) Trotz einzelner Lücken und Misgriffe, die wir dem Verfasser nachgewiesen, sind wir keineswegs geneigt, in das absprechende Urtheil eines Tadlers („Grenzboten", Nr. 21) einzustimmen. Derselbe sieht sich zwar genöthigt, den Stoffreichthum des Buchs und den Sammlerfleiß Kayserling's anzuerkennen, schleudert ihm aber, in schroffster Weise, den Vorwurf der Parteilichkeit und Oberflächlichkeit ins Gesicht. Wir bedauern, mit dem Herrn Recensenten nicht rechten zu können, da er sein Urtheil allzu apodiktisch und ohne alle thatsächliche Begründung hinwirft. Aus unserer eingehenden Besprechung ist klar, daß das ganze Buch ein Protest gegen diesen Vorwurf ist; trifft er es also nicht, so muß er nothwendig in seiner ganzen Wucht auf das Haupt des Urhebers zurückfallen. Von folgender interessanten Thatsache hat der Verfasser unsers Buchs keine Notiz genommen. Der bekannte Dichter und Aesthetiker K. Ph. Conz hat nämlich seinerzeit Mendelssohn zum Helden eines Epos gemacht: Derselbe schrieb ein Lehr- und Lobgedicht in vier Gesängen, das den Titel führt: „Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch" (vgl. Krug, „Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften", Leipzig 1829, V, 171). Noch verweisen wir hier auf die im Druck erschienene geistvolle Festrede bei der am 3. Januar 1861 vom Verein zur Förderung israelitischer Interessen veranstalteten Gedächtnißfeier Mendelssohn's, gehalten vom Rabb. M. A. Goldschmidt (Leipzig, Lorck).

Humoristische Literatur.

Wenn wir competenten und nicht competenten Stimmen, die von verschiedenen Seiten sich geltend machen wollen, Glauben beimessen dürften oder müßten, so wäre unsere Bühne und mit ihr die dramatische Poesie auf der tiefsten Stufe ihres Verfalls angelangt, so läge unsere Lyrik in den letzten Zügen oder sei bloße Quartanerlyrik, so wären unsere Romane gegenüber den englischen und französischen gänzlich unlesbar; kurz, unsere ganze poetische Production befände sich in einem bis zur Hoffnungslosigkeit ruinirten Zustande, im Zustande der Lumpenwirthschaft und Bettelarmuth. Am schlimmsten aber springt diese Art von Kritik mit denjenigen um, die sich im humoristischen Fache versuchen. Diese ignorirt man lieber ganz oder behilft sich mit einigen spöttischen wegwerfenden Bemerkungen. Seltsam nur, daß diese Negationen doch wieder nichts bedeuten wollen, wenn es wahr ist, was auch behauptet wird, daß wir nämlich gar keine Kritik mehr hätten, daß auch diese den möglichst tiefen Grad von Versunkenheit erreicht habe. Wir Deutschen schwelgen förmlich in dem erhebenden Bewußtsein des Epigonenthums, in dem entzückenden Gedanken, daß unsere Fähigkeit zu kritisiren mit der Fähigkeit zu produciren ausgestorben sei, und umgekehrt. Unsere Kritiker rufen den Dichtern zu: Hört auf zu dichten, denn mit Goethe und Schiller hat die deutsche Poesie zugleich ihren Gipfelpunkt und ihr Ende erreicht! und die Dichter, wiewol sie sich um Lessing's Grundsätze so wenig als möglich kümmern, rufen wieder den Kritikern zu: Hört auf zu recensiren, denn mit Lessing ist die deutsche Kritik zu Grabe getragen! Nichtsdestoweniger wird lustig fortgedichtet und fortrecensirt, und dies ist eigentlich der Humor von der Sache.

Freilich ist es ein ziemlich bitterer Humor. Denn wenn jene Schwarzmaler der Gegenwart nicht gewaltig übertreiben, so müßte ja an den Ursachen einer so entsetzlichen Verkommenheit bei so überhandnehmender Vielschreiberei das ganze deutsche Volk participiren, und man schleudert diese herabwürdigenden Beleidigungen nicht den einzelnen Autoren, sondern eigentlich der Nation selbst ins Gesicht. Wenn unter allen jenen Tausenden von Dichtern und Romanschriftstellern kein einziges der Anerkennung würdiges Talent und unter den Myriaden von Kritikern kein einziger urtheilsfähiger Mensch sich befände, so ginge daraus doch aufs unwiderleglichste hervor, daß die Nation selbst unfähig geworden sei, zu dichten, zu urtheilen und Talente aus ihrem Schose hervorzubringen. Wenn wir eine Gruppe dürrer Bäume sehen, so schließen wir daraus mit Recht, daß der Boden selbst, auf dem sie wachsen, nichts taugen müsse. So auch werden die Autoren des Bodens, auf dem sie wachsen, würdig sein. Ist z. B. eine Nation eines Sophokles oder Aristophanes würdig, so wird sie auch ihren Sophokles und Aristophanes haben. Je mehr Verkrüppelungen und Auswüchse dagegen sich auf dem Gebiete der Literatur und Kunst zeigen, um so sicherer wird man

daraus den Schluß ziehen dürfen, daß sich in den eigentlichen Lebensorganen des betreffenden Volks ungesunde und verdorbene Säfte angesammelt haben, welche der Erzeugung jener Verkrüppelungen und Auswüchse günstig waren. Es gibt zwar Dichter und Künstler, welche ihre Nation und ihre Zeit weit zu überragen, ja vollkommen isolirt zu stehen scheinen; geht man aber näher auf den Grund, so wird man immer finden, daß diese Größen nur unter diesem Volke und in dieser Zeit möglich waren, daß sich in ihnen die im Volke zur Zeit vorherrschenden allgemeinen Bildungszustände, Stimmungen und Tendenzen nur im höchsten Grade condensirt und geläutert zeigten. Die großen Autoren, die wir unsere classischen nennen, konnten nur zu einer Zeit entstehen, wo, nicht ohne den Einfluß erleuchteter Köpfe des Auslandes, alle Bessern und wahrhaft Gebildeten in Deutschland unter Protestanten und Katholiken, unter den mittlern wie höchsten Schichten, unter Regierten wie Regierenden, von einem tiefen Ueberdruß an den verschrobenen und überkünstelten Gesellschaftszuständen und von einem wahrhaft leidenschaftlichen Drang nach Humanität und Toleranz ergriffen waren. Sie konnten in dieser Zahl und dieser individuellen Größe nicht hervortreten, bevor nicht dieses Gefühl einen hohen Grad von Intensität und zwar in den weitesten Kreisen erreicht hatte. Heutzutage wären sie ebenso wenig möglich. Jeder, der in die Bestrebungen unserer Zeit, in ihre gärenden, zersprengten und einander bekämpfenden Elemente Einsicht hat, wird dies zugeben. Die Lesewelt hat sich in eine Menge verschiedener Leserkreise, jeder mit sehr bestimmter Geschmacksrichtung und Tendenz aufgelöst. Ein Dichter und Autor kann heutzutage nur einen Gesellschaftsausschnitt, dessen Bedürfnisse er genau befriedigt, anziehen und fesseln, während er alle übrigen Kreise von vornherein von sich abstoßen wird. Man wird sich also gegenwärtig wohl oder übel mit ganz andern Autoren als Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller u. s. w. waren, begnügen müssen.

Kommen wir von dieser Abschweifung auf die Humoristik speciell zurück, so werden wir allerdings sagen müssen, daß die gegen sie erhobenen Vorwürfe sich meist noch mehr gegen die allgemeinen Zustände der Zeit als gegen die einzelnen Talente richten. Man hat gesagt, daß unsere Zeit zu griesgrämig, zu krittelig, zu verbissen, zu philiströs sei, um wahren Humor zu erzeugen. Man ist sogar und zwar in Deutschland selbst so weit gegangen, den Deutschen alle Anlage zum Humor abzusprechen. Wer sich aber mit der komischen Literatur der Deutschen eingehender beschäftigt hat, wird dies keineswegs zugeben können; im Gegentheil liegt unendlich viel Eulenspiegelei, Narretei und Neigung zur Fopperei und Neckerei im deutschen Charakter. Nur läßt sich dies aus unsern so gravitätischen Literaturgeschichten, die allem Komischen und Volksthümlichen vornehm aus dem Wege gehen, allerdings nicht erkennen. In den Kreis der englischen Literaturgeschichte ist Butler's „Hudibras" aufgenommen; die „Jobsiade", mindestens ebenso witzig und in culturhistorischer Hinsicht vielleicht noch bedeutsamer, findet, wie viele andere gute komische Erzeugnisse, keinen Platz in der deutschen. Und doch hat die „Jobsiade" erst vor kurzem eine zehnte Auflage erlebt und wird nun bald ihren Säculartag feiern können. Ein Werk aber, das 100 Jahre hindurch seine Wirksamkeit beweist, hat gegründeten Anspruch darauf, von allen anständigen Literaturhistorikern, die zugleich eine culturhistorische Methode verfolgen, berücksichtigt zu werden, und zwar nicht blos nebenbei und von oben herab. Haben wir es doch sogar den Franzosen überlassen, dem hervorragenden humoristischen Talente Lichtenberg's eine gerechte Würdigung angedeihen zu lassen, wie dies vor wenigen Jahren erst in der seitdem auf hohen Napoleonischen Willen unterdrückten „Revue de Paris" geschah. Undankbarkeit scheint aber zu unsern Nationaluntugenden zu gehören, und wenn wir irgendeine Größe aufs Schild emporheben, so geschieht dies nur, wie es leider scheint, um andere Gleichberechtigte dadurch zu demüthigen und in den Schatten zu stellen. Die Theilnahme übrigens, welche unsern illustrirten humoristischen Blättern, den wiener und berliner Possen u. s. w. gewidmet wird, beweist zur Genüge, daß nach Humor, Witz, Persiflage und Schalksernst hinlängliche Nachfrage ist. Aber allerdings sind die Umstände der Art, daß sie wenigstens nicht zu umfangreichern humoristischen Compositionen ermuthigen, und so müssen wir uns mit Brosamen begnügen, wie diejenigen sind, die wir hier anzuzeigen haben, die indeß, wie namentlich die erste hier anzuführende Schrift, zur Genüge beweisen, daß es wenigstens an lustigem Uebermuth auch jetzt noch in Deutschland nicht fehlt.

1. Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Acten. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Tübingen, Laupp. 1862. 8. 18 Ngr.

Ueber diese humoristische Dichtung, jedenfalls das Product einer tollen Laune, haben wir ebenso viele bei- als abfällige Urtheile zu lesen Gelegenheit gehabt. Ein komisches Product will eben in einer ganz besondern Gemüthsverfassung gelesen sein. Wer an die Lectüre eines solchen mit dem bestimmten Entschluß geht, darin nichts Lustiges finden zu wollen, wer in einem Buche dieser Art nur blättert, statt sich von der Strömung desselben in naiver Hingebung forttragen zu lassen, der wird auch von den possirlichsten Ausbrüchen muthwilliger Laune unberührt bleiben. Wer aber gar keinen Sinn für Humor hat, der kann über den Humor so wenig sprechen, als der Blinde über die Farbe. Wir für unsere Person gestehen, daß uns manche Stellen dieser komischen Dichtung höchlichst ergötzt haben. Sie hat ihre Gebrechen. Zunächst bewegt sie sich in der untergeordnetsten und unselbständigsten Region des Komischen, derjenigen der Travestie, die ohnehin das Bedenkliche hat, daß sie uns leicht das Dichtwerk, dessen Verzerrung sie ist, verekelt. Nun handelt es sich zwar hier um eine Caricatur des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust", der, man darf es dreist behaupten, dem deutschen Volke nicht gerade sehr ans Herz gewachsen ist und der so manche allegorische Monstrositäten enthält, bei denen vom Erhabenen zum Richterhabenen nur ein Schritt ist. Auch will der pseudonyme Verfasser wol nicht sowol Goethe's Dichtung selbst als die Ausleger des zweiten Theils verspotten, welche mit einem Scharfsinne sondergleichen die wunderlichsten Dinge hineingedeutet haben. Der Verfasser selbst erklärt sich zum Schluß als ein Verehrer des Faustdichters; denn er läßt zum Schluß Goethe selbst aus einem Fenster am „höhern Himmel" schauen, herzlich über den Spectakel lachen und die Worte sprechen:

Der tolle Kerl, der diesen Spuk erdacht,
Der hat mich lieber als ihr andern alle!

Aber auch so manche der deutschen Nation lieb und vertraut gewordene Personen des ersten Theils, Gretchen, Valentin, Faust selbst (Mephistopheles kann schon einen tüchtigen Puff von Parodie und Travestie vertragen) werden zuweilen doch mehr ins Lächerliche gezogen, als es nöthig und räthlich war, und wenn wir Gretchen einmal als Kellnerin in einer Studentenkneipe erblicken und die Worte: „O gehn's, Sie sein halt immer ein Schlimmer!" sprechen hören, so hat der Verfasser damit, wie wir glauben, die Grenze des Erlaubten überschritten. Gretchen sollte für die Travestie eine unantastbare Person sein. Ebenso ist es wol auch kaum zu billigen, wenn der Verfasser die herrlichen Osterchöre im ersten Theile travestirt, obschon sich die betreffende Travestirung an sich ganz drollig lesen läßt. Ueberhaupt hätte der Verfasser sich nur an die dunkeln und gesuchten Allegorien und Monstrositäten des zweiten Theils halten, den ersten aber besser ganz verschonen sollen.

Sodann ist die Erfindung nicht eben sehr geistreich und allzu planlos, und da das Ganze von Haus aus doch nur darauf angelegt war, nichts als harmloser Unsinn zu sein, so hätten die politischen Seitenhiebe auf den französischen Herrscher und besonders die auf Preußen im dritten Act besser wegbleiben sollen. Faust wird nämlich plötzlich mit Preußen und Valentin mit Oesterreich identificirt, und ersterer sagt:

Den Prügel halt' ich, aber schlage nicht,
Aufs Handeln nie, aufs Rüsten nur erpicht.
Mein Standpunkt ist, mir solche Macht erschaffen,
Um zu bezwingen eine Welt in Waffen,
Dann, so gepanzert, in Geduld mich ducken,
Daß selbst ein Zwerg mir darf ins Antlitz spucken.
Die freie Hand behalt' ich stets mir vor,
Wer sich entschließet, kommt ins Pech, der Thor;
Stets war der Mann ich der Intelligenz.

Dagegen finden wir in vielen Einzelheiten, wie namentlich in dem Kaffeeklatsch der „drei Mütter" im zweiten Act und in der Persiflage eines studentischen Saufcomments im letzten, sehr viel übermüthige und gut angebrachte Laune, und dem entsprechend ist auch die Behandlung der Form meist eine ebenso kecke und muthwillige als gewandte. Wir geben hier als Probe den Wechselgesang der drei Mütter:

Mutter A.

Theils sind wir wesenhaft,
Theils jedoch nicht,
Hexenhaft, besenhaft,
Wahrheit, Gedicht!
Tief in der Erde Schos,
Also im Raum,
Doch zugleich körperlos,
Geistiger Schaum,
Außer der Zeit Gesetz,
Dennoch zur Stund' anjetz
Thronen wir plauderbar,
Grausamlich schauderbar,
Trinken Kaffee,
Juchhe!

Mutter B.

Und zugleich flicken wir,
Sitzend im Ring,
Leimen und sticken hier
Seltsames Ding.
Jegliches Wesens Form,
Das in der Welt,
Findet hier seine Norm,
Die sich verhält
Als sein schematisches,
Gleichsam thematisches
Urgebild, Urgestalt,
Zeugende Grundgewalt.
Trinket Kaffee!
Juchhe!

Mutter C.

Fragest du, was und wie
Dieses denn sei,
Halte dich nur an die
Philosophei!
Nimm deinen Plato her:
Reinesten Wein
In der Ideenlehr'
Schenkt er dir ein,
In der beschaulichen,
Mystischen, blaulichen,
Aeußerst erbaulichen,
Gruselich graulichen.
Trinket Kaffee!
Juchhe! u. s. w.

Zuletzt erscheint als Hauptmysterium auf der Höhe eines Wolkenhügels bei bengalischer Beleuchtung ein kolossaler Stiefelknecht nebst Stiefeln, je einer zur Rechten und zur Linken, worauf zwei Gruppen von je fünf Hühneraugen sich in rhythmischen Evolutionen durch die Luft bewegen, sich dann über den Stiefeln aufstellen und einen Chorgesang anstimmen, wobei sie im rhythmischen Stellenwechsel einen Tanz aufführen; der Stiefelknecht aber singt im tiefsten Baß:

Ung
Lung
Ickelung
Wickelung
Twickelung
Entwickelung
Twickelung
Wickelung
Ickelung
Lung
Ung.
(Lang und würdevoll nachdröhnendes Echo!)
Ung!

Das ist zwar haarsträubender Unsinn; aber wenn man es so im Zusammenhange im Buche liest, muß man doch unwillkürlich lachen. Als Verfasser dieses tollen Products hat man den Professor Vischer genannt, der dadurch den Beweis liefern würde, daß es unter den deutschen Professoren glücklicherweise doch noch einen gibt, der Spaß versteht und übt. Nach andern wäre Karl Köstlin der Verfasser, dessen Schrift „Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger" in demselben Verlage erschienen ist. Einen ziemlich gäng und gebe gewordenen närrischen Brauch verspottet übrigens der Verfasser durch die auf der Rückseite des Titelblatts aufgezeichnete Bemerkung: „Der Dichter behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor"; auch will der Schalk natürlich seine Dichtung den Bühnen gegenüber als Manuscript betrachtet und geschützt wissen.

Wir haben das Product des pseudonymen Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky als dasjenige, welches unter den neuesten humoristischen Erzeugnissen wol das meiste Aufsehen machte, von den übrigen noch zu besprechenden abgesondert, und lassen nun die andern folgen, zunächst die in dramatischer Form:

2. Haman der große Judenfresser. Humoristisch-satirisches Purimspiel mit Gesang in fünf Acten von Jakob Korew. Breslau, Schletter. 1862. 8. 10 Ngr.
3. Der Traum des Mediciners. Fastnachtspiel zum ersten Stiftungsfeste des Vereins breslauer Aerzte verfaßt von J. Hobann und S. Meyer. Breslau, Trewendt. 1862. 8. 8 Ngr.
4. Dietrich Wilhelm Graf vom Haffenstein. Eine patriotische Passionskomödie von Vielleicht Später. Lübeck, von Rohden. 1862. 8. 6 Ngr.

Das humoristisch-satirische Purimspiel von Jakob Korew, „Haman der große Judenfresser" (Nr. 2) verräth seine Tendenz schon im Titel; es soll darin gezeigt werden, daß es niemand zum Heil gereicht, Juden fressen zu wollen. Der Verfasser, der, wie seine Kenntniß jüdischer Eigenthümlichkeiten und jüdischen Jargons verräth, ohne Zweifel dem Judenthum angehört, ruft durch den Mund Haman's seinen Lesern zum Schluß die Worte zu:

Doch hat mein Tod die Lehre mir beschieden:
„Laß künftig Israel mir hübsch in Frieden!"
Ich bin der letzte Haman nicht auf Erden,
In allen Ländern, allen Zeiten werden
Nach mir gar viele, die sich weise nennen,
An diesem Volk die Finger sich verbrennen.
Wer je zu unterdrücken sie gedacht,
Hat stets die Rechnung ohne Wirth gemacht,
Es ist ihr Los sich siegreich stets zu wehren
Und zu bestehn. Die Zukunft wird es lehren!

Das fast durchweg im burlesken Tone gehaltene Drama ist stellenweise nicht ohne Witz im Ausdruck; so wenn einmal Haman ausruft:

Seht her, ich schnaube Wuth und schäume Rache —

und der Staatsrath Harbona hierauf erwidert:

Ja, Excellenz, wenn Sie es nur erlauben,
Wir helfen mit Vergnügen alle schnauben.

Freilich ist das Ganze etwas breit und zu kunstlos angelegt, und der Witz geht dem Verfasser öfters aus, namentlich je näher er dem Ende kommt. Es ist auch erklärlich, daß es mit dem Witz nicht mehr recht fort will, sobald es sich um die Hinrichtung eines Menschen, selbst eines „Judenfressers" handelt.

Dem Fastnachtspiel „Der Traum des Mediciners" (Nr. 3) von F. Hobann und S. Meyer glauben wir genug Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, wenn wir es als Lectüre für Aerzte empfehlen; denn eine allgemeine literarische Bedeutung hat es nicht in Anspruch zu nehmen. Außer Hippokrates und Paracelsus treten darin Priesnitz, Rademacher, ein Apfelweindoctor, ein Semmeldoctor, ein Kräuterdoctor, ein Doctor mit dem Lebenswecker und andere Heilpfuscher auf.

Das dramatische Gedicht „Dietrich Wilhelm Graf vom Hassenstein" (Nr. 4), von Vielleicht Später, auf dem Titel als eine „patriotische Passionskomödie" bezeichnet, ist nicht von so komischer Anlage und Durchführung, als wir nach dem Titel und dem Personenverzeichniß erwartet hatten. Die Hauptrolle darin spielt Dietrich Wilhelm Graf vom Hassenstein, „grundherrlicher Besitzer einer kostspieligen Domäne mit einem Curort verbunden, wie einem zeitgemäßen Walk- und Tretmühlenetablissement". Der Schauplatz wechselt zwischen „Wilhelmsöde", Himmel und Hölle, denn auch der Herr, der Satan und dessen Tochter Satanella treten darin auf. Wir gehen auf diese Satire in Anbetracht ihres specifisch politischen und tendenziösen Charakters hier nicht tiefer ein. Der pseudonyme Verfasser, Vielleicht Später, der schon früher ein witziges politisch-satirisches Drama, „Monaco's Ende", veröffentlichte, legt eine energische Anschauungs- und Ausdrucksweise an den Tag; doch liebt er es mehr zu skizziren als auszuführen.

Wir schließen hier noch an:

5. Augiaswindrose. Vier Sicherheitsventile moderner Gasarten. Aus Volksgesundheitsrücksichten geöffnet von Ernst Thränenlacher. Bonn, Agentur der Dampfwagenbibliothek. 1862. 8. 10 Ngr.
6. Scherz und Ernst. Poetische Spielereien von Pipin Jocosus. Augsburg, von Jenisch u. Stage. 1862. Gr. 16. 12 Ngr.
7. Scarabaeus magnus. Eine wundersame Historie aus den Chroniken der Insekten. In muntere Reime gebracht von Karl Krüger. Glogau, Flemming. 1861. 8. 20 Ngr.

Das Büchlein mit dem monströsen Titel „Augiaswindrose" (Nr. 5) von dem pseudonymen Ernst Thränenlacher (wahrscheinlich H. Delbermann, der Verleger selbst) bildet den fünften Band der bonner „Dampfwagenbibliothek". Es besteht nur aus Gedichten, die unter die vier Rubriken: „Ventilator Weltschmerz. Liederheft des Idealisten"; „Ventilator Knoblauch. Liederheft des Realisten"; „Ventilator Weltmiasma. Liederheft des Pessimisten" und „Ventilator Sanct Stoff. Liederheft des Materialisten" gebracht sind. Wir geben hier aus dem Gedicht: „Es lohnt sich nicht" folgende Strophen als Probe:

Es war zur Zeit, als ich erglühte —
Mit Geist und Seele und Gemüthe —
Für ew'ge Wahrheit der Natur;
Des Lebens Schacht, wollt' ich ergründen
Mit tiefem Blick und wollte finden
Des letzten Räthsels sichre Spur.
Da sprach ein Greis:
„Um solchen Preis
„Gab ich dahin der Augen Licht!
— — — —
Es lohnt sich nicht!"

Es war zur Zeit, da ich berufen
Mich glaubte zu des Tempels Stufen
Im heil'gen Hain der Musengunst;
Ich wollte ringen, stolzen Muthes,
Mit jedem Tropfen meines Blutes
Um eine große That der Kunst!
Da sprach mit Hohn
Der Epigon' —
Und lachte mir ins Angesicht —!
— — — —
„Es lohnt sich nicht!"

Dann kamen Tage, die vor allen
Dem Menschenherzen nicht gefallen,
Wo keine einz'ge Stütze fest:
Des Selbstmords rothe Strümpfe winkten,
Verlockend die Pistolen blinkten ....
„Leb' wohl, du altes Erdennest!"
Da sprach der Freund,
Der's redlich meint:
„Nicht desertirt! ob's Herz auch bricht ....
— — — —
„Es lohnt sich nicht!"

Und endlich kommen jene Jahre.
Wo Welt und Menschheit eine Waare,
Des Lebens Poesie vorbei:
Ich fühle Neigung, anzulegen
Den letzten Rest vom Geistessegen
Bei einer Actienbäckerei!
Dann spricht die Welt!
„Der Mann hat Geld,
„Der Mann hat Geist, Talent und Muth:
— — — —
„Es lohnt sich gut!"

Zu einer Sammlung von Sentenzen aus dem Fremdenbuch der höchsten Siebengebirgskuppe, in dem, wie in allen Fremdenbüchern, sich das deutsche männliche und weibliche Philisterium in all seiner Abgeschmacktheit zum besten gibt, macht der Verfasser folgende Note: „Von hohem Werthe für die Geschichte des Gemüthslebens in Deutschland während der Schreckensherrschaft des realistischen «Nußknacker»-Pöbels über die idealistische «Waschlappen»-Aristokratie. Den Herren Julian Schmidt, Auerbach, Freytag, Hackländer, Hoefer u. Comp. zu speciellem Studium dringend empfohlen!"

Das Büchlein enthält übrigens auch viele ernsthafte Sachen, unter anderm ein Gedicht, gerichtet gegen die jetzt häufig verkündete Weisheit, daß aller Schmerz aus der Poesie verbannt sein müsse. Es heißt darin unter anderm:

Ich breche nicht die Lanze für den Schmerz,
Der eine leere, eine innre Lüge —!
Doch für den Schmerz, der unsre Brust vertieft,
Dem nicht genügt der Schaum der Oberfläche,
Der Tag und Nacht sich's sauer werden läßt,
Wie er des Lebens Inhalt sich erränge,
Den Quell des Friedens und der Schönheit fände,
An dem er sitzend Menschen formen möge
Nach seinem Bilde, gleich ihm lachend, weinend.
Es wird der Schmerz sein ewig Recht behalten,
So lang ein Funke lebt von Poesie!

Wir geben diese Proben in der gebräuchlichen Rechtschreibung, nicht in der wunderlichen Orthographie, in der das Buch gedruckt ist. Wenn diese „einheitliche" Orthographie, die deren Grundsätze sich der Verfasser in der Vorrede ausspricht, wirklich ernsthaft gemeint ist, so gehört sie zu den vielen Reinigungsversuchen der deutschen Orthographie, die man nur als das Privatvergnügen und die Ausgeburt eines müßigen und capriciösen Kopfes ansehen kann; ist es damit auf einen Scherz abgesehen, so ist es ein Spaß, der sich dadurch unfehlbar am Buche selbst rächen wird, daß infolge dieser ungeheuerlichen Rechtschreibung von den Abnehmern der „Dampfwagenbibliothek" nur äußerst wenige dieses fünfte Bändchen lesen werden. Hier eine Probe dieser Rechtschreibung:

O we! er nat der Quelle
Deß Heils — die Muse flit!
Di laute Menschenwelle
Obb seinem Haupte zit.

Wer so etwas nicht als Recensent lesen muß, liest es gewiß nicht.

„Scherz und Ernst" (Nr. 6), von Pipin Jocosus, enthält neben Ernstem auch eine Reihe von Satiren in gereimten Versen: „Ein ästhetischer Thee", „Sonntagsfreuden" und „Eine Landpartie", welche münchener Gesellschaftszustände behandeln, nicht gerade übermäßig witzige „Vorlesungen aus den hinterlassenen Papieren eines antediluvianischen Philosophen" und ein zweiactiges Lustspiel „Der Novize". In dem Gedichte „An der schönen Alpennatur" erzählt ein norddeutscher Baron im berliner Jargon, wie ihm einst „jottvoll schmugge Alpensöhne" zur Thür hinausgeworfen hätten und wie eine Sennerin, welcher er seine Liebe erklärt, ein „Wos megst?" zurückgefragt habe und ihm schließlich sogar mit einem hölzernen Milchgeschirr zu Leibe gegangen sei. Der Herr Baron findet aber dies alles allerliebst und „janz echt nassional".

„*Scarabaeus magnus*" (Nr. 7), von Karl Krüger, schildert im Tone und im Versmaße des „Reineke Fuchs" Scenen aus dem Leben, Lieben und Kämpfen der Insekten bis zu dem Augenblicke, wo auch noch die letzten, welche die innern in der Insektenwelt herrschenden Kämpfe und Vernichtungskriege überstanden haben, dem ersten eisigen Nordsturme erliegen. Die Würmer sind nun

> .... weit und breit
> Bald zugedeckt und eingeschneit.
> Das ist das Buch der Chronika:
> *Sit soli Deo Gloria!* —

womit das Gedicht schließt. Einzelne Schilderungen sind ganz gut gelungen, und verrathen zugleich, daß der Verfasser mit den Eigenthümlichkeiten der Insektenwelt gut vertraut ist; aber es fehlt die Einheit und Klarheit des Plans, die scharfe Charakteristik und die Deutlichkeit der satirischen Beziehungen, welche den „Reineke Fuchs" zu einem so köstlichen Gedichte machen, daß Herder wagen durfte, ihn das vorzüglichste Epos aller Zeiten und Nationen seit Homer zu nennen. Freilich läßt sich diesen Käfern, Schmetterlingen, Heimchen, Libellen, Spinnen u. s. w. nicht derselbe Grad von Menschenähnlichkeit ertheilen, wie den Exemplaren aus derjenigen Thiergattung, welche vorzugsweise im „Reineke Fuchs" agirt. **H. M.**

Zur neuern Novellistik.

Die neuere Novelle muß durchaus unterschieden werden von der ältern, wie sie in Italien bereits im 14. Jahrhundert durch Boccaccio und in Deutschland im 16. Jahrhundert durch Pauli, Wickram u. a. zur Blüte gebracht worden ist. Dieser ältern Novelle fehlt das eigentlich psychologische Moment. Wie das Alterthum und das Mittelalter das anatomische Studium des menschlichen Körpers nicht kannten, und wie ihnen jede physiologische Anschauung von dem Organismus des Körpers fehlte, in derselben Weise hatte man auf der Bahn der Erforschung des innern Menschen noch nicht den Schritt gethan, eine psychologische Zergliederung des subjectiven individuellen Menschen mit seiner in die Unendlichkeit hinausragenden Gefühlswelt vorzunehmen. Ein wie tiefgreifender und wesentlicher Unterschied hierdurch in den Geisteserzeugnissen des Mittelalters und der Neuzeit bedingt wird, liegt auf der Hand und kann als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden. Der moderne Roman und die moderne Novelle, welche das innerste Getriebe der Leidenschaften und Gefühle gleichsam bloßlegen und uns „durch eine Gemüths- und Schicksalswendung mit scharfem Accente zeigen, was Menschenleben überhaupt ist", waren daher im Alterthum und Mittelalter geradezu unmöglich. Erst Goethe, der Lyriker, der die innere Welt des Menschen in der reichsten und vollendetsten poetischen Auffassung und Form gleichsam wie in einem magischen Spiegel zeigt, ist auch der Begründer der neuern Novelle geworden, obwol er selbst nur vereinzelte und verhältnißmäßig wenig Proben auf diesem Gebiete gegeben hat. Denn im ganzen haben sich die Heroen unserer Literatur mit der Novelle überhaupt nicht viel befaßt, und das ist natürlich. Ein lyrisches Gedicht, eine dramatische Composition in wahrhaft dichterischem Sinne ist ein aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangener Erguß des geistigen Lebens des Dichters. Ganz anders ist es mit der Novelle. Der Charakter der Unmittelbarkeit, die schöpferische Nothwendigkeit, welche die meisten andern Gattungen der Dichtung hervorgetrieben hat, fehlt ihr, und sie gleicht nicht den ursprünglichen majestätischen Bäumen des Waldes, welche von unsichtbarer Hand gepflanzt sind und aus denen uns das Walten der Gottheit und der Naturkräfte entgegenrauscht; sie gleicht vielmehr einer künstlich gezogenen und gepflegten Zierpflanze; ja häufig ist sie jetzt nur eine gemachte Blume, und dann nicht eigentlich Gegenstand der Dichtkunst und Aesthetik, sondern der Industrie.

Jedenfalls herrscht auf dem Gebiete der Novellenliteratur eine wahrhaft erstaunliche industrielle Thätigkeit und Geschäftigkeit, und es würde interessant sein zu berechnen, wie viele Tausende von Novellen jährlich in den zahlreichen Journalen, Feuilletons, Taschenbüchern, Albums u. s. w. in ununterbrochenem Wechsel wie eine üppige Saat emporschießen. Man begreift kaum, wie es möglich ist, daß diese ungeheuere Anzahl von Blättern sich halten kann, daß alljährlich noch immer neue auftauchen, und daß sich stets ein Publikum dafür findet. Welches ist dies Publikum? fragt man. Den größten Antheil an diesem Zweige der Literatur nehmen die Frauen, nicht nur insofern sie der lesende Theil sind, sondern sie entwickeln auch eine große Regsamkeit im Produciren und pflegen das Wachsthum der Novelle, wenn auch nicht immer mit kundiger, doch jedenfalls mit sehr eifriger Hand. In dieser Beziehung nimmt die Novelle, welche sich zum Roman „wie ein Strahl zu einer Lichtmasse" verhält, eine ganz eigenthümliche Stellung ein.

Wenn das weibliche Publikum sich mit einem male von der Lectüre der Novellen zurückziehen wollte, so würden die meisten von den belletristischen Zeitschriften, in denen die Novelle die Hauptrolle spielt, eingehen müssen. Zu gleicher Zeit aber würde auch in der Beschäftigung der Frauen eine große Leere sich bemerkbar machen, welche in passender und angenehmer Weise auszufüllen sie in Verlegenheit gerathen würden. Im griechischen Alterthum war der Kreis der Beschäftigung für die Frauen ein sehr einseitiger und enger; sie wuchsen fast ohne allen bildenden Unterricht auf, und ihre ganze Erziehung bestand darin, daß sie die Kenntnisse und Fertigkeiten der Mutter sich praktisch aneigneten. Lernten sie auf die Weise auch Lesen und Schreiben, so war dies mehr etwas Zufälliges. Gemeinschaftlicher Unterricht existirte nicht; nur bei gottesdienstlichen Gelegenheiten wurden Gesänge und Tänze chorweise eingeübt. Nach der Verheirathung — Ehelosigkeit gehörte zu den Ausnahmen — hatte die Frau einen von der Sitte streng vorgezeichneten Wirkungskreis innerhalb des Hauses, auf welches sie überhaupt beschränkt war; sie beschäftigte sich hier mit der Ueberwachung der Wirthschaft in allen ihren Einzelheiten, und brachte einen großen Theil der Zeit hauptsächlich damit hin, den Webestuhl zu begehen, was eine Art von Ehrenamt für die Hausfrau war, während die Sklavinnen nur die Wolle bereiten, zupfen, kämmen und spinnen mußten.

Wie sehr hat sich dies alles verändert und zum größten Theil mit gutem Recht verändert! Jetzt muß eine Frau von Bildung das öffentliche Leben in seinen Hauptbeziehungen begreifen und verstehen, sie muß mit der Gegenwart in fortschreitender geistiger Berührung leben und muß es zur Gewohnheit erhoben haben, die geistige Beschäftigung gleichsam wie ein tägliches Brot anzusehen. Ohne hier ein Urtheil darüber abgeben zu wollen, welche Art der geistigen Beschäftigung für die Frauen nach Zurücklegung der Schuljahre die zweckmäßigste sein würde, stellen wir nur das als Thatsache hin, daß bei dieser geistigen Thätigkeit die Lectüre von Novellen neben der von Romanen eine Hauptstelle einnimmt. Was für die Männer die Zeitungslectüre ist, das ist für die Frauen die Lectüre von Novellen und Erzählungen, und es gibt ja seit Jahren schon auch eine „Novellenzeitung".

Auf diese Weise allein wird es möglich, daß die Novellenliteratur eine so sehr bedeutende Ausdehnung einnimmt und noch immer im stetigen Wachsen begriffen ist. Um die Schriftsteller zu immer neuer Thätigkeit anzuspornen, ist die Preisnovelle mit gutem Erfolge eingeführt worden. Indem die Novellenliteratur in dieser Weise bestrebt ist, für ein tägliches Bedürfniß zu sorgen, ist es nicht auffallend, daß so sehr viel schlechte Erzeugnisse auftauchen. Wenn auf irgendeinem Felde der Literatur, so möchte man auf diesem ausrufen: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen." Wünschenswerth wäre es im höchsten Grade, daß mehr wirklich gute Novellen erschienen, denn immerhin kann durch dieselben eine Masse von anregenden Kenntnissen und Anschauungen verbreitet, der Verstand in Bezug auf manche Begriffe geklärt, das Gefühl geläutert und veredelt werden. Es ist daher wol der Mühe werth, in Kürze darauf aufmerksam zu machen, in welchen Beziehungen am meisten gefehlt wird, und welche Anforderungen man an eine gute Novelle stellen muß.

Daß die Wahl des Stoffs von ganz besonderer Bedeutung ist, liegt zwar als selbstverständlich sehr auf der Hand, scheint aber von vielen Novellenschreibern gar nicht beachtet zu werden. Dreierlei Arten von Stoffen sind es besonders, welche sehr zu tadeln sind. Zunächst gehören hierher die Novellen mit einem übertrieben romanhaften Inhalte, in denen ein eitles, aus hirnverbrannter Anschauung hervorgegangenes Weltbild aufgestellt wird. Vor diesen möchten wir jeden Leser, der seinen Verstand lieb hat, und der dieselben nicht etwa als Kritiker lesen will, dringend warnen. Schon der berühmte Vischer sagt in dem Kapitel von dem Roman, daß solche Producte aus dem Gebiete der Aesthetik unter das Tribunal der Pädagogik zu ziehen wären.

Vielleicht nicht so gefährlich wie diese erste Art, aber darum nicht minder tadelnswerth ist eine zweite, die gekünstelte Geister- und Wundernovelle. Die deutsche Literatur ist reich an novellenartigen Erzählungen, welchen volksthümliche, in dem Gebiete des Wunderbaren spielende Sagen und Ueberlieferungen zu Grunde liegen, und diese sind meistens von echt poetischem, ideenvollem Gehalte; sind aber die Stoffe rein aus der Luft gegriffen und nur Erzeugnisse einer ungezügelten abwegigen Phantasie ohne alle tiefere Anschauung, so werden sie geradezu sinnlos und absurd und können höchstens einem sehr niedrig stehenden Publikum gefallen.

Den traurigsten Stoff bietet als dritte Gattung die einseitige und übertriebene Gefühlsnovelle, welche leider allzu häufig ist, und in welcher sich eine besondere Seite unsers socialen Lebens abspiegelt. Die alten Formen des religiösen Lebens gehen immer mehr ihrer Zersetzung entgegen, um in verjüngter Gestalt wieder zu erstehen, und sind nicht mehr geeignet, die Gefühlswelt der Menschen in hohem Grade zu beschäftigen; Industrie und Handel und politisches Leben, die in unserer Zeit einen besondern Aufschwung nehmen, bieten der Gefühlswelt auch wenig Stoff, und da die letztere so an unserer Zeit ein allerdings ziemlich armes Feld findet, ist es natürlich, daß sie, von der Außenwelt fort in sich selbst zurückgedrängt, sich Luft macht in den schrecklichsten Verzerrungen und in den krankhaftesten Formen, welche auf der einen Seite in das Ungeheuerliche gehen, auf der andern zu der verkümmertsten und erbärmlichsten Gestalt hinabsinken. In der Novelle scheint sich vorzugsweise ein solcher krankhafter Gefühlsstoff abzulagern. Die Personen, welche hier vorgeführt werden, gleichen todten Puppen, welche mit bunten Lappen, beschrieben mit Gefühlsphrasen, behängt sind.

Für denjenigen Schriftsteller, welcher das vielgestaltige innere Leben der Menschen nachzuconstruiren versteht und eine schöpferische Phantasie besitzt, werden gute Novellenstoffe nicht schwer zu finden sein. Das wirkliche Leben bietet genug „einzelne interessante verfängliche Fragen, welche einen echt novellenhaft spannenden Inhalt bilden: Fragen über das Verhältniß zwischen Freiheit, Pflicht, Selbstbeherrschung und den dunkeln physiologisch-psychischen Gewalten, die Individuum an Individuum bannen".

Der Wahl des Stoffs muß die Ausführung entsprechen. In der Novelle erfordert dieselbe ganz besondern Fleiß und ganz besondere Aufmerksamkeit bis in die kleinsten Details hinein. Die Kürze der Novelle, in welcher nicht „die vollständige Entwickelung einer Persönlichkeit, aber ein Stück aus einem Menschenleben mit einer Spannung, einer Krise" gegeben wird, macht es nothwendig, daß alles innerhalb des zugemessenen Raumes so vertheilt und ausgearbeitet wird, daß es mit einer gewissen Plastik hervortritt. Diejenigen Charaktere und Situationen, welche den Mittelpunkt der Novelle bilden sollen, und um welche sich alles gruppirt, müssen scharf und klar hervortreten und dürfen nicht durch viele Nebenpersonen und Nebenumstände verdunkelt und verdeckt werden. Die Sprache muß im höchsten Grade gewählt und der Ausdruck immer ganz besonders treffend und lichtvoll sein. Die Schilderungen müssen sich von aller Breite streng fern halten und mit einigen Strichen mehr angedeutet als genau detaillirt sein.

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß neben den vielen schlechten Erzeugnissen auf diesem Gebiete auch fortwährend einzelne geboten werden, welche vortrefflich gewählte Stoffe enthalten, welche psychologische Wahrheit mit poetischer Auffassung des Gegenstandes verbinden und in einem Stile von einem geistreichen und edeln Colorit geschrieben sind.

Die folgenden zur Beurtheilung vorliegenden Novellen bieten Beispiele von Gutem und Schlechtem in den größten Abständen.

---

1. Novelletten. Von Anna Löhn. Leipzig, Bergson-Sonnenberg. 1862. 8. 10 Ngr.

Diese Novelletten bilden einen Theil der bekannten Sammlung von „Bergson's Eisenbahnbüchern". Es sind in dieser Sammlung manche interessante und sehr lesenswerthe Sachen. Die Novelletten von Anna Löhn indeß sind ein ziemlich mislungenes und verfehltes Product, und sie würden am besten von der Kritik ganz unberücksichtigt gelassen. Indeß bieten sie gerade eine sehr passende Gelegenheit, um auf das nachdrücklichste vor einem fehlerhaften Standpunkte zu warnen, den namentlich Frauen bei ihrer schriftstellernden Thätigkeit geneigt sind einzunehmen. Im Anfange der ersten Novellette, welche den Titel führt „Sie heirathet einen Alten", deutet die Verfasserin das Princip an, nach welchem sie componirt hat:

„Freundlicher Leser oder freundliche Leserin! Ich nehme dich sanft am Arme und führe dich, wenn du mir folgen willst, in das schöne Frankreich, jedoch ohne Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche zu der Zeit, wo meine Erzählung spielt, noch nicht existirten. Wir werden aber dessenungeachtet den Weg sehr schnell zurücklegen, denn eine mächtigere Eisenbahn als die der Phantasie gibt es nicht.

„Bist du nun angekommen und hast du dich noch überdies gefälligst in die Zeit der glücklichern Regierungsjahre Ludwig's XVI versetzt, mit welchem wir jedoch nicht in Berührung kommen werden, so bitte ich dich, mir in eines jener einsamen, schönen Schlösser zu folgen, wohin Romanschreiber so gern ihre merkwürdigen Geschichten verlegen. Warum? Weil ihre Willkür und ihr Despotismus dort in jeder Hinsicht mächtige Stützen finden.

„Das Schloß, wo ich mich nun im Geiste befinde, gehört dem Herrn von Beauvais. Er ist, weil ich es so haben [illegible] seit langer Zeit Witwer, ein echter Hof- und Lebemann der damaligen Zeit, obgleich bereits in den sechziger Jahren, vernachlässigt seine einzige Tochter, die kaum 17 Jahre zählt, und [illegible] mehr in Paris als auf seinem Schlosse.

„Jetzt aber passe ein wenig auf, verehrter Leser, ich [illegible] von der Heldin der Geschichte, Jeanne von Beauvais, [illegible] Sie ist ein allerliebstes, phantasiereiches, aber ein ganz [illegible] wenig überspanntes Köpfchen. Ihre Gestalt, Antlitz, [illegible]

Augen auszumalen, überlasse ich dir, dem eine solche Ausschmückung gewiß besser gelingen wird als mir."

Von der Willkür und der Laune der Verfasserin wird der Gang der Ereignisse und der Charakter der auftretenden Personen bestimmt. Daß es auch für die Novelle, wie überhaupt für jedes Product des Geistes, gewisse Gesetze der Composition gibt, davon scheint in der That die Verfasserin nicht die geringste Vorstellung zu haben. Man könnte solche Wendungen, wie „weil ich es so haben will", für vorgeblich scherzhafte und humoristische halten wollen, diese Auffassung wird aber von der Verfasserin durch die That unmöglich gemacht. Die Novelletten, namentlich die zweite: „Das Fischermädchen von Capri", sind nichts als ein buntes Aneinanderreihen, ein wahres Potpourri von romanhaften, phantastischen, oft geradezu lächerlichen Einfällen und Reminiscenzen, die ohne alle Natürlichkeit und psychologische Wahrheit sind und wie schlechte Guckkastenbilder aufeinander folgen. Was den Inhalt der beiden Novelletten anbetrifft, so wird in der ersten ein Conflict zwischen mariage de raison und mariage d'amour dargestellt. In der zweiten rettet ein Fischermädchen von Capri einen vornehmen Engländer aus dem Meere, verbirgt ihn in einer Höhle, pflegt ihn, verliebt sich in ihn und erklärt ihm zuletzt, sie wolle ihn heirathen. Sie hat zu dem Zwecke gleich einen Priester mitgebracht und der Engländer, der sie auch liebt, läßt es sich gefallen, daß die Trauung gleich in der Höhle vollzogen wird.

Ohne schriftstellerisches Talent scheint trotz alledem Anna Löhn keineswegs zu sein; sie muß sich aber darauf beschränken, Erlebtes und Gesehenes in einfacher und schlichter Weise zu erzählen.

2. Orianda. Eine Novelle. Von der Verfasserin von „Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1852. 8. 1 Thlr.

Ein junger Gymnasiallehrer, Victor Stahleck, ist auf der Reise nach einer kleinen Stadt begriffen, in welcher er seine rste Anstellung erhalten hat. Auf einem Dampfschiffe trifft er nit einer ihm unbekannten jungen Dame zusammen, Cate Meron, in die er sich verliebt. Ihren Namen hat er durch einen Zufall erfahren; ihr Wohnort bleibt ihm unbekannt. Als sie en dem Schiffe ausgestiegen sind, fährt Cate auf einem für sie ereitstehenden Wagen davon; Stahleck begibt sich nach dem in iniger Entfernung vom Flusse liegenden Orte seiner Bestimmung. Trotz aller angewandten Mühe ist es ihm unmöglich, rgendeine Spur von seiner geliebten Cate aufzufinden. Da ührt ihn der Zufall in ein nahes Dorf und hier erfährt er in er Dorfschenke, daß Cate auf einem Gute ganz in der Nähe bt. Er begibt sich dorthin, trifft aber in dem Garten zuerst it der Cousine von Cate zusammen, Orianda, der reichen Beerin des Gutes. Letztere ist eine stolzere, schwärmerischere und eistvollere Schönheit als Cate, und er verliebt sich daher als ld in Orianda. Diese liebt ihn wieder, will aber großmüthig f ihn verzichten und versagt ihm ihre Hand, da sie sieht, daß ch Cate in ihn verliebt ist. Stahleck wird infolge seiner unücklichen Liebe so leidend, daß seine Gesundheit und sein Leben droht werden, und Orianda hält es zuletzt für ihre Pflicht, tahleck ihre Hand selbst anzubieten. Sie verheirathen sich und ben in einer höchst glücklichen Ehe. Nach etwa anderthalb ahren indeß wird ihr Glück zerstört: Orianda gibt einem klein Mädchen das Leben und stirbt. Damit endet die Geschichte.

Dieser ziemlich triviale Stoff ist mit einem großen Aufande von phantastischem und unnatürlichem Zierath zu einer breiten Novelle verarbeitet, daß das Ganze die Form der ovelle nach allen Seiten hin überschreitet. Das Einzige, was vellenartig gehalten ist, ist der Schluß, welcher aber nun zu m Uebrigen, welches sich in der Form des Romans bewegt, cht paßt. Die Heldin der Geschichte, Orianda, hat von ihrer utter eine höchst sonderbare Erziehung erhalten; hauptsächlich darauf hingearbeitet worden, in der Tochter ein lebhaftes efühl für das Schwärmerische und Romanhafte rege zu machen. ns ist vollkommen gelungen, und Orianda, als junge blühende Schönheit und sehr reiche Erbin, füllt ihre Zeit größtentheils damit aus, daß sie romanhafte und phantastische Situationen im mittelalterlichen Geschmacke aussinnt und in Scene setzt. Gelegentlich wirft sie auch ihre Börse im Walde fort, damit ein recht Hülfsbedürftiger sie finde, was natürlich geschieht und Anlaß zu einer kleinen Episode gibt. Das Ganze ist gezwungen und unnatürlich und das Erzeugniß einer matten, nach Absonderlichkeiten haschenden Phantasie. Die Charaktere sind verschwommen und ohne alle scharfe und bestimmte Zeichnung; es sind nebelartige Gestalten, die unsere Sympathie nicht erregen können. Ueberflüssige und höchst sonderbare Nebenpersonen machen das Ganze noch unerquicklicher. Zu loben ist indeß der Stil, welcher eine gewisse Durchbildung und Eleganz hat.

3. Novellen von Julius Grosse. Erster Band. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Das Buch enthält folgende einzelne Novellen. „Ein preußischer Minister. Historische Novellenskizze" (1852); „Eine Stunde im weißen Schwanen. Nach einer wahren Begebenheit" (1858); „Die drei Statuen" (1854); An den Himmelfahrtstagen" (1854); „Für die Sensitiven" (1854).

Die erste Novelle behandelt die Geschichte des preußischen Ministers Danckelmann unter dem Großen Kurfürsten und gibt manche interessante und charakteristische Schilderungen des damaligen Hoflebens. Es kommen indeß auch Stellen vor, an denen die Unterhaltung in das Witzlose und Fade verfällt und dadurch langweilig wird, z. B. S. 24. Fräulein von Pöllnitz blieb mit dem kleinen Kamecke und den übrigen Herren allein:

„Und Sie glauben den Dichtern, schöne Pöllnitz? O geben Sie Acht, der Mann (Gr. v. Besser) wird sich ein Wortspiel abquälen, wie damals mit den drei Friedrichs und Ihre schönen Augen werden sich einbilden, einem Poeten mehr Mühe gekostet zu haben, als der Ruhm unsers allergnädigsten Herrn." — „Hüten Sie sich, Herr von Kamecke, diese Weisheit einen andern hören zu lassen, am allerwenigsten Seine Durchlaucht." — „Weisheit? ah, Sie sehen mich noch für den Müllerburschen vom letzten Maskenballe an; bravo, schönes Fräulein, diesen Vorwurf nehm' ich an, denn Ihnen Weisheit mitzutheilen, hieße zugleich Sie umarmen zu müssen!" — „Hüten Sie sich, Sie könnten gerädert werden." — „Ah ich verstehe, weil Sie Zwickmühle spielen mit doppelten Rädern oder wenigstens mit zwei Müllern. Sie haben recht. Monsieur Ilgen's Witz ist ebenso hölzern, als sein Geschäft staubig oder mehlig, wenn Sie wollen." — „Ganz recht, Herr von Kamecke, weil Ihnen nur die Kleie bleibt." — „Ha ha, Kleie von Ihrer Zwickmühle, wahrhaftig, ich müßte meine Dielen damit bestreuen, um das Meer von Thränen aufzutrocknen, welche Ihre Grausamkeit einem zartfühlenden Herzen täglich erpreßt. Ich versichere Sie, daß meine Wohnung bereits von der Nässe den Schwamm bekommen hat."

Diese Unterhaltung entspricht schwerlich dem Charakter der damaligen Zeit; aber wäre dies auch der Fall, langweilige und schale Unterhaltungen in einer Erzählung sind an sich schon zu verwerfen.

Die Handlung der zweiten Novelle spielt zur Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland. Heinze, ein Bauer aus der Gegend von Halberstadt, wird von den Franzosen zum Militär ausgehoben und in Kassel einquartiert. Er hat eine Frau und zwei Kinder in seinem Dorfe zurückgelassen und von Sehnsucht verzehrt, sinnt er auf Mittel und Wege, aus den Händen seiner Peiniger zu entkommen. Nach einem schweren Falle, den er von einer hohen Treppe thut, stellt er sich wahnsinnig, und nachdem er in diesem Zustande, wiewol er seine Rolle mit der äußersten Energie und Consequenz durchführt, noch längere Zeit festgehalten worden ist, gelingt es ihm doch endlich freigelassen und nach Haus geschickt zu werden. Während der Zeit seines simulirten Irrsinns hat seine Frau ihn gepflegt und nachher einen Sohn geboren, welcher blödsinnig ist. Derselbe Wahnsinn, den der Vater verstellterweise geübt hat, ist bei ihm Natur

und Wirklichkeit. Diese beiden ersten Novellen, welche auf dem realen Boden des Thatsächlichen bleiben, sind bei weitem die besten. Die übrigen, welche Erzeugnisse der Phantasie sind, leiden an großen Fehlern. Wenn wir den Eindruck wiedergeben sollen, den sie auf uns gemacht haben, so möchten wir sagen, sie wirken wie Gemälde, welche mit harten, undurchsichtigen, dunkeln Farben von seltsamer Mischung und Zusammenstellung gemalt sind, und in der Composition phantastische Gestalten zeigen, deren Umrisse verschwimmen oder, wo sie etwas schärfer hervortreten, verzeichnet sind. Von psychologischer Wahrheit und innerer Nothwendigkeit ist in den Charakteren oft kaum eine Spur.

S. 260 in der Novelle „Für die Sensitiven" wird folgende Schilderung von einem Doctor gegeben: „Es war eine magere, dürftige Erscheinung; während sein Haar hinten kurz abgeschnitten, hing es vorn gelockt gleich einer Weintraube ihm ins Gesicht. Die Züge des letztern standen in einem seltsamen Widerspruch, und man wußte nicht, ob man es zu den ausgeprägten oder unfertigen rechnen sollte. Unter der niedrigen, abgeplatteten Stirn, die den Stempel einer edeln Dreistigkeit trug, hingen zwei große, vorstehende Augen, welche überall herumspazierten und der Wimpern gar nicht bedürftig schienen. Seine Nase sah von der einen Seite gebogen, von der andern geradeaus, sie hatte ein doppeltes Profil, während die Form des Mundes unleugbar viel Geschmack, die breiten Kinnladen dagegen ebenso viel «Ernährungssinn» verriethen. Ein dünngesäeter langer Backenbart umsäumte dies theoretische Antlitz, welches frappant einem englischen Garten glich. Wie dort Wasserfälle, Kapellen und Felsenpartien kunstvoll arrangirt sind, so waren hier zwar Züge von Geist und Gemüth, von Witz und dämonischer Seelengewalt vorhanden, aber sie waren nicht darin gewachsen, sie waren hineingetragen, als Luxusartikel moderner Bildung und Toilette."

Es ist eine mehr als sonderbare Ansicht, daß man nach Belieben und in rein äußerlicher Weise Züge von Geist und Gemüth, von Witz und dämonischer Seelengewalt (!) in ein Gesicht hineintragen kann, dem dies alles von Natur fremd ist. Hinterher wird übrigens derselbe Doctor als ein Mensch hingestellt, der „gewiß ein tiefes Gemüth hatte, aber im Leben schrecklich närrisch und armselig" war.

In der Sprache tritt oft ein Haschen nach pikanten und geistreichen Ausdrücken hervor; zuweilen gelingt der Ausdruck; häufig aber geht derselbe in das Gezwungene, Carikirte über und entbehrt aller Anschaulichkeit. Alle Mängel der Novellen rühren unserer Ansicht nach daher, daß der Verfasser weder von dem Standpunkte eines klaren, gesunden und einfachen Realismus die Welt auffaßt und schildert, noch daß er von einer poetisch-idealen Anschauung beseelt und gehoben wird. Man fühlt, wie er auf der einen Seite danach ringt, sich eine geistige Welt von geläuterten und klaren Begriffen und idealen Gefühlen und Anschauungen zu schaffen; aber dieser Proceß bleibt unvollendet; es ist als wenn der Verfasser mit einem Fuße den kühnen Sprung in das Reich der Ideale wagen wollte, mit dem andern aber bleibt er zaghaft zurück auf dem schwankenden Boden einer unklaren Realität.

> Brechet muthig alle Brücken ab,
> Zittert nicht die Heimat zu verlieren —

möchten wir dem Verfasser zurufen. Wenn der innere Abklärungsproceß bei Julius Grosse Zeit gehabt haben wird sich zu vollenden, und wenn Julius Grosse einfacher und natürlicher schreibt und das Manierirte vermeidet, wird er sich gewiß zu vollkommenern Productionen erheben.

4. Erzählungen und Novellen von Adolf Glaser. Zwei Bände. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 1862. 8. 3 Thlr.

Der erste Band enthält folgende Erzählungen und Novellen: „Schloß Kattenheim"; „Ein Wunderkind"; „Cornelie"; „Elise Daling"; „Die Rückkehr zur Erde"; „Der Claqueur". Im zweiten Bande sind enthalten: „Die ungleichen Brüder"; „Der eiserne Ring"; „Georg Benda"; „Springinsfeld"; „Karl Philipp Moritz"; „Die Kornblumen". Mehrere von dieser Erzählungen sind bereits in Journalen veröffentlicht worden und erscheinen in dieser Sammlung wieder abgedruckt. Adolf Glaser hat als Erzähler unzweifelhaft viel Talent; er schreibt klar, lebendig und anziehend, und versteht es, Charaktere anschaulich und naturgetreu zu entwickeln und zu schildern. Zeugniß davon geben besonders die Erzählungen: „Ein Wunderkind", „Der Claqueur", „Georg Benda", „Karl Philipp Moritz". Dies sind bei weitem die besten. „Das Wunderkind" schildert einige Hauptmomente aus dem Leben des Schauspielers und dramatischen Dichters Großmann und seiner Stieftochter Friederike Flittner, welche zuerst mit dem Komiker Unzelmann und dann mit dem Schauspieler Bethmann in Berlin verheirathet gewesen und im Jahre 1814 daselbst gestorben ist.

Bei einigen Erzählungen hat der Verfasser in der Wahl des Stoffs und in der Composition einen Fehlgriff gethan. In „Schloß Kattenheim" laufen zwei gleich uninteressante Geschichten nebeneinander her: eine Gespenstergeschichte, welche auf dem Schlosse Kattenheim spielt, und die Geschichte eines jungen Commis, welcher zuletzt die Tochter seines Principals heirathet. Weder der Inhalt noch irgendein Charakter bieten etwas Anziehendes, und es ist fast zu bedauern, daß Glaser sein Talent an einen so höchst trivialen und prosaischen Stoff verschwendet hat.

In den „Ungleichen Brüdern" ist die Composition so gehäuft und gedrängt durch eine zu große Anzahl von Personen und durch zu viele Handlungen, die nebeneinander herlaufen oder sich kreuzen, daß das Ganze etwas erdrückend wirkt. Es hätten sehr gut mindestens zwei Novellen aus dieser Ueberfülle von Stoff herausgeschnitten werden können. „Der eiserne Ring", ein Wundermärchen, „Springinsfeld", die Geschichte von der Wanderschaft des Grashüpfers, „Die Kornblumen" sind etwas trivial und platt.

5. Neue Novellen von Walter Schwarz. Berlin, Peters. 1861. 8. 1 Thlr.

Diese Novellen von Walter Schwarz sind zum Theil Muster ihrer Gattung. Die Sammlung bietet folgende einzelne Novellen: „Alexandrine Lonska"; „Das Geld"; „Herbsttage"; „Alräunchen". Die Stoffe sind echt novellenartig und sehr anziehend und spannend; die Darstellung ist in gleicher Weise fesselnd und frisch und kräftig.

Bei der Novelle besteht eine besondere Kunst darin, die Charaktere und Situationen in einem solchen bedeutungsvollen Momente aufzufassen und zur Darstellung zu bringen, daß sie für die Phantasie eine weite Perspective eröffnen und auf ein bedeutsames Ganzes hinweisen. Der Dichter soll, wie W. von Humboldt es schön ausdrückt, „seinen Leser in einen Mittelpunkt stellen, von welchem nach allen Seiten hin Strahlen in das Unendliche laufen". Dies vermag nur der, welcher uns Welt und Menschen von einer wahrhaft idealen und poetischen Seite schildern kann. Die Novellen von Walter Schwarz sind von diesem Standpunkte aus geschrieben und sie verdienen daher auf das wärmste empfohlen zu werden.

An der ersten Novelle: „Alexandrine Lonska", möchten wir eine Ausstellung machen: es ist eine psychologische Unwahrscheinlichkeit darin. Der Maler hat als Kind von vier oder fünf Jahren die Alexandrine als junges Mädchen in dem Hause seiner Aeltern längere Zeit hindurch gesehen, und in diesem Alter, wie er in seiner spätern Erzählung es darstellt, hat er Beobachtungen gemacht und Reflexionen angestellt, wie sie kaum von einem jungen Manne von 18 Jahren zu erwarten sind. Sonst zeichnen sich die Novellen gerade durch psychologische Wahrheit aus.

An einigen wenigen Stellen kommen Ausdrücke vor, welche gerade da unangemessen sind; S. 12 „Haut und Haare" in der Schilderung der schönen Alexandrine; S. 87 „in seinen Kram hineinpaßten" in der leidenschaftlich erregten, bis zum Pathos sich steigernden Rede der Gräfin. Man kann in der Wahl des Aus-

drucks, zumal in der Novelle, nicht zu genau sein; ein unpassender Ausdruck darin wirkt wie ein falscher Pinselstreich in einem Gemälde. **Rudolf Sonnenburg.**

Notiz.

Hegel und Schopenhauer.

Von dem Grafen A. Foucher de Careil, der sich schon durch tüchtige Studien über Leibniz bekannt gemacht und als gründlicher Kenner der deutschen Philosophie bewährt hat, erschien in Paris eine umfangreiche Schrift: „Hegel et Schopenhauer". Die „Revue des deux mondes" sagt davon in ihrem „Bulletin bibliographique": „Es erscheint als ein glücklicher Gedanke, in einem und demselben Gemälde die beiden letzten Repräsentanten der deutschen Philosophie, Hegel und Schopenhauer, den grandiosen Pantheisten und den melancholischen Atheisten zusammenzustellen. Der doppelte Irrthum, in welchen die zügellose Speculation des deutschen Gedankens ausgeartet ist, wird so am besten ans Licht gestellt. Im Namen der französischen Denkweise, im Namen des Cartesianischen Spiritualismus bekämpft nun der Verfasser seine Gegner, und wir können uns nur den Folgerungen seines Buchs anschließen, obschon wir bedauern, daß er von seinen Waffen keinen bessern Gebrauch macht. Wenn er auch gerade über Hegel nicht viel Neues sagt, so hat er doch die düstere Originalität Schopenhauer's in recht lebhaften Zügen skizzirt. Jedenfalls bleibt es zu beklagen, daß er, als er sein Buch verfaßte, noch die biographischen Details nicht kennen konnte, die ein Freund Schopenhauer's (Gwinner) über den menschenscheuen Philosophen vor kurzem veröffentlicht hat; das Porträt würde dann noch ähnlicher, die Auseinandersetzung seiner Doctrinen noch schärfer und genauer sein. Im ganzen aber, ungeachtet aller Lücken, ungeachtet einer ungenügenden Erörterung und eines vernachlässigten Stils ist dieses Buch interessant und macht dem Verfasser Ehre." Im übrigen wird in dieser Bemerkung der „Revue des deux mondes" Schopenhauer nicht ganz mit Recht ein „Atheist" genannt; Schopenhauer selbst zwar mochte glauben und sich darauf etwas einbilden, ein Atheist zu sein; aber wissenschaftlich genommen war er es nicht. Dadurch, daß er einen „Urheber der Welt", nämlich den „Willen zum Leben" anerkannte, schied er sich von den eigentlichen Atheisten, die von Anfang an nur die bewußtlose Materie setzen, welche es aber doch, inconsequent genug, trotz ihrer Bewußt- und Willenslosigkeit zu einer so kunstvoll und zweckmäßig organisirten Welt gebracht hat, daß man darüber den Verstand verlieren könnte, falls die Annahme eines Verstandes sich überhaupt mit der Doctrin der Materialisten vereinbaren ließe. Schopenhauer aber nimmt einen „Willen", nämlich den „Willen zum Leben" als Entstehungsgrund alles Sichtbaren und Lebendigen, mithin einen seiner selbst bewußten, etwas begehrenden und bezweckenden geistigen Urheber an. Ob man diesen „Urheber" (Schopenhauer selbst braucht diesen Ausdruck) „Gott" oder mit Schopenhauer den „Willen" nennen will, ändert doch im Grunde an der Sache selbst nichts. **H. M.**

Bibliographie.

König Adolf. Ein Trauerspiel von H. L. Celle, Schulze. Gr. 16. 22½ Ngr.

Andeer, P. J., Ueber Ursprung und Geschichte der Raeto-romanischen Sprache. Chur, Hitz. 8. 16 Ngr.

Bölte, Amely, Frauen-Brevier. Wien, Markgraf u. Comp. 16. 25 Ngr.

Braun, C., Preciosa. Schauspiel in vier Aufzügen. Göttingen. Gr. 8. 15 Ngr.

Breier's, E., gesammelte Romane und Erzählungen. 1ste Lieferung. Wien. 1861. 8. 4½ Ngr.

Lord Byron's Liebes-Abenteuer. Aus dem Englischen übersetzt von F. Reiter. Zwei Bände. Sondershausen, Neuse. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cognetti, B. C., Vergangenheit und Gegenwart im Königreiche beider Sicilien. Ins Deutsche übertragen und mit einer Vorrede versehen von T. Landmesser. Danzig, Kafemann. Gr. 16. 10 Ngr.

Gellert's, C. F., Tagebuch aus dem Jahre 1761. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 16. 10 Ngr.

Goldhann, L., Der Günstling eines Kaisers. Tragödie in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Gordon, J., Meine Kerker in Rußland. Denkwürdigkeiten. Aus dem Polnischen übersetzt von P. Fuchs. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr.

Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Commentar zu Wahrheit und Dichtung 1749—1775. Supplement zu Goethe's Werken. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 5 Ngr.

Griepenkerl, R., Auf Sanct Helena. Drama in drei Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 15 Ngr.

Hartwig, G., Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände. Mit Illustrationen. 1stes Heft. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 6 Ngr.

Heine, H., Briefe an seinen Freund Moses Moser. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Herrmann, A., Jenseits des Meeres. Ein Trauerspiel. Celle, Schulze. Gr. 16. 22½ Ngr.

Hiemer, K., Zeit- und Lebensbilder. Erzählungen für das deutsche Volk. 1stes Bändchen. Freiburg im Br., Herder. 12. 18 Ngr.

Max, G., Geschichte des Fürstenthums Grubenhagen. 1ster Band. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pressensé, E. v., Geschichte der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche. Von dem Verfasser autorisirte und mit einem Vorwort versehene deutsche Ausgabe von E. Fabarius. 1ster Theil: Das erste Jahrhundert. I. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Söltl, J. M., Der christliche Fürst nach den Lehren Maximilians I., Kurfürsten von Bayern, an seinen Sohn und Kurprinzen Ferdinand Maria. Aus dem königlichen geheimen Haus-Archive zu München herausgegeben. München, Weiß. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Der Untersberg. Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte. Zwei Theile. Augsburg, Schlosser. 8. 2 Thlr.

Thaulow, G., Ein Rest der deutschen Flotte auf einer Reise um die Erde. 1ster Theil. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Thelemann, K. O., Erzählungen aus der Pfalz. I. und II. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. à 7½ Ngr.

Waitz, G., Grundzüge der Politik nebst einzelnen Ausführungen. Kiel, Homann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Der arme Jude, wie ihn der große Demokrat Hr. Wilhelm Maar besp....(richt). Beleuchtet von keinem Juden. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die bevorstehende Krisis der preußischen Verfassung. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Schumacher, G., Der gerechtfertigte Schleswig-Holsteinismus. Letztes Wort über und gegen die verläumderischen „Actenmäßigen Beiträge" und „Neuen aktenmäßigen Beiträge" eines Dänenfreundes zu Schumachers Buch: „Leiden und Erquickungen." Barmen, Langewiesche. Gr. 12. 7½ Ngr.

Was dem Heere noth thut. Ein Gedenkbüchlein für das deutsche Volk. Leipzig, Keil. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur Militairfrage. Ein Vorschlag. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 14. August 1862.

Inhalt: Aus der Culturgeschichte des deutschen Volks. Von **Wilhelm von Lüdemann.** — Zur Gottes- und Unsterblichkeitslehre. — Zwei Vorträge über die Frauen. — Ein Roman aus der Kaufmannswelt. — Militärische Skizzen. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Biographisches. — **Notizen.** (Ausländische Bestrebungen für die deutsche Literatur; Für eine Stoffsammlung zur Geschichte des deutschen Schützenwesens.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Aus der Culturgeschichte des deutschen Volks.

Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks. Herausgegeben von Gustav Freytag. Leipzig, Hirzel. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr. *)

Die „Physiologie der Völker" ist ein Buch, das noch zu schreiben bleibt: wir besitzen dazu nur Fragmente und schwache Versuche. Ein solcher ist das vorliegende Werk. Eine so ernst gemeinte Schrift, wie Gustav Freytag's „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks" verdient eine ernste Besprechung. Indem wir dieselbe in die Hand nehmen, fürchten wir fast, daß sie ernster ausfalle, als sich an diesem Orte schickt; dennoch gehen wir an die Arbeit, selbst auf die Gefahr hin, vielen damit Anstoß zu geben. Uns ermuthigt aber, daß eine ehrliche und gewissenhafte Ueberzeugung in Deutschland für wohlberechtigt gehalten zu werden pflegt!

Der Verfasser sagt in der Einleitung:

Wenn der Deutsche zur Zeit unserer Väter seine Stellung inter den Menschen der Erde betrachtete, so mochte er wol fragen, ob sein Leben arm oder reich sei, ob Hoffnung oder Trauer iberwog. Denn ganz ungewöhnlich war seine Erdenstellung. Freudig empfand er sich im Genuß einer freien und schönen Bildung und täglich drückten ihn die Härte und die Willkür, ie Schwäche und die Nichtigkeit seines Staats, in dem er ein Fremdling war; stolz blickte er auf die Riesenarbeit deutscher Vissenschaft und mit herbem Leid erkannte er sich von den Resultaten dieser Arbeit durch eine tiefe Kluft getrennt. Er empfand m sich her das Wirken einer Volkskraft, welche im Reiche es Geistes das Kühnste mit heldenmüthiger Consequenz wagte, nd sah daneben engherzige Ungelenkigkeit, wo es galt, Einaches und Naheliegendes consequent zu wollen. Er fühlte mit ausenden heiße Sehnsucht nach einem Inhalt des Lebens und rkannte sich und seine Umgebung überall eingeengt durch kleinchen Sinn, provinzielle und lokale Abgeschlossenheit. Wer so ihlte, der durfte wol fragen, ob wir Deutsche jung oder alt ien, ob es unser Schicksal sei, unsere Natur nur in einzelnen Virtuositäten" auszudrücken oder ob eine harmonische Ausbilung in praktischen und idealen Richtungen, in Arbeit und Genuß, Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst uns beschieden sei er nicht? Die Hoffnung auf einen Staat, die Hoffnung, auch nsererseits die alte Herrenrolle in Europa wieder zu spielen, rschwand.

Wir glauben nun in dieser Gedankenreihe den Keim aller der Unruhe und der traurigen Irrungen zu entdecken, die das deutsche Leben von heute verkümmern. Wir bestreiten zunächst das tiefe Leid, das unsere Väter darüber empfunden haben sollen, daß Deutschland kein politisch herrschender Staat war. Dies Leid ist eine Fiction der Neuzeit — nichts weiter, historisch, thatsächlich völlig unnachweisbar, ja undenkbar. Unsere Väter hatten eine andere Vorstellung von der „Mission" des deutschen Volks; denn jedes Volk, wie jedes Naturwesen hat seine besondere Mission im Erdenleben, seine Mission, die in den ihm mitgegebenen Anlagen ihm vorgezeichnet ist. Die Mission des deutschen Volks ist, wie seine zweitausendjährige Geschichte beweist, die, an der Spitze der Völker die äußerste Höhe der Cultur zu erringen, nicht aber die, politische Gewalt zu üben. Hieran kann niemand zweifeln, der sich auf Geschichte und Volksphysiologie versteht. Der Grundzug des deutschen Wesens ist geistige Freiheit, Unabhängigkeit, Individualität über alles. In diesem seinem Grundwesen liegt die Unmöglichkeit für ihn, sich andern unbedingt zu assimiliren, liegt seine Unfähigkeit, eine Masseneinheit zu bilden, die nur einem Zwecke dient, die Unmöglichkeit, eine politische Macht darzustellen, die Einem Sinne entspricht. Das ist gottgegebene Naturnothwendigkeit; es hilft nichts, sich dagegen zu empören; und 2000 Jahre der deutschen Geschichte beweisen, daß es nichts hilft! Eben weil wir ein Volk sind, dem Individualität, Freiheit, geistige Unabhängigkeit über alles gilt, weil wir nur in dieser Lebensluft wahrhaft leben, sind wir unfähig, eine politische Masse darzustellen, wie Franzosen oder Engländer; wir sind eben die Griechen, nicht aber die Römer der neuen Welt. Eben weil wir mit dieser Naturanlage äußerst fähig sind, unsere Unabhängigkeit gegen jeden äußern Feind zu vertheidigen, sind wir unfähig, uns in uns selbst zu einer einzigen Masse zu formen, wie sie die erste Bedingung der politischen Macht, der Herrschaft nach außen hin ist. Non omnia possumus omnes!

In diesen wenigen Sätzen spricht sich unser Glaubensbekenntniß aus, daß die deutsche Einheit ein wesenloser

* Vgl. Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" in r. 48 d. Bl. f. 1860. D. Red.

Traum sei und bleiben werde, solange wir eben Deutsche sind. Sollen wir darum aufhören, es zu sein? Gott wolle es nicht! Denn das Primat der Völker, das wir dem Deutschen vindiciren, beruht ja auf eben den Bedingungen, die uns an der Einheit und Einerleiheit des deutschen Lebens hindert; es beruht auf dieser Individualität der Strebungen, auf dieser Mannichfaltigkeit der Ziele und Gedanken, auf dieser geistigen Freiheit und Unabhängigkeit, von der Franzosen und Engländer gar keine Vorstellung haben. Sollten wir nun, was uns groß gemacht hat unter den Völkern der Erde, opfern für Geringeres, Stoffartigeres, Ungewisses?

Und wenn wir dies auch wollten — wir können es ja nicht; sowenig wie die Eiche, wenn sie wollte, ein Rosenstock werden kann! Namhafte Geschichtsforscher haben behauptet, es habe nur an der oder jener Kleinigkeit gelegen, daß die deutsche Einheit nicht zu Stande gekommen sei! Kurzsichtiger Irrthum, es hat immer an den Naturbedingungen gelegen, von welchen jene Kleinigkeiten nur eben Symptome waren! Darum finden wir uns in den Schicksalsspruch, ihr deutschen Brüder; damit wir der Glorie nicht verlustig gehen, an der Spitze der Culturvölker einherzuschreiten. Dessen habt Acht, ihr deutschen Brüder! *)

Sehen wir das Buch unsers Autors aus diesem Gesichtspunkte an, so haben wir viel an demselben zu bestreiten. Seine Ziele, seine Hoffnung, im Constitutionalismus den heilenden Balsam für die deutsche Einheit zu finden, sind nicht unsere Ziele, nicht unsere Hoffnung; wir glauben entschieden nicht an dies Heilmittel. Doch wenn auch seine Zukunftsgedanken nicht die unserigen sind, so können wir die Darstellung dessen, was gewesen ist — und dieser Darstellung ist sein Buch ja vorzugsweise gewidmet —, um so unumwundener loben und anerkennen. Soweit der Verfasser Culturhistoriker ist, hat er unsern ganzen Beifall.

Bei dem Ueberblick dieses inhaltreichen Gedankenwerks bedauern wir nur, der Ideenentwickelung im großen und ganzen und mit den flüchtigsten Zügen folgen zu können, für alle Details aber den Leser auf das Buch selbst verweisen zu müssen. Einem großen Leserkreise aber werden gerade diese Details als der anziehendste Bestandtheil des Werks erscheinen, und auch diese Leser mögen recht haben.

Die Geschichte des deutschen Lebens hat sich nicht sprungweise aus großen Umwälzungen entwickelt, wie die englische Geschichte, welche aus einer Reihenfolge von Eroberungen, oder wie die französische, welche aus plötzlichen innern Umwälzungen erwachsen ist. Die deutsche Geschichte ist aus einer stetigen, ruhigen, man kann sagen aus organischer und geistiger Entwickelung geworden, was sie ist. Von dieser Grundwahrheit, welche eben wieder den mächtigen Unterschied zwischen uns und jenen Völkern charakterisirt, wird auch der Verfasser geleitet. Er erkennt auch wol den Irrthum, der darin liegt, zu wähnen, daß ein Volk aus sich machen könne, was es machen will! Er zieht nur nicht aus dieser Erkenntniß die rechten Consequenzen; er schließt nicht auf eine ureigenthümliche Mission, von der kein Volk abweichen kann, ohne sich selbst zu zerstören. Dagegen schildert er das Gemeine im deutschen Volksleben vortrefflich. Er malt uns den deutschen Bauer zur Römerzeit, zur Zeit der Karolinger, der Sachsenkaiser, der Hohenstaufen, die Zustände zur Zeit der Bauernkriege, zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, die ersten Zeichen der Besserung in diesem, den Bauer um 1790, endlich seine gegenwärtige Stellung, und was für diese noch zu thun bleibt, und alle diese Schilderungen belegt er mit Originalzeugnissen aus den Zeitepochen selbst. Mit einiger Verwunderung erfahren wir hier, wie schon lange vor den fränkischen Kaisern in deutschen Gauen der Gartenbau blühte, ja selbst römische Tafeln versorgte, welche Kraft und welches Selbstgefühl der deutsche Bauer um die Zeit der Kreuzzüge und des Meyer Helmbrecht (1300) entfaltete; wie schwach und unselbständig er sich dagegen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts darstellt, bis endlich der Sturm in Frankreich seine Stellung wieder zu heben anfing. Was ihm denn in unsern Tagen nach der Meinung des Verfassers noch fehlt, es ist die Theilnahme an der allgemeinen Cultur der Zeit, der Sinn für die Schönheit und den Reiz des Daseins. Wir geben dem Verfasser hierin recht; könnte er nur die Ungunst unsers Klimas ändern und uns die Lüfte von Palermo oder Neapel schaffen, die Sache würde dann gar bald anders werden!

Ein zweites Kapitel behandelt ganz ebenso lobwürdig die Geschichte des niedern Adels, des Nachbarn des Bauern in Deutschland. Der Landadel im 16., der Hofadel im 17. Jahrhundert, Stadtadel und Briefadel, die Gestalt ihres Lebens in dieser Zeit, werden uns in anziehenden Detailberichten der Epoche, z. B. in Paul Winckler's Schilderung des Edelmanns, vorgeführt; hier zu unserm Erstaunen, dort zu unserm Ergötzen über die Rohheit, die Raufsucht, die Unwissenheit der Zeit. Erst um 1700 bricht der Tag durch dies Gewölk; größere Sorge um wahre Ehre, bessere Wirthschaft brechen sich allmählich Bahn: die neue Bildung erwacht und die Privilegien fallen. Mit Gellert kommt ein anderer Geist in den Adel. Die Macht des Adels wich der des Bürgers, der Freiheitskrieg von 1813 verschmolz die Stände.

Hier knüpft das dritte Kapitel an, das den Bürger und das Handwerk zum Gegenstand hat und die deutschen Waffenfeste eingehend behandelt. Ihr schwacher Nachklang, die Schützenfeste, kämpft in unsern Tagen seinen letzten Kampf; das Handwerk erliegt der Industrie, der großen Production; die Staatsraison nimmt von beiden keine Notiz und der Particularismus der Gewerke geht im Strome des Kapitals für immer unter.

---

*) Wenn wir die Bedenken unsers Mitarbeiters, die allerdings vielleicht allzu sanguinischen Hoffnungen gegenüber als nöthiges Gegengewicht nützlich sein können, hier unverkürzt zum Abdruck brachten, möge man nicht schließen, daß wir sie auch unbedingt theilten; wir folgten dabei nur unserm Princip, unsern Mitarbeitern das Recht freier Meinungsäußerung und der Beleuchtung einer Zeitfrage auch von anderm Standpunkte als dem gewöhnlichen aufrecht zu erhalten. D. Red.

Dies führt auf den Staat und sein Regiment gegenüber dem einzelnen im folgenden Abschnitt. Der Staat ist doctrinär geworden! Dies ist wol der größte faßbare Unterschied zwischen dem heutigen Staat und dem Staat der alten und der mittlern Zeit! Hat der einzelne dabei gewonnen oder verloren? Der Himmel weiß es! Es muß aber doch sein Wille sein, da der Mensch nichts macht und die Erde nichts schafft, was die ewige Vernunft nicht will, daß es geschaffen werde! Der Verfasser schildert nun hier die Auflösung des Reichs, die Parteiung der Fürsten, die dann unvermeidlich zum souveränen Beamtenstaat führten, die unsichere Stellung des Unterthanen und den Einfluß dieser auf den Charakter, endlich die geringe Theilnahme des einzelnen an dem Staatsganzen, welche hieraus abfloß. Eine Flugschrift von 1678, das „Idolum Principum", zeigt uns, als Beleg hierfür, den ganzen schamlosen Machiavellismus dieser Epoche.

Der folgende Abschnitt behandelt den Pietismus und die Verirrungen des Kirchenthums während derselben Zeitperiode mit den Erzählungen Petersen's und den Qualen des Studenten Johann Semler als Belegstücken, und setzt sich in dem sechsten Kapitel mit der Schilderung fort, welchen Einfluß die Wolf'sche Philosophie in allen Kreisen der Gesellschaft hervorbrachte. Zucht, Thränen, Künstlichkeit des Benehmens, Unmännlichkeit, die Ehe als Geschäft, die Frauen, das Reisen u. s. w. bilden Unterabtheilungen dieses reichen Sittengemäldes.

Der nächste Abschnitt gibt dann die Geschichte des Heerwesens, den Anfang des gezwungenen Kriegsdienstes um 1700; Cantonpflicht und Werbung, das preußische Heer unter Friedrich Wilhelm I., Desertion und Verhandeln der Armeen. Es ist ein trübes Kapitel, das Zorn und Empörung hervorruft, aber von neuem belegt, mit welchem Ernst der Verfasser nach einem vollen Bilde der sittlichen Zustände der Vorzeit unsers Volks gerungen hat. Noch Kant nannte es eine „Niederträchtigkeit", den Soldatenstand zu ertragen!

Ein erhebenderes Gemälde folgt im achten Kapitel. Es ist der Staat Friedrich's des Großen, den der Autor mit Meisterschaft zeichnet. Den großen Gegensatz in der Natur dieses unvergleichlichen Fürsten, den Gegensatz zwischen poetischer Wärme und praktischer Schonungslosigkeit, hebt er mit starken Zügen gebührend hervor und er belegt sie mit Auszügen aus des großen Mannes eigenen Schriften und Briefen an Vertraute. Aber er selbst, dieser Mann, ist größer als seine Worte; die Grundsätze seiner Regierung verlangten von jedem Opfer, das größte Opfer aber legte er sich selbst auf. Es war das Pflichtgefühl, auf dem er den preußischen Staat gründete, Pflichtgefühl, das er dem ganzen Beamtenstande einhauchte, Pflichtgefühl, mit dem er sein Volk erfüllte und dem er selbst sein ganzes Dasein, einsam und allein im Leben wie auf dem Throne, zum Opfer brachte. Von dem sterbenden Könige sagt der Verfasser:

> Das stille Mondlicht war der einzige Wächter, fast der ganze Hofstaat des Königs. Mit ehrgeizigem Sinn war er in der Blüte des Lebens ausgezogen, alle hohen und prächtigen Kränze des Lebens hatte er dem Schicksal abgerungen, der Fürst von Dichtern und Philosophen, der Geschichtschreiber, der Feldherr. Kein Triumph hatte ihn befriedigt. Zufällig, nichtig, unsicher war ihm aller Erdenruhm geworden, nur das Pflichtgefühl, das unablässig wirkende, eiserne, war ihm geblieben. Aus dem Wechsel von warmer Begeisterung und nüchterner Schärfe war seine Seele groß hervorgewachsen. Mit Willkür hatte er sich poetisch einzelne Menschen verklärt, die Menge aber verachtet. In den Kämpfen des Lebens verlor er den Egoismus, verlor alles, was ihm persönlich lieb war, und endete damit, indem er das Einzelne verachtete, in dem Bedürfniß für das Ganze zu leben, sich immer stärker zu erheben! Seine Ideale waren nicht zerrissen, aber geläutert: er selbst war ihr Opfer.

Und diesen Charakter hat ein berühmter Engländer als einen herzlosen Tyrannen geschildert; man sieht daraus, daß die Größe am Ende doch nur von sich selbst verstanden wird.

Wie ein solcher Geist umgestaltend und erhebend auf sein ganzes Volk wirken mußte, zeigt uns der folgende Abschnitt. Seine eigene Einfachheit vereinfachte alle Verhältnisse im Leben seiner Nation. Die Anekdote mit ihrer rührenden Stimmung, die Poesie der Situation kam zur Herrschaft, in der Kunst wie im Leben. Goethe erfaßte diese Stimmung: sie schuf den „Werther" wie den „Götz von Berlichingen", und die Gestalt des großen Führers seines Volks war in Goethe lebendig bis zum Schluß des zweiten Theils seines „Faust". Derselbe Geist weht in Lessing, wie „Nathan" und „Minna von Barnhelm" belegen. Die Philosophie selbst nahm ihn auf, die Theologie knüpfte an die freiere Forschung an, der Friedrich die Bahn gebrochen; die Geschichte begriff zuerst wieder den Werth großer historischer Thaten — alle Disciplinen, mit einem Worte, erhoben und erbauten sich neu an diesem Geiste, der selbst Schöpfer, der Urheber einer neuen Blüte im geistigen Leben des Deutschen wurde, indem er den zündenden Funken der Bewunderung in die Seele seiner Nation warf. So machte sich die deutsche Bildung frei von der französischen Cultur, wie Friedrich es zwar nicht wollte, aber ahnte. Jene große Veränderung, die mit Friedrich in Deutschland vorging und die fortwirkend alle Lebensverhältnisse ergriff, die Städte umbildete, die Vergnügungen veredelte, Theater schuf, das Reisen erleichterte, den Umgang vereinfachte, die Bildung, den Unterricht erhob, die Sprache reinigte, das Familienleben versittlichte, freilich aber auch die Empfindsamkeit emporbrachte, schildert der nächste Abschnitt. Die „Kinderjahre" von C. F. Haupt geben dazu den Beleg her.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Sturm, der vier Jahre nach Friedrich's Tode in Frankreich ausbrach, ja daß selbst die durch Friedrich entfesselte Idee und seine Vorstellung vom Staatszwecke mit neuen Kräften auch neue Leidenschaften ins Leben rief. Sie brachen aus in der Zeit der Zerstörung, mit der das folgende Kapitel sich beschäftigt. Unter den ersten Symptomen des erwachenden Nationalgeistes brachen die alten staatlichen Formen vor dem Stoß des Auslandes zusammen; aber während Reich, Reichsarmee und Höfe, Heere und Beamtenstaat stürzten, erhob sich der alte Gegensatz zwischen französischem und deutschem Wesen zu einer völlig

volksthümlichen Ueberzeugung in der Seele der Deutschen. Der Sturz war daher wesentlich ein „Wiederfinden" der eigenen Nationalität. Die Erniedrigung von 1806—12 konnte daher nicht anders als zur glorreichsten Erhebung führen. Der elegischen Trauer mußte die Begeisterung von 1813 folgen.

Der Verfasser schildert im folgenden Abschnitt den Charakter dieser Erhebung; aber wir sind es der Wahrheit der Thatsachen schuldig, diese Schilderung in einem wesentlichen Punkte zu modificiren, einen wesentlichen Irrthum darin zu berichtigen. Man sieht es der Darstellung des Verfassers leicht an, daß er diese Zeit nicht selbst durchlebt hat. Wir geben ihm vollkommen recht, wenn er den Aufschwung von 1813 im tiefsten Grunde auf das erwachte Nationalgefühl und die aus langen Leiden endlich gewonnene Kräftigung der Charaktere zurückführt; aber es ist ein großer Irrthum, zu wähnen, daß das Streben nach sogenannten freiern Staatsformen daran den geringsten Antheil hatte. Eine solche Idee ist entschieden erst später, etwa um 1818—19 in den deutschen Freiheitskampf hineingetragen worden. Der Referent, der, sechzehnjährig, in diesem Kampfe auf drei Schlachtfeldern geblutet hat, kann betheuern, daß dieser Gedanke eine Phantasie ist, der auch nicht die mindeste Realität zur Seite steht. Die Erhebung von 1813 war ein Kampf für die Unabhängigkeit, mit dem Impuls der Rache für erlittene Schmach — nichts anderes. Er empfing seine Kraft in Preußen wesentlich aus dem Pietätsgefühl für den gekränkten, erniedrigten König; er war ein Kampf für den König, für seine Machtfülle, nicht gegen diese; für die Unabhängigkeit deutscher Nation; nicht für das, was 15 Jahre später als liberale Ideen auftauchte. Der kennt diese Zeit schlecht, der in ihr den Ursprung der heutigen Weltströmung erkennen will — sie hatte nichts mit ihr gemein!

Nach dieser Verwahrung gegen gewisse Andeutungen des Verfassers können wir seiner Darstellung nur Lob spenden. Auch was ihr folgt: Erkrankung und Heilung des deutschen Lebens, die Zeit der Reaction, der Hoffnungslosigkeit, der Ermattung, der Unzufriedenheit mit den gegebenen Zuständen, ist völlig wissenschaftlich und historisch richtig. Der Druck wurde gefühlt, der Widerspruch zwischen Wunsch und Schwäche, Gedankenleben und praktischer Thätigkeit war vorhanden; aber die Unzufriedenheit kam von außen. In Preußen aber blieb mindestens das Gemeingefühl für das Königshaus, für die Hohenzollern unbeschädigt, und so schließt denn der Verfasser auch sein Buch mit der beredtesten und wärmsten Anerkennung dieses Fürstenstammes. Er sagt:

An dem Tage, wo die Hohenzollern sich warm und willig dem Bedürfniß der Gegenwart hingeben, wird ihrem Lande die Empfindung der Stärke und der Gesundheit kommen und mühelos wird ihnen die Leitung des deutschen Lebens zufallen! Wir aber denken treu, wie viel wir ihnen verdanken; wir wissen, daß der Grund unsers Verhältnisses unzerstörbar ist, auch wenn sie zürnen, auch wenn wir grollen! Denn es ist eine herzliche Freundschaft zwischen ihnen und dem Geist der deutschen Nation. Es ist eine männliche Freundschaft, die wol einen Stoß vertragen kann!

Ferner sagt er:

Die Seele des deutschen Volks wächst herauf an Glauben(?), Wissenschaft und politischem Enthusiasmus. Sie ist mitten in der Arbeit für das höchste irdische Besitzthum, für den Staat. Es ist eine große Freude, in solcher Zeit zu leben, einer Zeit jungen Kraftgefühls. Es ist eine Freude geworden, ein Deutscher zu sein und es mag bald auf der ganzen Erde für eine Ehre gelten, es zu sein!

Es fehlt uns der Muth, so hochklingenden Worten unsere Bedenken nachklingen zu lassen. Vor allen Dingen aber wahren wir uns vor Ueberhebung, vor Hochmuth und seinem Kinde, vor Herrschaftsgelüsten, die uns nicht zustehen, uns nicht zufriedener machen und die alle unsere Errungenschaften in Frage stellen, in Gefahr bringen könnten! Sein eigen Volk kennt nur der gut, der andere Völker gut kennt! Und darum wiederholen wir zum Schluß, was wir zum Anfang dieses Aufsatzes sagten. „Ein Buch, das noch zu schreiben bleibt, ist — die Physiologie der Völker."

Wilhelm von Lüdemann.

Zur Gottes- und Unsterblichkeitslehre.

1. Gott und die Natur von Hermann Ulrici. Leipzig, T. O. Weigel. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Recht und Licht. Das Gottleben in der Natur und im Menschen rhythmisch dargestellt von Otto Hahn. Stuttgart, Rommelsbacher. 1862. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Die Idee der Seelenwanderung. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Jürgen Bona Meyer. Hamburg, O. Meißner 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

In der philosophischen Literatur der neuesten Zeit läßt sich immer deutlicher das Bestreben erkennen, die in den Schachten der streng wissenschaftlichen Forschung gewonnenen Schätze ans Tageslicht zu heben und für weitere Kreise nutzbar zu machen. Dies geschieht in bedeutendster Weise so, daß die von der Philosophie entdeckten Principien an die Grundbegriffe und allgemeinen Ergebnisse der übrigen Wissenschaften herangebracht und sichtend und formgebend verwandt werden. Denn dadurch erreicht sowol jene an der Welt der Wirklichkeit einen immer lebensvollern Inhalt, als auch diese statt so mancher vaguer und willkürlicher Hypothesen einen festen, streng wissenschaftlichen Unterbau gewinnen. Zwischen der philosophischen und der empirischen Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft, eine Vermittelung herbeizuführen, ist ausgesprochener Zweck des Ulrici'schen Werks: „Gott und die Natur" (Nr. 1). In der Einleitung bemerkt der Verfasser, auf sein früheres Werk „Glauben und Wissen" verweisend, daß der größte Theil unserer wissenschaftlichen Erkenntniß auf wissenschaftlichem Glauben beruhe. Denn alle Ueberzeugung stütze sich auf eine doppelte Denknothwendigkeit, auf die Macht des Thatsächlichen, der Erfahrung und auf die eigene Natur unsers Denkens und die Gesetze desselben. Indem nun beide Seiten zur Erzeugung unsers Erkennens zusammenwirken, und die Denknothwendigkeit durch die unterscheidende Denkthätigkeit uns erst zum Bewußtsein komme, entständen sehr verschiedene Grade der Gewißheit und Evidenz, da einerseits jede Sinnesempfindung einen sehr verschiedenen Grad der Stärke und Bestimmtheit besitzen, andererseits unsere

unterscheidende Thätigkeit mit größerer oder geringerer Sorgfalt ausgeübt werden könne. Dem Gebiete des wissenschaftlichen Glaubens weist der Verfasser einen großen Theil der philosophischen Erkenntnisse zu, aber ebenso sehr die meisten, insbesondere die höchsten Resultate der übrigen Wissenschaften, die auch anders zu denken immer möglich bleibe. Hiergegen dürfte indeß einzuwenden sein, daß die philosophische Grundwissenschaft, die es nur mit den Gesetzen des Denkens zu thun hat, die volle Gewißheit wenigstens erreichen könne und solle, und sodann daß auch bei den übrigen Wissenschaften in keiner Weise das Belieben entscheiden dürfe, sondern ähnlich wie bei der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung allein der Grad der Wahrscheinlichkeit.

Die beiden ersten Abschnitte des Werks sind der Natur gewidmet, wobei von den Untersuchungen der modernen Naturwissenschaft ausgegangen wird, die drei letzten der Entwickelung des aus der Betrachtung der Natur resultirenden Gottesbegriffs. Die Grundbegriffe der Naturwissenschaft, Stoff, Kraft und Gesetz, sodann die physikalischen, chemischen und organischen Kräfte werden im ersten Abschnitt gemäß den Theorien der bedeutendsten naturwissenschaftlichen Autoritäten unserer Zeit gründlich erörtert und geprüft. Die Materie oder Masse (das Handgreifliche) bestehe nach ziemlich allgemeiner Annahme der Naturwissenschaft letztlich aus Atomen, kleinsten, unwahrnehmbaren, zwar nicht mathematisch, wol aber physikalisch oder chemisch untheilbaren Theilchen, die in größern oder kleinern Zwischenräumen zu Moleculen sich gruppiren. Diese seien die geringsten Mengen von Substanz, die in freiem Zustande existiren können und aus denen sodann die eigentliche Körperlichkeit zusammengesetzt sei. Die unwahrnehmbaren Atome sind also eigentlich der wahrnehmbaren Masse entgegengesetzt; was beide verbinde, sei der Begriff der Kraft. Obgleich von mehr materialistischer Seite, wie von Dubois-Reymond, der Begriff der Kraft für eine bloße versteckte Ausgeburt des Hanges zur Personification erklärt werde, so sei damit doch der Dualismus nicht überwunden, da neben dem Stoff noch die Bewegung ursprünglich angenommen werde und das Wort Kraft ein abgekürzter Ausdruck für Bewegungsursache sei. Schon mehr einverstanden ist der Verfasser mit Helmholtz, der die Kraft als das Bestreben zweier Massen, ihre gegenseitige Lage zu wechseln, definirt, und mit Burmeister, der sie für die Ursache aller Erscheinungen an der Materie nimmt. Aber auch so sei der fragliche Begriff mehr umschrieben als bewältigt. K. Snell erfaßt den gegebenen Stoff als eine untrennbare Einheit von Kräften und Trägheitswiderstand. Dieser letztere sei physikalisch gleichbedeutend mit Masse. Der Physiker habe es überall nur mit Kräften und Trägheitswiderstand zu thun, und mögen Atome oder dergleichen, etwas woran die Kräfte haften, in seiner Metaphysik vorkommen, unter seine Rechnung fallen sie nicht. Hier ist also im Trägheitswiderstande ein exacter Ausdruck für Materie im engern Sinne gefunden. Indessen wird dagegen bemerkt, daß der Trägheitswiderstand (vis inertiae), wie schon das Wort es besage, doch auch eine Kraft sei, möge sie auch etwas an sich haben, was sie allen andern Kräften entgegensetze. Somit kehrt sich also das Verhältniß um. Die Materie im gewöhnlichen Sinne ist ein bloßes Hirngespinst, und wozu uns Erfahrung und Logik nothwendig führen, sind allein die Kräfte. In der That, was gegeben ist, das sind die Sinnesempfindungen. Diese müssen nach logischem Gesetze ihre Ursache haben, und die Ursache einer sinnlichen Wirkung nennen wir eben Kraft. Wenn Lotze unter Kraft die vollständige, aus dem Verhältnisse mehrerer Dinge zueinander resultirende Bedingung einer Wirkung versteht, so habe man dadurch wenig mehr als einen andern Namen gewonnen, und wenn Fechner sie für einen Hülfsausdruck zur Darstellung der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung (der Statik und Mechanik) erklärt, so werde der Knoten nur mit dem Schwerte zerhauen. Denn „sitzt die Kraft im Gesetze" und wird jene somit auf dieses zurückgeführt, so erhebt sich die Frage nach dem Begriffe des letztern, welcher bei genauerm Sprachgebrauche als Wirkungsweise der Kraft zu fassen und somit von dieser zu unterscheiden sei. Werden nach Fechner eigentlich Stoff und Kraft auf das Gesetz zurückgeführt, so ändern sich nach Burmeister umgekehrt die Gesetze als die Resultate der wirkenden Kräfte mit der Beschaffenheit der letztern, die Kräfte, welche der Materie inhäriren, mit der Beschaffenheit der Materie, die Stoffe endlich nach einem einheitlichen Plane (des Entwickelungsganges eines Weltkörpers). Abgesehen von dem einheitlichen Plane stimmen mit der letzten Meinung die meisten Naturforscher im wesentlichen überein, wie Baumgartner und von Ettingshausen, Graham, Otto, und A. Pouillet sagt: „Die Materie behält ihren Zustand der Ruhe oder Bewegung (aus sich selbst) bei, während alle Kräfte nach unwandelbaren Gesetzen wirken." Als Resultat der vergleichenden Zusammenstellung gehe hervor, daß keine Substanz (kein Atom) für sich allein, selbständig, unabhängig wirke, und daß alle Kräfte des Stoffs insofern bedingte Kräfte seien, als sie nur unter bestimmten Umständen und Verhältnissen zur Wirksamkeit kommen.

Bei der Besprechung der physikalischen und chemischen Kräfte im besondern zeigt sich bei einer sorgfältigen Formulirung und Vergleichung der geltenden Ansichten, daß es weder eine exact wissenschaftlich festgestellte Theorie des Lichts, der Wärme, des Magnetismus und der Elektricität noch der chemischen Vorgänge gebe. So z. B. reiche beim Licht die Vibrationstheorie des Aethers nicht aus, um jene Phänomene zu erklären, nach denen eine Art von Uebertragung der Leuchtkraft der Sonne auf andere Körper stattzufinden scheine. Der Flußspat, besonders der Chlorophan, der Diamant, verschiedene Kalksalze werden durch Erwärmung und durch Aussetzung an das Sonnenlicht selbstleuchtend, und der Flußspat bleibt es oft wochenlang. Auch die Farbenempfindung weiß die Theorie nicht begreiflich zu machen; ganz unbeantwortet aber lasse sie die Frage, was denn die Schwingungen der Aetheratome ursprünglich hervorbringe? Etwa eine

Kraft, die an einen Stoff gebunden sein müßte mit Selbstbewegung? Bei dem Magnetismus und der Elektricität, die man wenigstens in einen wissenschaftlichen Zusammenhang gebracht hat, sind die Physiker selbst noch nicht einig, ob sie ein besonderes Fluidum oder eine Modification im Zustande der Körper annehmen sollen (etwa eine Schwingung der jedes Körperatom umgebenden Aetherhüllen).

Von ganz besonderm Interesse ist die Erörterung der Streitfrage, ob neben den allgemeinen physikalischen und chemischen Kräften noch besondere organische Kräfte anzunehmen seien. Schon in chemischer Beziehung zeigt sich ein verschiedenes Verhalten des Organischen und Anorganischen, was des Weitern durchgeführt wird. Allein die Pflanzen führen die unorganischen Stoffe in organische Verbindungen über (Liebig), die Nahrungsmittel der Thiere sind schon Theile von Organismen. Gegenüber den ältern Physiologen, wie Cuvier, welche den Organismus aus dem teleologischen Princip erklärten, macht ein Theil der neuern Physiologen die wirkenden Ursachen geltend, und meint, die Geschlossenheit des Organismus wie die zweckmäßige Bildung seiner Theile und deren Thätigkeit sei nur Folge der Organisation, und nur nach den Causalkräften haben die Naturwissenschaft zu forschen. Für eine besondere Lebenskraft entscheiden sich unter anderm Burmeister, der ihr namentlich auch die Beherrschung der chemischen Affinität zuweist, und Johannes Müller, der die Harmonie der zum Ganzen nothwendigen Glieder von einer Kraft abhängig macht, die früher als sie, also schon im Keime besteht. Gegen die Lebenskraft erklärt sich neben Dubois-Reymond und die eigentlichen Materialisten, Vogt, Moleschott, unter anderm auch Schleiden, nach dem die Gestalt (sowol die organische als auch die unorganische) aus der Flüssigkeit und durch dieselbe gebildet wird. Schließt die Gestalt bei ihrer Entstehung die Mutterlauge aus, so ist sie homogen, eine Differenz zwischen Aeußerm und Innerm nicht gegeben, es formirt sich der Krystall. Schließt dagegen die Gestalt die Mutterlauge ein, so bezieht sich die ganze Bildung auf ein Inneres, auf einen Punkt, der nach allen Seiten auf die Entstehung der Gestalt einwirkt, es entsteht die Zelle. Sehr scharfsinnig sucht Ulrici nachzuweisen, wie durch die von innen heraus und von einem Punkte her wirkende, gestaltbildende Kraft und bei andern Gegnern der Lebenskraft durch andere Hüllen diese nur maskirt sei. Nachdem noch besonders die vermittelnden Ansichten Lotze's und Virchow's besprochen worden, welcher letztere den Ausdruck Lebenskraft zur Bezeichnung einer den Elementarstoffen nicht inhärenten, sondern mitgetheilten Bewegungsrichtung, die zwar als der Ausdruck einer bestimmten Zusammenwirkung physikalischer und chemischer Kräfte gedacht werden müsse, aber doch nur in den vitalen Einheiten (den Zellen) vorkomme, beibehalten wünscht, schließt sich der Verfasser der Ansicht Snell's an, der im Proceß des Organismus das gerade Gegentheil des Unorganischen sucht, sofern jener trotz dem Stoffwechsel seine allgemeine Form bewahrt und als Individuum und Gattung sich erhält, seine Organe selbst erst bildet und in diesem Sinne sich selbst vorausgeht, causa sui ist. Freilich werde durch das Wort Lebenskraft das Leben nicht erklärt, aber es sei ebenso zulässig wie das unbefangen gebrauchte Wort chemische Kraft. Nach Ulrici wird es behufs der Klarheit der Darstellung unweigerlich gefordert zur Bezeichnung der Ursache für einen besondern Kreis von Erscheinungen.

Von der Lebenskraft unterscheidet der Verfasser noch die psychische Kraft als die Ursache der Empfindungen, Gefühle, Triebe und Perceptionen und des Bewußtseins, obwol er später zugibt, daß die Lebenskraft die unterste Stufe der psychischen Kraft bilden möge. Es ist mißlich, daß das Wort psychisch oft in so schwankendem, von seiner Wortbedeutung abweichendem Sinne gebraucht wird. Während der Geist (Nous) nur dem Menschen, kann die Seele (Psyche) auch den Thieren und Pflanzen zugeschrieben werden aus keinem andern Grunde, als weil sie leben und Bewegung und Empfindung ebenso sehr Lebenserscheinungen sind, zu denen sich allmähliche Uebergänge finden, wie Stoffwechsel und Fortpflanzung. Erst in dem Menschen tritt wegen der Anlage zu Selbstbewußtsein und Wille ein ganz neues Princip hervor, ein nicht zu verwischender Unterschied. Somit fiele die seelische Kraft im Unterschied von der geistigen mit der Lebenskraft zusammen. In Bezug auf die Frage nach der Seelensubstanz erklärt sich der Verfasser für die durch die Einheit der psychischen Kraft geforderte stoffliche Identität und im fernern Verlauf der Untersuchung (im dritten Abschnitt) faßt er die Seele als eine continuirliche durch Ausdehnung, Umfassung und Einordnung] den Leib gestaltende Kraft. Wir können nicht zustimmen, wenn der Verfasser meint, die Einheit der psychischen Kraft bedinge nicht nothwendig einen Centralpunkt des Organismus. Vielmehr scheint uns ein solcher wie bei der Zelle, so auch bei den complicirtern Organismen unabweislich gefordert. Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele wird in dem Sinne angenommen, daß die Seelensubstanz nach dem Tode mit einer der gegenwärtigen ähnlichen Leiblichkeit sich verbinden und allmählich zum Bewußtsein ihres wesentlichen frühern Inhalts erwachen werde.

Im zweiten Abschnitte wird der Bau und Bildungsproceß der Welt behandelt, und nachgewiesen, daß die Kant-Laplace'sche Hypothese von der Entstehung des Sonnensystems aus einem rotirenden Gasball durch Concentration der Masse, wenn man sie auf das Weltall ausdehne, letztlich eine bewegende und ordnende höhere Macht voraussetze. Dies scheint uns zwar für die Geisteswissenschaft streng erwiesen zu sein, nicht so sehr aber für die Naturwissenschaft, die an der Kette von Wirkung und Ursache nie zu einem letzten Gliede kommt. Bei der Darstellung der Entwickelungsstadien des Erdkörpers und der Bildungsstufen der organischen Schöpfung hebt der Verfasser als gesichertes Resultat die Plan- und Zweckmäßigkeit des Fortschritts im allgemeinen, wie auch der einzelnen organischen Bildungen hervor. Ueber die höhere Berechtigung der Darwin'schen Hypothese, nach welcher

die Gattungen und Arten im Pflanzen- und Thierreiche auseinander entstanden sind, oder der entgegengesetzten Hypothese von Agassiz, der sie als ursprünglich und als constante „Kategorien" des schöpferischen Denkens Gottes nimmt, wird nicht weiter entschieden.

Zu seinem eigentlichen Schwerpunkt gelangt das Werk im dritten Abschnitt, der aus der gewonnenen Naturerkenntniß die Beweise für das Dasein Gottes entnimmt. Schon das Dasein der Atome setze das Dasein eines Unbedingten als ihres Grundes voraus. Denn weil sie nur als Vielheit denkbar sind, bedingen sich die Atome gegenseitig. Da nun alle Bedingtheit nothwendig eine Bedingung voraussetzt, die als solche nothwendig unbedingt ist, muß von den Atomen auf ein Unbedingtes, das sie begründet, geschlossen werden. Ebenso fordern die Kräfte als bedingte Thätigkeiten eine unbedingte Urkraft, deren Begriff durch Folgerungen aus der Natur der besondern Kräfte näher bestimmt und erfüllt wird. Zur endgültigen Feststellung des Verhältnisses zwischen Stoff und Kraft wird ersterer auf den Trägheitswiderstand als eine die übrigen Kräfte einigende Centralkraft zurückgeführt, deren Folge die Repulsionskraft (die Kraft der Selbstbehauptung) sei. Im weitern Verfolg der Untersuchung wird angenommen, daß die göttliche Urkraft den Aether in Schwingung versetze, die Fernwirkung der Gravitation (identisch mit der Cohäsion) vermittele und die innere Planmäßigkeit der Lebenskraft bewirke. Aus der Wirkungsweise der Naturkräfte überhaupt, aus dem Begriff des Naturgesetzes und der Naturordnung, aus der allgemeinen Zweckmäßigkeit des Seins und Geschehens, endlich aus der Existenz und Beschaffenheit der menschlichen Seele folge, daß die Gottheit eine schöpferische, continuirlich die Welt durchdringende, geistige Urkraft sei.

Nachdem im vierten Abschnitte gezeigt worden, daß die Naturwissenschaft selbst erkenntnißtheoretisch Gott als unterscheidende und somit denkend schaffende Urkraft voraussetze, und zugleich, sofern sie aus ethischem Princip hervorgegangen, die ethische Grundkategorie der Vollkommenheit in Gott fordere, entwickelt der fünfte Abschnitt die Idee Gottes an und für sich, sodann in seinem Verhältniß zur Natur und zum menschlichen Wesen, wobei die genannten Eigenschaften Gottes zur Sprache kommen. Wir vermissen die Deduction der Trinität, dieses tiefsinnigsten christlichen Dogmas, das uns doch durch die Transcendenz begrifflich gefordert scheint. Am wenigsten beistimmen können wir dem Schlußkapitel, in welchem vom religiösen Glauben behauptet wird, er sei aus dem religiösen Gefühl und nicht aus der Betrachtung der Natur entsprungen. Dieser Gegensatz besteht in Wahrheit gar nicht. Das Gottesbewußtsein wenigstens hat sich aus der menschlichen Betrachtung der Natur entwickelt, welche Entwickelung daher freilich die Ahnung des höchsten und wahren Gottesbegriffs einschließen, aber doch von der niedrigsten Stufe desselben ihren Anfang nehmen mußte. Diese (geschichtliche) Grundlage des Gottesbegriffs ist der Begriff der Macht. Es ist gleichgültig, ob man sagt, in der Vorzeit sei die Sonne als Macht oder als Gott aufgefaßt worden. Denn beide Begriffe fallen ursprünglich zusammen. Undenkbar aber ist es, daß die Sonne, wie der Verfasser zu meinen scheint, nur als Sonne und nicht zugleich als Macht genommen sei, da sie vielmehr früher als Macht, dann als Sonne empfunden und erkannt sein mußte. Zum Schlusse wollen wir noch ausdrücklich bemerken, daß in dem Werke neben den eigenen Auseinandersetzungen des Verfassers eine Art Encyklopädie der Hauptresultate aus den Naturwissenschaften sich findet.

„Recht und Licht" von Otto Hahn (Nr. 2) sucht Gedanken über Gott, Religion, Ethik, Liebe, Philosophie und Kunst durch rhythmische Einkleidung dem gewöhnlichen Bewußtsein näher zu bringen. Ueber die Berechtigung des Lehrgedichts überhaupt läßt sich streiten; doch nimmt es geschichtlich eine nicht unbedeutende Stelle unter den übrigen Arten der Dichtung ein, und auch für unsere Zeit kann man daher einen solchen Versuch wol gelten lassen. Ein Gedicht berührt viel unmittelbarer das allgemein menschliche Interesse, als eine philosophische Abhandlung, schon weil man nicht erst durch lange Untersuchung zu den Resultaten sich durchzuarbeiten braucht. Doch sind zwei unerlaßliche Forderungen an das Lehrgedicht zu stellen. Der Inhalt muß bedeutend, neu, tiefsinnig und die Form außer dem guten Versbau möglichst krystallhell und durchsichtig sein. Wie das Bouquet auf dem Wein soll der Gedankengehalt obenaufschwimmen, sagt Schiller, der Meister der Form. Beiden Forderungen ist in dem vorliegenden Werke nur sehr zum Theil Genüge geschehen. Die Gedanken sind meist, wenn auch nicht gerade unbedeutend, doch keineswegs neu und eigenthümlich und der Ausdruck ist oft so trübe, daß man oft eher an einen Wein erinnert wird, dessen Bodensatz nach oben gestiegen ist. Auch die Verse (durchgängig Distichen) sind nicht immer den Regeln der deutschen Prosodie gemäß und wohlklingend gebaut. Doch wollen wir nicht verkennen, daß auch hin und wieder mancher interessante Gedanke und manche glücklichere Wendung sich findet.

Die Grundanschauung des Verfassers sieht einseitig die Immanenz Gottes in der Welt, was man gemeinhin Pantheismus nennt. Dieser Standpunkt tritt charakteristisch in den Versen hervor:

> Jedes Naturgesetz sei Dogma der Kirche und jedes
> Dogma sei ein Gesetz göttlichen Lebens im All.

Ebenso in den folgenden:

> Ja das Seiende ist er: das All, das unendliche Ganze:
> Wie er lebet, so kehrt er in sich selber zurück.

Die Geschichte der Philosophien wird in einer Reihe von Distichen behandelt, welche indeß nur zum Theil wirklich treffen. So z. B. ist es wenig bezeichnend, wenn es von den Neuplatonikern heißt:

> Aus der Leere des Nichts floh nun der Geist zu dem einen,
> So nur rettet er sich, wenn auch auf schwankendem Bret.

Denn schon bei den Neuplatonikern bildete sich die Lehre von der Trichotomie in Gott immer deutlicher aus.

Aehnliches ist von den Versen über Dichtkunst, Malerei und Musik zu sagen. Bei dem „Mozart und Beethoven" überschriebenen Doppelverse z. B.:

Aus der Verwirrung hast du der harrenden Erde gerufen,
Und in Trümmer zurück schlägst du die glückliche Welt —

ist in dem ersten Theil der Ausdruck zu unbestimmt und trübe und im zweiten der Gedanke nur halb wahr. Denn aus der zertrümmerten Welt baut sich bei Beethoven eine neue in idealem Glanze wieder auf.

Von den gelungenern Versen finden sich mehrere in dem Abschnitte „Das Wollen" überschrieben, unter denen wir hervorheben „Meister und Jünger":

Jeder Mensch ist dir gleich und wird das Ziel einst erreichen:
Wie du ihn achtest und liebst, bringst du ihn schneller dahin.

Und:

Nur die glühendste Sonne, sie brütet das giftigste Gift aus,
Nur aus dem tödlichsten Schmerz ringt sich das göttliche Licht.

Eine größere Folgerichtigkeit im Bilde wäre öfters zu wünschen; erst wenn es in sich selbst möglich ist, kann es den Inhalt deutlich ausprägen. Indessen mag das Buch immerhin manchen zum Nachdenken über die berührten Fragen anzuregen befähigt sein.

Der von Jürgen Bona Meyer in Berlin gehaltene, mit Anmerkungen versehene Vortrag über „Die Idee der Seelenwanderung" (Nr. 3) nimmt die beiden Formen derselben, die Idee einer Wanderung der Seele in die Regionen der Luft oder von Stern zu Stern und die Idee der Wesenswandelung der Menschenseele, indem sie in Thiere oder Pflanzen oder andere Menschen sich begebe, als gleichgeltende Arten jener Grundidee, während vielmehr beide nicht nur ganz verschiedenen Zeitaltern der Weltgeschichte ursprünglich angehören, sondern auch begrifflich auf einen Fortschritt des Menschengeistes von Stufe zu Stufe der Selbsterkenntniß hinweisen. Die Form der Wanderung der Menschenseele durch Thier- und Pflanzenleiber hat, wie aus uralten mythischen Anschauungen ersichtlich, in der Periode des aufdämmernden Menschenbewußtseins ihren Ursprung genommen, als der Mensch sich noch nicht wesentlich von den übrigen lebendigen Geschöpfen der Erde zu unterscheiden wußte und z. B. nach einer Stelle aus den Zendbüchern sprechen konnte: „Ich bitte die Geschöpfe des Lebens, damit die Geschöpfe des Lebens mich wieder bitten." Auf einer solchen Stufe des Bewußtseins hatte eine Vertauschung des Menschenleibes mit Thier- und Pflanzenleibern nichts Undenkbares. Dies tritt in der vorliegenden Rede keineswegs genugsam hervor, wenn der Verfasser die Möglichkeit eines solchen Glaubens daraus zu erklären sucht, daß alles als Aeußerung der Einen Weltseele gefaßt und in den Pflanzen und Thieren symbolische Darstellungen der menschlichen Eigenschaften, besonders der Leidenschaften gefunden worden. Das letztere, wie die Verzauberungen von Menschenseelen in unbelebte Gegenstände sind jedenfalls erst spätere Ausartungen jener Lehre. Nicht der unwiderstehliche Trieb des menschlichen Denkens zur Einheit allein macht die Sache begreiflich, sondern daß dieses Eine gerade als Weltseele aufgefaßt wurde. In späterer Zeit des Heidenthums, als der Mensch in seinem Selbstbewußtsein einen nicht auszugleichenden Unterschied gegenüber der Thierwelt erkannte, nahm die Seelenwanderung die Gestalt der Palingenesie innerhalb des Menschengeschlechts selbst an, und nur als herabsetzende oder läuternde Strafe konnte das Eingehen in Thier- oder Pflanzenleib nunmehr erscheinen; erst innerhalb der christlichen Weltanschauung konnte sich der Glaube einer Wanderung der entfesselten Seele in höhere Sphären bilden und seit dem Kopernikanischen System der Gedanke einer Wanderung derselben von Stern zu Stern. Daß die Lehre von einer Präexistenz und Fortdauer der Seele ohne Bewußtsein von ihrem frühern Zustande, wie sie sich mit jenem Glauben leicht verbunden und auch in neuerer Zeit Vertreter gefunden hat, dem Unsterblichkeitswunsch und Glauben nicht genügen könne, ist gewiß richtig als entscheidendes Argument gegen dieselbe geltend gemacht, wenn man auch noch nicht gerade mit dem Verfasser aus den Irrgängen der Vorstellungen über den Zustand der Seele nach dem Tode auf das unbekannte Meer des abstracten Jenseits zu flüchten braucht. 79

Zwei Vorträge über die Frauen.

1. Die Frauen in der Kunstgeschichte. Vortrag, gehalten im Großrathssaale zu Zürich, am 16. Januar 1862 von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1862. Gr. 8. 9 Ngr.
2. Byron und die Frauen. Vortrag, gehalten am 10. Januar 1862 in der Aula des Gymnasiums zu Stettin und am 5. März im Concertsaal des königlichen Schauspielhauses zu Berlin von Wilhelm Claus. Berlin, Enslin. 1862. Lex.-8. 7½ Ngr.

Als ein neues wirksames Beförderungsmittel allgemeiner geistiger Bildung haben wir die überaus zahlreichen, immer größere Verbreitung gewinnenden Vorträge vor einem gemischten Publikum anzusehen und in ihnen ein nicht unwichtiges Culturelement zu begrüßen. Diese Vorträge haben begonnen, zugleich einen ganz ansehnlichen Zweig des Buchhandels zu bilden, und obschon wir bezweifeln möchten, daß sie ein ebenso einträglicher als ansehnlicher Zweig desselben seien, so müssen wir doch zugeben, daß in ihnen oft die anregendsten, interessantesten und wichtigsten Materien behandelt werden und zwar in concinnerer Form und geschmackvollerer Sprache, als dies meist in deutschen wissenschaftlichen Büchern von größerm Umfang der Fall zu sein pflegt. Zu diesen lehrreichen und zugleich anmuthigen Vorträgen gehören auch die oben verzeichneten, deren erster, der von W. Lübke, Professor der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum, hier in unverstümmelter ursprünglicher Gestalt erscheint; denn wie der Verfasser in einer Vorbemerkung anführt, mußten zum Zweck des öffentlichen Vortrags, um das richtige Zeitmaß nicht zu überschreiten, mehrere kleinere Partien, ja ganze Abschnitte unterdrückt werden. Wir können der Schweiz nur Glück dazu wünschen, daß sie am eidgenössischen Polytechnikum einen Lehrstuhl auch für die Kunstgeschichte unterhält und dafür einen so feinen und geschmackvollen Bearbeiter wie Lübke gewonnen hat. Sein Vortrag über die Frauen in der Kunstgeschichte beweist unter anderm, wie viel nicht blos ästhetisch, sondern auch culturgeschichtlich wichtiges Material die Kunstgeschichte in sich schließt und mit wie großem Unrecht dieselbe an so vielen höhern deutschen Lehranstalten zurückgesetzt oder gänzlich von ihnen ausgeschlossen wird.

Der Verfasser beginnt seine Schrift mit den Worten: „[illegible]

einiger Zeit erschien ein Büchlein, welches unter dem Titel «Die Frauen in der Kunstgeschichte» die Betheiligung des weiblichen Geschlechts an der Entwickelung der bildenden Künste zu schildern unternahm. Der Verfasser war sichtlich bemüht gewesen, ein recht glänzendes Gemälde zu entwerfen; es hatte ihm dazu weder an Begeisterung noch an kunsthistorischen Kenntnissen gefehlt. Ein glücklicher Griff! wird mancher sagen; ein reizender Stoff! das schöne Geschlecht selbstthätig im Reiche des Schönen: welch anziehendes Bild muß sich da ergeben! Doch entsprach der Erfolg solchen Erwartungen nicht. So poetisch der Gegenstand auf den ersten Blick erscheinen mag, so wenig ergiebig ist er für die nähere Betrachtung. Zwar kann man so ziemlich ein ganzes Tausend von Künstlerinnen im Verlauf der Kunstgeschchite nachweisen; aber mit Ausnahme einiger weniger, deren Lebensgeschichte noch dazu interessanter ist als ihre Werke, läßt sich über die Arbeiten dieser kunstgeweihten Damen nicht gar viel sagen."

Lübke geht nun die verschiedenen Zweige der bildenden Künste von diesem Standpunkt durch. Unter der Schar der Architekten, versichert er, werden wir keine weibliche Gestalt finden; auch mit der großen Sculptur hätten die Frauen wenig zu schaffen; der Verfasser weiß nur die einzige Sabina zu nennen, die ihrem Vater, Erwin von Steinbach, bei der plastischen Ausschmückung des strasburger Münsters zur Hand ging. In den kleinern plastischen Künsten, namentlich in den nachbildenden, seien dagegen manche Frauen mit Auszeichnung thätig gewesen; es gebe namhafte Stempel- und Steinschneiderinnen, oder solche, die in Wachs bossirt und ähnliche Kleinkünste mit Ruhm betrieben hätten. Nicht minder hätten manche Frauen, z. B. die treffliche Claudine Bouzonnet Stella, im Fache der Kupferstecherei Ausgezeichnetes geleistet, und mit Recht bedauert der Verfasser, „daß kunstliebende Frauen heutzutage so selten diese gediegenste aller Nadelarbeiten pflegen, für welche sie vermöge der natürlichen Anlage des weiblichen Geschlechts zu liebevoller Nachbildung vorzüglich befähigt erscheinen".

Der Verfasser bemerkt sodann: „Aber das Hauptfeld für weibliche Thätigkeit in den Künsten ist und bleibt doch die Malerei. Hier haben wir weitaus die Mehrzahl jener Künstlerinnen zu suchen. Freilich auch hier nicht in den Hauptgattungen, nicht in der großen historischen Composition; nicht in umfangreichen Oelbildern oder gar Fresken. Die Natur der Sache weist den Frauen die kleinern Zweige der Malerei zu, beschränkt sie auf ein Stoffgebiet, in welchem es sich nicht um Darlegung eines gedankenvollen Inhalts, sondern um natürliche Schilderung des Gegenständlichen handelt. Das Bildniß, die Landschaft, das Thierstück, Blumenstück und Stilleben sind die Kreise, in denen sich weibliches Talent am glücklichsten bewegt hat. Doch werden wir uns auch da nach Leistungen ersten Ranges nicht immer mit Erfolg umschauen. Im Porträt fehlt jene große Auffassung, die den einzelnen Menschen gleichsam im Reflex seiner Zeit, im Lichte der Idee zu zeigen vermöchte; das Sinnige, Zarte, Anmuthige überwiegt und leitet deshalb auch auf die verwandte Technik der Pastell- und Miniaturmalerei hin."

In der Landschaft herrsche bei den Frauen ebenfalls das Milde, Weiche, nicht ohne Hinneigung zum Sentimentalen; auch im Thierstück kämen nur ausnahmsweise Meisterwerke vor, z. B. in unsern Tagen die der Rosa Bonheur. Das einzige Kunstgebiet, in welchem Frauen ganz ebenbürtig mit dem Manne gewetteifert hätten, sei das Blumenstück. Eine neue Richtung in der Kunst hätten die Frauen niemals begründet, und wenn sie ihr eigentliches Gebiet überschritten, verfielen sie beim künstlerischen Schaffen leicht in Extreme. Der Verfasser erinnert hierbei an eine Judith in der Uffiziengalerie zu Florenz, von Artemisia Gentileschi, „ein Werk, das man eher einem Henkersknecht als einer Dame zuschreiben sollte, mit einer solchen Lust am Entsetzlichen sei der Gegenstand (die Ermordung des Holofernes) aufgefaßt". Daß die Frauen auf dem Gebiet der Historienmalerei so gut wie nichts, entweder nur schwächlich Sentimentales oder Ungeheuerliches geleistet haben, entspringt auch wol aus dem Mangel an eigentlichem Geschichtssinn, der den Frauen eigen zu sein scheint. Große Massen wissen die Frauen überhaupt nicht zu beherrschen; daher ist ihnen, wenn sie sich auf das Gebiet der Tonkunst verstiegen, höchstens ein sentimentales Liedchen oder ein leichtes Klavierstück gelungen, aber keine Oper, keine Symphonie, kein Oratorium. Der Verfasser ist der Meinung, daß die selbstthätige Theilnahme der Frauen an der Kunst genau in dem Maße zuzunehmen scheine, als die Bedeutung der Kunst selbst abnehme. Zu den Zeiten Leonardo's, Michelangelo's, Rafael's und Tizian's finde man nur untergeordnete Künstlerinnen, dagegen in einer Zeit, die zu den schwächsten Epochen der Kunstgeschichte zähle, hätten eine Angelika Kauffmann, eine Elisabeth Lebrun zu den Besten ihrer Zeit gehört. Dieselbe Erscheinung findet wol auch auf dem Gebiete der poetischen Literatur statt, und wenn diejenigen recht haben sollten, welche behaupten, daß unsere poetische Literatur im Verfall begriffen sei, so ließe sich schon daraus allein die stets wachsende Zunahme unserer Schriftstellerinnen und Dichterinnen erklären. In der Periode unserer großen classischen Autoren gab es bekanntlich nur wenige und sehr untergeordnete Schriftstellerinnen. Als eine Wahrheit, die uns in allen Epochen der Kunstgeschichte bestätigt werde, bezeichnet es der Verfasser, „daß die große Mehrzahl der Künstlerinnen durch persönlichen Einfluß, sei es durch das Beispiel des Vaters oder Bruders, sei es durch die Anleitung des Geliebten oder Gatten zur Kunst geführt worden sind". Bekanntlich suchen unsere Erzählerinnen das Verhältniß umgekehrt so darzustellen, daß Künstler und Dichter immer durch den Einfluß einer Geliebten zur Kunst und Poesie geführt werden.

Nicht minder gewiß als alles dies sei es, bemerkt der Verfasser weiter, „daß die ganze Kunstgeschichte in ein ödes Nichts zusammenbräche, wenn man die Frauen aus ihr entfernte". Er meint nämlich hiermit nicht die Frauen, „welche gemalt haben, sondern die, welche sich haben malen lassen". Diese scheinen ihm die wahren „Frauen in der Kunstgeschichte", und in dem übrigen bei weitem größern Theile seiner Schrift beschäftigt er sich nun mit den Andeutungen zu einer Geschichte des weiblichen Ideals, „wie es sich in den verschiedensten Zeiten und Völkern, in den einzelnen Meistern gespiegelt hat". Was der Verfasser in diesem Theile seiner Schrift über die Madonnen der frühesten italienischen und niederrheinischen Meister, ferner über die Madonnen Leonardo da Vinci's, Rafael's, Francesco Francia's, Correggio's, der Venetianer, der Brüder van Eyck, Holbein's, Dürer's, Rubens', van Dyck's, Murillo's u. s. w. sagt, ist ebenso fein, sinnig und präcis, als es uns im allgemeinen treffend zu sein scheint. Von den Madonnen der deutschen Meister sagt er: „Was nun, bei all jener Befangenheit nordischer Bilder, dennoch das Gemüth des Beschauers umstrickt und ihm diese Madonnen so nahe bringt, das ist die Unschuld und Reinheit des Sinnes, die demüthige Hingebung, die tiefe Innerlichkeit des Gefühls, die wie ein Sonnenstrahl die Züge verklärt und ihnen die Anmuth der Seele leiht, vor der wir den Mangel an Schönheit der Form vergessen. Hier kommt so recht die Wahrhaftigkeit, die kernige Gediegenheit des deutschen Wesens zu seinem Rechte." Unter ihnen hat jedoch einer, Holbein in seiner berühmten Madonna, „deutsche Tiefe, treue Innigkeit des Empfindens mit der Formschönheit und dem freien Adel des Südens" zu verschmelzen gewußt. Bei Dürer tritt in traulichster Weise zumeist das Idyllische, der deutsche häusliche und kindliche Sinn, vor allem das rein Menschliche in den Vordergrund; da sehen wir z. B. Mutter Maria, wie sie mit dem Fuße die Wiege in Bewegung setzt, in welcher ihr Kindlein liegt, während ihre Hände fleißig mit der Spindel beschäftigt sind; Nährvater Joseph bearbeitet mit dem großen Zimmermannsbeil einen Balken; eine Schar ganz kleiner, nur mit Flügeln und einem kurzen Jäckchen bekleideter Engelsknaben, reizende Schelme, von denen der eine noch dazu den Strohhut Joseph's erwischt und sich aufs Kinderhaupt gestülpt hat, sind emsig beschäftigt, die zu Boden fallenden Späne mit dem Rechen zusammenzuharken und in einen Korb zu schleppen u. s. w.

Dergleichen bringt denn doch wieder kein Italiener oder Spanier fertig. Tiefer gehen wir auf diesen Theil der Lübke'schen Schrift nicht ein und schließen unsern Bericht mit der Bemerkung, daß keiner, der sich für Kunst und Kunstgeschichte interessirt, diese kleine aber an geistvollen Andeutungen reiche Schrift ungelesen lassen sollte.

Es ist eine bekannte Annahme, daß hervorragende Männer und namentlich Künstler und Dichter, ihre intellectuellen und moralischen Anlagen hauptsächlich dem Einflusse ihrer Mütter verdanken, während hervorragende Frauen sich meist nach ihren Vätern gebildet hätten. Man setzt bei dieser, ohnehin in vielen Fällen wesentlich zu beschränkenden Behauptung in der Regel einen wohlthätigen Einfluß voraus, besonders bei den Müttern. Es wäre aber nicht ohne Nutzen, einmal die Fälle zusammenzustellen, wo die Mütter auf ihre Söhne nachweisbar einen nicht wohlthätigen Einfluß gehabt haben, wie dies z. B. von Arthur Schopenhauer's Mutter bekannt ist, die infolge davon mit ihrem Sohne fortdauernd im bittersten Hader und gehässigster Spannung lebte. Noch entsetzlicher scheint das Verhältniß der Mutter Byron's zu diesem ihrem Sohne gewesen zu sein, welches W. Claus in seiner Schrift „Byron und die Frauen" behandelt. Der Verfasser erzählt z. B.: „Bei ihr folgte immer in plötzlichem Uebergange dem glühenden Sommer ein eisiger Winter, und so wurden die zarten Keime des kindlichen Herzens theils versengt und theils durch Frost getödtet. In diesem Augenblicke erdrückte sie ihren Sohn unter den ausgelassensten Liebkosungen, und ohne merkliche Veranlassung stieß sie ihn im nächsten von sich, tobte wie eine Wahnsinnige umher, zerriß ihre Haube, Tücher, Kleider, Schürze, und was ihr dann in die Hände fiel, warf sie ohne Bedenken in äußerster Wuth hinter ihm her. Dergleichen Auftritte wiederholten sich unaufhörlich und stürzten den sich entsetzenden Knaben aus dem Himmel überschwenglicher Liebe in einen wahren Abgrund von Hölle, jener Hölle, vor deren Tiefen ihm noch in den spätesten Mannesjahren schauderte, wie einst damals als Kind." Und so hatte Byron schon als kleines Kind „die Furcht vor seiner Mutter so weit überwunden, daß, wenn diese, die sehr beleibt und daher ungemein unbehülflich im Gehen war, in einem ihrer Wuthanfälle ihn fassen wollte, er hohnlachend vor ihr im Zimmer herlief, voll Schadenfreude ihre drohenden Geberden nachäffend".

Sie ging sogar so weit, ihn wegen seines verwachsenen Fußes ein „lahmes Balg" („a lame brat") zu nennen und wiederholt über sein Gebrechen zu spotten, an dem sie, was Byron sehr wohl wußte, doch zumeist selbst schuld war. Später sahen sie sich nur während der Ferien des jungen Byron, aber das ganze Verhältniß hatte sich nur dahin geändert, daß dieser allmählich gelernt hatte, den Wuthausbrüchen der Mutter die größte Kaltblütigkeit entgegenzusetzen oder ihr grollend aus dem Wege zu gehen. Zuweilen mußte der junge Mann in die Nachbarschaft flüchten, wenn sie nach einem Schüreisen oder einer Ofenzange griff, um sie ihm an den Kopf zu schleudern. Nach einem dieser fürchterlichen Auftritte geschah es, daß jeder von ihnen zu dem Apotheker des Orts ging, um nachzufragen, ob der andere etwa dort gewesen sei, Gift zu kaufen, zugleich vor dem Verkaufe desselben dringlichst warnend. Bekanntlich starb Byron's Mutter mitten in einem solchen Anfall von Wuth, in welche sie das Lesen einer ihr zu übermäßig scheinenden Rechnung ihres Tapezierers versetzt hatte. Der Verfasser verbreitet sich weiter über Byron's Verhältniß zu Mary Chaworth und über das zu Miß Milbanke, seiner spätern Gattin, mit der er jedoch nur ein Jahr lang in unglücklicher Ehe lebte. Geschieden wurden sie nicht, seine Gattin kehrte nur nicht wieder zu ihm zurück, sie hielt ihn für gemüthskrank, wozu ihr Byron durch seine Excentricitäten wol dann und wann Anlaß gegeben haben mag. Sein eheliches Verhältniß hat Byron im ersten Gesange seines „Don Juan" enthüllt. Die Frucht dieser Ehe, erzählt dann noch der Verfasser, „war eine Tochter, Ada, die später vielgenannte Gräfin Lovelace; auch sie trennte sich von ihrem Gemahl; ihr Sohn, der Erbe eines stolzen Namens und großen Vermögens, entwürdigt sich im Umgange mit dem verworfenen Gesindel der untersten Volksklassen".

Eine unglückliche Familie! wird man zugeben; denn wie man weiß, war auch Byron's Vater ein wüster Mensch, der alles durchbrachte und sich um die Familie nicht kümmerte. In Byron selbst lebte unstreitig etwas Freies, Edles und Hohes, wie hätte er auch sonst Dichter sein können? Aber dieses Edle und Hohe war getrübt durch verbitternde Jugenderinnerungen, durch Menschenverachtung und durch jene moderne Selbstsucht, die nur unter der Bedingung, selbst dabei eine glänzende und aufsehenmachende Rolle spielen zu können, an allgemeinen Interessen theilnimmt. So hat es denn doch Byron mit seinen poetischen Erzeugnissen nicht gelingen wollen, die Menschheit oder auch nur seine Familie vom alten Erbfluch zu erlösen. Bemerkt zu werden verdient, daß Byron in einem Briefe, den der Verfasser vorliegender Schrift in einer seiner meist interessanten Anmerkungen anführt, versichert, daß niemand dem Christenthum mehr zugethan sein könne als er, und daß er Frömmigkeit bei Frauen liebe. Aber es war ihm nicht vergönnt, viel Frauen von wahrhafter, nicht blos äußerlicher Frömmigkeit kennen zu lernen.

H. M.

Ein Roman aus der Kaufmannswelt.

Das Handelshaus Wilford oder die Falschen und die Echten. Roman von Adolf Schirmer. Vier Theile. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 4 Thlr.

Es ist die unangenehmste Aufgabe der Kritik, daß sie auch schlechte Bücher lesen und besprechen muß. Sie kann sich dieser Aufgabe nicht entziehen, auch wenn sie mit Bestimmtheit im voraus weiß, daß sie nichts Gutes zu erwarten hat. Sie darf es auch nicht, denn die schlechten Bücher schaden meistens weit mehr als die guten nutzen, und die Kritik soll diesen Schaden möglichst abzuwenden, der weitern Verbreitung solcher Bücher Einhalt zu thun suchen. Leider finden die Romane, welche nur den Zweck verfolgen, durch wilde Abenteuer, obscöne Scenen und dann und wann durch eine scheinbare Tugend oder Hochherzigkeit die Phantasie der Leser aufzuregen, sie in Spannung zu erhalten und zuweilen eine sentimentale Empfindung zu erwecken, noch immer viele Leser, welche es offen bekennen, daß ein gutes Buch sie langweile, daß sie durch die Lectüre nur unterhalten und angenehm aufgeregt sein wollen. Sie suchen für ihre bereits krankhaft erregte Phantasie ein Narkotikum, und am liebsten ist es ihnen, wenn ihnen in dem ganzen Roman nicht eine Zeile aufstößt, welche ihnen zum Nachdenken Veranlassung gebe. Denken ist eine Arbeit für sie. Die Zahl solcher Leser ist größer, als viele glauben. Die schlechtesten Romane werden in den Leihbibliotheken oft am meisten begehrt und manche berechnen danach ihren Werth.

Zu den entschieden schlechten Romanen muß auch der Adolf Schirmer's: „Das Handelshaus Wilford oder die Falschen und die Echten", gerechnet werden. Es ist unbegreiflich, wie ein Autor noch mit solchem Machwerk — es gibt keinen andern Ausdruck dafür — an die Oeffentlichkeit zu treten wagt. Einstimmig sollte die Kritik sich dagegen erheben. Hier nutzt es nichts, ihn mit stillschweigender Verachtung beiseite zu legen, die Maske muß ihm abgerissen und das wirkliche Bild in seiner ganzen [illegible] trivialen Nacktheit dargestellt werden, ehe ein unbefangener Leser dazu greift. Wir wollen den Hauptfaden der Erzählung kurz mittheilen.

Ein moderner Gauner und falscher Spieler, nebenbei gemeiner Spitzbube, hat in Berlin einen Mord begangen und flüchtet auf der Eisenbahn nach Hamburg. Im Coupé zweiter Klasse, in dem er allein mit einem andern Herrn sitzt, kleidet er sich, während jener schläft, um, schneidet sich Bart und Haar ab, frisirt sich mit Geschicklichkeit und nimmt dem schlafenden Gesellschafter, der plötzlich stirbt, einen Paß, einen Gepäckschein zu dessen Sachen, eine goldene Uhr und seine Börse ab.

nächsten Station steigt er in ein anderes Coupé und kommt ungefährdet nach Hamburg, obgleich der plötzlich Gestorbene im Coupé aufgefunden ist und er selbst durch den Telegraphen verfolgt wird. In Hamburg steigt er in einem der ersten Hotels ab als Baron Schlender, wie der dem Todten geraubte Paß lautet. In dem Koffer des Gestorbenen, der sich mit Schriftstellerei befaßt und in Spanien gelebt hat, findet er kein Geld, sondern nur Papiere. Eins davon ist von großem Werth für ihn, er hofft eine Million damit zu gewinnen oder richtiger zu erpressen. Er braucht indeß Geld und wendet sich an einen frühern Genossen, um von ihm eine gute Gelegenheit zu erfahren. Er erfährt sie. Bei einem jungen Commis, der 400 Thaler im Hause hat, will er schon am zweiten Abend einbrechen. Mit allem Spitzbubenhandwerk gehörig ausgerüstet begibt er sich spät am Abend nach dem bezeichneten Orte, hält unterwegs einen armen Kunstreiter, der sich aus Noth das Leben nehmen will, davon ab und führt dann den Einbruch aus. Der Commis überrascht ihn. Beide balgen sich an der Erde umher, bis sie sich im Mondschein als Brüder erkennen — ein edles Paar. Der Commis nennt sich Lorck, versöhnt sich sofort mit dem Bruder, schenkt ihm die 400 Thaler und bittet nur um seine Hülfe bei einem Schurkenstreiche, welche der falsche Baron Schlender, der am folgenden Morgen 200 Thaler dem armen Kunstreiter schenkt, natürlich mit Vergnügen zusagt.

Lorck ist Commis in dem Handelshaus Wilford und speculirt auf die Tochter seines Principals, eines Millionärs, die indeß einen andern Commis ihres Vaters sehr begünstigt. Diesen Nebenbuhler, der zugleich der Liebling seines Principals ist und ein Ausbund von Tugendhaftigkeit, will Lorck verdächtigen, zum Betrüger stempeln. Sein Bruder muß für ihn einige Wechsel fälschen, einen Wechsel stehlen, und das alles wird dann von beiden in des armen Commis Pult gelegt, wo es natürlich am andern Morgen gefunden wird. Der unschuldige Commis wird durch die Polizei abgeholt.

Ehe es indeß so weit kommt, hat der falsche Baron einen frühern Genossen, einen Gauner belauscht, einen Schatz auskundschaftet und hebt denselben. Freilich ist derselbe nicht bedeutend, er enthält nur drei und eine halbe Million Thaler in Schatzkammerscheinen, daneben indeß noch einen Brief, der genau ebenso viel werth ist. Das Geld hat nämlich ursprünglich dem Grafen von Valdremont gehört, der sieben Millionen besessen. Der Graf ist unter der Guillotine in Paris gefallen, und sein Secretär, statt für seine Kinder zu sorgen, hat sich mit einem Hamburger Kaufmann Falk in die sieben Millionen getheilt. Später hat ihm das Gewissen geschlagen. Er hat das Geld vergraben und in einem beigefügten Briefe den ehrlichen Finder gebeten, das Geld doch den Valdremont'schen Erben wieder zuzustellen. Bei dem Schatze liegt auch ein Brief Falk's, der ihn bloßstellt. Der alte Falk lebt noch. Der falsche Baron geht zu ihm und läßt sich auch von ihm 3½ Millon Thaler auszahlen. Er ist im Besitz von sieben Millionen und er, der Gauner, der gemeine Spitzbube, der falsche Spieler, der Schurke, der lachelnd seinem Bruder hilft einen achtbaren jungen Mann als Dieb und Betrüger zu stempeln, er fühlt mit einem male hochherzig, er schickt das Geld — nur 70000 Thaler hat er gleichsam als nothwendiges Taschengeld für sich davongenommen — einem schönen jungen Mädchen, welches er als Erbin Valdremont's erkannt hat. Und nicht etwa in egoistischer Absicht, indem er selbst auf dieses Mädchen speculirt, sondern aus reinem Edelmuth, indem er die Bedingung stellt, daß die reiche Erbin nun einen jungen Mann, den sie liebt, den er selbst nur flüchtig kennt, einen Enkel des alten Falk heirathe.

Nun denkt er daran, das Papier, welches er in dem Koffer des auf der Eisenbahn Gestorbenen gefunden hat, zu verwerthen. Es ist ein Trauschein eines gewissen Henri Wilford aus Spanien. Henri Wilford, der Besitzer des reichen Handelshauses in Hamburg, hat sich in Spanien verheirathet, seine Frau verlassen und in Amerika zum zweiten male geheirathet. Wilford ist von Amerika nach Hamburg gekommen. Durch den Beweis der Bigamie hofft der falsche Baron dem Millionär eine Million abzupressen. Es gelingt nicht ganz. Wilford geht in ein Nebenzimmer und vergiftet sich. Einen Brief hinterläßt er, worin er mittheilt, daß er nicht Wilford sei, sondern dessen früherer Diener. Wilford sei bei einem Sklavenaufruhr in Amerika ums Leben gekommen, da habe er dessen Vermögen und einjährige Tochter gerettet und beide als sein Eigenthum angesehen; zugleich bekennt er noch, daß der junge Commis Haffner, der durch Lorck's Schurkerei im Gefängniß sitzt, unschuldig sei. Er selbst nimmt dessen Schuld auf sich und schreibt, daß er den entwendeten und gefälschten Wechsel selbst in dessen Pult gelegt habe. Haffner wird nun freigegeben, und es stellt sich heraus, daß der angebliche Wilford sein Vater ist, ein früherer Verbrecher, der sich nach Amerika geflüchtet. Lorck entfernt sich von Hamburg und schweigt natürlich über seinen Bubenstreich.

Nun löst sich alles in Wohlgefallen auf; es finden fast ein halbes Dutzend Vermählungen statt, wobei auch der hochherzige falsche Baron nicht zu kurz kommt.

Und die Moral dieses Romans? Man kann ein Schurke und gemeiner Spitzbube, ein Betrüger und Mörder sein, das schadet nichts; später spielt man den Hochherzigen mit fremdem Geld und alles ist gut und gesühnt!

Wir wissen nicht, wie wir es nennen sollen, wenn das Laster, die größte Schurkerei gewissermaßen mit einem Mantel des Edelmuths und der Tugend verhüllt wird! In diesem Romane bewegt man sich fast fortwährend zwischen Gaunern, Spitzbuben und Mördern: eine anziehende Gesellschaft! Von Charakterzeichnung hat der Verfasser keine Idee; seine Personen sind fast ohne Ausnahme willkürlich hingeworfene, sich selbst widersprechende, gehaltlose Gestalten. Die Erzählungsweise sucht hinter dem trivialen Stoffe durchaus nicht zurückzubleiben. „Verdammt!" „Zum Teufel!" u. s. w. sind stereotype Lieblingsausdrücke des Verfassers. Er schildert uns einige reiche hamburger Kaufleute, Millionäre, sie sind indeß fast alle Gauner und Spitzbuben und schimpfen und fluchen trotz dem ärgsten Fuhrknechte. Eine Blumenlese solcher Stellen würde fast nichts als Schimpfworte und Flüche ergeben. Ein reicher Kaufmann Namens Seeberg z. B., der seinem achtzehnjährigen Sohne ein schönes Reitpferd hält, einen echten Araber, ist erbittert, daß derselbe für sein Taschengeld sich einige Sachen zum Malen gekauft hat. Er unterhält sich darüber mit einem Freunde, Tipps. Seeberg sitzt halb schlafend im Sessel: „«Tipps!» rief er mit ziemlich polternder Stimme. «Herr Seeberg?» entgegnete unmittelbar darauf der Angeredete ganz phlegmatisch, indem er die Augen öffnete, so regungslos wie vorhin sitzen blieb und die Daumen wieder umeinander laufen ließ. «Verdammte alte Schlafmütze», brummte Seeberg im reinsten Plattdeutsch, «will man ein Wort mit Ihnen reden, muß man Sie erst anschreien!.... Ich saß den Morgen schon um 4 Uhr im Comptoir.» — «Hat Ihr Comptoirstuhl auch so viel Sprünge gemacht wie der langbeinige Braune?» fragte Tipps gelassen, ohne eine Miene zu verziehen. «Dummer Schnack», entgegnete Seeberg vor sich hinbrummend. Dann fuhr er fort: «Der Junge kommt richtig nicht zum Abendbrot!» — «Er wird sich wol mit was Besserm tractiren», versetzte Tipps gleichmüthig, indem er die Daumen rascher spielen ließ. «Er hat ja ein ganz schönes Taschengeld». — «Donnerwetter! Zum Verfressen gab ich's ihm nicht!» — «Nun es wäre doch immer besser, als wenn er es zu etwas Schlimmern benutzte. In Hamburg kann man sein Geld auf vielerlei Art loswerden.» — «Was, der Junge wird doch nicht? Tipps, Sie haben doch nicht etwa an ihm bemerkt, daß er liederlich wird?» — «Warum nicht gar! Ich meine nur, es könnte ja — Ferdinand ist ein lebhafter junger Mensch, ich denke doch gewiß gut von ihm, aber, mein Gott, man weiß ja». — «Sie, Tipps, ich sage Ihnen, der Junge ist unverdorben!» — «Ja, das pflegt man gerade so lange zu bleiben, bis das Gegentheil eintritt. Heute ist kein Posttag, soviel ich weiß». — «Sie, Tipps, das könnte so viel heißen als der Junge könnte längst hier sein. Was treibt er sich

herum?» — «Nun, ich glaube nichts Leichtsinniges von ihm. Höchstens werden sich wol so gewisse Leute an ihn hängen, die gern möchten, daß er ein Künstler würde und nebenbei ein junger Herr, der sich nicht lumpen lasse». — «So? Glauben Sie das? Donnerwetter, davor kann ich einen Pflock stecken, der Junge kriegt kein Taschengeld mehr!»"

Tipps erzählt nun, daß er auf Ferdinand's Zimmer eine schöne Mappe, neue Farbenstifte, einen Kasten mit Oelfarben und dergleichen gefunden. „«Höllenelement!» fuhr Seeberg zornig auf, «hat er wieder für solche Dummheiten sein Geld ausgegeben?! Hat er nicht gesagt, daß er sich Pöhl's Handelsrecht anschaffen wolle?» — «Von dergleichen Büchern fand ich nichts!» — «Wissen Sie was, Tipps, Sie haben wol recht im Zimmer meines Sohnes herumgeschnüffelt?» sagte der alte Herr nach einer kleinen Pause plötzlich, indem er scharf zu dem Junggesellen hinüberblickte. Dieser verzog keine Miene. — «Mein Gott, ich suchte ja eine Feder!» — «Hinter dem Ofen?» — «Wenn man einmal ins Suchen hineinkommt, da geht es schon so», entgegnete Tipps kaltblütig. «Und dann geschah es ja in Ihrem Interesse und weil ich Ferdinand lieb habe, und da ich nicht möchte, daß er —». — «Das ist im Grunde alles ganz gleich», unterbrach ihn Seeberg barsch, „der verdammte Junge hat sich wieder solchen Krimskrams gekauft, womit er sich immer mehr den Kopf verdreht! Glaubt er, ich lasse ihn endlich doch so einen Hungerleider werden, wie so viele da herumlaufen? Er denkt, sein Vater hat Geld, und da könne er treiben, was nichts einbringt! Himmelelement, das wollen wir ihm schon herausbringen!»"

Dann klingelt er und ruft dem eintretenden Hausknecht zu: „Donnerwetter, abdecken, sag' ich"; geht dann auf Ferdinand's Zimmer, zerstampft Farbenkasten und Stifte, zerreißt Zeichnungen und Gemälde. Dann kehrt er zurück und ruft den Hausknecht. „«Ihr könnt zu Bett gehen!» brummte Seeberg. — «Der junge Herr ist noch nicht zu Hause, da muß ich doch wol —». — «Verdammter Seehund, zu Bett gehen, hab' ich gesagt!» brüllte Seeberg."

In dieser rohen, gemeinen, schimpfenden Weise geht es noch eine ziemliche Zeit lang fort. Aehnliche Scenen kommen öfter. Sie werden zum Ekel beim Lesen. Da haben Leibrock's und Spieß' Ritter- und Räuberromane noch unendlich viel vor diesem Gaunerroman voraus, in dem sich die Unwahrscheinlichkeiten häufen, in dem alles recht und willkommen ist, wenn es nur recht abenteuerlich klingt, in dem Ungereimtheiten vorkommen, wie sie kaum ärger irgendwo zu finden sind. Der Verfasser macht sich aus nichts Sorgen. Er weiß nicht was ästhetisch und auch nicht was ekelerregend ist, er hat vier Theile mit solchen Sachen gefüllt, und damit scheint er seinen Zweck erreicht zu haben; es noch schlechter zu machen, gehört fast zu den Unmöglichkeiten. 72.

Militärische Skizzen.

Aus dem deutschen Soldatenleben. Militärische Skizzen zur deutschen Sittengeschichte von Rudolf Graf von Kanitz. Berlin, Hertz. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Reihe von freien Vorträgen, welche der Verfasser in der Militärischen Gesellschaft zu Potsdam gehalten hat, ist später, in eine zusammenhängende Gruppirung gebracht, der Oeffentlichkeit übergeben worden. Er hat sich dabei die Aufgabe gestellt, den im großen und allgemeinen wol unbestreitbaren Einfluß kriegerischer Ereignisse, Zustände und Persönlichkeiten auf den sittlichen Entwickelungsgang des deutschen Volks in einer Anzahl abgerundeter historischer Bilder aus dem mannichfach bewegten deutschen Kriegerleben nachzuweisen. Diesen allgemeinen Standpunkt verläßt er jedoch schon im dritten der sechs Aufsätze, indem er sich auf den speciell preußischen stellt; er spricht sich darüber im Vorwort aus, wir finden den Grund wol vorherrschend in der Entstehung der Vorträge. Insofern paßt aber der Titel nur theilweise, denn vom deutschen Soldatenleben wäre auch aus der Zeit, welche hier weiter betrachtet wird, vieles zu schildern gewesen, worauf das preußische Heerwesen noch keinen Einfluß geübt. Ein solcher findet sich überhaupt erst seit Friedrich dem Großen, dessen Periode nicht mehr in dem Werke behandelt ist. Nimmt man jedoch die gegebenen Aufsätze abgeschlossen, ohne den allgemeinen Gesichtspunkt streng festzuhalten, auf, so wird man in ihnen eine ebenso interessante als inhaltreiche Darstellung finden.

„Das deutsche Fußvolk zur Zeit der Reformation in seiner Entwickelung aus dem sich auflösenden Ritterthum" ist der erste Aufsatz genannt. Wir möchten nur diese Entwickelung nicht gerade anerkennen, da sich das Fußvolk aus den wehrhaften Elementen des Bürger- und Bauernstandes gebildet hat und der Adel sich zwar an der neuen Schöpfung des römischen Königs Max (Kaiser ist wol ein Druckfehler, wenn von 1487 die Rede ist) betheiligte, aber doch nicht deren Fundament abgab, sondern im 16. Jahrhundert nach wie vor die Reiterei bildete. Die Schilderung der „frommen Landsknechte", ihrer eigenthümlichen Organisation, in der wir die Grundlage der spätern Heereseinrichtungen erkennen, ihre Marsch- und Schlachtordnung ist nach bewährten Quellen gearbeitet und sehr anschaulich. Auch Proben der so fruchtbaren Landsknechtsmuse werden mitgetheilt, vielleicht würden noch ein paar Schlachtlieder, z. B. das von der Schlacht von Pavia, interessirt haben. Georg von Frundsberg's Lebensabriß hätten wir noch etwas ausführlicher gewünscht; gerade in den frühern Fehden, an denen er theilgenommen, findet sich viel Material für deutsche Sittengeschichte in kriegerischer Beziehung.

Der zweite Aufsatz schildert „Karl's V. Expeditionen gegen die Raubstaaten Tunis und Algier in den Jahren 1535 und 1541". Besonders interessant wird den Lesern der Bericht eines Augenzeugen sein, welcher im Originalmanuscript auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar gefunden worden ist, nämlich die Reise (hier Kriegsfahrt) Hans Christoph's von Bernstein, welcher den Zug nach Algier 1541 unter dem Regiment Georg's von Regenspurg mitgemacht hat. Der Verfasser der Skizzen theilt ihn als Nachtrag wörtlich mit.

Der folgende Aufsatz: „Zur Charakteristik des Soldatenwesens im 17. Jahrhundert", stellt in zwei Abschnitten den Verfall des Soldatenwesens während des Dreißigjährigen Kriegs und die Erhebung des Soldatenwesens unter Friedrich Wilhelm dem Großen dar. In dem ersten gibt der Verfasser zunächst eine Skizze der Hauptbegebenheiten jenes für Deutschland verhängnißvollen Kriegs, wobei er einige der wichtigsten Schlachten in ihren Hauptmomenten schildert, besonders die von Lützen. Dann geht er zu dem eigenthümlichen Gegenstande über, zu der Beleuchtung der kriegerischen Verhältnisse dieser Periode vom Standpunkte der Sittengeschichte. Was er darüber sagt, ist vortrefflich, wie wir den ganzen Aufsatz überhaupt für denjenigen halten, der dem ausgesprochenen Gedanken der Zusammenstellung dieser Skizzen am besten entspricht. Der Verfasser hat überall Quellen dazu benutzt, ohne sich mit deren Ergebniß aus zweiter Hand, wir meinen durch neuere Bearbeiter gereicht, zu begnügen. Es ist überhaupt jedem, der sich mit historischen, namentlich kriegshistorischen Arbeiten beschäftigt, nicht genug anzurathen, stets mit eigener Forschung auf die Quellen zurückzugehen, denn es ist kaum glaublich, mit welchem Leichtsinn, bequemer Zurechtlegung für eigene Doctrin oder gar absichtlicher Fälschung dieselben oft benutzt werden. Einige Proben aus dem „Simplicissimus" illustriren zweckmäßig die allgemeine Schilderung, welche der Verfasser gibt. Warum nennt er aber den Autor nicht mit seinem wahren Namen: Hans Christoph von Grimmelshausen, statt Greifensohn? Mit diesem an Material reichen Abschnitt verläßt der Verfasser, wie er auch selbst im Vorwort gesagt, den Standpunkt, von welchem er das gesammte deutsche Kriegswesen betrachtet hat. Wie er schon in dem eben besprochenen einmal speciell die brandenburgisch-preußischen Kriegsehren betont, welche sich einzelne Truppentheile erworben haben, so wird von jetzt an ausschließlich das Kriegswesen de

nes engern Vaterlandes behandelt. Vergessen wir jedoch nicht, daß diese Aufsätze ursprünglich Vorträge waren, vor preußischen Offizieren gehalten. Eine kurze Einleitung zu der Organisation, welche der Große Kurfürst geschaffen, erzählt die frühern Wehrverhältnisse in der Mark Brandenburg und berührt auch die erste Entstehung der Garden. Dann werden die einzelnen Waffengattungen in ihrer frühern Entwickelung verfolgt; mit Recht sagt der Verfasser, daß im Mittelalter Roß- und Fußdienst nicht streng geschieden waren und die Reiter oft absaßen, um zu Fuß zu kämpfen; er hätte auf viel frühere Beispiele zurückgehen können; schon bei Löwen an der Dyle 891 saßen Arnulf's Reiter ab, um die Normannen in ihrer Stellung hinter Gräben anzugreifen. In den Burgunderkriegen ist es jedoch nicht mehr vorgekommen. Daß die Wagenburgen orientalischen Ursprungs seien, möchten wir nur insofern zugeben, als alle Völker von dort sich ausgebreitet haben, denn wir finden sie schon lange vor der Völkerwanderung bei den Cimbern und Teutonen, bei den Celten, bei den alten Slawen u. s. w. Der Verfasser sagt sehr richtig, die Anwendung der Wagenburg sei uralt und wie von selbst entstanden. Unter den brandenburgischen Fürsten hebt er drei Albrechte als „glänzende Sterne am Firmament des Wehrstandes“ hervor: Albrecht Achill, Albrecht Alcibiades und Albrecht I. Herzog von Preußen. Die Zeit Karl's V., welche der Verfasser durch die afrikanischen Kriegszüge, an welchen wenig Deutsche theilgenommen haben, geschildert hat, wäre vielleicht für die Grundidee des Werks besser durch die Kriege in Deutschland vom Schmalkaldischen bis zur Belagerung von Metz (damals noch deutsch!) charakterisirt worden; hier finden sich in Albrecht von Kulmbach, Moritz von Sachsen, Hans von Küstrin u. s. w. treffliche Repräsentanten. Ueber das Kriegswesen unter Georg Wilhelm hat die neueste Schrift von Mörner, aus den Archiven geschöpft, viel Material geliefert. Nach dieser Einleitung führt unser Werk die Kriegsverfassung, welche der Große Kurfürst seinem neugeschaffenen Heere verlieh, in sehr gelungener Darstellung vor.

Ein vierter Aufsatz: „Die kurbrandenburgischen Truppen in den Türkenkriegen“, erzählt von den Thaten in Ungarn, wohin der Große Kurfürst 1686 ein Contingent von etwa 8000 Mann unter dem Generallieutenant von Schöning marschiren ließ und vor dem Abmarsch in Crossen musterte. Vor Ofen stieß dasselbe zu dem Heer des Herzogs von Lothringen, und half hier tapfer bei der Belagerung wie beim Sturm, nachdem das Entsatzheer des Seraskiers zurückgeschlagen war. Dem brandenburgischen Feldherrn wurde die Auszeichnung, die Disposition zum Sturme zu entwerfen und der Erfolg rechtfertigte dies Vertrauen. Zum zweiten male erschienen Brandenburger unter General von Barfuß im Jahre 1691 in Ungarn, wo jetzt Markgraf Ludwig von Baden das kaiserliche Heer befehligte; sie kämpften mit bei Szlankament (oder Salankemen, wie es, wenn auch nicht richtig, doch gewöhnlich genannt wird) und trugen das Meiste zur Entscheidung des Siegs bei. General Barfuß wurde dafür in den Reichsgrafenstand erhoben. Im folgenden Jahre ließ wiederum ein brandenburgisches Hülfscorps zu den Kaiserlichen, zuerst unter General von Brand, dann unter General von Schlabrendorf, dasselbe nahm bis zum Frieden von Carlowitz an allen Feldzügen theil. Prinz Eugen gab seine volle Anerkennung kund, indem er nach dem Siege von Zenta den General Schlabrendorf umarmte und sprach: „Gott, Ihm und seiner Truppen Tapferkeit haben wir diesen Sieg zu danken.“ In diesem wie in dem folgenden Aufsatze wäre es nun wol passend gewesen, auch das kaiserliche Heerwesen, besonders unter der vortrefflichen Leitung des Prinzen Eugen als Präsident des Hofkriegsraths, zu schildern. Das Werk hätte dann freilich mehr Umfang erhalten und vielleicht in zwei Theile zerlegt werden müssen, aber gewonnen würde es dadurch unbedingt haben.

In dem fünften Aufsatze: „Bilder aus dem Spanischen Erbfolgekriege“, sehen wir die Preußen bei Hochstädt. In dem ersten unglücklichen Treffen retteten sie nach dem Bericht eines kurbairischen, also feindlichen Offiziers, die Armee des Generals Styrum, „indem sie durch ihre wohlgeschlossene retraite, welche unsere ganze Armee admiriret, und von der versuchtesten Infanterie ein Mehreres nicht verlangt werden kann, verhindert: daß nicht gleich sich alles getrennt und auseinander gegangen ist“. Dieser Anerkennung entsprach jedoch die Behandlung nicht, welche gefangene und verwundete Preußen vom Feinde erdulden mußten; der Verfasser theilt darüber den Bericht eines Offiziers mit, dem dies Schicksal zu Theil geworden ist; nur das Mitleid der Bürger von Ulm half den Gefangenen in ihren Leiden, wofür König Friedrich ein Dankschreiben an dieselben erließ. Welchen rühmlichen Antheil die Preußen später an dem glänzenden Siege bei Hochstädt hatten, ist bekannt. Wir lesen die Schlacht nur kurz skizzirt, doch ist besonders hervorgehoben, was auf dem rechten Flügel geschehen ist, wo die Preußen, von Leopold von Dessau befehligt, unter dem Prinzen Eugen kämpften. Der Bericht des letztern an den König von Preußen, in welchem er dessen Truppen „unsterbliches Lob“ zuspricht, wird im Werke mitgetheilt.

Dann führt uns der Verfasser nach Italien. Hier gibt er zuerst eine Lebensskizze des Prinzen Eugen, welche wol schon in einen frühern Aufsatz gehört hätte, hier jedoch insofern an ihrem Platze ist, als seine frühere Kriegsthätigkeit, ehe er in Ungarn commandirte, in dem Abschnitte: „Die Preußen in Italien“, geschildert wird. Im Jahr 1695, also vor dem Erbfolgekriege schon, war ein kleines brandenburgisches Corps unter dem Markgrafen Karl Philipp, jüngern Bruder des Kurfürsten, vom Rhein nach Italien marschirt, um hier gegen Catinat zu kämpfen. Die romantische Episode der Vermählung dieses Prinzen mit der Gräfin Salmour und die gewaltsame Trennung des jungen Paares, welche der Verfasser nach den vorhandenen Nachrichten möglichst treu schildert, wird vielen Lesern neu und interessant sein. Der Prinz starb bald darauf vor Casale, die Witwe in einem Kloster von 60 Brandenburgern bewacht, heirathete nach ihrer Freilassung später den sächsischen General von Wackerbarth. Von den Kriegsthaten der Brandenburger in Italien bis zum Frieden von Ryswijk fehlen die Urkunden, welche in Küstrin bei dem Bombardement 1758 verbrannt sind. Ausführlich kann daher nur aus dem Spanischen Erbfolgekriege berichtet werden. In unserm Werke ist das von der Schlacht von Cassano geschehen, die von Turin aber nur genannt, nicht geschildert, was wir bedauern; der Titel des Aufsatzes ließ wol eine Darstellung dieser für die preußischen Waffen so ehrenvollen Schlacht erwarten.

„Friedrich Wilhelm I. und seine Armee“ bildet den Schluß, ein recht eigentliches Soldatenbild. Wir lesen mit Interesse von den jüngern Jahren des Kronprinzen, wo er zu Wusterhausen — vergleichbar Peter I. zu Preobraschensk — sich eine junge Garde (als Jagdcompagnie) bildete, von der ein Theil ihn 1709 in den Krieg begleitete und die meisten nach seiner Thronbesteigung dem Regiment Garde einverleibt wurden, das eine europäische Berühmtheit erlangt hat. Für seinen Feldzug von 1709 gab ihm König Friedrich, sein Vater, eine Instruction, welche ihn vorzüglich an den Herzog von Marlborough wies; sie bildet, wie wir hinzufügen, in manchem Punkte einen Gegensatz zu derjenigen, welche er selbst in spätern Jahren seinem Sohne mitgab, als dieser, nachmals Friedrich der Große, an den Rhein zum Prinz Eugen geschickt wurde. Friedrich I. ermahnt seinen Kronprinzen, die Generale fleißig bei sich zur Tafel zu nöthigen, Friedrich Wilhelm I. warnt seinen Fritz, „nicht den Marketender der Armee zu machen“. Die militärische Regierung des Königs, seine Liebhaberei für große Soldaten, die Geschichte der preußischen Werbungen, die innere Verfassung der Armee und der einzelnen Truppengattungen, die Sorge für die Heranbildung des Offiziercorps und was sonst zur Charakteristik vom militärischen Standpunkte gehört, ist mit umsichtiger Wahl des Wichtigsten dargestellt, wobei auch dem Humor sein Recht geschieht durch eine Probe aus Bellaminte's „Itzt blühendem Potsdam“, welches in Alexandrinern die Riesengarde feiert. Zu dem straff und streng gehaltenen Soldatenstück dieses letzten Absatzes gibt der Verfasser noch ein contrasti-

rendes Bild aus dem bekannten Lustlager von Mühlberg. Den größten Contrast hätte aber eine Schilderung der deutschen Reichskriegsverfassung abgeben können, wie sie von 1681—1806 fast unverändert bestanden hat. Vielleicht bringt er sie in einer Fortsetzung dieses Werks, welcher in militärischen Kreisen gewiß gern entgegengesehen wird. **Karl Gustav von Berneck.**

Biographisches.

Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Literatur. Von F. Lübker. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1862. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Es ist zu jeder Zeit keine undankbare Aufgabe gewesen durch Biographien hervorragender Männer auf die Bildung und Erziehung der Jugend insbesondere zu wirken; Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch haben die Biographien Plutarch's, so sehr sie eine uns entlegene Zeit, von den unserigen abstehende Verhältnisse behandeln, ihren zauberischen Einfluß ausgeübt, und diesem glänzenden, wenn auch in einzelnen Partien mangelhaften Vorbilde nach sind zahlreiche ähnliche Arbeiten gefolgt und haben Beifall gefunden. Die Persönlichkeiten sind überall verschieden; diejenigen nun aber herauszufinden, welche besonders durch ihre Lebenserfahrungen einen tiefern Eindruck auf den Leser machen mögen, ist nicht so leicht. Lübker hat hier solche Männer zusammengestellt, durch deren Leben, so verschieden auch sonst ihre Stellung gewesen, doch, wie er sagt, der gemeinsame edle Seelenzug des Ringens nach der Wahrheit und das beseligende Gefühl des in ihr gesuchten und gewonnenen Friedens hindurchzieht. Es sind Klopstock, Hamann, Claudius, Herder, F. H. Jacobi, Schleiermacher, Klaus Harms, der Philolog Nägelsbach, der Naturforscher Schubert. Allerdings, dies Streben ist allen gemeinsam gewesen; aber wie allgemein ist diese Charakteristik! Wo begegneten wir nicht dem ernsten Streben, wo könnten wir einen bestimmtern Ausdruck dieser Willensrichtung finden als bei Lessing? Es ist offenbar eine schärfer prononcirte religiöse oder kirchliche Gesinnung, die dem Verfasser als gemeinsames Band vorleuchtet; aber wie wir schärfer hineinsehen, welche bedeutende Verschiedenheiten zeigen sich auch da wieder bei den verschiedenen Personen dieser Reihe. Wie fern steht doch etwa Hamann, auch Jacobi von Schleiermacher ab! Wollen wir uns mit dieser oberflächlichen Aehnlichkeit begnügen, wie viele andere Bilder hätten in den Rahmen und mit größerm Rechte eingefügt werden können. So kommen wir denn am Ende zu dem Ergebniß, daß es zunächst eine äußere Veranlassung war, die gerade die hier behandelten Personen zusammenzustellen den Verfasser bewog. Doch ist damit die Zusammenstellung an sich nicht getadelt; es kommt nur darauf an zu prüfen, was in den einzelnen Lebensbildern der Verfasser Eigenthümliches darbietet, denn es wird doch wol verlangt werden müssen, daß wir etwas Eigenthümliches erhalten, da es nicht ganz unbekannte Personen sind, die uns vorgeführt werden, Männer vielmehr, über die wir schon vortreffliche Schriften haben, aus deren Leben einzelne Perioden uns mit besonderer Ausführlichkeit dargestellt sind. Wir wählen den ersten Mann heraus: Klopstock. Was vernehmen wir von ihm? Zuerst seine Schulgeschichte, die leipziger Zeit, die Entstehung des „Messias", die Liebe zu Fanny, dann den züricher Aufenthalt, die Reise nach Kopenhagen, die Ehe mit Meta, die Uebersiedelung nach Hamburg, seine letzten Lebensjahre; dazwischen kurze Betrachtungen über seine Gedichte, die Gelehrtenrepublik u. a., ohne daß man sagen könnte: man gewinne am Ende ein klares Bild von der Bedeutung Klopstock's für seine Zeit, besonders von seiner Stellung im Entwickelungsgange der deutschen Literatur. Der Verfasser könnte darauf entgegnen, daß ihm das biographische Element hauptsächlich am Herzen gelegen habe; aber bei dem Dichter bleibt uns eben der Dichter Hauptperson, und nicht sowol die einzelnen Gedanken und Gefühle desselben kennen zu lernen ist unser Interesse, als seinen Einfluß auf die Culturentwickelung seines Volks; durch diesen erst ist er eine öffentliche Person geworden, und nur die öffentliche Person kann unser dauerndes Interesse erregen. Aber auch in dem, was der Verfasser gegeben, findet sich nichts, was nicht schon sonst und ebenso gut gesagt wäre; und wenn nun auch von den folgenden Charakterbildern gesagt werden kann, daß die allergangbarsten Hülfsmittel der Verfasser benutzt habe, aber auch sonst nichts weiter, mit Ausnahme der Biographie Nägelsbach's, die Verschiedenes aus des Verfassers Briefwechsel, aber ohne weitern Belang enthält, so kann man zu keinem andern Resultat über die Sammlung kommen, als daß sie zwar ganz gut gemeint, aber doch ein überflüssiges Buch ist. 42.

Notizen.

Ausländische Bestrebungen für die deutsche Literatur.

In Nr. 6 d. Bl. citirten wir die französische Prosaübersetzung von Klopstock's schöner Ode „Hermann und Thusnelda", die in den „Odes choisies de Klopstock traduites pour la première fois en français. Par *C. Diez*" (Paris 1861) enthalten ist. Eine gereimte englische Uebersetzung derselben Ode findet man in den „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets" von Mary Anne Burt. Als Probe davon theilen wir hier folgende zwei Strophen mit:

> Ungird thy sword! My heart with transport glows!
> Give me the Eagle! Breathe! Chase care away!
> Encircled by mine arms, enjoy repose,
> After the desperate fray!
>
> Here rest, and let me wipe thy feverish brow,
> And thy flushed cheek, o'erspread by crimson gore!
> My Hermann! as Thusnelda loves thee now
> She never loved before!

Wir freuten uns, jüngst im „Parthenon" in einer Correspondenz über das in Leipzig gefeierte Uhland-Fest denjenigen Engländern, welche etwas Näheres über Uhland's Leben und Wirken erfahren wollen, die Sammlung der Miß Burt empfohlen zu sehen; denn die deutsche Presse hat im allgemeinen das Buch der Britin, die es mit der deutschen Literatur so gut meint und ihren Uebersetzungen unter anderm sehr schätzbare Biographien und Charakteristiken der betreffenden Dichter beigegeben hat, im allgemeinen wenig beachtet; ja ein deutsches Blatt hat sich gegen die Britin sogar sehr ungalant gezeigt, vielleicht nur darum, weil sie es wagte, einige lebende deutsche Dichter zu berücksichtigen, die der Redaction jenes Blattes misliebig sein mögen. Es ist kaum glaublich aber wahr, daß auch solche kleinliche Rücksichten häufig bei den Aussprüchen der deutschen Kritik maßgebend oder doch mitwirkend sind. Ueberhaupt ist es eine moderne deutsche Unart, ausländische Liebhaber der deutschen Literatur, die in ihrer Weise für deren Ausbreitung und Bekanntwerden thätig sind, mit beleidigendem Hohn zu behandeln, dadurch von ihren weitern Bemühungen um uns abzuschrecken und ihnen zugleich von der deutschen Urbanität einen garstigen Begriff beizubringen. Philarète Chasles beklagt sich in seiner neuesten Schrift über Deutschland „La littérature et les moeurs de l'Allemagne au 19me siècle" mit Recht über dieses ebenso undankbare als unartige Betragen. Immer wieder rückt man ihm vor — und die Deutschen hängen sich gern an solche Kleinigkeiten —, daß er einmal Tell's Worte: „Ich stehe wieder auf dem Meinigen" mit „De nouveau me voici debout sur le Meinigen" übersetzt habe. Weil er diesen Bock geschossen, den wir für unsere Person übrigens sehr entschuldbar finden, muß alles, was dieser Franzose über Deutschland sagt, lächerlich oder unrichtig sein. Verhüte der Himmel, daß Engländer und Franzosen mit unsern Uebersetzern aus ihren Sprachen Abrechnung halten! Und doch bietet das Deutsche Engländern und Franzosen viel größere Schwierigkeiten, als uns Deutschen das Englische und Französische. Jener schnöden Behandlungsweise hat man es wol auch zuzuschreiben, daß z. B. die „Revue

des deux mondes", die sich früher viel mit deutscher Literatur beschäftigte, jetzt äußerst selten etwas über deutsche Literatur und Wissenschaft bringt und daß St.-René Taillandier der undankbaren Arbeit, über Deutschland zu schreiben, ganz entsagt zu haben scheint. Dabei haben aber gerade wir Deutschen so vielen Grund, den Ausländern dankbar zu sein, welche sich bemühen, das Verständniß deutscher Literatur und deutschen Geistes bei ihren Landsleuten zu fördern, wenn ihnen auch dann und wann einmal ein Irrthum entschlüpfen sollte. Unter diesen Umständen wird man es uns nicht verdenken, wenn wir einmal in den Ton der Selbstberühmung verfallen und mit einigem Stolz das Wort eines strasburger Professors anführen, der uns jüngst eine „urbanité" und eine „modération" nachrühmte, „si large qu'on ne saurait en demander plus", indem er noch hinzufügte: „J'aime surtout la justice que vous rendez, et que tout le monde ne s'impose pas, aux diverses nationalités."

H. M.

Für eine Stoffsammlung zur Geschichte des deutschen Schützenwesens.

In Nr. 16 und 17 der officiellen „Frankfurter Schützenfestzeitung" hat Reinhold Bechstein unter dem Titel: „Stoffsammlung zur Geschichte des deutschen Schützenwesens der Vorzeit", einen Aufruf „an die Schützengilden deutscher Zunge" gerichtet, welcher geeignet ist, die allgemeinere Aufmerksamkeit auf einen hochwichtigen, aber bisjetzt noch nicht genügend beachteten Gegenstand der deutschen Culturgeschichte hinzulenken. Im Eingange wird der zusammenfassenden und gediegenen Darstellung des ältern Schützenwesens von Gustav Freytag gedacht, in dessen „Neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volks", und auf die quellenmäßigen Materialien hingewiesen, welche in der von Ludwig Bechstein begründeten und von Reinhold Bechstein in jüngster Zeit fortgesetzten periodischen Schrift „Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung" dargeboten wurden. „Doch alles dies", heißt es weiter, „ist nur ein kleiner Theil des Materials, das sich noch unbeachtet und unbenutzt in Bibliotheken, in Archiven und im Privatbesitze birgt. Darum sollen in den künftigen Bänden des «Deutschen Museum» Mittheilungen in ähnlicher Weise folgen, ja wenn der Stoff reichlicher als bisher zufließt, könnte er noch geeigneter in einem selbständigen Buch veröffentlicht und nutzbar gemacht werden. Daß das vorhandene, da und dort zerstreute Material recht schwer zu beschaffen ist, bedarf keiner Versicherung. Ohne Zweifel war aber bisjetzt für den einzelnen Forscher dasjenige am unzugänglichsten, welches sich im Besitze der Schützengilden selbst befindet." Darum spricht Bechstein in der Voraussetzung, daß jeder deutsche Schütze an der Geschichte der Kunst seiner Genossenschaft lebhaften Antheil nimmt, folgende Bitte aus: „Die Schützengilden deutscher Zunge, deren Gründung in die Vorzeit hinaufreicht, mögen zur Sammlung und Veröffentlichung des Materials zur Geschichte des deutschen Schützenwesens hülfreiche Hand leisten!" Der Verfasser verlangt, da es sich zunächst um eine Ueberschau über das gesammte Material handelt, fürs erste nur kurzgefaßte Mittheilung, doch hofft er, daß ihm bei ausdrücklicher Bitte in Hinsicht der wichtigern Stücke sorgsame Abschriften, genauere Beschreibungen, Abbildungen u. s. w. nicht versagt werden. Die Sammlung soll sich vor der Hand von der ältesten Zeit bis zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs erstrecken, also in runder Zahl bis ungefähr zum Jahre 1650, doch braucht dieser äußerste Zeitpunkt nicht gerade ängstlich eingehalten zu werden. Zu näherer Begründung seiner Aufforderung und Bitte bezeichnet Bechstein die verschiedenen Arten des Materials und knüpft hieran eine genauere Formulirung seiner Wünsche. Wir können hier jenes Material nur einfach namhaft machen. Die Schützenalterthümer bestehen in folgenden Einzelheiten: Alte Satzungen (Schießordnungen); Chroniken und Acten; Schützenbriefe; Schützenfestbeschreibungen; Gemälde und Bildblätter; Sculpturen; Schützenkleinode; Fahnen; Denkmünzen; Waffen; Pokale. 68.

Bibliographie.

Bollmann, K., Erinnerungen. Eine Erzählung aus dem Hofleben. Nach dem Italienischen bearbeitet. Hamburg, Richter. Gr. 8. 1 Thlr.

Ennen, L., Geschichte der Stadt Köln meist aus den Quellen des Stadt-Archivs. 1ste Lieferung. Köln u. Neuß, Schwann. Gr. 8. 10 Ngr.

Frank, G., Geschichte der protestantischen Theologie. 1ster Theil. Von Luther bis Joh. Gerhard. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Klein, Ida, Studien. Prag, Storch. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Koch, A., Lindau. Wanderungen durch Stadt und Gegend. Lindau, Stettner. Gr. 16. 12 Ngr.

Malderghem, D. Graf v., Gedichte. Ausgewählt von J. C. Günthert. Stuttgart, Fischhaber. 32. 12 Ngr.

Maltitz, A. v., Die Gedächtnißkur oder die drei Knoten im Schnupftuche oder auch das Weib wird durch Liebe nicht klüger. Lustspiel in drei Aufzügen. Weimar, Kühn. Gr. 8. 10 Ngr.

Margelik, K. Freih. v., Prager Dombilder. Dichtungen. Prag, Kober. Gr. 16. 8 Ngr.

Middendorf, H., Ueber die Zeit der Abfassung des Heliand. Münster, Regensberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Niendorf, M. A., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Wittenberg, Herrosé. 16. 27 Ngr.

Radics, P. v., Geschichte Krain's, ein Handbuch. Mit einer archäologischen Karte sammt Erläuterungen im Anhang. 1ste Lieferung. Laibach, Giontini. Gr. 8. 5 Ngr.

Reinwald, T., Dunkle Fügungen. Ein Roman. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Riemenschneider, A., Bruchstücke aus Ulfilas, sprachlich erklärt. Dorpat. 1861. Gr. 4. 24 Ngr.

Ruperti, F., Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen. Bremen, Gesenius. 8. 24 Ngr.

Ruppius, O., Aus dem deutschen Volksleben. Zwei Bändchen. Leipzig, Keil. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schipper, L., Shakspeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterungen des Hamlet nebst Widerlegung der Goethe'schen und Gervinus'schen Ansicht über die Idee und den Haupthelden des Stückes. Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Schirmer, A., Saisongeschichten. Zwei Bände. Wien, Markgraf u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schnurranten. Vom Schalksnarren Udo. Mainz. Gr. 16. 15 Ngr.

Ueberfelder's, A., Kärntnerisches Idiotikon. Herausgegeben von S. M. Mayer. Klagenfurt, Leon. 8. 21 Ngr.

Vonbank, J. G., Sonette. Innsbruck. 18. 12 Ngr.

Wolff, P., Jerusalem. Nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen geschildert. Mit 46 Abbildungen und einem Grundriß von Jerusalem. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Andres, H., Die deutsche Flotte und der deutsche Bund. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Bauer, W., Herrn Professor Erdmann's Schmährede auf Fichte. Eine Kritik. Halle, Berner. 16. 6 Ngr.

Ebeling, F. W., Keine Schillerstiftung! Allgemeine Association! Manifest an die deutschen Schriftsteller, deren Gönner, und die deutschen Buchhändler. Leipzig, Pönicke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Köstlin, K., Fichte. Ein Lebensbild. Rede am 19. Mai 1862 zu Tübingen gehalten. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 5 Ngr.

Stolz, A., Mörtel für die Freimaurer. Freiburg im Br., Herder. 12. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Fünfte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Auf Velinpapier.

In elegantem Leinwandband. 1 Thlr. 20 Ngr.

Prachtausgabe. Auf Chamoispapier.

In reichem Lederband. 3 Thlr.

Vom „Album der neuern deutschen Lyrik“ sind in kurzer Zeit vier starke Auflagen vergriffen worden. Die Sammlung erscheint jetzt in neu durchgesehener fünfter Auflage und enthält in strenger Auswahl Gedichte von

Arndt — O. A. Banck — Bauernfeld — Karl Beck — Bodenstedt — Chamisso — Dingelstedt — Annette von Droste-Hülshoff — Eichendorff — Feuchtersleben — J. G. Fischer. — Marie Förster — Freiligrath — Geibel — Amara George — Gregorovius — Anastasius Grün — Hammer — Moritz Hartmann — Hauff — Heine — Herwegh — Hessemer — Paul Heyse — Hoffmann von Fallersleben — Moritz Horn — Wilhelm von Humboldt — Kerner — Kinkel — Kopisch — Kugler — Lenau — Lingg — Marggraff — Mörike — Mosen — Wilhelm Müller — Wolfgang Müller — Betty Paoli — Pfarrius — Pfizer — Platen — Prutz — Reinick — Rittershaus — Julius von Rodenberg — Roquette — Rückert — Sallet — Schefer — Schücking — Schults — Ernst Schulze — Schwab — Simrock — Spitta — Strachwitz — Sturm — Uhland — Vogel — Max Waldau — Zedlitz — Heinrich Zeise.

Auf die äußere Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden, ein in Stahl gestochenes Dedicationsblatt ist beigegeben, und der Einband ebenso reich als geschmackvoll, mit ganz neuen Stempeln nach den Entwürfen eines bewährten Künstlers ausgeführt.

Das „Album der neuern deutschen Lyrik“ kann als eine vorzügliche Sammlung und als elegantes und billiges Geschenk empfohlen werden. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Untersberg.

Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte

von **J. M. Soeltl.**

Zwei Bände. 8. Elegant broschirt 3 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 2 Thlr., in Halbfranzband 4 Fl. 40 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. 20 Sgr.

Der Verfasser führt den Leser in die geheimnißvollen Thäler des Untersberges, wo er eine Gemeinde hausen läßt, die sich dorthin flüchtete bei der gezwungenen Auswanderung der wegen ihres Glaubens verfolgten Salzburger. Ihr Oberhaupt steht im Verkehr mit den Kaisern, die da im Untersberg ihrer Zeit harren, um für Deutschlands Neugestaltung zu wirken, und Sage und Geschichte haben sich verbündet, um die edeln Männer und Frauen im Norden und Süden zum Ruhme des Einen großen Deutschlands zu verherrlichen.

Augsburg, im Sommer 1862.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schuld und Unschuld.

Eine Erzählung von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von **August Kretzschmar.**

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie zu erwarten war, haben die trefflichen, durch hohen geistigen Gehalt ausgezeichneten Romane der Frau Marie Sophie Schwartz in der kurzen Zeit, seit sie durch A. Kretzschmar's Uebertragungen zuerst auf deutschen Boden verpflanzt wurden, einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, kann es nicht fehlen, daß sie sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern werden.

Auch diese neueste Erzählung der so schnell beliebt gewordenen Verfasserin bekundet ihre Meisterschaft in Verknüpfung und Lösung spannender Situationen, wie in der Darstellung ebenso geistreich erfundener als psychologisch wahrer Charaktere.

Von der Verfasserin erschien in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27½ Ngr.

☞ Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 21. August 1862.

Inhalt: Revue komischer Bühnenspiele. Von **Emil Müller-Samswegen.** — Heinrich Heine und Moses Moser. — Zur europäischen Cabinetspolitik. — Romane aus der deutschen Geschichte. Von **Wilhelm Andreä.** — Zwei angeblich noch ungedruckte Gedichte Gellert's. Von **Reinhold Köhler.** — **Notizen.** (Deutsche Philosophie in Spanien; Hundeluxus im Mittelalter.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Revue komischer Bühnenspiele.

Aus den Bereichen der Lustspiele, Sittenbilder, Liederspiele, Possenspiele, Possen, Schwänke u. s. w. sind die Nummern dieses Artikels gewählt. Wie wir im Deutschen kein alle Spielarten der komischen dramatischen Muse umfassendes Gattungswort besitzen — denn das etwa germanisirte „Komödie“ umfaßt sie nicht vollständig und ist außerdem zu wenig gebräuchlich —, so hält es nach einer Seite hin ziemlich schwer, über diesen Zweig der Literatur etwas Maßgebendes niederzuschreiben. Wenn wir für die deutsche komische dramatische Muse einmal die Bezeichnung „Komödie“ annehmen, was ist Komödie? Sind die dramatischen Spielarten vom Schwanke, von der Farce aufwärts bis zum feinen Lustspiele gleichberechtigt? Oder sollte eine über dem Tagesbedürfnisse stehende Kritik eine Anzahl dieser Spielarten ohne weiteres als unter der Kritik verwerfen? Dies ist gewiß, daß in den Begriff der deutschen Komödie eigentlich die heterogensten Dinge hineingepackt werden. Denn während die Aesthetik unter dem Begriffe Komödie ein Ding construirt, das die ganzbaren Possen, Schwänke, Farcen aus der poetischen Literatur mehr oder weniger ausschließt, kann sich das allgemeine Theaterbedürfniß gar nicht genug erniedrigen und an den gewöhnlichsten Machwerken befriedigen. Auf keinem Gebiete der Literatur kommt die gebildete Welt so sehr in Versuchung, zu elenden Werken ein Auge zuzudrücken, als auf dem Gebiete der niedrigsten Theaterstücke. Welche Zeitung würde die Bänkelsängerlyrik der Erwähnung oder gar der Besprechung werth halten? Welcher gebildete Mensch sich mit dem Abhub der Novellistik einlassen? Und welcher Abhub der Possen, Farcen u. s. w. wird nicht nur geduldet, sondern von der Tageskritik gleich der idealen Tragödie der Erwähnung werth befunden!

Was den Druck und die Aufführung der Trauerspiele und der komischen Bühnenspiele betrifft, so stehen beide darin zueinander in einem gewissen entgegengesetzten Verhältnisse. Denn während die Trauerspiele weit mehr gedruckt als aufgeführt werden, ist es gerade bei den komischen Bühnenspielen umgekehrt. Die Tragiker eilen zum Druck ihrer Trauerspiele, die Komiker begnügen sich meist mit der Aufführung. Die nachfolgenden gedruckt vorliegenden komischen Stücke bilden daher nur einen Bruchtheil der namentlich auf dem Possengebiete aufgetauchten sehr vielen Stücke. Wäre es auch verlorene Mühe, aller komischen Eintagsfliegen und Schmarren zu gedenken, so halten wir doch im Eingang dieses Artikels den Hinweis auf einige nicht weiter vorliegende Stücke und nicht vertretene Autoren fast für geboten.

Von den sonst sehr fleißigen Lustspieldichtern haben sich in letzter Zeit zwei, Feldmann und Töpfer, still verhalten; Bauernfeld arbeitet, wie es scheint, langsamer; ein anderer, der früher das einactige Lustspiel pflegte, Gustav zu Putlitz, ist zum historischen Schauspiele übergetreten. Vor mehreren Jahren klagte man namentlich über den Mangel einactiger Stücke. Dieser Mangel existirt theilweise nicht mehr. Von Wilhelmi und Görner werden wir weiter unten speciell sprechen. Wir hätten hier demnach aus der Zahl der „neuen Menschen“ Sigmund Schlesinger's und von Moser's zu gedenken, da beide das einactige Lustspiel vorzugsweise pflegen. Das Gebiet der leichten Waare scheint beiden außerordentlich bequem; Moser namentlich erlangte dadurch sehr schnell einen gewissen Ruf, daß er in Berlin eine Zeit lang alle vierzehn Tage oder drei Wochen mit einem neuen Stücke bei der Hand war. Das einactige Lustspiel im Genre der sogenannten „Proverbes“ ist durchaus nicht zu verachten, wenn es neben einer scharfen dramatischen Pointe die größte Feinheit des Dialogs verbindet. Inwieweit Schlesinger auf diesem Gebiete nachhaltige Erfolge erzielen wird, können wir nicht voraussagen.

Unter all den „neuen dramatischen Menschen“, die sich im bürgerlichen Lustspiele hervorgethan oder hervorthun wollten, nimmt für sich vielleicht am meisten Georg Horn ein. Sein vor nicht langer Zeit auf dem berliner Hoftheater gegebenes „Unter dem Reichskammergericht“ fällt allerdings mehr in das Gebiet des historischen Lustspiels; zwei früher an einigen Bühnen gegebene Lustspiele indeß bekundeten für das bürgerliche Lustspiel ein so frisches Talent, daß sich nach dieser Seite hin auf

den Autor gewiß Hoffnungen setzen lassen. Gab Horn bisjetzt auch mehr dramatische Versuche, war er auch noch nicht im Stande, bis auf das letzte Wort im letzten Acte eine gleich rege Stimmung wach zu halten, vermochte er auch noch nicht durchgehends seine komischen Pointen mit der Bedeutung der Handlung in Einklang zu setzen, gingen ihm auch in den mittlern Acten die komischen Situationen etwas aus dem Leim: so bekundete er doch ein frisches heiteres Talent, einen empfänglichen Sinn für das Komische, einen bemerkenswerthen Grad von Bildung, der das Gewöhnliche verschmäht, ein nicht übles Geschick in der Anlage der Handlung und, wo es gilt, auch einen saubern Dialog. Das sind Vorzüge, aus denen sich etwas machen läßt, wenn sich zu dem Streben, komische Situationen zu erfinden, zugleich das Streben nach dialektischer Durchbildung des Stoffs gesellt. Gerade für das feinere Lustspiel mangelt es uns außerordentlich. Mag man gegen Hackländer's „Geheimen Agenten" einwenden, was man will, mag man ihn zu diplomatisch kühl finden: wir werden der Ueberflutung von Frankreich aus erst dann erfolgreich entgegentreten können, wenn wir den Nachbarn jenseit des Rhein mit feinen guten Komödien aus der bürgerlichen Sphäre die Spitze bieten können. Nun suche man einmal, was sich nach dieser Richtung hin auffinden läßt. Ein so feines Lustspiel, wie „Der geheime Agent" oder eine im ganzen so geistvolle Arbeit, wie „Die Journalisten", sind und bleiben auf Jahre hinaus ohne Nachfolge. Es muß gewichtige Gründe geben, daß sich unsere besten Köpfe, ein Gutzkow, Freytag, Laube, Gottschall, auch ein Hackländer u. s. w. so wenig auf dies im Grunde doch so einträgliche Feld getrieben fühlen. Wir wollen uns auf die Untersuchung dieser Materie nicht weiter einlassen. Es könnte ja sein, wir müßten da doch nur den bedeutenden Widerspruch zwischen unserm Wunsche nach der feinen Komödie und der Möglichkeit der feinern Komödie bestätigen. Möglich, daß die Wünsche nach der feinen Komödie illusorischer sind, als die Wünsche nach einer guten Tragödie. Möglich, daß wir nach echt deutscher Manier bei der Komödie eigentlich selbst nicht wissen, was wir wollen. Möglich, daß die Aesthetik überhaupt bei unserer Komödie nie gern Gevatter stehen mag. Möglich, daß unser echt deutscher Benedix das, was unsere deutsche Komödie sein kann und sein wird, am besten vertritt. Seine Stücke sind mehr oder weniger alle nach einer Schablone gearbeitet und doch entsprechen sie dem Bedürfniß der Gegenwart nach Belustigung fast durchgehends. Von seinen derben Lustspielen fällt ein Theil, der andere gefällt dann wieder um so mehr. Bei jedem neuen Stücke Benedix' verwahrt sich die Kritik mit denselben Worten gegen die Allgemeingültigkeit seiner Muse, und doch muß sie sehr viele Eigenschaften seiner Muse als unumgänglich für eine gute Komödie anerkennen. Ob sich unsere jüngern Dramatiker etwa Benedix' jüngeres erfolgreiches Lustspiel „Störenfried" zum Muster nehmen sollen; was nutzt es, wenn wir auch „nein" sagen: der theilweise Erfolg des „Familiendiplomaten" von Hirsch, des „Winkelschreiber" von Adolphi und anderer, im derbern Genre gehaltener Lustspiele sprechen aller abfälligen Kritik zum Trotz für die Nachfolge in der Benedix'schen Muse. Als eines gutgemeinten, wenn auch nicht durchaus erfolgreichen dramatischen Versuchs wäre hier auch Theodor Mügge's „Ein neues Leben" zu gedenken, indem dieser Versuch aufs neue die Thatsache bestätigt hat, daß die Auffassung des Stoffs von seiten des Dramatikers eine ganz andere als die des Novellisten sein muß. Das Stück, bisjetzt überhaupt nur an zwei Bühnen, in Hamburg und Berlin, gegeben, dürfte des Stoffs wegen (die Handlung hat einiges mit Benedix' „Störenfried" gemein) allgemeineres Interesse zu erregen im Stande sein, wenn es mit der Routine eines erfahrenen Dramatikers geschrieben wäre.

Das bürgerliche Lustspiel, so hat man in den letzten Jahren vielfach behauptet, bietet indeß in der Gegenwart nicht so viele Chancen des Erfolgs als das historische Lustspiel. Nun, geschrieben, auch wol fabrizirt ist das historische Lustspiel in ziemlicher Fülle. Wollten wir nur allein Arthur Müller's hierhergehörige historische (besser wol sogenannte historische) Lustspiele der letzten Jahre herzählen, sie schon sprechen für die Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete. Nirgends sonst so als an den zweiten Bühnen von Berlin findet dies billige historische Lustspiel seine Stätte. Aber nirgends sonst so als hier wird das Princip, Stücke todtzuhetzen, ausgebeutet. Das Publikum fängt daher auch schon an, diesem billigen historischen Lustspiele gegenüber schwierig zu werden. Der alte Fritz, Blücher und wie die historischen Persönlichkeiten alle heißen, haben sich auf Befehl poesieloser Dramatiker so oft vor einem geehrten Publikum durch schlechte Witze und alberne Situationen prostituirt, daß man sie zeitweilig außer Curs wird setzen müssen. O wol ist es etwas Schönes um ein gutes historisches Lustspiel! Wie weit davon entfernt sind indessen die meisten Producte, z. B. auch die Arthur Müller's. Hat er in irgendeinem Lustspiele auf ein anderes Publikum als auf das der Halbgebildeten speculirt, auf diejenigen, die in politischen Dingen die Glocken haben läuten hören, aber nicht wissen, wo sie hängen? Das ist etwas sehr Billiges, wenn, wie z. B. in „Gute Nacht, Hänschen!", dem jüngsten der Arthur Müller'schen Lustspiele, der etwaigen humanistischen Tendenz wegen Handlung und Personen auf den Kopf gestellt werden. Mit dem patriotischen Zweck wird in dieser billigen Gattung geradezu Unfug getrieben. Denn die meisten Verfasser historischer Lustspiele huldigen nicht der Poesie, sondern nur dem herrschenden Systeme; wirft das herrschende System um, werfen auch diese Dramatiker der Mehrzahl nach um oder bequemen sich der neuern Richtung an. Welcher einseitige Werth diesen billigen historischen Lustspielen innewohnt, das haben wir hinlänglich an den Producten Blenke's, eines total vergessenen, jetzt schon seit etwa zwei Jahren in der Erde ruhenden Dramatikers erfahren. Der billige Erfolg eines historischen Lustspiels hatte Blenke die Verpflichtung aufgelegt, sich als Dramatiker zu geriren. Mit seinem ersten Werke hatte er sich aber eigentlich schon

ausgeschrieben. Dies war das vor elf Jahren in Berlin oft gegebene „Habsburg und Hohenzollern". Preußen stand damals mit Oesterreich auf gespanntem Fuße. Was leichter also, als mit wohlfeilen Redensarten das patriotische Bewußtsein des Preußen zu kirren. Nun weht aber die politische Luft plötzlich anders, da hatte es mit dem Lustspiele ein Ende. Es kommt das Jahr 1859. Husch, soll wieder „Habsburg und Hohenzollern" heraus (der Verfasser lebte damals noch); wie es hieß, sollte es neu aufgebügelt und modernisirt werden. Allein — allein — allein, und es war besser, daß man „Habsburg und Hohenzollern" der Vergessenheit nicht entriß, denn die einzige politische Situation, für die es geschrieben, war vorüber, und der Verfasser hätte in sein Stück neue brühwarme Anspielungen legen müssen, um damit noch einmal auf das Gefühl der Masse wirken zu können. Es kann der einstmalige Ruf Blenke's vielen zur Warnung dienen.

Wir sollten nun wol zu einer Uebersicht über das Possengenre oder das Genre des höhern dramatischen Blödsinns fortschreiten. Allein hier fühlen wir unsern Beruf scheitern. Das Thema wäre viel zu wichtig, um es mit 30 oder 40 Zeilen zu erledigen, oder die Stufenfolge von dem Schlechtesten bis zu dem Allerschlechtesten vollständig ausfüllen zu können. Die Sudelei auf dem Possengebiete übersteigt alle Grenzen. Wer sie in Berlin nicht aus eigener Anschauung kennt, der denkt noch viel zu gut über die gesammte heutige Posse. Wenn wir Deutschen fortwährend die Hände über die Unsittlichkeit französischer Dramatiker zusammenschlagen: was müßte denn wol ein gebildeter Franzose von uns denken, wenn er sich das in perpetuum gegebene „Kieselack und seine Nichte von's Ballet" ansähe! (Daß uns die geehrte Redaction oder der Setzer in edler Anwandelung deutscher Scham das „von's" ja nicht verschlimmbessert, denn mit diesem „von's" ist der einzige Widerspruch gehoben, der zwischen dem Stücke und dem Titel desselben bestand.) Wir können nur die denkwürdige Thatsache ins ewige Buch der Geschichte eintragen, daß unsere Possendichter stehlen wie die Raben. Man frage nur, wie viel deutsche Possen und Farcen sind nicht nach französischen Sujets bearbeitet? Ob wol unter dreien eine ist? Und dann werfen sich diese Helden unserer Volkstheater in die Brust, dann, nachdem sie irgendeinen französischen Schmarren ausgesogen haben, lassen sie Couplets über die Größe der deutschen Nation singen und witzeln über dieselbe Nation, nach deren dramatischen Brocken sie soeben erst gierig die Finger ausgestreckt hatten. Auf diese deutsche Zucht gehört nur ein ehrliches deutsches Pfui! Da unsere Possenliteratur größtentheils von abgebrühten Routiniers betrieben wird, denen Geschäft alles ist, so ist es natürlich, daß von ihnen des komischen Zwecks wegen die heiligsten Güter der guten bürgerlichen Sitte und der Bildung geopfert werden. Schmachvoll ist es, wie durchgehends in den Possen das Familienleben dargestellt wird. Von dem Liebesbedürfniß der Kinder wird sentimental gefaselt und zugleich die Ehe und die Familie in oft bodenloser Gemeinheit behandelt, ja bloßgestellt. Ein Franzose nennt sein gefallenes Mädchen schlichtweg bei dem richtigen Namen, wir nennen sie in der Posse „berliner Küchenmädchen" u. s. w.; da werfe man sich in die Brust und meine, unsere Possensoubrettenrollen streiften noch nicht ins Gebiet der Prostitution! Die Posse der Jetztzeit ist wahr und wirklich das prostituirte Mädchen der Literatur. Wenn man im Dialoge wenigstens noch einer gebildeten Sprache begegnete! Der erste beste Hausknecht kann jetzt eine Posse schreiben, denn in der Verleugnung der sprachlichen und grammatischen Regeln liegt ja schon bei den meisten unserer Possendichter so wie so der Hauptwitz. Wir wollen die Sünden der Possendichter nicht weiter specificiren. Daß diese Sünden zum nicht kleinen Theile auf die Häupter derjenigen Schriftsteller fallen, die zugleich Schauspieler sind, glauben wir noch andeuten zu müssen. Wer stets hinter den Coulissen lebt, der glaubt am Ende, daß die ordinäre Sprache, wie sie hinter den Coulissen geführt werden mag, die Sprache der gebildeten Welt sei. Wir nennen hier ausdrücklich keinen dieser Possensünder mit Namen, sie alle mögen es sich ad notam nehmen, und sie alle mögen Charlotte Birch-Pfeiffer wie ein unerreichbares Ideal anstaunen, die doch auch Schauspielerin ist und aus dem Leben herausschreibt. Nach dieser Seite können wir der Birch-Pfeiffer wirklich mit größter Achtung gedenken. Ihren Stücken können unendlich viele Schwächen nachgeredet werden, aber Charlotte Birch-Pfeiffer hält als biedere Hausmutter das Familienleben in Ehren; sie redet vielleicht keinen feinen Dialog, aber sie redet eine Sprache, die in anständiger Gesellschaft gesprochen werden kann. Diese Anerkennung sind wir der Birch-Pfeiffer hier schuldig, um so mehr, als sich viele unserer dramatischen Anfänger nach schreibenden Schauspielern zu bilden pflegen und nichts für ersprießlicher halten, als den Possensündern den Theatergarderobenwitz abzulauschen.

Ein jüngere berliner Kraft, Otto Girndt, hat den Versuch mit einer sogenannten Thierposse gemacht. Sie kommt der rein politischen Komödie gleich. Die beiden Versuche „Cäsar Bock" und „Die Wiederkäuer", von denen jener den italienischen Krieg persiflirte, dieser die Wahlbewegungen ins Lächerliche zog, hat man vorübergehend passiren lassen, allein sich durch beide mit Recht etwas verstimmt gefühlt, da sie bei einer Fülle von Witzen der interessirenden Handlung zu sehr entbehrten.

Ohne bei diesem Ueberblicke irgendwie Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, berühren wir noch einen uns sehr wichtig scheinenden Umstand: die Beziehungen der deutschen komischen Bühnendichtung zur französischen. Die Abhängigkeit des deutschen Lustspiels von dem französischen zu leugnen, hieße den Thatsachen entgegentreten. Da sich das Lustspiel aus den socialen Verhältnissen herausentwickelt, besser durch diese bedingt wird, so sind uns die Franzosen in der Behandlung neuer Conflicte der bürgerlichen Gesellschaft immer um ein Gutes voraus. Es sind Fragen von tiefer Bedeutung, ob die sogenannten Demi-Monde-Stücke der Franzosen ihren Grund

und Boden nur in Frankreich haben, oder ob wir daran participiren müssen? Doch werfen wir der Fragen nicht mehr auf, denn wir werden sie doch nicht beantworten. Sehen wir uns lieber nach den neuen französischen Kräften um, die auf das deutsche Lustspiel etwa bestimmend einwirken könnten. Da handelt es sich freilich nur um eine, um diejenige Kraft, der von den Franzosen der entschiedene Sieg zugeschrieben ist. Wir meinen Victor Sardou.*) Eigentlich dürften wir von unserm deutschen Standpunkte über diesen dramatischen Emporkömmling sehr kurz sein. Wo er in Deutschland mit seinen Stücken erschien (und es sind seine drei maßgebenden Stücke auf einzelnen Bühnen gegeben), da hat er, mit Ausnahme des mit lebhaftem Beifall auf der wiener Hofburg gegebenen „Der letzte Brief" („Pattes de mouches") nicht recht durchgegriffen. Wir könnten daher einfach sagen, daß die Pariser Sardou's Erfolge übertrieben, oder seine untergeordneten Verdienste zu sehr an die große Glocke geschlagen hätten. Da ihm indeß einzelne pariser Federn eine Bedeutung beilegen, die sich erst in der Folge auch bei uns herausstellen könnte, so dürfen wir doch wol nicht so kurzweg verfahren. Wir halten uns hierbei zunächst an ein Urtheil Emile Montégut's in der „Revue des deux mondes". Infolge des außerordentlichen Erfolgs des Lustspiels „Nos intimes" entdeckt Montégut in Sardou nichts Geringeres als mutatis mutandis einen neuen Scribe. Sollte diese Voraussagung zutreffen, so würde sich Sardou auch bei uns in der Folge gleich Scribe einbürgern. Diese „Nos intimes" gingen in Deutschland zuerst in Wallner's Theater in Berlin unter dem Titel „Viele Freunde, wenig Freundschaft" in Scene und täuschten das Publikum in seinen übertriebenen Erwartungen. Man hatte vielleicht noch eine Potenzirung jener fieberhaften Elemente erwartet, wie sie Alexandre Dumas Sohn zu bieten verstand oder versteht, und fand statt dessen ein halb nach der Tragödie, halb in die Posse ausschweifendes Stück mit einer zwar trefflichen Idee, die indeß vor noch nicht gar zu langer Zeit von zwei auch nicht ganz untergeordneten Dramatikern in den „Falschen Biedermännern" („Faux bonhommes"), wie man das Stück bei uns nannte, ganz hübsch ausgebeutet war. Vielleicht genügten „Nos intimes" im Dialoge auch keineswegs, sofern man dabei an den Glanz und die vortrefflichen Schlaglichter im Dialoge des jüngern Dumas dachte, selbst wenn die deutsche Uebersetzung von „Nos intimes" besser ausgefallen wäre, als so eine Uebersetzung zum schnellen Bühnengebrauche auszufallen pflegt. Wie und warum also mit einem male Sardou ein siegreicher Dramatiker? Warum, da Sardou in „Nos intimes" nach Seite der Idee und auch der ganzen Handlung gar nicht originell, vielleicht noch weit weniger originell als in seinen „Les femmes fortes" (in Deutschland hier und da we[illegible] als „Der Frauen wahre Stärke" gegeben; auf das auch an einem wiener Vorstadttheater gegebene Sardou'sche Vaudeville „Piccolino" scheint man schon früher in Paris keine allzu großen Hoffnungen gesetzt zu haben) oder im „Letzten Brief" aufzutreten vermochte; warum, da Sardou die Quelle, aus der er geschöpft hatte, theilweise wenigstens geschöpft hatte, nicht einmal verleugnen konnte? Wie es eben in der dramatischen Literatur geht, wieder einmal ein Beispiel von dem unergründlichen Bühnenglücke, das mit seinen Launen dem einen schmeichelt, um den andern zu verwerfen. Und noch weiter, wie Montégut andeutet, daß eigentlich Sardou, dessen Freunde und auch die Schauspieler auf einen Fall des Stücks gefaßt sein mußten, einer einzigen bedenklichen Scene wegen gefaßt sein mußten, und der voraussichtliche Durchfall schlug zu einem Triumph um! (Man erzählt etwas Aehnliches von der Birch-Pfeiffer, indem sie von zwei zugleich geschriebenen Stücken auf die „Waise" sehr wenig, auf „Rose und Röschen" viel Hoffnung setzte. „Rose und Röschen" machte wenig, die „Waise" erhielt einen Weltruf.) So haben wir denn in Sardou wieder einen von jenen frisch und leicht fortschreibenden Autoren, die ruhig zu den Schauspielern hintreten und sagen können: „Ich habe das Meine gethan, d. h. ein bühnengerechtes Stück geschrieben, nun thut das Eure. Bringt ihr es durch, so theilt ihr den Sieg mit mir, wenn nicht, so fällt die Schuld fast nur auf euch, weil ihr's nicht verstanden, zu siegen." Da läßt es sich sehr wohl denken, für welche Ehrensache es französische Schauspieler ansehen, mit einem Sardou siegreich hervorzugehen.

Gönnen wir nun aus der Zahl der zu besprechenden Lustspiele den sogenannten „historischen" den Vortritt. Den sogenannten historischen! Leider nämlich, wie wir das schon oben andeuteten, bildet bei einer großen Anzahl

*) Victorien Sardou, am Ende der Restaurationsperiode geboren, jetzt im Anfange der dreißiger Jahre stehend, ist, wie man dies nach seinen neuern außerordentlichen Bühnenerfolgen (an pariser Bühnen) etwa vermuthen sollte, keineswegs „Veni, vidi, vici" als vollendeter Dramatiker (Dramatiker in seinem leichten Genre) auf die Bühne gesprungen. Das mögen sich alle unsere jungen Dramatiker gesagt sein lassen. Schon vor wenigstens zehn Jahren brachte er ein Stück „La taverne des étudiants" mit mäßigem Erfolge auf die Bühne. Ohne sich zu überstürzen, mit dem Vorsatze, das Leben wirklich erst kennen zu lernen, pausirte er sechs bis sieben Jahre. Dann erschien von ihm in Gemeinschaft mit Theodore Barrière auf dem Theater des Palais-Royal mit hoffnungerregendem Erfolge „Les gens nerveux". Jetzt erschloß sich ihm das Theater Déjazet. Er brachte hier schon mit mehr Erfolg „une grande fantaisie", betitelt „Chérubin", wol mit Anschluß an Beaumarchais' „Barbier" und „Figaro's Hochzeit", darauf das nach einer Anekdote bearbeitete Stück „Monsieur Garat". Nun erst folgte ein erfolgreiches Lustspiel: „Les pattes de mouches", auf dem Gymnase, nachdem es erst hatte auf dem Vaudeville gegeben werden sollen und hierdurch in der Aufführung wahrscheinlich verzögert war. Die Kritik fand, daß „Pattes de mouches" nach Edgard Allan Poë gearbeitet sei. Drei Monate später erschienen auf dem Vaudeville „Les femmes fortes". Wieder sechs Monate später und es folgten gleichfalls am Vaudeville „Nos intimes". Im Sommer 1861 brachte das Gymnase ein Stück, weder Lustspiel, noch Vaudeville, noch Posse, „Piccolino" ohne erwähnenswerthen Erfolg. Im laufenden Jahre 1862 lieferte Sardou noch für das Théâtre français „La papillionne", ein einactiges Stück, das durchfiel. Tags darauf brachte von ihm das Gymnase „La perle noire" mit großem Erfolg. „La perle noire" sollte nach einer Sardou'schen Erzählung „Le médaillon" bearbeitet sein, die Kritik glaubte dies „Médaillon" wieder auf Edgard Poë zurückführen zu müssen. Das neueste Stück Sardou's heißt „Prés Saint-Gervais" und wird auf dem Theater Déjazet gegeben.

der Lustspiele die oft mit Haaren herbeigezogene historische Staffage an ihnen das einzig Löbliche. Bei vielen Lustspielen — wir sehen deren in jedem Monate über die berliner Bühnen gehen — muß diese historische Staffage das ganze Stück halten. Glücklicherweise sind unter den uns vorliegenden vier Stücken zwei von besserm Gefüge. Aber doch in einem tritt uns die historische Mache in der leichtesten Haltung entgegen. Dieses eine heißt:

1. Hochzeit oder Festung? Originallustspiel in drei Acten. Von Heinrich Dreher. Wiesbaden, Limbarth. 1859. 8. 15 Ngr.

Heinrich Dreher begegnete uns schon mit einem Melodram „Körner". Es war nicht viel; dieses „Hochzeit oder Festung" ist auch nicht viel mehr. Der alte Fritz knurrt und stampft zwei Acte auf der Bühne umher, um schließlich die Liebenden glücklich zu machen. Der arme alte Fritz, wenn er doch nur wieder aufstehen und mit seinem Krückstock allen voreiligen Dramatisern in die Parade fahren könnte! In der Mehrzahl der historischen Lustspiele agirt er als beklagenswerther Kleinigkeitskrämer, ist der Träger fauler Anekdoten und Schnurren und benimmt sich wie ein alter nergelnder Schlafrockheld. Aber mit der historischen Staffage und der weltbekannten Physiognomie wird nur zu leicht aller Welt Sand in die Augen gestreut, daß sie ruft: „Welch ein Held!" Beinahe könnte man das auch bei diesem „Hochzeit oder Festung" rufen, beinahe, aber doch nicht ganz. Dreher scheint für kleinere Sachen Geschick zu besitzen, er weiß bühnenmäßig, aber in der gewöhnlichsten Weise bühnenmäßig zu schreiben, für ein dreiactiges Originallustspiel jedoch fehlt ihm nach dieser Probe die volle Kraft. Der alte Fritz will nach Dreher's Angabe den Grafen Liebengold mit der Gräfin Bertha von Treuenstein vermählen. Diese Bertha liebt aber den Lieutenant Moritz von Ehrenfest. Natürlich wird sie sich von Moritz von Ehrenfest entführen lassen. Leider wird die Intrigue verrathen. Obenein, d. h. um die Verwirrung stark zu machen, hat der Lieutenant von Ehrenfest mit seinem Bruder, dem Grenadier von Ehrenfest die Rollen gewechselt. Beide sind reif für die Festung. Da kommt der alte Fritz zu guter letzt zu der richtigen Erkenntniß, daß sein Protegé, Hauptmann Graf Liebengold, ein elender Kerl und der Gräfin Bertha von Treuenstein nicht werth sei. Er quält als ehrenwerther Charaktervater die Liebenden noch ein Weilchen, läßt dann die Gebrüder Ehrenfest recht gehörig avanciren und gibt die Liebenden zusammen. Mehr verlangt ein genügsames Publikum nicht.

Ein Curiosum eigenthümlichster Art findet sich in:

2. Theodor, König von Corsica. Eine Komödie in fünf Acten. Von Erwin Schlieben. Berlin, Hayn. 1860. Gr. 8.

Ein Musterlustspiel können wir es nicht nennen. Schon der Gedanke, den nicht gerade unbekannten Abenteurer, der sich zum König von Corsica aufwarf, in einem Stücke edlerer Richtung zu verwenden! Als Held eines ernsten Stücks besitzt er eine viel zu komische Natur. Und hinwiederum als Lustspielstoff ist der Stoff viel zu ernst. So ward denn aus dem Stück ein Mittelding von Tragödie und Lustspiel, ein Mittelding, das Schlieben mit der Benennung „Komödie" glauben mag rechtfertigen zu können. Doch wären wir mit dem Stücke vielleicht zufriedener, könnten wir der Begabung Schlieben's nach irgendeiner Seite hin eine bestimmte Bedeutung abgewinnen. Zwar lesen sich seine Verse leidlich; fünffüßige Jamben aber thun es allein nicht. Die Charakteristik der Personen ist oberflächlich, zuweilen sogar etwas gewöhnlich. Am meisten nehmen wir Anstoß an der ganz trockenen, humorlosen Natur des Theodor. Schlieben war jedenfalls mit sich selbst nicht einig, was er aus dem Helden machen sollte. Einen bloßen Hanswurst, dann wäre die Komödie zu einer reinen Farce abgefallen; einen nach irgendwelchen edlern, psychologisch zu begründenden Motiven handelnden Aventurier, dann wäre der Schwerpunkt der satirischen Absicht ganz verrückt. So ward denn aus dem Theodor, wie gesagt, ein echter Theaterpuppenheld. Auch bei den andern Personen vermissen wir die feinere Schattirung der Charaktere. Fast unleidlich dünkt uns Theodor's Gemahlin Aurore, ordinär ganz und gar Theodor's natürlicher Sohn Friedrich. Schlieben ist, soviel wir wissen, ein noch junger Mann, er gewann vor wenigen Jahren in Königsberg mit einem Drama einen Preis. Sollte er sich bereits überarbeitet haben! Aus diesem „Theodor" spricht offenbar eine dramatische Müdigkeit, die, sollte sie nicht mehr zufällig und vorübergehend sein, um so stärker zu beklagen wäre, als Schlieben die Schwächen der Anfänger, die Sucht, Charaktere auf die Spitze zu stellen und fortwährend an die Caricatur zu streifen, noch keineswegs überwunden hat. Einzelne Scenen heben sich durch den frischern Ton aus dem Ganzen vortheilhaft ab; einzelne Situationen lassen auch nicht an der immerhin nicht gering zu schätzenden Begabung des Verfassers zweifeln. Zu diesen letztern zählt die Verschwörung der Corsicanerinnen gegen den liederlichen Friedrich, sowie die komische Mordscene zwischen jenen und diesem.

Einen im ganzen recht erfreulichen Eindruck hinterläßt

3. Prinz Lieschen. Posse in drei Aufzügen. Von Moritz Heydrich. Dresden, Kuntze. 1861. 16. 15 Ngr.

Gleich dem „Tiberius Gracchus" Heydrich's ist auch „Prinz Lieschen" mit größter Sorgfalt gearbeitet. Das Genre des „Prinz Lieschen" ist historisch-romantisch. Mehrfache Aufführungen in frühern Jahren („Prinz Lieschen" muß seine zehn Jahre recht gut auf dem Rücken tragen) haben für die Bühnenmäßigkeit des Stücks gesprochen. Doch aber mäkelte man hier und da; man fand die Figur des Oberfischmeisters von Günther sehr spaßhaft, wo sie gut dargestellt ward, man nannte sie aber auch carikirt. Etwas Richtiges lag zu Grunde, wenn man meinte, das Stück erlange vielleicht gerade dieser Figur wegen nicht den vollen Erfolg, den es eigentlich verdiene. Heydrich nennt sein Stück ausdrücklich Posse, wol zumeist dieser überkomischen Figur des Oberfischmeisters wegen; wir würden das Stück unbedenklich Lustspiel nennen, wenn eben nicht in der Figur des Oberfischmeisters verschiedene Züge der starken Caricatur hervorträten. Die Idee des Stücks ist sehr romantisch, der Stoff aber doch durchaus real und wie für das Lustspiel geschaffen. Inwieweit Heydrich der wirklichen Geschichte und der Erzählung aus Volksmund folgte, bleibe dahingestellt, kurz und gut, Heydrich's Heldin ist Lieschen, die Tochter des Webermeisters Zeddel. Lieschen soll den Schneidermeister Christoph heirathen. Sie liebt indeß den Weberburschen Mathes. Einer romantischen Schrulle zu Liebe verläßt Lieschen das väterliche Haus und wandert in der Tracht eines Schulmeisters in die Welt hinaus. Als solcher kommt sie in einer Schenke mit dem Herrn von Günther, dem Oberfischmeister auf einem königlichen Provinzschlosse in Berührung, wird von diesem für den incognito reisenden Kronprinzen gehalten und gibt, auf die Meinung des Hrn. von Günther eingehend, zu den spaßhaftesten Situationen Anlaß. Der Irrthum löst sich auf, nachdem der wirkliche Kronprinz incognito angekommen. Diesen dankbaren Stoff behandelte Heydrich mit stellenweise vortrefflichem Humor, er schrieb in wirklich volksthümlichem Sinne; allein er ging in der Narretei etwas zu weit, indem er den Oberfischmeister wie gesagt zu einem Musterbilde der Narrheit und Dummheit machte. Die Vorliebe für derartige, die Narrheit zugleich persiflirende Einfaltspinsel steckt gerade oft in den begabtesten Dramatikern, sie erzielt dann aber fast immer und um so gewisser, je natürlicher die übrigen Personen gezeichnet sind, einen Widerspruch zwischen der Absicht des Dichters und der Wirkung auf das Publikum, das sich mit dem persiflirenden Elemente in der komischen Figur par excellence nicht recht abzufinden weiß.

4. Voltaire. Lustspiel in fünf Acten. Von J. L. Klein. Berlin, Guttentag. 1862. 8. 22½ Ngr.

Wir befinden uns im Jahre 1778 theils zu Ferney, auf Voltaire's Landsitz, theils zu Paris. Wir sehen eine kleine Liebesintrigue in Scene setzen, bei der der Herzog von Richelieu keine gerade hübsche Rolle spielt. Wir erleben zu gleicher Zeit einen Kampf für und gegen die Uebersetzung eines Shakspeare'schen Dramas, bei dem Voltaire auch keine schöne Rolle spielt. Voltaire und Richelieu, nach einer Seite hin die Hauptpersonen des Lustspiels, und doch spielen sie keine durchaus nobeln Rollen! Aber sind sie dafür nicht durch das umfassende Wissen des Verfassers mit einer Fülle historischen Details ausgestattet? Das wol! Allein was der Bedeutung der beiden Persönlichkeiten entschieden schaden möchte: sie persifliren sich zu oft selbst. Wir berufen uns dabei zunächst auf den Schlußeindruck des Ganzen: er wird sicherlich nicht glänzend sein. Richelieu ist vom Dichter, wie uns dünkt, mit etwas zu souveränem Hochmuthe behandelt. Seine Liederlichkeit gereicht dem Stücke und den Intentionen des Dichters sicherlich nicht zum Vortheil. Uebrigens ist das Stück, wie das von dem geistvollen Autor nicht anders zu erwarten, mit vielem Esprit geschrieben und, was für seine Kunst speciell noch mehr bedeuten will, der Verfasser hat sich vor den ungeheuerlichen Situationen gehütet, mit denen er in frühern Werken nur zu freigebig war. Doch aber halten wir einzelne Scenen für bedenklich. Zunächst Richelieu's Erscheinen im Dachstübchen im dritten Acte; überhaupt fast alle Scenen, in denen Richelieu auftritt. Der Verfasser kann seine deutsche Natur nicht verleugnen, d. h. er will die französischen Personen nicht nur charaktergemäß schildern, nein, er muß sich an ihnen auch reiben. Dieses „den Personen den Text lesen" zeigt sich vornehmlich auch in der fünften Scene des vierten Actes zwischen Mercier und zwei Edelleuten. Wir charakterisiren den ganzen Ton des geistvollen Verfassers wol am besten durch einen Abschnitt aus dieser Scene. Mercier erwidert, da ihn ein Edelmann „Federheld" genannt: „Federheld! Die schlechteste Feder, grüner Zeisig, hat mehr vom Mann als deinesgleichen, sie hat doch einen Bart! Federheld! Cäsar's Schwert würde der Rost zerfressen, wenn seine Feder es nicht blank erhielte für die Nachwelt, seine und anderer Federn. Unflügger Knabe! Und Friedrich, Preußens großer König — mit einem Strich seiner Schriftstellerfeder löscht er deine Stammtafel aus! Es brauchte seiner Heldenklinge nicht, um eure ganze Sippe — Väter und Großväter — über den Rhein zurückzujagen — ein Flederwisch thut es auch! Federheld! Wart', ich will dich befedern, du Kinderkukuk aus Leder und Pappe! Du Piepvogel aus dem Raritätencabinet, du Ente des Mechanikers Vaucanson!"

Gewiß verdient dieser „Voltaire" unter unsern historischen Lustspielen einen Ehrenplatz, schon weil wir in ihm nicht den nachgerade widrigen politischen Tiraden begegnen. In Voltaire's Feindseligkeit gegen Shakspeare liegt ein ursprünglich komischer Zug. Zu recht ergötzlichen komischen Situationen führt denn auch die recht hübsche Verwickelung, daß der Günstling Voltaire's, Prosper von Morival, dieser Feindseligkeit durch eine pseudonyme Uebersetzung des „Hamlet" neue Nahrung gibt. Dazu gesellt sich als interessant eine Entführung aus dem Nonnenkloster; dazu kommt noch als Allerweltsfactotum Voltaire's Secretär Wagnière: — nun was wünscht man mehr! Wenn auch nicht alle Acte, die erstern (der erste insbesondere) hinterlassen einen durchaus heitern Eindruck.

Auch in den nachfolgenden Almanachen und Sammlungen findet sich das historische Lustspiel vereinzelt vor. Namentlich unter der alten guten Firma:

5. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Vierzigster und einundvierzigster Jahrgang für 1861 und 1862. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1861—62. Gr. 8. Jeder Jahrgang 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies Jahrbuch verfolgt keine classischen Zwecke, aber es hat Zeit seiner langen Dauer mit Ausschluß alles Gewöhnlichen und Niedern manch Gutes geliefert, manche verdienstliche dramatische Gabe vor Vergessenheit bewahrt. Von dem Herausgeber, F. W. Gubitz, dem immer noch mit bewunderungswürdiger Rüstigkeit Thätigen, bietet der erstere Jahrgang ein dreiactiges geschichtliches Lustspiel „Sophie Detzloff" und ein einactiges Schauspiel „Bei Leipzig", der letztere ein Melodram „Sappho" und einen als Vorspiel sehr ergötzlichen Scherz „Die Abgeordneten auf der Bühne", in dem durch die verschiedenen Personen (Schauspielerin, Dichter, Dame, Assessor, Student, Commis, Stutzer, Knieriem) die verschiedenen dramatischen Richtungen vom Hochtragischen bis zum Niedrigkomischen mit Einschluß der Oper und des Ballets gekennzeichnet und durch den vermittelnden Director als berechtigt anerkannt werden. „Sappho" ward bereits 1816 im berliner Opernhause mit Musik von B. Anselm Weber zweimal zur Aufführung gebracht. Als Melodram bietet es einer ersten dramatischen Künstlerin eine würdige Gelegenheit zur Entfaltung der mimischen und declamatorischen Kräfte; es will aber durchaus von einer bedeutenden Künstlerin dargestellt sein. „Bei Leipzig" verdankt seine Entstehung wol patriotischen Zwecken. Es gibt dem Siege deutscher Waffen einen würdigen Ausdruck. „Sophie Detzloff" endlich, das umfänglichste der gelieferten Gubitz'schen Stücke, behandelt eine Episode aus der Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege. Die Anne Sophie Detzloff diente als Soldat unter dem Namen Buschmann. Wir finden sie nach dem Kriege im Hause des Obersten von der Heyden [illegible] Kolberg. Vom alten Fritz wird ihr als Mann ein respectabler Unteroffizier bester Conduite zugeschickt, es ist das zufällig [illegible] früherer Geliebter. Diese Verlobung auf Befehl schlingt sich als Episode um eine andere Liebesgeschichte zwischen der Nichte des Obersten und einem Theodor von Köhring; einige Verwechselungsscenen vollenden den belustigenden Eindruck; das Stück würde einem anspruchslosen Publikum gewiß gefallen.

Von Charlotte Birch-Pfeiffer bringt jeder Jahrgang eine Arbeit, jener „Edith", Schauspiel in vier Acten, dieser „Ein Kind des Glücks", Original-Charakterlustspiel in fünf Acten. Wir geben der „Edith" vor dem „Kind des Glücks" den Vorzug. Schon seit etwa zehn Jahren liebt Charlotte Birch-Pfeiffer störrische Mädchennaturen, die sich durch die Liebe curiren [illegible]. Durch die Eigenartigkeit der Goßmann hat sie sich in der letzten Zeit indeß so sehr in die Backfischnaturen verliebt, daß man als Kritiker entweder ein windiger Jüngling oder ein abgelebter Ge[illegible] sein muß, um an der forcirten Naivetät durchaus Gefallen [illegible] finden. Darum sagt uns auch das „Kind des Glücks" [illegible] weniger zu als die „Edith", da die Natur der letztern [illegible] psychologische Begründung wirklich zuläßt, das „Kind des Glücks" indeß gerade durch psychologisch nicht lösbare Coulissen-Charaktereigenschaften frappiren soll. Uns scheint es geradezu bedenklich, sich die ultranaiven Backfische zu den biedersten Frauen, [illegible] hingebendsten Geliebten und edelsten Gattinnen entwickeln [illegible] lassen. Es liegt weit näher, daß aus einer altklugen [illegible] naivetät das capriciöseste Wesen hervorgeht, daß aus [illegible]sterbackfischen, wie der Hermance im „Kind des Glücks" [illegible] raffinirtesten, kokettesten Frauen werden. Uebrigens haben [illegible] der Birch-Pfeiffer schon oben unsere besondere Reverenz [illegible]stattet. Zur „Edith" nur noch die Bemerkung: es liegt [illegible] letzte Act in doppelter Fassung vor. Die erste Anlage [illegible] Actes erschien den Freunden der Verfasserin zu gewagt. Charlotte Birch-Pfeiffer milderte deshalb den Ausgang. Später [illegible] erklärten indeß verschiedene Directoren den letzten Act in [illegible] ursprünglichen Anlage für bühnlich wirksamer, und somit [illegible] läßt es die Verfasserin dem Geschmacke eines jeden, jene [illegible] diese zu wählen. Uns sagt die zweite Bearbeitung mehr [illegible] In der erstern streift die Verfasserin mit einer Wahnsinnigen ins hochtragische Gebiet, und dieses Gebiet liegt ihrer gemüthlichen Muse etwas fern.

Im Jahrgang für 1861 findet sich außerdem noch ein fünfactiges Lustspiel von Rudolf Genée: „Der neue Timon", [illegible]

von L. R. Siembt ein fünfactiges Lustspiel: „Mit gleichen Waffen." Genée hätte besser gethan, seinem Lustspiele einen andern Titel zu geben, der Bezug auf Shakspeare schadet ihm durchaus. Sein junger Held ist ein reicher Mann, der lustig lebt und mit wahren und falschen Freunden umgeben ist. Als er plötzlich in Armuth geräth, macht er es nicht à la Shakspeare's Timon und verzweifelt, sondern lebt ebenso lustig weiter. Natürlich, denn der Verfasser hat schon im voraus für ihn liebevoll gesorgt und ihm ein zartes Liebchen nebst einem angenehmen Gütchen aufbewahrt. Genée besitzt ein unbestrittenes Talent für das Lustspiel, aber er scheint etwas mürbe gemacht zu sein; er möchte Gutes liefern und hat doch schon zu oft von dem Rausche des gewöhnlichern Possenerfolgs gekostet. Erzielte „Der neue Timon" auf der Bühne auch keinen dauernden Erfolg, so behauptete er sich auf ihr anfänglich doch ganz ehrenvoll. „Mit gleichen Waffen" von Siembt ist ein Anfängerstück, im ersten Acte gut angelegt, auch mit vieler Routine weiter geführt, zuletzt aber mit Elementen gemischt, die für ein feiners Lustspiel nicht passen. Es handelt sich im Stücke um die Vernichtung des Einflusses einer Gräfin von Gränitz und ihrer Creaturen. Der Fürst ist edel gehalten, geräth aber durch die irrthümliche Entdeckung, daß er untergeschoben sei, dem Publikum gegenüber in eine misliche Lage. Die schließliche Berichtigung dieser Entdeckung hebt das Misliche unserm Bedünken nach nicht auf. Recht ergötzlich wirkt der fortwährend in Citaten sprechende Rector Seybold; dergleichen komische Figuren sind auf der Bühne stets willkommen, wenn sie auch nicht eigentlich schwer zu erfinden oder auszustatten sind. Dagegen scheinen uns seine Frau Barbara und der Commerzienrath Tapper etwas zu chargirt gehalten.

Der Jahrgang 1862 gibt aus dem Nachlasse von Agnes Franz ein zweiactiges Liederspiel: „Das gestörte Winzerfest", das, mit hübscher Musik ausgestattet, billigen Ansprüchen genügen und ein Stündchen unterhalten möchte. Das nach einer wahren Begebenheit bearbeitete Schauspiel von J. C. Erhardi: „Schwächen und Ränke", variirt das stets wirksame Thema der feindlichen Brüder. Wäre die Handlung gedrängter, würde das Stück gewinnen. Das Talent des Verfassers können wir weder herausstreichen noch auch antasten. Mit dem Eingeständnisse „nach einer wahren Begebenheit" nimmt er unser Urtheil vollständig gefangen. Wir müssen Weiteres von ihm hören und sehen, um seine Begabung festzustellen. „Prinz und Apotheker, oder der letzte Stuart", Lustspiel mit Gesang in vier Acten von Friedrich Adami spielt im Jahre 1745 an der nordwestlichen Küste Schottlands. Der Einfall Karl Eduard Stuart's, Enkels des vertriebenen Jakob II., in Schottland wird verherrlicht, die Rettung des Prinzen vor den englischen Soldaten durch die Verwechselung mit einem Apothekerlehrling ermöglicht und diese Verwechselung zu vielen komischen Scenen benutzt. Das Episodenhafte und Genrehafte überwiegt im Stücke zu sehr; der erste Act ist nicht straff genug gehalten, der Eindruck des Ganzen doch aber überwiegend günstig. Der Gesang im Stücke beschränkt sich auf einige Lieder und Märsche. Uebrigens hat das Stück schon fast 20 Jahre auf dem Rücken, es ward in Berlin auf der alten Königsstadt zuerst am 18. October 1842 aufgeführt.

Lustspiele von Alexander Wilhelmi. Zweiter, dritter und vierter Band. Dresden, Arnold. 1856, 1858, 1860. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Die drei Bände enthalten nicht weniger als neun, meistens einactige Stücke, die fast alle für Originalarbeiten gelten dürfen. Das Verdienst Wilhelmi's wäre indeß weit größer, wenn er nicht durch eine billige Schablone arbeitete. Seine Stücke sollen aus dem Leben gegriffen sein. Wo indeß in der gebildeten Welt ist es Mode, daß einer den andern auf Schritt und Tritt behorcht? Die Realität und Wahrheit, wie sie Wilhelmi liebt, ist fast keine, sondern meist die erlogene Theaterwahrheit. Es befällt den gebildeten Menschen zuletzt ein Ekel, wenn er fast in allen Wilhelmi'schen Stücken das widerwärtigste Horchen und Lauschen als den Deus ex machina verwendet sieht. Was für eine Kunst ist es da noch, ein Stück zu schreiben! Und wie ist es mit dem Blicke für das wirkliche Leben bestellt, wenn ein Autor fast in allen Stücken dieselben Personen agiren läßt, Personen, die an und für sich keinen Humor besitzen, sondern ihn in dünnen Dosen durch äußerliche Zuthaten erhalten! Doch sind Wilhelmi's Stücke im Ton anständig gehalten und frei von jenen entsetzlich faulen Witzen, auf die allein sich gewisse andere vielschreibende Autoren — wir werden mit einem dieser Herren weiter unten noch ein ernstliches Wort reden — etwas zugute thun können.

Von den drei Lustspielen des zweiten Bandes hat „Eine schöne Schwester" den größten Umfang: es ist dreiactig. Die „schöne Schwester" ist eine durch und durch verwöhnte, launenhafte, die Familie tyrannisirende junge Dame. Aus ihrer Launenhaftigkeit entspringen dem Bruder fort und fort die ärgsten Widerwärtigkeiten. So interessant das Thema, so will es doch durchaus von der psychologischen Seite behandelt sein, wenn das Stück dauernd interessiren soll. Wilhelmi löste die nicht leichte Aufgabe nur äußerlich und damit brachte er sich um den Erfolg des Stücks. „Abwarten" halten wir für eins der anspruchslosesten und nettesten Lustspiele der Wilhelmi'schen Muse. Die Situationskomik entwickelt sich ziemlich ungesucht aus den verschiedenen Naturen zweier pensionirter Offiziere, von denen der eine seine beiden Töchter durchaus verheirathen, der andere seine Neffen mit den jungen Damen durchaus nicht verheirathen will. Der letztere, stets mit der Maxime des „Abwarten" um sich werfende Sonderling verliert natürlich das Spiel. Das zweiactige „Ein gutes Herz" dreht sich um die Eigenheiten eines behäbigen Gutsbesitzers, der sich auf sein „gutes Herz" viel einbildet und im Glauben an dieses sein gutes Herz allerlei Thorheiten begeht. Auch hier hatte Wilhelmi eine wirklich hübsche Idee. Wäre die Anlage und Durcharbeitung des Stoffs so hübsch wie die Idee, dann hätte es vielleicht ein recht nettes Lustspiel gegeben.

Nicht ganz so glücklich getroffen in der Idee scheint uns das erste Stück des dritten Bandes: „Der letzte Trumpf", obschon dieses gerade an vielen Bühnen Erfolg erlangte. In den Gegensätzen der Männer zu den Frauen liegt etwas Unzartes, und das plötzliche Erscheinen des frühern Geliebten einer der Hausfrauen wirkt zwar erheiternd, aber eigentlich doch auch beleidigend. Das einactige „Mit den Wölfen muß man heulen" darf auch nur für ein sehr leichtes Werkchen gelten. Ein etwas pedantischer Gelehrter wird getrieben, sich in elegante Kleidung zu werfen und einer jungen Dame eine Liebeserklärung zu stammeln. Auf solche Weise heult er mit den Wölfen. Viel Interesse erregt das nach einer Novelle Léon Gozlan's bearbeitete vieractige „Zu spät"; das Stück besitzt das entschieden, was der Franzose Verve nennt. Wir tadeln Wilhelmi nicht, daß er sich durch die Novelle eines geistreichen Franzosen zur Dramatisirung eines prickelnden Stoffs hinreißen ließ. Es hätte das auch einem andern passiren können. Wir fragen nur, wie würde ein Franzose den Stoff dramatisirt haben? Zwei junge liebenswürdige Personen vor sich zu sehen, die wie füreinander geschaffen sind und doch durch eigene und anderer Schuld die rechte Zeit zur Verbindung versäumen, bis es wirklich „zu spät" wird: diese Idee kann für köstlich gelten. Allein im vorliegenden Lustspiele umschließt der Stoff nicht weniger als 20 volle Jahre, und dann ist das Stück zwar mit einem ebenso pikanten als feinen Detail gewürzt, es herrscht ein ebenso geistvoller als leicht satirischer Uebermuth in der Verknüpfung der Fäden und der Anlage der Situationen; allein ist das nicht das Verdienst Léon Gozlan's, und hat der Stoff an Reiz nicht durch die Dramatisirung verloren? Beim Lesen übersieht man viele bedenkliche Stellen, bei der Darstellung aber möchte die dritte und vierte Abtheilung des Stücks gefährliche Punkte bieten. Das Gewagteste dünkt uns die plötzliche Liebe des vierzehnjährigen Konstantin zur Mutter der jungen Amaranthe und die Liebe dieser jungen Amaranthe zum Vater jenes

Vierzehnjährigen. Mit dem historischen Colorit des Stücks — es spielt in Frankreich 1780—1800 unter der Crême der Gesellschaft — läßt sich vieles, aber nicht alles entschuldigen. Doch das Stück besitzt Reize, wenn sie auch nicht bei der Darstellung zur Geltung kommen.

Wilhelmi's dramatische Kraft wächst leider nicht mit den Jahren, das beweist der vierte Band. Er enthält die schwächsten Stücke. Sowol in „Er hat recht", als auch in „Durch's Fernrohr" ist die schlimme Manier des Horchens auf die Spitze getrieben; die Idee namentlich des letztern Stücks ist sehr gekünstelt, die Zeichnung besonders der Frauen gewöhnlich. Von dem letzten Stücke der Sammlung, dem Schwanke „Eine Anzeige", verlohnt sich kaum zu reden. Es hätte im Pulte liegen bleiben sollen.

7. Almanach dramatisirter Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. Von C. A. Görner. Neunter Jahrgang. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Possenspiele von C. A. Görner. Altona, Verlagsbureau. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Manche dramatische Schwäche liegt dem großherzoglich mecklenburg-strelitzschen Hoftheaterdirector a. D., wie sich Görner selbst so gern nennt, auf dem Gewissen. Wie viele deren, das wollen wir nicht untersuchen: Görner fordert selbst einen gelassenen Kritiker förmlich zu einem Verdammungsurtheile heraus. Seine Muse wendet sich leider nur an den Geschmack der rohen Masse. Das ist nun der neunte Jahrgang eines mit Farcen angefüllten Almanach! Acht solche prätentiöse Dinger laufen schon in der Welt herum. Beim Himmel, in der Gegenwart ist viel möglich. Wahrscheinlich weiß Görner gar nicht, was er thut. Er weiß wahrscheinlich nicht, daß hinter den Coulissen von leichtfertigen Soubretten und ebenso leichtfertigen Liebhabern eine Unterhaltung geführt zu werden pflegt, die in eine anständige Gesellschaft nicht hineinpaßt. Uns zum Reformator des Coulissentons aufzuwerfen, fällt uns nicht im mindesten ein. Wir müssen aber einen Autor bemitleiden, der glaubt, ein Ton, wie er wol nachts um die zwölfte Stunde in den echten und rechten Komödiantenkneipen herrscht, ein solcher mit lasciven Anspielungen und schlüpferigen Ausdrücken vollgestopfter Unterhaltungston gehöre auf die Bühne. Wie gesagt, wir müssen Görner bemitleiden, wenn er in der dramatischen Literatur durchaus das Sprichwort „Alter schützt vor Thorheit nicht" in herausfordernder Weise bewahrheiten will. Wir haben eine volle, wahre Freude an dem Humor, wenn er sich rein gibt, wo er sich aber nur in Zweideutigkeiten und an die Zote streifenden Trivialitäten zeigt, muß er uns so gut wie jeden andern gebildeten Menschen anwidern und unsern Blick gegen sonstige Vorzüge der Stücke verschließen. Schon Görner's Sucht, mit den Personennamen der rohen Masse einen Köder hinzuwerfen! Was für Namen sind das: „Puttfarken", „Glockenschlapper", „Püsterich", „Zwiebelrecht", „Quasselmeier", „Kuhlpadde" u. s. w.! Der Janhagel beginnt allerdings freudig zu johlen, wenn er eine Dame Fräulein Puttfarken oder Frau Kuhlpadde rufen hört, das hat doch einen Anklang an das Zweideutige und Gewöhnliche. Aber auf diesen Janhagel allein zu speculiren! Und dann diese fortwährende klägliche Darstellung des Familien- und Ehelebens! Welche Brutalität liegt in der Manier, die Aeltern als Einfaltspinsel, als Krakehler untereinander, dagegen die Liebe der jungen Leute als tiefstes Bedürfniß der Herzen aufzufassen! Freilich kann sich Görner entschuldigen, er habe in den beiden genannten Büchern fast nur Schwänke und Possenspiele geboten; allein auch in dem Schwank und in der Posse bleibt die Vorliebe für Zweideutigkeiten und ordinäre Späße verwerflich. Das eine von ihm gebotene Lustspiel „Eine freudige Ueberraschung" hätte er auch lieber Farce nennen sollen, denn edler als seine sonstigen Schwänke ist es keineswegs. Die ganze freudige Ueberraschung besteht in der Verwechselung zweier Koffer und in der indiscreten Oeffnung eines derselben. Versetze man sich in eine gebildete Familie. Der Bräutigam der Tochter vom Hause ist soeben angekommen Er verspricht seiner Braut eine freudige Ueberraschung, die sich in seinem Koffer befinden soll. Durch einen Zwischenfall wird er auf kurze Zeit abgerufen. Unterdessen machen sich die Hausmitglieder an den Koffer. Dieser ist aber unglücklicherweise durch einen Packträger verwechselt. Man öffnet den Koffer und findet darin Liebesbriefe und Photographien von mehreren Mädchen. Das ist die freudige Ueberraschung! Wo bleibt da poetischer Takt, Anstand und Zartgefühl! In dem Schwanke „In Pyrmont, oder er kennt die ganze Welt" liegt der Witz in der Zudringlichkeit eines hamburger Maklers, die beispiellos dasteht; in „Meines Onkels Schlafrock" aber werden wir eines alten fadenscheinigen Schlafrocks wegen durch drei, vier Häuser und Etagen gehetzt, ohne daß ein Ende dieser Hetzerei abzusehen ist. Etwas Charakteristisch-Komisches finden wir indeß hier im ersten Act in der Auctionsscene, die beweist, daß Görner Maß halten kann, wenn er will. Der Schwank, „Hans will heirathen", gilt uns für vollständig unbedeutend. Damit wäre der Almanach erledigt.

In dem Buche „Possenspiele" leisten die drei Possen „Alles durch Magnetismus", „Die Waise von Berlin" (Persiflage der „Waise von Lowood"), „Drei nette Jungen" an Kalauern und Plattituden, faulen Situationen u. s. w. das nur irgend Mögliche. Um das Zaubermärchen „Prinz Honigschnabel" aber halten wir es schade, daß es nicht von einer geläuterten Kraft überarbeitet und von den crassen Elementen gesäubert ist. Wir wissen freilich augenblicklich nicht, wie viel von der Erfindung dieses Stücks, wie auch der übrigen Stücke, Görner allein zukommt, oder ob da noch etwaige ungenannte Mitarbeiter waren: jedenfalls bietet „Prinz Honigschnabel" eine so große Fülle von Stoff, theilweise so angenehme Situationen (von den unangenehmen reden wir nicht weiter), daß sich mit Ausmerzung alles Großen und Unschönen in der Handlung und im Dialog daraus ein recht erträgliches Ausstattungsstück für das Volk machen ließe.

Der Charakter der mehr oder weniger gewöhnlichen Mache zeigt sich auch bei nachfolgenden kleinern Werken:

9. Schlau muß man sein. Schwank in einem Act. Von L. Méron. Berlin, Rahn. 1860. Gr. 8. 4 Ngr.
10. Auch eine Tante. Lustspiel in einem Act. Von L. Méron. Berlin, Rahn. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.

Schwank wie Lustspiel, Lustspiel wie Schwank gleich armselig in der Erfindung. Aber beide vermeiden doch wenigstens die allzu starken Anzüglichkeiten und Zweideutigkeiten. Verkleidungsscenen sind in beiden die unerlaßlichen Hebel der Handlung. In beiden werden diese Verkleidungsscenen von verliebten Studenten in Scene gesetzt, die an Plattheit der Rede mit jedem Schneider- oder Schustergesellen wetteifern können. Daß in dem einen Stücke außerdem ein widerhaariger Vater, in dem andern eine widerhaarige Tante auftritt, in beiden außerdem die jungen Mädchen ohne Fehl nach der Theaterschablone gezeichnet sind, das tragen wir hiermit pflichtschuldigst in das Sündenregister der dramatischen Literatur ein.

11. Neue Sololustspiele. Von J. Krüger. Erster und zweiter Theil. Altona, Verlagsbureau. 1860—61. 12. Jeder Theil 12 Ngr.

Dergleichen Productionen verdanken wir glücklicherweise der Virtuositätssucht unserer heutigen Mimen und Miminnen. Krüger hat zuweilen einen netten Einfall, er knittelt seine Verse auch ganz leidlich zusammen, jüdelt und spricht den berliner Jargon: das ist alles, was sich über die Sololustspiele sagen läßt. Die beiden schmächtigen Bändchen enthalten einen ganzen Haufen solcher Scenen. Nach jedermanns Belieben: „Ich muß wol ein Mann sein", „Ein schöner Traum", „Nach dem Ball", „Der beste Pantoffel", „Leiden eines jüdischen Choristen", „Herrn Merseburger's Ehestandsexercitien", „Des jungen Matrosen Heimkehr", „Luftschlösser eines berliner Stubenmädchens" u. s. w., in der Ausführung alle über einen Leisten geschlagen.

12. Ein Abenteuer auf der Eisenbahn. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen. Von Graf Ulrich Baudissin. Altona, Mentzel. 1862. 8. 7½ Ngr.

Wünschen wir, daß Graf Baudissin den Gefahren der Possenfabrikation entgehe. Schade wäre es um das in diesem „Abenteuer auf der Eisenbahn" bekundete Talent, wenn es die Sucht nach blos komischen Situationen und das Haschen nach einem Effect um jeden Preis nicht überwände. Die Idee der Posse dürfte insofern neu sein, als darin ein Säugling die Hauptrolle spielt. Wir machen indeß den Verfasser ernstlich auf die Zweideutigkeiten aufmerksam, zu denen dieser Säugling Anlaß bietet. Möge sich der Verfasser um alles vor fernern derartigen Zweideutigkeiten hüten. Ein geduldiges Publikum möchte zuerst über die wirklich komischen Situationen lachen, in die der Student Flink als Wärter des Säuglings geräth, weiterhin könnte es seinen Unwillen indeß auf bedenkliche Weise geltend machen. Und von einem ungeduldigen Publikum reden wir erst gar nicht. Es liegt anfänglich etwas Komisches, später aber etwas Peinliches in der Idee, einen Unmündigen als Spielball zwischen so und so vielen Personen zu verwenden.

13. Eine Posse per Dampf oder Narrenstreiche am Himmel und auf der Erde. Carnevals-Preisstück mit Gesang und Tanz in vier Acten. Von Max von Heßling. Mainz, Schott. 1859. 12. 10 Ngr.

Zum ersten male von der mainzer Carnevalsgesellschaft am 6. März 1859 aufgeführt, möchte die Posse ihren Titel insofern rechtfertigen, als sie wirklich per Dampf geschrieben zu sein scheint. Der Verfasser ist Schauspieler, hat in so und so vielen Stücken mitgespielt und besitzt die Fertigkeit, aus 99 Stücken das hundertste zusammenzuschreiben. Obgleich die Posse nur der Ausgelassenheit nach allen Seiten Rechnung tragen will, so überragt sie doch an wirklichem Inhalt und Lebendigkeit der Handlung viele der gepriesenen berliner Repertoirestücke. Auch herrscht darin noch ein gewisser Anstand, wie man ihn in einer Fastnachtsfarce gar nicht erwartet. Wir wenigstens hatten uns bei dieser „Posse per Dampf" auf weit schlechtere Witze gefaßt gemacht, als wir in ihr fanden.

14. Zwei Extreme. Lustspiel in vier Acten. Von Fritz Eickhorn. Düsseldorf, Kaulen. 1859. 8. 10 Ngr.

Die Extreme sind ein durch seine Derbheit anstoßender Rittmeister und ein sich durch Heuchelei in eine Familie einschleichender Komödiant. Das Lustspiel leidet an Uebertreibung und erscheint in vier Acten viel zu gedehnt. Von der Charakteristik sämmtlicher Personen ist nicht viel Gutes zu melden und ebenso wenig von der Verknüpfung der Fäden. Der Verfasser trieb die Gegensätze auf die Spitze, ohne die Charaktere an einer interessanten Handlung herauszubilden. Das Lustspiel dürfte der Uebertreibung wegen ebenso gut Posse als Lustspiel sein.

15. Liebe mit Hindernissen. Lokalposse in „Dammschdätta Mundaht" und zwei Acten. Allen Freunden harmlosen Scherzes gewidmet von dem Verfasser. Darmstadt, Ollweiler. 1859. 8. 7½ Ngr.

Bescheidenerweise schrieb sich der ungenannte Verfasser das erste Urtheil. Für Freunde „harmlosen Scherzes" mag das Werkchen hingehen. Der Reiz liegt eben in der „Dammschdätta Mundaht", die Handlung selbst ist Nebensache. Was uns außerdem erfreute: der Verfasser zeigt ein nettes Talent für die Genremalerei. Das könnte ihm fruchtbar werden, wenn es ihm nicht schon fruchtbar ist.

Den Kreis dieser heitern Stücke wollen wir abschließen mit:

16. Scheik Hassan. Lustspiel in drei Acten. Von Henrik Hertz. Aus dem Dänischen übersetzt von Graf U. von Baudissin. Altona, Uflacker. 1861. 12. 24 Ngr.

Steht dies Lustspiel in einem innern Bezuge zu den vorstehgenannten, so nur in negativem Sinne. Es hat mit der gewöhnlichen Mache nichts gemein. Geschrieben von einem Verfasser, der sich in der Literatur bereits rühmlich hervorgethan, genügt es doch wol mehr für die Lectüre als für ein an pikante Gerichte gewöhntes Theaterpublikum. Das Stück spielt im Orient. Wie fast alle orientalischen Bühnenstoffe, so ruht auch „Scheik Hassan" auf einigen Voraussetzungen und gesellschaftlichen Verhältnissen, die unsere Gesellschaft weniger interessiren oder sie nur wenig berühren. Man kann sich lebhaft zum Talente des Verfassers hingezogen fühlen und dies doch weniger wegen der Vorzüge des Stücks als vielmehr aus allgemeinern literarischen Rücksichten. Was wir an „Scheik Hassan" loben, ist der durchaus edle Ton des Lustspiels, was uns weniger gefällt, die etwas, namentlich Act 1, zu genreartige Dehnung des an sich für drei Acte keineswegs sehr umfänglichen Stoffs. Die Verwickelungen entspringen aus der Liebe eines Prinz Achmet Mirza zur Suleika, der Tochter des Fürsten von Chorasan. Der Statthalter von Balsora, Sidi Numan gibt mit den Schattenseiten eines orientalischen Charakters eine spaßhafte Figur ab. An der Uebersetzung des Lustspiels, soweit wir das beurtheilen können, wüßten wir nichts zu tadeln.

Den dramatischen Markt mit absonderlichen Producten zu füllen, mit Werken, die aus dem Himmel des überschwenglichsten Idealismus oder der poetischen Selbstvergötterung heruntergeholt sein sollen, an diesem Ruhme hat es unserer dramatischen Jugend nie gefehlt. Damit man ja nicht wähne, unsere Jugend sei nach dieser Seite hin, was die Selbstvergötterung oder die Meinung betrifft, plötzlich den Stein der Weisen gefunden zu haben, etwas vernünftiger geworden, legen wir dem geehrten Publikum noch drei Komödien vor, die dem Wahne, als wären sie Musterkomödien oder huldigten der freien humoristischen Schöpfung, leider bedenklich Rechnung tragen.

17. Die sieben Schwaben. Komödie in fünf Acten. Von August Scheufele. Versuch eines deutschen classischen Lustspiels. Stuttgart, Bach. 1862. 8. 20 Ngr.

Wir tadeln es nicht, wenn sich jemand mit der Frage beschäftigt, wie wol dem deutschen Lustspiele durch edlere Gebilde aufzuhelfen sei. Wir tadeln es auch keineswegs, wenn uns jemand mit einem Lustspiele kommt, bei dem wir unwillkürlich ausrufen: „Ein classisches Stück." Kündigt uns aber jemand den Versuch eines deutschen classischen Lustspiels an und bringt uns dann ein Ding, bei dem wir sitzen und sitzen, drucksen und drucksen und schließlich gerade so klug sind wie zuvor, dann hört das Vergnügen auf. August Scheufele mag den besten Willen besessen haben, aber er weiß noch gar nicht, daß zur Erzeugung eines guten Lustspiels, von einem „classischen" ganz zu schweigen, noch viele andere lumpige Kleinigkeiten gehören, als blos der Wille, mit unsern Possenfabrikanten nicht auf gleicher Heerstraße zu wandeln. Wenn er die Erfindung seines Stücks, die Gliederung seiner Handlung, die Zeichnung der Personen u. s. w. etwa für classisch hält, so ist jeder untergeordnete Bühnenpraktikus berufen, ihn darob auszulachen. Anstatt uns eine Handlung zu bieten, verschleiert Scheufele das, was man bei ihm Handlung nennen könnte, durch allgemeine Betrachtungen, die er den als agirend aufgeführten sieben Schwaben in den Mund legt. Was diese sieben Schwaben eigentlich bedeuten, ist uns völlig unklar geblieben. Uns scheint so, als habe der Verfasser den abstracten Idealismus in Beziehung zur Narrheit oder Narretei bringen wollen, um zu beweisen, daß auch der Mensch des reinsten Idealismus öfter, als er es denkt, zu Handlungen getrieben wird, die der Narretei gleichkommen. Es scheint uns so! Manche lustige Einfälle mögen in den fünf Acten der Komödie herumschwimmen, sie verlieren aber durch ihre Allgemeinheit an Werth. In den Versen herrscht eine Willkür, die dem

bekannten „Hans Sachs war ein Schuh-Macher und Poet dazu" ziemlich gleichkommt. Um dem Verfasser zu zeigen, was man etwa einen dramatischen Dialog nennt, Act 2, Auftritt 1:

Nestelschwab.

Schluckt, was ihr könnt. Dort munkelt's in den Büschen
Als wär's .... das Unthier!
(Panischer Schrecken der Schwaben.)

Allgäuer.

Großer Nestelschwab!
Du, gleich Prometheus — auch ein Held, betreffend
Das närrsche Feuer, größer doch an Kunst
Im Fach der selbsterfundenen Hosenträger!
Hol' dir die Stadtbrill'! Sieht der gar 'nen Storchen
Fürs Ungeheuer an!

Jeder einsichtige Regisseur würde hier in Allgäuer's Rede Zeile 2—4, „Du, gleich Prometheus ...." bis „.... Hosenträger" als vollständig überflüssig streichen. Mag der Verfasser selbst darüber staunen, wie viel in seiner classischen Komödie überflüssig ist.

18. Lunus. Komödie in fünf Acten. Von Felix Krais. Stuttgart, Krais und Hoffmann. 1859. 8. 1 Thlr.

Weshalb und wozu „Lunus!" Der erste und letzte Act dieser Komödie spielen auf dem Monde, die drei mittlern Acte auf der Erde. Lunus, der Mondgeist, sieht zu seinem Schmerze, daß auf seinem Gebiete das Streben der Geister nach der Sonne zu gerichtet ist. Er sieht sein Reich verödet und erkennt die von der Erde eingeschmuggelten berauschenden Ideen als das Gift für sein treues Volk. Deshalb will er selbst auf die Erde hinab, dort eine Schule zu stiften und seinen Samen für künftige Geschlechter auszustreuen. Es liest sich dieser erste Act um deswillen gut, weil er, in leichten Versen geschrieben, der Phantasie des Lesers ein weites Feld bietet. Die drei mittlern Acte aber lassen um so mehr zu wünschen. Es fehlt, um es kurz zu sagen, das tiefere Interesse an der Handlung. Lunus wird auf der Erde mit einem Abenteurer, Namens Wandler, verwechselt, wird eingesperrt u. s. w., das alles ist vom Verfasser vielleicht mit vielem Fleiße erfunden, läßt uns aber vollständig kalt, denn Lunus ist uns eine völlig gleichgültige Person. Und etwa die tiefern, etwa allegorischen Bezüge herauszudifteln, was für Werth hätte das! Natürlich erreicht Lunus seinen Zweck nicht. Er kehrt zum Monde zurück und wird auf Befehl der Sonnenkönigin so lange seiner Macht entkleidet, bis er „neues Leben um sich gesammelt habe". Zur etwaigen Decorationspracht eines Ausstattungsstücks möchte „Lunus" allenfalls Gelegenheit bieten.

19. Herr Goldkäfer. Eine Komödie in fünf Acten. Von Gustav von Eckenbrecher. Berlin, Bethge. 1861. 16. 20 Ngr.

Wahrscheinlich ist aus „Herr Goldkäfer" eine ganz andere Komödie geworden, als sie Gustav von Eckenbrecher beabsichtigte. Wahrscheinlich wollte er anfangs in einer mehr phantastischen Handlung die Nachtheile des Reichthums schildern. Oder was wollte er sonst! Als er an die Ausführung ging, gerieth er ganz von selbst in den Realismus hinein und zuletzt fühlte er sich darin so wohl, daß er einen letzten Act schrieb, als handelte es sich um eine simple Dorfgeschichte. Oder deuten nicht schon die Namen Herr Goldkäfer, Charybdis, seine Schwester, Lampiniani, sein Haushofmeister, auf einen gewissen phantastischen Hintergrund? Der erste Act läßt sich auch ganz so an, als hätten wir es mit einer phantastischen Handlung zu thun. Wer Herr Goldkäfer ist, das wird nicht gesagt, er ist unendlich reich und fühlt bei seinem Reichthum die unendlichste Langeweile. Von dieser Langeweile soll er curirt werden. Eine sehr gebräuchliche Dichtungsform für die Behandlung dieser Vorlage wäre das Märchen gewesen. Dies hat Gustav von Eckenbrecher (es soll in diesem Autorennamen wol ein tiefer Witz liegen!) verschmähen wollen, doch aber auch zugleich für Gestaltung der realen Verhältnisse eine gewisse Freiheit beansprucht, wie sie eben nur der phantastischen Dichtung zu gestatten ist. Ueber die Bedeutung der Charybdis sind wir ganz im Unklaren geblieben. Den Herrn Goldkäfer aber sehen wir drei Acte hindurch klar und deutlich an Langeweile fast sterben. Endlich verliebt er sich in die Müllerstochter Rosa. Diese tritt als Gespenst vor sein Bett und räth ihm, als bestes Mittel gegen die Langeweile, sich seines Reichthums zu entäußern. Was thut Herr Goldkäfer? Er verkauft all sein Hab und Gut, kauft für das Geld Staatspapiere und verbrennt diese. Jetzt ist Herr Goldkäfer ganz arm und blickt seinen Autor, den Herrn Gustav von Eckenbrecher höchst verwundert an. Da denkt denn Gustav von Eckenbrecher: „Bist du nun einmal so weit, so kommst du auch noch ein Stückchen weiter." Goldkäfer heirathet schnurstracks die Rosa, welche aus einer Seitenverwandtschaft ein Gütchen als Erbe besitzt. Nun kommen zwar im fünften Acte Rosa's Aeltern, um sich von dem Reichthume des Schwiegersohns zu überzeugen, die geniren aber Herrn Goldkäfer nicht weiter. Er schlägt sich — nein ins Gebüsch schlägt er sich nicht, aber aufs Feld geht er und spielt da mit seiner Rosa (er als Endymion, sie als Luna) eine Schäferscene à la Gellert. Unsertwegen kann die Kapelle auch noch „Heil dir im Siegerkranz" spielen oder Herrn Goldkäfer einen andern schönen Marsch blasen.

Wüßten doch unsere jungen Dichter nur, wie oft sie Marionetten- und Puppenstücke liefern. Wenn es denn einmal Puppenstücke sein sollen, dann echte, rechte. So welche wie er

20. Repertoire des deutschen Puppentheaters für große und kleine Kinder. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1861. 8. 12 Ngr.

Der dünne Band enthält die drei schnurrigen Stücke „Prinz Zerbino", „Der Katzenschwanz", „Das Biribi" und ist mit den colorirten Abbildungen geschmückt, die allein schon der Betrachtung werth sind. Der Verfasser trifft den tragikomischen und grotesken Ton meist so glücklich und spielt die Stückchen so rasch ab, daß wir ein Erzmelancholikus sein müßten, um uns daran nicht zu erlustigen. Ewiges und Classisches soll mit dem Puppentheater nicht geboten sein; sobald sich die Laune der Puppenkomödie indeß anspruchslos wie hier gibt, warum sollen wir dann nicht einmal herzlich mit großen und kleinen Kindern lachen!

Emil Müller-Samswegen.

Heinrich Heine und Moses Moser.

Briefe von Heinrich Heine an seinen Freund Moses Moser. Leipzig, O. Wigand. 1862. 8. 1 Thlr.

Vorliegende Briefe Heine's an seinen intimen Freund Moser, vielleicht die zwanglosesten und aufrichtigsten, welche je geschrieben worden sein mögen, bilden eine sehr amusante Lectüre und einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß der äußern Familien- und Lebensverhältnisse des Dichters wie seines Charakters. Freilich können sie über diesen nichts wesentlich Neues bringen, aber sie bestätigen, was wir auch sonst schon von ihm wissen; sie zeigen uns den Dichter als ein Gemisch von Liebenswürdigkeit und Ungezogenheit, von Gefühlsinnigkeit und cynischem Hohn, von Zartheit und Roheit, von Dichtergemüth und Frivolität, von Weltlust und Weltekel, von Romantik und moderner Nüchternheit, von reuiger Selbsterkenntniß und maßloser Arroganz. Eigentlich tiefe Ideen, welche Frucht für das Leben abwerfen, weittragende, übrigens auch von einem jungen Manne kaum zu erwartende Gedanken, die uns ein ungeahntes Gebiet aufschließen und zu weiterm Nachdenken auffordern, findet man in ihnen natürlich nicht; aber man amusirt sich über die Offenheit, mit der Heine sich hier gibt, über den oft tollen Witz und die Originalität des Ausdrucks. Zur Kenntniß der betreffenden Zeit, außer ihres innern moralischen Elends, tragen sie auch nichts bei; doch lassen sie uns an vielen kleinen Zügen erkennen, daß die Zeit, in welcher Heine sich entwickelte, nicht einen Jesus oder Christus, nicht einen Plato oder Sokrates, nicht einen

oder Shakspeare erzeugen konnte, sondern eben diesen Heine oder Heine und Compagnie, die Hauptfirma, unter welcher das Literaturgeschäft damals betrieben wurde. Ja es war eine frivole selbstsüchtige Zeit, diese Heine'sche, ohne Liebe und ohne Glauben, in der das Gefühl fast nur dann eine Wahrheit hatte, wenn es sich zum Schluß selbst verhöhnte. Um einen Witz verkaufte man das Heiligste auf Erden. Aber diese Selbstverhöhnung war doch wieder ein Mittel zu höherm Zweck und von ihr zur Reue und Besserung nur ein Schritt. In jener Ironie lag doch wieder eine gewisse Ehrlichkeit als Gegengift gegen die Weltunehrlichkeit, und ob wir seitdem wesentlich viel weiter gekommen sind, ob wir nicht die alten Masken vielleicht nur gegen neue vertauscht haben, ob wir nicht mit Sittlichkeitsphrasen bloßen Schacher treiben, ist immer noch die Frage. Heine war wenigstens kein Philister, und jedenfalls haben er und die Romantiker das Verdienst, die unsterbliche deutsche Philisterwirthschaft mit scharfen Waffen bekämpft zu haben.

Moser, ein berliner Bankier, war unter Heine's Freunden vielleicht der einzige, für den er, soweit es einem Heine möglich war, wirkliche Sympathie hegte, dessen sittliche Suprematie er unverhohlen anerkannte. Er schreibt an ihn im Mai 1823 aus Lüneburg: „Wahrhaftig, du bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt. Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menschen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle sind schwere Goldbarren, die meinigen sind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt blos seinen Werth vom Zutrauen der Menschen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier Agio dafür gibt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als scheinloser Klumpen in der Ecke liegt." Er nennt Moser im Jahre 1824 seinen „Erzfreund", den „philosophischen Theil meiner selbst", die „correcte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen", den „homme de la liberté et de la vertu", den „Epilog von Nathan" u. s. w. Etwas Rührend-Originelles hat folgende Stelle in einem Briefe vom 30. September 1823: „Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus ist größer als ich! Es ist dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester, ingrimmigster Ernst. Ich kann dir das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht mißt nach dem Maßstabe deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastik, zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive I have a soul, so gut wie Sterne. Das genüge dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es dir nun einmal so einfällt, nicht, weil du mich der Liebe werth hältst." Aber Heine kann sich nicht lange in einem reinen Empfindungszustande bewegen; er verfällt alsbald in seinen burlesken Witz und er fährt fort: „Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin bist und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkuttisch verstehst und mir deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast und dergleichen, ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich dir mal abgelauscht und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtniß kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt oder bei Kassa oder sentimental bin. Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod geschossen hätte oder besser, für den ich mich hätte todtschlagen lassen, und für den ich mich noch todtschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig und war venerisch und hatte die schlechtesten Grundsätze, aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort «Was?» sprechen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke."

Indeß erhielt diese Freundschaft später doch einen Stoß. Moser mochte mit den Ausschreitungen, denen sich Heine's Talent ohne Rand und Band überließ, wenig einverstanden sein; auch blieb Heine der alte Egoist, der zu sein er selber bekennt, wenn er im November 1823 schreibt: „Wahrhaftig, ich bin ein Egoist, ich bin es, der seine Freunde beständig in Contribution setzt, der aber selber niemand nützt, der kein Opfer bringt vor dem Altar des Guten, und der im Gegentheil den Altar mitsammt dem Guten hinopfert für seine Grille." Es bringt dem jungen Heine Ehre, daß er dies so offen eingesteht; aber Geständnisse dieser Art verschwinden mit der Zeit immer mehr aus seinen Briefen, der Beifall der Welt hatte ihn gegen sich verblendet; auf seine nur allzu raschen literarischen Erfolge trotzend glaubte er später das Recht zu haben, arrogant auftreten und niemand schonen zu dürfen; für seine frühern Glaubensgenossen that er nicht das, was sie selbst noch nach seinem Uebertritte zum Christenthum von ihm erwarten mochten. Von einem durch alles dies veranlaßten Zerwürfniß zwischen beiden Freunden zeugt sein Brief aus Paris vom 27. Juni 1831, den wir fast ganz hierhersetzen wollen: „Dein Bruder hat mir gestern deinen Brief vom 25. Mai überbracht. Du willst mein Stillschweigen als eine Poeteneitelkeit ausdeuten; diesen Irrthum muß ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über irgendein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgendeine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt noch beleidigt und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und das ist es, was mir Kummer macht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existirt. Wir verlangen von einem Freunde nie Beistimmung, sondern Verständniß unserer Handlungen, er mag sie loben oder tadeln je nach seinen eigenen Principien, aber immer soll er sie verstehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unserm besondern Standpunkte aus, wenn auch der seinige ganz verschieden ist."

Nichtsdestoweniger geht er seinen Freund nach Verlauf mehrerer Jahre, während welcher sie nicht miteinander Briefe gewechselt zu haben scheinen, nämlich am 8. November 1836 um ein Darlehn von 400 Thalern an, denn er befinde sich „durch ein höchst tragisches Ereigniß", in einer Geldnoth, von welcher Moser keinen Begriff haben könne. Er fährt dann fort: „Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muß ich dir zu gleicher Zeit sagen, meine Geschäfte stehen in diesem Augenblick so schlecht, daß nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst aufs bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine französischen Freunde haben mich durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht. Andere haben mich exploitirt. In Deutschland darf ich nichts drucken lassen als zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man ohne Anklage und Urtheil, sozusagen meine Feder confiscirt hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigenthumsrechte, des literarischen Eigenthums, eine plumpe Beraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen mich finanziell zu ruiniren. Ich weiß nicht, theurer Moser, ob ich dir noch so viel werth bin wie ehemals; ich weiß nur, daß ich seitdem von meinem innern Werthe nichts verloren habe. Wäre dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnoth, wenigstens würde ich zu ganz andern Leuten als zu dir meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Christen und Juden; letztere sind gegen mich erbost, daß ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Roms kann man Karthago vertheidigen. Hast du mich auch misverstanden?" Es ist dies der letzte Brief, wenn auch nicht

im Buche, doch dem Datum nach; ob Heine das Darlehn von Moser erhalten hat, können wir mithin nicht wissen.

Es ist in der eben mitgetheilten Stelle von einem Zerwürfniß mit seinem Oheim, Salomon Heine, die Rede. Dieser Onkel spielt in vorliegenden Briefen zu wiederholten malen eine Rolle. Heinrich Heine schreibt z. B. aus Hamburg im Juni 1823: „Ich kenne sehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieses Gift eigentlich herkommt, auch weiß ich, daß mein Oheim, der sich hier so gemein zeigt, zu andern Zeiten die Generosität selbst ist; aber es ist doch in mir der Vorsatz aufgekommen, alles anzuwenden, um mich sobald als möglich von der Güte meines Oheims loszureißen. Jetzt hab' ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterstützung ist, die er mir zufließen läßt, so kann ich dieselbe nicht entbehren." Ferner aus Lüneburg im September desselben Jahres: „Du nennst mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thust mir unrecht, ich weiß nicht warum ich just gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten soll, die ich gegen alle andere Menschen zeige. Du weißt ich bin kein delicater, zartfühlender Jüngling, der roth wird, wenn er Geld borgen muß und stottert, wenn er von dem besten Freunde Hülfe verlangt. Ich glaube, dir brauche ich das nicht zu beschwören, du hast es selbst erlebt, daß ich in solchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit, von meinem Oheim, der zwar viele Millionen besitzt, aber nicht gern einen Groschen mißt, durch keine freundschaftlichen und gönnerschaftlichen Verwendungen Geld zu erpressen."

In einem Briefe aus Göttingen vom 1. April 1825 heißt es: „Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ein halbes Jahr zugesetzt. Aber alles, was er thut, geschieht auf eine unerfreuliche Weise. Ich habe ihm bis auf diese Stunde noch nicht geantwortet, denn es ist mir zu ekelhaft ihm zu zeigen wie läppisch und erbärmlich man mich bei ihm verklatscht. Ebenfalls aus Ekel übergehe ich hier diese Eitermaterie." Auch mit seinem Schwager hatte er höchst unangenehme Geschichten, wie folgende Stelle aus einem Briefe aus Hamburg vom 24. Februar 1826 beweist: „Der Mann meiner Schwester suchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweise bei der ganzen Welt verleumdete, und unter andern auch Cohn antrieb: bei meinem Oheim, zu meinem eigenen Besten, meine schlechte Lebensart zu schildern, um ihn anzuspornen mich von hier zu entfernen." Innerhalb seiner Familie wurde sein Talent, wie dies wol auch meist der Fall ist, am wenigsten anerkannt; er berichtet z. B. im Mai 1823, daß seine Mutter die Tragödien („Radcliff" und „Almansor") zwar gelesen aber nicht goutirt habe, daß seine Schwester sie nur tolerire, daß seine Brüder sie nicht verständen und daß sein Vater sie gar nicht gelesen.

Auf seine Glaubensgenossen ist er überhaupt gar nicht gut zu sprechen, namentlich nicht auf die hamburger; er nennt sie die „Eselszucht auf dem Steinweg" und „miserables Pack", das man nicht ansehen dürfe, wenn man sich für sie interessiren wolle, ferner „hamburger Gaudiebe, Esel und Schweinigel und übrige Ehrenmänner"; auch spricht er einmal, in einem Briefe aus Lüneburg vom 14. October 1826, von einem „stinkigen Juden" in Hamburg, einem „Schweinhund", der überall herumgelogen, daß er ihn durchgeprügelt. Er bittet auch Moser unterm 4. April 1824 aus Magdeburg, daß er ihm für seinen Besuch in Berlin ein Zimmer miethen möge, nur aber „bei keinem Juden, weil" .... Es war auch wol Heine's größter Jammer, daß er ein Jude geboren war; darum ließ er sich auch taufen, obschon er später gesteht, daß der Jude sich doch nicht abwaschen lasse und daß er, seitdem er sich habe taufen lassen, immer Unglück gehabt habe. Früher hatte er übrigens schon gestanden, daß ihm die Taufe ein „gleichgültiger Act" sei.

Von seinen Selbstbekenntnissen wollen wir noch einige, die uns psychologisch interessant erschienen, hier anführen. Er schreibt aus Hamburg am 11. Juli 1823: „Ein arger Wahn kommt in mir auf, ich fange an selbst zu glauben, daß ich geistig anders organisirt sei und mehr Tiefe habe als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht." Am 2. Februar 1824 aus Göttingen: „Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düstern, dämonischen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug um Erniedrigung zu ertragen. Am Ende ist vielleicht auch mehr Schlechtes in mir als Gutes; obzwar beides in kolossalen Massen. Ich liebe dennoch das Gute und darum auch dich, guter Moser." Ferner von eben da am 25. Februar: „Ich lebe sehr still. Das Corpus juris ist mein Kopfkissen. Dennoch treibe ich noch manches andere, z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruiniren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige Liebe zu einer Einzigen. Ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Mediceische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach! und bei beiden liebe ich unglücklich!"

Die folgenden Zeilen sind im Buche nur durch Punkte angedeutet; daß sie aber unflätiger Natur waren, geht aus dem Schlußsatz des Briefs hervor. Ein andermal berichtet er, daß er jetzt von einem ärgerlichen Ausschlag curirt sei, und er fügt dann hinzu: „Meine Bestialität findet ihresgleichen nicht. Oder ist es Ironie, daß ich mich im Gassenkoth wälze?" Das war nun dasselbe Element, das in jenem bekannten Gedichtchen eine Rolle spielt, in welchem er mit grausamer Ironie gesteht, daß man ihn nur verstehe, wenn man sich mit ihm im Koth begegne. Und wie viele Seelenverwandte gab es nicht, welche diesen cynischen Gedanken sehr treffend und witzig fanden und sich daran höchlichst ergötzten! Glücklich war übrigens Heine bei diesem Treiben nicht. Am 14. December 1825 bemerkt er, daß wieder der „Bürgerkrieg" in seiner Brust ausgebrochen sei, daß „alle Gefühle sich empören, für mich, wider mich, wider die ganze Welt", und am 23. des „Monats Gans" 1826: „Ich stehe oft auf des Nachts und stelle mich vor den Spiegel und schimpfe mich aus." Von seiner Harzreise gesteht er mit einer Bescheidenheit, die ihm später ganz abhanden kam: sie sei „zusammengeflicktes Lappenwerk", das doch sehr gefallen werde (wie gut kannte Heine sein Publikum!); Moser brauche auf die Lectüre nicht begierig zu sein; „ich schrieb sie aus pecuniären und ähnlichen Gründen". Am 11. Januar 1825 schreibt er aus Göttingen: „Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweideutige Sache. Das Talent ist mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu sein muß man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Goethe'schen Größe. Das ist der letzte Grund, warum so viele Poeten zu Grunde gehen; z. B. Ich!" Auf Goethe ist er übrigens in diesen Briefen nicht so gut zu sprechen als in seinen Schriften; der alte Herr mochte ihn wol etwas förmlich und vornehm empfangen haben; er schreibt aus Göttingen am 1. Juli 1825: „Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind Ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und

mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu sagen hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens."

Man sollte seinen Augen kaum trauen, wenn man so etwas liest. Noch stärker drückt er sich am 30. October 1827 aus: „Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe misfalle ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann." Der „Aristokratenknecht" Goethe! Wenigstens wäre Goethe niemals fähig gewesen, von Paris aus im Solde Guizot's für deutsche Blätter zu schreiben, wie Heine. Das nannte Heine wol „sein Leben für eine Idee hingeben"! Um diese Zeit war ihm wegen seiner außerordentlichen Erfolge — und über diese fingen damals Studenten und emancipirte Frauen an zu entscheiden — der Kamm schon außerordentlich gewachsen; er geht damit um, den zweiten Band der „Reisebilder" herauszugeben, und er schreibt: „Im Januar werde ich wol wieder, auf eine kurze Zeit, in Hamburg sein, und dort soll Ostern der zweite Theil der «Reisebilder» gedruckt werden. Dieser Theil soll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der «Nordsee», die den zweiten Band eröffnen wird, ist weit originaler und kühner als die erste Abtheilung und wird dir gewiß gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den reinen freien Humor habe ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht. Bisher habe ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor."

Wie sehr Heine für die Ausbreitung seines Namens besorgt war, und wie gut er durch seine Freunde die Reclame zu betreiben verstand, beweist unter anderm folgende Stelle aus einem nach seiner Promotion geschriebenen Briefe: „Laß doch in irgendeinem Zeitblatt einrücken, daß ich in Göttingen disputirt und promovirt oder laß es von Lehmann, den ich herzlich grüßen lasse, besorgen. Ich muß jetzt wieder sorgen, daß man mich preist, kann's aber auch mit gutem Gewissen, denn täglich nehme ich zu an poetischer Vielseitigkeit und Objectivität." Ueberhaupt that er sich auf diese Promotion (vgl. den Brief vom 22. Juli 1825) außerordentlich viel zugute, besonders weil Hugo in seiner lateinischen Rede ihn mit Goethe verglichen hatte, weshalb er ihn auch „einen der größten Männer des Jahrhunderts" nennt, und er benutzt jede Gelegenheit, sich seinem Freunde als „Dr. jur." in Erinnerung zu bringen. Wer ihn so lobte, daß seine Freunde höchlichst zufrieden waren, aber nicht so wie er es wünschte, der war ihm ein „Esel in Rosinensauce", wie ein gewisser Peters, der im „Gesellschafter" über ihn geschrieben hatte. Im Grunde beugte er sich schon damals nur vor Shakspeare; er schreibt am 25. Juni 1824 bei der Kunde von Byron's Tode: „Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wol in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber so viel du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber mit Menschen um, deren Charakter von dem unserigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakspeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister und ich bin ein bloßer Hofrath, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte."

Einige Stellen von Heine'scher Originalität und göttingenscher Burschikosität sind zu unsauber, um sie mitzutheilen. Folgende Stelle mag jedoch hier noch citirt werden: „Das war eine gute Zeit, als der «Radcliff» und «Almansor» bei Dümmler erschienen, und du, lieber Moser, die schönen Stellen daraus bewundertest, und dich, während wir p..ten, in den Mantel hülltest und pathetisch sprachest, wie der Marquis Posa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz seiner Nankinghosen, und doch ist es mir, als ob es damals wärmer gewesen sei als heute, den 23. April, heute, wo die Hamburger schon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchensträußern u. s. w. Es ist damals viel wärmer gewesen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und schrieb lange Vereinsreden, und trug sich mit dem Wahlspruch: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni."

Ueber die Romanze „Donna Clara" berichtet Heine in einem Schreiben aus Lüneburg vom November 1823: „In der dir geschickten Romanze mußt du, in der fünften Strophe, den zweiten Vers verändern, nämlich «Wie er sang die Liebesworte» mußt du setzen. Es gibt ein Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze ist eine Scene aus meinem eigenen Leben, blos der Thiergarten wurde in den Garten des Alcalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es ist blos das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominicaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt." Zu den vergleichsweise wenigen Gedanken in diesen Briefen, die wirklich Gedanken sind und zu weiterm Nachdenken anreizen, gehören folgende. In einem Schreiben aus London vom 9. Juni 1827 bemerkt Heine: „Du bist zu tief, als daß man dich leicht zum Schreiben bewegen könnte. Ein bischen Seichtigkeit wäre dir nützlich. Im Grunde, was ist tief? Ist die Grube tiefer als der flache Spiegel, der sie mit ihrer tiefsten Tiefe zurückstrahlt?" In einem frühern Briefe begegnen wir folgender Bemerkung, mit der es auch seine Richtigkeit haben mag: „Wie Solon sagte, daß man niemand vor seinem Tode glücklich nennen könne, so kann man auch sagen, daß niemand vor seinem Tode ein braver Mann genannt werden sollte."

Erwähnt zu werden verdient, daß Heine, außer über Geldbeschwerden, an denen einmal jeder deutsche Dichter leiden zu sollen scheint, wiederholt über heftige Kopfschmerzen klagt, gegen die er dann in Norderney u. s. w. Hülfe suchte; er habe acht Tage in der Woche Kopfschmerzen, schreibt er, sie seien „unerträglich", „geisteshemmend", „entsetzlich"; sie bringen ihn „zur Verzweiflung". Vom vielen Arbeiten mögen sie wol gerade bei Heine nicht entstanden sein; aber zu seinem Ekel an der Welt, und zwar in so jungen Jahren, mag auch dieses physische Leiden das Seinige beigetragen haben. **H. M.**

Zur europäischen Cabinetspolitik.

Europas Cabinete und Allianzen. Vom Verfasser der „Pentarchie". Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Buch „Die Pentarchie" hat seinerzeit durch Inhalt und Sprache ein bedeutendes Aufsehen erregt und es haben sich viele umsonst bemüht, den Schleier der Anonymität, welcher dasselbe bedeckte, zu durchdringen. Das jetzt von demselben unbekannten Verfasser erschienene Werk „Europas Cabinete und Allianzen" scheint zwar weniger Aufsehen zu erregen, aber das kann wahrlich nicht dem Autor zur Last gelegt werden, denn auch dieses Buch darf kühnlich als ein Meisterwerk der diplomatisch-politischen Geschichtschreibung bezeichnet werden, und an solch meisterhaft geschriebenen Tractaten hat doch in der That unsere politische Literatur, so zahlreich auch die ephemerischen Flugschriften einander folgen, keinen großen Ueberfluß. Auch derjenige, der die Grundsätze und Ansichten des Verfassers nicht theilt, wird seiner gründlichen, klaren, und dabei so anziehend gehaltenen Schilderung mit dem größten Interesse folgen; die Eleganz und Lebhaftigkeit seiner Sprache, die feste, sichere, auf tiefen, langjährigen, umfassenden Studien und scharfen Beobachtungen ruhende Ueberzeugung, welche uns aus dem ganzen Buche wohlthuend anweht, sowie die consequente schneidende

Logik der mit äußerstem Geschick gruppirten Thatsachen werden den Schwankenden, selbst wider seinen Willen, mit fortreißen und dem principiellen Gegner zum mindesten Achtung und Bewunderung einflößen. Wir wollen es versuchen, den Gedankengang des ausgezeichneten Publicisten unsern Lesern in möglichster Kürze wiederzugeben. Derselbe sagt: Während sich die gegenseitigen Beziehungen der Völker durch die neuen und raschen Verkehrswege und Verbindungsmittel in friedlichster Weise zu verschmelzen begannen, ist in den auswärtigen Verhältnissen der Staaten eine Umwandlung hervorgetreten, welche sowol den socialen und ökonomischen Fortschritt der einzelnen Völker wie die allgemeine öffentliche Ruhe und den europäischen Frieden in bedenklichster Weise in Frage stellt, ja schon wirklich erschüttert hat. Der Areopag der Großmächte hat aufgehört zu existiren, die Restauration des pentarchischen Systems der fünf europäischen Hauptmächte als solidarischer Hüter und Defensor einer völkerrechtlichen tractatmäßigen Ordnung unter den europäischen Staaten ist unmöglich geworden. Auch die drei Ostmächte, die seit dem Wiener Congreß sich als den Hort des europäischen Rechts, die Schildhalter des conservativen Princips, die unerschütterlichen Garanten der Wiener Verträge und des von diesen geschaffenen status quo hinstellten und dies in Noten und Protokollen, in Congressen und Hauptquartieren wiederholt laut erklärt haben, haben ihre Aufgabe im Stiche gelassen, die völkerrechtlichen Verträge haben die ihnen inwohnen sollende moralische Garantie und Heiligkeit fürjetzt und wol noch auf längere Zeit verloren, Gültigkeit und Dauer ist für dieselben keineswegs mehr in der rechtlichen Seite zu finden, sondern nur noch in der Gewalt der Waffen. Dieser Zustand ist auf die Länge unhaltbar und unersprießlich; aber was kann, was soll, was wird geschehen?

Allerdings waren auch schon vor dem Jahre 1848 die drei Ostmächte keineswegs so innig und übereinstimmend in ihren Zielen und Zwecken, daß sie stets bei allen Ereignissen gemeinsam gehandelt oder wenigstens nach demselben Resultate gestrebt hätten. Sie hatten sich nur in der unnachsichtigen Unterdrückung aller nationalen polnischen Bewegungen oder richtiger, in der Garantie und Behauptung ihrer polnischen Landesgebiete gegen jedermann positiv und solidarisch verbunden, während z. B. die Londoner Conferenzprotokolle hinsichtlich des Königreichs Griechenland Rußland allein, d. h. ohne Oesterreichs und Preußens Beitritt unterzeichnet, diese beiden dagegen das Königreich Belgien schon anerkannt hatten, als Kaiser Nikolaus sich noch entschieden weigerte u. s. w.; aber trotzdem hatte doch überall die Ueberzeugung Wurzel gefaßt, daß nur der treuen Allianz der drei Ostmächte der lange Frieden Europas zu danken sei. Und darum meint auch der Verfasser, daß durchaus kein triftiger Grund vorhanden sei, um behaupten zu dürfen, daß die Streitigkeiten der Staaten auf dem Wege der Unterhandlungen schlechterdings nicht mehr ausgeglichen werden können, und ebenso wenig sei man genöthigt, abzuleugnen, daß die Allianz der drei östlichen Mächte sich nicht wieder auf einer solidern Basis aufbauen ließe und zwar als die Grundlage einer vollkommenern Föderativverfassung; desgleichen dürften sich wol noch andere politische Combinationen auffinden und bilden lassen, welche in erweiterten Dimensionen eines politischen Einflusses, in vollständigerer Ausgleichung der verschiedenen Interessen der Mächte, in stärkerer Beseitigung aller feindseligen Rivalitäten, in erhöhterer Thätigkeit der einzelnen Mächte und in engerm Zusammenschluß der europäischen Pentarchie eine weit sicherere Bürgschaft für die Erhaltung des Gleichgewichts, für die Sicherstellung des allgemeinen Friedens und für die gemeinsame Zurückweisung jeglicher revolutionären Strebungen und Störungen in sich trügen, wie das bisherige schwache und kränkelnde Gebilde der östlichen Tripleallianz.

Dieser Ansicht und diesem Wunsche des Verfassers wird jeder Wohlmeinende aus vollem Herzen beistimmen, aber seiner Detailausführung, die die Politik der einzelnen Großmächte, ihre Geltung und ihre Aufgabe für die europäische Staatenfamilie darlegt, wird von vielen Seiten dem energischsten Widerspruch ausgesetzt sein. Selbst was die rein historische Darlegung der frühern Regierungs- und Dynastienpolitik, die Geschichte der Allianzen und Coalitionen betrifft, so werden nur wenige sich überzeugen lassen, daß Rußland seit Alexander I. eine aus dem stolzen Bewußtsein seiner überwältigenden Kraft und Stärke hervorgehende schonende Mäßigung gegen die übrigen Mächte beobachtet habe und daß nicht der Widerstand Englands und Oesterreichs, nicht die schweren Verluste im Kriege von 1828, oder die Niederlagen im Krimkriege es abgehalten, sich der ganzen europäischen Türkei oder doch wenigstens eines Theils derselben zu bemächtigen, sondern daß im Gegentheil Rußland gar nicht nach Eroberungen getrachtet habe, daß der Besitz Konstantinopels für dasselbe gar nicht die Wichtigkeit habe, die man demselben andichte, daß vielmehr Rußland bei seinen Kriegen gegen die Pforte lediglich das religiöse Interesse im Auge gehabt habe, und daß diesem Interesse schon genügt sei, wenn nur überhaupt die griechische Kirche wieder ihre Freiheit erlange und der Halbmond aus der Hagia Sophia vertrieben werde. Daß in dem russischen Volke religiöse Ideen noch als die wichtigsten Factoren benutzt werden können und auch benutzt worden sind, um die ganze Kraft der Nation zur Erreichung von großen Zielen in Thätigkeit zu setzen, wird niemand leugnen wollen, gerade so wenig als es jemand einfallen wird, zu bestreiten, daß kaum je irgendein Mittel so gewaltige Resultate in der Welt zu erzielen vermocht hat, als gerade der religiöse Fanatismus. Aber zu behaupten, daß Alexander und Nikolaus sich bei Normirung und Verfolgung ihrer Ziele und Aufgaben der auswärtigen Politik lediglich oder doch vorzugsweise von den religiösen Interessen ihres Volks und Landes hüten leiten lassen, heißt doch die Wahrheit gar zu sehr verkennen. Der religiöse Fanatismus war und blieb ihnen immer nichts mehr und nichts weniger als ein höchst wirksames Mittel. In dieser Beziehung handelten sie allerdings mit großer Klugheit, denn sie wußten sich aus der frommgläubigen Richtung ihres Volks eine Stütze für ihre eigene absolutistische Autokratie zu schaffen, während in Deutschland, wo, gleichwie in Spanien, die großen Befreiungskriege gegen die Franzosen ebenfalls eine nicht unbedeutende religiöse Beimischung hatten (es war ein heiliger Krieg für das Vaterland, in den ganze Regimenter erst nach Austheilung des heiligen Abendmahls zogen), Metternich und Consorten trotz des mit so viel salbungsvollem Wortschwall abgeschlossenen heiligen Allianzbundes dieses religiöse Element zur Befestigung der neuerwachten Anhänglichkeit an die angestammten Dynastien wenig zu nutzen vermochten.

Aber auch das religiöse Element allein hätte es nimmer gethan, sondern es kam darauf an, daß sich die Regierungen an die Spitze ihrer Völker stellten, auf deren Laufbahn nach Fortschritt und Freiheit; es war nöthig, die Bewegung zu leiten und innerhalb vernünftiger Schranken einzudämmen; sie einfach in ihrem Lauf aufhalten und zurückstauen zu wollen, war ein Beginnen, welches von Anfang an auf keinen Erfolg zählen konnte. Die nicht conservativen, sondern absolutistischen Grundsätze der Ostmächte vermochten wol länger als 30 Jahre den Weltfrieden zu behaupten, dafür aber schürten sie durch ihre Unterdrückungsmaßregeln die Glut der Revolution nur immer lebhafter an und, wie die Gegenwart zeigt, ist Rußland ganz mit denselben unheilvollen Brandstoffen angefüllt wie das übrige Europa. Ueberall fanden und finden sich die Völker in Opposition mit ihren Regierungen, und die Stützen, in welchen manche ihren Halt sucht, dürften sich bei einem ausbrechenden Sturm gar leicht nicht kräftiger erweisen als Ludwig Philipp's für jene Popularität wirkender historischer Regenschirm. Wir halten darum viel mehr daran, daß jeder einzelne Staat sich in sich selbst zu stärken und zu kräftigen suche, gestützt auf die Kraft des eigenen Volks, als daß wir so viel Unglück daraus ableiten möchten, daß die alten Allianzen zerrissen sind. Allerdings wird Deutschland von Frankreich unter Ludwig Napoleon's mit großer Klugheit und Kraft geführter Herrschaft beständig bedroht. [illegible]

französische Kaiser hat sich als ein genialer Staatsmann erprobt.

Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick
Als wie der Vortheil seines eignen Staats.
Goethe's „Tasso".

„Schweigend, mit langen, tiefen, kalten Ueberlegungen hat er allezeit seine politischen Gewebe gesponnen und zurecht gelegt; einmal fertig damit, ging er, mit der Uhr in der Hand, ohne Zögern, ohne Bedenken, ohne jedwede Schwäche, mit äußerster Anspannung aller nur irgend disponibeln Kräfte zur That, zur Politik der energischen That über. Und das war das Bezeichnendste. Entwurf wie Ausführung begleitete stets ein gleichmäßiger Erfolg." Diese Erfolge indessen sind wir geneigt weniger in der staatsmännischen Kunst Ludwig Napoleon's, als in den Fehlern und Schwächen seiner Gegner zu suchen; an ihnen ist es darum, diesen welterschütternden Projecten des schlauen Napoleoniden mit nachhaltiger Kraft zu begegnen; denn nicht der Krieg, nicht die territoriale Vergrößerung, sondern die Erhaltung des Friedens, die Förderung der Freiheit und Civilisation kann einzig und allein die Aufgabe der großen europäischen Völkerrepublik sein. Allerdings ist von jeher die Politik der Staaten eine egoistische gewesen, aber die Verhältnisse liegen dennoch so, daß kein Staat sein wahres eigenes Interesse zu fördern vermag, ohne daß er zugleich das Interesse der andern mitfördert. Ist und wird Frankreich stets von wegen seiner Gelüste nach der Rheingrenze und seines Strebens, vermittelst dieses territorialen Zuwachses sich einen präponderirenden Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten zu verschaffen, ein Bündniß zwischen jenem und Deutschland als unausführbar erscheinen lassen, ist in gleicher Weise die jetzt zwischen England und Frankreich bestehende Allianz eine unnatürliche und keine Dauer verheißende, weil in Betreff der von England beanspruchten und bis heute noch factisch ausgeübten Seeherrschaft beider Interessen, namentlich auf dem Mittelländischen Meere und im Orient, zu weit auseinander gehen, so beweist dies recht klar, daß, wenn Frankreich nicht isolirt bleiben will, es stets darauf bedacht sein muß, Hand in Hand mit Rußland zu gehen, da beide Mächte keine collidirenden Interessen auseinander halten, vielmehr beide in ihrer aggressiven Politik auf dieselben Gegner, auf das eine rein defensive Stellung einnehmende Deutschland stoßen. Diese drohende Allianz aber fördert nicht allein Frankreichs Interessen, sondern auch die deutschen, wenn Deutschland kann ihr nur durch festes Zusammenhalten entgegnen, durch eine Einigkeit, die nur dann möglich ist, wenn Oesterreich endlich sich entschließen kann, nicht in der Herrschaft über Deutschland, nicht in der Germanisirung seiner nichtdeutschen Landestheile quand même seinen Beruf zu finden, sondern seinen Schwerpunkt in der slawisch-magyarischen Bevölkerung sucht und durch Einverleibung der Donaufürstenthümer sich zu einer gewaltigen Donaumacht erhebt. Dann collidiren die Interessen Oesterreichs und Preußens nicht länger, und einer Bedrohung von seiten Rußlands und Frankreichs werden beide einmüthigen kräftigen Widerstand entgegensetzen und hierzu um so mehr Kraft finden, als durch eine solche Politik die lähmende Gärung im Innern Oesterreichs mit einem male ein Ende nehmen wird. Ueber kurz oder lang ist ein Kampf über die Erbschaft des kranken Mannes allerdings unvermeidlich und in diesen Kampf werden alle Mächte hineingezogen werden, auch Deutschland wird dann nicht neutral bleiben können, um so weniger, wenn es Frankreich gelingen sollte, die romanischen Völker, Italien, Spanien und andererseits die Griechen mit sich und Rußland zu verbinden. Die germanischen Völker, Oesterreich, Preußen, Deutschland, England und vielleicht selbst Nordamerika werden dann in enger Vereinigung zu verhüten haben, daß jene um das Mittelmeer liegende Völkergruppe sie nicht von diesem Meere ausschließt, dasselbe zu einem rein französischen Macht und mit dem Besitz jener östlichen Länderstriche in gleicher Weise ihren Handel und Reichthum, wie ihren politischen Einfluß auf Kosten der übrigen Völker und Länder vergrößert und gleichsam monopolisirt.

Der Verfasser schlägt das Gewicht, welches Deutschland für die Zukunft, selbst die Differenzen und collidirenden Interessen mit Oesterreich als ausgeglichen angenommen, in der europäischen Staatenrepublik behaupten würde, offenbar viel zu gering an. Er kennt als wahrhafte Weltmächte nur die seeherrschenden Staaten England, Frankreich und Rußland, und will eine sichere Bürgschaft für einen dauerhaften Weltfrieden nur erst dann gegeben finden, wenn jene drei Weltmächte nach Ausgleichung ihrer entgegenstehenden Sonderbestrebungen sich eng aneinander schließen und der Welt als ein gewaltiger Areopag auf der Basis einer unparteiischen Gerechtigkeit ihre Gesetze vorschreiben. Der Verfasser findet ein solches einmüthiges Wirken jener drei Seemächte um so gewinnbringender und in der Natur der Dinge auch schon insofern angedeutet, als diese drei Staaten nicht allein die drei europäischen Hauptrassen, sondern auch die drei christlichen Hauptkirchen repräsentiren würden. Wir hingegen sind der Ansicht, daß es diesen drei Mächten nimmermehr gelingen würde, auch durch ein noch so festes Bündniß die Herrschaft über die übrigen Länder und Völker an sich zu reißen und als stolze Triumvirn die Welt unter sich zu theilen. Hat Deutschland auch keine Seemacht und ist es auch höchst unwahrscheinlich, daß es die Herrschaft zur See den andern Großmächten je streitig zu machen in den Stand kommen sollte, so wird es doch immer nicht allein durch die Zahl und physische Stärke seiner Bevölkerung, sondern noch mehr durch deren moralische und geistige Kraft, durch den hohen Bildungsstand der gesammten Nation unter den übrigen Völkern einen Rang behaupten, aus dem es sich nimmermehr verdrängen lassen wird. Nie wird eine Zeit kommen, wo die andern Nationen sich erkühnen dürften, bei Entwerfung und Durchführung ihrer politischen Plane Deutschland ohne Berücksichtigung zu lassen; die nachtheiligen Folgen möchten für solch stolze Projectenmacher nur gar zu fühlbar sich herausstellen. Im Gegentheil halten wir dafür, daß, wenn irgendeine Nation, so gerade die deutsche, eine sehr große Zukunft hat, denn sie allein ist berufen, die übrigen Nationen in gleicher Weise auseinander zu halten wie zu verbinden, sie ist das versöhnende, das vermittelnde Element, das civilisatorische, wie politische Bindeglied in der europäischen Völkerrepublik. Aber nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika macht sich die deutsche Nationalität von Tag zu Tag zu ihrem und Amerikas Vortheil bemerklicher, und an dem Tage, wo sich Deutschland und Nordamerika über den Atlantischen Ocean herüber die Bruderhand zum festen Bunde reichen, da möchte selbst eine Allianz von England, Rußland und Frankreich dieser kolossalen Macht voll Kraft und Muth nicht zu widerstehen im Stande sein, und die Wiederholung einer römischen Weltherrschaft durch die deutsche Rasse wird nur an ihrer kosmopolitischen Mäßigung einen Zügel finden. Und so soll es sein, nicht die deutsche Faust, sondern der deutsche Geist ist berufen, der Welt Gesetze vorzuschreiben und sie vor der verderbenbringenden Herrschsucht egoistischer Dynastien- und Länderinteressen zu erlösen. 80.

Romane aus der deutschen Geschichte.

1. Der Untergang der Protestanten in Oberösterreich. Historischer Roman in zwei Theilen von Franz Luboratzky. Dresden, Kuntze. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mit der seit zwei Jahren errungenen Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung der Protestanten in Oesterreich treten auch die ehemaligen Heldenkämpfe der protestantischen Märtyrer daselbst wieder lebendiger vor die Seele der Enkel, deren heutiges Tags statthabender massenhafter Uebertritt zum Protestantismus als Frucht jener Drachensaat angesehen werden muß, welche in wahnsinniger Glaubenswuth die Jünger Loyola's dort einst unter dem schirmenden Scepter Ferdinand's II. säeten. Drei Viertheile der Bewohner Oesterreichs hatten bereits den lutherischen Glauben angenommen, als der Convertit Graf Adam von Herberstorff mit Feuer und Schwert, Galgen und Rad „zur größern

Ehre Gottes" die Integrität der „alleinseligmachenden" Kirche wiederherstellte. Dieser Roman, der bereits als ein Ausfluß der freien Geistesregung in Oesterreich angesehen werden darf, hat das Verdienst, dem jetzigen Geschlecht die dunkle Erinnerung an den Glaubensmuth, die entsetzlichen Leiden und ruhmreichen Kämpfe seiner Ahnen als lebenswarmes Bild wieder vor die Augen zu führen. Er schildert uns das Leben am Hofe Ferdinand's II. sammt dem saubern Treiben der Jesuiten und ihrer Helfershelfer, die Gewaltmaßregeln gegen die Protestanten, deren wiederholte Erhebung und endlichen Untergang. Der sittengeschichtliche Werth des Werks wird dadurch noch erhöht, daß es auch einen Blick auf die damalige, den Protestanten gegenüber allerdings noch beneidenswerthe Lage der Juden, sowie in das Treiben der wiener Studenten und andere Verhältnisse gewährt. Wir empfehlen diesen Roman allen gebildeten Lesern, vorzugsweise aber dem Gustav-Adolf-Verein zur besondern Beachtung und Würdigung, damit das Wort des Verfassers um so eher zur Wahrheit werde: „Was heute der Fanatismus niederreißt, nach Jahrhunderten baut es der Geist besserer Erkenntniß wieder auf."

Es thut uns leid, dem Verfasser auch unsern Tadel aussprechen zu müssen, und zwar hinsichtlich des Stils, der namentlich im Anfange des Werks infolge unergründlich langer Perioden und sich häufender Participien zu einem gordischen, unauflöslichen Knoten wird und an den alten Kanzleistil erinnert, der allerdings in Oesterreich noch in ziemlich üppiger Blüte steht.

2. Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). Von Julius von Mergentheim. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser sogenannte Freiheitskrieg böhmischer Bauern gegen ihre tyrannischen Gutsherren, deren Repräsentant, der stolze Graf Friedenau, zum Mittelpunkt dieser Erzählung gemacht wird, zeichnet sich durch keine andere That von seiten der Bauern, an deren Spitze der junge Lex steht, aus, als daß sie des Grafen Schreiber, der mit ihnen zu unterhandeln kommt, durchbläuen. Freilich wird uns auch noch am Schlusse mit kurzen Worten mitgetheilt, wie die nächtlicherweile gegen sie heranrückenden Regimenter Piccolomini's dadurch, daß man ihnen mit brennenden Reisigbündeln entgegeneilte, vernichtet seien, infolge dessen der Kaiser das befreiende Wort gesprochen habe, „welches der Leibeigenschaft des Bauers (correcter des Bauern) ein Ende machte, die Zahl seiner Robottage auf drei in der Woche herabsetzte". Die Versöhnung des Grafen Friedenau mit seinen Bauern wird dadurch herbeigeführt, daß seine Tochter Mathilde sich durch die Vermittelung einer entsetzlich viel Geisterspuk treibenden Zigeunerin, welche sich schließlich als die noch lebende erste Gemahlin des Grafen und Mutter Mathildens ausweist, mit Lex, dem Anführer der Bauern, in einem Grabgewölbe vermählt. „Die Liebe feierte ihren Triumph um Mitternacht — am Hunensteine!"

3. Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Bernd von Guseck scheint eine Vorliebe für geschichtliche vaterländische Stoffe zu haben, und er greift gern jene Zeiten unserer Geschichte heraus, in denen die Macht und das Ansehen des Reichsoberhauptes geschwächt war und unter den Bruderstämmen Zwietracht herrschte, welche von dem beutegierigen Frankreich geschürt und zu Eroberungen benutzt wurde. Weckt die Erinnerung an solche schmachvolle Zeiten auch gerade kein angenehmes Gefühl in uns, und sind derartige geschichtliche Stoffe an und für sich zu poetischen Gestaltungen weniger geeignet als die glänzenden Zeitläufe unserer vaterländischen Geschichte, deren Erinnerung uns ermuthigt, erhebt und begeistert, so können wir Bernd von Guseck doch das Verdienst nicht absprechen, uns in seinen Romanen „Die Hand des Fremden" und „Der erste Raub an Deutschland" vortreffliche und leider zeitgemäße Spiegelbilder und warnende Exempel vor die Seele geführt zu haben. Dieser uns vorliegende Roman schildert den Verrath an Kaiser und Reich von seiten einiger deutschen Fürsten, an deren Spitze Moritz von Sachsen stand. Unweit Mühlberg, wo drei Jahre zuvor der Kaiser Karl über das Schmalkaldische Bundesheer gesiegt hatte, kamen die Duodezfürsten in dem Jagdschlosse Lochau zusammen und unterhandelten hier mit Jean de Fresse, Bischof von Bayonne, als Abgeordneten des französischen Königs Heinrich II. Dieser sollte ihnen Hülfstruppen für den bevorstehenden Kampf gegen den Kaiser schicken, wofür sie ihm die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray versprachen. Genau festgestellt wurde dieser „erste Raub an Deutschland" etwas später auf dem hessischen, einsam gelegenen Schlosse Friedewald, und feierlich verbrieft in Chambord. Ein späterer Versuch des Kaisers, die durch so schmählichen Handel verloren gegangenen Städte wieder zu erobern, war fruchtlos. Bernd von Guseck gibt uns in diesem Romane, der aus warmer Vaterlandsliebe hervorgegangen ist und auf gründlichen geschichtlichen Studien beruht, ein ziemlich ausführliches sittengeschichtliches Bild des aussterbenden Ritterthums und des in den Landsknechten erstehenden Soldatenthums; auch ist dieses Werk hinsichtlich der lebhaften Sprache, des vollen, runden Stils und der drastischen Schilderung als ein wesentlicher Fortschritt im Vergleich zu des Verfassers früherm Roman: „Die Hand des Fremden", anzusehen. Was wir Tadelnswerthes daran gefunden haben, sind einige in der eingeflochtenen Fabel vorkommende unmotivirte Handlungen und Ereignisse, von denen der Leser glaubt, sie müßten nothwendig als Anknüpfungspunkte und Keime späterer großer Begebenheiten dienen und die doch gänzlich überflüssig sind. So z. B. das Herabfallen des Beils in den Arm der Looswirthin. Wozu überhaupt das ganze Begegnen des unheimlichen Landsknechtes mit ihr, da er doch keine Gegenliebe findet, die wir ihm als ihrem Lebensretter von Herzen gegönnt hätten und die auch als versöhnendes Moment von dem Leser gefordert wird. So vortrefflich die Charakterzeichnung Albrecht's von Kulmbach, Sebald's, Wolf's u. a. ist, so mislungen scheint uns dieser Kunz Schott, so sehr er auch darnach angelegt ist, unser volles Interesse zu beanspruchen. Sein Leben ist allerdings ein verfehltes, sein Trotz und Stolz, sowie auch seine Schweigsamkeit in der Verfolgung seines Racheplans wohl begründet, aber die Art und Weise derselben, seine Ruhlosigkeit oder Unentschlossenheit in Augenblicken, wo die Gelegenheit sich bietet, macht ihn zu einem zweiten Hamlet, dem die Leser, welche von vornherein die größten Erwartungen von ihm hegten, schließlich als einem heimtückischen Feiglinge den Rücken wenden und die feindliche Kugel als eine wohlverdiente segnen möchten. Auch bleibt es dem Belieben der Leser anheimgestellt, ihn für den ehemaligen Bauernführer Florian Geier zu halten oder nicht.

4. Der Engel von Laxenburg. Vaterländischer Roman in drei Theilen von Moritz Terke. Wien, Mayer und Comp. 1861. Gr. 12. 2 Thlr.

Dieser Engel ist die zur Zeit des Kaisers Sigismund lebende Herzogin-Witwe Beatrix von Oesterreich, die übrigens nur als eine ziemlich untergeordnete Nebenfigur in dem Romane auftritt. Der Hauptheld heißt Bruno von Schauenstein, der letzte seines Stammes, ein edler Junker, welcher von den Tücken des Schicksals verfolgt, endlich, nachdem sein Freund im Kampfe erschlagen und seine Geliebte von einer eifersüchtigen Neapolitanerin vergiftet worden, in einem Kloster Ruhe findet und 105 Jahre alt wird. Der Verfasser hat sich darin gefallen, in den Feinden seines Helden, sowie überhaupt in den meisten der vorgeführten Personen die teuflischsten Gestalten zu schaffen und den Leser durch Schilderungen widerlicher und unnatürlicher Mord- und Greuelscenen unaufhörlich zu ängstigen und zu quälen, ohne doch am Ende eine Versöhnung herbeizuführen. Felsen, Steine, Stricke, Wasser, Feuer und Gift sind die Mittel, durch welche das Laster und die Tugend ohne Wahl geopfert werden: selbst ein Löwe und die Blitze des Himmels, die überhaupt eine große

Rolle in dem Romane spielen, müssen zur Vernichtung dienen. Daß sich das größte Scheusal schließlich als ein Ketzer, als der letzte Waldenser ausweist, ist besonders charakteristisch. Mit dem ganzen Inhalt des Romans, der eine neue Auflage der alten Ritter- und Räuberromane zu sein scheint, steht der schöne Stil und die glänzende, oft hochpoetische Sprache, besonders da, wo Naturscenen geschildert werden, in einem merkwürdigen Gegensatze. **Wilhelm Andreä.**

Zwei angeblich noch ungedruckte Gedichte Gellert's.

Das Comité für Errichtung eines Gellert-Denkmals in Hainichen hat vor kurzem unter dem Titel: „Die Gellert-Stiftung und das Gellert-Denkmal in Hainichen. Ein geschichtlicher Beitrag, nebst Dank und Quittung über die zum Gellert-Denkmal eingegangenen Beiträge" (Hainichen, Barchwitz), ein Schriftchen herausgegeben, in welchem S. 42 fg. zwei „bis jetzt noch ungedruckte" Gedichte aus Gellert's Jugendzeit mitgetheilt sind. Professor Dr. Mosch in Herischdorf bei Warmbrunn in Schlesien, ein geborener Hainichener, hat die Gedichte früher vom Pastor Schmidt in Knauthain, welcher in Meißen und Leipzig Gellert's Zeitgenosse und Freund gewesen war, erhalten und dem Comité zur beliebigen Verwendung überlassen. Beide nach der Meinung des Gellert-Comité ungedruckte Gedichte sind aber, wenn auch nicht als Gellert'sche, bereits mehreremal gedruckt worden.

Das erste Gedicht ist das folgende:

Nachtwächterlied.

Melodie: Sollt' es gleich bisweilen scheinen u. s. w.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat neun geschlagen.
Neun vergaßen Dank und Pflicht,
Mensch vergiß der Wohlthat nicht!
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine große Macht
Gib uns eine gute Nacht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat zehn geschlagen.
Zehn Gebote schärft Gott ein,
Ach, laß uns gehorsam sein.
Unser Wachen u. s. w.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat elf geschlagen.
Nur elf Jünger blieben treu,
Hilf Herr, daß kein Abfall sei.
Unser Wachen u. s. w.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat zwölf geschlagen.
Zwölf das ist das Ziel der Zeit,
Mensch, bedenk' die Ewigkeit.
Unser Wachen u. s. w.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat eins geschlagen.
Eins ist noth, o treuer Gott,
Gib uns einen sel'gen Tod.
Unser Wachen u. s. w.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat zwei geschlagen.
Zwei Weg' hat der Herr vor sich,
Herr, den besten lehre mich.
Unser Wachen u. s. w.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat drei geschlagen.
Drei in Eins! was Christ nur heißt,
Ehrt Gott Vater, Sohn und Geist.
Unser Wachen u. s. w.

Dieses ist ein vielfach im Munde des Volks in Deutschland verbreitetes Lied und mehrmals in Volksliedersammlungen abgedruckt, zuerst, soviel ich weiß, von Büsching und von der Hagen in ihrer „Sammlung deutscher Volkslieder" (Berlin 1807, Nr. 16). Vgl. Erk „Deutscher Liederhort" (Berlin 1856), Nr. 196 und die Nachweise daselbst, denen noch beizufügen ist von Ditfurt's „Fränkische Volkslieder" (Leipzig 1855, II, 351). Alle diese Fassungen weichen natürlich im einzelnen, wie dies bei Volksliedertexten immer geht, mehrfach voneinander ab. Jede der Gellert'schen Strophen aber findet in einem der Texte sich fast buchstäblich wieder, und der Refrain „Unser Wachen u. s. w." ist in allen Texten vorhanden, wenn auch mit kleinen Abweichungen, wie „Menschenwachen" statt „Unser Wachen", „weise Macht" statt „große Macht", „kann" statt „wird". In mehreren Texten beginnt der Wächterruf mit der achten*) Stunde, in manchen erst mit der zehnten, in den meisten schließt er mit der vierten**), natürlich je nachdem nach der örtlichen Sitte der Wächter früher oder später seine Runde begann oder schloß.

Das zweite Gedicht lautet so:

Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Ihr Sorgen, weicht, laßt mich in Ruh,
Denn Gott wird für mich sorgen,
Schickt er mir heute gleich nichts zu,
Vielleicht geschieht's doch morgen.
Und wenn es morgen nicht geschieht,
So gibt's ja noch mehr Tage,
Denn der, der weiß, was mir gebricht,
Der hört auch, wenn ich klage.

Wer weiß, wer sich noch um mein Heil
Ganz wunderbar bemühet,
Und wer um mein bescheiden Theil
An schwerer Arbeit ziehet.
Wer weiß, wer mir mein Feld besät,
Worin mein Weizen grünet,
Und wo das Stückchen Korn wol steht,
Das mir zur Nahrung dienet.

Wer weiß, wer mir den Tisch noch deckt,
Der meinen Körper weidet,
Wo Gott ein gutes Herz erweckt,
Das meinen Rücken kleidet.
Wer weiß, wo noch das Schäfchen geht,
Das meine Wolle träget,
Und wo das sanfte Bettchen steht,
Darein mein Gott mich leget.

Wer weiß, wo noch das Brünnlein quillt,
Woraus ich trinken werde,
Vielleicht, so du, mein Gott, es willt,
So quillt's aus fremder Erde.
Denn du, mein Gott, du gehst gar oft
Mit uns sehr fremde Straßen,
Und führest uns ganz unverhofft
Hinweg wo wir sonst saßen.

Wer weiß das Plätzchen und den Raum,
Der sich für mich noch schicket,
Wer weiß den Garten und den Baum,
Der mich forthin erquicket;
Ach, treuer Vater, das weißt du,
Denn dir ist nichts verborgen.
Drum Sorgen weicht, laßt mich in Ruh,
Denn Gott will für mich sorgen.

Dieses Gedicht, welches Gellert, als er nach Leipzig auf die Universität ging, gedichtet haben soll, findet sich in Franz

*) Nur acht Seelen sprach Gott los,
Als die Sündflut sich ergoß.

**) Vierfach ist das Ackerfeld,
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Ludwig Mittler's „Deutschen Volksliedern" (Marburg und Leipzig, 1855, Nr. 1276) nach einem „fliegenden Blatte" abgedruckt und zwar mit dem vorstehenden Texte bis auf ganz geringe Abweichungen übereinstimmend. So heißt, um das Wichtigere mitzutheilen, es in der ersten Strophe „Gott will", „Es gibt ja", „Und der, der weiß"; in der zweiten „Gar schwere Arbeit ziehet das bischen Korn"; in der dritten „Das weiche Bettchen", „Worin"; in der fünften „Dir, dir ist". Ferner findet sich das Gedicht aus mündlicher Ueberlieferung hannoverscher Bauern in Karl Goedeke's „Elf Bücher deutscher Dichtung" (Leipzig 1849, II, 366) mit ähnlichen, unbedeutenden Abweichungen, aber auch mit bedeutendern Entstellungen. So in der ersten Strophe „Gott will", „Es gibt ja", „Und hört mich wenig klagen"; in der zweiten „Und sich an mein bescheiden Theil vor schwerer Arbeit ziehet", „Das bischen Korn"; in der dritten „Wenn du vielleicht mein Gott es willst"; in der vierten „Den Weg, wo wir auf saßen"; in der fünften „Worin ich mich erquicket", „Dir, dir ist". Endlich finden wir in den „Geistlichen Volksliedern mit ihren ursprünglichen Weisen, gesammelt aus mündlicher Tradition und seltenen alten Gesangbüchern" (Paderborn 1850, Nr. 33) ein hierhergehöriges Lied aus dem Paderbornschen, das auch Mittler und Goedeke zur Vergleichung beibringen und das ich hier ganz mittheilen muß. Es lautet:

Wer weiß, woraus das Brünnlein quillt,
Daraus wir trinken werden?
Wer weiß, wo noch das Schäflein geht,
Das für uns Wolle träget?
Wer weiß, woraus das Körnlein wächst,
Das uns zur Nahrung dienet?
Wer weiß, wer uns den Tisch noch deckt,
Der uns den Körper weidet?
Wer weiß, wer uns den Weg noch zeigt,
Darauf wir wandern müssen?
Wer weiß, wo wol das Bettlein steht,
Darin mich Gott einleget?
Wer weiß, wannehr der Tod wol kömmt,
Der uns zum Richter führet?
Ach, treuer Vater, das weißt du,
Dir ist ja nichts verborgen.
Und wenn's auch heute nicht geschieht,
Geschieht es doch wol morgen.
Ihr Sorgen, weicht, laßt uns in Ruh;
Denn Gott wird für uns sorgen.

Hier haben wir eine recht volksmäßige, verkürzte und zum Theil auch sonst geänderte Bearbeitung des ursprünglichen Textes. Ist nun Gellert wirklich der Verfasser der beiden Lieder? Ich möchte, da ich weder für noch gegen die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses des obengenannten Freundes Gellert's sprechen kann, dies bestimmt weder annehmen noch abweisen. Solange die Lieder nicht irgendwo in einem frühern Drucke nachgewiesen werden, muß man, scheint mir, die Möglichkeit zugeben, daß Gellert sie geschrieben, aber, weil sie ihm wahrscheinlich zu einfach, zu volksliederartig erschienen, nicht in seine Dichtungen aufgenommen hat, daß sie aber trotzdem irgendwie handschriftlich ins Volk gedrungen sind, wo sie eben wegen ihrer Einfachheit und Volksmäßigkeit die oben nachgewiesene Verbreitung erlangt haben.

Reinhold Köhler.

Notizen.

Deutsche Philosophie in Spanien.

Im Juniheft der „Heidelberger Jahrbücher der Literatur" bespricht Schliephake ausführlich eine Reihe von Schriften in spanischer Sprache, die zumeist dazu bestimmt sind, die Spanier mit den Resultaten der deutschen Philosophie oder genauer gesagt, der Philosophie Krause's bekannt zu machen. Es sind dies die im Jahre 1860 in Madrid erschienenen Schriften: „Ideal de la humanidad para la vida" („Urbild des Menschheitslebens"), „Sistema de la filosofia. Metafisica, primera parte: Analisis" („System der Philosophie. Metaphysik, erster Theil: Analytische Philosophie") und die 1862 ebenfalls in Madrid herausgekommene Schrift: „Programas de secunda ensenanza. Psicologia, logica y etica", welche letztere Entwürfe für den Unterricht in der Philosophie in Mittelschulen enthält, sämmtlich von Julian Sanz del Rio, Professor an der Centraluniversität zu Madrid, „der", wie Schliephake bemerkt, „vor etwa 18 Jahren eine Zeit lang in Deutschland, namentlich in Heidelberg Studien über Philosophie gemacht hat, und der auch ein größeres neueres deutsches Werk über die allgemeine Geschichte mit erheblichen eigenen Zusätzen unter dem Titel: «Doctrinal de la historia universal hasta 1852» («Lehrbuch der Weltgeschichte bis zum Jahre 1852») in vier Bänden spanisch bearbeitet hat." Das (nach Schliephake's Worten) „größere neuere deutsche Werk über die allgemeine Geschichte", welches del Rio bearbeitete, ist Georg Weber's „Lehrbuch der Weltgeschichte". Den philosophischen Arbeiten del Rio's spendet übrigens Schliephake großes Lob, er sagt z. B. „In dem «Urbilde der Menschheit» ist eigentlich eine neue Disciplin der Philosophie begründet, deren Ausführung wir in diesem Umfange und in gleichmäßiger Würdigung aller Bestandtheile und Vermögen des menschlichen Wesens umsonst bei Schelling und bei Hegel suchen"; es herrsche in diesem Werke „eine Anschauung von ungemeiner Tiefe und Umfassung in anthropologischer, wie in ethischer und socialpolitischer Beziehung" u. s. w. In der zweiten Schrift legt del Rio die psychologisch-metaphysische Grundlegung des Systems der Philosophie, nach Anleitung der Krause'schen Schriften über diesen Gegenstand, namentlich der „Vorlesungen über das System der Philosophie" und der „Grundwahrheiten der Wissenschaft" ausführlich dar. Der zweite Theil unter dem Titel „Sintesis" soll demnächst erscheinen. Im übrigen sind im Athenäum, einer gelehrten Gesellschaft zu Madrid, Aeußerungen gefallen, welche die Krause'sche Philosophie des Pantheismus verdächtig zu machen suchten. Hiergegen richtet sich folgende Schrift von Dionisio Gomez: „Carta sobre algunas opiniones espresadas en el Ateneo acerca de la doctrina de C. F. Krause" („Sendschreiben über einige in dem Athenäum geäußerten Meinungen über die Lehre von K. Ch. F. Krause"), eine Schutzschrift, in der sich der Verfasser unter anderm auch auf das Zeugniß von Erdmann, Weiße, J. H. Fichte und mehreren Franzosen beruft. Dem obengenannten del Rio verdankt man übrigens die Verbreitung deutscher Philosophie, unter der man wol zunächst das von del Rio vertretene Krause'sche System zu verstehen hat, auf den höhern Unterrichtsanstalten Spaniens; von der Centraluniversität in Madrid ausgehend, hat sie bereits Sevilla, Granada und Valladolid erreicht.

H. M.

Hundeluxus im Mittelalter.

In vielen Blättern wurde in jüngster Zeit über eine großartige „Hundeausstellung" in London berichtet; mit Staunen vernahm der Laie die ungeheuern Summen, welche für einzelne Hundeexemplare gefordert und bezahlt wurden. Dieser Luxus ist indeß nicht erst neuern Ursprungs, schon dem Mittelalter war er nicht fremd, und wenn heutzutage hauptsächlich in England die vierfüßigen Gehülfen des Jägers in übertrieben hohem Werthe stehen, so wird dies darin seinen Grund haben, daß in andern Ländern der Sinn für Jagd sich nicht so lebendig erhalten hat. Als wir jenen Bericht über die londoner Hundeausstellung lasen, wurden wir sogleich an eine Stelle in Cyriacus Spangenberg's „Jagteufel" (zuerst erschienen 1560, dann öfter aufgelegt bis 1566) erinnert, deren Mittheilung nicht ungeeignet erscheint. „Bedenke doch nur", heißt es im sechzehnten Kapitel über die großen Unkosten der Jagden, „was kosten wol ein Jahr allein die Hunde, welcher sie (die großen Herren) eine unnöthige Zahl haben, die sie von ferne herholen lassen oder sonst durch stattliche Geschenke an sich bringen, daß man oft einen Jag-

und findet, der einem Herrn mehr denn sein bester Leibhengst zu stehen kommt, soll wol ein Hund so viel kosten als sonst zwei oder drei Geschirr Pferde! Was geht darnach aufs Brot, welches man bisweilen gar schön den Hunden backen läßt, da man wol ein Spital voll armer Leute mit erhalten könnte, die man dagegen läßt oftmals Noth und Hunger leiden. Was wird unnöthig Geld auf Zier und Schmuck der Hunde, auf Sammt, Seide, gestickte und gewirkte Kappen, Leitriemen, Halsbänder und dergleichen, darzu auf güldene und silberne Spangen und Schellen gewandt! Wie viel gehet auch wol ein Jahr auf zur Besoldung und zum Unterhalt so vieler Jäger und Hundeknechte" u. s. w. 68.

Bibliographie.

Avé-Lallemant, F. C. B., Die Reform der Polizei in Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 10 Ngr.

Campbell, Harriette, Katharine Randolph oder Selbstaufopferung. Aus dem Englischen von Sophie Schacht. Hamburg. 12. 1 Thlr.

Dedenroth, E. H. v., Lebensbilder. Novellen. Brünn, Karafiat. 16. 12 Ngr.

Féréal, M. V. v., Die Geheimnisse der Inquisition und anderer geheimen Gesellschaften Spaniens. Mit historischen Anmerkungen und einer Erklärung von M. von Cuendas. Deutsch von L. von Alvensleben. 1ste und 2te Lieferung. Brünn, Karafiat. Lex.-8. à 7½ Ngr.

Gerstner, L. J., Die Grundlehren der Staatsverwaltung. 1ster Band. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hermann, C., Das Verhältniß der Philosophie zur Religion und zu den höchsten Fragen des Wissens. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 9 Ngr.

Hintz, C. G., Die alte gute Sitte in Altpreußen. Ein kirchlich-sociales Sittengemälde, aus amtlichen Berichten zusammengestellt. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 18 Ngr.

Holland, H., Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern. Regensburg, Pustet. Lex.-8. 3 Thlr.

Hurter, F. v., Wallenstein's vier letzte Lebensjahre. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kaufmann, A., Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und Alexander Kaufmanns Mainsagen. Köln, Heberle. 12. 22½ Ngr.

Kecskeméthy, A. v., Ein Jahr aus der Geschichte Ungarns. Vom 20. October 1860 bis zur Einführung des Provisoriums. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kemper, J., Die letzte physische Bedingung des Gewordenen, dialektisch entwickelt. Brilon, Friedländer. 4. 6 Ngr.

Kock, T., Alkäus und Sappho. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Lorenz, O., Joseph II. und die belgische Revolution nach den Papieren des General-Gouverneurs Grafen Murray 1787. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 Ngr.

Melanchthons Gedichte, ausgewählt und übersetzt von F. Oberhey. Halle, Mühlmann. 16. 15 Ngr.

Menzel, W. J., Erich XIV. König von Schweden. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Triest. Gr. 8. 20 Ngr.

Meßmer, A., Religion und Kunst. Innsbruck. 18. 3 Ngr.

Meyer, J. B., Staat und Kirche im Streit um die Schule in Hamburg. Hamburg, O. Meißner. 1861. 8. 9 Ngr.

Mühlfeld, J., Theodor Körner. Ein deutsches Lebensbild. Anclam, Dietze. 8r. 8. 20 Ngr.

Müller, A. W., Aus des Lieder-Componisten Andreas Zöllner Leben und Streben. Eine Skizze. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Nicolaus von Cusa, des Cardinals und Bischofs, wichtigste Schriften in deutscher Uebersetzung von F. A. Scharpff. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr.

Oberleitner, K., Die evangelischen Stände im Lande ob der Enns unter Maximilian II. und Rudolph II. (1564—1597.) Nach handschriftlichen Quellen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Pohl, E., Der Gold-Onkel. Posse mit Gesang und Tanz in drei Acten und 7 Bildern. Musik von A. Conradi. Sämmtliche Couplets mit Pianoforte-Begleitung. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Rabus, L., Das monarchische Princip. Eine wissenschaftliche Untersuchung. Zugleich ein Beitrag zur Begründung des Staatsrechts und der Politik. Nürnberg, Recknagel. Gr. 8. 28 Ngr.

Scheibe, T., Die Grenadiere der Kaiserin. Historischer Roman. 1ste bis 6te Lieferung. Brünn, Karafiat. Gr. 8. à 3 Ngr.

Spaß muß sein! Lustiges und Schnurriges vom Vater Witz und der Mutter Laune. 1ste und 2te Sammlung. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. à 5 Ngr.

Die alten und die neuen Stände. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Stern, A., Die neuen Rolandsknappen. Allegorische Dichtung. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Stöber, K., Die barmherzigen Steine. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 12½ Ngr.

Vecchj, C. A., Garibaldi auf Caprera. Erinnerungen. Aus dem Italienischen. Eingeführt von A. Stahr. Mit einer Abbildung von Garibaldi's Wohnung auf Caprera. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Vischer, W., Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Im Auftrag der akademischen Regenz zur Feier des 400jährigen Jubiläums verfaßt. Basel, Georg. Lex.-8. 2 Thlr.

Waitz, G., Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian. Berlin, Brigl. Gr. 8. 9 Ngr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechziger. Neun Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 10 Thlr. 15 Ngr.

Weyhe-Eimke, A. v., Stimmen aus der Zeit. Gedichte. Celle, Schulze. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Einige politische Betrachtungen, angestellt bei Gelegenheit eines unpolitischen Handelsvertrags. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Hoffmann, F., Akademische Festrede zur Feier des 100jährigen Geburtstages Johann Gottlieb Fichte's gehalten am 19. Mai 1862 in der Aula der Hochschule zu Würzburg. Würzburg, Stahel. Gr. 4. 10 Ngr.

Die Japanesen in Berlin. Humoristische Scenen von Ra-Ta-Tschin. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Jutrosinski, M., Die Bedeutung der Baumwolle im Völkerhaushalte. Posen, Merzbach. Gr. 16. 7½ Ngr.

Lott, F. C., Festrede zur Säcularfeier Fichte's gehalten am 19. Mai 1862 im Auftrage des philosophischen Professoren-Collegiums der k. k. Wiener Universität. Wien, Braumüller. Lex.-8. 6 Ngr.

Luck, W. v., Wo liegt der Hase im Pfeffer? Militärisches Sendschreiben an alle freisinnigen Abgeordneten. Berlin, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Pilarik, Patriotische Fragmente gegen die Demokratie. Halle, Petersen. Gr. 8. 3 Ngr.

Die wahre Richtung der ungarischen National-Politik. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 16 Ngr.

Rudorff, A. F., Gedächtnissrede auf Friedrich Carl von Savigny. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 28. August 1862.

Inhalt: Eduard Genast's Schauspielermemoiren. Von Hermann Marggraff. — Länder- und Völkerkunde. — Zur Erzählungsliteratur. — Ein Lebensbild Franklin's. — Notizen. (Zum Heine-Moser'schen Briefwechsel; Die Fachblätter und die belletristische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eduard Genast's Schauspielermemoiren.

Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 8. 3 Thlr.

In aller Herren Ländern, namentlich aber in Deutschland, wo ohnehin fast jeder Stand sein individuelles, eng abgegrenztes Leben führt, bilden die Schauspieler ein ganz eigenthümliches, für sich abgeschlossenes Völkchen, welches, bis zu einem gewissen Grade losgelöst von den Bedingungen der gewöhnlichen bürgerlichen Existenz, sich fast ausschließlich in seiner abgesonderten Welt, der Theaterwelt, bewegt und regt, seine eigene Sprache spricht, seine eigenen Gesetze hat, in seinen eigenen homogenen Empfindungen und Anschauungen festgebannt ist. So hat auch das Theater seine ganz eigene Geschichte, in welcher die aufeinander folgenden Theaterdirectionen die Rolle von Dynastien spielen und Siege und Niederlagen verzeichnet sind; und an Anekdoten, den aller Welt bekannten „Theateranekdoten", ist kein Stand so reich als der Schauspielerstand. Trotz aller Schminke und alles Scheins hat die Existenz eines Schauspielers etwas Ideales, wenigstens Luftiges, Phantastisches, und so niedrig zum Theil auch die Leidenschaften sein mögen, von denen dieses Völkchen beherrscht wird, so werden sie doch immer oder meist wie durch einen Reflex aus jenen höhern Regionen verklärt, in denen sich die mimische Kunst im allgemeinen bewegt. Man gibt sich vielleicht alle Mühe, sie und ihren Stand zu verachten, und doch gibt es vielleicht keinen, der einen Schauspieler oder eine Schauspielerin nicht beneidete, wenn sie einen Triumph über die Herzen und die Einbildungskraft der Zuschauer feiern, wenn ihre Darstellungskunst erst tiefste Rührung, lautlose Stille oder vernehmbares Schluchzen hervorruft, wenn dann das Haus von tobendem Beifall erschüttert wird und zum Schluß Kränze und Gedichte ihnen von allen Seiten zufliegen. Und welcher echte Schauspieler würde in einem solchen Augenblicke mit dem Höchstgestellten der Welt tauschen! Was kümmert ihn im Gefühle dieses Triumphs der Gedanke an die Gerichtsdiener, die vielleicht, wie er weiß, am Theatereingange auf ihn lauern, um ihn wegen einer Wechselschuld abzufassen.

Im ganzen kann man auch sagen, daß es wenigstens in Deutschland keine Klasse gibt, mit der sich so angenehm und leicht verkehren läßt als der Stand der Schauspieler, vorausgesetzt, daß man vermeidet, ihr oft maßloses Selbstgefühl zu verletzen oder in die Schranken zu rufen. Sie besitzen das, was man bei andern Ständen in Deutschland so selten findet und was doch zu einem angenehmen geselligen Verkehr so nöthig ist: Leichtigkeit der Umgangsformen, wie sie auf dem Theater und im Schauspielerleben erworben wird, ohne Zwang aber auch ohne Saloperie, Frische und Beweglichkeit der Anschauung, lebenslustigen und leichten jovialen Sinn, große Mittheilungs- und Erzählungsgabe, meist ohne besondere Tiefe, aber doch auch nicht ohne eine gewisse Bildung und geistigen Inhalt, wie sich dies bei der fortdauernden Beschäftigung des Schauspielers mit poetischen Erzeugnissen im Grunde von selbst versteht, im allgemeinen aber nichts Pedantisches, Steifes, Plumpes und Schulmeisterliches, wie dies so häufig in Deutschland gefunden wird. Einige Schauspielerei kommt ihnen dabei zu Hülfe, indem sie sich leicht in Empfindungszustände, von denen ihr Herz in dem Augenblicke nichts weiß, zu versetzen wissen und namentlich in jedem Moment im Stande sind, eine gewisse Herzlichkeit und Treuherzigkeit zur Schau zu tragen. Im übrigen scheinen leider diese geselligen Vorzüge selbst dem Schauspielerstande immer mehr verloren zu gehen, seitdem wir so viele sogenannte denkende Schauspieler besitzen, die immer eine trübselige Hamletsmiene machen, um dahinter etwas unsagbar Tiefes ahnen zu lassen, und seitdem der Begriff bürgerlicher Solidität, die im Grunde in unsern Tagen auf die Kunst des Geldmachens hinausläuft, selbst schon von vielen Mitgliedern des Schauspielerstandes dahin ausgelegt wird, daß man diese Solidität in einem möglichst ehrbaren, gesetzten und reservirten Wesen zur Erscheinung bringen und sich namentlich aller jovialen Ausbrüche enthalten müsse. Mit einem Worte, die sich hingebenden, eigentlich passionirten Künstlernaturen werden überhaupt immer seltener und die Aera der be-

rechnenden Speculanten hat auch unter dem Schauspielerstande ihren Anfang genommen.

Vor uns liegen Memoiren aus jenen goldenen Tagen der deutschen Schauspielkunst, wo die Schauspieler ihre Kunst und die Poesie noch höher schätzten als ihren äußern Vortheil, wo sie noch dem Grundsatze jenes Mitglieds der Veltheim'schen Truppe: „Das Theater ist so heilig als der Altar und die Probe wie die Sakristei", fast insgesammt huldigten, wo das Virtuosenthum sich noch nicht zum Schaden des Ganzen in unverschämter Weise in den Vordergrund drängte, wo die Schauspieler noch die schöne Eigenschaft besaßen, gelehrig zu sein und sich zu höhern Kunstzwecken bilden und erziehen zu lassen. Es sind dies die Memoiren des Schauspielers Eduard Genast, eines Veteranen der Kunst, der in der idealistischen Schule Goethe's gebildet wurde, der sich noch Schiller's aus seiner Knabenzeit erinnert, dessen Gedächtniß noch bis in die Tage des erfurter Fürstencongresses hinaufreicht, der uns berichtet, daß auf ihn, den Knaben, von den französischen Schauspielern nur einer einen gewaltigen Eindruck gemacht habe; dieser eine sei Talma gewesen; die andern hätten nur geschrien, gespreizte Schritte gemacht und mit den Armen fortwährend die Luft durchsägt. Eduard Genast ist 1797 zu Weimar geboren, Sohn Anton Genast's, desselben, welcher Goethe in der Leitung des weimarischen Theaters 20 Jahre lang als Regisseur zur Seite stand. Er betrat zuerst 1814 die Bühne, zunächst in der Oper, ging 1817 nach Stuttgart, um bei dem als Gesanglehrer damals hochgeschätzten Häser weitern Unterricht im Gesang zu nehmen, erhielt 1817 Engagement in Dresden, vertauschte dasselbe 1818 mit Hannover, brach hier seinen Contract und wurde nun Mitglied des damals von Küstner geleiteten leipziger Theaters. In Leipzig vermählte er sich mit Karoline Christine Böhler, einer talentvollen und beliebten Schauspielerin, deren Fingerzeigen er viel zu verdanken aufrichtig bekennt. Nachdem er kurze Zeit, im Jahre 1828, die Leitung des Theaters in Magdeburg geführt, ging er nach Weimar, seiner Vaterstadt, wo er für Lebenszeit engagirt wurde. Gegenwärtig ist er pensionirt oder sogenanntes Ehrenmitglied des weimarischen Theaters und hat noch in den letzten Jahren dann und wann an auswärtigen Bühnen, z. B. in Leipzig, Gastrollen gegeben. So viel in gedrängtester Kürze zur Uebersicht über Genast's Leben und Wirken.

Was nun die uns hier zunächst angehende literarische Bedeutung der Genast'schen Memoiren betrifft, so beruht dieselbe hauptsächlich in den Mittheilungen über die Goethe'sche Theaterdirection und vorzugsweise in den Aufzeichnungen Genast's des Vaters, die in den Kapiteln „Erste Epoche bis zum Jahre 1797 (Goethe als Director)", „Zweite Epoche vom Jahre 1799—1801 (Goethe's und Schiller's Wirksamkeit)" und „Dritte Epoche vom Jahre 1805—17 (Goethe's alleinige Direction)" enthalten sind. Bekanntlich hat sich schon seit einer Reihe von Jahren eine Reaction gegen die sogenannte idealistische weimarische Schauspielerschule geltend gemacht, welcher namentlich Eduard Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" seine Unterstützung und die Autorität seines in der Theaterwelt so geachteten Namens angedeihen ließ, wie sich unsere Leser noch aus unserm Bericht über den vierten Band des sonst so verdienstlichen Devrient'schen Werks (Nr. 30 d. Bl.) erinnern werden. Es kam im Laufe der letzten Decennien im Zuspitzen dieser Reaction sogar so weit, daß allein schon ein edles, volles, wohltönendes Organ hinreichte, um den Schauspieler, der es besaß und zur Wirkung zu bringen wußte, dem Vorwurf des übertriebenen declamatorischen Pathos auszusetzen, daß dagegen ein schneidendes, scharfes, selbst stumpfes, dünnes oder heiseres Organ, wenn es nur sonst virtuos gehandhabt wurde, eher ein günstiges Vorurtheil erweckte. Damit, wie freilich leider auch mit der ganzen sittlichen und geistigen Stimmung der Zeit hing es genau zusammen, daß Intriguanten und Bösewichter statt der Helden und edeln Menschen erklärte Lieblinge des Publikums wurden. Der Stern Eßlair's erblich vor dem Seydelmann's. Man wird zugeben, daß diese Reaction, wenn sie auch dem mehr und mehr einreißenden gewaltsamen oder gespreizten Pathos gegenüber in gewisser Hinsicht ihre Berechtigung hatte, doch ein wenig in Unnatur auszuarten begann. Daher wird man die Mittheilungen Genast's und namentlich seines Vaters willkommen heißen dürfen, da sie geeignet sind, manche irrige oder einseitige Ansichten über die Wirksamkeit der weimarischen Schule und Goethe's als ihres Meisters zu berichtigen.

Genast bemerkt unter anderm, wie Schröder in seinem Bestreben, alles auf die reine Natur zurückzuführen, viel zu weit gegangen sei. Rhetorik und Plastik habe er in das alltägliche Leben herabgedrückt; Conversationsstücke und bürgerliche Dramen seien seinem Ensemble am besten gelungen; aber die Tragödie sei unter seiner Direction um allen Schwung und alle Poesie gekommen. Dann fährt er fort:

> Goethe dagegen strebte in Rhetorik, Plastik und Mimik der Antike nach und führte so, im Gegensatze zu Schröder, zum Idealismus. Das Bild, das Ganze gewann an Kraft und Schönheit, und in dem poetischen Hauch, der die Darstellung durchwehte, lag ein Zauber, der jenen andern Bühnen größtentheils abging.... Es ist Goethe von vielen Seiten der Vorwurf gemacht worden, daß er die Bühne wie ein Schachbret betrachte, dessen lebendige Figuren nur nach seinem Willen sich stellen und ihre Plätze wechseln dürften. Wann wäre ein hohes geistiges Streben nicht von der Gewöhnlichkeit angegriffen worden? Allerdings bekümmerte sich Goethe auch um Gehen und Stehen der Schauspieler, und stets mit richtigem feinen Sinn. Höchst störend war es ihm, wenn zwei Personen, oder gar drei und mehr, ohne daß es die Handlung nöthig machte, dicht beieinander an einer oder der andern Seite, oder in der Mitte vor dem Souffleurkasten standen und dadurch leere Räume im Bilde entstehen ließen; da bestimmte er genau die Stellung und gab durch Schritte die Entfernung von der einen zur andern Person an. Er wollte in dem Rahmen ein plastisches Bild haben und behauptete, daß selbst zwei Personen ein solches, was dem Auge wohlthun müßte, durch richtige Stellung schaffen könnten.

Wir sagen vielleicht nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß in Jamben gedichtete Dramen ohne Goethe's unausgesetzte Bemühungen vielleicht noch jetzt nicht an-

den deutschen Bühnen recht eingebürgert oder von ihnen bereits wieder verschwunden und Shakspeare'sche Stücke z. B. auf ihnen höchstens nur in Prosaübersetzungen einheimisch sein würden. Das deutsche Theater würde ohne Goethe und Schiller gar nicht oder doch nicht beträchtlich über das bürgerliche Schauspiel hinausgekommen sein und ganz jenen civilen Zuschnitt haben, auf den Eduard Devrient und die übrigen Theaterpraktiker es wieder mit Vergnügen zurückgeführt sehen würden. Hätten wir nicht den Jambus und die höhere Tragödie schon von früherer Zeit her überliefert erhalten — in unserer nüchternen, jedem Schwunge und Rhythmus abgeneigten Zeit würde gewiß kein Theaterdirector daran gedacht haben, ihre Einführung auf der Bühne zu versuchen. Hatte doch in den dreißiger Jahren und etwas später die Ansicht, daß es bühnen- und vernunftwidrig sei, ein Theaterstück in Versen zu schreiben, in der Kritik sogar das Uebergewicht. Wüßten wir genau, wie viele Anstrengungen Schiller und namentlich Goethe es sich kosten lassen mußten, um die Mitglieder des weimarischen Theaters zu einem correcten Vortrage jambischer Verse abzurichten, der dann für alle übrigen deutschen Bühnen mustergültig wurde, so würden wir über dem vielen Großen und Schönen, das wir ihnen verdanken, auch diese Arbeit nicht vergessen und ihnen dafür dankbar sein.

In der That kostete es Goethe erstaunlich viel Mühe, eine Schauspieler dahin zu bringen, daß sie die Schiller'schen Jamben fließend sprechen lernten; sie liebten die langen Silben so ungebührlich zu dehnen, „daß man glaubte eine Sägemühle zu hören. Selbst den anerkanntesten Schauspielern der damaligen Zeit, einem Opitz, Reinecke u. s. w., war es nicht möglich, eine rhythmisch geschriebene Rolle auswendig zu lernen; dieselbe mußte immer erst in Prosa geschrieben und hinter jedem Vers ein dicker Strich gemacht werden." Solche Rollen cursirten noch im Jahre 1817 am dresdener Hoftheater, als Eduard Genast Mitglied desselben war. Schiller war auch mit der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Leipzig, der er persönlich beiwohnte und die ihm die bekannte Ovation seitens des leipziger Publikums eintrug, durchaus nicht zufrieden, weil sich keiner der Mitwirkenden auf den Vortrag der Schiller'schen Jamben verstand; nur Ochsenheimer als Talbot, äußerte Schiller, sei in der Charakteristik recht brav gewesen, doch habe auch dieser die Verse gräßlich malträtirt.

Goethe widmete sich der Theaterdirection mit einem Eifer und zwar so bis ins kleinste Detail, daß diese Beschäftigung allein hingereicht haben würde, das Leben eines gewöhnlichen Sterblichen auszufüllen. Man weiß kaum, wo er die nöthige Zeit und die Stimmung hernahm, um außerdem noch seine vielen Gesellschafts- und Berufspflichten und andern Lebensaufgaben (Hebung des Bergbaus, Förderung der bildenden Künste und der Musik, der Universität Jena, wie aller wissenschaftlichen Anstalten des Landes u. s. w.) zu erfüllen, eine höchst ausgedehnte Correspondenz zu führen, endlich auch noch literarisch und dichterisch so ausnehmend productiv zu sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß Goethe etwas dictatorisch, scheinbar pedantisch verfuhr und von seinen Schauspielern viel verlangte; aber er verband hiermit so viel patriarchalische Würde und Bonhomie, und vorkommendenfalls eine so liebenswürdige Manier, sie für gelungene Leistungen aufzumuntern und zu belohnen, man war von der Uneigennützigkeit seines nur auf das Höchste der Kunst gerichteten Wirkens und von der Trefflichkeit seiner Anordnungen so überzeugt, daß sie sich seinen Vorschriften und selbst seinen scheinbar eigensinnigsten Launen ohne Widerstreben fügten. Sie fühlten, daß sie nicht nur seine Untergebenen, sondern auch seine liebsten Freunde waren. Auch ließ er sich, wenn er einmal zu viel von ihnen verlangte, gern eines Bessern belehren, sobald dies in überzeugender, anständiger und zum Herzen sprechender Weise geschah, wovon Genast der Vater ein eclatantes Beispiel erzählt. Damals ließen sich die Schauspieler und Schauspielerinnen von solchen, die, ohne Schauspieler zu sein, Ehrfurcht verdienten, gern belehren, weil es ihnen noch um ihre Kunst als solche zu thun war und sie sich nicht vom Standpunkte des Handwerks für unfehlbar hielten, wie dies heutzutage der Fall ist. Ein eigenthümliches Verhältniß wie das zwischen einem Vater und seiner Tochter fand zwischen ihm und der hochbegabten Christiane Neumann, verehelichten Becker, statt, die sein Liebling war. Ihre erste bedeutende Rolle war der Arthur in Shakspeare's „König Johann", den Goethe wie alle Shakspeare'schen, Schiller'schen und Calderon'schen Stücke mit besonderer Vorliebe in Scene setzte. Als Christiane nun bei der Hauptprobe nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen zeigte, riß Goethe, hierüber ungeduldig, dem Darsteller des Hubert das Glüheisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief besorgt nach Wasser. Als sie die Augen aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund. Bekanntlich hat Goethe sie nach ihrem frühen, ihn tief erschütternden Tode in der Elegie „Euphrosyne" gefeiert. Die Schauspieler fanden sich in der Verherrlichung eines Mitglieds ihres Standes aus solcher Feder damals noch geschmeichelt; in unserer Zeit würden sie darüber aus Neid oder Skandalsucht nur ihre Glossen machen. An eigentlich edle Motive bei den Handlungen und Aeußerungen der Menschen zu glauben, scheint ja leider unserer Generation nicht wenig schwer zu fallen.

Einer der Hauptgrundsätze Goethe's war: „Virtuosität muß von der dramatischen Kunst fern gehalten werden. Keine einzelne Stimme darf sich geltend machen. Harmonie muß das Ganze beherrschen, wenn man das Höchste erreichen will." Aus diesem Grunde gestattete er auch Gastspielern, deren Wirksamkeit meist auf der virtuosen Durchführung einzelner Paraderollen beruht, äußerst selten den Zutritt auf der weimarischen Bühne, und es ist für den Charakter einer spätern, von dem Geist der Kunst abgefallenen Periode bezeichnend, daß

gerade Goethe der Virtuosität eines vierbeinigen Geschöpfs (in dem Drama „Der Hund des Aubry") das Feld räumen mußte. Sein Streben war, Natur und Kunst, reale Wahrheit und Idealismus aufs innigste miteinander zu verschmelzen. Nach der Vorstellung von Zacharias Werner's Trauerspiel „Der vierundzwanzigste Februar", das er, obschon kein Verehrer der Schicksalstragödien, mit besonderm Eifer in Scene gesetzt hatte, sagte er zu den Schauspielern: „Nun sind wir da angekommen, wohin ich euch haben wollte; Natur und Kunst sind jetzt aufs engste miteinander verbunden."

Manche Mittheilung Genast's des Vaters kann dazu dienen, einzelne Aussprüche Goethe's selbst zu berichtigen. So versichert dieser in einer seiner autobiographischen Mittheilungen (der sogenannten „Zwischenrede") mit einer Selbstverleugnung ohnegleichen, daß sein „Bürgergeneral" bei der Aufführung die „widerwärtigste Wirkung" hervorgebracht habe und daß selbst seine Freunde und Gönner hartnäckig behauptet hätten, er habe nur aus Grille seinen Namen und einige Federstriche einer sehr „subalternen Production" zugewendet. Genast der Aeltere dagegen versichert, das Stück, das zum ersten male am 2. Mai 1793 aufgeführt wurde, habe „ungemein" gefallen, wie dies auch aus andern Mittheilungen, auch Goethe's an andern Orten, hervorzugehen scheint. Der Grund, warum Goethe im Widerspruch mit sich selbst in der „Zwischenrede" von einem vollkommenen Misglücken der Aufführung spricht, läßt sich nicht wohl einsehen, es sei denn, er habe die Grille gehabt, den Gegenstandpunkt, den er zu den allzu revolutionsfreundlichen Bestandtheilen des Publikums einnahm, selbst auf Kosten der Wahrheit bei dieser Gelegenheit hervorzuheben. Man erfährt auch aus diesen Genast'schen Mittheilungen, daß, während man Goethe später als „Reactionär" verschrie, unter Friedrich Wilhelm II. die Aufführung des „Egmont" in Berlin nicht gestattet war und erst unter dessen Nachfolger gestattet wurde, unter der Bedingung jedoch, daß die „allzu freisinnigen Reden" wegfielen.

Genast der Jüngere, jetzt nun bereits der Alte, ein „Veteran" der Schauspielkunst, hatte sich des lebhaftesten Wohlwollens Goethe's zu erfreuen, und seine Memoiren, die auch mit Goethe's Tode und Leichenbegängniß abschließen, zeugen durchgehends für seine Pietät gegen ihn, obschon er, wie wol so ziemlich alle Schauspieler, seinem persönlichen Geschmack nach den Schiller'schen Stücken vor den Goethe'schen den Vorzug geben mag. Er besuchte Goethe noch mehrmals von Leipzig aus, das eine mal, um ihm seine Gattin und den Schauspieler Koch vorzustellen, bei welcher Gelegenheit, als Koch ihm als besonders im Lustspiel und in der Posse ausgezeichnet genannt wurde, Goethe äußerte: „Nun, das ist eine ganz ehrenwerthe Aufgabe, andern Menschen heitere Stunden zu bereiten." Im Jahre 1826 besuchte er Goethe in Weimar ausdrücklich zu dem Zwecke, mit ihm die Rolle des Götz im „Götz von Berlichingen" durchzugehen, der im April desselben Jahres in Leipzig zur Aufführung kommen sollte. Auch dies verdient angeführt zu werden als bezeichnend für den lehrbedürftigen und zugleich pietätvollen Geist, der damals noch die Schauspieler beseelte. Noch wenige Jahre vor Goethe's Tode, als Genast nach Paris reisen wollte, um dort in der deutschen Oper mitzuwirken, besuchte er Goethe, der ihn für sein Album zeichnen lassen wollte. Da Genast aber zu jener Zeit, blos zum Zweck für seine pariser Gastreise, sich einen Schnurrbart hatte wachsen lassen, den Goethe, wie vielleicht überhaupt, so auch besonders bei Schauspielern nicht leiden konnte, so wurde hierüber mehrere Tage verhandelt; denn einen schnurrbärtigen Menschen in seinem Album zu haben, das war für Goethe ein abschreckender Gedanke. Endlich entschloß sich Genast, persönlich dem Dichter die Gründe dafür auseinanderzusetzen und zu fragen, wie er Sr. Excellenz im Schnurrbart gefiele, worauf Goethe bemerkte: „Ich finde, daß er dir nicht übel steht. Na, so mag er denn meinetwegen mit abconterfeit werden!"

Eduard Genast befand sich auch öfter in den Abendcirkeln der Frau von Goethe, geborene Christiane Vulpius, bei denen Goethe selten und dann immer nur auf Augenblicke erschien, und er bemerkt: „Frau von Goethe war sehr lebenslustig, aber dabei voll Güte und Liebenswürdigkeit; wo sie jemand eine Freude machen und Hülfe leisten konnte, geschah es mit Wohlwollen und Uneigennützigkeit." Vermöge dieser Eigenschaften, die auch von andern glaubwürdigen Zeugen, z. B. von Frau von Knebel bestätigt werden, hat sie ihrer weiblichen Bestimmung und speciell ihrer Bestimmung für Goethe vielleicht besser genügt, als manche andere von ihren aristokratischen Geschlechtsgenossinnen für respectabler gehaltene Frau, die durch ihre Intriguen, ihre Klatschsucht, ihr mürrisches, hochfahrendes und zänkisches Wesen in ihren Kreisen statt Wohlbehagen nur Misvergnügen und Unfrieden um sich her verbreitete.

Auch die würdige Gestalt Schiller's taucht mehrmals in unserm Buche auf. Genast der Vater erzählt, daß sich Schiller bei den Proben im ganzen immer sehr nachsichtig und freundlich gezeigt habe, obschon sich bisweilen eine zornige Röthe auf seinen Wangen bemerkbar machte; nur einmal versetzte ihn der Eigensinn des immer mit Händen und Armen ungebührlich agirenden Schauspielers Haide in die größte Aufwallung, und aufs heftigste fuhr er in seinem schwäbischen Dialekte auf: „Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habe will. Und er hat recht — es ischt ä Graus, das ewige Vagire mit dene Hände und das Hinaufpfeife bei der Recitation."

Genast der Aeltere erzählt auch, daß Schiller stets, wenn Goethe damit umgegangen sei, ein Stück seiner frühern Periode zur Darstellung zu bringen, widerstrebt habe, namentlich sei ihm der „Fiesco" widerwärtig gewesen, der denn auch bei Schiller's Lebzeiten nicht mehr auf der weimarischen Bühne habe erscheinen dürfen. Beide Dichter hielten übrigens darauf, daß bei der ersten Aufführung ihrer Stücke ihr Name auf dem Theaterzettel und in den öffentlichen Ankündigungen nicht genannt wurde. Für Schiller schwärmte, wie Genast weiter er-

fichert; das Publikum, namentlich dasjenige, wie es sich in Lauchstädt zu versammeln pflegte, noch viel mehr als für Goethe; aber öffentliche Ehrenbezeigungen hätten ihn schüchtern gemacht, die bunte Menge ihn fast geängstigt; um den ewigen Begrüßungen zu entgehen, habe er gern einsame Pfade aufgesucht. Auch Genast bestätigt, was alle, die Schiller noch von Person gekannt haben (z. B. der erlanger Professor Döderlein), über sein Aeußeres aussagen und wie ihn auch Frau von Symanowicz in ihrem schönen Porträt dargestellt hat, nämlich daß Schiller stets mit auffallend gebeugtem Haupte einhergegangen sei. Dies mag, bei der hochaufgeschossenen Leibesgestalt Schiller's, eine physische Ursache gehabt haben, man kann darin aber auch die Wirkung eines geistigen Motivs erblicken, nämlich der Neigung Schiller's, mehr in sich hinein- als über sich hinauszublicken. Wir heben dies ausdrücklich hervor, weil man sich jetzt in den Kopf gesetzt zu haben scheint, Schiller immer nur mit hochaufgerichtetem, begeistert über sich blickendem Haupte darzustellen. Man hat sogar Thorwaldsen bitter getadelt, daß er dem Dichter in seinem Standbilde zu Stuttgart jene auffallende Kopfneigung gegeben habe; es sei dies eine des Dichters unwürdige Auffassung. Aber Thorwaldsen behält seinen Tadlern gegenüber, wie sich ja auch von einem so großen denkenden Künstler eigentlich von selbst versteht, vollkommen recht.

Ueber das Leben und Treiben der weimarischen Schauspieler enthält das Genast'sche Buch viele interessante Angaben. Es kam dieser Truppe sehr zugute und trug zu ihrer Geistesfrische wesentlich bei, daß sie in ihren besten Lagen zugleich auch eine Wandertruppe war, und bald in Lauchstädt, bald in Halle, Leipzig u. s. w. in Masse Gastdarstellungen gab. Nach Halle fuhr man in sechs Chaisen und zwar, um das Chausseegeld zu sparen, auf Feldwegen über die Dörfer. Diese Reisen auf gemeinschaftliche Kosten und zum Vortheil des Instituts selbst waren dann ganz andere lustigere Fahrten als die Dampfwagentouren unserer jetzigen vornehmen Gastspieler und Gastspielerinnen, die wie einzelne gefräßige Raubvögel übersegeln und sich die Städte ausersehen, auf die sie sich herabstürzen können, um das Publikum gehörig zu ihrem Privatvortheil zu brandschatzen! An lustigen Abenteuern fehlte es natürlich nicht. So erzählt uns Eduard Genast, daß bei einer solchen Künstlerfahrt nach Halle einmal in Herren-Gosserstädt angehalten wurde, und zwar in der Henne, die für Genast eine historische Merkwürdigkeit war, weil in frühern Jahren einmal die Wirthin dieses Hotels, als auch die herzoglich weimarischen Hofschauspieler vorüberfuhren, ihrer Magd zugeschrien: „Marie, duck de Wäsche wäck, de Bande kummt!" Sie fürchtete nämlich, Schiller's Königinnen, Prinzessinnen und Jungfrauen könnten ihr ein Stück ihrer Leibwäsche entführen. Als nun diesmal der Zug mit dem jungen Genast vorüberkam, ertönte es von den Männerlippen einstimmig aus allen Wagen: „Marie, duck de Wäsche wäck, de Bande kummt!" worauf die inzwischen alt und dick gewordene Wirthin unter Ausstoßung einer leicht zu errathenden höchst derben Phrase der lachenden Bande sofort die Kehrseite zuwendete. Wenn man übrigens jetzt über die geringe Gage, welche diese braven Leute erhielten, erstaunt und es unbegreiflich findet, daß ganze Familien von so wenigem anständig leben konnten, so darf man auch nicht vergessen, daß es damals, um als Künstler etwas zu gelten, durchaus nicht nöthig war, groß zu leben, Gesellschaften zu geben und prächtig zu wohnen und sich zu kleiden. Außerdem waren alle Lebensbedürfnisse von einer so beispiellosen Wohlfeilheit, daß sie uns fast in die paradiesisch wohlfeile Zeit Adam's zurückversetzt. Genast der Vater z. B. zahlte in einer Familie für Logis, Frühstück, Mittagsessen und Bedienung wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Thaler; heutzutage würde ein Schauspieler und Regisseur an einem herzoglichen Hoftheater für dieselben Bedürfnisse täglich so viel brauchen; die Bedürfnisse sind also für einen Mann seines Standes und Berufs seitdem mindestens um das Siebenfache gestiegen.

Kehren wir zu den Lebensschicksalen Eduard Genast's zurück, so haben wir schon oben angeführt, daß er, nachdem er eine genügende künstlerische Ausbildung erhalten, zunächst in Dresden (1817) und sodann in Hannover engagirt wurde. Wir erfahren hier manches Interessante, z. B. über den genialen Schauspieler Leo, der zu den zerrissenen Künstlernaturen gehörte, an denen jene Zeit so reich war, und sich später aus Ueberdruß an sich und der Menschheit erschoß; ferner über Franz von Holbein, von dem Genast bemerkt, daß er durch sein glanzvolles Aeußere, seine feine Bildung und persönliche Liebenswürdigkeit besonders bei den Damen großes Glück gemacht habe. Genast erzählt, daß ein Pole im Jahre 1826 in Breslau seine Gattin, die mit Holbein ein unerlaubtes Verhältniß unterhielt, aus Eifersucht ermordete; der König von Preußen, von allen Umständen unterrichtet, habe aber den zum Tode Verurtheilten begnadigt. Indeß gefiel es Genast in Hannover, wo die aristokratische Gesellschaft an die Talente der Schauspieler ungebührliche Ansprüche zu machen gewohnt war, so wenig, daß er es machte, wie so viele Schauspieler vor und nach ihm: er wurde contractbrüchig und entfernte sich heimlich.

Bald darauf erblicken wir ihn als Mitglied des leipziger Theaters, und er bekennt, daß er, außer der tiefen Einsicht seiner Frau, namentlich den Einwirkungen Küstner's und dem Wohlwollen der Leipziger die Entwickelung seines Talents zu danken habe. Besonders rühmt er auch Küstner's „kleine Soupers"; er fand in ihm nicht nur einen trefflichen Director, sondern auch einen höchst liebenswürdigen Wirth, der stets bemüht gewesen, seine Gäste in eine heitere Stimmung und liebenswürdige Laune zu versetzen. Küstner trachtete besonders auch danach, seine lieben Leipziger durch Gastspiele der damals berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen zu unterhalten; und so erfahren die Liebhaber solcher Mittheilungen aus den Genast'schen Memoiren eine Menge interessanter Bemerkungen und Anekdoten über die Ehepaare Stich und Wolff, über den gewaltigen, aber fürchterlich arroganten Bassisten Fischer, der unter anderm einmal in einer reichen frankfurter Familie ein Stück Geld auf den

Tisch warf als Bezahlung für ein Diner, nachdem man ihn in etwas zudringlicher Weise aufgefordert hatte, ein Gesangsstück zum besten zu geben; über Sophie und Wilhelmine Schröder, über Frau Metzger-Vespermann, über Ludwig und Emil Devrient, über den Tenoristen Gerstäcker, über die Sängerinnen Grünbaum und Seidler. Letztere zeichnete sich im Leben als ein „liebenswürdiges fröhliches Weibchen voll Naivetät und Schalkheit" vortheilhaft aus. So richtete sie einmal an Genast die Frage, ob seine Frau eifersüchtig wäre und äußerte, als Genast verneinte, in ihrer drolligen Weise: „Das ist mir lieb, da können wir recht ungenirt Liebesleutchen miteinander spielen; die meisten Bariton- und Tenoristenweiber sind darin wie verrückt. Wenn man ämol so ä armen Teufel ä Kuß gibt, so kriegn's gleich Krämpf'." Genast selbst gab während seines leipziger Engagements Gastrollen in Dresden, Breslau und Darmstadt, und bei letzterer Gelegenheit erfahren wir manches Interessante über das Wirken des Großherzogs als Kapellmeister bei den Proben und in andern Situationen.

Aus der Zeit seines weimarischen Engagements theilt Genast seinen Lesern einiges über Ludwig Devrient, mit dem Genast durch seine Frau in ein verwandtschaftliches Verhältniß gekommen war, und über Seydelmann mit, die dort Gastrollen gaben. Für Ludwig Devrient, erzählt Genast, standen jeden Abend in seiner Garderobe eine Flasche feiner Rothwein und eine Flasche Champagner zur Verfügung; Rum sollte ihm unter keiner Bedingung verabfolgt werden. In der Vorstellung des Lustspiels „Die Drillinge" stürzte nun Devrient auf Genast zu und rief: „Junge, du kennst meine Natur; wenn du mir nicht ein Glas Rum verschaffst, bin ich verloren, und kann nicht weiter spielen." Nun brachte ihm Genast auf eigene Gefahr das Verlangte, und Devrient spielte seine Rolle vortrefflich zu Ende. Den Schauspieler Seydelmann erlaubte sich einmal Genast nach der Darstellung des Carlos im „Clavigo" in freimüthiger Weise darauf aufmerksam zu machen, daß er zuweilen zu ungehörigen Mitteln greife, um den Beifall der urtheilslosen Menge zu gewinnen, worauf Seydelmann, der recht gut wußte, welche Momente Genast im Sinne hatte, antwortete: „Ja, lieber Bruder, Klappern gehört zum Handwerk." Ueberhaupt stehen manche Schauspieler, deren künstlerische Größe niemand in Zweifel zu ziehen wagt, in den Genast'schen Memoiren als Menschen doch ziemlich klein vor uns. Von P. A. Wolff bemerkt Genast, daß derselbe zu jenen Beklagenswerthen gehört habe, deren Ehrgeiz keine Grenze kenne und die ihm alles opfern, wenn sie ihren Zweck dadurch erreichen können. Eßlair riß ihn in seiner frühern Zeit, in Stuttgart, zur Bewunderung hin; er gilt ihm als der erste seines Fachs in Deutschland, solange er seinem natürlichen Genius folgte und noch nicht den Schauspielern des Théâtre français ihre manierirte Vortragsweise abgelernt hatte; persönlich aber fühlte Genast sich von ihm abgestoßen; er fand Eßlair gemacht vornehm, steif und kühl.

Außer einer Fülle von Theateranekdoten finden wir in dem Genast'schen Buche noch ganz interessante Kindheitserinnerungen an die Retirade der Preußen nach der Niederlage bei Jena, an die Plünderung Weimars seitens der Sieger, an die Flucht Napoleon's nach der russischen Katastrophe, desselben stolzen Triumphators, der früher, 1808, in elendem Hohn auf dem Schlachtfelde von Jena eine Hasenjagd befohlen hatte, an welcher alle deutschen Fürsten geduldig theilnahmen, den Herzog von Weimar ausgenommen, der sich wegen Unwohlseins entschuldigen ließ; endlich Erinnerungen an ein Scharmützel zwischen Preußen und Franzosen in den Straßen Weimars 1813, an die Retirade der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig, welche nahe die Felder berührte, auf denen Napoleon's Posse einer Hasenjagd im Jahre 1808 stattgehabt hatte, und an die Durchmärsche der siegreichen verbündeten Truppen. Wir lernen auch manche berühmte Dichter und Componisten kennen, so auf Anlaß eines Besuchs in Stuttgart 1822, Matthisson, Schwab, Uhland und die damalige „Redactrice" des „Morgenblatt", Therese Huber, in Darmstadt den Componisten Schneider, in Dresden den Dichter und Vorleser Tieck, an den Goethe ihm ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, Friedrich Kind, ein „kleiner Mann", der Genast mit vieler Hoheit und Herablassung und der Würde eines Gottes empfing, und Maria von Weber, den er auf seinem Landhause besuchte. Bei einem Spaziergange äußerte Weber einmal, auf einer Anhöhe stehend und ins Elbthal hinabblickend: „Nun, Kinder, staunt mit mir Gottes Natur an; ist das nicht erhebend? Das ist die Schule, zu der ich täglich meine Schritte lenke, in ihr studire ich Melodie und Harmonie, in ihr schöpfe ich neue Gedanken und suche sie nach besten Kräften zu verkörpern."

Im übrigen war Weber in Dresden gar nicht auf Rosen gebettet; er hatte mit seiner deutschen Oper dem Italiener Morlacchi und der italienischen Operngesellschaft gegenüber einen schweren Stand; denn letztere wurde von oben her protegirt und die deutsche stiefmütterlich behandelt. Aber auch das dresdener Publikum that sehr wenig, den vaterländischen und so echt deutschen Componisten zu stützen; es warf ihm vor, das Publikum in anmaßlicher Weise bevormunden zu wollen, weil er es für räthlich hielt, in öffentlichen Artikeln das ganz in die weichliche Musik der Italiener versunkene Publikum über schwer zu begreifende Opern, wie über diejenigen des von ihm hochgestellten Cherubini, aufzuklären. Von dieser Undankbarkeit und den gegen ihn dieserhalb gesponnenen Intriguen ermüdet, hörte Weber auf zu schreiben und entzog somit der Mit- und Nachwelt seine „klaren und geistvollen" Ansichten über Werke, die nur der Kenner ohne Commentar zu würdigen vermag. Aber das liebe deutsche Publikum ist bekanntlich sehr klug und weiß alles; es ist in jedem Fache besser zu Hause als die eigentlichen Männer von Fach, welche jahrelange specielle Studien darauf verwandten und außerdem mit besondern Naturgaben dafür ausgerüstet sind. Als später Weber's „Oberon" in Leipzig seine erste Aufführung, die erste in Deutschland überhaupt erleben sollte, begegnete Genast auf der Straße

dem „zopfigen" Musikdirector S., der den eben erschienenen Klavierauszug der Oper unter dem Arme tragend zu ihm sagte: „Es war Zeit für Weber's Ruhm, daß er gestorben ist." Von solchen überaus gescheidten und dabei höchst wohlmeinenden und gemüthvollen Leuten, die nie etwas anderes geleistet haben, als daß sie über die Leistungen anderer kalt und schneidend abzusprechen wußten, wimmelt es in Deutschland, und Leipzig liegt im Herzen Deutschlands. Genast sagte hierauf nur: „Mein Bester! Lassen Sie die Todten ruhen. Weber wird wie Schiller in den Herzen aller Deutschen fortleben. Guten Morgen!" und damit wandte er ihm den Rücken. Genast hat, was auch nicht schwer war, richtig prophezeit; jener leipziger Musikdirector ist unsers Wissens vergessen, während Weber's „Preciosa", „Freischütz" u. s. w. noch immer Repertoirestücke der deutschen Bühnen sind und ihnen noch nach dem Tode ihres Schöpfers mehr Geld eintragen als alle deutschen Bühnen zusammen bei Lebzeiten dem Componisten eingetragen haben. Aber Weber's Landsleute haben doch die Genugthuung gehabt, sich sagen zu können, daß sie, soviel an ihnen lag, ihm Leben und Wirken möglichst sauer zu machen wußten.

Hermann Marggraff.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Sitten- und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. Von C. Stücker. Berlin, Schlingmann. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Reise in den Orient Europas und einen Theil Westasiens zur Untersuchung des Bodens und seiner Producte, des Klimas, der Salubritätsverhältnisse und vorherrschenden Krankheiten. Mit Beiträgen zur Geschichte, Charakteristik und Politik der Bewohner. Von C. W. Wutzer. Zwei Bände. Mit einer Steindrucktafel. Elberfeld, Bädeker. 1861. Gr. 12. 4 Thlr.
3. Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt u. a. Bearbeitet von Karl Andree. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. Gr. 8. 6 Thlr.
4. Canada, ein Land für deutsche Auswanderung. Von W. Wagner. Berlin, R. Kühn. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Forschungseifer des menschlichen Geistes wird nicht eher [ru]hen und rasten, bis die letzten unbekannten Regionen der Erde [ent]deckt, durchsucht und in allen Einzelheiten erkannt sind. Vom [eisi]gen Nordpol durch den glühendheißen Aequator bis zum [gle]tscherreichen Südpol werden alljährlich Reisen unternommen, [um] die Bodenbeschaffenheit, die klimatischen Verhältnisse, die [In]clinationen und Declinationen der Magnetnadel, nebst Pflan[zen], Thieren und Menschen in physischer und geistiger Hinsicht [ken]nen zu lernen. Die Beschreibungen dieser oft so gefahrvollen [Un]ternehmungen gewähren uns die gründlichste Belehrung über [di]e höchst merkwürdigen Zonen mit ihren wunderbaren Pro[duc]ten, und verschaffen uns die interessanteste Unterhaltung, wie kein Roman und keine Novelle zu geben vermag. Und so [kön]nen wir auch vorliegende vier Werke als Beiträge zu dieser [Lit]eraturgattung willkommen, obschon sie keineswegs gleichen [We]rthes sind.

Der Verfasser der „Sitten- und Charakterbilder aus der [Tür]kei und Tscherkessien" (Nr. 1), C. Stücker aus Bielefeld, [tra]t 1850 aus preußischem Dienste als Offizieraspirant in die [schl]eswig-holsteinische Armee; nach deren Auflösung erlernte er Buchführung in Hamburg und ward daselbst Bürger und Kaufmann. Als aber nach einigen Jahren der Krimfeldzug begann, ließ er sich am 15. August 1855 als Lieutenant in die englisch-deutsche Legion aufnehmen und erlebte auf Britanniens Boden die empörendsten Umtriebe der Werber, welche der Staatsregierung unnöthige Kosten verursachten. Der Verfasser gibt uns eine treue Schilderung des englischen Militärsystems, bei dem damals sogar die Prügelstrafe noch in Anwendung kam, in dem „freien England", welches sich so gern über das von der „Knute regierte" Rußland lustig macht. Der Verfasser erzählt: „Sollte die abscheuliche, jeden freien Mann schon bei dem bloßen Gedanken daran mit höchster Indignation erfüllende Prügelstrafe an einem Individuum vollzogen werden, so wurde zu diesem Behuf ein eigenes, drei zusammengestellten Sparren ungefähr ähnliches, hölzernes Gerüst aufgestellt, an welches man den Uebelthäter, dessen Körper bis an den Leib gänzlich entblößt ward, mit Händen und Füßen anschnallte; auch legte man ihm einen ledernen Riemen um den Hals, welcher ebenfalls an dem Holzgestelle befestigt ward. Hierauf mußte ein Hornist den verurtheilten Kameraden mit einer Peitsche, woran mehrere Bindfaden, ein jeder derselben mit neun Knoten versehen, sich befanden (deshalb neunschwänzige Katze genannt), die von dem Kriegsgerichte ihm zuerkannte Anzahl Hiebe ertheilen. Der schimpflichen Execution wohnte das betreffende Regiment jedesmal bei. Wenn die Hiebe, wie es seitens dieser englischen Strafvollstrecker wol stets geschah, wirklich regelrecht ertheilt wurden, so war der Gepeinigte kaum ein halbes Hundert auszuhalten im Stande, und brach alsdann in sich zusammen. Um dieses Niedersinken zu verhindern, hatte man eben den vorher angegebenen Strafapparat ausgeklügelt; so konnte denn der gemarterte Soldat wol ohnmächtig werden, aber zu Boden zu fallen vermochte er, da er angeschnallt war, nicht. Das Minimum der zudictirten Prügel betrug 25; es durfte durch das Kriegsgericht jedoch bis auf hundert Hiebe erkannt werden."

Die englisch-deutsche Legion landete glücklich im Bosporus, wo unser Lieutenant die beste Gelegenheit hatte, die türkischen Sitten und Gebräuche der reichen und armen Bevölkerung kennen zu lernen. Der Verfasser erwähnt unter anderm, daß eine tscherkessische Schönheit mit 500 bis zu 10000 Thalern erkauft werde, daß die verschwenderischen Frauen der Harems ihre Tagesstunden nur mit eiteln Toilettenkünsten ausfüllen und enorme Schulden machen. Hat doch der Sultan, als er später die großen Schulden seines Harems erfuhr, allerhöchst eigenhändig mit der Reitpeitsche Ordnung schaffen müssen. Durch die englischen und französischen Truppen wurden viele türkische Vorurtheile vernichtet und manche moslemitische Antipathien gegen die Christen umgewandelt. Seit dem Krimfeldzuge nahmen sich die Europäer in der Türkei sehr viel heraus, namentlich die Engländer in Pera, die durch das Gewicht ihres Geldbeutels und ihrer Nationalmacht alles, was ihnen in den Weg kam, selbst den Sultan, von sich abhängig zu machen wußten.

Doch die politischen Conjuncturen änderten sich und Stücker kehrte mit der Legion wieder zurück nach England, wo er wieder für eine Caplegion geworben wurde. Da er aber nicht Lust hatte, die Hottentotten zu sehen, erhielt er seinen Abschied nebst Empfehlungen von seiten Lord Palmerston's an die türkische Regierung. Er reiste also noch einmal nach Konstantinopel und ward als Mirlam-Bei (Major) in die nach Omer-Pascha's Plan errichtete Gensdarmerie eingereiht. Diese amtliche Stellung setzte ihn in Stand, die lehrreichsten Blicke in alle Staatsverhältnisse zu thun und das ganze Leben und Treiben der Beamten zu durchschauen; sie brachte ihn mit der höchsten Aristokratie und den niederträchtigsten Spitzbuben und Mördern in Berührung. Demzufolge erhalten wir Aufschlüsse über die dortigen Zustände, wie sie uns bisjetzt vielleicht noch kein Europäer zu geben vermochte. Wir machen Bekanntschaft mit der türkischen Gerichtspflege und der Gerichtsbarkeit der Gesandtschaften, lernen die Falschmünzerei und Unbeholfenheit der Polizei kennen; lernen die Verhältnisse der Deutschen in Pera, die Stellung der preußischen Offiziere in türkischen Diensten, die Lebensweise der

armen und reichen Türken u. s. w., in einer sehr detaillirten Beschreibung auch den kaiserlichen Harem kennen.

Jedoch den interessantesten und belehrendsten Theil des kleinen Buchs bildet der Abschnitt über Tscherkessien, wohin eine neue eigenthümliche Schicksalswendung ihn versetzte. Das neue Polizeisystem war nämlich sowol den Ulemas als der fanatisirten Menge verhaßt; Omer-Pascha, der ewigen kleinlichen Hetzereien müde, gab die Durchführung des Plans auf und Stücker's Existenz ward abermals in Frage gestellt. In Konstantinopel hatte er die Bekanntschaft mehrerer tscherkessischen Edeln gemacht, denen er erklärte, daß die tscherkessischen Völker, ungeachtet der großen Vortheile des Terrains, immer die Ueberlegenheit der Russen empfinden würden, solange sie nicht eine tüchtige Infanterie und Artillerie besäßen. „Die Nothwendigkeit der Quarrés leuchtete den einfachen Gebirgssöhnen ohne weiteres ein", sagt Stücker; „von der Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit eines Infanteriecorps vermochte ich sie, die eingefleischten Cavaleristen, freilich erst nach vielen sehr lebhaften Discussionen zu überzeugen, gewann sie dann aber auch gründlich dafür. Sofort drangen sie in mich, meine Ansichten über die Organisation von Fußtruppen in ihrer Heimat in ein Exposé zusammenzufassen. Dies geschah; mein Plan wurde dem Tscherkessenregenten, Naib-Pascha, vorgelegt, von diesem acceptirt und mir sowol als einem meiner Freunde das Anerbieten gemacht, zur Einführung der neuen Heeresorganisation in tscherkessische Dienste zu treten." Der weiland Mirlam-Bei tritt nun als Generaladjutant Naib-Pascha's auf, unter dem Titel Inglis-Pascha, und reist zu den muthigen Gebirgssöhnen.

Die Residenz des Naib-Pascha, seit Schamyl's Gefangennahme einzigen Regenten des von den Russen noch nicht unterworfenen Gebiets von Anapa bis zu Gazoa, befindet sich auf einem sehr hohen großartigen Felsen, der sich ganz steil in die Luft erhebt. Rings um ihn schlängelt sich ein reißender Bergstrom, die Annäherung zu der Höhe verwahrend, die erst nach der Hinterseite zu besteigbar ist; von hier führt ein Pfad zu ihrer Spitze empor, wo Naib, gleich dem Adler auf seinem Horst, residirte. Der neue Generaladjutant wird vom Herrscher mit dem üblichen Gruße: Salam alaicum (Friede sei mit dir!) sehr freundlich empfangen und erfährt von ihm wichtige Facta über die Geschichte des Landes und über den Stern des merkwürdigen Imam der Tscherkessen — Schamyl. Dann besucht er mit dem Fürsten die Redouten, läßt alle Grenzfestungen ausbessern und lernt hierbei das Land und die Bewohner so speciell kennen, wie vor ihm vielleicht noch kein Fremdling. Er findet eine warme Quelle und sogar einen Teich mit warmem Wasser, dessen Farbe schwarz und dessen Geruch terpentinartig ist, die ganze Umgegend hatte den gleichen Geruch und war also wol bituminös. An einem Felsen entdeckte er eine Thonerde, welche, weich wie Wachs, sich beliebig formen ließ; er drehte aus ihr ein Licht, zündete es an und fand, daß es heller und und sparsamer brannte als irgendein anderes hier übliches Leuchtmittel. Eine ähnliche Erde, oder wol gar dieselbe Art, fand Wutzer in den Donauländern.

Nach der Inspection der Forts organisirt der Generaladjutant die Infanterie, läßt an den Meeresfestungen Schießscharten bauen und ein russisches Patrouillenschiff durch tscherkessische Batterien beschießen. Das ganze Kriegswesen erlangt durch seine Thätigkeit eine ganz andere Gestalt, der heutigen Militärwissenschaft entsprechend. Im allgemeinen ist das tscherkessische Volk, bei dem Mangel alles Verkehrs und da die Schätze des Landes aus Unkenntniß und Unfähigkeit nicht an das Licht gefördert werden, durchaus arm. Die Wohlhabenden leben mit den Aermern fast in derselben Weise. Denn da kein Gewerbe und Handwerk im Lande geübt wird, so können sie selbst durch Geld, welches hier wenig bekannt ist, sich nur solche Bequemlichkeiten verschaffen, welche ihnen von außen als Contrebande zufließen. Schulen, sowie Gelehrte irgendeines Wissenszweigs gibt es nicht. Doch sind sie religiös und beten öfters, aber kirchliche Gemeinden existiren nicht. Seine Frau muß sich der Tscherkesse kaufen; hat er nicht die Mittel dazu, so entführt er seine Auserlesene heimlich bei Nacht. Die Gerichtsbarkeit befindet sich noch im Urzustande, begangene Morde können durch Sklaven und Vieh gesühnt werden, die Blutrache ist aber dominirend. Durch Stücker's Einfluß wurde aber nicht nur eine neue Heeresorganisation geschaffen, sondern auch, wenn wir seinen Versicherungen Glauben beimessen dürfen, das ganze Land organisirt und dem Volke eine Verfassung gegeben. Gesundheitsrücksichten nöthigten unsern Landsmann leider, das Land bald zu verlassen und sich in seine Heimat zurückzubegeben.

Der bereits im Greisenalter stehende Verfasser der „Reise in den Orient Europas", C. W. Wutzer (Nr. 2), zeichnet sich bei aller Gelehrsamkeit durch poetische, phantasiereiche Darstellungsweise und durch faßliche Schreibart aus, und zeigt sich nicht nur in allen Gebieten des Wissens, sondern selbst in den bildenden Künsten bestens bewandert, soweit sich wenigstens aus seinen Schilderungen von Bauwerken u. s. w. schließen läßt. Als kenntnißreicher, philosophisch denkender Mediciner sucht der Verfasser namentlich die Ursachen zu erforschen, wodurch schon so viele Millionen Menschen seit Jahrtausenden in den Donauländern dem dortigen Klima zum Opfer fielen. Die Humanität muß ihr Haupt verhüllen, wenn die vielen Tausende bedauernswerther Menschenopfer vorgeführt werden sollten, welche allein der Orientkrieg von 1854—56 durch Unkenntniß oder Misachtung des dortigen Klimas, der Bodenverhältnisse, sowie der vorherrschenden Krankheiten, gefordert hat. In Konstantinopel wurde dem Reisenden aus zuverlässiger Quelle berichtet, daß in der Umgegend der Stadt allein 50000 Franzosen als Opfer des letzten Kriegs und seines Typhus begraben liegen. Wo dergleichen betrübende Thatsachen laut sprechen, wird man ein Buch zeitgemäß nennen müssen, welches sich die Aufgabe stellt, die Kenntnisse allgemeiner auszubreiten, mittels deren sorgfältiger Benutzung eine so kolossale Sterblichkeit fortan vermieden oder doch wenigstens verringert werden könnte. „Leider erneuert sich die uralte Wahrnehmung unaufhörlich", sagt der Verfasser, „daß die ernsten Warnungen der Geschichte am meisten, selbst solchen, welche die Geschicke ihrer Mitmenschen in der Hand halten, unbeachtet vorübergehen. Wäre es anders, so würden von denen, welche die englischen, französischen und russischen Heere aussandten, wirksamere Vorkehrungen gegen das Hereinbrechen so entsetzlichen Unheils getroffen worden sein. Wollte man alle Unfälle ähnlicher Art geschichtlich zusammentragen, welche speciell die Heere bereits in früherer Zeit irgendwo betroffen haben, so würden sich leicht bändereiche Folianten [illegible] mit füllen lassen. Diese könnten eine Geschichte menschlichen Jammers in sich aufnehmen, welche zu erdenken selbst dem [illegible] brannten Gehirn irgendeines Timon unmöglich bleiben möchte."

Am 23. August 1856 bestieg der Verfasser in Wien ein Schiff der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, um das [illegible] seiner vieljährigen Wünsche zu erreichen. Er zieht an den Städten Presburg, Komorn, Gran, Waitzen, Ofen, Pesth, [illegible] und Orsova vorüber, hier und da länger verweilend, um [illegible] Ufer und deren Vegetation, die warmen Bäder von Pesth [illegible] die österreichischen Contumazanstalten prüfend zu durchforschen und deren Einflüsse auf die Gesundheit der Menschen und [illegible] darzulegen. Nichts Lebendiges und Lebloses läßt der Verfasser unbeachtet; seine Umgebung auf dem Schiffe wird so genau [illegible] taillirt besprochen, als die Boden-, Klima- und Vegetationsverhältnisse. An jeder denkwürdigen Stelle, wo große Schlachten geschlagen wurden oder sich andere bedeutende Ereignisse [illegible] gaben, erzählt er uns die geschichtlichen Facta, deren [illegible] und nachfolgenden Wirkungen. Ganz besonders prüft er [illegible] Hercules-Bäder zu Mehadia und gibt uns die Analyse [illegible] Mineralwasser nebst Vorschlägen zu Verbesserungen der [illegible] anstalten, denen er tiefeingreifende medicinische Wirkungen [illegible] gesteht. Von den Ebenen Ungarns, ihrem Boden, ihren [illegible] und Erzeugnissen, den Gebirgszügen und den sie bewohnenden Volksstämmen gibt uns der Verfasser die interessantesten [illegible]

belehrendsten Schilderungen, nebst statistischen, geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Notizen und Angaben über die Erze, den Bergbau und die Landwirthschaft.

Einer der wichtigsten Abschnitte ist der vierte, worin wir eine naturphilosophische Untersuchung über die Sumpfluft und das Miasma und über die Entwickelung krankmachender Ursachen erhalten. Die todbringenden Fieber und andere gefährliche Krankheiten Ungarns werden hauptsächlich den Ausdünstungen der vielen Sümpfe zugeschrieben. Die immense Fläche wird durch unzählige Niederungen, die stagnirendes Wasser enthalten, zu einem Complex von unzähligen sumpfigen Teichen. Sie wird von der Theiß, Szamos, Maros, von der reißenden Schwarzen und Weißen Körös, ferner von der Beretyó und Err, in unzähligen Krümmungen durchschnitten. Bei Ueberschwemmungen vereinigen sich diese Flüsse zu unabsehbaren Seen. Nachdem die Ueberschwemmungen beendigt sind, verbleiben in den von neuem mit Wasser gespeisten Sümpfen Milliarden von Fischen, Amphibien, Wasserpflanzen, welche durch die nicht selten darauf eintretende heftige, trockene Hitze einer schnellen Fäulniß entgegengehen. Pestilenzialische Sumpfausdünstungen erzeugen dann Malaria und fiebererzeugendes Miasma. Viele Meilen Sumpfgrund sind in neuester Zeit durch Kanäle und Drainage entsumpft und zu nährendem Ackerboden umgewandelt; aber dennoch existiren dort noch Moräste, größer als viele deutsche Fürstenthümer. Mit diesem Sumpfboden steht eine Atmosphäre in Verbindung, der an vielen Orten aus ihm ein Princip zugeführt wird, welches in den menschlichen Körper durch Vermittelung des Athmungsprocesses eingedrungen, denselben leicht zum Erkranken bringt. Es kann theils von lebenden, theils von in der Zersetzung begriffenen, abgestorbenen organischen Körpern ausgehen. Die gebräuchlichste Benennung für dieses schädliche Princip ist Miasma. Eine gewisse Empfänglichkeit für die Einwirkung eines solchen Miasma muß sich in der Constitution vorfinden, wenn ein Erkranken durch jenes in ihr zu Stande kommen soll. Das von abgestorbenen organischen Stoffen ausgehende Miasma tritt dort am leichtesten auf, wo die Zersetzung der durch gesteigerte Feuchtigkeit und Wärme begünstigt wird. Gleichzeitig wird auch das einer Verdampfung fähige Product der Zersetzung durch gesteigerte Temperatur und Luftströmung mit der Atmosphäre den von dieser umgebenen Individuen um so eher zugeführt. In dieser dunstförmigen Gestalt wird es von den Lungen der Athmenden in das Blut aufgenommen. Den in der Luft verbreiteten Verwesungsstoffen der Thiere und den darin webenden Infusorienkeimen schreibt der Verfasser eine größere Wirkung als krankmachende Ursache zu, als den verwesenden Pflanzenresten. Ueber letztere sagt er: „Aehnlich, wenngleich in weniger hohem Grade gefährlich, wirken die Ausdünstungen verwesender vegetabilischer Substanzen. Der so nachtheilige Einfluß des Flachsröstens auf die Gesundheit ist gegenwärtig außer Zweifel gestellt. Die Cultur der Reispflanze, welche, wenn sie gehörig gedeihen soll, zu gewissen Zeiten bis an eine bestimmte Höhe im Wasser stehen muß, führt fast unvermeidlich hartnäckige Wechselfieber herbei. Am schädlichsten aber während der warmen Jahreszeit, namentlich in der tropischen Zone, der Aufenthalt in Sümpfen, besonders nach der Regenzeit oder nach Ueberschwemmungen, wenn die brennende Sonne die Wassermasse zur Verdampfung gebracht hat. In ihnen unterliegen dann Milliarden von Insekten, Reptilien, Amphibien, Fischen, Crustaceen u. s. w. mit der untergehenden Pflanzenwelt zugleich der Verwesung. Moscati füllte in Mailand Flaschen mit Eis, und fing die an ihrer Außenseite sich sichtbar verdichteten Wasserdünste aus sumpfigen Reisfeldern auf. Aus diesem Wasser schieden sich nach kurzer Zeit kleine Flocken ab, in denen Moscati Eigenschaften organischer Substanzen vorfand. Brochi, Rigaud de l'Isle bekamen dieselben Resultate. Boussingault untersuchte die Sumpfluft im mittäglichen Amerika und erzielte gleiche Erfolge. Der Zusatz eines Tropfens reiner Schwefelsäure zu dem aufgefangenen Thauwasser ließ eine schwarze Kohle in dem Glase zurück, den Beweis für einen in der Feuchtigkeit der Luft suspendirt gewesenen organischen Stoff. Als Endresultat nimmt Boussingault an, daß die Miasmen in der Luft suspendirt sind, und daß ein Princip hierbei wirksam scheine, welches wahrscheinlich kohlenwasserstoffgashaltig sei. Mindestens kann aber irgendein Zweifel nicht obwalten, daß in den an verwesenden vegetabilischen und animalischen Stoffen reichen stagnirenden Flüssigkeiten Wasserstoff und Kohlenstoff in Menge entwickelt werden müsse, namentlich wenn eine brennende Sonne dazu mitwirkt. Unter begünstigenden Umständen erzeugt sich ferner Schwefelwasserstoffgas in dergleichen Flüssigkeiten, wie dies schon das Geruchsorgan oft deutlich genug wahrnehmen läßt. Bekanntlich bildet sich schon in reinen Sauerwassern jenes übelriechende Gas, wenn durch Unachtsamkeit vegetabilische Substanzen, z. B. ein Stückchen eines Strohhalms, mit ihm in eine Flasche eingeschlossen worden waren. In den Flüssen der heißen Zone erzeugt sich Schwefelwasserstoffgas in reichlicher Menge besonders dort, wo sie mit dem Meere zusammentreffen. Schwefelwasserstoffgas muß indessen ebenso wol als Kohlenwasserstoffgas, welches in ungleich ansehnlichern Mengen vorkommt, der Atmosphäre in bedeutendem Verhältnisse beigemischt sein, wenn es dem Menschen nachtheilig werden soll."

Im übrigen sind die den Seewinden ausgesetzten Meeresufer, namentlich, wo sie aus Felsmassen oder Sand bestehen, jenen Krankheiten am wenigsten zugänglich. Auch im westlichen Afrika sind es stets nur die den ungesunden Landstrichen durch die Luftströmungen zugeführten Sumpfdünste, welche die bösen Fieber veranlassen. Dieselbe Erscheinung wird auch von Burton aus Ostafrika berichtet, wie das zunächst zu besprechende Werk von Andree darlegen wird. Burton und Speke genasen, sobald sie die Sumpfgegenden Innerafrikas verließen und sich dem Meeresufer näherten oder auf hohe Bergregionen gelangten. Wutzer theilt bei dieser Gelegenheit folgende interessante und beachtenswerthe Thatsachen mit: „Wenn sich die Beobachtung von Payen auch an andern Orten bestätigen sollte, daß aus der Ebene von Grenelle die ehemals dort herrschenden Wechselfieber verschwunden sind, seitdem dort Salmiakfabriken angelegt wurden, so dürfte man dem Ammoniak eine luftreinigende Eigenschaft zuerkennen. Diese möchte darauf beruhen, daß die in der Atmosphäre dunstförmig schwebenden vegetabilischen und animalischen Verwesungsstoffe durch das Hinzutreten des Ammoniaks als solche zerstört werden. Wenn Jussieu versichert, daß er bei seinen botanischen Excursionen am Montmartre bei Paris stets Ammoniakliquor mit sich geführt habe, um ihn schnell in die kleinen Bißwunden einzutröpfeln, welche seinen botanisirenden Schülern durch die dort nicht seltenen Vipern zugefügt worden waren und, so oft dies geschehen, niemals ein böser Zufall dem Bisse gefolgt sei, so muß man zugeben, daß das thierische Gift durch Ammoniak zersetzt und unschädlich gemacht werden könne."

Von dem Gebiete der Medicin und Naturwissenschaft geht der Verfasser zu den Staatsverfassungen der Völker über und bespricht die Geschichte und die politischen Verhältnisse der Moldau und Walachei, wobei er zu dem Resultat gelangt, daß die Vereinigung der Donaufürstenthümer und die Verbannung der türkischen Hegemonie für diese Länder das höchste Gut sei. Dann wandert er zu den Bulgaren und den Bewohnern der Dobrudscha, bespricht auch ihre Culturzustände in geistiger und physischer Hinsicht, läßt überhaupt nichts Wissenswürdiges unbeachtet, gelangt aber auch hier zu der Endansicht, daß es für die Bewohner besser sei, wenn sie von der türkischen Herrschaft befreit würden. Beim Donaudelta anlangend, bespricht er die Ausflüsse der Donau ins Schwarze Meer und deren Schiffbarmachung. Am Schlusse des ersten Bandes erhalten wir noch einen Abschnitt über die endemischen, epidemischen und contagiösen Krankheiten in den Donauländern nebst Vorschlägen zur Vermeidung von Krankheiten auf Reisen oder Märschen durch die Ebenen der Donauländer.

Der zweite Band beginnt mit einer Schilderung der Reise auf dem Schwarzen Meere, der Einfahrt in den Bosporus,

nebst Bemerkungen über Klima, die Bodenerzeugnisse und über die Bewohner. Um diese Blätter nicht mit zu vielen Citaten des Autors zu füllen, aber dennoch den Lesern einen Begriff vom reichen Inhalt des Werks zu geben, notire ich hier einige Gegenstände, welche gründlich besprochen werden; z. B. „Türkische Bäder und Wasserleitungen“; „Der All-Meidan“; „Moscheen und christliche Kirchen“; „Tanzende Derwische“; „Freitagsandacht des Sultans“; „Das Judenviertel“; „Der Fanar“; „Das alte und neue Serail“; „Pera und Galata“; „Die Medicinalschule“; „Der Bosporus, seine Ufer- und Dörfer“; „Belgrad und die Wasserleitungen“. Ferner „Das Marmarameer und die Prinzeninseln“; „Nicomedien und sein Golf“; „Die Grabmäler der Gründer der osmanischen Dynastie“; „Die warmen Bäder von Brussa und Tschekirphe nebst Analysen der Mineralwasser“; „Der bithynische Olymp“; „Das Katerlügebirge“. Hierbei werden aber stets Bemerkungen über die Bodenverhältnisse, das Klima und über die Vegetation und deren Einflüsse auf die Gesundheitsverhältnisse der Menschen gegeben. Nach den geographischen, ethnographischen, botanischen und geologischen Schilderungen erhalten wir noch Beiträge zur Geschichte der Osmanen, Griechen, Armenier, Bulgaren und Tataren nebst Charakteristiken dieser Volksstämme und ihrer Culturzustände. Von Konstantinopel reiste er über Marseille und Paris in die Heimat. Sehr wahr und treffend sind die politischen Schlußbemerkungen des zweiten Bandes. Nachdem er die tiefe physische und geistige Versunkenheit der Türken geschildert, sagt er: „Diese Osmanen haben ihre schönen Provinzen nicht zu schätzen gewußt. Schon seit anderthalb Jahrhunderten klopft der Engel der strafenden Vergeltung deutlich hörbar an die Pforten ihrer Macht. Gegenseitiger Neid, Misgunst und Zwietracht unter den europäischen Trägern einer höhern Civilisation haben die Existenz der asiatischen Eindringlinge zwar bisher gefristet, ja für ihre Erhaltung sogar noch jüngst Ströme Bluts vergießen lassen. Aber als ob die fortdauernde Versündigung an der Humanität ihre sicherste Strafe stets mit sich herumtrüge, so verzehren sich die Osmanen gleichsam in sich. Ihre Volkszahl verringert sich von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, und wenn es möglich wäre, ihnen jede Zufuhr neuer Lebenskraft von andern Menschenstämmen her abzuschneiden, so würden sie in nicht zu ferner Frist an sich verfiecht und hingewelkt sein. Also auch in diesem mächtigen und warnenden Beispiele läßt sich der todbringende Hauch despotischen Darniederhaltens freierer Geistesentwickelung deutlich erkennen. Der weichliche Sultan thront im Harem zu Byzanz über dem glimmenden Vulkan des alten barbarischen Osmanenthums, dessen Explosion jüngst schon nahe herangerückt war. Möchte ein neues, jugendkräftiges, humanere Zwecke verfolgendes Geschlecht Land und Leute des Orients wieder befruchten, verjüngen und zur Blüte treiben!“

Mit diesem Wunsche schließt der Verfasser sein in jeder Hinsicht höchst belehrendes und interessantes Werk ab. Nächst dem schon mehrfach erwähnten großen Reichthum von Kenntnissen in allen Branchen des Wissens, offenbart er stets die klarste Logik in Beurtheilung aller Verhältnisse und zeigt sich uns als ein edeldenkender Gelehrter, dem das Wohl der Menschheit und die Entwickelung der Geistescultur mächtiger am Herzen liegen als sein persönliches Wohl; denn mit Lebensgefahr besucht er todbringende Sumpfgegenden und pestilenzhauchende Grabgewölbe, um deren Einflüsse auf die Gesundheit der Menschen zu erforschen.

Die von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt u. a. unternommenen „Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika“ (Nr. 3) hat Karl Andree in zwei Bänden veröffentlicht; er gibt uns aber nur Auszüge aus ihren Werken und die wichtigsten Resultate derselben. Die wichtigsten unter ihnen sind die bekannten beiden Werke von Richard Burton: „Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Meccah“, und: „First footsteps in East Africa, or an exploration of Harar.“ Andree sagt beziehendlich seiner Uebersetzung: „In dem vorliegenden (ersten) Bande ist der Inhalt beider Werke im wesentlichen mitgetheilt worden. Die wissenschaftliche Unterlage wurde streng festgehalten und manches aus Burton's Anmerkungen in den Text verwebt. Ein näheres Eingehen auf den gelehrten Theil des Inhalts, z. B. auf Alterthümer und Linguistik, erschien mir mit dem Zwecke dieser Bearbeitung nicht vereinbar. Bei ihr kam es darauf an, der tüchtigen und anziehenden Persönlichkeit des Verfassers ihr volles Recht zu lassen, und jenen Freunden der Länder- und Völkerkunde, welchen die englischen Ausgaben nicht zugängig sind, die Ergebnisse von Burton's Wanderungen, Forschungen und Beobachtungen in Arabien, dem Lande der Somal, und in Härär zugängig zu machen. Der zweite Band wird in ähnlicher Weise die neuen Entdeckungen im äquatorealen Ostafrika, welche wir Reisenden aus Deutschland und England verdanken und welche die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade in Anspruch nehmen, übersichtlich und zusammenfassend schildern.“

Wir unsererseits können es aber nur bedauern, daß Andree den linguistischen Theil ganz ausgelassen und gar keine Notizen über die Sprachen der geschilderten afrikanischen Volksstämme gegeben hat; es ist dies um so beklagenswerther, da eben die afrikanischen Idiome und besonders die der Ostafrikaner und der Bewohner des Aequators uns Deutschen fast gar nicht bekannt sind, während wir über die indoeuropäischen, semitischen, [illegible]tarischen und amerikanischen Sprachen zahlreiche Werke und Abhandlungen besitzen. Indeß sucht uns der Uebersetzer durch eine kenntnißreiche Einleitung zu entschädigen, in der er einen historischen Ueberblick der Handelsverhältnisse gibt und den Suezkanal bespricht, dem er in merkantilischer Beziehung keine [illegible] hochwichtige Bedeutung zumißt, wie die Franzosen, wol der[illegible] bemerkt, daß letztere durch die Verwirklichung dieses Projects leicht das politische Uebergewicht den Engländern gegenüber [illegible] jenen Gegenden erlangen können. „Die Herstellung des Suezkanals“, sagt er, „wäre allerdings im Interesse des Verkehrs sehr zu wünschen. Die Verbindung der beiden Meere müß[illegible] im Fortgange der Zeit nothwendig einen anregenden Einfl[illegible] üben und wesentlich dazu beitragen, befruchtende Keime [illegible] Gesittung in die Länder am Rothen Meere zu tragen. Die[illegible] wird eine belebte Handelsstraße werden; neben arabischen [illegible] indischen Kaufleuten wird man in den verschiedenen Hafenpl[illegible] wie schon jetzt in Aden, auch europäische Geschäftshäuser [illegible] sehen. Die Einwirkung auf Abyssinien muß eingreifender [illegible]den; das productenreiche Ostafrika in den äquatorealen Brei[illegible] wird auch für den Handel des Rothen Meers werthvolle [illegible]zeugnisse liefern und seinen Verbrauch an Fabrikaten [illegible] Diesen Verkehr werden vorzugsweise die Schiffe aus den [illegible] des Mittelmeers vermitteln, und gerade ihnen wird der [illegible] wesentliche Vortheile bringen, weil er für sie einen kürzern [illegible] nach dem Süden und Osten eröffnet. Aber die Achse, um [illegible] sich der große Welthandel bewegt, wird auch in Zukunft [illegible]zugsweise atlantisch bleiben, und ein Suezkanal kann [illegible] nicht verrücken.“

Richard Burton ward bekanntlich von der Ostindischen [illegible]pagnie nach Arabien und Afrika gesandt, um jene Erdzonen [illegible] deren Handelsverhältnisse kennen zu lernen. Er reiste von [illegible]land nach Alexandria als persischer Prinz. Seine Kenntniß [illegible] morgenländischen Sprachen, Sitten und Gebräuche, die [illegible] Alexandrien und Kairo noch sehr gründlich studirte, machte [illegible] ihm möglich, als mohammedanischer Pilger verkleidet, die [illegible]gen Städte der Mohammedaner und das Grab des Prop[illegible] zu besuchen. Burton sagt: „Meine genaue Kenntniß des [illegible]sischen, Arabischen und Hindostanischen machte es mir [illegible] meine neue Rolle unter allen Umständen durchzuführen [illegible] auf kam allerdings viel an, denn im Morgenlande wird, [illegible] viel ob in der Moschee, im Kaufmannsladen oder auf dem [illegible] an den Fremden sehr bald die Frage gerichtet: «Wie [illegible] und woher kommst du?» Ich nahm also das geschmeidige [illegible]liche Wesen eines indischen Arztes an und trug die [illegible] Kleidung eines schlichten Effendi (Gelehrten); dabei gab [illegible]

jedoch fortwährend für einen Derwisch aus, und besuchte die Orte, an welchen die Derwische sich versammeln. Ein ehrwürdiger Mann hatte mich schon vor längerer Zeit in den Chadirigeh-Orden eingeweiht und mir den hochtönenden Namen Bismillah Schah, König im Namen Gottes, gegeben; nachdem ich alle Proben bestanden, erhob er mich zur Würde eines Murschid, sodaß ich nun auch meinerseits Muriden (Schüler) annehmen konnte. In muselmanischen Ländern ist es sehr bequem, ein Derwisch zu sein; und deshalb nehmen Leute jeden Standes und Alters diesen Charakter an. Der Vornehme, der bei Hofe in Ungnade gefallen ist, der lebensmüde Reiche, der Arme, welcher betteln will, wird Derwisch. Ein solcher braucht sich um gute Sitte und Höflichkeit nicht zu kümmern, er mag beten oder nicht, eine Frau nehmen oder unverheirathet bleiben, im Prunkgewand oder in armseliger Kleidung einhergehen, es ist alles einerlei. Treibt er Quacksalberei, so steigt sein Ansehn noch mehr."

Der als afghanischer Derwisch reisende Burton hatte hierbei Gelegenheit, das Familienleben, den Cultus, überhaupt alle öffentlichen und geheimen Lebensverhältnisse so speciell zu beobachten, wie vor ihm noch kein Europäer. Er berichtet uns über die Gebete, Fasten, über alle Gebräuche des Cultus und häuslichen Lebens der Mohammedaner, beschreibt ihre Städte, Tempel, Häuser und alle Gegenden, die er besucht. Von Kairo reitet er durch die schauerlich heiße Wüste nach Suez. Dort fand er schon eine Menge Pilger, doch ist ihr Andrang nicht mehr so beträchtlich als in frühern Zeiten. Was die klimatischen Verhältnisse anbelangt, so stellt sich in Suez die Mitteltemperatur auf 67° F., also zwischen 15 und 16° R. oder [illegible]—20° C. Am kältesten ist der Januar, in welchem das Thermometer ein Minimum von 38°, ein Maximum von 68° F. zeigt; August ist der heißeste Monat, 68°—102 und 104° F., [illegible] 32° R. Jene äußersten Punkte werden selten überschritten; selbst beim heftigsten Chamsin (Wüstenwinde) ist das Thermometer nicht über 108° gestiegen, und beim kältesten Wintersturm nicht unter 34° gefallen. Im März kommen heftige Stürme aus [illegible]iden. Die Regenverhältnisse sind sehr unregelmäßig; manchmal [ist] drei Jahre lang kein Regenschauer eingetreten, während es [im] Jahre 1841 neun Tage lang ununterbrochen so stark herabgoß, daß die ganze Stadt überschwemmt war und viele Häuser [ein]stürzten. Suez hat gar kein süßes Wasser, man muß dasselbe [au]f der Eisenbahn vom Nil kommen lassen. Die Menschen sind [in] Suez hübscher als in Kairo, sie haben mehr Arabisches und [ihr]e Tracht ist malerischer. Burton bestieg bei Suez ein Schiff [un]d machte mit mehreren Reisegefährten die Fahrt auf dem [Ro]then Meere nach Yanbua el Bahr (Yambo, Yembo, Yanbu), [das] heißt Yambo am Meere, und erreichte diese Stadt in 12 [Ta]gen. Die Bewohner gehören zu den am meisten fanatischen [Leu]ten im Hedschas und sind sehr streitsüchtig. Sie tragen stets [zahl]reiche Waffen; Morde und Verwundungen ereignen sich fast [täg]lich. Auch Burton findet die Türkenherrschaft unter aller [Kri]tik. Von Yambo ging die Reise auf Kameelen nach [Me]dina.

„Als wir desselben ansichtig wurden", schreibt Burton, [hie]lten wir alle, wie auf Befehlwort, unsere Thiere an und [setz]ten uns, gleich den frommen Männern der Vorzeit, den [Fuß] auf den Boden zu setzen. Wir vergaßen Hunger und Erschöpfung, setzten uns und weideten unsern Blick an der heiligen [Sta]dt." Die Pilger begrüßten sie mit Exclamationen in echt [orie]ntalischem Stil, z. B. „O, lebe ewig und immerdar, du [herr]lichster unter den Propheten! Weile im Schatten des Glücks [bei] Tag und in den Stunden der Nacht, wenn der Vogel der [Hum]ariske (Taube) seufzt, wie die Mutter, der man ihr Kind [ger]aubt; wenn der Abendwind über die Hügel des Nedschd hinstreicht!" Angelangt in dieser heiligen Stadt, besucht Burton die [Mos]chee des Propheten, die zu betreten ihm nach vielen Reinigungen endlich gestattet war. Nach einigen Gebeten des Korans [durf]te er die innern Gemächer und die Gräber Omar's und [des] Propheten besuchen; doch blieb letzteres durch einen Vorhang verhüllt. Wir erhalten einen genauen Grundriß und eine sehr specielle Schilderung der Moschee, der Stadt Medina und deren Umgegend; dann charakterisirt er die Bewohner, die Dattelgärten von Kuba und den Berg Ohod. Hierauf wandert er mit einer Pilgerkaravane aus Damascus von Medina nach Mekka, wo er auch die dortige Moschee des Propheten besucht und uns nebst einem Grundriß derselben die detaillirteste Beschreibung der Kaaba gibt. Unweit von der Thür, im südöstlichen Winkel von der Kaaba, befindet sich der berühmte schwarze Stein (Hadschar el Aswad), welchen die Engel dem Abraham zutrugen, als dieser am heiligen Tempel baute. Er war seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Verehrung für die Araber, bildet vier bis fünf Fuß über dem Boden einen Theil des Vorsprungs in der Mauer, hat eine länglich runde, unregelmäßige Gestalt von sechs bis sieben Zoll Durchmesser, und seine ungleiche Oberfläche ist aus etwa einem Dutzend Bruchstücken zusammengesetzt, die, an Umfang und Gestalt sehr verschieden, durch einen Mörtel gut zusammengekittet und vollkommen abgeplattet sind. Der Stein sieht aus, als wäre er durch einen kräftigen Schlag in Trümmer zerschlagen worden, die man dann zusammensuchte und wieder aneinander fügte. Seine Farbe ist sehr dunkelbraun, beinahe schwarz, und man hat ihn mit einem goldenen oder silbernen, mit Gold überzogenen Reifen umgeben. Der Hadschar el Aswad ist seit vielen Jahrhunderten durch Millionen und aber Millionen Küsse und Handberührungen dermaßen abgeglättet worden, daß es schwer hält, über seine eigentliche Beschaffenheit ins Reine zu kommen. Während einige ihn für ein Stück Lava erklären, halten ihn andere für einen Aërolithen, und dieser Meinung pflichtet auch Burton bei. Von Mekka ging die Reise nach Dschidda und dann auf einem Dampfer wieder zurück nach Suez. Im achten Kapitel erhalten wir eine sehr genaue und höchst interessante Charakteristik der Beduinen im Hedschas. Am wichtigsten sind aber die Reiseschilderungen durch das Land der Somali nach Hărrăr in Ostafrika.

Das Land der Somali begreift im östlichen Afrika jenes weit vorspringende Horn, welches sich im Süden des Meerbusens von Aden, von der Bab el Mandeb bis einige Grade südlich vom Vorgebirge Guardafui erstreckt. In seinem obern Theile wird es vom Lande der Dankali und der Ittu-Gallas begrenzt, in der südlichen Region von jenem der Sawaheli, d. h. mohammedanischer Negervölker der Küstenregion, die Ostgrenze bildet das Meer, im Norden reicht es westlich bis in die Nähe von Hărrăr. Burton's Reise geht von Aden nach Zeyla, dann durch die Wüste der Somal bis zur Mărrărsteppe und gelangt endlich in Hărrăr an, das vor ihm noch nie ein Europäer betreten hatte, denn die fanatischen Einwohner nebst ihrem blutdürstigen Emir drohten jedem Ungläubigen mit dem furchtbarsten Tode. Aber unser kühner Reisender hatte das Glück, vom Emir von Hărrăr freundlich empfangen und entlassen zu werden und durfte zehn Tage in der Hauptstadt des Landes verweilen. Er beschreibt die Ceremonien bei Hofe, schildert die Stadt, das Land und alle wissenswürdigen Verhältnisse. Ganz besonders interessant und wichtig erschienen uns die Charakteristiken der mehr oder minder wilden Volksstämme und der Physiognomie dieser Regionen Afrikas. Von Hărrăr geht die Reise nach Berbera, deren Handelsverkehr er sehr speciell bespricht. Gar oftmals kam er in Lebensgefahr, denn die räuberischen Volksstämme und das mörderische Klima mit seinen zahlreichen Sumpfgegenden verursachten große Beschwerden und Krankheiten.

Im zweiten Bande des vortrefflichen Werks erhalten wir nebst den Schilderungen von Burton und Speke auch Berichte über Ostafrika von deutschen Missionaren, Krapf und Rebmann. Wir erhalten Kunde von den im Innern liegenden großen Seen, dem Tanganyikasee und Nyanza- oder Ukerewesee, und von zwei hohen Bergen unter dem Aequator, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind, der eine Kilimandshaoo und der andere Kimadscha Kegnia oder Kenia genannt, d. h. der Weiße Berg. Ueberhaupt wird die Länder- und Völkerkunde durch dieses schön ausgestattete Buch bedeutend erweitert. Vier An-

sichten von Städten und Landschaften im Farbendruck nebst zahlreichen Holzschnitten und einer Karte von Afrika rücken uns jene Gegenden bildlich näher und geben uns die Physiognomien und Trachten der beschriebenen Volksstämme.

Das Werkchen Nr. 4: „Canada, ein Land für deutsche Auswanderung", von W. Wagner, einem in Berlin wohnenden Regierungsbevollmächtigten für Canada, ist zwar vorzugsweise für Auswanderer geschrieben, gewährt aber auch doch jedem Gebildeten großes Interesse und die angenehmste Belehrung. Denn diese unter Großbritanniens Hegemonie stehende amerikanische Provinz gehört dem Verfasser zufolge zu den reichlich gesegneten Ländern der Erde und besitzt ein wahres Muster von einer Staatsverfassung. Canada ist von der Natur dadurch aufs vortheilhafteste begünstigt, daß es von großen mächtigen Wasserzügen so durchfurcht ist, daß die Wohlthat natürlicher bedeutender Communicationswege kaum einem Lande freigebiger zugetheilt sein dürfte. Der Verfasser reiste vor 11 Jahren dorthin, ward als Feldmesser angestellt und hat neun Jahre das Land durchwandert, ist also hinreichend befähigt, uns eine wahrheitsgetreue Schilderung zu geben.

Durch die ganze Ausdehnung des Landes von Westen nach Osten fließt, von Norden herkommend, der St.-Lorenzfluß. Er führt seine Wasser durch einen großen Zusammenhang von Seen, den Huron-, den Erie-, den Ontariosee u. a., diesen berühmten Seencomplexus, welcher die größte Süßwasseransammlung auf der ganzen Erde bildet, in den Atlantischen Ocean. Mit dem St.-Lorenzfluß verbindet sich, außer mehreren kleinern Zuflüssen, der Ottawafluß, der mehr östlich vom Norden herabkommend, gleichfalls eine Menge von kleinern Seen durchzieht, bis er bei der Stadt Montreal sich in den St.-Lorenzfluß ergießt. Beide Flüsse, durch die großartigsten Kanalanlagen dem Lande doppelt nutzbar gemacht, gestatten Schiffen bis 400 Tonnen Last tief in das Innere des Landes zu bringen. Durch das ganze Gebiet von Osten nach Westen geht die „Grand-Trunk-Eisenbahn", welche Canada mit den Vereinigten Staaten verbindet. Außer dieser großen Eisenbahn existiren noch 16 andere, die das Land in allen Richtungen durchziehen. Agricultur und Industrie haben sich auch in neuester Zeit mächtig gehoben. Welch eine Zukunft aber Canada noch bevorsteht, ermißt man leicht aus einer Vergleichung seiner Größe und seiner gegenwärtigen Bevölkerung. Denn Canada ist um mehr als 1000 Quadratmeilen größer als England und Frankreich zusammen: 16000 Quadratmeilen; seine Bevölkerung aber ist im Augenblick gleich der des kleinen Landes Portugal: drei und eine halbe Million.

Nebst diesen und noch vielen andern statistischen Notizen gibt uns der Verfasser eine kurze Geschichte des Landes und seiner musterhaften Verfassung. Die Einwohner zeichnen sich durch Fleiß und Rechtschaffenheit aus; ihr Wahlspruch lautet: „Industry, intelligence, integrity." Ich citire hier einige Punkte der Verfassung, wie sie seit dem Jahre 1853 besteht. Die Gesetzgebung und die Controle über deren Ausübung liegt in den Händen zweier Häuser, des Ober- und des Unterhauses. Die Mitglieder beider Häuser werden aus dem Volke nach einem mäßigen Census gewählt. Das Recht der Wahl zu beiden Häusern hat nämlich sowol jeder angesessene Bürger, dessen Besitz in den Städten mindestens 30, in ländlichen Districten mindestens 20 Dollars jährlichen Rentwerth beträgt, wie auch jeder eingeborene oder naturalisirte Einwohner des Landes, der keinen Besitz hat, wenn nur (hört!!) die jährliche Miethe seiner Wohnung in Städten mindestens 30 Dollars, auf dem Lande mindestens 20 Dollars beträgt. Die Naturalisation in Canada empfängt jeder Einwanderer durch Nachweis eines dreijährigen ununterbrochenen Aufenthalts im Lande. Das Unterhaus besteht aus 130 Mitgliedern, die ihren Auftrag vom Volke auf vier Jahre empfangen. Nach Verlauf dieser Zeit durch die Wahlen des Volks vollständig wieder erneuert, stellt das Unterhaus aufs unmittelbarste den Volkswillen dar, wie sich dieser unter den wechselnden Einflüssen der Zeit lebendig fortentwickelt. Das Oberhaus dagegen besteht nur aus 48 Mitgliedern, zum Zweck der Erwählung derselben ist das ganze Land in 48 Wahldistricte getheilt. Die Mitglieder des Oberhauses empfangen ihr Mandat auf doppelt so lange Zeit, auf acht Jahre; und zwar werden je zweijährig 12 neue Mitglieder gewählt, sodaß eben nach Verlauf von acht Jahren alle 48 Stellen des Oberhauses erneuert sind. Zwischen diesen beiden Häusern ist die Gesetzgebung in der Art getheilt, daß jedes Gesetz zuerst vom Unterhause berathen und beschlossen, dann vom Oberhause revidirt, und danach entweder genehmigt oder verworfen wird. Alle Leidenschaftlichkeit des Volkswillens, wie er etwa im Unterhause durchbrechen könnte, wird vom Oberhause gezügelt, dessen Mitgliedern in der langen Amtsdauer hinreichende Gelegenheit geboten ist, ihre Erfahrungen über das, was dem Lande heilsam ist, nach bestimmten Grundsätzen festzustellen. Diesen beiden berathenden und beschließenden Behörden stehen zwei ausübende und verwaltende Aemter des Landes zur Seite: das Ministerium und der Gouverneur. Während jene beiden, das Unter- und das Oberhaus, aus dem Volke hervorgegangen sind, bilden diese beiden, das Ministerium und der Gouverneur, die Vertretung der Krone im Lande. Das Ministerium ist die aus dem Volke hervorgegangene Vertretung der Krone in Canada. Denn die Mitglieder des Ministeriums müssen aus den beiden Kammern, dem Unter- und dem Oberhause, genommen werden. Es darf niemand zum Minister ernannt werden, der nicht bereits als Mitglied des Ober- oder Unterhauses das Vertrauen nicht allein seines Districts im Lande, sondern auch die Majorität in den Kammern erworben hat. Der Gouverneur ist die vom König ernannte Vertretung der Krone in Canada. Er wird zu seinem Amte von England nach Canada geschickt auf unbestimmte Zeit. Seine Belassung im Amte oder seine Abberufung von demselben ist das Vorrecht der Krone, Canada gegenüber. Die Minister überwachen die laufenden Geschäfte der Verwaltung und Regierung des Landes, und bereiten die Gesetzesvorlagen zur Berathung und zum Beschluß in den Kammern vor. Sie sind mit allem, was unter ihrer Oberleitung im Lande geschieht, den Vertretern des Volks in den Kammern verantwortlich. Findet sich bei der Beurtheilung ihrer Amtsführung, wie bei der Berathung der von ihnen den Kammern vorgelegten Gesetze nicht eine Majorität, die ihnen zustimmt, so müssen sie ausscheiden, und der Gouverneur hat die Pflicht, aus der Majorität der Kammern ein neues Ministerium zu bilden. Damit aber auf diese Weise nicht Uebereilung und nicht ein zu häufiger Wechsel der obersten Verwaltungsbehörde stattfinde, ist der Gouverneur mit dem Recht ausgestattet, das Unterhaus für den Fall aufzulösen, daß die feindliche Stellung, die dasselbe dem Ministerium gegenüber einnimmt, eine künstliche Parteistellung, nicht der Ausdruck der durch das Land gehenden Stimmung zu sein scheint. Das Unterhaus wird in diesem Falle durch neue Wahlen aus dem Volke sogleich wieder ersetzt. Und von dem Ausfall dieser neuen Volkswahlen zum Unterhause hängt alsdann das Bleiben oder Abtreten des Ministeriums ab. Das Oberhaus dagegen kann nie aufgelöst werden. Es bildet dem Gouverneur wie dem Lande gegenüber eine unantastbare Macht. Außer jenem Recht der Auflösung des Unterhauses ist die Würde des Gouverneurs durchaus eine repräsentirende, indem er die Gesetze, welche in beiden Häusern berathen und beschlossen sind, sanctionirt.

Dieselbe Weisheit bekundet sich auch in der Municipalverfassung. Als oberstes Princip befolgte man hierbei den Grundsatz, daß jedem kleinen Gebiete des Landes, wenn es als Stadt- oder Landbezirk eine gewisse Selbständigkeit in sich trägt, die Besorgung seiner lokalen Interessen selbst überlassen wird. Zu diesem Zwecke ist Canada in Provinzen (Counties) eingetheilt. Nach dem Maße der Bevölkerung in den verschiedenen Gegenden sind die Provinzen verschieden abgegrenzt, und zwar so, daß augenblicklich in Untercanada 60, in Obercanada 42 Provinzen gezählt werden. Jede dieser

vinzen bildet in Bezug auf die Besorgung ihrer lokalen Angele-
genheiten eine abgeschlossene selbständige Einheit, abgeschlossen
und selbständig durch den Provinzialrath (County council),
der durch Wahl aus den Bewohnern jeder Provinz gebildet
wird. Die Vertretung der Provinz im Provinzialrath, im
County council, kommt auf doppelte Weise zu Stande: einer-
seits durch eine Vertretung der einzelnen Kreise (Townships),
in welche wiederum jede Provinz eingetheilt ist; andererseits
durch Vertretung der zu einer gewissen Größe gelangten Ort-
schaften, die in dem Bezirk der Provinz liegen. Was das erstere,
die Kreise oder Townships betrifft, so sind diese die durch das
ganze Land gehenden Unterabtheilungen aller Provinzen. Jede
Provinz zerfällt in eine verschiedene Anzahl von Kreisen, deren
Umfang, wie der der Provinzen, von dem Maße der Bevöl-
kerung abhängig, verschieden groß ist, in mäßig bewohnten Ge-
genden sich aber etwa auf 100000 Acker, d. i. auf circa sechs
deutsche Quadratmeilen beläuft. In jedem dieser Kreise oder
Townships wird nach demselben allgemeinen Wahlrecht, wie es
für das Ober- und Unterhaus gilt, ein Kreisrath, bestehend
aus fünf Rathmännern (Councillors) gewählt. Während diese
Rathmänner oder Councillors mit der Besorgung aller öffent-
lichen Angelegenheiten des einzelnen Kreises betraut sind, geht
aus ihnen zugleich die Vertretung des Kreises beim Provinzial-
rath, beim County council, hervor, indem jeder Kreis zwei
seiner Rathmänner, den Vorsitzenden im Kreisrath (den Reeve)
und ein zweites durch Wahl dazu bestimmtes Mitglied, als De-
putirte in den Provinzialrath sendet. Was das zweite, die
Vertretung der zu einer gewissen Größe gelangten Ortschaften
im Provinzialrath, betrifft, so ist für Canada folgender Unter-
schied unter den Ortschaften des Landes festgestellt worden:
Orte unter 1000 Einwohnern werden Police-Villages (Dörfer)
genannt. Sie haben keine aus ihnen selbst hervorgegangene Ver-
tretung, stehen unmittelbar unter dem Provinzialrath, dessen
Macht bei ihnen durch einen Beamten, den Board of Police,
repräsentirt wird. Orte über 1000 Einwohner werden Villages
oder Flecken genannt. Sie haben, wie jeder Kreis, eine Ver-
tretung durch fünf Rathmänner, Councillors, deren Vorsitzen-
der ex officio auch Mitglied des Provizialraths, des County
council ist. Dasselbe gilt von den Ortschaften mit größerer Bevöl-
kerung, von den Städten oder Towns, d. h. Ortschaften über
[illegible]00 Seelen, welche zwei Deputirte zum Provinzialrath senden,
während die großen Städte über 10000 Einwohner (die Cities),
[illegible]r ihre Repräsentativbehörde selbst die Rechte eines County
council besitzen. Von dieser festen und sichern Organisation
[illegible] jeder einzelne umschlossen, und es gibt keine Behörde im
[illegible]nde, an die sich der Einwanderer zum Zweck der Niederlassung
[illegible] wenden hätte, die nicht der öffentlichen Controle streng un-
terworfen wäre und etwas anderes als lediglich das Wohl des
[illegible]mden im Auge haben könnte. Wenn man nun die so schön
[illegible] romantisch gelegene Hauptstadt des Landes, Ottawa, auf
[illegible] beigegebenen Lithographien des Buchs betrachtet und erwägt,
[illegible] viele tausend Acker nur für 20 Silbergroschen pro Acker ver-
[illegible]ft und in gewissen Gegenden sogar 150 Morgen jedem An-
[illegible]ler unentgeldlich gegeben werden, so möchte man nur gleich
[illegible] diesem gelobten Lande reisen, wenn nicht gerade bei der
[illegible]gen Lage Amerikas Vorsicht geboten wäre. 38.

Zur Erzählungsliteratur.

[illegible]mliche und unheimliche Geschichten. Gesammelte Erzählun-
[illegible]en von Friedrich Gerstäcker. Zwei Bände. Leipzig,
[illegible]rnold. 1862. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn es sich darum handelt, eine auf dem Interesse der Ras-
[illegible]genschaften und nationaler Sitten gegründete anziehende Erzäh-
[illegible] zu schreiben, so wußten wir, daß Gerstäcker der Mann dafür
[illegible] Es ist uns aber neu, daß er auch in demjenigen Gebiet der
[illegible]ählung, die man vorzugsweise die Hoffmann'sche nennen kann,
[illegible]er nervenspannenden und schauerlichen Novelle so Vorzügliches
[illegible]eisten vermag, wie die vorliegenden Bände „Heimliche und
unheimliche Geschichten", erfehen lassen. Es ist nicht zu
leugnen, daß die in diesen Bänden enthaltenen Geschichten zum
Theil mit ungemeinem Geist erfunden und auf die anmuthigste
Art erzählt sind. Der Verfasser erhebt sich hier, was geistvolle
Erfindung und gemüthvolle Lösung der Verwickelung und ge-
fälligen Vortrag betrifft, theilweise zu einer Art von Meister-
schaft, in der er gerade nicht viele Mitbewerber hat, und
wenn er auch in tiefer Charakterzeichnung P. Heyse und E.
Hoefer u. a. in ähnlichen Arbeiten nicht gleichkommen mag, im
Reiz des Vortrags steht er keinem nach. Dabei verleugnet er
den Schalk und Humoristen niemals und weiß seinen unheim-
lichen Geschichten, nachdem sie unsere Nerven in die höchste Span-
nung versetzt haben, stets einen befriedigenden, heitern und ver-
söhnlichen Ausgang zu geben. Ist dies beispielsweise schon in
der ersten Erzählung „Der Dreizehnte" auf kunstvolle Weise
geschehen, so geschieht es noch mehr in der zweiten Novelle:
„Der todte Chaussee-Einnehmer", die in ihrer Gattung in der
That für ein kleines Meisterstück gelten kann, und in der die
schwierige Aufgabe gelöst ist, die Lösung ahnen zu lassen und
doch die Spannung zu erhalten. Wir haben in einem frühern
Artikel als einen Hauptfehler der deutschen Novellisten gerügt,
daß sie außer unterhaltenden Erzählern fast immer auch Welt-
verbesserer sein wollen, mögen Beruf und Kräfte dazu vorhan-
den sein oder nicht. Von dieser Verirrung ist Gerstäcker frei.
Er zeichnet die Welt wie sie ist, ohne sie reformiren zu wollen,
und diese unter uns seltene Bescheidenheit rechnen wir ihm hoch
an. Auch er malt Geringes, Kleines, aber er verliert sich nie-
mals, wie Hackländer, Galen u. a. in Kleinmalerei; auch er
strebt das Gemüth in Bewegung zu setzen, zu rühren, aber er
preßt uns niemals Thränen aus; auch er zeichnet seltsame und
sonderbare Charaktere. Dagegen spitzt er seine Pointen öfters
so zu, daß sie brechen, wie dies in der dritten Erzählung „So
du mir, so ich dir" der Fall ist. Sein echtes Spöttertalent
zeigt er in der „Naturgeschichte des Menschen", in den „Moden
über die Welt", in den „Reisenden", in „Bedürfniß und Luxus",
lauter Sachen, die den weiten Blick und die reiche Erfahrung des
Weltwanderers verkünden. Hier heißt es z. B. von dem Eng-
länder auf Reisen: „Dem Briten muß man allerdings manches
nachsehen. Die angeborene Unverschämtheit gibt ihm gerade
das nöthige vornehme Wesen, und wie ein Berliner Meyer oder
Levi, der mit einer Kiste Kattun nach Leipzig zur Messe kommt,
diese Stadt für die Zeit seines Aufenthalts als ihm gehörig be-
trachtet, so sieht der Engländer dieser Klasse, wenn er den Con-
tinent betritt, schon seine bloße Existenz als eine dem festen Lande
erwiesene Wohlthat an, der er so und so viel Pfund Sterling
opfert, die er viel langweiliger und schneller in Old-England
hätte los werden können." In den „Berühmten Namen" und
den „Auswanderern" werden deutsche Grillen sehr gut persiflirt;
die deutsche Händelsucht, dieser wunderbare Nationalfehler un-
sers friedliebenden Stammes, führt zu folgender Aeußerung:
„Bei Gellert läßt der sterbende Vater seine Söhne ein Bündel
Pfeile nehmen und zeigt ihnen wie leicht der einzelne breche.
Ach, er hatte keine Ahnung davon, daß sie aus den einzelnen
auch noch — Zahnstocher machen könnten! So bessere es Gott,
und ein Gott gehört in der That dazu, es zu bessern!"

Im zweiten Bande ist das Dorf „Germelshausen" beinahe
hyperphantastisch zu nennen, ohne daß die Idee darum neu wäre.
Die Erzählung „Der gemalte Indianer" aber ist eine der
originellsten und glücklichsten. Ein alter Osagenhäuptling glaubt
mit dem Bildniß, das ein Maler von ihm davonträgt, seine
Seele verloren zu haben, denn er schießt und trifft nicht, er
wird müde, was ihm sonst nie geschah, er haut und spaltet
nicht! Dies Bild ist vortrefflich gezeichnet. Im „Doppelgänger",
der ein treffliches Bild des Lebens der Goldjäger in Califor-
nien gibt, fehlt dagegen die genügende Lösung. Eine andere
Reihe von Erzählungen ist mehr sittenschildernder Art, wie
„Kreuz im Busch", das Doctorwesen in der Union in „Red
River" u. s. w., und die Vorzüge des Verfassers in dieser Gat-
tung sind den Lesern wol zur Genüge bekannt. Nach diesem

allen hat Gerstäcker, dessen Reise- und Arbeitslust gleich unerschöpflich zu sein scheinen, auch mit diesen beiden Bänden dem für gute Lectüre empfänglichen Publikum ein dankenswerthes Geschenk gemacht, welchem wol als Ausbeute seiner jüngsten Reiseausflüge bald andere Gaben folgen werden, die uns willkommen sein sollen. 4.

Ein Lebensbild Franklin's.

Benjamin Franklin. Ein Lebensbild von J. Venedey. Freiburg im Br., Wagner. 1862. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Lebensbeschreibung Washington's hat Venedey rasch die uns vorliegende Lebensbeschreibung Franklin's folgen lassen. Die eigene Darstellung Venedey's nimmt darin ungefähr die Hälfte ein: den Rest bilden Auszüge aus Franklin's Schriften. Die Aufgabe eines künstlerischen Darstellers wäre es gewesen, die Schriften Franklin's für die Geschichte seines Lebens zu verwerthen, ohne sie zu excerpiren. Venedey scheint auf die unmittelbare Wirkung dieser Auszüge Gewicht gelegt und sein Buch fast nur als Mittel zur Mittheilung derselben betrachtet zu haben. Da die moralischen und politischen Schriften Franklin's gekannt zu werden verdienen, so werden wol viele dem Verfasser Dank wissen, daß er sich so häufig durch jene langen Auszüge unterbrochen hat. Wir geben hier einen dieser Auszüge: „Der natürliche Lauf der Dinge wird sein, daß die englische Regierung nur dürftiges Volk als Beamte in Amerika anstellen kann; denn andere denken nicht daran, England zu verlassen. Die Noth lehrt diese, ihre Stellen auszubeuten; ihr Amt macht sie hochmüthig; ihre Habsucht und ihr Hochmuth wecken den Haß des Volks, und sobald sie merken, daß man sie haßt, werden sie boshaft. Diese Stimmung veranlaßt sie, die Einwohner in ihren Berichten an die Regierung zu verleumden, indem sie dieselben als Unzufriedene und Rebellen und zugleich als schwach, getheilt und feig darstellen, um die Regierung zur Strenge anzutreiben.“

Venedey's eigene Darstellungsweise ist anspruchslos; Abschweifungen sind vermieden; neue, dem Verfasser eigenthümliche Anschauungsweisen haben wir nicht gefunden; die Beurtheilung des Franklin'schen Wesens wird dem Leser überlassen. Natürlich und ungezwungen ist der Ausdruck des Verfassers; aber nicht stets genau und bündig. „Er wünschte“, schreibt Venedey S. 62, „fehlerlos zu leben und alles Böse, wozu ihn natürliche Neigung verleiten könne, zu besiegen; zu dem Ende faßte er den Plan, ein Werkchen: «Die Kunst der Tugend» zu schreiben.“ Ist es denkbar, daß jemand, um tugendhaft zu leben, über die Tugend ein Buch schreibt? Daß jenes Buch zur Belehrung anderer geschrieben werden sollte, geht überdies aus dem Auszug S. 136 hervor. An einer andern Stelle heißt es: „Er hatte während der atheistischen Richtung seiner geistigen Flegeljahre alle Religion und alles Kirchenthum abgeschüttelt.“ Schrecklich! Eine atheistische Richtung zu haben und gleichzeitig auch noch alle Religion und alles Kirchenthum abzuschütteln! Diese Stelle gibt uns auch zu einer sachlichen Bemerkung Anlaß. „Rückkehr und Umkehr“ ist das Kapitel überschrieben, in dem sie steht. Aber eine „Umkehr“, ein Umschwung scheint mehr in den moralischen als in metaphysischen Ueberzeugungen Franklin's eingetreten zu sein. Neunzehn Jahre alt veröffentlichte Franklin eine „Denkschrift über Freiheit und Nothwendigkeit“, worin er behauptete, daß Tugend und Laster leere Unterscheidungen seien, weil alles was geschehe ein Werk Gottes sei. Diese offenbar nicht atheistische Ansicht war es, von der er später zurückkam.

Gern entbehrt hätten wir die ausführliche Darstellung der Freundschaft zwischen Franklin und Mary Stevenson. Daß diese Freundschaftsversicherungen wirklich ausgetauscht worden sind, beweisen die Briefauszüge. Aber um mit Recht berichtet werden zu können, müßten sie wichtiger sein. Im übrigen können wir Venedey's Biographie des großen Rationalisten bestens empfehlen. 81.

Notizen.

Zum Heine-Moser'schen Briefwechsel.

Zu unserm Bericht über den Heine-Moser'schen Briefwechsel in der vorigen Nummer möchten wir noch folgende Bemerkung nachtragen. Heine spricht davon, daß er beabsichtige, einen zweiten Band der „Reisebilder“ zu veröffentlichen und er bemerkt dann: „Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordseereisebilder enthalten, worin ich «von allen Dingen und von einigen» spreche. Willst du mir nicht einige Ideen dazu schenken? Ich kann da alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften u Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichten hinskizziren als du? Und wer könnte sie besser verweben, als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geschichte, welche reiche Themata. Du wirst es nie besser bekommen, und ich sehe voraus, du wirst nie ein ganzes Buch schreiben und kein was gleich die ganze Welt liest. Es ist nicht so sehr die Lu mich mit deinen Federn zu putzen, sondern mehr der liebevolle Zug, dich geistig in mein geistigstes Wesen aufzunehmen, d den gleichgesinntesten meiner Freunde. Willst du aber über je Themata etwas Abgeschlossenes schreiben, z. B. einen ganz wichtigen Brief, so will ich ihn — versteht sich ohne dich zu nennen — als fremde Mittheilung in dem zweiten Theile meiner Reisebilder aufnehmen. Du kannst so sehr verst schreiben, wenn du nur willst. Und meine Discretion verbür dir mein Ehrenwort. Denk darüber, und sag mir deinen W len. Es ist eine Lieblingsidee von mir seit acht Tagen, u ich möchte nicht, daß du sie ganz gleichgültig von der H wiesest.“ Aus dieser Stelle geht hervor, einmal, daß Mo in der That ein sehr geistreicher Mann gewesen sein müsse, w selbst ein Heine seine Gedanken und Ansichten auf sein eige bereits berühmtes Conto zu nehmen willens war, sodann, d es dem Verfasser der „Reisebilder“ doch nicht darauf an sich mit fremden Federn zu schmücken, oder wie Heine sch zu „putzen“, allerdings nicht mit gestohlenen und geraub sondern mit bestellten und ihm geschenkten. Es ist imme möglich und denkbar, daß Heine in der That manche von M mündlich gethane oder in seinen Briefen ausgesprochene g reiche Ansicht, vielleicht sogar ganze Stellen, die ihm beso gefielen, verwerthet und in seine prosaischen Schriften a nommen und verwebt hat. Aus diesem wie auch aus a Gründen ist es sehr zu beklagen, daß in dem betreffenden Bu nur die von Heine an Moser gerichteten Briefe abgedruckt. Haben sich die Moser'schen Briefe nicht im Nachlaß He vorgefunden? Hat Heine sie verschleudert oder absichtlich v nichtet? Wir möchten hier noch bemerken, daß das Verh Heine's zu Moser gar sehr an das Verhältniß des Grafen P ten zu dem Grafen Alexander von Fugger erinnert; auf des Dichters hier wie dort dieselbe Dreistigkeit in der Br tirung des Freundes, auf seiten des nichtdichtenden Fre dieselbe Duldwilligkeit und Unermüdlichkeit in dem Be die unablässigen und oft ungehörigen Ansprüche des Fr zu befriedigen. An eine eigentliche Gemüthsbasis, wie d Dichterfreundschaften in der letzten Hälfte des vorigen Jah derts eigen war, wird man bei beiden Freundschaftsbün schwerlich denken dürfen. Platen und Heine lebten ber einer Zeit des ausgeprägtesten Individualismus und des e schen Ausbeutungssystems. Heine selbst sagt von sich in Briefe an Moser, er sei ein „Egoist, der seine Freunde b dig in Contribution setzt, der aber selber niemand nützt“ ter, in Paris, äußerte er einmal zu einem ihn besuch Schriftstellergenossen: „Sie sind sehr naiv, daß sie n Freunde und Freundschaft glauben können; ich denke dar Aristipp, der die Freundschaft verwarf.“ Kein Wunder sein Verhältniß zu Moses Moser zuletzt doch einen Riß

---

*) Heine läßt sich in seinen Briefen nicht selten solche gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik zu Schulden

Die Fachblätter und die belletristische Literatur.

Wiederholt haben wir schon auf die Exclusivität unserer Fachzeitschriften, die wieder mit der oft beklagten und doch nie zu beseitigenden Exclusivität und dem Sondergeist unserer Fachmänner und Fachgelehrten zusammenhängt, in d. Bl. aufmerksam gemacht. Bei einer Gelegenheit wurden wir dazu durch die in Paris erscheinende „Revue de l'instruction publique" veranlaßt, indem dieses Schulblatt, wenn man es so nennen will, nicht verschmäht, belletristische und poetische Erscheinungen und namentlich die neuesten Romanerzeugnisse aus der Feder beliebter Autoren zu besprechen. Und mit Recht! Denn der Roman übt gegenwärtig vermittelst der Leihbibliotheken auch schon auf die Jugend einen Einfluß, der, mag er schädlich oder heilsam sein, den Einfluß der Schule an Intensität vielleicht übertrifft und häufig contrebalancirt; es kann oder sollte daher auch einem pädagogischen Blatte nicht gleichgültig sein, in welchem Geiste die Romane geschrieben sind, welche zur Zeit am meisten gelesen werden. Kein Schulmann in der Welt, kein Geistlicher unserer Zeit, kein Professor hat einen so weitverbreiteten Einfluß geübt, als ihn z. B. Dickens fortwährend übt; ...n seine Leser zählen zu Hunderttausenden und sind über alle Länder der Erde verbreitet. Glücklicherweise ist der Einfluß dieses Romanschriftstellers, wie viel auch eine schärfer eingehende Kritik in ästhetischer Hinsicht an seinen Producten auszusetzen haben mag, im allgemeinen ein wohlthätiger gewesen, er hat ...e Flamme am häuslichen Herd mit seinen Stoffen genährt, ...n sittlichen Geist unter seinen Landsleuten gefördert, den Egoismus und die Scheinheiligkeit mit Erfolg bekämpft, manche sociale Geheimschäden aufgedeckt und dadurch sogar zu heilsamen ...itischen Reformen Anlaß gegeben. Seinem beliebten Roman ...r der französischen Uebersetzung desselben von Frau Bressant „Dombey et fils" hat J. Gourdault in Nr. 11 der „Revue de l'instruction publique" einen längern Artikel gewidmet. ...: Verfasser schildert darin Dombey den Vater als den Handelsherrn, „welcher sich für das Centrum eines planetarisch angelegten Menschheitssystems hält, der sich einbildet, daß die Erde ...den Handel seines Hauses gemacht ist, und das Meer für ...Transport seiner Segelschiffe, daß die armen Leute nur dazu ...d, gegen ein Salair an der Ausführung dieser seiner fixen ...e mitzuarbeiten, Sonne und Mond nur dazu da, seinen ...culationen zu leuchten, seine Gattin, diese liebenswürdige ...derin, nur dazu da, seiner Familie die Erbschaft dieser Fülle ... Reichthum zu sichern. Ihm zufolge hat jeder in der Führ... seines Geschäfts einen bestimmten Platz; Geschöpfe und ...ge sind nur ebenso viele subordinirte Stücke seines Haus..., die nach der Wichtigkeit, welche sie ihm gegenüber haben, ...ssizirt sind; das muß zu ihrem Glück genügen." u. s. w. ... gesteht der Verfasser, daß von der Lectüre eines Dickens'... Romans fast immer ein gewisser trauriger Eindruck zurück...; die Situationen und Personen kreuzten und drängten ein... ohne Unterlaß; die Analysen und Schilderungen seien fast ...llständig; die Lectüre des Walter Scott lasse im Geiste ... und mächtige Formen, die Bilder eines ganzen Jahrhun... einer ganzen Gesellschaft zurück; was aber aus den ...s'schen Romanen im Geiste des Lesers haften bleibe, sei ... die Vorstellung eines großen Ganzen, sondern im Gegen... die Erinnerung an das Detail. Bei diesem Anlaß möch...ir, an die Einleitungsworte gegenwärtiger Notiz an...nd, bemerken, daß unter den deutschen streng theologischen ...rn die in Darmstadt erscheinende „Allgemeine Kirchen...z" wol das erste gewesen sein mag, welches anerkannt und ...weisen gesucht hat, „wie sehr der religiös-kirchliche Inhalt ...: heutigen belletristischen Zeitschriftenliteratur oft der Beach...uch des theologischen Fachmanns werth ist, insofern sich ...die Gesinnung herrschender Lebenskreise abspiegelt und we...s hier und da auch Beiträge zur Beurtheilung kirchlicher ... und Zustände finden, deren Kenntnißnahme nützlich und ... wichtiger ist, als dieselben von Schriftstellern herrühren, ...st dem Pulsschlage kirchlicher Interessen ferner zu stehen scheinen". Von diesem Standpunkte bringt die „Allgemeine Kirchenzeitung" in einer fortgesetzten Reihe von Aufsätzen „Theologische Blicke in die belletristische Zeitschriftenliteratur", für die ihr ihre Leser gewiß dankbar sein werden. **H. M.**

Bibliographie.

Bayer, J., Aesthetische Untersuchungen. Prag, Mercy. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Becker, D., Das philosophische System Platon's in seiner Beziehung zum christlichen Dogma. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Berchtold, J., Die Landeshoheit Oesterreichs nach den echten und unechten Freiheitsbriefen. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bonitz, H., Aristotelische Studien. I. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 15 Ngr.

Brunier, L., Kurland. Reiseeindrücke von Land und Stadt. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 6te Abtheilung: Erläuterungen zu Lessing's Werken von H. Düntzer. 1ste und 2te Lieferung. Lessing als Dramatiker und Dramaturg. Wenigen-Jena, Hochhausen. Gr. 16. à Lieferung 4 Ngr.

Fontane, T., Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Gebler, W. v., Geschichte des Herzogthums Steiermark von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Gratz, Hesse. Gr. 8. 1 Thlr.

Gindely, A., Rudolf II. und seine Zeit. 1600—1612. 1ster Band. Prag, Bellmann. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grotefend, W., Vier Worte der Schrift und des Herzens. Celle, Schulze. Gr. 16. 5 Ngr.

Herrmann, A., Echoklänge aus Venusia. Horazische Dichtungen in deutscher Liederform. Als Anhang: Nachahmungen und Gegenstücke. Celle, Schulze. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Jenseits des Meeres. Ein Trauerspiel. Celle, Schulze. 12. 22½ Ngr.

Hildebrandt, J. G., Das Glück der Seidenzucht. Ein romantisches Bild der Wirklichkeit. Frankfurt a. d. O. 8. 1 Thlr.

Ruß, K., Deutsche Bürger- und Bauern-Predigten. Eine politische Volksschrift. Bromberg, Roskowski. Gr. 16. 5 Ngr.

Tegnér's, E., kleinere Gedichte in einer Auswahl. Aus dem Schwedischen von G. Zeller. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 28 Ngr.

Thaulow, G., Einleitung in die Philosophie und Encyclopädie der Philosophie im Grundrisse oder Methode des philosophischen Studiums. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr.

Zianitzka, K., Der Roman eines Dichterlebens. 1ste Abtheilung. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1863. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Adler, F., Andreas Schlüter. Leben und Werke. Vortrag gehalten am Schinkelfeste den 13. März 1862. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 8 Ngr.

Brandis, C. A., Johann Gottlieb Fichte's 100jähriger Geburtstag, gefeiert in der Aula der Königlich Preußischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Rede. Bonn, Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfeiffer, F., Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862. Wien. Gr. 8. 6 Ngr.

Revolutionen und Barrikaden! Ein Wort zur jetzigen Zeit von einem einfachen Soldaten und Familienvater an die Fürsten und Bürger. Erfurt, Körner. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 4. September 1862.

ie Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

thalt: Jakob Philipp Fallmerayer. — Novellenliteratur. — Bekenntnisse eines „Martyr monstre". — Reiseberichte aus dem südöstlichen ropa. — Notizen. (Aus einem anonymen Buche vom Jahre 1809; Leben und Nachlaß eines neuern englischen Dichters.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Jakob Philipp Fallmerayer.

esammelte Werke von Jakob Philipp Fallmerayer, herausgegeben von Georg Martin Thomas. Drei Bände. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Es scheint bei der Besprechung dieser „Gesammelten erke" Fallmerayer's, wie er selbst den Inhalt der vorzenden drei Bände für die Oeffentlichkeit vorbereitet r bestimmt hatte, weniger um des Mannes selbst len, wol aber wegen der Nachlebenden als eine Pflicht zesehen werden zu müssen, theils dasjenige, was auch diesen Werken zu seiner nähern Kenntniß und arakteristik sich ergibt, möglichst kurz zusammenzustellen, ils auf den wesentlichen Inhalt und Gehalt dieser erke in einer Weise aufmerksam zu machen, daß dah über ihren Werth im einzelnen das besondere Urtheil selbst sich bilden kann. In diesem Sinne glaubt ferent am sichersten seiner Aufgabe zu genügen, und leicht um so sicherer, je mehr er dabei von den Eincken, die er beim Lesen selbst gewonnen hat, und von n dem sich hat leiten und bestimmen lassen, was ihm früher her über den Mann bekannt und gegenwärtig esen, und wie er einzelnes beim Lesen selbst herausissen und dies alles sich bemerkt und besonders benet und ausgezeichnet hat, eben weil es zur Charaktik des Mannes dient. Er setzt jedoch dabei voraus, die Leser mit dem äußern Lebensgange des letztern uer bekannt sind.

Fallmerayer selbst hatte die Absicht, wie wir hier I, vi dem ersten Bande dieser „Gesammelten Werke" eine stbiographie vorauszuschicken, die er bereits „im Kopfe rt" hatte, aber sein Tod hat uns diese „Bekenntnisse" ssen. Der auf dem Titel genannte Herausgeber des ihm als Erben des literarischen Nachlasses von Fallyer der Oeffentlichkeit übergebenen „neuen und unhrten Vermächtnisses des genialen Mannes" tröstet sich die Leser für diesen entschiedenen Verlust damit, daß „wenigstens seine letzten Gedanken und Ansichten, sein historisch-politisches Testament in diesen «Gesammelten Werken» geborgen sind". Denn „gerade das, was er gegen das äußerste Ende seines Lebens hiervon niedergeschrieben hat, ist ein wahrer Schatz von Weisheit, mit jenem Gepräge der Ruhe, des Ernstes, der Weihe angethan, welches die innere Beseligung und die Siegesgewißheit des tief in die Zukunft schauenden, scheidenden Helden verbürgt". Statt der Selbstbiographie gibt nun der Herausgeber „versuchsweise" einen Abriß des Lebens und Wesens Fallmerayer's, in dem, wie er sagt, die erzählten Thatsachen und die ausgesprochenen Grundsätze „geschichtlich treu und wahrhaft", nämlich „theils aus einem guten Vorrath von Urkunden, theils aus der lautern Quelle langgenährter inniger, offener Freundschaft geschöpft sind". Auch können sich die Leser an diesem Abrisse „Zur Lebensgeschichte Fallmerayer's" in der That vollkommen genügen lassen, und zu dem, was „hier kurz und manchmal als scharfes und kantiges Relief beigebracht ist, geben die hinterlassenen Werke sattsame Erörterung und hinreichenden Commentar". Jedenfalls reicht der Abriß hin, um die Wahrheit des Ausspruchs des Herausgebers erkennen zu lassen, welchen Referent als quintessenzirten Eindruck der Lebensskizze bezeichnen möchte (S. XIII):

> Aus engem Umkreis und knappen Verhältnissen heraus sich zeitig auf eigene Füße stellen und ein festes sittliches Besitzthum erringen, ist immer das Zeichen ungewöhnlicher Geisteskraft. Diese Selbständigkeit der Gesinnung durch das ganze Leben bewahren, mit Entbehrung des äußern Wohlbehagens und unverlockt durch glänzenden Schein, vielmehr in unausgesetztem Kampfe mit Bedrängniß, Haß und Verleumdung sich selbst treu bleiben, treu der Wahrheit und ihrem Dienste, verräth eine edle, bewundernswerthe Natur. Auf solche Vorbilder, solch seltene Männer gebührt es zu eigener Kräftigung immer wieder aufzuschauen: dieser Cultus dankbarer Nachahmung ist ein später, aber herrlicher Lohn der großen Todten.

Es muß freilich dahingestellt bleiben, ob nicht hierbei und auch wol außerdem bei manchem, was wir dort

über Fallmerayer und von ihm lesen, die Freundschaft des Herausgebers etwas zu weit gegangen sein und einer gewissen Ueberschätzung sich schuldig gemacht haben möchte, wie eine solche Ueberschätzung namentlich vor der σωφροσύνη der alten Griechen in ihrer höchsten und schönsten Bedeutung nicht recht würde bestehen können; aber es soll hier ein solches Bedenken, da nun einmal die Schwachheit der menschlichen Natur uns allen anklebt, selbst nicht ohne eine gewisse Scheu — nur angedeutet werden.

Denn wir selbst mögen es nicht unterlassen, namentlich für das, was die Hellenen mit dem Worte ἀρετή und die Römer mit virtus bezeichneten, zu Gunsten Fallmerayer's offenes und williges Zeugniß abzulegen. Er gehörte zu den bairischen Männern, „welche ihr Leben dem Gott des Lichts geweiht haben", er war als solcher ein warmer Anhänger des Lichts und der freien geistigen Bewegung, aber er war auch zugleich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß „öffentliche Glückseligkeit ohne öffentliche Tugend, ohne Entsagung, ohne große und peinliche Selbstopfer und ohne beständiges Verleugnen unserer Natur unmöglich zu erzielen sei". „Weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen, war er hohlen Träumen unpraktischer Schwärmer und Glückseligkeitsverkündiger grundsätzlich feind", ebenso wie er tiefe Ab- neigung empfand gegen Hierarchie und gegen Aberglauben, gegen Heuchelei und gleißnerisches intriguantes Wesen der „ultramontanen Bonzen", gegen die „feinen und durchtriebenen Köpfe", wie man sie von Rom zu den „dummen Deutschen" sendet, gegen pfäffisches Wesen und rechtgläubige „Herzlosigkeit"; dagegen war in ihm das „Mark der Religion" um so reiner, und „um so tapferer und freimüthiger lebte in ihm der Geist des Christenthums". Die ihm eigene Klarheit des Geistes war bei ihm nicht die letzte Wirkung und nicht die geringste Frucht seiner glühenden Verehrung der classischen Schriftsteller von Hellas und Rom; aber er ward zugleich in dieser Schule zum „classischen Schriftsteller deutscher Rede". Ueberall und immer war er thätig bemüht, sich für das Leben in Kenntnissen und Bildung des Geistes und Charakters auf jede Weise zu fördern, die alten Studien zu erneuern, auch neuere Sprachen „zähen Fleißes" zu erlernen. Ein vielgewandter, emsiger Mann, nahm er alles an sich und mit sich streng, und er konnte dies um so mehr, da es ihm seine außerordentliche Thätigkeit, ausgezeichnete Gelehrsamkeit, Tiefe der Speculation, scharfe Beurtheilungskraft, Bestimmtheit der Gedanken leicht und bequem machte. Mit allen diesen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, mit denen sich nun auch ein seltener Geist der tiefsten Forschung einerseits, andererseits eine große Wahrheitsliebe und Offenheit verband, hängt zugleich bei ihm der Freimuth, die Kraft und Wucht der Rede, der Reiz und die Anmuth der Sprache auf das innigste zusammen.

Auch diesen Vorzug wird niemand Fallmerayer absprechen können und wollen, und vielmehr wird ihm jeder gern „den Preis vollendeter Meisterschaft des Stils" zugestehen, wie dies der Herausgeber ebenfalls in begeisterter und anziehender Darstellung thut. Gleichwol möchte man sich für berechtigt halten, dieses Lob nicht als ein unbedingtes und unbeschränktes hinzustellen. Das faltenreiche Gewand der Schönheit, in welches die Rede Fallmerayer's eingekleidet ist, verbirgt in seinen Falten mancherlei, was man als einen Ausfluß und Ausdruck seines ganzen Wesens wird ansehen müssen, und wobei die Schönheit der Rede an und für sich, namentlich aber in ihren Wirkungen und Eindrücken auf den Leser leidet. Denn nicht selten hat seine Sprache, unter dem Einflusse, man könnte wol sagen, unter dem Drucke der außerordentlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit des Mannes, und zwar ebenso in gegenständlicher Hinsicht und in einzelnen Beziehungen und Anspielungen voll tiefer und dunkler Hieroglyphik, als in der gar zu blumigen Ausdrucksweise etwas Gesuchtes und Gekünsteltes. Seine Diction ist außerdem bisweilen wie angehaucht und durchdrungen von einem unbehaglichen Geiste berechnender Befangenheit, einer an Rhetorik und Pathos streifenden Declamation, mit der sich ein freier, harmloser und wohlthuender Genuß nicht immer verträgt. Dabei soll von einem gewissen, zwar an sich berechtigten, doch aber nicht selten im Ausdruck ungebührlichen Selbstgefühl weiter nicht die Rede sein. Auch verbindet sich damit, wol ebenfalls infolge der ihm eigenen „ganz originellen" Weise, häufig ein scharfer beißender Spott und sarkastischer Hohn, von dem auch der Herausgeber zugibt, daß er „später seine zweischneidige Waffe bildete", während er Fallmerayer selbst als „grimmig, unnahbar, ja boshaft als Gegner in der Fehde des Worts" schildert. Er kann, wie er von sich selbst bemerkt, „ohne Epigramm nicht leben", und er gibt für ihn „keine kräftigere Medicin als Ironie"; namentlich aber will er nicht zu denen gezählt werden, „die überall mehr Gefühlswärme und Gutmüthigkeit als kritische Schärfe und Wissenschaft besitzen". Daher erklärt es sich wol auch, wenn er sich von Enthusiasmus und Witz, von Geist und Gelehrsamkeit häufig verleiten läßt und an unrechtem Orte mit gelehrten und sinnigen Anspielungen, sowie mit classischen Erinnerungen spielt, indem er mitten im Ernst der Darstellung Stellen griechischer und lateinischer Dichter citirt und anführt. Läßt er sich doch bei dem allen nur von der Meinung bestimmen, die er ausspricht, daß „gegen die Langeweile und Blasheit, wie gegen die finstere Exaltation und den strengen Enthusiasmus uns Gott das attische Salz, die pikante Wendung, das scherzende Wort und die feine Ironie als Trost und Correctiv gegeben hat".

Wir haben mit Vorstehendem weiter keinen Tadel aussprechen, wir haben nur sagen wollen, wie es thatsächlich ist und wie wir es gefunden haben, aber wir sind auch der bescheidenen Ansicht, daß dies nicht allen und nicht immer zusagt. Auch dies erscheint als eine wesentliche Eigenthümlichkeit der „originellen" Selbständigkeit des ganzen Mannes. Namentlich hat man wol nicht ganz unrecht, wenn man meint, daß er sich seinen blumigen Stil, die Wendungen, den Schwung und die erotische Farbenpracht seiner Sprache im Orient und in dem Studium des Orients angeeignet habe, wie er dies selbst nur

Hammer-Purgstall bemerkt, und der Leser hat dies in gleicher Weise hinzunehmen, auch wenn die „originelle" Art und Weise des Verfassers nicht alle gleichmäßig entzückt, ohne deswegen „Ungeschmack und Mißklang" zu sein.

Auch dies gehört zu seiner Charakteristik, weil es zum Wesen des Mannes gehört. Aber noch klarer und deutlicher prägt sich dies Wesen in seinem eigentlichen Charakter, in Geist und Gesinnung, in Ansichten und Grundsätzen aus, die ihm eigenthümlich sind. Ohne auch in dieser Beziehung die Schilderung irgendwie erschöpfen zu können und zu wollen, mögen wir doch mindestens einige allgemeine Züge seines Wesens hier kurz zur rechten und verdienten Anerkennung des Mannes ausheben und zusammenstellen. Er predigt, wie er selbst sagt, „die Tugend der Massen", und will „mit Hintansetzung eigenen Gewinns die Welt hauptsächlich durch Evangelium und Sittlichkeit constituiren und verbessern"; aber überall dringt er auch auf nöthige Kenntniß der Dinge außer uns, auf guten Willen und Muth, in Verbindung mit Energie und Gerechtigkeit, etwas Vollständiges und Entscheidendes zu thun. Bei so edeln Zwecken und erhabenen Vorsätzen mag man ihm auch „Malice und Ironie" wol verzeihen, „solange das Urbane und Gutmüthige das Bösartige und Vulgäre überwiegt", allein man wird doch wohlthun, gerade hierbei der obenerwähnten „zweischneidigen Waffe des scharfen, beißenden Spottes und sarkastischen Hohns" sich zu erinnern, die Fallmerayer geschickt zu führen verstand und deren er sich gern bediente. Daß der Leser oft im Unklaren bleibt, welches seine eigentliche wahre Meinung sei, muß er sich freilich gefallen lassen, und man kann es ganz im allgemeinen von ihm gelten lassen, was er selbst einmal von sich sagt, daß „sein cordialer, christlich-deutscher und wohlbegründeter Abscheu gegen das Bojarenthum vieles bei ihm entschuldigt und sühnt". Um so lauter und deutlicher predigt er die Weisheit, daß die Politik nicht den eigenen Vortheil im Auge haben und suchen solle, daß vielmehr politischer Takt und wahre Staatsklugheit von jeher in der Kunst bestanden habe, specieller Zwecke ungeachtet mit Geist und Idee des Jahrhunderts in Einklang zu sein; allein trotzdem unterläßt er auch zu gewissen Zeiten gründlichster Verstimmung nicht, mit dem Gefühle tiefer Wehmuth, aber nicht ohne Ironie, „den schwärmerischen, aber tröstlichen Glauben an endlichen Sieg des Bessern über das Schlechtere, den Glauben an ein goldenes Zeitalter der Gerechtigkeit" aufzugeben.

Wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, enthält die vorliegende Sammlung ungefähr die gute Hälfte aller zerstreuten, gedruckten und ungedruckten Schriftstücke Fallmerayer's, ungerechnet natürlich seine größern Geschichts- und Reisewerke. Ueber die Redaction der Texte spricht er sich a. a. O. aus. Wie verschiedenartig auch, theils in Ansehung der einzelnen Gegenstände der Behandlung, theils in Betreff der Zeiten ihrer Entstehung, der Inhalt dieser Schriftstücke sein mag, so gewährt es doch gerade im Hinblick auf diesen letztern Umstand ein hohes und bedeutsames Interesse, die Mittheilungen, welche hier in den „Gesammelten Werken" vereinigt sind, im Zusammenhange sich näher anzusehen, sie aufmerksam zu lesen und sich mit ihnen zu beschäftigen. Vereinigt der erste Band, unter dem Titel: „Neue Fragmente aus dem Orient", Aufsätze über „Konstantinopel und seine Umgebungen (1853)", „Aegypten und Syrien (1839, 1845, 1851)", „Palästina (1851, 1852, 1853, 1859)", „Anatolische Reisebilder (1847)" und „Byzantinische Correspondenz (1840 und 1841)", so enthält der zweite verschiedene „Politische und culturhistorische Aufsätze", und der dritte bringt „Kritische Versuche". Wie man Fallmerayer kennt und wie wir ihn oben in flüchtigen Zügen geschildert haben, bedarf es keiner weitern Versicherung, daß es zugleich im einzelnen, wenn auch in verschiedenen Beziehungen, eine ebenso lehrreiche als nützliche Beschäftigung ist, diese verschiedenen Aufsätze und Mittheilungen zu lesen. Aber es ist nöthig, sich dabei den Willen möglichst frei zu erhalten und im einzelnen den Genuß sich selbst in keiner Weise zu beschränken und zu trüben. Um so überraschender sind dann oft die Eindrücke, die man empfindet, und die Wahrnehmungen, die man macht, wenn man sich über die Dinge und Menschen, sowie über alles das, worüber sich jene Mittheilungen verbreiten, belehren läßt, und dabei die eigenen Ansichten Fallmerayer's über die wichtigsten Interessen des Occidents und Orients, besonders in der Politik kennen lernt, zu welcher der erstere in den Angelegenheiten der Türkei sich für berufen hält und veranlaßt findet.

Während man dies alles mit unbefangenem Sinn und mit der Selbständigkeit eigenen Urtheils liest und seine Ansichten über die Zustände und Verhältnisse hier, und über die Triebfedern und Zwecke, sowie „über das Spiel, das man dort mit den Worten Civilisation, Volksaufklärung, öffentliches Wohl, Fortschritt und Prosperität treibt", berichtigt und läutert, hat man vor allem auch erwünschtesten Anlaß und Gelegenheit, an der ernsten Art und der kräftigen Gesinnung des Mannes die eigene Schlaffheit, Gleichgültigkeit, Selbstsucht und Verblendung zu erkennen und der Gesinnungslosigkeit, Gedankenarmuth und sittlichen Schwäche sich bewußt zu werden, die uns in der Gegenwart in unserer nächsten Nähe so reichlich umgibt. Der große Vortheil, welcher uns daraus für unsere eigene Selbsterkenntniß erwächst, ist kein geringer, aber er würde bedeutender und einflußreicher sein, wenn man auf solche Weise zu jener Selbsterkenntniß vornehmlich in denjenigen Kreisen gelangen könnte und wollte, in denen es nicht allein auf Läuterung und Aufklärung der Urtheile, sondern zugleich auf die Selbstthätigkeit des Handelns ankommt. Wenigstens unterläßt es der Verfasser zu solchem Zwecke nicht, den Regierungen, den Großen der Erde und ihren Ministern, der Bureaukratie und Reaction, den Herrschenden und Beherrschten, den verständigen Zeitgenossen aller Klassen in der Schärfe und Offenheit seiner Rede einen Spiegel vorzuhalten, durch den sie, nicht in einem dunkeln Wort, sondern unverhüllt sehen können, wie es um sie steht, und „daß, während die Revolution wachsend über Europa dahinschreitet,

kein Schlummer sich auf die müde ringende Welt senken wird, solange nicht dem Geiste des Jahrhunderts Gerechtigkeit und dem ewigen Gesetze der aufwärtsstrebenden Menschheit williger Gehorsam geschenkt wird".

Es hat an sich etwas ungemein Anregendes, Fallmerayer's politische Ansichten und Ueberzeugungen zusammenzustellen, wie er sie nach und nach gewonnen und sich zurecht gelegt hat, und wie er sie hier bei den verschiedensten Veranlassungen, die er nicht nur von außen her auf sich einwirken läßt, sondern die er zu diesem Zwecke auch gern vom Zaune bricht, unverhohlen zu erkennen gibt, und es wäre sicher keine ganz undankbare Mühe, wenn man dies unternehmen und versuchen wollte. Indeß mögen wir selbst uns nur auf einiges hier einlassen, und zwar in der Weise, daß wir Fallmerayer zunächst als Deutschen und sodann seine Stellung zur allgemeinen Politik (namentlich Rußland, Türkei und Griechenland) betrachten und ins Auge fassen.

Im allgemeinen war Fallmerayer als Politiker in seiner deutsch-nationalen Gesinnung ein wahrer und entschiedener Patriot, von dem Marcus Joseph Müller am Grabe sagen konnte, daß er „die Schäden unserer Zeit und unsers Vaterlandes lebendiger, schwungvoller und schärfer charakterisirt" habe, als irgendein anderer. In diesem deutsch-nationalen Sinne faßte er auch die deutsche Frage „mit ihrem unentwirrbaren Labyrinth" auf, indem er sich für die „Majestät des deutschen Volks" erklärte. Auch er hatte es vielfach beschämend erfahren, „wie gering man im Auslande die Deutschen als Nation anschlägt, wie tief man den politischen Takt und die praktische Klugheit Germaniens stellt", und er konnte es daher auch nicht unterlassen, „unsere knechtische Einfalt, unsere kindische Hoffart, unser gelehrt-phantastisch-enthusiastisches Wesen recht eindringlich zu zeichnen". Er war auch als Deutscher „weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen" (ein türkisches Sprichwort sagt, daß „die Großen nur selten einen Freund haben"), und vom Jahre 1848 hatte auch Fallmerayer die Meinung, daß dies „gleichsam der letzte Versuch sei eines friedlichen Austrags der deutschen Nation mit ihren Fürsten nach mehr als vierhundertjährigem Wettstreit und Ringkampf zwischen Freithum und Gewaltherrschaft zur Aufrichtung einer sich gegenseitig achtenden und sichernden Verfassung des Reichs". Er erklärte sich gegen „die hohlen Träume unpraktischer Schwärmer und Glückseligkeitsdemiurgen", aber er verlangte auch in seiner Liebe zum Vaterlande, daß „dem Geiste des Jahrhunderts Gerechtigkeit und dem ewigen Gesetze der aufwärtsstrebenden Menschheit williger Gehorsam geschenkt werde".

Sollte das Vaterland im Jahre 1848 gerettet werden, so galt es nach seiner Ueberzeugung damals, „die Partei des Volks zu stärken und so durch das Gleichgewicht der Kräfte eine lebensvolle Harmonie im großen Körper herzustellen: das hieß den Weg der Reform, nicht der Revolution betreten". Nur so, meinte er, konnte am Bestehenden fortgebaut und ohne den Sturz der einen Seite die Größe deutscher Nation errungen werden. Er wollte, daß „Deutschland kein Stückwerk von Fragmenten bleibe, sondern zu einem Ganzen zusammenwachse", und zu diesem höchsten Zwecke „mußte etwas von den dreißig Selbstherrlichkeiten nicht sowol zum Opfer, sondern vielmehr als Einsatz für die eigene Zukunft dargebracht werden". Aber „unserer Einheitsbewegung fehlte die zu ihrer Durchführung erforderliche Kraft", und Fallmerayer selbst gab damals seinen „Glauben an politische Tugend und biegsame Lenksamkeit des deutschen Volks und aller öffentlichen Gewalt" bald auf; er sagte sich von denen los, die noch eine friedliche Lösung der großen Frage auf Wegen menschlicher Weisheit für möglich hielten, und die niemals gezweifelt hatten, daß „Natur und erbsündiger Typus der großen deutschen Nation durch einen Beschluß des Parlaments umzustoßen und zu curiren sei". „Wir sind", sagte er noch im Jahre 1852 von den Deutschen, „so wie wir sind, eine politische Nothwendigkeit"; und „der Gedanke und die selbst im Herzen unserer gefährlichsten Widersacher haftende Ueberzeugung, daß man ohne uns in Europa nichts Bleibendes schaffen könne und daß ein freies selbständiges Deutschland zur staatlichen Oekonomie des menschlichen Geschlechts unentbehrlich sei, ist nicht bloß der letzte und nachhaltigste Beruhigungsgrund, der uns nach so vielen Täuschungen, Drangsalen und Demüthigungen noch geblieben ist, es liegt in dieser Vorstellung zugleich der Stachel unverwüstlicher Arbeitslust, um sich aus Irrthum und Ruin der Vergangenheit wieder aufzuraffen". Aber er war auch der Meinung: „Das Gute könne nur aus vielen und großen Uebeln erwachsen, und es sei den Deutschen sowenig als andern Völkern der alten und neuen Zeit gestattet, nothwendige Katastrophen durch ruhig ordnende Weisheit abzulenken."

Unter den politischen Aufsätzen des zweiten Bandes „Zur europäischen Politik", verbreitet sich der Artikel über das im Jahre 1839 erschienene Buch „Die europäische Pentarchie", das „wie ein Blitz aus heiterm Himmel mitten allgemeiner Sicherheit und fröhlichen Gewühls in die deutschen Gauen hereinschlug". Ist auch im Jahre 1862 jenes Buch mit dem, was es verkündete, nämlich „Dringlichkeit und Bedarf nähern Aneinanderschließens der germanischen Mittelstaaten unter slawischer Protection", längst vergessen, so kann man doch auch in Deutschland noch jetzt gar vieles aus dem lernen, was Fallmerayer darüber im Jahre 1840 schrieb und was er dabei als Wahrheit und als Ironie über und gegen Rußland und Deutschland, über und gegen gesunde und kranke Politik, über und gegen Revolution und gegen Demos sagt, die beide „die alte Ordnung in Europa unwiederbringlich vernichtet haben". In gleicher Weise ist auch noch im Jahre 1862 der Artikel aus dem Jahre 1852: „Die Lage", der sich im wesentlichen mit dem Staatsstreich vom 2. December 1851 und dem neuen Gewalthaber beschäftigt, den Deutschen zu empfehlen. Mit sittlichem Ernst, aber auch mit bitterer Ironie spricht hier der Verfasser über und gegen die Götzen des [illegible] und über die Erfolge, die die neue Gewalt „mit der Parteileidenschaft, mit dem Zorn, mit der Rache [illegible]

mit der „Herrschsucht" über das Sittengesetz davongetragen hat, zumal es auch in Deutschland nach oben und nach unten an solchen Götzendienern nicht fehlt, die leicht in Versuchung kommen könnten, mit dem Götzen zu unpatriotischen Zwecken in ebenso unsittliche als undeutsche Allianzen sich einzulassen. Näher liegen uns dagegen die Briefe aus Frankfurt (1848), mit ihren kurzen, ungesuchten und freien Mittheilungen über die Tagesfragen, in denen die Klage und der Spott über „das unfruchtbare Gerede und den taktlosen Unverstand der deutschen Volksvertreter" auch jetzt noch und für lange Zeit seinen schmerzlichen Widerhall findet. Aber einen noch viel schmerzlichern Eindruck muß in einem jeden unbefangenen Leser das Bekenntniß hinterlassen, das Fallmerayer im Juni 1848 in Frankfurt ablegt, und worin er über seine gebrochene Kraft und über die Beklemmung sich äußert, „am Rand einer unermeßlichen Kluft, die sich plötzlich zwischen Gegenwart und einjähriger Vergangenheit aufgethan". Er schreibt:

Der Occident liegt in Trümmern, und frischen, ungebrochenen Geistern, nicht den müden, sei der Neubau anvertraut. Die politischen Kämpfer der Vor-Februartage haben ihr Stipendium ausgedient; wir wollen still halten, mäßigen und zügeln, während die junge, durch unsere Werke befreite und losgelassene Menge in wildem Sturm vorwärts treibt. Ich kann nicht mehr folgen, und selbst ein Welcker bleibt bedächtigen Schritts hinter dem ungestümen Heer zurück. Die Ungerechten, die Gewaltigen niederschlagen und die Stolzen Demuth lehren war meine Lust, und ist das Wild gefallen, verstummt wie durch Zauberschlag die Meute. Kein neues Buch, so dachte ich, kein gelehrtes Thun, nicht einmal Kritik und Streitartikel trübe fortan den heitern Spiegel der Gegenwart. Selbst den Widersachern die Hand zum Frieden reichend, verzichte ich auf neuen Ruhm und auf neues Lob, nur nicht auf die Vergangenheit. Oder hat Ruhm je das wahre Glück gemehrt? Hat Lob und Preis der Menge die treibenden Wogen, den unruhvollen Kummer der Seele eingewiegt? Der geniale Endlicher, vor kurzem noch als Abgott des Volks gefeiert und angebetet, ist heute ein Scheusal, ist flüchtig und proscribirt. Könnte ich es nur vergessen! Aber der Schatten des edeln Tiberius Gracchus winkt bedeutungsvoll. Lest doch, ihr Schmeichler und Schirmvögte der hungrigen Ungeduld, wie und mit welchen Worten dieser hochherzige Freund des Volks aus dem Leben wich!

Ueber Rußland und Fallmerayer's diesfallsige Ansichten und Urtheile wollen wir hier aus naheliegenden Gründen nur kurz sein. Den Einfluß Rußlands nach außen und namentlich seinen Druck auf Deutschland hielt er für sehr bedeutend, und noch im Jahre 1852 schrieb er (II, 308):

Ausgang, Schlüssel und Hüter der neuen Weltordnung sind jetzt die Russen. Und ihre Berechtigung, im Rathe der Könige zu präsidiren und überall auf dem Festlande das erste und entscheidende Wort zu reden, schreibt sich ursprünglich vom Jahre 1812 her und ist seit jener Zeit mit jedem Lustrum unbestrittener und unwiderstehlicher hervorgetreten. Sollte — was jetzt niemand wissen kann — am Ende wirklich noch die Frage entstehen, wer das unabhängige, einige und große, aber ausschließlich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigte Deutschland schirmen soll, so kann die Wahl nicht lange schwankend sein. Die Ehre, unser Vorkämpfer, Hort und Führer zu sein, hat die Nothwendigkeit selbst den Russen zuerkannt u. s. w.

Aber zugleich war er auch damals noch der Meinung, der Gedanke, byzantinisch-gläubige Russen seien das erste und gewaltigste Volk des alten Continents, sei noch so neu und occidentalischer Vorstellungsweise noch so widerstrebend, daß man die Langsamkeit der Ueberzeugung, die widersprechenden Urtheile, die endlosen Erwägungen und die gelehrten Analysen der Staatsmänner und Literaten unserer Nation noch heute begreiflich finden muß".

Es kann billig dahingestellt bleiben, ob und inwiefern nicht bei diesen Vorstellungen, Ansichten und Urtheilen Fallmerayer's irgendeine Illusion mitwirkend gewesen sei, und ob er auch noch gegenwärtig diese Ueberzeugungen theilen, und mit welchen, nicht blos von gewissen Zeichen der Zeit eingegebenen, sondern durch innere Gründe gebotenen Einschränkungen er sie etwa festhalten würde. Allerdings wissen wir, daß auch der im Jahre 1861 verstorbene tiefe Denker, Ernst von Lasaulx, „uns ein slawisches Pfropfreis in Aussicht stellte", und daß die gleiche Idee auch in Geibel ahnungsvoll aufgestiegen (vgl. Holland, „Erinnerungen an Ernst von Lasaulx", München 1861); aber doch möchten wir mit dem Verfasser der ebenerwähnten Schrift der Ansicht sein, daß noch heute das Beste und Schönste an die den jungkräftigen germanischen Stämmen ehemals eingepflanzte christliche Weltreligion geknüpft sei; „wenn das drohende Schicksal der Zukunft sich erfüllen und die verhängnißvolle Stunde eines letzten großen Völkerkampfes in Europa kommen wird, so kann es keinem verständigen Zweifel unterliegen, daß auch hierin der endliche Sieg nur da sein wird, wo die größere Kraft des Glaubens herrscht".

Begründeter und gerechtfertigter erscheint dagegen die Ueberzeugung, welche Fallmerayer seit langer Zeit über die Verhältnisse Rußlands zur Türkei hegte und festhielt. Er schrieb im Jahre 1839 (II, 7):

Die Nationalaufgabe und das dem Slawenvolke gleichsam ursprünglich und unaustilgbar im goldenen Lebensfaden eingewebte Thema ist die Züchtigung islamitischen Hochmuths und Ueberströmens gegen die Lehre Christi und ihre Bekenner. Die übrigen Nationen der Christenheit haben der Reihe nach mit diesen Feinden Gottes Bruderschaft gehalten und Buhlschaft getrieben. Die Slawen allein haben ihren Sinn rein erhalten und weder im Glück noch im Unglück, weder als Sieger noch als Besiegte jemals die Hand zu aufrichtigem Frieden geboten und dem instinctmäßig glimmenden Zorn gegen die Kinder Mohammed's entsagt.

Und gleich darauf bemerkt er:

Erkläre man die Sache wie man wolle, sehe man in der Slawenpolitik unserer Tage noch so viel selbstsüchtiges Treiben, noch so viel Herrschsucht und irdisch gemeinen Schmuz, in der Tiefe dieser Volksbewegung lebt dennoch als Haupttriebkraft eine religiöse Idee, der ewige Fronkampf demüthigen Christenglaubens gegen die gemüthlose Tyrannei der Vernunft. Und da die westlichen Nationen nacheinander zu den Fahnen der letztern schwören, erhebt sich am Ostrande des lebensvollen Welttheils ein Koloß glaubensbegeisterter und klug(?) gelenkter Menschen als Gegengewicht und Hemmschuh des stolzen und umwälzenden Sinns der abendlichen Welt —

eine Bemerkung, zu welcher sich Fallmerayer um so mehr für befugt halten konnte, da er später S. 13 sagt:

Man muß die Slawen unter jene Völker zählen, die nach großen Calamitäten und Weltstürmen das Wiederherstellungsmaterial verödeter Länder und Reiche liefern.

Daß er bei einer so gearteten Ansicht und Behand-

lung der Slawenfrage im allgemeinen auch eine andere Stellung zur orientalischen Frage einnimmt, als die unserer Politiker und Diplomaten ist, die auch durch den orientalischen Krieg von 1853—56 nichts gelernt haben, ist natürlich; aber nur um so dringlicher und ernster möchte man alle die in den „Gesammelten Werken“ vereinigten Aufsätze und Schriftstücke Fallmerayer's aus früherer und aus späterer Zeit, nachdem er im Jahre 1831 seine erste orientalische Reise gemacht und mehrere Jahre im Orient sich aufgehalten hatte, ebenso den Männern der Wissenschaft, der Geschichte der Vergangenheit, als jenen zum Studium empfehlen, die die Zukunft als ihr Territorium betrachten. Sie sind das beste und fruchtbarste Mittel zur rechten Kenntniß der in ihren wesentlichen Bestandtheilen, Beweggründen und Zwecken noch lange nicht richtig erkannten Slawenfrage und ihres innigen Verhältnisses zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des illyrischen Dreiecks und des gesammten Europa, und wir sagen das mit innerster Ueberzeugung, selbst wenn uns auch hier in den Aussprüchen und Urtheilen des Mannes manches nicht ganz frei von Illusionen und Irrthümern erscheinen möchte.

Zwar geben wir die Sätze ohne weiteres zu, denen wir I, 4 u. 6 begegnen, in denen Fallmerayer „die Unmöglichkeit“ behauptet, „das islamitisch-starre Türkenthum durch Einimpfung europäischer Gesittungskünste zu erwärmen und selbstvertheidigungsfähig herzustellen“, und es ausspricht: „Nie kann der stolze Islam, dessen hervorleuchtende Vertreter jetzt die Türken sind, in fehdeloser Allianz mit seinen geborenen Knechten und ihrem Glaubenskreise capituliren, der — nach der Ansicht der Koranschüler — in seinen wesentlichen Dogmen noch mit dem Heidenthum verflochten ist.“ Ebenso kann man ihm recht geben, wenn er sich gegen das trügerische Sicherheitsgefühl derjenigen Staatsmänner mit Entschiedenheit erklärt, welche „die politische Rouerie, die sittliche Erschlaffung und den kirchlichen Indifferentismus des Occidents auch auf das anatolische Thema übertragen, und eine gewaltlose, gleichsam im stillen zu erzielende Ausgleichung solcher Wirrnisse für möglich halten“. Dagegen möchte man doch bescheidene Zweifel an der gerühmten Widerstandskraft der Türken neben „mannhaftem Sinn und gutem Willen“ nicht ganz unterdrücken, auch wenn dort diese Widerstandskraft zunächst nur auf die Vertheidigung Konstantinopels beschränkt wird, dieses „militärischen Hauptquartiers und des Imperatorensitzes der streitenden Kirche des Islam“, das Fallmerayer zugleich als „widerstandsfähig und naturfest“ bezeichnet. Ein gleicher Zweifel ist gerechtfertigt, wenn wir aus dem Jahre 1847 die Bemerkung lesen, daß „der Türkenstaat in der letzten Zeit zum Erstaunen des Occidents ein so zähes, so nachhaltiges und so lebenskräftiges Element herausgekehrt habe, daß ihm mit der Achtung der abendländischen Politik auch ihre Sympathie gesichert ist“.

Der Verfasser sah daher auch die Befestigung der gegenwärtigen Ordnung des Türkenstaats als „eine Lebensfrage für Europa“ an, und er verlangte im Jahre 1840 „die Aufstellung einer christlichen Obervormundschaft über den Islam und die allmähliche Verwandlung des Türkenreichs auf friedlichem Wege mit dem civilisirten Staatencomplex des Occidents“. Nun führt er zwar sich selbst als den „türkenfreundlichen Deutschen“ auf, und man kann hierin den Schlüssel zur Lösung so manchen Räthsels zu finden meinen, dem man hier begegnet. Aber immer kommt der Leser über unerklärliche Widersprüche nicht hinweg, auf die er hier stößt. So finden wir aus dem Jahre 1840 die Bemerkung, daß „Eitelkeit und Hochmuth um so tiefer im Sinn der Türken haften (und Fallmerayer redet hier vorzugsweise von der «geringen Zahl verständiger Osmanli»), da eine undurchdringliche Rinde von Finsterniß, Weltunkunde und Geistesnacht mit gleicher Dichtigkeit auf den höhern Klassen der Bevölkerung wie auf den untern liegt“. Und bald nachher schreibt er:

In der Türkei haust wahrhaft eine Heerde Vieh, dem es indessen heute sowenig als in Tagen Bajazet's an roher, undisciplinirter, physischer Kraft gebricht. Nur der Geist, der mächtige, um die Elemente auszuscheiden, den gärenden Keim der Fruchtbarkeit einzulegen und das Zerstreute mit kräftiger Faust in die neue Bahn hineinzureißen, ist aus dem Osmanlistaat entwichen. Das nennt man den Tod der Türkei.

Auf S. 349 wird sogar der Zweifel laut, ob es „den drei politischen Koryphäen aus dem Occident“ gelingen werde, „die Todten aufzuwecken und durch ihre magischen Künste ein wandelndes Phantom mit Knochen, Nerv und Lebensfülle zu bekleiden“. Einem etwaigen einseitigen „Pensionirungsacte“ des Sultans würde sich aber, meint er, wol eher „Misgunst und Politik der Beschützer selbst widersetzen.

Von der Stellung der Europäer in der Türkei, sowie namentlich von den dortigen Christen und vom Christenthum sagt der Verfasser wenig Tröstliches, aber um so mehr Beschämendes. „Nicht das Credo“, heißt es I, 297, „sondern die niedrige Gesinnung und die unbegreifliche Conduite, besonders der Levantechristen, macht uns dem gravitätischen Muselman gegenüber verächtlich und verhaßt“, und S. 356: „Nicht ohne Bedauern drängt sich dem fremden Beobachter die Bemerkung auf, daß in Punkte bürgerlicher Tugend und Ehrenhaftigkeit die einheimischen Christen womöglich noch hinter den Türken zurückstehen“, womit die Klage S. 310 in Verbindung steht, daß „das Christenthum in Anatolien nicht blos der unendlichen Minderzahl, sondern auch Urbild der Unwissenheit, des Verkommnisses und der Niederträchtigkeit ist“. Um so mehr Recht mag er aber mit dem haben, was er S. 312 ausspricht und seinen Landsleuten bei jeder Veranlassung zu verstehen geben möchte, daß „Asien in allen Dingen, in Denkweise, Ausdruck, Sitte, Ueberlieferung und Tendenz der nothwendige und legale Gegensatz des Abendlandes sei und bleibe“.

Dagegen äußert er sich im Jahre 1851 in dem Aufsatze: „Großkairo und die Mission des Islam“, über den Islam (I, 51):

Der Islam ist weder todt noch sterbend, noch auch erstarrt

barem Verfall entgegenzueilend, wie man in Europa gern glauben möchte (und wie, setzen wir hinzu, auch H. Petermann im Vorworte zum ersten Bande seiner „Reisen im Orient", 1860, thut). Der Islam hat frische Kraft, und Afrika ist das Feld, auf dem sich Blütentrieb und Glaubensmuth der Einheitsbekenner erproben, stärken und entfalten kann. Alle Sorge und alles Streben von seiten der Christenheit, den Islam abzuschwächen und aufzusaugen, wird und muß in der Hauptsache vergeblich sein. Der Islam ist der Repräsentant der Vernunft, deren Rechte ebenso unverjährbar wie die Rechte des Glaubens sind u. s. w.

Hierbei verdammt der Verfasser mit aller Schärfe und Entschiedenheit den athanasischen Exclusivismus der christlichen Kirche, und macht es dieser zum Vorwurfe, daß ie neben dem Spiritualismus des Athanasius nicht auch ie rationalistische Weltansicht des Arius ertragen und ugelassen hat. Die nämliche Ueberzeugung sprach er auch och später im Jahre 1861 in seinem letzten Artikel „Ueber die Erbauung einer Eisenbahn von Belgrad nach Salonik" aus, wo er sagt, daß, wenn die Christen des . Jahrhunderts das Talent gehabt hätten, neben dem homusion des Aegypters Athanasius auch noch den theoogischen Gedanken des Diakonus Arius zu erfassen, sie adurch die Entstehung des Islam hätten verhindern und nmöglich machen können.

Erst wie das eine der beiden gleichberechtigten und gleich othwendigen Elemente jeder religiösen Glaubensgesellschaft auf r constituirenden Versammlung zu Nicäa feierlich proscribirt und ch dreihundertjährigem Kampfe zwar nicht in den Gemüthern r Gläubigen, aber doch in staatsrechtlich organisirtem Bestande blich erdrückt war, hat sich der Prophet von Mekka als Rächer d Vertheidiger der religiösen Freiheit erhoben.

Möchten wir namentlich wider diesen letzten Satz einen scheidenen Zweifel nicht unterdrücken, so können wir ch kaum für wahr und gerechtfertigt halten, was gleich rauf gesagt wird, daß nicht früher, als „bis die Chrienheit das alte Unrecht wieder gut macht und den athaasischen Exclusivismus fallen läßt, an eine Annäherung d an ein ausgleichendes Ineinanderfließen der beiden ltbeherrschenden Glaubenskreise zu denken sein werde".

Auf die „langweiligen Psalmodien über gottgefälliges ertreiben der Ungläubigen aus Europa und auf die sso-germanischen Schattenbilder aus Hellas" kommt der rfasser später im Jahre 1855 in seinen Artikeln Deutschland und die orientalische Frage" nochmals zu en, und bei dieser Gelegenheit spricht sich der „türkenundliche Deutsche" wieder sehr günstig und anerkennend er die Türken und den Osmanlistaat aus. So sagt er 135:

Das türkische Reich ist eine fertige Thatsache, die allen usso-russo-germanischen Homilien zum Trotz die Bürgschaf langer Dauer verräth. Todt ist nur das alte, rohe, blutstige, durch die unverbesserliche Schlechtigkeit der byzantinin Christen provocirte Säbeltürkenthum der Bajazet u. s. w.; echt osmanische Reichsgenius — diese lebendige und pernente Protestation gegen christliches Verderbniß — lebt noch, unter Abdul-Medschid's mildem Regiment kommt ein frir Trieb der Wiederherstellung und des sittlichen Gedeihens vor.

Kurz darauf (S. 140) wird das Türkenreich als „mit der christlichen Gesittung und der abendländischen Staatsidee in raschem Proceß zusammenwachsend" bezeichnet, und der Verfasser rühmt offen „die humanisirenden Bestrebungen und die Fortschritte, welche die Türken auf dem Wege zur Europäisirung gemacht haben". Er reicht dafür den Türken die Palme, und sagt offen und rückhaltslos: „Den Türken ist noch zu helfen, den Griechen nicht." Denn „das Regiment des Padischah ist das civilisatorisch sich verjüngende und europafreundliche", und „die Türken (die zu nicht geringer Beschämung der christlichen Sympathie das Gesetz politischer Nothwendigkeit noch lange auf ihrem Sitze festbannt) sind durch ihr eigenes Verdienst in den Kreis der christlich-europäischen Großstaaten eingetreten, die Griechen aber im Supplicantenkleide und den Bettelbrief in der Hand stehen noch immer hinter der Thür und warten auf ihr Viaticum".

Führt uns dies in der obbemerkten Beziehung zu Griechenland, so wollen wir diesen Gegenstand in politischem Betracht nur kurz behandeln. Wenn irgendwo, so hat sich Fallmerayer hierbei vom Anfang an durch Befangenheit und Persönlichkeit das Urtheil trüben lassen; aber es ist eine doppelt undankbare Mühe, dies nach Beweggründen und Ursachen erklären und die Urtheile selbst berichtigen zu wollen. Nur einige dieser Urtheile wollen wir hier anführen, weil auch dies zur Charakteristik des Mannes gehört, und weil wenigstens bei einzelnen seine irrthümliche, befangene und parteiische Anschauung offenbar sein dürfte. Wie Fallmerayer hier erklärt, ist nach seiner Ansicht „das Leben von Hellas (er spricht von dem griechischen Freiheitskriege 1821 und von den Ergebnissen desselben) gleich anfangs nur ein galvanisirtes Scheinleben, ein Provisorium, ein Interim, auf russischen Betrieb hingestellt, bis die türkische Frage ihre endgültige Lösung gefunden hätte". Gleich darauf trifft der Leser den Verfasser bei einem Ausbruche seines Sarkasmus, wie dieser ihm eigen war und ihn oft überfiel, wie jedoch der Ausbruch selbst — ebenso um der Sache als um der Person willen — kaum schlimmer und unwürdiger gedacht werden kann.

Wir lassen die Sache selbst auf sich beruhen, und wollen nur erwähnen, daß Fallmerayer bei dieser Gelegenheit bemerkt, wie nichts ihn überreden könne, „daß Hellas, wie es heute ist, nicht aus der Empörung besiegter Unterthanen gegen ihren gesetzmäßigen Herrscher hervorgegangen sei". Er bejammert im Jahre 1850 „das kleine, todtgeborene Hellas", aber er erklärte gleichwol im Jahre 1847 einen jeden, der von „den Griechen von Thessalien, Epirus und Macedonien als unerlaßlichen Elementen und Lebenspulsen hellenischen Königthums redet, für einen Feind der öffentlichen Ordnung, der selbst an Griechenland Verrath übt". Freilich muß man den Rath als wohlgemeint rühmen, den er unmittelbar nachher gibt: „Statt die Mächtigen zu reizen, wäre im Gefühl äußerer Sicherheit still, heimlich und vergessen leben, arbeiten und nichts von Europa, alles von sich selbst und von der Zukunft hoffen, die einzig gute Politik für Griechen-

land"; aber das ist eben der Fehler, daß man diese Politik Griechenland niemals aufrichtig gegönnt hat und sie ihm nicht gönnt. Daneben weiß Fallmerayer dem griechischen Volke selbst und dem, was er Hellas nennt, nicht Schlechtes genug nachzusagen. „Privatim", sagt er zwar, „sind die Griechen liebenswürdige, geschliffene, gewandte Leute und mit wesentlichen Vorzügen ausgeschmückt"; aber Hellas selbst ist „wie ein weites Bettlerdepot, in welchem niemand arbeitet, jedermann stiehlt, alles die Hände um Almosen zu den Fenstern herausstreckt", und die Griechen sind „eine Gattung christlicher Barbaresken, deren lange Ungestraftheit nur aus der kindischen Schwäche des abendländischen Concepts zu erklären ist". Soll da, wie er I, 276 schreibt, „Leben und Bestehen um jeden Preis und mit jeder Bedingung" wirklich der „einzige" Rath sein, den „die ungewisse Zukunft des illyrischen Continents" erlaubt?

Wir gestehen es offen zu, daß der Verfasser über die naheliegenden Interessen und Bedürfnisse des griechischen Staats gesunde Ansichten und wohlwollende Rathschläge äußert, wie wir schon im Vorstehenden erwähnt haben und wie wir ihnen auch in den „Anatolischen Reisebildern" aus dem Jahre 1847 begegnen; aber diese Ansichten und Vorschläge vertragen sich nicht mit der Leidenschaftlichkeit, die sich bei ihm zu andern Zeiten kund gibt, und die sich ebenso in wahrhaft beißendem Gift des Hasses und der verächtlichsten Meinung, als in Spott und Hohn über das Volk und den griechischen Staat äußert. Weil seine eigene „frostige Natur" ihm nicht „erlaubt, zu schwärmen und zu träumen", und er sich daher von Illusionen und Schmeichelworten frei und möglichst fern von ihnen zu halten sucht, läßt er sich absichtlich oder unwissend verleiten, jenes Gift sammt Spott und Hohn ungescheut auszuspritzen und auszuschütten. Er verletzt dabei das Gefühl und die Gerechtigkeit um so empfindlicher und in einem um so höhern Grade, je feiner und beißender sein Spott und sein Hohn sind.

Die Widersprüche lassen sich schwer vermitteln und ausgleichen, und noch schwerer und mislicher ist es, sie auf ihren wahren Grund zurückführen zu wollen. Und gleichwol möchte man meinen, man erweise Fallmerayer selbst einen Dienst damit, wenn man das Räthselhafte und fast Widerwärtige dieser Widersprüche und der ebenso giftigen und höhnischen als leidenschaftlichen Ausfälle zu erklären sich bemüht. Jedenfalls ist die Quelle von diesem allen nicht sowol in der „Türkenfreundlichkeit" seiner Gesinnungen, als vielmehr in seinem Russenhasse zu suchen. Seine im zweiten Bande enthaltenen Aufsätze aus dem Jahre 1855 lassen hierüber kaum einen Zweifel zu. In diesen Aufsätzen erklärt er sich besonders scharf und entschieden über russische Hinterlist und gegen Rußlands Politik und Pläne, gegen das Moskowiterthum und die bildungs- und freiheitsfeindlichen Eroberungsprojecte der Russen, dagegen zuversichtlich für die Türken und dazwischen gehässig absprechend über und wider die Griechen. „Die Tugend selbst", sagt er S. 139, „hat mitten im befreiten Hellas den Thron aufgeschlagen (er meint damit den König Otto, dessen «gesunden und rechtlichen Sinn» er anerkennt) und seit bald einem Menschenalter im schönsten Glanz vorangeleuchtet, und doch hat es dieses unglückselige, von dem Abendlande seit mehr als dreißig Jahren gehätschelte Residuum von Byzanz noch nirgends über Stand und Belang einer orthodoxen Räuberbande hinausgebracht." Bringt man damit dasjenige in Verbindung, was er nicht lange vorher (S. 133) bemerkte, daß „die Hellenen nicht blos in Dogma und Kirchenpraxis, sondern auch in Blut, Sitte, Denkweise und politischer Weltanschauung Zwillingsbrüder der Moskowiter sind", so kommt man vielleicht der eigentlichen Lösung des Räthsels um so näher. Mag auch diese Lösung in keiner Weise in der „lateinischen" Ansicht des Verfassers, nämlich in seinem besondern kirchlich-religiösen Standpunkte, gegenüber den „orthodoxen" Zwillingsbrüdern, liegen, so muß sie doch in dem innigen Zusammenhange gesucht werden, welcher sich hiernach von selbst ergibt und der zwischen jenen politischen Ansichten des Verfassers und der sogenannten Slawenthesis stattfindet.

Es kann uns nicht einfallen, auf diesen Gegenstand hier näher eingehen zu wollen, obgleich ihn auch der Herausgeber in der voranstehenden Lebensgeschichte [illegible] im Interesse Fallmerayer's zur Sprache gebracht hat. Es ist vielmehr auf jeden Fall gerathener, nachdem der Verfasser im Jahre 1847 in Athen selbst in anscheinend [illegible]söhnlicher Weise über die „historische Häresie" jene bekannte Frage sich ausgesprochen hatte, „die ohne nähere Bezeichnung von den meisten Lesern verstanden wird", mit ihm anzunehmen, daß „der Krieg beendet und ein für beide Theile gleich vortheilhafter Friede hergestellt [illegible] den auch gleich anfangs nur ein Misverständniß [illegible] konnte". *)

Aber dieses Misverständniß war im wesentlichen [illegible] auf seiten des Verfassers, und jener Friede ist nicht [illegible] vortheilhaft für beide Theile anzusehen, wenn er [illegible] auch ein aufrichtiger gewesen. Es ist unzweifelhaft, [illegible] die Slawenthesis, die von einer slawischen Einwanderung in Griechenland ausgeht, thatsächlich wahr ist, wenn [illegible] nicht in der Breite und Tiefe, überhaupt nicht in [illegible] Umfange, wie angenommen worden ist, aber sie ist [illegible]mentlich in ihren Schlußfolgerungen für die Gegen[illegible] übertrieben und ungerechtfertigt. Dabei hatte sie in [illegible] ganzen Ausdrucke und in der Darstellung Fallmerayer's [illegible] besonders neben der offenbaren Uebertreibung in der [illegible]rede zum ersten Theile seiner „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" (1830), von [illegible] er später selbst wieder zum Theil zurückgegangen ist, [illegible] Uebelwollendes und Feindseliges gegen die Griechen. [illegible]

*) „Am taktvollsten", schrieb Fallmerayer im Jahre 1851, „[illegible] im Streite langefort die Griechen selbst benommen. Der gesunde [illegible] sagte diesem reichbegabten Volke, daß es seine Geltung in [illegible] weniger durch den Glanz und das Alterthum seines Stammes [illegible] als durch Thatkraft und persönliche Tüchtigkeit im gegebenen [illegible]blick begründen könne." Man möchte wol wissen, welcher [illegible]tige Mensch einer andern Ansicht beipflichten wollte als [illegible] wäre er auch ein eifriger, wenn nur sonst ein selbstbewußter Hellene. Nur die eigene Tugend verleiht den wahren Adel!

war auch, wie wir aus den „Gesammelten Werken" ersehen, bei ihm zurückgeblieben. Fallmerayer's Objectivität der Auffassung war in dieser ganzen Sache und bei der ihm eigenthümlichen Melancholie des Gemüths durch trübe Stimmungen und Anschauungen geschwächt und getrübt, und wenn er, wie der Herausgeber bemerkt, nach dem Ausbruche des griechischen Freiheitskampfes im Jahre 1821 „die ideale Aufrichtung von Neubyzanz mit den gegebenen Mitteln und unter dem Wechseldruck hoher europäischer Politik offen bezweifelte", so fand er in seiner Ansicht über die orientalische Politik Rußlands, über Hellas, dies „Residuum von Byzanz", dies „auf russischen Antrieb hingestellte Provisorium und Interim", um so gewisser die Veranlassung, mittels seiner Slawenthesis Rußland in Griechenland, die Russen in den Griechen, diese „orthodoxen Zwillingsbrüder", beharrlich zu bekämpfen und die aus der Vergangenheit sich ihm darbietende Slawenthesis in dieser Beziehung um so beharrlicher festzuhalten und auszubeuten.

Es mag gestattet sein, die ganze Fallmerayer'sche Slawenthesis in gewisser Hinsicht nunmehr als abgemacht anzusehen, besonders nach dem, was dagegen Gervinus in seiner „Geschichte des griechischen Aufstandes" vorgebracht und wie er die Frage selbst, nach ihrem wahren Gehalt für die Vergangenheit und nach Wirkungen und Schlußfolgerungen für die Gegenwart, beschränkt und festgestellt hat. Auch muß man letzterm beipflichten, wenn er die Meinung äußert, daß die Ansicht Fallmerayer's „aus einer trüben und ...ern Stimmung" geflossen und zu einer Zeit entstanden ...i, als „die Wärme an der Sache der Griechen unter ...en ersten höchst trüben Ergebnissen ihrer Unabhängigkeit plötzlich in Europa erkaltete, als die Furcht vor Rußland und dem Panslawismus unter so vielen auch Fallmerayer ängstete: die Herrschaft der Welt sei im Begriff, von ...ateinern und Germanen an die Slawen überzugehen, und die befreiten Griechen, deren eigentliche Nationalität ...r Glaubensbekenntniß, deren Lebensherd in Stambul (sollte wol richtiger heißen: Byzanz) und Moskau sei, würden sich zu diesen Centralpunkten ihres Lebens sofort ...rückneigen".

Wie leidenschaftlich sich Fallmerayer über die Behand...ng seiner Slawenlehre durch die Kritik äußerte, kann ...m hier II, 465 fg. lesen, wo er über Eigensinn und Härte ... Kritik, „gegenüber dem Widerlichen und Monströsen ... Lehre, über Bosheit und Leidenschaft" redet. Dabei ...lärte er die ganze Idee als eine „neue" (was sie an ...b für sich nicht und was sie nur in dem Umfange war, in ...lchem er selbst sie nach den Vorgängen begründete und ...sführte und sie zu politischen Zwecken ausbeutete) sowie ... „eine Störung im alten Schlendrian", und er rühmt sich, ... dadurch und durch seine Mühe „das Schicksal der ...der zwischen der Donau und dem Cap Matapan von ... Völkerwanderung bis auf die letzte Zeit herab in den ...is europäischer Erkenntniß hereingekommen" sei. Es ...nt sich nicht der Mühe, das hierin liegende Selbstlob ... das rechte Maß zurückführen zu wollen; aber noch weniger halten wir es für nöthig, gegen die im Vorstehenden erwähnten Verdächtigungen und Anschuldigungen Rußlands und der russischen Politik das Geringste zu bemerken. Wir können und mögen uns zu ihren Vertheidigern in keiner Weise aufwerfen; aber wir können nicht vergessen, was Fallmerayer selbst im Jahre 1839 erklärt hat, daß dem Slawenvolk „die Züchtigung islamitischen Hochmuths und Ueberströmens gegen die Lehre Christi und ihre Bekenner" zur Nationalaufgabe gestellt worden sei.

Vorstehendes mag hier in den obbemerkten Beziehungen über die beiden ersten Bände der Fallmerayer'schen „Gesammelten Werke" genügen. Wie groß im allgemeinen und einzelnen das gegenständliche Interesse der darin enthaltenen Mittheilungen für jeden Leser auch sein mag, so kann doch selbst der unbefangenste nicht leugnen, daß man dabei nicht selten an den „tantus hiatus" des Horaz erinnert wird, und daß manche Aufsätze den Wiederabdruck weniger verdient haben dürften. Die Diction, die von der Innigkeit eines empfänglichen Gemüths durchdrungene Darstellung, die das reiche bunte Leben des Orients in dem Glanze der Sprache und in den Blumen der Rede wiederstrahlt, übt zwar immer ihre Anziehungskraft und ihren Zauber auf den Leser aus; aber nicht immer entspricht der Inhalt der glänzenden Pracht der Sprache. Auf wie wenig wahren Gehalt schrumpfen z. B. die Aufsätze des ersten Bandes S. 53 u. 99—106 bei näherer Betrachtung zusammen! Dagegen hat man wol genügenden Grund, aus dem zweiten Bande den Aufsatz: „Die Schlacht von Kulm. Oder vier Tage aus dem Leben des Grafen Ostermann-Tolstoï" (1852), mit dem ein zweiter: „Graf Ostermann-Tolstoï" (1856), zusammenhängt, noch besonders hervorzuheben. Der erste Aufsatz ist im wesentlichen ein beredter Commentar zu dem Worte: „Wie Thermopylä und Leonidas, sind Kulm und Ostermann unzertrennliche Begriffe", und er enthält eine wahrhaft poetisch angehauchte, auch für Laien möglichst klare und alles kurz veranschaulichende Beschreibung des wichtigen Ereignisses, „eines der glanzvollsten und folgereichsten Vertheidigungskämpfe, welche die Geschichte kennt".

Ueber den dritten Band der „Gesammelten Werke" können wir kurz sein. Er enthält ausschließlich „Kritische Versuche", d. h. Recensionen und Kritiken Fallmerayer's aus den Jahren 1840—60, deren jedoch einige auch schon im zweiten Bande unter der Rubrik „Zur Culturgeschichte" mitgetheilt worden sind. Zwar haben auch diese Kritiken nicht alle einen gleichen Werth, indem sie über die besprochenen Bücher selbst nicht gleichmäßig belehren und über den wahren wissenschaftlichen Werth der einzelnen Schriften ein treffendes Urtheil abgeben; aber auch sie tragen zur Charakteristik des Mannes mehr oder weniger bei. Daß Fallmerayer ein kräftig ausgebildeter und selbständiger Charakter war, geht namentlich aus diesen Kritiken hervor; aber auch sie lassen zugleich manche Härten und scharfe Spitzen an diesem Charakter erkennen, und nicht alle Seiten dieses Charakters sind wahrhaft

liebenswürdige. Allerdings zeugen auch diese „Kritischen Versuche“ von seiner Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, allein sie bestätigen durchaus nicht, daß ihm ein „wohlwollender und freundlicher Sinn“ eigen gewesen sei, wie er selbst von sich sagt und wie ihm dies auch der Herausgeber im ersten Bande nachrühmt. Ebenso wenig lassen sie seine „Verzagtheit und Mangel an Selbstvertrauen“ erkennen, wie er dies ebenfalls als seine Eigenthümlichkeit erklärt, da sie vielmehr, wie auch andere seiner Schriften, nicht selten eine gewisse, die Grenzen einer unbefangenen und naiv-harmlosen Bescheidenheit überschreitenden Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung (man vergleiche nur z. B., trotz seines eigenen Widerspruchs, S. 298 u. 300) offenbaren. Und wenn er S. 135 von sich sagt, daß ihm „Streit und Unfriede das peinlichste aller Gefühle“ seien, so darf man dabei nicht vergessen, was man kurz zuvor gelesen hat, daß „er sich mit aller Welt in Fehde setzt“. Das thut er auch, und er thut es mit einer gewissen Befriedigung, wozu ihm das Gewicht seines Wissens, die Selbständigkeit seines Geistes und Sinnes, sowie sein selbstbewußter Wille eigenen Trieb und Anstoß, auch wol eine Art Recht geben; aber er beschränkt sich dabei nicht etwa auf „leisen“ Tadel, sondern er wird, je „gewissenhafter in Kleinigkeiten und je kritischer“ er ist, um so leichter auch derb und bitter, und er spricht seine Urtheile geradezu und ebenso ungescheut als schonungslos aus. Im ganzen wird man bemerken können und bekennen müssen, daß auch in den „Kritischen Versuchen“ mehr Sarkasmus als Humor die Lieblingswaffe ist, deren sich der Kritiker bedient, und sein Sarkasmus streift nicht selten an Malice. Man läßt es dahingestellt sein, ob dies in allen Beziehungen und nach allen Richtungen hin wohlthut und wahrhaften Genuß gewährt, sowie ob dadurch allenthalben die Wahrheit gewinnen kann und der Zweck der kritischen Belehrung gefördert wird.

Zum Beweis für das Bemerkte beziehen wir uns in der Kürze nur auf die Kritiken über die „Orientalischen Briefe“ der Gräfin Hahn-Hahn, Tischendorf's „Reise in den Orient“ und „Les femmes en Orient“ von der Gräfin Dora d'Istria; allein man kann auch anderswo vielfache Belege dafür suchen und finden. Ob dadurch das bekannte Wort: „Le style c'est l'homme“, seine besondere Bestätigung auch hier finde, wagen wir nicht auszusprechen, da wir Fallmerayer nicht persönlich gekannt, sondern ihn nur in und aus seinen Schriften kennen gelernt haben; wol aber dürfen wir uns das Zeugniß geben, daß wir bei dem, was wir vorstehend niedergeschrieben haben, allenthalben sine ira et studio verfahren sind, und daß wir uns dabei lediglich von dem tiefen Interesse und von der innigen Anerkennung haben leiten lassen, die der seltene Mann und seine Schriften unter allen Umständen verdienen. 17.

Novellenliteratur.

1. Drei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Schindler. 1861. 16. 15 Ngr.
2. Der Wunderknabe von Bristol. Novelle von Alexander Büchner. Leipzig, Thomas. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. Von Paul Stein. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Lieben und Leiden. Novelle in sechs Büchern. Von Hans Koester. Berlin, Guttentag. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Stereoskopen. Novellen von Alrebi. Zwei Bände. Zweite Auflage. Wollstein, Jacobi. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Am heimischen Herd. Volksthümliche Erzählungen, Novellen und Charakterbilder. Von Eduard Kauffer. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Mysterien des Welt- und Bühnenlebens. Von Emil Vacano. Zwei Theile. Berlin, Schlingmann. 1861. 8. 2 Thlr.

Die Menge der Novellen und Erzählungen, welche in der neuern Zeit erschienen sind und auf dem belletristischen Gebiete unbestreitbar das Uebergewicht erlangt haben, könnte auf den ersten Blick auffallend erscheinen und doch ist sie die nothwendige Folge der zahlreichen Unterhaltungsblätter und Feuilletons, welche eine Unmasse von Erzählungen und Novellen verbrauchen und dafür die meisten und zum Theil besten Kräfte in Anspruch nehmen. Es liegt etwas Unnatürliches und Uebertriebenes in diesem Verhältniß, welches der Literatur auf keinem Fall zum Vortheil gereicht. Leider ist es nur wenigen Schriftstellern vergönnt, sich diesem Misverhältniß zu verschließen, selbst wenn ihm das Nachtheilige desselben klar vor Augen steht. Viele mögen das beste Streben haben, sich darüber empor- und darüber hinauszuschwingen, aber ihre Lebensstellungen und Sorgen reißen sie wieder hinein in den großen allgemeinen Zeitstrom; Kunst und Poesie sind für sie zum Brot geworden, sie müssen der lohnendern Arbeit für Zeitschriften und Feuilletons den Vorzug geben und haben selten noch Zeit und Ruhe, um zu größern Arbeiten sich zu sammeln und sie zu schaffen. Es ist dies zu beklagen und doch trifft den einzelnen selten ein Vorwurf. Das Leben und die Verhältnisse sind meist gebieterischer als der Wille, und das Los des deutschen Schriftstellers ist kein beneidenswerthes. Es ist ein ewiges Kämpfen und Ringen, ein angstvolles Mühen nach sicherer Lebensstellung, ein niederdrückendes Bewußtsein, hinter dem vorgesteckten Ziele durch Lebensverhältnisse zurückgehalten zu werden, ein Abnutzen und Erlahmen der Kräfte in dem ruhelosen Ringen, ein Gefühl, daß das edelste Streben mehr und mehr in einem unerreichbaren Traumbilde verrinnt.

Das Misverhältniß, welches diese Menge der Novellen ins Leben ruft, hat aber auch noch einen andern Nachtheil. ... leichte und zu unzureichende Kräfte werden dadurch verleitet, sich auf die Schriftstellerbahn zu wagen. Die Erzählungen für Unterhaltungsblätter und Feuilletons fließen unmittelbarer und flüchtiger aus der Feder, sie haben zunächst den Richterspruch der Kritik nicht zu fürchten und selbst das Publikum ist mit Erzählungen in den Blättern nachsichtiger als mit Romanen. Diese Uebelstände treten ihm erst dann klarer, auffallender vor die Augen, wenn die Erzählungen gesammelt als ein Buch erscheinen.

Fast jeder Schriftsteller glaubt die Fähigkeit, Erzählungen und Novellen zu schreiben, zu besitzen, und verhältnißmäßig wenige leisten darin Gutes. Gerade die Novelle erfordert eine ganz besondere Befähigung. Sie verlangt eine fast dramatisch knappe Haltung, eine gleichmäßige Abrundung im kleinen Rahmen, eine scharfe, bestimmte Zeichnung der Charaktere und den psychologisch und poetisch nothwendigen Gang der Handlung. Selten gestattet sie wie der Roman, der im mehrfacher Beziehung ungleich weniger Schwierigkeiten darbietet, ein Sich-

lassen, einen Seitensprung, selten das Emporwuchern einer zufälligen Begebenheit zwischen den Lebensgestalten. Alles muß in ihr präcis gehalten und geformt sein.

Zu diesen nothwendigen Erfordernissen reichen vieler Kräfte nicht aus und daher kommen die vielen kaum mittelmäßigen Erzählungen, von denen die Reihe der uns vorliegenden nur zu viele birgt. Doch nehmen wir die besten zuerst zur Hand.

Der Verfasser von „Drei Novellen", Theodor Storm (Nr. 1), hat sie zwar Novellen genannt, indeß stimmen sie nicht ganz mit dem Begriffe der Novelle überein. Es sind kleine Lichtbilder, von Blumen, frischem Grün und Epheu umrankt. Wir wollen über die Benennung hier nicht streiten, sie thut wenig zur Sache und beeinträchtigt Storm's kleines Werk nicht im geringsten. Ja, es ist nur ein kleines Buch, welches diese drei Novellen enthält, aber es ist reich an wirklicher Poesie. Es weht ein so frischer, keuscher und duftiger Hauch durch dasselbe, wie man ihn leider nur zu selten trifft. An Stifter's „Studien" erinnernd haben sie doch ihr Eigenthümliches. Sie sind keine Nachahmung, denn man sieht es ihnen an, daß sie frisch und zart aus dem Innern des Verfassers hervorgewachsen sind. Einfach ist ihr Inhalt. Die Erzählung selbst blickt aus der Schilderung nur hervor wie eine Burgruine aus dem Waldesgrün, halb verborgen, heimlich, romantisch. Es liegt ein unverkennbarer Reiz darin, ein fesselnder Zauber, dennoch können wir die Befürchtung nicht zurückdrängen, daß diese Art und Weise bei Storm zu leicht zur Manier werden wird, wenn sie es nicht bereits geworden ist. Auch schon in seinen frühern Novellen „In der Sommer-Mondnacht" und „Ein grünes Blatt" war etwas wie von Manier zu spüren.

Unter diesen drei Novellen: „Veronica", „Späte Rosen", „Drüben am Markt", hat uns die erste am meisten angesprochen. Ganz einfach und bescheiden tritt sie auf. Die junge schöne Frau eines Justizraths wird von einem Freund des Hauses, einem jungen Baumeister, geliebt und auch in ihrem Herzen erwacht eine Neigung für ihn. Kaum hat dieselbe indeß die ersten Blätter getrieben, welche sich zwischen sie und ihren Mann drängen, so bekämpft sie mit Gewalt diese Neigung und reuig kehrt sie zum Herzen ihres Gatten zurück, ihm alles vertrauend. Dieser kleine Stoff, die langsam und keusch entstehende Liebe ist zart und rein behandelt. Sie spricht sich nicht aus, nur leise angedeutet muß man sie errathen. Die ganze kleine Erzählung ist wie ein Idyll.

Die junge Frau ist, nachdem das Bewußtsein der aufkeimenden Liebe in ihr erwacht, zur Beichte gegangen. Vor dem Beichtstuhl kniet sie nieder, aber dort vermögen ihre Lippen nicht auszusprechen, was ihr Herz bedrängt. Ohne das Zeichen des Kreuzes empfangen zu haben, steht sie plötzlich auf und verläßt die Kirche. Hinaus unter den freien Himmel sehnt sie sich. Auf einer Bergeshöhe auf wildem Thymian läßt sie sich nieder, den Kopf in die Hand stützend. Ruhig, sinnend sitzt sie dort.

„Nun klangen Glockentöne von der Stadt herauf. Sie hob den Kopf und horchte. Es läutete schrill und hastig. «Requiescat!» sprach sie leise; denn sie hatte die kleine Glocke vom Lambertusthurm erkannt, die es über die Gemeinde ausrief, daß unter eines ihrer Dächer der finstere Bote des Herrn getreten sei.

„Am Fuße des Bergs lag der Kirchhof. Sie sah das Steinkreuz auf dem Grabe ihres Vaters ragen, der vor Jahresfrist unter den Gebeten des Priesters in ihren Armen entschlafen war. Und weiterhin, dort wo das Wasser glitzerte, war jenes wüste Fleckchen Erde, das sie als Kind so oft mit scheuer Neugierde betreten hatte, wo nach dem Gebot der Kirche neben denen, die sich selbst den Tod gegeben hatten, auch die begraben wurden, welche nicht gekommen waren, das Sakrament des Altars zu empfangen. Dort war auch ihre Stätte jetzt; denn die Zeit der österlichen Beichte war zu Ende. Ein schmerzlicher Zug stahl sich um ihren Mund, aber er verschwand wieder. Sie richtete sich auf; ein Entschluß stand fest und klar in ihrer Seele.

„Nach einer Weile blickte sie auf die Stadt hinab und ließ ihre Augen wie suchend über die sonnebeschienenen Dächer wandern. Dann wandte sie sich und ging durch die Tannen, wie sie gekommen, den Berg hinab. Bald war sie wieder unten zwischen dem Grün der Saatfelder. Sie schien zu eilen; aber sie ging aufrecht und mit festen Schritten.

„So erreichte sie ihr Haus. Von der Magd erfuhr sie, daß ihr Mann auf seinem Zimmer sei. Als sie die Thür geöffnet und ihn so ruhig an seinem Schreibtische sitzen sah, blieb sie zögernd auf der Schwelle stehen. «Franz!» rief sie leise. Er legte die Feder hin. «Du Vroni?» sagte er, sich zu ihr wendend. «Du kommst ja spät! War das Register denn so lang?» — «Scherze nicht!» sagte sie bittend, indem sie zu ihm trat und seine Hand ergriff. «Ich habe nicht gebeichtet.» — Er blickte verwundert zu ihr auf; sie aber kniete vor ihm nieder und drückte ihren Mund auf seine Hand. «Franz», sagte sie, «ich habe dich gekränkt!» — «Mich, Veronica?» fragte er und nahm ihre Wangen sanft zwischen seine Hände. Sie nickte und sah mit dem Ausdruck der tiefsten Bekümmerniß zu ihm auf. — «Und jetzt bist du gekommen deinem Mann zu beichten?» — «Nein Franz», erwiderte sie, «nicht beichten, aber vertrauen will ich dir, dir allein; und du, hilf mir, und, wenn du es vermagst, verzeihe mir!» — Eine Weile sah er sie mit seinen ernsten Augen an; dann hob er sie mit beiden Händen auf und legte sie an seine Brust. «So sprich, Veronica»! — Sie regte sich nicht, aber ihr Mund begann zu sprechen, und während seine Augen an ihren Lippen hingen, fühlte sie es, wie seine Arme immer fester sie umschlossen."

Durchaus verschieden von diesen kleinen Novellen, an Tüchtigkeit ihnen vielleicht zur Seite zu setzen ist: „Der Wunderknabe von Bristol", von Alexander Büchner (Nr. 2). Auch Büchner nennt diese nach größerm Maßstabe angelegte und durchgeführte Erzählung eine Novelle. Richtiger würde sie den Namen Roman führen. Büchner gibt in diesem Buche die Geschichte des kurzen Lebens und der Entwickelung Tom Chatterton's, welche so plötzlich und unerwartet hervortrat, daß Chatterton nach seinem Tode der Wunderknabe von Bristol genannt wurde.

Tom Chatterton zeigte in der Schule außerordentlich wenig Talent und Lust zum Lernen. Er galt für dumm, sogar für halb blödsinnig, weil, wie dies leider nur zu oft der Fall ist, der Blick seiner Lehrer nicht scharf genug war zu entdecken, welch gewaltige Kraft, ja welcher Genius in dem Knaben schlummerte. Durch ein altes Pergament, durch Bruchstücke von einem größern Gedichte eines Mönches Rowley wird der in ihm schlummernde Geist endlich erweckt. In einer alten Kiste in der Sakristei der Kirche zu Bristol hat er dieses Gedicht Rowley's, für welches er schwärmt und dessen Werth er richtig erkannt hat, entdeckt, und mit einem Freunde macht er sich zur Nachtzeit auf, das Pergament aus der Sakristei zu holen und zu retten. Er wird dabei vom Küster und Pfarrer überrascht, und letzterer vernichtet im blöden Fanatismus die kostbaren Documente des Dichtermönchs. Chatterton, ungefähr 15 Jahre alt und bei einem Advocaten in der Lehre, ist untröstlich darüber, bis zuletzt der Gedanke in ihm aufsteigt, Rowley's Gedicht, von dem er Bruchstücke gelesen, nachzudichten und unter Rowley's Namen zu veröffentlichen.

Schon hat er sein Gedicht vollendet, es ist vortrefflich und erregt die Bewunderung Walpole's, des ersten englischen Dichters und Kunstkenners damaliger Zeit. Aber sein Plan ist verrathen und scheitert. Er selbst wird von dem Haß des Advocaten, dessen Lehre er entlaufen und den er in der Hitze geschlagen, umstrickt, verfolgt und ins Gefängniß geworfen und hier an allem, an seiner Zukunft, seinen Hoffnungen, seinem Ziele verzweifelnd, gibt er sich selbst durch Gift den Tod.

„Chatterton's Namen aber umstrahlt", schließt Büchner seine Erzählung, „seit der Stunde seines Todes der volle Ruhmesglanz, welchen er sich für sein Leben vergeblich erträumt und erwünscht hatte. Die falschen Gedichte Rowley's wurden

schnell gedruckt, viel gelesen und in ihrem vollen Werthe erkannt und geschätzt. Bald kannte ganz Europa den Dichterjüngling: denn zu dem Gehalt seiner Werke an sich kam noch das Interesse an dem schlimmen Geschick des Verfassers und die fast unglaubliche Thatsache hinzu, daß ein Achtzehnjähriger ein so hohes poetisches Talent mit so viel gelehrter Kenntniß verbinden konnte. Seit fast hundert Jahren wetteifern die bedeutendsten Geister Englands in Besingung seines Namens, in Beschreibung seines Lebens, in Herausgabe seiner Werke. Das Britische Museum bewahrt als eine seiner größten Merkwürdigkeiten unter dem Namen der «Gelben Rolle» das hauptsächlichste Document von Chatterton's wunderbar vollendeten Nachbildungen mittelalterlicher Manuscripte auf, und unter den ersten Namen auf der reichen Gedächtnißtafel der englischen Dichtung glänzt jetzt und für immer der

> Des Wunderknaben, der rastlosen Seele,
> Die ihr Verderben fand in ihrem Stolz."

Büchner hat den Stoff im Anfange etwas breiter angelegt als er später durchgeführt ist, doch ist diese Ungleichheit leicht zu übersehen der guten Sprache wegen und des Interesses, welches sich steigert, je mehr die Erzählung ihrem Abschlusse entgegeneilt. Besonders lebhaft tritt Büchner's Schreibweise in seinen Schilderungen hervor und diese gehören mit zu den besten Seiten des Buchs. Wer viel liest und lesen muß, verliert mit der Zeit immer mehr Geschmack daran, und doch müssen wir gestehen, daß der „Wunderknabe von Bristol" uns bis zum Schluß gefesselt hat und daß wir ihn mit einem Gefühl der Befriedigung aus der Hand gelegt haben.

Freilich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Stoff dieser Erzählung ein sehr dankbarer ist. Das anfangs in sich verschlossene, dann plötzliche und immer gewaltigere Hervorbrechen des Genies bietet zu den schönsten und feinsten psychologischen Zügen und Strichen Gelegenheit, und es kommt nur darauf an, diesen Stoff zu beherrschen und richtig zu benutzen. Das hat der Verfasser verstanden, und seine Erzählung gehört deshalb zu denen, welche dem Publikum empfohlen zu werden verdienen. Es liegt zugleich ein großes Stück wahres Leben darin. Mancher wird vielleicht staunen, daß ein solches Genie wie das Chatterton's so gänzlich verkannt werden konnte und glaubt die Rechtfertigung nur darin zu finden, daß Chatterton vor 100 Jahren lebte. Auch Deutschland ist nicht arm an ähnlichen Zügen und Verkennungen der tüchtigsten Kräfte, ohne daß wir nöthig haben Namen zu nennen. Es ist die alte Geschichte und ist doch ewig neu, und nach abermals 100 Jahren wird man vieles für unbegreiflich halten, was jetzt geschieht und wird den Kopf schütteln über die geistige Beschränktheit und Blindheit vieler, und so wird es ewig bleiben, solange der Mensch denkt und schafft, denn erst das Auge der Geschichte und Nachwelt blickt unparteiisch und gerecht.

Schneller können wir über die folgenden Bücher hinweggehen. Die unter dem Namen **Paul Stein** schreibende Verfasserin von „Novellistische Gemälde aus Stadt und Land" (Nr. 3) ist dem Publikum längst durch verschiedene Romane und eine nicht geringe Anzahl von Erzählungen, die theils gesammelt, theils in Zeitschriften erschienen sind, bekannt, und wir können zugleich hinzufügen, vortheilhaft bekannt, denn sie besitzt manche ganz unbestreitbare Vorzüge und hat das vor den meisten ihrer schriftstellernden Colleginnen voraus, daß sie mit einer männlichen Präcision zu schreiben versteht, ohne daß das gemüthliche Element bei ihr zurücktritt.

Diese zwei Bände enthalten sieben Erzählungen oder zum Theil novellistische Gemälde, wie die Verfasserin sie richtiger nennt. Sie heißen: „Der Wechselbalg", „Das erste Lied", „Der alte Fritz", „Das Pfarrmariele", „Ein kurfürstlicher Kuß", „Mutterrechte" und „Friederike". Bei einigen sind Anekdoten zum Grunde gelegt, jedoch in leichter und ansprechender Weise durchgeführt. Am besten haben uns die beiden Erzählungen „Das Pfarrmariele" und „Ein kurfürstlicher Kuß" gefallen, obschon wir in der erstern mit der Verfasserin über den Charakter der Pfarrmariele rechten möchten. Einige Seiten derselben sind wahr und aus dem Leben gegriffen, mit einigen haben wir uns nicht befreunden können. Man gewinnt nicht das Interesse und die Zuneigung zu der Heldin dieser Erzählung, welche dieselbe ihrer Stellung nach erfordern müßte; manches an ihr wirkt sogar unangenehm. Die ganze Erzählung ist aber gut angelegt und in der Weise der Dorfgeschichten durchgeführt. Freilich läßt sich diese Weise nicht mit der Auerbach's oder Melchior Meyr's vergleichen. Die Verfasserin kennt augenscheinlich das eigentliche Leben des Dorfs zu wenig, um die kleinen und charakteristischen Züge desselben wiedergeben zu können. Zur Zeichnung dieses Lebens gehört ein ganz eigenthümlicher Griffel, der nicht von jeder Hand sicher geführt werden kann.

Sämmtliche Erzählungen dieser beiden Bände sind schon in Zeitschriften abgedruckt gewesen, indeß werden sie noch Leser genug finden, denen sie unbekannt sind, und wol nur wenige werden sie, da sie eben nur auf leichte flüchtige Unterhaltung berechnet sind, unbefriedigt aus der Hand legen.

Ein eigenthümliches Buch ist „Lieben und Leiden", von **Hans Koester** (Nr. 4), das seine Vorzüge, daneben aber auch seine großen Schwächen und Mängel hat. Der Verfasser besitzt eine ganz geübte Feder und eine gute Schreibweise, er scheint auch den Stoff ziemlich beherrscht zu haben, in dem Stoffe selbst und der Zeichnung der Charaktere hat er sich vergriffen. Dies Buch hätte vielleicht Freunde gefunden, wenn es im Anfange dieses Jahrhunderts erschienen wäre, wo die Wertherempfindungen mit all ihren sentimentalen Abschweifungen noch nachspukten, jetzt ist es nicht mehr zeitgemäß.

Nur in der Kürze wollen wir den Inhalt andeuten. Ein reicher, junger, höchst unbestimmt gezeichneter Mann, der bald ohne Grund weint, bald in voller jugendlicher Ausgelassenheit sich gehen läßt, bald den höchsten Leichtsinn und dann wieder einen festen Charakter verräth, verliebt sich in ein junges Mädchen, das auch ihn gern hat. Er hat studirt, ist Dichter, hat große Reisen gemacht und sich viele Ausschweifungen ge[illegible], dann widmet er sich als Gutsbesitzer der Landwirthschaft und führt seine Geliebte heim. Ihre Ehe wird uns mit allem Glück geschildert, deren eine Ehe nur fähig ist. Beide junge Gatten hängen mit einer Liebe aneinander, die mit jedem Tage wächst. Waller, so heißt der junge Mann, kennt und will kein anderes Glück kennen außer seiner Frau, ihr widmet er sein ganzes Leben, gleichsam all seine Gedanken. Die Bewirthschaftung seines Gutes vernachlässigt er etwas ihretwegen, er ist ja reich, selbst zum poetischen Schaffen fühlt er sich nicht mehr getrieben, weil die Liebe ganz sein Herz ausfüllt. Alles ist ihm Luise, seine Gattin, liebt ihn ebenso innig und fest wie er sie. Da drängt sich eine alte Tante zwischen dieses Glück und spricht in Briefen ihre Befürchtung aus, daß dies Glück und Waller's Liebe nicht von Bestand sein werde, wenn er sich nicht mehr beschäftige. Dieser Gedanke gewinnt auch in der jungen Frau mehr und mehr Raum, und unklar über sich selbst, über das Wesen ihres Mannes, über das Wesen des Glücks beschließt sie sich zu tödten, um die Fessel, welche ihren Gatten an sie bindet, zu lösen und ihn dadurch seinem Dichterberufe oder der Landwirthschaft zurückzugeben, und sie tödtet sich ganz in der romantischen, sentimental-kranken Weise wie Werther.

Ueberhaupt tritt die Anlehnung, um nicht zu sagen Nachahmung, an Goethe's „Werther" nur allzu deutlich in dieser Erzählung hervor; selbst in den Briefen, in Luisens Aufzeichnungen in ihrem Tagebuche, welche wiederholt in den Faden der Erzählung eingreifen und ihn fortführen, vor allem aber in der Romantik und oft der Ueberschwenglichkeit der Gefühle.

Waller ist kein Mann. Er ist ein schwankend gezeichnetes Rohr, ein unfertiges Wesen, kein Charakter, der in sich einen tiefern Gehalt trägt. Der Verfasser hat ihn aber auch

scheinlich ganz anders zeichnen wollen als er geworden ist. Luise ist scheinbar eine sehr tüchtige junge Frau, klar mit sich und ihren Gefühlen, bis sie plötzlich jene überspannte Idee des Selbstmordes faßt und mit einem innern Wohlbehagen an ihrem eigenen Schmerz, mit einem Kokettiren desselben vor sich selbst à la Werther ausführt.

Wie gesagt, vor 50, 60 Jahren würde diese Erzählung vielleicht sich Freunde erworben haben, jetzt müssen wir uns gegen die ganze Tendenz derselben mit aller Entschiedenheit aussprechen. Die Jetztzeit braucht Charaktere, sie muß sich klar sein in ihren Wünschen und Gefühlen und dahin muß auch der Schriftsteller wirken. Feste, ruhige, klare Charaktere soll er zeichnen. Die Zeiten mit ihrer sentimental-romantischen Richtung haben wir zum Glück abgeschüttelt, sie haben in der Entwickelung und Geschichte unserer Cultur und Literatur ihre Berechtigung gehabt, jetzt haben sie dieselbe entschieden nicht mehr.

Eine noch bedenklichere Seite tritt indeß an Koester's Erzählung hervor: das ist die Schlüpfrigkeit, um nicht zu sagen Frivolität, in welche er wiederholt verfällt. Es möge nur die Schilderung des jungen Ehepaars unmittelbar nach der Hochzeit hier genannt werden. Diese ist nach französischem Geschmack, das deutsche Gefühl muß sich davon abwenden. Dergleichen Schilderungen sollten in keinem Buche mehr Raum finden, jeder Schriftsteller sollte zu stolz gegen sich selbst sein, um sie zu schreiben. Doch auch die Vorzüge, auf welche Koester Anspruch machen kann, wollen wir nicht verschweigen. Mehr als einmal ist es ihm gelungen, einen wirklich poetischen Aufschwung zu nehmen, und mancher gute, oft selbst geistreiche Gedanke findet in der Erzählung Ausdruck. Dies gibt uns Hoffnung, daß der Verfasser, wenn er genau und gewissenhaft auf sich achtet, noch Gutes leisten wird.

Die „Stereoskopen" von Alrebi (Nr. 5) haben schon die zweite Auflage erlebt. Die Kritik beugt sich in der Regel vor einer solchen bei Novellen seltenen Erscheinung; in diesem Falle muß sie die zweite Auflage indeß schwer begreiflich finden, denn der Werth dieser Erzählungen läßt eine solche weder erwarten noch gerechtfertigt erscheinen. Die Verfasserin ist schon durch ihre frühere Erzählung: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut", bekannt, sie scheint sich darauf etwas zugute zu thun, weil sie dies ausdrücklich auf dem Titel bemerkt.

Sie schlägt in diesen Erzählungen einen gewissen, gewöhnlichen, allgemein religiösen Ton an, wie wir ihn in vielen Kinderschriften finden. Wir würden nichts dagegen sagen, wenn er nicht gar zu gewöhnlich wäre und nicht etwas an jene Stimmung erinnerte, die mit Gleichgültigkeit den Rosenkranz abbetet; wenn die Erzählungen nicht nebenbei ziemlich flach, breitgezogen und langweilig wären. Wo die Verfasserin sich Mühe gibt, gemüthlich heiter zu werden, wird sie oft geradezu unerträglich. Ganz kleinlichen Zügen, wie es mancher Frauen Art ist, legt sie eine Bedeutung bei, welche zum Träger der ganzen Erzählung wird, und ihre Charaktere bewegen sich alle auf der großen breiten Heerstraße des Lebens, von der man mit blinder Hand ein Dutzend fassen kann, die sich alle ähnlich sehen, weil kein einziger Charakter unter ihnen ist.

Die Schreibart der Verfasserin ist weder schlecht noch gut; doch sie verläßt die große Straße der Mittelmäßigkeit nicht. Wir sind überhaupt der Ueberzeugung, daß solche Erzählungen zu schreiben ein jeder lernen kann, weil sie durchaus keine besondere Befähigung voraussetzen, sondern nur eine gewisse Uebung im Stil, die ein jeder sich erwerben kann, erfordern.

Etwas höher stehen die Erzählungen und Skizzen Eduard Kauffer's, welche unter dem Titel „Am heimischen Herd" (Nr. 6) erschienen sind. Kauffer, als Lyriker vortheilhaft bekannt, ist auch für die Erzählung nicht ohne Talent, doch reicht es zu solchen Arbeiten nicht immer aus. Einzelne kleine Bilder versteht er nett und ansprechend zu zeichnen, seiner Feder fehlt es nicht an einer gewissen Gewandtheit und auch Correctheit, indeß genügt dies bei vielen Stoffen nicht. Von einer Art lyrischem Grundton hat er sich in keiner dieser kleinen Arbeiten loszusagen vermocht. In mehreren Erzählungen hat er sich bemüht den Volkston anzuschlagen und zum Theil ist ihm derselbe auch gut gelungen. Der Ton ist richtig, aber er bleibt ein blos äußerlicher, weil er das Volk nicht in seinem innersten Wesen zu erfassen vermag. Wer das Leben des Volks schildern will, für den genügt es nicht, wenn er sich des Volkes Sprache angeeignet hat, er muß uns vielmehr in den Ideen- und Gedankenkreis desselben einführen, er muß ihm seine charakteristischen Züge ablauschen, muß uns gleichsam zu Mitgenossen seiner Freuden und Schmerzen machen.

Wir wollen damit nicht in Abrede stellen, daß diese kleinen Erzählungen und Bilder Kauffer's nicht ganz gern werden gelesen werden, aber das darf sich ein Schriftsteller nicht zum Maßstab für seine Arbeiten nehmen. Es gibt ein Höheres, wonach er streben und worin er Befriedigung suchen muß.

Diese beiden Bände: „Am heimischen Herd", enthalten achtzehn verschiedene Erzählungen und Bilder, welche fast alle dem Kreise Sachsens entnommen sind. Es würde uns zu weit führen, wollten wir sie hier sämmtlich aufführen und näher darauf eingehen. Manche sind eigentlich nur länger ausgesponnene Anekdoten. Am besten hat uns „Schöngretchen hinter dem Berge" gefallen, obschon wir auch an dieser Erzählung manches auszusetzen hätten.

Immerhin gehören Kauffer's Erzählungen nicht zu denen, welche wir schlecht nennen müssen, wenn sie auch über die Mittelmäßigkeit nur wenig hinausragen. Sie erscheinen sogar vortrefflich, wenn wir sie mit einem Buche vergleichen, welches noch zur Besprechung vor uns liegt, wir meinen: „Mysterien des Welt- und Bühnenlebens" von Emil Bacano (Nr. 7). Mit Ekel und Abscheu haben wir dies Buch durchlesen und aus der Hand gelegt. Es ist eine Schmach, daß solche scandalöse Schriften noch in deutscher Sprache, von deutschen Schriftstellern geschrieben und von deutschen Buchhändlern verlegt werden können. Die ganze Kritik sollte sich einstimmig erheben und den Bann über solches Buch aussprechen, das jedem Gefühle der Sittlichkeit und des Anstandes, das jedem Begriffe von Menschenwürde ins Gesicht schlägt und Hohn spricht.

Emil Bacano ist nur ein angenommener Name, denn so viel Dreistigkeit hat der Verfasser denn doch nicht besessen, daß er seinen wirklichen Namen diesem Machwerke vorangesetzt hat. Aber auch wenn er es gethan hätte, würden wir nicht staunen, denn da er vor sich selbst, vor der Oeffentlichkeit, vor der Kritik nicht mehr Achtung gehabt hat, weshalb soll er sie vor seinem Namen haben? Unbegreiflich bleibt es uns indeß, wie zu einem solchen Buche sich ein Verleger finden, wie er es über sich gewinnen konnte, seinen vollen Namen daraufzusetzen. Unwillkürlich hat sich uns der Gedanke aufgedrängt, wie das Innere eines Schriftstellers beschaffen sein mag, der ein solches Buch schreiben kann. Man fühlt sich versucht zu glauben, daß er all die Gemeinheiten, welche das Buch enthält, selbst durchlebt haben müsse, sonst würden sie nicht aus seiner Feder geflossen sein können. Unsere Phantasie vermag sich kaum ein Bild von Schmuz und Gemeinheit zu denken, welches nicht in diesen Mysterien einen Ausdruck gefunden, offen, unumhüllt, selbst ohne das geringste Bemühen, es durch die Darstellung, durch den Ausdruck zu mildern und halb zu verbergen.

Ohne prude oder pedantisch zu sein, ist es uns doch unmöglich, den Inhalt dieses Buchs genauer zu bezeichnen, noch weniger wagen wir nur eine Seite daraus abzudrucken. Daß jedem Bande, welches die Natur zwischen Aeltern und Kindern geknüpft hat, Hohn gesprochen wird, daß der Held des Buchs von seiner Mutter wie von einer verkommenen Grisette spricht, daß er seinem Vater ins Gesicht lacht, daß Mord und Diebstahl nichts weiter sind als eine ganz gewöhnliche Sache, gegen welche nur ein Pedant etwas sagen kann — das alles wollten wir noch hingehen lassen; aber für welche Dinge ist in diesem Buche das

Wort Liebe gebraucht! Ein Thier ist keusch gegen den Helden dieses Buchs. Oh, der Verfasser versteht es, seine Erzählung pikant zu machen, er besitzt selbst die Dreistigkeit, den Dr. Laube und Friederike Goßmann in den Schmuz seiner Geschichte zu ziehen.

Das nennt der Verfasser „Mysterien des Welt- und Bühnenlebens", das ist seine Ansicht, seine Achtung vor der Welt und dem Leben! Zu Thieren herabgesunkene Menschen repräsentiren gottlob das Weltleben noch nicht, ebenso wenig wie der Verfasser dieses Buchs den Schriftstellerstand repräsentiren kann.

Und außer diesem Schmuze zeigt dies Buch auch nicht eine gute Seite. Es ist weder gut geschrieben, noch enthält es irgendeinen geistreichen Gedanken, noch verräth die ganze Anlage irgendwelches Talent. Der Verfasser hat es offenbar nur darauf abgesehen, durch diesen Schmuz die Sinnlichkeit des Lesers zu reizen und zu stacheln: es möge sich indeß keiner unserer Leser dadurch verleiten lassen, dies Buch zu lesen, denn statt des Reizes wird er nur Ekel empfangen durch dieses geistlose abgeschmackte Machwerk. 72.

Bekenntnisse eines „Martyr monstre".

Les mémoires terribles d'un martyr monstre. IV. Le génie discipliné ou le paria-dieu. Par *Charles Hugo Amber*. — Auch unter dem deutschen Titel: Das gemaßregelte Genie oder: Der göttliche Paria. Von Karl Hugo. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1862. 8. 1 Thlr.

Wir waren längere Zeit unschlüssig, ob wir vorliegendes Buch, welches sicherlich in allen Literaturen nicht seinesgleichen hat, in d. Bl. einer Berücksichtigung würdigen sollten oder nicht. Denn wir glauben, daß es viel weniger aus irgendeiner berechneten Speculation als aus einer von den Aerzten freilich, wie es scheint, noch nicht klassificirten Monomanie hervorgegangen ist. In letzterm Falle aber würde die Kritik des Buchs mehr in eine medicinische Zeitschrift oder in ein Blatt für Psychologie und Physiologie als in ein literarisches Journal gehören. Indeß die Rücksicht auf ein höheres und allgemeineres Interesse bestimmt uns dazu, diese Schrift nicht unerwähnt zu lassen. Ihr Inhalt könnte nämlich von allen, die mit Poeten zu thun haben, namentlich aber von Theaterdirectoren, Regisseuren u. s. w. als eine Waffe gegen die Dichter überhaupt benutzt werden; man könnte dieses Buch zum Vorwand nehmen und sagen, das Poetenvölkchen sei überhaupt ein maßlos eitles, arrogantes, unbequemes, rachsüchtiges, indiscretes und unvernünftiges Völkchen, dem man möglichst aus dem Wege gehen müsse. Wir sagen ausdrücklich, sein Inhalt könnte hierzu zum Vorwand genommen werden, denn alle Vernünftigen werden einsehen, daß der Verfasser ein in seiner Art einzig dastehendes Menschenexemplar ist, ein Ausnahmswesen, das nimmermehr eine Gattung repräsentirt, oder das gewisse fehlerhafte Eigenschaften, welche man sonst bei verschiedenen Exemplaren derselben Gattung antrifft, in sich vereinigt und bis zum Extrem in sich ausgebildet hat. Eine zu weit getriebene Nachsicht kann der Verfasser nicht von uns erwarten, denn er will einzig und allein nur sich; die Welt ist für ihn nur dazu da, ihn zu glorificiren und ihm dienstbar zu sein; seine Dichter- und Schriftstellergenossen sind ihm vollkommen gleichgültig; für ihr Los hat er so wenig Theilnahme, als er das deutsche Volk beschuldigt für ihn zu haben; von seinem Standpunkte eines „Weltdichters", wie er noch nie dagewesen, verachtet er sie; und das Gebot: „Du sollst keine Götter haben neben mir!" ist das einzige, das er kennt und der Welt zudonnert. Offenbar identificirt er sich mit Gott, wie er auch die Vorrede zu seiner neuesten Dichtung „Das befreite Paradies", von ihm selbst das „größte Humanitätswerk" genannt, mit „Schöpfer" unterschreibt. Daß dadurch sein höchst ernst gemeintes Buch mehr komisch als tragisch wirkt, obschon ihm in mehrfacher Hinsicht das Tragische keineswegs fehlt, und daß es mehr zu lachen gibt, als manches in komischer Absicht geschriebene Buch, läßt sich denken. Seltsam nur, daß der, wie er selbst gesteht, immer in Geldnöthen schmachtende Verfasser doch Geld genug übrig hatte, seine Schrift auf eigene Kosten drucken zu lassen, freilich auch auf Kosten des Standes der Poeten, denn ein Buch wie dieses könnte höchstens ihren Interessen hinderlich statt förderlich sein. Und dieserhalb um un[illegible] jede Solidarität der Einzelinteressen des Verfassers, dieses „martyr monstre", dieses „génie discipliné", dieses „gemaßregelten Genie" oder dieses „göttlichen Paria" mit den Interessen des Dichter- und Schriftstellerstandes zurückzuweisen, wollen wir die Schrift hier zur Gemüthsergötzung unserer Leser etwas näher in Erwägung ziehen. Ein psychologisches Interesse gewährt sie jedenfalls und insofern auch ein culturhistorisches, als sie zu keiner andern Zeit als der jetzigen und unter keinem andern Volke als dem unserigen ans Licht getreten sein könnte. Eitle Poeten aber, deren es allerdings viele gibt, solche, die sich ebenfalls im stillen einbilden, die ersten ihrer Nation oder Zeit zu sein, die aber wenigstens mit dieser Ueberzeugung hinter dem Berge halten und das äußere Decorum besser wahren, diese sollten das Buch nicht ungelesen lassen; denn es dürfte für sie immerhin heilsam sein, in diesen Spiegel zu blicken, aus denen ihnen auch ihre Person, nur carikirt, warnend entgegentritt. Sie können an diesem Beispiel erfahren, bis zu welcher Verzerrung es Poeteneitelkeit, verbunden mit der Einbildung, zugleich auch der größte Denker der Zeit und [illegible] noch etwas Größtes zu sein, mit den Jahren bringen kann. Diese schlimmste Mischung aller Einbildungen pflegt gerade in unserer Zeit leider nur zu gewöhnlich zu sein.

Der Verfasser belehrt uns auf S. 3 seiner vorliegenden Schrift, daß dieselbe den vierten Theil seiner „Mémoires terribles" und hiermit gleichsam die „unbezahlbare große Perle" in seiner „dreifachen Märtyrerkrone" bilden solle. Zunächst [illegible] er diesen „fürchterlichsten aller Schauerromane ohne [illegible] deutsch erscheinen lassen; er scheint zu beabsichtigen, seine Schrift später auch in französischer und vielleicht auch in ungarischer Sprache herauszugeben, wiewol glücklicherweise von solcher [illegible]hung bis zur Ausführung ein weiter Schritt ist. Der Verfasser gehört nämlich dreien Nationen an; er ist von deutschen Ael[tern] mit Namen Bernstein, den er aus „guten Gründen" gesetz[lich] gegen den Namen Karl Hugo Amber oder für gewöhnlich Karl [Hugo] vertauschte, in Pesth geboren, wuchs „mit deutschen Studien" [auf] und wurde zuerst in Wien als deutscher Dichter auf eine [so] eclatante Weise begrüßt, „daß alle Blätter davon in Deutschland widerhallten". Dann war er zehn Jahre lang in Frankreich. Doch lassen wir den Verfasser in seiner eigenthümlichen Ausdrucksweise selbst sprechen; er sagt in seiner „an den deutschen Michel" gerichteten Vorbemerkung: „Obwol [illegible] ich in Frankreich — sowol vermöge meines Charakters als wegen der ausgezeichneten Aufnahme — durch zehn Jahre [heimisch], ja im schönsten Sinne des Worts nationalisirt geworden bin, sodaß es nur von mir abhing und abhängen wird [illegible] sendsten Zeit meinen größern dramatischen Werken eine [Welt]geltung zu geben, so ist dennoch in den Adern meines [illegible]mens mehr Deutschthum geblieben, als im ganzen Na[tional]verein zu finden, geschweige im «Kladderadatsch» — wäre [illegible] hätte dieser so viel deutsche Gesinnung wie mein Däumling [illegible] würde dieser mit einem Druck die deutsche Einigkeit [zu] Stande gebracht haben." Weiter bemerkt er in dieser „an den deutschen Michel" gerichteten Strafrede: „Nikolaus Lenau, [illegible] Beck u. a. sind gleich mir in Ungarn geboren und haben [illegible] mit Blitzesschnelle deutschen Ruhm erlangt, sind mit [illegible] von dir, o deutscher Michel, zu deinen besten deutschen [illegible] gezählt und, trotz ihrer Unfruchtbarkeit, von den deutschen [Ver]legern sorgfältig gepflegt worden. Ich will dir mit alter [illegible]scher Offenherzigkeit sagen, warum: weil ihr kleinliches [illegible] Wesen keinen großen Deutschneid erregen konnte. [illegible] wir die Todten ruhen!"

Ueber das, was er mit seiner vorliegenden Schrift [beab]sichtigt, spricht er sich in einem derselben vorangestellten [illegible] „bessern Fürsten Deutschlands" gewidmeten Druckblatt[illegible]

klarster Klarheit folgendergestalt aus: „Statt aller Widmung und Huldigung wagt der Verfasser die allerbescheidenste Bitte, folgende pikante, jedes menschliche Wesen, das sich zur menschlichen Gesellschaft rechnet, interessirende und somit auch für jeden Fürsten, der darin den Vorsitz einnimmt, interessante Blätter — als Schlußpunkt der Beiträge zur Geschichte der leidenden Menschheit oder vielmehr als Höhepunkt der Unmenschheit — mit einigem guten Willen oder wenigstens mit einiger ernstlichen Aufmerksamkeit zu betrachten, um aus der Katastrophe des zwanzigjährigen sorgenvollen und höchst peinlichen Ringens und Schaffens eines poetischen Prometheus-Proteus erstlich zu ersehen, ob nicht die launenhaften meistentheils aus Launen gewählten und jedenfalls zur Lust angestellten Aufseher und Leiter des heiligsten Kunsttempels zur höchsten Bildung der Menschheit im Gegentheil zur Unterstützung des veredelnden Dramas und hiermit zur Hebung der rohen Volksleidenschaft das Meiste beitragen, da nunmehr diese auf dem Siedpunkte und jenes auf dem Gefrierpunkte steht; ferner zu beurtheilen, ob nicht der arme Poet recht hatte, als er schon vor 17 Jahren in Wien dem Minister Kolowrat — der den jungen, schnell auch ohne die verweigerte Bühne berühmt gewordenen dramatischen Dichter rufen ließ, um ihn damit zu trösten, daß vor allen zu seinen Gunsten die Einführung der Tantième vom Kaiser genehmigt worden — mit einem Seufzer vorhersagte, daß «diese allerhöchste Gunst, gleich der Sonne, nur kriechendes Gewürm ausbrüten werde, die den wahren Dichter noch mehr verhindern würden, emporzukommen», da bisher nur unbefugte, wenigstens unberufene Handwerker der Bildungskunst oder vielmehr kriechende Handwerker des Geistes genährt und sogar fett geworden....." Doch wir brechen ab, denn dies ist nur die erste Hälfte des Satzes, und wir können unsern Lesern nicht zumuthen, eine so verwickelte, zwei Seiten lange Periode zu Ende zu lesen.

Worin besteht nun der in diesem Buche gelieferte „Schlußpunkt der Beiträge zur Geschichte der leidenden Menschheit", oder welches ..., wie der Verfasser an einem andern Orte sagt, die „ungeheure Barbarei" der an ihm verübten „niederträchtigsten aller Grausamkeiten?" Diese Grausamkeiten sind nichts als die Intriguen, die man in Berlin bei Anlaß der Inscenesetzung wie der spätern Aufführungen seines Stücks „Des Hauses Ehre" gesponnen und ins Werk gerichtet haben soll. Namentlich bekommen der Generalintendant von Hülsen, sein Regisseur Düringer, den er als einen wahren Gottseibeiuns schildert, der Schauspieler Dessoir, ein „infamer Schneider" oder „Schneider-Judas", der ihn zu verhöhnen sich geneigt zeigte, die Berliner im allgemeinen („Die Bärliner sind keine Menschen!" ruft er aus) ihr gehöriges Theil, dann aber auch alle an andern Orten, welche seine Stücke nicht aufführten oder seiner Meinung nach ihrer Aufführung hinderlich waren, so der „berüchtigte ausländische Dramenfabrikant und Tantièmenräuberhauptmann", ..., „heimtückische Kalmuck", Heinrich Laube, Laroche und Bauernfeld („wer", so fragt er in einer Note, „ist von den beiden der größte Schafskopf oder Sch—?"), G. von Meyern, ..., „Unterstützungs-Polizeipräsident", und „große deutsche Jüngling" Dingelstedt u. s. w. Aber in Berlin sitzen doch die Hauptanstifter der großen Verschwörung gegen Karl Hugo; diese haben es veranlaßt, daß „Des Hauses Ehre" von so vielen Bühnen zurückgewiesen wurde, daß sein Trauerspiel „Lucretia und Brutus" (Karl Hugo hat, wie er versichert, noch „neun andere Stücke" als das bereits aufgeführte Drama liegen) nirgends zur Aufführung kam, und daß die Preisrichter Gervinus, ...ckh u. s. w. dem Drama „Des Hauses Ehre" nicht den Preis zuerkannten. Denn dieses Drama, „aus drei Personen bestehend, in drei Sprachen geschrieben, mit den drei Einheiten den ... Hauptbedingungen des scenischen, ästhetischen und ethischen ...erths am vollkommensten entsprechend" ist ein solches „Wunderwerk" (S. 97), daß man an die Preisrichter die Frage richten muß, „ob sie jemals ein würdigeres Drama finden werden". Ueber alles dies — sowenig wird Karl Hugo je sich selbst langweilig — schreibt er ein Buch von 176 compreß gedruckten Seiten, ja er droht noch mit einem weitern Buche: „Commentaire terrible du dernier dieu" (!), welches die nöthigen Nachträge dazu enthalten wird.

So bis aufs einzelste, bis auf jedes Wort, das man zu ihm sprach, bis auf jede Miene, die man ihm machte, konnte freilich nur jemand schreiben, der ein „allgemein bewundertes ewiges Gedächtniß" hat. Außerdem ist er ein vollkommener Charakter, ein „génie politique", er hat eine „Athletenorganisation", er besitzt ein „ausdrucksvolles, transparentes Mimengesicht", welches vorkommendenfalls (vgl. S. 117) ein „fürchterlich ergreifendes Aussehen" gewinnt, er ist ein vollendeter Vorleser und mimischer Künstler, der „oft die größten Künstler und kürzlich erst die jetzt lebenden größten dramatischen Künstler, Roger und Ristori, mit seinem dramatischen Rath geleitet hat, wie nicht minder den großen Intriguanten-Schauspieler Dessoir, als er noch ein kleiner, kalter, steifer armer Liebhaber war!" Wird unsern Lesern nicht vor einem solchen Complex von großen Eigenschaften und unerhörten Leistungen schwindelig? Aber es kommt noch besser. Er sagt von sich: „Wird die Nachwelt je glauben, daß in diesem Schwindeljahrhundert, das mit der Februarrevolution begann und wo der Schwindel meiner drei Nationen mich hin- und herwarf nach einer schnellen und glänzenden Carrière, wie sie noch kein Dichter machte, wird die Mitwelt selbst es glauben, daß ein solcher Universaldichter sich in einer so unfruchtbaren Stadt so ennuyiren ließ; und dennoch konnte ich nicht anders, es wäre noch schlimmer gewesen. Ich bestand also die Feuerprobe einer Hölle auf Erden, und ich gewann die himmlische Heiterkeit meiner göttlichen Selbsterkenntniß, und ich schwieg."

Er nennt sich einen weltbewanderten Poeten in drei Literaturen, „der zehn Jahre l'homme intelligent" der Pariser und was mehr sagen will, „l'homme distingué der Pariserinnen gewesen"; er schreibt ein andermal die schwindelige Phrase nieder, die aber zugleich doch beweist, daß er auch über sich selbst witzig werden kann: „Ja, ich bin, um ganz nüchtern zu reden, ein unverwüstlicher, also jetzt schon bei lebendem Leibe ein unsterblicher Weltpoet, folglich eine Art Gottheit, ja, ich könnte sagen, mehr als ein gewöhnlicher Gott, der in und von der Luft lebt; denn wie einst ein armer polnischer Jude, als er befragt wurde, was er thäte, wenn er der Kaiser von Rußland wäre, in der Art wie alle Kinder aus dem witzigen und schmuzigen Stamme Juda's antwortete: «Wenn ich Kaiser von Rußland wäre, so wäre ich mehr als mein Kaiser, denn ich möchte noch nebstbei schachern!» so scheine auch ich mehr als ein gewöhnlicher Gott, der übrigens nicht verhungern, mithin seine gerühmte Allmacht auch nicht mit meinem Universalgenie vergleichen kann; denn ich besitze noch nebstbei die Klugheit eines armen Teufels." Weiter versichert er: „Mein Genie hat einst im Himmel einen Fehltritt gemacht und ist in ein Gaunerjahrhundert gefallen; und nun vollends in Berlin, diese Standbanditen Stadt" (buchstäblich so!); er ist ein Dichter, „der alle Jahrhundert nur einmal wiederkommt", der einen „die Begriffe bereits übersteigenden Ruhm" besitzt. Als der königlich preußische Hof einer Aufführung seines Dramas beigewohnt hatte, hielt Karl Hugo in einer Gesellschaft eine Rede zu Ehren des ihm so „offenbar gewogenen" Prinz-Regenten, die er mit den Worten schloß: „Meines Wissens ist dies das einzige Beispiel in der Weltgeschichte, daß ein Hof solche Demonstration gegen seinen eigenen aufgestellten Diener gab und zwar zur Ehrenrettung eines liberalen Dichters, von dem überdies den «Brutus» die Prinz-Regentin in Händen hat.— Die ganze Gesellschaft applaudirte dermaßen, daß der Polizeiwachtmeister Kühling mit feuchten glänzenden Augen meine Hand küßte und ausrief: «Das war göttlich»!"

Der Verfasser scheint dieses Applaudissement und diesen Handkuß von seiten eines Polizeiwachtmeisters für baare Münze genommen zu haben, wie es solchen Leuten geht, die sich für „Weltpoeten" halten. Ja, daß es Oesterreich im Kriege gegen Sardinien und Frankreich so übel erging,

rührt nur davon her, daß des Verfassers Stücke in Wien nicht aufgeführt wurden; er sagt: „Jetzt, nachdem ich vor 2½ Jahren Wien zum letzten male verlassen, hat die gewaltige Nemesis das gewaltige Oesterreich für diesen gewaltigen Frevel erreicht; jetzt hätte es nöthig eines gewaltigen Geistes — nicht wie die Pariser dem Charles Hugo zuerkennen, eines „génie politique" — sondern nur eines gewaltigen Dichters, der über Oesterreich und Ungarn schützend und vermittelnd hätte schweben können, und mit seinem Hellblick so leicht die gordische Verwickelung hätte lösen können, bis nicht daraus — wie ich meinem Bankier und andern Politikern hier es vorausgesagt — der fähigste österreichische Kopf Schmerling einen Schmarling gemacht."

Sein „Autotheos" erreicht hierbei seinen Schwindelpunkt in den Worten: „Meine prophetischen Wünsche sind auch, wie bekannt, bald darauf schon bei der Schlacht von Magenta in Erfüllung gegangen, schon damals, zum Verwundern aller meiner Bekannten in Wien, und werden sich immer mehr bewähren, bis das ungeheuere Majestätsverbrechen gegen den heiligen Geist, der in mir, dem in Wien zuerst unter allgemeiner Verwunderung aufgetauchten «Weltpoeten», am auffallendsten und verderblichsten gekränkt wurde, völlig gesühnt sein wird, sei es durch euern Gott oder meinen Autotheos!

„Zittere auch du, Deutschland! Noch habe ich dir nicht geflucht; denn ich bin durch eine Weltgeschichte aller menschlichen Leiden und durch einen Anhang nie dagewesener Kränkungen gesund und ruhig geworden; aber ich habe «Phantasie, Kraft und Macht», wie der alte Gubitz von mir sagte, dich aufs tiefste zu kränken; ja, ich habe Genie, Erfindung und Muth, sage ich, dir deinen besten Dichter zu vernichten und dich in die Höllenglut der ewigen Reue zu stoßen! Deutschland, ich sage dies, wie alles hier, ganz ruhig und besonnen: zittere, bedenke und bessere dich!"

Nur noch eine Stelle wollen wir hier anführen und damit unsere Citate schließen, die wol zur richtigen Beurtheilung der eigentlichen Gemüthsbeschaffenheit des Verfassers hinreichen werden. Nach der Aufführung seines „Brutus" in Pesth sagte sein „liebenswürdiger Schwager", Herr Pfeffer: „Das war ein Succeß gestern, wie man ihn noch nie gesehen! Die ganze Stadt ist heute von Ihrem «Brutus» begeistert. Jeder spricht davon" u. s. w., worauf der zufällig mit anwesende Schauspieler Dessoir ausrief: „Bah, was ist das gegen Shakspeare!" Karl Hugo bemerkte hierauf ganz ernsthaft: „Legen Sie alles, was Shakspeare je geschrieben, in die eine Wagschale, und «Brutus und Lucretia» in die andere, und fragen Sie jeden unparteiischen Kritiker oder gebildeten Zuschauer, auf welcher Seite er den meisten poetischen und dramatischen Gehalt fände?"

Karl Hugo machte sich nun an eine Kritik Shakspeare's. Dieser habe nicht eine Spur von freier Gesinnung, humaner Empfindung und erhabener Idee, weil es ihm gänzlich an Begeisterung gefehlt; Wahrheit suche er ebenso wenig, „als er sie in seinem abgeschlossenen Schauspielerleben kennen lernen konnte"; er könne „niemals Erholung, nur Unterhaltung bewirken durch reichen, oft zu trivialen, einem wahren Dichter ganz unmöglichen (!) Humor"; Shakspeare sei der „Gott der Effecthascher" u. s. w. Diesen Unsinn, der aber in seinem Zusammenhange Methode hat, unterbrach Dessoir mit den Worten: „Lassen Sie mir doch meinen Shakspeare!" worauf Karl Hugo „boshaft triumphirend" bemerkte: „Schlägst du meinen Hugo, so schlage ich deinen Shakspeare!"

Karl Hugo, der trotz allebem nicht ohne Lichtblicke von Geist und Originalität ist, geht mit der deutschen Nation scharf ins Gericht und wiederholt alle Augenblicke den Vorwurf: „Der Deutsche hat nur Ein sublimes Vergnügen, seine großen Geister zu cujoniren." Etwas ist daran wahr, und wenn man die viele deutsche Philisterwirthschaft um sich her überblickt, so begreift man kaum, wie es möglich war, daß gerade aus dem Schose der deutschen Nation so viele überragende große Denker und Dichter hervorgehen konnten. Viel Vergnügen gewährt es in der That nicht, ein deutscher Poet zu sein. Er möchte gern ein oder einige Stücke von der Welt sehen, jährlich gern eine Erholungsreise machen, sich gern Bücher, Kunstsachen und andere Hülfsmittel der Bildung wie des Comforts anschaffen, aber es fehlt ihm dazu an Mitteln; er ist ein Freund von Blumen und Laubgrün und würde glücklich sein, nur ein kleines, ganz kleines Gärtchen von wenigen Quadratfuß zu besitzen und eine schattige Laube darin, und er muß vielleicht in einem Hinterzimmer wohnen, mit der Aussicht auf einen finstern, dunstigen, schmuzigen Hof; er preist im Liede den Wein, und er muß das ganze Jahr über aus ökonomischen Gründen sich an Wasser oder höchstens schweres Bier halten; er feiert die Frauen, und er bleibt gerade von dem Kreise derjenigen, die er am liebsten aufsuchen möchte, als pauvrer Mensch ausgeschlossen; er möchte schaffen und schaffen, und er muß seine schönsten Plane liegen lassen, um nur so viel zu erschwingen wie jeder Lump, der pflichtmäßig sein Leben fristen und seine niedrigsten Bedürfnisse zum Zweck des bloßen Ernährungsprocesses befriedigen will; er möchte die reinsten Humanitätsgrundsätze predigen, und er wird von den Philistern aufs inhumanste mit Füßen getreten, von den Regierungen scheel angesehen, von den Behörden im Fall eines Conflicts rücksichtsloser wie jeder andere aus den gebildeten Ständen behandelt. Die liebe gute gemüthliche deutsche Nation fand, bisher wenigstens — denn hoffentlich ist in dieser Hinsicht ein neuer Tag angebrochen, wenn wir uns nicht etwa, in einer den Poeten doch so höchst ungünstigen Zeit, durch einen blos flüchtigen Schein täuschen lassen — dies alles ganz in der Ordnung, oder sie war, wie Karl Hugo es ausdrückt, nur stark „im Leben zum Cujoniren, im Tode zum Monumentiren". Daher hat sie auch, vollkommen ihrer würdig, eine zwar tiefe, schwere, gelehrte reiche und besonders an Kritik und Tendenzen reiche, aber im ganzen auch eine sehr wenig anmuthige, sehr wenig liebenswürdige, sehr wenig künstlerisch glänzende, kurz eine aus Arbeitsschweiß, Noth, Sorge und Aerger zusammengebackene Literatur.

Es mag auch richtig sein, daß man unserm Verfasser [illegible] Leben und Wirken schwerer gemacht hat als billig. Er hat eine Menge Stücke geschrieben, die nicht aufgeführt wurden, und so sammelten sich im Laufe der Jahre die in diesem Buche besonders hervortretenden krankhaften Elemente in seinem [illegible] an, und die Einbildung, ein großer Dichter zu sein, erreichte den höchsten schwindeligsten Grad; denn letztere steigt in der Regel in demselben Verhältniß, in welchem der Widerstand [illegible] welchen die Welt dem Poeten entgegensetzt. Die Legion [illegible] „verkannten Genies" rekrutirt sich ja vornehmlich aus den Reihen der dramatischen Dichter, denen man gar nicht oder [illegible] spät, wie unserm Verfasser, Gelegenheit gab, den Bühnenwerth ihrer Producte vom Theater herab zu erproben. Erst in den letzten Jahren hat man es in Deutschland mit einem kleinen Stück Karl Hugo's versucht, ihm dabei aber, der umständlichen Art der Deutschen gemäß, gewiß mehr Schwierigkeiten gemacht [illegible] dies bei einem so kleinen Stücke nöthig war. Der Erfolg [illegible] der Art, daß der nun bereits in den Jahren vorgerückte [illegible]ter sich immer noch einbilden kann, mit einem andern seiner Stücke durchzuschlagen. Man machte ferner, seine Schwäche wahrnehmend und benutzend, sich nur zu oft das hämische Vergnügen, ihm grobe Schmeicheleien zu sagen, die er für [illegible] gemeint nahm und die doch nur geheimer Spott waren; andererseits aber gab man ihn auch der öffentlichen Verhöhnung [illegible] wie z. B., nach Karl Hugo's Versicherung der Schauspieler Dessoir in Pesth, der Vaterstadt des Dichters, indem er [illegible] Heinrich in „Lorberbaum und Bettelstab" so copirte, daß [illegible]mann in dieser Maske das wohlbekannte Urbild wiedererkennen mußte. Der Verfasser hatte „Des Hauses Ehre" in französischer Bearbeitung auch bei dem Odéontheater in Paris eingereicht, aber obschon es nicht zur Aufführung kam, so scheint man den Verfasser in Paris doch im ganzen anständiger und taktvoller behandelt zu haben, denn er versichert, daß in Paris „selbst der letzte Chorist, der nebstbei noch ein anderes Gewerbe treiben muß, mehr Intelligenz, Honneteté und Humanität besitze als der erste beste Regisseur eines deutschen Hoftheaters", [illegible]

überhaupt der „gröbste [illegible] umgänglicher, gefälliger, ja barmherziger ist als der nobelste berliner Schwindler“. Daran mag leider etwas Wahres sein; denn Noblesse, Urbanität und Takt scheinen leider gerade nicht die Tugenden zu sein, durch die sich der Deutsche vor andern Völkern besonders auszeichnet.

Nichtsdestoweniger müssen wir, aus schon anfangs angegebenen Gründen, Karl Hugo's Schrift, die doch wieder zu viel berechneten Verstand und zu sehr die Eigenschaften einer „Selbstreclame“ an sich trägt, um sie als ein Product completen Aberwitzes anzusehen, entschieden misbilligen und bedauern. Er selbst wird nicht den geringsten Nutzen davon haben; er wird nicht einmal, wie er sicherlich hofft, die Theilnahme des Publikums dadurch für sich gewinnen, nicht einmal in weitern Kreisen damit Sensation erregen. Karl Hugo ist in Selbstreclamen nie blöde gewesen, aber er verfehlt durch Maßlosigkeit sein Ziel. Aus blos selbstischen Motiven und aus krankhafter Poeteneitelkeit hervorgegangen dürfte dagegen diese Schrift um so mehr dazu dienen, die Interessen des Schriftstellerstandes zu compromittiren statt zu fördern. Denn es wird in Theaterkreisen doch manchen geben, welcher der Broschüre mehr Werth beilegt, als sie verdient, und daraus nur die Lehre zieht, daß man gegen die Erstlingserzeugnisse von Dichtern, indem man ihrer Indiscretion, Rachsucht und Eitelkeit oder Selbstverblendung alles zutrauen dürfe, fortan noch vorsichtiger sein müsse als bisher. Unsere Leser wissen, mit welchem Eifer wir die Interessen des Schriftstellerstandes zu verfechten gewohnt sind; aber wenn Broschüren von derselben oder auch nur annähernder Art wie die vorliegende häufiger werden sollten, dann würden wir, wir gestehen es, unserer Bestrebungen uns zu schämen anfangen und niemals wieder unsere Feder im Dienste und zum Nutzen schriftstellerischer Interessen in Bewegung setzen. **H. M.**

Reiseberichte aus dem südöstlichen Europa.

Südöstliche Steppen und Städte. Nach eigener Anschauung geschildert von Wilhelm Hamm. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist seltsam, daß in einer Zeit, in der eine Reise nach Oberägypten fast im Licht einer sommerlichen Spazierfahrt erscheint, in unserer nächsten Nähe, an den Ufern der Donau, an den Küsten des Schwarzen Meeres noch fortdauernd Reisen gemacht werden können, die den Charakter von wahren Entdeckungsreisen an sich tragen! Indem wir in das Weite schweifen, bleibt uns das Nahe unbekannt! Das treffliche Buch, welches wir oben nannten, ist ein Beleg zu dieser auffallenden Erscheinung. Es ist, was ein Reisebericht sein soll, treu und wahrhaft, voller Belehrung über bedeutende Interessen, und unterhaltend im objectiven wie im subjectiven Sinne. Die Bilder der Natur und die Volksskizzen aus dem südöstlichen Europa, welche in diesem Buche aneinander gereiht sind, zeigen sich als das Ergebniß zweier Reisen und eines längern Aufenthalts in den neurussischen Steppen, die der Verfasser in den Jahren 1858 und 1859 daselbst ausführte. „Wenn auch manches“, sagt er, „über diese Ländergebiete schon früher veröffentlicht wurde, so ist dies doch theils ungenau, theils veraltet. Hier rollt das Rad der Zeit schnell; der ungeheuere Umschwung einer jugendlichen Civilisation läßt heute unrichtig erscheinen, was gestern richtig war. Dies kaleidoskopische Bild aber zieht heute mehr als je die Augen der Welt auf sich; denn ohne Zweifel wird gerade hier der fünfte Act der großen europäischen Tragödie vollzogen werden, der die Neugestaltung des Ostens einleitet: hier, auf der ersten Station der Völkerwanderung, hier, in der Kornkammer Europas, in dem handelspolitischen Emporium, wo mit Vollendung der Bauernemancipation, im Hause des kranken Mannes, die Interessen Deutschlands ihre vorzüglichste Wurzel haben.“

Der Bericht, den wir in jeder Hinsicht als einen sehr bedeutenden zu bezeichnen haben, nimmt seinen Ausgangspunkt in Pesth, berührt die Donaustädte, Ibraïla und Galacz, zeichnet uns Tultscha und die deutschen Colonien der Dobrudscha, malt uns die Sulinamündung und Bulgarien, das türkische Regiment, die Thätigkeit der europäischen Donaucommission, Odessa, die Steppen, die Plawni des Dnjepr und seine Wälder, den furchtbaren Heuschreckenkrieg, Nikolajew und Cherson, die Natur Neurußlands und die deutschen Colonien als das Hauptobject des ganzen Gemäldes, in allen statistischen Beziehungen, unter Fahrten und Jagdabenteuern aller Art und anziehenden Sitten und Charakterzeichnungen aller Stände; verweilt dann in Stambul und Kleinasien und schließt endlich mit der Reise durch den Archipel und das Jonische Meer nach Triest. Auf diesem ganzen Wege begegnet uns des Neuen und Wissenswerthen viel, unser beständiger Begleiter aber ist ein so anziehender, unterrichteter und so geschmackvoller Erzähler, wie es wenige sind.

Auf seine Erzählung einzugehen ist uns nur hier und da mit einem Pinselstriche erlaubt. Hauptpartien des Berichts hat die „Gartenlaube“ gebracht und damit den Beifall zahlreicher Leser gewonnen; wir aber müssen die Versuchung zu solchen Mittheilungen unterdrücken. Die Schilderung von Galacz endet der Verfasser mit der Versicherung, daß es keinen unangenehmern Ort in der Welt gibt als diesen, und daß der Ekel daran ihn krank gemacht habe. Die Dobrudscha schildert er — wir hielten sie für ein flaches Sumpfland — vielmehr als ein zerklüftetes Waldgebirge, voller malerischer Schluchten, die keine Karte auch nur andeutet. Hier trifft er mit Sr. Excellenz Omer-Pascha, dem Präsidenten der Donaucommission zusammen und gibt uns ein sehr ergötzliches Bild türkischen Wesens. Ein alter Oberoffizier, einen Bündel Sachen und einen großen Korb voll Kirschen am Arm, meldet sich bei dem Pascha „soldatisch-feierlich“, nach geschehener Meldung aber räumt er seinen Korb aus und präsentirt Sr. Excellenz sofort von seinen Kirschen, höchst geschmeichelt von ihrer Annahme! Dann lernen wir die Donaumündungen, vor allen die Sulina-Bojassi kennen, Tultscha, malerisch gelegen und seine 20000 Bewohner, Deutsche, Bulgaren, Türken, Griechen, in einem schlechten Italienisch miteinander verkehrend. Wie eine Stadt der Golddistricte in Australien hat sich Sulina erhoben. Da, wo vor zehn Jahren nur ein trauriger, einsamer Leuchtthurm stand, erhebt sich jetzt eine Stadt mit 25000 Einwohner. Aber was für eine Stadt! Eine Stadt der Qualen und der Verdammniß, sagt der Verfasser mit Dante! Cigarrenkistendeckel, Schilf und Kattun bilden das Baumaterial ihrer Wände, weiß übertünchte Breter sind ihre Kirchen; ein Gesindel ohnegleichen ist ihre Bevölkerung, und obwol der geringste Tagelöhner nicht unter einem Dukaten zu haben ist, so verzehren doch Spiel und Trunk den reichsten Verdienst, denn jedes Haus ist eine Spielhölle für diesen Kehricht aller möglichen und unmöglichen Nationalitäten. Zur Linken des Leuchtthurms ergießt sich ein mäßig breiter Strom ins Meer, zwischen unabsehbaren Schilfwogen: das ist die vielbesprochene Sulinamündung. Aus dem Schilf aber starrt ein Mastenwald empor: das Meer ist gefährlich, denn wochenlang lassen Flut und Wind auf sich warten.

Ein anderes Bild: der Anblick des prächtigen Quai von Odessa; prachtvolle, prunkende Paläste im Halbkreis, breite Straßen mit Trottoirs, aber die Straßen sind ungepflastert, im Sommer Staubwirbel, im Winter bodenloser Sumpf oder, wie Puschkin sagt, ein Schreibzeug: Tinte und Sand! Eine Stadt der Paläste und ihrer Gegensätze! Hierauf folgt die Steppe, ein Gemälde, das dem Verfasser ganz vorzüglich gelungen ist. Nach einer Nachtfahrt durch eine Straße, die aus schwarzem Brei bestand, ist der Reisende mitten in der Steppe. Statt der Paläste von Odessa eine Wüste, grün, unabsehbar, endlos, blauer Himmel, an dem hier und da eine tatarische Hütte sich abzeichnet; kein Strauch, kein Baum, aber Herden von Wollvieh und Rindern, das Eldorado der Schafzüchter! Und dennoch gesteht der Verfasser, daß ihn auch heute noch zuweilen eine wahre Sehnsucht nach diesem freien, schrankenlosen Steppengebiet ergreife! So ist der Mensch! Was seine Phantasie einmal mächtig ergriffen hat, hält er als ein Gut der Seele fest! Eine Reihe anmuthiger Jagd-

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 11. September 1862.

Inhalt: Epische Dichtungen. — Mittheilungen aus dem dresdener Archiv. Von **Karl Zimmer**. — Aus dem Künstlerleben. — Zur Dorf- und Volksliteratur. Von **August Peters**. — Sybel's Vorlesungen über den Prinzen Eugen von Savoyen Von **Karl Gustav von Berneck**. — Märchen- und Sagenliteratur. — **Notizen**. (Zur Naturgeschichte der Blasés und Roués; Der Verfall der Poesie in England.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Epische Dichtungen.

Es ist bekannt, daß in den Goethe'schen Dichtungen sich drei entschiedene Abschnitte nachweisen lassen, die naturalistische (genialische), die idealistische (schöne) und die eklektisch-universelle (elegante) Periode, wie **Lehmann** sie in „Goethe's Liebe und Liebesgedichten" charakterisirt. Unserm großen Dichter war es beschieden, diese drei Bahnen in Vollendung zu wandeln, die im großen und ganzen in der werdenden, zur Vollendung ringenden und gewordenen Literatur aller Völker sich aussprechen. In der dritten Periode ziehen wir gleichsam ein Facit aus dem Geschaffenen; wir haben das Vorbild des Schönen und auch die ursprünglich genialische Natur kann sich in ihrem Einflusse der idealistischen Periode nicht mehr entziehen; und selbst wenn man ihr auch das bewußte Streben nach dem Ideal und den Mangel am Verstehen der Schönheit verzeiht, so wird man — und vor allem die Kritik — es doch verdammen, wenn ein solches Genie es wagen wollte, sich der eklektisch-universellen Richtung einer Periode entgegenzustellen. Es leuchtet aber ein, daß es um so schwerer ist, in der eleganten Periode etwas Neues und Bedeutendes zu schaffen und besonders werden die epischen Dichtungen unter dem Zwange ästhetischer Bedingungen, Grundsätze und Gesetze — die zum Theil aus den vollendeten Erscheinungen der beiden ersten Perioden entnommen sind — zu leiden haben. Das Epos kann eigentlich nur in den beiden ersten Perioden gedeihen; in der dritten treten jene Hindernisse auf, die Gervinus — er sagt es in Bezug auf Goethe — als Ungunst der modernen Zeit bezeichnet, welche das Epos nicht mehr in großer Entwickelung gestattet. Jene Ungunst besteht aber in dem oben Angeführten sowol, als auch in dem Mangel an auffordernder Gelegenheit" für das Epos; der ruhig lauschende Zuhörer geht in der höhern Culturperiode verloren, dem Dichter fehlt Aufmunterung und Anerkennung. Der richtige Satz der Nationalökonomie: „Den vornehmsten Sporn zu jeder productiven Thätigkeit bildet das Bedürfniß", kann mit vollem Rechte sich auf das geistige Schaffen angewendet werden. So gibt denn für uns nur die poetische Erzählung und durch sie die immer fortschreitende Entwickelung des Formellen, weiter auch das immer mehr bewußte Streben durch das poetisch Geschaffene die Verbindung zwischen Geist und Form zur Erscheinung zu bringen.

Die idealistische Periode ist bei jedem Volke die Zeit der höchsten Blüte der Literatur, die nachfolgende hat zu sorgen, daß sie sich auf der Höhe erhalte. Man kann das verfolgen in der Literatur aller Völker, am leichtesten bei den Alten, in denen ja — mit Ausnahme der Juden — die drei Perioden in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur Erscheinung kommen; bei den Griechen z. B. von Homer bis zur Zeit des Sinkens in nur sieben Jahrhunderten.

1. Nena Sahib. Eine indische Geschichte und vermischte Poesien von **Sempronius**. Berlin, Hasselberg. 1860. Gr. 16. 12 Ngr.

Was die Hauptdichtung der vorliegenden Sammlung anbetrifft, so glauben wir den Wunsch des Dichters zu treffen, wenn wir Byron in Bezug auf ihn erwähnen. Unverkennbar hat Sempronius dem großen britischen Dichter nachgedichtet, seine Eigenthümlichkeiten studirt und sie sich als Manier angeeignet. Hauptsächlich zeigt sich die Aehnlichkeit in der realistischen Erzählungsweise, die selbst in den idealsten Momenten uns immer wieder an die Wirklichkeit erinnert und uns nie erlaubt, etwas anderes nachzufühlen und hineinzudenken, als was der Dichter selbst uns zwingt zu bemerken. Es ist natürlich, daß das Nachgeahmte nie den Eindruck des Harmonischen in dem Grade machen kann, wie das vollendete Original, und so erscheinen uns auch hier die Abschweifungen (z. B. auf den Staatsstreich Ludwig Napoleon's) die religiösen Einschaltungen, das fast absichtliche Sichgehenlassen im Ausdruck (z. B. im Anfang der Dichtung) etwas sehr gesucht, um trotz der Copie originell zu erscheinen. Abgesehen von diesen Ausstellungen bleibt die Dichtung immerhin beachtenswerth; fließende Sprache, überhaupt ein tüchtiges Talent zu erzählen, das nur am Ende etwas ermüdet ist, Fähigkeit zu schildern und zu spannen, sind Eigenschaften, die wir gern dem Verfasser des „Nena Sahib" nachrühmen. Auch in den vermischten Gedichten findet sich manches Vorzügliche, manches, was von edler, deutscher Gesinnung und von dem Streben nach allem dem Zeugniß gibt, was allein dem Menschen wahren Adel und wahren Werth verleiht. Jedenfalls zeigen diese Gedichte im Vergleich mit denen, die Sempronius 1858 erscheinen ließ (von uns in Nr. 13 d. Bl. f. 1860 besprochen), einen nicht unbedeutenden Fortschritt des Dichters.

2. Das belagerte Wien. Eine Reimchronik. Leipzig, Barth. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Reimchronik — eine etwas starke Dichtung von 448 Seiten — erzählt die zweite Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683. Der Dichter hat seinen Stoff in einzelnen, unter sich im Zusammenhang stehenden Gedichten mit wechselndem Rhythmus bearbeitet; seinem Vorsatze nach hat er sich möglichst objectiv gehalten und sich selbst den naheliegenden Vergleich jener Zeit mit der Gegenwart versagt, obgleich ihm die mehrfachen Berührungspunkte zwischen damals und jetzt nicht entgangen sind. Der Dichter hat es verstanden, uns ein interessantes und lebendiges Bild jener Zeit vorzuführen, und es ist gewiß anzuerkennen, daß er bei den zwar reichen, aber doch oft unter sich ähnlichen Begebenheiten die Spannung der Leser durch sein Erzählertalent gleich rege zu erhalten versteht. Namentlich gelingt es ihm gleich von vornherein, uns geschickt mitten in die Situation zu versetzen und uns an der Aufregung theilnehmen zu lassen, in welche die wiener Bürger durch die nahende Gefahr versetzt wurden. Treffend und lebendig schildert er uns das türkische und ungarische Heer, die Flucht des Hofs, den Helden Starhemberg, des Lothringers Einzug; er zeigt uns die vergeblichen Versuche der Feinde, Wien zu erobern, und namentlich die Abwechselung in der Schilderung der verschiedenen Ausfälle, der Wachten, Befreiung von Gefangenen, Kämpfe u. s. w. ist um so mehr zu rühmen, da hier eine Eintönigkeit nur schwer zu vermeiden war. Die kühne Recognoscirung des türkischen Lagers durch den heldenmüthigen Bürger Kolschützky ist ganz besonders gut erzählt. Der Grundgedanke der ganzen Dichtung aber ist, daß Bürgermuth der höchste Wall sei. Der Ausdauer Kolschützky's und der Bürger, der wackern Betheiligung der studirenden Jugend, die durch eine treffliche Rede ihres Rectors begeistert wird, verdankte Wien hauptsächlich seine Rettung. Mit besonderm Geschick versteht der Dichter durch Gegensätze zu wirken: die Flucht des Hofs und das treue Ausharren der Bürger, die Feigheit des Hofadels und der Muth der Starhemberg, Kinsky u. s. w., der Verrath der Jesuiten und dagegen das Auftreten des Bischofs Kollonitz, die schon oben erwähnte Rede des Rectors und eine „Pfaffenpredigt" geben vielfachen Stoff zum Denken und dadurch noch über die Dichtung hinaus Interesse und Anregung.

Das Technische ist fast überall geschickt und tüchtig, einigemal, z. B. S. 33 und 83, können wir uns mit der Wahl des Versmaßes nicht ganz einverstanden erklären. Wenn der Dichter im Vorwort sagt, er habe sich treu an die Anschauungen und an die Meinungen der erwähnten alten Schrift gehalten, so möchten wir das auch an einzelnen Punkten, z. B. bei den Gedanken Albrecht's auf dem Walle bezweifeln, wo doch gar zu moderne Begriffe dem 17. Jahrhundert octroyirt werden. Im ganzen aber wird der Leser durch die Dichtung befriedigt und erfreut werden.

3. Cisatlantisch. Von Wilhelm Walther. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1861. 8. 24 Ngr.

Die vorliegenden epischen Dichtungen sind aus dem Spanischen übersetzt; sie geben Kunde von dem geistigen Schaffen in den La-Plata-Staaten und erwecken ein günstiges Urtheil über jene junge, im Fortschritt begriffene Literatur. Die erste Dichtung „In der Pampa" ist eine freie Uebertragung des Gedichts „La cautiva" von Estevan Echeverria, das Werk eines Dichters, der mit so vielen andern zur Zeit der Reaction aus Buenos-Ayres verbannt wurde. Echeverria ist durch das genannte Epos, durch seine Liedersammlung „Consuelos", wie durch sein in der Verbannung geschriebenes Heldengedicht „Avellaneda" der Lieblingsdichter der argentinischen Republik geworden; Walther, der uns aus Brasilien diese Uebersetzung sendet, verdient unsern Dank für die lebendige Verdeutschung. Echeverria führt uns in die Wiesenebenen im Süden und Westen von Buenos-Ayres und zeichnet uns ein wahres Bild aus dem Kampfe der weißen Rasse mit den Eingeborenen, das freilich sehr verschieden von der romantischen Schilderung jener Kämpfe in Nordamerika ist, wie sie uns Fenimore Cooper entwarf. Den Mittelpunkt bildet die Flucht eines treuen Paars aus der Gefangenschaft der Indianer, die Gefahren, die sie zu überwinden haben, die Noth, der sie endlich erliegen. Wie der Uebersetzer selbst sehr richtig bemerkt, hat der Dichter den Muth der Wahrheit bewiesen, selbst auf die Gefahr hin, die Grenzen der schildernden Kunst überschreiten zu müssen. Die Schilderung des indianischen Festes und infolge dessen die Trunkenheit der Sieger streift allerdings an die Grenze des ästhetisch Erlaubten; dagegen ist das der Natur abgelauschte Bild der Wüste mit ihren Schönheiten und Schrecken ebenso wahr als schön, die Darstellung der treuen Liebe so ergreifend, daß wir schon um dieser Vorzüge willen, ganz abgesehen von dem literarischen Interesse der Dichtung, diese warm empfehlen können.

Besonders hervorzuheben ist der zweite Gesang (Schilderung der Wüste), der vierte (die Befreiung des Helden durch seine Gattin), die lebendige Schilderung des Wüstenwindes (achter Gesang) und endlich die ergreifende Erzählung von dem Tode des Gatten (neunter Gesang). „Längs der Küste" ist eine freie Uebersetzung der „Cantos del Peregrino" von José Mármol; in dem Vaterlande des Dichters preist man diese Dichtung als sein Meisterwerk, und auch wir stimmen in der Bewunderung derselben mit seinen Landsleuten überein. Mármol, der namentlich durch die Gedichtsammlung „Armonias", durch die erste historische Novelle in Südamerika „Amalie" und durch einige Schauspiele, die mit Glück auf der Bühne zu Montevideo vorgeführt wurden, seinen Ruf als Dichter begründete, hat selbstgeständlich seine ersten Inspirationen den „Consuelos" zu verdanken. In dem vorliegenden, in der Verbannung geschriebenen reifern Werke übertrifft er unserer Ansicht nach Echeverria. Er schildert die Gefühle eines Verbannten, der längs der Küste hinfährt und die letzten Scheidegrüße seinem Vaterlande zuruft; das Bild, das er von den Naturschönheiten und den Vorzügen des Landes entwirft, von dem er scheiden muß, ist höchst poetisch und gibt Zeugniß von tiefem Gefühl, reicher Auffassung, edler Gesinnung und warmer Begeisterung. Das schön Empfundene kommt in dem Gedichte zur vollendeten Gestaltung, und wir stehen nicht an, die Dichtung in vieler Hinsicht als ein Meisterwerk zu bezeichnen. Dazu ist die Sprache der Uebersetzung sehr wohl gelungen, der Stil durchgängig edel; Rhythmus und Reim überall correct und wohlgefällig. Wir haben demnach alle Ursache, die Arbeit Walther's, die er mit einem deutschen Gruße aus Brasilien uns sendet, der Aufmerksamkeit aller Freunde der Literatur zu empfehlen.

In dem Vorworte gibt uns der Uebersetzer noch eine Skizze von den Bestrebungen der hispano-amerikanischen Presse, die so recht, wie Walther S. x bemerkt, ein Bild des Strebens und Kämpfens, der Leiden und der Hoffnungen der La-Plata-Staaten sind.

4. Was sich der Wein erzählt. Von Arnold Schloenbach. München, Fleischmann. 1862. 16. 7½ Ngr.

> Zu einer Zeit, wo alles was erzählt —
> Weil die Poeten selber nichts mehr wissen —,
> Wo allem ein Geheimniß abgequält:
> Den Wäldern, Höfen, Ställen, Felsenrissen;
> Wo alles spricht, was sonst so brav geschwiegen:
> Blumen, Kaninchen, Vögel, Hopfenstangen;
> In Rüben und Kartoffeln Geister liegen,
> Derweil der Geist den Dichtern ausgegangen:
> In solcher Zeit — wer wird mir da nicht glauben
> Was ich erzähle aus dem Reich der Trauben!

Mit diesem philosophischen Vorworte leitet Schloenbach seine Dichtung ein und beweist durch dieselbe, daß noch nicht allen Dichtern der Geist ausgegangen ist. Der Wein erzählt uns prächtige Geschichten und entwickelt mit Takt und Geschmack einen Humor, der gewiß auch die Leser heiter stimmen wird.

Die Gründe, die man anführen soll, wenn die Frauen fragen, ob denn das Trinken wirklich nöthig sei, sind sehr hübsch erdacht; die Warnung vor schlechten Weinen ist sehr wahr und beherzigenswerth, und die Parodie von Müller's „Das Wandern ist des Müllers Lust" in „Das Trinken das ist meine Lust" so ansprechend, daß gewiß auch diesem Texte die Schubert'sche Melodie untergelegt wird. Nicht minder gefällig sind die drei Geschichten, die der Wein erzählt, tief unten im Keller, während er mit seinem Geiste den Dichter fort und fort bewirthet; da ist es denn kein Wunder, daß die Geschichten immer heiterer und ausgelassener werden. Da ist zuerst die Mär „Von dem rheinischen Mann, der sich erhenken wollte", vorher aber noch einen Abschiedstrunk nimmt und zuletzt alle Todesgedanken zugleich mit dem Stricke in das leere Faß versenkt, und haec fabula docet: „Den ärgsten Strick kann guter Wein curiren." Weiter erzählt der Wein von drei Studenten, die arg aneinander gerathen bei der wissenschaftlichen Erörterung, ob Rüdesheimer, Johannisberger oder Asmannshäuser vorzuziehen sei; sie beschließen endlich an den Quellen zu prüfen und dann zu entscheiden, aber schon seit Jahren ziehen sie den Rhein hin und her, der letztgetrunkene scheint ihnen immer der beste; die Prüfungscommission wird wol nie endgültig entscheiden. In der dritten Geschichte kommen Städter bei einer Feuersbrunst den Bauern zu Hülfe; diese, aus Dankbarkeit füllen eine Feuerspritze mit Wein, der denn nun die Städter in Feuer und Flamme versetzt. Wir empfehlen den Freunden humoristischer Dichtungen das Büchlein in der Ueberzeugung, daß es sie erfreuen und erheitern wird.

5. Rübezahls-Schwänke. Von G. Deutschmann. Prag, Bellmann. 1861. 8. 26 Ngr.

Wer erinnert sich nicht mit Freuden aus seiner Kindheit der Erzählungen von Rübezahl, jenes schlesischen Berggeistes, der die Guten belohnte und die Bösen neckte und strafte? Seine Schwänke sind nun hier in Reime gebracht, einfach und schlicht erzählt. Können auch die Dichtungen keinen besondern poetischen Werth beanspruchen, so liegt doch schon in der Sammlung dieser Geschichten — es sind deren 63 — ein Vorzug, den alle die anerkennen werden, welche die Bedeutung der Volksmärchen und ihr culturhistorisches Interesse zu würdigen verstehen. Die Moral, die sich in diesen Schwänken so einfach und schlicht und doch so klar und bestimmt ausspricht, hat ebenso wie der darin niedergelegte poetische Sinn des Volks allen Anspruch, bedacht und beachtet zu werden.

6. Der Elfengrund. Eine Weihnachtsgabe. 1861. Wien, Braumüller. 1861. 16. 12 Ngr.

Dichtungen wie die vorliegenden sind nur genießbar, wenn ein romantischer Zug sie durchweht, der vor allem natürlich und nie gemacht erscheinen darf. Der Dichter muß uns anheimeln, uns in seinen Zauberkreis hineinziehen und uns in Stimmungen versetzen, die unserer Zeit verloren gegangen sind. Das Gemüth muß befriedigt werden und der Verstand durch das Geistige oder wenigstens Geistreiche, das der Dichter in seine Dichtung hineinlegt, für das Fremdartige, das er uns bietet, gewonnen und zu gleicher Zeit für das Unwahrscheinliche entschädigt werden. Vor allem müssen die Naturschilderungen poetisch sein, die der Natur abgelauschten Geheimnisse müssen uns ansprechen; unschöne, unbedeutende oder gar verbrauchte Bilder, wie sie auch diese Dichtung enthält, sind freilich nicht dazu gemacht. Die Einleitung des „Elfengrund" ist leider nicht dazu angethan, in uns ein günstiges Vorurtheil für die ganze Dichtung zu erwecken; sie ist unbedingt die schwächste Partie der poetischen Erzählung. Epheu, der vom Felsen „rieselt", ein Bächlein, das wie „klares Glas" fließt, sind Bilder, die nicht gerade zur Empfehlung dienen; auch kann der Ausspruch:

> Rings umheget war die Schlucht
> Von des Urwalds grünen Mauern,
> Der in weiten Thales Räumen
> Kräft'ge, frohe Menschen nährte —

leicht bei gedankenlosen Lesern sonderbare Begriffe über die Nahrungsbedürfnisse der Bauern erwecken. Das Märchen selbst erzählt von einer Königstochter, der Braut eines Königssohns, die durch Vermittelung der Elfen in Liebe für einen Dichter entbrennt. Die Elfen, welche die Fähigkeit haben, sich in jedes beliebige Thier zu verwandeln, bringen es denn auch zu Wege, daß der Dichter je zweimal Braut und Bräutigam aus Lebensgefahr rettet, bis denn endlich der letztere entsagt und die Liebenden vereint. Die Uneigennützigkeit der Elfen und des Königssohns verdient alle Anerkennung. Wir wollen gern zugestehen, daß der Dichter es versteht, uns seinen Helden in entscheidenden Lagen vorzuführen, er läßt ihn auch überall selbständig handeln, die Elfen bereiten die Thaten nur vor, er vollendet sie und das ist allerdings ein Beweis von dem richtigen Gefühl des Dichters. Aber trotz alledem liegt in der Erfindung wie in der Behandlung ein durchgehender Zug von Weichheit, es geht alles so glatt ab, daß selbst die Kühnheit des Helden uns kein Interesse abgewinnt. Der Dichter fragt selbst:

> Wer wagt es, uns in kampferfüllten Zeiten,
> Wo Völker gegen Völker eifernd ringen,
> Zur Freiheit und zur Größe durchzudringen,
> In solchem Ton zu stimmen seine Saiten? —

und wir wiederholen, daß nur ein ganzer Dichter ein solches Wagniß unternehmen sollte. Jean Paul sagt einmal ungefähr, daß der Dichter, der in entscheidenden Lagen nicht wisse, ob er seinen Helden ja oder nein sagen lassen solle, besser thäte, ihm für immer den Abschied zu geben. Noch schlimmer und bedenklicher erscheinen uns die Helden, bei denen es eigentlich allen vollständig gleichgültig ist, ob sie zustimmen oder verneinen. Die sprachliche und metrische Ausführung dieser Dichtung ist übrigens, wenn auch nirgends bedeutend, doch immerhin leicht und gefällig.

7. Sawitri. Von Luise von Ploennies. München, Fleischmann. 1862. 16. 15 Ngr.

Die Heldin ist die Tochter des Königs in Madra, der sie nach der Gemahlin des Gottes Siwa, Sawitri nannte. Zur Jungfrau herangereift, ausgestattet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, wird sie von ihrem hochbetagten Vater in die Welt gesendet, um sich selbst den Gatten zu wählen. Sie findet Satjawat, den Sohn des vertriebenen Königs von Salwa, und verbindet sich mit diesem, trotzdem der weise Narada ihr verkündet, daß ihr Erwählter nach Verlauf eines Jahres sterben werde. Sie folgt ihm in die Einsamkeit, und als wirklich nach einem glücklich verlebten Jahre Jama, der Tod, kommt, ihr das Liebste zu entreißen, versteht sie es, den sonst Unerbittlichen durch Bußübungen und Reue so zu rühren, daß er nicht nur die entführte Seele ihr zurückgibt, sondern sie auch noch durch andere große Gunstbezeugungen begnadet.

Der Stoff der Dichtung ist der Sammlung indischer Sagen von Adolf Holtzmann entnommen, die poetische Erzählung lebendig und charakteristisch. Dürfen wir mit der Behandlung im allgemeinen uns einverstanden erklären, so können wir doch im einzelnen einige Mängel und Fehler nicht unerwähnt lassen. So sind hier und da die Bilder sowol als auch der Ausdruck etwas zu gekünstelt. Sawitri sprengt Diamantenthau, sie empfindet Rosenluft, ihr Gemüth steht in Rosen, ihr Leib ist blumengleich, weiter singen die verborgenen Quellen u. dgl. m.; nur zu häufig ist der Gedanke durch den Reim entstanden, während auch die Dichterin hier und da eine Phrase mit in den Kauf gibt, z. B.:

> Gute dürfen einmal nur sich finden,
> Um als Freunde froh sich zu erkennen,
> Tugend wird uns heiligend umwinden,
> Wenn uns Raum und Stunden wieder trennen.

Einigemal ist auch eine unpoetische Wendung zu rügen, z. B. (S. 39):

> Drauf zog sie herab den Schleier,
> Ging mit ihm zur Hochzeitsfeier.

Oder:

> Weiter sprach er dann kein Wort,
> Eilte mit der Seele fort.

Endlich ist noch der für die Zeit und die Verhältnisse wunderbare Ausspruch zu erwähnen: Satjawat's Vater sei „gegen alles Völkerrecht" vom Throne gestoßen worden.

8. Mazeppa. Gedichte von Lord Byron. Uebersetzt von L. Altenbernd. 1861.

Byron's berühmte Dichtung liegt hier in einer Uebersetzung vor, die sowol im Ausdruck wie in der Form recht geschickt ist und namentlich einigemal sehr bestimmt und kunstreich den Wortlaut des Originals wiedergibt. Dann und wann stimmt diese Uebersetzung mit der bekannten Böttger'schen fast wörtlich überein. So heißt es in der letztern:

> Der Fall der Würfel fügt' es so,
> Daß Karl verwundet, eilig floh,
> Bei Tag und Nacht, durch Feld und Flut,
> Befleckt von fremd und eignem Blut.

Dagegen übersetzt Altenbernd:

> Des Würfels Zufall wollt' es so,
> Daß König Karl, verwundet, floh,
> Bei Tag und Nacht, durch Feld und Flut,
> Ihn deckt sein und der Seinen Blut.

9. Skandinavische Reisebilder in Versen. Von Hermann Lembke. Stralsund, Bremer. 1861. 8. 20 Ngr.

Die „Skandinavischen Reisebilder" sind in der Manier Heine's gedichtet, dem Lembke einen warmen Nachruf widmet. Auch Lembke schwingt „ohne Metrik und Scansion taktfühlende Flügel", er wechselt schnell zwischen Gefühlsäußerungen und Selbstironie, und es dürfte das, was er von den Deutschen sagt, mit größerm Recht speciell auf ihn angewendet werden (S. 21):

> Die Sehnsucht ist des Deutschen Lieb',
> Er liebt sie aufrichtig-platonisch:
> Doch plötzlich wol fühlt er sich weltbewußt
> Und schwatzet satirisch-ironisch.

Mit seinem Witze glaubt er tödlich zu treffen, auch er hält wol seine Verse für eine Keule, die das hornige Haupt des Gegners zu zerschmettern vermag. Im Irrthum befindet er sich nur, wenn er meint, mit solcher Manier würden Humanität und Menschenliebe befördert. Uebrigens erreicht, was den Witz betrifft, Lembke sein Vorbild durchaus nicht; er ist aber dafür harmloser, weniger erbittert, gutmüthiger und gerechter als Heine. Seinem Ideal gleicht er namentlich in dem prätentiösen Auftreten, das sich schon in der Vorrede sehr bemerklich macht, dagegen fehlt ihm der leichte und elegante Stil Heine's, besonders in der Prosa; wie gesucht und schwülstig ist z. B. der Satz: „Meine Bewunderung ward Gesang, aber die jüngste Muse des vaterländischen Gesangs hat einen tönenden Köcher mit klirrenden, scharfgespitzten Pfeilen um die leuchtenden Schultern geschwungen, und mit diesen Pfeilen bewaffnet sie die Poeten und ernennt sie so zu Soldaten der Zeit." Eine große Rolle in der Dichtung spielt der Schnaps und der Punsch und damit im engsten Zusammenhange der Katzenjammer, den er auf dem Meere, in Upsala, in Falun und sonst noch erwähnt. Ueber den Einfluß der geistigen Getränke spricht er sich mit Behagen schon im Vorworte (S. XII), weiter S. 66, 75, 81 u. s. f. aus; das geschieht denn auch nicht immer mit viel Witz, wie der Leser aus dem Zuruf an die Studenten in Upsala ersehen kann (S. 75):

> Kämpft mit im Streit der Gesittung mit Macht,
> Doch trinket, o trinkt nicht zu mächtig, —
> Den kalten Punsch hat Loki gebraut,
> Im schaurigen Kater er rächt sich.

Lembke hat kein Verständniß für die Grenzen des Humors und dieser Mangel an Geschmack verdirbt denn auch sehr häufig die sonst gelungensten Abschnitte; wir verweisen hier namentlich auf die sehr humoristische Erzählung von dem Unbehagen der Thetis, das sie in den nördlichen Meeren empfindet; der Eingang verdirbt von vornherein den im ganzen günstigen Eindruck. Um übrigens einen augenscheinlichen Beweis von dem Unterschiede der Heine'schen und Lembke'schen Dichtungsweise zu geben, bitten wir, das bekannte „In Lappland sind schmuzige Leute" mit der nachstehenden Beschreibung zu vergleichen:

> Es lebt hoch im Norden ein niedlich Volk,
> Lappländer sind sie benennet,
> Die zechen wacker, was man sonst nur
> In traurigen Lampen brennet.

Entschieden unglücklich ist Lembke, wenn er poetische Stimmungen mit der Natur in Zusammenhang bringt, z. B. wo er unter anderm ringsum durch alle Büsche „blumige Sonette" erblühen läßt. Zu loben sind mehrere zutreffende Bemerkungen, einige gute und passende Vergleiche: Stockholm das seßige Venedig; als störend bleibt dagegen noch zu erwähnen die öftere Hinweisung auf berliner Unsitte.

10. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Historisches Epos in neun Gesängen von Joseph Bruno Graf von Mengersen. Hannover, Rümpler. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Anerkennen wollen wir zunächst die Liebe und treue Sorgfalt, mit der der Dichter seine Aufgabe löste, die fleißigen Studien, die er dazu in alten Chroniken machte, die Begeisterung, mit der er sein Epos schrieb. Graf Mengersen ist ein strenggläubiger Katholik, seine Dichtung ist der Kirche gewidmet, ihren Beifall erstrebt er vor allem. Das Epos erzählt, von der Wiege bis zum Grabe, das Leben der heiligen Elisabeth, Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, ihren Tod und ihre Heiligsprechung. Ist uns auch das Verständniß für eine Heiligkeit vollständig verloren gegangen, die „Nekromanten mit einem Heer von Geistern im Solde" zur Ausführung ihrer Plane braucht, können wir auch keinen Geschmack an dem Ausdruck einer kindlichen Frömmigkeit finden, die der Dichter schildert (S. 25):

> Sie wußte sich den Spielball so zu lenken,
> Daß am Kapellenthor er niederfiel,
> Und fand sie auch das Pförtchen dort verriegelt,
> Ward doch das Schloß mit heißem Kuß besiegelt —

fehlen uns also die eigentlichen Grundbedingungen, um [illegible] Wesen dieser Dichtung recht zu verstehen, so hat doch das [illegible] der Elisabeth durch ihre Frömmigkeit und Mildthätigkeit [illegible] Anziehungspunkte, daß wir eine getreue Erzählung derselben immer mit Interesse verfolgen müssen. Der Dichter hätte [illegible] gethan, wenn er sich etwas mehr beschränkt hätte; diese [illegible] ist selbst für ein Epos zu groß, der Chronikenstil nimmt [illegible] besonders in der gewählten Form, etwas sonderbar aus. [illegible] hätten wir gewünscht, daß der Dichter denselben Fleiß, wie das Quellenstudium, auch bei der letzten Durchsicht seines [illegible] angewandt hätte. Die letzte Feile vermissen wir nur zu oft, es bedarf oft blos kleiner Aenderungen, um Störendes und Unverständliches zu entfernen. Hier und da erscheinen Gedanken, die durch den Reim entstanden sind; häufig ist der Ausdruck unlogisch und unpassend. Hier einige Beispiele: „vom Wall ...", „der Liebe Kern entfalten", „Hirsche, die zum Tode traben", „die Flechten läßt der Zufall walten", Elisabeth „umrankt" mit Armen des Gatten Gebein. Noch mehr zu tadeln sind die trivialen Ausdrücke, die namentlich in einer solchen Dichtung sehr unpassend erscheinen: „Mit Sticheln will sie ihn mürbe machen", „die alte Leier wiederholen", „er schnarchte, daß die Zähne pfiffen", „der Herr ..."

geschworen". Der Leser wird sich an diesen Beispielen genügen lassen. Die Form ist zwar fast überall correct, aber der Reim ohne große Abwechselung, der wogende Rhythmus fehlt, das eigentliche poetische Lebenselement mangelt. Der Leser, der die bekannte Legende von der Verwandlung der Speisen in Rosen kennt, wird am schnellsten für unsere Ansicht stimmen, wenn er hier dieselbe Erzählung liest. Immerhin aber mag diese Dichtung bei streng-katholischen Christen schon um ihrer Tendenz willen Beifall verdienen und finden.

11. Das Buch für Edelfrauen und edle Frauen. Dichtungen von Richard von Meerheim. Dresden, Meinhold und Söhne. 1862. Gr. 16. 24 Ngr.

Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, Richard von Meerheim in d. Bl. lobend zu erwähnen; auch mit den vorliegenden Dichtungen hat er uns wieder eine in vieler Hinsicht beachtungswerthe Gabe geboten. Er besingt in einzelnen Gedichten hervorragende Frauen der Geschichte; seine Absicht war, größtmöglichste Abwechselung in die Gruppirung zu bringen und aus diesem Grunde hat er auch von einer chronologischen Ordnung abgesehen. „Der sympathetische oder antipathische Herzschlag der schaffenden Stunde" hat ein gewichtiges Wort mitgeredet bei der Auswahl seiner Stoffe. Meerheim ist Aristokrat, sein Wahlspruch ist „Noblesse oblige" und „Truth and honour, freedom and courtesy!" Wir wissen zu gut, welcher Misbrauch mit diesen Mottos schon getrieben wurde, um nicht auch bei der Beurtheilung dieses Buchs zu forschen, ob Wahlspruch und Inhalt in Uebereinstimmung stehen? Durch die Prüfung aber stellt sich der Dichter uns dar als eine in sich einige und durchgebildete Persönlichkeit, voll hoher und edler Anschauungen, begabt mit reichen Gedanken und warmer Begeisterung, unparteiisch und gerecht in seinem Urtheil, das Gute und Edle anerkennend, wo er es entdeckt, und dabei in der festen Hoffnung lebend, daß „des Seenabels hohe Lust am Schönen sieghaft die Flut bestehen wird". Eine der schönsten Dichtungen dieser Sammlung, werth zu den besten in unserer Literatur gezählt zu werden, ist unserer Ansicht nach „Muttersegen", die Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette, feiernd.

Es geschieht zu leicht, daß eine Arbeit wie die vorliegende, die im schnellen Wechsel uns edle Frauencharaktere vorführen will, nach einer gewissen Schablone ausgeführt wird; wir rechnen es Meerheim als ein großes Verdienst an, daß er diese naheliegende Klippe vermieden hat. Nur durch gleich treue und gleich fleißige Behandlung jedes einzelnen Stoffs konnte es gelingen, das gleichmäßige Interesse für jede einzelne Dichtung zu erwecken; in keinem der verschiedenen Bilder erlahmt die Phantasie des Dichters, nie ist eine Wiederholung oder auch ein Fehler im Formellen zu entdecken. Daß hier und da statt der Spondeen und Daktylen absichtlich Trochäen angewendet wurden, wollen wir dem Dichter nur als Zeichen seines guten Geschmacks und richtigen rhythmischen Gefühls anrechnen; wir wollen ihn jedenfalls deshalb ebenso wenig, wie wegen einiger, bei seinen Hexametern unterlaufenden Trochäen irgendwie tadeln. Auch die Entschuldigung, weshalb Meerheim „Sie" als Länge gebraucht, lassen wir um so mehr gelten, da neben dem angeführten Grunde, daß das Längenmaß der deutschen Worte oft nur von der Stellung der letztern abhängt, der weitere Grund noch entscheidend ist, daß man ja überhaupt auf unsere Sprache niemals das einfache Gesetz der Alten in Betreff der Quantität wird anwenden können. Aufmerksam machen wir noch auf eine vom Verfasser, wie er sagt, „zuerst vorgeführte neue Form poetischer Darstellung". Das Gesetz der neuen Form verlangt, „daß durch die Redeweise nur einer einzigen Person der Leser oder Hörer sofort in die Plastik der Scene selbst hineinversetzt werden muß. Die dramatische Bewegung vieler, ja ganzer Volksmassen sammt Scenerie, muß durch das scharf zeichnende Wort einer einzigen Person dem geistigen Auge sichtbar vorgeführt werden." Meerheim gibt vorzügliche Proben dieser Form, die allerdings auch dieser Art für uns eine neue ist. Etwas Aehnliches bieten — hier natürlich ganz vom Charakter und Werth abgesehen — die scherzhaften Soloscenen, die aus Frankreich bei uns eingeführt, namentlich durch routinirte Darsteller eine schnelle Beliebtheit erlangt haben. Wir möchten die neue Form, die nicht schlechtweg Monolog genannt werden darf, für die aber auch der Titel einiger Gerstenberg'schen Dichtungen „Monodramatische Dichtungen" (vgl. z. B. dessen „Ariadne auf Naxos") nicht ganz zutrifft, während der von mehreren Autoritäten beliebte Titel „Sublimirte Dramen, resp. dramatische Scenen" uns etwas zu viel sagend erscheint; wir möchten also die neue Form, mit Bezug auf die obenerwähnten Soloscenen und unter Berücksichtigung ihres epischen und dramatischen Charakters „Episch-dramatische Soloscenen" nennen. Eine köstliche Gabe sind noch die Licht- und Schlagschatten „Carneval und Gesellschaftsstudien", die neben dem darin niedergelegten feinen Beobachtungstalent und der klaren Ausdrucksweise des Dichters vor allem Zeugniß geben von seinem edeln, ehrenwerthen Charakter. Selbst der Leser, der die politischen Ansichten des Dichters nicht theilen kann, wird, in objectiver Schätzung des Gebotenen, durch das Schöne und Wahre in den Dichtungen angezogen und erfreut werden.

12. Klänge aus Böhmen. Eine Apotheose zu Alfred Meißner's „Zizka" von Martin Perels. Prag, Kober. 1862. Gr. 16. 16 Ngr.

Vorliegende Dichtung gehört in die Literatur der Czechen, für die wir nur insoweit Interesse haben, als sie ihre Nationalität nicht auf Kosten der unserigen erhebt. Wir gehören nicht zu den modernen Schwärmern, die in kindlicher Gutmüthigkeit vorschlagen, Deutschland möge wieder aufgeben, was es durch sein Schwert, sein gutes Recht und seine Cultur erworben hat. Deutschland vor allem ist unser Wahlspruch! So können wir uns denn auch nicht für die Idee des Dichters begeistern, der Oesterreich zu einem Staatenbunde machen möchte; wir haben genug an dem Deutschen Bund. Die Frage, ob das österreichische Kaiserreich nicht besser thäte, sich ganz auf seine slawischen Völkerschaften zu stützen und die Herrschaft in Deutschland einem andern Staate zu überlassen, ist hier nicht zu erörtern. Stimmen wir somit in politischer Hinsicht nicht mit Perels überein, so vermögen wir uns noch weniger mit seiner Logik zu befreunden. Er verlangt, der Dichter solle nicht allein für ein Volk schreiben, er solle also kosmopolitisch sein, und er feiert doch nur seine Nationalität; er will kämpfen für die Sprache, „die er als Kind sprach", aber er bedient sich natürlich zum Kampfe nicht seiner Sprache, sondern er singt in der verhaßten, den Böhmen aufgedrungenen deutschen. Perels fordert den Kampf, der nach seiner Ansicht sehr gemüthlich sein wird; natürlich erwartet er, daß das deutsche Element sich ohne weiteres wird aus Böhmen herauseescamotiren lassen; der Kampf wird „nur Herzen, nicht Hütten entzünden" — eine billige Phrase — und „Gesittung wird das Banner tragen". Wir kennen die Gesittung der fremden Nationalitäten gegen specifisch Deutsche, siehe in Ungarn, Polen u. s. w. Der Dichter meint, man könne nicht verlangen, daß Böhmen auf seine Geschichte und Nationalität verzichte; wir aber wollen nur nicht vergessen lassen, daß Ottokar von Böhmen unterlag, daß damit entschieden wurde, ob Deutschland oder Böhmen herrschen sollte, wir wollen nur ins Gedächtniß zurückrufen, daß deutsche Cultur fortan Geschichte machte.

Ueber Politik läßt sich übrigens streiten, aber eine unabweisbare Gewißheit bleibt, daß die Dichtung als solche ziemlich unbedeutend ist; nur wo der Einfluß Meißner's und Karl Beck's bemerkbar ist, oder da, wo der Dichter ganz von eigenen Gedanken absieht und die Thatsachen reden läßt, erhebt sie sich über das Gewöhnliche. Wir können somit von dem „Flammenriesenpflug", der nach Aussage Perels' ihn „trieb", nicht begreifen, daß er nicht in einem bessern Acker Furchen zog. Der Dichter bewegt sich gern in gesuchten Kraftausdrücken, wie: wüthende Donnerwetter, mitternächtige Blitze, flammendfürchterliche Strahlen, grell ausgestoßener Angstschrei, Schlacht-

pulverdampf u. dgl. und gefällt sich nicht selten in schwerfälligen und fast unverständlichen Bildern, wie:

> Entströmend eines Bergschachts dumpfer Fülle,
> Rinnt durch die Adern Kraft und neues Leben,
> Und wachsend aus der Fläche kahlem Raum,
> Hüllt mir des Daseins Silberwellenschaum.

13. **Die sieben Jahrhunderte Livlands von 1159—1859. Ein Rückblick aus der Gegenwart von C. A. Berkholz. Erste Hälfte. Die vier Jahrhunderte 1159—1559. Riga, Götschel. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.**

Von dieser epischen Dichtung liegt uns die erste Hälfte vor, die auf 58 Seiten die vier Jahrhunderte (von 1159—1559) der livländischen Geschichte besingt. Sie erzählt die Eroberung Livlands durch die deutschen Ritter, ihre Kämpfe mit den Eingeborenen, den benachbarten Völkerstämmen, besonders den Russen, den Verfall des Ordens und des Katholicismus, und endet mit der Einführung der Reformation. Die Dichtung behandelt also gerade die Periode der livländischen Geschichte, für welche das von den verbundenen Ritterschaften der Ostseeprovinzen herausgegebene „Index corporis historico diplomatici Livoniae etc." (Riga und Dorpat 1833) eine so überaus werthvolle, fast unentbehrliche Quelle ist. Die Behandlung des Stoffs ist einfach, fast im Chronikenstil gehalten; selten — hauptsächlich nur bei der Reformation — hat der Dichter eigene Gedanken und Betrachtungen hinzugefügt. Die Verse sind im allgemeinen correct, einigemal ist der Ausdruck nicht glücklich, z. B.:

> Auch Freitag von Loringhof, Ordensgebieter,
> Er kommt, doch nicht als milder Friedenshüter.

Oder:

> Doch Herr Iwan, der Schreckliche, erschrecken,
> Wie sollte er? Sieg heißt die Furcht nur wecken.

Immerhin können wir diese Dichtung dem Leser empfehlen. Wir nehmen dabei Gelegenheit, auf eine andere in Dorpat bei Th. Hoppe erschienene epische Dichtung aufmerksam zu machen; es ist eine esthnische Sage: „Kalewipoeg", die zum größten Theil von Karl Reinthal verdeutscht ist; erst bei den letzten Lieferungen — es sind deren überhaupt fünf, die in Zwischenräumen von 1857—61 erschienen — betheiligte sich Dr. Bertram an der Uebersetzung. Wir können uns nur freuen über die mehrfachen Lebenszeichen deutscher Poesie, die uns durch solche verdienstvolle literarische Arbeiten aus der Fremde gesendet werden; sie erhalten und erwecken immer mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit, und das fortgesetzte Bestreben, deutsche Cultur und Wissenschaft zu verbreiten, wird dies Gefühl immer mehr verallgemeinern.

14. **An allen Orten von Otto Roquette. Elberfeld, Bädeker. 1860. 8. 24 Ngr.**

Es ist, glauben wir, unsere Schuld, daß diese schon 1860 erschienenen Dichtungen erst heute hier besprochen werden; wir bitten den Dichter dieser Verzögerung wegen um so mehr um Entschuldigung, da wir manches in dem Buche zu loben und hervorzuheben fanden. Freilich hätten wir gewünscht, daß Rostoski die Zeit, die wir uns zur Beurtheilung nahmen, auf die sorgfältige Durchsicht der einzelnen Gedichte verwandt hätte; gewiß wären einige Verse, wie z. B. der nachstehende, verworfen worden:

> Jetzt aber wird das Herz ihm kalt,
> Die Hand ihm auf die Linnen irrt,
> Noch Leben suchend, ihn umkrallt
> Der Tod, wie bald ihm deutlich wird.

Weiter hätte er die Einleitung zu dem Gedichte „Der Landstuhl" unbedingt gestrichen und gerade dadurch diese Dichtung zu einer der besten der Sammlung gemacht; wir wenigstens erkennen dieser und der längern poetischen Erzählung „Bertrand du Guesclin" den Preis zu, obgleich wir in beiden eine größere Beschränkung gewünscht und hier und da einen unschönen Ausdruck und unreinen Reim gern vermieden gesehen hätten. An Stoffe, die bereits von berühmten Dichtern vorzüglich besungen sind, wie „Schelm von Berge", hätte sich der Dichter nicht wagen sollen. Aus den einleitenden Worten endlich, die höchst unbedeutend sind, bitten wir die Leser, nicht etwa auf den weitern Inhalt zu schließen; es bietet dieser, wie gesagt, manches Erfreuliche.

15. **Der Komet. Ein Buch der Liebe. Romantisches Gedicht von Albert Rheiner. Leipzig, Hübner. 1861. 8. 18 Ngr.**

Wir müssen gestehen, daß wir uns nur mit größter Anstrengung durch diese 178 Seiten starke Dichtung durchgearbeitet haben. Es ist in ihr ein so unnöthiger Wortschwall, eine so häufige Wiederholung des eben Dagewesenen, ein so fühlbarer Mangel an Klarheit des Ausdrucks, daß man oft vollständig verwirrt werden kann; dazu steht auf jeder Seite nur Liebe und wieder Liebe — nicht etwa die thätige, sondern die Liebe als weiter Begriff —, daß man vor lauter Weichheit und Gefühlsschwelgerei sie sich auf lange verleiden kann. Unzähligemal variirt der Dichter dasselbe Thema, daß Liebe und Frieden in den Sternen wohnen; dazwischen singt er, um die Unermeßlichkeit des Sternenhimmels zu beweisen:

> — Wenn allen Wüstensand hinabgezogen,
> Du denkst in Meeres tiefe Wassergruft,
> Und jedes Sandkorn wie ein Stern drin rollte·
> Nicht hast Begriff du von dem Sternengolde!

Vor lauter erhabener Stimmung laufen wol auch Formbildungen unter, wie schlaget und traget für schlägt und trägt; seltener erlaubt sich Rheiner sprachliche Fehler, wie S. 8 Vers [illegible] in der letzten Strophe, oder unreine Reime, wie Muse — [illegible]gruße. Aber alle Vorzüge des Formellen entschädigen nicht für die ewige Wiederholung und die dadurch verursachte Langeweile. Den Hauptinhalt der Dichtung (ein kleiner Kern in einer großen Schale) bildet etwa der Gedankengang: In der Sternenwelt [illegible] ewiges Leben und Bewegung, die Liebe waltet im Sternenall; der Komet — sein und seiner Brüder Vater ist der Himmel, die Mutter des Weltencentrums Sonnenstern — wandelt als Liebesbote umher, während er selber verliebt ist in die Sonne, mit der er sich schließlich durch eine poetisch geschilderte Hochzeitsfeier vermählt; ihn liebt, aber vergebens, Spica. Eifersüchtig ist der Komet auf alle Sterne, welche die Sonne [illegible] besonders auf Atropos, den er in blindem Eifer vernichtet. Die Schilderung dieser Vernichtung ist der Glanzpunkt des Gedichts; man fühlt sich endlich los von der Liebesschwelgerei und [illegible] doch eine That, die erfrischt, es geschieht doch etwas. Nebenbei unterhält der Komet ein Freundschaftsverhältniß mit der Erde, nicht ohne deswegen die Eifersucht der Venus zu erregen, [illegible] ihn zu verführen versucht; der züchtige Komet aber „[illegible] daß ihr Gelock in Flocken niedersaust" und nimmt ihr [illegible] Liebesgedanken mit den nachstehenden Worten, die sich [illegible] wunderbar bei der sonst so übermäßig erhabenen Ausdrucksweise des Dichters ausnehmen:

> Du geiles Sternlein mit den bösen Lüsten,
> Verführen wirst du nie Kometen mehr;
> Du lockst nicht mehr mit keck entblößten Brüsten
> Kometen mit Verleumdung zu dir her u. s. w.

Der Hauptdichtung eingefügt sind Lieder, welche die [illegible] des Kometen feiern; er bringt guten Wein, einem [illegible] von Chios verhilft er zu einem Manne, er verhindert durch [illegible] Erscheinen einen Mord, führt einen Treulosen zu seiner [illegible]ten zurück u. dgl. m. Er ist Stern der Warnung, der [illegible]hung, der Prophezeiung; auch erscheint eine Hinweisung [illegible] den Kometen der Zukunft, der lauter Liebe und allgemeines Menschenthum bescheinen wird. Mit dem Wunsche, der [illegible] möge noch recht oft „zu seiner Erde bunten Blumenglocken niederscheinen, schließt der Dichter: „Und hiermit enden [illegible] Sternenlieder." Auch wir wollen hier unsere diesmalige Besprechung epischer Dichtungen enden.

Mittheilungen aus dem dresdener Archiv.

Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden von Karl von Weber. Neue Folge. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Staatsarchive, die „Vorrathskammern" der Geschichtswissenschaft, vor noch nicht einem Menschenalter die „Schlafkammern" gerade der wichtigsten und ergiebigsten historischen Urkunden, von nicht wenigen am liebsten als „die Todtenkammern" geschichtlicher Thatsachen betrachtet, sodaß in Wahrheit die betreffenden Beamten dieser Archive fast häufiger Cerberusdienste zu verrichten hatten, als die Pflichten freier und kundiger Diener der Wissenschaft, spenden jetzt aus ihren reichen Vorräthen oder bis dahin unbekannten Schätzen jahraus jahrein der Wissenschaft wünschenswerthe Gaben; wer mit Redlichkeit und Befähigung forschen will — und in Sachsen hat Richard mit seinem „Kanzler Crell" die beredteste Erfahrung gemacht — wird nicht mehr von ihren Pforten zurückgewiesen, selbst in die Räume, wo das Beste oder Geheimnißvollste aufbewahrt wird, kann nicht blos sein Schritt, sondern auch sein forschungsfreudiger Blick dringen. Auch das vorliegende Werk, dessen neue Folge wir besprechen wollen, legt ein bündiges Zeugniß dafür ab. Es ist dieses Werk bekanntlich, um einen römischen Ausdruck zu gebrauchen, eine lanx satura und seiner Bestimmung nach so gleichmäßig gehalten, daß, wer die erste Folge mit ihren zwei Bänden kennt, bei der Betrachtung der neuen Folge, an die Worte des Terenz erinnert wird: „Qui unum norit, omnes noverit." Um aber gegen die Studien und Leistungen des Verfassers nicht ungerecht zu sein und dem Verdienstlichen derselben nichts zu entziehen, darf man sich nicht auf den Kothurn der eigentlichen Geschichtswissenschaft stellen, sondern man muß dessen eingedenk sein, daß, um weiter bildlich zu sprechen, ein Gebäude, dem ja wie jede Wissenschaft auch die der Geschichte vergleichbar ist, nicht blos aus Werkstücken oder mächtigen Balken aufgebaut wird, sondern auch mehr oder minder kleiner Materialien bedarf, um seinen Ausbau zu vollenden. Derartige Materialien bietet der Verfasser aus den archivalischen Schätzen, die seiner Obhut anvertraut sind; er entlehnte sie theils aus dem Gebiete der politischen, theils aus dem Bereiche der Familien- und Sittengeschichte; beide Beziehungen, selbst die Rubrik der Curiositäten, vereinigen sich vorzugsweise in dem culturhistorischen Zwecke. Der Raum gestattet uns nun nicht, unsern Lesern ein vollständiges Inhaltsverzeichniß vorzulegen, wir können aber doch nicht umhin, auf Folgendes als auf das Bedeutendste, wie es uns wenigstens scheint, aufmerksam zu machen, um so mehr, da öfters Specialitäten in demselben enthalten sind, die man in den betreffenden größern Geschichtswerken nicht berücksichtigt findet.

Den ersten Band eröffnet eine Mittheilung über einen Mordanschlag (1453) auf Karl den Kühnen von Burgund; weder Barante im achten Bande seiner „Histoire des ducs de Bourgogne", noch auch, wenn wir uns recht erinnern, von Rodt in seinen „Feldzügen Karl's des Kühnen" (2 Bde., Schaffhausen 1843—44) sprechen so ausführlich von der Sache, wie es die Quelle unsers Verfassers thut. Während uns „Die Reliquien des heiligen Benno und die Nonnen im Kloster zum heiligen Kreuz bei Meißen (1539 fg.)" einen ganz speciellen Beitrag zur Reformationsgeschichte Sachsens insbesondere zur Charakteristik der Opposition gegen das Reformationswerk liefern, führt uns eine andere Mittheilung nach Frankreich unter der Ueberschrift: „Bericht, wie sich des Königs zu Frankreich Beschädigung in dem Bestech (Turnier) über die ihn zugetragen und wie J. K. M. ihr Ende beschlossen 1559." Dieses Actenstück, von einem Zeitgenossen herrührend, erhält seinen Werth durch die vielen Einzelheiten, die in demselben enthalten sind. Montgomery, der unschuldige Urheber des Todes Heinrich's II. *), floh nach Italien, von wo er erst bei dem Ausbruche des Bürgerkriegs gegen die Hugenotten, zu denen er gehörte, zurückkehrte und tapfer mitkämpfte der Bartholomäusnacht 1572 glücklich entronnen, erreichte er England und wollte im Jahre darauf dem belagerten Rochelle zu Hülfe eilen, als er gefangen und auf Veranlassung der Königin Katharina hingerichtet ward. Aus der Geschichte der Luxusgesetze ist bekannt, daß weder die Gesetzgebung und Energie des alten Rom, noch die der zweiten Hälfte des Mittelalters bis in das 18. Jahrhundert mit seiner schroffen Stellung des Adels dem Bürgerthum gegenüber ihren Zweck erreicht haben. Einige Bürgerliche fielen indeß doch zuweilen als Opfer dieses legislatorischen Gebarens. Dafür bringt unser Verfasser ein ebenso charakteristisches als ergötzliches Beispiel: „Eine leipziger Hochzeit 1618." Die splendide Hochzeit eines reichen übermüthigen Bürgerlichen, der kein Geringerer war, als der Sohn des leipziger Bürgermeisters Dr. Möstel, mußte unnachsichtlich mit 1000 Thlr. gebüßt werden, eine für den damaligen Geldwerth außerordentliche Summe. Den ausführlichsten Abschnitt des ersten Bandes bildet „Vom berliner Hofe unter König Friedrich Wilhelm I." Diese Mittheilung ist ein werthvoller Beitrag sowol zur Charakteristik des Königs selbst als seiner Regierungsmaximen und Ansichten vom Königthum. Friedrich Wilhelm I. war vielleicht der vollendetste, aber auch, was nicht verschwiegen werden darf, der ehrlichste und aufrichtigste Zögling der Fürstenschulen seines Zeitalters.

Wir können nicht umhin unsern Lesern hier eine Stelle vorzulegen, die sich in Hinrichs' „Entwickelung des Königthums" über diesen eigenthümlichen Hohenzollern findet, um so passender, wie wir glauben, da das von Hinrichs Gesagte so ganz zu richtiger Erklärung dessen geeignet ist, was wir bei unserm Verfasser lesen: „König Friedrich Wilhelm hatte das Wesen seiner Macht, seine Verantwortlichkeit vor Gott und seinem Gewissen wol begriffen; denn er dachte nach seinem eigenen Bekenntnisse wie «ein Republikaner», da er die allgemeinen Interessen des Staats in sich verkörperte und den Ständen gegenüber geltend machte. Der Staat war ihm das Höchste, der allgemeine Zweck, der Zweck seines Willens, weshalb er auch denen, die da behaupteten, er ruinire durch die Unterdrückung der Stände das ganze Land, kurzweg schrieb: «Tout le pays sera ruiné? Nihil credo. Aber das credo, das der Junkers-Autorität, wird ruinirt werden. Ich aber stabilire die Souveraineté wie ein rocher von bronce.» Gegen diese Souveränetät war die Erklärung des Reichshofraths zu Gunsten der magdeburgischen Ritterschaft, die sich bei ihm beschwert hatte über ihren König, ebenfalls nutzlos, denn der König befahl: «diesen ruinirenden Edelleuten allerhand Chicanen zu machen und ihnen solchergestalt den Kitzel zu vertreiben, gegen ihre angeborenen Landesherren und Obrigkeiten dergleichen frevelhaftes und gottloses Beginnen weiter nachzudenken, geschweige denn solches wirklich vorzunehmen und auszuführen». Das Bewußtsein der Selbständigkeit, zugleich aber auch der Verantwortlichkeit vor Gott machte den König fromm, aber er vergaß über seinem Königreich Deutschland nicht; denn er sagte: «Kein Engländer und Franzose soll über uns Deutsche gebieten, und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland abhalten sollen.» Und als einige kleine deutsche Fürsten nicht ihre Zustimmung zu der Pragmatischen Sanction geben wollten, schrieb er an den kaiserlichen Gesandten Grafen Sekendorf: «Was Hessen anlangt, die müssen Pramati Sanccio (die Pragmatische Sanction) annehmen, wollen sie nit, muß man kurz ein Fricassée machen, daß kleine Mücken herauskommen können; denn was will das sagen, wo die Kleinen nit wollen dem Vaterland getreu sein.» Wenn ihm sein Schwager, der König von Eng-

*) Ein Lanzenstumpf gab dem König den verhängnißvollen Stoß an der Stirn zwischen beiden Augen. Die französischen Quellen schreiben das Unglück einem Versehen Montgomery's zu: er habe den Stumpf seiner Lanze nach Rittersitte nicht fallen lassen, nachdem sie auf der Brust des Königs gebrochen war.

land (Georg I.) «des heiligen römischen Reichs Erzsandstreuer» nannte und «lieber Bruder Corporal», so war Friedrich Wilhelm mit einem passenden Gegentitel rasch bei Hand, und nannte den königlichen Schwager «Bruder Braunkohle, lieber Bruder Komödiante».". So war der König, der sich kurz vor seinem Tode in einem Zwiegespräche mit dem gerufenen Geistlichen Roloff „einen tollen Kerl, aber auch einen guten Christen" nannte. Dürfen wir uns wundern über die Gewaltthätigkeiten, die er sich z. B. zu Gunsten seiner Garde erlaubte und über Grundsätze, die man ein delirium majestatis zu nennen versucht werden könnte? Wir verweisen auf die Mittheilungen unsers Verfassers.

Bei Gelegenheit der in der That recht brauchbaren archivalischen Mittheilung „Zur Geschichte der geheimen Verbindungen in Deutschland" bemerkt der Verfasser Folgendes: „Man hat mehrfach die Behauptung aufgestellt, daß gewisse geheime Verbindungen, die in der neuern Zeit hervorgetreten, aus andern, deren Ursprung sich in grauer Vorzeit verliert, unmittelbar hervorgegangen seien, daß eine fortlaufende Kette der geheimen Vereine bis auf die Gegenwart sich nachweisen lasse; einen vollständig belegten historischen Beweis für diesen letztern Satz haben wir in den vielen von uns durchgesehenen Denkschriften über diesen Gegenstand nicht zu finden vermocht; wir wollen aber die Thatsache selbst deshalb nicht unbedingt verwerfen; vergegenwärtigen müssen wir uns aber, daß wie im Laufe der Jahre die Bedürfnisse der Zeiten, die politischen Richt- und Zielpunkte sich geändert, wie selbst die Rechtsbegriffe im Volke sich modificirt und verschoben haben, so auch die Tendenzen der geheimen Verbindungen, insbesondere die den Zeitströmungen folgenden politischen nothwendig mit den Jahrhunderten wesentlich verschieden sein mußten: derselbe Mann, der vor alters als Rosenkreuzer sich in die Geheimnisse der Alchemie vertieft, die Universalmedicin zu erfinden gesucht hat, würde zu unserer Zeit geboren vielleicht ein politisches Universal- und Radicalmittel zu ergründen sich bestreben." An diese Aeußerungen, die wir gern unterschreiben, knüpfen wir Folgendes an. Auch im classischen Alterthum begegnen wir der Neigung zu Geheimverbindungen theils religiöser theils politischer Art: die eleusinischen Geheimnisse, die vielleicht ein tausendjähriges Bestehen in Anspruch nehmen dürfen, die Bacchanaliengesellschaften Roms, zu deren Unterdrückung der römische Senat seine ganze Energie aufbieten mußte, die Hetärien Athens, deren Entstehung sich an die Namen des Klisthenes und Themistokles knüpft, zur Zeit der Erhebung Griechenlands aber gegen die Türken (1820) abermals Lebensfähigkeit bewährten, sind sprechende Beispiele.

Bevor wir den ersten Band verlassen, müssen wir noch einer auffallenden Notiz gedenken, die der Herausgeber bezüglich der „Prinzessin Wilhelmine von Baireuth" in seiner archivalischen Quelle gefunden hat. Es heißt dort: „Herzog Heinrich Julius von Braunschweig schrieb aus Prag den 5. September 1810 an den Kurfürsten Christian II. von Sachsen: «Er sei glaubwürdig berichtet worden, daß die Markgräfin zu Jägerndorf sich bemühen solle, eine der brandenburgischen Fräuleins, so mit in Dresden gewesen, an Karl von Zierotin zu verheirathen», er forderte den Kurfürsten auf, dies in Gemeinschaft mit seiner Mutter zu verhindern, zumal der Bezeichnete «mit gefährlichen Pratiken umgehe, wie denn auch der Rathschlag, den er dem Kurfürsten von der Pfalz gethan, bedenklich sei»." Seitdem der Verfasser dies veröffentlichte, ist Chlumecky's classische Biographie des berühmten Landeshauptmanns Zierotin erschienen. Das Werk liegt vor uns: wir können aber keine Stelle finden, welche die obige Notiz bestätigte.

Im zweiten Bande enthält der archivalische Abschnitt „Zur Lebensgeschichte des Königs von Polen, Stanislaus Leszczynski 1706 fg." manches, was von der Geschichtschreibung beachtet zu werden verdient, zugleich aber auch einen trüben Blick in den Charakter der Zeit thun läßt. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die Frage: ob wirklich der sächsische Hof und Stanislaus sich gegenseitig mit Mordanschlägen durch Gift und Dolch verfolgt haben, wovon der Verfasser in seinen Quellen so zahlreiche Andeutungen fand. Die Wahrheit der Sache wird besonders aus moralischen Gründen bezweifelt, obschon das Urtheil des Verfassers über Karl's XII. polnischen Schützling, daß er „ein edler und tugendhafter" Mann gewesen sei, kaum unbedingt unterschrieben werden kann, zumal wenn man auf Fryxell der ihn in seiner „Lebensbeschreibung Karl's XII." (5 Bde., Braunschweig 1861) „einen eiteln und schwachen Herrn" nennt, zu hören geneigt ist. Aber ebenderselbe Fryxell unterstützt auf der andern Seite den Zweifel unsers Verfassers an den meuchelmörderischen Planen insofern, als der schwedische Geschichtschreiber, dessen Werk so reich an Quellenstudien ist, darüber gewiß nicht geschwiegen haben würde; wenigstens ist es uns nicht gelungen eine Stelle ausfindig zu machen, welche die Angaben sächsischer Quellen bestätigt. Und obschon Fryxell vorzugsweise auf schwedische Quellen sein Werk gegründet hat, so wäre es doch immer wunderbar, wenn diese gar keine Andeutungen geben sollten über Mordplane, die den Schweden unmöglich völlig unbekannt bleiben konnten. Indeß hat der Verfasser sich ein Verdienst erworben, daß er seinen zahlreichen und interessanten Quellen möglichst nachgegangen ist. Die Entscheidung muß zur Zeit noch ausgesetzt bleiben.

Den Artikel des zweiten Bandes, den wir zuerst besprechen wollen, überschrieben „Zigeuner in Sachsen 1488—1792"*), leitet der Verfasser mit folgenden ganz entsprechenden Worten ein: „Zigeuner! Bei einem Theile unserer Leser, der dieses Wandervolk nur aus Romanen kennt und nur etwa in Weber's «Preciosa» erscheinen sah, wird dieses Wort Erinnerungen erwecken an Waldestiefe, an Hörnerklang und an eine freie romantische Existenz, deren phantasiereiche Auffassung höchstens die naseweisliche Bemerkung beeinträchtigt, daß in der Wirklichkeit unsere Nomaden stets ein Mittagsmahl von gestohlenen Hühnern jedem andern vorzuziehen pflegten. Fast scheint ein solcher romantischer Nimbus die Zigeuner umgeben zu haben, als sie zu Anfang des 15. Jahrhunderts (1417) sich in Deutschland zuerst in größern Banden zeigten. War es der Umstand, daß sie aus fremden Landen kamen — bei den Deutschen zu jeder Zeit die beste Empfehlung —, war es das Räthselhafte ihrer Erscheinung, war es Mitleiden mit dem Schicksale eines Volksstammes, der sich selbst als einem Fluche unterliegend bezeichnete? Wir finden sie anfänglich in Deutschland wohl empfangen, sogar von Kaiser Sigismund mit Schutz und Freiheitsbriefen versehen. Eine nähere Bekanntschaft mit den Fremdlingen führte aber bald zu andern Ansichten und zu Maßregeln, die allerdings einen directen Gegensatz bilden; dieser Umschwung tritt auch in Sachsen hervor: wir können die Zigeuner Jahrhunderte hindurch in den sächsischen Ländern verfolgen bis in die neuern Zeiten, in denen ihre Banden allmählich vor geordnetern polizeilichen Zuständen verschwanden." Die Literatur über die Zigeuner, die ihren Weg selbst nach Brasilien gefunden haben, ist sehr umfangreich, wie man am besten aus Pott: „Die Zigeuner in Asien und Europa" (Bd. 1, 1844), in der Einleitung ersehen kann, welchem Werk 1841 von Heister's werthvolles Buch „Ethnographisch-historische Notizen über die Zigeuner" vorausgegangen war. Während noch Johannes von Müller, wie die Franzosen, dieses merkwürdige Volksgeschlecht für Böhmen hielt, erklärte sie von Bohlen in seinem „Indien" für einen entarteten Negerstamm des alten Indien, dem verachtetsten Theile des hindostanischen Menschengeschlechts, „Bhilla" genannt, angehörend und durch Timur's Einfall in Indien (1398) aufgeschreckt, über Persien und Aegypten das östliche Europa an der bekannten Völkerpforte zu Anfang des 15. Jahrhunderts, Ungarn, erreichend. Heister glaubt sie zur malaiischen Rasse rechnen zu müssen. Wie roh oder wie entartet die Zigeuner sind, dafür spricht namentlich auch die Erscheinung, daß die Armuth der

*) Noch in dem ersten Jahrzehnd des gegenwärtigen Jahrhunderts waren die Zigeunerbanden in Sachsen gefürchtet; wir erinnern uns dessen noch recht wohl aus unserm frühesten Knabenalter.

Sprache überall den eingreifendsten Einfluß des Sprachidioms des Landes erfährt, wo sie ihren Wohnsitz aufschlagen.

Die archivalische Mittheilung „Confréries und Schäferorden 1718" u. s. w. empfehlen wir insbesondere der Berücksichtigung der nicht wenigen Gelehrten der Gegenwart, die ihre Aufmerksamkeit der Geschichte derjenigen geselligen Kreise der Vergangenheit zugewendet haben, die auf die Geschmacksbildung oder die Sprache unsers Volks zu wirken suchten, wenn auch oft mit besserm Willen als mit Takt oder Glück. Vorenthalten können wir aber unsern Lesern nicht, was der Verfasser einleitend vortrefflich gesagt hat: „Sich und andere zu amusiren, das ist eine Kunst, zu der Talent gehört und Studium; einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit brauchte dazu keine fremde Hülfe, einer verstand jene Kunst in höchster Virtuosität, und das war Friedrich August der Starke. Wußte er auch, wo es nöthig schien, der Etikette zu huldigen, zu repräsentiren, ein jeder Zoll ein König, so war es ihm doch viel angenehmer, wenn er Krone und Scepter beiseite legen und unbehindert durch die Last der Majestät fröhlich sein konnte mit den Fröhlichen. Um aber bei gewissen Festlichkeiten jeden unberufenen Augen- und Ohrenzeugen auszuschließen, ließ der König eine sehr zweckmäßige Einrichtung im Schlosse zu Dresden treffen, die man «Table de confidence» nannte. In der Mitte des Speisesaals stand ein runder zunächst für acht Couverts berechneter Tisch, der aber bis zu 16 Couverts vergrößert werden konnte, die Mitte der Tafel senkte sich auf ein Zeichen mit der Glocke, sodaß nur der Rand, an dem die Speisenden saßen, stehen blieb, und kam dann aus dem Souterrain, wohin die Versenkung führte, mit neuen Gerichten und Getränken versehen, wieder empor; auch neben den Tischplätzen waren kleine Tische zum Versenken eingerichtet, um Gläser und Teller zu wechseln. In den Nebenzimmern befanden sich Spieltische, bequeme Sessel und Sofas zum Ruhen für diejenigen, denen etwa der Wein zu Kopfe gestiegen. Besondere in dem Speisesaale angeschlagene Gesetze, welche der Graf von Manteuffel entworfen hatte, dienten den Genossen der table de confidence zur Norm. Denkt man sich eine solche Tafel besetzt mit den feinsten Speisen und Weinen, besonders dem edeln feurigen Ungar, umgeben von heitern, lebenslustigen Zechern, von den schönsten Frauen, dazu den König als den liebenswürdigsten Wirth, nun wir meinen, selbst Diogenes würde sich besonnen haben, ehe er eine ihm aus dem Oberhofmarschallamt des Königs von Macedonien zugegangene Einladung zu einem solchen Diner zurückgesendet hätte." Wir wollen nun zwar nicht entscheiden, was Diogenes in diesem Collisionsfalle gethan haben möchte, nur das wollen wir als unsere Ueberzeugung aussprechen, daß denen, die oben stehen, ein würdevoller Glanz niemals zur Unzier gereichen kann!

Noch können wir unsere Besprechung des vorliegenden Werks nicht endigen, ohne den Culturhistoriker auf den Artikel, der unter den Curiositäten des ersten Bandes enthalten ist, aufmerksam gemacht zu haben, mit der Ueberschrift: „Eigenthümliche Familiennamen." Wer aus Weinhold's „Geschichte der Frauen im Mittelalter" sich die Lehre zu ziehen verstanden hat, daß selbst die Taufnamen auf Rechnung des Culturzustandes einer Zeit, viel zu oberflächlich gewöhnlich „Sitte" genannt, gesetzt werden müssen, der wird auch wissen, welchen Werth die mühsame Zusammenstellung der Familiennamen besitzt, die uns der Verfasser bietet; nur bei dem Lüsternen oder Unkundigen fallen sie bloßer Lächerlichkeit anheim, dem Geschichtsverständigen sind auch sie Töne aus den Accorden, durch die sich die geschichtliche Vergangenheit ihm vernehmen läßt!

Wir schließen mit folgendem Wunsche: möge es dem verehrten Verfasser auch fernerhin gefallen oder möglich werden, ein ebenso scharfes als geübtes Auge auf das Geheimste der archivalischen Schätze zu richten, die ihm anvertraut sind; die Goldkörner, selbst die kleinsten, die sein Auge zu entdecken im Stande sein wird, werden dem, der da weiß, was Geschichte ist, willkommen sein.

Karl Zimmer.

Aus dem Künstlerleben.

Künstlerbilder. Von A. von Sternberg. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir müssen unserm kurzen Bericht über vorliegende Sammlung neuerer Sternberg'scher Novellen das offene Geständniß vorausschicken, daß wir für Sternberg als Novellisten eine Vorliebe haben, an der uns alle gegen ihn in letzter Zeit gerichteten Vorwürfe wegen unsittlicher Tendenzen und Schilderungen nicht irre machen können. Was will man zu Boccaccio sagen, wenn man Sternberg um der angegebenen Ursache willen verwerfen wollte, und was zu Wieland, der doch unsern Classikern beigezählt wird. In den Boccaccio'schen Novellen ist die Sinnlichkeit, die mit dem gewöhnlichen Sittengesetz in Conflict geräth, eigentlich Grundelement und Haupttendenz; bei Sternberg, dessen oftgenannte „Braune Märchen" wir übrigens nicht gelesen haben, spielt sie nur eine beiläufige oder gelegentliche Rolle. Die drei Bände Novellen z. B., zu denen ihm hervorragende Bilder der dresdener Gemäldesammlung den Stoff gaben, bieten unsers Erinnerns eine durchaus unanstößige Lectüre, und auch die vorliegenden drei Bände enthalten etwa nur zwei oder drei Situationen, welche einiges Bedenken erregen können. Man sucht heutzutage vorzugsweise auf diesem Gebiete die Unmoralität, während man andere vielleicht verderblichere Eigenschaften in der Literatur ruhig wuchern läßt, z. B. die nichts schonende, alles Glauben und Vertrauen untergrabende Indiscretion, die wegelagerartig alle Heerstraßen, ja die geschlossensten und geheiligtsten Räume des modernen Daseins unsicher macht und von der wir auch Sternberg's Aufzeichnungen aus seinem Leben nicht freisprechen können.

Dagegen ist Sternberg unter den jetzt lebenden deutschen Erzählern derjenige, welcher die nur scheinbar leichte Kunst, eine gute Novelle zu schreiben, am besten versteht. Da ist nichts Gezwungenes und Gekünsteltes, alles, auch das Schwerste und Trübste, bewegt sich in leichter und anmuthiger Form. Man würde das mehr und unbedingter anerkennen, wenn das deutsche Publikum nicht so undankbar und vergeßlich wäre und wenn es überhaupt mehr Sinn für Anmuth hätte. Es ist in der That merkwürdig, wie leicht unserm Verfasser alles von der Hand geht, er ist mit Erzählungstalent so reich dotirt, daß er verschwenderisch damit umgehen kann, ohne sich auszugeben und anderswo Anleihen machen oder seinem Talent etwas abpressen zu müssen, was es ihm versagt. Leider nur ist er als deutscher Schriftsteller genöthigt, viel, sehr viel zu schreiben, um existiren zu können, und so ist, wenigstens in vorliegenden Novellen, manche Partie nicht sowol leicht als vielmehr flüchtig gearbeitet und entbehrt der sorgsamen Feile, während es wieder andere darin gibt, die ihm niemand in Deutschland nachschreiben würde. Mit spielender Hand löst Sternberg manche der bedeutsamsten psychologischen Probleme und mit vollendeter Anmuth und doch erschöpfend oder überzeugend behandelt er die wichtigsten Fragen der Kunst.

Denn dieser hat er sich in letzter Zeit mit besonderm Eifer zugewandt, und auf diesem Gebiet bewegt er sich mit ausgezeichnetem Glück. Er hat einen angeborenen feinen Sinn für die Schönheit, weniger für die aus dem Gemüth stammende, die mit den Formen ringt, als für diejenige, die sich in vollendeten oder doch vollen Formen darstellt und sich an sich selbst sättigt. Für die Schöpfungen der altdeutschen und niederrheinischen Meister — Holbein etwa ausgenommen — hat er wenig Sinn, weil ihre Schönheit zumeist eine rein innerliche und gemüthliche, halbverhüllte ist und nicht selten in gebrochenen und eckigen Formen zur Erscheinung kommt, oder doch nichts Fleischiges, Greifbares hat, wie die Schönheit bei Rubens. Aber wie fein er die Schönheit, die er begreift und für die er ein Auge hat, aufzufassen und seinen Lesern klar zu machen weiß, und wie sehr er fähig und dazu berechtigt ist, sich in die zarten Geheimnisse des Seelenlebens von Künstlern zu versetzen und sie zu deuten und zu offenbaren, das hat er in seinen Novellen aus der dresdener Galerie

zur Genüge dargethan. Solche Anbeter des Kunstschönen gehören bei einem Volke, welches nicht in den Begriffen und Anschauungen des Schönen aufgewachsen ist, stets zu den Ausnahmen.

Daher war Sternberg auch vorzugsweise geeignet, dem größern Publikum das Leben Winckelmann's vorzuführen, wie dies im zweiten Bande dieser „Künstlerbilder“ geschehen ist. Sternberg fühlt so tief als möglich das Wunderbare mit, das sich in Winckelmann's Leben offenbart, indem derselbe in den untergeordnetsten Verhältnissen und Beschäftigungen und unter Hyperboräern aufgewachsen, aus sich selbst die höchsten Anschauungen und Grundgesetze des Kunstschönen schöpfte und so für ganz Europa der Reformator der Kunstlehre und Alterthumswissenschaft werden sollte. Der Verfasser läßt seinen Winckelmann der verlorenen Kunstschöne nachklagen in folgenden Worten, womit Winckelmann auf die Bemerkung eines gräflichen Gönners, daß sich doch im laufenden Jahrhundert schöne Keime vorfänden, erwidert: „«Ich sehe keine», erwiderte der junge Gelehrte mit traurigem Tone; «wohin ich blicke, immer dieselbe Armuth und Unbeholfenheit, immer derselbe rohe Drang nach Aeußerlichkeiten, und diese sich nur auf geringfügige Gegenstände richtend. Unterdessen versinkt das Reich der Schönheit in Nacht, der Wohllaut, das edle Selbstgenügen verschwinden aus der Welt. Wir werden bald keine Menschen mehr haben, die irgendwie den Forderungen der Kunst genügen.» — «Das geistige Element ist es», rief der Graf, «das wir cultiviren.» — «Dieses unglückselige geistige Element», rief Winckelmann, «wird uns vollends zu Grunde richten. Ob beim Abendmahl der Kelch genommen werden solle oder nicht, ob diese oder jene Formel gebetet werde oder nicht, darum streiten wir, das nennen wir das geistige Element, und es ist nichts weiter als eine andere Form der Barbarei. Geben diese engen kirchlichen Gegensätze und Spitzfindigkeiten ein schönes Geschlecht? Bringen sie die Menschheit auf dem Wege der richtigen Körperentwickelung weiter? Im Gegentheil, sie stoßen sie immer tiefer in die Verkrüppelung und Abnutzung hinein.»“

Indeß man lese die Erzählung selbst; sie umfaßt das ganze Leben Winckelmann's; doch ist die Behandlung der Details die novellistische. Nur eine von Sternberg angeführte Stelle aus einem Briefe Winckelmann's an Berendis wollen wir hier noch anführen. Winckelmann schreibt: „Ich muß gestehen, daß fast alle Deutschen, die hierherkommen, französische Meerkätzchen sein wollen, und es gelingt ihnen nicht einmal, denn man muß vom Mutterleibe ein Narr sein. Vor einiger Zeit war der Herzog von — hier; ich bekenne, daß er das ärgste fürstliche Vieh ist, das mir vorgekommen; ich bin neugierig, wie mir ein deutscher Hof gefallen wird, da ich Rom gesehen. Alles ist nichts gegen Rom! Bis hierher sind wir einander gefolgt, ich bin immer vorausgegangen, folge du nach. Ich glaubte, ich hätte alles vorher ausstudirt, und siehe! da ich herkam, sah ich, daß ich nichts wußte, und daß alle Scribenten Ochsen und Esel sind. Hier bin ich kleiner geworden, als ich aus der Schule von der Universität in die Bünau'sche Bibliothek kam. Willst du Menschen kennen lernen, hier ist der Ort. Köpfe von unendlichem Talent, Menschen von hohen Gaben, Schönheiten von hohem Charakter, wie sie die Griechen gebildet haben, und wer die rechten Wege zu finden weiß, sieht Leute, von Wahrheit, Redlichkeit und Größe zusammengesetzt, und da die Freiheit in andern Staaten nur ein Schatten ist gegen die, die hier herrscht, so kannst du denken, wie man hier lebt. Alle Franzosen sind hier lächerlich, als eine elende Nation; ihre Akademie ist eine Gesellschaft von Narren, ein junger Römer machte ein Wappen für diese Akademie, ähnlich zweien Eseln, die sich kratzen, wie sie es thun, wenn sie sich wohl fühlen. Ich kenne das Uebel der deutschen Höfe, wo ein französischer Arlequin mehr als ein wahrer Deutscher gilt. Ein Franzose ist, sowie die Nation jetzt ist, ungeschickt, ein großer Künstler, ein gründlicher Gelehrter zu werden, ja, kein Franzose kann eine andere Sprache, ohne Lachen zu erwecken, reden lernen.“

Auf die Ungezwungenheit des römischen Lebens kommt dann Winckelmann noch einmal zurück; er schreibt: „Unter Sachen, die mir in Rom abgehen, ist der Schlaf. Bei Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. In der großen Freiheit und Straflosigkeit, die hier herrscht, und bei der Nachlässigkeit der Polizei währen das Schreien, das Schießen, das Schwärmerwerfen und die Lustfeuer auf allen Gassen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen.“

Diese Freiheit des Daseins unter päpstlichem Scepter wird auch von andern Gewährsmännern bestätigt, so von Hawthorne in dem interessanten Roman: „Transformation: or the romance of Monte Beni“, von welchem demnächst eine deutsche Uebersetzung erscheinen wird. Nirgends, bemerkt Hawthorne, könne selbst ein weibliches Wesen, beziehungsweise eine Künstlerin, so zwanglos und unangefochten, so allen Vorurtheilen und Misdeutungen, aber auch allen Nachstellungen entrückt auf eigenen Füßen leben als in Rom. Es ist die Frage, ob diese Ungezwungenheit und bequeme Ungebundenheit sich unter dem zu erwartenden constitutionell-militärischen Regiment des Königs von Italien auf gleicher Höhe erhalten wird. Störend war uns die von der historischen Wahrheit doch zu weit abweichende Fiction, womit der Verfasser den jungen Goethe mit Winckelmann in Rom zusammentreffen und diesem über seine Schriften „Schönes“ sagen läßt. Goethe erhielt die Nachricht von Winckelmann's tragischem Ende 1767 als Student in Leipzig, und er selbst erzählt in „Wahrheit und Dichtung“, wie tief ihn diese Kunde erschüttert habe. Goethe kam erst 1786, also ziemlich 20 Jahre später, nach Rom.

Der erste Band schildert, gleichfalls von Kindesbeinen an und gleichfalls im einzelnen novellistisch gehalten, in fesselnder Weise die höchst wunderlichen Schicksale der im vorigen Jahrhundert berühmten Sängerin Mara, geborene Schmehling, bis dahin, wo die nun ergraute Frau nach dem Brande von Moskau, [illegible] ihrer Habe beraubt, am Arme einer ihrer ergebensten Schülerinnen aus der alten Zarenstadt flüchtet und sich später noch, als siebzigjährige Greisin, in Deutschland in einigen Concerten öffentlich hören läßt, wo man dann fragte: „Die Mara! Lebt sie noch?“ und die Zeitungen mitleidlos genug waren zu berichten, sie habe mit dem Publikum durch „Zeichen“ gesprochen, [illegible] wir aus Milleid übereingekommen sind, Gesang zu nennen.

Der letzte und dritte Band enthält drei Novellen, eine aus dem Schauspielerleben „Iffland“ und zwei aus dem Leben von Malern „Rafael Mengs“ und „Watteau“. In der [illegible] genannten „Rafael Mengs“ ist namentlich die Episode, [illegible] mit dem Erbauer der katholischen Kirche in Dresden, Chiaveri, zu thun hat, von eigenthümlichem Interesse. Es hatte [illegible] nämlich im Publikum das Gerücht verbreitet, daß die Haupt[illegible]kuppel sich nicht halten könne und zusammenstürzen werde, [illegible] die Gerüste weggenommen würden. Der arme Chiaveri [illegible] sagen, was er wollte, man glaubte ihm nicht. So ruhte [illegible] Bau über zwei Jahre. Rafael Mengs kam dem verzweifelnden Manne zu Hülfe; er erbot sich, angesichts des Publikums [illegible] in Arm mit Chiaveri über das Gewölbe dahinzuschreiten. [illegible] Verfasser erzählt: „Dresden, als es die Neuigkeit erfuhr, [illegible] fand sich in einer gewaltigen Aufregung. Endlich sollte [illegible] schieden werden, ob das Gewölbe hielte oder nicht. Es [illegible] sich jemand gefunden, der sein Leben daranwagte. [illegible] eine heroische That! Am Morgen des bestimmten Tages [illegible] sich die Kirchen mit Andächtigen, die für das Gelingen [illegible] Unternehmens den Himmel um Schutz baten. Man hatte [illegible] hört, daß der König zugegen sein wolle: neue Befürchtung [illegible] er sich zu sehr dem gefährlichen Schauplatze nähern würde. [illegible] Deputation des Raths erschien und bat den König und [illegible] Familie, sich fern zu halten. Der König antwortete, daß [illegible] ser Vorfall zu sehr mit dem allgemeinen Besten zusammenhänge, als daß er sich bewogen fühlen könnte, sich gänzlich davon [illegible] zuschließen, doch sollte Vorsicht gebraucht werden. Der [illegible] um die Kirche umher wurde von neuem ausgemessen und [illegible] stimmt. Leute, die allzu nahe dem Schauplatze wohnten, [illegible] ließen ihre Häuser und zogen mit Sack und Pack zu ihren [illegible]

den in das Innere der Stadt. Kaufläden wurden geschlossen. Große gedruckte Anzeigen benachrichtigten jedermann von dem, was im Werke war, und riethen zur äußersten Vorsicht. Die Brücke wurde gesperrt auf mehrere Stunden des Tags. Alles machte sich fertig, Zeuge dieser wichtigen Thatsache zu sein. Die Frommen kamen mit Gebet zur Stätte, die Neugierigen mit Ferngläsern, die größere Masse mit stumpfer Begierde irgendetwas zu erleben. Man hatte gehört, daß der Maler Mengs den Gang wagen würde; niemand wußte von dem jungen Mengs etwas, den seine Freunde noch in Italien wähnten, man hielt den Vater Mengs für den Tollkühnen und man bedauerte sein Alter, man beklagte seine Familie, die er mit dieser verwegenen That an den Rand des Abgrundes zu bringen trachtete, man nannte ihn einen alten aberwitzigen Thoren, der, um fremde Ungeschicklichkeit darzuthun, sich selbst der äußersten Gefahr aussetzte. Der englische Gesandte, Ritter Williams, mischte sich unters Volk und bot Wetten an über das Gelingen der Unternehmung: man wettete ziemlich hohe Sätze. Bilder wurden verkauft, auf denen der Engel Gabriel in Person die Herabstürzenden faßte und in den Himmel trug."

Der Gang über die Kuppel gelang natürlich, denn ihre Haltbarkeit war von einigen Bauverständigen, die den Gang mitmachten, vorher geprüft worden. Wie ganz anders war die Stimmung des Publikums nun: „Lob tönte auf aller Zunge! Der unglückliche, schwergeprüfte Mann richtete sich auf; er blickte wieder frei um sich, seine Ehre war gerettet. Er empfing die Lobsprüche des Adels, des Magistrats, der Bürgerschaft. Jedermann fand es jetzt lächerlich, wie man nur an der Dauerhaftigkeit und Stärke des Werks hatte zweifeln können. Jedermann behauptete, mit eben der Leichtigkeit hinaufsteigen zu wollen, wie es Mengs gethan. Das Ganze war nur ein Kinderspiel: man wußte ja, daß die Mauern halten würden. So schlug die die öffentliche Meinung in dem Zeitraume von noch einer Stunde völlig in das Gegentheil um. So ist die Welt!"

Der Handlung nach als die unbedeutendste unter diesen Erzählungen erscheint die Novelle „Watteau", aber sie ist die feinste Genremalerei, und man weiß, wie gut Sternberg Scenen und Persönlichkeiten aus der fröhlich-wunderlichen Rococozeit zu malen versteht.

H. M.

Zur Dorf- und Volksliteratur.

Edelweiß. Eine Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta. 1861. 8. 1 Thlr.

Wir haben uns bei früherer Gelegenheit über die unberechtigte Prätension der Dorfgeschichte, als ein regeneratives Element der deutschen Literatur zu gelten, zur Genüge ausgesprochen. Niemand unterstützt unsere Opposition gegen diese Prätension besser als der Vater der Dorfgeschichte selbst. Es offenbart sich in den neuesten Hervorbringungen dieses Schriftstellers die Armuth seines Genres in bedenklichster Weise. War man schon bei „Joseph im Schnee" oft recht unbehaglich und langweilig geworden, so erwärmte man sich dabei doch dann und wann wieder an einem trefflich gezeichneten Charakter und an einem Kapitel voll wunderbar schöner Naturschilderung; aber dieses „Edelweiß" ist dürr und unerquicklich, wie eine wirkliche, wahrhaftige Dorfgeschichte ohne den poetischen Hauch, welcher den ersten Auerbach'schen Dorfgeschichten einen so hohen und eigenthümlichen Reiz verlieh, eigenthümlich und doppelt wirksam dadurch, daß er den Leser, der Land und Leute nie aus eigener Anschauung kennen gelernt, fortwährend in der süßen Täuschung erhielt, er habe in jeder dieser Geschichten ein Stück wirklichen, naturwüchsigen und vollblütigen schwäbischen Volkslebens vor sich.

Wenn man die Einleitung dieses Buchs liest, in welcher erzählt wird, wie eine junge Mutter mit schneeweißem Haar ihren Sohn in die Fremde entläßt und ihm beim Abschied schluchzend zuruft: „Ich habe dir nichts mehr zu sagen, der Vater hat dir alles gesagt. Und wenn du ein Pflänzchen Edelweiß auf den schweizer Bergen findest, bring's heim" — wenn man dieses liest, und am Schlusse dieser Einleitung die emphatische Erklärung: „Wir können erzählen, warum die junge Mutter mit dem Greisenhaare von ihrem in die Fremde ziehenden Sohne ein Pflänzchen Edelweiß wünscht.... Es ist eine schwere, herbe, ja, fast unbarmherzige Geschichte, aber die Sonne der Liebe bringt endlich helleuchtend durch" — wenn man alles dies liest, so erwartet man noch einmal etwas Poesie, wie sie den Werken des Verfassers in seinen blühenden Tagen eignete; allein man findet nichts als eine nackt realistisch aus dem Leben gegriffene und verarbeitete Ehestandsgeschichte.

Der Uhrmacher Lenz (wir sind natürlich im Schwarzwald) und das Löwen-Annele sind ein Paar, das sich heirathet, ohne so recht zu wissen, warum. Annele vermißt das bewegte, muntere Gasthausleben, in dem es aufgewachsen ist, und zugleich an ihrem Manne den Unternehmungsgeist, der ihr selbst eigen; sie verstehen einander nicht, und der Riß wird immer größer, als Lenz, der bei einem guten Gemüth ein stiller, sinniger Arbeiter ist, nichts vor sich bringt, für andere bürgt und dadurch Verluste erleidet, zuletzt aber gar noch durch den Bankrott seines Schwiegervaters um alles kommt. Von seiner fast abgöttisch verehrten Mutter hat er ein Pflänzchen „Edelweiß", das sein Vater ihr einmal gegeben, als Andenken erhalten und es seiner Frau mit der Verheißung geschenkt: es werde Segen bringen, wenn sie es in Ehren halte. Einmal in der heftigsten Ehestandsscene wirft sie es vor seinen Augen zum Fenster hinaus in den Schnee — Lenz ist darüber in Verzweiflung und will sich schon das Leben nehmen; in dem Augenblick, wo er es thun will, verschüttet eine Schneelavine das Haus. Anfangs dauert der Unfriede selbst in der Todesgefahr, in welcher sich Lenz plötzlich sehr umsichtig und entschlossen zeigt, noch fort, bis Annele plötzlich in sich geht. Am folgenden Tage werden sie gerettet; alles gestaltet sich nun gut und glücklich; auch das Edelweiß findet sich wieder, und weil Annele in der Angst unter der Lavine weißes Haar bekommen, führt sie fortan selbst diesen Namen.

Man sieht, der Stoff ist sehr einfach, obschon man ihm anmerkt, wie er mit Gewalt aus einer nicht mehr besonders freigebigen Phantasie herausgepreßt worden. Er würde allenfalls das Zeug zu einer kleinen Kalendergeschichte hergeben, aber er ist zu einer Erzählung von 25 Druckbogen ausgesponnen. Auerbach scheint es dem Goldschläger nachmachen zu wollen, der aus einem einzigen Dukaten ein Blatt schlägt, womit man ein Scheunenthor vergolden kann; aber der so gestreckte Dukaten bleibt Gold, was man von dem Stoff Auerbach's nicht sagen kann. Das Beste in der ganzen endlos breiten Geschichte ist die Schilderung der Schneeverschüttung: aber gerade in dieser besten Partie zeigt sich die Erschöpfung der Erfindungsgabe des Verfassers recht auffallend; denn diese Todesangst in einer Schneenacht, die eine plötzliche Versöhnung herbeiführt, ist ein schon in „Joseph im Schnee" verbrauchtes Motiv.

2. Ein Dorfbrutus. Charakterbild von Joseph Rank. Zwei Bände. Glogau, Flemming. 8. 2 Thlr.

Der Besitzer des Dasselhofs, vulgo der „Dasselherr" genannt, ist durch verschwenderische Wirthschaft verschuldet, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wo hinaus. Die Bedrängniß wird dadurch voll, daß der Hauptgläubiger, so eine Art Kehlabschneider, alle übrigen Forderungen an den Dasselherrn an sich kauft, und sich anschickt, diesem das Messer an die Kehle zu setzen, mit andern Worten, ihn von Haus und Hof zu bringen. In dieser äußersten Bedrängniß hält er Rath mit seinen vier erwachsenen Kindern, drei Söhnen und einer Tochter. Die ältesten Söhne antworten den Aeltern mit Hohn und Vorwürfen und kehren ihnen den Rücken. Gerade auf diese hatten die Alten ihre Hoffnung gesetzt, und sie lassen sie schnöde im Stich-

sie sind erschüttert, zu Boden geschmettert. Da erinnert die Tochter an den ganz übersehenen jüngsten Sohn Gotthard, und fordert diesen auf Hülfe zu schaffen. Gotthard ist ein stiller, einsilbiger Bursch, der es hinter den Ohren hat. Er sagt nicht gleich ja, sondern sagt kurz „gute Nacht“ und geht hinaus, zuerst mit sich zu Rath zu gehen. Mittlerweile lauert der älteste Sohn dem Gläubiger nächtlich auf, bringt ihm eine schwere Verletzung bei und vermehrt dadurch die Bedrängniß der Familie. Da tritt Gotthard herein, erklärt, er wolle helfen, fordert den Vater auf, mit ihm stracks ins Amt zu fahren und ihm den Dasselhof verschreiben zu lassen. Der Alte gehorcht willenlos dem zwanzigjährigen Burschen. Dieser wird am andern Morgen Herr des Dasselhofs. Seine erste Sorge ist eine strenge Ordnung und eine Sparsamkeit einzuführen, die allerdings mit dem bisherigen Leben auf dem Dasselhofe grell contrastirt und niemand weniger behagen will als den an Fülle gewöhnten Aeltern. Allein mit aller Ordnung und Sparsamkeit wäre dem Ruin der Familie nicht vorzubeugen, wenn er nicht den Gläubiger, den von seinem Bruder schwer Geschlagenen, zur Nachsicht bewegen und eine reiche Frau ins Haus bringen könnte. Die Art, wie er den Gläubiger zur Nachsicht zwingt und wie er sich Herz und Hand des reichsten, aber auch sprödesten und übermüthigen Mädchens der ganzen Gegend gewinnt, erinnert allerdings an die List, mit welcher der ältere Brutus die Tarquinier zu täuschen wußte und daher der Titel: „Ein Dorfbrutus.“ Gotthard führt seinen Plan mit feinster Berechnung und Consequenz durch, wird der glückliche Gatte der schönen Agathe, einer von ihm gezähmten Widerspenstigen, und bringt seine Familie wieder zu Wohlstand und Ansehen.

Ist dieser Dorfbrutus auch eine Unmöglichkeit des wirklichen Lebens, so ist er doch eine interessante, markige und plastische Figur, deren Handeln wir mit steigender Spannung begleiten. Auch die widerspenstige, eigenwillige und eigensinnige Schöne, Agathe, ist ein prächtiges, reiches Charakterbild, wie denn alle in der Geschichte vorgeführten Charaktere trefflich gezeichnet sind. Die Erzählung ist durchweg fließend, reich an interessanten Verwickelungen mit natürlicher Lösung wie an treffenden Pointen und bei aller Einfachheit der Darstellung auch voll Poesie.

Um den zweiten Band zu füllen, finden sich noch eine Anzahl kleinerer Geschichten unter dem Gesammttitel „Geschichten armer Leute“ angehängt, welche als Genrebilder nicht ohne Werth, auf einfachen Motiven beruhend, schlicht und gut erzählt sind. Uns hat davon namentlich Nr. 3: „Die Auswanderer und ihr Kind“, angesprochen, eine kleine rührende Episode aus der Zeit der Sprengung des deutschen Parlaments und der Vernichtung der an dieses geknüpften Hoffnungen des deutschen Volks.

3. Dorfschwalben aus Oesterreich. Geschichten von August Silberstein. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Lust und Leid. Geschichten aus unsern Tagen von Bernard Wörner. Zwei Bände. Mit Illustrationen. Augsburg, Schlosser. 1861—62. Gr. 16. 2 Thlr.

Der etwas gesuchte Titel „Dorfschwalben aus Oesterreich“ (Nr. 3) konnte unser Mistrauen gegen jeden neuen Zuwachs der Dorfgeschichtenliteratur in Bezug auf dieses Buch nur erhöhen. Desto größer war unsere Ueberraschung, als wir durch den Inhalt uns bald wahrhaft gefesselt fühlten. Und als wir das Buch mit steigendem Interesse bis zu Ende gelesen, legten wir es mit dem Bekenntniß aus den Händen, dies seien die besten Dorfgeschichten, die uns noch vorgekommen, die Auerbach'schen nicht ausgenommen. Leugnen wir es nur nicht: es ruht in diesen österreichischen Schriftstellern doch viel tiefes Gemüth, viel innerliche Wärme und wahre Poesie. Diese „Geschichten“ haben alle eine Tendenz, eine speciell den Landbewohnern geltende Belehrung zum Motiv, aber jede derselben ist ein kleines Kunstwerk in Abrundung, Charakteristik und Stil. Das sind wahre Menschen und wahre Ereignisse; alles ist der Natur abgelauscht und zur reizendsten Idylle gestaltet, zu einem Genrebild mitten in einer entzückenden Landschaft, über der ein Hauch von Duft und Poesie liegt, den die fromme Innigkeit einer katholischen Atmosphäre — Kreuz und Kapelle auf romantischer Felsenhöhe im Abendsonnengold — noch erhöht. Diese Geschichten halten sich ebenso weit entfernt von der müßigen Poesie des Düngerhaufens, wie von dem Fuselgeruch schweizerischer Predigten gegen den Branntwein in Novellenform, wovor wir seinerzeit unsern Abscheu genugsam an den Tag gelegt.

Wie einfach und doch wie reizend und rührend ist gleich die erste Geschichte: „Das Ausgeding.“ Sie schildert uns ein altes Aelterpaar, das die Heftigkeit des Sohnes Jakob von Haus und Hof treibt, bis dieser selbst zur Besinnung kommt, als der Vater wirklich nebst der blinden Mutter, vom Armenhause zurückgewiesen, mit der Clarinette sich durch die Welt betteln will, worauf alles ein gutes Ende gewinnt. Als Beweis für die Poesie der Naturschilderungen des Buchs diene folgende Stelle: „Die unheimlichen Töne der Nacht verstummten — kurze Stille! Da ertönte ein Schlag an einen Baum, ein zweiter, dritter, das war des Spechts Weck- und Arbeitsruf, des Thürmers, der auf seiner hölzernen Zinne im Wald das Stundenzeichen gab. Gleich darauf pfiff die Amsel lustig, und kaum [illegible] einmal gerufen hatte «es wird Tag, wird's nicht Tag?» da antwortet die Drossel «ja! ja!» Die Finken begannen allmählich die Flügel zu schütteln, huschten durch die Zweige und riefen dabei «flink! flink!» Das erste Rothkehlchen begann eine lange Geschichte zu schwätzen, der Wistling rief rings «pst! pst!» als sollten die andern zuhören, und die Kohlmeise lachte kollernd und lustig ihren Beifall. Während alledem begannen die Wipfel gelber und goldiger zu werden. Da ließ sich durch und über alle wirren Töne ein langezogener lieblicher Schall von [illegible] vernehmen, das war die Lerche — die Vögel horchten, mit [illegible] Rainauer, es trällerte und jubelte hoch oben in den Lüften [illegible] rein, so verklärt, so englisch, unnachahmlich schön! Und gleich darauf ging es allseits wirr, jubelnd, lachend, scherzend, begehrend, kräftig durcheinander, der Wald war wach! Der Wald mit all seiner Kraft war wach, und die Wipfel rauschten darein!“

„Der Häusler“ und „Der Zierthalerhof“ sind noch interessanter durch Verwickelung und Charakteristik. Im erstern [illegible] regen der wilde Boldl und die arme Häuslerin Vroni unsere ganze Theilnahme; im letztern der „Zierthalbauer“, der sich allen Neuerungen der Landwirthschaft, die aus der Stadt kommen, widersetzen will und zuletzt doch seine Tochter einem Oekonomieprofessor zum Weibe gibt, da dieser selbst zeigt, daß er [illegible] Bauer“ ist, der nur noch etwas mehr gelernt hat und den [illegible] weis liefert, „daß die Wissenschaft eine Wohlthäterin der Menschheit, und daß der Bauer, dem die Natur in all ihrer Größe [illegible] in all ihrem Reichthum gehört, der erste ist, der von den [illegible] thaten der Wissenschaft zu gewinnen hat, der für sich und [illegible] allgemeinen Wohl von ihnen gewinnen soll! Denn der [illegible] thum, die vermehrte Erzeugung der Producte des Bauern [illegible] der allgemeine Reichthum und Landessegen.“ Auch der [illegible] lauber“ und „Der Spatzenschreck“ sind ebenso rührende [illegible] sinnige Geschichten.

Der Uebergang von dieser edeln Dichtergabe zu „Lust und Leid“ (Nr. 4) ist ein Sturz aus den Regionen der [illegible] Poesie in die nackteste, platteste, dürrste Prosa. Der Verfasser will populär schreiben und wird dadurch so trivial wie [illegible] Daß seine Geschichten aus dem Leben entnommen sind, [illegible] im Vorwort sagt, glauben wir ihm ohne weiteres, weil [illegible] gar keine Phantasie und Erfindungsgabe verrathen. Da[illegible] nicht nur die allerhausbackenste Moral ausgekramt, sondern [illegible] eine poetische Gerechtigkeit geübt, wie man sie kaum in [illegible] lischen Erzählungen für kleine Kinder findet. So wird [illegible] Geschichte „Ein Egoist“ besagter Egoist dadurch bestraft [illegible] bekehrt, daß er seinen Freund zurückhält, die Rettung eines [illegible] Wasser schwimmenden Wesens zu versuchen, und daß dies [illegible]

sich später als die Braut des Egoisten herausstellt, die in der Raserei des Fiebers ins Wasser gesprungen und nun todt ist. So prüft in der „Brautwahl" der Freier die Mädchen an ihren Ansprüchen, ob sie bei der Wahl eines Schmucks nach dem kostbarern oder einfachen greifen u. s. w. Das Buch ist eine Warnung vor der leider nur zu häufigen Verwechselung von populär und trivial, und wir wünschten wohl, der Verleger hätte die hübsche, mit eleganten Illustrationen versehene Ausstattung einem würdigern Werke zu Theil werden lassen.

5. Dorfharmonien. Eine Elegie von Alfred Elfeld. Rastatt, Hanemann. 1862. 8. 1 Thlr.

Wahrscheinlich eine Jugendarbeit, eine Stilübung voll Gefühlsinnigkeit und Ueberschwenglichkeit, die in der Luft schweben. Eine Predigersfamilie mit einem Neffen, Rudolf, der die Tochter des Hauses, Josephine, liebt und vergeblich auf eine Anstellung wartet, bildet den Kreis, in welchem die Geschichte sich bewegt. Weil er außer Stand ist, die Geliebte zum Altar zu führen und der Vater derselben stirbt, sieht diese sich genöthigt einem andern ihre Hand zu reichen, wird aber vor der Hochzeit wahnsinnig. Rudolf, der in die Fremde gegangen ist, kehrt später reich zurück, findet ihr Grab und gibt ihm die Inschrift: „Wer liebt — und entbehrt — und schweigt — und stirbt — der stirbt als Märtyrer." Diese sentimentale Geschichte ist in einzelnen Bildern, Gedichten und Bruchstücken „aus der Mappe des Pfarrers" im wirren Durcheinander erzählt, von dem wir noch im Unklaren sind, ob es aus einem Gefühlsbedürfniß des Verfassers oder aus der Sucht, originell zu erscheinen, hervorging. Zu seiner Ehre wollen wir an das erstere und dann an die Möglichkeit glauben, daß, nach gehöriger Abklärung eines jetzt fast nervös erregt scheinenden Talents, der Verfasser noch Besseres leisten werde. **August Peters.**

Sybel's Vorlesungen über den Prinzen Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen von Savoyen. Drei Vorlesungen, gehalten zu München im März 1861 von Heinrich von Sybel. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1861. 8. 12 Ngr.

Um diese Vorlesungen, welche in München allgemein angesprochen haben, auch in weitern Kreisen bekannt zu machen, sind sie im vorliegenden Hefte besonders abgedruckt worden. Der Verfasser hat seine Darstellung auf die umfassende Biographie des Helden von Alfred Arneth begründet, welche auch in Nr. 34 d. Bl. f. 1860 ausführlich besprochen worden ist. Wir können also auf diese Besprechung, was die Lebensschicksale und die Laufbahn Eugen's betrifft, verweisen und uns nur an die Darstellung halten, welche in Sybel's bekannter und klarer Weise auch den Leser fesseln wird, wie sie die Hörer interessirt hat. Er nennt mit Recht den Prinzen Eugen von Savoyen den größten Staatsmann und Feldherrn Oesterreichs und erinnert daran, daß es zum Theil dieselben Fragen sind, welche damals und jetzt die österreichische Politik bewegen. „Es sind ähnliche Tendenzen der Regierung, welche vor anderthalb Jahrhunderten dem Prinzen Eugen zu schaffen gemacht, welche die heutigen Nöthe hervorgerufen, aus welchen das gewaltige Reich unter dem Antheil Europas sich eben hervorzuarbeiten beginnt." Die erste Vorlesung umfaßt Eugen's Leben bis zum Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs. Der Verfasser knüpft daran treffende Bemerkungen über die damalige Gesammtlage Oesterreichs und Europas, jenes sei noch keineswegs eine Großmacht im modernen Sinne des Worts gewesen, da es etwa nur die Hälfte des jetzigen Länderbestandes, ein Sechstel der heutigen Heeresmacht und nicht ein Zehntel der gegenwärtigen Einkünfte besessen. Der Kaiser habe sich jedoch, den Ueberlieferungen des alten Kaiserthums getreu, als den ersten Potentaten der Welt betrachtet, die weitesten Ansprüche erhoben und seine territoriale Schwäche durch seine enge Verbindung mit Spanien, durch seinen Einfluß in Rom und den weitesten Kreisen Italiens, wie durch viele einträgliche Beziehungen als Reichsoberhaupt in Deutschland zu ersetzen gewußt. Seine Minister und Generale seien nur zum kleinsten Theil aus dem einheimischen Adel gewesen, der sich von dem Staatsdienste ferngehalten. Die Vernachlässigung der innern Pflege und die Verfolgung der erobernden Weltpolitik habe denn als nothwendige Folge zur permanenten Erschöpfung des Landes geführt. „Noch im 14. Jahrhundert war der Herzog von Oesterreich, der außer diesem nur Steier, Kärnten und Krain besaß, der reichste unter allen Fürsten Deutschlands gewesen. Seitdem aber Kaiser Friedrich III. die Anwartschaft auf Burgund und Ungarn gewonnen, seitdem Karl V. Italien und Spanien mit den Goldgruben Mexicos erworben, war in Madrid und in Wien das Deficit bleibend und die Insolvenz der regelmäßige Zustand." Dann schildert der Verfasser den scharfen Contrast zwischen Leopold I. und Ludwig XIV., zwischen dem lockern und unbehülflichen Gefüge der österreichisch-kaiserlichen Macht und der straff zusammengehaltenen Einheit der französischen Monarchie, und wie dennoch der Kaiser, von dem päpstlichen Nuntius bestärkt, sich gegen Eugen's Rath, mit den Türken Frieden zu schließen, sich für die Führung zweier Kriege nebeneinander entschieden. „Nur ein Mönch", sagte Eugen entrüstet, „kann einen solchen Rath geben." Dennoch wurde Ludwig XIV., trotz der Abtrünnigkeit des Herzogs von Savoyen vom Bunde mit dem Kaiser, wenn auch nicht gerade besiegt, doch sein Vordringen gehemmt, seiner europäischen Offensive nachdrücklich Einhalt gethan. Aus dem Türkenkriege aber, welchen Eugen glorreich beendigte, ging aus tiefster Bedrängniß ein mächtiger Landgewinn, ja eine neue Weltstellung für Oesterreich hervor. „Fortan hätte man die Mittel gehabt, um allein mit der eigenen Kraft ein volles Gegengewicht gegen Frankreich zu bilden. Es hätte dazu die Einrichtung einer productiven Verwaltung, Steigerung der Finanzkraft und Herstellung eines festen Rechtszustandes gehört. Leider konnte sich Leopold nicht dazu entschließen, er hatte keinen Begriff von den unausbleiblichen Folgen seines Systems." So ging er der weitern europäischen Krisis entgegen, welche das Erlöschen der habsburgischen Linie in Spanien herbeiführte. Als das Testament Karl's II. bekannt geworden war, Frankreich mit vielen Verbündeten, leider auch deutschen Fürsten, auftrat, wollte der Kaiser schon nachgeben; nur Eugen, der einzige, der in dieser Lage das Haupt hoch aufrecht trug, bestimmte ihn zum Kriege.

Die zweite Vorlesung schildert diesen Krieg, welcher den Prinzen Eugen mit unvergänglichen Lorbern schmückte. Welche großen Resultate hätte er für Deutschland bringen können, wenn nach der Schlacht von Malplaquet Frieden geschlossen worden wäre! Ludwig bot Strasburg, bot den ganzen Elsaß! Es war ein frevelhafter Uebermuth, welcher die Verbündeten, gegen den entschiedenen Rath Eugen's zur Verwerfung dieser Anträge bestimmte, und der sich, wie bekannt, durch einen Umschwung der Dinge alsbald rächte. Der Kaiser freilich gewann wenigstens spanische Nebenlande, aber das Deutsche Reich verlor zu den frühern Raubstücken auch noch Landau. Eine Vorlesung, in München gehalten, konnte nicht tiefer darauf eingehen, welche Schuld in diesem Kriege den Kurfürsten von Baiern getroffen, wol aber rühmt sie Eugen's Edelmuth, solange er das Schicksal des eroberten Landes bestimmte. „Daß der Krieg nicht die losgebundene Unmenschlichkeit sein soll, hat Eugen zuerst in Europa bethätigt. Ich denke, es ist nicht das schlechteste Blatt in seinem Lorberkranze." Wie schneidig und schonungslos trat er dagegen, wenn es die Sache forderte, auf! So schrieb er einmal mit einer bis dahin unerhörten Derbheit nach Wien: „Ich möchte doch endlich wissen, ob der Kaiser gar nicht remediren wolle; kein Geld, kein Volk, kein Magazin, keine Munition, kein Ernst, kein Eifer, keine Sorge und doch gleichwol Krieg führen, triumphiren und Kron und Scepter mit Land und Leuten gewinnen wollen, das sind contradictoria, die ich nicht mehr auseinander klauben kann." Mit dem Türkenfrieden von

Passarowicz, den der Held erkämpfte, schließt die zweite Vorlesung. Der Verfasser deutet an, wie durch die Abtretungen, welche Eugen forderte, Oesterreich den Titel des Donaureichs zur Wahrheit gemacht und für Ungarn die natürliche Bahn zum Meere gewonnen, wie es auf alle Zeiten die entscheidende Stellung im Orient eingenommen und das russische Reich in Europa von jeder Berührung mit der orientalischen Frage abgeschnitten hätte. Es kam aber anders.

In der dritten Vorlesung finden wir Eugen im Kampfe mit seinen Feinden in Wien; wir verweisen darüber wiedtholt auf unsere frühere Besprechung (vgl. Nr. 34 d. Bl. f. 1860). Sein Wirken als Staatsmann in jenem vielverzweigten Spiel der Politik, das auf die lange Kriegsperiode folgte, seine Thätigkeit für das Heerwesen, seine Einmischung in die Familienverhältnisse des berliner Hofes — die wol ein Fehler zu nennen! — und die letzten Feldzüge seines Lebens werden dann, allerdings kurz, wie es die Vorlesung bedingte, geschildert. Besonders hervorgehoben ist, wie Eugen das erste große Ziel, die entscheidende deutsche Allianz mit Preußen erreicht hat. „Wenn Kaiser, Brandenburg und Muscovia zusammenhalten", sagte er, „wer will den drei Adlern etwas anhaben?" Die heilige Allianz schon damals! Mit dem Tode des Helden bricht die Vorlesung kurz ab. Wir zweifeln nicht, daß alle drei Interesse erwecken werden.

Karl Gustav von Berneck.

Märchen- und Sagenliteratur.

1. Naturmythen. Neue Schweizersagen gesammelt und erläutert von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig, Teubner. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Unsere Urahnen hatten mehr Freude an der Jagd und am Kampfe, als an den Wissenschaften, dadurch sind uns viele ihrer Gebräuche unbekannt geblieben; mit Hülfe der Märchen und Sagen, die sich im Volke fortgeerbt haben, ist es nun in der neuern Zeit gelungen, manche Lücke zu ergänzen, wir lernen, wie diese und jene christliche Ceremonie an den heidnischen Cultus anknüpft, wie viele Heiligengeschichten sich nur als Uebertragung der Götterlehren kundthun, wie noch heutzutage alte heidnische Feste von uns gefeiert werden. Unsere Nation hat bei der Beibehaltung dieser Eigenthümlichkeiten sicher nichts verloren; denn wie unsere Voraltern ferngesunde Naturen waren, so war auch ihre Religion frei von aller Pietisterei, der finstern Priesterherrschaft war weit weniger Spielraum geboten, als bei neuern Culten, die auf höherer Stufe zu stehen glauben. Ein Mann aber, der sich bemüht alte Ueberlieferungen auf dem mühsamen Wege der Sagen- und Märchensammlung der Vergessenheit zu entziehen, erwirbt sich um die ganze Nation Verdienste, besonders wenn dies mit so großem Fleiße geschieht, wie es der Verfasser der angezeigten Schrift gethan hat; er hat nicht blos die Schweiz allein behandelt, er hat auch Vergleiche mit andern Völkern angestellt.

Charakteristisch bleibt den Sagen der Schweizer ein gewisser Ton der Gemüthlichkeit und Derbheit, der selbst in ihre Beschwörungsformeln, in ihren Verkehr mit den Geistern hineindringt. Der Mensch steht dem Geiste ziemlich nahe, und sehr häufig besteht der ganze Nachtheil aus einem geschwollenen Kopfe. Aus einer Notiz auf S. 237 sehen wir, daß in Deutschland früher Gebräuche waren, die noch jetzt bei den Chinesen gelten; es heißt: „Rhabanus Maurus in seinen Homilien berichtet, wie die Bevölkerung um Fulda bei einer Mondfinsterniß dem kranken Mond (laboranti) dadurch beistand, daß sie Pfeile und Wurfgeschosse in die Luft schleuderte, um damit das Ungeheuer zu verjagen, welches ihn zu zerreißen drohte." Auch was der Verfasser dort weiter über die Entstehung des Fronleichnamsfestes im 13. Jahrhundert sagt, verdient Beachtung, weil es darthut, wie sehr sich die christlichen Anschauungen an die heidnischen anlehnten.

2. Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharz. Gesammelt und herausgegeben von August Ey. Stade, Steudel. 1862. 8. 16 Ngr.

Fast durch alle hier mitgetheilten Märchen weht ein finsterer Geist des Aberglaubens, der mitunter offen aller Vernunft ins Gesicht schlägt. Der Teufel ist nur Teufel, er hat nicht die komische Seite, die ihm seine höllische Abstammung verzeihen läßt. Einzelne Märchen zeigen Anklang an Grimm'sche; „Der Magnetberg" erinnert an Sindbad's Reise in „Tausendundeine Nacht". Ist auch die Sammlung an und für sich verdienstlich, so ist doch nur zu wünschen, daß derartige widervernünftige Ausgeburten der Phantasie möglichst schnell aus dem Gedächtniß des Volks verschwinden möchten, um einer gesunden Kritik der Vernunft Platz zu machen.

3. Aus goldener Kinderzeit. Geschichten und Märchen von Moritz Horn. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 16. 20 Ngr.

Dürfte kaum für Kinder, der zu großen Breite wegen, unterhaltend sein, wenn auch Legenden weniger von Nachtheil sein möchten, als manche Schrift, die jetzt für die Jugend geschrieben wird.

4. Neue Märchen und Geschichten von H. C. Andersen. Berlin, Haude u. Spener. 1862. 16. 15 Ngr.

Eine durch und durch gesunde, mit Phantasie geschriebene Broschüre, bei der die Haupterzählung: „Die Eisjungfrau", auf die Thatsache gebaut ist, daß, als im Jahre 1856 ein Brautpaar die kleine Insel in der Nähe von Villeneuve im Genfersee besuchte, der Bräutigam ertrank, während die Braut die Nacht auf der Insel zubringen mußte, ehe sie gesehen wurde. Durch das ganze Büchlein weht eine belebende Luft.

82.

Notizen.

Zur Naturgeschichte der Blasés und Roués.

Heinrich Mahler ließ in Wriezen bei Roeder eine Reihe sogenannter „naturgeschichtlichen" Skizzen unter dem [illegible] „Arabesken und Fresken" erscheinen. Im ersten Bändchen [illegible] er die Naturgeschichte des Roué, im zweiten die des Blasé [illegible] im dritten schildert er „Moderne Sünden und die alten Sünder". In kräftigern gesunden Zeiten gab es keine Roués und keine Blasés; sie sind einzig und allein das Product und der Auswuchs der modernen Civilisation, wie sie sich unter den Einflüssen des nur auf dem Luxus- und Vergnügungsfuße eingerichteten französischen Hoflebens in dem „modernen Babel" [illegible] der Seine und nach dessen Vorbilde in den andern „Babelchen" (wie der Verfasser sie nennt) im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte etwa entwickelt hat. Der Verfasser bemerkt ein[illegible] „Was wir von dem Westen bekommen, ist etwas lustiger [illegible] durchsichtiger Natur, denn wie der Herr, so der Diener. [illegible] Zustand der Civilisation ist überhaupt etwas krankhaft, [illegible] will uns fast bedünken, als ob er ein weniges von der [illegible] Eigenschaft der Unhaltbarkeit in sich aufgenommen hätte. [illegible] hat sich eine so krankhaft ängstliche Ideenstimmung der [illegible] bemächtigt, als wenn sie, die Welt nämlich, einer gewaltigen Krisis entgegengehe, die sie einer Auflösung nahe bringen [illegible] Und wie könnte es auch anders sein, sind die Sünden im allgemeinen schon ein krankhafter Zustand, so die modernen Sünden im besondern ganz gewiß. Dafür aber gibt es absolut [illegible] Heilung; die Sünden geschehen öffentlich, ohne übermäßig kaum mäßige Verachtung zu erzeugen, wer nicht sündigt, [illegible] dem Spotte verfallen, wer da viel sündigt, ist Gegenstand [illegible] Neides für solche, denen die Umstände nicht gestatten, [illegible] Beispiele zu folgen. Der kranke Geist der Zeit ist aber [illegible] noch nicht zufrieden und erfindet und sucht täglich immer [illegible] Gelegenheit, die so süße Sünde auszubauen und zu er[illegible] als sei sie eine mangelhafte Verfassung." Wir haben für die [illegible]

schenart der Roués und Blasés keine deutsche Bezeichnung; aber wir wissen alle, daß sie auch in unsern deutschen Residenzstädten besteht. Der Verfasser scheint sie besonders in Berlin studirt zu haben. Frauenverführung, Gourmandise, kurz jede Art des Sinnengenusses, und das „Jeu" nebst der Kunst, Schulden zu machen und nicht zu bezahlen, sind die einzigen Lebensaufgaben, denen sich diese aller höhern geistigen Eigenschaften und aller sittlichen Grundlage entbehrende, ja aller Sittlichkeit schamlos Hohn sprechende, häßliche Menschenart widmet. In ihrer Atmosphäre verdorrt jedes bessere Gefühl, wie die Vegetation im glühenden Hauch des Samum. Man weiß von ihnen ebenso wenig wie von gewissen Insekten, warum sie da sind, außer etwa zum Schadenstiften. Der Verfasser, der sich nicht scheut, ihnen bis in ihre unsaubersten Schlupfwinkel zu folgen, schildert ihr Treiben in lebendiger Darstellung, zuweilen in einem scheinbar frivolen Tone, hinter dem aber der Ernst der Satire und die Absicht, das Treiben dieser schädlichen Insekten zu enthüllen, verborgen ist. Für das Bedenkliche mancher Situationen, von denen der Verfasser den Schleier hinwegzieht, ist er nicht verantwortlich zu machen, wenn man überhaupt zugibt, daß es eine eines Schriftstellers würdige Aufgabe sei, solche Geschöpfe und solche Situationen zu schildern. **H. M.**

Der Verfall der Poesie in England.

Ein englischer Schriftsteller hat in London bei Hardwicke ein halb in Reimen, halb in Prosa geschriebenes Werk anonym unter folgendem Titel veröffentlicht: „The Poet of the age". Hierin legt er dar, daß die englische Poesie im Sinken begriffen sei und versucht zu beweisen, daß das viele Fleischessen und Portertrinken diesen Verfall bewirke, „that we eat too much meat and drink too much porter, which are unfavourable to «inspiration», and indeed to all great effort. Lord Byron himself could only keep up the sacred fire at the cost of semi-starvation." Nebst einigen guten kritischen Bemerkungen gibt er auch eine höchst curiose Schlußfolge: „Beef-eating and porter beget cruelty and ferociousness, cruelty and ferociousness engender cowardice, and cowardice is the direct antidote to poetical effort." Die „Illustrated Times" stellt aber freilich entschieden in Abrede, daß die englische Poesie im Sinken sei und sagt über das sonderbare Buch: „It is a labour that might have been spared, for poetry is not on decline that we know of." Indeß mag der Verfasser des „Poet of the age" doch nicht so ganz unrecht haben; ein Blick auf den Verfall der englischen Bühnen und der englischen Bühnenpoesie genügt allein schon zur Bestätigung seines Urtheils. Der englische Materialismus, der größte Feind alles Idealen, mag die Hauptursache sein, daß die Poesie mehr in der materiellen Welt kramt, als im Reich der Ideale lebt, und demzufolge auch ein Sinken ins Triviale wahrzunehmen ist. Poesie ohne Ideenregion, ohne Ideale einer transscendentalen Sphäre, kann sich nur mit alltäglichen Lebensverhältnissen beschäftigen. 38.

Bibliographie.

Asmus, H., Die dramatische Kunst und das Theater zu Lübeck. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Lübeck, v. Rohden. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Aus Chili, Peru und Brasilien. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Bode, W., Otto Friedrich Röbbelen weiland Superintendent in Lüne, nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Lüneburg, Engel. Gr. 8. 12½ Ngr.

Clarus, L., Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Eytel, H., Der Psalter in modernem Gewande. Stuttgart, Oetinger. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Gerstäcker, F., Aus dem Waldleben Amerikas. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Costenoble. Gr. 16. à 1 Thlr. 20 Ngr.

Hauff, G., Liederstrauß. Stuttgart, Quack. 1861. Gr. 16. 18 Ngr.

Hesekiel, G., Stille vor dem Sturm. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Hölty, H., Ostseebilder und Balladen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 16. 8 Ngr.

Horn, M., Dämonen. Roman in zwei Bänden. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kopp, J. E., Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. 3ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches 6tes Buch. König Adolf und seine Zeit. Jahre 1292—1298. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lamprecht, C., Historische Novellen. Landshut, Krüll. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Margarethe oder: Die Parodirte, oder: Wie man's treibt, so geht's. Große hochromantische Oper mit Gesang, Tanz und Musik, in fünf hintereinander folgenden Akten und vier Zwischenakten rc. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, A. E., Deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. Berlin, Reichardt u. Zander. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Osenbrüggen, E., Culturhistorische Bilder aus der Schweiz. Leipzig, Roßberg. 8. 22½ Ngr.

Pali. Ein Romanzencyclus aus Ungarn. Gesammelt von S. Peregrinus. Leipzig, O. Wigand. 16. 10 Ngr.

Schmid, H., Mein Eden. Eine Münchner Geschichte aus den Zeiten Karl Theodor's. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Suckow, E. M. v. (Emma Niendorf), Spanische Liebesgeschichten. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Toporoff, W., Rußlands Erstes Jahrtausend. Ein episches Gedicht. Zwei Theile. Mit einer Abbildung des zu Nowgorod errichteten Denkmals zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des Russischen Reichs. Leipzig. Gr. 8. 3 Thl. 10 Ngr.

Moderne Vagabunden. Humbug-Reise eines Abentheurers. Seitenstück zu C. v. Holtei's Vagabunden. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., An die Freunde aus dem Gefängniß. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Deutschlands Erb- und Erzfeind. Mahnruf an das deutsche Volk von einem alten Patrioten. Coburg, Streit. Gr. 8. 10 Ngr.

Ewald, H., Zweites Wort von 1862 über die heutigen Jesuiten und alles was mit ihnen zusammenhängt. Mit einem Anhang von sieben Promotionsreden. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 6 Ngr.

Marquardsen, H., Das Oberhaus von England und die Wissenschaft. Rede beim Eintritt in den königlich akademischen Senat der Friedrich-Alexanders Universität am 29. März 1862 gehalten. Erlangen, Enke. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Nationalbewegung und die Kirche. Eine Rede an das deutsche Volk. Berlin, Janke. Gr. 8. 10 Ngr.

Mößmer, J., Ansichten über das Verhältniß von Staat und Kirche zur Volksschule. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 4 Ngr.

Wildauer, T., Rede zu Johann Gottlieb Fichte's 100jährigem Geburtstage bei der von der philosophischen Facultät an der Hochschule zu Innsbruck veranstalteten Festfeier am 19. Mai 1862. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 7 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 18. September 1862.

Inhalt: Deutsche Geschichte. Von **Aurelio Buddeus**. — Heinrich von Kleist als politischer Schriftsteller. Von **Hermann Marggraff**. — Soldatenerinnerungen aus den Napoleonischen Kriegen. Von **Karl Gustav von Berneck**. — Sophie Swetschin. Von **Emil Müller-Samswegen**. — Zur Romanliteratur. — Eine Bergwanderung in Thüringen. — **Notizen.** (Die neueste Literatur über Shakspeare's Sonette; Zur Literatur über Klopstock; Ludwig Bechstein's Lied „An der Katzbach".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Deutsche Geschichte.

1. Deutsche Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Von Max Wirth. Erster Band. Frankfurt a. M., Expedition des Arbeitgeber. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Von Georg Pfahler. Erster Band: Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1861. Lex.-8. 3 Thlr.
3. Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit. Nach den Quellen dargestellt von Felix Dahn. Erste Abtheilung: Die Zeit vor der Wanderung. Die Vandalen. Zweite Abtheilung: Die kleinern gothischen Völker. Die Ostgothen. München, Fleischmann. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
4. Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Von E. F. Souchay. Erster Band: Geschichte der Karolinger und Ottonen. Zweiter Band: Geschichte der Salier und der Hohenstaufen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
5. Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit von Friedrich Kortüm und Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Zwei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1860—61. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Nachdem die kritische Durchsichtung der Urquellen und [d]e Specialforschung in den Urkunden deutscher Geschichte [na]mentlich in den letzten 30—40 Jahren mit tiefer Ge[leh]rsamkeit und bewundernswerthestem Fleiße gearbeitet [ha]tte, faßt unsere Gegenwart die gewonnenen Resultate [aus] den verschiedensten Richtungen zusammen. Die Gesammt[da]rstellung der deutschen Geschichte hat in den letzten Jah[re]n einen außerordentlich weiten Umfang und eine er[sta]unliche Vielseitigkeit erlangt. Unmittelbar vorher war [da]gegen eine Periode gegangen, in welcher allerdings auch [da]s deutsche Leben den Mittelpunkt historischer Darstel[lun]g und Betrachtung bildete, aber einestheils mehr im [Sp]iegel der Rückwirkungen der allgemeinen europäischen [Ge]schichtsgänge auf dasselbe, anderntheils mit Vorliebe [au]f diejenige Epoche beschränkt, welche unsere Väter als [Ze]itgenossen durchlebten und in welcher der nationale [Ge]ist nach fortwährenden Demüthigungen seit Jahrhunderten zum ersten male wieder zum vollen und siegreichen [Du]rchbruche gegen seine Unterdrückung durch die Fremdherrschaft gelangte. Die heutige Geschichtschreibung wendet sich dagegen mit Vorliebe zu den ersten Entwickelungsperioden der deutschen Nation zurück. Indem sie von den frühesten Anfängen ihres Erscheinens im politischen Völkerleben anhebt, sucht sie vornehmlich das nationale Grundwesen festzustellen und die verschiedenen Gestaltungen des Ausdrucks seiner Bedürfnisse, wie ihrer Befriedigung im Laufe der Jahrhunderte nachzuweisen.

Bei oberflächlicher Betrachtung des historischen Buchmarktes könnte man nun allerdings glauben, daß diese Art der Geschichtschreibung bis zu einem gewissen Punkte Gefahr laufe, dem zu Grunde liegenden Gedanken zu Liebe die Tendenz höher zu stellen, als die Objectivität der historischen Forschung. Und wie sich an jede literarische Strömung die Handwerkerei und Meinungmacherei hängt, so läßt sich freilich gar nicht leugnen, daß auch die moderne deutsche Geschichtschreibung manche von der Speculation auf Zeitstimmungen und Tagesinteressen bedingte Fabrikarbeit zu Tage fördert. Aber dies sind nicht die Zeugnisse, welche an der Spitze ihrer Richtung stehen und deshalb als maßgebend für die Geistesströmung angesehen werden können. Sie gehören eben zu dem unvermeidlichen Troß, welcher handwerkert und dient. Beachtenswerth ist dagegen, daß die obenbezeichnete Art der Geschichtschreibung, welche nur bis zu einem gewissen Punkte von dem jüngern Geschlechte der historischen Fachgelehrten vorbereitet und angebahnt war, eine ziemlich bedeutende Reihe von vertretenden Namen zählt, welche specifischen Fachgelehrten nicht angehören. Denn nicht blos die historische Lectüre ist durch den ernsten Geist unserer Gegenwart und die formelle Vervollkommnung der historischen Darstellungsart populär im edlern Sinne geworden, sondern auch die geschichtliche Production, wenn man so sagen darf. Noch richtiger würde man es vielleicht ausdrücken, wenn man sagte, daß die verschiedenen wissenschaftlichen Fächer des Lebens unserer Gegenwart ihrem Bedürfnisse, sich als nationale Nothwendigkeiten historisch zu begründen, auf dem Wege der allgemeinen Geschichtschreibung des Volks genugzuthun suchen.

Darin liegt, unsers Erachtens, die Bedeutsamkeit

dieser modernsten Phase der Geschichtschreibung als culturgeschichtliches Moment unserer unmittelbaren Gegenwart. Denn allerdings hat die eigentliche Culturgeschichte, ihrer Natur nach, diesen Beweis von jeher mitgeführt; aber man darf nicht vergessen, daß ihr das politische Ereigniß als solches immerhin mehr von nebensächlichem Interesse blieb. Auch begannen ihre Darstellungen meistens erst von dem Momente an, wo die Cultur uns als eine bereits bestehende, auch politische Potenz entgegentrat. Es kam ihr, um uns so auszudrücken, weniger darauf an, in den ersten Culturkeimen und den Umständen, von denen sie bedingt waren oder denen sie bedingend wurden, die eigenthümliche nationale Wesenheit nachzuweisen, welche für den spätern Entwickelungsgang, für die Gestaltungsformen maßgebend blieben, wenn sie auch mitunter oder zeitweise von der Oberfläche der Erscheinungen verschwunden schienen. Sie folgte mehr den breitern Entfaltungen und der Raschheit der Bereicherung. Dagegen scheint uns ein wesentliches Moment in der modernsten deutschen Geschichtschreibung jener rege Eifer, womit dieselbe einestheils die Eigenthümlichkeit der frühesten Culturkeime hervorhebt und anderntheils deren Verwendung, um ihre bedingende Kraft für die national-politische Geschichte ins Licht zu setzen. Drücken wir es concreter aus, so können wir sagen: die Darstellung der Verschmelzung des auf der nationalen Besonderheit ruhenden Privatlebens mit dem öffentlichen und der Nachweis der unmittelbaren Wechselwirkungen zwischen dem alltäglichen und dem politischen Leben bildet eins der Hauptmomente, welche von der gegenwärtigen deutschen Geschichtschreibung ins Auge gefaßt werden.

Als eine der interessantesten Unternehmungen in dieser Richtung darf man die „Deutsche Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart" (Nr. 1) von **Max Wirth** betrachten, von welcher vorläufig allerdings nur der erste Band vollendet vorliegt. Er umfaßt die „deutsche Geschichte im Zeitalter germanischer Staatenbildung", d. h. von den historischen Anfängen bis zur Theilung des Frankenreichs (114 v. Chr. bis 843 n. Chr.). Der Verfasser, welcher sich als nationalökonomischer Schriftsteller eines bewährten Rufs erfreut, spricht sich in einer längern Einleitung über die Behandlung aus, welche er seiner Geschichte angedeihen läßt, und dies ist allerdings nothwendig, da er zum ersten male die volkswirthschaftlich-pragmatische Methode auch in die früheste Geschichtschreibung einzuführen versucht. Es ist darum auch ganz begreiflich, daß er die Entwickelungsgesetze des Cultur- und Staatslebens einleitend zusammenzustellen als Nothwendigkeit erkannte. Man kann nicht sagen, daß er darin etwas wesentlich Neues vorbringt, aber die klare Aufreihung der in jenen Beziehungen gewissermaßen feststehenden Sätze gibt von vornherein eine gute Gewähr für eine vernünftige Auffassung des Gegenstandes. Die politischen Begebenheiten der oben angedeuteten Epoche nehmen ungefähr zwei Drittel des vorliegenden Bandes ein, während das letzte Drittel ausschließlich den innern Zuständen gewidmet ist. Was die politische Geschichtserzählung anbetrifft, so sagt der Verfasser selbst, daß er nicht neue und selbständige Untersuchungen zu geben, sondern die Resultate der Specialforschungen der letzten 20 Jahre zu einem lebendigen Bilde zusammenzufassen strebe. Lebendig ist das Bild geworden, anregend, wohlgefällig in seiner stilistischen Ausführung und mit sorgsamer pragmatischer Logik geordnet. Es ist hier nicht der Ort, sich darauf einzulassen, ob der Verfasser nicht in den frühesten Epochen deutscher Geschichte, und namentlich was den Ursprung des deutschen Stammes anbelangt, einigermaßen gewagten Hypothesen ein allzu großes Gewicht beigelegt habe. Wir können in dieser Urzeit nur Schriftstellern folgen, welche dem Volke nicht angehörten, über welches sie schrieben und welche auch wiederum ihrerseits von den Interessen eines großen Staats influenzirt waren, der gerade in Germanien zum ersten male empfinden mußte, daß die Allgewalt seiner Waffen, wie seiner politischen Schlauheit nicht unwiderstehlich sei. Vielleicht wenn die Alterthumsforschung, welche heute namentlich in Skandinavien und der Schweiz so vielfache Untersuchungen zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Menschheitsgeschichte macht, zu umfassendern Resultaten gelangt sein wird, wird es auch möglich werden, über die Urheimat der Germanen zweifellose Feststellungen zu machen.

In der Darstellung der ersten Berührungen zwischen Rom und den deutschen Völkerschaften unterscheidet sich das Wirth'sche Werk nicht wesentlich von den bekannten Arbeiten gleichen Inhalts. Dabei ist es aber wohlthätig, auch jener wohlfeilen Phrasenmacherei nicht zu begegnen, welche namentlich in den mehr populären Geschichtserzählungen — und zu diesen gehört die Arbeit Wirth's im besten Sinne des Worts — auch noch heute sich breit zu machen pflegt. Wirth behandelt die Germanen jener Zeit als das, was sie wirklich waren, als ein rohes und ihren Gegnern gegenüber wesentlich unbehülfliches Conglomerat einander befehdender Stämme, welche erst [illegible] allmählich und durch äußere Gewalt zu den politischen Culturanfängen der Staatenbildung hingeleitet werden mußten. Die dem frühern Mittelalter sich annähernde [illegible] Geschichte erscheint im Vergleiche zur germanischen [illegible] geschichte vielleicht etwas allzu kurz und apodiktisch [illegible] handelt. Selbst der Fluß des Stils will sich hier [illegible] unter durch die allzu knappe Zusammendrängung des Materials weniger ruhig und gleichmäßig als im An[illegible] des Werks gestalten. Aber allerdings findet diese [illegible] scheinende Ungleichartigkeit ihre Rechtfertigung, wenn man dem Werke weiter folgend, die Darstellung der innern Zustände im zweiten Abschnitte des ersten Bandes [illegible] zusammenhält. Denn hier ist das geistig entwickel[illegible] Moment, mag man es nun Cultur oder Volkswirthschaft nennen, zur Ergänzung der politischen Geschichte so [illegible] trefflich dargestellt, daß man dadurch den vollkommen [illegible] sprechenden Nachsatz zu den im ersten Theile vorangestell[illegible] ten Vordersätzen in seiner ganzen Ausdehnung gewinnt.

Diesen Abschnitt, dessen außerordentlich verschiedenartige Gegenstände der Verfasser unter dem unsere Gr[illegible]

achtens nicht ganz erschöpfenden Titel „Innere Zustände" zusammenfaßt, halten wir für den ausgeführtesten Theil der Arbeit, wie er denn auch deren besondere Eigenthümlichkeit am wesentlichsten bedingt. Es berührt auf den ersten Anblick allerdings befremdend, moderne Bezeichnungen gewisser Institutionen, deren Erschaffung man gern erst der allerneuesten Zeit zuwendet, hier auf die Anfangsmomente der Cultur angewendet zu finden. Wenn wir von „Transportwesen" oder „Assecuranzgesellschaften" unter der Römerherrschaft in Deutschland lesen, so mag man im ersten Augenblicke leicht glauben, es handle sich nur um die gezwungene Anwendung moderner Ausdrücke auf ganz andere Dinge. Um so mehr überrascht empfindet man sich, wenn man in der Darstellung selbst Institute und Veranstaltungen geschildert findet, die in ihrer Organisation und namentlich im Grundgedanken genau auf denselben Principien beruhen, deren weit complicirtere Entwickelung allerdings unter unsern modernen Verhältnissen manchmal die Einfachheit und Anfänglichkeit des damaligen Grundbaues verschwinden ließ. Indem der Verfasser sich bei diesen Darstellungen von jeglichem Doctrinarismus der volkswirthschaftlichen Disciplin fern hält, vermittelt er eine Lebendigkeit der unmittelbaren Anschauungen, welche in der That den Leser mit der alten Geschichte unserer mitteleuropäischen Stellung als Volks- und Staatencomplex erst in vollem Maße recht innerlich vertraut macht.

Wie wir dieses Talent des Verfassers meinen, glauben wir am einfachsten durch ein Beispiel belegen zu können. Wir heben deshalb aus dem Artikel vom „Handelsverkehr" die Bemerkungen über die Bedeutung des Bernsteins, Zinns und Eisens hervor. In dieser Beziehung schreibt Max Wirth:

Um das 6. und 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, in der Periode, in welche der Zenith des phönizischen Handels, die Blüte Griechenlands und der Aufschwung Etruriens fällt, ıls Rom, ein kleines Raubnest, gleichsam noch in seinen Win-eln lag, bestand ein Handelsverkehr durch die den damaligen ebildeten unbekannte nördliche Hälfte Europas, von dessen usdehnung man bis in die neuere Zeit keine Ahnung gehabt at. Zwei Artikel im Norden waren es vornehmlich, welche die auflust der Südländer reizten, das Zinn und der Bernstein. er Bernstein, jenes Baumharz einer frühern Welt, wie Tacius erzählt, von den Eingeborenen Glassum (Glas) genannt, elches bis auf den heutigen Tag in Menge an der Ostseeküste efunden wird, wurde von den Griechen schon vor Homer's Zei-n, sowie von den Syriern, Aegyptern und Römern höher als old geschätzt. Dieselben verwendeten ihn nicht blos zu Schmuck-egenständen, sondern auch als Räucherwerk und endlich, wie es it kostbaren Stoffen oft von seiten der Charlatane und Alchemi-n zu geschehen pflegt, sogar als Arznei, ja als Amulet für inder und als Talisman. Noch unter Nero brachte ein römi-er Ritter, der mit großen Schätzen an die Ostsee geschickt urde, um in eigener Person Bernstein für ein Fechterspiel zu len, ein Stück von 13 Pfund und einen solchen Vorrath an inen Bernsteinstücken mit, daß alle Waffen und Gewänder r Gladiatoren, wie die Bahren der Erschlagenen mit Bern-in geschmückt und sogar die Netze um den Kampfplatz herum it Bernsteinkugeln geknüpft werden konnten. Der andere Ar-el, das Zinn, diente der südlichen Welt als unentbehrlicher ohstoff zu der großartigen Erzindustrie, welche bis kurz vor serer Zeitrechnung das Eisen zum großen Theil ersetzte und fast von der Bedeutung unserer heutigen Eisenindustrie war. Eisen wurde nämlich — war es wegen Unzulänglichkeit der Bergwerke oder größerer Schwierigkeit der Fabrikation — selbst bei den Griechen und Römern bis zu unserer Zeitrechnung nur zu den nothwendigsten Werkzeugen gebraucht, indem lange Zeit sogar Schwerter — Panzer und Schienen aber fast ausschließlich — aus Erz gemacht wurden. Die Eisenproduction wurde erst von der Kaiserzeit an in größerm und bis heute wachsendem Maßstabe betrieben, sodaß man, wenn überhaupt jene sagenhafte Eintheilung der Zeitalter, von der uns die antiken Dichter erzählen, stattfinden soll, das griechische Alterthum das eherne, die spätere Zeit das eiserne Zeitalter nennen dürfte. Einige Quellenangaben mögen von der Großartigkeit der Erzindustrie Italiens einen Begriff geben. Plinius bemerkt, etrurische Geräthschaften und Erzbilder seien über alle Länder zerstreut. Was die Fabriken Etruriens und der griechischen Colonialstädte in Italien zu leisten vermochten, beweist der Antheil, welchen sie an der Ausrüstung römischer Flotten und Heere in den Kriegen mit Karthago nahmen. Plinius sagt: Es verdient Bewunderung, daß die Flotte der Alten, welche der Befehlshaber Duilius commandiren sollte, am sechzigsten Tage nach Fällung der Bäume schon auslief. In demselben Kriege rüstete König Hiero 220 Schiffe in 45 Tagen aus. Nach Livius lieferten unter den tuscischen Städten, die Scipio's Heer ausrüsten halfen, die Aretiner 3000 (die meisten Handschriften haben sogar 30000) Schilde, ebenso viele Helme, 50000 schwere, 50000 leichte und 50000 lange Speere, sowie die Ausrüstung für 40 Schiffe. Die umbrischen Cameriner stellten 600 Mann, 30 Boote, 20 Fünfruderer, 10 Vierruderer, die in 45 Tagen nach Legung des Kiels gewappnet in See stachen. Diese wenigen Angaben, welche sich leicht vervollständigen lassen, geben uns ein Bild von dem Stand der Erzfabrikation oder wenigstens der Waffenfabriken, die Erz als Hauptmetall verarbeiteten. Um so große Lieferungen in so kurzer Zeit auszuführen, mußte die Arbeitstheilung schon auf eine hohe Stufe gelangt sein. Eine entwickelte Arbeitstheilung bringt aber starke Ausfuhr von Fabrikaten von selbst mit sich. Und diese hat auch stattgefunden, denn das ganze nördliche Europa war, wie die Gräberfunde bezeugen, von Werkzeugen, Geräthschaften, Schmuckgegenständen und Waffen aus Erz (später auch aus Eisen) bedeckt, die durch ihre geschmackvolle Form etrurischen und griechischen Ursprung verrathen. Die Alterthumsforscher haben zwar bis vor kurzem die in den Gräbern gefundenen Erzgeräthe für einheimisches, namentlich celtisches Fabrikat gehalten und überhaupt, je nach dem Stoff der vorgefundenen Werkzeuge, drei Zeitalter, die aufeinander gefolgt seien, unterschieden: ein steinernes, ein ehernes und ein eisernes; allein die in den Pfahlbauten des Bodensees und der schweizer Seen seit 1857 gemachten Funde haben jene Theorien über den Haufen geworfen.

Wir glauben unsere Anzeige von dem Buche nicht besser schließen zu können, als indem wir diesem kurzen Auszuge noch die hauptsächlichsten der Angaben folgen lassen, welche der Verfasser über die „Hauptwege des Handelsverkehrs" im europäischen Binnenlande beibringt. Er sagt:

Aus dem Nebel, von welchem die Vorzeit vor der römischen Invasion in Germanien verhüllt war und der für ein menschliches Auge undurchdringlich schien, lassen sich vier Handelsstraßen erkennen, auf welchen die Kaufleute des Südens die Waaren des Nordens holten; denn das in der Cultur vorgeschrittene Volk sucht zuerst das rohere auf, selten umgekehrt. Der älteste dieser Handelswege war die alte Wanderstraße, welche die Urgermanen auf ihrem Zuge nach der Ostsee ins Bernsteinland gebracht hatte. Will man den Blick schärfen, so richte man das Auge auf analoge Vorgänge in andern Zeiten und Welttheilen; denn unter ähnlichen Umständen wird dieselbe Menschenraffe stets eine ähnliche Entwickelung nehmen. Die

Colonisation Nordamerikas gibt uns daher ein Spiegelbild der einstigen Besiedelung des Ostseegebiets. Wie die Jäger und Trapper Nordamerikas von der Meeresküste, den Spuren des Büffels folgend, in die Urwälder des Westens vordrangen; wie sie in unsern Tagen Californiens Goldlager entdeckten und dadurch den Strom der Auswanderung nach jenem fernen Lande lenkten, also mögen jene Pionniere der Vorwelt, dem Eber, dem Bär, dem Ur, dem Elenn nachjagend, in jenes Land, wo dieses Hochwild am häufigsten zu finden war, in das Bernsteinland zuerst gekommen sein und durch ihre Schilderung sowol der reichen Jagdgefilde, wie der Fülle an jenem Kleinode zuerst ihre Jagdgenossen und einzelne Sippschaften — gleich den amerikanischen und australischen Squatterfamilien —, allmählich aber ganze Stämme zur Wanderung bewogen haben. Denn, daß der Durst nach Gold auch schon jene Zeit zu Abenteuern hinriß, beweist die Argonautenfahrt nach dem Goldenen Vlies. Die einstige Wanderstraße aber wurde Handelsweg und blieb es bis zur Römerzeit hinab für die Skandinavier, welche die Verbindung mit den Stammesbrüdern am Schwarzen Meere aufrecht hielten und darum in ihrer Götterlehre von Thor's Fahrten nach dem Osten sangen und das Andenken an die südöstliche Urheimat in ihren heiligen Liedern bewahrten. Altgriechische Münzen, auch in Grabhügeln, sowie zahlreiche Funde römischer Münzen bezeichnen diesen Weg. Der zweite Handelsweg war die Wasserstraße durch die Säulen des Hercules, welche nach der Entdeckung des Bernsteinlandes aufgesucht worden sein mochte, von Pytheas (310 v. Chr.) auch wirklich befahren worden ist, schon früher die Phönizier nach Britannien führte, wo bald ein großer Zinnhandel anhob. Dieser Weg scheint indessen nicht so häufig benutzt worden zu sein als der Landweg, sodaß er neuerdings sogar gänzlich in Zweifel gezogen wurde; allein für seine Existenz spricht die Thatsache, daß Cadix oder Gades schon zu Anfang unserer Zeitrechnung eine Großstadt war, die nur von Rom übertroffen wurde. Ein dritter Weg ging von den alten griechischen Colonien und Handelsstädten am Adriatischen Meer über die Alpen durch Pannonien nach Carnuatum, von da durch das Waagthal und Polen an die Ostsee. Zahlreiche Funde ägyptischer Münzen in Steiermark, griechischer und etrurischer in Sachsen und Polen haben diese Richtung festgestellt. Daß auch die Oder benutzt wurde, zeigen ebenfalls Münzfunde, und die Elbe wird schon von Tacitus ein in alter Zeit hochberühmter Fluß genannt... Ein vierter Weg ging von Marseille aus die Rhône aufwärts nach dem Rhein und von da an die Nordsee, wo ebenfalls eine wenn auch minder ergiebige Bernsteininsel besucht wurde. Wie alt dieser Weg sein mußte, beweist ein Grabstein mit hebräischer Inschrift aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Geb., der in Worms gefunden wurde, woraus hervorgeht, daß dieses schon ein gallischer Ort war. Davon scheint auch der alte Brauch der wormser Juden herzurühren, daß sie sich die „guten" hießen, nämlich die vor Christi Hinrichtung ausgewanderten... Daß Hercules ein vorhistorischer Pionnier gewesen sein muß, der dem Handel und der Cultur neue Bahnen brach, wird, außer der Sage von dessen Aufenthalt in Germanien und der Aufrichtung der Säulen des Hercules — wurden ja doch Säulen und Thürme im hohen Alterthum als Grenzzeichen und Denkmale ferner Reisen angesehen —, auch durch den „Weg des Herakles" angedeutet, der die Griechen und Italiener durch die taurinisch-ligurischen Alpen mit Gallien und Spanien in Verkehr brachte. Dieser weitverzweigte friedliche Verkehr, welcher fast ein Jahrtausend lang den Süden und Norden Europas verband, wurde durch die römische Eroberungspolitik gestört, doch nicht aufgegeben, denn die Etrurier hatten ihre Niederlagen in ganz Gallien; noch ein Jahr vor dem Einfall der Cimbern und Teutonen (115 v. Chr.) hatte Marcus Aemilius Scaurus mit den Tauriskern Verträge zum Schutze des Verkehrs abzuschließen versucht. Von römischen Hausirern erhielt Julius Cäsar seine Nachrichten, über die Germanen erfuhr er, daß die Kaufleute den Sueven auf ihren Kriegszügen nachfolgten, um ihnen die gemachte Beute abzuhandeln. Aus Tacitus erfahren wir bei Gelegenheit der Einnahme der Marbodstadt in Böhmen (19 n. Chr.), daß da Handelsleute und Hausirer aus den römischen Provinzen vorgefunden worden seien, welche der dem Handel gewährte Rechtsschutz, der Hang nach Verdienst und endlich das Vergessen des Vaterlandes aus ihrer Heimat ins Feindesland geführt hätte.

Denselben Zeitraum deutscher Geschichte, welchen das soeben besprochene Werk von Max Wirth umfaßt, behandelt auch Georg Pfahler in dem ersten Bande seiner „Geschichte der Deutschen" (Nr. 2), welche in drei Bänden ebenfalls von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage heranreichen soll. Der Verfasser bezeichnet sein Werk als die „Frucht vieljähriger, oft und vielfach unterbrochener Studien". Daß dasselbe, ähnlich dem Wirth'schen, auf den Kreis einer allgemeinen Bildung sich berechne, welche in ernsterer historischer Lectüre ihre Weltanschauungen zu erweitern strebt, ist nach dessen ganzer Haltung und Vortragsweise kaum anzunehmen. Es scheint dem Verfasser mehr der Gedanke vorgeschwebt zu haben, durch diese Arbeit abermals zur Durchsichtung der Quellenschriften beizutragen und namentlich in der Schilderung der historischen Personen dem durchaus unbefangenen und objectiven Urtheil sein besonderes Recht zu verschaffen. Durch diese Behandlungsweise ist nun eine Darstellung entstanden, welche allerdings die Ereignisse weit mehr an die Personen knüpft, als diese an jene. Die Pfahler'sche Geschichte ist kein Buch der raschen Lectüre, sondern recht eigentlich ein Lehrbuch für denjenigen, welcher damit eine Vorbereitung zu tiefer eindringenden Studien über die deutsche Geschichte machen will. Wir finden demzufolge selbst längere Excurse aus den Werken des Cäsar, Tacitus u. s. w. wörtlich in den Text verwoben; wir erhalten vielleicht eben darum auch, was andererseits nach unserm Dafürhalten dem sonstigen Zwecke des Buchs weniger entspricht, bei gewissen, [illegible] schon geschilderten und populären Haltpunkten, wie z. B. „die großen Entscheidungsschlachten zwischen den Römern und Germanen", abermals weite Schilderungen, über deren gute Stilisirung und gelungene Scenenmalerei allerdings nicht abgesprochen werden soll. Außerdem verirrt sich der Verfasser, namentlich in den ältesten und geschichtlich dunkeln Zeiten doch wol einigermaßen zu sehr in die verschiedenen Angaben der einzelnen Quellen über ein und dieselbe Frage, ohne doch das Resultat seiner [illegible] kritischen Vergleichung zum Abschluß hinzustellen. [illegible] dies an der einen Stelle und sollte es sich in der [illegible] nomie des ganzen Werks rechtfertigen, so hätte [illegible] jedenfalls von vornherein auf einen bedeutend [illegible] Umfang als drei Bände angelegt werden müssen.

Der vorliegende erste Band, welcher mit Karl's des Großen Tode abschließt, umfaßt 681 Seiten eines [illegible] gewöhnlich großen und enggedruckten Octavformats. [illegible] den aber die vorhandenen Quellen für das Mittelalter und die Neuzeit in gleicher Ausführlichkeit benutzt, [illegible] es in diesem ersten Bande und namentlich in der germanischen Geschichte geschieht, so müßten wir ein [illegible] minöses Werk erhalten, daß dasselbe für die Mitte[illegible] lung zwischen eigentlich gelehrter Forschung und [illegible]

scher Darstellung, welche es bisher einnimmt, kaum geeignet erscheinen dürfte. Dabei ist zu bemerken, daß dem Culturgeschichtlichen im weitern Sinne und namentlich in derjenigen Verflechtung mit der politischen Geschichte, wie sie einem modernen Geschichtswerke kaum erspart werden kann, wenn es sich nicht der Specialforschung über bestimmte Gegenstände widmet, ein verhältnißmäßig ziemlich geringer Raum zugewiesen bleibt. Außerdem ist die formelle Eintheilung des Buchs, wenn ihr nicht dereinst eine sehr ausführliche Inhaltsangabe zu Hülfe kommt, keineswegs bequem gestaltet. Dies mag nicht nur zufällig sein. Denn in der Lectüre selber vermißt man häufig jene plastische Gliederung und Gruppirung, welche nach den großen Fortschritten der Geschichtschreibung in unsern Tagen für eine künstlerische Harmonie des Ganzen nicht entbehrt werden mag. Man möchte beinahe glauben, daß der Verfasser von der Menge neuer Thatsachen, welche die Specialforschung geliefert hat, sich einigermaßen gedrückt gefühlt habe. Unter der Sorge für möglichste Vollständigkeit selbst der weniger wichtigen Thatsachen und Nebenumstände scheint die künstlerische Gestaltungskraft gelitten zu haben. Möglicherweise wird sich allerdings dieser Mangel beim Heraufsteigen zu der neuern Geschichte vermindern, immerhin aber wenigstens im frühern Mittelalter und nach der bisherigen Anlage des Buchs eine schwer zu umschiffende Klippe bleiben.

Wenn wir uns nach der Lectüre des vorliegenden Bandes diese Bemerkungen erlaubten, so geschah es nicht aus Tadelsucht, sondern in dem fortdauernden Gefühl, daß das Werk nicht in einem Gusse aus der Feder des Verfassers hervorgegangen sein könne. Studium und Ausarbeitung dürfen nicht nebeneinander hergehen, mindestens nicht für den Leser erkennbar; man mauert sonst die Gerüste an den Bau fest, und dieser behält auch nach seiner Vollendung ein unfertiges Aussehen, welches Stil, Grundgedanken und Bestimmung des Gebäudes verhüllt und vollends einen Schmuck gar nicht zur Erscheinung kommen läßt.

Eine Arbeit von rein fachwissenschaftlichem Charakter ist „Die Könige der Germanen" (Nr. 3) von Felix Dahn. Auch dieses Werk ist noch nicht vollendet. Indem es sich die Darstellung des „Wesens des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seiner Geschichte bis auf die Feudalzeit" nach selbständigen Quellenforschungen zur Aufgabe stellt, berechnet es sich auf vier Abtheilungen, wovon bisjetzt die zwei ersten vorliegen. Daß der Verfasser das Wesen und die Geschichte dieser bedeutungsvollen Institutionen trotz der vorausgegangenen Meisterwerke von Arndt, Waitz, Sybel u. a. abermals unternimmt, findet seine Berechtigung allerdings vollkommen in dem Umstande, daß die hierhergehörigen Fragen noch keineswegs erledigt sind. Ueberdies hat der Verfasser in Bezug auf seine Untersuchungen auch eine besondere Methode eingeschlagen, indem er Zeiten und Räume sorgfältig scheidet und von der streng gesonderten Betrachtung der einzelnen germanischen Reiche ausgeht. Denn so zeige „die Zusammenstellung die Einheit des Ganzen, wann und wie sie besteht". Gegen eine solche stammliche Ausscheidung erscheint allerdings die Vergleichung mit der Entwickelung bei andern Stämmen verlockend. Dennoch hielt sich der Verfasser davon entfernt.

Denn nicht dazu darf die Gemeinsamkeit des germanischen Wesens in allen seinen Theilen führen, daß man durch fortwährende Vermengung der Glieder die Charakteristik jedes einzelnen verwische: selbständig ausgeprägt muß jedes für sich vorgeführt werden; dann zeige die Zusammenstellung die Einheit des Ganzen, wann und wie sie besteht.

Ebenso sondert der Verfasser sehr scharf und genau die Zustände innerhalb seiner bis auf die Feudalzeit herabreichenden Darstellung in die Periode vor und nach der Wanderung. Auch hier ist ihm diese Scheidung eine Probe auf den Pragmatismus der Entwickelung. Denn

ist eine Continuität der Entwickelung vorhanden — und sie ist vorhanden —, so muß sie die Probe scharfer äußerer Trennung bestehen. Der Endpunkt der Geschichte des ältesten Königthums liegt in dem Anfang des neuen, des Lehnkönigthums. Die Darstellung hat daher jedes Volk bis zu seinem Untergang oder bis zum Sieg des Lehnwesens über das alte Volkskönigthum — ein bei verschiedenen Völkern verschiedener Zeitpunkt — zu begleiten.

Die äußere politische Geschichte der Völker ist im ganzen nur insoweit benutzt, als sie die innere Verfassungsgeschichte erläutert und ergänzt. Dies verhindert indessen nicht, daß diese Erläuterung und Ergänzung nicht mitunter sogar wieder zu einer gewissermaßen selbständigen historischen Darstellung wird. Namentlich zur Charakteristik einzelner hervorragender Persönlichkeiten finden sich manche bemerkenswerthe Beiträge, welche die Lectüre des Buchs auch für einen weitern als den strengwissenschaftlichen Leserkreis zugänglich macht. Wir wollen nicht untersuchen, ob nicht gerade mit diesen Excursen das Werk einigermaßen mehr angeschwollen ist, als es von der Nothwendigkeit des Themas gefordert war. Jedenfalls sind aber die Charakteristiken Geiserich's, Theodorich's, die weitern Excurse zur Geschichte der Vandalen und Ostgothen und mehreres andere als sehr gelungene historische Schilderungen zu bezeichnen. Nirgends aber, dies dürfen wir ebenso wenig beizufügen vergessen, hat sich der Verfasser verführen lassen, etwas für sein Thema Ungehöriges in die Darstellung aufzunehmen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird es angemessen sein, den Inhalt der vorliegenden Bände etwas genauer anzugeben. An eine Darstellung der Verfassungszustände vor der Wanderung schließt sich eine Erörterung des cäsarischen und taciteischen Sprachgebrauchs an. Dann werden die Könige einzelner Stämme vor und während der Wanderung, besonders der Sueven, charakterisirt. Hierauf folgen bereits die Königreiche nach der Wanderung: in der ersten Abtheilung das Vandalenreich; in der zweiten die kleinern gothischen Völker, und nachher 1) die Ostgothen bis zu ihrer Ansiedelung in Italien; 2) die Ostgothen in Italien. Ein Anhang von 30 Seiten verbreitet sich über die drei Hauptquellen Jordanes, Procopius und Cassiodorus. Der dritten Abtheilung ist die Verfassung des ostgothischen Reichs in Italien, sowie die Geschichte und Verfassung der Westgothen vorbehalten; die vierte

Abtheilung soll das Königthum der Franken und aller der Stämme darstellen, welche der fränkischen Monarchie einverleibt wurden.

Es muß fachwissenschaftlichen Besprechungen überlassen bleiben, im einzelnen nachzuweisen, inwieweit dem Verfasser gelungen ist, die von ihm behauptete Continuität des germanischen Monarchismus aus der Periode vor und nach der Wanderung über die von verschiedenen und sehr stimmberechtigten Seiten aufgestellten Zweifel dagegen zu erheben. Wir können hier nur andeuten, daß der Nachweis dieser Continuität einen Grundzug des Werks bildet. Was uns dagegen erkennbar und dem Buche nach seinem Charakter als ein außerordentlicher Vorzug erscheint, das ist der frische und unermüdete Fleiß, womit die vorhandenen Quellen abermals kritisch durchsichtet und manche derselben auch einem größern Publikum leichter zugänglich gemacht sind. Diese straffe Frische des Fleißes spiegelt sich auch in der Darstellung ab, wennschon, dem Ernste und der Schwierigkeit der Aufgabe angemessen, sich nur äußerst selten Gelegenheit findet, eine wärmere Handhabung des eigentlich historischen Stils zu entwickeln. Doch überall da, wo es sich nicht gerade um kritische Notizen und einander controlirende Zusammenstellungen handelt, bleibt die Darstellung auch für den minder gelehrten Leser verständlich und erhebt sich stellenweise selbst zu ansprechenden Schilderungen.

Hatte sich Dahn's Werk über die Könige der Germanen mit der Untersuchung einer in ihrem innern Leben noch vielfach dunkeln Zeit unserer Nationalgeschichte fast ausschließlich an die Fachgelehrten gewendet, um einer dereinstigen populärern Darstellung die materielle Feststellung derjenigen Momente zu gewähren, aus deren Zusammenfassung sich für die Wissenschaft die Allgemeinlehren, für das öffentliche Bewußtsein aber die moralischen Resultate ziehen lassen, so verfolgt dagegen die „Geschichte der deutschen Monarchie" von E. F. Souchay (Nr. 4) fast ausschließlich diesen letztern Zweck. Von „ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall" unternimmt derselbe, dem deutschen Volke die charakterisirende Geschichte seines innern Lebens als monarchische Gesammtheit vorüberzuführen. Der Gedanke ist seiner Geschichtschreibung maßgebend:

> Deutschland war groß, mächtig und blühend, solange und insoweit, als die deutsche Monarchie eine Wirklichkeit war; es sank in allen vergangenen Zeiten in eben dem Verhältniß herunter, als die deutsche Monarchie schwächer wurde, und am tiefsten, als Kaiser und Reich nur ein leerer Wortschall waren, in Wahrheit dagegen eine beinahe vollendete Unabhängigkeit der einzelnen deutschen Staaten bestand.

Er beginnt seine Darstellung mit dem von der absoluten Monarchie erreichten Glanzpunkte oder doch in dessen unmittelbarster Nähe unter den Karolingern und führt sie im ersten Bande bis zum Schlusse der Periode der Ottonen. Der zweite Band umfaßt die noch weitere Aufgabe, zwei andere deutsche Königsgeschlechter, die Salier und Hohenstaufen darzustellen, welche die rein deutschen Stämme des karolingischen Reichs zwei Jahrhunderte lang fortdauernd als mächtigste Monarchie Europas vereinigt hielten, sodaß unter ihrem Schutze durch Volksbildung, Landesanbau, Zahl und Macht der Städte, bürgerlichen Gewerbfleiß u. s. w. deutscher Einfluß und deutsche Bevölkerung sich weit ausbreiteten nach Norden und Osten, während die Flotten deutschen Bürgerthums die Nord- und Ostsee, sowie den Atlantischen Ocean beherrschen, in Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst aber die deutsche Sprache allmählich das absterbende lateinische Idiom verdrängt und mit ihr der deutsche Volksgeist, in seiner eigenthümlichen Form sich entwickelnd, überraschend schnell noch jetzt bewundernde Blüten hervorzutreiben vermochte. Der dritte noch ausstehende Band hat in zwei Büchern den tragischen Beginn des Niedergangs der deutschen Monarchie in der Geschichte des Wahlreichs und der Luxemburger zu erzählen, worauf dann dem vierten Bande die Darstellung der habsburger Herrschaftsperiode bis zum Verfall der deutschen Monarchie übrig bleibt.

Diese gesammte Periode, welche sich vom Jahre [illegible]—1519 einschließt, wurde überhaupt noch selten mit der Absicht dargestellt, aus dem ganzen Leben der Geschichte die Entwickelung und Rückentwickelung des nationalmonarchischen Princips als concrete Erscheinung hervorgehen zu lassen. Noch seltener geschah es in der ausgesprochenen Tendenz, sich damit weder an die Historiker, noch an einen sonstigen abgeschlossenen Kreis von Fachmännern zu wenden, sondern an jene höhere Allgemeinbildung, „welche bei vielen Tausenden die Fähigkeit voraussetzt, den innern Gehalt eines geschichtlichen Werks zu prüfen, anzuerkennen oder zu verwerfen und hierin im ganzen nicht zu irren, selbst wenn nicht alle Einzelheiten der Darstellung richtig erzählt oder richtig gewürdigt werden sollten". Noch seltener wird es aber geschehen, daß der Verfasser eines solchen Werks ganz einfach sagt: „Zu diesen Männern rechne ich mich selbst und für sie schreibe ich", ohne auch nur im entferntesten besorgen zu dürfen, daß von irgendeiner Seite sein Beruf zu einem so schwierigen Unternehmen werde in Frage gestellt werden. Souchay's Name ist weit über seine Vaterstadt Frankfurt hinaus bekannt, und zwar mit den begeistertsten Bestrebungen des Nationalpatriotismus unserer Zeit in unmittelbarster und ehrenvollster Beziehung. Erst Advocat, [illegible] Richter und Staatsmann fand Souchay nach seinem Austritt in das Privatleben bei voller äußerer Unabhängigkeit auch die volle Muße, den größten Theil seiner [illegible] ausschließlich dem Studium der deutschen Geschichte zu widmen. Die unmittelbare Frucht dieser zwölfjährigen Studien ist das vorliegende Werk. „Will ich mich", bemerkt Souchay in der Vorrede, „doch nicht unter die gelehrten Historiker rechnen; die Erfahrungen jedoch, die ich im Leben zu sammeln im Stande war, werden für die richtige Beurtheilung des geschichtlichen Stoffs nicht verloren sein, und darin besteht ja die beste Frucht der zahlreichen gelehrten Arbeiten, daß die Quellen der vaterländischen Geschichte so viel heller fließen und so viel zugänglicher sind."

Immerhin bleibt eine derartige pragmatische [illegible] Lösung der gestellten Aufgabe schwierig genug und bedarf

wenn dem Leser nicht mit Urtheilen vorgegriffen und eine bestimmte Auffassung octroyirt werden soll, nicht nur einer breitern Anlage des Werks selbst, sondern auch der vollen Hingebung des Lesers. Es handelt sich nicht um ein historisches Romangebilde, in welchem die Thatsachen sich für den Parteizweck gruppiren sollen, sondern um die Beleuchtung, Zeichnung und Anordnung der im ein-zelnen vorbereitenden, schaffenden und bedingenden Ele-mente und Motive, deren Gesammtwirkung die entschei-denden großen Ereignisse und Persönlichkeiten in den Vordergrund und auf die Höhen der Geschichte stellt. „Große Ideen, die in der Menschheit verbreitet werden, gehen nicht unter." Diese Ideen also sind auch überall die Grundlage, auf welchen die Thaten der Geschichte sich aufbauen. Sie sind deren innere Nothwendigkeit und gerade die von ihnen ausgehende Durchgeistigung des Geschehenden zur Erscheinung zu bringen ist neben streng-er subjectiver Wahrhaftigkeit die größte Aufgabe eines solchen, auf die Allgemeinbildung berechneten und dem nationalen Bewußtsein dienstbaren Geschichtswerks.

Die beiden vorliegenden Bände der Souchay'schen Ar-beit haben noch den relativ leichtern Theil dieser Aufgabe zu erfüllen, da es sich darin mehr oder minder um die glänzenden Perioden unserer Nationalmonarchie handelt. Wir möchten es eben darum dem Buche zu einem Ver-dienste anrechnen, daß es im allgemeinen weniger darauf ausgeht, in Nachahmung der Macaulay'schen Schule und anderer modernen Geschichtschreiber durch pikante Episoden das Publikum zu fesseln, sondern daß es das Haupt-gewicht darauf legt, in großen zusammenfassenden Zügen die Kraft zum Wahrheitsbeweise durch die nachgewiesene Macht der Nothwendigkeiten zu finden. Es mag nun nicht geleugnet werden, daß mit dieser Art der Darstel-lung sich nothwendig an manchen Stellen eine Ausführ-lichkeit entwickeln mußte, welche streng genommen mit dem populären Zwecke des Buchs nicht vollkommen har-monirt. Man würde an die Arbeit eines Geschichtschrei-bers von Fach möglicherweise manche strengere Anforde-rungen hinsichtlich der Oekonomie der Darstellung zu er-heben haben. Ja, wir möchten wol zweifeln, ob das-jenige Publikum, welches Souchay ganz bestimmt als das ihm vorschwebende bezeichnet, überall geneigt sein dürfte, dem Zeugenverhöre der Quellen zu folgen, durch welches der Verfasser seine historische Objectivität zu wahren sucht, die sich doch in seinen Grundsätzen zu irgendeiner Con-fession hinzuneigen. Diese Grundsätze sind in moralischer Hinsicht jene, welche wir, um es allgemein auszudrücken, in der Schlosser'schen Schule vertreten wissen. Die poli-tischen Grundsätze beruhen auf der Ueberzeugung, daß Deutschlands Größe, Macht und Blüte nur so lange und soweit eine Wirklichkeit war, als auch die Monarchie sich in voller Kraft erhielt, daß aber durch Deutschlands Trennung infolge der Reformation in zwei gleich mächtige Religionsparteien auch der letzte Hoffnungsschimmer auf Wiedererstehung der deutschen Monarchie vollkommen aus-gelöscht sei. Eben weil die historische Darstellung auf diesen Principien beruht, verzichtet das Werk hier und da auf manche glänzende Schilderungen historischer Ge-stalten, zu denen sich leichte Veranlassung geboten hätte. Die Träger der monarchischen Gewalt und selbst die Ge-waltigsten treten nur insofern in den Vordergrund, als sie in ihrer Eigenschaft als Centralpunkte des deutschen Staatslebens dessen Entwickelungen wesentlich vorwärts zu bringen oder zu hemmen im Stande waren. In die-ser Behandlungsweise bedingt es sich auch, daß die Ver-fassungsgeschichte des Reichs, sowie einzelner Reichslande, die Entwickelung der Städte, die Bildung der Landes-hoheit aus fürstlichen Aemtern u. s. w., kurz die eigent-liche Rechts- und Staatsgeschichte ebenso wenig wie die der Kirche und Cultur in abgesonderten Abschnitten be-handelt wurden, sondern ihre Verflechtung mit der all-gemeinen politischen Geschichte, sowie mit denjenigen Vor-gängen und Persönlichkeiten fanden, welche einen vorwie-genden Einfluß auf die innern Zustände ausübten.

Ungezwungene Lebendigkeit und natürliche Eindring-lichkeit der Darstellung kommen hierbei dem Verfasser zu statten, sodaß man wenigstens in der Lectüre den Mangel einer scharfen Gliederung weniger empfindet, wenn man auch im Rückblick die rechte Uebersichtlichkeit nicht selten einigermaßen entbehrt. Diesen Mangel scheint der Ver-fasser selbst gefühlt zu haben. Er fügte darum jeder größern Geschichtsgruppe seines Werks, wie den Kapiteln über die Karolinger, die Ottonen u. s. w., einen ausführlichen Rück-blick bei. Aber gestehen wir es offen, auch mit diesem Hülfsmittel war der bezeichnete Mangel der formellen Anlage nicht vollkommen auszugleichen. Es gab hier überall zur nähern Charakterisirung der Zeit so vieles nachzutragen und beizufügen, daß sich die intendirte Zu-sammenfassung des erzählten Zeitabschnitts nach seinen charakteristischen Hauptmomenten und gewissen innern, vorher nur vorübergehend angedeuteten Motiven keines-wegs immer klar und knapp abrunden ließ. Hier und da treten selbst einzelne Momente mit einer Bedeutsamkeit hervor, welche die vorausgegangene Geschichtserzählung nicht mit gleichem Accente betont hatte, sodaß der Leser über das ihnen beizumessende pragmatische Gewicht nicht immer zu voller Klarstellung seiner selbst gelangen mag. Im allgemeinen ist jedoch in dem zweiten Bande und bei Darstellung der Perioden der Salier und Hohenstaufen die Prägnanz des culturhistorischen Elements, sowie seine Verflechtung mit der politischen Geschichte glücklicher als im ersten Bande gelungen. Der Verfasser hat sich offen-bar hier noch vertrauter mit der formellen Lösung seiner Aufgabe gemacht, er beherrscht hier das Material unbe-dingter. Zugleich leuchtet uns eine Durchdringung der tiefsten Innerlichkeit jeder einzelnen der behandelten Epi-soden entgegen, die den Leser vollkommen in jenem Ver-trauen sichert, welches unumgänglich ist, um ihn in den Ideen und dem Darstellungskreise des Geschichtschreibers durchaus heimisch werden zu lassen.

Unter diesen Auspicien darf man dem dritten und vierten Bande des Werks mit immer größern Erwartun-gen entgegensehen. Es bewährt sich hier vollkommen, das oft Misbrauchte, doch aber ebenso oft durchaus wahre

Wort, daß mit der Größe der Aufgabe die Kräfte wachsen und mit Erweiterung der Gesichtspunkte die Anschauungen sich immer harmonischer klären. Wie diejenige nationale Partei, welcher der Verfasser angehört, in der Beschränkung der Machtgrenzen des deutschen Reichs der Zukunft eins der wesentlichsten Mittel zum Zweck erblickt, so, glauben wir, liegt auch für die überzeugende Wucht eines Werks, welches auf historischem Wege den Nachweis zu führen sucht, daß nur in einer straffen Monarchie die Macht und Größe Deutschlands ihren vollen Ausdruck gefunden habe und wiederzufinden bestimmt sei, die Hauptaufgabe darin, sich zu Gunsten dieses Zwecks ganz bestimmt auf die Aufgabe zu beschränken, die Geschichte einer deutschen Monarchie zu schreiben, nicht aber in dieselbe mehr oder minder auch alle diejenigen politischen und Culturmomente aufzunehmen, deren Zusammenhang und Wechselwirkung mit dem deutschen Monarchismus nicht vollkommen klar und zweifellos zur Erscheinung gebracht zu werden vermag.

Den schönen Zeugnissen patriotischen Forscherfleißes und historischen Darstellungseifers, welchen wir in den bisher angezeigten Werken deutscher Geschichte begegneten, haben wir noch die Anzeige von der literarischen Hinterlassenschaft eines reichbewährten Historikers von Fach beizufügen. Wir meinen die „Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit“ (Nr. 5) von **Friedrich Kortüm**, welche aus dessen Nachlasse durch **Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg** herausgegeben und in ihren noch nicht vollendeten Theilen ergänzt wurde. Dieses Werk liegt mit zwei starken Bänden abgeschlossen vor. Es ist damit eine Fülle des Stoffs gesammelt, wie sie eben nur der sehr geübte Geschichtschreiber auf relativ so engem Raume zusammenzudrängen vermochte, ohne bei der einen oder andern Gelegenheit dem Charakter des Unfertigen oder Fragmentarischen zu verfallen. Es ist hier weder der Ort noch der Raum, die Anschauungs- und Darstellungsweise des verewigten Kortüm von neuem zu charakterisiren. Wer sich mit Geschichte beschäftigt hat, dem sind sie bekannt. Aber vielleicht haben sich die großen Vorzüge desselben kaum irgend in einem seiner Werke so vollkommen entwickelt und so wenig beeinträchtigt durch kleine Schatten gezeigt, als gerade in dem vorliegenden, vor dessen Vollendung ihn der Tod abrief. Der Herausgeber hat seine Aufgabe mit schöner Pietät gelöst, aber denn doch nicht jenen einheitlichen Guß für das Ganze zu bewahren gewußt, welcher die von Kortüm ausgearbeiteten Partien bezeichnet. Das Werk hat dadurch gegen den Schluß hin etwas Ungleichartiges bekommen und verliert an Unmittelbarkeit des Eindrucks, ohne an Sicherheit und Bestimmtheit des Urtheils zu gewinnen. Verdankt man Herrn von Reichlin-Meldegg in der Einleitung zu dem Werke einige interessante biographisch-literarische Notizen über Kortüm, so verbreitet sich dieselbe doch auch zugleich speciell über das zu behandelnde geschichtliche Thema in einer Ausführlichkeit, welche mindestens für denjenigen Leserkreis, den sich eine derartige Arbeit zieht, ziemlich viel Ueberflüssiges enthält. Kortüm selbst hätte sehr wahrscheinlich seine Leser mitten in die Sache selbst eingeführt, wie er es denn auch auf den wenigen Seiten der in meisterhaft schwungvollen Linien zeichnenden „Einleitung“ zur Weltlage an der Scheidegrenze zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit thut. Geradezu geschmacklos erscheinen endlich von seiten des Herausgebers im Werke eines Schriftstellers wie Kortüm die Ersetzungen unterlaufender Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke, welche nicht einmal immer und überall den feinern Sinn der Fremdwörter durchaus ausdrücken und anderwärts wieder sich gar nicht an die Uebertragung heranwagen. Wenn man liest „Gerichtsfahnenträger (Gonfaloniere)“, „Ausfall (Bankrott)“, „Bandenführer (Condottiere)“ u. s. w., so sind diese Verbesserungen keineswegs so präcis als die zur Einklammerung verurtheilten Ausdrücke; „Geschütze (Kanonen)“, „Gnadenerlasse (Indulgenzen)“ u. dgl. sieht fast wie Correcturen in einem Schulbuche aus und „Moslemim“ sind bekanntlich ebenso wenig allerlei „Ungläubige“, als die „Courtisanen“ der italienischen Höfe lauter „gefällige Hoffrauen“ waren. Wenn aber, wo von einem spanischen Prinzen „Carlos“ die Rede ist, dieser zu Gunsten eines „Karl“ in die Klammern gesperrt wird, so ist dies nicht blos geschmacklos, sondern geradezu historisch falsch. Die Verdeutschung hätte viel besser gethan, sich um Fenriere, Nationale, Divans u. dgl. einige Verdienste zu erwerben.

Anders als einzelne Personen und Völker, welche [illegible] ihren Leben nur die Erinnerung und ihre Werke zurücklassen, offenbart sich das ewige Naturgesetz in den Zeitaltern, die kein Absterben kennen, sondern nur Wiedergeburt und Verjüngung. So bietet sich auch die Erscheinung der allmählichen Entwickelung der Neuzeit [illegible] der beinahe tausendjährigen Dauer des eigentlichen Mittelalters. Kortüm sagt in dieser Beziehung:

Der lange, etwa 100 Jahre umspannende Auflösungs- [illegible] Zersetzungsproceß bietet also bald Unter- und Uebergang; [illegible] der Bau ist von solcher Festigkeit gewesen, daß im Sturm [illegible] etliche seiner Grund- und Quaderstücke aus den Fugen ge[illegible] andere verschoben und noch andere an ihrer Stelle belassen [illegible]ben. So mußte in den gewonnenen Endergebnissen und [illegible]derungen eine auffällige, jedoch unabweisbare Unregelmä[illegible] entstehen, welche ebenso sehr von altem als neuem Werk[illegible] geist zeugt und den Trieb zur Ausgleichung der Gegensä[illegible] räth. Denn sie zu überwinden und niederzuschlagen, hatte [illegible] weder Willen und Beruf noch Kraft und Vermögen. We[illegible] gens zeitlich die Bewegung beginnt und vorläufig endet, [illegible] aus dem Gang der Begebenheiten; der Fall Konstantin[illegible] bezeichnet den Anfang, der augsburger Religionsfriede [illegible] Schluß des mittelalterlichen Uebergangs in die neuere Rich[illegible] Dort schauten die getrennten Völker und Fürsten der [illegible] schen Christenheit dem Sturm auf die letzte Burg der [illegible] tinischen Glaubensgenossen zu, und hier trafen sie eine [illegible] staatsrechtliche Verkommniß in der eigenen Bekenntniß- [illegible] Kirchenspaltung. Beide Thatsachen, von andern wahlre[illegible] ten Erscheinungen begleitet, beweisen hinlänglich den A[illegible] und Abschluß der umgestaltenden Zeitenwende. Die [illegible] welche sie einschlägt, sind dreifach; sie führen neben- und [illegible] einander zu demselben Ziel; ihre Bahnen und Gleise [illegible] bald gesondert, bald verbunden; dasselbe gilt von den Kr[illegible]

welche sich auf ihnen bewegen und gewissermaßen ein Wettspiel mit wachsender Spannung betreiben.

Die bisherige Allmacht des Standes der Krieger und der hochgeborenen Grundherren wurde durch die steigende Macht der Krone im Innern und das erstarkende Element der Gewerblichkeit abgeschwächt. Die Adelschaft ging nach und nach in dem Soldatenstand und dem lockenden Hofdienste unter, während die politische Demokratie der Städte in der Regelung der Erwerbs- und Haushaltungskunst ihre Selbstbeschränkung fand. Die Kronmacht strebte, allmählich überall und überall siegend, nach territorialer Abrundung ihrer Gebiete, und indem die meistens starken Monarchien einander gegenseitig mit Eifersucht überwachen, beginnt das Princip des Gleichgewichts und einer gewissen Solidarität der Interessen staatlicher Gruppen zum ersten male zu bewußter Erscheinung zu gelangen, womit sich naturgemäß zugleich die ersten Anfänge einer wirklichen Diplomatie entwickelten. Als Objecte der Ausgleichung zwischen den Starken wurden die schwächern Zwischenstaaten namentlich dann mit vollster Rücksichtslosigkeit verwendet, wenn sie sich durch volle Neutralität zu erhalten suchen. Italien in seiner Zerrissenheit und Zwietracht bildete vorzugsweise den Siegespreis für die streitenden Mächte.

Es sind aber vier Haupterscheinungen und Gruppen, in welchen sich dieser angedeutete Geist des neuen Staats- und Völkerrechts verkörpert. Der Fall Neuburgunds und Karl's des Kühnen spiegelt die Abrundungspolitik, namentlich Frankreichs, ab: in den italienischen Heerzügen tritt als leitender Grundsatz die sogenannte Gleichgewichtslehre zuerst werkthätig hervor; in den Entdeckungs- und Eroberungsfahrten der Spanier und Portugiesen, bald auch der Engländer, werden die Hebel der Wißbegier und Gewinnsucht, der ritterlichen Abenteurerei und mönchischen Schwärmerei in Bewegung gesetzt, das rasche, westwärts verschreitende Wachsthum der Osmanen- oder Türkenmacht endlich legt den Zwiespalt und die Mattherzigkeit der vom alten Glaubensverband mehr und mehr gelösten Christenheit bloß. Während also die Staatsverhältnisse wechseln und gemach eine neue Richtung annehmen, arbeitet gleichzeitig, ja häufig vorwegnehmend (anticipirend), die forschende Wissenschaft am literarischen Uebergange und Umbildungsproceß.

Der enge und in sich abgeschlossene Kreis des Wissens und künstlerischen Schaffens in dem Mittelalter hatte sich nun namentlich dadurch charakterisirt, daß er ohne sonderliche Beachtung des kritischen Gegengewichts in dem allgemein überkommenen Christenthume oder vielmehr Katholicismus ohne Rücksicht auf Stammeseigenthümlichkeiten, aber desto tiefer eingebettet in einen kindlich-naiven Autoritätsglauben sein Genüge und die Erfüllung seines Strebens fand. Die Einheit zwischen Natur- und Menschenwelt in voller Anerkennung hatte Himmel und Erde mit einem magischen Zauberbande verknüpft. Auch in allen diesen Richtungen bereitete sich eine durchgreifende Aenderung vor. „Infolge der Concile von Konstanz und Basel war die Autorität des Heiligen Stuhls erschüttert, das Band der gesammten Christenheit gelockert worden; in sich selbst zerfallen und vielfach verkommen konnte der gegliederte Klerus den Angriffen der Laienschaft am wenigsten auf dem Gebiete des Wissens und Forschens widerstehen; der Ruf nach Gleichberechtigung wurde allgemeiner und stärker, der Anspruch auf selbstbestimmende Geisteskraft gewichtvoller." Kam man auch noch nicht zum vollen Durchbruche, so blieb doch die Lebendigkeit des Gedankens als Endergebniß aufrecht. Während ihm aber die Druckerpresse neue Bahnen öffnete, drohte den bisherigen Resultaten neue Gefahr, als mit der Auferstehung des classischen Alterthums nach Konstantinopels Fall in den Culturländern Europas ein christlich-weltbürgerliches Heidenthum die Herrschaft der Geister erringen zu wollen schien. „Da erhob sich wider diese Richtung und den schreienden Misbrauch der Kirchengewalt die Reformation. Sie, von allen bisherigen Kräften der politischen und literarischen Bewegung unterstützt, bisweilen auch gehemmt, vollendete, obschon nur theilweise siegreich, den religiös-kirchlichen Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit und schloß als der letzte, katastrophenreiche Act das großartige Drama ab."

Die große Menge des Materials, welche sich somit dem Geschichtschreiber des Uebergangs des europäischen Lebens aus dem Mittelalter in die Neuzeit bietet, wurde in dem Kortüm'schen Werke in vier Hauptabschnitten nach den wesentlichsten Richtungen des Geschehenden zur übersichtlichen Darstellung gegliedert. Die beiden ersten Hauptabschnitte, welche den 504 Seiten starken ersten Band erfüllen, schildern einestheils die politisch-militärischen, anderntheils diejenigen Vorgänge, welche auf dem weiten Gebiete des Handels und der bürgerlichen Gewerbe den Uebergang charakterisiren. So schreiten zunächst die burgundischen, französischen, deutschen und spanischen Kämpfe, welche namentlich in Italien ausgefochten wurden, an dem Leser vorüber. Daran reiht sich der große Schwaben- oder Schweizerkrieg mit der weitumfassenden Gruppe der Kämpfe des Christenthums gegen den Islam, von der äußersten südwestlichen Spitze Europas bis in den fernsten Osten. Die Ergänzung dieser Darstellung wird im zweiten Buche durch die Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen, Amerika, die neuentdeckten West- und Südküsten Afrikas und Ostindien gebildet. Des zweiten Bandes erstes Buch umfaßt hierauf Kunst, Literatur und Volksbildung der damaligen Welt, während dem Schlußbuche die Darstellung des Verlaufs der Reformation bis zum augsburger Religionsfrieden zufällt.

Daß das Werk sich durch schwungvolle Präcision, sowie durch helle Gruppirung und schöne Ineinanderarbeitung des Materials auszeichnet, bedarf bei einem Meister der Geschichtschreibung wie Kortüm kaum noch der besondern Erwähnung. Dagegen möchte man nicht in Abrede stellen, daß die allzu strenge schematische Gliederung des Stoffs der malerischen Lebendigkeit des Gesammteindrucks mitunter einige Einbuße bereitet, wofür jedoch andererseits charakteristische Einzelschilderungen reichlich entschädigen.

Aurelio Buddeus.

Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht und den Engeln einst am Jüngsten Tage der Odem vergehen wird.

Der Sohn nennt ihn weiter einen „der Hölle entstiegenen Vatermörder, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist", und es folgt nun folgender durch seinen Lakonismus bedeutsamer Austausch von Frage und Antwort:

Fr. Wann hast du dies im stillen für dich wiederholt?

Antw. Gestern Abend, als ich zu Bette ging, und heute Morgen, als ich aufstand.

Fr. Und wann wirst du es wieder wiederholen?

Antw. Heute Abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wann ich aufstehe.

Auf die damaligen Erziehungsexperimente bezieht sich die Satire „Allerneuester Erziehungsplan", unterschrieben mit „C. J. Levanus, Conrector" (mit Anspielung auf Jean Paul's „Levana"). Die Satire geht davon aus, daß alle Sittenschulen bisher nur durch Aufstellung sogenannter guter Beispiele zu wirken suchten, daß sie nichts eben für den Fortschritt der Menschheit Bedeutendes leisteten, und daß das Gute, das sie bewirkt haben, „allein von dem Umstande herzurühren scheint, daß sie schlecht waren und hin und wieder, gegen die Verabredung, einige schlechte Beispiele mit unterliefen". In Erwägung aller dieser Umstände nun, bemerkt Conrector Levanus in seinem Programm,

sind wir gesonnen, eine sogenannte Lasterschule, oder vielmehr eine gegensätzische Schule, eine Schule durch Laster, zu errichten. Demnach werden für alle einander entgegenstehende Laster Lehrer angestellt werden, die in bestimmten Stunden des Tags, nach der Reihe, auf planmäßige Art, darin Unterricht ertheilen; in der Religionsspötterei sowol als in der Bigoterie, im Trotz sowol als in der Wegwerfung und Kriecherei, und im Geiz und in der Furchtsamkeit sowol, als in der Tollkühnheit und in der Verschwendung. Diese Lehrer werden nicht blos durch Ermahnungen, sondern durch Beispiele, durch lebendige Handlung, durch unmittelbaren praktischen, geselligen Umgang und Verkehr zu wirken suchen. Für Eigennutz, Plattheit, Geringschätzung alles Großen und Erhabenen und manche andern Untugenden, die man in Gesellschaften und auf der Straße lernen kann, wird es nicht nöthig sein, Lehrer anzustellen. In der Unreinlichkeit und Unordnung, in der Zank- und Streitsucht und Verleumdung wird meine Frau Unterricht ertheilen. Liederlichkeit, Spiel, Trunk, Faulheit und Völlerei, behalte ich mir bevor. Der Preis ist der sehr mäßige von 300 Thalern.

Von früher her schon bekannt ist das treffende und beißende Epigramm Kleist's auf die pädagogischen Projectenmacher von damals:

Setzet, ihr träft's mit eurer Kunst und erzögt uns die Jugend
Nun zu Männern wie ihr: lieben Freunde, was wär's?

Die Motive zu Kleist's tragischem Ausgange sind von zweierlei Art: einmal solche, welche sich aus seiner Indignation über die entwürdigten Zustände Deutschlands im allgemeinen, sodann solche, welche sich aus seinem Kummer über sein eigenes Los herleiten lassen. Kleist liebte sein deutsches Vaterland, wie nur je jemand sein Vaterland geliebt hat. Aber er hatte ein Volk vor sich, das, wie es im „Katechismus der Deutschen" heißt, reflectire, wo es empfinden oder handeln sollte, das alles durch seinen Witz bewerkstelligen zu können meine und nichts mehr auf die alte geheimnißvolle Kraft der Herzen gebe, ein Volk von Individuen, welche sich so für Erwerbszwecke mühten, „daß ihnen der Schweiß ordentlich des Mitleids würdig von der Stirn triefe"; dazu Fürsten, denen meist nur Titelerhöhung und Vermehrung ihrer Hausmacht am Herzen lagen und die sich zu diesem Zwecke jeder Entwürdigung und Demüthigung gegen den übermüthigen Eroberer sklavisch unterzogen, Fürsten, denen er in seiner „Hermannschlacht" die Worte zuruft:

Es bricht der Wolf, o Deutschland,
In deine Hürde ein, und deine Hirten streiten
Um eine Hand voll Wolle sich!

Wie an einen letzten Anker klammerte er sich an die Erhebung Oesterreichs im Jahre 1809; als die Güter, die zu erringen seien und die zu erringen das Elend die Deutschen stark machen müsse, bezeichnet er: „Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe, Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst"; der Tag von Aspern steigerte seine Hoffnung; nun, meinte er, müsse sich alles deutsche Volk erheben und sich unter den Bannern des Kaisers schaaren, aber auch dieses Vertrauen zerrann in nichts, und Deutsche halfen wieder, die Hoffnungen der Deutschen in den Staub zu legen.

Hierzu kamen seine individuellen Schicksale. Seine novellistischen Arbeiten wurden von seinen Zeitgenossen wenig beachtet; seine dramatischen nicht oder ohne Wirkung in Blättern gedruckt und nicht aufgeführt, oder sie fielen, wie der „Zerbrochene Krug" in Weimar, durch. Er kämpfte, wie die Briefe an seine treue Schwester Ulrike beweisen, fortdauernd mit Geldnöthen; seine Pläne, sich durch Journale eine Existenz zu gründen, scheiterten einer nach dem andern. Wäre er ein mehr idealistischer Dichter gewesen, so würde er sich über die prosaische Spießbürgerlichkeit der ihn umgebenden Welt getröstet oder darüber hinweggesetzt haben; aber Kleist, mit seinem scharfen realistischen Blick, erkannte, wie es sich in Wirklichkeit damit verhielt und wie einsam und verlassen ein Dichter in Deutschland steht. Daher seine verzweifelte Frage, die sein ganzes Elend aufdeckt: „O mein Gott! warum mache ich denn Gedichte?" eine Frage, die wol seitdem mancher deutsche Dichter im stillen an sich gerichtet hat. Er trat freiwillig ab von einer Schaubühne, die ihm keine Freude, keine Hoffnung mehr gewähren konnte, und er würzte die tragische Katastrophe mit einer Art sarkastischer Frivolität, die ihm einzig und allein noch eines solchen Weltverachtung würdig erschien und mit der er dieser Welt seine Verachtung erklärte.

Hermann Marggraff.

Soldatenerinnerungen aus den Napoleonischen Kriegen.

Aus meinem Soldatenleben. Von Karl von Suckow. Stuttgart, Krabbe. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Zeit der großen Napoleonischen Kriege ist eine unerschöpfte Quelle, aus welcher der Kriegsgeschichte stets neue Beiträge zufließen. Wir begrüßen sie stets mit Freuden, da jeder derselben uns manche noch unbekannte Aufschlüsse bringt. Aber ebenso willkommen als die Memoiren hochgestellter Männer, welche in jener Zeit den Regionen, wo die Kriegsoperationen beschlossen wurden, nahe gestanden oder selbst Einfluß

dieselben gehabt haben, ja in mancher Beziehung für den Militär im allgemeinen noch nützlicher und lehrreicher sind die Aufzeichnungen schlichter, praktischer Soldaten, welche uns nicht die strategischen Verhältnisse und die Kriegsbegebenheiten im ganzen und großen schildern, sondern uns mitten hineinführen in das Soldatenleben im Kriege, uns die Märsche, Quartiere, Bivouaks, Gefechte mit ihren wechselnden Scenen und persönlichen Erlebnissen darstellen. Solche Bücher, wenn sie frisch und lebendig geschrieben sind, werden von jedem Soldaten und nicht blos von diesen, sondern von allen, welche sich für das Leben im Kriege interessiren, gern gelesen, und wir freuen uns, das vorliegende Werk in dieser Beziehung allgemein empfehlen zu können. Dasselbe bietet eine höchst ansprechende Lectüre.

Der Verfasser erzählt zuerst seinen Eintritt als übercompleter Junker beim Regiment Alt-Larisch in Berlin. Anfangs, weil er noch zu klein, vom General von Götz, der zugleich Commandant von Berlin war, ziemlich barsch abgewiesen und ebenso vom General von Larisch nicht angenommen, verdankt er seine schließliche Anstellung einer Aufmerksamkeit, die er dem letztern erwies, dienstfertig einen ihm entfallenen goldenen Zahnstocher aufhebend. Sehr humoristisch schildert er seine militärischen Flitterwochen unter der Obhut eines verheiratheten Corporals, der ihn in Schlafstelle (mit dem Flügelmann der Compagnie und einem Pfeifer vereint) und Kost genommen, und seinen ersten Garnisondienst. Die Leser werden überhaupt den damaligen Dienstbetrieb, der von dem heutigen so sehr verschieden war, schon der Vergleichung wegen gern kennen lernen. Ein Tag auf der Schloßwache, wo nach altem Herkommen Offiziere und Mannschaft stets die Gäste des wachthabenden Hauptmanns waren, ist besonders lebendig erzählt; für den letztern wurde er dadurch gestört, daß in der Nacht trotz der Schildwachen eine unfugtreibende Hand das Marmorbild des alten Dessauers, welches damals noch im Lustgarten stand, rosenroth angestrichen hatte! Der Verfasser nahm aber auch theil am Unterricht im Cadettencorps, was ihm gestattet worden war; er nennt von seinen Lehrern zwei, davon einen auch Referent, 15 Jahre später dort eintretend, noch gekannt hat, freilich schon etwas barock geworden. Außerdem genoß der Junker sein Leben, wozu ihm der Vater in Mecklenburg reichliche Mittel gegeben zu haben scheint. Die Exercirzeit, damals zwei Monate im Frühling dauernd, die dreitägige Specialrevue vor dem König, mehrere Generale jener Zeit, deren originelle Traditionen noch lange nach den großen Kriegen fortlebten, werden mit seltener Frische des Gedächtnisses geschildert.

Im Jahr 1804 wurde der Verfasser nach zweijähriger Dienstzeit, mit 16 Jahren Offizier, d. h. Fähnrich. Nun kam das Jahr 1805 und die Mobilmachung infolge der bekannten französischen Verletzung preußischer Neutralität. Die Feldausrüstung der Offiziere war damals sehr luxuriös: jeder Infanterieoffizier erhielt vom Staat zwei Pferde, eins in natura und für das andere 20 Friedrichsdor, dem unglücklichen Packpferd wurde neben Koffer, Zelt, Feldstuhl und Tisch auch ein Bettsack mit completem Bett aufgeladen. Wir spotten jetzt darüber, es war aber in frühern Zeiten auch nicht anders, selbst unsere eisernen harten Landsknechte des 16. Jahrhunderts führten ihre „linden Federbetten" mit sich. Suckow's Regiment marschirte durch Thüringen und kam im Februar 1806 nach Hannover, um das aufgedrungene Danaergeschenk in Besitz zu nehmen. Die knappe Uniform von schlechtem Tuch, ohne Mantel, erschwerte diesen Wintermarsch sehr. In Hannover blieb das preußische Corps auf Kriegsfuß stehen, der Sommer kam und verging, und der Krieg, den man fern geglaubt, war plötzlich da. Der Verfasser schildert die Armee von 1806 aus eigener Erfahrung. Heinrich von Bülow's satirische Bemerkung, das Offiziercorps habe zur Hälfte aus Greisen, zur Hälfte aus Kindern bestanden, ist zwar übertrieben, enthält aber doch viel Wahres, was diese Extreme betrifft. Die tüchtigen Mittelschichten hat Bülow aber ignorirt. Es ist in neuester Zeit Schlagwort und Parole der Demokratie geworden, den „Junkern", d. h. den Offizieren, von 1806 alle Schmach des unglücklichen Feldzugs aufzubürden, was kümmert sie sich um strenge historische Wahrheit! Wir erinnern nur an die famose Behauptung, daß die einzigen Festungen, die sich gehalten, bürgerliche Commandanten gehabt. Tausende von Abonnenten lesen und glauben das, denn von Kolberg und von Gneisenau, Graudenz und von Courbière, Danzig und von Kalckreuth (das waren jene ruhmvoll vertheidigten Festungen und ihre Commandanten) wissen sie nichts. Dagegen läßt sich nichts thun; ein jetzt verstorbener Freund, der sich in Paradoxen gefiel, sagte uns einmal: „Preßfreiheit und Lesezwang! Jeder Zeitungsabonnent müßte gehalten sein, zwei Blätter entgegengesetzter Farbe zu lesen!" Das würde aber der Parteiverbissenheit auch nicht steuern! Folgen wir dem Verfasser nun in den Krieg, so müssen wir erst seine Erklärung erwähnen, daß er nicht Kriegsgeschichte, sondern nur Erlebtes schreiben wolle. Wir nehmen das letztere gern an.

Suckow's Regiment gehörte zum Rüchel'schen Corps, das bekanntlich erst zur Schlacht vorrückte, als der Prinz von Hohenlohe bereits geschlagen war. Der Verfasser entsinnt sich, als sie wartend unter dem Gewehr gestanden, von einem General, der mit dem Regimentscommandeur die Fronte herunterritt, die Worte gehört zu haben: „Mauvais augure!" Galt das dem Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand? Der Befehl zum Vorrücken kam, aber der Verfasser als jüngster Lieutenant wurde reglementsmäßig zur Deckung der Bagage commandirt und mußte nach Schloß Vippach abrücken, wo er an die Befehle eines ältern Offiziers, der die Bagage des ganzen Corps führen sollte, gewiesen war. Dort fand er aber schon Versprengte und erfuhr den unglücklichen Ausgang der Schlacht: sein Regiment hatte 16 Offiziere verloren; wohin der Rückzug? Keine dienstliche Instruction erfolgte, Vorübersprengende nannten Magdeburg als Sammelplatz, man folgte also dieser Direction. In Magdeburg war ein Treiben, welches der Verfasser mit dem in Wilna 1812 vergleicht, bis auf die Jammergestalten des russischen Feldzugs, während hier ziemlich gesunde Gäste sich zusammengefunden. Der Verfasser erzählt von der Rede, welche der Gouverneur, ein hochbetagter Greis mit schneeweißen Haaren, tief gebückt an einem Krückstock daherwankend, auf der Parade den Offizieren gehalten; er hat aber nur den Passus gemerkt: „Man werde die Festung Magdeburg nicht übergeben, als bis das Schnupftuch in der Tasche brenne!" Wie dem entsprochen worden, ist bekannt. Der Rest des Regiments Larisch blieb aber nicht in Magdeburg, sondern marschirte aus und schloß sich dem Blücher'schen Corps an, dessen Schicksal bei Lübeck es dann theilte. Auf dem Transport nach Frankreich gelang es den Offizieren jedoch, sich die Unannehmlichkeiten der Gefangenschaft zu ersparen. Den Offizieren des Hohenlohe'schen Corps war gestattet worden, sich bis zur Auswechselung in ihre Heimat zu begeben; einer davon, dessen Vater bei dem Blücher'schen Corps gefangen war, hatte demselben durch ein Geldopfer an die Schreiber der französischen Commandantur in Berlin mit Leichtigkeit einen Paß verschafft. Daher wurde zu gleichem Zweck der Verfasser mit Bewilligung des französischen Führers der Escorte nach Berlin abgeordnet, und es gelang ihm, durch vier Friedrichsdor, die er kaltblütig dem Schreiber auf den Tisch legte, sich schnell in den Besitz von 41 Pässen zu setzen. Diese sandte er seinen Kameraden zu, während er selbst nach Mecklenburg zu seinen Aeltern zurückkehrte. Wir lesen manches über die dortigen Zustände während der französischen Occupation.

Nach dem Frieden von Tilsit wie andere Ausländer aus dem preußischen Dienste entlassen, wollte der Verfasser in russischen gehen, wurde aber durch einen Landsmann, Major von Penz, der die Garde-du-Corps des Königs von Würtemberg commandirte und von diesem gelegentlich seines Urlaubs in die Heimat veranlaßt war, gewesene preußische Offiziere aufzufordern, in seinen Dienst zu treten, bewogen, dort eine neue Laufbahn zu suchen. König Friedrich stellte ihn bei seiner Garde zu Fuß an. Die Gardetruppen, noch à la Ludwig XIV. „maison du Roi" benannt, waren ebenso glänzend, als für das noch kleine Land

zahlreich. Suckow verlebte dort eine unblutige Expedition im Jahre 1809, um die Grenzen gegen das insurgirte Bregenz und gegen vermeintliche österreichische Streifparteien im Ries zu schützen, abgerechnet mehrere Friedensjahre. An dem Feldzuge von 1809 und dem spanischen Kriege nahmen die Garden nicht theil. Er hatte Gelegenheit, Napoleon zweimal auf der Durchreise in Ludwigsburg zu sehen, das erste mal, als Napoleon aus Spanien kam und eiligst zu seiner Armee ging, das zweite mal bei der gemächlichen Heimkehr nach dem Frieden. Ihm zu Ehren war auch eine Festoper componirt worden, „Salomon's Urtheil", bei deren langweiliger Musik er jedoch, wie seine meisten Generale, von der Reise, dem Galadiner und Hofcercle ermüdet, einschlief. Suckow hat sich später dieses Tags erinnert, als er, von demselben Platze im Opernhause wie damals, im Jahre 1857 den jetzigen Kaiser der Franzosen dort sah. Viele Reminiscenzen aus jener Zeit sind in dem Kapitel „Friedliche Jahre" aufbewahrt. Der König hatte seinen Gardeoffizieren nicht allein ein großartiges Gebäude, Pavillon genannt, zur Wohnung aller Unverheiratheten erbauen lassen, sondern denselben auch freie Mittags- und Abendtafel unter dem Vorsitz eines Stabsoffiziers in einem der ersten Gasthöfe bewilligt. Aus diesen großartigen Verhältnissen wurde Suckow im Jahre 1811 als Oberlieutenant zu einem Linien-Infanterieregiment nach Schorndorf versetzt, wo es ein Tagesereigniß war, wenn der Kellner an der Table-d'hôte mit wichtigem Flüstern drei Gäste, meist Geschäftsreisende, melden konnte. Das Jahr verging prosaisch genug, jetzt nahte der Krieg mit Rußland, für welchen sich dort keine Sympathien regten. Suckow erinnert sich, daß nach einer Musterung ein junger Offizier an der Tafel übermüthig sagte: „So einen russischen Feldzug mache ich ebenso leicht mit als ich ein Butterbrot esse", worauf ihm der General von Hügel ernst erwiderte: „Herr Lieutenant, ich will Sie an dies Butterbrot erinnern!" was denn auch in der Folge bei Smolensk wirklich geschehen ist.

Im Februar 1812 marschirte das Regiment aus, bei Oehringen concentrirte sich das 16000 Mann starke Armeecorps unter dem Kronprinzen, jetzigem König von Würtemberg. König Friedrich hielt am 1. März Revue über dieselben ab; er war sehr ernst gestimmt, denn er kannte Rußland und die dortigen Verhältnisse besser als Napoleon; seine Schwester war an den Kaiser Paul vermählt und er selbst länger dort gewesen. Durch Thüringen und Sachsen rückten die Würtemberger in die Mark ein, wo sie bei Fürstenwalde Cantonnirungen bezogen. Suckow nennt sein Quartier nicht, wir haben es aber an der Schilderung der Familie genau erkannt. Bei Lebus hielt Marschall Ney, zu dessen Corps die würtembergische Infanterie als fünfundzwanzigste Division der Großen Armee stoßen sollte, Besichtigung ab, dann wurde noch in Fürstenwalde und Frankfurt a. O. ein kurzes Cantonnement bezogen und damit den guten Tagen ein Ziel gesetzt. Der Marsch ging jetzt durch Polen und Ostpreußen, hier wurde schon täglich bivouakirt und im Lager von Calwary am 20. Juni herrschte bereits Mangel an Lebensmitteln; glücklich, wer sich ein kleines Brot von zwei Pfund für einen Thaler verschaffen konnte! Am 24. Juni wurde der Niemen überschritten. „Jenseit des Flusses angekommen, fanden wir beim freundlichsten Sonnenschein die Stille des Grabes. Kein lebendes Wesen zeigte sich unsern Blicken, alle Dörfer waren wie ausgestorben. Schien es doch, als wenn sogar die Thierwelt sich unsern Blicken entziehen wolle; denn ich erinnere mich heute noch, daß es uns auffiel, auch nicht ein Vögelchen durch die hellen freundlichen Frühlingslüfte schwirren zu sehen." Die angestrengten Märsche, verbunden mit den größten Entbehrungen, rafften bald Tausende der Großen Armee hin, Hunderte gaben sich selbst den Tod, um dem nicht mehr zu ertragenden Jammer zu entgehen. Wir haben schon in d. Bl. manchen neuen Beitrag zur Schilderung jenes unermeßlichen Elends besprochen, das Werk unsers Veteranen schließt sich ihnen mit lebendiger Färbung an. Noch ehe seine Compagnie einen Schuß gehört, war sie bereits von 150 auf 38 Feuergewehre herabgekommen: solche Thatsachen sprechen durch sich selbst. Bei Smolensk kam sie zuerst ins Feuer und bivouakirte dann, bezeichnend genug, auf einem Kirchhofe. Am folgenden Tage sollte die würtembergische Division, kaum noch 2000 Mann stark, den Feind aus der jenseitigen Vorstadt vertreiben und mußte dabei die an vielen Orten brennende Stadt sowie zweimal bis an die Brust im Wasser, den Dnjepr passiren. Von der Art und Weise, wie die Franzosen ihre Verbündeten behandelten, lesen wir hier manchen neuen Beleg. Dem blutigen Gefecht bei Gedeonowo am 13. August wohnten die Würtemberger nur als Zuschauer bei. Anfang September wurden ihre 12 Bataillone, da manche Compagnie nur noch 7—8 Feuergewehre zählte, auf drei reducirt, zusammen 1456 Mann stark. In der Schlacht von Borodino war Suckow, da er beritten war (freilich nur mit einem russischen Bauernpferde) eine Zeit lang als Ordonnanzoffizier zum Marschall Ney commandirt. Die würtembergische Infanterie behauptete ruhmvoll eine genommene Redoute, in welche sich König Murat, bei einem Cavaleriegefecht ins Gedränge gerathen, flüchtete; sie schützte ihn [illegible] Gefangennehmung, da er an seiner Tracht und seinem [illegible] phantastisch gekleideten Reitknecht, einem Mohren, weithin kennbar war. Nach der Schlacht, statt mit in Moskau einzuziehen, wurde Suckow zur Dienstleistung bei dem eingerichteten Spital zurückgelassen, trotz seiner Protestationen, eben [illegible] noch gesund und rüstig war. Viel traurige Scenen hat er erlebt. Als er Mitte October mit einem aus Reconvalescenten formirten Marschbataillon nach Moskau kam, fand er das würtembergische Contingent unter General von Scheler noch [illegible] Mann stark und bald darauf wurde der Rückzug der Großen Armee angetreten. Suckow marschirte in einem [illegible] rothen Sammetpelz, den er in Smolensk von einem [illegible] erstanden, über der abgeschabten Uniform.

„Finde ich die Russen auf meinem Wege, so werde ich sie schlagen, finde ich sie nicht, desto besser für sie!" So [illegible] der Schluß der Proclamation, mit welcher Napoleon [illegible] Armee den Entschluß, sie in die Winterquartiere zu führen, ankündigte. Es kam aber umgekehrt und von Winterquartieren war keine Rede. Der Leiden des Rückzugs ist unser Verfasser auch im vollen Maße theilhaftig geworden; wir verweisen auf sein Werk, in welchem schauerliche und erschütternde Thatsachen davon erzählt sind. Wie bei den Franzosen alle Rücksicht [illegible] ihre höhern Offiziere aufhörte, hat schon Schreckenstein (vgl. Nr. [illegible] d. Bl. f. 1855) bekundet; auch Suckow erzählt davon [illegible] Generalstabsoffizier, der für seinen General ein von Gemeinen angezündetes Bivouakfeuer in Anspruch nahm und diese entfernen wollte, erhielt die Antwort: „Jetzt gibt es keine Generale mehr, es gibt nur noch Unglückliche, wir bleiben!" [illegible] den Schrecknissen an der Beresina sagt der Verfasser: „[illegible] einzelnen vielleicht dann und wann etwas übertrieben [illegible] Gesammtbild, wie es sich damals darstellte, ist bei dem [illegible] Fluge einer lebhaften Phantasie keiner Uebertreibung [illegible] Auch er hat gräßliche Bilder zu berichten, wir wiederholen sie nicht. Hinter der Beresina gesellte er sich zu einem noch [illegible] nen preußischen Husarenoffizier und beide begegneten der [illegible] Escadron", aus Offizieren zum persönlichen Schutz des [illegible] gebildet, der übrigens schon abgereist war. Der Preuße [illegible] einem General aufgefordert, sich dieser heiligen Escadron [illegible] schließen, sagte aber zu Suckow: „Ich will dem Kerl [illegible] thun und ihm seinen — — noch vertheidigen helfen!" [illegible] ist, was wir von dem crassen Egoismus und der [illegible] Theilnahmlosigkeit an den Leiden der besten Kameraden [illegible] wie sie sich auf jenem Rückzuge gezeigt; Suckow [illegible] selbst nicht frei davon. Er weiß jedoch auch rührende [illegible] men zu berichten. In Wilna fand sich endlich die erste [illegible] terung, jenseit der Grenze aber erst Ruhe. In [illegible] wurden wieder zwei Compagnien formirt, zusammen 18[illegible] der Rest des würtembergischen Corps; es hielt schwer [illegible] aus den Offizieren, wenigstens 100, noch sieben Felddienstfähige zu finden! Der Verfasser gehörte nicht zu ihnen [illegible] reiste mit den übrigen nach der Heimat zurück, die er [illegible]

Krankenlager am Typhus in Freiberg glücklich erreichte. Bei der neuen Organisation der Armee als Hauptmann angestellt, sah er dem neuen Feldzug entgegen. Damit schließt das Buch, dessen Fortsetzung wir bald zu sehen hoffen. Es ist eine gesunde, frische Soldatenlectüre, die in deutschen Regimentsbibliotheken nirgends fehlen sollte und auch andere Leser fesseln wird.

Karl Gustav von Berneck.

Sophie Swetschin.

Sophie Swetschin. Geschichte ihres Lebens vom Grafen Falloux. Aus dem Französischen von F. X. Hahn. Regensburg, Manz. 1860. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

In der „Revue des deux mondes“ vom 15. Juni 1861 rschien ein ziemlich langer Artikel unter der Ueberschrift „Une ime chrétienne dans la vie du monde“. Er beschäftigte ich in eingehender Weise mit einer Persönlichkeit, die nicht lange uvor vom Grafen Falloux in dem starken Buche „Madame swetchine, sa vie et ses oeuvres“ geradezu, wir dürfen wol o sagen, verherrlicht worden war. Eine kleine Welt, die Welt er nächsten und entfernten Freunde, die Welt ihrer Anhänger, ie Welt ihrer Schützlinge und Pflegebefohlenen war zwar zuvor hon vollständig mit dieser Persönlichkeit vertraut, war von ihr ingenommen; aber die große Welt, die Gesellschaft in ihrer Ge- ammtheit, an die man mit einem Buche zu appelliren pflegt, ußte wenig oder nichts von einer Persönlichkeit, die im Grunde chts weiter gethan hatte, als daß sie Frau Swetschin ge- esen war. Es war keine von den Tagsheldinnen im guten wie i schlechten Sinne, keine von den Modedamen, wie sie in den riser Salons früherer und neuerer Zeit heimisch gewesen, keins n den sogenannten Schoskindern des Glücks, das nur sei- r Jugend und Schönheit Ruf und Erfolg verdankte, keine von n Größen, um deren Gunst zu buhlen Kaiser und Könige nicht ter der Würde hielten; es war keine von den stolzen Schönen, in Geschichtsbüchern noch nach Jahrhunderten existiren wer- i, weil sie die männliche Eitelkeit und männliche Liebeseligkeit risch an ihren Triumphwagen zu schirren wußten. Nichts n alledem. Da lag in Frau Swetschin keine von den genschaften, mit denen man die Welt im Sturme erobert; der Koketterie, noch allerneueste seidene Roben, noch eine rtion Schminke, die Runzeln des Alters der Welt im ver- rerischen Scheine vorzuführen. Wer da in Frau Swet- in den verführerischen Schein und die Täuschung einer Welt- ie suchen möchte, der würde sich arg betrügen. Sie war eine „âme chrétienne“, nur eine „gläubige Seele“, aber war sie von ganzem Herzen. Es bliebe nun nur die Frage, eine solche Seele auch werth sei, daß sie durch ein litera- jes Denkmal, wie es ein Buch von nahezu 600 Seiten doch ier ist, verherrlicht werde. Darauf wollen wir nicht direct vorten; wir wollen uns aber ein wenig umblicken und fra- ob es denn immer nur die oft sehr unbedeutenden Theater- zessinnen sein müssen, die den literarischen Ruhm der Ver- lichung einernten dürfen. Wo so unendlich viele Klatsch- t, Distelköpfe und Belladonnen angesungen und belobhudelt en, da wird ein bescheidenes Veilchen wol mehr denn je Buchs werth sein, selbst wenn die Bedeutung dieses Veil- von den Verehrern etwas überschätzt sein sollte. Wir sagen rücklich: sollte, und lassen den Zweifel unentschieden.

Sophie Swetschin war eine geborene Russin aus guter Fa- ; ihr Vater, ein hoher Verwaltungsbeamter und zugleich egründer der Akademie der Wissenschaften zu Moskau, hieß nonow; geboren war sie am 22. November 1782. Ihre hung war eine sehr gute. Sophie wuchs am Hofe auf, r Vater von der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg en und im kaiserlichen Palaste mit einer Wohnung beglückt Für Sophiens Ausbildung konnte Bedeutendes geschehen; im Alter von 12—14 Jahren hatte Sophie die russische che inne, die damals von den hohen Herrschaften ziemlich vernachlässigt ward; außerdem sprach sie italienisch so geläufig wie englisch und französisch, auch fand sie sich mit dem Deutschen correct ab und trieb zugleich lateinisch, griechisch und hebräisch. Im Jahre 1796 starb Katharina II. und Paul I. kam zur Regierung. Die junge Sophie ward zum Ehrenfräulein von Paul's Gemahlin, der Kaiserin Marie (einer würtembergischen Prinzessin) befördert. „Sophiens Aeußeres war im ganzen nicht der Art, um Aufmerksamkeit zu erregen; allein ihre Gesichtszüge, ihre Geberden, ihre Rede besaßen einen unbeschreiblich anziehenden Reiz. Ihre blauen, kleinen und nicht ganz regelmäßigen Augen blickten Leben und Wohlwollen, ihre Nase war spitz wie die eines Kalmücken, ihre Haut hatte eine glänzende Frische, ihre Gestalt war nicht sehr hoch, ihr Schritt außerordentlich leicht und anmuthsvoll, ihr unbedeutendstes Wort, jede ihrer Bewegungen trug den Stempel des Zarten und Außergewöhnlichen.“

Es währte nicht lange und Sophie verheirathete sich, sie, die siebzehnjährige heirathete den zweiundvierzigjährigen General Swetschin, einen persönlichen Freund von Sophiens Vater, einen Mann von hohem Wuchse und imponirendem Aeußern, von festem, geradem Charakter, ruhigem und heiterm Sinne. Sophie schloß sich wol nicht gerade aus Liebe an diesen Mann, aber sie nahm die Wahl mit liebevoller Ergebenheit entgegen. Die Ehe blieb kinderlos, und somit konnte sich Frau Swetschin ihrer um zehn Jahre jüngern Schwester annehmen, die durch den Tod der beiderseitigen Mutter des weiblichen Schutzes verlustig gegangen war. Bald nach der Verheirathung Sophiens fiel ihr Vater bei Paul in Ungnade. Nach Moskau verwiesen setzte ein Schlagfluß seinem Leben ein unerwartetes Ende.

Wir überspringen eine Reihe von Jahren. Frau Swetschin befindet sich 1817 in Paris, halb und halb mit ihrem Manne in der Verbannung. Der tiefe religiöse Sinn hatte sich frühzeitig in ihr entwickelt, am russischen Hofe, namentlich durch die Bemühungen des dortigen sardinischen Gesandten, des Grafen de Maistre, war sie früh auf eine Vergleichung der griechischen Kirche, in der sie die Taufe empfangen, mit der römisch-katholischen hingewiesen; die Folge war, daß sie heimlich zur katholischen Kirche übertrat. Als Alexander 1816 die Jesuiten aus Rußland verbannte, trat Frau Swetschin öffentlich mit ihrem Bekenntnisse hervor. Die Ungnade des Kaisers traf sie, Grund genug Rußland zu meiden und sich erst vorübergehend, dann für immer in Frankreich eine neue Heimat zu gründen. In Paris nun erschloß sie einen Salon, in dem sich die bedeutendsten Geister zusammenfanden und wohl fühlten.

„Dieser Salon war weder eine beschränkte Tafelgesellschaft, noch ein literarischer Verein, noch eine Schule. Frau Swetschin wäre erschrocken, wenn man vor ihr das Wort Schüler ausgesprochen hätte. Herrschen widerstrebte ihr ebenso sehr wie dienen. Ohne eine andere Triebfeder, als ihre Vorliebe für alles Sittlich-Große, die dem Neide wie dem Ehrgeiz gleich fern lag, wußte sie sich in erstaunlichem Grade den verschiedensten Charakteren, Geistern von ganz entgegengesetzter Richtung anzupassen, die gute Seite der einen anzuerkennen, die schwache der andern zu entschuldigen.... Ihre Seele bezog alles auf Gott, ohne je ein Interesse der Menschheit zu vernachlässigen.... Sie war weder in ihren religiösen, noch in ihren politischen Ueberzeugungen von Vorurtheilen befangen, ebenso wenig in Sachen der Kunst oder der Literatur. Und wenn man nach den Mitteln forscht, mit welchen sich dieser Einfluß, der während 30 Jahren immer zunahm, geltend machte, so erstaunt man bei der Entdeckung, daß diese Mittel vornehmlich darin bestanden, daß sie ein solches nie suchte oder ersinnen wollte. Frau Swetschin zielte selbst in der Sprache des Umgangs nicht auf Effect. Ihre Schüchternheit ließ sich nie überwinden. Ihre Rede war im Anfange gemeiniglich unsicher und beinahe unverständlich; die Wärme des Gesprächs, die Wichtigkeit des Gegenstandes mußten sie erst anregen. Kein Auskramen neuer Redensarten, kein Streben nach auffallenden Behauptungen, kein eitler Redeschwall, sondern Wahrheit in allen Dingen, Wahrheit

im Ausdruck wie im Gedanken ohne überflüssigen Schmuck, obgleich nicht schmucklos."

Dieser Salon übte begreiflicherweise eine sehr große Anziehungskraft aus. Frau Swetschin ging mit den verschiedensten Geistern um. Da fehlte natürlich Alexander von Humboldt nicht, und mit einem Abbé Lacordaire konnte sie verkehren wie eine Mutter mit dem Sohne. Wir haben es in Frau Swetschin immer und immer mit der gläubigen Seele zu thun; wir schauen in ein frommes Gemüth, dem gegenüber das so gangbare Achselzucken der Welt über Mysticismus und Schwärmerei aufhören muß. Weisen wir nur auf das rührende Zeugniß hin, das ihr ein langjähriger Diener über ihre Mildthätigkeit ausstellte und wir werden diese gläubige Seele auch wirklich als eine solche gelten lassen müssen. Es ist bei ihr nichts von jener Affectation zu finden, die andere katholische Damen ins mystische Extrem gestürzt hat. Sind wir anfangs auch etwas skeptisch und meinen, der Biograph habe das Bild dieser Frau doch wol absichtlich etwas zu schön gezeichnet, so schwindet dieser Zweifel dem Ende zu immer mehr. Wir sehen die Dame älter und älter werden, in die Sechzig, in die Siebzig eintreten, in ihrem Gesichtskreis verengt sie sich nicht etwa, nein sie fällt mit staunenswerther Klarheit über Menschen und Verhältnisse die richtigsten Urtheile: da muß denn doch wol aller Zweifel schwinden, ob Frau Swetschin den Ruhm verdient, den ihr ihre Freunde beilegen. Nach der Revolution von 1848 knüpfte sie brieflich an den Unterschied zwischen französischem und englischem constitutionellen Régime folgende Betrachtung: „Was ich an dem Kampfe in England rühmen muß, ist der Ernst, den die streitenden Leidenschaften an den Tag legen. Man sieht, daß sie im Wahren wie im Falschen bis an den Hals hineingehen, daß die öffentlichen Angelegenheiten ihre eigenen sind und daß die Sache, die sie zu vertheidigen berufen sind, bei ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Es liegt eine weite Kluft zwischen einem solchen Wesen und der Gemachtheit und Oberflächlichkeit der neuern Verfassungen, in welchen die Unsicherheit und Laune des Augenblicks eine so große Rolle spielen, wenn nicht das Sonderinteresse darüber entscheidet. Ich habe sicherlich nicht die Absicht, Frankreich vor seinem Nebenbuhler herabzusetzen, allein in Ansehung der politischen Gebräuche kann ich nicht leugnen, daß sie in England zur zweiten und wirklichen Natur geworden sind, während sie in Frankreich noch immer als eine Sache des Uebereinkommens erscheinen."

Welche andere alte Dame von 65 Jahren hätte wol Lust zu solchen klaren und treffenden politischen Randbemerkungen! Und nun noch ein anderer brieflicher Herzenserguß, der einen uns sehr bekannten Mann betrifft. Im Januar 1848 schreibt Frau Swetschin an die Gräfin Nesselrode: „Ich muß Ihnen, theuerste Freundin, die Erinnerung an ein beinahe in Vergessenheit gefallenes Vergnügen schildern, das mir in dem Zusammentreffen mit einem Ihnen bekannten Manne, dem (preußischen) General von Radowitz, zu Theil ward, dessen Geist und Meinungen in meinem Innern das Feuer meiner Jugend wieder angefacht haben. Es war mir bei seinen Worten, als führe er mich den Strom der Zeit hinauf und versetze mich wieder in jene Welt von Fragen, in denen mein Geist seine ersten Kräfte erprobte und die in Frankreich so wenig Anklang finden. Nichtsdestoweniger habe ich hier keinen Ausländer größern Beifall ernten sehen, als Herrn von Radowitz außerhalb der politischen Cirkel. Ich sah, wie die hervorragendsten Männer, die seine Ansichten vernahmen, ebenso sehr seine Ueberlegenheit wie dieses neue Element bewunderten, welches die gewöhnliche Richtung ihres Geistes in Anspruch nahm. Es ist mir gesagt worden, daß vornehmlich Guizot und Molé ihm ihre Bewunderung gezollt haben; ahnt und entdeckt man ja doch unter dieser geistigen Kraft jene moralische Festigkeit, ohne welche es, wie umfassend auch die Tragweite der Ideen sei, keine Menschenwürde gibt."

So nahm eine fromme fünfundsechzigjährige Dame an den Tagesereignissen theil! Frau Swetschin ist am 9. September 1857 gestorben, nachdem ihr Gatte schon mehrere Jahre ihr vorangegangen war. Der Salon Swetschin, Straße St.-Dominique, steht leer; auf das Grab der edeln Dame hat einer ihrer wärmsten Anhänger mit diesem Buche ein Andenken niedergelegt, das dem Zahne der Zeit vielleicht nicht widerstehen, aber dem Namen Swetschin auf lange hinaus einen Nimbus sichern wird.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Romanliteratur.

1. Schloß Ellersheim oder ein Frauenherz. Roman in vier Bänden von Emmi von Rothenfels. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 3 Thlr.

Dieser Roman, der sich ausschließlich in adelicher Gesellschaft bewegt, hat das mit vielen Dorfgeschichten gemein, daß fast nur Gemüthsschilderungen dem Leser dargeboten werden: über jedes Erröthen, jede Ohnmacht und jede Seelenempfindung wird leider in zu ehrlicher Weise Rechnung getragen, keine einzige wird uns vorenthalten während der ganzen Liebesgeschichte des naiv-egoistischen, romantisch-überspannten Fräulein An... von Ellersheim mit dem Garde-du-Corps-Lieutenant Victor von Wildenfels, der vorzüglich reitet, vorzüglich klettert und außerordentliches Glück bei den Damen macht, im übrigen aber eine „leichte Fliege" ist. Trotz des gewandten und fließenden Stils ist die geringe Handlung und die Gewöhnlichkeit der auftretenden Personen ein zu kleiner Ersatz für das Durchlesen von vier Bänden, jeder mehr als 200 Seiten stark; die Männer sind ohne Ausnahme wirklich „läppisch", wie auch Fräulein Clotilde be... liebt zu ihrem Jugendfreunde Arthur von Hohenstein zu sagen; selbst der Lieutenant wird zum Schluß sentimental, die Damen sind kokett und gefallen sich, eben weil ihnen eine wahre Leidenschaft fehlt, jede in der Verehrung ihrer beiden Anbeter. Auch die Lösung des einzigen Geheimnisses, das sich bis in den letzten Band hineinzieht, daß nämlich Fräulein Clotilde nur darum den Minister Grafen Althoff begünstige, weil dieser die Schulden ihres Vaters bezahlt hat und ihre „Carrière machen" ... dürfte, wie der ganze Roman, etwas zu hochcivilisirt sein.

2. Der Stern von Isola oder Wozu wären alte Freun... ten denn. Eine Erzählung in vier Büchern von ... Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 4 Thlr.

Die drei Sterne, die der Vorrede und dem Schlusse ... nach dem weniger schönen Geschlechte angehören, führen ... nach einigen sehr wahren Worten über das traurige Los der Hagestolze an dem genau beschriebenen Zimmer einer Wit... vorüber auf einen Ball, der Gelegenheit zu scharfen und ... Charakterzeichnungen gibt. Einzelne Aeußerungen belehren ..., daß wir am Vorabende einer Staatsumwälzung stehen ... der That heißt es zu Anfang des zweiten Buchs: „Das Thermometer stand auf Sturm!" Kurze Zeit darauf bricht der Aufstand los; durch eine Revolution wird der Gemahl ... Frau, welche der „Stern von Isola" genannt ist, ... Spitze gestellt, der aber, selbst nur das Werk eines Intrigan... ten und im Innern mit sich zerfallen, bald von der wieder ... tigen Reactionspartei gefangen, zum Tode verurtheilt, ... durch den König begnadigt wird. Ob der Verfasser beabsichtigte, Thatsachen in seine Erzählung zu verweben, ob er wirklich ... bestimmtes Land im Sinne hatte, können wir natürlich ... wissen; wir hören hierüber nur so viel — und dies genügt ... ja auch vollkommen, da wir keine Geschichte zu schreiben ha... jenes Land ist ein Königreich und zwar ein deutsches, ... Namen der auftretenden Personen kundgeben; auch heißt ... zweiten Buche, daß die eigenen und die Armeen befreundeter Bundesgenossen die Autorität des beleidigten Gesetzes wieder hergestellt hätten. In vieler Hinsicht zeigt das Land des Verfassers aber Aehnlichkeit mit dem Vaterlande Hamlet's: ... sen wir hören, daß das Gericht von 15 Richtern, welches ... derbarerweise als ein Geschworenengericht aufgeführt ist, ...

erbärmlichen Creaturen zusammengesetzt wurde, daß die Anwesenheit des Ministers von Schönstein hinreicht, um die früher beabsichtigte Freisprechung in ein Todesurtheil zu verwandeln; ferner müssen wir vernehmen, die Begnadigung sei nur dadurch ermöglicht worden, daß die „Freundin" des Staatsministers Freiherrn von Preuß durch Zugeständnisse in Betreff ihres Vetters und eines begünstigten Gardeoffiziers gewonnen wurde; der Mann aber, welcher mit an der Spitze der Regierung steht, jener Minister von Schönstein, wird uns als ein gemeiner Betrüger geschildert, der sich schließlich den Hals abschneidet. Man sollte sagen, solche Zustände, wie der Verfasser sie hier zeichnet, erklärten auf weit natürlichere Art das Streben nach Umänderung als die Annahme, die zu Anfang des zweiten Buchs ausgesprochen ist: „es verhalte sich mit den Ideen wie mit den Luftströmungen"; spricht doch gerade das ruhige Verhalten geordneter Staaten in Zeiten der Bewegung hiergegen; originell bleibt indessen die Nonchalance, mit der in dem nämlichen Buche Tugend- und Treubund, Illuminaten und Carbonari, Rosenkreuzer und Freimaurer, Vaterlands- und Nationalverein, alle in einen und denselben Strickbeutel geworfen werden.

Die Erzählung ist übrigens mannichfaltig und führt uns verschiedene Situationen vor; von den Personen ist freilich keine einzige mit charakteristischen Linien skizzirt; so heißt es z. B. im vierten Buche über den Staatsminister Freiherrn von Preuß: „Es gab keinen Mann, dessen Name der Oeffentlichkeit angehörte, welcher so verschiedenartige und so entgegengesetzte Beurtheilung gefunden, als der des Staatsministers Freiherrn von Preuß. Getragen von der Parteien Haß und Gunst, vergötterten ihn die einen, während die andern nicht müde wurden, ihr «Kreuziget ihn» zu rufen. Alle aber, Freund und Feind, fanden sich darin zusammen, daß er eine selten begabte Natur sei.... Er besaß nicht nur den Muth, die Charakterstärke, den Scharfblick, den raschen Entschluß, die Vielseitigkeit, die Glätte, mit einem Worte die Stärken und Tugenden eines Pitt, eines Canning, eines Richelieu, er besaß auch ihre Schwächen, er besaß das Herz jener Männer, welches zarten Gefühlen nie verschlossen war. Von den Feldzügen seines Geistes, nach langen, an den Arbeitstischen, in den Conferenzen und den Sitzungssälen durchwachten Nächten, nach den angreifendsten Studien fand er Erholung in dem geistvollen Umgange, welchen die Gesellschaft schöner Frauen gewährte. Ist das ein Fehler? Dann theilte er ihn mit den größten und besten Männern aller Zeiten. Als Theilhaber ihrer Tugenden darf man auch ihre Fehler besitzen, wenn es ein Fehler ist, das Schöne schön, das Liebenswerthe liebenswerth zu finden."

Und von diesem Manne, der doch so bedeutend sein soll, merken wir während seines Auftretens eben weiter gar nichts, als, was allerdings ein sehr großer Fehler ist, daß ihn seine „Freundin" vollständig beherrschte, daß er durch sie innerhalb weniger Minuten zur entgegengesetzten Ansicht gebracht wurde.

Die Heldin, der „Stern von Isola", vermag nur unser Mitleid, aber keinesfalls unsere Bewunderung zu erwecken; sie verliert ihr Vermögen, ihr Gatte wird gefangen, sie irrt mit dem Kinde im Lande umher, aber in keinem einzigen Falle ist ihr Gelegenheit geboten, ihre Charakterstärke und ihre Tugend an den Tag zu legen. Der Regierungsrath Werner, der von Buch zu Buch bis zum Cabinetsminister avancirt, wird als Mann von eiserner Ehrenhaftigkeit geschildert, der durch nichts in seinem Rechtsgefühle zu erschüttern ist, macht aber trotzdem in den Momenten, wo er mit der Frau Regierungsräthin Pläne für das Geschlecht und die künftige Erziehung des zu hoffenden Kindes erdenkt, sowie, wenn er alle zwei Minuten zum Arzte läuft, einmal weil das Kind zu viel weint und einmal weil es zu wenig weint, eine ans Komische grenzende Figur.

Immerhin versöhnt aber der reichhaltige Stoff und die Zahl der Staffage mit vielen Schwächen und lassen den Leser über manche einzelne Sonderbarkeiten hinwegeilen. 82.

Eine Bergwanderung in Thüringen.

Der Rennsteig des Thüringerwaldes. Eine Bergwanderung mit mit einer historisch-topographischen Abhandlung über das Alter und die Bestimmung dieses Wegs. Von Alexander Ziegler. Nebst einer Karte. Dresden, Höckner. 1862. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wie ist es möglich einen Weg, einen Steg zum Thema eines Buchs zu wählen?! Ist unsere geist- und kenntnißreiche Menschheit so arm an Sujets für Schriftsteller, daß sie sogar zu Wegen und Stegen ihre Zuflucht nehmen und darüber dicke Bände schreiben müssen? Diese und noch andere Fragen könnte leicht ein Leser aufwerfen, wenn er den Titel des eben angezeigten Werks liest. Aber der vorurtheilsfreie Denker, der sich nicht durch prahlerische Titel und äußerlichen Glanz gewinnen läßt, sondern auch das ganz Unscheinbare beachtet, wird es dennoch zur Hand nehmen und nicht ohne Befriedigung und Bereicherung seines Wissens durchlesen. Obgleich es zunächst für die Bewohner Thüringens und Frankens den höchsten Werth hat, so ist es doch auch von großem Interesse für alle Deutschen und ganz besonders für Militärs, denen kein Weg und Steg unbekannt bleiben darf.

Wer kennt nicht den herrlich Park Thüringens, den großartigen Dom der Natur, den hohen majestätischen Thüringerwald mit seinen kolossalen Felsgebirgen und den altehrwürdigen vielhundertjährigen Eichen, Buchen und Tannen? Hoch oben auf dem Rücken des Thüringer- und Frankenwaldes befindet sich seit uralten Zeiten ein Weg, Rennsteig, Rennstieg, in alten Schriften Renniweg, Reinevuch, Rainweg, auch Rinnestich oder Rynnestigk genannt, der sich von dem eisenachischen Dorfe Hörsel an der Werra bis nach dem reußischen Dorf Blankenstein an der Saale erstreckt. „Dieser Rennsteig", sagt Ziegler, „ist ein gangbarer und für Leiterwagen fast überall fahrbarer Waldweg, der sich über die Höhen des Gebirges zwischen den frischen Buchen- und dunkeln Fichtenwäldern dahinschlingt und die herrlichsten Aussichten bis zum Harz und Fichtelgebirge, zum Hercules bei Kassel und zum Kyffhäuser in der Goldenen Aue gewährt." Der Verfasser begann seine Reise bei Hörsel und durchwanderte den 44 Stunden langen Weg in fünf Tagen, eingetheilt in folgende Touren: von Hörsel bis zum Inselberge, dann zum 3028 Fuß hohen Beerberg, Schneekopf und zur Schmücke, von da aus bis Limbach, sodann nach Spechtsbrunnen, resp. Tettau, am fünften Tage erreichte er Blankenstein an der Saale. In poetischer Schilderung belehrt er uns über die zunächst liegenden Landschaften, Dörfer, Burgen und Ruinen; ich citire hier einige Worte über den Inselberg: „Der 2820 Fuß hohe Gipfel verdient unter allen Aussichtspunkten des Thüringerwaldes deshalb den ersten Rang, weil derselbe eine freie Aussicht gewährt. Der Anblick der 73 umherliegenden kleinen Berge, aus denen der Inselberg wie eine steile Insel aus einem wogenden Meere hervorragt, ist besonders schön. Ein unbeschreiblich schöner Kranz von Bergen, Wäldern und Fluren in den schönsten Formen umkränzt uns, Gipfel an Gipfel ragt empor, Stadt ruht an Stadt, Dorf an Dorf; dort wieder gähnen schaurige, tiefe Grüfte entgegen. Der schönste Punkt in den Thälern ist der hochromantische Lauchgrund, nördlich mit den Häuptern seiner malerischen, großartigen Felsenmassen, dann die grünen Thäler und Schluchten des Regen-, Abts- und Wagenberges, zwischen welchen das schmucke Jagdhaus der Tanzbuche auf freundlicher von Tannen umkränzter Hochwiese, hervorschimmert. Dort im Osten Schloß Tenneberg mit Waltershausen, Schloß Friedenstein mit der freundlichen Stadt Gotha, Erfurts Dom, eingeklemmt in die Schlucht zwischen dem Stelgerwalde und dem Cyriaksberge, weiter rechts die Drei Gleichen, Ohrdruff, der Ettersberg bei Weimar, die Berge um Jena und die Leuchtenburg, hier im Süden und Südwesten der Göckelhahn bei Ilmenau, Beerberg und Schneekopf mit stolz in die Luft ragendem Thurme, der Dollmar, die Kuppen der Gleichberge bei Römhild, die Ruinen des Schlosses Henneberg, die

Gabe bei Meiningen, das Rhöngebirge mit dem Kreuzberge, dem Baier, dem Dietrichsberg, dem Ochsenkopf und dem kegelförmigen Bloßkopf, und das fruchtbare, von leuchtenden Wasserspiegeln durchblitzte Werrathal; hier im Nordwesten die Wartburg, die Berge bei Ruhla, Ruine Scharfenberg bei Thal, die Wartberge und der steile waldige Mühlberg. Den fernsten Horizont umkränzen die hessischen Gebirge, der Sillingswald und der sargähnliche Meißner, der Herkules auf Wilhelmshöhe bei Kassel und dort im Norden der märchenumkleidete Hörselberg, die Hainleite, der Kyffhäuser, die Sachsenburg, der Possenthurm und das mit dem Thüringerwald parallel streichende Harzgebirge mit dem Brocken. Zwischen diesem Gebirge und dem Thüringerwald breitet sich das thüringische Hügelland wie ein wellenförmiges Plateau mit beckenartigen Einsenkungen aus; es gleicht einem blühenden Garten mit lieben guten Menschen." Außer den schönen landschaftlichen Schilderungen erhalten wir auch Kunde über Handel und Wandel, Sitten und Gebräuche der Bewohner. Etwas langweilig und nicht hierher gehörig ist das „Kukukskapitel". Der Verfasser citirt alle bisher ausgesprochenen Ansichten über diesen Vogel, ob er Eier fresse, seine Stiefgeschwister verzehre und weshalb er nicht brüte, gelangt aber auch zu keinem befriedigenden Resultat. Was die beigegebene Karte betrifft, so muß ich bemerken, daß viele Ortschaften bei Sondershausen ganz falsch angegeben sind. Doch wird hierdurch der Werth des Buchs nicht vermindert, wir können es als ein lesenswürdiges Werk empfehlen. 38.

Notizen.

Die neueste Literatur über Shakspeare's Sonette.

Ein Lieblingsgegenstand der literarischen Forschung scheinen gegenwärtig in Deutschland und Frankreich wie in England selbst Shakspeare's Sonette zu sein. Bodenstedt hat, wie A. Jordan, sie ins Deutsche übersetzt und seiner Bearbeitung Anmerkungen beigegeben; Barnstorff in Bremen hat die wunderliche und wol nur in Deutschland mögliche, vom „Athenaeum" als ein „jest" bezeichnete Entdeckung gemacht, daß das „W. H." in der bekannten Widmung der ersten Ausgabe „William Himself" bedeute und daß mithin die Sonette nichts Geringeres seien als Unterhaltungen und Betrachtungen Shakspeare's über seinen eigenen Genius (als ob die Dichter früherer Jahrhunderte schon in demselben Grade an der Manie der Selbstverherrlichung gelitten haben könnten, wie die jetzigen, die doch keine Shakspeare sind); ein Engländer, J. J. Graham, hat sich zu Barnstorff's Theorie bekannt und dessen Buch unter dem Titel „A key to Shakespeare's sonnets" übersetzt und stellenweise weitläufiger paraphrasirt; ein Pseudonymus, der sich Alterego nennt, hat in einer besondern Schrift nachzuweisen gesucht, daß der „Kaufmann von Venedig" in einer innigen Beziehung zu den Sonetten stehe und daß Shakspeare im Antonio sich selbst und im Bassanio den schon in den Sonetten gefeierten Freund habe hinstellen wollen, was doch gleichfalls eine wenig stichhaltige übrigens vielleicht schon abgenutzte Hypothese ist; der Franzose Philarète Chasles hat verheißen, demnächst ein Werk unter dem Titel „Shakespeare, Southampton and Pembroke" zugleich französisch, englisch und deutsch in Paris, London und Berlin erscheinen zu lassen und hat inzwischen im londoner „Athenaeum" seine Hypothese in kürzerer Fassung veröffentlicht; endlich hat, an diese Hypothese anknüpfend, Bolton Corney eine Schrift: „The sonnets of William Shakspeare: a critical disquisition suggested by a recent discovery", drucken lassen, die nicht für das größere Publikum bestimmt ist, über deren Inhalt man jedoch einiges Nähere aus einer der neuesten Nummern des „Athenaeum" erfährt. Nach Philarète Chasles ist nämlich unter jenen ominösen Initialen „W. H." der Graf von Pembroke, William Herbert, zu verstehen. Viele Sonette seien an diesen gerichtet und es erscheine wol glaublich, daß Shakspeare ihm, der „literary taste" besessen und sich in „amatory poetry" selbst versucht, als einen intimen Bekannten entweder einen Theil oder das Ganze der Sonette anvertraut und sie mit der Sorglosigkeit, die ihm in Betreff seiner Schöpfungen eigenthümlich gewesen, zu reclamiren versäumt habe. Vielleicht durch den Ehrgeiz bewegen, seinen Namen mit demjenigen Shakspeare's und Southampton's, des andern Gönners von Shakspeare, in Verbindung zu bringen, habe William Herbert mit Thorpe für die Veröffentlichung dieser Jugendergüsse des großen Dichters Verabredungen getroffen und die räthselhafte Widmung verfaßt. Diese Entdeckung ist übrigens nicht neu; schon in den dreißiger Jahren hat Barden sie in einer besondern Schrift ans Licht gestellt, und noch früher war ein gewisser Bright auf dieselbe Idee gekommen. Corney neigt sich derselben Ansicht zu, und meint unter anderm, daß die Sonette infolge eines dem Grafen Southampton gemachten Versprechens geschrieben, daß sie — und hierin scheint er von Philarète Chasles abzuweichen — ohne Wissen und Willen Shakspeare's und seiner Patrone veröffentlicht worden und mit wenigen Ausnahmen als bloße „poetical exercises" zu betrachten seien. Der Graf von Southampton sei der Empfänger der Sonette, William Herbert der Verfasser der Widmung, und Thorpe habe dann noch einen Wunsch für guten Erfolg hinzugefügt. In Bezug auf die obenerwähnte Schrift von Alterego war übrigens wol sehr mit Recht in der wissenschaftlichen Beilage der „Wiener Zeitung" bemerkt, daß sie im ganzen den Beweis liefere „daß die beliebte Weise, die dichterischen Erzeugnisse unserer größten Geister einfach als «Selbstbekenntnisse» oder «Erlebnisse» aufzufassen und plump aus ihrem äußern Leben zu erklären, die Anschauungen unserer Literarhistoriker und Aesthetiker noch immer in ganz ungerechtfertigter Weise beherrscht". Eine eigentliche Einsicht in das Wesen und den Geist der Kunstwerke werde damit gewiß in den allerseltensten Fällen gewonnen.

Zur Literatur über Klopstock.

Eine uns jüngst übersandte Druckschrift „Friedrich Gottlieb Klopstock. Margaretha Klopstock, geb. Möller" ist zwar nicht mehr vom neuesten Datum, wir führen sie hier aber an, damit Verehrer oder künftige Biographen Klopstock's, Literaturgeschichtschreiber u. s. w. erfahren, wo sie eine Reihe schätzbarer und verlaßlicher Angaben über Klopstock finden können. Die Schrift ist in Hamburg gedruckt und ein Separatabdruck aus dem [illegible]ten Bande des „Lexikon der hamburgischen Schriftsteller", [illegible] nach dem Tode des frühern Herausgebers, Hans Schröder, [illegible] F. A. Cropp geleitet wurde und jetzt von dem Secretär [illegible] hamburger Stadtbibliothek, Klose, redigirt wird, nachdem [illegible] aus Gesundheitsrücksichten die Redaction niederzulegen genöthigt gewesen. Man findet in dieser Druckschrift oder diesem [illegible] des „Lexikon hamburgischer Schriftsteller" zunächst gedrängte aber authentische Angaben über Klopstock, den Erstgebornen von 17 Geschwistern (8 Söhne und 9 Töchter), und [illegible] Anmerkung auch einige Daten über zwei Brüder desselben, [illegible] in Hamburg starben, darunter Victor Ludwig Christian, [illegible] Titel eines badischen Commerzienraths führte und seit [illegible] 40 Jahren bis zu seinem am 28. November 1811 erfolgten Tod Herausgeber der „Hamburger Neuen Zeitung" [illegible] „Hamburger Adreß-Comtoir-Nachrichten" war. Dann [illegible] ein genaues Verzeichniß der Klopstock'schen Schriften, der [illegible]setzungen derselben, der durch sie veranlaßten Spott-, [illegible] oder Erläuterungsschriften, von denen die erstern namentlich durch Klopstock's Versuche, die deutsche Orthographie [illegible]ten und durch seine Schrift „Die deutsche Gelehrtenrepublik" hervorgerufen wurden, der Compositionen Klopstock'scher [illegible] der von ihm vorhandenen Originalbildnisse, der biographischen Schriften über Klopstock, seiner Briefe, soweit sie [illegible] sind u. s. w. Nichts stellt sicherlich die Bedeutung eines [illegible]ßen Dichters und Literators für seine Zeit und seine [illegible] klar ans Licht, als ein Verzeichniß solcher Art. Auch [illegible] erschienenen Arbeiten Klopstock's werden angeführt, [illegible] eine Ode auf Nelson und eine Anzahl Oden an Fanny [illegible]

erschienen sind, seine in den Wintern 1787—88 verfaßten Fragmente, den Siebenjährigen Krieg betreffend, die er, wie seine „Denkmale" verbrannte. In Bezug auf letztere lautet eine eigenhändige Notiz Klopstock's vom Jahre 1800, die sich auf der hamburger Stadtbibliothek befindet: „Ich habe eben meine «Denkmale» verbrannt. Ich wollte sie noch einmal durchsehen. Es waren ihrer zu wenige und gleichwol auch zu viele. Denn die Franzosen kamen zu oft darin vor. Der Gebrauch der Feile war mir nicht zuwider, aber der Inhalt." Durch ein Privatschreiben, das wir mit Dank entgegennehmen, hat uns übrigens der frühere Redacteur des hamburger „Schriftstellerlexikon", Kropp, in Stand gesetzt, frühere Angaben über neuere italienische Uebersetzungen des Klopstock'schen „Messias" zu berichtigen und zu erweitern. Der eine dieser italienischen Uebersetzer heißt nicht, wie in Nr. 6 d. Bl. angegeben war, Cesarotto, sondern Cereseto, dessen Bearbeitung (wol nur der erste Band) unter dem Titel: „La Messiade. Poema di F. A. (Amadeo) Klopstock. Versione di *G. B. Cereseto*", in Turin 1858 erschien. Eine zweite Auflage des ersten Bandes kam zugleich mit dem zweiten Bande 1858 heraus, in Begleitung einer von F. Gilardini verfaßten Notiz über das Leben und die Schriften des inzwischen verstorbenen Uebersetzers, aus welcher letztern hervorgeht, daß Giambattista Cereseto 1816 geboren und im Mai 1858 verstorben ist. Ferner erschien in Mailand 1858 eine Bearbeitung der „Messiade" in achtzeiligen Stanzen unter dem Titel: „Il Messia di Amadeo Federico Klopstock. Poema epico fatto italiano da *Sebastiano Barozzi*." Als Probe davon geben wir die Eingangsstrophe:

> Canta, o Spirto immortale, il gran riscatto
> Che l'umanato Verbo in noi compio:
> Onde col sangue dell' eterno patto
> L'uomo all' amplesso ritornó di Dio.
> Invano la Giudea guerra gli ha fatto
> E la rabbia d'inferno invan ruggio,
> Che fu pieno il voler del Padre, e tutta
> La grand' opra di pace alfin condutta.

H. M.

Ludwig Bechstein's Lied „An der Katzbach".

In der von H. R. Hildebrand herausgegebenen trefflichen Sammlung, betitelt: „F. L. von Soltau's deutsche historische Volkslieder" (zweites Hundert, Leipzig, G. Mayer, 1856), ist unter Nr. 78 ein Gedicht enthalten: „Die Schlacht an der Katzbach", nach dem handschriftlichen Liederbuche eines preußischen Soldaten aus den vierziger Jahren; ein Invalidenlied. Jetzt ersehen wir aus dem ersten Bande der von R. Bechstein herausgegebenen neuen Folge des „Deutschen Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung", daß Ludwig Bechstein der Verfasser jenes Liedes ist. R. Bechstein fand im literarischen Nachlasse seines Vaters eine hierauf bezügliche Notiz, in welcher unter anderm gesagt wird: „Aus der Anmerkung des Herausgebers (Hildebrand) erhellt die Annahme, daß der Blücher'sche Husar, dem das Lied in den Mund gelegt ist, auch der Verfasser sei; dem ist aber nicht so, und jener Soldat schrieb nur ab, und zwar sehr unrichtig. Das Gedicht ist von mir, und ich will mir nur deshalb meine Autorschaft bescheiden wahren, damit nicht, wenn früher oder später einmal eine Gesammtausgabe meiner Gedichte erscheint, jemand glaube, ich habe es dem Liederbuch eines alten Husaren entnommen und mir angeeignet. Das Gedicht wurde im December 1843 mit andern meist auf Preußen Bezug habenden Liedern für den musikalischen Verlag des Herrn Buchhändler Konrad Glaser in Schleusingen und namentlich für eine Sammlung betitelt: «Ernst und Scherz», von mir verfaßt, ist von Reichardt componirt worden und auch im Druck erschienen." Die Ueberschrift des Liedes lautet im Original: „An der Katzbach, so erzählt ein alter Invalide." Jener Soldat schrieb allerdings unrichtig ab, aber doch sind es der Abweichungen, die im „Deutschen Museum" einander gegenübergestellt werden, nicht gerade viele, auch sind sie keineswegs sinnentstellend, doch leidet in zwei Strophen des Soldatenliederbuchs durch Auslassungen das Metrum. R. Bechstein glaubte nicht allein dem Andenken seines Vaters es schuldig zu sein, dessen Autorschaft des Liedes „An der Katzbach" öffentlich kundzuthun und zu belegen, sondern auch im allgemeinen literarischen Interesse schien ihm die Mittheilung geboten, „da uns hier ein lehrreiches Beispiel gegeben ist, wie das volksthümlich gehaltene Kunstlied durch seine Aufnahme in den Kreisen des Volks zur Geltung eines Volksliedes gelangt, ohne daß selbst der Scharfblick eines Kenners auf die richtige Spur geleitet wird". 68.

Bibliographie.

Liebenau, H. v., Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Ein historisches Bild nach neuesten Forschungen. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Maurer, G. L. v., Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland. 1ster Band. Erlangen, Enke. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Möller, J., Die Weltgeschichte vom christlichen Standpunkte aufgefaßt. 1ste Lieferung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Pabst, K. R., Theodor Müller's Leben und Wirken in der Schweiz. 1ste Abtheilung. Theodor Müller in Hofwyl von 1815—1830. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Putlitz, G. zu, Don Juan de Austria. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schlesinger. 1868. 8. 20 Ngr.

Pressensé, E. v., Rosa. Nach der 9ten Auflage des Originals übertragen von F. E. Drechsler. Leipzig, Wilfferodt. 1863. 8. 16 Ngr.

Reinhard, A., Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. Mit drei artistischen Beilagen. Tübingen, Osiander 8. 15 Ngr.

Schaubach, F., Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1863. 12. 18 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Oesterreichische Zustände. Zeitgeschichtliche Bilder. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldau, J., Kleine Phantasien über deutsche Lieder. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wienbarg, L., Geschichte Schleswigs. 2ter Band. Die Periode des Vertrags mit Christian I. I. Die Theilungen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Bodelschwing, F. v., Die evangelische Mission unter den Deutschen in Paris. Wissenschaftlicher Vortrag gehalten im Saale des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in Berlin. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Bresler, C. H., Philipp Melanchthon's Leben und Wirken. Vorlesung gehalten am 18. April 1860. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Der Christenspiegel; als Widerlegung der im „Judenspiegel" gegen die Emancipation der Juden, aufgestellten Behauptungen. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 5 Ngr.

Hahnemann, C. F., Unsere Zeitbewegung. Eine Mission für die Gegenwart. Jena, Deistung. 8. 4 Ngr.

Hendewerk, Der Idealismus des Christenthums. Königsberg, Koch. Gr. 8. 5 Ngr.

Henke, E. L. T., Die Eröffnung der Universität Marburg im Jahre 1658. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 25. September 1862.

Inhalt: Nordamerikanische Zustände. Von **Heinrich Birnbaum**. — Ueber Schiller's „Räuber". Von **Gustav Hauff**. — **Eine Preisschrift über die deutsche Volksliteratur.** — **Ein neuer Sittenroman von Hackländer.** — **Notiz.** (Charles Boner als Uebersetzer aus dem Deutschen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Nordamerikanische Zustände.

Die westliche Welt. Reise durch die Vereinsstaaten von Amerika von Alexander MacKay. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Nebst einer Einleitung und vier Illustrationen von Wilhelm Heine. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 8. 7 Thlr.

Das Durchreisen Nordamerikas zum Erforschen und Beschreiben der dortigen nationalen Entwickelung ist schon seit einer Reihe von Jahren zu einer förmlichen Modesache geworden und wir sind dadurch mit vielen zum Theil ganz vortrefflichen Werken beschenkt worden. Unter allen zeichnet sich aber jedenfalls „The Western World by *Alexander MacKay*" als eins der vorzüglichsten aus, und es gewährt uns eine ganz besondere Freude, unsere Leser hier auf eine sehr gediegene deutsche Uebersetzung desselben aufmerksam machen zu können. Frau Marie Heine war eine geborene Amerikanerin, sie kannte die Verhältnisse ihres Geburtslandes sehr genau, und sie hat bei der Uebertragung des Werks mit ganzer Hingebung geistig in ihrer Heimat fortgelebt, bis sie am Schlusse der Arbeit von hier abgerufen wurde zum himmlischen Leben. Wilhelm Heine, ihr Gemahl, widmete dann der hinterlassenen Schrift eine liebevolle Aufmerksamkeit, schrieb dazu eine Einleitung, welche ganz dazu geeignet ist, den Werth des Werks noch höher zu steigern, denn auch er kennt Nordamerika sehr genau und hat dasselbe während eines zehnjährigen Aufenthalts lieb gewonnen wie eine neue Heimat. In der Einleitung macht er zunächst darauf aufmerksam, wie innig die Bevölkerung Nordamerikas mit der Europas in Verbindung steht, daß beide ein zusammengehöriges, sich genau kennendes Ganzes bilden. Damit dürfe man indeß sich ja nicht zu der Ansicht verleiten lassen, als wären die amerikanischen Volksverhältnisse nicht wesentlich von denen der europäischen verschieden, denn die Grundbedingungen zur Nationalität ruhten dort auf einer ganz andern Basis als hier. Und gerade durch diese befangene Ansicht seien viele Schriften über die Volkszustände Amerikas entstanden, welche einen grausenhaften Inhalt in sich schlössen. Der Verfasser der Einleitung gehört also nicht zu denen, welche „die Erlebnisse eines zurückgekehrten Auswanderers während zehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten" schreiben konnten, um ihre deutschen Landsleute zu warnen vor den Barbaren des Westens, welche nur in materieller Gewinnsucht leben und sich glücklich fühlen; er gehört nicht zu denen, welche es durch die beklagenswerthesten Erfahrungen herausgefunden haben wollen, daß die amerikanische „Republik eine Lüge" geworden sei. Um die hohe historische Bedeutung der Neuen Welt begreifen zu können, meint er, müsse man sich frei machen von aller engherzigen Selbstliebe, von jedem einseitigen Patriotismus; man müsse einen erfahrenen starken Geist mitbringen, der im Stande wäre, sich über alle Parteien zu stellen. Ein solcher Mann sei Kay gewesen, der in de Tocqueville, Michel Chevalier, Kohl und Gerstäcker ganz gleichgesinnte hochherzige Geister gefunden habe.

Früher war es vorzugsweise die Großartigkeit und Ergiebigkeit der Natur der Neuen Welt, welche die Reisenden anlockte und zuletzt die Veranlassung zu einer immer höher und höher gesteigerten Einwanderungslust gab. Amerika zeigte sich als ein von Natur sehr reich gesegneter Welttheil, welcher, meinte man, das Unglück habe, von Menschen bewohnt zu sein, die nicht im Stande seien, das ihnen gewordene Geschenk richtig benutzen und würdigen zu können. Von allen Seiten Europas strömten nun Menschen ein, welche sich glücklich zu machen suchten durch den unbenutzten Ueberfluß. Durch Zusammenfluß so vieler ungleicher Bildungsgrundlagen entstand eine Gärung unter der neuen Bevölkerung, welche mit den heftigsten Ausbrüchen sich bald hier, bald dort Luft zu machen suchte und noch niemals zu einer solchen Klärung gelangte, daß man nicht immer wieder auf neue Umwälzungen gefaßt sein müßte. Mag dem aber auch sein, wie ihm wolle, so steht doch das

fest, daß die Nordstaaten Amerikas, wie sich auch ihre künftigen Schicksale gestalten und erfüllen mögen allen Anspruch auf eine vollgültige Würdigung bei allen andern civilisirten Nationen der Erde, ganz vorzugsweise aber bei ihren Vaterstämmen Europas haben. Die geographische Gunst in Hinsicht der Formation, der Bewässerung und der überall geöffneten Meereslage läßt diesem Welttheile eine bedeutungsvolle Zukunft mit Sicherheit in Aussicht stellen. In Amerika herrscht Einfachheit, Einheit und Gleichförmigkeit vor, es enthält eine unermessene Menge fruchtbarer Ebenen, es ist reich gesegnet mit schiffbaren Flüssen, es besitzt die meisten und besten Häfen der Welt: alles ist günstig zur Belebung des innern Verkehrs und zur Förderung eines großartigen Welthandels. Faßt man alle diese glücklichen Eigenschaften ins Auge, so gewinnt man sogleich die Ueberzeugung, daß dieser Welttheil nicht eigentlich dazu geschaffen ist, einer erst noch werdenden neuen Civilisation Leben und Wachsthum zu verschaffen, sondern einer schon gewordenen, fertigen den weiterfördernden Aufenthalt zu gewähren, daß er dem civilisirten Manne, dessen Erziehung die Alte Welt, soweit sie es vermochte, vollendet hat, ganz neue Culturmittel an die Hand gibt, einen Schauplatz neuer welthistorischer Thaten darbietet. „Durch die günstigste Hafenbildung, Insulirung und Küstenstellung gegen die nordost-atlantische Westseite Europas mit analogen Temperaturverhältnissen wurde das so hafenreiche Ostgestade Nordamerikas von Anfang an ganz vorzüglich am empfänglichsten ausgerüstet für die Aufnahme einer europäischen Civilisation", sagte Karl Ritter und fügte dann ferner hinzu: „Die flache, im verjüngten Maßstabe realisirte, plastische Modelirung des nordamerikanischen Stammes, seines Binnenlandes, analog dem europäischen, mit nach allen Seiten aus der gemeinsamen Mitte sich sanft senkenden Stufenländern, konnte dieser Civilisation auch allseitig ohne Hemmungen ihren Fortschritt von Ost gegen West sichern." Dies alles hat die jetzige Bevölkerung Amerikas praktisch begriffen und schon jetzt überall zur Geltung gebracht; aber es kann nicht fehlen, daß dies künftig in noch viel höherm Maße der Fall sein wird. Und gerade in dieser Hinsicht gewährt das vorliegende Werk von MacKay einen ganz vortrefflichen Einblick in alle innern und äußern Verkehrsverhältnisse der Neuen Welt.

Die Triebfeder des Aufblühens der Civilisation Nordamerikas ist allerdings immer noch sehr materieller Art. Man trachtet überall danach, Reichthum in irdischen Gütern zu begründen und zu mehren. Wer diesen Punkt allein ins Auge faßt und der Meinung ist, daß das ewig so bleiben könnte, der würde zu einer trostlosen Ansicht über die Volkscultur dieses Landes gelangen. Schwerlich aber kann und wird die Zeit ausbleiben, wo man an den höhern geistigen Genuß des materiellen Wohlstandes denkt, wo Kunst und Wissenschaft, Kirche und Schule nicht mehr wie jetzt Mitfactoren des Gelderwerbs sind, sondern frei und edel um ihres innern höhern Werths willen aufblühen und geschätzt werden. Und daß die Anfänge dazu schon wahrnehmbar sind, erkennt man mit Freuden aus der vorurtheilsfreien Untersuchung des vorliegenden Buchs.

Der Verfasser MacKay war als officieller Correspondent der londoner „Times" zu wiederholten malen und immer andauernd in den Vereinigten Staaten, woraus sich schon mit großer Wahrscheinlichkeit folgern läßt, daß es ihm weder an der Befähigung noch an der Gelegenheit gefehlt haben kann, Land und Leute genau erforschen und beschreiben zu können. Im Jahre 1858 ward ihm sogar die Candidatur für eine Parlamentswahl angetragen, es war ihm aber nicht beschieden, sich der ihm zugedachten Ehre zu erfreuen, da ihn ein hitziges Fieber hinwegraffte. Er stand also auch in seinem Vaterlande in dem ehrenvollen Rufe, ein zuverläßiger und tüchtiger Patriot zu sein. Damals drohte ein blutiger Aufstand in Indien alle Abkömmlinge angelsächsischen Bluts zu vernichten. Als Antwort an seine Wähler schrieb MacKay seinem Freunde R. Cobden die denkwürdigen Worte:

> Das Elend unserer Landsleute in Indien geht mir zu Herzen. Es drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß in jenem Lande Misgriffe begangen sein müssen. Ich wünsche zu untersuchen, worin dieselben bestehen. Sollten nach meiner Rückkehr meine Freunde finden, daß ich mich dazu eigne, ihre Interessen im Parlamente zu vertreten, so werde ich gern bereit sein, ihrem Rufe Folge zu leisten.

Die Reise, welche den Hauptinhalt des vorliegenden Werks bildet, wurde im Jahre 1846 begonnen, wo der Verfasser Amerika zum zweiten male besuchte und sich mehrere Monate in Washington aufhielt. Er trat mit der Mehrzahl der bedeutendsten Häupter beider Häuser des Congresses in den vertraulichsten Verkehr und lernte zugleich die Männer der ausübenden Regierung persönlich kennen. Er hatte also eine umfassende Gelegenheit, das Volk, seine Vertreter und Lenker genau zu studiren und das Land zu beobachten, von dem er eine specielle Beschreibung zu geben beabsichtigte. Obgleich nun der Hauptzweck des Buchs darin besteht, dem Leser einen genauen Bericht des politischen Systems, des socialen Lebens und der materiellen Fortschritte der Vereinigten Staaten zu geben, so ist doch das Ganze in die leichte Form eines Reisewerks gekleidet, wobei allerdings mehr auf Belehrung als auf Unterhaltung gegeben wird. Die Reise beginnt in Boston, und nachdem der Verfasser die Küstenstaaten, die südlichen und südwestlichen Staaten bereist, das Mississippithal hinab, das Ohiothal hinauf nach dem westlichen Pennsylvanien gewandert ist, den nördlichen Theil des Staats Neuyork durch das Thal des Genesee nach den Great-Lakes durchstreift, die Stromschnellen des St.-Lawrence gesehen hat, den See Champlain hinauf und den Hudson bis nach Neuyork hinab gesegelt ist, kehrte er wieder nach Boston zurück. Den Erlebnissen auf dieser Reise wird nur ein untergeordneter Werth beigelegt, sie bilden eigentlich immer nur die gelegentliche Veranlassung zu einer tiefern Untersuchung der politischen, socialen und mercantilen Verhältnisse des Volks. Der Verfasser sagt:

Mein Bestreben geht dahin, mich nach jeder Seite hin aller Vorurtheile soviel als möglich zu entkleiden und das zu meiner Verfügung stehende Material derartig zu verwenden, daß der Leser eine wahrhafte ungeschminkte Schilderung jenes großartigen Landes erhält, welches nun einmal der einzige Rival bleibt, den England zu fürchten hat. Indem ich dies thue, soll mich weder die Möglichkeit, gegen ein englisches Vorurtheil zu verstoßen, veranlassen, irgendetwas zu übergehen, das in wirklicher Verbindung mit meinem Zwecke steht, noch werde ich mich durch die Furcht, die Eigenliebe der Amerikaner zu verwunden, abhalten lassen, das zu besprechen, was ich als Wahrheit erkannt habe. Bei der Behandlung über den Charakter habe ich mich jedoch durch das ganze Werk bemüht, einen Unterschied zwischen rein individuellen Eigenheiten und nationellen Charakterzügen zu machen. Die Begebenheiten, welche ich beschreibe und die Charaktere, die ich gelegentlich schildere, müssen, wenn sie nicht als geradezu zu irgendeiner Phase des Nationallebens gehörig bezeichnet werden, einfach für persönliche Skizzen gelten, die mit keinem andern Gegenstande verwandt sind. Ich werde mich bemühen, es bemerklich zu machen, so oft derartigen Skizzen eine umfassendere Bedeutung unterzulegen ist.

Damit kennen wir nun im allgemeinen den Stoff, Plan und Zweck des Buchs. Die speciellere Durchführung ist ein wahres Meisterstück, welches kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Daß die statistischen Angaben und Ziffern an einigen Stellen nicht ganz genau mehr der Gegenwart entsprechen, hat man dem Buche wol zum Vorwurfe machen wollen, aber gewiß mit Unrecht, da gerade in diesem Punkte ein rascher Wechsel vorkommt, der auch dem allerjüngsten Werke die Spuren der Unsicherheit und Ungenauigkeit aufprägt. Wilhelm Heine, der auf eine solche Scheinausstellung gefaßt war, weist sie mit Entschiedenheit zurück und deutet auf Beispiele, welche die Unmöglichkeit ans Licht stellen, in dieser Hinsicht genügen zu können. So erzählt er, daß in einer zu Chicago kürzlich erschienenen kleinen Schrift die sehr richtige Schlußbemerkung vorgekommen sei: „Die Zahlenangaben wurden vom Verfasser für richtig gehalten, als sie in die Presse gingen; allein da der Druck einen Aufenthalt von 14 Tagen verursacht hat, so läßt sich ihre Richtigkeit am Tage des Erscheinens nicht mehr verbürgen." Chicago ist jetzt ein sehr großer Handelsplatz des Westens von 200000 Einwohnern, während es 1848 noch ein elendes Städtchen von nur 2000 Einwohnern war. Von dieser Seite ist das Buch ganz frei von Vorwurf. Es schildert das Land und Volk des Westens allerdings wie es zur Zeit der Reise war, deutet aber überall darauf hin, was die Zukunft daran mit Wahrscheinlichkeit ändern werde, und es ist zu bewundern, wie klar und wahr es viele Aenderungen der Zustände vorausgesehen hat.

Der Anfang der Reise erweckt gleich ein eigenthümliches Interesse bei den Lesern. Die Abfahrt geschieht am 4. Januar 1846 von Liverpool auf dem königlichen Postdampfer Hibernia. Es war also eine Winterüberfahrt, wobei der Kampf mit den Elementen viel mehr Mannichfaltigkeit gewährt als bei einer Sommerüberfahrt. Nachdem der Zustand der Luft und die Vorgänge bei dem Abstoßen vom Lande mit lebendigen Worten geschildert und der Lootse verabschiedet ist, bricht die Nacht schon herein und treibt alles zur Ruhe. Am andern Morgen war keine Spur mehr vom Lande zu sehen, viele der Passagiere litten schon elendiglich an der Seekrankheit. Der Verfasser sagt:

Bei einigermaßen bewegter See ist die erste Mahlzeit an Bord der große Prüfstein der Seefahrereigenschaften derjenigen, welche den Muth haben, sich an den Tisch zu setzen. Als wir uns zu Tische begaben, bildeten wir eine allerliebste Gesellschaft von 107 Personen, bei welcher Anzahl sich jedoch nur zwei Damen befanden. Kaum stand die Suppe auf dem Tische, als der Herr zu meiner Rechten seinen Hut krampfhaft ergriff und mit bleichem Gesicht aus dem Saale eilte, eine sehr vielsagende Pantomime, welche sehr bald von mehreren andern nachgeahmt wurde. Einige bekämpften ihre Schwäche eine Zeit lang mit mannhaftem Muthe, beim Anblick des Fisches aber erbleichten sie und und flohen. Andere bewahrten ihre Selbstbeherrschung, bis der bereits Ekel verrathende Blick auf verschiedene Saucen und Brühen fiel. Es war drollig anzusehen, mit welchem halben Entsetzen manche ungeachtet ihrer Qualen die Speisen betrachteten, die vor sie hingestellt wurden, und mit welcher Unentschlossenheit sich andere deßen bedienten, was man ihnen dargereicht hatte. Männer, die selbst vor einem Hai nicht gezittert haben würden, schraken vor einem Stück Stockfisch zurück; und manche, die sich, wenn die Noth es erheischte, einem wüthenden Stier entgegengestellt hätten, erbleichten vor einer Kalbsbrust. Die See ist in ihrem Einflusse für viele Menschen das, was das Gewissen für uns alle sein sollte. Noch ehe der dritte Gang vorüber war, befand sich kaum noch der dritte Theil der Gesellschaft am Tische. Die bewegte See hatte sehr rasche und traurige Verheerungen unter den eßlustigen Magen angerichtet, und starke muthige Männer lagen zu Dutzenden auf den Rücken ausgestreckt wie kleine Kinder ächzend und wimmernd.

So malt er den übeln Anfang der Reise durch alle charakteristischen Züge aus. Nach und nach gewann das Wiederwohlwerden aber den Sieg und da begann erst die eigentlich nähere Bekanntschaft mit den Passagieren. Es war ein ordentlicher Congreß von vielen Nationen auf dem Schiffe. Engländer, Schotten, Irländer, Amerikaner, Franzosen, Deutsche, Russen waren mehrfach vertreten, auch ein einsamer Armenier zeigte sich darunter, und damit auch die schwarze Rasse repräsentirt werde, so war der Koch ein Mohr. Das Schiff erlebte auch einen Sturm, begegnete einem Nordoster, bekämpfte einige Hindernisse, bis sie in der vortrefflich geschützten Bai von Halifax landeten. Hier fanden sie alles im Winterzustande: die Menschen gingen in Pelze gehüllt einher und das Geklingel der Schlitten erinnerte daran, daß man sich weit von England entfernt hatte. Die Reise ging dann bald weiter gen Boston. Hier verweilte man etwas länger, und der Verfasser gibt auch eine ausführlichere Beschreibung von der Stadt, dem Hafen und den Geschäften der Bewohner. Von Boston geht die Reise nach Neuyork, wobei die Eisenbahn benutzt wird und Gelegenheit gibt, das wilde Getreibe einer solchen Fahrt bei Nacht kennen zu lernen. Der Stadt, dem Hafen und dem Verkehr Neuyorks wird eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Hier entwickelt der Verfasser seine Ansichten über den aus- und inländischen Handel Amerikas, er bespricht die dabei zu Grunde liegende Politik und die Parteikämpfe, auch verbindet er damit Betrachtungen über

die commercielle Zukunft Amerikas. Auf der Reise nach Philadelphia erlebt der Verfasser abermals eine unbehagliche Nacht im Eisenbahnwagen. Nachdem auch Philadelphia gehörig in Augenschein genommen und beschrieben worden ist, geht die Reise nach Baltimore und Washington. Hier verweilt der Verfasser längere Zeit, um einen gründlichen Blick in die politischen und staatlichen Verhältnisse der großen Westwelt thun zu können. Er unterläßt es dann auch nicht, seinen Lesern ein durch und durch klares Charakterbild von den Grundlagen und Principien des politischen Systems Nordamerikas zu geben und dabei auf Vorzüge und Schwächen hinzuweisen. Sein Hauptaugenmerk ist dabei immer auf einen Vergleich mit der britischen Constitution gerichtet. Die Grundlage der amerikanischen Verfassung besteht in der Volksfreiheit, welche die Macht ins Leben gerufen hat; allein diese Macht übt nicht mehr Autorität aus, als ihr zugeschrieben worden ist. In England wurde die Freiheit der Macht abgerungen, in Amerika entsprang die Macht aus der Freiheit. In dem einen Falle wurde die Macht beschränkt, damit die Freiheit gedeihen konnte, in dem andern wurde die Freiheit in Schranken gebracht, damit die Macht gesichert wurde. Ohne seine Freibriefe würde der Engländer keine Freiheit der Handlungsweise haben, sowie der Amerikaner ohne seine Constitution keine Beschränkung der Thaten hätte. Das englische Volk vertheidigt seine Freiheit durch Urkunden von Privilegien; in Amerika rechtfertigt die Macht ihre Autorität durch Ertheilung von Privilegien. In Hinsicht der Besteuerung pflegt man Amerika vielfach stark bedrückt darzustellen, indeß weiß der Verfasser durch genaues Abwägen aller Verhältnisse doch nachzuweisen, daß die Nation im Vergleich mit der englischen bisher sehr mäßig besteuert ist. Die Folgen des gegenwärtigen Bürgerkriegs dürften sich freilich auch in dieser Hinsicht empfindlich spüren lassen.

Der längere Aufenthalt in Washington gewährte dem Verfasser häufig Gelegenheit, den Verhandlungen des Congresses beizuwohnen. Es betrifft dies einen Gegenstand, worüber sehr viel Fabelhaftes verbreitet ist, sodaß man sich freuen kann, hier einmal eine treue Schilderung des Ganzen anzutreffen. Der Versammlungssaal ist gar nicht zweckmäßig eingerichtet, er hat zu wenig Licht und ist übrigens auch noch mit düstern Farben und Verzierungen geschmückt. Der Verfasser sagt:

Es ist wahr, die Versammlung ist bunt zusammengesetzt; allein wie könnte es auch anders sein, wenn man bedenkt, woraus sie besteht. Da sitzt der Repräsentant für Maine, dessen frische Gesichtsfarbe und kräftige Gestalt seine nordische Heimat verrathen, wo seine Wähler jetzt in Pelze gehüllt einhergehen. Dort sehen wir einen, aus dessen Körper die heiße Sonne Alabamas fast alle Säfte gesogen hat, den braunen Tabackssaft ausgenommen, den er in diesem Augenblicke ausspritzt. Hinter ihm sitzt ein Mitglied, das hinter den Alleghanies, ja sogar von jenseit des Mississippi herkommt, aus dessen stechenden Augen, gefurchtem Antlitz und raschen Bewegungen man ganze Geschichten des abenteuerlichen Lebens im fernen Westen lesen kann, während dicht neben ihm der träge Carolinianer seinen Platz hat, der daran gewöhnt ist, daß auf das bloße Winken seiner Augen alles für ihn gethan wird. Ganze Kapitel aus der Geschichte der Union können wir aus der mannichfaltigen Physiognomie des Hauses lesen! In dieser Versammlung von ungefähr zweihundert Männern erkennen wir sonder Mühe das dunkle Haar und Auge, die hohen Backenknochen des Celten, die weichen gerundeten Formen des Sachsen, die schwerfälligen Umrisse des Holländers, das phlegmatische Temperament des Deutschen, die bräunliche Gesichtsfarbe des Spaniers und die bewegliche Physiognomie des Franzosen. Sie ist das getreue Spiegelbild der großen geschäftigen Menge, die sich bis auf Tausende von Miles rings umher ausgebreitet hat. Zu gleicher Zeit kann sie aber auch als Typus der Vergangenheit und der Zukunft Amerikas angesehen werden.

Der Verfasser macht dann darauf aufmerksam, daß im allgemeinen dem dortigen Hause der Zug geistiger Ueberlegenheit und Feinheit fehle, wodurch sich die Mitglieder der englischen Kammern immer auszeichneten. Um Repräsentant zu werden, ist es nicht nöthig, ein unabhängiger reicher Mann zu sein, da die Arbeit der amerikanischen Volksvertretung gut bezahlt wird. Manche sehen in den acht Dollars Diäten ein vortreffliches Mittel zur Verbesserung ihrer Vermögensumstände. Eine äußere Trennung der Parteien kommt in Amerika nicht vor, die Whigs und Demokraten sitzen in aller Freundschaft durcheinander gemischt. Der Verfasser macht dann seine Leser mit einigen der bedeutendsten Männer des Hauses bekannt. Nach dieser Vorbereitung theilt er seine Erlebnisse und Beobachtungen bei dem ersten Besuche der Verhandlungen mit.

Bei unserm Eintritt in den Saal spricht eins der Mitglieder, allein der Schall bricht sich an so vielen Punkten, daß es einige Zeit währt, ehe wir die Stelle genau bezeichnen können, von welcher der Redner seine Worte an das Haus richtet. Die im Saale herrschende Verwirrung und der Lärm, welcher beständig im ganzen Hause ist, machen die Aufgabe noch schwieriger. Der Redner strengt seine ganze Kraft an, um sich verständlich zu machen, aber vergebens. Zuweilen geht sein Sprechen in förmliches Geschrei über, ohne daß er damit etwas erreicht; ebenso gut könnte er versuchen, an der Meeresküste beim Heulen des Sturms und dem Donner der Wogen laut zu sprechen, als sich inmitten des unaufhörlichen Lärmens und Geräusches aller möglichen Geräusche, die von der Versammlung ausgehen und deren Widerhall sich an den Galerien, Säulen, Kapitälen, Karniesen, die es verzieren, bricht, verständlich zu machen. Des Sprechers Bemühungen, Stillschweigen zu erzwingen, sind lobenswerth, aber nutzlos. Das Läuten seiner Klingel oder das Klopfen seines Hammers kann wol eine momentane Pause hervorbringen, allein unmittelbar darauf erhebt sich wieder das nämliche Getöse.

Wer sich für den Redner interessirt, drängt sich in seine Nähe, während die andern im Saale auf- und abgehen und sich laut unterhalten; einige führen, unbekümmert um die dadurch veranlaßte Störung, eine Unterredung mit einem Mitgliede durch, welches einen mehrere Bänke entfernten Platz einnimmt. Und mitten in diesem Geräusche ließen sich wiederholt laute Knalle hören, als wenn Pistolen abgefeuert würden. Der Verfasser bemühte sich, die Ursache davon zu erforschen und kam zuletzt zu folgendem Resultate:

Jedes Mitglied hat sein eigenes Schreibpult, das mit seinem Namen bezeichnet und mit Schreibmaterialien, Federn u. s. w. auf allgemeine Kosten reichlich angefüllt ist. Er macht es einen großen Theil seiner Privatgeschäfte ab und [illegible]

seine ganzen Briefe, wodurch es seine öffentlichen wie persönlichen Pflichten auf ebenso kluge als angenehme Weise miteinander vereinigt. Die Mitglieder haben neben dem Saale ein eigenes Postbureau, und so oft daher einer der Herren einen Brief in das Bureau zu senden oder einen andern Auftrag zu ertheilen hat, läßt er das Papierpacket, das er vor sich hat, mit aller Macht auf die polirte Mahagonifläche niederfallen, wodurch das obenerwähnte Geräusch entsteht, und 50 Echos scheinen darauf zu lauern, um es aufzufangen und durch das ganze Haus zu verleiten. Dies geschieht jedoch keineswegs nur zur Unterhaltung, denn es ruft sofort einen der Knaben herbei, deren Geschäft es ist, das Geschriebene je nach seiner Bestimmung zu der Bühne oder in das Postbureau zu tragen.

Das Gemälde von der geräuschvollen Unordnung im Abgeordnetenhause zu Washington macht keinen angenehmen Eindruck; es steht aber nicht allein in der Welt, und der Verfasser bemerkt, daß er ganz Aehnliches auch in London im House of Commons erlebt habe, wenn auch weniger häufig. Uebrigens hat er es auch erlebt, daß in dem Hause die allergrößte Stille und gespannteste Aufmerksamkeit geherrscht hat. Es müßte nur etwas verhandelt werden, wofür sich alle lebhaft interessirten.

Niemals war jedoch diese Umwandelung des gewöhnlichen Treibens so vollständig und auffällig, als an jenem Tage, wo man von der Tafel des Hauses die Correspondenz zwischen Mr. Pakenham und Mr. Buchanan verlas, in welcher ersterer im Namen seiner Regierung den Vorschlag machte, die Oregonfrage einer freundlichen Ausgleichung zu unterwerfen, was letzterer im Namen der seinigen ablehnte. Damals sanken selbst den größten Sanguinikern die Hoffnungen auf Frieden und der Streit gewann ein sehr ernstes Ansehen. Das Haus war in allen Theilen überfüllt und kein Laut störte die todtengleiche Stille, welche in der Kammer herrschte und nur durch die Stimme des Clerks unterbrochen wurde, indem er die Documente der Reihenfolge nach vorlas, welche in Erwiderung eines Beschlusses dem Hause eben mitgetheilt worden waren. Damals gab es nur einen Sprecher, dem alle übrigen lauschten, während sonst gewöhnlich niemand zuhörte und alle sprachen.

In dieser Weise belehrt uns der Verfasser über alle Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Repräsentantenkammer und vergleicht sie mit denen des englischen Hauses der Gemeinen. Darauf führt er seine Leser auch in die Staatskammer. Das Lokal ist weit besser beleuchtet, heiterer und in jeder Beziehung dem Zwecke besser angepaßt. Da jeder Staat der Union das Recht und die Pflicht hat, zwei Mitglieder zum Senat zu schicken, und der betreffende Saal klein ist, so dürfte er bald nicht mehr im Stande sein, alle Mitglieder zu fassen, wenn das Wachsthum der Staaten einen ähnlichen Fortschritt nimmt, wie wir es seit einiger Zeit erlebt haben. Wahrscheinlicher aber noch dürften die Folgen der letzten Ereignisse freilich der Art sein, daß dadurch reichlich Platz gewonnen wird. Der Senat ist das wahrhafte conservative Princip der Constitution. Von ihm erwartet das Land sein Heil, wenn die Demokratie im Uebermuth die gesunde Vernunft zu verlieren droht. Durch sein ruhiges Dazwischentreten hat er schon mehr als einmal das Zerfallen der Union verhindert, wobei es ihm dann nicht an einem Sturm von Schmähungen und Verwünschungen fehlte. Man muß es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er fast immer mit Ruhe und Würde nur seiner Pflicht getreu gehandelt und das Land vor Bürgerkrieg bewahrt hat.

Die gewöhnlich ruhige würdevolle Haltung des Senats bildet einen auffallenden Gegensatz zu der wilden Aufregung, welche das Haus der Repräsentanten gelegentlich über die Grenzen der Klugheit und Selbstachtung fortreißt. Niemals machte sich mir der Contrast so bemerkbar, als bei der ersten Zusammenkunft der beiden Häuser, nachdem die ersten Nachrichten von dem wirklichen Beginn der Feindseligkeiten am Rio-Grande in die Hauptstadt gelangt waren. Die Kunde davon kam an einem Sonnabend Abend in Washington an, und die Ungeduld vieler Mitglieder des Unterhauses war so groß, daß sie bei dieser Gelegenheit den dazwischenfallenden Sonntag nicht geachtet haben würden, wenn sie es vermocht hätten. Am Montag Morgen stürzte alles dem Capitole zu. Ein Erlaß des Präsidenten wurde beiden Häusern mitgetheilt, und noch vor Schluß der Sitzung jenes Tags ging in dem Repräsentantenhause unter einer erschreckenden Aufregung eine Bill für die Beschaffung von 10 Millionen Dollars und die Aushebung einer feindlichen Streitmacht von 50000 Mann zur Fortführung des Kriegs durch alle Stadien. Man bedachte nicht, wie verhältnißmäßig klein diese Summe gegen die Gesammtkosten dieses Abenteuers sein würde, noch wollte man auf die seitdem verwirklichte Vorhersagung, daß zur erfolgreichen Fortsetzung des Kriegs anstatt jener Freiwilligen viele Tausende von regelmäßigen Truppen erforderlich seien, im mindesten achten. Der Senat nahm die Sache weit kühler auf. Allerdings waren einige erregbare Herren darin, wie z. B. Mr. Hannegan, Mr. Allen und Mr. Sevier von Arkansas, welcher letztere mehr zum Kammerdiener eines Dragonerregiments als zum Senator geeignet schien und dafür stimmte, jedermann auf der Stelle zum Brigadegeneral zu machen, die Sorge für die Rekruten aber der Vorsehung zu überlassen. Allein die Mehrzahl war ruhig und gefaßt und dämpfte das Feuer ihrer reizbaren Collegen, wo sie dasselbe nicht gar erstickte. Nachdem der Erlaß des Präsidenten verlesen worden war, erhob sich Mr. Calhoun und rieth dem Senat, seiner Würde eingedenk zu sein und sich nicht durch bloße Impulse fortreißen zu lassen, sondern mit Ruhe und Fassung, welche seinem Verfahren eigen sei, zu handeln. Seine Worte fielen im ganzen meistens in willige Ohren, und das Geschäft des Tags, so aufregend und wichtig es auch war, wurde doch mit Ruhe und Angemessenheit verhandelt.

Hieran schließt der Verfasser eine Darstellung des gerichtlichen Systems der Vereinigten Staaten, welche sich ebenso durch Klarheit als Lebensfrische auszeichnet. Dann gibt er uns eine Schilderung der Parteien und des darin herrschenden Geistes, welche Organisation und Taktik darin beobachtet werde. Hierauf vergleicht er den Osten des Landes mit dem Westen und setzt dann die Reise nach Virginien fort. Das gibt ihm Gelegenheit, den Punkt der Sklaverei einmal besonders ins Auge zu fassen. Der Verfasser erkennt hierin einen entehrenden Flecken auf dem Wappenschilde der Republik, aber er begreift auch die Unmöglichkeit, ihn plötzlich entfernen zu können. Er weist nach, daß in dem Geschrei nach Abschaffung der Sklaverei recht viel blinder Eifer vorkomme, weil gar wenige sich die Mühe gäben, die Sache zu prüfen wie sie wirklich ist. Mit den moralischen schönen Redensarten lasse sich da nicht viel ausrichten, wo es sich um das Aufgeben von Besitz und Subsistenz handle. Man dürfe nie vergessen, daß dieser kranke Punkt in der Union, von dem schon so unendlich viel Unheil über das Land gekommen sei, ein Erbtheil der Sünde wäre, welche sich die Urväter hätten zu Schulden kommen lassen; daß man zunächst nur dahin streben könne, dem weitern Umsichgreifen Einhalt zu gebieten. An eine augenblickliche gänzliche Heilung dieses Krebsschadens sei noch kein Gedanke.

Die beiden einander gegenüberstehenden Parteien werden dann scharf zur Darstellung gebracht. Es wird gezeigt, daß die Prosklavenpartei zugesteht, die Angelegenheit stütze sich, mit einem abstracten Maße gemessen, auf eine Ungerechtigkeit, sie sei ein wirklich unglückliches Factum, welches sich aber nur allmählich mildern, doch nie ganz austilgen lasse. Mit dieser Ansicht stimmt auch die Mehrzahl der Antisklavenpartei überein, sie ist indeß darüber entrüstet, daß man das Vertilgungswerk nicht eifrig genug betreibe, daß man die Miene annehme, als wenn mit schönen Redensarten schon genug gethan sei. Dagegen gibt es auch viele dieser Gegenpartei, die leidenschaftlichen Abolitionisten, welche gar keine Rücksicht nehmen wollen und starrköpfig darauf bestehen, daß die Sache ausgerottet werden müsse, und zwar einzig deshalb, weil sie gottlos und unmenschlich sei.

In ihren Forderungen waren die Abolitionisten nicht minder übel berathen, als in der Art und Weise dieselben zu betreiben. Nur eine Unmöglichkeit konnte sie befriedigen. Gott weiß es, daß die Emancipation, selbst wenn sie allmählich vorschreitet, im Süden einen schwierigen Pfad zu wandeln hat. Sofortige Emancipation ist aber eine absolute Chimäre. Und dennoch ist es gerade dies, worauf die minder besonnenen Abolitionisten bestehen oder bestanden haben. Sie vergessen, daß selbst in den nördlichen Staaten, wo die Sklaverei niemals sehr ausgebreitete Wurzeln faßte und ihre Ausrottung daher eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe war, das Werk der Abolition nur allmählich zu Ende geführt wurde. Und wennschon in Neuyork, Neujersey und Pennsylvania eine solche Politik nöthig war, in wie viel stärkerm Maßstabe muß dies im Süden der Fall sein. Hierzu sollte der größte Theil der Antisklavenpartei aus politischen wie moralischen Rücksichten seine Zuflucht nehmen. Ich kann nicht sagen, daß der Einfluß, den sie zu diesem Zwecke anwenden könnten, so ausdauernd benutzt wird, als er benutzt werden sollte. Gewöhnlich wird er in Beziehung auf politische Fragen zur Geltung gebracht. Er hebt und legt sich mit der Gelegenheit, welche ihn hervorruft. Dies ist die Stellung der Frage zwischen den Amerikanern selbst. Allein die Sklaverei ist eine Angelegenheit, die sie nicht lediglich untereinander abzumachen haben. Die Republik ist vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit angeklagt worden und ist der ganzen Welt die Lösung der Frage schuldig. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Schein wenigstens wider sie ist. Die Nation, welche mit ziemlicher Ostentation als Verfechter socialer Gleichheit und politischer Freiheit auftritt, gibt sich der Welt gegenüber die Blöße, daß sie, wenn nicht als offenbarer Vertreter, so doch als Haupthehler der Sklaverei auftritt. Ihre Grundsätze scheinen im schreiendsten Widerspruch mit ihren Handlungen zu stehen. Das Asyl des Freien ist das Gefängniß des Sklaven; die Göttin der Freiheit wird öffentlich angebetet und doch bringt man auch dem Dämon der Knechtschaft zahlreiche Opfer dar.

Genau genommen kann selbst dem Freistaate der Vorwurf gemacht werden, daß sie den Schandfleck der Sklaverei auch nur unvollkommen von sich abgewaschen habe, da ein den südlichen Staaten entlaufener Sklave von seinem Herrn zurückverlangt werden könne. Dies bezieht sich auf die Clausel in der Constitution der Vereinigten Staaten, wonach es heißt: Keine Person, die in einem Staate in Dienst und Arbeit gestanden und entlaufen ist, darf, infolge eines Gesetzes oder einer Verordnung daselbst, von Dienst und Arbeit entbunden werden, sondern muß auf die Forderung desjenigen, welcher auf ihre Dienste oder Arbeit Ansprüche hat, ausgeliefert werden. Man hat allerdings schon daran gedacht, diesen Schutzpunkt der Sklaverei aus der Constitution zu entfernen, indeß hat man doch Anstand genommen, die Sache ernstlich zu betreiben, weil gerade darin ein Hauptband besteht, womit die südlichen Sklavenstaaten an die nördlichen Freistaaten gebunden sind. Dies ist eins der gegenseitigen Zugeständnisse, wodurch es allein möglich geworden ist, daß der Norden mit dem Süden der Union zu einem zusammengehörigen Staate verbunden bleiben konnte. Wie schwer es den Freistaaten geworden ist, den Sklavenstaaten dieses Zugeständniß zu machen, geht aus dem Umstande hervor, daß dasselbe allen andern Ländern verweigert wird, welche nicht zur Union gehören, denn wenn z. B. ein Sklave aus den spanischen Colonien nach Neuyork flüchtet, so ist er hier frei, als ob er auf britischem Grund und Boden stände.

Nicht die Gründung, sondern die Fortdauer der Sklaverei ist der Schandfleck der Republik, welcher bei uns das Staunen einzelner, das Bedauern vieler und die Misbilligung aller erregt. Selbst wenn die britische Regierung die alleinige Verantwortlichkeit für den Ursprung des Uebels trüge, kann sie doch durch keinerlei falsche Beweisgründe wegen seiner Fortdauer angeklagt werden. Was haben die Amerikaner während der [illegible] Jahre ihrer Unabhängigkeit für seine Ausrottung gethan? Viel, das ist wahr; aber haben sie so viel gethan, als sie hätten thun können, oder als die Welt vernünftigerweise von ihnen erwarten durfte? Alle Ehrerbietung dem Norden für das edle Beispiel, welches er dem südlichen Theile der Republik gegeben; allein indem wir ihm das gerechte Verdienst lassen, dürfen wir auch nicht vergessen, daß die Emancipation im Norden eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe war, wohingegen ihr im Süden ungeheure Hindernisse im Wege standen. Aber hat der Süden, während der Norden alles that, irgendetwas gethan? Durch die Entscheidung dieser Frage soll das Urtheil des Südens gesprochen werden; aber selbst diejenigen, welche auf das mildeste gesinnt sind, müssen zugeben, daß die Entscheidung nicht zu seinen Gunsten ausfällt.

Es wird dann nachgewiesen, daß der Süden durch seine fortwährende Zögerung im Handeln den Verdacht auf sich geladen hat, er wolle die Sache der allmählichen [illegible]rung der Sklaverei nicht aufrichtig und ehrlich. Nachdem der Verfasser alle Verhältnisse dieses Gegenstandes in ein klares Licht gestellt und nachgewiesen hat, worin jede der beiden Parteien wirklich anzuklagen ist, so kommt er zu der Schlußfolgerung, daß es ungerecht sei, die [illegible] Nation wegen der Fehler eines Theils derselben zu tadeln, daß die Nordstaaten für die socialen und [illegible]schen Laster des Südens nicht größere Verantwortung haben, als der Canton Bern für die religiöse Unduldsamkeit des Cantons Freiburg. Außer der [illegible] Bedeutung der amerikanischen Sklaverei gibt es auch [illegible] eine sociale, moralische und ökonomische Wichtigkeit derselben, und der Verfasser unterläßt es nicht, auch [illegible] in specielle Untersuchung zu ziehen.*)

*) Im übrigen darf bei dem allen nicht vergessen werden, [illegible] Buch zu einer Zeit geschrieben wurde, als noch niemand [illegible] konnte, daß der Zerfall der Union und der Bürgerkrieg, der [illegible] wärtig zerwühlt und dessen Ausgang und spätere Folgen sich [illegible] gar nicht berechnen lassen, so nahe seien. Die Politik des [illegible] von Washington ist leider schon längst von den weisen Grundsätzen [illegible]

In dem Abschnitt über Kirche und Schule sagt der Verfasser:

In einem Lande, wo die Kirche vollkommen vom Staate getrennt worden ist, ließ sich erwarten, daß die Erziehung von den verderblichen Fesseln des Sekteneinflusses frei bleiben würde. Die Amerikaner haben eine geeignete Unterscheidungslinie zwischen weltlichem und religiösem Unterricht gezogen, die Kirche auf ihre Pflichten beschränkt und den Schulen bei der Ausübung der übrigen freien Spielraum gelassen. Sie sind nicht dem lächerlichen Irrthum verfallen, anzunehmen, eine Erziehung, welche die Theologie nicht in sich schließt, sei gottlos. Die Erziehung hat sowol ihre weltlichen wie religiösen Elemente. Da sich jedoch die Menschen über die letztern nicht einigen können, so dürfen wenigstens die erstern, über welche sie einerlei Meinung sind, nicht in ihrer freien Ausbreitung gehindert werden. Kann man nicht einen mathematischen Satz lehren, ohne ihn mit theologischen Satzungen zu verweben? Ist es nöthig, daß man, um diesen Zweig der Erziehung von der Beschuldigung der Gottlosigkeit zu befreien, einem Kinde lehrt, daß mit Gottes Segen die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich sind, oder daß zwei und zwei, Deo volente, vier ausmachen, während sie sonst vielleicht fünf gemacht haben würden?... Was von einem Zweige weltlicher Erziehung gilt, das gilt auch im ganzen. Wenn Mathematik ohne Theologie gelehrt werden kann, so ist dies auch mit Lesen, Schreiben, Sprachlehre, Geographie, kurz mit jedem Zweige weltlicher Gelehrsamkeit der Fall.

So drückt der Verfasser mit scharfen Worten seinen Beifall darüber aus, daß der freie Amerikaner die Schule als einen wichtigen Theil des Staats ansieht, der sich frei und unabhängig gemacht habe von den hemmenden Einflüssen der Kirchenpartei. Die Sache ist beherzigenswerth und zum Nachlesen sehr zu empfehlen.

Heinrich Birnbaum.

Ueber Schiller's „Räuber".

Schiller's Jugenddramen, neu gewürdigt von Ludwig Eckardt. Zweite Ausgabe. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1862. 12. 1 Thlr.

Ziehst du aus jedem Wort und Bilde Consequenz,
Mußt vieles du hier wegthun, andres dort ergänzen.
Persischer Spruch.

Der unermüdlich thätige Verfasser des genannten Werks beabsichtigt in demselben Schiller's Jugenddramen: „Die Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe", zu retten, d. h. sie gegen die gewöhnliche Auffassung, als wären sie ungeheuerlich und ungeschlacht, in Plan und Anlage, in der Ausführung und Charakteristik, sowie in der Handhabung der poetischen Gerechtigkeit mislungen, sodaß nur einzelne Schönheiten darin hervorträten, in Schutz zu nehmen. Hierbei drängt sich die Bemerkung auf, wie sehr das Urtheil über den Werth der Schiller'schen Dramen noch schwankt. Während aber bisher wenigstens über die Jugenddramen im wesentlichen Uebereinstimmung zu herrschen schien, sucht Eckardt auf einmal die gewöhnliche Ansicht umzustürzen, und dies ist ihm auch bei einem Theil des Publikums gelungen. Sein Werk erscheint ja schon in zweiter Ausgabe, nachdem der Aufsatz über „Die Räuber" früher schon in Herrig's „Archiv für des Studium neuerer Sprachen und Literaturen" (XVI, 241 fg.) erschienen war. Ja, ein Mann wie Varnhagen von Ense schrieb dem Verfasser: „Für mich ist das Schiller'sche Jugendwerk («Die Räuber») durch Ihre Erläuterungen in ein neues, in sein wahres Licht gestellt worden und die meisten Leser werden, wenn sie aufrichtig sind, dasselbe Bekenntniß ablegen müssen." Ich bedauere mit Varnhagen's Urtheil nicht übereinstimmen zu können, will aber, ehe ich meine Ansicht begründe, einiges über die muthmaßliche Quelle des Dramas beibringen, um so mehr, da Eckardt selbst um weitere Forschungen und Aufklärungen bittet.

I. Ueber Schiller's Quelle ist zu vergleichen außer Eckardt I, 51 und III, 38 besonders Goedeke in „Goethe und Schiller", S. 286. Man hat, um Schiller's Stück in seiner Entstehung zu erklären, auf Leisewitz' „Julius von Tarent", auf des Schauspielers Möller „Zigeuner" und „Sophie", auf Lenz und Klinger, auf den Räuber Roque im „Don Quixote", auf Shakspeare's „Macbeth" und „Richard III." hingewiesen. Gewöhnlich wird die Entstehung der „Räuber" auf Schubart's bekannte Erzählung in Haug's „Schwäbischem Magazin" von 1775 zurückgeführt. Die Erzählung findet sich bei Boas, bei Palleske (I, 85) und bei Eckardt (I, 190). Palleske gibt auch, was wir bei Eckardt vermissen, den Eingang der Erzählung, wobei namentlich der Schluß merkwürdig ist: „Ich gebe es einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen." Hoven machte nach Boas seinen Freund Schiller auf die Erzählung und die darin liegende Idee aufmerksam. Ich will dieser Angabe nicht widersprechen, mache aber noch auf etwas Schubart'sches aufmerksam, nämlich auf die Romanze „Fluch des Vatermörders" vom Jahr 1783 (in der frankfurter Ausgabe 1829 II, 1, 199 fg.). Hier haben wir einen Edelmann aus Baierland, der seinen Vater in einen Thurm sperren ließ, und als seine Unthat entdeckt ward, in München, „wie es weit und breit bekannt", auf dem Rade starb. Merkwürdig ist, daß auch in der Erzählung des „Schwäbischen Magazin" von einem b... Edelmann die Rede ist und nach dem Eingang das „Geschichtgen" sich mitten unter uns, d. h. doch wol in Süddeutschland, zugetragen hat. Eckardt (III, 38) wurde durch Varnhagen auf eine Stelle in Hormayr's „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege", III, 75, aufmerksam gemacht. Die Stelle Hormayr's lautet: „Die ergreifende Scene in den «Räubern», wie Hermann und Karl Moor in stürmischer Mitternacht bei dem alten finstern Thurm zusammentreffen, in den der alte Moor hineingestoßen ward, vernahm Schiller im Hause Dalberg. Sie war dem nachmaligen Fürsten Primas auf der Jagd in einem Sickingen'schen Forste zu seinem Entsetzen selber begegnet. Die Brüder aber erlustigten sich in Paris, und ehe der Reichshofrath einem Mandat ohne Clausel Raum geben konnte, sah man sie in Wien in Pleureusen, in tiefer Trauer über des Vaters Tod." „Die ganze Geschichte des alten Moor", bemerkt Varnhagen, „ist in der gräflichen Familie Sickingen vorgekommen; ein Graf von Sickingen, der bei Kaiser Franz II. längere Zeit in großer Gunst gestanden, soll bisweilen im Vertrauen sie erzählt, auf andringliche Fragen jedoch nur verdrießlich und ausweichend geantwortet haben." Was übrigens Hormayr betrifft, so habe ich seine Angaben immer sicher und glaubhaft gefunden, entweder durch gelehrte oder aus eigener Lebenserfahrung genommene Gewähr erhärtet. Hier liegt allerdings, wie Varnhagen und Eckardt bemerken, die Schwierigkeit vor, daß Schiller die „Räuber" schon geschrieben hatte, als er in der Familie Dalberg bekannt wurde. Diese Schwierigkeit ist nach meiner Ansicht leicht zu lösen. Schubart hielt sich nach seiner Vertreibung aus Ludwigsburg 1773 längere Zeit in der Pfalz auf, wo er zwischen Manheim, Heidelberg und Schwetzingen als Abenteurer und Schmarotzer hin- und herwanderte. Konnte er hier nicht von jener Geschichte hören, die dem manheimer Theaterintendanten begegnet sein soll? Von der Pfalz wandte sich Schubart nach München, und in München wurde nach dem Schluß der Romanze der b... Edelmann hingerichtet.

Am 17. Januar 1773 wurde Schiller in die Karlsakademie aufgenommen; nach Schubart's Gefangennehmung wurde zu einiger Vergütung des Unrechts sein Sohn Zögling derselben

der Stifter der Union abgefallen. Hierin wie in der Demoralisation ganzer Klassen der Bevölkerung ist der Grund der gegenwärtigen Zerrüttung und des fortschreitenden Auflösungsprocesses der Union zu suchen. D. Red.

Akademie 1777, und war hier mit Schiller, der an Schubart und dessen Schicksalen ein lebhaftes Interesse nahm, eng befreundet. Wie nahe liegt hier die Vermuthung, daß Schiller durch Schubart's Sohn, dem sein Vater in den Jahren 1774—77 solche „Geschichtgen" genug erzählen konnte, mit jenen Vorfällen bekannt gemacht wurde, die Schiller nachher poetisch gestaltete! Die erste Erzählung im „Schwäbischen Magazin" fällt ins Jahr 1775, also vor die Entstehung der „Räuber", die Romanze ins Jahr 1783, also nach den „Räubern"; Schiller selbst kam mit Schubart erst Ende 1780 nach Vollendung der „Räuber" zusammen. Nimmt man den Inhalt der Romanze und der Erzählung im „Schwäbischen Magazin" zusammen, so kommt etwas zu Stande, das mit den „Räubern" ziemliche Aehnlichkeit hat. Zwei unähnliche Brüder, der eine solid-scheinheilig, der andere gutmüthig und genial, aber leichtsinnig: dieser wird nach einem wilden Universitätsleben durch den ersten, der seine um Vergebung bittenden Briefe an seinen Vater unterschlägt, aus dem Hause des Vaters verdrängt. Der unnatürliche Bruder will sich in den Besitz des väterlichen Vermögens setzen, sperrt zu dem Ende seinen Vater in einen Thurm, wird aber durch den andern Sohn entlarvt, der den Vater im Thurm als lebendiges Gerippe findet, sich zu erkennen gibt, sich mit dem Vater versöhnt und ihn auf eine freilich nur sehr kurze Zeit dem Leben wiedergibt. So könnte man aus beiden Erzählungen freilich mit Weglassung vieler Züge, was ich jetzt nicht weiter ausführen will, Eine machen. Welche poetische Licenzen Schubart selbst sich erlaubt hat, können wir nicht mehr ermitteln, aber das vermittelnde Glied zwischen Dalberg und Schiller dürften wir gefunden haben: es ist Schubart und sein Sohn. Nun wäre es auch, wie Eckardt bemerkt, begreiflich, warum Dalberg sich für den Stoff der „Räuber" so sehr interessirte. Wenn endlich nach Eckardt (S. 99) Dalberg zweifelnd fragte, ob in unsern Tagen die Bildung einer solchen Räuberbande möglich sei, so scheint dies darauf hinzuweisen, daß Karl Moor als Räuber ein reines Phantasieproduct Schiller's ist, wie denn auch die Schubart'schen Erzählungen nichts von der Art erwähnen, man müßte denn sagen, Schiller habe den Zug in der prosaischen Erzählung, wonach der scheinheilige Sohn seinen Vater räuberisch überfallen läßt, also gewissermaßen — freilich nur dies eine mal — der Anführer von Räubern wird, dahin abgeändert, daß er den genial-leichtsinnigen Sohn wirklich auf längere Zeit zum Räuberhauptmann herabsinken läßt. Noch bemerke ich, daß, als ich vor Jahren bei Nacht in der Gegend von Manheim im Eilwagen fuhr, ein Mitreisender ein mitten im Walde stehendes einsames Schloß zeigte, mit den Worten, denen er keine weitere Bemerkung hinzufügte: „Hier ist die Geschichte von Schiller's «Räubern» vorgefallen." Ich weiß wol, daß das Räthsel mit diesen Notizen noch nicht gelöst ist; aber einige nicht zu verachtende Beiträge glaube ich gegeben zu haben; es käme nur darauf an weiter zu forschen.

Auf die Aehnlichkeit mit dem Gleichniß vom verlorenen Sohn, namentlich im Charakter der beiden Brüder, hat schon Frau von Staël hingewiesen. Schiller selbst titulirte das Werk hier und da „Der verlorene Sohn". Eine ausdrückliche Beziehung enthält eine Stelle (V, 2). Aber auch in Schubart's Leben spielt der verlorene Sohn eine Rolle. Als Schubart auf dem Asperg zum ersten mal die Bibel aufschlug, fiel sein Blick auf das Gleichniß vom verlorenen Sohn, in welchem er sich selbst erkannte und zwar nicht mit Unrecht. Auch wollte er in seinem Gefängniß ein Epos „Der verlorene Sohn" in zwölf Gesängen schreiben, brachte auch wirklich vier Gesänge zu Stande, die aber als weltliches Geschreibsel confiscirt wurden. Das Bild vom verlorenen Sohn, vom verlorenen und grauenvoll eingethürmten Dichter, der ja manche Züge von Karl Moor und von Schiller selbst hatte; die Erzählungen, die er durch Vermittelung von Schubart's Sohn hörte; außerdem so manches andere in ältern und neuern Schriftstellern: dies alles muß auf Schiller stark eingewirkt haben; einen Hauptfactor darf man freilich am wenigsten vergessen, wenn man am Ende nicht blos Theile ohne das geistige Band in der Hand behalten will: Schiller's eigene frei waltende, genial combinirende Phantasie.

II. Im ganzen kann ich Eckardt's Rettung der „Räuber" nicht für gelungen halten. Abgesehen von mancher feinen psychologischen und ästhetischen Bemerkung blieb die Aufgabe ungelöst, weil sie unmöglich ist. Erst durch Schiller, schließt Eckardt (S. 195), erhielt der Stoff seinen welthistorischen Gehalt, die große Lehre: daß aus Zurücksetzung und Unterdrückung alles Unheil der menschlichen Gesellschaft stamme. Eckardt sucht zu beweisen, daß „das ganze Gewicht der Schuld, die die Söhne verfolgt, auf des alten Moor weißlockiges Haupt fällt, indem dieser den ältern Sohn in der Erziehung ungebührlich bevorzugt, den jüngern ungerecht zurückgesetzt hatte". Bedenkt Eckardt das ganze Gewicht dieser Anklage, die bewiesen sein will? Liegt das Unrecht des alten Moor so offen da, warum ist Eckardt der erste, der es entdeckt? Zur Begründung seines Vorwurfs benutzt Eckardt die Worte des alten Moor gleich im Anfang: „Mein ist alle Schuld." Nach meiner Ansicht besteht die Schuld des alten Moor in einer gewissen Schwäche und Nachgiebigkeit, in die seine gutmüthige, liebevolle Gesinnung hier und da ausartete. Nimmermehr aber ist es erlaubt, diese Worte: „Mein ist alle Schuld", die er im Uebermaß von Schmerz und Kummer ausspricht und die eben von seiner etwas schwachen Gemüthigkeit zeugen, wörtlich zu nehmen und alles, sage alles Unheil einzig und allein auf ihn zu werfen.

Wenn sodann Eckardt auf die Vorwürfe wegen der Erziehung, die Franz seinem Vater gleich im Anfang ins Gesicht schleudert, ein Gewicht legt, so hat er hierzu kein Recht. Franz ist ein Meister der Lüge, und wenn ein solcher, nachdem er [illegible] seinem Vater einen untergeschobenen Brief vorgelesen hat, auf die Erziehung zu sprechen kommt, so ist zum voraus anzunehmen, daß er auch hier lügt, indem er einen in der Natur gelegenen Unterschied in der Behandlung der beiden Söhne ins Fratzenhafte ausmalt und seine Erziehung durch den alten Moor als ungerecht und unväterlich hinstellt. Und doch wie bescheiden und hypothetisch drückt sich selbst dieser Lügner aus, wenn er sagt: „Und dann der trockene Alltagsmensch, der kalte hölzerne Franz und wie die Titelchen alle heißen mögen, die euch der Contrast zwischen ihm und mir mochte eingegeben haben" u. s. w. Ebenso wenig beweist Eckardt's Berufung auf Joseph's Geschichte, die sich der alte Moor vorlesen läßt, ohne Gewissensbisse zu spüren, welche nur Eckardt aus der Vorlesung heraushören kann. Wenn endlich Schiller später auf dem manheimer Theaterzettel den alten Moor den „Verzärtler und Stifter von Unheil und Verderben seiner Kinder" nannte, so scheint dies auf den ersten Blick sehr beweisend; aber Eckardt bemerkt ja selbst, daß der Dichter, solange er an einem Werke schafft, in dem heiligen Zauberkreise der Idee steht, und wenn er aus diesem heraustritt, nachträglich seine eigene Schöpfung zerstört, und er wendet [illegible] Wahrheit eben auf Schiller's Theaterbearbeitung der „Räuber" an.

Wenn Eckardt mit seiner vermeintlichen Entdeckung [illegible] hat, warum sagt denn Franz gerade da, wo man es am [illegible]sten erwarten sollte, wo auch Lügner ehrlich sind, in seinen Monologen kein Wort von dieser Zurücksetzung, warum [illegible] er alle Schuld auf seine körperliche Häßlichkeit und Karl's Erstgeburtsrecht? Wozu die materialistischen Grübeleien, wenn die Erklärung aus erlittener Zurücksetzung näher lag? Hat Eckardt recht, warum schweigt Franz gegen den alten Daniel und [illegible] den Pfarrer Moser von einer Beleidigung, die er zu rächen habe? Ein Vater, der (V, 2) an einem Franz durch Verzeihung und verdoppelte Liebe sich rächen will, kann auch früher diesen Sohn unmöglich gefühllos behandelt haben. Wie erklärt [illegible] denn der alte Moor sein Schicksal und worin sucht er [illegible] Nemesis? Sagt er (V, 2) vielleicht: „Ich habe meinen Zweitgeborenen mishandelt, seine kindliche Liebe mit Widerwillen zurückgestoßen" u. dgl.? Nein, er sagt: „Ich habe einen Sohn (Karl) gequält und ein Sohn (Franz) muß mich wieder quälen; das ist Gottes Finger. Warum ließ ich mich [illegible]

durch die Ränke eines bösen Sohnes bethören? Ein gepriesener Vater ging ich einher unter den Vätern der Menschen. Schön um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückseligen Stunde! — der böse Geist fuhr in das Herz meines zweiten, ich traute der Schlange, verloren meine Kinder beide." Hier sagt der alte Moor, er hätte seinem Sohn Franz nicht ohne weiteres glauben sollen. Allerdings ist dies ein Tadel, der, sollen wir sagen den Charakter des Alten oder die mangelhafte Motivirung des Dichters trifft und bei Amalien, wie Eckardt nicht unbemerkt läßt, wiederkehrt.

Will man wirklich von einer Lehre reden, die in des alten Moor Schicksale liegt, so kann dies nur das wahre Wort sein, daß Schwäche des Charakters sich meistens viel härter straft als consequente Bosheit. Hätte der alte Moor wirklich den Zweitgeborenen unväterlich behandelt, so hätte sich dieser höhnische Geist gewiß auch auf den Bevorzugten übertragen, wie wir allerdings in der Geschichte Joseph's etwas Aehnliches finden. Wo aber betrug oder beträgt sich Karl unbrüderlich gegen Franz? Karl selbst sagt, er habe den Bruder nie beleidigt. Eckardt freilich meint: „Höher strebend beachtete er wahrscheinlich den Bruder nicht." Wahrscheinlich!!? Amaliens Wort (II, 2), die den schlafenden alten Moor ein ehrwürdiges Haupt nennt, schön, wie man die Heiligen male und einem solchen wolle sie nicht zürnen, läßt sich nicht nur so leicht, wie Eckardt meint, wegstreichen und als bloßer dankbarer Zug ohne Wahrheitsgehalt betrachten. Er, der nach Franzens Wort sein Gebiet in einen Familienzirkel umschuf, wie sollte er gegen Franz unväterlich sich betragen haben?

Nein, Franz ist ein Ungeheuer, nicht durch erlittenes Unrecht, sondern durch Zeugung, von Natur. Wie kam aber, müssen wir fragen, in ein, wie Franz selbst (nicht der alte Moor, wie Eckardt angibt) sagt, seit sieben Jahrhunderten unbeflecktes Geschlecht eine solche physisch-moralische Misgeburt, wie Franz? Von seiner Mutter erfahren wir soviel wie nichts. „Die Mutter scheint früh gestorben zu sein", sagt Eckardt. Von seinen Vorfahren bemerkt Eckardt S. 95, sie haben noch ein patriarchalisches Verhältniß zu ihren Unterthanen gehabt; ein paar Seiten nachher sagt er, Vater Moor könnte von seinen Vorfahren nichts Schlimmeres erzählen, als die düstere Sage des Volks, daß die Gespenster seiner Väter in dem Thurm bei nächtlicher Weile mit Ketten rasseln und ihr Todtenlied raunen; denn der Fluch des Volks lasse sie nicht ruhen; ein genauer Beobachter werde finden, daß sich das Volk an seinen Unterdrückern (wo bleibt hier das patriarchalische Verhältniß von S. 95?) dadurch räche, daß es sie aus dem Grabe auf die Erde zurückkehren lasse. „Ein genauer Beobachter" wird vielmehr finden, daß die Phantasie des Volks namentlich öde Gegenden, Schloßruinen gern mit Gespenstern bevölkert und daß von hundert Gespenstern, die in der Sage umgehen, sicher siebenundsiebenzig bei Leibesleben angesehen und reich waren. „Ein genauer Beobachter" wird aber nicht gleich jede Volkssage zu einem gerechten Gottesurtheil stempeln und nicht aus jedem einzelnen Zug alsbald Folgerungen fürs Ganze ziehen.

Schiller wollte in den „Räubern" nicht eine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Schuld darstellen. Wenn Eckardt Franz zum Herrscher des 18., nach seiner Ansicht seit den Zeiten der letzten römischen Kaiser traurigsten Jahrhunderts der Weltgeschichte macht, in dem die zwei grellsten Extreme sich gegenstanden, der empörendste Druck und die schmachvollste Selbstsucht oben, die drohende Auflösung aller sittlichen Bande unten; wenn Eckardt sodann den Vater Moor mit seinen Vorfahren einer frühern mildern Zeit zutheilt, so ist dies ein Verstoß gegen die Geschichte; was ist z. B. der Siebenjährige Krieg gegen den Dreißigjährigen, das Volkselend des 18. Jahrhunderts gegen das des 17. oder 14.! Es ist eine Auseinanderreißung von zwei Personen, die zeitlich zusammengehören, Franz Moor und sein Vater, endlich ein Widerspruch gegen die spätere Behauptung von der Tyrannei der Vorfahren Franz Moor's, überhaupt eine abstracte, erkünstelte Beweisführung. Freilich sagt der alte Moor gleich im Anfang: „Die Sünden seiner Väter werden heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied." Aber diese Aeußerung steht zu vereinzelt, läßt auch eine weitere, allgemeinere Auslegung zu und widerspricht andern Aeußerungen über den Charakter der Väter. Schiller hat mit einem Wort nicht daran gedacht, eine Vorgeschichte des Moor'schen Hauses zu geben. Eckardt selbst erinnert einmal an die „Braut von Messina". Auch hier steht ein Frauenbild zwischen zwei (feindlichen) Brüdern. Aber auch hier, wo doch der reich ausgesponnene Oedipus-Mythus als Vorbild vorlag, hat Schiller die Schuld des Ahnherrn nur beiläufig einmal in einem Chorgesang erwähnt, und ebendadurch, daß er die Vorgeschichte, die Urschuld theils zu unbestimmt und allgemein gehalten, theils nicht genug in den Vordergrund gerückt hat, sogar nach Palleske gefehlt, wenngleich Hiecke in dem Schriftchen „Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reifern Jahre" auch in der „Braut von Messina" alles musterhaft und wohlmotivirt findet.

So ist denn allerdings Franz ein moralisches Ungeheuer, wie es zur Ehre der Menschheit noch nie eins gegeben hat. „So ganz von Grund aus vergiftet", lautet die Kritik im Tagebuch der manheimer Schaubühne, „ohne daß man weiß woher; in dem Schose des besten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenschaft anzünden könnte; blos aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr sein will, ein so eingefleischter Teufel! Nein, das ist nicht möglich!" „Er ist", bemerkte A. Klein im „Pfälzischen Museum", „ohne eine einzige Seite, die anziehen könnte, ein vollkommener Bösewicht ohne Größe, ein Freier ohne Leidenschaft und Absicht, ein Raisonneur, der wie ein Nero mordet, und ein Atheist, den Träume von der Höhe schleudern; wie kann ein so abgeschmacktes Ungeheuer eine theatralische Person sein?"

Eckardt protestirt gegen die Vergleichung mit „Richard III.", aber Schiller fordert indirect in der Vorrede dazu auf. In „Richard III." haben wir eine bestimmte, klare Vorgeschichte und die vorhergehenden Dramen verhalten sich zu dieser Tragödie nach Vischer's Bemerkung wie die Exposition zur Katastrophe; Richard selbst ist die Pestbeule, in der das ganze Verderben der Zeit endlich aufbricht. Richard scheut sich seine Mutter zu kränken; er hat Witz, „etwas vom Clown", Intrigue, Thatkraft. Bei Franz ist die sogenannte Intrigue doch gar zu einfach und ein rein criminalistisches Verbrechen. Auf anderes, wie auf die größern Zwecke, haben schon andere gewiesen. Richard kämpft und geht unter; Franz „verreckt wie eine Katze". Rötscher, der ihn als reine Negativität faßt und darum ästhetisch verwirft, ist auch durch Eckardt nicht widerlegt worden. Allerdings hat auch dieser sophistische und rhetorisirende Bösewicht, wie jeder Mensch, der nicht ganz zum Phlegma erstarrt ist, seine Leidenschaften; auch kann recht wohl heiße Leidenschaft mit jesuitischer Schlauheit Hand in Hand gehen; aber dann fordern wir vom Dichter, daß die kalte Berechnung doch hier und da durch die Macht der Leidenschaft unterbrochen werde, daß wenigstens in einzelnen Momenten der Blitz des Affects durch die glatte Außenseite hindurchfahre. Franz ist und bleibt ein Jammermensch. Wenn Schiller in der genannten Vorrede an Medea erinnert, so bemerkt schon das „Pfälzische Museum", daß die Medea des Seneca sogar, um von der des Euripides zu schweigen, immer rührend, groß, in auffallendem Abstich mit Franz Moor erscheint (vgl. das „Schillerbuch", Dresden 1860, S. 175). Selbst Eckardt gibt zu, daß Schiller den Vertreter des Bösen mit den schwärzesten Farben gemalt und nicht verstanden habe, den Teufel der Menschheit mit einigen versöhnenden Zügen näher zu bringen. Hätte aber Eckardt den bösen Charakter dieses Verbrechers in seinem Ursprung erklärt, so hätte er ihn gemildert; denn das Böse erklären heißt das Böse mildern. „Diesem Franz", fragt Eckardt (S. 111), „sollte man es verübeln, wenn er niemand als sich selbst liebt?" Eckardt läßt seine Phantasie gar zu sehr in die Kritik hineinspielen, wo er, wie auch Palleske, von der fixen Idee verfolgt wird, Franz sei in seiner Jugend unterdrückt und verfolgt worden. Indessen bleibt sich Eckardt bei Franz

Moor ebenso wenig gleich als bei seinen Vorfahren. S. 110 lesen wir: „Verletzte Selbstsucht und Misgestalt erscheinen auch an Franz." Verletzte Selbstsucht ist aber etwas anderes, als berechtigte Unzufriedenheit über ungerechte Zurücksetzung. Mit Recht sagt Klein im „Pfälzischen Museum", (S. 178): „Medea ist Verbrecherin und Mensch, Franz Moor ist immer Bösewicht und nie Mensch. Dem Franz Moor vergießt das Mitleid keine Thräne, Verachtung statt Bewunderung und vollkommenen Abscheu vor seiner Person wirkt er und dies ist der Schaubühne unwürdig"; man müßte denn, setzen wir hinzu, die Regungen des Gewissens am Schluß hierherziehen, eine Galgenangst und Galgenbuße, die nichts beweist und nichts bewirkt, ja im Versuch der Besserung selbst erstickt. „Ist Franz noch bei sich", fährt Klein fort, „so erzählt er einen solchen Traum nicht; hat ihn aber Verstand und Geistesgegenwart verlassen, so ist ihm das Gedächtniß so treu nicht, kann das Vergangene nicht so wohlgeordnet, weitläufig und richtig angeben." (In Franzens Traum von der Auferstehung der Todten und dem Jüngsten Gericht klingt eine entfernte Erinnerung an Ezechiel 37 an, wiewol dies Kapitel keineswegs, wie Eckardt will, die Verkündigung gibt, daß Gott die Todten erwecken werde, sondern die Weissagung enthält, daß das israelitische Volk, das in der Verbannung einem Felde voll zerstreuter Todtengebeine glich, in Bälde sich vereinigen und zu neuem Leben erstehen werde.)

„Im Auslegen seid munter. Legt ihr nicht aus, so legt unter." Dieses Wort Goethe's hat sich Eckardt auch bei Karl Moor gesagt sein lassen. Karl ist natürlich verhätschelt worden. Franzens Beschuldigungen gegen den alten Moor werden als baare Münze angenommen, des alten Moor Großmannsucht (?) hat sich auf Karl vererbt, dem alten Daniel wird es zum Verbrechen gemacht, daß er ihn immer am liebsten hatte, ihm heimlich Zuckerbrot zuschob, ihn auf den Schweißfuchs des alten Grafen setzte und auf der großen Wiese herumjagte! Auch hat ihm „unzweifelhaft" sein Hofmeister die Geschichte des Robin zu lesen gegeben und dadurch seine Phantasie früh mit Raub, Mord und Greueln aller Art angefüllt. Zwar steht im Trauerspiel von diesem Hofmeister und seinem vermeintlich schädlichen Einfluß auf Karl kein Wort; aber dieser fragt ja den Kosinski: „Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Robin (Hood) in die Hände gespielt? Man sollte dergleichen unvorsichtige Canaillen auf die Galere schmieden, die deine kindische Phantasie erhitzten und dich mit der tollen Sucht zum großen Manne ansteckten?" Kosinski ist Karl's warnendes Gegenbild, also —! Zwar vermochte der Knabe mit der Verbrecherphantasie keine Fliege leiden zu sehen und bettelte dem Vater Pfennige ab, um sie den Armen zuzuwerfen; zwar konnte er mit all den Bildern von Mord, Raub und Brand im Kopfe nicht schlafen, wenn er das Abendgebet vergessen hatte, aber doch hat Eckardt recht, und wer nur zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird in diesem Hofmeister Karl's einen ganz abgefeimten oder doch leichtsinnigen und gewissenlosen Attentäter auf seines Zöglings Lebensglück erkennen. Ist das unbewaffnete Auge zu einer solchen Erkenntniß nicht stark genug, so lasse man sich von Eckardt eine Brille schleifen und man wird Wunder entdecken. Ihm geht es, wie dem Landmann, der die Gleichnisse Jesu für wahre Geschichten hält, wie dem auf Erbauung hinarbeitenden Theologen, der in diese Gleichnisse Umstände hineindichtet, von denen im Text keine Silbe steht. Ein bekanntes Beispiel ist der ungerechte Haushalter, ferner der reiche Mann und arme Lazarus. Wäre im Gleichniß vom verlorenen Sohn der Vater nicht offenbar Gott selbst, wie nahe läge der Gedanke, der jüngere Sohn sei vom Vater verhätschelt worden, es sei namentlich im höchsten Grade zu tadeln, daß er ihm ohne weiteres sein Erbtheil gebe; übrigens seien die Klagen des ältern Sohnes ganz begründet, der jüngere Sohn sei von jeher der Liebling des Vaters gewesen und dadurch sei der ältere zurückgestoßen und dem Vaterherzen entfremdet worden. Im Auslegen seid munter! Mit einem „mochte" fängt man an und zu einem „unzweifelhaft" schreitet man fort, als ob dies nicht der Weg aller Legenden- und Mythenbildung wäre! Freilich sagt Franz Moor, der seinen Bruder mit Argusaugen bewachte und den Vater immer zum voraus vor ihm warnte, kein Wort von Spitzbubengeschichten und Räuberromanen, die des jungen Karl Lectüre gebildet hätten, sondern nur von Julius Cäsar, Alexander Magnus und andern stockfinstern Heiden, an denen der junge Karl eine Freude hatte, und der angehende Räuber selbst schwärmt für Plutarch, just wie Schiller; schon als Knabe spielte er am liebsten die Schlacht bei Arbela, in der er selbst den Alexander vorstellte, just wie Schiller, der bei den Spielen seiner Kameraden meistens vorn daran war und den Hauptmann machte. Die jugendliche Frömmigkeit und die Vorliebe für die auf- und untergehende Sonne ist ebenfalls Schillerisch. In dem allen ist nichts Ungesundes, nichts, was Moor's oder Schiller's Erziehung Unehre machte. Wollte aber Schiller auch wirklich sagen, Karl sei durch seinen Hofmeister mit Robin Hood bekannt worden, so würde dies noch lange nicht zur Erklärung seiner Laufbahn hinreichen. Blos Naturen, die von Haus aus gemein sind, können durch Verbrecherromane — und Robin Hood ist ja kein Roman, sondern Geschichte — zu Verbrechen verleitet werden; nur ein paar Schwachköpfe, an denen die Welt nicht viel verlor, konnte nach Goethe's Aeußerung gegen den Bischof Bristol des Dichters Werther zum Selbstmord verführen; ähnlich verhielt sich's gewiß mit den Knaben, denen Schiller's „Räuber" so sehr die Köpfe verrückten, daß sie in die böhmischen Wälder ziehen wollten; Robin Hood selbst ist in England ein ganz volksthümlicher, jedem Knaben bekannter Held, ohne daß deswegen die Geschichten und Balladen von diesem Hochstraßenmann für sittengefährlich gälten. Moor's Frage an Kosinski hat also nur dann einen Sinn, wenn man Karl die Möglichkeit voraussetzen läßt, der neue Ankömmling sei von Haus aus ein unpraktischer, schwachköpfiger, unreifer Mensch, dem eine Räubergeschichte, eine romantische Träumerei zur Bande führten.

War Karl's Erziehung nicht musterhaft, so doch auch nicht schlecht; aber die ungebundene Freiheit der Universität, von der freilich etliche starke Stücklein erzählt werden, gereichte ihm zum Verderben. Er rafft sich aber aus dem Sumpf empor, bittet seinen Vater um Verzeihung und will in seine heimatlichen Haine, in die Arme seiner Amalia zurückkehren. Hier nun trifft den Dichter der Vorwurf, daß er, indem er Franz seine Intrigue zu sehr erleichtert, Karl's Verstoßung zu sehr von zufälligen Umständen abhängig macht. Dies erkennt auch Eckardt an (S. 143): „Der alte Moor ist schwach und gebrochen, und es bedarf gar keiner sonderlich feinen Intrigue, um ihn zu täuschen. (Vergleiche, setzen wir hinzu, oben über die Vorwürfe, die der alte Moor bei seiner Befreiung durch Karl macht.) Franz hätte an poetischer Wirkung gewonnen, wenn er größere Hindernisse zu bekämpfen gehabt hätte und mit diesen gewachsen wäre. Jetzt ist sein Sieg zu leicht und sein Witz erscheint mittelmäßig. Und Amalia; warum steht sie mit Karl nicht im Briefwechsel? Warum wirkt sie Franz, dem sie doch mistrauen muß, nirgends entgegen? Warum fordert sie nicht die [illegible]ten Briefe aus Leipzig, um sie selbst durchzusehen? [illegible] forscht sie nicht nach, wenn die ihren unterschlagen worden? Warum bewegt sie nicht den alten Moor, den Fluch zurückzunehmen? Franz nennt sie mit Recht eine Träumerin. Sie liebt die Einsamkeit; allein will sie hingehen und leiden, während sie handeln sollte." Motivirung und einheitliche Composition war bekanntlich Schiller's starke Seite nicht. Wenn aber Eckardt diesen Mangel an Motivirung durch die vermeintlich verkehrte Erziehung Karl's verdecken und nachweisen will, daß der Keim zum Räuber schon im Knaben gelegen habe, so hat er dazu kein Recht. Aus einem Fehler des Dichters darf man nicht einen Fehler des Vaters machen. Immer müssen wir uns fragen: wenn doch Karl einen so starken Zug nach Hause hatte, warum folgte er ihm nicht auf jede Gefahr [illegible] Warum thut er jetzt nicht, was er doch später thut? War [illegible] Besuch anderthalb Jahre später weniger gefährlich? [illegible] aber nicht nach Hause, warum ward er nicht, wie Kos[illegible]

wie Karl im „Schwäbischen Magazin" Soldat unter Friedrich? Konnte er nicht hier seinen Grimm austoben? Konnte er nicht hier groß und berühmt werden und die Spiele der Jugend wenigstens annähernd verwirklichen? Er handelt also ganz und gar unklar und abstract. Die Fragen, die er an Kosinski stellt (der Hofmeister gehört natürlich nicht hierher), fallen mit Centnerschwere auf sein eigenes Haupt zurück. Zum Ueberfluß nennt er sich selbst, nachdem er Franzens spitzbübische Künste durchschaut hat, einen Thoren, einen blöden Thoren. Hegel's Urtheil, er sei das Ideal für Knaben, ist nicht so ungerecht, wenn man's nur recht verstehen will.

Daß sonst noch viele Unbegreiflichkeiten vorkommen, daß namentlich Amalia's Bild nicht harmonisch ist, bemerkt Eckardt mit Recht. Palleske freilich bewundert auch Amalien, weil sie der erste (?) Versuch deutscher Dramatiker sei, in einer weiblichen Gestalt die ausschließliche Liebe für alles, was an einem Manne frei, kühn, groß ist, zu verkörpern. Sie folgt dem Ausgestoßenen in die Wüste. Es genügt so etwas anzuführen; die Widerlegung liegt theilweise im Obigen.

Nur noch ein paar Bemerkungen. Wenn Dalberg fragte, ob in unsern Tagen die Bildung einer solchen Räuberbande möglich sei, so darf man nur auf den Schluß des „Sonnenwirth" von Hermann Kurz verweisen, aus dem sattsam erhellt, wie verbreitet damals das Räuberwesen in Süddeutschland war. „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen", sagt Goethe, und dies gilt auch vom Landkrieg. Die „Räuber" spielen zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs, aber es ist von dieser Angabe nicht der entsprechende Gebrauch gemacht. Woher die Roller, Schweizer, Schufterle kommen, wissen wir nicht. Sie waren früher Libertiner und sind jetzt Banditen. S. 159 vergleicht Eckardt Moor's Monolog über den Selbstmord mit dem bekannten im Hamlet und gibt dem Schiller'schen den Vorzug, weil hier der Gedankengang tiefer und geistreicher sei. Diese Erörterung ist sehr gelungen, wie denn der Verfasser, sobald ihn seine fixe Idee verläßt, die er sogar gegen Schiller's Selbstrecension wendet, manches Neue und Interessante beibringt. Nur übersieht Eckardt nach meiner Ansicht, daß Hamlet's Monolog, in dessen ungetheilte Bewunderung ich mit Vischer, dem ich hier ganz beistimme, mich nicht finden kann, im Schluß in den Gedankenstrom des ganzen Trauerspiels wieder einmündet, daß Hamlet den Selbstmord auch deswegen unterläßt, weil er hier auf Erden noch eine Aufgabe vor sich hat, deren Lösung ihm Gewissenssache ist. Beide rächen ihren Vater; beide büßen ihr unbedachtes Wesen durch ihren Tod. Mit beiden endet ein altes Reich, eine alte Ordnung der Dinge; ob eine neue, bessere Ordnung beginnt, bleibt ungewiß. Allerdings aber ist Schiller's Monolog philosophischer, tiefer, vielseitiger, durchgearbeiteter; er bildet mit dem Monolog Karl's bei der Rückkehr in die Heimat und mit der Scene an der Donau ein treffliches Kleeblatt, wie denn überhaupt die „Räuber" bei allem, was die Kritik an ihnen getadelt hat, ein grandioses Werk bleiben, dem der Stempel eines abenteuerlichen Genius aufgedrückt ist.

Hiermit scheiden wir von dem Verfasser und möchten ihn nur bitten, künftig ruhiger und objectiver zu kritisiren. Er hat freilich die Autorität eines Varnhagen von Ense für sich; aber gerade das wäre die Frage, wie ein Varnhagen zu einem solchen Misurtheil kommen konnte. Auf die Gefahr hin, mit meiner Ansicht anzustoßen, will ich sie aussprechen: Der alte Herr war zuletzt bekanntermaßen etwas skandalsüchtig; Eckardt tischte ihm hier einen Familienskandal in seinen geheimsten Bezügen und tiefsten Gründen auf und Varnhagen's Phantasie ging mit der Kritik durch. So erkläre ich mir die Sache und weiß, daß ich dessenungeachtet die aufrichtigste Hochachtung vor den Verdiensten eines Varnhagen von Ense hege. **Gustav Hauff.**

Eine Preisschrift über die deutsche Volksliteratur.

Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. Von F. Schaubach. Gekrönte Preisschrift. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1863. 8. 18 Ngr.

Auf dem barmer Kirchentage vom Jahre 1860 wurde durch die vom Professor Lange eingeleitete Verhandlung über „die Stellung der weltlichen Literatur zum Christenthum" ein Theilnehmer des Kirchentags veranlaßt, einen Preis auf eine Schrift auszusetzen, die eine „Kritik der heutigen verderblichen Volks- (Roman-, Novellen- u. s. w.) Literatur und die Angabe der Mittel, wie derselben entgegenzuarbeiten", enthalten sollte. Das Nähere wegen Ausschreibung dieser Preisaufgabe wurde dem Centralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche überlassen. Nachdem die Preisrichter Oberhofprediger Dr. Ackermann in Meiningen, Geheimer Kirchenrath Professor Dr. Hundeshagen (wir führen beide mit ihren vollständigen Titeln hier auf, denn auch diese frommen Leute halten etwas auf ihre Titel, obschon der Christen Vorbild, Christus, weder Oberhofprediger noch Geheimer Kirchenrath oder Doctor der Theologie gewesen ist) und Buchhändler Frommann in Jena ihre Vota über die eingegangenen Schriften dem Centralausschuß eingereicht hatten, hat derselbe nach seinem schließlichen selbständigen Urtheil der betreffenden Schrift von F. Schaubach den Preis zuerkannt, die nun der Oeffentlichkeit übergeben ist und uns zur Besprechung vorliegt.

Der Gegenstand, den der Verfasser in dieser von frommen Männern gekrönten Preisschrift behandelt, ist jedenfalls ein außerordentlich wichtiger, um so wichtiger, da gar nicht zu leugnen ist, daß die Volksliteratur, namentlich in Deutschland, gegenwärtig sehr im Argen liegt, mit vielen frivolen Elementen versetzt ist, vielfach sogar zu politischen und andern Tendenzen misbraucht, im allgemeinen aber in industrieller Weise zu pecuniären Zwecken betrieben wird. Unter den Buchhändlern wie Schriftstellern, welche in Volksliteratur machen, wird es gewiß sehr wenige geben, die dem Volke nahe ständen und denen es ernstlich um das geistige und das materielle Wohl desselben zu thun wäre, sehr wenige, welche Volksschriften fabriziren und herausgeben, ohne die Absicht, sich auf Kosten des Volks, ja vielleicht selbst auf Kosten der Moral desselben zu bereichern. Man könnte einen Trost für diese verwahrlosten Zustände der Volksliteratur vielleicht jedoch daraus herleiten, daß ja die Bibel ein frommes heiliges Buch und dabei ein Volksbuch ist, während sie doch, was die Männer der Innern Mission selbst so ehrlich sein müssen sich zu gestehen, in mehreren der Volksschriften, aus denen sie zusammengesetzt ist, vieles sehr Weltliche, Unheilige, ja Unsaubere und für die Moral Anstößige enthält. Man braucht einmal nur kurze Zeit in irgendeiner städtischen Elementarschule unterrichtet zu haben, um zu wissen, welche Stellen in der Bibel es sind, die von Knaben oder Mädchen am eifrigsten aufgesucht werden und auf die sie einander aufmerksam machen. Dennoch sollen alle Schriften, aus denen dieses Sammelwerk und Erbauungsbuch besteht, unter göttlicher Inspiration geschrieben, „Gottes Wort" sein. Wenn wir manche in gewissen Schriften des Alten Testaments geschilderten Situationen und die daraus gezogenen Schlußfolgerungen näher in Betracht ziehen, so müssen wir sagen, daß wenigstens diese Schilderungen göttlicher Inspiration nicht entflossen sein können und daß sie um nichts weniger anstößig sind als so manche Situationen in französischen und deutschen Romanen, über welche der Verfasser in den strengsten Ausdrücken sein Verwerfungsurtheil ausspricht; und wer sagt uns, ob nicht einzelne derselben doch auch dem Reiche der Dichtung, der Sage angehören? Wenn aber dergleichen — nicht zu sprechen von der oft sehr bedenklichen politischen und socialen Moral bei den alten Juden — sogar in Schriften vorkommt, die angeblich ein Ausfluß Gottes selbst sein sollen, wie kann man sich wundern, wenn sich Aehnliches auch in Schriften findet, welche von so weltlichen Leuten, wie unsere Buchhändler

und Schriftsteller im allgemeinen sind, für ein sehr weltliches Publikum und durchaus nicht zum Gebrauche der Kirche geschrieben werden?

Vorliegende Schrift ist vom Centralausschuß für die Innere Mission approbirt und für preiswürdig gefunden worden und trägt die Signatur der Agentur des Rauhen Hauses; man wird also wissen, von welchem Standpunkt der Begriff der Volksliteratur und ihr gegenwärtiger Zustand von dem Verfasser aufgefaßt sind. Von diesem Standpunkte betrachtet aber schildert der Verfasser, freilich in meist wenig erschöpfender Weise, da er zu viele Gegenstände bei oft nur halber Kenntniß derselben in zu einseitiger Auffassung berührt, die Zunahme der Production, die Leserkreise, die Ritter- und Räuberromane, die, seiner Erfahrung nach, immer noch großen Anhang im Volke haben, die französischen Romane, die Kalenderliteratur, die Jugendschriften, die Volkspoesie, die populär-wissenschaftlichen Schriften, welche seinen besondern Zorn erregen, die Zeitungen und Zeitschriften und die „Literatur des Aberglaubens", darunter z. B. die sechs Bändchen „Geheim- und Sympathiemittel des alten Schäfers Thomas", die in Weimar bereits in sechster Auflage erschienenen „Wunder der Sympathie und des Magnetismus", „Der wahrhaftige feurige Drache oder Herrschaft über die himmlischen und höllischen Geister und über die Mächte der Erde und der Luft", „Albertus Magnus bewährte und approbirte sympathetische und natürliche ägyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh" u. s. w., und es wird dabei das wunderliche Factum erwähnt, daß vor einiger Zeit ein Bauer, welcher in das inzwischen aufgehobene bairische Lotto zu setzen pflegte, für nicht weniger als zehn Thaler sich ein Buch gekauft habe, welches verheiße, eine untrügliche Anweisung zu einem gewinnenden Lotteriespiel zu geben. Man sollte kaum glauben, daß so etwas noch in unserm Jahrhundert geschrieben und viel und theuer gekauft werden könne, wüßte man nicht, daß es zugleich auch das Jahrhundert des Tischrückens und Geisterklopfens ist. Die Männer der Innern Mission sind aber, bei aller Frömmigkeit, doch zu weltklug, vornehm und aufgeklärt, um mit dem Aberglauben gemeinsame Sache zu machen, und sie lachen, wenn sie überhaupt über etwas lachen können, über solches Zeug ebenso gut wie wir andern nichtfrommen Leute, die wir nicht Agenten des Rauhen Hauses in Hamburg sind, aber auch ebenso wenig Tische gerückt, Geister geklopft und ins ehemalige bairische Lotto gesetzt haben. In den Schlußkapiteln erörtert der Verfasser dann noch, wie seinem Dafürhalten nach die Volksschriftenliteratur im christlichen Sinne umzugestalten und zu überwachen sei.

Man kann übrigens von zwei sehr verschiedenen oder entgegengesetzten Standpunkten ausgehen und doch unterwegs an einem oder dem andern Punkte zusammentreffen. So geht es auch uns mehrfach mit dem Verfasser, wenigstens in denjenigen Partien seiner Schrift, welche es mit den Schwächen und verderblichen Wirkungen gewisser Gattungen der für die Massen bestimmten Literatur zu thun haben. Hier stoßen wir auf viele Urtheile, die auch wir nur aus vollster Ueberzeugung unterschreiben können. Ueber das, was absolut unästhetisch und entsittlichend wirkt, kann ja unter allen wahrhaft Gebildeten und Einsichtigen, welcher Richtung sie auch angehören, keine Meinungsverschiedenheit bestehen; die Ansicht des Verfassers z. B., daß durch ästhetisch schlechte Schriften der ästhetische und der sittliche Geschmack zugleich verdorben werde, haben wir selbst schon wiederholt in d. Bl. ausgesprochen. Ein andermal kommt der Verfasser auf die Frage zu sprechen, warum das Feld der christlichen Volksromane ein so ödes und unfruchtbares sei, und er antwortet: „Zum geringen Theile mag die Schuld an einer beschränkten Auffassung des Lebens und der Kunst, an pietistischer Engherzigkeit liegen, welche nicht das sündhafte Theater, den unsittlichen Roman, sondern das Theater und den Roman überhaupt als Sünde und Teufelswerk verwirft und darum auch sonst tüchtige Kräfte abhält, sich auf diesem Gebiete zu versuchen. Mehr aber trägt dazu bei die Lauheit, das Mistrauen, der Widerwille, womit das Publikum derlei Erzeugnisse aufnimmt. «Das Werk zieht nicht», so spricht achselzuckend der Verleger, und darum mag begabten Schriftstellern die Lust vergehen, solche Versuche zu machen." Der Verfasser gehört also nicht zu derjenigen engherzigen Sorte von Pietisten, welche die Kunst an sich als eine Ausgeburt des Teufels verwerfen, er will sie nur der Richtung, der er angehört, dienstbar machen: die Kunst soll eine Magd der Innern Mission, sehr christlich, sehr bibelgläubig, zugleich aber durchaus nicht langweilig sein; sie soll von Gesicht und Geberde wohlgefällig sein und sich sauber und hübsch kleiden. Aber man wird damit nur leider nicht weit kommen; denn trotz dieser anscheinenden Liberalität ist der Verfasser doch wieder so einseitig, daß selbst der christlich humane Herder vor seinen Augen keine Gnade findet; er sagt: „In der Herder'schen Erzählung «Drei Freunde» heißt es am Schluß: «Der dritte Freund, den der Mensch im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke; sie allein begleiten ihn zum Throne des Richters, sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.» Damit streiten", fährt der Verfasser fort, „die klaren Aussprüche der Heiligen Schrift und darum gehört diese Parabel und ähnliche Stücke nicht in ein Lesebuch, welches die evangelische Jugend in die Hände bekommen soll." Man soll also die evangelische Jugend nicht zur Werkthätigkeit anleiten, ihr nicht die Lehre predigen, daß die wahre Religion vorzugsweise an ihren Früchten, nämlich wohlthätigen und uneigennützigen Handlungen erkannt werde? Und Christus soll dies so gewollt haben? Und man merkt nicht, daß man mit solchen Aussprüchen nur der Selbstsucht der Zeit und ihrem Mangel an Aufopferungsfähigkeit zu Hülfe kommt? Freilich der bloße Bibelglaube ist sehr wohlfeil, und wie es scheint verstehen sich die Männer der Innern Mission meist recht gut auf ihren äußern Vortheil und auf eine Moral, die ihr keinerlei Opfer in dieser Hinsicht auflegt. Im übrigen war Herder sicherlich ein tieferer und gründlicherer Kenner der Bibel und namentlich der Absichten Christi als Schaubach, und wenn wir für unsere Person zwischen Herder und Schaubach oder der Agentur des Rauhen Hauses zu wählen haben, so werden wir uns unbedenklich auf Seite Herder's stellen, selbst wenn wir darüber der äußern Vortheile verlustig gehen sollten, welche uns die bequeme und wohlfeile Moral Schaubach's in Aussicht stellt.

Vorzugsweise erbittert zeigt sich der Verfasser gegen die „Literaten", die er bei den Regierungen neuerdings dadurch denuncirt, daß er behauptet, sie seien es gewesen, „welche das Jahr 48 vorbereitet haben". Er erlaubt sich dabei folgende Schilderung des äußern Lebens derselben aus der Feder eines Mannes, „der mitten darin gestanden hat", seiner Schrift anzufügen. „In der Mitter der vierziger Jahre", so schreibt er, „war die Stadt Leipzig ein Literatenbienenstock, in dem alles andere eher als Bienenfleiß zu finden war. Die meisten Schriftsteller hatten nie etwas geschrieben und verdienten daher den Namen von Literaten in partibus infidelium, den der selige Herloßsohn ihnen gegeben hatte. Zu alt, um noch für Studenten gelten zu können, gaben sie sich für Schriftsteller aus, weil der Mensch doch irgendetwas vorstellen muß, und führten gegen die leipziger Bürgerschaft eine Art von Raubkrieg. In den Kaffeehöfen und Bierstuben wurden sie wie das Feuer gefürchtet, Schneider und Schuster kreuzten und segneten sich vor ihnen, jeder Vermiether gerieth in helle Verzweiflung, wenn ihm die schreckliche Gewißheit wurde, daß er trotz aller Vorsicht an einen Schriftsteller vermiethet habe. Die schwere Kunst, ohne einen Pfennig Geld anständig zu wohnen, gut zu essen und noch besser zu trinken, war allen diesen Leuten geläufig; einige hatten es darin bis zur Virtuosität gebracht."

Unsere leipziger Collegen haben uns gewiß sehr wenig Anlaß gegeben, lebhafte Sympathie für sie zu empfinden: wir wissen auch, daß sich seltsamerweise ein Schriftsteller bei seinen Collegen selbst fast mehr Dank und Respect erwirbt, wenn er auf sie schmält und schimpft, als wenn er sie und ihre Interessen in Schutz nimmt; wir verkennen auch nicht die Schattenseiten des heutigen Literatenstandes und die Blößen, die ein

viele seiner Mitglieder gegeben haben; wir befanden uns endlich in der Mitte der vierziger Jahre nicht in Leipzig; aber daß eine so haarsträubende Schilderung, wonach die Literaten systematisch eine Art von „Raubkrieg" gegen die leipziger Bürgerschaft geführt hätten, eine übertriebene und dabei sehr wenig christliche ist, und daß sie auf den heutigen leipziger Schriftstellerstand, der sich wenigstens in den meisten Mitgliedern in sittlich bürgerlicher Hinsicht gegen früher gehoben hat, nicht mehr im gleichen Maße paßt, das möchten wir unbedingt behaupten. Und diese furchtbare Schilderung der leipziger Literaten als eine Art organisirter Diebesbande stammt augenscheinlich, wenn es der Verfasser auch nicht ausdrücklich versicherte, von jemand, der mit den von ihm verlästerten Literaten cordial verkehrte, an ihren Convivien theilgenommen und mit ihnen Händedrücke und freundliche Worte ausgetauscht hat. Wenn derselbe nun behauptet, daß sie in Gasthöfen und Bierstuben „wie das Feuer" gefürchtet wurden, so wissen wir dagegen aus dem Ende der dreißiger und dem Anfang der vierziger Jahre, daß viele Bierstuben- und Gasthofbesitzer gerade Schriftsteller in ihren Lokalen gern hatten, weil sie damals Mode waren, ein lebhaftes Gespräch zu führen pflegten und dadurch viele andere Gäste herbeizogen. Daß Leute, die sich meist in sehr precären Stellungen befinden und von den unberechenbarsten Wechselfällen abhängig sind, nicht immer im Stande sind, sich correct nach den Regeln der Syntax bürgerlicher Lebensordnung zu richten, und daß sich nach einer Bücherfabrikstadt wie Leipzig auch viel schriftstellerischer Abhub hinzieht, versteht sich so von selbst, daß darüber eigentlich kein Wort verloren zu werden braucht. Es ist klar, daß, wo viel gebaut wird, auch viele Werkleute zusammenströmen, darunter natürlich auch manche Liederliche, Ungeschickte, Faule oder sonst schon außer Brot Gesetzte. Ohne Buchhändler, welche die schlechte Literatur begünstigen, würde es auch keine schlechten Schriftsteller geben, wie ohne Theater, welche vorzugsweise für die Posse eingerichtet sind, keine Possendichter. Je mehr Leihbibliotheken, je mehr Zeitungen und Journale entstehen, um so mehr wird auch die Zahl der Romanfabrikanten, Publicisten und Journalisten zunehmen. Der Verfasser selbst versichert, daß die Zahl der Buchhändlerfirmen, die auf der leipziger Buchhändlermesse vertreten seien (nach neuesten Mittheilungen 2570), vor 15 Jahren kaum halb so viel betragen habe. Unter solchen Umständen über die große Zahl der Schriftsteller zu klagen, ist ebenso unvernünftig, als wenn man im Kriege über die große Zahl der vorhandenen Soldaten klagen wollte. Und wenn, wie es scheint, der Literatenstand allerdings in Deutschland größere Verbreitung gefunden hat, als in irgendeinem andern europäischen Lande, so muß dies doch in allgemeinen Ursachen liegen, für die der Einzelne kaum und sicherlich ebenso wenig wie für das Precäre, das sein Beruf leider in den meisten Fällen in Deutschland mit sich bringt, verantwortlich zu machen ist.

Der Verfasser bemerkt an einer Stelle: „Mit welcher Gier werden die vereinzelten Thatsachen an das Licht gezogen und mit Posaunenton der Welt verkündet, wenn ein Geistlicher oder irgendein Christ, den sie zu den Pietisten rechnen, sich eines Vergehens oder eines Verbrechens schuldig gemacht hat; dann wird womöglich der ganzen christlichen Kirche zur Last gelegt, was ein einzelnes unwürdiges Mitglied verschuldet hat und misbräuchlich auf das Wort des Herrn hingewiesen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, während die Schäden im eigenen Heerlager zugedeckt und verschwiegen werden und von den Früchten des Geistes, die die Kirche aufzuweisen hat, keine Rede ist."

Wir sind hierin mit dem Verfasser ziemlich einer Meinung, und wir haben es in einem Falle, wo die krankhafte, mit etwas Gewinnsucht verbundene Bibliomanie eines „Frommen" eine ganze Familie ins Unglück brachte, für unsere Person bedauert, daß überall nur Stimmen des Hohns und der Schadenfreude laut wurden, nirgends aber eine Stimme des Mitleids oder Bedauerns für die Angehörigen des Verirrten. Wir erblickten darin von jeher keine Spur deutscher Gemüthlichkeit und humaner Bildung. Je mehr aber der Verfasser für seine Gesinnungsgenossen, in deren Reihen allerdings in den letzten Jahren verhältnißmäßig auffallend viel anstößige Geschichten vorgekommen sind, Gerechtigkeit in Anspruch nimmt, um so mehr sollte er sie, namentlich von seinem christlichen Standpunkt, gegen eine ganze Menschenklasse üben, besonders da dieselbe in officiellen Kreisen, ähnlich wie die Frommen bei den Massen, so scheel angesehen ist, daß es durchaus keines weitern Denuncirens derselben bedarf. Der Verfasser sagt freilich einmal selbst: „Mit diesen Bemerkungen soll keineswegs der, Gott sei Dank, immer noch großen Anzahl von wirklichen Schriftstellern zu nahe getreten werden, welche zwar nicht unmittelbar im Dienst des Gottesreichs stehen, ja vielleicht manchmal bewußt oder unbewußt im Gegensatz zu der Kirche stehen, die aber doch ein ernstes Studium als unerlaßliche Bedingung der Schriftstellerei anerkennen und für eine Idee, für ihre subjective Wahrheit, schreiben und kämpfen wollen. Ebenso wenig sollen alle Verleger auf einen Haufen zusammengeworfen werden; gibt es doch neben den genugsam bekannten Bücherfabriken, welche im Stande wären, heute Arndt's «Paradiesgärtlein», morgen den «Wecker von weiland Dulon» in Verlag zu nehmen, auch noch solide Firmen, wo schon der Name des ehrenfesten Verlegers ein günstiges Vorurtheil und eine gewisse Bürgschaft für die dargebotenen Werke gibt."

Wir wissen jedoch nicht, ob diese Worte hinreichen, seine anderweitigen Denunciationen des Buchhändler- wie des Schriftstellerstandes wieder gut und vergessen zu machen.

Wir sitzen nicht, wo die Spötter sitzen, wir wissen, daß die christliche Religion, richtig verstanden, gefühlt und geübt, ein sehr wirksames Mittel der Humanität und der sittlichen Disciplin sein kann und zu Zeiten gewesen ist; aber wir versprechen uns auch keine durchgreifende Wirkung und keinen besondern Nutzen von derart Generation der Volksliteratur auf ausschließlich christlicher Grundlage, wie der Verfasser sie durchgeführt wissen will. Denn es fehlt der Richtung, welcher Schaubach angehört, augenscheinlich doch die Tiefe eigentlich religiöser Begeisterung. Diese Männer sind hierzu allzu nüchtern und verständig, die Religion dient ihnen nur als Mittel, um den rein reagirenden Mächten der Zeit und der Lehre von dem „göttlichen Recht der Obrigkeit", deren Functionen doch nicht immer sehr göttlicher Art sind und oft in sehr menschlicher Weise ausgeübt werden, zu Hülfe zu kommen. Ein etwas bedenkliches Symptom ist uns schon der Umstand, daß der Verfasser den Roman „Soll und Haben" gewissermaßen als eine Art kanonisches Buch anerkennt, obschon er freilich zugibt, daß der Roman nicht auf die „eigentliche Quelle und Wurzel" zurückgehe. Dieses Buch bezweckt im Grunde ja doch nur eine Verherrlichung des Commerciums, allerdings auf solider Grundlage, obschon nicht wol einzusehen ist, wie z. B. ein durchaus sich der redlichsten Mittel bedienender Aufkläber dazu gelangen könne, Kapitalien anzusammeln. Nebenbei predigt er außer ein wenig Juden- und Polenhaß die Lehre, daß ein Adelicher sich in keine industriellen Unternehmungen einlassen, dagegen, wie der Herr von Fink, gegen seine Mitmenschen etwas ungezogen und übermüthig sein dürfe. Das Erworbene zu höhern Zwecken, z. B. Kunst- und Wissenschaftszwecken anzulegen, davon ist nicht die Rede. Doch hierauf kommt es den Agenten des Rauhen Hauses auch gar nicht an; das Rauhe Haus, wie schon der Name besagt, ist nicht die Stätte, wo heitere, dem Princip der Schönheit huldigende Kunstgebilde geschaffen oder zu Gnaden aufgenommen werden könnten. Fast verwunderlich erscheint es da, wenn jüngst in derselben Officin eine Schrift über Winckelmann herauskam. Wir wollen ein andermal sehen, inwiefern der Verfasser, C. Friedrichs, auf der einen Seite dem antik-heidnischen Standpunkte Winckelmann's, auf der andern dem christlich-pietistischen des Rauhen Hauses gerecht geworden ist.

H. M.

Ein neuer Sittenroman von Hackländer.

Der Wechsel des Lebens. Von F. W. Hackländer. Drei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1861. 8. 3 Thlr.

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß unsre Ziffer eben keinen sonderlichen Respect vor der Muse Hackländer's hegt. Er hat diesen Respect durch sein „Tag und Nacht" ziemlich zerstört und durch seinen „Tanhäuser" nur sehr unvollkommen wiederhergestellt!. Indeß muß die Ziffer zugestehen, daß Hackländer, trotz dem alten „Πολύτροπος Οδύσσευς", einen vielgewandten Geist besitzt, der oft sein Ziel verfehlt, oft aber auch trifft. Ist dies Ziel nichts anders als Unterhaltung mittels anmuthiger Plauderei, so hat er es hier in dem „Wechsel des Lebens" so ziemlich erreicht. Die vorliegenden Bände lesen sich gut, sie illustriren das gewöhnliche Leben ganz geschmackvoll mit allerhand angenehmen Schnörkeln und geben zuletzt immerhin eine Art von Befriedigung durch Mannichfaltigkeit der Lebensbilder, durch Zusammenhang zwischen Schicksalen und Anlagen der Menschen und durch humoristische Darstellung bekannter und unzweifelhafter Wahrheiten. In den Schicksalen des Herrn von Schwanefeld spielen diese bekannten Wahrheiten zwar eine große Rolle, allein sie spielen sie besser, als dies beispielsweise in den gleichartigen letzten Romanen Philipp Galen's der Fall ist, und berührten uns die langen Details und die oft wiederkehrenden sentimentalen Fieberschauer nicht allzu oft mit ihren kalten Händen, so würden wir die „Wechsel des Lebens" als einen ganz guten Sittenroman auf beschränktem Gebiet bezeichnen können. Freilich ein Sittenroman im Sinne des „Zauberer von Rom" ist es nicht, daran fehlt viel; aber der Geist im Kleinen und Gewöhnlichen ist darin ausgeprägt. Es ist eben ein Werk, in dem die Sitten, die Begegnungen die Hauptsache sind, nicht aber, wie in den großen Arbeiten unserer Novellistik, der Gedanke, dem die Ereignisse nur als Träger dienen. Der Verfasser versinnlicht nichts, er erzählt nur; aber es ist richtig, daß es stets auch solche Bücher geben wird und geben muß. Es ist wahr, der Titel drückt eigentlich nichts aus, da es kein Leben ohne Wechsel gibt und kein Roman ohne diesen Wechsel zu denken ist, selbst „Paul und Virginie" nicht. Der Roman, der eine Selbstbiographie ist, sollte daher heißen: „Vom Kleinen zum Großen", „Durch Nacht zum Tag" oder ähnlich, mit dem bloßen Wechsel ist nichts gesagt.

Doch blicken wir auf seinen Inhalt. Der adeliche Herr von Schwanefeld hatte stets von oben herab gelebt und war dabei immer um eine Etage höher gestiegen, bis er endlich in einer Dachkammer ankommt, und hier erst als Bereiter, dann als Vögelabrichter, zuletzt als Luftballonmacher lebt, dabei aber immer ein Mann von Ehre und von Gefühl bleibt. In einer andern Dachkammer neben ihm wird unser Held von noch hülflosern Aeltern geboren, von dem Ehepaar Schwanefeld adoptirt und dann mit ihnen in das Armenhaus übersiedelt, wo der alte Luftballonmacher zu einer Art von Beamten emporsteigt und unser Freund für seinen leiblichen Sohn gilt. Aber das Kind des Armenhauses hatte vornehme Verwandte, sodaß es ihm an nichts fehlte, während es von dem Pflegevater allerhand nützliche Künste des Lebens erlernte. Wir lernen dann die Familie Schabegg kennen, der die Mutter unsers Helden angehört und in welche er infolge einer kleinen Heldenthat aufgenommen wird. Auch hier eine Fülle von Phantasie, die nur darin mangelhaft ist, daß sie sich stets auf Kleinigkeiten beschränkt und dem Geringen einen unverhältnißmäßigen Werth beimißt. Um nicht in denselben Fehler zu verfallen, können wir den Schicksalen des Helden nur sprungweise folgen. Die Pflegeältern sterben und hinterlassen dem Pflegling nichts; er ist wieder auf das Armenhaus des alten Schwanefeld angewiesen und tritt ins Militär, mit großen Umschweifen, wie sich stets von selbst versteht, wenn der Verfasser seine militärische Fanfare ertönen läßt. Wir aber überschlagen diese ganze Seite seiner Lebensgeschichte als sehr langweilig, überspringen auch die Geschichte des Herrn von Steinfeld aus gleichem Grunde, und bemerken nur, daß Alice, die Jugendgespielin unsers Helden, später Putzmacherin, sich als seine Tochter erweist, eine reiche Erbin ist und sich mit unserm Helden, der inzwischen vom Kanonier zum Forstcandidaten avancirt ist, schließlich verlobt, womit die Geschichte endet.

Ein so unbedeutender Inhalt durch drei Bände verbreitet, könnte nur dann den Leser fesseln, wenn Charaktere und Situation die Armuth des Stoffs verdeckten. An Charakteren fehlt es nicht: der alte Schwanefeld in seiner Armuth stets von adelicher Gesinnung getragen, seine Frau stets voll überfließender Milde des Herzens, Steinfeld, die Frauen, Alice, Frau Gundel, Frau Merzer, die Schabeggs u. a. sind gutgezeichnete Charaktere. Anziehende Situationen mangeln in diesem Lebensgemälde gleichfalls nicht; es ist nur zu bedauern, daß ihre Wirkung für den Leser meistens durch eine allzu große Wortfülle und durch die Neigung zu übermäßiger Kleinmalerei verloren geht und das Genreartige überall zu sehr hervortritt. Dem entsprechend ist von Reflexion, von höherm und geistigem männlichen Gedankeninhalt in dieser Erzählung wenig anzutreffen und die Betrachtung des Verfassers erhebt sich nirgends höher, als etwa in folgendem Satz, den wir als eine Probe von der Höhe seiner Lebensbeobachtung mittheilen: „Ich habe einen jungen Mann gekannt, der nur mit auffallend schönen Mädchen tanzte und der gerade aus diesem Grunde nie einen Korb bekam. Julie befolgte ein ähnliches System: man wußte, daß sie sich nur mit gescheidten Leuten unterhielt und alle andern mit einer kurzen Antwort und einem leichten Kopfnicken abfertigte oder auch geradezu stehen ließ. Grund genug, daß es bei den jungen Leuten für eine Auszeichnung galt, mit Julie Breder in einer längern Unterhaltung gesehen zu werden." Nun die Bemerkung ist fein genug, aber sie ist klein. In dieser Art von „kleinen" Betrachtungen besitzt, das müssen wir anerkennen, der vielgelesene Verfasser eine gewisse Virtuosität, welche eine leichte, humoristische Ausdrucksweise noch mehr hervorhebt und die den Frauen gefällt, den Männern aber nichts zu denken gibt. Nachdem wir so Verdienst und Unverdienst Hackländer's auf gerechter Wage abgewogen zu haben glauben, können wir den Liebhabern seiner Muse getrost überlassen, sich an der vorliegenden Arbeit zu ergötzen, überzeugt, daß unsere an ein strengeres Maß gewöhnte Kritik ihm bei jenen nicht schaden wird. 4.

Notiz.

Charles Boner als Uebersetzer aus dem Deutschen.

Ein Berichterstatter über unsere „Balladenchronik" in Nr. [illegible] des „Parthenon" hat seinen Bericht mit sehr freundlichen Worten über unsere Blätter und mit einer Uebersetzung der Ballade „Letzte Beichte" begleitet, und uns dadurch zu lebhaftestem Danke verpflichtet, den wir ihm in keiner geeignetern Weise abzustatten wissen, als indem wir diese Bearbeitung hier abdrucken lassen.

The last confession.

She lies upon a soft white bed,
In fiercest fever restless turning;
Confused, oppressed her aching head,
Throbbing her pulse, her temples burning.
The form once full is faded now,
Her cheeks are wasted, sunken, pallid;
With torturing words the monk tells how
No hope for grace, save one, is valid.

„How was thy soul as fair as day
When yet, with fervent adoration,
Thou in thy little room couldst pray
«O Lord, deliver from temptation!» —
When thou didst come in modest guise
On feast days, godly and contented,
Receiving with coy, downcast eyes
The sacrament which I presented.

„How different then when thou didst toy,
Drawn by a lover's hellish power;
Didst forfeit for insensate joy
Thy heavenly bridegroom's priceless dower!
Repent! — it still is time: — Return!
But soon the moment will be over:
Soon thou wilt other worlds discern.
Already clouds thine eyes do cover!"

Sighing, she painfully turns round
And gratefully his hand she presses.
„O kindly guide, your warnings sound
To conscience' innermost recesses! —
Curs'd be the day and curs'd the night
When in his arms I thought did smother;
When, by Love's dread demoniac might,
We seemed to change hearts with each other!

„On the grave's brink you've saved from hell
My soul that over it did hover:
Oh let me, holy man, compel
To like repentance him, my lover!
Oh lead him here that I may tear
His heart with grief at his condition,
Till he renounce in wild despair
The sinful life that brings perdition!"

He enters now. — In still hush'd wise
He to the bed approaches slowly.
She locks him in her arms and cries,
„Now thou art mine, — for ever — wholly!"
The lips, where now fresh life again
Glows suddenly, despite the sadness,
With passionate convulsive strain
Are pressed to his in Love's great madness.

„What's bliss;" she cries; „What's heavenly rest?"
While her twined arm his neck enlaces.
„*My* Heaven is here upon thy breast,
And blessedness in thy embraces!
A kiss, *one* kiss, ere life have fled;
Once, only once, before we sever! —
Now Hell affrights me not!" — she said.
And her tired eyelids closed for ever.

Wir haben allen Grund zu der Vermuthung, daß diese wie uns
ünkt im ganzen sehr wohlgerathene Bearbeitung wie so manche an-
ere Mittheilung im „Parthenon" aus Deutschland und über deut-
che Literatur von Charles Boner herrührt, dem Verfasser des lie-
enswürdigen Buchs „Chamois hunting in the mountains of
avaria", der dramatischen Dichtung „Cain", der „Verse"
. s. w., von dessen neuestem Werke „Forest creatures" so-
en auch eine schön ausgestattete deutsche autorisirte Ausgabe
mit Illustrationen von Guido Hammer) unter dem Titel
Thiere des Waldes" bei J. J. Weber erschienen ist. Wie es
eint, hat die Neigung zur Gebirgsjagd den Engländer ver-
laßt, seit Jahren seinen Aufenthalt in Oberbaiern, gegen-
ärtig in München zu nehmen. Die frühere „Literary ga-
tte" nannte ihn auf Anlaß seines neuesten Werks einen
Sportsman mit all der Keckheit und Unerschrockenheit eines
niaien Nimrod, der neben einer außerordentlichen Erzählergabe
ungewöhnliches Beobachtungstalent besitzt". Wie man sieht,
cht aber Charles Boner nicht blos auf bairische Gemsen und
erhähne, sondern mit gleichem Glück auch auf deutsche Ge-
hte und Balladen Jagd. Seine Gedichtsammlung „Verse"
ondon 1858) enthält unter andern auch eine ganze Anzahl
atscher Gedichte von Goethe, Schiller, Heine, Hebel, Auers-
g, Dingelstedt, Freiligrath, Kobell u. s. w. in gelungenen
hmischen Nachbildungen. H. M.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Der Lordmajor von London, oder: Leben in der City vor 100 Jahren. Historischer Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Brooks, S., Ernst Adair, oder: Des Lebens Silberfaden. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Dichtergrüße. Original-Beiträge von Blum, Bowitsch, Cappilleri, Castelli rc. Herausgegeben von W. Cappilleri. Olmütz, Halauska. 16. 20 Ngr.

Fröhlich, A. E., Der Brand in Glarus. Eine Erzählung. Zürich, Schultheß. 8. 12 Ngr.

Harless, E., Die elementaren Funktionen der kreatürlichen Seele. Psychologisches Fragment aus dem Nachlass des Verfassers. Herausgegeben von A. v. Harless. München, Fleischmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Horn, J. F., Sophonisbe. Tragödie in fünf Acten. Kiel, Homann. 8. 22½ Ngr.

Housse, L., Die Faustsage und der historische Faust. Eine Untersuchung und Beleuchtung nach positiv-christlichen Principien. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 15 Ngr.

Klopfleisch, C., Die Schlacht bei Jena nach den besten Quellen und Schriften für die Besucher der Gegend von Jena und für Freunde geschichtlicher Erinnerungen überhaupt erzählt. Nebst einer Karte. Jena, Deistung. Gr. 8. 20 Ngr.

Krabbe, O., Savonarola. Ein Lebensbild aus Italien. Vortrag vor einem Kreise von Männern und Frauen gehalten zu Rostock am 25. Februar 1862. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 14 Ngr.

Krafft. — Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. H. U. Krafft's Denkwürdigkeiten bearbeitet von A. Cohn. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Mögliche Lösung der europäischen Verwickelungen. Vom Verfasser der Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—50 (Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer.) Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Mácha's, K. H., ausgewählte Gedichte. Aus dem Böhmischen übertragen von A. Waldau. Prag, Dominicus. Gr. 16. 25 Ngr.

Menzel, W., Allgemeine Weltgeschichte von Anfang bis jetzt. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. 8. 4½ Ngr.

Meyer, J., Land, Volk und Staat der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Minnich, J. A., Reisebilder aus Spanien. Mit einer Ansicht des Saales der Abenzerragen in der Alhambra. Zürich, Schultheß. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Niedermayer, A., Das Pfingstfest in Rom 1862. Freiburg im Br., Herder. 12. 12 Ngr.

Perels, M., Meine Selbstbiographie. Mit Anhang: Vertrauter Briefwechsel bekannter lebender Künstler-Persönlichkeiten. Berlin, Lassar. Br. 8. 15 Ngr.

Reusch, F. H., Bibel und Natur. Vorlesungen über die mosaische Urgeschichte und ihr Verhältniß zu den Ergebnissen der Naturforschung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Revolutionskrieg in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Von einem österreichischen Veteranen. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Schrag. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rüstow, W., Der italienische Krieg von 1848 und 1849. Mit einer kurzen Kriegstheorie in kritischen Bemerkungen über die Ereignisse. Mit 6 Blättern, Karten und Plänen. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Saphir's, M. G., Schriften. 1ste bis 4te Lieferung. Wien. 8. à 6 Ngr.

Schloenbach, A., Garibaldi-Lieder. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung; die Bestellungen sind deshalb sofort zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Uebersendung stattfinde. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Außer dem Hauptblatt werden **wöchentlich drei Beilagen** von je einem halben Bogen gegeben, welche zur Ergänzung des Hauptblatts dienen und außerdem belehrende und unterhaltende Mittheilungen, Reisebriefe u. s. w. sowie ein Feuilleton enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" mit Entschiedenheit und Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe-Galerie.	**Schiller-Galerie.**
Funfzig Blätter in Stahlstich	Funfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen	**in 10 Lieferungen**
zu 1 Thlr. 10 Ngr.	zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und **Arthur von Ramberg.**

Mit Erläuterungen von **Friedrich Pecht.**

Die beiden echt deutschen Prachtwerke, in jeder Beziehung allgemeiner Verbreitung werth, sind in Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr. (die „Schiller-Galerie" auch complet zu 13 Thlr. 10 Ngr., in Leinwandband zu 15 Thlr. 10 Ngr., in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr., Prachtausgabe in Folio 24 Thlr., geb. 30 Thlr.) durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Karl Jacobi's Unterrichtsbriefe,

revidirt von Herrn **Fabio Fabrucci,** Professor an der Königl. Universität, und Dr. **August Boltz,** Professor an der Königl. Kriegs-Akademie zu Berlin.

Diese Unterrichtsbriefe bieten das anerkannte gediegenste Hülfsmittel zur Selbsterlernung der

englischen, franz. und italien. Sprache,

sowie der **Stenographie.**

Honorar für jede Sprache pr. Monat 15 Sgr. = 1 Fl. östr. W.

Den besten Beweis für die Vorzüglichkeit des Jacobi'schen brieflichen Unterrichts liefern nicht allein die zahlreichen Nachahmungen, die derselbe gefunden hat, sondern auch die warmen Empfehlungen, die ihm von seiten seiner bisherigen Schüler und der gesammten Presse zu Theil geworden sind. Kein ähnliches Werk hat sich einer gleichen Anerkennung zu erfreuen gehabt.

Näheres im Prospect, der in jeder Buchhandlung für 2½ Sgr. zu haben, sowie auch von uns auf portofreie Briefe direct zu beziehen ist.

Expedition der Jacobi'schen Unterrichtsbriefe in Berlin.

Verlag von **Boyes & Geisler** in Hamburg.

Drei Novellen

von

Adelheid von Auer.

Inhalt: Brillanten vom reinsten Wasser. — Studien am Spieltisch. — Nie.

Min.-Ausg. Eleg. gebunden 2 Thlr., geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Alter Ego.

Eine Studie zu Shakspeare's Kaufmann.

Geh. Preis 6 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Zehnte Auflage. 15 Bände. Complet 20 Thlr.

Durch Vollständigkeit und Gediegenheit der Bearbeitung behauptet dies Nationalwerk der Deutschen stets den Vorrang vor allen directen und indirecten Nachbildungen. Zu beziehen in 80 Heften zu 7½ Ngr.
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.
vollständig: 20 Thlr., geb. 23⅓ Thlr., 24 Thlr., 24⅔ Thlr.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

500 Blätter in Stahlstich nebst Text.

Complet 24 Thlr., cartonnirt 26⅔ Thlr., gebunden 32 Thlr.
Auch in Lieferungen oder zehn Abtheilungen zu beziehen.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften zu 6 Ngr.

„Unsere Zeit" zählt die geachtetsten Schriftsteller zu Mitarbeitern und bildet eine laufende Fortsetzung des Conversations-Lexikon.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1862.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Lessingiana. I. Lessing's „Beiträge zur Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste". II. Johann Friedrich Freiherrn von Cronegk's Todesjahr. Von **Richard Pohl**. — Katholisirende Belletristik. Von **Emil Müller-Samswegen**. — Frankfurt a. M. im Mittelalter. — Reformationserinnerungen in Florenz. Von **Richard Schillbach**. — Ludwig Bechstein's „Deutsches Museum" in neuer Folge. — Aus Griechenland. — **Notiz**. (Aus brieflichen Mittheilungen.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Lessingiana.

I.

Lessing's Beiträge zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste".

Nachdem die vorzüglichen Ausgaben der sämmtlichen Schriften G. E. Lessing's von K. Lachmann und W. von Maltzahn erschienen sind, und die in ihrer Art nicht minder vortrefflichen Ergänzungen von Danzel, Guhrauer und Mohnike theils durch die erste Ausgabe hervorgerufen wurden, theils zur Grundlage der zweiten gedient haben, sollte man annehmen können, daß die Untersuchung über die Echtheit dessen, was Lessing geschrieben und veröffentlicht, als geschlossen, mithin die Sammlung seiner Schriften in der neuesten Ausgabe (von 1853—57) als vollständig zu betrachten sei. Dennoch finden sich *einige* zweifelhafte Fälle, in welchen die Autorschaft oder Nichtautorschaft Lessing's bisjetzt nicht mit absoluter Gewißheit zu behaupten war, deren weitere Erörterung deshalb keine überflüssige sein kann. Denn Lessing gehört, wie Danzel treffend bemerkt, zu den Männern, von denen jedes Gedankenspänchen seinen Werth hat, weil sie immer aus dem vollen Holze gearbeitet haben.

Ein solcher zweifelhafter Punkt ist die Frage über die größere oder geringere Betheiligung Lessing's an der in den Jahren 1757 und 1758 von Nicolai und Mendelssohn herausgegebenen, in Leipzig (bei Dyk) erschienenen „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste". Lachmann nahm in seine Ausgabe der Lessing'schen Schriften (V, 77—100) nur zwei Beiträge auf „Im Lager bei Prag"; aus dem zweiten Stück des ersten Bandes der „Bibliothek", S. 426—429; und „Die Idyllen Theokrit's, Moschus' und Bion's aus dem Griechischen übersetzt", aus dem zweiten Stück des zweiten Bandes, S. 366—396), deren unzweifelhafte Echtheit nachzuweisen war. In einer Note fügte er aber Folgendes hinzu:

Nach einer Anmerkung von Nicolai zum einunddreißigsten Literaturbriefe, im sechsundzwanzigsten Theil der Lessing'schen Schriften (Ausgabe von 1794, S. 85) hat Lessing zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste", außer der Recension von Lieberkühn's „Theokrit" nur „ein paar kurze nicht bedeutende Nachrichten" geliefert. Es läßt sich beweisen, daß im zweiten Stück des ersten Bandes zwei Zusätze von Lessing sind, die beide Nicolai sehr gefielen, und daß einer davon zwei Grenadierlieder von Gleim enthielt. (Briefe an Mendelssohn, 18. August 1757, von Mendelssohn 13. September, von Nicolai 7. September.) Dieser steht in dem genannten Stücke, S. 426—429 (und ist eben der erste von Lachmann in den Text aufgenommene). Der andere ist schwer zu finden, wenn es nicht etwa der Schluß folgender Nachricht ist, S. 403. (Folgt der Abdruck einer Anzeige der „Sämmtlichen theatralischen Werke von Destouches und Regnard in deutscher Uebersetzung"; bei Maltzahn in der Anmerkung wiederholt, V, 81.) Unter den vermischten Nachrichten im zweiten Stück des zweiten Bandes sind zwei (S. 422—434), bei denen man wol an Lessing denken könnte; es schien aber zu verwegen, sie ohne bestimmtere Anzeichen aufzunehmen.

Hierauf erschien im „Literarhistorischen Taschenbuch" von Robert Prutz (sechster Jahrgang, 1848) ein sehr gründlicher Aufsatz von Th. W. Danzel: „Lessing über Gleim. Ein Nachtrag zur Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken", dessen Hauptzweck darauf gerichtet war, nachzuweisen (S. 294—308), daß die im zweiten Stück des dritten Bandes (S. 321 fg.) der „Bibliothek" erschienene Recension über Gleim's „Lieder, Fabeln und Romanzen" zum größten Theil (nämlich von S. 321—330, über die Fabeln) von Lessing herrühre, während nur die kurzen Zusätze (von S. 330—335) über die Romanzen und Lieder von Mendelssohn seien, obgleich der ganze, mit E. unterzeichnete Artikel bisher (auch von Lachmann) Mendelssohn zugeschrieben worden war. Danzel's Beweisführung (die er auch in „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke", I, 340—341, im Auszug wiederholte) war so gründlich und überzeugend, daß von Maltzahn diese unzweifelhaft echte Kritik Lessing's in seine

Ausgabe (V, 104—111) mit aufnahm, im übrigen aber nur den oben mitgetheilten Zusatz von Lachmann wieder als Anmerkung (V, 81—82) unverändert abdruckte, wonach also von Maltzahn anzunehmen scheint, daß die Echtheit der übrigen, in jener Lachmann'schen Note bezeichneten „Vermischten Nachrichten" für ihn noch zweifelhaft sei.

Nun hat Danzel in seinem obengenannten Aufsatz aber auch die Frage über die Echtheit jener „Vermischten Nachrichten" einer ausführlichen Untersuchung unterzogen. Er hat (bei Prutz, S. 264—282) sämmtliche, in den vier ersten Bänden der „Bibliothek" enthaltenen Notizen (die hier allein in Betracht kommen können) auf den Lessing'schen Ursprung geprüft, und ist dabei zu folgenden Resultaten gelangt, die wir hier zu commentiren haben.

1) Ueber die Echtheit der Notiz „Im Lager bei Prag", worin die zwei Kriegslieder von Gleim mitgetheilt werden, ist gar kein Zweifel. Schon Nicolai bestätigte dieselbe in einer Note zu seinem Briefe an Lessing vom 7. September 1757 (Lachmann, XIII, 86).

Bemerkenswerth ist nur, daß bei der sonst so vollkommenen philologischen Genauigkeit der Lachmann'schen Ausgabe, da wo im Original nur .... gesetzt sind, die Anfangsbuchstaben „Th... und B." im ersten Liede („Schlachtgesang"), und die Zeile „Fließt nach Th..." im zweiten Liede („Siegeslied") ergänzt wurden. Die Bedeutung dieser .... im ersten Schlachtgesang ist allerdings aus dem Briefe Lessing's an Gleim vom 14. Juni 1757 (Maltzahn, XII, 101) bekannt. Dort steht:

> Denn was kann wider unsern Gott
> Theresia und Brühl? —

an der Stelle der unterdrückten Verszeile. Beim zweiten Gedicht wissen wir aus Gleim's (später von Lessing herausgegebenen) Kriegsliedern, daß der durch Punkte zerstörte Zusammenhang der betreffenden Zeilen hieß:

> Und alles Blut aus dieser Schlacht
> Fließt nach Theresia.

Der Mittelweg, den Lachmann wählte: anstatt der Punkte oder der vollen Namen, die Anfangsbuchstaben zu setzen, war demnach nicht ganz correct. Nachdem Danzel diese unbedeutende Abweichung zur Sprache gebracht, hätte Maltzahn in der neuen Ausgabe sie wol beseitigen können.

Wir haben aber hier zu ergänzen, daß auch Danzel in seinen Bemerkungen über die Gleim'schen Kriegslieder (Prutz, S. 265) eine kleine Incorrectheit untergelaufen ist. Indem er die auf jene Lieder sich beziehende Stelle aus Lessing's Brief (an Gleim) citirt, hat er nicht beachtet, daß die Lesart in beiden Drucken des ersten Liedes nicht völlig übereinstimmend ist. Die dritte Strophe dieses Gedichts lautet im Lessing'schen Briefe (Maltzahn, XII, 101) als dem ältern Original:

> Aus deinem Schädel trinken wir
> Bald deinen süßen Wein,
> Du Ungar! Merseburger Bier
> Soll dann verschmähet sein.

In der spätern Veröffentlichung in der „Bibliothek" (und danach bei Lachmann, V, 78, und Maltzahn, V, 82) ist diese Strophe aber so verändert:

> Aus deinem Schädel trinken wir
> Bald deinen süßen Wein,
> Du Ungar! Unser Feldpanier
> Soll solche Flasche sein.

Diese Verbesserung muß von Lessing selbst herrühren. Dies hängt so zusammen. Lessing hatte Gleim's Autorschaft nur errathen können, denn diese Lieder erschienen zuerst als fliegende Blätter anonym. Auch hatte Gleim sie nicht (wie Nicolai irrthümlich angibt, Lachmann, XIII, 86) selbst an Lessing geschickt, sondern dieser hatte sie, wie er schreibt: „von Berlin vor einigen Tagen bekommen". Indem er nun Gleim auf eine schalkhafte Weise zu verstehen gibt, daß er den Autor recht gut erkannt habe, fährt Lessing fort:

> Das einzige merseburger Bier will mir nicht recht zu Halse! Wenn der tapfere Dichter nicht seit der Zeit geblieben ist und ich ihn jemals kennen lerne, so soll er mir diese Zeile ändern müssen. Mit der alten Lesart soll das Lied allemal im Lager, und mit der neuen auf dem Parnasse gesungen werden. Und wie dächten Sie wol, mein lieber Gleim, daß die letztere ungefähr heißen könnte? O ich bitte Sie recht sehr, denken Sie einen Augenblick darauf. Die Sommersprosse auf dem schönen Gesichte eines Landmädchens ist sehr natürlich; aber dieses Natürlichen ungeachtet wünsche ich die Sommersprosse doch lieber weg. (Maltzahn, XII, 102.)

Gleim hat auf diese feine Kritik nichts erwidert. Sein nächster Brief (vom 8. August 1757) geht nicht auf Lessing's Scherz ein, gibt aber keine verbesserte Lesart, sondern spricht schon von neuen, unterdeß entstandenen Siegesliedern. (Lachmann, XIII, 78.) Die spätern Briefe Gleim's kommen zwar noch öfter auf die Kriegslieder zurück, da deren spätere Sammlung, Herausgabe und Bevorwortung Lessing bekanntlich übernahm (Maltzahn, V, 112—114), beantworten jedoch Lessing's erste Frage nicht, trotzdem verschiedene neue Lesarten für später entstandene Lieder zur Sprache kommen. Die Antwort Gleim's wäre auch zu spät gekommen, denn schon in der Mitte August schreibt Lessing an Nicolai:

> Heute habe ich den letzten Bogen (vom zweiten Stück des ersten Bandes) der „Bibliothek" corrigirt. (Maltzahn, XII, [illegible])

Am 13. September war das fertige Heft bereits in Berlin ausgegeben, denn Mendelssohn schreibt:

> Herr Nicolai freut sich ungemein über den schönen Zuwachs der „Bibliothek". Die beiden Lieder sind gewiß Meisterstücke und [illegible] men den bekannten Kriegsliedern in dem „Zuschauer" bei. (Lachmann, XIII, 87.)

Aus dem nächsten Briefe Lessing's an Gleim geht endlich hervor, daß Gleim von der Aufnahme seiner Kriegslieder im voraus nichts gewußt habe, was auch Danzel bestätigt (Prutz, S. 265). Lessing überraschte ihn am 21. September mit der Nachricht:

> Wissen Sie schon, daß ich die beiden Gesänge unsers begeisterten Grenadiers in das zweite Stück der „Bibliothek" habe einrücken lassen? Bald aber hätt' ich Händel darüber bekommen, wenn sich nicht der Major (von Kleist) des gemeinen Soldaten und seines Herausgebers angenommen hätte. (Maltzahn, XII, 118.)

Dies dürfte wol hinlänglich beweisen, daß obige [illegible]

besserte Lesart von Lessing herrührt. Gleim adoptirte dieselbe stillschweigend, denn sie steht nicht nur in der von Lessing (1758) besorgten ersten Sammlung, sondern ging auch in alle folgenden über. (Vgl. Gleim's „Sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte", Halberstadt 1811, IV, 14.)

Die zuletzt angezogene Briefstelle von Lessing gibt uns aber zugleich Aufschluß über das Schicksal der oben citirten zwei unterdrückten Verszeilen beim Abdruck der Kriegslieder in der „Bibliothek". Daß Lessing wegen Aufnahme dieser Lieder „bald Händel bekommen hätte", ist sehr erklärlich. Sachsen war damals (zu Anfang des Siebenjährigen Kriegs) in den Händen der Preußen. Es ist bekannt, daß Lessing wegen seiner preußischen Sympathien von seinen Landsleuten schel angesehen wurde und z. B. deshalb mit seinem Reisegefährten Winkler sich so weit entzweite, daß sie später miteinander processirten. Wenn nun Lessing in dieser aufgeregten Zeit in Leipzig selbst zwei Loblieder auf Sachsens Feinde drucken ließ, so wäre nur zu verwundern, wenn er keine Händel deshalb bekommen hätte! Wir vermuthen daher, daß die Seitenhiebe auf „Theresia und Brühl", die zu direct die sächsischen Sympathien verletzten, entweder von Lessing selbst, um weitern Unannehmlichkeiten auszuweichen oder (wahrscheinlicher noch) von der sächsischen Censur, vielleicht auch von dem ängstlichen oder patriotischen Verleger, Johann Gottfried Dyk, gestrichen wurden, und daß die Händel, die Lessing aus diesem Grunde mit einem der letztern beiden bekam, die sind, welche er in jenem Briefe an Gleim im Sinne hat.

Wir berührten diesen Punkt, weil Danzel (Prutz, S. 266) einen gewichtigern Grund für diese Weglassungen in Lessing's Charakter zu finden glaubte, „indem sie bewiesen, daß ihm die Bemerkungen über Verwünschungen und übertriebenen Patriotismus, die er 1759 bei Gelegenheit einer ähnlichen Weglassung in einem Gedichte Gleim's, das er in die «Literaturbriefe» einrückte, an diesen schrieb (Maltzahn, XII, 151), schon damals, zu Anfang des Kriegs, im Sinne lagen".

Diese seine Anticipation Danzel's (die er auch in „Lessing", I, 337, Anmerkung, wiederholte) dürfte, so bezeichnend sie auch für Lessing's edeln Charakter ist, durch obige Briefstelle mindestens bestritten, wenn auch nicht widerlegt werden können.

2) Um die schwierigere Aufgabe zu lösen, die zweite unter den „Vermischten Nachrichten" im zweiten Stück des ersten Bandes der „Bibliothek" herauszufinden, deren Autorschaft Lessing mit Bestimmtheit zuzuweisen wäre, prüft Danzel sämmtliche, in diesem Hefte enthaltenen Nachrichten genau nach Inhalt und Stil. Er bleibt bei der Notiz über Destouches und Regnard stehen, welche bereits Lachmann als die richtige bezeichnet hatte, und bestätigt dessen feines und scharfsinniges Urtheil aus innern, kaum noch bestreitbaren Gründen.

Nachdem aber zwei so gewichtige Autoritäten über diesen Punkt vollkommen übereinstimmend sich ausgesprochen hatten, durfte unsers Erachtens Maltzahn auch unbedenklich diese Nachricht aus der Lachmann'schen Note in den Text heraufnehmen, und hierdurch als Lessing's unzweifelhaftes Eigenthum anerkennen. Danzel forderte sogar hierzu direct auf, indem er sagt (Prutz, S. 267):

> Es kann für den Lessing'schen Ursprung der von Lachmann in einer Anmerkung aufgenommenen Aufsätze ein so positiver Beweis geführt werden, daß man in Zukunft wol berechtigt sein dürfte, sie in den Text von Lessing's Werken aufzunehmen.

Noch eines bekräftigenden Umstandes wäre aber hier zu gedenken, den Danzel noch nicht einmal kannte. Er bemerkt (Prutz, S. 271) bei Betrachtung einer Anzeige von Wieland's „Empfindungen eines Christen", nebst der Entgegnung von Uz: daß ein höchst trivialer Grund dafür zu sprechen scheine, daß diese Anzeige (anstatt jener kleinen) von Lessing herrühre: nämlich ihre Länge. Lessing schrieb unterm 18. August 1757 an Mendelssohn (Maltzahn, XII, 113):

> Ich habe zu den Neuigkeiten Verschiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es dem Herrn Nicolai nicht ungelegen sein wird. Herr Dyk wollte gern 14 Bogen voll haben.

Danzel folgerte daraus, daß, weil es darauf ankam, die erforderliche Bogenzahl vollzumachen und vermuthlich noch viel Raum übrig sein mußte (weil sonst keine besondern Veranstaltungen nöthig gewesen wären), der umfangreichste Aufsatz die nächste Berechtigung auf Lessing's Autorschaft haben könnte, und der zuletzt erwähnte ist 11 Druckseiten lang. Aber Danzel hatte zugleich ganz richtig herausgerechnet, daß dieses zweite Heft des ersten Bandes thatsächlich gar nicht 14 Bogen stark sei, sondern nur 202 Octavseiten habe (genauer genommen 204), sodaß, inclusive Titel und Inhalt, nur 13 Bogen Umfang herauskommen. Danzel schloß hieraus, daß bei der Angabe Lessing's „irgendetwas nicht in Ordnung sein könne", verwarf übrigens diesen Aufsatz auch aus andern Gründen.

Diese Conjectur ist jetzt durch einen Brief Lessing's, den erst Maltzahn veröffentlichte (XII, 114), also Danzel noch nicht kannte, vollkommen bestätigt worden. Dort schreibt Lessing an Nicolai:

> Sie haben sich gewaltig verrechnet; denn ob ich gleich an die acht Seiten dazugegeben habe, so sind es doch nicht mehr als 13 Bogen geworden.

Den Rechenfehler hatte also Nicolai gemacht; Lessing konnte, dem Verleger zu Gefallen, unmöglich in aller Schnelligkeit über einen vollen Druckbogen dazuschreiben, beschränkte sich also auf einige kleine Beiträge, bis $12\frac{3}{4}$ Druckbogen gefüllt wurden. Die 11 Druckseiten umfassende Anzeige von Wieland's und Uz' kleinen Schriften könnte schon deshalb nicht von Lessing herrühren, weil er, nach eigener Angabe, nur acht Seiten dazu gegeben hatte.

Sind aber diese acht Seiten Manuscript- oder Druckseiten? Die beiden als Lessing'sche constatirten Artikel geben zusammen nur vier Druckseiten. Ist also die Angabe in Nicolai's Brief (vom 7. September 1757) richtig, daß Lessing nur zwei Beiträge zu diesem Hefte geliefert habe, so hat letzterer in seinem Briefe acht Manu-

scriptseiten gemeint, die allerdings vier Druckseiten der „Bibliothek" geben können. Ist aber Nicolai (was ihm öfter passirt) in seiner Bemerkung ungenau gewesen, so könnte Lessing auch acht Druckseiten gemeint haben, es wären daher in den „Vermischten Nachrichten" noch fernere Lessing'sche Beiträge zu suchen, und zwar im Umfang von vier Druckseiten.

Nach Danzel's ausführlicher Prüfung aller übrigen Nachrichten glauben wir aber uns für die erstere Annahme entscheiden zu dürfen.

3) Es sind noch die im Schluß der Lachmann'schen Note angeführten zwei Artikel aus dem zweiten Stück des zweiten Bandes auf den Lessing'schen Ursprung zu prüfen. Lachmann sagt bei Gelegenheit der Lessing'schen Kritiken in der „Vossischen Zeitung" (III, 375; Maltzahn, III, 376) in einer Anmerkung: „Der Auswähler wird nur gelehrten, nicht aber blos auf Gefühl beruhenden Gründen nachgeben dürfen." Deshalb schien es ihm auch im vorliegenden Falle „zu verwegen", ohne bestimmtere Anzeichen diese zwei Notizen in den Lessing'schen Text aufzunehmen.

Danzel geht (Prutz, S. 275) noch weiter, indem er „es nicht für allzu voreilig halten würde, wenn jemand schlechtweg verneinte, daß in den übrigen Heften Beiträge von Lessing zu suchen seien". Da indessen Lachmann (wie wir sehen werden, mit vollem Recht) anderer Ansicht war, so geht Danzel Schritt für Schritt sämmtliche Hefte durch, findet zwar auch keine andern Notizen als Lachmann; bezweifelt aber sogar die Echtheit der einen von diesem bezeichneten Kritik über eine englische Uebersetzung von Rabener's satirischen Briefen. Danzel sagt geradezu (Prutz, S. 281):

> Was diese Kritik anbetrifft, so kann ich nicht umhin zu bekennen, daß es mir unbegreiflich ist, wie einem bei ihr Lessing nur hat einfallen können; ja ich muß fast vermuthen, daß hier der Herausgeber bestimmte Gründe, die ich nicht zu errathen weiß, in petto behalten habe. Wie sollte Lessing dazu gekommen sein, sich für die lahmen Satiren Rabener's so lebhaft zu interessiren, daß er eine englische Uebersetzung wörtlich mit dem Original verglichen hätte? Wo gibt sich überhaupt Lessing mit dergleichen ab, wenn es nicht im Sinne eines allgemeinen, wesentlichen Interesses ist? (Vgl. Danzel, „Lessing", I, 340, Anmerkung.)

Welche Gründe Lachmann bestimmt haben mögen, gerade diese Kritik für eine Lessing'sche zu erklären, die selbst einem so scharfen Kenner wie Danzel so unecht erscheint, daß diese Conjectur ihm unbegreiflich ist, können wir so wenig als dieser errathen. Wir glauben aber in der Maltzahn'schen Ausgabe einen positiven Anhalt dafür gefunden zu haben, daß diese Kritik von Lessing sei. Unser Beweis ist ein um so glänzenderes Zeugniß für Lachmann's kritischen Scharfblick und sein überaus feines und richtiges Gefühl, als derselbe ihm unbekannt geblieben sein muß, weil er sich in einem Briefe findet, den erst Maltzahn entdeckt und in seine Ausgabe (XII, 122) aufgenommen hat. Es ist ein Brief Lessing's an Nicolai vom 25. November 1757, und die betreffende Stelle lautet:

> Rabener's satirische Briefe sind ins Englische übersetzt worden und seine ganzen Werke sollen es ehestens werden. Ich habe die erstern; soll ich in den „Vermischten Nachrichten" ihrer gedenken? Die Uebersetzung ist besser, als die von Gellert's „Schwedischer Gräfin" gewesen ist.

Nicolai's Antwort auf diesen Brief ist zwar verloren gegangen, doch wird sie jedenfalls bejahend ausgefallen sein. Thatsache ist, daß diese Kritik im zweiten Bande, zweites Stück, S. 434—436, erschien; auch Maltzahn macht (in einer Anmerkung zu dieser Briefstelle) hierauf aufmerksam. Warum nahm er aber diese Kritik selbst nicht in den fünften Band der Lessing'schen Schriften auf? Haben ihn die Danzel'schen Zweifel irre gemacht? Diesen stand die Lachmann'sche Bekräftigung gegenüber. Und da letztere beide jenen Brief noch nicht kannten, so fällt der in ihm gefundene Beweis um so schwerer in die Wagschale zu Lachmann's Gunsten. Vielleicht hat aber Maltzahn diesen Brief erst aufgefunden, nachdem der fünfte Band der Lessing'schen Schriften schon gedruckt war. Dann hätte er aber in seiner Anmerkung 2 (XII, 123) nicht sagen dürfen: „Eine Anzeige hiervon steht" u. s. w., sondern: „Lessing's Anzeige hiervon", und als Nachtrag den Wortlaut derselben an dieser oder einer andern Stelle geben sollen.

Allerdings kann man einwenden, daß aus jenem Briefe nur hervorgehe, daß Lessing diese Kritik habe schreiben wollen, daß aber hierdurch noch nicht bewiesen sei, ob er diese Arbeit auch selbst ausgeführt oder schließlich einem andern überlassen habe. Diese Möglichkeit ist in der That noch übrig; um ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen, haben wir auf Danzel's Gegengründe näher einzugehen.

Zunächst ist doch so viel gewiß, daß Lessing au[f] die englische Novität seine berliner Freunde zuerst aufmerksam gemacht hat, und daß er im Besitz derselben war. Daraus geht schon gegen Danzel hervor, daß Lessing sich thatsächlich „für die lahmen Satiren Rabener's" interessirt habe. Und warum sollte er auch nicht? Lessing hat sich noch für weit lahmere Schriften interessirt, er hat dergleichen dutzendweise in der „Vossischen Zeitung" recensirt; und wenn er das auch in Berlin thun mußte, während in Leipzig für ihn dazu eine redactionelle Nöthigung nicht vorlag, so beweist doch Lessing's gesammte kritische Thätigkeit, daß es ihm (wie Goedeke sehr [...] sagt) meist einerlei war, was er mit seiner unbestechlichen Kritik anfaßte, weil die Kritik selbst ihm die Hauptsache war. Ueberdies waren die Rabener'schen Satiren für die damalige Literaturperiode durchaus nicht „lahm" zu nennen; sie machten bekanntlich Epoche. Man lese unter anderm, was Goethe in „Aus meinem Leben" (Anfang des siebenten Buchs) und später in den „Einzelbe[...]" („Nachgelassene Werke", 1833, IX, 168) über Rabener sagt; er spricht von einer „großen Wirkung, die Rabener seinerzeit hervorbrachte". Und in dieser Zeit „[...] Wirkung" schrieb Lessing jene fragliche Kritik über [...] denn die zwei ersten Bände der „Satiren" erschienen 1751, der dritte (hier zunächst in Frage kommende [...] er die satirischen Briefe enthielt) 1752, der vierte 17[..]

bis 1761 (also innerhalb 10 Jahren) waren sechs Auflagen erforderlich; 1772 erschien die zehnte.

Ferner ist zu bedenken, daß, wenn noch heute die englische Uebersetzung eines deutschen literarischen Werks unter die seltenern Erscheinungen gehört und gewissermaßen als Auszeichnung zu betrachten ist, dies vor 100 Jahren noch viel mehr der Fall sein mußte. Schon aus diesem Grunde war es die Pflicht eines zeitgemäßen Unternehmens, wie die „Bibliothek" war, von dieser ehrenvollen Thatsache sofort Notiz zu nehmen. Und Lessing, ›er die Augen überall hatte, dessen Blick (nach Hebbel)

> Zugleich die steigende Sonne umfaßte,
> Wie den schüchternsten Halm, den ihr bescheidenster Strahl
> Weckte im Schoße der Erde —

›atte nicht nur früher als Mendelssohn und Nicolai Kunde davon erhalten, sondern sicher auch mit mehr In›eresse und Berechtigung als jene das Werk sofort so ›eprüft, wie er es zu thun gewohnt war — gründlich ›nd scharf. Zu jener Zeit nämentlich beschäftigte er sich ›orzugsweise mit der englischen Literatur. Je mehr er ›emüht war, ihre besten Erzeugnisse in Deutschland zu ›erbreiten, desto mehr mußte es ihn freuen, wenn man ›mgekehrt auch die bessern deutschen Producte in England ›inführte. Wie genau Lessing die englischen Novitäten ›erfolgte, geht sogleich aus dem nämlichen Briefe an ›icolai hervor. Er fährt dort fort:

> Auch habe ich ein ganz neues englisches Werk, „Vom Schö›en und Erhabenen", das ich H. Moses ehestens schicken will. ›r soll in dem nächsten Stücke seine Meinung davon sagen; ›ie meinige halte ich jetzt noch zurück, weil ich das Werk noch ›icht ganz gelesen. (XII, 123.)

Man bemerke den Unterschied, den Lessing zwischen ›eiden Werken macht. Ueber das letztere urtheilt er nicht, ›a er es noch nicht ganz gelesen hat; überdies will er ›s an Mendelssohn schicken, damit dieser es recensire. ›leber Rabener's Briefe urtheilt er aber sofort, woraus ›it Evidenz hervorgeht, daß er die Uebersetzung bereits ›enau kannte; er schickte sie aber nicht nach Berlin, weil ›selbst eine Anzeige davon machen und bei der beab›htigten Kürze derselben nicht einem andern aufs neue ›e Mühe einer genauen Prüfung und Vergleichung auf›irden will. Und daß Lessing nie eher urtheilte, als bis er ›lbst gründlich geprüft hatte, war ja eine von den großen ›igenschaften jenes seltenen Geistes, die ihn eben zu dem ›achten, was er war.

Daß Lessing die englische Uebersetzung aber „wörtlich" ›it dem Original verglichen habe (wie Danzel annehmen › müssen glaubt), ist damit noch keineswegs gesagt. ›essen bedurfte es hier auch nicht; denn er hatte keinen ›nge, Lieberkühn oder Klotz vor sich, an dem er die ›erunglimpfung eines Classikers zu rächen hatte, dem er ›shalb die Keulenschläge seiner vernichtenden Kritik füh›n lassen mußte, um ihm ein für allemal sein Dilet›ntenhandwerk zu legen. Im Gegentheil war er eher ›neigt, die Engländer zur Uebersetzung der Deutschen zu ›muthigen; auch war Rabener für ihn weder ein classi›er noch Lieblingsschriftsteller; philologische Genauigkeit und äußerste Schärfe also hier um so weniger am Platz, als er nur beabsichtigte, „in den «Vermischten Nachrichten» der Briefe zu gedenken". Aus Lessing's Kritik selbst ist auch nachzuweisen, daß er sich keineswegs tiefer mit der Prüfung eingelassen hat, als für seinen Zweck erforderlich war. Er sagt ausdrücklich, daß er das Buch nur sehr flüchtig durchblättert habe, und rügt in der Uebersetzung nur zehn auffallende und grobe Schnitzer, die ihm auf den ersten drei Bogen aufgestoßen sind, indem er das Original Rabener's bis zur Seite 46 damit verglich. Diese Fehler sind aber meist so stark, daß man ohne weiteres zu schließen berechtigt ist, daß sich auf den folgenden Bogen sicher nicht weniger grobe Fehler gefunden haben würden, wenn Lessing das über 400 Seiten starke Original mit den 317 und 325 Seiten starken zwei Bänden der Uebersetzung verglichen hätte; ja, daß sich sogar auf den drei ersten Bogen noch mancher kleinere Fehler würde haben finden lassen, wenn eine wörtliche Vergleichung überhaupt in Lessing's Absicht gelegen hätte. Mit dem Zusatz in seiner Kritik: „Dieser und dergleichen Unrichtigkeiten aber ungeachtet" u. s. w., sprach er aus, daß, wenn er weiter gegangen wäre, er mehr gefunden haben würde, daß er aber nicht weiter habe gehen wollen.

Endlich ist zu erwägen, ob jene Vergleichung für Lessing denn so ganz ohne „Interesse" gewesen sei, wie Danzel meint? Wie schon oben erwähnt, übersetzte Lessing zu keiner andern Periode so fleißig aus dem Englischen als gerade damals, und um sich immer mehr darin zu vervollkommnen, mußte es ihm sogar willkommen sein, englische Uebersetzungen deutscher Originale zu Rathe zu ziehen. Im Jahre 1755 beschäftigte er sich speciell mit Pope („Pope, ein Metaphysiker", V, 1); 1756 hatte er Hutcheson's „Sittenlehre der Vernunft" und Law's „Ernsthafte Ermunterung an alle Christen" aus dem Englischen übersetzt (V, 72—78) und zur Uebersetzung der Thomson'schen Trauerspiele eine Vorrede geschrieben (V, 72), nachdem er schon 1754 im ersten Stück der „Theatralischen Bibliothek" (IV, 159) sich ausführlich mit Thomson beschäftigt hatte. Im Jahre 1757 übersetzte er Richardson's „Sittenlehre für die Jugend" (V, 79); 1758 beschäftigte er sich mit Dryden und dessen dramatischen Werken (IV, 384).

Auch das obenerwähnte englische (anonym erschienene) Werk „Vom Schönen und Erhabenen", dessen Verfasser Burke war („A philosophical enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful", London 1757) interessirte ihn genug, um sofort eine Uebersetzung desselben anzufangen. Er schreibt (Ende Januar 1758) an Mendelssohn, sie sei schon „unter der Presse", und er wolle ihm ehestens den ersten Bogen davon schicken. Dies sei auch die Ursache, warum er ihm das Original jetzt nicht übersenden könne (Maltzahn, XII, 129). Am 18. Februar berichtet er wieder, seine Uebersetzung sei größtentheils fertig, aber noch nichts davon gedruckt (XII, 132). Am 2. April jedoch schreibt er, daß er in eine andere Arbeit gerathen sei, in der er sich auf keine Weise habe unterbrechen wollen. Er sei darüber von

seinem Engländer abgekommen und schicke diesen unterdeß nach Berlin; seine Uebersetzung könne zur Messe nunmehr doch nicht fertig werden (XII, 139, 140). Ueber das weitere Schicksal dieser Arbeit erfahren wir aus Lessing's Briefen vorläufig nichts; erst volle 10 Jahre später kommt er darauf zurück (Maltzahn, XII, 249). Mendelssohn weist aber bei Gelegenheit seines Auszugs aus dem englischen Original (in der „Bibliothek", Bd. 3, Stück 2, S. 291 und 320) auf eine, wie der Meßkatalog anzeige, demnächst mit Anmerkungen und Zusätzen erscheinende deutsche Uebersetzung hin, die er erst abwarten wolle, bevor er das neue philosophische System im einzelnen beurtheile und commentire. Mit dieser deutschen Bearbeitung ist die Lessing'sche gemeint, die aber nie erschienen ist, obgleich sie wie Danzel („Lessing", I, 352) berichtet, nicht nur 1758, sondern auch noch Michaelis 1759 im Meßkatalog unter den libris futuris mundinis prodituris verzeichnet steht, und zwar nach der zweiten englischen Ausgabe, mit Anmerkungen von Lessing. Er wird diese Arbeit, wie so viele andere, haben unvollendet liegen lassen; zunächst, weil ihn damals altdeutsche Studien von einer Uebersetzung abzogen, welche er nach seinem eigenen Bekenntniß (XII, 129) nur aus „Langeweile" begonnen hatte. Bald mag er sich aber auch überzeugt haben, daß eine selbst mit Anmerkungen und Zusätzen versehene Uebersetzung ihm nicht mehr genügen könne, weil das System des Engländers unzureichend sei und einer völligen Umarbeitung, respective Widerlegung und Neugestaltung bedürfte. Schon Mendelssohn sagt im Anschluß an eine briefliche Kritik Lessing's (XII, 133) in seiner Anzeige:

> Gegenwärtige Schrift enthält so viel neue und seltsame Bemerkungen, daß sie einen unvorsichtigen Weltweisen in Versuchung führen können, an ihrer Wahrheit zu zweifeln oder sein System fahren zu lassen. Der ungenannte Verfasser sucht auch alle bekannten Systeme niederzureißen. Allein seine Philosophie scheint uns an vielen Orten nicht gründlich genug, und er die Systeme nicht recht untersucht zu haben, die er zu widerlegen glaubt.

Wie viel weniger konnte Lessing diese Schrift genügen!

Wäre es zu gewagt, hier zu vermuthen, daß Lessing, durch Burke's Werk angeregt, die erste Idee zum „Laokoon" schon zu jener Zeit gefaßt habe? Lassen sich doch auch die Keime zur „Dramaturgie" in seinem damaligen Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai (vom 28. Juli 1756 bis 14. Mai 1757) nachweisen. So viel ist wenigstens zu behaupten, daß Mendelssohn's dahin einschlagende Arbeiten Einfluß auf Lessing's Entschluß geübt haben. Nachdem Mendelssohn schon im zweiten Stück des ersten Bandes der „Bibliothek" (S. 231—268) „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" veröffentlicht hatte, worüber er sodann mit Lessing correspondirte (Maltzahn, XII, 105, 108, 116; Lachmann, XIII, 71, 73, 80, 83, 85, 87), schrieb er für das zweite Stück des zweiten Bandes (S. 229—267) auch „Betrachtungen über das Erhabene und das Naive in den schönen Wissenschaften", die zu weitern brieflichen Verhandlungen mit Lessing Veranlassung gaben (Maltzahn, XII, 109, 111, 112, 126; Lachmann, XIII, 81, 89, 96), welche jedoch mehr Detailfragen, als das eigentliche systematische Fundament berührten.*) Lessing konnte oder wollte sich brieflich nicht tiefer auf diese Fragen einlassen; mündlich ist es kurz darauf (nach Lessing's Zurückkunft nach Berlin) allerdings geschehen, wie Nicolai berichtet (in der Anmerkung zu Lessing's Brief vom 2. April 1758; Maltzahn, XII, 141), welcher durch Mendelssohn's erste Abhandlung auch angeregt wurde, eine zweite über dieselbe Materie zu schreiben (Maltzahn, XII, 141, Anmerk., und Lachmann, XIII, 80, 85, 87), was er jedoch nicht ausführte; ebenso wenig wie einen für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefwechsel über denselben Gegenstand. Letzteres Project scheiterte an Lessing's Schweigen, auf dessen Mitwirkung dabei gerechnet war. (Maltzahn, XII, 141.)

Guhrauer bedauert, daß dieser „vielversprechende Entwurf nicht ausgeführt worden" („Lessing", II, 1, 29), doch sind die Gründe dafür zu errathen. Lessing hatte schon seinen Briefwechsel über die dramaturgischen Fragen abgebrochen, weil er zu hoch über Nicolai stand, um nicht durch dessen dilettantisches Philosophiren mehr gehemmt als gefördert zu werden, und weil er auch schon mit Mendelssohn in zu wesentlichen Punkten differirte, um derartige gemeinsame Arbeiten für sich selbst noch als erfreulich und ersprießlich betrachten zu können. Danzel hat das geistige Misverhältniß, welches zwischen den drei Freunden eigentlich von Anfang an geherrscht hatte, in der Periode der „Bibliothek" aber zuerst Lessing klar zum Bewußtsein kam, lichtvoll entwickelt. (Prutz, S. 285—29[illegible]) Lessing ging zwar noch immer auf ihre Ansichten und Arbeiten sorgfältig ein, weil sie in der That das Beste waren, was in jener Periode auftauchte; aber er that dies mehr aus Freundschaft als aus Ueberzeugung von ihrem großen Gehalt; ihrem Gefühl einer Gleichberechtigung widerspricht das Bewußtsein seiner eigenen Ueberlegenheit; er berührt fast immer nur einzelnes, während er für sich einen neuen fundamentalen Aufbau im stillen schon vorbereitete. Von Mitarbeiterschaft im engern Sinne, wenigstens von so gemeinsamer Arbeit, wie sie Lessing noch 1754 mit Mendelssohn in „Pope, ein Metaphysiker" unternommen, konnte jetzt nicht mehr die Rede sein.

Trotzdem waren Mendelssohn's Arbeiten für Lessing von relativem Werth und indirectem Nutzen. Mendelssohn stand auf der Höhe seiner Zeit; Lessing stand über derselben. Mendelssohn diente mithin Lessing als Maßstab für das, was bis dahin bereits geleistet war, und was für ihn allein zu leisten noch übrig blieb; er war gleichsam der Probirstein für den geistigen Gehalt des bisher Vorhandenen, für das Verständniß der Besten unter seinen Zeitgenossen. Lessing zog daher auch noch Mendelssohn's Urtheil in schwierigen Fragen zu Rathe, z. B. im Entwurf zum „Laokoon" („Nachl[illegible]

*) Danzel scheint anzunehmen, daß Mendelssohn diese letztere Abhandlung erst nach der Bekanntschaft mit Burke's Werk geschrieben habe („Lessing", I, 353, 354). Doch läßt sich aus der Chronologie der citirten Briefe nachweisen, daß das Umgekehrte der Fall war.

XI, 1, 149), aber sicher nicht, um sich von diesem corrigiren, sondern nur aufmerksam machen zu lassen, wo er noch deutlicher oder detaillirter sich aussprechen müsse, um nicht misverstanden zu werden. Wenn wir also oben behauptet haben, daß Mendelssohn's ästhetische Arbeiten in der „Bibliothek" Einfluß auf Lessing's Entschluß hatten, so ist dies in dem Sinne zu verstehen, daß sie ihn antrieben, Aehnliches aber Besseres zu schreiben; dies jedoch ferner nicht in Gemeinschaft, sondern für sich allein zu unternehmen.

Mendelssohn's „Abhandlung über die Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" bezeichnet Guhrauer („Lessing", II, 1, 27) als die wichtigste Erscheinung in der Aesthetik auf deutschem Boden, nach Baumgarten, und als wichtiges Mittelglied in der Entwickelung der Ideen, deren reife Frucht der „Laokoon" wurde. Daß aber die Franzosen und Engländer in ihrer Aesthetik damals noch unter Mendelssohn standen, zeigten einerseits Batteux, der nebst seinem deutschen Bearbeiter Ramler (sowol Lessing's als Mendelssohn's intimer Freund) von Mendelssohn bereits bekämpft und überwunden wurde; andererseits Burke's Theorie, die zu derselben Zeit erschien, wie jene Abhandlungen Mendelssohn's. Burke in Deutschland einzuführen, war Lessing's ursprüngliche Idee; sowie er aber kritisch näher darauf einging, erkannte er sofort, daß er dabei nicht stehen bleiben könne, ohne sich unnützerweise aufzuhalten. Er fühlt, daß Mendelssohn dem Burke weit näher steht als ihm, überläßt also diesem nicht allein die Kritik des Werks (die aber Mendelssohn nicht wagen wollte, bevor er Lessing's Ansichten in den versprochenen Zusätzen zur deutschen Bearbeitung [Maltzahn, XII, 129] kennen gelernt, weshalb aus der beabsichtigten „Kritik" nur ein „Auszug" wurde), sondern will ihm auch die Arbeit zuweisen, aus den brauchbaren Materialien des Engländers ein besseres System zu machen. (Maltzahn, XII, 133.) Mendelssohn's Philosophie ging jedoch gar nicht darauf aus, ein eigenes System zu gründen (wie er auch im Anhang zum „Phädon" [Moses Mendelssohn's „Gesammelte Schriften", 1843, Bd. 2] ausspricht), und so wurde schließlich weder die Uebersetzung noch die Bearbeitung Burke's unternommen; aber Lessing behielt beide Projecte fortwährend im Auge.

Zunächst ist uns im „Nachlaß" das Fragment einer Abhandlung Lessing's über „Burke's philosophische Untersuchungen" aufbewahrt (XI, 1, 57), welches Danzel („Lessing", I, 352 und 354, Anmerkung) mit voller Berechtigung in das Jahr 1758, und zwar in den Schluß des damaligen leipziger Aufenthalts versetzt. Mendelssohn schrieb Anmerkungen zu den einzelnen Sätzen, die später in Berlin entstanden sein müssen; sie beweisen, daß Lessing mit Mendelssohn sehr speciell darüber verhandelte. Daß aber letzterer versuchte, auch selbständig das Burke'sche System durchzuarbeiten, beweisen Mendelssohn's „Bemerkungen" darüber, die in der Ausgabe von Lessing's „Leben und Nachlaß" von Karl Lessing (1795, 201—232) den Lessing'schen „Bemerkungen" vorausgedruckt sind und deshalb wol auch vor diesen, jedenfalls unabhängig davon entstanden sind. Mendelssohn schließt seine „Bemerkungen" mit dem Bekenntniß:

> Ich werde mich vermuthlich bald zu langweilig, bald zu kurz und zu undeutlich ausgedrückt und, was noch schlimmer ist, vielleicht öfters widersprochen haben. Jedoch es sind bloße Embryonen von Gedanken, die ein Lessing erst entwickeln und beseelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Misgeburten eine regelmäßige Gestalt geben und ein Leben einhauchen.

Mendelssohn wies also die weitere Ausführung von sich und an Lessing zurück. Dieser nahm auch das vorhandene Material mit sich nach Breslau, denn Klose berichtet an Karl Lessing („Lessing's Leben", I, 248):

> Burke's Werk „Vom Erhabenen" hatte er angefangen zu übersetzen; weil aber eine vollständigere Ausgabe davon erscheinen sollte, so war er entschlossen, dieselbe abzuwarten und es alsdann mit seinen eigenen Abhandlungen bereichert herauszugeben.

Unterdessen wurde jedoch der erste Theil des „Laokoon" vollendet, und hiermit die Wahrscheinlichkeit, daß Lessing nochmals auf Burke zurückging, immer geringer, unserer Ansicht nach sogar zur Unmöglichkeit. Lessing konnte Burke wol für die fernern projectirten Theile des „Laokoon" benutzen, aber kaum noch Satz für Satz commentiren wollen. Allerdings kommt er in Hamburg zum dritten male auf sein Project zurück. Sein Bruder Karl mag ihn (in einem verlorenen Briefe) gebeten haben, die Fragmente seiner Uebersetzung ihm zu überlassen, um dieselbe zu vollenden; denn Lessing schreibt am 28. October 1768 an Karl:

> Die Uebersetzung des englischen Werks über das Erhabene und Schöne habe ich selbst noch gar nicht aufgegeben. Es ist mir lieb, daß ich so damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazumachen wollte, jetzt sicherlich sehr unzufrieden sein (XII, 249).

Hier ist aber nur noch von der Uebersetzung, nicht mehr von der Abhandlung, als zukünftige Arbeit, die Rede. Erstere mochte Lessing darum nicht aufgeben wollen, weil er schon zu viel daran gearbeitet hatte. Als Mitbesitzer der Bode'schen Druckerei dachte er wahrscheinlich daran, Burke im eigenen Verlag erscheinen zu lassen, was nach seinen Vorarbeiten nur noch eine geringe Zeit in Anspruch genommen hätte. An eine Bearbeitung des Burke'schen Systems dachte er aber zuverlässig nicht mehr; weil das, was er davon brauchen konnte, im „Laokoon" schon aufgegangen war oder für die folgenden Theile benutzt werden konnte.

Somit wäre unsere Vermuthung, die ersten Grundideen zum „Laokoon" bis 1758, auf das Erscheinen von Burke's Werk, zurückzuführen, vielleicht nicht ganz unbegründet, und würde einen neuen Beweis zu dem von Danzel (Prutz, S. 290) aufgestellten Satze liefern: „daß die «Bibliothek» in Lessing's Bildungsgeschichte äußerst wichtig sei, da sich von ihr aus der Ursprung der bedeutendsten von Lessing's Werken construiren läßt". In Beziehung auf die „Literaturbriefe" und die „Dramaturgie" weist dies Danzel selbst nach; daß die Abhandlungen über die „Fabel" gleichfalls in jener Zeit vorbereitet wurden, ist klar ersichtlich; daß der erste Entwurf zu „Emilia Galotti" durch das Preisausschreiben der

„Bibliothek" veranlaßt wurde, ist bekannt. Wenn nun auch Burke's und Mendelssohn's Abhandlungen Veranlassung gewesen sein sollten, den ersten Keim zum „Laokoon" in Lessing zu entwickeln — der bekanntlich erst durch Winckelmann zum Durchbruch und zur Reife gelangte, aber sicher nicht so schnell zu einem System sich krystallisirt hätte, wenn Lessing nicht schon früher darauf vorbereitet gewesen wäre —, so wäre in der That die auffallend geringe Betheiligung Lessing's an den Abhandlungen der „Bibliothek" ausreichend motivirt durch die neuen Bahnen, die Lessing's Geistesflug bereits selbständig eingeschlagen hatte. Um so interessanter ist aber die Frage, an welchen Theilen der „Bibliothek" er sich betheiligt habe.

Nach dieser Abschweifung haben wir noch einem schon früher angedeuteten Einwurf Danzel's zu begegnen, der allgemein gegen die Annahme gerichtet ist, daß im zweiten Bande der „Bibliothek" überhaupt noch etwas von Lessing zu suchen sei, weil im ersten Bande dessen kleine Beiträge nur durch Manuscriptmangel veranlaßt worden seien; da nun Lessing in spätern Briefen ähnlicher Fälle nicht wieder erwähne, so sei nicht wohl anzunehmen, daß er stillschweigend neue Beiträge habe einrücken lassen. (Prutz, S. 275.)

Abgesehen davon, daß wir jetzt einen Brief kennen gelernt haben, in welchem Lessing einen neuen Beitrag ankündigt, so wäre auch zu erwägen, daß in jener Periode das Verhältniß Lessing's zu seinen berliner Freunden so intim war, daß diese ihm zum allermindesten so viel Vertrauen schuldig waren und sicher auch gewährten, erforderliche Zusätze zu machen, ohne sie der berliner Redaction erst angezeigt zu haben. Dies dürfen wir um so mehr bei dem hier in Frage kommenden Hefte voraussetzen, als in diesem sich Lessing's Kritik über Lieberkühn (S. 366—396) findet. Lessing hatte Nicolai für dieses Heft einen Beitrag (wenn auch ursprünglich einen andern) fest versprochen. Nun schreibt er an Mendelssohn (XII, 126): „Meine Recension beträgt ungefähr zwei Bogen. Herr Nicolai mag sich also mit dem Rest des Manuscripts danach einrichten."

Aber seine Recension gab nicht zwei Bogen, sondern nur 30 Seiten. Sowol hierdurch als durch andere Irrungen des ersten Ueberschlags mögen wiederum die von Dyk für jedes Heft geforderten 14 Bogen nicht vollzählig geworden sein — das fragliche Heft zählt mit Titel und Inhalt nur 13½ Bogen —, sodaß Lessing im analogen Fall auch analog handelte und durch „Vermischte Nachrichten" der Bogenzahl nachzuhelfen suchte. Weil er aber bei diesem Hefte ohnehin schon betheiligt war, hielt er es nicht für nöthig, hierüber nochmals nach Berlin zu berichten.

Aus allen diesen Gründen glauben wir berechtigt zu sein, die fragliche Kritik als echt anzunehmen. Und da sowol das Original, als Danzel's Wiederabdruck im Prutz'schen „Jahrbuch", nicht jedermann zur Hand sein dürfte, so sei es gestattet, diesen kurzen Artikel hier nochmals zu veröffentlichen:

London. Von hier aus haben wir eine Neuigkeit mitzutheilen, die jedem, dem die Ehre des deutschen Witzes nicht gleichgültig ist, angenehm sein muß. Die satirischen Briefe unsers Herrn Rabener sind in die engländische Sprache übersetzt worden, und man ist beschäftiget, auch seinen übrigen Schriften diesen verdienten Vorzug widerfahren zu lassen. Hier ist der Titel: „Satirical Letters, translated from the German of *G. W. Rabener*, First Secretary to the Treasury at Dresden. London printed for A. Linde, 1757", in zwei saubern Bänden in Octav, deren erster 317 und der andere 325 Seiten hat. Der Herr Rabener ist, wie bekannt, Obersteuersecretär, es ist ihm also in der englischen Aufschrift ein falscher Titel beigelegt worden.*) Doch dieser kleine Fehler würde am ersten zu übersehen sein, wenn nicht in dem Werke selbst mehrere und beträchtlichere zu finden wären. Z. E. das „Er ficht" (auf der neunzehnten Seite des deutschen Originals erster Ausgabe) ist übersetzt worden: he is something of a valetudinarian; welches, wenn wir es wieder ins Deutsche übersetzen wollten, heißen würde: „Er ist ein wenig kränklich." Ohne Zweifel hat der engländische Uebersetzer anstatt „er ficht", „er siecht" gelesen. Besonders hat er das Komische von verschiedenen deutschen Ausdrücken nicht genug eingesehen. Wenn Herr Rabener (S. 14) sagt: „Und so gar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und christlich", so übersetzt er schlechtweg: and which, I hope, will not be disagreeable. Wir wollen noch einige dergleichen Stellen anführen, so wie sie uns bei einer sehr flüchtigen Durchblätterung in die Augen gefallen sind. S. 14: „Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen": however all must give them this commendation, that (in der „Bibliothek" steht thet) they are very pliant and submissive. Ebendaselbst: „In Wünschen ist er unerschöpflich": he is inexhaustible (in der „Bibliothek" steht iexhaustible) in projects. S. 22: „Weil er ein wenig taumelte": as he is subject to vertigos; der gute Candidat war etwas ganz anderm als dem Schwindel unterworfen. S. 35: „Bedaure, daß du nicht im Stande wärest": seem concernd, that you are not dressed. S. 39: Aber auf diese Art „fahret ihr dahin, wie das Vieh": but this, says thy Pastor, is acting like brute beasts. S. 41: „Mit den Jahren ändert sich's wol": all things don't suit all years. S. 44: „Für armer Leute Kinder mag es halbwege sein": it will do very well for the poor people. S. 46: „Es wird sich wol geben": it will be very becoming etc. Dieser und dergleichen Unrichtigkeiten aber ungeachtet glauben wir doch, daß die Uebersetzung ihr Glück machen wird. An einem Rabener muß man sehr viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen soll. Noch ist in dem Engländischen eine kleine Versetzung der Briefe vorgenommen worden, die aber wenig sagen will; der zweite Band enthält nämlich das, was in der deutschen ersten Ausgabe von S. [illegible]—392 steht, das Uebrige, der Anfang und das Ende, macht den ersten aus. Ohne Zweifel hat man diese Versetzung machen müssen, um zwei gleich starke Bände zu bekommen."**)

4) Ob die letzte, von Lachmann erwähnte Recension im zweiten Stück des zweiten Bandes der „Bibliothek" (S. [illegible]) über Schönaich's „Gedämpfte Hunnen", gleichfalls von Lessing herrühre oder nicht, dafür finden wir nirgend einen directen Anhaltepunkt. Danzel entscheidet sich für die Echtheit; theils wegen des hier angegriffenen, von Lessing schon früher mehrmals lächerlich gemachten Autors, theils wegen des Stils. Wir stimmen dieser Ansicht [illegible]

---

*) Derartige Genauigkeiten sind charakteristisch für Lessing's Gewissenhaftigkeit. Nicolai wäre eine solche Bemerkung sicher nicht eingefallen.

**) Auch diese Beobachtung ist bezeichnend für Lessing's [illegible], die sich selbst in der kleinsten Notiz nicht verleugnet.

kommen bei, obgleich wir keinen neuen positiven Beweis hinzufügen können.

Zur genauern Prüfung des Sachverhalts sei jedoch an Lessing's Verhältniß zu Schönaich im allgemeinen erinnert. Christian Otto Freiherr von Schönaich mußte für den Haupt- und Musterpoeten der Gottsched'schen Schule gelten, seitdem ihn Gottsched für sein Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland" (1751) feierlich als Poet gekrönt hatte (1752). Seit dieser Taktlosigkeit wurde Schönaich das bête noire seiner Schule, die Zielscheibe der Gottsched'schen Gegner, welche die Pfeile ihrer Kritik und Satire nunmehr vorzugsweise auf den unglücklichen Freiherrn, Dragonerоffizier und Rittergutsbesitzer richteten, den noch dazu das Misgeschick traf, seinen ephemeren Ruhm um ein halbes Jahrhundert zu überleben (er starb erst 1807). Selbst Freunde und Anhänger Gottsched's fühlten, daß man nach einer solchen Demonstration nicht länger, wenigstens nicht mehr unbedingt mit Gottsched gehen könne. Kästner z. B., der ehemalige Mitarbeiter an Schwabe's „Belustigungen", das eifrige Mitglied der „Deutschen Gesellschaft", richtete eine ganze Reihe von Epigrammen gegen Schönaich.

Lessing mußte die leipziger Poetenkrönung äußerst gelegen kommen. Mit dieser lächerlichen Consequenz der Gottsched'schen Schule konnte er die ganze Richtung ad absurdum führen, wie es denn überhaupt Lessing's Art war, seine geistige Ueberlegenheit am liebsten im Kampfe mit solchen zu zeigen, welche durch eine gedanken- oder gesinnungslose Kritik als Muster hingestellt wurden. Mit den gepriesenen Werken vernichtete er zugleich die falsche Theorie, der sie ihre Entstehung verdankten: eine Taktik, die er in der „Dramaturgie" zur glänzenden Methode ausbildete.

Gegen den „Hermann" trat Lessing noch ziemlich glimpflich auf; er erwähnte ihn im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" (December 1751) nur beiläufig, wenn auch verächtlich (Maltzahn, III, 254); im sechsten Stück der „Vossischen Zeitung" von 1753 läßt er ein Epigramm gegen den „Hermann" drucken (Maltzahn, I, 35), das er auch in die erste Ausgabe seiner Schriften (1753), aber nicht mehr in die spätere (von 1771) aufnahm. Daß die im siebzehnten Stück desselben Jahrgangs der „Vossischen Zeitung" veröffentlichten vier Epigramme auf Schönaich und Gottsched, welche noch Lachmann (I, 33, 34) für Lessing'sche hielt, nicht von diesem herrühren, hat Rohnike („Lessingiana", 1843, S. 136 fg.) begründet; die beiden ersten sind wahrscheinlich von Mylius, die beiden letzten nachweislich von Kästner. Doch war es immerhin Lessing, der sie zum Druck beförderte und ihre Verantwortung übernahm.

Nachdem aber Schönaich's „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch" erschienen war, in welchem Klopstock und die Schweizer heftig angegriffen wurden, trat Lessing entschieden gegen den (damals noch unbekannten) Verfasser auf. In der „Vossischen Zeitung" vom 15. August 1754 (Maltzahn, IV, 514) macht Lessing diese Streitschrift dadurch lächerlich, daß er eine Kritik fingirt, wie sie Gottsched im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" darüber schreiben würde. Als Antwort darauf erschienen Schönaich's „Possen im Taschenformat", welche Lessing in der „Vossischen Zeitung" vom 17. September (IV, 517) anzeigt, indem er eine ihm wirklich eingesandte, anonyme, stark lobende Kritik, mit der Bemerkung abdrucken ließ, daß sie der Verfasser selbst oder ein guter Freund nach einem Formular verfertigt habe, welches auch andern Zeitungen zugesandt worden war. Er machte zugleich bekannt, daß diese Satire auf die „Lessing'schen Schriften" vom Verleger derselben nachgedruckt und in der Voß'schen Buchhandlung gratis zu haben sei, da niemand sich entschließen würde, auch nur drei Groschen dafür auszugeben. Am 24. October (IV, 522) kommt er nochmals auf diese „Possen" zurück, welche unterdeß von Leipzig aus in einer sogenannten neuen (aber nur Titel-) Auflage versandt worden waren. Diese Anzeige gehört, wie Danzel bemerkt, zu den Meisterstücken der Lessing'schen Ironie; Lessing behandelt darin den unglücklichen „Possenreißer" mit einem Humor, der die Leipziger um so mehr aus der Fassung bringen mußte, als sie daraus ersahen, daß ihre Anonymität entlarvt sei.

Schönaich schrieb nunmehr einen „Traum" in Gesprächen, den er, nebst der Satire „Bodmerias" seines Freundes Reichel, direct an Lessing einschickte und um einen Empfangschein darüber in der „Vossischen Zeitung" ersuchte. Dieses „Recepisse" bekommt denn auch Schönaich in höchst unerwünschter Weise am 9. November (IV, 525), indem dort Lessing als „Gegengift" gegen das „Neologische Wörterbuch" die kleine anonyme Schrift „Ragout à la mode" empfiehlt, und am Schluß einige Verse Haller's, welcher die Gottschedianer schon früher angegriffen hatte, parodirt, indem er sie direct gegen Schönaich wendet, den er geradezu mit „Flegel" titulirt. Die hierauf folgenden weitern Angriffe Schönaich's ließ Lessing vorläufig unbeantwortet, obgleich er durch Hunger (seinen Correspondenten in Leipzig) hierzu directe Veranlassung erhielt. Dieser sandte eine selbstverfertigte Entgegnung ein, die aber Lessing nicht aufnahm, weil, wie er an Hunger schrieb (Danzel, „Lessing", I, 202), auf Schönaich's „persönliche" Angriffe sich nicht einlassen könne, „ohne sich selbst zu beschimpfen".

Dagegen nahm Lessing Schönaich's dramatische Producte vor, die 1755 erschienen. Er recensirte in der „Vossischen Zeitung" vom 22. Februar 1755 dessen anonym erschienene „Versuche in der tragischen Dichtkunst" scharf, aber vollkommen gerecht, indem er zugleich die Anonymität des Verfassers aufdeckt (V, 40). In demselben Jahrgang kommt Lessing noch mehrmals auf Schönaich zurück, was Danzel übersehen zu haben scheint, da er („Lessing", I, 202) bemerkt, Lessing habe „nur noch" bei Gelegenheit von Schönaich's Trauerspielen das Wort ergriffen. In der Anzeige von Kästner's „Vermischten Schriften" (V, 54) citirt Lessing verschiedene Epigramme des von ihm sehr geschätzten Autors und supplirt in

zweien derselben den Namen Schönaich's da, wo Kästner nur *** gesetzt hatte, indem er zugleich verspricht, „von dessen neuesten Schriften nächstens reden zu wollen“, was jedoch nicht geschah. Gleich in der folgenden Anzeige der Wochenschrift „Die Hofmeisterin“ kommt er wieder auf Schönaich zurück, da in jenen Blättern ein Auszug aus dem „Hermann“ gegeben wurde, „der mit so vielen abgeschmackten und jämmerlichen Lobsprüchen durchflochten ist, daß wir fast gezwungen auf den Einfall gerathen sind, der Baron Schönaich müsse ihn selbst gemacht haben. Wenn das ist, so hat alles seine Richtigkeit“ (V, 56).

Bei Besprechung der „Virginia“ von Patzke wird Schönaich nochmals beiläufig erwähnt (V, 59); und bei der Anzeige von Wieland's „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, nebst dem verbesserten Hermann“ — worin besonders Schönaich unbarmherzig angegriffen ward, weshalb auch Gottsched dieselbe mit aller Gewalt auf Lessing's Rechnung setzen wollte (XII, 47), allerdings mit einigem Recht, weil Lessing die Herausgabe in Berlin besorgt hatte —, nimmt Lessing Veranlassung (V, 67), gegen die ganze Gottsched'sche Schule im allgemeinen Protest einzulegen, ohne einzelne hervorzuheben. Lessing's Angriffe auf die Gottsched'sche Schule überhaupt und auf deren Stifter insbesondere, gehören aber nicht hierher, wo wir es nur speciell mit Schönaich zu thun haben.

Noch einmal kommt zwar nicht Schönaich's Name, wol aber dessen Anfangsbuchstabe, in den epigrammatischen Gedichten Lessing's vor, wo er die Frage: „Wer ist der große Duns?“ dahin beantwortet, es sei:

> Der Mann in — —, welchen Gott
> Nicht schuf zum Dichter und Kunstrichter,
> Der, dümmer als ein Hottentot,
> Sagt, er und S*** wären Dichter u. s. w. —

wie Danzel („Lessing“, I, 195) hinzusetzt: „der bitterste und persönlichste Angriff, den sich Lessing jemals gegen irgendjemand erlaubt hat“, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß Schönaich's „Heldengedicht Guiffel“ (Lessing) soeben erschienen war und Lessing's gerechten Zorn gegen die Gottschedianer muthwillig herausgefordert hatte.

Diese zuletzt erwähnte Reihe von Angriffen fiel in das Jahr 1755; im October desselben Jahres hörte Lessing's Mitarbeiterschaft an der „Vossischen Zeitung“ auf; er verließ Berlin (im November), um nach Leipzig zu gehen und machte 1756 die Reise nach Holland mit Winkler. Die erste kritische Thätigkeit, die er wieder aufnahm, war nach zweijähriger Pause die an der „Bibliothek“ (1757). Daß er unterdeß Schönaich nicht aus den Augen verlor — was, buchstäblich genommen, kaum möglich war, da Lessing in Leipzig fast schrägüber von Gottsched wohnte (dieser hatte bei Breitkopf im Silbernen Bären, Lessing bei Winkler in der Feuerkugel sein Quartier) —, geht aus dem Briefwechsel in jener Zeit hervor. Dreimal wird Schönaich in den Briefen an Nicolai (XII, 91) und Gleim (XII, 102, 119) erwähnt, und zwar in demselben Jahre 1757, in welchem auch jene, hier in Frage kommende Anzeige der „Gedämpften Hunnen“ in der „Bibliothek“ erschien. Dieses neueste Schönaich'sche Product war soeben erst erschienen; weshalb die Vermuthung, daß Lessing die erste sich wieder darbietende Gelegenheit, Schönaich gebührend abzufertigen, sich nicht habe entgehen lassen, fast zur Gewißheit wird, wenn man die Fassung dieser letzten Kritik mit der der frühern (namentlich mit Maltzahn, IV, 514) vergleicht. Wir lassen daher diese kurze Anzeige hier folgen, um unsere Nachlese der muthmaßlichen Beiträge Lessing's zur „Bibliothek“ zu vervollständigen:

> Bei Haude und Spener wird verkauft: „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen; Versuch eines Heldengedichts von dem Verfasser des Hermanns“, 24 Bogen in Quarto. Man muß es dem Verfasser des „Hermanns“ nachsagen, daß dieser Versuch ein Meisterstück in seiner Art ist. Alle Welt weiß es, daß dieser Dichter ein Meister ist, Helden abgeschmackt denken zu lassen und den Lesern Langeweile zu machen. Man wird von uns wohl keinen Auszug aus diesem Werke verlangen, denn derjenige muß gewiß sehr viel verbrochen haben, der verdammt ist, mehr als zwei Zeilen darin zu lesen. Wer aber doch nähere Nachricht davon haben will, der kann sie in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ finden, wo er auch etwas finden wird, das an allen andern Orten vergeblich gesucht werden würde, nämlich ein Lob dieses „Versuchs eines Heldengedichts“.

Schließlich sei noch einer sonderbaren Verwechselung gedacht, die Adolf Stahr in seinem „Lessing“ (Berlin 1859) zwischen der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“, und der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ vorgenommen hat. Erstere erschien 1757—65 (der Registerband und die zweite Auflage des sechsten Bandes 1767); aber nur die vier ersten Bände wurden von Nicolai und Mendelssohn herausgegeben; die [illegible] folgenden von Christian Felix Weiße, der hierauf die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ (1766—1806) folgen ließ. Nachdem Nicolai die „Bibliothek“ aufgegeben hatte (1758), gründete er die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, welche 1759 begannen und bis 1765 erschienen (Registerband und Haupttitel 1766). Erst als diese vollendet waren, begann 1765 die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, welche bis 1798 erschien und sodann durch die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“ (bis 1806) fortgesetzt wurde. Letztere beide erschienen (mit Ausnahme einiger Jahrgänge) in Berlin, die erste „Bibliothek“ aber in Leipzig; dazwischen lagen die sieben Jahre der „Literaturbriefe“; auch ist bekannt, daß von Lessing in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ keine Zeile zu finden ist. (Vgl. Lessing's „Briefe, antiquarischen Inhalts“, zweiter Theil, fünfundfunfzigster Brief; Maltzahn, VIII, 185.)

Wie kommt nun Stahr dazu (I, 154), die Gründung der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ in das Jahr 1757 (oder 1758) zu versetzen und (I, 159) zu behaupten, Lessing habe während seines leipziger Aufenthalts Druck und Redaction der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ geleitet? Da Stahr inzwischen (I, 156) erzählt, Nicolai habe „gerade um diese Zeit seine berühmte [illegible] literarische Zeitschrift, die «Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste» gegründet“, so muß man entweder annehmen, Stahr habe geglaubt, beide Unter-

nehmungen seien miteinander entstanden und nebeneinander erschienen; oder — was das Wahrscheinlichere zu sein scheint — er hat beide Bibliotheken geradezu für eine und dieselbe gehalten und die Titel beliebig durcheinander geworfen.

Wir würden diesen jedem Sachkenner sofort in die Augen fallenden Fehler hier nicht erwähnen, wenn nicht das Publikum der Stahr'schen „populären" Biographie zum größten Theil (wie es in der Natur der Sache liegt) kein sachverständiges sein dürfte, mithin durch dergleichen für einen Literarhistoriker unverzeihliche Flüchtigkeiten nothwendigerweise irre geführt werden muß, ohne sofort sich klar machen zu können, wo der Fehler zu suchen sei.*)

II.

Johann Friedrich Freiherrn von Cronegk's Todesjahr.

Streng genommen gehört diese Erörterung nicht unter „Lessingiana", jedoch möge sie hier aus zweifachem Grunde eine Stelle finden. Die äußere Veranlassung hierzu finden wir in dem Umstand, daß wir durch Lessing's Briefwechsel zuerst dahin geführt worden sind, überhaupt diese Frage zu prüfen. Der innere Zusammenhang derselben mit Lessing liegt aber darin, daß man jetzt wol kaum mehr Cronegk's specieller gedenken würde, wenn er nicht durch Lessing's mehrmalige Beschäftigung mit seinen Werken eine indirecte Unsterblichkeit erlangt hätte.

Lessing hat Cronegk zu zwei verschiedenen Perioden seiner speciellen Aufmerksamkeit gewürdigt: in Leipzig, zur Zeit der „Bibliothek", und in Hamburg, in der „Dramaturgie". Das erste mal war es Cronegk's „Codrus", der, indem er den von Nicolai ausgesetzten Preis für das beste Trauerspiel gewann, seinen Verfasser schnell berühmt machte und Lessing zu einer sorgfältigen Prüfung veranlaßte, die sich sogar so weit erstreckte, daß Lessing einen eigenen verbesserten Plan zum „Codrus" entwarf. (Brief an Mendelssohn, 18. Februar 1758; Maltzahn, XII, 133.)

Das zweite mal war es Cronegk's „Olint und Sophrania", mit deren Aufführung das neue hamburger Nationaltheater und mit deren Kritik die „Dramaturgie" (Stück 1, 2, 4, 5, 7; vgl. auch den „Nachlaß. Zur Dramaturgie"; Maltzahn, XI, 1, 215) eröffnet wurde: wiederum eine Auszeichnung, welche ein ehrendes Zeugniß für Cronegk's Talent ablegt, wenngleich seine Werke von Lessing durchaus nicht schonend behandelt wurden. Den besten Nachruf, der ihm werden konnte, hat ihm doch Lessing gewidmet, als er bei der Nachricht von seinem Tode an Nicolai schreibt: „Es ist wirklich schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife!" (XII, 127.)

Durch letztere Briefstelle sind wir auch zuerst darauf aufmerksam gemacht worden, daß Cronegk's Lebenszeit in sämmtlichen (uns zugänglich gewesenen) biographischen Mittheilungen um ein volles Jahr zu lang angegeben ist, weil sein Tod nicht, wie man allgemein annimmt, Ende 1758, sondern schon Ende 1757 erfolgt ist. Woher dieser Fehler entstanden, ist leicht nachzuweisen; man hätte durch chronologische Parallelen leicht dahin geführt werden können, zu entdecken, daß Cronegk's Todesjahr von seinem ersten Biographen falsch angegeben wurde. Selbst der sonst so überaus genaue und zuverlässige Karl Goedeke — bei dessen literarhistorischen Arbeiten man stets das Gefühl vollkommener Gewißheit hat, daß sie nicht nur auf dem Titel, sondern thatsächlich „aus den Quellen" verfaßt wurden — hat sowol in seinen „Elf Büchern deutscher Dichtung" (I, 614) als im „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (II, 592) den allgemeinen Rechenfehler beibehalten, daß Cronegk „in der Nacht vom Jahre 1758 auf 1759 gestorben sei", während er doch in der Neujahrsnacht 1758 starb.

Der ursprüngliche Fehler rührt von Uz, Cronegk's erstem Biographen her. Derselbe gab (1760—61 in erster, 1771—73 in zweiter Auflage) Cronegk's Schriften in zwei Bänden heraus und leitete den ersten Band mit einer Biographie ein, welche die Grundlage zu allen folgenden geworden ist, da Uz, Cronegk's intimer Freund, hier als völlig zuverlässig gelten durfte, und bei Cronegk's ganz unerwartetem Ende an biographische Vorarbeiten, Briefsammlungen u. s. w. noch nicht gedacht worden war. Uz berichtet nun in seiner kleinen Biographie:

> Cronegk besuchte zu Ende des Jahres 1758 seinen Herrn Vater, der sich als General der fränkischen Kreistruppen in Nürnberg aufhielt. Er wurde daselbst von den Pocken befallen. . . . . . . An dem letzten Abend des Jahres überfiel ihn um 5 Uhr unvermuthet ein gewaltiges Stecken auf der Brust, wobei sich die Hitze immer mehr vermehrte, bis gegen 12 Uhr die Gewalt der Krankheit in Convulsionen ausbrach, welche ein Viertel auf 1 Uhr seinem Leben ein Ende machten. Er starb in einem Alter von 26 Jahren u. s. w.

Hierbei mußte es schon auffallen, daß Uz Cronegk im sechsundzwanzigsten Lebensjahre sterben läßt, während er früher angibt, daß derselbe am 2. September 1731 geboren sei, wonach derselbe, wenn sein Todesjahr richtig war, doch 27 Jahre und 4 Monate alt geworden sein müßte. Ein Irrthum mußte also jedenfalls stattgefunden haben; jedoch konnte ebenso gut das Geburtsjahr als das Todesjahr falsch sein; auch blieb die Möglichkeit übrig, daß Uz sich nur im Subtrahiren der Jahreszahlen geirrt habe. Aber andere gleichzeitige Schriftsteller machten Cronegk eher jünger als älter; Gellert z. B., der mit Cronegk eng befreundet war, sagte in seinem „Nachruf" (Gellert's „Sämmtliche Schriften", Leipzig 1784, VI, 256): Cronegk sei nur 25 Jahre alt gewesen, als er starb. Der in seinen bedeutendsten wie geringsten Angaben stets gewissenhafte und correcte Lessing schrieb aber in der „Dramaturgie" (erstes Stück): Cronegk sei in seinem sechsundzwanzigsten Jahre gestorben.

Nun vergegenwärtige man sich, daß die erste Veröffentlichung von Cronegk's gekröntem Drama „Codrus" (im Anhang zum ersten und zweiten Bande der „Bibliothek") in das Jahr 1758 fiel. Alle Zeitgenossen berichten aber übereinstimmend, daß Cronegk gestorben sei,

*) Wir wissen augenblicklich nicht, ob Stahr in der zweiten Auflage seines Werks dieses Versehen berichtigt hat; für die Besitzer der ersten Auflage mag jedoch obige Hinweisung unsers Mitarbeiters jedenfalls stehen bleiben. D. Red.

„ehe die Nachricht von seinem Siege in den gelehrten Zeitungen bekannt gemacht worden“. (Uz, Vorrede, S. 13, 14.) Da nun die Preisertheilung schon in den ersten Monaten des Jahres 1758 bekannt gemacht war, so konnte Cronegk unmöglich erst am letzten Tage desselben Jahres gestorben sein. Lessing's Brief an Nicolai vom 21. Januar 1758 (Maltzahn, XII, 127) gab uns hierüber volle Gewißheit. Er schreibt:

Ertheilen Sie immer dem „Codrus“ den Preis. Aber haben Sie schon gehört, daß der Verfasser desselben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg gestorben ist?

Ein Schreibfehler in der Jahreszahl (wie er zu Anfang eines neuen Jahres auf Briefen wol vorzukommen pflegt) ist hier keineswegs untergelaufen, denn Lessing verließ bereits am 4. Mai 1758 Leipzig, um nach Berlin zurückzukehren, womit vorläufig sein Briefwechsel mit Nicolai u. s. w. aufhörte. Auch beweisen alle folgenden Briefe Lessing's, daß der vom 21. Januar seine richtige Stelle hat. Z. B. schreibt Lessing an Mendelssohn am 18. Februar 1758, daß er jetzt mit der Correctur des „Codrus“ beschäftigt, und daß es in Leipzig eine längst bekannte Sache, daß Cronegk der Verfasser desselben sei, u. s. w. (Maltzahn, XII, 133, 134.) Zur Controle ist auch aus Gellert's Briefwechsel nachzuweisen, daß Lessing's Angabe völlig richtig sei. Gellert schreibt an den Grafen M(oritz) von B(rühl) am 22. März 1758: „Unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre, in der ersten Stunde dieses Jahres uns entzogen worden“ u. s. w. (Gellert's „Sämmtliche Schriften“, 1784, VIII, 98.)

Aus allen diesen Beweisen geht unwiderleglich hervor, daß die Angabe von Uz ein Schreib- oder Druckfehler sei. Da Cronegk thatsächlich im ersten Viertel der ersten Stunde des ersten Tags von 1758 gestorben ist, dürfte man aber überhaupt nicht 1758 als sein Todesjahr angeben, sondern sollte das Jahr 1757 als solches festhalten, an dessen letztem Tage er factisch schon als todt zu betrachten ist. Hierdurch allein kann vermieden werden, daß man bei biographischen Angaben, in welchen nur die Jahre der Geburt und des Todes, nicht aber zugleich die entsprechenden Tage verzeichnet werden, nicht in den Fall kommt, auch jetzt noch Cronegk's Lebensdauer unabsichtlich um ein Jahr zu verlängern.

Richard Pohl.

Katholisirende Belletristik.

1. Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. Zwölfter und achtzehnter Band: Rom und sein Beherrscher, seine Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten. Von John Francis Maguire. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. A. Rose. Zweite, stark vermehrte Auflage. Mit dem Porträt Papst Pius IX. Köln, Bachem. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1860. 8. 3 Thlr.
3. Doralice. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1861. 8. 2 Thlr.
4. Rom am Rhein. Roman aus der Gegenwart von einem Gläubigen. Zwei Bände. Bonn, Rheinische Verlagsanstalt. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Köpfe hält es schwer unter einen Hut zu bringen. Manchmal aber auch ebenso schwer, einander verwandt scheinende Bücher unter eine gemeinschaftliche Benennung. Das haben wir bei den vorliegenden vier vollauf empfunden. Gewählt haben wir die Bezeichnung „Katholisirende Belletristik“, ohne indeß damit den Zwecken aller vier Bücher gerecht werden zu können. Schon das erste der Bücher „Rom und sein Beherrscher“ bereitet uns nach dieser Seite einige Schwierigkeit: es will mit der gangbaren Waare der Belletristik nichts gemein haben. Und auch Gräfin Ida Hahn-Hahn hörte ihre Arbeiten vielleicht lieber mit wer weiß welchem andern Namen belegt, denn in das Gebiet der Romanliteratur verwiesen. Allein das letzte der Bücher, das „Rom am Rhein“, zählt so gewiß ins Bereich der Belletristik, und auch die Arbeiten der genannten Dame verleugnen so wenig die Romannatur, daß sich schon das erste der Bücher mit seinem politisch-didaktischen Zwecke für einen Augenblick der Nothwendigkeit, ein belletristisches zu heißen, unterordnen muß. Und dann andererseits: „katholisirend“! Warum denn katholisirend? Die katholischen Verfasser und Verfasserinnen könnten an dem Ausdruck Anstoß nehmen. Vom protestantischen Standpunkte aus liegt so etwas wie eine Geringschätzung, wol gar eine Wegwerfung darin. Nun der Verlauf des Artikels möge den Beweis führen, ob wir für unsern Theil mit dem Ausdruck eine durchaus geringschätzende oder gar wegwerfende Bedeutung verbinden. Das aber, weshalb wir hier dem „katholisirend“ vor dem „katholisch“ den Vorzug einräumen, das verschuldet zum nicht kleinen Theile das letzte der Bücher, das, wäre es auch von einem Gläubigen niedergeschrieben, doch jedenfalls von einem Schalksnarren eingegeben sein müßte. Und nun noch obenein, legen wir auf den polemischen Zweck der vier Bücher einen gewissen Nachdruck und streichen wir ihre Tendenz ausschließlich an: dann möchten wir das „katholisirend“ wol mit größerem Bedachte an Stelle des „katholisch“ gewählt haben.

Rücken wir nun zum Beginn der ausführlichern Besprechung mit dem einfachen Geständnisse heraus, daß wir Nr. 1, das Maguire'sche Buch: „Rom und sein Beherrscher“, trotz seiner Dickleibigkeit und seiner stilistischen Monotonie mit warmem Interesse zur Sache nicht blos durchgeblättert, sondern Seite für Seite durchgelesen haben, so wird manch einer das mit Hinblick auf unsere aufgeklärte Zeit und die über Rom und seinen Beherrscher hinlänglich feststehende öffentliche Meinung nicht [illegible] begreiflich finden. Ist denn das Buch nicht von einem streng katholischen Manne geschrieben, vertritt es nicht mit starrer Consequenz die Interessen der römischen Kirche und des [illegible]schen Stuhls? Wie also könnte in einem solchen Buche der [illegible]tern Wahrheit, d. h. der Wahrheit, welche allein auf dem Boden des Fortschritts basirt, irgendwelcher Raum gegönnt sein? Es hat es sein Gutes, auch einmal die Kehrseite der Dinge zu betrachten, und wenn nichts weiter, so mag aus dem vorliegenden Buche die Kehrseite des italienischen Schmerzensschreis herausschauen. In den meisten Touristenwerken der Neuzeit über Italien wird nach verschiedenen Seiten hin arg gesündigt. In einzelnen ist der Teufel womöglich noch schwärzer gemalt, als er wirklich ist. Warum soll da nun nicht auch ein Werk passiren dürfen, das die päpstliche Herrschaft auf jede mögliche Weise herausstreicht! Ganz sicher ist dies Buch ein Buch der Vertheidigung für Pius IX. und seine Herrschaft; es ist ganz sicher ein einseitiges und für die päpstliche Herrschaft im optimistischen Sinne geschriebenes. Doch aber thut der klare und ruhige Ton des Verfassers wohl, um so mehr als er uns mit allen nur möglichen statistischen Details eine Einsicht in fast alle Verhältnisse der päpstlichen Herrschaft bietet.

Die Aufzeichnungen und Studien zu diesem Werke stammen aus den Jahren 1856 und 1858; die Resultate des Verfassers

find gelegentlich solche, daß man an der unverwüstlichen Natur der weltlichen päpstlichen Herrschaft eigentlich nicht sollte zweifeln dürfen. Nun haben freilich die Thatsachen der letzten Jahre einen starken Strich durch die Rechnungen des Verfassers und des von ihm vertheidigten Kirchenfürsten gemacht. Ob damit auch der Werth und die statistischen Notizen dieses Buchs gefallen sind, das lassen wir dahingestellt. Setzen wir auch einige Resultate nur auf den Wunsch des Verfassers, die Lage des Kirchenstaats in das bestmögliche Licht zu stellen; so finden wir doch auch andere, die das stete Geschrei über die Knechtschaft der päpstlichen Unterthanen fast böswillig erscheinen lassen können. Dies geht namentlich aus der vom Verfasser gebotenen vergleichenden Statistik der Volksschulbildung im Kirchenstaate mit der des gerühmten England hervor.

Der Inhalt des Werks ergibt sich aus Folgendem. Nach einer kurzen Biographie Pius' IX. beschäftigt sich der Verfasser in den ersten 12—13 Kapiteln mit der politischen Geschichte des Kirchenstaats von der Thronbesteigung eben dieses Papstes bis zu seiner Rückkehr aus Gaëta nach Besiegung der Revolution von 1848. Der Papst wird in seinen geistlichen wie weltlichen Bestrebungen, in seiner Vorliebe für gemäßigte, zeitgemäße Fortschritte, überhaupt in seinem ganzen Thun und Leben als Muster eines gottesfürchtigen, erfahrenen, milden Herrschers gefeiert. Die fortwährend beunruhigte politische Lage des Kirchenstaats fällt natürlich nicht auf das Unvermögen der geistlichen Herrschaft, sondern nur auf das sinnlos anarchische Streben einer radicalen Partei, nicht minder aber auch auf das eingewurzelte Vorurtheil der sonst Bessergesinnten, die sich nun einmal freie, fortschreitende Verwaltung mit Priesterherrschaft nicht verknüpft denken könnten. Was überhaupt Priesterherrschaft sei, sucht der Verfasser weiterhin nachzuweisen, das werde ganz ungerechtfertigterweise an der sogenannten Verdummung des Volks im Kirchenstaate gezeigt. Eine solche Verdummung existire thatsächlich gar nicht, im Gegentheil sei Pius der wärmste Fürsprecher der Aufklärung. Einmal brauche man nur auf die überwiegende Zahl von Laien, welche in fast allen Verwaltungszweigen die Mehrzahl der Beamtenstellen innehätten, das Lehr- und Kirchenamt natürlich ausgenommen, dann aber auf die Lehrthätigkeit der Priester in der Unzahl der auf das Volkswohl bedachten Volksschulen hinzublicken, um das Lächerliche des oft gehörten Vorwurfs von der systematischen Verdummung des Volks augenscheinlich zu erkennen. Der Verfasser weiß dies aus statistischen Vergleichen mit der Volksschulbildung im gesegneten England klar und deutlich zu belegen; wenigstens eine Thatsache beweist er unzweifelhaft, daß, wenn die mangelhafte Volksschulbildung ein schwerer Vorwurf für das herrschende Régime ist, dieser Mangel ebenso gut aus der gesegneten modernen Cultur, die sich auf Fabrikschornsteine, Waarenlager und fabrikmäßigen Erwerb allein etwas zugute weiß, als aus Priesterherrschaft entspringen kann. Gegen folgende Thatsachen verschließt man gar zu gern die Augen oder erklärt sie für nichtssagend. Es ist daher sehr gut, daß uns der Verfasser dieses statistische Detail nahe vor Augen hält. Ueber die Volksschulbildung in dem Musterlande England heißt es: „Macaulay bemerkte einmal im Unterhause: Wie sich aus den Ehestandsregistern Englands ergibt, konnten von 142000 Ehepaaren, die im Jahre 1844 heiratheten, mehr als 40000 junge Männer und mehr als 60000 Bräute ihren Namen nicht schreiben. Also fast ein Drittheil der Männer und fast die Hälfte der Frauen, die in der Blütezeit des Lebens stehen und bestimmt sind, die Aeltern der nächsten Generation zu werden, können ihren Namen nicht schreiben!"

Dazu aus der Rede des Prinzen Albert, die er als Vorsitzender einer Unterrichtsconferenz hielt: „.... Nach den stattgehabten Ermittelungen (1857) befinden sich in England und Wales 4,908696 Kinder im Alter von 3—15 Jahren. Von diesen besuchen im ganzen nur 2,046843 die Schule, während 2,861848 gar keinen Schulunterricht erhalten. (!!) Es sind zugleich Berechnungen über die Zeit angestellt worden, während welcher die Kinder am Schulunterrichte theilnehmen. Hieraus geht hervor, daß 42 Procent der Schüler kürzere Zeit als ein Jahr die Schule besuchten, 22 Procent 1 Jahr lang, 15 Procent 4 Jahre und 4 Procent 5 Jahre lang ...."

Unter solchen trostlosen Verhältnissen darf es nicht verwundern, wenn der Verfasser die Erziehungsmethoden der verschiedenen geistlichen Genossenschaften im Kirchenstaate auf jede Weise herausstreicht. An seiner Hand wandern wir durch eine Unzahl von Gefängnissen, Besserungsanstalten, durch höhere und niedere Schulen, durch Kirchen und Klöster, und überall belehrt er uns mit dem Munde eines warmen Anwalts der päpstlichen Herrschaft, daß die Wirthschaft im Kirchenstaate so greulich, als sie verschrien, wirklich nicht sei. Das streng katholische Bestreben der Gegenwart geht bekanntlich gern dahin, den Papst Pius in den Nimbus des Märtyrerthums zu hüllen; in gewisser Hinsicht kann man diesem Bestreben auch nicht ganz widerstreben, blickt man nämlich auf das Misgeschick, das den milden Kirchenfürsten Zeit seiner Herrschaft bei all seinen selbst wohlgemeinten Reformen verfolgt hat.

Am meisten sind wir dem Verfasser für die vielen, oft sehr interessanten und mit großem Fleiße zusammengetragenen statistischen Notizen und Zahlen dankbar, die, sich namentlich im Anhang sehr zahlreich vorfindend, den besten Commentar zu den Darstellungen des Verfassers abgeben. Da ließe sich besonders auf das höchst interessante Kapitel „Industrie des Kirchenstaats" hinweisen, ein Kapitel, das die Culturschwächen des Staats keineswegs bemäntelt, aber doch durch die angeführten Zahlen einen guten Beweis für das rege industrielle Leben des römischen Volks darbietet. Uns würde specielleres Eingehen auf dieses und andere Kapitel zu weit abführen. Doch versagen wir uns es nicht, einiges aus den Angaben über die Gehalte der höchsten geistlichen Würdenträger anzuführen. Das findet sich im einundvierzigsten Kapitel des Buchs: „Wenn die Behauptung wahr ist, die Geistlichen hätten alle Gewalt in den Händen, so muß es sehr auffallend erscheinen, daß sie so schlecht für ihre Besoldung sorgen, sogar wenn sie selbst die höchsten Staatsämter bekleiden. So hat z. B. der Cardinalstaatssecretär (Antonelli) das gewaltige Gehalt von 1872 Thalern! Ein apostolischer Nuntius, deren sieben als Gesandte an fremden Höfen ernannt sind, bezieht für sich und seine Begleiter nur 8980 Thaler. Der Minister und der Secretär des Innern erhalten jeder 1424 Thaler, der Präsident von Rom und der Comarca hat 1772 Thaler, der Minister des öffentlichen Unterrichts (ein Cardinal) bezieht gar kein Gehalt, der Justizminister 1476 Thaler.... Von 18 Criminalrichtern bezieht jeder 834 Thaler. Der Cardinalvicar (Patrizzi) hat ein Gehalt von 3100 Thalern, der Handelsminister hat 2956 Thaler, der Minister der öffentlichen Bauten (ein Geistlicher) hat kein Gehalt, der Kriegsminister (ein Laie) 2670 Thaler, der Polizeiminister 5826, der Finanzminister 5920, der Cardinalsecretär der Breven 3292, der Cardinalpönitentiar 2880, der Revisor der Ehesachen (ein Laie) 4000 Thaler. Endlich muß ich noch die 128 Gefängnißkaplane, natürlich Geistliche, erwähnen, deren jährliche Gehalte sich auf 53—65 Thaler (!) belaufen."

Ob man es mit diesen Zahlen sehr genau nehmen darf? Es steht wenigstens in Jedermanns Belieben. Den Anhängern des Verfassers werden sie als triftige Beweise für die Lauterkeit der geistlichen Herrschaft, den Gegnern nur als bloße Zahlen gelten, die mit den wahren, nicht officiellen Einflüssen und Einkünften wenig gemein hätten, oder nur dazu daseien, diese letztern zu verdecken. Gleichviel, es thäte nichts, wenn nicht blos die Anhänger, sondern auch die Gegner der im Buche vertretenen Tendenz zur Klärung ihrer eigenen Ansichten auf diese Darlegungen Rücksicht nehmen wollten. Sie werden dann mit uns freilich über die Breite der Ausführung und mehrfache Wiederholungen, auch über den hier und da, wenn es den persönlichen Verdiensten des Papstes gilt, vielleicht etwas zu panegyrischen Ton klagen; aber sie werden das Buch nicht ohne Nutzen beiseite legen, wäre es auch nur der vielbesprochenen Mortara-Angelegenheit

wegen, die in der gegebenen Darstellung nach streng katholischer Auffassung doch wol zur Klärung der Ansichten angehört werden darf.

Ob es ein leichter Uebergang ist zu den beiden Romanen der Gräfin Hahn-Hahn: „Maria Regina" (Nr. 2) und „Doralice" (Nr. 3)? Das glaube ja niemand. Auf der Stufenleiter der katholisirenden Belletristik gibt es Absätze, auf denen jedem noch so ruhigen Gemüthe zu schwindeln beginnt. Und ein solcher Gemüthsschwindel, das bekennen wir offen, hat uns stellenweise und wiederholt befallen. Niemand soll uns einer ungerechtfertigten Gereiztheit gegen alles, was sich katholisirende Literatur nennt, bezichtigen können, im Gegentheil möchte uns mancher eine leise Sympathie für die Ehre und den Ruhm der alleinseligmachenden Kirche vorhalten dürfen; allein hier hat denn doch all unser guter Glauben an diese Sorte von Literatur ein Ende, diese Sorte, wie sie Gräfin Hahn-Hahn zum besten gibt. Blättere man die „Maria Regina" nur durch: auf 1100 Seiten nichts weiter als die wunderlichen Ausbrüche eines religiösen Deliriums an sich vorbeiziehen lassen zu müssen, das erzeugt eine solche Niedergeschlagenheit des Gemüths, ein solches jammerthalähnliches Armsünderbewußtsein, daß man aus reiner Verzweiflung über die greulichen Eindrücke katholisch werden könnte. Von wirklich frommen, d. h. „nicht romantisch excentrischen" Katholiken möge es sich Gräfin Hahn-Hahn sagen lassen, zu welcher herausfordernden Auffassung die Vertheidigung des Klosterlebens um jeden Preis führen kann. Nicht blos jener berühmte Schusterjunge durfte meinen, er wolle seinen Meister schon kriegen, er esse an dem Mittag kein Fleisch; auch mancher sich fromm dünkende irdische Heilige glaubt seinem Meister mit einer ähnlichen Abstrusität nahen zu dürfen.

Wir geben zu, daß man einer Dame, die es gleich Gräfin Hahn-Hahn durchaus ernst mit ihrem Glauben meint, einiger übertriebenen Anschauungen wegen nicht zu streng ins Gericht gehen dürfe; noch mehr, daß die Verfasserin durch die gesammte Wandelung ihres Glaubenslebens auf einen gewissen excentrischen religiösen Standpunkt hingewiesen ist. Unsers Amts ist es auch nicht, an ihren Confessionswechsel böswillige Randglossen zu knüpfen, wir möchten eben jeden nach seiner Façon und deshalb auch Gräfin Hahn-Hahn nach ihrer Façon selig werden lassen. Nur beherzige sie zum wenigsten, wenn auch nicht gerade das goldene Wort „Mulier taceat in ecclesia", doch die unleugbare Thatsache, daß sie durch den Wendepunkt ihres eigenen Lebens fast nur berufen scheint, für das Excentrische und Wunderliche im Religionsleben Propaganda zu machen.

Von den beiden Romanen ist der erstere und zugleich ältere, „Maria Regina", der bei weitem schlimmere. Durch die Titelheldin soll der höchste Grad der klösterlichen Ascese verherrlicht und gerechtfertigt werden. Maria Regina ist die junge und schöne Tochter des reichen Grafen Windeck. Von Jugend auf mit einem Cousin, dem Grafen Uriel Windeck, halb und halb verlobt, erwidert sie die Liebe desselben nicht nur nicht, sondern spinnt sich immer mehr in den Gedanken hinein, ihr Leben im Orden der Karmeliterinnen im Kloster Himmelspforten bei Würzburg zu beschließen. Taub gegen alle Vorstellungen der nächsten Angehörigen, blind gegen die Liebeszeichen des Grafen Uriel, will sie dem Himmel ihre Seligkeit gleichsam abtrotzen. Die Einsamkeit in den von Menschenhänden aufgeführten Klostermauern ist ja nach der Anschauung eines so unerfahrenen Dinges wie Maria Regina von weit höherm Werthe als ein beschauliches, werkthätiges, religiöses Leben inmitten der von der Vorsehung jedem Menschen schon ohnedies gesteckten Grenzen! Gräfin Regina hat sich nun einmal das „solo dios basta", das „Gott allein angehören", in den Kopf gesetzt. Was soll Graf Windeck der Vater am Ende mit seiner Tochter beginnen? Schon der Geringste im Volke weiß, daß, will jemand durchaus ins Wasser springen, man ihn hineinspringen lassen muß. Graf Windeck muß endlich seinem eigenwilligen Kinde nachgeben und es mit bewegtem Herzen in das Kloster einschließen lassen. In Himmelspforten sitzt nun Regina und kasteit ihren Leib, um sobald als möglich die Seligkeit zu erlangen. Der Leib sinkt denn auch bald genug dahin. Maria Regina wird im Kloster (man höre und staune!) von einer, wie es scheint, dort oft herrschenden bösartigen, ansteckenden Krankheit befallen, die ihr das Gesicht zerfrißt (welche Krankheit könnte denn das sein?), und Maria Regina stirbt sehr bald. Dieser Ausgang eines hoffnungsvollen Lebens ist geradezu widrig. Die Verfasserin erzählt das mit festem Glauben, als trüge sie damit zur Verherrlichung Gottes bei, während doch jeder gesunde und fromme Sinn in dem Ende der Maria Regina die gerechte Strafe für ein eigenwillig weggeworfenes Leben finden könnte. Uns dünkt ganz bestimmt die Titelheldin gar nicht gelungen. Dagegen liefert die Verfasserin in einigen Gegenstücken zur Regina vortreffliche Figuren. Wie sie in der aristokratischen Welt vollständig zu Hause ist und wie sie ihrer eigenen hochgeborenen Partei ohne Gnade die bittersten Worte hinzuwerfen weiß, wie sie ferner in das menschliche Labyrinth, das sich Herz nennt, mit scharfem Auge zu blicken versteht, so gelingen ihr vorzugsweise die [illegible] die hin- und herschwankenden, auf dem Schaume des aristokratischen Lebens einherschwimmenden Gestalten. Da ist namentlich der Offizier Orest Graf Windeck, ein Lebemensch vom reinsten Wasser, der als Bruder- und Selbstmörder endet, ganz vortrefflich geschildert. Ein nicht minder interessantes Bild [illegible] wir in seiner Geliebten, der jüdischen Sängerin Judith Miranes, während der rothe Republikaner Florentin Hauptmann bei [illegible] Kläglichkeit ab und zu zu einer wirklich humoristischen [illegible] anwächst. Wenn nun bei alledem der erstere Roman einen [illegible] wiegend peinigenden Eindruck hinterläßt, so liegt es nicht allein an der steten Wiederholung des Liedes von der Nichtigkeit des irdischen Lebens (darin hat sogar die Verfasserin mehr recht [illegible] ihr viele ihrer Gegner eingestehen mögen), auch nicht allein [illegible] den ultrareligiösen Anschauungen der Verfasserin, auch [illegible] allein darin, daß wir am Schlusse fast alle in einen [illegible] flüchten sehen: so die Sängerin Judith Miranes nach [illegible] Taufe in die Congregation von Unserer lieben Frau [illegible] als Schwester Thais, so den Grafen Uriel Windeck als [illegible] ziner und Missionar; sondern weit mehr in dem Mangel [illegible] Persönlichkeit (Regina's Schwester Corona bietet nach [illegible] Seite nur wenig Ersatz), in der wir neben dem vollen [illegible] Sinne ein durchaus praktisches, thätiges, dem irdischen [illegible] angemessenes Streben ausgeprägt finden könnten. Dazu [illegible] läßt uns die Verfasserin auch nie — und das ist ein großer [illegible] theil — den Gedanken verscheuchen, wie doch all das ultra[illegible] Gebaren nur dazu diene, sich eine Stelle im Himmel [illegible] trotzen, oder, wie wir es oben andeuteten, „den Meister im [illegible] mel zu kriegen".

Von der Darstellungsweise der Verfasserin geben wir [illegible] wenige Pröbchen. Zunächst ein drastisch derbes Urtheil [illegible] die sogenannte exclusive Gesellschaft. Graf Uriel sagt: [illegible] bin nach Europa zurückgekehrt, vielleicht mit der leisen [illegible] nung, es werde mir jetzt einen bessern Eindruck machen [illegible] im Gegentheil! Ich habe dies letzte Jahr fast ausschließlich [illegible] Petersburg, London und Paris zugebracht, und zwar [illegible] dem Theil der Gesellschaft, welche sich exclusiv «die Gesellschaft» nennt. Die kenne ich aus früherer Zeit, die ist so blasirt [illegible] entsittlicht, so verkommen im brutalsten Materialismus [illegible] Duft von Eßbouquet und Patchouli, in welchem sie [illegible] ihren eigenthümlichen Verwesungsgeruch nur zurückdrängt [illegible] nicht verscheucht. Die kenne ich mit ihrer moralisch verkommenen Männerwelt und ihrer durch Eitelkeit sinkenden Frauenwelt [illegible] deren Losungswort, das zu allem hintreibt und alles [illegible] digt, es sei noch so gemein und noch so schlecht: gefallen [illegible] len! gefallen wollen!"

Als Seitenstück hierzu ein historisches Porträt, das [illegible] das höchste Erstaunen erregen wird: „Hier (in einer Kirche [illegible] Alt-Oetting) ruht ein ausgezeichneter Mann, ein großer [illegible] herr, ein tüchtiger Diener des Herrn, ein wahrer [illegible]

Sohn der Kirche, ein tadellos reiner Mensch, ein so inbrünstiger Verehrer der Mutter Gottes, daß er sein Herz in silberner Kapsel in der Gnadenkapelle beisetzen ließ; ein so demüthiger Christ, daß er nach seinen Schlachten und Siegen vor dem Bilde des Gekreuzigten hinkniete und Gott um Verzeihung bat für den Fall, daß durch seine Schuld zu viel Blut vergossen sei. Und welch Andenken, glauben Sie, bewahrt die Geschichte ihm auf? Als ein blutdürstiger Unmensch, mit dem man schon Kindern in der Schule Grauen erregt, wird er dargestellt, und wandelt er fluchbeladen seit 200 Jahren durch die sogenannte unparteiische Geschichte. Es ist der berühmte Feldherr des traurigen Dreißigjährigen Kriegs: Tilly."

Doch daß Gräfin Hahn-Hahn auch tiefere Gemüthssaiten anschlagen, daß sie nicht blos excentrisch, sondern auch lieblich, schön und fesselnd schildern könne, dafür ein Beispiel aus der Charakteristik der Judith Miranes, der berühmten Sängerin: „.... Noch ein paar Jahre höchstens meines glanzvollen Kunstlebens und dann mitten aus dem Glanz der Oeffentlichkeit in ein glänzendes Privatleben. Sphynx meiner Zukunft, ist das dein Räthsel? Und wird dessen Lösung mir besser Stich halten als der Erfolg meiner Plane von Cintra? Da flog ihr durch das Gedächtniß, daß sie vor wenigen Stunden zu Orest gesagt hatte: auf jede Erfüllung eines ersehnten Glücks falle ein Todesschatten von Endlichkeit. Sie schauerte in sich selbst zusammen und strich das Haar von der Stirn, als ob sie die quälenden Gedanken verscheuchen wolle und blickte über den See hinweg, einen Gegenstand suchend, der wenigstens ihr Auge fesseln könne. Da fuhr der Nachtwind auf und blätterte im Osten das Gewölk auseinander, das wie eine silbergraue Rose über das Gebirge heraufschwebte und sanft sich öffnete und immer tiefer unter der aus ihr aufsteigenden Mondessichel zurücksank. Und mit dem vollen Glockenton ihrer goldenen Stimme hub Judith zu singen an: «O casta dia»; und niemand blickte in ihr Auge als das melancholische Licht des Mondes im letzten Viertel — und niemand begleitete ihren Gesang als die leise plätschernden Wellen des Genfersees —, und einsam stand sie da, wie der Genius dieser nächtlichen Natur, der an die Schatten gebannt ist und die Flügel zu regen sucht, um ihnen zu entfliehen und immer tiefer und tiefer in sie zurücksinkt und sich sehnt nach Erlösung."

Hinsichtlich der Tendenz verdient der andere Roman „Doralice" bei weitem den Vorzug vor ersterm. Vielleicht ist er im ganzen nicht so interessant geschrieben als die „Maria Regina", und was die religiösen Raisonnements und die langathmigen Auseinandersetzungen über die katholische Kirche betrifft, so liefert er wol nur Variationen über dasselbe Thema; man merkt eben nur zu gut, daß sich die geehrte Gräfin mit dem Alter auch eine gute Portion Redseligkeit zulegt. Deshalb dürfen wir uns auch über „Doralice" sehr kurz fassen und hauptsächlich die Hast bestätigen, mit der die Verfasserin Ereignisse aus der allerjüngsten Vergangenheit, die Niederlage der päpstlichen Truppen bei Castelfidardo am 17. September 1860, mit in die Erzählung verflochten hat. Indeß jener an „Maria Regina" gerügte Mangel, daß sie eine thatlose Heldin sei, findet sich in der Doralice glücklicherweise nicht. Im Gegentheil repräsentirt die Doralice eine so edle und gesunde Thatkräftigkeit — die Heldin ist zuerst mit einem ungarischen Magnaten verheirathet, sie scheidet sich aber auf einen Betrieb von ihm, reicht ihm jedoch nach einer zweiten von ihm eingegangenen und mit dem Tode der zweiten Gattin endigenden Ehe die Hand wieder und führt nun mit ihm eine glückliche Ehe —, daß wir diesen Vorzug nebst dem andern, beide Romane zugleich treffenden, der nämlich in der Wahl deutscher Stoffe liegt, der Verfasserin von Herzen gern zugute schreiben wollen.

Wer bei Nr. 4, bei dem Roman eines Gläubigen: „Rom am Rhein", auf ein Buch im Geiste der Gräfin Hahn-Hahn gefaßt sein wollte, der würde sich arg getäuscht finden. Nichts von jenen ultramontanen Anschauungen findet sich da, es sei denn, daß sie zum Spielball einer übermüthigen Laune ausgebeutet werden. Der etwas kecke Uebermuth, sich über Verschiedentliches lustig zu machen, hat es unfehlbar eingegeben. Das Buch ist unendlich leicht, nach der Seite der Lesbarkeit leicht geschrieben, uns ist es zu leicht geschrieben. Es gibt Dinge, an die sich der burschikose Sinn nicht wagen soll. Mag er die Rappiere schwingen, Bierkrüge austrinken, raisonniren und schwadroniren: an politische und religiöse Untersuchungen soll er sich nicht wagen. Fühlt sich ein literarischer Jüngling, wie uns der Verfasser dünkt, durchaus gedrängt, seine literarische Nothdurft zu befriedigen, dann thue er es auf neutralem Gebiete, nicht aber in einer Sphäre, in der sich durch burschikose Extravaganzen die meisten Gemüther unangenehm berührt fühlen. Mit welcher Indiscretion, freilich zum spaßhaften Zwecke oft sehr geeigneten Indiscretion, der Verfasser in die Welt hineinschreibt, das zeigt sich an der Schilderung eines allerdings und leider recht alltäglichen Helden des Buchs, des in der Garde dienenden rheinländischen Bauernsohns Hubert Kranz. Wir hören über den Gardekürassier folgende großartige Schilderung: „Er war, was viel sagen will, einer der schönsten jungen Männer in diesem ganzen (berliner) Regiment. Er hatte über sechs Fuß und war trotz seines schlanken Wuchses sehr kräftig gebaut. Um seine breite Brust und schlanke Hüfte beneideten ihn viele Gardeoffiziere, mehr noch aber um sein bildschönes, edles Gesicht.... Er war die Freude, der Stolz seiner Schwadron.... Die Offiziere zeichneten ihn aus.... Vor allem aber zeichneten ihn die Damen(!!) der Residenz aus. Wo er sich nur sehen ließ, besonders an öffentlichen Vergnügungsorten, waren hundert schöne Augen und in der Oper ein halbhundert Gläser auf ihn gerichtet. «Der schöne Kürassier», «der schöne Rheinländer» waren Beinamen, die ihm manch lieblicher Mund gab. Wenn der Feldmarschall von Wrangel, wie es seine Gewohnheit und Liebhaberei zu sein scheint, mit jungen, schönen, eleganten Damen spazieren fuhr, wenn er liebenswürdig, galant wie der jüngste Cavalier das lebhafteste Gespräch mit ihnen führte, sodaß sechs bis acht schöne feurige Augen gespannt an seinen welken Lippen hingen — und dann zufällig plötzlich unser Hubert am Wagen vorbeiritt oder ging —, vorbei war es mit der interessantesten Unterhaltung, all die schönen Augen wandten sich vom Alten ab und blickten begierig auf den jungen Krieger. Leise Ausrufe, noch leisere Seufzer verriethen den Eindruck, den er auf die Damenherzen machte — zum großen Verdruß des edeln, greisen Kriegers, der vielleicht im stillen denken mochte: So sah ich früher auch aus! O hätt' ich meine Jugend wieder! Ich gäbe dafür gern alle meine Titel, Würden, Verdienste und Orden hin und finge wieder von vorn an! Meinen Feldmarschallsstab für die Jugend!"

Dies ist noch nicht einmal die stärkste Prise, die der Verfasser unserer kritischen Nase anbietet. Das „Rom am Rhein" soll uns mit den Intriguen der männlichen wie weiblichen Jesuiten in der Rheinprovinz vertraut machen. Wir zweifeln nicht daran, daß dort von seiten des katholischen Klerus arg zur Ehre Gottes intriguirt wird. Nur darf man das, was man glaubt bekämpfen zu müssen, nicht so ins Lächerliche hinabziehen, wie es der Verfasser hier mit dem Treiben der Jesuiten und der „Damen vom Herzen Jesu", derselben Damen thut, die wir aus den voraufbesprochenen Büchern als Muster einer religiösen Genossenschaft haben kennen lernen. Viele ergötzliche Wendungen regen wol zum Lächeln an, viele andere Wendungen sind nur zu gewöhnlich. Als verfehlt in der Tendenz des ganzen Buchs betrachten wir das Gebaren der beiden Helden, des Hubert Kranz und Rainer Hütten; sie sind viel zu jung und viel zu burschikos gesinnt, als daß sie sich als Vertreter des guten Princips dem Jesuitismus gegenüber geriren dürften. Will also der immerhin befähigte Verfasser einen ähnlichen Stoff wie „Rom am Rhein" behandeln, so wähle er zu Hauptpersonen wirkliche Männer mit Lebenserfahrung und ruhigem, mildem Sinn; dann aber hebe er auch den Widerspruch, der in der Bezeichnung „Roman von einem Gläubigen" liegt, sage er uns gerade heraus, ob dieser „Gläubige" im ernsten oder spöttischen Sinne zu nehmen sei.

Mit gutem Recht dürfen wir hier noch zwei Bücher anschließen, die mit der Tendenz der zuerst genannten ziemlich harmoniren:

5. Die Kinder des Lichts. Von Karl Landsteiner. Zwei Bände. Freiburg im Br., Herder. 1861. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
6. Der Jesuit oder die gemischte Ehe. Nach dem Leben erzählt von L. von Robiano. Erster Band. Ludwigsburg, Riehm. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Karl Landsteiner, der Verfasser von Nr. 5: „Die Kinder des Lichts", ist uns schon einmal begegnet mit, wie es uns schien, selbsterlebten Geschichten, die sich betitelten: „Aus dem Leben eines Unbekannten." Also auch er konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich mehr und immer mehr gedruckt zu wissen. Mit einem flatterhaften Geiste haben wir es in ihm nicht zu thun. Er spricht mit fester Ueberzeugung, die uns ihn weiter anzuhören zwingt: „Ich fühle beinahe, lieber Leser, daß ich dich mit diesen eingehenden Schilderungen von Kleidertrachten und Unterhaltungen wo nicht erzürne, doch langweile. Du mußt mich aber entschuldigen, ich glaube, daß es nothwendig ist, wenn mein Zweck, dir ein Bild der socialen Verhältnisse des großen Oesterreich zu geben, annähernd erreicht werden soll. Wir werden Streiflichter werfen müssen auf die vielfältig ineinander spielenden Interessen, Reibungen, Kämpfe und Tendenzen dieses mächtigen Staatencomplexes; wir werden dieses Riesengebäude wanken sehen, unterwühlt in seinen Grundfesten, von allen Seiten angegriffen und von allen Freunden verlassen! Aber es wird sich erheben neu gestärkt und neu gekräftigt aus dem furchtbarsten Chaos.... Um diese Verhältnisse verstehen zu können, müssen wir die Personen scharf markiren, welche die Träger der Ideen sein sollen, die wir zum Ausdruck bringen wollen. Nur Stereoskopen geben ein scharfes, plastisches Bild. Es sollen Stereoskopen des Lebens sein; aber der Geist der Schönheit soll sie verklären!"

Mit diesen Worten ist der Zweck des Buchs deutlich ausgesprochen. Vergleichen wir Landsteiner's Product mit denen der Gräfin Hahn-Hahn, so finden wir hier wie dort Anschauungen streng katholischer Gläubigen; der Zelotismus liegt jedoch nur auf seiten der geehrten Dame, Landsteiner dagegen vertritt eine weit gemäßigtere Richtung. Die Gräfin Hahn-Hahn liebt das Geistreiche, Prickelnde, den Hautgout der feinen Gesellschaft; sie ist mit kosmopolitischerm Sinne in allen Cirkeln zu Hause, ob es der Beschreibung eines Heiligenschreins oder dem Eindruck einer italienischen Opernvorstellung in London gilt, sie verleugnet nie die Dame von Welt und Bildung; bei Landsteiner dagegen treffen wir auf eine weit bürgerlichere Natur, auf gutbereitete aber derbe Kost, auf recht erbauliche Anschauungen, die aber fort und fort trocken klingen. Und nun obenein mit weltmännischer Weltanschauung dürfen wir diesem guten Oesterreicher oder Süddeutschen nicht kommen; Oesterreich und nur Oesterreich ist ihm gleichbedeutend mit Welt und eine Aufführung des „Lear" mit Anschütz im Hofburgtheater zu Wien dünkt ihn das unfehlbar Höchste, was die Kunst bieten kann. Weil indeß die „Kinder des Lichts", d. h. die „rechtgläubigen Katholiken", bei ihm nicht herausfordernd auftreten, weil sie zwar energisch Fronte machen gegen die Lüge der Zeit, gegen die Umsturzgelüste des Jahres 1848, gegen Ueppigkeit und die halbe Bildung, von der die Lions unserer Gesellschaften strotzen, aber darin auch recht haben, daß in der Gegenwart viel Lüge, halbe Bildung und politischer Unverstand aufzufinden; darum lassen wir sie uns gefallen und wünschen nur, daß, wenn sie „Stereoskopen des Lebens und durch den Geist der Schönheit verklärt" sein sollen, sie diesen Geist der Schönheit mit Vermeidung aller Weitschweifigkeit in plastischerer Form veranschaulichen möchten.

„Der Jesuit oder die gemischte Ehe" (Nr. 6) von L. von Robiano endlich stellt sich als Seitenstück zu dem obenbesprochenen „Rom am Rhein" hin. Doch will das Buch nicht wie dieses verspotten und lächerlich machen, es will vielmehr anregen und im Stile einer sehr interessant und spannend angelegten Erzählung belehren. Es will hauptsächlich vor den Gefahren „gemischter Ehen" warnen, es will nachweisen, wie die Ehe eines Katholiken mit einer Protestantin oder umgekehrt, wenn die Betheiligten den höhern Ständen angehören, auf die eine oder andere Weise zum Unglück ausschlagen kann.

„Um junge unerfahrene Mädchen oder junge Männer", sagt der Verfasser in der Vorrede, „vor ähnlichen Verbindungen zu warnen, und ebenso Aeltern und Verwandte, bei denen nur zu oft die Religionsfrage eine Nebensache ist, wenn es sich um eine glänzende Versorgung für ihre Töchter handelt, entstand in mir der Gedanke, die gemachten Erfahrungen durch die Presse zu veröffentlichen.... Schließlich möchte ich noch bemerken, daß es nach meiner Ansicht wol gutgemeint, aber sicherlich nicht weise ist, wenn der Staat Civilehen gestattet. Wenn auch die Liebe bei Eheleuten immer gleich treu und beharrlich bliebe — auch nach dem Sinnenrausche der Flitterwochen — oder wenn beide Ehegatten völlig gleichgültig gegen die Religion wären und selbst den Gebrauch der heiligen Sakramente verachteten, so müssen doch ihre Kinder getauft, geschult, confirmirt werden: welche Mutter, welcher Vater, wie ungläubig sie auch selbst [illegible] mögen, würde kaltblütig zusehen können, wenn ihre Lieblinge wie Heiden aufwachsen müßten, welcher Fall leicht eintreten könnte, wenn nicht ein humaner, christlicher Beichtvater sich [illegible] Mittel legt und die Angelegenheiten mit der Kirche ordnet."

Man sieht hieraus, von welchem bestimmten kirchlichen Standpunkte aus der Verfasser seine Aufgabe ins Auge faßt. Weil die Kirche (die katholische) eine Macht ist, gegen die der Wille des einzelnen nichts ausrichten kann, so warnt der Verfasser vor Bündnissen, die von der Kirche um keinen Preis geduldet werden. In seinem Roman ist ein solches Bündniß die Ehe [illegible] katholischen Grafen Ilani mit einem protestantischen Freifräulein. Graf Ilani gehörte früher dem Jesuitenorden an und [illegible] den Austritt und die Erlaubniß zur Verehelichung nur [illegible] der Bedingung, daß er eine Katholikin heirathe. Da er [illegible] Bedingung nicht erfüllt, so werden von einem ihn überwachenden Jesuiten, dem Abbé Neuville, alle Mittel angewendet, [illegible] mit der protestantischen Dame zu trennen und den Grafen [illegible] aufs neue dem Orden zuzuführen. Jenes gelingt endlich [illegible] verschiedene Intriguen, dieses aber nicht ebenso. Graf [illegible] betheiligt sich an den republikanischen Intriguen der Italiener, kämpft in Rom gegen die Franzosen, wird von seinem [illegible] dem Abbé Neuville, dem französischen General verrathen [illegible] unheilbar ins Irrenhaus gesperrt. Dieser böse Geist des [illegible] mans, der Jesuit Abbé Neuville, ist mit großer Klarheit [illegible] Schärfe gezeichnet, und nicht minder interessant eins [illegible] Hauptwerkzeuge zur Verherrlichung der katholischen Kirche [illegible] Sängerin Celeste. Bisjetzt liegt nur der erste Band des [illegible] mans vor.

Kann der Verfasser sein Werk mit dem zweiten [illegible] spannend abschließen, als er es im ersten anlegte, dann [illegible] das Buch als ein sehr fesselndes vielen Abgang finden. [illegible] das kann, das müssen wir natürlich dahingestellt sein [illegible] Nach seiner Versicherung besteht das Buch in der [illegible] Romanform aus „persönlich Erlebtem und Dichtung". [illegible] gerecht sei, hier, wo es sich um die Verurtheilung des [illegible] ordens als eines gemeingefährlichen handelt, Erdichtetes an [illegible] des Actenmäßigen zu setzen, das ist eine schwere Frage. [illegible] können es nicht durchaus billigen. Auf die Weise [illegible] leicht kommen, wie das allerdings schon geschehen, daß [illegible] suiten aufträten und sagten: wir sind besser als unser [illegible] Und wahrlich, blicken wir auf die Entrüstung, mit der [illegible] wie dieser Abbé Neuville angesehen wird, wir wissen nicht [illegible] warum er nun gerade an den Pranger gestellt werden [illegible] ein Jesuit fällt, taucht ein anderer auf. Das ist [illegible] wie es gewiß, daß die schlimmsten Jesuiten nicht unter [illegible] zu finden, die ordensmäßig den Namen „Jesuit" führen [illegible] dern unter denen, die sich mit moralischem Mantel [illegible]

Und erst dann, wenn der außerhalb des Jesuitenordens bestehende Jesuitismus gefallen ist, erst dann und nicht früher wird die Todesstunde des Jesuitenordens geschlagen haben.

Emil Müller-Samswegen.

Frankfurt a. M. im Mittelalter.

Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Ein auf urkundlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums. Von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses interessante Buch enthält Schilderungen der politischen, socialen und Culturzustände Frankfurts vom 14. bis hinein in das 16. Jahrhundert und sind hierbei viele seither noch ungedruckte und unbekannte Quellen benutzt. Es ließe sich sehr leicht mancher sehr treffende Vergleich jener mittelalterlichen Zustände mit den heutigen in der Freien Stadt Frankfurt anstellen; wir ziehen es jedoch vor, die Begebenheiten selbst reden zu lassen und überlassen die Commentare unsern Lesern.

Von den Jahren 1355—66 war Frankfurt durch den Aufstand der Zünfte zerrüttet. Kriegk weist nun fast bis zur höchsten Evidenz nach, daß nicht die Höhe der Steuern (es bestand ja ohnedem die Einrichtung, daß, wie noch heute der Fall, jeder Bürger sich nach der Größe seines Einkommens selbst besteuerte), sondern der Mangel an Controle bei der Finanzverwaltung des Raths und seine Verschwendung der Staatsgelder als die Ursachen dieses Aufstandes zu betrachten seien. Erst 1613 wurde eine solche Controle bleibend eingeführt und bis dahin läßt sich allerdings nachweisen, daß der Rath mit diesen Geldern so umging, als wenn sie sein Eigenthum wären. Er beschenkte z. B. jedes seiner Mitglieder mit einer ganzen oder einer halben Ohm Wein, wenn dasselbe sich selbst oder eins seiner Kinder verheirathete, und ebenso erhielten die Rathsglieder nebst den Geistlichen der Stifte und Klöster an den höhern Feiertagen Geld aus der Stadtkasse. Beide Misbräuche dauerten übrigens während des ganzen Zünfteaufstandes fort, und kommen erst kurz vor der Unterdrückung desselben zum letzten male vor. Dagegen währte ein anderer Misbrauch, daß nämlich die Rechenmeister, d. h. die mit der Leitung der Ausgaben und Einnahmen betrauten Rathsglieder stets ein Stück Geld als Meß- und Neujahrsgeschenk erhielten, nicht nur während des Aufstandes, sondern auch noch lange nachher fort. Eine Verschwendung war auch der Gebrauch, daß mitunter einzelnen Rathsgliedern aus der Stadtkasse Unkosten ersetzt wurden, welche sie in bloßen Privatangelegenheiten gehabt hatten. Indessen sind diese Ausgaben, welche allein nachweisbar sind, viel zu geringfügig, als daß sie in Anschlag gebracht werden könnten, wenn von den Ursachen der herrschenden Unzufriedenheit die Rede ist. So beträgt z. B. die erwähnte Ausgabe für Hochzeiten in den 15 Jahren, in welchen sie vorkommt, im Durchschnitt nur 12½ Pfund oder etwa 10½ Gulden jährlich.

Die hauptsächlichste Ursache des Aufstandes war ohne Zweifel das vom Rathe gegen die Zünfte eingeschlagene Verfahren; man wollte sie einschränken und vom Rathe abhängig machen. Es sollten sich keine neuen Zünfte bilden, ihre Beschlüsse an die Genehmigung des Raths gebunden sein, ohne seine Erlaubniß keine neuen Trinkstuben entstehen, Vereinigung mehrerer Zünfte in eine einzige nicht gestattet sein, die Zunftgenossen auch in andern Dingen als in Betreff des Kriegsdienstes den Zunftvorstehern zu Gehorsam verpflichtet sein u. s. w.

Während dieses Aufstandes der Zünfte wurde auch von diesen die Forderung an den Rath gestellt, daß wenigstens ein Theil des Raths, acht Rathsglieder von der Bürgerschaft gewählt werden sollten, und zwar immer auf ein Jahr. Seither hatte der Rath immer sich selbst ergänzt, während jetzt eine Vermehrung um acht von der Bürgerschaft gewählten Personen verlangt wurde.

Im Jahre 1376 hatte Kaiser Karl IV. den sachsenhäuser Berg, welcher königliches Gut war, der Stadt Frankfurt zum Behuf der Unterhaltung der Mainbrücke geschenkt, und nicht nur das Verkaufen oder Verpachten desselben gestattet, sondern auch bald nachher durch ein zweites Privilegium diesen Berg in dem Umfange für zehntfrei erklärt, daß weder die Stadt, noch derjenige, dem sie Stücke des Bergs verkaufen werde, Zehnten, Renten oder sonstigen Abgaben davon zu entrichten hätte. Der Rath scheint den ihm geschenkten Berg, welcher damals noch mit Gebüschen und einzelnstehenden Waldbäumen bedeckt war, eine Zeit lang nicht anders als zum Holzfällen und Wellenmachen benutzt zu haben, aber im Jahre 1389 beschloß man ihn auszuroden und zur Anlage von Weingärten stückweise zu verkaufen oder zu verpachten, und so entstanden denn im Laufe der Jahrzehnde die noch jetzt vorhandenen Weinpflanzungen des sachsenhäuser Bergs, welcher damals wegen dieser neuen Anlagen der neue Berg genannt wurde. Nun besaß aber seit der karolingischen Zeit das Bartholomäusstift das verbriefte Recht, von allem, was auf frankfurter Boden königliches Gut war, den Zehnten zu erheben, oder vielmehr es hatte diesen Zehnten als etwas sich von selbst Verstehendes vom ersten Anfang an besessen, darum trat dasselbe auch alsbald mit der Forderung auf, daß die Inhaber der neuen Weingärten ihm den Zehnten zu entrichten hätten, und hielt diesen Anspruch auch fortwährend aufrecht. Die Geistlichkeit wandte sich gleich anfangs an den Erzbischof und das geistliche Gericht in Mainz, und deren Competenz war auch in dieser Angelegenheit nicht zu bestreiten, aber in der Sache selbst wollte die Stadt nicht nachgeben. Beide Theile wandten sich wiederholt an den Kaiser Wenzel, aber von diesem war ein entscheidendes Eingreifen nicht zu erlangen, und auch Vermittelungs- und Verständigungsvorschläge von seiten des Erzbischofs, sowol in dieser Angelegenheit als in andern, namentlich in Betreff der beanspruchten Abgabenfreiheit der Geistlichkeit führten im Anfange zu keinem Ziele. Im Jahre 1395 endlich am 14. September wurde ein provisorischer Vergleich, eigentlich nur ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Wege gebracht, wonach die Geistlichen 10 Jahre lang mit allen Abgaben verschont bleiben sollten und neben anderm auch das Bartholomäusstift seinen Anspruch an den Zehnten vom sachsenhäuser Berg drei Jahre lang ruhen lassen mußte. Indessen brach der Streit nicht nach 10 Jahren, sondern schon nach ganz kurzer Zeit wieder aus. Auch der auf ähnlicher Basis im Jahre 1403 zu Innsbach abgeschlossene Vertrag war nur ein provisorischer und von ebenso kurzer Dauer, zu Ende ging der Streit erst im Jahre 1407 und zwar dadurch, daß der Erzbischof von Mainz und seine Räthe und Diener durch die Stadt mit großen Summen bestochen wurden. Dem Erzbischof wurde nämlich nicht nur eine Schuld von 4000 Gulden erlassen, sondern noch weitere 600 Gulden dazu geschenkt. Dadurch zog die Geistlichkeit den Kürzern und büßte nicht nur die beanspruchte Steuerfreiheit und andere Privilegien ein, sondern mußte sich auch für den Zehnten des sachsenhäuser Bergs mit einer jährlichen Entschädigung von 20 Pfund Hellern oder 16⅔ Gulden begnügen.

Wenn von frankfurter Zuständen die Rede ist, dürfen auch die im Mittelalter so hochberühmten Messen nicht übergangen werden. Ursprünglich wurde die Messe nur einmal, am Ende des Sommers gehalten, und erst im Jahre 1330 gewährte Kaiser Ludwig IV. das Privilegium einer zweiten Messe. Diese „des heiligen Reichs Messen und Märkte zu Frankfurt" wurden durch die Namen alte und neue Messe oder Herbst- und Fastenmesse voneinander unterschieden. Anfang und Ende beider Messen waren nicht zu allen Zeiten gleich, theils waren die Kriegsgefahr, Witterung oder schlimme Seuchen daran schuld, theils fanden sich aber auch die die Messe besuchenden Kaufleute nicht immer zur rechten Zeit ein, sodaß der Rath sich mitunter veranlaßt sah, die andern Städte zu bitten, daß sie ihre Kaufleute zum rechtzeitigen Erscheinen auf den Messen anhalten möchten, so im Jahre 1428. In dem Privilegium Ludwig's IV. für die zweite Messe wurde die Zeit ihrer Dauer auf 14 Tage bestimmt, und wurde sie von den Frankfurtern anfangs auf acht Tage vor

Mitfasten bis acht Tage nach Mitfasten (vom Sonntag Oculi bis Judica) angesetzt, aber später öfter verändert. Im Jahre 1380 verlängerte Kaiser Wenzel beide Messen um je 14 Tage, nahm aber diese Berechtigung schon nach 10 Jahren wieder zurück.

Des Ein- und Auslautens der Messe geschieht der Sache nach schon im Jahre 1375 Erwähnung, der Ausdruck selbst findet sich erst im Jahre 1394 verzeichnet. Das Geleit der zur Messe ziehenden Kaufleute geschah meistens durch Schützen, welche entweder auf Karren fuhren oder, wenn die Meßfremden zu Wasser reisten, sich mitunter in einem Schiffe befanden; die Zahl der Schützen war, offenbar wegen der bald größern oder bald geringern Unsicherheit, nicht immer gleich, es waren manchmal 16—18 Schützen, manchmal aber auch 24, 29, 30 und so fort bis 91. Auch durch benachbarte Ritter (gegen Bezahlung), durch das reisige Volk oder wol auch durch eine Zunft kommen Geleite vor. Früher erhielten die Mitglieder des Messegeleits Geld, seit 1464 wurde für die Betheiligten ein Essen im Römer eingeführt, und auch unterwegs hielten sie Mahl- und Trinkgelage auf städtische Kosten.

Im Mittelalter nannte man die „Meßfremden" Gäste oder auch Kaufleute; im 16. Jahrhundert pflegten Kaufleute, welche miteinander in näherer Handelsbeziehung standen, in einem Hause zusammen zu wohnen oder wenigstens eine Tischgenossenschaft zu bilden, daher die Bezeichnungen mancher Häuser, wie Alt-Limburg, Nürnberger, Augsburger und Baseler Hof.

Die Meßläden nannte man im Mittelalter Krämen, Hütten oder Schreine, sie waren bald mit einem Dache versehen, bald unbedeckt, bestanden mitunter in bloßen Tischen, die bisweilen unter den Hausthüren aufgestellt waren. Der Meßhandel beschränkte sich auf das Gebiet der Altstadt und zwar auf die Gegend um die Bartholomäuskirche, Saalhof und Saalgasse, Ufer des Main, den Liebfrauenberg, Umgebung des Barfüßerklosters und den bei der Katharinenpforte befindlichen Raum zwischen der innern und äußern bockenheimer Pforte. Der Hauptumsatz hatte statt in Tuch, Wolle, Leinwand und Pferden; im 16. Jahrhundert war auch der Buchhandel bedeutend.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß auch die Meßgeschenke schon im 14. Jahrhundert ebenso gebräuchlich waren, wie die Neujahrsgeschenke. Solches „Meßgeld" erhielten namentlich die „Rechenmeister" und ihre Schreiber und Pedelle, dasselbe betrug am Ende des 14. Jahrhunderts 5 Pfd. 8 Schill. oder 4½ Gulden, früher aber bald mehr, bald weniger.

Von Meßsehenswürdigkeiten ist erst im 15. Jahrhundert die Rede; die beiden ältesten, deren Erwähnung geschieht, waren ein Strauß und ein Elefant, in den Jahren 1450 und 1480 (nach Lersner 1443). Bei dem Strauß betrug das Eintrittsgeld einen Albus. Der Elefant erregte solches Aufsehen, daß er an das im Garten stehende Haus in natürlicher Größe angemalt wurde und dieses Haus (an der Gallusgasse) den Beinamen „Zum Elefanten" erhielt.

Das letzte Kapitel handelt von den Personennamen in Frankfurt. Familiennamen kommen schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts vor, aber noch wenig, denn in dem ersten Jahre des ältesten frankfurter Bürgerbuchs 1311—12 sind noch 66 Procent bloße Vornamen; 1351 sind die bloßen Vornamen nur 34½ Procent. Uebrigens ist man sehr in der Gewohnheit, nur die Vornamen zu gebrauchen, wie man denn auch offenbar im Mittelalter sich meist nur mit diesen anredete. Noch im Rathsprotokoll von 1525 wird der Syndikus Doctor Adolf Knoblauch stets nur der Doctor Adolf genannt, und ebenso andere Rathsglieder.

Vor dem Aufkommen der Zunamen pflegte man meistens den Heimats- oder Wohnort oder auch das Heimatland mit einem vorgesetzten „von" zu gebrauchen, oder man setzte auch die Bezeichnung des Gewerbes hinzu, woher die Zunamen Schneider, Schmied, Metzler oder Metzger, Krämer, Schäfer, Beutler, Schwab, Sachs, Schweizer, Hesse u. s. w. Aber auch Spott und Scherz veranlaßten oft solche Zunamen, so Dick, Klein, Kahl. Andere enthielten umgekehrt eine ehrende Anerkennung, z. B. Heinrich Ohne-Angst (Ane Angest), Henzekin Man, Konrad Fröhlich, Heinrich Frischgemud.

Als Spitz- und Spottnamen erscheinen: der kahle Wigant, Bolez Spitzebart, Hans Zegenbart, Albrecht Langnase, Henne Langhals, Albrecht Roizmul, Concze Krumpfuß u. s. w. Viele Zunamen beziehen sich auf die Nationalneigung zum Weintrinken, z. B. Hannsechin Schenke in das Glas, Leereneruch, Weinfinke, Becherer, Suchewin, Gutwin u. s. w.

Einige Namen sind wahrhaft drollig, z. B. Rindfleisch, Huezel, Dubiney (Taubenei), Zartenbirn, Fingerhut, Blarock (Blaurock), Nachtschade, Surmilch (Sauermilch), Wurstenbendil, Fackilbanz, Drittehalbpfund. Im Jahre 1402 kommt im Bürgerbuch vor: Hermann Winsperger, der Man mit dem Hymelrich. Auffallend ist für einen christlichen Bürger der damaligen Zeit (1333 und 1361) der Name Jude, desgleichen Judengut und Judenspieß.

80.

Reformationserinnerungen in Florenz.

Wem das Glück zu Theil wird, das schöne Florenz zu sehen und in dieser durch Lieblichkeit der Lage, durch zahlreiche geschichtlich merkwürdige Bauten und durch seltene Schätze der Malerei und Sculptur ausgezeichneten Stadt eine Zeit lang zu verweilen, der wird und darf es nicht unterlassen, die Sammlungen vorzüglicher Gemälde aller Zeiten und Schulen und herrlicher antiker Bildwerke zu besuchen, welche in dem Palazzo degli Uffizi vereinigt sind. Zwar ist der Geschmack und der Zweck der verschiedenen Reisenden meist ungleich. Mancher zieht es vor, nach einer mehr flüchtigen Besichtigung der Stadt die reizenden Umgebungen kennen zu lernen und bald auf den lieblichen Höhen gegen Südost seine Spaziergänge zu machen und sich der Aussichten zu erfreuen, welche sich auf das Thal des Arno und die an seinen freundlichen Ufern sich weithin dehnende Stadt mit ihren vielen Thürmen, Kirchen und Palästen bietet; bald zu ruhen auf dem Bello sguardo und die sanften Contouren der nordwärts vorliegenden Hügelkette zu beobachten, das im grünen Thal sich hinschlängelnde Silberband des Arno zu verfolgen und sich fest und fester die nähern und fernern schönen Punkte einzuprägen; oder er wandert muntern Schrittes durch die wohlbebaute Ebene nordöstlich von der Stadt und verschafft sich so den Genuß, welcher ihm durch die weite, überaus lohnende Aussicht von den Höhen von Fiesole, dem alten Fäsulä, zu Theil wird; oder er lustwandelt in den schattigen Anlagen des Prato westlich von der Stadt. Ein anderer fühlt sich von dem muntern und geschäftigen Leben in der Stadt mehr angezogen und versenkt sich in dasselbe. Ein anderer macht die Runde in den zahlreichen Kirchen, bewundert und studirt ihre eigenthümliche Bauart, besonders an dem Dome und dem dabei befindlichen, doch davon getrennten Glockenthurme und dem Baptisterium; noch andere verwenden hauptsächlich ihre Zeit auf den Besuch der merkwürdigen Paläste des Mittelalters, unter denen der wahrhaft königliche Palazzo de' Pitti mit seiner kostbaren innern Ausstattung, seinem eigenartig schönen Stil im Aeußern und seinen in der That riesigen Grundmauern ganz besondere Beachtung verdient. Den [illegible] Sammlungen im Palazzo degli Uffizi müssen jedem bei [illegible] Schönheit und Mannichfaltigkeit reichen Genuß bieten und [illegible] wiederholten Besuchen auffordern, wäre es auch nur, um die Kleinodien der Sammlungen in dem achteckigen Saale wirklich kennen und die Schönheit der hier vereinigten Gemälde und Statuen so recht empfinden zu lernen. Unter ihnen sind besonders berühmt geworden „Der Appollino", „Die mediceische Venus", „Der tanzende Faun" und andere Antiken; unter den Gemälden sechs Bilder von Rafael's Pinsel gemalt, z. B. [illegible] kannte „Fornarina" (die von Rafael geliebte Bäckerstochter), „Papst Julius II.", „Johannes in der Wüste", ferner „Venus und Amor" von Tizian, die „Anbetung der Könige" [illegible] Albrecht Dürer, „Adam und Eva" von Lucas Cranach, [illegible] heilige Familie" von Michel Angelo u. a. Indessen finden [illegible] auch in andern Sälen Gegenstände von hoher Schönheit [illegible]

erinnere nur an die bekannte Marmorgruppe der Niobiden) oder wenigstens von besonderm Interesse, selbst in den kleinen Räumen.

Als ich nach wiederholten Besuchen der Sammlungen auch die kleinern Säle genauer durchzumustern angefangen hatte, war ich nicht wenig überrascht, in dem einen der beiden Zimmer, welche der niederländischen Malerschule angewiesen sind, außer mehreren Bildern von Albrecht Dürer auch eine Anzahl Bildnisse von Lucas Cranach zu finden. Da blickte nicht blos das wohlbekannte Bild Luther's auf mich herab und das der Katharina von Bora als Seitenstück zu jenem, sondern es befanden sich auch auf einem Doppelbilde die beiden Reformatoren Luther und Melanchthon und als Seitenstück zu diesen die hauptsächlichen Beschützer der Reformation, Friedrich III., der Weise, und Johann der Beständige von Thüringen und Kurfürst von Sachsen. (Lucas Kranack di Kranack. Ritratti di Lutero e Melantone und Ritratti dei Duchi di Sassonia Federigo e Giovanni lauteten die Ueberschriften.) Die beiden letzten Porträts sind, wie auf dem Gemälde selbst neben der Schlange, dem Künstlerzeichen des Lucas Cranach, zu lesen ist, im Jahre 1583 gemalt, mithin nach dem Tode Friedrich's des Weisen, welcher bereits am 5. Mai 1525 starb und seinem Bruder Johann dem Beständigen die Herrschaft überließ, aber auch noch nach des letztern Tode, der schon im Jahre 1582 erfolgte. Es folgt ferner aus dem angeführten Datum, daß die beiden Bilder Copien früherer Bilder sind, die jedoch von dem fleißigen Lucas Cranach wol selbst gefertigt wurden; denn dieser, obwol schon 1472 geboren, wurde ja bei seinem thätigen Leben sehr alt, und starb erst 1553 81 Jahre alt, nachdem er drei Fürsten von Sachsen und Thüringen, nämlich Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen und dem Sohne des letztern, Johann Friedrich dem Großmüthigen, ihre zahlreichen Gunstbezeugungen durch treue Anhänglichkeit und selbst durch aufopfernde Ergebenheit belohnt hatte. Schon vor dem Jahre 1500 war Lucas Cranach in Koburg von Friedrich und Johann mit Aufmerksamkeit behandelt und bald darauf von ihnen auf einer Reise nach Wien mitgenommen worden; 1504 machten sie Lucas, der von der bildenden Reise reichen Gewinn gehabt hatte, zu ihrem Hofmaler und erhoben ihn 1508 sogar in den Adelstand. Trotz sehr verlockender Zusagen des Kaisers Karl V. blieb Lucas Cranach seinen Fürsten doch treu und verließ auch Johann Friedrich nach der verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg 1547 in seinem Unglücke nicht, sondern folgte demselben mit in die Gefangenschaft nach Innsbruck und dann wieder nach Sachsen zurück.

Friedrich der Weise ist auf dem Gemälde dargestellt als älterer Mann, doch mit voller, runder Körper- und Gesichtsbildung; den Kopf mit weißgrauen Haaren bedeckt ein niedriges schwarzes Sammtbaret. Der volle Bart hat die Farbe des Haupthaars. Mit großer Sorgfalt sind der große braune Pelzkragen auf dem schwarzen Wams und das weiße gestickte Vorhemdchen ausgeführt. In ähnlicher Bildung und Ausführung erblicken wir daneben das Bildniß Johann's; nur hat dieser, der bedeutend jünger war als Friedrich, noch frischere Züge und kräftiges braunes Haar, doch fällt er auf durch etwas schiefliegende, zusammengezogene Augen.

Wenn es mich nun schon überraschte, im katholischen Italien die Bildnisse derjenigen Landsleute zu begrüßen, welche die Begründer und thatkräftigen Beschützer der Reformation waren, so erregten die Bilder meine Verwunderung und mein Interesse noch mehr, als ich in alter deutscher Druckschrift unter jedem der beiden Fürstenbilder ein Gedicht in der Weise derer von Hans Sachs las, das vermuthlich von Lucas Cranach selbst oder von einem seiner Freunde herrührt, deren er ja viele an seinem damaligen Aufenthaltsort Wittenberg besaß. Jedes von beiden Gedichten aber ist zu betrachten und steht da als ein geschichtliches Document; denn beide enthalten in kurzen Andeutungen die wichtigsten Momente aus den Schicksalen und Bestrebungen der beiden geschichtlich so merkwürdigen Fürsten.

In dem erstern, kürzern Gedichte, welches sich unter dem Bildnisse Friedrich's des Weisen befindet, ist zu Anfang auf das Streben desselben nach Aufrechthaltung der Ruhe und des Friedens im deutschen Reiche hingedeutet, dann die Gründung der Universität Wittenberg, die Reformation und ihre heilbringenden Folgen erwähnt, und zuletzt gesagt, daß Friedrich zum deutschen Kaiser erwählt worden sei, aber indem er selbst diese Würde abgelehnt, für die Erwählung Karl's V. gewirkt habe.

Unter dem Bildnisse Johann's steht in zwei nebeneinander befindlichen Spalten ein längeres Gedicht, welches von dem Tode Friedrich's ausgehend, die schrecklichen Wirren des Bauernkriegs erwähnt, ferner die Religionsstreitigkeiten und Johann's muthiges Vorgehen für die Sache der Reformation auf den Reichstagen zu Speier 1529 und zu Augsburg 1530; es werden aber auch die mit solch muthigen Schritten verbundenen Anfeindungen und Gefahren hervorgehoben, welche Johann zu bestehen hatte. Weiterhin wird berichtet, wie Johann auf Grund der Goldenen Bulle die Wahl Ferdinand's I. zum römischen König betrieben und nach vielen Mishelligkeiten endlich mit dem Kaiser in friedlichen Verkehr trat.

Die Gedichte erschienen mir so interessant, daß ich mich sofort daranmachte, sie in der alterthümlichen Schrift, in welcher sie unter den Bildnissen wie auf einem vergilbten Zettel aufgemalt waren, abschrieb, und ich lasse dieselben so hier folgen, indem ich glaube, daß es auch manchem andern noch interessant sein wird, den vollständigen Textlaut kennen zu lernen:

Unter dem zuerst erwähnten Bildnisse Friedrich's des Weisen steht:

Friedrich der Drit, Churfürst und Hertzog zu Sachsen. gemalt 1533.

Fridrich bin ich billich genand
Schönen frid ich erhielt im land.
Durch gros vernunfft, gedult vnd glück
Widder manchen ertzbösen tück.
Das land ich zieret mit gebew
Vnd Stifft ein hohe Schul auffs new.
Zu Wittemberg im Sachssen land
In der welt die ward bekand
Denn aus der selb kam Gottes wort
Vnd thet gros ding an manchem ort.
Das Bepstlich Reich störtzt es nidder
Vnd bracht rechten glauben widder.
Zum Keisar ward erkorn ich
Des mein alter beschweret sich.
Dafur ich Keisar Carl erwelt
Von dem mich nicht wand gonst noch gelt.

Unter dem Bildnisse Johann's des Beständigen steht in zwei Reihen nebeneinander:

Erste Reihe.

Nach meines lieben bruders end
Bleib auff mir das gantz Regimend.
Mit grosser sorg vnd mancher fahr
Da der Bawr toll vnd töricht war.
Die auffrhur fast jnn allem land
Wie gros fewer im wald entbrand.
Welches ich halff dempffen mit Gott
Der Deudsches land erred aus not.
Der Rotten geister feind ich war
Hielt im land das wort rein vnd klar.
Gros drawen bittern haß vnd neid
Vmb Gottes worts willen ich leid.
Frei bekand ichs aus hertzem grund
Vnd personlich selbst ich da stund.
Vor dem Keisar vnd gantzen Reich
Von Fursten gschah vor nie desgleich.
Solchs gab mir mein Gott besunder
And vor der welt was ein wunder.

Zweite Reihe.

Vmb land vnd leut zu bringen mich
Hofft beid freund vnd feind gewislich.

Ferdinand zu Römischm König gemacht
Vnd sein wahl ich allein ansecht.
Auff das das alte Recht bestünd
Inn der gulden Bullen gegründ.
Wiewol das grossen zorn erregt
Mich doch mehr recht denn gunst bewegt.
Das hertz gab Gott dem Keiser zart
Mein guter freund zu letzt er ward.
Was ich mein end jm freid beschlos
Daß sehr den Teuffel das verdros.
Erfarn hab ichs vnd zeugen thar
Wie vns die Schrift sagt vnd ist war.
Wer Gott mit ernst vertrawen kan
Der bleibt ein vnverdorben man.
Es zürne Teuffel odder welt
Den sieg er doch zu letzt behelt.

Richard Schillbach.

Ludwig Bechstein's „Deutsches Museum" in neuer Folge.

Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. Begründet von Ludwig Bechstein. Neue Folge. Erster Band. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Mit vier Facsimiles. Leipzig, O. A. Schulz. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Es hat immer etwas besonders Interessantes und fast Rührendes, wenn ein Sohn in den Fußtapfen seines dahingeschiedenen Vaters wandelt, sich den gleichen Studien widmet und ein von dem Vater begonnenes Werk mit Pietät, Ernst und Liebe fortsetzt, wie es hier mit L. Bechstein's „Deutschem Museum" geschehen ist, von welchem die ersten Bände in den Jahren 1842 und 1843 erschienen. Der Herausgeber des vorliegenden ersten Bandes der neuen Folge, Reinhold Bechstein, bemerkt in der Vorrede, daß der geringe Absatz, den die beiden ersten Bände fanden, das Werk nicht zu der gewünschten Fortsetzung habe gelangen lassen. Der Sohn des Begründers ließ sich jedoch dadurch nicht entmuthigen, er fand einen Buchhändler, der das Risico nicht scheute, welchem ein Verleger bei der Uebernahme eines solches Werks immer in Deutschland ausgesetzt zu sein pflegt, und so, nach zwanzigjähriger Unterbrechung, erscheint der dritte Band eines verdienstvollen Unternehmens, das in seiner jetzigen Fortsetzung fast als ein neues angesehen werden kann.

Im Nachlasse Ludwig Bechstein's fand der Sohn mehrere Abhandlungen historischen und culturhistorischen Inhalts bereits vor, welche der Verewigte für einen dritten Band seines „Deutschen Museum" bestimmt hatte. Diesem äußern Grunde verdankt, wie Reinhold Bechstein im Vorwort bemerkt, diese neue Folge zunächst ihre Entstehung und Herausgabe. Diese nachgelassenen Arbeiten seines Vaters hat der jetzige Herausgeber mit einzelnen von ihm selbst gesammelten Stücken vermehrt und im vorliegenden Bande vereinigt, in welchem gerade einige der von Reinhold Bechstein hinzugefügten Stücke einen hervorragenden Platz und ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Dahin gehört unter anderm die im Jahre 1643 gedruckte merkwürdige und gutgeschriebene, zum Theil mit artigen humoristischen Wendungen und manchen schlagenden Gedanken gewürzte Schrift: „Der Vnartig Teutscher Sprach-Verderber. Beschrieben Durch Einen Liebhaber der redlichen alten Teutschen Sprach", die hier vollständig wieder abgedruckt ist, und für deren Abdruck man dem Herausgeber sich gewiß zu lebhaftem Dank um so mehr verpflichtet fühlen wird, da die Schrift an sich interessant, ihr Inhalt aber selbst noch auf die heutige Zeit anwendbar ist; denn die alte Neigung der Deutschen, mit fremden Wörtern und Phrasen zu kokettiren, ist bekanntlich noch keineswegs ausgestorben. Wir haben schon früher wiederholt in d. Bl. hervorgehoben, daß das 17. Jahrhundert keineswegs an tüchtigen Bestrebungen so arm in Deutschland war, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Namentlich gab es, gegenüber den vielen greulichen Auswüchsen und Verunstaltungen in Sprache und Literatur, viele wackere Männer in jenem Jahrhundert, welche mit Eifer für die Reinigung der deutschen Sprache wirkten, und wenn sie zum Theil auch Vorschläge in dieser Hinsicht machten, welche höchst wunderlicher Art waren, doch die Liebe zu der „teutschen Haupt- und Muttersprache" nährten, auf ihre Herrlichkeit und Ursprünglichkeit aufmerksam machten und dem Volk zu Gemüth zu führen suchten, daß Reinheit wie Verderbniß der deutschen Muttersprache mit der Reinheit oder Verderbniß der alten Vätersitte aufs innigste zusammenhänge. Zu diesen wackern deutschgesinnten Männern, welche unablässig darauf drangen, daß „rein und lauter Teutsch" geredet und geschrieben werde, gehört auch der Verfasser der angeführten Schrift, aus der wir hier einige charakteristische Stellen anführen wollen. Der Verfasser beginnt seine Schrift mit den Worten: „Was es vor einen Zustand vnd Beschaffenheit, zu dieser vnserer Zeit mit der redlichen Teutschen Sprach habe, daß ist nun leider mehr hell vnd klar an dem Tag, vnd darff nicht viel beschreibens. Wie schändlich, wie heßlich dieselbe mit außländischen vnd frembden Wörtern besudelt, vermischet vnd vervnreiniget werde, so gar, daß man kaum drey oder vier Wörter ohne einmischung außländischer Zungen reden kan, ist offenbahr. Aber, eine Schand ist es, vnd zuerbarmen, daß diese vnsere Teutsche Haupt vnd Mutter-Sprach, als welche von Wörtern so schön, so weitläuffig, so rein, prächtig vnd vollkommen, so schändlicher weise Verunreiniget wird. Ein jedes Land befleissigt sich seine Sprach rein vnd lauter zu erhalten, aber die arme | Teutsche, welche ohne daß bey nahe jhre grosse Freyheiten, Haab vnd Güter verlohren, achten nicht hoch, auch jhre Herrliche Sprach zu verlieren, in dem sie nicht allein selbige nit lauter vnd rein fortpflantzen, sondern auch mit fleiß frembder Wörter sich gebrauchen, vnd mit dem Teutschen vermischen."

Namentlich ist dem Verfasser das damals in Deutschland in Schwung gekommene Wort „Compliment" zuwider, welches ihm zu folgender Bemerkung Anlaß gibt: „Ja es ist recht nachdenckliche krafft in diesem Wort verborgen. Complimenteur, ein prächtiger höfflicher Reder, großsprecher, ein rechter Auffschneider vnd Lügner. Dann wie kan es jmmer müglich seyn, daß ein Teutscher, der von Art nicht viel Wort machet, nicht viel schwätzens vnd großsprechens achtet, seiner Natur zuwider, es mit so läppischen babbeleyen recht meynen solte? Warlich, dieses Wort Complement, dessen wirckung jetzt im höchsten stehet, gibt zuerkennen, was wir für Zeiten haben: dann auch in [illegible] Worten eine solche heimbliche Krafft vnd nachtruck zu zeiten [illegible] daß grosse Dinge darauß können erkündiget vnd ersehen werden. Wie die Zeiten sind, so sind die wort, vnd hinwiderumb [illegible] die Wort sind, | so sind auch die Zeiten. Verba ut numi [illegible] ist vnsere Sprach dißmahlen in ein recht Kipper-Jahr gerathen. Jeder beschneidet, bestimmelt dieselbe wie er will, gibt ihr [illegible] halt vnd zusatz wie er will. Vnd wie solche leichte Müntzen, [illegible] weiß sie auch gesotten sind, dannoch anderst nichts jn sich [illegible] als Kupffer am halt: Also alle solche heutige Auffschneidereyen [illegible] schön sie äusserlichem thon nach lautten, sind im Hertzen [illegible] nicht eines Drecks werth, vnd wann sie am besten sind, [illegible] du meynest, du habest nun alles was du begehrest, so [illegible] du im außkehren weder daß was du begehret, noch daß was [illegible] dir geben, vor einander zu erkennen, dann der Wind führet [illegible] Wort darvon, vnd so wenig als du den Weg eines Vogels [illegible] finden können in der Lufft, so wenig wirst du den nachtruck [illegible] die wirckung solcher Auffschneidereyen spüren mögen."

Der Verfasser bemerkt ein andermal sehr richtig: „Es [illegible] schicht selten oder niemahln, daß die Lateiner teutsche oder [illegible] dere frembde wörter, wann sie Lateinische haben können [illegible] nehmen. Aber die teutschē gebrauchen sich allerley frembder wörter, da sie doch keine mangl in jhrer sprach haben. Es [illegible] fürwar eine grosse Schand dem Teutschland, dz es seine [illegible] liche Sprach | also verliederlichet, ja gar vergiffet, vnd [illegible] gen frembde Wörter einflicket."

Zu eindringlicher Beredsamkeit erhebt sich der Verfasser dann namentlich in den Schlußworten: „Alle gute alte Redliche Teutsche Hertzen vnd Zunge werden erinnert, sich steiff vnd vest an die Teutsche Sprach zuhalten, die jetzige | frembde wörter sich nit jrren zu lassen, sondern bey jhrer guter alter Teutscher Zunge (vnd solten sie gleich darüber gehöhnet werden, wie solches zu dieser zeit viel alte Redliche Teutsche Hertzen offtermals erfahren müssen) zu verbleiben, die Teutsche Frantzosen verachten, sie jhrer verkehrten Sprach halber erinnern, vnd davon abhaltē, soviel jhnē möglich sein wird. Ich wünsche von Hertzen, daß doch die Teutschen einmal die Augen auffthun, jhren vnverantwortlichen heßlichen Fehler in verderbung der alten Redlichen vnd herrlichen teutschen Sprach erkeñen, vnd vielmehr solche pflantzen vnd bawen, damit sie rein vnd lauter auff vnsere Nachkoñene koñen möge, vnd sie nicht über vns dermal einest klagen, vnd vns vor verderber vñ stümpler der reinen Teutschen Sprach außschreyen vnd außrufen müssen, welches vns dañ ein ewiger spott vnd schand were, weil ohne daß wir sehen, daß beynahe alle Länder vnd Völcker jederzeit sich beflissen, wo es möglich jhre Sprach rein vnd lauter auf die Nachkoñene fort zusetzen. Welches insonderheit die Griechen vnd Lateiner wol in acht genoñen. Aber hiervon genug. Nun GOtt der HErr wolle das arme Teutschland, welches jtzt beynahe Freyheit, Haab vnd Gut verlohren, widerumb erquicken, vnd in ruhigen Stand setzen, vmb Christi willen, Amen."

Unter den von Bechstein dem Sohne beigesteuerten Stücken möchten wir noch die Mittheilungen „Zum Spiel von Frau Jutten", „Zur Hans Sachs-Literatur" und „Deutsches Schützenwesen" hervorheben. Was die zweitgenannte Mittheilung betrifft, so hat Reinhold Bechstein dazu eine im Besitze der Verlags- und Antiquarhandlung von Otto August Schulz in Leipzig befindliche Handschrift benutzt. Sie enthält 318 paginirte Blätter und eine nicht unbedeutende Anzahl von Stücken, welche in der nürnberger Gesammtausgabe fehlen. Der Herausgeber theilt daraus unter anderm das bisher unbekannt gebliebene Reimgedicht „Spruch auf die Schlacht von Mühlberg", um deswillen interessant, weil es kurz nach dem Ereignisse und unter dessen unmittelbarem Eindruck verfaßt wurde, den Märchenschwank „Der pawer mit dem bot" u. s. w. mit; auch ist ein Facsimile der Vorrede beigegeben, welches man mit um so größerm Dank aufnehmen wird, da, wie der Herausgeber bemerkt, seines Wissens eine umfangreichere Nachbildung der Handschrift Hans Sachs' noch nicht geliefert worden. Die Abtheilung „Deutsches Schützenwesen der Vorzeit" umfaßt eine Reihe von Schützenbriefen (worunter nur der von Großengottern vom Jahre 1544 noch aus Bechstein's des Vaters Nachlaß stammt), den „Pritschengesang" von Hans Sachs und die Beschreibung eines das strasburger Armbrustschießen von 1576 darstellenden Holzschnitts von Tobias Stimmer, von welchem eine Abbildung beigegeben ist. Unter den aus dem Nachlaß Ludwig Bechstein's herrührenden Stücken erwähnen wir namentlich das Ausschreiben des Erzschenken Friedrich Herrn zu Limpurg gegen Wenzel und Wend Wolfskehl (die Verantwortungsschrift der Ritter Wenzel und Wend Wolfskehl gegen den Schenken von Limburg ist von Reinhold Bechstein hinzugefügt und von ihm aufgefunden worden), einige Stücke aus dem Bauernkrieg, die Mittheilungen „Die Sache der Augsburgischen Confessionsverwandten in Steier, Krain und Kärnten in den Jahren 1582 und 1583" und „Handschriftliche Zeitungen" (aus den Jahren 1534 und 1567).

Unter den Stücken aus dem Bauernkrieg ist namentlich dasjenige interessant, welches das in Franken und Henneberg im Jahre 1525 gegen die Aufständischen verübte Strafgericht betrifft. Man erfährt daraus schreckliche Dinge. Der würzburger Bischof Konrad von Thüngen hatte bereits am 8. Juni die Blutfahne seiner Grausamkeit ausgehangen, 60 Aufrührer auf einmal köpfen lassen und das ganze würzburgische Land wehrlos gemacht, auch die Stadtmauer um Würzburg theilweise niederreißen lassen. Am 20. Juni begann der fürchterliche Strafzug durch das ganze Hochstift. Des Bischofs Begleiter waren der alte Fürstgraf Wilhelm von Henneberg und dessen Sohn Johann, Coadjutor zu Fulda. Bechstein erzählt nun, mit Zugrundelegung von Ignaz Gropp's würzburgischer Chronik: „Am Tage des Aufbruchs zog man nur bis Dettelbach, Iphofen, Gerolzhofen, Haßfurt, Ebern, Seßlach, Königshofen, und als der Zug am 30. Juni, Freitag nach Petri Pauli gen Meiningen kam, hatte das Henkerschwert bereits wieder 62 Köpfe abgeschlagen. Alle Orte wurden als feindliche und förmlich tyrannisch behandelt. In Meiningen ritt tags vor dem Einzug der Präbendenmeister ein, nahm aus dem Rathhaus allen Wein, bis auf 3 Fässer, und 3 Tonnen Eimbeckisch Bier und ließ alles in die Burg bringen. In den Bürgerhäusern wurde fourragirt und aller Hafer weggenommen. Als der Zug ankam, umging das Fußvolk sammt dem Geschütz die Stadt und lagerte sich vor dem untern Thor, während der Bischof und die Reissigen durch das Oberthor eintriumphirten; neben dem Bischof ritt der Dompropst Markgraf Friedrich von Brandenburg. Die ganze Bürgerschaft, entsetzt durch die Kunde von dem bischöflichen Blutgericht, ging ihm entgegen, warf sich auf die Knie und flehte um Gnade. Ein Rathsherr rief: Bischöfliche Gnaden wollen unserer armen bedrängten Stadt vergeben. Da schrie der Dompropst dem Volke die christliche Antwort zu: Ihr seid Sanct-Velten bedrängt! Ihr habt gethan als die treulosesten meineidigsten Schälke und Bösewichter! Daß euch Gottes Marter schände!"

Bald begann der beliebte Blutreigen. Rasch hintereinander wurden 18 Männer mit dem Schwert gerichtet, darunter der Geistliche der Stadt; die armen Verurtheilten sangen auf ihrem Todeswege: „In Gottes Namen fahren wir!" Die Leichname blieben bis gegen Abend offen im Burghofe liegen; anderwärts wurden die Köpfe der wirklichen oder vermeintlichen Rädelsführer an Spießen vor den Thoren aufgesteckt. Das Richtschwert, womit die Enthauptungen, nach deren Vollzug die Reisigen die Häuser der hingerichteten wie der geflüchteten Bürger plünderten, in Meiningen geschehen, wird auf dem dortigen Rathhause noch aufbewahrt. In Mellrichstadt, wo unter anderm der Pfarrer von Kissingen enthauptet wurde, in Dreißigacker, in Maßfeld, Sülzfeld, Bischofsheim, Münnerstadt, Ochsenfurt, Aub, Röttingen u. s. w. wurde in ähnlicher Weise gewüthet. Dieser Zug kostete 169 Köpfe und hatte 30 Tage gedauert. Jetzt ruhte der Bischof von seiner Blutarbeit ein wenig in Würzburg aus. Aber nachdem er sich etwas verschnauft, ließ er in Würzburg wieder 13 Hinrichtungen vornehmen, und bald darauf brach er zu einer zweiten kleinern Strafreise auf, die er nur nach Gemünden und Karlstadt richtete und wobei auch nur 9 Opfer fielen. Nun erst scheint der Blutdurst dieses sehr christlich und human gesinnten Kirchenfürsten gestillt gewesen zu sein, aber nicht bevor er 300 seiner christlichen Mitbrüder hatte enthaupten lassen. So hoch wenigstens und mit aller Wahrscheinlichkeit wird die Zahl seiner Opfer angegeben.

Wir haben hier keineswegs alle bemerkenswerthen Mittheilungen in diesem Buche genannt und unter anderm auch von den culturhistorisch interessanten kleinern vermischten Mittheilungen ganz abgesehen. Doch möchten wir noch erwähnen, daß die eigenen Bemerkungen der beiden Verfasser wohl geeignet sind, über manche dunkle Punkte Licht zu verschaffen und irrige Auffassungen zu berichtigen. So heißt es in der Einleitung zu der Mittheilung „Die Presse als Fehdewaffe" unter anderm: „Durch Romanschriftsteller und schlecht unterrichtete Geschichtschreiber wurden lange Zeit über die Fehden im Mittelalter sehr irrige Ansichten verbreitet. Die Mehrzahl des in die Rechtsverhaltnisse und in die Sitten jener Zeit nicht gründlich eindringenden Lesepublikums mußte sich solche Fehden stets denken als wilde Raubzüge mit Sengen, Brennen, Nothzucht, Mord- und Todtschlag. Dahin wirkten die Romane bekannter Autoren, dahin wirken noch heute die zwecklosen und sittenverderblichen Bücher, welche zum Schreck der Humanität und wahren Bildung zu vertreiben einige deutsche Buchhändler sich das traurige Gewerbe machen." Wenigstens als die Buchdruckerkunst erfunden war, erkannte

man bald in der Presse ein willkommenes Mittel, durch Druckschriften sein Recht zu vertheidigen und ritterliche Fehden mit der Feder statt mit dem Schwert auszufechten, wie der oben bereits erwähnte Streitfall zwischen dem Erbschenken Friedrich Herrn zu Limpurg einerseits und den Rittern Wenzel und Wend Wolfskehl andererseits beweist. Mehr noch als das Pulver, womit man die Raubburgen sprengte, hat sicherlich die Buchdruckerkunst dazu beigetragen, den Raubzügen, Gewaltthaten und Einzelfehden des Mittelalters ein Ende zu machen und bessere Rechtsbegriffe und einen humanern und geordnetern Zustand in Deutschland wie in andern Ländern herbeizuführen. **H. M.**

Aus Griechenland.

1. Reisen in Griechenland nebst einem Ausflug nach Kreta von Bayard Taylor. Aus dem Englischen von Marie Hansen-Taylor. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Günther. 1862. 8. 1 Thlr.

2. Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland und in den Jonischen Inseln. Von F. Unger. Mit 45 Holzschnitten, 27 Abbildungen im Naturselbstdruck und mit einer Karte der Insel Korfu. Wien, Braumüller. 1862. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die „Reisen in Griechenland" haben den bekannten und vielgereisten nordamerikanischen Touristen Taylor zum Verfasser, und sie sind hier nach dem in London 1859 erschienenen englischen Originale: „Travels in Greece and Russia, with an excursion to Crete", unter Ausscheidung des Theils über Rußland, in einer zum Theil ungefälligen, von Provinzialismen nicht ganz freien und an Druckfehlern überreichen Uebersetzung für deutsche Leser zugerichtet worden. Der Verfasser war in Griechenland während des dort sehr strengen Winters von 1857 auf 1858, und bereiste das Land, mit Ausschluß Akarnaniens, Aetoliens und einiger Cykladen, statt welcher er einen Ausflug nach der wenig besuchten und doch besonders interessanten Insel Kreta unternahm. Im ganzen dauerte die Reise vier Monate, und während dieser Zeit konnte der gewandte und scharf beobachtende, wenn auch nicht ganz unbefangen urtheilende und gewissen Einflüssen und Eindrücken einer verständig berechnenden Anschauung zugängliche Tourist durch persönliche Beobachtungen und Forschungen dahin gelangen, mit dem Zustande des Landes und seiner Bewohner „ziemlich vertraut zu werden". Er selbst hält sich für „gänzlich unparteiisch", er erklärt, daß, indem er „die Summe der empfangenen Eindrücke gibt und sie zu einem allgemeinen Urtheile gestaltet", er Gerechtigkeit walten lassen und über den Stand der Dinge in Griechenland und den Volkscharakter weder zu günstig, noch zu streng urtheilen wolle". Referent muß das im allgemeinen und im einzelnen ganz auf sich beruhen lassen; aber er freut sich gestehen zu müssen, daß er selbst mit lebhaftem Interesse und nicht ohne mannichfache Belehrung die Mittheilungen des Verfassers gelesen hat. Besonders sind sie geeignet, über das von ihm bereiste Land, dessen Natur und sonstige Eigenthümlichkeiten, sowie über die allgemeinen Zustände desselben aufzuklären und zu belehren, und im einzelnen widmet der Verfasser auch culturhistorischen und ethnographischen, sowie archäologischen Interessen eine eingehendere Beachtung. Sein Hauptzweck war, von Griechenland, das sich „in einer Durchgangsperiode befindet", und von seiner Bevölkerung ein Bild zu entwerfen, wie es ihm in der Gegenwart entgegengetreten war, und er hat der vergangenen Landesgeschichte und ihren „classischen Ideenverbindungen" keine tiefere Aufmerksamkeit gewidmet. Der Verfasser zeigt auch in dieser letztern Beziehung einen sehr nüchternen und gar verständigen Sinn, sowie eine große Gleichgültigkeit, neben der er es gleichwol bisweilen an einer gewissen Ueberschwenglichkeit der Gefühle und an einem schwärmerischen Hingerissensein nicht fehlen läßt. Er gibt sich den ersten Eindrücken oft gar zu willig hin und ist daher Täuschungen nicht unzugänglich; außerdem ist es eine nicht geringe Schwäche seiner Darstellung, die auch den Genuß des Lesens beeinträchtigt, daß ihr mehr Ironie als Humor, sowie ein scharfer Witz und beißender Spott nicht selten zur Ungebühr beigemischt ist. Seine Urtheile über die öffentlichen Zustände Griechenlands und über die Leiter des Staats sind streng und ohne irgendwie schonende Parteilichkeit; aber man darf sie im ganzen für wahr halten, auch wenn sie nach verschiedenen Richtungen hin empfindliche Enttäuschungen enthalten. Für die griechische Regierung und das griechische Volk könnten sie manche fruchtbare Lehren abgeben.

Die zweite Schrift des wiener Professors verfolgt, wie schon ihr Titel vermuthen läßt, zunächst und vorzugsweise wissenschaftliche, namentlich naturhistorische Zwecke für Botanik und Geologie. Die Reise nach Griechenland und den Jonischen Inseln, deren Ergebnisse er darin mittheilt und wobei er seine Aufmerksamkeit der Natur des Landes vorzüglich zuwandte, machte der Verfasser, welcher bereits im Jahre 1858 Aegypten, Palästina und Syrien bereist hatte, im Frühjahr 1860 (vom 25. Mai bis 10. Juni); aber diese Ergebnisse selbst gelten mehr den Jonischen Inseln, namentlich Korfu und Cephalonia, als Griechenland, welches letztere hier nur in Betreff der Insel Euböa besonders in Betracht kommt. Gleichwol brachte er während seines kurzen Aufenthalts reichliche Sammlungen von getrockneten Pflanzen, von Petrefacten, Mineralien und Gebirgsarten zu Stande, und auch seine hier zusammengestellten Mittheilungen sind besonders in den angegebenen Beziehungen reich an neuen und interessanten Aufschlüssen, namentlich für die Männer der Wissenschaft. Dabei ist es kein geringer Vorzug des Verfassers und seines Buchs, daß er auf seinen Reisen bemüht war, sich nicht blos von dem gegenwärtigen Zustande des Naturcharakters und seiner Vegetation ein vollständiges und lebendiges Bild zu verschaffen, sondern auch dasselbe mit den frühern Zuständen zu vergleichen und den Ursachen der eingetretenen Veränderungen nachzuspüren. Dies thut er hier besonders in dem letzten der den wesentlichen Inhalt seines Buchs ausmachenden neun Aufsätze, welcher die allgemein interessante Frage behandelt: „Ist der Orient von seiten seiner physischen Natur einer Wiedergeburt fähig?" Es mag hier die Bemerkung genügen, daß der Verfasser die Frage selbst bejaht. Die übrigen Aufsätze sind speciellern Inhalts. Wenn unter denselben der erste: „Der Frühling in Korfu", ein möglichst vollständiges Bild der lieblichen Insel Korfu gewährt, das jeden Leser voll lebendigen Naturgenusses erfreuen wird, und einige andere Aufsätze durch ihre gelegentlichen prachtvollen Reise- und Naturschilderungen anziehen, so haben die beiden Aufsätze: „Ausbeute der in Griechenland und auf den Jonischen Inseln gesammelten Pflanzen, nebst Beschreibung der neuen Arten", und „Die fossile Flora von Kumi auf Euböa" nur für den Botaniker und Geologen ein ausschließliches Interesse. Jedenfalls ist das vorliegende Buch zur wissenschaftlichen Erforschung und Kenntniß der Natur der Jonischen Inseln und Griechenlands ein schätzbarer Beitrag, und es liefert zugleich den Beweis, was dort noch der Wissenschaft in den verschiedensten Beziehungen zu erforschen übrig bleibt. 17

Notiz.

Aus brieflichen Mittheilungen.

Wie uns unsere Leser kennen, werden sie uns zutrauen, daß wir niemals eine briefliche Mittheilung in einer Weise benutzen werden, die uns den Vorwurf der Indiscretion zuziehen oder den Briefschreiber compromittiren könnte. Von unserm Standpunkte können wir sogar die in verschiedenen deutschen Blättern eingeführte Rubrik „Briefkasten" nicht sehr preiswürdig finden, insofern diese allerdings sehr bequeme Einrichtung nicht selten auch dazu benutzt wird, den Einsendern von Manuscripten öffentlich oft recht-malitiöse Dinge zu sagen. Das geht, wie es uns scheint, über die Befugniß einer Redaction hinaus: Wenn

sich jedoch das sonst so empfindliche deutsche Publikum dergleichen gefallen läßt, so läßt sich dagegen freilich wenig sagen. Andererseits gibt es in den Briefen, welche einer Redaction zugehen, manche Stellen, welche dieselbe entweder in ihrem speciellen Interesse oder in dem des Publikums wünschen muß, in die Oeffentlichkeit zu bringen und vielleicht mit einer Bemerkung zu begleiten. Dies zu thun hat sie in gewissen Fällen sicher das Recht, vorausgesetzt, daß sie jede Andeutung, die auf den Namen oder die persönlichen Beziehungen des Briefschreibers leiten könnten, aufs sorgfältigste vermeidet. Von diesem Rechte machen wir heute Gebrauch, indem wir folgende Stelle aus dem Briefe eines Verlegers anführen, der sich darüber beklagt, daß ein in seinem Verlage erschienenes, uns zur Besprechung eingesandtes poetisches Werk in d. Bl. noch nicht zur Anzeige gekommen ist: „Der Verfasser, dem ich besonders verpflichtet bin, glaubt, fürchte ich, es läge an mir, daß bisjetzt die Publication beiseite geschwiegen wurde. Es kennt nicht jeder so genau die heutigen Literaturverhältnisse, wonach Steine klopfen ein ehrenvolleres Amt ist als Gedichte, auch die besten, schreiben. Gott besser's! Ich möchte ein Uebriges thun, dem Verfasser zu dienen, und darum bitte ich Sie so direct, und muß damit abwarten, was Sie für geeignet zu thun erachten." Wenn hierin etwa der Verdacht oder der Vorwurf ausgesprochen sein sollte, daß wir absichtlich jenes Werk bisher nicht zur Anzeige hätten gelangen lassen, so müssen wir diesen Verdacht, beziehungsweise Vorwurf, aufs entschiedenste zurückweisen. Wir kennen weder jenes Werk, noch seinen Verfasser — was also sollte uns veranlassen, den wahrscheinlich noch jungen Dichter „beiseite zu schweigen". Jährlich erscheinen in Deutschland Hunderte von poetischen Erzeugnissen unbekannter Autoren, die dann von uns den betreffenden Berichterstattern, auf deren Urtheil wir uns selbstverständlich keinerlei Einfluß gestatten, zugesandt werden. Auf diese wird es dann ankommen, wann sie ihren Bericht einsenden, und die Zeit des Abdrucks wird von ganz andern Umständen abhängen als von der Frage, ob die Redaction ein Werk, dessen Inhalt sie gar nicht einmal kennt, „beiseite schweigen" will oder nicht. Wir können dem Herrn Verleger versichern, daß uns, dem Herausgeber dieses Blattes, jene Hunderte von Erzeugnissen unbekannter Dichter meist so flüchtig durch die Hände gehen, daß uns die Titel der betreffenden Werke und die Namen ihrer Verfasser oft erst dann wieder ins Gedächtniß kommen, wenn wir später die darüber bei uns eingehenden Recensionen lesen.

Erfreulicher war uns das Schreiben eines Autors, den wir früher gerade nicht mit ausgesuchtem Lob in d. Bl. behandelt zu haben uns erinnern. Derselbe spricht uns dafür seinen Dank aus, daß wir fortführen, jede literarische Roheit zu bekämpfen und über den literarischen Anstand zu wachen, „der ... der literarischen Republik herrschen sollte, leider aber allzu ...ufig vermißt wird", wie die Hoffnung, daß die Spuren dieses ...irkens sich mehr und mehr in Deutschland fühlbar machen ...erden. Er erwähnt dabei: „Alles, was ich bisher über diesen ...egenstand gedacht hatte, brachte Dr. W... während eines ge...ithlichen Zusammenseins von D....r Schriftstellern zur ...prache und beklagte es mit vollem Recht, daß es eine traurige ...genthümlichkeit deutscher Autoren sei, sich im Angesicht des ...blikums gegenseitig herabzuziehen und vor allem auch die Per... mit in den Kampf hineinzuziehen. War mir dies nicht ..., sondern nur ein lautes Aussprechen dessen, was sich längst ... aufgedrängt hatte, so gab mir doch folgende Bemerkung zu ...ken, da ich so genau die französische Presse nicht beobachtet ...te, mir mithin nach dieser Seite kein Urtheil erlauben durfte. ... erwähnte nämlich, daß er seit Jahren der französischen Pu...ristik eine eingehende Beobachtung geschenkt und da gefunden ...e, wie die französischen Schriftsteller sich weit mehr schonten ... die deutschen, um sich nicht gegenseitig in den Augen der ...lt zu prostituiren"; diesen esprit de corps habe z. B. die ...iser Presse bei einem, auf einem andern Wege bekannt ge...denen, früher dem Dichter Victor Hugo widerfahrenen häß...en Affront bewiesen. Im übrigen scheinen mit dem Erwachen heftiger politischer Leidenschaften sich in Deutschland auch die Leidenschaften auf literarischem Gebiete roher zu gestalten, wie wir dies seit etwa zwei oder drei Jahren wieder wahrgenommen zu haben glauben.

H. M.

Bibliographie.

Aimard, G., Valentin Guillois. Deutsch von W. E. Drugulin. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16 1 Thlr. 15 Ngr.

Berggren, J., Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Grab wider Robinson und neuere Zionspilger als Anhang zu Reisen im Morgenlande. Lund. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Berthold, G., Die verzauberte Rose. Ein dunkles Blatt aus der Geschichte der großen Welt. Roman. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Stachelstock, A. L., Italien und die Großmächte am Schlusse des Jahres 1861. Altona, Verlags-Büreau. 8. 22½ Ngr.

Steinauer, D., Geschichte des Freistaates Schwyz vom Untergang der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft bis auf die Gegenwart. Zwei Bände. Einsiedeln. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Welzhofer, M. M., Die Republik Mexico. Historische und sociale Betrachtungen über das Land und seine Bewohner. Mit Bezugnahme auf die französische Intervention und ihre Pläne. Leipzig, O. Voigt. Gr. 8. 12 Ngr.

Wilcken, P. J., Am Hofe. Roman. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Geheimnisse einer kleinen Stadt. Komischer Roman. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wittich, K., Die Entstehung des Herzogthums Lothringen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 18 Ngr.

Wood, Mrs. Henry, East-Lynne. Ein Bild aus dem englischen Familienleben. Aus dem Englischen übersetzt von A. Searneo. Drei Bände. Wien, Markgraf u. Comp. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Biographie des Dr. Jacob Robert Steigers von Luzern. Von einem Freisinnigen. Chur, Hitz. 8. 3 Ngr.

Bundesblätter. 1stes Heft. Nordhausen, Förstemann. Lex.-8. 8 Ngr.

Die Lösung der Militärfrage im Sinne der Volksthümlichkeit und Schlagfertigkeit. In einer Skizze. Von einem Abgeordneten. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Macaulay, Ueber die Judenfrage. Aus dem Englischen von P. S. Bauer. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 16. 3 Ngr.

Rüstow, W., Die preußische Armee und die Junker. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Strauven, K., Ueber künstlerisches Leben und Wirken in Düsseldorf bis zur Düsseldorfer Maler-Schule unter Director Schadow. Düsseldorf. Gr. 8. 5 Ngr.

Weiße, C. H., Rede zum Andenken J. G. Fichte's gehalten in der akademischen Aula zu Leipzig am 19. Mai 1862. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Ngr.

Wiseman, N., Rom und der katholische Episcopat am Pfingstfest 1862. Im Auftrage Sr. Eminenz übersetzt von F. H. Reusch. Köln, Bachem. 12. 6 Ngr.

Noch ein Wort zum näheren Verständniß der Broschüre: „Wo liegt der Hase im Pfeffer? Militärisches Sendschreiben an alle freisinnigen Abgeordneten von W. v. Luck." Von einem älteren Offizier. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Zelle, R., Ein deutsches Lebensbild. Vortrag. Berlin, Jansen. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 9. October 1862.

Inhalt: Zur Cultur- und Sittengeschichte. — Eine Erinnerung an Theodor Mundt. Von Hermann Marggraff. — Frankreichs Uebergriffe nach Deutschland. Von Karl Gustav von Berneck. — Die Faustmusiken. — Eine Erzählung von Moritz Hartmann. — Notizen. (Volksthümliches aus Thüringen; Schiller'sche Gedichte in griechischer Uebersetzung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Cultur- und Sittengeschichte.

Es ist eine gewiß höchst erfreuliche Erscheinung, daß die Cultur- und Sittengeschichte in unsern Tagen so vielfältige und zugleich so fruchtbare Bearbeitung findet. Und in der That, es gibt kaum eine Seite der gelehrten Forschung, welche ein so allgemein menschliches Interesse darbietet, und daher jeden Gebildeten, den ungelehrten wie den gelehrten Forscher anspricht. Denn in der Cultur- und Sittengeschichte tritt uns nicht blos eine einzelne Seite des menschlichen Lebens entgegen, wie in den übrigen Wissenschaften, sondern das menschliche Leben in seiner Gesammtheit. Es wird uns durch sie das innerste Wesen der Völker eröffnet, deren Geschichte erst recht begriffen werden kann, wenn man mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihrem häuslichen und öffentlichen (nicht politischen) Leben vertraut ist, wenn man ihre religiösen Ansichten (nicht ihre Religion), ihren Aberglauben, ihre Lebensphilosophie, ihre Gewerbe und die Art, wie sie dieselben ausüben, wenn man mit einem Worte alle Factoren kennt, welche die Individualität einer Nation bestimmen. Die großen Männer haben von jeher nur deshalb Großes hervorgebracht, weil sie diese Factoren kannten und zu benutzen verstanden, weil diese Factoren in ihnen selbst zur höchsten Entfaltung gediehen waren. Die Hebräer und die Araber, um nur ein Beispiel zu geben, sind stammverwandte Völker, bei denen das religiöse Element in gleicher Weise vorwaltet, und doch wäre ein Moses bei den Arabern, ein Mohammed bei den Hebräern undenkbar, weil dieser mit einem Volke nichts hätte ausrichten können, dessen größte Energie im Dulden besteht, wie es schon bei seinem vierzigjährigen Zug durch die Wüste an den Tag legte, und weil andererseits Moses ein thatkräftiges, kriegerisches und beutegieriges Volk nicht hätte leiten können. Aber es haben nicht blos die hervorragenden Eigenschaften der Völker Einfluß auf ihre Geschicke und ihre Entwickelung; nicht blos diejenigen, welche in bewegten und epochemachenden Zeiten hervortreten: es sind die einfachern, stillern vielleicht noch von größerer Bedeutung, weil sie sich gleichsam unbewußt durch das gesammte Leben ziehen und dasselbe beherrschen. Diese werden aber erst aus den Sitten und Gebräuchen lebendig erkannt, und am lebendigsten aus denen, welche am wenigsten auffallen. Um aber diese zu erkennen, dazu gehört ein scharfer Blick. Nun gibt es wol kein besseres Mittel, diesen zu schärfen, als das Studium der Cultur- und Sittengeschichte, und so müssen wir schon um deswillen den Männern dankbar sein, welche ihre Zeit, ihre Gelehrsamkeit und ihre Mühe auf die Erforschung der Cultur- und Sittenzustände verwenden. Vor allem müssen wir aber den hervorragenden Geistern dankbar sein, welche zuerst auf diese Studien aufmerksam gemacht haben, dem schöpferischen Jakob Grimm und dem ehrwürdigen Schlosser, dessen Tod uns, wenn auch nicht überrascht, doch immerhin schmerzlich berührt hat.

Wir gedenken, auf den nachfolgenden Seiten unsere Leser mit einigen der neuern Erscheinungen im Gebiete der Cultur- und Sittengeschichte bekannt zu machen, zu welcher wir gewiß nicht mit Unrecht auch die Sagenforschung rechnen.

1. Edda-Sagen. Erzählt von Gustav Schoene. Göttingen, Dieterich. Gr. 12. 20 Ngr.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift verfolgt keinen wissenschaftlichen Zweck; er hat keine andere Absicht, als die Sagen der Edda besonders der Jugend zugänglich zu machen. Wir können dies nur billigen, aber aus ganz andern Gründen, als der Verfasser angibt. Die Edda, sagt er, berufe sich selbst auf deutsche Quellen, und es sei mit Fug anzunehmen, daß der größte Theil unserer Göttersagen nach dem Norden gewandert und dort für uns erhalten worden sei. Da wir deshalb, fährt er fort, die Sagen der Edda zu einem guten Theil für unser Eigenthum ansehen müssen, sei es sehr zu bedauern, daß sie verhältnißmäßig wenig bekannt seien. Auch angenommen, daß es sich wirklich mit dem Ursprung der in der Edda enthaltenen Sagen so verhalte, wie der Verfasser so unbedingt annimmt, so sind sie deshalb noch keines-

wegs unser Eigenthum; sie sind es ebenso wenig als Lothringen und Elsaß, jene schönen Provinzen, die auch einst zum deutschen Lande gehörten, an die in Deutschland nur noch wenig gedacht wird und die großentheils ebenso französirt worden sind, als jene Sagen skandinavisirt. Wir müssen Lothringen und Elsaß erst wieder erobern, bevor wir sie wieder unser Eigenthum nennen können; und so müssen wir auch jene Sagen wieder zum Allgemeingut des Volks machen, ehe wir einen gegründeten Anspruch auf sie erheben dürfen. Es wird dafür allerdings mehr gethan, als für die Wiederherstellung jener Provinzen. Simrock hat eine vortreffliche Uebersetzung dieser Sagen gegeben, doch wird sie, wie der Verfasser der vorliegenden Schrift mit Recht glaubt, kaum in weitern Kreise verbreitet worden sein. Die alliterirende Form, welche Simrock bewahrt hat, liegt uns zu weit ab, als daß wir an derselben Vergnügen finden könnten; es gibt aber verhältnißmäßig wenig Leser, die sich durch eine unbehagliche Form hindurcharbeiten, um den in ihr mitgetheilten Stoff kennen zu lernen. Man muß erst mit dem Stoff vertraut geworden sein, man muß ihn lieb gewonnen haben, ehe man sich auch an die fremdartige Form gewöhnen kann. Homer, Shakspeare, Tasso u. a. wären gewißlich niemals so allgemein verbreitet worden, wenn sie uns nicht zuerst in prosaischer Uebersetzung vorgelegt worden wären. Wir können dies recht sichtlich an Calderon wahrnehmen, der trotz seiner eigenen Vortrefflichkeit und der meisterhaften Verdeutschung, die wir dem genialen Uebersetzer Gries verdanken, im Vergleich zu jenen angeführten Dichtern, doch nur ein sehr beschränktes Publikum hat. Gustav Schoene hat daher das richtige Mittel gewählt, den „Edda-Sagen" eine weitere Verbreitung zu geben, indem er sie in prosaischem Gewande dargestellt hat.

Eine andere Frage ist aber die, ob die „Edda-Sagen" durch das Buch Schoene's wirklich allgemeinere Verbreitung finden werden? Referent möchte daran zweifeln, er möchte ebenso sehr und noch mehr daran zweifeln, als an der allgemeinern Verbreitung der deutschen Mythologie. Man mag diese noch so sehr preisen, man mag mit Hülfe spitzfindiger Dialektik noch so viel Tiefes und Großes in ihr suchen und finden: es wird doch aller Aufwand von Scharfsinn ebenso wenig als die Berufung auf die Vaterlandsliebe den gesunden Sinn trüben, der in der germanischen Göttersage doch immer nur den Ausfluß einer barbarischen Culturstufe erblicken wird, die zu der modernen und christlichen Welt den vollsten Gegensatz bildet. Das Christenthum und mit ihm die griechisch-römische Bildung hat das altgermanische Leben vollständig besiegt, ja geradezu vernichtet; und wenn wir noch so viele Ueberbleibsel desselben in dem Aberglauben und selbst in den Gebräuchen des Volks finden, so sind diese doch vollständig von ihrer Wurzel abgetrennt und stehen mit ihr auch nicht in dem geringsten Zusammenhang mehr.

Man wird daher diese altgermanischen Göttersagen wol lesen, es werden einzelne auch wol größeres Interesse erregen; aber sie werden, was man auch thun möge, nie und nimmermehr in Saft und Blut übergehen; sie werden fortwährend fremdartig bleiben und in einzelnen Erscheinungen sogar widerlich wirken. Die germanische Göttersage hat allerdings — es wäre Thorheit, es bestreiten zu wollen — manche großartige Seite; aber man wird ebenso wenig bestreiten wollen, daß in ihr ein schwarzer Geist weht, düster und niederdrückend wie der Himmel, unter dem sie sich ausgebildet hat. Nicht sowol das, daß die Götter geworden sind, ist in der nordischen Mythologie auffallend — in der griechischen ist es nicht anders, obgleich entschieden schöner und geistiger —, aber das ist widerlich, ja geradezu abscheuerregend, daß die Götter am Ende der Welt ebenfalls zu Grunde gehen und zwar Wodan von einem Wolfe verschlungen und Donner vom Gifte der Mittelgardschlange getödtet wird.

Wenn aber auch der zum Theil wahrhaft barbarische Gehalt der altgermanischen Mythologie einer allgemeinern Verbreitung derselben unbedingt entgegensteht, und der von dem Verfasser aufgestellte Zweck seines Buchs als verfehlt erscheint, so hat dasselbe doch immerhin Werth, wenn man es vom Gesichtspunkte der Culturgeschichte betrachtet, da es uns auf eine leichte und angenehme Weise mit einem wichtigen Kapitel derselben bekannt macht.

2. Die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte und Mythologie von Julius Zacher. Königsberg, Schubert und Seidel. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Wissenschaft ist mehr als man glaubt der Mode unterworfen, und man könnte ganz füglich ein dickes Buch von der Mode in der Wissenschaft schreiben. Ich weiß wol, daß man diese Erscheinung mit einem viel hochtrabendern Worte bezeichnet, aber wenn man es genau betrachtet, ist sie in der That doch nichts weiter als Mode. So war es einst Mode, die sämmtlichen Wissenschaften nach Kant'schen Grundsätzen zu bearbeiten; später kam die Identitätsphilosophie an die Tagesordnung, der sich die romantische Mode anschloß, welche bald darauf der dialektischen weichen mußte. Einer der gangbarsten Modeartikel ist heutzutage die deutsche Mythologie und ihre Behandlungsweise. Seit nämlich Grimm dieselbe, wie sich der Verfasser der vorliegenden Schrift ebenso bezeichnend als richtig ausdrückt, „gleichsam aufs neue entdeckt" und nachgewiesen hat, daß dieselbe noch keineswegs aus dem Leben verschwunden ist, daß vielmehr unzählige Benennungen, Gebräuche u. s. w. als Nachklänge derselben angesehen werden müssen (inwiefern dieses Beschränkung erleidet, haben wir schon oben ausgesprochen), hat sich ein Heer von Nachbetern darauf geworfen, in dem gesammten Leben des Volks, in seinen Sitten, seinem Aberglauben, seinen Sagen und allem, was damit zusammenhängt, verkümmerte Gestaltungen der alten germanischen Göttersage nachzuweisen. Wenn in irgendeiner Sage ein Schimmel erscheint, so darf man sich darauf verlassen, daß man den Schimmel Wodan's daraus macht, und der Reiter muß natürlich Wodan selbst sein, sollte er auch in der Sage als ein meineidiger Klostervogt erscheinen. Man wird keinem Schmied begegnen, der nicht der

Gott Thor sein muß, weil der Schmied ohne Hammer nicht denkbar ist. Es ist unglaublich, was für Taschenspielereien mit der altdeutschen Mythologie getrieben werden, und es sind gerade die gefeiertsten Sagensammlungen am reichsten darin. Wir geben gern zu, daß hierbei oft großer Scharfsinn entwickelt wird; aber noch häufiger ist der Scharfsinn nur scheinbar, und täuscht nur den, der sich gern täuschen lassen will. Es herrscht in den Beweisen meist solche Willkür, die Vergleichungspunkte sind so allgemein oder nichtssagend, daß ein vorurtheilsfreier Geist sich nicht selten fragen muß, wie es möglich war, zu diesem oder jenem Ergebniß zu gelangen. Wir machen uns anheischig, mit der bei vielen Sagenforschern gebräuchlichen Methode nachzuweisen, daß Garibaldi eine rein mythische Figur ist, wobei wir uns unter anderm auf Grimm's „Mythologie", S. 134, 509, 521, 634, 775, 842 u. s. w. beziehen würden. Es müßte übel gehen, wenn wir nicht so vollgültige Beweise beibringen könnten, wie wir sie bei unsern Mythologomanen zu Hunderten finden.

Wir wollen keineswegs bestreiten, daß in Gebräuchen und Sagen noch mancherlei Nachklänge des altgermanischen Heidenthums fortleben; es wäre dies eine frevelhafte Verkennung der herrlichen Forschungen Grimm's u. a. Aber die Behauptung, daß alles aus jener Mythologie hervorgegangen sei, ist wenigstens ebenso frevelhaft, weil man damit den spätern Geschlechtern seit Jahrtausenden alle Productionsfähigkeit abspricht.

Wir sind weit entfernt, den Verfasser der vorliegenden Schrift zu jenen unerschöpflichen Sagenforschern und Sagenfabrikanten (denn auch an solchen fehlt es nicht) zu zählen, von denen wir soeben gesprochen haben; allein wir müssen der Wahrheit zu Ehren doch bekennen, daß auch er oft willkürlich verfährt und unerwiesene oder nur sehr schwach begründete und keineswegs überzeugende Schlußfolgerungen zieht, daß auch er sich in die zur Mode gewordene Methode verirrt hat.

Ein solches, allerdings hartes Urtheil verlangt vollständigen Beweis; wir sind denselben unsern Lesern, dem gelehrten Verfasser und uns selbst schuldig.

Es fällt zuvörderst dem Verfasser auf, daß ein so tief poetisches Erzeugniß, wie das Volksbuch von der heiligen Genoveva ist, zu einer Zeit zuerst auftauchte, wo niemand in Deutschland eine Erzählung von solcher Tiefe und Wahrheit bei so großer Einfachheit und Anspruchslosigkeit nach ihrem dichterischen Werthe zu schätzen, geschweige gar zu erfinden und zu schaffen vermocht hätte. Die erste Ausgabe desselben, bei der sich weder Bezeichnung des Jahres noch des Druckorts findet, erschien nämlich nicht vor der Mitte des 18. Jahrhunderts. So wahr es ist, daß in jener Periode nichts derart hervorgebracht wurde, und sowenig es den Anschein hat, daß unter den obwaltenden Umständen etwas Aehnliches hervorgebracht werden konnte, so läßt sich doch ein solches unbedingtes Urtheil nicht fällen, wie der Verfasser es thut. Wüßten wir nicht, daß der „Simplicissimus" zuerst im Jahre 1669 erschien, so würden wir, wenn wir die ganze Periode betrachten und insbesondere die Romane von Bucholz, Lohenstein, Anton Ulrich von Braunschweig u. s. w. zum Ausgangs- und Stützpunkt unsers Urtheils nehmen wollten, mit ebenso viel Recht behaupten dürfen, daß die Zeit ein solches Werk nicht hervorzubringen vermocht hätte. Und verhält es sich mit den Geschichtswerken des Römers Tacitus etwa anders?

Nun hat der Verfasser im gegebenen Falle zwar recht, das Volksbuch der heiligen Genoveva ist wirklich nicht in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden; aber der dafür angegebene Beweis ist eben nicht stichhaltig. Wir werden einem andern der Art begegnen, dessen Folgerung sich aber zugleich auch als unrichtig erweist.

Das Volksbuch von der Genoveva ist nicht ursprünglich deutsch; es ist aus einem französischen Buche hervorgegangen, das den Jesuiten René de Cerisiers zum Verfasser hat und dessen erste Auflage in Paris wahrscheinlich kurz vor dem Jahre 1638 erschien: „L'Innocence reconnue ou Vie de Sainte-Geneviève." Der Verfasser war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der wenigstens zwanzig größere und kleinere Bücher herausgab, die jedoch sämmtlich mit alleiniger Ausnahme der „Genoveva", welche sich den allgemeinsten Beifall erwarb, bald in Vergessenheit gerathen zu sein scheinen. Nun behauptet Zacher, es lasse sich schon aus dem gewaltigen Misverhältnisse zwischen dem Erfolge der „Genoveva" und dem der übrigen Schriften des Cerisiers schließen, daß er die Geschichte Genoveva's nicht selbst erfunden, sondern irgendwoher entlehnt haben werde, und daß sie ihre große Wirkung nicht seiner Bearbeitung, sondern ihrem eigenen Werthe verdanke. Der Schluß aber, daß, wer neunzehn mittelmäßige oder gar schlechte Bücher geschrieben hat, kein gutes hervorgebracht haben könne, ist wiederum äußerst willkürlich und widerspricht der Erfahrung; die Literaturgeschichte bietet solcher Erscheinungen in nicht geringer Anzahl. Nun legt der Verfasser allerdings großes Gewicht darauf, daß Cerisiers die Geschichte der Genoveva nicht selbst erfunden, sondern entlehnt und nach seiner Weise bearbeitet habe. Als ob nicht eben die Bearbeitung das Wesentliche an einem Dichtungswerke wäre! Boccaccio und Shakspeare haben ihre Stoffe auch nicht selbst erfunden, ebenso wenig als Goethe in „Hermann und Dorothea", „Iphigenie" u. s. w.; aber wer möchte ihnen deswegen den Dichtergeist absprechen? Freilich kommt es auf die Art der Bearbeitung an, und es ist schon oft genug der schönste Stoff durch die Behandlung des Dichters verunstaltet, ja geradezu vernichtet worden. Wir müssen daher prüfen, was Cerisiers aus dem erborgten Stoffe gemacht hat. Unterziehen wir seine Erzählung einer kritischen Erwägung, so können wir ihr Tiefe der Idee, lebensvolle Anschaulichkeit, Einheit, Rundung und Geschlossenheit des Ganzen, sowie einfache, aber vollständige Motivirung des Einzelnen, kurz die Haupttugenden einer guten Dichtung nicht absprechen.

Nun mögen aber unsere Leser nicht etwa glauben, daß wir dieses Urtheil fällen, sondern wir schreiben es blos dem Verfasser nach (S. 8). Allerdings spricht er dort nicht von der Bearbeitung des französischen Jesuiten,

sondern von dem deutschen Volksbuch; dieses ist jedoch kaum etwas anderes als eine Uebersetzung des französischen Werks, und somit gilt das Urtheil jedenfalls eher von diesem als von jenem. Es kann darüber kein Zweifel obwalten, wenn wir weiter lesen, was der Verfasser von der Art und Weise sagt, wie Cerisiers seine Quelle benutzt habe. Er ist so verfahren, sagt er, daß er zwar den Kern und den allgemeinen Verlauf der Erzählung unangetastet ließ, aber sie durch eingeschobene Motive und Geschichtchen erweiterte und den Stil gänzlich umgoß. Die eingefügten Geschichtchen, fährt er fort, seien aber auch keineswegs Erfindungen seiner eigenen Phantasie, sondern fast sämmtlich aus verschiedenen Legenden entlehnt; Cerisiers führte dieses sogar selbst ausdrücklich zu seiner eigenen Rechtfertigung an, als habe er gerade durch dieses Verfahren die Wahrheit der Geschichte gar nicht beeinträchtigt; denn dies alles, meine er, sei ja nicht erdichtet, weil es der Genoveva doch hätte begegnen können, und weil die schönen, von ihm als wirklich und körperlich beschriebenen Erscheinungen sich doch unzweifelhaft den Augen ihres Geistes gezeigt hätten.

Nun fragen wir, ob der Dichterberuf des Jesuiten besser hätte nachgewiesen werden können? Er hat vortreffliche Motive erfunden; er hat manche Geschichtchen, welche er anderswo fand und die im Geiste der ursprünglichen Sage waren, eingeschoben; er hat endlich das innere Leben seiner Helden episch vergegenwärtigt. Könnte man dieses doch von jedem Roman und jedem Epos rühmen!

Darin hat Zacher zwar recht, daß er die weit ausgesponnenen Moralisationen und den rhetorischen Ausputz des französischen Werks tadelt, was das deutsche Volksbuch zu seinem Vortheil wieder abgestreift hat, wodurch es sich der alten lateinischen Erzählung wieder genähert hat, aus der Cerisiers geschöpft hatte. Aber so sehr diese Auswüchse zu bedauern sind, so können sie die Trefflichkeit der Dichtung schon deswegen nicht beeinträchtigen, weil sie dem Verfasser durch die Verhältnisse aufgedrängt waren. Zacher macht uns selber darauf aufmerksam, daß Cerisiers die „Genoveva" auf Geheiß seiner Vorgesetzten unternommen habe. Er mußte daher den Priester und den Jesuiten darin hervorkehren, er mußte moralische und ascetische Zwecke damit verbinden, er mußte dem „gezierten, rhetorischen Charakter des damaligen verbildeten Geschmacks huldigen und den Stempel der süßlichen, jesuitischen Kunstart" seinem Werke aufdrücken. Daß die Dichtung trotzdem nichts an ihrer Einfachheit und Tiefe, an ihrer Wahrheit und Anspruchslosigkeit verlor, kann nur die Behauptung unterstützen, daß Cerisiers wirkliches Dichtertalent hatte.

Daß der Verfasser den Jesuiten deshalb tadelt, weil er die alte einfache Erzählung erweitert, mit neuen Motiven und Begebenheiten erweitert hat, darf nicht übersehen werden; es ist dies ebenfalls Modesache. Seit die Brüder Grimm über die künstlerische Bearbeitung der alten Sagen und Märchen den Stab gebrochen haben, ist es allgemein Sitte geworden, solche Bearbeitungen von vornherein für verfehlt auszugeben. Wenn man die Behauptung dahin beschränken wollte, daß es unmöglich sei, Sagen und Märchen zu erfinden, so würden wir vollkommen damit übereinstimmen, denn dazu gehört eine eigenthümliche Kraft des Schöpfungsvermögens, die sich fast nur im Volke findet, und die, wie wir aus Goethe's Beispiel wissen, selbst der reichste Dichtergeist nicht besitzt. Ganz anders aber verhält es sich mit der künstlerischen Gestaltung eines gegebenen Stoffs, was eben die eigentliche Aufgabe des Dichters ist, während das Volk und der dem Volke nahestehende Dichter dies nicht vermag, wie wir an Hans Sachs ein bedeutsames Beispiel haben.

Obgleich die bisherige Auseinandersetzung in keinem unmittelbaren Bezug zur eigentlichen in der vorliegenden Schrift behandelten Frage steht, so glaubten wir doch, dieselbe nicht zurückhalten zu dürfen, weil sich in der Art und Weise, wie der Verfasser seine Behauptungen begründet, schon der Einfluß der bei der Sagenforschung durchgedrungenen Behandlungsweise zeigt und wir zudem dazu berechtigt waren, da der Verfasser den oben berührten Verhältnissen nicht weniger als ein Drittel seiner Schrift widmet.

Wir gehen nunmehr auf den eigentlichen Gegenstand derselben über.

Die Sage von der heiligen Genoveva, berichtet der Verfasser, erscheint nicht blos im Trierschen, sondern auch in Tirol (Jutta von Braunsberg) und in Flandern (die heilige Anna); es gehören zu derselben die Sagen von Siegfried's, von des Schwanritters und von Wolfdietrich's Kindheit, sowie die vom König Offe. Mit Ausnahme der Sage von Jutta von Braunsberg und der Legende von St.-Anna, welche ja nur ein Element der Genoveva-Legende darbieten, enthalten alle übrigen beide Elemente zugleich, nämlich die Geschichte der Mutter und des Kindes. Die weitere Erörterung müssen wir mit den Worten des Verfassers mittheilen, weil darin der Schwerpunkt seiner Beweisführung liegt; doch lassen wir das weniger Wichtige oder vielmehr ganz Unnöthige hinweg. Der Verfasser sagt:

In dem ersten gemeinschaftlichen Zuge herrscht völlige Uebereinstimmung: der Gemahl ist vom Hause abwesend und einem Heereszuge begriffen, als sich das Unheil über Gemahlin und Kind entladet.

Wiederum stimmen alle überein im zweiten Zuge, daß Gemahlin und Kind in die Gewalt ihres Widersachers ge[illegible] der (mit alleiniger Ausnahme der Schwanrittersage) ein [illegible] ist, und zwar überwiegend ein treuloser Stellvertreter des abwesenden Herrschers, welcher die Frau mit unziemlicher Liebeswerbung bedrängt hat.

Ebenso übereinstimmend werden drittens Mutter und Kind, oder das Kind allein, in den Wald gesandt, aber deren Tödtung von den damit Beauftragten unterlassen.

Gleicherweise wird viertens das Leben des Kindes durch Vermittelung eines bestimmten Thiers gefristet: dem Schmerzenreich, der heiligen Anna und dem Siegfried durch einen Hirschen; dem Schwanritter und seinen Geschwistern nach dem Volksbuche durch eine Ziege, aber nach einer erhaltenen andern [illegible] ältern Fassung ebenfalls durch einen Hirschen; und auch Wolfdietrich ist nach einer andern Fassung der Sage sowol unehelicher Herkunft beschuldigt, als auch nach seiner Aussetzung [illegible] einem Wolfe in seine Höhle getragen und dann von [illegible] aufgefunden worden. Und dasselbe Thier pflegt dann [illegible]

Veranlassung zur Auffindung der Verstoßenen zu geben, indem es den Jägern den Weg zu ihnen hinweist.

Ueber die weitern Schicksale von Gemahlin und Kind gehen die Sagen freilich insofern auseinander, als sie je nach ihrem besondern Zwecke theils jene, theils dieses mehr in den Hintergrund treten lassen; bleibt aber überhaupt die Gemahlin am Leben und wird auch von den spätern Begegnissen des Kindes berichtet, so stimmen sie schließlich wieder darin fünftens überein, daß mit der Wiedervereinigung auch eine Aussöhnung der Gatten und Wiederkehr in den alten Stand verbunden ist, und daß das Kind sich in seinen fernern Erlebnissen und Thaten als ein Wesen jener über das gemein Menschliche erhabenen Art beweist, welche die griechische Dichtung mit dem Namen Heroen bezeichnet.

Trotz dieser Uebereinstimmungen halten wir die Behauptung, daß die erwähnten Sagen aus einer und derselben Quelle stammen, doch für sehr willkürlich, da alle die angeführten Züge so allgemein menschlicher Natur sind, daß sie sich nicht blos sechsmal, sondern tausendmal wiederholen können und zum Theil auch wol wiederholt haben. Wie oft ist nicht schon eine Frau fälschlicherweise des Ehebruchs angeklagt worden, weil sie dem Verführer widerstand? Wie oft hat nicht der Gatte deshalb den Befehl ertheilt, seine unschuldige Frau zu tödten, die dann von den gedungenen Mördern aus Mitleiden nicht umgebracht, sondern nur hülflos in Wald oder Wüste zurückgelassen wurde? Wie oft ist nicht die Unschuld der verleumdeten Frau auf wunderbare Weise an den Tag gekommen? Und dies nicht blos in den indischen und arabischen oder deutschen Märchen, sondern in der Wirklichkeit. Der Verfasser hätte noch manche Sagen und Märchen mit demselben Recht herbeiziehen können, und wir wundern uns namentlich, daß ihm die bekannte vom Kaiser Octavianus nicht in den Sinn gekommen ist.

Ueberschauen wir, sagt der Verfasser weiter, jene Sagen nochmals mit prüfendem Blicke, so erkennen wir nun ganz klar, daß sie sämmtlich nicht in historischem, sondern durchaus in mythischem Boden wurzeln, und daß wir folglich auch ihre Erklärung und Deutung aus der mythologischen Anschauungsweise zu schöpfen haben. Wir gestehen, daß es uns vollkommen unbegreiflich ist, wie eine solche Behauptung aufgestellt werden konnte. Woher sollen wir denn jene klare Erkenntniß gewinnen? Der Verfasser sagt hierüber kein Wort. Aus dem Zusammenhange können wir nur muthmaßen, daß die erwähnten Uebereinstimmungen ihn bewegen, den Schluß zu ziehen, daß jene Geschichten nicht historisch, sondern mythisch sind. Das ist aber eine Logik, die wir bei dem besten Willen nicht begreifen; es ist aber durchgehends die Logik vieler unserer Sagenforscher. Als ob sich in der Welt nicht alles wiederholte! Weil Diodorus den Zug des Dion, um Sicilien von dem Tyrannen zu befreien, in einer Weise erzählt, daß fast jedes einzelne Wort seines Berichts vollkommen auf Garibaldi anwendbar ist, sind weder der Syrakusaner, noch der Held von Nizza historisch, sie müssen mythisch sein!

Wir müssen die Beweisführung des Verfassers weiter verfolgen, wobei er sich vorzüglich auf Grimm, Kuhn („Die Herabkunft des Feuers") und Schwartz („Ursprung der Mythologie") stützt. In der frühesten Urzeit machten die Vorgänge im Luftraume den mächtigsten Eindruck auf die Menschen und sie verglichen sie mit denen auf der Erde. So war ihnen die Wolke bald ein Felsgebirge, bald ein See, bald ein Baum, bald ein Zottenfell, bald ein brüllendes, milchspendendes Rind, bald ein Schiff, bald ein Mantel u. s. w. Und in der Bewegung und dem Wechsel der Erscheinungen walteten zugleich Wesen nach thierischer oder menschlicher Analogie sowol in Freundschaft als in Feindschaft mit- und gegeneinander, und es kamen dabei alle Anschauungen zur Verwendung, welche das Jäger-, das Hirten-, das Fischerleben oder der Landbau und der Haushalt darboten. Mit der steigenden Bildung und Gesittung erfuhren denn auch die mythologischen Vorstellungen eine entsprechende Umgestaltung. Ein Theil derselben blieb der Weise menschlicher Wesen näher, jedoch mit höhern Kräften ausgerüstet; ein anderer aber gedieh zufolge des dem Menschen angeborenen religiösen Bedürfnisses zu wirklichen Göttern. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, denen er noch andere beifügt, die zum Verständniß seiner Erörterung nicht unbedingt nöthig sind, und die wir deshalb unerwähnt lassen, kommt der Verfasser seinem Ziele näher. Das im Frühlingswetter waltende göttliche Wesen offenbarte sich den Menschen als mächtig und segensreich wirkend, daher es auch als ein rechtmäßiger Herrscher aufgefaßt wurde, dem sich den irdischen Zuständen entsprechend ein weibliches Wesen gesellte. Im Herbst dachte man sich den rechtmäßigen Herrscher als abwesend, auf einer Wanderung oder einem Heereszuge begriffen oder gar in Dienstbarkeit gerathen, und ein winterliches Wesen hat inzwischen durch List oder Gewalt die Herrschaft an sich gerissen. Zugleich trachtet es nach der Gemahlin des Verdrängten, diese flüchtet sich in das bergende Dunkel der Wolkenansammlung, welche der Mythus gern als Wald auffaßt.

Dieser Mythus, führt der Verfasser weiter aus, sei in der deutschen Mythologie von Wuotan erzählt worden, und die Geschichte der Genoveva sei nichts anderes als eben dieser Mythus, Siegfried sei Wuotan und Golo der Zauberer Ullr; die Hirschkuh sei die Wolke, welche die Erde befeuchte.

Wir können dem Verfasser in seiner Beweisführung nicht weiter folgen, weil wir sie lediglich abschreiben müßten, indem sie auf eine Menge von Einzelheiten und Zusammenstellungen begründet ist, die nur in ihrer Gesammtheit Bedeutung und Werth haben. Diese Zusammenstellungen und Beweise konnten uns aber nicht überzeugen, indem wir der Ansicht sind, daß sie meistens zu falschen und übereilten Schlußfolgerungen führen. In der That, es sind diese Beziehungen, auf welche er fortwährend baut, so allgemeiner Natur, daß man gegen solche Beweisführung immer mistrauisch sein muß.

Zwar führt der Verfasser noch weitere, speciellere Gründe an, die auf den ersten Anblick überraschen, aber bei näherer Prüfung doch nicht überzeugen. Daß die Legende den Tag der Auffindung Genoveva's auf den 5. Januar, d. h. in eine den heidnischen Deutschen

geheiligte Zeit versetzt, wo namentlich die leuchtende Wolkenfrau Berchta gefeiert wurde, kann entweder zufällig sein oder man hatte die Absicht, der damals gebräuchlichen heidnischen Feier eine christliche entgegenzusetzen. Die in der Gegend herrschende Sage, daß die heilige Genoveva zu Frauenkirchen oft hinter dem Hochaltar sitze und spinne, beweist noch keineswegs, daß sie eben jene Berchta sei; es kann der alte Glaube wol einfach auf die christliche Heilige übertragen worden sein. Endlich legt der Verfasser viel Gewicht darauf, daß früher zu Frauenkirchen, wo die der heiligen Genoveva geweihte Kapelle steht, die Bürger von Mayen alljährlich am 2. April, später zu Ostern ein Scheingefecht lieferten, was er für einen Nachklang des heidnischen Cultus ansieht, in welchem der Kampf zwischen Sommer und Winter versinnbildlicht wurde. Es ist dies möglich, ohne daß dieser Kampf mit der Genoveva-Legende in einiger Beziehung stände; aber da der besiegte Theil als Sarazenen erschien, so liegt darin eher ein Beweis, daß die Legende wirklich auf historischem Grunde beruht; denn diese erzählt ausdrücklich, daß Pfalzgraf Siegfried mit Karl Martell gegen die Mauren zog.

Wir haben der mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn ausgestatteten Schrift des Verfassers so große Aufmerksamkeit geschenkt, weil wir glaubten, es sei die Pflicht jedes Unbefangenen, auf die Abwege aufmerksam zu machen, in welche die neuere Sagen- und Mythenforschung geräth. Wir wollen hierbei die Wahrheit der zuerst von Grimm, dann von Kuhn und Schwartz aufgestellten allgemeinen Ansichten keineswegs bestreiten, sehen in denselben vielmehr einen wesentlichen Fortschritt in der Behandlung der Mythologie; wir glauben aber auch, daß man mit ihrer Anwendung auf specielle Fälle äußerst behutsam sein müsse, und in den Sagen nur dann eine Anlehnung an die heidnische Mythologie annehmen dürfe, wenn die allgemeinen Gründe von gewichtigen besondern Beweisen unterstützt werden.

3. Die Urreligion des deutschen Volks in hessischen Sitten, Sagen, Redensarten, Sprichwörtern und Namen von Elard Mülhause. Kassel, Fischer. 1860. 12. 20 Ngr.

Auch wenn der Verfasser des vorliegenden Büchleins nicht das Unglück hätte, blind zu sein, würden wir es unsern Lesern empfehlen; um so mehr aber thun wir es unter den obwaltenden Umständen, besonders da derselbe zugleich auf den Ertrag des Werks zu seinem Lebensunterhalt angewiesen ist.

Das Werk empfiehlt sich durch ein reiches Material, welches mit großem Fleiß gesammelt und übersichtlich geordnet ist. Wir können zwar, wie unsere Leser aus der voranstehenden Beurtheilung der Zacher'schen Schrift schon von selbst vermuthen werden, keineswegs mit sehr vielen Erklärungen des Verfassers übereinstimmen, und es sind auch die richtigen oft nicht gehörig begründet; doch thut dies dem übrigen Werthe der fleißigen Sammlung wenig oder keinen Abbruch. Man kann diese mythologisirenden Notizen wol in den Kauf nehmen, da das Werk zugleich einen reichen Schatz von interessanten Mittheilungen erhält, die sich an die Cultur- und Sittengeschichte zunächst des hessischen Stammes, im weitern aber auch des ganzen deutschen Volks anlehnen.

Der Verfasser hat eine sehr fruchtbare Anordnung gewählt, indem er nämlich die Betrachtung des menschlichen Lebens in allen seinen Hauptperioden von der Geburt bis zum Tode mit der Betrachtung des Jahres vom Winter an bis zum Herbst verbindet. Das Inhaltsverzeichniß ist zu reich, als daß wir auch nur dieses anführen könnten.

4. Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dargestellt von Adolf Wuttke. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Centralausschuß für Innere Mission hatte den Verfasser für den hamburger Kirchentag im September 1858 beauftragt, über den heidnischen Aberglauben in unserm Volksleben Bericht zu erstatten. Infolge der Anregung jenes Ausschusses ist Adolf Wuttke von einem so reichhaltigen Material aus den meisten Gegenden Deutschlands unterstützt worden, daß er darin die Aufforderung erblickte, außer jenem durch die Zeit so beschränkten Vortrag auch eine ausführlichere Bearbeitung dieses für die Culturgeschichte und für das politische, kirchliche und sittliche Leben so wichtigen Gegenstandes zu geben. So reich das von dem Verfasser gesammelte Material ist, so hätte er dasselbe doch noch bedeutend vermehren können, wenn er auch die schon vorhandenen Sammlungen benutzt hätte. Aber da diese zum Theil (und das gilt namentlich von derjenigen, welche Grimm der ersten Auflage der „Deutschen Mythologie" beigefügt hat) sich auf die abergläubischen Meinungen und Gebräuche früherer Jahrhunderte beziehen, der Verfasser aber zunächst ein Bild des gegenwärtig noch im Volke lebenden Aberglaubens zu geben beabsichtigte, und er zudem mit Recht der Ansicht war, daß die Zeit zu einer umfassenden und abschließenden Bearbeitung des Gegenstandes noch nicht gekommen ist; so glaubte er, sich auf die Mittheilung und Verarbeitung des von ihm gesammelten Materials beschränken zu müssen. Uebrigens hat er auch aus den andern Sammlungen alles aufgenommen, was zur Erläuterung, Bestätigung und nothwendigen Ergänzung des eigenen Stoffs dienlich war. Es ist dieses Verfahren durchaus zu billigen, weil, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, doch nur Unvollständiges hätte gegeben werden können, wenn auch noch so viel aus andern Sammlungen aufgenommen worden wäre, während auch jetzt ein abgeschlossenes Ganzes dargeboten wird, dem auch wol nur Einzelnes fehlt, um vollständig zu sein.

Ebenso zu billigen ist, daß der Verfasser keine archäologischen und mythologischen Erklärungen gegeben hat. Abgesehen davon, daß sie nicht in dem eigentlichen Zweck der Schrift lagen, hätten diese Erklärungen doch, wie der Verfasser sagt, und worin wir vollständig mit ihm übereinstimmen, nur auf Muthmaßungen beruhen können. Es ist mit den abergläubischen Meinungen wie mit den Sagen: viele stammen jedenfalls aus dem Heidenthum, aber viele sind sicherlich auch erst später im Laufe der Jahrhunderte entstanden, und es ist wenigstens unbesonnen,

alle auf die Mythologie und die religiösen Ansichten der alten Deutschen zurückführen zu wollen. Wir sind namentlich der Ueberzeugung, daß gar manche abergläubische Gebräuche oder Meinungen keinen andern Ursprung haben, als die Absicht, Lebens- und Klugheitsregeln zu geben. Es sind viele nichts anderes als Sprichwörter, denen man gleichsam ein mythologisches Gewand angezogen hat. Man vergleiche hierüber den vortrefflichen Aufsatz von Justus Möser: „Etwas zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unserer Vorfahren." Der Verfasser wollte überhaupt weniger eine archäologische Abhandlung als ein culturgeschichtliches Bild des Volkslebens geben, und er war daher eher bemüht, den innern, mehr oder weniger bewußten Gedankenzusammenhang der Volksvorstellungen aufzufinden. Daß er sich aber auch hier „vor voreiligem Alleserklären" gehütet hat, kann nur ein günstiges Vorurtheil für seine Arbeit erwecken.

Während der Verfasser in der Vorrede anzudeuten scheint, daß nicht alle abergläubischen Meinungen für Nachklänge des Heidenthums zu halten seien, hält er dagegen diese Ansicht in der Einleitung fest. Aber die Gründe, die er dafür angibt, sind keineswegs überzeugend. Während das deutsche Volk, heißt es daselbst, in Sitte, in politischer und kirchlicher Beziehung tiefgreifende, bis zur Feindseligkeit fortschreitende Gegensätze zeige, gehe durch alle seine Stämme eine merkwürdige Einheit und Uebereinstimmung auf dem Gebiete des Aberglaubens. Ob Evangelium oder menschliche Satzung, ob kirchliches Bekenntniß oder Bekenntnißlosigkeit, darüber gehen die Meinungen weit und erbittert auseinander; aber daß ein über den Weg laufender Hase dem Ausgehenden sicheres Unglück verkünde, daß ein Besen an der Thür die Hexen abhalte und daß von dreizehn bei Tische einer in dem Jahre sterben müsse, darüber seien die Völker von der Ostsee bis zu den Alpen und vom Pregel bis zur Mosel vollkommen einverstanden. Dieser auffallende Einklang, behauptet er, bekunde deutlich, daß der deutsche Volksaberglauben aus einer gemeinsamen Quelle, aus der Ueberlieferung des frühern Heidenthums entsprungen sei. Der Aberglaube, sagt er später, stehe dem wahren religiösen Glauben gegenüber, er sei das Hineinragen einer falschen Religion in die wahre, also der heidnischen in die christliche. Als ob sich nicht auch in der christlichen Welt abergläubische Meinungen festgesetzt hätten, die aus dem christlichen Glauben selbst entsprungen wären, wie es gewiß bei jenem oben angeführten der Fall ist, daß von 13 Personen an einem Tische eine während des Jahres sterben müsse. Wird doch im Buche ein eigener Abschnitt dem Aberglauben gewidmet, der in der Kirche seinen Ursprung gefunden hat.

Der Verfasser unterscheidet mit Recht zwischen dem Kunst- und dem Volksaberglauben. Jener, der vom Orient nach dem Abendlande vorgedrungen ist, beruht auf bewußter Berechnung und Theorie und ist ebendeshalb das Erzeugniß eines einzelnen Geistes; er ist das Ergebniß einer irre gegangenen mystischen Wissenschaft, weiß überall von dem Rechenschaft zu geben, was er annimmt und was er thut, er hat ein System zur Voraussetzung. Der Volksaberglaube dagegen ist durchaus naturwüchsig, ohne Berechnung und Theorie, instinctartig und unbewußt aus dem heidnisch getrübten Volksgeist hervorgewachsen, trägt durchaus den Charakter der Naivetät, speculirt nicht und macht kein System, sondern glaubt einfach und handelt. Was der Verfasser weiter darüber sagt, ist zu vortrefflich und wahr, als daß wir es nicht mittheilen sollten.

Der Unterschied ist gar nicht etwa blos ein formeller und äußerlicher, sondern schneidet durch bis auf den Grund, und es kann gar keinem Zweifel unterworfen sein, auf welcher Seite der meiste vernünftige Inhalt, der tiefere Sinn, die meiste Wahrheit enthalten ist. Der Volksaberglaube steht in allem diesem unleugbar bei weitem höher als der andere. Wie sich der Geist ganzer Völker fast nie so weit verirrt, so tief erniedrigt, so luftig versteigt als der einzelne Geist, wie jener im allgemeinen mehr das gesunde Gefühl und das gesunde Urtheil bewahrt, wo einzelne ausschweifende Geister bis zur Verkehrung aller Vernunft und alles verständigen Urtheils fortgehen, so hat der Volksaberglaube bei weitem mehr, obgleich unbewußt, die Vernunft und das Sinnige bewahrt als jene „Kunst", die in ihrem prunkenden Reifrock und rauschenden Flittern zwar viel lockender auftritt, aber auch der ernstern Prüfung so gar nichts bietet als hohle Masken und strohgefüllte Bälge, während der viel bescheidenere Volksaberglaube doch meist wenigstens die Ahnung von etwas Vernünftigem zu Grunde liegen hat. Der größte Unsinn in allen Gebieten des Geistes ist nirgends von dem Volke ausgegangen, sondern von den Gelehrten und von denen, die sich weise dünkten; und so reicht all der Unsinn des Volksaberglaubens auch nicht entfernt an den, der von den Gelehrten und Gebildeten ausgegangen ist.

Der Verfasser hat sich mit Recht auf die Darstellung des Volksaberglaubens beschränkt; freilich fand er es oft unmöglich, denselben von den fremdartigen, aus dem Kunstaberglauben hereingedrungenen Elementen zu trennen, welche in vielen Gegenden in den Volksaberglauben gedrungen sind und sich mit ihm so verschmolzen haben, daß sie nicht mit voller Sicherheit ausgeschieden werden können.

Der äußerst reichhaltige Stoff — es werden mehrere Tausend von abergläubischen Gebräuchen und Meinungen mitgetheilt — ist ebenso verständig als fruchtbar angeordnet. Der erste Theil der Schrift verbreitet sich über den Aberglauben nach seinem innern Wesen, welcher als Beschränkung des göttlichen Waltens erstens durch das Schicksal und zweitens durch das positive Eingreifen des menschlichen Thuns in der Zauberei erscheint. In dem ersten dieser Abschnitte werden die Schicksalszeiten (Wochen-, Feier- und einzelne andere Tage), die Schicksalszeichen (Naturerscheinungen, Thiere, Pflanzen, Menschen, Familien- und Geschäftsleben, kirchliche Dinge, äußere und geistige Zeichen, als Vergessen, Ahnungen, zweites Gesicht, Träume und Wahrsagungskunst), sowie das menschliche Verhalten gegenüber dem erkannten Schicksale behandelt. Der zweite Abschnitt spricht von den Zaubermitteln (Beschwörungen, Zauberformeln, zaubernde Handlungen und Zauberdinge), und sodann von den Arten der Zauberei nach der Verschiedenheit ihres Zwecks (Bosheitszauberei, Schutz- und Glückszauberei). Der zweite Haupttheil behandelt den Aberglauben nach seiner Erscheinung

und Wirksamkeit auf den verschiedenen Lebensgebieten, und zwar erstens in Beziehung auf den einzelnen Menschen, auf die natürliche Gesellschaft und die Geisterwelt (Geburt und Erziehung; Liebe, Brautstand, Hochzeit und Ehe; Tod; Geister und gespenstische Thiere), zweitens in Beziehung auf die Kirche und drittens mit Rücksicht auf sein Auftreten und seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft.

So verständig und übersichtlich diese Anordnung ist, so würde doch auch der Kundigste oft nicht im Stande sein, die Stelle oder die Stellen aufzusuchen, welche eine bestimmte Art des Aberglaubens besprechen, daher es mit Dank anzuerkennen ist, daß der Verfasser seinem Buche ein sehr reichhaltiges, alle Einzelheiten genau bezeichnendes Register beigefügt hat, welches aus beinahe 1800 Nummern besteht.

Die Behandlung des Stoffs ist ebenfalls durchaus lobenswerth; in den einzelnen Abschnitten werden nach einer meistens gedrängten und inhaltreichen Einleitung die zu demselben gehörenden abergläubischen Meinungen und Gebräuche in kurzen, aber durchaus klaren Zügen nebst den Provinzen oder Oertlichkeiten angeführt, in denen sie vorzugsweise herrschen. Daß diesen Angaben gar manches hinzugefügt werden könnte, ist begreiflich; der Verfasser hat eben von vielen Seiten her keine oder nur sehr unzureichende Mittheilungen erhalten; es ist zu wünschen, daß seiner Aufforderung, ihm auch fernerhin Mittheilungen zu machen, vielfach entsprochen werde, damit eine zweite Auflage der Vollständigkeit noch näher kommen möge.

Ehe wir von dem Buche scheiden, das uns in vielen Beziehungen lebhaft angesprochen hat, können wir doch nicht umhin, noch einen Punkt zu besprechen, der gewiß allseitige Beachtung verdient. In dem Abschnitt „Auftreten und Stellung des Aberglaubens in der menschlichen Gesellschaft" behauptet der Verfasser, daß der Aberglaube nur da wuchere, wo es an christlicher Erkenntniß und an christlichem Glauben mangele und er daher bei den Gebildeten und in den großen Städten im Verhältniß weiter verbreitet sei als bei der ländlichen Bevölkerung.

Tagewählerei ist auch in den gebildetern Ständen überaus verbreitet, und wir wissen von manchem, der im ganzen Jahre keinen Tag des Herrn kennt, aber um keinen Preis zu bewegen wäre, an einem Freitag ein Geschäft oder eine Reise zu unternehmen. Die Zahl dreizehn bei Tische und das Berufen wird gerade vorzugsweise bei den Gebildeten durch ganz Deutschland gefürchtet, und Tausende, welche die Weissagungen Christi und der Propheten verlachen, glauben an die Wahrsagerei der Kartenlegerinnen, und die, welche die Heilswunder Christi für Märchen halten, suchen Wunderheilungen bei Schäfern und Scharfrichtern. In vielen gerade als unkirchlich und ungläubig bekannten Großstädten haben die Kartenlegerinnen das blühendste Geschäft, und gar mancher lichtfreundliche Krämer und Kaufmann macht geheimnißvolle Zeichen auf seinen Laden und legt großen Werth darauf, das Handgeld an jedem Tage von einer jungen Person zu empfangen; und wir kennen Freigeister, welche von einem Geschäftsgang sofort umkehren, sobald ihnen zuerst ein altes Weib begegnet.

Wenn wir dies aber keineswegs bestreiten, ebenso wenig als daß die Tischklopferei vorzüglich bei den Gebildeten Eingang gefunden hat, so sind wir dagegen weit entfernt, dies mit dem Verfasser für eine nothwendige Folge des Unglaubens und, was seiner pietistischen Ansicht gleichkommt, der lichtfreundlichen Aufklärung zu halten. Wenn der Aberglaube wirklich Ergebniß des Mangels an christlichem Glauben und christlicher Erkenntniß ist, so möchten wir den Verfasser fragen, wie viel Christen in Deutschland sind. Denn er wird gewiß nicht leugnen wollen, daß auch unter denen, die sehr orthodox sind, unendlich viele gefunden werden, die nach irgendeiner Seite abergläubisch sind. Wir kennen einen sehr orthodoxen Geistlichen, der die Tischklopferei im großen betrieb, und deren gibt es sicherlich noch eine große Zahl. Wie viele Tausende von guten Christen legen nicht am Neujahrsabend ihre Bibel oder ihr Gesangbuch unter das Kopfkissen, um des Nachts, wenn sie aufwachen, eine Stelle aufzuschlagen, aus der sie dann die Zukunft zu erkennen glauben. Der Verfasser wird zwar sagen, auch diesen fehle die rechte Erkenntniß und sie seien eben keine wahren Christen. Dann, ich wiederhole es, gibt es sehr wenig gute Christen, und sie werden selbst unter denjenigen selten gefunden werden können, welche sich anmaßen, die Auserwählten des Herrn zu sein.

So ungerecht, unwahr und frevelhaft es ist, den kirchlichen Glauben als die Quelle des Aberglaubens darzustellen, wie es allerdings namentlich in frühern Zeiten geschehen ist und auch jetzt noch geschieht; ebenso ungerecht, unwahr und frevelhaft ist es, die Aufklärung für den Grund des Aberglaubens auszugeben. Er hat eine ganz andere Quelle; diese liegt im menschlichen Geiste selbst, der eine unbesiegbare Neigung hat, sich und seine Lebensverhältnisse mit übersinnlichen und übernatürlichen Dingen in Beziehung zu denken und zu bringen, weshalb auch diejenigen Religionsformen die weiteste Verbreitung gefunden haben, welche dieser Neigung am meisten entgegenkommen, weshalb auch die christlichen Völker so vieles aus dem Heidenthum bewahrt haben, weshalb auch jetzt noch Protestanten zu Kapuzinern gehen, um sich bei ihnen wegen gestohlener Sachen Raths zu erholen, weshalb viele evangelische Leute in Ost- und Westpreußen den Katholiken, welche in Procession nach Wallfahrtsorten ziehen, Geld (5—10 Sgr.) geben, um dort für sich um Heilung von Krankheiten oder um Segen für ihr Haus beten zu lassen.

5. Geschichte des Räthsels. Von J. B. Friedreich. Dresden, Kuntze. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, der sich schon durch mehrere andere Schriften, z. B. „Die Realien in der Iliade und der Odyssee", „Symbolik und Mythologie der Natur" verdient gemacht hat, legt uns in der vorliegenden einen neuen Beweis seiner großen Belesenheit und seines unermüdlichen Sammlerfleißes vor, der schon in jenen genannten Werken Anerkennung gefunden hat. So reichhaltig jedoch diese neue Schrift ist, kann sie in keiner Weise mit den frühern verglichen werden; der Verfasser hat seinen Gegenstand weder so tief erfaßt, noch so gründlich und allseitig durchgeführt, als namentlich in der „Symbolik

nd Mythologie der Natur". Schon die Eintheilung des Stoffs zeugt von mangelhafter Durchdringung desselben. Der Verfasser vertheilt den Stoff nämlich in acht Hauptabschnitte, während derselbe in der That nur in zwei zerfallen sollte, von denen der erste die Definition, Bedeutung und Form, er zweite die Geschichte des Räthsels zu behandeln hätte. Wir würden mit dem Verfasser nicht darüber rechten, wenn er die geistige Bedeutung des Räthsels in einem igenen Abschnitte darstellte; aber daß er drei daraus bilet: „Geistige Richtung"; „Erheiternde, fröhliche und scherende Bedeutung"; „Zweck Streit zu veranlassen", ist gerade u unbegreiflich. Beinahe noch unbegreiflicher ist sein dritter Abschnitt: „Verwandtschaft und Beziehung des Räthsels u Dichtungen anderer Art." Denn was er darin von er Gnome und dem Epigramm sagt, gehört in die Deinition des Räthsels; die dann behandelten Räthselanekoten, Räthselmärchen, Sprichworträthsel und symbolichen Räthsel sind nichts weiter als besondere Einkleidunen oder Arten, welche also bei der Form des Räthsels u behandeln gewesen wären. Doch ist dies noch nicht as Aergste. Auch das Lehrgedicht, die Ballade und das ustspiel werden herbeigezogen, weil im altdeutschen Gedicht König Tyrel von Schotten", im „Kaiser und Abt" von Bürger und in Contessa's Lustspiel „Das Räthsel" Räthl vorkommen. Mit demselben Recht hätten alle mögchen prosaischen und poetischen Gattungen herbeigezogen werden können, weil sich kaum eine finden wird, wo icht gelegentlich ein Räthsel vorgebracht wird. Er hätte ie Bibel, die hebräischen und arabischen Makamen, die fabeln, die Tragödien, die Romane, die Novellen, die Geschichtschreibung, die Dialoge, die philosophischen Werke . s. w. anführen können, weil in irgendeinem derselben rgendeinmal ein Räthsel mitgetheilt wird. Daß er aber un gar Schiller-Gozzi's „Turandot" als eigene Dichtungsrt geltend macht, ist mehr als seltsam.

Diese fehlerhafte Anlage hat natürlich auch zur Folge, ß die einzelnen Abschnitte keine feste, abgeschlossene Grenze ben, daß daher in dem einen ausgeführt wird, was n in einem andern erwarten sollte, wie denn der Abnitt „Geistige Richtung des Räthsels" gar manches entlt, was besser in der Geschichte des Räthsels stände d daselbst in der That auch zum Theil wiederholt wird. ndahin gehört auch das Meiste aus dem dritten, ften und sechsten Abschnitte. Hätte der Verfasser die Irrthum nicht begangen, so würde auch die „Geschichte" wie er sagt, „die nationale Literatur des Räthsels", welcher er die ganze Schrift benannt hat, und die r den eigentlichen Inhalt des Buchs bilden sollte, den n Theilen gegenüber nicht so unverhältnißmäßig klein mager ausgefallen sein.

Wir würden auf alles dieses kein so großes Gewicht , wenn wir nicht der Ansicht wären, daß eine Ge des Räthsels ein wirklich vollkommen berechtigtes nehmen ist. Denn so wenig Werth man gemeiniglich das Räthsel legt, so ist es doch für Cultur- und ngeschichte von unschätzbarem Werth. Es ist eine ltesten Formen, in welcher die Menschen ihre Gedanken zugleich offenbarten und verbargen, in welcher, wie im Sprichwort, manche Weisheitslehre, manche Kenntniß niedergelegt wurde; es ist eine Form, die sich bei allen Völkern wiederfindet und die einen wesentlichen, an Inhalt und Umfang gleichbedeutenden Theil der Volksliteratur bildet. Und wie naturgemäß, ja, wir möchten sagen nothwendig, diese Form ist, geht eben schon daraus hervor, daß sie bei allen Völkern erscheint, und daß sie gewiß bei allen ursprünglich, d. h. nicht von andern Nationen entlehnt ist. Daraus ergibt sich aber wol von selbst, daß das Räthsel bei den verschiedenen Nationen einen verschiedenen Charakter haben muß, der mit dem Volkscharakter in der nächsten Beziehung steht und daß dieser somit in jenem seine Erklärung oder sein Verständniß findet.

Das Räthsel ist bald ernst und scharfsinnig, bald hat es den Zweck zu belehren, bald will es erheitern und ist humoristisch, witzig, neckisch, nicht selten obscön. Wenn es auch in allen oder den meisten dieser Arten bei sämmtlichen Völkern erscheint, so ist doch ohne Zweifel die eine mehr oder weniger vorwiegend. Ja es wird in verschiedenen Perioden des Volkslebens einen verschiedenen Charakter haben, und wir müßten z. B. sehr irren, wenn die meisten deutschen Räthsel obscönen Inhalts nicht aus der Zeit stammten, wo man an obscönen Schwänken und dramatischen Spielen das größte Behagen und Wohlgefallen fand. Es gibt daher das Räthsel auch Aufschluß über die besondere Geistesrichtung der Völker, über die besondern Gegenstände ihres Nachdenkens, über die besondere Art ihrer Kenntnisse u. s. w.

Eine Geschichte des Räthsels sollte daher zunächst von der culturhistorischen Seite aufgefaßt werden; der Verfasser hat hierüber kaum eine Andeutung gegeben, sondern sich rein auf die literarhistorische beschränkt. Es wäre dies allerdings auch verdienstlich, wenn nur Umfassendes und Erschöpfendes geleistet worden wäre, was aber der Verfasser selbst nicht wird behaupten wollen. Namentlich ist die Literatur bei den romanischen Völkern mehr als dürftig, und so kennt der Verfasser nicht einmal die Räthsel, welche Strapparola in seinen „Piacevoli notti" anführt. Am reichhaltigsten ist, wie begreiflich, das deutsche Räthsel vertreten; aber daß die Deutschen am reichsten in dieser Literaturgattung seien, möchten wir mit dem Verfasser keineswegs behaupten; die Franzosen werden wenigstens ebenso reich sein. Ungehörig ist es, daß die von Deutschen in lateinischer Sprache verfaßten Räthsel zur deutschen Literatur gerechnet werden; sie gehören ebenso wenig dazu, als die Tausende von lateinischen Dichtungen in den „Deliciae poetarum germanicorum", in denen der Verfasser vieles für seinen Zweck hätte finden können. Mancherlei Stoff hätte auch der „Demokritus" von Weber geboten, der dem Verfasser ganz unbekannt zu sein scheint.

Wenn aber das Werk weder seinem Titel noch seiner Bestimmung und Aufgabe entspricht, so hat es doch auch seine guten Seiten, und es ist als erster Versuch einer Geschichte des Räthsels sogar empfehlenswerth. Es enthält

nämlich manche gute Erörterung, und vor allem bietet es eine reiche Masse von meist guten Beispielen, die aus einer großen Menge von alten und neuen Dichtern, alten und neuen Sammlungen geschöpft sind. Diejenigen Leser, welche in dem Buche vorzugsweise Beispiele der verschiedenen Arten von Räthseln suchen, können gewiß keine interessantere und in ihrer Art vollständigere Sammlung finden, und sie erhalten zudem manche ästhetische, literarische oder geschichtliche Bemerkung, die für sie gewiß von Werth ist. Denjenigen aber, welche den Gegenstand vorzüglich von seiner wissenschaftlichen Seite betrachten möchten, bietet die Schrift ein reiches Material, das ihnen die Möglichkeit gewährt, das Räthsel auch nach den Beziehungen hin zu betrachten, die der Verfasser außer Acht gelassen hat.

6. Schweizerische Haussprüche. Ein Beitrag zur epigrammatischen Volkspoesie aus der Landschaft Zürich, gesammelt von Otto Sutermeister. Zürich, Höhr. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Man hat schon früher hier und da einzelne Inschriften von Häusern, Grabsteinen u. s. w. zwar nicht eigentlich gesammelt, aber doch gelegentlich mitgetheilt, hatte dabei aber keinen andern Zweck, als entweder irgendeinen guten Gedanken bekannt zu machen oder, was noch häufiger der Fall war, das Zwerchfell der Leser zu erschüttern, denn es finden sich allerdings unter diesen alten Inschriften nicht wenige, welche witzig, possenhaft oder auch einfältig sind. Aber wirkliche und größere Sammlungen solcher Inschriften zu veranstalten ist unserer Zeit vorbehalten gewesen, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die alten Ueberlieferungen zu retten. Denn warum sollte man nicht auch Haussprüche sammeln, Inschriften an Häusern, Thüren, Oefen, Treppen u. s. w.? Der Herausgeber weiß seine Sammlung sinnig zu rechtfertigen.

Der echte Hausspruch ist mit dem Hause geworden. Nur da hat er können erfunden und angebracht werden, wo sich noch der natürliche Zusammenhang des Wohnhauses mit der Familie fand, wo das Haus persönlich erworben und zum bleibenden Erbe bestimmt war. Er gründete sich also, gleich den norddeutschen Haus- und Hofmarken auf das persönliche oder Familienbesitzthum, auf die Unzertrennbarkeit von Haus und Heim. Er ist ein Markzeichen der ursprünglichen Individualität und Charakterhaftigkeit eines Hauses, wie jener Einheit des Hausbauers, Besitzers und Bewohners, die der alte Spruch so bestimmt verlangte:

> Und wär' auch ein Haus so breit als der Rhein,
> So gehört doch nur ein Herr und eine Frau hinein.

Wie aber die Deutschen, im Gegensatze zu dem städtischen Volksthum der Römer, ursprünglich ein Landvolk waren, so steht auch die Wiege unserer Familienhaftigkeit im Bauernhause; und so haben auch die ältesten Haussprüche unzweifelhaft an diesen gestanden. Wenn uns ferner in der Bauart eines individuellen Hauses eine symbolische Beziehung zu seinem Bewohner liegt, so enthält der Ausspruch zugleich eine Erläuterung derselben: So hat er's gemeint, sagt er uns. Originalität wird also den einzelnen Spruch durchschnittlich auszeichnen.

Vortrefflich — wenn es nur auch wahr wäre! Wir könnten beinahe jedem einzelnen Satze irgendein bedeutendes Bedenken entgegensetzen, wir wollen uns jedoch nur auf das Wichtigste beschränken. So wollen wir den Verfasser nicht fragen, was er sich unter einem „individuellen Hause" gedacht hat, sondern nur, ob er mit gutem Gewissen behaupten kann, daß erstens die von ihm mitgetheilten Haussprüche „eine Erläuterung der symbolischen Beziehung der Bauart eines Hauses zu seinem Bewohner" enthalten, und zweitens ob in der That „Originalität den einzelnen Spruch auszeichnet"? Er wird gewiß weder das eine noch das andere behaupten wollen, denn diese Sprüche sind beinahe ohne Ausnahme so allgemeiner Natur, daß sie alle und jede Beziehung auf eine bestimmte einzelne Persönlichkeit ausschließen. Eben deswegen aber, weil diese Sprüche so allgemeiner Natur sind, sind sie für die Cultur- und Sittengeschichte ohne Werth; denn das will doch nicht viel besagen, daß aus ihnen hervorgeht, der Charakter der züricher Landleute sei vorwiegend religiös. Wir wollen nicht absprechen, daß es nicht auch Inschriften auf Häusern, Oefen u. s. w. gebe, welche der Aufzeichnung und Aufbewahrung werth wären; aber von denen, welche Otto Sutermeister bekannt gemacht hat, möchten beinahe nur diejenigen der Mittheilung werth sein, welche den Preis der Lebensmittel in einem bestimmten Jahre angeben.

Die Sammlung zerfällt in vier Abschnitte: 1) „Der neue Bau", 2) „Unter Dach und Fach", 3) „Am öffentlichen Haus", 4) „Der vergängliche Bau". Ich bin überzeugt, daß die meisten Leser nicht wissen werden, was sie mit dem vierten Abschnitt anfangen sollen; oder, wenn sie sich etwas darunter denken, werden sie glauben, daß dieser Abschnitt Inschriften auf Ruinen enthalte. Dem ist aber nicht so, sondern er enthält einfach Sprüche, welche die Vergänglichkeit der Gebilde der menschlichen Hand aussprechen und sich vorzüglich gut zu Aufschriften auf neue Häuser eignen. Der vierte Abschnitt gehört also nothwendig zum ersten und bildet eine besondere Unterabtheilung desselben, gerade wie diejenigen, welche der Herausgeber selbst bezeichnet hat: „Mit Gottes Hülfe", „In Gottes Hut", „Um Gottes Segen", „Zur Abwehr".

Die Logik ist überhaupt keine starke Seite des Herausgebers; man hat sich aus den wenigen Zeilen, die wir aus seiner Vorrede mitgetheilt haben, schon [illegible] überzeugen können. Wir gestehen gern zu, daß er reich an guten Gedanken ist, aber er wirft dieselben auf eine so unverantwortliche Weise durcheinander, daß man ihrer nicht froh wird. Noch schlimmer beinahe ist es, daß er seine Gedanken nicht scharf und bestimmt auszudrücken weiß, was daher kommt, daß er sie nicht scharf und bestimmt denkt. Und dies merkt er nicht, weil er sich eine gesuchte und gespreizte Sprache angewöhnt hat, die, mit geistreich scheinenden Bildern überhäuft, mit seltenen Wortbildungen angefüllt, schon an sich fähig wäre, die klarsten Gedanken zu verdunkeln. Eine solche Darstellung ist nichts als Schaum, der sich breit macht und viel Raum einnimmt, aber bald wieder verschwindet und nichts als ein wenig trübes Wasser zurückläßt. Diese Sprache ist Sutermeister nicht eigenthümlich; man sieht es jedem Satze an, daß er nicht aus seinem eigenen Innern entsprungen, sondern nachgeahmt ist. Wir möchten dem Herausgeber

der offenbar noch ein junger Mann sein muß, den wohl-gemeinten Rath geben, diesen erborgten Flitter wegzuwerfen. Er bedarf dieser hohltönenden Phrasenmacherei nicht; möge er sie denen überlassen, die sie nöthig haben, um ihre Gedankenarmuth zu verbergen. 2.

Eine Erinnerung an Theodor Mundt.

Es ist bereits fast ein Jahr verflossen, seit Theodor Mundt von uns gegangen ist. Ihm ein kleines Denkmal der Pietät und Freundschaft auch in d. Bl. zu stiften, war schon längst meine Absicht. Aber die Stimmung, die gerade dazu nöthig ist, um über einen verstorbenen Freund zu schreiben, fehlte mir bisher; auch konnte in einem solchen Nachruf die Beziehung auf seinen letzten Roman „Czar Paul" nicht fehlen, und sechs Romanbände durchzulesen, dazu findet ein vielbeschäftigter und meist auf andern Gebieten thätiger Kritiker nicht sobald Zeit, selbst in Jahresfrist; es müssen besonders günstige Umstände eintreten, die ihm einmal für acht Tage die dazu nöthige Stimmung und Muße gewähren. Ohnehin mag die Verspätung unsers Nachrufs auch insofern ihren besondern Vortheil haben, als dadurch das Andenken des Verstorbenen nach längerer Frist, wenigstens in dem Leserkreise unserer Blätter, wieder aufgefrischt wird. Denn in der Regel glaubt man in Deutschland sich mit einem namhaften Schriftsteller genugsam abgefunden zu haben, wenn man über seinem noch frischen Grabe in den Journalen und Zeitungen die nöthigen Trauerschüsse in Form von Nekrologen, Nachrufen u. s. w. abfeuert, dann aber womöglich gar nicht mehr von ihm spricht und den Begrabenen begraben sein läßt.

Nun kann ich über Mundt nicht schreiben, ohne mit einigen Worten meiner persönlichen Beziehungen zu ihm zu gedenken. Mundt war es, der mich zuerst dem sogenannten Jungen Deutschland, das freilich meines Wissens zur Zeit meiner ersten Bekanntschaft mit ihm noch nicht diesen Coterienamen führte, und zwar in Berlin näher brachte. Im allgemeinen war es kein sehr großes Glück, damals in den Verdacht zu kommen, zu irgend-iner Seitenlinie des Jungen Deutschland zu gehören. Ein Schriftsteller, der dem Jungen Deutschland gewisser-naßen nur Gelegenheitsdienste leistete, hatte einerseits nicht die Vortheile, deren sich die anerkannten Capitanos ieser Richtung zu erfreuen hatten, andererseits aber wie-er alle Nachtheile, welche aus irgendeiner Verbindung it dieser Coterie oder Literaturgruppe entsprangen. Ein olontär des Jungen Deutschland wurde, da das Publi-m nicht zu unterscheiden weiß und manche Stimmführer cht unterscheiden wollen, für alle Ausschreitungen, die etwa der eine oder andere von den Hauptvertretern stattete, mitverantwortlich gemacht, und unter allen orurtheilen, unter welchen die Chefs zu leiden hatten, tte auch er zu leiden. Und es war erbaulich mit an-sehen und anzuhören, welches lächerliche Entsetzen die- Junge Deutschland vielen Leuten einflößte; sie er-rteten von ihm nichts Geringeres als Umsturz aller Religion, aller Sitten, aller staatlichen Ordnung, die Aufhebung der Ehe u. s. w., während doch die spätere literarische Entwickelung und die spätern Lebensverhältnisse dieser Autoren zur Genüge beweisen, daß die staatlichen und bisher bestandenen socialen Einrichtungen sich ganz gut mit ihren Ansichten und Bestrebungen vertragen und daß es, praktisch genommen, keine zärtlichern Freunde und wärmern Anhänger des Instituts der Ehe geben kann als sie. Ihre kecksten Aussprüche wollen nichts bedeuten gegen das, was später von den mit dem systematischen Materialismus verbündeten Radicalen aufgestellt worden ist. Die Jungdeutschen haben niemals einen gewissen idealen Standpunkt aufgegeben und mit den poetischen, künstlerischen und romantischen Illusionen, welche ein Schmuckwerk und eine Leuchte des Lebens sind und bleiben, niemals gänzlich gebrochen. Erst dem systematischen Materialismus, der, man täusche sich darüber nicht, im stillen die bedenklichsten Fortschritte macht, dürfte es vorbehalten sein, diesen und allen übrigen Illusionen, damit aber auch allen höhern Anschauungen, aller Kunst und Poesie ein Ende zu machen.

Im übrigen war von einer Solidarität, wie sie unter eigentlichen Parteigenossen besteht, bei den Mitgliedern des Jungen Deutschland nicht die Rede; sie stoben bei dem ersten Windhauch auseinander und jeder suchte nun auf eigene Faust Fortune zu machen und seine besondern Zwecke zu erreichen; einige von ihnen geriethen sogar scharf aneinander, und der einst von ihnen hochgefeierte Verfasser der „Aesthetischen Forschungen", die ein gewisses kanonisches Ansehen innerhalb dieser Richtung behauptet und sie mit begründet hatten, wurde beiseite geschoben und vergessen. Theodor Mundt selbst bemerkt in seiner „Geschichte der Literatur der Gegenwart" hierüber: „Man gab diesen Schriftstellern, unter denen (polizeilich) willkürlich Börne weggelassen und dafür aus einer ganz andern Sphäre Theodor Mundt herübergenommen und hinzugefügt wurde, eine Gemeinsamkeit zerstörender und nivellirender Tendenzen schuld, obwol die Gemeinsamkeit schon äußerlich und persönlich nicht zu constatiren war, und zu einem zusammenhängenden System kaum die Ansätze vorhanden waren." Wenn er dann weiter über seine kritischen „Zeitgenossen", die an ihm jedenfalls „keinen Narren gefressen zu haben scheinen", klagt, so mag er dabei wol auch zunächst und vorzugsweise an einen oder den andern seiner ehemaligen Coteriegenossen und einzelne andere Autoren, welche mit dem Jungen Deutschland Beziehungen unterhielten, gedacht haben. Und wie man untereinander zerfiel, so zerfiel man auch mit Varnhagen, der allgemein als der geheime Protector oder doch intime Freund des Jungen Deutschland angesehen wurde, diese Autoren aber zumeist nur wegen ihres auf die deutsche Journalistik ausgeübten großen Einflusses zu seinen Zwecken benutzt zu haben scheint. Mundt hatte früher, und noch in seiner „Kunst der deutschen Prosa", Varnhagen als Prosaisten den Altar gleich neben Goethe errichtet; wie sehr er aber von diesem Varnhagen-Cultus im Laufe der Jahre zurückkam, beweisen seine Auslassungen

über ihn in seiner schon genannten „Geschichte der Literatur der Gegenwart“. Varnhagen tyrannisirte nämlich unter den geschmeidigsten Formen diejenigen, denen er sein väterliches Wohlwollen und sein Patronat angedeihen ließ; man mußte ganz für ihn sein und ganz in seinem Sinne und womöglich mit seinen Ausdrücken schreiben, oder man war ihm nichts; Mundt mochte das fühlen, und er fand für nöthig, sich von seinen diplomatischen, nichtsdestoweniger aber sehr decidirten Einflüssen zu emancipiren, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Wenn nun unter den Mitgliedern der engern Verbindung so wenig moralischer Zusammenhang war, so war dieser ohne Zweifel noch geringer mit gewissen andern jüngern Autoren, die, weil sie mit den Häuptlingen in einem oder dem andern Punkte zusammentrafen und für ihre Organe Beiträge lieferten, trotz der viel stärkern Abweichungen in andern Punkten beharrlich dem Jungen Deutschland beigezählt wurden, wie es mir selbst erging, obschon Gutzkow damals den wie mich dünkt geistreichen Ausspruch that: ich gehöre allerdings zum Jungen Deutschland, aber etwa so wie der Hammer zum Amboß.

Es sei ferne von mir, mit der Aufzählung meiner persönlichen und literarischen Beziehungen zu Mundt die Leser hier langweilen zu wollen; ich erwähne nur, daß Mundt mir schon frühe seine Theilnahme schenkte, daß er mich zur Mitarbeiterschaft an seinem „Zodiacus“, dem „Deutschen Taschenbuch“, den „Dioskuren“ heranzog, daß ich vorzugsweise seiner Fürsprache die Redaction des „Berliner Conversationsblatt“ und vielfache literarische Verbindungen mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen verdankte, ja daß wol kein anderer so viel dazu beigetragen hat, mich von einer andern bereits eingeschlagenen Laufbahn auf die literarische zu verweisen, für die er mich recht eigentlich bestimmt glaubte. Ich erwähne dies alles nur, um eines schönen Charakterzugs des Verstorbenen zu gedenken, nämlich seiner in dieser Stärke jetzt nicht mehr sehr häufigen Befähigung für Treue und Anhänglichkeit. Diese Tugend war ein echt deutscher Zug an ihm; denn obschon er seiner Gesinnung nach und aus Grundsätzen der Humanität Kosmopolit war und eine gewisse Vorliebe für französische Ideen und Formen offenbarte, so war Mundt seinem Wesen und Grundcharakter nach doch ganz deutsch. Lange Jahre blieben dann unsere Verbindungen unterbrochen, und es trat manches ein, was einen Mann von minder wohlwollendem und ausdauerndem Charakter mir leicht hätte entfremden können. Wie wenig aber Mundt sich durch alle eingetretenen Zwischenfälle an mir und meinem Streben irre machen ließ, das bewies er mir im Jahre 1852 durch einen Brief, in welchem er, auf jene lange Unterbrechung unserer Beziehungen anspielend und sie beklagend, mich aufs wärmste seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit versicherte und zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß ich, wie er vernommen, von meinen nationaldeutschen Bestrebungen als Zeitungsschriftsteller „nichts weiter davongetragen habe, als die Narbe der deutschen Undankbarkeit und Charakterlosigkeit, die leider den ganzen Erfolg unserer nationalen Bestrebungen kennzeichnet“. Seitdem entspann sich zwischen uns eine Correspondenz, die, wenn auch mit längern Pausen, bis kurz vor seinem Tode anhielt. Diese persönlichen Abschweifungen, von denen ich hoffen will, daß sie dem Leser nicht allzu langweilig geworden sein mögen, habe ich mir namentlich deshalb gestattet, um hier drei oder vier Stellen aus Mundt's Briefen mitzutheilen, welche vielleicht für seine Welt- und Literaturanschauung in der letzten Periode seines Lebens charakteristisch und von allgemeinerm Interesse sind.

In einem Briefe vom 14. September 1853 drückte Mundt seine Vermuthung und Befürchtung aus, daß ich in Hamburg nicht am rechten Platze sei, und er fügte dann hinzu: „Indeß wer ist denn eigentlich jetzt an seinem Platze! Wir sind jetzt alle nur schwankende Momente einer allgemeinen Desorganisation, und wenn alles wieder an seinen richtigen Platz kommt, werden wir es auch.“ Ein ähnliches Gefühl spricht sich in seinen kurzen, seinem Buche über die Literatur der Gegenwart einverleibten Selbstbekenntnissen (S. 631—634) aus, in denen er unter anderm bemerkt: „Es gibt keine Genugthuungen mehr als die Thätigkeit selbst, auf die man sich freilich auch nicht viel einbilden kann, da ihre Geltung ungewiß und ihr Spielraum für das Individuum immer beengter und zweifelhafter geworden.“ Ein andermal, in einem Briefe vom 1. Februar 1853, beklagt er die Richtung, die der deutsche Verlag genommen, mit den Worten:

> Im allgemeinen nimmt der deutsche Buchhandel jetzt [illegible] so erschreckend materielle, nur auf augenblickliche Glanzfabrikation abzielende Richtung, daß Schriften unserer Art, theurer Freund, die noch an der Nabelschnur der Ideen hängen, wenigstens mit der Zugkraft der Illustrationsbücher sich gar nicht messen können. Aber auch diese Blasen wird ein gesunder Sturm verwehen, sobald er nur einmal wieder angefangen haben wird, über Länder und Völker zu fegen.

Nach seiner italienischen Reise, unterm 31. December 1858, klagt er dann weiter:

> Wir kommen immer mehr und mehr in eine Zeit hinein, [illegible] die Literatur als verlorener Posten dasteht, aber ins [illegible]thum umzusatteln, wird uns wahrscheinlich beiden weder [illegible] noch gelingen. Wir werden fortfahren müssen, die literarischen Penaten zu ehren und zu pflegen.

In demselben Briefe heißt es mit Bezug auf [illegible] und seine Gattin:

> Unser italienischer Ausflug, von dem wir im [illegible] heimkehrten und der uns aus dem noch blühenden Süden [illegible] den empfindlichsten Contrast des Klimas zurückwarf, [illegible] Nachwirkung eines beständigen Kränkelns bei uns zurückgelassen. So konnte ich in der letzten Zeit kaum die nothwendigsten [illegible]fenden Arbeiten besorgen und mußte namentlich jedem [illegible]verkehr entsagen. Wir haben daraus gelernt, daß man [illegible] Winter nicht aus Italien nach Deutschland zurückkehren [illegible]. Ich kam damals auf Flügeln des Gesangs, denn überall [illegible] es schon unterwegs, daß die „neue Aera“ in Preußen [illegible]brochen sei. Man weiß jetzt aber bereits, wie sehr dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. [illegible] neuen Rechtsfitzer, unsere ministeriellen Liberalen, werden zuletzt die Zeche bezahlen müssen, und man wird ihnen [illegible] gepreßte Citrone des Liberalismus an den Kopf werfen.

Indeß das für Mundt im besten Sinne Bezeichnende kann ich hier nicht mittheilen, da es zu persönlich [illegible]

ist; es würde aber daraus hervorgehen, daß es keinen gab, der einen literarischen Freund so zart zu behandeln, so zu ermuntern, zu trösten, zu erheben wußte als Mundt. Mit größter Liebe — und wie selten wird gerade diese Eigenschaft in solchen Fällen gefunden! — ging er na= mentlich auf meine literarischen Plane, mit denen ich ihn bekannt gemacht hatte und von denen freilich keiner zur Ausführung gekommen ist, anfeuernd und rathend ein. Er verfolgte auch alles, was von mir irgendwo erschien, mit der liebevollsten Sorgfalt, und über meine in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" über die Lage der Schriftsteller und über die Nothwendigkeit, für sie eine Noth= und Unterstützungskasse zu errichten, veröffentlichten Aufsätze schrieb er am 26. September 1853: „In jener deutschen Autorenfrage haben Sie nur zu sehr recht, und daher die unverständige Aufnahme, welche Ihre trefflichen Andeutungen gefunden haben." *) Persönlich besuchte mich dann noch Mundt, körperlich sehr herabgestimmt, aber noch geistig frisch, wie mir schien, am 11. November 1861 auf seiner letzten Badereise nach Wiesbaden, und deutete auf ein Project hin, das er mit mir vorhabe und über das er mir aus Wiesbaden Mittheilungen machen wolle. Statt dessen mußte ich nur zu bald die erschütternde Nach= richt von seinem Tode lesen, der in Berlin erfolgte, nach= dem Wiesbaden ihm in dieser Jahreszeit keine Heilung mehr hatte gewähren können.

Ich beabsichtige nicht, hier eine vollständige Charak= teristik Theodor Mundt's als Schriftsteller zu liefern, ich würde damit weit die Grenzen einer Skizze überschreiten, die von vornherein nur darauf angelegt ist, einige Er= innerungen an Mundt und seinen letzten Roman in die Oeffentlichkeit zu bringen. Mundt gehörte jedenfalls zu den Autoren, die sich durch enormen Fleiß und literarische Betriebsamkeit auszeichnen und sich dadurch immer im Vordergrunde und im Gedächtniß des Publikums zu hal= ten wissen. Die Kritik konnte ihm dann und wann übel mitspielen, aber sie durfte ihn zu keiner Zeit ignoriren; denn man fand ihn immer auf dem Posten. Man er= staunt in der That, wenn man, abgesehen von seiner ournalistischen Thätigkeit, die Zahl der Werke, die er erausgegeben, und die Mannichfaltigkeit der darin be= andelten Gegenstände und Fragen überblickt. Hätte er ch namentlich während seines mehrjährigen Kränkelns ehr geschont, so möchte er sich auch länger der Literatur halten haben. Natürlich konnte bei so rastloser Thätig= it die Behandlung dieser Gegenstände nicht immer eine hr erschöpfende und durchaus gründliche sein; aber sie ar stets eine geschmackvolle, obschon auch dann und nn eine minder geschmackvolle Phrase, ein ungehöriges Bild mit unterliefen, welche gegen die sonstige formelle Eleganz nur um so auffallender abstachen. An seinen Bemerkungen und an geistreichen Aperçus fehlt es keiner seiner Schriften, und der wohlwollende humane Sinn, der ihm eigen war, macht überall einen wohlthuenden Eindruck und mildert selbst die Schärfe seines Tadels, wo er diesen aussprechen zu müssen glaubte. Die Einwir= kungen der Literatur auf Leben und Gesellschaft zu zei= gen und zugleich zu vermitteln, war ihm das Höchste. Er behandelte die Literatur nicht wie eine exclusive Wis= senschaft, bei deren Behandlung der doctrinäre Katheder= standpunkt festzuhalten sei, sondern als einen Ausfluß des Lebens, als ein gesellschaftliches Product, als eine Ab= sonderung und zugleich Hebel der innern Nationalbewe= gung; es kam ihm daher nicht darauf an, Material= massen zusammenzuhäufen, sondern auf principielle Ent= wickelung, auf die Nachweisung der lebensfähigen ideellen Factoren.

Unter seinen literarhistorischen Schriften halten wir seine bereits mehrfach oben erwähnte „Geschichte der Lite= ratur der Gegenwart", von der 1853 eine zweite, wesent= lich umgearbeitete und erweiterte Auflage erschien, für die= jenige, welche sich durch Neuheit und Umfang des Plans besonders auszeichnet und den meisten Werth auch für die Zukunft beanspruchen darf. Diese Literaturgeschichte umfaßt die Literaturen aller modernen Völker, und der Verfasser suchte, um mit seinen Worten zu sprechen, von vornherein das wissenschaftliche Element der Behandlung darin, „daß die einzelnen Erscheinungen nicht willkürlich und nach Maßgabe einer blos kritischen Auffassung hin= gestellt, sondern als die nothwendigen Bestandtheile ihrer Epoche und Nationalität auf dem Grunde derselben ge= zeichnet und entwickelt würden". Die modernen Litera= turen bilden ja in der That gewissermaßen ein kosmisches Ganzes, und die Wechselwirkungen der Völker untereinan= der sind gegenwärtig auf materiellem wie geistigem Ge= biete so lebhaft und innig geworden, daß sich die Formen und Gestalten, unter denen die Literatur irgendeines Volks zur Erscheinung kommt, und die Ideen, die in ihnen verarbeitet sind, nicht genügend erklären und entwickeln lassen, ohne auf die entsprechenden Erscheinungen bei an= dern Völkern und auf die Ursachen, die in der allgemei= nen Atmosphäre der Zeit liegen, näher einzugehen. Eine irgendwo, an der Themse oder der Seine, an der Newa oder der Tiber, diesseit oder jenseit des Oceans auftau= chende, wirklich neue Idee wird sich mit elektrischer Schnel= ligkeit sofort allen übrigen gebildeten Völkern mittheilen. Ein Walter Scott oder ein Dickens können keine neue Richtung im Roman einschlagen, ohne daß dadurch auch der Roman anderer Völker influirt und modificirt wird; es kann in Deutschland kein neues philosophisches System, in Frankreich kein epochemachendes Werk socialistischen Charakters erzeugt werden, ohne daß die Schwingungen davon sich in weitern Kreisen über Europa verbreiten. Ebenso werden auch die Schwächen und Auswüchse, die an der Literatur irgendeines Volks hervortreten, in un= sern Tagen zum großen Theil ebenfalls auf allgemein

*) Manche derjenigen, welche meinen Vorschlag damals schriftlich mündlich bekämpften oder als chimärisch verspotteten und in einer zen Stiftung nur eine Bettelanstalt u. dgl. erblicken wollten, haben n später die Arme nach der Schiller=Stiftung ausgestreckt oder süchtige Blicke auf sie geworfen. Ueberhaupt habe ich während des laufs der ganzen Angelegenheit Beobachtungen und Erfahrungen ben können, wie man sie in solchen Angelegenheiten nur in Deutsch= und vorzugsweise unter deutschen Schriftstellern machen kann.

europäische Ursachen sich zurückführen lassen, und wir Deutschen würden über das Darniederliegen der Poesie in Deutschland nicht gar so schnöde und selbstschänderisch absprechen, wenn wir mehr, als wir thun, berücksichtigen wollten, daß die Poesie in der höchsten Bedeutung des Worts bei allen übrigen Völkern wol noch tiefer daniederliegt und nirgends ein epochemachender oder Großes versprechender Dichter auftauchen will. Wenn dergleichen Erscheinungen nicht auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen sein sollten, so gibt es überhaupt keinen Zusammenhang in der Welt der Geister, in welcher die Berührungen die innigsten zu sein pflegen und auf die auch die materiellen Factoren einer Zeit tiefgreifende Einflüsse üben. Vielleicht hat Mundt in seinem Buche diese Wechselwirkungen nicht scharf und nicht ausdauernd genug verfolgt und dargelegt, aber auch so ist das Buch, welches über die dem Verfasser bekanntern deutschen und ausländischen Autoren viele geistreiche Winke enthält, ein sehr dankenswerthes. Jedenfalls verdiente es eine Vervollständigung und Fortsetzung, die nun freilich leider von anderer Hand erfolgen müßte als von der des ursprünglichen Verfassers.

Ein anderes Buch Mundt's von einigermaßen wissenschaftlichem Charakter ist „Die Kunst der deutschen Prosa", eine Schrift, welche sicherlich auch viele geistreiche Aperçus enthält, aber an einem Grundirrthum leidet, welcher dann lange in der Kritik nachspukte. Mundt nämlich sah die Zeit gekommen, wo die geschlossenen Formen der Poesie aufzuhören hätten, indem die moderne Prosa vollkommen dazu hinreiche, alles in sich aufzunehmen, was bisher in rhythmischen Formen behandelt worden sei. Es ist klar, daß, wenn man diesen Grundsatz ohne weiteres acceptirte, damit nur jener poetischen Prosa Vorschub geleistet werden würde, die eine nicht sehr empfehlenswerthe Misch- und Zwittergattung und ohnehin ein deutsches Erbübel ist. In unsern etwas barbarisch gewordenen Tagen, in denen für alles Rhythmische wenig Sinn vorhanden ist, dürfte es überdies eher gerathen sein, das Recht der geschlossenen schönen Kunstform in Schutz zu nehmen, als dagegen zu protestiren und es für ungültig zu erklären. Mundt stand in jener Periode stark unter den Einflüssen Varnhagen's, und es galt damals, die Prosa Varnhagen's, des Fürsten Pückler-Muskau u. s. w. zu verherrlichen und zu diesem Zwecke die Aufmerksamkeit von den eigentlich poetischen Kunstwerken der Deutschen abzulenken. Man sollte sich in der That für die prosaischen Schriften jener und anderer Autoren etwa so echauffiren, wie man sich bisher für Goethe's „Torquato Tasso" oder Schiller's „Wallenstein" begeistert hatte, was begreiflicherweise manchem doch schwer genug abging. Im übrigen begreifen wir, daß für alle, welche mehr oder weniger im Ideenkreise des Jungen Deutschland befangen waren, die Prosa das einzig und vollkommen genügende Instrument war. Die meisten sind aber wol von jenem Irrthum zurückgekommen und, wie wir nicht zweifeln, Mundt später wol auch.

Mundt's in gewissem Sinne reifste Producte fallen gerade in die letzte Periode seines Lebens und Wirkens: wir meinen seine historischen Romane wie „Mirabeau", „Robespierre" und sein letzter „Czar Paul".*) Eigentliche Romane kann man zwar diese Bücher nicht wol nennen; sie bestehen aus einer Reihe von Geschichtsbildern und Charakteristiken, die nur durch den Faden der Geschichte selbst, aber nicht durch einen novellistischen, wie der Roman ihn verlangt, zusammengehalten werden. Die Personen treten dabei handelnd wie sprechend mit dramatischer Lebendigkeit heraus und offenbaren ihre menschlichen Schwächen und ihre politischen Neigungen oder Plane besonders in der Form des Dialogs, der je nach dem Charakter der Personen, welche der Verfasser sprechen läßt, bald fein, bald kräftig durchgeführt, zuweilen jedoch wie wir nicht leugnen wollen, etwas redselig ist und dann und wann wol mehr die Anschauungen des Verfassers vom Standpunkt eines nachlebenden Beobachters der Geschichte als die Anschauungen derjenigen Personen offenbart, welche mitten in den Ereignissen standen und sie leiteten. Manche undelicate Aeußerungen, die der Verfasser dabei gelegentlich Männern und Damen vom Hofe in den Mund legt, könnten dem Hofton nicht sehr angemessen scheinen, wenn wir nicht aus Varnhagen's „Tagebüchern" wüßten, daß man unter vier Augen sich auch in Hofkreisen nicht selten und zuweilen wie es scheint mit Vorliebe einer sehr derben Redeweise bedient.

Im übrigen gelang es dem Verstorbenen fast besser, bizarre, seltsame oder mesquine Personen, als heroische Charaktere zu schildern; oder es wohnte ihm, was uns wahrscheinlicher dünkt, überhaupt die ironische Neigung und die bestimmte Absicht inne, die von allen Seiten bewunderten und applaudirten Heldenspieler und Heldenspielerinnen der Geschichte ihres idealen Nimbus und der schimmernden Theatergarderobe zu entkleiden und sie in ihren Unterkleidern, im Nachtcamisol, kurz als zum Theil sehr schwache und kleinliche Menschen darzustellen. Und in der That, wenn wir auch leicht an antike Heldentugend, freilich auch nur in den besten Zeiten Altgriechenlands und Roms glauben können, so wird es uns doch etwas weniger leicht, an moderne Heldentugend zu glauben; es scheint seit Jahrhunderten etwas in der politischen, religiösen und socialen Sphäre zu liegen, was unmerklich auch die ursprünglich edelsten oder heroischen Charaktere so anfrißt, daß uns ihr Heroenthum in einem zweifelhaften oder abenteuerlichen Lichte erscheint, oder was solche Charaktere, die für ein reines Heroenthum bestimmt zu sein schienen, nicht zu einer vollen und ungehinderten Entwickelung ihrer heroischen Eigenschaften kommen läßt. Statt der virtus haben wir jetzt, möchte man fast sagen, nur die Virtuosität. Dagegen lebte selbst noch in den verdorbensten und verabscheutesten Kaisern Roms ein Nachschimmer von altrömischer Heldengröße fort, wenn auch nur in der Art, womit sie das Schicksal übermüthig herausforderten und ihr jeder

*) Czar Paul. Historischer Roman von Theodor Mundt. [illegible] Abtheilungen in sechs Bänden. Berlin, Janke. 1861. [illegible]

zuletzt spielend und verächtlich fortwarfen, ihrer eigenen Verderbniß und der Verderbniß der Zeit überdrüssig.

Mundt's ironische und zum Theil sarkastische Auffassungsweise hat nun gerade in vorliegendem Buche reichlich Gelegenheit gehabt, in den Porträts historischer Personen sich zur Geltung zu bringen. Da ist zuvörderst der Zar Paul selbst, den wir in den drei ersten Bänden als Großfürst, in den drei letzten als Zar kennen lernen. Paul war von so bizarrer kalmückischer Häßlichkeit, daß ihm in Paris die Straßenjungen nachliefen mit dem Rufe: „Der Affe! Wie häßlich er ist!" sodaß er sich eiligst in den nächsten Fiaker flüchten mußte. Er sah weder jung noch alt aus und war in Augenblicken der Leidenschaft eines furchtbar wilden Ausdrucks fähig, der jedoch durch einen gewissen Zug der Traurigkeit und der Schwermuth, namentlich des Auges, gemildert war. Er erweckte in dem einen Augenblicke Schauder und im andern ein gewisses Mitgefühl, das man ihm als Großfürsten um so weniger versagen wird, wenn man die eigenthümliche Lage bedenkt, in der er sich seiner Mutter, der Zarin Katharina gegenüber befand, die mit den Mördern seines von ihm hochverehrten Vaters Peter III. zusammenhielt, und mit dem Hauptanstifter des Mords, dem Grafen Orlow, buhlte. Man denkt dabei unwillkürlich an den Dänenprinzen Hamlet; auch Paul hat den Mord eines Vaters zu rächen, und er verbirgt seinen Haß gegen die Mörder und Mördergenossen unter bizarren Formen. Aber es lebte in diesem „seltsamen, schwer zu beurtheilenden Sohne Katharina's", wie Mundt es darstellt, was Schönes und Edles, das nach seiner Thronbesteigung zu Tage kam; er wollte aufrichtig das Wohl seines Volks, er war den Großen hinderlich, und darum mußte auch er beiseite geschafft werden. Mundt läßt Maria Feodorowna, Paul's zweite Gemahlin, nach seinem Tode ausrufen:

> Er war eine Natur, die wenige gekannt haben! Ich liebte ihn und fühlte mich dadurch groß! Das Herrlichste lebte in ihm, aber wenn er schlechter gewesen wäre, würde man ihn besser geachtet und verstanden haben.

Mundt weiß im Verlauf seiner Darstellung für diesen unglücklichen Fürsten trotz dessen abstoßender Hülle mehr und mehr Sympathie zu erwecken, und wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, daß ihm gerade die Zeichnung Paul's meisterlich gelungen sei.

Da ist weiter Suworow, dessen Bizarrerien und possische Manieren bekannt sind; da ist Graf Orlow mit seiner spätern Beihälterin, der riesenhaften Talkuna; da ist mancher andere Günstling und Große, mit bestialischem Zug unter dem Civilisationsfirnis; da ist namentlich der bekannte Potemkin, der, nachdem er selbst aufgehört hatte, Favorit Katharina's zu sein, Chef der „persönlichen Angelegenheiten" der Zarin oder des Favorisatsamtes wurde, d. h. dafür sorgen mußte, „daß die Zarin nur immer die schönsten Männer in ihrem Dienste habe". Er konnte so dreist sein, vor seiner Kaiserin im Schlafrock zu erscheinen und den Großen des Reichs in Hemdsärmeln Audienzen zu ertheilen. Als es sich darum handelte, ihn einer besondern Gesandtschaft nach Berlin beizugeben, erklärte er, nicht an den Hof Friedrich's des Großen zu gehen, weil es da schlechten Champagner gebe und die gelehrten Redensarten häufiger seien als Trüffeln, und nachdem ihm der König von Preußen den Schwarzen Adlerorden verliehen, bemerkte Potemkin (nach Mundt), Friedrich's Orden könne nur dadurch geehrt werden,

> daß ihn Fürst Potemkin an seiner Brust trägt, und es ist ein Ding, das dem Könige von Preußen nicht mehr als einige Louisdor kostet... Man kann nicht schäbiger sein, als dieser Friedrich der Große, dieser tabackschnupfende Cyniker, der im durchlöcherten Philosophenmantel auf seinem Thron kauert und die Lage der Welt nach seinen Verdauungsbeschwerden und seinen schöngeistigen Lucubrationen entscheiden möchte. Dieser Monarch hat kein Geld und denkt mich, den Potemkin, mit leeren Versprechungen ködern zu können.

Dagegen läßt es Mundt, wie schon bemerkt, nicht an sich fehlen, hervorragende und bewunderte Persönlichkeiten den Lesern in ihren moralischen oder politischen Schwächen vorzuführen, die große Katharina z. B. namentlich in den Momenten erotischer Schwäche, wobei der Verfasser allerdings nicht immer sehr jene Delicatesse wahrt, welche Leser von feinem Zartgefühl von einem Historienschreiber verlangen und erwarten werden. Auch Friedrich der Große, den wir bei Gelegenheit des von dem Großfürsten in Berlin abgestatteten Besuchs (im Juli 1776) kennen lernen, hat in der Zeichnung Mundt's etwas Mesquines; besonders aber kehrt der Verfasser an dem großen Preußenkönig sein knauserhaftes Wesen heraus. Ueber die Berliner läßt übrigens Mundt den König einmal zu Lentulus sagen:

> Die Berliner sind gar keine so guten Royalisten, als Er denkt, vielmehr sind sie naseweise, superkluge und vorlaute Schwadroneurs, die immer gern Opposition machen und sich einbilden, sehr klug und gelehrt zu sein. Wenn sie aber jetzt sich putzen und ihr Geld für die Einholung mit vollen Händen ausgeben, so kommt das daher, weil sie eitle windige Gesellen sind, die froh sind, eine Gelegenheit zu haben, wo sie sich herausputzen und ausstaffiren können.

Ein andermal bemerkt Friedrich, und wir glauben, daß dies urkundliche Worte von ihm sind: „Nachgerade bin ich ein gutes Postpferd geworden, das seine Station zurücklegt und sich wenig um die Bullenbeißer bekümmert, die an der Landstraße bellen"; und: „Das Leben ist nichts als eine Schule der Widerwärtigkeiten, aber man soll sich in derselben zur Weisheit, zur Mäßigung, zur Ausdauer und Geduld erziehen lassen."

An erschütternden Scenen fehlt es nicht. Wir rechnen dahin, außer der brutalen Katastrophe, welche dem Zaren Paul Thron und Leben raubte, namentlich die Sterbescene der ersten Gemahlin Paul's, welche unter den grausamsten und rohesten Vorwürfen der sie hassenden Katharina und unter der Behandlung ihrer Hebamme, Elisabeth Zoritsch, ihren letzten Athem aushauchte. Letztere, ein weibliches Ungeheuer, das aus reiner Mordlust Wöchnerinnen und neugeborene Kinder in großer Zahl ums Leben gebracht hatte, war von Potemkin geradeswegs aus dem Zuchthause geholt worden, um dieselbe

Kunst auch an der Großfürstin zu versuchen. Wir rechnen dahin endlich auch die feierliche Bestattung der Reste Peter's III., welche Paul zur Sühnung des an seinem Vater verübten Verbrechens anbefahl und wobei es besonders auch auf die Demüthigung und Bestrafung des Grafen Orlow, des Hauptanstifters des Zarenmords, abgesehen war. Letzterer mußte als Hauptleidtragender in einer geraumen Entfernung vom Zarensarge folgen, und erst weit hinter ihm zogen die übrigen Leidtragenden einher. Der Ausdruck dieses ersten Leidtragenden war „ein so verzweifelter und gräßlicher, daß ein Schauder von ihm ausfloß, der alle, deren Augen jetzt auf ihn fielen, mächtig und unwiderstehlich ergriff". Er trug ein einfaches schwarzes Kleid und in seiner Hand ein Bahrtuch. Mundt erzählt:

> Der Zar hatte ihm in der Kirche das Bahrtuch in die Hand gedrückt und ihn dann mit einem leisen Anstoß seiner Hand fortgeschoben, indem er mit dumpfer Stimme hinter ihm herflüsterte: „Graf Alexis Orlow schreite dem Zuge der Leidtragenden vorauf hinter dem theuern Sarge, den er mit dem großen Opfer gefüllt hat. Der Schmerz, der den Leidtragenden vernichten muß, ist die größte Ehre für diesen unsern Todten, mit dem wir unser neues Leben beginnen wollen. Darum zuerst mit dir hinaus, Graf Alexis Orlow! Hinaus mit dir!"

Was wir in diesem historischen Roman etwa vermissen, ist der Hintergrund echt russischen Volkslebens, von dem wir durch die Oeffnungen, die sich dann und wann an den kalten und öden Kaisergemächern zeigen, nur zuweilen einen kleinen unbedeutenden Streifen erblicken. Mundt hat in seinen Romanen aus der französischen Revolution bewiesen, wie gut er verstand, auch Massenbewegungen und Volksscenen zu schildern. Freilich machte der pariser Mob damals selbst Geschichte, während das russische Hofdrama nur im Innern der Paläste abgespielt wurde; aber man erkennt doch sehr bald, daß Mundt das Wesen und den Charakter des französischen Volks, für das er überhaupt eine besondere Sympathie besaß, an Ort und Stelle studirt hatte, das russische Volk aber nicht in gleicher Weise durch Selbstschau kannte.

Hermann Marggraff.

Frankreichs Uebergriffe nach Deutschland.

Deutschlands frühere Größe und Grenzen, sowie dessen Beraubungen, namentlich durch Frankreich. Von Otto Forster. Leipzig, Matthes. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

In der Erkenntniß, daß der Ernst der Zeit von Stunde zu Stunde furchtbarer wird und daß sich Ereignisse im stillen vorbereiten, wie sie die Geschichte nur nach Jahrhunderten, ja wol nur nach Jahrtausenden zählt, daß auch für Deutschland schwere Stunden der Prüfung zu kommen scheinen, hat der Verfasser in dieser Schrift dem deutschen Volke ein Bild seiner hochherrlichen Vergangenheit und seiner nach und nach durch Frankreich und andere Mächte erfolgten Beraubung aufstellen wollen, um im Aufblick an jene die Kräftigung und Einigung der deutschen Stämme je mehr und mehr fördern zu helfen.

Die Darstellung geht zurück bis an die Wiege des deutschen Volks. Im ersten Abschnitte wird das erste Erscheinen der Deutschen in der Geschichte und die Begründung des deutschen Reichs durch den Vertrag von Verdun 843 erzählt. Der zweite Abschnitt zeigt Deutschland unter den sächsischen und fränkischen Kaisern: den Höhepunkt seiner Macht und Größe. Wie es bei einem so gewaltigen Stoff, auf vier Druckbogen zusammengedrängt, nicht anders sein kann, ist vieles nur skizzirt und angedeutet, doch hat sich der Verfasser bemüht, die seiner Intention entsprechenden Hauptpunkte hervorzuheben. Ob „bei der Unkenntniß und Unklarheit darüber, selbst in solchen Schichten des Volks, wo man sie nicht zu finden meint", hier und da nicht eine tiefer eingehende Darstellung erwünscht gewesen wäre? Wir finden wenigstens viele Stellen, welche recht geschichtskundige Lehre voraussetzen. Doch ist die Uebersicht des Länderbestandes in den verschiedenen Zeiträumen und die Gliederung des deutschen Reichs immer gelungen. Beim Aussterben der Salier reichte Deutschlands Grenze bis über die Oder hinaus, im Westen bis an die Maas, das burgundische Reich war mit Deutschland vereinigt und dadurch Helvetien, Savoyen, Provence, Dauphiné und Franche-Comté gewonnen worden. Wie nur zu viele Deutsche unserer gebildeten Stände gibt es heute, welche gar keine Ahnung davon haben, daß diese Länder einst zum Deutschen Reiche gehörten! In Ungarn, Polen und Böhmen trugen damals die eingeborenen Fürsten ihre Krone nur mit Zustimmung des deutschen Kaisers. Im dritten Abschnitt wird die Zeit der Hohenstaufen und Habsburger bis zum Westfälischen Frieden betrachtet und gezeigt, wie sich der Verfall des Reichs schon vorbereitet. Unter den Hohenstaufen wurde Süddeutschland der Mittelpunkt der Regierung, aber seit dies Geschlecht seine Kraft Italien zuwandte, begann schon die Anarchie in Deutschland, und die folgenden Dynastien, Luxemburger und Habsburger, suchten mehr ihre Hausmacht zu vergrößern, als das Reich zu mehren.

Was vorliegende Schrift betrifft, so ist leider schon hier die mangelhafte Correctur der Jahreszahlen, welche die un[illegible] Druckfehler übersehen hat, zu bemerken, sie geht durch bis zum Schlusse. In der bezeichneten Periode hebt der Verfasser die allmähliche Auflösung des burgundischen Reichs hervor, in welchem zwar Karl IV. noch die Krönung erneuerte und seinen Vetter, den Dauphin von Frankreich, unbeschadet der deutschen Oberhoheit, nur zum Generalvicar bestellte, dessen einzelne Landschaften aber unter Wenzel nach und nach theils an Frankreich, theils an den Papst (Avignon und Venaissin) übergingen, theils sich als unabhängig betrachteten, wodurch die deutsche Oberhoheit stillschweigend erlosch. Dagegen rückten die Grenzen Deutschlands nach Nordosten weiter hinaus durch die Eroberungen des Deutschen und des Schwert-Ordens, bis deren Länder später unter polnische Lehnshoheit geriethen. „Mit Maximilian I.", sagt der Verfasser, „beginnt ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte Deutschlands. Statt des deutschen Volks tritt jetzt das deutsche Reich in den Vordergrund der Geschichte; die hohe bildende Kraft des Volks wurde immer mehr durch die beengenden Formen der Reichsverbindung, durch die gesteigerte Macht der Fürsten und die stehenden Heere niedergedrückt. Statt eines durch ihm innewohnende Kraft muthig in seiner Entwickelung und Ausbildung fortschreitenden Volks tritt uns der unförmliche Koloß des deutschen Staatskörpers mit mehr als 300 unmittelbaren Reichsständen entgegen." Die Kreiseintheilung Deutschlands wird dann in guter Gruppirung dargestellt. Unter Karl V. hebt die Schrift den Verlust der drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun hervor, durch welchen Raub Heinrich II. von Frankreich seinen Nachfolgern die Bahn zur Vergrößerung auf Deutschlands Kosten gebrochen. Dann wird angedeutet, wie sich im Dreißigjährigen Kriege die ersten Keime eines neuen politischen Systems durch die Einmischung zweier fremder Staaten in die Verhältnisse Deutschlands entwickelt haben.

Der vierte Abschnitt enthält die Zeit vom Westfälischen Frieden bis zu dem von Luneville 1801. Es wird gezeigt, daß durch den erstern in Deutschland von neuem ein rechtlicher Besitzstand des Eigenthums begründet, die Verfassung selbst in vielen Punkten vom bloßen Herkommen zur gesetzlichen Form erhoben und Deutschland wieder zum Mittelpunkt der europäischen Politik gemacht worden ist, andererseits aber auch, daß Schweden und Frankreich durch deutsche Länder bereichert und zwei wichtige Staaten, das südliche Bollwerk Deutschlands gegen Frankreich und Italien, die Schweiz und die Niederlande

als losgerissene Theile Deutschlands in ihrer politischen Selbständigkeit anerkannt worden, wie ferner durch die nun gesetzlich begründete Territorialhoheit der deutschen Fürsten die kaiserliche Gewalt geschwächt, das Reich somit ein Staatenbund und seine politische Einheit zur bloßen Form wurde und endlich, wodurch Deutschlands Ansehen in Europa bis zur Ohnmacht gesunken. Der Verfasser bezeichnet die Politik Friedrich's II. gegen das Haus Habsburg als die Hauptursache, durch welche sich die Auflösung des Reichs im Innern vorbereitet habe, weil dadurch die politischen Interessen Deutschlands in zwei ziemlich gleiche Hälften, die nördliche und südliche, getheilt wurden. Wir wollen dagegen nur auf die Hauspolitik Habsburgs hinweisen, welche bereits sattsam beleuchtet worden; die Thatsache erhält dadurch eine ganz andere Erklärung. Ludwig's XIV. Beschädigungen Deutschlands, seine Mediatisirung der Reichsstädte im Elsaß, die Unterwerfung der dortigen Reichsritterschaft und der Besitzungen deutscher Fürsten unter seine Souverainetät, seine Reunionskammern, sein Raub von Strasburg, dessen Bischof, ein Fürstenberg, den fremden König beim Einzuge mit den gotteslästerlichen Worten empfing: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen!" vor allem die mordbrennerische Verwüstung der Pfalz und die Beraubung der Kaisersärge wird mit patriotischem Gefühl scharf und schneidend dargestellt. Es kann unsern Zeitgenossen, welche schon zu vergessen anfangen, wie entsetzlich das Joch Napoleon's auf Deutschland gelastet und wie das Volk von ihm und seinen Schergen bis auf das Mark ausgesogen worden ist, nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden, was uns Frankreich seit alter Zeit Böses gethan hat!

Ehe der Verfasser im fünften Abschnitt die Zeit vom Luneviller bis zum Wiener (?) Frieden bespricht, gibt er noch einen Ueberblick von Deutschland beim Ausbruche der Französischen Revolution. Der Flächeninhalt des Reichs betrug gegen 14500 Quadratmeilen (ohne Schlesien), wurde also nur von Rußland übertroffen; diese Fläche war mit mehr als 2300 Städten, fast 3000 Marktflecken, über 95000 Dörfern, über 30000 Rittergütern und Schlössern und mehreren Tausenden von Klöstern, Stiften und einzelnen Höfen bedeckt. Die Zahl der Einwohner wurde auf 28 Millionen angenommen. An diese Ueberficht knüpft sich ein Rückblick auf die frühern, von Deutschland losgerissenen Besitzungen. Dann wird der Frieden von Luneville erörtert, welcher den Thalweg des Rhein zur Grenze gegen Frankreich bestimmte und 1300 Quadratmeilen, fast ein Neuntel des Ganzen, vom Reiche trennte. „Mit diesem Frieden hatte die Todesstunde des Deutschen Reichs geschlagen!" Nachdem es sich 1806 aufgelöst, riß Napoleon noch manches schöne deutsche Land an sich, denn die neu entstandene politische Ordnung der Dinge, wie er erklärte, mußte in der Vereinigung der Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbmündungen mit Frankreich ihre Garantie finden. Etwas kurz bricht die Schrift mit dem Wiener Congreß ab und nimmt auf den zweiten Pariser Frieden eine Rücksicht; die Darstellung der neuen geographischen Gestalt Deutschlands, nachdem es wieder auf dem linken Rheinufer Besitzungen zurückerhalten (leider nicht alle!), hat dem Zwecke des Verfassers zu fern gelegen. Ein Anhang enthält: 1) die Stände des Deutschen Reichs, welche am Recht durch den Frieden von Luneville Verluste erlitten; es sind 37 weltliche Fürsten und Grafen, 16 geistliche Stände, 4 Freie Reichsstädte und 52 Familien der rheinischen Ritterschaft gewesen; 2) das Reichsgutachten vom 7. März 1801, welches in ebenso interessanter als schlagender Weise das Verhältniß bekundet, in welchem der Kaiser bei Abschluß des traurigen Friedens zu der Reichsversammlung stand; 3) die kaiserliche Ratification desselben; 4) das kaiserliche Commissionsdecret, in welchem die ausgewechselten Ratificationsurkunden des zu Luneville vom Kaiser auch namens des Reichs mit der Republik Frankreich geschlossenen Friedens der Reichsversammlung mitgetheilt werden. Ein fünfter Artikel des Anhangs: „Rückblick und Betrachtung der Zukunft", faßt die Resultate der Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Zerfall des Deutschen Reichs nochmals zusammen und kommt dann auf die Schöpfung des deutschen Staatenbundes, in welchem keine Basis für das politische Gleichgewicht Europas zu finden sei. „Fürsten und Volk sollten alles aufbieten, die alte Einheit wiederherzustellen, damit Deutschland wieder als ein großes, starkes, fest in sich gegliedertes einiges Reich dastehe." Welcher Deutsche, der ein Herz für sein allgemeines Vaterland hat, wollte diesem Wunsche nicht beistimmen: aber der Weg zu diesem schönen Ziele?

Den Schluß des Werkchens bildet eine Betrachtung über die Naturgrenze der Länder und Reiche, als welche der Verfasser einzig gültig nur die Sprache anerkennt. Damit weist er Frankreichs Rheingelüste zurück und begründet die Behauptung, daß der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze sei, auf das Recht, die Politik, auf Ehre und auf Treue der Deutschen. Besonders hervorgehoben wird, daß Deutschlands Selbständigkeit und Europas Sicherheit nicht bestehen können, wenn die Franzosen den Rhein und die jenseit des Rhein liegenden deutschen Länder im Besitz haben. „Das hätte man am Wiener Congreß beherzigen und dem besiegten Frankreich die von Deutschland ohne Recht und mit Gewalt geraubten Länder wieder abnöthigen sollen." Ganz gewiß; waren es aber nicht die fremden Mächte, welche hier mitsprachen und denen an Deutschlands Erstarkung wenig gelegen ist, war es nicht die gegenseitige Eifersucht, die Besitzfrage der angesprochenen, seitdem herrenlos gewordenen Landschaften, welche hemmend einwirkte? Hätte man nur auf Blücher, auf die Männer der That gehört! Wir wünschen, daß das besprochene Büchlein recht gelesen und beherzigt werde. **Karl Gustav von Berneck.**

Die Faustmusiken.

Richard Pohl veröffentlichte jüngst in der „Neuen Zeitschrift für Musik" eine ausführliche Zusammenstellung der Faustmusiken, welche auch ihre literarhistorische Bedeutung hat und daher auch für die Leser d. Bl. nicht ohne Interesse sein wird, weshalb wir den wesentlichen Inhalt hier wiedergeben wollen. Der sympathischen Beziehung der Faustidee zu den übrigen Künsten, namentlich zur Malerei und Musik, scheint man sich erst nach dem Erscheinen des Goethe'schen „Faust" bewußt geworden zu sein. Dieser ist es, welcher die erste und — mit Ausnahme von Liszt's in symphonischem Stile gehaltenen, musikalischen Illustrationen der beiden Gedichte „Der nächtliche Zug" und „Tanz in der Dorfschenke" aus Lenau's „Faust" unter dem Titel „Zwei Faust-Episoden" — einzige Anregung zur Composition der Faustmusiken gegeben hat. Als P. A. Wolf, damals Regisseur in Weimar, sich mit der Inscenesetzung des „Faust" beschäftigte, forderte Goethe, dem sein Drama auf der Bühne ohne Musik gar nicht denkbar erschien, im November 1810 K. F. Zelter auf, ihm „mit einiger Musik beizustehen". Anfangs ging dieser auch darauf ein; aber bald mag er erkannt haben, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei, und wahrscheinlich war er es, der, nachdem er Lust und Muth verloren, den Fürsten Radziwill zur Uebernahme dieser Arbeit veranlaßte. Wenigstens setzte er seinen Freund von dem Vorhaben des Fürsten (im Februar 1811) in Kenntniß. Im Jahre 1814 lernte Goethe einen Theil der Composition Radziwill's kennen, und zwar bei Gelegenheit eines Besuchs desselben in Weimar; 1816 fand eine fragmentarische Aufführung durch die königlichen Prinzen statt, und 1820, wo die Arbeit beendet war, eine zweite im Schlosse Montbijou zu Berlin. Diese Faustmusik ist indessen weniger für den praktischen Zweck scenischer Aufführung berechnet, als vielmehr im Oratorienstil gehalten. Indem wir aber bei der ersten Gruppe der Faustmusiken (melodramatische Bearbeitung mit eingeflochtenen Chorgesängen) stehen bleiben, ist zunächst diejenige des weimarischen Kapellmeisters Karl Eberwein zu nennen, dem Goethe 1816 die Composition übertrug; doch kam Eberwein in der nächsten Zeit nicht damit zu Stande. Zuerst wurde „Faust" in Paris in

Scene gesetzt, und zwar am Theater der Porte St.-Martin, welches ihn in freier Uebertragung und mit Musik von einem Fräulein Luise Bertin als „Drama nach Goethe" im November 1828 zuerst aufführte. Ein nicht minder unerbauliches Seitenstück zu dieser Französirung bot im Januar 1829 das Königsstädtische Theater in Berlin durch die Darstellung des Holtei'schen „Doctor Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens", über welchen sich Publikum und Kritik und schließlich sogar der Verfasser selbst in seinen „Vierzig Jahren" lustig machte; die Musik zu diesem „grauenhaften Possenspiel", wie es Zelter nennt, lieferte der auch als Lustspieldichter bekannte Karl Blum. Diese zwei verfehlten Versuche veranlaßten Klingemann in Braunschweig zu einer würdigern Bearbeitung des wirklichen Goethe'schen „Faust". Wer die Musik zu Klingemann's Arrangement geschrieben, ist unbekannt; doch war sie jedenfalls völlig werthlos, denn nachdem man in Weimar von der braunschweiger Partitur Einsicht genommen, erhielt Eberwein den Auftrag, die Musik neu zu schreiben, weil jene „mager und nicht zu empfehlen war". Dieser beendete die 1816 begonnene Partitur, Riemer und Regisseur Durand redigirten den Text, und am 28. August 1829 fand die erste weimarische Aufführung statt. In dieselbe Zeit fällt auch die erstmalige Vorstellung des „Faust" in Stuttgart mit P. von Lindpaintner's Musik, welche noch heute überall, und wol nur mit Ausnahme der weimarischen Hofbühne, wo man Eberwein beibehalten, benutzt wird. Zu der Bearbeitung des zweiten Theils des „Faust" durch Eckermann lieferte derselbe Eberwein die Musik (am 24. Juni 1856 in Weimar aufgeführt und dann nur noch einige male wiederholt), zu derjenigen Gutzkow's (erster bis dritter Act als „Helena" für die dresdener Hofbühne) C. G. Reissiger, zu der Wollheim'schen Theaterbearbeitung (als Drama in fünf Acten 1853 zu Hamburg aufgeführt) H. H. Pierson, ein geborener Engländer und Gatte der Karoline Leonhardt-Lyser.

Unter der zweiten Gruppe der Faustmusiken fassen wir die im Oratorienstil, also vocal und instrumental gehaltenen und für den Concertsaal bestimmten zusammen, und zwar gehören hierher Radziwill, Robert Schumann (welcher die Schlußscene des zweiten Theils, Faust's Verklärung, als selbständiges Concertoratorium auffaßte und später noch wol nur zufällig herausgegriffene und ohne innern Zusammenhang nebeneinander gestellte Fragmente componirte), der Franzose Hector Berlioz (der sich musikalische Hauptmomente aus der Dichtung heraussuchte, dieselbe kürzte, ja sogar änderte), der Engländer Henry Litolff (von dessen Faustmusik nur der erste Theil bekannt geworden ist, und der alles componiren wollte, was Goethe im „Faust" überhaupt gesagt hat) und ein geborener Russe, Anton Rubinstein, dessen Faustmusik noch ihrer Vollendung harrt.

Von Faustopern, bei denen sich das Textbuch theils weniger, theils mehr der Goethe'schen Dichtung anschließt, gingen über die Breter „Faust" von Louis Spohr (Text von J. C. Bernard) und „Margarethe" von dem französischen Tonsetzer Charles Gounod. Dieses Textbuch lieferten Jules Barbier und Michel Carré und wurde die Oper erst bei ihrer Ueberführung auf die deutschen Bühnen in „Faust" oder in „Faust und Margarethe" umgetauft.

Die vierte Gruppe der Faustmusiken bilden die rein instrumental, in Ouverturen- oder Symphonienform concipirten, welche also die Faustidee im Sinne poetisch-musikalischer Gestaltung mit Gleichberechtigung beider Factoren auffassen; und zwar sind hier zu erwähnen, da man die nach dem üblichen Recepte geschriebenen „Ouverturen zu Faust", welche mit der Sache nichts als den Namen gemein haben, unbedenklich beiseite lassen kann, Richard Wagner's „Faust-Ouverture" und „eine Faust-Symphonie" von Franz Liszt. Die letztere besteht, wie alle Symphonien, aus vier Sätzen, nämlich drei instrumentalen, vom Componisten „Charakterbilder" genannt (Faust, Gretchen, Mephistopheles), und einem sich anschließenden Vocalsatz (Chorus mysticus), welcher gleichsam die Stelle eines Epilogs vertritt.

83.

Eine Erzählung von Moritz Hartmann.

Von Frühling zu Frühling. Von Moritz Hartmann. Berlin, Besser. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hier haben wir wieder einmal ein Buch voll poetischer Kraft, von tiefer Innerlichkeit und dem Princip des Idealismus huldigend, ohne die Wirklichkeit und ihre Schilderung zu vernachlässigen.

Es ist ein einfacher Stoff. Ein Maler Hagener hat zwei Töchter, Betty und Luise, von denen die älteste auch Malerin ist. Ein junger Gelehrter, Normann, ist Hausfreund der Familie und Begleiter der Töchter. Er liebt Betty und gilt für ihren Verlobten. Sie liebt ihn auch, aber erst in zweiter Reihe, ihre stärkere Liebe gilt ihrer Kunst. Die jüngere, Luise, lebt für die Schwester und Normann. Die schon hieraus sich ergebenden Conflicte müssen sich vergrößern, sobald Betty Marson, einen bedeutenden Künstler, kennen lernt, der sie nicht nur unterrichtet, sondern ihr auch den Pfad der Kunst zu ebnen verspricht. Da sie den Widerspruch der Ihrigen fürchtet, weil Marson ein zweifelhafter Charakter und verlebter Abenteurer ist, läßt sie sich heimlich mit ihm trauen und geht mit ihm auf Reisen. Auch Normann reist mit einem jungen Grafen, Eugen, dem Sohn des gemeinschaftlichen Protectors seiner selbst, der Familie Hagener und Marson's. Er geht nach Paris, widersteht der Liebe Antoinettens, deren Schützer er war, und lernt in der Gräfin Thionville die erste Gattin Marson's kennen. Zuletzt findet er Betty in Rom, wo sie, von Marson verlassen und betrogen, nur der Kunst lebt. Er führt sie zu ihrem Vater und wird nun Luisens Verlobter, die ihm fortwährend ihre Liebe bewahrt hat.

Nicht in der leicht erfundenen Fabel, sondern in dem poetischen Duft der Darstellung, in der Kenntniß der Gefühle und innerlichen Vorgänge besonders in den weiblichen Herzen liegt der Werth des Buchs. „Längere Wege, härtere Schulen werden von Frühling zu Frühling durchgemacht! Das ist kein Wunder, es ist nur ein Erwachen!" sagt Betty am Schluß, und so ist das Werk reich an manchen treffenden Aussprüchen über das innere Leben, die in die wunderbar schöne Schilderung desselben eingeflochten sind.

50.

Notizen.

Volksthümliches aus Thüringen.

Von dem bekannten Berthold Sigismund, der jüngst [illegible] Veranlassung des königlich sächsischen Ministeriums eine Beschreibung des Erzgebirges geliefert hat, wird jetzt im [illegible] der fürstlichen Regierung eine Landeskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt bearbeitet, deren erster, die allgemeine Landeskunde der Oberherrschaft behandelnde Theil vor [illegible] erschienen ist. Für jetzt sei es gestattet, da derartige Bücher durch ihren speciellen Titel leicht der allgemeinen Beachtung [illegible] entziehen, die Lesewelt aufmerksam zu machen, daß sich in Sigismund's schwarzburgischer Landeskunde gar manche Dinge [illegible] die nicht blos für den Schwarzburger oder weiter hinaus [illegible] den Thüringer, sondern für alle Freunde des Volksthums [illegible] seinen verschiedenen Richtungen Interesse haben. So [illegible] in dem zweiten Kapitel „Das Volk" eine Betrachtung und Zusammenstellung der Mundarten, die dem Sprachforscher willkommen sein wird, um so mehr gerade für die thüringischen Mundarten der Neuzeit noch recht wenig geschehen ist. [illegible] bespricht der Verfasser die Kost, die Volkstracht, die [illegible] gen. Unter der Rubrik „Brauch und Sitte" werden die [illegible] historischen Eigenthümlichkeiten der Kindtaufe, der Hochzeit [illegible] Leichenbegängnisse und der Haussitte behandelt. Sehr [illegible] ist das Kapitel über die Spiele, Lustbarkeiten und Liebhabereien [illegible] Für die Mythologie von Werth sind die Studien des Verfassers über den Kalender des Volksthums und über den Aberglauben [illegible] wie er sich äußert beim Ackerbau, bei der Viehzucht, [illegible] und in der Kinderstube. In der Betrachtung über Gesundheit und Krankheit wird auch der Volksarznei und der [illegible] gedacht, was sich in der Ueberschrift hätte andeuten lassen [illegible]

Schluß dieses inhaltreichen Kapitels über das Volk bilden Belege zur Charakteristik, namentlich statistische Nachweise über die Zeitungslectüre des Volks. Der im allgemeinen etwas skizzenhaft behandelte „Geschichtliche Anhang" bietet vorzugsweise kunstgeschichtliche Betrachtungen. Von literarischem Interesse sind die Kapitel „Zur Geschichte der dramatischen Kunst" und „Zur Geschichte der Dichtkunst". Es ist verdienstlich von Sigismund, daß er am Schlusse auch eines Dichters der Gegenwart gedenkt, „welcher in launigen mundartlichen Versen den Volkscharakter seiner Mutterstadt treffend und ergötzlich darzustellen gewußt hat und dadurch der populärste aller einheimischen Poeten geworden ist; dies ist (A. Sommer) der Verfasser der «Bilder und Klänge aus Rudolstadt», welche als treue, heitere Bilder des «alten gemüthlichen» Thüringen zu empfehlen sind". 68.

Schiller'sche Gedichte in griechischer Uebersetzung.
Haben zu verschiedenen Zeiten deutsche Gelehrte, unter denen selbst ein Gottfried Hermann genannt werden muß, es unternommen, einzelnes von Schiller in das Altgriechische zu übertragen, so ist die Reihe für weitere Versuche dieser Art nun auch an die Griechen gekommen, und manche haben sich bereits darangemacht, Schiller'sche Gedichte in das Griechische, sei es Alt- oder Neugriechisch, zu übersetzen. Jedenfalls eignet sich auch das Wesen und die Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache zu diesem Zwecke leichter und besser als manche andere, z. B. die englische Sprache, und namentlich die Bildsamkeit der neugriechischen Sprache erleichtert dem Uebersetzer seine Arbeit in nicht geringem Grade. Zur Feier des Schillertages im Jahre 1859 übersetzte der Professor der Philosophie an der Universität in Athen, Philippos Joannou, „Die Götter Griechenlands" ins Altgriechische (man lese darüber die Mittheilung von A. Ellissen in den „Göttinger gelehrten Anzeigen", 1862, S. 736), und von dem Gedichte: „Würde der Frauen", findet sich eine neugriechische Uebersetzung in der Gedichtsammlung eines Griechen Stephanos Karatheodoris, die kürzlich unter dem Titel: „Εἰδύλλια" in Triest erschien. Ist auch die letztere in Prosa und etwas frei gehalten, so hat doch der Verfasser den Sinn und Geist des Originals verständig erfaßt, und er gibt ihn in gefälliger und ansprechender Darstellung mit ziemlichem Glück auch wieder. 17.

Bibliographie.

Waldeckische Briefe. 1. Staatsmänner des Fürstenthums [z]u Ende des vorigen Jahrhunderts. — 2. Erinnerungen an [.] C. J. Bunsen's Jugendjahre. Berlin, Hertz. Gr. 8. [...] Ngr.

Cassel, P., Hierozoicon. Die Thierwelt in heiliger Schrift, [Le]gende und Sage. Abhandlungen. I. Berlin, Beck. 1863. [...] 12½ Ngr.

Dies, F., Otto von Guericke und sein Verdienst. Mag[deb]urg, Creutz. Gr. 8. 10 Ngr.

Echo der Skizzen aus der Geschichte eines Jahres (20. Oc[tob]er 1860 — Ende October 1861) von Aurel Kecskeméthy, ge[ge]n von einem Mitgliede der Beschlußpartei. Hamburg, O. [Me]ißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Flammberg, G., Die Kreuz-Eiche. Eine Erzählung. [...]angen, Bläsing. 8. 1 Thlr.

Franck, Hermine, Das Manuscript der Tante. Ein [Leb]ensbild aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Erlangen, [...]fing. 8. 18 Ngr.

Gärtner, E., Gedichte. Breslau, Leuckart. 8. 24 Ngr.

Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande. Geschicht[s-] Erzählungen und Gemälde aus dem Culturleben unseres [Vol]kes. Unter Mitwirkung von F. Adami, F. Körner, H. [...]werdt zc. herausgegeben von F. Schmidt. 1ster Jahr[gang]. 1ster Band. Berlin, Boettcher. 8. 22½ Ngr.

Gröne, V., Tetzel und Luther. Eine Volksschrift. Soest, [...]e. 8. 8 Ngr.

Hahn, O., Religion im Recht. Eine auf die Seelenlehre gebaute Untersuchung des Rechts. Tübingen, Osiander. Lex.-8. 21 Ngr.

Herder. — Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. 3ter und letzter Theil. Herders Briefwechsel mit Knebel, Karl v. Dalberg, J. F. Hugo v. Dalberg, einzelne Briefe an Herder, ungedruckte Gedichte und Uebersetzungen Herders zc. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Höcker, G., Kaufmännische Carrieren. Wahrheit und Dichtung aus dem Geschäftsleben. Zwei Bände. Dresden, Kuntze. 8. 2 Thlr.

Huschak, J. A., Almbleameln. A Sammlung von g'sammelten und selba g'machten Schnaderhüpfeln und Staud'nlieadeln. Wien, Wenedikt. 1863. 16. 12 Ngr.

Kaufmann, A., Schilderungen aus Centralafrika oder Land und Leute im obern Nilgebiete am weißen Flusse. Mit 1 Karte. Brixen, Weger. 8. 15 Ngr.

Linderer, R., Nichts anzuziehen! Die Schreckensworte der Frauen. Erzählende Humoreske. Nordhausen, Büchting. 32. 5 Ngr.

Maltitz, H. v., Leibnitz und die beiden Kurfürstinnen. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Janke. 1863. 8. 4 Thlr.

Mann, Das Herz des Sklaven. Schauspiel in vier Akten. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 24 Ngr.

Mayer, F. J. C., Aegyptens Vorzeit und Chronologie in Vergleichung mit der west- und ost-asiatischer Kulturvölker. Ein Prodromus zur Ethnologie des Menschengeschlechtes. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Nordheim, H., Eva. Eine Novelle. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Prölß, R., Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Akten. Dresden, Kuntze. 8. 15 Ngr.

Rosen, R. v., König Friedrich Wilhelm IV. in seinem Verhältniß zur bildenden Kunst. Stralsund, Bremer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Scheffler, H., Körper und Geist. Betrachtungen über den menschlichen Organismus und sein Verhältniss zur Welt in physiologischer und kosmologischer Beziehung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, G. B., Edelsteine und Perlen aus Friedrich von Schiller's Werken. Ein Supplement für alle vorhandenen Ausgaben, zur schnellen Uebersicht und Auffindung der schönsten und erhabensten Gedanken des Dichters. Dresden, Schrag. 16. 10 Ngr.

Stern, O., Der Mensch und die Erde. Ein Aufsatz. Königsberg, Koch. Gr. 8. 8 Ngr.

Waitz, T., Anthropologie der Naturvölker. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Die Amerikaner. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. 1ste Hälfte. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Bollmann, C., Eine Verschwörung. Flensburg, Sundby u. Jespersen. Gr. 8. 10 Ngr.

Keim, T., Der Uebertritt Constantin's des Großen zum Christenthum. Akademischer Vortrag, gehalten am 12. December 1861 im Großrathsaale in Zürich, nebst geschichtlichem Nachweis. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 18 Ngr.

Piche, E., Herunter die Maske! oder die wahren Feinde des Papstthums. Nach dem Französischen. Münster, Brunn. Gr. 8. 6 Ngr.

Stolz, A., Predigt zur Fahnen-Weihe des katholischen Gesellenvereins in Luzern Sonntag den 3. August 1862. Luzern. Gr. 8. 3 Ngr.

Wachtel, J., Die polnischen Ereignisse im Jahre 1862. Berlin, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rußlands Erstes Jahrtausend.

Ein episches Gedicht von **W. Toporoff.**

Mit einer Abbildung des zu Nowgorod errichteten Denkmals zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des Russischen Reichs.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser verherrlicht in dieser patriotischen Dichtung, welche er als Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Rußlands darbringt, die Geschichte seines Vaterlandes. In den beigefügten zahlreichen Anmerkungen findet außerdem der Forscher ein werthvolles historisches Material.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neueren Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprechen.** 3. Aufl. 15 Ngr.

Fiedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem **feinsten Pariser Dialect.** 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum **Französischsprechen.** 3. Aufl. 15 Ngr.

L'Eco italiano, Praktische Anleitung zum **Italienischsprechen.** 2. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsprechen.** 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dämonen.

Roman in zwei Bänden

von

Moritz Horn.

Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der beliebte Verfasser, dessen anmuthige Dichtung „Die Pilgerfahrt der Rose“ soeben in dritter Auflage erscheint, bietet der Lesewelt in seinem neuesten Werke „Dämonen“ einen spannenden, phantasievollen Roman. Entsprechend dem voranstehenden Motto: „Steter Sonnenschein reift keine Frucht, viel weniger ein Menschenherz und sein Glück“, läßt die Erzählung düstere und heitere Bilder in mannichfachem Wechsel an der Seele des Lesers vorüberziehen.

Wichtiges Memoirenwerk.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Wallfahrt durch's Leben

vom

Baseler Frieden bis zur Gegenwart.

Von einem

Sechsundsechziger.

Neun Bände von 150 Bogen in Octav. Elegant broschirt. 10½ Thlr.

Dem großen Lesepublikum übergebe ich hiermit ein merkwürdiges Buch! Es enthält die reichen Erfahrungen eines Mannes, welcher, gezwungen durch seine Lebensstellung seinen Namen zu verschweigen, die wichtigsten Perioden des 19. Jahrhunderts selbst durchlebt und darin mitgewirkt hat. Der Sechsundsechziger schildert diese Periode in seinen **Denkwürdigkeiten** theils durch **interessante persönliche Erlebnisse**, theils fällt er Urtheile über **hervorragende Personen**, mit denen er in Berührung trat und die in der **Entwickelungsgeschichte der Neuzeit** eine bedeutende Rolle, sowol auf **politischem, kirchlichem** oder **wissenschaftlichem Gebiet** gespielt haben. Die **„Wallfahrt“** ist zugleich als ein höchst wichtiger Beitrag zur **Sittengeschichte** anzusehen. Der Pilger schildert in einfacher und dennoch blühender Sprache, man glaubt einen Roman zu lesen.

Seit langer Zeit erscheint kein Buch, welches solches Aufsehen erregen wird, wie dies!! Es läßt sich in dieser Beziehung den **Varnhagen**'schen **Tagebüchern** wohl an die Seite stellen. Seinen Lesekreis findet es bei den höchst wichtigen und ganz neuen Aufschlüssen über die **Geschichte** des **letzten Halbjahrhunderts** unter **allen Ständen** und **Berufsklassen.** Auch die Frauen werden die Herzensgeschichte des Wallfahrers mit steigendem Interesse und nicht ohne Rührung lesen.

Leipzig. **Hermann Costenoble**, Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Temudschin der Unerschütterliche.

Nebst einer geographisch-ethnographischen Einleitung und den erforderlichen besondern Anmerkungen und Beilagen.

Von Prof. Dr. **Franz von Erdmann.**

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine umfassende, aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Geschichte des unter dem Namen Dschingizchan berühmten mongolischen Eroberers Temudschin von hohem wissenschaftlichen Interesse. In der ausführlichen „Geographisch-ethnographischen Einleitung“ veröffentlicht der Verfasser die Resultate seiner langjährigen Forschungen über die bisher vielfach in Dunkel gehüllte ältere Geschichte der scythischen und hunnischen Völkerschaften, während die am Schlusse beigefügten „Besondern Anmerkungen und Beilagen“ wegen der zahlreichen Citate aus persischen Handschriften und Originalwerken bedeutenden sprachwissenschaftlichen Werth beanspruchen dürfen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 16. October 1862.

Inhalt: Beisteuer der Frauen zur belletristischen Literatur. — Die Nazarener, eine neue Dissentergemeinde. Von Thaddäus Lau. — „Theodor Körner" und andere Schriften von Julius Mühlfeld. — Romantische Bilder aus Neumexico. — Notizen. (Heinrich Kurz' „Deutsche Bibliothek"; Ein preisrichterliches Gutachten G. A. Bürger's; Lothar Bucher über Schiller.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Beisteuer der Frauen zur belletristischen Literatur.

Als dereinst die alten Griechen dem Apollon Musagetes neun Musen zu Nachfolgerinnen gaben, müssen sie schon eine Ahnung davon gehabt haben, daß einmal eine Zeit kommen würde, in welcher das weibliche Geschlecht zum Heer der Poeten und Künstler ein weit größeres Contingent stellt als das männliche. Diese Zeit scheint, wenn nicht schon gekommen, doch nahe zu sein. Im Corps der Roman- und Novellendichter wenigstens, welches dermalen unstreitig die Hauptmasse, sozusagen die Linie, im Gesammtbestand der Poeten bildet, dürfte sich schon jetzt die Kopfzahl der weiblichen Combattanten mit der der männlichen ziemlich messen können, und noch günstiger möchte sich vielleicht das Verhältniß für sie stellen, wenn man die Masse dessen, was von beiden Seiten geleistet wird, miteinander vergleicht, mindestens sofern man dabei mehr zählt als wägt. Zur Unterstützung dieser Behauptung sind wir in der Lage, hier einen nicht ganz unbeträchtlichen Beitrag liefern zu können. Es liegen uns nämlich für den Bericht, den wir hier über die Beisteuer der Frauen zur schönwissenschaftlichen Literatur abzustatten willens sind, nicht weniger als 33 Bände vor, welche aus 21 verschiedenen Federn geflossen sind, zusammen 52 verschiedene Arbeiten enthalten und sämmtlich ihr Dasein der Productivität des weiblichen Geschlechts im Verlauf des letztentwichenen Jahres verdanken; und mit Leichtigkeit könnten wir die Anzahl dieser Bände um das Doppelte und Dreifache vermehren, wenn uns nicht andere Berichterstatter mit der Introduction gar vieler Producte gleichen Ursprungs zuvorgekommen wären und es uns nicht wie eine Profanation des schönen Geschlechts vorkäme, die Repräsentantinnen seiner schöngeistigen Fruchtbarkeit sogleich zu Schocken vorzuführen.

Die Beantwortung der Frage, ob man sich dieser Fruchtbarkeit zu erfreuen habe, hängt natürlich vorzugsweise von der Qualität der dadurch erzielten Erzeugnisse ab. Ehe wir aber darangehen, uns hierüber auszusprechen, scheint uns auch die Frage einer Erwägung nicht unwerth, ob überhaupt die Vermehrung der sogenannten Blaustrümpfe unter den Frauen als eine mehr erfreuliche oder mehr unerfreuliche Erscheinung zu betrachten sei. Die Sache läßt sich jedenfalls von zwei Seiten betrachten. Von der Natur ist das Weib augenscheinlich mehr zum Empfangen als zum Geben bestimmt. In physischer Beziehung war es so und wird so bleiben. Es läßt sich daran nichts ändern. Aber auch im Gebiet der geistigen Thätigkeit haben bisher die Frauen zu allen Zeiten mehr ein passive als active Rolle gespielt und die Poesie mehr durch ihre Genußfähigkeit und Empfänglichkeit für dieselbe, als durch eigene Schöpfungen gefördert. Im Alterthum reducirt sich die Totalsumme dichtender Frauen auf einige wenige Namen. Ebenso im Mittelalter. Erst in neuerer und neuester Zeit ist ihre Anzahl von Jahrzehnd zu Jahrzehnd größer geworden und nach und nach zu der jetzigen Bedeutung angewachsen. Je exceptioneller aber ihre directe Betheiligung an der Poesie war, um so allgemeiner war zu allen Zeiten ihre indirecte Rückwirkung auf dieselbe, theils durch den begeisternden Einfluß, den sie auf die Dichter übten, theils durch die liebevolle Aufnahme, die sie den Dichtungen zu Theil werden ließen. Es scheint also, als ob sie auch in geistiger Beziehung vorzugsweise zu dieser Art von Einwirkung bestimmt seien, und wenn dem so ist, dann hat man die jetzt immer mehr um sich greifende Richtung der Frauen auf selbstschöpferische Thätigkeit in doppelter Hinsicht zu beklagen, einmal als eine Abirrung von der Natur, sodann als eine Abschwächung des belebenden Einflusses, den sie bisjetzt auf die Poesie ausgeübt haben. Der erste dieser beiden Uebelstände macht sich in unableugbarer Weise fühlbar. Die producirende Frau büßt regelmäßig mehr oder minder von ihrer Weiblichkeit ein und nimmt dafür etwas Männliches an, was sie den Männern zwar näher rückt, aber sie ihnen auch minder begehrenswerth erscheinen läßt: denn der Mann sucht ja eben beim Weibe nicht das Männliche, sondern nur das „Ewig-Weibliche". Solange nun solche männliche Frauen eine Ausnahme, eine Seltenheit sind, pflegen sie eben wegen dieser Seltenheit für den Mann an socialem Interesse zu gewinnen, was sie an natürlichem Reiz für sie

verlieren. Sie werden zu minder anmuthigen, aber dafür zu um so interessantern Frauen, und auch als solche können sie auf die männlichen Dichter begeisternd und belebend einwirken. Unter solchen Verhältnissen nützen also die productiven Frauen der Poesie in doppelter Weise: selbst schaffend und zum Schaffen anfeuernd. Gestaltet sich aber die Sache so, wie es jetzt ist, sind dichtende Frauen eine ebenso gewöhnliche Erscheinung wie dichtende Männer, dann werden sie zwar wie jene durch ihre männliche Beschäftigung an natürlicher weiblicher Anziehungskraft verlieren, aber doch nicht an außerordentlichem Interesse gewinnen. Sie hören auf, anmuthige Frauen zu sein, ohne daß sie darum interessante Frauen würden. Sie sind daher kaum noch im Stande, anregend auf die Dichter zu wirken, und was sie vielleicht der Poesie durch ihre eigenen Productionen nutzen, das schaden sie ihr andererseits durch Schmälerung des Bodens, in dem die Schöpfungen der Dichter vorzugsweise keimen und gedeihen. Der positive Gewinn, den die Poesie aus ihrer Thätigkeit zieht, ist also eigentlich gleich Null.

Schon dies ist beklagenswerth, noch beklagenswerther aber, daß sich aus jeder Verschiebung des natürlichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib auch noch viele andere Misstände zu entwickeln pflegen, welche tief in das sittliche Verhalten der beiden Geschlechter zueinander eingreifen und nicht selten die Bedingungen zerstören, unter denen sich allein das Glück der Liebe und Ehe, das Wohlbefinden der menschlichen Gesellschaft überhaupt gestalten kann. Man kann einwenden, die Zahl der dichtenden Frauen sei, wenn auch noch so groß, doch in Vergleich mit der Gesammtmasse des weiblichen Geschlechts immer eine so verschwindend kleine, daß das natürliche Verhältniß der beiden Geschlechter im großen und ganzen dadurch keine Störung erleiden könne. Hierbei vergißt man jedoch, daß die Kreise, welche zunächst davon betroffen werden, gerade diejenigen sind, welche die eigentliche Nationalliteratur beherrschen und hierdurch auf Gesinnung und Gesittung der gesammten Nation direct und indirect den umfassendsten und mächtigsten Einfluß üben. Der Inbegriff der literarisch-producirenden Kräfte ist im großen Ganzen der menschlichen Gesellschaft ungefähr dasselbe, was das Nervensystem im leiblichen Organismus. Die Uebel, die in diesen scheinbar verschwindenden Bestandtheilen ihren Sitz haben, theilen sich nur allzu bald auch den übrigen Organen und dem Ganzen selbst mit.

Tröstlicher stellt sich das unter den Frauen zunehmende Literatenthum dar, wenn man es weniger vom ästhetischen und ethischen, als vom industriellen Standpunkte aus betrachtet. Unverkennbar spricht sich darin aus, daß im weiblichen Geschlecht überhaupt und besonders unter den Frauen der gebildeten Stände der Sinn für eigene Thätigkeit und selbständigen Erwerb zunimmt, daß die Frauen mehr als sonst das Bedürfniß und Streben fühlen, sich mehr auf sich selbst zu stellen und das Wohl und Wehe ihrer Existenz weniger als früher von ihrer Verheirathung und der sie mitversorgenden Thätigkeit der Männer abhängig zu machen. Hierin liegt jedenfalls etwas Anerkennungswerthes, etwas, was nicht nur ihnen selbst, sondern auch den Männern und der ganzen Gesellschaft zugute kommt. Leider ist die Vorstellung, daß die Frauen nicht nur zum Consumiren und häuslichen Verwalten dessen, was der Mann erwirbt, sondern auch zum Erwerben und Verdienen auf eigene Hand berufen sind, unter den gebildeten Ständen immer noch nicht genug zur Geltung gelangt, und was eine Frau in einer der uns hier vorliegenden Schriften selbst über diesen Punkt sagt, entspricht nur zu sehr der Wahrheit. Fanny Lewald schreibt im dritten Bande ihrer „Lebensgeschichte“:

Während man es für einen jungen Mann als eine Sache der Ehre ansieht, sich sein Brot zu erwerben, betrachtet man es als eine Art von Schande, die Töchter ein Gleiches thun zu lassen. Bringt irgendwo die Nothwendigkeit es mit sich, daß ein Mädchen für ihren Unterhalt arbeitet, nimmt eine Kaufmannstochter, eine Geheimrathstochter, eine Professorentochter eine Stelle als Lehrerin, als Gesellschafterin, als Kinderwärterin oder Haushälterin an, so wird dies Ereigniß irgendwie beschönigt. Es heißt: die Tochter habe eine unwiderstehliche Neigung, die Welt kennen zu lernen, sie habe eine so große Vorliebe für den Verkehr mit Kindern, sie solle sich doch auch einmal Jahr und Tag unter fremden Leuten bewegen lernen. Man erfindet irgendeine Verwandtschaft oder Bekanntschaft mit den Familien, in welche das Mädchen eintreten soll, um der Sache einen unverfänglichen, gemüthlichen und vornehmen Anstrich zu geben; aber man entschließt sich nur in den seltensten Fällen dazu, einfach zu sagen: das Mädchen geht fort, um sein Brot zu verdienen, um doch etwas zu thun, um uns das Leben zu erleichtern; und man nimmt ihm damit die Genugthuung, seinen Entschluß von andern gebilligt und anerkannt zu sehen, man nimmt ihm die Freude, mit welcher es vielleicht seinen Beruf ergriffen hat, und die frische gehobene Stimmung, mit welcher man einer neuen Lebenslage entgegentreten muß, um Behagen und Fortkommen darin zu finden.

Aehnliche Vorurtheile hefteten sich noch vor kurzem auch an die schriftstellerische Erwerbsthätigkeit der Frauen, jetzt aber scheinen dieselben ziemlich vollständig überwunden zu sein, denn die große Mehrzahl der neuerdings uns vor Augen gekommenen weiblichen Schriften lassen es in ihrer ganzen Anlage und Ausführung deutlich genug erkennen, daß sie hauptsächlich aus ökonomischen Gründen geschrieben sind. Das ist nun freilich vom höhern Standpunkte aus zu beklagen: denn der Kunst und Literatur ist damit nicht gedient, und es wäre vielleicht auch für ihre Verfasserinnen selbst besser, wenn sie, statt Bücher zu schreiben, lieber Strümpfe gestrickt oder Hemden genäht hätten.

Immerhin aber bleibt es anzuerkennen, daß sie doch für ihren Unterhalt lieber irgendetwas thun, als sich ganz und gar auf die Thätigkeit anderer verlassen und sich vielleicht aus Langeweile der Vergnügungssucht in die Arme werfen. Sie hören doch damit auf, bloße Zier- oder gar Schmarotzerpflanzen in der menschlichen Gesellschaft zu sein, ja sie sorgen durch ihre Thätigkeit nicht blos für sich, sondern schaffen indirect auch vielen andern Gelegenheit zum Erwerb und tragen insofern mehr oder minder zur Belebung und Förderung der allgemeinen Erwerbsthätigkeit bei. Denken wir uns, eine Frau

deren Zeit sonst ein todtes oder fressendes Kapital sein würde, entschließt sich, einen Roman zu schreiben, und es gelingt ihr, denselben zu Stande und in die Oeffentlichkeit zu bringen: wie mannichfach und weitreichend greift sie damit in das Räderwerk der allgemeinen Industrie ein, wie viele und verschiedenartige Kräfte und Mittel setzt sie dadurch in Bewegung, welche unzählige Masse von Personen und Familien erhalten dadurch einen Zuwachs ihrer Beschäftigung und ihrer Nahrungsquellen, selbst wenn der Roman eine an sich unbedeutende Erscheinung ist und über kurz und lang den unerwünschten Krebsgang geht. Zunächst consumirt sie schon beim Schreiben ein gewisses Quantum von Tinte, Federn und Papier, was den Fabrikanten und Verkäufern dieser Artikel zugute kommt.

Das ist aber nichts gegen die Masse der Kräfte, die durch den Druck des Werks in Activität gesetzt werden. Zuerst alle die Buchhandlungen, mit denen sie wegen des Verlags correspondirt und alle die Postanstalten, die diese Correspondenzen hin- und herbefördern. Sodann der Verleger mit allen seinen Gehülfen vom Procuristen bis zum Austräger hinab. Hierauf die verschiedenen Arbeiter der Druckerei, die Setzer und Drucker, die Factoren und Correctoren, und außerdem diejenigen, welche direct oder indirect für die Druckerei arbeiten, die Schriftgießer, Bereiter der Buchdruckerschwärze, Papierfabrikanten u. s. w. Nicht geringer ist die Thätigkeit, die der Vertrieb veranlaßt: denn sie ergießt sich jetzt vom Centrum der Verlagshandlung unter Mitthätigkeit von Buchbindern, Correspondenten, Commissionären, Verkehrsanstalten u. s. w. nach allen Seiten und Richtungen in die Officinen der verschiedenen Sortimentshandlungen und aus diesen in die Häuser und Hände muthmaßlicher Käufer. Gleichzeitig werden noch eine Masse anderer Institute und Personen in Bewegung gesetzt: Zeitungen und Zeitschriften, welche die Annoncen und Reclamen des Buchs bringen, andere, welche es recensiren, wieder andere, welche die Recensionen registriren oder gegen sie appelliren; Colporteure, welche das Buch an Eisenbahnen und Straßenecken [...]l bieten, Literatoren, die es in die Meß- und Monatskataloge eintragen, Leihbibliotheken, die damit auf ihre [...]eise Geschäfte machen, Antiquare, die es für Spott[...]ise ausbieten und nach Amerika exportiren, und endlich [...]e diejenigen, die es noch auf irgendeine Weise im Zu[...]nde der Makulatur zu verwerthen wissen.

Diese ganze, unübersehbare, in Millionen von Strah[...] sich ausbreitende und für Millionen von Menschen ge[...]nbringende Thätigkeit würde nicht zur Entfaltung ge[...]men sein, wenn nicht die gedachte Frau auf den Ge[...]ken gekommen wäre, ihren Roman zu schreiben, und [...]n sich daher auch derselbe nach seinem geistigen Ge[...] als ein für die Kunst und Literatur todtgeborenes [...]duct erweisen sollte, kann man ihm doch in rein in[...]rieller Beziehung seine weitgreifende Wirksamkeit nicht [...]rechen. Wer nur ideale Interessen zu würdigen weiß, [...]o freilich in dem ganzen Getriebe solcher Bethätigun[...] nur eine verdammenswerthe Verschwendung von Zeit und Kräften, im besten Fall eine tolle Komödie mit dem Titel „Viel Lärm um nichts" erblicken; und selbst unter den Industriellen wird möglicherweise einer sein, der den ganzen schließlich im Sande verlaufenden Proceß zuletzt mit einem tiefen Stoßseufzer begleitet, ich meine den unglückseligen Verleger, der am Ende die ganze Zeche bezahlen muß. Indessen Idealist und Materialist werden sich doch zuletzt zu trösten wissen; jener vielleicht dadurch, daß er einen geharnischten Artikel über die Urquelle solches Unfugs schreibt, und dieser durch den Hinblick auf die indirecten Vortheile, die ihm die verunglückte Speculation gebracht hat. Das Buch hat doch immer eine Zeit lang Strömung und Leben in sein Geschäft gebracht und vielleicht einen andern Autor ermuthigt, ihm ein Product seiner Feder zum Verlag anzubieten, und mit diesem gewinnt er nun doppelt und dreifach, was er an jenem verloren hat. Und abgesehen hiervon darf er sich wenigstens sagen, daß dasjenige, was er persönlich dabei eingebüßt hat, zunächst und vorzugsweise denjenigen Regionen der industriellen Welt zugute gekommen ist, in denen er selbst lebt und webt, und daß alles, was diesen zum Heile dient, auch auf ihn wohlthätig zurückwirkt.

Vom rein industriellen Standpunkt betrachtet ist also die zunehmende Betheiligung der Frauen an der literarischen Production mehr erfreulich als unerfreulich, und da einmal die jetzige Zeitströmung eine vorherrschend industrielle ist, so haben wir es für angemessen gehalten, diesen Standpunkt wenigstens nicht ganz unbeachtet zu lassen, um so mehr, als dieselbe Erscheinung, von dem einem Kritiker zunächstliegenden Gesichtspunkte betrachtet, zum größern Theil so beschaffen ist, daß man bei ihrer Betrachtung eines einigermaßen tröstenden Nebenblicks nicht wohl entbehren kann.

Fassen wir nämlich die uns hier vorliegenden 33 Bände weiblicher Productivität rein von seiten ihrer literarischen Qualität und Bedeutsamkeit ins Auge, so müssen wir alle Artigkeit und Galanterie, die man dem schönen Geschlecht schuldig ist, zusammennehmen, um nicht über den weitaus größten Theil derselben ein Gesammturtheil zu fällen, für das uns vielleicht selbst die Sanftmüthigsten unter ihnen mit ihrem ewigen Zorn bestrafen würden. Nehmen wir vor allem die „Lebensgeschichte" von Fanny Lewald und außerdem etwa noch die Beisteuer von Luise Meyer von Schauensee, Ida von Düringsfeld, Luise Büchner, Ottilie Wildermuth und Luise Esche aus, so erscheint uns, offen gestanden, der ästhetische Durchschnittsertrag dieser nicht unbeträchtlichen Thätigkeitsentfaltung mehr der einer Mis- als Mittelernte zu sein. Nicht nur, daß die Zahl der Körner unbedeutend, ihr Gehalt leicht und gering ist, es ist unter dem Weizen auch gar viel Unkraut mit aufgewuchert, dergestalt, daß man mit Uhland ausrufen möchte:

Ei, wer hat in diesem Jahre
All den Wust ins Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämisch macht!

Man fühlt sich daher nur allzu sehr versucht, dem

Dichter auch in dem zu folgen, was er gegen diesen Miswachs zu thun verlangt, wenn er unter anderm singt:

> Worfeln soll man, beuteln, sieben,
> Was der Krankheit Spuren trägt;
> Tüchtig werd' es durchgetrieben,
> Abgegerbt und ausgefegt!

Aber Damen gegenüber hat man nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Courtoisie Genüge zu leisten, und so werden wir es denn bei der Prüfung ihrer einzelnen Erzeugnisse im Interesse der Wahrheit zwar nicht am Worfeln, Beuteln und Sieben fehlen lassen, dem „Abgerben" und „Ausfegen" aber im Hinblick auf unsere Ritterpflichten feierlich entsagen.

Nach ihrer Gattung gehören sämmtliche hier in Betrachtung kommende Schriften, eine einzige ausgenommen, in die Kategorie der Romane, Novellen und kürzern Erzählungen. Zwei derselben fallen in die Klasse der sogenannten culturhistorischen oder biographischen, etwa acht in das Gebiet der freierfundenen Romane. Die letztern bewegen sich größtentheils in den Regionen der höhern oder gebildeten Stände; nur einer streift an die Gattung der Dorfgeschichten. Dieser ist in manchen seiner Partien von wirklich poetischem Geiste durchhaucht; die übrigen erheben sich in ihren Leistungen nirgends über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur; in ihren Bestrebungen dagegen nähern sich mehrere dem Tendenzroman, namentlich demjenigen, der sich mit religiösen und confessionellen Fragen beschäftigt. Die Mehrzahl der Bände nehmen die kürzern, novellenartigen Erzählungen in Anspruch. Von diesen sind die meisten wieder lediglich für flüchtige Unterhaltung und Zeitvertreib berechnet, nur wenige streben mit einigem Erfolg die Bedeutung künstlerisch angelegter Dichtungen an. Größer dagegen ist die Anzahl derer, die neben der Unterhaltung auch didaktische und pädagogische Zwecke verfolgen, und diese zählen im Durchschnitt zu den bessern.

Die einzige Ausnahme, deren wir oben gedachten, ist die Selbstbiographie Fanny Lewald's, und diese Schrift nimmt nicht blos von seiten der Species, zu der sie gehört, sondern auch durch ihren individuellen Werth sowol rücksichtlich ihres Gehalts wie in Betreff ihrer vorzüglichen Darstellung eine Ausnahmsstellung unter den hier zu besprechenden Schriften ein. In gewissem Betracht geschieht ihr daher fast ein Unrecht, in der Gesellschaft der übrigen hier vorgeführt zu werden; andererseits aber würde es eine Versündigung gegen das weibliche Geschlecht sein, in einem Artikel über Frauenliteratur gerade die bedeutendste seiner Vertreterinnen fehlen zu lassen. Je eifriger Fanny Lewald selbst für die Bedeutung und Würde ihres Geschlechts zu kämpfen bemüht ist, um so mehr wird sie es gerechtfertigt finden, wenn wir hier das neueste und bedeutendste Product ihrer Feder dazu benutzen, es der leider prävalirenden Anzahl leichtwiegender Frauenarbeiten gegenüber zur Ehrenrettung des Geschlechts in die Wagschale zu werfen. Möge es denn den Reigen der hier dem Leser vorüberzuführenden Werke eröffnen.

1. Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. Erste Abtheilung: Im Vaterhause. Zwei Theile. — Zweite Abtheilung: Leidensjahre. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861—62. 8. 6 Thlr.

Ueber die erste der beiden Abtheilungen dieses Buchs und die außerordentliche Bedeutung desselben hat sich, soweit mir bekannt, die Kritik mit so einstimmiger Anerkennung ausgesprochen, daß wir darüber kein Wort weiter zu verlieren brauchen. Alles, was unter anderm der Referent d. Bl. in Nr. 44 f. 1861 zu seinem Lobe gesagt hat, dürfen wir einfach unterschreiben. Die zweite Abtheilung ist der ersten vollkommen würdig und ebenbürtig. Sie umfaßt einen Zeitabschnitt von acht Jahren, nämlich von 1832—40, oder vom einundzwanzigsten bis zum neunundzwanzigsten Lebensjahre der Verfasserin. Die Zeit der Kindheit und ersten Jugend, in der ihr das Vaterhaus noch die Welt, der Verkehr mit Vater, Mutter, Geschwistern, Lehrern und einigen Freunden noch das Leben, und selbst die Ereignisse der Weltgeschichte und die ersten Erfahrungen der Liebe nur Episoden im Kreise ihrer Familie waren, ist jetzt vorüber; sie lernt die Welt kennen, ihr Geist gewinnt neue Anschauungen, ihr Herz knüpft neue Beziehungen an; daraus entwickeln sich neue Wünsche, Hoffnungen, Bestrebungen; mit diesen kehrt sie in das Vaterhaus zurück, und dieses ist ihr das nun nicht mehr, was es ihr bisher gewesen. Was sie an den Ihrigen geliebt und hochgeachtet, das ist gerade noch so vorhanden wie vorher. Aber statt sich dadurch wie sonst getragen, erweitert, gehoben zu fühlen, findet sie sich jetzt dadurch gedrückt, beengt, gedemüthigt. Der Geist des Unmuths, der Unzufriedenheit kommt über sie. Sie beleidigt dadurch die Ihrigen, und diese lassen es sie wieder empfinden. Man hält ihre Gefühle für krankhaft, ihre Geistesbedürfnisse für überspannt, ihr Streben nach Selbständigkeit für Herrschsucht, ihren Mismuth für Undankbarkeit. Sie erkennt mit Schmerz, daß sie den Ihrigen Kummer und Weh bereitet, aber sie fühlt sich zugleich von ihnen verkannt und falsch beurtheilt. Bei alledem entspinnen sich harte innere und äußere Conflicte und schwere, am Herzen nagende Leiden, und diese sind es, deren Darstellung, wenn auch nicht den ganzen Inhalt, doch den innersten Mittelpunkt dieser zweiten Abtheilung bildet, und welche die Dichterin veranlaßt haben, ihr den Titel „Leidensjahre" zu geben. Aber sie bewährt sich inmitten dieser Leiden doch immer als eine starke, kräftige Natur, selbst ihre krankhaften Gefühle und die Zergliederungen ihrer Schmerzen nehmen nie etwas Weichliches und Sentimentales an, ihr scharfer, klarer Verstand und ihre hartnäckige Willenskraft behalten in den schlimmsten Situationen die Oberhand, und endlich arbeitet sie sich glücklich so weit durch, daß sie am Schlusse ihres hier geschilderten Lebensabschnitts auf demjenigen Standpunkte angelangt ist, nach dem ihr ganzes Sein und Wesen in all seinen bisherigen Entwickelungsmomenten bewußt und unbewußt hinstrebte und von welchem aus sich ihr die Perspective in eine ihrem Geist und Herzen entsprechende Lebensbahn eröffnete.

Nicht minder bedeutend wie als Ganzes ist dies Lebensbild einer unserer reichbegabtesten Frauen durch die Fülle seiner interessanten Einzelheiten. Indem es die Verfasserin vor uns aufrollt, führt sie uns nicht nur an den ergreifendsten Momenten ihrer eigenen Entwickelung, sondern auch an einer beträchtlichen Reihe anziehender Landschafts- und Städtebilder, berühmter oder sonstwie bedeutender Persönlichkeiten und einflußreicher Wendepunkte in der Geschichte der Politik und Literatur vorüber. Zuerst führt sie uns nach Berlin. Schon die Schilderung der Reise dahin und der Art und Weise, wie damals überhaupt noch gereist wurde, ist sehr anziehend; reizend aber die Naivetät, mit der sie den ersten Eindruck Berlins und ihr eigenes Wohlbehagen daran beschreibt. Sie schreibt unter anderm:

Ich war wirklich sehr glücklich an dem Morgen und kam mir so wichtig, so interessant vor, daß ich noch mit Vergnügen daran denke. Es schien mir, als fange das Leben erst jetzt für mich an, als liege die ganze Welt nun offen vor mir da, als müsse mir nun gleich das Beste und Allerschönste begegnen, und als ich mich dann mit meinem für die Reise angeschafften Négligé, einem Foulard-Rock und einer kleinen Haube mit Rosabändern, in das Fenster legte, um mit verwunderten Augen das alterthümlich prächtige Schloß und die Kurfürstenbrücke und die Statue des Großen Kurfürsten anzustaunen, da war ich in meinem tiefsten Herzen überzeugt, Berlin müsse mich ebenso anziehend finden, als es mir erschien. Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn drüben an dem Fenster des Schlosses irgendein vornehmer und schöner junger Mann gestanden und sich augenblicklich in mich verliebt hätte.

Leider aber waren ihre Erfahrungen in der Residenz nicht dazu angethan, ihrer Selbstzufriedenheit wesentlichen Vorschub zu leisten. Sie gefiel selbst ihren Verwandten lange nicht so gut, als sie erwartet hatte. Ihre Kleider hatten nicht den rechten Schnitt, die Taillen waren zu kurz, das Haar war nicht nach der berliner Mode geordnet, kurz, man modelte auf alle Weise an ihr herum. Auch der berliner Gesellschaftston sagt ihr nicht zu, sie hat Gelegenheit, den lächerlichen Dünkel eines Geheimraths kennen zu lernen und hinter äußerm Prunk geistige Armseligkeit zu entdecken, und was sie vor allem in Entrüstung versetzt, ist die Bemerkung, daß man überall geneigt ist, ihre Reise als eine Reise nach einer „passenden Partie“ anzusehen. Unter solchen Umständen muß sich ihr Enthusiasmus an den Eindrücken, die Kunst und Theater auf sie machen, schadlos halten, und unter diesen ist besonders der Eindruck, den sie von der Rotunde des Neuen Museums empfangen, derjenige, dessen sie mit wärmster Begeisterung gedenkt. Auch die Persönlichkeit Rahel's prägt sich ihrer Erinnerung tief ein. Von Berlin geht es dann über Leipzig, Weimar, Frankfurt, Darmstadt, die Bergstraße, Heidelberg u. s. w. nach Baden-Baden. Hier lebt sie längere Zeit mit der Familie ihres breslauer Onkels Friedrich Jakob Lewald zusammen, der für sie besonders wegen seiner Begegnungen mit Goethe interessant ist, verkehrt mit Börne und Ludwig Robert, denen sie eine eingehende Schilderung widmet, empfängt hier die ersten unmittelbaren Eindrücke des damals stattfindenden hambacher Festes, und macht einen Ausflug nach Strasburg. Nachdem ihr Vater, der sie bisher begleitet, allein nach Königsberg zurückgekehrt, reist sie mit der Familie ihres Onkels über Mainz, Koblenz, Kassel und Berlin nach Breslau, um hier unter ihren Verwandten eine längere Zeit zu verweilen. Diese und ihre verschiedenen Haushalte werden sämmtlich von ihr in liebevollen und charakteristischen Bildern geschildert; mit besonderer Hervorhebung die in der ganzen Familie hochverehrte Tante Minna und deren Sohn Heinrich Simon, derselbe, der später in der Geschichte von 1848 und 1849 eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Sie verlebte hier glückliche Tage, verkehrte vielfach mit bedeutenden Männern, wie Hoffmann von Fallersleben, Stenzel, Frankenstein, Eppstein u. s. w., und machte hier in lebendiger Strömung die Bewegungen mit durch, welche einerseits Börne, Heine und die übrigen Koryphäen des Jungen Deutschland, andererseits die Dichter der Romantik in der Literatur herbeigeführt hatten. Den tiefsten und bleibendsten Eindruck auf sie machte aber ihr Vetter Heinrich Simon, er steigert sich bei ihr bald zu wirklicher Liebe, und diese bemächtigt sich um so mehr ihres ganzen Innern, als ihr die Ungewißheit, ob sie wieder geliebt wird, keine Aeußerung ihrer Leidenschaft gestattet.

Ihr Aufenthalt in Breslau dauerte bis zum Frühjahr des Jahres 1833. Der Tag der Abreise kam heran und noch war es zwischen ihr und Heinrich zu keinem Austausch der Gedanken gekommen, aus der sie eine Gewißheit über seine Gefühle hätte schöpfen können. Da gibt ihr Heinrich auf ihrem letzten Wege zu einer Cousine das Geleit. Sie schreibt:

Es war am 18. März, der Himmel schon dunkel, die Wege trocken. Wir hatten ein paar Straßen zu durchwandern, er hatte mir den Arm gegeben, wir legten, ohne ein Wort zu sprechen, den ganzen Weg zurück. Ich war so traurig, daß ich unser Schweigen gar nicht bemerkte. Als wir oben an den Zimmern angelangt waren, fragte er mich: „Warum sprichst du nicht?“ — „Ich kann nicht!“ gab ich kurz zur Antwort. Ich hatte die Hand erhoben, die Schelle zu ziehen. Er hielt mich zurück. „Warte noch!“ bat er, und nun standen wir einander gegenüber, beide keines Wortes mächtig. Mit einem male rief er: „Es hilft uns nichts! Lebe wohl!“ Wir fielen uns in die Arme und weinten bitterlich. Dann raffte er sich zusammen, wir gaben uns die Hände und trennten uns — um uns nach einer Reihe von mir schwer durchlittener Jahre zu einer Freundschaft wieder zusammenzufinden, die bis zu des unvergeßlichen Mannes Tode uns in nicht wankender Treue und Festigkeit verbunden hat.

Mit schwerem, unbefriedigtem Herzen kehrt sie in ihr Vaterhaus zurück. Es entspinnen sich hier die schon oben berührten Misverständnisse und Conflicte. Auch die städtischen Verhältnisse boten wenig Erfreuliches: denn das Interesse wurde fast lediglich durch die Enthüllungen und Untersuchungen der den Muckergemeinden Ebel's und Diestel's zur Last gelegten Unsittlichkeiten — über die sich die Verfasserin mild und maßvoll ausspricht — in Anspruch genommen. Unter diesen Umständen war längere Zeit hindurch ihr Briefwechsel mit Heinrich, die Aufzeichnung von Märchen, die sie den Kindern erzählte, und der Umgang mit dem im Hause ihrer Aeltern wohnenden, von ihr sehr hochgestellten Rath Crelinger das allein

Tröstliche für sie. Unter den Ihrigen war, wie früher, ihr trefflicher Vater derjenige, der sie am besten verstand und dem daher auch sie das meiste Vertrauen bewahrte. Inzwischen mußte sie doch auch ihm gegenüber all ihre Kraft aufbieten, um nicht in eine ihrer Natur widerstrebende Bahn hineingedrängt zu werden. Der stärkste Kampf, den sie ihm gegenüber zu bestehen hatte, bestand in der Zurückweisung eines ihr von ihm empfohlenen ehrenvollen Heirathsantrags, denn es war zugleich ein Kampf mit der hingebenden und gehorsamen Liebe, mit der sie von frühester Kindheit an ihrem Vater gehangen hatte. Trotzdem blieb sie fest, und ihr Vater wußte diese Festigkeit zu würdigen, obschon er es nicht verbarg, daß er ihre gegenwärtige Gefühlsstimmung und Geistesrichtung für eine krankhafte und überschwengliche hielt und nicht selten mit einer gewissen Schroffheit dagegen auftrat. Und daß es nicht ganz mit ihr stand, wie es sollte, fühlte sie selbst nur allzu sehr. Sie ließ es daher nicht an schonungslosen Selbstanklagen fehlen, und als sie erkannte, daß ein Theil ihrer Unzufriedenheit aus dem Gefühl entsprang, nicht durch eine fruchtbringende Thätigkeit zu ihrer Existenz beitragen zu können, griff sie im Drang, sich von diesem drückenden Bewußtsein zu befreien, zu den seltsamsten Mitteln, z. B. zur Führung eines Buchs, in dem sie mit peinlicher Sorgfalt verzeichnete, wie viel Taschentücher sie an einem Tage gesäumt, wie viel paar Strümpfe sie gestopft, was sie überhaupt für die Familie mit Nähen, Schneidern, Musikunterrichtgeben geleistet hatte, um es am Ende des Monats nach seinem Geldwerthe berechnen zu können.

Inzwischen brachten Lectüre (z. B. die von Rahel's Briefen) und das Erscheinen interessanter und bedeutender Künstler doch von Zeit zu Zeit frisches Leben in den gewöhnlichen Gang der Dinge. Insbesondere machten Holtei, Frau Crelinger mit ihren Töchtern aus Berlin und die Schröder-Devrient aus Dresden einen tiefen nachhaltigen Eindruck auf sie, und sie widmet ihren Persönlichkeiten wie ihren Leistungen eingehende und treffende Charakteristiken, bei denen sie sich zugleich an die von Karl Schall in Breslau und von der großen Sophie Schröder empfangenen Eindrücke erinnert. Auch den politischen Zuständen wendet sie ihre Aufmerksamkeit zu; doch boten diese nur wenig Anregendes, denn es war in den dreißiger Jahren, wo in Preußen noch ziemlich patriarchalische Verhältnisse zwischen Regierung und Volk herrschten. Das lebhafteste Interesse gewann ihr damals Königin Victoria ab, die ihr das glücklichste Weib der Welt däuchte. Aber indem sie das Los derselben mit dem ihrigen vergleicht, verliert sie sich aufs neue in Grübeleien über die göttliche Vorsehung und Gerechtigkeit, und stellt eine Reihe von Fragen an das Schicksal, deren Unbeantwortbarkeit sie nicht zu trösten vermochte.

So ging es ohne wesentlich eingreifende Ereignisse Jahre hindurch fort, bis der Januar 1839 insofern eine Katastrophe herbeiführte, als sie hier endlich durch einen von ihr veranlaßten Brief Heinrich Simon's erfuhr, daß ihr Geliebter — und zwar ebenso hoffnungslos wie sie — eine andere liebe. Die Umstände, unter denen sie diese Nachricht empfing, und den Eindruck, den dieselbe auf sie gemacht, hat sie mit ebenso ergreifenden als einfachen Zügen geschildert. Man kann diese Schilderung nicht lesen, ohne den Schmerz, den sie uns vergegenwärtigt, in seiner ganzen Tiefe mitzuempfinden und zugleich die Meisterschaft der Darstellung zu bewundern. Wenn die Verfasserin am Schluß dieses Kapitels selbst sagt, um auf die rechte Weise sein äußeres und inneres Erleben beschreiben zu können, seien drei Vorbedingungen unerläßlich: es gehöre dazu erstens ein durch die Phantasie nicht bestochenes und nicht zu beirrendes Gedächtniß, sodann ein fester Glaube an die überzeugende Kraft und Macht der Wahrheit, und endlich ein Lebensweg, dessen man sich, trotz seiner Irrthümer, mit all seinen Leiden und Freuden nicht zu schämen habe; so hat sie eben durch die Darstellung ihrer Herzenserlebnisse, sowie durch ihre ganze Selbstbiographie bewiesen, daß bei ihr alle jene Vorbedingungen vorhanden gewesen sind.

Nach Ueberwindung des erfahrenen Herzeleids kehrt nun allgemach wieder eine ruhigere und resignirtere Erfassung der Verhältnisse bei ihr ein. Sie schildert theils die Erlebnisse des Hauses, theils die Vorfälle in der Stadt — unter letztern z. B. eine drohende Feuersbrunst in der Lastadie, bei der ihr Vater große Geistesgegenwart bewiesen — mit ungetrübter Objectivität, und es kommen Stimmungen über sie, in denen sie sich zu poetischen Productionen angeregt fühlt. Eine Ermuthigung hierzu empfängt sie durch ihren Vetter August Lewald, der ohne ihr Wissen Stellen ihrer Briefe, welche Mittheilungen über königsberger Zustände enthielten, in seiner „Europa" hatte abdrucken lassen; jedoch kommt es vorder Hand zu keinen weitern Versuchen, denn Familienereignisse und eine zweite Reise nach Berlin lenken sie wieder davon ab. Hier macht sie sich vorzugsweise den ungezwungenen Verkehr mit den höhern Gesellschaftsklassen zur Aufgabe und charakterisirt den Geist dieser Sphären trefflich. Sie erlebt hier unter anderm die Grundsteinlegung zum Monument Friedrich's des Großen und den Tod Friedrich Wilhelm's III. Bald darauf kehrt sie nach Königsberg zurück, wohnt hier der Huldigung des neuen Königs bei und wird von Lewald aufgefordert, ihm eine Schilderung der Feierlichkeiten für die „Europa" zu liefern. Sie erfüllt diesen Wunsch, ihre Arbeit findet Anerkennung. Sie fühlt sich dadurch zum Versuch [illegible] selbständigen Dichtungen ermuthigt. Sie schreibt erst ein Märchen, dann eine kurze Erzählung: „Der Stellvertreter". Ihr Vater und ihr Bruder verhalten sich dagegen ablehnend; aber Lewald rühmt sie, benutzt sie, honorirt sie. Damit ist es für sie entschieden, daß sie zur Schriftstellerin berufen ist. Das Gefühl der Unzufriedenheit weicht von ihr, sie sieht eine Zukunft mit einer herz- und geistbefriedigenden, fruchtbaren Thätigkeit vor sich, und die „Leidensjahre" sind damit überwunden. Ihr Vater macht zu ihrem Entschluß eine bedenkliche Miene, doch tritt er ihr nicht in den Weg; vielmehr nimmt er ihren Kopf in seine beiden Hände, und sie herzlich küssend spricht er:

„Gott gebe dir Glück dazu!" Damit geht er hinaus, und sie ist so gerührt, daß ihr die Thränen über das Gesicht fließen. Feierlicher, erklärt sie, sei ihr in den heiligsten Momenten nicht zu Muthe gewesen. Sie schließt diese Bekenntnisse mit den Worten:

Es war kein unbewußtes Hineindämmern in die Zauber-ärten der Poesie. Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volks und von der Gewalt des Worts über das Herz des Menschen. Und weil ich ie Wahrheit suchte und die Wahrheit über alles schätzte, wo ch sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile nd mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie roß oder gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie nders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schön-eit, Freiheit und Wahrheit hieß. Und dies Versprechen habe ch mir treu gehalten!

Fanny Lewald hat mit diesen Worten nicht zu viel esagt. In keiner ihrer Dichtungen ist der heilige Eifer, it dem sie diesen drei hohen Zielen nachringt, zu ver-nnen; am reinsten und vollkommensten aber documentirt sich in dieser ihrer Lebensgeschichte, welche wirklich in rer Totalität wie in jedem ihrer Einzelzüge ein scharf sgeprägtes Zeugniß der strengsten Wahrhaftigkeit, des erschütterlichsten Freiheitsdranges und des lautersten chönheitssinns ist. Belehrend durch die Fülle ihrer tie-n und treffenden Beobachtungen, erhebend und ermuthi-nd durch Vorführung bedeutender und nachahmungs-irdiger Persönlichkeiten, ist sie zugleich so anziehend und selnd, daß die bestangelegten Dichtungen schwer mit ihr tteifern können. Es gilt auch von ihr der in ihr an-zogene Ausspruch von George Sand: „La vie ressemble plus souvent à un roman, qu'un roman ne ressemble à la vie!"

Dieser Selbstbiographie lassen wir zunächst einen Roman" folgen, der mit einer Selbstbiographie wenig-ns insofern einige Aehnlichkeit hat, als er aus einem m Verfasser während einer Seereise geschriebenen Tage-he hervorgegangen ist und sich hauptsächlich mit den enen Erlebnissen des Autors beschäftigt. Er führt den el:

An Bord der Lady. Roman von **Herbert Grey**. Aus dem Englischen übersetzt von **Ottilie Meyerowicz**. Autorisirte deutsche Ausgabe. Bevorwortet von **Fanny Lewald**. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Streng genommen gehört dieses Buch, da es im ginal einen Mann zum Verfasser hat, nicht in die egorie der Frauenromane. Da es jedoch von einer u übersetzt und von einer Frau bevorwortet ist, mag ls ein Protegé des weiblichen Geschmacks immerhin Platz in dieser Uebersicht finden. Nach Fanny Le-'s Vorwort ist dasselbe geschrieben, um zu beweisen, es möglich sei, auch auf einem nicht wechselnden ergrunde, ohne Heranziehung ungewöhnlicher Gestal-und Ereignisse, ohne lebhaft vorschreitende Handlung anziehendes Buch, ein fesselndes Seelengemälde zu en, und nach dem Urtheil der Vorrednerin ist dem sser die Führung dieses Beweises gelungen. Sie sagt:

Was der Roman erzählt, entwickelt und löst sich in dem engen Raume eines Schiffs, im Laufe einer Seereise von England nach Kalkutta. In der Form eines flüchtigen Tagebuchs, dessen Original der Verfasser, soweit es die Naturschilderungen und das Leben auf dem Schiffe betrifft, einst auf seiner eigenen Reise nach Indien geschrieben, und welches dadurch das volle Gepräge der Wahrheit und Ursprünglichkeit an sich trägt, enthüllt er das Schicksal einzelner Passagiere, sieht man die Fäden sich leise knüpfen, welche dieselben verbinden, sieht man diese Fäden sich verwirren und lösen. Und unter dem Anschein des täglich gleichen Stillebens wachsen Liebe und Haß mächtig empor und bringen Glück und Verderben, je nach ihrer Natur. Eine Dichtung, welche geschaffen ist, um die Entbehrlichkeit besonderer Anreize darzuthun, kann solche absichtliche Anreize nicht besitzen. Sie reißt nicht fort, aber sie fesselt uns allmählich, gewinnt uns und hält uns fest.

Es thut uns leid, diesem günstigen Urtheil nicht unbedingt beistimmen zu können. Gäbe sich das Buch für eine bloße Reisebeschreibung aus, so könnten wir uns schon eher durch dasselbe befriedigt erklären, denn obschon es in seinen Schilderungen und Mittheilungen eigentlich nichts bietet, was man nicht schon wer weiß wie oft ebenso gut beschrieben gelesen hätte, so sind doch dieselben zum großen Theil von einer Ungezwungenheit und Frische, daß man sich recht wohl noch einmal daran zu unterhalten vermag. Als „Roman" aber ist das Buch doch sehr schwach. Abgesehen von einigen gut ausgemalten Scenen und gelungenen Charakteristiken sind alle romanhaften Elemente in demselben nicht nur mager und dürftig, sondern auch in gewissem Sinne plump und roh, d. h. weder poetisch verklärt, noch künstlerisch verarbeitet. Sie machen inmitten der Schilderungen etwa den Eindruck von an sich bedeutungslosen, für das Ganze aber viel zu anspruchsvollen Staffagefiguren auf einer Landschaft. Uebrigens finden wir die Enthaltsamkeit in Herbeiziehung von Reizmitteln gar nicht so ausgeprägt, als sie in einem Buche, das sich ausdrücklich die poetische Rechtfertigung des Einfachen und Natürlichen zur Aufgabe macht, sein sollte. Es gibt unzählige von Romanen, die mit weit einfachern Mitteln ausgekommen sind und damit weit größere Wirkungen, als dieser auszuüben vermag, erzielt haben. Trotz einem Anflug von Naivetät und Humor, den der Autor hier und da bekundet, fehlt es seiner Darstellung doch an jenem Zauber, der auch das Gemeinste in das Licht der Schönheit zu rücken weiß.

Hieran schließen wir am passendsten folgende zwei biographischen Romane:

3. Winckelmann oder von Stendal nach Rom. Culturhistorischer Roman von **Amely Bölte**. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 4 Thlr.

Es thut uns leid, bekennen zu müssen, daß sich Amely Bölte in diesem culturhistorischen, oder richtiger biographischen Roman bei weitem nicht so begabt und tüchtig bewährt hat, wie in ihrer „Frau von Staël". Schon ihre „Maria Antonia" ist uns weit schwächer als der ebengenannte Roman erschienen; noch weniger aber vermag uns dies neueste Product ihrer Feder zu befriedigen.

Einerseits vermissen wir daran noch mehr als dort einen nur einigermaßen kunstgerechten Bau, andererseits empfinden wir bei ihm fühlbarer als je den gewaltigen Abstand zwischen der Bedeutung der darstellenden Kraft und der des darzustellenden Gegenstandes.

An interessanten Einzelheiten und einem achtungswerthen Ideengehalt fehlt es dem Buche nicht. Dafür ist schon durch die Vorführung einer beträchtlichen Anzahl historischer Persönlichkeiten, durch Schilderungen damaliger Culturverhältnisse und durch Einflechtung charakteristischer Gedanken aus den Werken und Briefen bedeutender Männer in ausreichendem Maße gesorgt. Insbesondere zeichnet sich der dritte Band in dieser Beziehung aus, der überhaupt den beiden vorangehenden weit überlegen ist. Als Ganzes, als Composition aber ist das Buch ungemein schwach, und darunter leidet auch die Wirkung des Einzelnen. Es gewährt weder, was man von einem Roman erwartet, noch leistet es, was man von einer Biographie verlangt. Die Verfasserin spinnt darin eine Anzahl von Fäden ganz so an, wie es in Romanen zu geschehen pflegt; wenn sie aber dieselben bis zu einem gewissen Punkte fortgesponnen hat, läßt sie dieselben entweder ganz fallen oder behandelt sie obenhin und aphoristisch, daß man kein Interesse mehr daran zu nehmen vermag. Außerdem ist die Beziehung dieser romanhaften Elemente zum eigentlichen Helden des Buchs eine so lockere und zufällige, daß sie auch nicht eine blos relative Theilnahme zu erwecken vermögen. Unter solchen Umständen sind es wirklich nur die biographischen Momente, derentwegen das Buch gelesen zu werden verdient. Leider aber erscheinen diese inmitten jener romanhaften Zuthaten dergestalt zerrissen und entstellt, daß man sich auch ihrer nicht recht zu freuen vermag. Auch ist die Form, in der uns dieser Stoff geboten wird, zum großen Theil eine allzu salope und dem Ernst des Inhalts nicht entsprechende. Man fühlt es zu sehr heraus, daß die Verfasserin ein möglichst großes Publikum im Auge gehabt hat und nur darauf bedacht gewesen ist, es diesem und sich selbst möglichst bequem zu machen. Besonders verletzend ist endlich noch, daß sie es gar nicht verstanden hat, ihrem Stoff eine einheitliche Idee zum Grunde zu legen oder nur die Schicksale Winckelmann's von sittlichen Gesichtspunkten aus aufzufassen und dadurch den Pflichten der poetischen Gerechtigkeit zu genügen. Sowie es hier hingestellt ist, erscheint Winckelmann's Leben und Tod fast wie ein Hohn auf den Glauben an eine sittliche Weltregierung. Diesen Eindruck darf aber nicht einmal eine streng historisch gehaltene Biographie machen, geschweige eine Dichtung, welche die Aufgabe hat, die scheinbaren Widersprüche des Lebens im Zusammenhange mit der allgemeinen Weltharmonie zu zeigen.

Fast noch mehr als seine unkünstlerische Form schadet dem Buche der zweite seiner oben von uns gerügten Mängel. Mit Ausnahme mehrerer Kapitel, besonders im dritten Bande, macht das Bild, das dieses Buch von Winckelmann erweckt, einen so matten Eindruck, daß man an ihm kaum ein gewöhnliches Romaninteresse zu nehmen vermag, geschweige daß man im Stande wäre, von der epochemachenden kunsthistorischen Bedeutung dieses Mannes eine Ahnung zu gewinnen. Allerdings unterläßt die Verfasserin nicht, öfter von dieser zu sprechen; aber die Art und Weise, wie sie ihn sich selbst während seiner Entwickelungsperiode und auch später noch bethätigen läßt, verräth davon wenig oder nichts. Winckelmann erscheint in ihrer Zeichnung gar zu sehr als ein von seinen ungünstigen Zeit- und Lebensverhältnissen gedrückter, in einen engen Begriffskreis gebannter, pedantischer, philiströser, mit seiner Lage stets unzufriedener und in seinen Planen und Bestrebungen gleichwol zaghafter und unklarer Mensch, der sich mit einer Masse gelehrter Kenntnisse angefüllt hat, aber nichts damit anzufangen weiß und ist nicht nur ungeschickt und unpraktisch fürs Leben, sondern auch pedantisch und beschränkt in seinen Gesprächen, dürr und unfruchtbar in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen darstellt, bis ihn endlich der Impuls eines Freundes auf die rechte Bahn bringt. Mag auch der Geist, der Winckelmann später so bedeutend machte, lange Zeit ihm selbst und der Außenwelt verborgen geblieben sein: die poetische Nachschöpferin seines Seins und Lebens mußte die Keime seiner künftigen Größe auch inmitten der undurchdringlichsten Verhüllungen ihren Lesern wenigstens insoweit zum Bewußtsein bringen, daß ihnen [illegible] möglich gemacht wurde, fort und fort seiner Entwickelung mit ungeschwächtem Interesse zu folgen. Das ist aber der Verfasserin nicht gelungen. Zwar deutet sie auf solche Keime insofern hin, als sie ihn frühzeitig mit einer schwärmerischen Liebe für das classische Alterthum und mit einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach Rom erfüllt sein läßt; aber sie hat es nicht verstanden, diese Regungen in solches Licht zu rücken, daß sie Winckelmann als bedeutend erscheinen lassen; vielmehr treten dieselben meistentheils in solchem Zusammenhange auf, daß sie ihm eher das Aussehen eines lächerlichen Phantasten geben. Wollte die Verfasserin ihren Helden mit derartigen Zügen ausstatten, dann mußte sie sich von vornherein auf den Standpunkt jenes Humors stellen, der auch das Große in sein Gebiet ziehen darf, ohne ihm von seiner Größe nur ein Jota zu nehmen. Aber die stellenweise von ihr zu Hülfe gezogene Komik hat von der erhebenden und verklärenden Kraft des echten Humors wenig oder nichts aufzuweisen. Immerhin gehören die komischen Partien des Buchs zu den unterhaltendsten und gelungensten; es wäre zu wünschen, es hätte sich zu Schilderungen wie die des halleschen Studentenlebens, öfter Gelegenheit geboten. Auch in den ernst gehaltenen Abschnitten findet sich manches Interessante und für den Laien Belehrende; aber der Totaleindruck des Buchs ist doch ein so wenig befriedigender, daß wir der talentvollen Verfasserin den Rath geben möchten, ihre Zeit und Kraft nicht mehr an die Zwittergattung von Roman und Biographie zu verschwenden, sondern sich für ihre Productivität einen Stoff auszusuchen, bei dem sie entweder der einen oder der andern Kunstform vollständig Genüge zu leisten vermag.

4. Arndt und Follen. Zeitgemälde aus dem deutschen Befreiungskriege von **Mathilde Gräfin von Reichenbach.** Leipzig, Matthes. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Abermals einer der jetzt wie Pilze aufschießenden Romane, in denen das unzureichende Talent die mangelnde Erfindungs- und Gestaltungsgabe durch Ausbeutung des Lebens interessanter Persönlichkeiten zu ersetzen sucht! Arndt und Follen, von der rechten Seite gepackt und wiedergegeben, wären wol die Männer dazu, die Träger und Stützen eines Romans von schwerwiegendem Gehalt und tiefgreifendem Interesse zu werden; aber die vorliegende Erzählung ist nur ein Beweis dafür, daß eine gar zu viel Wasser zuschüttende Köchin auch aus dem kräftigsten Stück Fleisch eine fast ungenießbare Wassersuppe herzustellen vermag. Der Verfasserin fehlt für eine nur einigermaßen angemessene Verarbeitung des gewählten Stoffs nicht mehr als alles; denn selbst die besten Eigenschaften, die sie dabei entfaltet, eine ehrenwerthe Freisinnigkeit und eine ziemlich fließende Schreibweise, sind so sehr mit Saft- und Kraftlosigkeit gepaart, daß sie jedweder Wirkung ermangeln und das Unbehagen über die positiven Gebrechen schlechterdings nicht zu mildern vermögen. Nicht minder unwahr wie ihre historischen sind die von ihr hinzuerfundenen Gestalten. Leiden jene an einer traurigen Bläſſe und Farblosigkeit, so scheinen bei diesen umgekehrt die Farben zu dick und grell aufgetragen. Man vermag daher an die einen so wenig zu glauben wie an die andern, und was auch von ihnen erzählt wird, man liest es ohne die geringste Spannung und Theilnahme, weil die Verfasserin ebenso wenig zu componiren wie zu zeichnen versteht. 11.

(Der Beschluß folgt in einer der nächstfolgenden Lieferungen.)

Die Nazarener, eine neue Dissentergemeinde.

Biographie von Johann Jakob Wirz. Ein Zeugniß der Nazarenergemeinde von der Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden. Barmen, Langewiesche. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwerlich wird einer unserer Leser wissen, was er sich unter der Gemeinde der Nazarener zu denken, wo er dieselbe zu suchen, welche Bewandtniß es mit derselben auf sich hat. Die Gelegenheit, welche ihm in der Biographie von Wirz, die wir zu besprechen gedenken, geboten wird, seine Kenntnisse in diesem Punkte zu bereichern, dürfte, wie sich gleich ergeben wird, keine ausreichende sein. Die Bereicherung der Kenntnisse, die wir aus dem Buche über diese Sekte gewinnen, ist nur eine sehr theilweise.

Dissenters hat es zu allen Zeiten und in allen Kirchen gegeben, wird es stets geben. Daran ist nichts Auffallendes. Die Religion unterscheidet sich eben von der Theologie; in der letztern mag eine so oder anders uniformirte Gleichmäßigkeit zu erzielen sein, nicht aber in der Religion, die eine Sache des individuellen Gefühls, der individuellen Bildung ist und bleiben soll. Von diesem Standpunkte einer toleranten Auffassung wird ein denkender Kopf in die nicht selten maßlosen Angriffe der consistorialkirchlichen Zionswächter gegen Erscheinungen und Bestrebungen einstimmen, welche eine Emancipation von der theologischen Landesuniform zu erreichen suchen. Es entspricht eine derartig tolerante Auffassung nicht allein den Geboten der natürlichen Humanität, sie ist auch durchaus schriftgemäß, denn „in meines Vaters Hause gibt es der Wohnungen viele". Ebendaher sind auch wir, fern von jeder Antipathie oder vorgefaßten Meinung, an die Lectüre des genannten Buchs herangetreten, und die Gedanken, welche in dem Vorwort entwickelt werden, enthalten manches, was wir zwar nicht unbedingt unterschreiben möchten, Behauptungen indeß, denen eine gewisse Berechtigung, obschon keineswegs in allen Theilen, in allen Consequenzen, nicht abgesprochen werden darf und die zu weiterm Nachdenken anregen. Der ungenannte Herausgeber, vermuthlich der Nachfolger und Erbe von Wirz in dem Priesterthum der Nazarenergemeinde, orientirt uns zunächst über seine Absicht, die Biographie eines in der Welt kaum gekannten Mannes zu schreiben, und motivirt sodann in einer ganz geschickten Weise den Vorsatz. „Die Welt hat ihre großen Männer", sagt der Herausgeber, „streut ihnen Weihrauch, baut ihnen Denkmäler und feiert ihnen Feste. Sie mag das Ihre behalten. Aber den, «der der letzte über dem Staube stehen wird», kennt sie nicht. Auch die Kirche hat das Ihre und mag es behalten. Nur menschliche Weisheit kann in ihr noch zur Geltung kommen. Fähigkeiten und Kenntnisse, die durchaus unabhängig sind von lebendigem Glauben, wahrer Gottesfurcht und christlichem Wandel, geben die Berechtigung, sich auf die Stühle ihres Lehramts zu setzen, und bahnen den Weg zu allen ihren Aemtern und Würden. Todtes Wissen ist in ihr an die Stelle der göttlichen Erleuchtung getreten." Was diesen letzten Passus betrifft, so dürfte auf der Hand liegen, daß er nur mit einer Beschränkung zugegeben werden kann; die Theologen aus der Schule der Hengstenberg und Consorten haben überhaupt kein Wissen, sie sind nur stark im Glauben, oder sagen es doch. Wir kennen persönlich Pastoren zu Dutzenden und rudelweise, und keineswegs blos in unserer gegenwärtigen Heimat, in dem in diesem Punkte berufenen Wupperthal, welche die von der Universität abgegangenen jungen Candidaten auf Ephoratsconferenzen und privatim beschwören, ihr bischen akademisches Wissen eiligst abzuthun und in die Rumpelkammer zu werfen; anders könne die Gnade nicht zum Durchbruch gelangen.

Der weitere Gedankengang des Vorworts ist dann etwa der folgende. Das Reich Gottes wird von innen heraus geboren. Zu einer innern Umgestaltung des Menschen durch das alles neuschaffende, lebendige Wort Gottes will die Biographie von Wirz Anleitung geben. Sie will zu dem wahren, lebendigen Tempel Gottes den Weg zeigen, in dem Gott angebetet wird im Geiste und in der Wahrheit. Für Menschen, schließt die Auseinandersetzung, welche für die höchste Wahrheit empfänglich sind, wenn sie ihnen in ihrer Einfalt und Lauterkeit, entkleidet von dem Flitterwerk menschlicher Zuthaten, entgegentritt, wird die Biographie von Wirz nicht ein Gegenstand des Spottes sein, sie werden vielmehr eine Speise des Lebens in ihr finden. Die Grundwahrheiten des lebendigen, inwendigen Christenthums werden ihnen daraus entgegenleuchten; Zeugnisse der Wahrheit, bekräftigt durch tausendfältige Erfahrungen, Worte voll Geist und Leben, nicht eitles Geklingel, wie die Worte der heutigen Schriftgelehrten. An solche Leser, an solche Seelen wendet sich das Buch, die des kraft- und saftlosen, schulmäßig erlernten und handwerksmäßig betriebenen Wortkrams müde, nach lebendigen Zeugnissen christlicher Wahrheit verlangen, nach Zeugnissen, die aus der Quelle des innern Lebens geschöpft sind und die Feuerprobe der Erfahrung bestanden haben.

Das klingt alles verständig und entbehrt nicht, wir wiederholen, der Berechtigung. Aber schade, daß dieses Vorwort nicht im Einklang steht mit dem, was das Buch wirklich bietet. Es ist schwer, den Kern und die Summe der Lehren und des Glaubens der Nazarenergemeinde, wie er in der Biographie auseinandergesetzt wird, in prägnanter Weise zusammenzufassen; in Summa aber wird aus dem Nächsten erhellen, daß wir uns keiner Hyperbel schuldig machen, wenn wir die „neutestamentliche Mosesschaft", d. h. die von Wirz gelehrte Religion der Nazarener als eine so grandiose Verirrung der menschlichen

Vernunft bezeichnen, wie sie nur immer von der kühnsten Phantasie eines orientalischen Märchenerzählers geträumt werden kann, als ein eklektisches, krauses Conglomerat von Mystik und Pietismus, bei welchem Philosophie und Geschichte, jedes Denken, jede Bildung völlig in die Brüche gehen. Ja, wir wären sehr geneigt, dürften wir unsere Kritik dieses seltsam-wunderlichen Buchs im Lapidarstil halten, einfach zu berichten: „Absoluter Wahnsinn.“

Das Buch zerfällt in drei Theile. Der erste gibt die Autobiographie von Johann Jakob Wirz; der zweite, wenn wir es so bezeichnen sollen, die Dogmatik seiner Lehre; der dritte endlich setzt sich wesentlich aus Correspondenz-Excerpten des Mannes über die mannichfachsten Gegenstände zusammen, vermischt mit Einlagen und Noten des Herausgebers, und endigt schließlich mit einem Bericht über den Tod des Sektenstifters.

Eine Biographie im gewöhnlichen Sinne ist die Selbstbiographie nicht. Von den äußern Lebensschicksalen erfahren wir blutwenig. Johann Jakob Wirz ist den 22. Januar 1778 zu Basel geboren. Die Aeltern hielten ihn fleißig zur Kirche und zur Schule. Dreimal in seiner Knabenzeit, erzählt der Mann, habe ihn die göttliche Gnade gerührt; die Erweckungen traten stets im November ein, er aber hörte den Ruf nicht, sondern betrieb das Handwerk seines Vaters, das Seidenzeugmachen. Im Jahre 1801 Soldat geworden, entwich er schon im nächsten Jahre durch Desertion seiner Truppe. Der fromme Mann erzählt die feige Fahnenflucht mit höchster Naivetät, als hätte er mit dem gemeinen Vergehen die beste, herrlichste That verrichtet: „Der Herr lenkte die Untreue zu meinem Besten“. Nachdem er mehrere Jahre auf der Wanderschaft gewesen und sich 1807 in Basel verheirathet hatte, fing der Herr „wieder an an seinem Herzen zu arbeiten“. Nicht im Stande sich zu ernähren, ging er nach Lyon, kehrte aber 1813 wieder nach Basel zurück. Damals ging „zum Preise der göttlichen Gnade das erste Morgenroth in seiner Seele auf“. Körperliche Leiden nöthigten ihn, sein Handwerk aufzugeben; er versuchte es mit der leichtern Arbeit des Bandwirkens. „Die Gnade Gottes in Jesu führte ihn einen stillen Gang“, d. h. der Mann wurde mit andern „erweckten Freunden“ bekannt und trat als Mitglied in einen überspannt-pietistischen Conventikel. Wir begreifen psychologisch vollkommen, wie den Mann Phantasmagorien und Hallucinationen aus der religiösen Sphäre beschäftigen konnten; er selbst erzählt diese krankhaften Delirien als Thatsachen: „Eines Tags, als ich nicht allein körperlich durch große Schmerzen angegriffen war, sondern auch in der Seele in eine große Anfechtung über das Meer meiner Sünden gerieth, das sich mir mit seinen schäumenden Wogen vor Augen stellte, und ich bitterlich, ja trostlos darüber weinte, geschah es, daß ich vor mir, über dem Fuße meines Bettes, eine Gruppe geistiger Wesen erblickte, die mit einem hellen Lichtglanz umgeben waren, welche ich für Geister und Engel erkannte, von denen ich aber nur das Haupt und die Brust sah. Sie schwebten, wie gesagt, in der Höhe über dem Fuße meines Bettes, und richteten ihr Angesicht freundlich auf mich. Einer von ihnen trug auf seinem Haupte eine Bischofsmütze und unter dem einen Arm einen Bischofsstab; in der linken Hand hielt er ein Oelglas. Ein anderer war in das Gewand eines gewöhnlichen Priesters gekleidet. Die übrigen Wesen, die mit entblößtem Haupte erschienen, schienen Engel zu sein. Jener erste Geist im Ornate eines Bischofs, oder vielmehr eines Erzbischofs, wofür ich ihn nach seinem ehrwürdigen Anstande und hohem Ansehen halten mußte, redete mich freundlich an und tröstete mich über meine Sünden, die ich unter Strömen von Thränen beweinte, und sagte mir eine völlige Absolution zu. Darauf nahm er das Oelglas, welches er in der linken Hand hielt, und salbte mein Haupt mit Oel.“ Man glaubt unwillkürlich, Mohammed erzähle den Arabern seine Märchen, um seine göttliche Mission zu beglaubigen. Recht charakteristisch ist übrigens in der Stelle die Correctur, daß nicht ein Bischof, sondern vielmehr ein Erzbischof die Salbung vollzogen. Es ist dem Bandwirker nicht Ehre genug, daß die Engel mit entblößtem Haupte (soll man sich die Engel mit einem Cylinderhute oder mit welcher andern Kopfbedeckung verstellen?) vor ihm erscheinen, daß ein Bischof aus den himmlischen Regionen die Salbung vollzieht, es muß der Salbende im Verlauf der weitern Erzählung flugs zum Erzbischof avanciren. Bis zur lästerlichen Blasphemie versteigt sich ein anderer Bericht über eine zweite Gnadenbezeugung: „Im April 1823 wurde ein Vorhang vor meinen Augen aufgezogen; da sah ich solche Dinge, die ich in kurzem durchmachen sollte, vor denen meine Natur schauderte. Denn es wurde mir angezeigt, daß ich nun den ganzen Leidensproceß unsers Herrn Jesu Christi, von seinem angstvollen Stande am Oelberge bis zu seinem Leiden und Sterben am Kreuze, wie auch in den Stand seiner Grablegung und endlich in den Stand seiner Höllenfahrt werde eingeführt werden. Dieses alles ging auch bald auf eine magische, aber in allen Theilen der Seele, ja selbst des Leibes empfindliche Weise vor.“ Und nun erzählt Wirz in einer Manier, wie etwa ein marktschreierischer Säulenheiliger der Hindu, was er gelitten und geduldet, als er an das Kreuz genagelt worden, als er zur Hölle gefahren u. s. w., das Ganze eine widerliche Travestie der Evangelienberichte. Wenn wir das krause Zeug in den Aufzeichnungen eines Arztes an einer Irrenanstalt gefunden hätten, wäre es uns natürlich und verständlich erschienen; dergleichen Wahnwitz aber in einem Buche anzutreffen, das denn doch den Anspruch macht, es sei von einem vernünftigen und denkenden Geiste für vernünftige und denkende Geister geschrieben, erregt tiefen Ekel.

Irgend thatsächliches Material enthalten die weitern Mittheilungen nicht. Die folgenden Bogen füllen sich mit ähnlichen Phantasien, wie die erwähnten. Wirz sah Gesichter und hatte Erscheinungen, er war viel krank und arbeitete nicht. Erlaubte es sein Körperzustand, so reiste er umher, „mit erweckten Seelen verkehrend“. Wovon er gelebt und seine Familie ernährt, wovon er die Reisekosten bestritten? Denjenigen, welche nach dem Reiche Gottes trachten, fällt ja alles von selber zu.

Die Autobiographie schließt mit dem Jahre 1836. Wirz war unter den Heiligen ein Licht geworden, er trat als neutestamentlicher Moses an die Spitze der Frommen. Wo wir dieselben zu suchen haben, wird nicht gesagt. Aus Andeutungen, die in spätern Theilen gemacht werden, scheint hervorzugehen, daß die Mitglieder der Nazarenergemeinde über aller Herren Länder zerstreut sind.

Was man in den beiden folgenden Abschnitten zu [illegible] hat, ist bereits angegeben. Es hält schwer, aus diesem [illegible] ungeordneten Wort- und Wörterchaos einen verständlichen [illegible] herauszuschälen. Der hauptsächlichste Fundamentalsatz [illegible] der zu sein: „Jesus wollte sich in Wirz ganz und vollkommen ausgebären; Wirz sollte durch die Gnade werden, was Jesus von Natur ist.“ Die Anhänger der Lehre Wirz' sollen [illegible] das zu werden, was Wirz war. Oft findet man Anklänge an das Logenwesen; über die Heiligkeit der Zahlen 7 und 3 wird viel gefabelt, es werden drei Grade in der Entwickelung der Zionswanderer, unter anderm S. 555, unterschieden. Eigenthümlich ist es, daß Wirz nicht selten über irgendeinen Gegenstand eine lange Auseinandersetzung in Worten und Gedanken gibt, die durchaus unverständlich bleiben, und daß er zum Schluß selbst das Eingeständniß macht, er wisse von dem Gegenstande nichts, über den er Worte geschwatzt hat. Man nehme [illegible] S. 152 das Weihnachtsgeschenk für gläubige Seelen. Er [illegible] hier ein Langes und Breites von dem „ewigen Ungrunde“, [illegible] klärt dann aber nach einem endlosen Wortschwall S. 16[illegible]: [illegible] ewigen Ungrund vermögen menschliche Gedanken und [illegible] nicht zu beschreiben“, und auf der folgenden Seite: „[illegible] unaussprechliche Ungrundstiefe, ohne Anfang und ohne Ende, wer kann dich verstehen!“ Von den „Früchten am Baume des Lebens“, von den „Lehren der Weisheit“ die folgenden [illegible] ben: „Erhalte deine Seele rein von der Magie des [illegible] Geschlechts; denn schon das an sich selbst unschuldige An[illegible] an eine weibliche Person führt gewöhnlich der Seele [illegible]

unreine Speise zu, deren Verdauung ihr Streit verursacht und sie untüchtig macht zur reinen und heiligen Gemeinschaft mit Gott", oder S. 122: „Sei schonend gegen die Thiere, doch laß ihnen keinen Raum in deinem Gemüthe, damit du nicht, durch eine thierische Magie angefacht, den Tempel Gottes verunreinigest und am Ende deines Lebens durch ein Geschrei von Hunden und Katzen oder andern Thieren beunruhigt, oder im zukünftigen gar von thierischen Gestalten verfolgt werdest; denn Gott ist ein eifriger Gott, der jede sympathische Anhänglichkeit an Creaturen nicht ungestraft läßt." Ad vocem Magie! Wie Herr Julian Schmidt nicht zwei Seiten schreiben kann, ohne den Bronzellschimmel des „gesunden Menschenverstandes" vorzureiten, so spricht der „wiedergeborene Christus" kaum zwei Worte ohne Anwendung der Phrase „Magie". Wo die Begriffe fehlen, alte Geschichte das, stellen sich Worte ein. Wessen Neugier wissen will, wie es mit den „Gerichtssitzungen in der himmlischen Welt" gehalten wird, der kann seine Neugierde durch die höchst genauen, höchst authentischen Aufschlüsse bestens befriedigen, die ihm der neutestamentliche Moses S. 413 vermittelt: „Ehrfurchtsvoll, hehr und majestätisch sind die Gerichtssitzungen in der geistigen Welt, die man auch die innere, im Gegensatz unserer sichtbaren Welt nennen kann. Der Vater oder das heilige dreieinige Urwesen hat das Gericht über die Welt und über die Seelen der Menschen Christus, dem Gottes- und Menschensohn, übergeben. Zunächst an seiner Seite im Gericht stehen die 24 Aeltesten. Zwölf dieser hohen Würde sind aus dem Alten Bunde und zwölf aus dem Neuen hervorgegangen. Diese führen mit Christo, dem König aller Könige, das Präsidium in der göttlichen Reichssache. Mit ihnen stehen noch zwölf Erstlinge in königlich-priesterlicher Würde in Verbindung, und bilden sozusagen den kleinen geheimen Rath. Alle sitzen, wenn Gericht gehalten wird, in königlicher Eigenschaft auf herrlichen Thronen. Die Sachen der Könige und Fürsten auf Erden werden in diesem Rathe behandelt. So wurde kürzlich ein europäischer Monarch (es wird wol Friedrich Wilhelm IV. gemeint), der sich sonst durch manche christliche Tugend auszeichnet, dennoch von seinem Throne gestürzt, weil sein Herz nicht aufrichtig an Gott hängt und das Geistliche mit der Weltliche vermischt, woraus dem Reiche Gottes großer Schaden erwächst. Nun kommt's darauf an, ob er dieses verborgene Urtheil durch Buße noch auflöst oder nicht. Christus als der Allgegenwärtige ist bei jeder wichtigen Verhandlung einer Reichssache gegenwärtig. In der Abstimmung einer Sache ist keine Mehr- oder Minderheit der Stimmen für oder gegen eine Sache zu hören; denn alle blicken auf den Gottes- und Menschensohn, und sehen in ihm hervorglänzen, was sein Wille in der abzuhandelnden Sache ist, der auch in den im hohen Rathe sitzenden Gliedern als eine göttliche Kraft im vollkommensten Einklang und Einheit enthalten liegt. Heilige Engel, ebenfalls von hoher Würde, stehen um diesen Kreis als Boten und Diener theils um die gefaßten Beschlüsse und Befehle zu vollziehen, theils um an andere himmlische Behörden Ordre zu tragen, sich wieder an dieses Gericht noch anzuschließen, oder hier und in einer entfernten Region über diese oder jene Angelegenheit besonderes Gericht zu halten und dessen Resultat dem Obergericht zu übergeben. Die Sprache der heiligen Engel, wie die der vollendeten Heiligen, ist die Sprache der Seele, aufsteigenden Gedanken, die einer in dem andern liest" u. s. w.

Wir glauben das Buch hinreichend charakterisirt zu haben. Was Wirz betrifft, so erblindete der Mann im späten Alter; er dictirte seitdem seine Ergüsse. Am 25. September 1858 schied er.

Thaddäus Lau.

„Theodor Körner" und andere Schriften von Julius Mühlfeld.

1. Theodor Körner. Ein deutsches Lebensbild von Julius Mühlfeld. Anclam, Dietze. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Allerlei — Rauch. Von Julius Mühlfeld. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Ein Weg zum Throne. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Hofnovelle von Julius Mühlfeld. Anclam, Dietze. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.
4. Cyanen. Gedichte in bunter Reihe von Julius Mühlfeld. Zweite vermehrte Auflage. Anclam, Dietze. 1862. 16. 20 Ngr.

Von den vorliegenden Schriften gehört wenigstens die erstgenannte in das Bereich derjenigen, die sich der Herausgeber d. Bl. vorzugsweise zu seinem Departement ausersehen hat und deren Lectüre in den Kreis seiner besondern Neigungen und Lieblingsstudien fällt; indessen mögen die andern hier gleich mit erwähnt sein, um in einem gedrängten Ueberblick ein Bild von der Thätigkeit und Vielseitigkeit des noch jungen pseudonymen Autors zu geben, der mit Fleiß auch Talent, namentlich für die leichtere Gattung der Erzählung, Gemüth und wackere Gesinnung verbindet, wenn ihm auch noch die höhere literarische Reife fehlt.

In der Schrift „Theodor Körner" (Nr. 1) beabsichtigt der Verfasser, der zugleich im Vorwort daran erinnert, daß die funfzigjährige Todesfeier Körner's nahe bevorstehe, dem deutschen Lesepublikum ein „treues Lebensbild des Heldenjünglings vorzuführen, welches mit Uebergehung des Unbedeutenden und wenigstens heute nicht mehr Interessanten doch möglichst jeden bedeutendern und charakteristischen Moment seines Lebens berührt". Er hat, wie er weiter im Vorwort bemerkt, das Einflechten spannender Romanscenen im Interesse derjenigen vermieden, „welche in dem Lebensbilde unsers Heldenjünglings etwas mehr als eine flüchtige Unterhaltung suchen", er hofft dagegen „durch zeitweilige Mittheilung interessanter Brieffragmente sich den Leser zu verpflichten". Er hat hierzu unter anderm namentlich auch die zahlreichen Materialien und den reichen Vorrath von Briefen benutzt, welche der vierte Band der 1858 erschienenen A. Wolff'schen Ausgabe der Werke Theodor Körner's enthält, und er beruft sich dabei auf einen von uns auf Anlaß dieser Ausgabe in Nr. 48 d. Bl. f. 1858 gethanen Ausspruch, daß man in England oder Frankreich diese Briefe in Verbindung mit den übrigen Materialien benutzt haben würde, um ein gerundetes Lebensbild des Dichters, eine ausgeführte, leicht lesbare Biographie zu geben, wogegen man in Deutschland sich mit der Aufstapelung bloßer Materialien begnüge u. s. w.

Diesen Mangel hatte übrigens der Verfasser selbst, wie er versichert, schon früher, ehe er noch unsern Bericht über die neueste Ausgabe der Körner'schen Werke gelesen, und damit das Bedürfniß gefühlt, jenem Mangel durch ein Buch wie das nun vorliegende möglichst abzuhelfen. Und Theodor Körner verdiente sicherlich ein solches Lebensbild, er, der seine kriegerischen Gesänge nicht hinter dem Ofen, sondern, wie Goethe dies von einem Kriegsdichter verlangte, im Bivouak selbst dichtete, der durch seinen Heldenmuth und seinen Tod bewies, daß das in seinen patriotischen Gesängen flammende kriegerische Feuer kein gemachtes, künstliches war, und der für das Vaterland sein Leben und damit die verlockenden Aussichten auf eine glückliche Ehe an der Seite eines liebenswürdigen weiblichen Wesens, auf eine gesicherte einträgliche Stellung und auf eine ehrenvolle Laufbahn als Theaterdichter in die Schanze schlug. Zugleich versetzt uns seine Kindheitsgeschichte in den Mittelpunkt der edelsten und interessantesten Verhältnisse und Beziehungen; wir lernen einen Kreis der seltensten Menschen kennen, wie er jetzt wol nirgends mehr besteht: seinen Vater, einen der lautersten und mildesten Charaktere und zugleich eine der gediegensten Intelligenzen, welche Deutschland aufzuweisen hat, seine Mutter und deren Schwester, seine eigene Schwester, die den Bruder so zärtlich liebte, daß

der Gram um ihn sie sehr bald verzehrte, die geistig erlauchten Freunde des Appellationsraths Körner, Schiller und Goethe, von denen der erstere in moralischer und intellectueller Hinsicht Körner dem Vater noch bei weitem mehr verdankt, als man zu wissen oder einzugestehen zu wollen scheint, und eine Menge anderer Notabilitäten, Dichter und Künstler, deren Vereinigungspunkt das Körner'sche Haus war.

Alles das verleiht dem Julius Mühlfeld'schen Buche Reiz und Interesse. Es ist zwar nicht im eigentlich literarhistorischen Stile geschrieben, wie wir ihn für die Behandlung eines solchen Themas vorziehen würden. Die Darstellung verfällt oft in den Ton, wie er bei unsern Erzählern und Novellisten üblich ist, oder bewegt sich auch mit Vorliebe darin, und wenn der Verfasser, wie er selbst sagt, mit Recht vermieden hat, eigentlich romanhafte Fictionen und Episoden einzufügen, so führt er doch die historischen Personen seines Buchs oft in Situationen und Gesprächen vor, die man wol nur als bloße Ausmalungen betrachten darf, zu denen er sich des Farbentopfes seiner Phantasie bediente. Aber der Verfasser schrieb auch nicht für ein exclusiv literarisches Publikum, sondern für einen Leserkreis, dem einmal diese Darstellungsweise und zwar einzig und allein diese behagt, und dessen Geschmack er ohne Zweifel besser kennt als wir; jedenfalls aber besitzt er diejenige Eigenschaft, die für ein Thema wie das von dem Verfasser abgehandelte doch immer das hauptsächlichste Erforderniß ist und bleibt, glühend sich hingebende Begeisterung für den Helden und für die große deutsche Sache, für die derselbe kämpfte und fiel. Noch machen wir auf das fünfte Kapitel des ersten Bändchens aufmerksam, welches einen Besuch des jungen Körner im Jahre 1810 in Löbichau, dem Gute der Herzogin Dorothea von Kurland, schildert und auch zwei in den gesammelten Werken nicht abgedruckte Gedichte Theodor Körner's enthält, welche, wie überhaupt die Details aus Löbichau, der Verfasser einer früher in der „Modezeitung" veröffentlichten literarhistorischen Studie: „Der Musenhof in Löbichau", von Rudolf Günther, zu verdanken bekennt. Doch auch in dieser Partie hat sich der Verfasser nicht durchaus genau an den correcten Bericht Günther's gehalten.

Ueber die in „Allerlei—Rauh" (Nr. 2) enthaltenen Geschichten wollen wir uns kurz fassen, dürfen sie aber im allgemeinen als eine zugleich leichte und ansprechende Lectüre besonders für Frauen empfehlen. Wärme der Empfindung, Gefühl für unverschuldetes menschliches Elend und eine im ganzen angenehme Darstellung bei meist einfacher Handlung wird man ihnen nicht absprechen können. Meist zeigt der Verfasser die Uneigennützigkeit, die Unschuld, die Tugend, die vertrauensvolle Liebe im Kampfe mit dem Egoismus, der Genußsucht, der Untreue und der Gemüthshärte. Bald repräsentirt ein gewinnsüchtiger Kaufmann, der seine frühere Geliebte sammt ihrem Kinde dem Elend preisgibt, bald ein adelstolzer läppischer Baron, bald ein pfiffiger, ränkevoller Advocat, bald ein das Talent ausbeutender, nur auf den Modegeschmack speculirender Verleger, der sich „Häuser baut von dem Schweiße des Schriftstellers", bald ein sündhaftes Weib das böse Element in diesen Erzählungen; das gute Element siegt entweder nach hartem Kampfe, oder unterliegt wol auch, wie in der Erzählung „Geopfert". Zuweilen gelingt es dem Verfasser, anziehende Localschilderungen mit dem Gange der Handlung zu verbinden, wie in der Erzählung „Eine Rügenreise" oder „Eine Lebensgeschichte in sechs Bildern". In der letztern sind unter anderm manche Seiten des leipziger Lebens und Treibens in einer Weise geschildert, die von guter Beobachtung zeigt. Eine scharfe Beize der Kritik wenden wir absichtlich nicht auf diese einfachen Herzensgeschichten an, da sie sich so anspruchslos geben. Der auf den ersten Blick etwas wunderlich erscheinende Titel wird demjenigen, der sich an das gleichnamige Märchen in den „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm erinnert, nicht sehr auffällig erscheinen.

Daß des Verfassers Talent und Erfahrung wol zur Conception von kleinen, unmittelbar aus dem Herzen herausgeschriebenen Erzählungen, aber zur Zeit noch nicht im gleichen Maße zu größern Compositionen hinreichen, scheint uns die sogenannte „Hofnovelle" mit dem Titel „Ein Weg zum Throne" (Nr. 3) zu beweisen. Die Kritik wird, selbst wenn sie nicht ihren strengsten Maßstab an sie anlegt, manches an ihr auszusetzen haben. Man sieht es dem Roman doch an, daß der Verfasser das Hofleben nicht genügend aus eigener Anschauung kennt, und wenn Romanschriftsteller immer überhaupt nur das schildern sollten, was sie selbst erlebt, erfahren und beobachtet haben, so gilt dies von jüngern Autoren nur um so mehr. Gerade der Roman ist mehr als jede andere Schöpfung darauf angewiesen, reine Erfahrungssache zu sein. Die Absicht des Verfassers ist die, das verderbliche Treiben des Jesuitismus an einem concreten Beispiele zu zeigen und zu enthüllen. Der Pater Bernhard, ein heuchlerischer sittenloser Bösewicht, weiß sich bei einem kleinen deutschen Fürstenhofe einzuschleichen und den Ehrgeiz einer Prinzessin dazu zu benutzen, daß sie die Gemahlin des regierenden, von ihr und dem Pater umgarnten Fürsten wird und später heimlich mit ihm in Rom zur katholischen Kirche übertritt. Nach ihrer Rückkehr wird in der durchaus protestantischen Residenz eine katholische Kirche gebaut, und eine Colonie von Jesuitenpatres, welche in viele sonst glückliche Familien den Keim sittlichen Verderbens tragen, siedelt sich in der Hauptstadt an. Nach des Fürsten Tode stellt sein Nachfolger, des Verstorbenen Bruder, die frühern Zustände wieder her und verjagt die Jesuiten, die übrigens das Land durch heimliche Anlehen u. s. w. ausgesogen und dem Staatsbankrott nahe gebracht haben. Wenn es dem Verfasser darum zu thun war, den Hauptpater als ein recht abstoßendes widriges Scheusal erscheinen zu lassen, so ist ihm dies allerdings gelungen. Uebrigens schlägt im einzelnen des Verfassers Erzählungstalent durch, und der Roman hat schon deshalb ein gewisses Interesse, weil ihm wirkliche Vorgänge zu Grunde gelegt sind. Wir brauchen das nun mit einem andern deutschen Herzogthum vereinigte Ländchen, dessen im Jahre 18[illegible] verstorbener Herzog im Jahre 1825 nebst seiner Gemahlin (aber nicht in Rom, sondern unsers Wissens in Paris) zum Aergerniß aller guten Protestanten zum Katholicismus übertrat, nicht erst zu nennen.

Des Verfassers unter dem Titel „Cyanen" gesammelte Gedichte (Nr. 4) liegen in zweiter vermehrter Auflage vor. Jedenfalls sind sie der Spiegel eines reinen Gemüths und ehrlicher deutscher Gesinnung, wieviel sie auch oft in formeller Hinsicht zu wünschen übrig lassen mögen. Ein Gedicht „Judica in Anclam" erinnert an einen historischen Vorfall, der wol wenigen unserer Leser bekannt sein mag. Als nämlich im Nordischen Kriege Karl XII. die Stadt Altona erobert und verbrannt hatte, sollten nach damaliger scheußlicher Kriegssitte die vier schwedisch-pommerschen Städte Garz, Wolgast, Greifswald und Anclam dafür büßen. Zar Peter gab den Befehl, daß diese Städte geplündert und die Bürger nackt und arm hinausgetrieben werden sollten, um vor der Stadt die Vernichtung ihrer Häuser mit anzusehen. Mit der Ausführung dieses barbarischen Befehls wurde ein gewisser Staff, ein höherer russischer Offizier, beauftragt, und das ausgeplünderte und verbrannte Wolgast gab Zeugniß davon, daß Staff ganz der geeignete Mann dazu war, den unmenschlichen Befehl in aller Strenge in Vollzug zu setzen. Auch in Anclam waren bereits alle Vorbereitungen getroffen, die Häuser mit Brennstoff gefüllt, Pechkränze an den Giebeln aufgehängt u. s. w. Staff wollte eben von Greifswald abreisen, um die Plünderung und Einäscherung Anclams in Ausführung zu bringen, als der dänische Offizier Carlsen, nachdem er ihm vergebens Vorstellungen gemacht, Staff einen Mordbrenner nannte. Die Degen flogen aus der Scheide, Carlsen fiel, aber Staff ward verhaftet und konnte nicht abreisen. Während der dadurch entstandenen Verzögerung traf von Petersburg ein Gnadenbefehl ein, und Anclam war durch Carlsen's Unerschrockenheit vom Un-

gerettet. Noch wird alljährlich am Montag nach Judica diese Begebenheit in Anclam durch öffentlichen Gottesdienst gefeiert.

H. M.

Romantische Bilder aus Neumexico.

Der Flüchtling. Erzählung aus Neumexico und dem angrenzenden Indianergebiet; im Anschluß an den „Halbindianer“, von Balduin Möllhausen. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Der Mississippi scheint nunmehr wirklich von unsern Romanschreibern abgedankt oder mindestens auf Halbsold gesetzt und statt seiner der Rio-Colorado in Dienst genommen zu sein, und Möllhausen ist alles Ernstes bemüht, seinen Namen mit dem Colorado zu verknüpfen, wie Gerstäcker den seinigen früher an den Mississippi geknüpft hatte. Aber Gerstäcker ist nicht bei dem Vater der Gewässer stehen geblieben, sondern hat seitdem die ganze Welt und erst in den jüngsten Tagen im Jagdgefolge des Herzogs von Koburg den letzten Welttheil befahren, dessen Bekanntschaft ihm noch zu machen übrig war. Neumexico, welches sich Möllhausen in seinem neuesten Werke zum ausschließlichen Schauplatze seiner Erzählung und Schilderung ausersehen hat (während er im „Halbindianer“ fast den ganzen nordamerikanischen Continent durchstreifte), besitzt allerdings für unsere Lesewelt noch den Reiz der Neuheit und Jungfräulichkeit. Allein wie lange wird es dauern, bis auch dies Gebiet nicht mehr außerhalb der Civilisation liegen wird? Ernstlicher als je ist jetzt die Rede von jener riesigen Schienenstraße, welche das Atlantische mit dem Stillen Meere verbinden soll. Zu gleicher Zeit hat der Congreß die unentgeltliche Austheilung von Bundesländereien an Einwanderer und Ansiedler beschlossen, und man darf immer noch die Hoffnung nicht aufgeben, daß die große Secession zu paaren getrieben wird. Das sind drei Thatsachen, welche uns zu der Hoffnung berechtigen, daß das amerikanische Angelsachsenthum siegreich aus der Feuerprobe hervorgehen und seiner erhabenen civilisatorischen Aufgabe eingedenk fort und fort die Segnungen der Cultur über Nordamerika ausbreiten wird. Bald wird sich der Strom der Einwanderung wiederum in die hoffentlich demnächst sklavenfreien Territorien ergießen und wird hier das germanische Element verstärken helfen, welches innerlich wie äußerlich einen immer überwiegendern Bestandtheil der Union ausmacht. Unter diesen Umständen dürfte nach einem Jahrzehnd auch Neumexico dem Reisenden und Romanschreiber ein vollständig verändertes Antlitz zeigen. Was wird unser ethnographischer Roman (wenn diese Bezeichnung gestattet ist) alsdann beginnen? Er wird abermals weiter nach Westen gedrängt werden. Aber auch hier hat Gerstäcker die Lorbern des ersten Pioniers gepflückt, indem er bereits die Südseeinseln, Java und Australien in Beschlag genommen hat. Es gilt also einen kühnen Sprung und zwar nach der Ostküste von Asien. Japan, China und Ostindien versprechen dem ethnographischen Romanschreiber (oder sollen wir sagen dem romanschreibenden Ethnographen?) reiche Ausbeute. Was meint Möllhausen zu einem Romane, der in Cochinchina, oder im Himalaya, oder im Amurgebiete spielt? Für einen Flüchtling wäre besonders das letztere kein übler Schauplatz, wie ihn Bakunin den russischen Behörden zu ihrem Leidwesen und den freien Angelsachsen zu ihrer Freude bewiesen hat.

Einstweilen kehren wir nach Neumexico zurück, mit welchem der Verfasser noch lange nicht fertig ist, indem er nicht zum Schlusse seiner Erzählung hat gelangen können. Er bricht vielmehr mitten darin ab und spricht sich IV, 305 darüber folgendermaßen aus: „Ursprünglich“, sagt er, „war es nicht meine Absicht, über das fernere Geschick von Personen, für die im Laufe der Erzählung Theilnahme erwacht sein dürfte, Ungewißheit walten zu lassen. Es lag aber außer dem Bereich meiner Macht, die während der Arbeit sich mehrenden Bilder, die in der Erinnerung, wie die Figuren in einem Kaleidoskop, bei der leisesten Berührung die mannichfaltigsten Formen annahmen, in den vorliegenden Bänden zu bewältigen, oder hier am Schluß noch auf einige Bogen zusammenzuzwängen. Für diejenigen Leser nun, die sich mit den Schilderungen aus dem fernen Westen befreundet haben, sich in die Lage eines erzählenden Reisenden hineinzudenken vermögen und von diesem Standpunkte aus das, was der Nachsicht bedarf, freundlich und nachsichtig beurtheilen, für solche Leser also behalte ich mir vor, in einem nachfolgenden Werke die Schleier zu heben, die noch den Endausgang dieser oder jener Begebenheit und das Endgeschick dieser oder jener Person verhüllen.“

Die Sache ist im Grunde ganz natürlich. Da die Erzählung nicht an einem Orte haften darf, sondern touristenmäßig weiter wandern muß, so treten immer neue Gruppen von Personen auf und drängen die frühern in den Hintergrund, sodaß uns am Ende die ursprünglichen Acteurs ganz aus den Augen entschwunden sind. Diese kaleidoskopische Behandlungsweise (um des Verfassers Bild beizubehalten) erinnert uns — so fern der Gegenstand auch liegen mag — doch aufs lebhafteste an Meyerbeer's Opern, namentlich an den „Prophet“. Es ist mit einem Worte Nummerncomposition, d. h. eine Reihenfolge effectvoller musikalischer oder literarischer Nummern, welche durch kurze Zwischenspiele (nach des Verfassers Bilde durch das Schütteln des Kaleidoskops) lose miteinander verbunden sind. Eine solche Compositionsweise hat selbstverständlich ihre Grenzen nur in der Erschöpfung des Verfassers oder des Zuhörers und Lesers. Im vorliegenden Falle zeigt sich noch keine dieser beiden Grenzen am Horizont. Der Verfasser scheint ein noch unermüdlicherer Erzähler als Reisender zu sein, und der Leser folgt ihm trotz seiner Mängel noch immer mit Spannung und Vergnügen. Denn obgleich der „Flüchtling“ dem „Halbindianer“ in seiner Anlage wie in der Ausführung nachsteht, so müssen wir doch bereitwillig anerkennen, daß die einzelnen Bilder und Charaktere mit großer Gewandtheit, mit dramatischem Leben und unzweifelhafter Anziehungskraft gemalt sind. Einzelne Kapitel, wie die Bärenjagd im ersten und der Zweikampf im vierten Bande, können sogar in ihrer Weise Anspruch auf Mustergültigkeit erheben. Der letztere hat uns den Eindruck gemacht, als sei er der Feder eines neumexicanischen Homeriden entflossen. Nur wäre hier wie im ganzen etwas mehr Gedrängtheit zu wünschen.

In dem dritten Roman, welchen wir von unserm Verfasser zu erwarten haben, muß es sich nun zeigen, ob es ihm seinem Versprechen gemäß gelingen wird, das Ganze zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen und die zahlreichen, bunten Fäden, welche er angesponnen hat, zu einem einheitlichen Gewebe zu vereinigen, auf welchem dann das Bild in seiner Gesammtheit und im vollen harmonischen Farbenglanze zur Erscheinung kommt, oder ob er sich in Kaleidoskopen-Schüttelung verlaufen wird. Gelingt ihm das erstere, so wird sein dreigetheiltes Werk sicherlich keinen der untersten Plätze in unserer modernen Romanliteratur einnehmen.

54.

Notizen.

Heinrich Kurz' „Deutsche Bibliothek“.

Wir Deutsche sind gewohnt, vom hohen Standpunkt unsers Selbstbewußtseins die Franzosen eines Mangels an Liebe für die ernste Literatur zu beschuldigen. Das ist aber so allgemein nicht zu behaupten. Während es auch uns an leichtsinnigen, ja liederlichen literarischen Fabrikaten wahrlich keineswegs fehlt, verdanken wir französischen Gelehrten auch sehr tüchtige wissenschaftliche Arbeiten, nur daß sie meist eleganter stilisirt sind als die unserigen, und weiter ist der Umstand auffallend, daß in Frankreich gleichzeitig mehrere Sammlungen älterer Schriften, z. B. die „Bibliothèque Elzévirienne“, die „Bibliothèque Gauloise“, der „Trésor des pièces rares“ u. s. w. bestehen, und daß dieselben ein ausgebreitetes Publikum haben. Wir Deutsche dagegen haben eine solche für das größere Publikum bestimmte Sammlung nicht; die von dem Literarischen Verein in Stuttgart veranstaltete z. B. ist nur für die Gelehrten von Fach bestimmt, indem die Schriften, aus denen sie besteht, nur

unter die Mitglieder des Vereins vertheilt werden und nicht in den Buchhandel kommen. Diesem Mangel hat nun der verdienstvolle Literarhistoriker Heinrich Kurz mit seiner in der J. J. Weber'schen Verlagshandlung erscheinenden Sammlung „Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur" abzuhelfen begonnen. Im Prospect weist der Herausgeber darauf hin, daß durch die in Deutschland zahlreich bestehenden Literaturgeschichten die Kenntniß der Literatur im Grunde nur wenig gefördert werde, da die wenigsten Leser auf die Quellen, d. h. auf die Denkmäler selbst zurückgingen, zum Theil wol schon deshalb, weil die überwiegende Masse unserer Literatur, in Bibliotheken aufgespeichert, kaum zugänglich sei. Sie durch neue Ausgaben dem Publikum zugänglich zu machen, ist Zweck und Ursprung dieses verdienstvollen Unternehmens. Das Ganze soll in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, von denen die eine die poetischen, die andere die prosaischen Schriften enthalten wird. Jene wird aus den Unterabtheilungen „Episches", „Didaktisches", „Lyrisches" (von Weckherlin bis auf Weise und Günther), „Dramatisches" (von Niklas Manuel und Hans Sachs bis auf die Dichter der Sturm- und Drangperiode) bestehen; diese zunächst Novellen, Schwänke, Romane, Volksbücher und humoristische Schriften (und zwar von den ältesten Zeiten bis auf Müller's „Siegfried von Lindenberg", „Das Fräulein von Sternheim" von Sophie von Laroche, die Romane von Knigge, Klinger, Benedicte Naubert u. s. w. herab); ferner Geschichtliches und Reisen (Limburger Chronik, Franck's Weltbuch, Reisen von Olearius, Mandelsloh, Heberer, Gröben u. s. w.); Didaktisches, endlich Rhetorisches (Geiler von Kaisersberg, Luther, Zwingli u. s. w.) bringen. Die Texte werden mit diplomatischer Treue wiedergegeben, ihnen stets die letzte von dem Verfasser selbst besorgte Ausgabe zu Grunde gelegt, die Abweichungen der frühern Ausgaben jedoch in Noten mitgetheilt werden. Erläuterungen und Einleitungen aus der kundigen Feder des Verfassers werden den Werth der „Deutschen Bibliothek" erhöhen, die in vierteljährlichen Bänden von 20—30 Bogen erscheinen soll. Zwei derselben liegen uns bereits vor, den „Esopus" des Burkard Waldis umfassend und mit einer Einleitung versehen, die sich über des Dichters stellenweise noch nicht aufgehelltes Leben, über seine Schriften, sodann speciell über den „Esopus", über dessen verschiedene Ausgaben, über die vom Dichter benutzten Quellen, über Sprache, Orthographie und Interpunktion, über Versmaß, Reim u. s. w. verbreitet. Lesarten, Anmerkungen und Wörterverzeichniß bilden den Schluß. Wir haben hier den auch in typographischer Hinsicht genauen Abdruck des „Esopus" vom Jahre 1557 vor uns und das ganze Aussehen des Werks mit seinem alterthümlichen Einbande beweist, wie elegant und geschmackvoll diese alten Drucke erscheinen mußten, als sie noch neu waren. Mögen sich nur Herausgeber und Verleger des schönen Unternehmens nicht in ihrem Vertrauen auf das Entgegenkommen des deutschen Publikums getäuscht finden!

Ein preisrichterliches Gutachten G. A. Bürger's.

Die hamburger „Jahreszeiten" theilten jüngst einen bis dahin noch nicht gedruckten Originalbrief des Dichters Bürger aus dem Jahre 1791 mit, der schon deshalb einiges Interesse hat, weil, im Verhältniß zu den Briefnachlassenschaften anderer berühmter Dichter, überhaupt nur wenige Briefe von Bürger in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Die Veranlassung zu diesem Schreiben war freilich nach den Begriffen unserer Zeit eine ziemlich läppische. Drei Freunde hatten sich verabredet, einem vierten nach aufgegebenen Endreimen einen Neujahrwunsch zu verfassen, und für das beste Gedicht unbedeutende Preise ausgesetzt. Der Empfänger, dem sie ohne Namensunterschrift zugeschickt wurden, sollte zugleich Schiedsrichter sein. Dieser aber hielt sich hierzu für zu schwach und setzte sich mit dem Professor Engelschall in Verbindung, der dem Gedichte Nr. 2 den Preis zuerkannte. Da aber Engelschall wahrscheinlich die eigene Meinung des Empfängers nicht getroffen hatte, glaubte dieser, ein Geheimer Justizrath und von Bürger im Briefe „Großgünstiger Gönner und Freund!" angeredet, sich an eine höhere ästhetische Instanz wenden zu müssen und wählte dazu keinen geringern als den Dichter Bürger, der in einem sehr gründlich motivirten, hier und da den Ton eines etwas plebejischen Humors anschlagenden Gutachten dem Gedicht Nr. 1 den Preis zuerkannte. Etwas Rührendes hat der Ausdruck von Freude und Stolz, den der weltberühmte Dichter der „Lenore" darüber zu erkennen gibt, daß man ihn zum Preisrichter auserkoren habe. Er schreibt: „Zuvörderst kann ich nicht unbemerkt lassen, wie höchst gefährlich die fast allzu schmeichelhafte Aufforderung nothwendig meiner moralischen Gesundheit sein müsse, wenn ich nicht stündlich das Blümchen Wunderhold meiner Nase vorzuhalten beflissen wäre. Wahrlich eine härtere Versuchung, das Schicksal weiland Nebukadnezar's mir selbst auf den Hals zu ziehen, ist mir in meinem ganzen poetischen Leben kaum vorgekommen; Dank sei daher dem Blümchen, daß seine Wurzel den Kopf vor den aufsteigenden Dünsten noch so ziemlich rein und heiter hält. Kraft des Blümchens weiß ich und sehe noch immer ganz klar und richtig ein, daß, wenn mir auch ein paar Musenwerke gelungen sein sollten, die den Menschenkindern, vielleicht sogar nicht ohne Fug, wohlgefallen dürften, mir dennoch aus diesem Umstande noch lange kein Anspruch auf ein Richteramt, viel weniger auf das höchste, in allen Sachen des poetischen Geschmacks erwachse. Ich maße mir's freilich von Gott und Rechts wegen an, sagen zu dürfen: dieses Gedicht gefällt, jenes aber misfällt meiner Wenigkeit. Allein dies Recht haben alle andern Wenigkeiten so gut, als die meinige. Ob aber das Geschmacksurtheil meiner Wenigkeit wahrer und gründlicher sei, als das der andern, wenn sie auch gleich nicht so gute Verse machen sollten, als man von meiner Wenigkeit behaupten will, das ist eine ganz andere Frage, woran gewiß niemand mehr, als ich selbst, zu zweifeln geneigt ist. Ein guter Dichter ist nicht deswegen auch ein guter Kunstrichter." Aus folgender Stelle geht hervor, daß Bürger damals — das Gutachten ist Göttingen den 28. Januar 1791 datirt — mit seiner dritten Frau noch im guten Einvernehmen gestanden haben müsse: „Schon hatte ich so weit geschrieben, als ich erst Gelegenheit fand, die drei Gedichte meiner schwäbischen Elise, der es nicht an Geist und ästhetischer Beurtheilungskraft fehlt, ohne weiteres nur ganz flüchtig vorzulesen. Der Laut meines Mundes war noch nicht verklungen, als sie sich schon für Nr. 1 entschied. Eine solche Bestätigung mag nun freilich für viele hochgelehrte Herren wenig Kraft haben. Aber, wahrlich ich sage euch, ihr hoch- und tiefgelehrten Herren, bei mir [illegible] in Geschmacksachen das Urtheil und die Entscheidung eines geistreichen, von theoretischem Schulwitz noch nicht verstimmten oder abgestumpften Weibes mehr, als zehn nicht ganz schlechte Männerurtheile. Kein Mann trifft das Fleckchen so schnell und sicher als ein wohlorganisirtes Weib. Gott segne mir nun immerdar die Weiber! Ich liebte ihrer in meinem Leben nicht wenige, und von nicht wenigen bin ich auch wieder geliebt worden. Wenn ihr hochweisen Herren in Marburg etwa künftiges Neujahr euch wieder nicht um den besten Wunsch solltet [illegible]gen können, so fragt nur das nächste, das beste Weib von Geist und Empfindung." Ob man Bürger eine Remuneration zugesagt habe, geht aus dem Briefe nicht hervor; aber wir möchten annehmen, daß dies geschehen sei oder daß sich Bürger auf irgendeine Entschädigung Rechnung gemacht habe, weil er sonst schwerlich so viel gewissenhaften Fleiß und so viel Zeit auf einen so werthlosen Gegenstand verwandt haben würde. Vielleicht ist es ihm gegangen wie manchem deutschen Dichter in Fällen literarischer oder poetischer Hülfsleistung; man schrieb ihm vielleicht: „Da geistige Arbeiten in Deutschland leider im allgemeinen schlecht bezahlt werden, so nehmen Sie wol mit dieser Kleinigkeit vorlieb, die freilich mit Ihrer gehabten Mühe nicht im Einklang steht." Eine solche Schlußfolgerung ist freilich bequem, wenn auch ihre Richtigkeit oder Nothwendigkeit oder Anständigkeit weniger gut einzusehen ist.

H. M.

Lothar Bucher über Schiller.

Die Festrede, welche der bekannte Lothar Bucher beim Schiller-Feste in Leipzig am 10. November 1861 im Saale des Hôtel de Pologne gehalten hat, liegt uns nun gedruckt vor. Sie eröffnet den ersten Band der neuen Folge von „Die Wissenschaften im 19. Jahrhundert, ihr Standpunkt und die Resultate ihrer Forschungen" (Sondershausen 1862). Die Rede, welche „das juristische Element in Schiller" behandelte, hatte schon deshalb, weil sie eine neue Seite der vielgefeierten Persönlichkeit Schiller's berührte, von vornherein das allgemeine Interesse für sich und erwarb sich auch den Beifall der zahlreich versammelten Zuhörerschaft. Ohne Zweifel bietet sie auch eine anregende und anziehende Lectüre. Und dennoch fanden wir, als wir den Aufsatz ruhig und prüfend durchlasen, das Misliche derartiger Themata durch die geistvolle Ausführung keineswegs überwunden. Die Behandlung kann kaum der Gefahr entgehen, einzelne Erscheinungen gezwungen zu deuten und muß nothwendig zu paradoxen Erörterungen ihre Zuflucht nehmen. Wenn das juristische Element Schiller's sich namentlich in „Wilhelm Tell" offenbaren soll, so hätte ein anderer Redner vielleicht hierzu „Maria Stuart" auserkoren und seine Behauptung nicht minder durch treffende Stellen belegen können. Das juristische Element in „Wilhelm Tell" liegt nach unserer Anschauung eben im Stoffe selbst, und Schiller hat dies gewissenhaft verwerthet und zugleich poetisch verklärt. Das ist das Große in Schiller's Dramen, daß in ihnen Studium sich mit dem Genius vereint. Der dramatische Dichter muß sich alle Verhältnisse zu eigen machen, sonst haben seine Gebilde kein Leben. Was der Historienmaler unter den Malern, ist der dramatische Dichter unter den Dichtern. Der Historienmaler aber muß Porträt-, Landschafts- und Thiermaler zugleich sein und immer noch etwas mehr als jeder einzelne Vertreter dieser Richtungen, wenn er auch im einzelnen keinen erreicht. Wir wollen also Schiller immerdar als Dichter feiern, wir haben dann einen ganzen Mann, verlieren aber leicht das geistige Band, wenn wir die Theile in unserer Hand haben. Trotz unserer Bedenken, die mehr der Aufgabe als dem Inhalte gelten, müssen wir Bucher's Aufsatz allen Verehrern Schiller's warm empfehlen. 68.

Bibliographie.

Baudissin, Graf A., Erzählungen und Skizzen. Zwei Theile. Hannover, C. Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Baudissin, Graf A., Kleinigkeiten für das Theater. Altona, Mentzel. 1863. 8. 20.

Die biblische Bedeutung des Wortes Geist. Gießen, Heyer. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bernhard, F. L. Freih. v., Rom und Deutschland. Meditationen über das Kaiserthum und die Beendigung des dermaligen Zwischenreichs. München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Gesammelte dramatische Werke. 1ster Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Breusing, H., Germanisches Blut. Lebensbild aus dem [..]dischen Archipel. Zwei Theile. Hannover, C. Rümpler. 1863. 2 Thlr.

Dorer-Egloff, E., J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Baden. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Kleine Schriften. 1stes Bändchen. Baden. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Die Schyrentöchter oder deutsche Frauenwürde. Baden. Gr. 8. 10 Ngr.

Ernesti, Luise, Die Tochter des Spielers. Roman. [.]i Bände. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

— — Unverhofft kommt oft. Novelle. Leipzig, Grunow. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fock, O., Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. II. Stralsund und Greifswald im Jahrhundert der Gründung. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Formstecher, S., Buchenstein und Cohnberg. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Frankfurt a. M., Bechhold. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frank, P., Friedrich Schiller. Sein Leben und Wirken. Einfach dargestellt und den Verehrern des großen Dichters gewidmet. Mit Abbildungen. Leipzig, Merseburger. 8. 15 Ngr.

Giseke, R., Otto Ludwig Brook. Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Gothe, L., Am Red River oder Sklavenleben in Nordamerika. Erzählung aus der Gegenwart nach authentischen Mittheilungen bearbeitet. 1ster Theil. Berlin, Lindow. Gr. 8. 1 Thlr.

Haupt, K., Sagenbuch der Lausitz. 1ster Theil: Das Geisterreich. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 2 Thlr.

Helvetia. Musen-Almanach auf das Jahr 1862. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Verein. St. Gallen, Sonderegger u. Buff. Gr. 16. 16 Ngr.

König, T., Ulrich Zwingli. Culturhistorischer Roman. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 Thlr.

Landau, G., Das Salgut. Ein Beitrag zur deutschen Rechts- und Verfassungs-Geschichte. Kassel, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Möhlmann, J. H. D., Kritik der Friesischen Geschichtschreibung überhaupt und der des Dr. Onno Klopp insbesondere. Zur Ermunterung zu einem gründlichen Studium und zur Vertheidigung der hochlöblichen ostfriesischen Landstände. Emden. Gr. 8. 25 Ngr.

Na ich sage doch! oder: Schulze und Müller. Ein Lustspiel in Berlin. Altona, Verlagsbureau. 16. 7½ Ngr.

Oelbermann, H., Germanische Melodien. Theilweise frei nach Lord Byron's hebräischen Melodien. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 16. 7½ Ngr.

Reuter, F., Olle Kamellen. 2ter Theil. Ut mine Festungstid. Wismar, Hinstorff. 8. 1 Thlr.

Schleich, M., Gesammelte Lustspiele und Volksstücke. 1ste Lieferung. München, Gummi. 8. 10 Ngr.

Schrader, A., Margarethe oder Glanz und Elend. Original-Roman. Sechs Bände. Leipzig, Voigt u. Zieger. 1863. 8. 6 Thlr.

Stoltze, F., Sämmtliche Gedichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Gedichte in hochdeutscher Mundart. Frankfurt a. M., Keller. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine kritische Studie über Karl Gutzkow's Zauberer von Rom. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Swanton-Belloc, Louise, Pierre und Pierrette oder die Gefahren des Herumstreichens. Nach der 5ten Auflage in's Deutsche übertragen von F. E. Drechsler. Leipzig, Wilfferodt. 1863. Gr. 16. 12 Ngr.

Vorberg, C., Die Emigranten. Novelle. Emsdetten, v. Sobbe. 8. 10 Ngr.

Ziemssen, L., Vergangene Tage. Kulturhistorische Novellen. Göttigen, Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Stein, L., Das Parlament der Volksgetränke, gehalten in der Festhalle zur Mitternachtszeit. Nachklänge zum ersten deutschen Nationalschützenfeste in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 16. 4 Ngr.

Vischer, C., Kossuth und die Legion in Italien. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Zukunft des deutschen Zollvereins. Von H. H. München, Franz. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 23. October 1862.

Inhalt: Dramatische Revue. Erster Artikel. — Neuere Werke über Island. — Aus dem Leben religiöser Männer. — Kritische Widersprüche. Von Emil Müller-Samswegen. — Hölderlin und Jean Paul als Romanfiguren. — Notizen. (Eine kritische Studie über Gutzkow's „Zauberer von Rom"; Zu Körte's Sprichwörtersammlung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Revue.

Erster Artikel.

Es ist eine interessante Erscheinung, auch die Klagen des Auslandes über den Verfall des Theaters zu hören, und wie die darin ausgesprochenen Gründe mit den unserigen übereinstimmen. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß unsere Zeit zunächst die größte Schuld trägt, wenn in der dramatischen Literatur nichts Bedeutendes und Großartiges erscheint. Schon früher sprachen wir aus, daß in der Zeit der Gärung der wahre, sittliche Volksgeist nicht zur Erscheinung kommt und daß man erst in der Abklärung seine Größe erkennt; die Kraft ist da, die ihr Alles einsetzt für eine große Idee, aber sie wird erst verstanden werden von einem nachfolgenden Geschlechte (vgl. Nr. 29 d. Bl. f. 1859). In unserer letzten „Dramatischen Revue" (Nr. 6 d. Bl. f. 1861) machten wir besonders das Publikum für den Verfall der dramatischen Dichtkunst verantwortlich und schlossen mit den Worten, daß, wie in der politischen Welt, so auch in der Geschmacksrichtung die Kopfzahl die Entscheidung hätte. Armand de Pontmartin hat in der „Revue des deux mondes" (Mai 1862) denselben Gedanken in einem Aufsatze „Le théâtre et les pièces nouvelles" ausgeführt. Der bekannte Schriftsteller tritt zunächst gegen die Pessimisten auf*), er sagt sehr richtig, daß es schwer sei, die u überzeugen, die man erniedrigt, und daß es unsinnig ei, wenn man den Leuten, die man zum Bessern anreiben will, ewig zuruft: „Ihr könnt gar nichts Gutes haffen!" Wir haben leider auch Kritiker (und Literaristoriker) genug, die durchaus nicht im Stande sind, das ute als eine dankenswerthe Gabe hinzunehmen und zu ihmen, weil sie ihr Ideal noch nicht erreicht habe. Es ist in Zweifel, daß diese pessimistische Kritik entschieden schädlich , wie wir denn auch noch vor kurzer Zeit im „Aftonated" lasen, daß die Kritik allein schuld sei, daß Schweden, doch so viel Ausgezeichnetes im Lyrischen und Epischen chienen wäre, keinen großen Dramatiker hätte.

Auch Pontmartin eifert, wie gesagt, gegen die Pessimisten und kommt nach allem zu dem Schluß, daß die dramatische Literatur in Frankreich sich nicht im Verfall, wol aber in dem Zustande der Ausgleichung, bei vorherrschendem Mangel an ausgesprochenem Charakter befände — nicht décadence, sondern décomposition. Mit vielem Scharfsinn zeigt Pontmartin an der französischen dramatischen Literatur den Einfluß der Zeit. Die alte Tragödie stellt gleichsam das ancien régime vor; sie stand hoch und unnahbar und eine weite Kluft lag zwischen ihr und den andern dramatischen Erscheinungen; sie hat sich zuerst überlebt. Das Drama trat an ihre Stelle, aber bald wurde auch dieses für das immer zunehmende Publikum zu literarisch, zu erhaben oder zu lyrisch. „Il eut le tort et le sort d'autres révolutionnaires, ses contemporains; il glissa du libéralisme à la démocratie." Ein Publikum entstand, das den Appetit mit dem Geschmack verwechselte und diese unersättliche Menge mußte täglich mit Neuem, Außerordentlichem oder wenigstens Ungewöhnlichem gefüttert werden. Der Tiers-Etat des Geistes ist an die Stelle der Aristokratie des Geistes getreten. Es ist kein Zweifel, daß auch diese Veränderung ihre Berechtigung und ihre sittliche Begründung hat; das Kunsturtheil ist keine Domäne einzelner, es ist das Gesammtgut aller; wir zweifeln auch nicht, daß die Vortheile des dramatischen Nivellements früher oder später zur Erscheinung kommen werden. Aber in der Zeit des Uebergangs und während der Ausgleichung ist es natürlich, daß der augenblickliche Sieger den Besiegten beherrscht und beeinflußt, daß also, auf die hier vorliegende Frage angewandt, der Dichter der Geschmacksrichtung des Publikums — der Masse — zu viel nachgibt und sich von ihm beeinflussen läßt, statt es zu veredeln und zu erheben.

Es ist allerdings auch eine betrübende und für den Dichter entmuthigende Gewißheit, daß ein ruhig schauendes Publikum dem Theater ebenso fehlt, wie dem Epos das ruhig lauschende. Es liegt in den großartigen Verkehrsverhältnissen unserer Zeit, daß ein Publikum wie das alte, das immer wiederkam und mit gleichem Interesse Dichter und Darsteller begleitete, für immer

*) Auch Charpentier, „De la prétendue propriété littéraire et arique", stimmt in die allgemeine Klage ein: Kunst und Literatur veren mit jedem Tage.

verschwunden ist. Die Masse, das vielköpfige Ungeheuer, hat die Plätze des alten Publikums eingenommen. Die Veränderungen und Umgestaltungen kann man durch den Vergleich zweier Aufsätze über den Einfluß des Theaters recht augenscheinlich erkennen; wir meinen Schiller's Abhandlung über die Bühne als einer moralischen Anstalt, und dagegen die beiden Vorlesungen, die der geistreiche französische Kritiker Eduard Thierry über den Einfluß des Theaters auf die arbeitenden Klassen hielt; dort war die Voraussetzung eines begeisterten, kunstsinnigen Publikums mit idealen Anschauungen, hier sind die realen Verhältnisse berücksichtigt.

Leugnen können wir nicht, daß auch unsere dramatischen Schriftsteller viel speculiren auf die augenblickliche Geschmacksrichtung und durch Schlagwörter und politische Erörterungen Beifall zu erringen suchen, wo sie doch allein durch die Kunst wirken sollten. Auch die nachstehend besprochenen Tragödien geben dafür vielfache Beweise, mehrere von ihnen verhandeln Tagesfragen, ihre Helden zeigen sich nur als Repräsentanten derselben. So erscheint in dem Eckardt'schen Trauerspiele die Frage, ob Kosmopolitismus oder Patriotismus höher steht; in der Maercker'schen Tragödie kommt der alte Streit über die Verbindung des Staats mit der Kirche zur Anschauung; in Strafford endlich ist der moderne Kampf zwischen Königthum und Parlamentsherrschaft geschildert. Die Absicht, auch vom Theater aus die Masse über große Tagesfragen aufzuklären, ist gewiß berechtigt; aber die Grenze der Kunst wird durch solches Bestreben leicht überschritten, ohne daß sie in Wahrheit erweitert würde.

I. Trauerspiele.

1. Maria von Brabant. Trauerspiel in fünf Acten von Theodor Altwasser. Berlin, Lassar. 1862. Gr. 16. 20 Ngr.

Maria, Tochter des Herzogs Heinrich von Brabant, wurde mit dem ältesten Sohne des Herzogs Otto von Baiern, dem nachmaligen Ludwig dem Strengen, vermählt, während sie dessen Bruder Heinrich liebte. Die Liebe zu dem letztern kämpft sie mit aller Gewalt nieder, trotzdem erregt sie die Eifersucht ihres Gatten, der ohnedies mit seinem Bruder in fortwährendem Streite liegt. Einen Brief Maria's, durch welchen sie die Brüder zu versöhnen trachtet, nimmt er, in falscher Deutung, für den Beweis eines Ehebruchs. In blinder Wuth eilt er nach Donauwörth und läßt dort die ihn erwartende Maria hinrichten. Erst als es zu spät, erhält er die Gewißheit ihrer Treue; mit reuerfülltem Herzen zieht er, von allen seinen Getreuen verlassen, Vergebung suchend nach Rom.

Der Stoff ist, unsers Wissens, schon öfters bearbeitet worden, und obgleich das gerade nicht unbedingt für den Werth desselben ein Zeugniß abgibt, so können wir uns doch in dem vorliegenden Falle auch mit der Wahl einverstanden erklären. Der Kampf der Maria zwischen Liebe und Pflicht, die gegenseitige Eifersucht der Brüder, die beide zu bedeutend sind, um nebeneinander bestehen zu können, geben dramatische Conflicte, die, geschickt vorgeführt, Interesse erregen müssen. Altwasser hat, unserer Ansicht nach, etwas ungleich gearbeitet; namentlich fehlt ihm am Ende des Trauerspiels die nöthige Kraft, der Monolog Ludwig's ist matt, unbedingt hätte der Dichter den Eindruck erhöht, wenn er den Zuschauer nicht zwänge, die hinter den Coulissen zum Tode gehende Maria auf jeden Schritt im Geiste zu begleiten. Der Hörer mußte erfahren, daß das Verbrechen geschehen war, nach seiner Vollendung erhielt Ludwig die Meldung, etwa durch Elisabeth, und während er nun an der Gerechtigkeit seines Urtheils zweifelt, gibt ihm die Schwester die Gewißheit, er habe die Unschuldige gemordet. Weiter hätte das dramatische Interesse erhöht werden können durch größere Motivirung der Eifersucht Ludwig's. Die Liebe zwischen Heinrich und Maria war entstanden, ehe sie für den Bruder bestimmt wurde; Ludwig hätte sie von vornherein ahnen sollen; als Maria — sie erzählt es selbst — ihrem Verlobten den Ring gab und dann bewußtlos niedersank, hätte er den Zusammenhang entdecken müssen; statt dessen finden wir die ersten Spuren seiner Eifersucht erst nach dem Abschiede Maria's von Heinrich, und von da an geberdet er sich, ohne jeden Grund, so aufgeregt, daß er eher wie ein launenhaftes Weib, denn als ein Mann erscheint, der seine Ehre verletzt glaubt. Das, was ihm noch kurze Zeit zuvor als thörichter Gedanke erschien, wird ihm bald „bittere Wahrheit", und ein verwechselter Brief, dessen Inhalt gegen die Treue seiner Gattin zu zeugen scheint (nur die Eifersucht konnte ihn übrigens so deuten), macht ihn zum Mörder. Dabei erscheint es uns nicht geschickt, daß Ludwig alle Verdachtsgründe aus sich herausconstruirt; hier, scheint uns, wäre der Vertraute, der die politische Eifersucht der Brüder benutzt, um Ludwig vollständig zu gewinnen, ganz am Platze gewesen. Selbst edlere Motive, wie die Einsicht, daß Baiern durch Zweiherrschaft oder gar Theilung an Macht und Ansehen verlöre, konnten dem Vertrauten untergelegt werden; in der Wahl der Mittel nicht bedenklich, konnte er das früher bestandene Verhältniß zwischen Heinrich und Maria benutzen, um den schwankenden Ludwig gegen die ehrgeizigen Plane des Bruders einzunehmen. Der sittliche Conflict wäre dann lebendig hervorgetreten; Heinrich dagegen hätte sich empört zeigen müssen durch Ludwig's Ungerechtigkeit gegen Maria; da war der Moment, um Gründe zur Eifersucht vorzuführen. Daß schließlich das unschuldige Opfer fällt und die Einheit des Staats nicht begründet wird, spräche nicht gegen meine Vorschläge; das nicht erreichte Ziel würde nur die Gerechtigkeit zeigen, die edle Mittel zu edeln Zwecken verlangt. Der Tod der Maria bleibt dann immer die Vollendung des unsittlichen Irrthums, die Sühne liegt in dem Verlassensein Ludwig's, in der unmittelbaren Strafe des Gewissens, in dem selbstzerstörten irdischen Glück, in der Verzweiflung ewig gerichtet zu sein, die sich in der Sehnsucht nach Entsühnung in Rom ausspricht.

Haben wir somit den Mangel an scharfer Charakteristik und eingehender Motivirung zu tadeln, so müssen wir andererseits besonders die bühnengerechte Behandlung und die zum Theil schöne Sprache lobend erwähnen. Gelungen sind namentlich die Scenen, in denen das lyrische Element vorherrscht, z. B. gleich die erste Unterredung Maria's mit Helika. Einzelne einander nicht sehr correcte oder nicht sehr gewählte Ausdrücke hätten leicht vermieden werden können. An politischen Anspielungen fehlt es nicht; Uneinigkeit und Particularismus und Speculation auf diese Gebrechen Deutschlands spielten ja auch damals eine Hauptrolle. Gedanken, die den Helden des Trauerspiels mit Fug und Recht in den Mund gelegt werden konnten: z. B. „Es wird das Unglück" u. s. w. oder der Ausruf „Deutsche Muttererde" u. s. w. finden ihre Anwendung noch heute.

2. Imma. Trauerspiel in fünf Acten von Emil Kiesebrit. Berlin, Rücker und Püchler. 1862. 12. 15 Ngr.

Alubert, Sohn des Königs von Thule, liebt seine Muhme Imma; sie hängt an ihm wie eine Schwester, aber ihr Herz gehört Theganrad, einem norwegischen Häuptlinge. Da erklärt Norwegen dem König von Thule den Krieg; ein norwegisches Schiff landet, Alubert wird ausgeschickt es zu nehmen. Es ist das Schiff Theganrad's, der, nichts ahnend von den ausgebrochenen Feindseligkeiten, mit reichen Schätzen aus Griechenland kommt, um Imma zu erwerben. Der Angriff auf sein Schiff erscheint ihm ein Verrath, er tödtet Alubert. Der König von Thule läßt den Häuptling in das Gefängniß werfen, der Tod erscheint ihm

trotz Imma's Bitten. Da nahen die Norweger, die Königsburg wird genommen, Theganrad befreit, Imma aber fällt in die Gewalt des Königs Aldhard, der sie für sich verlangt; Imma widerstrebt, sie erklärt ihre Liebe zu Theganrad, die Leidenschaft des Königs wächst, er läßt den Nebenbuhler, der seine Geliebte fordert, hinrichten. Da verbindet sich Imma mit Hugbald, dem Freunde des Ermordeten; sie naht mit Kriegern aus Thule, dringt allein in das Schlafgemach des Königs, aber dieser, um sich von dem rachedurstenden Weibe zu befreien, ermordet sie und entflieht. Der Ausruf Hugbald's: „Er kann uns nimmer jetzt entgehn", und die Nachricht, daß Norwegs Krieger nach dem Meere fliehen, bestätigt, daß Aldhard seinen Rächern nicht entgeht. Die Verwickelungen entstehen im Grunde nur durch das unmotivirte geheimnißvolle Wesen Imma's und durch ihr unkluges Benehmen. Ihre Liebe zu Theganrad verschweigt sie, die Scham gestattet ihr nicht, ihrem Vater das Geständniß zu machen; sie ist herzlich gegen Alubert, fleht dabei dessen Leidenschaft und fragt dann noch: „Was fühlet er für mich?" Theganrad überrascht Imma und vor lauter Liebeswonne denkt sie nun gar nicht daran, daß er als Norweger feindlich behandelt werden könnte (S. 40):

> Mich ließ die Freud' vergessen,
> Was ich schon längst dir hätte sagen sollen,
> Dein König drohet meinem Vaterland
> Mit Krieg.

Allerdings hätte sie das eher sagen können. Endlich als ihr Geliebter gefangen und sie in der Gewalt des Königs ist, verläßt sie gerade dann denselben, als Hugbald, den sie als Vertrauten Theganrad's kannte, eintritt. Durch diesen, mit dem sie schon früher die Rettung des Geliebten verabredet hatte, konnte sie etwas über sein Schicksal erfahren, aber in stolzer Bescheidenheit sagt sie (S. 90):

> Ich mag nicht stören dich und deine Helden,
> Erlaube denn, daß ich zurück mich ziehe.

Trotzdem ist die Anlage des Trauerspiels recht geschickt, die Verwickelungen sind natürlich und dabei spannend, die Ausführung fast durchgängig gelungen. Dagegen erscheint uns Hugbert gleich bei seinem ersten Auftreten zu breit angelegt; man wird ihn für den Haupthelden halten und bedauern, daß er schon im zweiten Acte verschwindet. Weiter hätten wir die Liebesscenen gekürzt gewünscht, namentlich den Monolog Act 2, Scene 5, in welcher die Sprache Imma's zu sehr nach moderner Lyrik schmeckt, z. B. S. 38:

> Ja, Sorg' und Kummer sind der Liebe Blüten,
> Und dennoch möcht' ich nicht die Liebe missen,
> Da sie einmal mein Inneres erfüllt;
> Sind Sorg' und Kummer auch der Liebe Blüten,
> So ist sie selbst des Lebens Blüte doch;
> Wol gäb' mein Leben ich für meine Liebe,
> Doch für mein Leben nie die Liebe hin u. s. w.

Ebenso stört die Länge des Monologs an der Leiche den Eindruck. Ueberhaupt würde öfters durch Kürzung Rede und Gegenrede an Bestimmtheit gewinnen. Als sprachlich unschön erwähnen wir (S. 13): „Es krampfet Kummer mir und Gram das Herz." Für zu modern halten wir die Aeußerungen über die Ehre. Die nachstehende Stelle scheint uns eine Reminiscenz aus Shakspeare zu sein (S. 126):

> Nun werdet Stein ihr Muskeln des Gesichts!
> Kein Zug verrathe meiner Seele Denken!
> Ihr Augen zeiget nicht die tiefe Glut
> Des Hasses, der auf blut'ge Sühne sinnt,
> Verbannt des Grimmes Blitz, ertraget stark
> Den herben Anblick des verhaßten Feinds!

Michael Kohlhaas. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm von Ising. Kassel, Freyschmidt. 1861. 16. 15 Ngr.

Es gibt bekanntlich Stoffe, die mit aller Gewalt nicht zu verderben sind, während andere mit der größten Kunst sich nicht in eine anpassende Form einzwängen lassen. Sehr häufig ist es ferner, daß der Dichter aus einzelnen dramatischen Situationen, die beim ersten Hinblick auf einen Stoff gleich zu wirksamen Scenen sich gestalten, auf den dramatischen Gehalt des ganzen Stoffs schließt; gibt nun die Behandlung noch Gelegenheit, Lieblingsideen zu verarbeiten und dem Helden möglicherweise in den Mund zu legen, so liegt die Entscheidung für die dramatische Verwerthung eines solchen Stoffs sehr nahe. An die einzelnen hervorragenden Scenen schließt dann der Dichter — oft lose genug — die weitere Handlung und seine Aufgabe ist nur, die Lücke in der Entwickelung und den Mangel an Zusammenhang geschickt zu verdecken. Zuletzt überzeugt ihn die Lust, die er beim Schaffen empfindet, von dem Werth des Stoffs. Wilhelm von Ising hätte bei ruhiger Prüfung sich schnell darüber klar werden müssen, daß in der Geschichte des Kohlhaas viel mehr episches als dramatisches Element ist. Zur Charakterisirung des Helden gehört unbedingt eine Breite, die für eine dramatische Arbeit nicht paßt. Trotz aller Mühanwendung und trotz des Geschicks, mit dem Ising sein Trauerspiel angelegt hat, wird der Held mehr oder weniger als ein eigensinniger Mann erscheinen. Er, der so geflissentlich den Schein des Unrechts vermeidet, zieht gegen den Ritter den Dolch, weil ihm dieser die Geldentschädigung für die geraubten Pferde in allerdings empörender Weise zuwirft, und das geschieht vor der Klage. Es ist der Zorn über gekränktes Recht, das ihn hier drohen läßt und ihn später zum Mordbrenner und zum Mörder macht. Das alles tritt schnell, fast unvermittelt, ohne tiefere psychologische Begründung vor den Zuschauer, und wir befürchten, daß bei der Beurtheilung des Charakters des Helden das zornige Handeln mehr ins Gewicht fallen wird als sein Rechtsbewußtsein. Wir sehen eigentlich in diesem Trauerspiele zwei Charaktere aneinander gerathen, die beide recht zu haben vermeinen, die beide, in ihrer Weise, das Möglichste zur Versöhnung und Ausgleichung gethan zu haben glauben, und beide unterliegen. Kohlhaas, den die Verfolgung seines guten Rechts zum Verbrechen treibt, der selbst auf die Ermahnung Luther's, nachgiebig zu sein, ausruft: „Erst Gericht halten, dann stelle ich mich dem Richter", stirbt auf dem Schaffot, der Ritter aber demüthigt sich vor dem Roßhändler, füttert die Pferde desselben und nimmt so die Strafe auf sich, die dieser ihm zugeschworen hatte.

In der Behandlung haben wir zuerst die verschiedenen Versuche des Dichters zu loben, die Charaktere anschaulich zu machen; am klarsten geschieht dies in den Gesprächen mit den beiderseitigen Frauen, obgleich wir sagen müssen, daß die Wiederholung der Liebesscenen zwischen beiden Paaren etwas Ermüdendes hat. Auch dürfen wir nicht verschweigen, daß gerade in diesen Scenen die Sprache gesucht und überschwenglich ist; so sagt der Ritter S. 87: „Herz und Lippe, Süd und Nord! Die reiche Sprache wird zur Bettlerin, wenn sie dich preisen soll. Dem spähenden Gedanken zeigt sich kein würdiges Erdenbild, und wollte er eine Götterlehre plündern, die Beute wäre zu gering." Ueberhaupt ist gerade die Sprache des Ritters besonders geschraubt, wie er denn unter anderm zu Kohlhaas sagt (S. 82): „Eine Stunde geheimnißvolles Drohen ist straflos, wie die Unthat eines Traums." Auch der philosophische Standpunkt Eleonorens dürfte etwas zu modern sein. Im ganzen haben wir einzelne, sehr wirksame dramatische Scenen, aber trotzdem wird der Leser unbefriedigt bleiben und durch dieses Trauerspiel gewiß nicht die Ueberzeugung gewonnen haben, daß durch das hier sich vollziehende Urtheil „der Himmel für Jahrtausende gesprochen" hätte.

4. Weltbürger und Patriot. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1862. Gr. 16. 27 Ngr.

Der Vorwurf, den wir dem Dichter von „Kohlhaas" machten, trifft in größerm und entschiedenerm Maße Ludwig Eckardt; die dramatische Form, in welche dieser Stoff gekleidet wurde, erscheint durchaus verfehlt. Das Trauerspiel ist eine Anhäufung dramatischer Scenen, zwischen denen der vermittelnde und

verbindende Faden fehlt; was Heinrich Koenig in richtiger Erkenntniß als Roman in epischer Breite bearbeitete, soll hier in dramatischer Form, knapp und gedrungen, wiedergegeben werden. Und weiter erscheint das Trauerspiel nur wie ein Gefäß, in das Eckardt seine politischen Ansichten goß. Die Frage soll darin zum Austrag kommen, ob Weltbürgerthum oder Vaterlandsliebe höher steht; Forster, der Held des Stücks, geht unter, weil er sich für das erstere entschied; er stirbt mit der Ermahnung: „Haltet fest an der deutschen Nationalität und fügt zu ihr die deutsche Freiheit.“ Der Charakter des Helden, den Koenig so trefflich gezeichnet hat, ist hier vielfach beschädigt; daß er erst durch die Untreue seines Weibes Herz für das Volk und für das Vaterland gewinnt, wird, namentlich in der Weise, wie es hier vorgeführt wird, von vornherein gegen ihn einnehmen; der Ausruf aber: „Komme, Freiheit, sei du mein Weib!“ nach der vorhergegangenen Scene den Eindruck des Erhabenen jedenfalls verfehlen. Und wie erscheint Forster weiter? Es ist wahr, er hält allein mit Blau sich rein von Eigennutz, aber er fraternisirt mit den Feinden, er fälscht, wie er selbst S. 149 sagt, die Abstimmung des Volks, „damit sein Princip siege“; dabei erscheint er überall als der Betrogene, kindisch in seinem Verhältniß zu seiner Frau, die von dem Hausfreunde sich Geld geben lassen muß, um den Haushalt zu bestreiten; leichtgläubig und unpraktisch in der Art und Weise, wie er von seinen Parteigenossen behandelt und, als sie ihn unbequem fanden, entfernt wurde; jedenfalls nicht als Diplomat in seinen Verhandlungen mit den Franzosen. Solche Schwächen und Fehler können im Roman als Eigenthümlichkeiten und als Resultat eines edeln, offenen Charakters erscheinen, mit Phrasen aber lassen sie sich weder zudecken noch beschönigen. Kann überhaupt ein Held das dramatische Interesse erregen, der am Ende seiner Laufbahn gesteht, daß er sein Alles eingesetzt hat für eine zu spät als unwahr erkannte Idee, der nur von sich rühmen lassen kann, sein „Wollen sei größer als seine Schuld“; kann ein Held unsere Sympathien haben, der Mainz und dessen Gebiet zu Ehren der Freiheit an Frankreich überliefert? Nach der Schilderung von Eckardt werden wir, wie gesagt, ein sehr schwaches Bild von Georg Forster erhalten.

Auch die andern Charaktere werden sich keines sehr großen Beifalls zu erfreuen haben. Da ist das Volk von Mainz, feig und nichtswürdig, mit demselben Jubel alle Phasen der Revolution und der Reaction durchmachend, selbst im Moment der gewonnenen Freiheit unschlüssig und schwankend; da sind die Vertheidiger von Mainz, die der Dichter so erbärmlich und lächerlich schildert, daß die Uebertreibung anekelt und verletzt. Es ist ein allgemeines Bild sittlichen Verfalls, nirgends wahre Größe, nirgends eine Persönlichkeit, die sich zum individuellen Leben entwickelt oder ein Ideal der Menschheit verkörperte. So wird das Publikum sich nicht einmal eine Belehrung von dem Ganzen versprechen können; denn alle Parteien gehen hier unter, sowie sie zur Herrschaft gelangen, mit Ausnahme der Girondisten, die stark sind im Phrasendrechseln.

Im Grunde betrügt alles: Forster durch falsche Abstimmung, er selbst wird von seiner Frau, dem Hausfreunde, den Genossen, von den Franzosen betrogen; weiter betrügt Hervilly, um das Königthum zu retten, Robespierre, um die Empörung gegen sich nach außen zu leiten, Gymnich, der Vertheidiger; kurz, überall ist Lüge und Verrath. Und dabei erscheinen diese Verbrechen ganz harmlos, sie werden vorgeführt, als ob sie sich von selbst verständen. Kann man z. B. etwas Naiveres hören als das Geständniß Theresens an Forster, daß sie Huber liebe? Sie ist so unschuldig dabei und findet es so natürlich, daß sie dafür noch einen Kuß haben will, ja sie ist so unverschämt, ihm die Sentenz zuzurufen: „Wir gewinnen oft erst dann eine hohe freie Macht, wenn wir alles verloren haben.“ Danach ist die Art, wie Forster seine Gattin dem Hausfreunde anvertraut, im höchsten Grade gefühlverletzend; Schwäche und Gemeinheit liegen nahe zusammen, und der Dichter hat es selbst verschuldet, wenn hier ein Makel auf den Charakter des Helden fällt. Gleich verletzt wird das Publikum sein durch die Charakterzeichnung der neunjährigen Tochter Forster's, Rose, die von vornherein die verbrecherische Liebe ihrer Mutter ahnt, und vergebens versucht, sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. „Nach Paris sollst du zum kranken Vater“, fleht das Kind; die Mutter schwankt, aber die Angst, der Freund könnte sich einer Gefahr aussetzen, bestimmt sie zu bleiben, und nun ruft das neunjährige Kind dem Verführer zu: „Ich hasse meine Mutter, dich aber, dich verfluche ich.“ Ganz ideal gezeichnet sind eigentlich nur Fels und die Tochter Gymnich's; aber die Art und Weise, wie sie zusammen in der Welt umherlaufen, ohne sich zu erklären, wie sie mit Gleichmuth zur Guillotine gehen, ist unwahr und unnatürlich.

Fehlerhaft erscheint uns weiter die Folge der Scenen; während z. B. das Publikum gespannt ist auf den Erfolg der Belagerung, wird die Entscheidung durch das Gespräch zwischen Forster und seiner Gattin aufgehalten. Weiter müssen wir das episodenhafte Auftreten berühmter Männer tadeln; das macht die Handlung durchaus nicht lebendig, es stört nur vollkommen die Einheit. Der talentvolle Dichter wollte zu viel geben und gab dadurch wenig. Reichlich aber sind die politischen Schlagwörter und Erörterungen eingewebt, und mit dieser Bemerkung kommen wir auf unsere Behauptung zurück, daß Eckardt dieses Trauerspiel nur benutzte, um seine politischen Ansichten poetisch zu verwerthen; es ist die dramatische Illustration seiner Broschüre: „Nationalität oder Freiheit, Centralisation oder Föderation?“ Dergleichen Fragen aber können nur erschöpfend in einer Abhandlung besprochen werden, in dem Trauerspiel aber wird die wiederholte Discussion darüber den vom Dichter erwarteten Erfolg entschieden verfehlen.

5. Strafford. Trauerspiel in fünf Acten von J. L. Klein. Berlin, Besser. 1862. Br. 8. 25 Ngr.

Der Kampf zwischen Königthum und Parlament wird uns in diesem Trauerspiele vorgeführt; es werden die unglücklichen politischen und religiösen Zwistigkeiten unter Karl I. von Großbritannien geschildert, die Versuche des Königs, auf seine Weise Ordnung und Recht herzustellen. Er sieht sich in seinen Planen durch den Einfluß der katholischen Gemahlin, der Tochter Heinrich's IV. und einer bigoten protestantischen Geistlichkeit (William Laud) beengt und durch eine Opposition gehemmt, die ihre Plane durch offenbaren Rechtsbruch endlich durchsetzt. Dazu ist der König, der bekanntlich aussprach, das Bestehen des Parlaments hinge allein von ihm ab (they were to continue or not to be), von Rathgebern und Höflingen umgeben, die ihn hindern, die Situation zu erkennen und die auch, theils aus Interesse, theils aus Lust an der Intrigue seine Plane durchkreuzen. In Thomas Wentworth, dem nachmaligen Grafen Strafford, findet der König den Mann, der es wagt, die Vermittelung zu übernehmen; aus den Reihen der Opposition hervorgegangen, bewegt er zunächst Karl, die Bill der Rechte zu unterschreiben, um dadurch die Gemüther zu beruhigen, weiter schließt er den Frieden mit Frankreich und Spanien. Sein Endziel ist die Einheit der innern Verwaltung der drei Königreiche, er will starkes Königthum und dem „gegenüber“ ein Parlament „selbständig, frei, [illegible]sam und geharnischt“. Und dieser Strafford, der „wie der Sonnenvogel beim ersten Fluge gleich zur Sonne trunken“ anschaut, der mit Festigkeit, Würde und Gerechtigkeit sein Ziel verfolgt, geht, nachdem er Irland beruhigt und Schottland zum Gehorsam zurückgeführt hat, unter an der Opposition seiner frühern Freunde, der „stürmischen Parteigenossen, die das eigene Fundament erschüttern, vor allzu weit getriebenem Eifer“. Die Leidenschaften erhitzen sich im Kampfe dermaßen, daß das Parlament zuletzt, auf die Aussage eines notorischen Fälschers und durch ein Gesetz, dem es rückwirkende Kraft gibt, Strafford wegen Hochverrath zum Tode verurtheilt. Noch hofft der Held des Trauerspiels durch seinen Tod das Königthum zu retten, er fleht den König an, das Urtheil zu bestätigen, und dieser, von allen Seiten gedrängt, unterschreibt. Wir wissen, daß das Opfer vergebens war, auch Cromwell weist darauf hin, [illegible]

er am Schlusse sagt: „Nun auf und rüste dich zum Meisterstreiche"; wir kennen auch die historische Aeußerung Pym's: „Hat der König wirklich das Todesurtheil unterschrieben? Dann kann er uns nichts mehr verweigern."

Wir sehen also den Helden nutzlos kämpfen und nutzlos untergehen. Darin liegt die Schwäche des Trauerspiels, das sonst sehr bedeutende und bemerkenswerthe Vorzüge hat. Der Dichter gibt, in oft hochpoetischer Sprache, ein lebendiges Bild der damaligen Zeit, die Nebenhandlung und die Episoden sind gleich der Haupthandlung interessant behandelt, die Charaktere in ihrer Verschiedenheit sind scharf gezeichnet, die wechselnden Kämpfe und die Leidenschaften der Parteien sind mit Geschick geschildert. Aber es fehlt dem Stoffe das eigentliche Lebenselement, der Held geht unter, nicht durch Verschuldung, sondern durch Leidenschaft seiner Gegner, das Unsittliche siegt über das Sittliche. Es gibt ein Verschulden Strafford's, wir meinen die unnatürliche Verbindung, in die er willigte, um seine Plane durchzuführen; er mußte einsehen, daß Laud, der nachmalige Erzbischof von Canterbury, nicht fähig war, England zu beruhigen, während er nach Irland ging; aber in dem vorliegenden Trauerspiele erscheint dieser politische Fehler nur wie ein Irrthum des Helden, und ein bloßer Irrthum kann nie den Untergang eines für Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit begeisterten Mannes motiviren. Wir haben nach einer Fülle von gutem Willen, wackerm Streben und kühnen Thaten von fast allen Seiten zuletzt nur den Tod und die allgemeine Verwirrung; die Kämpfe in Staat und Kirche dauern fort, Königthum und Parlament stehen gleich nahe am Abgrunde, alle Opfer sind vergebens gewesen. Eine Nebenhandlung, die mit der Haupthandlung verbunden ist, erzählt uns, daß der jetzt glücklich verheirathete Strafford früher in einem Liebesverhältniß mit der Gräfin Carlisle stand, die ihm einen Sohn Richard geboren hat; dieser liebt die Tochter des Oppositionsmitglieds Henry Burton. Obgleich die Verwickelungen, die aus dem eben Berichteten hervorgehen, recht geschickt in die Handlung eingewebt sind, so fördern sie doch ebenso wenig, als sie zur Motivirung etwa nöthig wären; ja sie machen sich sogar hier und da breiter, als die Einheit des Trauerspiels es gestattet.

Wir haben bereits die fast durchgängig edle Sprache gelobt, müssen aber doch hier und da einige Ausstellungen machen; so sind die Worte Pym's (S. 8) bis zur Unverständlichkeit gesucht; hier und da sind einige Redeweisen zu tadeln, z. B. (S. 48):

> Der Richard Percy, das
> Ist keiner, der nur so mit dreingeht;

S. 62:

> Doch hat so'n Paternoster manchen Zwerg;

S. 65:

> So hat — o krampfend Weh! — mehr Anrecht sie.

Einzelne Verlangen an die Darsteller sind etwas übertrieben, z. B. „Richard nach einem unbeschreiblichen Kampfe", oder „in einen Strom von Thränen ausbrechend", endlich „Ausdruck der Empfindung unbeschreiblich". Fassen wir unser Urtheil zusammen, so müssen wir trotz aller Ausstellungen dieses Trauerspiel als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung bezeichnen, die auch wegen ihres Gedankenreichthums, namentlich zum Lesen, empfohlen werden kann.

Karl der Große. Tragödie von F. A. Maercker. Berlin, Decker. 1861. 8. 22½ Ngr.

Die Maercker'sche Tragödie dürfte passender eine dramatische Dichtung genannt werden. Wir sehen Kaiser Karl den großen Plan verfolgen, ein Weltenreich zu gründen, mächtiger und größer als das römische Reich; er, der erste Kaiser von Gottes Gnaden, will die enge Verbindung von Kirche und Staat; durch die erstere will er die verschiedenen Nationalitäten, die ihm unterworfen sind, eng vereinen; Freiheit in Christus und Einheit durch ihn ist sein Ideal. Aber überall findet er Widerstand; zunächst in der Kirche selbst, die das Uebergewicht des Staats fürchtet:

> Nie wird die Kirche Roms
> Als ihren Herrn den Kaiser anerkennen.

Weiter sind es die Völker, die durch des Kaisers Plane erschreckt und zur Empörung gereizt werden. „Er schreckt die Völker, überzeugt sie nicht", sagt der Bischof; die Römer rufen (S. 18):

> Selber soll
> Italien sich durch eigne Macht regieren.

Die Sachsen fürchten, daß Karl sie „um des Volksthums Würde betrügen könne", und besonders die Franken, und mit diesen die Söhne des Kaisers, Pipin und Karl, bringen auf offene Empörung. Sie verlangen Bewahrung der Nationalität, vor allem Schutz der Sprache, Trennung des Staats von der Kirche, die Gründung des erstern auf das Volk, Selbstregierung (S. 98):

> Von unten, aus des Volkes sicherm Grund,
> Erstehn die Reiche, die Jahrhunderte
> Kühn überdauert —

ruft der Sohn dem kaiserlichen Vater zu. Der Kaiser aber läßt sich in seinem Ziele nicht beirren; mit „Gewalt will er das Volksthum brechen". Das klingt nun allerdings erschreckender, als es in Wahrheit ist; denn der Kaiser, wie ihn Maercker schildert, ist ein urgemüthlicher Mann, der ein deutsches Wort mit sich reden läßt, nie in Hitze geräth, sich von seinen Kindern etwas zu viel auf der Nase herumtanzen läßt und leider hier mehr spricht als handelt; von der „rauhen Wildheit und dem Uebermaß des Feuereifers", den der Bischof von Albano dem Kaiser andichtet, ist in der Maercker'schen Tragödie wenig zu entdecken. Er verliert nie seine Seelenruhe, unterhält sich mit seinen abtrünnigen Söhnen und den Verschworenen etwa, wie Professoren mit möglichster Objectivität Tagesfragen unter sich verhandeln; ja in einzelnen Fällen ist er so wählerisch in seinen Ausdrücken, wie es ein verantwortlicher Minister dem Landtage gegenüber nicht besser sein könnte.

Es ist überhaupt ein fühlbarer Mangel dieser Tragödie, daß ihr überall Schwung und Begeisterung fehlt. Die oft sehr bedeutenden Reden folgen sich zu schnell, es wird zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt. Die Bischöfe, der Kaiser, seine Vertrauten, die Verschworenen — sie alle disputiren immerfort, selbst die Töchter des Kaisers halten im vierten Act Gespräche über die Bestimmung des Weibes, über Liebe u. s. w. mit einer Sicherheit, die nicht gerade für sie einnimmt; auch sie zeigen, z. B. in dem Urtheile über ihren Vater, jene kühle Stimmung, die uns in der ganzen Tragödie verletzt, und trotz alledem ist ewiger Streit, ohne daß die Principien irgendwo zum Austrag gebracht würden. Gesagt sei hier, daß sich die Dichtung durch sehr schöne Gedanken auszeichnet; wir verweisen namentlich auf die Scene der Verschworenen im dritten Act. Weiter finden sich Aussprüche, die von edler, großartiger Anschauung Zeugniß geben und die ebenso anregend als bedeutend sind; als Beispiel führen wir das Gespräch zwischen Widukind und Thiada (Act 2, Scene 3) an, in der über Deutschland gesagt wird:

> Willst du der Ordnung hehre Boten schaun,
> So blick' auf Deutschlands gottentsprossnes Volk,
> Hier faßt der Sinn die Huldgestalt des Rechts,
> Und jeder Tugend Form, so rein und edel,
> Wie lichtverklärt sie bei den Göttern thront,
> Wählt gern zur Wohnung sich des Deutschen Herz
> Und glänzt als Urbild für die Welt durch ihn.

Freilich nicht immer so schmeichelhaft ist das Urtheil über die Deutschen; schon wenige Seiten später sagt Thiada (S. 49): „Weh, Deutschlands Frauen nur fühlen noch für dich", und Widukind (S. 46):

> Für Macht und Größe fehlt der große Sinn,
> Der opferfreudig sich dem Ganzen weiht.

Bei der Schönheit der Sprache und Gedanken fehlt, neben der dramatischen Bewegung, auch der klare Ausdruck der Grundidee, der Sieg eines Princips; was das Technische anbetrifft, vermissen wir den allmählichen Aufbau und die Gliederung;

auch das eigentliche dramatische Leben fehlt, die Handlung schleppt sich in Erörterungen hin, die Disputationen folgen sich zu schnell, sie allein müssen exponiren, steigern und vollenden; es ist eben das Ganze eine werthvolle dramatische Dichtung, aber keine Tragödie. Wir haben schon bemerkt, daß der hier gezeichnete Charakter des Kaisers nicht mit dem Ausspruche des Bischofs übereinstimmte; noch wunderbarer, gewiß aber sehr undramatisch und unwahr ist es, wenn Graf Norich den augenblicklichen Seelenzustand Karl's, des Sohnes, schildert (S. 99):

> Das Haupt getaucht in düstre Purpurglut,
> Das Haar gesträubt, verwildert, stieren Blicks,
> Die Brauen krampfhaft zuckend und erregt
> In jeder Fiber, hört er dein Gebot —

und dann dieser also Geschilderte gleich nachher ruhig abgeht mit den Worten:

> Mein Arm wird streiten, doch es bleibt mein Herz
> Dem Recht des Volks ergeben! Lebe wohl!

Undramatisch ist es ferner, wenn der Dichter, der noch eben den Helden lange Reden hat halten lassen, uns mit den Worten Kaiser Karl's überrascht:

> In Gottes Hand befehl' ich meinen Geist. (Er stirbt.)

Man war auf alles mehr vorbereitet als auf dies plötzliche Ende, das namentlich bei der Aufführung einen durchaus nicht erhabenen Eindruck machen dürfte.

7. Die Tochter Jephta's. Lyrisches Trauerspiel in drei Aufzügen von Eduard Krenzhage. Mainz, Kirchheim. 1861. 16. 20 Ngr.

Den Stoff zu diesem lyrischen Trauerspiel entnahm der Dichter dem elften Kapitel des Buchs der Richter. Er fand dort die Verbannung des Gileaditers, seine Zurückberufung in Zeit der Gefahr (Vers 7—10), den Schwur, den er that, er wolle Jehovah das Erste opfern, was ihm entgegenkäme, wenn er ihm den Sieg verliehe, die Rückkehr und das Begegnen mit der Tochter, ihr zweimonatliches Zurückziehen, um sich auf den Tod vorzubereiten, ihre Opferung (Vers 31), endlich die Nachricht: „Und ward eine Gewohnheit in Israel, jährlich hinzugehen, zu klagen die Tochter Jephta's, des Jahres vier Tage." Die biblische Erzählung wirkt besonders großartig durch die Einfachheit des Berichts und durch die Naivetät der Darstellung; das schreckliche Opfer der Tochter wird kurz erzählt: „Und er that ihr wie er gelobet hatte." Wir müssen gestehen, daß die dramatische Ausführung sehr gelungen und besonders wirksam ist. Ein feingebildetes Publikum wird diesem Trauerspiel seinen Beifall nicht versagen können. Der Dichter hat das tragische Geschick sehr gut darzustellen verstanden; Jephta gedachte fremdes Blut zu opfern und Jehovah straft ihn mit dem Verlust der Tochter, für deren „glücklich Los" er in den Kampf gegangen war:

> So furchtbar wie die Schuld ist Gottes Strafe,
> Die jeder Sünde schrecklich rächend folgt.

Nicht des Volkes Heil war sein Ziel, Herrschsucht und Rachbegier gaben das Schwert ihm in die Hand:

> Vor Gott sühnt meine Schuld des Kindes Opfer,
> Vor meinem Volke will ich selbst sie tilgen —

ruft Jephta in der Trauer über die Tochter. Die Sprache ist durchgängig edel und rein; in Wendungen und Aussprüchen erinnert uns Krenzhage auch hier, wie in seinen Gedichten, an Oskar von Redwitz. Nicht gelungen erscheint uns das Begegnen des Vaters und der Tochter, namentlich ist der Ausdruck des Erschreckens nicht kräftig genug dargestellt. Dagegen sind namentlich die Scenen, in denen das lyrische Element vorherrscht, besonders auch die Schlußscene von ergreifender Schönheit. Wir machen auf vorliegendes Trauerspiel besonders aufmerksam. 3.

Neuere Werke über Island.

1. Reise nach Island im Sommer 1860. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Von William Preyer und Ferdinand Zirkel. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Island. Seine Bewohner, Landesbildung und vulkanische Natur. Nach eigener Anschauung geschildert von Gustav Georg Winkler. Mit Holzschnitten und einer Karte von Island. Braunschweig, Westermann. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

An den Ufern der Flüsse bilden sich häufig unter dichtem Weidengebüsch kleinere oder größere Ausbuchtungen, meist von beträchtlicher Tiefe, in denen das Wasser still zu stehen scheint oder nur eine leise Kreisbewegung besitzt und keinen Theil an der vorüberziehenden Strömung nimmt. Soviel wir wissen, nennt man solche Auswaschungen Kolke, und unwillkürlich werden wir an die Kolke erinnert, so oft wir von Island lesen oder dasselbe auf der Karte erblicken. Island ist ein Kolk des europäischen Culturstroms, wo das Leben still zu stehen scheint oder sich wenigstens im engsten Kreise bewegt, wo aber die ruhige Oberfläche doch eine geheimnißvolle Tiefe birgt. In Island hat sich, mehr als irgendwo anders durch klimatische, geologische und andere natürliche Einflüsse bedingt und gewissermaßen gebunden, eine urgermanische Bildung in sozusagen fossilem Zustande erhalten. Sowol diese Cultur als auch ihre physischen Bedingungen schließen eine solche Fülle des Geheimnißvollen und Wunderbaren in sich, daß sie in immer höherm Grade die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Reisenden, zu welcher der Yorick'schen Klassen sie immer gehören mögen, auf sich gelenkt haben. Erst in Nr. 46 d. Bl. f. 1860 haben wir den irischen Lord Dufferin auf seiner Lustfahrt nach Island und Spitzbergen begleitet und jetzt liegen zwei Werke deutscher Reisenden vor uns, welche abermals der Ultima Thule des nordischen Meeres gewidmet sind.

William Preyer's und Ferdinand Zirkel's „Reise nach Island im Sommer 1860" (Nr. 1) ist die Frucht gründlicher Studien, geübter Beobachtungsgabe und eines weitumfassenden Gesichtskreises. Die Verfasser kennen fast die ganze einschlägige Literatur und haben, um der lebendigen Frische ihrer Reiseschilderung keinen Abbruch zu thun, die wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Wanderung in eigenen, reichhaltigen Anhängen niedergelegt. Preyer, der Zoolog, und Zirkel, der Geolog, haben den österreichischen Wahlspruch Viribus unitis auf ihr Panier geschrieben und trotz ihrer Zweiheit ein Ganzes hervorgebracht, das den Kaiserstaat an Einheit und Abrundung weit übertrifft. Ja man ist versucht, noch einen dritten stillen Theilhaber in ihrem Bunde zu vermuthen, und zwar einen Sprachforscher, denn ihr Buch zeigt namentlich in der Namenschreibung eine nicht gewöhnliche Kenntniß der isländischen Sprache, deren Grundzüge sie überdies zum Gegenstande eines besondern Anhangs gemacht haben. Wir bekennen gern, daß wir dem Werke manche

fache Belehrung und Erfreuung verdanken und glauben den Lesern den gleichen Erfolg mit Zuversicht versprechen zu können.

Nicht so viel Rühmliches können wir von Gustav Georg Winkler's „Island" (Nr. 2) sagen, obgleich es keineswegs arm ist weder an Unterhaltung noch an Belehrung. Der Verfasser, gleichfalls ein Geolog, welcher im Auftrage der bairischen Akademie den Professor Maurer nach Island begleitet hat, scheint einen minder hohen wissenschaftlichen Standpunkt einzunehmen. Im Gegensatze zu der heitern Gemüthsstimmung der vorhin genannten Reisenden betrachtet er überdies das fremde Land mit einer gewissen trockenen Grämlichkeit, erblickt überall die graue Seite und sieht seine Reise als eine Arbeit an, die er fast unwirsch und mühselig zu Ende bringt, sich am Schlusse derselben vorzugsweise über seine gefüllten Taschenbücher freuend, die dennoch weniger Ausbeute enthalten, als die der erstgenannten Reisenden, oder er müßte sie in einem andern uns unbekannten Werke der Oeffentlichkeit übergeben haben. Alles deutet bei ihm auf ein vorgerückteres Lebensalter hin, als bei den offenbar jugendlichen Herren Preyer und Zirkel. Allerdings erhebt auch er sich öfter zu wahrhaft dichterischer Anschauung und Schilderung, allein er läßt seinen Flug bald wieder sinken und verfällt bisweilen geradezu in Alltäglichkeit und Flachheit. Auch vermissen wir bei ihm die klare Anordnung des Stoffs; so handelt er z. B. in dem Kapitel von den Leuten erst das Klima ab. Endlich stehen die seinem Buche beigegebenen Illustrationen, namentlich die Karte, denen des erstgenannten Werks meistens nach. Er hat im ganzen dieselben Partien der Insel besucht, wie nach ihm Preyer und Zirkel, nur daß diese die umgekehrte Richtung eingeschlagen haben. Wir werden zu den sämmtlichen bekannten Löwen der isländischen Natur geführt, zu den Geisirn, nach Thingvalla, am Hekla vorbei, durch die Steinwüste Sprengisandur, nach dem Mückensee mit seinen Schlamm- und Schwefelquellen, nach Akureyri u. s. w. Preyer und Zirkel haben außerdem den Baula bestiegen, den Winkler als den schönsten und interessantesten Berg der Insel bezeichnet. In vielen Beziehungen treffen übrigens die Ansichten und Urtheile der beiden Reisebeschreibungen zusammen, was ihnen natürlich nur um so größern Werth verleiht.

Und wie ist nun das Bild beschaffen, welches diese jüngsten Islandfahrer vom Lande wie von den Leuten vor uns aufrollen? Versuchen wir in einigen Strichen die Ergebnisse ihrer Untersuchungen hier zu skizziren.

Island ist ein Wegweiser, welchen die schaffende Natur auf ihrer Oberfläche aufgestellt hat, um uns den Weg in ihr Inneres zu zeigen. Wenn irgendwo, so kann hier der Geolog seinen archimedischen Hebel ansetzen, um das Geheimniß des Vulkanismus dem Erdinnern zu entlocken. Ob hier, ob überhaupt der alte Streit zwischen Vulkanismus und Neptunismus jemals ausgekämpft werden wird, müssen wir den Fachgelehrten zu beurtheilen anheimgeben. Die fossile Flora Islands beweist, daß die Insel eine viel jüngere Schöpfung ist als das übrige Europa. Winkler sagt (S. 289):

> Man unterscheidet nach den verschiedenen Organismenschöpfungen, deren Reste in den Gesteinen begraben liegen, in der Bildungszeit der Erde seit dem Auftreten der Meeresabsätze acht große Abschnitte. Erst in der Zeit der siebenten, vorletzten Periode, erschien auch in jenen hohen Breitengraden trockenes Land. In Europa standen zur selben Zeit die Wälder, aus deren Holz die Braunkohlen, z. B. im nördlichen Deutschland, oder die am Nordfuße der Alpen ihren Ursprung nahmen. Das damalige isländische Trockenland trug eine gleiche Vegetation. An vielen Punkten Nordislands finden sich Braunkohlen und damit Reste von Blättern und Früchten, die noch recht gut erkennen lassen, welchen Pflanzenarten sie angehört haben. Es war eine von der jetzigen isländischen gänzlich verschiedene Flora. Damals gab es auf der Insel Wälder, welche von 24 verschiedenen Holzpflanzenarten, Laub- und Nadelhölzern, gebildet wurden. Unter den Laubhölzern war am meisten der Ahorn vertreten. Außer diesem wuchs die Eiche, der Nußbaum und der Tulpenbaum. Die Art dieser Vegetation zeigt, daß das Land nicht gebirgig war und ein bedeutend milderes Klima hatte als das heutige Island. Jene Gewächse bedurften alle einer Jahrestemperatur von mindestens 9 Graden, während sie jetzt in jenen Gegenden, wo sich die Reste finden, 0 Grad ist. So haben sich also mit den Wandlungen der Erdoberfläche auch die klimatischen Zustände darauf geändert.

Trotz der bisherigen Untersuchungen harren aber noch immer die großen Räthsel der Geisir, der Solfataren am Mückensee u. a. ihrer endgültigen Lösung entgegen, noch immer sind große Theile der Insel, vor allem der mächtige Vatnajökull im Ostlande, gänzlich unerforscht. Die Heidi oder das Plateau, die Hraun oder das Lavafeld, der Jökull, d. h. Gletscherberg, und das Myri, Moor, das sind die charakteristischen, von Winkler S. 59—73 gut geschilderten Züge in der Physiognomie des Landes. Nirgends haben die unterirdischen Essen so viel Lava ergossen wie hier, und diese Lava zeigt oft noch nach Jahrhunderten dasselbe „nackte, narbenvolle Antlitz", wie bei ihrer Erkaltung, während die italienischen Lavaströme „durch Kastanienwälder und Pflanzungen des edelsten Weins in Lustgärten verwandelt werden". In der Einöde der Hraun wie in der Steinwüste Sprengisandur ist „das Leben todt und nur der Tod lebendig". Wie sollen da Flora und Fauna gedeihen? Die Flora kriecht furchtsam und demüthig am Boden. Kein Getreide gedeiht zur Reife; wir finden nur Graswuchs (bisweilen von üppiger Frische, bisweilen auch der Lava entsprießend), isländisches Moos, dessen die armen Bewohner zu ihrem Verdruß vielfach durch die neuerdings eingeführten Renthiere beraubt werden, und zwerghaftes Birkengestrüpp. Auf der ganzen, das Königreich Baiern an Umfang übertreffenden Insel erheben sich nur zwei Bäume in die Lüfte: der 12—14 Fuß hohe Vogelbeerbaum beim Hause des Stiftsamtmanns zu Reykjavik und der Vogelbeerbaum zu Akureyri, der gar 25 Fuß Höhe hat. Im Gegensatze zur Flora gedeiht vorzüglich diejenige Fauna, welche nicht am Boden haftet, das Reich der Vögel und der Fische. Ohne die Vögel, deren die Insel nach Preyer und Zirkel 109 Arten besitzt, wäre Island für Menschen unbewohnbar. Die Klippen starren von den fast zahmen Eidergänsen, die sich als treuere Freunde des

Isländers bewähren als selbst die Hausthiere, ja die man geradezu als sein vorzüglichstes Hausthier bezeichnen möchte. Er naht sich ihrem Neste nur, um den Tribut ihrer Eier und Dunen in Empfang zu nehmen oder um sie zu liebkosen. Kein Schuß wird jemals auf sie abgefeuert, und ein Bauer am Mückensee gerieth in Wuth, als er die seinem Gehöfte sich nähernden Reisenden schießen hörte. Von einem Hauptbrüteplatze, nämlich der kleinen Insel Videy, Reykjavik gegenüber, geben uns Preyer und Zirkel eine überaus anschauliche Schilderung. Aber nicht nur dem Nutzen dienen die isländischen Vögel, sie bringen auch Leben und Klang in die Einsamkeit und Stille. Durch die vom prächtigen Alpenglühen der Jökulls oder vom knisternden Nordlichte erhellten Nächte tönt der Gesang der wilden Schwäne und gemahnt uns geisterhaft an die Schwanengesänge der Skalden.

Nicht minder unabhängig von der Bodenbeschaffenheit als die Vögel hausen im Gewässer die Fische. Das Meer wimmelt vom Kabliau, die Bergströme von Forellen und Lachsen, welche letztere man erst jetzt durch Verpachtung der Fischerei an die Engländer zu verwerthen anfängt. Während des Kabliaufangs, vom Februar bis Johannis, wird die Hälfte der männlichen Bevölkerung zu Fischern, und der Ertrag ist so reichlich, daß man während der Fischzeit eine Beute von 1000—1200 Stück für jeden Fischer rechnet. Was der eigene Bedarf übrig läßt, wird nach katholischen Ländern, besonders nach Spanien verfahren. In gewissem Sinne ist das eine Festzeit für die Isländer, aber doch ein elend und erbärmlich Leben, wie das des Wildheuers vom Rigiberge. Die eine Thatsache, daß der Regel nach nicht mehrere Männer derselben Familie in Einem Boote ausfahren, spricht beredter als ein ganzer Commentar. Von dem thierischen Ungeziefer der Frösche, Schlangen, Eidechsen u. s. w. ist die Insel frei, ohne dafür wie Irland dem heiligen Patricius zu Dank verpflichtet zu sein. Nur die Mücken am Mückensee sind eine unerhörte und beispiellose Landplage. In den höhern Ordnungen der Thierwelt begegnen wir vorzugsweise den Pferden, von denen die Insel im Jahre 1844 33000 Stück, und den Schafen, von denen sie in demselben Jahre 606500 Stück besaß. Beiden ist ein Stall, trotz der hohen Breite, ein völlig ungeahnter Luxus. Der isländische Pony (nach Analogie der Zwergbirke könnten wir ihn das Zwergpferd taufen) ist das Kameel der Hraun. Die Isländer sind wie ihre tropischen Wüstenvettern, die Araber, geborene Reiter; zugleich aber ersetzt ihnen das Pferd Kutsche und Lastwagen. Unähnlich den Arabern widmen sie jedoch ihren Pferden weder Pflege noch Liebe, sondern zeigen sich vielmehr undankbar für ihre Dienste. Das Schaf, auf der ganzen Welt ein Muster der Geduld, ist das doch nirgends in so hohem Grade als in Island, denn hier wird es gerupft statt geschoren (Preyer und Zirkel, S. 110). Das Rindvieh spielt eine verhältnißmäßig wenig bedeutende Rolle; im Jahre 1844 wurden 23753 Stück gezählt.

Wenden wir uns jetzt zum Volk und seinem Leben und versuchen wir dabei eine Zusammenstellung dessen, was es in Island nicht gibt, um uns aus diesem Nichtsein einen Blick auf das Sein zu eröffnen. Zunächst gibt es weder Dampfmaschine noch Eisenbahn, weder Telegraphen noch Gasbeleuchtung; das erscheint selbstverständlich, das wird niemand im Eislande suchen. Es gibt kein Theater und keinen Nationaltanz, und „sehr vieles andere nicht", um Preyer und Zirkel sprechen zu lassen, „was man bei Völkern findet, die bei weitem auf keiner so hohen Stufe geistiger Entwickelung stehen". Es gibt aber auch kein Militär und keine Kanone, und die ganze bewaffnete Macht beschränkt sich auf zwei Polizeidiener und einen Nachtwächter in dem nach isländischen Begriffen großstädtisch verderbten Reykjavik. Die Zeiten der isländischen Republik, wo die Bonden zwischen den Lavaklüften von Thingvalla, im Angesicht der erhabensten Naturwunder, die Angelegenheiten des Landes [illegible], sind zwar längst verklungen, allein noch immer scheint republikanischer Sinn und Geist im Volke zu leben, und die dänische Regierungsmaschine beschränkt ihre Thätigkeit glücklicherweise auf ein geringstes Maß. Selbst von Standesunterschieden ist keine Rede; ausschließlich die Geistlichen werden mit Siera, Herr, angeredet. Auch kein Gefängniß ist da, denn das einzige vorhanden gewesene ist zum Wohnhause für den Stiftsamtmann in Reykjavik hergerichtet. Noch weniger findet sich ein Scharfrichter, und wenn ja jemand hingerichtet werden soll, „so muß er auf Staatskosten nach Kopenhagen reisen, wo es Menschen gibt, welche andern für Geld den Kopf abschlagen". Daß ein Gefängniß überflüssig ist, könnte uns auf den Gedanken führen, daß die Schulen ausgezeichnet [illegible] müssen. Weit gefehlt! Außer dem Gymnasium und der Theologenschule in Reykjavik gibt es gar keine Schulen, und selbst das Gymnasium zählte im Schuljahre 1858—59 nur 39 Schüler, weil sich die Isländer scheuen, ihre Söhne den Verführungen der Großstadt — unter den Lilliputern ist Gulliver ein rhodischer Koloß — auszusetzen. Die echte und eigentliche isländische Schule ist — die Mutter modir min (Preyer und Zirkel, S. 45). Es gibt ferner keine Wagen, keine Brücken, keine Oefen, keine [illegible] (selbst bei den Herren Pfarrern fand wenigstens Winkler keine), keine Syphilis, wenngleich kein Mangel an unehelichen Geburten ist, keine Gasthäuser — bis auf [illegible] in Reykjavik —, sodaß unbeschadet der wahren Frömmigkeit der Isländer oftmals die Kirchen als Karavanserais dienen müssen. Auch Grabsteine finden sich nur ausnahmsweise. Am auffallendsten will es uns erscheinen, daß [illegible] bis auf zwei oder drei Ausnahmen keine steinernen [illegible]ser gibt, während die Insel doch Ueberfluß an [illegible] hat, jedes Stück Holz dagegen auf kostspieligste [illegible] eingeführt und dann mittels Pferden an den Ort [illegible] Bestimmung gebracht werden muß. Daran muß [illegible] gewisses conservatives Phlegma der Isländer schuld [illegible] in der That legen ihnen Preyer und Zirkel sowie [illegible] Winkler einstimmig Abneigung gegen Neuerungen [illegible] mangelhafte Ausbeute ihrer natürlichen Hülfsquellen [illegible] Last. Das gilt z. B. vom Heizungsmaterial, zu welchem man sich der erbärmlichsten Nothbehelfe bedient, und [illegible]

Gemüsebau, der nach dem übereinstimmenden Urtheil unserer Reisenden viel bedeutender sein könnte.

Diese mangelhafte Ausbeutung der Natur ist auch nicht ohne Einfluß auf die Höhe der Bevölkerung, welche n der That einer Steigerung fähig erscheint. Allerdings ist die Sterblichkeit der Kinder entsetzlich, allein sie wird durch die große Fruchtbarkeit der Frauen einigermaßen ausgeglichen und könnte durch bessere Fürsorge und Pflege ohne Zweifel sehr verringert werden. Die Bevölkerung vertheilt sich hauptsächlich auf das Süd- und das Nordland, welches letztere vor dem erstern unbestreitbare klimatische und andere physische Vorzüge hat, sodaß hier sogar die Bildung der Bewohner durchschnittlich höher steht. Der Hauptstadt Reykjavik im Süden entspricht im Norden das aufblühende Akureyri mit 800 Einwohnern, aber noch ohne Kirche; nach Winkler hat es nur 14 Häuser, was wol auf einem Irrthum beruht. Preyer und Zirkel entwerfen eine fast verführerische Schilderung des Orts, wo der Apotheker die Palme der Gastlichkeit gewinnt, die auf der ganzen Insel in patriarchalischer Weise gepflegt wird. Die deutschen Doctoren und der isländische Apotheker, der seinen Gästen unter anderm geräucherten Haifisch, frischen Walfischspeck, Seehund en gelée und ähnliche nordpolarische Leckerbissen vorsetzt, liefern wirklich ein unübertreffliches Genrebild. Winkler meint zwar, die isländische Gastfreundschaft müsse direct und indirect theuer genug bezahlt werden, und er scheint allerdings unangenehme Erfahrungen gemacht zu haben; allein wir sind geneigt, sie als Ausnahmen von der Regel zu betrachten. Außer den beiden genannten Städten — sit venia verbo! — ist von Flecken und Dörfern keine Rede. In trostloser Einsamkeit dringt das isländische Gehöft, wie das isländische Moos, aus den Borsten und Klüften der Lava und des Gesteins hervor. Die Abbildungen bei Winkler, wie seine Schilderung der sogenannten Badstoba, d. h. Wohnstube, sind freilich von erschreckender Naturwahrheit, allein, ohne sie im mindesten anzweifeln zu wollen, müssen wir nach Preyer und Zirkel doch auch an hellere Seiten glauben. Sind Heidi, Hraun, Jökull und Myri die vier Elemente des isländischen Landes, so sind Kaffee, Branntwein, Skyr und Schnupftabak die vier innig gesellten Elemente des isländischen Lebens. Die Einfuhr von Kaffee, Zucker und geistigen Getränken ist in den letzten Jahren bedenklich gestiegen. Skyr, ein Lieblingsgericht, „das auch in der Hütte des Aermsten keinen Tag fehlen darf", ist eine saure Schafmilch, die häufig mit Rauschbeeren gemengt wird und Hunger und Durst zugleich stillt. Der Schnupftabak endlich wird aus Pulverhörnern und ähnlichen Gefäßen (abgebildet bei Preyer und Zirkel, S. 133) unmittelbar in die Nase geschüttet.

Diese wenigen Züge aus Natur und Leben reichen hin, um bei dem Leser keinen Zweifel über die Einförmigkeit und Aermlichkeit des isländischen Daseins übrig zu lassen. Und doch bescheint für den Isländer die Sonne kein lieberes Land als seine vulkanische Insel, auf der sich Feuerglut und Gletschereis um die Herrschaft streiten und dem Menschen kaum einen Ort übrig lassen, wo er ungefährdet und ruhig sein Haupt niederlegen kann. Noch nie ist ein Isländer ausgewandert, bis auf wenige Bethörte, welche die Mormonen — vielleicht durch den Köder der Vielweiberei — nach dem Neuen Jerusalem am Großen Salzsee verlockt haben. Diese Anhänglichkeit selbst an das ärmste Vaterland beweist, daß es geistige Bande gibt, welche stärker sind als leibliches Wohlergehen, und daß der menschliche Geist die Schrecknisse der Natur siegreich überwindet. Vielmehr gestählt durch diese Schrecknisse hat sich der isländische Volksgeist stark und edel entwickelt, nicht unähnlich den regelmäßig schönen, einfach erhabenen Gebilden des isländischen Basalts. Seine Beschränktheit hat ihm nur um so größere Innerlichkeit und Kraftfülle verliehen. Noch heute schwebt der Geist der Edda-Dichtung über der Insel, und eine Fülle von Sagen, Legenden und Aberglauben hat sich bis heute im Volke lebendig erhalten, wie die von Professor Maurer herausgegebene dankenswerthe Sammlung beweist. Wie schön ist beispielsweise die folgende Sage über die Veranlassung zu den Ausbrüchen des Hekla (Winkler, S. 225):

Sämundr, der Pfarrer von Oddi, derselbe, welcher die „Edda" gesammelt haben soll, hatte sich während seines Aufenthalts auf dem europäischen Continent in Sachsen mit einer „weißen Frau" verlobt. Lange wartete diese auf seine Rückkunft, nachdem er nach Island gefahren war. Als er aber immer und immer nicht wiederkam, wurde sie endlich des Wartens müde und gewann die Ueberzeugung, daß er sie zum Narren gehabt habe. Da sandte sie an Sämundr ein vergoldetes Kästchen ab und wies ihre Boten an, dasselbe von niemand, außer von ihm, öffnen zu lassen. Diesen ihren Boten und den Kaufleuten, mit denen sie reisten, ging die Fahrt wunderbar schnell von statten; sie kamen im Süden von Island ans Land, hart bei Oddi, wo Sämundr Pfarrer war. Dieser, ein mächtiger Zaubermeister, der um ihre Ankunft bereits wußte, war in seiner Kirche, als sie ihn zu besuchen kamen. Er nahm sie aufs beste auf und ließ sich das Kästchen von ihnen einhändigen, das er sofort auf den Altar stellte. Hier ließ er es die Nacht über stehen; den andern Tag aber nahm er es unter den Arm und trug es hinauf die höchste Spitze des Hekla und warf es da hin. Da, sagen die Leute, habe der Hekla zum ersten male Feuer ausgeworfen.

Am Hvamsfjördr an der Westküste stand die Wiege des berühmtesten Dichters, den Island erzeugte, Snorri Sturluson's, des Sängers der „Heimskringla-Saga" und der jüngern „Edda". Im Nordlande zu Miklibär ist die Heimat Thorwaldsen's, des modernen Phidias, welcher bekanntlich auf der Fahrt zwischen Island und Dänemark geboren wurde und um den sich daher, wie die sieben Städte um Homer, die beiden Länder streiten. Ebenfalls im Norden, zu Bägisa, unweit des Oepnadalur, lebt in einer niedrigen Erdhütte mehr vom Ertrage seiner Feldarbeit als vom Einkommen seines Amts, das nur 15 Thaler jährlich beträgt, oder von den Früchten seines Genius der Pfarrer Jon Thorlaksson, welcher Klopstock's „Messias" und Milton's „Verlorenes Paradies" den Dichtungen der Skalden in ihrer eigenen Sprache ebenbürtig angereiht hat. Im Süden endlich, damit alle Himmelsgegenden bis auf den Osten ihre Vertretung finden mögen, blüht in Reykjavik seit 1816 die verdienstvolle Literarische Gesellschaft, welche im Jahre 1860 nicht weniger als 991 Mitglieder zählte und sich durch Herausgabe werthvoller

isländischer Werke (z. B. der vortrefflichen Karte von Island in vier Blättern) bleibenden Ruhm gewinnt. Drei Zeitungen erscheinen auf Island, zwei in Reykjavik, eine in Akureyri, und zwar ohne Regierungsunterstützung, und die Erzeugnisse der (gegenwärtig zwei) isländischen Druckereien seit 1531 dürften einen unverächtlichen Beweis von der fortschreitenden Regsamkeit der isländischen Literatur darbieten. Von der Bildung der Geistlichen, namentlich ihrer Geläufigkeit im Lateinsprechen, geben Preyer und Zirkel wiederholte Belege, und daß die Lese- und Schreibekunst ein Gemeingut aller sei, wird einstimmig zugestanden.

Kretzschmer sagt in seinen „Trachten der Völker", daß Island, da es mit andern Völkern wenig oder gar nicht in Berührung gekommen ist, keine Geschichte, sondern nur eine Hauschronik habe. Wir wissen kaum, ob wir der Insel zum Schlusse etwas Besseres wünschen können, als daß ihr niemals — etwa durch die Dänen — eine Geschichte gegeben werden, sondern daß sie ihre Hauschronik im alten Geiste fortführen möge! 54.

Aus dem Leben religiöser Männer.

Aus einer Reihe biographischer Schriften heben wir zunächst die beiden folgenden hervor, welche das Leben und Streben eines Mannes behandeln, der, aus den untergeordnetsten Verhältnissen wie so viele berühmte deutsche Männer hervorgegangen, berufen war, eine welthistorische Mission zu erfüllen, wie sie in gleichem Umfange reformirenden Einflusses nur wenige Menschen auf Erden erfüllt haben. Es sind dies die Schriften:

1. Dr. Martin Luther und sein Stammort Möhra. Mit einem Mahnrufe des Reformators an unsere Zeit. Eine Denkschrift zur Erinnerung an die Enthüllung und Einweihung des Luther-Denkmals in Möhra. Von August Wilhelm Müller. Meiningen, Gadow und Sohn. 1862. 16. 20 Ngr.
2. Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation. Nebst noch gar vielem, was zu wissen jetzt jedem noth, von welcher Confession er sei. Mit elf Bildnissen und Darstellungen und der echten Handschrift Luther's. Zusammengestellt von Mehreren. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1862. 8.

Die erstgenannte Schrift, von dem Archidiakonus an der Stadtkirche zu Meiningen, A. W. Müller, zweckmäßig verfaßt und mit einer Abbildung des Luther-Standbildes zu Möhra versehen, hat schon dadurch vor den übrigen Biographien Luther's etwas Besonderes voraus, daß in ihr vorzugsweise auch die Beziehungen Luther's und der Familie Luther zu dem Stammorte Möhra überhaupt in ausführlicher Weise zur Sprache kommen. Bekanntlich lebte der Vater des Reformators, Hans Luther, bis gegen die Mitte des Jahres 1483 in Möhra, wahrscheinlich, wie aus einigen Worten Luther's selbst hervorgeht, als wohlhabender Bauer, und weiter erzählt Luther, daß sein Vater später nach Mansfeld gezogen und dort Bergmann geworden sei. Dies alles ist bekannt; weniger bekannt ist die Tradition über die Ursachen, welche Hans Luther zu dieser Heimatsänderung bestimmten und die sich auch in einem im Jahre 1702 von J. Martin Michaelis gefertigten, in den Acten des Kammerarchivs in Eisenach aufbewahrten Aufsatz über das Berg- und Hüttenwerk in Kupfersuhl vorfindet: „Es wird dort berichtet, «daß Hans Luther einen ihm im Grase hütenden reichen Bauern, zum Zorn von ihm gereizt, mit seinen eigenen Pferdezäumen ungefähr, d. h. zufällig, absichtslos, lebensgefährlich verletzt, und dann sich habe retiriren müssen»."

Dieselbe Sage lebt, wie der Verfasser vorliegender Schrift versichert, ganz allgemein in Möhra im Munde des Volks fort, nur daß die Veranlassung zu der übereilten That verschieden angegeben wird. Beruht diese Tradition auf Wahrheit, so würde daraus wenigstens hervorgehen, daß eine gewisse Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Charakters im Geschlecht der Luther erblich war, wie denn auch von einem Nachkommen, Johann Georg Luther, der in unserm Jahrhundert lebte und eine Zeit lang verschollen war, im vorliegenden Buche berichtet wird, er sei einer der wohlhabendsten Bauern in Möhra, ein schöner Mann von ungewöhnlicher Körperkraft, aber leider nach manchen Richtungen hin so leidenschaftlich gewesen, daß er seine Familienverhältnisse zerrüttet habe. Was Martin Luther betrifft, so besuchte dieser seinen Stammort wenigstens noch einmal auf seiner Reise vom wormser Reichstage. Der Verfasser erzählt, daß Luther mit seinem Bruder Jakob und mit Amsdorf am 3. Mai 1521 gen Möhra gekommen sei und fährt dann fort: „Dort wohnten, außer seiner Großmutter und seinen Oheimen, Heinz und Hans dem Kleinen, noch viele nähere und fernere Verwandte, und wol mögen, als die Kunde von seinem Kommen erscholl, auch aus der ganzen Umgegend, namentlich aus Salzungen, Allendorf, Liebenstein, Barchfeld u. s. w., die Luther in großen Scharen herbeigeeilt sein, um den großen Vetter zu sehen und zu hören, sodaß Luther mit Recht schreiben konnte: «Ich bin zu meinem Fleisch über den Wald gereist, welche fast die Gegend einnehmen.» Am 4. Mai predigte er in seinem lieben Stammorte, im Freien unter einem Baume, da die Kapelle viel zu klein war, um die Menge der Menschen fassen zu können, und zwar, wie die Sage in dem Volke fortlebt, unter dem Lindenbaume, welcher noch vor 30 Jahren auf dem Lindenplatze vor dem Luther'schen Stammhause stand, und bei seinem Absterben wol 5—600 Jahre zählen mochte."

Der Verfasser berichtet über die Luther'sche Nachkommenschaft in Möhra manches Interessante. Ein Luther, Johann Nikolaus, der dem Reformator „wie aus den Augen geschnitten" gewesen sein soll, war 1817, zur Zeit der dreihundertjährigen Jubelfeier, Kuhhirte zu Möhra, und hatte zwei Söhne: Johann Georg und Johann Ernst. Der erstere studirte, durch Unterstützungen dazu in Stand gesetzt, in Wittenberg Theologie, lebt jetzt als Pfarrer in Niedereichstädt in der preußischen Provinz Sachsen und hat einen Sohn, der sich ebenfalls der Theologie gewidmet hat; der zweite Sohn des Kuhhirten bildete sich in Kassel zu einem geschickten Maurer und Steinhauer aus, wohnte früher in Salzungen und jetzt in Allendorf. Von ihm erzählt uns der Verfasser folgende Ehestandsgeschichte, die wir ihres eigenthümlichen Interesses und fast novellistischen Gepräges wegen hier mittheilen wollen. Sein Bruder, der genannte Johann Georg, war als Candidat der Theologie Hauslehrer in einer Famile zu Berlin und hatte ihm in der preußischen Hauptstadt eine Stelle als Steinhauergehülfe verschafft. Man traf in dem Hause ihres Oheims, wo der Candidat Luther als Hauslehrer war, öfters eine „junge, fein gebildete Berlinerin mit etwas romantischem, um nicht zu sagen schwärmerischem Anflug" zusammen, Charlotte Semler, die Tochter eines [illegible] Staatsbeamten und Enkelin des berühmten Theologen Semler. Eines Tags las sie die Verheirathungsgeschichte des Reformators und die damit verknüpften romantischen Umstände wirkten mächtig auf sie. Der Verfasser erzählt: „Dieser romantische [illegible] erregte die Phantasie von Charlotte Semler so, daß sie dem Candidaten Luther Herz und Hand antrug. Dieser lehnte [illegible] in zarter Weise ab, machte aber die junge Dame, die [illegible] enthusiastischer Verehrung des Reformators nur einem [illegible] die Hand geben zu wollen versicherte, mit seinem jüngern Bruder bekannt, der bald darauf den Ehebund mit ihr schloß. [illegible] mußte indessen diesen romantischen Jugendentschluß schwer [illegible]. Die Sache fiel nicht so gut aus, wie beim Doctor Martin. Die Lebensgewohnheiten und die Bildungsgrade der [illegible]

Gatten lagen zu weit auseinander, als daß eine irgendwie glückliche Ehe hätte stattfinden können. Das wurde Charlotte fast schon am Traualtar zu ihrem Schrecken gewahr; noch mehr aber sah sie es ein, als sie nun dem Gatten nach seiner Heimat folgte. Sie ertrug übrigens ihr Los, das ihr nicht aufs Lieblichste gefallen, mit seltener Ergebung, und bot alles auf, um sich in ihre Lage zu finden und selbst die niedern Dienste, die ihr, sonst völlig ungewohnt, jetzt ganz oblagen, soviel als möglich zu erlernen. Sie entsagte deshalb mehr und mehr ihrer Lieblingsbeschäftigung, einer geistreichen Lectüre, und benutzte, um sich nach und nach davon zu entwöhnen, die deutschen, englischen, italienischen und französischen Classiker zum Feueranmachen. Rührend war es, wie sie oft stundenweit dem Gatten das Frühstück nach dem Steinbruch oder einer fernen Baustätte zutrug, um ihn von dort zugleich zum Mittagsessen abzuholen. «Es ist halter ein Luther», pflegte sie ihn entschuldigend zu sagen, wenn er einmal etwas heftig aufwallte, und fügte höchstens den leisen Wunsch hinzu, daß er neben den Schattenseiten des Reformators auch noch mehr von dessen Lichtseiten haben möchte. Bei allen, die ihr näher gestanden haben, namentlich auch bei den Arbeitern ihres Mannes, lebt ihre wohlwollende Gesinnung und ihr liebreiches Wesen noch in lebendiger Erinnerung fort. Ein früher Tod erlöste sie von ihrem Erdenleid und bewahrte sie vor noch größerm Elend. Sie starb am 28. Februar 1849 kinderlos."

Es gibt zwar noch viele Familien in Möhra, namentlich die Fladung, Ziller, Schrön und Ihling, die durch die innigsten gegenseitigen Familienbande mit dem Geschlecht des Reformators verknüpft waren, „lauter urkräftige Gestalten, ein echter thüringer Bauernstamm, mit höchst charakteristisch markirten Zügen, die alle, mehr oder weniger, wie durch Aehnlichkeit der Gesichtszüge, so durch feuriges Temperament an den Reformator erinnern"; aber von den directen Abkömmlingen der Lutherfamilie lebt nur noch ein einziger in Möhra, wie der Kuhhirte ebenfalls Johannes Nikolaus genannt, von Handwerk ein Schreiner, aber gegenwärtig, „da er in seinem Handwerk keinen goldenen Boden gefunden zu haben scheint, als Berufsgenosse von Homer's göttlichem Eumäos fungirend". Der eine Luther war Kuhhirte, und dieser Luther ist Schweinehirte!

Ueberhaupt hat die deutsche Nation, die so gern Denkmäler errichtet, weniger um einen großen Todten zu ehren, als um die Ortschaft zu zieren, die ihm das Leben gab, bis auf die letzte Zeit sich sehr wenig um die Abkömmlinge und Verwandten Luther's bekümmert. Befand sich doch selbst Luther's Witwe mit ihren Kindern in so bedrängter Lage, daß sie bei den protestantischen Fürsten herumbetteln mußte und sehr oft sogar abgewiesen wurde. Für alles, was ihre Privatvergnügungen und speciellen Liebhabereien betraf, hatten diese Fürsten stets genug Geld übrig, das ihnen ja ihre Unterthanen liefern mußten, aber nichts für die Witwe des Mannes, dessen sie sich bedient hatten und der ihren politischen Zwecken durch Wort und Schrift so großen Vorschub geleistet hatte. Luther selbst war auch mehr auf zufällige Gnadengeschenke, die immer etwas Drückendes und Precäres haben, als auf ein hinreichendes directes Einkommen angewiesen. Der Verfasser vorliegender Schrift bemerkt: „Seine Einkünfte waren, da seine Besoldung sehr mäßig und da er für seine Schriften durchaus keine Honorare annahm, kaum ausreichend zur Bestreitung des Haushaltes, und wurden nur durch reiche Geschenke verbessert. Seine Genügsamkeit bezeugen selbst seine Widersacher. Als einer derselben rieth, man solle ihm etliche hundert Gülden in den Hals stecken, erwiderte ein anderer: «Die deutsche Bestie achtet keines Geldes und will keines nehmen, wenn man's ihm schon anbeut.»"

Erst in unserm Jahrhundert ist etwas, was wie ein Nationaldank aussieht, für die sieben erweislich von Luther's Oheim in Möhra abstammenden Familien in Barchfeld, Calcar, Möhra und Kupfersuhl gethan worden. Auf Anregung R. Z. Becker's, des bekannten Herausgebers des „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen", ist 1817 eine „Luther'sche Jubelstiftung" durch freiwillige Beiträge zu Stande gekommen, deren Stiftungskapital seitdem auf mehr als 3000 Thaler angewachsen ist. Die Zinsen davon werden in Form von alljährlichen Stipendien an eheleibliche Nachkommen jener Seitenverwandten verliehen.

Vorliegendes Buch, welches diese im Publikum wol wenig bekannten Nachrichten über die Familie der Luther enthält, ist in einem objectiven Stile geschrieben, der sich fern hält von der salbungsvollen Manier, welche man so oft in den Schriften trifft, in denen Geistliche die Schicksale und Bestrebungen theologischer Männer behandeln. Der Verfasser macht nicht viel Redens über Luther; er stellt ihn einfach so dar, wie sich sein Bild aus seinen Handlungen und Schriften ergibt, und wir lernen den Helden nur um so mehr lieben, je mehr wir ihn hier gleichsam aus erster Hand haben. Das Buch ist auch reich an interessanten, aus den Quellen geschöpften Zügen, die man in andern Schriften über Luther, welche nur Compilationen und nicht aus Quellenforschung geschöpft sind, meist vermissen wird. Wir erfahren hier z. B., daß, was wir wenigstens noch nicht wußten, die infolge der Lehren Luther's den Klosterpforten entschlüpften Jungfrauen dem Reformator nicht wenig zu schaffen gemacht haben. Sie sendeten ihm heimlich Briefe, suchten, geld- und schutzlos, persönlich bei ihm Hülfe. Aus dem adelichen Stifte Nimptsch kamen auf einmal neun angefahren, darunter eine Staupitz, zwei Zeschau u. s. w. Er selbst schildert diese Leiden in der 1524 herausgegebenen Schrift „Eyne geschicht, wye Gott eyner Erbarn Kloster-Jungfrawen außgeholfen hat"; es ist die Geschichte der Klosterjungfrau Florentina von Oberweimar. Luther in diesem Gedränge mit heirathslustigen klosterflüchtigen Nonnen wäre vielleicht kein übler Novellenstoff. Für seine Katharina, mit der er dann in einem so glücklichen Ehebunde lebte, suchte er ebenfalls einen Gatten zu werben, wie er in väterlicher Sorgfalt für mehrere ihrer Gefährtinnen bereits gethan hatte, bis sie mit aller Entschiedenheit erklärte, sie werde keinen andern als Luther selbst heirathen, was in unglücklicher Nachahmung derselben die berliner Charlotte Semler dem Steinhauer Johann Ernst Luther gegenüber auch erklärte. Neu war uns ferner die Angabe, daß, als Martin Luther im Jahre 1518 täglich den Bannstrahl erwartete, der Entschluß in ihm aufkeimte, sobald er von ihm getroffen würde, in Paris ein Asyl zu suchen, weil er von da aus „um so freier schreiben und alles loslassen könnte".

Die Schrift unsers wackern meininger Archidiakonus enthält ferner einen fast nur aus ganz wörtlich wiedergegebenen Aussprüchen und Reden Luther's mosaikartig zusammengestellten Mahnruf Luther's an unsere Zeit und ausführliche Nachrichten über die erste Idee zu Luther's Denkmal in Möhra, dessen Ausführung und Ankunft, wie dessen feierliche Enthüllung und Weihe. Der Verfasser erwähnt gelegentlich, daß ihm nach der Druckvollendung seines Werks zwei „höchst interessante", von holländischen Geistlichen verfaßte Broschüren zugegangen seien: „Möhra, 25. Junij 1861, door *J. P. de Keijser*" und „Te Möhra den 25. Junij 1861, door *A. H. van der Hoeve*", und bedauert, daß er daraus nichts mehr für seine Schrift habe benutzen können.

Was die mit Gubitz'schen Holzschnitten versehene und aus Aufsätzen verschiedener Verfasser bestehende Schrift „Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation" (Nr. 2) betrifft, so genügt es wol an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß sie bereits eine fünfte vermehrte und verbesserte Auflage erlebt und dadurch ihre Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit als Volksbuch bewiesen hat.

Luther ist bei der einen Halbscheid der deutschen Nation der volksthümlichste Mann, den wir haben; aber das Unglück der Zweitheiligkeit Deutschlands zeigt sich auch darin, daß er der andern Halbscheid der Nation entfremdet ist, und daß Tausende von Deutschen selbst fortfahren, ihn zu hassen, zu verketzern und zu verleumden. Und doch war er ein Mann von echt deutschem Metallgehalt. Zwar besaß er einige Eigenschaften, die allerdings für einen Reformator sehr nöthig waren und ohne die er sein großes Werk nicht hätte durchsetzen können, die aber, wenn

sie allgemeiner wären, den Verkehr der Menschen untereinander nicht sehr behaglich machen würden, weshalb es die Vorsehung selbst so angeordnet zu haben scheint, daß nur einzelne zu großen Dingen Berufene damit ausgerüstet sind, um zu geeigneter Zeit der Menschheit einen mächtigen Impuls zu geben. Zugleich aber waren die schroffen Eigenschaften Luther's durch andere gemildert, welche ebenfalls dem deutschen Charakter besonders eigen sind: rücksichtslos bis zur Härte in seinem Auftreten gegen Andersdenkende war er doch in Bezug auf die Gemüthlichkeit des Familienlebens ein wahres Muster, das mächtig wenigstens in Norddeutschland gewirkt hat; er besaß und übte einen Humor, der in seinem Gemisch von Gemüth und derbem, zuweilen burleskem Anstrich ebenfalls ganz deutschen Gepräges war und der ihn selbst in schweren Leidensstunden nicht verließ, wie er denn z. B. einmal den an seinem Krankenlager bitterlich weinenden Melanchthon mit den Worten zu trösten suchte: „Hans Löser pflegt zu sagen: gut Bier zu trinken, das ist keine Kunst, aber böse Biere zu trinken, das ist eine Kunst" u. s. w.; er gab sich sinniger Naturbetrachtung hin, er liebte die Pflanzen und das Völkchen der Vögel und anderes harmloses Gethier, und von den Künsten pflegte er eifrigst die Lieblingskunst der Deutschen, die „edle Musica", mit der er sein Herz erweichte und seine Seelenqualen zerstreute. Er sagte selbst von sich mit Recht: „Meine Rede oder äußere Schale kann etwas hart sein; mein Kern ist weich und süße." In der Polemik unerbittlich, war er doch, ganz im Gegensatz zu Calvin, allen gewaltsamen und grausamen Maßregeln abgeneigt. Den Krieg haßte er; „Krieg gewinnt nicht viel, verleuret aber viel und wagt alles", sagte er; seine Waffe war die Schrift und die Rede, und er wußte, daß in seiner Hand diese Waffe unwiderstehlicher wirkte als Schwert und Feuer.

3. Das Leben Philipp Nicolai's weil. Pfarrherrn zu Wildungen, Unna und Hamburg. Von R. Rocholl. Berlin, Schlawitz. 1861. 8. 14 Ngr.

Der Verfasser, Pastor zu Sachsenburg, bemerkt im Vorwort, daß schon zwei Biographien Nicolai's erschienen seien, die eine gelehrtere Haltung hätten, während die seine, wie er denke, für jedermann sei; ob sie neben jenen ihre Berechtigung habe, müsse der geneigte Leser entscheiden. Es ist möglich, daß Nicolai, der Dichter der berühmten Kirchenlieder „Wie schön leuchtet der Morgenstern", „Wachet auf, ruft uns die Stimme", „So wünsch ich nun ein' gute Nacht" u. s. w. eine populäre Darstellung verdient; uns will aber bedünken, daß der Verfasser nicht den richtigen volksthümlichen Ton getroffen habe; Stil und Darstellung erscheinen uns oft zu salbungsvoll, zu pastörlich; von seinem geistlichen Collegen, dem Verfasser des obenbesprochenen Buchs über Luther könnte er lernen, wie der Stil von Biographien beschaffen sein müsse. Dann will uns auch die streitfertige Gesinnung des Verfassers nicht gefallen. Nicolai gehörte zu den theologischen Kampfhähnen und schleuderte wüthende Streitschriften gegen die Calvinisten. Der Verfasser vorliegender Schrift stellt sich nun in diesem Punkte ganz auf seine Seite, indem er meint, daß Schroffheit da, „wo es sich um Heiligthümer handelt, achtunggebietender sei, als jene bequeme Schlaffheit, die man oft Humanität nennt". Die Humanität scheint mithin diesem Pastor, der wahrscheinlich in diesem Sinne auch von der Kanzel zu seiner Gemeinde spricht, überhaupt nichts als „bequeme Schlaffheit" zu sein! Um den Standpunkt des Verfassers gegenüber den Reformirten zu kennzeichnen, genügen wol folgende Stellen: „Unsere Reformation ging vom tiefen deutschen Gemüth aus, das wie Maria gern still zu des Meisters Füßen sitzt, der Geheimnisse lauscht, in Treue an den angestammten Fürsten hängt. Die deutsche Art ist still, einsam, äußerlich schroff und ernst, nicht unruhig, nie zum Angriff geneigt, hängt am Alten. Die schweizerische Reformation entstand auf republikanischem Grund." Ferner: „Hierzu kam, daß die reformirten Lehren recht eigentlich angriffsweise verfuhren. Durch die Höfe, zusammen mit der «Weltbildung», mit der «Civilisation», dem «Fortschritt» und «liberalen Ansichten» drangen sie vor. Die Höfe von Nassau-Oranien, Kassel, Heidelberg zeigen's. Mit dem Calvinismus, mit den Gästen aus Genf und Frankreich kam französische Sprache und Sitte. Friedrich III. von der Pfalz schrieb seine Briefe schon französisch. Die fürstlichen Kinder am kasselschen Hofe unter Landgraf Moritz sprachen schon französisch. Damit begann in Deutschland das fremdländische Wesen. Joachim Ernst von Anhalt war noch ein rechter deutscher Ritter mit Jagen, Ritterspiel und — Trunk. Und bei Tafel sang er lutherische Lieder. Seine Söhne bekamen zugleich mit dem Calvinismus französischen und italischen Geschmack."

Der Verfasser scheint hiernach auch den Trunk zu den nothwendigen Eigenschaften eines „rechten deutschen Ritters" zu zählen, wenn nur bei schwelgerischer Tafel auch „lutherische Lieder" gesungen wurden! Er scheint ferner nicht die geringste Ahnung davon zu haben, wie sehr diese theologischen Klopffechtereien der Religion selbst geschadet haben: denn wenn die eine Sekte immer das Dogma und den Glauben der andern für verwerflich, für Irrthum oder gar für Teufelswerk erklärt, so ist die natürliche Folge davon, daß Tausende es vorziehen, lieber gar nichts mehr zu glauben, statt etwas zu glauben, was, wie sie wissen, von der einen oder der andern Seite verworfen und lächerlich gemacht wird. Und wie verfuhr Nicolai in seiner Polemik! Er schrieb eine Schrift unter dem Titel „[illegible] des calvinischen Lästerteufels" und nannte die Calvinisten „Erzheuchler", „Rottenbrüder", „Raupen", „Heuschrecken", „Geschmeiße", „Esel"! Die Gegner blieben natürlich nichts schuldig: Rennecher nannte Nicolai einen „lästernden Hund", wie Calvin schon früher den Westphal einen „tollen Hund" genannt hatte. Kurz, es war ein erbauliches Schauspiel, welches die Geistlichen und Hauptvertreter beider protestantischen Sekten vor den Augen der katholischen zum besten gaben.

Im übrigen wollen wir nicht leugnen, daß die Schrift einzelne interessante Details enthält. Vieles in Nicolai's schroffer Weise erklärt sich z. B. aus den Roheiten damaliger Schul- und Universitätsbildung. Philipp zog auch als Fahrender Schüler umher, und diese liebe Jugend suchte sich bekanntlich als Heilpfuscher, Planetenleser, Traumdeuter oder als Taschenspieler, Musikanten, Schalksnarren, wie es eben ging, oder auch durch bloße Bettelei ihren Zehrpfennig zu verschaffen. Dann kam er nach Erfurt. Der Verfasser erzählt: „Das Leben der Studenten war ein gar wildes. Da kam's auch zu Mord und Todtschlag. Mit ihren breiten Barets, oder Schlapphüten mit Federn, gewaltigen leinenen Halskrausen, geschlitzten Pluderhosen, breitgestülpten Stiefeln, kurzen Mänteln, mit ihren Dolchen und Stoßdegen an der Seite, ohne welche sie nie erschienen, waren sie die Herren der Stadt, und mitunter der Schrecken des Raths, wenn sie auch nicht immer wie damals einen Studenten, der gehängt werden sollte, sammt der Leiter, darauf er schon stand, und des Henkers Gürtel, darin er schon den Henkerslohn von einem hochlöblichen Rathe stecken hatte, gewaltsam [illegible]ten." Interessant war uns auch des Verfassers Angabe, daß Herzog Julius von Braunschweig im Jahre 1588 den Gebrauch der damals aufkommenden Kutschen in seinem Lande strengstens untersagt habe, weil darunter „die männliche Tugend, Redlichkeit, Tapfer-, Ehrbar- und Standhaftigkeit" litten, und daß die Kurfürstin Anna von Sachsen, als sie auf den Tod krank lag, in den Kirchen zu Dresden für sich folgendermaßen beten ließ: „Es wird begehrt ein gemein christlich Gebet für eine arme Sünderin, deren Sterbestündlein vorhanden ist." Solche Demuth gab es allerdings noch an deutschen Fürstenhöfen in den ersten Tagen des Protestantismus; sie ist aber in den Zeiten des consistorialräthlichen Hofkirchenthums immer mehr verschwunden, und jetzt wird man sich wol vergebens danach umsehen. Man hat [illegible] sagen, die Uebel der Zeit rührten daher, daß sich das Volk nicht in Demuth vor Gott beuge; nur sollten die Großen, die fürstlichen Häupter sich nicht selbst von diesem Gebot für [illegible] halten, sondern mit gutem Beispiel vorangehen.

---

4. Chr. F. Gellert's Tagebuch aus dem Jahre 1761. Leipzig, T. O. Weigel. 1862. 8. 9 Ngr.

Aus dem Tagebuche Gellert's, welches nur ein Jahr, aber ein für den frommen Mann durch körperliche und geistige Leiden sehr getrübtes, das Jahr 1761 umfaßt, geht in überzeugendster und lehrreichster Weise hervor, von wie ganz anderm Gepräge der milde Gellert war, als die zank- und streitliebenden, abgehärteten Theologen der frühern protestantischen Aera. Auch mit Luther hat er nicht viel Gemeinsames, eher vielleicht mit dem sanftern Melanchthon. Luther betete zwar gleichfalls viel und holte sich im Gebete Trost und Stärkung, aber in seinem Gebete lag ein gewisser Trotz, ein gewisses Pochen auf das dadurch erworbene Recht, daß Gott ihn erhören müsse; Gellert's Gebet war ganz Demuth, ganz Unterwerfung unter Gottes Willen; die Erhörung des Gebets beanspruchte er nicht als ein Recht, er erblickte darin nur eine unverdiente Gnade. Er wachte über jede Regung menschlicher Schwäche und gab sich von ihr Rechenschaft; sogar Erregungen, welche die Natur selbst vorgeschrieben hat, betrachtete er als sündhaft und brütete darüber in düsterer Stimmung den ganzen Tag, so über das, was er seinen „nächtlichen Zufall" oder seine „nächtliche Beschwerung" nennt. Am 31. Juli schreibt er: „Freitags. Hatte wohl geschlafen, erwachte aber über einem wollüstigen Traume und bekam, wie vor dem Jahre, heftigen sensum voluptatis; dennoch fuhr ich, weil sich das Uebel minderte, mit nach Welkau und bis nach der Tafel war es leidlich; aber alsdann empfand ich vehementissimum turpissimumque stimulum — doch bewahrte mich Gott auch im Hereinfahren und ich schlief endlich die ganze Nacht."

Bald wieder hat er nicht mit rechter Inbrunst gebetet oder nicht fleißig genug in der Bibel gelesen oder er war zerstreut beim Anhören einer Predigt, und alles das bringt ihn zur Verzweiflung und er bittet Gott und Jesum Christum um Vergebung und Errettung. „Ach Gott, Erbarmer, laß mich alles, auch das Schrecklichste, was an mir ist und gewesen ist, erkennen; denn sonst kannst du die Gebrechen meiner Seele nicht heilen!" schreibt er einmal; und am 11. Januar bemerkt er: „Ich fühle leider oft den Geist des Widerspruchs und an andern lasse ich mich dadurch aufbringen — Fehler, wider den ich täglich streiten will —, ich werde leicht unbedachtsam, sehr leicht eitel, wenn ich rede." Am 4. Juli ruft er aus: „Mein siebenundvierzigster Geburtstag! O Gott, was soll ich sagen? Erbarme dich meiner um Jesu Christi willen in den noch künftigen Tagen meines Lebens, vergib mir die Sünden der vorigen" u. s. w. Wie genau er seine Fehler oder das, was er für Fehler hielt, registrirte, davon zeigt z. B. das Tagebuchblatt vom 1. Juli: „Fehler dieses Tages: 1) erkannte ich und nützte ich die Wohlthat nicht, die mir Gott früh erzeigte. Ich wollte nur mein Glück fühlen, nicht die Wohlthat Gottes, nicht meine Unwürdigkeit, nicht die Absicht und Anwendung der Wohlthat erkennen. 2) Fehler; da ich das Böse von Sachsen ohne Noth erzählte und keinen Abscheu bei mir, kein Mitleiden, vielmehr eine Art der Freude fühlte, daß es bösere Menschen gäbe als ich. Eine schreckliche Tücke und Eigenschaft, o meine Seele; deren du dich ewig schämen solltest. 3) Die Bitterkeit über die Begebenheit mit der Profession, die ich nicht genug unterdrückte, sondern heimlich nährte, anstatt daß ich Jesum hätte bitten sollen, mich zu stärken, damit ich nicht murrte und sündigte. Gelassen sollst du auch das Misvergnügen dulden. 4) Gegen Herrn Goedicken zu sehr geklagt. 5) Nach Tische nicht Andacht zum Gebete, und bei Tische kein Andenken an die Güte Gottes. — Ach, Herr Jesu, du mein Erlöser, diese Sünden, ach daß ich sie bereue und im Glauben an dein heiliges Blut Vergebung erlange; und wie viel tausend Fehler und Sünden mehr."

Gleich den folgenden Tag war wieder ein „elender angstvoller Tag", einer jener schweren Tage, wie sie häufig in diesem Tagebuche verzeichnet sind. Er beschuldigt sein Herz, daß es „hart und widerspenstig, voller Streit und Unruhe, voller Unglaube und Weltliebe" sei, und er bittet Gott um ein „zerschlagen, zerknirschtes Herz". Nach einem Besuch beim englischen Gesandten, wo er auch den „Geheimderath" Fritzsche von Dresden fand, schreibt er: „O Gott, was ist die Welt für ein leeres Schauspiel. Herr, lehre mich das Nichts und Verderben des Menschen erkennen und die wahre Weisheit und Ehre in deiner Weisheit und Furcht suchen durch Jesum Christum."

Hierauf folgt eine längere Betrachtung über das „Sündenelend" und die „Ordnung zur Buße". Zu diesem Gram über das „Verderben des Menschen" und seine eigene Sündhaftigkeit kamen dann noch allerlei körperliche Leiden, Hüftweh, quälender Husten, Kitzeln innerlich unter der Brust, Brausen im Ohre, geschwächter Magen, schwerer, eingenommener oder gespannter Kopf und daher rührende „Unfähigkeit zum Denken und Lesen". Man wird, wenn man diese Tagebuchblätter in der rechten Stimmung und Sammlung liest, sich eines tiefen Mitgefühls mit dem guten, frommen und ach so unglücklichen Manne nicht erwehren können; aber wie viele wird es in unserer unfrommen, frivolen und von der Ausbauung des innern Menschen abgewandten Zeit geben, welche sie in der rechten Stimmung oder überhaupt lesen werden? Und wie würde sich wol Gellert in dieser unserer Zeit befunden haben, da er schon in der seinigen so viel Verderbniß erblickte? Und jene Zeit war doch noch eine, welche einen gottesfürchtigen Mann wie Gellert hervorzubringen vermochte und in der noch Tausende von Männern und Frauen in Deutschland lebten, welche ihn um seiner Gottesfurcht willen bewunderten, verehrten und in ihm ihr christliches Vorbild erblickten, darunter einzelne, welche es nicht blos bei der theoretischen Verehrung bewenden ließen, sondern auch persönliche Opfer brachten, um seine äußere Lage heiterer zu gestalten. So erhielt er im Laufe des Jahres 1761 ein Geldgeschenk von 100 Thaler von einem Herrn von Rochau und zwei Geschenke von Ungenannten, das eine im Betrage von 20, das andere im Betrage von 50 Thalern. Je mehr Zeichen der Verehrung ihm aber zu Theil wurden, um so bescheidener wurde Gellert, um so mehr erkannte er auch darin nur eine Gnade Gottes. In unsern Tagen hat selbst die Frömmigkeit, dem Charakter unserer Zeit entsprechend, etwas Selbstsüchtiges, Selbstgefälliges und Anspruchsvolles. Was die Originalhandschrift dieses Tagebuchs betrifft, so befand sie sich früher in den Händen eines pariser Sammlers; der jetzige Besitzer und zugleich Herausgeber und Verleger erstand sie gelegentlich in Nürnberg, nachdem sie nicht lange zuvor aus Frankreich nach Deutschland zurückgewandert war.

Wir fügen hieran noch zwei Schriften, in welchen, in der einen biographisch, in der zweiten autobiographisch, Leben und Wirken zweier Geistlichen unserer Zeit behandelt werden:

5. Karl Friedrich Wilhelm Catenhusen, weil. Superintendent des Herzogthums Lauenburg. Ein Denkmal. Von A. Moraht. Ratzeburg, Linsen. 1861. Gr. 8. 20 Ngr.
6. Die drei Perioden meines kirchenamtlichen Lebens, oder Lebens- und Amtserfahrungen im synodalen Rheinlande, im Weserlande und in der Provinz Posen von J. H. F. Romberg. Bromberg, Mittler. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Catenhusen, dessen Leben der Pastor prim. in Mölln, A. Moraht, beschrieben hat, war im Jahre 1792 in Ratzeburg geboren und starb am 24. April 1853 als Superintendent des Herzogthums Lauenburg, nachdem er schnell gealtert war: „In Zeiten, wie die achtundvierziger Jahre, wird man schnell alt, ein Tag wiegt da oft so viel als sonst Jahre!" sagt sein Biograph. Catenhusen erlernte erst die Handlung, erkannte aber, daß der Kaufmannstand nicht sein Beruf war, und nachdem er bereits drei Jahre in einem lübecker Handelshause gewesen, bezog er, in der Absicht Theologie zu studiren, die lübecker Domschule, dann das Pädagogium zu Ilfeld und hierauf die Universität Göttingen. Jene drei Jahre im Kuhlmann'schen Handelshause waren für ihn übrigens nicht verloren; er hatte da manches fürs praktische Leben gelernt, was sonst studirende Jünglinge nicht zu lernen pflegen. Seine theologische Richtung wird mit den Worten

bezeichnet, ihm sei eigen gewesen, was das Wesen „altlutherischer Frömmigkeit“ charakterisirt: „Vor allem unbedingtes, felsenfestes Halten am Worte Gottes, ein Stehen auf dem Worte, das alle Höhen und Tiefen menschlicher Weisheit dagegen für nichts achtet und kein höheres Gut auf der Welt kennt, als dieses Wort; ein brennender Eifer für die reine Lehre und das schriftgemäße Bekenntniß der Kirche, der im Kampfe für das Heiligthum Gottes keinen Fuß breit weicht“ u. s. w.

Seine politische Stellung zur schleswig-holsteinischen Frage wie überhaupt seine sehr conservative politische Gesinnung liegt in den Worten ausgesprochen: „Die schleswig-holsteinische Sache konnte bei unserer Bevölkerung keine Sympathie haben, und hatte sie um so weniger, als unser Land von der Krone Dänemark keine Unbill erfahren hatte, und seine staatliche wie kirchliche Verfassung je und je unangetastet geblieben war. Darum blieb auch der Kern unsers Volks von jenen Wirren unberührt, und jeder Besonnene mußte sich es sagen, daß unser Theilnahme an ihnen eine ungerechtfertigte gewesen wäre. Das aber ist und bleibt Catenhusen's Verdienst, daß seine Festigkeit den schwankenden Gemüthern eine Stütze war, und daß seine Nüchternheit in dem allgemeinen Rausche jener Tage vielen zur Besonnenheit half.“

Der würdige Veteran, Dr. J. H. F. Romberg, Superintendent und Consistorialrath in Bromberg, auch Ritter des Rothen Adlerordens zweiter Klasse, im Jahre 1787 in dem Städtchen Dinslake im Cleveschen geboren, war erst Geistlicher in Hünxe, dann in Petershagen und erhielt im Jahre 1829 einen Ruf nach Bromberg, dem er folgte. Er bemerkt im Vorwort: „Die abschreckende Seite des bureaukratistischen Absolutismus mit seinem fast unvermeidlichen Gefolge ist mir in der dritten Periode meines kirchenamtlichen Lebens, welche meine Amtszeit in der Provinz Posen umfaßt, besonders nahe getreten, und hat mich so unmittelbar und so unheimlich berührt, daß ich schon darin eine Berechtigung finde, meine Erfahrungen aus dem engen Kreise meiner nächsten Umgebung in den weitern Kreis meiner Amtsgenossen und aller Freunde einer freien Kirche zu verpflanzen.“ Die Amtsbrüder des Verfassers werden hiernach wissen, in welcher Absicht und Richtung das Buch geschrieben ist; doch fügen wir gleich hier noch folgende dahin einschlagende Mittheilung ein: „Meine erste Unterredung mit dem Herrn Minister von Raumer im Jahre 1852 öffnete mir genugsam die Augen über das veränderte und zum ausgeprägtesten Absolutismus sich hinneigende Verwaltungssystem des Herrn Ministers. Als ich es versuchen wollte, über eine in Dunkel und Verwirrung gerathene Angelegenheit ihm die Augen zu öffnen, ging er auf meinen Vortrag gar nicht ein, sondern ging demselben mit den Worten aus dem Wege: «Wir wissen, was wir wollen, und haben auch die Macht, es durchzuführen.»“

Eine der interessantesten Episoden betrifft seinen Aufenthalt in Frankreich im Jahre 1815 als Militärprediger bei der vierten Brigade des ersten preußischen Armeecorps, zu welcher Function er sich freiwillig gemeldet hatte. Der Verfasser erzählt, daß er einmal auf dem Marsche nach der Normandie in Jouy bei einem katholischen Geistlichen Nachtquatier erhielt, und fährt dann fort: „Der Mann gehörte mit zu denen, welche in der Revolutionszeit hatten die Flucht ergreifen müssen. Am Niederrhein, im Cleveschen, im Münsterlande, im Veste Recklinghausen hatte er sich viele Jahre umherbewegt. Als er hörte, daß dies auch meine Heimat sei, führte er mir seine ganze Leidenszeit vor, die er aber eine wahre Freudenzeit nannte. Er wußte nicht genug von den Wohlthaten zu erzählen, die er und seine Standesgenossen in jenen Gegenden empfangen hatten. Er kannte noch jeden Ort seines kürzern oder längern Aufenthalts, und versenkte sich dermaßen in die Erinnerung an die Vergangenheit, daß Mitternacht herbeigekommen war, ehe wir die Ruhe suchten. Als ich des andern Morgens von ihm Abschied nahm, und schon mehrfachen Anlauf zu Besteigung meines Rappen gemacht hatte, wußte er immer noch einen Aufenthalt herbeizuführen, sodaß ich wohl merkte, er habe etwas auf dem Herzen, dessen Abwälzung ihm schwer werde. Endlich, da ich nicht länger mehr warten durfte, zieht er mich in das Haus zurück, und richtet mit halb scheuem, aber darum um so gemüthlicherm Wesen folgende Worte an mich: «Gestern Abend habe ich Ihnen einen Theil meiner Lebens- und Leidensgeschichte erzählt und mich der Wohlthaten erinnert, welche von Ihren Landsleuten mir zu Theil geworden sind. Es ist mein sehnlichster Wunsch gewesen, daß ich wenigstens an einem derselben ein Vergeltungsrecht möchte üben können, und gerade in dieser Zeit ist der Wunsch recht lebendig in mir erwacht. Sie sind der erste, welcher aus jener Gegend mir entgegentritt. Und nun frage ich Sie, kann ich Ihnen mit etwas dienen? Ich kann mir denken, wie es im Kriege hergeht, welche Verluste man oft zu erleiden hat. Sagen Sie mir, bedürfen Sie Geld, bedürfen Sie Wäsche, oder was es sonst sei? Sie erzeigen mir eine Wohlthat, wenn Sie meinen Beistand in Anspruch nehmen.» Und indem er also sprach, gewann sein Angesicht einen so freudigen Glanz, wurde das Auge so mildiglich feucht, daß ich mich selbst der Rührung nicht erwehren konnte.“

Natürlich lehnte Romberg jedes Anerbieten dankend ab, und versprach nur, des edeln Pfarrers von Jouy nie zu vergessen; wir unsererseits aber wollen zugleich nicht vergessen, daß dieser Geistliche katholischer Pfarrer und Franzose war. Ein katholischer Geistlicher von ähnlicher Sinnesart mag es gewesen sein, welcher dem Verfasser des Romans „Les misérables“, Victor Hugo, bei seinem Bischof Myriel als Urbild vorschwebte. Von allgemeinerm Interesse sind in dem Buche ferner die instructiven Mittheilungen des Verfassers über die deutschen Gemeinden der Netzdistricte, über seinen Schriftstreit mit Czerski und Krause (letzterer und seine Genossen seien, versichert der Verfasser, mit einer „wahren Berserkerwuth“ über ihn hergefallen und hätten sich nicht entblödet, ihn mit den gröbsten Lügen und Verleumdungen zu verdächtigen und seinen Namen zu schmähen) und über die energische Haltung der Bürgerschaft Brombergs gegenüber den Agitationen der Polen im Jahre 1848. H. M.

Kritische Widersprüche.

Welcher Kritik soll man nun glauben? Diese Frage, die so oft gerade vom unverdorbenen Theile des Publikums erhoben wird, kam uns neulich unwillkürlich ins Gedächtniß, als wir das von Geibel herausgegebene „Münchener Dichterbuch“ in zwei wiener Zeitungen besprochen fanden. Erst nahmen wir die „Ostdeutsche Post“ (nicht zu verwechseln mit der jetzt von Gottschall in Posen redigirten „Ostdeutschen Zeitung“) in die Hand: an dem ganzen Buche war keine gute Seite, an fast allen münchener Dichtern (Lingg etwa ausgenommen) kein gutes Härchen gelassen. Wenige Tage später und die wiener „Presse“ läßt sich über dasselbe Buch vernehmen und zwar in jener wohlwollenden Weise, die hinterdrein dem Buche gegenüber competente Stimmen im „Deutschen Museum“, Gottschall in der „Ostdeutschen Zeitung“ u. s. w. auch angeschlagen haben. Man wird zugeben und zugleich bedauern, daß ein solcher bedeutender Widerspruch gerade den Theil des Publikums, der noch etwas auf Kritik geben möchte, vollständig irre macht.

Nehmen wir einen uns näher angehenden Fall. In Nr. 21 d. Bl. besprachen wir unter Nr. 5 eine anonym erschienene „Iphigeneia in Aulis“. Wir beurtheilten die Tragödie nicht eben sehr günstig; wir hielten uns so unfehlbar, daß wir an eine entgegengesetzte Kritik nicht glauben konnten. Da tritt zuerst in der „Magdeburger Zeitung“ ein Anonymus mit vollem Lobe für dies Drama in die Schranken. Nun, das hätten wir hingehen lassen. Aber auch Rötscher nimmt hinterdrein in der berliner Spener'schen mit ungeschmälerter Anerkennung Partei für die Tragödie und empfiehlt sie sogar zur Aufführung.

In Nr. 34 d. Bl. gedachten wir ferner des historischen Lustspiels „Habsburg und Hohenzollern“ von dem bereits verstorbenen Blenke. Wir sagten, das Lustspiel habe vor elf Jahren

durch häufige Aufführung auf dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu Berlin eine gewisse Berühmtheit erlangt. Diese Berühmtheit habe aber nicht im Werthe des Stücks, sondern in gewissen Beziehungen und Schlagwörtern gelegen, die auf die politische Situation paßten. Weiter meinten wir, der Werth solcher Stücke sänke bedeutend, sobald sich die politische Situation ändere. Im Jahre 1859 habe man das Stück renoviren wollen, es sei aber nicht dazu gekommen. Und man habe besser gethan, es ruhen zu lassen, denn die einzige Situation, für die es gepaßt habe, sei nun doch einmal vorüber gewesen. Dieses Urtheil konnte etwas gewagt scheinen. Und unsere kritische Meinung konnte durch eine nachfolgende glänzende Wiederaufnahme des Stücks Lügen gestraft werden. Diese Wiederaufnahme ist vor kurzem zu unserm großen Staunen wirklich erfolgt. Sie erfolgte, wie ein Blatt bemerkte, weil der Direction die politische Situation passend dazu schien. Alles war dazu angethan, dem Stücke eine glänzende Aufnahme zu verschaffen; aber selbst die kritischen Anhänger des Verfassers Blenke meinten denn doch in der nachträglichen Besprechung der Wiederaufführung, wie so vieles, was vor elf Jahren so frisch geschienen, sei jetzt verblaßt erschienen, namentlich das Hofleben sei mit einer kaum glaublichen Urnaivetät geschildert, an der man damals bei der ersten Frische des Lustspiels weniger Anstoß genommen, überhaupt merke man, das Stück passe nicht so recht mehr für die politische Situation. Nun, mehr haben wir mit unserer gewagt scheinenden Meinung nicht behauptet.

Als letztes führen wir eine kritische Nase an, die der alte gute Vater Goethe bei einer neuen „Hund des Aubri"-Angelegenheit von einem berliner Kritiker davongetragen. Auf einer der Bühnen Berlins gastirte vor einiger Zeit ein Herr Meerarté mit zwei Hunden. In einer der ersten Zeitungen Berlins ward von dem ständigen Kritiker zur Rechtfertigung des Hundegastspiels Folgendes geschrieben: „Weil diese Bühne in ihrem Bestreben, durch Unterhaltung für alle Stände sich zu einem wirklichen Volkstheater herauszubilden, öffentliche Anerkennung herausfordert, so dürfen wir ihr diese nicht versagen. Zu dem Allerlei, das alltäglich die Zettel dieses Theaters und das Theater selbst bringt, hat sich seit einigen Tagen die Ankündigung eines dramatisch-amerikanischen Volksstücks mit Gesang, Tanz und gymnastischen Productionen unter dem Titel «Der Stumme und sein Hund oder der Sohn der Mulattin» gesellt." Und weiterhin heißt es, daß darin „zwei allerliebsten Pudeln" Gelegenheit werde, sich nicht nur als Kunststückmacher, sondern gar als mitwirkende, wirklich in die Handlung eingreifende Darsteller zu präsentiren. Wir lassen eine solche Kritik, die vielleicht nur aus einem verzeihlichen Entgegenkommen des Kritikers gegen die Direction entsprungen ist, ohne Randbemerkung.

Emil Müller-Samswegen.

Hölderlin und Jean Paul als Romanfiguren.

Hölderlin. Culturhistorisch-biographischer Roman in zwei Theilen von Heribert Rau. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 3 Thlr.

Wir können die Bestrebung Rau's: durch eine Reihe culturhistorischer Romane: „Mozart", „Beethoven", „Alexander von Humboldt", Jean Paul, „Hölderlin", dem deutschen Volke seine ...igen und künstlerischen Größen näher zu bringen, das Verständniß für sie zu erweitern, zu zeigen, wie aus ihrer Entwicklungsgeschichte, ihren Lebensverhältnissen und ihren Stimmungen heraus jene Schöpfungen sich gestalteten, die die Freude der Mit- und Nachwelt werden sollten, — im ganzen nur mit Anerkennen. Es geschieht namentlich dem ungelehrten Theil der Bevölkerung, dem weiblichen Geschlecht, der Jugend damit ein großer Dienst. Mag der fleißige Verfasser in seinen Bildern auch manches vermissen lassen, mag er mitunter auch auf breitem Plan und etwas unsorgfältig arbeiten, mag es in dem dichterischen Theil seiner Gemälde auch bisweilen an Natur und an Unmittelbarkeit fehlen oder Geschmack und Specialkenntniß der Sitten und Zustände vermißt werden, so geben diese großen Gemälde doch im ganzen die Wahrheit der Thatsachen in großen Zügen wieder und erfüllen, indem sie unser Urtheil mäßigen oder berichtigen, ihren ersten Zweck. Einzelne Irrthümer, wie sie besonders sein „Humboldt" bietet, hätten durch eine etwas sorgsamere und langsamere Production vermieden werden können; sie kommen unserer Ansicht nach wenig in Betracht; über den Geist des Ganzen aber fordert uns die Nachhaltigkeit des Verfassers und der relative Werth seiner Arbeiten zu einem Urtheil heraus. Rau faßt seine Aufgabe insofern nicht ganz richtig auf, als er seine biographischen Romane durchaus zu einem Panegyrikus seiner Helden verarbeitet, indem er deren minder lichte Seiten, Schwächen und Vorurtheile vollständig ignorirt. Mit dieser Anlage fehlt seinen Zeichnungen aller Contrast, alles polemische, ja alles dialektische Element. Dieser Mangel bekundet sich vor allen in den zahlreichen Gesprächen, in welchen wir immer nur die eine Person vernehmen, indem die Mitredenden stets nur den Widerhall des redenden Helden bilden. Dies führt denn zu einer Süßlichkeit und zustimmenden Schönrednerei, die namentlich im „Humboldt" oft bis zum Widerwärtigen ansteigt. Anstatt, um ein Beispiel zu geben, die beiden Brüder Humboldt in ihren Differenzpunkten, die doch wirklich bestanden, vor uns hinzustellen, anstatt diese Punkte eben zu benutzen, um den Unterschied zwischen That und Wissenschaft, die verschiedene Auffassung von Leben und Staat an ihnen sichtbar werden zu lassen, zeigt uns Rau die beiden Brüder stets nur, wie sie sich mit Thränen der Bewunderung im Auge sehnsüchtig die Hände drücken, was unter Brüdern ebenso unnatürlich ist, als es der Anlage beider Charaktere nach auch völlig falsch ist. Sie verstanden und sie liebten sich; aber über Leben und Staat gingen ihre Ansichten recht sehr auseinander.

Wir haben dies angeführt, um zu zeigen, wie die Aufgaben, welche Rau sich stellt, sich auch noch ganz anders ausführen lassen, als durch fortwährende Verherrlichung, Selbstberäucherung und Lobpreisung, und wir wollen ihn daran mahnen, doch durch etwas Polemik, etwas Kritik und etwas Streit seine allzu friedseligen Gemälde mehr zu beleben. In gleicher Art verhält es sich mit der Verschweigung der weniger lichten Seiten seiner Charaktere. Oder soll es nicht wie ein Schatten auf den seltenen Geist Alexander von Humboldt's fallen, daß er der funfzigjährigen Gunst und Huld zweier Könige, die ihn in allen seinen Bestrebungen so unablässig förderten, in dem Maße und so völlig vergaß, daß er sich zum Frondeur und zum Zuträger für einen so „vergällten Egoisten" machen konnte, wie Varnhagen von Ense war? Oder ist es gerechtfertigt, daß wir in diesem siebentheiligen Charakterbilde Humboldt's von einem Grundverhältniß des Menschen, von seiner Stellung zum Glauben, zur Religion, zur Gottesidee kaum ein Wort erfahren und im Zweifel bleiben, ob jener Geist der Philosophie des Nichts huldigte oder den Zufall anbetete? Doch genug hiervon!

Mit seinen frühern Arbeiten verglichen, möchten wir in der vorliegenden, was diesen Punkt betrifft, eher einen geringen Fortschritt signalisiren; sein „Hölderlin" stellt wenigstens Einen Charakter dar, der zu seinem Helden einen Contrast bildet, der anders denkt, wie er und ihm opponirt, während im „Humboldt" sieben Bände hindurch alles und jeder, Bonpland, Arago, Chamisso, Varnhagen, ja selbst König Friedrich Wilhelm III. rein Humboldtisch denkt und fühlt und keine Spur von geistigem Conflict sichtbar wird. Nun, wir sollten glauben, daß einem so vielseitig unterrichteten Manne, wie Rau ist, selbst die Gelegenheit willkommen sein müßte, Ansichten und Ueberzeugungen eben möglichst siegreich durchzufechten, sich kritisch seinen Helden ebenbürtig zu zeigen und eigene Gedanken den ihrigen gegenüberzustellen! Im „Hölderlin" wird dies mindestens einigemal versucht und wenigstens dem Leben gegen die Schwärmgeisterei sein Recht gewahrt. Hölderlin, als Dichter zu dem classischen Alterthum hingezogen, als Denker der neuen Philosophie in aller ihrer Ungebundenheit ergeben, scheint in der That zu dem Verfasser

nicht in voller Seelenverwandtschaft zu stehen und erfährt daher keine so unbedingte Zustimmung als seine frühern Helden, und gerade dies gefällt uns an diesem Bilde. Der karge Lebensinhalt, die genußarme und dürftige Existenz Hölderlin's läßt freilich keinen Vergleich mit den Bildern vom Leben Humboldt's, Mozart's, Beethoven's zu, und diese Armuth vergrößert der Verfasser noch dadurch, daß er die Jugendzeit des Mannes auf wenigen Seiten abthut und ihn uns sogleich in dem Lebensverhältniß vorstellt, das ihm zum Verderben werden und seinen geistigen Tod herbeiführen sollte. Dies Verhältniß ist seine Stellung als Hofmeister in dem frankfurter Bankierhause Gontard. Es ist bekannt, wie Hölderlin, von seinem Freunde Sinclair dort eingeführt, sich in Liebe zu der Mutter seiner Zöglinge, Frau Gontard, geborene Borkenstein aus Hamburg, verlor und daß diese Frau, älter als der junge und schöne Dichter, die Diotima ist, deren Verherrlichung er sein Leben zum Opfer brachte. Er liebte sie — warum? Weil sie seinen Schwärmereien zuhörte! Es ist kaum ein anderer Quell dieser verderblichen Leidenschaft denkbar, die seinen Geist zerstörte. Auch dies Lebensbild zeigt uns keinen andern Quell seiner Leidenschaft. Wir haben es in demselben vielmehr ausschließlich mit Hölderlin's Schwärmereien und seinen Verirrungen zu thun. Um von den erstern eine Vorstellung zu geben, führen wir nachstehende Fragmente an, an sich berechtigte Sätze, die aber doch einen gesunden und wohlorganisirten Geist nicht hätten zerstören können, wenn eben dieser Geist Herr der Sinnlichkeit geworden wäre! Hölderlin bewundert das Alterthum; das einzige menschenwürdige Volksthum ist ihm das griechische. „Im Norden", fährt er dann fort, „sollen wir schon verständig sein, ehe ein reifes Gefühl in uns erwacht ist; man soll Mann sein, ehe man Kind gewesen ist. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind die Könige des Nordens. Aus beiden allein ist nie Verständiges, nie Vernünftiges gekommen. Ohne Geistesschönheit ist des Verstandes Werk nur Nothwerk. Vernunft ist ohne Schönheit nur ein Treiber, der über Knechte gesetzt ist, deren Arbeit er ungern zu Ende gehen sieht. Aus bloßem Verstand kommt keine Philosophie, denn diese ist mehr als Erkenntniß; aus bloßer Vernunft kommt keine Philosophie, denn diese ist mehr als Förderung nie endender Arbeit. Nur eines ist das Göttliche, das Ideal, die Schönheit. O ihr, die ihr das Höchste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Lebens, in Gräbern oder über den Sternen, wißt ihr seinen Namen? Den Namen deß, der eins ist und alles? Sein Name ist — Schönheit!"

Die Frau, welche Hölderlin liebte, lauschte solchen Worten still, entzückt, und das war die Flamme, welche seinen Geist verzehrte! Diese Flamme feierte er in dem umgearbeiteten „Hyperion" als Diotima, ihr weihte er sein schönes Gedicht „Griechenland", und alle die andern nun vergessenen begeisterten Poesien, die den Inhalt seines Lebens bilden. Dies soviel wir wissen rein seelische Verhältniß, aus dem der unlösbare Widerspruch zwischen Ideal und Leben bei Hölderlin erwuchs, fand endlich in dem Dazwischentreten des von andern aufgeregten Gatten seine Endschaft. Der Dichter verließ plötzlich das Gontard'sche Haus und verschwand! Nur sein einziger Freund Sinclair wußte, daß er im südlichen Frankreich war und konnte ihm nach Bordeaux hin die Nachricht von dem Tode seiner Diotima geben, die bei der angestrengten Pflege ihrer Kinder an den Rötheln starb. Lange Zeit hört man nichts von dem Unglücklichen, da erscheint bei einer ländlichen Festpartie uns bekannter Personen in der Nähe von Frankfurt ein Bettler, dem eine Magd Kaffee und Kuchen reicht. Der Mann war nicht alt und war nicht jung; seine Kleidung war nicht zerlumpt, sie zeigte Spuren besserer Tage; er forderte kein Almosen, er sah nur verkommen und unglücklich aus. Er hielt die Magd fest, er fragte sie, er recitirte Verse, die er ihr auftrug „Ihr" wiederzusagen, und endete in wilden Ausrufen: „Ja, ja, in einer andern Welt, nicht hier, hier nicht!" Die Magd schrie, die Gesellschaft trat hinzu, Sinclair mit ihr und: „Gerechter Gott", rief er, „Hölderlin, und wahnsinnig!" Er war es, man brachte ihn nach Tübingen. In einer kleinen Erkerstube eines der Universität gehörigen alten Stadtthurms gingen fast 40 Jahre einer ununterbrochenen Geistesnacht an dem armen Dichter vorüber. Diotima war todt, über Sinclair's Grab wehten die Winde, alle seine Freunde waren hinüber, Hölderlin lebte. Da trat (1843) der Tod still an sein Lager und „Diotima, ich komme!" waren seine letzten Worte.

Dieser äußerst einfache und zugleich äußerst trostlose Hergang ist durch allerhand Beiwerk von dem Verfasser zu zwei Theilen ausgedehnt worden. Wir können nicht sagen, daß in diesem Beiwerk, das theils aus ganz geringen Auftritten im Familienkreise, theils aus historischen Rückblicken auf frankfurter Verhältnisse und die französische Invasion besteht, uns irgendetwas besonders angezogen hätte, oder daß unter den angeführten Persönlichkeiten, mit Ausnahme des Dr. Ehrmann, irgendeine den Eindruck einer wirklichen Individualität auf uns gemacht hätte. Die Gabe schrafer und bedeutender Charakterisirung wohnt dem Verfasser so wenig bei, daß selbst Diotima und Sinclair in den nebelhaftesten Umrissen verschwinden und nur der täppische Realist Ehrmann dem Helden gegenüber als ein besonderer Mensch stehen bleibt.

Können wir somit von der romantischen Zuthat des Verfassers ganz absehen, so bleibt uns nur das Schicksal und der Dichter, dem wir unser Interesse zuwenden können, und da der letzte, wie es deutschen Dichtern ergeht, in Deutschland fast ganz vergessen ist, so haben wir um so mehr Veranlassung, auf seine poetische Hinterlassenschaft, die Ch. Th. Schwab gesammelt hat, zurückzukommen, als der Verfasser ziemlich reichhaltige Auszüge davon seiner Darstellung eingefügt hat. Alle diese Fragmente charakterisiren die elegische Grundstimmung in der Seele Hölderlin's, sie verkünden von frühester Zeit an den Idealisten ohne alle Widerstandskraft gegen den Realismus der Welt. Sie sind im besten Fall schöne Sterbelieder, poesievolle Todtengesänge. Die Trauer um die verlorene Schönheit der griechischen Welt ist ihr Grundton. Mit einem Funken von Christenthum in der Seele wäre diese Hingebung an das Vergangene bei Hölderlin ebenso gefahrlos vorübergegangen, als sie bei Schiller, der die „Götter Griechenlands", und bei Goethe, der die „Braut von Korinth" dichtete, vorübergegangen ist. Dieser Halt aber hat dem Armen gefehlt. Freilich hat er den heiligen Sebastian besungen, aber indem er ihn mit den Worten sterben läßt:

> Zum großen Kampfe vorbereitet,
> Ist nichts mehr, was ihn an der Erde hält:
> Er weiß, daß, wer für Wahrheit streitet,
> Nur Sieger wird, indem er fällt! —

legt er auch ihm sein eigenes Gefühl willenloser [illegible] bei. Diesen Mangel an jeder Kraft des Widerstandes, immerhin selten bei einer jungen, gesunden, ja schönen Körper[illegible] verkündet jede seiner Poesien. O, Diotima, singt er:

> Da wo keine Macht auf Erden,
> Keines Gottes Wink uns trennt,
> Wo wir eins und alles werden,
> Da ist nun mein Element.
> Wo wir Noth und Zeit vergessen
> Und den kärglichen Gewinn
> Nimmer mit der Spanne messen,
> Da, da weiß ich, daß ich bin.
>
> O Begeisterung, so finden
> Wir in dir ein selig Grab.
> Tief in deine Wogen schwinden
> Still frohlockend wir hinab.
> Bis der Hore Ruf wir hören,
> Und mit neuem Stolz erwacht,
> Wie die Sterne wiederkehren
> In des Lebens kurze Nacht.

Diotima, selig Wesen,
Herrliche, durch die mein Geist
Von des Lebens Angst genesen,
Götterjugend sich verheißt:
Unser Himmel wird bestehen,
Unergründlich sich verwandt
Hat sich, eh' wir uns gesehen,
Unser Innerstes gekannt!

Die Unklarheit und das Schattenhafte aller dieser Ideen ist jedem Leser von heute deutlich; dennoch ist die gänzliche Vergessenheit, welche jetzt über Hölderlin's Poesien ruht, nicht ganz gerechtfertigt, da es in ihnen auch an maßvollen, naturwahren und wirklich dichterischen Stellen, Frühlingsgesängen voll unmittelbarer Anschauung und empfindungsvollen Preisliedern der Natur nicht fehlt. Ja selbst aus der Zeit seiner geistigen Umnachtung haben wir Bruchstücke gedankenvoller Poesien von ihm, wie folgende Verse, die er im Gespräch mit seinem Pfleger, dem Tischler Zimmer, über die Verschiedenheit des Berufs, mit Bleistift niederschrieb:

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen,
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonie und ew'gem Lohn und Frieden.

An dem stillen Mann in dem kleinen über dem Neckarthal schön gelegenen Erkerstübchen ging die Zeit fast spurlos vorüber, noch im zweiundsiebzigsten Lebensjahre war er ein schöner, aufrechter Greis und der Adel seiner Stirn war nicht gewichen. Selten wich die Nacht seines Geistes einem Strahl der Dämmerung; doch nahm er an der Erhebung seines Griechenland theil, freute sich der Sammlung seiner Gedichte, welche J. Kerner und Schwab 1826 veranstalteten. Diese Poesien sind seine Thaten, seine Hinterlassenschaft für die Welt. Der Verfasser hat daher auch das Verdienst, durch die Mittheilung zahlreicher, in die Erzählung verwebter Fragmente solcher Dichtungen in angemessener Art an den unglücklichen Dichter erinnert zu haben. Ja, es wird gerade dies wol als das Hauptverdienst dieser neuen Arbeit Rau's bestehen bleiben müssen, da wir von der Erzählung selbst, die sich trotz der Herbeiziehung ganz esoterischer Verhältnisse, wie das hamburger Leben, die Kriegsgeschichten, frankfurter Antiquitäten u. dgl. m. sind, überaus dürftig und erfindungslos zeigt, nicht viel Empfehlendes sagen können. Wir werden dem Verfasser daher auch rathen, bei fernern Entwürfen dieser Art nach einem andern Plane zu arbeiten, Zustände und Conflicte der Zeit, die er schildern will, mehr innerlich und in ihrem polemischen Kern aufzufassen, die Gegensätze womöglich in mehr dramatischer Gestalt zur Anschauung zu bringen, nicht ausschließlich Panegyriken zu schreiben, vielmehr auch, um der Wahrheit willen, die Mängel und Schattenseiten, kurz die volle Individualität seiner Helden ins Auge zu fassen und seine Bilder somit zu lebenden Porträts mehr als er jetzt thut auszubilden. Denn möge er sich doch selbst sagen, wie viel nahe Anläße dieser Art, wie viel lehrreiche Blicke auf die gerade damals und gerade dort im jugendlichen Ringen begriffene deutsche Poesie er gerade in seinem „Hölderlin" verabsäumt hat und die hier ihre rechte Stelle hätten finden können und sollen.

2. Jean Paul. Culturhistorisch-biographischer Roman in vier Theilen, von Heribert Rau. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 6 Thlr.

Bis hierher waren wir gelangt, als uns das oben angezeigte culturgeschichtliche Lebensbild des Verfassers zu gleichzeitiger Besprechung zuging. Wir dürfen uns dieser Erweiterung unserer Aufgabe erfreuen; denn unter allen Arbeiten Rau's hat endlich diese den besten Gesammteindruck bei uns hinterlassen. Es scheint, daß die durch und durch poetische Natur Jean Paul's auch den Verfasser ergriffen hat und er selbst zeigt sich daher fast als ein Spiegelbild seines Gegenstandes. Hiervon gibt er sogleich in dem ersten Kapitel, in seiner Frühlingsidylle, d. h. in den Kindheitsjahren Jean Paul's ein glänzendes Zeugniß; denn dies Kapitel zeichnet uns eine so schöne Illustration des Kinderfrühlings, wie sie Jean Paul selbst kaum schöner, blühender und reicher zu entwerfen vermocht hätte. Es ist ein Bild, das Großvater, Vater und Enkel, die Mutter, das enge Pfarrhaus zu Jodiz, Wunsiedel, den prächtigen Frühling im Fichtelgebirge und die ersten Liebeskeime der jungen Seele unsers Freundes wie in einem goldenen Rahmen umfaßt, der uns für die Kunst des Verfassers wahre Achtung abgewinnt. Dem hohen Farbenton dieses poesiereichen Bildes bleibt der Verfasser denn auch durch die ganze Jugendzeit seines kleinen, gefangenen, warmfühlenden und von Idealen strotzenden Helden getreu; ja, wie die Bilder wachsen, sind auch ihre Farben heller und heller, und wie diese in Harmonie verfließen, stellen sie ein gelungenes und ungemein wohlthuendes Gesammtbild dar, das im Gedächtniß haftet, weil es überall organisch gewachsen und wohlgefügt erscheint.

Wir würden nun weit über die bekannten Grenzen d. Bl. hinausgreifen müssen, wollten wir der biographischen Entwickelung in diesem Gemälde Schritt für Schritt folgen oder die Stadien geistiger Erziehung, welche bei Jean Paul sich zahlreicher als bei andern Dichtern hervorheben, betonen und zur Geltung bringen. Es ist uns nicht mehr als höchstens eine flüchtige Uebersicht, eine sprunghafte Andeutung jener Bildungsabschnitte gestattet; hiervon aber machen wir Gebrauch, da sie dem Leser in der That ein anziehendes Culturbild nicht blos der Person, sondern des ganzen Zeitraums ihrer dichterischen Thätigkeit zu gewähren verspricht. Wir überspringen hierbei fast den ganzen ersten Theil, obwol uns der Verfasser in diesem mehr poetische Anregung gewährt, als dies sonst irgendwo von ihm geschieht, gedenken blos der Versetzung der Familie nach Schwarzenbach in eine behaglichere Stellung, der Thränen, die der Abschied von seiner Madonna — denn eine solche hatte unser Paul schon in seinem zehnten Jahre — kostet; wir überspringen ferner die arme Studentenzeit in Leipzig, die Noth, welche den Schriftsteller in ihm wach rief; die traurigen Schicksale, welche sein satirisches Erstlingswerk, das „Lob der Dummheit", erfuhr; die Anfechtungen, welche die ihm folgenden „Grönländischen Processe" erregten und welche den Uebergangspunkt von der Satire zum Humor bezeichnen, und schließen damit, daß Jean Paul, dem solange Brot und Holz fehlten, nun als Autor glänzende, ja für die Zeit ungemein glänzende Honorare empfing, und daß es, den Mahnungen der Mutter entgegen, in seiner Seele jauchzte: „Ich bin zum Dichter geboren!" Und er war es! In Jean Paul vereinigten sich zwei Potenzen, Satire und Gefühlswärme, aus deren Zusammenklang der Humor erwächst. Nun wuchs sein Wissen, nun liebte er sogar, und nichts war natürlicher, als daß unter dem Vollgewicht dieser Seelenstimmung sein bisheriger dichterischer Standpunkt sich veränderte, daß er uns das ward, was er ist, d. h. der heißfühlende, spottende Menschenfreund, der wahrhafte, eigentlichste Humorist.

Und doch folgte bald neue Buchhändlernoth; denn die Buchhändler sind, wie Voltaire sagt, „les créatures des auteurs, qui maltraitent le plus leurs créateurs". Weiße, Lichtenberg, Meisner, bei welchen er Schutz suchte, wiesen den jungen Autor ab, ja, seine Madonna verließ ihn; er floh zur Mutter nach Hof, wo Oertel dem Verzweifelnden endlich eine Hofmeisterstelle in seiner Familie vermittelte. Aber der Tod entreißt ihm beide Freunde, Oertel und Herrmann. Da erging es ihm wie Luther. Der Schmerz klärt. Er förderte den ruhigen Ueberblick der Dinge, ohne welchen der Dichter nichts Schönes hervorbringt und die nun wiedergewonnene Heiterkeit, die unendliche Genügsamkeit seiner kindlichen Seele bildeten den wahren Dichter aus ihm heraus und schufen so die zweite Periode seines geistigen Lebens. Jean Paul sah die Welt im Licht der Kinderwelt; er gab seiner Satire nun die Form der Grazie, und der ununterbrochene Umgang mit schönen weiblichen Wesen, unter

welchen sich in Karoline Schlöber auch wieder eine Göttin fand, prägte seinem Geiste eine entschiedene Richtung auf Poesie der Seele, Gemüth und Herz ein. Jetzt entstand der „Hesperus" neben „Quintus Fixlein". Diese geistige Erhebung über sich selbst fand ihren Abschluß in Weimar, wo der Heros Goethe, den Jean Paul den Chimborasso unter den Dichtern nennt, mit zweimaligem Händedruck ihm die Weihe gibt; wo Schiller freilich kalt war, wo dagegen Charlotte von Kalb die heiße Seele unsers Freundes mit einem wahren Schwindel des Glücks erfüllte. Charlotte von Kalb? Nun wir müssen gestehen, daß diese Erscheinung, die uns immer und immer wieder im Leben unserer großen Poeten begegnet, uns mehr und mehr bedenklich zu werden anfängt. Wir wollen nichts Schlimmeres sagen; allein, offen gestanden, die Aspasien im deutschen Leben wollen uns zu der Natur eben dieses Lebens doch nicht recht passen! Es wird uns schwer, gegen Gestalten wie Charlotte von Kalb, Therese Huber, Charlotte Stieglitz, Dorothea Schlegel und wie sie sonst heißen, gewisser Vorurtheile Herr zu werden, die ihrem Ruhme unter uns eben nicht allzu günstig sind. Doch genug hiervon für jetzt; der unendlich gute Mensch, Jean Paul, von den Wogen einer steten Entzückung getragen, von Herder und Wieland gelobt und geliebt, zwischen Renate, Amöne, Karoline und Charlotte, ja von der Herzogin selbst in eine goldige Traumwelt emporgehoben, genoß eines unsaglichen Glücks und schwebte wie auf Flügeln der Himmelfahrt in ein nie geahntes Paradies.

Lange stritten sich Ideal und Wirklichkeit um seinen Besitz zuletzt behauptete die letzte den Sieg! Das Band zwischen ihm und der „Titanide" brach, während der „Titan" und „Campanerthal" entstanden, und die Fessel, die ihn an Emilien band, zerriß er muthig mit eigener Hand. Dann kam die Glanzepoche seines Ruhms in Berlin und mit ihr die rechte Liebe und der rechte Brautstand. Karoline Maier ward sein Weib: Tieck, Bernhardi, die Schlegel und Fichte wurden ihm Freunde. Damit war die zweite Epoche seines geistigen Lebens geschlossen und die dritte, die des besonnenen Dichtens nach Ueberwindung aller Ueberschwenglichkeit, begann. Der rechte Muth im Leiden, das rechte Herz voll Glaubens an die Menschheit, die Seele voll rechter Begeisterung für alles Hohe und Göttliche, die rechte sittliche Kraft eines Trösters und Freundes der Menschen: diese waren es, die von jetzt ab seine Seele erfüllten und sie von allem Selbstischen der Empfindung reinigten. Diesem Läuterungsproceß entstammen seine vollendetsten und dauerndsten Werke, welche ein Ausdruck der ewigen Jugendkraft der Liebe sind, die in Jean Paul bis zum Schluß lebendig war. Die alte Sehnsucht in den Zauberbann des Fichtelgebirgs hatte ihr Recht geltend gemacht. Diese Periode, Hof und Baireuth, lehrt uns R. Spazier, sein Neffe, am vollständigsten kennen. Es ist bekannt, welche Hauptrolle in derselben die Frau Rollwenzel mit ihrer ländlichen Speisewirthschaft spielt und wie mancher fast spießbürgerliche Zug hier unsern großen Idealisten überholte. Doch auch dies mußte sein, damit jene originellen Gebilde, wie der „Armenadvocat" und „Katzenberger's Badereise" entstehen konnten. So kam die Zeit stillerer Häuslichkeit, genügsamen Familienglücks, engerer und bewährter Freundeskreise, den die politischen Stürme der Zeit, für deren Unruhe der Poet gar keinen Sinn hatte, kaum leise berührten. Jene Unruhe, welche uns Mitlebende in jedem echten Lebensgenuß störend aufschreckt, jene übermäßige politische Nervösität, die uns heute von Ziel zu Ziel jagt und die eine nächste Generation, welche den politischen Kinderschuhen, in welchen wir einhergehen, entwachsen, kaum begreifen wird, über die sie lächeln wird, wie wir über den Ketzer- und Hexenproceß unserer Urgroßväter mitleidig lächeln: diese Unruhe, diese Qual unserer Seelen, kannte jener edle Geist nicht! Wohl ihm! Als das Alter kam, ja als die Blindheit kam, hatte er ein Leben voll der höchsten Genüsse, ja fast eine Seligkeit hinter sich! Denn die Johanneskraft der Liebe blieb lebendig in ihm bis an die Pforte des Todes, bis an die Schwelle der Unsterblichkeit, und als diese überschritten war, konnte sein Volk sagen: „Wir hatten an Jean Paul Glut und Stärke, Glauben und Wissen, Witz und die heiße, fessellose Rede — nun haben wir sie nicht mehr."

So schließt der Verfasser und auch wir schließen hier. Viele und reiche Studien sind auf diese Arbeit verwendet, und die Kunst der Gruppirung, die treue und geschickte Verknüpfung des äußern mit dem innern Stoff, die Entwickelung des Seelenlebens mit der Erziehung durch die Schule des Lebens, die Kunst der Darstellung selbst endlich bekundet und bewährt sich in keiner der uns bekannten Arbeiten Rau's so vollständig und so erfreulich wie hier. Unter allen den Gemälden seltener Geister, mit welchen er nach und nach unsere Literatur beschenkt hat, ist keines gelungener als das Jean Paul's, vielleicht blos deshalb, weil er selbst sich keinem jener Geister verwandter und ebenbürtiger fühlte, als dem des Dichters, und weil, während Humboldt, Beethoven, Hölderlin doch wol nur Objecte für ihn waren, in Jean Paul Object und Subject sich nahezu berührten, und endlich weil keiner seiner Charaktere leichter mit seinen eigenen Worten zu zeichnen war als der Jean Paul Friedrich Richter's. 4.

Notizen.

Eine kritische Studie über Gutzkow's „Zauberer von Rom".

In letzter Zeit sind dann und wann kritische Studien, die zum Theil wol auch einem Panegyrikus ziemlich ähnlich sahen, über diesen oder jenen namhaften deutschen Autor oder irgend ein specielles Werk desselben erschienen. Diesen Specialkritiken reiht sich folgende im Verlag von Georg H. Wigand zu Kassel und Göttingen 1862 erschienene Schrift: „Eine kritische Studie über Karl Gutzkow's Zauberer von Rom" an, die übrigens unsers Wissens schon früher in mehreren Fortsetzungen in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung" veröffentlicht wurde und hier wiederabgedruckt ist. Und in der That hat nicht leicht ein anderer der lebenden Autoren so viel Anspruch auf eingehende Würdigung als Gutzkow, und nicht leicht ein anderes Romanproduct als „Der Zauberer von Rom", dessen Bedeutung — wie die Bedeutung des modernen Romans überhaupt, ein Spiegel der Zeit und eine Werkstätte treibender und anregender Ideen zu sein — auch aus dieser mit Pietät, Geist und innigem Verständniß verfaßten Analyse so deutlich als möglich hervorgeht. Freilich müssen wir es uns versagen, dem Gedankengange des Verfassers Schritt für Schritt zu folgen, da unsere Blätter über das Werk ausführliche Betrachtungen aus Rudolf Gottschall's Feder gebracht haben. Der Verfasser, der auch feine und treffende Andeutungen über Gutzkow's literarischen Charakter und seinen Entwickelungsgang im allgemeinen gibt, bezeichnet als den Vorwurf, der dem von ihm analysirten Werke zum Grunde liegt, die „Verklärung des Katholicismus aus sich selbst heraus" und fährt dann fort: „Nicht mit protestantischem oder rationalistischem Raffinement, sondern aus der Macht herzlicher Empfindung heraus ist Gutzkow an den Katholicismus herangetreten, und gerade dieser seiner innern Objectivität verdankt der Autor den sonst schwer erklärlichen Umstand, daß vorzüglich die katholische Welt es ist, das gebildete Volk Oesterreichs [illegible], welches mit großem Interesse dem Erscheinen des Romans bisher folgte. Der Lutheraner muß sich gewissermaßen erst durch das Werk in fremde Sphäre hineinleben, während der Katholik den Boden seiner Erziehung, seiner Jugenderinnerungen, seines socialen und kirchlichen Lebens von vornherein wiederfindet. Es mag hierin die Ursache auch manchen schiefen, protestantischen Urtheils über das Buch zu finden sein." Gegen den Schluß seiner Schrift fragt der anonyme Verfasser: „Hat der Dichter auch in Bezug auf unser theueres, deutsches Vaterland gehalten, was er im Eingang des Werks versprach? Liegt die Kluft der in uns selber waltenden romanischen und germanischen Seele ausgefüllt durch das wuchernde Erdreich der Dichtung? Spreche die Kritik muthig ihr Ja! Die Dichtung hat das Mögliche ge-

ieten, und möglich ist das Ziel, das hier ein Dichtergenius den Zeiten stellt. Ob heute, ob morgen, ob in 50, 100 Jahren: er Traum, den ein Leibniz schon zu Charlottenburg von der evangelischen Union der katholischen und protestantischen Kirche eträumt, kann zum Heile Deutschlands in Erfüllung gehen. Die große geistige Spaltung zwischen Süd und Nord kann und wird sich ausgleichen im heiligen Sinne des Dichters." Und weiter bemerkt er: „Der Dichter hat sein Wort gehalten: die vaterländische Einheit durch sein Werk warnend und ermunternd u fördern. Und er hat es — wir fragten das zum andern mal — eben als Dichter gehalten. Eine große poesiereiche Passion bietet er unserer Sehnsucht, und schließt daran den Jubel uf thatsächlicher Erlösung." Vorliegende Schrift macht die Lectüre des Gutzkow'schen Romans durchaus nicht überflüssig und dürfte vielmehr manchen dazu anregen, das Werk selbst zur Hand zu nehmen; wer aber durchaus nicht Zeit dazu gewinnen ollte, die neun Bände des so großartig angelegten Romans von Anfang bis zu Ende durchzulesen, dem dürfte die vorliegende Schrift, welche die Gestalten und Ideen des Werks in edrängten aber deutlichen Umrissen vorführt, ein wenn auch icht ausreichender, doch willkommener Ersatz sein. **H. M.**

Zu Körte's Sprichwörtersammlung.

Zu dem verdienstvollen Werke „Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen u. s. w. in ein Buch erfaßt von Wilhelm Körte", welches vor nicht langer Zeit eine weite Auflage erlebte, hat J. V. Zingerle in einer Anzeige dieser Sammlung im jüngst erschienenen zweiten Hefte des siebenten Jahrgangs der „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer" einige Nachträge gegeben aus der mittelhochdeutschen Literatur, welche Körte nur wenig berücksichtigte. Zingerle macht darauf aufmerksam, daß viele unserer Sprüche schon im 12. und 13. Jahrhundert als allgemein bekannte, altherkömmliche vorkommen, und emerkt nach Anführung der Beispiele sehr richtig: „Wie viele ießen sich im «Freidank», im deutschen Cato, bei Boner und andern nachweisen! Wie reich sind noch die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts an alten körnigen Sprichwörtern! Luther, Fischart und Nas haben einen wahren Schatz derselben in ihren Schriften niedergelegt. Durch solche Nachweise hätte Körte's reiche Lese gewiß an Werth noch gewonnen. Dagegen hätten manche Sprüche griechischer Schriftsteller außer den Anmerkungen wegbleiben önnen. Denn selbst Euripides' sinnreiche Sentenzen gehören och nicht als solche in eine Sammlung deutscher Sprichwörter." 68.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Der Gezeichnete. Roman aus dem Wiener Volksleben. Drei Bände. Leipzig. 1863. 8. 2 Thlr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1863. Herausgegeben von A. W. Müller. 24ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Baudissin, Graf U., Pack. Lustspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Dänischen des Th. Overskou. Altona, Mentzel. Gr. 8. 24 Ngr.

Brandis, C. A., Geschichte der Entwickelungen der griechischen Philosophie und ihrer Nachwirkungen im römischen Reiche. 1ste Hälfte. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Buohler, J. V., Lehr- und Wanderjahre. Nach den Aufzeichnungen des J. Germanus herausgegeben. Schaffhausen, Hurter. 8. 9 Ngr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Chroniken der fränkischen Städte. 1ster Band. Nürnberg. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grothe, W., Was mein Auge sah und mein Ohr hörte. Novellen. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Guischard, Wilhelmine, Die Foscari. Ein historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Haude u. Spener. 1863. 8. 5 Thlr.

Hewer, J. J., Geschichte der Burg und der Stadt Saarburg. Trier, Lintz. Gr. 8. 16 Ngr.

Horkel's, J., Reden und Abhandlungen herausgegeben von C. Heiland. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kapp, F., Leben des amerikanischen Generals J. Kalb. Mit Kalb's Porträt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kratz, G., Geschichte des Geschlechts von Kleist. 1ster Theil: Urkundenbuch. Mit 15 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Wappen- und Siegeltafeln. Berlin, Schindler. Gr. 4. 12 Thlr.

Martens, C. v., Vor 50 Jahren. II. Tagebuch meines Feldzuges in Sachsen 1813. Mit 4 Plänen. Stuttgart, Schaber. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Mohr, Clara, Ein Liederkranz. Leipzig, Luppe. 16. 18 Ngr.

Montlong, Quintessenz der Konversation oder 3000 Sprichwörter in 14 Sprachen, im Original-Text mit deutsch-französischer Uebersetzung. 1ste Lieferung. Wien, Beck. 12. 6 Ngr.

Nirschl, J., Gedanken über Religion und religiöses Leben in freien Vorträgen. Landshut, Krüll. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pott, A. F., Doppelung (Reduplikation, Gemination) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, beleuchtet aus Sprachen aller Welttheile. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, K. Freih. v., Odische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862. Berlin, Schröder. Gr. 8. 20 Ngr.

Roscher, W., Die deutsche Nationalökonomik an der Gränzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 20 Ngr.

Schaufler, C. A., Die Vollendung der Reformation. Stuttgart, Schaber. 8. 7½ Ngr.

Schrader, A., Die Macht des Capitals. Original-Roman. Zwei Bände. Brünn, Karafiat. 8. 2 Thlr.

Schram, K., Bilder aus dem Volksleben. Berlin, Hollstein. 8. 15 Ngr.

Schuchardt, C., Goethe's italiänische Reise. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstübungen bis zum Antritt derselben. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Solitaire, M. (W. Nürnberger), Diana-Diaphana oder die Geschichte des Alchymisten Imbecill Kätzlein. Phantastischer Roman nach alter Chronika. Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1863. 8. 4 Thlr.

Wilcken, P. J., Der Licentiat. Roman. Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1863. 8. 4 Thlr.

Zianitzka, K. T., Der Roman eines Dichterlebens. 2te Abtheilung. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 1863. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Gedenkblatt für die Rostocker Gemeinde. Zur Erinnerung an den Abend des 8. Septembers 1862. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Ngr.

Brandis, C. Graf zu, Offenes Sendschreiben über die Religionsfrage in Tirol an den Herrn H. Freih. von Andlaw zu Hügstetten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Ngr.

Harms, F., Rede zur Feier des 100jährigen Geburtstages von J. G. Fichte an der Christian-Albrechts-Universität gehalten am 19. Mai 1862. Kiel. Gr. 4. 4 Ngr.

Mittheilungen aus dem Verein deutscher Freimaurer. 1stes Heft. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Neue Ausgabe in 20 Bändchen à 10 Neugroschen.

Erschienen sind:

I. **Das Urbild des Tartüffe.** Zweite Auflage.
II. **Zopf und Schwert.** Fünfte Auflage.
III. **Werner oder Herz und Welt.** Vierte Auflage.
IV. **Der Königsleutenant.** Zweite Auflage.
V. **Pugatschew.** Zweite Auflage.
VI. **Ein weißes Blatt.** Vierte Auflage.
VII. **Richard Savage.** Vierte Auflage.
VIII. **Uriel Acosta.** Fünfte Auflage.
IX. **Patkul.** Vierte Auflage.
X. **Die Schule der Reichen.** Vierte Auflage.

Allen Freunden dramatischer Literatur, vorzugsweise auch den Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vollständige, vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiöse Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionspreise von 10 Ngr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Sophonisbe.

Tragödie in fünf Acten

von

J. F. Horn.

8. 4 Bl. und 134 Seiten. Geh. Preis 22½ Ngr.

Kiel. **Ernst Homann.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27½ Ngr.

☛ Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

Soeben erschien bei **Hinstorff** in **Wismar**, zu haben in allen Buchhandlungen:

Fritz Reuter's „Olle Kamellen", Band II: „Ut mine Festungstid."

Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

Gesammtausgabe von Th. Mügge's Romanen und Novellen.

Soeben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane.

1. bis 3. Band:	4. bis 8. Band:
Der Chevalier.	**Toussaint.**
Ein Roman in 3 Bänden.	**Ein Roman in 5 Bänden.**
2. Aufl. 8. 51 Bogen.	2. Aufl. 8. 88¾ Bogen.
Preis 1½ Thlr.	Preis 2½ Thlr.

Theodor Mügge gehört mit Recht zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart und hat sich mit jedem neuen Werke einen wachsenden Ruf erworben. Nicht blos der Reichthum seiner Phantasie und der Glanz seiner Darstellung — auch der Geist echter Humanität und Freisinnigkeit, der alle seine Werke beseelt, haben ihn zum Liebling unsers Lesepublikums gemacht.

Ein Autor, der sich durch seine Schriften ein Weltpublikum gesichert hat, verdient gewiß dem deutschen Volke in einer Gesammtausgabe näher gerückt zu werden, aus welcher ein das ganze, volle Bild seines dichterischen Schaffens hervortritt.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt mit einem solchen Unternehmen gleichzeitig eine Ehrenschuld der Nation gegen die Hinterbliebenen des Dichters abzutragen, und rechnet mit Zuversicht auf die lebhafte Unterstützung und Theilnahme des deutschen Publikums.

Die Ausgabe erscheint in Bänden zu je 15—18 Bogen in Octav-Format mit leserlichen, scharfen Lettern sauber gedruckt, zum Preise von 15 Sgr. pro Band, und umfaßt folgende Romane: 1) **Der Chevalier**, 3 Bde.; 2) **Toussaint**, 5 Bde.; 3) **Erich Randal**, 4 Bde.; 4) **Afraja**, 3 Bde.; 5) **Tänzerin und Gräfin**, 3 Bde.; 6) **Die Vendéerin**, 2 Bde.; 7) **Weihnachtabend**, 1 Bd.; 8) **Arvor Spang**, 2 Bde.; 9) **Verloren und gefunden**, 2 Bde.; 10) **Die Erbin**, 2 Bde.; 11) **Der Majoratsherr**, 1 Bd.; 12) **König Jacob's letzte Tage**, 1 Bd.; 13) **Neues Leben**, 2 Bde.; 14) **Der Prophet**, 3 Bde.; 15) **Der Voigt von Silt**, 2 Bde. Ferner: **Ausgewählte Novellen**, 10 Bde.

Breslau.

Verlagshandlung **Eduard Trewendt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Otto Ludwig Brook.

Erzählung von Robert Giseke.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Die kaufmännischen und industriellen Kreise der Gegenwart sind es, aus denen der Verfasser der „Modernen Titanen" und des „Pfarr-Röschen" diesmal den Stoff zu einem reichgestalteten Lebensbilde entnommen hat. Gewichtige Geschäftsbücher mit den langen Zahlenreihen der Speculation liegen vor unsern Augen aufgeschlagen, wir sehen die rasselnden Maschinen arbeiten, schwarze Dampfwolken dem Schlot der Fabriken entsteigen; aber immer bleibt das Hauptinteresse dem menschlichen Herzen zugewandt, in dessen Tiefen uns die Erzählung überraschende Einblicke eröffnet.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 30. October 1862.

Inhalt: Beiträge zur Kenntniß des russischen Staats- und Volkslebens. Von **Aurelio Buddeus.** — Lasaulx als Aesthetiker. — Zur Länder- und Völkerkunde. Von **Heinrich Birnbaum.** — Eulogius Schneider als Terrorist. — Ein socialpolitischer Roman. — **Notizen.** (Die deutsche und die ausländische Zeitungspresse; Zu Zschokke's Leben; Mitteldeutsch.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Beiträge zur Kenntniß des russischen Staats- und Volkslebens.

Russische Fragmente. Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwickelung. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bereits zu einer Zeit, da das größere Publikum nur ein politisches Interesse am „russischen Mysterium" nahm, ohne sich ernsthaft und eingehend mit den dortigen Volksverhältnissen zu beschäftigen, verdankte man Friedrich Bodenstedt nicht nur die anschaulichsten Schilderungen russischer Zustände, sondern auch die anregendsten Arbeiten über die unter dem damals despotischen Absolutismus sich fast nur verstohlen kundgebenden Regungen des volksthümlichen Lebens. Um Rußland zu verstehen, ist die Bekanntschaft des übrigen Europa mit seinem innern Leben noch heute viel zu gering, viel zu wenig Allgemeingut. Man begegnet noch allenthalben den irrthümlichsten Begriffen davon oder vielmehr, wenn man die Sache beim rechten Namen nennen will, großentheils nur ganz dunkeln Vorschwebungen, welche sich namentlich davon nicht zu trennen vermögen, ihr Urtheil über russisches Leben auf westeuropäische Voraussetzungen zu gründen, an russische Erscheinungen den Maßstab unserer Culturentwickelung zu legen. Es fehlt auch unserer Literatur noch heute fast überall an den vermittelnden Organen, welche uns gleichermaßen, wie andern Völkern gegenüber, in die Möglichkeit versetzen, die Bewegungen jenes neuerwachten Lebens im Zarenreiche aus ihren eigenen innern Bedingungen zu würdigen. Die Unbekanntschaft mit der russischen Sprache tritt hier zusammenwirkend zur Unbekanntschaft mit der Innerlichkeit des russischen Lebens; ein großer Theil der russischen Vorgänge bleibt somit dem Publikum auch noch heute wesentlich unverständlich oder erscheint ihm bei den gewohnten absprechenden Anschauungen, die sich ein großer Theil unserer Tagespublicistik in Ermangelung besserer Kenntniß angewöhnt hat, blos als regelloser Ausbruch eines plötzlich von seinen drückendsten Fesseln befreiten Barbarenthums.

Bis zu einem gewissen Punkte, doch auch nur bis zu einem solchen, hat man dabei gewissermaßen nicht unrecht. Nicht blos indessen die große Unbildung der russischen Volksmassen, sondern auch die von den europäischen sehr verschiedenen Grundanschauungen der nationalen Bildung erschweren eine wirkliche Einsicht in die geistigen Tiefen der nationalen russischen Vorgänge. Jene philosophische Abstraction, welche die eigentliche Bildung Europas bei allen ihren theoretischen und praktischen Bestrebungen beherrscht, um zu einem absoluten Resultat zu gelangen, sie ist selbst den russischen Gebildeten eine beinahe unbekannte Voraussetzung. Ist es aber schon in den eigentlichen europäischen Culturländern ein unerreichbares Ideal, die geistigen Entwickelungen von ihren nationalen Bedingungen frei zu machen, so natürlich noch viel weniger da, wo auch die Koryphäen der Bildung und Wissenschaft an ihre Aufgaben kaum mit dem Gedanken gehen, zu einem absolut richtigen, von allen nationalen, confessionellen und dergleichen Nebenbedingungen befreiten Resultate gelangen zu wollen. Je mächtiger aber Rußland als Staat und je einflußreicher es auf die europäischen Geschicke ist, je gewaltiger seine Bevölkerungen ihren eigenthümlichen Entwickelungen unter freiern Staatsformen in selbstbestimmender Thätigkeit zudrängen, desto brennender wird auch täglich für das gesammte Europa die Aufgabe, zu einem innern Verständnisse Rußlands zu gelangen, theils um die von dorther drohenden Gefahren abwenden, theils um in eine möglicherweise versöhnlichere Wechselwirkung mit Rußland, als die bisherige, treten zu können.

So kommt es denn heute nicht mehr darauf an, daß man uns reisebeschreibende Skizzen aus dem ungeheuern Ländergebiete zur unterhaltenden Belehrung vorlegt, sondern darauf muß das Bestreben gerichtet sein, mit einer genauen Kenntniß des russischen Lebens das europäische Publikum in dessen geistige Bedingungen und Gestaltungen einzuführen. Je tiefer gedrückt unter den frühern Verhältnissen die literarische Entwickelung in Rußland war, desto mächtiger regt sie heute ihre Schwingen, wenn auch die äußern Beschränkungen einer präventiven Censur noch mannichfach drückend auf ihr lasten. Je länger vorenthalten eine Betheiligung an einem wirklichen literarischen

Leben dem russischen Publikum geblieben war, desto lebendiger ist jetzt die Theilnahme dafür erwacht und desto größer ist auch bei dem noch bestehenden Mangel eines sonstigen öffentlichen Lebens die Wirkung des geschriebenen Wortes, wie seine Autorität. Seit Alexander's Thronbesteigung hat das russische Zeitschriftenwesen eine Ausdehnung und Bedeutung gewonnen, die sich bis dahin nicht ahnen ließ. Beschränkten sich früher die russischen Zeitungen auf officielle Erlasse, Avancements u. s. w., machte die Kritik der bedeutungslosen literarischen und künstlerischen Erscheinungen den besten Theil der sparsam erscheinenden russischen Zeitschriften aus, deren Coterie- und Cliquenwesen überdies jeden Leser anwidern mußte, so hat dagegen die neue Epoche mit einer Thätigkeit und Lebendigkeit der Journalistik, wie der sonstigen periodischen Presse (namentlich in Monatschriften) debutirt, welche aufs deutlichste beweist, welche unermeßliche Fülle geistigen Dranges und literarischer Schöpfungskraft aus der nothgedrungenen Verkrüppelung und Stummheit zu lebendiger Entfaltung, zur Betheiligung am öffentlichen Leben, zur Erweckung einer freieigenen Entwickelung hinarbeitet. Originalromane und Uebersetzungen aus den modernsten französischen und englischen Volksschriftstellern wechseln mit historischen, politischen, staatswissenschaftlichen Abhandlungen und wirken auf verhältnißmäßig sehr weite Leserkreise. Mehrere dieser Monatsschriften zählen über 6000 Abonnenten und z. B. der „Zeitgenosse", der „Russische Bote", die „Vaterländischen Annalen", „Nordische Post", „Unsere Zeit", „Lohn des Vaterlandes" geben wie das Richtwort für ganze große Parteien so den Ausdruck der verschiedenen national- und religiöspolitischen Richtungen, welche nicht erst durch sie entstanden, wol aber durch sie bestimmte Gestaltungen und Strebepunkte erhalten.

Redlich bestrebt sich nun zwar die baltische deutsche Journalistik, namentlich die „Rigaische Zeitung" und die „Baltische Monatschrift", ihrem Leserkreise charakteristische Mittheilungen aus dieser neuen russischen Presse zuzuführen. Aber unsere deutsche Presse verhält sich in dieser Beziehung leider fast unthätig. Und so erscheinen die von Bodenstedt herausgegebenen „Russischen Fragmente", welche uns Uebersetzungen hervorragender publicistischer Arbeiten der bedeutsamsten russischen Schriftsteller der Gegenwart bieten, vom wesentlichsten Interesse. Die Uebersetzungen selbst stammen aus der Feder des Herrn Christian Schmitt, welcher bereits durch seine Bearbeitung der „Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Paul's I." von Danilewski und Miliutin als geschmackvoller Bearbeiter russischer Werke bekannt ist. Die hier gegebenen Aufsätze sind theils ethnographischer, theils staatswissenschaftlicher, theils historischer Natur. Von Konstantin Aksakow finden wir im ersten Bande einen Aufsatz „Ueber das altrussische Gemeinwesen und die Volksberathungen oder Landesversammlungen", sowie einen zweiten über „Das Familien- und Volksleben bei den alten Slawen und besonders bei den Russen". Iwan Aksakow gab in „Volksleben und die Messen der Ukraine" ein ethnographisches Bild aus der Gegenwart, mit welchem im zweiten Bande ein Schreiben von demselben Verfasser „Ueber die Arbeiter-Associationen im Gouvernement Jaroslaw" in einer gewissen intellectuellen Verwandtschaft steht. Von besonderm Interesse erscheint ferner ein Aufsatz von Koschelew „Ueber die (altrussische) Bauerngemeinde und den Grundbesitz", besonders wenn man sie mit dem erstgenannten Artikel Konstantin Aksakow's in Beziehung setzt. Die beiden Aksakow sind nämlich mit Koschelew, neben denen noch etwa Samarin, die beiden nun verstorbenen Kürejewski und der auch im vorliegenden Werke vertretene Chomjakow hauptsächlich zu nennen sein würden, die hervorragendsten Repräsentanten der innerhalb der großen panslawistischen Partei eine besondere Fraction bildenden Slawophilen, welche ihre ersten Begründer, wie Hanka u. a., zwar außerhalb des russischen Reichs zählen, aber innerhalb desselben jetzt außerordentlich einflußreich sind und namentlich durch den von S. K. Aksakow herausgegebenen „Tag" (День) selbst auf die ihr nicht angehörige Presse vielfach bedingend einwirken. Diese Partei will den russischen Entwickelungsgang von allen westeuropäischen Elementen freigehalten wissen, um eine rein nationale Culturepoche hervorzurufen. Seit und durch Peter I. ist ihr die russische historische Entwickelung abgebrochen, sie recurriren überall auf die „vorpetrinische" Periode. Ihre Doctrin begnügt sich nicht damit, in socialen und politischen Fragen rein slawisch zu sein, sie involvirt auch eine ganz bestimmte slawische, mit einer eigenthümlichen Romantik versetzte Weltanschauung und hatte in Kürejewski ihren speciellen Philosophen.

Diese Erläuterungen, welche mit so wenigen Worten natürlich blos entfernt angedeutet werden können, hätten wir den obengenannten Aufsätzen wol vorangestellt sehen mögen; denn sie hätten den deutschen Leser erst vollkommen in das Verständniß der Lectüre einführen können, während freilich für specifisch russische Auffassungen der Geschichte und namentlich der nationalen Wirkungselemente in derselben die „Historischen Fragmente" von A. S. Chomjakow vollkommen selbstverständlich belehrend sind, wenn auch für den deutschen Leser nirgends wohlthuend. Noch fanatischer aber drängt sich der Haß gegen das germanische Element in einer von Bessonow eingeleiteten Handschrift unter dem Titel: „Das russische Reich in der Mitte des 17. Jahrhunderts", hervor. Zur Kenntniß des orientalischen Kirchenthums, die im allgemeinen noch sehr wenig ausgebildet ist, erhalten wir außerdem eine Abhandlung „Ueber die historische Bedeutung der Verhandlungen der moskauer Synode im Jahre 1551" von Jl. B....w. Endlich führt uns ein biographischer Aufsatz von Peter Bartenjew: „Graf Morkow", in die Geschichte der Diplomatie unter Katharina II. ein. Politisch-philosophischen Inhalts ist noch der Artikel von N. Hilerow: „Das Individuelle und das Allgemeine", welcher besonders darum von Interesse erscheint, weil er recht deutlich zeigt, in welcher Weise sich unter den russischen Staats- und Volksverhältnissen die Idolatrie des Egoismus selbst zu einem gewissermaßen wissenschaftlichen Systeme entwickeln konnte.

Bei mehreren der staatswissenschaftlichen Aufsätze finden sich nun zur Vertretung des Standpunkts der deutschen Wissenschaft gegenüber den russischen Anschauungen sehr schätzenswerthe kritische Anmerkungen von Dr. Bluntschli. Doch sind sie rein theoretischer Natur. Ohne Bodenstedt's Mitwirkung würde sogar die Mehrzahl der „Russischen Fragmente", besonders da sie auch, obgleich theilweise nur Auszüge, die in der modernen russischen Publicistik überhaupt vorherrschende Breitspurigkeit keineswegs immer verleugnen konnten, kein hervorragendes Interesse für ein größeres Publikum in Anspruch nehmen können. Dagegen bedingt das „Vorwort" und die „Einleitung" von Friedrich Bodenstedt einen wesentlich erhöhten Werth des Werks. Das Vorwort führt uns namentlich in die geistige Wechselwirkung zwischen den russischen Deutschen und den nationalen Russen ein; es hebt das mehr individuelle Gepräge des Deutschen gegenüber dem überall der Anlehnung bedürftigen Russen zu lebhafter Anschaulichkeit hervor und erläutert gleichzeitig daraus die modernen Gestaltungen der die Deutschen so entschieden abstoßenden Geistesbewegung in Rußland. Die Einleitung ist vorzugsweise einer eingehenden Schilderung der sogenannten moskowitischen Partei, ihrer Bestrebungen und ihrer Gegensätze zu dem petersburger Regiment gewidmet. Und in dieser Schilderung liegt unsers Erachtens recht eigentlich das vermittelnde Element, durch welches das Interesse für diese „Russischen Fragmente" angeregt und dem Verständnisse eines auch mit den russischen Verhältnissen weniger bekannten Publikums zugänglich gemacht wird. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß diese beiden Bände „Russischer Fragmente" eine solche Aufnahme finden werden, um auch zur Herausgabe eines in Aussicht gestellten dritten Bandes zu veranlassen. Und sollte sich nicht bei einer organischen Leitung selbst eine diesen Vermittelungen gewidmete Zeitschrift ihr Publikum erwerben können?

Aurelio Buddeus.

Lasaulx als Aesthetiker.

Philosophie der schönen Künste, Architektur, Sculptur, Malerei, Musik, Poesie, Prosa. Von Ernst von Lasaulx. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1860. Ler.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Lasaulx war eine substantielle und künstlerische Natur, aber kein kritischer wissenschaftlicher Geist. Seine Gedanken stellte er als Anschauungen in vollen runden Sätzen hin, gleich geschliffenen Edelsteinen, scharf ausgeprägt, aber nicht auseinander entwickelt, nicht in der allen gemeinsamen Idee begründet. Wo ihm etwas Großes und Gediegenes entgegentrat, da umfaßte er es mit warmem Herzen, und den Eindruck hielt er fest, wie ihn die Einbildungskraft gestaltete. Der innere Werth des überlieferten Gehalts genügte ihm zur Beglaubigung, er kümmerte sich nicht um die Glaubwürdigkeit der Quelle oder der Anknüpfung an einen bestimmten Urheber. Mit umfassender Belesenheit suchte er das ihm Zusagende, seine Schriften wurden ein Mosaikbild, das er aus tiefsinnigen oder glänzenden Aussprüchen von Schriftstellern aller Völker und Jahrhunderte zusammensetzte. Auch wo er nicht überzeugte, wirkte er gemüthlich ansprechend oder anregend.

Das vorliegende Buch, sein letztes größeres Werk, hätte er nun nicht Philosophie der schönen Künste, sondern wie es die Vorrede näher bezeichnet, Betrachtungen über die Kunst und ihre Entwickelung bei den Griechen nennen sollen. Denn von diesen geht er aus und zu ihnen kehrt er zurück, und was er von mittelalterlichen und neuern Meistern oder Schöpfungen erwähnt, steht in Bezug auf sie und dient ihnen zur Folie oder Beleuchtung. Ein Verdienst des Buchs besteht darin, daß der Verfasser emsig bemüht war, stets die großen Künstler selbst sprechen zu lassen, und dadurch eine anziehende Blütenlese von Ansichten und Urtheilen der Bildner und Maler, Musiker und Dichter über ihr Schaffen und ihre Werke zusammenstellte; aber ein großer Mangel liegt darin, daß er die neuere wissenschaftliche Aesthetik gar nicht kannte oder zu beachten verschmähte. Dadurch brachte er sein Buch um den wissenschaftlichen Werth und Einfluß. Denn es berührt kaum eine der Fragen, um die der denkende Geist sich seit 30 Jahren bemüht, kaum einen der Punkte, die zwischen Weiße, Vischer, Zeising, Carriere, Zimmermann streitig oder von einem von ihnen in ein neues Licht gesetzt sind. Ist das Schöne blos formal oder kommt auch der Inhalt in Betracht? Ist es subjectiv, nur unser Gefühl, wie Kant lehrt, oder liegt es objectiv im Gegenstande, wie Vischer will, oder erzeugt es sich (nach Carriere) in einem Zusammenwirken bestimmter Gegenstände (und welcher?) mit dem Geist des Auffassenden? Steht das Erhabene innerhalb oder außerhalb des Schönen? Gehört der Humor zum Komischen oder ist er als die Verschmelzung des Rührenden und Lächerlichen ein eigenthümliches ästhetisches Element, und welche Stellung nehmen das Tragische, Komische, Humoristische innerhalb der Idee des Schönen ein? Auf alle diese Fragen suchen wir vergebens eine Antwort bei Lasaulx in dem Abschnitte, der das Wesen und den Grund der Schönheit bestimmen soll; er kommt über die Pythagoräer, Plato und die Neuplatoniker nicht hinaus, und meint, es werde schwer sein, bei irgendeinem spätern Denker der nachfolgenden Jahrhunderte irgendeinen guten neuern Gedanken zu finden, welcher die antike Theorie wesentlich zu verbessern geeignet wäre! Aber er hat offenbar gar nicht danach gesucht, er hätte sonst einiges finden müssen. Bei Plato fehlt ja gerade das sinnliche Moment im Schönen, da er das vollendet Schöne in die Idee allein setzt und die Idee von den Erscheinungen trennt, die nur ihre getrübten Abbilder sind. Lasaulx selbst sagt: „Die Erscheinung Gottes in den Dingen, die in einem Kunstwerk ausgedrückte göttliche, sichtbar oder hörbar gewordene Idee, das ist das Schöne in ihm"; aber das Wie bleibt unerörtert. Auf welche Weise wird denn die Erscheinung, das Sichtbare oder Hörbare, zum Ausdruck der Idee? Hören wir nicht auch das Wort der Wahrheit, sehen wir nicht auch eine gute That? wie unterscheiden sie sich denn vom Schönen?

Nur an einer Stelle scheint es, daß Lasaulx in die

Debatte der gegenwärtigen Wissenschaft eingehen wolle, in Bezug aufs Naturschöne. Bekanntlich lehrt die Hegel'sche und Vischer'sche Aesthetik, daß dasselbe unvollkommen und ungenügend sei, während Weiße es für vollkommener und herrlicher als alle Kunst erklärt, Carriere für die Natur wie für die Kunst eigenthümliche Vorzüge und charakteristische Unterschiede findet. Lasaulx sagt: „Die Schönheit des wirklichen Lebens steht über der abbildenden des Kunstwerks", und wenn etwa jemand an die Musik erinnern wollte, so meint er, der Weltchoral, die pythagoräische Harmonie der Sphären, müsse doch ein erhabeneres Kunstwerk sein als jede menschliche Tondichtung, ohne zu bedenken, daß jener Weltchoral eine sehr stumme Musik ist, da die Töne nur durch Schallwellen der Luft in unserm Ohr erzeugt werden und das Bild des Pythagoras eben nur ein geistvolles Bild, keine Thatsache ist; der Erfolg des Umschwungs und der Bewegung himmlischer Körper im Aether ist das Licht, nicht der Schall. Aber wie reimt es sich nun mit dieser Ansicht, daß das wirkliche Leben schöner sei als die Kunst, wenn einige Seiten später das als die Aufgabe echter Kunst erklärt wird: „Dem entarteten wirklichen Leben den Spiegel des idealen, seines eigenen bessern ursprünglichen Daseins vorzuhalten?" Der Mensch im gegenwärtigen Zustande soll nur ein „durch die Sünde zerrüttetes" Kunstwerk Gottes sein, keiner sei makellos schön. Die Kunst aber, die gegenüber einer abgefallenen und zerrütteten Welt die ursprüngliche Schönheit der Dinge herstellt, sollte doch hinter der Natur zurückbleiben?

Sowenig wie über das Schöne und die Kunst werden die, welche die neuern ästhetischen Werke der obengenannten Denker studirt haben, bei Lasaulx in Bezug auf die einzelnen Künste etwas Neues erfahren. Die Charakteristik ist präcis, klar, lebendig, aber geht nicht in die Tiefe, und es fehlt die Entwickelung aus einem Princip, der logische Erweis und die Ableitung aus dem Wesen des Geistes und der Natur. Wem aber eine Reihe sinniger Bemerkungen hauptsächlich im Anschluß an die Kunst der Griechen genügt, wer die Aussprüche der Künstler selbst anderwärts nicht kennen gelernt hat, der wird diese Abschnitte mit Genuß und Belehrung lesen. Als eine Vorhalle für die größern ästhetischen Werke können wir das Buch von Lasaulx gelten lassen; aber die Mitarbeiter auf diesem Gebiet werden das eigene Wort gegen ihn kehren, daß vielmehr er keinen guten neuen Gedanken herbeigebracht, der die Sache selbst weiter führe.

Denn daß die künstlerische Prosa die höchste der Künste sei, daß in Geschichtschreibung, philosophischer Darstellung und Beredsamkeit die Kunst gipfle, das werden wir für keine Weiterführung der Aesthetik halten können, wiewol es das Neue im Buch von Lasaulx ist. Sagt er doch selbst, daß die in der Prosa waltende Geisteskraft der Verstand sei, daß der Prosaiker die allgemeinen und abstracten Begriffe erfasse und daß das Ziel der Prosa die Wahrheit sei; damit aber hört sie auf, freie Kunst zu sein; denn die erzeugende Kraft der Kunst ist die Phantasie, die Kunst stellt das Wesen der Wirklichkeit in besondern Gegenständen und Ereignissen dar und offenbart in ihnen die Idee, und das τελος, das Ziel und der Zweck der Kunst ist die Schönheit. Wie Geräth und Wohnhaus des Menschen von dem architektonischen Stil aus ein künstlerisches Gepräge empfangen, aber doch kein Kunstwerk sind, weil sie den Zwecken des Lebens dienen, und um ihretwillen, nicht um des idealen Wohlgefallens willen existiren und bereitet werden, so wird auch bei einem kunstsinnigen Volke die wissenschaftliche Darstellung eine geschmackvolle sein und der Bau eines geschichtlichen oder philosophischen Werks in seiner Gliederung, in der Beherrschung des Mannichfaltigen durch einen einheitlichen Grundgedanken und in Kraft, Klarheit, Anmuth der Sprache sich mit Schönheit schmücken und in ihr sich vollenden. Aber Plato ist darum kein größerer Philosoph als Aristoteles, noch Schelling als Kant, weil die Schriften der erstern phantasievoller und künstlerisch wohlgefälliger sind. Das Interesse für die Bedeutung des Inhalts hat offenbar Lasaulx dazu verführt, in dem Geschichtswerke des Thucydides ein mannhafteres, reiferes Kunstwerk zu sehen, als irgendeine Sophokleische Tragödie sei, „denn es ist das Trauerspiel vom Untergange Griechenlands, nicht blos des Eteokles und Polyneikes"; oder zu behaupten, daß die „Hohenstaufen" Raumer's als Kunstwerk dem Schiller'schen „Wallenstein" gleichkommen; ja Alexander von Humboldt's „Kosmos" und die letzten religionsphilosophischen Schriften Schelling's sollen nicht nur ihrem Inhalt nach, sondern auch an Vollendung künstlerischer Form gediegenere Kunstwerke sein als irgendein Goethe'scher Roman, worüber die beiden Männer der Wissenschaft gewiß heiter gelächelt hätten, da sie bei ihrem Streben nach Ebenmaß, Fluß und Glanz der Darstellung und Sprache den hohen Werth Goethe's weit besser kannten und bescheiden vor der Kunstvollendung der Goethe'schen Dichtungen den Hut abzogen. Außerdem aber ist selbst bei kunstreich ausgeführten Werken der Wissenschaft die gestaltende Kraft nicht der Verstand, wie Lasaulx meint, sondern die Phantasie, die bei jeder großen Entdeckung, auch der eines Columbus, Kepler und Newton, ihre Rolle spielt; sie, mittels deren auch der historische Forscher, auch der speculative Denker die gefundene Masse des Thatsächlichen, des Begrifflichen zu einem organischen Ganzen erbaut. In Kant's „Kritik der reinen Vernunft" waltet ebenso gut eine architektonische Phantasie, als in dem Meister des Kölner Doms und des Parthenon der kühle Verstand thätig war; aber wenn man nicht willkürlich die Gebiete verwirren und die Grenzen verwischen will, darf man die „Kritik der reinen Vernunft" doch kein Kunstwerk nennen, da ihr Ziel niemals die Schönheit war, sondern sie muß ein Werk der Wissenschaft heißen, denn ihr Ziel ist die Wahrheit; sie will nicht Gemüth und Anschauung durch die Form, sondern die Vernunft durch Erkenntniß allgemeiner Gesetze und Begriffe befriedigen. Dem Historiker ist die freie Erfindung gemäß der Idee versagt, die den Dichter groß macht; ihm ist die Unterordnung des Geistes unter die Ueberlieferung geboten: factische Treue, nicht ideale Wahrheit ist seine Aufgabe

Mag sich die Philosophie zur Poesie wie die Frucht zur Blüte verhalten, so genießen wir die Schönheit doch vorzugsweise in der Blüte.

Um dem Verfasser auch in dem gerecht zu werden, was seine Stärke ausmacht, und den Leser auf das zu verweisen, was das Genußreiche in dem Buche ist, theilen wir noch einzelne Stellen mit, in welchen Lasaulx Errungenschaften der Gegenwart auf seine Art schlagend und glänzend ausdrückt:

Alle große Wahrheiten sind einfache und lassen sich in den einfachsten Worten am angemessensten aussprechen, da ihre Wirkung, Größe und Stärke nicht im Worte, sondern im Gedanken liegt. Keiner sollte über ein philosophisches Problem öffentlich mitsprechen, ehe er dasselbe empirisch kennen gelernt, psychologisch durchempfunden und logisch klar durchdacht hat: sodaß sein Wort darüber mit voller Kenntniß der Sache, aus der Tiefe des Gemüths geschöpft und im Feuer des Denkens gereinigt, der lautere Ausdruck der Wahrheit sei, soweit sie ihm sich erschlossen hat. —

Das eigentliche Wesen der Kunst ist: in der Fülle und Stille des innern Lebens in Liebe, in welcher Sinnliches und Seelisches eins ist, und in ausdauernder Concentration des Geistes etwas erzeugen, schaffen, gestalten; der Künstler kann etwas, er stellt, was er unbewußt im Centrum seines Lebens empfangen hat, mit Bewußtsein aus sich heraus, sichtbar und hörbar sich gegenüber. —

Jeder einzelne Mensch hat alle Formen und Charaktere der ganzen Menschheit in sich, und ist der Möglichkeit nach alle Menschen, denn alle sind ja in Wirklichkeit nichts anders als der entwickelte eine Urmensch; jeder ist ein Sohn Adam's und hat Theil an dessen Urkraft, ist Priester, Prophet, Held, Künstler, Sänger, Dichter und Philosoph, und hängt in tiefster Wurzel, wie das Kind durch die Nabelschnur mit seiner Mutter, mit der centralen Natur, dem Herzen Gottes, zusammen. Und auf dieser Kraft der menschlichen Seele, dieser den Dingen selbst congenialen reproductiven Phantasie des Menschen beruht die ganze Poesie: der echte Dichter spricht nur darum so gewaltig zu den Menschen, weil er mehr und ein ursprünglicherer Mensch als andere, ein pantheistisches Wesen ist; er lebt nicht nur in sich selbst, sein Herz schlägt stets in tiefer geheimnißvoller Sympathie mit der Flut und Ebbe der ganzen Natur, und was immer seine Seele berührt, wird in ihr zu Musik und Poesie.

84.

Zur Länder- und Völkerkunde.

Die praktische Bildung der Menschen und Völker sieht man jetzt als den Grundzug aller Erziehung, als den eigentlichen Zweck des Lebens an. Das ist löblich und verdient besonders in Deutschland immer noch mehr beherzigt zu werden. Damit aber das Praktischmachen nicht in ein mechanisches Abrichten ausarte, muß man dahin streben, daß neben dem fleißigen und verständigen Benutzen der in und außer uns waltenden Gesetze und Kräfte auch das klare Erkennen nicht fehle. Es ist daher sehr erfreulich, daß man in unsern Tagen ein Hauptgewicht auf das Betreiben der Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen legt, denn hierbei wird all unser Wissen und Können in Anspruch genommen und erweitert und gekräftigt. In einer solchen Erdkunde vereinigen sich alle Wissenschaften und Künste zu einem innig zusammengehörenden Bildungsbunde. Es fehlt uns auch in dieser Hinsicht nicht an bedeutungsvollen Fingerzeigen, an nachahmungswürdigen Vorbildern. Die Leistungen von Herder, Ritter, Humboldt haben die Bahn gebrochen, auf der jetzt Tausend und aber Tausend emsig fortarbeiten. Niemand zweifelt mehr an der Richtigkeit des Erfahrungssatzes dieser Männer, daß der im allgemeinen gut vorgebildete Geist sich am sichersten und raschesten praktisch mache durch Reisen und durch denkendes Lesen von guten Reisebeschreibungen. Wollen wir die Erde und ihre Bewohner, wollen wir uns und andere wirklich kennen lernen und richtig würdigen, so müssen wir entweder selbst wandern, oder doch wenigstens denen ein aufmerksames Ohr schenken, welche die Welt durch eigene Anschauung kennen gelernt haben und davon einen lebendigen Bericht erstatten können. Herrscht daher in unserer heutigen Literatur eine große Rührigkeit in dem Mittheilen der Bilder und Früchte der Reisen über Land und Meer, so sehen wir dies als ein sehr gutes Zeichen unserer Zeit an und begrüßen es mit Freude. Die Veranlassung zu diesem einleitenden Worte gab eine große Reihe vortrefflicher neuer Leistungen, von denen wir zu unserer heutigen Unterhaltung einige auswählen wollen.

1. **Geschichte der Entdeckung Amerikas von Columbus bis Franklin.** Von J. G. Kohl. Bremen, Strack. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel dieses Buchs hat nicht viel Anlockendes, man würde es vielleicht zur Seite legen und wenig beachten, wenn es einen unbekannten Autor zum Verfasser gehabt hätte. Der Name Kohl erweckt aber ein lebhaftes Interesse. Er ist ein vielgereister Mann, man kennt und schätzt seine Reisebeschreibungen und erwartet von ihm nichts Gewöhnliches. Und der Inhalt und die Durchführung des Buchs bewahrheiten die gute Meinung vollkommen. Der Verfasser weiß seine Leser zu fesseln. Er gibt allerdings manches Längstbekannte, aber in einem anziehenden übersichtlichen Bilde mit praktischen Beziehungen. Man fühlt, daß er ganz Herr des großen Themas ist und daß man in der That von ihm lernen kann. Daneben erkennt man auch seine Selbständigkeit in der Forschung, Anschauung und Beurtheilung des Ganzen. Das Buch ist gut und kann der Beachtung mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Der Verfasser sagt in dem Vorwort zu seiner Schrift, daß er sich schon seit längerer Zeit mit Studien über die Geschichte unserer geographischen Kenntnisse von Amerika beschäftigt habe, daß er vor zwei Jahren in einem Cyklus von Wintervorlesungen Gelegenheit gehabt, die Resultate seiner Forschungen einem Zuhörerkreise seiner Vaterstadt Bremen vorzutragen. Aus diesen Vorträgen ist nun das vorliegende Buch zusammengesetzt. Es sind deren zwölf, wovon die drei ersten die Vorläufer Columbus' und die alten oceanischen Sagen, Columbus selbst und allgemeine Betrachtungen über die europäischen Entdecker und ihre Fahrten zum Gegenstand haben. Die drei folgenden handeln von Magellan, von Cortez in Mexico, von den Pizarros in Peru. Die folgenden beiden Vorträge geben ein Bild von den Seehelden der Königin Elisabeth und von der Entdeckung der Ostküste der Vereinigten Staaten, von den ersten Leistungen der Franzosen in Canada. Der neunte Vortrag bespricht das Bekanntwerden des Mississippi durch die Jesuiten, der zehnte beschreibt den Marsch der Russen und Kosacken durch Sibirien nach Amerika, der elfte gibt eine Schilderung der Bestrebungen der Engländer im Norden. Der letzte Vortrag umfaßt eine Schlußbetrachtung über den Einfluß der Entdeckung Amerikas auf Handel, Schiffahrt, Wissenschaft, Religion und Politik.

Um nun unseren Bericht über dieses interessante Buch mehr zu concentriren, lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser zunächst auf die Geschichte der Entdeckung des Mississippi, dieser bedeutungsvollen Pulsader des nordamerikanischen Lebens. Die Mündung ward zuerst von den Kapitänen der kleinen Flotte entdeckt, welche der spanische Gouverneur der Insel Jamaica, Francisco de Garay, zur Eroberung von Florida ausgesandt hatte. Sie befuhren 1519 die flache unwirthliche Nordküste des Mündungsbeckens im Mexicanischen Meerbusen und brachten die wenig einladende Kunde heim, daß sich dort ein ganz ödes Land nach den Bergen von Mexico kreisförmig herumziehe. Der Kreis werde in der Mitte von der Mündung eines großen Flusses unterbrochen, den sie den Fluß des Heiligen Geistes (Rio del Espiritu Santo) benannt hätten. Etwa acht Jahre später versuchte es Pamphilo de Narvaez, der Nachfolger

Garay's, sein Glück ebenfalls im Norden zu machen. Er meinte, daß hinter dem wüsten Ufer doch wol ein reiches Innere verborgen sein könne. Eine kleine Armee, welche er auf eigene Kosten zusammengebracht hatte, ließ er an der Küste von Florida aussetzen und nach dem Innern vordringen. Der Erfolg war aber sehr unglücklich. Er traf hier Indianer, welche hartnäckigen Widerstand leisteten. Nach einem Jahre mühseliger Märsche und erfolgloser Kämpfe beschloß er, den kleinen Rest seiner Armee wieder einzuschiffen und sich zu retten. Ein Sturm verschlang ihn aber in der Nähe der gefährlichen Mississippimündung. Nur einer dieser Unglücklichen, Cabeza de Vaca, rettete das Leben. Er kam zu den wilden Völkerstämmen des Mexicanischen Meerbusens und ward hier als ein weißer Wundermensch angestaunt. Nach neunjährigem Verweilen kehrte er endlich nach den spanischen Colonien zurück und wußte viel zu erzählen von den schönen Thälern, mächtigen Strömen, wilden Heerden und metallreichen Gebirgen. Dann kommt der Verfasser auf Fernando de Soto zu sprechen, der zu den vier ersten und vornehmsten Conquistadoren der Neuen Welt gerechnet wird, sodaß er neben Columbus, Cortez und Pizarro einen gefeierten Platz erhält. König Karl V. hatte ihn zur Belohnung seiner siegreichen Thaten zum Gouverneur von Cuba erhoben und seine Zustimmung zu einem großartigen Eroberungsplane von Florida gegeben. Er drang mit einem Heere von 1000 muthigen Kriegern bis an die Ufer des Mississippi vor, hatte große Verluste zu ertragen und war unglücklich wie seine Vorgänger. An dem Ufer des großen Stroms hatte er einen Lagerplatz eingerichtet, in dem er sich mit den Seinen vor den Angriffen der Feinde zu schützen wußte. Der Verfasser erzählt: „Im folgenden Frühling 1542, als sie wieder ihr Lager am Mississippi bezogen hatten, überkam den Soto, da er sich in allen seinen Erwartungen getäuscht sah, ein finsterer Trübsinn. Er, der bis dahin allen als Muster in Ertragung der Leiden und Entbehrungen vorangeleuchtet, der sich stets munter und frisch gezeigt hatte und der in jeder Gefahr der erste gewesen war, brach zusammen. Ein heftiges Fieber ergriff ihn und raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Er gab den Geist auf, nachdem er von allen seinen Gefährten einen rührenden Abschied genommen und auch zuvor noch seinen Unterfeldherrn Luis de Moscoso de Alvarado zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Die Seinigen, welche fürchteten, daß, wenn sie ihren Todten auf gewöhnliche Weise begraben würden, die Indianer sein Grab stören möchten, fällten einen großen Baum, den sie zu einem Sarge aushöhlten und außerdem mit Erde und Steinen beschwerten. In diesem Baume versenkten sie in der Stille der Nacht unter vielen Thränen ihren großen Führer in das tiefe Bett des Stroms, den er entdeckt hatte, ähnlich wie einst ihre Altvordern, die Westgothen, ihren Alarich in die Fluten des Busento in Unteritalien versenkt hatten.“

Den Indianern erzählte man, daß der gefürchtete Sonnensohn auf kurze Zeit nach dem Himmel gereist sei, aber bald zurückkehren werde. Das Andenken an den großen Soto lebt übrigens noch heute fort in einigen Plätzen, die man „Soto-Lager“ nennt. Die von dem Unternehmen noch übrig gebliebenen wenigen Spanier retteten mit Mühe ihr Leben durch Bote auf dem Mississippi. Der Eindruck dieses traurigen Endes des Unternehmens war so abschreckend, daß mehr als hundert Jahre verflossen, ehe wieder ein Spanier es wagte, zum Mississippi vorzudringen. Daher kam es denn auch, daß dieser Strom nicht von seiner Mündung aufwärts, sondern umgekehrt von seinen Quellen abwärts weiter erforscht wurde. Hierbei kommt das erste und größte Verdienst dem Pater Marquette zu. Er gehörte zum Orden der Jesuiten, welcher sein Missionswesen im Innern von Nordamerika mit dem glücklichsten Erfolge betrieben hatte. An der Wasserscheide zwischen den beiden großen Stromsystemen des Lorenzo und Mississippi stand das letzte Kreuz dieser Bekehrungsgesellschaft. Der Mescousin, oder wie er jetzt heißt der Wisconsin, führt sein Wasser dem Mississippi zu. Im Jahre 1673 wollte der eifrige Pater Marquette die Herrschaft des Kreuzes Christi noch weiter ausdehnen. Er hatte noch einige ebenso energische Begleiter bei sich und sie schifften sich in zwei leichten Rindencanots auf dem fischreichen Wisconsin ein, von wo sie bald den Mississippi erreichten. „Die Landschaft, die sie durchschnitten, glich einem reizenden, von der Natur angelegten Park“, erzählt der Verfasser. „So lieblich das Land, so abschreckend aber waren die Nachrichten, welche Marquette und die Seinigen über die Beschaffenheit des Westens von den Eingeborenen erhielten. Diese vernahmen mit Erstaunen von dem Plane der kleinen Truppe kühner Franzosen, und suchten sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Die Beschiffung des großen Stroms, sagten sie, sei äußerst gefährlich. Er sei voll von Ungeheuern, welche Menschen und Rindencanots verschlängen. An einer Stelle sogar gäbe es einen riesigen Dämon, dessen Gebrüll man schon von weitem vernähme, und der alle die sich ihm näherten, in einen Abgrund stürzte.“

Zugleich machte man ein abschreckendes Gemälde von den wilden Völkerstämmen, welche tiefer unten am Ufer des Stroms wohnten, aber Marquette und seine Genossen ließen sich durch nichts abschrecken. Besonders er besaß ein unbedingtes Gottvertrauen, und er meinte, daß er eine Mission habe, welche Gott beschütze, solange er darin nur mit reinem Herzen thätig sei. Die Reise ging auch sehr glücklich von statten. Fünf Wochen nach ihrer Einschiffung am Michigansee liefen sie aus dem Wisconsin in den gewaltigen Mississippi, dessen klares Gewässer und reichgeschmückte Ufer einen großartigen Eindruck auf die Reisenden machten. Das Wasser führte ihre leichten Fahrzeuge sanft gen Süden; gelegentlich stiegen sie ans Ufer, um geographische Ortsbestimmungen zu machen. Erst nach achttägiger stiller Fahrt fanden sie die ersten Spuren von Bewohnern. Diese waren aber schon vor ihnen mit den französischen Handelsleuten bekannt geworden. Man fand bei ihnen französische Kleider und Eisengeräth. Später trafen sie auch mit den Indianern am Westufer des großen Stroms zusammen, welche von den Europäern noch nichts gesehen und gehört hatten. Man erkundigte sich bei diesen Leuten nach den Quellen und dem weitern Verlaufe des großen Stroms und erfuhr, daß er sehr hoch im Norden sein erstes Wasser aus mehreren kleinen Seen erhält, und daß er tief unten im Süden sich ins Meer ergieße. Sie konnten sich aber keine Gewißheit darüber verschaffen, ob der Mississippi sich dem Meerbusen von Californien oder Mexico zuwende. Sie setzten ihre Reise fort, welche dann plötzlich durch die Einmündung eines stürmisch fließenden schmuzigen Stroms gestört wurde. Dies war der Missouri, der aber von den Eingeborenen Pekitanoni genannt wurde. Sie fuhren auch an der Mündung des Ohio vorüber. Noch weiter unten fanden sie bei den Bewohnern des linken Ufers auch eiserne Werkzeuge, Beile, Messer und sogar Gewehre, Pulver und Blei. Man erzählte ihnen, daß diese Dinge von den Europäern aus Osten [illegible]. Zuweilen geriethen sie in eine gefährliche Lage mit den [illegible] Stämmen, sie wußten sich aber immer wieder mit der Friedenspfeife, Calumet, und mit ihren frommen Gesängen zu retten. [illegible] Verfasser bemerkt: „Auch war es dem Vater Mar[illegible] wenig nützlich, daß er sechs indianische Sprachen reden [illegible] ter diesen das Illinois, welches die Leute sogar noch [illegible] wärts verstanden. An einem südlichern Punkte erreich[illegible] wieder einen großen Fluß und dabei einen Indianerort, [illegible] Akamsa hieß. Es ist ohne Zweifel der später verstümm[illegible] umgemodelte Name Arkansas, den jetzt das berühmte [illegible] wässer trägt, welches dem Mississippi von Westen her [illegible] Felsengebirge zufließt.“ Hier erfuhr man, daß das Me[illegible] zehn Tagreisen zu erreichen sei und erhielt zugleich die Ge[illegible] heit, daß der große Strom sich in den Mexicanischen Me[illegible] ergieße. Ein weiteres Vordringen hielt man für zu [illegible] und dies hauptsächlich in Bezug auf die Spanier, [illegible] sie nur Gefangenschaft und ein ewiges Begraben [illegible] ihrer Entdeckungen zu erwarten hatten. Darum kehrten [illegible] aufwärts wieder zurück. „In der Nähe der jetzigen [illegible] und blühenden Handels- und Hafenstadt Chicago, [illegible] Verfasser weiter, kam Marquette im Herbste des Jahres [illegible]

zum Michigansee hinüber, von dem er im Frühling ausgegangen war. Bald nachher aber erlitt er unter dem Tomahawk einiger wilden Canadier den Märtyrertod, und seine Gebeine wurden in der Quellengegend des Mississippi begraben, wie die des Soto in einem Eichbaum in dem mittlern Flußgebiete versenkt worden waren, und wie die des Narvaez im Angesichte des Mississippidelta auf dem Grunde des Meers bleichten."

Ganz besonders interessant ist die Schlußbetrachtung des Buchs. Der Verfasser bringt hier viele beherzigenswerthe Ansichten und Thatsachen zur Sprache. Er redet von der Einführung europäischer Krankheiten, von der Umgestaltung der Sitten der nordamerikanischen Eingeborenen, von den Ursachen der Ausrottung der rothen Rasse, von der Einführung der Zucker-, Kaffee- und Baumwolleplantagen, von der Negersklaverei. Dann macht er aufmerksam auf die Bedeutung der Neuen Welt in Bezug auf Handel und Wissenschaft für Europa. Er zeigt sich überall als ein geistreicher Mann von praktischer Einsicht und edelm Wohlwollen für das Gute und Große im Menschen.

2. Niederländisch Ost- und Westindien. Ihre neueste Gestaltung in geographischer, statistischer und culturhistorischer Hinsicht, mit besonderer Darstellung der klimatischen und sanitätischen Verhältnisse von S. Friedmann. München, Franz. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser war von 1840—49 Marinearzt in den niederländischen Colonien; er hatte also Gelegenheit die dortigen Zustände durch eigene Anschauung und Erfahrung genau kennen zu lernen. Er meint, daß unsere deutschen Zeitschriften verhältnißmäßig wenig Nachrichten aus jenen Gegenden bringen und daß übrigens auch manches Unwahre und Unzuverlässige darüber mitgetheilt werde. Die niederländische Regierung habe unstreitig große Verdienste um die Culturentwickelung der Völker ihrer Colonien, und es sei Pflicht davon mit Nachdruck zu reden. Der Verfasser ist ein erfahrener und denkender Arzt und bezieht daher die meisten seiner Wahrnehmungen auf die sanitätischen Verhältnisse der genannten Länder und Völker. Uebrigens erkennt der Verfasser es auch dankend an, daß der gegenwärtige Colonialminister von Rochussen so freundlich gewesen sei, ihm den Einblick in die amtlichen Berichte zu gestatten, wodurch seine statistischen Mittheilungen den zuverlässigsten Halt bekommen hätten. Das vorliegende Werkchen ist eigentlich nur zu einer vorläufigen Berichterstattung bestimmt, im Falle dasselbe eine gute Aufnahme fände, würde sich der Verfasser auch noch zu einem größern ausführlichen Werke verstehen. An der guten Aufnahme hat es nun nicht gefehlt, und wenn wir hier erst etwas spät auf die vorliegende Schrift zu sprechen kommen, so lag die Verzögerung wahrlich nicht in einem ungünstigen Urtheile. Wir müssen es daher dringend wünschen, daß dem Verfasser Lust und Liebe zu der größern Bearbeitung nicht verloren gegangen seien.

Das Buch zerfällt in drei sehr ungleiche Theile, wovon der erste und größte sich auf Niederländisch-Indien, der zweite etwa halb so große auf Niederländisch-Guiana und der dritte auf die Inseln Curaçao, Bonaire, Aruba u. s. w. bezieht, welcher noch nicht halb so viel Umfang besitzt als der zweite. In dem ersten Theile entwirft der Verfasser zunächst ein recht anschauliches geographisches, ethnographisches und culturhistorisches Gemälde von dem ganzen Indischen Archipel und zeigt dabei das Verhältniß der einzelnen Länder zu den Niederlanden. Bei dieser Gelegenheit werden auch die politischen Zustände und Vorfälle im Jahre 1856 ins Licht gestellt, es wird die Land- und Seemacht, das Justiz- und Polizeiwesen, die Pflege der Wissenschaft, der Kirchen und Schulen besprochen, auch wird die Aufmerksamkeit auf die Cultur des Bodens, auf Handel und Schiffahrt gelenkt, und zuletzt concentrirt der Verfasser seine Schilderung in der Physik des dortigen Luftkreises und in dem davon abhängigen Sanitätsverhältniß. Aus dieser Inhaltsangabe erkennt man sogleich die Absicht des Verfassers, seinen Lesern ein allseitig befriedigendes Bild von den indischen Niederlanden geben zu wollen, und wer ihm gefolgt ist, muß gestehen, daß er seinen Zweck auch vollständig erreicht habe, und zwar niemals durch bloßes Anhäufen von emsig gesammeltem Material, sondern durch ein lebendiges Eingehen in alle Verhältnisse der Natur und des Staats. Der Verfasser versteht die schöne Kunst Maß zu halten; er ermüdet nie durch Ueberfülle und weiß fortwährend die anziehendste Seite herauszufinden und im Auge zu behalten. Das Buch kann also den Lesern ebenfalls zur sorgfältigsten Beachtung empfohlen werden. Wir wollen unsere Besprechung nun mehr auf einzelnes lenken.

Seit Jahren wird den Mohammedanern der indischen Niederlande Gelegenheit gegeben, ihre Pilgerfahrt nach Mekka ausführen zu können. Man hat von seiten der Regierung dieser mohammedanischen Sitte nach und nach immer mehr Erleichterung zu verschaffen gesucht, ungeachtet darin gar oft die Quelle zu Wühlereien und politischen Unruhen lag. „In Berührung mit der dortigen Bevölkerung und den Priestern", sagt der Verfasser, „werden ihnen aber häufig aufrührerische Gedanken beigebracht, daß es für einen «Gläubigen» unwürdig sei, das Joch einer christlichen Nation zu tragen. Es geschah auch nicht selten, daß die zurückgekehrten Pilger die Anstifter von Verschwörungen wurden, was ihnen um so leichter war, da sie als «Hadschis» ein besonderes Ansehen bei ihren Landsleuten genossen. Infolge dessen hatte die holländische Regierung ein wachsames Auge auf die Pilger und hielt die Regenten und die Geistlichen an, gegen etwaige Versuche derselben, Unruhen zu stiften, energisch einzuschreiten und die europäischen Behörden zeitig davon in Kenntniß zu setzen. Bis zum Jahre 1853 waren die Pilgerfahrten nach Mekka indirect besteuert, indem eine Post nach der arabischen Halbinsel nur gegen Entrichtung einer bedeutenden Taxe zu erhalten war. Im genannten Jahre aber wurde diese Besteuerung abgeschafft. «Die Regierung», heißt es in dem Berichte des Generalgouverneurs vom Jahre 1853, «hält es nicht für rathsam, Recognitionsgelder zu erheben von den nach Mekka pilgernden Personen, da eine solche Steuer den Verdacht erwecken könnte, als wollte man dem Mohammedaner hinderlich sein in der Ausübung einer seiner heiligsten Pflichten, welche Handlungsweise im Widerspruche wäre mit dem angenommenen Princip, die traditionellen Einrichtungen der Inländer, soweit es thunlich ist, nicht zu stören.» Daß die Wallfahrten im Jahre 1856, wo der gewaltige und vielverzweigte Aufstand in Bengalen gegen die englische Herrschaft in vollen Flammen loderte, weit bedenklicher als zu einer andern Zeit waren, kann nicht bezweifelt werden." Die Regierung hat dies humane Vertrauen zu ihren Unterthanen indeß nie zu bereuen gehabt. Die Pilgerfahrten sind übrigens sehr im Zunehmen begriffen. Wenn im Jahre 1850 von Java nur 71 nach Mekka wallfahrteten, so betrug im Jahre 1856 die Zahl der bußfertigen Pilger schon 2642.

Die Data zu den meteorologischen Mittheilungen sind zum Theil auf eigene Beobachtung gestützt, zum Theil der amtlichen Station zu Buitenzorg, der Residenz des Generalgouverneurs von Java, entlehnt. Wir besitzen gerade über diesen Punkt der klimatischen Verhältnisse des Indischen Archipelagus schon recht viele wissenschaftliche Mittheilungen, zu denen der Verfasser nicht gerade Neues hinzufügt; aber die Sache gewinnt bei ihm doch ein neues Interesse, insofern er das Ganze mit seinem ärztlichen Wissen und seiner unmittelbaren Erfahrung an Ort und Stelle in Verbindung gebracht hat. Mit ganz besonderm Interesse bespricht der Verfasser die Erscheinungen und Ursachen des dortigen Klimafiebers und der Cholera, wobei er als Kritiker und Kämpfer gegen andere Ansichten und Theorien auftritt. Man erkennt sogleich, daß man es hier mit dem eigentlichen Kernpunkte des ganzen Buchs zu thun hat. Die asiatische Cholera sieht er als eine eigentliche Tropenkrankheit an, und weist nach, daß es niedriggelegene Gegenden gäbe, wo diese Krankheit nie aufhöre, weil die Ursache dazu, nämlich der Zersetzungsproceß des Grund und Bodens, beständig dieselbe bleibe. „Bei der weitern

Verbreitung der Krankheit in kältern Regionen", bemerkt der Verfasser, „erfordert sie eine durch die Sommertemperatur bei vielen Menschen ausgebildete biliöse Constitution als nothwendiges disponirendes Moment, weshalb die Zeit der Choleraepidemien inden gemäßigten Zonen fast ausschließlich der Spätsommer, die Monate August und September, ist. Zählt man eine große Zahl Choleraepidemien zusammen, die in den jüngsten beiden Decennien in Deutschland, Italien, Frankreich, England, Schweden, Rußland geherrscht haben, so fallen 93 Proc. derselben gänzlich oder zum Theil auf die genannten beiden Monate." Zur Bewahrheitung dieser Ansicht werden dann auch die statistischen Belege aus den genannten Ländern mitgetheilt. Die Intensität der Krankheit nimmt im allgemeinen vom Aequator gegen die Pole hin ab, auch vermindert sie sich durch Erhebung über den Horizont; sie ist eine Blutkrankheit und findet auf Sumpf und Moorboden, überhaupt auf Oertlichkeiten, wo Wechselfieber, das gelbe Fieber, die Pest und der Typhus häufig vorkommen, ihre Hauptveranlassung. „Sowie als Schutz gegen Tropenkrankheiten im allgemeinen der Genuß von vegetabilischer Kost vorzüglich zu empfehlen ist, der Bewohner der Tropenzone von der Natur schon mehr zur Pflanzennahrung, jener der kalten Zone mehr auf die thierische Kost angewiesen ist, erstere weniger zähe, zartere, einer minder kräftigen Respiration bedürfende Blutkügelchen erzeugt, letztere im Gegentheil zähe Blutkügelchen producirt, so ist auch zur Zeit einer drohenden oder vorhandenen Choleraepidemie der Genuß von Vegetabilien, Obst, Gemüse, säuerlichen Getränken nicht nur nicht zu verbieten, sondern zu empfehlen. Manche Vegetabilien haben bei Laien und Aerzten besonders einen berüchtigten Namen. Hierunter sind besonders die Gurken zu rechnen, sodaß wenig fehlt, daß diese Früchte als specifischer Cholerasamen angesehen wurden, ohne daß jedoch hierzu ein physiologischer Grund vorhanden ist oder die Erfahrung zu solcher Annahme berechtigt." Die Gurke ist fast aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt wie die Wassermelone, und der Verfasser meint, wenn sie etwas weniger leicht als diese zu verdauen sei, so liege der Grund davon einzig darin, daß jene fast immer unreif, diese dagegen reif genossen würden. Den Grund zur schweren Verdauung unreifer Früchte sieht der Verfasser in der kräftigen Tendenz zur organischen Weiterentwickelung, sodaß sie schwerer zur organischen Indifferenz gebracht und assimilirt werden können.

Die beiden andern Abschnitte des Buchs führen den Verfasser in eine ganz andere Welt, aber er zeigt, obgleich mit sehr kurzen Zügen, daß er auch hier heimisch geworden ist. Wir enthalten uns hierbei der nähern Besprechung, da das bereits Mitgetheilte gewiß schon genügen wird, ein günstiges Urtheil über das Ganze bilden zu können.

3. Die Reise des Pytheas nach Thule (Shetland-Inseln). Von Alexander Ziegler. Dresden, Heinrich. 1861. 8.

Dies Schriftchen hat schon von allen Seiten eine beifällige Anerkennung gefunden, und wenn man es zur Hand nimmt, so überzeugt man sich sogleich, daß es mit besonderer Vorliebe abgefaßt ist und in jeder Hinsicht sich der freundlichsten Aufnahme empfiehlt. Das Ultima Thule der Alten ist schon oft in Frage gebracht, man hat viel darüber behauptet, gemeint, gestritten. Der Verfasser unterwirft alles einer kritischen Erwägung und kommt zuletzt zu der Ueberzeugung, daß mit der Annahme der Shetlandsinseln aller Streit geschlichtet werden könne. Der Verfasser ist der erste deutsche Reisende, welcher jene Inselgruppe besucht hat. Er kennt daher das Ganze durch eigene Anschauung und es fehlt ihm auch nicht an dem erforderlichen Wissen, um seine Behauptung mit triftigen Gründen unterstützen zu können. Pytheas, ein Zeitgenosse Alexander's des Großen, machte von seinem Geburtsorte Massilia (Marseille) eine Entdeckungsreise nach dem britischen Vorgebirge Cantium (Kent), von hier nach Thule und später in das Bernsteinland. Mit praktisch geübtem Scharfblick und klarem Urtheil überblickt er alle Einzelheiten und erstattet davon einen übersichtlichen Bericht. Er sagt von Thule, daß es bis unter den Polarzirkel reiche, im Sommer beständig Tag, im Winter eine immerwährende Nacht besitze, und daß man eine Tagreise weiter nördlich das Eismeer antreffe. Ob das Land eine Insel oder Festland sei, konnte er nicht mit Bestimmtheit angeben. Uebrigens komme hier noch Getreide und Honig vor, woraus man ein Getränk bereite, andere Theile, welche der gefrorenen Zone schon näher lägen, besäßen von edlern Früchten und Thieren wenig oder gar nichts und die Menschen lebten hier von Hirse und andern Kräutern, Früchten und Wurzeln. Nach Strabo und Plinius habe Pytheas auch von einem daselbst gesehenen Leber-, Lungen- und Laugenmeer gefabelt. Darin hat man das Wesentliche, was man aus den zerstreuten Bruchstücken der berühmten Reise zusammenfinden kann. Und nun sagt der Verfasser: „Auf den Shetland-Inseln habe ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß die Nächte zu gewissen Zeiten, d. h. in den Sommermonaten, wenn man überhaupt von Nächten in unserm Sinne [illegible]chen darf, um mit den Worten des Pytheas zu reden, [illegible] kurz sind, und nur zwei bis drei Stunden dauern; die [illegible] verschwindet dann unter dem Horizonte, um nach einem [illegible] Laufe am Orte ihres Aufgangs wieder zu erscheinen. [illegible] Hauptstadt Leowick auf Mainland habe ich bis 10½ [illegible] wieder um 1½ Uhr am Fenster lesen können, und finde es [illegible] unrichtig, wenn Pytheas sagt, daß «im Sommer beständig [illegible] sei. Anfangs Mai beginnen die Nächte auf den Shetland-Inseln schon sehr kurz zu werden, und Dunkelheit gibt es [illegible] Mitte dieses Monats bis Ende Juli durchaus nicht. Die Sonne verläßt kaum den Horizont und ihre kurze Abwesenheit [illegible] durch ein klares Zwielicht ausgefüllt."

In dieser Weise sucht der Verfasser gründlich nach[illegible], daß Pytheas' Angabe durchaus nicht mit der Wirklichkeit [illegible] Widerspruche stehe, wie es besonders Strabo mit bittern [illegible] zu behaupten suchte. Daß Pytheas darüber in Ungewißheit [illegible] ob Thule eine Insel oder ein Festland sei, findet der [illegible] ganz natürlich, denn die größte der 90 Inseln Shetlands [illegible] Meilen lang und 25 Meilen breit und heißt noch jetzt Mainland, welches ebenso viel als Festland bedeutet. Pytheas' [illegible] über die Nahrungsmittel paßt noch jetzt ganz genau für Mainland. Es gibt hier auch Bienen wie in Norwegen. Unter der erwähnten Hirse glaubt der Verfasser Glyceria fluitans [illegible]men zu dürfen: „Es ist eine grasartige Pflanze, einheimisch [illegible] Deutschland, kommt auch in Linné's schwedischer Flora [illegible] gedeiht in ganz Norwegen bis nach Finnmarken hinauf, [illegible] wächst auf feuchten Wiesen, sumpfigen, brüchigen Orten, [illegible]halb im Wasser stehend, und ihre Frucht wird aus Schlesien [illegible] Polen noch jetzt als Mannagrütze in den Handel [illegible] Ueber das Leber-, Lungen- oder Laugenmeer von Pytheas [illegible] macht sich Strabo am meisten lustig; Pytheas habe [illegible] sei dies ein gleichsam das Ganze verbindendes Land, das [illegible] mit dem Fuße zu betreten, noch mit dem Schiffe zu [illegible] sei. Der Verfasser meint, daß hiermit auf die [illegible] (Medusen) hingedeutet sei. Die Meerlunge sei eine [illegible] weiße Qualle, welche bis 20 Pfund schwer in der [illegible] komme. Man sehe dieses Thier im Meere wie eine [illegible] von Gallert schwimmen. „Ich habe", bemerkt der Verfasser, „auf einer Seereise viele und zahlreiche Seelungen [illegible] gesehen, in großer Menge beisammen verleihen sie dem Meere ein ganz eigenthümliches wunderbares Ansehen, [illegible] daß vielleicht ein Fremder, der diese formlosen, [illegible] gallertartigen Mollusken nie gesehen, auf die sonderbare [illegible] gelangen kann, die Sache wie einen Stoff zu beschreiben, [illegible] weder Erde noch Meer, noch Luft, sondern gewissermaßen [illegible] Gemisch von dem allen sei." Vielleicht habe Pytheas [illegible]ter auch einen Eisbrei verstehen wollen, oder gar [illegible]

Ob man das Wort des Verfassers als letzte [illegible] ansehen wird, müssen wir dahingestellt sein lassen [illegible] wird man ihm gern zugestehen, daß er der alten Gri[illegible] Geographie einen höchst schätzenswerthen Beitrag geliefert [illegible]

4. **Beitrag zur Kunde des Innern von Afrika. Die Völker Ostsudans und der Feldzug der Türken von Sennaar nach Taka, Basa und Beni-Amer. Von Ferdinand Werne. Mit dem Bildniß des Verfassers, zwei Biographien und einer Karte. Stuttgart, Beck. 1860. 8.**

Dieses Buch gehört zu denen, welche erst liebgewonnen werden bei längerer genauer Bekanntschaft. Der Anfang ist unbeholfen, eckig, umständlich; auch nimmt der Verfasser wenig oder gar keine Rücksicht auf seine Leser, er redet ohne Vorsicht und Auswahl, wie ein auf Reisen schlicht und derb gewordener Schwabe zu seinesgleichen. Später ändert sich dies, oder richtiger, man gewöhnt sich daran, und faßt man mehr den Inhalt des Buchs ins Auge, so findet man, daß dieser in der That recht viel Anziehendes und Belehrendes besitzt. Jedenfalls ist der Verfasser viel mehr ein tüchtiger Reisender als gewandter Schriftsteller. Das ganze Buch bildet ein einziges Kapitel. Es enthält keine Vorrede, keine Einleitung, kein Inhaltsverzeichniß. Doch sind dies nur Ausstellungen, welche sich auf die Form beziehen, die Sache ist gut, und wer diese zu schätzen weiß, ist des Verfassers und seines Werkes Freund. Wir zählen uns gern dazu und sind ihm von ganzem Herzen dankbar für den Reichthum an interessanten Belehrungen über Land und Volk des von ihm durchreisten kleinen Platzes Afrikas. Die Völker, Sitten und Gebräuche Nubiens, sowie die Natur des Landes lernt man kennen, als hätte man die Reise mitgemacht und alles miterlebt. Die Leser werden ohne Umstände gleich nach Chartum, der Hauptstadt von Bellad-Sudan im Lande Sennaar gebracht, wo der Verfasser sich schon seit einem Jahre mit seinem jüngern Bruder Joseph aufhält. Zu jenem Platze gebraucht man von Kairo aus drei Monate Reisezeit. Joseph war von Berlin gekommen, wo er Medicin studirt; er hatte der Aufforderung des ältern Bruders Folge geleistet und war nach Aegypten gereist, um die eigenthümlichen, nur hier vorkommenden Krankheiten zu studiren, ehe er ins praktische Leben eintrete. Beide entschlossen sich dann in die Dienste Achmet-Pascha's, des Generalgouverneurs von Bellad-Sudan, zu treten. Joseph wurde Sakulagassi oder Kapitän-Major in dem Centralhospital Kasr-el-Ain. Der Verfasser war Fregattenkapitän. Beide hatten sich indeß zugleich verbindlich gemacht mit Achmet-Pascha einen Feldzug nach Taka, Basa und Beni-Amer zu machen. Und von diesem ist gelegentlich im Buche auch die Rede, am meisten werden indeß die Länder und Völker beschrieben, mit denen der Verfasser in Beziehung kommt.

Die eigentliche Reise oder der sogenannte Feldzug begann im März 1840. Durch die beiden Monate März und April ist das Werk gerade wie ein Tagebuch von Datum zu Datum geführt, und der Verfasser richtete auf wenig anderes Aufmerksamkeit als auf die Wunderlichkeiten des Heerzugs und auf die noch wunderlichere Art des Tributeintreibens. Wir gehen darüber hinweg und geben ihm das Wort, wo er zuerst anfängt, einen beschreibenden Blick auf die Bewohner des Landes zu richten: „Merkwürdig ist es, daß bei dem starken Körperbau, welchen die meisten Araber und Neger besitzen, niemand Waden hat, weder Weiber noch Männer. Besonders bei den Negerinnen, auch bei dem größten Theile der Weiber Bellad-Sudans sind die Posteriora und Schenkel sehr entwickelt, jedoch die untern Beine wie Stöcke. Arme kann man nicht schöner malen, als diese Völker sie haben. Voll und rund bei Weibern, mit feinen und kleinen zierlichen Händen, bei Männern stark und muskulös, die Brust hoch und gewölbt. Wahrhaft schön sind die Brüste eines jungen Mädchens zu nennen oder einer Frau, welche noch nicht geboren hat......" Der Verfasser führt diese Beschreibung mit den lebhaftesten Farben weiter aus, kommt dann aber auch zum Gegensatze bei den ältern Frauen: „Diese widerlichen Beutel tragen sie auch stets unbedeckt zur Schau, ohne sich im mindesten zu geniren, und es scheint überhaupt, daß man hier bei der Beurtheilung der Schönheit und des Werthes eines Weibes auf diesen Theil des weiblichen Körpers nichts gebe und mehr auf die facultates occultae." In dieser Weise vertieft sich der Verfasser immer mehr in den einmal erfaßten Gegenstand und wird dann leicht undelicat. Mit besonderm Nachdruck berichtet der Verfasser, daß die Völker in diesem Theile des Sudan eine ungemeine Selbstbeherrschung bei dem Ertragen des Schmerzes an den Tag legten. Der Chirurgus kann hier die Amputationen, das Ausbrennen der Wunden mit glühendem Eisen, das Ausreißen der untern vier Schneidezähne anstatt des Beschneidens durchführen, ohne Hülfe des Festhaltens, ja selbst ohne von den Ausbrüchen des Schmerzes belästigt zu werden. Die Vornehmen ertragen den Schmerz im Gefühl ihres höhern Standes. Sie, die ersten ihres Volks, würden sich entehrt fühlen und es für eine Schande halten, sich schwach und verweichlicht zu zeigen. Der Verfasser erzählt: „Kürzlich noch richtete mein Bruder einen zerbrochenen Oberschenkel ein, wobei die beiden Bruchenden bedeutend dislocirt waren, und der Schwarze, den es betraf, äußerte dabei nur, daß es zwar ein wenig wehe thue, er aber kein Weib sei, sondern ein Mann und schon manchen Feind getödtet habe, als er noch frei gewesen."

In Bezug auf Geist und Fassungsvermögen stellt der Verfasser die Aegypter oder Araber des Landes weit über die eigentlichen Türken und ebenso auch in Hinsicht der körperlichen Gewandtheit, aber es wäre ihnen noch weniger als diesen zu trauen, sie seien sehr verschmitzte Diebe und Betrüger. Von den Thieren des Landes wird im Buche auch viel geredet und eine lebendige Beschreibung gemacht. „Eine gute Acquisition", erzählt der Verfasser, „machten wir an einer Zibethkatze, von den Arabern Kedis Sabat oder Sebat genannt. Ein schönes Thier, das leider seines Alters wegen die Wildheit nicht mehr ablegen wird. Sie ist langgestreckt, vielleicht mit dem langen ziemlich dicken Schwanze drei Fuß. Ihre Füße sind kurz mit kleinen Krallen, deren sie sich nie bedient. Kopf länglich, Augen wild, Ohren klein und kahl, Pelz grau mit den schönsten schwarzen Flecken, Schwanz mit schwarzen und grauen Ringen abwechselnd. Am hintern Ende der großen Schamlefzen sitzen zu beiden Seiten die Drüsen, welche die eigenthümliche, wie Moschus riechende Substanz absondern, besonders wenn sie gereizt wird, dunkelbraun von Farbe. Die Eingeborenen hier und überall schätzen sie sehr hoch, sperren sie in einen Gitterkorb und sammeln vorsichtig das starkriechende Secret, welches von den Weibern zum Pommadisiren der obern Theile des Leibes, Halses u. s. w. gebraucht und Müsk genannt wird. Ihre Hauptnahrung ist Fleisch, auch liebt sie sehr die Milch." In ähnlicher Weise widmet der Verfasser auch Schlangen und Skorpionen, Fischen und Vögeln Kameelen und Pferden gelegentlich seine Aufmerksamkeit; am meisten interessirt ihn aber der Mensch, auf diesen kommt er immer wieder zurück; er rühmt die guten Eigenschaften mit lauter Freude, geißelt aber auch die Thorheiten und Untugenden mit scharfen Hieben. So ist ihm der vielfache lächerliche Aberglaube der Muselmanen ein Greuel, und er haßt besonders die Faki, deren ganzes Thun und Denken darin besteht, den Fanatismus der Türken zu nähren und zu vergrößern. Einst litt ein junger Türke sehr heftig am dortigen Klimafieber. Er gehörte zu den Vornehmen, war mit dem Range eines Majors bekleidet und als Mauhn oder Schreiber beschäftigt. Statt nun zu den anerkannt guten Chininpillen, welche der Bruder des Verfassers bereitet hatte, seine Zuflucht zu nehmen, ließ er sich von einem Faki besprechen. „Wenn nun ein solcher einen Kranken heilen soll, so gibt es eine lange Ceremonie, deren Hauptsache beten ohne Unterlaß mit fürchterlichen Grimassen ist, wobei er beständig den Kranken ins Gesicht spuckt. Auch wird ein frisches Ei dabei angewandt, wie, haben wir nicht erfahren können. Mit diesem Speien, Beten, mit Grimassen, auch Schreiben von Amuleten, welche an die kranken Theile gehängt oder auch gegessen werden können, heilt man alles ohne Unterlaß. Ist der Kranke reich, so sind auch noch drei schwarze oder weiße Lämmer von Ziegen oder Schafen nöthig, die natürlich der Faki später für sich behält; bei Geringern nimmt er schon mit Hühnern oder einem guten Mahle vorlieb." Um die Langeweile der beschwerlichen Märsche zu vermindern, kam der Pascha zuweilen auf den guten

Einfall, Scheingefechte durchführen zu lassen, wobei jede Nationalabtheilung ihre Eigenthümlichkeit an den Tag legte. Die türkische Cavalerie gefiel besonders ihrer schönen und raschen Pferde wegen, doch in Gewandtheit der Bewegungen können sie sich nicht mit den Schaigie messen, obgleich die Pferde der letztern nicht zum besten waren. Die Schaigie zeigten sich überhaupt als die besten Krieger und sind von Jugend auf an Strapazen gewöhnt. „Mit ihrem wilden Muthe und der ihnen angeborenen Kriegslist“, sagt der Verfasser, „stehlen sie sich mitten in feindliche Länder und nie kehren sie mit leeren Händen zurück. Sie waren auch die einzigen von allen Bewohnern Nubiens bis Beni Schangull, welche es wagten, sich in offener Feldschlacht dem Ismail-Pascha entgegenzustellen, und nur durch das Gewicht der Feuerwaffen wurden sie besiegt.“ In dieser Weise sucht der Verfasser seine Leser mit immer neuen Zügen des Landes und des Feldzugs zu unterhalten.

5. Die Inseln des Großen Oceans im Natur- und Völkerleben dargestellt von Georg Hartwig. Mit vier Abbildungen in Irisdruck und drei Karten. Wiesbaden, Kreidel. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser ist ein recht fleißiger Arbeiter auf dem Gebiete der Darstellung großartiger geographischer Bilder, und man muß es ihm auch gern zugestehen, daß er dazu ein hervorragendes Talent besitzt, immer nur Ansprechendes auszuwählen und dieses geistreich zu behandeln. „Das Leben des Meeres“, „Der hohe Norden“, „Die Tropenwelt“ sind die allgemein mit Beifall aufgenommenen Vorgänger, denen sich das vorliegende Werk würdig hinzugesellt.

Es wird zunächst der Große Ocean in übersichtlicher Anschauung vorgeführt und dabei auf seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten hingewiesen, besonders aber das System der Strömungen, der vulkanischen Thätigkeiten, des Thier- und Pflanzenlebens im allgemeinen ans Licht gestellt. Dann wird dem Potfischfang eine speciellere Aufmerksamkeit geschenkt. Hierauf geht der Verfasser zur Beschreibung der großen Weltreise Magellan's über, wodurch dieses Meer erst seine eigentliche Entdeckung für die Europäer gefunden hat. Nachdem jetzt noch die Menschenrassen dieser Inselgruppen und die Wahrscheinlichkeiten des Ursprungs der Bevölkerung derselben besprochen worden sind, wendet sich der Verfasser zu der Ausmalung der einzelnen Bilder Polynesiens. Das Ganze zerfällt dadurch in 34 Kapitel.

Das Buch liest sich vortrefflich. Es ist überall nur Stoff gewählt, für den sich jeder Gebildete lebhaft interessirt, und in der Vorführung und Durchführung dieses Stoffs herrscht ein feiner Geschmack und ein richtiger Takt, sodaß nirgends zu viel, aber auch nirgends zu wenig gegeben wird. Wir besitzen bekanntlich eine reiche Fülle der trefflichsten Vorarbeiten für diesen Theil der Erdkunde, und es war daher dem Verfasser nicht schwer, das Material zu seinem Werke zusammenzubringen; sein Hauptverdienst besteht daher darin, daß er diese Aehrenlese geistreich angeordnet und praktisch verwerthet hat.

Um nun noch etwas Specielles aus dem Buche zur Mittheilung zu bringen, lenken wir die Aufmerksamkeit auf die Insel Juan Fernandez. Hier war es, wo Alexander Selkirk, der wahre ursprüngliche Robinson, lebte. „Der Aufenthaltsort Alexander Selkirk's auf der Insel fällt zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Er war Oberbootsmann am Bord des Cinqueport, eines kleinen Schiffs von 90 Tonnen, welches in Gesellschaft des vom berühmten Weltumsegler Dampier befehligten St.-George im Jahre 1704 das Cap Horn umsegelte, um im Stillen Ocean gegen die Spanier zu kreuzen. Im September desselben Jahres, nachdem der Cinqueport infolge eines Streits sich bereits von Dampier getrennt hatte, entzweite sich Selkirk gleichfalls mit dem Kapitän Stradling, als sie eben vor Juan Fernandez ankerten, und da außerdem das Schiff sehr leck und sonst in trauriger Verfassung war, entschloß er sich allein dazubleiben. Als jedoch das Boot wieder vom Ufer abstieß, wankte sein Entschluß und er begehrte wieder an Bord aufgenommen zu werden. Aber der Kapitän versagte ihm die Bitte und ließ ihn auf der wüsten Insel mit seinen Kleidern, Bettzeug, einer Flinte, etwas Schießbedarf, einer Axt, einem Messer und einem Kessel, nebst seinen Büchern und metrischen Instrumenten zurück“. Hier lebte er vier Jahre und vier Monate, bis er von zwei englischen Kaperschiffen, welche an der Insel geankert hatten, entdeckt und nach England zurückgebracht wurde. Am Bord des einen Schiffs befand sich Dampier als Lootse, der wahrscheinlich durch fehlerhaftes Betragen seinen frühern Rang eingebüßt hatte. Durch die günstige Empfehlung Dampier's wurde Selkirk wieder als Bootsmann angestellt.

Einige kleine Uebereilungen im Buche werden in der hoffentlich bald nöthig werdenden neuen Auflage gewiß nicht unverbessert bleiben. Wir machen in dieser Hinsicht darauf aufmerksam, daß der Name Südsee nicht davon seinen Ursprung hat, daß Magellan von Süden her in das große Weltmeer drang, sondern von der Kunde, die Columbus schon 1503 von den Eingeborenen der Isthmusländer Centralamerikas erhielt, daß es noch „ein großes anderes Meer im Süden gebe“. Es ist bekannt, wie der kühne Balbao dies große andere Meer im Süden 1514 wirklich erblickte und für die spanische Krone eroberte.

Heinrich Birnbaum

Eulogius Schneider als Terrorist.

Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider, accusateur public du département du Bas-Rhin, publiées par *F. C. Heitz*. Strasburg 1862.

Robert Prutz hat vor kurzem in einer ein andermal zu besprechenden Sammlung von literarhistorischen Aufsätzen: „Menschen und Bücher“, unter anderm drei Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts, Schubart, Bahrdt und Laukhardt geschildert, die zu der Schar jener „verunglückten Schiffbrüchigen“ gehörten, welche, wie er weiter bemerkt, „auf vergeblicher Irrfahrt zu Grunde gingen, und die doch auch gekämpft haben, jeder nach seinen Kräften“. Prutz hätte, außer manchem andern, den drei genannten auch noch besonders den Dichter Eulogius Schneider beigesellen können. Denn wie verschieden auch Schneider von jenen drei, unter sich gleichfalls wieder sehr voneinander verschiedenen Männern war, so theilt er mit ihnen doch das ungezügelte sinnliche Element, das Ziel-, Rast- und Ruhelose, den unbändigen Drang nach ungehemmter Bewegung. Sie büßten ihre Irrthümer jeder auf seine Weise: Schubart, der an Talent und dauernden poetischen Leistungen Hervorragendste, z. B. durch zehnjährige Kerkerhaft, Eulogius Schneider durch den Tod mittels der Guillotine, die ihn, unersättlich wie dieses Ungeheuer war, zuletzt selbst unters Messer nahm, nachdem er ihm selbst so manche gewiß meist unschuldige Opfer geliefert hatte.

Solcher begabter Männer, welche in ihrem wüsten und zügellosen Drange nach individueller Freiheit und durch das Gewicht, öfter aber noch durch Misbrauch ihrer Talente zu Grunde gegangen sind, hat Deutschland seit etwa hundert Jahren eine größere Zahl aufzuweisen als irgendein anderes Land. Wir wollen dafür nicht direct und unbedingt die Nation anklagen und verantwortlich machen; aber die Ueberzeugung steht bei uns unumstößlich fest, daß, wo viele gleichartige Krankheitserscheinungen vorkommen, etwas Ungesundes in der Atmosphäre liegen muß. Daher gehe man mit solchen „Schiffbrüchigen“ im allgemeinen nicht zu streng ins Gericht, und man hüte sich davor um so mehr, da viele sich für gesund halten und ein gesundes Ansehen haben mögen, die doch innerlich mehr oder weniger krank sind. Deutschland befindet sich seit einer langen Reihe von Decennien in einem fieberhaft gespannten, durcheinander gärenden Zustande von geistigen Kämpfen und Krämpfen der furchtbarsten Art. Die Verhältnisse sind nirgends so complicirt; nirgends gibt es so viele gegeneinander arbeitende Gegensätze auf allen Gebieten. Daher wundere man sich nicht, wenn gerade

Deutschland fortdauernd so manche begabte und feurige Köpfe zu Grunde gehen, namentlich solche, welche mit der bei uns weitverbreiteten Philisterwirthschaft im Kampfe liegen und sich nicht einer der verschiedenartigen Kategorien des durch Kleinstaaterei und Kleinstädterei genährten deutschen Spießbürgerthums einzupassen wissen.

Zu diesen Kämpfern gehörte auch Eulogius Schneider, der übrigens, wie wir von vornherein bemerken wollen, weniger Mitleid verdient als irgendeiner jener begabten Deutschen, welche auf ihrer Irrfahrt nach dem gelobten Lande der Wahrheit, Schönheit und Freiheit schiffbrüchig wurden. Denn sein Untergang war nur die logische Folge jenes Vernichtungsprocesses, den die Terroristen in Frankreich eingeleitet hatten und an dem er sich selbst als Mitwirkender betheiligte. Er hatte das Guillotinenmesser über andere geschwungen, und es fiel, durch die Nemesis und die unerbittliche Nothwendigkeit gelenkt, auf sein eigenes verfemtes Haupt zurück, wie es auf die Häupter aller derjenigen zurückgefallen ist, die sich dieser Blutmaschine zur Ausrottung ihrer Widersacher bedienten. Wer sich dem Terrorismus zum Werkzeug hergab, mußte sich darauf gefaßt machen, zuletzt von dem Terrorismus selbst verschlungen zu werden, und konnte dies gar nicht anders erwarten. Die Guillotine hatte so viel edles Blut vergossen, daß das weniger edle Blut Eulogius Schneider's dagegen gar nicht in Betracht kommt.

Aber der Mann ist immerhin merkwürdig genug, um sein Schicksal näher in Augenschein zu nehmen. Gewiß eine merkwürdige Erscheinung, einen deutschen Dichter, der in seinen Poesien viel Aufklärung im damaligen Sinne, aber auch viel Sentimentalität verarbeitet hatte, mit der Guillotine im Elsaß herumziehen zu sehen, um schließlich von denen selbst, welchen er diente oder zu dienen vorgab, als ein Ungeheuer angeklagt und zum Pranger und zur Guillotine verurtheilt zu werden! Wir können daher die obengenannte Schrift von F. C. Heitz, der sich auf dem Titel als „Bibliothécaire-archiviste de la société des sciences, agriculture et arts du département du Bas-Rhin" u. s. w. bezeichnet und schon früher mehrere Schriften, z. B. „L'Alsace en 1789", „Das Zunftwesen in Strasburg" u. a. herausgegeben hat, nur willkommen heißen. Denn über das terroristische und journalistische Treiben Schneider's in Strasburg und über die nähern Umstände, die mit seiner Verhaftung und Verurtheilung verknüpft waren, erhält man hier authentische, actenmäßige Aufschlüsse, die der Herausgeber aus den Archiven, aus den von Schneider herausgegebenen Pamphleten und Journalen und aus seinen und anderer hinterlassenen Briefen mühsam und sorgfältig zusammengestellt hat. Gerade über diesen letzten Abschnitt im Leben Schneider's herrschte noch manche Dunkelheit, und so interessant und fleißig auch die Mittheilungen sind, welche Laurenz Lersch in den „Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung" (December 1845 und Februar 1846) über Eulogius Schneider veröffentlicht hat, so dürfte doch manches in ihnen auf Grund des vorliegenden Buchs zu berichtigen sein, namentlich in Betreff der Motive, welche die Terroristen in Paris vermocht haben mögen, den Untergang Schneider's zu beschließen. Endlich ist vorliegende Schrift auch ein schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß der damaligen Zustände im Elsaß und zur Geschichte des Terrorismus in Frankreich überhaupt. Ueberdies waren mehrere der hier mitgetheilten Briefe, welche Schneider nach seiner Verhaftung schrieb, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, bisher noch nicht gedruckt und befinden sich handschriftlich im Besitz des letztern.

Zunächst gibt Heitz „Notes biographiques sur Euloge Schneider", aus denen wir nur diejenigen Notizen ausziehen wollen, welche Schneider's Schicksale in Frankreich betreffen. Schneider, dieser ehemalige Jesuitenzögling, der aber zu der beträchtlichen Zahl von Deutschen gehörte, in welchen die französischen Revolutionsideen von 1789 schon längst vorgespukt hatten, hatte als Professor an der Universität zu Bonn durch seine freisinnigen Schriften und Poesien die Aufmerksamkeit mehrerer einflußreichen Männer in Strasburg auf sich gezogen. Man lud ihn nach Strasburg ein und Schneider folgte dem Ruf. Am 12. Juni 1791 kam er in der Hauptstadt des Elsaß an, und leistete am 12. Juli den damals den Geistlichen vorgeschriebenen bürgerlichen Eid. Am 11. November wurde er zum Mitglied des Conseil municipal, und nachdem er später drei Monate lang in Hagenau im Auftrage des Conseil die Functionen eines Maire ausgeübt, am 19. Februar 1793 zum öffentlichen Ankläger beim Gerichtshof des Niederrhein gewählt und später mit demselben traurigen Amt bei dem von Taffin präsidirten Revolutionstribunal bekleidet. Nachdem am 15. October 1793 ein Revolutionstribunal auch bei der Armee errichtet worden, wurden die Mitglieder des Revolutionstribunals zu Mitgliedern auch dieses neuen Gerichtshofs ernannt, unter ihnen Schneider, der als öffentlicher Ankläger vom 5. November bis zum 13. December in Strasburg, Mutzig, Barr, Obernai, Epfig und Schlestadt 31 Personen zur Guillotine verurtheilen ließ. Am 20. November 1793 schwur Schneider im Tempel der Vernunft seine Priesterwürde ab und am 14. December heirathete er zu Barr ein Fräulein Sara Stamm. Die spätere Anklageacte behauptete, daß er bewaffnete Leute in Begleitung mehrerer Mitglieder des Revolutionstribunals zu dem Vater des Mädchens geschickt und ihn dadurch gezwungen habe, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. „Ce fut ainsi que l'accusé força de livrer sa fille à la lubricité d'un étranger", fügt die Anklageacte hinzu. Schneider's Freunde dagegen versicherten, daß Sara seine Hand „avec grand plaisir" angenommen habe und ihre Aeltern ihrerseits sich gefreut hätten, ihn ihren Schwiegersohn nennen zu können; doch müssen diese Freunde selbst zugeben, daß er „à une heure mal choisie", nämlich zur Nachtzeit um 1 Uhr an die anfangs darüber erschreckten Aeltern einen Gensdarmen mit einem Briefe geschickt habe, worin er die Hand ihrer Tochter forderte. Man wird zugeben müssen, daß dies von seiten eines Mannes, von dem ein Blutgeruch ausging und der die Guillotine zu seiner Verfügung hatte, einer Nöthigung ziemlich gleichkam. Uebrigens versichern seine Freunde, er sei nächsten Tags in Person gekommen, um seine Bitte (oder Forderung) zu wiederholen. Am 15. bereits, an demselben Tage, wo er mit seiner jungen Frau nach Strasburg zurückkehrte, wurde er nachts 2 Uhr auf Befehl der Volksrepräsentanten St.-Just und Lebas durch den General Dièche verhaftet. Mittags darauf wurde er an die Guillotine, die er so oft in Arbeit gesetzt, angebunden und öffentlich ausgestellt. Dann brachte man ihn in einem verschlossenen Wagen nach Paris, wo er erst in der Abtei und dann im Gefängniß Laforce eingekerkert, am 10. April 1794 um 10 Uhr vormittags zum Tode verurtheilt und bereits um 1 Uhr nachmittags guillotinirt wurde. Seine letzten Worte waren: „Il est impossible d'être plus complaisant contre les ennemis de la République qu'en me faisant mourir." Nicht daß er zu sehr mit der Guillotine, sondern daß er nicht genug gegen die Gegner der Terroristen gewüthet, daß er namentlich dem Plan zu Noyaden, mit dem sich St.-Just, Lebas und der General Dièche trugen, seine Zustimmung versagte, dies zog ihm den Tod zu. So wird wenigstens in einer ungedruckten Denkschrift: „Sur l'histoire de l'esprit public à Strasbourg depuis le 9 Thermidor II", behauptet, welche „un des hommes les plus estimables de son temps, M. P...." verfaßte. Und dies ist auch sehr glaublich. Durch jene nicht zur Ausführung gekommenen Massenersäufungen sollten nämlich 6000 Strasburger mit einem male beseitigt werden, wie dies ein den Schluß vorliegender Schrift bildendes Actenstück vom 6. Februar 1793 unter der Ueberschrift: „Noyade projetée à Strasbourg, de 6000 citoyens, au mois novembre 1793", kaum bezweifeln läßt. Dieser Plan war aber doch zu abscheulich und unsinnig, als daß Schneider, der ohnehin zu den gemäßigten Terroristen gehörte und mit vielen der zu Opfern auserschenen Strasburgern befreundet war, ihn hätte billigen und seine Mitwirkung hätte versprechen können; er soll sich ihm mit aller Gewalt widersetzt haben. Zu dem allen kam, daß Schneider im „Argos" bei Gelegenheit des Verlustes der

Weißenburger Linien das Treiben gewisser einflußreicher Volksrepräsentanten enthüllt und diejenige kleine Fraction, welche die Stadt Strasburg und das Departement des Niederrhein terrorisirte, in ihren Ausschreitungen bekämpft hatte. Unabhängige Journalisten sind zu keiner Zeit bei den Regierenden beliebt gewesen. Unter der Herrschaft der Jakobiner gab es zwar keine Censurbehörden; man strich in den Journalen nicht einzelne unliebsame Gedanken, man schlug deren Herausgebern nur einfach die Köpfe ab. Der Verfasser der oben angeführten Denkschrift bemerkt über Schneider: „Ungeachtet der zahlreichen Fehler, deren er sich schuldig gemacht hat und welche die Folge seiner unermeßlichen Eigenliebe, der hohen Idee, die er von seinen Talenten hatte, seines ränkesüchtigen Charakters und seines sinnlichen Temperaments waren, ist Schneider, rein vom politischen Standpunkt, unschuldig gestorben, und nur diejenigen waren Verräther, welche ihn eines Einverständnisses mit den Feinden der Republik anklagten."

Auf die biographischen Notizen folgt ein Verzeichniß der von Schneider in Deutschland von 1785—90 herausgegebenen Schriften und sodann ein gleich ausführliches Verzeichniß derjenigen Schriften, die er in französischer Sprache von 1791—94 in Frankreich veröffentlichte. Dankenswerth sind namentlich die den größten Theil der Schrift bildenden Auszüge aus dem „Argos", einer revolutionären Zeitschrift, welche er vom 1. Juli 1790 bis zum Augenblick seiner Verhaftung herausgab. Künftige Geschichtschreiber der Französischen Revolution werden darunter vielleicht manches Brauchbare finden; im allgemeinen kann man aber sagen, daß es nur die ganz gewöhnlichen und bekannten Revolutionsphrasen sind, womit Schneider die Spalten seines Journals füllte.

Hierauf folgen: „Pièces et lettres diverses relatives à l'arrestation et à la condamnation de E. Schneider", darunter zunächst der von Lebas und St.-Just unterzeichnete Verhaftsbefehl vom 14. December 1793. Schneider, „ci-devant prêtre et né sujet de l'empereur", wird darin beschuldigt, mit einem „faste insolent, traîné par six chevaux et environné de gardes, le sabre nu", in Strasburg eingezogen zu sein (der Wagen, auf dem Schneider mit seiner Braut, aber auch mit seiner gleichgeliebten Guillotine in Strasburg einzog, war jedoch nur ein mit sechs Pferden bespannter Bauernwagen), und es ward befohlen, daß Schneider folgenden Tags von 10 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags auf dem Schaffot vor allem Volk ausgesetzt werde, „pour expier l'insulte faite aux moeurs de la République naissante". In einer Note führt der Verfasser aus J. D. Wolff's Werk „Sur les époques les plus importantes de la révolution du Bas-Rhin sous le triumvirat des tyrans Robespierre, St.-Just et Couthon" an, daß St.-Just geäußert habe: „Si Schneider nous échapperait, nous risquerions d'être fusillés," was, fügt Wolff hinzu, beweise, daß Schneider, ob schuldig oder unschuldig, untergehen mußte. Ein paar Briefe Schneider's, nach seiner Verhaftung an seine Schwester, an den Bürger K... und an die Bürgerin K.... in Strasburg gerichtet, sind nicht ohne Interesse; in dem einen betrachtet er sich als das Opfer einer Kabale und behauptet: „Ma cause est la cause de tous les patriotes. Si je succombe, ils succomberont avec moi"; in einem andern nennt er sich „le plus malheureux des mortels". Nun, als den „unglücklichsten der Sterblichen" wird sich sicherlich auch jedes jener unschuldigen Opfer gefühlt haben, welche Schneider als öffentlicher Ankläger auf das Schaffot brachte. Wir finden hier ferner die Vertheidigungsschrift, welche Schneider am 23. December 1793 an die Jakobiner von Paris, und den in der That kecken und herausfordernden Brief, welchen er am 6. Februar 1794 an Robespierre richtete, der in seinem „Rapport sur les principes de morale politique" von Schneider behauptet hatte, daß die „folies tyranniques" dieses Menschen alles das wahrscheinlich machten, was man von Caligula und Heliogabal erzähle; er sei in seinem Wahnsinn so weit gegangen, Frauen für sich in Requisition zu setzen, und er habe, wie man versichere, diese Methode auch zum Zweck seiner Verheirathung angewandt. Das Hauptsächlichste aus Schneider's Vertheidigungsschreiben, worin er namentlich die Beschuldigung, Frauen mit Gewalt seiner Begierde dienstbar gemacht zu haben, mit dem Ausdruck von Entrüstung zurückweist, ist schon durch Lersch bekannt gemacht. Wie Robespierre ihn einen Caligula und Heliogabal nannte, so nannte ihn Präsident Mainoni in einem Bericht einen „nouveau Catilina" und wegen seiner angeblichen Habgier einen „nouveau Cortez"!

Wir lesen hier ferner den motivirten Urtheilsspruch des pariser Revolutionstribunals, worin unter anderm behauptet wird, daß Schneider („Scheneider") mit österreichischen Priestern, mit Adelichen und andern Intriguanten, von denen das Departement überflutet gewesen, intimen Verkehr gepflogen habe, daß mehr als 50000 (!) Menschen ausgewandert seien, um den Gewaltthaten dieses „antropophage" zu entrinnen, daß er unter den unbedeutendsten Vorwänden Geldstrafen (z. B. für das Tragen allzu kleiner Cocarden bei Frauen) verhängt und diese Gelder sich angeeignet habe u. s. w. Selbst die vorerwähnte Art, wie Schneider seine Verheirathung betrieb, wird ihm zum Verbrechen ausgelegt: sein Untergang war einmal beschlossen.

Ein mitwirkendes Motiv hierzu scheint übrigens auch der Umstand gewesen zu sein, daß Schneider ein „etranger", ein Deutscher, „ein vom Auslande ausgespienes Ungeheuer", ein „kaiserlicher Unterthan" war. In Bezug hierauf bemerkt der anonyme Verfasser der Schrift „Eulogius Schneider's, ehemaliger Professor in Bonn, Schicksale in Frankreich" (Strasburg 1797): „St.-Just und Consorten erblickten in allen Deutschen nichts als Oesterreicher; es ist dies ein Beweis für ihre Kenntnisse in der Geographie!" Schneider hatte sein Schicksal verdient, aber er hatte nicht verdient, es aus den viel schuldigern und unreinern Händen eines Lebas und St.-Just zu empfangen. Zu den Todesurtheilen, zu denen er selbst Anlaß gab, war er, wenn man will, gewissermaßen gezwungen, nachdem er einmal, aus Eitelkeit oder Fanatismus, die Rolle eines Revolutionschefs übernommen und die von Blut schlüpfrige Bahn eines öffentlichen Anklägers betreten hatte. Nur durch Blut konnte man sich den Gewalthabern in Paris angenehm machen, und Schneider's Verbrechen war, daß er nicht genug Blut vergossen hatte. Dabei hatten die pariser Blutmenschen die Frechheit, Schneider einen „antropophage" zu nennen! Ueberhaupt ist die heuchlerische Moralität, womit alle gegen Schneider gerichteten Anklage- und Verleumdungsschriften verbrämt sind, im hohen Grade widerlich, und das hohle Pathos, die lügenhaften monströsen Beschuldigungen, wie die, daß Schneider's wegen 50000 Menschen aus Frankreich ausgewandert seien, und die ebenso wol trivialen als bombastischen Gleichnisse und Bilder, womit sie aufgeputzt sind, lassen sie zugleich lächerlich erscheinen.

H. M.

Ein socialpolitischer Roman.

Graf Mocenigo. Socialpolitischer Roman von Bernhard von Salma. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wenn die Vorzüge eines modernen Romans in einem raschen Wechsel der Scenerie, in einer möglichst großen Fülle äußerlicher Vorgänge, romantischer Begebenheiten, schreckensvoller Situationen zu suchen wären, gleichviel ob dieselben auf einer soliden Grundlage der Motivirung beruhen oder nur oberflächlich und willkürlich miteinander verknüpft sind, wenn es bei den Charakteren mehr auf eine sich gleich in Bausch und Bogen ausgebende, keiner Steigerung fähige, sinnlich grobe und rohe Entfaltung, als auf eine progressive, feine und nuancenreiche psychologische Entwickelung ankäme, dann könnten wir dem vorliegenden Roman mit gutem Gewissen ein Belobungsprädicat ertheilen. Da jedoch die Anforderungen der Aesthetik und auch des feinern Geschmacks unserer Tage die gegentheiligen sind und mit Recht die realistische Individualisirung an die Stelle der frühern oberflächlichen, ihre skizzenhafte Schilderung mit sogenanntem „idealen

Schwung" (der oft in nichts anderm als leerer Schönrednerei besteht) aufputzenden Allgemeindarstellung getreten ist, so dürfen wir „Graf Mocenigo" nur als das verfehlte Product einer allerdings fruchtbaren und schöpfungsfähigen Phantasie bezeichnen, die aber, wie wir fast aus dem Ueberfluß des darin auffällig unnöthig und unpraktisch verbrauchten stofflichen Materials schließen möchten, gleich bei ihrem ersten Ausfluge auf den verkehrten Weg gerieth.

Der Verfasser hat sich in romantischen und schrecklichen Situationen derart überboten, daß ihn zuletzt doch selbst seine so äußerst ergiebige Phantasie im Stich läßt und auf Wiederholungen anweist. So haben wir im ersten Band, der übrigens in jedem seiner zwölf Kapitel die Scene wechselt (Athen, Neapel, Wien, Tirol, Laxenburg, Wien, Neapel, auf dem Mittelländischen Meere, Salzburg, bei Bologna, London und Dublin, Venedig, Ampezzostraße), zwei Raubanfälle, zwei Fluchten aus dem Kerker, eine gewaltsame Entführung einer Braut vom Traualtar mit obligater Brandstiftung, einen Todtschlag, einen Saltomortale aus dem Fenster eines Wagens, einen detto aus dem Fenster eines Hauses, einen Doppeltodtschlag und den Sturz mit einem Reisewagen in einen Abgrund; im zweiten Band, der eine Reise durch die Schweiz macht, wieder einen Doppelmord, wieder eine gewaltsame Entführung, wieder einen Sturz in einen Abgrund, diesmal mit einem Reitpferde, ein Duell auf Leben und Tod und einen Mordversuch; im dritten Band, außer einer 125 Seiten langen Erzählung wunderbarster Abenteuer zur See und zu Lande, einen Mordanfall, nochmals einen gewaltsamen Entführungsversuch und — finis coronat opus — einen dreifachen gleichzeitigen Mord.

Der Held des Romans, Graf Mocenigo, mit dem bezeichnenden Beinamen „il Diavolo", ist ein Ungeheuer von Negation, das alles übertrifft, was selbst die französische Schreckensliteratur in dieser Art producirt hat, lebend und webend in Lug und Trug, in Menschenhaß und Menschenblut. Ohne Entwickelung und ohne Steigerung, steht er ein ebenso vollendeter rüder Schurke schon im Anfang wie am Ende des Romans vor uns, nur mit dürftigster Andeutung des armseligen Motivs, das ihn Rache, Zerstörung und Vernichtung zu seinem Lebensprincip machen ließ: er ist der verleugnete und schmachvoll zurückgestoßene natürliche Sohn eines stolzen Grafen. Aus Ingrimm über dies persönliche Schicksal wird er ein eifriges und hervorragendes Mitglied der Giovine Italia und leitet als solches im Beginn des Romans den Aufstand des 4. Februar 1837 in Neapel, welcher die Ermordung der königlichen Familie im Theater San-Carlo bezwecken sollte, aber nur den Palazzo Reale in Brand stecken konnte, und am Schluß des Romans, als ad latus James Fazy's, den Aufstand des 7. October 1846 in Genf, bei welchem endlich, nicht blos scheinbar, wie es bis dahin durch die phantasiereiche Vorsehung des Autors einigemal geschieht, sondern wirklich — zu des Lesers höchster Befriedigung — sein katzenzähes Leben endet.

Fast allein in diesem Ein- und Ausgangspunkt von Mocenigo's politischer Thätigkeit äußert sich die auf dem Titelblatt betonte „socialpolitische" Tendenz des Romans. Sie machte uns den Eindruck einer zwar vorsichtig und nur leise angedeuteten, aber doch unschwer zu verkennenden Verdächtigung und Herabwürdigung des Jungen Italien und der Freiheitsbestrebungen überhaupt. Das Regirende, Dämonische und bis an die Caricatur streifende Ruchlose in der Erscheinung des als „Vertrauter Mazzini's" und einer der Hauptleiter der italienischen Bewegungen von 1836—46 hingestellten Grafen Mocenigo „il Diavolo", der, während er sich als die „Kraft" bezeichnet, „die den Völkern ein neues Dasein schafft", in erster Reihe und als Hauptzweck doch nur die Befriedigung seiner persönlichen Interessen, Gelüste und Leidenschaften verfolgt, in Blut und Verbrechen watend, wirft die schwärzesten Schatten auf jene Sache und jene Männer, die er vertritt. Hin und wieder spricht sich die Sympathie des Verfassers für das legitimistische Princip aber auch unverhüllt in offenen Worten aus, wie z. B. in denen, die er seinem zweiten Helden, dem jungen Grafen Mamioli, Mocenigo gegenüber, in den Mund legt: „Es ist noch kein Volk unter unsern Regierungen dem Tode nahe geführt, ja zu Grunde gegangen, wohl aber unter der Leitung, unter der Verfassung, die du herbeiführen willst. Wir haben traurige Beispiele genug, wohin jede Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, gegen das Königshaus, das zur Herrschaft berufen ist, führt. Das könnte dir Beleg sein, daß eine höhere Macht, ein höherer Wille noch jeden euerer Plane hat zu nichte werden lassen." Diesen Legitimitätsverfechter hat der Autor, im Gegensatz zum Freiheitskämpfer „il Diavolo", mit aller Tugendglorie geschmückt, die manchmal nur — freilich wol ganz gegen seine Absicht — der Sophistik zum Verwechseln ähnlich sieht, wenn sich Mamioli z. B. „gegen seine bessere Ueberzeugung" doch der Giovine Italia aus dem Grunde anschließt, um desto erfolgreicher seine ehemalige Geliebte Gulnare ihrem Gatten wieder abjagen zu können, wozu er in der That wiederholt Entführungsversuche unternimmt.

Alles Uebrige in diesem sogenannten „socialpolitischen" Roman beschränkt sich auf die ziemlich monotone Variirung des Grundthemas: Haß und Liebe, Eifersucht und Rache, illustrirt durch Naturschilderungen, Milanollo-Concerte und philosophisch-ästhetische Conversationen, und gehört jenem vagen Gebiet des Romantischen an, das auch die ihrerzeit so beliebten Räuberromane umfaßte, mit denen Salma's „Graf Mocenigo", wenn wir von seinen modernen Formen und Beziehungen absehen, eine bedenkliche Wahlverwandtschaft zeigt. Sogar in den gespreizten, schwülstigen Wendungen, in die sich der sonst gebildete, obwol allzu phrasenhafte Stil mitunter verirrt, wie z. B.: „Vielleicht, daß auch der Himmel ihres Lebens in Neapels ätherischer Bläue erstrahlen wird, vielleicht aber auch, daß sie im Leben ein rauchender Vesuv, ein drohendes Unglück stets begleitet." — „Wenn Gott mich die Blüten des nächsten Frühlings erblicken läßt, ist es der vierzehnte meines Lebens." — „Die Sonne beginnt ihren Lauf, Giacopo, wir müssen aufbrechen!" — „Ein Sturm, den der vielleicht auch uns grollende Aeolus aus den luftigen Säcken entsandte, erfaßte mich auf Raaen und Leitern." Für das Unerquickliche des Ganzen vermögen einzelne Lichtpunkte und Schönheiten in der Darstellung natürlich nicht zu entschädigen. Das Vorhandensein derselben gibt indeß Hoffnung für eine bessere Bewährung des Autors in spätern Werken. Vor allem würden aber dazu ästhetische Läuterung und strengste Selbstkritik erforderlich sein. 62.

Notizen.

Die deutsche und die ausländische Zeitungspresse.

Bei Gelegenheit der frankfurter Junіversammlung sind über die Zurücksetzung, welche die deutsche Presse fortdauernd zu erdulden hat, gerechte Klagen in dieser Presse selbst laut geworden. Namentlich hat die „Wochenschrift des Nationalvereins" gegen den dort gefaßten Beschluß, wonach zu einer Besprechung über die Angelegenheiten Deutschlands nur „alle jetzigen und ehemaligen Volksvertreter" einzuladen seien, eine sehr zweckmäßige Rüge erlassen. Es wird in dem betreffenden Artikel mit Recht bemerkt: „In jedem andern Lande der civilisirten Welt, in Frankreich, Spanien und Italien, wie in Skandinavien, Belgien und der Schweiz, in Nordamerika sowie in Australien und am Vorgebirge der guten Hoffnung wäre die Einberufung einer freien Versammlung von Berufspolitikern ohne die Journalisten eine Lächerlichkeit, ein Widersinn, ein Unding. Wir gestehen, daß wir auch im heutigen Deutschland nicht an die Möglichkeit eines solchen Versuchs geglaubt haben, bis man uns den Beweis des Gegentheils sozusagen in die Hand gegeben hat." Es wird darauf hingewiesen, daß in Zeiten, wo die deutschen Kammern fast sammt und sonders mehr oder weniger dem Rückschritt dienstbar gewesen, die Presse im ganzen und großen ihre Pflicht gethan habe und der Fahne nicht untreu geworden sei, und es wird ferner behauptet, „daß sich aus dem unbedeutendsten Winkelredacteur

immer noch ein Abgeordneter machen läßt, wie deren Hunderte in der deutschen Kammer sitzen — aber nicht umgekehrt". In ähnlichem Sinne äußerten sich die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die „Kölnische Zeitung" u. s. w. Freilich liegt der Grund jener Zurücksetzung zunächst an den Vertretern der deutschen Presse selbst. Es herrscht unter ihnen kein Funken esprit de corps, kein Gemeingeist und Gemeingefühl, kein praktisches Verständniß ihrer Interessen, und das ist wol auch der Grund, weshalb noch keine Versammlung deutscher Redacteure und Journalisten zum Zweck der Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten zu Stande gekommen ist. Wir kennen sogar Fälle, wo Festcomités, in denen Schriftsteller und Zeitungsschreiber selbst saßen, eine große Zahl von Freibillets austheilten, nur nicht an die Vertreter der unabhängigen Presse, insofern sie nicht im Comité selbst vertreten waren. Wir Deutsche möchten wol gern die politischen Freiheiten und die politische Größe Englands erringen, aber wir verschmähen die richtigen Mittel dazu, und immer wieder und überall stoßen wir auf Symptome deutscher Kleinlichkeit und Engherzigkeit. Was ist dem deutschen Publikum ein Leitartikelschreiber? Dagegen berichtet uns der Verfasser einer londoner Mittheilung „Englische Journalisten" in der Beilage zu Nr. 191 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", daß die Verehrung, welche selbst gebildete Engländer für die Leitartikelschreiber ihrer Zeitungen an den Tag legten, ans „Abgöttische" grenze. Der Engländer mit seinem common sense schließt in den Kreis seiner Nationaldankbarkeit auch die fleißigen geistvollen Arbeiter, welche dem Publikum täglich seine geistige Nahrung liefern, und hält neben Shakspeare, Milton, Byron auch seine bessern Reviewers, Hazlitt, Wilson u. s. w., fortdauernd in Ehren. Ein bis dahin unbekannter französischer Autor braucht im Feuilleton des „Journal des débats" oder in der „Revue des deux mondes" nur einen einzigen geistvollen Artikel zu schreiben, und er ist sofort in Frankreich ein angesehener Mann, sein Glück als Schriftsteller begründet; in Deutschland kann ein Autor 10, 20 Jahre jeden Monat einen gleich werthvollen Artikel in einem Blatte schreiben, und es ist im Publikum davon kaum die Rede. Als jüngst dem Dichter Victor Hugo, der zum Dank dafür in seiner Aussprache die Presse als das „Licht der Gesellschaft" und als die „gewaltige Locomotive des Fortschritts" feierte, in Brüssel ein Festmahl gegeben wurde, so war da nicht nur die belgische Presse zahlreich vertreten, auch aus Frankreich hatten die gesammten liberalen Blätter ihr Contingent gestellt; Italiener und Engländer waren zugegen, und selbst der Redacteur der „Novedades" hatte die weite Reise aus Madrid nicht gescheut; nur von der Anwesenheit deutscher Redacteure und Journalisten erinnern wir uns nichts gelesen zu haben. Im „Cornhill Magazine" war jüngst bemerkt: „Der Journalismus wird ohne Zweifel in allen künftigen Literaturgeschichten, soweit sie unsere Zeit behandeln werden, die erste oder doch eine der ersten Stellen einnehmen, denn er ist die charakteristischste unter allen ihren Hervorbringungen. Ein großer Humorist versicherte sogar, daß man über die wahre sociale und politische Geschichte unsers Zeitalters so lange nichts wissen werde, als bis, etwa unter dem Titel: «Satan's invisible world revealed», irgendeine competente Person die Organisation und die Politik derjenigen verschiedenen Zeitungen, welche unsere Zeit so tief beeinflussen, eingehend geschildert haben wird." Nun sehe man sich dagegen unsere deutschen Literaturgeschichten an, in denen des Journalwesens meist mit keiner Silbe gedacht wird, während Hunderte von vergessenen oder unbedeutenden Autoren mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel im Parademarsch vorübergeführt werden!

H. M.

Zu Zschokke's Leben.

Zschokke war bekanntlich am 22. März 1771 geboren. In seiner Jugend zeigte er ein so träumerisches Wesen, daß man nichts Sonderliches von ihm erwartete. Als er in die Klosterschule zu Magdeburg eintrat, hatte er so geringe Vorkenntnisse, daß er dem Unterrichte nicht folgen konnte. Am Ende des Jahres zeigte er bei der Prüfung gänzliche Unwissenheit. Damit die Schule an ihm keine Schande erlebe, wurde er wegen Mangels an Fähigkeiten verwiesen. Er kam nun in eine Volksschule, um wenigstens so viel Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, wie ein Handwerker vonnöthen hat. Seine Gaben sollten sich durch seinen eigenen Fleiß entwickeln. Er trat in das magdeburger Domgymnasium ein und kam bis zur Prima. Da entfernte er sich heimlich ohne Vorwissen seiner Angehörigen und seines Vormundes im Anfange des Jahres 1788. Bis Herbst dieses Jahres war er Hauslehrer zu Schwerin, dann trat er als Correspondent und Theaterdichter bei der Burgheim'schen Theatergesellschaft ein und kam mit derselben 1789 nach Landsberg an der Warthe. Hier löste sich dieselbe im Frühling auf und Zschokke benutzte die Muße bis Ostern 1790, um sich zur Universität vorzubereiten. Er begab sich dann nach Frankfurt a. O., wurde 1792 zum Doctor philosophiae promovirt und habilitirte sich unmittelbar darauf als Privatdocent. Das Abiturientenexamen konnte er auf der Universität nachholen; indeß das Vormundschaftsgericht zu Magdeburg verlangte zur Ueberweisung von Geldern an ihn aus seinem väterlichen Vermögen die Nachweisung eines Zeugnisses über die Universitätsreife. Zschokke wandte sich deshalb in Landsberg an den Ortspfarrer Stenigke, Inspector der dortigen Stadtschule, welche das Recht der Abiturientenentlassung hatte, am 6. März 1790 mit dem Gesuch, ihn zu einer Prüfung zuzulassen. Von ihm wurde der Rector Opitz damit beauftragt: die schriftliche Prüfung fand am 13., die mündliche am 17. März statt. Nun befinden sich im Archiv der Superintendentur zu Landsberg nicht blos das Protokoll über das Examen, sondern auch die schriftlichen Prüfungsarbeiten Zschokke's. Der letztern sind fünf, eine Uebersetzung aus Ovid, eine zweite aus dem Französischen, eine deutsche Arbeit („Landsbergs Gegenden. Eine Phantasie"), ein kurzer lateinischer und französischer Aufsatz; im ganzen zwei Bogen, unter der Aufsicht des Rector Opitz angefertigt. Das Zeugniß derselben sowie die Arbeiten sind ein Beweis von der Gewandtheit und dem Geschmack des Verfassers. Die mündliche Prüfung im Deutschen, Lateinischen, Französischen, in der Geschichte, Geographie und den Alterthümern fiel ebenso günstig aus, während er im Griechischen, weil er in dieser Sprache nur lesen konnte, nicht geprüft wurde. Demgemäß wurde ihm am 17. März folgendes Zeugniß ausgestellt: „Nachdem wir miteinander erwogen, daß seine (Johann Heinrich Daniel Zschokke) sich (!) bereits erworbenen und in der mit ihm angestellten Prüfung gezeigten Geschicklichkeiten wohl hinlänglich sind, daß er die Universität beziehen könne, so ist unser Urtheil dahin ausgefallen, daß [illegible] das Zeugniß der Reife insonderheit auch wegen seines [illegible] Kopfes und weil er durch eigenen Fleiß sich viele gute Kenntnisse und Fertigkeiten erworben hat, nicht zu versagen [illegible]. M. D. Stenigke. B. C. H. Opitz. C. F. Wenzel."

Mitteldeutsch.

Die terminologischen Ausdrücke der deutschen Grammatik wie Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch haben allgemeine Geltung erlangt, und so wird auch der Name „Mitteldeutsch" zur Bezeichnung für die Sprachgruppe des mittlern Deutschlands mehr und mehr verstanden werden, nachdem er sich in fachgelehrten Kreisen in verhältnißmäßig kurzer Zeit eingebürgert hat. Franz Pfeiffer, dem die deutsche Sprach- und Literaturforschung schon so manche Anregung und Bereicherung verdankt, stellte nämlich zuerst die Behauptung auf, Mitteldeutschland habe schon in früher Zeit eine Sprache besessen, welche vom Hoch- oder Oberdeutschen sowol wie vom Niederdeutschen abweiche und den naturgemäß vermittelnden Uebergang zwischen diesen beiden Sprachen bilde. Dieser Ansicht widersprach Jakob Grimm in einem Aufsatze in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", betitelt „Ueber den sogenannten mitteldeutschen Vocalismus"; er sprach die Befürchtung aus, der Ausdruck „mittel" in Mitteldeutsch, der hier einen localen Sinn habe, könne zu Verwechselungen und Unklarheiten führen [illegible]

dem einmal „mittel" in Mittelhochdeutsch im Gegensatz zu Althochdeutsch und Neuhochdeutsch eine zeitliche und historische Bedeutung enthalte. Indeß jene Befürchtung ist nicht in Erfüllung gegangen, der Ausdruck Mitteldeutsch brach sich Bahn, da die Frage über die Existenz der mitteldeutschen Sprache durch weitere eingehende Forschung verfolgt wurde. Jetzt bringt Pfeiffer in dem letzten Hefte der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Germania" die höchst interessante Mittheilung, daß die zusammenfassende Bezeichnung für die Mundarten des mittlern Deutschland durch ein altes Zeugniß aufs bündigste dargethan werden kann. Auf der leipziger Universitätsbibliothek befindet sich eine Pergamenthandschrift, deren Inhalt eine deutsche Uebersetzung der vier Evangelien vom Jahre 1343 bildet. Sie trägt alle wesentlichen Merkmale des Mitteldeutschen an sich, und der Verfasser nennt sein Werk „Uebertragung in das mittelste Deutsch". „Man war sich also", sagt Pfeiffer mit einem gewissen Triumphgefühle, „schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts bewußt, daß es einen Dialekt gebe, der zwischen oberdeutschem und niederdeutschem in der Mitte steht, und nannte ihn damals schon mit dem von mir angeführten Namen. Eine glänzendere Rechtfertigung kann ich mir nicht wünschen." 68.

Bibliographie.

Adam. Ein dramatisches Gedicht. Berlin. 32. 10 Ngr.

Alm, R. von der, Theologische Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1862—63. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Ngr.

Bäßler, F., Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. 1stes Heft. Leipzig, Hartung. 8. 7½ Ngr.

Blum, E., Der Todtengräber. Eine Erzählung. Altona, Verlagsbureau. 1863. 8. 25 Ngr.

Sulpiz Boisserée. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr.

Das Büchlein von der Liebe. Eine Sammlung derjenigen Stellen des Neuen Testaments, welche von der Liebe reden. Hannover, Meyer. 32. 5 Ngr.

Büchner, A., Lord Byron's letzte Liebe. Eine biographische Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Büchner, L., Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 2 Thlr.

Bungener, F., Calvin, sein Leben, sein Wirken und seine Schriften. Deutsche Ausgabe. Leipzig, Wilfferodt. 1863. 8. 1 Thlr.

Cron, Clara, Magdalenen's Briefe. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1863. 16. 1 Thlr.

Dalton, H., Der verlorne Sohn. Betrachtungen aus dem Leben eines Christenmenschen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 15 Ngr.

Dedenroth, E. H. v., Boudoir und Salon. Gesellschaftsbilder. Drei Bände. Berlin, Schlesier. 1863. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Dorr, R., Twöschen Wieffel on Noacht. Plattdietsche Gedichte. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Droysen, G., Albrecht's I. Bemühungen um die Nachfolge im Reich. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Etlar, C., Herrensitze. Erzählungen. Aus dem Dänischen übersetzt von Graf U. Baudissin. Zwei Theile. Altona, Mentzel. 1863. 8. 2 Thlr.

Feuerbach, F., Gedanken und Thatsachen. Ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohles. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Fröhlich, K., Gedichte. 2te stark vermehrte Auflage der Blumen am Wege. Berlin, Schröder. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Furrer, K., Rudolf Collin. Ein Charakterbild aus der schweizerischen Reformationsgeschichte. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 10 Ngr.

Gether, A., Gedanken über die Naturkraft. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Glümer, Claire von., Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Mit Portrait in Stahlstich und lithographirtem Facsimile. Leipzig, Barth. 8. 1 Thlr.

Godin, A., Eine Katastrophe und ihre Folgen. Roman. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Haccius, G. F., Der Fürst des Lebens. Homilien für das christliche Volk. Bremen, Valett u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Heimath und Fremde. Album der Natur und Kunst. 1ster Jahrgang. 1863. 14 Hefte. Görlitz, Dreßler. Hoch 4. à Heft 4 Ngr.

Henne-Amrhyn, O., Geschichte des Kantons St. Gallen von seiner Entstehung bis zur Gegenwart. 1ste Lieferung. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 9 Ngr.

Herbert, L., Napoleon III. Roman und Geschichte. 1ster Band. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hertz, W., Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte. Stuttgart, Kröner. Lex.-8. 1 Thlr.

Herzog, X., Fridolin, ein Vicar. Mainz, Kirchheim. 8. 12 Ngr.

Heucking, H. E., Die sixtinische Madonna. In ihrer sittlichen Wirkung ausgelegt und erklärt. St. Petersburg, Minlos. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hick, G., Accorde der Seele. Dichtungen. Köln, Du Mont-Schauberg. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hirsch, S., Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. 1ster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hobein, E., Gedichte. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 1 Thlr.

Kaulen, F., Legende von dem seligen Hermann Joseph. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 10 Ngr.

Keller, F. E., Fürst Blücher von Wahlstadt. Der Held der deutschen Freiheitskriege. Ein Lebensbild. Glogau, Flemming. 8. 15 Ngr.

Kletke, H., Lied und Spruch. Neue Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Schröder. 1863. 16. 15 Ngr.

Merckel, W. v., Kleine Studien. Novellen und Skizzen. Nebst einem Vorwort von T. Fontane. Berlin, T. Enslin. 1863. 8. 25 Ngr.

Meyr, M., Karl der Kühne. Historische Tragödie. Stuttgart, Kröner. 8. 24 Ngr.

Möllhausen, B., Palmblätter und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Westen. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mylius, O., Neue Pariser Mysterien. Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. à 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Frommel, M., Wider Haag. Antwort auf die „Offene Erwiderung" seiner „freien lutherischen Gemeinde". Karlsruhe. Gr. 8. 2 Ngr.

Gagarin, Die Zukunft der griechisch-unirten Kirche. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jessen, P., Das Asyl Hornheim, die Behörden und das Publikum. Kiel, Homann. Gr. 8. 12 Ngr.

Kelchner, E., Drei Frankfurter Schützenfeste 1582, 1671, 1707. Beschrieben aus den archivalischen und gedruckten Quellen. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 4 Ngr.

Paul, O., Moritz Hauptmann. Eine Denkschrift zur Feier seines 70jährigen Geburtstages am 13. October 1862 Mit einem Vorworte von A. Felschner mit einem Verzeichniss der im Druck erschienenen Werke Moritz Hauptmann's. Leipzig, Dörffel. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Soeben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Prachtausgabe. Lex.-8. Ein starker Band. Eleg. brosch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4⅓ Thlr. Goldschnittband 4⅔ Thlr.

Wohlfeile Volksausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Octav. brosch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorstehendes Werk hat bei den Gebildeten aller Stände, in Deutschland wie in England und Frankreich, eine so überaus günstige Aufnahme und in der periodischen Presse eine so einmüthig anerkennende Beurtheilung gefunden, daß die Verlagshandlung schon jetzt zur Besorgung einer zweiten unveränderten wohlfeilen Volksausgabe schreiten mußte.

Eine vortreffliche englische Uebersetzung bei Longman & Comp. in London und eine französische bei H. Georg in Basel sprechen am besten für den Werth des Buchs.

Leipzig. **Hermann Costenoble.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek classischer Schriften des Auslandes in gediegenen deutschen Uebersetzungen.

Wohlfeile Ausgabe in Bändchen zu 10 Ngr.

Unter vorstehendem Gesammttitel veröffentlicht die Verlagshandlung eine Bibliothek der ausgezeichnetsten Erscheinungen der Literatur des Auslandes in gediegenen deutschen Uebersetzungen zu dem außerordentlich billigen Preise von 10 Ngr. für das Bändchen.

Die Bibliothek umfaßt 157 Bändchen in folgenden Rubriken: italienische, spanische, portugiesische, französische, englische, schwedische, dänische, orientalische, slawische und ungarische Literatur. Die Verfasser der Werke sind:

Dante, Foscolo, Leopardi, Machiavelli, Manzoni, Meli, Petrarca, Rosini, Tasso, Tassoni. — Calderon de la Barca, Cervantes Saavedra, Quevedo Villegas, Rojas. — Camoens, Gomes, Herculano. — Cazotte, Delavigne, Lesage, Prevost d'Exiles, Staël, Sue, Töpffer, Voltaire. — Allston, Banim, Fielding, Goldsmith, Jerrold. — Bremer, Gustav III. (König von Schweden), Palmblad, Sjöberg. — Hauch, Holberg, Oehlenschläger. — Dschami, Sadi, Somadeva. — Czaykowski, Mickiewicz, Petöfi.

Ein Prospect mit Angabe der in der Bibliothek enthaltenen Schriften ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Jedes Bändchen wird auch einzeln geliefert, auf sechs Bändchen ein siebentes gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Miß Nightingale.

Die Pflege bei Kranken und Gesunden.

Kurze Winke für Frauen aller Stände.

Von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

„Kurze Winke" nennt die bescheidene Verfasserin, die sich durch ihre aufopfernde Thätigkeit in den Militärlazarethen der Krim einen europäischen Namen erworben, das hier angezeigte Werkchen. Dasselbe enthält aber in der That weit mehr; es bietet einen Schatz der nützlichsten Kenntnisse, nebst feinen, treffenden Bemerkungen über weiblichen Beruf, alles in so gebildeter und doch einfacher Sprache, daß Frauen jedes Standes sich mit Vergnügen daraus belehren werden und dasselbe in keinem Hause fehlen sollte. Wegen der zierlichen Ausstattung eignet sich das Buch überdies zu einem gewiß willkommenen Geschenk für Damen.

Karl Jacobi's Unterrichtsbriefe,

revidirt von Herrn **Fabio Fabrucci,** Professor an der Königl. Universität, und Dr. **August Boltz,** Professor an der Königl. Kriegs-Akademie zu Berlin.

Diese Unterrichtsbriefe bieten das anerkannt gediegenste Hülfsmittel zur Selbsterlernung der

englischen, franz. und italien. Sprache,

sowie der

Stenographie.

Honorar für jede Sprache pr. Monat 15 Sgr. = 1 Fl. östr. W.

Den besten Beweis für die Vorzüglichkeit des Jacobi'schen brieflichen Unterrichts liefern nicht allein die zahlreichen Nachahmungen, die derselbe gefunden hat, sondern auch die warmen Empfehlungen, die ihm von seiten seiner bisherigen Schüler und der gesammten Presse zu Theil geworden sind. Kein ähnliches Werk hat sich einer gleichen Anerkennung zu erfreuen gehabt.

Näheres im Prospect, der in jeder Buchhandlung für 2½ Sgr. zu haben, sowie auch von uns auf portofreie Anfrage direct zu beziehen ist.

Expedition der Jacobi'schen Unterrichtsbriefe in Berlin.

Soeben sind erschienen und in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Verzeichniß wohlfeiler Bücher Nr. 16. 17. 18,

enthaltend werthvolle ältere und neuere Bücher **aus dem Gebiete der Philologie und Literaturwissenschaft, der Geschichte und verwandter Literatur, der Naturwissenschaften und Medicin,**

welche zu ausserordentlich billigen Preisen **von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig** durch alle Buchhandlungen gegen Baarzahlung zu beziehen sind.

Diese Verzeichnisse sind reich an werthvollen Werken aus allen Zweigen der betreffenden Wissenschaften.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 6. November 1862.

[D]ie Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

[I]nhalt: David Friedrich Strauß und Hermann Samuel Reimarus. — Poetische Aneignungen und Uebersetzungen. Von Rudolf Gottschall. Zweiter [A]rtikel. — Zur Geschichte des deutschen Schützenwesens. Von Reinhold Bechstein. — Geschichtliche Romane. Von Wilhelm Andreä. — [Z]ur Schulreformfrage. — Militärliteratur. Von Karl Gustav von Berneck. — Eine Erwiderung Ludwig Eckhardt's in Betreff der „Räuber". — [N]otizen. (Zur deutschen Theatergeschichte; Neugriechisches Urtheil über Gervinus' „Geschichte des griechischen Aufstandes".) — Bibliographie. — Anzeigen.

[D]avid Friedrich Strauß und Hermann Samuel Reimarus.

[1.] Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. Von David Friedrich Strauß. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
[2.] Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts von David Friedrich Strauß. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Thlr.

I.

Als wir das letzte mal (Nr. 28 d. Bl. f. 1861) [v]on Strauß redeten, war es bei Gelegenheit seiner Uebersetzung der Hutten-Gespräche, und was wir damals über [d]en Gang bemerkten, den seine jüngsten Schriften unwillkürlich zu nehmen schienen, das bestätigt uns noch [f]rüher als wir vermuthet die erste der beiden vorliegenden Schriften. Seit einer langen Reihe von Jahren ha[b]en wir fast keinen lebenden Schriftsteller mit so vieler [T]heilnahme verfolgt als ihn, der, nachdem er auf dem [G]ebiete der wissenschaftlichen Theologie einige der größten [W]irkungen vollbracht hatte, dieses Gebiet plötzlich aufgab [u]nd sich, ohne umzublicken, soweit als möglich davon ent[f]ernte. Aber Strauß gehört zu jenen berufenen Men[sch]en, auf deren Seele eine Aufgabe gelegt ist, und die [de]n Schicksalen unterworfen sind, von denen es heißt [„]nolentem trahunt". Er hat in ästhetischen Studien [un]d biographischen Arbeiten die Theologie abthun und [m]öglich vergessen wollen, aber unvermerkt oder un[w]illkürlich haben sich gerade diese biographischen Arbeiten [de]n theologischen Objecten wieder genähert, und als wir [di]e Vorrede zu den Hutten-Gesprächen lasen, vermutheten [w]ir, daß der Verfasser des „Lebens Jesu" und der „Dog[m]atik" schon auf der Rückkehr in seine eigentliche Heimat [be]griffen sei. Die Vermuthung ist eingetroffen. Die [n]ächste Schrift nach jener merkwürdigen Vorrede ist das [B]uch über Hermann Samuel Reimarus, das uns vor[lie]gt. Hier ist Strauß schon auf heimlichen Gebieten und bei befreundeten Nachbarn angekommen; es wird hoffentlich nicht lange dauern, so werden wir ihn in seinem eigenen Hause wiederfinden.

Als Strauß vor einigen Jahren ein Werk über Frischlin schrieb, wunderten sich die Leute, die in ihm nur den theologischen Kritiker kannten, was er mit jenem abenteuerlichen Poeten einer verkommenen Zeit zu schaffen habe. Als er bald darauf das Leben Hutten's schrieb, wünschte man sich Glück, daß dieses Object diesen Mann zu seiner Darstellung gefunden. Bei Reimarus liegt die Verwandtschaft am Tage. Dieselbe Materie der Untersuchung, derselbe entschlossene und freie Geist, der die Untersuchung unternimmt und durchführt; die Gesichtspunkte, unter denen von beiden dieselbe Aufgabe gelöst wird, in derselben Entwickelungslinie gelegen, und so voneinander verschieden, daß sich an diesen beiden Männern, Reimarus und Strauß, der Stufengang einer Entwickelung, die fortschreitende Lösung *einer* Aufgabe, als an dem deutlichsten Beispiele, anschaulich machen läßt. Reimarus war der erste, der im Geist des 18. Jahrhunderts, im ernsten Glauben an die damalige Aufklärung eine rücksichtslose Untersuchung des gesammten biblischen Kanons unternahm. Lessing war der erste, der von dem verborgenen Werke einige Bruchstücke veröffentlichte, den „wolfenbütteler Fragmentisten" bekannt machte und seine Vertheidigung führte. Strauß ist der erste, der das gesammte Werk des Reimarus vollständig darstellt, in dieser Weise ergänzt, was Lessing begonnen, zu der Vertheidigung die richtige Widerlegung hinzufügt und die gewöhnliche Widerlegung entkräftet. Es trifft sich gut, daß diese drei Männer sich so zusammenfinden. Ein besseres Schicksal konnte sich Reimarus nicht wünschen, nachdem er den Muth gehabt, sein Werk zu schreiben, und die Entsagung, es zu verbergen, als daß zu dessen öffentlicher Würdigung Lessing die erste und Strauß die letzte Hand bot.

Wir reden nicht gern in der Schulsprache. Doch um das Verhältniß zwischen Strauß und Reimarus aufs bündigste auszudrücken, müssen wir eine Formel brauchen. Leibniz unterschied die niedern und höhern Bildungen in der Welt so, daß jene in diesen allemal klar und deutlich vorgestellt werden, nicht umgekehrt. Hegel nannte dasselbe Verhältniß ein Aufgehobensein der niedern Stufe in der höhern, und wollte damit sagen, daß jene in dieser zugleich verneint und aufbewahrt sei. So verhält sich Reimarus zu Strauß. So faßt und bezeichnet dieser selbst sein Verhältniß zu jenem. Er durchschaut seinen Vorgänger ganz und würdigt ihn vollkommen, indem er ihn widerlegt. Der umgekehrte Fall ist nicht denkbar. Hätte Reimarus das „Leben Jesu" von Strauß erlebt, so würde er bei aller Geistesfreiheit schwerlich vermocht haben, diesen Standpunkt zu durchdringen. „Nein!" hören wir ihn sagen, „wenn die biblischen Schriftsteller so poetische Leute gewesen wären, so würden sie doch weit eher aus den herrlichen Lehren Jesu ein Sitten- und Lehrgedicht gemacht haben, als aus seinem Leben ein Epos!" Oder um das Verhältniß der beiden Kritiker noch durch einen andern Exponenten zu bestimmen, so beruht bei beiden die kritische Unternehmung auf einer philosophischen Grundansicht und lehnt sich gewissermaßen an eine philosophische Schule. Im Hintergrund der Reimarus'schen Kritik steht die Wolf'sche Philosophie, im Hintergrund der Strauß'schen die Hegel'sche. Wie Reimarus unter den Wolfianern seinerzeit der klarste Kopf, der beste Stilist, das am meisten kritische Talent und zugleich einer der positiv Gelehrtesten ist, so gelten dieselben Eigenschaften in hervorstechender Weise unter den Hegelianern von Strauß. Doch hier müssen wir bemerken, daß Reimarus von der Wolf'schen Schule viel enger und schulmäßiger abhängt als Strauß von der Hegel'schen, und daß wir in diesem Punkte auf der Seite des letztern eine doppelte Ueberlegenheit entdecken. Er geht von einer Philosophie aus, die, richtig verstanden und gebraucht, bei weitem fähiger ist als die Wolf'sche, in die fremde Eigenthümlichkeit geschichtlicher Gegenstände einzugehen, sich in die Gemüths- und Bildungszustände fremder Völker und Zeiten zu versetzen, mit einem Wort mit ihren Objecten liberal und sachgemäß zu verfahren, was die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts kaum vermochte. Und diese freiere, zu der sogenannten objectiven Beurtheilung der Dinge besser angelegte Philosophie übt auf Strauß eine weniger schulmäßige Herrschaft als jene beschränktere auf Reimarus. Offenbar ein doppelter Vortheil, den Strauß durch die Bildung der Zeit und seine persönliche Geistesart vor Reimarus voraushat. Kant unterschied einmal sehr gut die consequente Denkweise von der erweiterten. Ich denke consequent, wenn ich in meinem Sinne richtig schließe; ich denke erweitert, wenn ich mich in die Seele des andern versetze und in seinem Sinne richtig schließe. Eine consequente Denkweise kann deshalb sehr bornirt sein, so scharfsinnig sie ist. Eine erweiterte Denkweise ist immer liberal. Kant nannte sie auch die ästhetische Denkungsart. Mit Recht, denn es gehört Herz und Phantasie dazu, um in der Seele anderer zu denken. Lessing besaß in eminentem Grade diese ästhetische Denkweise, welche die große Tugend hat, nie bornirt zu sein. Und wenn wir unsere beiden Kritiker mit Lessing vergleichen, so müssen wir urtheilen, daß Strauß in seiner Geistesart ihm näher steht als Reimarus.

Die Grundsätze der Reimarus'schen Kritik sind sehr einfach. Das ganze Gebäude derselben beruht auf folgendem logischen Grundriß. Der Satz des Widerspruchs, der erste der Logik, lehrt, daß etwas nicht zugleich bejaht und verneint werden kann. Also ist jede Bejahung zugleich die Verneinung des Gegentheils. Also ist die Bejahung der wahren Religion zugleich die Verneinung der entgegengesetzten. Ist nun die wahre Religion die natürliche oder die Religion auf Grund der Vernunft, und widerspricht dieser die geoffenbarte Religion oder die biblische, so folgt, daß die letzte als falsch angesehen oder verneint werden müsse. Der Schluß, der das Reimarus'sche Werk trägt, lautet etwa so: nur die natürliche Religion ist wahr, nun ist die biblische Religion im Widerstreit mit der natürlichen, also ist sie falsch. Der Obersatz ist die Annahme, die von der Philosophie herkommt, den Geist der Aufklärung erfüllt und den Glauben von Reimarus bildet. Es hat wenige gegeben, denen es mit der natürlichen Religion so heiliger Ernst war als ihm. Ihm ist bei der natürlichen Religion wirklich warm geworden, er war in diesem Sinne fromm. Der Untersatz in dem obigen Schluß ist der Beweis, den er führen, die Aufgabe, die er lösen will. Dieser Beweis ist eben seine Kritik. Der Schlußsatz ist das selbstverständliche Resultat. Man kann eine Kritik am besten prüfen, wenn man sich ihre Grundsätze in einfachen Schlüssen vorlegt. So würde ich z. B. die Grundsätze, nach denen Paulus die Bibel erklärt hat, auf folgenden Schluß zurückführen: Was in der Bibel steht, ist wahr; Wunder können nicht wahr sein, also können Wunder nicht in der Bibel stehen, mithin sind die vermeintlichen Wundergeschichten, die in der Bibel erzählt werden, in Wahrheit ganz natürliche Begebenheiten gewesen und müssen als solche erklärt werden u. s. w.

Was ist natürliche Religion? Ihr Katechismus ist kurz beisammen. Sie ist, auf Vernunftbeweise gegründet, der Glaube an Gott als den gerechten, weisen und gütigen Schöpfer der Welt, der das Beste aller Menschen will, und an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Sie ist der Glaube an eine weise und gesetzmäßige Weltordnung als die vollkommenste Offenbarung Gottes.

Wenn also Gott eine Religion offenbaren wollte, so mußte dieselbe vermöge der göttlichen Gerechtigkeit und Güte in ihrer Tragweite auf die ganze Menschheit berechnet und für dieselbe angelegt, so mußten ihre irdischen Träger die sittenreinsten, besten, weisesten Menschen sein. Mithin ist jede einer Religion anhaftende, particulare Schranke oder Hemmung, die ihrer Universalität widerstrebt, eine Instanz gegen die Offenbarung. Und ebenso ist jeder Wahn und jede selbstsüchtige irdische Absicht eine Instanz gegen den Propheten.

Das sind die bestimmten Gesichtspunkte, unter denen Reimarus die biblischen Schriften und Personen untersucht, beurtheilt und in ihrem Offenbarungscharakter widerlegt. Indem er auf diese Weise den Gegenbeweis gegen die geoffenbarte Religion führt, will er die natürliche vertheidigt haben. Er nennt deshalb sein Werk „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes". Diesem sehr ausgedehnten Werke war ein Menschenalter hindurch sein Nachdenken und der Fleiß seiner Muße gewidmet. Er war, wie es scheint, schon vor 1747 damit zu Stande gekommen, dann hat er es zu verschiedenen malen umgearbeitet, aber nur wenigen Freunden mitgetheilt und nie veröffentlicht. Lessing, der im letzten Lebensjahr des Verfassers nach Hamburg kam, lernte das Werk in der Familie Reimarus kennen; er gab in den Jahren 1774—78 Bruchstücke davon heraus, als ob er sie in der Bibliothek von Wolfenbüttel aufgefunden, um das Geheimniß der Familie zu bewahren. Ueber diese Bruchstücke entstand der Streit zwischen Lessing und Götze. Erst im Jahre 1814, als der Sohn eine Abschrift des Werks der Bibliothek zu Göttingen schenkte, wurde es zur öffentlichen Thatsache, daß Reimarus der „wolfenbütteler Fragmentist" war.

Denken wir uns nun die biblischen Schriften des Alten und Neuen Testaments unter diese kritische Gesichtspunkte gerückt, wie sie Reimarus aufstellt, so ist mit der Fragestellung die Antwort gegeben. Kann die geoffenbarte Wahrheit nur eine solche sein, die mit vollkommener Klarheit und innerer Uebereinstimmung das ganze Menschengeschlecht erleuchtet, so können sechzig Schriften in verschiedenen Sprachen, die kein zusammenhängendes Ganzes bilden und in dem Zeitraum zweier Jahrtausende allmählich entstanden und endlich in einen Kanon gesammelt worden sind, keine Offenbarung sein. Sollen die Träger göttlicher Offenbarung sich vor allem durch ihre Sittenreinheit bewähren, so steht es schlimm um die vermeintlichen Träger der jüdischen Offenbarung: Noah, die Erzväter, Joseph, Moses, Samuel, David u. s. w., so sind sie nicht die Werkzeuge Gottes gewesen, sondern haben sich des Scheins, als ob sie es wären, bedient zu ihren irdischen und selbstsüchtigen Zwecken. Wenn man von einer Offenbarungsgeschichte, wie die biblische sein will, die Offenbarung abzieht, was bleibt? Eine Geschichte scheinbarer, vorgespiegelter Offenbarungen, d. h. ein menschliches Gaukelwerk der schlimmsten Art! In dieses einfache Subtractionsexempel mündet die Reimarus'sche Kritik.

Hier kann man aufs beste den Proceß, den Reimarus der Bibel macht, in seinem ganzen Umfange übersehen und aus der Einseitigkeit und objectiven Verwerflichkeit der Sentenz die Einseitigkeit und Unvollkommenheit dieser ganzen kritischen Rechtspflege beurtheilen. Man sieht sich am Schluß dieser Kritik in einem neuen Problem gefangen, in welchem die Reimarus'sche Lösung der Bibelfrage rettungslos stecken bleibt. Von der Geschichte der göttlichen Offenbarung bleibt als historischer Kern kurz gesagt der menschlicher Betrug übrig. Diese Lösung der Sache ist trostlos. Deshalb könnte sie wahr sein. Es wäre nicht der einzige, nur der schlimmste Fall, in welchem die Wahrheit trostlos ist. Aber die Lösung ist in den Hauptsachen aus psychologischen Gründen undenkbar. Es ist z. B. vollkommen undenkbar, daß die Apostel mit hinreißender Begeisterung den Auferstandenen gepredigt und die Menschen zu ihm bekehrt haben sollten, während sie im Herzen wußten, daß sie den Leichnam heimlich beiseite gebracht. Eine solche auf Lüge und Betrug gegründete Begeisterung ist undenkbar; ihre Vereinigung ist genau der Widerspruch, den Reimarus selbst für das Kriterium der Unmöglichkeit hält.

Man wird also urtheilen müssen, daß die Reimarus'sche Kritik, wie folgerichtig sie in ihrem Sinne ist, wie gelehrt und scharfsinnig sie im einzelnen verfährt, doch im ganzen das biblische Problem nicht löst. Was bleibt übrig? Es gibt hier zwei Auswege: entweder man kehrt zu dem alten Offenbarungsglauben zurück und gibt damit nicht blos die Reimarus'sche, sondern alle Kritik vollkommen auf, oder man schreitet in der kritischen Lösung des Problems fort und durchbricht die Schranken der Reimarus'schen Beurtheilungsweise. Hier kann man den Weg von Reimarus zu Strauß, also ein ganzes Jahrhundert in der geschichtlichen Entwickelung, wie einen einzigen Schritt darstellen. So kurz erscheint diese Entwickelung, wenn man sie zurückgelegt hat und von dem höhern Standpunkte aus übersieht. Wenn man den Offenbarungscharakter der biblischen Geschichten nicht wiederherstellen kann aus kritischen Gründen, aber auch an die Stelle der göttlichen Offenbarung nicht die erlogene und vorgespiegelte Offenbarung, d. h. den menschlichen Betrug setzen kann aus Gründen, die ebenso kritisch sind, was bleibt übrig? Zwischen der Wahrheit und Lüge steht Reimarus kein Drittes, aber es gibt ein Drittes zwischen beiden: die Dichtung. Es sollten nur die Mönche in den „Epistolae obscurorum virorum" sein, die, um ihre syllogistische Kunst zu zeigen, den Schluß in barbara machen, daß alle Poeten Lügner sind. Wenn die biblischen Propheten, das Wort im weitesten Sinne genommen, übernatürliche Offenbarungen von Gott nicht empfangen, auch den Schein solcher Offenbarungen sich nicht selbst betrügerisch angemaßt haben, so war es der Glaube an sie, dem sie als Träger solcher Offenbarungen erschienen, es war die gläubige Phantasie, die sich diese Vorstellungen ausbildete in Formen, die dem Charakter und der Bildung des Zeitalters entsprachen. Hier ist die mythische Erklärungsweise, die Strauß als ein Organon zur Erklärung der biblischen Geschichte und zur Lösung ihrer Probleme entwickelt und auf dem Gebiete des Neuen Testaments methodisch zur Anwendung gebracht hat. Sie ist gründlicher, kritischer als die Methode von Reimarus und eben dadurch sachgemäßer. Es ist eine Halbheit im buchstäblichen Verstande, von der Offenbarungsgeschichte die Offenbarung abzuziehen und die Geschichte zu lassen. Wenn die Offenbarung kein Factum ist, warum soll die Geschichte, in der sie spielt, ein Factum sein? Muß man den Zweifel an der ersten nicht auch auf die andere

ausdehnen? Und wenn man mit der mythischen Erklärungsweise die Kritik nicht blos gegen einen Theil des Factums, sondern gegen das ganze Factum richtet, so kann man den Thatsachen der biblischen Geschichte den religiösen Werth zurückgeben, indem man ihnen den geschichtlichen Charakter nimmt; darum ist die gründlichere Kritik, eben weil sie gründlicher ist, die sachgemäßere und, wenn man will, die heilsamere. Will man sich aber gegen Reimarus in den Standpunkt des historischen Offenbarungsglaubens zurückversetzen, so treten jene sittlichen Bedenken des Kritikers über Menschen und Begebenheiten der Offenbarungsgeschichte wieder in volle Kraft, und sie gelten heute so gut als vor einem Jahrhundert.

Der Begriff des Mythus ist darum kein kritisches Universalmittel, dessen bloße Anwendung alle Zweifel und Probleme löst. Er bedeutet einen neuen Gesichtspunkt, mit dem die Bibelerklärung ganz neue Aufgaben übernimmt. Wie ist der Mythus entstanden? Welche Motive haben ihn erzeugt? Wer hat die Erzählung verfaßt? Unter welchen Bedingungen, in welchen Absichten sind überhaupt die Bücher der biblischen Geschichte geschrieben? Aus der Kritik der Geschichtsobjecte wird eine Kritik der Geschichtschreiber. Und da diese Fragen offenbar nur aus der Einsicht in die geschichtlichen Zeit- und Bildungsverhältnisse gelöst werden können, so treibt die mythische Erklärungsweise nothwendig zu der historischen Kritik. Und erst von hier aus ergibt sich, was an der Geschichte selbst wahr oder falsch ist. So endet die Kritik der Geschichtschreiber in ihren Resultaten, wie sicher oder problematisch sie sein mögen, wieder mit der Kritik der Geschichte selbst.

Daß die Bibelerklärung diese Richtung nicht beiläufig, sondern in erster Instanz nehmen muß, versteht sich eigentlich nach Kant von selbst. Die kritische Erklärungsweise, welche Strauß mit der mythischen principiell begonnen hat, nimmt der Bibel gegenüber dieselbe Wendung, als die kritische Philosophie gegenüber der Erkenntniß. Es wird zunächst nicht gefragt: was ist das Erkannte? sondern: wer ist der Erkennende? welches sind die Vermögen und Bedingungen, unter denen wir die Objecte vorstellen? Die Frage nach der Autorschaft ist die erste. Unter den philosophischen Problemen ist das erste die Composition der Erkenntniß. Unter den biblischen Problemen ist das erste die Composition der biblischen Schriften.

Wenn man auf diese Fragen nicht achtet, sie nicht methodisch untersucht, wie es im Geiste des dogmatischen Zeitalters lag, so muß man auf ungeheuerliche Resultate kommen. Ein Beispiel für viele. Johannes der Täufer und Jesus müssen sich nach der Erzählung des Matthäus gekannt haben. Nach der Darstellung des vierten Evangelisten wird Jesus erst bei der Taufe dem Johannes offenbart. Hier ist der Widerspruch zwischen den beiden Evangelien, und er ist aus der verschiedenen Verfassungsweise beider zu lösen. Aber Reimarus sieht den Widerspruch nur in der Thatsache. Personen und Begebenheiten sind identisch. Zwischen dem Täufer des ersten und dem des vierten Evangeliums gibt es für ihn keinen Unterschied. Also schließt er: Es ist gewiß, daß Johannes und Jesus sich gekannt haben von Kindheit an; es ist gewiß, daß sie bei der Taufe einander nicht gekannt haben wollen, also haben sie blos so gethan, es war verabredetes Spiel u. s. w. Hierbei bemerkt Strauß (S. 191):

Kaum möchte sich bei einem andern Falle augenscheinlicher nachweisen lassen, wie die von einer unvollständigen Kritik der neutestamentlichen Geschichte geschlagenen Wunden einzig durch eine gründlicher durchgeführte Kritik zu heilen sind. Wenn es andem ist, worauf Reimarus dringt, daß jeder biblische Schriftsteller für sich genommen werden muß, wer berechtigte ihn dann, den Täufer des vierten Evangeliums, der Jesum vor der Taufe nicht gekannt zu haben versichert, aus dem ersten Evangelium Lüge zu strafen, nach welchem er ihn schon vorher gekannt hat, oder aus dem dritten, nach welchem er den nahen Verwandten, auf den er schon im Mutterleibe wunderbar aufmerksam gemacht worden war, nicht wol bis zum dreißigsten Jahre fern geblieben sein kann u. s. w.

Doch wir überlassen es unsern Lesern, die eingehende und beste Belehrung aus der Strauß'schen Schrift selbst zu schöpfen, die zugleich das gesammte Werk von Reimarus compendiarisch darstellt.

II.

Das zweite gleichzeitig erschienene Buch enthält eine Reihe kleinerer Schriften, die mit Ausnahme der ersten in den letzten 15 Jahren (zum größten Theil von 1853—59) in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht und in dem vorliegenden Bändchen gesammelt worden sind. Es sind Aufsätze über Klopstock, L. J. Spittler, A. W. Schlegel, Immermann, L. Bauer, die Uexküll'sche Gemäldesammlung, die Maler E. Wächter und Gottlieb Schick, den Bildhauer Isopi, Beethoven's neunte Symphonie u. s. w.

Der erste Aufsatz steht in nächster Verbindung mit der Schrift über Reimarus und ist in ausdrücklicher Beziehung auf dieselbe geschrieben. Das Thema heißt „Barthold Heinrich Brockes und Hermann Samuel Reimarus". Will man von Reimarus ein vollständiges Bild haben, so muß man unmittelbar nach der eben besprochenen Schrift diesen Aufsatz lesen. Dort haben wir es mit dem kritischen, hier mit dem (in seiner Weise) frommen Reimarus zu thun; dort mit seiner philosophischen Kritik, hier mit seiner philosophischen Religion. Das Buch handelt von dem Reimarus, der die „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" schrieb und verbarg; der Aufsatz handelt von dem Reimarus, der ein Werk über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion herausgab.

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß hier eine Zweideutigkeit im Spiele sei, und daß Reimarus ein anderer in seiner verheimlichten Kritik der Bibel, ein anderer in seiner veröffentlichten Schrift über die natürliche Religion war. Eine solche Zweideutigkeit würde schlecht passen zu dem einfachen Wahrheitssinn und dem grundehrlichen Charakter des Mannes. Es ist in der That ein und dieselbe Wahrheit, von welcher Reimarus in der einen Schrift die esoterische Seite vertheidigt und in der andern die exoterische Seite zeigt. Und wir

ie negative Kritik und die positive Ueberzeugung in Reimarus beide aus einem Stück sind, das konnte Strauß nicht einleuchtender und zugleich anmuthiger darthun, als indem er den Philosophen Reimarus mit dem Dichter Brockes zusammenstellte.

Wenn es Reimarus wirklich Ernst war mit seinem Theismus, mit seinem Glauben an Gott als den persönlichen Welturheber: was vermochte ihn denn zu jenem planmäßigen und wohlgeschulten Feldzuge gegen die Offenbarungen und Wunder der Bibel? Wie reimt sich mit diesem Gottesglauben dieser Wunderunglaube? Was wäre der Gott des Theismus, wenn sein Wille nicht allmächtig wäre? Was wäre dieser allmächtige Wille, wenn er nicht Wunder thun könnte? Und wenn er es kann, warum sollte er Wunder nicht gethan haben? Woher also bei diesem Theisten der Wunderunglaube? Gewiß, wenn es sich blos um die Macht Gottes handelt, so kann Reimarus die Möglichkeit des Wunders nicht leugnen, während Spinoza auch unter diesem Gesichtspunkte das Wunder verneinen muß, weil bei ihm die Macht Gottes und die Macht der Natur eins sind. Nun ist aber jedes factische Wunder eine thatsächliche Aufhebung der Naturgesetze, wodurch die Weltordnung in Widerstreit kommt mit sich selbst. Eine solche Aufhebung kann ihren Grund nur in der Unvollkommenheit der gesetzmäßigen Weltordnung haben, denn ihr Zweck kann nur eine Berichtigung des Weltlaufs sein. Wenn die Welt wie ein Uhrwerk wäre, das auch falsch gehen könnte, so wäre die eingreifende Hand des Werkmeisters zur Berichtigung nothwendig. Eine solche Uhr wäre sicher nicht das Werk des vollkommensten Künstlers. Und so wäre das Wunder in der Welt, wenn es geschieht, eine Instanz gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers. Wenn also das Wunder auch von seiten der göttlichen Macht möglich ist, so ist es von seiten der göttlichen Weisheit und Güte unmöglich. Es ist moralisch unmöglich. Bei Spinoza gibt es zum Wunder keine Macht, bei Reimarus gibt es zum Wunder keinen Zweck. Es ist unmöglich, weil es zweckwidrig wäre, weil man nicht sagen könnte, wozu es überhaupt geschieht. Hier ist der Punkt, wo der Wunderunglaube des Reimarus mit seinem Gottesglauben vollkommen übereinstimmt. Seine Bibelkritik widerspricht seinem Theismus so wenig, daß sie vielmehr in ihrem letzten Grunde auf ihm beruht. Alles in der Welt ist nach Zwecken und Absichten geordnet; darum paßt das Wunder als eine zweckwidrige Begebenheit nicht in die Welt, darum ist für Reimarus eine Wunderbegebenheit so viel als ein logischer Widerspruch, ein hölzernes Eisen, ein viereckiger Zirkel, ein Mittel, das keinen Zweck hat. In der Welt offenbart Gott seine Absichten; im Wunder würde er offenbaren, daß er seine Absichten verfehlt habe. Die Erkenntniß Gottes aus der zweckmäßigen Ordnung und Einrichtung der Welt, insbesondere der Natur, ist bei Reimarus die vornehmste Wahrheit der natürlichen Religion, ist eigentlich die natürliche Religion selbst. Diese Erkenntniß stimmt ihn andächtig und belebt sogar seine Phantasie bis zum poetischen Schwunge. Und hier treffen wir seine Geistesverwandtschaft mit Brockes. Beide Männer waren einander befreundet. Brockes war einer von den sehr wenigen Vertrauten, denen Reimarus seine Schutzschrift mittheilte. Der physikotheologische Beweis, dieses Lieblingsargument der gläubigen Aufklärung, dieser Herzensbeweis Gottes, wie ihn Kant nannte, trägt die Poesie von Brockes, den Glauben und die Kritik von Reimarus. Des letztern vornehmste Wahrheiten, sagt Strauß, enthalten eine philosophisch-naturgeschichtliche Durchführung des physikotheologischen Beweises. Und Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" ist ein gereimter physikotheologischer Beweis. „Es war die gute Zeit, da die Naturforschung noch Hand in Hand mit dem Glauben ging, die Blütezeit des physikotheologischen Beweises, der Hydro-, Pyro-, Ichthyo- und Akridotheologien, welche das Dasein Gottes aus Wasser und Feuer, den Schuppen und Blasen der Fische wie dem Bau und den Wanderzügen der Heuschrecken zu erhärten suchten." So ist z. B. für Brockes die Gemse ein höchst willkommenes Object seiner poetischen Beweisführung:

Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, für's Gesicht die Galle gut,
Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut;
Auch die Haut dient uns nicht minder. Strahlet nicht aus diesem Thier
Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb' herfür?

Schwieriger ist der menschenfressende Wolf. Hier muß die Physikotheologie zur Theodicee werden. Man solle nicht meinen, daß es besser gar keinen Wolf gebe oder daß der Wolf von selbst entstanden sei:

O nein! Denn daß wir es nicht wissen, wozu er eigentlich gemacht,
Zeigt deutlich unsern Unverstand, umschränkten Geist und Unbedacht,
Doch keinen Fehl der Schöpfung an. Zudem wenn wir es recht ergründen,
Sind auch in Wölfen viele Dinge zu unserm Nutzen noch zu finden.
Wir haben nicht nur ihrer Bälge im scharfen Frost uns zu erfreuen,
Es dienen ihrer Glieder viele zu großem Nutz in Arzeneien.

Indessen hat diese harmlose Reimerei doch das volle Bewußtsein der natürlichen Religion zu ihrer Folie und an manchen Stellen zeigt sich sogar der kritische Stachel. Es ist offenbar eine Erklärung der natürlichen Religion gegen die kirchliche, wenn der Dichter Gott bittet:

Laß mich blos aus deinen Werken
Deine wahre Wirklichkeit, Allmacht, Lieb' und Weisheit merken,
Laß mich alle Menschen lieben, doch am innigsten die Christen,
Die sich nicht aus Leidenschaft sträflich miteinander zwisten u. s. w.

Man kommt nicht in der Christen Orden,
Wenn man nicht erst ein Mensch geworden,
Man wird ein Mensch, wenn uns, gerührt,
Die Creatur zum Schöpfer führt.

Und wie Brockes bei seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" bisweilen anfängt im Geiste seines Freundes zu philosophiren, so finden sich in der Schrift über „die vornehmsten Wahrheiten u. s. w." Stellen, wo Reimarus seine Freude an der Natur so sinnig und poetisch ausspricht, daß wir uns wie von einem Gedicht berührt

fühlen und wohl einsehen, wie in diesem Manne die physikotheologische Vorstellungsweise Herzens- und Gemüthssache war.

Welch eigenthümlicher und für die Einsicht in den deutschen Geist des vorigen Jahrhunderts lehrreicher Gegensatz zwischen dem Verfasser der Schutzschrift und dem irdisch in Gott vergnügten Poeten auf der einen und dem Dichter des „Messias“ auf der andern Seite! Strauß läßt dem Aufsatz über Brockes und Reimarus unmittelbar einen Aufsatz über Klopstock folgen; aber nicht um an dieser Stelle die ungläubige Kritik des einen mit der gläubigen Begeisterung des andern zu messen, sondern um uns eine kurze Episode aus dem Leben des Dichters, die bisher nicht in ihren Einzelheiten bekannt war, den halbjährigen Aufenthalt Klopstock's am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, aus einer handschriftlichen Quelle zu schildern. Hier und bei den folgenden Aufsätzen müssen wir den Leser auf die genußreiche Lectüre selbst verweisen. 9.

Poetische Aneignungen und Uebersetzungen.

Zweiter Artikel.*)

Auch die nordischen Literaturen, die schwedische und dänische, sowie die schottische und irische Volkspoesie, sind in ihren ältern und neuern Erzeugnissen mehrfach der deutschen Muttersprache angeeignet worden, mit welcher der Volksgeist und die Sprache der skandinavischen Halbinseln und der großbritannischen Inseln eine unverkennbare Verwandtschaft haben. Wir wollen einige der neuesten Uebersetzungen in flüchtiger Skizzirung an uns vorüberziehen lassen:

1. Schwedische Lieder der Neuzeit. Eine Sammlung Gedichte von Geijer, Stagnelius, Runeberg, von Braun und Strandberg. Deutsch von Ferdinand Otto Freiherrn von Nordenflycht. Berlin, Decker. 1861. 16. 1 Thlr.

Wir erfahren aus der Einleitung, daß die schwedische Poesie bei ihrem Erwachen im Beginn dieses Jahrhunderts in zwei ziemlich scharf gesonderte Richtungen auseinander ging, in die sogenannte gothische und in die metaphysische Schule, deren Tendenzen später eine volksthümlich moderne Schule auf die rechte Mitte zurückzuführen suchte. Die gothische Poesie griff wegen des Stoffs für ihre poetischen Arbeiten hauptsächlich in die vorchristliche Urzeit Skandinaviens zurück. Tegnér's „Frithjofs-Saga“ ist das im Auslande bekannteste Erzeugniß dieser Richtung. Der eigentliche Begründer der Schule ist Erik Johann Geijer, von welchem unsere Sammlung drei Gedichte mittheilt. Das erste: „Der Viking“, athmet die frische Seeluft des nordischen Piratenthums:

> Die Segel schwellet der Nord mit Macht
> Auf dem Rücken des Meers flugs dahin,
> Der Gipfel sank in der Fluten Nacht,
> Mir ward so wonnig zu Sinn,
> Schwang des Vaters rostiges Schwert sogleich
> Und schwur zu erwerben ein Königreich
> Auf dem Meer.

Das zweite Gedicht: „Der letzte Kämpe“, ist eine Elegie auf das Heidenthum der versinkenden Urzeit, auf die alten Götter, welche „dem weisen Christus“ weichen müssen; das dritte: „Der Köhlerknabe“, drückt in volksthümlicher Form die Schauer der Naturwildniß aus. Der Gegensatz, in welchem die zweite, die metaphysische Dichterschule der „Phosphoristen“ (von der Zeitschrift „Phosphorus“) zu dieser gothischen Poesie steht, ist aus den zahlreich mitgetheilten Gedichten eines Stagnelius leicht zu ersehen. Das Alterthum mit seinen Götter- und Gedankenkreisen, aber auch mit seiner Formenklarheit dringt ebenso in die schwedische Literatur als maßgebend ein, wie es die deutsche in unserm classischen Zeitalter bestimmte. Christliche und antike Weltanschauung zeigen sich in einer oft trüben Mischung, die Mythologie aber gibt hauptsächlich die Farben der Dichtung her. Gedichte wie „Arachne“ und „Narciß“ knüpfen unmittelbar an die Ovidischen „Metamorphosen“ an. Gedichte, wie „Die Nacht“ beginnen, als wären es Erläuterungen zu mythologischen Tapetenbildern:

> Wieder von Cynthio's Leuchte geführt, umglänzt von den Sternen
> Kehrst du, befreundete Nacht, aus der Schatten Gefild.
> Mit dir wandelt das Schweigen und rosenbekränzt der Schlummer,
> Spielender Träume Schwarm folget dem festlichen Zug.

Luna, Eos, Cyperns Lilie, Phöbus, Thetis sind die stereotypen Figuren und Bilder dieser Gedichte, das holde Mädchen, „Philomele“, wird nach allen seinen mythischen Beziehungen zum Olympos gefeiert:

> Holdes Mädchen! Philomele,
> Deren süße Flötenlieder
> Tönen von des Waldes Quelle,
> Wenn das Thal im Schlummer liegt,
> Strahlt nicht in des Pfaus Gefieder,
> In dem Schnee des Schwanes nicht.
>
> Schwebt auch nicht auf breiten Schwingen
> Durch Olympus' blaue Räume,
> Adler gleich, zum Zeus zu bringen
> Racheblitze vom Vulkan,
> Zieht auch nicht zu Cyperns Haine
> Venus auf dem luft'gen Kahn u. s. w.

Dazwischen ertönen anakreontische Sänge, denen es weder an Rosen und Epheu, noch an der schwärmenden Biene fehlt und „bacchische“ Lieder, in denen der umkränzte Pokal“ und der „Nektar der Reben“ die übliche Rolle spielt. In allen diesen Gedichten ist indeß die Form von ansprechender Grazie, und so ist die Schule der „Phosphoristen“ von wesentlichem Einflusse auf die innere Durchbildung der schwedischen Lyrik gewesen. Dennoch konnte die Reaction gegen die antikisirende Richtung nicht ausbleiben. Die Trägerin derselben ist die moderne Dichterschule, als deren bedeutendstes Talent Johann Ludwig Runeberg (geb. 1804) gefeiert wird. Bei ihm ist nationales Colorit, volksthümlicher Ton, skandinavische Haltung und Färbung; hier wird keine Farbe aufgetragen, welche einer fremden Welt entlehnt ist. Man vergleiche nur das Runeberg'sche Lied an die „Nachtigall“

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 32 d. Bl. D. Red.

mit dem von Stagnelius! Wie frei von unnöthigem Bilderprunke spricht sich hier die Empfindung aus:

Drum will ich lauschen dir im Dämmerlicht,
Bis durch den Hain der letzte Purpur bricht,
Die Nacht gezündet ihren bleichen Schein;
Es harrt im Hüttchen ja die Liebste mein.
Erzähl' ihr dann von deinem Lied den Sinn,
Da braucht's nicht Worte, Küsse reichen hin.

„Idyllen" und „Epigramme" bilden den ersten Abschnitt der mitgetheilten Runeberg'schen Poesien. Und in der That haben auch die andern Gedichte meistens eine idyllische Färbung oder epigrammatische Wendung. Das sanfte, ruhige Bild der nordischen Landschaft spiegelt sich in diesen Strophen. Der Schwan hebt vom beschilften Ufer seligen Sang an:

Singt von Nordens stiller Pracht,
Himmels reinem Plan,
Singt von Nordens tiefer Nacht,
Da man schlummern kann.

Singet, wie die Birke malt
Weicher Schatten Spiel.
Jede Bucht ist goldbestrahlt,
Jede Welle kühl.

Selig wenn es hier geschah,
Daß er Liebe fand,
Denn es hat die Treue ja
Hier ihr Heimatland.

Derselbe idyllische Hauch durchweht Gedichte wie „Der Herbstabend", „Der Hirte", „Das Vogelnest an der Landstraße" und andere zahlreiche Gedichte. Als Probe für die lyrisch-epigrammatischen Wendungen des Dichters diene das folgende kleine Gedicht:

Die Verschmähte.

Aehr' an Aehre wogt im Felde
Korn an Korn keimt in der Aehre,
Jedes Wort von deinem Munde
Wächst so mir im treuen Herzen.
Harter, undankbarer Knabe,
Sieh, der Landmann birgt die Ernte;
Doch du säest nur, die Aehren
Läßt den Vögeln du des Himmels,
Lässest du dem Schnee, den Winden.

Von den andern Vertretern der neuen Richtung lehnt sich Wilhelm von Braun in seinen Romanzen mehr an die gothische Schule an, während Strandberg oft einen patriotisch kräftigen Ton anschlägt und in seinen Sonetten manchen sinnigen Gedanken zum Ausdruck bringt. Jedenfalls gibt die vorliegende Sammlung ein klares Bild der neuen schwedischen Lyrik, ihrer Hauptleistungen und ihres Entwickelungsganges.

Aus der neuern dänischen Literatur liegen uns zwei Uebersetzungen vor:

1. Eine Seele nach dem Tode. Von Johann Ludwig Heiberg. Im Versmaß des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Berlin, Lüderitz. 1861. 16. 24 Ngr.
2. Scheik Hassan. Lustspiel in drei Aufzügen von Henrik Hertz. Aus dem Dänischen übersetzt von Graf U. von Baudissin. Altona, Uflacker. 1861. 16. 15 Ngr.

Die erste Dichtung gilt für die Divina commedia der Dänen. Der Dichter, der nicht nur längere Zeit Professor der Aesthetik, sondern auch Theaterdirector war, hat bei dieser Improvisation oder dramatischen Studie von allen Bedingungen des Theaters abgesehen und sie ganz in aristophanischem Stil als eine allgemeine Satire gehalten. Er nennt seine Dichtung eine „apokalyptische Komödie". Die Seele gelangt auf ihrer Wanderschaft zuerst ans Himmelsthor, wo sie vor dem heiligen Petrus ein Examen zu bestehen hat. Sanct-Petrus katechisirt sie nach allen Regeln des alleinseligmachenden Glaubens. Die arme Seele besteht herzlich schlecht; sie beruft sich auf ihren guten Lebenswandel, vergebens! Sie muß weiter ihres Weges ziehn. Sie kommt nach Elysium, an dessen Pforten Aristophanes Wache hält. Hier wird sie in Bezug auf ihre classische Bildung und auf ihr gelehrtes Heidenthum examinirt, wobei sie die Taktlosigkeit begeht, für Sokrates zu schwärmen und auf Aristophanes zu schimpfen. Da auch sonst ihr Streben nach dem Idealen in sehr zweifelhafter Beleuchtung erscheint, so wird sie von Elysiums Pforten verwiesen und der Hölle zugeschickt. Die Hölle ist ausnehmend gastlich; Mephistopheles weist niemand zurück. Die außerordentliche Liberalität des höllischen Reichs wird von Mephistopheles nicht ohne Tiefsinn auseinandergesetzt:

Wenn dir niemals zur Klarheit erwacht,
Was die Welt von dem Gestern gedacht,
Wenn du stets nur das Heute gekannt,
Dann sei froh, daß du her dich gewandt;
Denn dann findest du hier deinen Kreis,
Wo man nichts von Bedingungen weiß.
Ohne Band folgt hier Stunde auf Stund',
Hier ist Fläche, doch niemals ein Grund;
Hier ist selbständig alles und frei,
Ob auch schwarz oder weiß, einerlei;
Hier wird Freiheit und Gleichheit zur That,
Hier ist stets ein beginnender Staat,
Der, wie sehr er auch vorwärts eilt,
Dennoch stets beim Beginnen verweilt;
Denn der einzelne kurze Moment
Von dem vorigen immer sich trennt,
Wie die Dämmerung früh von der Nacht,
Denn nur so hat er Nutzen gebracht,
Und beginnet der Ewigkeit A,
Daran B man doch nimmermehr sah.

Die folgenden Scenen sind reich an mancherlei satirischen Beziehungen, welche zum Theil an dänische Persönlichkeiten und Zustände anknüpfen. Ein Dichter tritt auf; ein Schauspieler wird vom Tode abgeholt; wir werden zu den Danaïden geführt, die ein recht sinnvolles Lied singen. Mephistopheles erläutert zuvor, wer alles zu diesem Chor gehört:

Du darfst nicht vergessen,
Es arbeiten dran erstens funfzig Prinzessen
Die schleppen ohne Ruh' herbei das Naß
Und füllen jahrtausendelang schon das Faß.
Und außerdem findest du da Professoren,
Licentiaten, Magister, sowie Doctoren,
Aus jedem Fache die meisten Scribenten,
Poeten zu Tausenden, Recensenten,
Dann Belletristen und viele Studenten,
Kurzum, keinen Stand gibt's, kein Alter auf Ehre,
Der da nicht aufs beste vertreten wäre,
Und wer mit dem Kreise sich jemals verbunden,
Der hat sich noch immer befriedigt gefunden.

Die Seele findet nun endlich auch in der Hölle ihr behagliches Plätzchen. Die Dichtung ist im ganzen nur eine dialogisirte Satire, ohne dramatischen Faden, doch bringt sie viele ansprechende Pointen. Unsere deutsche Literatur hat übrigens auch unter ihren minder bekannten Productionen manches auf diesem Gebiete, was ihr den Rang wol streitig machen darf.

Die zweite Dichtung hat mehr dramatisches Leben; das orientalisch-phantastische Costüm, in welchem sie auftritt, erinnert an verwandte Dichtungen von Oehlenschläger. Auch Hebbel hat Aehnliches, wenngleich mit tiefern Tendenzen geschrieben. Scheik Hassan ist der brave Mann, dessen Schuldlosigkeit zuletzt an den Tag kommt. Vermittelung und Lösung ist im Geschmack der romantischen Schule; die Spitzbubenscenen sind barocke Episoden. Ein weiter Spielraum ist auch der schwärmerischen Liebeslyrik gestattet, die sich in fast selbständigen Ergüssen ergeht! Uns scheint diese ganze Gattung, welche in Ernst und Scherz mehr ein Hereinspielen tiefern Sinnes gestattet, als das Aufgehen in einer dichterischen Idee ermöglicht, doch seitab von dem Wege zu liegen, welchen die moderne Dichtung einzuschlagen hat. Das Behagen der Phantasie an ihren Spielen artet oft in Spielereien aus; es werden die verschiedensten Saiten angeschlagen, aber keine tönt ganz und voll aus, am wenigsten geben sie zusammen einen harmonischen Accord.

Die Uebersetzungen der beiden dänischen Dichtungen sind übrigens fließend und ungezwungen.

Schottische und irische Gedichte finden wir in folgenden Werken:

4. Schottische Volkslieder der Vorzeit. Im Versmaß des Originals übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1861. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
5. Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtung in Irland von Julius Rodenberg. Leipzig, Grunow. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die schottischen Volkslieder haben eine eigenthümliche Physiognomie, einen schwermüthigen Zug. Die knappe Fassung der meisten, der oft seltsame Refrain, der irgendeinen Blumenkranz zwischen die Zeilen schlingt oder einen stets wiederkehrenden Ruf ertönen läßt, erhöhen das Düstere ihrer Färbung. Es wird viel Blut in ihnen vergossen; viele Leichen liegen auf dem Hochlande oder werden in die Flüsse versenkt. Treue und untreue Liebe, Haß und Rache zucken das Schwert auf ihre Opfer. Dabei gehen die Gespenster aus und ein und treiben Buhlschaft mit den Lebendigen, und die Raben schweben in den Lüften und lauern auf ihren Raub. Da erschlägt Lady Isabel den Elfenritter, der bereits sieben Mädchen im Grimm umgebracht:

> Schön Lady Isabel, sie näht im Kämmerlein,
> Die Ranunkeln blühn lustig und frei,
> Sie hört den Elfenritter, er bläst ins Horn gar fein,
> Am ersten Morgen im Mai.

Lady Maisrie ersticht Jung Hunter, weil er ihr bekennt:

> O harre beim Mahl und der Kerzen Zahl
> Kein Stündlein länger auf mich:
> Ich weiß ein Mägdlein an Brandins Brunn,
> Die lieb' ich mehr als dich.

Sohn Davie erschlägt seinen Bruder um einen Weidenschößling im Hain; der grausame Ritter seine Gattin, der grausame Bruder Johann sein Schwesterlein; es ist der wilde, zu Dolchstößen der Blutrache allzu bereite Geist der schottischen Clans, der sich in diesen Dichtungen ausprägt. Tragödien aller Art sind hier in lakonische Verse zusammengedrängt. „Seltener ist ein heiterer anmuthiger Zug in diesen Volksballaden, wie die Entzauberung des Elfenritters Tamlane durch die Liebe der schönen Janet:

> Morgen Nacht ist Allerheiligennacht,
> Wo reitet den Elfenreihn
> Durch England und durch Schottland beid',
> Durch alle Welt aus und ein;
> Und wär's, daß ihr mich erlösen wollt,
> Am Marienkreuz harret mein!
> Gehn müßt ihr zum Marienkreuz
> Zu mitternächtiger Stund',
> Und Weihwasser nehmen in Eure Hand
> Und sprengen im Kreise rund.
> „Und wie soll ich dich kennen, Tamlane,
> Wie soll ich dich finden allda,
> Inmitten der dichten Elfenschar,
> Desgleichen ich nimmer sah?"
> Der erste Reihn, der vorüberwallt,
> Läßt alle schweigend gehn;
> Der zweite Reihn, der vorüberwallt,
> Der bleibt in Ehrfurcht stehn.
> Der dritte Reihn, der vorüberwallt,
> Ist all' gekleidet in Grün,
> Das ist von allen der herrlichste Reihn,
> Dort reitet die Königin.
> Und ich auf einem milchweißen Roß,
> Den Goldstern in meiner Kron',
> Denn weil ich ein getaufter Mann,
> Drum ward mir solcher Lohn.
> So reißt mich mit Macht vom milchweißen Roß
> Und laßt den Zügel fallen,
> Dann wird ertönen ein Elfenschrei:
> Fort ist er unter uns allen!
> Sie wandeln mich in Euern Armen, Janet,
> Zu einer Natter und Schlangen,
> Doch haltet mich treu, laßt mich nicht frei,
> Wollt Ihr als Gemahl mich umfangen.
> Sie wandeln mich in Euern Armen, Janet,
> Zu Eis auf starrender Flut;
> Sie wandeln mich in Euern Armen, Janet,
> Zu einer gewaltigen Glut.
> Sie wandeln mich in Euern Armen, Janet,
> Zur Taube und dann zum Schwan,
> Und wandeln mich in Euern Armen, Janet,
> Allendlich zum sterblichen Mann.
> Euern grünen Mantel werft über mich —
> Erlöset bin ich dann!

Und so geschieht die Entzauberung, zum großen Leidwesen der Elfenkönigin, der ihr stattlichster Ritter hinweggenommen wird. Auch andere Balladen finden sich, die zu einem glücklichen Ende führen. Die Uebersetzung ist gewandt; einzelne Härten derselben kommen gewiß auf Rechnung der Treue gegen das Original, da diese Volksweisen meistens das Herbe und Schroffe sprachlicher und rhythmischer Wendungen nicht verschmähen.

„Die Harfe von Erin" von Julius Rodenberg führt uns in die Poesie der Grünen Insel ein. Der Verfasser, als Tourist und Lyriker von gutem Ruf, schöpft seine Kenntniß Irlands aus eigener Anschauung, und entwirft uns ein lebendiges Bild der irischen Poesie in ihrem Zusammenhange mit dem Charakter des Volks. Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten gibt uns der Verfasser eine wissenschaftliche Abhandlung über die irische Märchenlehre, in welcher uns alle Gestalten des Märchens, namentlich die Feen, aber auch die Diener der Feen, die Feld-, Wirthschafts- und Luftgeister, die Butterhexe, der Phuka und Fetsch und andere nur im grünen Erin heimische Erscheinungen lebendig vorgeführt werden. Es ist dies ein interessanter, zu wichtigen Parallelen herausfordernder Beitrag zur Geschichte der Phantasiewelt, welche sich die Völker in ihren ersten Träumen aufgebaut. In der zweiten Abtheilung erzählt uns Rodenberg irische Märchen mit meist anmuthiger Naivetät. Den Preis verdient die dritte Abtheilung, in welcher Rodenberg's poetische Ader irische Volkslieder und auf Irland bezügliche Gesänge moderner Meister, namentlich Thomas Moore's, in treffender, echt dichterischer Weise wiedergibt. Als Probe der gewandten poetischen Uebersetzung theilen wir hier ein Gedicht an „Gerald Griffin" mit:

Komm nach Glangeriff, komm!
Komm an die Bai!
Sieh, unser Thal ist fromm,
Friedlich und frei.
Da, da weit von der Welt,
Wo sanft die Woge schwellt,
O wie so holdgesellt
Lebten wir zwei!
Denn unser Thal ist fromm,
Friedlich und frei,
Komm nach Glangeriff, komm!
Komm an die Bai!

Drin ist die Hochlandsschlucht
Frostig und wild.
Unser die Flachlandsbucht,
Sonnig und mild;
Da, da durch Wolkennacht
Sauset der Sturm mit Macht,
Hier aber spielt er sacht.

Ebenso gelungen scheint uns die Uebertragung eines verwandten Gedichts von Allingham: „Komm mit an den Strand!" Die erste Strophe lautet:

Komm mit an den Strand, an den sonnigen Strand,
Wo der Salzwind so frisch weht, so leis,
Wo die Flut hell rollt, unterm endlosen Gold,
Und die Brandung am glitternden Weiß,
Wo die Kinder waten im flachen Pfuhl,
Wo die Welle sie jagt in Flucht,
Wo mit milchweißen Segeln die Böte ziehn
Durch die wunderschön blaue Bucht,
Und mit sicherem Lauf, alle Segel auf,
Das Schiff stolz das offne Meer sucht —
Wo die Netze trocknen im kurzen Ried
Und im Schlaf hartbei man die Fischer sieht,
Ihr Zeltdach des Himmels blauwarmes Gebiet,
Mit der rauschenden Woge am goldnen Rand
Zu singen ihr Schlummerlied.

Rodenberg's dichterische Begabung befähigt ihn vorzugsweise zu Aneignungen, wie sie „Die Harfenklänge von Erin" dem deutschen Publikum bieten.

Eine große Zahl Moore'scher Gedichte findet sich übersetzt in den

6. Blüten aus der Ferne. Lyrische Blumenlese für Damen, aus englischen Classikern übersetzt von F. Wilhelm Andreä. Hannover, Armbrust. 1861. 16. 18 Ngr.

Ein kleines elegantes Bändchen! Außer Gedichten von Moore sind auch Dichtungen von Byron, Longfellow und Felicia Hemans meist in geschmackvoller Weise übertragen: Die Gediegenheit und der poetische Schwung dieser Gedichte machen das Werkchen für Toilettentische empfehlenswerther, als die Blumenlesen aus unsern modernen Duodezromantikern und lyrischen Blumisten.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte des deutschen Schützenwesens.

Drei frankfurter Schützenfeste 1582, 1671, 1707. Beschrieben aus den archivalischen und gedruckten Quellen von Ernst Kelchner. Frankfurt a. M., Auffarth. 1862. 8. 5 Ngr.

Es war ein glücklicher Gedanke von Ernst Kelchner, bei Gelegenheit des großen deutschen Schützenfestes zu Frankfurt auf die früher in dieser Stadt abgehaltenen Schützenfeste die Aufmerksamkeit hinzulenken. Ob freilich die Schützen sich dieser Erinnerung auch hingegeben und der historischen Festesgabe ihre Theilnahme geschenkt haben, ist eine Frage, deren Beantwortung zunächst wol nur dem Verleger jener Schrift zusteht. Zu wünschen ist, daß, wenn der Festesjubel einen Schützen nicht zur Beachtung eines literarischen Beitrags zur Verherrlichung der Feier und der gastfreundlichen Stadt gelangen ließ, wenigstens nachher die selbstthätigen Festgenossen den Blick in die Vergangenheit nicht scheuen mögen. Es wird dem erfreulichen Aufschwunge, den das Schützenwesen in unsern Tagen nimmt, nur förderlich sein, wenn der Zusammenhang mit der Vorzeit nicht ganz von der Hand gewiesen wird, wie verschieden auch der Charakter unserer und der frühern Schützenfeste sein mag. Wir müssen hier von der Schrift Kelchner's nur die literarische Seite im Auge behalten, wir begrüßen dieselbe als einen höchst dankenswerthen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte und wollen sie deshalb der allgemeinen Theilnahme empfohlen haben.

In der That bietet die Beschreibung der drei frankfurter Schützenfeste in den Jahren 1582, 1671 und 1707, wie der Titel verspricht, wirkliches Quellenmaterial; der Verfasser hat dieses meist für sich sprechen lassen und schickt nur in der Vorrede eine kurze und allgemein gehaltene Uebersicht über die Geschichte des Schützenwesens voraus. Ueber die Einladungsschreiben wird gesagt: „Wollte eine Stadt oder ein Fürst ein Schießen abhalten, so erließ man in die ganze Umgegend und selbst oft in weite Ferne sogenannte Ladbriefe, worin nicht allein die Preise, sondern auch die Größe und Entfernung der Scheiben, die Dicke der Bolzen, womit geschossen werden sollte, und alles Sonstige, was auf das Schießen Bezug hatte, genau angegeben war."

„Ladbriefe oder Schützenbriefe" hätte hier gesagt werden sollen, der Name „Schützenbrief" für die Einladungsschreiben ist bei weitem der gewöhnlichere terminologische Ausdruck.

Bei Erwähnung des Ehrenkranzes, welchen die Vaterstadt des besten Schützen erhielt, hätte des „Landkleinods" gedacht werden müssen, welches an vielen Orten den Kranz vertrat.

Sehr richtig ist Kelchner's Bemerkung, daß im allgemeinen die Quellen über das deutsche Schützenwesen nicht so reichlich seien, als man vermuthen sollte. Ebendeshalb muß es unsere Aufgabe sein, Material aufzuspüren und jeden Fund von

Bekung nutzbar zu machen. Gar manche wichtige Handschriften und Drucke sind uns bekannt, aber nur im bibliographischen Nachweise, nicht aber nach ihrem Inhalte. Gerade auch Kelchner's Schriftchen gibt uns den Beweis, daß sich in Archiven, in Bibliotheken und im Privatbesitze noch werthvolles Material birgt, welches, in richtiger Weise verwerthet, unsere immer noch lückenhafte Kenntniß von der Geschichte des Schützenwesens zu bereichern vermag.

Die Quellen über das Schießen vom Jahre 1582 bestehen in einem Ladbriefe und in chronikalischen Aufzeichnungen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Kelchner von diesem Schützenbriefe, der vollständig mitgetheilt wird, eine bibliographische Beschreibung gegeben hätte. So erfahren wir nicht, ob der Abdruck nach dem Originale oder aus einer Chronik geschah. Und wie ist das Original beschaffen? Ist der Brief geschrieben oder gedruckt? Wie viel Seiten oder wie viel Zeilen füllt er? Auch will man gern wissen, wo sich das Längenmaß und der Zirkel aufgezeichnet oder aufgedruckt befindet, wo der Pergamentring zur Bolzenprobe angebracht ist. Halte man diese äußerlichen Dinge nicht für bedeutungslos! Sie gehören einmal nothwendig zur Orientirung und geben oft zu wichtigen Vergleichungen Anlaß. Was den Schützenbrief selbst betrifft, so ist er in mehrfacher Hinsicht interessant. Er ist von großem Umfange, weil in ihm zu einem Armbrustschießen und zugleich zu einem Büchsenschießen eingeladen wird. Er gibt eine sehr ausführliche Darlegung über die Ordnung der beiden Schießen. Auch in Hinsicht der Schützenterminologie bietet er gutes lexikographisches Material. Anziehend ist im Eingang die Stelle, welche den Zweck des Schießens und der festlichen Schützenzusammenkünfte zu Gemüthe führt. Von der Wehrkraft des Volks ist nicht die Rede, auch nicht von „kriegerischer“ Uebung, die man in den Tagen der Gefahr gegen einen Feind bewähren könnte, sondern im Gegentheil die friedliche und gesellige Bedeutung des gemeinsamen Schießens wird hervorgehoben:

„Ob wol nicht ohn, daß sich hin vnd wider allerhandt sorgliche Läuffe erregen, vnd sonsten solche schwere vnbeständige Zeiten seind vnd schier allenthalben dermassen beschaffen ist, daß man nicht vnbillich nachdenckens haben möchte, bey solchen Zeiten von Läufften, einige Kurzweil anzufahen. Jedoch, dieweil das Staal vnd Büchsenschiessen nit Prachts und Wollust halben erdacht worden, Auch nicht nur sonderlicher Kurzweil halben angefangen vnd gebraucht werden, sondern auch zum theil um künstlicher, redlicher, vnd löblicher vbung willen, zum theil aber, vnd zwar fürnemlich, zu pflanzung, mehrung vnd erhaltung guter nachbarlicher einigkeit, vertrawens, Correspondents, Freundtschafft vnd guten willens zwischen allerhand Stenden vnd benachbarten....“

Der höchste Preis, „das Best und erst Gewinn“, bestand in jedem der beiden Schießen aus 101 Reichsgulden, die Einlage war 2½ Gulden, die Anzahl der Schüsse, die jeder Schütze zu thun hatte, betrug im Armbrustschießen 28, im Büchsenschießen 24; die Zielweite war im Armbrustschießen 290 frankfurter Werkschuh, im Büchsenschießen 666 Werkschuh. Auch ein Glückshafen war errichtet, wie im Einladungsschreiben angegeben ist, der dem glücklichen Spieler ein schönes Trinkgeschirr, eine goldene Kette oder ein Kleinod im Werthe von 100 rheinischen Goldgulden verhieß. Das Armbrustschießen währte vom 29. Juli bis zum 8. August und das Büchsenschießen vom 13. bis zum 18. August. Wenn jetzt aus weiter Ferne Gäste zu unsern Festen herbeieilen, so wird dies bei den heutigen Verkehrsverhältnissen nicht besonders hoch geachtet, früher dagegen wurde der Name desjenigen Schützen, der am weitesten zum Feste gekommen war, treulich aufgezeichnet und der Mann überdies durch einen Preis belohnt. Damals beim frankfurter Schießen war der weiteste Schütze Hans Baumer aus Mölk in Oesterreich.

Ueber das zweite, im Jahre 1671 abgehaltene frankfurter Schießen standen ausführlichere Nachrichten zu Gebote, und diese befinden sich in einer gedruckten Beschreibung aus demselben Jahre, welche Kelchner in wortgetreuen Auszügen mittheilt. Auch hier vermissen wir eine bibliographische Notiz, welche sich unbeschadet des populären Zwecks des Schriftchens in einer Anmerkung recht gut hätte anbringen lassen. Wie lautet der Titel jener Beschreibung? Welches Format, wie viel Seiten besitzt sie? Wer ist der Drucker? Sind Abbildungen vorhanden oder nicht? und was dergleichen Fragen mehr sind. Wir müssen einmal in den Vorarbeiten auf Genauigkeit dringen, sonst wird jede spätere Bemühung erschwert anstatt erleichtert.

Auch hier wird die Mittheilung durch einen Schützenbrief eröffnet. Wenn derselbe auch in der Sprache naturgemäß ein moderneres Gepräge trägt, als der aus dem Jahrhundert vorher, so hält doch die Form in mancher Hinsicht an der alten Tradition fest. So ist auch jene Formel, welche den Zweck des Schießens berührt, im allgemeinen beibehalten: „... umb künstlicher und löblicher Uebung willen, auch zu Erhalt-, Fortplantz- und Vermehrung nachbarlichen Vertrauens, Freundschaft und guten Willens ...“ Während in jenem alten Briefe Bürgermeister und Rath der Reichsstadt Frankfurt die Einladung ergehen lassen, geschieht es hier mit Bewilligung des Raths durch die Schützenmeister und Schießgesellen. In der Art des Schießens gewahren wir schon einen bedeutenden Umschwung. Anfänglich war das Schießen mit der Armbrust das vornehmere, jetzt wird nur nebenbei ein solches gehalten, die Einladung hierzu erfolgt nachträglich, das Haupteinladungsschreiben erwähnt ausschließlich das Schießen mit dem Feuergewehr. Dieses soll aber in doppelter Weise ausgeführt werden, wie ja noch heute vielfach mit aufgelegtem Standrohre und zugleich aus freier Hand geschossen wird. Das Schießen mit der Muskete, wobei „ein jeder Schütz oder Schießgesell sich seiner Gabelen bedienen mag“, gilt als das hauptsächlichste, denn der Preis ist der höchste, nämlich 60 Reichsthaler. Die Einlage beträgt 2 Gulden und 10 Batzen, das Ziel hat eine Entfernung von 300 Ellen. Das sogenannte „Bürscht-Schießen auß freyer Faust, in schwebenden Armen, ohn einziges Wider- oder Anlegen“ geschieht natürlich nach einem nähern Ziele. Dasselbe beträgt nur 200 Ellen Weite, die Einlage ist auch geringer, nämlich 22 Batzen, der höchste Preis nur 24 Reichsthaler. Außerdem sind noch eine kleinere Karten- und eine Farbenscheibe aufgestellt. Eine officielle Lotterie ist nicht errichtet, dagegen gedenkt der Brief der Kurzweil, der Spiele und des andern angestellten Glückswesens während des Schießens, wie solches noch heute auf jedem Vogelschießen im Schwange ist.

Auf diesen Schützenbrief folgt in Kelchner's Schrift ein „Verzeichniß der Städte, Flecken und Dörfer, deren Schützen und Schießgesellen das Freie Kunst- und Ritterliche Hauptschießen beigewohnt“. Dieser Orte waren es im ganzen 181; gewiß eine nicht unbedeutende Zahl. Hierauf reiht sich ein Kapitel an, betitelt: „Anstalt zur ordentlichen Auff- und Außführung des zu dem, in der Käyserl. Freyen Reichs-, Wahl- und Handels-Stadt Franckfurt am Mayn, angestellten Ehrlichen, Freyen Kunst- und Ritterlichen Hauptschiessen versammleter frembder und einheimischer Herren Schützen und Schißgesellen, nach dem darzu verordneten Schißplatze.“ Mit großer Ausführlichkeit wird uns die Ordnung des Zugs nach dem Schießplatze geschildert, welchen Weg er durch die Straßen genommen, und namentlich werden die vielen Fahnen gewissenhaft angeführt. Von besonderm Werth scheint uns die Beschreibung des Fe[illegible]plates mit seinen Einrichtungen und der Bericht von der Aufstellung der Schützen bei ihrem Empfange durch einen Abgeordneten des Raths: „Die fremden Herren und Schützen werden auf dem Schießplatze durch, Eines Wol-Edlen und Hochweisen Raths der Keyserl. Freyen Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Franckfurt am Mayn, Cantzeley-Verwandten, im namen der Löblichen Franckfurter-Schützen-Gesellschaft, mündlich bewillkommt und empfangen. Wobey zugleich die gelegen- und beschaffenheit des Schießplatzes selbsten mit wenigem entworffen wird. Vor dem mehrbesagten Eschenheimer-Thore war etwan eine halbe viertheil [illegible] von der Stadt, und gleich hinter den Wein- und [illegible]

n der zeit ein gleicher platz, und nächst daran ein frisch auff-eackertes feld, und solches zu diesem Hauptschiessen erkieset und erordnet. Auff dem Platze stunden hier und dar unterschiedliche grosse und kleine Zelte und Laubhütten, worinnen so wol Zuseher als Schützen sich bey dem zu der Zeit anhaltendem Sommerheissen wetter mit essen und trinken erquicken konnten: Raffen die Schützen- und Platzmeister bey zeiten einen Keller um Truncke graben, und auch eine Küche zum sieden und bra-en auffschlagen lassen. So waren auch andere Kramläden zum eylhaben auffgerichtet. Gegen mitternacht hin vor dem auff-eackerten Felde stund eine lange schißhütte für die Herren, Schützen und Schißgesellen, ihre büchsen darinnen außzuputzen nd zu laden, und vor derselbigen, nächst an dem acker, waren tliche stände zugerichtet, den schuß darinnen über den acker ach den scheiben in das freye feld zu thun. Hinter diser schiß-ütte und auff der seyte gegen abend war ein viereckiges Theatrum on balcken und brettern, etwan eine, zwo oder dritthalb elen och von der Erde auffgebauet, auff welches man von den bey-n enden gegen morgen u. abends auff erhöheten brücken gehen onnte. Zwischen diesem Theatro und der Schißhütte stellte sich ie erste Compagnie Soldaten, bey ihrer ankundfft, gleich bey ie aufgeschlagene Zelten, das gesichte gegen das Theatrum hrend. Die 4 Scheiben wurden unten bey das Theatrum neben inander gesetzt. Die Schützen- und Platzmeister aber besatzten it den sämmtlichen Fahnen, ... den beyden Adlern und den Knaben, welche sie trugen, nebenst den Musicanten, das Theatrum zu beyden seyten. Die einheimische, wie auch die remden Herren, Schützen und Schißgesellen stellten sich in ge-alt eines halben Monds auff der einen seyte, wo die Soldaten unden, vor das Theatrum. Die andere Compagnie Soldaten chloß sich an die erste und blieb also stehen. Die Musicanten usicirten unterdessen immer fort; Indem erschien auch deß all-iesigen Wol-Löbl. Reichs-Gerichts Hochverdienter Herr Schult-eiß, benebenst den meisten ältesten Herren Schöffen und anderen Herren des Raths, mitten auff dem Theatro, allwo dann die frem-en Herren und Schützen im Namen einer Löblichen Schützen-Ge-ellschafft der Stadt Franckfurt, durch Eines Wol-Edlen und Hoch-veisen Raths Kanzeleyverwandten, Herrn Georg Fickwirthen, einer sittsamen bescheidenheit nach, gar höfflich empfangen vurden."

Nach der Bemerkung, daß der Platzmeister, mit Namen Sommer, den Schützenbrief öffentlich abgelesen habe, folgt die Mittheilung des Einladungsbriefs „an die beym Haupt-schiessen erschienene Herren und Schützen zu einem absonderlichen Arm-brust- und Stahlschiessen". Der fremden Theilnehmer, welche im Schlusse namhaft gemacht werden, waren 48 an der Zahl, also verhältnißmäßig nur wenige: ein Beweis, daß das Arm-brustschießen schon damals nur noch als besondere Liebhaberei estand.

In der Beschreibung werden weiterhin Verzeichnisse gegeben on den Schützen und ihren Gewinsten, auch die Namen der „Siebener", der gewählten Schützenbehörde, sind dem Gedächt-isse aufbewahrt. Den Hauptgewinn, die 60 Reichsthaler, trug in Frankfurter davon, Namens Melchior Hepper, auf der Zürscht-Scheibe war Sieger Christoph Schieferdecker von Hanau.

Nach beendigtem Schießen wurde ein Einzug vom Fest-latze in die Stadt gehalten, vorher aber stattete der erwähnte Georg Fickwirth im Namen der Schützengesellschaft den erschie-enen fremden Schützen den Dank ab. „Hierauff ward zu dreyen unterschiedlichen mahlen, bei öffentlichem Drommelschlage auß-eruffen, daß, wo einer oder der andere sich über Unbilligkeit nd Ungleichheit zu beschweren haben möchte, er gegenwärtig eine Klage vorbringen solte; Aber da war alles still. Das Kräntzlein sammt der Krantz-Fahne wird einer Wol-Löblichen Stadt Nürnberg präsentiret und überliefert. Weil dann niemand ich anmeldte, tratt der eine Platzmeister, Ludwig Sommer, ervor, und that auch eine zwar kurtze, aber seinem gemeinen ürgerlichen stande wol anständige mündliche Dancksagung, und war gegen Einem Wol-Edlen und Hochweisen Rathe im Namen der Löbl. Schützen-Gesellschafft Einer Wol-Löbl. Stadt Franckfurt dafür, daß Ein Wol-Edler und Hochweiser Rath in einer Löblichen Schützen-Gesellschafft unterthänig-gehorsames bitten nicht allein Hochgroßg. verwilligen, sondern auch dieselbe mit so an-sehentlicher milde und Freygebigkeit zu den beyden Besten und Nachbesten begnaden wollen ..." Platzmeister Sommer über-reichte dann dem Bürger und Handelsmann Peter Caspar Glu-ser von Nürnberg die erwähnte Kranzfahne mit der nöthigen Ansprache, und dieser bedankte sich im Namen der Stadt Nürn-berg und der dortigen Schützengesellschaft gegen den Rath und die Schützen Frankfurts. Der Einmarsch in die Stadt erfolgte in derselben Weise wie der Einzug, nur mit dem Unterschiede, daß die Gabenfahnen nicht von Knaben, sondern von den betref-fenden Gewinnern getragen wurden. Dann war im Darmstädti-schen Hofe gesellige Zusammenkunft bei Speise und Trank, und den Beschluß des Festes bildete ein Feuerwerk. Die Nachfeier bestand in dem außerordentlichen Armbrustschießen auf dem so-genannten Hirsch- oder Schießgraben bei der Katharinenpforte; dasselbe währte vier Tage lang und wurde abends darauf „mit einer ansehentlichen Haupt-Mahlzeit, welcher auch obwohlgedach-ter Herr Schultheiß, der Wol-Edle und Gestrenge Herr Hiero-nymus Peter von Stetten, selber nebenst unterschiedlichen der ältesten Herren Schöffen und anderer Herren des Raths mit beywohnte, in aller guten vertraulichkeit, lust und ergötzlichkeit fröhlich beschlossen".

Die Beschreibung des dritten frankfurter Schützenfestes im Jahre 1707 ist der vorigen in mancher Beziehung ähnlich. Auch hier wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser, der in der Vorrede ausdrücklich die große Seltenheit der beiden Bücher be-rührt, ja sogar die Vermuthung hinstellt, daß die benutzten Exemplare die einzigen noch erhaltenen sein könnten, uns einen bibliographischen Nachweis über dieses Unicum gegeben hätte. Kelchner, der sich auch dem größern Publikum auf dem Titel als Bibliotheksbeamter kund gibt, möge doch künftig diese kleine Mühe nicht scheuen, die dem Gelehrten förderlich und dem allgemeinen Leserkreise durchaus nicht im Wege ist.

Der Schützenbrief, welcher der Beschreibung vorausgeht, hat schon eine mehr moderne Form angenommen. Die einzelnen Punkte der Schießordnung sind übersichtlich und abgetrennt in Paragraphen angeführt, die Schützenmeister und der Platzmei-ster haben sich am Ende unterzeichnet. Völlig ist die alte Tra-dition indeß nicht verlassen, so kehrt auch jene Formel wieder: „um künft- und löblicher Uebung willen, auch zu Erhalt- Fort-pflantz- und Vermehrung Nachbarlichen Vertrauens, Freund-schafft und guten Willens". Das Schießen selbst ist ganz so bestimmt wie in dem vorigen Ausschreiben: die Hauptscheibe hat eine Entfernung von 300 Ellen, das Ziel, nach welchem „auß freyer Hand" geschossen wird, eine von 200 Ellen. Der höchste Preis besteht in einem vergoldeten Pokal im Werthe von 150 Gulden, der auf die zweite Scheibe ebenfalls in einem Pokale im Werthe von 60 Gulden. Die Einlage beträgt je 3 und 2 Gulden.

Der Auszug nach dem Festplatze war am bestimmten Tage durch das Wetter nicht begünstigt; es regnete so stark, daß „die gantze Versammlung auseinander zu gehen und unter Dach sich zu retiriren genöthigt worden". Des andern Tags aber wurde der Aufzug ausgeführt. Musik ging voran, und es folgte eine Abtheilung Soldaten der Garnison, geführt vom Kapitän Holtz-hausen. „In solcher Ordnung marschirte nun berührter H. Cap. fürhin, und folgte hierauff der Zug der Löblichen Schützen-Gesellschaft betreffend, zwey vom Haupt bis auf die Füß ge-harnischte, deren jeglicher ein bekräntztes Schlacht-Schwerd in der Hand trug, die funffzig und ein paar obbesagter gezierter Bestschießens-Gaben tragender Knabe, nebst welchen Mons. Harlequin und seiner Cammer-Diener allerhand farsen und Sprüngen gemacht." Treu und behaglich ist dann weiterhin der ganze Zug geschildert. Der Weg führte am Römerberg vorbei, „woselbsten man dem im Römer damahls versambleten Hoch ansehnlichen Rath und Magistrat dieser Hochlöblichen Frei-

Reichs- Wahl- und Handelstadt zu gebührender schuldigster Reverentz sich präsentirt", dann ging es durch verschiedene Straßen und durch das neue Thor hinaus zum Schießplatze. Dessen Einrichtungen sind uns in dieser Beschreibung leider nicht angegeben.

Es folgen dann Verzeichnisse der fremden und einheimischen Schützen, der Siebener, der Gaben nebst den Gewinnern. Den Hauptpreis errang der Kapitän der frankfurter Schützengesellschaft, Josua Lemme, und im freien Handschießen war ebenfalls ein Frankfurter, Andreas Willemark, der Sieger. Die Zahl der fremden Schützen war nicht groß und aus weiter Ferne war niemand gekommen.

Nach beendigtem Schießen fehlten die hergebrachten Förmlichkeiten nicht. Der ältere Schützenmeister, Johann Konrad Geißemar, dankte den fremden Schützen für ihr freundliches Erscheinen. Hierauf wurde der Stadt Köln der Kranz zuerkannt und derselbe nebst der Fahne den kölnischen Schützen überreicht, welche sich hierfür geziemend bedankten. Der Einzug war dem Auszug auch hier wieder gleich, doch mit demselben Unterschiede, daß die Preisfahnen nicht von den Knaben, sondern von den Gewinnern selbst oder von deren Dienern getragen wurden. Dem Rathe wurde „zum Beschluß und unterthänigst nochmahligem Dank, das schuldige Salve und Reverentz zu geben, sich abermahl auf dem Römer-Platz präsentirt". Man that sich dann zusammen „biß in die Nacht in geziemender Lust und gegen einander erwiesenen cordialität sich erfröhlicht, daß so damit diesem Ehrlichen Frey- Kunst- und Ritterlichen Haupt-Schießen gegeben worden ein fröhliches Ende".

Wir schließen das Referat mit dem Wunsche, daß Reichner's Schriftchen Beachtung und Verbreitung gewinnen möge! Die Ausstattung ist nicht gerade sonderlich schön, aber bei dem sehr mäßigen Preise durchaus anständig. **Reinhold Bechstein.**

Geschichtliche Romane.

Die geschichtlichen Romane haben in letzterer Zeit viel Anfeindung erfahren, aber auch ebenso warme Vertheidiger gefunden. Will man Geschichte schreiben, sagen die einen, so verunstalte man die Geschichte nicht, denn wir wollen wissen, wo die Geschichte aufhört und die Dichtung anfängt. Die andern sagen: wer Geschichte studiren will, der nehme ein Geschichtsbuch zur Hand und keinen Roman; der Dichter hat das Recht, die Geschichte als dienende Magd der Poesie zu behandeln, überdies ist ja auch eine geschichtliche Persönlichkeit als Held eines Romans immer noch anziehender als ein schwarzwälder Bauerknecht in seinem Stalle oder hinter dem Pfluge. Ich muß mich dieser letztern Ansicht anschließen und noch hinzufügen, daß es unbillig wäre, dem Romandichter nicht dasselbe Recht einräumen zu wollen, welches man dem dramatischen Dichter gestattet, vorausgesetzt, daß er die Geschichte und geschichtlichen Charaktere, statt sie zu seinem Zweck nur umzugestalten, nicht verunstaltet, wie dies nur zu oft geschieht. Hat man nichts dagegen einzuwenden, daß der dramatische Dichter die Geschichte nach seinem Belieben umgestaltet und poetisch zu verklären sucht, so darf man es auch dem Romandichter nicht versagen. Die Gegner der geschichtlichen Romane mögen sich einmal in den Leihbibliotheken umsehen und sich erkundigen, welcher Art Romane das Publikum zu lesen verlangt: geschichtliche Romane und wieder geschichtliche Romane! Es liegt dieser Drang nun einmal im Geiste der Zeit. Deutschland ist politisch erwacht, es kümmert sich jetzt gottlob mehr um seine hervorragenden geschichtlichen, wissenschaftlichen und literarischen Größen als um die Räuber in den Abruzzen, um Burggeister, um verliebte Werther und dummstolze Bauern. Man vergesse doch nicht, daß die Poesie der jedesmalige Spiegel der Zeit ist und daß das lesende Publikum ebenso sehr seine Dichter beeinflußt wie diese auf jenes einwirken. Die geschichtlichen Romane haben ihre Berechtigung ebenso sehr wie einst die Familienromane, die Robinsonaden, die Gefühlsromane, die Ritter-, Gespenster- und Räuberromane, sowie auch die Romane der romantischen Schule.

Es liegen mir gegenwärtig vier solcher geschichtlichen Romane zur Beurtheilung vor, von denen drei in frühern Jahrhunderten und einer im Anfange dieses Jahrhunderts spielt.

1. **Katharina von Troczonow.** Historischer Roman aus dem Anfange des Hussitenkrieges. Von Ferdinand Pflug. Berlin, Hickethier. 1861. 8. 1 Thlr.

Der Roman verfolgt den Zweck, die Sittenlosigkeit des mittelalterlichen Klosterlebens und die Berechtigung einer Kirchenreform darzulegen. Der Verfasser, welcher große Neigung zu Uebertreibungen hat und die Nerven seiner Leser anzuspannen sucht, hat aus seinem Gemälde, das selbst hier und da die Grenzen der Sittlichkeit überschreitet, ein solches Zerrbild gemacht, daß der etwaige Leser, gefoltert durch das grell schillernde Farbenspiel, durch Ungeheuerlichkeiten und einige Metzeleien, diese unreife Geistesfrucht mit dem Seufzer: Gott sei Dank! aus den Händen legen wird. Das einzig Gute an dem Romane, als dessen Helden und Heldinnen Ziska, dessen Tochter Katharina von Troczonow, Prokop, eine liederliche Aebtissin und ein verführungssüchtiger Priester auftreten, ist ein recht schwungvoller Stil, der einer bessern Arbeit werth gewesen wäre. Wir sehen, daß der Verfasser im Feuilleton der „Volkszeitung" mit derselben Vorliebe solche Greuelscenen schildert und seine Gestalten todtschlägt, daß „das Blut und Gehirn umherspritzt".

2. **Die Kaiserbrüder.** Historischer Roman von Emilie Leglmeyer. Vier Bände. Lübeck, Aschenfeldt. 1862. 8. 5 Thlr.

Ohne tieferes Verständniß für die Geschichte und ohne Erkenntniß des in ihr waltenden Geistes, reihen die meisten Dichterinnen historischer Romane einzelne in die Augen springende Thaten ihrer Helden und Anekdoten aus dem Leben derselben aneinander, verweben einige Liebesabenteuer und Kabalen dazwischen und nennen dann ein auf solche Weise zusammengeflicktes Werk einen geschichtlichen Roman. Dieses Werk zeichnet sich indessen vor sehr vielen seiner Brüder aus. Wenn auch die Charakteristik der Helden mit zu matten Farben und zu weichen Pinselstrichen gezeichnet ist, so hat die Verfasserin doch der Geschichte sowol wie auch der Poesie Gerechtigkeit widerfahren lassen, sodaß das Ganze ein anschauliches und gut abgerundetes Gemälde jenes mittelalterlichen Zeitabschnitts bildet, wo Friedrich der Schöne von Oesterreich und Leopold der Baier um den Besitz der Kaiserkrone kämpften und endlich als „Kaiserbrüder" gemeinschaftlich das Reich regierten. Die Anlage der ganzen umfangreichen Dichtung, die Verkettung und Abwickelung des geschichtlichen Fadens, die Benutzung gegebener und die Erfindung neuer Persönlichkeiten, die spannenden, geschickt hineinverwebten Episoden, der meisterhafte Dialog, kurz die Bewältigung des ganzen großartigen Stoffs bekunden eine begabte, feinfühlende Dichterin. Der Stil, weit entfernt von jener nachlässigen Haltung, über die bei der Vielschreiberei der heutigen Zeit so vielfache Klagen laut werden, ist gewählt und edel, in steter Klarheit und Reinheit fließend. Dieser Punkt führt uns aber leider auch auf einige tadelnde Bemerkungen. Die Sprache des Romans ist zu glatt, und sämmtliche Personen reden dieselbe Sprache, ein Umstand, der die Auseinanderhaltung der gezeichneten Persönlichkeiten schwierig macht. Der Baier und der Oesterreicher, der Ritter und Knapp, der Edle und Unedle, Mann und Weib: alle reden dieselbe gebildete Sprache des 19. Jahrhunderts. Der Roman könnte ebenso gut in unserer Zeit spielen, wenn wir nicht durch einige wenige eingestreute kleine geschichtliche Bemerkungen daran erinnert würden, daß wir das 14. Jahrhundert vor uns haben. Die Helden der Verfasserin sind die gebildeten Kinder unserer Zeit, in Harnische gesteckt. Die Sitten sind ziemlich getreu geschildert, doch läuft hier und da auch manche Bemerkung mit unter, die gegen den Geist und die Anschauungsweise der damaligen Zeit spricht. So z. B. läßt die Verfasserin (I, 116) einen Edelknappen sagen: „Pack dich zum Teufel, Satansbrut", oder „bei der grauen Perrücke einer Großmutter" u. s. w. Damals hatte man noch einen

zu großen Respect vor dem Teufel, um solchen Wunsch zu hegen; auch kannte man noch keine Perrüken, es durfte also auch im figürlichen Sinne dem Knappen dieser Ausdruck nicht in den Mund gelegt werden. Ferner redet die Verfasserin oft von Lanzknechten, die doch bekanntlich erst unter Maximilian I. auftauchten. Die gemeinen Krieger des 14. Jahrhunderts hießen reisige Knechte und bestanden größtentheils aus hörigen Bauern, die, wie man aus der Geschichte der Kreuzzüge weiß, weit eher im Stande waren, Kriegsstrapazen zu ertragen als die Ritter, über deren Verweichlichung schon die Dichter eines frühern Jahrhunderts Klage führten und deren angestaunte Stärke wol nur eine eingebildete ist. Das heutige Geschlecht steht in Beziehung auf körperliche Kraft den Rittern schwerlich nach, und wir können deshalb der Verfasserin nicht beistimmen, daß nur eben „das eiserne Geschlecht jenes Zeitalters solche Strapazen ertragen und lebend überwinden konnte".

Die Schilderung der Schlacht von Mühldorf ist sehr anschaulich, doch hätten wir sie gern in einigen Einzelheiten geschichtlich treuer gehabt. Bei der Ausführlichkeit, mit der die Verfasserin dieselbe beschrieben hat, durfte sie nicht unerwähnt lassen, daß Friedrich der Schöne vor Beginn der Schlacht 90 Knappen zu Rittern schlug, daß er mit eigener Hand an 50 Feinde tödtete und daß vor allem die Begegnung des Kaisers mit Ludwig eine andere war. Die Worte, welche der letztere dem gefangenen Friedrich entgegenrief, lauteten nicht: „Ich bin erfreut, Euch zu sehen, Vetter!" sondern etwas unzarter: „Wir sehen Euch gern so bei Uns, Vetter!" Doch solche kleine Irrthümer und Auslassungen, die leider ein Beurtheiler nicht unerwähnt lassen darf, sind im Verhältniß zu dem sonst so vortrefflichen und umfangreichen Romane unwesentliche und kaum bemerkbare Atome. Für die Mehrzahl der Leser, und auch der gebildeten Leser, bildet dieses geschichtlich-poetische Gemälde ohne Zweifel eine sehr angenehme Unterhaltungslectüre und nimmt unter den geschichtlichen Romanen ohne Frage einen nicht unbedeutenden Rang ein.

3. 1831 oder Polens letzte Lage. Roman und Geschichte von Lucian Herbert. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist nicht zu leugnen, Herbert weiß durch seine lebendige Darstellung den Leser in einer dauernden Spannung zu erhalten, und in seinen Romanen ist Dichtung und Geschichte auf geschickte Weise verflochten, sodaß ein einheitliches Ganzes zum Vorschein kommt und die Ueberschrift „Roman und Geschichte" nicht gerechtfertigt scheint. Will er aber damit sagen, daß er die Geschichte nicht mit dem Hauche der Poesie erwärmt, sondern sie in ihrer unästhetischen Nacktheit uns vor die Augen führt und nur seine eigene Dichtung mit ihr zu verschmelzen sucht, dann haben wir nichts dagegen einzuwenden.

Herbert führt seine Leser zunächst auf die Straßen Warschaus in ein Soldatenviereck, wo einige polnische Offiziere und Unteroffiziere wegen vaterländischer Bestrebungen und geheimer Aufwiegelei infam cassirt werden; dann muß der Leser die mit Ketten gefesselten Unglücklichen nach Zamosk auf die Festung begleiten, wo einer derselben, der Major Lukasinski, später mit der Knute zerfleischt wird. Die Mutter des Majors nimmt in der Stadt Zamosk ihren Aufenthalt, um Schritte für die Befreiung ihres Sohnes zu thun. Seine unbekannte Geliebte (die, in Frankreich von polnischen Aeltern geboren, in Warschau ihren als Kind verloren gegangenen Bruder sucht und sich unmittelbar nach dem Act der Cassirung, als Lukasinski in das Gefängniß zurückgeführt wird, beim ersten Blick sterblich in ihn verliebt hat) folgt ihm gleichfalls in die Stadt Zamosk, wo sie mit der Mutter des Majors bekannt und befreundet wird, ohne ihr aber zu sagen, daß sie den Sohn liebt. Daß auch ihr gesuchter Bruder unter den Festungsgefangenen weilt, ahnt sie nicht, wird es auch niemals gewahr. Die Mutter stirbt aus Gram, das liebende Mädchen aber wird von der Polizei verfolgt, gleichfalls einige Wochen beigesteckt, verwiesen und kommt gerade in Warschau an, als die Revolution, mit deren Organisirung in den geheimen Clubs uns der Verfasser auch bekannt gemacht hat, zum Ausbruch gekommen ist. In einer Kutsche sitzend, wird die Dame von Barrikadenbauern aufgefordert, auszusteigen und ihnen die Kutsche zu überlassen. Sie muß gehorchen und sich entschließen, zu Fuß ihren Besuch in der Czenstochauer Gasse abzumachen. Dort lebt nämlich, wie sie in Erfahrung gebracht hat, die Familie, bei der ihr Bruder als kleines Kind untergebracht worden ist. Der mit ihr unterhandelnde Barrikadenbauer ist zufällig in der genannten Gasse zu Hause und erkundigt sich nach der Familie, zu der sie sich begeben will. In diesem Augenblick stürzt ein Verwundeter auf sie zu und ruft seinen Freund bei Namen: „Zaliwski!" Nun erfolgt die Erkennungsscene. Zaliwski ist ihr Bruder, der inmitten seines Erstaunens, eine Schwester gefunden zu haben, von einer russischen Kugel durchbohrt wird. Clemence hat ihn nur gefunden, um ihn sofort wieder zu verlieren. Die Russen werden im Straßenkampfe besiegt und fliehen, der Großfürst Konstantin, der den unglücklichen Lukasinski noch immer in strenger Haft hält und ihn als den eigentlichen Urheber der ganzen Revolution betrachtet, will ihn, „mit Ketten an den Lauf einer Kanone gebunden, wie ein wildes Thier durch Polen führen und immer vor Augen haben; er soll mit keinem Menschen sprechen und in keiner menschlichen Wohnung übernachten; er soll auf freiem Felde schlafen, und der letzte russische Soldat soll wie ein König neben ihm gehalten werden". Und so geschieht es auch. Der Leser muß alle Qualen des Armen miterdulden, bis endlich die Cholera ihn erlöst, die kurz darauf auch den Großfürsten dahinrafft. Bei solchen Schauderscenen scheint der Verfasser mit Vorliebe zu verweilen und Schuldige wie Unschuldige mit gleichem Maße zu messen. Leider ist ja allerdings die Geschichte in Wirklichkeit so ungerecht, aber dafür soll der Dichter durch seinen poetischen Richterspruch das versöhnende Element hineintragen und die Ungleichheiten ausgleichen.

Schließlich möchte ich dem Verfasser noch anheimgeben, sich künftig im Gebrauch der in seinen Schriften in Ueberfülle angewandten Fremdwörter zu beschränken, da Stellen wie: „ein für distinguirte Passagiere reservirter Saal" für deutsche Ohren unerträglich klingt.

4. Franz Rákóczi II. Historischer Roman von Nikolaus Jósika. Deutsch bearbeitet von Julie Jósika. Sechs Theile. Wien, Hartleben. 1862. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Ein mit vielem Fleiße ausgearbeiteter, aus dem Ungarischen übersetzter Roman, der die bekannte Erhebung unter Rákóczi schildert. Die hineinverwebte Dichtung ist, wenn auch mitunter etwas romantisch gehalten, doch nie übertrieben und bis zur Unwahrscheinlichkeit gesteigert, wie dies bei den meisten französischen und auch leider vielen neuzeitigen deutschen Romanen der Fall ist. Die Helden und Heldinnen Jósika's sind wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, weder Teufel noch Engel, aber der Charakter derselben geht in vielen Fällen mehr aus der Beschreibung, die der Dichter von ihnen macht, hervor, als aus ihrer Redeweise und ihren Handlungen. Auch gehört ein gutes Gedächtniß dazu, die vielen in dem Romane auftretenden Personen und ihre meistentheils ungarischen Namen zu behalten. Ueberhaupt würde es dem Werke vortheilhafter gewesen sein, wenn der Verfasser dasselbe in einen engern Rahmen gespannt hätte. Goethe sagt irgendwo in Beziehung auf seinen „Wilhelm Meister": „Ich hätte, wenn ich in der Darstellung hätte wollen weitläufiger sein, ganz bequem aus dem letzten Bande zwei Bände machen können; so mag er denn aber doch in seiner concentrirten Gestalt besser und nachhaltiger wirken." Und gewiß liegt der Werth eines Werks nicht in der großen Zahl von Bänden. Obgleich von großer Vaterlandsliebe beseelt, läßt Jósika doch dem deutschen Volke volle Gerechtigkeit widerfahren, und wir lernen das damalige Verhältniß dieser beiden Völkerstämme zueinander, sowie auch das der übrigen in Ungarn wohnenden Völkerschaften zu den Ungarn genau kennen. Ueberhaupt bietet der Roman viel

Lehrreiches und darf, zumal die Uebersetzerin eine gewandte deutsche Feder führt, den Freunden geschichtlicher Romane mit Recht empfohlen werden. **Wilhelm Andreä.**

Zur Schul-Reformfrage.

1. Die Schwächung der Generation durch die moderne geistige Treibhauszucht. Sammt andern Erziehungsgebrechen dargelegt von Falibor aus seinem Leben. Anhang: Ein Aufruf zu Gründung von Vereinen für naturgemäße Jugenderziehung. Zweite Auflage, vermehrt mit einer Sammlung gewichtvoller Aussprüche über den jetzigen Verfall der Jugend auf den Schulen. Berlin, Uthemann. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Gefahr und Hülfe. Worte der Mahnung zu einer zeitgemäßen Reform der öffentlichen Erziehung von A. Heuer. Bremen, Müller. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

In Nr. 13 d. Bl. f. 1861 besprachen wir die erste Auflage der erstgenannten Schrift: „Die Schwächung der Generation durch die moderne geistige Treibhauszucht", von dem pseudonymen Falibor, der darin die verderblichen Einflüsse und Nachwirkungen, welche eine verkehrte Erziehung in Schule und Haus auf seinen eigenen Geist und Körper gehabt, mit Energie und seltener Aufrichtigkeit darlegte. Von dieser jedenfalls lehrreichen Schrift liegt uns nun die zweite Auflage vor, theils vermehrt, theils verkürzt. Vermehrt durch eine neue Vorrede und eine Sammlung „gewichtvoller Aussprüche über den jetzigen Verfall der Jugend auf den Schulen", verkürzt infolge der Weglassung derjenigen Partien, welche es mit den rein persönlichen Differenzen und den Feindschaften und Verfolgungen, die der Verfasser von seinen nächsten Verwandten erduldet haben will, zu thun hatten. Vielleicht hat der Verfasser in Beziehung auf letztere Weglassung einen von uns ihm in unserm frühern Bericht gegebenen Wink benutzt, was zugleich ein Beweis sein würde, daß der Verfasser zu den wenigen gehört, welche sich nicht eigensinnig und dünkelhaft den Hinweisungen und Rathschlägen der Kritik verschließen.

Auf den Inhalt der eigentlichen Erzählung können wir hier nicht weiter eingehen, da dies schon in unserm Bericht über die erste Auflage geschehen ist. Aus der neuen Vorrede wollen wir jedoch eine Stelle mittheilen, in welcher der Verfasser der Zeitgebrechen gedenkt, welche seiner Meinung nach eine Reform der öffentlichen Erziehung dringend nothwendig machen. Der Verfasser bemerkt: „Leider ist das Erziehungswesen, das höchste und heiligste Interesse der Menschheit, schon von alters immer sehr vernachlässigt gewesen. Für jedes Amt, jede Kunst und jedes Gewerbe hat man seit lange richtige und anerkannte Regeln, nur im Betreff der Bildung des Menschen ist zur Zeit kein zuverlässiger Lehrmeister allgemein bekannt, noch weniger die Lehre in das Bewußtsein des Volks, welches doch die Erziehung in erster Hand auszuüben hat, gedrungen. Denn der Staat kümmert sich nicht hinreichend, oder nicht in der rechten Weise darum, die Tagespresse aber fast gar nicht, und die, unter der Flut des übrigen Büchermarktes verschwindende pädagogische Literatur von Werth ist im Publikum ein Fremdling, ja fast verachtet; nur die Gymnastik hat man seit kurzem allgemeiner beachtet. Hieraus haben sich unter dem Einflusse unserer jetzigen Lebensverhältnisse zwei überaus große Uebelstände entwickelt. Denn zunächst hat

„1) der Staat in neuerer Zeit, in alleiniger Würdigung der scientifischen Bedürfnisse der Gegenwart und unter Ueberschätzung der Kräfte der Jugend, überall für die Lehre, etwa mit Ausnahme der elementaren, unerreichbare Ziele gesetzt, ein Fehler, welcher in Verbindung mit den noch außerdem übermäßigen Ansprüchen vieler Lehrer und Väter fortdauernd zu leiblicher, geistiger und moralischer Abschwächung der Generation führt und durch Gymnastik ganz und gar nicht ausgeglichen werden kann.

„2) Wird die Unkenntniß richtiger Erziehungsprincipien seitens des Volks gerade jetzt von Tage zu Tage um so verderblicher, in je stärkerm Wachsthum einerseits die mannichfachen Gefahren der Jugend vermöge der fortschreitenden Ueberfeinerung unserer Culturzustände begriffen sind, und je mehr andererseits die erhöhten materiellen und socialen Bedürfnisse und Bestrebungen der Gegenwart selbst die besten und gewissenhaftesten Aeltern dergestalt beschäftigen und bedrängen, daß sie einer sorgfältigen Beobachtung und individuell angemessenen Behandlung ihrer Kinder, sowie dem fast nur noch durch die Sage bekannten ruhigen und friedlichen Familienleben, der ersten und unschätzbarsten Quelle des Gedeihens der Jugend, ihre Zeit großentheils gar nicht mehr widmen können. So sehen wir jetzt mehr als je ein unter Störungen und widrigen Gemüthseindrücken aufgewachsenes, vielfach gereiztes und dadurch schon frühzeitig verdorbenes, oder doch für schädliche Ansteckungen der Folgezeit recht eigentlich empfänglich gemachtes, dann nach überspannten Lehrplänen und oft von pädagogisch ungebildeten Lehrern geistig matt gehetztes, und so zugleich moralisch wie körperlich erschlafftes, endlich aber einem Leben voll Versuchungen aller Art preisgegebenes Geschlecht ohne Kraft, Zufriedenheit und Charakter."

Wer so spricht und schreibt, der hat auch wol das Recht dazu, von den Männern von Beruf und Urtheil zu verlangen, daß sie seinen in einem Anhange mitgetheilten „Aufruf zu Gründung von Vereinen für naturgemäße Jugenderziehung" wenigstens prüfen und nicht ungelesen verwerfen. Um seine Ansichten von der Reformbedürftigkeit des Erziehungswesens durch das Gewicht von Autoritäten zu unterstützen, hat dann noch der Verfasser eine Sammlung von sehr beherzigenswerthen Aussprüchen Alexander von Humboldt's, des Medicinalraths Lorinser (aus der im Jahre 1836 erschienenen, damals Aufsehen machenden Schrift „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen"), Thaulow's in Kiel, Dr. Hauschild's (aus der Schrift: „Die Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule"), Dr. Schreber's (aus der Schrift: „Ein ärztlicher Blick in das Schulwesen"), Dr. Otto Schraube's, des Medicinalraths [illegible] P. Ch. Sternberg's (aus der 1860 in Stuttgart erschienenen Schrift: „Die unabweisliche Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der Gymnasien, in actenmäßiger Darstellung der [illegible] verblichen Wirksamkeit der Gymnasien zu Trier, Koblenz und Bonn"), K. F. Schnell's in Prenzlau u. s. w. in einem [illegible] tern Anhange hinzugefügt. Alexander von Humboldt äußerte sich, laut dem „Humboldt-Buch", über die jetzige Schulerziehung unter anderm mündlich: „Man könnte diese Art der Bildung, wenn man ein etwas unedleres Bild brauchen wollte, mit dem Nudeln der Gänse vergleichen. Es setzt sich blos Fett an, aber kein gutes gesundes Fleisch. An Wachsthum ist nicht zu denken. Eine mit sich abgeschlossene Selbstzufriedenheit, ein naseweises Aburtheilen über alles, das sind infolge davon Hauptzüge unserer Jugend. Alle geistige Frische, die zu einem erfolgreichen Universitätsstudium durchaus erforderlich ist, geht verloren. Die jugendlichen Geister sind jetzt die Knospen, die man im heißen Wasser abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Keim- und Triebkraft, die ihnen ja in dem brodelnden Herenkessel moderner Erziehungskunst verloren gegangen. Viele von meinen Freunden unter den akademischen Lehrern haben darüber, mir gegenüber, schon bittere Klagen erhoben. Ich habe infolge dessen vielfache Gelegenheit genommen, mit hochgestellten und einflußreichen Männern, die auf Abhülfe hätten hinwirken können, zu sprechen; alle waren mit mir einverstanden, aber doch ist zur Abhülfe noch nichts geschehen, und es bestätigt sich hier, was ich einmal irgendwo gelesen zu haben mich erinnere: In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuschaffen; nämlich eins, um sie einzusehen, das andere aber, um sie zu beseitigen."

Alexander von Humboldt meinte auch, daß, wäre er der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so würde er leiblich und geistig zu Grunde gegangen sein. Ein eigenthümlicher Umstand ist es dabei, daß gerade Alexander's Bruder, Wilhelm von Humboldt, nicht wenig dazu beigetragen haben dürfte, die Ansprüche an die Zöglinge der preußischen Gymnasien zu überspannen, indem es, wie wir glauben, unter seinem Einfluß

geschah, daß man auf einzelnen Gymnasien die Ostentation und den Wetteifer so weit trieb, in altgriechischer Sprache zu disputiren, griechische Oden und Distichen zu verfertigen (und was für welche!) und griechische Dichtungen (z. B. Pindar's Hymnen, Aeschylus' „Agamemnon" u. s. w.) zu tractiren, die selbst solchen Philologen von Fach, welche jahrelang aus ihnen den Gegenstand ihres speciellen Studiums gemacht, oft die größten Schwierigkeiten bereiten. Es galt und gilt vielleicht für eine Schande, eine schwere griechische Phrase nicht zu verstehen oder nicht vollkommen richtig niederschreiben zu können, während wir uns erlauben, es für eine noch größere Schande zu halten, wenn Kenner des Altgriechischen keine englische Phrase verstehen und den Shakspeare in der Ursprache zu lesen nicht im Stande sind. Natürlich wurden mit jenen hochgesteigerten Ansprüchen in Bezug auf das Griechische auch die Ansprüche in Betreff aller übrigen Lehrgegenstände in gleichem Verhältniß gesteigert.

Der Verfasser der Schrift „Gefahr und Hülfe" (Nr. 2), A. Heyer, ist ebenfalls der Ansicht, daß die herrschende Erziehung in Haus und Schule „systematisch der Jugend die Jugend, d. h. der Jugend Spiel, der Jugend Muth, der Jugend harmlose Natürlichkeit raubt", und daß sie sich auf unverantwortliche Weise der unbegreiflichsten Einseitigkeit schuldig mache, indem sie sich mit aller Energie auf den Menschen als Geist werfe und den Körper zu sehr außer Acht lasse. Er will eine Verminderung der Schulzeit in der Weise, „daß man mit geringem Maße anfangend, mit zunehmendem Alter sie allmählich vermehre", und theilt zu diesem Zweck ein Schema mit. Bei den Körperübungen warnt er vor Kunststücken, gesundheitsschädlichen Uebungen und Ueberanstrengungen, und er bemerkt mit Recht, daß es auch möglich sei, „den Körper systematisch zu verpfuschen". Das Turnen, auf die einfachsten Uebungen zurückgeführt und ohne Ostentation getrieben, ist ja recht und gut, aber manche Kunstübungen, z. B. das unaufhörliche und unschöne Herumdrehen und Wirbelschlagen um das Reck, das Herunterhängen die Füße oben und den Kopf unten, bis das Blut in bedenklicher Weise in das Gesicht tritt u. s. w., können vom sanitätlichen wie vom ästhetischen Standpunkt unmöglich gutgeheißen werden; auch wird man unter denjenigen, welche dergleichen anstrengende Kunst- und Kraftübungen vornehmen, selten ein gesund aussehendes Gesicht erblicken. Die deutschen Turner haben bei den Schauturnen in nordamerikanischen Städten durch solche Kunststücke bei den eingeborenen Nordamerikanern stets mehr halb spöttische Verwunderung als Anerkennung hervorgerufen. Bei der Gymnastik ist nicht nur auf Kraft und Beweglichkeit, sondern vorzugsweise auch auf Anmuth zu sehen, namentlich bei einem Volke, welches wie das deutsche von Natur mehr zu eckigen und schwerfälligen als zu graziösen Bewegungen geneigt ist. Mit Recht ist unser Verfasser der Ansicht, daß die Gymnastik eine ganz andere Aufgabe habe, als zu einer Schule kleinlicher Eitelkeit zu dienen, daß sie namentlich niemals zu bloßen Schaustellungen erniedrigt werden dürfe.

Im übrigen haben nicht nur Nichtpädagogen und namentlich Aerzte, sondern auch manche Schulmänner in neuerer Zeit die mancherlei Mängel zur Sprache gebracht, welche dem deutschen Erziehungs- und Schulwesen zur Zeit noch eigen und verderblich sind; so noch erst jüngst Dr. Petri im Schulprogramm des ...erfelder Gymnasiums, das wir jedoch bisher nur aus einer ... „Parthenon" mitgetheilten Stelle, worin Petri zwischen ... deutschen und zwischen der englischen öffentlichen Erziehung ...e der letztern zum Vortheil ausschlagende Parallele zieht, ...nen gelernt haben. Die englischen Journale beschäftigen sich ...rigens nicht selten mit dem deutschen Schulwesen, von dem ...n den Engländern früher so viel Rühmens gemacht hat. ...nen längern dahin einschlagenden Aufsatz brachte vor einiger ...it die „Westminster review" unter der Ueberschrift „Po...lar education in Prussia", dem die „Geschichte des deutschen ...lksschulwesens" von H. Heppe und der 1860 erschienene vierte ...nd der „Reports of the assistant-commissioners appoin...l to inquire into the state of popular education in continental Europe" zu Grunde gelegt waren. Aus den letztern von Pattison verfaßten Berichten zieht der Verfasser des Artikels in der „Westminster review" u. a. folgende Stelle an: „Es gibt einen charakteristischen Zug am deutschen Volke, welcher fast immer auf eine Erziehungsursache zurückgeführt zu werden pflegt. Es wird, denke ich, nicht geleugnet werden, daß die Deutschen, besonders aber die Unterthanen Preußens, Hannovers, Braunschweigs, Mecklenburgs, Hessens u. s. w. eines energischen Charakters ermangeln. Nicht Ausländer allein nehmen dies wahr, sondern die Deutschen selbst fühlen es. Sie zeigen einen Mangel an Unabhängigkeitsgefühl und Selbstvertrauen, eine gewisse Trägheit („inertness of will"), Empfindlichkeit gegen die Meinung anderer, Unbehülflichkeit in Situationen, die ihnen neu sind, eine übermäßige Ehrerbietung vor Behörden" u. s. w. Er habe, bemerkt dann Pattison weiter, allgemein gefunden, daß man glaube, dies müsse in irgendeiner oder der andern Weise an der Schule liegen, aber fast immer habe man eine andere Lehrmethode genannt, die daran schuld sei: bald zu lockere, bald zu harte Disciplin, bald zu wenig, bald zu viel Religion, bald Ueberladung des Gedächtnisses auf Kosten des Verstandes, bald zu einseitige Uebung der Verstandeskräfte bei Vernachlässigung des Gedächtnisses. Der Reviewer führt ferner folgende Stelle aus Horace Mann's „Educational tour" an: „Wenn die deutschen Kinder aus der Schule gethan werden, so haben sie wenig Gelegenheit, von den Fähigkeiten, die in ihnen entwickelt wurden oder von den Kenntnissen, welche sie erlangt haben, Gebrauch zu machen. Ihrer geistigen Mittel bedient man sich nicht, ihre Fähigkeiten werden nicht durch die Uebung gesteigert und gekräftigt. Unsere gebräuchlichen Phrasen «the active duties of life», «the responsabilities of citizenship", «the career of action», würden für ein preußisches Ohr seltsam zu hörende Dinge sein. Die Regierung ist nur bemüht so für den Unterthan zu sorgen, als der Unterthan für sein Vieh sorgt."

Nun so schlimm steht es wol, einzelne Landstriche vielleicht ausgenommen, in Deutschland jetzt nicht mehr, aber es ist immer von Nutzen, in Erfahrung zu bringen, wie man im Auslande von uns denkt. Im übrigen scheinen sowol Pattison als Horace Mann namentlich das Landvolk vor Augen gehabt zu haben, aber man darf nicht vergessen, daß sogar in Preußen der Bauernstand erst zu Anfang unsers Jahrhunderts aus einem Zustande gänzlicher Leibeigenschaft befreit wurde.*)

Ein unbefangener Ausländer, der die heutigen Zustände Deutschlands mit den Zuständen vor 150 oder 200 Jahren vergliche, würde zugeben müssen, daß die Bildung in Deutschland während dieser Zeit ungemeine Fortschritte gemacht habe, dank namentlich den Humanitätsbestrebungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; aber mit den in Deutschland so überaus zahlreich vorhandenen Bildungsanstalten und Bildungsmitteln stehen die dadurch errungenen Resultate noch keineswegs in einem irgend richtigen Verhältnisse; ja was die Humanität, die höhere geistige und ästhetische Cultur, die idealen Grundlagen der Bildung betrifft, so haben wir sogar trotz vermehrter Bildungsanstalten, gegen das Ende des vorigen und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts leider offenbare und bedenkliche Rückschritte gemacht. Bei dem vielen Lernen kommt die ethische und gemüthliche Bildung sehr wenig in Betracht, und doch ist es so wahr, daß das an vielen Orten Deutschlands gar sehr erschütterte Familienverhältniß und überhaupt das Verhältniß der Menschen untereinander jetzt, wo sich die Schule der Jugend in deren besten Jahren fast vollkommen bemächtigt und sie von der Familie losgerissen hat, allmählich auch nur wieder von der Schule aus wiederhergestellt werden kann, wenn hier überhaupt auf gründliche Wiederherstellung zu rechnen ist. Leider sind, wie in allen Berufskreisen, auch im Lehrerstande diejenigen selten,

*) Was die Regulative vom Jahre 1854 betrifft, so vermag übrigens der Verfasser der erwähnten Abhandlung in der „Westminster review" nicht einzusehen, welche Wohlthaten man von diesen Erziehungsgesetzen erwarte, die zum Ersatz für das Ueble dienen könnten, welches gewiß sei.

welche, statt Männer der bloßen Routine und des Brotzwecks zu sein, von reiner Begeisterung für ihre Aufgabe erfüllt, ihr Amt als dasjenige verwalten, was es sein soll, als ein Amt zur Heranbildung der Jugend zu höherer geistiger wie sittlicher Cultur und wirklich menschlicher Bildung. **H. M.**

Militärliteratur.

Die britisch-deutsche Legion 1855—57. Von **Rudolf Wichmann**. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 1861. 8. 12 Ngr.

Am 23. December 1854 ging im englischen Parlamente, weil der Ersatz des Heeres im russischen Kriege durch englische Rekruten nicht mehr gesichert war, eine Parlamentsacte durch, nach welcher die Regierung ermächtigt wurde, für die Dauer des Kriegs fremde Truppen, Offiziere sowol als Soldaten, für die Armee Ihrer Majestät anzuwerben. England hat von jeher bei seinen größern continentalen Kriegen zu diesem Mittel greifen müssen, weil zwar jeder britische Unterthan zur Vertheidigung des Vaterlandes bei feindlicher Invasion oder innern Unruhen, nicht aber zum Dienst im stehenden Heere verpflichtet ist, letzteres sich daher durch freiwillige Werbung im Lande rekrutiren muß. Die schlimmen Nachrichten über die Verpflegung und die Leiden in der Krim dienten eben nicht dazu, Lust zum Eintritt zu erwecken, und das Parlament sah sich veranlaßt, die Anwerbung fremder Truppen zu bewilligen. Bekanntlich sind dieselben, weil der Pariser Frieden früher eintrat, nicht mehr zur Kriegsthätigkeit gekommen; dennoch werden einige Nachrichten über dieselben, zu Nutz und Frommen künftiger Wiederholungen, auch zur Erinnerung für die Kameraden der aufgelösten Legion gern gelesen werden.

Der Verfasser hatte sich nach vollendeten Studien mehrere Jahre zu Bonn mit Privatunterricht beschäftigt, als er die Bekanntschaft eines Schotten, Oberst Kinloch, machte, der im spanischen Bürgerkriege ein Lancierregiment geführt hatte und jetzt als Generalinspector eines Bureau zur Leitung und Ueberwachung der Werbeangelegenheiten für die Fremdenlegionen nach London berufen wurde. Diesem stellte der Verfasser, „der für die Sache schon lange zuvor im Geiste Partei ergriffen hatte", seine Person und seine Dienste zur Verfügung. Er wurde als Secretär angenommen und schildert in dem ersten Abschnitt seines Werkchens das Bureau im Kriegsministerium (war department), in welchem allerdings unter der Geschäftsführung eines alten Mr. Yale eine ziemliche Confusion herrschte, mit vielem Humor. Den Auftrag zur Bildung einer britisch-deutschen Legion erhielt jetzt Herr von Stutterheim, der ebenfalls im spanischen Bürgerkriege (über welchen er auch „Kriegszüge 1835—37" herausgegeben), später in der herzoglich-braunschweigischen Artillerie und zuletzt als Major im Generalstabe im schleswig-holsteinischen Kriege gedient hatte. Auf Helgoland und in Shorncliff wurden Depots für die Anmeldung der Freiwilligen angelegt; noch größer war der Andrang zu den Offizierstellen, und es fanden sich viel Abenteurer und Schwindler ein, welche jedoch, wie der Verfasser glaubt, meist entlarvt wurden, ehe sie eine Anstellung erhielten oder doch, wenn sie ein Patent erschlichen, über kurz oder lang den Dienst mit Schande verlassen mußten. Ein berüchtigtes Subject, das mit falschen Papieren als ein Herr von S. sich ein Lieutenantspatent im zweiten leichten Dragonerregiment erschwindelt hatte, wurde, als es sich herausstellte, wer er war, daß er gar nicht reiten konnte und nie gedient hatte, rasch der Uniform entkleidet, vom Obersten aus seiner Baracke ins Lager gestoßen und von den Dragonern nicht eben sanft den Berg nach Sandgate hinabgeleitet. Der Verfasser erzählt noch ähnliche, aber nicht so ernsthafte Beispiele. Die Legion war auf 10000 Mann berechnet und sollte aus sechs leichten Infanterieregimentern, zwei Jägercorps und zwei leichten Dragonerregimentern bestehen, sie hat indeß diese Stärke nicht erreicht. Soweit die Cavalerie formirt war, schildert sie der Verfasser als vortrefflich: sie trug Husarenuniform; die Jäger waren wie die englischen, schwarz gekleidet, die Infanterie trug roth, nur nicht den Namenszug der Königin, sondern die Buchstaben B. G. L. Das Infanterieregiment oder Jägercorps war in zehn Compagnien (englisch), das Cavalerieregiment in vier Escadrons getheilt. Als Reglement war das preußische angenommen. Außer dieser Legion wurde gleichzeitig auch eine Schweizer- und eine italienische Legion gebildet; jene ist bis Kleinasien gekommen, aber auch nicht mehr in den Krieg; von der letztern wie von der in der Türkei für englischen Sold geworbenen polnischen Legion weiß der Verfasser nur die Thatsache zu berichten. Ein in Canada geworbenes Jägercorps von 1000 Mann, das in England gelandet war, sollte der deutschen Legion einverleibt werden; es kam aber wegen des Friedens nicht mehr dazu.

So war der Winter 1855 vergangen. Der Verfasser erhielt jetzt die auch auf dem Titelblatte verzeichnete Anstellung als Militärsecretär im Stabe des Generals von Stutterheim und schildert im zweiten Abschnitt das Lager von Shorncliff und dessen Barackenleben, von der heitern und von der ernsten Seite, selbst eine Execution mit der „Katze", die aber nicht mehr o' nine tails ist, sondern nur noch fünf Riemen hat mit kleinen Bleikugeln an der Spitze. Die Geschicklichkeit des Schlagenden besteht darin, daß alle fünf Riemen getrennt und gleich stark treffen und nicht in einen Hieb zusammenfallen; es ist darin eine große Virtuosität erreicht worden.

Der Frieden mit Rußland war unterdessen geschlossen, die englischen Truppen kehrten aus dem Felde zurück und bezogen größtentheils das Lager von Aldershot; an ihren Revuen und Manövern sollten die noch in England befindlichen Truppen der Legion (vier Regimenter waren bereits nach Skutari eingeschifft und dort angekommen) theilnehmen und schlossen sich daher jenem Lager an. Der Verfasser beschreibt dasselbe, nicht eben zu seinem Vortheil, im dritten Abschnitt; nur die nach englischer Sitte eingeführte mess, der gemeinschaftliche Mittagstisch jedes Regiments machte es den Offizieren erträglich. Auch die vielen Raufereien, welche zwischen englischen und deutschen Soldaten hier stattfanden, finden ihre Stelle; merkwürdigerweise betheiligte sich die Cavalerie beider Nationalitäten nie daran. Anfang August 1856 bezog die Legion infolge jener vielen Streitigkeiten die Baracken von Colchester, wo sich der größte Theil derselben wieder vereinigte. Der Verfasser sagt von diesem Lager in seinem letzten Abschnitt, die Umgegend sei gegen die traurige Oede von Aldershot ein Paradies gewesen und die Aufnahme der Truppen von seiten der Einwohner eine sehr liebevolle. Die Legion war aber nach dem Frieden überflüssig geworden und die Regierung in der Absicht, denjenigen Leuten, welche nicht mehr nach ihrer Heimat zurückkehren mochten, eine andere zu gründen, hatte zwei Offiziere, einen englischen und einen deutschen, an den Gouverneur von Capland, Sir George Grey, geschickt, um anzufragen, ob es erwünscht und thunlich sei, jene Leute als Colonisten dorthin zu senden. Diese Offiziere haben mit dem Gouverneur das Land bereist und die Grenze von Britisch-Kafferland, 7—800 englische Meilen von der [illegible] als die passendste für die Ansiedelung, welche der Bevölkerung sehr willkommen war, genau in Augenschein genommen. Sie kehrten im September 1856 zurück, und die Bedingungen, unter denen die Ansiedelung stattfinden sollte, wurden bekannt gemacht. Der Verfasser theilt dieselben vollständig im Anhange mit. Am 30. September fand die letzte Revue der Legion statt, bei welcher der General von Stutterheim von seinen Truppen Abschied nahm. Ueber diese Revuen und des Generals [illegible] gibt der Verfasser, der nicht als Augenzeuge berichten [illegible] weil er gerade in Deutschland auf Urlaub war, den betreffenden Artikel aus der „United Service Gazette" vom 4. October 1856. Wir ersehen daraus, welche Anerkennung unsere Landsleute sich in England verschafft haben. „Die vortreffliche [illegible]tung und das gesunde Aussehen der Leute, sowie die [illegible]liche Genauigkeit ihrer Bewegungen erregte die Bewunderung aller Anwesenden." Als der Verfasser Anfang October [illegible] Urlaub zurückkehrt, fand er die Legion schon aufgelöst.

Soldaten zogen mit Sang und Klang durch die Straßen; andere, mit Bändern geschmückt, die sich hatten für das Cap anwerben lassen, suchten sich Bräute für ihre neue Heimat. Der geplagteste Mann jener Zeit war wol der würdige Feldkaplan, der an manchem Tage wol 60 Paare in einer hölzernen Baracke, die als Kirche diente, trauen mußte. „Daß nun aber, bemerkt der Verfasser, bei solchen Massenheirathen, in solcher Eile zu Stande gebracht, nicht eben sehr wählerisch verfahren werden konnte, liegt auf der Hand." Es fanden sich übrigens Concurrenten der englischen Regierung ein, welche die Soldaten für den König von Neapel, für Batavia, für Frankreich, selbst für die Argentinische Republik zu gewinnen suchten. Dennoch wurden etwa 2500 Mann im Herbste 1856 nach dem Cap eingeschifft. Der Verfasser mochte sich für immer ihnen nicht anschließen und nachdem auch General von Stutterheim im November dahin abgegangen war, blieb er noch vier Wochen wiederum im Bureau des Obersten Kinloch, worauf er im März 1857, gewiß einer der letzten, nach Deutschland zurückkehrte. Zum Schlusse theilt er noch den Bericht eines Offiziers der Legion aus dem Caplande mit, geschrieben am 27. März 1857, welcher in einem voigtländischen Blatte abgedruckt worden ist: eine interessante Schilderung von Land und Leuten, die aber manche Enttäuschung der gehegten Hoffnungen verräth. General von Stutterheim ist im Jahre 1858 nach Deutschland zurückgekehrt, und da sich ein großer Theil seiner ehemaligen Soldaten bei dem indischen Kriege zum Dienst in jenem Lande gemeldet hat, auch wirklich in englische Regimenter dort eingestellt worden ist, so hat sich nun auch der letzte noch zusammenhaltende Rest der britisch-deutschen Legion aufgelöst.

Der Anhang enthält die oben besprochene Parlamentsacte vom 23. December 1854, die Artikel der Capitulation für die Fremdenlegion, wovon einige, welche nicht in die Oeffentlichkeit gekommen sind, fehlen, die Bedingungen für die Bildung einer militärischen Niederlassung in Britisch-Südafrika, endlich ein Auszug aus der britischen Army list von 1856—57: die Rangliste der deutschen und der schweizer Legion, in welchen wir vielen bekannten Namen begegnen. Seit Jahrhunderten haben sich ja Deutsche für eine fremde Sache in allen Erdtheilen geschlagen. **Karl Gustav von Berneck.**

Eine Erwiderung Ludwig Eckardt's in Betreff der „Räuber".

Auf Gustav Hauff's Abhandlung „Ueber Schiller's «Räuber»" in Nr. 39 d. Bl. erhielten wir von Ludwig Eckardt nachstehende Erwiderung, welche wir zum Abdruck zu bringen kein Bedenken tragen, da die Replik einen zweifelhaften, für die Würdigung der Jugenddramen Schiller's wichtigen Streitpunkt betrifft und mithin keineswegs zu der Gattung der eigentlichen Antikritiken gehört, welche principiell von diesen Blättern ausgeschlossen sind und von jeher waren. Eckardt schreibt:

„Ich habe seit Jahren, zuletzt in «Schiller's Jugenddramen» (Jena 1862) die «Räuber», welche die Zeit der Reaction zu einseitig aufzufassen und zu verwerfen liebte, wie auch «Fiesco» und «Kabale und Liebe» neu zu würdigen, ihren culturgeschichtlichen Hintergrund zu beleuchten und namentlich ihren hohen Werth in Bezug auf dramatische Composition zu betonen gesucht. Ich war bei diesem Vorgange weder für die bedeutenden Fehler des jungen Dramatikers blind, noch ein kritikloser Enthusiast, der jede Zeile Schiller's rühmt. Eine Besprechung der spätern Dramen Schiller's würde dies am besten beweisen; wie diese theilweise überschätzt, so sind die Jugenddramen — vom geschichtlichen Boden ihrer Zeit abgelöst — zu rasch verurtheilt worden.

„Gustav Hauff hat in Nr. 39 d. Bl. meine sogenannte «Rettung» der «Räuber» angegriffen. Meine gegenwärtigen Studien gönnen mir nicht die Zeit, ihm Zeile für Zeile zu folgen; es soll bei einer neuen Ausgabe meiner Schrift dagegen nicht ausbleiben. Bis dahin mögen sich die Ansichten für und wider aussprechen, mögen die Meinungen aufeinander stoßen. Auf Opposition war ich gefaßt.

„Indem ich Gustav Hauff für seine die Quelle der Dichtung betreffenden Bemühungen meinen Dank ausspreche, muß ich leider in Bezug auf die Hauptsache bekennen, daß ich ihm gegenüber noch heute meine Darstellung Blatt für Blatt aufrecht halte. Hauff hat das Fundament meiner Beurtheilung unangetastet gelassen und nur einzelne Stellen, aus ihrem Zusammenhange gerissen, zum Angriffspunkte gewählt. Da meine Entwickelung der «Räuber» bei allen Fehlern gewiß den Vorzug eines streng logischen, psychologisch entwickelnden Gangs besitzen dürfte, muß ich den Leser auf die Schrift selbst verweisen; im Verlauf derselben liegt die Antwort auf jede Bemerkung Hauff's, entweder als Entgegnung oder als ergänzende Erwähnung derselben. Wenn man nur Hauff's Angriff kennt, sollte man meinen, meine ganze Darstellung fuße allein darauf, daß alle Schuld auf das Haupt des alten Moor falle, und doch entwickle ich von S. 85—100 die Idee der Dichtung, ehe ich auf den alten Moor zu sprechen komme und zwar in der Weise: «Wir sagten, schon die Zeit, die Karl Moor gebar, sei eine kranke gewesen. Die Schwäche des alten Moor ist ein Sinnbild dieses Zeitverfalls» u. s. w. Der alte Moor und seine Schwäche ist mithin von nebensächlicher Bedeutung, eine Motivirung nur für das Geschick der Hauptpersonen. Und womit entkräftet Hauff die Schuld des Vaters und meine Beweisstellen für eine solche? Der alte Moor sagt zwar selbst: «Mein ist alle Schuld»; aber Hauff fordert, daß wir uns für diese Stelle das Ohr verschließen. Franz legt zwar im Anfange die verkehrte Erziehungsweise des Vaters dar; aber Hauff fordert, daß wir ihm nicht glauben sollen; Franz sei ja ein Lügner! Hauff beruft sich darauf, daß sich Franz Moor in seinen Monologen nie über Zurücksetzung beklage. Er irrt; Franz thut dies gleich im ersten Monolog: er will das «Schoskind» schon noch «vom Herzen des Vaters loslösen». Beim Vorlesen der Erzählung vom ägyptischen Joseph ruft der alte Moor, der sie ausdrücklich verlangt, zwar seinen Schmerz in lauten Tönen, vergleicht sich Jakob, bricht zuletzt mit dem Schrei: «Mir wird sehr übel .. das ist der Tod», zusammen; aber nach Hauff liest Amalia diese Erzählung wol nur zur Erheiterung wie irgendeine andere vor, und der alte Moor wird nur so nebenbei, rein zufällig, zum Sterben unwohl! Daß wie Karl Moor, auch Schiller die Schuld des Alten hervorhebt, Schiller ihn auf dem manheimer Theaterzettel «Verzärtler und Stifter von Verderben und Elend seiner Kinder» nennt, soll ebenfalls nicht gelten — warum? Weil Hauff etwa nachweisen kann, daß dieser Zettel falsch ist oder daß Schiller sich geirrt habe? Nein, deshalb soll jener Satz nichts beweisen, weil ich — o welche Autorität schreibt mir hier Hauff zu! — S. 171 bei einer ganz andern Gelegenheit und der Besprechung der spätern Theaterbearbeitung sage: «Solange der Dichter an einem Werke schafft, steht er in dem heiligen Zauberkreise einer Idee. Schiller war bereits aus diesem herausgetreten, als er seine Dichtung nachträglich zerstörte.» Das sagt doch nur, daß sogenannte Umarbeitungen und Verbesserungen eines Kunstwerks leicht Verschlimmerungen sein können; und doch nicht, daß ein Dichter nicht mehr im Stande und im Rechte wäre, noch etwas zur Erklärung seiner Schöpfung zu bemerken. Es müßte also alles, was ein Künstler über seine Werke sagt, irrig sein, Hauff z. B. Schiller besser verstehen als Schiller selbst.

„Hauff sagt: «Franz sei ein Ungeheuer, aber nicht durch erlittenes Unrecht, sondern durch Zeugung, von Natur.» Weiter unten: «Das Böse erklären, heiße das Böse mildern.» Wer erklärt nun von uns beiden? Er, der blos an das Geheimniß der Zeugung appellirt, oder ich in folgenden Worten (S. 109): «Wenn Rötscher es als einen Fehler rügt, daß bei Franz nicht irgendeine Verletzung die Quelle der Bosheit erkläre, so muß ich entgegnen, daß Schiller diese Bosheit auf dieselbe Quelle zurückführt, die später Karl zum Feinde der Menschheit macht, auf das herbe Gefühl, aus dem Kreise der liebenden Familie

ausgeschlossen, zurückgesetzt und gehaßt zu sein. Es war dies Gefühl des Unterdrücktseins das dem Dichter bekannteste, das er so tief und so schmerzlich empfand, daß es ihm möglich scheinen mußte, ein Unterdrückter könne zu satanischem Hasse entarten.... Um das Böse in Franz zu erklären, that Schiller eher zu viel als zu wenig: er häuft die Gründe alle auf seinen Sünder, die einem Shakspeare in ihrer Vereinzelung hinreichen, das Böse in Richard, Edmund, Jago zu erklären. Bei Jago wird «verletzte Selbstsucht» als Quelle der Bosheit nachgewiesen, bei Richard «das Misverhältniß seines strebenden Geistes mit der Ungestalt seines Körpers», die ihm von frühe auf die Liebe der Mutter entzieht.... Jene verletzte Selbstsucht (Amalia!) und diese Misgestalt erscheinen auch an Franz, am nächsten steht er jedoch dem Edmund im «Lear», mit dem er auch am ehesten verglichen werden kann» u. s. w.*)

„Ich glaube, in dieser Weise werde das Böse in Franz ja erklärt und mithin gemildert. Wir bleiben so auch im Bereiche der Freiheit; das der Zeugung zugeschriebene Böse verweist uns in ein dunkles Reich der Nothwendigkeit. Schiller hat nach Hauff an keine Vorgeschichte des Moor'schen Hauses gedacht; ist das aus der Zeugung ererbte Böse nicht auch eine Art Vorgeschichte? In einer epischen Dichtung mag man mit einer solchen Motivirung des Bösen kommen, aber nicht auf dem Gebiete des Dramas, falls wir dieses nicht wieder zu einer rohen Schicksalstragödie herabdrängen wollen.

„Ob ich meinem Dichter dies und jenes untergelegt habe? Schiller schrieb diese Dramen als ein Jüngling, mit noch unsicherer Hand, größer im Wollen als im Können. Oft ist eine psychologische Motivirung richtig gedacht, aber nur schwach angedeutet. Ist es in einem solchen Falle nicht gestattet, einen blässer gezeichneten Zug schärfer zu beleuchten? Das heißt vielleicht dem Dichter nachhelfen, nachschaffen, aber wol kaum unterlegen.

„Den Schluß der Kritik bedaure ich um Hauff's selbst willen. Um Varnhagen's günstiges Urtheil zu verdächtigen, muß er dem verklärten Denker Folgendes «unterlegen»: Varnhagen sei skandalsüchtig geworden, und ich hätte ihm hier nun einen Familienskandal mit seinen tiefsten Gründen aufgetischt. Ob der Ausdruck «aufgetischt» parlamentarisch sei oder ob er nicht an die alten leidigen Faustrechtspolemiken erinnere, die wir um der Ehre der deutschen Schriftstellerwelt willen hinter uns haben sollten, sei dahingestellt. Was meint Hauff aber mit dem Familienskandal? Die Dichtung selbst? Die hat Schiller «aufgetischt». Oder den Vorfall in Dalberg's Familie? In diesem Falle hat Hauff übersehen, daß Varnhagen sein Lob aussprach, bevor von jenem Vorfall die Rede unter uns war, und daß er mir, nicht ich ihm, denselben «auftischte».

„Genug. Ich habe hier nur einige Punkte, die mir eben im Gedächtniß blieben, beantwortet; andere wären vielleicht noch leichter, noch schlagender zu widerlegen. Im ganzen danke ich Hauff; denn auch sein Wort wird zu einer lebhaftern Besprechung der Jugenddramen beitragen. Wenn der Leser sie namentlich auch vom psychologischen Standpunkte aus geprüft sehen will, dann nehme er meinen Versuch zur Hand; viele deutsche Schauspieler sind ihm hierin bereits vorausgegangen und haben Schiller's Gestalten nach meinen Andeutungen verkörpert. Ich erinnere nur an die Darstellung der «Räuber» in Karlsruhe — welche Bühne zuerst meinem Rufe, das Stück im modernen Costüm des 18. Jahrhunderts zu spielen, entsprach — und an den Franz Moor des hochbegabten Lange."

*) Aus der Nennung Richard's sieht auch der Leser, daß es nicht richtig ist, wenn Hauff behauptet, ich protestirte beim Franz gegen Richard III. Ich fordere S. 109 nur, daß man vorurtheilsfrei und nicht gleich von vornherein mit dem Richardmaßstabe an Franz Moor gehe.

Notizen.

Zur deutschen Theatergeschichte.

Ein nicht uninteressanter Specialbeitrag zur allgemeinen deutschen Theatergeschichte ist folgende Schrift: „Die dramatische Kunst und das Theater zu Lübeck. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Von Heinrich Asmus" (Lübeck, von Rohden, 1862). Namentlich erhalten derartige Specialgeschichten um so größere culturhistorische Bedeutung, je mehr sie solche neue Daten beibringen, welche zur Aufhellung jener dunkeln Periode beitragen können, wo das Drama, wenn auch nur in Gestalt höchst roher Versuche, noch wesentlich Volkssache war, wie über jene Periode, in welcher das Theater allmählich in eine wirkliche nationale Kunstanstalt überzugehen und sich von den bloßen Nachahmungen ausländischer Muster loszureißen anfing. Solcher Daten scheint auch vorliegende Schrift manche zu enthalten. So erfahren wir z. B., daß im 15. Jahrhundert die lübischen Patricier zu Zeiten selbst als Schauspieler agirten und um Fastnacht auf öffentlicher Straße Komödien aufführten, und zwar geschah dies auf einem Gerüst, welches auf einem sich langsam durch die Straßen bewegenden Wagen, „de Borch" genannt, angebracht war. Bei einem Unglücksfall, der sich 1456 ereignete, indem der Wagen oberhalb der Beckergrube umschlug, befanden sich nicht weniger als 25 Personen auf dem Gerüst. Sehr naiv ist die Bemerkung des Chronikenschreibers R. Kock aus dem Jahre 1537: „Idt hebben ok datsülvige Jahr tho Lübeck etlike im Vastelabend de Historie von Ammon und Nerbachens gespelt, tho watt ende vnd warum, wet ick nich" u. s. w. Aus den primitiven Zeiten der ersten Wanderbühnen wird mancher drollige und charakteristische Zug mitgetheilt. Oft griff man begreiflicherweise zu Zugmitteln, welche nur auf ein so naives und kindliches Publikum, wie es damals noch war, ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. So kündigte die Principalin der Schuch'schen Truppe im Jahre 1753 an, daß sie am 22. October nicht nur zum ersten male als Alzire wieder die Bühne betreten und jedermann „besonders zu vergnügen" suchen, sondern auch nach beendetem Trauerspiele eine Rede in Versen halten werde, die sie selbst in ihrem Wochenbette verfertigt habe. Das wirkte; das Haus war ausverkauft und ganz Lübeck schwamm an jenem Tage, wie der Verfasser sich ausdrückt, in einem „Freudenthränenbache". Ein Mitglied der Ilgener'schen Truppe (1777), Frau Wassermann, bot sich öffentlich an, seidene Strümpfe, das Paar für 3 Schillinge, zu waschen. In einem improvisirten Schauspiel sollte einmal der Feldherr Zikusarnes eine von ihm gewonnene Schlacht schildern. Da sich nun bei der betreffenden Truppe zur Zeit nur drei „redende" Schauspieler in diesem Fache befanden, weil der vierte an demselben Tage Schulden halber davongelaufen war, so wurde Zikusarnes von einem Statisten, einem wohlgewachsenen Bäckergesellen aus Mecklenburg, dargestellt. Von demjenigen, der den Monarchen spielte, dazu aufgefordert, der „Herold seiner Thaten" zu sein, schwieg der Bäckergeselle beharrlich; endlich durch den Monarchen ins äußerste Gedränge gebracht, brach er zu allgemeinem Ergötzen in die Worte los: „Ick kann dat nich seggen, Herr König, ick bün by de Slacht ja nich mitwest." Aber man wußte sich damals zu helfen; denn sofort ergriff einer der andern „redenden" Schauspieler das Wort, erklärte dem König, daß man Se. Majestät durch einen falschen Bericht getäuscht habe und daß nicht dieser maulfaule Zikusarnes, sondern er selbst jene Schlacht gewonnen habe, und gab nun selbst einen Schlachtbericht voll ungeheuersten Schwulstes zum besten. In der Einleitung „Von dem deutschen Theater im allgemeinen" wie im „Schlußwort", in welchem er sich unter anderm auch gegen die Zweckmäßigkeit der vielfach in Vorschlag gebrachten Theaterschulen ausspricht, zeigt der Verfasser, daß es ihm mit der Kunst und der höhern Mission des Theaters und der dramatischen Poesie ernst ist, und er sagt nach verschiedenen Seiten hin den Theaterdirectoren, den Schauspielern, den Bühnendichtern, dem Publikum und den Theaterrecensenten einzelne [illegible]

sende, wenn auch nicht immer neue Wahrheiten. Wenn er in Betreff der Recensenten ausruft: „Nur die Lessinge sind gestorben, die hungrigen Schmierer aber treiben noch fortwährend ihr ehrloses Handwerk!" so hat er dabei, wie so viele, welche denselben Klageseufzer auszustoßen nicht müde werden, nur an die Recensenten in gewissen Lokal- und Theaterblättern gedacht und, wie dies gewöhnlich geschieht, außer Acht gelassen, daß es — wir nennen hier nur beispielsweise Th. Mützscher — unter den Theaterkritikern doch auch heutzutage noch manchen ehrenwerthen und wissenschaftlich gebildeten gibt. Man kann nur wünschen, daß der Verfasser unser Lessing werden möge; aber zur Zeit hat sein hin- und herfahrendes, oft übertreibend absprechendes Raisonnement von Lessing'scher Methode und Schreibweise noch sehr wenig. H. M.

Neugriechisches Urtheil über Gervinus' „Geschichte des griechischen Aufstandes".

Ein solches Urtheil enthielt die in Athen erscheinende „Νέα Πανδώρα" vom 15. September d. J. Es ist zwar im ganzen und wesentlichen mehr ein, zugleich eine kurze Biographie von Gervinus enthaltendes Referat, als eine tiefer eingehende detaillirte Kritik der „Geschichte", aber doch im allgemeinen voll Anerkennung theils in Betreff der Forschung, der gewissenhaften Benutzung der vorhandenen Quellen, der verständigen Auffassung und der Verarbeitung des Stoffs, theils in Ansehung der Darstellung selbst. Der Verfasser der Kritik, K. N. Kostis, beweist darin nicht nur eine genaue Kenntniß der deutschen Sprache, sondern auch eine Selbständigkeit seines politischen und kritischen Urtheils, die den Leser für ihn gewinnt. Besonders rühmt er an der „Geschichte" von Gervinus die Feinheit und Schärfe der Charakteristik der hervorragenden Männer des griechischen Aufstandes, sowie die Unbefangenheit und Unparteilichkeit seiner Urtheile, namentlich auch in Bezug auf die europäische Diplomatie. Was der griechische Kritiker an dem Werke des deutschen Geschichtschreibers zu tadeln hat (er hätte freilich manches andere, wie er nicht thut, tadeln sollen), betrifft nur Nebenpunkte, und er betrachtet vielmehr die „Geschichte des griechischen Aufstandes" als ein „schönes und unvergängliches Denkmal", welches darin Gervinus dem griechischen Freiheitskampfe errichtet habe und wofür die Griechen dem Verfasser zu ewigem Danke verpflichtet seien. Wenn er nun auch noch den Wunsch ausspricht, daß das Werk sobald als möglich ins Griechische übersetzt werden möchte, so freuen wir uns, daß mit einer solchen Uebersetzung, aus der Feder des Griechen J. Pervanoglou, in dem in Athen erscheinenden „Φιλίστωρ" (Juli 1862) bereits der Anfang gemacht worden ist. 17.

Bibliographie.

Album humoristischer Vorträge. Mit Beiträgen Anderer herausgegeben von E. Dohm. 1stes Bändchen. Berlin, Reinhardt u. Zander. 1863. 8. 10 Ngr.

Andersson, C. J., Der Okavango-Strom. Entdeckungsreisen und Jagdabenteuer in Südwest-Afrika. Deutsch von H. Hartmann. Mit 16 großen Original-Illustrationen. Leipzig, Gerhard. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Andreä, W., Leibniz. Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perrükenzeit. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Carneri, B., Demokratie, Nationalität und Napoleonismus. Drei Worte an die deutsche Nation. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Emmy. Unsern Mädchenknospen. Poesie und Prosa. Bromberg, Roskowski. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Feifalik, J., Untersuchungen über altböhmische Vers- und Reimkunst. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 9 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermachers von Elisa Maier. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr.

Gerber, M., Kerkerklänge. Poetische Sammlung. Schneeberg. 16. 10 Ngr.

Gutzkow, K., Dramatische Werke. Elftes Bändchen. Ella Rose oder die Rechte des Herzens. Leipzig, Brockhaus. 16. 10 Ngr.

Heyse, W., De Mekelnbörger Burhochtid un Rosmarin un Ringelblomen. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 25 Ngr.

Hölty, H., Das Gelübde. Ein Mysterium in fünf Aufzügen. Kiel, Schröder u. Comp. 1863. 8. 20 Ngr.

Hyacinthen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.

Krahmer, A. W., Die Urheimath der Russen in Europa und die wirkliche Localität und Bedeutung der Vorfälle in der Thidreksaga. Moskau. Lex.-8. 1 Thlr.

Lilliehöök, J., Zwei Jahre unter den Zuaven. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Mit 8 Bildern in Farbendruck und 1 Karte von Algerien. Leipzig, Gerhard. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Ost- und westpreußischer Musen-Almanach. 5ter Jahrgang im Namen des altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von der Redactions-Commission des literarischen Kränzchens zu Königsberg. Königsberg, Koch. 1861. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nacht-Violen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.

Netz, K., Deutschland und Rom. Poetische Völkerbilder aus dem Heldenleben der Deutschen. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Pernice. Savigny. Stahl. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Petuel, F. S., Allgemeine Cultur-Geschichte der neueren Zeit in kurzer Uebersicht und mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtigen Verhältnisse dargestellt. München. Gr. 8. 10 Ngr.

Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. Augsburg, Kranzfelder. 8. 16 Ngr.

Pressel, P., Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock. 1ster Halbband. Stuttgart, Becher. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Proudhon, P. J., Die literarischen Majorate. Prüfung des Plans zu einem Gesetze, welches die Schöpfung eines ewigen Monopols zum Besten der Erfinder, Schriftsteller und Künstler bezweckt. Aus dem Französischen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 20 Ngr.

Quinet, E., Die Expedition von Mexiko. Aus dem Französischen. Cassel, Freyschmidt. Gr. 8. 8 Ngr.

Raabe, W. (Jac. Corvinus), Verworrenes Leben. Novellen und Skizzen. Glogau, Flemming. 8. 1 Thlr.

Der kleine Reactionär. 1862. October — December. 13 Nummern. Berlin, Berendt. Gr. 4. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Roskowska, Marie v., Nach anderthalb Jahren. Erzählung für junge Damen. Bromberg, Roskowski. 1863. Gr. 16. 17½ Ngr.

Schneider, K. F. R., Italien in geographischen Lebensbildern. Aus dem Munde der Reisenden gesammelt und zusammengestellt. Mit 14 Illustrationen. Glogau, Flemming. 1863. Lex.-8. 3 Thlr.

Shakspeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Deutsch von H. v. Plehwe. Hamburg, Boyes u. Geisler. 8. 1 Thlr.

Steinthal, H., Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 1ste Hälfte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr.

Sternberg, A. v., Kleine Romane und Erzählungen. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Voigt, F., Grundriß der alten Geschichte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Zusner, V., Im Walde. Naturbilder. Schaffhausen, Hurter. 1863. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von **Eduard Trewendt in Breslau** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Eine Katastrophe und ihre Folgen.

Roman von A. Godin.

8. 18 Bogen. Eleg. brosch. Preis 1¼ Thlr.

Dieser Roman schildert von vornherein ein höchst räthselhaftes Ereigniß, dessen Aufklärung bis zum Ende des Buches den Leser in unausgesetzter Spannung erhält. Die verschiedenen Charaktere, welche näher oder ferner mit der Katastrophe in Verbindung stehen, erregen ein nachhaltiges Interesse, und an die lebenswahren, von echter Künstlerschaft zeugenden Darstellungen reihen sich Naturbilder, die gleichfalls wahr und tief gefühlt sind. — Es steht daher zu erwarten, daß die Lesewelt diesem neuen literarischen Erzeugniß die verdiente Theilnahme zollen wird.

In demselben Verlage erschienen kürzlich:

Karl Frenzel, Die drei Grazien, Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. 4½ Thlr.

Theodor Mügge, Romane. Dritte (letzte) Folge. Sechs Bände. 8. Eleg. brosch. 9 Thlr.

Inhalt: Romana. — Cosimo Vinci. — Der Propst von Ulenswang. — Vater und Sohn. — Die Erbin von Bornholm. Am Scheidewege. — Die Auserwählte des Propheten. — Sigrid das Fischermädchen. — Drei Freunde. Alte und neue Welt.

Ludwig Rosen, Vier Freunde, Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. 5 Thlr.

Bernhard von Salma, Graf Mocenigo, social-politischer Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. 4½ Thlr.

Gustav vom See, Herz und Welt, Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. 4½ Thlr.

Feodor Wehl, Allerweltsgeschichten. Ein Novellenbuch. 8. Eleg. brosch. 1¼ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dämonen.

Roman in zwei Bänden

von

Moritz Horn.

Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der beliebte Verfasser, dessen anmuthige Dichtung „Die Pilgerfahrt der Rose" soeben in *dritter Auflage* erscheint, bietet der Lesewelt in seinem neuesten Werke „Dämonen" einen spannenden, phantasievollen Roman. Entsprechend dem voranstehenden Motto: „Steter Sonnenschein reift keine Frucht, viel weniger ein Menschenherz und sein Glück", läßt die Erzählung düstere und heitere Bilder in mannichfachem Wechsel an der Seele des Lesers vorüberziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Otto Ludwig Brook.

Erzählung von Robert Giseke.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Die kaufmännischen und industriellen Kreise der Gegenwart sind es, aus denen der Verfasser der „Modernen Titanen" und des „Pfarr-Röschen" diesmal den Stoff zu einem reichgestalteten Lebensbilde entnommen hat. Gewichtige Contobücher mit den langen Zahlenreihen der Speculation liegen vor unsern Augen aufgeschlagen, wir sehen die rasselnden Maschinen arbeiten, schwarze Dampfwolken dem Schlot der Fabriken entsteigen; aber immer bleibt das Hauptinteresse dem menschlichen Herzen zugewandt, in dessen Tiefen uns die Erzählung überraschende Einblicke eröffnet.

In unserm Verlage sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oeffentliche Vorträge

gehalten

von einem Verein akademischer Lehrer zu Marburg.

Zwei Bände. Gr. 8. Eleg. brosch. 2 Thlr. 20 Sgr., oder 4 Fl. 24 Kr. Rh.

Inhalt: **Bromeis, C.,** Ueber die Entdeckung des Sauerstoffs. — **Cäsar, J.,** Das finnische Volksepos Kalewala. — **Claudius,** Das Gehörorgan. — **Henke, C. L. Th.,** Papst Pius VII. — **Henke, W.,** Die Quelle der Kräfte des Lebens im Körper der Menschen und Thiere. — **Hermann, C.,** Wilhelm von Oranien. — **Heusinger, O.,** Ueber die Ge[illegible]. — **Justi, K.,** Dante und die göttliche Comödie. — **Mangold, W.,** Julian der Abtrünnige. — **Schell, W.,** Ueber Wahrscheinlichkeit. — **Waitz, Th.,** Hernando Cortes. — **Wüllner, A.,** Wind und Wetter. — **Zeller, E.,** Die Entwickelung des Monotheismus bei den Griechen.

Jeder Vortrag wird auch einzeln abgegeben und kostet 8 Sgr., oder 27 Kr. Rh.

Stuttgart, 1862.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.**

Zehnte Auflage. 8. *Geheftet* 24 Ngr. *Gebunden* 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gewande ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und zu einer Dauer populär geworden ist, wie das jetzige Erscheinen der *zehnten Auflage* beweist, obwol es 1784 entstand. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naiv-humoristischen Laune aus den Wirren des Tages zu der „Jobsiade" zurück.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 13. November 1862.

Inhalt: Beisteuer der Frauen zur belletristischen Literatur. (Beschluß.) — Ein Dichter für den deutschen Männergesang. Von Paul Möbius. — Zu Rubens' Geburts- und Lebensgeschichte. — Notizen. (Eine Originalmittheilung des „Elsässischen Samstagsblatt" über Knebel; Gesammtausgabe der Werke des Erzherzogs Karl.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Beisteuer der Frauen zur belletristischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Wir lassen nunmehr eine Reihe frei erfundener Erzählungen folgen, und zwar zuerst solche von größerm Umfange und wirklich romanartiger Composition; sodann die Sammlungen kürzerer Novellen, Erzählungen, Skizzen, Anekdoten u. s. w.

5. Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1861. 8. 2 Thlr.

Die Verfasserin des vorliegenden Romans ist nicht ohne Talent für Erfindung; auch gibt sie Beweise, daß sie gewisse Lebensverhältnisse, wenn nicht scharf und tief, doch mit Aufmerksamkeit und Nachdenken beobachtet hat und Darstellungsgabe genug besitzt, um solche Situationen, die entweder glücklich erfunden oder mit richtigem Takt aus dem Leben gegriffen sind, zu anschaulichen und theilnahmerweckenden Bildern zu verarbeiten. Zu völliger Reife gediehen ist aber ihr Talent noch nicht. Ihre Phantasie hat noch eine allzu große Neigung, die Ergebnisse der einfachen Beobachtung mit solchen romantischen und phantastischen Elementen zu versetzen, wie sie nur im Gehirn schwärmerischer junger Mädchen zu existiren pflegen; ihre Art zu empfinden ist noch nicht frei von einer unausgegorenen oder krankhaften Sentimentalität, und die Reflexionen, in denen sie mit dem Verstande über diese Empfindsamkeit hinauszukommen sucht, tragen zum Theil noch das Gepräge einer mehr durch Belehrung als Erfahrung gewonnenen Altklugheit. Der Eindruck, den der Roman in seinen verschiedenen Partien nacht, ist daher ein sehr ungleicher. Das Gelungenste n ihm ist jedenfalls der Eingang. Zwar verräth sich n ihm bereits der romantisirende Geschmack der Verasserin; jedoch nur insoweit, als es der Leser sich gern efallen läßt, und innerhalb der den realen Lebensverältnissen entsprechenden Grenzen. Auch die Jugendeschichte Johanna's liest man noch mit ungeschwächtem nteresse. Sie ist nicht ohne charakteristische Züge und acht doch dabei den Eindruck, als wenn das darin Erählte wirklich einmal so vorgefallen sei. Dagegen kranken die hierauf folgenden Partien, welche Johanna's Leben im gräflichen Schlosse schildern, sämmtlich in- bald höherm, bald geringerm Grade an den oben im allgemeinen bezeichneten Gebrechen, und leiden daneben an einer sehr unerquicklichen Breite und Leere. Es geschieht darin durch eine lange Reihe von Kapiteln hindurch fast nichts, was die mit Spannung beginnende Handlung wirklich vorwärts brächte, und dies wird um so unangenehmer empfunden, als die Erzählerin scheinbar immer Anläufe dazu macht und auf diese Weise eine Masse Vorgänge und Scenen schildert, die anfangs irgendeine Wendung herbeizuführen versprechen, sehr bald aber entweder völlig resultatlos im Sande verlaufen oder den Einblick des Lesers in die Verhältnisse nur um ein so Geringes fördern, daß das Ergebniß mit dem Aufwand von Mitteln in gar keinem Verhältniß steht.

Man könnte sich dies gefallen lassen, wenn es etwa die Verfasserin, wie Adalbert Stifter, verstände, die den Fortgang der Geschichte wenig oder nichts fördernden Schilderungen wenigstens als solche mit dem Zauber der Poesie auszustatten, dergestalt, daß man über der Anmuth des Wegs gern das Ziel vergäße. Leider aber besitzt sie diese Gabe nicht im mindesten. Alles, womit sie die Erzählung aufhält, hat an und für sich durchaus keinen Anspruch auf ein besonderes Interesse. Sie enthüllt darin dem Leser durchaus keine verborgenen Wahrheiten oder Schönheiten, weder aus dem socialen, noch aus dem natürlichen Leben, sondern sie thut nichts, als daß sie — lediglich um nicht das die Spannung bewirkende Geheimniß zu früh zu verrathen — Vorgänge zum Gegenstande der Mittheilung macht, die, so aufgefaßt, nur Nahrung für die Langeweile sind. Erst gegen das Ende, wo ernstlich an die Lösung des Knotens gedacht wird, hebt sich der Roman wieder. Der Leser wird hier wirklich von manchem überrascht, was der Verfasserin glücklich zu verheimlichen gelungen ist; die Personen fangen an, in klare Beziehungen und Gegensätze zueinander zu treten, es spinnen sich wirkliche Conflicte an, kurz es kommt Leben und Bewegung in die Sache. Trotzdem ist auch hier sehr vieles, was so, wie es geboten ist, nicht zu

befriedigen vermag. Gerade diejenigen Charaktere und Momente, durch die ganz besonders eine tiefer ergreifende Wirkung zu erzeugen gewesen wäre, hat die Verfasserin auffällig dürftig behandelt und dafür Zeit und Raum an unausgiebige Nebendinge verschwendet. Außerdem empfindet man es unangenehm, daß die Lösung zum großen Theil in sehr unwahrscheinlichen Voraussetzungen wurzelt; vor allem aber beleidigt es, daß in und mit ihr eine Dissonanz zum Ausbruch kommt, die weit schreiender ist als alle Dissonanzen, welche durch sie gelöst werden — ich meine das absolut unnatürliche Verhältniß zwischen Mutter und Tochter. Eine Geschichte, der eine Schuld, wie die der Gräfin zum Grunde liegt, hätte nothwendig einen tragischen Ausgang erhalten müssen. Wenn aber die Verfasserin einmal mit einer Hochzeit schließen wollte, mußte sie von vornherein die Schuld der Mutter dergestalt mildern, daß zuletzt eine wirklich innige Versöhnung mit der Tochter möglich war.

6. Verkennen und Erkennen. Originalnovelle von Anna Löhn. Dresden, Kuntze. 1861. 8. 1 Thlr.

An dieser Arbeit ist manches Gute zu rühmen. Sie scheint nicht blos zur Vertreibung der Langeweile geschrieben, sondern macht sich in gewissem Sinne die Durchführung einer sittlichen Idee zur Aufgabe; sie zeigt, nicht ohne allen Erfolg, das Bestreben, zur Kunstform der ältern Romane zurückzukehren und besitzt demzufolge eine nach einem bestimmten Plan angelegte Verwickelung und Entwickelung; sie führt uns eine Reihe von Figuren vor, deren Charakteristik manche dem Leben abgelauschte Züge enthält; und endlich ist sie in einem Stil geschrieben, der sich jedenfalls nicht in dem ganz gewöhnlichen Fahrgleise bewegt, sondern von einer selbständigen Vorstellungs- und Darstellungsweise zeugt und sich bemüht, dem jedesmaligen Charakter der zu schildernden Personen und Situationen gemäß eine modificirte Färbung anzunehmen, dergestalt, daß er bald ernst oder düster, bald sentimental und elegisch, bald heiter und ironisch anklingt und sich in jeder dieser Tonarten nicht mit Ungeschick vernehmen läßt. Alle diese lobenswerthen Eigenschaften sind jedoch bei der Verfasserin noch nicht zu einer wirklich befriedigenden Ausbildung und Durchbildung gelangt, vielmehr noch mit sehr viel Mängeln und Auswüchsen behaftet, welche den guten Eindruck, den sie zu machen vermöchten, nicht nur abschwächen, sondern vorübergehend wirklich aufheben und ins Gegentheil verkehren. So ist z. B. die gute Grundidee des Buchs, in dem Bürgermeister Wehner einen Charakter zu zeichnen, der sich infolge der vielen Leiden, die er durch seine Hartnäckigkeit und Unbeugsamkeit über seine Familie und andere bringt, zur Milde und Nachgiebigkeit bekehrt, nur in sehr äußerlicher und oberflächlicher Weise durchgeführt, indem dabei von den Conflicten und Wandelungen, die er dabei in seinem Innern durchzumachen hat, fast nichts verlautet, ja auch sein zur Darstellung gebrachter Antheil an den äußern Kämpfen ein weit geringerer ist, als es sich für den Träger der Grundidee geziemte. Bei der Schürzung und Lösung des Knotens spielen Willkür und Zufall eine gar zu große Rolle, Scherz und Ernst sprudeln zu bunt und sprunghaft durcheinander und der Gang des Ganzen wird mehr durch die Launen einer nach romanhaften Wendungen und Effecten haschenden Phantasie, als nach den Gesetzen der thatsächlichen Entwickelungsformen dirigirt. Ebenso zeigen sich in der Charakteristik der Personen neben treffenden Zügen viele zerrbildliche Ungeheuerlichkeiten und psychologische Unmöglichkeiten, die sie in einzelnen Situationen fast nur noch wie die Figuren einer Laterna-magica erscheinen lassen. Endlich ist auch der Stil nicht ganz von gesuchten Wendungen und schnörkelhaften Verzierungen freigeblieben — kurz, das Ganze hinterläßt den Eindruck, daß es der Verfasserin bei anerkennungswerthem Streben und Talent noch an voller Reife des Geschmacks, freier Anschauung größerer Lebensverhältnisse und ausreichender Sicherheit der Gestaltung gebricht.

7. Norbert Dujardin. Von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 1861. 8. 25 Ngr.

Der Inhalt und noch mehr die Darstellung dieser kleinen Novelle verräth, daß die Verfasserin nicht ohne Erfolg bei den französischen Novellisten in die Schule gegangen ist. Sie behandelt die Conflicte einer Herzensbeziehung zwischen einem belgischen, streng-katholischen Patricier mit ursprünglich stark ausgeprägter Neigung zum Priesterstande und einer deutsch-böhmischen, kirchlich indifferenten Sängerin, der die Kunst und noch mehr das Leben einer Künstlerin ihr Eins und Alles ist. Er liebt sie schwärmerisch und will sie heirathen, verlangt aber sie soll ihre Künstlerlaufbahn aufgeben, und dieses Ansinnen weist sie auf das schnödeste zurück. Er verfolgt sein Ziel mit abenteuerlicher Beharrlichkeit; aber mit gleicher Hartnäckigkeit läßt sie ihn, ihren innern Empfindungen entgegen, ihren Hohn und abweisenden Stolz empfinden. Er läßt trotzdem nicht ab, aber sie wird nur immer übermüthiger, bis sie es endlich so weit treibt, daß er in demselben Augenblick, wo er ihr bis auf das Aeußerste entgegengekommen ist und sie über ihn den Sieg davongetragen zu haben glaubt, in eine Art von Berserkerwuth ausbricht und hierbei seine ganze Leidenschaft für sie verpuffen läßt. An die Stelle der Liebe tritt bei ihm nun eisige Kälte, während bei ihr sich jetzt die Kälte zur Leidenschaft verwandelt. Aber diese Leidenschaft zieht ihn nicht mehr an. Sie will jetzt alles gewähren, aber er dankt dafür und zieht es vor, Priester zu werden. Sie empfindet es anfangs übel und spielt eine Zeit lang die Ariadne. Aber schon nach 14 Tagen tritt sie wieder auf und feiert als Donna Anna im „Don Juan" einen so glänzenden Triumph, wie nie vorher.

Die Darstellung dieser zuletzt in nichts explodirenden Liebesgeschichte ist ziemlich mit allen guten und schlimmen Eigenschaften des französischen Romanstils ausgestattet. Leicht in der Bewegung, aber auch nicht allzu schwer an Gewicht. Schäumend und sprudelnd, aber auch rasch verfliegend. Unmittelbar erregend, aber ohne nachhaltige Wirkung. Man empfängt beim Lesen das Gefühl, daß sich der Champagner auch auf geistigem Gebiet mit gutem Erfolg imitiren läßt. Kann er sich an Ursprünglichkeit

Natürlichkeit und Sicherheit in der Wirkung nicht ganz mit dem echten messen, so erweckt er dafür das angenehme Gefühl, daß das Geld für ihn nicht außer Landes geht und daß man sich dabei mit eins der deutschen Natur und der deutschen Industrie freuen kann. Zur Probe schlürfe man den Anfang. Er lautet:

„Braune mit Reis, weiße mit Nockerln!"
„Eine Braune."
„Kleine Gumpoldskirchner."
„Bringen's mir 'n Gansel, aber nur wenn's sehr gut ist, sonst bringen's mir Ente."
„Haben's schon was angeschafft?"
„Ein Bier?"
„Ja!"
„Sie! Feuer!"
„Pilsner."
„Twist."
„Vincenz, zahlen!"

So klingt es durcheinander in dem Speisesaal eines prager Hotels u. s. w. Nun, in so lustiger Gesellschaft brauchen wir dem Leser kaum einen „guten Appetit" zu wünschen!

8. Schloß Hartenstein. Roman nach Martha's Aufzeichnungen von Clara Anger. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Stammvater des adelichen Geschlechts von Har- enstein verlangt von einem Baumeister, ihm sein Stammschloß von so hartem Stein zu bauen, daß es Jahrhun- erten trotzt. Dieser erfüllt diese Bedingung dadurch, aß er die Steine dazu aus dem Steinbruch eines bösen Geistes nimmt, der sich dafür ausbedingt, sich nach Be- eben die Bewohner des Schlosses zum Opfer wählen zu ürfen. Zufolge dessen haben diese mehrere Generationen indurch an besonders harten Herzen zu leiden und wer- en dadurch die Urheber einer sich fortspinnenden Familien- agödie. Die Erzählung einiger dieser Leidensgeschichten ldet den Inhalt dieses Buchs. Einen leitenden, zusam- enhaltenden Gedanken haben wir darin nicht zu ent- cken vermocht. Nur insoweit verfährt die Verfasserin igermaßen planmäßig, daß sie die Hartherzigkeit nach d nach in immer milderer Form auftreten und zuletzt z verschwinden läßt. Im ganzen hat die Verfasserin den darzustellenden Inhalt den rechten Ton getroffen, h sind ihr nicht alle Erzählungen gleich gelungen. rchschnittlich verdienen die in neuerer Zeit spielenden arcitz" und „Anna" vor den ältern den Vorzug. Die ere ist unstreitig die beste, doch bleibt der Schluß an lnahmerweckenden Momenten sehr fühlbar hinter den ern Partien zurück. Der Gesammteindruck der ein- en Erzählungen wie des Ganzen ist darum kein gün- r, weil man an der Willkür eines sinnlos waltenden hicks unmöglich eine Freude haben kann. Die Aus- ng des Details ist nicht eigenthümlich und bedeutend g, um dafür zu entschädigen.

mma. Eine Novelle von Clara Steffens. Zwei Theile. Stuttgart, S. G. Liesching. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das einzige Gute, was wir dieser „Novelle", die aber lich mehr den Zuschnitt eines Romans hat, nachzusagen wissen, ist, daß sie das Product eines christlich frommen Gemüths zu sein scheint. Abgesehen hiervon ist sie ein schlechthin ungenießbares Gebräu von alltäglichen und abenteuerlichen Ingredienzen ohne jedwede Wahrheit und irgendwelchen vernunft- oder naturgemäßen Zusammenhang. Alle Gestalten darin sind hohl und schattenhaft; man vermag auch nicht an eine einzige derselben zu glauben, geschweige sich für dieselbe zu interessiren. Noch innerlich halt- und bedeutungsloser aber sind ihre Schicksale und Erlebnisse; denn sie erscheinen als die Ausgeburten der planlosesten Willkür und einer Phantasie, die nicht nur unreif und mit den realen Lebensverhältnissen gänzlich unbekannt, sondern außerdem auch noch krankhaft erregt und auf sehr verfängliche Abwege gerathen ist. Dies Urtheil näher zu begründen, halten wir für überflüssig. Schlimm genug, daß sich die Kritik überhaupt mit solchen Erscheinungen, die besser wol nie zur Erscheinung gekommen wären, zu befassen hat.

10. Die Jüdin in Jerusalem. Novelle von Maria Gabriella Kittl. Leipzig, Hübner. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine im Orient spielende Geschichte, die sich hauptsächlich um die Schicksale bewegt, unter denen eine Jüdin und andere Personen dazu gelangen, sich zum Christenthum zu bekehren. Es fehlt darin nicht an einer Masse romanhafter Elemente und Situationen, die wol Spannung und Interesse erwecken könnten; aber die Verfasserin hat durch einen gequält-absonderlichen Stil und eine ebenso sehr der Naturwahrheit als des Kunstgeschmacks ermangelnde Darstellung alles verdorben. Zufolge dessen erscheinen alle Figuren der Novelle wie aus Holz geschnitzte Marionetten, und zu allen Gefahren und Seelenkämpfen, durch die sie uns beunruhigen und ergreifen sollen, vermag man im günstigsten Fall nur zu lächeln. Wir fürchten aber, daß die Zahl derer, welche gutmüthig oder geduldig genug sind, das Buch zu Ende zu lesen, nicht allzu groß sein wird.

11. Waldemar Boothouse oder der Werth eines Namens. Von Luise Ernesti. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein seltsameres Gemisch von Begabung und Unvermögen, Gewandtheit und Ungeschick, Planmäßigkeit und Planlosigkeit, wie es sich in diesem Roman bietet, ist mir seit lange nicht vorgekommen. Die Verfasserin desselben hat wahrscheinlich viel englische und amerikanische Romane gelesen und hierdurch ihre Phantasie zu eigenen Schöpfungen angeregt; sie hat wahrscheinlich in der Pension ihren deutschen Unterricht fleißig benutzt und sich in den Stilübungen brillante Noten errungen; auch hat sie sich wahrscheinlich mit den Regeln der Poetik insoweit vertraut gemacht, um erfahren zu haben, eine Dichtung müsse die Ausführung einer einheitlichen Idee, die formelle Variation eines im Wesen sich immer gleichbleibenden Grundgedankens sein. Wenigstens werden alle diese Vermuthungen durch die Beschaffenheit dieser ihrer Composition auf das entschiedenste unterstützt, denn es vereinigen sich

in derselben nicht wenig Elemente, welche beweisen, daß sie über einen ganz ansehnlichen Vorrath von Bildern und Anschauungen zu verfügen hat, daß sie dieselben mit Leichtigkeit zu combiniren, ja auch mit einer gewissen Fertigkeit in Worte zu kleiden versteht und daß sie auch nicht schlechthin willkürlich und gedankenlos verfährt, sondern sich vielmehr dabei so sehr von einem gewissen Grundgedanken leiten läßt, daß sie auf denselben nicht blos in versinnlichter Form, sondern mit klar ausgesprochenen Worten immer wieder und wieder zurückkommt. Bei alledem aber wimmelt der Roman zugleich von Stellen, welche die Phantasie und Productionskraft der Verfasserin als eine ziemlich dürftige und magere erscheinen lassen; die Darstellung ist nicht selten so verkehrt, unwahr und ungeschickt, daß sie selbst gut erfundene Situationen um alle und jede Wirkung bringt, und die Art und Weise, wie die eigentliche Geschichte des Romans nach seiner Grundidee gestaltet und fortgeführt wird, widerspricht in vielen Punkten so sehr den Erwartungen und Forderungen des gesunden Menschenverstandes, daß man in dem Ganzen zuweilen mehr die fieberhafte Ausspinnung einer fixen Idee als die Veranschaulichung eines klaren Gedankens vor sich zu haben glaubt, obschon der Grundgedanke an und für sich ein ganz vernünftiger, nur freilich nicht so neuer und außerordentlicher ist, daß es einer so breit ausgeführten Darlegung und unaufhörlichen Wiederholung desselben bedurft hätte. Es bezieht sich nämlich derselbe, wie schon der Titel andeutet, auf den Werth, der einem Namen beizulegen ist, und sucht nachzuweisen, daß allerdings der Besitz eines Namens unter Umständen ein Gut von unschätzbarem Werth sein könne, daß es aber trotz alledem noch höhere Güter gebe, und daß daher Institutionen und Vorurtheile, welche den Werth eines Namens über alles stellen, beseitigt werden sollten. Die Verfasserin sucht diesen Beweis indirect zu führen, dadurch nämlich, daß sie in ihrem Titelhelden einen Menschen zeichnet, der sich durch Ueberschätzung des Werthes, den er seinem für ihn verloren gegangenen altadelichen Familiennamen beilegt, geradezu zu Grunde richtet.

So weit könnte man sich die Sache gefallen lassen. Das Schlimme aber ist, daß uns dieser Waldemar Bookhouse in der ganzen Art und Weise, wie er vom Standpunkte eines freien amerikanischen Bürgers aus nach dem Schatten eines verloren gegangenen Namens hascht, von Anfang bis zu Ende nur als ein höchst beschränkter und dabei sehr langweiliger Narr erscheint, der auch nicht den mindesten Anspruch auf eine tiefere Sympathie besitzt und am wenigsten dazu angethan ist, der Mittelpunkt und Heros eines tragischen Geschicks zu sein. Etwas mehr Anspruch auf Bemitleidung haben seine Kinder, die er mit ins Unglück hineinreißt. Aber da diese eigentlich völlig unschuldig zu Grunde gehen, so fühlen wir uns durch ihren Untergang nur verletzt und beleidigt, nicht ergriffen und gehoben; wir vermögen darin nicht einen Sieg, sondern nur eine schmähliche Niederlage der Vernunft und Gerechtigkeit zu sehen.

Dieser tragisch sein sollende Schluß des Romans ist um so verkehrter, als eigentlich alles, was ihm vorausgeht, so angelegt ist, wie es die Dichter zu machen pflegen, wenn der Ausgang ein glücklicher werden soll. Vielleicht hat die Verfasserin durch diese zweckwidrige Anlage eine Ueberraschung bereiten wollen. In diesem Fall hat sie vergessen, daß sich der Leser wol mit einem glücklichen, aber nicht mit einem unglücklichen Ende überraschen zu lassen liebt, am wenigsten, wenn die Ueberraschung auf Kosten der gesunden Vernunft zu Stande gebracht wird. Nicht besser steht das glückliche Ende der Nebenpersonen — die jedoch, beiläufig gesagt, zuletzt den Hauptpersonen über den Kopf wachsen — mit dem Grundgedanken des Romans im Einklang. Denn wodurch gelangen sie zuletzt zu ihrem Glück? Gerade dadurch, daß sie den Werth des Namens höher anschlagen, als er es verdient, daß sie die naturgemäßen, allgemein menschlichen Gefühle veralteten Satzungen und Vorurtheilen unterordnen. Wollte man hieraus das Haec fabula docet ziehen, so würde es gerade umgekehrt lauten, als die hundertmal im Roman selbst gepredigte Lehre.

Auf ähnliche Weise tritt die Verfasserin noch in vielen andern Punkten mit sich selbst in Widerspruch. Höchst auffällig ist, wie sie sich zuweilen durch eine falsche Ausführung die besten Intentionen verdirbt oder treffliche Motive ganz unausgebeutet läßt, z. B. den pikanten Gedanken, daß zwei Handlungshäuser sich dadurch vor dem Bankrott zu retten hoffen, daß sie sich gegenseitig aneinander anlehnen und dieser falschen Speculation das Herzensglück ihrer Kinder opfern — ein Gedanke, dem die Verfasserin auch nicht das Mindeste abgewonnen hat. Aus alledem geht hervor, daß es ihr nicht an Talent, wol aber an Reife und Klarheit gebricht. Will sie jenes nicht verkommen lassen, wird sie vor allem sich diese aneignen müssen.

12. Bilder und Skizzen aus dem Leben. Von Luise Ernst. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Im allgemeinen müssen wir über diese Bilder und Skizzen dasselbe Urtheil aussprechen, welches wir über den vorstehenden Roman derselben Verfasserin gefällt haben, jedoch anerkennen, daß sich in ihnen die starken Seiten derselben mehr, die schwachen dagegen weniger fühlbar machen. Die Sammlung enthält im ganzen zwölf Piècen, unten denen sechs bis sieben nur ganz kurze anekdotenartige Erzählungen sind, zu denen größtentheils wirkliche Vorfälle oder cursirende Traditionen benutzt hat. Die pikantesten derselben sind: „Der verschmähte Kuß. Episode aus dem Leben des Fürsten Blücher", „Die bedeutungsvollen Gedankenstriche" und „Die alte Trude". Mehr sentimentalen und descriptiven Charakters ist „Kloster Marienthal, Grabstätte von Henriette Sontag". Unter den längern, novellenartigen Erzählungen ist uns „Ein Funfzigthalerschein" als die gelungenste erschienen. Sie ist die einzige, die nicht blos in einzelnen Partien, sondern auch als Ganzes eine gewisse Befriedigung gewährt. „Eine Wallfahrt zu Wittekind's Grabe" be-

gute Momente; aber in ihrer Schlußwirkung ist sie von einer Traurigkeit, die mehr peinigend als rührend wirkt. Für ganz verfehlt halten wir „Die Christnacht". Ein so sinnloses, jede poetische Gerechtigkeit vor den Kopf stoßendes Ereigniß scheint mir auch nicht den mindesten Anspruch auf eine künstlerische Darstellung zu haben. Besser in ihrer Art, obschon etwas leichtwiegend, ist die heitere Novelle „Brief und Manuscript". „Der Bettler im Grünen Gewölbe zu Dresden", eine Skizze aus dem Leben der Gräfin Aurora von Königsmark, ist ein Zwittergeschöpf von novellistischer und biographischer Erzählung und befriedigt deshalb weder in der einen noch in der andern Beziehung. Durchschnittlich verdienen diese „Bilder und Skizzen" in der Lesewelt eher ihr Glück zu machen als der vor ihnen besprochene Roman. Wer an seine Unterhaltungslectüre nicht allzu hohe Ansprüche macht, wird sie zum Theil nicht ohne Interesse lesen.

13. Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimat und Fremde von Luise Büchner. Leipzig, Thomas. 1861. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Verfasserin der beifällig aufgenommenen Schrift: „Die Frauen und ihr Beruf", tritt, soviel wir wissen, hier zum ersten mal mit einem Bande selbständiger poetischer Arbeiten vor die Oeffentlichkeit. Im allgemeinen bewährt sie sich darin abermals als eine wohlgebildete, mit Gedanken, Lebenskenntniß und Urtheil begabte, der schriftlichen Darstellung mächtige Schriftstellerin und zeigt zugleich, daß sie auch Phantasie und Gestaltungsgabe genug besitzt, um sich unter ihren erzählenden Schwestern einen ehrenhaften Platz zu erobern.

Die vorliegende Sammlung enthält im ganzen fünf Novellen, welche sämmtlich in irgendeiner Weise dieses Urtheil rechtfertigen, übrigens aber von sehr ungleichem Werthe sind. Die erste derselben ist ohne Frage auch die beste. Sie führt den pikanten Titel: „Der lederne Bräutigam", und ihr Inhalt bleibt an reizenden und ergötzlichen Momenten hinter dem Titel nicht zurück. Walter, ein junger Kaufmann aus Wien, verliebt sich in die anmuthige Katho, Tochter eines reichen Holländers, und wird von ihr wieder geliebt. Aber die Aeltern derselben sind eingefleischte Holländer und so sehr gegen alles Deutsche eingenommen, daß sie von einem deutschen Schwiegersohn nichts wissen wollen, um so weniger, als dieser auch seinerseits Nationalgefühl genug besitzt, auf die Vorzüge Deutschlands stolz zu sein und unter anderm nicht zuzugestehen, daß die Buchdruckerkunst von dem Holländer Laurenz Coster erfunden sei. Walter muß ohne irgendeine Aussicht auf Erfüllung seines Herzenswunsches abziehen, verspricht aber der Geliebten, spätestens in anderthalb Jahren wiederzukehren, und sie gelobt ihm bis dahin Treue. Bald darauf bricht in Oesterreich die Revolution von 1848 aus und Walter verwickelt sich dabei in Verhältnisse, die ihn verhindern, zu rechter Zeit sein Wort zu lösen. Katho verzweifelt nach längerm vergeblichen Harren an seiner Treue und willigt endlich ein, sich mit einem jetzt in Ostindien lebenden Jugendfreunde verheirathen zu wollen. Er kann sie nicht abholen. Will sie daher nicht als Mädchen zu ihm reisen, so muß sie sich einer alten Sitte gemäß vorher mit einem Repräsentanten desselben, einem Paar lederner Handschuhe, vor dem hohen Rath der Stadt feierlich trauen lassen. Dies soll eben geschehen — da erscheint plötzlich Walter im Saale, und nun wirft sie sofort als „freie Holländerin" ihren „ledernen Bräutigam" ins Feuer, er findet Mittel, die Alten zu beschwichtigen und alles endet glücklich. Dieser glücklich gewählte Stoff ist im ganzen wie im einzelnen mit Humor und Anmuth durchgeführt; besonders ist die Zeichnung der phlegmatischen Alten trefflich gelungen. Nur in einigen Zügen ist die Linie der Wahrscheinlichkeit ein wenig überschritten, und nur an wenigen Stellen erleidet die Frische der Darstellung eine fühlbare Abschwächung.

Auch die zweite Erzählung: „Die kleine Hand", obschon mehrere gedehnte und inhaltsarme Gespräche darin vorkommen und die Zeichnung des allzu prosaischen Materialisten nicht humoristisch genug ausgefallen ist, um ästhetisch wirken zu können, hat recht ansprechende Momente und wenn nicht, wie die erste, auf ein bleibendes, doch vorübergehendes Interesse Anspruch.

Von der dritten dagegen: „Unter der Tanne", vermögen wir dies kaum zu sagen. Sie ist eine von jenen gewöhnlichen Frauengeschichten, in denen ein treffliches liebenswürdiges Mädchen durch einen charakterlosen, treulosen Bräutigam unglücklich gemacht wird, bis sie sich durch sittliche Kraft und Thätigkeit wieder aufrafft und in späten Jahren noch zu einer Art von Glück gelangt, um das sie jugendliche Leserinnen wahrscheinlich nicht beneiden werden. In der Ausführung finden sich hier und da glücklich erfundene Züge; im großen und ganzen aber ist die Darstellung so alltäglich wie der Stoff, und der Totaleindruck der einer etwas weichlichen, saft- und kraftlosen Speise.

Weit höher steht dagegen wieder „Das Bild des Sohnes", eine am Genfersee spielende Novelle. Abgesehen von einigen gedehnten Partien macht dieselbe einen recht wohlthuenden Eindruck. Allerdings steht der geschichtliche Kern in ihr zu dem die äußere Umhülsung bildenden Reiseerlebniß nicht in dem rechten quantitativen Verhältniß; aber da es die Verfasserin verstanden hat, Bild und Randverzierungen recht anmuthig zu verschlingen und die letztern so auszustatten, daß sie nicht nur an sich reizend sind, sondern auch zur Wirkung des Bildes beitragen, so wird jenes Misverhältniß kaum empfunden und man hört der Verfasserin ebenso gern zu, wo sie schildert und beschreibt, als da, wo sie charakterisirt und erzählt. Das Ganze durchweht ein mehr männlicher Ernst und das hat nach dem Ton weiblich-weinerlicher Empfindsamkeit der vorangegangenen Erzählung etwas wirklich Erquickendes.

Die letzte Gabe der Sammlung: „Mein Onkel, oder die Stufenleiter der Leidenschaften", ist wieder von vorherrschend heiterm Charakter. Es wird darin ein Mann geschildert, der nach und nach eine Reihe von Steckenpferden reitet und dabei immer tiefer herabkommt, von der Liebe zu einem entführten russischen Prinzeßchen zur

Musikliebhaberei, von dieser auf die Schmetterlingsjagd, sodann auf die Blumenpflege, weiterhin auf die Romanlesewuth und endlich auf die Hühnerzucht. Es fehlt hier nicht an ergötzlichen Zügen; doch hat die Verfasserin den angeschlagenen Grundton nicht durchweg beizubehalten gewußt; auch fehlt es dem Ganzen an einem straffen, zusammenhaltenden Bande.

14. Novellen von Friederike Kempner. Leipzig, Schrag. 1861. 8. 25 Ngr.

Der Titel dieses Büchleins ist in zwiefacher Beziehung ungenau. Nämlich die erste seiner beiden Gaben ist keine Novelle, und die zweite ist nicht von Friederike Kempner, sondern aus dem Nachlaß ihrer verstorbenen Schwester, Frau Luise Stadthagen. Uebrigens sind beide nicht ohne Geist und Gewandtheit geschrieben und behandeln Stoffe, die wahrscheinlich eine nicht geringe Anzahl von Lesern mehr oder minder lebhaft interessiren werden.

Die erste derselben ist eine Art Lucianisches Todtengespräch, welches auf einem der am Himmel glänzenden Sterne von einer Anzahl verklärter Geister über die von Friedrich den Großen aufgeworfene Frage geführt wird: welches das größte Uebel auf Erden sei. Es betheiligen sich daran eine Masse mehr oder minder berühmter Personen aus allen Zeiten und Nationen, z. B. Thomasius, Beccaria, Tasso, John Howard, Abbé de l'Epée, Hauy, Las Cases, die Königin Sophie Charlotte, Pestalozzi, die Frau von Genlis, die Nonne Hroswitha, Lessing, Moses Mendelssohn, Agnes Bernauer, Friedrich Spee, die Kaiserin Josephine, der Großmogul, Gutenberg u. s. w. Von diesen werden nach und nach eine Masse von Uebeln genannt, z. B. die Tortur, die Todesstrafe, die Tollhäuser, die Vernachlässigung der Taubstummen und Blinden, die Sklaverei, der Krieg, der Aberglaube, der Standesunterschied in der Ehe, die Faulheit, die Druckfehler u. s. w. Endlich aber vereinigen sich alle dahin, das größte Uebel auf Erden sei: lebendig begraben zu werden. Nachdem dies von einem selbst Lebendigbegrabenen und andern in verschiedener Weise begründet ist, wendet sich das Gespräch zur Erwägung der Mittel zur Beseitigung dieses Uebels. Außer den Genannten betheiligen sich daran noch viele berühmte Dichter, Philosophen, Aerzte u. s. w.; zuletzt aber kommt man darin überein, es müsse statt der jetzt üblichen Begrabung die Verbrennung der Todten eingeführt werden, und auch dies wird dann wieder mit vielen Gründen unterstützt. Die Verfasserin hat in der Behandlung dieses Themas viel Kenntnisse und nebenbei auch einen wirksamen Humor an den Tag gelegt. Im allgemeinen aber macht das Ganze doch den Eindruck einer bizarren, gesuchten und in der Aneinanderreihung der Momente ziemlich willkürlichen Composition.

Entschieden planmäßiger angelegt und mit mehr Geschmack und Ruhe durchgeführt ist die zweite Gabe: „Roger Bacon", eine historische Novelle, in der mit Beziehung auf die steinerne Figur eines Gefangenen im laxenburger Burgverlies das unglückliche Ende des letzten Fürsten von Wales, der mit Roger Bacon's Tochter vermählt gewesen war, erzählt wird. Sie empfiehlt sich durch eine gewisse Einfachheit der Darstellung; ihr Endeindruck aber ist ein peinlicher. Daß die dieser Geschichte zur Umrahmung dienende Erzählung zuletzt wieder auf das Unglück des Lebendigbegrabenwerdens zurückkommt, macht dagegen einen fast komischen Eindruck. Wahrscheinlich rührt jedoch diese Randverzierung nicht von der Verfasserin, sondern von der Herausgeberin her.

15. Laterna-magica. Originalnovellen von Aline von Schlichtkrull. Berlin, Vogel und Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In einem versificirten Vorwort: „Des Schattenspielers Prolog", spricht sich die Verfasserin über ihre Novellen selbst folgendermaßen aus:

Wenn schwersten Sinn das Leben hegt,
Die Kunst zumeist des Scherzes pflegt!
Drum kommt und schaut an meiner Wand
Der mannichfalt'gen Bilder Tand!
Von lobesamen Heldenthaten
Feinzüngig-kluger Diplomaten;
Von hübschen reu'gen Tänzerinnen,
Für die die Parzen Böses spinnen!
Pastoren, die den Staat regieren,
Minister, die sie irre führen,
Von Lieutenants, die ein Dämchen freit,
Weil stets zu flunkern sie bereit —
Ein Grund, der, nur verliebt zu sein,
Vollkommen g'nügt — wie auch zum Frein! —
All diese netten Siebensachen
(Zum Weinen, oder auch zum Lachen,
Ganz wie's dem Publikum beliebt)
Mein Wunderkasten euch ergibt.
Und nagelneu! — Denn schon vor Jahren
Hat die galante Welt erfahren
„Mystères de Londres et Paris";
„Mystères d'un pensionnat" noch nie,
Die folglich noch ganz unbekannt;
Unschuldig zwar, doch auch pikant! u. s. w.

Dieses Vorwort ist das Beste und jedenfalls auch das Originellste am ganzen Buch; originell besonders deshalb, weil es zum Buch oder das Buch zu ihm auch nicht im mindesten paßt: denn während es dem Leser vorherrschend heitere und bunte Lebensbilder verspricht, enthält das Buch selbst überwiegend triste und larmoyante Phantasiegemälde, die zwar in nicht geringem Grade verzerrt und verzeichnet, auch inhalt- und wesenlos wie Schattenbilder sind, übrigens aber mit den lustigen Figuren einer Laterna-magica und den humoristischen Gestalten, die uns jenes Vorwort ankündigt, nicht die geringste Aehnlichkeit haben.

In der ersten Novelle: „Bunte Welt", die in einem Pensionat beginnt, scheint wenigstens der Anfang die Versprechungen des Prologs wahrmachen zu wollen. Aber es scheint auch nur. Ehe das eintritt, was man erwartet, springt die Verfasserin aus den Regionen, die sie vielleicht hätte schildern können, in ganz andere Sphären über, und in diesen ist alles so bodenlos luftig und nebelhaft und nebenbei so kläglich und jammervoll, daß man eher die Visionen einer herzkranken Somnambule, als die Bilder einer Laterna-magica vor sich zu haben glaubt.

Ganz in derselben traurigen Grundfarbe, oder vielmehr noch mehr grau in Grau ist das dritte dieser Bilder gehalten, welches die Leiden eines verschrobenen Frauenzimmers als Gattin eines verrückten Virtuosen schildert. Der matte Lichtblick gesunder Vernunft, der auf den zwei letzten Seiten der Geschichte zum Durchbruch kommt, vermag für die Nachtpartien unerquicklichsten Wahnsinns, in denen man sich bis dahin umtreiben muß, nicht zu entschädigen.

Am besten ist noch die mittlere Gabe der Sammlung: „Die Damen der Gesellschaft", nicht, wie man nach dem Titel erwarten sollte, eine „Originalnovelle", sondern ein „Originallustspiel". Hier ist jedenfalls, dank der dramatischen Form, mehr Realismus und verständige Composition. Von einer besondern Lustigkeit haben wir jedoch auch in diesem Lustspiel nichts verspürt.

16. Neues Bilderbuch von L. Mühlbach. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Daß Luise Mühlbach nicht nur eine routinirte und gewandte, sondern auch mit Phantasie und Erfindungsgabe, Kenntniß des Lebens und Kenntniß des Publikums ausgestattete Schriftstellerin ist, wird auch durch dieses „Neue Bilderbuch" aufs neue bestätigt; aber in noch empfindlicherm Grade machen sich in ihm die tadelnswerthen und verwerflichen Eigenschaften ihrer Productionen fühlbar: übertriebene Ausbeutung und allzu grelle Zeichnung unsittlicher Lebensverhältnisse, sinnberauschendes Schwelgen in krankhaften, excentrischen Gefühlen, willkürliches Umspringen mit den Menschen und Dingen, salope Behandlung der natürlichen und logischen, ethischen und ästhetischen Gesetze, und wohlfeile Herausputzung ihres an sich leichten, gefälligen Stils durch den unechten Tand und Flitterputz blendender Phrasen. Unter den sechs Erzählungen dieser beiden Bände ist keine einzige, die nicht an diesen Fehlern in höherm oder niederm Grade krankte und hierdurch den guten Eindruck, den sie durch ihre löblichen Seiten machen könnte, ganz oder größtentheils paralysirte. Die erste und größte derselben: „Welt und Natur", welche den ganzen ersten Band füllt und hier in zweiter Ausgabe erscheint, erweckt sogleich in ihren ersten Kapiteln ein nicht gelindes Schaudern über die mit mehr als naiver Rücksichtslosigkeit enthüllte Frivolität und Sittenlosigkeit in den Kreisen der sogenannten „Welt" und über die traurigen Erfahrungen, denen Unschuld und bessere Bestrebungen darin ausgesetzt sind; und doch sind diese Partien gerade diejenigen, in denen sich andererseits die Begabung und Virtuosität der Verfasserin am entschiedensten bekunden. Ihre Darstellung trägt hier wenigstens das Gepräge einer zwar abscheuerweckenden und strirten, aber doch nicht ganz wegzuleugnenden Wahrheit. Wo sie nun aber darangeht, dieser verworfenen „Welt" gegenüber die „Natur" zu schildern, da wird sie phantastisch und unnatürlich. Während sie dort, wenn nicht aus lautern Quellen, doch aus eigenen Anschauungen schöpfte, behilft sie sich hier mit geborgten Schilderungen fernliegender unbekannter Verhältnisse, die sie mit einer mehr künstlich geheizten, als von Natur glühenden Einbildungskraft illusorisch ausmalt, um sie sich einigermaßen für die Ausführung des ebenso unwahren als abgenutzten Satzes, daß Unschuld und Treue, Tugend und Glück nur noch unter den Krokodilen und Klapperschlangen, den Guaraunen und Malpanen der Urwälder und Llanos zu finden seien, brauchbar zu machen. Und wie bequem macht sie sich hierbei die Lösung der psychologischen Aufgabe, die sie sich gestellt hat! Wenn zur Heilung eines an den Zuständen der civilisirten Welt schwer erkrankten Herzens, wie das Justin's sein soll, nichts weiter nöthig wäre, als sich ein paar Wochen in den Steppen Südamerikas und in den Wigwams der Rothhäute umherzutreiben, dann dürften die farblosen Oeden bald gesuchtere Curorte sein als die grünen Tische von Homburg und Baden-Baden.

Unter den fünf kürzern Novellen des zweiten Bandes sind die beiden ersten: „Gift und Zucker" und „Ein Liebesdienst" jedenfalls die besterfundenen und planmäßigst angelegten. Mit der Ausführung hat es sich aber die Verfasserin bei beiden sehr bequem gemacht; insbesondere erscheint die Art und Weise, wie sie die poetische Gerechtigkeit in der ersten derselben handhabt, eine überaus laxe und gefährliche. Einer Frau, die ihrem Mann, mit der bestimmten Absicht ihn zu vergiften und in der festen Ueberzeugung, daß sie vom Apotheker Rattengift empfangen hat, zweimal Zucker auf die Brezel streut, gebührt denn doch noch eine andere Züchtigung, als von ihrem gutmüthigen Mann ein wenig ausgelacht zu werden. Eine solche Verbrecherin ist nicht mehr zu einer komischen Figur zu gebrauchen. Wollte die Verfasserin ihren ergötzlichen Gedanken in einer der Grenzen des Komischen angemessenen Weise ausführen, dann durfte sie es bis zur wirklichen Vollziehung der verbrecherischen Absicht gar nicht kommen lassen und die Schlußkatastrophe mußte eine ganz andere Gestaltung erhalten. Gegen die zweite der genannten Novellen ist besonders zu erinnern, daß gerade die spannendsten Partien derselben allzu sehr von dem gewöhnlichen Romanzuschnitt sind; auch fehlt es ihr nicht an sehr starken Unwahrscheinlichkeiten. Das Befriedigendste an ihr ist der Schluß. Bei den drei folgenden: „Der Sohn der Natur", „Aurora, Gräfin von Königsmark" und „Gold und Kohle" sind die fehlerhaften und verdammenswerthen Eigenschaften dergestalt im Uebergewicht, daß sie fast ungenießbar werden. Am verwerflichsten erscheint uns die zweite derselben, nicht nur in ethischer, sondern auch in ästhetischer Beziehung. Der Unfug, der hier mit überschwenglichen Liebesbetheuerungen getrieben wird, geht so weit, daß man H. Clauren redivivus vor sich zu haben glaubt. Eine hübsche Reihe ganzer Seiten ist mit den Exclamationen: „Liebst du mich?" und „Ich liebe dich" oder gleichbedeutenden Phrasen angefüllt. Man hält es kaum für möglich, daß heutzutage noch ein Publikum vorhanden ist, das daran Geschmack zu finden vermag. Daß es gleichwol ein solches gibt, ist schlimm; noch schlimmer aber, daß dieses zum größten Theil aus Elementen zu bestehen pflegt, auf die eine derartige Lectüre außer dem geschmackverderbenden auch einen entsittlichenden Einfluß übt. Wem

diese Novellen Zucker sind, der muß gefaßt darauf sein, in ihnen auch Gift mit einzusaugen.

Zum Schluß bringen wir noch einige solcher Arbeiten, welche nicht blos unterhalten, sondern auch belehren und erziehen wollen, jedoch in Ton und Haltung für Erwachsene berechnet sind:

17. Aus der Frauen- und Märchenwelt. Von Luise Esche. Barmen, Langewiesche. 1859. 12. 18 Ngr.
18. Margareth. Erzählung von Luise Esche. Barmen, Langewiesche. 1860. 16. 16 Ngr.
19. Erzählungen für den Sylvesterabend. Von Ottilie Wildermuth, Elise Polko und Luise Esche. Barmen, Langewiesche. 1860. 16. 16 Ngr.

Diese drei aus derselben Officin und zum größten Theil auch aus derselben Feder hervorgegangenen Schriften gehören auch von seiten ihres Inhalts und ihrer Form entschieden derselben Richtung an. Ohne gerade auf dem Titel oder in einem Vorwort darauf hinzudeuten, verfolgen sie sämmtlich die Aufgabe von Erziehungsschriften und sehen namentlich in der Förderung eines christlich-frommen und sittlich-reinen Gemüthslebens ihr eigentliches Ziel. Sie stimmen aber auch darin überein, daß sie dieses Ziel weniger auf didaktischem als wirklich poetischem Wege, nicht durch trockene, mit der Erzählungsform nur dürftig umhüllte Tractätlein, sondern durch wirklich vollblutige und warm pulsirende Lebensbilder zu erreichen suchen.

Mit der ersten dieser drei Schriften scheint Luise Esche zum ersten mal vor die Oeffentlichkeit getreten zu sein. Sie hat dieselbe Ottilie Wildermuth und Elise Polko gewidmet, und die erstere hat ihr darüber unter anderm geschrieben:

> Was mich am meisten freut, das ist nicht der reiche, tiefe Blick allein, den Sie für die Poesie in Natur und Menschenleben haben, wovon die reizende Schilderung des alten Edelhofs in der ersten Erzählung ein Beispiel ist, nicht die reiche, märchenhafte Phantasie, die Ihre Bilder schmückt, sondern vor allem der Sinn für Harmonie zwischen Menschenherz und Menschenleben, der überall durchsieht, und um deswillen ich Sie zumeist als eine meinem innersten Streben verwandte Schwester begrüße.

In der That hat die Verfasserin in dieser ihrer ersten Gabe ein echt poetisches, für Erzählungen dieser Art reich begabtes Gemüth an den Tag gelegt; denn sie hat darin bewiesen, daß sie den stillern und verborgenern Kreisen der Natur und des Menschenlebens sehr feine, dem profanen Blick sich verbergende Züge abzulauschen, und nicht blos treu und wahr, sondern auch poetisch geläutert und verklärt widerzuspiegeln versteht. Am reinsten und schönsten offenbart sie das Talent in den beiden ersten Erzählungen dieses Bändchens: „Großmutter und Enkelin" und „Aus Schutt und Asche". Jene macht entschieden den befriedigendsten Totaleindruck und erscheint nicht nur in seinen Elementen, sondern auch von seiten seiner Composition als ein liebliches Bild von durchaus harmonischer Anlage und Durchführung. Als Ganzes betrachtet, bleibt die zweite Erzählung ein wenig dahinter zurück. Die Art und Weise, in der die Erinnerungsbilder der Tante Agnes hier aneinander gereiht werden, erscheint nicht als eine völlig zwanglose; auch thut es nicht gerade wohl, daß die Bilder immer mehr aus einem heitern in ein düsteres Colorit übergehen, ohne daß dazu ausreichende Motive geboten wären. Dafür tritt aber in ihr die Begabung der Verfasserin für eine poesievolle Reproduction des Seelenlebens im einzelnen noch stärker hervor, und ganz besonders erscheint der feinfühlige Scherz und sinnige Humor, mit dem sie die Bilder aus den Kinder- und ersten Jugendjahren zeichnet, von erquickendster Frische und Natürlichkeit. Den folgenden, mehr märchenhaft gehaltenen Bildern aus dem Naturleben vermögen wir nicht einen gleichen Werth beizulegen. Am gelungensten erscheinen uns auch unter ihnen die humoristisch gehaltenen „Eine hölzerne Heirathsgeschichte" und „Sonnenstrahlen". Die übrigen sind für den realistischen Geschmack unserer Tage bei allem Schönen doch allzu duftig und mondscheinhaft.

Höhern Anspruch auf Anerkennung hat ihre größere Erzählung „Margareth" und ihr Beitrag zum dritten der obengenannten Bücher: „Des Jahres letzte Stunde." Die Verfasserin offenbart darin wieder viel Gemüth und Sinn für eine herzergreifende Darstellung einfacher Lebensconflicte. Ernstlich warnen aber müssen wir sie, sich der elegischen Auffassung des Lebens und der Zeichnung rührender Situationen ausschließlich hinzugeben: sie läuft sonst Gefahr, ins entschieden Weichliche und Weinerliche zu verfallen und gerade die hervorragendsten Seiten ihres poetischen Talents zu opfern. Schon „Margareth" erscheint den frischen Lebensbildern ihrer ersten Gabe gegenüber eintönig und farblos; und in „Des Jahres letzte Stunde" grenzt die Sentimentalität, mit der sie sich in frommen, resignatorischen und larmoyanten Empfindungen ergeht, fast schon an das Ungenießbare. Sparsam gehandhabt und an der rechten Stelle angewandt, kann man mit dem Talent zu rühren ungemeine Erfolge erzielen. Sowie man aber zu viel darin thut, zerstört man sich nicht nur die wohlthuende Wirkung, sondern ruft geradezu unangenehme, ja widerliche Eindrücke hervor.

Unter den drei „Erzählungen für den Sylvesterabend" ist die von Ottilie Wildermuth unbestreitbar die beste. Obschon ihr Schluß ziemlich stark nach den Tendenzen der Innern Mission schmeckt, macht sie doch einen vorherrschend poetischen Eindruck, besonders in den ersten und mittlern Partien. Treu nachgezeichnete Gestalten aus dem Leben lassen das Bild selbst viel frischer erscheinen als man bei seiner den Triumph der Resignation predigenden Moral erwarten sollte.

Die Gabe von Elise Polko: „Das rechte Licht" ist eine Vermehrung ihrer Künstlernovellen. Sie erzählt wie der Meister Bernhard von Orlay ein Maler der heiligen Kirche geworden ist. Sie ist zu sehr in dem hergebrachten Stil solcher Compositionen vorgetragen, als daß sie uns in wirklich tief eindringender Weise zu ergreifen vermöchte. Wer nicht den Glauben für dergleichen Vorgänge zu ihrer Lectüre mitbringt, wird ihn schwerlich durch sie gewinnen.

20. Eine Jugendfreundschaft. Von Katharina Diez. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 1861. 8. 15 Ngr.

Zwei junge Mädchen, Armgardt und Magdalis, jene zur Malerin sich ausbildend, diese ihre Aeltern bei der Führung einer Landwirthschaft unterstützend, schließen ein schwärmerisches Freundschaftsbündniß. Die Maßlosigkeit und Ueberschwenglichkeit, mit der sie sich hierbei ihren unreifen Gefühlen hingeben, und der Widerstand, den sie dadurch gegen sich hervorrufen, führten eine Auflösung dieses Verhältnisses herbei. Beide leiden darunter schwer, führen lange Zeit hindurch ein vereinsamtes Leben und gelangen nicht zu einem wahren und vollen Glück. Inzwischen gereicht es doch ihrer weitern Entwickelung zum Heil. Armgardt bildet sich zu einer tüchtigen Künstlerin aus, die ihre Kunst der Darstellung des Heiligen widmet und das Bild ihrer Jugendfreundin zu einem Madonnenbilde benutzt; Magdalis weiht sich der Armen- und Krankenpflege und wird selbst zu einer Art von Heiligen. Als solche finden sie sich wieder, und nun erst gewährt ihnen die Freundschaft diejenige Seligkeit und Befriedigung, die sie einst von ihr erwartet. Anlage und Ausführung dieser kleinen Erzählung entsprechen ihrem didaktischen Zweck. Die Darstellung des Unreifen und Ueberschwenglichen in den Gefühlen der jungen Mädchen ist der Verfasserin recht gut gelungen; auch die Motive, welche die Trennung der Freundinnen herbeiführen, sind mit Geschick erfunden. Weit minder befriedigen die Schlußpartien. Sie sind zu sehr mit weichlichen und frömmelnden Anschauungen versetzt, als daß die gesunde Ansicht, welche eigentlich ihren Kern bildet, zu rechter Wirkung gelangte.

21. Der Knabe vom Berg. Erzählung von Luise Meyer von Schauensee. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Als wir von diesem Buche etwa zwei Drittheile gelesen hatten, glaubten wir über dasselbe ein recht günstiges Urtheil fällen zu können. Es zeichnete sich bis dahin vor vielen andern seiner Genossen durch eine anspruchslos einfache und doch theilnahmerweckende Fortführung der Handlung, durch eine lebenswahre und poetisch angehauchte Zeichnung der darin auftretenden Personen und Situationen, durch einen in den rechten Grenzen sich haltenden sittlich-religiösen Grundton„ und eine zwar etwas breite, aber dabei gemüthlich wirkende Darstellung aus. Ohne daß es einerseits dieselbe Höhe erreicht, oder sich andererseits auf die Bedeutung einer bloßen Nachahmung beschränkt hätte, erinnerte es in mehrfachem Betracht an die Erzählungen Adalbert Stifter's, namentlich an dessen „Heidedorf", ging jedoch darüber insofern hinaus, als es die verschiedenen Fäden der Geschichte zu einem verwickeltern Knoten, als es in den Dichtungen des genannten Autors zu geschehen pflegt, schürzen zu wollen schien.

Leider aber können wir, nachdem wir den Schluß des Buchs gelesen, bei diesem anerkennenden Urtheil nicht stehen bleiben. Dieser ist nicht nur an und für sich selbst im höchsten Grade unbefriedigend, befremdend und misstimmend, sondern er nimmt auch dem Vorangehenden einen großen Theil seines Werthes: denn es ist natürlich, daß uns Mittel, die wir in der Voraussetzung, daß sie zur Erreichung eines ihnen entsprechenden Zwecks angewandt werden, für gute halten müssen, sofort als verkehrte oder wenigstens als unnütz vergeudete erscheinen werden, sobald wir entdecken, daß es eigentlich auf ein ganz anderes Ziel abgesehen war.

Die Verfasserin führt uns einen einfachen Gebirgsknaben vor, der sich unter Beihülfe eines trefflichen Pfarrers nach und nach aus den niedrigsten Verhältnissen zu einem jungen Mann von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, poetischer Befähigung und sittlicher Energie emporarbeitet. Sie legt es nun so an, daß man glaubt, er werde durch eine natürlich herbeigeführte Beziehung zu zwei weiblichen Wesen in einen Conflict des Herzens hineingerissen werden, in dem er sich nach hartem Kampfe schließlich als echt bewährt und dann hierfür des verdienten Glücks zu Theil wird. Statt dessen aber läßt sie sich sein Herz sogleich ohne wirklichen Conflict für den rechten Weg entscheiden und unmittelbar darauf — ohne daß dafür irgendein vernünftiges Motiv zu entdecken wäre — am Typhus sterben, seine Geliebte aber infolge seines Todes in den Orden der Barmherzigen Schwestern eintreten. Fragt man nun: cui bono? so läßt sich für die ganze in Bewegung gesetzte Maschinerie kein anderer Zweck nachweisen als die Acquisition eines Mädchens für das barmherzige Schwesterthum. Mag man nun aber dieses noch so hoch stellen, für so bedeutend kann man es unmöglich ansehen, daß man es als ein vernunftgemäßes, ethisches Walten des Geschicks betrachten könnte, wenn ihm solche Kraftentfaltungen und Errungenschaften wie hier zum Opfer gebracht werden. Daher erscheint der Schluß dieser Erzählung für jedes andere Gefühl als die Weltanschauung einer Barmherzigen Schwester als eine schreiende Dissonanz, die sich durch nichts, was die Verfasserin zu ihrer Rechtfertigung sagt, wegdemonstriren läßt.

22. Ein Sommer auf Falkenstein. Sinnige Erzählung für Frauen und Töchter gebildeter Stände von Eliza von Moscherosch. Stuttgart, Schweizerbart. 1861. 8. 21 Ngr.

Die Verfasserin bemerkt in einem kurzen Vorwort, manche Leser würden sich einigermaßen enttäuscht finden, wenn sie in dieser Erzählung eine moderne spannende Novelle erwartet hätten. Diese zu schreiben habe aber nicht in ihrer Absicht gelegen; sie habe vielmehr in einem größtentheils der Wirklichkeit abgelauschten Lebensbilde die trauliche Häuslichkeit einer wackern deutschen Familie des Mittelstandes unter verschiedenen Gesichtspunkten darstellen und zugleich jüngern Leserinnen aus den gebildeten Ständen gewisse Lehren der Duldung, besonders auf religiösem Gebiete, und der Achtung vor fremdem Leid und der werkthätigen Sympathie für solches nahelegen wollen. Die Arbeit soll also nur eine Art Jugendschrift mit pädagogischer Tendenz sein. Als solche enthält sie manches, was jungen Leserinnen nützlich werden kann; ob sich aber dieselben Belehrungen und Lebensvorbilder nicht noch weit besser aus andern Büchern schöpfen lassen, ist eine andere Frage.

Gerade wer Tugend und Sitte predigen will, sollte sich am meisten davor hüten, dies in einer langweiligen Weise zu thun; denn er gibt sonst dem Guten einen Beigeschmack, um dessenwillen man eher geneigt ist, es zu fliehen, als es aufzusuchen. Langweiliger als diese Erzählung kann aber nicht leicht eine sein; denn abgesehen von einer um eine vermeintliche Kassenveruntreuung sich drehenden Episode, die ein wenig mehr Interesse erweckt, bietet sie nichts als eine Reihe von höchst alltäglichen und bedeutungslosen Familienscenen während eines Sommeraufenthalts im Taunus, deren Schilderung ganz ebenso trivial ist wie ihr Inhalt. Das Beste sind noch die eingeflochtenen Gespräche; doch haftet auch ihnen der weichlich-gemüthselige Ton an, der die ganze Geschichte beherrscht, und daher kommt es, daß uns selbst gesunde Ansichten matt und angekränkelt erscheinen. *) 11.

*) Einige uns auf Grund der in Nr. 42 abgedruckten ersten Hälfte obigen Berichts zugegangene Zuschriften von Damenhand veranlassen uns zu bemerken, daß derselbe von einem unserer Mitarbeiter und nicht von dem gegenwärtigen Herausgeber d. Bl. verfaßt ist. Manche Autoren und namentlich Schriftstellerinnen scheinen fortzufahren, dem Herausgeber die Verfasserschaft auch dieser oder jener mit Chiffren bezeichneten Aufsätze zuzuweisen. Unter diesen Umständen mag es nicht überflüssig sein, so überflüssig es auch eigentlich sein sollte, einmal ausdrücklich hervorzuheben, daß derselbe die von ihm herrührenden Beiträge zu d. Bl. sämmtlich und ohne Ausnahme mit seinem vollen Namen oder mit den Initialen H. M. unterzeichnet. D. Red.

Ein Dichter für den deutschen Männergesang.

Gedichte von Karl Gärtner. Breslau, Leuckart. 1862. 8. 24 Ngr.

Wer nur mit einiger Aufmerksamkeit der Entwickelung gefolgt ist, die unser deutscher Männergesang in den letzten Jahren genommen hat, der wird sich gewiß auch mit Freude von der unter unsern Componisten stets weiter fortschreitenden Verbreitung jenes Grundsatzes überzeugt haben, als dessen treuesten Anhänger wir vor allen einen ihrer berühmtesten Koryphäen, Mendelssohn Bartholdy, erblicken und demzufolge dieser nur wirklich guten und gediegenen Texten seine Kunst und seinen Fleiß zuwendete.

Ebendaher ist es aber wol auch zu erklären, wenn ein nicht unansehnlicher Theil der Gedichte von Karl Gärtner, die wir hiermit zur Anzeige bringen, schon seine Componisten gefunden hat und zwar unter ihnen verschiedene, deren Namen bei den Freunden des deutschen Männergesanges einen guten Klang haben, vor allen einen Julius Otto und Fr. Abt. Fast möchte es nun bei Berücksichtigung dieses Umstandes überflüssig erscheinen, noch ein Wort zur Empfehlung der genannten Gedichte zu sagen, da sie sich eigentlich schon das beste Lob erworben haben, das es für ein Lied gibt und welches eben darin besteht, daß es in uns Sangeslust erweckt, d. h. daß die Sehnsucht, die der echte Dichter doch immer mehr oder weniger in dem Tiefinnersten unsers Herzens anzuregen verstehen muß, sich auch dadurch äußert, daß wir unwillkürlich nach einer Melodie suchen, die es uns möglich macht, die angeregten Gefühle noch fester zu halten, sie uns noch tiefer einzuprägen, ihnen durch die süße, zauberische Macht des Tons einen noch vollern, uns befriedigendern Ausdruck zu verleihen. Beruht ja doch das eigentliche Wesen des Liedes auf dieser innigsten Verwandtschaft der Gefühle und der Töne, war deshalb auch Apollon, der Gott der Dichtkunst, zugleich der Erfinder der Kithara und der Flöte, und erhellt es daraus am einfachsten, daß unser deutsches Volkslied, dieses höchste und schönste Vorbild aller Kunstlieder und neben unserm Kirchenliede unbestreitbar die köstlichste Perle aller Lyrik, sicherlich demjenigen die ganze, liebliche Fülle seines wunderbaren Reichthums williger erschließt, der es zu singen oder wäre es wahrhaftig auch nur zu summen oder brummen versteht, als jenem, der an seine Erklärung mit einem großen Vorrath verständiger Zerlegungen oder wol gar gelehrter Kenntnisse sich wagt.

Wenn wir nun aber es doch nicht unterlassen, uns in einigen Worten über die Gärtner'schen Gedichte zu verbreiten, so geschieht es, theils weil trotz des Gesagten nicht jeder Freund der Dichtkunst zugleich auch ein Freund des Gesanges ist, wenigstens insoweit, daß er namentlich bei der überfließenden Menge, die auf beiden Gebieten unsere Gegenwart hervorbringt, Zeit finden könnte, den verschiedenen neuern Erscheinungen sowol in der Poesie als in der Musik gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden, theils weil die Sammlung doch auch so manches Gedicht enthält, das, soviel wir wissen, hier zum ersten mal seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat.

Und der Dichter hat recht gehabt, mit keinem der erschienenen Gedichte zurückzuhalten, mag auch das eine oder das andere weniger bedeutsam erscheinen. In einem Blumenstrauße wollen wir nicht nur Rosen und Orange; auch Veilchen und Kornblumen spenden ihren süßen Duft und erfreuen das Auge; ja der echte Blumenfreund wird sogar vor unsern modernen, mit Gold- und Luxuspapier eingefaßten Bouquets, in denen gleichmäßig nur Blume an Blume sich fügt (müssen sie auch, um ja nicht der beliebten altfranzösischen Symmetrie zu schaden, selbst auf steifen Draht aufgesteckt werden), denen der guten alten Zeit den Vorzug geben, in deren freierer Ordnung zwischen den [illegible]ten und Blumen auch blos so manches grüne Laubblatt noch sein Plätzchen fand. Es ist ja auch Natur und erinnert an Wald und Flur und den weiten, hohen Himmel, unter dem es fröhlich wuchs und gedieh!

Das aber ist eben ein so großer Vorzug der Gärtner'schen Lieder, durch den sie uns auch manchmal an die in anderer Hinsicht wieder ganz verschiedenen Eichendorff'schen Gedichte erinnerten: es spricht sich in ihnen ein lebendiges Naturgefühl aus, dem bei allen Empfindungen ein wohlbekanntes, heimisches Echo entgegentönt draußen aus den fernen, blauen Bergen, aus dem grünen Thal, aus Wald und Wiese, aus Baum und [illegible], aus dem Himmel mit dem traulich lauschenden [illegible] und seinen goldenen Sternen. Ja selbst die Sprache der [illegible] ist unserm Dichter kein Geheimniß mehr, auch in ihr [illegible] so manchen Widerhall dessen, was in der Menschenbrust erklingt. Erhalten nun die in Rede stehenden Gedichte hierdurch zugleich ein echt deutsches Gepräge, da ja gerade unser Volk mehr als jedes andere der alten und neuen Zeit in den Erscheinungen der ihm so vertrauten Natur einen Ausdruck seines innersten Gefühlslebens sucht und findet (und wir möchten diese Gelegenheit gern benutzen, unsere Leser wieder einmal an den berühmten Aufsatz Koberstein's: „Ueber das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen und dessen Behandlung im Liebesliede, mit besonderer Beziehung auf Goethe", zu erinnern), so entbehren sie auch der andern Eigenthümlichkeit nicht, durch welche das deutsche Lied seinen höchsten Werth erhält: es ist jene fromme Gottinnigkeit, die in Leid und Freud, draußen und daheim ihres besten Freundes nicht vergißt und deshalb aus allem, dem Großen und dem Kleinen, seine Liebeshand herauszufühlen versteht, jenes selige Vertrauen, „dem auch im bängsten Lebenstraum, hernieder aus dem blauen Raum, des ew'gen Lenzes Blüte" sich erschließt.

Trotz des Gesagten würde es jedoch leicht zu einer falschen Vorstellung über den Dichter führen, wollten wir ihn etwa als einen frommen Sänger der Natur oder unter einer ähnlichen in unsern Lehrbüchern der Literaturgeschichte üblichen Bezeichnung dem Leser vorführen. Dazu sind seine Gedichte zu weltlich [illegible] noch besser — und daraus soll ihnen ja durchaus kein Vorwurf entstehen — es weht durch ihre Klänge noch eine zu [illegible] natürliche Lust an dem Leben und seinem Genuß, sodaß man nicht glauben darf, er habe sich etwa einen Haller oder [illegible] diesem nachfolgende Dichter zum Vorbilde genommen. [illegible] auch die Freuden des Weins und der Liebe sind unserm Ge-

nicht unbekannt geblieben, ja manche Lieder dürften wol nur in jener Stimmung vollkommen gewürdigt werden, in welcher der Mensch dem Geiste des freigebigen Lyäos eine befreiende Erweiterung des eigenen Geistes mit fröhlich jubelndem Herzen verdankt; und gerade unter diesen Liedern finden sich mehrere, die durch ihre Compositionen schon zu den bekanntesten der sämmtlichen Gedichte gehören, um nur an den „Allgemeinen Bummelchor", an das „Lied der Liederchen" oder an den „Sängerpaß" zu erinnern. Allen aber — und dieser dritte Vorzug ist eine nothwendige Folge der beiden vorherbesprochenen — ist ein Geist der Frische, gesunder Natürlichkeit eigen, durch den sich ihr Verfasser sehr rühmlich von jenen faden Lyrikern der Jetztzeit unterscheidet, die ihre übernächtige Abgestumpftheit und Verlebtheit gar zu gern in einen göttlich-erhabenen Weltschmerz umstempeln möchten, um wenigstens damit an die Stelle ihres verlorenen Hauptbaars den Heiligenschein eines Märtyrerthums für die gesammte Menschheit zu setzen. Die Guten! Nehmen sie die Gärtner'schen Gedichte zur Hand, so werden sie freilich bei der ihnen selbst oft nicht abzusprechenden Formenglätte, durch die sie einen Ersatz für die Nichtigkeit ihres Inhalts bieten zu können glauben, so manchmal die Nase rümpfen, wenn unser Dichter hier und da auf eine Silbe den Ton legt, die gewöhnlich zu den sogenannten stummen gerechnet wird, oder eine andere Silbe wegläßt, die wir in unserm Hochdeutsch nur ungern vermissen, z. B. Tann'baum, mein', dein' statt meine und deine; im ganzen aber ist auch die leichte und durchsichtige Form der Gärtner'schen Gedichte ihres Inhalts so vollkommen würdig und sind derartige Mängel so selten, daß nur ein Splitterrichter aus ihrem Vorhandensein einen wirklichen Vorwurf gegen den Dichter erheben möchte.

Und so können wir denn die vorliegende Sammlung aus vollem Herzen denjenigen empfehlen, die trotz aller polemischen Artikel in kirchlichen und politischen Zeitschriften, trotz alles Stoffwechsels, trotz aller Steinkohlen und Eisenbahnactien sich auch jetzt noch einen empfänglichen Sinn bewahrt haben für das ruhigere Leben und Weben drinnen im stillen Herzenskämmerlein oder draußen im grünen Wald mit seinem tausendstimmigen, nie alternden Liederchor und dem heimlichen Blätterrauschen. Namentlich aber sei sie denjenigen empfohlen, denen sie auch gewidmet ist, den Pflegern und Freunden des deutschen Männergesangs, und unter ihnen wiederum vorzugsweise denen, die da wissen, was von jeher, selbst zu der Zeit, wo es noch keine klein- und großdeutschen Vereine gab, unsers Volkes Stämme am innigsten zusammengehalten hat und trotz aller Reactionäre und Radicalen in alle Zukunft am innigsten zusammenhalten wird: die Macht des deutschen Liedes, der deutschen Poesie in Wort und Gesang! **Paul Möbius.**

Zu Rubens' Geburts- und Lebensgeschichte.

Peter Paul Rubens. Ein biographischer Roman von A. von Sternberg. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
Ueber den Geburtsort des Peter Paul Rubens, mit Beilagen. Von L. Ennen. Köln, DuMont-Schauberg. 1861. 8. 12 Ngr.

A. von Sternberg's biographischer Roman: „Peter Paul Rubens" (Nr. 1) schließt sich dem Inhalt wie der Darstellungsweise nach den in demselben Verlage erschienenen und in Nr. 37 d. Bl. besprochenen drei Bänden „Künstlerbilder" so an, daß er sehr gut einen vierten Band derselben hätte bilden können. Was wir über Sternberg's Eigenschaften als Erzähler auf Anlaß der „Künstlerbilder" gesagt haben, paßt daher auch vollkommen auf vorliegendes Buch.

Indeß müssen wir, bei aller schon früher für Sternberg's hervorragendes Erzählertalent wie für seinen Schönheitssinn ausgesprochene Anerkennung, von vornherein gestehen, daß sein „Peter Paul Rubens" nicht in allen Theilen unsern Erwartungen vollkommen entsprochen hat. Dies mag freilich auch daran liegen, daß diese Erwartungen nicht wenig hoch gespannt waren, nachdem wir in Erfahrung gebracht hatten, daß unter den Künstlern gerade Rubens zu den Lieblingen Sternberg's gehört und daß er in den letzten Jahren aus dem Leben und den Werken des Meisters ein Lieblingsstudium gemacht hat. Dieser „Peter Paul Rubens" scheint uns, was Tiefe der Auffassung und Durchdringung des Stoffs betrifft, beträchtlich namentlich hinter des Verfassers „Winckelmann" zurückzustehen. Die Neigung des Verfassers zur Herbeiziehung von frivolen Situationen und überhaupt zu gewissen Leichtfertigkeiten, auch in Beziehung auf das Christenthum und die Kirche, deren weltgeschichtliche Bedeutung er wol nicht zur Genüge erfaßt hat, tritt hier wieder stärker hervor als in den „Künstlerbildern", ebenso eine gewisse Flüchtigkeit in der Behandlung, die wir dem Verfasser auch wol sonst schon vorwerfen mußten und die sich allenfalls nur dadurch erklären oder entschuldigen läßt, daß ein von seiner Feder lebender deutscher Erzähler und Schriftsteller viel, sehr viel und rasch, sehr rasch produciren muß, um den Hauswirth, den Speisewirth, die Waschfrau und die verschiedenen Handwerker, welche die Bekleidungsstücke für seinen Kopf, seinen Rumpf und seine Füße liefern, befriedigen zu können. Mehr bleibt ihm ja in der Regel nicht übrig; ja er muß im allgemeinen schon zufrieden sein, wenn er auch nur dieses Allernothwendigste so bestreiten kann, daß er mit jenen Lieferanten nicht in einen verderblichen Krieg geräth, dessen Entscheidungsschlachten vor dem Gericht geschlagen werden. Unter diesen Umständen gilt kein langes Besinnen und Ueberlegen; man muß schreiben und, immer schreiben, und kaum, daß man nach Beendigung der letzten Seite an einem Roman die Feder ausgespritzt hat, sie wieder in das gequälte Tintenfaß tauchen, um einen neuen zu beginnen. Wir kennen freilich des Verfassers ökonomische Verhältnisse durchaus nicht; aber aus der Masse der novellistischen Producte, die Sternberg fortdauernd auf den Buchhändlermarkt wirft (soeben sind wieder drei Bände Novellen von ihm erschienen), möchten wir schließen, daß Sternberg das ist, was man die Sottise hat, einen deutschen Schriftsteller zu nennen, d. h. einen Mann, der jahraus jahrein und Tag für Tag so und so viel Setzer mit Manuscript versehen muß, um trotzdem, von gewissen standesgemäßen Repräsentationsausgaben abgesehen, in Bezug auf Essen und Trinken u. s. w. nicht viel besser zu leben und nicht weniger Sorgen zu haben, als einer von ihnen. Nur ein Stillstand von drei oder vier Wochen — und das Jahresbudget hat ein Loch, das nur durch verdoppelte Anstrengung, die jene verlorene Arbeitszeit durch ein Abbrechen von den sonstigen Schlaf- und Erholungsstunden allmählich wieder einbringt, gestopft werden kann.

Und in einer solchen Situation soll sich ein deutscher Schriftsteller wie Sternberg fortdauernd für die Kunst und in diesem speciellen Falle für einen Künstler in Ekstase setzen, der, weil er kein deutscher Künstler war, in Hülle und Fülle lebte. Aber gerade in diesem Umstande liegt weiter ein Motiv, warum Sternberg's „Peter Paul Rubens" nicht das gleiche Interesse erweckt, wie manche andere seiner Künstlergeschichten. Denn allerdings kann man sagen, daß Rubens fast zu viel Glück gehabt habe, daß ihm die Umstände fast allzu günstig waren, daß er zu wenig mit der Welt und mit sich zu kämpfen hatte. Der Ringkampf, Brust an Brust mit einem feindlichen Schicksale und feindlichen Menschen, ist gerade das, was den Entwickelungsgang eines Künstlers oder Dichters oder Gelehrten am anziehendsten und lehrreichsten erscheinen läßt, vorausgesetzt, daß dieser Kampf kein nutzloser, die Kräfte zwecklos verzehrender war, sondern endlich zum Siege führte. Dadurch ist gerade die Lebensgeschichte Winckelmann's so lehrreich als die eines aus den beschränktesten Verhältnissen hervorgegangenen Mannes, der mit seinem angeborenen Sinn für Schönheit jahrelang hart mit dem deutschen Hyperboräer- und Barbarenthum kämpfte und dann glücklicherweise noch im schönsten und kräftigsten Mannesalter sein Ziel, neue und richtigere Gesetze für die Auffassung des Kunstschönen und des Alterthums zu finden und zu construiren, erreichte. Freilich nicht ohne Opfer, nicht ohne ein Losreißen von seiner Heimat und seinem väterlichen Glauben (insofern gerade dies für

Winckelmann ein Opfer war), nicht ohne einen tragischen Ausgang, durch den er gewissermaßen für sein hohes Streben büßte.

Rubens dagegen schwelgte fast fortdauernd im Glück, er verkehrte fast nur mit Großen und Mächtigen, mit Fürsten und Fürstinnen, in deren Launen er sich prächtig zu finden wußte; er wurde mehrmals zu politischen Sendungen benutzt und trat dann mit allem Glanz und Pomp eines Ambassadeurs auf; seine Gemälde mit ihrer Fleischesfülle und ihrer saftigen Incarnation gefielen, wie er selbst, der Mann von vornehmer Haltung, den Potentaten ganz besonders und wurden von ihnen mit Gold aufgewogen. Sein Haus war mit Kunstsammlungen luxuriös ausgestattet, und im Stalle hatte er eine Anzahl sehr schöner und kostbarer Pferde; kurz, er lebte wie ein Fürst, und lebte so bis zu seinem Tode, weshalb auch der Verfasser am Schlusse seines Buchs mit Recht von ihm sagt: „Somit ist ein so reiches und schönes Leben geendet, wie es nicht wieder im Zeitraum von Jahrhunderten von der Natur erschaffen werden wird. Alles, kann man sagen, trug dazu bei, es so glänzend zu machen, als es war. Sorgenfreie Existenz, Wohlhabenheit, gefällige Bezeigung des Körpers und eine sehr reich ausgestattete Seele, die alle diese Kräfte in Bewegung setzte und das Wunderbare leistete, wofür wir noch jetzt unser Erstaunen nicht mäßigen können, wenn wir es betrachten."

Dies alles ist richtig, und es wäre kleinlich, wenn man an des großen und genialen Meisters Ruhme und seinen wunderwürdigen künstlerischen Leistungen deshalb im geringsten mäkeln wollte, weil ihnen dieser Glanz, diese Wohlhabenheit, dieser fürstliche Luxus zur Seite gingen. Aber was an seinem Entwickelungsgange fehlt und was diesem etwas an tieferm Interesse entzieht, ist der Umstand, daß Rubens, soviel wir aus Sternberg's Darstellung erfahren, auch mit innern feindseligen Mächten keinen irgend erheblichen Kampf zu bestehen gehabt, keine jener bedeutsamen Fragen an sich selbst gerichtet hat, auf die man eine Antwort finden oder untergehen muß. Der Verfasser versetzt zwar einmal Rubens in ein Kloster und in die Gesellschaft eines skeptischen Priesters, der aber nichts weiter zu thun hat, als den Meister in seiner künstlerisch weltlichen Indifferenz gegen das kirchliche Christenthum aufzustören und ihn zu einigem Nachdenken über Dinge zu veranlassen, über die Rubens bisher nicht nachgedacht hatte. Aber diese Zweifel sind nicht wie ein Sturm, der das Meer des Gemüths in seinen tiefsten Tiefen aufwühlt und es dann lange nicht zur Beschwichtigung kommen läßt, sondern höchstens wie ein Windhauch, der es nur an seiner Oberfläche in eine etwas lebhaftere, flüchtig kräuselnde Bewegung setzt. Die Gewitterwolken und grellen Blitze fehlen, über dem Gemüthskampfe hängt blauer sonniger Himmel. Die Religion war dem Meister bisher nur ein Vorrathshaus für Objecte malerischer Behandlung gewesen, und blieb es auch fernerhin; höchstens trugen jene Zweifel dazu bei, Rubens zu veranlassen, noch mehr als bisher sich der Behandlung weltlicher, namentlich mythologischer Gegenstände zuzuwenden. Auch die spätern italienischen Maler huldigten ja vorzugsweise dem Princip heidnischer Schönheit und Muskulatur, und manche Madonnen, die dann später als Gegenstände religiöser Anbetung und Verehrung in Kirchen und Klöstern prangten, waren nur die etwas verhimmelten Bildnisse ihrer Geliebten, wenn nicht gar käuflicher Schönheiten und feiler weiblicher Modelle, welche für jede Sitzung bezahlt wurden.

Wir werden hierbei unwillkürlich an Goethe erinnert, der ebenfalls die antike Schönheit verehrte, aber die zarte, anmuthige, ideale, nicht die fleischige, corpulente, muskulöse, bisweilen faunische und hetärenmäßige, wie Rubens sie liebte; an Goethe, der ebenfalls sein Leben in wohlanständiger Behaglichkeit und im Verkehr mit Großen und Vornehmen zubrachte, obschon sein Dasein sicherlich nicht von so vielem Glanz umgeben war als dasjenige des Rubens. Denn die weimarische Hofhaltung war gewiß von sehr bescheiden bürgerlichem Zuschnitt im Verhältniß zu dem Hofe der Gonzaga's oder gar zu dem madrider Hofe und der Hofhaltung der Königin Maria in Paris. Gemälde eines berühmten nichtdeutschen Künstlers bringen eben mehr ein als die Schöpfungen auch des berühmtesten deutschen Dichters. Wir wissen sogar, daß Goethe dann und wann ins Gedränge kam, wie z. B. um das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo er von dem jenaischen Professor Hufeland eine Summe von 1000 Thaler entlieh, die er erst nach mehreren Jahren zurückzuerstatten im Stande war, und daß er ein erworbenes kleines Gütchen aus ökonomischen Rücksichten später verkaufte. Macht dies schon einen kleinen Unterschied zwischen beiden Existenzen, so ist der Unterschied in Betreff des innern Lebens beider ein noch bei weitem größerer. Goethe stand immer auf dem Boden der Idee und beschäftigte sich unablässig mit den verwickeltsten und schwierigsten Problemen. In seinem Gemüth sind Stürme vorgegangen, die man unter der äußern Politur seines Wesens schwerlich ahnte, und eine Schöpfung von der tiefen und weiten Bedeutung des „Faust", welcher die Kämpfe und Resultate eines mehr als achtzigjährigen Lebens widerspiegelt und sich kühn an die höchsten Fragen und Probleme der Menschheit wagt, hat Rubens denn doch nicht hinterlassen.

Wenn wir aber auch gestehen mußten, daß Sternberg's Roman nicht ganz unsern Erwartungen entsprochen hat, und wenn wir auch glauben, daß sich aus dem Stoffe ein noch gehaltvolleres Buch hätte machen lassen, so können wir doch ebenso wenig leugnen, daß viele Einzelheiten des von uns im ganzen sehr hochgeschätzten Erzählertalents Sternberg's würdig sind, daß überhaupt das Ganze uns in eine höhere, edlere, geistig vornehmere und duftigere Sphäre versetzt, als die dicken, qualmigen und erdharzartigen Ausdünstungen sind, welche den verschiedenen Gattungen des sogenannten realistischen oder gar des materialistischen Romans entströmen. Letzterer mag freilich eines Geschlechts wie des unserigen würdig sein: der Sternberg'sche ist besserer vergangener Tage würdig, jener Tage, wo Kunst und Poesie sich noch nicht den agricolen, commerciellen und materialistischen Bedürfnissen des Tags dienstbar gemacht und noch nicht aufgehört hatten, zu den unveräußerlichen Factoren nationaler Entwickelung gerechnet zu werden und Gegenstände der Verehrung am häuslichen Herde zu sein. Ach, dieses ganze Interregnum war nur eine Illusion; aber man versetzt sich aus der Barbarei unserer Tage an der Hand eines Kunstgenossen gern auf einige Augenblicke wieder in jene Zeit schimmernder Idealistik zurück. Aus dem Schose dieser Zeit heraus scheinen uns die Worte zu tönen, welche der zweite Lehrer Rubens', van Veen, seinem Schüler auf die Reise nach Italien mit auf den Weg gibt: „Ach, Paul, Ihr werdet Italien sehen, Ihr werdet die großen Maler in ihren Werken betrachten, diese Fürsten der edeln Kunst, die unser Stolz, aber auch unser Elend sind. Wir werden ewig angetrieben, ihnen zu gleichen, und ach, wir vermögen es doch nicht. Ihr werdet den göttlichen Rafael sehen, Michel Angelo, den Unvergleichlichen, Julio Romano, den Lebensfrischen, Guido, den unendlich Lieblichen, und endlich Tizian und Correggio, beide die Wunder ihrer Kunst und die seltenen [illegible] des Schöpfers; Ihr werdet sie nun alle sehen, nicht in ärmlichen Abdrücken, wie Ihr es hier gekonnt, nein, in lebendiger Größe und Schönheit. O, mein Paul, wie wird Euch da werden? Könnt Ihr Euch denken, wie Euch da zu Muthe sein wird? Anfangs eine unermeßliche Niedergeschlagenheit, ein Winden und Krümmen am Boden! Es sagt Euch alles, was Ihr zu Rathe zieht, daß Ihr da hinan nicht könnt, daß es eine unbeschreibliche Lästerung wäre, eine Vermessenheit ohne Grenzen, wenn Ihr, ein schwacher Einzelner, Euern Flug den Unsterblichen nachmachen wolltet! Und doch fühlt Ihr deutlich in Eurer arbeitenden Brust, es muß gewagt sein! Ihr müßt hinterdrein! Da wird es Euch anwehen wie mit Engelsfittichen und Ihr werdet wirklich den gewagten Flug unternehmen. Nur Muth, Paulus, nur Muth! Nicht nachlassen! Nicht erschöpft niedersinken, denn alsdann seid Ihr verloren. Dicht hinter Euch stürmt ein brausendes Heer Euch nach, Ihr seid im Augenblick, wo Ihr hinsinkt, von den Nachziehenden rettungslos zertreten. Euch hüllt Staub ein, Ihr vermögt nicht mehr aufzustehen, Eu-

Wirken ist ein verlorenes gewesen, Euer Leben ein verfehltes! Glaubt mir, ich weiß, was es heißt, der Größe nachstreben, der ewigen Schönheit sich weihen! Es ist ein grausamer Dienst! Er preßt das menschliche Fleisch zusammen und läßt unsere beste Kraft entströmen, sodaß wir selbst nicht mehr wissen, wo und was wir sind. Deshalb haben wir aber auch, wenn wir durchdringen, eine unverwelkliche Palme erreicht."

Mit feinem Pinsel und meist nicht ohne durchschlagende Ironie sind von Sternberg die Personen aus der vornehmen und höchst vornehmen Welt gezeichnet, und im allgemeinen fühlen wir uns fast bis zur Täuschung in jene Zeit voll Glanz und Pracht versetzt, gegen welche sich die unserige doch verhält wie unser widrig verhunztes Festkleid, der dürftige, verschnittene, schwalbenschwanzförmige Frack, welcher die bedeckungsbedürftigsten Körpertheile unverhüllt läßt, sich zu einem farbenreichen prächtigen Staatskleid der Rubens'schen Zeit verhält. Auch über das Leben und die Werke des niederländischen Meisters erhalten wir begreiflicherweise manche dankenswerthe Andeutung. Vielleicht ist es manchem Leser interessant, schließlich noch etwas über die Lebensordnung des Meisters zu hören, über die Sternberg berichtet: „Das Haus, sowie die Sammlungen waren jederzeit dem Publikum geöffnet, es konnte frei durch die Säle schreiten, sich die Kunstwerke ansehen und darüber seine Bemerkungen machen, ganz wie es wollte. Rubens liebte die äußerste Gastfreiheit. Er war selbst gewöhnlich gegenwärtig und machte auf diese Weise die Bekanntschaft manches ausgezeichneten Fremden. Auch hörte er passende oder manchmal nur seltsame Urtheile über Stücke der Sammlung. Seine Lebensordnung war ungefähr folgende. Er stand früh auf, arbeitete hierauf einige Stunden, machte alsdann vor dem Essen einen kleinen Spaziergang. Seine Tafel war immer höchst frugal eingerichtet, er speiste wenig, und nach dem Essen arbeitete er wieder, dann gab er sich Zeit zu einem kleinen Spazierritt; dazu hatte er eine Anzahl sehr schöner und kostbarer Pferde im Stalle: für einen Künstler ein ganz besonderer Luxus, dem nur wenige sich hingeben konnten. Nach dem Ritte hatten sich gewöhnlich die täglichen Gäste eingefunden, und mit ihnen nahm Rubens dann das Abendbrot ein, das wiederum sehr einfach und mäßig war. Hier blieb er nun bis spät in die Nacht sitzen bei mannichfach wechselndem Gespräch und zuweilen auch bei Vorlesen seiner beliebten römischen Dichter, unter denen Livius, Ovidius und Tacitus die vorzüglichsten waren. Die ersten Nachtstunden fanden ihn schon im Bette."

Die Schrift „Ueber den Geburtsort des Peter Paul Rubens" von L. **Ennen** (Nr. 2) beschäftigt sich mit der Untersuchung, wo eigentlich, ob in Köln oder Siegen, der berühmte Meister geboren worden sei. Früher war der Streit zwischen Köln und Antwerpen, und da die Ansprüche Antwerpens aufgegeben werden mußten, so ist er nun zwischen Köln und Siegen. Und zwar zuerst im Jahre 1853 trat der holländische Gelehrte Bakhuizen van der Brinck in einer historischen Untersuchung über die Ehe Wilhelm's von Oranien mit der Behauptung auf, nicht Köln, sondern die ehemals nassauische Stadt Siegen sei der Geburtsort von Peter Paul Rubens. Ennen unterwirft nun in vorliegender Schrift diese Frage einer neuen gründlichen Untersuchung, und er bemerkt zum Eingange seiner Schrift: „Einzelne in der jüngsten Zeit erst entdeckte Angaben und Actenstücke im kölner Archiv liefern den Beweis, daß die Gründe, welche man gegen Köln geltend gemacht hat, keineswegs so durchschlagend sind, wie man uns gern einreden möchte." In Betreff der zum Schlusse seiner Abhandlung zum Abdruck gebrachten Actenstücke bemerkt er, daß dieselben mit Bakhuizen's Folgerungen und Ausführungen in den grellsten Widerspruch träten, und daß nur dann der Widerspruch zwischen den kölner Archivalien und den unzweifelhaft feststehenden Daten aus dem Leben der Aeltern von Peter Paul Rubens beseitigt werden könnte, wenn man annähme, daß letzterer nicht in Siegen, sondern in Köln geboren sei.

Bekanntlich befand sich unter den Protestanten, welche vor Alba's Maßnahmen aus den Niederlanden nach Köln flüchteten, auch die Gemahlin des Prinzen von Oranien, Anna von Sachsen. Dieselbe versuchte von Köln aus namentlich die 32000 Gulden Heirathssteuer zu retten, welche der Prinz von Oranien 1566 in Antwerpen gegen Hypothek zinsbar angelegt hatte. Die Betreibung dieser Angelegenheit hatten zwei ausgezeichnete Juristen, Johann Betz und Johann Rubens, in die Hand genommen. Letzterer besonders gewann ihr Vertrauen und wurde zu ihrem Rath und Geschäftsführer ernannt. Der Verfasser erzählt: „Fast täglich mußte er bei ihr zur Tafel erscheinen, und der vertraute tägliche Umgang brachte beide zum Falle. Unverhohlene Abneigung gegen ihren Gemahl ließ im Herzen der launenhaften Frau, die schon längst ihre eigenen Wege gegangen war, Raum für eine sündhafte unreine Leidenschaft. Auf ihren verschiedenen Reisen nach Hessen, Frankfurt, Leipzig und andern Orten scheint er ihr gewöhnlicher Begleiter gewesen zu sein."

Nach Bakhuizen war sogar ein Kind, dessen die Prinzessin im August 1571 genas, die Frucht dieses vertrauten Umgangs. Der Verführer, der in diesem Falle sicherlich mehr der Verführte war, wurde, als er sich im März 1571 auf nassauischem Gebiete, wohin sich die Prinzessin wegen Mangels an Subsistenzmitteln begeben hatte, sorglos blicken ließ, auf Anstiften des in Dillenburg weilenden Prinzen Wilhelm und auf Befehl des Grafen Johann von Nassau aufgegriffen und nach Dillenburg ins Gefängniß und von da später nach Siegen gebracht. Seine Gattin blieb in Köln, verzieh ihm, und bot sogar alles auf, um ihren Kindern den Vater wieder zu verschaffen. In Köln gebar sie ihren Sohn Peter Paul, und es muß dies, wie Ennen behauptet, in der Zeit zwischen Anfang Mai und Ende Juni 1577 geschehen sein, denn der allgemein angenommene Tag der Geburt steht keineswegs so unzweifelhaft fest, wie man durchgehend anzunehmen geneigt ist. Ob Peter Paul die Frucht eines zeitweiligen Aufenthalts der Mutter in Siegen oder des Vaters in Köln war, das wird wol unentschieden bleiben müssen. Jedenfalls finden wir den Johann Rubens im April 1577 in Köln. Nach Ennen's Erzählung hatte ihm seine Gattin Nachricht von ihrer nahen Niederkunft gegeben und der Vater demgemäß sich beeilt, mit Zustimmung des Grafen Johann nach Köln zu reisen, um seine Frau in diesen kritischen Tagen nicht allein zu lassen. Hieraus schließt Ennen, daß Johann Rubens wahrscheinlich öfter nach Köln auf Besuch kam oder sich gar die meiste Zeit in Köln aufgehalten habe, daß die Einschließung mehr Form als Wirklichkeit gewesen. Jedenfalls ist es erklärlich und läßt sich denken, daß man mit den Jahren seine Gefangenschaft immer mehr erleichtert haben wird. Im Mai erhielt Johann Rubens seine völlige Freilassung. Seitdem lebte er als Beisasse und Großhändler in Köln bis 1587. Seine Frau ließ auf seine Grabplatte die Worte eingraben: „in eaque 19 annos transegit" (in Köln brachte er 19 Jahre zu). Was soll man zu Bakhuizen sagen, wenn er in Betreff dieser Worte bemerkt: „Die Witwe habe hier durch eine fromme Lüge den Weg gefunden, die Nachwelt über die Schicksale ihres Mannes irre zu leiten!" Gegen diejenigen, welche einen fünfjährigen Aufenthalt der Frau Rubens in Siegen während der Gefangenschaft ihres Mannes annehmen, spricht wol deutlich genug das ihr vom Magistrat ausgestellte Führungsattest: „Marie Rubens hat sich vom Jahre 1569 bis zum Jahre 1587 in allen Dingen also betragen und beträgt sich annoch also, wie es einer ordentlichen Bürgerin und Einwohnerin geziemt." Ennen meint, daß, wenn sie fünf Jahre lang nicht in Köln gewohnt hätte, ihr der Magistrat über ihr Verhalten während dieser fünf Jahre kein Attest ausgestellt oder wenigstens in dieser Beziehung irgendeine reservirende Bemerkung eingefügt haben würde. Somit, meint der Verfasser, könne die Annahme, Peter Paul Rubens sei in Köln geboren, auch der strengsten historischen Kritik gegenüber recht wohl aufrecht erhalten werden. Die Schrift ist durch Daten, Beweisführungen und Vergleiche von Urkunden etwas verwickelt; aber sie enthält manches Interessante sowol über das

Liebesverhältniß zwischen Johann Rubens und der Prinzessin von Oranien und die persönlichen Verhältnisse der Familie Rubens, als namentlich auch über die Lage der damals zahlreichen protestantischen Emigranten in Köln. H. M.

Notizen.

Eine Originalmittheilung des „Elsässischen Samstagsblatt" über Knebel.

Wenn wir hier einer längern Mittheilung von Adolf Bube „Aus meinem Umgang mit Karl Ludwig von Knebel" in Nr. 41 und 42 des „Elsässischen Samstagsblatt" gedenken, so geschieht dies zum Theil auch darum, um der Beachtung des Publikums ein Blatt zu empfehlen, welches mit ungeschwächtem Muth und vielleicht auch mit nicht unbeträchtlichen Opfern, soviel an ihm liegt, das deutsche Element im Elsaß vor gänzlichem Untergange zu bewahren sucht und die Unterstützung der deutschen Lesewelt in größerer Verbreitung verdient, als ihm bisher zu Theil geworden. Leider bekümmern sich die Deutschen, sonst so renommistisch und empfindlich (z. B. gegen das kleine Dänemark), im allgemeinen sehr wenig um das, was im Elsaß zur Unterdrückung des deutschen Geistes und der deutschen Sprache geschieht. Hat doch erst jüngst der Präfect Migneret zu Strasburg einer deutschen Schauspielergesellschaft, welche mit seiner Erlaubniß eine kleine Anzahl von Vorstellungen in Strasburg gegeben hatte, das Gesuch um Erlaubnißverlängerung mit der Erklärung: „daß durch diese Vorstellungen der deutsche Geist im Elsaß zu sehr angeregt würde", rund abgeschlagen! Dann aber sind auch die Mittheilungen Bube's über Knebel, den er persönlich Anfang der zwanziger Jahre in Jena kennen lernte, von nicht geringem Interesse. Der Verfasser erzählt unter anderm: „Im December 1823 hörte ich, daß Knebel unwohl sei. Ich eilte daher besorgt zu ihm und fand ihn, obgleich es schon gegen Mittag war, wie er kaum sein Bett verlassen hatte. Die grünen Vorhänge desselben waren noch nicht zusammengezogen und der Waschtisch war noch geöffnet. Als ich mich nach seinem Befinden erkundigte, erwiderte er: «Allerdings fühle ich mich unwohl! Der Graf Platen, welcher mir das zweite gedruckte Heft seiner Ghaselen und eine Komödie im Manuscript geschickt, hat mir damit eine schlaflose Nacht bereitet. Die Komödie ist «Der gläserne Pantoffel» betitelt und umfaßt fünf Acte. Platen versichert, sie in wenig Stunden vollendet und mit ihr eine neue Epoche in unserer Literatur herbeigeführt zu haben. Sie ist aber die erbärmlichste Posse, die mir je unter die Augen gekommen, voller Plattheit und Gemeinheit. Es ist mir unbegreiflich, wie Platen, der sich an den Werken der alten Dichter gebildet hat, so etwas produciren konnte. Ich habe ihm daher in vergangener Nacht einen Brief geschrieben, in welchem ich ohne Gnade und Barmherzigkeit seiner sogenannten Komödie das Verdammungsurtheil gesprochen und ihm das Abgeschmackte seiner meisten Ghaselen dargethan habe. Ueberhaupt ist mir das orientalische Wesen unserer Dichter zuwider. Selbst mit Goethe's «Westöstlichem Divan» kann ich mich nicht ganz befreunden.» . . . Es ist bekannt, daß diese harten Aeußerungen den Grafen Platen veranlaßten, die satirischen Gedichte: «Klagen eines Ramelianers» und «Antwort an den Ramelianer» zu schreiben, die unter anderm von Schelling nicht gebilligt wurden." Obschon Knebel sich einer unbändigen Heftigkeit hingeben konnte, namentlich, „wenn sich Dummheit und Anmaßung keck hervordrängten und mit wichtigthuender Kennermine über anerkannte Werke berühmter Schriftsteller sprachen oder tadelnde Urtheile fällten", so war sein Herz doch von der reinsten Menschenliebe erfüllt, und die Wohlthaten, die er Armen und Leidenden spendete, überstiegen oft seine Mittel, sodaß er dadurch in finanzielle Verlegenheiten gerieth. Adolf Bube erzählt z. B.: „Hörte er, daß ein armer Studirender erkrankt sei, so ließ er, selbst wenn derselbe ihm durchaus fremd war, ihm Suppen und andere dienliche Speisen schicken, auch einen erfahrenen Arzt bitten, den Erkrankten zu besuchen. Zuweilen gab seine Freundseligkeit selbst zu komischen Auftritten Anlaß. Einmal besuchte ihn im Winter ein Fremder im Frack. Knebel glaubte, der Fremde sei im Frack gereist und nöthigte ihm daher beim Weggehen einen Rock auf, weil er bei der kalten Witterung ohne diesen nicht reisen könne und dürfe. Obleich der Fremde nun ernstlich versicherte, er habe seinen Mantel im Gasthof Zur Sonne zurückgelassen, so half es ihm doch nichts. Er mußte den Rock mitnehmen, den er nachher, ohne daß es Knebel wissen durfte, in das Haus zurückschickte." Als einen grundgutmüthigen Polterer, der sich mit der Welt nur aus reinster Liebe zu ihr herumzankt, zeigt sich Knebel auch in seinen Briefen, und so hatte ihn auch Goethe erkannt, dessen „weimarischer Urfreund" er war.

H. M.

Gesammtausgabe der Werke des Erzherzogs Karl.

Eine Gesammtausgabe der Werke des Erzherzogs Karl, in welche auch die bisher ungedruckten oder nur für engere Kreise gedruckten aufgenommen werden sollen, wird in acht Bänden unter dem Titel „Militärische Werke weiland Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl von Oesterreich" (Wien, Hof- und Staatsdruckerei, 1862) erscheinen, von denen der erste vorliegt. Der Sieger von Aspern, welcher nach dem Frieden von [illegible] eine kurze Zeit an der Spitze des österreichischen Heerwesens stand und dasselbe auf nationaler Grundlage reformirte, in den Befreiungskriegen gegen Napoleon aber nicht wieder zum Heerbefehl berufen wurde, der wol bessern Händen nicht hatte anvertraut werden können, hat seine Ansichten über Krieg und Kriegführung in einer Reihe von Werken niedergelegt, welche ihm längst unter den berühmtesten Militärschriftstellern einen Platz angewiesen haben. Als sein Werk: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch den Feldzug von 1796 in Deutschland" veröffentlicht werden sollte, verweigerte ihm der Censor das Imprimatur, weil ein kaiserlicher Prinz darin hart getadelt [illegible] Der Erzherzog mußte sich als diesen Prinzen und zugleich den Verfasser des Werks nennen, in welchem er eine so seltene Selbstkritik geübt hatte. Da wir hier der Mehrzahl nach längst [illegible] ihrem Werth anerkannte Werke in neuer Ausgabe zu erwarten haben, genügt es, auf die letztere aufmerksam zu machen. Der erste Band enthält: „Kleinere militärische Aufsätze." Unter diesen heben wir besonders hervor: „Geist des Kriegswesens überhaupt"; „Von dem Einflusse der Bodencultur auf die Kriegskunst"; „Geist des Vertheidigungskriegs"; „Von Umgehungen". Aber auch aus den übrigen, obgleich die neuern Kriegsverhältnisse manches modificirt haben, wird der militärische Leser reiche Belehrung schöpfen. Der zweite Band wird die Skizzen der französischen Revolutionskriege von 1792—1815 bringen; der [illegible] und vierte Band die Grundsätze der Strategie; der fünfte Band die Grundsätze der höhern Kriegskunst (war für die Generale der k. k. Armee bestimmt); der sechste und siebente Band die Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde (für die Offiziere der österreichischen Armee); der achte Band die Geschichte des Feldzugs von 1799. Die Ausstattung ist vortrefflich. Wir wünschen diesen wichtigen Werken die weiteste Verbreitung.

Bibliographie.

Album-Blätter deutscher Dichtung. Gesammelt für Deutschlands Frauen von Therese Christiani. Lüchow. [illegible] 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus dem Volksleben Rußlands. Skizzen aus dem Gouvernement. Von Schtschedrin (Saltikoff.) Der [illegible] Das Mütterchen Mawra Kusmowna. Berlin, H. [illegible] 1863. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Avé-Lallement, R. C. B., Des Dr. Joachim Ju[illegible] aus Lübeck Briefwechsel mit seinen Schülern und Freunden. Ein Beitrag zur Kenntniß des großen Jungius und der [illegible] schaftlichen wie socialen Zustände zur Zeit des 30jährigen Krieges, aus den Manuspripten der Hamburger Stadtbibliothek zusammengestellt. Lübeck, Aschenfeldt. 1863. Gr. 8. 2 [illegible]

Die Balalaika. Russische Volks-Lieder gesammelt und in's Deutsche übertragen von J. Altmann. Berlin, F. Schneider. 1863. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bauer, W., Geschichte der Philosophie für gebildete Leser zugleich als Einleitung in das Studium der Philosophie. Halle, Schwetschke. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

48 Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten. Herausgegeben von M. Weinhold. Mit dem Brustbilde und der Handschrift von Fichte's Frau. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 20 Ngr.

Deleutre, C., Geschichte der Kunst insbesondere der Malerei in den drei großen Cultur-Epochen der Menschheit: bei den Alten, im Mittelalter, in der Neuzeit. Frei bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt von G. Fester. Leipzig, Abel. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Düringsfeld, Ida von, Das Buch denkwürdiger Frauen. In Lebens- und Zeitbildern. Festgabe für Mütter und Töchter. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, sowie einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ender, S., Das Leben Jesu, des Nazareners. Nach dem Johannis-Evangelium episch dargestellt. Königsberg, Theile. Gr. 8. 10 Ngr.

Eyth, M., Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gossel, A., Blücher und seine Zeit; ein Lebensbild auf historischem Grunde. Eisleben, Reichardt. 8. 15 Ngr.

Iselin, W., Einiges vom Leben und Wirken des Herrn Karl von Rodt, Dieners des Wortes Gottes, ersten Vorstehers der freien evangelischen Gemeinde von Bern rc. Bern. Gr. 8. 3 Ngr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von K. Streckfuß. Einzig rechtmäßige und vollständige Gesammt-Ausgabe in einem Bande. Mit dem Bildnisse des Dichters, einem Facsimile seiner Handschrift und einer Abbildung seiner Grabstätte. Berlin, Nicolai. 1863. 8. 1 Thlr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von C. Rohrbach. ...ter Jahrgang. 1863. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. 13ter Jahrgang. 1863. Düsseldorf, Elkan u. Comp. Gr. 4. 8 Thlr. 22½ Ngr.

Lapinsky, T. (Tefik Bey), Die Bergvölker des Kaukasus und ihr Freiheitskampf gegen die Russen. Nach eigener Anschauung geschildert. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maehly, J., Sebastian Castellio. Ein biographischer Versuch nach den Quellen. Basel, Bahnmaier. 8. 27 Ngr.

Müldener, R., Nordisches Märchenbuch. Zusammengestellt und übersetzt. Langensalza, Greßler. 1863. 8. 12 Ngr.

Olivier, U., Jakob der Bäcker. Eine Dorfgeschichte. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 4 Ngr.

Rau, H., Der Raub Straßburgs im Jahre 1681. Vaterländischer Roman in drei Theilen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 4 Thlr.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. von, Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen und Festen der germanischen Völker. Mit gegen 180 in den Text gedruckten Illustrationen, ...len Tonbildern rc. Leipzig, Spamer. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J., Die Straßensängerin von London. Ein Roman in drei Büchern. Berlin, Seehagen. 1863. 8. 4 Thlr.

Scheffler's, J. (Angelus Silesius), sämmtliche poetische Werke. Herausgegeben von D. A. Rosenthal. Zwei Bände. Mit dem Bildniß des Dichters. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Schnee-Glöckchen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild. Zwei Bände. Leipzig, Bredt. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Solger, R., Anton in Amerika. Seitenstück zu Freytag's „Soll und Haben". Aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Zwei Bände. Bromberg, Roskowski. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Staatsdiener- und Staatsschwächen der Gegenwart. Ansichten und Thatsachen für alle, die es angeht und daran Interesse haben. Frankfurt a. M., Küchler. Gr. 8. 10 Ngr.

Stern, O., Das Leben. Ein Aufsatz mit dem intellectuellen Beweise der Einheit von Geist und Stoff im Dinge. Königsberg, Koch. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Die Liebe in ihrer geistig-stofflichen Einheit. Kirche und Staat in ihrer Einheit. Königsberg, Koch. Gr. 8. 16 Ngr.

Stugau, C., Die Kunst des Lebens froh zu werden. Ein Beitrag zur Diätetik der Seele. Allen Nicht-Glücklichen gewidmet. Wien, Tendler u. Comp. 16. 20 Ngr.

Temme, J. D. H., Schwarzort. Original-Roman. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wachenhusen, H., Nur ein Weib. Roman. Zwei Bände. Berlin, Verlags-Comptoir. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wackernagel, W., Die Lebensalter. Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte. Basel, Bahnmaier. Lex.-8. 28 Ngr.

Wehl, F., Unheimliche Geschichten. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 22½ Ngr.

— — Fliegender Sommer. Leichte Skizzen. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 22½ Ngr.

Wilhelm, Hexen-Prozesse aus dem 17. Jahrhundert. Mit höherer Genehmigung aus dem Archiv des Königl. Hannoverschen Amtsgerichts Diepholz mitgetheilt. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 15 Ngr.

Wolf, G., Zur Geschichte der Juden in Worms und des deutschen Städtewesens. Nach archivalischen Urkunden des k. k. Ministeriums des Aeussern in Wien. Breslau, Schletter. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Birlinger, A., Die Augsburger Mundart. Grusz an die Germanisten bei der XXIsten Versammlung deutscher Philologen zu Augsburg. Augsburg, Rieger. Lex.-8. 7½ Ngr.

Bolze, G., Die Sachsen vor Karl dem Grossen. Berlin. 1861. 4. 4 Ngr.

Hildenhagen, L., Kirchenverbesserung durch Kirchenverfassung. Ein Wort zur Reformationsfeier 1862 an die St. Ulrichs-Gemeinde zu Halle a/S. Halle, Schmidt. 16. 5 Ngr.

Hoffheinz, G. T., Die Verfassung, eine Lebensfrage der evangelischen Kirche der Gegenwart. Königsberg, Theile. Gr. 8. 5 Ngr.

Meyr, M., An das deutsche Volk und seine Führer. Ein Votum über die deutsche Verfassungsfrage. Stuttgart, Kröner. 8. 3 Ngr.

Schweitzer, J. B. v., Die österreichische Spitze. Ein Beitrag zur Besprechung der nationalen Frage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Sengebusch, M., Zum dritten Mal. Drei Briefe an Hrn. Valentin Christian Friedrich Rost. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Wolf, H., Ueber den angeblichen Kirchenjammer in Bremerhaven. Actenmäßiger Bericht über die confessionellen Zustände Bremerhavens. Wider die Verkläger seiner Kirche. Bremerhaven, v. Vangerow. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album
der
neuern deutschen Lyrik.
Fünfte Auflage.
Miniatur-Ausgabe. Auf Velinpapier.
In elegantem Leinwandband. 1 Thlr. 20 Ngr.

Prachtausgabe. Auf Chamoispapier.
In reichem Lederband. 3 Thlr.

Vom „Album der neuern deutschen Lyrik“ sind in kurzer Zeit vier starke Auflagen vergriffen worden. Die Sammlung erscheint jetzt in neu durchgesehener fünfter Auflage und enthält in strenger Auswahl Gedichte von

Arndt — O. A. Banck — Bauernfeld — Karl Beck — Bodenstedt — Chamisso — Dingelstedt — Annette von Droste-Hülshoff — Eichendorff — Feuchtersleben — J. G. Fischer. — Marie Förster — Freiligrath — Geibel — Amara George — Gregorovius — Anastasius Grün — Hammer — Moritz Hartmann — Hauff — Heine — Herwegh — Hesemer — Paul Heyse — Hoffmann von Fallersleben — Moritz Horn — Wilhelm von Humboldt — Kerner — Kinkel — Kopisch — Kugler — Lenau — Lingg — Marggraff — Mörike — Mosen — Wilhelm Müller — Wolfgang Müller — Betty Paoli — Pfarrius — Pfizer — Platen — Prutz — Reinick — Rittershaus — Julius von Rodenberg — Roquette — Rückert — Sallet — Schefer — Schücking — Schults — Ernst Schulze — Schwab — Simrock — Spitta — Strachwitz — Sturm — Uhland — Vogel — Max Waldau — Zedlitz — Heinrich Zeise.

Auf die äußere Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden, ein in Stahl gestochenes Dedicationsblatt ist beigegeben, und der Einband ebenso reich als geschmackvoll, mit ganz neuen Stempeln nach den Entwürfen eines bewährten Künstlers ausgeführt.

Das „Album der neuern deutschen Lyrik“ kann als eine vorzügliche Sammlung und als elegantes und billiges Geschenk empfohlen werden. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von D. **Carl Schwarz,**
Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.
Erste und zweite Sammlung.
8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

Die erste Sammlung von Predigten des berühmten, wegen seiner freisinnigen theologischen Richtung ebenso gefeierten als vielfach angefeindeten Kanzelredners erregte bekanntlich nicht geringeres Aufsehen als die vorhergegangene Berufung desselben in sein gegenwärtiges wichtiges Amt. Nach Jahresfrist war deshalb bereits eine neue Auflage derselben nöthig. Als Seitenstück dazu ist gegenwärtig eine zweite Sammlung seiner Predigten erschienen, die allen Freunden der ersten willkommen sein wird und zugleich geeignet ist, dem Verfasser zahlreiche neue Verehrer zuzuführen. Schwarz will bekanntlich zeigen, daß und wie man von seinem Standpunkt aus in der Gegenwart predigen könne und zur Erbauung der weitesten Kreise, auch der dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdeten, predigen müsse.

Deutsche Anthologien
für Engländer und Franzosen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ahn, F. The Poetry of Germany. A Selection from the most celebrated German Poets of the two last Centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical Survey of the German Poetry from Haller to the present Time. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Ahn, F. L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles. Classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Diese Sammlungen von Musterstücken deutscher Poesie ausgewählt von Ahn, dem bekannten Verfasser der vielverbreiteten sprachlichen Unterrichtsbücher, empfehlen sich zum Studium deutscher Sprache und Literatur, die erstere für Engländer, die zweite für Franzosen. Die literarhistorische Einleitung bietet ein klares Gesammtbild des Entwickelungsganges der deutschen Poesie von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Demnächst erscheint und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Ich habe mich rasiren lassen.

Ein dramatischer Scherz
von
Friedrich von Schiller.
Aus der Original-Handschrift, im Einverständniß mit der Familie Schillers, zum ersten Male herausgegeben
von
Carl Künzel.
Gr. 8. Elegant ausgestattet.
Preis 1 Thlr.
Verlag der Englischen Kunst-Anstalt von A. H. Payne in Leipzig, Dresden und Wien.

Bücher zu ermässigten Preisen. 

Bücherkäufer werden auf die von **F. A. Brockhaus** in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke
zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse gratis und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführte Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 20. November 1862.

Inhalt: Dramatische Revue. Zweiter Artikel. — Aus der Geschichte Böhmens. Von Karl Zimmer. — Religiöse Charaktere. Von Thaddäus Lau. — Gracian = Schopenhauer'sche Lebensweisheit. — Zur Erzählungsliteratur. Von Ernst Oswald. — Notizen. (Eine Epigrammensammlung von Roderich Benedix; Aus dem Tagebuche eines englischen Arztes.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Revue.

Zweiter Artikel.*)

II. Schauspiele.

Die hier folgenden Schauspiele sind zum Theil schon vor längerer Zeit erschienen; sie waren zur Besprechung einem andern Mitarbeiter zugetheilt, der die Arbeit nicht vollenden konnte; dadurch ist eine Verzögerung entstanden, die namentlich dem geehrten Verfasser des ersten Schauspiels gegenüber einer Entschuldigung bedarf.

1. Der Wahrspruch. Schauspiel in fünf Acten von Berthold Auerbach. Leipzig, Weber. 1859. 8. 20 Ngr.

Die hervorragende Eigenthümlichkeit Auerbach's erschwert dessen Thätigkeit für die Bühne; es ist unmöglich, das Genre, in dem er so bedeutend ist, dramatisch zu verwerthen. Das zeigt deutlich „Der Wahrspruch", im Grunde nur eine Dorfnovelle in der Form des Dialogs, eine psychologische Studie, die als Novelle unbedingt wirksamer gewesen wäre. Wir sehen einen Menschen (Ulrich, der Sohn der Häuslerwitwe Benedicte und Bruder der Stasi), der „in Raserei hineingejagt ist" und der zum Verbrecher wird aus verlorener Ehre. Der Schultheiß hat ihm die Erlaubniß zur Heirath versagt, sein Mädchen sich darauf das Leben genommen, er vergreift sich an der Obrigkeit und kommt ins Zuchthaus. Zurückgekehrt wird er vielfach gemieden und verhöhnt, sein Vergehen wird der Mutter und der Schwester angerechnet, bald schwindet die mühsam erlangte Mäßigung, er will sich rächen, wird zum Mordbrenner und kommt, von Geschworenen verurtheilt, zum zweiten male in das Zuchthaus. Die intellectuellen Urheber des Verbrechens rufen ihm zu: „Ueber eine Weile bist du unser und wir leben gemeinsam in Friede und Freude." Das ist die Versöhnung. Dieses psychologische Motiv hat Auerbach sehr geschickt dramatisch gestaltet, indem er die Personen, in denen er seine Idee verkörpert, durch bindende und widerstreitende Beziehungen gegenüberstellt. In der Art, wie er von der Exposition an die Fäden verbindet bis zur Katastrophe, wie er die Verwickelungen leicht entstehen und wachsen läßt, in der Motivirung und Charakteristik — erkennen wir den gefeierten Schriftsteller wieder. Da ist überall die Idee klar und deutlich und die Composition an und für sich ästhetisch gerechtfertigt. Nur bleibt überall das Psychologische die Hauptsache, während darunter das dramatische Element leidet; die Lösung mußte demnach auch weniger befriedigen. Von der Katastrophe an bleibt eigentlich nur dem Zuschauer das Interesse an dem Ausgange des Processes: wie werden die Geschworenen den Wahrspruch abgeben? Denn die Aussagen der Mutter und Paul's vor Gericht haben der Hauptidee gegenüber doch nur einen geringern Werth. Demgemäß sind auch die beiden ersten Acte, was Inhalt und Form anbetrifft, die reichsten und bedeutendsten.

Gehen wir etwas näher auf die Charakterzeichnung ein und betrachten wir zunächst die Hauptperson (Ulrich) unbefangen und ohne tendenziöse Verhüllung, so erscheint uns derselbe von Natur roh, jähzornig und verderbt; seine Hinneigung zur Sippschaft des Entenmaiers gereicht ihm schon nicht zur Ehre. Der Dichter zeigt uns Ulrich, wie er durch den Schultheißen (Strobel) gereizt, sich gegen diesen thatsächlich vergriffen hat; dieser sowol als der Bauer Weihenbrand treiben systematisch und absichtlich den Ulrich vom Zorn zum Verbrechen, letzterer um seinen Sohn Paul von der Schwester Ulrich's, der Stasi, zu trennen, Strobel, weil er durch diese Trennung die Verbindung Paul's mit seiner Tochter Vroni durchzusetzen hofft. Wir meinen, der Dichter hätte besser gethan, wenn er diese Absichtlichkeit nicht so stark betont hätte; die Auflehnung Ulrich's gegen das starre Gesetz, das ihm die Heirath verweigern mußte und die dadurch entstehenden Folgen waren mächtig genug, um die Handlungsweise Ulrich's zu erklären. Das Motiv der beiden Bauern aber ist so empörend und ihr Freiausgehen so wenig dramatisch, daß die Gerechtigkeit hier jedenfalls verletzt ist. Sollte dagegen gerade das psychologisch erwachsende Verbrechen dem unsittlichen Treiben der Bauern gegenübergestellt werden, so hätte das noch schärfer betont werden müssen. Bleibt doch zuletzt nur eine allgemeine Verstimmung übrig; fragt man doch mit Recht, wenn Ulrich zum zweiten male aus dem Zuchthause zurückkehrt, wird er jetzt, wo er wirklich Verbrecher war, nicht eine größere Misachtung erfahren als früher; wer kann versichern, daß er nicht wieder rückfällig wird, nachdem Mutter, Schwester und Freund ihm das Rachegefühl nicht aus dem Sinn bringen konnten? In der Novelle waren diese natürlichen Fragen mit wenigen Worten zu beantworten, das Schauspiel aber läßt uns zweifelnd, fragend, unbefriedigt.

Nach der Auffassung des Dichters führt der Bauernstolz, der eine Verbindung mit einer Häuslerfamilie verschmäht, den Conflict hervor; des Weihenbrand Ausspruch S. 16: „Schau Paul u. s. w." ist nicht so ganz wahr gemeint. Aber bei diesem Stolze und bei dem gerechtfertigtern, allerdings hier etwas zu gering betonten Familiensinn, sich nicht mit einer Sippschaft einlassen zu wollen, die Zuchthaus und Selbstmord als Mitgift bringt, ist die schnelle Umstimmung des Großbauern doch gar zu unnatürlich. Einen weitern psychologischen Mangel erkennen wir in dem Kampfe der frommen Mutter, ob sie im Interesse des

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 43 d. Bl. D. Red.

Sohns den Meineid leisten soll; wir begreifen nicht, warum der Dichter den rein gehaltenen Charakter durch diese Quälerei abschwächte; nebenbei hält dieser (dritte) Act die Handlung auf und führt gerade in dem Momente der höchsten Steigerung ein neues, anderes Bild vor. Dadurch wird sowol die psychologische als die dramatische Continuität unterbrochen. Dabei zeigt auch dieses Schauspiel wieder alle Eigenthümlichkeiten und Schönheiten der Auerbach'schen Schreibweise; er versteht es wie selten jemand, durch einen überraschenden Vergleich eine große Wahrheit auszusprechen, ein lebendiges, zart empfundenes Bild zu malen, einen zündenden und anregenden Gedanken hinzuwerfen. Wie einfach und bezeichnend ist, ein Beispiel unter vielen, der Ausspruch: „Dein Name ist wie ein ewiges Sonntagskleid", wie treffend der Ausspruch Paul's über die Untreue (S. 16). Das tiefe deutsche Gemüth des Dichters kommt auch in diesem Schauspiele wieder glänzend zur Erscheinung. Bemerken müssen wir freilich hinsichtlich der Sprache, daß wir hier und da von dem Dichter, der vorzugsweise in der getreuen Schilderung der Volkscharaktere Bedeutendes leistet, mehr Wahrheit gewünscht hätten; ist auch die höhere Bildung Paul's durch seinen Aufenthalt auf einer Akademie motivirt, so bleibt doch immer ein Bauer, der weint, weil ihm ein Bruder fehlt und der sich dann einen Wahlbruder sucht, ebenso unnatürlich als die Art, wie er dies Bedürfniß seiner Seele schildert; ebenso ist die Reflexion der Vroni für ein Landmädchen doch etwas gar zu poetisch.

2. Ein' feste Burg ist unser Gott. Volksstück in fünf Aufzügen von Arthur Müller. Jena, Mauke. 1861. 16. 15 Ngr.

Die bekannte Verfolgung der Lutherischen in Salzburg und der Schutz, den ihnen Friedrich Wilhelm I. von Preußen gewährte, wird in dem vorliegenden Volksstücke behandelt. Es verdankt wol besonders dem glücklichen Stoffe die beifällige Aufnahme bei vielfachen Aufführungen; denn auch der unaufmerksamste Zuschauer wird sich über die Schwächen des Stücks nicht täuschen lassen. Namentlich ist der Schlußact mit der zusammengedrängten Entwickelung, mit dem Könige und dem Kronprinzen als Dei ex machina, mit dem schnell aufeinander folgenden Erscheinen Kirchner's und seiner Tochter — doch eine gar zu leichte Arbeit. Das Ganze ist aber wirksam durch den Stoff, durch die humane Anschauung, durch die Benutzung bekannter Anekdoten, endlich durch populär gewordene Aussprüche bedeutender Männer, durch welche der Dichter seinen Dialog zu würzen verstand; auch Friedrich's Ausspruch: „In meinem Lande soll jeder selig werden können, wie er will", fehlt hier nicht. Es zeigt dieses Stück eine glückliche Speculation auf den Geschmack der Masse. Wo Müller das Volk redend einführt, hat er den Ton gut getroffen; dagegen ist der Umgangston zwischen den Vornehmern und Gebildetern doch oft zu naiv geschildert; so verlangt Kyburg seinen Abschied und der Fürst meint: „Den könnt Ihr gleich haben!" Der Diener tritt ein und fragt: „Sollen sie (die Lutherischen) die Ketten behalten? Sie sehen schrecklich aus!" und der Fürst darauf: „Mit den Ketten, wie sie sind." Ebenso naiv ist der Eintritt Leopold's und die Art und Weise, wie Danckelman sein Creditiv überreicht. Obgleich wir in neuester Zeit im diplomatischen Verkehr durch zu große Artigkeit nicht verwöhnt sind, so bleibt doch das Gespräch zwischen Danckelman und Leopold ein Musterstück geschäftlicher und gesellschaftlicher Deutlichkeit. Im allgemeinen wäre überhaupt dem Dialog etwas mehr Salz zuträglich gewesen; er ist recht gut gemeint, soll volksthümlich sein, ist aber im Grunde oft hausbacken; wie glänzend hätte z. B. die Unterredung Leopold's mit Rupert sein können und wie unbedeutend ist dagegen hier der Streit, ob es beim Christenthum auf Glaube oder Liebe ankommt; wie matt sind die Klagen über die Lieblosigkeit der Welt. Der Erfolg des Stücks aber beweist wieder unsere Behauptung in der Einleitung; wir haben kein kunstliebendes Publikum mehr, die Masse der Theaterbesucher will nur unterhalten sein: ein glücklicher Stoff, eine derbe, faßliche Ausführung, hier und da ein zündendes Schlagwort stelle sie vollständig zufrieden und sie verlangt dann wenig oder gar nicht nach der Erfüllung der einfachsten ästhetischen Bedingungen.

3. Der Burggraf von Nürnberg. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Hugo Wauer. Berlin, Kastner und Comp. 1861. Lex.-8. 20 Ngr.

„In der moralischen Eroberung des deutschen Volks durch die Hohenzollern liegt Deutschlands Einheit; die moralische Eroberung nach besten Kräften fördern zu helfen, muß also das Streben jedes deutschen Patrioten sein." Mit diesem Gedanken bringt uns Hugo Wauer sein Schauspiel. Schon mehrfach haben wir sein Streben bemerkt, die Einheit Deutschlands unter den Hohenzollern anzurathen und anzupreisen; eine dahin zielende epische Dichtung Wauer's haben wir bereits in Nr. 34 d. Bl. f. 1861 besprochen. Von der Bühne aus will er seinen Gedanken weiter verkünden. Er geht dabei zunächst von der richtigen Anschauung aus, daß es keinen edlern, erhabenern Stoff für das Drama gibt, als die Thaten vaterländischer Helden; er wünscht, daß das Theater ein Altar der Kunst, der Vaterlandsliebe, der Geschichtspflege und der höchsten Bildung des Volks werde. Gern erkennen wir das Streben an, wenn wir leider auch nicht mehr Schiller's Ansicht theilen können, daß das „jetzige" Publikum die Fähigkeit zu dem Höchsten mitbrächte.

Das Schauspiel schildert die bekannten Kämpfe des [illegible] Friedrich von Nürnberg gegen den märkischen Adel; es ist der Burggraf, der von seinen Ahnen sagt: „Seit drei Jahrhunderten suchten sie in der Stärkung der Reichsgewalt, im Kampfe wider die fluchwürdige Zerstückelung Deutschlands den Zweck des Lebens"; damit bezeichnet er auch seine ihm überkommene Aufgabe und die seiner Nachkommen. Die Forschungen Riedel's hat [illegible] selbstverständlich benutzt, nach unserer Ansicht hat er sich die objective Darstellung des letztern sogar mehr angeeignet, als [illegible] passend und geschickt für einen dramatischen Dichter ist. [illegible] ein Principiendrama fehlt es diesem Schauspiele an Leben, der Tendenzkern ist vorhanden, aber, um mich Vischer's Ausdruck zu bedienen, der Gegensatz von gleichzeitig berechtigten und unberechtigten Lebensmächten, der mit Nothwendigkeit in Verwickelung, Schuld und Leiden führt, ist mehr äußerlich als [illegible]lich vorgeführt. Die Handlung wird erdrückt durch ewig lange Gespräche; schon die Exposition ist schwerfällig, Putlitz [illegible] wie ein Professor des Staatsrechts, die Verhandlungen nehmen kein Ende; eine frische lebendige That, ein leidenschaftlicher [illegible] erscheint nirgends. Selbst die entscheidende Schlacht ist hinter den Coulissen geschlagen, es scheint, als habe der Dichter [illegible] Mangel an dramatischer Kraft gefühlt, wenn er nicht [illegible] die Helden auf der Bühne sterben zu lassen, z. B. S. 65. In der Verführungsscene (Act 5, Scene 2) naht endlich Hülfe für [illegible] ein dramatischer Moment ist augenscheinlich da, aber man [illegible] nur Trompetensignale und gleich darauf folgt eine Verwandlung. Dabei ist der Dialog durchaus nicht immer charakteristisch; [illegible] verweisen z. B. auf Act 4, Scene 10 und Act 5, Scene 8. [illegible] ist auch die scenische Anordnung öfters wenig geschickt. [illegible] Friedrich Act 1, Scene 6 noch bis zum Schluß, und gleich [illegible] läßt der Dichter ihn in Scene 7 auf dem Throne in Brandenburg sitzen. Dergleichen Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten muß der Dichter vermeiden, besonders wenn er wie [illegible] mit Bewußtsein für die Bühne schreibt.

Wir glauben kaum, daß das Schauspiel bei einer Aufführung irgendeinen Erfolg haben dürfte; das Publikum, das, [illegible] Schiller, vor den Vorhang mit einem unbestimmten, aber [illegible]seitigen Verlangen tritt, wird verstimmt, wenn es nur [illegible] und nicht handeln sieht; die erzählten Thaten machen nie [illegible] Eindruck wie die lebendig vorgeführten.

4. Licht und Schatten. Schauspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Berlin, Decker. 1861. 16. 22½ Ngr.

„Licht und Schatten" ist ein Tendenzstück der gewöhnlichen Art; es zeichnet sich weder durch Erfindung, noch durch die Aus-

führung oder Zeichnung der Charaktere aus. Selbst durch die Stellung, die es in den Kämpfen und Bestrebungen der Gegenwart einnimmt, wird es (wir behaupten das gegen die Ansicht des Dichters) durchaus nicht interessanter; denn etwas Neues, Bedeutendes oder Anregendes hat Ernst Wichert durch seine Behandlung der kirchlich-socialen Frage nicht geliefert. Den Stoff soll eine wahre Begebenheit geliefert haben; nur das Ende hat der Dichter selbständig milder gestaltet — und hat darin unrecht gethan. In solchen Tendenzstücken, wo der Schatten so vorwiegend ist, kann das Ende gar nicht dunkel genug sein; wie paßt dahin die Idylle des ganzen fünften Acts? Das Stück ist — und das ist seine beste Entschuldigung — schon 1858 geschrieben, also zu einer Zeit, wo das große Publikum sich wenigstens noch ebenso viel mit den kirchlichen, wie mit den politischen Fragen beschäftigte; das ist seitdem anders geworden. Seit kurzer Zeit ist auch mit den stereotypen Figuren des Schauspiels und des Romans eine Veränderung vorgegangen; Victor Hugo hat in seinen „Misérables" gewagt, einen frommen und edeln Bischof zu schildern; Gutzkow hat gezeigt, daß doch nicht alle Priester Schurken sind; wir zweifeln nicht, daß nach und nach die edeln Hetären und die betrügerischen Consistorialräthe auch aus unserer Literatur verschwinden und das absichtliche und tendenziöse Herunterreißen eines Standes auf Kosten der andern nach und nach aufhören wird. Die bezeichneten Charaktere sind — wir haben es oft ausgesprochen — zu Tode gehetzt durch die modernen Schriftsteller, und Wichert hat ehrlich dabei geholfen. Die Sprache ist dabei matt, öfters auch gesucht; mit besonderer Vorliebe läßt der Dichter Eduard reden, ohne übrigens allzu ängstlich die Phrase zu vermeiden. Der dramatischen Handlung fehlt das Leben, dagegen ist der scenische Aufbau nicht ungeschickt; der vierte Act ist der reichste hinsichtlich der Erfindung, der Abwechselung und der dramatischen Situationen; hier zeigt der Dichter ein Talent, das er bald an einem bessern Stoffe als dem vorliegenden verwerthen möge.

Der Assessor. Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin, Peters. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Der unbekannte Verfasser hat in dem Wahne gelebt, ein gewöhnlicher Literatenklatsch, die Verleumdung einer Zeitung durch die andere sei ein sehr dankbarer Stoff für ein Schauspiel. Ein leider nur zu oft vorkommender persönlicher Angriff einer politischen Zeitung wird hier mit einem Ernst und einem Eifer verfolgt, als sei das Wohl des Staats auf dem Spiele; die ganze Stadt interessirt sich für einen gegnerischen Ausfall, als sei es eben etwas Unerhörtes, nie Dagewesenes. Unsäglich langweilig wird die Angelegenheit hin und her verhandelt: schon die Langeweile würde das Schauspiel tödten. Die Charaktere sind sehr oberflächlich gezeichnet, die Verwickelungen sind entweder unwahr, unnatürlich oder sehr gewöhnlich. Das Unerhörteste aber ist die Sprache, die an Fehlern, Gemeinheiten und ...t wieder Uebertreibungen ihresgleichen sucht. „Ihr Herz ver... was diesfalls die Zeit bot" (S. 9), „Beschämigung" (S. 14), „...wunschen" (S. 19), „ich wußte es ehedem" (S. 29). „Da steht ...ötenbreit das ganze Gequake", ruft ein Buchhalter aus u. dgl. ... wunderbarsten Begriff hat der Verfasser von dem Umgangs... in der gebildeten Welt. So erzählt ein Professor einer Dame ... einer Jungfrau, die nur einen marmornen Engel liebte, ... sie zu dem Ausruf bewegt: „Die Arme!" Und als er weiter ...len will, sie habe dem Bilde geschworen, da ruft die gnädige ..., ihr „Gesicht in des Professors Brust verbergend": „Ach, ...at doch nicht ewige Keuschheit!" Wir glauben, daß nach ... Gesagten niemand Lust haben wird, zu beobachten, wie der ...affer die schmuzige Wäsche der armseligsten Literatenwirth...t, mit vollständiger Unkenntniß aller Lebensverhältnisse, vor ... Augen des Publikums wäscht.

Kaiser Ludwig der Baier. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Heinrich Rustige. Stuttgart, Schweizerbart. 1860. 8. 18 Ngr.

7. Ludwig der Baier. Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1862. 8. 25 Ngr.

8. Deutsche Treue. Vaterländisches Schauspiel von Leopold Kranz. Konstanz, Meck. 1859. Gr. 8. 14 Ngr.

Ludwig der Baier erhielt bekanntlich nach dem Tode Karl's VII. bei der Kaiserwahl fünf Stimmen, während die Minorität der Kurfürsten den Herzog Friedrich von Oesterreich zum deutschen König wählte. Die Spannung, die zwischen diesen Gegenkaisern schon vor der Wahl wegen der Vormundschaft in Niederbaiern bestand, führte jetzt zu einem Kriege, in welchem das Recht des Baiernherzogs gegen die Ansprüche der Habsburger siegte; Friedrich fiel sogar in Ludwig's Gefangenschaft. Das ist der allgemeine historische Stoff, dessen Verwerthung für ein Schauspiel uns von vornherein nicht sehr geschickt erscheint. Der Held, Ludwig, ist weder der entschiedene Träger einer sittlichen, noch einer politischen Idee; historisch erscheint er als ein kräftiger, entschlossener Mann, der seine Freunde, nie aber seine Feinde zählte; er hätte Großes leisten können, wenn er mehr vom Glück begünstigt gewesen wäre; das Wenn und das Können aber spricht ihm das Urtheil. Weiter finden wir in der Geschichte Ludwig's keine nationalen Großthaten, die uns erheben oder belehren könnten; seine Thätigkeit fällt in eine unglückliche Zeit, in der Deutschland zerrissen in sich war, und der endliche Sieg Ludwig's entscheidet eben zuletzt nur den Sieg des Baiernfürsten. Um nun die Handlung, die allerdings auch geschichtlich mehr Stoffliches bietet, wenn wir die Parteinahme für oder gegen Habsburg und Wittelsbach betrachten, zu erweitern, haben die Dichter innere und äußere Conflicte erfunden, durch die der heroische Wille des Helden mehr hervortritt; die Hauptaufgabe blieb, die Sympathien für Ludwig zu gewinnen und doch gerecht zu bleiben gegen Friedrich.

Was zunächst das historische Schauspiel „Kaiser Ludwig der Baier" (Nr. 6) von Heinrich Rustige betrifft, so erscheint es klar, daß der Dichter seinen Stoff mit besonderer Vorliebe behandelt hat; das Streben, der Handlung dramatisches Leben zu geben, ist unverkennbar, aber leider bleibt die Kraft und Fähigkeit bei der Ausführung weit hinter dem Willen zurück. Vor allem ist es ein Mangel an Gewandtheit und Lebensklugheit, den wir in der Handlungsweise fast aller Personen bemerken: der Dichter muthet dem Zuschauer Unglaubliches zu, in Betreff dessen, was er glauben und für möglich halten soll. Wir rechnen dahin die Entscheidung über die Vormundschaft und die schnelle Bekehrung Friedrich's von Nürnberg; weiter die Begegnung der Königinnen. Während die Parteinahme Rudolf's gegen seinen Bruder Ludwig leicht erklärlich erscheint, ist die Feindschaft der eigenen Mutter und das Betonen ihrer habsburgischen Hausinteressen gegen das Recht ihres Sohns, in der Weise, wie es hier geschieht, ebenso unnatürlich als widerlich. Auffallen wird weiter, wie jeder befiehlt; so läßt die Mutter den Grafen Henneberg verhaften; die Gemahlin Ludwig's befreit die Gefangenen, erlaubt, daß die Herzogin Elisabeth (Isabella) den gefangenen Friedrich besucht u. s. w. Gar zu arglos handelt der Held und doch gelingt ihm, trotz seiner entschiedenen Unklugheit, zuletzt alles. Namentlich ist es unglaublich, daß er seine entschiedenen Gegner in seiner Hauptstadt gegen sich ungehindert handeln läßt; daß er seinem Gesandten Oettinger noch ferner die Leitung seiner Angelegenheiten in Wien anvertraut, nachdem dieser sich mit Friedrich's Schwester vermählt hatte u. dgl. Wunderbar erscheint auch Ludwig's Benehmen, als sich sein Schreiber als ein Graf Henneberg zu erkennen gibt; die Unterredung des letztern mit dem Verräther Truchseß ist, ebenso wie das Gespräch zwischen diesem, Agnes und Rudolf, mit sehr grellen Farben gemalt. In der Ausführung haben wir einige leicht zu vermeidende Fehler im Versbau und einige sprachliche Mängel zu tadeln, z. B. (S. 20):

Der Jammer ist's ob meines Vaterlandes.

S. 50:

Die faule Ausred' schlägt den Baum nicht um,
An die wir schurkische Kundschafter hängen.

Als sehr gelungen nennen wir dagegen Oettinger's Bericht von der Schlacht bei Gammelsdorf.

Einige wenige Reminiscenzen sind wol mehr zufällig untergelaufen (S. 57):

> Elisabeth, so sehen wir uns wieder?

Oder S. 61:

> Ihr floß so reich der Thränen salz'ger Quell,
> Daß drin des Auges kostbar Licht erloschen.

Im allgemeinen aber und trotz dieser Ausstellungen erkennen wir, neben dem guten Willen des Verfassers, gern dessen Talent an; es fehlt dem Dichter nur an Kritik, wodurch ein Mangel an Geschmack bei der Erfindung und Ausführung zur Erscheinung kommt.

Paul Heyse dagegen hat in der vollendeten geistreichen und feinen Weise, die alle seine poetischen Schöpfungen auszeichnet, auch diesen Stoff behandelt (Nr. 7). Er zeigt uns Ludwig und Friedrich als engverbundene Freunde; der Streit wegen der Vormundschaft ist zwar zu Gunsten des Wittelsbachers entschieden, aber Friedrich tröstet sich mit der Hoffnung auf die Königswürde. Da erklärt sich die Mehrheit der Kurfürsten für Ludwig; der Kampf muß entscheiden, Friedrich wird geschlagen und gefangen. Leopold von Oesterreich setzt den Krieg fort, um den Bruder zu befreien, der Adel und die Städte Baierns, die mit Heldenmuth für ihren Herzog kämpfen, verlangen Friedrich's Tod. Da gewinnt Ludwig den alten Freund wieder; er sendet ihn zu Leopold, um diesen zu versöhnen und zwar unter der Bedingung, daß er sich wieder freiwillig stellen soll, wenn es ihm nicht gelänge. Unverrichteter Sache kehrt Friedrich zurück, aber zugleich kommt die Nachricht von Leopold's Tod, hinfort wollen beide vereint herrschen. Das ganze Schauspiel ist reich an dramatischem Leben; der erste Act versetzt uns mitten in die Situation, von vornherein liegen die widerstrebenden Entwürfe und Gefühle klar vor uns, das Schicksal des Reichs steht im engen Zusammenhang mit den Thaten der Männer, der heroische Wille kommt überall zur Anschauung. Wir merken von vornherein, daß wir ein historisches Schauspiel im besten Sinne des Worts vor uns haben. Heyse hat es verstanden, das dynastische Interesse durch die Behandlung in den Hintergrund treten zu lassen; hervorleuchtend dagegen ist das Recht, das zur Anerkennung gebracht wird; der Muth, der gegen innere und äußere Feinde Fronte macht, wo es des Reiches Wohlfahrt verlangt; der Edelsinn, der das persönliche Interesse gering achtet, wenn das Vaterland Gefahr läuft, dem Feinde verrathen zu werden; die deutsche Bürgertreue, die für das Recht ihres Herzogs blutet und schwere Opfer bringt. Mit den großartigen und edeln Motiven wächst naturgemäß die Handlung und die Charaktere werden aus der Starrheit zu Fleisch und Blut. Jeder Act hat seine großen und bedeutenden Vorzüge, in jedem ist die Handlung fortschreitend und lebendig. Vorzüglich sind auch die Volksscenen, in denen ein treffliches Zeitgemälde dargestellt ist; überall finden wir charakteristische Merkmale. Alles steht unter sich im wohlthuenden Einklange, eins folgt aus dem andern, nirgends finden wir etwas Unvermitteltes. Die Sprache ist durchgängig edel, poetisch und der Situation angemessen; einzelne Charaktere (Schweppermann, Grießenbeck) sind Prachtsfiguren. Es ist ein echt deutsches Schauspiel, an dem das Herz sich erfreuen, der Sinn erweitern, der Charakter kräftigen kann; wir empfehlen es gern der Aufmerksamkeit der Leser.

In Nr. 8: „Deutsche Treue", behandelt Leopold Kranz dasselbe Thema. Das Schauspiel ist in mehr als einer Hinsicht eine Curiosität, und nur als solche verdient es eine Erwähnung in d. Bl. Der große geschichtliche Stoff ist zu einem Intriguenstück benutzt; Frankreichs Einfluß und falscher Rath verhindern die Einigung der getrennten Kronbewerber, aber die deutsche Treue, die vor einem Bündnisse mit dem Erbfeinde zurückschreckt, führt endlich die Versöhnung herbei. Geschickter behandelt hätte diese Idee vielleicht nicht ohne Erfolg benutzt werden können. Das Schauspiel ist im Calderon'schen Versmaß geschrieben und ist vorwiegend gereimt. Fremdartig von vornherein ist in demselben die Schreibart; die Acte sind einfach durch römische, die Scenen durch arabische Ziffern bezeichnet; große Anfangsbuchstaben finden sich nur im Anfang des Satzes und Verses, bei Eigennamen und bei den vorzüglichsten Theilen der Aufschrift, das th ist grundsätzlich weggelassen, „jedes unnütze und grundsatzlose Dehnungszeichen" ist vermieden u. dgl. Die Sprache leidet vielfach an edelm und reinem Ausdruck, z. B. (S. 6):

> Deutschland war beraubt des Kaisers
> Durch den tod, der Heinrich rief
> Jenseits in den kreis der väter,
> Einen andern wält' es sich.

Oder S. 89:

> Macht er schlechter sich und schlechter,
> Packt ir in zuletzt beim schopf;
> Er verdient nicht mer. Der schlächter
> Macht alsbald im ab den kopf.

Endlich S. 105:

> Was da fein ist abgeschleimt
> Ist auch abgefeimt.

Fremdartig wie das eben erwähnte abgeschleimt sind ferner die Ausdrücke: „Halt ein im fluß", „Habsburg zu zernichten", „ein verdatterter Vogel" u. dgl. Auch in den sprachlichen Wendungen leistet Kranz das Möglichste; so fängt eine Scene an: „Denn Franzosen sind verschmitzt." Ein Sprachreformator hätte dergleichen wol vermeiden müssen. In Bezug auf einige humoristische Scenen, z. B. Act 1, Scene 4 und Act 2, Scene 7, verweisen wir auf den eigenen Ausspruch des Verfassers:

> Kern der Witze
> Kann der Witz allein nur sein.

Wir glauben damit dies Schauspiel hinlänglich als ein verfehltes bezeichnet zu haben und erwähnen nur noch, daß es mit einer Exposition durch ein Kammermädchen beginnt und mit einem allgemeinen Gesange endet, den der König anstimmt und in den auf dessen Wunsch alle einfallen sollen. Zum Schluß sei übrigens noch bemerkt, daß die Frauennamen in den drei Schauspielen verschieden angegeben sind; so heißt Ludwig's Gemahlin bei Rustige Beatrix, bei Kranz Clementine; Friedrich's Gemahlin dagegen, die von Heyse und Kranz richtig Isabelle genannt wird, bezeichnet Rustige als Elisabeth.

9. **Aussaat und Ernte. Vaterländisches Schauspiel aus der Zeit Friedrich Wilhelm's von Braunschweig-Oels, in vier Aufzügen von R. Blumenbach. Hamburg, Boyes und Geisler. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.**

Das Schauspiel feiert das patriotische Wirken des Herzogs von Braunschweig-Oels während der westfälischen Zeit und endet mit dem Einzuge des rechtmäßigen Herrn in sein Land. Blumenbach hat, wie er auf dem Titel auch angibt, einen Roman frei benutzt; die ganze Verwickelung und Lösung erinnert uns denn auch an jene historischen Erzählungen, die vor nicht langer Zeit gern gelesen wurden und die jetzt, nur mit ausgeprägterer Tendenz, wieder Glück machen bei dem Publikum, das seine Lesewuth in Leihbibliotheken sättigt. Im allgemeinen halten wir die lose Verbindung historischer Personen mit erfundenen und nicht unmittelbar zur Handlung gehörigen Liebesverwickelungen weder für gerechtfertigt noch für passend. In dem vorliegenden Schauspiel ist der Zusammenhang zwischen dem Auftreten des Herzogs mit dem Romanhaften ziemlich geschickt; dabei zeichnet sich das Stück durch eine lebendige Handlung, durch eine edle durchgängig edle Sprache und durch patriotische Gesinnung so vortheilhaft aus, daß wir unsere ästhetischen Bedenken gegen die Berechtigung dieser Art Dichtungen vor dem, was wir zu loben fanden, gern in den Hintergrund treten lassen wollen. Die Charaktere sind, was wir auch noch anerkennen, leicht und einfach entwickelt, auch das widerstreitende Element hat seinen Vertreter in Menk gefunden. Die Liebe Mariens zu dem ihr unbekannten Herzog ist sehr natürlich geschildert, durch das ganze

Schauspiel aber geht ein Zug von reiner und edler Gesinnung, der jedenfalls wohlthätig berühren wird.

10. Die Wege des Glücks. Schauspiel in fünf Aufzügen von J. Schumacher. Mainz, Faber. 1860. 12. 23 Ngr.

Das Schauspiel ist die Arbeit eines wie es scheint jugendlichen Dichters; naturwüchsige Kraft und ideale Anschauung des Lebens finden wir zunächst als bemerkenswerthe Vorzüge. Es fehlt nur noch die ordnende Hand, die mit Geschick die Charaktere in Wechselwirkung stellt, die Situationen naturgemäß gestalten läßt und die dafür sorgt, daß der Sieg der Idee aus dem einfachen Gange der Handlung und durch die Tugenden oder Schwächen der handelnden Personen wie von selbst entsteht. Beschränkung, weises Maßhalten und vor allem Beobachtung des wirklichen Lebens empfehlen wir dem Dichter um so mehr, da sein Talent nicht unbedeutend, seine Gesinnung und sein Streben uns aber sehr anerkennungswerth erscheinen.

11. Michel Angelo. Ein Schauspiel von Wilhelm Dunker. Stettin, Müller. 1859. Gr. 16. 15 Ngr.

Haben wir es bisher meist nur mit Principienschauspielen oder wenigstens mit solchen zu thun gehabt, in denen die handelnden Personen als Organe einer sittlichen oder politischen Idee erscheinen, so tritt uns in dem vorliegenden ein Schauspiel entgegen, in welchem das didaktische Element nicht so vorherrschend erscheint. Es wird allerdings auch hier eine Frage, und zwar ob die Werke der Neuern den gleichen Werth haben können wie die Antiken, zu Gunsten der erstern entschieden; aber einmal ist es die an und für sich ästhetische Frage und dann die Behandlung derselben, die uns bewegt, die Verbindung zwischen Inhalt und Form näher zu beobachten, als die Idee selbst. Mit großen ästhetischen Anforderungen dürfen wir freilich auch an dieses Schauspiel nicht herantreten, aber wir können nicht leugnen, daß uns die Erfindung wie die Ausführung erfreute, und glauben, daß die kleine poetisch gedachte Arbeit auch in weitern Kreisen bekannt zu werden verdient. Einzelne Formfehler, z. B. „Er ist Handwerker" u. s. w., waren leicht zu verbessern.

12. Hermann. Ein Schauspiel in drei Aufzügen von Gottfried Flammberg. Erlangen, Bläsing. 1861. 16. 10 Ngr.

Dies Schauspiel verdient in mehrfacher Hinsicht beachtet zu werden. Vor allem zeichnet es sich durch eine reiche Erfindung aus, die vielfach verästet erscheint und in der man doch die ordnende und leitende Hand von der Exposition zur Verwickelung, von da zur Katastrophe bis zur Lösung niemals vermißt. Es tritt durch die Anordnung eine wohlthuende plastische Anschaulichkeit hervor, die selbst in den leidenschaftlichen Scenen niemals verloren geht; trotz der vielfachen Situationen, die oft schnell untereinander sich folgen, bleibt immer die Klarheit der Entwickelung. Die Charaktere sind scharf und bestimmt gezeichnet, sie haben Raum und Zeit sich zu entwickeln und zu bewähren. Der Held des Stücks, Hermann von Falkenstein, tritt durch seine Treue und durch sein charakterfestes Benehmen in den vielfachen und verwickelten Lagen, in denen der Dichter ihn vorführt, glänzend hervor. Die patriotischen Gedanken sind natürlich angebracht und werden durch ihre Frische und durch ihre theilweise Erhabenheit ihre Wirkung nicht verfehlen. Die metrische Form ist fleißig gearbeitet, nur wenige mal sind Härten bemerkbar, wie z. B. S. 9: „Mich weih' ich dir" u. s. w. Der Gebrauch des Wortes „Deutschthümler" dürfte im 13. Jahrhundert nicht gerechtfertigt erscheinen; geändert wünschten wir endlich die gereimten Verse am Schlusse des sonst empfehlenswerthen Schauspiels.

III. Dramen.

1. Karl der Fünfte. Drama von Theodor Schlemm. Berlin, Thiele. 1862. 8. 1 Thlr.

Viel richtiger und passender hätte Schlemm sein Drama Moritz von Sachsen genannt; dieser ist der eigentliche Held des Stücks, das bewegende und treibende Element, während Kaiser Karl mehr leidend und entschieden nicht bevorzugt erscheint. Zwei Hauptschwächen sind besonders fühlbar; zunächst die schwerfällige Exposition, in welcher die Absicht zu exponiren zu sehr hervortritt. Es wird das gleich bemerkbar in dem Gespräch zwischen Moritz, Agnes und Sybillen; das Publikum fühlt, daß ihm zu Liebe die Betheiligten sich geduldig erzählen lassen, was sie schon längst wissen mußten. Damit zusammenhängend ist die Motivirung der Handlungsweise der Personen; es ist, als ob sie sich erst durch die That ihrer höhern Zwecke bewußt würden. Dem Publikum aber entgeht dadurch der Genuß, die Entwickelung und Steigerung bis zur Katastrophe und weiter zur Lösung bewußt zu beobachten. Karl's Wunsch, den einheitlichen Staat zu gründen, ist allerdings öfters betont; Moritz aber verräth den Kaiser zunächst nur, um seinen Schwiegervater zu rächen, erst im vierten Acte kämpft er für Glaubensfreiheit der Confessionen, noch später erklärt er Freiheit der Kaiserwahl, Freiheit der Macht und Selbstregierung unsers Volks für sein Ziel.

Karl ist von vornherein ein körperlich gebrochener Mann, der sich blind durch Granvella leiten und sich durch ihn zum Verrath misbrauchen läßt, alles freilich zu Ehren der Einheit des Staats. Ein Mann mit einer launenhaften Freundschaft, wie sie Karl für Moritz zeigt, ist eben kein Held eines Dramas. Der Dichter hat diese Schwächen auch selbst sehr richtig durchgefühlt; er legt dem Kaiser deshalb eine Selbstvertheidigung in den Mund, die diesen aber mehr anklagt als entschuldigt. Karl's Plane scheitern, er sieht sich am Ende zu dem Geständniß gezwungen, daß sein Leben ein verfehltes war, er wirft die Krone (mit der er doch wol nicht durch das ganze Drama spazieren gehen soll?) von sich, er entsagt, und endlich schwächt der Dichter durch die letzten Worte, mit welchen Karl Deutschland der Freiheit für würdig hält und Moritz' Idee für die richtige erklärt, dazu aber die Tragkraft der ganzen Nation verlangt, sein Drama zu einem Vortrag tendenziöser Politik ab.

In Moritz dagegen ist schon geschichtlich eine Fülle dramatischen Lebens und dramatischer Conflicte; Freundschaft und Dankbarkeit kämpfen gegen sein protestantisches Bewußtsein, gegen seine Liebe zur Gattin; freilich der Verrath an seinem kaiserlichen Freund, noch mehr der erste Raub an Deutschland durch den Vertrag von Friedenwald bleiben immerdar Schattenseiten seines Charakters.

Je mehr der Dichter sich in die Motivirung hineinarbeitet, desto mehr gewinnt auch die Sprache an Vollendung; einige Scenen sind vollständig gelungen, z. B. der Schluß des dritten Acts und das fast glänzende Gespräch zwischen Karl und Moritz. Dagegen merkt man im Anfange des Dramas nur durch den Druck, daß es überhaupt Verse sind. Namentlich ist auch hier eine Kühle der Stimmung, die, mag sie nun angenommen oder natürlich sein, jedenfalls unangemessen ist. Wir sind durchaus kein Freund des Pathos, der sich als Erbschaft von Gryphius immerfort bei uns erhalten hat, aber gerade deswegen verlangen wir eine der Situation angemessene Sprache. Eine Frau z. B. wie Agnes, die ausdrücklich „heißblütig" genannt wird, kann unmöglich so ruhig wie in der ersten Scene bleiben, wenn sie den Gemahl gegen den eigenen Vater ziehen sieht und ihren Glauben durch denselben gefährdet hält. Dazu läßt der Dichter, dem es durchaus nicht an höherm Schwung und an Begeisterung fehlt, seine Personen oft Dinge reden, die nicht für sie einnehmen können; namentlich sind die Monologe die schwächsten Partien des Dramas. Oefters hätten wir Vertiefung gewünscht, z. B. bei Karl's Bemerkungen über Staat und Kirche, andererseits hier und da mehr diplomatisches Schweigen; in der „Mariage de Figaro" heißt es sehr richtig: „Il y a des choses qu'on ne doit dire qu'à soi-même."

Nach allem unser Endurtheil: Der Stoff ist glücklich, die Conflicte sind ästhetisch und dramatisch zu verwerthen; Moritz aber mußte der Hauptheld sein; die Intentionen des Dichters sind vorwiegend klar und bestimmt, dramatisches Leben und Bewegung sind vorhanden; der Dichter zeigt Geschmack, Verständniß,

Takt. Wir meinen, daß er aus diesem Drama ein höchst wirksames machen könnte; nur die Anordnung wünschten wir geändert, die Exposition vor allem natürlicher, alle Keime der Entwickelung müßten verständlich vor uns liegen und dann lasse er uns theilnehmen an dem Wachsen und Gedeihen der Plane. Der Tod aber eines edeln Menschen, wie Moritz, nach siegreicher Schlacht und nach Erreichung seines großen Ziels ist dann genügend, um zu fesseln und zu ergreifen; jede Zuthat, besonders aber eine politisch-tendenziöse, schadet nur.

2. Saul. Ein Drama von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 15 Ngr.

Es ist der Kampf zwischen Königthum und Priesterthum, der hier zur Anschauung gebracht werden soll. Samuel hat Saul zum König gemacht, ihm unter der Voraussetzung seiner Oberleitung ein Königthum verliehen, das, wie Abjathar sehr richtig bemerkt, „leicht zu gewähren war". Der Hohepriester verlangt unbedingten, blinden Gehorsam im Namen Jehovah's; Abner, des Königs Feldherr, räth diesem, die unberechtigte Despotie zu brechen. Zwei mächtige Gegner stehen sich gegenüber; die Priester, von denen namentlich die jüngern die weitgehendsten Forderungen machen, mit der Ansicht, „das Priesterthum soll herrschen für und für", und mit dem Verlangen (S. 39):

> Es gibt
> Kein Bündniß zwischen Fürst und Priester, als
> Der Kön'ge Unterwerfung unter uns.

Samuel allein ist von seiner göttlichen Mission erfüllt, die andern Priester betrachten die Religion nur als Mittel zur Gewalt; sie wissen schon von einem allgemeinen Menschenthum, die Herrschaft ist ihnen das Höchste. Dem entgegen steht der König, der, als Samuel um seine Macht zu zeigen, den Agag tödtet, nun beschließt, „von heut' an Saul zu sein"; zu dem gefangenen König der Amalekiter redet er (Act 2, Scene 4)

> Wie der König eines Volks,
> Das müde seiner Priestersklaverei
> Zum Reich will werden neben andern Reichen.

Gegen die Priester eingenommen wird er durch Abner (Act 1, Scene 13):

> Die Priester aber sind in aller Welt
> Nur Priester; weder Volk noch Vaterland,
> Nur ihre Priesterschaft ist ihre Liebe,
> Und andern Blutes sind sie als wir Menschen.

Und weiter sagt der Feldherr von dem Priester (Act 2, Scene 3):

> Ewig ist er nur
> Die Wiederholung seiner selbst; und ewig
> Dasselbe wiederholen zwingt die Welt.

Auch die Volksstimme verkündet (Act 4, Scene 12):

> Das aber weiß ich, daß Jehovah selbst
> Es leichter dienen ist als seinen Priestern.

Der König „will Saul sein", aber es ist dadurch wenig gewonnen. Samuel salbt David zum Gegenkönig; dieser wird durch den Sieg über Goliath und die Philister der Liebling des Volks. Saul schwankt hin und her, er verfällt in Schwermuth, seine Eifersucht und sein Haß gegen David steigen, er wirft den Speer gegen ihn; zuletzt wendet er sich an die Hexe von Endor. Von außen soll ihm die Befähigung kommen, den Sieg zu erlangen, er scheitert an Charakterlosigkeit und an Energiemangel; selbst Abner verzweifelt an dem Siege, indem er in Bezug auf den großen Kampf ausruft: „Wo ist der Mann, der ihn zu Ende führt?"

Es ist kein Zweifel, daß das selbstverschuldete tragische Geschick des Königs Saul reich ist an dramatischen Momenten; der Dichter hat sie auch mit großer Sorgfalt benutzt, und um so mehr ist es unbegreiflich, daß er Saul im Gefecht sterben und ihn nicht, nach der Erzählung der Bibel, sich selbst tödten läßt.

Es war natürlich, daß der jedenfalls talentvolle Dichter dem Königthum den Sieg geben mußte gegen die Anmaßungen der Priester; dies endliche Gelingen versuchte er in David vorzuführen. Aber statt uns diesen erfüllt mit der hohen Mission und heldenmüthig eintretend für die große Idee zu zeigen, erscheint er nur als ein vom Glück begünstigter, reiner und tapferer Mann; erst am Ende des vierten Acts demonstrirt er aus seinen Erfolgen, daß Samuel ihm lehrte (S. 130):

> Die Gottesflamme und die Menschenkraft
> In Eine Sonne stark zusammenbinden,
> In Einem Hohepriester sein und König.

Die Lehre, die David seinem Sohne als Testament hinterließ, „Sei getrost und sei ein Mann", hätte er als die vorzüglichste Handlungsweise durch sein Beispiel geben sollen. In dem Gespräch mit den Priestern gibt er eben keinen Beweis seiner Energie und die frohlockende Stimme des Volks ist wenigstens dadurch nicht motivirt. Freilich, er eröffnet neue Handelswege (S. 156):

> Die Welt ist aufgethan, der Tag dringt ein,
> Und wer ermißt, was Großes kommen mag?

Auch hier am Schluß wäre die Benutzung der Bibel zu empfehlen gewesen, wo bekanntlich (Samuel 2, 7) der Prophet Nathan dem Sieger David die Beständigkeit seines Königreichs und den Messias verheißt.

3. Rudolf von Habsburg. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von C. R. von Paumgartten. Wien. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

4. Franz Rakoczy. Dramatisches Gedicht in vier Acten von C. R. von Paumgartten. Wien. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Die beiden dramatischen Gedichte von C. R. von Paumgartten hätten richtiger als historische Schauspiele bezeichnet werden können; sie bringen wichtige Abschnitte der Geschichte zur Anschauung; das erste stellt das Ende der schrecklichen, kaiserlosen Zeit dar, während das andere Ungarns Unterwerfung unter Oesterreich nach der Rakoczy'schen Empörung feiert. Beide dramatische Gedichte haben den Sieg eines Princips oder einer Idee zur Grundlage; das nationale Element schmiegt sich organisch an. Wir geben der erstern Dichtung den Vorzug; ist auch in beiden das Streben des Dichters anzuerkennen, ein lebendiges Bild der Zustände und Sitten der Zeit zu geben, hat er auch in beiden eine Menge Begebenheiten kunstgemäß und in Zusammenhang verbunden, so gelang ihm dagegen nur in „Rudolf von Habsburg" die Darstellung und Entwickelung der Charaktere. Immer bedeutender tritt durch Thaten und durch Gespräche der Held hervor. In der dramatischen Behandlung freilich haben wir zu tadeln, daß der Dichter sich naheliegende, wirksame Situationen hat entgehen lassen und mehr durch seinen, in „Rudolf von Habsburg" besonders lebendigen und gewandten Dialog zu wirken versucht und versteht. Weiter ist in der Behandlung der schnelle Wechsel der Scene zu tadeln, und endlich hätte er besser gethan, die streitenden Elemente mehr durch Thaten als durch diplomatische Verhandlungen in Wechselwirkung zu bringen.

Beide dramatischen Dichtungen haben übrigens dadurch einen besondern Werth oder jedenfalls gewähren sie dadurch ein erhöhtes Interesse, daß sie zwei bedeutende Entscheidungsmomente für die österreichische Geschichte hinsichtlich der Nationalitätenfrage behandeln. In Rudolf sehen wir den Helden, der den Anmaßungen Ottokar's von Böhmen und dessen Gewaltthätigkeiten gegen Deutschland ein Ziel setzte, während in Rakoczy die ungarische Frage in den Vordergrund tritt. Die erstere aber ist vom deutsch-nationalen Standpunkt behandelt, in der andern dagegen ist der parteiisch-österreichische Standpunkt nicht zu verkennen. Schon dadurch erscheint dies zweite dramatische Gedicht viel unbedeutender und schwächer; ein anderer und größerer Fehler ist in demselben die verfehlte Darstellung und Entwickelung des Charakters des Helden, der allerdigs eng zusammenhängt mit den Motiven, die der Dichter der ganzen Bewegung unter-

legt. So behandelt er den ganzen Aufstand als von den Protestanten ausgegangen, die nationalen Verlangen werden zu wenig betont, während sie gerade zeigen mußten, daß selbst die „im Herzen königlich gesinnten Ungarn" jederzeit für ihr gutes Recht eintreten. Die Darstellung der Begeisterung der Ungarn für ihre Nation fehlt, selbst dem Rakoczy werden persönliche Motive als die ihn leitenden untergeschoben und so verliert denn die Dichtung zuletzt jegliches Erhebende durch den Untergang des Helden, noch mehr aber durch die ausgesprochene Idee, die der Dichter dem Schutzgeiste Ungarns als höchste politische Weisheit in den Mund legt:

Es
Soll Ungarn nur vertraun dem Doppelaar
Und hüllen sich in seine mächt'gen Schwingen!
Von dieser Bahn soll Ungarn niemals weichen —
Auf ihr kann es den Segen nur erreichen!

5. Gustav Adolf, vaterländisch-dramatisches Lebensbild mit einem lebenden Bilde von von Holtzendorff-Vietmannsdorf. Berlin, Evangelische Buchhandlung. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.

„Nicht mit dem Papst, mit Gott fürs Vaterland!" Mit diesen Worten bezeichnet der Dichter die Tendenz seines kurzen, dramatischen Lebensbildes. Er führt uns Gustav Adolf und seine Getreuen in der Nacht vor der Schlacht bei Lützen vor und behandelt sie als Organe, die seine Ansichten über die neue Kirche, über die weltliche Herrschaft des Papstes, über Deutschlands Freiheit und Wiederherstellung des Reichs aussprechen müssen. Von Charakteristik hat der Dichter ganz abgesehen, Neues und Förderndes haben wir umsonst gesucht, obgleich wir nach dem Anlauf, den Holtzendorff in der Einleitung nimmt, berechtigt waren, solches zu erwarten. Einigemal haben wir fremde und unnatürliche Wendungen gefunden, z. B. S. 11: „Des Winters Rest soll uns bequemen, wenn wir den Feind zurückgeschlagen" u. s. w. Ansprechend erschien uns der Gedanke: „Ein guter Friede gleicht der Mutter, die mit Thränen in dem Auge dem Kinde lächelt, das sie gebar."

6. Der arme Heinrich. Ein Drama bearbeitet nach der poetischen Erzählung gleiches Namens von Hartmann von der Aue, von der Verfasserin der „Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen". Hamburg, Restler und Melle. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.

Das Drama ist nach der bekannten „Goldenen Legende" Hartmann's von der Aue gearbeitet; die Verfasserin hat sich, wie sie selbst angibt, so treu als möglich an das Original gehalten, es sogar hier und da wörtlich wiedergegeben. Für das bewegtere Leben des Dramas schien es ihr nothwendig, einige Personen hinzuzufügen. Heinrich ist bekanntlich ein aussätziger Ritter, der sich elend und verzweifelt auf eine Meierei zurückzieht und dort von dem Besitzer, namentlich aber von dessen zwölfjähriger Tochter mit Aufopferung gepflegt wird. Nach drei Jahren erfährt das Mädchen, daß das Blut einer reinen Jungfrau, die sich freiwillig für ihn opfern würde, ihn retten könnte. Sie beschließt, sich dem Tode zu weihen, aber Heinrich widersetzt sich im entscheidenden Momente. Der Ritter aber demüthigt sich vor Gott und dieser läßt ihn genesen; er kehrt nach Schwaben zurück und nimmt die Jungfrau zum Weibe. Die allmählich wachsende Liebe des Mädchens, ihre Treue und Opferfreudigkeit, die dadurch erlangte Demuth des Ritters, seine Einkehr und die Ueberwindung aller weltlichen Vorurtheile sind in dieser Dichtung bekanntlich mit großer poetischer Schönheit und psychologischer Wahrheit geschildert. Aber die Entwickelung der Liebe sowol wie die moralische Besserung des Ritters verlangen zur Erörterung und zum bessern Verständniß einen weiten Raum und epische Breite; es ist fast unmöglich, die Handlung und die Charaktere in den engen Rahmen eines Dramas zu zwängen. Wir gestehen gern, daß die Verfasserin mit Liebe und Umsicht den Versuch gemacht hat; der erste und dritte Act ist ihr auch gut gelungen, während die Vorführung der Katastrophe, ebenso auch das jedesmalige Erscheinen eines unheilbar Kranken uns unästhetisch erscheint. Dessenungeachtet dürfte das Drama durch seine poetische Sprache, durch die Tendenz, „daß die reine opferfreudige Liebe stets über die Selbstsucht den Sieg davonträgt", endlich durch alle die Schönheiten, die wir in Uebereinstimmung mit dem Original hier wiederfinden, sich doch manchen Freund gewinnen.

7. Die Hermannsschlacht. Drama in fünf Aufzügen von Eduard Rüffer. Gotha, Opetz. 1862. 12. 7½ Ngr.

8. Lurelei. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Eduard Rüffer. Gotha, Opetz. 1862. 12. 10 Ngr.

Die Niederlage der Römer durch Hermann den Cheruskerfürsten ist bekanntlich schon mehrfach dramatisch behandelt. Unter den „Bardieten" Klopstock's zeigt „Hermann und die deutschen Fürsten" die alte, ewige Uneinigkeit Deutschlands; Eduard Rüffer führt in seiner „Hermannsschlacht" auch ein trauriges Bild des zerrissenen Vaterlandes vor. Dem Varus, der für ein großes, mächtiges Römerreich begeistert ist, der eine Bildung und eine Sprache herrschen sehen will, „so weit nur Menschen Herd und Altar baun", steht Hermann gegenüber mit dem Wunsche, sein Vaterland geeint und frei zu wissen. Die Idee ist nicht ohne Großartigkeit, die Principien, die sich bekämpfen, sind werth, daß Männer dafür in die Schranken treten. Dem Dichter aber fehlt es leider an jeder Befähigung, einen solchen Stoff zu bewältigen. Selbst die Idee ist nur in der einen Scene ausgesprochen, sie bildet durchaus nicht das Treibende und Belebende in der Handlung. Die dramatische Handlung ist ohne rechtes Leben, der Zusammenhang zwischen den handelnden Personen ist ebenso lose wie zwischen den Scenen. Dazu leidet die Handlung an Kraftlosigkeit, ein Fehler, der sich auch weiter in der Sprache bemerkbar macht. Wir verweisen auf das Wiedersehen Hermann's und Thusnelda's (Act 1, Scene 3), auf das Gespräch zwischen Segest und seiner Tochter (Act 2, Scene 2), auf die Entführungsscene (Act 2, Scene 5), auf den Verrath des trunkenen Arnulf (Act 3, Scene 2) u. dgl. Namentlich in den genannten Scenen sind die Verhältnisse mit unbeschreiblicher Naivetät dargestellt. Noch weniger gelingen dem Dichter die Momente, in denen er das Erhabene vorführen will; Veleda's Opfertrank ist vielleicht das glänzendste Beispiel für die alte Wahrheit von der nahen Verwandtschaft des Erhabenen mit dem Lächerlichen. Als Beweis, wie wenig der Dichter die einfachsten dramatischen Regeln kennt, mögen die beiden Monologe (Act 5, Scene 4 und 5) dienen, in denen unmittelbar hintereinander, und zwar ohne irgendeinen Zusammenhang unter sich, Veleda und Varus auf derselben Scene sterben. So fehlen denn dem Verfasser die einfachsten und nothwendigsten Requisiten eines dramatischen Dichters. Auch von rhythmischem Wohlklange hat er einen nur sehr unklaren Begriff. Die Sprache ist oft schwerfällig, z. B. am Schluß der dritten Scene des ersten Acts, dann wieder unnatürlich verschroben, z. B. (S. 8):

Ha, was ist das, wer führt den wilden Tanz
Der Schwerter auf in dieser Einsamkeit?

Oder (S. 18):

Schon steigt das Morgenroth im Osten auf,
Schon taucht sein Glanz die dunkeln Föhrenwälder,
Aus denen Träumen gleich Frühnebel aufziehn,
Wie in ein Purpurmeer von Rosenblüten,
Und Hermann kam noch nicht mich zu befrein,
Wie er durch Sigmund mich getrösten ließ.

Konnten wir in dieser „Hermannsschlacht" wenigstens eine Idee entdecken, ist wenigstens der Stoff als ein vaterländischer der Beachtung werth, so haben wir dagegen in „Lurelei" alle Schwächen des erstern Dramas ohne die ebengenannten Vorzüge. In diesem zweiten dramatischen Gedichte ist die bekannte Sage der „Lurelei" durch eine Handlung dramatisch gestaltet, die

dem Erfindungstalente Rüffer's auch gerade keine Ehre macht. Die Hauptperson Graf Jegor ist eine widerlich schlaffe Persönlichkeit, die zwischen zwei Lieben hin- und herschwankt; dazu hat der Dichter es nicht einmal verstanden, Inka und Lurelei — letztere erinnert übrigens stark an „Undine" von Lortzing — in Wechselwirkung zu bringen. Es ist eine matte, poesielose Dichtung, ohne Inhalt und Kraft, mit schwacher und unbedeutender Verwickelung und mit einer Entwickelung, die romantisch sein soll, ohne es in Wahrheit zu sein. Bilder, wie: „das Weib rankt sich wie Epheu an den Mann" u. s. w. sind veraltet und trivial; auch Ausdrücke, wie „das freudeweinende Weib" u. s. w. halten wir nicht für eine Bereicherung. Die Sprache ist oft so glänzend, wie im Anfange des Monologs der Lurelei (Act 3, Scene 2):

> Wenn düstre Nacht der Erde bunte Tinten
> Wie in ein schwarzes Lailich schweigend hüllt,
> Wer ahnt da wol des nahen Morgens Glanz?

Wahrhaft abschreckend wird der Dichter, wenn er in poetische Ekstase geräth, z. B. Act 1, Scene 8; Act 2, Scene 3. Wir müssen um so mehr streng über diese beiden dramatischen Arbeiten urtheilen, da Rüffer in dem fünften Acte seiner „Lurelei" zeigt, daß er etwas Besseres zu leisten im Stande ist.

9. Valmoda. Eine dramatische Dichtung von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. 1862. 16. 12 Ngr.

Lohmann's wackeres Streben und den sichtbaren Fortschritt, den seine Dichtungen zeigen, haben wir wiederholt in d. Bl. anerkannt; der Ernst und die Liebe, mit denen er seine Arbeiten beginnt und vollendet, sind werth, anerkannt und nachgeahmt zu werden. Auch die Einleitung zur „Valmoda" zeigt wieder die höhern Intentionen, die ihn leiten, und den Fleiß, mit dem er die eigentliche Aufgabe des Dramas zu erforschen und festzustellen versucht. Seiner Ansicht nach muß jedes Kunstwerk getrennt sein von Naturschilderungen wie von der Darstellung geschichtlicher Thatsachen. Der Inhalt des Dramas aber ist Empfindung, sein Ergebniß dasjenige einer nach dem dramatischen Causalnexus sich abwickelnden Reihe von Empfindungen, sein Wesen das von allem Wissen abgelöste innere Leben, in jedem Augenblick neu schaffend, in jedem folgenden Augenblick das als unberechtigt Erkannte von sich weisend, um mehr Berechtigtes zur Geltung zu bringen. Alles geschieht demnach um der Handlung, des Zieles wegen. Der hier uns zugemessene und schon über die Gebühr in Anspruch genommene Raum erlaubt uns nicht näher auf diese, wie auf die Idee Lohmann's über die Verbindung des Dramas mit der Musik einzugehen; vielleicht erörtern wir bei einer Einleitung zu einer spätern dramatischen Revue näher die Schlußfolgerungen des Dichters, mit denen wir schon deshalb nicht ganz übereinstimmen, weil das Wesen des Dramas auf der einen Seite dadurch beschränkt, auf der andern Seite aber seine Reinheit nicht bewahrt wird. Jedenfalls aber zeigen die Bemerkungen Lohmann's von hohen Anforderungen, die er an die Kunst stellt, und was noch viel mehr werth ist, sein Drama befolgt streng die aufgestellten Regeln in einer durchaus würdigen und angemessenen Weise.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, daß Lohmann sein Schauspiel: „Der Schmied in Ruhla", in zweiter Auflage bei Luppe in Leipzig hat erscheinen lassen; es ist vielfach umgearbeitet, und auch damit hat der Dichter wieder den Ernst und die Liebe gezeigt, die sein ganzes Streben kennzeichnen. Möchte ihm die Anerkennung nicht fehlen, die solches wackere Ringen nach Vervollkommnung im hohen Maße verdient!

10. Germanias Klage und das Brudervolk am Meer. Dramatisches Gedicht in zwei Scenen. Für das deutsche Volk. Von J. Fischer. Frankfurt a. M., Gebhard und Körber. 1860. 8. 4 Ngr.

Das Gedicht ist als „Vorspiel eines zukünftigen Schauspiels" bezeichnet. Der Dichter hat, um die Schmach Deutschlands in Bezug auf Schleswig-Holstein zu erzählen, die Germania, Hermann und die Helden des Befreiungskriegs in Scene gesetzt. Zuletzt ist eine Versammlung freier Männer, die den Schwur leisten, mit Gut und Blut das Vaterland zu vertheidigen, und eine Stimme aus Walhalla ruft:

> Solange noch so geschworen,
> Ist Deutschland nicht verloren!

Das aber ist eben das Unglück Deutschlands, daß ewig geschwatzt und fast nie gehandelt wird. Auch diese Klage Germanias ist nur ein Wort mehr, das gesprochen ist und ungehört verhallen wird. Gott bessere es!

IV. Gesammelte dramatische Schriften.

1 Dramatische Versuche von Christian und Friedrich Kiedaisch. Erster Band. Stuttgart, Aue. 1862. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Der erste Band der „Dramatischen Versuche" zweier Brüder enthält ein dramatisches Gedicht: „Der Tod des Tiberius", ein Lustspiel: „Weibliche Rache", und eine dramatische Scene: „Eine Entsagung." „Weibliche Rache" ist ein Intriguenstück aus der Zeit der Regentschaft, wie sie die französische Literatur in großer Anzahl hat. Die Wette eines Marquis, er wolle eine für unbescholten geltende Schauspielerin Fräulein Desmarres (übrigens eine bekannte Geliebte des Regenten) besiegen, bildet die eigentliche Intrigue des Stücks; die Schauspielerin rächt sich, indem sie den Marquis einladet, ihm ein Souper mit Schlaftrunk gibt und ihn in der Angst läßt, er sei vergiftet. Der Geliebte der Schauspielerin und ihr Diener naschen von den Speisen und wir haben nun drei Vergiftete in Einbildung statt einen. Naschhaftigkeit, Leichtgläubigkeit und einiges andere Unwahrscheinliche erhöhen nicht das Interesse. Erfindung und Ausführung sind etwas gesucht, die Entwickelung aber beim Commissar ist schwerfällig und gedehnt.

Einen höhern Aufflug nehmen die Dichter in dem Trauerspiel; aber auch hier treten die Charaktere zu schroff und zu absichtlich aneinander. Caligula, der gleich von vornherein als Tyrann geschildert wird, wirkt mit seinem Siege nur Abscheu, das Unterliegen der gerechten Sache ist unästhetisch. Die Geschichte zeigt diesen dritten Kaiser viel großartiger als er hier erscheint; er war es, der nach des Tiberius Tode Freiheit der Sprache und Gesinnung gestattete, die Bücherverbote aufhob, Berichte über alle Zweige der Staatsverwaltung befahl, die Rechtspflege verbesserte und endlich dem Volke einen größern Antheil an der Leitung der Staatsangelegenheiten gab. Die Wandelung von der Schwärmerei zur Freiheit, bis zu dem Wahnsinn, der sich in Caligula so steigerte, daß er selbst den Homer verbrennen lassen wollte, damit die Geschichte von ihm anfinge, ist psychologisch interessant und dürfte mit Glück dramatisch zu verwerthen sein. Das menschliche Ueberheben [illegible] der Sturz als natürliche Folge ist dramatisch, nicht aber [illegible] wahnsinnige Gebaren, wie die Dichter es uns hier [illegible]

Die dritte Dichtung „Eine Entsagung" ist eine dramatische Scene aus dem großen Drama „Napoleon I."; als [illegible] hat sie einen nicht unbedeutenden poetischen Werth. Sie schildert lebendig, in poetischer Sprache und mit wahrer Empfindung die aus Staatsrücksichten nöthig erscheinende Trennung Napoleon's von Josephine; wir geben dieser Scene den Vorzug vor den beiden andern dramatischen Dichtungen.

2. Dramatische Schriften von A. Stifft. Erster bis dritter Band. Wien, Sommer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Drei Bände dramatische Dichtungen liegen uns vor. Der erste enthält ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Künstlerin und Bajadere"; der zweite ein Schauspiel, ebenfalls in fünf Aufzügen: „Ein deutsches Schauspiel"; der dritte endlich ein [illegible]actiges Schauspiel: „Die Marquise." Wenn der Ausspruch [illegible] Armance in „Künstlerin und Bajadere" richtig ist: „Wer [illegible] was ihm im tiefsten Herzen liegt, ist ein Künstler", so [illegible]

drei hier zu besprechenden Dichtungen Arbeiten eines wahren Dichters. Sie sind aus dem tiefsten Herzen geschrieben, und gern gestehen wir, daß seit langer Zeit dramatische Schriften nicht so unser Interesse in Anspruch genommen haben wie diese. Ist auch dies Interesse kein Maßstab der Aesthetik, so bleibt es doch immer ein wichtiger Factor bei der Beurtheilung, da es bei der Kritik nur da entstehen kann, wo der Begriff der Schönheit verkörpert erscheint. Die drei Dichtungen haben etwas Ergreifendes, Aufregendes, Packendes; sie führen uns in die Welt der Täuschungen und Illusionen, die Charaktere ringen nach idealer Vollendung, nach geistigem Genuß und sie scheitern an der Starrheit des Lebens. Sie gehen unter, weil sie bei dem Ringen, um aus dem unbefriedigenden Zustande herauszukommen, wie so viele den praktischen Boden verlieren. Der Dichter führt uns in reicher Abwechselung den Kampf der Gefühle vor; überall ist Bewegung, Leben, Leidenschaft, und doch fehlt nicht die Ruhe, das bewußte Fortschreiten; man vermißt nicht die ordnende, sichtende Hand. Dabei ist sowol in der Idee des einzelnen Stücks, wie in der Sprache im allgemeinen, mehr Geist zu finden, als man sonst in Dutzend ähnlichen dramatischen Dichtungen entdeckt. Tiefe psychologische, ästhetische und moralische Anschauungen sind hier niedergelegt, philosophische und politische Fragen kommen zur Erörterung.

Das erste Stück spielt in der Gegenwart, das zweite in der Zeit, als an den deutschen Fürstenhöfen der französische Geist eine schlimmere Eroberung machte, als Feinde es jemals vermochten; das dritte endlich in der Periode, wo der dritte Stand in Frankreich zur Geltung kam. Der Schauplatz des ersten und dritten ist Paris, der des zweiten in einer kleinen deutschen Residenz. In „Künstlerin und Bajadere" sehen wir den Versuch, das geschäftliche Leben durch die Kunst zu idealisiren, scheitern; in „Ein deutsches Schauspiel" kommt das Streben zur Erscheinung, durch die äußerliche Verehrung der Schönheit und ihrer Formen einen Cultus des Schönen überhaupt zu schaffen; in dem dritten Schauspiele „Die Marquise" soll ein Frauenherz dem Geiste, dem Idealen zugänglich gemacht werden, die neuen Ideen will man dadurch in die alte Gesellschaft gleichsam hineinschmuggeln. Ueberall sind es die Frauen, die hier das Fremde hineintragen in das Bestehende; es bringt um so mehr Verwirrung hervor, da das Ideal bei ihnen nicht als der Ausfluß ihres Verstandes, sondern wie Abbé Siéyès in der „Marquise" sehr richtig sagt „als Deckmantel ihrer Gefühle" erscheint. Was Sophie Fleury in „Ein deutsches Schauspiel" ausruft: „Beruft die Fremden nicht ins Land", ist die Warnung, die aus allen drei Dichtungen herausspricht, oder besser gesagt: „Hütet euch vor dem unvermittelten Fremden, laßt euch bei der Aufnahme des neu Herantretenden nicht allein bestimmen durch das Gefühl; bleibt auf dem Boden der Realität, idealisirt euch dieselbe, verliert aber, bei aller Verehrung des Idealen nicht die Nüchternheit der Anschauung." Alle Verwickelung und Verwirrung, aller Schmerz in den drei Dichtungen wird verursacht durch die Nichtbeachtung dieser Regeln. Und so gehen namentlich die Frauen unter, weil sie nicht Frauen sind, weil sie aus ihrer Sphäre heraustreten und nicht wie die Damen in Versailles „ohne Politik, ohne Tendenz, ja ohne Gelehrsamkeit" zu lieben verstehen. Sie gehen unter, weil sie das Bedürfniß haben, über die Liebe hinaus ein Ideal zu erringen, in der Kunst, in der Herrschaft, in der Politik, weil sie alles mit dem Gefühle ergreifen und erlangen wollen. Dadurch kommt eine Unklarheit über das Erstrebte sowol wie über sich selbst zur Erscheinung, die unbedingt zur Vernichtung führt. Weiter aber und eigentlich vor allem gehen sie mit ihrem Ideal an der Unsittlichkeit ihrer Verhältnisse zu Grunde, um so eher, da sie dieselbe gar nicht anerkennen; sie verleugnen damit Einfachheit und Natürlichkeit, sie leben in einem Taumel, der in Widerspruch steht mit der Wahrheit; sie spielen im Leben fort Komödie, behängen sich mit bunten Lappen und glauben etwas Großes gethan zu haben, wenn sie die Blässe ihres Charakters mit rouge de Paris verschminken.

Diese und noch viele andere psychologische Erscheinungen werden uns in diesen drei Dichtungen vorgeführt, in fesselnden Verwickelungen, in fortwährender Steigerung und in Auflösungen, die ästhetisch und dramatisch gerechtfertigt erscheinen. Als vorzüglich erwähnen wir noch die Wechselwirkung der Charaktere, die Sorge, mit der der Dichter jede einzelne Persönlichkeit gleich bedacht hat, die Unparteilichkeit, mit der er die verschiedenen Anschauungen vorführt. Dabei enthalten diese Dichtungen sehr dankbare Rollen, wie wir denn überhaupt glauben, daß namentlich das Trauerspiel und „Die Marquise" bei einer Aufführung einen guten Eindruck machen würden. Hier und da, aber nur sehr selten, hätte die Regie die etwas zu gehobene Sprache zu mildern, namentlich wäre auch das fremdartige, öfters gebrauchte „darauf" und „daran vergessen" zu streichen. 3.

Aus der Geschichte Böhmens.

Das Königthum Georg's von Podebrad. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des Staats gegenüber der katholischen Kirche zumeist nach bisher unbekannten und in Auswahl mitgetheilten Urkunden dargestellt von Max Jordan. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Böhmen und seine Könige greifen mehr als einmal tief in die Geschicke und Geschichte Deutschlands ein; zur Zeit Ottokar's dem habsburger Rudolf gegenüber, im Zeitalter der Luxemburger und des Hussitismus und im Anfange des Dreißigjährigen Kriegs. Was wunder, wenn die deutsche Geschichtswissenschaft den Leistungen auf dem Gebiete der böhmischen Geschichte, mögen dieselben von nationalen Historikern oder von deutschen herrühren, nicht ohne gespannte Aufmerksamkeit folgt? Daß diese Bemerkung sich ganz besonders auf Palacky's Werke beziehe, liegt für den Geschichtskenner auf der Hand. Denn trotz seiner scharf ausgeprägten nationalen Richtung, trotzdem, daß er oft Fronte macht gegen die deutsche Auffassung und Darstellung böhmischer Persönlichkeiten und Ereignisse machen doch seine hervorragenden Kenntnisse von dem geschichtlichen Gebiete, innerhalb dessen er sich seit einer langen Reihe von Jahren bewegt, die sorgfältigste Berücksichtigung zur Nothwendigkeit und Pflicht. Dafür spricht nicht minder der zwanzigste Band der „Fontes rerum Austriacarum", die Jahre 1450—71 umfassend, als der vierte Band der „Geschichte Böhmens", der die Zeit von 1439—71 behandelt. Selbstverständlich sind diese beiden Werke höchst wichtig für die Geschichte des Hussitismus und des letzten wahrhaften Nationalkönigs Georg von Podebrad. Der Hussitismus ist ihm — unter den Deutschen steht Droysen und neuerdings Georg Voigt dieser Auffassung am nächsten — die große nationale That des böhmischen Stammes. Sie ist ein Weltereigniß, insofern sie den in Frankreich, England und Deutschland bereiteten Zündstoff in sich aufnahm, und dabei verdankte sie ihren heftigen Pulsschlag doch dem nationalen Körper, dessen specifisches Eigenthum sie wurde; der Hussitenkrieg, den die deutsche Volkserinnerung nur als Raub- und Zerstörungszüge kennt, war seinem innern Wesen nach ein Vorläufer des großen europäischen Reformationskampfes.

Uns liegen nun folgende Fragen sehr nahe: Welche Ansichten hat der Verfasser des obigen Werks überhaupt von der Geschichte und ihrer Wissenschaft? In welchem Licht erscheint ihm infolge dessen die Geschichte Böhmens im allgemeinen und insbesondere des ganzen hussitischen Zeitalters? Welche Stellung endlich nimmt das vorliegende Werk in der deutschen Historiographie ein? Bei der Beantwortung der ersten Frage erkennt man sehr leicht, daß der Verfasser die Geschichte im Sinne Schelling's auffaßt; dieselbe ist ihm eine Offenbarung Gottes in der Menschheit, das Mittelalter ist die Mythologie des Christenthums, die Subjectivität des menschlichen Geistes muß bei der Erforschung, Auffassung und Darstellung der Thatsachen zur Geltung sich erheben, weil das Maß der Dinge der Mensch selbst ist. Die Beweisführung ist bezüglich der Subjectivität im wesentlichen folgende: Die Quellen historischen Erkennens sind die überlieferten Thatsachen. Diese erhalten wir zwar unvollständig, aber wie jede vereinzelte Kunde, und zwar um so mehr, je mehr

wir sie als verarbeitet überkommen, das Stück eines organischen Ganzen ist, so wird mit Benutzung alles anderweit Ueberlieferten, wenn es nur gelingt es in seinem mimetischen Werthe zu erfassen, der geistige Gehalt des Verlorenen insoweit vervollständigt werden können, als zum Verständniß der wahren Bedeutung einer Geschichtsepoche erforderlich ist. Denn sonst gäbe es einen Mord an der Geschichte, wie er in alten Zeiten versucht worden ist, d. h. einen theilweisen Untergang des seiner Natur nach Ewigen, nämlich des Menschengeistes in seinem Selbstbewußtsein. Die Geschichtsforschung aber ist die Selbstproduction des Menschengeistes, vollzogen durch den Einzelgeist, welcher eben nichts anderes ist, als ein organischer Theil desselben, d. h. in seinem Ursprung und Leben mit jenem eins. Allein auch die vollständigste Kunde ist todt, dafern sie nicht auf den zu ihrer Erkenntniß angeschickten Empfänger in der Weise typischen Eindrucks wirkt, welcher den Kosmos seiner sittlichen Anschauungen und Erfahrungen dergestalt durchdringt, daß er sich mit seiner divinatorischen Fähigkeit gleichsam gattend im Reiche der Ideenvorstellung des geistigen Anschauens ergänzt, was in der empirischen Wirklichkeit verloren gegangen ist, und es ihm solcherweise möglich macht, die Wirklichkeit der Dinge zu erfassen, auch ohne daß die Richtigkeit ihrer wirklichen Erscheinung allenthalben erreicht wäre.

Wenn aber nun der Geist nur durch den Geist, der Mensch nur durch den Menschen, dann wird auch der Menschengeist im großen und ganzen nur erkannt durch den Menschengeist, aber wiederum nicht jeder durch jeden, sondern nur durch denjenigen, welcher die seinem Idealgehalte entsprechende Empfänglichkeit besitzt. Damit ist jedoch nicht gefordert, daß große Epochen und bedeutende Menschen wiederkehren müssen, um verstanden zu werden, sondern vielmehr eben weil sie nicht wiederkehren können, ist es möglich, daß Nachkommende in die Tiefe ihrer Eigenthümlichkeit eindringen, welche den Zeitgenossen mehr oder minder verborgen bleibt. Denn je ferner Menschen und Dinge rücken, desto reiner tritt ihr Idealgehalt ins Bewußtsein der Forschung, weil derselbe sich je mehr und mehr läutert vom Zufälligen und gleichsam den Müttern heimgegeben wiedergeboren wird. Unser Interesse an der Geschichte ist eben das Menschliche in seiner erhabenen Erscheinungsform, in seiner Göttlichkeit; nicht das Vergangene betrifft es, noch das Gegenwärtige allein, oder blos das zeitlich Vergangene insoweit es ideell noch bis auf unsere Gegenwart reicht, sondern das Ewige, die Entwickelung des Menschengeistes in seinem wirklichen Leben, das Werden Gottes innerhalb der Welt. Die Behauptung: „Das Maß der Dinge ist der Mensch", ist vor allem in dem Sinne wahr, daß jeder nach Maßgabe seiner Individualität mit andern Forderungen an die geschichtlichen Dinge herantritt. Bei dem das Centrale die Vernunft ist, der wird Vernunft fordern in der Geschichte, d. h. den unbedingten logischen Zusammenhang der Ereignisse; bei welchem der Verstand, der wird Verstand fordern, d. h. bewußte Zweckmäßigkeit; bei dem die ethische Betrachtungsweise, der wird die Sittlichkeit fordern und andere anderes. Kurz, die Geschichte entwickelt sich teleologisch und sie ist die Theodicee auf Erden, aber sie ist dies in Ewigkeit, der thatsächliche Hergang der Geschichte ist die Tragödie der Menschheit nicht blos vergleichungsweise, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit des Worts. Wie nun das Tragische seine höchste Erscheinung in der Geschichte des religiösen Offenbarungslebens der Menschheit und zwar an Jesus Christus zeigt, Erkenntniß aber und typische Darstellung in der Kunst findet, so haben auch Glaube und Kunst Antheil an der Arbeit des geschichtsdarstellenden Geistes.

Durch diese philosophische Grundlegung meint der Verfasser nicht nur für die Geschichtswissenschaft überhaupt, sondern speciell auch für sein Geschichtswerk einen festen Grund gewonnen zu haben, auf dem er dasselbe mit gutem Gewissen gleichsam erbauen zu können glaubte; in der Geschichte Böhmens und seines Volks thut sich ebenfalls eine Offenbarung des Menschengeistes kund, und verdient deshalb ebenso wie jede andere Volksgeschichte Erforschung und gerechte Würdigung ihrer Thatsachen sowol als der Persönlichkeiten; die Gegenwart ist nicht immer befähigt oder geneigt, die Ereignisse in ihrem wahren Zusammenhange zu erkennen oder den Persönlichkeiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der Zukunft wird oft erst der wahre Sinn dafür oder die Befähigung dazu, und der Subjectivität muß es überlassen werden, das Lückenhafte oder Mangelhafte durch Combination unter Anleitung der Gesetze, nach denen sich der Menschengeist in der Geschichte zu offenbaren pflegt, und der Eindrücke, die er bei seiner Forschung empfangen hat, auszufüllen und zu ersetzen; da aber endlich die Geschichte in Wahrheit eine Tragödie ist, und diese nur in einer sprachlichen Kunstform auftreten kann, so nimmt auch die Geschichtsdarstellung eine künstlerische Einkleidung in Anspruch. Dies führt uns zur Beantwortung der zweiten obengestellten Frage: In welchem Lichte erscheint unserm Verfasser speciell das Zeitalter des Hussitismus? Führen wir zu diesem Zwecke des Verfassers eigene Worte aus zwei Stellen der Vorrede an: „Das große Ganze, von welchem meine Arbeit ein typisches Stück abgibt, ist die Geschichte der Vorreformation, der Kampf der katholischen Kirche gegen den Selbständigkeitsdrang des religiösen und politischen Lebens der Menschheit des 15. Jahrhunderts." Und an einer andern Stelle heißt es: „Der Kampf des Königs Georg von Podebrad mit Rom hat darum so große historische Bedeutung, weil in ihm die Principien bewußt einander gegenübertreten. Dadurch wird jenes denkwürdige Jahrzwölft, welches er erfüllt, nicht nur weit hinaus paradigmatisch für den Verlauf der Völkergeschichte, sondern indem die ganze Summe der Controversen, welche die neue Zeit erschüttern, schnell und gewaltsam zum Austrage drängt, gibt es den nachfolgenden Entwickelungen das Prognostikon. Ich stellte mir daher bei meiner historischen Darstellung dieser Periode die Aufgabe, zu erweisen, daß die damalige böhmische Welt die charakterisirenden Bestrebungen jener Zeit in sich vereinigte, ja daß sie deren Vertreterin im eminenten Sinne war. Zu dem Ende suchte ich die innere und äußere Nothwendigkeit und Eigenthümlichkeit der Thaten und Politeme (?) forschend zu verstehen, die während dieses Kampfes zwischen dem Böhmenkönig und der römischen Curie hervortreten, und darzuthun, daß in der Politik seines Helden, Georg's von Podebrad, gleichsam das lebende Gesetz dieser bedeutenden Uebergangs[illegible] waltet?" Es ist aus dem soeben Mitgetheilten klar, daß die im böhmisch-nationalen Sinne gehaltene Geschichtschreibung dem Hussitismus und seinem königlichen Haupte, dem Georg von Podebrad, eine ungleich höhere religiöse und politische Bedeutung beilege, als die national-deutsche Historiographie; daß sie den religiösen Fanatismus wie den fanatischen Deutschenhaß — der erstere und [illegible] letztere prägten der ganzen Erscheinung den scheußlichen Charakter der Vertilgungs- und Plünderungswuth auf, dessen Spuren in Deutschland und selbst in Böhmen noch nicht völlig verwischt sind, der deutschen Geschichtschreibung aber die Veranlassung gaben, die ganze Thatsache zu verkennen, zumal da bis auf die neueste Zeit die Quellenkenntniß eine sehr mangelhafte war — in den Hintergrund treten zu lassen historisch berechtigt [illegible], weil ohne Roms Politik und ohne Deutschlands Verfahren gegen Huß jene allerdings gar verwerflichen Rostflecke sich an das hussitische Zeitalter Böhmens nicht angesetzt haben würden.*)

Nach diesen Bemerkungen wird wol die dritte Frage: Welche Stellung des Verfassers Werk in der deutschen Geschichtschreibung einnehme? zur Beantwortung gebracht werden müssen. Wir haben alle Ursache, dasselbe als eine werthvolle Bereicherung der deutschen Geschichtsliteratur anzusehen. Der Verfasser ist in seiner Darstellung fast durchaus Urkunden und sonstigen gleichzeitigen Quellen gefolgt und hat eine Auswahl unbekannter Actenstücke in Beilagen den Lesern zugänglich gemacht; [illegible]

*) Bemerkenswerth ist, daß die beiden Wettiner, Ernst und [illegible] im Gegensatze zur Politik ihres Vaters, sich mit Böhmen befreundeten [illegible] durch den König Georg war der Hussitismus in ein neues [illegible] Stadium getreten. Das Verfahren Roms gegen den Ketzerkönig [illegible] die fürstliche Würde überhaupt an.

Staatsarchiv in Dresden, das Rathsarchiv und die bekannte Rhediger'sche Bibliothek in Breslau, sowie die Universitätsbibliothek zu Leipzig haben reiche Ausbeute gewährt. Doch bei weitem die Mehrzahl speciell böhmischer Archivalien verdankt er dem allbekannten böhmischen Reichshistoriographen, seinem Gönner Palacky. Aus diesen Quellen hat der Verfasser theils Resultate gezogen, theils Urtheile auf sie gegründet, die entweder vollständige Anerkennung oder ernste Berücksichtigung verdienen. Jedes deutsche Geschichtswerk, das künftig die hussitische Periode bis zum Jahre 1471 darzustellen hat, wird des Verfassers Arbeit nicht nur als verdienstlich anerkennen, sondern auch sogar wesentlich benutzen müssen. Unbemerkt können wir aber freilich nicht lassen, daß die sprachliche Darstellung etwas Fremdartiges oder auch Gesuchtes hat: ein Umstand, der das ebenso interessante als gelehrte Werk dem Leser weniger angenehm macht, obschon die Belehrung darunter nicht leidet. Dessenungeachtet darf sich Droysen freuen, dem der Verfasser sein Werk gewidmet hat, einen derartigen historischen Forscher unter seine Schüler zählen zu können. Indem wir beiläufig insbesondere für die Historiker von Fach bemerken, daß wir die in der Umgebung des Königs Georg am meisten hervorragenden Persönlichkeiten, Rokycan und Heimburg, der Cato der Opposition, aus dem Buche unsers Verfassers genauer kennen lernen, als es unsers Wissens bisjetzt durch ein deutsches Geschichtswerk möglich war, theilen wir zur Charakteristik der Schreib- und Darstellungsweise des Verfassers, sowie seiner Stimmung gegen Rom und dessen Politik, folgende Stelle hier mit: „In allen Kreisen wurde es entsetzlich klar, daß es Satanswerk sei, was Rom angestiftet hatte. Verkappt in der Person des römischen Bischofs, so verlautbarte in Böhmen, thront der höllische Feind auf dem Stuhle Petri, und seit Jahrtausenden übt er sein furchtbares Werk der Gottesverfolgung. Was er an den ersten Heiligen begonnen hat, hat er an Huß und Wicliffe fortgesetzt, an Rokycan und König Georg dadurch zu vollenden getrachtet, daß er zur Ertödtung Christi den Menschen des Erlösers heiliges Blut entzog. Aber die Renegaten des Satans erben statt der vorgespiegelten Erhöhung den unertödlichen Wurm und ewigen Stachel der Hölle. Es ging ein furchtbares Leuchten durch die Welt vom Gerichte Gottes: sein Glanz war die Abenddämmerung Georg's und Rokycana's. Und damit den Helden keine Weihe fehle, hat ein Komet den Tod des Königs vorbedeutet, der ihn am 22. März 1471 in Prag entraffte. Vier Wochen ihm voraus ging der große Magister (Rokycana). Mit ihnen «an Schwert und Wort des Kelches Christi» gingen schwere Kämpfe zu Grabe. Heimburg, der dritte des Bundes, hat aus Böhmen flüchtig in Dresden die Stelle gefunden, wo er im folgenden Jahre, versöhnt mit der Kirche, deren Segen sein ermatteter Geist begehrte, ruhig und verborgen sterben konnte. Die Summe des großen Kampfes liegt nicht im Geschicke der Waffen, noch im Erfolge der Partei, sondern in dem ewig denkwürdigen Paradigma seines Verlaufs. In ihm culminiren die großen Fragen von Staat und Kirche, weltlichem und geistlichem Regiment, durch deren praktische Lösung das Mittelalter für immer ideell überwunden wird, in deren bewußter Bethätigung die Neuzeit ihre Aufgabe findet. Daß aber das Zauberwort gesprochen sei, den Fluch der verderblichen Alternative zu lösen, in welche das sittliche und religiöse Leben der Völker gebunden war, zeigte Rom. Paul II., der seinen Gegner kaum überlebt hat, war der letzte Papst, der sich die Doppelwürde in hergebrachter Weise angemaßt. Schon unter Sixtus IV., den die Angst und die Zerknirschung der Zeitgenossen mit Hoffnungen begrüßten, die sich auf das dürftigste im entgegengesetzten Sinne verwiklichten, tritt in der Idee des Kirchenterritoriums die Armuth und Verirrung des curialen Politems zu Tage, das seine Vorgänger zum Weltgesetze zu erheben strebten. Er und die ihm folgen, bewähren nun und aller Welt bedeutsam Dante's Prophetenwort *):

Zwei Sonnen strahlten seit der Weltbekehrung
Am Himmel Roms: die eine hat zu Gott,
Die andere den Weg der Welt erleuchtet.
Auslosch die eine vor der andern Licht;
Denn Schwert und Hirtenstab in einer Hand
Vertilgen sich in frevelem Vereine.
Weil es der Doppelwürde Zwitterwesen
In sich vermengt fällt Rom von seiner Höh'
In Koth, besudelnd sich und seine Bürde."

Karl Zimmer.

*) „Purgatorio", XVI, 106—114.

Religiöse Charaktere.

1. Religiöse Charaktere. Dargestellt von Heinrich Lang. Erster Band. Winterthur, Lücke. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Reformationsgeschichte in vergleichender Lebensbeschreibung der vier Hauptreformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin. Mitgetheilt von Karl Strack. Leipzig, Schlicke. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die beiden Bücher, deren Besprechung wir in diesem einen Artikel zusammenfassen, haben das nämliche Motto: „Viele Gaben, aber ein Geist"; sie behandeln verwandte, zum Theil sogar die gleichen Gegenstände, aber der Werth der beiden Leistungen ist doch ein sehr verschiedener. Für die erstgenannte Arbeit, „Religiöse Charaktere" von Heinrich Lang, haben wir lebhafte Anerkennung. Der Verfasser ist nicht allein ein aufgeklärter und freidenkender Kopf, er besitzt zugleich sehr umfassende Kenntnisse, sowol über die Quellen seiner Materie, als über die einschlagende Hülfsliteratur, er versteht es endlich seinen Stoff in einer gefälligen und ansprechenden Weise dem großen Publikum darzustellen. Auf das letztere berechnet sich das Werk, nicht auf die specifischen Kreise der Theologen oder Historiker. Lang gibt die Porträts von dem Heidenapostel Paulus, von Zwingli, Lessing und Schleiermacher; als ein Nachtrag zu der Geschichte Zwingli's ist die Episode „Die Verbannten von Locarno" angehängt. Das meiste Interesse hat uns der Artikel über Schleiermacher erregt; die für das Leben dieses so bedeutenden Theologen höchst wichtige Quelle des jüngst bei Reimer von Jonas und Dilthey edirten Briefwechsels ist für den Aufsatz benutzt, und wie wir hinzufügen müssen, in einer durchaus angemessenen Weise. Lang vermeidet es, lange Briefexcerpte zu geben; er faßt mit geschicktem Geist die wesentlichen Momente aus dem Inhalt zusammen. Schleiermacher's Persönlichkeit ist ein höchst interessantes psychologisches Räthsel: ein überwallendes Gefühlsleben neben einer Trockenheit der praktischen Willensenergie und einer Verstandesdialektik, welche auch die feinsten Spitzen der Begriffe noch spaltet; diese drei Grundkräfte des Geisteslebens in gleicher Stärke vorhanden, mit einer gewissen Selbständigkeit und Unabhängigkeit nebeneinander bestehend und jede wieder eine eigene Sphäre bildend, die bald einander suchen, anziehen, sich aneinander reiben und stimmen, aufeinanderstoßend in verschiedenem Maße sich durchdringen, in wechselnden Formen sich einigen, bald wieder einander abstoßen und sich voneinander abkehren. Eine Vereinigung dieser verschiedenen Kräfte ist da, aber sie ist keine völlige, keine natürliche und organische Vereinigung; denn dazu ist jede einzelne zu stark ausgebildet und zu selbständig für sich, sie ist eine durch Kunst fortwährend erzeugte, sie ist vorhanden eben nur in dieser höchst eigenthümlichen Persönlichkeit selber, die mit immer gleicher Virtuosität bald diese bald jene Saite ihres Wesens anzuschlagen weiß. Daß eine solche Natur, die in mehr als einer Hinsicht an Melanchthon erinnert, soll sie anders recht gewürdigt und verstanden werden, soll ihr die Darstellung in der kritischen Beurtheilung gerecht werden, nothwendig die Voraussetzung macht, daß der Darstellende sich mit hingebender Liebe in das eigenartige Wesen der behandelten Persönlichkeit vertiefen muß, liegt auf der Hand.

Man ist Lang das Anerkenntniß schuldig, daß er von diesem

Standpunkte aus sich an seine Aufgabe herangemacht hat, ohne dabei jedoch in den bei Biographen nicht seltenen Fehler zu verfallen, daß er die Kritik in Partien abschwächt, in denen durch die Sache selbst eine scharfe Kritik herausgefordert wird. So erhebt sich z. B. Lang mit lebhaftem Nachdruck gegen verschiedene Theile der Schleiermacher'schen Glaubenslehre, namentlich gegen die Christologie: „Den Widerspruch merkte Schleiermacher nicht, in welchen er durch seine Christologie mit den Grundsätzen des Protestantismus gerieth. Das höchste und letzte Bestreben des Protestantismus ist überall, das Heil des Menschen, seine Erlösung und Versöhnung von jeder menschlichen Vermittelung unabhängig zu machen und unmittelbar auf Gott selbst zurückzuführen, darum verehrte die Kirche wie die Brüdergemeine Christus, von dem sie alles Heil ableitete, als Gott, als die zweite Person der Trinität; es war ihr ernst mit dem am Kreuz erblaßten Gott. Ein Luther und Calvin hätten, wenn ihnen jemand bewiesen hätte, daß Christus nichts anderes gewesen sei, als der in sittlich-religiöser Beziehung normale Mensch, nach ihrem lebendigen protestantischen Bewußtsein erklärt, so wollen wir ihn auch nicht verehren, so wollen wir unser Heil so wenig von ihm ableiten als von Maria, so wollen wir die wahre Lebensgemeinschaft mit Gott nicht knüpfen an die Lebensgemeinschaft mit dem Stifter der christlichen Religion, sondern wir wollen von dem Menschen Christus ehrlich und einfach auf Gott zurückgehen als die einzige Quelle des Heils, aus der auch Christus hat schöpfen müssen. Es ist völlig schief, wenn Schleiermacher den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus dahin bestimmt, daß jener das Verhältniß des einzelnen zur Kirche abhängig mache von seinem Verhältniß zu Christo, dieser umgekehrt das Verhältniß des einzelnen zu Christo abhängig mache von seinem Verhältniß zur Kirche; vielmehr ist gerade das Verhältniß, das Schleiermacher zwischen dem einzelnen und Christus festsetzt, ein Rückfall in die katholischen Principien. Die Reden haben den richtigen Gesichtspunkt angegeben, von dem aus die Bedeutung der Person Christi für die Weckung des religiösen Lebens gewürdigt werden kann, aber die Glaubenslehre hat ihn wieder verrückt" u. s. w.

Ein in festen und markigen Strichen gezeichnetes Bild ist die Abhandlung über den Apostel Paulus. Der Essay zerfällt in drei Abschnitte. Zunächst wird die Bekehrung des Apostels, dann seine apostolische Wirksamkeit besprochen, und schließlich die Reaction gegen ihn. Wenn wir von Christus selbst absehen, so läßt sich wol nicht ein Name nennen, der in diesen 18 Jahrhunderten einen so bestimmenden Einfluß auf das innerste Leben unserer Völker ausgeübt hätte, wie Paulus, und es ist vollkommen begründet, wenn Paulus, durch die Angriffe seiner Gegner provocirt, sich zu dem stolzen Ausspruch erhob: „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle." Wir haben nur noch wenige Briefe von ihm übrig, aber man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Schärfe dieses Verstandes, oder die Tiefe und den Reichthum dieses Geistes, oder die glühende Frömmigkeit dieses Herzens. Die Glanzstelle der Abhandlung ist die Darstellung des Kampfes, den Paulus gegen das petrinische Judenchristenthum führte. Der Kampf mit diesem Gegner war der eigentliche Lebenskampf des Apostels, ein Kampf zwischen der Tradition und dem Geist, zwischen der äußern Auctorität und der innern Selbstbezeugung der Wahrheit, zwischen dem Universalismus und dem Particularismus, zwischen Protestantismus und Katholicismus. Die Angriffe der judaistischen Gegner auf Paulus richteten sich hauptsächlich auf drei Punkte: sie zeigten erstens das paulinische Evangelium, das vom Judenthum losgelöste Christenthum im Widerspruch theils mit der geschichtlichen Offenbarung Gottes im Alten Testament, theils mit dem geschichtlichen Christenthum, wie es Jakobus, Petrus und Johannes aus dem Umgang mit Christus selbst geschöpft hatten; sie zeigten zweitens den Widerspruch des von Paulus beanspruchten Apostolats mit den Begriffen eines Apostels; sie zeigten drittens den Widerspruch der gesetzlosen paulinischen Sittlichkeit gegen die ewigen Forderungen des Sittengesetzes. Mit großer Schärfe werden diese Angriffe von dem Verfasser zurückgewiesen. Weil in den folgenden Jahrhunderten, schließt der Aufsatz, die Kirche Petrus über Paulus stellte, „so kam in der neuen Kirche das Judenthum mit seiner religiösen Aeußerlichkeit und Werkgerechtigkeit, mit seinem Ceremoniendienst in einer zweiten, durch christliche und heidnische Elemente in wunderbarer Vermischung noch vermehrten Auflage zum Vorschein, und das Ende war, daß die Religion wieder derselben Sinnlichkeit, derselben Knechtschaft unter die endlichen Mächte der Welt verfallen war, in welcher sie Paulus bei dem Judenthum und Heidenthum seiner Zeit angetroffen hatte. Da, nachdem er 15 Jahrhunderte geruht hatte, zuckte er wieder sein Flammenschwert gegen das neuerstandene Judenchristenthum und erweckte die Reformation; und die Religion des Geistes, der Innerlichkeit und der Freiheit, deren Vertreter er ist, wird für alle Zeiten gegen jede Verknöcherung des religiösen Lebens in Buchstabendienst und äußern Formen protestiren."

Nicht minder anziehend ist der Artikel über Huldreich Zwingli gehalten. Der Verfasser empfindet es als ein Unrecht, wenn Luther's Leben bis in die kleinsten und geringfügigsten Details allgemein gekannt wird, weniger allgemein, selbst bei seinem eigenen Volke, dagegen Zwingli. Die Thatsache kann zugegeben werden, und auch ihre Erklärungsgründe liegen auf der Hand. Luther's Leben ist viel reicher an dramatischen Momenten, an spannenden Auftritten, an interessanten Situationen, und darum poetischer, ein Unterschied, der wiederum ebenso sehr auf die verschiedenen lokalen und nationalen Verhältnisse, in denen beide Männer lebten, als auf die Verschiedenheit ihres Geistes und Charakters zurückzuführen ist. Bei Zwingli finden wir eine ruhige geistige Entwickelung im allmählichen Sichloslösen von den hergebrachten Irrthümern, während Luther's Leben reich ist an erschütternden innern Kämpfen, aus denen er oft plötzlich durch das Licht, das eine Bibelstelle in die Nacht seiner Seele hineinwirft, den rettenden Ausweg findet; er erobert seine reformatorischen Gedanken im Sturmschritt. Luther hat eine genialere Naturbegabung und eine tiefere Gemüthsanlage; Zwingli ist geistesklarer, maßvoller, harmonischer, sittlich durchgebildeter. Luther trägt ein großes Stück Mittelalter in sich; mit den tiefsten Wurzeln seines Wesens im Boden der Vergangenheit athmet er Licht und Luft der neuen Zeit; die Schmerzen und Wonnen zweier Zeitalter stürmen in seiner Brust; er ist daher reicher, gewaltiger, tiefer, universeller, aber auch verworrener, widerspruchsvoller, einseitiger. Zwingli dagegen ist freier, mehr Mann, von größerer Bildung, moderner. Dürfen wir einzelnes aus dem Aufsatz hervorheben, so möchten wir vor allem die gelungene, farbige Schilderung der Veränderung nennen, die auf kirchlichem, socialem und politischem Gebiet in Zürich durch das Reformationswerk Zwingli's um 1525 bewirkt war. Der Verfasser macht einen Gang durch die Stadt; er führt uns zu den zahlreichen, altersgrauen Klöstern, zu den Kirchen, er läßt uns einen Blick in die Pfarrhäuser werfen, geleitet uns nach der Rathsstube, endlich nach der Familienstube und in das eigentliche Volksleben. Ueberall weiß er die ansprechendsten Bilder zu zeichnen. In der Erzählung des bekannten Religionsgesprächs zu Marburg über den unseligen Abendmahlstreit hätten wir gewünscht, die Farben wären weniger stark zum Nachtheile Luther's aufgetragen worden, obschon nicht geleugnet werden kann, daß Luther bei der Gelegenheit sich schroff und hart gezeigt hat, wie er denn selbst am Abend seines Lebens einmal vertraulich zu Melanchthon äußerte: „Ich muß bekennen, in der Sache vom Abendmahl ist zu viel geschehen." Die kleine Schrift „Die Verbannten von Locarno" ist der Wiederabdruck aus einer Zeitschrift, eine ergreifende Episode von der Intoleranz der Gewalthaber in den katholischen Cantonen.

Gegen den Artikel über Lessing haben wir das Bedenken, daß diese Biographie eigentlich nicht in die Sammlung hineingehört. Das religiöse Moment ist in Lessing's Leben und Wesen ein wichtiges Moment, gar keine Frage; aber man darf dieses Moment nicht zum Mittelpunkte machen. Der Verfasser scheint das auch [illegible]

gefühlt zu haben, wenigstens sagt er, daß er „nur mit Schüchternheit, mit dem Gefühl des Unvermögens dem Leser dieses Charakterbild vorführe". Danzel und Stahr sind für die Arbeit vorzugsweise benutzt.

Eine Literaturzeitung, wie es dieses Journal ist, kann für das unter Nr. 2 genannte Buch: „Reformationsgeschichte in vergleichender Lebensbeschreibung der vier Hauptreformatoren", von **Karl Strack**, nur wenige Worte haben. Die Berechtigung zu einer derartigen Publication kann, wenn sie überhaupt zugestanden wird, immer nur eine sehr bedingte, eine sehr beschränkte sein. Das Leben unserer Reformatoren hat die umfassendsten und eingehendsten Studien gefunden; seit einer Reihe von Jahren sind wir dergleichen Arbeiten in d. Bl. gefolgt. Eine große Summe des besten Willens und des besten Fleißes ist auf solche Werke verwandt worden; es wird keine Hyperbel sein, wenn man behauptet, die Kenntniß gerade dieser historischen Epoche ist allgemein verbreitet. Was soll man dazu sagen, soll man es als eine Bereicherung der geschichtlichen Literatur aufnehmen, oder als eine völlig überflüssige Vergeudung von Druckpapier bezeichnen, wenn ein Pastor aus der Wetterau sich hinsetzt, und von den Quellen und den neuern Forschungen völlig absehend antiquirtes Material über die Luther und Melanchthon, die Zwingli und Calvin zusammenträgt, und dann nach beendigtem Abschreiben — denn etwas Weiteres ist die Arbeit doch nicht! — in dem Vorwort nicht ohne Ostentation sich hinstellt, als habe er wunder welches verdienstvolle Werk geschaffen; was soll man dazu sagen? Eine so durch und durch unwissenschaftliche Leistung hat nicht den mindesten Werth, und in unsern Augen wenigstens wird der absolute Mangel an Arbeit und Studium, das absolute Fernsein jedes historischen Sinns, der das Buch kennzeichnet, nicht im geringsten durch das ersetzt, was der Verfasser als einen Ersatz zu bieten scheint: das endlose Citiren von Bibelstellen und die mehr grobe als scharfe Polemik gegen die katholische Kirche. Wenn der Verfasser sich von vornherein als einen historischen Schriftsteller, als den Verfasser der „Missionsgeschichte Deutschlands" legitimirt, wenn er zum Schluß seine Genugthuung darüber ausspricht, daß er mit den „vorliegenden Lebensbeschreibungen" einen ebenso großen Dienst wie mit der Missionsgeschichte „den evangelischen Lehrern Deutschlands" erwiesen habe, so müssen wir ihm bemerken, daß wir von der „Missionsgeschichte Deutschlands" von dem Pastor Karl Strack im Leben nichts gehört oder gelesen haben und daß auch die „vorliegenden Lebensbeschreibungen" nicht das geringste Verlangen in uns erweckt haben, die ältere schriftstellerische Leistung des hochwürdigen Herrn kennen zu lernen. Denn mit diesen „vergleichenden Lebensbeschreibungen" leistet man niemand, der einige historische Bildung besitzt, einen Dienst; eine seichte und oberflächliche Dilettantenarbeit, können die „vergleichenden Lebensbeschreibungen" höchstens dazu dienen, die geringen geschichtlichen Kenntnisse der Elementarlehrer in abgelegenen Dorfschaften — und ein solches Publikum scheint der Verfasser im Auge gehabt zu haben — noch mehr zu verwirren. Daß wir in eine ausführliche Inhaltsrelation der 19 Kapitel eintreten sollen, aus denen die Arbeit besteht, wird niemand verlangen. **Thaddäus Lau.**

Gracian-Schopenhauer'sche Lebensweisheit.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. (Nachgelassenes Manuscript.) Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.

Ueber die schwierige und complicirte Kunst, wie man seinen Umgang mit den Nebenmenschen einrichten und es anfange müsse, um in der Welt sein Glück zu machen, ohne doch die Sittlichkeit geradezu vor den Kopf zu stoßen, ist schon seit den ältesten Zeiten ungemein viel gedacht, gesprochen und geschrieben worden. Schon die Popularphilosophen bei den alten Griechen haben diese Frage vorzugsweise vor Augen gehabt; ihre Philosophie bestand wesentlich aus praktischen Vorschriften für das Verhalten des einzelnen gegenüber dem Staat und den Mitbürgern. Die meisten Aphorismensammlungen späterer Zeit bis auf unsere Tage herab behandeln überwiegend dasselbe Thema. Ob diese Menge von Vorschriften viel Frucht für das praktische Leben abgeworfen und den Verkehr der Menschen untereinander wesentlich gebessert und behaglicher gemacht haben, erscheint zweifelhaft. Jeder Mensch wird in der Regel erst durch eigenen Schaden und nicht durch Vorschriften klug; fast jeder macht sich infolge dieser Erfahrungen sein eigenes System, das aber in der praktischen Anwendung auf einzelne Fälle, weil diese ja niemals ganz der gleichen Art sind, vielen Abweichungen unterworfen sein wird, oder er folgt seinem Instinct und augenblicklichen Launen, wobei seine Leidenschaft oft größere Macht über ihn ausübt als seine Vernunft, oder er zieht in jedem einzelnen Falle nur seinen kalt berechnenden rücksichtslosen Egoismus zu Rathe, ohne viel danach zu fragen, ob sein Verhalten gegen eine jener Vorschriften verstoße, welche einen praktischen Lebenswandel mit einem moralischen zu vereinbaren suchen.

Nichtsdestoweniger können solche Bücher, welche in geistvoller Weise von der Weltklugheit und dem Umgange mit den Nebenmenschen handeln, nicht blos für verständige, bereits durch die Jahre und Erfahrungen gereifte Personen von praktischem Nutzen, sondern und zwar in noch höherm Grade, für tiefer denkende Menschen von hohem Interesse sein, indem sie ihr Wissen von der Menschheit und den menschlichen Verhältnissen wesentlich zu fördern geeignet sind. Zu diesen geistvollen Büchern über die Weltklugheit, aus denen der Denkende etwas lernen kann, gehört auch vorliegende Schrift. Daß sie ein Lieblingsbuch Schopenhauer's war und von ihm übersetzt worden ist, erhöht ihr Interesse. Schon dieser Umstand legt die Vermuthung nahe, daß das Buch mehr dahin zielt, dem einzelnen Anweisungen zu geben, wie er sich der Welt zu seinem Glück bediene, als wie er zum Glück der Welt beitragen soll. Dabei aber predigt Gracian's Buch durchaus nicht jene faule egoistische Absperrung gegen die Außenwelt, der sich Schopenhauer ergab; Schopenhauer hat sich daraus, wie das so geht, eben nur das zu Nutze gemacht, was seinem Egoismus zusagte. Außerdem mögen ihn aber auch, und mit vollem Recht, die vielen durch das ganze Buch zerstreuten geistvollen Bemerkungen über die verschiedenartigsten Gegenstände, über psychologische, ästhetische, sociale Fragen u. s. w. angezogen haben.

In der Vorbemerkung des Herausgebers, Julius Frauenstädt, werden folgende Mittheilungen über den Fund gemacht:

„Unter den mir von Arthur Schopenhauer vermachten Manuscripten fand sich, vollständig druckfertig, die vorliegende Uebersetzung von Gracian's «Oraculo manual, y arte de prudencia» vor, begleitet von einer «Literarischen Notiz für den Verleger», in welcher Schopenhauer die Vorzüge dieser seiner Uebersetzung vor den andern bisher erschienenen auseinandersetzte, und aus der hervorgeht, daß er großen Werth auf dieselbe legte. Das Titelblatt des Manuscripts war ohne Namen und Jahreszahl; hingegen trug ein zweites Manuscript, welches in einem besondern Hefte nur die Uebersetzung der ersten 50 Nummern des Gracian'schen «Hand-Orakels» enthielt, und das eine Vorarbeit zu dieser zu sein schien, auf dem Titelblatt den Namen «Felix Treumund», woraus hervorgeht, daß Schopenhauer diese Uebersetzung pseudonym hat herausgeben wollen.

„Zu mir selbst hat sich Schopenhauer nie über dieselbe geäußert, aber aus den Mittheilungen seines Testamentsvollstreckers, des Dr. Wilhelm Gwinner in Frankfurt a. M., entnehme ich, daß dieselbe in die letzte Zeit seines berliner Aufenthaltes, also vor 1831 fällt. In den dreißiger Jahren wollte Schopenhauer das Manuscript pseudonym herausgeben, hatte auch bereits durch Vermittelung J. G. Keil's einen leipziger Verleger gefunden. Aber «weniger wegen der Differenz zwischen

dem angebotenen und geforderten Honorar, auf welches Schopenhauer nie Werth legte, als vielmehr wegen der ihm, durch die Unterhandlung mit dem Verleger erst zum Bewußtsein gekommenen, damaligen Herabwürdigung der Uebersetzungskunst durch Lohnschreiber, scheint ihm die Sache verleidet worden zu sein. Nachmals hielt er es unter seiner schriftstellerischen Würde, mit Uebersetzungen zu debutiren, obwol er noch andere Plane dieser Art hegte.»"

Das kurze Vorwort des Uebersetzers, Arthur Schopenhauer, lautet: „Von dem durch eine sehr alte und unvollkommene, später auch ins Lateinische übertragene, französische Uebersetzung, unter dem falschen Titel «L'homme de cour de Baltasar Gracian» weltbekannten spanischen Buch ist dieses die erste und einzige, unmittelbar aus der Ursprache gemachte deutsche Uebersetzung. Denn die von Dr. Müller 1717 herausgegebene, abgesehen davon, daß sie heutzutage schlechterdings unlesbar ist, kann nur für eine Paraphrase gelten. Gegenwärtige schließt sich dem Text so genau an, als der von Grund aus verschiedene Charakter beider Sprachen es irgend leiden wollte und der Leser kann versichert sein, daß von dem «Oraculo manual, y arte de prudencia» ihm hier nichts verloren gegangen ist, als blos eine Anzahl Wortspiele, welche wiederzugeben unmöglich war: nur bei einigen ließ die Sprache den Versuch einer annähernden Nachahmung zu, bei welcher auf billige Nachsicht des Lesers gerechnet ist."

In der von Frauenstädt erwähnten „Literarischen Notiz für den Verleger" behauptet Schopenhauer ferner, daß dies Buch durchaus das einzige in seiner Art sei, daß es auch nur von einem Individuum aus der „feinsten aller Nationen", der spanischen, hätte geschrieben werden können, und er fährt dann fort: „Knigge und Karl aus dem Winkel, über den Umgang mit Menschen, haben nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit, selbst dem Gegenstande nach, mit diesem Buch; in der Ausführung stehen sie unermeßlich weit davon ab. Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich aber junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten."

Schopenhauer mag darin recht haben, wenn er das Buch besonders solchen jungen Leuten empfiehlt, welche „in der großen Welt ihr Glück machen wollen"; im allgemeinen halten wir aber die Lectüre und das Studium dieser Schrift wie aller ähnlichen Bücher mehr für gereifte Männer geeignet, die schon über einen reichen Vorrath von Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtungen gebieten; denn jungen Leuten wird ein Buch wie dieses leicht zu einem Leitfaden der egoistischen und blasirten Altklugheit statt der höhern und edlern Weltklugheit werden; und namentlich werden so manche Vorschriften, die für das beabsichtigte Emporkommen in der „großen Welt" ganz gut passen mögen, eher Schaden stiften, wenn man sie für das Emporkommen in der „kleinen Welt", in der doch die meisten zu leben und zu wirken berufen sind, anwenden wollte. Daß dabei das Buch sehr vieles enthält, was auch ein junger Mann nicht nur ohne Schaden, sondern auch zu seinem erheblichen Nutzen sich zu eigen machen kann, soll damit nicht geleugnet werden.

Die selbstsüchtige Lebensphilosophie und Lebenspraktik des Spaniers kündet sich unter anderm in Grundsätzen wie folgende an: man müsse die Glücklichen und Unglücklichen kennen, um sich zu jenen zu halten und diese zu fliehen; man solle vermeiden, aus Mitleid gegen den Unglücklichen dessen Schicksal auf sich zu ziehen; man solle sich mit niemand auf einen vertraulichen Fuß setzen, denn Leutseligkeit bahne den Weg zur Gemeinheit; man solle sich hüten, gegen den Strom zu schwimmen, was in Gefahr bringen könne, und man solle daher denken wie die wenigsten und reden wie die meisten; man solle seine Sache gehörig herauszustreichen wissen, aber dabei freilich alle Affectation vermeiden; man solle das Schlimme andern aufzubürden verstehen, und was Gunst erwirbt, selbst verrichten, was Ungunst erwirbt, durch andere verrichten lassen u. s. w. Man darf dabei freilich nicht vergessen, daß Gracian sein Buch hauptsächlich für die Mächtigen und Großen, die von jeher auch eine exclusive Moral für sich in Anspruch genommen haben, wie für diejenigen, welche mit Hülfe dieser Großen eine gute Carrière zu machen wünschen, geschrieben hat: aber man muß sagen, daß diese Grundsätze auch schon tief in die mittlern Klassen eingedrungen sind, und daß es daher sehr wenig nöthig ist, sie noch schwarz und weiß als Lehren rechter Lebensweisheit den Gemüthern einzuprägen und sie dadurch zu sanctioniren. Es hat freilich immer Egoismus in der Welt gegeben; aber nie war er so organisirt, nie von oben her mit so vielen Privilegien ausgestattet, nie durch so viele sophistische und verlogene Scheingründe gestützt, als in modernen Zeiten. Der egoistische Instinct des rohesten Naturmenschen ist im ganzen nicht so widrig als der bequeme Egoismus der civilisirten Menschen, der sich hinter einem Bollwerk von Sophismen und conventionellen Principien versteckt und sich hinter dieser Deckung für moralisch gesichert und der Achtung der Welt sogar noch für besonders würdig hält.

Wir erlauben uns noch, eine Reihe geistvoller, ethisch nicht zu beanstandender, manche der mehr zweideutigen Aussprüche berichtigender oder beschränkender Aphorismen aus Gracian's, zuerst von Lastanosa 1653 herausgegeben Buche hier als Probe mitzutheilen:

„Nationalfehler verleugnen. Das Wasser nimmt die guten oder schlechten Eigenschaften der Schichten an, durch welche es läuft, und der Mensch die des Klimas, in welchem er geboren wird. Einige haben ihrem Vaterlande mehr zu verdanken als andere, indem ein günstigerer Himmel sie [illegible]. Es gibt keine Nation, selbst nicht unter den gebildetsten, welche davon frei wäre, irgendeinen ihr eigenthümlichen Fehler zu haben, welchen die benachbarten zu tadeln nicht ermangeln, entweder um sich davor zu hüten, oder sich damit zu trösten. Es ist eine rühmliche Geschicklichkeit, solche Makel seiner Nation [illegible] sich selbst zu bessern, oder wenigstens zu verbergen. Man erlangt dadurch den beifälligen Ruf, der Einzige unter den Seinigen zu sein; und was am wenigsten erwartet wurde, wird am höchsten geschätzt. —

Alles hat heutzutage seinen Gipfel erreicht, aber die Kunst sich geltend zu machen, den höchsten. Mehr gehört jetzt zu Einem Weisen, als in alten Zeiten zu sieben; und mehr ist erfordert, um in diesen Zeiten mit einem einzigen Menschen fertig zu werden, als in vorigen mit einem ganzen Volke. —

In nichts gemein: erstlich: nicht im Geschmack. [illegible] großen Weisen, den es niederschlug, daß seine Sache der Menge gefiel! *) Gemeiner Beifall in Fülle gibt dem Verständigen kein Genügen. Dagegen sind manche solche Chamäleone der Popularität, daß sie ihren Genuß nicht in den sanften Anhauch Apollo's, sondern in den Athem des großen Haufens setzen. Zweitens, nicht im Verstande: man finde kein Genügen an dem Wundern des Pöbels, dessen Unwissenheit ihn nicht über das Erstaunen hinauskommen läßt: während die allgemeine Dummheit bewundert, deckt der Verstand des einzelnen den Trug auf. —

Seine Antipathie bemeistern. Oft verabscheuen wir aus freien Stücken, und sogar ehe wir die Eigenschaften der betreffenden Person kennen gelernt haben: bisweilen wagt dieser angeborene, pöbelhafte Widerwille sich selbst gegen die ausgezeichnetsten Männer zu regen. Die Klugheit werde Herr über ihn: denn nichts kann eine schlechtere Meinung von uns erwecken, als daß wir die verabscheuen, welche mehr werth sind als wir. So sehr als die Sympathie mit großen Männern zu unserm Vortheil spricht, setzt die Antipathie gegen dieselben uns herab. —

Kein Ankläger sein. Es gibt Menschen von [illegible] Gemüthsart, die alles zum Verbrechen stempeln, nicht [illegible]

---

*) Ein griechischer Redner fragte, als das Volk ihm Beifall zurief, betroffen seine Freunde: „Habe ich etwas Verkehrtes gesagt?"

denschaft, sondern von einem natürlichen Hange getrieben. Sie sprechen über alle ihr Verdammungsurtheil aus, über jene für das, was sie gethan haben, über diese, für das was sie thun werden. Es zeugt von einem grausamen, ja niederträchtigen Sinn und sie klagen mit einer solchen Uebertreibung an, daß sie aus Splittern Balken machen, die Augen damit auszustoßen. Ueberall sind die Zuchtmeister, die ein Elysium in eine Galere umwandeln möchten. Kommt gar noch Leidenschaft hinzu, so treiben sie alles aufs Aeußerste. Im Gegentheil weiß ein edles Gemüth für alles eine Entschuldigung zu finden, und wenn nicht ausdrücklich, durch Nichtbeachtung. —

Es nie zum Bruche kommen lassen: denn bei einem solchen kommt unser Ansehen allemal zu Schaden. Jeder ist als Feind von Bedeutung, wenngleich nicht als Freund. Gutes können wenige uns erweisen, Schlimmes fast alle. Im Busen des Jupiter selbst nistet sein Adler nicht sicher, von dem Tage an, wo er mit einem Käfer gebrochen hat. Mit der Klaue des erklärten Feindes schüren die heimlichen das Feuer an, indem sie nur auf die Gelegenheit gelauert hatten. Aus verdorbenen Freunden werden die schlimmsten Feinde. —

Einen ganz kleinen kaufmännischen Anstrich haben. Nicht alles sei Beschaulichkeit, auch Handlung muß dabei sein. Sehr weise Leute sind meistens leicht zu betrügen: denn obgleich sie das Außerordentliche wissen, so sind sie mit dem Alltäglichen des Lebens unbekannt, welches doch nothwendiger ist. Die Betrachtung erhabener Dinge läßt ihnen für die des täglichen Treibens keine Zeit. Da sie nun das erste was sie wissen sollten und was allen auf ein Haar bekannt ist, nicht wissen, so werden sie entweder bewundert, oder von der oberflächlichen Menge für unwissend gehalten. Daher trage der kluge Mann Sorge, etwas vom Kaufmann an sich zu haben, gerade so viel als hinreicht, um nicht betrogen und sogar ausgelacht zu werden. Er sei ein Mann auch fürs tägliche Thun und Treiben, welches zwar nicht das Höchste, aber doch das Nothwendigste im Leben ist. Wozu dient das Wissen, wenn es nicht praktisch ist? und zu leben verstehen, ist heutzutage das wahre Wissen. —

Drei Dinge machen einen Wundermann und sind die höchste Gabe der göttlichen Freigebigkeit: ein fruchtbares Genie, ein tiefer Verstand und ein zugleich erhabener und angenehmer Geschmack. Richtig zu fassen, ist ein großer Vorzug, aber ein nach größerer, richtig zu denken und die Einsicht des Guten zu haben. Der Verstand muß nicht im Rückgrat sitzen: da wäre er mehr mühselig als scharf. Richtig zu denken, ist die Frucht der vernünftigen Natur. Mit 20 Jahren herrscht der Wille vor, mit 30 das Genie, mit 40 das Urtheil. Es gibt Köpfe, die gleichsam Licht ausströmen, wie die Augen des Luchses, indem sie, wo die größte Dunkelheit ist, am richtigsten erkennen. Andere sind für die Gelegenheit gemacht, da sie stets auf das fallen, was am meisten zum gegenwärtigen Zweck dient: es bietet sich ihnen Vieles und Gutes dar: eine glückliche Fruchtbarkeit! Inzwischen würzt ein guter Geschmack das ganze Leben."

Dergleichen gehaltvolle Lebensregeln oder geistvolle Aussprüche finden sich sehr viele in diesem Buche; doch mögen sich unsere Leser mit diesen wenigen Proben von der reichbesetzten Tafel Gracian's genügen lassen. Was uns auffällig war, ist noch der Umstand, daß in diesem aus dem allerchristlichsten Lande, dem erzkatholischen Spanien herstammenden Buche wenig oder nichts vorkommt, was sich auf die Grundsätze des Christenthums und auf dieses überhaupt zurückführen ließe. Wahrscheinlich dachten jene weltlichen und geistlichen Gewalthaber, welche die Andersgläubigen verfolgten, folterten, strangulíren und verbrennen ließen, gar nicht christlicher als Gracian. Sie haben also wahrscheinlich nicht einmal jenen religiösen Fanatismus zur Entschuldigung, von denen man sie behaftet glaubte; sie verfolgten, marterten und tödteten mit kaltem Blute aus rein politischen Beweggründen und zu äußern Staats- und Kirchenzwecken.

H. M.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Christ und Jude. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert für das deutsche Volk in Stadt und Land. Von Karl Heinrich Caspari. Erlangen, Bläsing. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Zwei Novellen im Schulrocke. Münster, Wundermann. 1862. Br. 8. 15 Ngr.
3. Neue Erzählungen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
4. Novellen von J. M. Hutterus. Iserlohn, Bädeker. 1862. 8. 1 Thlr.
5. Contouren. Novellen und Fahrten von Gustav Reisewitz. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Für eine müßige Stunde. Novellen und Lebensbilder von Marie von Roskowska. Bromberg, Roskowski. 1862. 12. 17 Ngr.
7. Drei Novellen von Adelheid von Auer. Hamburg, Boyes und Geisler. 1862. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es geschieht wol nicht mit Unrecht, wenn man den Frauen die Fähigkeit, etwas Bedeutendes z. B. in der Tragödie, im großartigen Roman zu leisten abspricht; in Bezug auf kleinere poetische Schöpfungen aber, die in ihrer Niedlichkeit ein wohlthuendes Ganzes bilden können, gilt jene Behauptung nicht. Unter den Novellenverfassern und Verfasserinnen, deren Werke wir hier zu besprechen haben, müssen wir einer Dame nicht blos gleichen Rang mit den männlichen Autoren zugestehen, sondern wir müssen ihr sogar für diesmal den höchsten Platz anweisen. Da wir aber unter den Erzählern einen Geistlichen vermuthen, so halten wir es doch für Pflicht, dessen Gaben zuerst zu berücksichtigen, besonders deswegen, weil er keine das wahre Christenthum verstümmelnde egoistische Nebenabsicht verfolgt.

In anspruchsloser, gemüthlicher Weise erzählt uns Caspari in „Christ und Jude" (Nr. 1) die Reise zweier junger Freunde, die, der eine ein Christ, der andere ein Jude, aus einem fränkischen Dorfe nach Ungarn unternehmen, der erstere bewogen durch die übeln Verhältnisse des Vaters und Unterstützung hoffend und suchend bei dem reichen Vetter im fernen Lande, der Jude auch einen Vetter aufsuchen wollend, aber mehr durch die Anhänglichkeit an seinen Freund zur Begleitung veranlaßt. Die immer sich wiederholende Beobachtung, daß bei den großen Drangsalen, welche die türkische Belagerung von Sigeth den Leuten des tapfern Zriny verursacht — in welche die reisenden Jünglinge gezogen werden —, diese Belagerten nie den Muth sinken lassen und getrost dem Tode entgegengehen, bringt den jüdischen Jüngling zu der Ueberzeugung, daß die Christuslehre mehr Erhebung zu schaffen im Stande sein müsse, als die Lehre der Juden, und — er wird Christ und findet sich in der harten Zeit der nachfolgenden Sklaverei in seiner Erwartung nicht getäuscht.

Wenn auch Caspari durch einige aufgenommene alte Verse seine Ansicht dahin auszusprechen scheint, daß der Glaube vollkommen zu unserm Heile hinreichend sei und es nicht der Werke bedürfe, so beweist er doch durch die Zeichnung des von wahrem christlichen Sinn erfüllten, hoffnungsfrohen, thatkräftigen und immer hülfbereiten Vetters, daß er dem religiösen Pedantismus, nach welchem eine gewisse Trägheit der Seele sich entweder nur auf Festhalten des Glaubens oder auf die Wirkungskraft einiger bald abgemachter guter oder wohlthätiger Handlungen steift, aber ein vollkommenes Durchdringenlassen aller Seelenkräfte vom christlichen Geiste als unbequem ablehnt, daß er dieser lebenslosen Ansicht nicht das Wort redet.

In dem sich nicht nennenden Verfasser der „Zwei Novellen im Schulrocke" (Nr. 2) glauben wir aus Sprache und Darstellung den Lehrer an einer Bürgerschule zu erkennen, welcher mit eigennützigen und engherzigen Vorstehern manchen Kampf zu bestehen gehabt hat. Ein strebsamer, alte eingewurzelte Vorurtheile besiegen wollender junger Lehrer findet im „Famulus"

einen Feind für Durchführung seiner Pläne, d. h. an einem Menschen, der vom gemeinen Soldaten durch Gefügigkeit und Schmeichelei es bei einem vermögenden Herrn zu einer sehr einflußreichen Stellung und namentlich zu einer Art von Schulinspector gebracht hat. Der ehemalige Musketenträger, der dem jungen Lehrer nicht blos wegen seiner Neuerungsgedanken aufsässig, sondern hauptsächlich feindlich gesinnt ist, weil ein reiches Mädchen, das er seinem Bruder ausgelesen, den ihm Verhaßten liebt, fälscht, da der junge Mann etwas in Druck gibt, den Aufsatz, sodaß dieser als Schuldiger im Gefängniß so lange stecken muß, bis ein Zufall den Fälscher bloßstellt.

Nach der ganzen Anlage ähnlich der ersten ist die zweite Erzählung „Schulleben und Lebensschule", nur daß hier ein junger jüdischer Lehrer das Streben und die Fatalitäten hat. Unpassend finden wir für den den Fortschritt anstrebenden jüdischen Lehrer, daß er vor der reichen Kaufmannstochter, da er ihre Liebe bemerkt, niederkniet. Bei einem Schauspieler würden wir diese Fußfälligkeit oder diese Fallsucht nicht tadelnswerth finden. Sonst aber scheint uns diese Huldigung ziemlich lächerlich. Die Zeit, wo wilde Ritter, die nur das Faustrecht achteten, durch das Knien vor jungen Damen wol anzeigen wollten, daß sie ihnen gegenüber ihre Wildheit abzulegen geneigt seien, ist ja lange vorüber, und das weibliche Geschlecht ist ja in unserer civilisirten Zeit in seinen Rechten gesichert. Würde der Verfasser etwa als Entschuldigung anführen, daß, da die Juden seit noch nicht langer Zeit angefangen haben, gewissermaßen auch als Menschen angesehen zu werden, diese nun gleichsam die im Mittelalter durch ihre niedrige Stellung verlorene Zeit nachholen und nachträglich jetzt noch versuchen wollten, ob sie auch etwas leisten könnten in der fußfälligen Ritterlichkeit? Der Verfasser könnte für sich anführen, die Judenfräulein lesen ja jetzt auch am eifrigsten Schiller und Goethe, während die gebildeten Christentöchter sich längst schon an schlüpfrigen französischen Romanen erbauen!

Eine glattere, vornehmere Sprache führt Otto Roquette in „Neue Erzählungen" (Nr. 3). In dem ersten Stück „Titze von Eriren" schildert er uns den Aufschwung zur Zeit der Freiheitskriege und den so mächtigen Einfluß, welcher aus einem irregeleiteten, wilden Junker einen begeisterten, thatkräftigen Patrioten, aus einer nur im Salon sich wohlfühlenden jungen Dame eine kühne, aufopferungsfreudige Volksfreundin schaffen konnte. Ebenso poetisch ist die „Schlangenkönigin", die dritte Erzählung, durch die Beschreibung der Reize des Spreewaldes, welcher nach allen Richtungen von Kanälen durchschnitten die einzelnen Höfe wohlhabender Bauern wie Inseln erscheinen läßt. Zugvieh und Wagen werden nicht gesehen. Eine Gondel führt das Heu unter einer schwankenden Brücke hinweg nach der Scheuer. Ein Mädchen macht Besuche in der Nachbarschaft auf einem Kahne, den sie fest und geradestehend mit sicherer Hand leitet. Wie Elfen plätschern nackte Kinder nicht weit von den Wohnungen im Wasser, während eine Jungfrau im Kahn, eine von den muthwilligen Kleinen nicht sehr beachtete Aufseherin, aus weißen Seerosen sich einen Kranz flicht.

Der Verfasser bemerkt mit Recht, daß man das ferne Italien und die Schweiz immer preise und nicht achte, was man in der Nähe habe.

In beiden Erzählungen fehlt es nicht an ergreifenden oder interessanten Situationen, aber es will uns fast bedünken, als ob der Verfasser sich gelobt habe, sich von dem Eindruck nicht im mindesten fortziehen oder beeinflussen zu lassen. Es scheint fast, als bereue er manchmal, etwas warm geworden zu sein und ziehe sich dann schnell in eine vornehme Kälte zurück. Die zweite Erzählung „Aus einer Dachstube" riecht etwas nach Hausbackenem.

Fast einen Gegensatz zu Roquette bildet der Verfasser der „Novellen" (Nr. 4) J. M. Hutterus; er ist frisch und wohlgemuth, als hätte er den fröhlichen Sinn der glücklichen Studentenzeit in seinem Herzen festgebannt. Ergötzlich ist in der ersten Erzählung „Ein heiliger Abend" die Figur des etwas derben Postminchen, welches bis hoch in die Vierzig ihre Jungfräulichkeit bewahrt hat, und der spöttische Assessor. Die Art aber, wie die, wenn auch heimliche Verlobung Bertha's mit dem jungen, eiteln und absprechenden Arzte, der ihretwegen ein Duell gehabt, zu Gunsten ihres Lehrers, des Rectors, den sie freilich immer mehr schon im Herzen getragen, gelöst wird, ist nicht anständig. Die „Drei Wochen auf Urlaub" oder die Rheinreise sind der Erinnerung der akademischen Zeit, der ersten Liebe und der Freunde geweiht. Es ist dies ein Stück Poesie, welches seine Anziehungskraft nie verliert. Bei dem Zusammentreffen mit einem akademischen Freunde wird unter anderm auch des bekannten Herausgebers des „Pionier" in Nordamerika gedacht. Es interessirt wol manchen Leser d. Bl., zu hören, wie Karl Heinzen unter seinen Commilitonen sich gezeigt habe, und wir lassen daher den Verfasser sprechen: „Auch des erst durch seine antibureaukratischen Schriften und dann durch seine Theilnahme am badischen Aufstande später so bekannt gewordenen Karl Heinzen wurde gedacht und wir erinnerten uns, wie alle die Seltsamkeiten, alle die barocken Auswüchse seines Wesens, wodurch er gegenwärtig noch von Zeit zu Zeit auf beiden Hemisphären von sich reden macht, schon damals im Keime deutlichst vorgebildet waren und wie er sich insbesondere durch einen cynischen Witz, eine wahrhaft kannibalische Roheit und ein ungefügiges, jeder Ordnung widerstrebendes Betragen hervorgethan, sodaß selbst die Westfalen, welche sonst auf den Ruf feiner Gesittung eben keinen Anspruch machten, Anstand genommen hatten, ihn in ihre engere Gemeinschaft aufzunehmen. Ein riesenhafter Leib und ein Uebermaß von physischer Kraft mochten ihn allerdings manchmal zu Excessen verleiten, welche er bei einer andern Constitution vielleicht nicht begangen haben würde. Denn er war im Grunde ein durchaus gutmüthiger Mensch, welcher mitunter sogar von weichen, sentimentalen Stimmungen befallen wurde, denen er dann in traulichen Gesprächen oder auch wol in monströsen, drastischen Versen Luft zu machen pflegte. Er schwankte damals zwischen der Liebe zu einer Witwe und zu deren Tochter und sang in dieser Herzensbedrängniß bald die eine, bald die andere an.... Jene Simsonsnatur war denn auch die Ursache seiner Relegation aus B. und letztere vielleicht die Ursache jenes spätern dissoluten Lebens gewesen. Unser mehrere standen nämlich eines Morgens vor einer Conditorei am Markte, als eben ein Student der katholischen Theologie mitten über den Platz ging. Einer von uns forderte Heinzen scherzhaft auf, denselben heranzuholen. Heinzen schreitet denn auch sofort auf ihn los, faßt den Unglücklichen ohne weiteres um den Leib, schiebt ihn, den Kopf voraus, unter seinen linken Arm, trägt den mit Armen und Beinen Zappelnden zu uns und stellt ihn mit den Worten: «Da habt ihr den Kerl!» vor uns nieder. Darauf bittet er ihn höflich um Verzeihung, wenn er ihm einige Incommoditäten verursacht habe, denn es sei nur darum zu thun gewesen, einigen Zweiflern unter uns einen kleinen Beweis von seiner Körperkraft zu liefern, holt Mappe und Mütze, welche demselben bei jenem Beweisverfahren entfallen waren, herbei und überreicht ihm beides mit sehr graziösen Complimenten. Mit diesem Tage sollte er auch sein thatenreiches akademisches Leben beschließen, denn der so übel behandelte Theolog machte davon gehörigen Orts Anzeige und Heinzen wurde, wie gesagt, relegirt."

Unter den andern Erinnerungen des Verfassers findet sich eine sehr ernste Warnung für solche, welche die üble Gewohnheit haben, bis tief in die Nacht — zu studiren. Ein Freund des Verfassers, welcher Advocat geworden und eine bedeutende Praxis hatte, folgte seiner früher angenommenen Gewohnheit: nachts, wenn er aus seiner Gesellschaft kam, anstatt die Ruhe zu suchen, an das Pult sich zu begeben und bis zum Morgen zu arbeiten. Für diese Unordnung wurde er dadurch gestraft, daß beim Erwachen ein Todtengerippe sich seinen Augen zeigte. Ein Bad befreite ihn zwar von dieser Gesellschaft, aber bald wurde der süßen Gewohnheit wieder nachgegeben und das Uebel

wurde ärger. Jetzt sah er auch am hellen Tage das Todtengerippe vor sich. Er machte Reisen, Badereisen, umsonst! Das Gespenst folgte ihm überall und das Sichherabstürzen von einer Schweizerhöhe mußte der Qual ein Ende machen.

An die Besprechung der „Contouren, Novellen und Fahrten" von Gustav Reisewitz (Nr. 5) gehen wir ungern. Der Verfasser zeigt sich in seinem Werke als eine Persönlichkeit, von welcher man gern etwas Rühmliches aussagen möchte, und doch müssen wir vieles tadeln, um so mehr tadeln, als der Grund dazu nicht in den Anlagen des Verfassers, sondern in der verbogenen Richtung derselben gesucht werden muß. Wie es Menschen gibt, deren überreizter Gaumen mit einfach Gesundem nicht zufrieden ist, sondern immer stark Gewürztes verlangt, so kann man den Verfasser gleichsam als einen Patienten wegen seiner starken Gewürzsucht in Sprache und Darstellung ansehen. Zum Belege unserer Ansicht führen wir die kurze Schilderung eines Flüßchens an, welche zu den besten des ganzen Buchs gehört: „Die Sarca, in welche wir von der über sie führenden hölzernen Brücke schauen, erscheint uns als ein reizendes, muthwilliges Mädchen, das zwischen zwei anmuthigen, reichen Ufern begeistert die Tarantella tanzt; ewige Bewegung, ein abwechselnd steigender und fallender Rhythmus, lieblich verschlungenes Entzücken, ein graziöses Winden durch mannichfaltige Hindernisse, die schäumend überwunden werden."

Wer fände diese Schilderung nicht vortrefflich? Was heißt aber „lieblich verschlungenes Entzücken"? Solcher gesuchter und doch unklarer Zusammenstellungen finden sich gar zu viele. Neben einer Gereiztheit, welche den Verfasser in einem gewissen Versüßeln und Vernebeln ganz neue Genüsse erwarten läßt, hat wol auch an solchen gesuchten Zusammenstellungen die Eitelkeit ihren Theil, die Sucht, geistreich zu sein oder zu scheinen. Als eine solche wol geistreich sein sollende Ueberladung führen wir an (S. 186): „Er athmete den warmen Hauch östlicher Luft und trank Vergessen aus Scherbetschalen in Springquell plätschernden Gärten". Da sind Ausdrücke wie „genialhaarige Maler" noch besser, wenn wir sie auch nicht für passend halten.

Die Gattin Hackländer's, dessen Villa „Heidehaus" der Verfasser wie den Sommersitz eines reichen, kunstsinnigen Lords darstellt, seine anmuthige Wirthin, nennt Reisewitz „unwiderstehlich liebenswürdig"; da läßt die Sucht, geistreich sich auszudrücken, ihn die gewöhnlichste Unterscheidung vergessen. Es sollte wol heißen „unwiderstehlich gewinnend, für sich einnehmend". „Liebenswürdig" ist ja ein Urtheil, ein Ausspruch von uns, den Betrachtenden, und das „unwiderstehlich Gewinnende" geht von dem beobachteten oder beäugelten Gegenstande aus. Diese beiden Begriffe dürfen also nicht zusammengeworfen und vernebelt werden.

Mit besonderer Vorliebe schildert der Verfasser die Reize Italiens, des Bosporus u. s. w., aber nirgends wird dem Leser Ruhe gegönnt, die Ruhe des Genießens; eine Masse schöner Einzelheiten jagen sich wie das prächtige Glänzen und Schillern einer schnell verschwindenden Seifenblase. Die Erzählungen haben fast alle entweder etwas Unwahrscheinliches oder etwas Kränkliches. Ein norwegischer Maler sieht eine Muschelverkäuferin von großer Schönheit auf Capri, verlobt sich auf der Stelle mit ihr und wird durch den eifersüchtigen Liebhaber ermordet. Stanislas hat die Grille, beim Toben eines Seesturms in einem Kahne auf das hohe Meer zu fahren mit einem Burschen, der ihm, dem ganz Unbekannten, alle seine Schurkereien offenbart! Am besten sind die Erzählungen aus der Nähe des Kriegsschauplatzes (von Solferino), wo die Wucht der Ereignisse seine Spielereien gleichsam aus dem Felde schlägt.

Gesunder, frischer und anspruchsloser als Reisewitz ist die Dame Marie von Roskowska in ihrer Sammlung „Für eine müßige Stunde. Novellen und Lebensbilder" (Nr. 6); es sind kleine, in meist correcter Sprache gegebene Erzählungen. Für den aus dem glänzenden Festsale der Braut in das Gefängniß geführten Bräutigam, einen politisch verdächtigen Polen, können wir uns deswegen weniger lebhaft interessiren, weil wir zu wenig von seinem Leben und Streben hören. In andern Erzählungen verfolgt die Verfasserin die unselige Frömmelei unter Katholiken und Protestanten. Ergötzlich ist die Scene am Weihnachtsabend, als der katholische Assessor seine jetzt noch im Katholischen unterrichtet werdende Braut mit einem Gebetbuch beschenkt, und da diese dadurch nicht sonderlich sich erbaut zeigt, anstatt des täglichen einstündigen Zusammenbetens sogleich noch eine halbe Stunde zusetzt und sie zwingt, anderthalb Stunden ohne weiteres mit ihm zu beten; und als nach langem Warten der Vater der Braut leise die Thüre öffnet und der künftige Eidam auf den Zehen ihm entgegenschleicht, auf die Beterin deutend und bedeutsam hinzufügend, jetzt wirke der Geist auf sie, der etwas ungläubige Vater aber die Wirkung näher besehen will und gewahrt, daß sein Töchterchen recht sanft schläft! Der Frömmler wird wild, der Vater vertheidigt seine Tochter und das Ende ist, daß die Verlobte aus vollem Herzen sich des Weihnachtsfestes freuen kann, denn sie wird von dem ihr verhaßten Betbruder befreit.

Wir kommen nun zu Adelheid von Auer's „Drei Novellen" (Nr. 7). Wir haben ihr aber nicht diese Nummer angewiesen, um sie etwa als eine böse Sieben zu bezeichnen. Im Gegentheil, es ist die Dame, der wir, wie wir schon oben andeuteten, den ersten Platz unter den eben Besprochenen einräumen, und zwar nicht blos, weil sie durch ihre immer anziehende, oft pikante und geistvolle Darstellung für sich gewinnt, sondern auch, weil sie auf einen Standpunkt sich erhoben hat, von welchem aus sie das Treiben und Streben verschiedener Stände und Parteien erkennt, gleichsam in die Werkstätte ihrer Gedanken hinabsteigt, und von welchem aus es ihr auch möglich und leicht wird, in ihrem Gegner den Menschen zu achten.

In der ersten Novelle: „Brillanten vom reinsten Wasser", zieht die Verfasserin gegen das alte Vorurtheil der Adelichen rücksichtlich der Verheirathung mit Bürgerlichen zu Felde. Eine Gräfin in den mittlern Jahren, welche die Verfasserin, wie wir glauben, repräsentirt, nimmt ihre zukünftige bürgerliche Schwägerin gegen den ahnenstolzen Schwiegervater in Schutz und unterläßt nicht bei aller Schonung des Langgewöhnten der Ehrfurcht des Herrn Papa vor dem Stammbaum in der liebenswürdigsten Weise manchen Hieb zu versetzen. Sollten wir etwas an der Novelle aussetzen, so wäre es dies, daß das Verkaufen der Pretiosen, welches die Handlung einleitet, gerade zu dieser Zeit durch die Umstände nicht nothwendig geboten war.

Die zweite Novelle, „Studien am Spieltisch", das Gegentheil der vorigen, geiselt die Lächerlichkeit mancher Bürgerlichen, sich des vertrauten Umgangs mit Personen vom hohen Adel zu rühmen, und anderer Bürgerlichen, welche, wenn die Gunst des Zufalls sie in den Adelsstand einregistrirt hat, doch den Seelenadel vermissen lassen. Am Spieltische des Badeorts wird einer Fürstin, die mit allen Reizen geschmückt ist, fast von allen gehuldigt; ein kalter Engländer aber, der den steinernen Gast vorstellt, prophezeit von der Angebeteten, welche als Bürgerliche in einem Pensionat erzogen, sehr jung einen reichen Engländer geheirathet, diesen aber verlassen und bald darauf einen russischen Fürsten geangelt hatte, ihr künftiges Schicksal, da er sie im Scherze beim Spiele kleine Betrügereien sich erlauben sieht. Wie man die Menschen am besten in Verhältnissen kennen lernt, wo es sich um das Mein und Dein handelt, so behauptet die Verfasserin, sei der Spieltisch ein besonders geeigneter Ort, Charaktere zu studiren. „Neid, Eifersucht, Zorn und noch viele andere Seelenregungen, die wie Funken im Innern des Menschen geglüht und vielleicht nie zum Vorschein gekommen wären, halten die Feuerprobe des Spiels nicht aus, sie brennen in lichterloher Flamme empor." Diese Behauptung der Verfasserin ist gewiß zu unterschreiben, aber mit der Bemerkung, daß der Spieltisch nicht der einzige Prüfungsstein ist. Sollte manchem Leser die Spielunterhaltung zu

ausgedehnt scheinen, so ist zur Entschuldigung anzuführen, daß die beim Spiel gemachten und zu machenden Beobachtungen einen wichtigen Theil des Ganzen bilden, und dann ist die Unterhaltung mit so viel Witz und Laune geschrieben, daß man sich nicht aufgehalten fühlt.

In der dritten Novelle lernen wir die Verfasserin als vorurtheilsfrei in Bezug auf Politik kennen. Ein von der Natur reichbegabtes Mädchen, „noch auferzogen in dem schönen preußischen Soldatenglauben an die hohe Mission ihrer Könige, an die Bedeutsamkeit des Princips, dem zu Liebe der vielfach geschwächte blinde Gehorsam, ohne zu fragen und zu mäkeln, mit unbestechlicher Treue an dem hängt, der in seiner gottbegnadigten Stellung berufen ist, das Königthum in seiner Person zu vertreten". Dieses Fräulein wird in ihrem gleichsam angeborenen Glauben durch eine Tante noch bestärkt, welche an dem schrecklichen 18. März fürchtete, „daß die ehrlichen Berliner Menschenfresser geworden wären und Witwen und Waisen zum Frühstück verzehren würden"; deswegen hegt sie einen Haß gegen einen jungen polnischen Grafen, der sie liebt, weil — sie ihn unter den Barrikadenkämpfern gesehen! Hegt sie wirklich Haß? Nein! Sie liebt ihn gegen ihren Willen und zu ihrem Aerger. Dies dauert so lange, bis ihr begreiflich wird, daß auch ein Barrikadenkämpfer ein edler Mensch sein könne.

Wir könnten manche treffliche Bemerkung der Verfasserin, namentlich über das weibliche Gemüth mittheilen, wenn der Raum es gestattete. Wohlthuend aber ist es, zu sehen, wie die Verfasserin sich ganz dem zu schildernden Gegenstande hingibt und dabei ihre eigene Person ganz vergißt. Eine Effecthascherei, wie wir sie bei Reisewitz zu tadeln hatten, ist ihr gänzlich fremd.

Ernst Oswald.

Notizen.

Eine Epigrammensammlung von Roderich Benedix.

Der beliebte Lustspieldichter Roderich Benedix hat bei Hartknoch in Leipzig eine interessante „Sammlung deutscher Epigramme" herausgegeben, die, wie er im Vorwort bemerkt, „nicht in Rücksicht auf den Literarhistoriker, dem die Quellen bekannt sind und zu Gebote stehen, sondern mit Rücksicht auf das größere Publikum gemacht ist". Auch das Derbe ist von der Sammlung nicht ausgeschlossen worden; denn, wie der Herausgeber bemerkt: „Epigramme sind eben keine Lectüre für Töchterschulen." Soweit möglich hat der Herausgeber diesen großen Epigrammenvorrath in einzelne und zwar folgende Abtheilungen gebracht: 1) auf Vaterland, Staat u. s. w. bezüglich; 2) auf Literatur, Kunst, Schriftsteller, Künstler u. s. w. bezüglich; 3) auf einzelne Stände bezüglich; 4) auf Fehler und Laster bezüglich; 5) auf Liebe und Ehe, auf geschlechtliche Verhältnisse bezüglich. Als sechste und letzte Abtheilung schließt sich ihnen Unregistrirbares unter dem Titel „Allgemeines betreffend" an. Die zweite Abtheilung zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, von denen die zweite aus lauter Bitterkeiten gegen die Recensenten besteht, weshalb auch der Verfasser im Vorwort bemerkt: „Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie kein Dichter gelebt, der nicht einmal seinem verletzten Gefühl gegen Recensenten Luft gemacht hat." Das Seltsame hierbei ist nur, daß kaum auch ein irgend bedeutender deutscher Dichter gelebt hat, der nicht auch mehr oder weniger oft recensirt und andern wehe gethan hätte, und wer von ihnen es nicht öffentlich und mit der Feder that, der that es mit seiner Zunge, mit der man oft ätzenderes und im stillen weiter um sich greifendes Gift verspritzen kann als mit der Feder. Allerdings mag es ebenso oft vorkommen, daß ein professioneller Recensent an Wissen und geistiger Begabung unter dem recensirten Autor steht, als es vorkommen mag, daß er über ihm steht. Im erstern Falle wird er sich in seinen Recensionen nur zu leicht Blößen geben, die mit Recht den Spott des abgeurtheilten Autors hervorrufen. Uebrigens bekommen in diesen Epigrammen auch arrogante und mittelmäßige Dichterlinge ihr gehöriges Theil ab. Wie unter den Schriftstellern vorzugsweise die Recensenten es sind, welche, wie der heilige Sebastian mit Pfeilen, über und über mit epigrammatischen Nadeln gespickt und zu Märtyrern ihrer Sache gemacht werden, so sind es unter den Ständen namentlich die Aerzte und Advocaten, an welchen die Epigrammatiker ihr Müthchen gekühlt haben. Ihr Los ist in dieser Hinsicht dem der Recensenten verwandt. Jeder Dichter will recensirt, jeder Kranke geheilt sein, jeder Proceßsüchtige seine Processe gewonnen haben; weil aber nicht alle dichterische Werke gelobt werden, nicht alle Kranke geheilt und nicht alle Processe gewonnen werden können, darum hat sich von jeher auf sie als allbeliebte Gegenstände des Aergers und Spottes vorzugsweise der Zorn der Epigrammatiker entladen. Wenn sich übrigens unter den von Benedix gesammelten Epigrammen allerdings auch viele witzige und treffende finden, so kann man im allgemeinen doch sagen, daß sich gerade auf diesem Felde witziger Production sehr viele Dichter versucht haben, die von Haus aus gar keinen Witz, sondern höchstens nur Galle hatten oder wohl oder übel die wenigstens in früherer Zeit herrschende Mode der Epigrammenfabrikation doch auch mitmachen wollten.

H. M.

Aus dem Tagebuche eines englischen Arztes.

In Lieferungen erscheint bei Gerold in Wien: „Meine Erlebnisse in Italien 1859 und 1860. Mailand, Rom, Neapel, Gaëta. Blätter aus dem Tagebuche eines englischen Arztes." Ein praktischer Arzt, welcher nach der Versicherung des Verlegers seit 20 Jahren von einem blutigen Kriegsschauplatze zum andern eilt, um nicht nur den Verwundeten Beistand zu leisten, sondern auch als unparteiischer Zeuge die interessantesten Begebenheiten aufzumerken und von Zeit zu Zeit der Oeffentlichkeit zu übergeben, erzählt uns, was er in Italien während der letzten wichtigen Ereignisse gesehen hat. Bisjetzt liegt nur die erste Lieferung des Werks vor, für dessen Fortsetzung auch Pläne, Karten und Porträts ausgezeichneter Persönlichkeiten versprochen sind. Als Berichterstatter eines der ausgebreitetsten englischen Journale war er nach Schleswig-Holstein unterwegs, als er durch ein Telegramm nach Italien dirigirt wurde. Am 23. Mai kam er in Mailand an, begab sich von dort nach Pavia, wo er die Lazarethe besuchte und kehrte auf die Nachricht von dem Gefechte bei Montebello und Garibaldi's Erscheinen an den Seen nach Mailand zurück, um die weitere Entwickelung abzuwarten. Nach der Schlacht von Magenta, als die Beamten bereits Mailand verlassen hatten, rettete er den Oberpolizeicomissar Debera, welcher, kürzlich nach Mailand versetzt, bei seiner Ankunft durch einen Kerl, der ihm in den Wagen spuckte, schon über die Stimmung belehrt war, dessenungeachtet aber fest schlief, als der englische Arzt am Morgen des 6. Juni ihn abzuholen kam. Sie fanden am Castell noch einen einzigen Posten, der wie jene römische Schildwache beim Untergange von Pompeji, oder die russische beim Brande des Winterpalastes seinen Platz nicht verlassen hatte, weil er nicht abgelöst war. Vom Volke umringt, schoß der brave Soldat den ersten, der ihn angriff in den Kopf und wäre verloren gewesen, wenn nicht in demselben Moment noch eine letzte österreichische Abtheilung vorbeimarschirt wäre, die ihn mitnahm. Der englische Arzt blieb jedoch in Mailand und besuchte noch an demselben Tage das Schlachtfeld von Magenta, um verbinden zu helfen. Dann sah er den Einzug der Franzosen in Mailand, wobei er einige Scenen drastisch genug schildert, z. B. wie er Hunderte von Zuaven und Turcos in einer kleinen, engen Gasse ein Haus belagern und vom Dach oder zu den Fenstern hinein gleich hungrigen Bienen stürmen gesehen, in welchem, wie man ihnen gesagt, zwei öffentliche Dirnen wohnen sollten. Der Arzt war einer Patrouille gefolgt, welche General de la Motterouge, neben dem er bei Tafel gesessen, zur Vertreibung der Wilden abgesendet hatte. Er blieb fortan in Mailand und half in den Lazarethen für die Verwundeten von Melegnano und Solferino sorgen. Die Bemerkungen, die er dabei gemacht, werden vielen Lesern interessant sein. Der österreichische Oberst Pokorny, der an seinen

Wunden gestorben war, wurde von den Franzosen mit allen militärischen Ehren begraben, aber kein einziger piemontesischer Offizier wohnte, trotz der Einladung, der Feier bei, was unter den Franzosen allgemeinen Tadel fand. Durch diesen kurzen Bericht über den Inhalt aus der vorliegenden ersten Lieferung glauben wir auch die noch zu erwartenden Fortsetzungen der Aufmerksamkeit unserer Leser hinlänglich empfohlen zu haben. 6.

Bibliographie.

Avé-Lallemant, F. C. B., Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Mit zahlreichen Holzschnitten. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Ein Beitrag zur Geschichte des Theaters in Bamberg von F. Bamberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Brandt, C. C. A., Stimmen der Kirche am Reformationsfeste. Eine homiletische Festgabe. Leipzig, E. Schäfer. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Carion, F., Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Chronik der Universität zu Kiel 1861. Kiel. Gr. 4. 11¼ Ngr.

Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen. Herausgegeben von der Abtheilung des Künstlervereins für Bremen. Geschichte und Alterthümer. 1ste Lieferung. Bremen, Müller. Imp.-4. 4 Thlr.

Dürre, H., Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter. 1ste Lieferung. Braunschweig, Grüneberg. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Eberty, F., Lord Byron. Eine Biographie. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Eckardt, L., Niklaus Manuel. Roman aus der Zeit der schweizerischen Glaubenskämpfe. Zwei Bände. Wenigen-Jena, Hochhausen. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, J. G., Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpsychologische Skizze. Leipzig, Brandstetter. 1863. 8. 10 Ngr.

Fischer, W., Graf Edmund von Hückeswagen. Nebst zwei andern Gedichten. Bonn, Weber. 1863. 16. 12 Ngr.

Friedrich, F., Eine Warte am Rhein. Schauspiel in fünf Acten. Leipzig, Wiedemann. 16. 20 Ngr.

Fröhlich, A. E., Der ungläubige Pfarrer. Eine Erzählung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 22½ Ngr.

Grabowski, S. Graf, Aus dem Officierleben. Humoristische Bilder. Berlin, Schlesier. 1863. 8. 24 Ngr.

Hase, K., Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr.

Kaulich, W., Geschichte der scholastischen Philosophie. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Entwickelung der scholastischen Philosophie von Johannes Scotus Erigena bis Abälard. Prag, Tempsky. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Klein, J. L., Babiana. Berlin, A. Jonas. 1863. Gr. 16. 20 Ngr.

Klencke, H., Die menschlichen Leidenschaften. Betrachtungen. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Das Haus Seefahrt zu Bremen. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Köstlin, K., Aesthetik. 1ste Hälfte. Tübingen, Laupp. 1863. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kremer, A. von, Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Nebst einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Landsteiner, K., Pulsschläge. Dichtungen. Wien, Mayer u. Comp. 1863. 16. 20 Ngr.

Mayer, K. A., Kaiser Heinrich IV. Berlin, Brigl. Gr. 8. 27 Ngr.

Meißner, A., Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren. 2te Abtheilung: Aus der Emigration. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1863. 8. 3 Thlr.

Nitzsch, G. W., Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Pelargus, K., Scherz und Ernst. Erzählungen. Mainz, Kirchheim. 8. 20 Ngr.

Perles, J., R. Salomo b. Abraham b. Adereth. Sein Leben und seine Schriften nebst handschriftlichen Beilagen zum ersten Male herausgegeben. Breslau, Schletter. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Prohl, Hedwig, Ernster Sinn in bunten Bildern. Drei Erzählungen. Mit 6 bunten Illustrationen von Louise Thalheim. Breslau, E. Trewendt. 1863. Br. 8. 1 Thlr.

Reimann, R., Maiglöckchen. Gedichte. Calbe a. S., Pfeffer. 16. 1 Thlr.

Ross, L., Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. Berlin, Gaertner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruge, A., Aus früherer Zeit. 1ster Band. Berlin, F. Duncker. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ruppius, O., Im Westen. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Zwei Bändchen. Berlin, F. Duncker. Gr. 16. 16 Ngr.

Schmeling, E., General Czerny genannt der schwarze Georg, oder Blutscenen in Serbien. Historische Erzählungen aus der Neuzeit. 1stes und zweites Heft. Berlin, Nelte, Böltje u. Comp. Gr. 8. à 3 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Suess, E., Der Boden der Stadt Wien nach seiner Bildungsweise, Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben. Eine geologische Studie. Mit 21 Holzschnitten und 1 Karte in Farbendruck. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Einige Aussprüche John Bunyans auf seinem Todtenbette. Berlin. 8. 1½ Ngr.

Bär, C., Kurze Geschichte der Rebellion unserer südlichen Staaten. 1stes Heft. Buffalo. Gr. 8. 10 Ngr.

Cattanio, P. A., Der Bürgerkrieg, die Aemterjägerei und die Corruption in den Vereinigten Staaten, oder was kann die eingewanderte Bevölkerung beitragen zur Begründung eines dauerhaften Friedens. New-York. Gr. 8. 10 Ngr.

Die kurhessische Frage. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Herrmann von Wied der reformatorische Erzbischof von Köln. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Maddaloni, F. P. Herzog v., Die Zustände Neapels unter der piemontesischen Herrschaft. Eine Denkschrift. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Oertel, G., Das Wunder Oesterreich und seine Regel nach Innen und Aussen. Als Grundlage jeder gewissenhaften Verständigung in und mit diesem Staate. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Rocholl, R., Volkskirche und Freikirche. Ein Vortrag auf der Pastoral-Conferenz zu Hannover am 19. Juni 1862. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schön, J. D., Der Schweizer Schützenfahrt nach Frankfurt a. M. im Juli d. J. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Der hohe Werth der Meinungsverschiedenheit im christlichen Glauben. Ein auch für Nicht-Theologen faßliches Zweigespräch von C. F. S. Cassel, Freyschmidt. Gr. 8. 5 Ngr.

Wydenbrugk, O. v., Reichstag oder Parlament? Jena, Frommann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leibniz.

Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perrükenzeit.

Von **Wilhelm Andreä.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Leben und Wirken des deutschen Geisteshеroen Leibniz in das Gewebe eines Romans zu verflechten, und darin zugleich die sittlichen Zustände des damaligen Zeitalters, der sogenannten Perrükenzeit, mit kräftigen Zügen zu schildern — war gewiß ein glücklicher Gedanke des durch seine historischen und culturgeschichtlichen Studien dazu besonders befähigten Verfassers. Mit steigendem Interesse begleiten wir den berühmten Philosophen, Staatsmann und Geschichtsforscher an den kurfürstlichen Hof zu Hannover, wo uns das anziehende Bild der edeln und geistreichen Kurfürstin Sophie entgegentritt; nach Berlin, wo Leibniz die Akademie stiftet; nach Wien, wo er mit dem Prinzen Eugen in nähere Berührung kommt; endlich sogar in den Türkenkrieg. Je weniger im allgemeinen die erzählten Lebensumstände sowie die sich darum gruppirenden Thatsachen und Persönlichkeiten selbst der Mehrzahl der Gebildeten bekannt sein dürften, um so sicherer kann der Roman als eine befriedigende und genußreiche Lectüre empfohlen werden.

Bei F. E. C. Leuckart in Breslau erschien soeben:

Gedichte von Carl Gärtner.

Preis geheftet 24 Sgr. Gebunden 1 Thlr. In Prachtband 1 Thlr. 6 Sgr.

In der „Europa", Nr. 44, heißt es über diese Gedichte: „Was uns an diesem Poeten vor allem gefällt, ist seine Frische und Harmlosigkeit. Da wird man auch keinen Zug von Sentimentalität, keine Spur von blasirter Stimmung gewahr; in jedem Liede waltet gemüthlich naiver Frohsinn. Es tritt uns in dem Autor eine Persönlichkeit entgegen, die so recht das ist, was man liebenswürdig nennt."

Im Verlage von A. Büchting in Nordhausen erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben, sowie in allen bessern Leihbibliotheken zu finden:

Solitaire, M. (Dr. W. Nürnberger), Diana-Diaphana oder die Geschichte des Alchymisten Imbecill Kätzlein. Phantastischer Roman nach alter Chronika. Drei Bände. 8. 1863. Geh. Preis 4 Thlr.

Wilcken, P. J., Der Licentiat. Roman. Drei Bände. 8. 1863. Geh. Preis 4 Thlr.

☞ Zwei bedeutende Romane, auf welche Leser guter Belletristik hiermit noch besonders aufmerksam gemacht werden!

Gratis ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Bücher und Prachtwerke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. Weihnachten 1862.

Ein wegen seiner Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literarischer Festgeschenke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Zehnte Auflage. 15 Bände. Complet 20 Thlr.

Durch Vollständigkeit und Gediegenheit der Bearbeitung behauptet dies Nationalwerk der Deutschen stets den Vorrang vor allen directen und indirecten Nachbildungen. Zu beziehen
in 80 Heften zu $7\frac{1}{2}$ Ngr.
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.
vollständig: 20 Thlr., geb. $23\frac{1}{2}$ Thlr., 24 Thlr., $24\frac{2}{3}$ Thlr.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

500 Blätter in Stahlstich nebst Text.
Complet 24 Thlr., cartonnirt $26\frac{2}{3}$ Thlr., gebunden $32\frac{1}{3}$ Thlr.
Auch in Lieferungen oder zehn Abtheilungen zu beziehen.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften zu 6 Ngr.

„Unsere Zeit" zählt die geachtetsten Schriftsteller zu Mitarbeitern und bildet eine laufende Fortsetzung des Conversations-Lexikon.

Im Verlage von Boyes & Geisler in Hamburg ist erschienen:

Shakspeare's Hamlet,

Prinz von Dänemark.

Deutsch von **Hermann von Plehwe.**

Geh. Preis 1 Thlr.

Diese durch Schönheit der Sprache wie meisterhafte Wiedergebung des Versmaßes gleich ausgezeichnete neue Uebersetzung der berühmten Tragödie empfiehlt sich auch durch sehr geschmackvolle Ausstattung, und dürfte, wie allen Verehrern des großen Briten, selbst den Besitzern der Schlegel und Tieck'schen Bearbeitung zum Vergleiche eine willkommene Gabe sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe-Galerie.	**Schiller-Galerie.**
Funfzig Blätter in Stahlstich	Funfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen	**in 10 Lieferungen**
zu 1 Thlr. 10 Ngr.	zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Gezeichnet von
Friedrich Pecht und **Arthur von Ramberg.**
Mit Erläuterungen von **Friedrich Pecht.**

Die beiden echt deutschen Prachtwerke, in jeder Beziehung allgemeiner Verbreitung werth, sind in Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr. (die „Schiller-Galerie" auch complet zu 13 Thlr. 10 Ngr., in Leinwandband zu 15 Thlr. 10 Ngr., in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr., Prachtausgabe in Folio 24 Thlr., geb. 30 Thlr.) durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 27. November 1862.

Inhalt: Varnhagen's Tagebücher aus den Jahren 1848 und 1849. Von Hermann Marggraff. — Die Insel Rügen. — Biographisches. — Zur Geschichte des russischen Feldzugs von 1812. Von Karl Gustav von Berneck. — Novellen von A. E. Brachvogel. Von August Henneberger. — Notiz. (Goethe-Studien in England.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Varnhagen's Tagebücher aus den Jahren 1848 und 1849.

Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Fünfter und sechster Band. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Endlich müssen wir die beiden neuesten, die Zeit vom . Mai 1848 bis zum 31. December 1849 umfassenden Bände der Tagebücher Varnhagen's von unserm Recensententische und damit von unserm eigenen Herzen abzuschütteln suchen; denn sie lasteten, voluminös und schwerwütigen Inhalts wie sie sind, auf uns gewissermaßen wie n Alp, dessen Druck geeignet ist, uns schwer athmen nd ängstlich träumen zu machen. Wir gestehen offen, ß wir das Amt, über diese beiden Bände zu berichten, rn einem andern abgetreten hätten; aber da wir die ühern vier Bände besprochen haben*), so mußten wir ns wol in die für uns etwas bittere Nothwendigkeit igen, auch über diese beiden Bände Bericht zu erstatten. Wir fühlen im voraus, daß wir uns mit unserm Bericht ol nach keiner Seite hin, oder doch nur bei einzelnen leichgestimmten, rechten Dank erwerben werden, wie wir uns ch zu dem Buche und seinem Verfasser stellen mögen. Die ectüre hatte für uns, wir gestehen es, wie sehr sie uns ch fesselte und wie lehrreich sie für uns in verschiedenen insichten auch war, doch etwas Peinigendes und Betrübendes. Der Inhalt ist für einen Vaterlandsfreund an schmerzlich genug, ja fast verzweiflungsvoll, aber er rd noch schmerzlicher in Hinblick auf den Verfasser, der, sprünglich ein Zögling feiner Geselligkeit und Goethe'scher Humanität und ein Lobredner der französischen Urbanität, hier in einen keifenden und schmähenden Ton rfällt, welcher sich durch beide Bände mit wenigen Unterechungen hindurchzieht. Dieser Timon von Berlin, ehels ein so feingesitteter, fast geleckter Gesellschaftsmensch d leisetretender Diplomat, schreibt hier nicht, wie ein hter Gentleman auch in seinen Tagebüchern schreiben sollte, sondern zum großen Theile in einem so unfeinen Stile, daß Karl Heinzen sich hätte Glück wünschen können, für seinen bostoner „Pionier" einen solchen Mitarbeiter gewonnen zu haben.

Freilich werden wir, wenn wir auf die trotzdem nach gewissen Richtungen immer wieder hervortretende humane Grundstimmung des Verfassers und die verwirrenden Einflüsse einer chaotischen Zeit auf ein nervös gewordenes Gemüth zurückgehen, manches zur Erklärung und Entschuldigung dieser jedenfalls merkwürdigen Erscheinung geltend machen können. Ehe wir dies jedoch versuchen, wollen wir mit Citaten aus dem Buche selbst den Beweis führen, daß wir mit dem, was wir oben gesagt, schwerlich zu viel gesagt haben, wobei wir übrigens natürlich die gegen den jetzigen König von Preußen gerichteten und sonstige Stellen, welche zu der bekanntlich bald nach dem Erscheinen dieser beiden Bände erfolgten vorläufigen Beschlagnahme derselben in Preußen und Sachsen Anlaß gegeben haben könnten, ganz unberücksichtigt lassen.

Varnhagen's Ausfälle richten sich ebenso wol gegen die Conservativen, die Ultraconservativen und die höhern Stände überhaupt, als gegen die Constitutionellen, die Professoren, die „mattherzigen und eigensinnigen Philister", die „deutschthümelnden Großmäuler", die „schamlosen" Beamten, das „Pfaffengesindel", das man „geradezu zum Teufel jagen sollte, wohin es gehört". Gagern erscheint ihm als ein „politisch durch und durch verdorbener Mensch", als ein „politischer Quacksalber", und im März 1849 sieht er täglich immer mehr ein, „wie der Dünkel und die Vermessenheit dieses Menschen mit seinem großen Anhang von Lumpen und Schuften — ursprünglichen oder gewordenen — Deutschland um die Früchte seiner Revolution gebracht hat". Peucker ist ihm „von Anfang ein Lump und Verräther", Radowitz ein „Gaukler", „Charlatan", „politischer Cagliostro", ein „jämmerlicher Bursche", Bassermann ein „Schuft", ein „feiger Hofschmeichler" und „Ministerlakai"; Arndt sogar erscheint ihm „nicht besser als die Schergen Napoleon's waren";

*) Vgl. Nr. 50 u. 51 d. Bl. f. 1861 und Nr. 12 f. 1862.

die Gothaer, diese „Gagernleute", gelten ihm überhaupt als „feige", „tückisch", als die „kleinmüthigsten, furchtsamsten Jämmerlinge", die preußischen Constitutionellen als „matt und knechtisch bis zur Niederträchtigkeit". Die preußischen Kammern nennt er im September 1849 nur die „Lumpenkammern", die eine Verfassung hervorbringen würden, auf die man nur werde „husten" müssen; ein andermal meint er, daß bei dem Ganzen nur eine „Schweinerei" herauskommen werde oder daß die Sache im Begriffe sei, „verludert" zu werden.

Nicht besser ergeht es den preußischen Ministern von damals; er erblickt in ihnen nur „Schelme", „Verräther", „dumme Jungen", „Jammermenschen", „gottverlassene Minister". Mitunter gelten sie ihm auch als „tückisch" und einen dieser Minister nennt er einen „Schönling, Schwächling und Frauenknecht". Das Ministerium Camphausen verdiente nach Varnhagen „wahrlich die Ruthe! Prügelstrafe ist bei uns abgeschafft, aber die Züchtigung für Kinder noch nicht"; ebenso findet er, daß Vincke, Radowitz, der „Narr" Lichnowsky und Wartensleben „zum Auspeitschen" seien; sie werden wie Schmerling, Raumer u. s. w. des Verraths und der Erbärmlichkeit geziehen. Auch die preußischen Generale sind „so dumm" wie die Minister. Das Benehmen der Professoren, darunter sogar Lachmann, Ranke u. s. w. nennt er „schändlich", sie selbst ein „Gesindel, das kein Gefühl hat für edeln Muth und hohe Würde", und ein andermal „Lakaien". Ein reactionärer beschränkter Bankier in Berlin ist ihm ein „Vieh" und Leo ein „Wütherich". Als Bugeaud stirbt, ruft er aus: „Ein Schuft weniger in der Welt!" Hassenpflug ist ihm ein „politischer Hundsfott", der General d'Aspre ein „wahnsinniges Vieh", und wie er über Haynau, Windischgrätz u. s. w. spricht und was er namentlich von dem erstern erzählt, läßt sich denken; „Judenhurkind" (Haynau's Mutter soll ein Judenmädchen, Rebekka Lindenheim aus Hanau, gewesen sein), „blutgieriges Vieh", „Bluthund", „Schinder", „elender Schinderknecht und roher Scharfrichter der Camarilla" sind die Bezeichnungen, die hier miteinander abwechseln. Als Zedlitz ihm seine „Soldatenlieder" zusendet, schreibt er: „Da schlage das Donnerwetter drein! Ich will die Tapferkeit in Ehren halten, aber diese Knechtungskriege und Freiheitsmordthaten soll kein Dichter besingen. Verflucht seien diese Verse, verflucht diese Siege!"

Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit der Verfasser der „Tagebücher" in der Sache recht hatte; aber es stimmt wehmüthig, einen Mann wie Varnhagen, welcher die deutsche Grobheit und Plumpheit sonst doch so weit überwunden zu haben schien, daß viele an seiner geleckten Eleganz sogar Anstoß nahmen, in jenes alte deutsche Erbübel zurückfallen zu sehen und sich der Befürchtung hingeben zu müssen, daß dieses Uebel unausrottbar und der Kneipenjargon den Deutschen doch der liebste ist, wenn sie glauben, unbewacht zu sein und den Frack mit dem Hausrock vertauscht haben. „Ich kann niemand jetzt vertragen, als wer den Teufel im Leibe hat!" ruft Varnhagen am 8. Mai 1848 aus; nun, dann muß man freilich sagen, daß der Teufel nicht deutscher Abstammung sein könne; denn der Teufel würde sich minder ungeschliffen, aber beißender, pikanter, sarkastischer, in einem Worte witzig-diabolischer ausdrücken. Und Varnhagen hatte doch etwas von einem Teufel, da er Diplomat war. „Il faut avoir le diable au corps, pour être bon diplomate", pflegte Nesselrode zu sagen. Wie konnte nun Varnhagen so sehr vergessen, was er der diabolischen Würde und der mephistophelischen Delikatesse eines Diplomatenzöglings schuldig war? Er hatte zwar in seinen alten Tagen statt des diplomatischen Teufels den Revolutionsteufel in sich eingelassen, da aber beide einige Blutsverwandtschaft zu haben scheinen, so hätte es dem letztern wol geziemt, etwas mehr bei den Manieren des erstern zu bleiben und ein wenig mehr die Dehors zu beobachten.

Namentlich ist Varnhagen in diesen beiden Bänden unerschöpflich an Ausfällen gegen die Verderbniß in den höhern Staats- und Gesellschaftsschichten, die man hiernach für unheilbar und unausrottbar halten müßte. Nach Varnhagen ist alles, was „seidene Kleider" trägt, nur „Pöbel". Er schreibt am 21. October 1848:

Was vernahm ich in diesen Tagen theils unmittelbar, theils mittelbar, für rohe, brutale Ausdrücke aus vornehmen Kreisen, unbarmherzige schändliche Wünsche, gemeinschlechte Denkart! Wahrlich die Bildung schwindet oben sichtbar ein, oder vielmehr der Firnis, der sie vorstellte, und darunter sind die nichtswürdigsten, rohsten Gesinnungen, die häßlichste Selbstsucht. Nächst den Vornehmen sind die Gelehrten am meisten mit von dieser Art, mancher berühmte und gelehrte Professor zeigt eine Denk- und Sinnesweise, braucht Ausdrücke, die man jetzt von keinem Karrenschieber und Gassenkehrer mehr hört. Hr. *, Hr. **, Hr. — und andere sind in dieser Weise völlig Pöbel.

Am 26. October desselben Jahres spricht er die Ansicht aus, daß, wenn ein Theil dieser Vornehmen auf Jesus Christus stolz sei, das Anrufen dieses Namens größere Lästerung sei, als je Freigeister auf ihn häufen könnten, und er fährt dann fort:

Auch ist mir nicht zweifelhaft, daß in den Aristokraten und ihrer Wuth und Härte zehnmal mehr Teuflisches ist als in allen noch so grauenhaften Ausbrüchen des Volksgrimmes. Jene haben die Bildung und den Besitz voraus, und das lebenslang ausgeübte Unrecht schmachvollen Drucks, das Volk hingegen, ungebildet und verwahrlost, hat ein Unrecht abzuwerfen, eine Schmach zu rächen; ist es ein Wunder, wenn es hierbei maßlos wird?

Am 6. December 1848 bemerkt er:

Die sogenannte gebildete Gesellschaft zeigt immer größere Schlechtigkeit und Roheit, die Unvernunft, Unwissenheit und Gemeinheit sind auf dem Gipfel; diese Klasse ist jetzt der eigentliche Pöbel. Blind soll man zu ihrer Partei stimmen, sonst ist man Republikaner, Jakobiner.

In fast noch stärkere Wuth schreibt er sich am folgenden Tage hinein; er bemerkt:

Unser politischer Zustand offenbart den größten sittlichen Verderb. Lüge und Gemeinheit treten überall mit frecher Stirn hervor; die Wahrheit, die Redlichkeit gelten nichts mehr; je höher hinauf, desto niederträchtiger ist die Gesinnung, alle sogenannte Bildung ist von niedriger Leidenschaft wie verschlungen, die hohen Herren und Damen reden wie Stallknechte und Viehmägde; mögen diese mir verzeihen, daß ich sie mit jenen

Roben vergleiche, denen nicht einmal die Entschuldigung zugute kommt, daß sie nicht besser erzogen worden. Die Lüge und Verrätherei mit der octroyirten Verfassung überschwemmt das ganze Land, die Behörden, die Philister, alles Mittelvolk ist davon ergriffen, muß oder will mitlügen, mitverrathen.

Nachdem er am 2. Februar 1849 mehrere Minister und höhere Staatsbeamte bald als „dumm", bald als „elend", bald als „schlecht", die Beamten insgemein aber als „schamlos" bezeichnet, und weiter behauptet hat, daß sich die öffentlichen Angelegenheiten in den „niederträchtigsten, schmuzigsten" Händen befänden, fährt er fort:

Alles Schlechte in den Menschen kommt jetzt zur Erscheinung, wird begünstigt, genährt, belohnt, das Gute kommt auch an den Tag, aber unter entgegengesetzten Bedingungen, verfolgt, gedrückt, gestraft. Unser ganzer Lebenszustand taugt nichts, die Bedürfnisse, die Wünsche und Strebungen, alles ist falsch gestellt, muß zum Unrichtigen, zum Verderblichen führen, das Ganze muß verändert werden. Das sehen Louis Blanc und Proudhon längst ein. Alle, die unsern Zustand im Ganzen erhalten wollen, taugen nichts.

Trotz dieser Ueberzeugung, daß alles von Grund aus geändert werden müsse, fügt er die diese Ueberzeugung aufhebende oder doch wesentlich beschränkende Versicherung hinzu: auch er sei insofern conservativ, als auch in der Umwandlung viel vorhandenes Gute sich erhalten solle, und die Umwandlung selbst keine Gewaltsamkeit zu sein brauche, sondern als sanfte Heilung geschehen könnte; aber da gegenwärtig an eine Ausgleichung, eine Vereinbarung mit der Widerstandspartei nicht zu denken sei, so sieht er nichts vor sich liegen als Krieg, entschiedenen Krieg, und da gelte es alle Vortheile des Kampfes, um zu siegen. Man sieht auf den ersten Blick, wie viele Widersprüche in einem Athem, in einem Spatium von Zeit, innerhalb dessen dem Verfasser kaum die Tinte in der Feder versiegt sein konnte, hier niedergeschrieben sind. Er will eine sociale Radicalreform nach dem Vorbilde Blanc's und Proudhon's, glaubt aber, daß dabei „viel vorhandenes Gute" erhalten bleiben, daß die Reform als „sanfte Heilung" vor sich gehen könne, und zuletzt will er doch wieder entschiedenen Krieg, natürlich auch gegen diejenigen, welche, wie er, wenigstens insofern conservativ waren, daß sie „viel vorhandenes Gute" erhalten und an dem gesellschaftlichen Zustande eine „sanfte Heilung" in Form gemäßigter Reformen und des allmählichen Fortschritts vollziehen wollten. Man sieht, daß von irgendwelcher Klarheit in diesem Punkte bei Varnhagen nicht die Rede war.

Er wird nicht müde auf dieses Thema, die „Verpestung" der Aristokratie, zurückzukommen: „Unser ganzes Regierungswesen ist verderbt, die ganze Schichte der obern Luft verpestet; auch die einzelnen Guten, die hineingerathen, sind unverzüglich angesteckt." Aehnlich schreibt er ein andermal, daß jeder dumm oder schlecht oder beides werde, wer in die obere Schicht komme; der Glanz, das Ansehen, die Einrichtung blende.

Wenn alles dies von einem Manne ausgesprochen worden wäre, der unter dem Drucke der privilegirten Klassen gelitten, der sich von ihnen ausgestoßen gefühlt oder sich principiell von ihnen entfernt gehalten und ihnen in andauernder und grundsätzlicher Weise Opposition gemacht hätte, dann würden diese Ausfälle, so maßlos sie sind, weniger auffallend erscheinen. Aber der Mann, der nach dem Jahre 1848 so herabwürdigend von der Aristokratie sprach, hatte bis dahin sich fast ausschließlich in denselben Kreisen bewegt, die er dann so rücksichtslos, als wären sie eine Pest der Menschheit, verurtheilte, ohne sie doch gänzlich zu meiden; denn mit einzelnen von ihnen, die mismuthig waren wie er und ihm Anekdoten, ehrenrührige Geschichten und Geheimmittheilungen zutrugen, blieb er in fortdauerndem Verkehr. Noch bis kurz vor 1848 bewegte er sich, in Berlin wie in Kissingen und Homburg, mit ersichtlichem Wohlgefallen in der Welt der besternten Fracks und der seidenen Roben; jedes Zusammentreffen mit einem Grafen oder Fürsten wird von ihm als ein wichtiges Ereigniß verzeichnet und jedes Zulächeln einer königlichen oder kaiserlichen Prinzessin versetzt ihn in Ekstase und dithyrambische Stimmung. Noch im Jahre 1841 dachte er von den Demokraten wie von den Aristokraten ganz anders, und nur über den Mittelstand scheinen seine Ansichten immer dieselben geblieben zu sein. Er schrieb damals:

Mit wem sollt' ich jetzt sein? Mit der unwissenden rohen Menge? Mit der überdreisten, erfahrungslosen Jugend, die das Wort in den Tageblättern führt? Wie häufig muß ich Unsinn und Frevel anhören, der mich froh sein läßt, daß solcherlei noch nicht in Schrift und Wort mächtig werden kann.

Er beklagt sich im Jahre 1840 über den „elenden" Mittelstand, in dem alles „untergehe", alles „matt und klein" werde, wo er herrsche; weit öfter entwickele sich Großes und Herrliches in den beiden Gegensätzen von Reichthum und Macht und von Armuth und Bedrängniß. Am 5. Juli 1839 spricht er von den Vorzügen der vornehmen Welt, die ihr in Betreff des geselligen Verkehrs noch lange bleiben würden; die Macht der Mittel sei ganz auf dieser Seite, die Wirkung im ganzen „ungeheuer". In seinem Tagebuchblatte vom 2. April 1837 bemerkt er:

Ueber Adel und Aristokratie ist meine neueste Wahrnehmung die: Sind die Vorzüge, welche die ersten Klassen haben könnten, aus ihnen gewichen, so sind sie in den geringern auch nicht zu finden; hier sind jetzt die Vornehmen knechtisch, aufgeblasen, geschmacklos prahlerisch; aber die Bürgerlichen, die sich zunächst an jene hinaufdrängen, sind dies alles noch weit mehr, gegen jene kann man Empörung fühlen, gegen diese nur Ekel.

Allerdings nehmen wir schon hier eine Schwenkung wahr; Varnhagen fängt bereits an, den sittlichen Gehalt der Aristokratie in Zweifel zu ziehen; aber er gibt ihr doch immer noch den Vorzug vor den übrigen Klassen, und durch seinen fast ausschließlich auf sie beschränkten geselligen Verkehr lieferte er den thatsächlichen Beweis, daß er es für eine Ehre hielt, von ihr zugelassen zu sein, und für ein Vergnügen, an ihren geselligen Genüssen und blendenden Einrichtungen theilzunehmen. War nun die Aristokratie erst plötzlich durch das Jahr 1848 so gemein und niederträchtig geworden, daß ihm jetzt erst die Augen über ihre unverbesserliche Verderbtheit aufgingen?

Hätte er nicht als Kenner menschlicher Herzen und Verhältnisse schon lange vorher einsehen können, daß die Aristokratie sich im Falle eines tödlichen Zusammenstoßes mit der Demokratie ganz so zeigen werde und müsse, wie sie sich 1848 und in den folgenden Jahren wirklich zeigte? Oder war ihm ihre Verderbniß von jeher vollkommen bekannt, und schwieg er dazu, weil es die damals allein einflußreiche Gesellschaft war, in deren Strahlen er sich sonnen konnte? Und verließ er sie aus kalter Berechnung in der Stunde, wo sich ihr Glück zu wenden und sich der Kampf der Zeit gegen sie entscheiden zu wollen schien? Warum hatte er sich nicht zu einer Zeit, wo gerade seine Stimme von größter Wirkung sein konnte, offen zu den Gesinnungen bekannt, die er in diesen spätern Tagebuchblättern niedergelegt hat? Warum war, was er öffentlich herausgab, immer im Stile jener „Katzenbriefe" geschrieben, über die sich bereits Rahel beklagte, und warum diplomatisirte er zur Zeit des ausgebrochenen Kampfes, als er die Sache der privilegirten Stände bereits im Herzen aufgegeben hatte, öffentlich noch immer hin und her, sodaß die einen ihn noch nicht gänzlich verloren, die andern ihn noch nicht gänzlich gewonnen zu haben glauben mußten?

Indeß wie falsch, zweideutig oder diplomatisch Varnhagen's öffentliches Verhalten auch gewesen sein mag, so ist doch mit Recht anzunehmen, daß er seit 1848 der Sache der Demokratie im Grunde seines Herzens aufrichtig und rückhaltlos ergeben war, weil er sich von ihr große Dinge versprach und, wie er schon 1840 schrieb, Herrliches nur von den beiden Gegensätzen von Reichthum und Macht und von Armuth und Bedrängniß erwartete. Da nun die beiden erstern Potenzen einen schmählichen und wie er glaubte nicht einmal sehr ehrlichen Bankrott gemacht zu haben schienen, so wandte er sich einer neuaufkommenden und wie er hoffte solidern Firma zu. „Was ich will, was ich erstrebe", schreibt er am 18. September 1849, „das ist die freie Entwickelung zu sehen, die Rechte des Volks, das Zerfallen des Wahns und Scheins, der Heuchelei." Ihn empören die Dinge, deren sich die europäische Staatskunst so vielfach schuldig machte, die Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten in der Welt, die Härte jener Menschen, „denen eine Heerde Rinder oder Schafe mehr Werth hat als eine Schar Arbeiter", denen „geschlagene Menschen" nichts seien, die aber wegen „ein paar eingeschlagenen Fensterscheiben" sofort Beschränkung der Freiheit forderten, die außer sich geriethen, wenn einmal ein aristokratischer Reactionär vom Volke gemaßregelt würde, die aber keinen Funken Mitleid hätten für die muthigen Männer, welche ihre Hingebung für die Volkssache mit ihrem Blute bezahlen müßten; er klagt über die Zunahme der Processe wegen Majestätsbeleidigung, während es doch, „wenn die Vornehmen an die Reihe kämen, ganz andere Dinge zu hören geben würde", und er nennt dann eine ganze Anzahl hochgestellter und hochadelicher Personen, welche die schlimmsten Dinge über den Monarchen ausgesagt und sogar in Privatkreisen seine Absetzung in Anregung gebracht hätten. Dem allem gegenüber rühmt er das Volk; er versichert, daß die Berliner da, wo sie sich frei bewegen konnten, „heldenmüthig, tapfer, großmüthig, mild, einsichtsvoll, fügsam, bescheiden und wunderbar gesittet" gewesen seien, und nur darin gefehlt hätten, „daß sie zu leicht vertrauten, zu schnell alles abgethan glaubten". Er rühmt, daß während der größten Aufregungen, im Andrange der heftigsten Leidenschaften, wo die zum Theil in Noth gerathenen untersten Klassen augenblicklich alle Macht hatten, kein Unfug verübt, kein Laden geplündert, kein Frauenzimmer beleidigt, keine unanständigen Worte gehört worden, und vom März 1848 bis November so gut wie gar keine Diebereien vorgefallen seien. Unsere ganze Hoffnung müsse auf das eigentliche Volk gestellt sein, „auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unaufhörlich erneuern". An den Umstand, daß sich damals die Bewegung noch im ersten Stadium des Enthusiasmus befand, an seine frühere Wahrnehmung, daß, wenn die ersten Klassen um ihre höhern geistigen Vorzüge gekommen seien, auch das Volk nichts tauge, denkt er dabei nicht zurück, und die mancherlei tumultuarischen Scenen, die Katzenmusiken, die zwar nichts sehr Schreckliches, aber doch auch sehr kindischer Art sind, die berüchtigten Auftritte vor dem Schauspielhause, die zwecklose Zeughausplünderung, die plebejischen Angriffe auf die Hotels irrthümlich wohlmeinender Minister wie dasjenige Auerswald's u. s. w., kurz all jener Unfug, dem sich die untersten Klassen Berlins aus bloßer Lust am Skandal so gern überlassen und dessen sie sich auch später bei sehr feierlichen Anlässen schuldig machten, störte ihn in seinem guten Glauben nicht.

Wir verkennen durchaus nicht die volle Berechtigung der Motive, welche Varnhagen dazu veranlaßten, der von ihm behaupteten Verderbniß der höhern Klassen die vergleichsweise größere Unverdorbenheit, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit des Volks gegenüberzustellen: wir haben selbst oft genug in d. Bl. die höhere moderne Gesellschaftsbildung als Firnis und bloßes Tapetenwerk bezeichnet, hinter dem der nagende Wurm geschäftig sei; wir meinen nur, daß Varnhagen in eigenthümlicher Verblendung ebenso fehl geht, wenn er in den untern Schichten lauter Tugendmuster, als wenn er in den obern, in deren Kreisen er sich früher ja so wohl gefühlt hatte, lauter Schufte erblickte. Ein Blick auf die Vergangenheit Preußens hätte ja Varnhagen zeigen können, daß der Adel dem Lande nicht ausschließlich nur beschränkte und übermüthige Junker und herzlose Hofdamen, sondern auch in ansehnlicher Zahl sehr tüchtige Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Dichter geliefert hat, selbst die beiden Humboldt abgerechnet, die nicht zu den alten Geschlechtern und dem eigentlichen Landesadel gehörten. Freilich, wie sich alles in der Welt endlich einmal ablebt, so ist es auch möglich, daß sich die ursprüngliche Kraft des Adels im Bratkessel der modernen Interessen und Conflicte verkocht und verdunstet oder sich in sich selbst erschöpft hat.

Varnhagen hatte sich um diese Zeit so tief in die Bewegung verrannt, daß er jedesmal fast verstimmt nach Hause gekommen zu sein scheint, wenn er in den Straßen

Berlins keinem Volksauflauf begegnete, daß er die rüde-
sten und dabei zügellosesten Ausbrüche der Volkswuth und
jeglichen Gassenskandal unbedingt in Schutz nimmt, daß
er, der noch im Jahre 1841 mit der „unwissenden rohen“
Menge und der in den Tageblättern das Wort führenden
„überdreisten erfahrungslosen Jugend“ nichts zu thun
haben wollte, in den Jahren 1848 und 1849 nur solche
Blätter und politische Pamphlete lobt und empfiehlt, welche
im radicalsten Tone geschrieben sind; alle übrigen sind ihm
„erbärmlich“. Die Musen und Grazien, denen er früher ge-
huldigt, verlassen ihn; sein Radicalismus nimmt von Monat
zu Monat, von Woche zu Woche, man möchte fast sagen von
Tag zu Tag eine herbere Gestalt an. Er überwindet seine
aristokratischen Neigungen und Gewohnheiten so weit, daß
er mit Barrikadenhelden und Volksführern zweideutigsten
Charakters sympathisirt, und es geschieht ihm dann schon
recht, wenn er zur Strafe dafür später in seinen eigenen
Tagebuchblättern von einem oder dem andern derselben
berichten muß, daß er in den Dienst der Reaction über-
getreten sei. Indem er sich so an den ersten besten weg-
wirft und gerade auf solche seine Hoffnung setzt, welche
am meisten schreien und lärmen, verräth er mindestens
einen gerade bei ihm besonders auffallenden Mangel an
Menschenkenntniß. Während andere, die in der Jugend
maßlos und besinnungslos auf das Bestehende losstürm-
ten, in ihren höhern Jahren ruhiger, milder und beson-
nener werden, kehrte sich dieses ehrwürdige Naturgesetz —
denn für ehrwürdig erlauben wir uns es zu halten —
bei Varnhagen um: er sucht in seinem hohen Alter an
Ungestüm und Rücksichtslosigkeit die ungestümsten und rück-
sichtslosesten jugendlichen Stürmer mehr und mehr zu
überbieten.

Indeß fehlt es auch nach dieser Seite hin bei Varn-
hagen nicht an Widersprüchen und Unklarheiten; er schreibt
z. B. am 1. November 1848:

> Mich dünkt, die Demokraten verstehen ihre Sache schlecht;
> sollten erst auf der Stufe des constitutionellen Königthums
> den Fuß fassen, ehe sie weiter steigen; auf der hätten sie Tau-
> sende von Gesinnungsgenossen, die ihnen jetzt entgegen sind, hät-
> ten schöne Verschanzungen, die ihnen jetzt fehlen.

Dieser Rathschlag ist, vom rein politischen Stand-
punkt, gewiß sehr richtig; aber er verträgt sich schlecht
mit Varnhagen's wiederholten Ausfällen auf alle Vertre-
ter des Constitutionalismus und Parlamentarismus, und
es ist vollkommen gewiß, daß Varnhagen alle diejenigen
Demokraten, welche sich dieser von ihm selbst vorgeschla-
genen Uebergangs- und Scheinpolitik bequemt hätten,
sofort der Lauheit, des Verraths und des Abfalls von
der Sache beschuldigt haben würde. Ueberhaupt hat er
an der Demokratie manches auszusetzen; am 23. April
1849 sagt er geradezu: „Die Volkssache ist leider auch
nicht rein und reif“, und ein andermal schreibt er: „Die
Demokraten halten gut zusammen und einigen sich; hebt
man den Zwang auf, sehen sie sich wieder freier, so
tritt auch wieder die Zwietracht ein und jeder hat wieder
seinen besondern Willen, der sich geltend zu machen sucht.“
Diese Bemerkung ist sehr richtig und besonders für die
deutsche Demokratie zutreffend; und ebenso richtig ist die
damit in einem gewissen Zusammenhange stehende Tage-
buchbemerkung vom 9. Februar 1849:

> Ich habe mir überlegt, daß es am Ende den Volksfreun-
> den nützlicher ist, in den Kammern eine starke Opposition zu
> sein, als die Mehrheit zu haben. Denn im letztern Falle müß-
> ten sie den Gang der Dinge leiten, und auf dem angewiesenen
> Boden ist das die größte Schwierigkeit u. s. w.

Was würde man erlebt und wie würden die Urtheile
Varnhagen's über die Unfähigkeit auch der Demokratie
gelautet haben, wenn jemals ein Ministerium aus der
äußersten Linken gebildet worden wäre!

Ja, es war sicherlich ein Glück für die damalige De-
mokratie, daß sie nicht in die Verlegenheit kam, Positi-
ves zu schaffen und daß sie durch die Gewalt der Um-
stände auf die bloße Opposition beschränkt blieb. Es ging
ihr in dieser Hinsicht wie Varnhagen selbst. Aber die Demo-
kratie ging doch kräftig und kühn heraus, ja so unbesonnen,
daß sie die Karten dem Gegner, der daraus seinen Nutzen
zu ziehen wußte, nur zu offen hinhielt; denn der Deutsche
ist bei seiner Halb- oder Unreife in politischen Dingen
geschwätzig und selbstgefällig und denkt im allgemeinen
wunder was geleistet oder erreicht zu haben, wenn er
seine individuelle Meinung offenbart und sein bischen
politische Weisheit ausgekramt hat. Varnhagen begnügte
sich damit, daß er seinen Mismuth in den Busen einer
vertrauten Person oder in zierlichen Lettern auf das schöne
weiße Papier seines Tagebuchs ausschüttete. Er geht
zwar im Juni 1848 damit um, seine Gedanken und
Vorschläge in Betreff der öffentlichen Zustände in einer
besondern Schrift zu veröffentlichen, aber er verzichtet dar-
auf, da er entweder darin seinen wahren Sinn nicht
offenbaren, oder wenn er ihn offenbarte, seiner eigenen
Sache nur schaden würde. Dann ruft er aus: „Ja, wenn
ich Abgeordneter sein könnte, auf diesem Boden würde
ich gewiß meine Schuldigkeit thun.“ Aber er scheint nicht
einmal die Kammern viel besucht zu haben; denn nach-
dem er am 2. April 1849 dort gewesen war und natür-
lich alles außer dem einen oder andern Oppositionsredner
abscheulich gefunden hatte („Brandenburg hat ein stupides
Aussehen“, schreibt er, „Manteuffel ein spitz lauerndes,
Heydt dümmlich unbedeutendes“ u. s. w.), bemerkt er weiter:

> Ich war von der Hitze wie gekocht, von der Spannung
> todtmüde. Ich hatte großentheils stehen müssen. Mir ist es
> doch lieb, einmal dort gewesen zu sein. Alle Tage solcher An-
> strengung hielt ich nicht aus. Was das Reden und Debattiren
> betrifft, da hatte ich wol das Gefühl, es mit den andern
> aufnehmen zu können. Ich habe oft auf meinem Zimmer für
> wenige Zuhörer völlige Parlamentsvorträge gehalten.

Nun, zwischen solchen Parlamentsdebatten unter weni-
gen, auf den Hausherrn alle möglichen Rücksichten neh-
menden Personen in einem Privatzimmer und zwischen
den Parlamentsdebatten vor einem gefüllten Hause, wo
die Leidenschaften ganzer Parteien gegeneinander stoßen,
ist denn doch wol einiger Unterschied. Dies mochte Varn-
hagen im stillen sicherlich auch fühlen. Der Hauptgrund
aber, weshalb er der Verlegenheit, als Ministerialbeamter
oder Abgeordneter eine öffentliche politische Rolle zu spielen,

vorsichtig sich entzog, ist in der von ihm gehegten Besorgniß zu suchen, daß er sich wie alle andern sehr bald abnutzen werde, und in dem Bewußtsein, daß er mit seinem Schwanken zwischen altpreußischem Monarchismus und neupreußischem Demokratismus, wie zwischen Constitutionalismus und Republik, mit seiner Abneigung gegen die „ekelhafte Deutschthümelei", mit seiner Sympathie für die Italiener, Polen, Magyaren u. s. w. und mit seiner heimlichen Vorliebe für die socialistischen Träume St.-Simon's, Proudhon's und Louis Blanc's weder ein bestimmtes noch ausführbares Programm aufstellen könne. *) Seine Fähigkeiten zu einem praktischen Staatsmanne müssen wir in der That sehr bezweifeln. Seine geringe Befähigung in dieser Hinsicht zeigen schon seine politischen Weissagungen, die sich fast alle nicht erfüllten. Gerade der Fall von Wien scheint ihm den Sturz des Hauses Lothringen anzuzeigen; er glaubt an den Bestand der Republik in Frankreich, er meint, daß Ludwig Napoleon wol gern Kaiser werden möchte, aber nicht die Gaben dazu habe, daß demnächst ein Stoß kommen müsse, welcher ihn beseitigen werde u. s. w. Als ob er nicht wüßte, daß zu jedem Kriege auch ein casus belli gehöre, fordert er unverzüglich zum Kriege gegen Rußland und zum Anschluß an Frankreich auf. Später freilich wandte er sich diesem mehr ab, als er wahrnahm, daß Odilon-Barrot gerade „so schlecht geworden wie unsere Bassermann, Welcker, Auerswald, Vincke, Camphausen und all das Gelichter", als ihm der Anblick der Entartung der Regierenden in Frankreich den Ausruf entlockt: „Das ganze Geschlecht dieser lügnerischen Gewalthaber muß ausgerottet werden, diese Leute der Staatsämter, der Börse, der pfiffigen Ränke- und Beutemacher, die sich jeder Regierung zu dem schlechtesten Dienst und gemeinsten Lohn anbieten, wie Lakaien und Kuppler!" Wenn er ferner für die demokratischen Bewegungen eine Bürgschaft des Erfolgs darin erblickt, daß man ja glücklicherweise sehen könne, „wie täglich neue Namen auftreten", so glauben wir, daß sich auch darin Varnhagen getäuscht habe. Es traten eben, und zwar allerdings täglich, nur zu viele „neue Namen" auf, es waren nur zu viele Wortführer und Lärmmacher auf dem Platze; jedes kleine Ländchen, jedes Hauptstädtchen, ja fast jedes kleine Landstädtchen hatte seinen O'Connell, wenn nicht mehrere, und da die meisten von ihnen nur einen beschränkten Kreis von Anschauungen beherrschten und selbstgefällige Schönredner ohne praktische staatsmännische Ideen waren, so war ein allgemeines Stimmengewirr davon die Folge, in welchem die wenigen Vernünftigen überschrien wurden.

*) In dem Tagebuchblatt vom 28. August 1849 finden wir jedoch etwas, was, wenigstens in Bezug auf die deutsche Frage, wie eine Art politisches Programm aussieht. Varnhagen bemerkt nämlich: „Man kommt mehr und mehr dahin, die Freiheitssache als das erste anzusehen, die Deutschheit als zweites aufzustellen und das Preußenthum erst als drittes gelten zu lassen. Das ist die wahre Rangordnung." Früher lautete bei ihm die „Rangordnung" gerade umgekehrt. Im Jahre 1836 war Varnhagen noch so exclusiv, ja aggressiv preußisch, daß er sogar die Erwerbung Hollands durch Preußen als ein Glück für jenes und als eine Nothwendigkeit für dieses bezeichnete.

Im übrigen treffen wir begreiflicherweise auch auf eine sehr große Menge einzelner Bemerkungen, welche von richtiger Beobachtung zeigen oder doch der Erwägung werth sind. Er bemerkt z. B. über die Nationalitätsfrage am 24. Mai 1848:

> Mehr als durch gleiche Abstammung und Sprache gehören die Menschen zusammen durch gleiche Staatsformen, Gesetze, Sitten und Einrichtungen, der Religion und höhern Geistesbildung zu geschweigen. Daher können sehr wohl Theile des einen Volks in den Umkreis des andern aufgenommen werden, in diesem begnügt und glücklich sein, und dies um so mehr, je größere Vortheile die Einbürgerung gewährt, je freier die Verfassung, je trefflicher die Gesetze, je reicher die Lebensquellen sind. Mögen immerhin Deutsche in Frankreich mitleben, Slawen in Deutschland, Italiener und Franzosen der Schweiz angehören, dies wird kein Unglück sein, und überall eine haarscharfe Scheidung vorzunehmen, wird zur Unmöglichkeit. Daher dürfen die Ansprüche, welche die Staaten als solche machen, nicht unbedingt hintangesetzt werden dem Anspruche der Volksthümlichkeit. Einige Tausende von Polen werden es sich immer gefallen lassen müssen, die Ausründung Preußens zu bilden, die Deutschen in Livland und Siebenbürgen werden den Zusammenhang mit dem großen Vaterlande, das sie verlassen haben, schwer wieder anknüpfen, die Czechen können aus der Einschließung durch Deutsche nicht mehr heraus. Möchte man diese einfachen Wahrheiten bei den jetzt überall schwebenden Völkerbewegungen nicht aus den Augen verlieren! Der Grundsatz der Volksthümlichkeit ist hoch zu achten, besonders wo diese zu eigener Staatsbildung schon gediehen ist, aber als einzige Unterlage der letztern nicht anzunehmen. Unsere besten Völker sind Mischvölker, die Franzosen und Engländer vor allen, die Deutschen sind es großentheils; ein noch sehr urstämmiges Volk — einige Tatarenmischung abgerechnet — sind die Russen, aber wie tief stehen sie noch! Die Polen, auch ein in seinem Kern ursprünglicher Volksstamm, leben nur noch als Unterdrückte, und die Juden, das reinste, unvermischteste Volk auf der Erde, haben sogar den Boden verloren, auf dem sie heimisch waren. Zeichen genug, daß es Höheres gibt, als die Naturverwandtschaft!

Eine sicherlich sehr richtige Bemerkung ist auch folgende: „Alles in dem heutigen Zustande beweist, daß die Völker und Staaten von Europa schon wesentlich ein gemeinsames Leben führen, das einzelne Leben von jenem bedingt und geregelt wird. In Paris, Frankfurt, Wien und Berlin derselbe Zustand, auch in London und Petersburg wirkt dies Gemeinleben ein" u. s. w. Damit in Uebereinstimmung bemerkt er ein andermal: „Daß wir auf Frankreich warten müssen, auf das übrige Europa, darin liegt keine Schande für uns, das ist einmal der Zuschnitt der neuern Geschichte. Wir Deutsche stehen nicht an der Spitze, wir sind nicht die erste Reihe!"

Die beiden ersten Bände der Tagebücher waren noch reich an interessanten Mittheilungen und Urtheilen über literarische und ästhetische Gegenstände; im dritten und vierten flossen sie schon spärlich, in den beiden vorliegenden sind kaum noch welche anzutreffen. Varnhagen hat sich so in die Politik eingesponnen, daß er am 28. August 1849 schreibt:

> Hundert Jahr! Ganz Deutschland feiert den heutigen Tag, Goethe ist sein größter Name seit Luther. Heil und Segen seinem Andenken! Aber der Zustand der Nation tödtet jeden Sinn für Festfreude, ich empfinde sie wirklich nicht. Und Weiber sind's, die den Helden jetzt feiern!

Und als er erfährt, daß er gegen seinen aufgeklärten

chenen Willen in den Fünferausschuß des Goethe-Vereins gewählt worden sei, ruft er aus:

Was das für Dinge sind! Treiben ihre eitle Philisterei unter dem Glanznamen Goethe's, als ob es nicht dieses Jahr 1849 wäre, in dem wir leben. Echte Byzantiner! Der Untergang der Nation steht vor Augen, und sie denken an literarische Festlichkeiten.

Man sieht hieraus doch, daß Varnhagen's Geist von dem Genius Goethe's nur oberflächlich befruchtet war, oder man müßte alle Politik zum Henker wünschen, wenn sie einen solchen bösen Zauber zu üben vermag, daß selbst ein Varnhagen, zum politischen Fanatiker geworden, aller Kunst und Poesie absagt, den barbarischen Neigungen einer Zeit das Wort redet und alle mühsam errungenen Resultate geistiger Entwickelungen aufs Spiel setzen hilft.

Oasen mit herzerquickendem Quellengeriesel und weichem Lufthauch gibt es in diesen beiden Bänden voll glühenden politischen Samums nur wenige. Zu den Stellen, welche uns die schon von früher her bekannten liebenswürdigern Seiten des Varnhagen'schen Charakters und seine von Haus aus weiche und humane Natur in wohlthuender Weise erkennen und empfinden lassen, gehören einige Selbstbetrachtungen, darunter folgende vom 6. December 1849:

Ich fühlte nachmittags eine große Verstimmung. In die Erinnerung früherer Zeiten versunken, empfand ich eine unaussprechliche Sehnsucht nach jenen Gestalten, Verhältnissen, Vorgängen. Alle Ströme dieser Sehnsucht vereinigten sich auf Rahel, die ich mit heißen Thränen anrief! Aber auch die Jugendfreunde umfaßt' ich in treuer Liebe, sowie die Männer, die mir Lehrer, Führer, Vorbilder waren; ich verlangte sie alle zurück, ich wollte sie wiederhaben, um nochmals mit ihnen zu leben, das Versäumte nachzuholen, das Misgerathene zu bessern. Vergebens! Düstere Nacht deckt sie alle; und der trübe, naßkalte Tag, der im Thauen zu Schmuz werdende Schnee, die schwere dunkle Luft bieten in der Gegenwart keine Hülfe und Tröstung, die sie mir in Rahel, Neumann, Harscher, Wolf u. a. so reichlich geboten wären. Und auch das herrliche, mir so unaussprechlich theure Jahr 1848 ist schon völlige Vergangenheit, die Fäden sind zerrissen, sein Leben verkriecht sich — für jetzt — in Geschichtserinnerung! Ich habe mich gestählt und fühle mich vertrauend und muthvoll, gebe nichts auf und tröste manchen Verzagenden, aber es hilft nichts, an manchen Tagen brechen alle Stützen ein, und ich fühle mich zusammensinken in Schmerz und Sehnen. Heut ist ein solcher. Ich muß es über mich ergehen lassen!

In solchen Betrachtungen vorzugsweise bewährt sich auch des Verfassers Meisterschaft im Stil. Einen freundlichen Eindruck macht ferner die kurze in dem Tagebuche unter vom 30. October 1848 enthaltene Beschreibung eines Spaziergangs:

Mit Ludmilla den schönsten Spaziergang gemacht. Ueber die Linden und durch den Thiergarten, dann die Dessauer Straße zu Ende ins Freie, wo Bauten und Erd- und Wasserarbeiten betrieben werden; ein werdender Marktplatz, ein schönes Wasserbecken, himmelblau, dahinter eine frisch grünende Wiese, die ganze Gegend von goldenem Sonnenschein überflossen. Ich sprach mit einem Aufseher der Arbeiten, nachher mit den Arbeitern bei der Ramme, die mir sehr gefielen, rüstige, schöne junge Männer mit frischen Gesichtern von gutem Ausdruck, und die angestrengt ihr Werk förderten. Sie gaben mir verständige Auskunft, bescheiden und freimüthig, und brachten mir ein Hurrah, nach schon eingeführter Sitte, wofür ihnen eine kleine Erfrischung gereicht wird. Ich sprach auch noch mit andern Erdarbeitern, und überall fand ich guten Sinn. Nirgends hört man unanständige Worte, sieht man Betrunkene. Und wie arbeiten sie! und das in jedem Wetter! Wie hart werden diese braven Leute in der Regel behandelt, wie schändlich verleumdet!

Welche bittere Erfahrungen mußte inzwischen Varnhagen gemacht haben, bis er nur ein Jahr später dahin kam, das Menschengeschlecht im ganzen ein „heilloses Gewürm" zu nennen, freilich mit dem humanen Zusatze:

Doch darf man nicht aufhören, die Menschen zu lieben, sie zu bemitleiden, an ihrer Besserung zu arbeiten, ihrer innern und äußern. Und mit sich selber muß man anfangen, da hat man alle Tage genug zu thun.

Nur ist als sicher anzunehmen, daß, je mehr man dazu gelangt, sich selbst zu erkennen und in seiner Besserung fortzuschreiten, man auch um so weniger geneigt sein wird, solche summarische Verdammungsurtheile über andere auszusprechen, wie wir sie so zahlreich in den vorliegenden beiden Bänden antreffen. Der Deutsche scheint hierzu im allgemeinen nur zu sehr aufgelegt zu sein; mit derselben Gemüthsruhe und Kaltblütigkeit, womit der König von Dahomey Hunderten von Menschen den Kopf abschlägt, vernichtet er den moralischen Ruf seiner Nebenmenschen mit einer einzigen wegwerfenden Bemerkung seiner spitzen Zunge. Kommen ein paar solcher Todtschläger zusammen, dann Gnade allen denen, welche unter das Schneidewerk ihrer Zungen gerathen! Es ist dies sicherlich, bei allem anscheinenden moralischen Ernst, ein frivoles Verfahren, eine Gewohnheit, in der sich wenig von der gerühmten deutschen Gemüthlichkeit und Gewissenhaftigkeit spüren läßt. Zum Theil hängt dies mit dem theoretischen Eigendünkel zusammen, von dem sich so viele Deutsche beherrschen lassen, mit dem Wahne, der Welt zu imponiren und ihr seine Ueberlegenheit zu zeigen, wenn man andere recht unbarmherzig durchhechelt, mit der Einbildung, allein recht zu haben, alles am besten zu wissen, zu verstehen und auch machen zu können, wenn man nur wollte. Deshalb findet man auch in keinem andern Lande so viel unfruchtbares, eigensinnig absprechendes Raisonnement als bei uns.

In Norddeutschland jedoch scheint jene Menschenart, von der wir sprachen, besonders zu Hause zu sein, und nicht am wenigsten in Berlin. Man sieht aus Varnhagen's „Tagebüchern", wie wegwerfend jeder von dem andern dachte, jeder über den andern loszog, jeder den andern der Dummheit oder der Schurkerei beschuldigte, jeder von dem andern Anekdoten erzählte, die geeignet waren, ihn lächerlich zu machen. Selbst solche, die den triftigsten Grund hatten, den König und das Königthum oder das gerade am Ruder befindliche Ministerium in aller Weise zu unterstützen, trugen ärgerliche Geschichten herum, welche die Autorität des Königs schwächten und das Vertrauen auf die Befähigung der Minister von vornherein untergruben. So wurden alle Stellungen gelockert und unsicher gemacht, so gelangte man von selbst zu jenem Standpunkt des politischen Pessimismus, um nicht zu sagen Nihilismus, der sich in diesen Tagebüchern kennzeichnet. Varnhagen selbst bemerkt einmal: „Keiner der Kerls kann

den andern leiden, keiner hat die geringste Zuneigung für den König." Dieser, man sieht es, war von allen Seiten verlassen und verrathen, auch von denen, die ihm Dank schuldeten und die er für seine treuesten Freunde halten mochte. Alexander von Humboldt wagte bei Hofe seine Stimme nicht oder doch nicht männlich und offen genug zu erheben, wenn er aber von Hofe kam, z. B. zur Fürstin Pückler-Muskau, so machte er, wie Varnhagen erzählt, „die traurigste Schilderung von dem Hofe in Potsdam". Dieser wie einige andere dem Hofe nahestehende Personen und ab- und zureisende Fürsten, Grafen und Cavaliere waren auch die Hauptzuträger Varnhagen's, der wieder und immer wieder auch auf die phantasiereiche Bettina von Arnim hört und sich von ihr angebliche Briefe des Königs vorlesen läßt, obschon er bereits im Jahre 1845 manchen ihrer Erdichtungen (unter anderm in Betreff eines angeblich an sie gerichteten Schreibens des Königs), Unwahrheiten und Aneignungen des Verdienstes anderer auf die Sprünge gekommen und im März 1848 in Verstimmung von ihr geschieden war.

Eine merkwürdige Unterredung des Königs mit dem Fürsten X. wollen wir hier noch einschalten:

Der König sprach unter anderm davon, daß es jetzt eine böse Zeit sei, daß es früher doch für alle Welt besser gewesen, worüber man eigentlich zu klagen gehabt? X. solle es ihm doch mal sagen! Dieser, um doch etwas zu sagen, nannte den Druck in Glaubens- und Kirchensachen, da fuhr der König heftig los: „Und das sagen Sie mir, der ich, wie Friedrich der Zweite, jeden nach seiner Façon selig werden lasse, der ich ganz tolerant bin? Wie wenig streng ich bin, das können Sie gleich sehen, ich habe ja Humboldt bei mir! Freilich, wenn ich die Wahl habe, ist mir ein guter Christ lieber, als wer keinen rechten Glauben hat. Ueberdies werden jetzt viele Leute, die früher Atheisten waren, gläubige Christen, wie Florencourt, von dem Radowitz mir es schon vorausgesagt hatte, daß in dessen Atheismus der Keim des vollen Glaubens stecke." X. wußte gar nichts von dem Manne, den der König so rühmte. Der König fuhr fort und sagte, solche Verwandlungen würden häufig werden, infolge von Gottes Strafgerichten, denn es sei offenbar, daß Gott seine Hand eine Zeit lang abziehen wolle von der Welt, und diese ihrem eigenen Bösen überlasse, es werde jetzt ein paar Jahrhunderte geben der Verwilderung, wie nach der Völkerwanderung.

Der König wälzte ohne Zweifel die Schuld dem aufsässigen, von Gott abgefallenen Volke zu, aber er bedachte, wie es scheint, nicht, daß ja das Königthum als Monopolinhaber aller Regierungsmittel seit Jahrhunderten die Körper und Seelen der für unmündig erklärten Unterthanen in Händen gehabt und die weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten in souveränster Weise geleitet und überwacht hat. Man wird also die Resultate dieser Erziehung, wie sie auch ausfallen, sich als sein eigenes Werk gefallen lassen müssen.

Die vorliegenden Bände, welche für die Liebhaber politischer Aufzeichnungen sicherlich eine sehr anziehende Lectüre bilden, würden unter andern Umständen in vieler Hinsicht Nutzen stiften können; aber wir glauben, daß ihre unmittelbare Wirkung nicht eine so beträchtliche sein werde, als manche davon erwarten. In Zeiten, wo sich die Parteien auf Tod und Leben bekämpfen, ist keine sehr geneigt, Moral anzunehmen und ernstlich an ihre Besserung zu denken; es kommt in solchen Zeiten jeder ja nur darauf an, durch alle Mittel, welche ihr zu Gebote stehen und welcher Art sie auch seien, und um jeden Preis ihre selbstischen Zwecke zu erreichen. An Angriffe und Ausfälle gewöhnen sich die dabei betheiligten Personen ohnehin, und da Varnhagen hier die ihm misliebigen Zeitgenossen gleich rottenweise der Dummheit, der Verrätherei oder Schurkerei bezichtigt, so wird jeder einzelne wahrscheinlich das ihm gewordene Verdammungsurtheil sich nicht sehr kümmern lassen und sich doch in nicht ganz schlechter Gesellschaft zu befinden glauben, da er sein Schicksal mit seinen Parteigenossen ohne Ausnahme theilt. Wenn Hunderte von Sündern zugleich am Pranger ausgestellt sind, so verliert zuletzt auch das Publikum die Lust und die Geduld, sich ihre Namen und das Verzeichniß ihrer Sünden zu merken, und sein richtiger Instinct läßt es ahnen, daß der Richter nicht immer recht gesprochen, sondern auch viele Unschuldige oder weniger Schuldige mit verurtheilt haben müsse. Man müßte ja auch an der Welt und namentlich an der Zukunft Deutschlands ganz und gar verzweifeln, wenn man annehmen müßte, daß alle Menschen, die nicht entschieden zu den Radicalen gehören — und auch diese sind ja vom Fleisch und Blut unserer Generation und mit denselben Trieben und Säften genährt —, wirklich so dumm oder schurkisch wären, wie Varnhagen sie schildert, welcher bei keinem der von ihm Geschmähten auch nur guten Willen und ehrliche Absichten voraussetzt. War Varnhagen zuletzt doch gänzlich unfähig geworden, sogar solche Ansichten, denen er selbst bis zum Jahre 1848 und bis in dieses hinein gehuldigt hatte, bei andern mit der humanen Milde zu ertragen, die einem gesitteten Manne, einem Gentleman geziemt und die er für sich selbst von andern in Fällen abweichender Meinung forderte.

In späterer Zeit dagegen, wenn die brennendsten Fragen der Gegenwart in einer oder der andern Weise gelöst sein werden, können diese Bände wol Frucht für die innere Reinigung der Stände und Parteien abwerfen, insofern man dann nur gewisse aus dem Werke sich ergebende Gesichtspunkte der allgemeinen politischen Moral festhält und, was sicherlich auch geschehen wird, die vielen Uebertreibungen oder Einseitigkeiten Varnhagen's auf ihre rechte Quelle und ihr rechtes Maß zurückzuführen weiß. Auch die Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit haben sicherlich vieles übertrieben und zu sehr ins Schwarze gemalt; aber die Fäulniß im ganzen haben sie richtig charakterisirt, und der Zerfall des römischen Reichs hat gezeigt, wie recht sie hatten. Möge nur der in Varnhagen's „Tagebüchern" lodernde düsterrothe Schein keinen Untergang, sondern einen Aufgang verkündigen!

Hermann Marggraff.

Die Insel Rügen.

1. Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. I. Rügen 1168. Mit einer Karte des alten Rügen und einem Grundriß von Arkona. Von Otto Fock. Leipzig, Veit und Comp. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.
2. Die Insulaner. Rügianisches Charakterbild. Von Philipp Galen. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Die „Rügensch-Pommerschen Geschichten" von Otto Fock (Nr. 1) verdienen auch in d. Bl. einer lobenden Erwähnung. Gewichtig durch tiefgehende historische Studien und anziehend durch Darstellung und geschmackvolle Form, stellt dieses fleißig und sorgsam gearbeitete Gemälde uns nicht nur die Geschichte der Länder zwischen Elbe und Ostsee, Eider und Oder in einem klaren Bilde vor und vergegenwärtigt uns die wunderlichen Kämpfe, welche auf diesem Gebiete im Mittelalter zwischen Germanen und Slawen ein Jahrhundert lang gekämpft wurden, lebendig und anschaulich; sondern löst auch sehr erhebliche Streitfragen der Geschichte auf überzeugende und befriedigende Weise. Zu diesen streitigen Fragen gehört besonders die: ob Germanen oder Slawen (Wenden) jene Gebiete besaßen, in welchen vom Jahre 1000—1200 das Vordringen sächsischer Stämme auf so merkwürdigen, heldenmüthigen und schwer bewältigten Widerstand stieß. Viele Historiker, Fabricius, Kosegarten, Giesebrecht u. a., haben nämlich den Satz aufrecht erhalten, daß die wendischen Ostseeländer zur Zeit ihrer Unterwerfung unter das Reich, also um die Mitte des 12. Jahrhunderts zwar von slawischen Herren und Fürsten regiert wurden, im ganzen aber noch von den germanischen Urstämmen der alten Bevölkerung bewohnt wurden, und daß die germanische Einwanderung daher eine bloße Phrase sei. Diesen Satz widerlegt der Verfasser aufs unzweideutigste, indem er sowol aus schriftlichen Urkunden, wie aus Thatsachen, Namen von Flüssen, Bergen und Orten, unwiderleglich nachweist, daß die ganze Bevölkerung dieser Länder um 1150 rein slawisch (wendisch) war und die so bestrittene deutsche Einwanderung wirklich stattgefunden, ja selbst vom Rhein und Holland her Colonien herbeigeführt habe. Wir halten diesen Streitpunkt durch ihn für völlig festgestellt.

Der Cultur- und Sittenzustand Rügens zur Zeit der deutschen Eroberung ist ferner ein Gegenstand seiner gründlichen Forschung, und seine Darstellung desselben, überall mit anziehenden Belegen unterstützt, stellt uns das wunderliche Bild einer barbarischen, von Priestern beherrschten Republik für sich wohnender Bauern ohne Städte dar. Jedermann kennt Arkona, jene große Burg der Rügianer auf steiler Meeresklippe, auf der der letzte Freiheitskampf der Rügier, den der Verfasser so lebenvoll schildert, ausgefochten wurde. Sehen wir, wie der Verfasser sie in ihrer Glanzperiode uns zeichnet:

Die Stadt Arkona (Saxo nennt sie urbs, sagt uns aber zugleich, daß sie im Frieden unbewohnt, also ein befestigter Zufluchtsort für den Krieg war) liegt auf dem hohen Scheitel eines Vorgebirgs, das auf drei Seiten durch natürliche, mauerähnliche Abstürze, die ein Pfeilschuß von unten nicht erreicht, geschützt und von drei Seiten vom Meere umflossen wird. Nur gegen Westen erhebt sich ein hoher Wall, unten von Erde, oben von Pfahlwerk, das mit Erde ausgefüllt ist; ein befestigter Gang führt zu einem Quell außerhalb, und ein einziges Thor führte in die Feste; über diesem ragte ein gewaltiger Thurm empor, der die Stanitza, das heilige Banner des Swantewit, verwahrte, den Belagerern in unerreichbarer Höhe.

Wie richtig diese Beschreibung Saxo's ist, erweist vollkommen der heutige Zustand von Arkona, nur daß der Flächeninhalt der Burg doppelt oder dreifach so groß zu denken ist, als er heute, vom Meere rings beengt, noch ist. In der Mitte des innern Raums der Feste stand der Tempel des Swantewit mit den Wohnungen des Hohepriesters, der Tempeldiener und der 300 Köpfe starken Tempelgarde; hier auch fanden die Flüchtlinge von Wittow und die 500 Mann, welche Karenz (Garz) als Hülfstruppen sandte, Unterkunft. Die ganze Besatzung mochte mit diesen 12—1500 Mann betragen; die Belagerer unter König Waldemar waren mindestens zehnfach so stark und wandten länger als drei Wochen alle Erfindungen der damaligen Belagerungskunst umsonst gegen die unbesiegliche Feste an, bis am 14. Juni 1168 ein Pommer unten am Erdwall einen Spalt entdeckte, von dem aus er Feuer an das trockene Pfahlwerk legen konnte. So wurde die Feste bezwungen und die Besatzung genöthigt, die Bedingungen anzunehmen, die Bischof Absalon vorschrieb — voran die Zerstörung des Tempels und die Annahme des Christenthums. Hierauf fiel dann auch Karenz, mit seinen Tempeln des Rugiwit, Borwit und Porenutz, welche verbrannt wurden. Seitdem blieb Rügen in dänischer Abhängigkeit. Wir dürfen diese in jeder Hinsicht treffliche Schrift namentlich auch den Historikern von Fach als eine werthvolle Quellensammlung empfehlen.*)

Ganz dasselbe, was das eben erwähnte Werk auf dem Wege historischer Entwickelung erstrebt, nämlich ein vollständiges Bild der Eigenthümlichkeiten in Natur und Nationalität von der Insel Rügen uns vorzuführen, bemüht sich Philipp Galen in seinem vierbändigen Product „Die Insulaner" (Nr. 2) auf dem Wege einer romantischen Darstellung zu erreichen. Er sieht hierbei allerdings von den frühern Zuständen ab und hat nur die Gegenwart im Auge, indeß sein Vorgänger diese auf jenen ältern und geschichtlichen Zuständen zu gründen bestrebt ist. Philipp Galen ist uns aus seinen Leistungen bekannt; das Gemüth gibt in allen seinen Arbeiten den Grundton an; er schreibt mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande, und eben deshalb gilt er vielen als ein liebenswürdiger Erzähler. Gegen dies Prädicat haben wir nichts zu erinnern; allein er geht standhaft rückwärts in allem, was dem Gedanken und der kunstgerechten Erfindung, was dem stilistischen Reiz angehört. Er producirt nichts Neues weder in den Charakteren noch in der Situation; er hört sich selbst zu viel, hält zu viel Selbstgespräche und versäumt darüber die Plastik seiner Bildungen, ihre selbständige, ihre positive Gestaltung. Er

*) Inzwischen ist der zweite Band dieses Werks („Stralsund und Greifswald im Jahrhundert der Gründung") erschienen. D. Red.

hat den Fehler, fortwährend auszusprechen, was der Leser sich selbst sagen kann; er traut ihm nichts, gar nichts zu und verfällt damit in die größte Sünde, die ein Autor begehen kann: er wird langweilig!

Wir haben dies schon bei Gelegenheit seines „Emery Glandon" getadelt, und müssen leider sagen, daß sein Stil seitdem in dieser Hinsicht nur noch erheblichere Rückschritte gemacht hat, wie es uns zu ergehen pflegt, wenn wir übeln Gewohnheiten nicht den Damm ernsten Willens entgegensetzen. Der Stoff seiner Erzählung und die sehr einfache Charakteristik seiner drei Insulaner war in einem Bande vollkommen erschöpft; der Autor macht vier starke Bände daraus, eine Operation, die natürlich ohne eine ganz unnatürliche Breite der Erzählung nicht möglich ist. Der Plan derselben ist an sich einfach gut. Drei berliner Künstler, Maler, Musiker und Schriftsteller, verbinden sich zu einer Sommervilleggiatur auf Rügen, lernen hier drei eingeborene, angesehene Grundbesitzer und ihre Familien kennen, treten zu diesen in allerlei Verhältnisse, durchstreifen mit ihnen die Insel und ihre Nebeneilande, begraben den einen ihrer Bekannten, verloben sich mit den Verwandten der andern und gründen so ihr Glück. Was kann einfacher sein? Die Insulaner sind kernige, tüchtige, aber etwas täppische Naturen, die berliner Künstler sprechen viel von Malerei, Musik und Dichtung — wobei wir jedoch nur das Allergewöhnlichste zu hören bekommen und abermals die Erfahrung machen, daß unsere heutigen Erzähler, je weniger positives Wissen ihnen beiwohnt, um so lieber von den schönen Künsten sprechen — und lassen uns dabei die wirklichen Naturschönheiten der Insel gründlich genießen. Dafür sind wir dem Verfasser allerdings zu Dank verpflichtet, seine Erzählung aber können wir auf keine Weise loben. Es fehlt uns gar nicht an Sympathie für eine ruhige, gemüthliche und gemächliche Darstellung, ja wir sind dem überreizten Vortrag vieler unserer Erzähler, wie Hoefer, Heyse u. s. w. sogar abhold; allein ein so unglaublicher Grad von Bequemlichkeit, Breite und Flachheit, wie ihn sich der Verfasser angeeignet hat, fordert den kritischen Unwillen doch mächtig heraus. Von diesem nachlässigen Sichgehenlassen könnten wir hier die sonderbarsten Proben geben; allein jedermann weiß, wie weit man hierin kommt, wenn man einmal alle Prüfung darüber aufgegeben hat, ob das, was wir in der Feder haben, auch die Mühe des Setzers und Druckers lohnt! Wir bitten Philipp Galen, diese von ihm seit langem vernachlässigte Prüfung wieder aufzunehmen. Vielleicht begegnet es ihm dann auch, seinen Charakteren wieder einige Bedeutung zu geben und sie aus ihrer Nichtigkeit emporzuheben. Unter allen den Gestalten, welche er in diesen vier Theilen uns vorführt, entdecken wir nur in dem wilden Strandkerl Halling einen Anfang von Charakterzeichnung, und diese Figur, eine Art von Duodezausgabe eines Gerstäcker'schen Hauptspitzbuben und Seeräubers, ist die einzige interessante Gestalt des langen Romans. Ihm wird sein Recht zu Theil, nachdem ihn Heinrich Markholm von Versteck zu Versteck verfolgt hat. Unter den Frauen ist Allwining, das Naturkind, die beste Gestalt; wir nehmen an ihrem Schicksal wenigstens einigen Theil, indeß das Los der andern mit Einschluß der ewig langen Krankheitsgeschichte Karl Melm's, uns keinerlei Theilnahme abgewinnen kann. Was das Gebiet der Ideen betrifft, so bringt es der Verfasser nicht weiter als zu dem Lehrsatz: daß es des Menschen Aufgabe sei, Gutes zu thun und überall Sonnenschein und Wärme zu verbreiten, wo Dunkelheit und Kälte herrscht: ein Satz, den man in unsern Tagen wol etwas obsolet finden dürfte. Der Excurse über die Kunst, welche im ersten Theile ein Hauptthema bilden, haben wir schon gedacht. Sie kommen alle darauf hinaus, daß die Kunst heutzutage nach Brote geht, daß die Zukunftsmusik ein Rückschritt sei, daß für Geld alles Lob wie Tadel zu haben und daß die Kritik eine feile Dirne geworden sei u. s. w. Es sei der Zeitgeist, meint der Verfasser, daß die Kritik schreibe, was ihr in die Feder kommt. Wir bitten den Verfasser jedoch, nicht zu schreiben, was ihm in die Feder kommt, und versichern ihn, daß er sich dann über die Kritik nicht zu beschweren haben wird. 4.

Biographisches.

Wie es auf den höhern Stufen des geistigen Lebens für den Praktiker ein Genuß ist, sich von Zeit zu Zeit dem Einzelnen, Concreten und Individuellen zu entwinden und im Reich der Begriffe oder auf dem Schauplatz des Schönen sich zu bethätigen, so ist es auch dem Denker sowol wie dem Dichter ein Bedürfniß, aus der Welt seiner innern Anschauungen, seiner Theorien wie seiner Ideale dann und wann herauszutreten und an einzelne concrete Erscheinungen des Lebens sich mit warmer Hingabe anzuschließen. Ein pickender Vogel, im Waldesdunkel belauscht, ein bescheidenes Blümchen am Abhange eines Felsens stehend, ruft uns dann in sinnig-ernster Sprache zu, an dem Wirklichen uns zu ergötzen, im Allgemeinen des [illegible] nicht zu vergessen. Was aber kann uns wol mehr anlocken, was uns reichlicher lohnen als ein stilles Versenken in ein reiches Menschenleben? Dem Ringen und Schaffen, dem Drängen und Kämpfen der uns umgebenden Natur stehen wir immer fremd gegenüber und selbst die beseelte Thierwelt läßt nur einzelne Blicke zu in den bunten Widerschein innerer Zustände. Nur des Menschen Inneres ist uns eigentlich erschlossen. Das beredte Wesen seiner äußern Erscheinung, seine Sprache und Schrift, vor allem aber das Verständniß unserer eigenen tiefinnersten Natur zeigt uns hier das reichste schönste Leben. Dies gilt auch von den drei Männern, deren wir jetzt zu gedenken haben:

1. Ernst Moritz Arndt's Leben, Thaten und Meinungen [illegible] einigen seiner geistlichen und weltlichen Lieder. Ein Buch für das deutsche Volk. Von Wilhelm Baur. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriftenvereins. 1861. 8. 12 Ngr.
2. Ernst Moritz Arndt, ein Buch für das deutsche Volk von Hermann Rehbein und Robert Keil. Lahr, Schauenburg u. Comp. 1861. Gr. 16. 12 Ngr.
3. Aus dem Tagebuche eines christlichen Platonikers. Ein Vermächtniß von Valentiner. Mit dem Bilde des Verfassers. Hamburg, Nestler und Melle. 1861. Gr. 12. 1 Thlr.
4. Erinnerung an J. Ulrich Benker, seinerzeit Rector der thurgauischen Cantonschule. Stimmen aus seiner Gedankenwelt nebst einer Skizze seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von einem seiner Schüler. Frauenfeld, Huber. 1861. 12. 24 Ngr.

Arndt, der deutsche, kernhafte Mann, der Hüter nationaler Ehre und Selbständigkeit ist der Gegenstand der ersten beiden

Schriften, nur mit dem Unterschiede daß Nr. 1 vorzugsweise Volksschrift sein will und deshalb das Leben Arndt's auf den Hintergrund der Volksgeschichte zeichnet, während Nr. 2 mehr für solche berechnet ist, die mit der Wirksamkeit und dem Geiste Arndt's schon vertraut, in gedrängter Schilderung (51 S.) „das Wesen, Leben und Wirken des greisen Patrioten und Sängers von Rügen" sich zum vollen Verständniß bringen wollen. Um dies nun möglichst vollständig zu erreichen, ist im zweiten Theile letztgenannter Schrift auch auf Arndt's Dichtungen besonderes Augenmerk gelenkt worden. Nr. 3 ist ein eigenthümliches Buch. Pastor Valentiner, zuerst Prediger an der Kirche St.-Petri in Kopenhagen, dann in Heiligenhafen, endlich zu St.-Marien in Flensburg, mußte politischer Verhältnisse wegen im Jahre 1850 sein Amt aufgeben und lebt seitdem als Privatlehrer in Hamburg. Seine Schrift zerfällt in kirchliche Reden, Reisebilder, Tischreden und in ein Tagebuch. Wie sich nun schon aus dem Umstande ergeben wird, daß des Verfassers Tagebücher bis auf 20 Bände angewachsen sind, so hat derselbe in der That ein sehr beschauliches Leben geführt und „wie andere die Gedanken zu Dingen und Sachen gestalten, worin sie ihre Praxis bethätigen, so verwandelt er Sachen und Gegenstände zu Gedanken". Das Buch enthält manchen anregenden Gedanken und man kann bei aller Hinneigung des Verfassers zu einer mystischen Auffassung des Lebens das Porträt desselben nur mit Theilnahme betrachten. Nr. 4 bietet die Gedankenwelt eines reichbegabten Schulmanns, des Rectors Benker an der thurgauer Cantonschule aus der Hand eines seiner Schüler dar. Die Schrift zerfällt in die kurze Biographie Benker's und in Betrachtungen über ethische Gegenstände, über Schule und Wissenschaft, Religion, Christenthum und Kirche. Wenn wir nun auch glauben, daß bei der eigenthümlichen Darstellungsweise der Leserkreis dieser Schrift sich über den Schülerkreis Benker's nicht weit ausdehnen wird und daß die Probleme der Erziehung durch die neuere Psychologie eine schon viel bestimmtere Gestalt angenommen haben, als sie hier erscheinen, so wollen wir doch keineswegs die hohe Bedeutung Benker's, welche er der Wissenschaft, wie nicht minder der Praxis gegenüber gehabt habe, in Zweifel ziehen. 58.

Zur Geschichte des russischen Feldzugs von 1812.

Geheime Geschichte des Feldzugs von 1812 in Rußland von Sir Robert Wilson. Aus dem Englischen von Julius Seybt. Leipzig, Gumprecht. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel klingt lockend genug. Zwar haben wir über den Feldzug von 1812 in neuester Zeit wichtige Aufschlüsse durch manches bedeutende Werk erhalten, aber noch immer liegen Quellen über diese und die folgenden großen Begebenheiten verborgen, die uns erst erschlossen werden sollen, und der General Wilson, welcher schon während des Kriegs von 1806—7 im russischen Feldlager war, den Frieden von Bukarest 1812 zu Stande bringen half und dann im Hauptquartier nicht blos ein Augenzeuge der wichtigsten Ereignisse blieb, sondern auch in kritischen Fällen mehrfach zu Rath gezogen wurde, wie er denn als Vertrauensmann des Kaisers oft vermittelnd und entscheidend in die feindlichen Gegensätze eingriff, war wol dazu berufen, eine Geschichte des Kriegs zu schreiben, weil er die verborgenen Triebfedern und den Zusammenhang der Dinge besser kannte, als mancher andere. Dennoch hat er seine Mittheilungen, eben weil sie viele persönliche und höchst zarte Verhältnisse berührten, nicht veröffentlicht, und erst jetzt, zwei Jahre nach seinem Tode, sind sie erschienen. Wir nehmen sie mit gespannter Erwartung auf.

Der Herausgeber stellt als Einleitung eine kurze Biographie Wilson's voran. Wir ersehen daraus, daß er der nachfolgenden Darstellung bereits im Jahre 1825 für die Veröffentlichung nach seinem Tode die gegenwärtige Form gegeben hat. Das russische Tagebuch, so nennt er es, beginnt mit vorläufigen Bemerkungen über die Ursachen des Kriegs 1812. Es zählt die bekannten auf, hebt aber auch hervor, daß Napoleon wol gefühlt, daß er nimmer im Frieden regieren konnte, daß der Friede unverträglich sei mit seiner politischen Existenz. Seine Macht war durch das Schwert gewonnen und konnte nur durch das Schwert aufrecht erhalten werden. Die kriegsgeschichtliche Darstellung des englischen Generals wird den Leser durch Besonnenheit, Klarheit und reifes Urtheil ansprechen; doch folgen wir ihr bei so allgemein bekannten Thatsachen nicht Schritt für Schritt, sondern wollen nur diejenigen Punkte in derselben hervorheben, welche den Titel rechtfertigen und das Werk zu einem werthvollen Beitrag für die Geschichte jenes ewig denkwürdigen Kriegs machen.

Wilson kam erst in Smolensk in das russische Hauptquartier, nachdem er, wie schon bemerkt, bei den Friedensverhandlungen zwischen der Pforte und Rußland thätig gewesen. Die erste Depesche, welche er an den englischen Gesandten beim Kaiser Alexander, Earl Cathcart, abgehen ließ, ist vom 22. August und enthält den Bericht über die Räumung von Smolensk und die Schlacht von Walutina Gora. Viele vertrauliche Mittheilungen sind als solche besonders bezeichnet. Sie bespricht besonders die Eindrücke, welche die Begebenheiten und die russische Armee auf den General gemacht. Er fand die russischen Generale im offenen Zwiespalt mit dem Oberbefehlshaber Barclay, dessen Ausweichen vor einer Entscheidungsschlacht sie heftig tadelten, weil er dadurch dem Feinde so viele Provinzen schon geräumt habe. (Vgl. Toll's „Denkwürdigkeiten" in Nr. 36 d. Bl. f. 1859.) Mehrere Generale theilten Sir Robert Wilson mit, daß sie dem Kaiser den Wunsch der Armee nach einem neuen Anführer zu erkennen geben, zugleich aber auch im Namen des Heeres die Erklärung abgeben wollten, „daß man jeden von Petersburg eintreffenden Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen und die Eindringlinge als Freunde zu behandeln (was man für den wahren Grund der rückgängigen Bewegungen Barclay's im Einverständniß mit der Politik des Grafen Rumjanzow ansah), so betrachten würde, als sprächen sich darin nicht die wirklichen Gefühle und Wünsche Sr. Majestät aus, sondern als wäre er Sr. Majestät durch falsche Darstellungen oder äußere Nöthigungen abgelockt worden; daher werde die Armee fortfahren, ihr Versprechen zu halten und den Kampf fortzusetzen, bis der Eindringling über die Grenze zurückgeworfen sei". Kein russischer Offizier durfte es wagen, eine solche Botschaft an seinen Souverain zu überbringen, man bat also den General Wilson darum, welcher nur einwilligte, um den unvermeidlichen schmerzlichen Eindruck zu mildern, den das Anhören eines solchen Auftrags auf den Kaiser machen würde. Als er nach Petersburg kam, befand sich der Kaiser in Begleitung des englischen Gesandten gerade in Åbo, wo er mit dem Kronprinzen von Schweden zusammentraf und die Verhandlungen zum Abschluß kamen, welche die russische Armee in Finnland verfügbar machten und die Mitwirkung Schwedens sicherten, wogegen Schweden unter der Garantie Englands Norwegen zugesichert erhielt. Außerdem ward Bernadotte die Krone Frankreichs in Aussicht gestellt, denn Kaiser Alexander hatte in seiner Gegenwart gesagt, er werde, wenn Napoleon gestürzt würde, den französischen Thron für erledigt halten, und auf des Kronprinzen Frage, wer ihn alsdann besteigen solle? mit bedeutsamem Nachdruck und einer Neigung des Hauptes geantwortet: „Der Würdigste!"

Nach der Rückkehr des Kaisers hatte Wilson Audienz und entledigte sich seines Auftrags, wobei Alexander, welcher bereits Kutusow zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, selbst die Bahn brach. Es galt freilich auch die weitergehende Erklärung der Generale, und der Kaiser verfärbte sich mehrere male bei Wilson's Auseinandersetzung. Als dieser schwieg, trat eine Pause von mehreren Minuten ein, Alexander ging an ein Fenster, um sich zu fassen, dann küßte er nach russischem Brauch Wilson auf Stirn und Wange und sagte: „Sie sind der einzige Mann, von dem ich eine solche Mittheilung anhören konnte und würde." Hierauf vertheidigte er Rumjanzow, der misverstanden werde und

den er nicht ohne Noth opfern wolle. „Ich bin zu bedauern", sagte er, „denn ich habe in meiner Umgebung wenige Personen, die eine gesunde Erziehung genossen haben oder von festen Grundsätzen erfüllt sind; der Hof meiner Großmutter hat die ganze Erziehung des Reichs verdorben, indem er sie auf die Erlernung der französischen Sprache, französischer Frivolität und Laster, vorzüglich des Hazardspiels, beschränkte." In einer zweiten Audienz, auf welche Wilson verwiesen wurde, um des Kaisers Entschluß zu hören, gab er diesem, den er scherzend Monsieur l'ambassadeur des rebelles nannte, für die Armee seinen festen Entschluß kund, den Krieg gegen Napoleon fortzusetzen, solange noch ein bewaffneter Franzose sich diesseit der Grenze befinde; in der Wahl seiner Minister hielt er jedoch seine Machtvollkommenheit aufrecht. Die erstere Versicherung wiederholte er, als er Wilson zur Armee abreisen ließ, wo dieser als englischer Commissar bleiben sollte; er fügte bei seiner Ehre hinzu, daß er mit Napoleon keine Unterhandlungen anknüpfen oder gestatten werde, „eher wolle er sich den Bart bis an den Nabel wachsen lassen und Kartoffeln in Sibirien essen". Zugleich ermächtigte er Wilson ausdrücklich mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht und Einfluß zum Schutz der Interessen der kaiserlichen Krone in Einklang mit diesem Versprechen zu vermitteln und einzugreifen, so oft er eine Neigung oder Absicht bemerkte, ihnen zuwiderzuhandeln oder sie zu benachtheiligen. Es ist allerdings eine eigenthümliche Stellung, welche der Kaiser dem Fremden dadurch zu seinen Generalen einräumte; Wilson hat aber Gelegenheit gefunden, wirklich im angegebenen Sinne einzugreifen. In der weitern Darstellung theilen wir sein Urtheil über Kutusow, welchen, wie der Kaiser dem General sagte, der russische Adel gewählt hatte, um den Ruhm der russischen Waffen zu retten. Die Schlacht von Borodino haben wir allerdings besser in andern Werken gelesen; interessant ist aber der Vergleich, welchen der Verfasser zwischen ihr und der von Preußisch-Eylau anstellt, welcher er ebenfalls beigewohnt hat. „Eylau war eine Paradeschlacht: jede Armee war auf freiem Raume aufgestellt, mit einer Fronte von nicht mehr als zwei englischen Meilen Länge (bis abends, wo die Franzosen einen Versuch machten den linken russischen Flügel zu umgehen und ihn in den Rücken zu nehmen, den aber die Preußen vereitelten); sämmtliche im Gefecht befindliche Truppen sahen sich nicht blos vollständig, sondern waren kaum eine halbe Kanonenschußweite auseinander. Borodino war eine Schlacht, aus einzelnen Gefechten zusammengesetzt, auf einem von Anhöhen und Gründen vielfach durchbrochenen Terrain, was der Aufstellung ein ungeordnetes Aussehen gab; daher sagte auch Bennigsen: Eylau sei eine bataille rangée und Borodino eine bataille dérangée." Wir möchten eher sagen, Eylau war noch eine Schlacht im alten Stil des vorigen Jahrhunderts, während Borodino die neuere Schlachtentaktik zeigt.

Kutusow erklärte seinen Generalen bei seinem Rückzuge auf Moskau, daß er diese Stadt, die aufzugeben er nicht wagen dürfe, zu decken und zu vertheidigen beabsichtige, und es gelang ihm, Rostoptschin, den Gouverneur von Moskau, mit der festen Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit seiner Absichten zu erfüllen. Rostoptschin hatte sich, wie uns Wilson verbürgt, zu dem Entschlusse bekannt, wenn die russische Armee Moskau nicht vertheidigen wollte, alle Behörden und Bewohner zusammenzuberufen, um eine allgemeine und von den Behörden geregelte Feuersbrunst anzuordnen, ein Opfer, das, hoffte er zuversichtlich, ihr Patriotismus unweigerlich bringen werde. Deshalb verlangte und erhielt er von Kutusow ein feierliches Versprechen, „bei den weißen Haaren seines Hauptes beschworen", ihn drei volle Tage vorher zu benachrichtigen, wenn in seinem Entschluß zur Vertheidigung Moskaus eine Aenderung eintreten sollte. Kutusow hielt sein Versprechen nicht und Rostoptschin verzieh ihm das nie. Er mußte nun seine Maßregeln unter der Hand treffen und die That gewann dadurch einen ganz andern Charakter, als wenn sie vor dem Einmarsch der Franzosen als eine großartige Kundgebung des Patriotismus von der ganzen Bevölkerung ausgegangen wäre. Rostoptschin brachte aber selbst noch ein Opfer. Er besaß das Schloß und Dorf Woronowo, wo er alles, bis auf die Stallgebäude, mit Pracht und Luxus im seltensten Maße ausgestattet hatte; dort bewirthete er noch Bennigsen, Jermolow und andere Generale, mit Wilson und seinem Adjutanten, Lord Tyrconnel; vor dem Abmarsch aber erschien eine Deputation der Dorfältesten, welche ihm erklärten, daß die ganze Gemeinde mit ihm abziehen werde und um Erlaubniß bitte, auf eins seiner Güter nach Sibirien zu ziehen. So geschah es; das ganze Dorf, 1700 Seelen, folgte den Truppen. Der Graf ließ ihre Erklärung in drei Sprachen an die Kirchthüren schlagen, vertheilte dann brennende Fackeln an seine Gäste und Freunde und vermochte sie, in alle Zimmer des Schlosses Feuer zu werfen. Wilson führte er in sein Schlafgemach: „Dort steht mein Hochzeitbett", sagte er, „ich kann es nicht über das Herz bringen, es anzuzünden, Sie müssen mir diesen Schmerz ersparen." Erst als er das ganze übrige Zimmer in Brand gesteckt, erfüllte Wilson seinen Wunsch. Das Feuer der Vorposten hatte schon begonnen, Rostoptschin stand vor seinen Ställen, über deren Eingängen kolossale Abgüsse der Rossebändiger von Monte-Cavallo standen, und als der letzte derselben zusammenbrach, rief er: „Jetzt ist mir leicht ums Herz!" Eine Inschrift, die er den Franzosen hinterließ, sagte: „Ich habe acht Jahre gebraucht, um diesen Edelsitz auszuschmücken, wo ich im Schos meiner Familie ein glückliches Leben geführt. Die Bewohner dieses Gutes, 1720 Seelen, verlassen es bei eurer Annäherung und ich zünde freiwillig das Haus an, damit es nicht durch eure Anwesenheit befleckt werde. Franzosen, ich überließ euch meine beiden Häuser in Moskau mit ihrem Inhalt, eine halbe Million Rubel an Werth. Hier findet ihr nur Asche."

Die Lage der französischen Armee war allgemein bekannt, jeder Einsichtsvolle überzeugt von ihrem unvermeidlichen Schicksal, wenn sie nicht durch diplomatische Künste gerettet würde. Daher schrieb Graf Woronzow von seinem Krankenbett an Wilson: „Ich bitte Sie dringend, verhindern Sie durch jedes in Ihrer Macht stehende Mittel jede Unterhandlung, da Napoleon zu Grunde gehen muß, wenn er den Rückzug versucht." Kutusow war nur zu geneigt, dem Feinde goldene Brücken zu bauen. Am 4. October früh überbrachte ein Kosack an Wilson, der sich in Miloradowitsch's Bivouak begeben, von Bennigsen und mehreren andern eine dringende Aufforderung, sofort ins Hauptquartier zurückzukehren, weil Kutusow schriftlich eingewilligt habe, mit Lauriston um Mitternacht jenseit der russischen Vorposten zusammenzukommen. Wilson vereitelte mit großer Energie, gestützt auf die ihm gegebene Ermächtigung des Kaisers, durch seine dringenden Vorstellungen erst unter vier Augen, dann im Beisein des Herzogs Alexander von Würtemberg, Oheims, und des Herzogs von Oldenburg, Schwagers des Kaisers, auch des Fürsten Wolkowski, diese Zusammenkunft, und Lauriston wurde eingeladen im Hauptquartier zu erscheinen, wo natürlich sein Antrag eines Waffenstillstandes scheiterte. Wilson hielt sich verpflichtet, das alles dem Kaiser in einer besondern Depesche zu melden, und Alexander ertheilte seinem Feldherrn nicht blos eine Rüge, sondern schärfte ihm von neuem ein, alle Unterhandlungen mit dem Feinde und alle Beziehungen zu ihm, die zum Frieden führen könnten, zu vermeiden; er wiederholte ihm, „daß er diesen von ihm angenommenen Grundsatz von Kutusow in seiner größten Ausdehnung und in der strengsten und unbeugsamsten Weise beobachtet zu sehen wünsche". Kutusow durfte nun freilich nicht mehr unterhandeln, aber er versäumte fortan absichtlich jede Gelegenheit, den Feind zu vernichten, wie wir schon durch andere Zeugen wissen und hier von neuem bestätigt sehen. Wilson befand sich bald darauf bei dem Dochturow'schen Corps, welches detachirt worden war, um eine scheinbar unvorsichtig vorgeschobene feindliche Abtheilung zurückzuwerfen; er erkannte aber, daß diese nicht ohne Unterstützung sein könne, seine Absicht, sich erst von der Lage zu überzeugen, ehe etwas unternommen werde, ging durch, und wirklich war es die ganze französische Armee, welche Moskau verlassen hatte, um auf einer an-

dern Straße, als welche sie hergezogen, Rußland zu verlassen. Wie thätig Wilson in der Schlacht von Malo Jaroslawetz, welche diesen Plan vereitelte, gewesen, wie er selbst eine reitende Batterie im Galop vorgeführt, um den Anmarsch der feindlichen Avantgarde zu hemmen, lesen wir ausführlich. Der Vicekönig Eugen hat ihm später selbst in Mantua erzählt, daß er beim ersten Schuß erschrockener zusammengefahren, als er je in seinem Leben gewesen, denn er habe auf der Stelle die verhängnißvollen Folgen gesehen. Und wirklich war eine Stunde gewonnen, ehe Eugen seine Artillerie vorbringen und die Ordnung wiederherstellen konnte, eine hochwichtige Stunde für die Russen.

Nach Kutusow's Eintreffen auf dem Schlachtfelde kam der Prinz von Oldenburg zu Wilson geritten und fragte nach dem Feldmarschall. Wilson wies auf einen Baum in der Ferne, dort werde er wol sein. „Nein", antwortete der Prinz, „das ist nicht möglich, ich habe soeben eine Granate dort vorbeifliegen sehen." Wenn auch nicht gerade treffend, ist diese Aeußerung doch bezeichnend für die Meinung über Kutusow. Statt zu verfolgen, ging dieser auch nach der Schlacht zurück, die Vorstellungen des englischen Generals entschieden abweisend. „Ich habe Ihnen schon erklärt", sagte er, „daß ich keineswegs sicher bin, ob die Vernichtung Napoleon's und seines Heeres eine solche Wohlthat für die Welt sein würde; seine Nachlassenschaft würde nicht an Rußland oder eine der andern Continentalmächte fallen, sondern an die Macht, welche bereits die See beherrscht und deren Herrschaft dann unerträglich sein würde." Er war entschlossen, wenn der Feind gegen seine neue Aufstellung vorgehen würde, sich bis hinter die Oka zurückzuziehen, zum Glück blieben aber die Franzosen unerklärlicherweise unthätig. Als diese dann ihren Rückzug gezwungen auf der alten Straße nahmen, trat Kutusow's Widerwille gegen kräftiges Handeln immer mehr hervor und Wilson schickte vom Schlachtfelde von Wiäsma, wo abermals so viel versäumt wurde, einen seiner Adjutanten mit einem Bericht über alles, was sich seit dem Kampf bei Malo Jaroslawetz ereignet, über die Weigerung Kutusow's bei Wiäsma, gegen den im heftigsten Gefecht mit Miloradowitsch begriffenen Feind vorzurücken, und über die Unzufriedenheit der Armee, welche sich entehrt, wenn nicht verrathen fühlte, an den Kaiser. Geändert wurde aber dadurch nichts. Die Leiden des Rückzugs, zu denen hier einige neue Züge geliefert werden, die grausame Behandlung der Gefangenen, welche der englische General als Augenzeuge mit gerechter Entrüstung schildert, übergehen wir, unsere Leser haben davon wol schon zu viel gehört. Nur eine Geschichte wollen wir Wilson nacherzählen. Er befand sich mit Bennigsen und dessen Stabe auf dem Marsch, als sie auf eine von Kosacken escortirte Colonne von 700 ganz nackten Gefangenen stießen; unter diesen erregte ein junger Mann durch sein Aussehen besondere Aufmerksamkeit. Ein russischer Offizier von hohem Range — unter dem ist Text Großfürst Konstantin genannt — fragte ihn, ob er sich unter den gegenwärtigen Umständen nicht den Tod wünsche, und als dieser es bejahte, versicherte er ihn seines tiefsten Mitleids, da aber Hülfe und Rettung unmöglich sei, wolle er ihm, wenn er wirklich sofort zu sterben wünsche, als Beweis seiner Theilnahme den Todesstreich geben, er möge sich nur auf den Rücken legen! Vergebens protestirte Wilson und wollte den Gefangenen überhaupt um jeden Preis retten, vergebens jagte er zu Bennigsen, der etwas vorausgeeilt war: der Todeshieb fiel, welcher das Haupt vom Rumpfe trennte, und der hohe Offizier ließ sich auch späterhin nicht überzeugen, daß er etwas Tadelnswerthes gethan. Wir überlassen dem englischen General die Verantwortung dieser Mittheilung.

Kutusow hatte erklärt, er werde in Krasnoi nicht länger die Rolle des Fabius spielen, sondern das Schwert des Marcellus ziehen; aber er blieb der erstern treu, und ließ angesichts von Krasnoi und während man jede Bewegung des abziehenden Feindes sehen konnte, statt ihn anzugreifen, die Armee, durch deren Reihen schon das Rachegeschrei: Moskau! Moskau! lief, ein Bivouak beziehen, wodurch er dem Feinde wiederum einen unschätzbaren Vorsprung zur Vereinigung seiner Corps gönnte. Gegen Morgen des andern Tags griff Bennigsen an und verkündigte Kutusow die gewisse Vernichtung des Feindes, wenn er die ursprünglich angeordnete Bewegung erlauben wolle. „Wer schickt Sie?" fragte Kutusow. „Der General selbst von der Wahlstatt", hieß es, „wir erwarten nur den Befehl Euer Excellenz, um ganz allein Krasnoi und alles, was drinnen und draußen ist, zu nehmen." — „Sagen Sie Ihrem General", erwiderte Kutusow, „indem er sich in seiner Droschke umkehrte, „je m'en f...!" Dem englischen General, der ihm ebenfalls Vorstellungen machte, und ihn an seine eigene Aeußerung erinnerte, daß durch das einzige Wort: Marsch! der Krieg binnen einer Stunde zu Ende sein werde, entgegnete er trocken: „Sie hatten meine Antwort in Malo Jaroslawetz!" Die allgemeine Unzufriedenheit ging bis auf die Kosacken herab. „Ist es nicht eine Schande", sagte einer in Wilson's Beisein, als sie die Straße mit Flüchtlingen im hülflosen Zustande weithin bedeckt sahen, „daß der Feldmarschall diesen Gespenstern erlaubt, so ruhig von ihren Gräbern wegzuschleichen?" Bei Dobroie wurden viele Wagen genommen, darunter Davoust's, in welchem sein Marschallstab war und ein Fourgon mit Karten und Plänen, nicht blos von Rußland und der Türkei, sondern auch von Centralasien und Ostindien, wohin Napoleon's weitergehende Pläne: ein Schutz- und Trutzbündniß mit Alexander nach dem Frieden zu einem Zuge nach Hindostan, reichten. Als der Kaiser später zu Wilson davon sprach, daß er vielleicht England sein indisches Reich gerettet habe, wagte dieser um jenen Fourgon zu bitten; der Kaiser aber lehnte es scherzend ab, derselbe sei in der Staatskanzlei ganz gut aufgehoben. „Ich habe mich gewundert", setzte er hinzu, „daß Sie ihn bei Krasnoi nicht in die Luft sprengen ließen, als sie ihn nicht fortbringen konnten. Sagen Sie mir, haben Sie und Cathcart nicht Befehl, alle Fabriken anzuzünden, sobald wir nach Preußen und Deutschland kommen?" Alexander kannte die englische Politik.

Ehe der Verfasser an die letzte große Katastrophe geht, holt er in seiner Darstellung nach, was bei den Flankenarmeen geschehen, und wirft einen Rückblick auf die bisherigen Operationen, dann schildert er ausführlich den Uebergang über die Beresina und zählt die Fehler auf, welche beiden Theilen dabei von der militärischen Kritik zur Last gelegt worden sind. In Wilna traf am 23. December Kaiser Alexander ein und der englische General blieb nun bei dessen Person. Alexander ließ sich herbei, ihm die Beweggründe seines bisherigen Verhaltens gegen Kutusow auseinanderzusetzen, nachdem er Wilson für seinen Eifer und daß er ihm stets die Wahrheit gesagt, die er von keinem andern erfahren hätte, gedankt. „Ich weiß", sagte er, „daß der Feldmarschall nichts gethan hat, was er hätte thun sollen, nichts gegen den Feind, was er hat vermeiden können. Alle seine Siege sind ihm aufgezwungen worden. Er hat einige seiner alten türkischen Streiche gespielt (was der Kaiser damit meinte, erklärte er Wilson später privatim), aber der moskauer Adel unterstützt ihn und besteht darauf, in ihm den Träger des nationalen Ruhms dieses Kriegs zu sehen. Ich muß diesen Mann daher in einer halben Stunde (der Kaiser machte hier eine Pause) mit dem Großkreuz des Georgenordens schmücken und dadurch die Statuten desselben verletzen, denn es ist die höchste Ehre und bisjetzt die reinste des Reichs. Doch ich will Sie nicht einladen anwesend zu sein, ich würde mich zu gedemüthigt fühlen; aber ich habe keine Wahl, ich muß mich einer Nothwendigkeit fügen!" So sprach der Selbstherrscher aller Reußen. Mit der Ansprache des Kaisers an seine Armee vom 13. Januar 1813 und einigen Betrachtungen über den Feldzug schließt das von Seybt fließend und gewandt übersetzte Werk, das für die Geschichte jenes ewig denkwürdigen Kriegs ein interessanter Beitrag ist.

Karl Gustav von Berneck.

Novellen von A. E. Brachvogel.

Aus dem Mittelalter. Historische Erinnerungen von A. E. Brachvogel. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Indem ich diese Anzeige zweier neuer Novellen von Brachvogel der neulichen Recension des „Trödlers" von demselben Verfasser (Nr. 25 d. Bl.) folgen lasse, kann ich nicht umhin das Bedenken zu hegen, ob der Verfasser nicht doch seine poetischen Erzeugnisse allzu rasch producirt, um immer etwas wirklich Bedeutendes und Bleibendes zu leisten. Dieses Bedenken wird durch die vorliegenden zwei Novellen wenigstens nicht widerlegt. Bei aller Anerkennung der gesunden Welt- und Lebensanschauung, wie sie sich in diesen beiden Erzählungen ausspricht, kann doch nicht geleugnet werden, daß sie in ästhetischer Beziehung über das gewöhnliche Niveau der Unterhaltungsliteratur nicht eben weit hinausreichen. Der erste Band, „Chastelard", schildert die Jugendzeit der Königin Maria Stuart und den Untergang Chastelard's. Inwiefern die Geschichte Maria's dem Mittelalter zuzuzählen sei, wüßte ich nicht zu sagen. Die zweite Novelle, „Die Drachenhunde von Rhodos", welche sich mit einer Unternehmung der Johanniterritter beschäftigt, hat besonders in der zweiten Hälfte manches Effectvolle; aber zu einer recht ausgeprägten individuellen Charakterzeichnung kommt es hier weniger, als in der ersten Erzählung, und selbst der historische Hintergrund ist theilweise nicht klar genug gehalten, sodaß man mehrfach zweifelhaft wird, ob nicht die Novelle, welche im Jahre 1405 spielt, Stambul als schon in die Hände der Ungläubigen gefallen voraussetzt.

Auch die Darstellung selbst ist nicht so sorgfältig als man wünschen möchte. Aber zuvor noch eine sachliche Frage. Der Verfasser findet I, 10 den Eindruck des alten Paris „ebenso schwer, düster und träumerisch, wie etwa noch ein Theil von Nürnberg" ist. Wo in aller Welt liegt denn dieser schwere und düstere Theil unsers schönen, anheimelnden Nürnberg, dieser Perle alter Herrlichkeit? S. 48: „Kein Mensch mochte aber ahnen, daß all diese reichen Hoffnungen nach und nach zusammenschmelzen sollten zu einem kleinen letzten Pulsschlag, der auf dem Block im Keller zu Fotheringhay vertönte." Welch eine Wortverbindung! S. 51 heißt Franz II. Eidam statt Bräutigam. S. 52 ist der französische Hof „aus dem Häuschen", und wenn auch der Verfasser selbst diesen populären Ausdruck in Gänsefüßchen einschließt, so erscheint er uns doch ebenso wenig zu dulden, als „die Blamage des Verlierenden" (S. 53). Das Bild einer „politischen Unabhängigkeit, welche in Psalmen gewickelt wurde", welches der Verfasser von den Independenten S. 69 braucht, ist ziemlich seltsam, aber doch richtig; aber folgende Sätze sind sogar sprachlich falsch: S. 111: „So ärgerlich Maria deswegen auf ihren Paladin auch war und ihm andern Tags darüber Vorwürfe machte"; S. 126: „Je mehr die Außenwelt sie ihrem verlorenen Jugendtraum nachzuhängen abzog." S. 115 wird John Knox „der Leithammel der tollen Heerde" genannt, S. 141 vom Calvinismus gesagt, daß er „selbstbewußter auftrat und moralisch Staatsreligion wurde". Welch ein Bild S. 151: „Die wahnwitzige Hoffnung — zertrat mit satanischer Wuth den letzten Funken seiner ohnedies schon betäubten Vernunft!" S. 165 ist von „der ewigen Titelfrage" die Rede. S. 176 muß offenbar „und" gestrichen werden: „Das romantische Traumdasein, das Behagen an einem Zustande, der von allem Bestehenden absieht und das ein Merkmal aller Stuarts geblieben ist": wenn ich mir auch allenfalls den vom Bestehenden „absehenden Zustand" gefallen lassen will. „Einen unter vier Augen ins Gebet nehmen" ist kein Ausdruck für ein Werk ernster Dichtung. II, 29: „eine Bucht, die (Accusativ und Nominativ zugleich) ein Wachtthurm — beherrschte und — durch zackige Klippen geschützt wurde". Einen wunderlichen Gebrauch macht der Verfasser von dem Wort Stoa: S. 44 verrathen die ängstlichen Gesichter wenig von Kaltblütigkeit, „noch weniger orientalische Stoa"; S. 61 hat das Antlitz Selim's „eine eiserne Stoa" und S. 129 heißt es: „Das Lärmen und die Verwirrung der vorigen Nacht hatten aufgehört, man hatte nun die Stoa des Kampfes." S. 45: „Eine Menge Gesindel, welches unter allen Hautfarben und orientalischen Trachten seine Repräsentanten hatte." Der Satz muß etwa umgekehrt lauten: Alle Hautfarben und orientalischen Trachten hatten unter dem Gesindel ihre Repräsentanten. S. 67 fällt der Verfasser aus der Relativconstruction: „Eine Hornkarid, welche er aufschraubte, und aus ihr einige linnene Binden nahm." S. 97 „den Befehl in Person überwachen" und S. 105 „das Seetreffen war entschieden, die feindlichen Galeren genommen, theils versenkt und verbrannt" ist kein empfehlenswerther Stil. Ein vollständiges Anakoluth ist die abgebrochene Relativconstruction S. 190: Der Grund lag „in dem tiefen schrecklichen Blick, den die Genossenschaft Frankreichs seit Tancred's Tod in ihren Schos gethan, in der eigenen Ueppigkeit und Entartung die Quelle aller Verderbniß erkannte". Leichter ist dieselbe Construction wieder S. 194 verletzt: „Janus dagegen übernahm die Kriegskosten zu zahlen, wozu ihm der Orden das Geld lieh und zwei Drittheile des Waarenzolls als Zins zog." Wunderlich nimmt es sich aus, wenn S. 195 der französische Marschall plötzlich mit „Sie" angeredet wird. S. 196 ist von einem Unternehmen die Rede, von so wagehalsiger Keckheit, „daß die Brüder St.-Johann von seiner Größe erstaunt und geblendet wurden" und von einer „spartanischen Todestrunkenheit, die alle andern Gefühle verschlang"; ersteres ist gegen den Sprachgebrauch, letzteres dem Sinn nach kaum zu vertheidigen.

Welch einen pedantischen, schulmeisterlichen Recensenten hat mein Unstern mir da zugetheilt! wird Brachvogel denken. Aber vielmehr ich hoffe, er denkt es nicht. Denn er wird sich selbst sagen, daß ich allen diesen logischen, rhetorischen und grammatischen Kleinkram nicht in dem Sinne vorgebracht, als ob ich auch nur entfernt der Meinung wäre, der Verfasser wisse alles dieses nicht ebenso gut als ich; ich habe vielmehr nur zeigen wollen, daß selbst für die trivialsten Aeußerlichkeiten allzu rasches literarisches Produciren von Nachtheil ist. Wie viel mehr also für den ästhetischen Werth jedes poetischen Werks!

August Henneberger.

Notiz.

Goethe-Studien in England.

Zum Ersatz für die systematische Verkennung und ungerechte Behandlung, welche Goethe so oft in seinem eigenen Vaterlande zu erdulden gehabt hat und noch hat, kommt dieser große Dichter und vielseitige Denker im Auslande mehr und mehr zu Geltung und Ansehen. Dies würde nicht der Fall sein können, wenn diejenigen recht hätten, welche ihm nur in Bezug auf formelle Vorzüge den Preis zugestehen wollen. Formelle Dichter haben aber nur eine temporäre Bedeutung für diejenige Nation, welcher sie angehören, das Ausland wendet sich nur solchen Dichtern zu, aus deren Schöpfungen es sich mit neuen Ideen, Anschauungen und Empfindungen bereichern kann; besitzen sie außerdem noch formelle Vorzüge, dann um so besser. Was nun Goethe betrifft, so reicht dieser der Menschheit eine wahrhaft üppige Fülle süßer Gedankenfrüchte in goldener Schale dar. Jüngst, um auf unsern eigentlichen Gegenstand zurückzukommen, lasen wir im „Blackwood's Magazine" einen trefflichen Aufsatz über Goethe's „Iphigenia auf Tauris" oder vielmehr eine Parallele derselben mit der gleichnamigen Dichtung des Euripides, mit Seitenblicken auf die des Racine. Der Brite, der in seiner Analyse auch einige gelungene rhythmische Uebertragungen charakteristischer Stellen einflicht, steht nicht an, der Goethe'schen „Iphigenia" in Bezug auf geistigen Gehalt den Vorzug vor der Euripideischen einzuräumen. Die Racine'sche kommt ihm natürlich gegen beide gar nicht in Betracht; wenn Goethe einmal einen Gedanken von Euripides entlehne, so verbessere er ihn in der Regel, was man von Racine nicht sagen könne. Mit Recht bemerkt er von der Goethe'schen „Iphigenia", daß dieses „just

celebrated play" einen wahrhaft religiösen Eindruck hervorbringe, daß es die Moral und Religion zugleich in Handlung setze, daß es mit einem Worte wesentlich christlichen Charakters sei. Das mögen sich von diesem Engländer diejenigen Landsleute gesagt sein lassen, welche fortfahren Goethe der Frivolität, der Ungläubigkeit, der Unchristlichkeit zu zeihen. Was Goethe's Befähigung für Charakterzeichnung anlangt, so nennt der Brite sie bewundernswerth, und er fährt dann fort: „Alle Leser der Goethe'schen «Iphigenia» werden, denke ich, darin übereinstimmen, daß jede der handelnden Personen eine Studie individuellsten Gepräges ist. Sollten sie dieselben auch nicht als Griechen und Skythen anerkennen wollen, so werden sie doch nicht leugnen können, daß sie Menschen von Fleisch und Blut sind. Wenn wir Goethe's «Egmont» lesen, so stehen wir wie vor einem großen historischen Gemälde; lesen wir aber seine «Iphigenia», so glauben wir auf eine edle Gruppe von Statuen zu blicken. Ihre Gesichtszüge wie Stellungen sind plastisch; blicken wir aber länger hin, so scheint es uns, als hätte irgendein mächtiger Zauberspruch ihnen Leben eingehaucht; obschon sie noch immer bewegungslos vor uns stehen, blickt uns aus ihren Augen eine menschliche Seele an, sprechen sie zu uns mit menschlicher Stimme." Mit Hinweisung auf „Götz von Berlichingen" gibt der Brite gelegentlich auch die bewundernswerthe Vielseitigkeit des Goethe'schen Genius hervor.

An „Egmont" in Verbindung mit der Beethoven'schen Musikbegleitung erinnert ein kleiner Aufsatz in der musikalischen Zeitschrift „The musical world" (Nr. 71), dessen Verfasser meint, Goethe's heroische Tragödie sei für einen Tyrannenhasser wie Beethoven ein besonders geeigneter Gegenstand gewesen. Von dem Kriegsliedchen Clärchen's gibt er eine Uebersetzung mit dem Anfange:

> The war-drum is rolling, high soundeth the fife;
> My lover, all harnessed, commandeth the strife u. s. w.

doch mit dem Hinzufügen, daß die Einfachheit und Schönheit des Originals in dieser Uebersetzung des „very exquisite little song" nur annähernd wiedergegeben sei. Von der Melodie sagt der Verfasser, sie habe die Schönheit des deutschen Volksliedes, und es sei dies ein Gesangsstil, der ebenso eigenthümlich und national sei wie der schottische.

Ferner erschien eine neue Uebertragung von „Hermann und Dorothea" unter dem Titel: „Goethe's Hermann and Dorothea. Translated into English verse" anonym bei Nutt in London. Es bestehen, wie das „Parthenon" bemerkt, von dieser Dichtung bereits wenigstens ein halbes Dutzend metrische Uebersetzungen, denen sich noch die von einem Amerikaner in Prosa anschließt. Die gegenwärtige ist in fünffüßigen Jamben verfaßt, und wie das genannte Blatt sagt, zwar erträglich lesbar und genügend treu, aber matt, geistlos und wenig melodisch. Ein auffallender Schnitzer des Uebersetzers, der übrigens zuerst vom „Parthenon" und nicht von einer deutschen Zeitschrift aufgespürt wurde, hat bereits die Runde durch verschiedene deutsche Blätter gemacht, und schon aus diesem Grunde wollen wir ihn hier nicht weiter anführen, sondern nur bemerken, daß wir Deutsche im allgemeinen uns gern an solche spaßige Kleinigkeiten hängen, ohne zu bedenken, daß, wenn die Ausländer unsern Uebersetzern aus fremden Sprachen alle ihre Schnitzer nachrechnen wollten, das Guthaben wahrscheinlich auf seiten des Auslandes sein würde. Ein einziger Schnitzer in der Uebersetzung eines Dichtwerks — oder sollten es selbst ein paar sein — würde ohnedies nicht viel schaden, wenn nur die Uebersetzung im übrigen mit Geist und Verständniß gemacht wäre.

H. M.

Bibliographie.

Claude der Colporteur. Eine Erzählung. Mit 1 Illustration. Hamburg, Oncken. 1863. 12. 20 Ngr.

Frantz, C., Kritik aller Parteien. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich von Iserlohn (F. Bücker), Die Hochzeit des Marienkäfers. Insektenmärchen. Berlin, Springer. 1863. Gr. 16. 16 Ngr.

Fritze, E., Novellen. Vier Bände. Hannover, C. Rümpler. 1863. 8. 4 Thlr.

Gams, P. B., Die Kirchengeschichte von Spanien. 1ster Band. Die drei ersten Jahrhunderte. Regensburg, Manz. Lex.-8. 2 Thlr.

Geßner, T., Geschichte der Stadt Schleusingen bis zum Tode des letzten Grafen von Henneberg. Schleusingen. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Die Churprinzenbraut. Historischer Roman. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 3 Thlr.

Hoefer, E., Ausgewählte Gesellschaft. Geschichten und Erinnerungen. Stuttgart, Krabbe. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

Jerrmann, L., Aus dem Leben eines Seemannes. Schilderungen von Land und Leuten jenseit des Oceans. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1863. 8. 2 Thlr.

Iphigeneia in Tauris. Tragödie. (Von F. Bicking.) Berlin, Janke. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

Krempelhuber, M. C. v., Durch Einsicht zur Geduld. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens. München, Franz. 1863. 16. 18 Ngr.

Merz, H., Das Leben des christlichen Dichters und Ministers Christoph Karl Ludwig Pfeil. Nach dessen hinterlassenen Werken und Papieren bearbeitet. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, A., Ricks füöär unguodd! oder Plattdeutscher Bettelmann zum Besten des Hagener städtischen Krankenhauses. Hagen, Butz. 16. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Preußische Landtagsmänner. Beiträge zur Partei- und parlamentarischen Geschichte in Preußen. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schnell, F., Aus dem Leben eines preußischen Schulmannes der Pestalozzi'schen Schule. Leipzig, O. Wigand. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

Stahl, A., Ein Prinz von Gottes Gnaden. Roman. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stein, L., Der Knabenraub zu Carpentras. Drama in vier Aufzügen. Berlin, C. Heymann. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Alte Testament in seiner hohen Bedeutung als Vorbild des Neuen. (Von Reinhard.) Coblenz, Hergt. 1863. 8. 15 Ngr.

Wells, W., Erinnerungen an das deutsche Vaterland. Aus dem Englischen übersetzt von C. Heß. Allentown. 16. 8 Ngr.

Willkomm, E., Aus deutschen Gauen in Nord und Süd. Volks- und Sittenschilderungen. Gotha, Opetz. 1863. 8. 1 Thlr.

— — Stalaktiten. Erzählungen in gebrochenem Licht. 1ster Band. Gotha, Opetz. 1863. 8. 22½ Ngr.

York, B., London-Skizzen. Eine Festgabe zur Welt-Industrie-Ausstellung von 1862. Fremdes und Eigenes. London. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Kritik der Schrift „Die Juden und der deutsche Staat." Als Fortsetzung des „Christenspiegels". Hamburg, Falcke. Gr. 8. 3 Ngr.

Moleschott, J., Begrüßung Schillers im Namen Johann Georg Forster's und im Namen Italiens. Tischrede am Tage der Enthüllung des Mainzer Schiller-Denkmals. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Tepe, G., Schiller und die praktischen Ideen. 2ter Anhang zu „Die praktischen Ideen nach Herbart." Emden, Haynel. 1863. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 4. December 1862.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Die Novara-Expedition. — Die mittelhochdeutsche Hofsprache. Von Reinhold Bechstein. — Beiträge zur Würdigung des aufgeklärten Despotismus. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Zur Weidmannsliteratur. — Calvin als Held eines Romans. — Notizen. (Der Briefwechsel zwischen Elise Reimarus und von Hennings; Taillandier über Fallmerayer.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Novara-Expedition.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857, 1858, 1859, unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Drei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1860—62. Gr. Lex.-8. 9 Thlr.

Was vorliegendes Werk bringt, ist lediglich der beschreibende Theil jener Erdumsegelung, die specifisch-wissenschaftliche Ausbeute wird von den betreffenden Gelehrten besonders ausgearbeitet. Die nautischen Forschungen, welche vom Commodore von Wüllerstorf-Urbair angestellt oder doch unter seiner Leitung ausgeführt wurden, konnten von jenem trefflichen und gelehrten Herrn nicht selbst bearbeitet werden, da die Kriege in Oberitalien nicht nur die Rückkehr der Fregatte beschleunigten, sondern auch den praktisch-activen Dienst des Commodore nöthig machten.

Die Anordnung der Expedition, der praktisch gewählte Kurs, das alles war von so kundiger Hand geleitet und ausgeführt, daß das glänzende Resultat nicht überraschen darf: die Novara (eine Segelfregatte) legte 51686 Seemeilen zurück, besuchte 25 verschiedene Hafenplätze, war 551 Tage unter Segel und 298 Tage vor Anker. Die dem Laien befremdliche Wahl eines schwanken Segelschiffs zu einer so bedeutenden Expedition, findet auf S. 9 ihre Erklärung:

> Vor allem hatte man bei dieser Expedition die nautische Ausbildung möglichst vieler Offiziere, Cadetten und Mannschaft im Auge, und für diese erschien ein Segelschiff des Raumes wegen am entsprechendsten. Da ferner der wissenschaftliche Zweck der Reise gleichfalls berücksichtigt werden mußte, so bot auch hier ein Segelschiff die größten Vortheile dar. Instrumente und Apparate aller Art, sowie die den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft angehörigen, oft sehr umfangreichen Sammlungen lassen sich hier weit leichter und bequemer unterbringen, als auf einem Schraubenschiffe, wo Kessel, Maschinen und Kohlenmagazin einen sehr bedeutenden Raum einnehmen. Dabei wehen die Winde in den meisten Theilen der von der Expedition befahrenen Meere so regelmäßig, daß dieselben mit geringen Ausnahmen fast fortwährend die Benutzung der Segel ermöglichen und den Verbrauch eines kostspieligen Brennmaterials ersparen, das noch überdies nicht überall angetroffen wird.

Wol selten ist eine Expedition mit so reichen Mitteln ausgerüstet, von so vielen Hoffnungen und Segenswünschen begleitet worden, als die der Novara. Der unvergleichliche und unvergeßliche Alexander von Humboldt opferte eine kostbare Nacht seines Greisenlebens, um den Naturforschern einen kleinen Leitfaden mitzugeben, den er so bescheiden ist, einfach „Physikalische und geognostische Erinnerungen von Alexander von Humboldt" zu benennen. Pietätvoll und zum großen Vortheil, zur großen Zierde für das Buch, hat die Redaction die „Erinnerungen" sowol, als auch den liebenswürdigen Brief Humboldt's an den Commodore (im Facsimile), der Reisebeschreibung beigefügt. Wir kommen später darauf zurück. Das kaiserliche Marine-Obercommando genehmigte, daß einer der Naturforscher wegen Ankaufs einiger Instrumente und anderer wissenschaftlicher Behelfe eine Reise nach London und Paris unternehme, während die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, von einem eigens zu diesem Behufe zusammengesetzten Comité besondere Instructionen für die mit ihrem Vertrauen Beehrten ausarbeiten ließ, und diese ebenfalls mit zahlreichen Instructionen und Apparaten zu naturwissenschaftlichen Zwecken ausrüstete. Die Namen der wissenschaftlichen Commission leisteten Bürgschaft für die Gediegenheit der Arbeiten und Forschungen. Die Commission bestand aus Dr. Ferdinand Hochstetter für Geologie und Physik der Erde (am 7. Januar 1859 in Auckland auf Neuseeland behufs geologischer Untersuchungen ausgeschifft); Dr. Eduard Schwarz und Kunstgärtner Anton Jellinek für Botanik; Georg Frauenfeld und Johann Zelebor für Zoologie; Dr. Karl Scherzer für Länder- und Völkerkunde (am 11. Mai 1859 in Valparaiso im Interesse einer Reise nach Peru zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeschifft, und am 1. August in Gibraltar wieder mit der Fregatte zusammengetroffen) und schließlich noch Joseph Selleny als Maler und Zeichner. Von allen Seiten, aus England, Deutschland u. s. w. gingen der Expedition Beweise des Interesses, des Wohl-

wollens zu. Und Deutschland that recht daran, denn wehte auch nicht die deutsche Tricolore von den Masten der Fregatte, sondern das schwarz-gelb-schwarze habsburgische Kaiserbanner, hatten die Namen der meisten Matrosen auch einen fremdländischen, theils italienischen, theils slowakischen, theils ungarischen Klang, das ganze Unternehmen war doch ein deutsches wenigstens, und fremde Städte, fremde Stämme sollten die Flagge eines Staats sehen, der doch einmal zu Deutschland gehört.

Der 30. April 1857 war für die Abfahrt der Fregatte festgesetzt und zugleich verfügt worden, daß Sr. Maj. Corvette Karoline (Commandant Corvettenkapitän Kohen) bis zur südamerikanischen Küste im Gefolge der Novara zu bleiben habe. Bei Gelegenheit der Abreise sagt das Buch:

> Wir wollen nicht versuchen, Empfindungen und Gemüthsbewegungen zu schildern, von welchen alle am Bord in diesem feierlich-ernsten Augenblicke ergriffen waren, wo jeder fühlte, daß es kein gewöhnlicher Abschied sei; wie die Augen der ganzen gebildeten Welt unserer Thätigkeit und unserm Wirken folgten, und wie Oesterreich erwarte, daß jeder einzelne von uns seine Pflicht getreu erfüllen werde! Solche Eindrücke sind ebenso unbeschreibbar als unauslöschlich, und trugen gewiß nicht wenig dazu bei, das Gemüth zu erheben und zu stärken, wenn später, durch Weltmeere von der Heimat getrennt, zuweilen in ernsten, traurigen Momenten die Kraft fast zu brechen schien.

Fürwahr, gute Auspicien für ein großartiges Werk, wenn mit solchem Ernst, solchem Bewußtsein, solcher Hingabe, Lust und Liebe an die Ausführung gegangen wird! Am 8. Mai passirt die Fregatte die Straße von Messina und trifft am 20. Mai in Gibraltar ein.

Gibraltar, woselbst unsere Reisenden 10 Tage zubringen, wird einer eingehenden und liebevollen Schilderung unterworfen, und nicht genug kann die freundliche Zuvorkommenheit der englischen Behörden von den Herausgebern des Buchs anerkannt und gewürdigt werden. Ein glücklicher Zufall vergönnt den Reisenden, den mit Geschützen vollständig besäeten Felsen, „den künstlich geschaffenen Feuerberg" in voller Eruption zu sehen. Und was das heißen will, kann nur der Sachverständige ermessen, wenn er erfährt, daß damals 707 Kanonen in den verschiedenen Festungswerken untergebracht waren. Jetzt soll die Zahl 1500, also noch mehr als das Doppelte betragen. Der Grund zu der großartigen Kanonade war ein höchst friedlich-patriotischer: der Geburtstag der englischen Königin (das Buch hält an dem alten „Königinn" fest) wurde gefeiert. Für diejenigen unserer Leser, so ein kriegerisch Herz im Busen tragen und gern von Festungen, Angriffen und Vertheidigungen hören und lesen, wird die Notiz von Interesse sein, daß die Annahme, als wären die Geschosse Gibraltars im Stande, die Straße völlig zu sperren, eine vollständig irrige ist. Allen Respect vor der Armstrongkanone, aber es müßte doch noch ein viel mörderischeres Geschütz erfunden werden, um bis nach Afrika hinüberzuschießen, denn die schmalste Stelle der Meerenge ist $12^1/_2$ Seemeile, also drei geographische Meilen breit, und so weit trägt dermalen noch kein Geschütz. Durch eine Flotte jedoch kann die Meerenge allerdings beherrscht werden, welche in der Bai von Gibraltar einen vortheilhaften und geräumigen Ankerplatz findet. Auch jener Eigenthümlichkeit widerspricht unser Reisebuch, welche von einem berühmten geographischen Werke und nach ihm von allen compilatorischen Schriftstellern erwähnt worden ist, „daß nämlich die meisten Häuser Gibraltars schwarz übertüncht sind, theils um die Grelle der Sonnenstrahlen für das Auge zu mildern, theils um einem angreifenden Feinde den deutlichen Anblick der Stadt zu erschweren".

Unsere Inselnachbarn, die Engländer, mögen recht freisinniger Natur sein, in manchen Sachen aber, der Thorsperre z. B., sind sie jedoch, zumal in ihren Colonien, sonstigen Hafenplätzen und „Kohlenstationen", noch recht zopfmäßig gesinnt. Höchst ergötzlich ist die Schilderung, welche unser Reisebuch von der Thorsperre Gibraltars gibt, die, wie es scheint, noch ausgedehnter ist, als jene glücklich beseitigte der Freien Hansestadt Hamburg. Das Buch erzählt:

> Sämmtliche Eingänge ohne Unterschied werden um 5 Uhr früh geöffnet und je nach der Jahreszeit zwischen 7 und 8 Uhr abends, 25 Minuten nach dem ersten „Mahnschusse" gesperrt. Es geschieht dieser Thorschluß mit einem nahezu drolligen Ceremoniell. Ein englischer Unteroffizier von stattlicher Gestalt wandelt, mit einem vollen Bunde schwerer Schlüssel von wahrhaft riesigen Dimensionen in der Hand, bedächtigen Schrittes und sichtbar durchdrungen vom Ernste seiner Mission, begleitet von einer Anzahl Soldaten mit gezogenen Bajonneten, gegen das schwerfällige Stadtthor; die Zugbrücke wird nun mühsam aufgezogen, die Thür unter dröhnendem Knarren der Angeln mit vieler Anstrengung geschlossen, verriegelt, und endlich mit einem jener plumpen, kolossalen Schlüssel so wohl versperrt, als sollte es erst am Tage vor dem letzten Gericht wieder geöffnet werden. Alle diese Vorkehrungen sind derart verwickelt und beschwerlich, daß es jeden Morgen einen großen Kraftaufwand erfordern muß, die Stadteingänge wieder zu öffnen, und es gehört wahrlich die ganze Geduld und das volle Pflichtgefühl eines Corporals dazu, um ein solches Geschäft zweimal des Tags immer mit der nämlichen pedantischen Genauigkeit zu verrichten. Wer sich nach „gun-fire", womit die Engländer den Thorschluß bezeichnen, noch innerhalb der Stadt befindet, kann diese vom alten Mole aus nicht mehr verlassen; doch öffnet sich um 10 und 12 Uhr nachts am Ragged Staff ein Gnadenpförtchen, wo lebenslustige Nachzügler, die in lustiger Gesellschaft das Maß der Zeit vergaßen, noch hinausschlüpfen mögen, um nach ihren schwimmenden Behausungen zurückzukehren. Von Mitternacht an aber bleibt jede Verbindung mit dem Hafen bis zum nächsten Morgen unterbrochen, und die völlige Unmöglichkeit, nach dieser Stunde (mit Ausnahme ganz außerordentlicher Fälle) die Stadt verlassen zu können, hat im Munde des Volks die witzige Phrase veranlaßt: „Es gäbe nur ein Ding, das noch schwieriger sei, als nach Mitternacht aus der Stadt hinauszugelangen, und dieses sei: hereinzukommen."

Am 30. Mai verließ die Fregatte Gibraltar, um am 8. Juni in Madeira einzutreffen. Ein bedeutender Abschnitt ist der Insel gewidmet, und wahrlich, gerade hier ist Stoff genug dazu. Nicht nur der Gourmand und Verehrer der Geschenke des Bacchus, auch der uneigennützige und edle Philanthrop blickt mit besorgten Blicken auf das kleine wichtige Eiland, welches in dem Reisewerk ungemein anziehend, sowol in volkswirthschaftlicher als culturhistorischer und medicinischer Beziehung, beschrieben ist. Die sonst so paradiesisch blühende Insel geht ihrem Verfall entgegen, ihren ganzen Wohlstand verdankte e

der Traubenkultur, die jetzt nach den vielfachen Traubenkrankheiten kaum noch der Schatten von ehemals ist. Man versucht jetzt auf Madeira zum Ersatz für die Weincultur den Cochenillebau, der jedoch wol schwerlich im Stande sein wird, den Verlust auszugleichen. Im Jahre 1848 wurden zusammen 30000 Pipen Wein (1 Pipe = 550 Bouteillen) erzeugt, das Jahr 1851 war das letzte, in welchem der Weinertrag wenigstens nennenswerth war: 10874 Pipen, aber schon im folgenden Jahre wurden nur $1418\frac{1}{2}$ Pipen gewonnen. Der Ausfall der Ernte kam im Jahre 1852 bereits einem Verlust von 1,140000 Milreis gleich, „und nach fünf Jahren erfolglosen Zuwartens gaben endlich die verarmten Landwirthe die Cultur der Weinrebe gänzlich auf".

Dieser einfache Satz birgt für alle Weintrinker eine ernste Warnung in sich. Wenn man nämlich annimmt, daß überhaupt nur die bessern Sorten, ungefähr ein Drittel des ganzen Ertrags, ausgeführt wurden, so dürften wol nicht viel Keller mehr in Europa sein, welche noch mit echtem Madeira prahlen können. Es heißt in dem Buche:

> Das Absterben der Rebenstöcke kann aber nicht allein der Traubenkrankheit zugeschrieben werden, es ist die Folge der gänzlichen Vernachläsügung des Weinbaus zu Gunsten anderer Culturpflanzen, sodaß es in den letzten Jahren nicht einmal möglich war, eine hinreichende Anzahl von Früchten für eine Traubenur zu finden. Dazu kommt, daß die Zuckerpflanzungen, welche ährlich an Ausdehnung zunehmen, durch die zu ihrem Gedeihen o nothwendige häufige Bewässerung noch mehr zur Vernichtung es Weinstocks beitragen, indem dessen Wurzeln im nassen Boden erfaulen.

Bekanntlich verordnen die Aerzte für Phthisis das Klima Madeiras, das ja auch die Kaiserin von Oesterreich erst künzlich und mit Erfolg benutzte. Der bedeutende Fremdenzufluß war den Einwohnern eine nicht gering nzuschlagende Einnahmequelle. Man schätzte die Zahl der die nsel zu Heilzwecken Besuchenden auf 4—500 und die dadurch wachsende Einnahme auf ungefähr 30000 Pf. St. Da rach im Jahre 1856, wahrscheinlich durch portugiesische oldaten eingeschleppt, die Cholera mit unerhörter Heftigit in Madeira aus. Die Fremden blieben weg und unger und Seuche klopften mit wildem Grimm an die hür. Bei Erwähnung der Cholera sei einer Erscheiung gedacht, die Major Dom Pedro de Azevedo, ein chst unterrichteter und gebildeter Mann zu Funchal auf adeira, wahrgenommen hat. Durch regelmäßige Beachtungen über den Ozongehalt der Luft (potenzirter auerstoff) fand der eifrige Freund der Wissenschaft, daß selbe, solange die Seuche dauerte, selten 2 betrug, ihrend unter gewöhnlichen Verhältnissen der Ozonhalt des Ozonometers nach der Schönbein'schen Scala — 7 erreichen soll.

Im weitern Verlauf des Abschnitts lernen wir die ßartigen Humanitätsanstalten, öffentliche Bibliotheken, ecirkel, Kirchen, Kasernen u. s. w. kennen und veren Madeira am 17. Juni, nachdem wir noch einen sflug nach Sta.-Anna gemacht und den Pic Ruivo iegen haben. Nicht aber können wir scheiden, ohne in unserer doppelten Eigenschaft als Menschenfreund und Verehrer des Saftes der Madeiratraube, der lieblichen Insel „the Ocean flower" und ihrer Weincultur ein baldiges, fröhliches Wiederaufblühen von ganzem Herzen zu wünschen.

Indem wir unsere Reisenden auf dem Wege von Madeira nach Rio-de-Janeiro begleiten, müssen wir es uns gefallen lassen, aus einem angenehmen poetischen Traum gerissen zu werden. Wir haben mit allen Reisenden von der Schönheit des südlichen Kreuzes geschwärmt und glauben uns vollständig dazu berechtigt. Spricht doch selbst unser Alexander von Humboldt von dem erhebenden, feierlichen Eindruck, den es ihm machte, wenn die Führer auf seinen Reisen in Südamerika sagten: „Mitternacht ist vorüber, das Kreuz des Südens fängt sich an zu neigen." Nun macht es einen, wir müssen es schon sagen, unangenehmen, ernüchternden Eindruck, wenn Dr. Scherzer sagt, daß das südliche Kreuz eigentlich gar nichts sei. Vier kleine Sterne, die eine Kreuzform bilden, gäbe es noch genug am gestirnten Himmel, das südliche Kreuz habe überhaupt nur die eine Eigenthümlichkeit, daß seine Längenachse senkrecht auf dem Horizonte stehe, wenn es die größte Höhe am Himmel erreicht hat, oder sich im Meridian befindet. Das Aeußere des Sternbildes muß wirklich recht kleinlich sein, wenn unsere Reisebeschreibung sogar zu mystisch-psychischen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nimmt, um die Schwärmerei poetischer Naturen für das Kreuz einigermaßen zu entschuldigen: „Ja, fast hat es den Anschein, daß die Ideenassociationen, welche der Anblick des südlichen Kreuzes bei den ersten christlichen Seefahrern hervorrief, weit mehr als dessen wirkliche Pracht und Herrlichkeit zur Verbreitung des Ruhms dieses Sternbildes beitrugen!" Am Abend des 14. Juli war unsere Fregatte bereits dem Aequator so nahe, daß man der Mannschaft die Vorbereitung zur Feier der Aequatorüberschreitung, sowie ein Vorfest gestattete. Neptun, der wohlverkleidete Hochbootsmann nämlich, erschien und bewies mittels Karte, riesigem Sextanten und Zirkel, daß man demnächst sein Gebiet berühren und er, altem Recht und Brauch gemäß, an den Uneingeweihten die Taufe vornehmen würde. Daran schlossen sich Musik und Tanz.

Um 3 Uhr am Morgen des 15. Juli wurde dann der Aequator überschritten, ein für die österreichische Marine wichtiger Moment. Nach dem beschreibenden Text soll der Aequator in 30° 15′ Länge passirt worden sein, nach der Karte und der uns zugegangenen Berichtigung unter 34° 20′.

Am 5. August traf die Fregatte im Hafen von Rio ein; ihr Aufenthalt dauerte bis zum 31. Reich und interessant war die Ausbeute der Expedition im „Lande der Contraste". Wir lesen eine höchst ansprechende Schilderung der Stadt und ihrer Umgebung, dann machen wir Ausflüge nach dem Felskegel des Corcovado und den Wasserfällen der Tejucaberge, betrachten das Leben der Deutschen in Rio und verkehren vielfach mit brasilischen Gelehrten und in den öffentlichen Lehranstalten und

Bibliotheken. Sehr interessant ist eine Sitzung des Historisch-geographischen Instituts (Instituto historico e geographico do Brasil), unter dem Ehrenpräsidium des Kaisers selbst, beschrieben. Ein Zweig des Historisch-geographischen Instituts ist die Palaestra scientifica, hauptsächlich aus Naturforschern bestehend. Die Novara-Reisenden wurden zu einer Sitzung eingeladen und am Schluß derselben sowol der Chef der Expedition als die Mitglieder der wissenschaftlichen Commission zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Zu den sehenswerthesten Bauten Rio-de-Janeiros, welche den großartigsten europäischen Wohlthätigkeitsanstalten ebenbürtig sind, zählen das palastähnliche Spital der Santa-Casa da Misericordia, in welchem jährlich 8—9000 Kranke Aufnahme und Pflege finden, und das wahrhaft prachtvolle Irrenhaus (Asylo dos alienados).

Die letztere Anstalt, welche in Bezug auf Bau und äußere Ausstattung kaum in der Welt ihresgleichen finden dürfte und 1841 gegründet wurde, verdankt einem der edelsten Menschen und größten Wohlthäter seines Vaterlandes, Dom José Clemente Pereira (zu jener Zeit Minister des Innern), ihre Entstehung. Die Geldmittel dazu wußte der geniale Minister, ein gründlicher Kenner des menschlichen Herzens und seiner Schwächen, wie man uns erzählte, auf folgende höchst originelle Weise herbeizuschaffen. Alle Arten brasilischer Ordensdecorationen, sowie Grafen-, Baronen- und Marquistitel konnten für eine bestimmte Summe Geldes gekauft werden, und aus den dafür eingegangenen Beträgen wurde dieses Irrenhaus erbaut.... Leider ist auch in dieser Anstalt die Hülle alles, der Kern nichts, und die ärztliche Behandlung der Kranken bleibt weit hinter ihrer leiblichen Pflege zurück; es ist mehr eine Bewahranstalt als ein Heilinstitut für Irrsinnige.

Auch Brasilien ist, wie Madeira, furchtbar von der Cholera heimgesucht worden, betrug doch die Zahl der in den Provinzen Brasiliens an dieser Seuche in der Zeit von Mitte Mai 1855 bis Ende December 1856 Gestorbenen die ungeheuere Summe von 107093 Menschen. Auch hier hat ein brasilischer Arzt, Dr. Francisco de Paulo Candido, interessante Beobachtungen über das Verhältniß zwischen Cholera und Ozongehalt in der Luft angestellt. Es hätte dem Buche nicht geschadet, sondern demselben vielmehr den Stempel der Mühsamkeit in erhöhtem Grade aufgedrückt, wenn diese Untersuchungen des brasilischen Arztes nicht als ganz etwas Neues hingestellt worden wären, sondern wenn man sich auf die auch von uns erwähnten Untersuchungen des portugiesischen Majors Dom Pedro de Azevedo auf Madeira berufen hätte.

An freundlichem Entgegenkommen und erwiesenen Aufmerksamkeiten hat es den Expeditionsmitgliedern in Rio-de-Janeiro nicht gefehlt; der Kaiser selbst stellte ihnen einen Dampfer zur Verfügung, um die schönsten Punkte der großartigen Bai von Rio-de-Janeiro näher zu besichtigen. Später wurden denn auch die Mitglieder der Expedition sowol vom Kaiser als auch der Kaiserin in Privataudienzen empfangen. Das Buch erzählt sehr lehrreich von der nachahmungswerthen Einfachheit, welche am brasilischen Hofe herrscht.

Brasilien ist in neuerer Zeit eine Terra horribilis für die Auswanderung geworden. Das Reisebuch geht sehr eindringlich auf die dortigen abscheulichen Verhältnisse der Arbeiter ein und freilich wäre unter sothanen Verhältnissen ein „Fuge patriam", um nach Brasilien zu siedeln, ein Verbrechen an sich selbst. Wir bedauern, aus Rücksichten auf den so vielfach in Anspruch genommenen Raum d. Bl. auf diesen Theil des Abschnitts nicht so ausführlich, wie wir selbst gern möchten, eingehen zu können, und verweisen unsere Leser auf das Reisewerk selbst. Bei Gelegenheit eines Ausflugs nach der Serra da Estrella und Petropolis, bekommen unsere Reisenden einen Vorgeschmack vom brasilischen Urwalde; dieser Ausflug ist mit poetischem Schwung beschrieben.

Am 31. August verließ die Fregatte Rio-de-Janeiro und ankerte, nachdem sich auch ihr gegenüber das „Cap der Stürme" als zu diesem Namen berechtigt legitimirt hatte, am 2. October in der Simonsbai am Cap. Bis zum 24. October hielt sich die Expedition am Cap auf, die Zeit zu interessanten Ausflügen und noch interessantern Beobachtungen benutzend. Sehr wohl gefallen [illegible] uns die Art und Weise, die heutige Blüte der Colonie auf ihre Grundursachen zurückzuführen: auf die staatliche Freiheit und Selbständigkeit der Verwaltung nämlich. Ein sehr lehrreiches Kapitel für diejenigen, welche den Rückschritt und Absolutismus wollen, natürlich also auch höchst lehrreich für die Regierung, welche die Novara-expedition entsendet hat, sowie in neuerer Zeit auch für andere Regierungen. Da wir unsern Lesern von dem Madeirawein erzählt haben, erheischt es wol auch unsere Pflicht, vom Capwein zu sprechen. Die Natur ist eine gütige Mutter, welche Ersatz gibt für dasjenige, was sie uns raubt. In denselben Jahren, in welchen der Madeirawein einen so großartigen Ausfall erlitt, entwickelte sich die Weincultur am Cap zu einer erfreulichen Blüte. Sie stieg von 1855—56 um 45 Procent und von 1856 auf 1857 gar um 75 Procent. Im letztern Jahre betrug der Gesammtertrag an rothem und weißem Capwein (Pontac und Frontignac) ungefähr 24000 Pipen oder 140000 wiener Eimer, was einen Werth von 38000 Pf. St. repräsentirt.

Als die Fregatte am 26. October abreiste, hatte sie ihre Mannschaft um fünf Mann vermehrt, indem vier junge Kaffern Matrosendienst am Bord der Novara angenommen hatten. Auf der Reise nach der von Alexander von Humboldt (s. den schon erwähnten Anhang des Buches) der Expedition besonders ans Herz gelegten Insel St.-Paul, stellte man interessante Versuche mit dem Brooke'schen Tieflothe an. Obgleich, wie schon bei einem frühern Experiment, trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Faden wieder riß, hatte man doch die Ueberzeugung gewonnen, daß bei einer Tiefe von 6170 Faden (= 35695 wiener Fuß) der Grund des Meeres noch immer nicht erreicht war. Und zu dieser freilich enormen Tiefe hatte die Schnur 4 Stunden 29 Minuten zum Ablaufen gebraucht. Am 19. Mai ankerte man vor der Insel St.-Paul, nachdem seit der Abreise von Simonsbai in 23 Tagen [illegible] Meilen zurückgelegt worden waren.

Der Besuch der „lange miteinander verwechselten Inseln St.-Paul und Amsterdam", welche nahe beieinander liegen, beschäftigte besonders die wissenschaftliche Commission, die denn auch endlich der Erfüllung ihrer Pflichten oblag. Nebenbei trug man auch der Humanität Rechnung, indem man eifrig nach vor Jahren verschollenen Schiffbrüchigen forschte, die hier vermuthet wurden. Besonders verdient machten sich die Herren Dr. Hochstetter und Maler Selleny durch eine sehr sorgfältige Aufnahme der Insel, welche dem Buche beigegeben ist. Nachdem ein für spätere Forschungen als Anhaltpunkt dienendes Schriftstück in drei Sprachen (deutsch, englisch, französisch) abgefaßt und auf St.-Paul zurückgelassen worden, ward noch Amsterdam besucht und dann die Erdumsegelung fortgesetzt. Die Insel Ceylon war das nächste Ziel. Unterwegs hatte die Fregatte Gelegenheit, einem frechen amerikanischen Kauffahrer seemännische Schicklichkeit zu lehren. Auch das liebe Weihnachtsfest wurde während der Reise von Amsterdam nach Ceylon begangen.

Und zur selben Zeit, in welcher sich im fernen Vaterlande Palast und Hütte mit ungewöhnlichem Schmuck zieren, wo auf grünen, mit Kerzchen hellerleuchteten Tannenbäumen goldene Früchte und zarte Geschenke prangen, wo nur Freude und Nächstenliebe die Menschenbrust zu erfüllen scheinen, zur selben Zeit schmachteten wir fern von unsern Lieben in qualvoller Hitze, und konnten uns kaum an den Gedanken festhalten, daß es jetzt daheim schneit und friert, und der rauhe Nord die Schneeflocken im Kreise wirbelt und sein grauenhaftes Lied dazu heult! Blieb uns aber auch der Genuß versagt, diese Freuden am Familienherde genießen zu können, so versetzte doch die Erinnerung an Freunde und Heimat unser Gemüth in eine gar wohlige Stimmung, gehoben durch die beseligende Ueberzeugung, daß man auch unser in diesen Weihestunden liebevoll gedenken werde. Ja mehrere der Novarafahrer wurden sogar auf offener See im Indischen Ocean mit Weihnachtsgaben überrascht, welche zärtlich aufmerksame Freunde schon viele Monate früher verschwiegenen Reisecollegen liebevoll anvertraut hatten.

Am 8. Januar war Ceylon erreicht; die Fregatte ankerte in dem Hafen von Point de Galle. Der verhältnißmäßig kurze Zeitraum, den sich die Expedition auf Ceylon gönnte (8. bis 16. Januar), gab eine überraschende und erstaunliche Ausbeute. In Cultur- und Völkergeschichte der Insel, in Sitten und Gebräuchen, Missionsangelegenheiten, Perlenfischerei, Sklavenhandel, kurz in allen Richtungen, trägt der Abschnitt über Ceylon einen erfreulichen Reichthum zur Schau. Selbst die Poesie (das Heldengedicht „Mahawanso") wird diesmal in das Reich der Betrachtungen gezogen.

Auf der Reise von Ceylon nach Madras kamen dann mehrere Fälle von Nachtblindheit (Hemeralopie) vor, bei welchen sich ein eigenthümliches und interessantes Mittel als Arkanum bewies: gekochte Ochsenleber nämlich. Ein andermal wurden mehrere Hemeralopische durch gekochte Schweinsleber, die man ihnen zu essen gab, und deren Wasserdampf man über ihre Augen streichen ließ, geheilt. Die im ganzen interesselose Fahrt nach Madras hätte der Novara-Expedition höchst verhängnißvoll werden können. Denn am 22. Januar nachmittags halb 4 Uhr tönte der unheimliche Ruf: Feuer! Feuer! Eine Quantität von absolutem Alkohol, von welchem die Novara zu naturhistorischen Zwecken eine nicht unbedeutende Menge an Bord hatte, war in Brand gerathen. Es gelang sehr bald, des Feuers Herr zu werden, doch kann man das Grauenvolle der Situation ermessen, wenn man bedenkt, daß neben andern brennbaren Stoffen auch 30000 Pfund Schießpulver an Bord waren!

Der Aufenthalt in Madras vom 31. Januar bis 10. Februar und die kurze Reise nach der Insel Karnikobar füllt den letzten Abschnitt des ersten Bandes von dem trefflichen und liebenswürdigen Reisebuche. Wir erfahren viel „Geschichtliches", manches über den Brahmanismus, von götzendienerischen Festen und von Götzendienern, die als Beamte im Dienst einer christlichen Regierung stehen. Wir besuchen das naturhistorische Museum, den zoologischen Garten, das Spital, die Schule der schönen Künste u. s. w., kurz alles, was man als strebsamer und pflichtgemäß wißbegieriger Forscher zu besuchen und sich anzusehen pflegt. Viel von Festlichkeiten ist in dem Kapitel die Rede. Abgesehen von dem Feste zu Ehren Wischnu's, kommt noch ein Fest des Gouverneurs in Guindypark, dann ein Festmahl zu Ehren der Novara-Mitglieder, ein Gegenfest am Bord der Novara, ein sogenanntes Tiffin mit Tanz, und schließlich noch unterwegs die Feier des Faschingdienstags nebst Tanz u. s. w. vor.

Dem gebildeten Laien wird die Notiz einer neuen Erklärung des Zodiakallichts interessant sein:

Mehrere Abende hindurch zeigte sich uns regelmäßig das herrliche, noch so problematische Phänomen eines Zodiakal- oder Thierkreislichts, als dessen muthmaßliche materielle Ursache die bedeutendsten Physiker unserer Zeit das Ausstrahlen aus einem dunstartigen, abgeplatteten, frei im Weltraume zwischen der Venus- und Marsbahn kreisenden Ringe bezeichnen.

Am Morgen des 23. Februar 1858 ankerte die Fregatte an der Nordwestseite der Insel Karnikobar.

Verschiedene Beilagen sind nun dem Buche als Anhang beigegeben, darunter als wichtigste die schon erwähnte treffliche Anleitung Alexander von Humboldt's nebst des großen Gelehrten liebenswürdigem Schreiben an den Commodore. Dann folgen Tabellen über den Bemannungsstand der Fregatte, ein Verzeichniß der mitgenommenen Lebensmittel und Vorräthe, sowie eine Uebersicht der Auslagen während der Expedition.

Jeder Abschnitt des Buchs ist durch eine sehr saubere Seekarte geziert, auf welcher der Curs der Fregatte vom Schiffsfähnrich Latzina verzeichnet ist. Außerdem bringt das Buch eine stattliche Anzahl in den Text gedruckter Abbildungen, die aber zum großen Theil einen nur sehr mittelmäßigen Werth haben. Auf gewisse sprachliche Eigenthümlichkeiten, wie z. B. die Provinzialisme „nur mehr" statt „nur noch", wollen wir hier nicht näher eingehen, wie wir denn auch, als gemüthliche Leute, uns nicht übermäßig darüber echauffiren, daß man auf Ceylon glanzlose Perlen „einem Huhne" verschlucken läßt.

Der zweite Band umfaßt den Zeitraum vom 23. Februar bis zum 5. November 1858: vom Aufenthalt auf den Nikobarischen Inseln bis zur Landung an der australischen Küste. Während dieser Zeit wurden besucht: die Nikobarischen Inseln, Singapore, Java, Manila, Hong-

kong, Schangai, die Insel Pnynipet und die Koralleninsel Sikayane; die einzelnen Kapitel tragen die vorstehenden Namen.

Was wir an dem ersten Bande zu rühmen hatten: die Klarheit der Darstellung, das liebevolle Eingehen auf die Verhältnisse, die dankbare Anerkennung jedes fremden Verdienstes u. s. w., das gilt auch bei diesem zweiten Bande. Mehr aber noch als beim ersten Bande tritt die Ameisenemsigkeit und die Mühsamkeit der Gelehrten hervor, aber auch die Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften der Novara muß zum öftern schwere Proben bestehen. In letzterer Beziehung verweisen wir die Leser auf die meisterhafte Beschreibung und die erläuternde Zeichnung des von der Novara am 18. und 19. August 1858 im chinesischen Meere bestandenen gefährlichen Teifun oder Drehsturms.

So manches im zweiten Bande geht über die bloße Darstellung der Reise hinaus und streift stark an das wissenschaftliche Gebiet. Trotzdem haben es die Herausgeber verstanden, auch das Wissenschaftliche in einer populären, jedem gebildeten Laien verständlichen Weise zu behandeln.

Besonders eingehend sind die chinesischen Verhältnisse beleuchtet. Wir können uns die Freude nicht versagen, den Lesern hier das Programm einer Art chinesischen Freimaurerordens, der geheimen chinesischen Gesellschaft Hoei oder Tinté=Huy (zu deutsch: Bruderschaft des Himmels und der Erde) abzudrucken, indem wir gleichzeitig auf die S. 107 abgedruckte Copie der Legitimationskarte dieser Gesellschaft hinweisen:

Die Bruderschaft des Himmels und der Erde spricht es unumwunden aus, daß sie sich vom höchsten Wesen dazu berufen hält, den furchtbaren Contrast zwischen Reichthum und Armuth aufzuheben. Die Inhaber der irdischen Macht und des Vermögens sind nach ihrer Ansicht unter denselben Ceremonien in die Welt gekommen, und gehen auf dieselbe Weise hinaus, wie ihre betrogenen Brüder, die Unterdrückten, die Armen. Das höchste Wesen wollte nicht, daß Millionen zu Sklaven einzelner Tausende verdammt werden. Vater Himmel und Mutter Erde haben nie und niemals den Tausenden ein Recht gegeben, das Eigenthum der Millionen Brüder zur Befriedigung ihrer Ueppigkeit zu verschlingen. Den Großen und Reichen war der Besitz ihres Vermögens vom höchsten Wesen nie als Sonderrecht verpachtet; es besteht vielmehr in der Arbeit und dem Schweiße ihrer Millionen unterdrückten Brüder. Die Sonne mit ihrem strahlenden Antlitz, die Erde mit ihren reichen Schätzen, die Welt mit ihren Freuden ist gemeinschaftliches Gut, welches zur Bestreitung der Bedürfnisse von Millionen nackter Brüder aus den Händen der Tausende zurückgenommen werden muß. Die Welt soll endlich einmal von allem Druck und Jammer erlöst werden; dies muß mit Vereinigung angefangen, mit Muth und Kraft fortgesetzt und vollendet werden. Der edle Samen der Bruderschaft darf nicht unter dem Unkraut erstickt werden; vielmehr ist es Pflicht, das alles überschattende Unkraut zum Vortheil des guten Samens zu vernichten. Die Aufgabe ist freilich groß und schwierig, allein man bedenke, es kommt kein Sieg, keine Erlösung ohne Sturm und Kampf. Bis die größte Zahl der Einwohner aller Städte einer Provinz den Eid der Treue geleistet, mag jeder scheinbar den Mandarinen gehorchen, sich durch Geschenke mit der Polizei befreunden. Unzeitige Aufstände schaden dem Plan. Ist die größere Zahl der Einwohner in den Städten und in den Provinzen mit dem Bunde der Einheit verschmolzen, dann sinkt das alte Reich in Schutt zusammen und man kann das neue auf den Trümmern gründen. Die Millionen glücklicher Brüder werden einst die Gründer dieser segensvollen Ordnung an ihren Gräbern verherrlichen, eingedenk der großen Wohlthaten, die ihnen zu Theil geworden; der Erlösung aus den Fesseln und Klammern der verdorbenen Gesellschaft.

Man sieht, es haben sich unter den zopftragenden Söhnen des asiatischen Reichs der Mitte communistische Ideen Bahn gebrochen, wie sie im europäischen Reich der Mitte die kühnsten Schwärmer noch niemals hegten.

Hin und wieder hat man Gelegenheit, in Staunen, ja in Bewunderung auszubrechen, wenn man von einzelnen Thaten und Aussprüchen dieser seit Jahrtausenden abgeschlossenen Chinesen hört. Mit Recht sagt das Buch (S. 117):

Würdig eines christlichen Monarchen sind die Worte des götzenanbetenden Kaisers von China, welcher, als man im Jahre 1840 in ihn drang, die Opiumeinfuhr zu einer Staatseinnahme zu machen, erwiderte: „Es ist wahr, ich kann die Einfuhr dieses fließenden Giftes nicht hindern, gewinnsüchtige und verderbte Menschen werden aus Habgier oder Sinnlichkeit die Erfüllung meiner Wünsche stets zu nichte machen, aber nichts wird mich bewegen, aus dem Laster und dem Elend meines Volks einen Gewinn zu ziehen."

Charakteristisch sind folgende Worte aus der Anmerkung S. 310, wo ein Citat aus dem „Buche der Weisheit" („Tao=te=king") des chinesischen Propheten Lao=tse (Lao=tseu), geboren 604 v. Chr., sich befindet:

Die Norm der Alten ist gewesen, das Volk nicht zu erleuchten, sondern es dumm zu machen. Ein gescheidtes Volk ist schwer zu regieren. Deshalb sagt man: Wer ein Reich in Weisheit regiert, der ist der Zerstörer des Reichs; wer ein Reich in Dummheit regiert, der ist der Erhalter des Reichs. In der Familie, in der Schule werden die Kinder unter Götzenbildern auferzogen. Kommen sie des Morgens in die Schule, so lehrt man sie das Bild des Kong=tse (Confucius) verehren. Diese Sitte muß alsbald abgeschafft werden.

Von großem Interesse für die Freunde der Linguistik wird unter den Beilagen ein Wörterverzeichniß der Sprachen der Eingeborenen des Nikobaren=Archipels sein, sowie zwei tagalische Volkslieder, eingerichtet zum Gesang mit Pianofortebegleitung. Die Melodien sind zwar ziemlich eintönig, haben jedoch einen eigenthümlichen, schwermüthigen Rhythmus. Ferner befindet sich noch unter dem Anhange das Formular eines von auswandernden Chinesen zu unterschreibenden Dienstvertrags, in chinesischer, spanischer und deutscher Sprache, und zwei wissenschaftliche, auf den Teifun bezügliche Beilagen.

Der dritte Band umfaßt den Zeitraum vom 5. November 1858 bis zum 26. August 1859, von dem Aufenthalt der Novara in Sidney bis zur Landung in der Bucht von Ruppia bei Triest, womit die Reise beendet war.

In Sidney hielt sich die Novara zur Restauration ihrer während des Teifuns erlittenen Beschädigungen drei Wochen auf, welche die Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition zu wiederholten Ausflügen in das Innere der Colonie fleißig benutzten. Höchst freundschaftlich und zuvorkommend war die Aufnahme der Besatzung der Novara von seiten der dortigen Regierungsbehörden, der Bewohner im allgemeinen und namentlich der dort

ansässigen Deutschen. Hier in Sidney erhielt die Expedition auch die Nachricht von der Geburt eines österreichischen Kronprinzen und männlichen Thronerben im Mutterlande. Infolge dessen wurde ein Ball an Bord veranstaltet, zu welchem gegen 4000 Personen Einladung erhielten. Am 7. December verließ endlich die Novara die Rhede von Sidney und segelte nach Neuseeland, in dessen Hauptstadt Auckland sie sich bis zum 8. Januar 1859 aufhielt; mit Zurücklassung des Dr. Hochstetter behufs geologischer Untersuchungen Neuseelands, der erst Mitte November seine Rückreise über Mauritius und durch das Rothe Meer nach Europa antrat, segelte die Novara am 7. Januar ab und durchschnitt am 10. Januar gegen 11 Uhr nachts den 180. Längengrad vom Meridian von Greenwich, sodaß sie sich nun wieder in westlicher Länge befand. Kein geringes Erstaunen rief bei der Bemannung des Schiffs der plötzliche Tagesbefehl hervor, nach welchem angeordnet wurde, daß Montag der 10. Januar in allen Journalen und Verrechnungen zweimal, d. h. an zwei aufeinander folgenden Tagen zu zählen sei, damit verhindert wurde, daß die Expedition bei ihrer Rückkehr nach Europa ein Datum führe, welches nicht mit dem dortigen übereinstimmt, sondern um einen Tag im Kalender voraus ist. Da diese, bei einer Umsegelung der Erde von Westen nach Osten ganz natürliche Erscheinung gleichwol manchem seltsam und bedenklich vorkommen dürfte, so mag die Erklärung derselben hier nach dem Buche selbst folgen:

Fährt man nämlich mit einem Schiffe von West nach Ost um die Erde, so geht man der von Ost nach West sich bewegenden Sonne entgegen. Steuert also das Schiff in einer gewissen Zeit um 5 Grad in der Länge von West nach Ost, so hat es einen Weg zurückgelegt, welcher dem zweiundsiebzigsten Theil des Umkreises der Erde gleichkommt, oder, nachdem die ganze Umdrehung in 24 Stunden vor sich geht, 20 Minuten Zeit beträgt. Haben wir also um Mittag einen Ort verlassen, um gegen Ost einen andern zu erreichen, dessen Meridian 5 Grade vom erstern abweicht, so werden wir am letztern Orte um 20 Minuten früher Mittag zählen als am erstern, wohin die Sonne erst nach dieser Zeit gelangt. Beträgt der Unterschied der beiden Meridiane 15 Grade, so werden wir am zweiten Orte um eine Stunde früher Mittag haben, als am erstern. Und zählt man endlich einen Meridianunterschied von 180 Graden und hat die halbe Erdkugel umschifft, so haben wir gerade um 12 Stunden früher Mittag als am ersten, westlich gelegenen Orte, an dem es nun eben Mitternacht ist und wo sich die Sonne erst nach 12 Stunden im Mittag befinden wird. Diese Verschiedenheit der Tageszeiten im nämlichen Augenblicke an verschiedenen Orten tritt am frappantesten bei der Benutzung des Telegraphendrahtes hervor, wo es, je nach der geographischen Position des Orts, wohin man eine Nachricht zu senden wünscht, geschehen kann, daß eine telegraphische Depesche scheinbar um sechs und mehrere Stunden früher ankommt als sie abgeschickt wurde.

Indem wir von West nach Ost segelten, zählten wir, am hundertundachtzigsten Grade der Länge vom Greenwich-Meridian angelangt, das nämliche Datum, den 10. Januar, wie in Greenwich, während es auf der dortigen Sternwarte gerade Mitternacht war und eben erst dieses Datum zu gelten begann. Wir überschritten aber jetzt den Meridian von 180 Graden und, hätten wir an dem folgenden Mittag den 11. Januar gerechnet, so wäre im Augenblick dieses Mittags (wegen der gegen Ost fortgesetzten Bewegung) in Greenwich noch nicht Mitternacht, d. h. noch nicht der 11. gewesen. Wir bequemten uns daher mit Europa, oder vielmehr mit der genannten Sternwarte gleiches Datum zur Mittagszeit anzunehmen. Später näherten wir uns wieder mehr und mehr dem Meridian von Greenwich, stimmten daher allmählich auch während der übrigen Stunden des Tags mit dem Datum überein, bis wir endlich wieder mit Greenwich gleich Zeitrechnung führen konnten. Im allgemeinen zählt man also, von West nach Ost steuernd, einen Tag mehr, und umgekehrt, von Ost nach West fahrend, einen Tag weniger. Man könnte zwar diesen Tag erst nach vollbrachter Erdumseglung einbringen oder ausgleichen, dann würde man aber ungleiches Datum mit allen jenen Orten zählen, welche mit Europa in dieser Beziehung gleich bleiben.

Am 11. Februar kam die Novara endlich in Sicht von Tahiti und dem gegenüberliegenden Eimeo oder Morea, und an selbigem Tage noch ankerte sie im Hafen von Papeete, der Hauptstadt Tahitis, woselbst sie größtentheils infolge ungünstiger Witterungsverhältnisse bis zum 28. Februar verweilen mußte. Interessant sind die im Buche an dieser Stelle gegebenen Nachrichten über Tahiti, Land und Bewohner, über die Königinnen Pomare I. und Pomare II., unter welch letzterer das Christenthum daselbst eingeführt wurde, namentlich aber über die Festsetzung der Franzosen auf dieser Insel und deren durch verschiedene Gewaltacte sich über selbige erworbenes Protectorat. Am 28. Februar verließ die Expedition Tahiti und nach einer Reise von 48 Tagen, in welcher die Novara 5000 Seemeilen zurücklegte, erreichte dieselbe unterm 18. April glücklich und wohlbehalten die Rhede von Valparaiso in Chile. Hier erhielt die Expedition durch den Postdampfer Nachrichten, die an einem nahen Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich nicht länger zweifeln ließen und dieser Umstand bestimmte den Befehlshaber der Expedition, ohne Verzug nach der Heimat zurückzukehren und sich selbst, sowie die seiner Führung Anvertrauten dem bedrohten Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Dr. Scherzer, Mitglied der wissenschaftlichen Commission, erhielt auf sein Ansuchen die Erlaubniß zu einer Reise nach Lima und Panama, und zwar unter der Verpflichtung mit dem nächsten westindischen Postdampfer nach Europa zurückzukehren und Anfang August in Gibraltar mit der Expedition wieder zusammenzutreffen. Schon am 11. Mai verließ die Novara Valparaiso, wenige Tage darauf reiste Dr. Scherzer ab. Die Novara umsegelte das Cap Horn, steuerte bei den Falklandsinseln vorüber, überstand am 7. und 8. Juni glücklich einen heftigen Drehsturm, erreichte am 23. Juni den Aequator und am 1. August nach einer Reise von 82 Tagen die Straße von Gibraltar, in welche im nämlichen Moment der von London kommende königliche Postdampfer Behar einlief, der den Dr. Scherzer der Expedition wieder zuführte. Derselbe hatte seine Aufgabe glücklich gelöst, Lima und Panama besucht und durchforscht, war mit einem Dampfer von Limon aus nach Cartagena und von da nach der Insel St.-Thomas geeilt, woselbst er sich auf dem Postdampfer Magdalena nach England einschiffte und in Southampton den Behar bestieg, um der Novara nach Gibraltar entgegenzueilen. Der Chef der Expedition meldete nun auf telegraphischem Wege nach Triest die Ankunft der Novara in Gibraltar und erbat sich

zugleich weitere Befehle. Am 7. August traf schon die Rückantwort des Viceadmirals Marine-Obercommandanten Erzherzog Ferdinand Maximilian ein, welche den Befehl enthielt, sofort nach Messina unter Segel zu gehen, wo die Novara von einem Kriegsdampfer erwartet und in Schlepptau genommen werden würde. Noch am nämlichen Tage lichtete die Novara die Anker und setzte ihre Reise durchs Mittelmeer fort. Am 18. August passirte sie die Meerenge von Sicilien, wo sie sich mit dem dorthin commandirten und bereits bei Messina vor Anker liegenden österreichischen Kriegsdampfer Lucia vereinigte. Ohne Aufenthalt setzten nun beide Schiffe ihre Fahrt nach der Heimat fort, erreichten glücklich das Cap Leuca, Castelnuovo und den Hafen von Gravosa in Dalmatien, woselbst sie von der kaiserlichen Dampfjacht Fantasie, welche den Erzherzog Ferdinand Maximilian nebst Gemahlin an Bord hatte, und der Schraubencorvette Graf Dandolo bewillkommnet wurden und unter deren Begleitung sie nun nach Pola, dem Haupthafen der österreichischen Kriegsflotte segelten. In Pola harrten ihrer bereits 12 Kriegsschiffe, die sie mit dem Donner der Kanonen und dem Hurrah der gesammten Mannschaften feierlichst begrüßten. Endlich gegen 11 Uhr vormittags am 26. August näherte sich das ganze Geschwader mit der Novara der Rhede von Triest, die Kanonen der Citadelle salutirten, die Novara warf Anker, ihre Erdumsegelung war beendet.

Hiermit schließt der dritte Band und damit auch der beschreibende Theil der Novara-Reise, der indeß nur der Vorläufer einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Publicationen ist, die auf Staatskosten veröffentlicht werden. Das reiche nautisch-physikalische, naturhistorische, statistische und handelspolitische Material wird von den verschiedenen Fachmännern, welche die Novara begleiteten, bearbeitet werden. Diese Arbeiten sollen sämmtliche während der Reise angestellten Beobachtungen, Untersuchungen und Resultate auf dem Gebiete der Geologie, Zoologie, Botanik, Ethnographie und Anthropologie, der Heilwissenschaft, der Statistik und des Handels vereinigen.

Indem wir unser Referat über die vorliegenden drei Bände, welche den von Dr. Karl Scherzer bearbeiteten „beschreibenden Theil" des höchst interessanten und großartigen Reisewerks bilden, mit einer warmen Empfehlung schließen, nehmen wir zugleich Veranlassung, für die meisterhafte typographische Ausstattung und namentlich den großen Reichthum an Illustrationen, Karten, Plänen, Registern und andern Beilagen, durch welche das Werk sich auszeichnet, unsere vollste Anerkennung auszusprechen.

Indem wir noch unser Bedauern darüber ausdrücken, daß es uns bei den riesigen Dimensionen, welche das Werk in seinen wissenschaftlichen Theilen annehmen zu wollen scheint, jedenfalls nicht vergönnt sein wird, auch die noch zu erwartenden Bände in den Kreis unserer Beachtung zu ziehen, schließen wir mit den Worten der von den Deutschen Sidneys der Expedition bei ihrer Ankunft in Australien überreichten Adresse: „Die Daten dieser Weltumsegelung, welche der eherne Griffel der Geschichte der Nachwelt überliefern wird, werden noch in den spätesten Zeiten als ein Beweis gelten, was deutscher Sinn für Wissenschaft und Kunst zum Wohl der gesammten Menschheit zu wirken im Stande war." 85.

Die mittelhochdeutsche Hofsprache.

Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit. Von Franz Pfeiffer. Wien, Gerold's Sohn. 1861. Lex.-8. 4 Ngr.

Unter den deutschen Grammatikern, die aus Jakob Grimm's Schule hervorgegangen — und ihrer sind es nicht gerade viele — nimmt Franz Pfeiffer, früher Bibliothekar in Stuttgart, jetzt Professor an der wiener Hochschule, unbestritten eine der ersten Stellen ein. Durch ihn ist das Studium der ältern deutschen Mundarten lebhaft angeregt und gedeihlich gefördert worden, vor allem aber verdanken wir ihm die wissenschaftliche Begründung einer von Jakob Grimm in der Grammatik nicht behandelten und bis auf den heutigen Tag geleugneten Sprache, des sogenannten Mitteldeutschen (genauer Mittelmitteldeutschen), welches zwischen dem oberdeutschen und niederdeutschen Idiom die Mitte hält und den vermittelnden Uebergang bildet. Durch seine philologische Richtung sah sich Pfeiffer bald mit der sogenannten kritischen, der Lachmann'schen Schule in wissenschaftliche Kämpfe verwickelt, die, wenn sie auch bisweilen im einzelnen unerquicklicher Art sein mochten, doch der Wissenschaft Nutzen brachten, indem sie zu erneuter Nachprüfung aufforderten und zur Weiterforschung anspornten. Auch in kleinern Arbeiten, die meist in der von ihm herausgegebenen „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde", niedergelegt sind, hat er sich herrschenden, vorzugsweise von Lachmann herrührenden Ansichten entgegengestellt, die namentlich auch für die Literaturgeschichte von Belang sind. Immer aber ist es die Sprache, auf deren Grunde er seine Meinungen baut. Auch in seiner jüngsten, sehr werthvollen kleinen Schrift bekämpft er eine weit verbreitete und tief gewurzelte Ansicht, und bringt hier zum ersten male eine Frage zur Discussion, welche man allgemein überwunden zu haben glaubte, ohne daß man sich auf eine eigentliche Erörterung des Thatbestandes eingelassen hatte.

Diese Frage „über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit", obgleich zunächst und vorzugsweise grammatischer Natur, hat ihre sehr wichtige literarhistorische Seite und deshalb mag es geeignet erscheinen, sie in d. Bl. zur Sprache zu bringen.

Mit kurzen Worten orientirt Pfeiffer über den zu behandelnden Gegenstand, und um zu zeigen, daß in der Annahme, die Hauptgrundlage der mittelhochdeutschen Hofsprache bilde die schwäbisch-alemannische Mundart, unter den Gelehrten große Uebereinstimmung herrsche, führt er aus vielen die Aeußerungen von vieren, von zwei Literarhistorikern, nämlich von Koberstein und W. Wackernagel, und von zwei Grammatikern, nämlich von Rumpelt und Schleicher, an. Da es nöthig ist, sich die Ansichten, die Pfeiffer zu bekämpfen beabsichtigt, recht zu

vergegenwärtigen, so mögen hier dieselben von je einem jener Literarhistoriker und Grammatiker folgen, und hierzu scheinen mir am zweckmäßigsten die Bemerkungen von Wackernagel und von Schleicher zu sein.

Der erste äußert sich in seiner Literaturgeschichte S. 124 fg. folgendermaßen:

Das 13. Jahrhundert kennt die schärfere Ausprägung und Sonderung der Mundarten und, damit verbunden, nachhaltende Alterthümlichkeit der Formen nur noch in den zwei Gattungen der Literatur, die vom Hofleben weniger berührt oder gar von demselben ausgestoßen waren, in der Prosa der Geistlichkeit und in der Volksdichtung. Bei Hofe und in dessen Liedern und Epopöen galt ein viel milderer und gemäßigterer Ton, wie schon Heinrich von Veldeke ihn angeschlagen; es galt da auch keine einzelne Mundart mehr, am allerwenigsten aber gerade jene Mischmundart, deren Veldeke sich bedient hatte. Denn obwol es eine Zierlichkeit schien, im Gespräch des Hofs sogar zu vlaemen, d. h. niederländische Worte und Wortformen zu gebrauchen, so ward doch jetzt, wo wiederum ein südliches Land, wo Schwaben an die Spitze der neuen Dichtkunst trat, auch dessen Mundart maßgebend für die Dichtkunst: aus ihrem Grunde, mit leichter Ausgleichung und Anbequemung der übrigen des obern Deutschland, erwuchs eine Hofsprache, um alsbald zu solcher Herrschaft über die gesammte Literatur der Höfe zu gelangen, daß auch Niederdeutsche sich ihr unterzogen und daß es nur ganz im Anfang dieses Zeitabschnitts noch vereinzelte Gedichte gab, in denen nach älterer Weise Hoch- und Niederdeutsch sich mischten, wie Herbort's „Trojanerkrieg“ und „Athis und Prophilias“. Schwaben, Sachsen, so bezeichnete man im großen und ganzen den sprachlichen Unterschied, angemessen, da jedenfalls in Schwaben der Grund der neuen Hofsprache lag; aber auch Franken und Baiern und Thüringen hatten theil an ihr und trugen je von den Eigenheiten ihrer angeborenen Sondersprachen bald mehr bald minder in sie über.

Ganz in ähnlicher Weise urtheilt auch Schleicher. Er sagt in seiner „Deutschen Sprache“ (S. 103, 104):

Aber bald gelangte eine Mundart zu allgemeinerer Geltung als Sprache der Literatur und des höhern Umgangs, wie er an den Höfen gepflogen ward; es bildete sich eine höfische Sprache, die auch von denen gebraucht wurde, deren heimatliche Mundart sie nicht war. Diese Mundart ist die schwäbische. Sie, die schwäbische höfische Mundart, ist das Mittelhochdeutsche im engern Sinne, die Sprache der höchsten Erzeugnisse der reinen classischen Literatur des 13. Jahrhunderts, die Sprache, in welcher die nunmehr neugeborene volksthümliche Heldendichtung, als auch die fremden Vorbildern folgende höfische Epik, die Lyrik, kurz die gesammte Dichtung jener fruchtbaren Periode niedergelegt ist.

Diese Lehrsätze finden sich mit mehr oder minder Bestimmtheit und Ausführlichkeit in noch andern Grammatiken, in Literaturgeschichten, Anthologien, Grundrissen für den Schulgebrauch, sie kommen zum lebendigen Ausdruck in den Lehrsälen der Hochschulen, kurz alle sind darüber, wie der Verfasser bündig zusammenfaßt, einig: 1) „daß es, mit mehr oder minder mundartlichen Abweichungen und Besonderheiten, eine gemeinsame Schrift- und Dichtersprache gab“, oder um es mit Lachmann's Worten auszudrücken, „daß die Dichter des 13. Jahrhunderts, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch geredet haben“, und daß 2) „die Grundlage dieser allgemeinen höfischen Sprache die schwäbische Mundart war“. Mit Recht findet es dann Pfeiffer für bedeutsam, daß einer und zwar einer, an dessen Urtheil vor allem gelegen sein müßte, Jakob Grimm, anderer Ansicht zu sein scheine, wenigstens den Ausdruck „höfische Sprache“ nur selten gebraucht habe und nirgends der schwäbischen Mundart das Uebergewicht über die Dialekte der übrigen hochdeutschen Stämme zuerkenne, trotzdem das Mittelhochdeutsch in der Grammatik thatsächlich und im Grunde nichts anderes als das Schwäbisch-Alemannische sei.

Pfeiffer sucht sodann nach dem Ursprung der gangbaren Vorstellung von dem Uebergewicht und der Herrschaft der schwäbischen Mundart, und glaubt ihn, abgesehen von der sicher nicht ohne Einfluß gebliebenen Bevorzugung in der Grammatik, bis auf Bodmer zurückführen zu müssen, der die Blütezeit der höfischen Poesie „den schwäbischen Zeitpunkt“, und die Sprache, in der die hochdeutschen Gedichte jener Zeit verfaßt sind, „die schwäbische Mundart“ zu nennen pflegte. Diese Ansicht hat übrigens auch Vilmar ausgesprochen, denn er sagt in seiner Literaturgeschichte (fünfte Auflage, I, 57):

Man nannte... in älterer Zeit nach Bodmer's Vorgange diese unsere Blütezeit auch den schwäbischen Zeitpunkt, die Sprache, in welcher diese Gedichte verfaßt sind, die schwäbische Mundart. Statt dieser letztern Bestimmung ist seit Jakob Grimm die Bezeichnung „mittelhochdeutsch“ für die Sprache dieser unserer Dichterzeit in Gang und jetzt zu ausschließlicher Geltung gekommen.

Und nun wird diese gangbare Vorstellung von Pfeiffer für irrig erklärt:

Solange kann ein Irrthum sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und so tief kann er sich einnisten! Ein Irrthum, sage ich, denn die Ansicht von der Hofsprache und ihrem Erwachsen aus dem Schwäbischen ist eine durchaus irrige, mit der Geschichte unserer Sprache und Literatur im Widerspruch stehende.

Zur Bekämpfung dieses Irrthums läßt der Verfasser zuerst eine kurze Erörterung über das Verhältniß der drei hochdeutschen Hauptmundarten zueinander folgen, um zu zeigen, worin das Wesen der Hofsprache nicht kann bestanden haben, und betrachtet deshalb den Vocalismus dieser Mundarten, des Schwäbisch-Alemannischen, des Bairisch-Oesterreichischen und des Mitteldeutschen (Fränkischen, Hessischen, Thüringischen). Daß der Verfasser zunächst den Vocalismus berücksichtigt, da in ihm das eigenthümlichste Leben einer Sprache zu ruhen pflegt, mag für eine kurze Erörterung, die hier gegeben werden soll, genügend sein, ob aber der Vocalismus, wie in einer Anmerkung gesagt wird, zur Beweisführung „völlig ausreichend“ scheint, dürfte doch bezweifelt werden.

Der Vocalismus des Bairisch-Oesterreichischen ist dem des Alemannischen vielfach verwandt, doch kommen im erstern mannichfach unorganische Veränderungen vor, wie sie sich nicht allein bei den Kunstdichtern, sondern auch in den Nibelungen und in der Gudrun zeigen. Diesen beiden Mundarten entfernter steht das Mitteldeutsche, und es ist mit Recht von Pfeiffer ausgesprochen worden, daß kein mitteldeutscher Dichter zu Gunsten des schwäbischen Vocalismus von der ihm angeborenen Mundart abgewichen sei. Wenn auch die mitteldeutschen Dichter keine höfischen, sondern geistliche Stoffe bearbeiteten und selbst dem geistlichen Stande angehörten, worauf Wackernagel

in der angezogenen Stelle Bedacht nimmt, so haben sie doch als höfische Dichter zu gelten, da sie im Versbau und Reim die Gesetze der höfischen Kunst beobachteten. „Diese allein, und nicht die Sprache, ist der Prüfstein der Höfischheit.“

Um weiter zu belegen, daß der weltliche oder geistliche Stand und Stoff bezüglich der Sprache keinen Unterschied begründen, hebt der Verfasser die Thatsache hervor, daß Fahrende, wie Rumezlant und Frauenlob, selbst fürstliche Dichter aus dem mitteldeutschen Ländergebiet in ihrer Sprache ihre Herkunft nicht verleugnen können. Umgekehrt haben wir an Wolfram, der ein Baier, und an Albrecht von Halberstadt, der ein Niedersachse, Beispiele, daß nicht das Schwäbische den Dichtern als Maßstab galt, denn Wolfram hat mancherlei Thüringisches in seiner Ausdrucksweise angenommen, und Albrecht dichtete durchaus in der Sprache Mitteldeutschlands.

Rechnet man zu dieser Verschiedenheit der Mundarten in den Wurzelvocalen die Thatsache hinzu, daß die aus Schwaben stammenden Dichterwerke weder der Zahl noch der Bedeutung nach die in dem bairisch-österreichischen und in dem mitteldeutschen Land- und Sprachgebiete entstandenen übertreffen, so folgt allerdings, daß das Schwäbische nicht als das herrschende Idiom angesehen werden kann und daß die Gemeinsamkeit der Hofsprache (d. h. den Volksmundarten gegenüber) nicht in der Uebereinstimmung der Wurzellaute zu suchen ist.

Wo aber ist sie zu suchen? Vorhin wurde ganz vorübergehend an die Metrik erinnert, sie aber ist nur der „Prüfstein“ der Höfischheit, Pfeiffer forscht lediglich nach einem „sprachlichen“, nach keinem „künstlerischen“ Grunde und findet jene Gemeinsamkeit in der Abschwächung der ehedem vollen und tönenden Flexions- und Ableitungssilben zu tonlosem i oder e. Die folgenden sprachlichen Bemerkungen des Verfassers, wenn sie auch im einzelnen dem Kenner nichts Neues sein werden, sind in Rücksicht auf den vorliegenden Zweck höchst lehrreich und scharfsinnig. Auch auf die äußern geschichtlichen Einwirkungen, welche den Umwandlungsproceß der Sprache hervorriefen oder beschleunigten, wird gebührend Bedacht genommen. Charakteristisch scheint mir besonders der folgende Satz:

Denn es kann nicht fehlen, daß in gebildeter Gesellschaft, inmitten eines regen geistigen Verkehrs eine Sprache zu rascher leichter Rede mehr und mehr geschickt und ausgebildet, aber gleichzeitig und eben dadurch auch abgeschliffen wird: sie verliert an Alterthümlichkeit, an sinnlicher Kraft und an Wohlklang, aber sie gewinnt an Geschmeidigkeit und Beweglichkeit des Tons wie des Ausdrucks.

Auf ein sehr wichtiges Moment in der Entwickelung der höfischen Sprache und Dichtkunst hätte unserer Ansicht nach Pfeiffer für seinen Zweck noch größeres Gewicht legen sollen, nämlich auf die charakteristische Thatsache, daß in den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts gerade vom Niederrhein und Mitteldeutschland her, von Heinrich von Veldeke der genaue, der reine Reim eingeführt wurde. Gerade der alemannische war unter den hochdeutschen Stämmen der letzte, welcher sich der neuen Sprachbildung angeschlossen hat, und während im 11. und 12. Jahrhundert in Oesterreich, Franken und in den Rheinlanden die Poesie blühte, fehlt es uns aus dieser Zeit fast ganz an schwäbischen Sprachdenkmalen. Dann aber nach der vollendeten Ausprägung der höfischen Sprache und Kunst wurde Schwaben die Wiege bedeutender Dichter, eines Hartmann von Aue und eines Gottfried von Straßburg. Sehr wichtig für die Sprachgeschichte wie für die Literatur ist der Einfluß, den diese Dichter auf ihre Zeitgenossen gehabt haben. Pfeiffer verwickelt sich in diesem Punkte durchaus nicht in einen Widerspruch mit seiner bisjetzt erörterten Ansicht. Seine Aeußerungen sind gewissermaßen als der Schlußstein der Untersuchung von nicht geringer Erheblichkeit gegenüber den Lehren, wie sie in Grammatiken und Literaturgeschichten zu finden sind; deshalb mögen die wichtigsten Sätze wörtlich mitgetheilt werden:

Allerdings nahmen die beiden Letztgenannten (Hartmann und Gottfried) sofort einen hohen Rang in der neuen Poesie ein und übten auf weite Kreise einen mächtigen Einfluß. Dies geschah aber nicht durch ihre Mundart, sondern einzig durch den dichterischen Gehalt ihrer Werke und die Meisterschaft ihrer Kunst..... Selbst in Bezug auf den Reim, den diese Dichter, darin unterstützt durch den reinen regelmäßigen Vocalismus der alemannischen Mundart, zur höchsten Reinheit ausgebildet haben, erstreckte sich ihr Einfluß und ihre Herrschaft nicht über die Grenzen des alemannischen Sprachgebiets hinaus.... Gleichzeitig fuhren, wie die Reime uns unwiderleglich beweisen, die bairisch-österreichischen, die mitteldeutschen und rheinischen Dichter fort, ihrer angeborenen Mundart nachzuhängen.... Nur in einem herrschte unter den Dichtern aller deutschen Länder fast vollständige Uebereinstimmung: in den Flexionen, und auf eben dieser Gleichmäßigkeit beruht, ich wiederhole es, das Wesen der Hofsprache.

Soweit hat die Schrift allgemeines Interesse. Der Verfasser sucht noch in der Beschaffenheit der alemannischen Mundart einen weitern schlagenden Beweis, daß die Alemannen in der Aneignung der abgeschwächten Flexionen nicht die Bahnbrechenden, Treibenden, sondern die Getriebenen waren. Die folgenden sprachlichen Erörterungen, welche aus alemannischen Sprachdenkmalen, namentlich aus Predigten und mundartlich gefärbten Urkunden zu beweisen suchen, daß noch in späterer Zeit, ja bis ins 15. Jahrhundert hinein der schwäbischen Mundart die vollen Endungen auf a, o und u verblieben sind, haben wol nur für den Sprachforscher vorwiegendes Interesse, doch sind sie auch für diesen von besonderm Werthe. Inmitten dieser sprachlichen Bemerkungen kommt der Verfasser auf einen Punkt, der wieder allgemeine Beachtung verdient, und es wäre derselbe vielleicht auch besser in dem allgemeinen Theile der Erörterung zu besprechen gewesen, wenn sich auch hier die Gelegenheit bot, ihn noch einmal zu berühren. Daß die alemannische Mundart langsamer als diejenigen der andern deutschen Stämme sich von den alten und alterthümlichen Formen entfernte, hat sicher auch darin seinen Grund, „daß Oberschwaben und die Schweiz ein von den großen Heerstraßen, vom Weltverkehr abseits liegendes Gebirgsland bildeten und überdies gerade in der Zeit, wo die Neubildung der Sprache ver-

sich ging, von größern, reichen und tonangebenden Für-
stenhöfen so ziemlich entblößt waren".

Hier nun erklärt der Verfasser die weitverbreitete An-
sicht, welche mit der Vorstellung, das Schwäbische bilde
die Grundlage der Hofsprache, in engster Verbindung
steht, daß nämlich das staufische Kaiserhaus einen bedeu-
tenden Einfluß auf die Entwickelung der höfischen Sprache
und Poesie gehabt habe, geradezu für einen schönen
Wahn.

In stetem, aufreibendem Kampfe mit der Hierarchie und un-
otmäßigen Vasallen, erfüllt von politischen Plänen und Gedan-
en, mehr in Italien als in Deutschland zu Hause, und, wenn
e in der Heimat, stets mit dem Fuß im Stegreif, hatten die
Staufen zur Pflege und Förderung der Poesie weder Stimmung
noch Zeit, wenn auch in ihnen innere Neigung und Lust dazu
orhanden war. Die paar Lieder von Heinrich VI. und von
Konradin wollen wenig bedeuten.... Weitaus das Meiste und
Beste, was Schwaben im 13. Jahrhundert in der Literatur ge-
eistet, ist erweislich ohne kaiserliches Zuthun entstanden, und
egenüber von dem, was die Babenberger und die thüringischen
andgrafen für die mittelhochdeutsche Dichtung gethan, kann von
ner Förderung der Poesie, also auch der Hofsprache, durch die
Staufen keine Rede sein.

Pfeiffer's Schriftchen hat nicht verfehlt, schon nach der
urzen Zeit seines Erscheinens in der deutsch-philologi-
hen Welt einiges Aufsehen zu erregen, und in der That
erdient es wegen seines hochwichtigen Gegenstandes Beach-
ung im hohen Maße. Nicht die Fachmänner allein, son-
ern alle, welche sich mit unserer vaterländischen Literatur
eschäftigen, so namentlich auch die Lehrer der Literatur-
eschichte an den höhern Schulanstalten, werden nicht um-
n können, von Pfeiffer's Protest gegen eine tief gewur-
lte und nirgends begründete Vorstellung fürs erste we-
gstens Notiz zu nehmen. Ob alle auch allsogleich über-
ugt sein werden von der neuen Lehre, ist wol zu be-
eifeln. In der That fehlt es der kleinen Schrift nicht
dunkeln Punkten, die noch weiterer Untersuchung be-
rfen. Eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes
ß sich ja in dem engen Rahmen einer Akademieabhand-
ng gar nicht erwarten. Dankbar müssen wir aber dem
rfasser für seine „Anregung" sein, wenn sie uns auch
e Illusion zerstören mag. Sollte es zu wissenschaft-
en Gegenschriften kommen, so ist zu hoffen, daß der
reit nicht wie der letzte noch unbeendete Kampf um der
libelunge Noth» durch persönliche Erbitterung unserm
lehrtenthum zum Schaden gereiche!

Reinhold Bechstein.

Beiträge zur Würdigung des aufgeklärten Despotismus.

Die geistige Hinterlassenschaft Peter's I. als Grundlage für
dessen Beurtheilung als Herrscher und Mensch von C. Sadler.
Leipzig, C. F. Winter. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.

Kaiser Joseph II. Ein Beitrag zur Würdigung des Geistes
seiner Regierung. Nach archivalischen Quellen. Von Her-
mann Meynert. Wien, Seidel u. Sohn. 1862. Gr. 8.
1 Thlr. 10 Ngr.

Gerade in unserer Zeit, da ein neues politisches System
ültig nach allgemeiner Anerkennung ringt, hat das Studium
aufgeklärten Despotismus ein ungemeines Interesse. Im
allgemeinen ist der Despotismus, das unumschränkte König-
thum, heute aufgegeben; das constitutionelle System, welches die
Regierungsgewalt zwischen dem Fürsten und den Erwählten des
Volks theilt, hat fast überall, wenigstens im Princip, Boden ge-
wonnen. Die Logik, die sich daraus ableitet, gibt zu verstehen,
daß fortan keine großen Könige im alten Sinne mehr existiren
werden, freilich auch keine schlechten.

Jedenfalls ist es eigenthümlich, daß vor dem Zusammen-
bruch des mittelalterlichen Staatssystems durch die Revolution
von 1789, vor dem Aufgang der Epoche der constitutionellen
Regierungsprincipien, das absolute Königthum noch einmal,
wie zum würdigen Schluß seiner Zeit, die herrlichsten Blüten
trieb, ja, daß es, wie nie sonst, bei aller Tendenz des Despo-
tischen mit einem Inhalt von Freisinnigkeit versehen war, der
geradezu den Uebergang zu einer neuen Zeit ankündigte. Der auf-
geklärte Despotismus, wie er im 18. Jahrhundert durch Peter
den Großen, Friedrich den Großen, Katharina II. und Joseph II.
im Osten Europas repräsentirt wird, bildete, während im Westen,
in Frankreich, das verfallene Königthum die Revolution auf-
nährte, den Begriff des Staats, wie er heute den constitutionel-
len Maximen entspricht, aus. Alles um des Staates wegen,
sogar der Fürst: das sagte und danach handelte sowol Peter in
Rußland, wie Friedrich in Preußen, wie Joseph in Oesterreich.
Das war wol ein anderer Staat, als der Ludwig's XIV., der
er selber war: l'état c'est moi. Der Staat des aufgeklärten
Despotismus sollte von einer Idee getragen werden und zwar
von der Reformidee der Zeit, in welcher die betreffenden Fürsten
lebten. Peter paukte geradezu europäische Civilisation ins asia-
tisch-barbarische Rußland: Friedrich machte Preußen im Sinne
Voltaire's philosophisch: Joseph impfte seinem Oesterreich sogar
die Ideen der Französischen Revolution ein. Und alle drei tha-
ten es mit dem Instinct, daß dadurch ihre Staaten erhalten
blieben, selbst wenn ihnen keine genialen Fürsten während der
Stürme der Zeit vorstehen sollten. Sie irrten sich auch nicht;
sie erfüllten eine Mission der Geschichte activ, wie das entartete
Königthum der Bourbons passiv.

Die Schrift: „Die geistige Hinterlassenschaft Peter's I."
von Sadler (Nr. 1) ist an sich nur eine Blumenlese aus dem
Briefwechsel und den Ukasen des Zaren, wol mit Fleiß zusam-
mengestellt und auch zuweilen mit dankenswerthen Erklärungen
versehen, aber im Grunde doch ohne rechten Plan und ideellen
Zweck. Es mangelt dem fleißig zusammengetragenen Material
an der Durchgeistigung; man weiß nicht recht, weshalb der
Verfasser Peter's I. verschiedene Charakterseiten aus Briefstellen
hervorsucht; denn er zieht kaum einige Gedanken daraus ab,
die den vorgesetzten Zweck erfüllten, über die geistige Hinter-
lassenschaft Peter's ein anschauliches Bild zu geben. Man er-
hält somit kein Buch, sondern Material dazu, und die Schlüsse
daraus bleiben dem Ermessen eines jeden überlassen.

Die Schrift enthält solcher ausgewählten Stellen aus Brie-
fen Peter's an seine Mutter, seinen Bruder, hochgestellte Beamte
und seine Zechbrüder, ferner an seine Gemahlin Katharina.
Andererseits sind auch Stellen aus den Briefen dieser Personen
an den Zaren, sowie mehrere Ukase und Instructionen mitge-
theilt. Der allgemeine Schluß, der sich auch aus diesen, im
übrigen durch andere Werke schon viel bekannt gewordenen Pri-
vatäußerungen Peter's auf dessen Charakter machen läßt, har-
monirt vollkommen mit dem Urtheil, welches die Geschichte über
diesen Mann fixirt hat. Asiatische Naivetät und Grausamkeit
stehen im Widerstreit mit europäischem Ehrgeiz nach Civilisation;
ein oft kindliches Herz, eine weiche Natur voller Ursprünglich-
keit, wie sie in asiatischen Tyrannen und Menschenschlächtern
— wir erinnern an den poetischen, elegischen Nena Sahib —
vorhanden sind, mischen sich mit raffinirtem Despotismussinn.
Der europäische Bildungsmensch arbeitet in dem echten Russen.
Peter kann als Privatmann seinen Beamten schmeicheln, mit
ihnen pokuliren und familiär sein; aber in dienstlicher Angele-
genheit ist er oft tyrannisch gegen sie; er läßt sich andererseits
wieder von ihnen zurechtsetzen und nimmt solche Auslassungen

nicht wie ein Regent, sondern wie ein angestellter Beamter auf, der sich zu rechtfertigen sucht. Er sorgt väterlich für das Wohl des Volks, aber die barbarischsten aller Strafen dictirt er mit einer unverwüstlichen Seelenruhe; er, der europäische Gebildete, will nicht, daß man sich vor ihm auf die Erde werfe; aber als Asiate weiß er den Russen diesen Beweis ihrer Ehrfurcht nicht anders auszutreiben, als mit der Knute. Sein angeborenes Talent als Herrscher verleugnet sich dabei niemals; er ist scharfsinnig, klug und mit weitem Blick versehen; es geht dies, wie aus seinem Testament, so auch aus seiner Anweisung über die Erziehung seines Sohns hervor. In den Briefen an seine Frau zeigt er sich zärtlich und frivol, Katharina nicht minder; sie necken sich beide darüber, daß sie mit andern Liebschaften sich während der Trennung entschädigen müssen. Interessant ist der Stil und die Orthographie in Peter's Briefen; er mischt deutsche, holländische und russische Worte durcheinander und macht oft eigene Ausdrücke daraus.

Das Buch „Kaiser Joseph II." von Meynert (Nr. 2) gibt ausführlicher und glücklicher ein Bild von der Thätigkeit dieses Kaisers auf allen Gebieten der Verwaltung. Wiewol auf dem Grunde noch ungedruckter Erlasse und Resolutionen gemalt, die in stattlicher Anzahl hier mitgetheilt werden, liegt es doch in der Natur der Sache, daß im wesentlichen nichts Neues über Joseph's Regierung, den ausgebildetsten aufgeklärten Despotismus, hervortritt. Der philosophische, menschenfreundliche, tolerante Kaiser hat der Sitte des Zeitalters gemäß, und zugleich als Signatur des aufgeklärten Despotismus dienend, so viel und eigenhändig geschrieben, daß über alle seine Gedanken, Zwecke, Ansichten und Handlungen schon bei Lebzeiten das vollste Licht verbreitet war, abgesehen davon, daß viele posthume Publicationen von Briefen und Actenstücken aller Art des schreibseligsten und arbeitsamsten aller Monarchen etwa bestandene Lücken längst ausgefüllt haben. Das Meynert'sche Buch bringt daher auch nur im allgemeinen eine Vermehrung an Material zur Würdigung des Joseph'schen Charakters; Neues dafür findet sich nur in Einzelheiten. Aber gleichwol wird man dies Buch nicht übersehen dürfen, wenn man sich über die innere Verwaltung des Kaisers ein vollständiges Bild machen will. Die verschiedensten Gebiete sind darin, oft sehr detaillirt, in Actenstücken vertreten, welche den hohen und reformlustigen Geist, den zähen und doch wieder bald ermattenden Sinn, das schulmeisterliche und echt staatsmännische Wesen, die Größe des Fürsten und Menschen, aber auch seine Kleinlichkeit als Regierer und erster Verwaltungsbeamter aufs deutlichste erkennen lassen.

Die kirchlichen Verhältnisse, die immer im Vordergrunde der Joseph'schen Reformen stehen, sind auch in diesem Buche am ausführlichsten bedacht worden. Das Interessanteste der hier mitgetheilten archivalischen Actenstücke liegt in der Ansicht über den Voltairianismus, den Joseph als demoralisirend für die große Masse erklärte, und dann in den Gründen der Publication des Toleranzpatents. Es geht daraus der ziemlich übersehene Umstand hervor, daß Joseph die Toleranz nur praktisch, nicht legislatorisch, einführen wollte, und sie erst als Gesetz publicirte, als die Behörden seinen Anordnungen in dieser Beziehung durchaus nicht nachkommen wollten.

Minder interessant an neuen Details ist der Abschnitt über Erziehung und Unterricht; dagegen sind über Joseph's Verhalten gegen die Presse hier ganz originelle Dinge zum ersten mal weitläufiger bekannt gemacht. Sie betreffen namentlich die Censur und die daraus entstehende Einrichtung des Zeitungsstempels, den Joseph zuerst einführte, um der Scribelei entgegenzutreten. Wer eine Broschüre veröffentlichen wollte, sollte eine Caution von sechs Dukaten stellen; billigte die Censur den Druck, bekam der Autor diese Caution zurück, si non, non. Das half aber nicht, und so besteuerte man denn 1789 alle Zeitungen, Broschüren, Komödien u. s. w. „als wirksamstes Mittel, die Sudler, die schon seit der bestehenden Preßfreiheit so viel Unsinn und wenigstens so viel abgeschmacktes Zeug zur Schande der sogenannten (!) aufkeimenden Nationalliteratur und Aufklärung hervorgebracht haben, künftig zu mäßigen".

Weitere Actenstücke handeln über humanitäre Anstalten, über Hörigkeitsverhältnisse, über die Juden, die Volkswirthschaft, das Steuerwesen, Gesetzgebung und Rechtspflege, Polizei und Administration. Ueberall finden sich die Anschauungen wieder, die schon in zahllosen andern Documenten niedergelegt sind; aber sie treten oft in ihren Einzelheiten markirter und vollständiger durch diese neuen Materialien hervor. Dies ist namentlich der Fall in den auf die Volkswirthschaft sich beziehenden Auslassungen und in den Gedanken über die Regulirung des Steuerwesens. Auch an Zügen echt despotischer Willkür fehlt es nicht; so in der drakonischen Art, wie Joseph mit der deistischen Sekte verfährt und die Juden zum Ackerbau zwingen will; wie er nach eigenem Ermessen straft, ohne das Gesetz zu beachten, und z. B. Unterthanen, die ihm nicht in Glaubenssachen gehorchen, ans andere Ende seines Reichs verweist und Hof und Haus ihnen nimmt. **Eduard Schmidt-Weißenfels.**

Zur Weidmannsliteratur.

Charles Boner. Thiere des Waldes. Mit 18 Illustrationen von Guido Hammer. Deutsche autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mancher Leser unserer Blätter dürfte sich vielleicht fragen, wie gerade der Herausgeber d. Bl., bei dem man schwerlich die Passionen und Eigenschaften eines Weidmanns voraussetzt, dazu komme, ein Buch zu besprechen, welches von der Jagd und den Thieren des Waldes handelt. Indeß sind wir in der Jägerei nicht unerfahren; denn seit Decennien war es unsere Hauptbestimmung, auf die Thiere im Walde der Literatur und auf deren Junge, ihre Bücher, Jagd zu machen und sie auszuweiden. Auch die Wildheit des Ebers ist uns nicht unbekannt; es gibt nämlich unter den Literaturbestien (ich bitte für den Ausdruck um Verzeihung!) grimmige und erboste Eber genug, welche sich, vom Feuerrohr der Kritik angeschossen, in Positur setzen und dem unglücklichen Jäger mit ihren Hauzähnen erbarmungslos zu Leibe gehen. Und nicht immer sind die ausgewachsenen Eber der Literatur die schlimmsten, sondern es sind die Frischlinge, die am wenigsten Spaß verstehen und dem kritischen Weidmann die ärgsten, wobei oft auch lächerlichsten Grimassen machen. Leider müssen wir zugleich gestehen, daß die Jagd auf Literaturwild nicht so ergötzlich und poetisch ist als die Jagd auf die Thiere des Waldes und daß die Beute, die der kritische Weidmann nach Hause bringt, nicht immer oder selten so genießbar ist als die Jagdbeute eines Weidmanns, der statt auf oft sehr ranzige Autoren auf Edelhirsche, Rehe, Adler, Auerhähne und Birkhühner Jagd macht.

Charles Boner, der Verfasser des vorliegenden schönen Werks, ist den aufmerksamern Lesern d. Bl. sicherlich nicht unbekannt. Wir haben schon öfters von ihm gesprochen, wozu uns sein in England sehr beliebtes Werk: „Chamois hunting in the mountains of Bavaria", seine englische Uebersetzung von [illegible] „Naturstudien", seine Dichtungen „Cain", „The new dance of death" und „Verse" und noch jüngst seine Wirksamkeit zu „Parthenon" Anlaß geben; auch theilten wir von ihm einmal in d. Bl. eine Berichtigung gewisser Aussprüche Julian Schmidt's über Wordsworth mit. Charles Boner ist, wie man weiß, ein geborener Engländer, der deutsche Literatur, deutsches Volk und Land und deutsches Wild lieb gewonnen und sich in Südbaiern so gut wie einheimisch gemacht hat, in Südbaiern, wo es in den Gebirgsthälern neben andern urwüchsigen Creaturen auch noch urwüchsige Menschen gibt, die nicht, wie es in andern, sich größerer Bildung rühmenden Landstrichen Deutschlands so oft der Fall ist, vorn die Sammtpfote hinhalten, um hinter dem Rücken mit der verborgenen Mephistopheleskralle desto nachdrücklicher kratzen zu können. Diese Urwüchsigkeit und die Liebe zur Jagd und besonders zur Gemsenjagd sind es, welche Charles Boner

in Südbaiern festhalten. In einem Aufsatze in Nr. 286 der wiener Zeitung „Der Botschafter" finden wir über Boner bemerkt:

„Charles Boner lebt seit mehr als zwanzig Jahren in Baiern, und hat in dieser ganzen Zeit auf vielfältige Weise als geistiger Vermittler zwischen Deutschland und England gewirkt. Deutsches und englisches Leben sind ihm gleichgut bekannt, und er kennt ersteres in einem für einen Ausländer seltenen Grade von Vielseitigkeit. Seine intimen persönlichen Bekanntschaften reichen vom Aelpler, Bauer und Handwerker durch alle Klassen des deutschen Volks bis hinauf zu fürstlichen Freunden der Literatur, der Kunst, der Natur und der Jagd. Charles Boner ist der Freund vieler deutschen Schriftsteller, Gelehrten und Künstler, und in gleicher Weise ist er in den literarischen Kreisen Londons bekannt. Er selbst ist Dichter, Kritiker, Berichterstatter über Culturverhältnisse, Freund und geistvoller Schilderer der Natur, Jäger und geschmackvoller Jagdschriftsteller. Seit langer Zeit pflegt er die jährlichen Alpenjagden des Herzogs von Koburg und anderer Herren mitzumachen. Sein Buch über Gemsenjagd ist in England zu großem Rufe gelangt und hat schnell mehrere schöne und illustrirte Auflagen erlebt."

Er wird weiter als ein wesentlich „internationaler Schriftsteller" bezeichnet, und es werden dann diejenigen Artikel über deutsche Kunst-, Literatur- und Culturbestrebungen angeführt, die er in englischen Blättern veröffentlichte und die ihm ein Recht auf diese Bezeichnung geben. Es befinden sich darunter eine ausführliche Arbeit über Anastasius Grün mit Uebersetzungen aus dessen Dichtung „Der letzte Ritter", eine andere über Rötscher's dramaturgische Abhandlungen nebst Erklärungen für das englische Publikum, ferner über englische Kunst nebst vergleichendem Urtheil über die deutsche, zu Gunsten der letztern, ein langer Artikel über Kaulbach und seine Werke, ferner einer über deutsche Holzschneidekunst, mit besonderer Rücksicht auf Bürkner in Dresden, eine Charakteristik Franz von Kobell's mit Uebersetzungen seiner Gedichte, eine Abhandlung über Schnadahüpfln nebst Uebersetzungen, Schilderungen aus dem bairischen Volksleben u. s. w. Wir finden darunter auch einen Aufsatz über deutsche Kritik aufgeführt, worin nachzuweisen gesucht wird, daß dieselbe in der Regel ebenso gewissenhaft als gründlich, wie die englische oberflächlich und frivol sei. Dies kann man jedoch in dieser Allgemeinheit wol nicht behaupten; die englische Kritik kann, wo sie es sein will, z. B. in den Reviews, sehr gründlich und thatsächlich sein, und Frivolität scheint uns überhaupt dem Charakter der Engländer, wie er sich gegenwärtig herausgebildet hat, fremd zu sein. An einseitiger Auffassung, die wie jede Einseitigkeit zugleich auch frivol ist, an subjectivem Eigensinn, an Oberflächlichkeit und leichtsinnig hochmüthiger Absprecherei fehlt es bekanntlich mitunter auch der deutschen Kritik nicht; Charles Boner hätte ja nicht nöthig gehabt, Julian Schmidt zurechtzuweisen und zu berichtigen, wenn dies nicht der Fall wäre. Im übrigen beklagte sich Charles Boner selbst erst jüngst in einem von uns bereits citirten Artikel des von ihm mit Mittheilungen aus Deutschland reichlich versehenen „Parthenon", in welchem er unter anderm unserer Blätter aufs schmeichelhafteste gedachte, über die Schwerfälligkeit der deutschen Kritik, die sich oft so gründlich in den Gegenstand vertiefe, daß es dem Leser schwer falle, den Weg wieder herauszufinden. Auf wirkliche Roheiten und gemeine und böswillige persönliche Invectiven, deren sich die deutsche Kritik bisweilen wol schuldig macht, stößt man außerdem in der englischen glücklicherweise jetzt kaum noch. Wir gedenken endlich der Uebersetzungen deutscher Gedichte, welche Charles Boner seiner Gedichtsammlung „Verse" als Anhang beigefügt hat, und führen aus dem „Botschafter" noch an, daß er gegenwärtig mit einer Arbeit über das deutsche Zunftwesen beschäftigt sei, also in einem Augenblick, wo dasselbe, mit Ausnahme des gelehrten Zunftwesens, in Deutschland auch da, wo es bisher noch bestand, im Erlöschen ist.

Gehen wir nun mit einigen Worten zu dem Inhalt und Charakter des vorliegenden, englisch unter dem Titel der „Forest-creatures" erschienenen Buchs über, welches lebensähnliche Porträts vom Wildschwein, vom Reh, vom Hirsch, vom Damhirsch, vom Auerhahn, Birkhuhn und Adler, eine interessante Abhandlung „Homer als Jäger" und in einem Schlußkapitel „Praktische Fingerzeige" für den Weidmann enthält. Die englische Presse hat sich, so viel wir wissen, einstimmig mit großem Lobe über das Buch ausgesprochen, so „Daily news", „Athenaeum", „Literary gazette", „Morning Post", „The Field", „Bell's Weekly Messenger", „Sun", „Globe", „Examiner" u. s. w. Wir führen hier nur zwei dieser Urtheile an. „Daily News" sagt über das Buch: „Es ist keineswegs ein umfangreicher Band, es beschreibt nur wenige Arten und macht keinerlei Anspruch auf wissenschaftliche Strenge und Gründlichkeit. Und doch ist es eins der unterhaltendsten und lehrreichsten Werke und wird von jung und alt mit dem größten Vergnügen gelesen werden. Mr. Boner spricht von den Waldthieren, als wären sie alle seine intimen Freunde. Er hat sie augenscheinlich in ihrer Verborgenheit beobachtet und so die Aeußerungen ihres Instincts unter allen Verhältnissen, in ihrer reichen Mannichfaltigkeit aufzeichnen können. Er steht denn auch nicht an, alle die Geheimnisse zu verrathen, die er ihnen in unbewachten Augenblicken abgelauscht hat. Manche neue und außergewöhnliche Thatsachen über den Haushalt der Waldthiere werden mitgetheilt; das Ganze ist mit höchst interessanten Anekdoten aus dem Weidmannsleben durchwirkt und durch enthusiastische Beschreibungen ungefesselter Natur in ihrer wahren Freiheit und Frische gehoben."

Die ehemalige „Literary Gazette" bemerkte: „Mr. Boner ist ein Sportsman mit all der Keckheit und Unerschrockenheit eines genialen Sohnes Nimrod's; und er besitzt neben einer außerordentlichen Erzählergabe ein ungewöhnliches Beobachtungstalent. Mr. Boner's Buch, obgleich es selbst keinen Anspruch auf wissenschaftliche Tiefe erhebt, ist dennoch in Wirklichkeit ein schätzenswerther Beitrag zu der Grundlage von Thatsachen, auf welche Werke von streng wissenschaftlichem Werthe aufgebaut zu werden pflegen.... Die Details sind vom höchsten Interesse, und indem wir das Buch schließen, wähnen wir uns inmitten der Wälder und Berge, wo das Thierleben so üppig und fessellos gedeiht. Wir können diese «Forest-Creatures» als höchst angenehme Gesellschafter empfehlen; manche Stellen darin werden eine bleibende Stätte unter den Quellen des gelehrten Naturforschers finden."

Namentlich weiß der Verfasser das Persönliche, um nicht zu sagen Menschliche an seinen Thieren hervorzuheben; denn leider werden wir bei näherer Betrachtung das für ein bipes allerdings beschämende und demüthigende Geständniß ablegen müssen, daß die Thiere mit uns Menschen viel näher verwandt sind, als wir bisher im Gefühl unserer Hegel'schen Gottähnlichkeit oder Gottgleichheit ahnten. Die Thiere haben, gestehen wir es nur, dieselben großen Unarten und kleinen Liebenswürdigkeiten, zuweilen aber auch größere Liebenswürdigkeiten und kleinere Unarten als wir selbst. Das beweisen die Gemälde oft wahrhaft Iffland'schen Charakters aus dem Familienleben der Thiere, welche der Verfasser entwirft. Wir Menschen werden es uns, wie sehr wir uns dagegen auch sträuben mögen, doch gefallen lassen müssen, sogar in dem Familienleben des von uns verachteten, verabscheuten oder gefürchteten Wildschweins ein Stück des unserigen wiederzuerkennen. Der Verfasser sagt von diesen borstigen Geschöpfen: „Sie sind ein geselliges Geschlecht und haben Sinn für Familienleben. Mehrere Familien leben zusammen und bilden auf diese Weise eine kleine Gemeinde. Auch ist es gewiß ein schöner Charakterzug zu nennen, daß, obgleich so viele des sanftern Geschlechts beisammenleben, trotz ihrer streitenden Interessen, kein Zwiespalt unter ihnen entsteht. Man kann im Gegentheil behaupten, daß Harmonie und gute Genossenschaft unter ihnen herrschen. Dabei sei jedoch, um andern Schönen gerecht zu werden, bemerkt, daß ein Hauptgrund der Eifersucht und Disharmonie hier wegfällt; es ist nämlich keiner des andern Geschlechts unter ihnen, um unglückliche Flammen, Täuschungen der Phantasie, Nebenbuhlerschaft und Zwietracht zu

erwecken. Die einzigen Keiler, die sich in solchen Familien befinden, sind zu jung und unbedeutend, um zur Eifersucht oder zu Groll zu reizen, sie sind entweder die Säuglinge des gegenwärtigen oder die noch grünen Jungen des vergangenen Jahres, und was die Stellung eines «grünen Jungen» in der Gesellschaft ist, weiß jeder von uns nur zu gut. Der alte Keiler ist ein sauertöpfischer, mürrischer Kauz, eine Art von Menschenfeind, der gern allein bleibt. Die Gesellschaft der Weiber und Kinder verdrießt ihn. Den Grund brechend (aufwühlend), streift er ohne Gefährten umher. Er macht sich ein Bett im Dickicht, da, wo das Gestrüpp am dichtesten ist, aber nicht größer als er es braucht für sich allein; dort streckt er sich aus und gibt sich einsamen Betrachtungen hin."

Der Verfasser setzt ein paar Seiten später diese Schilderungen aus dem Leben der Wildschweine folgendergestalt fort: „In solch einer Wildschweinsfamilie findet sich meist ein Individuum von entschieden schlechter Laune: selbst dem oberflächlichsten Beobachter wird sein mürrisches Wesen auffallen, das sich nicht allein im Verkehr mit seinen Nachbarn, sondern namentlich im Familienkreis gegen die Geschwister kund gibt. Jeder, der sich ihm nähert, wird mit einem Grunzen und einem Schlag empfangen; und obgleich alle, die seine schwierige Stimmung kennen, aus Friedensliebe zum Nachgeben geneigt sind, so fängt es doch jeden Augenblick Streit mit seinem Nachbar an, und zerstört die außerdem unter ihnen herrschende Einigkeit. Mag auch seine Mutter, deren Geduld endlich erschöpft ist, auf ihn losrennen und ihn durch ein paar kräftige Schläge ihres harten Gebrechs beinahe zu Boden werfen; es wird durch solches Verfahren nur störriger und unerträglicher. Dann aber werden einige andere Glieder der Saugenossenschaft, vermuthlich entfernte Verwandte des jungen Sonderlings, sich einmischen, und einer derselben wird, ärgerlich über ein Betragen, das er nicht länger zu dulden geneigt ist, seine mürrischen Gesichter nicht achtend, ihm endlich die lange verdiente derbe Züchtigung zukommen lassen. Eine andere Mitbürgerin der Saugenossenschaft wird dagegen ebenso demüthig und duldend sein, als jener insolent und übermüthig war; immer nachgiebig, alles ohne Klage ertragend, ist sie eine wahre Aschenbrödel unter ihrer dreisten und übermüthigen Schwesterschaft."

Wird man hier nicht ganz in den Schos so unzähliger menschlicher Familien versetzt, in denen irgendein Individuum „entschieden schlechter Laune" und die Qual der übrigen, ein anderes, durch das erstere gedrückt und eingeschüchtert, stets nachgiebig und sanftmüthig, kurz eine wahre Aschenbrödel ist?

Die Bache ist in der Regel eine gute Mutter; sie führt und bewacht ihre Jungen mit zärtlicher, besorgter Liebe; wenn ihre Sicherheit bedroht zu sein scheint, so versammelt sie dieselben um sich wie eine Henne ihre Küchlein, und zeigt alsdann in der Vertheidigung derselben gegen den Feind, sei er ein bewaffneter Mann oder ein gewaltiges Thier, einen wahrhaft heroischen Muth; die schwerste Wunde vermag nicht ihre Wuth zu dämpfen und sie zum Rückzug zu veranlassen: erst wenn ihr Junges in Sicherheit ist oder sie vor dem Feinde zusammenstürzt, endigt der Kampf. Sobald dann ein Frischling der Sorgfalt seiner Mutter entbehren muß, kann er sicher sein, von einer andern adoptirt zu werden, die ihn umherführt und beschützt, als wäre es ihr leibliches Kind. Aber wie es unter den menschlichen Müttern Rabenmütter gibt, so auch unter den Wildschweinmüttern. Die Bache verschlingt bei Gelegenheit wol auch ihre Jungen, und dieses unnatürliche Betragen wird seltsamerweise leicht epidemisch.

Wie lieblich und menschlich ist folgender Charakterzug aus dem Leben der Rehe: „Es ist immer interessant, das «Familienleben» der Thiere des Waldes zu beobachten. Bei dem Reh aber ist der Anblick der Mutter mit ihrem Kitzchen doppelt reizend, wegen der graziösen Form und Haltung der Handelnden in der Episode aus der Kinderzeit. Man sieht die Mutter mit ihrem Kinde spielen, indem sie bald auf dasselbe zuspringt, bald wieder von ihm hinwegeilt; als Lieblingszeitvertreib verfolgt sie ihr Junges um den Stamm eines Baums, oder läßt sich von ihm in ähnlicher Weise verfolgen. Also spielen sie Versteckens zusammen, und öfters findet man im Walde Bäume, um deren Stämme ein in den Boden getretener Kreis die fröhliche Rennbahn der glücklichen Gespielen bezeichnet."

In dem Abschnitt über den Hirsch, in welchem namentlich die Schilderung der Hirschkämpfe in der Brunstzeit wahrhaft poetisch und meisterhaft ist, erzählt der Verfasser von den fürchterlichen Strafen, mit welchen früher die Wilddiebe und namentlich diejenigen, welche auf Edelhirsche Jagd machten, von den Landesherren belegt wurden. Hing man sie nicht, so wurden sie doch gefoltert, ihnen das rechte Auge ausgestochen und ein Hirschgeweih auf die Stirn gebrannt. Im Jahre 1537 ließ der Erzbischof Michael von Salzburg einen Bauer, welcher einen Hirsch in Besitz nahm, den er todt im eigenen Kornfelde fand, in die Haut des Thieres einnähen und durch die Hunde erwürgen, wobei er selber zuschaute. Es war dies ein Kirchenfürst, ein Priester derjenigen Religion, welche die Menschenliebe zum obersten Gesetz macht! Kein Wunder, wenn sich diese so entwürdigte Religion immer mehr Haß und Feindschaft zuzog und immer weniger verstanden wurde, kein Wunder aber auch, wenn unter solchem grausamen Schutze der Wildstand in den deutschen Wäldern eine so enorme Höhe erreichte, daß z. B. im Winter 1570—71 in Hessen 3000 Stück, in Würtemberg einmal während eines sehr starken Winters nicht weniger als 7000 Stück Wild erfroren gefunden wurden. Und dabei waren die Hirsche jener Tage ganz andere Thiere als die entartete Rasse, die wir jetzt kennen; man erlegte Vierundzwanzigender von 6, 7 Centnern, und noch im Jahre 1723 schoß Graf Stolberg in der Gegend von Agnesendorf einen von 910 Pfd. Gewicht.

Aus der Schilderung des Autors erlauben wir uns folgende Stelle mitzutheilen: „Man hat den Goldadler oft über den Gipfel des Wetterhorns und des Eigers kreisen sehen, Berge, deren Höhe 11412 Fuß und 12240 Fuß beträgt. In der That versichern die Gemsjäger des berner Oberlandes, daß der Adler noch höher fliege als der Goldgeier, dessen Flugkraft nur derjenigen des Condor nachgesetzt wird. Wenn wir das Gewicht bedenken, welches die Flügel des Adlers außer dem des eigenen Körpers manchmal zu tragen haben, so erhalten wir einen Begriff von seiner Macht sowol als von der Riesenstärke, mit welcher er die Flügel schwingt und die Luft daniederschlägt. Denn wenn er ein Thier hinwegträgt, so fliegt er nicht blos mit ihm aus dem Thal, das in der Nähe seines Horstes liegt, sondern er trägt es oft aus fernen Ebenen fort, die tief unten jenseit jener Bergkette liegen, welche die Menschen voneinander trennt. Hoch hinauf bis in die Wolken steigt er mit jener Beute, die er fest in den unbarmherzigen, zerstörenden Krallen hält, und fliegt mit dem unter ihm hängenden Gewicht, ein halbes Königreich überstreichend, heim zu seinem Horste. Wie groß muß, außer der Kraft seiner Flügel, die muskulöse Gewalt seiner Schenkel sein, um ein solches Gewicht stundenlang tragen zu können!"

Zur Ergänzung diene noch folgende Stelle: „So groß auch die Entfernungen sind, welche dieser Vogel überfliegt, so wird uns dies doch faßlich, wenn wir erfahren, daß ein frei die Lüfte durchstreifender Adler einen Raum von 60 Fuß in der Secunde zurücklegt. Sich so rasch bewegen zu können, zeigt ohne Zweifel eine bedeutende Kraft an; aber noch bei weitem imposanter, bei weitem majestätischer ist jene ruhige, vorwärtsstrebende Bewegung, wenn der mächtige Vogel mit weit ausgebreiteten Flügeln freudig durch die Atmosphäre dahinschifft, einzig gehalten und getragen durch die That seines Wollens. Die Dauer der Zeit, in welcher er also schwebend hängen kann, ohne ein einziges mal mit den breiten dunkeln Flügeln zu schlagen, ist eine unerklärliche Thatsache. Vorwärts kann er in unbe[illegible] horizontaler Richtung über eine englische Meile weit segeln, ohne durch das leiseste Beben einer Feder anzudeuten, daß die Schwingen sich bewegen. Nicht weniger merkwürdig ist die Fähigkeit, welche der Vogel besitzt, plötzlich an einer bestimmten Stelle

einzuhalten, und sich durch die Luft, in einer Höhe von 3—4000 Fuß, mit gefalteten Flügeln herunterfallen zu lassen."

Der Verfasser führt einen Ausspruch von Christopher North (Wilson) an: „Kein Vogler unter Funfzigtausenden hat in seinem Leben einen Adler geschossen!" gibt die Richtigkeit dieser Bemerkung zu, führt aber auch einige begünstigte Sterbliche an, denen das gute Glück mehr als einmal dazu verholfen habe, darunter Joseph Solacher von Bairisch-Zell, der deren drei, und der Graf Arco, welcher nicht nur zehn Adler geschossen, sondern auch zwei lebendige in ihrem Horste gefangen habe. Der Verfasser druckt einen höchst interessanten Bericht über einen solchen Adlerfang ab, welchen Graf Arco, Vater von 18 Kindern, im Juni 1860 mit Gefahr seines Lebens ausführte, wobei er, wie er erzählt, sich in einer Transspiration befand, daß ihm „das Wasser buchstäblich nur so in die Schuhe lief", und daß er, unten angekommen, den vor Anstrengung zitternden linken Arm und die linke Hand längere Zeit nicht ruhig halten konnte. Das Innere des Horsts selbst beschreibt Graf Arco sehr drastisch: „Jetzt warf ich einen Blick auf den Comfort des Horstes und entdeckte mindestens ein halbes Dutzend Reh- und Gemskitze, mehrere Hasen, Spielgeflügel, ein Wiesel u. s. w., — alles halb gefressen, halb verfault, nebst einer Unmasse von Knochen und Gerippen auf dem durch Ungeziefer aller Art lebendigen Horste ausgebreitet; ein wahrhaft grausig ekliger Schindanger!"

Am Schlusse dieses Kapitels sagt der Verfasser dem Grafen Max Arco für die Mittheilung dieser höchst interessanten Episode und für manche Winke, die derselbe ihm durch seine Erfahrung und Kenntniß der Gewohnheiten des Adlers zu geben im Stande war, seinen Dank, welche ihm auch der Leser, der während der Schilderung alle Beängstigungen und Gefahren mitempfindet, nicht versagen wird. **H. M.**

Calvin als Held eines Romans.

Calvin. Culturhistorischer Roman. Von Theodor König. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1861. 8. 4 Thlr.

Wir können dieser Arbeit König's zu unserm Bedauern nicht die Macht und die Bedeutung zumessen, die wir in seinem „Luther" anzuerkennen hatten. Liegt dies an dem Stoff oder dem Verfasser? Wir glauben an beiden! Es scheint zunächst, übte das Leben des Denkers Calvin nicht die begeisternde Kraft auf den Autor aus, wie die mächtige und gewaltige Lebensfreudigkeit Luther's. Und dies ist natürlich. Es fehlt in dem Leben Calvin's an so mächtigen dramatischen Vorgängen, wie das Anschlagen der Thesen, die Verbrennung der päpstlichen Bulle, die Reise nach Rom — in die Höhle des Löwen —, der Triumphzug nach Worms, der Kampf in Augsburg, die Rettung nach Eisenach u. s. f. sie im Leben Luther's darstellen. Bei dem mehr eigensinnigen als kräftigen Grübler Calvin verläuft alles eher elegisch als dramatisch, und wiewol, was der Verfasser erzählt, wichtig und bedeutend ist, so mußte doch der Stoff gesucht, durch künstliche Gruppirung für den Leser erst hervorgehoben werden, und ergab sich nicht wie dort von selbst. Dazu kommt, daß wir für einen Mann von Luther's Charakter, so frisch, offen, wahr aber leidenschaftlich, von vornherein viel lebendigere Theilnahme gewinnen, wie für den scheuen eigensinnigen, überzeugungsvollen aber unkräftigen Denker Calvin, der jedem Hochgefühl des Lebens unzugänglich war und sich dasselbe in mönchischer Abgeschlossenheit, hart, ja selbst grausam und selbstquälerisch sich verhielt. Endlich ist nicht zu übersehen, daß Luther ein Deutscher war, der voll und ganz auf der deutschen Nationalität fußte, und daß Calvin's Gestalt auch dieses Piedestals für uns entbehrt, daß, wenn er auch innere Kämpfe gleich denen Luther's durchzukämpfen hat, es doch nicht die Kämpfe eines deutschen Gemüths und ihre Wirkungen nicht die eines deutschen Gottesmannes waren. Endlich fällt auch noch ins Gewicht, daß der Verfasser bei seinem „Luther" mit vollem Rechte einen polemischen Standpunkt, den Standpunkt eines von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugten Vertheidigers gegen die schmählichen Angriffe einnahm, die sein Client eben erst von einer maßlosen süddeutschen Presse erfahren hatte und die ganz geeignet waren, das Rechtsgefühl bis zur äußersten Empörung zu steigern, sowie daß er in diesem Gefühle seinen „Luther" schrieb. Aus allem diesen stellt sich wol als ganz natürlich heraus, daß ein Culturbild, welches Calvin zum Mittelpunkt hat, nicht so wie das Luther's auf uns wirken kann, und daß der Verfasser, welcher alles dies empfunden haben mag, eben dadurch in Schwung und Kraft der Darstellung gelähmt worden ist.

Nichtsdestoweniger ist auch dies Gemälde trefflich und lobenswerth, weil es wahr und lebendig, lehrreich und unterhaltend ist. Calvin's Bestrebungen, Wandelungen, Kämpfe und Erfolge sind in dem lutherischen Deutschland weniger bekannt: sie sind auch weniger von greifbaren Wirkungen und thatsächlichen Gestaltungen in der Kirche begleitet, zeigen sich als Werke eines Epigonen zerstreut, sporadisch und von dem deutschen Volke im großen und ganzen zurückgewiesen. Ja bis zum Jahre 1559 trennten sie sich überhaupt nicht von den Errungenschaften Luther's und machten auf ein selbständiges Bestehen keinen Anspruch. Erst der Streit wegen der Prädestinationslehre trennte sie, bis dahin wandelten beide Glaubenshelden denselben Weg, stützten einander und erlitten dieselben Angriffe, welchen Luther durch Widerstand, Calvin durch Ausweichen begegnete. Wie dies geschah, das bildet den Inhalt dieses farbenreichen und anziehenden dreitheiligen Culturgemäldes.

Der erste Theil umfaßt die Jugendgeschichte Calvin's bis zu seiner Flucht nach Basel. Jean Chauvin wurde am 10. Juli 1509 in Noyon geboren; sein Vater war ein angesehener Mann, Fiscal der Grafschaft, Secretär des Bischofs, aber arm. Er gab daher von seinen sechs Kindern unsern Jean gern in das Haus des Edeln von Mommor zur Erziehung ab. Der ungewöhnlich stille und ernste Knabe überflügelte schnell die Söhne des Ritters und zeigte früh in einem schwachen Körper eine große Geisteskraft, eine entschlossene Seele, einen düstern, unbeugsamen Geist. Schon im zwölften Jahre trat ihm die neue Lehre der deutschen Reformatoren nahe; Professor Cordier bereitete ihn dazu vor, der feurige Jakob Faber riß ihn dafür hin. Er kam nach Paris zu einem Onkel, der Schlosser war, studirte Theologie, erhielt mit 18 Jahren eine Pfründe und predigte selbst, ohne jedoch Priester zu sein; ward aber dann durch den sterbenden Vater der Jurisprudenz zugeführt. Er hörte Peter de l'Etoile in Orleans und schien der Theologie völlig entrückt, als er durch Fazel und Wolmer, den Deutschen, den geistlichen Studien, zu welchen ihn sein Geist zog, wiedergewonnen wurde. Ein wunderlicher Freundschaftsbund mit de Beza, der im Charakter das Gegentheil von ihm selbst war, bestärkte ihn hierin. Bald führte ihn nun seine Schrift: „De Clementia", mit welcher er Franz I. zur Milde gegen seine vom Papstthum abgefallenen Unterthanen zu stimmen versuchte, auf den Kampfplatz der Parteien. Ohne das feurige, ungestüme Temperament Luther's, ohne seinen germanischen Unabhängigkeitssinn zu besitzen, heißt es hier, schüchtern und schwermüthig, zeigte er in diesem Kampfe die kalte, berechnende Beharrlichkeit, das ordnende, praktische Genie eines Römers, die systematische Consequenz des Juristen. Er wich aus Berechnung, wo sich Luther muthig auf den Gegner stürzte u. s. w. Nach der kühnen Rede, die er für den Rector der Sorbonne verfaßt, mußte er verfolgt aus Paris entfliehen. Er ging an den Hof von Nérac und folgte der Königin Margaretha von Navarra nach Pau. Sein Wanderleben begann. Von Pau durch Roussil's, des königlichen Beichtvaters, Eifersucht vertrieben, in Paris Zeuge einer Ketzerverbrennung, flüchtete er nach Basel. Hier kam er so hart mit dem stolzen Erasmus zusammen, daß dieser ihn als eine Pest der Kirche bezeichnete und er selbst vor dem Einfluß dieses Mannes nach Ferrara entwich. Währenddessen war sein Hauptwerk: die „Institutiones christianae", erschienen; auch hier trat der starre Jurist, der mathematische Denker in Religionssachen, wieder zu Tage; zu unterhandeln war mit einem solchen Geiste nicht, ja kaum zu

disputiren. Calvin's Kampfweise erinnert überhaupt lebhaft an die der französischen Freiheitshelden vom Jahre 1791; er war hierin eben ganz Franzose, d. h. consequent bis zum Unsinn! Wie weit unterschied er sich damit von dem immer dem Leben zugewandten, stets praktischen deutschen Reformator, der wol trotzig sein konnte, aber doch immer den Gegner hörte und seinen Argumenten folgte. „Warum antwortest du mir nicht?“ sagt Du Tilset zu ihm. „Weil zwischen uns keine Verständigung möglich ist. Du suchst Kampf — ich sehe in Christi Lehre nur ein Mittel, den menschlichen Hochmuth zu demüthigen. Du willst Ruhm; ich ertrage mein Geschick als eine Offenbarung von Gottes Willen. Auch du bist nur ein Werkzeug in seiner Hand — erfülle also deine Bestimmung.“ Dergleichen hat nun Luther je so wenig gedacht, wie er kalten Muthes den unglücklichen Servet zum Tode verurtheilt hätte, „weil er auch im Satan ein Geschöpf Gottes sah“.

Doch kehren wir zu seinen fernern Schicksalen zurück. Nachdem uns der Verfasser die gelungenen Bilder des Hofs zu Nérac, zu Pau und zu Ferrara, welche Calvin aufnahmen, vorgeführt, den Zusammenstoß mit dem Koryphäen der Humanisten, dem boshaften und stolzen Erasmus in Basel, in einer trefflichen Scene geschildert, die Flucht aus Ferrara, wo Albergati die Herzogin Renata dem päpstlichen Stuhle als Ketzerin denuncirt hatte, erzählt, führt er ihn, von seinem treuen Gilbert begleitet, nach Aosta, wo es um ihn zu einem blutigen Kampfe zwischen den Söldlingen des Bischofs und seinen Freunden kommt; nach Noyon, nach Paris, endlich nach Genf, wo nach langem Kampfe die Anhänger Fazel's den Sieg gewonnen hatten. Calvin war erst 27 Jahre alt; aber er suchte Frieden, Ruhe und weigerte jede Theilnahme an dem Streit der Parteien, die sich als Libertiner und Lutheraner gegenüberstanden. Er predigte jedoch und infolge dieser Predigten erwachte der Zorn über die laxen Lehren der Libertiner in seiner energischen Seele. Unnachsichtliche Strenge, Sitte und starre kirchliche Ordnung war die Fahne, die er hochhielt. Abermals vertrieb ihn seine Starrheit. „Ich bin gekommen das Schwert zu bringen“, rief er, „nicht den Frieden“, leugnete das Recht der irdischen Obrigkeit in Religionssachen, kämpfte gegen den Lebensgenuß als Urquell der Sünden und mußte aus Genf entfliehen, als er den Libertinern die mit den Waffen in der Hand verlangte Communion verweigerte.

Im Eingang des dritten Theils finden wir ihn in Bern. Dort war man nach stürmischen Epochen mit dem friedlichen Ausbau der Reform beschäftigt; die protestantische Synode von Zürich protestirte gegen die genfer Gewaltthaten, der hitzige Rechthaber Conz stand an der Spitze der Geistlichkeit; aber auch hier fand Calvin die strenge Zucht und die Ordnung nicht, in der er das Heil der Kirche erblickte, er weigerte sich die freiern Gebräuche der berner Kirche anzunehmen und zog nach Basel. Hier wie in Strasburg trat die Noth ernst an ihn heran; der berühmte Mann war genöthigt, gleich einem armen Studenten Unterricht in Privathäusern zu ertheilen. Mit Bucer stand er auf gespanntem Fuß, er versuchte deutsch zu lernen, gab diese Bemühung aber bald auf und sah sich nun mittellos allein in der Welt, von der ihn Haß und Unduldsamkeit geschieden hatten. Wie es solchen Charakteren zu ergehen pflegt, er rühmte sich seines Hasses und sank darin tiefer und tiefer. Der spottsüchtige Erasmus hatte die wüthende Heirathslust der protestantischen Geistlichen verhöhnt; Calvin fand in der Witwe seines Freundes Störder eine Versucherin, er wies sie ab mit den Worten: „Gott will es nicht und so darf ich es auch nicht wollen!“ Später ehelichte er sie doch und zog gen Frankfurt, um mit Capito und Bucer auf dem Reichstage die Protestanten zu vertreten und zu berathen. Hier lernte er Melanchthon kennen und bewundernd einigte er sich mit ihm in dem Abendmahlsstreit, seine Schroffheit trennte ihn aber auch von diesem wieder. Darauf erging aus Genf, wo seine Freunde gesiegt, ein Hülferuf an ihn. Er folgte ihm, denn Genf war die Stadt seines Herzens, deren Luft er nun, wie König sagt, mit langen und tiefen Zügen durstig einsog. Alle seine Wünsche wurden erfüllt und er dämpfte in kurzer Zeit die Anarchie, die er vorgefunden. Genf wurde das Rom der Protestanten und Calvin's Name glänzte in ganz Europa.

Die nun folgenden Abschnitte nehmen das höchste Interesse in Anspruch und bilden den anziehendsten Theil des ganzen Gemäldes. Von allen Seiten ergehen Anfragen, Bitten um Belehrung, um Befehle an Calvin, die er wie päpstliche Decretalien erläßt. Albergati will ihn dem jungen Jesuitenorden gewinnen, der milde Cardinal Sadolet schmeichelt ihm, die Herzogin Renata verlangt seine Befehle, der Rath von Genf vollstreckt gehorsam seine Strafdecrete gegen die Libertiner; kurz, Calvin ist plötzlich ein Mann von so äußerster Machtfülle geworden, daß selbst König Sigismund von Polen ihn um einen Verfassungsplan bittet. Gegen eine solche und so tyrannisch geübte Macht war es nicht schwer, die Menge zur Empörung aufzustacheln. Perrin, der Syndikus der Stadt, und Gruet, das Haupt der Libertiner, standen an der Spitze seiner Gegner. Gruet endete auf dem Schaffot und der Sturm gegen den Hohepriester brauste nun nur drohender heran; sein Weib starb, Calvin, krank und gebeugt, widerstand mit der alten Hartnäckigkeit. Er vertrieb Bolsec, verdammte Servet zum Feuertode, ließ Berthellier und Claude enthaupten und siegte so noch einmal. Seine Seele von Stahl, die allen Körperleiden widerstanden und die selbst den Tod Servet's, von dem er wußte, daß er ihm für immer einen Blutfleck auf die Stirn heften würde, überwunden hatte, löste sich endlich am 27. Mai 1564 von dem erschöpften Leibe mit dem unerschütterlichen Bewußtsein: Gottes treuester Kämpfer gewesen zu sein.

So schließt der dritte Theil, unstreitig der machtvollste und anziehendste Theil des ganzen Gemäldes, bei dem sich der Verfasser, nachdem er früher bei viel unbedeutendern Vorgängen allzu lange verweilt hat, zu unserm Bedauern zu kurz fassen mußte. Die trefflichen Scenen, welche sich hier rasch aufeinander folgen, das Zusammentreffen mit Melanchthon, mit Albergati, mit Sadolet, der Abschied von Servet, der Kampf mit Berthellier und die vernichtende Kanzelrede gegen ihn, in welcher Calvin die Worte ausrief: „Zermalmet diese zerbrechlichen Glieder, haut diese Arme ab, raubt mir den letzten Hauch des Lebens; aber keiner von euch wird mich zwingen, das Heiligthum der Communion zu entweihen“, diese und andere Auftritte wären wol noch einer tiefern Färbung werth gewesen. Doch wie dem auch sei, im ganzen, wenn auch nicht in allen seinen Theilen, haben wir hier wieder ein reiches, sorgsam und tief angelegtes, aus ernsten Studien hervorgegangenes und wohlgeordnetes Culturgemälde der Reformationszeit vor uns, dessen Zurückstehen gegen den „Luther“ des Autors schließlich nur in Umständen beruht, die, wie wir gezeigt zu haben glauben, von ihm selbst unabhängig und an sich unüberwindlich waren. Calvin war keine liebenswürdige Natur wie Luther, er erobert sich unsere Bewunderung, unsere Achtung, aber unserer Sympathie bleibt er fern und zu liebender Theilnahme zwingt er uns nicht! Ein Mann, der dem schrecklichen Grundsatz huldigte: „Der [illegible] habe Gott zu rächen“, hat auf unsere Liebe keinen Anspruch. Dies ist zu beklagen, ja es ist fast providentiell zu nennen; [illegible] täuscht nicht alles, so war Calvin, wäre er fügsamer und menschlicher gewesen als er war, berufen, Frankreich der Reformation zu gewinnen und diese große Nation hiermit aus den Bahnen des Romanismus in die des Germanismus hinüberzuführen! Dios no lo quiso! 4.

Notizen.

Der Briefwechsel zwischen Elise Reimarus und [illegible] Hennings.

August Boden, der erst jüngst in seinem Werke „[illegible] und Goeze“ seine genaue und gründliche Kenntniß aller [illegible] den Lessing's betreffenden Verhältnisse und Actenstücke [illegible] hat, sprach bereits in Nr. 29 d. Bl. f. 1861 in einem [illegible] Berichtigung in Betreff Lessing's“ überschriebenen Aufsatz [illegible]

Zweifel aus, welche der Inhalt der von W. Wattenbach zuerst im „Neuen Lausitzischen Magazin" mitgetheilten Briefe von Elise Reimarus und dem 1826 verstorbenen Kammerherrn von Hennings, Grosvaters des Herausgebers, in ihm erregt hatte. Da sein Aufsatz weder von seiten Wattenbach's, noch von seiten der vielen Zeitungen und Zeitschriften, „in denen die Briefe willkommen und gutgeheißen waren", beachtet worden ist, so hat sich Boden veranlaßt gesehen, eine ausführlichere Prüfung des Inhalts jener Briefe vorzunehmen und die Resultate derselben in einer Reihe von Nummern des „Frankfurter Conversationsblatt" (Nr. 242—252) mitzutheilen. Die von Boden hervorgehobenen Punkte sind allerdings der Art, daß für Wattenbach darin die Aufforderung liegt, endlich zu erklären: „Auf welche Weise sich diese Briefe nicht nur an den Grosvater, sondern auch von ihm erhielten, welches Schicksal sie seit seinem Tode hatten, wie, wann und in welchem Zustande, ob und wieweit nur in Abschriften und wieweit in der Urschrift, oder ob sie in den Besitz des Enkels gelangten." Hierüber hat Wattenbach nichts mitgetheilt, „und doch wünscht man", wie Boden schon in dem früher in d. Bl. mitgetheilten Aufsatze bemerkte, „bei Briefen, die an 90 Jahre in die Vergangenheit zurückreichen, über dergleichen Auskunft zu erhalten". Es mag in gewissen Fällen ganz angemessen sein, sich in die stolze Toga des Schweigens zu hüllen, aber in einem Falle wie diesem gewiß nicht. In seinen neuen Darlegungen bemerkt Boden übrigens: „Das Andenken Lessing's wird in den Briefen nicht mit eben zarter Rücksicht und sonderlicher Pietät behandelt. Was darin auch zu seinem Ruhme und Lobe, auf oft sehr unerquickliche Weise, gesagt seiu mag, so muß sein Name doch hauptsächlich dienen, «die Reimarer» und den Herrn von Hennings zu heben. Wo er diesen und ihren oberflächlichen Meinungen im Wege steht, wo sie in ihrer Unreife seinen Standpunkt nicht begreifen, wird er wenig genug geschont. Den ungünstigsten Eindruck macht aber in Briefen, deren Echtheit wir so gern nicht zugeben möchten und die jedenfalls nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind, Elise Reimarus. Ist sie der Blaustrumpf und weibliche Freigeist gewesen, als welcher sie darin auftritt, so muß sie entweder ihr wahres Wesen vor Lessing verborgen gehalten haben, oder Lessing's Briefe an sie und sein Freundschaftsbündniß zu ihr bedürfen noch erklärt und aufgeklärt zu werden." Nachdem Boden einige dahingehörige Aeußerungen Elisens angeführt, schließt er: „Zu den Aufgeklärtesten ihres Geschlechts in ihrer und unserer Zeit müßte nach diesen und noch andern Aeußerungen in den Briefen Elise Reimarus ohne Zweifel gezählt werden, und ihren Vater hätte sie weit überboten."

Taillandier über Fallmerayer.

St.-René Taillandier, von dem wir längere Zeit nichts über deutsche Literatur gelesen haben, gibt in der ersten Novemberlieferung der „Revue des deux mondes" eine eingehende Charakteristik Jakob Philipp Fallmerayer's, die mit der Achtung, welche Taillandier von jeher namentlich den kritischen Forschungen der Deutschen geschenkt hat, und mit der Noblesse geschrieben ist, welche den Franzosen auch dann auszeichnet, wenn er in dem oder jenem Punkte von dem Autor, den er behandelt, abweichender Ansicht zu sein bekennen muß. Wir Deutsche dagegen sind nur zu leicht geneigt, gleich den ganzen Mann zu verurtheilen, um einer einzelnen abweichenden Ansicht willen. Taillandier, nicht immer mit den politischen Consequenzen, welche Fallmerayer aus seinen tiefen und originellen Studien zog, einverstanden, erwähnt unter den Lebensumständen des „Fragmentisten" auch dessen Theilnahme an den Feldzügen von 1814—15 in Frankreich, und bemerkt in Betreff des letztern, daß Fallmerayer als Ordonnanzoffizier mehrere Monate in einem Landhause in der Nähe von Orléans zugebracht habe. Wie er hier nun wohl aufgenommen worden sei und sich glücklich gefühlt habe, sich nicht nur die Feinheiten der französischen Sprache, sondern auch die Traditionen von Artigkeit, Eleganz und Gesellschaftscultur, „qui se renouent si vite sur notre sol au lendemain même des révolutions", angeeignet habe, dessen habe sich Fallmerayer später gern erinnert und gerühmt. Wir beschränken uns nur noch darauf, die Schlußstelle des Taillandier'schen Aufsatzes hier anzuführen, den Freunden und Verehrern Fallmerayer's es überlassend, das betreffende Heft der „Revue des deux mondes" selbst in die Hand zu nehmen. „So war Fallmerayer", sagt Taillandier zum Schluß, „dieser seltene Geist, dieser tiefe Gelehrte, dieser originelle Schriftsteller, diese stolze und lautere Natur. Wir haben seine Irrthümer nicht verschwiegen; aber man wird auch gesehen haben, aus welcher reinen Quelle sie entstammten. Nichts Engherziges, nichts Gemeines trübte jemals seine Seele. Oft sarkastisch und bitter in der Polemik zeigte er im gewöhnlichen Verkehr eine Art anmuthvoller Bescheidenheit. Er war einfach, nachsichtig, herzlich, achtsam auf das geringste Verdienst, das er hervorzuheben sich glücklich fühlte. Für die Ungerechtigkeiten, die er von seinem Heimatlande zu erdulden hatte, rächte er sich dadurch, daß er jedem Mitstrebenden von gutem Willen die helfende Hand darbot. Alle diejenigen, welche ihm näher traten — und ich würde der Unterlassung einer heiligen Pflicht mich schuldig machen, wenn auch ich ihm nicht dieses Zeugniß ertheilen wollte —, alle welche das Glück hatten, ihn in seiner Wohnung in München zu sehen, haben von seinen Unterhaltungen die rührendsten und heilsamsten Eindrücke heimgebracht. Zuweilen flammte bei den Erinnerungen an die Verfolgungen, denen er ausgesetzt gewesen, sein blaues Auge in einem düstern Feuer auf, und man mußte ihn hören, wenn er, wie in der Vorrede zu den «Fragmenten», die Tartuffes brandmarkte, die sein Leben vergiftet hatten; aber diese Ausbrüche dauerten nicht lange, das Zorngefühl löste sich bald in ein Lächeln auf. Nahm man auch wahr, daß die Wunde tief war, so erkannte man zugleich, daß er sie den Blicken durch die Heiterkeit einer dichterischen Seele zu verbergen bemüht war: alta mente repostum. Seine gelehrten Arbeiten und seine Reisen im Orient sichern ihm Unsterblichkeit des Namens. Der Geschichtschreiber von Trapezunt und von Morea, der Schilderer des Berges Athos, der Fürst der erobernden Kritik hat seinen Platz zur Seite der Böckh, der Lachmann, der Bopp, der Hammer-Purgstall, der Niebuhr, der Humboldt, kurz, zur Seite der berühmtesten Meister der deutschen Wissenschaft eingenommen. Ja, wenn ich an den Humor, die Poesie und an die Leidenschaft denke, welche zugleich seine Freude und seine Strafe waren, so wage ich zu behaupten, daß er in dieser verehrungswürdigen Gruppe eine besondere Stellung behauptet; mitten unter so vielen mehr heitern Gestalten wird die Zukunft stets diese hohe und reine, aber wetterdunkle Stirn unterscheiden."

H. M.

Bibliographie.

Amalie Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Augustenburg, Bilder aus der Märchenwelt. Darmstadt, Köhler jun. 1863. Gr. 16. 20 Ngr.

Armbrecht, C. C. H., Harmlose Darstellung einer 36jährigen Berufswirksamkeit und dabei gemachten Erfahrungen. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 15 Ngr.

Ballantyne, R. M., Die Schiffbrüchigen auf der Coralleninsel im stillen Meere. In's Deutsche übertragen von W. Jeep. Dresden, Meinhold u. Söhne. Br. 8. 24 Ngr.

Balzer, E., Erklärung der vier Evangelien. Ein Handbuch zum Verständniß der Evangelien und des Lebens Jesu. Nordhausen, Förstemann. 1863. Gr. 8. 24 Ngr.

Beneke, O., Von unehrlichen Leuten. Cultur-historische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bernhardi, W., Hamburger Leierkasten. Original-Couplets und Bänkellieder. Hamburg, B. S. Berendsohn. 1863. Gr. 16. 12 Ngr.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Gesammelte Novellen und Erzählungen. 1ster Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Böhmen. Land und Volk. Geschildert von mehreren Fachgelehrten. 1stes und 2tes Heft. Prag, Kober. 1863. 8. à 8 Ngr.

Bourbon (Mathilde Froment), Eine ältere Schwester. Deutsch von F. Thalhaus. Aachen, Cremer. 8. 18 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

— — Theatralische Studien. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 24 Ngr.

Brockerhoff, F., Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bischof Cyprian. Ein dramatisches Gedicht. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 24 Ngr.

Dulk, A. B., Der Tod des Bewußtseins und die Unsterblichkeit. Leipzig, O., Wigand. 1863. 8. 20 Ngr.

Düsterdieck, F., Das Hospiz im Kloster Loccum. Ein Lebensbild aus der hannoverschen Landeskirche. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Hägele, J. M., Andreas Hofers letzter Gefährte. Freiburg im Br., Herder. 12. 7½ Ngr.

Halm, Elise, Memoiren eines sechszehnjährigen Mädchens. Mit einem Titelbilde. Berlin, Springer. 1863. Br. 8. 1 Thlr.

Ungezogene Kanonen. Im Vereine mit mehreren satirischen Freischützen herausgegeben von Aristophanes d. j. Wien, Markgraf u. Comp. 8. 5 Ngr.

Knaake, J. K. F., Luther's Antheil an der Augsburgischen Confession. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Königsberg, A., Deutsche Kämpfe. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Springer. 8. 24 Ngr.

Kraus, L. K. O., Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert. Mit einem Vorwort von P. Wackernagel. Darmstadt, Will. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krüger, H., Der Feldzug des Aelius Gallus nach dem glücklichen Arabien unter Kaiser Augustus. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 12 Ngr.

Likawetz, A., Fliegenschwämme. Humoristisch-satyrische, politische und unpolitische Ein- und Ausfälle. Prag, Dominicus. 8. 24 Ngr.

Mähly, J., Frieden. Idyll aus der Schweiz in sechs Gesängen. Basel, Georg. 16. 15 Ngr.

Michalowska, Angelika von, Nach Gottes Rath. Gedichte. Berlin, Nicolai. 1863. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Morell, K., Die helvetische Gesellschaft. Aus den Quellen dargestellt. Winterthur, Lücke. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller, O., Ekhof und seine Schüler. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Keil. 1863. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neumann, M., Das Tragische. Berlin, Nicolai. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Illustrirter Novellen-Almanach für 1863. Mit Original-Beiträgen von Baronin Gravenreuth, A. Schirmer, A. Schrader. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Perkmann, R., Land und Leute von Süd-Tirol, mit besonderer Rücksicht auf deren Beziehungen zu Italien und Deutschland. 1stes Heft. Allgemeiner Theil. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Pfeil, O., Der Staat und seine Formen. Vier populäre Vorträge. Berlin, Hickethier. Gr. 8. 10 Ngr.

Reber, B., Erasmus. Platter. Holbein. Nachklänge zur 400jährigen Säcularfeier der Universität Basel September 1860. Basel, Georg. 8. 16 Ngr.

Die Reinards oder vom Frieden Gottes und vom Unfrieden der Welt. Erzählung von der Verfasserin „der Margarethe“ und „der Familie Forster“. Zwei Theile. Halle, Fricke. 1863. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Rüdisühli, J. L., Das Schweizerland in Bild und Wort. Malerische Original-Ansichten. Mit geschichtlich-, topo- und orographisch-physikalisch- und ethnographisch-erläuterndem Text von H. A. Berlepsch. 1stes Heft. Basel, Bahnmaier. Gr. 4. 16 Ngr.

Seifart, K., Wanderungen und Skizzen. Hildesheim, Fincke. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sesemann, G., Cypressen und Trauerweiden. Eine Sammlung von Inschriften auf Grabdenkmale. Eisenach. 1863. Gr. 16. 7½ Ngr.

Humoristische Spitzkugeln. Im Vereine mit mehreren satirischen Freischützen herausgegeben von Aristophanes d. j. Wien, Markgraf u. Comp. 8. 5 Ngr.

Sterr, G., Zweites Hundert frommer Lieder. Regensburg, Pustet. 16. 3 Ngr.

Suckow, E. M. v. (Emma Niendorf), Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen. Roman. Zwei Theile. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 2 Thlr.

Suhle, B., Arthur Schopenhauer und die Philosophie der Gegenwart. Antimetaphysische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die Denker des 18. Jahrhunderts. 1ster Theil. Berlin, Weber u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Tagebuch. Blätter aus der Zeit und dem Leben. Wien, Gerold's Sohn. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1863. Redigirt von F. Steinebach. 50ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 2 Thlr.

Treumund, J., Vogelbärbchen. Eine Erzählung aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1863. 8. 12 Ngr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie der vorchristlichen Zeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vischer, W., Lucas Legrand. Ein Gelehrtenbild aus dem 18. Jahrhundert. Nebst einer Beilage enthaltend einen Briefwechsel zwischen Legrand und Chr. G. Heyne. Basel, Georg. Gr. 8. 12 Ngr.

Vogl, J. N., Jägerbrevier. Waidmannsscherze, Waldreime und Jägerlieder, für alle Monate. Wien, Markgraf u. Comp. 8. 5 Ngr.

Weller, E., Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Werfer, A., Lebensbilder aus dem Volke und für das Volk. Neue Folge. Mit Titelbild. Tübingen, Laupp. 1863. 8. 18 Ngr.

Winther, C., Bunte Blätter. Aus dem Dänischen übersetzt von Graf U. Baudissin. Zwei Theile. Altona, Mentzel. 1863. 8. 2 Thlr.

Wolf, A., Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Gr. 8. 4 Thlr.

Zianitzka, K. T., Der Roman eines Dichterlebens. 2te Abtheilung. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1863. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zoller, E., Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke und sein Briefwechsel, nach Feuillet de Conches. Hannover, C. Rümpler. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**

In der Reihe von Handbüchern, die den Zweck haben, das lebendigere Verständniss des classischen Alterthums auch in weitere Kreise zu bringen, erschien soeben:

Römische Alterthümer

von

Ludwig Lange.

Professor in Giessen.

Zweiter Band.

Der Staatsalterthümer zweite Hälfte.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Nachstehende Handbücher wurden bereits früher ausgegeben:

Römische Geschichte von **Theodor Mommsen.** Dritte Auflage. Erster Band. 2 Thlr. Zweiter Band. 1 Thlr. Dritter Band. 1 Thlr. 15 Sgr.

Griechische Geschichte von **Ernst Curtius.** Erster Band. Zweiter Abdruck. 1 Thlr. 6 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 15 Sgr.

Römische Mythologie von **Ludwig Preller.** 1 Thlr. 25 Sgr.

Griechische Mythologie von **Ludwig Preller.** Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 14 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

Römische Alterthümer von **Ludwig Lange.** Erster Band. 1 Thlr. 14 Sgr.

Griechische Alterthümer von **G. F. Schömann.** Erster Band. Zweite Auflage. 1 Thlr. 6 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

Griechische und römische Metrologie von **Fr. Hultsch.** 24 Sgr.

Im Anschluss an diese Sammlung von Handbüchern erschien ferner:

Das Leben der Griechen und Römer

nach antiken Bildwerken dargestellt

von

Ernst Guhl und **Wilhelm Koner.**

Handbuch

der

baulichen, gottesdienstlichen, Kriegs- und Privat-Alterthümer der Griechen und Römer.

Mit 528 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. 46¾ Bogen. Preis 4 Thlr.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** erschien soeben:

Vierstimmiges Choralbuch

für evangelische Kirchen.

Mit besonderer Rücksicht auf die in der Provinz Brandenburg gangbaren Gesangbücher bearbeitet

und in Gemeinschaft mit den Seminarlehrern **E. Ebeling** und **Frz. Petreins** herausgegeben

von

Ludwig Erk.

34 Bogen. Lex.-8. **Preis 1⅓ Thlr.**

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht von Ernst Schulze.

Illustrirte Prachtausgabe.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Friedrich Baumgarten.

Quart. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. In Leinwandband 5 Thlr. 20 Ngr. In Lederband 8 Thlr.

Die Verlagshandlung beabsichtigte schon längst, eine den hohen Anforderungen der Gegenwart in jeder Beziehung entsprechende illustrirte Prachtausgabe von Ernst Schulze's beliebter Dichtung „Die bezauberte Rose" zu veranstalten, und es ist ihr endlich gelungen, in Friedrich Baumgarten die geeignetste künstlerische Kraft dafür zu gewinnen. Die Ausgabe wurde mit dem größten Aufwand von artistischer und typographischer Technik hergestellt; sie bildet in Wort und Bild ein harmonisches Ganzes von gediegener Schönheit, das dem Büchertisch des elegantesten Salons zu werthvoller Bereicherung dienen wird.

Ernst Schulze's sinnige Dichtung gilt mit Recht als das vollendetste Epos der romantisch-lyrischen Gattung und ist jedenfalls dasjenige, worin das deutsche Volksgemüth seinen treuesten Ausdruck gefunden; deshalb wird sie stets ein Lieblingswerk der Nation bleiben.

„Die bezauberte Rose" ist außerdem noch in folgenden Ausgaben erschienen:

Octav-Ausgabe. Achte Auflage. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern. Gebunden. 3 Thlr.

Miniatur-Ausgabe. Achte Auflage. Gebunden. 1 Thlr.

Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Cartonnirt. 12 Ngr.

Soeben sind erschienen:

The modern english **Comic Theatre.** (Mit deutschen Noten von Dr. *A. Diezmann.*) Nr. 62. *A good little Wife.* Nr. 63. *Magery Daw.* Nr. 64. *Slighted Treasures.* Ser. V. Vol. 3. *Fish out of Water.* II. Edit. Jedes Heft 3 Ngr.

Die schönsten **Heldengeschichten des Mittelalters**: 1. Die Frithjofs Sage. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von *F. Bässler.* 2te Auflage. ¼ Thlr. (Früher sind erschienen: Der Nibelungen Noth, Gudrun, Roland. Die Alexander-Sage. à 12½ Ngr.)

Deutscher Trunk. Kulturhistorische Skizzen. 10 Ngr.

Mozarts Don Juan. Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und italienischem Texte. 3te Auflage von den Stereotypen. (Grosse schöne Ausgabe.) 1 Thlr.

H. Hartung in Leipzig.

Im Verlag von **Otto Aug. Schulz** in **Leipzig** erschien soeben:

Altdeutsche

Märchen, Sagen und Legenden.

Treu nacherzählt

und

für Jung und Alt

herausgegeben

von

Reinhold Bechstein.

8. **Eleg. cart. in farbigem Umschlag, gez. von Kretzmann.**

Preis 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 11. December 1862.

Inhalt: Die Schlußbände der Werke Franz Arago's. Von Heinrich Birnbaum. — Londoner Weltausstellungsliteratur. — Philipp Spitta. Von Thaddäus Lau. — Südbairisches Volk und Land. — Weihnachtsliteratur. — Frau von Krüdener im Rahmen eines „Zeitbildes". Von August Peters. — Notizen. (Die „Europe littéraire"; Schiller's „Wallenstein" in England; Rhein- und Mainsagen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Schlußbände der Werke Franz Arago's.

Franz Arago's sämmtliche Werke. Mit einer Einleitung von Alexander von Humboldt. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. Funfzehnter und sechzehnter Band. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. Jeder Band 2 Thlr.

Mit dem Erscheinen dieser beiden Bände hat das ganze Werk seinen Abschluß erhalten, und es liegt nun vor uns wie ein bewundernswürdiges großes Ereigniß in der Welt der Literatur. Es enthält eine reiche Fülle der edelsten Geistesthaten eines der vielen genialen Männer, welche unserm Jahrhundert Glanz und Ehre gebracht und dasselbe zu der Höhe emporgehoben haben, in der es allen folgenden Zeiten ein nachahmungswürdiges ruhmvolles Vorbild abgeben wird. Die gebildete Welt aller Nationen kennt jetzt das Werk und ist einig in dem Urtheil, daß es der Reflex einer großen Seele sei, die ihre Zeit und ihre Zeitgenossen ganz erfaßt und klar, würdig und vollständig zur Anschauung zu bringen verstanden habe, einig in dem Urtheil, daß es ganz unbestritten den Stempel eines wahren Meisterwerks der Bildung in sich trage.

Was nun im allgemeinen unsere deutsche Originalausgabe betrifft, so glauben wir in unsern beiden frühern Artikeln (Nr. 51 d. Bl. f. 1854 und Nr. 20 f. 1860) auf ihre Vortrefflichkeit schon zur Genüge hingewiesen zu haben, und es bleibt uns jetzt nur noch eine kurze Besprechung der vorliegenden beiden Schlußbände übrig. Der Herausgeber dieser deutschen Ausgabe macht darauf aufmerksam, daß dieselbe um vier Bände reicher sei als die französische, weil er sich nicht dazu habe entschliessen können, die populäre Astronomie auszuschließen und als ein für sich bestehendes Werk auftreten zu lassen. Daher kommt es denn, daß beide Ausgaben nur in den 10 ersten Bänden miteinander übereinstimmen und daß die französische schon im elften und zwölften Bande bringt, was hier im funfzehnten und sechzehnten enthalten ist. Man wird bei Citaten auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen haben. In der Sache selbst ist der Unterschied aber nicht vorhanden, weil auch in der deutschen Ausgabe die populäre Astronomie als ein für sich bestehendes Werk angesehen werden kann und auch allein zu haben ist.

Der funfzehnte Band führt den besondern Titel: „Wissenschaftliche Abhandlungen." Der Inhalt bezieht sich auf Physik und Astronomie und zwar auf die neuesten und interessantesten Abschnitte dieser Wissenschaften. Uebrigens fehlt auch hierbei nirgends die populäre Behandlung, sodaß das Ganze nicht blos für die Männer von Fach, sondern auch für das gebildete große Publikum passend eingerichtet ist. Wir wollen nun auf einige der behandelten Gegenstände speciell unsere Aufmerksamkeit lenken.

Die erste Abhandlung bezieht sich auf die Geschwindigkeit des Schalls. Es ist bekannt, daß die Physiker sich schon lange bemüht haben, hierüber etwas Bestimmtes herauszuforschen, indeß waren die Resultate ihrer Versuche immer noch so abweichender Art, daß sie nicht recht befriedigen konnten. In den meisten Fällen war die Abweichung mit großer Wahrscheinlichkeit dem störenden Einflusse des Windes zuzuschreiben, und es kam darauf an, sich gegen diese Fehlerquelle zu schützen. Man glaubte den Zweck erreichen zu können, wenn man zwei gleiche Schallbewegungen in demselben Augenblicke auf zwei Stationen erzeuge und auf jeder derselben die Zeit beobachte, welche der Schall gebraucht habe, um in entgegengesetzter Richtung denselben Weg zu durchlaufen. Da der Wind dann entgegengesetzte Wirkungen auf die beiden Geschwindigkeiten ausgeübt habe, so wäre das Mittel aus beiden Resultaten genau dasselbe, wie in ganz ruhiger Atmosphäre. Dieses Verfahren war schon 1738 von der pariser Akademie der Wissenschaften in Vorschlag gebracht und mit Versuchen unterstützt worden. Leider enthielt der Bericht hierüber nur zwei entsprechende Beobachtungen, auch war man in der Bestimmung der Lufttemperatur und der Zeit nicht genau genug gewesen. Da beschloß das Längenbureau auf Vorschlag von Laplace 1822 eine Commission aus ihrer Mitte zu wählen und dieselbe zu beauftragen, die Versuche noch einmal anzustellen. Zu dieser Commission gehörten außer Arago auch noch Prony, Bouvard und Mathieu. Das Bureau lud auch noch unsern Alexander

von Humboldt zur Theilnahme an der Untersuchung ein, weil derselbe auf seiner berühmten Reise schon ähnliche Versuche angestellt habe. Dann wurde auch Gay-Lussac für das Unternehmen gewonnen, weil dieser über die specifische Wärme der Luft neue Erfahrungen und Ansichten erhalten habe, die sie dabei zu Grunde legen können. Der Sohn Laplace's, Oberlieutenant der Gardeartillerie, hatte die Geschütze ausgewählt und die genaue Anfertigung der Patronen aufs sorgfältigste überwacht.

Am 21. Juni 1822 morgens reisten Humboldt, Gay-Lussac und Bouvard nach Montlhery ab, während Arago, Prony und Mathieu sich nach Villejuif begaben. Es sind dies die beiden Stationen, welche seit Picard durch die französischen Gradmessungen einen weltberühmten Namen erhalten haben. Um 11 Uhr abends begannen die Versuche. Das Wetter war heiter und nach dem Sprachgebrauche windstill. Der schwache Wind wehte von Villejuif nach Montlhery, also von Nordnordwest nach Südsüdost. In der Station Villejuif hörte man alle Schüsse von Montlhery ganz vernehmlich, um so mehr war man erstaunt, diese Wahrnehmung nicht auch ebenso auf der Südstation gemacht zu haben. Es wurden nur sieben Doppelschüsse gleichzeitig gehört und scharf gemessen. Die dabei verwendeten Chronometer waren von den Herren Breguet der Commission zur Verfügung gestellt. Mit dem einen ließ sich die Zeit direct bis auf 1/10 Secunde genau bestimmen, während das andere in 1 Minute 150 Schläge that, also die directe Messung nur bis auf 4/10 Secunde genau durchzuführen war, sie ergab aber durch Schätzung dieselbe Feinheit der Zeittheilung. Uebrigens gesellte sich auch noch Rieussec mit einem von ihm ausgedachten vortrefflichen Chronographen zu ihnen, um Gelegenheit zu haben, sein Werk in Gegenwart von Sachverständigen zu probiren. Es werden dann die vom 21. und 22. Juni durchgeführten Versuche in tabellarischer Uebersicht zur Darstellung gebracht. Der Abstand der Stationen ist 9549,6 Toisen, die mittlere Dauer des Schalls für diesen Weg 54,6 Secunden, sodaß die auf 1 Secunde bezogene Geschwindigkeit 174,9 Toisen oder 340,88 Meter ausmacht. An diesem Resultate werden dann noch die nöthigen Verbesserungen vorgenommen, und es ergibt sich zuletzt, daß der Schall bei einer Lufttemperatur von 10° C. in 1 Secunde 173,01 Toise oder 337,2 Meter durchläuft. Die merkwürdige Frage, warum man unter allen Umständen den Schall der Kanone in Villejuif besser hörte als zu Montlhery, läßt die Commission noch unbeantwortet, weil man dafür noch nichts weiter als unzuverlässige Vermuthungen geben konnte. Arago sagt:

Zum Schlusse dieser Notiz will ich nur hinzufügen, daß alle in Montlhery abgefeuerten Schüsse daselbst von einem donnerähnlichen Rollen, das 20—25 Secunden anhielt, begleitet waren. In Villejuif zeigte sich nichts Aehnliches; es ist uns nur viermal vorgekommen, daß in weniger als 1 Secunde Zwischenzeit zwei getrennte Schläge der Kanone in Montlhery gehört wurden. In zwei andern Fällen war der Kanonenschuß von einem längern Rollen begleitet. Diese Vorgänge traten stets nur im Augenblicke der Erscheinung von Wolken ein; bei vollständig heiterm Himmel war der Schall ein einziger und augenblicklicher. Sollte es nicht erlaubt sein, hieraus zu schließen, daß in Villejuif die mehrfachen Schläge der Kanone von Montlhery durch an den Wolken gebildete Echos entstanden, und aus dieser Thatsache ein günstiges Argument für die Erklärung zu entnehmen, welche einige Physiker von dem Rollen des Donners gegeben haben?

Bekanntlich schließt sich auch Arago der Ansicht dieser Männer an und weiß dieselbe mit sehr triftigen Gründen zu unterstützen.

Der folgende Aufsatz bezieht sich auf die Spannkräfte der Luft und des Wasserdampfs. Es ist dies eine Darlegung der weltberühmten Versuche, welche Arago mit Dulong 1826—29 im Auftrage der Akademie der Wissenschaften durchgeführt hat. Das Ganze besitzt eine hohe Bedeutung für die Wissenschaften und fürs praktische Leben, und man liest daher die detaillirte Beschreibung mit ganz besonderm Interesse. Die ganze Welt blickte auf diese mit großer Lebensgefahr durchgeführten Versuche, man rühmte die Accuratesse und den Scharfsinn in der Durchführung. Es mußte daher überraschen, als im Jahre 1838 im ersten Bande der „Transactions of the Institution of civil engineers" ein Aufsatz von Farey erschien, der die von Arago und Dulong durchgeführten Versuche stark tadelte. Es versteht sich von selbst, daß Arago in seinem Aufsatze hierauf Bezug nimmt und mit seiner starken scharfen Waffe Farey aus dem Felde zu schlagen trachtete, welches ihm auch vortrefflich geglückt ist. Wir wollen davon nur einen Punkt herausheben. Farey gibt der englischen Bestimmung den Vorzug, weil Southern sehr genaue Thermometer benützt hat. Mit gerechter Entrüstung ruft Arago aus:

Wie? Eine Commission, die unter den Auspicien der Akademie arbeitete, um einem Auftrage, einem öffentlichen Bedürfnisse zu entsprechen; die in ihrer Mitte, ja sogar als Berichterstatter einen der beiden Verfasser der gegenwärtig classisch gewordenen schönen Abhandlung über Mittheilung der Wärme hatte, sollte nicht sehr genaue Thermometer angewandt haben! Solche Zweifel, wenn sie in der Luft schweben, wenn sie sich auf keine Discussion der von der Commission der Akademie ausgeführten Versuche gründen, würden hier nicht so bezeichnet werden können, wie sie es verdienen. Mit vollem Vertrauen begnügen wir uns daher, die im Vorhergehenden gegebenen Thatsachen und Reflexionen jedem unparteiischen Manne und vor allem der Mehrzahl der Mitglieder der ehrenwerthen Gesellschaft der Civilingenieure Großbritanniens vorzulegen.

Der folgende Aufsatz bespricht die Messung des Meridians von Frankreich. Durch den Tod Méchain's war die Fortsetzung der berühmten französischen Gradmessung in Spanien unterbrochen worden. Arago, der eben Mitglied der Sternwarte zu Paris geworden war, entwarf mit Biot einen Plan zur Vollendung und weitern Ausführung der Messung bis zur kleinen Insel Formentera. Sie legten ihren Entwurf dem großen Laplace vor, der ihn mit Eifer ergriff und die gehörigen Schritte that zur sofortigen Ausführung desselben. Am 2. Mai 1806 faßte das Längenbureau den Beschluß, daß Biot und Arago mit der Beendigung der Messung des Meridians in Spanien zu beauftragen seien. Die spanische Regierung gab Chaix und Rodriguez zu Theilnehmern bei. Die

begann im October 1806. Sie fügten zu den bereits von Méchain gemessenen fünf Dreiecken noch 11 neue hinzu, wodurch der vom Längenbureau gegebene Auftrag erfüllt war. Arago vermaß übrigens noch ein siebzehntes Dreieck, welches geodätisch den Clop de Galazo auf der Insel Mallorca mit Iviza und Formentera verband, auf diese Weise hatte er durch eine einzige Operation die Messung eines Bogens vom Parallelkreise von 1½ Grad erhalten. Die Resultate wurden 1808 dem Längenbureau übergeben und 1810 in der „Connaissance de temps" veröffentlicht. Sie bilden den Hauptinhalt der Abhandlung. Die Commission des Längenbureau zog, auf diese Messung gestützt, noch Folgerungen, mit denen sich Puissant nicht ganz einverstanden erklären konnte; er legte deshalb 1836 der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vor, welche seine Ansicht rechtfertigte. Offenbar sind aber die Rechnungen der Commission vollständig von den Messungen selbst verschieden und diese Abweichung liegt nur in der abweichenden Interpretation. Arago antwortete auf Puissant's Abhandlung. Zugleich wird noch darauf hingewiesen, daß die weltberühmte französische Gradmessung mit der in England ausgeführten verbunden sei. An der Ausführung dieser Arbeiten 1821 und 1822 ist ebenfalls unser Arago wieder thätig gewesen. Es wird hiervon im dritten Bande der „Populären Astronomie" geredet. Die historischen Details der ersten Messung sind übrigens auch schon im ersten Bande der „Sämmtlichen Werke" gegeben worden. Es ist überall darauf hingewiesen, sodaß eigentliche Wiederholungen nicht vorkommen.

Hieran schließt sich eine Abhandlung über die Repetitionskreise, eine andere über die Beobachtungen der geodätischen Längen und Breiten. Beide enthalten vortreffliche Winke für den praktischen Astronomen, auch besitzen sie vieles, wofür sich jeder Gebildete lebhaft interessirt. So ist die Anwendung der elektrischen Telegraphie zur Vervollkommnung der Karte von Frankreich etwas, was jeden denkenden Leser fesseln wird. Es hatte am 6. December 1852 Faye der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über diesen Gegenstand gehalten, welchen Arago dann benutzte zur ausführlichen Entwickelung der dabei zu Grunde liegenden wissenschaftlichen und praktischen Idee. Darin lag die Veranlassung des zweiten Aufsatzes, welcher mit dem ersten in naher Beziehung stand.

Der hierauf folgende Aufsatz über die Anziehung der Gebirge ist schon 1819 in der „Connaissance de temps" veröffentlicht. Man liest ihn noch jetzt mit Freude, obgleich man um einen bedeutenden Schritt weiter gekommen ist in der Erfahrung. Früher war man der Meinung, daß nur die Gebirgsmassen die Veranlassung und Ursache der Ablenkung des Loths seien, jetzt weiß man, daß das Himalajagebirge gar keine Ablenkung erzeugt und daß Flachlande in Rußland, England, Frankreich und Italien an gewissen Stellen auch das Ablenken bewirken können.

Die dann folgenden beiden Abhandlungen über die in Italien durch die französischen Ingenieure ausgeführten geodätischen Operationen und über die vielfachen Sterne, sowie die über die Parallaxe des einundsechzigsten Sterns im Schwan, über die Erfindung des Ocularmikrometers, über einige astronomische Instrumente und Beobachtungen, über ein Ocularmikrometer mit Doppelbrechung, über die Schiefe der Ekliptik und über das Vorhandensein einer individuellen Collimation, sind etwas ausschließlich nur für die Astronomen von Fach bestimmt. Der hieran geschlossene Aufsatz über ein sehr einfaches Mittel, sich von den persönlichen Fehlern in den Beobachtungen der Durchgänge der Gestirne durch den Meridian zu befreien, sowie der über den Mars, sind allerdings auch sehr specifisch astronomisch, aber doch populär gehalten und von allgemeinem Interesse. In ähnlicher Weise wechseln die folgenden Abhandlungen über den Jupiter und seine Monde, über den Ring des Saturn, über die Sonnenflecken, über die Kometen, über die Sternschnuppen u. s. w. mit einem bald mehr besondern, bald mehr allgemeinen Interesse ab.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nun dem sechzehnten Bande zu. Er ist der letzte des ganzen Werks und enthält fast gar nichts, was nicht für das gebildete große Publikum paßte, und von diesem nicht sehr gern gelesen werden möchte. Arago zeigt sich hier als scharfer Kritiker in den Wissenschaften, als beliebter Volksredner, als Pädagog, als Freund der Künste und Gewerke. Man bekommt hier so recht Gelegenheit, den großen Mann in seiner Vielseitigkeit zu bewundern.

Ein Brief an Alexander von Humboldt bildet den Anfang. Er ist sehr interessant, und man merkt beim Lesen kaum, daß er einen Umfang von 39 Druckseiten in sich faßt. Der innere Ton des Ganzen deutet überall auf die allbekannte innige Freundschaft der beiden großen Männer hin, und dabei hat seine Fassung doch eine auf ostensible Benutzung berechnete Vorsicht bewahrt, welche der Veröffentlichung nicht entgegenstand. Diese geschah auch 1840, und erregte schon damals großes Aufsehen. Arago wurde um jene Zeit als Secretär der Akademie der Wissenschaften von mehreren politischen Blättern und Zeitschriften sehr empfindlich angegriffen, sodaß er ein ausführliches derbes Wort der Entgegnung für unumgänglich nöthig hielt und wäre es auch nur zur Beruhigung seiner Freunde. Der Hauptgegner war Pontecoulant, welcher dadurch, daß man ihn in London und Berlin zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gemacht hatte, zu einer gewissen Bedeutung gelangt war. Derselbe hatte in seiner Schrift „Précis d'Astronomie" eine Vergleichung zwischen den Observatorien von Paris und Greenwich angestellt, wodurch sich Arago im Interesse der jungen Astronomen verletzt fühlen mußte, welche unter seiner Aufsicht im Längenbureau beschäftigt waren. Dann hatte er auch in klaren Worten zu verstehen gegeben, daß sich wol in der Gradmessung zwischen Barcelona und Formentera grobe Irrthümer finden könnten. Arago hatte hierauf in der Akademie der Wissenschaften zu Paris geantwortet. Die Reclamation ist im zehnten Theile der „Comptes rendus" S. 536 abgedruckt. Dies gab die Veranlassung zu einer Reihe von maliciösen, in dem „Journal des débats" veröffentlichten Briefen, worin es unter anderm heißt:

Was hat man in Berlin zu jenem vorgeblichen Reglement gesagt, das aus dem Gehirn des Herrn von Pontecoulant hervorgegangen ist, wodurch den Mitgliedern der Akademie jede Bemerkung bezüglich eines französisch gedruckten Werks verwehrt sein soll? Siehst du nicht diese armen Akademiker kritisirt, beraubt, carikirt, und die Bücher, worin dies geschieht, jeden Montag vom Bureau des Präsidenten auf die Regale der Bibliothek übergehen, ohne daß diese unglücklichen Opfer sich das Recht gewahrt haben, sich zu vertheidigen, die Tücke zu entlarven, das Plagiat vor Gericht zu ziehen und die Verleumdung zu Schanden zu machen! Wie hat der Correspondent des „Journal des débats" alle diese schönen Dinge in der Verfügung finden können, die übrigens von mir selbst in Gemeinschaft mit Herrn Double beantragt worden, daß nämlich die von der Akademie angeordneten, eine kostbare Zeit beanspruchenden officiellen mündlichen Berichte künftig wegfallen sollten? Hat er nicht seit dieser Verfügung hundert- für einmal lange Discussionen über gedruckte Bücher im Gange gesehen? Sind nicht Commissionen ernannt worden, um die Kritik einer Theorie, einer Beweisführung, einer Formel, welche in den Werken, sei es von Akademikern oder Fremden, enthalten waren, der Prüfung zu unterwerfen? Und habe ich noch nöthig, unter diesen Werken den im Jahre 1834 erschienenen dritten Band der „Théorie analytique du système du monde" von Herrn de Pontecoulant anzuführen, worin Herr Leverrier Irrthümer gefunden und der Akademie in einer Abhandlung angezeigt hat, worüber soeben ein Bericht abgestattet worden ist? In der That, ich hätte niemals geglaubt, daß die verletzte Eigenliebe bis zu einem solchen Grade zugleich den gesunden Verstand, das Gedächtniß und die Logik beeinträchtigen könnte!

Nach einigen andern Zurechtweisungen kommt Arago auch auf einige Züge aus dem Leben seines Gegners, aus denen sich sogleich die Quelle des Gifts erkennen läßt, womit derselbe so mordgierig auf sein Opfer loszugeifern trachtet. Im Jahre 1811 trat Doulcet de Pontecoulant in die Polytechnische Schule. Hier war Arago sein Lehrer, und derselbe erinnert sich noch, daß Pontecoulant's Zulassungsnummer 123 war, und daß er sich bei der Uebersiedelung von der zweiten in die erste Abtheilung keine höhere Stufe als 103 erringen konnte. Er war also ein schwachbegabter Kopf; dies erkannten seine Kameraden sogleich, und sie waren nicht wenig überrascht, als sie sahen, wie er sich mit ganzer Hingebung auf die „Mécanique céleste" des großen Laplace warf. Dies Arbeiten bezog sich aber mehr auf den Schein einer innern Begabung als auf wirkliches erfinderisches Talent. Er rechnete fleißig und mit bewundernswerther Ausdauer, aber er leistete nie mehr als eine oberflächliche Wiederholung der Leistungen anderer. Dennoch hatte er die Freude, einst wegen seines großen Fleißes von einigen Mitgliedern der Akademie belobt zu werden. Das verdrehte ihm den Kopf und er hielt sich von nun an für ein hervorragendes mathematisches Licht. Er wurde übermüthig kühn, sodaß er kämpfend gegen Männer wie Poisson, Poinsot, Plana u. s. w. zu Felde zog. Obgleich er hierbei immer den Kürzern gezogen hatte, so war ihm zuletzt doch die Meinung gekommen, daß man ihn nächstens zum Akademiker machen müßte, ob seiner Verdienste um die Wissenschaft. Damals schmeichelte er Arago, um die wichtige Stimme dieses Akademikers für sich zu gewinnen. Indeß als einst über de Pontecoulant und Liouville in der Akademie der Wissenschaften abgestimmt ward, erklärte sich Arago nicht für jenen, sondern für diesen, und zwar aus innerer fester Ueberzeugung. Da verkehrte sich die erheuchelte Verehrung plötzlich in den bittersten Haß, und in dieser Stimmung ist das „Elementarbuch der Physik des Himmels" oder der „Précis d'Astronomie" entstanden. Arago weiß mit Stellen aus diesem Buche nachzuweisen, ob sie vor oder nach Liouville's Wahl in die Akademie geschrieben sind. Um aber sein Urtheil über de Pontecoulant's Unfähigkeit zur Mitgliedschaft der Akademie zu rechtfertigen, so theilt Arago seinem Freunde Humboldt in größerer Ausführlichkeit die plumpen Verstöße mit, welche der Aspirant in seinen Werken begangen hat. „Doch genug!" ruft Arago zuletzt aus und geht dann zum Schlusse des Briefs über:

Sollte es nöthig werden, so will ich ein andermal zeigen, daß das, was ich hier von den Irrthümern des unbegreiflichen Werkes Pontecoulant's aufgedeckt, nur ein ganz kleiner Theil derselben ist. Der Titel kündigte eine genaue Auseinandersetzung über die Constitution des Weltalls an. Der Verfasser hat sicherlich diesem Versprechen keine Rechnung getragen. Ich kann sogar mit voller Zuversicht erklären, daß, wenn ich, statt mich an die Irrthümer in diesem Werke zu halten, die Wahrheiten darin hätte anführen wollen, meine Aufgabe in sehr wenigen Zeilen zu erfüllen gewesen wäre. Zum Schluß einer Prüfung gelangt, welche Herr de Pontecoulant selbst unerlaßlich gemacht hatte, habe ich mich gefragt, ob sich nicht die unbeugsamen Urtheilssprüche der Logik durch einige wohlwollende Worte mildern ließen. Es schien mir einen Augenblick, daß ich das Mittel dazu gefunden. Der sonst überall gebräuchlichen Redeweise entgegen, sagte Duclos niemals: es ist der letzte der Menschen, sondern vielmehr: „Es ist der vorletzte", und zwar, um niemand zu entmuthigen. Auch ich hätte gern vom Werke Herrn de Pontecoulant's sagen mögen: es ist das vorletzte unter den Werken über Astronomie. Schließlich aber widerstreitet eine so weit gehende Concession meinem Gewissen und würde der Wahrheit entgegen sein. Es war mir während der 30 Jahre, daß ich Mitglied der Akademie bin, niemals begegnet, das Motiv, den Antrieb nicht entdecken zu können, wodurch die mittelmäßigen Autoren veranlaßt würden, sich mit dem Publikum einzulassen. Die einen, unbekannt mit den ersten Begriffen der Wissenschaft, hofften wenigstens durch einen klaren und eleganten Stil für den fehlenden Gehalt entschädigen zu können. Andere, in dem Glauben, daß man nur viel gelesen zu haben brauche, um gelehrt zu sein, hatten sich nicht klar gemacht, daß die Geschichte der Fortschritte des menschlichen Geistes aus etwas mehr besteht, als einem unverdauten Sammelsurium von Citaten, guten oder schlechten Etymologien. Herr de Pontecoulant aber hat meine lange Erfahrung zu Schanden gemacht. Ich kann nicht einmal einen schwachen Vorwand entdecken, der seine neue Schrift zu erklären, zu rechtfertigen, zu entschuldigen vermöchte. Alles wohl erwogen, der „Précis d'Astronomie" ist eine Wirkung ohne Ursache! Lebe wohl, theurer Freund. Ich umarme dich von ganzem Herzen.

Der nächstfolgende Aufsatz führt den Titel: „Der Freiherr von Zach und seine astronomische Correspondenz". Er wurde 1821 im Novemberhefte der von Gay-Lussac und Arago herausgegebenen „Annales de chemie et de physique" zuerst abgedruckt. Mit kühnem Muthe und scharfer, gewandt geführter Waffe kämpft Arago auch hier gegen ungerechte und unbegründete Beschuldigungen des großen Delambre. Es nimmt sich wunderlich genug aus, daß Delambre von dem Herrn von Zach beschuldigt wird, sich mit den Verdiensten anderer Astronomen geschmückt

zu haben, wenn man erfährt, daß von Zach das Manuscript der Sonnentafeln Delambre's als sein eigenes herausgegeben hat. Es ist uns nicht möglich, das einzelne dieses interessanten Schriftstücks zur Sprache zu bringen, und wir begnügen uns daher nur mit der Anführung der Schlußworte, in denen sich der Geist des Ganzen klar und verständlich abspiegelt:

Nachdem der Name des Herrn von Zach auf diese Weise des Nimbus entkleidet worden, der ihn umgab, wird die kritische Prüfung der successiven Hefte der „Correspondance astronomique" eine sehr leichte Aufgabe sein. Ich verspreche also künftig derselben von Zeit zu Zeit einige Seiten dieser Zeitschrift zu widmen. Herr von Zach rühmt sich, im Besitze der geheimen Memoiren zweier der berühmtesten und gefeiertsten Gelehrten des französischen Instituts zu sein, und fügt die Worte hinzu: „Diese Memoiren enthalten Dinge, welche weder zur Ehre noch zum Vergnügen gereichen werden." Er war entschlossen, „diese Skandale ewiger Vergessenheit anheimzugeben", aber er wird zur Enthüllung schreiten, wenn man ihn angreift. Der Herr Baron hat aus dem Vorhergehenden sehen können, daß seine Drohungen uns nicht im mindesten erschreckt haben, und da ich es mir zur Ehre rechnen würde, der erste Gegenstand seiner Enthüllungen zu werden, so benachrichtige ich ihn, daß der Verfasser dieses Artikels derjenige der beiden Herausgeber dieser Annalen ist, dessen Name auf dem Umschlage an zweiter Stelle steht.

Arago erhielt bald nach der Veröffentlichung dieses Artikels ein geheimes Sendschreiben, in welchem ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß er ohne Beweis behauptet habe, daß von Zach vor 1804 die Sonnentafeln Delambre's in Händen gehabt. Zur Beseitigung aller Zweifel theilt Arago einen Auszug aus dem von Zach'schen Briefe mit, der am 17. November 1803 geschrieben ist, während die Zach'schen Tafeln am 4. Mai 1804 erschienen sind:

Könnte ich nicht eine Abschrift oder die Correcturbogen der Sonnentafeln von Delambre erhalten? — fragt von Zach bei de Lalande an, von dem man weiß, daß er die Uebersendung besorgt hat. — Sie würden mir jetzt, wo ich die Sonne für meine Breite viel anwende, sehr förderlich sein. Ich wäre dadurch der Nothwendigkeit überhoben, immer die Fehler der Tafeln aufzusuchen, was ohnedies nicht ausführbar ist, wenn ich von Seeberg abwesend bin.... Sollte Delambre nicht zu bestimmen sein, der Wissenschaft dies Opfer zu bringen? Denn da er seine Tafeln herausgibt, so kann ihm an einem Monat mehr oder weniger nichts liegen, während dies für mich viel ausmacht. Ich gewinne Zeit und andere Vortheil. Reden Sie doch mit dem Gevatter der Herzogin; vielleicht thut er aus der letztern Rücksicht (par parenté), was er nicht aus Freundschaft thun würde. von Zach.

Es ist nicht zu leugnen, daß Arago den Zweck erreicht hat, den Schein stark gegen von Zach sprechen zu lassen, aber dennoch wird er in Deutschland keine so unbedingte Gläubigkeit antreffen, als er es sich vielleicht gedacht hat. Hier gilt von Zach noch immer als ein Mann von hoher Bedeutung, als der Centralpunkt des Aufblühens unserer neuesten deutschen Astronomie, aus dem Olbers, Gauß und Bessel hervorgegangen sind.

Der folgende Aufsatz enthält Arago's Ansicht über die Besitzergreifung wissenschaftlicher Entdeckungen, woran sich eine Besprechung der Chronometer und Pendeluhren der Gegenwart schließt. Dann enthält dieser Band eine große Reihe von Berichten über wissenschaftliche Werke, über astronomische und physikalische Apparate, welche der Akademie der Wissenschaften zur Begutachtung eingereicht worden sind. Den Schluß bilden politische Reden, welche Arago in der Deputirtenkammer über Wahlreform, über die Organisation der Militärschulen, der Polytechnischen Schule und über den Unterricht im allgemeinen gehalten hat. Diese Reden haben etwas ungemein Anziehendes. Man möchte allerdings nicht jede darin ausgesprochene Ansicht unbedingt zu der seinigen machen, aber der Art der Vorführung und Begründung kann man den Beifall nirgends versagen. So galt in Frankreich auch die Ansicht für unumstößlich wahr, daß die griechische und lateinische Sprache die Hauptgrundlage aller Bildung des Geistes und des Herzens abgeben müsse. Arago ruft voll Eifer aus:

Was heißt das? Pascal, Fénelon, Bossuet, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Corneille, Racine, Molière — der unvergleichliche Molière — sollten des den alten Schriftstellern so liberalerweise zugestandenen Vorrechts entbehren, die Begriffe zu entwickeln, das Herz zu rühren, den Geist zu wecken! Der Himmel bewahre mich, Sie durch eine ausführliche Widerlegung einer solchen Ketzerei zu beleidigen.

Auch gegen den alten Zopfglauben, daß man ohne Latein und Griechisch nie ein großer Schriftsteller werden könne, zieht er stark zu Felde. Er weist auf Lamartine, ganz vorzugsweise aber auf den allgemein gefeierten Nationaldichter Béranger hin, der kein Latein verstehe. Und als Beispiel für das Ausland sagt er: „Shakspeare, sowol durch die Kühnheit, die Tiefe, die Naivetät seiner Conceptionen, als auch durch die an vielen Stellen hervortretende Kraft, Eleganz und Grazie seines Stils der größte Dichter Englands, verstand weder griechisch noch lateinisch." Auch gegen die Ansicht, daß man niemals ein rechtes Verständniß seiner eigenen Sprache erlangen könne, wenn man keine fremde Sprache getrieben habe, spricht er sich entschieden aus, wenn man unter fremden Sprachen nur griechisch und lateinisch verstanden wissen wolle, und in jeder andern Hinsicht traut er dem Satze wenig Wahrheit zu. Denn Homer, Euripides, Plato hätten ihre Sprache nicht durch fremde Sprachen erlernt.

Arago ist nun der Meinung, daß das Lateinische und Griechische gelehrt und zwar recht gründlich und umfangreich, aber nur auf den Gymnasien, wo der künftige Gelehrte seine Vorbildung erhalten solle. Doch fügt er auch in dieser Hinsicht den dringenden Wunsch hinzu, daß man Methoden aussinnen möchte, wodurch dieser Unterricht nicht mehr als höchstens zwei Jahre in Anspruch nähme. Er glaube, daß man bei übrigens fertig ausgebildeten jungen Leuten dies so erreichen könne. Nach der alten Weise würden sie 18 Jahre alt, ehe sie das Gymnasium verlassen könnten; wollten sie sich dann um den Eintritt in die Polytechnische Schule bemühen, so gehöre dazu ein Privatcursus von wenigstens zwei Jahren, ehe sie daran denken könnten, den Anforderungen des Examens zu genügen; das Verbleiben auf der Polytechnischen Schule dauere wieder zwei Jahre und ebenso lange der Aufenthalt auf der Applicationsschule der Artillerie

und des Geniewesens zu Metz, oder auf der Bergwerksschule, oder auf der Schule für den Brücken- und Wegebau. So seien die jungen Leute erst mit 24—25 Jahren fertig und besäßen den Grad eines Unterlieutenants. Das mache sie sehr unglücklich.

Man sollte das Lateinische und Griechische lehren, wie man das Deutsche lehrt. Das Deutsche ist eine complicirte Sprache, welche nicht viel Verwandtschaft mit der unserigen hat. Doch gibt es keinen noch so simpeln Menschen, der nicht das Deutsche in zwei Jahren in genügender Weise lernte. Mit dem Lateinischen und Griechischen sollte es ebenso sein. Die Universität muß durchaus auf Wege bedacht sein, aus ihrem alten Schlendrian herauszukommen.

Er will, daß in den Gymnasien schon früher und mit größerer Ausführlichkeit auf die sogenannten exacten Wissenschaften Gewicht gelegt werde. Der tiefe und feine Geist in der eigentlichen Grammatik sei viel schwerer zu fassen als die Elemente der Geometrie, Algebra, der Chemie und Physik. Er begegnet auch dem Warnungsruf, daß man sich hüten möchte, etwas aufzugeben, von dem die Erfahrung gelehrt, daß es gute Früchte getragen habe:

Diese Unterrichtsweise hat unstreitig Früchte getragen; aber um zu wissen, ob man den Baum zu achten habe, muß man alle seine Früchte prüfen. Nun werden Sie finden, daß es neben guten Früchten auch schlechte und mittelmäßige gibt; werden finden, daß die beiden letzten Klassen überwiegen und überwiegen müssen. Diese Methode, welche man in den Gymnasien des Königreichs forterhalten will, war nothwendig, unerlaßlich zu einer Zeit, wo man den Zweck hatte, Magistratspersonen, Geistliche und Aerzte zu bilden, zu einer Zeit, wo unsere Literatur noch keine Bedeutung hatte, zu einer Zeit, wo die ganzen Schätze der alten Literatur noch nicht übersetzt, noch nicht in unsere Sprache übertragen waren. Was aber gut zu einer Zeit war, braucht nicht mehr unerlaßlich für die jetzige zu sein.

In ähnlicher Weise führt dann Arago alle seine Gründe zur Reform des ganzen Unterrichtswesens durch. Diese Rede wurde 1837 gehalten; es ist bekannt, daß sie die Hauptveranlassung zu sehr vielen Verbesserungen in den Schulen für gebildete Stände abgegeben hat.

In dem noch Uebrigen dieses Bandes kommt auch der berühmte Brief Arago's an den Minister des Innern vor, worin die Entdeckung von Niepce und Daguerre zuerst der höhern Beachtung empfohlen wird. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Männer nach 15 Jahre langer Bemühung wirklich dahin gelangt seien, die Bilder der Camera-obscura zu fixiren. Die Methode, wobei Daguerre zuletzt stehen geblieben, liefere in der That bewunderungswürdige Resultate, und man könne es nur beklagen, daß sie sich zum Lösen eines Patents nicht eigne. Sowie sie bekannt würde, so sei es unmöglich, daß sie in der Hand eines Bevorzugten bleiben könnte.

Der Urheber einer so schönen, so unerwarteten, so gemeinnützigen Entdeckung hat unstreitig der Ehre seines Landes gedient, und das Land allein kann ihn belohnen. Es ist mir persönlich bekannt, daß Herr Daguerre sehr lockende Anerbietungen ausgeschlagen hat, welche ihm zu wiederholten malen von mehreren mächtigen Souveränen gemacht worden sind. Dieser Umstand kann nicht verfehlen, das Interesse zu erhöhen, was jedermann für ihn hegte, er wird in der Kammer beitragen, die schon so große Zahl von Personen zu vermehren, welche nur auf eine Gelegenheit warten, ihre Sympathien für den jetzt so bedrängten Erfinder der photographischen Methoden und des Diorama zu beweisen. Ich nehme mir die Freiheit, mein Herr Minister, bei Ihnen anzufragen, ob Sie, wie das Gerücht geht, die Absicht haben, bei den Kammern eine Nationalbelohnung für Herrn Daguerre zu beantragen. Ich wünsche sehr lebhaft eine bejahende Antwort zu empfangen. In diesem Falle stelle ich mich ganz zu Ihrer Disposition, sowol in Betreff der vorläufigen Stipulationen als der Discussion, welche der Vorschlag hervorrufen könnte.

Im Fall der Antrag nicht von dem Ministerium ausgehen sollte, so fühle sich Arago gedrungen, der Kammer einen selbständigen Antrag zu stellen; die Sache habe ein so allgemeines und lebhaftes Interesse gewonnen, daß man nicht mehr davon schweigen könne.

Den Schluß des Ganzen bildet eine Rede, welche Arago am 30. October 1839 im Auftrage der Deputirtenkammer an dem Grabe Eusebius Salverte's gehalten hat. Dieser war 1771 geboren, zeichnete sich so rasch aus, daß er schon mit 18 Jahren in dem pariser Gerichtshofe als Advocat des Königs thätig sein konnte. Der Ruhm des Kaiserreichs ließ ihn nicht unempfindlich, nur war er viel zu sehr ein Freund der Freiheit, um nicht die schweren und festgeschmiedeten Eisen unter der Fülle von Lorberkränzen zu gewahren. So kam es denn, daß Salverte während der ganzen Zeit des Kaiserreichs in der Zurückgezogenheit lebte. Die reactionären Maßregeln der zweiten Restauration sagten ihm noch weniger zu. Er verließ Frankreich und ging nach Genf. Das öffentliche politische Leben Salverte's begann eigentlich erst im Jahre 1828, er wurde zum Deputirten der Repräsentanten gewählt.

Während der elf Jahre seiner legislativen Laufbahn ist Salverte ein Muster von Festigkeit, Unabhängigkeit, Eifer und Fleiß gewesen. Wenn die Protokolle unserer Sitzungen manchmal nur von einem einzigen Deputirten gelesen wurden, so war Herr Salverte dieser Deputirte. Ebenso wüßte ich nicht, daß es ihm jemals begegnet wäre, die Sitzung zu verlassen, bevor er aus dem Munde des Präsidenten die feierlichen Worte vernommen: Die Sitzung ist aufgehoben.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß Salverte mit gewissenhafter Strenge alles gelesen habe, was mit seiner Function als Deputirter nur irgendwie in Verbindung gestanden. Man habe den Collegen für trocken und kalt gehalten, dies sei eine schiefe, ungerechte Beurtheilung des Mannes. Man möge sich nur erinnern, mit welchem Feuer der Begeisterung er gegen die Lotterie zu Felde gezogen sei, wie gewaltig er 1830 gegen die boshaften Verleumder seines politischen Charakters zu kämpfen verstand. Die Gelegenheit mußte nur da sein, dann war er auch wortreich und warm.

Dein Andenken, mein lieber Salverte, ist in das Herz dieser vortrefflichen Bürger in tiefen Zügen eingeschrieben; es wird dauern wie die eherne Medaille, welche sie dir im Jahre 1834 darbrachten, um dich für den kurzen Augenblick der Vergessenheit einer sehr geringen Zahl unter ihnen zu entschädigen. Adieu Salverte, Adieu!

Solche Worte gereichen dem Feiernden sicherlich ebenso zur Ehre wie dem Gefeierten.

Heinrich Birnbaum.

Londoner Weltausstellungsliteratur.

1. Tag und Nacht in London von Julius Rodenberg. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit 10 Zeichnungen nach der Natur von William M'Connell. Zweiter unveränderter Abdruck. Berlin, Senhagen. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. London-Skizzen, eine Festgabe zur Weltindustrieausstellung von 1862. Fremdes und Eigenes, herausgegeben von Bernhard York. London. 1862. 8. 25 Ngr.

Wenn man bedenkt, welch geringen Anlässen wir oft eine ganze Literatur von Gelegenheitsschriften zu verdanken haben, so muß man fast darüber staunen, wie klein im Verhältniß zu der Bedeutung der diesjährigen Weltausstellung die Zahl der aus diesem Anlaß erschienenen Schriften ist. Dies gilt indessen nur von tiefern, auf den Riesenstoff näher eingehenden Werken. Geschrieben wurde zur und von der Ausstellung genug, ja vielleicht mehr als genug. Ein stattliches Fähnlein deutscher Publicisten hatte sich im Laufe der Ausstellungssaison in London ingefunden, welche mehrere Monate hindurch die Feuilletons ast aller größern und kleinern Tageblätter, aller illustrirten und ichtillustrirten Wochenschriften mit Beschlag belegten. Für as Studium des londoner Lebens war die Ausstellungszeit eine äußerst günstige und ergiebige Periode. In jeder andern Stadt er Welt wäre das Umgekehrte der Fall gewesen, das Zusammenwohnen so vieler fremder Gäste hätte das Kennenlernen des wahren Stadtcharakters erschwert und die Stadtphysiognomie ätte ein abnormales Gepräge angenommen. In London war as nicht der Fall; ein doppelt so großer Fremdenzufluß hätte och immer die Physiognomie der Stadt nicht zu verändern ermocht. Dagegen bot sich gerade durch die Ausstellung, durch ie vielen ihren Theilnehmern gegebenen Feste, durch die ausahmsweise für einige Zeit sistirte Abgeschlossenheit gewisser kreise dem Fremden Gelegenheit, in das innere Leben einzuringen, das für den Continentalen in vielfacher Beziehung noch mmer eine terra incognita ist.

Unter den deutschen Schriftstellern, welche die Ausstellung i eingehenden Studien benutzten, nachdem sie früher bereits ährend eines längern Aufenthalts Vorstudien gemacht, verent Julius Rodenberg in erster Reihe genannt zu wern. Deutsche Schriftsteller, welche London schildern oder beureilen, pflegen gewöhnlich in Extreme zu gerathen, entweder sie alen zu schwarz oder zu rosenfarben. Daher kommt es, daß an so oft die widersprechendsten Urtheile über London liest. In iner Stadt läßt sich aber so schwer aus einem Theile auf das ange schließen als in London. Mit der gewöhnlichen Touenmanier, eine kurze Zeit zu verweilen und dann die Einücke zu Papier zu bringen, ist hier nichts gethan, und kann chstens die Skizzirung einiger Specialitäten erreicht werden; an die Eindrücke wechseln hier mit jeder Straße und mit er Stunde, in welcher man sie betritt, und wer sich aus zelnen Vorkommnissen eine Regel abstrahiren will, dem kann ebenso leicht passiren, daß er die Riesenstadt für ein Eldorado, e daß er sie als ein Filial der Hölle schildert.

Rodenberg hat sich, obzwar er sich der optimistischen schauungsweise zuneigt, vor dem Verfallen in diese Extreme hüten gewußt, und das ist es, was wir als einen Hauptzug seiner uns in Buchform vorliegenden zusammenhangslosen eilletons (Nr. 1) rühmen müssen: ein Vorzug, der auch von der lischen Presse an seinen Arbeiten gerühmt wird und der ihnen, esehen von dem Unterhaltungszweck, den sie im edeln Sinne illen, auch einen nicht zu unterschätzenden Gebrauchswerth t. Den Titel „Tag und Nacht" haben wir darum auch ht im buchstäblichen Sinne genommen, sondern glauben vielr hinter demselben die Absicht des Verfassers, Licht- und attenseiten zu zeichnen, vermuthen zu dürfen. Da das vorende Buch in der That mehr oder weniger für den Beer Londons bestimmt ist, zumal für denjenigen, der die lstadt zum Zielpunkt einer Vergnügungsreise macht, und eich dazu dienen soll, demjenigen, der aus diesem Grunde London besucht hat, die Bilder, die er dort gesehen, wieder vorzuführen und ihm in angenehmer Erinnerung zu erhalten, so ist es auch gerechtfertigt, daß Rodenberg bei den Lichtseiten länger und mit größerer Vorliebe verweilt. Auch begnügt sich Rodenberg nicht mit der bloßen Schilderung der londoner Eigenthümlichkeiten, sondern geht auch oft auf eine interessante Analyse ihrer Entstehung ein, und wenn er bei den Sehenswürdigkeiten verweilt, erinnert er sich nicht selten an ihre Geschichte und die vielen in diese verflochtenen Sagen, mit deren poetischer Wiedererzählung er seine Darstellung in pikanter Weise würzt. Wenngleich viele der alten Adelssitze und Königspaläste, die er beschreibt, auch vor ihm wie vor manchem andern Londonbesucher verschlossen geblieben sein mögen, so dringt er doch mit dem Geiste in dieselben ein, und manche Gestalt, an die der Beschauer beim bloßen Anblick dieser ehrwürdigen und düstern Bauwerke erinnert wird, wird uns mit lebensfrischen Farben vorgeführt.

Minder glücklich als in seinen historischen Rückblicken und abwechselungreichen Schilderungen ist Rodenberg in seinen statistischen Angaben, bei welchen ihm oft seine Phantasie einen argen Streich spielt. Die kühl berechnende Statistik verträgt sich eben mit dem dichterischen Gedankenfluge nicht, und die Zifferbilder, welche Rodenberg gibt, thun der Wahrheit seiner Schilderungen deshalb eher Eintrag, statt daß sie zur Bekräftigung derselben dienen sollten. Ein oberflächliches Nachrechnen genügt bei seinen Angaben oft, um sie ad absurdum zu führen, und beweist, daß Rodenberg in der Conjecturalstatistik jedenfalls zu weit gegangen. Wenn er z. B. S. 75 sagt: „Die Heringe, von denen London jährlich die allen continentalen Verstand übersteigende Masse von zwei Billionen verspeist, kommen von Yarmouth", so muthet er allerdings dem continentalen Verstand zu viel zu; denn selbst wenn wir die Einwohnerzahl der „Stadt" mit vier Millionen annehmen wollten, welche Höhe sie nach einer verläßlichen Angabe seit der letzten Zählung erreicht haben soll, so müßte noch immer jeder Einwohner Londons jährlich eine halbe Million Stück Heringe verzehren. Daß es Rodenberg mit dieser Angabe, obzwar er sie sehr ernstlich niederschreibt, doch nicht ganz ernsthaft genommen haben mag, beweist übrigens der Umstand, daß er wenige Seiten weiter wieder auf die Heringe zurückkommt. Diesmal heißt es aber (S. 82): „London verspeist im Laufe des Jahres 300 Millionen Heringe und 26 Millionen Seezungen." Auf derselben Seite heißt es, das gebackene Brot, welches jährlich in London verspeist wird, erreiche 700 Millionen Pfd. oder 2 Millionen Pfd. pro Tag. Nach Rodenberg hätte mithin das Jahr in London nur 350 Tage. Wir haben hier eben nur ein Beispiel aus vielen herausgehoben, wollen damit aber durchaus nicht gesagt haben, daß die ziffermäßigen Angaben, an welchen das Buch sehr reich ist, überhaupt oder durchweg unrichtig seien. Im Gegentheil finden wir häufig sehr gute und lautere Quellen benutzt, und manche aus gelehrten, dem großen Publikum unzugänglichen Werken entnommene Notiz liefert den Beweis, daß Rodenberg auf das Studium Londons großen Fleiß verwendet hat.

Die hervorragendsten Kapitel seines Buchs sind und bleiben indessen doch diejenigen, in welchen er das aus eigener Anschauung kennen gelernte Leben schildert, und die unmittelbaren Eindrücke, die es auf ihn gemacht, wiedergibt. Nicht mit Unrecht hat er die Kapitel „Die Straßen von London" und „Straßenlärm in London", die beide eigentlich nur ein Kapitel bilden, an die Spitze seines Buchs gestellt. Sie sind so wie die folgenden: „Die Parks" und „Die Märkte von London", die besten Partien des Buchs, Bilder voll Leben und Wahrheit. Der Abschnitt „Die Straßen" ist zugleich von praktischem Gebrauchswerthe für den Fremden, denn er ist orientirend und wer auch ohne einen weitern Plan sich Rodenberg's Führung anvertraut, wird durch die von ihm vorgezeichneten Kreuz- und Querzüge hinreichend Gelegenheit finden, die Haupt- und Nebenadern des londoner Verkehrs kennen zu lernen. Die Schilderungen sind so treu und gelungen, daß jeder, der nach London

kommt und diese Kapitel früher gelesen, ohne erst die leider in der Riesenstadt sehr seltenen und eher verwirrenden als orientirenden Straßentafeln zu Hülfe zu nehmen, Straßen, Plätze und Paläste erkennen wird. Für eine genauere Orientirung reicht ja in London selbst der beste Plan nicht aus, und man darf sich nicht darüber wundern, daß selbst Droschkenkutschern und Policemen sehr belebte Straßen unbekannt sind; denn einerseits gibt es eine Unzahl von Straßen mit gleichen Namen, andererseits gibt es eine Menge Straßen, die mehrere Namen, nämlich bis zu einem gewissen Hause diesen und von da weiter einen andern Namen haben; endlich ist man in London in neuerer Zeit sogar auf den absonderlichen Gedanken gekommen, den beiden Fronten einer und derselben Straße zwei verschiedene Namen zu geben. So heißt z. B. eine sehr bekannte Straße rechts Waterloo- und links Southampton-Street.

Rodenberg hat in seinem Buche auch gestrebt, allen Leserklassen, je nach ihren Berufszweigen, sie speciell interessirende Schilderungen zu bieten. So wird dem Kaufmann das Kapitel „Die London-Docks" sehr erwünscht sein, das ihn in die unterirdischen Wunder des Handels einführt. Der Journalist wird ihm für den Abschnitt „London auf dem Papier" dankbar sein, in welchem der Journalismus Londons im Umrisse gezeichnet und ein Beitrag zur Geschichte der „Times" geliefert wird und durch welche der Leser einen Einblick in das Wesen und die Bedeutung der Reclame in London erhält. Die „Plaudereien im Parlamente" führen uns in die beiden Häuser ein und machen uns mit den eigenthümlichen in denselben herrschenden Sitten und Gebräuchen bekannt, während die Kapitel „Die Polizei und die Diebe" sowie „Der Galgen von Horsemonger-Lane" uns düstere Bilder aus der londoner Verbrecherwelt entrollen, die jedoch in so grellen Farben gemalt sind, daß sie mehr den Charakter von Romanfragmenten erhalten. Gourmands empfehlen wir die Kapitel „Wie man in London ißt und trinkt" und „Ale und Porter", welches letztere auch eine Schilderung der berühmten Brauereien enthält. In seinen Mittheilungen über die Speisenverfälschungen geht Rodenberg offenbar zu weit und gehören mehrere Histörchen, die er als Belege anführt, entschieden in den Kreis der Anekdoten. Die Zeichnungen, welche dem amusant geschriebenen Buche beigegeben sind, dürften kaum als eine Verschönerung desselben betrachtet werden, und wird die Namensnennung des englischen Zeichners, M'Connell, auf dem Titelblatt kaum zu dessen Ruheserhöhung beitragen.

An Bücher, welche im Selbstverlage des Verfassers erscheinen, wie „London-Skizzen" von Bernhard York (Nr. 2), geht der Kritiker in der Regel mit einem gewissen Mistrauen, weil diese Angabe den Verdacht in ihm erweckt, der Verfasser habe keinen Verleger gefunden. Was das heutzutage bedeute, weiß jedermann; daß ein für die Weltausstellungsbesucher berechnetes Buch, selbst wenn der Verfasser den Inhalt als „Fremdes und Eigenes" ankündigt, keinen Verleger gefunden haben soll, müßte aber als ein wahres Weltwunder bezeichnet werden, wenn es nicht durch ein noch größeres wieder überboten würde, nämlich daß sich für dieses Buch ein Drucker gefunden. In der That ist uns seit langer Zeit kein jämmerlicheres Product erbärmlicher Buchmacherei zu Gesicht gekommen als dieses. Fremdes und Eigenes? Was in dem Buche fremder Autoren und was des Verfassers geistiges Eigenthum sei, gibt uns letzterer nicht an, wol nur in der bescheidenen Voraussetzung, daß nicht blos der Kritiker, sondern selbst der harmloseste Leser das „Fremde" von dem „Eigenen" bald zu unterscheiden wissen werde. Gar so leicht ist dies indessen nicht, denn der Verfasser reiht das Fremde dem Eigenen nicht mechanisch an, sondern mischt es chemisch zu einem ekeln Brei, in welchen selbst edle Ingredienzen geschüttet sind, die aber das Gemisch noch widerlicher machen. Die Art wie Herr York mischt, charakterisirt schon das Motto seines Buchs: „London ist wie die Liebe, eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu." Wir gestehen es offen, daß wir dieses Motto erst entdeckten, nachdem wir das Buch durchgelesen, sonst würde es uns wahrscheinlich von diesem Versuche abgeschreckt haben. Wie in dem Motto ein Heine'scher Vers, ist in dem ersten Kapitel „London" eine Heine'sche Schilderung verstümmelt. In dem zweiten Kapitel finden wir schon einige Proben von des Verfassers eigenem Schilderungstalent, z. B. S. 37 die Schilderung einer Strickerin aus Petticoatlane: „Die Backen waren verwittert und verhauen, Stirn schien stets gefehlt zu haben, denn graue verwitterte Haare flatterten nach der einen Seite, auf der andern hing ein Anflug von Hut gegen Wind und Wetter herab". Hierzu die Reflexion: „Du armer Wurm, wie himmlisch schön wärst du geworden in Luft und Licht und unter reinen lieben Menschen?" Das dritte Kapitel kündigt sich also nach dem londoner „Hermann" an. Daß dies auch bei den beiden folgenden Kapiteln der Fall sei, erfahren wir erst aus dem Texte am Schlusse derselben, und dies ist auch bei dem Abschnitte „Zwischen Westend und City" der Fall. All diese Excerpte aus dem „Hermann" sind recht schätzenswerthe Feuilletons, nur sind sie nicht nur nicht neu, sondern dem deutschen Publikum nicht blos aus dem „Hermann" selbst, sondern aus vielen andern Journalen bekannt, welche sie seinerzeit nachdruckten.

Der folgende Abschnitt: „Lebendig begraben in London". gehört offenbar, ohne daß es der Verfasser ausdrücklich angibt, zu dessen eigenen Geistesproducten. In einer breitspurigen, langweiligen, 30 Seiten in Anspruch nehmenden Erzählung seiner Reise nach London und seiner Ankunft, in welcher allerlei Abenteuer, welche jedem unerfahrenen Reisenden auch passiren können, wenn er von Dresden nach Riesa fährt, als Schrecknisse mitgetheilt werden, nimmt er Gelegenheit zu klagen, daß sich Kinkel, als ihn der Verfasser, um sich in diesen Drangsalen Raths zu erholen, besucht habe, verleugnen ließ. Nebenbei läßt hier York das bekannte Gedicht Freiligrath's an Johanna Kinkel abdrucken. Nach diesen Mittheilungen gelangt der Verfasser zu den eigentlichen Reflexionen über das Thema: „Lebendig begraben sein in London." Um diese einzuleiten, schickt er folgende Schilderung voraus: „Es ist nichts Seltenes, daß eine arme Mutter für die hungernden nach Brot schreienden Kinder aus ihrer Höhle sich hervorwagt am hellen Mittag, und diesem Treiben ungewohnt, halbnackt, wie sie ist, scheu und schüchtern vergeblich um ein Almosen fleht. Es kommt dann wol vor, daß eine solche arme Mutter, nicht gewöhnt an des Tages geräuschvollen Straßenglanz, die (?) sie nur in stiller Mitternacht in ihrer zerlumpten Zerrissenheit (!) zu betreten gewöhnt ist, geblendet, überfahren wird, oder von innerer Seelenangst in diesem furchtbaren Gewühl niedergedrückt, leblos zu Boden sinkt!" An diese Schilderung, die ebenso lebenstreu als stilistisch schön, ebenso wahr als grammatikalisch richtig ist, knüpft der Verfasser zehn Seiten hindurch Reflexionen, von welchen wir z. B. folgende notiren: „Gräßlich grausame Natur, warum hast du ein solches Menschenherz erzeugt mit Gefühl und warmer Empfindung, ein solches Herz. das eine ganze Welt in sich schließt. und hast es hierher versetzt unter diese kalten berechnenden Geschöpfe, die nur Beine und Börsen repräsentiren und denen Zeit Geld und Geld alles ist, sodaß sie sogar Gott nur mit G. ausdrücken, um sich ihren Abgott Geld vorstellen zu können." Solch blühender Unsinn kann in der That nur im Selbstverlage des Verfassers erscheinen! Aber die angeführten Zeilen sind noch nicht das Aergste; der Gedankenflug des Verfassers geht immer höher und langt endlich beim vollständigsten Delirium an. Als den Ausfluß eines solchen bezeichnen wir folgende Reflexionen, die, als eine Schulaufgabe Karlchen Miesnick's im „Kladderadatsch" abgedruckt, Furore machen müßten: „Freilich betrachtet man unsern ganzen Weltkörper (London genügt dem kühnen Geiste unsers Verfassers offenbar nicht mehr), wie klein, wie lächerlich winzig klein im Vergleich zu andern Welt- und Himmelskörpern und auf diesem mikroskopischen Sandkorn figurirt dies Wesen, das sich Mensch nennt. Und wie abgeschmackt hochfahrend ist dieser Mensch oft von seimem eigenen Nichts aufgeblasen zum Herzplatzen (!), o wie mikroskopisch wunderbar

winzig dieses Wesen, das sich Mensch nennt und das in so vielen Millionen von Individuen Raum findet auf diesem Sandkorn, Erde genannt. Und wiederum dennoch wie groß wurde ein solches so undenkbar kleines Menschenherz, diesen unermeßlichen Welten gegenüber, das dennoch in seiner" u. s. w. Wir brechen das Citat dieses sich noch lange hinziehenden Satzes ab, weil wir eben bemerken, daß demselben das ihn abschließende Zeitwort fehlt. Auf der nächsten Seite heißt es: „Was wissen die Ameisen von dem Fußtritt des Menschen, für sie ist es eine Erderschütterung; und was weiß der Mensch von dem Entstehen und Untergehen ganzer Welt- und Himmelskörper, von denen er viele erst zu sehen bekommt, nachdem sie schon Tausende von Jahren verschwunden. Ist es auch vielleicht ein Fußtritt eines jener höhern Wesen, um sich zur Kurzweil nach Tische behufs besserer Verdauung eine kleine Bewegung zu machen? Wer will sagen, ja es ist so, wer hat den Muth zu behaupten, nein es ist nicht so?"

Ueber diese Stelle hinaus sind wir in das Buch nicht eingedrungen, und haben beim Blättern nur bemerkt, daß der Verfasser in den folgenden Kapiteln Herrn Lothar Bucher seine Sympathien zuwendet und dessen trefflichen Feuilletons die Ehre erweist, sie excerptweise seinen „Skizzen" einzuverleiben. Wir condoliren Herrn Bucher von ganzem Herzen, denn ein abscheulicheres Attentat hätte selbst in den verrufensten Theilen Londons nicht auf ihn verübt werden können. Für den Verfasser der „London-Skizzen" haben wir aber nur einen Rath: Es gibt in London zwischen City und Westend eine ihm vielleicht auch bekannte Straße, Namens Holywell-Street. Diese ist der Sitz einer eigenthümlichen Species von Buchhandel. Laden befindet sich an Laden und in allen Schaufenstern sind Bücher mit verlockenden, größtentheils aber obscönen Titeln ausgestellt, deren Seiten verklebt sind, und die der Käufer erst öffnen darf, wenn er den Schilling — das ist der gewöhnliche Preis — bezahlt hat. Hat er dies gethan und öffnet dann das Buch, so findet er wol bedrucktes Papier, aber nicht den Inhalt, den er gesucht, denn die Polizei würde sonst den Verkauf dieser Bücher aus Anstandsrücksichten verboten haben. Die Buchkrämer von Holywell-Street machen dabei aber die besten Geschäfte. Dorthin rathen wir Herrn York das Selbstverlagsgeschäft seiner „London-Skizzen" zu etabliren, denn dies scheint uns die einzige Constellation zu sein, unter welcher der Absatz dieses Buchs bewerkstelligt werden könnte, und wer es dort kauft, den wollen wir auch nicht vor dem Ankaufe warnen. 40.

Philipp Spitta.

Karl Johann Philipp Spitta. Ein Lebensbild von K. K. Münkel. Leipzig, Friese. 1861. 8. 25 Ngr.

Ueber die Frömmigkeit! Es ist eine schöne, erhebende Sache um eine religiöse Gesinnung, welche frisch und lauter aus aufrichtigem und demüthigem Herzen quillt, darüber kann kein Zweifel bestehen. Man mag die moralphilosophische, mag die culturhistorische Seite des Christenthums accentuiren, der wirklichen Bildung wird die hohe Bedeutung der Institution nach beiden Seiten hin keinen Augenblick entgehen. Die Angreifer und Verächter der christlichen Kirche documentiren mit ihrem Verhalten lediglich den Mangel einer tiefern Einsicht in den ge[illegible]ischen Entwickelungsproceß des Menschengeschlechts. Man darf niemals individuellen Sympathien oder Antipathien, niemals leidigen Vorurtheilen zu Liebe einen Factor von entscheidender Wichtigkeit in einer Rechnung außer Ansatz lassen oder verkleinern; man erhält sonst eine falsche Rechnung.

Die Worte seien an die Spitze unsers Artikels gestellt. Es ist so leicht misverstanden zu werden und insgemein thut die Welt ihr Möglichstes, um ein Misverständniß in ein gesprochenes Wort hineinzutragen; wir möchten im Nachstehenden nicht [illegible]n misverstanden sein. Das in den ersten Zeilen offen und [illegible]e Reservation vorgetragene Urtheil überhebt uns hoffentlich der Anklage, als zählten wir selber zu den Gegnern einer gesunden Entwickelung des kirchlichen Sinnes, des religiösen Bewußtseins im Volke. Von denjenigen, welche d. Bl. bereits längere Zeit lesen, wird der Vorwurf schwerlich erhoben werden; diesen Lesern gegenüber, denen die einschlagenden Arbeiten oder doch einzelnes von ihnen erinnerlich sein dürfte, die wir seit einer Reihe von Jahren hier über Erscheinungen der kirchenhistorischen Literatur veröffentlicht haben, bedarf es keiner Auseinandersetzung des Standpunktes, von dem aus wir an Productionen des Gebiets herantreten. Andern Lesern gegenüber fühlen wir uns, im Begriff über die Biographie Spitta's von Münkel zu berichten, zu der Erklärung verbunden, welche durch die Einleitungsworte ihren Ausdruck erhält. Die kirchliche Richtung, welcher Spitta gehuldigt, ist nicht die unsere; aber wir haben hohe Achtung für die lautere Ueberzeugungstreue, welche derselben zu Grunde lag. Gerade diese Achtung wird es dem verständigen Urtheil erklären, wenn wir im Folgenden über die Arbeit des Pastors Münkel zu Oiste den Tadel unumwunden aussprechen, mit welchem die lieblose und einseitig beschränkte Bornirtheit extremer Fanatiker gekennzeichnet sein will.

Karl Johann Philipp Spitta wurde am 1. August 1801 zu Hannover geboren. Er stammte von väterlicher Seite aus einer alten Familie der französischen Refugiés, die unter Ludwig XIV. ihres Glaubens wegen vertrieben wurde und sich in Braunschweig niederließ, wo sie den Grund zu der reformirten Kirche legte. An diesen Ursprung erinnert auch der Familienname, der eigentlich de l'Hopital lautet und auf dem Familienwappen mit dem Grundriß eines Hospitals angedeutet ist. Der Vater Spitta's, Leberecht Wilhelm Gottfried, versuchte sein Glück als Kaufmann in Bordeaux, und war dann, nachdem er Bankrott gemacht, Sprachlehrer in Hannover, wo er sich 1791 mit einer getauften Jüdin verheirathet hatte. Ueber die gesammte Jugendgeschichte seines Sohnes Philipp erfahren wir in Münkel's Biographie blutwenig. „Man verfolgt", heißt es S. 2, „ein Leben gern bis in seine ersten Anfänge, um zu sehen, wie aus dem Keime der Baum, aus dem Kinde der Mann geworden ist. Die ersten Fäden (die Angabe der Abstammung) haben wir soeben angeknüpft; allein wenn wir sie nun durch die Jahre der Kindheit und ersten Jugend verfolgen wollen, so gleiten sie uns aus den Händen. In diesen Jahren ist Spitta's innere Natur noch in der Knospe verschlossen, und es ist im ganzen wenig, was sich davon erzählen läßt; und dieses wenige könnte sogar ein schiefes Bild von ihm geben, wenn es nicht durch die spätern Jahre zurechtgelegt würde." Die letztere Phrase von dem schiefen Bilde soll in einfaches Deutsch übersetzt heißen, daß Spitta in seiner Jugend noch kein Mucker war. Im vierten Lebensjahre schon verlor der Knabe den Vater; die Mutter ermöglichte es, daß Philipp das Gymnasium bis zur Tertia besuchen konnte, dann that sie ihn, nachdem er längere Zeit gefährlich krank gewesen, zu einem Uhrmacher in die Lehre. Die Neigung des Knaben war nicht bei dem Berufe; er wollte studiren. Der Biograph weiß ein Langes und Breites von dem „Glaubenskampfe" des Uhrmacherlehrlings zu erzählen, obschon er selbst gesteht, „derselbe wäre noch gar nicht zum Glauben gekommen gewesen". Die ganze Auseinandersetzung scheint keinen andern Zweck zu haben, als daß der Herr Pastor, vermuthlich more volito, gegen jede freiere kirchliche Richtung seine elegischen Stoßseufzer absetzen kann: „Mit Recht hat man gesagt, daß der Glauben in der Zeit des Rationalismus durchgewintert ist; er hat unter der Schneedecke gelegen, er ist durchfroren (!), aber nicht verfroren. Hiervon kann Spitta ein redendes Beispiel sein" u. s. w.

Im Herbste 1818 gab die Mutter den Bitten Philipp's nach; durch Privatstunden brachte er es dahin, Ostern 1819 in die Prima des Gymnasiums aufgenommen zu werden. Zwei Jahre später konnte er die Universität Göttingen beziehen. Er studirte fleißig, sich keineswegs blos auf die theologischen Fachdisciplinen beschränkend, was der fromme Pastor Münkel misfällig bemerkt; diese Sorte moderner Theologen fragt

bekanntlich nur nach dem Glauben, nicht nach dem Wissen. „Es war begreiflich", lesen wir S. 20, „daß Spitta auf der Schule mit angespannten Kräften studirte, weil er in kurzer Zeit viel nachzuholen hatte; aber er hätte sich nur mäßigen sollen, da er das steilste Stück des Wegs zurückgelegt hatte. Wie manche junge Leute müssen es mit einem siechen Körper für ihr Leben lang büßen, daß sie ihren jugendlichen Leib mit Studien mishandelt haben! Spitta war auf dem besten Wege dahin." Daß Spitta in die Burschenschaft eintrat, wird sorgfältig entschuldigt; ein Greuel ist es dem Verfasser, daß dort sein Held mit Heinrich Heine, der als „schmuziger Gast" denuncirt wird, in nähere Berührung trat. Wir wissen sehr wohl, welche sittliche Verirrungen an Heine den Tadel herausfordern, wenn sich aber ein Individuum wie der Herausgeber dieser Biographie erdreistet, mit den wegwerfendsten und verächtlichsten Ausdrücken ganz im Allgemeinen über ein Dichtergenie ersten Ranges abzusprechen, so erinnert ein derartiges Beginnen einfach an die Verse von dem Mops, der den Mond anbellt. Vollends Zeter schreit Münkel bei der Charakteristik der damaligen theologischen Facultät Göttingens: „Wie traurig es damals in Göttingen aussah, das ist eine bekannte Sache. Es war noch das Geringste, daß ein flacher, kalter Rationalismus auf den Lehrstühlen das große Wort der unfehlbaren Vernunftweisheit führte; dieser Rationalismus machte es sich sogar zur Aufgabe, das Heilige zu verhöhnen und mit ebenso schnöden als wohlfeilen Späßen die Heilige Schrift und die Person Christi selber anzutasten. Davon hat man jetzt kaum einen Begriff mehr. Der Spruch: Siehe, das ist Gottes Lamm! wurde zur Erheiterung der Theologiebeflissenen mit den lästerlichen Worten erklärt: Siehe, das ist auch so ein Schaf, ein guter Mensch! was dann mit einem wilden Beifallstrommeln erwidert wurde. Wer noch etwas Glauben mitbrachte, der konnte ihn bei solchen frivolen Bierhausauftritten verlieren; wer aber nichts mitbrachte, der war sicher, daß er auch nichts fand. Vergleichsweise besser stand es bei dem ältern und jüngern Planck, welche einem rationalen Supranaturalismus huldigten, der mit der Offenbarung noch nicht ganz gebrochen hatte und darum auch das Heilige noch mit einiger Achtung und Würde behandelte. Aber auch die Vorlesungen des ältern Planck nährten den Zweifel und vermochten kein Leben zu wecken; seine Vorlesungen über Kirchengeschichte und Dogma machten geradezu den Eindruck, als hörte man die Geschichte des Irrenhauses. (In Parenthese sei von uns bemerkt, daß die culturhistorische Literatur die Arbeiten von Planck über die angedeuteten Gegenstände zu dem Vortrefflichsten zählt, was sie überhaupt auf dem Gebiete besitzt.) Der jüngere Planck hingegen war einseitig bis zur Unerträglichkeit, obgleich man bei ihm die Liebe zur Sache und den Ernst heraussfühlen konnte; er wurde nur von wenigen Zuhörern besucht" u. s. w. An etwas späterer Stelle wird der Unterricht der göttinger Professoren eine „trostlose Stoppelweide der rationalistischen Heerlinge" gescholten. Bei seinem Abgange von der Universität, schließt der Verfasser den Abschnitt, war Spitta noch nicht „die Versiegelung des Heils" widerfahren.

Was Münkel unter der „Versiegelung des Heils" versteht, ist ein blinder Pietismus, eine starre Orthodoxie des lutherischen Buchstabenglaubens, die in dem professionirten Zänker und Stänkerer Tileman Heßhusius ihr leuchtendes Ideal verehrt. So weit ist allerdings Spitta niemals in die Irre gegangen; dazu hatte der Mann denn doch auf der Universität zu viel gelernt. Aber zu einem Pietisten entwickelte er sich doch während seiner Candidatenjahre, bei denen der Verfasser, obschon sie an äußern Ereignissen bettelarm sind, mit der unerquicklichsten Breitspurigkeit verweilt, weil er dadurch Gelegenheit erhält, tönende Schellen über den Bußekampf und wider den Unglauben erklingen zu lassen. Dem Inhalt solcher Excursionen entspricht würdig der Stil, in welchem die Kapuzinaden sich vortragen; ein verworreneres, trostloseres Chaos läßt sich kaum denken. Man nehme des Belegs halber die Stelle S. 91: „Wer das Wort von Christo glaubt, der ist damit und dadurch ganz und gar gerechtfertigt und reines Herzens vor Gott; er ist nicht blos gerechtfertigt, sondern auch gereinigt von Sünden. Er ist des Christus für uns theilhaftig, bekommt aber darin nicht blos die Kraft und Tüchtigkeit zur Heiligkeit Christi, sondern die Heiligkeit Christi selbst, so also, daß er die Sünde fortan nicht mehr als etwas ihm Eigenes anzusehen hätte, das er mittels der ihm ertheilten Kraft abthun müßte, die Heiligkeit Christi dagegen als etwas Fremdes, außer ihm Liegendes, dessen er sich erst zu eigen machen müßte; sondern er ist vielmehr heilig und kann wie Paulus verwundert fragen: wie sollten wir der Sünde wollen leben, der wir abgestorben sind? Nicht von dem Grunde des Sündenbewußtseins aus, sondern von dem Grunde aus, daß er sich rein von Sünden weiß, weil Christi Blut und Gerechtigkeit ist sein Schmuck und Ehrenkleid, kämpft er gegen die Sünde; und die Kraft und Lust dazu liegt nicht gesondert in dem allein, daß er an Christum für sich glaubt, also nicht blos in seiner Rechtfertigung, sondern in dem mit, daß Christus in ihm seine vollkommene Reinheit und Heiligkeit sei" u. s. w. Jedes unparteiische Urtheil entscheide, wer macht mehr den Eindruck, als unterhalte man sich mit einem Irren, der Schwätzer eines derartigen, hirnverbrannten Aberwitzes, oder die göttinger Professoren der zwanziger Jahre — wie?

Viel ist weder über das weitere Leben Spitta's, noch über seinen Biographen mehr zu sagen. Spitta wurde Pastor, gehörte der strengkirchlichen Richtung an, avancirte von weniger gut zu besser dotirten Stellen und starb als Superintendent zu Burgdorf am 28. September 1859. In den nichtpietistischen Kreisen ist sein Name durch seine kirchlichen Lieder bekannt geworden, welche unter dem Titel „Psalter und Harfe" erschienen und in mehr als 25 Auflagen Verbreitung gefunden haben. Ueber den Biographen sei der Rest Schweigen.

Thaddäus La[illegible]

Südbairisches Volk und Land.

Wanderungen im bairischen Gebirge. Von Ludwig Ste[illegible]. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser bittet seine Leser um Entschuldigung dafür, daß er in der Zeit von anderthalb Jahren sie zweimal mit Schriften über das bairische Hochland belästige. Nun, der Verfasser bedarf keiner Entschuldigung für eine so anmuthige, unterhaltende und lehrreiche Arbeit, wie er sie in diesen „Wanderungen" darbietet. Es geht ihm damit, wie dem Cornelius Nepos, der auch nichts seiner Zeitgenossen Würdiges geschrieben zu haben meinte, und der doch auf die späte Nachwelt gekommen ist. Wollen wir damit nun auch nicht sagen, daß man nach achtzehn Jahrhunderten noch diese „Wanderungen" lesen werde, so haben die Mitlebenden doch Ursache, dafür dankbar zu sein. Besonders ist der leichte, flüssige Humor und neben dem Ernst [illegible] gute Laune, die den Wanderer uns empfiehlt, denn er [illegible] wesentlich mit dem Ziele, uns zu erheitern und an seiner [illegible] Seelenstimmung theilnehmen zu lassen, wo wir nur [illegible] Führung folgen. So malt er uns zuvörderst den reizenden [illegible] von München nach Reichenhall, den Chiemsee in seiner [illegible] Seebruck, vor allen aber das seebrucker Bauerntheater, die [illegible] komödie, die in dieser Landschaft so unausrottbare Wurzeln [illegible] schlagen hat. Es ist in der That merkwürdig und noch [illegible] beachtet, welche Volkslust an dramatischen Darstellungen [illegible] diesem Winkel Deutschlands zu aller Zeit erhalten hat; [illegible] eine in Deutschland einzig und alleinstehende, ja fast ganz [illegible] sehene Erscheinung. Hier und im angrenzenden Tirol [illegible] wenige Orte, die nicht ihr Volkstheater haben, in Ku[illegible] in Thiersee, in Erl, in Sewi führen die Landleute, [illegible] Mägde, zeitweise abwechselnd, ihre Volksdramen mit [illegible] Eifer auf, und wenn im bairischen Hochlande die Polizei [illegible] ihrem Rosenfinger den Landleuten häufig den dramatischen [illegible] schließt, so gestattet sie doch auch öfters, wenn das [illegible] hierüber zu laut wird, das „G'spiel"; denn der Baier [illegible]

;lechter sein als sein tiroler Nachbar, denn er an Bildung
elmehr überlegen zu sein glaubt. Ein solches G'spiel, und zwar
dem Dorfe Seebruck, schildert uns der Verfasser S. 66—78
so anmuthiger Weise, daß wir um der Neuheit der Sache
illen einen Augenblick dabei verweilen. Ein Manuscript von
ibekannter Hand, „Die heilige Genoveva", ist in irgendeinem
achbarort entdeckt und wird feierlich herbeigeholt; es ist etwas
eues, keine jener bekannten und berühmten Audorffer „Otto
n Wittelsbach", „Johanna von Montfaucon", oder „Hamlet,
inz von Dänemark", auch kein tiroler Judas, der seine Seele
m Bösen auf Stempelbogen verschreibt, worüber der auf-
flärte bairische Landmann nur spottet. Dies neue Stück wird
n eifrigst einstudirt und nachdem die hohe Gensdarmeriestation
Erlaubniß ertheilt, ja sogar ihre Theilnahme zugesagt, denn
lich am 3. August wirklich aufgeführt. Der Verfasser, un-
annt, aber wahrscheinlich ein junger Bauer aus Höselwang,
morgens mit dem Pflug zu Felde und nur abends auf den
likon zieht — denn bei uns, sagt der Verfasser, sind die Bacherl
er den Knechten eben nicht selten: der Verfasser also hat sich
e Sache natürlich leicht gemacht, gehen ihm die Worte aus,
hilft er sich ohne diese durch. So sehen wir denn sogleich
egfried und Genoveva abends im gelbgemalten Stübchen
hst gemüthlich am Tisch, sie singend und spinnend, er die
ite dazu schlagend, eine Flasche Wein zwischen ihnen. Wäh-
d sie noch anstoßen, tritt der Bote ein, der den Grafen zum
egszug gegen die Mohren mahnt. Kanm hat er Abschied
ommen, so erscheint Golo mit seinen schändlichen Anträgen.
noveva findet keine Worte für ihre Tugend und gibt ihm
n stummen Schlag ins Gesicht. Damit ist der Knoten
hürzt. Darauf schreibt sie ihrem Siegfried, welcher jedoch
Zeit nach noch im Schloßhofe sein muß: „Lieber Siegfried,
leich du auf verschiedene Briefe" u. s. w. Golo hat näm-
diese Briefe unterschlagen. Das Schreiben soll der treue
ko besorgen, wird aber von Golo durchbohrt. Der Brief
zu Boden und bleibt hier sieben Jahre liegen, bis Sieg-
wiederkommt. Der zweite Act spielt im Kerker: Genoveva,
ndern Umständen, tritt hinter die Couliſſe und kommt mit
Windelpuppe wieder heraus, und nun entwickelt sich das
ck etwa nach dem Text in den „Ostereiern". Die Gesänge
den hinter dem Vorhang ausgeführt, weil man es für un-
ndig hält, sich „mit aufgesperrtem Munde" dem Publikum
eigen: eine unerklärliche Discretion, sagt der Autor. Die
urs in ägyptischer Steifheit, Bertha und Schmerzenreich
schwarzer Perrüke, im Landschulendiscant, Golo natürlich
rucksvollst, und Genoveva, gut im Unglück aber schwach in
Freude der Rettung, führten ihre Sache durch. Vorworte
Chor dazwischen, aber keine lustige Person; auch ging der
d, von Oelpapier, ernsthaft über die Bühne, welche Zim-
und Wald darstellte.

Soviel vom Scherz der Sache. Diese hat aber auch ihre
tende und ernstere Seite. Woher dieser unüberwindliche
zum Schauspiel hier stamme, ist nicht zu ermitteln; er ist
s ein Trieb zur Bildung, der gewiß begünstigt werden darf,
da an dieser einzigen Stelle in den deutschen Landen!
die Welt", sagt der Verfasser, „lernen diese Leute zu
für ihr Dorf, wenn nicht zu viel, doch mehr als sie
rthen können. Da tritt nun das Theater als lebensläng-
Feiertagsschule helfend ein; sie üben sich wieder im Le-
nd Schreiben, im Singen und Dichten und ihr Geist, der
och zur Indolenz hinneigt, bleibt in erfrischender Bewe-
" Das sind beherzigenswerthe Worte, nicht blos für die-
andstrich, sondern für ganz Deutschland. Wir empfehlen
Freytag, der in seinen Bildern deutschen Lebens dieser
ität deutschen Wesens nicht gedenkt, aber doch den Satz
daß für die Bildnng, die humanistische Entwickelung des
en Bauernstandes bei weitem zu wenig geschehe! Mit
hstem Humor schildert der Wanderer nach der Darstellung,
das Publiknm dankbar, aber ohne Beifallsbezeigung
verließ, das äußerst gemüthliche Verhältniß zwischen
Volk und Obrigkeit, id est Gensdarmerie. Dem Comman-
danten derselben wurde eine Dankrede und ein Hoch gebracht,
und dieser Ehrenmann sprach in gefühlvollen Worten, fein und
beredt, seine Erkenntlichkeit und seine Verehrung für die ehren-
werthe Gemeinde aus. Was kann man in Utopien mehr ver-
langen? Es waren vernünftige Worte, wie Goethe verlangt,
daß jeder Mensch deren täglich einige spreche, und nie, sagt der
Verfasser, „sah ich das Verhältniß zwischen Volk und Gensdar-
merie in schönerer Wirklichkeit vor Augen". Dann spricht er
auch von den freien Liedern dieser Landschaft und theilt deren
einige mit, beklagt aber, daß die Schönheit hier von dem schö-
nen Geschlecht zu dem starken übergegangen sei.

Nachdem wir so lange bei diesem Abschnitt der „Wanderun-
gen" mit Gunst des Lesers verweilt haben, müssen wir uns
über die übrigen allerdings kurz fassen. Der Verfasser wendet
sich, während er uns Natur und Landschaft malt, doch stets mit
Vorliebe den geistigen und Bildungszuständen der Bevölkerung
zu. Die Lust des Volks am Gesange, hier mehr als irgendwo
in Deutschland einheimisch, zieht ihn immer wieder an, und er
gibt uns über Geschichte, Form und Inhalt, in dem diese Ge-
sangslust zu Tage kommt, dankenswerthe, auf tiefer Geschichts-
kenntniß beruhende Kunde. Von jenem seltsamen lyrischen Im-
promptu, mit dem sich das Volk vom Großglockner bis in die
Straßen von München beständig ansingt, vom Schnaderhüpfle,
Schnadergeugle, das uns, zum ersten mal gehört, so seltsam
überrascht, gibt er die liebenswürdigsten Proben. Seiner Na-
tur nach bewegt sich dies Volkslied in vier Verszeilen, von wel-
chen die ersten drei eine Frage, ein Räthsel aufstellen, das in
der vierten Zeile überraschend oder witzig gelöst wird. Einige
Proben werden dies deutlich machen, z. B.:

> Jetzt hab' ich zwei Schätzerln,
> Ein alt's und ein neu's,
> Jetzt brauch' ich zwei Herzeln,
> Ein falsch's und ein treu's!

Oder:

> Die Vögeln haben Kröpferln
> Da singen s' damit,
> Die Frau Bas' hat ein Kropf
> Aber singen kann s' nit.

Oder:

> Je höher die Alm,
> Desto größer der Wind,
> Je schöner das Dirnl
> Desto kleiner die Sünd'.

Steub schließt aus der unendlichen Fülle dieser witzigen,
meist rasch entstehenden Liedchen, daß der bairische Stamm zu
den humorvollsten der Erde gehöre, nnd hofft, daß auch die
höhern Stände bald den Parisern an geistreichem Witz nicht
mehr nachstehen werden. Der älteste Sammler dieser Volkspoesien
ist Hazzi, ihr neuester Schmeller, der wahre Mabillon derselben
aber ist Fr. Hofmann in Hildburghausen (gegenwärtig in Leipzig)
in seinen „Deutschen Mundarten". Ihre Popularität ist groß, wächst
aber und fällt, je nachdem der Wind der Alpenhaftigkeit stark oder
schwach streicht. Diesen folgen dann andere Volks- und Alpenlie-
der, in deren Geschichte der Verfasser sich überaus bewandert zeigt.

Nicht minder ist er aber auch ein trefflicher Naturmaler,
wie die Kapitel: „Sion", „Irschenberg", das „Würmthal"
u. a. beweisen, wenn ihn sein Trieb auch stets zu geistigen Ge-
genständen, Bildung, Unterricht, Lied und Witz des Volks hinüber-
zieht. So bespricht er zum Schluß noch die uralte Mönchs-
liedersammlung aus Kloster Benedictbeuren, die „Carmina Bu-
vana", mit welchen er unter andern das im Mittelalter viel-
gehörte Liebeslied citirt:

> Wäre die Welt alle mein,
> Von dem Meere bis zum Rhein,
> Deß wollt ich gern darben,
> Wenn die Konigin von Engelland
> Lag' in meinen Armen —

wobei die vielbesungene Heldin Eleonore von Poitou, Gemahlin Heinrich's II. gemeint ist. Allerliebst ist aber auch das weniger gekannte Trinklied:

Bibit hera, bibit herus,
Bibit miles, bibit clerus,
Bibit ille, bibit illa,
Bibit servus cumancilla,
Bibit velox, bibit piger,
Bibit albus, bibit niger,
Bibit constans, bibit vagus,
Bibit rudis, bibit magus,
Bibit pauper et aegrotus,
Bibit exul et ignotus,
Bibit puer, bibit canus,
Bibit praesul et decanus,
Bibit soror, bibit frater,
Bibit anus, bibit mater,
Bibet iste, bibet ille,
Bibunt centum, bibunt mille.

Und er schließt endlich seine treffliche Wanderung mit einer gründlichen Untersuchung über die Geburtsstätte Karl's des Großen, die Föringer, allerdings wol wenig glaubhaft, in das Thal der Würm nach Karlsburg verlegt hat. Wir aber schließen hier mit dem offenen Bekenntniß, daß wir seit langer Zeit kein deutsches Buch mit so wahrem und ungestörtem Genuß gelesen haben, wie diese „Wanderungen" Ludwig Steub's. 4.

Weihnachtsliteratur.

Auf unserm Büchertische hat sich eine Anzahl von Pracht- und Bilderwerken festlichen Gepräges zusammengefunden, die in einem für die literarische Kritik bestimmten Blatte zu eingehender Besprechung keinen Anlaß geben und die wir hier unter der Ueberschrift „Weihnachtsliteratur" in gedrängter Uebersicht zusammenfassen; denn auch bei denjenigen unter ihnen, welche diesen temporären Gelegenheitscharakter nicht in ausgeprägter Weise zur Schau bringen, hat doch ohne Zweifel der Calcul auf den Weihnachtsabsatz dahin mitgewirkt, daß sie gerade in diesem Augenblick ans Licht getreten sind. Natürlich verzichten wir hier auf irgendeine erschöpfende Uebersicht der dahin einschlagenden Festbücher; wir können eben nur diejenigen nennen, die uns gerade vorliegen.

Wir stellen voran: „Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht von Ernst Schulze. Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Friedrich Baumgarten" (Leipzig, Brockhaus, 1862). Diese Prachtausgabe der beliebten Ernst Schulze'schen Dichtung hat Anspruch darauf, unter die Kleinodien typographischer Kunst gerechnet zu werden, was Pracht und Solidität der Ausstattung, was Einband, Deckelverzierung, Papier, Druck und feine Ausführung der dem romantisch zarten, festlichen Charakter der Dichtung entsprechenden Illustrationen betrifft. Es ist in der That eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die von der hohen vornehmen Kritik bald ignorirte, bald ziemlich wegwerfend oder mit zweifelhaftem Lobe erwähnte romantische Dichtung Schulze's fortwährend Auflagen auf Auflagen in Miniatur, Octav, Quart, bald ohne bald mit Illustrationen erlebt, ähnlich wie die „Jobsiade" es jetzt bereits bis zur zehnten Auflage gebracht hat, obschon kaum eine unserer Literaturgeschichten sich herbeiläßt, sie auch nur zu nennen. Andere von unsern Literaturgeschichtschreibern hochgestellte und der Nation warm empfohlene dichterische Erzeugnisse fristen im Buchhandel ein kümmerliches Dasein oder werden gar nicht mehr gekauft und gelesen. Es ist dies gewiß der schlagendste Beweis dafür, daß unsere Literaturgeschichten, auch die gerühmtesten, auf die Geschmacksrichtung des Publikums so gut wie gar keinen bestimmenden Einfluß üben.

Von den in letzter Zeit beliebt gewordenen Albums liegt uns bisher nur das in Leipzig im Verlag des Lithographischen Instituts von J. G. Bach unter dem Titel „Deutsche Kunst in Bild und Lied" erscheinende und zwar der fünfte von Karl Rohrbach herausgegebene Jahrgang vor. Dieses Album hat namentlich durch seine sehr zahlreichen, mannichfaltigen und gut zum Theil in Farbendruck ausgeführten Bilder beim Publikum Gunst erworben. Sie bestehen diesmal wieder größtentheils aus Landschaften („Das östliche Thor von Theben" von E. Werdenbach in Berlin, „Waldesrand" von H. Frische in Düsseldorf, „Aus den Bergen in das Thal" von A. Haun in Berlin, „Mondnacht an der Küste von Genua" von C. Heilmeyer in München, „Gebirgsmühle" von H. Lauterbach in Leipzig, „Partie bei Botzen" von C. Millner in München, „Der Obernsee bei Berchtesgaden" von S. Eckell in München) und aus Genrebildern, von Theodor Hosemann, C. Arnold und Hermine Stilke in Berlin, J. Geertz, M. Bläschke und C. Bettermann in Düsseldorf, A. von Wille in Weimar, B. Wolze in Halberstadt u. s. w. Reliquien von E. Rietschel und von H. Stilke behandeln mythologische und historische und zwei Bilder von R. Risse in Düsseldorf neutestamentliche Sujets. Das allerliebste Titelblatt ist von L. Burger in Berlin. Wir verzichten darauf, die zahlreichen Dichter zu nennen, welche die poetischen Bildererklärungen verfaßt oder das Album sonst mit dichterischen Gaben geschmückt haben; wir beschränken uns hier nur auf die Bemerkung, daß Leipzig, München, Düsseldorf, Wien, Dresden, Gotha, Triest, Koblenz, Strasburg, Barmen, Elberfeld, Hildburghausen, Ulm und Bremen dazu ihr Contingent stellten. Es befinden sich darunter auch zwei Reliquien von Leopold Schefer: „Die Dispute der Götter" und „Das des Lebens".

Ludwig Richter's mit Recht höchst beliebtes Bilderwerk „Fürs Haus" bringt in seiner neuesten Jahreslieferung einen Cyklus von 15 Zeichnungen unter dem Titel „Herbst", der an tiefer Gemüthlichkeit, voetischer Auffassung und ergötzlichem Humor die frühern womöglich noch übertrifft. In Bezug auf die köstliche gemüthliche Humoristik, die dem in seinem Genre einzig dastehenden Zeichner zu Gebote steht, verweisen wir namentlich auf die Genrebilder „Bürgerstunde", „Schlachtfest", „Martinslied". Wir bemerken hierbei, daß von der Sammlung „Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit", welche unter dem Titel „Kinderleben" bei Brockhaus in Leipzig erschienen und mit gemüthvollen Illustrationen aus dem Familien- und Kinderleben von Ludwig Richter geschmückt ist, schon vor einiger Zeit eine fünfte vermehrte Auflage erschien, die sich als Festgabe vorzüglich empfehlen dürfte, und zwar nicht blos für kleine sondern auch für große Kinder.

Ganz besondere Beachtung verdient zur Weihnachtszeit auch Otto Spamer's illustrirte „Jugend- und Hausbibliothek", von der uns wieder eine Reihe von Bänden vorliegt. Es sind dies: „Das festliche Jahr. In Sitten und Gebräuchen germanischer Völker" (mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen und vielen Tonbildern), von dem auf diesem Felde trefflich bewanderten O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld, ein in seiner Art treffliches, auch ältern Personen zur Lectüre sehr zu empfehlendes Buch; „Robinson Crusoe des Aeltern Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Neu bearbeitet von Ludwig Hoffner. Eingeführt durch eine Geschichte der Robinsonaden, ferner eine Lebensskizze von Daniel de Foë, dem Verfasser des ältern Robinson", von C. F. Lauckhard (mit fünf Tonbildern, in den Text gedruckten Abbildungen u. s. w.); „Deutsches Flottenbuch oder das neue illustrirte Seemannsbuch. Fahrten und Abenteuet zur See in Krieg und Frieden. In Mittheilungen über das Wissenswürdigste aus der Schiffahrtskunde, sowie aus dem Seeleben von Major R. von Berndt", dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage, herausgegeben von Heinrich Smidt (mit mehr als 200 in den Text gedruckten Abbildungen u. s. w.), Knaben reifern Alters ganz vorzüglich zu empfehlen; „Entdeckungsreisen im Wald und auf der Heide. Mit seinen lieben jungen Freunden und Freundinnen unternommen

men von Hermann Wagner" (mit mehreren hundert in den Text gedruckten Illustrationen und vielen Tonbildern); „Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, geschichtliche und culturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte sowie des Verfalls des alten Aegypten" von Karl Oppel (mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Vogelschau-Plan der ägyptischen Denkmale im Nilthale u. s. w.), ein Buch, welches sich, ohne über die jugendliche Fassungskraft hinauszugehen, auch an Erwachsene wendet; „Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreichs der Römer. Für Freunde des classischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend", von Wilhelm Wägner (zweiter Band, welcher 110 in den Text gedruckte Abbildungen, einen Plan von Rom u. s. w. enthält und von der Zeit des ersten Punischen Kriegs bis zum Tode Cäsar's reicht). An diese Bibliothek schließt sich ein „Vaterlandsbuch. Illustrirte Haus- und Schulbibliothek zur Erweiterung der Heimatskunde, sowie zur Pflege vaterländischer Gesinnung", herausgegeben unter Mitwirkung von Director C. Vogel in Leipzig (jetzt verstorben) und Director Fr. Körner in Pesth. Hiervon liegen uns zwei Bändchen vor unter dem Titel: „Deutsche Geschichten. In der Kinderstube erzählt von der lieben Großmutter", deren erstes (mit 170 Abbildungen) von Hermann dem Befreier bis zu den Kreuzzügen, das zweite (mit 100 Abbildungen u. s. w.) von den Hohenstaufen bis zum Ende des Mittelalters reicht. Aus demselben Verlage nennen wir noch das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte „Buch denkwürdiger Frauen. In Lebens- und Zeitbildern. Festgabe für Mütter und Töchter", von Ida von Düringsfeld. Der uns vorliegende erste Band schildert und charakterisirt denkwürdige Frauen aus dem Mittelalter und der neuern Zeit, aus letzterer Maria Theresia, Angelika Kauffmann, Charlotte Corday, Maria Antoinette, Luise von Preußen, Amalie Sieveking und Maria Malibran. Der zweite Band wird u. a. die Biographien und Charakteristiken von der Neuberin, Katharina II., Frau von Staël, Rahel, Lady Esther Stanhope, Helene, Herzogin von Orléans u. s. w. enthalten. Schon die Vorrede erweckt für die Verfasserin ein günstiges Vorurtheil; sie faßt die Frau als „Vermittlerin des Schönen und Bleibenden im Leben auf", die „nicht in dem Streben nach der Universalität, sondern in dem Sichbescheiden auf den engern Kreis des Hauses und ihres eigentlichen Berufs Aufgabe und Ziel aller weiblichen Bestrebungen" suchen solle.

Ferner erwähnen wir, außer dem bereits in siebenter Auflage bei Janke in Berlin erschienenen, mit 101 Illustrationen ausgestatteten Werke von Luise Mühlbach „Friedrich der Große und sein Hof", das von Ferdinand Bäßler verfaßte, mit 32 in den Text gedruckten Holzschnitten geschmückte, in zweiter Auflage erschienene Werk „Hellenischer Heldensaal oder Geschichte der Griechen in Lebensbeschreibungen nach den Darstellungen der Alten" (Berlin, R. Decker), und aus dem Verlage von Niedner zu Wiesbaden fünf mit Bildern ausgestattete Bändchen Erzählungen und Lebensbilder von W. O. von Horn: „Hans Conrad Escher von der Linth"; „Der Admiral de Ruyter"; „Das Schloß-Robbele. Eine Geschichte aus den Zeiten Kurfürst Friedrich's V. von der Pfalz"; „Olaf Thorlacksen" und „Hualma, die Peruanerin"; endlich ebenfalls aus dem Gebiete der Erzählungsliteratur: „Des Nachbars Rosentage. Festgabe für Familien von F. W. Gubitz" (mit 12 Holzschnitten in Doppelfarbe) und „An und auf dem Meere. Aus dem Schiffsbuch des Matrosen Harry Hood von H. Stahl" (mit 18 Stahlstichen), beide in zweiter Auflage in der Vereinsbuchhandlung zu Berlin erschienen.

Wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Weihnachtsliteratur vielfach zu industriellen Zwecken in etwas gröblicher Weise ausgebeutet wird, so ist doch auch ebenso wenig zu leugnen, daß, seitdem sich in immer größerer Zahl kundige Gelehrte und wirkliche schriftstellerische Capacitäten an ihr betheiligen, durch sie ein schätzbarer Vorrath nützlicher Kenntnisse unter der Jugend verbreitet wird; auch gehört sie zu denjenigen Betriebszweigen, auf die der Buchhandel stark zu rechnen hat, um sich in seiner Blüte zu erhalten und die Mittel zu weitern Unternehmungen zu gewinnen.

H. M.

Frau von Krüdener im Rahmen eines „Zeitbildes".

Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander. Ein Zeitbild von Amely Bölte. Sechs Theile in zwei Abtheilungen. Berlin, Janke. 1861. 8. 8 Thlr.

Sechs Bände, von denen jeder 12—14 Bogen stark ist, eine große Arbeit sie zu schreiben, aber eine noch größere Heldenthat sie zu lesen! Amely Bölte zeigte bei Beginn ihrer schriftstellerischen Laufbahn in leichten Skizzen und Novellen ein nicht zu verachtendes Talent der Auffassung und Darstellung socialer Verhältnisse und errang sich dadurch schnell einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Schriftstellerinnen: wie lange sie denselben aber noch behaupten wird, das dürfte nach Büchern wie das vorliegende eine andere Frage sein. Es ist zur literarischen Modekrankheit geworden, historische, besonders auch literarhistorische Persönlichkeiten zu Büchern zu verarbeiten, die sich „Zeitbilder" nennen, halb Biographie, halb Roman sein sollen und darum eigentlich keins von beiden sind. In dieses trostlose Genre hat sich denn auch Amely Bölte ein- und, wie wir fürchten, darin ausgeschrieben. Wenn sie dazu griff, weil es ihr an Schöpferkraft mangelt, Eigenes zu erfinden, und an Phantasie, es auszuschmücken, so tritt dieser Mangel bei dem vorliegenden Werke in auffallendster Weise hervor. Langweilig, fast ohne jede Spannung reiht sich Kapitel an Kapitel; wo mit ein paar Worten eine Sache angedeutet worden, halten die Personen langathmige Gespräche in dem breiten Tone, der allerdings jener Zeit eigenthümlich war; dabei ist das Große, sind die weltgeschichtlichen Momente eben dieser Zeit nur beiläufig in der flüchtigsten Salonmanier berührt; während das Kleine und Kleinliche mit der minutiösesten Sorgfalt behandelt ist.

Das Ganze zerfällt in zwei Hauptabtheilungen mit den Separattiteln: „Frau von Krüdener als Weltdame" und „Frau von Krüdener als Heilige". Die erste Abtheilung führt das Motto aus Gutzkow's „Zauberer von Rom": „Was wären wir, wenn das Schöne auf Erden sich halten könnte"; sicher hat aber Gutzkow unter dem „Schönen" sich etwas ganz anderes gedacht als die körperliche Schönheit der Frau von Krüdener, auf welche die Verfasserin das Motto bezieht. Eine solche Anwendung bedeutungsvoller Dichterstellen möchten wir doch, bei aller Gesuchtheit derselben, als frivol bezeichnen. So entbehrt auch die ganze Behandlung ihres Stoffs des sittlichen Ernstes, der Vertiefung in Menschen und Verhältnisse; man begegnet da auf dem glatten Parquetboden des Hoflebens einer Menge interessanter Personen, so am Hofe der Kaiserin Katharina der Großfürstin Marie, Laharpe u. s. w., am Hofe von Kopenhagen Gustav III. von Schweden, in Paris Bernardin de St.-Pierre, der Frau von Staël und ihren Aeltern u. s. w.; aber die Art und Weise, wie sie uns vorgeführt werden, ist oberflächlich und zum Sterben langweilig. Es thut einem dabei leid um den außerordentlichen Fleiß, welchen die Verfasserin auf die Zusammentragung des Materials verwendet und worauf sie sich, den sorgfältigen Quellenangaben unter dem Texte nach, nicht wenig zugute zu thun scheint. Wir wollen gern glauben, daß sie alle diese Quellen gewissenhaft benutzt hat, aber da, wo sie aus eigener Erfahrung oder Erinnerung schöpft, stoßen wir auf manche Unrichtigkeiten. So läßt sie II, 58 fg. den Grafen von Stolberg sich gegen Herrn und Frau von Krüdener also äußern:

„Sie wird beschämt sein, durch so viel Aufmerksamkeit — doch müssen Sie Nachsicht für sie mitbringen, gnädige Frau. Immer auf dem Lande erzogen, ist sie ein Kind und Säugling der Natur. Sie singt meine Lieder und kann so natürlich der Nachtigall nachpfeifen, daß ich diese im Frühling habe von den Aesten herabhüpfen und ihr nahe kommen gesehen. Sie besitzt

ein reines, edles, liebendes, sanftes Herz und einen schnellen, sichern, feinen Verstand bei vieler Empfindung" u. s. w. Darauf erwidert nun Herr von Krüdener nach der Verfasserin: „Ein solches Wesen muß Heinrich von Voß zu seinem Gedicht «Hannchen und die Küchlein» gesessen haben. Es herrscht darin die schöne Einfachheit der antiken Welt." Worauf nun wieder der Graf versetzt: „Wie sie auch in dem Hause des Dichters herrscht, und dessen Gattin Agnes und meine Ernestine, wenn sie gemeinsam unsern Festen vorstanden, haben uns manchmal die homerische Welt vor das Auge gezaubert" u. s. w.

Man sieht, die Verfasserin macht ganz ernsthaft den Dichter der „Luise" zu dem Dichter von „Hannchen und die Küchlein", verwechselt beide Dichtungen miteinander und verwandelt den biedern, auf seinen Bürgerstand stolzen Johann Heinrich Voß in einen Junker Heinrich von Voß. Dafür mag sich die junkerliche Sippe derer von Voß, welche in Preußen und Mecklenburg zu den verrottetsten Feudalaristokraten gehören, bei der Verfasserin bedanken; wir aber finden eine solche Verwechselung unbegreiflich, um so mehr, als Amely Bölte in demselben Dresden lebt, in welchem Eberhard, der Dichter von „Hannchen und die Küchlein" starb, und sie mag es uns nicht verargen, wenn wir nach diesem Beispiel mistrauisch gegen Vieles, minder Bekanntes werden.

Die zweite Abtheilung ist beinahe noch ermüdender als die erste durch die bogenfüllenden Scenen des Conventikelwesens und eines Mysticismus, der doch den allertrivialsten und frivolsten Hintergrund hat. Châteaubriand, Benjamin Constant und Frau von Genlis sind hier die am anziehendsten geschilderten Persönlichkeiten. Kaiser Alexander, der mit Gewalt auf den Titel gebracht werden mußte, der in der ersten Abtheilung nur einmal als Knabe vorkam, er kommt auch in dieser Abtheilung nicht eher als im letzten Bande vor, obschon man nach dem Titel glauben sollte, daß er wenigstens hier eine Hauptrolle spielte. Ob er richtig geschildert ist, das zu beurtheilen, wollen wir genauern Kennern der russischen Geschichte überlassen. Am besten gezeichnet ist in dem ganzen Buche vielleicht Herr von Krüdener, der so unglücklich war in Juliane von Vietinghoff ein verzogenes Kind zu heirathen, das in der Welt etwas sein und gelten wollte, ohne doch etwas lernen zu wollen, sich selbst zu erziehen oder von andern leiten zu lassen. Wer sich für diese viel zu viel genannte Frau interessirt und die nöthige Geduld besitzt, um sich mit einem so verschrobenen Geschöpf durch 80 Bogen hindurch zu beschäftigen, der möge das Buch selbst lesen.

August Peters.

Notizen.

Die „Europe littéraire".

Von einer neuen in Paris erscheinenden Zeitschrift „L'Europe littéraire", die von Marillier als Redacteur-en-Chef und von August Javel als Administrateur-Gérant geleitet wird und jeden Sonnabend herauskommt, ist uns die Nr. 4 vom 15. November übersandt worden; wir schlossen daraus wol mit Recht, daß die betreffende Nummer etwas enthalten müsse, was der von uns in d. Bl. vertretenen Richtung entspricht. Indem wir das Blatt durchsahen, stießen wir, außer auf eine von J. Wenzel verfaßte Anzeige der französischen Uebersetzung der A. Weber'schen „Geschichte der indischen Literatur" von Alfred Sadous, z. B. auf einen Aufsatz „Un signe du siècle" von L. Brocherie, in welchem es heißt: „Das 19. Jahrhundert trägt an seiner Stirne zwei verhängnißvolle Zeichen: das Ennui und das Streben nach dem Unmöglichen und Monströsen, und infolge davon die Ablehnung alles dessen, was schlicht und recht (simple et droit), was lauter und schön ist. Wir sind alle «de grands ennuyés». Und wie sollten wir auch anders sein? Wir haben alles erschöpft: die Kunst, mit der wir Misbrauch getrieben haben; die Wissenschaft, die uns nichts Neues mehr bieten zu wollen scheint; das Vergnügen, das wir in Ausschweifung verwandelt haben; die Freundschaft, die wir so ausgebeutet oder so oft getäuscht haben, daß sie in Gleichgültigkeit oder Egoismus übergegangen ist; der Glaube .... doch an was sollen wir noch glauben, da wir alles und jedes satt haben, weil wir in allem, was wir vorgehen sehen, nichts erblicken als das Leere, das Hohlklingende, oder noch Schlimmeres, das Hohnlächeln und den Sarkasmus? Die Hoffnung .... aber worauf noch hoffen, nachdem wir in der stolzen Einbildung, Riesen zu sein, alles vollbracht, alles erforscht, alles begriffen, in allem die Vollkommenheit erreicht zu haben glauben? Der Spleen, das ist unsere Krankheit, eine unheilbare Krankheit, der weder die Katastrophen, noch die ewigen Kämpfe, noch die Beängstigungen der Gegenwart, noch die Befürchtungen für die Zukunft, diese bittern, aber unwirksamen Heilmittel, abzuhelfen vermögen. .... Die Kunst besteht für uns nicht mehr in der Anmuth, der Harmonie, der ruhigen Heiterkeit des Schönen: sie ist ein Auswuchs des Schrecklichen, des Schamlosen, des Brutalen. Was für Romane liest man heutzutage? «Fanny» und ihre Schwestern. Die Frauen der Gesellschaft und die wohlerzogenen Mädchen haben diese Bücher zu ihren Brevieren gemacht. Zu welchen Dramen, zu welchem Theater drängt sich die Menge? Sie läuft in das Theater der Morgue, und die Dramen, welchen sich die Neugierde des Publikums zuwendet, sind diejenigen des Gerichtshofs. . . . Lamartine gilt an der Literaturbörse nichts mehr; Rafael ist eine Mythe, und das Gelüst geht nach der chinesischen Architektur. Logischer würde es vielleicht sein, sich an den Aufbau eines Thurms von Babel zu machen. Das wäre doch noch etwas Grandioses, Phantastisches, Ungeheuerliches!" In ähnlichem Sinne bindet Jeanniard du Dot in einer „Causerie littéraire" mit den Poeten an, die nicht zugeben wollen, daß die gewöhnlichen Leute sie beurtheilen können; er sagt unter anderm sehr mit Recht: „Die Zukunft gehört den einfachen, naiven und reinen Schriftstellern; sie hat keinen Platz für die übrigen." Er nennt dabei Lafontaine, Bossuet, Molière. Wir erkennen, offen gestanden, einen schönen Charakterzug der Franzosen darin, daß sie so treu an ihren alten Autoritäten hängen, die den Geist der Nation in der That am reinsten und entschiedensten repräsentiren. Wir Deutschen rühmen uns der Treue, aber es gibt, wenigstens in Geschmacks- und Literatursachen, vielleicht auch im Punkte der Religion, Philosophie, Wissenschaft, Politik u. s. w. gegenwärtig keine Nation, welche unzuverlässiger, wetterwendischer und treuloser wäre als die deutsche, und wenn bei uns irgendein Classiker auf den Schild erhoben wird, so geschieht dies, wie wir dies aus voller Ueberzeugung aussprechen, zumeist nur aus tendenziösen Nebenrücksichten und um andere neben ihm herabzudrücken.

Schiller's „Wallenstein" in England.

Eine neue englische Uebersetzung der „Piccolomini" erschien unter dem Titel: „The Piocolomini. Translated from the German of *Schiller*, by *W. R. Walkington*." Dem Uebersetzer kam es, wie er selbst sagt, vorzugsweise darauf an, Sinn und Geist des Originals möglichst treu wiederzugeben, statt sich genau an das Buchstäbliche des Textes zu halten. Als Probe dieser Uebertragung geben wir hier eine der bekanntesten Sentenzen, die Worte Octavio Piccolomini's:

> The path of law and order is no by-path.
> Although it swerve and vary in its course.
> Straight onward speeds the lightning to its mark:
> The cannon-ball straight onward, as it passes.
> Spreading destruction, when arrived destroying.
> My son, the road in life men traverse — that
> Where blessings and prosperity await them.
> Follows the river's course, the valley's windings.
> And passing round the cornfield and the vineyard.
> Honours the measured bounds of their possessors. —
> So leads securely to the goal, though slowly.

So fließend und gut wie diese Stelle läßt sich ziemlich das Ganze lesen und selbst das „Athenaeum", das dem Uebersetz-

einzelne Versehen aufmutzt, muß gestehen, daran könne kein Zweifel sein, daß Walkington sich im allgemeinen von dem Geiste seines Autors erfüllt zeige. Dies ist, wie uns dünkt, ein sehr großes Lob, welches die kleinen Schwächen und Ungenauigkeiten, die man der Uebersetzung vorwerfen kann, ziemlich vergessen macht. Einer der bedeutendsten Schnitzer ist folgender. Walkington übersetzt die Worte: „Im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg", sehr fehlerhaft mit:

There are in life
Works of far higher worth than those of war.

Coleridge sagt dafür in seiner berühmten Uebersetzung sehr treu, wenn auch rhythmisch nicht eben wohllautend:

There exists
An higher than the warrior's excellence;
In war itself war is no ultimate purpose.

Trotzdem muß man auch Uebersetzungen wie die Walkington'sche willkommen heißen, denn indem sie sich wenigstens fließend lesen und manche Schönheiten der Urdichtung in anmuthigerm Gewande auftreten lassen als wortgetreuere Uebertragungen, erwecken sie bei den Lesern doch Sympathie für das Original und vielleicht bei manchem auch das Verlangen, die Sprache selbst, in der so Schönes geschrieben ist, sich anzueignen, um sich nicht mit Uebersetzungen begnügen zu müssen, die theils bloße Paraphrasen, theils holperige Nachbuchstabirungen sind. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß eine neu erschienene Schrift von A. Buchheim „Schiller's Wallenstein. With English notes, arguments and an historical and critical introduction" vom „Athenaeum" als eins der „most useful books of instruction that have been published for some time" empfohlen wird, und daß das „Parthenon" auf Anlaß dieser Schrift bemerkt: „Dieses große Drama ist Schiller's Meisterwerk, und vielleicht die edelste literarische Schöpfung der letzten hundert Jahre." Doch haben wir Deutsche auch eine „Iphigenia" und einen „Torquato Tasso" von Goethe. Selbst manchem deutschen Leser dürfte vielleicht die Erklärung neu sein, welche Buchheim zu folgender Stelle in den „Piccolomini" gibt:

Albrecht Wallenstein so hieß
Der dritte Edelstein in seiner (des Kaisers) Krone.

Buchheim bemerkt hierzu: „Es war ein Sprichwort zu Ferdinand's II. Zeiten, daß er sechs specielle Lieblinge habe, nämlich drei Edelsteine und drei große Berge. Die erstern waren die Fürsten Lichtenstein, Dietrichstein und Wallenstein, und die letztern Fürst Eggenberg, Graf Werdenberg und Baron Questenberg." Ob dem Dichter gerade dieses Sprichwort ausdrücklich vorgeschwebt habe, ist damit freilich noch nicht erwiesen.

H. M.

Rhein- und Mainsagen.

Alexander Kaufmann, der einsichtige und kenntnißreiche Sagenforscher und sinnige Dichter, hat uns mit einer willkommenen Gabe erfreut. In einem mäßigen Bändchen bietet er uns „Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrock's Rheinsagen und Alexander Kaufmann's Mainsagen" (Köln, Heberle, 1862). Da Simrock's in vielen Auflagen verbreitete Sammlung, die ein beliebtes Volksbuch geworden ist, noch auf manchen Schulen und Erziehungsanstalten benutzt wird, so war es ein sehr glücklicher Gedanke, auf die Quellen der einzelnen hier gesammelten Gedichte hinzuweisen, um nicht allein das, was die Sage bietet, von der Zuthat des Dichters zu sondern, sondern auch eine richtige Würdigung der Gedichte selbst anzubahnen. Daß Kaufmann mit Fleiß und Kenntniß seine nicht immer leichte Aufgabe gelöst habe, bedarf keiner besondern Versicherung; nur höchst selten ist es ihm nicht gelungen, die Quelle zu entdecken. Aber wir hätten gewünscht, daß er auf die verschiedenen Bearbeitungen derselben Sage mehr als geschehen hingewiesen und eine begründete Würdigung hinzugefügt hätte. Es gibt wol kaum ein Gebiet der Dichtung, worin die Mittelmäßigkeit sich breiter macht und auch begabte Dichter sich mehr gehen lassen als gerade die Sagendichtung. Von großer Bedeutung würde es gewesen sein, wenn Kaufmann bei dieser Gelegenheit die Gesetze, welchen der Sagendichter unterworfen ist, zu Nutz und Lehre junger Dichter und als Grundlage zur richtigen Würdigung erörtert hätte. Die Fragen, welche Sagen überhaupt zu einer dichterischen Behandlung sich eignen, inwiefern der Dichter dieselben umgestalten, wol gar ein der ursprünglichen Sage ganz fremdes, ihren eigentlichen Kern beeinträchtigendes Element hineintragen dürfe, wie die Art der Behandlung aus dem Sagenstoffe sich ergebe, sind von höchster Bedeutung, und dürfte ihre Behandlung hier, wo eine so reiche Sammlung aus gar verschiedenen Dichtern vorliegt, besonders an der Stelle gewesen sein. Indessen sind wir auch für das wirklich Gebotene dem Verfasser zu bestem Danke verpflichtet. Jeder Sagenforscher und jeder Freund unserer reichen Sagendichtung wird das Buch freundlich willkommen heißen, oft und gern zu ihm zurückkehren.

86.

Bibliographie.

Berlyn, G., Die Herrlichkeit der Kirche Gottes. Didactisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 15 Ngr.

Biedermann, K., Kaiser Otto III. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 20 Ngr.

Bockshammer, Die sittlich-religiöse Weltanschauung des Thukydides. Tübingen. 4. 8½ Ngr.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Erster Band. — A. u. d. T.: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Carus, C. G., Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi. Dresden, Türk. 1863. 16. 24 Ngr.

Gramm, B. Freih. v., Märchen. Hannover, Lohse. 16. 15 Ngr.

Dittmar, W., Aventin. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Eye, A. v., Eine Menschenseele. Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert. Nördlingen, Beck. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Flügel, Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde. Nach 10jähriger Beobachtung dargestellt. München, Lentner. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Goll, H., Der Zauber. Eine Lebensgeschichte nach dem Tagebuch eines Ungerathenen. Franfurt a. M., Sauerländer. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gryphius, A., Olivetum oder der Oelberg. Lateinisches Epos, übersetzt und erläutert von F. Strehlke. Weimar, Böhlau. Lex.-8. 12 Ngr.

Hafen, A., Kosmische Bilder im Lichte der Offenbarung und Sternkunde. Eine eschatologische Studie. Riga, Kymmel. Gr. 8. 25 Ngr.

Marthal, B., Das Weib wie es sein soll. Ein Frauenspiegel. Nach der 4ten Auflage des französischen Originals übersetzt von B. Grüne. Münster, Brunn. 1863. Gr. 16. 22½ Ngr.

Müller, F., Der Ring der Nibelungen. Eine Studie zur Einführung in die gleichnamige Dichtung Richard Wagners. Leipzig, Heinze. Gr. 8. 20 Ngr.

Neigebaur, J. F., Die Letzten der Familie Gonzaga als Herzoge von Mantua. Nach dem Italienischen des Professor Biondelli. Sondershausen, Neuse. 1863. 8. 1 Thlr.

Owen, J., Epigrammata selecta CCCLXX. 370 ausgewählte Sinngedichte. Verdeutscht nach der Weise Friedrich von Logau's durch J. L. B. Nördlingen, Beck. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Peetz, H., Die Fischwaid in den bayerischen Seen. Kulturhistorische Skizze. München, Fleischmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Schleiermacher.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Vierte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese mit feinem Verständniß ausgewählten Sammlungen der schönsten und geistvollsten Stellen aus umfänglichen, nicht leicht zugänglichen Werken beliebter Schriftsteller, unter dem gemeinsamen bezeichnenden Titel „Lichtstrahlen" erschienen, haben sich rasch im deutschen Publikum eingebürgert. Sie gewähren nicht nur als Ganzes dem Leser ein charakteristisches Gesammtbild von der Bedeutung der betreffenden Schriftsteller, sondern die einzelnen längern und kürzern Stellen bieten auch eine Fülle von Denksprüchen, Mottos, Lebensregeln ꝛc. für alle Verhältnisse und Stimmungen dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausaltar.

Eine Sammlung von Kirchenliedern in mehrstimmigem Tonsatz nebst Einleitungs-, Uebergangs- und Schlußsätzen. Für das Pianoforte eingerichtet und herausgegeben von Dr. **Wilhelm Volckmar.**

Der Hausandacht bestimmt.

Cartonnirt. 2 Thlr.

Dieses Werk, eine Reihe der schönsten, aus dem Schatze des heiligen Gesanges aller Zeiten gewählten Lieder darbietend, nach dem Kirchenjahr und den Hauptmomenten des christlichen Lebens geordnet, soll dem Hause, der Familie dienen. Deshalb ward die Begleitung für das Pianoforte eingerichtet, der Tonsatz selbst aber einfach und so leicht ausführbar gehalten, daß auch ungeübtere Klavierspieler denselben vortragen können.

Durch geschmackvolle Ausstattung und billigen Preis war die Verlagshandlung bemüht, dieser trefflichen Sammlung von Kirchenliedern den Eingang in jede Familie zu eröffnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Dritter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Deutsche Königswahlen. Von Wilhelm Gottlieb Soldan. — II. Die Gastlichkeit im Mittelalter. Von Jakob Falke. — III. Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum. Von Heinrich Asmus. — IV. Ueber die Urzeit der Indogermanen. Von Ferdinand Justi. — V. Das Blücherdenkmal in Rostock und Goethe's Theilnahme an diesem Werke. Mit 24 Briefen Goethe's.

Vorstehendes Inhaltsverzeichniß zeigt, daß dieser neue Jahrgang des beliebten Sammelwerks sich seinen Vorgängern würdig anreiht und besonders auch für das größere gebildete Publikum viel Interessantes enthält.

Der erste bis dreißigste Jahrgang dieses Werks (1830—59, 68 Thlr. 5 Ngr.) kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste und zweite Jahrgang der vierten Folge kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** erschienen:

Weibliches Leben.

Von

A. Monod.

Aus dem Französischen von Dr. H. Sebald.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einer Titelvignette nach Raphael.

Miniatur-Format.

Geh. 15 Sgr. Geb. mit Goldschnitt 25 Sgr.

PERLE

DEL PARNASO LIRICO ITALIANO

DATE IN LUCE

DAL

CAV. FABIO FABBRUCCI.

SECONDA EDIZIONE ACCRESCIUTA.

Geb. 1⅓ Thlr. Geb. mit Goldschnitt 1⅔ Thlr.

Diese neue vermehrte Auflage wird bei dem großen Interesse für italienische Literatur denselben Beifall wie die frühere finden. Es ist die einzige Sammlung lyrischer Gedichte, welche in italienischer Sprache existirt.

Bücher zu ermässigten Preisen. 

Bücherkäufer werden auf die von **F. A. Brockhaus** in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse **gratis** und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführte Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 18. December 1862.

Inhalt: Die Erschließung Ostasiens. — Die Verfassungskämpfe im Königreich Hannover. Von Gustav Liebert. — Zur Reinigung und Feststellung des Schiller'schen Textes. — Julius Hammer's Umdichtung der Psalmen. — Drei neue Erzählungen von Edmund Hoefer. — Notiz. (Philibert Audebrand's „Schinderhannes".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Erschließung Ostasiens.

1. Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857—59. Von Axel Lind von Hageby. Aus dem Schwedischen. Mit dem Porträt des Verfassers, 10 colorirten Tafeln in Stahlstich nach Originalen von Hindumalern, 16 Tafeln in Tondruck, 3 Plänen und einer Karte von Vorderindien. Leipzig, Mendelssohn. 1861. Lex.-8. 4 Thlr.
2. Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und Handschriften von Leopold von Orlich. Zwei Bände. Leipzig, G. Mayer. 1859—61. Lex.-8. 7 Thlr.
3. Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Krieg bis zu den Verträgen in Peking (1840—60). Von Karl Friedrich Neumann. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Alle Forschungen und Sagen über den Ursprung des Menschengeschlechts führen uns auf Hinterasien hin, namentlich auf das „Wunderland Indien", in welches, wie Orlich in seiner Vorrede sagt, „dunkle Ahnungen den Sitz des Paradieses verlegen und wo, wenn wir diesen Gedanken nachgeben, das erste Menschenpaar in Reinheit und Unschuld vor seinem Schöpfer wandelte". Von hier aus hat der Mensch und seine Gesittung den Lauf nach Westen genommen, und wir folgen in dieser Richtung der Reihe nach den hauptsächlichsten Culturländern. Indien, Persien, Assyrien, Aegypten, Griechenland, Italien, Deutschland, England, Amerika — eins löst immer das andere ab. Gleich jener riesigen Midgardsschlange der nordischen Götterlehre hat sich die Civilisation im Laufe der Jahrhunderte, man darf sagen der Jahrtausende, um den Erdball gelegt, und jetzt scheint die Zeit herbeigekommen, wo sie sich in den Schwanz beißt oder, um das Bild fallen zu lassen, wo die Civilisation nach ihren Ursitzen zurückkehrt. Und was findet sie dort? Wunderbarstes Räthsel der Weltgeschichte! Sich selbst findet sie wieder, fast in der nämlichen Gestalt, in welcher sie ihre Wiege verließ. Ja noch mehr! Hinterasien ist sogar stolz auf die Stagnation seiner Cultur, und der Hindu wie der Chinese weisen mit Selbstzufriedenheit darauf hin, daß sie bereits vor drei Jahrtausenden auf der nämlichen Bildungsstufe standen wie heutzutage.

Hinterasien ist durch seine Stagnation mit dem Grundgesetze alles Menschenthums, der freien und unendlichen Entwickelung, in einen unlöslichen Widerspruch getreten, und mit diesem Widerspruch spricht sich die hinterasiatische Cultur ihr Todesurtheil. Alles fließt, hat einer der ältesten Philosophen gelehrt, und einer der jüngsten hat die Weltgeschichte als den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit erklärt. Nach beiden Philosophien sind die Ostasiaten verurtheilt; sie haben sich vom allgemeinen Flusse ausgeschlossen und besitzen heute so wenig Bewußtsein ihrer Freiheit als zu Anbeginn. Eine Cultur, welche sich so hartnäckig gegen die übrige Menschheit abschließt, welche alle Grundlagen und Aufgaben der menschheitlichen Entwickelung absichtlich verkennt, verwirkt vom höhern sittlichen Standpunkte aus ihr Recht auf Existenz. Sie vermochte ihr Sonderdasein nur so lange zu fristen, als der Strom der Civilisation von ihr abfloß; jetzt, wo er mit hochgeschwollener Flut auf sie zuströmt, ist sie widerstandslos, rettungslos dem Untergange verfallen. Neumann sagt S. 4:

> Wie es gekommen, mußte es kommen. Fortschreitende werden die Herren des Stillstehenden; der Thätige Gebieter des müßig Hinstarrenden. Freiheit und Selbständigkeit können nicht gegeben, nicht verschenkt werden. Nur was man errungen, was man tagtäglich zu erobern, zu beschützen vermag, nur dies bleibt einzelnen und ganzen Völkern erhalten. Nicht Zufall und Willkür regieren die Menschheit; die Weltgeschichte ist das Weltgesetz.

Unter einem solchen Gesichtspunkte kann es auch unmöglich als eine Zufälligkeit erscheinen, daß gerade dem angelsächsischen Volksstamm, dem Pionnier der modernen Civilisation, die Aufgabe zugefallen ist, auch Hinterasien derselben zu erschließen.

Der Proceß dieser Aufschließung ist es, welchem die vorliegenden Werke gewidmet sind und den sie uns von verschiedenen Seiten und Standpunkten zur Anschauung zu bringen beabsichtigen. Wir erkennen in ihnen gewissermaßen eine Steigerung von den anspruchslosen Tagebuchblättern eines Augenzeugen und Mitkämpfers im jüngsten Unterwerfungskriege bis zu dem vom echten philosophischen Geiste getragenen und durchdrungenen

Geschichtswerke des ausgezeichnetsten Sinologen, welchen Deutschland gegenwärtig besitzt.

Gehen wir zum einzelnen über. Axel Lind von Hageby (Nr. 1) ist ein schwedischer Seeoffizier, welcher von seiner Regierung die Erlaubniß erhielt, behufs seiner praktischen Ausbildung auf Zeit in die englische Marine einzutreten und namentlich an dem Kriege gegen China theilzunehmen. Am 28. Januar 1857 verließ er Stockholm. Um sich erst mit Sprache und Sitte vertraut zu machen, that er nach seiner Ankunft in London auf seinen Wunsch einige Zeit Dienste auf dem berühmten Flaggenschiff Victory in Portsmouth, bis er sich am 16. März auf dem Shannon, Kapitän William Peel, welcher überzählige Offiziere und Kriegsmaterial nach China zu führen hatte, nach Hongkong einschiffte. Diesseit Singapore rief ihnen ein begegnendes Schiff die erste Kunde von dem in Indien ausgebrochenen Aufstande zu, und in Singapore selbst nahmen sie Lord Elgin an Bord, mit welchem sie am 2. Juli auf der Rhede von Hongkong eintrafen. Hier mehrten sich die Unglücksbotschaften aus Indien, und bereits nach 14 Tagen mußte der Shannon mit Lord Elgin und einem Transport Seesoldaten nach Indien zurückkehren, welches er erst nach Unterdrückung der großen Empörung wieder verlassen sollte. In Kalkutta bildete Kapitän Peel aus seiner Mannschaft die sogenannte Seebrigade, welche dann den Hugli und Ganges hinauf über Allahabad nach Cahnpur und Kálá Nadí marschirte, wo sie am 2. Januar 1858 unter dem Oberbefehl Sir Colin Campbell's an dem blutigen Kampfe gegen Nena Sahib tapfern Antheil nahm und durch ihre trefflich bediente Artillerie zur Entscheidung des Kampfes beitrug. Der Verfasser läßt alle Einzelheiten des Kampfes, soweit sie ihn betrafen oder er eigene Kenntniß davon erlangte, an uns vorübergehen und unterstützt seine Schilderung durch einen ausführlichen Schlachtplan. Er beschreibt genau die Enfieldbüchse, mit welcher er eigenhändig einen grimmigen Sepoy in die andere Welt beförderte, und vergißt nicht die Treue seines eingeborenen Dieners zu loben, welcher ihm mitten im Kugelregen mit dem Rufe: „Capitain Sahib, chá!" seine Flasche Thee zutrug. Von höherm Interesse ist der Zwischenfall eines ohne Befehl gegebenen Signals zum Vorrücken, der sich folgendermaßen aufklärte (S. 216):

Als am folgenden Tage eine Untersuchung vorgenommen wurde, stellte es sich heraus, daß ein junger Signalist aus Irrthum, aber auf Verlangen seiner Kameraden in das Horn gestoßen hatte. Das 53. Regiment, welches fünf Stunden im Feuer gewesen war, erfuhr, daß das 93. zum Sturme befehligt sei, und hielt dies für eine Beleidigung seiner Fahne. Das Wort vorwärts! flog wie ein Lauffeuer von Mann zu Mann, der Signalist blies das Signal, und das ganze Regiment setzte sich augenblicklich in Bewegung, während das commandirte 93. noch ruhig seine Mahlzeit einnahm. Sir Colin Campbell bemerkte dieses eigenmächtige Verfahren, ritt spornstreichs zu den Schotten hin und befahl ihnen, unter Vorwürfen über ihr dreistes Auftreten, augenblicklich umzukehren; er konnte jedoch nicht zu Worte kommen, weil die ganze Linie ihn mit einem einstimmigen „Three cheers for Sir Colin!" empfing. Der Obergeneral wandte sich an seinen Stabschef, General Mansfield, und sagte: „Es ist Ihr altes Regiment, sprechen Sie selbst zu den Leuten!" worauf die Soldaten sofort erwiderten: „Three cheers for general Mansfield!"

Es gibt kein passenderes Seitenstück zu diesem Charakterzuge als die Ankunft des Obergenerals Sir Colin selbst in Allahabad. Unser Verfasser erzählt (S. 170):

Ich hatte den Befehl erhalten, den General an der Zugbrücke zu empfangen. Als sich bis 12 Uhr (nachts) kein Obergeneral blicken ließ, setzte ich mich vor der Hauptwache nieder und befahl der Schildwache, mich zu rufen, sobald am Thore die Glocke gezogen würde. Der anstrengende Dienst hatte mich sehr ermüdet, und infolge dessen — schlief ich ein. Um 2 Uhr weckte man mich mit dem Berichte, daß der erwartete Gast bereits in der Festung sei. Ich sprang erschrocken auf, in dem Glauben, daß der General über die Zugbrücke gekommen sei, und war aus Aerger über meine eigene Nachlässigkeit im Begriff, dem Posten vorzuwerfen, daß er mich nicht geweckt habe, als ich durch eine andere Wache benachrichtigt wurde, daß der hohe Gast durch die kleine Pforte am Ufer des Dschumna eingelassen worden sei. Der Commandant hatte demselben einen Adjutanten in einem Boote entgegengeschickt, und Sir Colin Campbell es vorgezogen, so unbemerkt als möglich einzutreffen, um die Leute nicht unnöthigerweise im Schlafe zu stören. Ich eilte nun nach dem Zelte, welches für ihn im Hofe der Festung aufgeschlagen war, und hatte eben die Ehrenwache vor demselben aufgestellt, als eine Stimme von innen frug, was es gäbe? Ich ging an die Oeffnung, um Antwort auf die Frage zu ertheilen, als Sir Colin selbst erschien und freundlich lächelnd sagte: „Nehmen Sie die Wache fort, ich führe nicht mehr Sachen bei mir, als ich selbst hüten kann. Gute Nacht!"

Unter solchen Führern und mit solchen Truppen läßt sich freilich nicht blos Indien und China, sondern die Welt bezwingen — wenngleich die potsdamer Generale die Köpfe dazu schütteln mögen.

Von Kálá Nadí folgen wir dem Verfasser nach Furrakhabád, Cahnpur und Lukhnau. Ueber die Belagerung dieses letztern Platzes gibt er uns aus seinem Tagebuche ausführliche Mittheilungen, in denen natürlich die Seebrigade und ihr schweres Geschütz (das schwerste im ganzen Feldzuge) wiederum die Hauptrolle spielen. Nach glücklich erfolgter Einnahme tritt er mit der Brigade über Allahabad, Benares, Sassaram, Dehri und Schiraghati den Rückmarsch nach Kalkutta an, wo die Stadt ein glänzendes Festmahl zu Ehren der tapfern Schar veranstaltete, deren heldenmüthiger Führer leider in der Zwischenzeit nicht auf dem Felde der Ehre, sondern zu Cahnpur an den Blattern gestorben war. Hageby hält ihm eine außerordentlich beredte Lobrede. Von Kalkutta nach England zurückgekehrt, that der Verfasser noch einige Zeit Dienst auf den englischen Stationen im Mittelmeere, bis er nach fast dreijähriger Abwesenheit zu Lande durch Italien, Frankreich und England im Juli 1859 in seine nordische Heimat zurückkehrte.

Hageby's Werk zeigt ihn uns durchaus als Soldaten und zwar als einen musterhaften Soldaten, der sich stets als solcher fühlt und dem der Dienst und die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten über alles geht. Wir können seinem Streben nach Bildung, seinem geraden, ehrlichen Sinne, seinem klaren Verstande und seiner nur zu großen Bescheidenheit unsere Anerkennung nicht versagen; allein der höhere Standpunkt, der z. B. ähnliche Werke englischer

Seeoffiziere auszeichnet, ist ihm verschlossen geblieben. Seine Erzählung ist trocken und einförmig, seine Beobachtungs- und Darstellungsgabe überaus beschränkt. Was er über die Hindus und die Geschichte der ostindischen Gesellschaft beibringt, ist mit einem Worte crambe recocta, und seine bildlichen Darstellungen (soweit sie nicht Copien indischer Originale sind) sind äußerst unbeholfene Dilettantenversuche. Zu dieser Charakteristik stimmt vollständig sein Bildniß, das er, wie er in der Vorrede entschuldigend bemerkt, auf Wunsch seines (schwedischen) Verlegers dem Werke vorgesetzt hat, „nur um die Kleidung zu zeigen, deren sich die Offiziere der englischen Seebrigade gewöhnlich bedienten". Es überrascht uns in der That, daß dieses Costüm seinen Landsleuten etwas so Unbekanntes ist. Eine tiefere Einsicht in den Zustand des Landes wie in die Stellung der Engländer zu demselben hat er nicht gewonnen, und von der weltbewegenden Tragkraft der sich vor seinen Augen vollziehenden Ereignisse hat er keine Ahnung. Zu eindringenden Studien hat ihn schon sein Dienst nicht kommen lassen, denn wir dürfen nicht vergessen, daß er in Indien nicht als Forscher oder Schriftsteller gereist ist, sondern daß seine Reise vielmehr eine Arbeit und eine wenngleich freiwillig übernommene Dienstpflicht war. Für diese seine Stellung hat er sich sogar eine außerordentlich freisinnige Ansicht gebildet. Er sagt (S. 122):

Ich will keineswegs prophezeien, daß die gegenwärtigen Verhältnisse in Indien von langer Dauer sein werden, sondern bin vielmehr der Ueberzeugung, daß die Macht, die nun entwaffnet, gefesselt und in den Staub getreten daliegt, sich eines Tags reicher an Erfahrungen und mit verdoppelter Kraft erheben und das fremde Joch brechen und abschütteln wird. Ebensowenig will ich die von seiten Englands getroffenen Vorsichtsmaßregeln tadeln, um im Besitze der Vortheile zu bleiben, ohne welche es seine Stellung als Staat ersten Ranges nicht wohl behaupten kann. Ich habe aber den festen Glauben und die sichere Hoffnung, daß sich das eigenthümliche Wesen eines Volks nicht ausrotten läßt, und daß derjenige, welcher vermessen genug ist, dieses Göttergeschenk morden zu wollen, seine Unthat früher oder später wird zu Schanden werden sehen.

Er tritt damit offen für dieselbe Nationalität in die Schranken, zu deren Bezwingung er unter harten Mühen und mit Gefahr seines Lebens die Waffen geführt hat. Es ist ein ritterlicher, tief in unserer Natur begründeter Zug, der namentlich dichterische Gemüther verleitet, gerade den unterdrückten oder untergehenden Nationalitäten unsere Sympathie und Hülfe zu widmen. Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni! Der Verfasser vergißt aber darüber das unerbittliche Gesetz der Weltgeschichte, vor welchem jede Nationalität, wie überhaupt jeder Organismus, nur so lange existiren kann und darf, als sie durch innere und äußere Lebenskraft ihr Recht auf Existenz darzuthun und aufrecht zu erhalten vermag. Diese große Wahrheit tritt uns aus Orlich's und Neumann's Werken auch in Bezug auf Indien und China unwiderleglich entgegen. Ganz im Gegensatz zu Hageby sagt Orlich in seiner Vorrede: „Indiens Völker sich selbst überlassen, hieße sie der tiefsten Barbarei in die Arme werfen", und kehrt am Ende des ersten Bandes zu diesem Grundgedanken seines Werks zurück. Es heißt dort (S. 486):

Es erfüllt den Forscher mit Freude und er blickt mit schönen Hoffnungen in die Zukunft, wenn er wahrnimmt, wie mit zunehmender Macht die edelsten Früchte der Menschheit: Gesetz und Recht, Cultur, Künste und Wissenschaften mehr und mehr gepflegt werden und in den Vorgrund treten. Indien verdankt es dem britischen Volke, der Barbarei entrissen und auf die Bahn des Fortschritts geführt worden zu sein. Seine siegekrönten Heere haben in den eroberten Ländern die Fluren geebnet und den unterjochten Völkern die Sicherheit gegeben, unter welcher allein die ersten Keime der Civilisation Wurzel fassen können.

Dürfen wir also hierin das Endergebniß seiner Forschungen erblicken, so müssen wir uns ein wenig nach dem Wege umsehen, auf welchem der Verfasser zu demselben gelangt ist.

Wie Hageby gehörte auch Leopold von Orlich (Nr. 2) dem Soldatenstande an. Allein während jener einen durchaus subalternen Charakter trägt, gesellt sich dieser den befehlführenden Offizieren zu und überschaut mit feldherrnähnlichem Blick nicht blos die einzelnen kriegerischen Operationen, sondern überhaupt das Land, seine Geschichte und Verwaltung. Seiner Geschichtserzählung mangelt es freilich an lebendiger und lichtvoller Gruppirung, dafür ist es ihm jedoch meist gelungen, zu den Gründen und Quellen der Ereignisse vorzudringen, wobei er wesentlich durch die ausgebreiteten und hochstehenden Bekanntschaften gefördert worden ist, deren er sich z. B. mit Sir Charles Napier, dem Eroberer des Sind, mit dem General Sir James Outram, dem Obersten Sykes u. a. zu erfreuen gehabt hat. Seinem Stande entsprechend schildert auch er die Kriegsvorgänge mit Vorliebe und großer Ausführlichkeit, allein er findet darin nicht den Schwerpunkt der britischen Herrschaft in Indien. Die Engländer sind ihm keineswegs blos Eroberer, sondern in noch höherm Grade Civilisatoren. Die Eroberung ist ihnen nicht Zweck, sondern Mittel. Er legt wiederholt großen Nachdruck darauf, daß nur einem so hochgebildeten und freien Volke, wie die Engländer sind, eine so riesenhafte Aufgabe gelingen kann. Er sagt (II a, 237):

Es ist gewiß vom höchsten Interesse, sich von Zeit zu Zeit mit den Fortschritten bekannt zu machen, welche die große Nation der Briten in der erhabenen Aufgabe, Civilisation und Christenthum über Asien zu verbreiten, ihrem indischen Reiche zu Theil werden läßt. Die schwierige und seltene Gabe der Colonisirung ist es, wodurch sich diese Nation vor jeder andern auszeichnet. Denn sowie es nicht die Fruchtbarkeit des Bodens ist, welche ein Land zur Cultur erhebt, sondern die Freiheit, so kann auch das schwere Werk der Colonisirung nur einem freien Volke gelingen.

Am deutlichsten zeigt sich dies in der Geschichte des Sind und des im Jahre 1849 einverleibten Pendschab. Die Colonisirung des erstern wird bekanntlich Sir Charles Napier verdankt, welcher „nächst dem Herzoge von Wellington sicher der größte General seiner Zeit war und auch viel von seinen staatsmännischen Tugenden besaß". Was das Pendschab anbelangt, so hat sich nach Orlich (II a, 237)

unter allen dem britisch-indischen Reiche einverleibten Ländern bei keinem so die Größe des englischen Charakters und die Gabe

der Colonisirung bewährt, als gerade hier, wo in wenig Jahren die bewunderungswürdigsten Einrichtungen für die sittliche Hebung des Volks und für die Verbesserungen des Landes gemacht worden sind, Einrichtungen, die in ihrer Ausführung sich unter den schwierigsten Umständen bewährt haben, und gezeigt, wie richtig die Engländer das Wesen und die Bedürfnisse seiner Bewohner erkannt haben. Wenn wir hören, daß außer großen Kanalarbeiten in zwei Jahren allein 1349 (englische) Meilen der besten Kunststraßen vollendet und 852 Meilen in Arbeit waren, daß 2489 Meilen tracirt worden sind und 5272 Meilen vermessen wurden, um später in Angriff genommen zu werden, vieler Meilen kleiner Verbindungswege nicht zu gedenken, so werden wir der Verwaltung eines Landes, das über 50000 Quadratmeilen umfaßt, unsere Anerkennung nicht versagen können. Was für die Bildung einer Armee geschehen ist, wie das Schulwesen eingerichtet, Achtung vor dem Gesetz eingeflößt, und wie durch Errichtung von Banken die Cultur des Bodens gehoben und schneller Wohlstand verbreitet wurde, wird uns in allen Details gezeigt.

Die civilisatorische Aufgabe der Engländer ist dabei nicht blos eine aufbauende, sondern fast noch mehr eine zerstörende oder wegräumende. Die Phalanx Jahrhunderte alter Vorurtheile und Scheußlichkeiten, welche sich jedem Fortschritt entgegenstemmt, muß zunächst durchbrochen werden. Oder können wir beispielsweise die Witwenverbrennung anders als eine Scheußlichkeit bezeichnen, von welcher es kaum begreiflich erscheint, wie sie sich bis auf unsere Tage hat fortpflanzen können? Orlich gibt folgende ergreifende Schilderung von dem Begräbniß des Maharadschah Ranjit Sing, welcher nach vierzigjähriger Regierung am 30. Juni 1839 verstarb (II a, 193):

Der Sitte der Sikhs gemäß wurde der Leichnam schon andern Tags vor dem Thore des Schlosses Hasury-Bagh in Gegenwart aller Genossen und der versammelten Truppen verbrannt. Mit ihm gaben sich noch vier seiner hinterlassenen Witwen und sieben Sklavinnen den Flammentod. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß nichts auf ihn einen so tiefen und unvergeßlichen Eindruck gemacht habe, als der Moment, wo diese weiblichen Gestalten in feierlicher Procession bei Musik und Kanonendonner aus dem Schloßthor heraustraten. Beinahe alle Einwohner Lahores waren Zeugen dieses Traueracts. Der Leichnam befand sich sitzend zwischen hochaufgehäuften Holzschichten; sobald die Flammen in voller Glut wütheten, bereiteten sich die Unglücklichen zum Tode. Zwei der Frauen, erst 16 Jahre alt, von hinreißender Schönheit, schienen selig, ihre Reize zum ersten male der Menge öffentlich zeigen zu können. Sie nahmen ihre kostbarsten Juwelen ab, schenkten sie den Angehörigen und Freunden, ließen sich einen Spiegel geben und gingen langsamen Schritts in die Feuerglut, bald in den Spiegel sehend, bald die Versammlung anblickend und dabei die Umstehenden besorglich fragend, ob eine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei. Im Augenblick waren sie von den Flammen erfaßt und von Hitze und Rauch erstickt. Weniger freudig und willig zeigten sich die andern Frauen; es war ihnen der Schauer anzusehen, der sie beim Anblick des furchtbaren Elements ergriff, indeß sie wußten, daß ein Entkommen nicht möglich war und ergaben sich freiwillig in das harte Schicksal. Auch der Minister Dihan Singh machte Miene, sich in die Flammen zu stürzen; aber die Nachkommen des Maharadschah, namentlich dessen Sohn, Shyr Singh, hielten ihn davon zurück.

Mit der Leiche Suchet Singh's, des Onkels des bekannten Maharadschah Duliep Singh, verbrannten sich sogar nicht weniger als 45 Frauen. Wenn das kein Verbrechen an der Menschheit in sich schließt, so wissen wir kaum, was wir dafür erklären sollen. Und doch ruht auch diese Barbarei auf religiöser Grundlage, und wir können daraus den Umschwung ermessen, den die Engländer durch die Unterdrückung der Witwenverbrennung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht haben. Sind doch bereits einzelne Beispiele von Wiederverheirathung brahmanischer Witwen vorgekommen! Nicht geringere Fortschritte sind in andern Beziehungen gemacht worden. Das tiefgewurzelte Dâcoitinwesen „gehört im Pendschab nur noch zu den seltenen Verbrechen; die Straßenräuberei und der Diebstahl haben beinahe ganz nachgelassen. Auch der Kindermord (besonders der der Mädchen) und Kinderraub sind in der Abnahme.“ Dies sind Zeichnungen, welche selbst die große Empörung mit ihrem Blutwerk nicht zu zerstören vermocht hat und welche sich in geometrischer Progression von Jahr zu Jahr steigern werden. Die Arbeiten der Missionare können dabei nur ein verhältnißmäßig geringes Verdienst in Anspruch nehmen, denn sie haben oft mehr Schaden als Nutzen hervorgebracht. Im Gegentheil zeigen sich auch hier die materiellen Verbesserungen und Fortschritte als die sichersten civilisatorischen Hebel, und was Straßenbau, Bodencultur und Polizeiwesen noch zu thun übrig gelassen haben, werden namentlich Dampf und Elektricität vollenden helfen. Wir können nicht umhin, in diesen Bestrebungen und Wohlthaten der Engländer ebenso viele Beweise für ihr sittliches Recht auf Indien zu erblicken. Mögen immerhin die Vergrößerung ihrer Macht, die Ausbreitung ihres Handels und ihrer überströmenden Bevölkerung wie die Vermehrung ihres Nationalreichthums unter den Beweggründen für ihre Eroberung Indiens obenan stehen: wenn dieselbe so zum Segen der heimischen Bevölkerung benutzt, tritt eben damit aus der Kategorie der bloßen Eroberungen in eine bei weitem höhere. Daß die Eroberung zu so großartigen Verhältnissen angewachsen ist, erklärt sich daraus, daß in ihr das unentbehrliche Mittel zur Selbsterhaltung erkannt werden mußte. Noch Clive wollte die britischen Besitzungen auf Bengalen, Behar und Orissa beschränken; eine größere Ausdehnung hielt er für eine so wahnsinnige Idee, daß davon gar nicht die Rede sein könnte. So wenig war er sich bewußt, den Grundstein zu einer Macht gelegt zu haben, die nur durch Vergrößerung sich erhalten konnte. Das Bedenken, welches Dr. [illegible] in der Vorrede ausspricht, ob die britische Nation [illegible] gleich in voller Manneskraft und Lebensfrische, diesen erhabenen Beruf allein durchzuführen vermögen und ob sie nicht vielmehr des Beistandes der übrigen germanischen Völker bedürfen wird, hat die Geschichte seitdem bereits zu beseitigen begonnen und wir werden auf diesen Punkt am Schlusse zurückkommen.

Wollen wir die Fortschritte, welche die Gesittung unter der britischen Herrschaft in Indien gemacht hat, in ihrem ganzen Umfange würdigen, so müssen wir mit dem Verfasser unsere Blicke vom Sind und Pendschab auf das Königreich Audh werfen, wo die Willkürherrschaft und Sittenverderbniß der eingeborenen Fürsten und ihrer Veziere in üppigster Blüte stand. Wie fast alle indischen Fürsten waren sie in die niedrigsten Lüste versunken

Palastrevolutionen, Morde, Blendungen, kurz Schändlichkeiten aller Art waren an der Tagesordnung, und das Ganze wurde von der furchtbarsten Aussaugung des Landes gekrönt. Orlich theilt wirklich haarsträubende Thatsachen mit. Er berichtet (II a, 301):

Sujah-u-Dowlah stand in Verdacht, die Mörder der Engländer Hay, Ellis und Chambers geschützt zu haben. Feig und grausam unterwarf er sich willig den Forderungen seiner Schutzherren, und wenn irgendeine Unannehmlichkeit für ihn daraus hervorging, so schonte er weder das Leben seiner Unterthanen, noch das seiner Beamten, selbst wenn diese ihren Pflichten nachgekommen waren. So beschwerte sich einst ein englischer Offizier, daß des Nabobs Zollbeamte ein ihm gehöriges Boot mit Gütern zurückbehalten hätten. Die Nacht darauf weckte man ihn in seinem Zelte und brachte ihm in einem Korbe auf Befehl des Nabobs den Kopf des Phouzdars (Magistrat des Districts), wo sich die Sache zugetragen hatte. Noch grausamer zeigte sich der Nabobsvezier bei einer andern Gelegenheit. Ein englischer Oberst jagte in Rohilcund, bei welcher Gelegenheit seine Hunde einige Schweine in einem Dorfe tödteten, worauf die Bewohner mit Stöcken nach den Hunden warfen, solche wegzutreiben. Ermüdet von der Jagd und ärgerlich darüber, trat er ins Zelt von Sir Robert Barker, woselbst sich der Nabob als Frühstücksgast befand und erzählte demselben den Vorfall. Der Nabob gab leise an seinen Vertrauten einige Befehle, und noch war das Frühstück nicht beendet, so brachten Diener dem Vezier die Meldung, daß das Dorf zerstört worden sei und Männer, Frauen und Kinder getödtet worden wären.

Nicht mit Blut geschrieben, aber nicht minder charakteristisch für die Wissenschaft am Hofe von Audh ist die folgende Anekdote (II a, 314):

Der Nabob erhielt einen sehr schönen Hund aus den Himalajagebirgen zum Geschenk, den er einem seiner Lieblinge zur Pflege anvertraute, welcher für dessen Unterhalt täglich eine Rupie bezog. Bald darauf wurde der Nabob krank, die größte Kleinigkeit machte ihn misgestimmt, deshalb beklagte er sich eines Morgens über das Bellen des Hundes. Man entgegnete ihm, das beste Mittel, dem Hunde das Bellen abzugewöhnen wäre, daß man ihm täglich ein Sier (ein Quart) eingemachter Rosen zum Fressen und eine Flasche Rosenwasser zum Trinken gäbe. Dieser Vorschlag fand bei dem Nabob Beifall und die verlangte Nahrung wurde sofort angewiesen. Der Hund starb bald darauf, aber die täglich dafür ausgesetzten zwei Rupien wurden während aller folgenden Regierungen bezogen.

Es scheint unglaublich, daß ein solcher Abstand zwischen der alten eingeborenen und der neuen Fremdherrschaft den Hindus nicht hätte einleuchten sollen, und man begreift nicht, wie unter solchen Umständen jene furchtbare Empörung zum Ausbruch kommen konnte, welche an tiefverhaltener Wuth und erbarmungslosem Blutvergießen kaum ihresgleichen in der Weltgeschichte aufzuweisen hat. Orlich hat diesen scheinbaren Widerspruch im zehnten Abschnitt des ersten Bandes zu lösen versucht. Was Hageby S. 124 als eine Hauptursache der Empörung darstellt, nämlich die Einverleibung des Königreichs Audh, weist Orlich, der sich dabei auf Sir James Outram beruft, als eine ganz falsche Voraussetzung zurück, indem der Aufstand weder in Audh begann, noch auch unter den empörten Truppen sich die geringste Sympathie für den entsetzten König äußerte. Fremdherrschaft ist an sich unbequem und verhaßt und hätte sie auch die größten Wohlthaten im Gefolge. Unterworfene Völker pflegen überdies weniger die geistigen als die materiellen Wohlthaten zu schätzen, zumal wenn die erstern ihren religiösen Vorurtheilen und Gebräuchen zuwiderlaufen. Die Briten hatten in Indien gegen zwei Priesterkasten zu gleicher Zeit zu kämpfen, gegen die mohammedanische und die brahmanische; gegen zwei vermag aber nach dem alten Sprichwort selbst Hercules nichts. Je entschiedener sie mit ihren Reformen vorgingen, desto mehr wurde namentlich die letzte Kaste aufgebracht und streute den Samen der Erbitterung unter den Seapoys aus. Können wir uns wundern, daß er bei dem zahlreichen Raubgesindel, den fanatischen Fakiren, der arbeitsscheuen und sittenlosen Masse nicht unter die Dornen fiel, während die gebildetern und besitzenden Klassen sich meistens treulich den Engländern anschlossen? Alte Prophezeiungen — wirkliche oder angebliche — gingen von Mund zu Mund, bei Mohammedanern wie bei Hindus. Die letztern hatten ihre Erwartung sogar auf einen kommenden Gott (Avatar) gerichtet, der sie von der Fremdherrschaft erlösen und ihr phantastisches Verlangen nach Herstellung des alten Mogulthrons erfüllen sollte. Diesen umsichgreifenden Verschwörungen standen auf englischer Seite Sorglosigkeit, Unfähigkeit, Unkenntniß und Verblendung der Oberbeamten, namentlich der Generale (z. B. Anson und Barnard) gegenüber. Es gab kaum einen General, welcher ein Heer zu führen verstanden hätte. „Ich glaube", schreibt Sir Charles Napier an Orlich, „wir haben gegenwärtig keinen General, der 100000 Mann zu befehligen versteht, ausgenommen der Herzog von Wellington und vielleicht Lord Seton und mein Bruder (der Verfasser der Geschichte des Halbinselkriegs)."

Erst die äußerste Gefahr bei dem Kampfe um Sieg oder Untergang brachte Helden wie Havelock, Sir Colin Campbell (Lord Clyde), Outram, Inglis u. a. mit sich. Was alles bei diesem furchtbaren Kriege zusammengewirkt und wie viel die Engländer verschuldet, ist schwer zu sagen. Denn daß die Engländer weder in Indien noch in China gänzlich schuldlos sind, beweisen im erstern Lande die unglücklichen Ryots, im letztern der Opiumhandel — beides allerdings Lebensfragen für die Engländer. Wie die Rothhäute durch das Feuerwasser der Bleichgesichter, so werden die Chinesen durch das Opium der rothhaarigen Barbaren zu Grunde gerichtet, und dennoch wird niemand die Engländer in sittlicher Beziehung unter diese Völker stellen wollen. Es würde, um Orlich's Worte zu gebrauchen, anmaßend sein, den Gang der neuesten Begebenheiten in Indien schon jetzt schildern zu wollen. Wir können jedoch unmöglich Hageby's bereits angeführte Ansicht theilen, „daß die wiederum gefesselte und in den Staub getretene Macht sich eines Tags reicher an Erfahrungen und mit verdoppelter Kraft erheben und das fremde Joch brechen und abschütteln wird". Uns erscheint der jüngste Kampf im Gegentheil als die letzte schreckliche Zuckung der im Todeskampfe liegenden Nationalität. Kräftiger und reicher an Erfahrungen sind dadurch ohne Zweifel die Engländer und nicht die Indier geworden. Eine neue Aera ist für Indien angebrochen, seitdem es nicht mehr die Privatcolonie einer Handelsgesellschaft, sondern

ein wirklicher, gleichberechtigter Theil des großen britischen Reichs ist. Wenn sich die englische Nation nicht selbst untreu wird, so muß dies ein gewaltiger Fortschritt zur Erschließung Indiens für die europäische Gesittung werden, und es läßt sich hoffen, daß der neuerdings von der Königin Victoria gestiftete indische Orden im vollen Maße seiner symbolischen Bedeutung theilhaftig werden und der Stern Indiens — ein wahrer Kohinur — immer heller und prächtiger in ihrem Diadem glänzen wird.

Leider ist es Orlich nicht vergönnt gewesen, sein mit so großen Vorbereitungen unternommenes Werk zu vollenden; ein vorzeitiger Tod hat ihn in London seiner Arbeit entrissen. Gerade diejenigen Kapitel, in denen er seine Ansichten über die Lage und Zukunft Indiens am ausführlichsten hätte entwickeln und am festesten begründen können: die Kapitel über Kastenwesen, religiöses Leben, Erziehung, Verwaltungssystem, Gerichtswesen u. s. w., hat er einer fremden Hand überlassen müssen, glücklicherweise einer Hand, welche in seinem Sinne zu arbeiten verstanden hat. Es ist dem Fortsetzer, Professor Böttger, gelungen, theils aus Orlich's hinterlassenen Papieren, theils aus andern Quellen eine anziehende Darstellung dieser Verhältnisse zu compiliren, obgleich ihm, wie er in der Vorrede sagt, die eigene Anschauung Indiens abgegangen ist. In stilistischer Hinsicht verdient seine Ergänzung sogar den Vorzug vor Orlich, welcher in der That sein Werk durch einen fast unlesbaren, schwerfälligen und an fehlerhaften Constructionen reichen Stil verunziert hat. Aber auch ein anderer Vorzug möchte sich möglicherweise dem Supplemente nachrühmen lassen, nämlich der größerer Unparteilichkeit, während sich Orlich in Einzelheiten bisweilen von seiner Vorliebe für die Engländer bestimmen zu lassen scheint. Wir sagen ausdrücklich scheint, denn wir bekennen uns außer Stande, die Thatsachen genau zu controliren. Auf alle Fälle thut jedoch diese Vorliebe der Wahrheit des Ganzen und der im Werke zum Ausdruck gekommenen Idee nicht den mindesten Abbruch, sondern die letztere wird durch die Geschichte des gewiß unparteiischen Professor Neumann allenthalben bestätigt.

Karl Friedrich Neumann, zu dessen Buche „Ostasiatische Geschichte u. s. w." (Nr. 3) wir uns nunmehr wenden, ist den beiden Männern des Degens gegenüber recht eigentlich der Mann der Feder. Er ist der Forscher und Geschichtschreiber von Beruf, und wer die Ereignisse der letzten 20 Jahre in Ostasien in geordneter Folge an sich vorübergehen lassen und ihren innern Zusammenhang wie ihre Bedeutung für die Zukunft sich zur Klarheit erheben lassen will, der nehme sein Werk zur Hand. Es gehört zu denen, in welchen man nicht blättert, sondern liest, und die man nicht aus der Hand legt, bevor man nicht die letzte Seite erreicht hat. Er spricht sich in seiner Vorrede S. 17 so aus:

> Ich könnte die „Ostasiatische Geschichte", obgleich sie ein gerundetes, mit der vollständigen Eröffnung des ostasiatischen Morgenlandes abgeschlossenes Werk bildet, ein Bruchstück meiner Erlebnisse, meiner Denkwürdigkeiten nennen. Ich habe seit der Heimfahrt aus China und dem östlichen Archipelagus mit Asien ununterbrochen fortgelebt. Freunde und Gönner, Staunton und Davis, Morrison's Söhne, Bowring, Shortrede, Gützlaff, Overbeck und vorzüglich der ehemalige Schatzmeister auf Hongkong, Robert Rienäcker, haben kaum zu bewältigende Massen von Zeitungen und Zeitschriften, von gelehrten und amtlichen Berichten übersandt und mich von Zeit zu Zeit in Begleitung anderer bedeutender Männer mit ihren Besuchen beehrt und erfreut. Ich habe die nach mannichfacher Richtung umgestaltenden Ereignisse durchdacht, vielleicht darf ich sagen, durchgefühlt; ich habe sie von Zeit zu Zeit in Büchern und Flugschriften dargestellt, in Journalen und Zeitungen besprochen, wobei nicht selten zur Erkenntniß des Neuen und Neuesten auf das Alte und Aelteste hingewiesen werden mußte.

Den Grundgedanken des Verfassers haben wir bereits im Eingange bezeichnet. Er weiß, daß es sich nicht um eine Lorche oder um den Opiumschmuggel, sondern um die Aufschließung der ostasiatischen Welt für die Civilisation des Westens, um die Bezwingung und schließlich vielleicht die Absorption der indisch-chinesischen Menschheit und ihrer Cultur durch die kaukasische Rasse handelt. Daß dabei das geschriebene Recht nicht überall auf seiten der Europäer ist — ein Punkt, über den ja auch im englischen Parlament energische Stimmen laut geworden sind —, weiß niemand besser als Neumann. Er kann aber nicht umhin, das Recht der Geschichte, auch wo es nicht mit dem der Verträge übereinstimmt, als höchste Instanz anzuerkennen. Er bemüht sich, den Chinesen so gerecht als möglich zu werden. Er läßt sie selbst sprechen, und wir verdanken ihm die Kenntniß zahlreicher chinesischer Actenstücke, die sich auf den Krieg mit den rothhaarigen Barbaren beziehen und die er in seine Geschichte verflochten hat. Man weiß oft nicht, ob man sich zu Spott und Hohn reizen oder zum Mitleid bewegen lassen soll über die wahrhaft kindische Verblendung, die in diesen Schriftstücken zu Tage tritt. Es heißt in einem Berichte an den chinesischen Vertilgungsausschuß (S. 293):

> Die Barbaren sind ganz entmuthigt; sie wissen nicht, was sie beginnen, was sie lassen sollen. Man hat sie ringsum mit Dieben umgeben, welche gute Geschäfte machen; Lebensmittel werden, weil sich die Chinesen zum großen Theil dem Gebote ihrer Behörden fügen und keine dahin bringen, nach und nach selten. Es sei zu hoffen, daß die englischen Barbaren am Ende Hungers sterben. Damit diese Teufel nicht ganz verzweifeln, so läßt ihre Regierung während der Nacht Kanonen losfeuern. Die schwarzen Truppen, die Sipahis, exerciren unaufhörlich. Sie befinden sich in einem elenden Zustande. Mehr als die Hälfte hat keine Hosen; sie gehen in allerlei Bettzeug und Tücher eingewickelt herum. Noch eine Schlacht wollen die Barbaren wagen. Unterliegen sie, so kommen sie und bitten um Frieden. Wird ihnen dieser verweigert, so gehen sie nach Hause. Die Amerikaner halten die Lage für so gefährlich, daß sie bereits ihre Schiffe heimschicken. Auch haben die barbarischen Kaufleute verschiedener Nationen jemand nach England beordert, um den englischen Teufelshäuptling anzuklagen. Da nun diese englischen Barbaren derart in Unruhe und Besorgniß leben, so müssen wir noch eine Zeit lang zuwarten, bis sie ganz erschöpft sind. Wir können sie dann mit einem Schlage zu Grunde richten.

Neumann fügt hinzu:

> Die wichtigste Thatsache, welche aus den Briefschaften des Vertilgungsausschusses hervorleuchtet, ist die vollkommene Unwissenheit über die Macht und die Mittel Großbritanniens. Die

völlige Unkenntniß der Stellung anderer Staaten und der großen Weltbewegung unserer Tage. Dies gibt uns den richtigen Maßstab zur Beurtheilung des Werths jener magisterhaften Gelehrsamkeit und der ganzen gepriesenen Bildung der Blume der Mitte. So furchtbar rächte sich das kindische eingebildete Wesen der Doctoren und die volksthümliche Abgeschlossenheit von den übrigen Nationen der Erde. Konnte doch ein in so vielen Beziehungen tüchtiger Mann wie Jeh Mingschin wirklich glauben, die englischen Barbaren seien derart gedemüthigt, daß sie sich nächstens unterwerfen und demüthiglich um Frieden nachsuchen werden. Die Vertilgungsausschüsse sollen nunmehr, dies ließ man ihnen insgeheim sagen, mit Brand und Gift nachlassen; es sei zu befürchten, die verzweifelten fremden Teufel möchten wild werden, gleichwie ringsum eingeschlossene Bestien.

Dem entsprechend und ebenso kindisch und kläglich sind die Vertheidigungsanstalten, durch welche die Mandarinen immer von neuem der englischen Kriegsmacht ohne alle Umstände den Garaus zu machen sich einbilden. Die Hauptwaffen, deren sich die Chinesen vorzugsweise bedienten, sind Hinterlist, Treulosigkeit und Meuchelmord. Eine Nation, die zu solchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nimmt, documentirt damit ihre vollständige sittliche Fäulniß.

Das Reich der Mitte geht mit einem Worte an seiner Abschließung zu Grunde, und das mit Recht, denn eine solche Vereinzelung ist ein Vergehen gegen die Menschheit. Wie an einem thierischen Organismus ein unterbundenes Glied abstirbt, so ist es auch hier. Die menschheitliche Familie lernt sich immer mehr als einen einheitlichen Organismus begreifen, dessen Glieder die einzelnen Völker bilden, welche nur in dem Ganzen die Grundlage ihres Daseins finden und für das Ganze ihre Aufgabe zu erfüllen haben. Ein Glied, das sich eigenwillig vom Gesammtorganismus ablöst, verkennt und versäumt mithin seine geschichtliche Aufgabe und büßt die Basis seiner Existenz ein. Aus der Absonderung des Chinesenthums sind in der That alle die Uebel entsprungen, die es dem Untergange entgegenführen, die Uebervölkerung, der Despotismus und die wahnwitzige Selbstverblendung. Hier ist nicht wie im Staate Dänemark etwas, sondern alles faul, und unser Verfasser deckt mit dem Freimuth und der Freisinnigkeit, welche die wahre Wissenschaft stets in ihren Jüngern erzeugt, schonungslos alle diese Blößen auf. Die chinesische Regierung ist nach ihm ein Räuberthum, vor dem weder Leben noch Eigenthum sicher sind. Es scheint fast als dienten ihr die massenhaften Hinrichtungen und der sanctionirte Kindermord als Mittel gegen die Uebervölkerung, und als sei ihr oberster Wahlspruch jener Ausruf des Marschalls Lavannes in der Bartholomäusnacht: „Laßt Ader!" Neumann führt grausenerregende Belege dafür an. Es heißt S. 115 fg.:

Im Jahre 1854 hielten aufständische Rotten lange Zeit alles Land und alles Gewässer rings um Kanton unterjocht und verübten unsagliche Greuel. Den reichen Handelsort Fuschan zerstörten sie völlig und vertilgten die Einwohner, angeblich 200000 Köpfe, mit Feuer und Schwert. Nicht besser ist es vielen kleinern Ortschaften ergangen.... Das Verfahren der Mandarinen, nachdem die Provinz wieder unter die kaiserliche Botmäßigkeit zurückgebracht worden, war derart unmenschlich, daß man es für unmöglich halten möchte, fänden sich nicht ähnliche Beispiele in der chinesischen Geschichte, und wären nicht glaubwürdige Augenzeugen vorhanden, welche hiervon Bericht geben. Vom Februar bis zum September 1855 sind in Kanton allein über 70000 Menschen hingerichtet worden. An vielen andern Orten eine verhältnißmäßige Zahl, bald 10000, bald 17000 oder auch 25000 Personen. Mehrere Rebellenführer wurden, gemäß einer Verordnung im peinlichen Gesetzbuche, bei lebendigem Leibe in viele Stücke gehauen. Ein gewisser Kansie in 108.... Um dieselbe Zeit haben die Kaiserlichen eine von den Anhängern des Taipingherrschers besetzte Stadt eingenommen und alles todt geschlagen bis auf 400 Knaben, welche dem Befehlshaber vorgeführt wurden. Dieser wendete sich zu einem prächtigen Jungen und sprach: Kleiner Schuft, wer ist dein Vater? — Er ist ein Kiuschin, ein Doctor zweiten Grades. — Zu wem betest du? — Wir wurden gelehrt Schangti (die Bezeichnung für Gott bei den evangelischen Christen und den Anhängern des „jüngern Bruders Christi") anzubeten. — Ich will dich Teufelskind lehren Schangti anzubeten; du bist des Todes. Da stürzte der Knabe mit vielen andern dem Mandarin zu Füßen und flehten um Gnade. Vergebens! Die Kinder sollen lebendig begraben werden. Zu dem Ende sollen sie unter zwei Divisionscommandanten vertheilt werden. Jeder erhielt 200. Einer hat den Befehl buchstäblich ausgeführt. Die Knaben wurden, die Hände über den Rücken gebunden, in eine tiefe Grube geschleudert, wo manche im Sturze Arme, Beine und den Hals brachen. Die Grube haben sie dann schnell mit Erde vollgefüllt. Unter schallendem Gelächter und Geschrei stampften die Kaiserlichen auf diesem lebendigen Grabe die Erde zusammen und spotteten des Schangti, welcher seine Verehrer so wenig zu schützen vermöge. Die 200 Knaben der zweiten Abtheilung sind mit dem Schreck davongekommen. Man hat sie gegen hohes Lösegeld ihren Verwandten ausgeliefert.

Auch der scheußliche Gebrauch des Einsammelns der Kinderleichen fällt wenigstens mittelbar der Regierung zur Last (S. 362):

Jeden Morgen fahren von Kühen gezogene und mit Kinderleichen bis zum Rand gefüllte Wagen durch die Straßen, aus welchen noch die Händchen und Füßchen der Kleinen hervorschauen. Der Kindermord ist zwar gesetzlich verboten, aber die Wagenführer nehmen gegen Vergütung Leichen auf, ohne zu fragen, ob die Kinder eines natürlichen Todes gestorben sind.

Ein englischer Schriftsteller (R. H. Patterson, „Essays in history and art") hat zwar unlängst in einem trefflich geschriebenen Essay „The national life of China" eine Lanze zu Gunsten der Chinesen zu brechen versucht, allein ohne uns zu überzeugen. Er macht namentlich geltend, daß von einer Stagnation der chinesischen Civilisation nur bedingt die Rede sein könne. Er sagt:

China ist aus einem Wahlreiche ein erbliches geworden; seine Regierungsform ist von der patriarchalischen zur feudalen, von der feudalen zur kaiserlichen übergegangen, bis sie sich endlich in der starren Form der centralisirten Bureaukratie festgesetzt hat. Die Einheit des Reichs ist wiederholt gestört worden durch zwei Eroberungen des Landes wie durch 22 Dynastienwechsel mit ebenso viel blutigen Revolutionen. Die Religion ist von einem ernsten Deismus zum Indifferentismus und von diesem schließlich zum Materialismus übergegangen.

Der Verfasser fügt jedoch selbst hinzu, daß alle diese Veränderungen nichts sind gegen die furchtbaren Umwälzungen und Neugeburten des Westens. Er gesteht ferner zu, daß die eigentlichen Chinesen, die vor den Mongolen in die westlichen Gebirge geflüchtet sind, noch heute ebenso abgeschlossen und barbarisch sind wie vor 4000 Jahren und die außerordentliche Thatsache an sich aufweisen, daß es Menschenstämme gibt, an welchen sich die Wogen der Civilisation stets vergeblich brechen und deren Bestimmung es lediglich zu sein scheint, die Erde nur so lange

innezuhaben (to tenant), bis sie von einer überlegenen Rasse aus ihrem Besitz vertrieben werden.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in Japan, wo wir trotz der nämlichen Abgeschlossenheit höherer Bildsamkeit und geordnetern Zuständen begegnen. Japans größtes Unglück waren nach Neumann die Jesuiten, welche zuerst im Jahre 1549 seinen Boden betraten. Statt der vollkommenen Religionsfreiheit, welche bis dahin geherrscht hatte, begann nun Unfriede und Verfolgung, denn den Schülern Loyola's war es weit weniger um die Bekehrung der Japanesen als um politische Zwecke zu thun. Sie waren es, die Japan an den Rand des Abgrundes brachten und sich dabei doch stets als Märtyrer geltend machten, denn „von Verfolgungen zu reden", sagt Neumann, „wenn man den Gesetzen entgegenhandelt, gehört zur herkömmlichen Sprachverdrehung". „Die Christen", klagt ein japanischer Patriot, „haben uns das Gold weggenommen, und zwar nicht blos für seltene Sachen, sondern für Aberglauben und Albernheiten. Jesuiten und andere haben Beichte und Sündenvergebung eingeführt und Gold und Silber ausgeführt."

Und doch liegt die Wurzel des Uebels auch hier in der Absperrung der japanischen Welt. Hätten die Japanesen nicht blos die Väter Jesuiten, sondern auch europäische Weltkinder zugelassen, so würden dadurch sicherlich die schädlichen Einwirkungen der erstern ausgeglichen, wo nicht überflügelt worden sein. Allein die einzige zum Handelsverkehr mit Japan zugelassene Nation waren bekanntlich die Holländer, welche sich diese Vergünstigung durch die erniedrigendsten Bedingungen erkaufen mußten. Es heißt S. 201:

In ihrem Gefängniß zu Desima, wohin sie von Firando übersiedeln mußten, durften die Holländer keine Sonn- und Feiertage feiern, keine geistlichen Gebete und Gesänge anstimmen. Der Name Christi durfte nicht ausgesprochen, kein Zeichen ihres Glaubens durfte aufgestellt und das Kreuz mußte mit Füßen getreten werden. Weiber und Kinder zu bringen war nicht gestattet; ebenso wenig der Zutritt ehrbarer japanischer Frauen. Aus den öffentlichen Frauenhäusern wurden ihnen mehrere zugeführt; die Früchte dieses Umgangs mußten im Lande bleiben. Bei dem geringsten Verdachte einer mittels dieser oder anderer Personen verübten Schmuggelei wurden jene Frauen über Torturbänke, woraus kurze Stacheln hervorstanden, nackt hin- und hergezogen.... Grenzenlose Verachtung, Spott, Schmach waren hier, wie allenthalben auf Erden, die natürliche Folge der selbstsüchtigen Gemeinheit. Der Hollanda Kapitän, wie sie zu Jeddo den Obervogt der Desimafactorei hießen, mußte, zwischen den der Reihe nach aufgestellten Geschenken, bis unfern des kaiserlichen Throns auf Händen und Füßen herbeikriechen. „Der Kopf soll nicht emporgerichtet, sondern, auf dem Knie liegend, bis zum Boden in ehrfurchtsvollstem Stillschweigen hinabgedrückt werden." In gleichem Stillschweigen mußten sich die Holländer, wie Krebse rückwärts kriechend, vom kaiserlichen Angesicht entfernen. War das geschehen, so wurden sie ins Innere des Palastes abgeführt, um den Gemahlinnen, den Töchtern des Fürsten und dem ganzen weiblichen Hofgesinde als Spaß und Belustigung zu dienen. Hier nahmen sie sämmtlich, mit Ausnahme des Kapitäns, auf Befehl die Oberkleider herab, damit Herren und Damen sie genauer betrachten könnten. Sie mußten die albernsten Fragen mit der größten Ehrerbietung beantworten und herbeibringen, was ihnen befohlen. Hiermit waren aber die Großen Japans noch nicht zufrieden. „Wir mußten", wie Kämpfer erzählt, „uns gefallen lassen, ordentliche Affenpossen auszuüben. Wir mußten bald aufspringen und hin- und herspazieren, bald uns untereinander becomplimentiren, tanzen, springen und Betrunkene vorstellen. Wir mußten japanisch stammeln, malen, holländisch und deutsch lesen und singen."

Ein Staat, welcher sich um schnöden Geldgewinns willen zu solcher Gemeinheit erniedrigen konnte, war natürlich außer Stande, die Japanesen für den allgemeinen Weltverkehr zu gewinnen und hatte keine Ahnung von einer civilisatorischen Aufgabe, welche obenein nicht ohne eine achtunggebietende Machtentfaltung durchgeführt werden kann. Jetzt haben endlich die Engländer Bresche in die Mauer geschossen, welche sichtbar und unsichtbar die chinesische und japanische Welt umschloß. Kaum aber ist das geschehen, so drängen sich sofort die Amerikaner, die Franzosen, die Russen, ja sogar die Preußen herbei und begehren und erhalten Einlaß. Das führt uns auf Orlich's Bedenken zurück, ob die Engländer allein im Stande sein werden, die ihnen in Indien, überhaupt in Ostasien gestellte Aufgabe zu lösen. Die Aufgabe ist schon nicht mehr den Engländern allein gestellt, sondern dem gesammten Europa, ja der ganzen civilisirten Welt, welche in weltgeschichtlichen Fragen eine nicht mehr abzuweisende Solidarität in Anspruch nimmt und ausübt. Die Engländer finden vielleicht schon jetzt mehr Mitwirkung als ihnen lieb sein mag, da nicht alle Mächte von gleichen civilisatorischen Impulsen getrieben werden. Frankreich, welches von jeher geringe oder keine Befähigung zur Colonisation an den Tag gelegt hat, sucht sich, von imperialistischer Eifersucht gestachelt, in Cochinchina festzusetzen, und hat alle Tendenz, der englischen Herrschaft ein Dorn im Fleische zu sein; Rußland hat in aller Stille am Amur seiner Ländergier gefröhnt und sich ein Küstenland von der ungefähren Größe Frankreichs einverleibt, das namentlich für seine maritime Entwickelung von höchster Wichtigkeit zu werden verspricht; Holland hat die Gelegenheit wahrgenommen, sich durch neue Verträge von der frühern Schmach zu befreien und fängt an, eine etwas würdigere Stellung einzunehmen; zuletzt hat Preußen einen schwachen Versuch gemacht, seinen großmächtlichen Rang so gut oder so schlecht es geht, geltend zu machen. Die bedeutungsvollste und würdigste Rolle ist nächst den Engländern jedoch den Amerikanern zugefallen, welche schon durch ihre Lage am Stillen Ocean vorzugsweise den Beruf und das Interesse haben, die Civilisation nach Westen vorzuschieben. Sie waren auch die ersten, welche den Triumph einer japanischen Gesandtschaft in ihrem Lande gefeiert haben, den Ludwig Napoleon in den letzten Tagen zum zweiten mal in Scene gesetzt hat. Welche Folgen auch immer dieser Wetteifer der eindringenden Mächte haben möge, für Ostasien selbst wird derselbe hoffentlich nur von wohlthätigen Folgen begleitet sein. Möglich allerdings, daß die chinesischen Tiefebenen oder die indischen Gewässer zu demnächstigen Schlachtfeldern für die europäischen Mächte auserseben sind; allein selbst in diesem Falle würde dadurch nur der ostasiatische Boden für ein desto rascheres Gedeihen der Civilisation gedüngt werden. Welchen Charakter die Entwickelung und Gestaltung

der Menschheit, nachdem sie ihre erste geschichtliche Weltreise vollendet hat, an dieser ihrer Geburtsstätte annehmen wird, vermag kein menschliches Auge vorauszusehen. Nur so viel sehen wir klar, daß auch hier des Dichters Wort zur vollen Wahrheit wird:

> Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

54.

Die Verfassungskämpfe im Königreich Hannover.

Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832—60. Von Albert Oppermann. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1860—62. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Nur wirkliche Staaten haben eine Geschichte, nicht iber solche, die blos den Namen von Staaten führen. Denn jene tragen das Gesetz ihrer Entwickelung in sich elbst; diese werden eine Beute des Zufalls. Stammt ie Verschiedenheit der Regierungsgrundsätze von Sachsen-Koburg-Gotha und Sachsen-Meiningen-Hildburghausen us der Natur der beiden Ländchen? Ward etwa das Inglück der Kurhessen durch ihren Charakter verschuldet?

Den Uebergang von Hessen-Kassel zu Hannover wird nan keinen Sprung nennen. Oppermann hat es nicht ersucht, eine hannoversche Geschichte zu schreiben; er begnügt sich damit, Beiträge „zur Geschichte" seiner Heimat u liefern. Er nennt sein Buch „einen rohen Bau, von heilweise unbehauenen Bausteinen, höchst ungleichmäßig usgeführt". Wird sich eine Hand finden, die ein Kunstverk daraus gestaltet? Wir können das Unmögliche nicht lauben. Eine Sammlung schätzbar unerquicklichen Maerials: das ist die unvermeidliche Form für den Historiker es Welfenlandes. Oppermann besitzt jedoch mehr als en Fleiß, der zu einer solchen gehört; zu rühmen ist er Muth und die gesunde Einsicht, womit er die leidigen hatsachen, die er meldet, dem Urtheil seiner freien und eutschen Gesinnung unterwirft. Auch hat er das Beürfniß nach Abrundung seines Werks empfunden; er at in seine Darstellung dankenswerthe Uebersichten der leichzeitigen Weltereignisse, vornehmlich aber der Schickle des „weitern" Vaterlandes verwebt, und so erscheint s Unheil Hannovers als das, was es ist, als ein benderer Fall des allgemein deutschen Misgeschicks.

Das Buch führt uns in die Zeit zurück, wo unter em Einfluß der pariser Julirevolution in mehreren deuthen Klein- und Mittelstaaten Reformen des Ständeesens stattfanden, bis dahin war Hannover „nur dem amen nach Monarchie, in der That ein aristokratisch giertes Land". In England dienten die Welfen mit ehr oder weniger gutem Willen einem freien Staate s oberste Ceremonienmeister, während ihr „Stammland" um etwas anderes war als eine geographische Summe on Ritter- und Bauergütern. Aus dem Adel gingen e Minister und die hohen Beamten hervor, die jedoch r die Geschäfte zu vornehm waren und sie den Dienern erließen. Seit 1819 gab es eine allgemeine Ständeversammlung, welche zu Anfang der dreißiger Jahre das dringende Bedürfniß ihrer eigenen Verbesserung empfand. Infolge ihrer Anträge verkündete Wilhelm IV., „von Gottes Gnaden König des vereinigten Reichs Großbritannien und Irland, auch König von Hannover", am 26. September 1833 eine Verfassung, der eine dunkle Vorstellung von modernem Staatsbürgerthum zu Grunde lag. Daß sich letztere durch die Thätigkeit der Kammern zum Lichte herausgearbeitet hätte, läßt sich nicht behaupten. Kühl ward das neue „Staatsgrundgesetz" von den Hannoveranern aufgenommen; eine Presse, welche Theilnahme daran hätte wecken, eine öffentliche Meinung hätte bilden können, gab es gar nicht; unabhängige Abgeordnete von staatsmännischer Anlage keinen einzigen! Die zweite Kammer war eine Beamtenkammer, dieses in Deutschland leider so wohlbekannte Zerrbild einer Volksvertretung. Anerkennenswerth immerhin ist es, daß damals schon in Hannover das richtige Wort gesprochen ward: „Die ungeheuere Zahl der Staatsdiener ruht nicht weniger schwer auf dem größten Theil der deutschen Staaten, als die Geistlichkeit auf Spanien." Kurz, die Verfassung arbeitete (wie die Engländer sagen) von Anfang an so unschädlich und harmlos, daß nicht einmal die wiener Ministerconferenz von 1834 etwas Gefährliches darin zu entdecken vermochte. Bald fing man in Hannover an, über die Nutzlosigkeit und Langweiligkeit der Ständeverhandlungen zu schelten: eine Klage, die von den Feinden jeder Verfassung, wenn nicht zuerst angestimmt, so doch bestens benutzt ward. Was nämlich Metternich und seine Schüler nicht hatten entdecken können — das „Antimonarchische" in der Constitution von 1833 — das fand der erste eigene König heraus, dessen sich das Reich Hannover zu erfreuen hatte.

Im Juni 1837 starb Wilhelm IV. und es folgte ihm in England die königliche Dame, welche dort die Dynastie in so hohem Grade wieder volksbeliebt gemacht hat; in Hannover aber Ernst August, bis dahin als Herzog von Cumberland der verschrienste unter den Welfenprinzen. Derselbe erklärte, daß ihn die Verfassung „weder formell noch materiell binde", und daß er darin „eine hinreichende Gewähr für das dauernde Glück seiner getreuen Unterthanen nicht finden könne". Sie ward aufgehoben am 1. November desselben Jahres. Bezeichnend war es, daß die Minister, obwol auf die Verfassung vereidigt, doch nach dem Staatsstreich im Amte blieben. In monarchischen Staaten gedeiht ja, nach Montesquieu, die Ehre am besten. Bezeichnend war es ferner, daß zuerst, und zwar mit europäischem Aufsehen, das gekränkte Rechtsgefühl seine Vertretung fand aus der Mitte eines Standes heraus, dessen hervorragende Rolle in deutscher Politik sich großentheils aus dem Umstande erklärt, daß man bei uns lange Zeit geglaubt hat, die Staatskunst lasse sich in dem Sinne wissenschaftlich treiben wie Chemie und Botanik. Man hat über Professoreneinflüsse auf die Staatsbewegung in Deutschland manches Gute und viel Schlimmes zu sagen; allein Pflicht ist es, den „Sieben von Göttingen" und ihres muthigen Einspruchs mit dem

wärmsten Lohe zu gedenken. Uebrigens war dieser gelehrte Protest durchaus nicht der einzige; das ganze Land, oder vielmehr die kleine Zahl der Bewohner desselben, die am bisherigen Verfassungsleben betheiligt waren, gerieth in Unruhe, und es hatte eine Zeit lang den Anschein, als werde das fürstliche Belieben am Widerstande der Rechtsfreunde zerschellen. Von den alten Ständen, die wiederberufen wurden, stellte sich nur eine Minderheit ein, und auch diese zum Theil blos durch polizeilichen Zwang; sie erklärte sich gegen ihre eigene Geltung und bat den deutschen Bundestag um Hülfe. Den nämlichen Schritt, der damals noch nicht so aussichtslos erschien wie jetzt, thaten mehrere Stadtbehörden. In Frankfurt entschied man jedoch zu Gunsten Ernst August's (abweichender Meinung waren Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden und die Freien Städte), und so gelang es der hannoverschen Regierung, mit einer Ständeversammlung, in welche 15 Städte und 10 ländliche Wahlbezirke gar keine Abgeordneten geschickt hatten, im Juli 1840 eine neue Verfassung zu vereinbaren. Durch sie empfing das Staatsbürgerthum, worauf man sich bisher so viel zugute gethan, einen harten Stoß, denn dem Adel ward durch Steuerfreiheit und besondern Gerichtsstand eine Ausnahmestellung gewährt (gleichzeitig sicherte man ihm den Genuß seiner nobeln Passionen durch ein Jagdgesetz, das an die Zeiten Wilhelm's des Eroberers erinnerte), und es war eine natürliche Folge davon, wenn in den nächsten Jahren die Kastentrennung in der hannoverschen Gesellschaft immer schroffer wurde. Die „allgemeinen Stände" — ohnehin durch feudale Provinzialstände in die Enge getrieben — verloren das Recht eigener Gesetzvorschläge, und ihre Mitwirkung in Geldsachen ward durch eine Menge zweideutiger Bestimmungen unsicher gemacht. Dennoch war dies von 1840—48 das einzige Feld, wo ihr Einfluß nicht ganz auf Null herabsank; sie zeigten sich wiederholt, selbst der Regierung gegenüber, als behutsame Haushälter, behutsam vom Standpunkte einer kleinen, einer kleinlichen Wirthschaft aus. Einig waren sie mit dem Ministerium in der Idee eines hannoverschen Sonderstaats; ein Greuel war ihnen z. B. der Zollverein, und für ganz richtig hielten sie es, daß ein Land ohne natürliche Grenzen durch künstliche Alpen ökonomischer Art von den Nachbarn geschieden werde. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn", und schwerlich hätten die Verhandlungen der Stände bildend, erhebend oder aufregend gewirkt, auch wenn sie nicht geheim gewesen wären.

Als 1847 der Wellenschlag des politischen Lebens überall höher zu gehen anfing, vermaßen sich die Kammern, Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen zu fordern; allein Ernst August donnerte ihnen sein majestätisches „Niemals" entgegen. Da nun überdies eine nennenswerthe Presse bei der Gültigkeit des Censuredicts von 1705 nicht aufkommen konnte, so begreift man, warum der schönste Segen eines Verfassungsstaats: die Liebe der Bürger zu einem Gemeinwesen, in welchem ihre verständige Einsicht ihr Wohl begründet sieht, die Herzen der Hannoveraner nicht erwärmte. Als im Februar 1848 die Kunde vom Sturze des Julithrons in der Welfenstadt anlangte, so ward sie auf dem Bahnhofe mit dem abstracten Rufe begrüßt: „Es lebe die Republik!"

Hannover hatte seinen 17. März, wie andere Städte andere Tage. Vorläufige Errungenschaften wurden gewonnen. Natürlich gewährte Ernst August „aus freiem Entschlusse, was zur Begründung eines neuen Lebens nöthig schien", und er setzte bei jedem Hannoveraner die Ueberzeugung voraus, „daß sein König nichts verspräche, was er nicht ehrlich halten würde". Auch erklärte er sich bereit, „den letzten Tropfen Blut dem Wohle seines Volks zu opfern". An die Spitze der Geschäfte traten Graf Bennigsen und der Bürgermeister Stüve aus Osnabrück. Der letztere, das eigentliche Haupt der Regierung, war eine kräftige und ehrliche, dabei etwas beschränkte und eigensinnige Natur. Seine Losung war: das Recht. Von den beiden Krankheiten seines Staats, Bureaukratie und Feudalismus, war ihm jene die widerwärtigste. „Der Allgewalt der Polizei entgegenzuwirken", sagte er, „ist die Hauptaufgabe der Zeit." Erst an zweiter Stelle wichtig erschien ihm die Befreiung Hannovers von den lästigen Vorrechten des Adels. Beide Zwecke aber sollten erreicht werden von dem (sehr zweifelhaften!) Rechtsboden aus, worauf er sich stellte: durch die Mittel der Verfassung von 1840. Dem Rufe der freisinnigen Vereine nach einer „constituirenden Versammlung" wurde nicht nachgegeben. Sie halfen sich dadurch, daß sie aus eigener Machtvollkommenheit sogenannte „Condeputirte" oder „Volksverordnete" erwählten, die gleichzeitig mit den allgemeinen Ständen zusammentraten, um einen „moralischen Druck" auf sie zu üben. So kam denn am 5. September 1848 eine neue wesentlich verbesserte Ausgabe jener Verfassung zu Stande. Es ward darin die Freiheit der Bürger (besonders durch den Schutz der Gerichte gegen die Willkür der Verwaltungsbeamten) gewährleistet; es ward ferner eine weit größere Unabhängigkeit der Gemeinde von der Staatsgewalt herbeigeführt; den bedeutendsten Fortschritt jedoch machte man durch vollständige Streichung aller Privilegien des Junkerthums. Namentlich verlor die erste Kammer ganz den Charakter einer Adelsvertretung.

Diese innern Angelegenheiten traten indessen zurück gegen das Verhältniß Hannovers zu Deutschland, über dessen Ernst und Wichtigkeit die Unterthanen der Welfen durch sehr schmerzliche Erfahrungen belehrt werden sollten. Anfangs begnügte man sich hier wie überall mit der sehr reinen, aber auch sehr leeren Freude am prächtigen Schwarzrothgold; mit der deutschen Begeisterung vertrug sich ganz vortrefflich die Vorliebe für das „engere Vaterland", der mittelstaatliche Dünkel, dessen Lebenselement der Preußenhaß ist. Als Dahlmann Ende März über Hannover nach Frankfurt reiste, riefen ihm seine patriotischen Freunde zu: „Macht was ihr wollt, nur keine preußische Hegemonie!" Dies war denn auch der Standpunkt der Minister, besonders Stüve's, dessen Hannoveranerthum mindestens ebenso zäh und hartnäckig er-

ls sein Rechtsgefühl. Keinen Staatsmann hat es seit 1848 in Deutschland gegeben, der zu gleicher Zeit so ri und so gründlich undeutsch gesinnt gewesen wäre. Voll Abneigung und Argwohn verhielt er sich dem Vorparlament, der Nationalversammlung, sogar dem unschuldigen Reichsverweser gegenüber; von Anfang an weissagte er dem frankfurter Treiben den allerbösesten Ausgang:

Wie kann man glauben, daß Baiern, Sachsen, Hannoveraner, selbst Würtemberger zugeben würden, ihren König zu einem mediatisirten herabsinken zu sehen? .... Wer die Fäden kennt, weiß, daß ein deutsches Reich mit Preußen an der Spitze beabsichtigt ist; man bahnt ein Aufgehen Deutschlands in Preußen an.

So schalt, so klagte, warnte und drohte Stüve schon in den Rosentagen der nationalen Bewegung; allein er trieb diese Politik, seiner Natur gemäß, so nackt und offen, wußte sie so wenig mit schönklingenden Redensarten zu bemänteln, daß er eben dadurch den Geist des Widerspruchs frühzeitig weckte. Ließ er sich doch von seinem Aerger über Frankfurt und Berlin so weit hinreißen, daß er — am 13. Mai 1848! — von einer „zu hoffenden Reaction in den jetzt überspannten Ideen" sprach. Bald erhoben sich laut und zahlreich die Stimmen, welche Stüve's Verfahren in hannoverschen Dingen zwar lobten, seine deutsche Politik aber durchweg misbilligten. Selbst die sogenannten Constitutionellen erklärten, daß sie die Unterwerfung des Landesherrn unter die Reichstagsgewalt auf das eifrigste herbeiwünschten.

Bei den Neuwahlen für die Stände, Anfang 1849, trat sich die deutsche Frage als die Hauptsache hervor. Denkwürdig ist es, daß Herr von Borries, damals Regierungsrath in Stade, dem einundzwanzigsten Wahlbezirke seine „genaue Kenntniß der Verhältnisse", seine reiche Erfahrung und Gabe der Rede" anbot, und sich bei dieser Gelegenheit ganz unzweideutig nicht nur zu der Verfassung vom 5. September, sondern sogar zu den deutschen Grundrechten bekannte, es auch höchlich übel nahm, als man ihn beschuldigte, er wolle für die „Sonderinteressen des Adels" kämpfen; „nur bei gänzlicher Verkennung des politischen Entwickelungsgangs", schrieb er entrüstet, „könne an die Rückführung der alten Vorrechte gedacht werden." Das half ihm jedoch nichts; er wurde nicht gewählt, und erst von da ab, meint unser Gewährsmann, entwickelte sich bei ihm die „stille Wuth gegen die Gesetzgebung von 1848". Ein heftiger Zank zwischen den Ständen entspann sich über die Grundrechte, welche Stüve aus Eifersucht auf Hannovers Selbständigkeit nicht verkündigen mochte. „Man thut wohl", so lautete sein Sprüchlein, „Frankfurt nicht zu stärken." Die zweite Kammer dagegen forderte auf Antrag des Syndikus Lenz — dem die Nationalversammlung feierlich dafür dankte — schleunige Veröffentlichung derselben und Vorlage von Ausführungsgesetzen. Die Minister suchten darauf um ihre Entlassung nach, und Ernst August — der deutscher König! — schrieb ihnen das folgende classische Billet:

Bevor Ich kann Ihre Entlassung annehmen, werde Ich erwarten müssen das Schreiben der Stände, und wenn dasselbe so ist, wie Sie glauben es sein wird, muß Ich versuchen, ob Ich kann ein Ministerium finden von ehrlichen Männern, welche ein Programm haben, womit eine Regierung in Hannover kann überhaupt bestehen.

Das Ministerium blieb; die Stände wurden erst vertagt, dann aufgelöst, und zwar zu derselben Zeit (Ende April 1849), als die Hannoveraner zu Gunsten der deutschen Reichsverfassung sich sehr stark aufregten. Zu einer Revolution im Namen derselben, wie in Sachsen und Baden, kam es jedoch nicht. Stüve bot zur Beschwichtigung das sogenannte Dreikönigsbündniß, mit welchem es ihm, seiner Gesinnung nach, niemals Ernst gewesen sein kann. Er habe damit nur „Ordnung stiften" wollen, äußerte er später offenherzig genug. Wenn die Verständigen und Besonnenen für den berliner Entwurf in loyale Begeisterung geriethen, so misfiel das sicherlich keinem mehr als dem hannoverischen Mitverfasser, und wenn die Volkspartei auf das diplomatische Machwerk schalt, stellenweise sogar auf Preußen schimpfte und einen großdeutschen Ton anschlug, so trieb sie, ohne es zu wollen, Regierungspolitik. Ohne Furcht vor Aufruhr und Empörung, ja selbst vor einer moralischen Niederlage, durfte Stüve den Dreikönigsbund verlassen, dem Interim sich anschließen und ohne Hehl auf Wiederherstellung des Bundestags hinarbeiten, weil dadurch allein das theuere „Recht der schwächern Staaten" gesichert sei. „Leider", so seufzte er Anfang 1850, „zeigt sogar Oesterreich keine Neigung dazu." Die Mehrheit der neuerwählten Stände hörte dies ohne Misbilligung; sie begnügte sich mit dem ebenso unbestimmt als barbarisch abgefaßten Gesuche an das Ministerium:

In Erwägung, daß ein baldiges Zustandekommen einer den wirklichen Bedürfnissen Deutschlands entsprechenden und auf dem Wege der weitern Entwickelung des bestehenden Rechts zu erstrebenden Verfassung Deutschlands dringend geboten ist, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß baldthunlichst nach einem das Vertrauen des deutschen Volks erweckenden Wahlgesetze eine Vertretung desselben von den Regierungen berufen und von diesen mit der also berufenen Volksvertretung die Verfassung Deutschlands vereinbart werde.

So läutete man in Hannover Deutschland zu Grabe.

Stüve's Freude darüber, die volle Souveränetät seines Staats gerettet zu haben, sollte bald verbittert werden. Er hatte in dem merkwürdigen Glauben gehandelt, daß er zu gleicher Zeit Deutschland mit dem Bundestage und Hannover mit einer freisinnigen Gesetzgebung beglücken könne. Die Verfassung vom 5. September 1848 sollte eine Wahrheit werden durch eine vollkommene Neugestaltung des Gerichts- und des Verwaltungswesens. „Durchgeführte Theilnahme des Volks an der Verwaltung, Oeffentlichkeit der letztern, möglichste freie Thätigkeit der Gemeinden, möglichste Selbständigkeit der Behörden nach oben", das waren die Grundsätze, zu denen sich Stüve redlich bekannte. Wie sehr erstaunte er, als seine „neuen Organisationen" bei Hofe den hartnäckigsten Widerstand fanden. Der König selbst, „um den er sich mit Aufopferung der Liebe des Landes so große Verdienste

erworben", wandte sich von ihm, und als er mit seinen Amtsgenossen am 27. October 1850 seine Entlassung verlangte, so erhielt er sie.*) Die „ehrlichen Männer" hatten ihre Schuldigkeit gethan; sie konnten nun gehen. Es folgte ein Ministerium Münchhausen-Lindemann. Dasselbe erlangte bei den Ständen das Vertrauen, „es werde von den Verheißungen des Jahres 1848 retten, was noch zu retten sei", und bewog sie durch die Furcht vor einem Junkerministerium zu einer bedingungslosen Nachgiebigkeit. Die Stüve'schen Plane wurden verstümmelt und verwässert, um sie dem Hofe mundrecht zu machen. Vergebens; die rückläufige Bewegung ließ sich nicht aufhalten. Der hannoversche Adel, der vordem in der ersten Kammer und besonders in den Provinziallandschaften einen entscheidenden Einfluß auf die Staatsmaschine geübt hatte, verzichtete willig auf den Ruhm der „Großherzigkeit", den er sich 1848 durch das Aufgeben seiner Standesvorrechte erworben, und fand es ganz „ritterlich", zu gestehen, daß er damals nur dem Drange der Umstände nachgegeben. Die Neuordnung der Provinziallandschaften im Geiste der Verfassung hatte Stüve versäumt, und als das Ministerium Münchhausen den Versuch dazu machte, war es zu spät trotz aller versüßenden Klauseln. Die Ritter tagten — im April 1851 — zu Celle; sie bestürmten den König mit Gesandtschaften, und, da es ihnen hier nicht schnell genug ging, so wandten sie sich an den Bundestag, der sich eben nach einem neuen Hessen umsah. Dieser richtete an die hannoversche Regierung die kühle Frage, ob sie nicht an eine „Revision" der Verfassung und Gesetzgebung von 1848 denke, und noch fand Münchhausen den Muth, kurz und bündig Nein zu sagen. Da starb am 18. November der alte Voltairianer Ernst August und Georg V. bezog mit seiner frömmelnden Umgebung die königlichen Gemächer.**)

Beinahe gleichzeitig mit dem pariser Staatsstreich vom 2. December trat in Hannover das Ministerium Schele an die Spitze der Geschäfte. Derselbe bestrebt sich zwei Jahre lang, sich mit den Rittern zu „verständigen", und bringt daneben merkwürdigerweise eine noch ganz leidlich liberale Justizreform Stüve'schen Ursprungs zu Stande. Es folgt, Ende 1853, ein Ministerium Lütcken, welches mit dem Bundestag unterhandelt, und ihm, November 1854, erklärt, es werde sich seinem Ausspruche fügen. Am 16. Mai 1855 erfolgte denn, auf frankfurter Befehl, der Verfassungsbruch, wodurch der Adel in seine „Rechte" vollkommen wieder eingesetzt ward. Ein neues Ministerium (bei so vieler Zerstörungsarbeit nutzten sich die Kräfte rasch ab), in welchem die Häupter der Aristokratenpartei, die Herren von Kielmannsegge, von Bothmer und von Borries ihren Sitz hatten, löste am 1. August desselben Jahres mit Virtuosität die Aufgabe, „die gesammte Verfassung und Gesetzgebung des Königreichs mit den Grundgesetzen des Deutschen Bundes in Uebereinstimmung zu bringen", und machte sich außerdem das Regieren durch eine Reihe von „Nothgesetzen" bequem, welche ihm die Stände in den nächsten Jahren durch die allerkläglichsten Zugeständnisse abkaufen mußten. (Eine Zusammenstellung derselben findet man bei Oppermann, II, 449—452.) Groß war der Jubel der Junker und ihrer Freunde über diese herrlichen Erfolge, zügellos ihr Ingrimm über den Widerstand, der sich — es gehörte viel Muth dazu — an einigen Orten regte. „Heinrich der Löwe", so schrieb einer von diesen Edeln, „der große Ahnherr unsers Königs, ließ die Stadt Bardowiek zerstören; sie war ungetreu ihrem Landesherrn: ihr geschah ihr Recht."

Oppermann ruft aus:

Es ist für den Geschichtschreiber schwer, guten Humors zu bleiben, wenn er alle Dinge, die er in der Mitte seiner Arbeit für aufgehoben und abgethan erklären konnte, Absolutismus und Byzantinismus, Prätensionen von Junkern, Pfaffen und Bureaukraten, die Schrecken des Polizeistaats, gewaltthätiges Niederhalten des Ringens nach nationaler Entfaltung, auf den letzten Seiten, zum Theil sogar in vermehrter und verbesserter Auflage, wieder in Scene setzen soll. Ich stieß auf so viel feige Niedertracht, die sich bläht, auf eigennützige Heuchler, die fromm thun, auf dummen Servilismus, der sich krümmt, und auf Apostasie, die selbstschänderisch genug die Hand an das eigene Werk legte, das sie vor kurzem erst, bei anderm Wetter freilich, geschaffen, daß mir zu Muthe war wie Faust, wenn er Mephisto zuschreit: Vorbei, vorbei!

Der einzige Trost über diese Vorgänge ist die Einsicht, daß er nothwendig war, um die Hannoveraner und andere Sonderstaatler von der Werthlosigkeit ihres politischen Daseins zu überzeugen. Siegend erhebt sich über das Treiben der hannoverschen Junker der nationale Gedanke. Wenn Oppermann sagt, „er glaube an die Zukunft Hannovers", so kann das keinen andern Sinn haben, als daß er an die Zukunft Deutschlands glaubt. Nur in und durch Deutschland hat Hannover eine Zukunft.

Gustav Liebert.*)

*) Die nächste Veranlassung dazu — nicht den eigentlichen Grund — gab die hessische Frage, in welcher sich der hannoversche Bundestagsgesandte ohne Vorwissen des Ministeriums auf den österreichischen Standpunkt gestellt hatte.

**) Ueber den Gegensatz der beiden Monarchen und ihrer „Camarillen" vgl. Oppermann, II, Anlagen 39 und 40.

*) Gustav Liebert ist, seitdem er diesen Bericht, vielleicht die letzte veröffentlichte kritische Arbeit aus seiner Feder, verfaßte, dem Kreise unserer Mitarbeiter durch den Tod entrissen worden. Er starb, mit einer Arbeit über Spenser beschäftigt, noch nicht 34 Jahre alt, am 17. October d. J. und ließ seine Familie, für deren einstweilige Unterstützung sich in Hamburg sofort ein Comité gebildet hat, in bedrängten Umständen zurück. Seine schöne kritische Studie „Ludwig Uhland" liegt uns in zweiter Ausgabe (Hamburg, Meißner, 18[illegible]) vor. Der Gefeierte ist seinem kritischen Herold sehr bald nachgefolgt. Dieser Umstand dürfte, wie im Vorwort zur zweiten Ausgabe bemerkt ist, der Schrift einen „neuen und erhöhten Werth" erhalten.

D. Red.

Zur Reinigung und Feststellung des Schiller'schen Textes.

1. Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Von J. Meyer. (Manuscript für Gönner und Freunde zum 10. November 1860.) Nürnberg. 1861.
2. Wallenstein von Schiller. Nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Stuttgart, Cotta. 1861. Gr. 8. 16 Ngr.

Des Professors Joachim Meyer Verdienste um die Reinigung und Berichtigung des Textes der Schiller'schen Werke und um die Correctur ihrer neuesten Ausgaben haben wir schon in Nr. 36 d. Bl. f. 1859 auf Anlaß seiner frühern „Beiträge" zu demselben Zweck (Nürnberg 1858) anerkennend hervorgehoben und dabei mehrere sinnentstellende Druckfehler angeführt, welche die frühern Ausgaben verunstalteten und von denen es kaum glaublich ist, wie sie sich so lange in den Drucken forterben, von höchst gebildeten Personen gelesen und von Declamatoren gedankenlos gesprochen werden konnten, ohne daß jemand auf den durch diese Errata hervorgebrachten Unsinn aufmerksam wurde. Es ist doch klar, daß es einen bedeutenden Unterschied im Sinne macht, ob man „Scheide" oder „Schneide", „Andern" oder „Unsern", „Schrecken" oder „Schranken" zu lesen hat. Ungebildete Abschreiber, nachlässige Setzer, unaufmerksame Correctoren und sämmtliche gedankenlose Leser Schiller's haben zu diesen zahlreichen Verunstaltungen beigetragen; Schiller selbst aber scheint, indem er immer mit höhern Dingen beschäftigt war, auf die Correctur wenig Aufmerksamkeit verwendet zu haben; hat er doch sogar Gedächtnißfehler allerdings in der ursprünglichen Ausgabe des betreffenden Gedichts im Verzeichniß der Druckfehler berichtigt und verbessert (z. B. „Priamus Sohn" in „Laokoon"), den von ihm selbst berichtigten Schnitzer aber in die spätere Sammlung seiner Gedichte wieder übergehen lassen!

Erst in den letzten Decennien ist man auf diese Verunstaltungen mehr und mehr aufmerksam geworden, und namentlich hat J. Meyer ebenso viel treuen deutschen Fleiß darauf verwendet, den Schiller'schen Text von ihnen zu reinigen, als deutsche Gedankenlosigkeit, die ja doch einmal überwiegend ist, früher daran thätig war, ihn zu corrumpiren. Diese Arbeit, welche eine philologische Abwägung jedes Worts, dann aber auch eine genauere Vergleichung aller nur immer aufzutreibenden Abschriften und frühern Drucke Zeile für Zeile erfordert, ist gewiß eine sehr trockene; aber sie hat auch ihre Freuden, denn für einen Philologen ist die endliche mühsame Entdeckung der einzig richtigen Lesart oder einer in den Drucken weggebliebenen, in irgendeinem Manuscript enthaltenen Verszeile, durch welche eine vielleicht schon längst von ihm wahrgenommene Lücke ausgefüllt wird, ein kaum minder großes als das Triumphgefühl eines Entdeckungsreisenden über die Auffindung eines neuen Continents. Den wahren Lohn muß ein solcher gewissenhafter Textreiniger freilich zumeist in sich selbst finden; denn das Publikum, zu dessen hervorragendsten Tugenden überhaupt die Dankbarkeit gerade nicht gehört, ist für solche mühevolle Arbeiten im allgemeinen wenig erkenntlich oder darauf auch nur aufmerksam.

In vorliegender Schrift „Neue Beiträge u. s. w." (Nr. 1) behandelt Meyer in ausgedehnterer Weise als in der frühern mehrere Partien, welche für die jetzigen und die künftigen Ausgaben Schiller's von Interesse sein dürften. Ihren Inhalt bildet zunächst eine durch Beispiele erläuterte Auseinandersetzung über die dem Zweck der verschiedenen Ausgaben entsprechende Gestaltung des Textes. Auf diese folgt eine Untersuchung über die Echtheit mehrerer in Zweifel gezogener, dann die Mittheilung einiger bisher unbekannter Gedichte. Hieran schließt sich die Besprechung über die Textesconstituirung der Jugenddramen, indem der Verfasser sowol im allgemeinen die kritischen Hülfsmittel näher erläutert, als auch im besondern über einen Theil der verbesserten Stellen Rechenschaft gibt.

Sehr interessant waren uns die Bemerkungen Meyer's über Schiller's Orthographie und sprachliche Besonderheiten und Provinzialismen, wie sie namentlich in seinen Jugendwerken hervortreten. Wenn er sich hiervon mehr und mehr reinigte, so verdankt man dies seinem eisernen Fleiß und seinem Ringen nach Vervollkommnung in jeder Hinsicht. Im übrigen war es auch mit Goethe's Orthographie in seiner Jugendzeit sehr übel bestellt, und zwar noch in einer Zeit, wo die norddeutschen Schriftsteller in diesem Punkte bereits viel weiter waren. Leider vermochten aber im allgemeinen unsere classischen Autoren nicht alle Unregelmäßigkeiten, Inconsequenzen und Ungefügigkeiten der deutschen Orthographie zu beseitigen (Klopstock besonders fühlte sie und schlug daher auch eine ganz neue, aber wegen ihrer Willkürlichkeiten und Sonderbarkeiten unannehmbare Rechtschreibung vor), und so haben sich viele dieser Inconsequenzen u. s. w. von unsern Classikern bis auf uns vererbt, und wir sind nun dahin gelangt, daß fast jeder Autor, jede Zeitschrift ihre besondere Rechtschreibung haben und daß mancher Schulknabe, der erst zu schreiben anfängt und nur sein Gehör zu Rathe zieht, nach Grimm'schen Grundsätzen instinctmäßig vielleicht richtiger orthographisch schreibt, als sein Lehrer oder irgend der geübteste Autor.

Man wird sich daher über die Verwirrung, die in Schiller's Orthographie herrscht, um so weniger wundern dürfen, da der an den süddeutschen Lehranstalten ertheilte Unterricht in der Muttersprache damals aufs ärgste verwahrlost war. Man sprach an den süddeutschen Schulen damals nicht hochdeutsch, sondern den provinziellen Dialekt, den bekanntlich Schiller, so hinreißend und klar er auch seine Gedanken zu entwickeln wußte, im Gespräch nie ganz abgelegt hat. Schiller schrieb „heßlich", „Ether", „schröcklich", „Eyd", „Wooge", „entzweyhen", aber auch wieder „Stral", „frölich", „warlich", namentlich aber auch „ai" für „ei" in den Schriften der ersten Periode, also „faig", „Faigheit", „Krais", „Staig", „laiden"; er schrieb bald „bestialisch" bald „pestialisch"; er setzte ein doppeltes f wo wir ein einfaches f haben, also „Auffenthalt", „Stuffen", und wieder ein einfaches f, wo wir es verdoppeln, also: „hofen", „trefen", „Oefnung". In Bezug auf die Formen findet sich gleichfalls vieles Sonderbare und Veraltete; Schiller schrieb: „Moor auffahrend aus schröcklichem Pausen" (statt „aus einer schrecklichen Pause", wie er selbst in den spätern Ausgaben richtig änderte), ein „Lock Haare" für „Locke" (woher das seltsame Misverständniß bei Boas: ein „Loth Haare"); „nimmt" für „nehmt"; „begonn", „besonn", „entrunnen", „sturb", „gedeihte", „pfeifte". Oefter verschrieb er sich auch; man findet z. B. an einer Stelle „Feinde" für „Freunde", an einer andern „Tochter" für „Schwester" u. s. w.

Zunächst beschäftigt sich Meyer mit einer Anzahl Gedichten, die er Schiller vindicirt, nachdem deren Echtheit bestritten worden und zwar erst neuerdings seitens der wissenschaftlichen Commission in Weimar, welche die Aufgabe hatte, die Echtheit oder Unechtheit der von von Gerstenbergk gefertigten Schiller'schen Handschriften zu untersuchen. Es befindet sich darunter das zu einem Maskenball 1788 verfaßte Gedicht: „Die Priesterinnen der Sonne." Wir müssen gestehen, daß wir uns von der Authenticität dieses Gedichts, dessen Werth kein sehr hervorragender ist, nicht ganz haben überzeugen können. Schiller sprang zwar in seinen Jugendgedichten mit dem Reim sehr willkürlich um; aber wir glauben nicht, daß er noch im Jahre 1788 „gebildet" und „gemildert", und „feiern" und „erneuen" (insofern dies nicht ein Fehler des Abschreibers für „erneuern" ist) gereimt und auf „sollte" in der zweiten Zeile der ersten Strophe gar keinen Reim gefunden haben sollte; denn wir finden an der entsprechenden Stelle derselben Strophe statt eines Reims auf „sollte" das Wort „Glanze". Das Gedicht, übrigens schon drei Jahre nach Schiller's Tode irgendwo unter dessen Namen gedruckt, ist zwar dem Verfasser von der Freifrau von Gleichen-Rußwurm aus dem Nachlasse ihres Vaters mitgetheilt worden, aber der Text wie die Namensunterschrift sind

von anderer Hand als der Schiller's geschrieben, und Körner, der freilich auf Schiller's Nachlaß überhaupt keine Rücksicht genommen zu haben scheint, hat das Gedicht in seine Ausgabe der Schiller'schen Gedichte nicht aufgenommen. Ferner vindicirt Meyer ein anderes Gelegenheitsgedicht: „Die Schatten auf einem Maskenball", ebenfalls Schiller. Dieses Gedicht scheint uns Schiller's noch weit weniger würdig zu sein als die „Priesterinnen der Sonne". Auch fanden wir in Nr. 124 des eingegangenen „Neuen Frankfurter Museum" für 1861 folgende Notiz: „In Nr. 12 dieser Blätter haben wir die Vermuthung ausgesprochen, das auch bei uns abgedruckte Gedicht «Die Schatten» (nämlich die Schatten vom weimarischen Maskenball) sei nicht, wie Professor Joachim Meyer annimmt, von Schiller, sondern möglicherweise von Amalie von Imhoff selbst verfaßt. Nun finden wir in einem Brief der Dichterin an Matthisson folgende Stelle: «In Schiller's Musenalmanach werden Sie mein Gedicht, ‚Die Schatten', nicht gefunden haben; ich habe, trotz dem Widerspruche Schiller's, meinen Willen durchgesetzt, sie, wenigstens fürs erste, noch in der Dunkelheit der Regionen zu lassen, denen sie angehören.» Diese Stelle macht unsere Vermuthung zur Gewißheit; das Gedicht ist in der That von Amalie von Imhoff, und der Umstand, daß es fast gleichzeitig mit dem Brief dennoch erschien (in den «Horen») ist zwar sonderbar, kann aber die Thatsache nicht ändern."

In der That weist der Charakter des Gedichts sehr ersichtlich auf eine weibliche Feder hin, auf irgendeine Dichterin damaliger Zeit, die, wie Amalie von Imhoff, die Schiller'sche Prachtrhetorik in blassen Wasserfarben nachahmte und heidnische Mythologie und christlich moderne Sentimentalität in einen Milchbrei zusammenmischte. Bekanntlich hat Meyer, wie wir seinerzeit auf Anlaß seiner frühern Schrift berichteten, ein Gedicht entdeckt, das er unter der Ueberschrift „Im October 1788" der 1860ger Ausgabe der Schiller'schen Werke (I, 84) einverleibt hat. Fund und Vindicirung sind von Meyer mit großem Scharfsinn motivirt. dennoch will es uns bedünken, als ob das Gedicht, welches von einer Gegenstimme Gustav Schilling zugeschrieben worden ist, etwas in Ton, Ausdruck und Rhythmus habe, was nicht specifisch Schiller'scher Art sei. Es läßt sich freilich so etwas mehr fühlen als demonstriren, und warum sollte Schiller nicht auch einmal von seiner eigentlichen Weise abgewichen sein? Im übrigen hat H. Wölffel in einem eigens im Literarischen Verein zu Nürnberg gehaltenen Vortrag „Ueber ein neu aufgefundenes Gedicht von Schiller" Meyer's Entdeckung als richtig näher zu motiviren und zu interpretiren gesucht, dabei aber auch bemerkt, das Versmaß sei ein so ungewöhnliches, daß sich in unserer ganzen Literatur kein anderes Beispiel finden dürfte, auch habe es Schiller selbst nicht zum zweiten male gebraucht. Es sind ja auch nicht gerade die classischen Dichter, die sich vorzugsweise solch ungebräuchlicher Versmaße bedienen. Daß es „nicht zu den bedeutendsten Leistungen des Meisters" gehöre, gibt übrigens auch Wölffel zu.*)

In dem folgenden die „Räuber" betreffenden Abschnitt bespricht Meyer besonders mehrere Stellen, deren Erklärung, wie er bemerkt, selbst für einen Regis nicht ohne Schwierigkeit war. Es ist merkwürdig, wie viele Stellen in den „Räubern" vorkommen, welche durch die von Schiller gebrauchten schwäbischen Provinzialismen allen Nichtschwaben unverständlich bleiben müssen, und wie das Publikum gedankenlos darüber hinwegliest, ohne weiter nach deren Sinn zu fragen. Andere Stellen wurden in den spätern Drucken durch Satzfehler oder die Nachlässigkeit der Correctoren [illegible] verhunzt, und zeigen, wie Meyer bemerkt, „zur Genüge, daß Schiller an den der ersten Ausgabe des Trauerspiels folgenden weitern Drucken in keiner Weise mehr betheiligt war, und daß der Text des Dramas in dieser Bearbeitung (d. h. der Bühnenbearbeitung), ohne genügende wissenschaftliche Controle und blos den praktischen Bedürfnissen der deutschen Bühne überlassen, binnen wenigen Jahren so verwilderte, daß der ganze Acker von Unkraut überwuchert war". Im zweiten Bande der 1860ger Gesammtausgabe sind, wie wir wol bereits als allgemein bekannt voraussetzen dürfen, die Literaturausgabe der „Räuber", oder das Schauspiel, und die Theaterbearbeitung, oder das Trauerspiel, zur Vergleichung hintereinander abgedruckt, und zwar ist durch unsers Meyer Fürsorge der ursprüngliche Text wiederhergestellt; denn Körner hatte in seiner Ausgabe nicht wenige Stellen gestrichen, und ihm anstößige Ausdrücke gemildert. Meyer hat dazu eine Vorrede geschrieben, in welcher er eines ihm erst im September 1859 bekannt gewordenen, zwischen Schiller und dem verstorbenen Freiherrn von Cotta im December 1804 getroffenen Uebereinkommens gedenkt, wonach die sämmtlichen Dramen von dem Dichter für das in fünf Bänden herauszugebende „Theater" aufs neue revidirt werden sollten; Schiller hatte zu diesem Zweck ein revidirtes Exemplar für „Don Carlos" und die „Jungfrau von Orleans" bereits überschickt, und der Druck des ersten Bandes war bereits im Gange, als der Tod den Dichter abrief. Für den zweiten Band aber („Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe") war kein revidirtes Exemplar vorhanden, und derjenige, welcher den Druck des „Theater" besorgte, hatte demnach nur die Wahl zwischen der Literatur- und Theaterausgabe. Er wählte die erste Literaturausgabe, „aus welchem Grunde", bemerkt Meyer, „ist schwer zu sagen". Meyer ist nämlich der Ansicht, daß Schiller bei einem längern Leben für das „Theater" nur die Theaterbearbeitung gewählt haben würde; denn es lasse sich mit seinen damaligen geläuterten Ansichten von dem, was der Dramatiker auch dem Anstand schulde, unmöglich vereinigen, daß er wieder nach der Literaturausgabe zurückgegriffen hätte; man sehe nur z. B. den Monolog Franzens, Act I, Scene 1, in beiden Bearbeitungen, ferner Act I, Scene 2 der Literaturausgabe mit dem vierten Auftritt der Theaterbearbeitung vergleichen. Jener Dame, welche in einer zur Säcularfeier Schiller's erschienenen Broschüre behauptete, es gäbe keine Zeile in Schiller's Werken, welche eine züchtige Jungfrau nicht lesen dürfe, empfehlen wir recht angelegentlich zur Lectüre nur Franz Moor's Monologe Act I (II, 21 der Ausgabe von 1860) und Act IV (S. 113): es ist dies wol das Scheußlichste, was jemals aus der Feder eines Dichters und eines so jungen Dichters gekommen ist. Wie man weiß, beabsichtigte Schiller schon früh, einen zweiten Theil der „Räuber" zu schreiben, in welchem „alle Immoralität in die erhabenste Moral" sich auflösen sollte. Nun theilt Meyer in vorliegender Schrift mit, daß ein Fragment des Entwurfs zu diesem zweiten Theil sich erhalten hat und im Jahre 1856 vom Freiherrn von Cotta erworben wurde. Es führt den Titel: „Die Braut in Trauer oder zweiter Theil der Räuber. Eine Tragödie in fünf Acten", und ist von Schiller's eigener Hand geschrieben.

Meyer beschäftigt sich weiter mit „Fiesco", „Kabale und Liebe" und „Don Carlos". Im letztern ist es Meyer gelungen, eine seit dem Druck des „Theater" in allen Ausgaben weggebliebene Verszeile wieder aufzufinden, wie er schon früher den Ausfall eines Verses in „Wallenstein" und in „Maria Stuart" nachgewiesen und erst neuerdings wieder durch Vergleiche von Theatermanuscripten u. s. w. in der Bearbeitung des „Macbeth", in „Wilhelm Tell" und abermals in „Maria Stuart" in den bisherigen Drucken weggebliebene, wohlmotivirte Verszeilen entdeckt und wieder in den Text gesetzt hat. Manche dieser Entdeckungen verdankt er nicht einer blos mechanischen Vergleichung der Handschriften, sondern sein Scharfsinn ließ ihn an der betreffenden Stelle eine Lücke wahrnehmen, die er dann aus irgendeinem Theatermanuscript ergänzte. In der Bearbeitung des „Macbeth" las man früher Act IV, Auftritt 2

---

*) Durch einen gemeinsamen Freund war uns eine briefliche Mittheilung von seiten Meyer's in Aussicht gestellt worden, die, wie wir vermuthen, auf die Streitfrage wegen obiger Gedichte Bezug haben sollte. In Erwartung dieser Mittheilung haben wir auch unsern Bericht über Meyer's letzte Schrift bis jetzt, länger als wir beabsichtigten und wünschten, verschoben. Vielleicht fühlt sich der wackere Mann durch unsern Bericht veranlaßt, uns die beabsichtigte Mittheilung nundoch noch zukommen zu lassen.

Dem Schicksal soll er trotzen kühn,
Nichts fürchten, alles sinnlos wagen,
Nach seinem eitlen Traumbild jagen u. s. w.

Meyer fand scharfsinnig heraus, daß hinter der Zeile „Dem Schicksal soll er trotzen kühn" die nöthige Reimzeile fehle, und er fand nun in dem im Hoftheaterarchiv zu Stuttgart befindlichen Manuscript des „Macbeth", in welches ihm Einsicht gestattet wurde, richtig die weggebliebene Zeile:

Dem Tode blind entgegenfliehn.

Ganz ähnlich wandte schon früher Schiller das Wort „entgegenfliehn" in seiner freien Bearbeitung des vierten Gesangs der „Aeneis" in der Strophe 111 an: „Aufs neu' muß ich dem Tod entgegenfliehn."

Maltzahn hat zu seiner Schrift „Wallenstein von Schiller (Nr. 2) diejenige Handschrift von 1799 benutzt, welche die berliner Bibliothek im Jahre 1845 aus der Hinterlassenschaft des Staatsraths Kielmeyer in Stuttgart erwarb, der noch mit Schiller ein Genosse der Solitüde gewesen; sie ist nach dem Manuscript Schiller's „copirt" und „von ihm durchgesehen", wie er dieses eigenhändig darauf bemerkt, und war wahrscheinlich für die Bühne in Stuttgart bestimmt. Die Abweichungen der Handschrift von der ersten Ausgabe (1800) sind im Abdruck durch gesperrte Schrift, Schiller's Correcturen mit seinem Namen unter dem Text, die von ihm gestrichenen und die fehlenden Stellen in demselben bezeichnet. Die Varianten des Textes sind so zahlreich und die Abweichungen in der Folge der Acte und Scenen so bedeutend, daß wir hier nicht genauer darauf eingehen können. Manche Varianten scheinen uns sehr beachtenswerth; so wenn es in der Kapuzinerpredigt für

Wetzt lieber den Schnabel als den Säbel (oder Sabel)

in dieser Handschrift auf gut Oesterreichisch heißt:

Wetzt lieber den Schnaberl als den Saberl.

Nach der bekannten Stelle:

Rühmt sich mit seinem gottlosen Mund,
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen —

findet sich hier noch die Zeile:

Hat aber sein Pulver umsonst verschossen!

Man begreift nicht, warum diese den Spott des Kapuziners nachdrücklich steigernde und schon des Reims wegen nöthig scheinende Verszeile in der gedruckten Ausgabe weggeblieben ist. Am Schlusse hat der Verfasser den hier zuerst wieder vollständig genau abgedruckten Aufsatz von Goethe über die erste Aufführung der „Piccolomini" in Weimar, der in Nr. 84 der „Allgemeinen Zeitung" 1799 erschien, außerdem aber auch die betreffenden, auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindlichen Theaterzettel („Wallenstein's Lager" am 12. October 1798, „Die Piccolomini" am 30. Januar 1799, „Wallenstein" am 20. April 1799) in genauem Abdruck mitgetheilt, wofür man, wie überhaupt für die sehr fleißige Arbeit dem Verfasser nur Dank zu sagen hat.

Inzwischen ist noch ein anderer Manuscriptfund in England gemacht worden. Das londoner „Athenaeum" hatte bezüglich der erwähnten Maltzahn'schen Schrift bemerkt: „Die darin dem deutschen Leser auffallenden Abweichungen von dem gewöhnlichen Text der Tragödie seien weniger auffallend für den englischen Leser, der den «Wallenstein» aus Coleridge's Uebersetzung kennt; denn diese stimme mit dem von Herrn von Maltzahn veröffentlichten Bühnenmanuscript ganz überein, und hiernach bestätige sich Freiligrath's Vermuthung, in seinem der neuen Tauchnitzer Ausgabe von «Coleridge's Poems» vorgedruckten «Memoir of Coleridge», daß dieser den Wallenstein nach einer Handschrift, und nicht nach der ersten gedruckten Ausgabe, übersetzt habe. Das «Athenaeum» fragte schließlich: ob dieses von Coleridge benutzte Manuscript wol noch vorhanden sei? Darauf erhielt dasselbe folgende Zuschrift: «1, Hereford Square, South Kensington, 13. Mai.... Ein handschriftliches Exemplar ‚Wallenstein's Tod, in fünf Abtheilungen' ist vorhanden, und befindet sich in meinem Besitz. Es wurde meinem verstorbenen Vater von Samuel Taylor Coleridge zum Geschenk gemacht, und hat am Ende eine augenscheinlich von Schiller's Hand geschriebene Note: ‚Dieses Schauspiel ist nach meiner eigenen Handschrift copirt, und von mir selbst durchgelesen, welches ich hiermit attestire. Jena, 30. September 1799. Friedrich Schiller.' Im Exemplar selbst befinden sich mehrere, offenbar von derselben Hand wie obige Note gemachte Aenderungen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß zwischen dem Verfasser und dem Uebersetzer eine Begegnung oder Correspondenz durch die Vermittelung des Professors Blumenbach stattgefunden hat. Von letzterm ist ein Briefchen da an Coleridge aus dem Sommer 1799 (der Zeit, wo Coleridge in Deutschland weilte), worin er ihm Lebewohl sagt und glückliche Reise wünscht. Dieser Brief war einst in den Einband des Manuscripts geklebt. In unserer Familie ging die Sage, daß Coleridge gewisse Aenderungen und Auslassungen in Vorschlag brachte, und daß Schiller diese Winke theilweise in seiner gedruckten Ausgabe benutzte, und das könnte die von Ihnen bemerkten Abweichungen einigermaßen erklären helfen. Ich wüßte nicht, daß irgendwelche Briefe von Schiller an Coleridge vorhanden wären.... Der Ihrige u. s. w. James Gillman.»" (Wir theilen, wie wir ausdrücklich bemerken, den Brief Gillman's in der seinerzeit in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Uebersetzung mit.) Freiligrath hatte hierauf in demselben Blatte die Vermuthung ausgesprochen, die Handschrift von „Wallenstein's Tod", deren sich Coleridge bei seiner Uebersetzung bedient, stehe nicht allein; es müßten wol auch noch andere Theile der Trilogie, namentlich der „Piccolomini" sich auffinden lassen. Diese Vermuthung hat sich bestätigt; Henry R. Mark, 17 Highbury Crescent, ist im Besitz des zweiten Theils, und zwar in einer von Schiller's eigener Hand verbesserten und wie das Manuscript von „Wallenstein's Tod" beglaubigten Abschrift, über die dann Freiligrath später im „Athenaeum" Bericht erstattet hat. Sie bietet manche Abweichungen von dem von Maltzahn benutzten Theatermanuscript, ja sie enthält sogar eine ganze kleine Scene in Prosa, die sich sonst nirgends findet und die dann der Dichter in ein höheres iambisches Pathos transponirt hat, nämlich die, in welcher die Bedienten den Saal für die Conferenz mit Fürstenberg in Ordnung bringen (Act II, Auftritt 1). Es ist folgende:

„Erster Bedienter (mit einem Rauchfaß herumgehend). Greift an. Macht daß ein Ende wird. Ich höre die Wache ins Gewehr rufen. Sie werden den Augenblick da sein.

Zweiter Bedienter. Warum sagte man uns aber auch nicht eher, daß die Audienz hier sein sollte. Es war auch gar nichts darauf eingerichtet.

Dritter Bedienter Ja! warum ist die Erkerstube contermandirt worden, die mit der großen gewirkten Tapete, die sieht doch nach was aus!

Erster Bedienter. Das frag' den Mathematikus. Der sagt, es sei ein unglückliches Zimmer.

Zweiter Bedienter. Ei, Narrenspossen! Das heißt die Leute scheren! Saal ist Saal! Was kann der Ort viel bei der Sache bedeuten!"

Das „Frankfurter Museum" bemerkt nach Mittheilung dieser Stelle: „Ebenso finden wir die wenigen Worte, welche die Bedienten in der zwölften Scene des zweiten Acts (der Gastmahlscene) zu sprechen haben, in Prosa aufgelöst, oder vielmehr, sie wurden wol erst später in Jamben verdichtet. Nach der Ermahnung des Kellermeisters: «Ein ordentlicher Bedienter muß kein Ohr für so was haben», enthält die londoner Handschrift noch eine für uns durchaus neue Stelle, die höchst merkwürdig ist als ein Beweis, daß Schiller damals noch sehr lebhaft «als Komiker» arbeitete. Wir lassen sie hier folgen:

Zweiter Bedienter (zum Laufer, dem er eine Weinflasche

zusteckt, immer den Kellermeister im Auge behaltend, und zwischen diesen und den Bedienten sich stellend). Geschwind, Thoms! Eh der Kellermeister hersieht. Eine Flasche Frontignac. Hab' sie am dritten Tisch wegstibitzt. Bist du fertig?

Laufer. Nur fort! 's ist richtig! (Zweiter Bedienter geht.)"

Es ist dies, wie im „Frankfurter Museum" weiter bemerkt war, das einzige Beispiel, daß Schiller, dem Vorgange Shakspeare's folgend, seine Jamben in dieser Weise unterbrach; man müßte denn die von Max Piccolomini verlesene Eidesformel hierherziehen. Sollte nicht eine neue Ausgabe des „Wallenstein" mit diesen und andern in den verschiedenen Handschriften enthaltenen Zusätzen und sich empfehlenden Lesarten, wenn sie auch nur in einem Anhange hinzugefügt würden, eine willkommene Gabe sein? Für das Theater dürften sich manche der Varianten in dem berliner Manuscript unbedingt empfehlen.

H. M.

Julius Hammer's Umdichtung der Psalmen.

Die Psalmen der heiligen Schrift. In Dichtungen von Julius Hammer. Nebst Einleitung und Erläuterungen. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr.

Wir hätten das vorliegende Buch gern schon vor längerer Zeit, unmittelbar nach seinem Erscheinen besprochen. Dazu forderte uns einestheils die hohe Wichtigkeit des mit ihm zu besprechenden Gegenstandes, andererseits eine warme Sympathie für die dichterischen Bestrebungen des Verfassers auf. Dieser ist unterdessen heimgegangen und diese Dichtungen gehören mit zu den letzten, die er überhaupt veröffentlicht hat. Er war einer der wenigen Auserwählten, die ihrer Aufgabe sich klar bewußt, mit ihren ästhetischen Bestrebungen und Arbeiten die Verfolgung eines höhern, sittlichen Ziels verbinden, und wissen, daß auf das Diesseits ein Jenseits, auf dies Leben ein anderes höheres folgt. Von diesem höhern, edlern, religiösen Sinn gab die Sammlung „Schau um dich und Schau in dich" ein zu lautes Zeugniß, als daß wir dieselbe hier unerwähnt lassen dürfen, wenn wir es auch anderer Hand vorbehalten lassen müssen, den innern Bildungsgang unsers Dichters zu beschreiben. Während dort das religiöse Element in des Verfassers Dichtungen vielleicht noch zu sehr an einer etwas überschwenglichen Sentimentalität litt und diese letztere einer tiefern Wirkung seiner Gedichte vielfach Eintrag that, ist die hier gebotene Sammlung religiöser Dichtungen entschieden frei davon, und wir müssen nur bedauern, daß der heimgegangene Verfasser nicht schon früher sich an diese gesunde Nahrung des Geistes gemacht hat. Die Psalmen sind und bleiben nun einmal immer und ohne Widerrede die Prototypen aller religiösen Dichtung, und für den Verfasser, der ja für die Form wie für den Inhalt eine so reiche Begabung hatte, würde ein schon früher vorgenommenes Studium dieser Musterdichtungen von entschieden tiefgehendem Einfluß gewesen sein. Der frische, belebende Hauch, der einen aus diesen alten glaubensstarken, bald frohen, bald die tiefste Trauer des beklommenen Herzens athmenden Liedern anweht, muß seine erfrischende Wirkung geltend machen, wir mögen wollen oder nicht — und nun besonders auf eine so feinfühlende und feinsinnige Natur, wie sie der selige Hammer entschieden hatte.

Referent gesteht von vornherein, daß er gegen alle modernisirenden Uebertragungen der Bibel eingenommen ist. Luther's Bibelübersetzung leidet, das wissen wir jetzt ja alle, an unendlich vielen Unrichtigkeiten und Mängeln im Verständniß des hebräischen Urtextes, aber wir mögen mit ihr die besten Uebersetzungen vergleichen, welche wir wollen, keine wird mit der Luther'schen den Vergleich aushalten, was den Geist anlangt, der in der Uebersetzung athmet. Der Grund davon ist überhaupt schwer zu sagen oder wenigstens schwer in wenigen Worten zu sagen. Doch dürfte es genügen, wenn wir andeuten, daß unserer innigsten Ueberzeugung nach zur Ausführung eines solchen Unternehmens eine Zeit wie die der Reformation, eine Ueberzeugungsfestigkeit, ein Enthusiasmus gehört, wie er eben damals vorhanden war, vor allem aber auch diese geniale Begabung, wie sie eben Luther eigen war. Wir in unserer Zeit werden nach unsern Studien unstreitig richtigere Uebersetzungen liefern, als die im 16. Jahrhundert gearbeiteten, aber den Geist beschwört kein noch so gründliches Studium, keine noch so kritische Schule herauf. Ich denke, man sollte nach den vielen verunglückten Versuchen doch endlich davon abstehen, die Luther'sche Bibelübersetzung verbessern zu wollen: schon die praktischen Schwierigkeiten, auf welche die Einführung einer solchen verbesserten Uebersetzung stoßen würde und müßte, wäre unserer Meinung nach geeignet, den Gedanken daran fallen zu lassen. Etwas anderes nun ist es mit dem Buch der Psalmen und einer in metrische Form gebrachten Bearbeitung desselben. Von einer solchen kann schon für ein liturgisches Bedürfniß Abhülfe erhofft werden, sobald diese metrischen Uebertragungen sich eben für liturgische Zwecke eignen. Leider scheint der selige Hammer hieran gar nicht gedacht zu haben, was wir lebhaft bedauern müssen, da sich mehrere seiner Uebertragungen, wenn sie sich an die Vermaße bekannter Kirchenlieder anschlössen, gewiß zu liturgischen Zwecken eignen würden.

Was die Treue Hammer's in der Wiedergebung des hebräischen Textes, für dessen Verständniß er immerhin beachtenswerthe Studien in der einschlägigen exegetischen Literatur gemacht hat, anlangt, so kann man sich im ganzen und großen nur anerkennend darüber aussprechen. Als Probe seiner Uebersetzung wählen wir den schönen hundertsiebenunddreißigsten Psalm aus, den Hammer so überträgt:

An Babels Wassern saßen wir in Leiden
Und weineten, wenn wir an Zion dachten;
Stumm hingen unsre Harfen an den Weiden,
Die dort am Ufer in die Welle schmachten.
Da hießen sie, die uns gefangen hielten,
In unsrer Noth uns fröhlich sein und singen,
Und unsre Dränger, daß wir Lieder spielten:
„Gesang von Zion lasset uns erklingen!"

Wie sollten singen wir als Gottesfrohe
Im fremden Lande, da wir trüb' gesessen?
Vergess' ich dein, Jerusalem, du hohe,
So möge meine Rechte mein vergessen!
Es müsse meine Zung' am Gaumen kleben,
Wo ich, nicht deiner eingedenk, vergeude
Nur einen Athemzug; wo meinem Leben
Nicht du, Jerusalem, die größte Freude!

Gedenk' Jerusalems, des vielbeklagten,
Herr, unser Gott, gedenke Tag und Stunde
Den Kindern Edom's, da sie frevelnd sagten:
„Wühlt um, wühlt um, zerstörend bis zum Grunde!"
O Tochter Babel, arg und gottverhasset,
Wohl dem, der dir vergilt, weshalb ich weine!
Wohl dem, der rächend deine Lieder fasset
Und sie zerschmettert an dem Felsgesteine.

Einige Psalmen hat Hammer, sich den Untersuchungen neuerer Exegeten wie Ewald, Olshausen, de Wette anschließend, in Chor und Gegenchor zerlegt, wodurch allerdings manches entschieden an Klarheit für die Anschauung der Situation gewinnt. Die Einleitung enthält ganz treffende Bemerkungen über orientalische Poesie im allgemeinen, mit welcher sich Hammer in den letzten Jahren seines Lebens ziemlich eingehend beschäftigt hat, freilich ohne irgendeine dieser Poesien aus unmittelbarem Studium der Originaltexte kennen gelernt zu haben, was er übrigens niemals verhehlte.

Drei neue Erzählungen von Edmund Hoefer.

1. Die Honoratiorentochter. Eine Erzählung von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1861. 8. 1 Thlr.
2. Die Alten von Rhuneck. Eine Erzählung aus älterer Zeit von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1862. 8. 24 Ngr.
3. Lorelei. Eine Schloß- und Waldgeschichte von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1862. 8. 24 Ngr.

Die erste dieser neuesten größern Hervorbringungen des liebenswürdigen Erzählers wurde von uns mit Begierde ergriffen. Der Anfang schien auch die Erwartungen, die wir uns von dem Buche machten, zu bestätigen; allein weiterhin fanden wir uns doch etwas getäuscht, wir vermissen die Frische und plastische Gestaltung, die uns an den Hoefer'schen Erzählungen immer so wohlgethan, und am Ende konnten wir uns der Langeweile nicht erwehren. Das Ganze ist eine sehr aus dem Leben gegriffene Ehestandsgeschichte. Anna Todtenhagen, die Titelheldin, hat den Rechtsanwalt Wehrmann geheirathet, der um ihretwillen sich in einer ihrer Heimat nahegelegenen Mittelstadt niedergelassen, deren gesellige Kreise sehr treffend geschildert werden. Wir begegnen einer Ehe, wie es deren tausende gibt. Die Frau hält sich für gebildeter, als sie ist, und weil ihre Familie in der kleinern Stadt, aus der sie stammt, die erste gewesen, möchte sie auch in der größern sich dieselbe Stellung erobern, indeß ihr Mann sich und sie von den feinern Kreisen zurückhält, ihr langweilige Bekannte aufdrängt und selbst alle Abende in seinen „Club" geht, auch nichts thut, um ihre verschrobene Bildung zu verbessern oder durch liebevolles Wesen die Bedürfnisse ihres Herzens und Geistes zu befriedigen. Als sie nun vollends aus seinem Tagebuche erfährt, daß er recht wohl schwärmerischer und zarter Empfindungen fähig war, die er ihr selbst nie gezeigt, so ist es sehr natürlich, daß sie endlich den Umgang mit einer vornehmen Dame, die ihr entgegenkommt, gegen das Verbot ihres Mannes annimmt und den Liebesworten eines Lieutenants Gehör leiht, bis sie inne wird, daß er nur ein Spiel mit ihr getrieben. Es tritt nun eine Krisis ein, die ihr zum Heil gereicht, und der Verfasser versichert uns schließlich, daß sie und ihr Gatte noch ein glückliches Paar geworden.

Diese einfache Fabel ist zu einem Buche von 358 Seiten ausgesponnen. Da konnte es ohne übermäßige Breite und Verwässerung, wie ohne abgenutzte Motive, wie z. B. die Wette einiger Roués, eine tugendhafte Frau verliebt zu machen, nicht abgehen. Für diese Mängel können die gelegentlichen trefflichen Schilderungen aus dem Leben, namentlich aus dem Gemüthsleben der Frau nicht entschädigen; noch weniger kann das Interesse von Lesern, die auf der Höhe der Zeit stehen, von der altväterischen Ansicht des Verfassers gehoben werden, daß der Mann der strenge Gebieter des Weibes, er mithin berechtigt sei, da, wo doch das Unrecht auf beiden Seiten ist, sie allein büßen zu lassen und ihr obendrein gute Lehren zu geben, wogegen von seiner Seite keine Sühne für nöthig erachtet wird, als daß er manchmal abends zu Hause bleibt. Das ist denn doch eine gar zu abgestandene Moral und äußerst engherzige Lebensanschauung.

Kein Wunder, wenn wir nach dieser Erfahrung etwas zaghaft an Nr. 2 gingen. Aber hier ward unsere Befürchtung, es möchte uns gehen wie mit Auerbach, aufs glücklichste zerstreut, sodaß wir unmittelbar, nachdem wir diese gelesen, muthig auch gleich nach Nr. 3 griffen, die uns nicht mindern Genuß bereitete. Es sind diese beiden letzten Nummern in der That zwei liebenswürdige Erzählungen, die an des Verfassers beste Zeit gemahnen und in denen er sich auf seinem eigentlichen Terrain bewegt. Beide sind Schloßgeschichten, in beiden werden uns Charaktere jener, wenn auch vorurtheilsvollen, so doch meist ehrenhaften Schloßaristokratie vorgeführt, die noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts auf ihren Stammschlössern wohnte, nicht sehr berührt von der übrigen Welt. In der Schilderung solcher Charaktere, männlichen wie weiblichen Geschlechts, in der Schilderung landschaftlicher Eigenthümlichkeiten und Schönheiten, wie der Architektonik und der ganzen Einrichtung alter Schlösser, ist der Verfasser Meister, wenn die Schilderungen der letzten Art auch mitunter oft an einer Weitläufigkeit leiden, welche die der geschilderten Gebäude noch übertrifft.

Die Erzählung „Die Alten von Rhuneck" (Nr. 2) spielt zu Ende des Siebenjährigen Kriegs. Eine Schwester und zwei Brüder, alle schon hochbetagt, sind die Titelhelden, die über die Herzen ihrer Kinder und Verwandten nach Belieben verfügen und so drei Ehen stiften wollen, drei Paare, die sich aber anders einigen wollen, als jene bestimmt, widerstreben. Dabei geschieht es, daß Graf Rüdiger, der eigentliche Alte von Rhuneck, sich selbst in das Mädchen verliebt, das für seinen Sohn als zu arm gilt, um sie wirbt, und als sie erklärt, daß sie den Sohn und nicht ihn liebe, am Schlage stirbt. Die Liebe des Alten ist tiefernst und nicht mit jener Frivolität geschildert, welche aus dergleichen Stoffen nur Lustspiele zu machen versteht; es ist eine nicht verbrauchte Art poetischer Gerechtigkeit, wennschon das Resultat dasselbe.

„Lorelei" (Nr. 3) spielt in Deutschlands schlimmster Zeit, 1809. Ein bei dem hessischen Aufstand entkommener Offizier sucht einen Versteck im Walde und findet ihn bei einer in Ungnade gefallenen und auf ein einsames Jagdschloß verwiesenen alten Fürstin, indeß ihn sein einstiger Kampfgenosse und Freund, der ins Lager der fremden Zwingherren übergegangen, nach echter Renegatenart verräth. Die Fürstin und die Lorelei, ein singendes Hoffräulein, helfen ihm aber fort. Natürlich schlingt sich um letztere und ihn das Band der Liebe und sie heirathen einander später. Die Erzählung ist voll poetischer Wärme und spannend bis ans Ende; die Charaktere sind vortrefflich geschildert, gleichviel ob sie mehr ernster oder humoristischer Natur. Wir freuen uns dem Verfasser sagen zu können, daß diese letzten beiden Gaben den ungünstigen Eindruck des erstgenannten Erzeugnisses vollkommen verwischt haben. 50.

Notiz.

Philibert Audebrand's „Schinderhannes".

Ein Franzose hat den Einfall gehabt, einen Menschen, dessen Beinamen schon für uns Deutsche den Inbegriff aller Verächtlichkeit und Verworfenheit ausdrückt, zum Gegenstand einer besondern, in Paris erschienenen Schrift zu machen. Dieser Gegenstand ist kein anderer als der berüchtigte Schinderhannes, der Verfasser der Schrift heißt Philibert Audebrand, und der Titel der Schrift lautet: „Schinderhannes et les bandits du Rhin." Wir lernten das Dasein der Schrift aus einer Notiz im „Bulletin bibliographique" der „Revue des deux mondes" kennen. Nachdem der Verfasser der Notiz in Betreff Buckler's, genannt Schinderhannes, und seiner Spießgesellen berichtet, wie sie zu Ende des letzten Jahrhunderts beide Rheinufer unsicher gemacht hätten, fährt er fort: „Ein früheres Mitglied des Convents, Jean-Bon-Saint-André, der von dem ersten Consul dazu ernannt worden war, die vier Departements am linken Rheinufer zu organisiren, machte den Uebelthaten dieser Strauchdiebe ein Ende, und die unwürdige Parodie auf die Großthaten der Burggrafen begann sich vor dem Gerichtshof zu Mainz abzuwickeln. Schinderhannes wurde mit 19 seiner Hauptgenossen hingerichtet. Eine Art unerklärlichen Interesses heftete sich nichtsdestoweniger während des Processes an diesen grausamen, ausschweifenden und feigen Straßenräuber, und man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er es verschmäht hat, eine jener Ehrenrettungen zu versuchen, wie sie heutzutage so stark in der Mode sind, und daß er diesen Burschen nicht in das Gewand eines Romanhelden gekleidet hat. Sein Buch hat gerade dadurch an Interesse gewonnen, daß er den Begebenheiten ihre wirkliche Physiognomie gewahrt hat, und obschon auf authentische Actenstücke gestützt, ist der Bericht über diese Episode aus der Geschichte des Banditenwesens doch um nichts weniger unterhaltend." Ohne ein culturhistorisches Interesse wird die Schrift jedenfalls nicht sein und, möchten wir sagen, auch nicht ohne ein gewisses politisches. Schon die bloße Möglichkeit, daß

Schinderhannes so lange sein Unwesen treiben konnte, weist darauf hin, in welch zerrüttetem und demoralisirtem Zustande sich jene deutschen Landstriche unter der Herrschaft ihrer geistlichen Oberhäupter befanden, und es ist schmachvoll genug, daß sie erst von Frankreich aus, deßen leichte Beute sie wurden, und zwar von einem ehemaligen Conventsmitgliede organisirt werden mußten. Dieser geheime Nebengedanke dürfte denn auch wol den Franzosen zur Abfassung seiner Schrift mitveranlaßt haben. **H. M.**

Bibliographie.

Althans, J., Sociale Bilder aus England. Zwei Bände. Hamburg, Nestler u. Melle. 1863. 8. 3 Thlr.

Armand, Carl Scharnhorst. Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika. Mit 6 Bildern in Farbendruck, nach Zeichnungen von A. Hengst. Hannover, C. Rümpler. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bamme, J., Die Adoptivtochter. Schauspiel in fünf Akten. Gotha. 8. 20 Ngr.

Bechstein, R., Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden. Treu nacherzählt und für Jung und Alt herausgegeben. Leipzig, O. A. Schulz. 1863. 8. 15 Ngr.

Beeren in Blättern. Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bodenstedt, F., Epische Dichtungen. Berlin, Decker. 16. 24 Ngr.

Bölte, Amely, Franziska von Hohenheim. Eine morganatische Ehe. Zeitbild. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1863. 8. 3 Thlr.

Colshorn, T., Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage. Leipzig, Hörnecke. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das neue Denken oder die für unsere Zeit nothwendige Reform der hergebrachten Denkweise. Von einem Vereine für das neue Denken. Berlin, Beck. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Düringsfeld, Ida von, Das Sprichwort als Kosmopolit. 1ster Band. — A. u. d. T.: Das Sprichwort als Philosoph. Leipzig, Fries. 1863. 8. 15 Ngr.

Friedrich II., König von Preußen, Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten, übersetzt von F. G. Ewen. Emden. Gr. 8. 5 Ngr.

Geschichte eines jungen Mädchens. Deutsch von H. Helms. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gottschall, R. Lichtstrahlen aus seinen Dichtungen. Lissa, Günther. Gr. 16. 25 Ngr.

Grothe, W., Gedichte. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr.

Grün, K., Geschichte des ersten deutschen Bundesschießens zu Frankfurt a. M. Coburg, Streit. Lex.-8. 20 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Bilder aus der Geschichte der Kirche. 1ster Band. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hammer, G., Jagdbilder und Geschichten. Aus Wald und Flur, aus Berg und Thal. Mit 8 Illustrationen vom Verfasser. In Holzschnitt ausgeführt von H. Bürkner. Glogau, Flemming. 1863. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hawthorne, N., Miriam oder: Graf und Künstlerin. Nach dem Englischen: Transformation. Deutsch von Clara Marggraff. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr.

Hertz, W., Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht. Stuttgart, Kröner. 1863. 16. 15 Ngr.

Heyner, K., Das erste Bundesschießen in Deutschland abgehalten zu Frankfurt a. M. im Juli 1862. Treu nach den Erlebnissen mitgetheilt. Mit 1 Stahlstich. Frankfurt, Hermann. 4. 10 Ngr.

Heyse, P., Rafael. Eine Novelle in Versen. Stuttgart, Kröner. 1863. 16. 15 Ngr.

Hoefer, A., Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts. Ein Stück aus seinem und ihrem Leben. Mit einem Anhang aus Arndts Briefen. Berlin, Weidmann. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

Hutberg, Marie, Vom Blättersprossen bis zum Weihnachtsschnee. Eine Erzählung. Mit 4 Illustrationen. Glogau, Flemming. Br. 8. 22½ Ngr.

Jan, C. v., Die Menschen und der Gottmensch. Lebensbilder aus den vier Evangelien. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 21 Ngr.

Jeep, A., Die Loreley. Lyrisches Epos. Basel, Balmer u. Riehm. 1863. 16. 1 Thlr. 14 Ngr.

Kelenfeöldy, A. v., Die Verhältnisse im Orient und in den Donau-Fürstenthümern nebst den wichtigsten hierauf Bezug habenden diplomatischen Aktenstücken. Leipzig, G. Wigand. 1863. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lichtenberg, C. v., Arbeit und Bildung in ihrer Beziehung zum Proletariat. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 20 Ngr.

Löffler, A., Bilder aus dem Orient. Nach der Natur gezeichnet. Mit beschreibendem Text begleitet von M. Busch. 1ste Lieferung. Triest, Direction des österreichischen Lloyd. 1863. Fol. 12 Ngr.

Anton Stephan Martini, Ritter v., k. k. Feldzeugmeister. Nekrolog. Wien, Gerold's Sohn. Hoch 4. 4 Ngr.

Pröhle, H., Deutsche Sagen. Mit Illustrationen. Berlin, Frank. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rauch, J. M., Religiöse Dichtungen. München, Lentner. 1863. Gr. 16. 21 Ngr.

Reynolds, G. W. M., Zwölf Jahre. Nachtbilder aus Londons Leben. Ein Sittenroman. Zwei Bände. Berlin, Reichardt u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schreiber, F. A. W., Max Joseph III. der Gute, Kurfürst von Bayern. Nach den Acten des königl. bayerischen allgemeinen Reichsarchivs. München, Lentner. 1863. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von K. F. W. Wander. Erste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1863. 4. 20 Ngr.

Storm, T., Auf der Universität. Münster, Brunn. 1863. 16. 22½ Ngr.

Deutscher Trunk. Kulturhistorische Skizzen. Leipzig, Hartung. 1863. 8. 10 Ngr.

Wieser, J. C. von, Welehrad. Ein Liederkranz in zwei Büchern. Brünn, Karafiat. Br. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Bollmann, K., Dem Nationalverein. Kopenhagen, Prior. Gr. 8. 1 Ngr.

Freystadt, M., Der Christenspiegel von Anti-Marr. Ein offenes Sendschreiben an die modernen Judenfeinde. Königsberg, Theile. 8. 5 Ngr.

Gedenkblatt zur Feier der Enthüllung des Schiller-Denkmals zu Mainz den 18. October 1862. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 10 Ngr.

Gleich, Die Doktorbäuerin in Deisenhofen Amalie Hohenester und das Naturheilverfahren ohne Arznei. München, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber die Wünsche einer veränderten deutschen Heeresverfassung. Von einem deutschen Offizier. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 10 Ngr.

Weinhold, K., Ueber die deutsche Jahrtheilung. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Frederik's VII. an der Christian-Albrechts-Universität am 6. October 1862 gehalten. Kiel. Gr. 4. 5 Ngr.

Zeller, E., Ueber Bedeutung und Aufgabe der Erkenntniss-Theorie. Ein akademischer Vortrag. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Kupferwerke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe-Galerie.

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und **Arthur von Ramberg.**

Mit Erläuterungen von Friedrich Pecht.

Goethe in Rom. Goethe im Alter. Frau Rath. Cornelie Goethe. Friederike. Lili. Merck. Götz von Berlichingen. Elisabeth. Maria. Sickingen. Adelheid. Lotte. Werther. Clavigo. Beaumarchais. Marie Beaumarchais. Carlos. Marianne. Stella. Stella's Tochter. Egmont. Clärchen. Oranien. Margarete von Parma. Machiavell. Orest. Iphigenie. Tasso. Leonore von Este. Antonio. Leonore Sanvitale. Faust. Gretchen. Mephistopheles. Wagner. Helena. Wilhelm Meister. Marianne. Philine. Gräfin. Der Harfner. Mignon. Hermann. Dorothea. Eugenie. Ottilie. Baron Eduard. Charlotte. Benvenuto Cellini.

In 10 Lieferungen zu je 5 Blatt nebst Text.

Gr. Quart. Jede Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Prachtausgabe in Imperial-Folio. Jede Lieferung 2 Thlr. 12 Ngr.

Schiller-Galerie.

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und **Arthur von Ramberg.**

Mit Erläuterungen von Friedrich Pecht.

Schiller. Charlotte von Lengefeld. Karl Moor. Amalia. Franz Moor. Fiesco. Leonore. Andreas Doria. Julia Imperiali. Ferdinand. Luise Miller. Lady Milford. Philipp II. Elisabeth von Valois. Don Carlos. Marquis Posa. Prinzessin Eboli. Alba. Wallenstein. Gräfin Terzky. Octavio Piccolomini. Max Piccolomini. Thekla. Der Kapuziner. Gustel von Blasewitz. Königin Elisabeth. Maria Stuart. Leicester. Mortimer. Burleigh. Johanna. Karl VII. Agnes Sorel. Talbot. Königin Isabeau. Donna Isabella. Don Manuel. Don Cäsar. Beatrice. Wilhelm Tell. Hedwig. Tell's Knabe. Arnold vom Melchthal. Bertha. Geßler. Turandot. Kalaf. Demetrius. Der Prinz. Die Griechin.

Gr. Quart. In 10 Lieferungen 13 Thlr. 10 Ngr.; in Leinwandband 15 Thlr. 10 Ngr.; in Lederband 16 Thlr. 10 Ngr. Prachtausgabe in Imp.-Fol. 24 Thlr.; in prachtvollem Lederband 30 Thlr.

Die „Schiller-Galerie“ liegt vollständig vor, kann aber fortwährend auch noch lieferungsweise bezogen werden. Von der „Goethe-Galerie“ liegt die erste bis fünfte Lieferung, also die Hälfte, vor und wird das Werk bis Ende 1863 vollendet sein.

Neue Shakspeare-Galerie.

Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken.

In Bildern mit erläuterndem Texte.

Zweite Auflage. Mit 45 Stahlstichen.

Gr. Quart. Geheftet 12 Thlr.; gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 13 Thlr., in Leder 14 Thlr.

Miranda. Julia. Silvia. Frau Fluth. Frau Page. Anna Page. Olivia. Maria. Viola. Isabella. Marianna. Beatrice. Hero. Titania. Prinzessin von Frankreich. Jessika. Portia. Rosalinde. Celia. Käthchen. Helena. Katharina. Mopsa. Perdita. Lady Macbeth. Constanze. Lady Percy. Prinzessin Katharina von Frankreich. Johanna d'Arc. Margarethe. Königin Margarethe. Lady Grey. Lady Anna. Anna Boleyn. Königin Katharina. Cressida. Virgilia. Portia, das Weib des Brutus. Cleopatra. Imogen. Lavinia. Cordelia. Julia. Ophelia. Desdemona.

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte.

Zweite Auflage.

Drei Folgen. Mit 56 Stahlstichen.

Gr. Quart. Jede Folge geh. 5 Thlr., geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr. Die drei Folgen zusammen in feinstem Lederband 17 Thlr.

Erste Folge. Esther. Rebekka. Jephtha's Tochter. Delila. Eva. Athalia. Pharao's Tochter. Rahel. Potiphar's Frau. Hagar. Die Königin von Saba. Susanne. Hanna, Samuel's Mutter. Die Mutter der sieben Söhne. Sara, des jungen Tobias Frau. Judith. Isebel. Abigail. Debora. Ruth.

Zweite Folge. Sarah. Zippora. Mirjam (Maria), die Schwester Mosis. Rahab. Das Weib des Leviten von Ephraim. Die Hexe von Endor. Michal. Bathseba. Die Sunamitin. Anna, Mutter Maria's. Elisabeth. Salome, Tochter der Herodias. Die Samariterin. Das kananäische Weib. Die Ehebrecherin. Martha. Maria Magdalena. Maria, die Mutter des Herrn.

Dritte Folge. Die h. Agnes. Die h. Elisabeth. Die h. Genoveva. Die h. Paula. Die h. Bathilde. Die h. Felicitas. Die h. Maria aus Aegypten. Die h. Monika. Die h. Clotilde Die h. Margaretha. Die h. Clara. Die h. Johanna von Chantal. Die h. Rosa. Die h. Justina. Die h. Therese. Die h. Cäcilia. Die h. Katharina. Die h. Adelheid.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben sind vollständig erschienen:

Karl von Holtei's Erzählende Schriften.

Gesammt-Volksausgabe. Miniatur-Format.

34 Bände, 620¾ Bog. Brosch. Subscriptionspreis 8 Thlr. 28 Sgr. In 13 engl. Leinwandbde. eleg. gbd. 12 Thlr. 5 Sgr.

Mit Ablauf des Jahres tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Wer kennt ihn nicht, den liebenswürdigen Dichter der „Vagabunden", des „Christian Lammfell" ꝛc., wer hat noch nicht aus voller Brust sein „Schier dreißig Jahre" und „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka" gesungen? **Holtei** ist kein Treibhausgewächs, keine Zierpflanze, deren Geistesblüten nur für den Nipptisch der Salons passen; er ist eine gesunde, kräftige Poetennatur, und darum haben seine Werke Freunde in allen Schichten der Gesellschaft gefunden. — Seine Schriften gehören zur unterhaltendsten, gesundesten Lectüre. Sie geben, was er gesehen, erlebt, gedacht, gefühlt, in novellistischer Umarbeitung wieder. Das Gedichtete darin ist wie schöne Wahrheit; die nackte Wahrheit ist wie eine Naturblüte der Poesie. — Die Verlagshandlung hat, den Wünschen vieler entgegenkommend, **eine Gesammt-Ausgabe der erzählenden Schriften Karl von Holtei's** in handlichem Format mit leserlichen scharfen Lettern sauber gedruckt und zu einem höchst billigen Preise (der Bogen kostet wenig über 5 Pfennige) veranstaltet und so die Anschaffung zur Vervollständigung jeder **Hausbibliothek von Classikern und gerngelesenen Autoren**, erleichtert. — Auch einzeln werden dieselben zu den beistehenden, etwas höhern Preisen verkauft:

1. **Kriminal-Geschichten.** 6 Bde. 2 Thlr.
2. **Noblesse oblige.** 3 Bde. 1 Thlr.
3. **Die Vagabunden.** 3 Bde. 1 Thlr.
4. **Christian Lammfell.** 5 Bde. 1¼ Thlr.
5. **Ein Schneider.** 3 Bde. 1 Thlr.
6. **Die Eselsfresser.** 3 Bde. 1 Thlr.
7. **Kleine Erzählungen.** 5 Bde. 1⅔ Thlr.
8. **Vierzig Jahre.** 6 Bde. 4 Thlr.

Allen Freunden **Holtei's** sei diese elegante und billige Volksausgabe bestens empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.**

Drei Bände. 4. Geh. 30 Thlr. Geb. in einem Bande 31 Thlr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen mohammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Goethe, Hammer, Platen, Rückert u. a. in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine Ausgabe seiner Lieder im Original fehlte unserer wissenschaftlichen Literatur bisher noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wurde daher von allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen geheissen und liegt gegenwärtig vollständig vor. Durch die Vocalisation und Interpunktion des gesammten Textes wird das unmittelbare Verständniss des Dichters bedeutend gefördert; die beim ersten Bande hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Ich habe mich rasieren lassen.

Ein dramatischer Scherz

von

Friedrich von Schiller.

Aus der Original-Handschrift, im Einverständniß mit der Familie Schillers, zum ersten Male herausgegeben

von

Carl Künzel.

Gr. 8. Elegant ausgestattet. Preis 1 Thlr.

Verlag der Englischen Kunst-Anstalt von A. H. Payne in Leipzig, Dresden, Berlin und Wien.

Ein neuer Roman der schwedischen Schriftstellerin

Marie Sophie Schwartz.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zwei Familienmütter.

Eine Erzählung von **Marie Sophie Schwartz.**

Aus dem Schwedischen von **August Kretzschmar.**

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wie zu erwarten war, haben die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz in der kurzen Zeit, seit sie durch A. Kretzschmar's Uebertragungen zuerst auf deutschen Boden verpflanzt wurden, einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen waltet, kann es nicht fehlen, daß diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern werden.

Von der Verfasserin erschienen noch folgende Romane in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neues Werk von Fritz Reuter

als Weihnachtsgeschenk empfohlen:

Olle Kamellen. Dritter Band: **Ut mine Festungstid.** Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr. (Achter Band seiner Werke.)

Ferner in allen Buchhandlungen zu haben:

Reuter's sämmtliche Werke. Acht Bände. Geh. à 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 25. December 1862.

Inhalt: Literatur über Johann Gottlieb Fichte. 1. Briefliches von und an Fichte. 2. Biographisches. 3. Abhandlungen und Vorträge. Von **Hermann Marggraff**. — Erinnerungen eines alten Husarenoffiziers. Von **Heinrich Mahler**. — Allerlei Unterhaltungsliteratur. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels**. — Goethe's Gespräche mit Eckermann in Frankreich. — **Notizen**. (Der Gott Seismos im „Faust"; Bruder Berthold's Predigten.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Literatur über Johann Gottlieb Fichte.

1. Briefliches von und an Fichte. 2. Biographisches. 3. Abhandlungen und Vorträge.

Daß das deutsche Volk ein red-, schreib- und druckseliges ist und daß das deutsche Individuum, selbst wenn es kein Demosthenes oder Cicero sein sollte, sich gern sprechen hört, ist bekannt. Gegenwärtig namentlich wird nirgends in der Welt so viel öffentlich geschmaust, gezecht, getoastet und geredet als in Deutschland. Turner- und Schützenfeste, Schlacht- und Dichterjubiläen, großdeutsche und kleindeutsche Vereinsfeste lösen einander fast ohne Unterbrechung ab, und beginnen oder endigen mit dem Eröffnungs- oder Schlußfeuerwerk politischer Kraftphrasen. Jedermann glaubt als erste politische Größe von der Tribüne abzutreten und eine weltgeschichtliche Mission erfüllt zu haben, wenn er seinen letzten Trumpf ausgespielt und durch einen der herkömmlichen Redeeffecte den donnernden Applaus der Zweckesser hervorgerufen hat. Selbst harmlose Familienfeste, bei denen sich sonst noch die alte deutsche Gemüthlichkeit in ihrem schönsten Lichte zeigte, Geburtsfeste, Hochzeiten und goldene Hochzeiten u. s. w. werden bereits — der Fall ist öfter vorgekommen — durch solche Toastfanatiker in politische Partei- oder Nationalfeste verwandelt, und politische Reden von halbstündiger Dauer machen den Wein sauer und die Speisen unschmackhaft.

Es wird sehr viele geben, welche in dieser Verallgemeinerung und Popularisirung der politischen Phrase einen unermeßlichen Fortschritt der deutschen Nation erkennen werden. Es geschieht dies ja alles zu Ehren und Nutzen der deutschen Einheit, obschon jeder sie von seinem besondern Parteistandpunkt, vom Standpunkt der groß-, klein- oder mitteldeutschen Politik, des Absolutismus, des Constitutionalismus oder des Demokratismus auffaßt und sie sich immer nur entweder unter der einen oder der andern ganz entgegengesetzten Form möglich denkt, sodaß nicht wol einzusehen ist, wie aus diesem Chaos von Gegensätzen und einander widerstreitenden Ansichten eine wirkliche nationale Einheit so bald hervorgehen könne. Jedenfalls aber ist nach uralter Erfahrung jedes Uebermaß schädlich. Auch die heiligste Idee wird durch zu viele Worte, wenn ihnen nicht bald die entsprechende That, die Erfüllung folgt, zuletzt leicht abgenutzt und wie ein schlecht versilbertes, durch zu viele Hände gegangenes Münzstück abgegriffen. Wir sind kein Bewunderer der jüngsten griechischen Revolution; sie war mehr ein perfider Verrath als eine Revolution und zugleich, nebenbei bemerkt, einer jener vielen Faustschläge und Fußtritte, die sich der Deutsche im Auslande gefallen lassen muß; denn wäre König Otto ein englischer, französischer oder russischer Prinz gewesen, so möchten sich die Griechen (oder die Gräco-Slawen) wol gehütet haben, ihrem König nach dreißigjähriger Regierung den Stuhl vor die Thür zu setzen. Aber niemals wäre diese Revolution oder dieser Verrath mit so überraschender Schnelligkeit, mit der Schnelligkeit einer telegraphischen Depesche möchte man sagen, zu Stande gekommen, wenn die Griechen über das, was sie zu thun beabsichtigten, so viel geschrieben und geschwatzt hätten, wie dies die Deutschen zu thun pflegen. Auch die Italiener hatten eigentlich nur Einen Volksredner, der sich aber immer sehr kurz zu fassen und seinen Worten die That unmittelbar folgen zu lassen pflegte — Garibaldi. Wilhelm von Oranien nannte man den Schweigsamen, und auch die beiden Brutus wußten zu schweigen und ihre Gedanken zu verheimlichen. Auch die alten Deutschen scheinen zu der Zeit, als sie Varus mit seinen Legionen in den teutoburger Sumpfwald lockten, des Schweigens wol fähig gewesen zu sein. Heutzutage sind sie dies nicht mehr; ob aus Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe oder aus Eitelkeit, öffentlich als Sprecher zu glänzen, das wollen wir hier nicht näher untersuchen. Allerdings nannte jemand, wie A. Boden in seinem 1856 erschienenen Werke „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands u. s. w." anführt, die Eitelkeit die „inspirirende Muse von 1848 und 1849", und es ist dies eine Eitelkeit rein persönlicher Natur, die sich durch ihre quecksilberartige Erscheinung von dem auf hohe Zwecke hinstrebenden, edeln politischen Ehrgeiz auf den ersten Blick unterscheidet.

Als man am 19. Mai d. J. die Säcularfeier des

Philosophen Fichte in ganz Deutschland festlich beging, so galt diese Feier im allgemeinen nicht dem Philosophen, sondern im Sinne der Anreger dem Sprecher für die deutsche Nationalidee, nicht demjenigen, der in Jena eine neue speculative Weisheit verkündigte, sondern demjenigen, der in Berlin die berühmten „Reden an die deutsche Nation" hielt. Fichte wurde dazu benutzt, wieder einmal der Idee von deutscher Einheit öffentlichen Ausdruck zu geben, und wir müssen allerdings gestehen, daß sich kaum einer unserer großen Autoren hierzu so gut eignet als Fichte. Denn obschon Klopstock, der zuerst wieder mit Bewußtsein ein deutsches Nationalgefühl hervorzubringen strebte, ihm auf diesem Wege vorangegangen war, so war Fichte doch der erste, der, und zwar unter den Augen der fremden Unterjocher selbst, mit einem bestimmten nationalen Programm auftrat, der nicht wie Klopstock in die Vergangenheit teutonischer Urzustände zurück-, sondern in die Zukunft vorwärtsblickte und in der modernen Gesittung und Bildung selbst die lebensfähigen Keime erkannte, aus denen bei treuer und sorgsamer Benutzung und Pflege eine Wiedergeburt der deutschen Nation hervorgehen könne.

Indeß ist die Feier bei dieser immerhin einseitig deutschnationalen Auffassung Fichte's, wie sie in der Absicht der ursprünglichen Anreger lag, glücklicherweise nicht stehen geblieben. Denn indem es die deutschen Hochschulen, auch die österreichischen, als eine Ehrensache erkannten, sich an der Feier eines Mannes zu betheiligen, der zu den glänzendsten Zierden des deutschen Katheders gehörte, so geschah es von selbst, daß das Katheder sein Recht wahrnahm, den gefeierten Säculargegenstand auch von der wissenschaftlichen, statt ausschließlich von der nationalpolitischen Seite zu betrachten. Jedenfalls haben aber die Deutschen auch bei dieser Gelegenheit bewiesen, wie schnellfertig sie im Sprechen und Druckenlassen sind, obschon wir in Betreff der Redner bei den Universitätsfeiern wol annehmen dürfen, daß sich manche unter ihnen befinden, die nur deshalb über Fichte sprachen, weil sie in ihrer Stellung sich dem ihnen gewordenen Auftrage nicht wohl entziehen konnten; einer oder der andere mag sich vielleicht sogar nicht ohne einigen innern Widerwillen dazu verstanden haben. Gern hätten wir übrigens die Besprechung der vorliegenden, nach und nach und noch bis in die letzte Zeit bei uns eingelaufenen Papiermasse — sie besteht aus gegen dreißig größern und kleinern Pièces, und wie manche Vorträge sind in Zeitschriften, nicht in Buchform gedruckt worden! — einem Philosophen von Fach überlassen; da wir aber schon die zweite Auflage der Biographie Fichte's von seinem Sohne, die im ganzen doch immer noch das werthvollste Säculargeschenk bleibt, in Nr. 20 d. Bl. besprochen haben, und eine von uns an Fichte den Sohn gerichtete Bitte um Uebernahme eines Gesamntberichts keine Stätte fand, so konnten wir wol keinem andern zumuthen, die Durchsicht und Besprechung einer solchen Masse von Schriften vorzunehmen. Hiermit gehen wir zu unserm Bericht unmittelbar über.

---

1. Briefliches von und an Fichte.

1. Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten. Herausgegeben von Moritz Weinhold. (Besonderer Abdruck aus den „Grenzboten".) Mit dem Brustbilde und der Handschrift von Fichte's Frau. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 20 Ngr.

Dieses, „dem würdigen Sohne würdiger Aeltern", dem Professor Immanuel Hermann Fichte in Tübingen gewidmete Büchlein enthält 32 Briefe von Fichte selbst, elf von seiner Frau, drei von seinem Bruder Gottlob, einen von seinem Bruder Gotthelf und einen von seiner Mutter. Dieselben beziehen sich, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, „als Briefe von Verwandten aneinander zunächst auf Familienangelegenheiten, so jedoch, daß darin auch Fichte's Lebensschicksale und geistige Bestrebungen in mannichfache Erwähnung kommen, ja daß sogar einige Ergänzungen zu dem davon bereits Bekannten geboten werden". Der Zweck des Schriftchens ist, wie der Herausgeber weiter bemerkt, „Fichte zu zeigen, wie er war, vorzüglich in den Beziehungen zu seiner Familie; bei der Offenheit seines Herzens verbindet sich dem reinsten Wohlwollen auch hier die bei ihm überall durchschlagende Ehrlichkeit und Entschiedenheit des Willens". Dankenswerth sind auch manche Erläuterungen, die der Herausgeber einzelnen Briefen hinzugefügt hat; im ganzen aber hätte der dritte oder vierte Theil des dem Schriftchen bewilligten Raums ganz wohl genügt, das Brauchbare aus diesen Briefen ans Licht zu stellen. Geben wir daraus, mit Beibehaltung der ursprünglichen Orthographie, ein paar, wie uns dünkt, charakteristische Proben.

Für den hochfliegenden Geist des damals achtundzwanzigjährigen Fichte bezeichnend ist ein Brief vom 20. Juni 1790 aus Leipzig, worin er den Aeltern mittheilt, daß er sieben Wochen auf Reisen gewesen sei und „viel Schönes gesehen und viel große Männer kennen gelernt" habe. Er fährt dann fort:

> Mein Plan ist noch der ehemalige. Nur will ich nicht mehr zu Kindern; sonst könnte ich längst eine Stelle haben. Ich will reisen, oder an einen Hof. Sollte dies etwa jemand nicht begreifen können: so — wundert mich das nicht. Wenn ich es nur begreife. Ich bin mit höchster Ehre von Zürich abgegangen. Weise ist mehr als je, mein Freund. Der Herr von Miltitz ist gut auf mich zu sprechen. Ich wechsele Briefe von Zürich bis Coppenhagen — und mit großen Personen. Ich gehe einen Weg es entweder sehr hoch zu bringen, oder ganz zu verlieren, sagt ein hiesiger Professor, der mein Freund ist. Er hat recht; aber ich hoffe das erstere; und würde das letztere ertragen. Den gewöhnlichen Weg schleichen — mich auf eine Dorfpfarre setzen, kann ich einmal nicht, und Gott, der mir meinen Sinn gab, weiß, daß ich es nicht kann.

Fichte geht einen Weg, es „sehr hoch zu bringen", er, der spätere Demokrat, will sogar „an einen Hof" und er hat — und dies ist nicht der Humor, sondern die Ironie davon — nicht einmal so viel Geld in der Tasche, um das Briefporto bezahlen zu können; denn die Nachschrift des so stolzen Briefs lautet:

> Es thut mir leid, daß ich diesen Brief nicht frankiren kann. Ich schike ihn durch Einschluß bis Dresden, gebe ihn also nur hier auf die Post. Aber über 1 Gr. 3 Pf. darf er nicht kosten, denn er kömmt von Dreßden.

Seinen armen Aeltern wird diese Auslage schwer genug gefallen sein, und sie werden von ihrem Sohne, der so hoch hinauswollte und nicht einmal 1 Gr. 3 Pf. bezahlen konnte, sicherlich einen seltsamen Begriff erhalten haben. Es mag ihnen auch wenig Trost gewährt haben, wenn er am 5. März 1791 ähnlich an seinen Bruder schrieb:

Auf meiner Reise lernte ich große Personen kennen, die alle mich zu ehren schienen. Bewegungsgründe genug, um mir viel zuzutrauen. Ich war von Zürich aus dringend an den Premierministre in Dänemark, Graf von Bernstorf, an den großen Klopstock, u. s. w. empfohlen. Ich erwartete nichts weniger, als eine Minister Stelle in Coppenhagen. Zu gleicher Zeit schrieb mir eine vornehme Dame aus Weimar: sie arbeite, und habe Hoffnung, mich an einen Hof zu bringen.

Um so weniger werden sie diesen stolzen Luftschlössern viel Geschmack haben abgewinnen können, da er bald darauf versichert, daß sich seine Schulden „in manchen Ländern der Erde höher belaufen, als man glauben sollte". In Kreisen wie diejenigen, in welchen sich seine Aeltern bewegten und lebten, schätzt man in der Regel den Werth eines Angehörigen nur nach seinem Einkommen und seiner äußern Stellung, nach seinem Vermögen zu geben und nicht zu empfangen. Fichte hatte daher auch mit all den Jämmerlichkeiten und Verdächtigungen zu kämpfen, denen ein hochbegabter und hochstrebender, idealen Zwecken sich widmender, aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangener Mensch immer unterworfen zu sein pflegt. Man hat ihn in seinem Geburtsort sicherlich für einen phantastischen Thoren gehalten, der nichts vor sich bringen werde. Darauf deutet auch sein Brief vom 3. Januar 1791 an seinen Bruder, worin es unter anderm heißt:

Es scheint, man hat meinen Brief falsch verstanden. Das weiß ich allemal schon vorher, daß nie etwas wird gebilligt werden, was ich thue; und dies ist nun eben auch mein geringster Kummer. Aber wie wäre auch das zu billigen, daß ich schon wieder nicht in meinem Dienste geblieben bin; daß ich wieder keinen Herrn habe? Die Leute haben in ihrer Art ganz recht.

Und es heißt dann weiter:

Denen es so sehr leid thut, daß ich nicht mehr in der Schweiz bin, will ich den Gefallen auch thun. Ich reise Anfangs Aprill wieder in die Schweiz zurük, um nie wieder nach Sachsen zu kommen. Was will man denn wohl mit diesem Bedauern? mit diesem Verheimlichen? Du hättest mich dir sehr verbindlich gemacht, wenn du mir die Ursachen davon geschrieben hättest. Nimmt man vielleicht die Maske, als ob es einem um meine Wohlfahrt sei? O, wer kann denn über meine Wohlfahrt aus seinem engen Gesichtspuncte so dreist urtheilen? Wer weiß denn die Gründe meines Abgehens in der Schweiz? Wer weiß denn das, was mich bewogen hat, wieder nach Leipzig zu gehen? Wer weiß denn, wie es mir in Leipzig geht? Man muß scharfsinniger sein, als ich bis jetzt gewußt habe. Oder ist es ihnen nur darum zu thun, mich recht weit von sich zu wißen? O! ich mag weit oder nahe sein, so sind sie immer sehr sicher, daß ich mich ihnen nicht nahe. Laß sie glauben, ich bin gar todt; das ist noch weiter als die Schweiz. Oder ist ihnen nur das zuwider, daß sie nicht mit mir, nach ihrer Art, Staat machen können?

Gerade dieser Kampf mit einer Philisterei, einer niedrigen Gesinnung, die gerade in Deutschland von besonders schreckhaftem Aussehen zu sein scheint, führt dann zu einer Weltverachtung und weiter zu einem Idealismus, welcher der Theorie nach mit dieser Welt gar nichts mehr zu thun hat, zu einem übertriebenen sittlichen Rigorismus, zur Härte in der Beurtheilung anderer, zu einer eigensinnigen Absperrung des Ichs gegen die verächtlichen Nichtiche, bis dann diese Disharmonie in einer allgemeinen Idee, z. B. bei Fichte in der Vaterlandsidee, ihre Ausgleichung findet.

Wir werden hier von selbst zu dem Verhältniß Fichte's mit seiner Mutter geleitet. Fichte's Gattin schreibt an ihren Schwager Gotthelf am 27. December 1794:

Nachdem, was Sie mein Lieber, was mein Mann, mir von unsern Vatter gesagt hat, fühl ich viele Achtung für Ihn, und ich bitte Sie, ihn herzlich in meinem Namen zu grüßen; ich hätte schon an Ihn geschrieben, hielte mich nicht der Gedanke, der guten Mutter davon ab, denn ich muß Ihnen gestehen, daß, nachdem, was ich von ihr gehört, ich Sie wirklich fürchte; Wir wollen Sie (soll natürlich heißen: sie) Lieber Bruder, als gute Kinder ehren, und nicht vergeßen was sie während ihrem mühsamen Leben, an ihren Kindern gethan hat; auch konnen wir ihre Erziehung nicht, wißen nicht, wie das alles so kam; und vielleicht nach ihrer Lage kommen mußte.

Der Herausgeber bemerkt hierzu in einer längern Anmerkung:

Dürfen wir aus den spärlichen Andeutungen ein bescheidenes Urtheil wagen, so war Fichte's Mutter wol, zum Unterschiede — vielleicht auch zu einer nothwendigen Ergänzung — von ihrem weichherzigen und wol bis ans Unpraktische gutmüthigen Gatten, eine wesentlich energische, positive, thatkräftig auftretende Frau von etwas zusammengeraffter, gedrungener, kantiger Natur, die ihre gutgemeinten, verständigen Ansichten in eigensinniger, rechthaberischer Weise geltend machte, vielleicht um so heftiger und, daß ich so sage, verbissener, je weniger sie allemal sogleich einen Erfolg davon sah: sodaß sie schließlich eine von jenen Frauen wurde, als deren hervorstechendste Seite die Zanksucht sich zeigt, während sie doch im innersten Grunde ihres Wesens wohlmeinend und herzensgut sind. Etwas davon, obwol in vollkommen gereinigter und idealisirter Weise, war auch in ihrem großen Sohne, der auch leiblich ihr Abbild war. Herr Professor J. H. Fichte schreibt mir, daß ihm seine Großmutter noch aus seiner „eigenen Kinderzeit als stattliche, untersetzte Frau von mäßiger Größe, bei auffallender Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen ihres Sohnes, Johann Gottlieb Fichte, gar wohl in der Erinnerung" lebe. Daß gerade zwei solche harte, feste Charaktere, innerlich und ursprünglich verwandt, doch leicht dazu kommen konnten, sich gegenseitig abzustoßen, liegt auf der Hand und ist psychologisch vollständig erklärbar, namentlich wenn, wie hier, der Vater, passiv sich verhaltend, den Sohn nachsichtig gewähren ließ, wo die praktische, resolute Mutter meinte, den Sohn nach einer langen, mühsamen Vorbereitung zur Erfassung einer geordneten, den nöthigen Lebensunterhalt sicher eintragenden Berufsthätigkeit drängen zu müssen.

Die Mutter konnte sich ihren so hochbegabten ältesten Sohn nicht anders denken denn als Prediger; sie mochte in dessen abweichender excentrischer Laufbahn nur die bedenklichste Abweichung vom Pfade des Frommen und Guten erblicken; kurz, sie verstanden einander nicht, und es kam zu heftigen Scenen, weshalb er einige Jahre hindurch sogar den Besuch des Hauses gemieden zu haben scheint. Die Mutter Fichte's gehört zu den vielen Frauen, welche die idealistische Phrase zu Schanden machen, daß Sanftmuth, Milde und Nachgiebigkeit nur bei den Frauen, Rauheit und Härte nur bei den Männern zu finden sei.

Fichte hat übrigens seine frühere Zusage, das Los

seiner Aeltern möglichst zu versüßen, später nach Kräften erfüllt; doch zeigte er sich dabei als genauerer Rechner, als man von einem Idealisten wie er erwarten sollte. Er offenbarte dabei dasselbe eigenthümliche Gemisch von Idealismus und praktischer Umsicht, wie dies auch bei Schiller, der ja auch einmal wie Fichte den Einfall hatte, Minister zu werden, in Geldangelegenheiten (vgl. dessen Briefwechsel mit Körner) der Fall war. Davon zeugt z. B. sein Brief vom 8. Juni 1797 an seinen Bruder. Er sendet zur Erleichterung der Lage seines Vaters 300 Thlr., erwartet aber die Auszahlung von 4 Procent, und fügt hinzu:

Du, und Bruder Gottlob steht mir für dieses Geld; und ich erwarte darüber des nächstens eine Verschreibung eures Vermögens; insoweit es dafür nöthig ist. Der Schein wird ausgestellt nicht auf 300. thlr. sächsisch, weil dieser Werth wandelbar ist, sondern auf 50. Stük neue französische Louisd'or. Der Schein wird auf jährige Aufkündigung gemacht.

In einem Briefe vom 10. März 1809 an seinen Vater beklagt er sich darüber, daß Bruder Gottlob seit dem Jahre 1805 keinen Termin abgetragen, auch kein Lebenszeichen seitdem von sich gegeben habe, und er „fordert", daß derselbe so schleunig als möglich einen Termin von 50 Thlrn. auszahle u. s. w.

Von seinen Brüdern war ihm Gotthelf der liebste; diesen gedachte er zu etwas Höherm erziehen und ihn nach Jena zu sich kommen zu lassen, doch nur unter Bedingungen, welche für Fichte charakteristisch sind; er fürchtete nämlich, durch die wol etwas bäurischen Sitten seines Bruders compromittirt zu werden. Ehe dieser seine Sitten gebildet habe, schreibt Fichte, könne er ihn nicht zu sich nehmen, weil, fügt er hinzu, „dadurch auf einer Universität, bei Studenten, auf mich selbst ein übles Licht fallen würde". Ein paar Jahre, meint er, würden zu dieser Erziehung nöthig sein, und er bemerkt weiter:

Ferner muß das in einer Stadt, und zwar in einer schon etwas großen Stadt geschehen, und da kenne ich denn weder Stadt, noch Haus, in die ich dich thun könnte. Hier in der Nähe wünschte ich es nicht: sonst wäre allenfals Weimar der Ort. Tanzen lernen müßtest du vor allen Dingen. Wenn du dann so gebildet wärest, daß du ohne Anstoß in Gesellschaft erscheinen könntest, so nähme ich dich in mein Haus: und dann wollten wir wohl sehen. Aber ob es dahin je kommen werde, das ist eben die Frage.

Mit dieser Hofmeisterei geht es dann weiter, und am 4. August 1794 erklärt er seinem Bruder geradezu: „Wenn du nicht wenigstens hinlängliche Feinheit der Sitten dir erwirbst, so kann, und will, und werde ich nichts für dich thun."

Einen durchaus erfreulichen und wohlthuenden Eindruck — und was schadet diesem die liebenswürdig fehlerhafte Orthographie? — machen die paar Briefe von Fichte's Gattin, Johanna, von welcher der Herausgeber im Vorwort sagt:

Johanna Fichte war keine Bettina und keine Rahel, aber sie war eine treue, sinnige, gläubige deutsche Frau, die auch nahe daran war, in ihrem Wirken als Pflegerin der Kämpfer für Deutschlands Freiheit ihr Leben dem Vaterlande zu opfern, während der Allwaltende ihr darin ihren Gatten zum Stellvertreter setzte.

Der bis zur Schroffheit energische Fichte konnte sich glücklich schätzen, ein Weib gerade von den Eigenschaften, wie Johanna sie besaß, das seine nennen zu können. Wir theilen hier ein paar charakteristische Stellen mit. Sie schreibt am 27. December 1794:

Ich habe eine Menge Briefe vor mir, die ich beantworten soll, und Ihrer sey der erste, den ich beantworte, weil Sie mir die liebste Persohn sind. Hören Sie Lieber, ich bin gar nicht Ihrer Meinung, daß ein schön geschriebenner Brief, eine schöne Seele verathe; (nicht, daß nicht beydes neben einander bestehen könne,) aber die Erfahrung hat mir schon zur Genüge gelehrt, daß es oft nicht bei einander ist; und wenn ich Ihnen alsr, welches ich nicht weiß, einen schönen Brief geschrieben habe, Sie daraus gar nicht so gütig schließen müßen, daß ich eine schöne Seele habe; überhaupt sehe ich aus Ihr. Lieben Brief, daß Sie mich viel beßer glauben als ich nicht bin; und das sezt mich in große Verlegenheit, wenn Sie mit solch guter Meinung zu uns kommen, und dann durch die Erfahrung belehrt sehen, daß ich das bey weitem nicht bin, was Sie glaubten, daß ich sein würde, und auch sein könnte, so muß ich in Ihren Augen gewaltig verliehren; und das würde mir dann weh thun: auch müßen Sie nicht glauben eine schöne Schwester bekommen zu haben; denn ich weiß wohl, die Lieben Männer sehn auch das gern, drum laßen Sie Sich nun erzehlen wie ich aussehe: vors erste bin ich klein, und war im 16. Jahre sehr fett, da ich seit der Zeit nun um ein merkliches gemagert bin, so hat die einmahl zu stark ausgedehnte Haut, viele Runzeln bekommen, dazu gab mir die Natur ein wiedrig langes Kinn; und was nun das ärgste von allem ist, so hab ich wegen heftigen Zahnschmerzen (welches fast alle Leute in der Schweiz haben,) mir meine obern Zähne ausziehen laßen; nun überlaße ich Ihrer eignen Einbildungskraft, mich so comisch darzustellen, als ich wirklich bin.

Am 8. April 1795 schreibt sie unter anderm:

Mein Lieber Mann, wird in ein paar Tagen, zu Pastor Bischoff reisen, um wie er hoft, sich zu erholen, und um zu arbeiten; damit er künftig Sommer nicht so stark arbeiten müße; ich bleibe bey meinem Vatter, welcher sich nicht ganz wohl befindt, und der Haushaltung, welche man nicht gut allein laßen kann; auch muß verschiedenes im Hause ausgebeßert, und verändert werden; so siehts nun bey uns aus Lieber Bruder: was man im ganzen in Jena für eine Art zu leben führt, werden Sie einst selber sehn; es ist wie überhaubt in der Welt, häusliches Glück, können wir uns nur selber schaffen, Stöhrungen von außen, muß man sich nicht laßen zu Herzen gehn; dies ist auch hier höchst nothwendig; so geht ein Jahr, nach dem andern hin, bis wir am Ziehle unsrer Laufbahn hienieden sind: wohl uns, wenn wir viel Gutes, und nicht Böses thaten.

Man wird sich erinnern, wie viel der Philosoph Fichte dem Prediger in Niederau zu verdanken bekennt, dem er, nachdem er Schloß Siebenaichen verlassen, von seinem Gönner dem Freiherrn von Miltitz anvertraut wurde. Fichte's Sohn bemerkt in seiner Biographie des Vaters: „Leider wissen wir den Namen des trefflichen Mannes nicht." Der Herausgeber wandte sich dieserhalb an den jetzigen Pastor Karl Gottfried Beer daselbst, und dieser ertheilte ihm folgende Auskunft: „Der Pfarrer hieß [illegible]hold Leberecht Krebel, starb 1795, nachdem er 31 Jahre von 1764 an, Pastor der Gemeinde zu Niederau gewesen." Im übrigen ist der Name des wackern Pfarrers, wie der Herausgeber nachträglich fand, schon früher in dem 1837 zu Dresden erschienenen ersten Bande des Werks „Sachsens Kirchengalerie" genannt worden. Was den Freiherrn von Miltitz betrifft, so ist dies wahrscheinlich derselbe, der, zur Pflege seiner Gesundheit nach

Italien gegangen, hier in Pisa am 5. März 1774 starb und in Livorno christlich beerdigt wurde.

2. Biographisches.

2. Johann Gottlieb Fichte nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstags. Dargestellt von Ludwig Noack. Mit dem Porträt Fichte's. Leipzig, O. Wigand. 1862. 8. 2 Thlr.

Wir haben hier aus der Feder Ludwig Noack's, Professors an der Universität zu Gießen, eine ziemlich scharfe Kritik des Lebens und der Lehre Fichte's in Form einer fortlaufenden corpulenten Biographie des berühmten Philosophen. Der Verfasser hatte von seinem antifichteschen Standpunkt aus hierzu das vollkommene Recht. Die Kritik hat nicht um Popularität zu buhlen; sie hat nicht danach zu fragen, ob dieser oder jener Dichter oder Denker aus irgendeinem oder dem andern Grunde der Favorit und Tendenzlöwe des Tags ist. Erscheint einem Lehrer der Philosophie das System Fichte's unhaltbar, auf falschen Voraussetzungen beruhend und zu falschen Zielen führend, so steht ihm das Recht zu, dies offen zu bekennen und mit allen Waffen der Kritik, die ihm zu Gebote stehen, von seinem Standpunkt die betreffende Lehre zu bekämpfen und zu negiren, mag der Erfinder dieses Systems wegen seiner übrigens auch von Noack willig anerkannten patriotischen Bestrebungen noch so sehr des Ruhms, der Nacheiferung und Säcularisirung würdig sein. Philosophisches System und Patriotismus sind bei Fichte ganz verschiedene Dinge und haben kaum irgendwelchen Zusammenhang. Was wir tadeln möchten, ist, wie wir gleich von vornherein bemerken, der nicht selten allzu sarkastische Ton, womit der Verfasser nicht blos Fichte's philosophische Lehre, sondern auch sein Leben und seinen Charakter bespricht, wenn er auch seine Offenheit, Ehrlichkeit und Starkmüthigkeit anerkennt. Dieser Ton zieht sich oft seitenlang hindurch, z. B. in der Darstellung des Bräutigamsverhältnisses Fichte's, des „jungen Prometheus, dem der Gram an der Leber nagt", zu Johanna Rahn, seiner später wackern Gattin, und wenn der Verfasser auf Veranlassung der Geburt von Fichte's Sohn bemerkt: „Diese «Fortsetzung» Fichte's kam am Tage des heiligen Eugenius, des Schutzpatrons aller empfindsamen Seelen, am 18. Juli 1797 in Jena zur Welt" u. s. w., so ist dies eine Stelle, die wie manche andere in ein Buch von sonst wissenschaftlichem Gehalt und Charakter nicht recht passen will. Auch die äußere Persönlichkeit Fichte's wird bisweilen in nicht sehr erquicklicher Weise eingemischt. Davon abgesehen, behauptet das Buch den vielen Phrasen gegenüber, welche wir während der letzten Zeit über Fichte hören mußten, jedenfalls seinen Werth. Der Verfasser hat auf sein Werk gewissenhaftes und umfassendes Studium verwandt, wennschon wir es, um einen kleinen Irrthum anzuführen und dadurch unsere gewissenhafte Lectüre des Buchs zu documentiren, etwas auffallend finden, daß der Verfasser Fichte „über das Schlachtfeld von Kunnersdorf nach der alten Stadt Görlitz" reisen läßt, da doch Kunnersdorf nicht auf diesem Wege, sondern in der Nähe von Frankfurt a. d. O. liegt, wie der Verfasser dies aus jeder Geschichte des Siebenjährigen Kriegs in Erfahrung bringen konnte. Es wird wol das Schlachtfeld von Hochkirch gewesen sein, über welches Fichte sein Weg führte.

Einige Partien des Werks sind ausführlicher behandelt und enthalten reichhaltigere sitten- und zeitgeschichtliche Details als die betreffenden Partien in der Biographie Fichte's aus der Feder seines Sohnes, der in der That über einige frühere Abschnitte in dem Leben seines Vaters nicht so gut unterrichtet zu sein scheint, als man von einem Sohne erwarten sollte und als Noack sich zeigt. Wir rechnen dahin unter anderm den Abschnitt, der Fichte's Aufenthalt auf der Landesschule Pforta betrifft, über deren damalige etwas seltsame und pedantische Einrichtungen, denen zu entrinnen der junge Fichte einmal einen Fluchtversuch machte, wir bei dieser Gelegenheit aus Noack's Werke manches Interessante erfahren. Hier war es auch, wo Klopstock's Dichtungen dem Auge des Knaben, wie Fichte selbst 20 Jahre später an ihn schrieb, die ersten Thränen entlockten und zuerst in ihm den Sinn für das Erhabene und die Triebfedern sittlicher Güte erweckten. Wie sich doch die Zeiten verändert haben! Wer gibt jetzt noch etwas auf Erweckung des Sinns für sittliche Güte durch Klopstock oder auf Erweckung dieses Sinns überhaupt! Klopstock, sagt man heutzutage in Deutschland, ist unausstehlich langweilig, und damit ist er abgethan. Wir wissen nicht, ob sich in dieser Unempfänglichkeit für das Erhabene und Sittliche, was sich doch in Klopstock jedenfalls ausspricht, und in dieser Pietätlosigkeit gegen einen um die deutsche Literatur und Sprache so hochverdienten Mann irgendein Fortschritt kundgibt, zu dem unserer Nation besonders Glück zu wünschen wäre. Und dies geschieht, während seine Messiade in Italien erst neuerdings zwei Uebersetzungen und seine Oden eine in Frankreich erlebt haben! Sollten die Deutschen wirklich pietätloser, ungläubiger und frivoler geworden sein, als alle übrigen Nationen? Wir unsererseits sind keineswegs geneigt, diese Möglichkeit zu bestreiten, wenn wir die erwähnte Erscheinung mit so manchen andern bedenklichen Symptomen zusammenhalten, und über diese Bedenken hilft uns selbst eine gewisse gemachte gravitätische Phraseologie nicht hinweg, zu der sich Herzens- und Gemüthshohlheit heutzutage bei uns aufbläht. Man befindet sich in Deutschland, fürchten wir, auf einem höchst abschüssigen Wege, ohne es zu wissen, und für alles das, was wir unterwegs verloren haben, kann uns alles aufgepustete kleinbürgerlich sittliche und politische Raisonnement schwerlich Ersatz leisten.

Eigenthümlich erscheint es, daß Fichte später die Nichte desjenigen Mannes heirathete, dessen dichterische Schöpfungen ihm die ersten Thränen der Rührung entlockten. Das Literatur- und Bildungsbedürfniß stiftete, wovon sich eine große Zahl von Beispielen anführen ließe, zu jener Zeit vorzugsweise die Heirathen unter den Gebildeten, die damals gewissermaßen eine geschlossene Kaste darstellten. Die wohlerzogenen deutschen und schweizerischen Jungfrauen

zeigten sich auf Dichter, Schriftsteller und Gelehrte wie versessen. Es war jedenfalls eine sehr merkwürdige Zeit, von der sich übrigens ebenso viel Gesundes, als fieberhaft Krankhaftes und Dissolutes auf uns vererbt hat.

Auch über Fichte's studentisches oder auch nichtstudentisches Leben in Jena — denn hier wie später in Leipzig hielt sich Fichte gleich fast allen, die unserer Literatur zur Zierde gereichen, von den eigentlich studentischen Kreisen und Verbindungen fern — und über sein Hauslehrerleben in Zürich im Hause des Gastwirths Ott erfährt man aus dem Noack'schen Buche einige Einzelheiten mehr, als aus dem biographischen Werke von Fichte's Sohn. Das Streben des letztern ging offenbar dahin, Fichte sich zumeist durch sich selbst aus seinen Briefen und Tagebuchblättern schildern und charakterisiren zu lassen, und gerade dadurch ist sein Werk eine Quellenschrift und Fundgrube für alle geworden, welche jetzt über Fichte schreiben, wenn auch einige Partien, für welche eigenhändige Aufzeichnungen Fichte's fehlten, etwas dürftiger ausgefallen sind. Noch als Hauslehrer zeichnete sich Fichte durch jenen Fleiß aus, welchen die „Times" jüngst den deutschen „Büffelfleiß" und die deutsche „Büffelarbeit" nannte, weshalb auch die deutsche Gelehrsamkeit so sehr nach Büffelschweiß riecht und der deutsche Gelehrte und Denker, der in der Einsamkeit seiner Arbeitsstube keine Gelegenheit hat, seine Ecken durch die Berührung mit der äußern Welt abzuschleifen, meist etwas von der eigensinnig stolzen Steifnackigkeit eines Stiers annimmt. Fichte's züricher Aufwärterin sagte einmal zu Fichte, da sie ihn immer so an sein Pult angekettet fand: „Wenn Sie sterben, wird Ihr Geist gewiß an diesem Pulte spuken!" So von der hohen einsamen Warte seines Studirzimmers aus gewöhnte sich Fichte daran, alles auf der Erde „unbeschreiblich klein" zu finden gegenüber dem selbstherrlichen „Ich", ohne dessen schaffende Kraft es gar keine objective Welt mehr gab. Freilich fehlte es auch nicht an Augenblicken, wo seine Weisheit vor dem Anblick stiller beschränkter Rechtlichkeit zu Schanden wurde und sich tief gedemüthigt fühlte, so wenn er später, im Jahre 1791, bei seiner Durchreise durch Rammenau in sein Tagebuch über den „guten, braven und herzlichen" Vater die Worte niederschrieb: „Mache mich, Gott, zu einem so guten, ehrlichen und rechtschaffenen Mann, und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer noch gewonnen." Das gestand er freilich nur sich selbst und nicht den Menschen. So setzte er, wie Noack anführt, auch seinen Stolz darein, „niemals eine Geldverlegenheit merken zu lassen und keine Ausgabe zu scheuen, die man von ihm erwartete, selbst wenn er das Geld dazu borgen sollte". Als ob borgen etwas anderes wäre, als die Welt seine Geldverlegenheit merken zu lassen. Bekanntlich ging Fichte später in Königsberg Kant selbst in einem Schreiben von rührender Ausführlichkeit um ein Darlehn an, aber ohne Erfolg; denn Kant war geizig und in Geldsachen vorsichtig. Mit größerm Erfolg machte er dagegen für sein System Anleihen bei dem philosophischen Kapitale Kant's.

Bekanntlich beabsichtigte Fichte bei seinem zweiten Aufenthalt in Leipzig Novellen und Trauerspiele zu schreiben, weil man für solche Arbeiten Verleger fände, für Predigten aber nicht. Noack berichtet darüber: „Die im Geschmack Geßner's gehaltene Novelle, der Fichte den Titel gab: «Das Thal der Liebenden», erblickte erst in unserm Jahrhundert das Licht der Welt, und Fichte's Entwurf zu einem Trauerspiel: «Der Tod des heiligen Bonifacius», blieb ganz und gar im Pulte liegen."

Auch die jenaische Periode ist nach verschiedenen Richtungen hin ausführlicher behandelt als von J. H. Fichte, namentlich was das Verbot der Fichte'schen Sonntagsvorlesungen und den Atheismusstreit betrifft. Auf Anlaß des erstern erzählt Noack, daß die jenaischen Studenten an dem ihnen eingeräumten Platze der Michaelis-Hofkirche (unter der Orgel, der Kanzel gegenüber) Nüsse zu knacken, Aepfel zu essen und Taback zu rauchen pflegten, „oder mit dem Hut auf dem Kopfe, auch wol den Hund an der Seite in der Nähe ihrer Donna standen und mit derselben Augen- und Geberdenspiel trieben". Dergleichen profanirenden Unfug litt man, aber wollte nicht dulden, daß Fichte Sonntags moralische Vorlesungen halte; man erblickte darin die teuflische Absicht Fichte's, die Religion und die bestehende Kirchenverfassung untergraben zu wollen. Als ob das noch nöthig gewesen wäre in einer Stadt, wo, wie einmal Frau Herder schreibt, die Theologen sich fast nichts mehr von christlicher Religion zu erwähnen getrauten. Daß eine Rotte von „saubern Musensöhnen" unter den rohesten Schimpfworten einmal in Jena dem jetzt säculargefeierten Fichte die Fenster einwarfen, wobei sein krank daniederliegender Schwiegervater beinahe am Kopfe getroffen worden wäre, weiß man; bei Noack erfährt man weiter, daß sie ihn bei anderer Gelegenheit aushöhnten und zu einem lächerlichen Gegenstande des Stadtgesprächs machten, und daß später die Studenten in Königsberg ihm gleichfalls die Fenster einwarfen und Pereats brachten, weil sie Fichte's Zumuthung, die Collegien bezahlen zu sollen, als eine unerhörte Neuerung gegen das Herkommen und die akademische Freiheit betrachteten. Hier noch einige Züge studentischer Zügellosigkeit. In Erlangen mußte man einmal ein Edict gegen solche Studenten erlassen, welche „mit einem beinahe auf Art der Nation der Wilden entblößten Körper zu offenbarem Skandal den ganzen Tag umherlaufen". Nach Fichte's Entfernung von Jena brach eine Rotte Studenten in ein Gartenhaus ein, stahl Kleider, Zinn, Kupfer, Silber und sogar Geld und verzechte dann den Erlös dieser Habseligkeiten in Punsch. Für diese „Handlung", erzählt Noack, unterschrieben gegen 50 Studenten eine kecke Herausforderung um Straflosigkeit an den Herzog, und sogar die gesammte Akademie verwandte sich für diese Unthat! Wenn seit Jahrhunderten im deutschen Volke so viele Roheit zurückgeblieben ist, lag ein großer Theil der Schuld an den den akademischen Bürgern eingeräumten Privilegien; diese verwandelten die Universitäten nur zu sehr in Pflanzstätten der Roheit, der Liederlichkeit, der Sittenverhöhnung und des Cynismus, statt in Asyle humaner Bildung

einen Vortheil hatten sie vor den jetzigen voraus: die größere Zusammengehörigkeit zwischen Professoren und Studenten, wodurch es einem wirklich edelgebildeten und humangesinnten Lehrer möglich wurde, directer und persönlicher auf seine Zuhörer und Anhänger, die in älterer Zeit zum Theil sogar seine Tischgenossen waren, einzuwirken und so wenigstens in kleinern Kreisen den Geist tüchtigen wissenschaftlichen Strebens und sittlicher Gesinnung zu nähren. Freilich gab es auch Professoren genug, die es an Cynismus und Rohheit den ärgsten unter den Studenten gleich oder zuvorzuthun suchten.

Der Verfasser übt an dem philosophischen System Fichte's, wie schon bemerkt, eine strenge Kritik; er rügt das verwegene Unternehmen, „die Welt aus dem reinen Ich abzuleiten", eine Philosophie schaffen zu wollen, die es der Geometrie an Evidenz gleichthun sollte. Er nennt Fichte's „Grundlage der Wissenschaftslehre" ein „Meisterstück von Begriffsweberei", das sich „an Scharfsinn und Feinheit mit den vielbewunderten Kunststücken der Scholastiker des Mittelalters gar wohl messen durfte, nur daß es leider von einer ganz unhaltbaren Voraussetzung aus ins Leere fortschritt", und er nennt ferner Fichte's „hochgeschwungene Sittlichkeit", wie er sie seinen Lesern und Zuhörern verkündigte, eine „Chimäre", ein „leeres, hohles Ideal", weshalb auch der „Schlankopf" Forberg in seinem Tagebuch mit Recht gesagt habe:

> Er (Fichte) schärft bei jeder Gelegenheit ein, daß Handeln, Handeln! die Bestimmung des Menschen sei, wobei nur zu fürchten steht, daß die Mehrzahl der Jünglinge, die dies zu Herzen nehmen, eine Aufforderung zum Handeln für nichts Besseres, als für eine Aufforderung zum Zerstören ansehen dürfte. Ueberdies ist der Satz falsch: der Mensch ist nicht bestimmt zu handeln, sondern gerecht zu handeln. Kann er nicht handeln, ohne ungerecht zu handeln, so soll er müßig bleiben!

Was Fichte's Sittlichkeitslehre betrifft, so erscheint dem Verfasser schon dies als eine Täuschung, „zu meinen, daß Begriffe die Handlungsweise der Menschen bestimmen", und er fährt fort:

> Er übersah den lebendigen, geschichtlich-wirklichen handelnden Menschen und darum sah er auch in seiner eigenen Handlungsweise dasjenige nicht, was noch außer seinen moralischen Begriffen und Anschauungen von dem, was pflichtmäßig sei, ihm selber unbewußt und unwillkürlich ihn noch weiter trieb und bestimmte, nämlich seine Leidenschaft und die überhohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfing, sowie den gänzlichen Mangel an Lebensklugheit, die ebenfalls Pflicht und Tugend ist und an nüchterner Besonnenheit in der Beurtheilung vorliegender Verhältnisse und Beziehungen, von welchen die reine Vernunft zum eigenen Schaden des lebendig-wirklichen Vernunftwesens abstrahirt.

Nach Noack beherrscht die Phrase die Welt und vor allem die Jugend, vermittelst der Phrase habe Napoleon, „der kleine Mann mit dem großen Imperatorenkopf", (z. B. durch die Ansprache: „Von den Pyramiden sehen Jahrtausende auf euch herab") so große Dinge ausgerichtet, und vermittelst der Phrase habe Fichte, „der kleine Mann mit der großen ketzerischen Nase", seine Zuhörer hingerissen.

Wir denken von dem sittlichen Idealismus Fichte's besser, und wir glauben, daß er zu seiner Zeit in Deutschland sehr nöthig war und seine wohlthätige Wirkung in bedrängter Zeit gehabt hat, wenn er sich auch für die Dauer nicht stichhaltig erwies, noch in seiner allerdings allzu abstracten Haltung erweisen konnte. Ueber die philosophischen Systeme, die sich nach Kant eins das andere ablösten, haben aber auch wir unsere eigenen Gedanken. In Betreff der Grundgesetze des Erkennens und seiner Grenzen, wie in Betreff aller solchen Hauptfragen kann es nur Eine Philosophie geben, nicht aber eine Reihe von Philosophien, von denen eine immer die andere aufhebt. Der menschliche Geist, wenn er nicht in ein bloßes Pflanzenleben versinken soll, darf und soll nicht aufhören zu philosophiren, weil es sich dabei um Fragen handelt, welche ihm die höchsten und theuersten sein müssen. Aber unnatürlich darf es genannt werden, wenn man in Deutschland sich dazu forcirte, rasch hintereinander gleich eine ganze Anzahl von Philosophien oder philosophischen Systemen zu erfinden und darin immer etwas Neues und Pikantes zu geben, weil in unsern Tagen nur noch das Neue und Pikante die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Aeußerung jenes halleschen Professors, welcher bitter beklagte, warum man nicht auch in Halle eine neue Philosophie habe wie in Jena, damit der Ruhm und die Frequenz der Universität vermehrt würden. Als ob das Erfinden einer neuen Philosophie so leicht wie ein Taschenspielerkunststückchen sei, das freilich überrascht, aber doch eitel Täuschung und Blendwerk ist! Namentlich schmeichelte es dem menschlichen Stolz, wenn, wie von Fichte, dem Ich eine so hohe, maßgebende Stellung eingeräumt wurde. Wie schwindet nun dieses Ich in sein Nichts zusammen, wenn man weiß, daß jenseit der Milchstraße Nebelflecke dämmern, die eben solche Milchstraßen sind, und von denen das Licht vier Millionen Jahre und mehr gebraucht hat, um zu uns zu gelangen. Oder haben diese Weltsysteme und die hoffentlich viel vollkommenern Wesen, die auf diesen unzähligen Welten ohne Zweifel leben, wirken und denken, erst seitdem eine Wirklichkeit und Gegenständlichkeit, seit wir vermittelst unserer ferntragenden Teleskope eine Ahnung von ihnen haben? Es ist sehr begreiflich, wenn Hegel von der Milchstraße nichts wissen wollte, denn auf dem Winkeltheater unsers kleinen, noch dazu in eine Ecke des Universums geschobenen Sonnensystems glaubte er doch eine Rolle spielen zu können; bei dem Gedanken an jene Unermeßlichkeit schrumpfte er wie bei dem Anblick eines ihn erdrückenden Riesengespenstes in sein Nichts zusammen.

„Die reinste Speculation grenzt nahe an leere Speculation und der Scharfsinn an Spitzfindigkeit", bemerkte übrigens schon Schiller, dessen Zeugniß wie die Zeugnisse vieler anderer hervorragender Männer (zu denen sich noch das von Knebel in dem eben erschienenen dritten Bande der Briefsammlung „Von und an Herder" gesellt) gegen Fichte's philosophisches System der Verfasser anführt. Seine „Wissenschaftslehre" wird wie alle nach-Kant'schen philosophischen Evaporationen verschwinden, aber sein sittlicher Gehalt wird niemals ganz verkannt werden können, und durch einige seiner Schriften, die außerdem zum Theil Muster des Stils sind, hat er sich, was man auch im

einzelnen daran aussetzen mag, im Andenken der deutschen Nation ein bleibendes Denkmal gestiftet, namentlich aber durch seine „Reden an die deutsche Nation", welche auch Noack als das eigentliche „standard work" und als „die wahrhaft nachhaltig wirkende That des ganzen Mannes" anerkennt.

---

3. Abhandlungen und Vorträge.

Wir gehen nun zu den uns vorliegenden Abhandlungen und Vorträgen über, deren jedoch zu viele sind, als daß irgendein Einsichtiger einen eingehenden Bericht über jedes einzelne Schriftstück erwarten und, da wir uns dabei mit vielen Wiederholungen herumschlagen müßten, wünschen sollte. Wir werden uns daher bei den meisten auf nicht viel mehr als die bloße Titelangabe beschränken, bemerken jedoch im allgemeinen, daß die Biographie Fichte's von seinem Sohne Immanuel Hermann mehreren dieser Redner und Schriftverfasser eine sehr willkommene und ergiebige Ausbeute gewährt zu haben scheint. Eine kleine Festschrift im Umfange von nur einem Druckbogen und den deutschen Vereinen zugeeignet: „Fichte und das deutsche Volk" (Berlin, Hirsch) von E. Schmidt-Weißenfels scheint auch nur ein gedrängter, übrigens in populärer Absicht zweckmäßig abgefaßter Auszug aus der erwähnten Biographie zu sein. Für den Verfasser ist Fichte „der erste Demokrat, gewissermaßen der Vater jener großen Partei, welche heute fast die ganze Volksnation umfaßt und deren Streben sich vor allem darauf richtet, die Einheit Deutschlands im Sinne gerechter und edler Volkswünsche zu schaffen". Wir müssen dem gern etwas kecken Verfasser die Verantwortung für die neue Wortbildung „Volksnation", wie für die Behauptung, daß Fichte der „erste Demokrat" gewesen, gern oder ungern überlassen. Ein „Gedenkblatt auf Fichte's Grab" gab Adolf Helfferich unter dem Titel heraus: „Die Analogien in der Philosophie" (Berlin, Springer). Der Verfasser bemerkt unter anderm:

> Fichte könnte sich unmöglich für einen so warmen Anhänger Kant's gehalten und ausgegeben haben, wenn seine Wissenschaftslehre nicht wenigstens einen Rest derselben physikalischen Analogien mit herübergenommen hätte, deren sich Kant bei seinem kritischen Verfahren bediente. So gänzlich werthlos, ja gespensterhaft ihm die materielle Welt erschien, soweit war er davon entfernt, ihr Bestehen und die ihr zukommende Macht zu leugnen; vielmehr erkannte er bereitwillig an, daß der Expansivkraft des Ich die Repulsivkraft des Nicht-Ich gegenüberstehe, die zwar ohne die Wirksamkeit des Ich gar nicht zur Wirklichkeit gelangen würde, gleichwol aber zur Construction des endlichen Ich so nothwendig ist, als die Expansivkraft des Ich an sich.

Jürgen Bona Meyer gab eine Schrift heraus: „Ueber Fichte's Reden an die deutsche Nation" (Hamburg, Meißner), die keine bloße Lobrede ist, sondern auch bei Fichte's „Schwächen und Verkehrtheiten" verweilt. Der Verfasser führt unter anderm eine curiose Aeußerung Hegel's an, die wir hier zu wiederholen nicht unterlassen wollen. Als nämlich Napoleon in Jena einrückt, äußert Hegel brieflich seine „wunderbare" Empfindung, „ein solches Individuum zu sehen, das hier auf Einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht". Ein auf „Einen Punkt", nämlich wie Attila auf einen Pferdesattel concentrirtes Individuum! Das ist eben so komisch, als es auch begriffsmäßig falsch ausgedrückt ist. Fichte hatte doch noch auf nationalem Gebiete einen realen Boden, Hegel auch auf diesem nicht. Aus den von Fleiß und Studium zeugenden Anmerkungen des Verfassers erfahren wir, daß J. Barni 1859 zu Paris herausgab: „Considérations destinées à rectifier les jugements du public sur la révolution française précédées de la revendication de la liberté de penser etc. par J. G. Fichte, traduit de l'Allemand", nebst einem Vorwort: „Fichte et la révolution française."

Zu den Vorträgen übergehend, wenden wir uns zunächst nach Berlin, von wo am 3. März d. J. die Anregung zur Säcularfeier Fichte's vermittelst des Organs des Nationalvereins eigentlich ausging. Näheres hierüber bringt die Schrift: „Die Fichte-Feier der berliner Mitglieder des Nationalvereins, 19. Mai 1862. Ein Erinnerungsblatt. Mit einer Photographie nach Heidel's Kolossalbüste Fichte's" (Berlin, Duncker). An Vorträgen enthält diese Schrift, deren Ertrag für die eherne Denktafel am Fichte-Haus bestimmt ist, die Reden Berthold Auerbach's, Löwe's von Calbe und des Professors Kalisch, der noch ein Zuhörer Fichte's war, oder wie man dies so salbungsvoll auszudrücken pflegt, „zu seinen Füßen gesessen hat". Wir theilen aus seiner von Franz Duncker vorgetragenen Rede hier Folgendes mit:

> Auch in der Kleinheit und Gedrungenheit seiner Erscheinung im ganzen sprach sich Kraft und Bestimmtheit aus: sein Gang eisenfest und ohne Wanken, jeder Tritt ein Fortschritt, bei dem es bleibt, der nicht zurückgenommen wird. So sah man ihn unter den Linden einherschreiten, so trat er aus der Landsturmversammlung mit umgürteten Schwerte in den Hörsaal ein. Und wie sein Gang, so seine Rede. Jedes Wort aus seinem Munde, jeder Satz in oft weit ausgesponnenen Perioden (denn Cicero's Reden waren sein Lieblingsstudium) von einer Deutlichkeit und Schärfe wie in Erz geprägt, der unmittelbare Ausdruck eines folgerichtigen Denkens, das kein übereiltes Wort zurückzunehmen, keine verfehlte Wendung zu berichtigen hatte. Was am Morgen mit der Feder in der Hand bedacht und in kurzen Andeutungen niedergeschrieben war, ward am Abend in freier Rede vorgetragen, zwei Stunden hintereinander, von Anfang bis Ende mit gleicher Kraft und oftmals unter körperlichen Leiden: ja, einmal sogar, wenige Wochen vor seinem Hingange unter den heftigsten Schmerzen, die ihn wiederholentlich seine Vorlesungen auszusetzen genöthigt hatten: ohne daß die übrigen Zuhörer das Geringste merkten: denn mir, der ich es sah, weil ich's wußte und vergeblich zu verhindern gesucht hatte, war es verboten worden davon zu reden.

A. Trendelenburg hielt die officielle Universitätsrede, die unter dem Titel erschien: „Zur Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte. Vortrag gehalten in der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 19. Mai 1862" (Berlin, gedruckt in der Druckerei der königlichen Akademie der Wissenschaften). Der treffliche Redner ließ die Fehler des Gefeierten nicht unbemerkt; er rechnet dahin Fichte's Ueberhebung gegen die Empirie, seinen geschlossenen Handelsstaat „mit seiner die Production und den Handel regelnden, gängelnden, selbst das Reisen

verbietenden Polizei", die von ihm vorgeschlagene „Casernirung der Erziehung", indem er, die Innigkeit des Hauses verkennend, die Kinder den Aeltern nehmen und dem Staat in die Hände liefern wollte u. s. w. So sei Fichte's Geist in seiner Consequenz gewaltthätig, ohne Schonung für das Bestehende; er sei einseitig, aber ein ganzer Mann; was in ihm gewirkt habe und heute noch fortwirke, sei der Geist seiner Gedanken, die Gesinnung seiner Denkungsart, das Gewicht seines in sich einigen Wesens. In den Anmerkungen wird unter anderm die bei Gelegenheit des Antrags der kursächsischen Regierung auf Verbot des Fichte-Niethammer'schen Journals erlassene Cabinetsordre mitgetheilt; sie ist aus den Acten des königlichen Geheimen Staats- und Cabinetsarchivs entnommen und lautet:

Ich habe zwar aus den von dem auswärtigen und geistlichen Departement mittels Berichts vom 18. d. M. Mir eingereichten Auszügen aus dem Fichte und Niethammer'schen Journale ersehen, daß die Verfasser derselben sich bemüht haben, das Dasein Gottes als eines selbständigen Wesens wegzuraisonniren und misbillige dies ebenso sehr als ich die Halbphilosophen bedauere, die ihre Vernunft in dem Grade verlieren. Ich besorge indessen hiervon keine gemeinschädlichen Folgen, weil der Glaube an Gott durch Ihn selbst so fest und unerschütterlich gegründet ist, daß alle Angriffe gegen denselben ewig so ohnmächtig bleiben werden, als sie es bisher gewesen sind. Am wenigsten werden die Herausgeber und Mitarbeiter jenes Journals, das bisher kaum dem Namen nach bekannt war und hier in keinem Buchladen angetroffen wurde, Anhänger ihrer traurigen Lehre finden, wofern ihre Schriften, die der Aufmerksamkeit der Regierung ganz unwürdig sind, nicht durch öffentliche Schritte aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, in der sie bisher gar nicht bemerkt wurden. Dies würde offenbar geschehen, wenn Ich jenes Journal in Meinen Staaten, worin es bisher kaum hier und da einen Leser gefunden hat, verbieten wollte. Wenn es die Regierungen zu Hannover und Dresden gethan haben, so mögen diese dazu dringendere Veranlassung gehabt haben, in deren Ermangelung Ich einen zureichenden Grund finde, ihrem Beispiele nicht zu folgen. Die Misverständnisse, welche das auswärtige Departement hiervon besorgt, werden durch vollständige Mittheilung der von dem geistlichen Departement auf den Grund der hierbei zurückerfolgenden Votorum der sachverständigen Mitglieder des Oberconsistorii sehr einleuchtend entwickelten Beweggründe vermieden werden können, und ist hiernach den kurf. sächs. Geheimen Räthen zu antworten. Berlin, 25. März 1799. Friedrich Wilhelm.

Bei der von der Philosophischen Gesellschaft und dem Wissenschaftlichen Kunstverein im Arnim'schen Saale veranstalteten Fichte-Feier hielt F. Lassalle die Festrede; sie erschien unter dem Titel: „Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes" (Berlin, Jansen). Ihm erscheint Fichte als ein „ewiger Triumph für die weithin treffende geistige Voraussicht aller Philosophie", und von dem deutschen Geiste behauptet er von sehr abstractem Standpunkt, daß er allein es sei, dem seine ursprüngliche Anlage und die Sterne seiner Entwickelung das Los geworfen hätten, „sich aus dem als rein geistige Bildung entwickelten Volksbegriff, sich aus einem geschlossenen, aber als rein metaphysische Innerlichkeit existirenden Volksgeist sein Reich, den Boden seines Daseins erst zu erzeugen". Eine von Robert Schellwien, wir wissen nicht in welcher Versammlung gehaltene Festrede liegt uns vor unter dem Titel: „Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Johann Gottlieb Fichte's" (Berlin, Müller), und der von Ch. A. Brandis zu Bonn gehaltene Festvortrag unter dem Titel: „Johann Gottlieb Fichte's hundertjähriger Geburtstag gefeiert in der Aula der königlich preußischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn" (Bonn, Marcus).

Die vielfach interessante, von dem Professor der Staatswissenschaft, H. Ahrens, an der Universität Leipzig gehaltene Festrede erschien unter dem Titel: „Fichte's politische Lehre in ihrer wissenschaftlichen, culturgeschichtlichen und allgemeinen nationalen Bedeutung" (Leipzig, Veit und Comp.). Wir citiren hieraus die beherzigenswerthe Bemerkung des Redners gegen den heutigen Materialismus:

Als der Niederschlag aller Abirrungen in der Wissenschaft und im Leben trat in der rohesten Gestalt der Materialismus auf, der ohne irgendeinen Halt in einer Wissenschaft, auch nicht in der Naturwissenschaft, und in der ärgsten Versündigung gegen alle Grundsätze der Erfahrungsmethode, durch Verbreitung des Stoffglaubens für eine stockgläubige und genußgierige Schar manche geistige und sittliche Verwüstung angerichtet, wie ein Alp längere Zeit auf dem deutschen Leben gelastet hat, aber bei dem Wiedererwachen einer freiern Bewegung des Geistes in allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens fast verschwunden ist. Aber es kommt jetzt noch darauf an, ihn grundsätzlich zu überwinden, ihm in allen Wissenschaften den Zugang abzuschneiden und, in positiver Richtung, die idealen Grundlagen des Lebens wieder mehr zu kräftigen.

Der Hauptsitz der Propaganda für die rein materialistische Lehre ist jetzt ohne Zweifel Deutschland, und wir glauben leider nicht, daß die Einflüsse dieser Richtung bereits in dem Grade überwunden sind, als der Redner anzunehmen scheint; man muß sich nur nicht durch die vorgenommene Maske des Idealismus täuschen lassen.

Die vom Prof. Ch. H. Weiße gleichfalls in der akademischen Aula zu Leipzig gehaltene „Rede zum Andenken Johann Gottlieb Fichte's" (Leipzig, Teubner) war bereits in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung" erschienen; aber der Umstand, daß, wie Weiße aus gelegentlichen Erwähnungen in Zeitschriften in Erfahrung gebracht, „über ihren Inhalt unwahre und übelwollende Gerüchte in Umlauf gekommen sind", veranlaßte ihn, ihr durch einen gesonderten Abdruck weitere Verbreitung zu geben. Wir haben in dieser Rede, in der uns namentlich eine Parallele zwischen Fichte und Schiller interessirte, vergebens nach Stellen gesucht, die wirklich verständigen und unbefangenen Leuten Anlaß zu Misdeutungen geben könnten.

Die Rede zur akademischen Festfeier in Jena hielt Kuno Fischer; sie erschien zugleich mit seiner zum Antritt des Protectorats am 1. Februar 1862 gehaltenen Rede in der Schrift: „Akademische Reden" (Stuttgart, Cotta), und umfaßt darin nicht weniger als 75 Seiten. Folgende Stelle möge daraus hier mitgetheilt sein:

Kein Volk hat ein größeres Genie zum Philosophiren und mehr Philosophen gehabt, als die Griechen, und in der weiten Reihe dieser Denker ist nur Ein wahrhaft volksthümlicher Mann gewesen, den die Stimme des Orakels selbst für den weisesten

der Menschen erklärte. Und diesen volksthümlichsten aller Philosophen, die je gelebt, haben die Athener als einen Feind der Götter getödtet. Manche der griechischen Philosophen sind um ihrer Lehre willen verfolgt worden, so lange sie lebten, und nach ihrem Tode hat man ihnen Bildsäulen und Altäre errichtet. Das Schauspiel hat sich seitdem oft in der Welt wiederholt. Und die Jubelfeste, die wir jetzt so freigebig feiern, erinnern mich an jene Bildsäulen und Altäre! Die Dankbarkeit ist die Tugend der Nachwelt.

Mithin, darf man hinzufügen, ist Undankbarkeit das Laster der Mitwelt, und dieses entspringt entweder aus Bornirtheit und Erkenntnißmangel oder aus einem noch schlimmern Motiv, dem des Neides.

Ein bereits am 15. März in Kiel vor einem gemischten Publikum vom Professor Friedrich Harms gehaltener Vortrag erschien unter dem einfachen Titel: „Johann Gottlieb Fichte" (Kiel, Homann), und bildet mit der von demselben Verfasser am 19. Mai gehaltenen und unter dem Titel „Die Philosophie Fichte's nach ihrer geschichtlichen Stellung und nach ihrer Bedeutung" in demselben Verlage erschienenen akademischen Rede gewissermaßen ein Ganzes. Der Redner bemerkt im Vorwort zur letztern: „Da ich nun auch die Rede für die Universitätsfeier von Fichte's hundertjährigem Geburtstage übernehmen mußte, so konnte ich darin nicht nochmals zur Darstellung bringen, worüber der durch den Druck bereits veröffentlichte Vortrag sich verbreitet." Würtemberg ist einmal, und zwar durch die vom Professor Karl Köstlin gehaltene Rede: „Fichte. Ein Lebensbild" (Tübingen, Laupp), Baden dreimal vertreten, nämlich durch die vom Professor von Reichlin-Meldegg zur Fichte-Feier in Heidelberg gehaltene akademische Festrede „Johann Gottlieb Fichte" (Heidelberg 1862), durch den Vortrag des Stadtpfarrers C. O. Schellenberg in dem Aulasaale zu Manheim „Rede zur Feier der Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag Johann Gottlieb Fichte's" (Manheim, Schneider) und durch des Professors Ludwig Eckardt im Rathhaussaale zu Karlsruhe gesprochene und mit gewohntem Feuer verfaßte Rede: „Fichte, ein Vorbild des deutschen Volks und seine Bedeutung für die Gegenwart" (Karlsruhe, Hofbuchhandlung). Der Redner mahnt darin die Deutschen unter anderm an Schiller's Ausspruch, daß der Entschluß ein Geschenk des Himmels sei. Nun, am Entschluß würde es wol in Deutschland nicht fehlen, wenn wir nicht so zerrissen und uneinig wären. Was hilft es, wenn sich ein kleiner Bruchtheil einer Nation zu etwas entschließt, und sich die andern 20 oder 30 Bruchtheile dazu nicht oder gar zum Gegentheil entschließen?

Aus Baiern erhielten wir: „Akademische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Johann Gottlieb Fichte's, gehalten am 19. Mai 1862 in der Aula der Hochschule zu Würzburg" (Würzburg), von dem Professor der Philosophie Franz Hoffmann; „Akademische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Johann Gottlieb Fichte's an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen" (Erlangen), von dem Professor Karl Heyder, und „Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags von Johann Gottlieb Fichte. Gehalten am 19. Mai 1862 in der Aula der Ludwig-Maximilians-Universität" (München), von dem derzeitigen Rector der münchener Universität; Hubert Beckers. Die Vorträge des letztern haben uns unter den Universitätsreden immer besonders angesprochen durch den sittlichen und humanen Geist, den sie bekunden; es spricht aus ihnen der Mensch und nicht blos der Gelehrte. Darum hebt er auch besonders Fichte's Schrift über die Bestimmung des Gelehrten und daraus namentlich die Stelle hervor, in welcher Fichte verlangt, daß der Gelehrte nicht blos der Lehrer und Erzieher der Menschheit, sondern auch der sittlich beste Mensch des Zeitalters sein, die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen solle. Man darf annehmen, daß nur ein Gelehrter, der selbst diesem freilich etwas hochgesteigerten Ideal nachstrebt, sich dazu verstehen wird, ein solches Postulat in einer akademischen Rede mit besonderm Gewicht hervorzuheben; wer sich nach dieser Seite schwach fühlt, wird es sicherlich todt zu schweigen suchen.

Oesterreich ist wie Baden und Baiern (außer Rheinbaiern) dreimal vertreten, nämlich durch die von Professor F. C. Lott „im Auftrage des philosophischen Professorencollegiums der k. k. wiener Universität" gehaltene „Festrede zur Säcularfeier Fichte's" (Wien, Braumüller); durch die vom Professor Johann Heinrich Loewe in der Aula der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag gesprochene „Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Johann Gottlieb Fichte's" (Prag, Calve) und durch Professor Tobias Wildauer's „Rede zu Johann Gottlieb Fichte's hundertjährigem Geburtstage bei der von der philosophischen Facultät an der Hochschule zu Innsbruck veranstalteten Festfeier am 19. Mai gehalten" (Innsbruck, Wagner). Der unleugbar große Fortschritt Oesterreichs in politischer wie geistiger Hinsicht bekundet sich schon in der bloßen Möglichkeit, daß im Jahre 1862 in Wien, Prag und Innsbruck eine officielle akademische Feier zur Ehre Fichte's überhaupt nur möglich war. Aber der Geist freier philosophischer Forschung und Betrachtung durchdringt auch durchweg die uns hier vorliegenden Reden aus Oesterreich. Wildauer, nebenbei bemerkt, erklärt sich gegen die hier und da stattgehabte gewaltsame Umdeutung der Wirksamkeit Fichte's in kleindeutschem Sinne, hebt hervor, daß Fichte seine Reden an „die Deutschen schlechtweg", ohne Unterschied der Stämme, gerichtet habe, bemerkt aber zugleich, „daß alle Culturnationen einander bedürfen und daß keine derselben den Platz der andern in der Weltgeschichte ersetzen kann".

Nachdem wir noch die Vorträge: „Die Stellung des Fichte'schen Systems im Entwickelungsgange der Philosophie oder Charakteristik der philosophischen Systeme von Thales bis Fichte. Ein Vortrag in allgemein verständlicher Sprachweise" (Dresden, Kuntze), in Dresden gehalten von Adolf Drechsler; „Johann Gottlieb Fichte, als Denker und Staatsbürger. Eine Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags" (Glogau, Flemming) von Otto Dorneck, und „Johann Gottlieb Fichte

Vortrag zu Fichte's hundertjährigem Geburtstage, gehalten in vertrautem Freundeskreise von einem pfälzischen protestantischen Pfarrer" (Kaiserslautern, Tascher), mit ihren Titeln angeführt haben, müssen wir der von dem halleschen Professor J. E. Erdmann in der Aula der Universität Halle-Wittenberg gehaltenen Festrede: „Fichte, der Mann der Wissenschaft und des Katheders" (Halle, Fricke), einige Worte widmen, sei es auch nur darum, weil diese Rede vielfache Opposition hervorgerufen und Tadel gefunden hat. Leider können wir, da die Menge der oben besprochenen oder erwähnten Schriften uns den Raum zu sehr beengt haben, auf diese Rede, die zwar, wie wir sehen werden, etwas vom Professorenstandpunkt, aber mit der dem Vortragenden eigenen weltmännischen Eleganz geschrieben ist, nicht so ausführlich eingehen, als wir wünschten und anfangs beabsichtigten. Jedenfalls stellt sich schon der Titel, auf welchem von vornherein Fichte nur als „der Mann der Wissenschaft und des Katheders" bezeichnet wird, in Opposition mit der Festfeiertendenz, wie sie sonst alle Festredner ohne Ausnahme vor Augen gehabt haben. Fichte ist, nach Erdmann's Ueberzeugung, kein populärer Mann, sondern ein Mann des Katheders, darum soll ihn auch nur das Katheder feiern. Wir geben zu, daß Fichte der Philosoph sehr wenig populär ist und sehr wenig populär sein kann, aber als frühester politischer Redner der Deutschen, als Redner der Nation verdiente er populärer zu sein als er ist, und zu dem Zweck, ihn von dieser Seite in weitern Kreisen bekannt zu machen und seine nationalen Ideen weiter zu verbreiten, wurde zum Theil die Säcularfeier angeregt und unternommen. Der Redner hat auch manches an Fichte auszusetzen, manches in Betreff gewisser Tendenzen, die man seiner Meinung nach Fichte untergeschoben hat, zu berichtigen; er mäkelt auch am „Cultus des Genius" oder unterscheidet wenigstens einen berechtigten und einen götzendienerischen, worin ihm jüngst W. Denner, der Verfasser eines Aufsatzes „Der Cultus des Genius" in Nr. 44 des „Bremer Sonntagsblatt", absichtslos zu Hülfe kam durch die Bemerkung, daß es auch einen „nicht von innen herausgewachsenen" Cultus des Genius gebe, „der mehr einer Götzendienerei gleicht, nicht aber einem warmen wahrhaften Gefühl seine Entstehung verdankt und dem man heutzutage sogar häufig in den Kreisen einer falschen übertünchten Uncultur begegnet". Und es ist richtig, daß dieser moderne Cultus des Genius auch seine sehr starken Schattenseiten hat, sei es auch nur die, daß durch ihn so manche hochverdiente Männer gegen diejenigen, in denen man weniger den Genius als die Tendenzen der Zeit feiert, zu sehr in Schatten gestellt und vielleicht dem Gedächtniß der Nation zuletzt gänzlich entrückt werden. Auch sagt Erdmann den Feiernden manche spitzige Wahrheiten; er bemerkt z. B.:

Feiert darum der eine an seinem Helden wirklich ihn, und ihn ganz, so der andere nur sich selbst, und an dem Gefeierten nur einiges. Was nicht dazu paßt, tadelt er nicht etwa, nein er leugnet es ab.

Und ein andermal bemerkt er,

daß mancher exaltirte Zuhörer die Versammlung mit dem erhebenden Bewußtsein verlasse: Wir beide, der Fichte und ich, sind doch wahre Blücher. Wie tapfer donnerten wir doch, er gegen den Bonaparte, ich gegen diesen oder jenen Minister!

Das thut freilich weh, aber gibt noch keinen Anlaß, Erdmann's Vortrag geradezu als eine „Schmährede" zu bezeichnen, wie dies in W. Berner's Schrift „Herrn Professor Erdmann's Schmährede auf Fichte. Eine Kritik" (Halle, Berner) geschehen ist. Seine persönliche Ueberzeugung aussprechen, selbst auf die Gefahr hin, unpopulär zu werden, heißt noch nicht „schmähen". Leider herrscht jetzt ein Terrorismus, der es für einen Mann von unabhängiger Gesinnung fast bedenklich erscheinen läßt, eine andere Ansicht als die von der Tagesmeinung vorgeschriebene auszusprechen, da er sich dadurch nicht blos öffentlichen Angriffen, sondern möglicherweise Chicanen und Intriguen aussetzt, die im Stande sind, unvermerkt selbst seine Stellung im bürgerlichen Leben zu beeinträchtigen.

Hermann Marggraff.

Erinnerungen eines alten Husarenoffiziers.

Ein deutsches Reiterleben. Erinnerungen eines alten Husarenoffiziers aus den Jahren 1802—15. Von Julius von Wickede. Drei Theile. Berlin, A. Duncker. 1861. 8. 3 Thlr.

Als Einleitung zu unserm Referat über diese beachtenswerthe Erscheinung, drucken wir das charakteristische Nachwort des Herausgebers ab:

„Der würdige Veteran, dessen Lebenslauf ich im vorliegenden Werke nach seinen mir überlieferten Tagebüchern und Aufzeichnungen zu schildern versuchte, hat vor zwei Jahren einen sanften Tod gefunden. Auch in der Zeit des Friedens und der Ruhe, wie 1848 der revolutionären Aufregung, war der schöne Wahlspruch «Mit Gott für König und Vaterland» der stete Leitstern seines Lebens, dem er unverbrüchlich treu folgte. Möge sein Beispiel gute Nachahmung bei allen jungen Kameraden der verschiedenen deutschen Heerestheile finden, dies ist der Hauptzweck, der mich zur Herausgabe dieses Buchs bewogen hat. Ich hoffe, geneigte Leser können auch gerade in jetziger Zeit manches aus demselben lernen, was der Beachtung nicht ganz unwerth sein dürfte.

Schwerin, im April 1861. Julius von Wickede."

Der politische Standpunkt des Verfassers wie des Herausgebers ist durch dieses Nachwort zur Genüge bezeichnet. Es weht ein legitimistischer aber nicht unerquicklicher Hauch durch das ganze Buch. Allüberall begegnet man einer kernigen, markigen, militärischen Frische, gepaart mit einer tiefempfundenen, ernstsittlichen Religiosität. Der Verfasser ist Soldat mit Leib und Seele, aber einer von jenen Soldaten wie der alte Ziethen war, ein Soldat, der vor der Schlacht sein gläubiges Vaterunser betet, und mit dem Bewußtsein, in Gottes Hand zu stehen, dem dichtesten Kugelregen mit kaltem Blute entgegenreitet. Dergleichen Figuren sind der Jetztzeit entfrembet, etwas Märchenhaftes umgibt sie, ja sie erscheinen uns fast unmöglich, wenn wir den Lieutenant von heute als Folie dienen lassen.

Der Verfasser des von Wickede herausgegebenen Buchs ist auch kein Kreuzritter von heute, obschon wir recht gern glauben wollen, daß der alte Herr in seinen letzten Lebensjahren die neuerfundene Kreuzzeitung mit vielem Vergnügen gelesen haben mag. Es ist bei ihm alles eine ehrliche, offene Soldatenmeinung, kein heimtückischer, hinterlistiger Loyalitätsfanatismus. Wir gestehen, das Buch mit einem hohen Interesse gelesen und durchstudirt zu haben.

Der alte Herr gibt auf der zweiten Seite des ersten Theils eine Rechtfertigung, weshalb er sich noch in seinen alten Tagen in die Zunft der Schriftsteller einreihen lasse: „In unserer schreiblustigen Zeit ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß bejahrte Leute, wenn Alter oder sonstige Verhältnisse ihnen nicht mehr gestatten, in ihrem frühern Berufe thätig zu sein, die Feder in die Hand nehmen, um das, was sie erlebt oder gethan haben, nun auch niederzuschreiben. Verwitterte Diplomaten, die keine Intrigue mehr einfädeln und mit einigen Federzügen wieder vernichten können, was ganze Bataillone mit ihrem Blute theuer genug errungen haben, geben ihre Memoiren heraus, in denen gar manche, früher verschwiegen genug gehaltene Staatsgeheimnisse oft übergeschwätzig ausgeplaudert werden. Pensionirte Schulmeister, die ihren Jungen keine Kenntnisse mehr in die harten Köpfe eintrichtern können; ausrangirte Sängerinnen, deren vertrocknete Kehlen keine schmelzenden Liebestöne mehr hervorbringen wollen; ja selbst Kammerdiener, und, wenn ich mich nicht irre, auch Lohndiener und Portiers aus den Hotels größerer Städte, alle diese und noch viele andere Leute schreiben jetzt Memoiren, Tagebücher, Lebenserinnerungen oder was für Titel sonst dafür noch aufgefunden werden. Warum sollte ich alter Reitersmann denn nicht auch ein Gleiches thun und jetzt die Feder führen, da die von einer französischen Kugel gelähmte Rechte doch keinen tüchtigen Schwadronshieb gegen Deutschlands stete Erbfeinde mehr auszutheilen vermag?" Der Verfasser gesteht dann: „Ein Paar klare helle Augen, ein frisches fröhliches Gemüth, was so leicht nicht verzagt, einen gesunden, hausbackenen Verstand und vor allem ein treues, ehrliches, deutsches Herz habe ich mir aber bei allen Wechselfällen meines Lebens ungeschwächt bewahrt." Und ein solches biederes Geständniß erfreut auch ein sonst nicht immer zur Freude aufgelegtes Recensentenherz, zumal wenn der ganze Verlauf der Geschichte es bethätigt, daß der Verfasser nicht zu viel von sich gesagt und gerühmt hat.

Der alte Herr stammt aus einem alten, pommersch-mecklenburgischen Adelsgeschlechte. Sein Vater, preußischer Husarenrittmeister, hatte aus reiner Neigung eine bürgerliche, natürlich arme, Pfarrerstochter geheirathet und sich deswegen mit seiner ganzen Familie überworfen. Schon die erste Stunde nach seiner Geburt brachte unser alter Herr auf einem Husarenpferde zu, der Vater nahm das Steckkissen, in welchem sich der eben geborene Junge befand, unter den Arm, setzte sich wieder aufs Pferd, um seinen Sprößling der Schwadron zu zeigen, die draußen vor dem Thor exercirte. Im dritten Lebensjahre verlor unser Held die Mutter, im sechsten sah er zum letzten mal den Vater, der 1792 an der Spitze seiner Reiter ins Feld zog, um nie mehr wiederzukehren. Der Knabe wurde nun mit sammt seinem kleinen Schwesterchen im Hause seines Großvaters, eines wohlbegüterten mecklenburgischen Grundbesitzers, erzogen.

Interessant und nicht ohne culturhistorischen Werth ist die Schilderung des Lebens auf dem an Ausdehnung einem kleinen Fürstenthume gleichen mecklenburgischen Gute. Altgermanische Gastfreundschaft und mittelalterliches Feudalwesen athmen aus diesen Zeilen. Die Erziehung des Junkers zielt, wie das ganz natürlich ist, mehr auf den einstigen praktischen Husarenoffizier als auf den Gelehrten, und der Knabe wächst dabei kräftig heran. Als er die Flegeljahre und die Einsegnung hinter sich hat, wendet sich der Großvater an seinen frühern Kampfgenossen, den General Blücher, um die Einstellung des Enkels als Standartenjunker in das von Blücher'sche Husarenregiment bittend. Diese erfolgt im sechzehnten Jahre des Junkers, 1802. Die charakteristische Antwort Blücher's begann:

„Alter Freund und Bruder!

Sehr hat es mir gefreut, deine Krähenfüße mal wieder zu sehen, aber das Lesen davon ist ein verteufelt schwer Stück Arbeit. Daß der Junge Husar werden soll, habe ich mich gar nicht anders gedacht und versteht sich, daß ich ihn gern in mein Regiment als Junker annehmen will, da ja sein Vater auch schon einen so schönen Tod darin gefunden hat" u. s. w.

Die Schilderung der Junkerjahre und des Gamaschen- und Commißdienstes damaliger Zeiten ist äußerst interessant, und die Schwänke der jungen Husaren, die trotz des eisernen Regiments in Scene gesetzt werden, sind mit dem Humor eines Hackländer gezeichnet. Im Jahre 1805 wird unser Junker zum Cornet und 1806 zum Lieutenant befördert. Die erste Liebe tritt an das Herz des jungen Lieutenants und löst sich in die Assonanz einer regelrechten Verlobung auf. Aber schon 1807 verliert er seine junge schöne Braut durch das Nervenfieber.

Alles Unglück und alles Unheil, das über das Vaterland jetzt hereinbrach, hat unser Held gesehen und getheilt. So manche treffliche Charakteristik der damaligen kopflosen Anführer, so manches kurze aber schlagende Urtheil wird uns geliefert. Die ganze traurige und erbärmliche Zeit rollt unverhüllt an unsern Blicken vorüber, Scenen feigster Erbärmlichkeiten und größter, heroischster Thaten ziehen unserm geistigen Auge vorbei. Dem ganzen unglücklichen Feldzuge von 1806 und 1807 ist der erste Theil gewidmet. Einige schauerliche und ergreifende Situationen und Abenteuer werden mit der Ehrlichkeit eines alten Soldaten erzählt, obgleich es Scenen sind, bei denen uns die Haut schaudert und das Haar zu Berge steigt. Wir verweisen hierbei unsere Leser auf das Abenteuer des Helden nach der Schlacht bei Eylau. Bei einem nächtlichen Ritt zu dem General Bennigsen (der Lieutenant wurde als Ordonnanzoffizier im russischen und preußischen Hauptquartier verwendet) trifft er hinter einem Erlenbusch einen schwer verwundeten preußischen Offizier. Ein voller Kartätschenschuß hatte ihm den Unterleib auseinandergerissen und zugleich auch einen Schenkel derart zerschmettert, daß der gebrochene Knochen überall aus dem rohen Fleische hervorsah; die scharfe Kälte ließ das Blut des Verwundeten erstarren. Es sind zwei Freunde, die sich in solcher schrecklicher Situation auf dem Schlachtfelde wiederfinden. Auf das dringende Bitten des Verwundeten, ihn durch eine mitleidige Kugel seiner Leiden zu entheben, läßt unser Offizier den Freund durch einen seiner Begleiter erschießen (I, 197—203).

Mit dem Tilsiter Frieden und der Gründung des Tugendbundes schließt der erste Theil. Im zweiten Theile sind die Erinnerungen eines wild beweglichen Reiterlebens niedergelegt. Er enthält die Erlebnisse unsers Offiziers vom Tilsiter Frieden bis zum russischen Feldzuge 1812. Der Verfasser kannte fortan nur einen Feind: Napoleon; nur eine Aufgabe: dem Kampfe gegen den Franzosenkaiser seinen Arm zu leihen, sei es im Vaterlande, sei es außerhalb desselben. So sehen wir ihn als Offizier im schwarzen braunschweigischen Husarenregiment im Dienst des Herzogs Wilhelm von Braunschweig den Guerillakrieg führen, sich nach England einschiffen und später in Portugal unter Wellington gegen die Franzosen fechten, bis er bei der Nachricht von dem bevorstehenden Feldzuge gegen Rußland sich entschließt, in russische Dienste zu treten, und nach Petersburg abgeht.

Sehr reich ist dieser zweite Theil besonders an scharfsinnigen Charakteristiken. Auf so manche Unternehmung fällt ein neues Streiflicht in neuen Farben; der Verfasser ist kein Freund von sinnlosen Nachtretereien, er schöpft nur aus dem Borne seiner Erfahrungen, die auf Autopsie beruhen.

Die Charakteristik des Majors von Schill möchten wir als ein kleines Meisterstück in seiner Art betrachten. Da wird so manche neue Saite angeschlagen und die Handlungsweise des edeln Vorkämpfers deutscher Freiheit erscheint im neuen Lichte. Schill ist in dem Buche nicht der trotzige Mann, der auf seine eigene Faust zu handeln meint, er ist ein Soldat, den ein tiefes Weh erfaßt, weil sein Kriegsherr seine Handlung mißbilligt, und der dann mit der Tollkühnheit der Verzweiflung den Tod zu suchen scheint. Wilhelm von Braunschweig wird mit einer verehrenden Liebe behandelt, Wellington mit einiger zurückstoßenden Kälte gezeichnet, wie sie denn der kühle, egoistische Engländer auch selbst provocirt hat. Die Schilderung des Kampfes in und um Portugal dürfte dabei aber nicht nur den Memoiren suchenden, sondern auch den gern tiefer eindringenden Strategen befriedigen.

Der dritte Theil endlich ist entschieden der an Handlung reichste, er umfaßt den russischen Feldzug und die Befreiungskriege. Auch er ist reich an vortrefflichen, militärischen Charakterschilderungen. Barclay de Tolly, Wolzogen, Kaiser Alexander, Kutusow, York, Freiherr von Stein, Blücher und Gneisenau sind freilich auch Namen, welche die Urtheilskraft oder richtiger Beurtheilungsfähigkeit gewaltig herausfordern. Und man glaube ja nicht, daß jeder alte Militär in Einseitigkeit aufgeht. Der alte Herr, welcher die uns vorliegenden Aufzeichnungen bearbeitete (wir wissen freilich nicht, wie viel der Herausgeber daran gefeilt hat), liefert den Beweis, daß man ein tüchtiger Haudegen und doch ein feinfühlender und weitsehender Psycholog und Menschenkenner sein kann. Wo unser Held als Glied der militärischen Kette wirkt, da hat die Schilderung freilich einen andern, vollständig speciellen Charakter. So bei den Schlachten bei Borodino und Leipzig ganz besonders. Sie lesen sich in dem Buche bedeutend anders, als die Generalstabsberichte, und haben auf diese Weise sich die Frische der selbsteigenen Anschauung bewahrt.

Das Buch schließt mit des Autors schwerer Verwundung bei Waterloo. Mit dem Verluste des rechten Armes tritt er nun den Siegesheimzug an und heirathet, aus tiefer Neigung, dem Beispiele seines Vaters folgend, seine geliebte Braut, die Tochter eines Pfarrers.

Es ist ein reiches, bewegtes Leben, das sich in den drei stattlichen Theilen widerspiegelt, und eine wohlthuende Frische, der Reiz der Ursprünglichkeit, wohnt diesen Schilderungen inne. Es ist ein köstliches Stück Memoirenliteratur, das uns geboten wird, und Julius von Wickede hat sich mit Recht den Dank der Lesewelt durch Herausgabe dieses Buchs verdient. Das Buch, auch von der Verlagshandlung recht angemessen ausgestattet, wird sich seine Bahn brechen, und wir glauben nicht, daß es Leser gibt, tragen sie nun den Uniform- oder den Civilrock, welche die Bände mit einem Gefühle des Unbefriedigtseins aus der Hand legen werden. Es ist schwer, auf dem Gebiete der militärischen Memoirenliteratur etwas Neues und besonders Anziehendes zu schaffen; dem uns vorliegenden Buche ist es gelungen, nicht durch äußern hohlen Glanz und Pomp, sondern durch das warm pulsirende und bewegte Leben, das durch diese Schilderungen rollt. **Heinrich Mahler.**

Allerlei Unterhaltungsliteratur.

1. **Hüben und Drüben. Lose Blätter aus einem Menschenleben von Graf A. Baudissin. Hannover, Rümpler. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.**

Der Verfasser dieser Novelle ist in neuerer Zeit durch manches treffliche Buch bekannt geworden, namentlich durch die Schilderung der amerikanischen Zustände. Ueberall zeigten sich die Spuren eines naturwüchsigen, frischen Talents, welches keck die Sachen beim Schopfe nimmt und nichts von der Schablone aufweist, nach welcher die Mittelmäßigkeit unsere Erzählungsliteratur bereichert. Graf Baudissin ist nicht brillant an Phantasie; er ist Realist, guter, solider Realist, und legt meist all seinen Geschichten die vielen Erfahrungen seiner Reisen zu Grunde, zeichnet meist die Personen darin, die er in einem wechselvollen Leben als Soldat in Schleswig-Holstein und als Europamüder in Amerika kennen gelernt hat. Wohl geht ein Strich hier und da über die Contour; aber die Zeichnung ist prächtig und es spricht Leben und Geist aus ihr. Die vorliegende Novelle, ein memoirenartiger Stoff, ist in vieler Beziehung ein Meisterwerk zu nennen. Die Zeichnung des alten Obersten, der 12 Söhne besitzt und von dessen jüngstem Sohn eigentlich die ganze Geschichte handelt; die Figur seines Factotums, des Wachtmeisters Schelling, sprudeln von körnigem, herzigem Humor. Auch um manch treffenden, öffentliche Zustände berührenden Urtheils ist das Buch zu loben, welches, trotz einzelner losen Verbindungen in der Composition, als eine der besten Erscheinungen der modernen Belletristik bezeichnet zu werden verdient.

2. Aus dem Komödiantenleben. Erinnerungen eines alten Schauspieler-Vagabunden. Von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog u. Comp. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Einblicke in das Leben der ambulanten Schauspielertruppen, die anfänglich nicht ohne Interesse sind, aber sich später zu einer gewöhnlichen Novelle ohne rechten Herzschlag und zu ziemlich bekannten Mittheilungen über das Schauspielerleben abflachen. Der Verfasser hat sein Buch „den wahren Jüngern der dramatischen Kunst" gewidmet, und alldieweil diesem Geschlecht die Literatur viel gleichgültiger ist, als man glauben sollte, und auch manches Treffliche an Bemerkungen sich in dem Buche findet, mag es ihnen empfohlen sein. Wir sind sicher, daß es gerade deshalb von den Jüngern der dramatischen Kunst nicht gelesen werden wird.

3. Berlin im schwarzen Rahmen. Erzählungen aus dem alten und neuen Berlin. Von Karl Löffler. Erstes bis viertes Heft. Berlin, Thiele. Gr. 16. Jedes Heft 5 Ngr.

Der Titel zeigt vollständig an, was die vier uns vorliegenden Heftchen enthalten; schmucklos erzählte Geschichten, die sich im alten Berlin zugetragen haben, darunter die interessanteste die über den Quitzow'schen Schatz ist. Eine Erzählung: „Die Masken Satans", hat übrigens mit Berlin nicht die leiseste Verbindung.

4. Ein Dolch, oder Robespierre und seine Zeit. Historischer Roman von Eduard Maria Oettinger. Dritte Auflage. Prag, Kober. 1862. 16. 20 Ngr.

Die Bezeichnung „historischer Roman" ist etwas keck gewählt; denn das Romantische der ganzen langen Geschichte ist, daß ein Dolch, mit dem angeblich Beatrice Cenci ihren Vater ermordet haben soll, zufällig in die Hände des Ministers Roland kommt und von ihm auf die abenteuerlichsten Weisen in den Besitz fast aller irgendwie bedeutenden Persönlichkeiten der Französischen Revolution übergeht und als Fatum derselben dienen muß. Bei der dritten Hand wird der Roman sonach schon sehr langweilig. Das Historische besteht darin, daß Oettinger diese Dolchwanderungen mit zusammenhanglosen Schilderungen des Club- und Zeitungswesens, mit Biographien und Erzählungen von Ereignissen der Revolutionszeit begleitet, die durchweg den Memoiren entnommen sind. Nicht die Spur von Durchgeistigung des Stoffs ist zu bemerken, gar keine Idee eines Romans, gar eines historischen. Die philiströsen, abgeleierten, vorweltlichen Raisonnements politischer Art machen das Ganze vollends ungenießbar, sodaß einem der Verstand fast stillsteht, wenn man liest, das Buch sei in dritter Auflage erschienen.

5. Paris und Rom. Eine Familiengeschichte. Von Cordelia. Münster, Theissing. 1861. 8. 20 Ngr.

In ästhetischer Hinsicht ist diese Novelle werthlos genug; sie besteht aus Briefen, die vom Jahre 1788 an datirt sind und bis in die neueste Zeit reichen. Die langweilige Familiengeschichte soll aber nur Nebensache sein; das Ganze ist eine Malträtirung der Revolutionsgeschichte im katholischen Sinne und eine wüst durcheinandergeworfene Tendenzarbeit.

6. Aus Frankreich. Federzeichnungen aus dem Frankreich Napoleon's III. von Lucian Herbert. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, welcher sich — nach seinen andern Romanen zu schließen — sehr eifrig mit dem jetzigen Kaiser von Frankreich beschäftigt, schildert in diesem Buche seine Beobachtungen auf einer Reise durch Frankreich. Sie sind in vieler Beziehung sehr interessant und charakteristisch, mit pikanten Anekdoten über die bekanntern Persönlichkeiten versehen. Die Schilderung des Deportationsorts St.-Michel; die der Besitzung Lamartine's; der Inhalt einer antinapoleonischen Broschüre, welche in Paris bei Nacht verkauft wurde; die Skizzen aus dem Lager

von Châlons, aus dem Elsaß und Plombières verdienen besonders als treffliche Ausbeute dieser Reise hervorgehoben zu werden. **Eduard Schmidt-Weißenfels.**

Goethe's „Gespräche mit Eckermann" in Frankreich.

Die deutschen Feuilletons käuten jüngst den Witz eines französischen Journalisten wieder, welcher über die kürzlich in der Collection Hetzel erschienene, gänzlich verstümmelte Uebersetzung von den Gesprächen Goethe's mit Eckermann, durch J. N. Charles, gesagt hatte, daß dies Werk den Franzosen zerlegt worden sei, wie man kleinen Kindern das Fleisch in Stückchen schneide. Die Deutschen sind stets flugs bei der Hand, mit einem gewissen Hochmuthe auf andere Nationen herabzusehen, wenn sie diesen irgendeine schwache Seite abgelauscht haben. Besonders gilt dies bezüglich der Literatur und Kunst; und doch thun wir darin ganz unrecht, denn die wenigen ausländischen Blätter, welche, und wir müssen sagen mit fast ausnahmsloser, liebenswürdiger Hingebung, deutschem Leben und Streben ihre Aufmerksamkeit schenkten, sind durch die gröblichen Ausfälle, die sie wegen oft nur geringfügiger Irrthümer von seiten unserer Presse erfuhren, zurückgeschreckt worden und ignoriren jetzt deshalb lieber die deutsche Literatur und Kunst. Wahrlich, wenn die Zeitungen Frankreichs und Englands unsere Mittheilungen über diese Länder ebenso kleinlich controliren wollten, sie würden ebenso häufig Gelegenheit finden, sich über uns lustig zu machen. Um hier speciell von Goethe zu sprechen, so ist derselbe in Frankreich und England in dem Grade populär, wie bei uns kein französischer Dichter und von den englischen kaum Shakspeare. Mag im Auslande auch die specifisch deutsche Seite Goethe's nicht völlig und richtig erkannt werden, als kosmopolitischer Genius und als Mensch wird er dort vielleicht mehr geschätzt als im eigenen Vaterlande. Wir erinnern nur an die zahlreichen Uebersetzungen besonders seines „Faust" in diese beiden Sprachen. Bezüglich der Charles'schen Uebertragung des Eckermann'schen Buchs, welches bereits vor 20 Jahren in einer freilich ebenfalls unvollständigen Bearbeitung unter dem Titel „Goethe: Maximes et reflexions" von S. Sklower, Professor am Lyceum Louis-le-Grand, in Paris erschien, erfahren wir nun aus der „Illustration", daß Charles nicht verantwortlich sei für diese Verstümmelung. „Er hatte alles übersetzt, aber die Verleger, welche stets den Schriftstellern gegenüber die Meinung des Publikums zu vertreten beanspruchen, erklären uns, daß dasjenige, was sie aus dem dickleibigen Buche herausgezogen, alles enthalte, was für uns genießbar sei." Mit Recht tadelt der Verfasser des angezogenen Artikels, Léon de Wailly, eine solche Fälschung von Documenten, die durch dieselbe ihres Zwecks verlustig gehen, „das rechte Verständniß eines Mannes, und welchen Mannes" zu ermöglichen. Wailly's Urtheile über Goethe, insbesondere auch über dessen Verhältniß zu Eckermann, sind so fein und gediegen, daß mancher deutsche Kritiker derselben sich nicht zu schämen brauchte. Aber Wailly steht nicht allein da; er sagt in seiner Recension: „Die der Literatur sonst so feindseligen und so verächtlich auf dieselbe herabblickenden politischen Zeitungen, wie die auf ihren literarischen Ruhm eifersüchtigsten Autoren haben diesem kleinen Buche durch zwei und drei Journalnummern laufende längere Artikel gewidmet." Hier möge nur noch ein Citat aus der gedachten Kritik Platz finden. Unter einer Autographensammlung, welche neulich in Paris verkauft wurde, befand sich ein in französischer Sprache abgefaßter Brief Goethe's an den Marschall Macdonald, in welchem der Dichter seine „Dankbarkeit für die Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion in herzlichster Weise zu erkennen gibt". (Man lasse dem Franzosen immerhin sein bischen Eitelkeit, sie steht ihm besser als uns das Eingebildetsein auf Vorzüge, die wir gar nicht besitzen.) In diesem Schreiben heißt es unter anderm: „Was frei macht ist nicht die Hartnäckigkeit, mit welcher wir nichts als über uns stehend anerkennen wollen, sondern vielmehr die Achtung, welche wir vor dem haben, der uns überlegen ist. Nur durch diese Nachgiebigkeit erheben wir uns zu ihm; durch eine solche Unterordnung beweisen wir, daß eine edle Gesinnung uns beseelt und daß wir verdienen, zu derselben Höhe zu gelangen. Auf meinen Reisen bin ich bisweilen mit Kaufleuten aus Norddeutschland zusammengetroffen, welche deshalb sich mir gleichstellen zu dürfen glaubten, weil sie zufällig an der Wirthstafel neben mir saßen. Das war es durchaus nicht, was sie mir ebenbürtig machte; aber sie konnten es sein, indem sie mich liebten und nach meinen Verdiensten würdigten." 83.

Notizen.

Der Gott Seismos im „Faust".

Daß dem Dichter bei dem Bilde des Seismos die Darstellung des Erdbebens als eines gewaltigen Riesen mit mächtig gehobenen Schultern und einem von der Anstrengung seitwärts getriebenen Auge auf dem Carton Rafael's, welcher die Befreiung des Apostels Paulus darstellt, wol vorgeschwebt habe, ist schon von andern bemerkt. Man hat aber bisher noch nicht darauf geachtet, daß diese Darstellung sich schon auf den Diplomen der herzoglichen mineralogischen Societät findet, welche Goethe selbst entworfen hat. Das von Goethe am 1. Februar 1805 ausgefertigte Diplom des närrischen Gerning ist abgedruckt in den „Blättern zur Erinnerung an die Feier der Enthüllung des Goethe-Monuments zu Frankfurt" (1844); das gerade dadurch, daß es vom Dichter selbst erfunden worden, höchst anziehende Diplom zeigt oben unter Blitz und Donner herabstürzende Meteorsteine, vor denen ein Genius entsetzt flieht, in der Mitte strahlt die Sonne, zur Seite fliegen Mercur, Uranus, Mond, Venus, Saturn, Jupiter und Erde (die mit Flügeln versehenen Planetenzeichen) weg. Unten ist die Erde dargestellt; wir sehen dort einen mit halbem Leibe aus der Erde hervorkommenden, die Arme aufgestemmt haltenden, nach oben drückenden Mann, oben kommt aus dem sich bildenden Berge ein Genius hervor, der über seinem Haupte eine mit Mineralien gefüllte Schale hält. Die rechte und linke Seite des Diploms sind vollkommen gleich, nur sehen wir auf der linken neben Seismos den Vulcan, auf der rechten den Neptun sitzen, sodaß die Vulcanisten doch hier auch gewissermaßen zu ihrem Rechte kommen. Man sieht aus dem Bemerkten, daß der Gedanke von Seismos und den Meteorsteinen dem Dichter schon im Jahre 1805 im Sinne gelegen haben muß, ja der Entwurf des Diploms fällt bereits ein Jahr früher. 86.

Bruder Berthold's Predigten.

Nun endlich ist der längst erwartete erste Band der von Franz Pfeiffer besorgten Gesammtausgabe der Predigten Berthold's von Regensburg erschienen. Es war in der That die Pflicht der deutschen Philologie, „den größten Redner unsers Volks in der ursprünglichen Fülle und Kraft und dem wunderbaren Wohlklang seiner Rede wieder erstehen zu lassen". Ist durch diese Ausgabe zunächst ein sehnlicher Wunsch der Germanisten befriedigt, so hoffen wir mit dem Herausgeber, daß dem Buch, welches er zu diesem Zwecke mit allen Mitteln des Verständnisses auszurüsten beflissen war, über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus diejenige Aufnahme und Beachtung finde, deren es, als eins der werthvollsten Denkmäler unserer Literatur, gewiß im hohen Grade würdig ist. Der vorliegende erste Band umfaßt den Inhalt der großen auf Kosten der Pfalzgräfin Elisabeth im Jahre 1370 geschriebenen Sammlung, die sich in der heidelberger Bibliothek befindet. Die Einleitung bespricht Bruder Berthold's Leben, angehängt sind die Belege zu den historischen Zeugnissen. Der zweite Band, der hoffentlich nicht zu lange auf sich warten läßt, wird die Predigten aus verschiedenen Handschriften enthalten, „die Anmerkungen sollen nicht blos Lesarten (der verschiedenen handschriftlichen Uebersetzungen

sondern, soweit es nöthig scheint, einen Commentar bringen, der das erklären wird, wozu das Wörterbuch nicht der Ort ist. Dieses wird den Schluß bilden und den bedeutenden Vorrath an schönen und seltenen Wörtern in möglichster Vollständigkeit verzeichnen." Franz Pfeiffer erwirbt sich durch diese seine Ausgabe aufs neue den Dank aller, welchen die deutsche Literatur am Herzen liegt. 68.

Bibliographie.

Foglar, Brüder, Novellen-Buch. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Freytag, G., Die Technik des Dramas. Leipzig, Hirzel. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geibel, E., u. H. Leuthold, Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Grothe, W., Clara Liedtcke. Ein Erinnerungsblatt an die zu früh gestorbene Künstlerin. Berlin, Sandrog u. Comp. 8. 6 Ngr.

Guhl, E., Vorträge und Reden kunsthistorischen Inhalts. Aus seinem Nachlasse. Berlin, Guttentag. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Hansgirg, K. V., Begebnisse auf einem böhmischen Gränzschlosse. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heppe, H., Entstehung, Kämpfe und Untergang evangelischer Gemeinden in Deutschland urkundlich dargestellt. 1stes Heft. Wiesbaden, Riedner. 12. 12 Ngr.

Isis. Der Mensch und die Welt. 1ster Band. Hamburg, O. Meissner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kapper, S., u. W. Kandler, Das Böhmerland. Wanderungen und Ansichten. 1ste Section: Der Nordwest. 1stes Heft. Prag, Kober. 1863. Lex.-8. 12 Ngr.

Köhler, J. G. F., Unter dem Kreuz. Krankenlieder. Stuttgart, Oetinger. 1863. 8. 15 Ngr.

Köhler, R., Zu Heinrich von Kleist's Werken. Die Lesarten der Original-Ausgaben und die Aenderungen Ludwig Tieck's und Julian Schmidt's zusammengestellt. Weimar, Böhlau. 8. 12 Ngr.

Kries, K. G., Die englische Armenpflege. Herausgegeben von K. Freih. von Richthofen. Berlin, Hertz. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Lenau, N., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lever, J. O., Oesterreich, seine Lage und Zukunft. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von J. Jonas. Wien, F. Manz. Lex.-8. 16 Ngr.

Lusser, K. F., Geschichte des Kantons Uri von seinem Entstehen bis zur Verfassungs-Aenderung vom 5. Mai 1850. Schwyz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Maaß, M., G. E. Lessing's Erziehung des Menschengeschlechtes oder der Entwickelungsgang der religiösen Idee vom Judenthume zum Christenthume, den modernen Apologeten des Judenthums gegenüber nachgewiesen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Martin, Unter den Sternen. Lieder aus dem Tagebuche. Mit 1 Titelbilde. Halle, Fricke. 1863. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Meyer, E. H., Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe. Eine auf Urkunden gestützte Untersuchung. Bremen, Müller. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

Meyer, J. B., Religions-Bekenntniß und Schule. Eine geschichtliche Darstellung und Kritik. Berlin, Th. Enslin. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mirus, E., Drei Lebenserfahrungen. Nach der 17ten Auflage des englischen Originals. Leipzig, Wiedemann. 8. 25 Ngr.

Möbius, P., Bar Kochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 1863. 8. 20 Ngr.

Moltke, M., Der vierte Juli 1776. 1826. 1851. Ein Gedicht. — The fourth of July. A poem. The English translation by H. A. Franklin. — Nebst einem dramatischen Bruchstück: „Die Farbigen." Berlin, Moltke's Selbstverlag. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller, J., Osen äreme Bastian. Ein humoristisch-satyrischer Schwank in Aachener Mundart. Aachen. 1860. 8. 5 Ngr.

Niehues, B., Geschichte des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter. 1ster Band: Von der Gründung beider Gewalten bis zur Erneuerung des abendländischen Kaiserthums. Münster, Coppenrath. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Noiré, L., Ueber den Entwickelungsgang der französischen Poesie bis zum 18. Jahrhundert. Mainz. Gr. 4. 8 Ngr.

Pallmann, R., Die Geschichte der Völkerwanderung von der Gothenbekehrung bis zum Tode Alarichs nach den Quellen dargestellt. Gotha, F. A. Perthes. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Putlitz, G. zu, Brandenburgische Geschichten. Stuttgart, Cotta. 8. 26 Ngr.

Scheffer, K., Die heilige Weihnacht, ihre Bedeutung und ihre Feier in der Sage, im Hause, in der Schule und in der Kirche. Eine Festgabe zur Christbescheerung. Glogau, Flemming. 1863. 16. 20 Ngr.

Schrader, F., Friedrich der Große und der 7jährige Krieg. Blätter der Erinnerung bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier des Hubertsburger Friedens für's Volk bearbeitet. Glogau, Flemming. 1863. Gr. 16. 7½ Ngr.

Signelay, E., Der Student von Salamanca. Historischer Roman in fünf Büchern aus der Zeit der spanischen Bürgerkriege. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Reichardt u. Comp. Gr. 8. à 3 Ngr.

Sterne, C., Die Naturgeschichte der Gespenster. Physikalisch-physiologisch-psychologische Studien. Mit 17 in den Text gedruckten Holzschnitten. Weimar, Voigt. 1863. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Süs, G., Froschküster Quak. Eine Historia für Jung und Alt. Glogau, Flemming. 4. 2 Thlr.

Vauris, F., Leben des ehrwürdigen Martyrers Johann Gabriel Perboyre, Priester der Kongregation der Mission. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und einem Anhang begleitet von J. P. Stollenwerk. Mit Porträt Perboyre's in Stahlstich. Regensburg, Manz. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wardow, E., Bilder aus der Märchenwelt. Zeichnungen von F. Kolb. Hannover, C. Rümpler. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Fröhliche Weihnachten. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl zu fangen", „Ankunft zu Hause", „Nur" u. s. w. Frei nach dem Englischen von F. L. Berlin, F. Schulze. 1863. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Der deutsche Bund, Holstein und Dänemark. Eine Erörterung der politischen Zeitfrage mit Benutzung veröffentlichter amtlicher Documente. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Freiheit und was die denkende Sprache darunter versteht. Eine Denkschrift für Denker zum Denken und Bedenken. Berlin, Marteus. 8. 10 Ngr.

Die Kriegsoperationen in Nordamerika. I. Naumburg. 1863. Gr. 8. 18 Ngr.

Moltke, M., Ein Fähnlein Vaterlandslieder für die deutsche Sache. Berlin, Moltke's Selbstverlag. 16. 2½ Ngr.

Münkel, K. K., Die Katechismusnoth und ihre Abhülfe durch die Synode. Verden, Steinhöfel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung fordert hierdurch die bisherigen wie neu eintretenden auswärtigen Abonnenten auf, ihre Bestellungen für das mit dem 1. Januar 1863 beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinde. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung, die nunmehr bereits 25 Jahre lang besteht, wird es sich auch in Zukunft angelegen sein lassen, den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen. Als ihre Hauptaufgabe betrachtet sie fortwährend die Orientirung ihrer Leser über die Tagesgeschichte durch zahlreiche und zuverlässige Originalcorrespondenzen, durch zweckmäßige Auswahl aus den Hauptblättern Deutschlands wie des Auslandes und durch Leitartikel. Daneben aber hält sie es ebenso auch für ihre Pflicht, in allen für den Augenblick in den Vordergrund tretenden Tagesfragen entschieden für das einzustehen, was sie für richtig und ersprießlich hält, und so ihrerseits zur Besserung der politischen Zustände mitzuwirken. Sie hat schon oft die Genugthuung gehabt, wie noch jüngst in den wichtigen handelspolitischen Fragen, dadurch für ihre Gesinnungsgenossen einen Vereinigungspunkt zu bilden, und sie wird trotz der Anfeindungen von den verschiedensten Seiten auch darin nicht ermüden. Ihre Haltung den gegenwärtigen Tagesfragen gegenüber liegt klar vor und bedarf deshalb keiner weitern Erörterung.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Humoristische Zeichnungen Schillers.

Avanturen des neuen Telemachs

oder

Leben und Exsertionen Koerners

des decenten, consequenten, piquanten etc.

von **Hogarth (Friedrich von Schiller)**,

in schönen illuminirten Kupfern abgefasst und mit befriedigenden Erklärungen versehen

von **Winkelmann (L. F. Huber).**

Rom 1786.

Nach den Original-Zeichnungen

Friedrich von Schillers und der Original-Handschrift **L. F. Hubers**

im Einverständnisse mit deren Familien zum ersten Male herausgegeben

von **Carl Künzel.**

Gr. 4. Elegant ausgestattet. Preis 1 Thaler.

Wenn irgendein Product von der Hand unsers grossen Schiller geeignet ist, uns einen tiefen Blick in die kindliche Harmlosigkeit, die herzensfrohe Gemüthlichkeit des Dichters zu eröffnen: so ist es diese Folge von scherzhaften Zeichnungen, durch welche er seinem Freunde Körner und seiner Familie eine unerschöpfliche Fundgrube von immer neuen Spässen schenkte. Die Erklärungen von dem bekannten L. F. Huber sind ganz im Geiste des köstlichen Humors der Zeichnungen, welche, als eine in ihrer Art einzige Reliquie, die grösste Aufmerksamkeit seiner Verehrer verdienen.

Verlag der Englischen Kunst-Anstalt von A. H. Payne
in Leipzig, Dresden, Berlin und Wien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

In 20 Bändchen zu 10 Ngr.

XI. Ella Rose oder Die Rechte des Herzens.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

„Ella Rose", eins der interessantesten Dramen Gutzkow's, erscheint hier zum ersten male im Druck. Durch Aenderungen von der Hand des Verfassers, namentlich im fünften Act, hat das Schauspiel eine vortheilhafte Umgestaltung erfahren.

Die früher erschienenen Bändchen I—X enthalten: I. **Das Urbild des Tartüffe.** Zweite Auflage. — II. **Zopf und Schwert.** Fünfte Auflage. — IV. **Der Königsleutenant.** Zweite Auflage. — V. **Pugatschew.** Zweite Auflage. — VI. **Ein weißes Blatt.** Vierte Auflage. — VII. **Richard Savage.** Vierte Auflage. — VIII. **Uriel Acosta.** Fünfte Auflage. — IX. **Patkul.** Vierte Auflage. — X. **Die Schule der Reichen.** Vierte Auflage.

Allen Freunden dramatischer Literatur, auch vorzugsweise den Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiöse Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionspreise von 10 Ngr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kaiser Otto III.

Trauerspiel von **Karl Biedermann.**

8. Geh. 20 Ngr.

Dieses neue vaterländische Drama des bekannten Verfassers wurde auf dem großherzoglichen Hoftheater zu Weimar wiederholt mit Beifall aufgeführt, und ist den Bühnendirectionen wie allen Freunden dramatischer Literatur angelegentlich zu empfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

About, E., Die Bank gesprengt! 61.
Abeline. Liebeslieder vom Rheine. 580.
Aberholdt, A., Giordano Bruno. 378.
Agricola's Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammler, nebst kritischen Bemerkungen über die Sprichwörter und Sprichwörtersammlungen der Gegenwart, von F. Latendorf. 459.
Ahrens, H., Fichte's politische Lehre in ihrer wissenschaftlichen, culturgeschichtlichen und allgemeinen nationalen Bedeutung. 953.
Allmers, H., Dichtungen. 532.
Alrebi, Stereoskopen. Zweite Auflage. 658.
Alsen, K. von, Aus alten und neuen Tagen. 290.
Altwasser, T., Maria von Brabant. 782.
Amber, C. H., Les mémoires terribles d'un martyr monstre. IV. Le génie discipliné ou le paria-dieu. — A. u. d. deutschen Titel: Das gemaßregelte Genie oder: Der göttliche Paria. Von K. Hugo. 662.
Amiet, J., Solothurns Kunstbestrebungen vergangener Zeit und dessen Lucasbruderschaft. 501.
Anakreon's Wein- und Liebeslieder in deutsche Lieder übertragen von E. Seiferheld. 577.
Andersen, H. C., Neue Märchen und Geschichten. 682.
Andlaw, F. Freih. von, Die Frauen in der Geschichte. 219.
Andreä, s. Blüten.
Andree, K., Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika u. s. w. 639.
Angelstern, W., Angelika. Zweite verbesserte Auflage. 175.
Anger, Clara, Schloß Hartenstein. 839.
Anthologie neugriechischer Volkslieder. Im Original mit deutscher Uebertragung, herausgegeben von T. Kind. 577.
Anthony, W., Blüten und Blätter. 526.
Appen, K. von, Charlotte Corday. 172.
Arago's, F., sämmtliche Werke. Mit einer Einleitung von A. von Humboldt. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. Funfzehnter und sechzehnter Band. 909.
Arany, J., Ungarische Dichtungen. Deutsch von A. Dux. 580.
Arckwort, H. G., Einiges aus meinem Leben oder Pius IX., Napoleon III., die Jesuiten, Italien und Oesterreich. 215.
Arrivabene, G., Denkwürdigkeiten. Aus dem Italienischen von E. Burckhardt. 215.
Asher, D., Der religiöse Glaube. 401.
Asmus, H., Die dramatische Kunst und das Theater zu Lübeck. 834.
Assessor, der. Schauspiel in vier Aufzügen. 855.
After, A., Ernste Stimmen. 30.
Audebrand, P., Schinderhannes. 941.
Auer, Adelheid von, Drei Novellen. 867.
Auerbach, B., Edelweiß. 679.
—— Joseph im Schnee. 125.
—— Der Wahrspruch. 853.
Aufschneiderei eines englischen Kritikers. 354.
Aus brieflichen Mittheilungen. 742.
Aus den nordamerikanischen Südstaaten. 94.
Aus freimaurerischen Kreisen. 263.
Aus Nordamerika. 348.

Badenfeld, E. Freih. von (Eduard Silesius), Reisenebelbilder (travelling-dissolving-views) aus alten bessern Tagen des Friedens und der Lebenslust. 471.
Bader, Louise, Idéal et réalité. 59.
Baltzer, E., Die neuen Fatalisten des Materialismus, eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit. 401.
Bamme, J., Maria Stuart oder die Reformation in Schottland. 383.
Barthel, K., Monica, die Mutter Augustin's. 416.
Bäßler, F., Hellenischer Heldensaal. 921.
Baudissin, Graf A., Hüben und Drüben. 957.
—— Zustände in Amerika. 229.
—— Graf U., Ein Abenteuer auf der Eisenbahn. 621.
Bauer, L., Gedichte. 526.
Baumgarten, s. Sechzig Jahre.
—— W., Gedichte. 530.
Baumgärtner, H., Der letzte Hohenstaufen. 380.
Baur, W., Ernst Moritz Arndt's Leben, Thaten und Meinungen nebst einigen seiner geistlichen und weltlichen Lieder. 882.
Bech, H., Stanislaw der Polenkönig. 173.
Bechstein. — Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. Begründet von L. Bechstein. Neue Folge. Erster Band. Herausgegeben von R. Bechstein. 740.
—— dessen Lied „An der Katzbach". 703.
Beck, F., Stillleben. 29.
Beckers, H., Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags J. G. Fichte's. Gehalten an der Universität zu München. 954.
—— Ueber den wahren Geist des akademischen Lebens und Studiums. 146.
—— Ueber die Bedeutung des geistigen Doppellebens für die Wissenschaft der Anthropologie u. s. w. 395.
Behrle, R., König und Königin. 114.
Benedix, R., Sammlung deutscher Epigramme. 870.
Bercht, J., Der goldene Mai. 526.
Berkholz, C. A., Die sieben Jahrhunderte Livlands von 1159—1859. Erste Hälfte. 674.
Berlichingen-Rossach, F. W. G. Graf, Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. 325.
Berling, Lustig un Trurig, as't jerer hewn will. Erstes Heft. 271.
Bernard, A. H., Eine Sammlung von Rheinsagen. 241.
Berndt, R. von, Deutsches Flottenbuch oder das neue illustrirte Seemannsbuch. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage, herausgegeben von H. Smidt. 920.
Berner, W., Herrn Professor Erdmann's Schmährede auf Fichte. 955.
Berthold's, Bruder, Predigten. 958.
Beruhigung, meine. Gott. Welt. Unsterblichkeit. Christus. Gegen Materialismus und Pantheismus. 401.
Bestrebungen, ausländische, für die deutsche Literatur. 610.
Biedermann, K., Kaiser Heinrich IV. 176.
Bilder aus Rio-de-Janeiro und Umgebung. 445.
Birlinger, A., Volksthümliches aus Schwaben. 241.
Blumenbach, R., Aussaat und Ernte. 856.

Blumenlese aus dem neuyorker „Pionier“. 54.
Blüten aus der Ferne. Lyrische Blumenlese für Damen, aus englischen Classikern übersetzt von F. W. Andreä. 825.
Bode, C. G., und G. Penning, Sturm und Morgenröthe oder Licht- und Schattenbilder aus dem englischen Volksleben. 280.
Bodenstedt, F., s. Russische Fragmente.
—— Aus Ost und West. 536.
—— über das Los lyrischer Gedichtsammlungen. 130.
Böhner, A. N., Naturforschung und Culturleben in ihren neuesten Ergebnissen u. s. w. 399.
—— N., Du matérialisme au point de vue des sciences naturelles et des progrès de l'esprit humain; traduit par O. Bourrit. 58.
Bölte, Amely, Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander. 921.
—— Winckelmann oder von Stendal nach Rom. 771.
Bolze, H., Galilei. 174.
Boner, Charles, als Uebersetzer aus dem Deutschen. 718.
—— Thiere des Waldes. 900.
Bonnet, J., Das Leben der Olympia Morata. Ins Deutsche übertragen von F. Merschmann. 317.
Börne, L., Gesammelte Schriften. Erster Band. 330.
Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 886.
—— Lieder und lyrische Dichtungen. 527.
—— Der Trödler. 460.
—— Der Usurpator. 382.
Brandis, C. A., J. G. Fichte's hundertjähriger Geburtstag. 953.
Brasch, F., Das Grab bei Wöbbelin oder Theodor Körner und die Lützower. 413.
Braun von Braunthal, Napoleon I. in Wien. 113.
—— Die Ritter vom Gelde. 588.
Bremer, Frederike, Leben in der Alten Welt. Vierter bis sechster Theil. 179.
Briefe der Brüder Schlegel an Schiller. 334.
Briefe über A. von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. Vierter Theil. Zweite Abtheilung. Bearbeitet von H. Girard. 139.
Briefwechsel, der, zwischen Elise Reimarus und von Hennings. 904.
Brinckman, J., Vagel Grip. 269.
Brockhaus, C., Gregor von Heimburg. 249.
Brüning, A., Nacht und Morgen. 29.
Brunold, F., Bei der Knallhütte. 413.
—— Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schweden. 258.
Bucher, Lothar, über Schiller. 779.
—— Bilder aus der Fremde. Erster Band: Unterwegs. 520.
Buchheim, A., Schiller's Wallenstein. With English notes etc. 923.
Buchholz, E., Dramatische Dichtungen. 377.
Büchner, A., Der Wunderknabe von Bristol. 658.
—— Luise, Aus dem Leben. 841.
Büchner, Luise, Frauenherz. 290.
Buchser, s. Roth.
Buck, s. Birlinger.
Bühler, A., Theokritis. 351.
Bürger, G. A., ein preisrichterliches Gutachten desselben. 778.
Busch, M., Eine Wallfahrt nach Jerusalem. 439.
Byron, Lord, Mazeppa. Uebersetzt von L. Altenbernd. 672.

Calderon, Love the greatest enchantement; the Sorceries of sin; the Devotion of the cross. From the Spanish. Attempted strictly in English assonant and other imitative verse. By D. F. Maccarthy. 479.
Carnier, K., Der heutige Materialismus vom sittlichen, rechtlichen und socialen Standpunkte. 399.
Caspari, C. H., Christ und Jude. 867.
Charakterverschiedenheit der Sprache, ein Engländer über dieselbe. 426.
Cherbuliez, V., Ein Pferd des Phidias. Aus dem Französischen von Ida Steinmetz. 332.
Christlieb, T., Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena u. s. w. Mit Vorwort von Landerer. 20.
Claus, W., Byron und die Frauen. 604.
Clough, A. H., Poems. With a memoir. 667.
Cohn, s. Opel.
Conard, J., Das Evangelium der That. 30.
Conradi, Johanna, Lebensbilder aus der baltischen Heimat. 218.
Cordelia, Paris und Rom. 957.
Cornelius, P., Lieder. 29.
Corrodi, A., Ernste Absichten. 652.
Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers. 512.
Cummins, Maria S., Havilah. 472.
Czerwinski, A., Geschichte der Tanzkunst bei den cultivirten Völkern von den ersten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. 505.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Erste und zweite Abtheilung. 685.
Dampfwagenbibliothek. Vierter Band: Culturabenteuer. (Gottlieb Hiller's Reisen auf den Ruhm.) 182.
Danzig, eine Skizze in Briefen. Geschrieben vor, während und nach der Belagerung im Jahre 1807. 666.
Da Ponte. — Denkwürdigkeiten des Lorenzo da Ponte von Ceneda. Aus dem Italienischen übersetzt von E. Burckhardt. 387.
Daumer, s. Freimaurerorden.
Decken, L. von der, Die Naturkunde als Einheitswissenschaft. 396.
Denner. — Das Leben des würtembergischen Pfarrers Johannes Denner. Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von H. Merz. 39.
Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky, Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Acten. 588.
Deutsche Glorie am Potomac, die. 77.
Deutsche Kunst in Bild und Lied. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von K. Rohrbach. 920.
Deutsche Philosophie in Spanien. 630.
Deutsche Tonkünstlerzustände. 42.
Deutsche Volkskalender, englisches Urtheil über dieselben. 130.
Deutschland, ein Franzose über dasselbe. 262.
Deutschmann, G., Rübezahls-Schwänke. 671.
Devrient, E., Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Vierter Band. 505.
Diepenbrock, C. J., Huß. Sein Tod in Konstanz. Zweite Auflage. 176.
Diez, Katharina, Eine Jugendfreundschaft. 845.
Dorneck, O., J. G. Fichte als Denker und Staatsbürger. 954.
Döer, F., Auf Kindesbeinen. 241.
Drechsler, A., Die Stellung des Fichte'schen Systems im Entwickelungsgange der Philosophie u. s. w. 954.
Dreher, H., Hochzeit oder Festung? 617.
Dumont, L., Des causes du rire. 262.
Duncker, M., Der Herr des Königs. 171.
—— Michel Angelo. 857.
Düntzer, H., Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Vierundzwanzigstes bis neunundzwanzigstes Bändchen. Fünfte Abtheilung: Erläuterungen zu Klopstock's Werken. I—VI. Oden. 113.
Düringsfeld, Ida von, Buch denkwürdiger Frauen. 921.
—— Hendrik. 253.
—— Norbert Dujardin. 838.
Durand-Brager, Erinnerungen eines Rothhemdes. Deutsch von E. Burckhardt. 215.

Ebeling, F. W., s. Flögel.
—— Geschichte der komischen Literatur in Deutschland. Erste Lieferung. 384.
Eckardt, L., Fichte, ein Vorbild des deutschen Volks u. s. w. 954.
—— Schiller's Jugenddramen, neu gewürdigt. Zweite Ausgabe. 711.
—— Weltbürger und Patriot. 783.
Eckenbrecher, G. von, Herr Goldkäfer. 622
Edel, E., Meine Welt. 292.
Egenter, F. J. (Benedict Dalei), Junge Liebe in alten Tagen. 438.
Egler, L., Aus der Vorzeit Hohenzollerns. 241.
Eichrodt, L., Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf den heidelberger Gassen. 379.
Eichwald, K., Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten. 271.
Eickhorn, F., Zwei Extreme. 621.
Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben. Sechster Theil. 49.
Eleutheria. Vollständigste Sammlung der Freiheitslieder und Klagen aller bekannten Nationen in wörtlichen metrischen Uebertragungen. Von O. L. B. Wolff. 575
Elfeld, A., Dorfharmonien. 681.
Elfengrund, der. Eine Weihnachtsgabe 1861. 671.
Eliot, George, Silas Marner. 110.

Enberg, A. B. R., Bunte Blätter. 436.
Englische Freunde der deutschen Presse. 442.
Englische und deutsche Gedichte, gegenseitige Beziehungen derselben. 150.
Ennen, L., Ueber den Geburtsort des Peter Paul Rubens. 847.
Erdmann, J. E., Fichte, der Mann der Wissenschaft und des Katheders. 955.
Erinnerung an J. Ulrich Denker u. s. w. Herausgegeben von einem seiner Schüler. 882.
Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings. 532.
Erlebnisse, meine, in Italien 1859 und 1860. Mailand, Rom, Neapel, Gaëta. Blätter aus dem Tagebuche eines englischen Arztes. 870.
Ernesti, Luise, Waldemar Bookhouse oder der Werth eines Namens. 839.
—— Bilder und Skizzen aus dem Leben. 940.
Ernst, J., Glaser Süßtrunk. 125.
Erwiderung, eine, Ludwig Eckardt's in Betreff der „Räuber". 833.
Esche, Luise, s. Wildermuth.
—— Aus der Frauen- und Märchenwelt. 844.
—— Margareth. 844.
Eschenhagen, H., Album plattdeutscher Gedichte. 276.
Europas Cabinete und Allianzen. Vom Verfasser der „Pentarchie". 625.
Europe littéraire, die. 922.
Ey, A., Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharz. 682.

Faber, A., Gedichte. 292.
Fachblätter, die, und die belletristische Literatur. 647.
Facta, streitige historische. 237.
Falidor. — Die Schwächung der Generation durch die moderne geistige Treibhauszucht. Sammt andern Erziehungsgebrechen dargelegt von Falidor aus seinem Leben. Zweite vermehrte Auflage. 830.
Fallmerayer, J. P., Gesammelte Werke. Herausgegeben von G. M. Thomas. 649.
Falloux, Graf, Sophie Swetschin. Geschichte ihres Lebens. Aus dem Französischen von F. X. Hahn. 699.
Farben, die, „schwarz, roth, gelb" als Farben der Teufel. 115.
Fasching, J., Blüten des Lenzes. 291.
Faust. Translated from the German by von Beresford. 187.
Faustmusiken, die. 761.
Fechter, der englisch-französische Schauspieler. 95.
Feldruf. Patriotische Lieder eines deutschen Offiziers. 529.
Fenner von Fenneberg, F., Transatlantische Studien. 229.
Fest, A., Schloß und Gefängniß. 497.
Festalbum, herausgegeben vom literarischen Studentenverein zum funfzigjährigen Jubiläum der Universität zu Breslau den 3. August 1861. 291.
Fetzer, K. A., Gedichte. 527.
—— Karl der Fünfte. 178.

Fichte, Johann Gottlieb. Vortrag zu Fichte's hundertjährigem Geburtstage, gehalten von einem pfälzischen protestantischen Pfarrer. 955.
Fichte-Feier, die, der berliner Mitglieder des Nationalvereins, 19. Mai 1862. 952.
Fichte's, J. G., Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne J. H. Fichte. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 857.
Findel, J. G., Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. Erster Band. 58.
Fink, K., Gedichte. 526.
Fischer, K., Akademische Reden. 958.
—— J., Germanias Klage und das Brudervolk am Meer. 860.
—— J. G., Saul. 858.
Flathsland, H., Wilde Rosen. Dritte Auflage. 527.
Flammberg, G., Duplessis-Mornay. 383.
—— Hermann. 857.
Flögel's Geschichte des Grotesk-Komischen. Neu bearbeitet und erweitert von F. W. Ebeling. 295.
Flugblatt, ein, in der Angelegenheit des Steinmann'schen Pseudo-Heine. 890.
Fock, O., Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. I. Rügen 1168. 881.
Forster, O., Deutschlands frühere Größe und Grenzen, sowie dessen Beraubungen, namentlich durch Frankreich. 760.
Frank, R., Vincenz Fettmilch. 114.
Frauenstädt, J., Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. 153.
Freimaurerische Literatur. 57.
Freimaurerorden, Enthüllungen Daumer's über denselben. 186.
Frenzel, K., Dichter und Frauen. Studien. Zweite Sammlung. 56.
—— Novellen. 56.
—— Vanitas. 56.
Freudenberg, G., Gedichte. 436.
Freund, J., Biblische Gedichte. 416.
Freytag, G., Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks. 597.
—— Pictures of German life. Translated from the original by Mrs. Malcolm. 574.
Friedmann, S., Niederländisch Ost- und Westindien. 807.
Friedreich, J. B., Geschichte des Räthsels. 752.
Friedrich, F., Deutsches Leben. 354.
Fromm, L. Mecklenburg. 241.

Galen, P., Die Insulaner. 881.
Gärtner, K., Gedichte. 846.
Gedichte aus der Aloysianischen Akademie im bischöflichen Seminar zu Eichstätt. 487.
Gedichte, christliche, einer Geprüften. 416.
Geistesleben, das unbewußte, und die göttliche Offenbarung. 393.
Gellert's, C. F., Tagebuch aus dem Jahre 1761. 793.
—— zwei angeblich noch ungedruckte Gedichte desselben. 629.

Gellert-Stiftung, die, und das Gellert-Denkmal in Hainichen. Ein geschichtlicher Beitrag. 629.
Genast, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. 683.
Genée, R., Frauenkranz. 232.
—— Große und kleine Welt. 529.
Gerhardt, C. J., Briefwechsel zwischen Leibniz und Christian Wolf. 347.
—— Henriette, und Gerhardt, G. A., Gedichte. 290.
Gerkrath, L., Franz Sanchez. 109.
Germania. Beiträge deutscher Dichter und Dichterinnen. Herausgegeben im Namen des Berliner Frauenvereins für das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg von Auguste Kurs. 290.
Gerstäcker, F., Heimliche und unheimliche Geschichten. 645.
Gervinus, G., Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Fünfter Band: Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland. Erster Theil. 265.
Geschichte des deutschen Schützenwesens, eine Stoffsammlung für eine solche. 611.
Geßner, Salomon, und Kotzebue als europäische Dichter. 22.
Geyer, P. J., Studien über tragische Kunst. 126.
Giebelhausen, F., und F. G. Tauer, Derr ohle Mansfäller, wie ä leibet un läbet. 273.
Giebner, H., David-Lieder. 416.
Gildemeister, C. H., Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken. 150.
Giseke, R., Lucifer und die Demagogen. 376.
—— Moritz von Sachsen. 178.
Glaser, A., Erzählungen und Novellen. 594.
—— Galileo Galilei. 174.
—— Geschichte des Theaters zu Braunschweig. 129.
Gleisberg, J. P., Instinct und freier Wille oder das Seelenleben der Thiere und des Menschen. 328.
Globus. Illustrirte Chronik der Reisen und geographische Zeitung. 334.
Goltz, A. Freih. von der, Thomas Wizenmann, der Freund Friedrich Heinrich Jacobi's u. s. w. 106.
Görner, C. A., Almanach dramatisirter Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. Neunter Jahrgang. 620.
—— Possenspiele. 620.
Goethe's Hermann and Dorothea. Translated into English verse. 887.
Goethe's „Gespräche mit Eckermann" in Frankreich. 958.
Goethe-Studien in England. 886.
Grabowski, S. Graf, Bilder aus dem Soldatenleben. 415.
—— Historische Bilder. Erster bis vierter Band. 236.
—— Ein leidenschaftliches Herz. 236.
Gracian's, B., Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don V. J. de Lastanosa, und

aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von A. Schopenhauer. 865.
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Erster bis dritter Band. Erster Artikel. 7. Zweiter Artikel. 117. Dritter Artikel. 429.
Grey, H., An Bord der Lady. Aus dem Englischen übersetzt von Ottilie Meyerowicz. Bevorwortet von Fanny Lewald. 771.
Griesinger, T., Mysterien des Vaticans oder die geheimen und offenen Sünden des Papstthums. Zweite unveränderte Ausgabe. 532.
Grimme, F. W., Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Zweite Auflage. 271.
Grosse, J., Novellen. Erster Band. 593.
Großmann, Julie von, Sommer- und Wintersaat in Gedichten. 290.
Groth, K., Vertelln. Zweiter Band. 269.
Grothe, W., Aus dem Komödiantenleben. 957.
—— Jaczko, oder: Herz und Volk. 172.
Grün, K., Italien im Frühjahr 1861. 215.
Grünhagen, C., Zwei Demagogen im Dienste Friedrich's des Großen. 390.
Gruppe, O. F., Reinhold Lenz, Leben und Werke. 481.
Gubitz, F. W., Des Nachbars Rosentage. Zweite Auflage. 921.
Guseck, B. von, Der erste Raub an Deutschland. 628.
Gutzkow, K., Dramatische Werke. Erstes bis sechstes Bändchen. 331.
Gwinner, W., Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. 153.

Hackländer, F. W., Humoristische Schriften. 331.
—— Der Wechsel des Lebens. 718.
Hageby, A. L. von, Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857—59. Aus dem Schwedischen. 925.
Hahn, L., Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, der Ahnherr des preußischen Königshauses. 40.
—— O., Recht und Licht. 600.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Doralice. 732.
—— Maria Regina. 732.
Haltaus, E., Marie oder durch Leiden zu Freuden. 497.
Hammer, J., Die Psalmen der heiligen Schrift. 940.
Hamerling, R., Ein Schwanenlied der Romantik. 528.
Hamm, W., Südöstliche Steppen und Städte. 665.
Handbuch, allgemeines, der Freimaurerei. Zweite völlig umgearbeitete Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei. 58.
Harms, F., Johann Gottlieb Fichte. 954.
Harro-Harring, Die Dynastie. 175.
Hartmann, A., Junker Hans Jakob vom Staal. 110.
—— Martin Disteli. 500.
Hartmann, M., Bilder und Büsten. 164.
—— Von Frühling zu Frühling. 762.
Hartwig, G., Die Inseln des Großen Oceans im Natur- und Völkerleben. 810.
Hase, Histoire de l'église; traduit par A. Flobert. 58.
—— K., Neue Propheten. Zweite Auflage. 82.
Hauff, G., Liederstrauß. 532.
Häusser, L., Zur Beurtheilung Friedrich's des Großen. 369.
Hebbel, F., Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel. 412.
Hegel und Schopenhauer. 595.
Heiberg, J. L., Eine Seele nach dem Tode. Uebersetzt von F. A. Leo. 823.
Heim, Geschichte der Kriege in Algier. 162.
Heine's, H., sämmtliche Werke. Dritter Band: Englische Fragmente und Shakspeare's Mädchen und Frauen. 232.
—— Briefe von Heinrich Heine an seinen Freund Moses Moser. 622.
—— W., Japan und seine Bewohner. 445.
—— Eine Sommerreise nach Tripolis. 445.
Heine-Moser'scher Briefwechsel, zu demselben. 646.
Heinichen, E., s. Shakspeare.
Heinrich, der arme. Ein Drama bearbeitet nach der poetischen Erzählung gleichen Namens von Hartmann von der Aue, von der Verfasserin der „Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen". 859.
Heinzen, Karl, und die nordamerikanische Presse. 557.
Heister, K. von, Nachrichten über Gottfried Christoph Beireis. 13.
Heitz, F. C., Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider. 810.
Helbig, F., Kunigunde von Orlamünde. 378.
Helfferich, A., Die Analogien in der Philosophie. 952.
Heller, R., Hohe Freunde. 253.
Hensler, H., Abendstunden. 496.
—— Der graue Thurm. 61.
Herbert, L., Aus Frankreich. 957.
—— 1830. Roman und Geschichte. 494.
—— 1831 oder Polens letzte Tage. 829.
Herder. — Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Zweiter Band. 301.
Hertz, H., Scheik Hassan. Aus dem Dänischen übersetzt von Graf U. von Baudissin. 621. 823.
Herzog, X., Marie die Büßerin. 552.
Hesekiel, G., Bis nach Hohen-Zieritz. 352.
—— Lux et umbra. 352.
—— Schmal geweckt. 352.
Heßling, M. von. Eine Posse per Dampf oder Narrenstreiche am Himmel und auf der Erde. 621.
Heuer, A., Gefahr und Hülfe. 830.
Heusinger, E., Geschichte der Residenzstadt Braunschweig von 1806—31. 202.
Heyder, K., Akademische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags J. G. Fichte's (zu Erlangen). 954.
Heydrich, M., Prinz Lieschen. 617.
Heyse, P., Italienisches Liederbuch. 578.
—— Ludwig der Baier. 855.
Hiller, s. Dampfwagenbibliothek.
—— E., Stimmen vom Krankenlager. 529.
Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Vierte Folge. Zweiter Jahrgang. 97.
Hobein, E., Blömings un Blomen ut frömden Gorden. 273.
Hodann, J., und S. Meyer, Der Traum des Medicineres. 589.
Hoefer, E., Aus der weiten Welt. 30
—— Die Alten von Rhuneck. 941.
—— Die Honoratiorentochter. 941.
—— Lorelei. 941.
Hoffmann, F., Akademische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags J. G. Fichte's (zu Würzburg). 954.
Hofmann, Georg Wilhelm von. Eine biographische Skizze. 573.
Holland, E. G., Niagara and other poems. 521.
Holtei's, K. von, Erzählende Schriften Volksausgabe. 331.
Holtzendorff-Vietmannsdorf, von, Gustav Adolf, vaterländisch-dramatisches Lebensbild. 859.
Holtzhey, G., Die Sprüche der Natur. 291.
Horn, M., Aus goldener Kinderzeit. 682.
—— W. O. von, Das Schloß-Nobbele 921.
—— Der Admiral de Ruyter. 921.
—— Hans Conrad Escher von der Linth. 921
—— Hualma, die Peruanerin. 921.
—— Olaf Thorlacksen. 921.
Huber, J., Johannes Scotus Erigena. 20
—— Ueber die Willensfreiheit. 401.
Hugo, K., s. Amber.
—— V., Die Armen und Elenden. Deutsch von A. Diezmann. Erste Abtheilung: Fantine. Erster und zweiter Band. 420.
Humbert, E., Dans la forêt de Thuringe. 262.
Hundelurus im Mittelalter. 630.
Hutterus, J. M., Harmlose Geschichten. 61.
—— Novellen. 867.
Hüttner, L., Robinson Crusoë des Aeltern wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Neu bearbeitet. Eingeführt durch eine Geschichte der Robinsonaden u. s. w. von C. F. Lauckhard. 920.

Iphigeneia in Aulis. Tragödie. 377.
Ising, W. von, Michael Kohlhaas. 783

Jaede, H., Die Thiere im Leben des Menschen. Erste Reihe. 327.
Jähns, M., Ein Jahr der Jugend. 437
Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Vierzigster und einundvierzigster Jahrgang 1861 und 1862. 618.
Jocosus, P., Scherz und Ernst. 590.
Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen. 837.
Jonas, B. T., Erzählungen und Bilder aus dem Baselbiet. 123.
Jordan, E., Gedichte. 435.

Jordan, W., Das Königthum Georg's von Podebrad. 861.
Jóßka, R., Franz Rákóczi II. Deutsch bearbeitet von Julie Jóßka. 829.
Jugend- und Hausbibliothek, neue. 920.

Kämpf, S. J., Suleiman. 378.
Kanitz, R. Graf von, Aus dem deutschen Soldatenleben. 608.
Karl, Erzherzog von Oesterreich, Militärische Werke. Erster Band. 850.
Katona, J., Bank-Ban. Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt von A. Dux. 380.
Kauffer, E., Am heimischen Herd. 658.
—— Gedichte. Zweite Auflage. 288.
Kaufmann, A., Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrock's Rheinsagen und Alexander Kaufmann's Mainsagen. 923.
Kaulich, W., Das speculative System des Johannes Scotus Erigena. 20.
Kayserling, M., Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. 581.
Keil, R., s. Rehbein. 882.
Keim, T., Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. 109.
Kelchner, E., Drei frankfurter Schützenfeste 1582, 1671, 1707. 825.
Kempner, Friederike, Novellen. 842.
Kettenburg, K. von der, Triumph der Hoffnung. 437.
Kieckebusch, E., Imma. 782.
Kiebaisch, E. und F., Dramatische Versuche. Erster Band. 860.
Kind, s. Anthologie.
Kittl, Maria Gabriella, Die Jüdin in Jerusalem. 839.
Klein, J. L., Strafford. 784.
Kleist's, H. von, politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit einer Einleitung zum ersten male herausgegeben von R. Köpke. 694.
Klenau, J. G., Die Jahreszeiten. 27.
Klenze, W., Schwarzenberg. 179.
Klopp, O., Offener Brief an den Herrn Professor Häusser in Heidelberg. 369.
—— Nachtrag zu dem offenen Brief an Herrn Professor Häusser in Heidelberg betreffend die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen. 371.
Klopstock, F. A., Il Messia. Poema epico fatto italiano da Sebastiano Barozzi. 703.
—— La Messiade. Versione di G. B. Cereseto. 703.
—— Odes choisies, traduites pour la première fois en français, Accompagnées d'arguments et de notes. Par C. Diez. 111.
—— Artikel über ihn im „Lexikon hamburgischer Schriftsteller". 702.
Knebel, eine Originalmittheilung des „Elsässischen Samstagsblatt" über ihn. 850.
Köbner, J., Die Waldenser. 378.
Kohl, J. G., Geschichte der Entdeckung Amerikas von Columbus bis Franklin. 805.
Koenig, H., Gesammelte Schriften. 331.
König, T., Calvin. 903.
Kopp, J. E., Dramatische Gedichte. Zweites und drittes Bändchen. 381.
Korew, J., Haman der große Judenfresser. 589.
Körte's Sprichwörtersammlung, zu derselben. 799.
Kortüm, F. und Reichlin-Meldegg, K. A. Freih. von, Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. 685.
Kosacken, die, in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen von A. v. B. 163.
Köster, H., Hermann der Cherusker. 382.
—— Lieben und Leiden. 658.
Köstlin, K., Fichte. Ein Lebensbild. 954.
Krais, F., Luxus. 622.
Kranz, L., Deutsche Treue. 855.
Kreisler, H., Schottische Reisebilder. 558.
Kreißle, H. von, Franz Schubert. 275.
Kreuser, J., Die Malerbrüder. 366.
Kreuz, L., Der Wiedererweckte. 413.
Kreuzhage, E., Gedichte. 28.
—— Die Tochter Jephtha's. 786.
Kriegk, G. L., Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. 737.
Kritische Widersprüche. 794.
Krohn, A. C. F., Lütt plattdütsch Gedichte. 271.
Krüger, J., Hamburg, wie es weint und lacht. Erster bis achter Band. 570.
—— Neue Sololustspiele. Erster und zweiter Theil. 620.
—— K., Scarabaeus magnus. 590.
Krummacher, F. W., Immanuel Friedrich Sander. 39.
Kühne's, G., gesammelte Schriften. Erster Band: Gedichte. 289. Erster und zweiter Band. 331.
Kunisch, R., Bukarest und Stambul. 415.
Kunstpflege, öffentliche, in Belgien. 131.
Kurz, H., Deutsche Bibliothek. 777.

Lagerlieder. 290.
Landsteiner, K., Die Kinder des Lichts. 736.
Lang, H., Religiöse Charaktere. 863.
Lasaulx, E. von, Philosophie der schönen Künste, Architektur, Sculptur, Malerei, Musik, Poesie, Prosa. 803.
Lassalle, F., Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes. 953.
—— Franz von Sickingen. 177.
—— Herr Julian Schmidt der Literarhistoriker mit Setzer-Scholien. 404.
Latendorf, s. Agricola.
Lau, H., Vier Jahre in Australien. 445.
Lechler, R., Acht Vorträge über China. 445.
Lembke, H., Skandinavische Reisebilder in Versen. 672.
Lemcke, K., Lieder und Gedichte. 531.
Lenz, s. Gruppe.
Lessingiana. 721.
Levitschnigg, H. Ritter von, Der Diebsfänger. 538.
Lewald, A., Aus dem katholischen Leben der Gegenwart. 568.
—— Fanny, Meine Lebensgeschichte. Erste Abtheilung. 768.
Liebe mit Hindernissen. Lokalposse in „Dammschdätta Mundaht" und zwei Acten. Allen Freunden harmlosen Scherzes gewidmet von dem Verfasser. 621.
Liebes- und Klagelieder des neugriechischen Volks übersetzt von A. Passow. 577.
Lieder, geistliche, der evangelischen Kirche aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts u. s. w.; herausgegeben von J. Mützell. 195.
Lionnet, A., Kreuz und Halbmond. 104.
Liszt, F., Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. Deutsch bearbeitet von P. Cornelius. 567.
Literarisches aus England. 407.
Löffler, K., Berlin im schwarzen Rahmen. Erstes bis viertes Heft. 957.
Lohmann, P., Ein Sieg der Liebe. 379.
—— Valmoda. 860.
Löhn, Anna, Novelletten. 592.
—— Verkennen und Erkennen. 838.
Lott, F. C., Festrede zur Säcularfeier Fichte's. 954.
Loewe, F. H., Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Fichte's. 954.
Löwenthal, E., Die sociale und geistige Reformation des 19. Jahrhunderts u. s. w. 399.
Lübke, W., Die Frauen in der Kunstgeschichte. 604.
Lübker, F., Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Literatur. 610.
Lubojatzky, F., Der Untergang der Protestanten in Oberösterreich. 627.
Luther, G. A., Lustige Geschichten aus Thüringen. 125.
—— Die ewig Proscribirten. 570.
Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation u. s. w. Zusammengestellt von Mehreren. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. 790.

MacKay, A., Die westliche Welt. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Nebst einer Einleitung und vier Illustrationen von W. Heine. 705.
Maguire, J. F., Rom und sein Beherrscher, seine Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. A. Rose. Zweite stark vermehrte Auflage. 732.
Mahler, H., Arabesken und Fresken. 682.
—— Militärisches Bilderbuch. 61.
—— Zwölf Sonette für den „verlassenen Bruderstamm". 114.
Maisang, M., Rosen und Dornen. 531.
Malortie, C. E. von, König Ernst August. 551.
Maltitz, A. von, Anna Boleyn. 172.
Maltzahn, W. von, Wallenstein von Schiller. Nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799. 937.
Maercker, F. A., Karl der Große. 785.
Marggraff, H., Balladenchronik. 222.
Masius, H., Die Thierwelt. 329.
Meerheim, R. von, Das Buch für Edelfrauen und edle Frauen. 673.

Megenberg, K. von, Das Buch der Natur. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Herausgegeben von F. Pfeiffer. 561.
Meißner, A., Charaktermasken. 407.
Melanchthon's deutscher Name. 443.
Melena, Elpis, Blick auf Calabrien und die Liparischen Inseln im Jahre 1860. 261.
Mendelssohn's, Felix, „Reisebriefe“ in England. 589.
Mengersen, J. W. Graf von, Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. 672.
Mergentheim, J. von, Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 628.
Méron, L., Auch eine Tante. 620.
—— Schlau muß man sein. 620.
Merzdorf, Geschichte der Freimaurerbrüderschaft in Schottland, nach Laurie's History of free masonry etc. 58.
Meyer, J., Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. 937.
—— J., Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte. 269.
—— J. B., Gedanken über eine zeitgemäße Entwickelung der deutschen Universitäten. 146.
—— Die Idee der Seelenwanderung. 600.
—— Ueber Fichte's Reden an die deutsche Nation. 952.
Meyer-Merian, T., Arnold von Winkelried. 174.
—— Marzili oder das Bettelmädchen auf dem Inselhofe. 124.
Meyer von Schauensee, Luise, Der Knabe vom Berge. 845.
Meynert, H. Kaiser Joseph II. 899.
Meyr, M., Herzog Albrecht. 173.
—— Neue Erzählungen aus dem Ries. 217.
Michelet, J., Das Meer. Deutsch von F. Spielhagen. 515.
—— Die Frau. Uebersetzt von F. Spielhagen. 515.
—— Die Liebe. Uebersetzt von F. Spielhagen. 515.
Mickiewicz, A., Grazyna, die schöne Fürstin. Eine litauische Sage. Parys, ein beschreibendes Gedicht. Alpuhara, eine Ballade. Uebersetzt von A. J. Bolek. 580.
Mind, G., Der Katzen-Rafael. Nebst einer kurzen Lebensskizze Mind's und der Novellette „Der Katzen-Rafael“ von F. Freih. von Gaudy. 500.
Mindermann, Marie, Plattdeutsche Gedichte in bremischer Mundart. 271.
Mitteldeutsch. 814.
Mittheilungen, literarische, aus England. 238.
Molitor, J. G., Dorfgeschichten aus dem badischen Unterlande. 280.
Möllhausen, B., Der Flüchtling. 777.
Moraht, A., Karl Friedrich Wilhelm Catenhusen, weil. Superintendent des Herzogthums Lauenburg. 793.
Morell, K., Struensee. 383.
Moscherosch, Eliza von, Ein Sommer auf Falkenstein. 845.
Mosenthal, S. H., Düweke. 178.
Mügge, Th., Gesammelte Romane und Novellen. 331.
Mühlbach, L., Maria Theresia und der Pandurenoberst Trenck. Erste Abtheilung. 113.
—— Neues Bilderbuch. 848.
Mühlfeld, J., Allerlei — Rauch. 775.
—— Cyanen. Zweite vermehrte Auflage. 775.
—— Theodor Körner. 775.
Mülhause, E., Die Urreligion des deutschen Volks in hessischen Sitten, Sagen, Redensarten, Sprichwörtern und Namen. 750.
Müller, A., Ein' feste Burg ist unser Gott. 654.
—— A. W., Dr. Martin Luther und sein Stammort Möhra. 790.
—— J. B., In freien Stunden. 27. 486.
—— K. H., Gedichte. 289.
—— O., Aus Petrarca's alten Tagen. 460.
—— von Königswinter, W., Alfred Rethel. 465.
Mundt, Theodor, eine Erinnerung an ihn. 755.
—— Czar Paul. Roman. 758.
Münkel, K. K., Karl Johann Philipp Spitta. 917.
—— L., Bunte Blätter. 486.
Mützell, s. Lieder.

Nemmersdorf, F. von, Unter den Ruinen. 297.
Neugriechisches Urtheil über Gervinus' „Geschichte des griechischen Aufstandes“. 835.
Neuhaus, A., Feldblumen. 291.
Neumann, K. F., Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Krieg bis zu den Verträgen in Peking (1840—60). 925.
Niederhöffer, A., Mecklenburgs Volkssagen. 241.
Nissel, K., Ulrich von Hutten. 177.
Noack, L., Johann Gottlieb Fichte nach seinem Leben, Lehren und Wirken. 949.
Nordenflycht, s. Schwedische Lieder. 822.
Novellen, zwei, im Schulrocke. 867.

Opel, J. und Cohn, A., Der Dreißigjährige Krieg. 89.
Oppel, K., Das alte Wunderland der Pyramiden. 921.
Oppermann, A., Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832—60. 933.
Orianda. Eine Novelle. Von der Verfasserin von „Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen“. 593.
Orlich, L. von, Indien und seine Regierung. 925.
Otte, F., Aus dem Elsasse. 291.
Oettinger, E. M., Ein Dolch, oder Robespierre und seine Zeit. Dritte Auflage. 957.
Otto, Luise, Die Mission der Kunst. 505.

Pabst, R. K., Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena (bis zum Jahre 1815). 108. 144.
Pajeken, C. A., Reiseerinnerungen und Abenteuer aus der Neuen Welt. Mit einem Vorwort von F. Ruperti. 517.
Palm, H., Martin Opitz von Boberfeld. 477.
Passavant. — Gedenkblätter an Johann Karl Passavant. Herausgegeben von seiner Witwe. 40.
Passow, s. Liebes- und Klagelieder.
Paulus, E., Wald- und Jagdbilder. Zweite stark vermehrte Auflage. 434.
Paumgartten, C. R. von, Franz Rakoczy. 858.
—— Rudolf von Habsburg. 858.
Peiß, H., Löwen und Nesseln. 115.
Penning, s. Bode.
Perels, M., Klänge aus Böhmen. 673.
Perlenkranz spanischer Poesie. Uebersetzt von J. P. Schmitz. 578.
Petermann, H., Reisen im Orient. 285.
Pfahler, G., Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Erster Band. 686.
Pfeiffer, F., s. Megenberg.
—— Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit. 896.
—— Ida, Reise nach Madagaskar. Nebst einer Biographie der Verfasserin. 517.
Pflug, F., Katharina von Trozznow. 88.
Philippson, L., Ueber die Resultate in der Weltgeschichte. 148.
Pichler, A., Aus den Tirolerbergen. 291.
Plate, J. D., Dietrich und Meta. 271.
Plath, K. H. C., Karl Hildebrand Freiherr von Canstein. 107.
Ploennies, Luise von, Sawitri. 671.
Pocci, F., Der Landsknecht. 29.
Poet, the, of the age. 683.
Polenz, s. Reise.
—— G. von, Georg von Polentz, der erste evangelische Bischof. 88.
Polko, Elise, s. Wildermuth.
Pöls, K., Klänge aus der Vesperzeit. 416.
Polska na Parnasie. Ausgewählte Gedichte der Polen. Ins Deutsche übersetzt von H. Nitschmann. Zweite sehr vermehrte Auflage. 881.
Pommier, A., La Benjamine, roman idéaliste. 59.
Presber, H., Ein Anempfindler. 253.
Preyer, W. und Zirkel, F., Reise nach Island im Sommer 1860. 786.
Probst, P. v., Kaiser Friedrich II. 81.
Programmliteratur. 501.
Pröhle, H., Erzählungen aus dem Harzgebirge. 570.
—— Unser Vaterland. 522.
Prutz, R., Aus goldenen Tagen. 26.
—— Oberndorf. 519.
Pulvermacher, Gedichte. 30.
Puschkin. — Der russische Dichter Puschkin und das ihm zugedachte Denkmal in Petersburg. 285.

Quandt, J. G. von, Wissen und Sein. 3[illegible]

Raabe, W. (Jakob Corvinus), Nach dem großen Kriege. 186.

Raabe, W., Unsers Herrgotts Kanzlei. 403.
Raffael, die angeblichen hundert Sonette desselben. 48.
Rambert, E., Corneille, Racine et Molière. Deux cours sur la poésie dramatiques française au XVIIme siècle. 200.
Rank, J., Ein Dorfbrutus. 679.
Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Dritter Band. 474.
Rasch, G., Frei bis zur Adria. Zweiter Band. 91.
Rau, H., Hölderlin. 795.
—— Jean Paul. 797.
Rauscher, E. (Almwart), Gedichte. 485.
Redepenning, E. R., Wissen und Glauben. 226.
Reformationserinnerungen in Florenz. 788.
Rehbein, H., und Keil, R., Ernst Moritz Arndt. 882.
Reichenbach, Mathilde Gräfin von, Arndt und Follen. 773.
Reichlin-Meldegg, von, s. Kortüm.
—— Johann Gottlieb Fichte. 954.
Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. von, Die Frau im Sprichwort. 232.
—— Das festliche Jahr. 920.
Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857, 1858, 1859, unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. 889.
Reise einer Fürstin und ihres wie sie gläubigen Dieners von Norddeutschland nach Tirol. Von letzterm selbst beschrieben und ohne seine Veranlassung aber mit seiner Erlaubniß herausgegeben. Mit einem Vorwort von G. von Polenz. 462.
Reisewitz, G., Bosporus und Attika. 472.
—— Contouren. 867.
Reißmann, A., Das deutsche Lied in seiner historischen Entwickelung dargestellt. 498.
Reiterleben, ein deutsches. Erinnerungen eines alten Husarenoffiziers aus den Jahren 1802—15. Von J. von Wickede. 955.
Reliquien eines Honved. 291.
Rellstab, L., Aus meinem Leben. 74.
—— Gesammelte Schriften. Neue Ausgabe. 331.
Repertoire des deutschen Puppentheaters für große und kleine Kinder. 692.
Reumont, A. von, Die Gräfin von Albany. 292.
Reuter, F., Läuschen un Riemels. Neue Folge. 269.
—— Olle Kamellen. 269.
—— Hanne Nüte un de lütte Pudel. 269.
Rheiner, A., Der Komet. 674.
Richter, L., Fürs Haus. Herbst. 920.
Riehl, W., Die deutsche Arbeit. 409.
Rintel, W., Karl Friedrich Zelter. 276.
Ritter, K., Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Herausgegeben von H. A. Daniel. 277.
Rittweger, F., König Erich. 171.
Robespierre. Trauerspiel in fünf Acten. Von dem Verfasser des dramatischen Gedichts „Himmel und Erde". 384.
Rochholz, E. L., Naturmythen. 682.
Robiano, L. von, Der Jesuit oder die gemischte Ehe. Erster Band. 786.
Rocholl, R., Das Leben Philipp Nicolai's weil. Pfarrherrn zu Wildungen, Unna und Hamburg. 792.
Rodenberg's, J., Deutsches Magazin. 166.
—— Tag und Nacht in London. Zweiter unveränderter Abdruck. 915.
Rom am Rhein. Roman aus der Gegenwart von einem Gläubigen. 732.
Romang, J. P., Ueber Unglauben, Pietismus und Wissenschaft. 226.
Romberg, J. H. F., Die drei Perioden meines kirchenamtlichen Lebens u. s. w. 798.
Roquette, O., Neue Erzählungen. 867.
Rosen, L., Vier Freunde. 389.
Rosenheyn, M., Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen. 333.
Roskowska, Marie von, Für eine müßige Stunde. 867.
Rostoski, O., An allen Orten. 674.
Roth, A., Marokkanische Bilder. Nach des Malers Franz Buchser Reiseskizzen ausgeführt. 445.
Rothenfels, Emmi von, Schloß Ellersheim oder ein Frauenherz. 700.
Rottner, A., Abriß einer Literatur des Buchhandels. 202.
Rückblick auf das Literaturjahr 1861. (Von Hermann Marggraff.) 1.
Rüffer, E., Die Hermannsschlacht. 859.
—— Lurelei. 859.
Ruland, E., Jugurtha. 377.
Rundo, H. J., Bitterer Ernst, Humor und Satire. 434.
Ruppius, O., Der Prairieteufel. 93.
Russische Fragmente. Eingeleitet und herausgegeben von F. Bodenstedt. 801.
Rußwurm, C., Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. 241.
Rustige, H., Kaiser Ludwig der Baier. 855.
Rüstow, W., Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1860. 337.
Rutenberg, Agathe, Novellen. 61.

Sadler, E., Die geistige Hinterlassenschaft Peter's I. als Grundlage für dessen Beurtheilung als Herrscher und Mensch. 893.
Salinger, E., Herr Frank-Pickharter. 478.
Salma, B. von, Graf Mocenigo. 812.
Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. Zwölfter und achtzehnter Band, s. Maguire.
Schaubach, F., Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. 715.
Schauenburg, E., Zur Sittengeschichte deutscher Hochschulen. Zweite mit einem Vorwort vermehrte Auflage. 146.
—— E. H., Akademische Zustände. 146.
Schebest, Agnese, Rede und Geberde. 505.
Scheele, K., Nach Hause. 530.
Scheerer, T., Eine Thüringsfahrt im Lande der Wahrheit und Dichtung. 262.
Schellenberg, E. O., Rede zur Feier der Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag J. G. Fichte's. 954.
Schellwien, R., Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags J. G. Fichte's. 953.
Scherenberg, C., Verbannt. 434.
Scherer, H., Eine Osterreise ins Heilige Land in Briefen an Freunde. 101.
Scherr, J., Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. 197.
Scheufele, A., Die sieben Schwaben. 621.
Schiller, The Piccolomini. Translated from the German by W. R. Walkington. 922.
—— Teatro completo di Schiller, traduzione dell Cav. A. Maffei. 206.
Schiller'sche Gedichte in griechischer Uebersetzung. 768.
Schirmer, A., Dat un Dat. 2. Uplag. 271.
—— Das Handelshaus Wilford oder die Falschen und die Echten. 606.
Schlemm, T., Karl der Fünfte. 857.
Schlichtkrull, Aline von, Laterna-magica. 842.
Schlieben, E., Theodor, König von Corsica. 617.
Schlönbach, A., Ulrich von Hutten. 299.
—— Was sich der Wein erzählt. 670.
Schmettau, H. von, Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen. 550.
Schmid, H., Das Schwalberl. 17.
Schmidt, F., Musikalische Sonette. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von K. Peucer. 292.
Schmidt-Weißenfels, E., Fichte und das deutsche Volk. 952.
Schmitz, s. Perlenkranz.
Schöbler, G., Lieder der Liebe, nebst einem Anhange vermischter Gedichte. Herausgegeben von O. von der Ludwigsburg. 485.
Schoene, G., Edda-Sagen. 745.
Schönhuth, O., Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz u. s. w. 241.
Schopenhauer, Arthur, eine Erinnerung an ihn. 426.
—— und die „Edinburgh review". 502.
Schöpf, P. J. B., Johannes Nasus, Franciscaner und Weihbischof von Brixen. 38.
Schottische Lieder der Vorzeit. Im Versmaß des Originals übertragen von Rosa Warrens. 824.
Schriftstellerei, die, als Lebensberuf. 321.
Schröder, J. F., Der Graf Zinzendorf und Herrnhut, oder Geschichte der Brüderunität bis auf die neueste Zeit und Schilderung ihrer Institute und Gebräuche. 190.
Schübeler, F. C., Die Culturpflanzen Norwegens. 522.
Schücking, L., Annette von Droste. 461.
—— Die Geschworenen und ihr Richter. 442.
Schulmann, L., Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Tweite Reeg. 269.
Schulz, A. T., Die Unsterblichkeit des Menschen im Lichte des Denkens und des religiösen Bewußtseins. Zweite, ganz umgearbeitete und vermehrtete Auflage. 401.
Schulze, E., Die bezauberte Rose. Illustrirte Prachtausgabe. 920.
—— H., Blätter und Blüten. 290.

Schumacher, J., Die Wege des Glücks. 857.
Schuricht, R., Auszug aus dem Tagebuche eines Materialisten. 399.
Schütze, K., Deutschlands Dichter und Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 281.
Schwartz, Marie Sophie, Die Arbeit adelt. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. 556.
—— Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. 36.
Schwarz, W., Neue Novellen. 594.
Schwedische Lieder der Neuzeit. Eine Sammlung Gedichte von Geijer, Stagnelius, Runeberg, von Braun und Strandberg. Deutsch von F. O. Freiherrn von Nordenflycht. 822.
Schwerin, F., Der Altmärker. 271.
—— Vöggel-Sproak un Snack. 271.
Séchelles, T. de, Spartakus. 170.
Sechzig Jahre des kaukasischen Kriegs u. s. w. Nach russischen Originalen deutsch bearbeitet von G. Baumgarten. 258.
See, Gustav vom (G. von Struensee), Zwei gnädige Frauen. 199.
Seeger, F., Erzählungen und Bilder aus dem Leben. 552.
—— Gedichte. 28.
Seifart, K., Altdeutsche Geschichten. 570.
Seismos, der Gott, im „Faust". 958.
Sempronius, Rena Sahib. 669.
Shakspeare, W., Julius Cäsar. Uebersetzt von A. Kolb. 171.
Shakspeare'sche Dramen übersetzt von E. Heinichen. Fünftes Heft: Macbeth. 171.
—— Sonette, die neueste Literatur über sie. 702.
Siebel, K., Arabesken. 527.
Silberstein, A., Dorfschwalben aus Oesterreich. 680.
Sivers, J. von, Cuba, die Perle der Antillen. 472.
—— Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika. 517.
Sloman, H., Lose Blätter geheftet in Frankreich. 395.
Smidt, H., Meeresstille und hohe See. 471.
—— Johann, Briefe von und an denselben. 502.
Smitt, F. de, Frédéric II, Catharine et le partage de la Pologne. 41.
Soest, J. von, Neue Weisen. 438.
Sostmann, Wilhelmine, Das Haus Walitzka oder Bilder aus Ungarn. 426.
Sonchay, E. F., Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Erster und zweiter Band. 685.
Springer, R., Garibaldi, das Haupt des jungen Italien. 21.
Spohr, L. F., Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Oels. Herausgegeben von W. Jörges. 552.
Stahl, H., An und auf dem Meere. Zweite Auflage. 921.
Stahr, A., Fichte, der Held unter den deutschen Denkern. 357.
Starck, K. J., Die Schlacht bei Poltawa. 379.
Statue oder Büste? 221.
Steffens, Clara, Emma. 839.
Stein, P., Handwerk und Industrie. 222.
—— Johannes Gutenberg. 288.
—— Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 658.
Steinau, O., Aus der Jugendzeit. Freud' und Leid. 526.
Steinebach, F., Salonbilder aus der vornehmen Welt. 562.
Stelter, K., Gedichte. Zweite, ganz erneuerte Auflage. 462.
Stern, der, von Isola oder Wozu wären alte Freundschaften denn. Eine Erzählung in vier Büchern von ***. 700.
Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 677.
—— Peter Paul Rubens. 847.
Steub, L., Wanderungen im barischen Gebirge. 918.
Steyrer, C., Durch Irren zur Einsicht. 17.
Stichling, G. T., Die Mutter der Ernestiner. 185.
Stifft, A., Dramatische Schriften. Erster bis dritter Band. 860.
Storm, T., Drei Novellen. 658.
Strack, K., Feindseligkeiten der Franzosen gegen Deutschland. 222.
—— Reformationsgeschichte in vergleichender Lebensbeschreibung der vier Hauptreformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin. 863.
Strauß, D. F., Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. 817.
—— Kleine Schriften biographischen, literarischen und kunstgeschichtlichen Inhalts. 817.
Streitfrage, die, zwischen Materialismus und Spiritualismus in Frankreich. 58.
Stücker, C., Sitten- und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. 639.
Studie, eine kritische, über Gutzkow's „Zauberer von Rom". 798.
Studien, demokratische. 1861. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, M. Hartmann, F. Kapp, F. Lassalle, H. B. Oppenheim, A. Ruge, W. Rüstow, L. Simon u. a., herausgegeben von L. Walesrode. 45.
Sturm, J., Für das Haus. 18.
Suckow, K. von, Aus meinem Soldatenleben. 696.
Sutermeister, O., Schweizerische Haussprüche. 754.
Sybel, H. von, Prinz Eugen von Savoyen. 681.
Sydow, Wilhelmine von, Die Belagerung von Stralsund. 415.

Tafrathshofer, J. B., Blüten am Lebenswege. 530.
Taillandier über Fallmerayer. 905.
Taschenberg, E. L., Was da kriecht und fliegt! 329.
Tauer, s. Giebelhausen.
Taylor, B., Reisen in Griechenland, nebst einem Ausflug nach Kreta. Aus dem Englischen von Marie Hansen-Taylor. 742.
Tegtmeier, Emilie, Die Kaiserbrüder. 828.
Terke, M., Der Engel von Larenburg. 628.
Thesmar, F. H. J., Gedichte. 581.
Thiele, H., Jerusalem, seine Lage, seine heiligen Stätten und seine Bewohner. 104.
Thränenlacher, E., Augiaswindrose. 590.
Thurm, F. vom, Dios no quiso. Dritter bis fünfter Theil. 424.
Tombola des Herzens von E. F. 530.
Traeger, A., Gedichte. Zweite durchgesehene und vielvermehrte Auflage. 288.
Trench, Mrs., Journal kept during a visit to Germany, in 1799. 319.
Trendelenburg, A., Zur Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte. 952.
Treunert, J. W., Mein Gärtchen an der Saale. 183.
Trueba, A. de, Erzählungen von rosiger Farbe. Aus dem Spanischen. 366.
Tschabuschnigg, A. Ritter von, Grafenpfalz. 538.

Ueber den Ocean! Drama in fünf Acten aus englisch-indischer Geschichte. Von *.*. 875.
Ueber literarische Selbstbesprechungen. 220.
Ueber Selbstkritiken. 78.
Uechtritz, F. von, Der Bruder der Braut oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne. 183.
Ugdulena, G., La Santa scrittura in volgare, riscontrata nuovamente con gli originali ed illustrata con breve comento. Vecchio testamento. Erster Band. 406.
Ulrici, H., Gott und die Natur. 600.
Unger, F., Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland und in den Ionischen Inseln. 742.

Vacano, E., Mysterien des Welt- und Bühnenlebens. 658.
Valentiner, Aus dem Tagebuche eines christlichen Platonikers. 882.
Vaterlandsbuch. Herausgegeben unter Mitwirkung von E. Vogel und F. Körner. 921.
Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. Dritter und vierter Band. 205. Fünfter und sechster Band. 873.
—— über dieselben. 354.
Varnhagen und Preußen. 282.
—— zur Charakteristik desselben. 22.
Venedey, J., Benjamin Franklin. 646.
Versing-Hauptmann, Anna, Gedichte. 290.
Vielleicht Später, Dietrich Wilhelm Graf vom Hassenstein. 589.
Vogel von Vogelstein, C., Die Hauptmomente von Goethe's Faust, Dante's Divina commedia und Virgil's Aeneis. 151.
Volckhausen, Adeline, Sara. 318.
Völker- und Naturleben, das große, physiognomische Züge aus fernen Welttheilen. 834.
Volksthümliches aus Thüringen. 762.
Von Herzen. Lieder vom Verfasser des „Hölty". 438.
Vormbaum, R., Joachim Neander's Leben und Lieder. 416.

Wagner, H., Entdeckungsreisen im Wald und auf der Heide. 920.
—— R., Tristan und Isolde. 373.
—— W., Canada, ein Land für deutsche Auswanderung. 639.
Wägner, W., Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreichs der Römer. Zweiter Band. 921.
Waldau, A., Böhmisches Märchenbuch. 241.
—— Geschichte des böhmischen Nationaltanzes. 93.
Waldeck, H., Die Egoisten. 61.
Waldmüller, R. (E. Duboc), Novellen. 165.
Walesrode. s. Studien.
Walhalla deutscher Materialisten, 289.
Walther, W., Cisatlantisch. 670.
Warrens, s. Schottische Lieder.
Wartenburg, K., An trüben Tagen. 299.
—— Neue Propheten. 318.
Wauer, H., Der Burggraf von Nürnberg. 854.
Weber, K. von, Aus vier Jahrhunderten. Neue Folge. 675.
—— R., Neue Gedichte. 528.
Wecker, G., Die Tarquinier. 170.
Wehl, F., Allerweltsgeschichten. 280.
Weidauer, M. F., Gedichte. Herausgegeben von seinen Söhnen. 438.
Weigelt, G., Die Belagerung von Sebastopol 1854—56. 260.
Weinhold, K., Martin Opitz von Boberfeld. 477.
—— M., Achtundvierzig Briefe von J. G. Fichte und seinen Verwandten. 946.
Weiß, A., Ranken und Reben. 291.
Weiße, C. H., Rede zum Andenken J. G. Fichte's. 953.
Weltanschauung, die reformirende, oder die Natur nach Vernunft ausgelegt. Von D. A. B. 396.
Werne, F., Beitrag zur Kunde des Innern von Afrika. 809.
Wessenberg. — Das Leben J. H. von Wessenberg's, ehemaligen Bisthumsverwesers in Konstanz. Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen herausgegeben von einem Freunde und Verehrer des Verstorbenen. 107.
Westfälisches Bilderbuch. Erster Band. 280.
Wichert, E., Licht und Schatten. 854.
Wichmann, R., Die britisch-deutsche Legion 1855—57. 832.
Wickede, J. von, s. Reiterleben.
Widmann, A., Dramatische Werke. 376.
Wiegenlieder, Ammenreime und Kinderstubenscherze in plattdeutscher Mundart. 271.
Wien, das belagerte. Eine Reimchronik. 670.
Wilcken, P. J., Bilder aus dem deutschen Flottenleben 1849. 471.
Wildauer, T., Rede zu J. G. Fichte's hundertjährigem Geburtstag. 954.
Wildermuth, Ottilie, Sonntag-Nachmittage daheim. 416.
—— Werke. Erste Gesammtausgabe. 331.
—— Polko, Elise und Esche, Luise, Erzählungen für den Sylvesterabend. 844.
Wilhelmi, A., Lustspiele. Zweiter, dritter und vierter Band. 619.
Wilkens, C. A., Tileman Heßhusius, ein Streittheolog der Lutherskirche. 37.
Wilson, Sir R., Geheime Geschichte des Feldzugs von 1812 in Rußland. Aus dem Englischen von J. Seybt. 883.
Winckler, W., In Aegypten. Erstes Bändchen. 530.
Winkler, G. G., Island. 786.
Winterfeld, A. von, Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube. II. 98.
Winterfeldzug, der, des Revolutionskriegs in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Von einem österreichischen Veteranen. 554.
Wirsing, R., Das deutsche Theater. 505.
Wirth, M., Deutsche Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Erster Band. 685.
Wirz. — Biographie von Johann Jakob Wirz. 773.
Wissenschaften, die, im 19. Jahrhundert, ihr Standpunkt und die Resultate ihrer Forschungen. Neue Folge. Erster Band. 779.
Witte, C., La divina commedia di Dante Allighieri ricorretta sopra quattro dei più autorevoli testi a penna. 147.
Witting, T., Dichtungen. 526.
Witzleben, A. von, Prinz Friedrich Josias von Koburg-Saalfeld. 68.
Wolff, s. Eleutheria.
Wolfsohn's, W., dramatische Werke. Dritter Band: Die Osternacht. 380.
—— Russische Revue. Erster Band. Erstes Heft. 536.
Wörle, K., Gedichte. 437.
Wörner, B., Lust und Leid. 680.
Woycke, A., Sitten- und Charakterbilder aus Polen und Litauen. 218.
Wupperthaler Dichter. 462.
Wurzbach, C. von, Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten. 460.
Wuttke, A., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 750.
Wutzer, C. W., Reise in den Orient Europas und einen Theil Westasiens u. s. w. 639.

York, B., London-Skizzen. 915.

Zacher, J., Die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa. 746.
Zagler, J. J., Erzählungen. Erster Band. 570.
Zeise, H., Aus meiner Liedermappe. 288.
Zeitungspresse, die deutsche und die ausländische. 813.
Zerffi, S. G., Faust: with critical and explanatory notes. 575.
Ziegler, A., Deutsche Nationalunternehmungen. 455.
—— Die Erforschungs-Expeditionen nach Innerafrika. Deutsche Nationalunternehmungen. 371.
—— Der Rennsteig des Thüringerwaldes. 701.
—— Die Reise des Pytheas nach Thule (Shetland-Inseln). 808.
Ziehen, E., Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben an der Niederelbe. 241.
Zimmermann, A., Trägt Preußen wirklich durch seine Entstehung die Schuld, daß Deutschland der politischen Einheit ermangelt? 371.
Zu Zschokke's Leben. 814.
Zur Literaturgeschichtschreibung. 186.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



